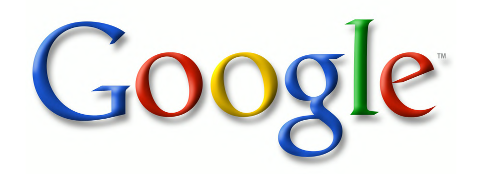
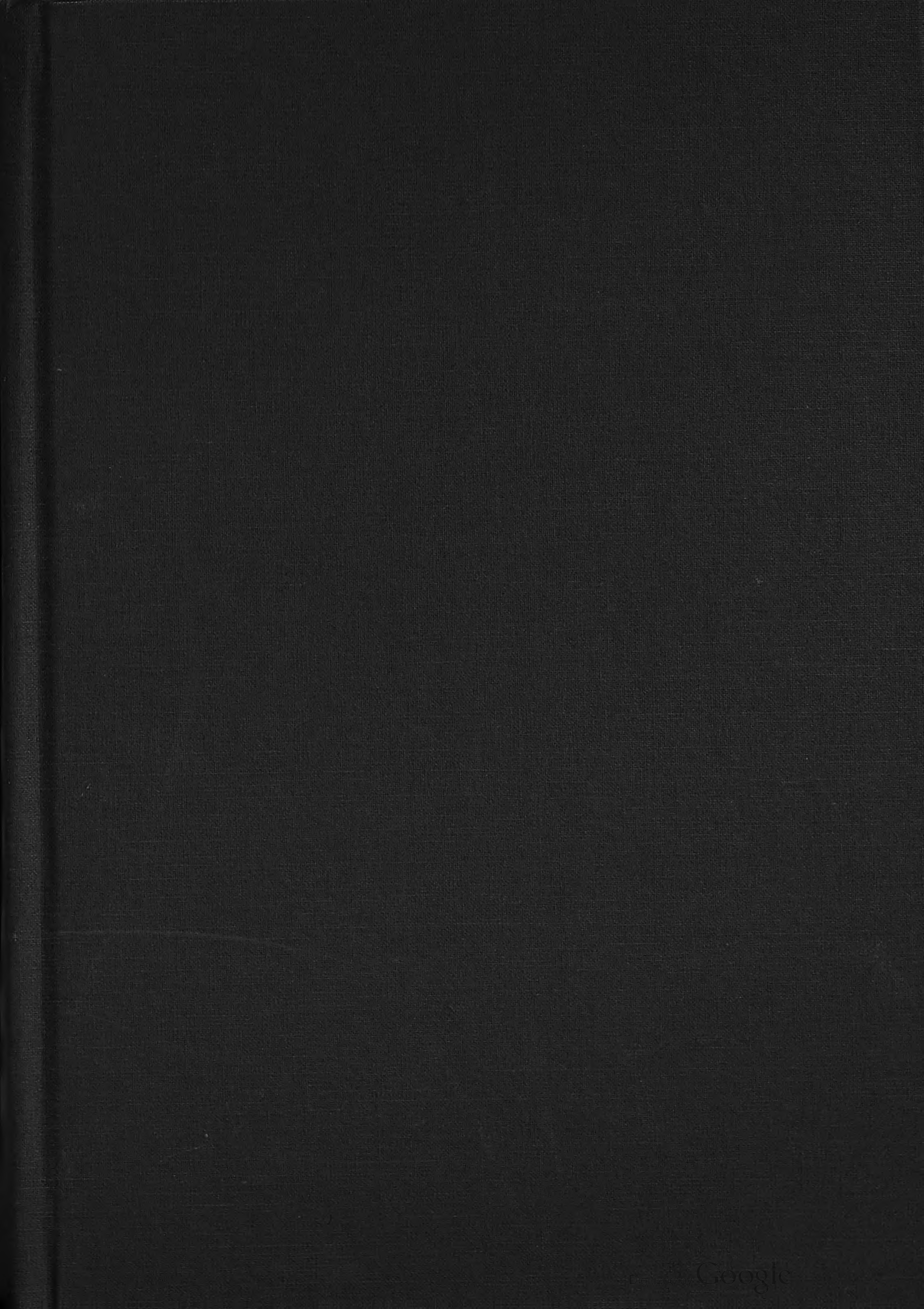
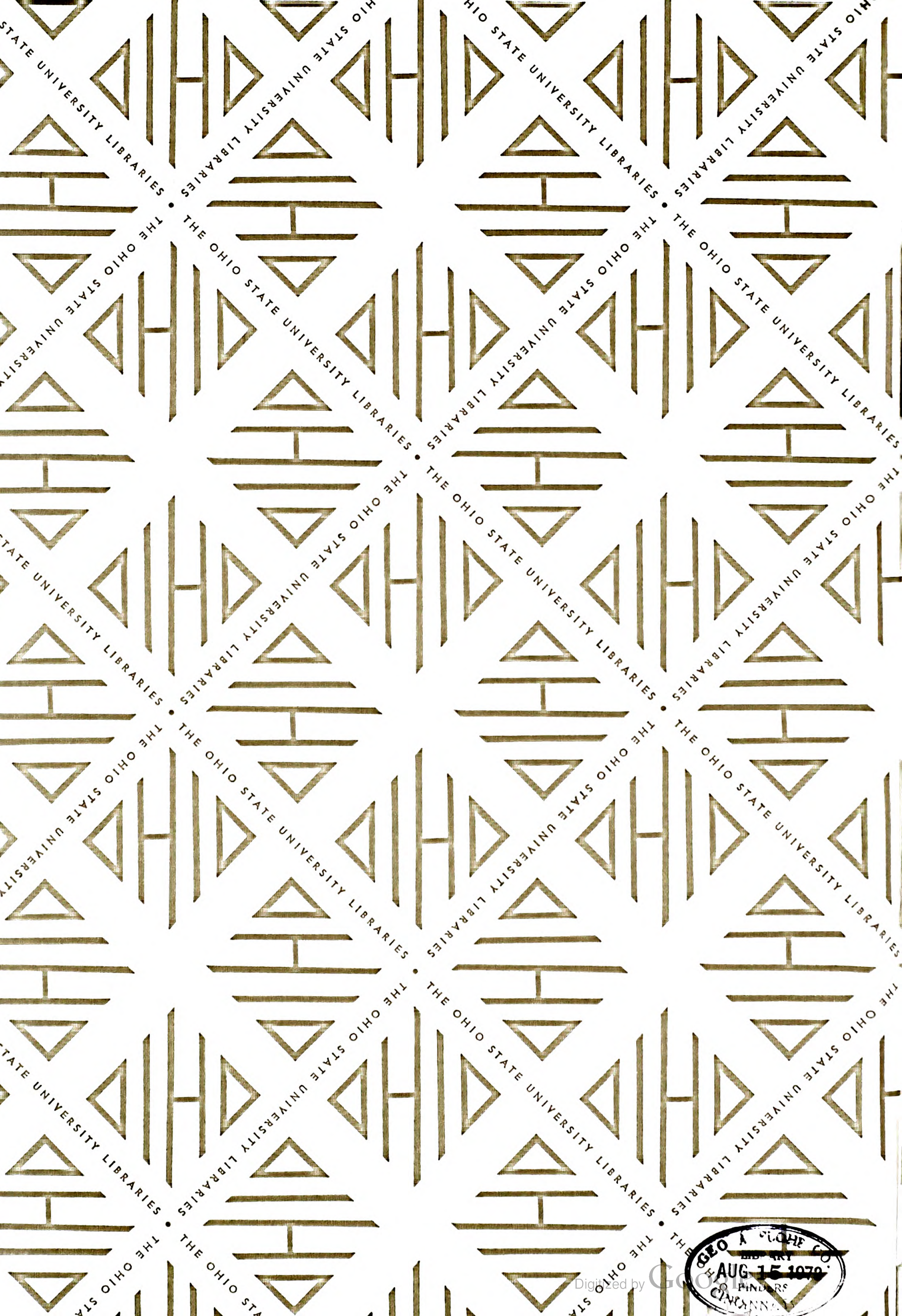





THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES
AUG 15 1979


THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

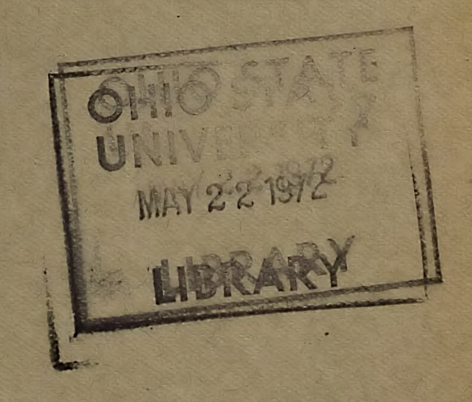
Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von
Prof. Dr. Walter Wreszinski

Achtundzwanzigster Jahrgang

1925

Mit 3 Tafeln





J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig
Blumengasse 2

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von

Prof. Dr. Walter Wreszinski

Achtundzwanzigster Jahrgang

1925

Mit 3 Tafeln



J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig
Blumengasse 2

Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe

ZENTRAL ANTIQUARIAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
LEIPZIG 1967

F. Ullmann KG.III/29/2 Ag 509/157/67

Inhaltsverzeichnis Jahrgang 1925

Abhandlungen und Notizen.

Spalte

Besprechungen.

Spalte

Verzeichnis der Mitarbeiter.

XXVIII 1 **OLZ** Januar 1925

Arabien[1].

Von E. Bräunlich.

Zwei Voraussetzungen befähigten den Verfasser zur erfolgreichen Inangriffnahme der vorliegenden Untersuchung: seine reiche Belesenheit und sein längerer Aufenthalt in dem Lande. Zur Verwertung dieser beiden Elemente stehen ihm als geistige Bindemittel ein gesunder Blick für geographische Wahrscheinlichkeiten und ein feines Erspähen wirtschaftsgeographischer Möglichkeiten zu Gebote. Die vielseitigen Anregungen, die das Buch bietet, lassen es den Leser doppelt schmerzlich empfinden, daß, wie der Verf. im Vorwort sagt, leider mit dem Verlust der an Ort und Stelle gemachten Aufnahmen über die Reise nach dem Ḥiǧāz und der Sinaihalbinsel gerechnet werden muß. Hoffen wir, daß sie eines Tages doch noch ihrem Besitzer zurückgegeben werden können.

Die anscheinend so verschiedenartigen Abschnitte des Buches werden innerlich zusammengehalten durch die Grundthese von der zunehmenden wirtschaftlichen Verarmung der arabischen Halbinsel. Dieses Band verknüpft auch den II. Hauptteil mit dem vorangehenden, indem auch die Untersuchung über „das Land Ophir", das in Südwestarabien gesucht wird, des Verfassers Erkenntnis durchscheinen läßt, daß der Goldreichtum oder zum mindesten die Goldeduktion in historischer Zeit stark zurückgegangen ist[2]. Die Annahme, daß schon in vorislamischer Zeit in Arabien ein wirtschaftlicher Niedergang eingesetzt hat, der durch die Islamisierung jedenfalls nicht gehemmt wurde, ist schon öfter, meist in Abhängigkeit von Caetanis Theorie des „inaridimento"[3], geäußert worden. Moritz versucht, ohne sich auf Caetani zu stützen, aus der Literatur die Einzelnachweise für den Rückgang günstiger Lebensbedingungen in Arabien zu liefern. Hierzu werden die biblischen, klassischen, byzantinischen und einheimischen Quellen gründlich ausgeschöpft. Dabei wird allerdings nach meinem Dafürhalten auf manche Daten zuviel Gewicht gelegt.

Der „Nordarabien" überschriebene I. Teil wird durch eine knappe, aber gut orientierende Darstellung der physikalischen Geographie des Landes eingeleitet. Aus diesem Gebiet werden durch Sonderbetrachtung noch zwei charakteristische Erscheinungen herausgehoben: die vulkanischen Ḥarrāt und die Sandwüsten. Hierbei werden auch Hypothesen über die Entstehung der eigentümlichen hufeisenförmigen Vertiefungen, der *quʿūr*, und über die Herkunft der Sandmassen der Nefūd überhaupt vorgeschlagen. Bei Besprechung der Hauptwādīs in dem Kapitel „Hydrographie" kommt der Verf. zu dem Ergebnis, daß der biblische Paradiesesfluß Pīschōn, „der das ganze Land Ḥawīla umgibt", nur mit dem Wādi-r-Ruma identisch sein könne, da dieser die große Wüste Nefūd im Süden und Südosten umschließt (S. 23; vgl. zu der ganzen Frage O. Procksch, *Die Genesis*, 2. u. 3. Aufl. 1924, S. 23—25). Wie E. Meyer (*Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* S. 325) sieht auch Moritz als die Bewohner der Ḥawīla die Χαυλοταῖοι bzw. die Χαυλάσιοι an. Das Zentrum des Chaulotäerreiches sucht er in der Oase von Tebūk und gibt demnach Strabo in der Beschreibung der Straße Ägypten—Petra—Babylonien recht, wenn er sie nach dem Nabatäerreich durch das Gebiet der Chaulotäer und Agräer, d. h. durch die Oasen Tebūk—al-Ḥiǧr—Taimā gehen läßt. Einen Karawanenweg Teimā—al-Kūfa kennt noch al-Hamdānī.

Nachdem S. 32—34 die dürftigen vorhandenen meteorologischen Beobachtungen über Arabien zusammengetragen sind, wird das „Fortschreiten der Wüstenbildung" in der „Abnahme der Pflanzenwelt" und in der „Veränderung der Tierwelt" dargestellt. An jeden der beiden Unterabschnitte ist ein Exkurs angeschlossen, an jenen der „Weinstock", an diesen das „Pferd". In diesen Kapiteln zeigt sich am deutlichsten die oben erwähnte Gefahr, daß der unbefangene Leser aus den Einzelzitaten ein zu günstiges Bild von dem Umfang des Pflanzenwuchses und der Tierwelt im mittelalterlichen Arabien erhält. Wie arm Arabien schon in vorislamischer Zeit an Bauholz gewesen ist, geht am besten daraus hervor, daß die Ḥaḍar-Bevölkerung überwiegend Steine und Lehm zum Häuserbau verwendete, s. R. Kasdorff, *Haus und Hauswesen im alten*

1) Moritz, B.: Arabien. Studien zur physikalischen und historischen Geographie des Landes. Mit 2 Kart. u. 38 Abb. a. 22 Taf. Hannover: H. Lafaire 1923. (133 S.) 4°. Gm. 14—; geb. 16—.

2) Noch deutlicher kommt diese Anschauung in dem Aufsatz von Moritz *Die Bergwerke im alten Arabien* in „Der Neue Orient" I 1917, S. 36ff. zum Ausdruck.

3) Vgl. die präzise Formulierung von C. H. Becker in *Islām* I, 6f., wieder abgedruckt in desselben *Islamstudien* Bd. I, Leipzig, 1924, S. 7f.

Arabien. Halle a. S. 1914, S. 29ff. Dasselbe gilt auch für das mit Ackerbau günstig gestellte Medīna, vgl. Kowalskis Einleitung zu dem *Dīwān des Qais ibn al-Ḫaṭīm.* Leipzig 1914, S. XIV bis XVIII. Wie kostbar gutes Bauholz war, weist Kasdorff schlagend nach an der Verwendung der Planken eines bei Ǧidda gestrandeten Schiffes zur Ausbesserung der Kaʿba[1] und an der Mitnahme der hölzernen Türschwellen durch die Banu-n-Naḍīr bei ihrer Vertreibung aus Medīna.

Es scheint mir ferner nicht zulässig, aus der allerdings nicht seltenen Erwähnung des Weines in der alten Poesie auf die „Trunksucht bei den Beduinen", „dieses arabische Nationallaster", (S. 38 u. 39) zu schließen. In Südarabien ist der Weinbau zwar alt und weit verbreitet gewesen (A. Grohmann, *Südarabien als Wirtschaftsgebiet.* I. 1922, S. 234ff.), aber im Norden der Halbinsel dürfte der Anbau kaum sehr heimisch gewesen sein. Auch aus den bei M. angegebenen Zitaten (soweit sie mir z. Z. zugänglich) geht nur hervor, daß die Juden sich als Weinhändler betätigten, nicht aber, daß sie den in den jüdischen Oasen Taimā, Chaibar und Wādi-l-Qurā hergestellten Wein verhandelten. Zu dieser Annahme vermag mich auch nicht das Weinrankenmotiv auf dem von Euting in Taimā gefundenen Stein zu überzeugen. Dieses Motiv ist in Südarabien wie in Syrien so verbreitet[2], daß eine vereinzelte Verwendung in Taimā noch nicht das Vorhandensein der Weinkultur in diesen Gegenden erweisen kann.

Unzweifelhaft recht hat der Verf. mit den Ausführungen über die Verminderung des Tierbestandes in Arabien, nur bin ich nicht geneigt, das im alten Arabien vorhandene Pferdematerial so hoch einzuschätzen, wie M. es tut. Das Mißverhältnis zwischen Pferde- und Kamelreitern bei den Beduinen ist immer sehr groß gewesen, beachte bei M. selbst (S. 50) die Angabe, daß im Ḥimā Ḍarīja für die Heeresverwaltung 30000 Kamele und nur 300 Pferde geweidet haben sollen.

Hier im Neǧd liegt der fruchtbarste Teil Nordarabiens. Deswegen gab und gibt es hier die meisten Städte und Ortschaften, deren politisch bedeutendste jetzt Ḥāil mit dem Fürstengeschlecht der Ibn Rašīd und ar-Rijāḍ mit dem der Ibn Saʿūd sind. Als Handelsstädte werden sie aber weit in den Schatten gestellt von ʿOnēze und Berēde. In ersterem blüht nach M. wohl seit der Zeit, wo die Goldminen von Neǧd noch in Betrieb waren, die Juwelierkunst[3].

Eine unter Benutzung des vorhandenen Materials auf Grund der eigenen Forschungen neu entworfene, sorgfältige Karte von Nordwestarabien schließt diesen I. Teil des Buches ab.

Die Frage nach der Lage des Goldlandes Ophir hat von jeher viele Gelehrte beschäftigt. Indien, Ostafrika und seit der Entdeckung der Ruinen von Simbābye durch den Württemberger Mauch auch Südafrika haben neben Arabien die meisten Stimmen auf sich vereinigt. M. legt nun folgende Erwägungen zugrunde. Die Ausrüstung von Schiffen für die Expedition ist ein Beweis für die Lage an oder nahe dem Meere. Da man zu jener Zeit nur Küstenschiffahrt trieb, die Korallenriffe aber für Schiffe mit großem Tiefgang zu gefährlich sind, müssen die Fahrzeuge ziemlich klein, etwa wie die modernen arabischen *sambūqs*, gewesen sein. Mit solchen Schiffen kann man aber nicht über den Bāb al-Mandab hinausfahren. Ophir ist also an der Küste des Roten Meeres zu suchen. Der Verf. vermutet es in dem goldreichen Südwestarabien, und zwar mit Rücksicht auf Gen. X, wo Ophir als Sohn des Joqṭān zwischen Saba und Ḥawīla genannt wird, in dem nördlichen ʿAṣīr, indem Chaulān mit Ḥawīla gleich gesetzt und als eine neue Niederlassung des alten nordwestarabischen Chaulotäerreiches angesehen wird. In diesem Gebiet kennen auch klassische wie arabische Quellen eine reiche Flußgoldausbeute. Die mühsamen Ortsidentifizierungen dieses Teiles von Arabien sind in der zweiten Karte niedergelegt. Da die Schiffe klein waren, und nach dem ältesten Bericht nur zwei Schiffe ausgesandt wurden, ist eine kriegerische Aktion ausgeschlossen, es muß also Tauschhandel geübt worden sein. Für diesen hatte Salomo nur Sklaven zur Verfügung. Sehr erfolgreich kann die Expedition nicht gewesen sein, weil sie nicht wiederholt wurde.

Nur noch eine Einzelheit (zu S. 27 Anm. 1): النحائث in dem Zuhair-Verse bei Jāqūt IV, 765 (= Zuhair ed. Ahlw. IV, 3 = Landberg, *Primeurs arabes* II, S. 146) ist Eigenname und nicht Appellativ mit der Bedeutung „Brunnen, die durch festen Fels gebohrt sind". Es gibt allerdings für diese Art von Brunnen eigene Bezeichnungen: خَسوف ; خسيف ; خسيفة ; مخسوفة ; auch بئر مَقِيضة gehört hierher. Zu diesen Ausdrücken, wie überhaupt zu den Seiten 24—27

1) Steht auch aṭ-Ṭab. *Annal.* I, 1135.
2) s. M. Hartmann in OLZ 1908 Sp. 174f.; 178.
3) Den einflußreichsten und bis nach Cairo, Damaskus, ja Bombay sich erstreckenden Handel übt die alte Patrizierfamilie el-Bessām aus, s. Doughty, *Arabia Deserta*, Ind. s. v. Ein Mitglied der Familie el-Bessām hat schon Rich im Jahre 1818 in Baghdād wertvolle Mitteilungen über Beduinenstämme machen können, s. ZDMG XVII S. 214.

des besprochenen Buches vgl. meine demnächst erscheinende Arbeit über den Brunnen im alten Arabien.

Hervorgehoben zu werden verdienen noch die wohlgelungenen Tafeln und die vornehme Ausstattung des Buches.

Hebräisch גלש „springen".

Von Adolf Erman.

In dem Papyrus Lansing, den das British Museum im vorigen Jahre veröffentlicht hat, ist S. 12,9 die Rede von allerlei Vieh, das auf dem Gute des Lehrers sein soll: „Viele Ziegen und . . . . Böckchen und viele brüllende Rinder". Das Beiwort der Böckchen ist *kꜣ-rꜣ-św*; wie das Determinativ zeigt, muß es „hüpfen, tanzen" od. ähnl. bedeuten. Die Art, wie es geschrieben ist, deutet auf ein Fremdwort. Als solches kann es ein כרש, כלש, גרש oder גלש wiedergeben.

Ich vermute, daß es einem גלש entsprechen soll, denn ein solches Wort ist wirklich ein Ausdruck für die Bewegung der Ziegen. Es findet sich im Hohenliede 4,1 und 6,5 in dem Satze כְּעֵדֶר הָעִזִּים שֶׁגָּלְשׁוּ מֵהַר גִּלְעָד der offenbar bedeutet: „wie eine Herde von Ziegen die vom Berge Gilead springen".

Besprechungen.

Carnoy, Albert: Les Indo-Européens. Préhistoire des langues, des mœurs et des croyances de l'Europe. Bruxelles: Vromant & Co. 1921. (256 S.) 8° = Collection Lovanium III. Fr. 7—. Bespr. von Albrecht Götze, Heidelberg.

Das Buch von Carnoy erhebt nicht den Anspruch eine wissenschaftliche Leistung zu sein, die auf selbständiger Arbeit aufgebaut ist. Vielmehr will es einem weiteren Kreise gebildeter Laien die Ergebnisse der Indogermanen-Forschung vermitteln. Es ist also ein Buch, wie wir es in Deutschland an Hirts Indogermanen oder an Schraders kleiner Schrift in der Sammlung Wissenschaft und Bildung besitzen. Es ähnelt mehr dem ersten, dem es in der Anordnung des Stoffes außerordentlich nahe kommt; doch fehlt der wissenschaftliche Apparat, der Hirts Buch auch dem Forscher wertvoll macht; auch ist der Umfang beschränkt, was eine abrißartige Zusammenpressung des Stoffes zur Folge hat. Schraders Indogermanen andrerseits wirken durch die geschickte Heranziehung kulturgeschichtlich interessanter Einzelheiten aus Literaturdenkmälern und Volksglauben bei weitem lebendiger als das vorliegende Werk. — C. behandelt den Stoff in 21 Kapiteln, die sehr verschiedenen Umfangs sind. Die ersten drei Kapitel bringen, etwas sehr knapp, die notwendigsten Nachweise für die Verwandtschaft der „indogermanischen" Sprachen und eine kurze Aufzählung der zugehörigen Idiome. Das 4. Kapitel behandelt ziemlich ausführlich die Frage der Urheimat und entscheidet sich dafür, daß sie wahrscheinlich in der südrussischen Ebene zu suchen sei. Übrigens ist mir die p. 69 zitierte Schrift von Arldt, seit der man in Deutschland mit Vorliebe die Indogermanen mit den Germanen identifizieren soll, bisher unbekannt gewesen; die ihr zugeschriebene Bedeutung kommt ihr keinesfalls zu. Die Kapitel 5—20 beschäftigen sich mit der Kultur der Indogermanen. Die Darstellung fußt auf der bekannten Literatur, nur in den Kapiteln „les croyances" (19) und „le culte" (20) gibt der Verf. die Ergebnisse eigener Arbeiten; der Umfang dieser Kapitel macht darum auch fast ein Drittel des Ganzen aus. Mir scheint es gewinnbringender, die religiösen Anschauungen der Einzelvölker aufs genaueste zu untersuchen, ehe man allenfalls den Versuch macht, noch weiter vorzudringen. Eine Darstellung des idg. Glaubens, wenn sie eindrucksvoll sein soll, dürfte sich nicht darauf beschränken, Gemeinsamkeiten aneinander zu reihen, wo man nie wissen kann, ist das nebeneinander oder nacheinander geglaubt worden. Ich gebe gern zu, daß das schwer möglich, vielleicht unmöglich ist. Solange man aber das peinliche Gefühl nicht los wird, es nur mit einem konstruierten Schemen zu tun zu haben, dem Fleisch und Blut fehlt, richtet sich der Versuch von selbst, Vorstellungen der Urzeit, ihr eigenstes Eigentum, im Zusammenhang zu erschließen. — Von Einzelheiten möchte ich nur zwei kurz herausheben. Auf p. 42 ist von den indischen Schwurgöttern die Rede, die in Boghazköi aufgetaucht sind. Es ist ein Irrtum, der sich auch sonst gelegentlich findet, daß diese Götter im Hethiterreiche verehrt worden wären, sie gehören vielmehr zu den Göttern der Mitanni-Könige aus Nordmesopotamien. Die arischen Namen dieser Könige haben schon seit Bekanntwerden der Amarnabriefe die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch die indischen Zahlwörter aus Boghazköi gehören offenbar den mesopotamischen Indern an; die „Pferdetafeln", in denen sie stehen, sind als Werk des „Kikkuli aus Mitanni" gekennzeichnet. — Auf p. 48 f. hält Carnoy an Leumanns Aufstellung einer „nordarischen" Gruppe fest; nach Sten Konows Nachweis in den GGA 1912 dürfte das „Nordarische" vielmehr ein iranischer Dialekt („Mittelsakisch") sein. — C.s Buch wird in Deutschland wohl kaum Leser finden, in Frankreich und Belgien wird es seine Aufgabe gewiß erfüllen.

Schuchardt, H.: Primitiae linguae vasconum. Einführung ins Baskische. Halle a. S.: Max Niemeyer 1923. (VIII, 33 S.) gr. 8°. Gm. 3—. Bespr. von Hermann Urtel, Hamburg.

Mit besonderer Freude begrüßen wir hiermit die kurze aber inhaltreiche Einführung ins Baskische, die der große Baskologe uns bietet. Nicht nur die Anfänger, sondern alle, die zu den immer noch viel zu Wenigen gehören, die sich außerhalb des Mutterlandes um die köstliche Sprache bemühen, werden dankbar zu diesem vortrefflichen Hilfsmittel greifen. Es geht uns immer von neuem so, daß wir beim Eintreten in den Wunderbau dieser reichen und herrlich klaren — wenn auch längst nicht überall geklärten — Sprache uns umflossen fühlen wie von einem Erfrischungsbade, und so möchten wir ein Wort aus früheren Zeiten als Widmung über diese Arbeit setzen: ‚A tous ceux qui nourris de grec et de latin, sont morts de faim'. Die Einführung wird erreicht durch eine genaue Interpretation, die sich an den Text des Gleichnisses vom ‚Verlorenen Sohn' (Luk. 15, 11 f.) anschließt, so wie ihn die Übersetzung des Neuen Testaments von Leizarraga von 1571 bietet, die Schuchardt und Linschmann 1900 vorbildlich herausgegeben haben.

Der Text ist allein schon in seiner Transskription, vor allem in der Trennung, die Sch. den einzelnen Wortbestandteilen gegeben hat, lehrreich genug. Radikale Infixe und Suffixe werden auf diese Weise sofort deutlich abgehoben. Solche Trennung ist bei der starken Häufung von Zusatzelementen jeder Art neben einer fast verwirrenden Kontraktionsfähigkeit ein sehr wichtiger Punkt. Die einzelnen Wort- und Formerklärungen sind in wunderbarer Klarheit dargelegt. In manchen Stücken wird uns allerdings nur eine Andeutung gegeben, da, wo wir für noch längere Auseinandersetzungen dankbar wären. Wenn auch manches schon aus früheren Veröffentlichungen Sch.s bekannt ist, so ist es gut, hier alles an einem Stücke zusammenfassend dargestellt zu sehen, soweit es eben bisher erklärbar ist.

Eine der Hauptschwierigkeiten der baskischen Sprache liegt in der Tatsache, daß das Verbum wohl ein Intransitiv und ein Passiv, aber kein Aktiv kennt, daß man also nicht sagen kann: ‚Der Herr schlägt den Diener', sondern nur: ‚Der Diener, er wird geschlagen in bezug auf den Herrn (oder von dem Herrn)'. Dieser Formung des Verbums hat Sch. überall in seiner Interlinear-Version des Textes Rechnung getragen und das ist vom pädagogischen Standpunkte aus durchaus gut zu heißen, denn ein volles Verstehen der Sprache wird anders unmöglich. Ein großer Teil der Anmerkungen ist den Suffixen gewidmet, die in ihrer Verwendung durchaus eigenartig, ja eigensinnig erscheinen. Dabei wird in der stark ausgeprägten Parataxe ein gewisser Parallelismus angestrebt. So würde man den Satz ‚*deus esta onik, hark egiten duenik*' wiederzugeben haben als: ‚Nichts nicht es ist Gutes davon, was im Tun es wird gehabt von ihm—daß—davon' = ‚Nichts ist gut, was er tut' (S. 13). Vieles wichtige wird in der Erklärung offengelassen, so z. B. die merkwürdige Tatsache, daß der sog. ‚Dativus ethicus', der im Bask. mit dem Verbum eng verbunden in den Hauptsätzen obligatorisch ist, in allen Nebensätzen unerlaubt ist (S. 23). Auch in der Lautgeschichte wird auf wichtige Dinge hingewiesen; so auf die sonderbare Umwandlung der Tenuis *K* in die Aspirate *Kh* unter dem Druck von Akzentverhältnissen (S. 26, 27 u. 30); sollte hier ein ähnlicher Wandel wie im Vernerschen Gesetz festgelegt werden können?

So regt die schöne Arbeit zu vielen neuen Fragen an und läßt doppelt heiß ersehnen, was uns einmal beschert werden möge: eine wissenschaftliche baskische Syntax.

Donner, Kai: Über die anlautenden labialen Spiranten und Verschlußlaute im Samojedischen und Uralischen. Helsingfors: Société Finno-Ougrienne 1920. (XXI, 195 S.) gr. 8°. = Memoires de la Société Finno-Ougrienne XLIX. f. M. 25.— Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Nachdem Setälä in seinen grundlegenden Untersuchungen „Zur Frage nach der Verwandtschaft der finnisch-ugrischen und samojedischen Sprachen" 1915 mit kritischer Einsicht die samojedisch-fgr. Sprachbeziehungen in großen Zügen dargestellt und der zu früh verstorbene Paasonen in seinen „Beiträgen zur fgr-sam. Lautgeschichte", 1917, eingehend und meisterhaft die Lautverhältnisse behandelt hat, tritt nun in Kai Donner ein Schüler jener beiden Meister auf den Plan. Seine hier vorliegende erste Veröffentlichung ist nicht leicht in ihrem Werte zu beurteilen, da der Verf. die von ihm an Ort und Stelle gesammelten sam. Materialien bisher noch nicht herausgegeben hat. Es handelt sich somit im vorliegenden Heft nicht nur um eine Verarbeitung, sondern vielfach um eine Neudarbietung oder Berichtigung von sam. Sprachmaterial, das man bis zum Erscheinen des versprochenen Wörterbuchs dankbar hinnehmen muß. Wie ungenügend noch unsere Kenntnis der sam. Mundarten ist, erhellt mit aller Deutlichkeit aus des Verf. Einleitung, woselbst D. seinen eigenen Sprachstoff mit freimütiger Kritik in seinem Werte richtig einschätzt. Die Untersuchung des gesammelten Materials erstreckt sich im vorliegenden Falle auf ursam.



*β- und ursam. *p-. Die einzelnen Mundarten werden der Reihe nach im Hinblick auf die Vertretung dieser ursam. Laute vorgeführt. Vorsorglich werden die tatarischen, burjätischen und russischen Lehnwörter ausgeschieden. Das Hauptergebnis der Arbeit besteht in dem Nachweis, daß man auch für die uralische „Ursprache“ ein *p- und ein *β- anzunehmen hat. Nach Kai Donner gab es im Uralischen einen wesentlich durch Sandhibedingungen hervorgerufenen Wechsel von p- : β-. In manchen Fällen wurde im Sam. *p- in anderen wurde *β- verallgemeinert. Und ganz entsprechend sind auch die fgr. Ausgleichserscheinungen zu beurteilen. Zweifellos wird die Donnersche Arbeit nicht nur die Frage des Wechsels anlautender Labiale, sondern überhaupt des Anlautwechsels in den fgr. Sprachen erneut zur Diskussion stellen. Hoffentlich hat der Verf. bald Gelegenheit, den von ihm gesammelten sam. Sprachstoff herauszugeben.

Guttmann, Bernhard: **Tage in Hellas.** Blätter von einer Reise. Frankfurt a. M.: Frankfurter Societäts-Druckerei 1924. (214 S.) 8°. Gm. 4—; geb. 5.50. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Flott geschriebene Reiseskizzen, wohl Correspondenzen an eine Zeitung. Ob es unbedingt nötig war, sie zu einem Bande zu vereinigen, wie es deren schon viele gibt? Weder vom alten noch vom neuen Hellas lernen wir Wesentliches, wenn auch der Verf. mit ehrlicher Begeisterung das Land der Griechen durchreist, und die beiden Köpfe vom Aktaionkrater des Euphronios auf dem Umschlag ebenso wie das Titelbild (der blonde Jünglingskopf von der Akropolis) von gutem Geschmack zeugen. Aber Delphi ist ihm nicht aufgegangen, weder das pindarische noch das Hoelderlins, obwohl er griechische Landschaft in dem „Bunde zwischen Herb und Zart“ zu genießen weiß: die „steinernen Stümpfe sagen ihm wenig.“ Wer als Schlußvignette ein Goldblatt aus Mykenai wählt, sollte nicht schreiben (S. 119): „Jene ältesten Künstler Europas, die den Gewaltherren von Mykenä ihren Hort schmiedeten, haben auf den goldenen Platten meistens Schiffe und Fische abgebildet“ (beide fehlen!). Und auch im modernen Teil arge Fehler. Von dem König Otto und seinen bayrischen Ratgebern weiß G. nur Spöttisches zu sagen (S. 85f. 102); heute mehr denn je sollte ein Deutscher nicht übersehen, welche Verdienste diese uneigennützigsten unter den Philhellenen um das junge Griechenland erwarben, wie viel von ihren Leistungen noch heute fortlebt und anerkannt wird. So hat G. auch kein Verständnis für die edle Gestalt König Konstantins und sein tragisches Schicksal. Er scheint von Venizelisten und Ententisten beraten worden zu sein. Kühl verzeichnet er den entsetzlichen Justizmord an den Ministern von 1923. Und die Italiener sollen die Beschützer Albaniens sein, sie die Valona zu rauben suchten und so schimpflich von den Albanesen hinausgejagt wurden! Alles in Allem: ein ganz nettes Buch, aber unnötig und ungenau.

Flemmings Generalkarten, Nr. 2: **Afrika,** 1 : 12 Mill. 28. Aufl. Berlin: C. Flemming & C. T. Wiskott A.-G. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Die Karte gibt auf der Grundlage einer klaren und deutlichen Situations- (Flüsse blau) und Gebirgs-Darstellung (braune Schraffen) das heutige politische Bild des Kontinents. Die Mandatsgebiete der ehemaligen deutschen Kolonien sind in kräftiger roter Umrahmung aus dem Gesamtbilde herausgehoben. Die Tiefenverhältnisse der Meere wurden in drei Abstufungen zur Darstellung gebracht.

Die Wiedergabe im Steindruck ist technisch einwandfrei.

Fuhrmann, Ernst: **Afrika.** Sakralkulte. Vorgeschichte der Hieroglyphen. 3. Aufl. Hagen: Folkwang-Verlag 1923. (59 S. Text u. 121 S. Abb.) 4° = Kulturen der Erde Bd. VI. Gm. 10—. Bespr. von R. Stübe, Leipzig.

Die genannte Schriften-Reihe enthält stets gute und lehrreiche Bildertafeln, und einige der Bände — wie „Mexiko“ von Th. W. Danzel — sind auch wissenschaftlich sehr beachtenswert. Zu dem Buche von Fuhrmann über Afrika kann ich kaum Stellung nehmen, weil die Gedanken mir allzu fremd sind. Indes auch in solchem Fall muß man wohl versuchen, die Absichten des Verfassers darzustellen. Der Verf. will also aus den nordischen Sprachen, insbesondere aus den schwedischen Felsbildern, die Erkenntnis gewonnen haben, daß die Konsonanten eine allgemeine symbolische Bedeutung haben. *M* bedeutet „etwas Nächtliches“, *R* bezieht sich auf den Umlauf der Sonne, *N* auf das Wasser der Unterwelt. Da M und W in unsern lateinischen Typen nur umgekehrte Formen sind, so ist W dem M „nahe verwandt“. Das *P*, das durch Öffnen des Mundes entsteht, bezeichnet den Aufgang im Osten. Der Verf. war selbst überrascht, als er diese „aus dem Norden abgeleiteten Lautgesetze“ in den ägyptischen Hieroglyphen bildlich niedergelegt fand. Also die ägyptische Kultur, darauf kommt es hinaus, geht auf nordische, germanische Einflüsse zurück. Ob dazu die vorgeschichtlichen und anthropologischen Forschungen in Ägypten die Anregung gegeben haben, ist nicht ersichtlich. Trotz der starken Einheitlichkeit der Ägypter in geschichtlicher Zeit ist nicht zu bezweifeln, daß sie ein

Mischvolk aus afrikanisch-hamitischen und semitischen Massen sind. Eine ältere Schicht ist in Grabfunden bei Nagada, Abydos, Gebelen, auch auf dem Sinai, erkannt worden, die dem nordeuropäischen Typus verwandt ist. Es sind nach den Skeletten große Menschen gewesen, mit langen Knochen, langem, schmalem Schädel, schmaler, hervorspringender Nase. Nach Flinders Petrie sind in einigen Gräbern blonde Haare gefunden worden. Dieser Typus, der mit den blonden und blauäugigen Libyern im Westen verwandt sein muß, gehört nun dem Neolithikum an, ist also vor 6000 v. Chr. anzusetzen. In wie großen Massen diese Leute auftraten, was sie für die Völkerbildung bedeuteten und für die Kultur mitbrachten, davon wissen wir freilich nichts. — Doch gehen wir auf den Symbolcharakter der Hieroglyphen ein. Wie der Verf. das meint, dafür mag die eine oder andere Probe genügen. Also: „ Bedeutung: Brust. Die Brustwarze ist der Pol, um den sichtbar das Leben des Kindes zu kreisen beginnt. Einen gleichen Pol für das junge Sonnenkind kann man im Nordpol angenommen haben. Die Schlange soll das Ewige darstellen. Französ. haben wir für die Brüste *sein*, im Deutschen *Busen*, also *Bu* (Wohnung) des *Sen*, der Sonne“ usw. Das ägyptische wird Cheraf gelesen und für identisch mit unserem Kerfe, Käfer erklärt, oder „Bedeutung: Wein. Die Weinwerdung geschieht im Nachthaus. Der Wein im Menschen ist die Frühlingssonne selbst in aller ihrer Glorie. Der Al-Kohol hat auch im Arab. sicher den einfachen Sinn *Go-Hell*, Hellwerdung. Koptisch IRP, ERP ist auch wohl einfach als RA-ÜP zu verstehen. Daß es im Koptischen Worte gibt, die mit nordischen Namen auffallend übereinstimmen, wenn man sie richtig liest, sah ich einmal in kopt. Bretzsch für den Blitz, in dem nur R durch L ersetzt war“. Diese Proben, die für alle anderen Worterklärungen typisch sind, mögen genügen. Wenn ein Ägyptologe versteht, was hier vorgetragen wird, so muß er schon viel von den bisherigen Ergebnissen seiner Wissenschaft aufgeben. Dann kommt der zweite, mir näher liegende Teil „Sakralkulte in Afrika“ (S. 41—55). Verf. geht von der Gestalt eines westafrikanischen Gottes Ogon oder Ogun aus, dem Gott der Schmiede. „Man kann keinen Augenblick bezweifeln, daß sein Name mit dem alten Agon-Worte für Feuer identisch ist, den (sic!), wir in den slawischen Sprachen, aber mit einer späteren S-Endung auch im Litauischen, Lateinischen und Indischen haben.“ Nun aber weiter: „Wenn wir in Hephaistos eine unbedeutende Umstellung vornehmen und Chewaist und Chemaist sagen, so kommen wir damit auf eine Form, die dem nordischen Smet, Smed, Smith außerordentlich ähnlich ist. Da nun der Oberpriester des Ogun-Gottes den Namen Queto Oschin hat, und wir das Recht haben, statt Queto; Kweto und Kmet zu sagen, dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß unser alter Stamm für das Schmiedewort auch in Afrika nachgewiesen ist. Daß der Wortstamm Smet, Smeit (Geschmeide) echt und alt ist, unterliegt keinem Zweifel, denn wir haben darin den Stamm Met, Mat, der einerseits Fleisch, Mutter usw. bedeutet, zweitens aber auch für den Begriff Metall grundlegend geworden ist“. So geht es weiter. Die Methode erinnert einigermaßen an den alten Dorfschullehrer bei Fritz Reuter: „Statt zwölfe müßt ihr Nordsee sagen“. Noch wirksamer aber klingt ein Wort aus Dantes Comedia zu uns herüber: „più non vi leggemo avante“ (Inf. V, 138). Ich bekenne mich außerstande, diesen kühnen Gedanken, die Urgermanisches in Afrika wiederfinden, folgen zu können.

Schmidt, Dr. Alfred: **Drogen und Drogenhandel im Altertum.** Leipzig: J. A. Barth 1924. (136 S., 8 Taf.) gr. 8°. Gm. 6—. Bespr. von H. Fühner, Bonn.

Der bereits durch seine Geschichte der Kölner Apotheken (Bonn 1918) rühmlich bekannte Verf. bringt in seiner neuen Veröffentlichung eine überall auf die Quellen zurückgehende kurze Geschichte der Drogen und des Drogenhandels im Altertum, die, trotz des umfangreichen Kapitels über den Gegenstand in A. Tschirchs großem „Handbuch der Pharmakognosie“ (Leipzig, Bd. I, 1909—1910), viel Neues in ansprechender Form bietet. Da urkundliche Literatur über den Drogenhandel im Altertum nicht vorliegt, hat es der Verf. unternommen, seine Bedeutung zu erschließen aus dem Maße der Verwendung der Drogen als Arzneimittel und Gifte, in der Kosmetik, als Gewürze, im Kultus, namentlich dem wichtigen Totenkult, und endlich in der Technik. An diese Darstellung der Verwendung der Drogen im ersten Teil des Buches schließt sich in gleichem Umfange der Versuch einer Geschichte des Drogenhandels an. Wir lernen die oft recht irrigen Ansichten der Alten über die Herkunft der Drogen kennen, ihre manchmal mit abergläubigen Gebräuchen verknüpfte Gewinnung (Mandragora!); dann den anfänglich durch Ärzte und Quacksalber, später in Bazaren und Apotheken ausgeübten Kleinhandel, dem die Tempel, wie in späteren Zeiten die Klöster, Konkurrenz machten. Besonders wichtig ist die Schilderung

der Entwicklung des Großhandels, wobei auf Aufbewahrung und Verpackung der Drogen, Preise, Zölle und Monopole, Betrügereien und Verfälschungen eingegangen wird. Eine Beschreibung der Wege, die der Drogenhandel im Altertum durch die verschiedenen Länder einschlug, bildet das Schlußkapitel des Buches, dem ein gutes Register angefügt ist.

Della Vida, Giorgio Levi: **Storia e Religione nell' oriente semitico.** Rom: Libreria di Scienze e Lettere del Dott. G. Bardi 1924. (VIII, 157 S.) 8° = Biblioteca di Scienze e Filosofia, N. 2. L. 11—. Bespr. von Joh. Hempel, Halle a. S.

Auf den ersten Blick ist man beim Aufschlagen von della Vidas Buch lebhaft enttäuscht, anderes zu finden, als der Titel verspricht, nämlich Studien über einzelne Probleme, namentlich der israelitischen und islamischen Religionsgeschichte, Studien, die zudem zum Teil — es handelt sich bei einigen um Aufsätze aus Tageszeitungen — stark populär gehalten sind. Was das Buch aber tatsächlich bietet, ist in seiner Art gediegen. Auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Literatur — auch der deutschen bis zu Rudolph; ungern vermißt man nur eine Auseinandersetzung mit Tröltschs Auffassung der Propheten, der della Vida sachlich nahe steht — gearbeitet, führt es den Leser in innerlich warmer Darstellung namentlich der israelitisch-jüdischen Religion gut in moderne Fragestellungen ein und findet hier und da auch für ihre Lösung originelle Formulierungen. Am meisten Interesse verdient m. E. neben der aktuellen letzten Studie „Panislamismo e Califfato“ die zweite „Per una caracteristica dei Semiti“, in der der Verfasser mit klarer Einsicht in die besonderen Schwierigkeiten, die sich einem Charakterisierungsversuch gerade der Semiten angesichts ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Assimilationsfähigkeit entgegenstellen, gewisse Grundlinien des semitischen Geisteslebens herauszustellen versucht und sie in dem Mangel an schöpferischer Phantasie, im Vorwiegen der praktischen Denkweise (vgl. Steindorffs jüngste Charakterisierung der Ägypter!) und der Abneigung gegen den Entwicklungsgedanken findet, die in dem Glauben an ein Peccato Originale und an das messianische Reich sich offenbart.

R. Ministero della Pubblica Istruzione: Relazione sui lavori della Missione archeologica italiana in Egitto (anni 1903—1920) Vol. I. Esplorazione della „Valle delle regine“ nella Necropoli di Tebe. Turin: Giovanni Chiantore. (VII, 206 S. u. 32 Tafeln.) 2°. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Die italienischen Ausgrabungen, die seit 1903 an den verschiedensten Stellen des Niltals vorgenommen worden sind, werden jetzt, nicht gerade zeitig, vom Unterrichtsministerium in einer Reihe von Bänden veröffentlicht, deren erster die Resultate der Grabungen im Biban el Harim (1903—05) enthält. Der Text wird Schiaparelli verdankt, dem die Oberleitung des Unternehmens anvertraut war; in seinem sympathischen Vorwort gedenkt er seiner zahlreichen Mitarbeiter, von denen nur Breccia, Farina und Paribeni genannt seien.

Die kostbare Ausstattung des Bandes, das große Format, der schöne Druck, die reiche Illustrierung durch Tafeln und Einschaltbilder kann nicht darüber hinwegsehen lassen, daß die Grabungen im Tal der Königinnengräber nur bescheidene Erfolge gebracht haben. Das ist natürlich kein Vorwurf gegen den Führer der Expedition, denn wie launisch die Fortuna des Ausgräbers ist, haben ja erst die jüngsten Ereignisse gezeigt, es ist vielmehr nur der Ausdruck des Bedauerns, daß Inhalt und Ausstattung des Bandes in einem so starken Mißverhältnis zueinander stehen. Die vielen schönen Aufnahmen von Landschaften und Grabungsszenen sind ja sehr nett anzusehen; wenn sie aber in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung etwa 15 Proz. aller Abbildungen, von den Tafeln allein sogar 25 Proz. ausmachen, so ist das doch ein bißchen reichlich und verteuert das Buch unnötig. Freilich regt dergleichen das Interesse weiterer Kreise an, und wenn beabsichtigt ist, durch diesen ersten Band die Aufmerksamkeit der italienischen Öffentlichkeit zu wecken, wie es auch nach dem Text den Anschein hat, so muß man wohl mit dem Zweck auch das Mittel billigen.

Die Ergebnisse der Grabungen sind bald hergezählt, zumal die Fachgenossen die seit 20 Jahren zugänglichen Gräber großenteils wohl schon besucht haben. Unter den Gräbern aus der ersten Hälfte des NR ragen hervor das einer Prinzessin Ahmosis, der Tochter eines der Sekenenres und einer bisher nicht bekannten Königin Sat-Dhute, die bei Gauthier noch nicht verzeichnet steht, während eine Prinzessin Ahmose als Tochter des zweiten S. angeführt ist. Das Grab des Stadtpräfekten und Veziers Imuthes ist nur wegen seiner Inschrift, die ihn „Vater und Amme der kgl. Kinder Thutmosis' I.“ nennt, interessant und ferner, weil in ihm auch sein Sohn, der Hohepriester des Amon Hapuseneb genannt ist. Diese Angabe stimmt mit der aus Theben Grab 51 des Userhet überein, während die meisten andren Quellen als den Vater des bekannten Hohenpriesters Hapuseneb einen Richter und 3. Vorlesepriester des Amon Hapu angeben. So scheint es in den ersten Jahrzehnten der 18. Dyn. wirklich zwei Hohepriester mit dem seltenen Namen Hapuseneb gegeben zu haben, denn die beiden Hapu und

Imuthes als eine Person zu betrachten, geht schon wegen der Verschiedenheit der Titulatur nicht an.

Weder in diesen beiden noch in den anderen Gräbern aus dieser Zeit sind Einzelfunde von Belang gemacht worden.

Der Haupterfolg der Expedition liegt in der Aufdeckung des wunderschönen Grabes der Gattin Ramses' II, das inzwischen zu verdienter Berühmtheit gelangt ist. Die Pracht seiner meist wohlerhaltenen farbenstrotzenden Wandgemälde wird uns in sehr guten Aufnahmen, leider aber nur schwarzweiß, vorgeführt. Doch wäre durch eine andere Disposition eine bessere Veranschaulichung möglich gewesen: wer die Abbildungen ansieht, hat eine Reihe schöner Einzelheiten vor sich, aber einen Gesamteindruck von dem Grabe mit seiner Dekoration bekommt er nicht. Dazu gehören Übersichtstafeln, die die Einteilung jeder ganzen Wand zeigen, denn die Anordnung der Bilder ist doch gewiß nichts Gleichgültiges; wer Gardiners Beschreibung des Grabes 82 in Abd el Gurna gelesen hat, weiß Bescheid, und ähnlich wird es zu allen Zeiten gewesen sein. Die Einzelbilder für Spezialuntersuchungen, die reichlich und in ausgezeichneter Ausführung gegeben sind, sollten den Bedürfnissen der Kunstwissenschaftler so weit entgegenkommen, daß man die Figuren nicht so grausam verstümmelt: bald fehlen die Beine, bald ein Teil des Kopfschmucks, bald die rechte, bald die linke Körperhälfte. Läßt man sich eine Publikation schon soviel kosten, so kommt es auf die paar Quadratzentimeter Raum mehr auch nicht an.

Die Beschreibung der Wandbilder und ihrer Inschriften verbreitet sich über ihren totenkultlichen Inhalt im Sinne einer Einführung weiterer Kreise in diese Welt; es wäre pedantisch, jedes Wort auf die Goldwage zu legen, seinem Zweck wird der Text vollauf gerecht.

Auch die Gräber der Söhne Ramses' III., wenigstens zwei von ihnen, die das Chaemwese und des Amonherchopschef, werden den meisten Fachgenossen schon bekannt sein; sie sind teilweise recht gut erhalten, Neues bringen die Darstellungen nicht. Die vielen späten Särge, die in ihnen gefunden worden sind, werden in guten Reproduktionen vorgeführt.

Schließlich die wenigen Ostraca: einige mit Zeichnungen, andre mit Listen von Arbeits- und Ruhetagen der Nekropolenarbeiter, auf einem wird der Besuch des Veziers in der Nekropole erwähnt. Zwei Architekturberechnungen hätten eine Publikation in extenso, Durchzeichnung, Umschrift und Kommentar verdient.

Bringen die folgenden Bände bedeutende Ergebnisse in der gleichen kostbaren Ausstattung, so ist die Ägyptologie um eine Monumentalpublikation reicher.

Kees, Hermann: **Horus und Seth als Götterpaar.** 2. Teil. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (87 S.) gr. 8° = Mitt. d. Vorderasiat.-Ägypt. Ges. 29, 1. Gm. 4.25. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

In dem zweiten Hefte seiner eingehenden Behandlung des Götterpaares Horus und Seth sieht Kees, ähnlich wie in dem ersten Teile (vgl. OLZ 26, Sp. 556f.), möglichst von den mythologischen Ausdeutungen der Ägypter selbst ab. Er sucht vor allem die ältesten Zustände klarzulegen, um jeweils von hier aus die Gestaltung der verschiedenen Auffassungen bis in die Ptolemäerzeit hinein zu verfolgen. Auf Grund einer umfassenden Sammlung des weitschichtigen Stoffes und einer sorgsamen Auswertung desselben gelingt ihm, außer der Feststellung wichtiger Einzelpunkte, die Gewinnung einer Reihe für die Entwicklung ägyptischer Religionsvorstellungen grundlegender Tatsachen.

Zunächst werden die Falkenkulte besprochen, welche in Oberägypten einen weit breiteren Raum einnehmen wie im unteren Lande und dabei mit Recht davor gewarnt, derartige Falkengötter ohne weiteres mit der Allgemeinbezeichnung Horus zu verbinden. Bei jeder einzelnen Gestalt wird gezeigt, inwieweit ein einzelner Falke und ein Falkenpaar auftritt und diese dann mit Horus und Seth in Verbindung gebracht worden sind. Im Verlaufe dieser Untersuchung gelangen zahlreiche lokale Kulte, besonders auch solche von heiligen Tieren zur Besprechung und werden auch weitergehende religionsgeschichtliche Erscheinungen erörtert. So vor allem die wechselnde Einschätzung des Seth, welche die politischen Verhältnisse, die Erinnerung an die Hyksos, die Beziehungen zum Auslande mit sich brachten. Für die Hauptfrage ergab sich, daß das Hineintragen des Gegensätzlichen in die göttliche Inkorporation des Falkenpaares, sei es durch die politische Erklärung als die beiden Horus oder die mehr theologische als Horus und Seth sekundär ist, genau so wie die Aufteilung von Horus und Seth auf die beiden Landeshälften. Den verschiedenen Berichten über diese Teilung, besonders der langen Inschrift des Sabako, welche die memphitische Auffassung wiedergibt, ist das nächste Kapitel gewidmet. Hieran schließen sich Ausführungen über Kultverschiebungen in den sog. Sethgauen, wobei den Krokodilkulten und den Versuchen, auf diese Horuskulte aufzupfropfen, nachgegangen wird. Die Tatsache, daß aus dem Delta alte Sethkulte nicht bezeugt sind, ist von besonderer Bedeutung.

Ein weiterer Abschnitt bespricht religionsgeschichtliche Parallelen, das Bestreben der Ägypter Götterpaare zu bilden, wie dies in den Götterzweiheiten und dann, im Anschlusse an die vier Himmelsgegenden, in den Vierheiten in die Erscheinung trat. Hierauf folgt ein historischer Ausblick. Er bespricht die Bedeutung einer Reihe von Zeremonien, welche außer beim Sedfeste auch bei anderen hohen Festen vollzogen wurden und welche in erster Reihe für die Beurteilung des Horus als Landesgott von Unterägypten wichtig erscheinen. Anhangsweise handelt der Verf. über den Horus von Edfu (Bḥd-t) und den Horus von Mśn. Letzterer Beiname bezeichne den Gott als den Harpunierer. Die Ansicht von Maspero, es handle sich bei den *mśn* um Schmiede und dessen Schlüsse auf historische Vorgänge der Frühzeit, werden dementsprechend zurückgewiesen. Endlich werden Stellen erörtert, an denen Seth durch andere Götter, besonders durch Thot ersetzt wird.

Preisigke, Fr.: Wörterbuch der griech. Papyrusurkunden mit Einschluß der griech. Inschriften, Aufschriften, Ostraka, Mumienschilder usw. aus Ägypten. 1. Lieferung (α-δίκη) Heidelberg 1924. Selbstverlag des Herausgebers, jetzt dessen Erben. Zu beziehen durch die Tochter Grete Preisigke, Gröbzig in Anhalt. 4°. Spalte 1—384. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Friedrich Preisigke kann die Vollendung seines großen Werkes nicht mehr sehen, aber er durfte sich noch daran freuen, denn alles Wesentliche hatte er getan. So erscheint es denn nach seinem Tode durchaus in der Gestalt, die er gewollt hat, als sein Vermächtnis an die Papyrusforschung, der er Jahrzehnte eines entsagenden, opferwilligen Lebens geweiht hat. Eine solche Gabe fordert zuerst Bewunderung und Dank, denn schwerlich hätte ein anderer den beständigen Fleiß und die Treue im Kleinen aufgebracht, die allein eine solche Leistung möglich machen.

Der ersten Lieferung (α-δίκη) liegt ein Merkblatt bei, das wenigstens die allernotwendigsten Winke für die Benutzung enthält und unentbehrlich ist, solange wir des Vorworts entbehren müssen, von dem wir noch genauere Gebrauchsanweisung erwarten dürfen. Wie man aber schon jetzt sieht, folgt die Anordnung des Buches den Registern der Papyruspublikationen, wie sie im Allgemeinen gleichförmig sich von den Berliner Griechischen Urkunden und von den Oxyrhynchus-Papyri aus verbreitet haben. Den Anfang macht das alphabetische Gesamtverzeichnis, das auch die Wörter der Sachgruppen enthält und auf diese verweist. Das ganze Werk ist ein Gesamtverzeichnis, ein Generalindex oder wie man es nennen will, aber kein Wörterbuch. Die Grenze, die sie scheidet, wird nicht immer eingehalten, und es mag in der Tat schwer sein, sie zu wahren. Es kam darauf an, bei jedem Worte alle Stellen aus Papyri, Ostraka usw. anzuführen und zu ordnen. Die Ordnung wird durch die verschiedenen Bedeutungen hergestellt. Indem diese in deutscher Übersetzung erscheinen, erhält das Ganze das Aussehen eines Wörterbuches, freilich eines seltsamen, denn sehr oft tritt an erster Stelle eine abgeleitete, rein technische Bedeutung auf, während die einfache Grundbedeutung später oder garnicht erscheint. Ich verkenne nicht, daß die notwendige Gliederung zumal bei viel und vielfältig gebrauchten Wörtern sich kaum anders herstellen ließ; aber der Verf. tut doch im Übersetzen des Guten etwas viel und hätte durch Beschränkung auch den Umfang mindern können. Das Buch mit seinem großen, deutlichen Drucke wird recht groß und teuer werden, und da niemand, der auf diesem Gebiete arbeitet, es entbehren kann, wäre jede Kürzung als Gewinn begrüßt worden. Weiß man auch, wie der Verf. es gemeint hat, so wirkt es doch wunderlich, wenn ἀνώτατος mit „sehr empfindlich“ übersetzt wird, διάδημα mit „Königskrone“, πονηρὸς δαίμων mit „Eheteufel“, weil bei Ehescheidungen die Schuld gern dem bösen Dämon zugeschoben wird; es würde leicht sein, viel solcher Beispiele zu sammeln. Ich habe selbstverständlich nicht jedes Wort verfolgt, aber doch genug durchgesehen, um sagen zu dürfen, daß solche Übersetzungen bedenklich sind, auch wenn sie im Sinne des Verf. uns einen Hinweis auf die Art des Gebrauches geben sollen. Einige Irrtümer sind mir aufgefallen; als Beispiel nenne ich ἄβωλος, das zwar manchmal Schreibfehler für ἄβολος ist, wenn etwa von Tieren gesprochen wird, beim Getreide aber ἄβωλος lautet und „mit Erde unvermischt“ bedeutet. Weder ist ὁ περὶ ψυχῆς ἀγὼν ein Gewissenskampf, vielmehr ein Kampf ums Leben, noch darf ἀκαταλληλία, das Nichtentsprechen, zur Vorschriftswidrigkeit verwässert werden.

Gewiß, es ist wertvoll, hier den Wortschatz der Papyri, d. h. der ägyptischen Koine in Urkunden und Briefen überschauen zu können; aber die große Gefahr, daß die Sprache der Papyri als etwas Besonderes aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen werde, wächst dadurch, zumal wenn dies Buch etwa als Ersatz eines griechischen Wörterbuches mißbraucht werden sollte. So sehr ich den praktischen Nutzen dieser Sammlung erkenne und schätze, ich hätte doch gewünscht, der Verf. hätte seine ungeheure Arbeit als Stoff dem Bearbeiter des neuen Passow übergeben können, denn hier müßte die sog. Sprache der Papyri eingearbeitet werden. Aber dann hätten wir noch lange

darauf warten müssen, und deshalb tat der Verf. nicht Unrecht, als er selbständig handelte. Die Zeit des Vorkommens hat er bezeichnet, aber er hätte ohne große Mühe sprachlichen und stilistischen Untersuchungen sehr gedient, wenn er etwa den besonderen byzantinischen Wortschatz, die homerischen, tragischen, rhetorischen Ausdrücke und Wendungen durch einfache Zeichen kenntlich gemacht hätte, nun gar die Lehnwörter aus dem Lateinischen. Jetzt muß jeder, der nach diesen Dingen fragt, Wort für Wort durchgehen. Der Verf. hat lediglich an die Historiker und Juristen gedacht, die sich mit diesen Texten abgeben. Nochmals, das „Wörterbuch“ ist uns allen äußerst nützlich, ja unentbehrlich, und sein Schwanken zwischen Gesamtverzeichnis und Wörterbuch verdient eine verständnisvolle Nachsicht; aber es bleibt doch schade, daß dieser beispiellosen Leistung harten Fleißes die weitere Umschau mangelt.

Ein voller Überblick über das Werk wird erst dann gelingen, wenn es in allen Teilen vorliegt, denn gerade von den noch folgenden Sachgruppen darf man am meisten erwarten; hier wird sich auch Preisigkes umfassende Kenntnis der Papyrusurkunden am reichsten entfaltet haben. Daher sieht man dem Fortgange mit der Erwartung entgegen, daß der große Nutzen des Werkes immer klarer hervortreten werde.

A. **Langdon, Stephen: The Epic of Gilgamish.** Philadelphia 1917. S. 207—226 + 1 S. Mit 8 Tafeln. 4° = University of Pennsylvania. The University Museum. Publications of the Babylonian Section. Vol. X Nr. 3.

B. **Ders.: The Babylonian Epic of Creation.** Restored from the recently recovered Tablets of Aššur. Transcription, Translation and Commentary. Oxford: Clarendon Press 1923. (227 S.) 8°. Bespr. von P. Jensen, Marburg.

A. Der in dieser Monographie zum ersten Male veröffentlichte Text, eine Gilgamesch-Epos-Tafel in Philadelphia, war bereits von Poebel als eine Tafel des *Gilgamesch*-Epos erkannt worden (Yale Oriental Series, Res. IV, 3, S. 15). Am eben angeführten Orte brachten dann nach Langdon im Jahre 1920 Clay und Jastrow eine neue Transkription des Textes, die auf einer sorgfältigen Kollation von ihnen und Edward Chiera beruhte. S. dazu diese Zeitschrift 1921, Sp. 268 ff. Diese zweite Transkription enthält fraglos viele Verbesserungen, und wohl ebenso fraglos hätte Langdon in seiner Edition viele seiner Fehler vermeiden müssen. Dasselbe gilt noch mehr von seiner Übersetzung. Aber die Arbeit stammt aus dem Jahre 1917, einem Jahre des Weltkriegs. Das mag manches entschuldigen. Requiescat in pace.

B. Die Bruchstücke des babylonischen Schöpfungsepos hatten sich namentlich durch die deutschen Ausgrabungen in Assur so vermehrt, daß eine neue Gesamtbearbeitung wünschenswert geworden war. Diesem Bedürfnis hatte Ebeling mit seinem verdienstlichen „Das babylonische Weltschöpfungslied“ (Altor. Texte u. Unters. II, 4, her. von Br. Meissner, Breslau 1921) entsprochen. Der rastlosen Betriebsamkeit Langdons verdanken wir nunmehr die vorliegende Bearbeitung, eine Zusammenordnung und Transkription aller ihm bekannten zugehörigen Bruchstücke mit einer Übersetzung und einem Kommentar. Eine Einleitung behandelt vor allem die Riten des babylonischen Neujahrsfestes und den bekannten Text, der u. a. auch von Tod und Auferstehung *Bēl-Marduk*s handeln soll. Langdon hat viel Fleiß auf sein Buch verwendet. Er zeigt darin, wie sonst, eine anerkennenswerte Belesenheit, die auch dem Benutzer Dienste leisten kann. Allein — nicht ohne aufrichtiges Bedauern muß ich das gleich hier aussprechen — das Verständnis dieser wichtigen Texte hat Langdon nur in allerbescheidenstem Maße gefördert, dabei aber in weitestem Umfange ihnen nicht so weit Genüge geleistet, wie man das heute kann. Es zeigt sich eben auch wieder in diesem Buche, daß Langdon kein Philologe in unserem Sinne ist. Es fehlt ihm jeder Sinn ebenso sehr für eine genaue Erfassung der grammatischen Funktionen wie für eine der Wortbedeutungen. Er arbeitet allzu rasch, ist allzu schnell mit seinen Schlüssen fertig und vermag allzu wenig zwischen Gesichertem, Zweifelhaftem und durchaus Problematischem zu scheiden. Seine zu allermeist als gesichert gegebenen Ergänzungen und Übersetzungen umschließen ungezählte Fälle von Ungenauigkeit und völliger Unsicherheit und dürfen keineswegs dem Laien als zuverlässig in die Hand gegeben werden. Es würde sehr weit führen, wenn wir das für das ganze Buch zeigen wollten. Hier können wir nur wenige Fälle herausgreifen, um, was freilich für den auch nur halbwegs Kundigen nicht nötig wäre, unseren Standpunkt zu rechtfertigen: S. 39, 19: *(ālu)birtu* = „prison“? — Und eb. Z. 20 *talli* = „door“? — S. 39, 28: *maḫḫū* immer noch = „Magier“? — S. 45, 53: *sili'āti* = „sorrows“? — S. 71 Anm. 16: Nach CT 24, 2, 11 ist *ᵈDuruna* — nicht *ᵈAnduruna* (!) — kein attendant „*Ea*“s (*A-us*), sondern ein *utukku* des Hauses (Tempels)! — Warum *me(ē)ku(ū) še'ū* S. 75, 60 und S. 102, 81 = „perceive a plan“, aber S. 137, 66 = „perceive the open jaws“? Und *še'ū* heißt nicht „perceive“. — S. 76, 72: *u*-DAN nach Langdon = *u-dan*, mit Sic!, für *udannin*, statt, wie selbstverständlich, = *u-kal*



(*ukāl*) = „er hält"! — S. 77, 61: *uṣrat* = „curse", statt „(Zauber)zeichnung oder -figur"? — S. 77, 65: Wo heißt *reḫū* „bewitch"? *reḫi šittam* übrigens eine Konstruktion wie *šu(ū)ma zukkur* oder *šīmta šīm*, *napišta šakin* usw. (KB VI, II, 1* f.) und eigentlich = „er ist Schlaf (Akkusativ) ausgegossen", als ein Passiv von *irḫū-šu* (Dativ) *šittam*. — Warum S. 87 Anm. 9 *kisurrū* und *birūtu* = „abyss"? — Und warum S. 89, 142 *ūmi d(t)ap(b)rute* „destructive spirits of wrath?" — Und S. 107, 125 *šu-te-ra*, obwohl richtig von *y-t-r* abgeleitet, als ob zu *tāru* gehörig, mit „again" übersetzt? Usw. usw. All derartige Ausstellungen wären übrigens z. T. schon vermieden worden, wenn L. seine Vorgänger noch mehr berücksichtigt hätte. Daß ich mit L. zu streng ins Gericht gehe, wird wohl kein Kundiger behaupten können. — Ich freue mich, hier feststellen zu dürfen, daß L. doch in ein paar Fällen eine Verbesserung gebracht hat. So hat er gewiß richtig in den vier Parallelausdrücken in *Enuma* IV, 52 die Namen der Wagenpferde *Marduks* erkannt. — Im übrigen lassen sich zur richtigen Deutung des babylonischen Schöpfungs-Epos auch noch sonst viele neue Beiträge liefern. Ich erlaube mir, hier einige zu bringen. Zu Tafel I: In Z. 2 (S. 66) wechselt mit *ammatum*, von einer Wurzel *'-m-m*, *ab(p)(!)-na-tu*. Nun zeigt uns die Pennsylvania-Tafel des *Gilgameš*-Epos (Kol. IV, 144 f. und 158 f.; s. Yale Oriental Series Res. IX, 3, S. 66) dem Anscheine nach *abb(pp)unnatu* als ein Synonym von *emūtu*, eben dieses *emūtu* aber findet sich CT 18, 7, 14 f. als Synonym von *emūmatu*, auch von der Wurzel *'-m-m*. Als Synonym von *emūtu* muß *emūmatu* wohl „Familie" heißen, aus gleichem Grunde *abb(pp)unnatu*, das aber CT 12, 10 r. o. zwischen *napḫaru*, *kāluma* und *kullatum* als Äquivalent für das allen gemeinsame sumerische *dur* steht. Andererseits heißt auch *ammu* „Familie" (KB VI, I, 564). Daher die Frage: Heißen *ammatu* und *ab(p)natu* beide „Gesamtheit" und ist damit die Gesamtheit des Unteren im Gegensatz zum Himmel gemeint, oder beide „Familie" o. dgl. und ist damit die „Menschheit" gemeint? Zu ergänzenden Ausführungen ist hier leider kein Platz. — Zu *Mummu* in Z. 4. Wie von Wassern des *Apsū* und der *Tiāmat* so wird hier auch von solchen des *Mummu* gesprochen; damit muß somit doch wohl sei es eine Art Wasser sei es ein Ort für oder ein Ursprungsort von Wasser sei es beides zugleich gemeint sein. Man glaubt deshalb auf das atmosphärische Wasser bzw. dessen vermeintlichen Entstehungsort oder -grund oder Urheber schließen zu müssen. Andrerseits ist *mummu* nach CT 18, 23 r, 30 ff. und einem Berliner Duplikat ein Synonym von *kuṣṣu*, *ḫalpū*, *šarp(b)u* und *eriātum*, deren Begriffe in der Sphäre des Kalten und der Kälte liegen (zu *eriātum* auch z, B. Sanh. Prisma V 45 ff. und dazu z. B. V R 12 Nr. 5, 8 oder KB VI, II 98, 39; *imbāru* wohl „Schneegestöber" oder dgl.); „Wasser" und „Kälte" aber gehören nach babylonischer Vorstellung zusammen. Das Verhältnis von *mummu* zur Weisheit mag nach dem von *apsū* dazu beurteilt werden müssen. Anderswo mehr hierüber. — In Z. 8 (S. 66) bedeutet *šīmātu lā ši-mu* (mit *u* am Ende!) gewiß nicht „Schicksale waren nicht bestimmt worden", sondern „sie — nämlich die (!) Götter — waren nicht Schicksale bestimmt worden". Analog *šu(ū)ma lā zukkurū* in Z. 8a, und vgl. das o. zu S. 77, 65 Gesagte. Übrigens trifft die Übersetzung wohl nur rein formal das Richtige. Denn, da *šīmtu* eigentlich „Form" „Aussehen" „Erscheinung" bedeutet (KBVI, I, 286, 11 usw.; vgl. schon daß a. e. a. O. S. 546), so ist es recht wahrscheinlich, *šīmātu lā šīmū* im Parallelismus mit *šu(ū)ma lā zukkurū* bedeutet: „ihnen waren noch keine Erscheinungsformen gegeben worden". Mein Schüler Albert Schott sagt mir, daß bei den Indern Name und Form (*nāma-rūpa*) als die erschöpfenden Merkmale des Seins galten. Über *šīmtu* und seine Bedeutung wäre noch allerlei zu sagen, wodurch manche Stelle ein neues Aussehen bekäme. Im Zusammenhang damit steht u. a., daß sumer. *nam*, auch = *šīmtu*, der akkad. Endung *-ūtu* = „Eigenschaft, Wesen, Erscheinungsart von" entspricht. — Z. 11 (S. 68): „Bis daß sie, d. h. Ehe sie noch groß geworden und herangewachsen waren, da . ." und Z. 13 (eb.): (Danach) machten sie die Tage lang und doppelten die Jahre, da . . .". — In Z. 14 (eb.) aus Z. 12 *ibbani* zu ergänzen oder in Z. 14 f. zu konstruieren: „da [geschah es, daß] *Anu*, ihr Sohn, der seine Eltern erreichte, [daß] dem *Anšar Anu*, sein Erstgeborener, gleichward". Zu *muššulu* „gleichsein" Taf. VII, 82; Reisner, Hymnen S. 105, 3; 108, 56; 109, 84. — *šaliṭ*, zu *šaltu*, in Z. 17 (S. 70) Synonym von *guššur* in Z. 19 = „überragend". — *ḫa-sis* in Z. 18 (eb.) doch wohl das Synonym von vorhergehendem *uznu*. — Z. 46 (S. 74) *i ni-iš-du-ud* könnte heißen „laßt uns Nachsicht, Geduld üben": *Gilg.*-Epos XI, 186. Dann: „Mögen auch ihre „Wege" schmerzlich sein, laßt uns Geduld üben!" Vgl. schon Ebeling zu der Stelle. — *šū u-ta-d(t)i-ik(kg)* in Z. 68 (S. 76), falls so zu lesen, = „zog selbst an", bekleidete sich damit". — *ib(p)tarka* in Z. 70 (ob.) mit meinem Schüler Albert Schott = „kniete nieder"? — *ṣirrit ištarāti* in Z. 85 (S. 78) doch gewiß „das (ein) Kebsweib unter den Göttinnen". — *šunnat ilī uṣṣipšu* in Z. 91 (S. 80) doch wohl „er verdoppelte ihm das den Göttern Gleichkommen".

Für *šinnatu* an anderen Stellen (s. HW) ist also wohl *šunnatu* zu lesen. — Zimmerns Erklärung von Z. 101 f. (S. 80 f.) *ma-ri ịa u tu ma-ri ịa u-tu ma-ri (ilu)Šamšu (ilu)Šamšu ša ilī* „Was für ein Kind? Was für Kind? Ein Sonnenkind. Das Götter-Sonnen(kind)!" in ZA 35, 239 dürfte nicht das Richtige treffen. Einmal ist *Utu* ja ein sumerischer Name für die Sonne, so daß es äußerst nahe liegt, in *mari-ịa + utu* ein Äquivalent von *māri (ilu)Šamšu* zu sehen. Andererseits aber würde ein *ma-ri-ịa-u-tu* als ein Wort an die Koseform *Naniịutu*, sei es von *Nana* (+ x), sei es von *Nannaru* (+ x) (vgl. Ungnad in ZA 22, 11 Anm. und Tallquist, Neubabyl. Namenbuch S. XXXIII), erinnern und darum verdächtig sein, eine Koseform von *Marduk* zu sein (Ähnliches vermutet Landsberger). Aber da es doch ein etwas reichlich starker Zufall wäre, wenn 1. eine so lautende Koseform für *Marduk* vorhanden gewesen wäre und 2. dabei der graphische Ausdruck für *Marduk* (A)MAR + ÚT (auch = *Utu*) war, so werden wir vielleicht gut tun, in *mari-ịa+utu* lediglich dieselbe Ausdeutung des Ideogramms wie in Z. 102 zu sehen und somit zu übersetzen: „Mein lieber Sohn (s. *Išullāniịa* Gilg.-Epos VI, 68; *Nabiịānūa* KB VI, I, 34, 20) *Utu* (die Sonne), mein lieber Sohn *Utu* (die Sonne), mein Sohn *Šamšu* (die Sonne), die Sonne der Götter". In KAR III Nr. 117 R. 23 ist also in ►►[[vielleicht noch ein AN = *ilu* vor *U-tu* zu erkennen. Vgl. die Ausdeutung des Ideogramms AN + (A)MAR-UT in Tafel VI, 105: *mārūti-šu ša ilī*. — Für eine Deutung von Tafel IV, 19 ff. (S. 128) ist wenigstens zu berücksichtigen BA III, I, 256, 27, wonach es ein von *lubāšu* „Kleid" verschiedenes anderes gleichlautendes Wort gibt, das etwas wie „Schriftzeichen", „Schriftbild" zu bedeuten scheint. — S. 136, 72 ist *lullā* natürlich ein Synonym von *sarrāti* in derselben Zeile, da akkad. *sarru* = sumer. *lulla*. Übersetze danach: „Auf ihren Lippen „hält" sie Gemeines, Verbrecherisches". Zu *lullā* auch *Gilg.*-Epos I, IV, 6 und 19 (KB VI, I, S. 126), wo *Engidu* wie *šaggašū*, der „Gewalttätige", so *lullū* als *sarru*, „Verbrecher" heißt. — Für *la'ātu* S. 140 Z. 97 wird die von Meissner anscheinend als endgültig vorgeschlagene Bedeutung „fressen", „verschlingen" wieder zweifelhaft durch Tafel VI, 116, wo *lā'it(ṭ, d)* im Parallelismus mit *rapaš* „ist weit" erscheint; „nach seiner Weite" würde auch durchaus passen. — In Tafel V, 1 ff. (S. 148 ff.) ist doch wohl in Z. 1 die Rede von dem himmlischen Standorte (*manzā(!)zu*; aus einem *manzāzu* wäre *manazzu* geworden) für die großen Götter, deren Sterne, die *lumāšus*, nach Z. 2 hingestellt werden, ein Ausdruck übrigens, der zu denken gibt: es heißt nicht, daß sie hingesetzt werden. Danach macht *Marduk* das Jahr am Himmel kenntlich (Z. 3), indem er anscheinend dessen Grenzen oder Gebiete abgrenzt (s. K 3445 + Rm. 396 Obv. 8 in CT 13,24 *maṣ(s, z)ra(ā)t mūši u e[m-mi]*), und (Z. 4) macht er die zwölf Monate kenntlich (*uaddi*, anscheinend aus Z. 3 zu ergänzen!), indem er für jeden Monat je drei Sterne oder Gestirne hinstellt. Sodann, scheint es, macht er die irgendwie zu Sternbildern (*uṣurāti*) in Beziehung gesetzten Tage insgesamt (? *riksišun* Z. 6) kenntlich mit Hilfe der fest hingelegten Ekliptik bzw. Jupiterbahn. Möglich übrigens, daß in Z. 3 f. *miṣrāta umaṣṣir* mit 12 *arḫē* zusammengehört = „er grenzte (dessen, des Jahres) Gebiete (am Himmel), nämlich 12 Monate, ab. Vgl. Z. 13 f., 16 f., VI Z. 94 f. — *uaddišumma šuknat mūši* in Z. 13 = er machte ihn als Schmuck(stück) der Nacht kenntlich"? — *ana uddū ūme(ē)* in ders. Z. gehört gewiß mit der folg. Zeile zusammen (vgl. o. zu Z. 1 ff.). „Um die Zeit (Tage) kenntlich zu machen, . . . er ihn allmonatlich ohne Aufhören mit einer Tiara". Ebenso wohl in Z. 16 *ana uddū* 6 *ūmī* zu Z. 17 zu ziehen. — *bini* in Z. 20 vielleicht mit Langdon mit *ib(p)ni-* und *ib(p)nū-* in Thompson, Reports Nr. 272 Rev. 4 f. zusammenzustellen, allerdings nicht mit einer Bedeutung „to shine": Nach dieser Stelle „langt" der Planet Jupiter „an", überholt den Regulus und *ib(p)ni-šu*, und danach langt der Regulus, den der Jupiter überholte und *ib(p)nū-šu*, „an" und überholt den Jupiter. IV R² 30, 12 ff. l. wird aber sumer. *ta nu-mu-da-di* durch *minā ša lā takšuda* (2 P. S.) und *ša lā ib(p)nu-kum* (3 P. S.) übersetzt, d. h. ein *kašādu* des einen (Objekt) ist anscheinend einigermaßen gleichbedeutend mit dessen *b(p)anū* in bezug auf den anderen. Somit findet bei *ib(p)ni-* und *ib(p)nū-šu* in dem Thompsonschen Text wohl ein Subjektswechsel statt und *b(p)anū* bedeutet dort und in IV R² etwas ähnliches wie „zurückbleiben" hinter. Dazu würde unser *bini* wegen des folgenden *arka[āniš* und des dem Anscheine nach davor in Z. 19 zu ergänzenden *ikšudu* vortrefflich passen. — S. 164 Z. 3: Ob *dāmi lukṣur* wegen des syr. קטר „Blut will ich gerinnen lassen" heißt? Vgl. vielleicht Taf. I, 6, falls *gipāra lā kiṣṣura* etwa heißen sollte: „ein *g.* hatte sich nicht — aus dem Wasser — verdichtet", u. a. — *en-du dullu* in Taf. VI, 6 (S. 166) natürlich (übrigens mit Ebeling) = „ihnen soll der Dienst auferlegt werden", wobei aber *en-du* Plural und *dullu* Akkusativ ist! Vgl. o. Sp. 21 und Sp. 22. — In S. 167 Z. 7 natürlich im Parall. mit *lū šanni lūnakkir*, mit *r* am Ende: die Wege (d. i. Verhältnisse, Stellungen u. ä.) der Götter sollen geändert werden. — In Z. 8 *lū kupputū* zu

lesen = „sollen in Eile versammelt (eig. zusammengerafft) werden?“ — Zu NAM-ŠUB (d. i. doch wohl *Nam-ru*) *ša innabû* in S. 186 Z. 133 = der da *Namru* genannt wird“ s. die Yale-Tafel des *Gilgameš*-Epos Kol. V, 1 in Yale Oriental Series Res. IV, 3 S. 91: *(ilu)Giš ša iḳabbû* = *(Ḫuṷaṷa)*, den sie einen *Gilgameš* nennen“! — *šimā-šu* in S. 188 Z. 143 gewiß mit *Gilg.*-Epos IX Kol. II, 1 = „seinen Namen“. — Ob in Taf. VII, 113 *ni-muš-tu-ša* = *niṷuštaša* = *napi(u)šta-ša* zu lesen ist?? Vgl. *Uta-naištim* für *Uta-napištim*. — S. 206 Z. 124 f. übersetze: Mit dem Namen *Ḫanšā*, „Fünfzig“, benannten die großen Götter den „Fünfzignamigen“, eig. „[den, dem] 50 seine Namen [sind]“. Zu einem solchen relativwortlosen Relativ-Ausdruck vgl. u. a. *mīma šumšu* eig. = „[etwas, dem] irgend etwas sein Name [ist]“. U. a.

Vor allem wäre etwas Wichtiges zu dem Kapitel über „The death and resurrection of Bêl-Marduk“ und dem darin behandelten Text (S. 34 ff.) zu sagen. Darüber einen Aufsatz in Sp. 573 ff. Hier möchte ich nur meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß **Langdon** diesem, übrigens sicherlich sehr wichtigen Text bei der aber doch durchaus nicht gesicherten Erklärung vieler davon in Betracht kommenden Stellen eine solche Bedeutung für „the origin (!) of christianity“ beimißt, daß das sogar auf der Schmutzdecke zum Ausdruck kommt. Und diese Verwunderung ist doch wohl nicht ganz unberechtigt, wo man von meinen aufs ganze gehenden Feststellungen auch über die Ursprünge des Lebens Jesu in meinem „Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur“ I, 1906 dank einem merkwürdig erfolgreichen Quietismus, wie bei uns, so auch im Auslande, heute immer noch keinerlei wirkliche Kenntnis hat.

Wir möchten unsere Ausführungen nicht abschließen, ohne noch einmal auf unser Gesamturteil über **Langdon** zurückzukommen. Ich muß es hier aussprechen, daß mir dieses Urteil über eine Arbeit, auf die so viel Mühe verwandt ist, um so mehr leid tut, als auch **Langdon** zu **den** ententistischen Gelehrten gehört, die die deutsche Wissenschaft nach wie vor gerecht behandeln, und weiter, weil **Langdon** offensichtlich die Absicht hatte, sogar dem Rezensenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der ihn schon einmal, weil es ihm **sein** Gerechtigkeitssinn gebot, recht hart behandeln mußte. Sollte **Langdon** mit seinen Veröffentlichungen nicht noch ein etwas langsameres Tempo einzuschlagen, etwas mehr Zeit auf die Einzelheiten zu verwenden, etwas mehr Selbstzucht und Selbstkritik zu üben lernen können? Angesichts der Vorzüge, die ihn auszeichnen, würde er, falls er das könnte, Hervorragendes zu leisten imstande sein. Hoffentlich kann er sich noch umstellen und das nächste Mal seinem Rezensenten viel Schmerz ersparen.

Praetorius, Franz: Die Gedichte des Deuterojesaias. Metrische und textkritische Bemerkungen. Berlin: Reuther & Reichard 1922. (115 S.) gr. 8°. Bespr von W. Staerk, Jena.

Diese Untersuchungen zur Verstechnik des prophetischen Dichters Jes. 40—55 verfolgen dasselbe textkritische Ziel wie des Verf.’s Arbeit über Hosea. Pr. sondert Gruppen von rhythmischen Typen aus: Gedichte in Fünfern (normalzäsurige Fünfer 3:2 und sog. Fünferreihen), Gedichte in Siebenern (4:3), Gedichte in Doppeldreiern und Sechsern und Gedichte mit zweifelhaftem oder gemischtem Versmaaß (42,5—9 und 48,12—16). Den Schluß bilden Allgemeine metrische Bemerkungen (S. 100 ff.) über Hebung und Wortakzent und Abweichungen vom Wortakzent, rückweichenden Akzent, sog. metrische Drückung (d. h. rhythmische Senkung sinnbetonter Elemente des Satzes), Wörter mit 2 Hebungen, Zahl der Senkungen. Auch diese Studie ist voll von feinen Beobachtungen zur Verstechnik und zur Textkritik. Besonders wertvoll sind m. E. die von Pr. gemachten Bemerkungen zur Verszäsur, weil es daran noch fast ganz fehlt trotz der Bedeutung der Zäsuren für den rhythmischen Bau der Verse und den engen Zusammenhang der logischen und formalen Struktur derselben. Aber wie unsicher ist doch jeder Schritt auf dem Gebiet des hebräischen Versbaues! Es gibt kaum eine Seite in Pr.’s Buch in der ich nicht mehrere Fragezeichen gesetzt habe. Einige Beispiele dafür: 54,11—17 hält Pr. für ein Gedicht von wahrscheinlich 9 Siebenern 4:3, aber von dem überlieferten Text ist auch nicht **ein** Stichos mit Sicherheit rhythmisch zu erklären. Und gesetzt, Pr. hätte Recht mit seiner Aufteilung, so blieben im einzelnen eine Menge von Möglichkeiten der rhythmischen Gliederung. Gleich der Eingang, den ich für eine Dreierreihe halte, kann verschieden gelesen werden: ʿanijjá soʿará lo-nuḥáma oder ʿanijjá soʿará ‖ ló nuḥamá oder ʿanijjá soʿara ¦ lo-núḥamá. Aus 54,13 macht Pr. einen Siebener, aber der Stichos kann auch als Fünfer 3:2 oder als, freilich schlechter, Doppeldreier gelesen werden. Warum 51,9 die Aufteilung ʿurí ʿurí libši-ʿóz, wo doch das malerische Prädikat libeši ʿoz neben den schwach sinnbetonten Imperativen nicht in der Drückung stehen kann? Liegt es nicht näher, mit Berücksichtigung dessen, was Sievers Metr. Studien § 227 ff. über den Tonwert der vokalischen Affixe des Perfektum festgestellt hat, zu lesen: ʿur(i) - ʿúr(i) ¦ líbeši ʿóz ‖ zeróᵃ jahwaé. Aus dem gleichen Grunde ist die Annahme

schwebender Betonung in Fällen wie jaṣṣil(u) 47,14 oder tosiph(i) 57,12 oder tethibh(a) 41,73 unnötig. Sehe ich recht, so hat sich Pr. wie so viele derer, die zur hebr. Verstechnik das Wort ergriffen haben, von der vorgefaßten Meinung leiten lassen, daß die in sich geschlossenen hebräischen Dichtungen durchlaufenden Versbau haben. Das ist sicher nicht der Fall, sondern das Gegenteil, wie die Psalmendichtung auf jeder Seite beweist.

Melamed, Raphael Hai, Ph. D.: **The Targum to Canticles** according to six Yemen mss. Compared with the 'Textus Receptus' as contained in de Lagarde's 'Hagiographa Chaldaice'. Philadelphia: Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1921. (IV, 117 S.) gr. 8°. Bespr. von Fr. **Praetorius**, Breslau.

In der ersten Hälfte seiner Arbeit gibt Verf. zunächst allbekanntes, allgemeines über die Targume und spricht dann von dem besonderen Werte der jemenischen Handschriften für the reconstruction of the Targumic text and its grammar. Ich glaube, daß hier doch ein vom Verf. nicht beachteter Unterschied zu machen ist zwischen den jemenischen Handschriften des Tora- und des Prophetentargums einerseits und des Hagiographentargums andrerseits: In den ersteren Targumen zeigt sich noch gute Kenntnis der aramäischen Sprache, in dem letzteren ist diese Kenntnis einigermaßen getrübt. Dann Aufzählung und Beschreibung der benutzten jemenischen Handschriften, ihr Verhältnis zueinander und zu dem Drucke Lagardes.

In der zweiten Hälfte legt Verf. den Text des Targums vor. Dieses Targum ist durchweg keine Übersetzung des hebr. Textes, sondern lediglich eine an einzelne Worte des Grundtextes anknüpfende Sammlung erbaulichen Stoffes. Verf. gibt den Text nach Handschrift A, da diese die clearest and most accurate sei. Die Varianten der anderen Handschriften und des Lagardeschen Druckes sind auf der unteren Hälfte der Seite angegeben. Aber die Handschrift A ist keineswegs ein Muster von Korrektheit, und somit wird uns durchaus nicht etwa ein grammatisch richtiger Text geboten; oft genug kann man die richtige Form als Variante lesen. Freilich erhebt sich von vornherein die Frage, ob und ev. inwieweit es methodisch richtig sei, hier zu verbessern. Denn das Targum des HL, erst spät in nachtalmudischer, arabischer Zeit entstanden, war offenbar von Anfang an in verwildertem, nur noch halb verstandenem Aramäisch abgefaßt, so daß die zahlreichen grammatischen Fehler auch der jemenischen Handschriften sicher nicht nur unwissenden Abschreibern zur Last fallen. Vielleicht hat grade ein kundiger Abschreiber hie und da einen grammatischen Fehler des ursprünglichen Textes verbessert, so daß das grammatisch Richtige dort das Sekundäre sein würde. Solche methodischen Zweifel haben aber den Verf. der vorliegenden Schrift schwerlich geplagt, sein Ziel war wohl bewußt oder unbewußt grammatische Richtigkeit.

Ein, soviel ich sehe, durchgehender, variantenloser und sehr häufig vorkommender Fehler ist, daß das plural. Suffix וֹהִי, wenn das h schwindet, mißverstanden wird und Unformen erzeugt hat, so יַדֵוִי od. יְדֵוִי *seine Hände*, בְּנֵוִי *seine Söhne*, מַוִי *sein Wasser*, פָּרָשׁוִי *seine Reiter*; vgl. Dalman grammat.[2] S. 204 vorletzter Absatz. Ich würde als Herausgeber Bedenken tragen, diese Fehler im Texte zu verändern, würde aber auf diese Unformen nachdrücklich aufmerksam machen. Störend fällt auf das häufige ān an Stelle der männlichen Pluralendung; so bei dem Particip. ult. j, wie יָאיָן ,גָלְיָן 113, 4 wo eine Variante noch das etwas bessere גָלַיִן zeigt. Aber auch bei stark auslautendem Nomen findet sich ān oft für in; vgl. Landauer in Nöldeke-Festschrift S. 507f. Hier würde ich etwas zuversichtlicher glauben, die grammatisch richtige Form in den Text aufnehmen zu dürfen. Aber dürfte z. B. אַתְוָותָךְ טַבְיָא 60, 1 verändert werden? Wenn man den vom Verf. gebotenen Text nach seiner grammatischen Richtigkeit ins Auge faßt, so wird selten ein Satz zu finden sein, an dem nichts auszusetzen wäre. Ob Verf. sich darüber immer klar war, ist mir zweifelhaft. An offensichtlichen Vokalverschiebungen im Drucke ist kein Mangel.

Stephan, St. H.: **Modern Palestinian Parallels to the Song of Songs.** Studies in Palestinian Customs and Folklore. III. Jerusalem: Palestine Oriental Society. (80, 32 S.) 8°. 1 sh. Bespr. von G. **Dalman**, Greifswald.

Dieser Sonderdruck aus dem Journal der Palestine Oriental Society Bd. II, S. 199—278, enthält als Hauptinhalt 54 arabische Gedichte in Transkription mit englischer Übersetzung und erläuternden kurzen Anmerkungen, daneben mit besonderer Paginierung in arabischen unvokalisierten Lettern 71 Gedichte, von denen Nr. 1 bis 54 mit den übersetzten zusammenfallen, die übrigen unübersetzt bleiben. Nicht immer ist die örtliche Herkunft angegeben. Gelegentlich wird die weitere Umgebung von Jerusalem, Galiläa, Samarien, Gaza genannt, auch auf Verbreitung eines Gedichtes bis Syrien, Ägypten oder Mesopotamien hingewiesen. Von Gedichtarten kommen vor städtische ṛanāni und mauāwīl, die Hauptmasse des Mitgeteilten, dann einige 'atāba-Verse, zaṛārīt, und Lieder zu den Reigenarten dabke und saḥğe, wobei auffällt, daß S. 27 Nr. 19. 22 als saḥğe — es sollte heißen als

Lieder zur saḥǧe — bezeichnet werden, während S. 58 das erstere als imhāha, also zaḥrūta-Lied, S. 62 das zweite als debke-Lied benannt ist. Kein Versuch wird gemacht, die Lieder sachlich zu ordnen. Die Transkription und Übersetzung ist fast immer korrekt und die Erläuterung sachentsprechend, wenn auch gelegentlich Eßwaren wie knāfe und malbizan nicht genau definiert werden, auch S. 20 nicht verstanden ist, daß en-niǧme die Venus, hier in Konstellation mit dem Monde, meint, und leḥāf keine Eiderdundecke (S. 3), sondern eine gewöhnliche Steppdecke ist. Was das ganze zusammenhält, ist die Absicht, das Hohelied zu illustrieren. In den Anmerkungen wird auf die entsprechenden Stellen desselben verwiesen, und eine Einleitung (S. 1—25) stellt eine große Zahl von Parallelen teils sachlich geordnet, teils als Kommentar zu einzelnen Versen des Hohenliedes zusammen. Hier wird auch Stoff mitgeteilt, der in der Liedersammlung nicht vorkommt, zuweilen ohne dichterischen Beleg für das Gesagte. Vergebens suchte ich nach der S. 6 Anm. 1 verheißenen Erklärung zu Hsl. 5, 14, welche die Sitte des Tätowierens des Bauchs als alte Sitte beweisen soll. Die von Haupt angenommene Unsittlichkeit der im Hohenliede vorausgesetzten Liebesverhältnisse und die von demselben angewandte Deutung der arabischen männlichen Benennung der Geliebten auf Knabenliebe wird von St. nicht berührt, obwohl er Haupts Bemerkungen zum Hohenliede kennt. Doch teilt er arabische Lieder mit, die Hetären gelten.

Als ein Beitrag, vor allem zur besseren Kenntnis von in Palästina viel gesungenen Liebesliedern, ist die Sammlung willkommen zu heißen, zumal sie vermeidet, Stoff mitzuteilen, der in meinem Palästinischen Diwan vorkommt. Möchte der im Orient heimische Sammler auch die von ihm versprochene Behandlung der Metren und Melodien der arabischen Volkslieder bald folgen lassen. Gelegentlich gibt er schon jetzt Metren an, die sich an den Wortton anlehnen und mit den Metren der arabischen Kunstpoesie nichts zu tun haben.

Haefeli, Dr. phil. et theol. Leo: Cäsarea am Meer. Topographie und Geschichte der Stadt nach Josephus und Apostelgeschichte. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbuchh. 1923. (VIII, 76 S. mit 1 Karte.) gr. 8° = Neutestamentliche Abhandlungen X. Bd., 5. Heft. Gm. 3—. Bespr. von A. von Gerkan, Rom.

Grundlage und Zweck dieser Monographie sind natürlich andere, als sie der Altertumsforscher verfolgt. Selbst ein Gegner der schematischen Methode, will ich die Beurteilung ihres Wertes vom Standpunkt der theologischen Palästinaforschung anderen überlassen und nur der Frage näher treten, ob sie die Kenntnis dieses wichtigen Kulturzentrums weiter aufhellt.

Im kurzen ersten Teil werden die dürftigen Nachrichten über den vorherodischen Ort Stratonsturm gesichtet. Da sie nicht über das Jahr 104 v. Chr. reichen, ist die spekulative Verbindung des Namens mit Astarte und damit die Folgerung eines bedeutenden Alters bedenklich. So richtig es ist, alle Möglichkeiten zu berücksichtigen: an der einfachsten und schon längst vorgeschlagenen Deutung des Namens als Landgut eines unbekannten Straton, vielleicht eines des letzten sidonischen Königs, wobei die hellenistische Entstehung die späte Erwähnung rechtfertigen würde, geht der Verf. achtlos vorbei: Die Bezeichnung πύργος für einen Landsitz ist geläufig und heute noch üblich, militärisch aber bedeutet sie ganz speziell den Turm und hat nur selten in der Poesie eine allgemeinere Bedeutung. An einen militärischen Stützpunkt braucht man daher nicht zu denken, und völlig unzulässig ist es, im mittelalterlichen Gemäuer der Ḳalʿa die Urzelle der Stadt zu suchen, denn es enthält nach den eigenen Worten des Verf. verbaute bunte Säulenschäfte, die als römisch gelten müssen.

Es ist bedauerlich, daß auch die Palästinaforschung trotz jahrzehntelanger Arbeit noch nicht dazu gelangt ist, Gebäude unmittelbar nach Stil und Technik zu datieren. Immer wieder werden die Ruinen an der Hand des Josephus oder einer anderen Quelle lediglich als Illustrationsmaterial gesichtet, anstatt daß sie, sachgemäß untersucht, selbst die notwendigen Ergänzungen und Korrekturen lieferten. Das gilt auch von der vorliegenden Arbeit. Mißlungen ist die Topographie des Hafens, den der Verf. vom Südrande bis zur Ḳalʿa-Halbinsel in eine Länge von 600 m ansetzt, denn eine Fliegeraufnahme während des Krieges ließ die Reste der Molen unter Wasser deutlich erkennen und zeigt, daß der Hafen nur die bescheidene Länge von 150 m hatte, und zwar von der Ḳalʿa auf der Südmole bis zur kleinen Halbinsel im Norden (K. Lehmann-Hartleben, Die antiken Hafenanlagen 1923, S. 179 f.). Wie gewöhnlich, hat Josephus diesen Bau in überschwänglicher Weise gepriesen und übertreibende Angaben gemacht, wie die 60 m breiten Molen, die nicht nur bei der Kleinheit des Beckens unmöglich, sondern auch an sich völlig zwecklos wären.

Und doch überwog zunächst dieser Hafen die Stadt an Bedeutung so sehr, daß sie nach dem Hafen lokalisiert wurde. Wir müssen sie uns daher in der Herodeszeit vielleicht als prächtig, jedoch nicht als umfangreich denken, da sie ja auch nur als eine von mehreren Neugründungen in der kurzen Bauzeit von zwölf

Jahren entstanden ist. Außer dem Palast, der Agora und dem Kaisertempel nennt Josephus nur noch das Theater und das Amphitheater, die an geeigneten Plätzen, d. h. sehr wohl außerhalb der Stadt liegen konnten, ebenso wie das Stadion, das aber erst später erwähnt wird (von einem Hippodrom, einer ganz andersartigen Anlage, ist überhaupt nicht die Rede). Von der Größe der Stadt erfahren wir nichts, nur daß ihr ein überlegter Plan zugrunde lag, mit einer Kanalisationsanlage, die Josephus ebenfalls übertreibend schildert. Aber daß Wohnhäuser systematisch gebaut wurden, brauchen wir nicht zu glauben, und noch bedenklicher ist es, den Bericht sogar zu ergänzen und Stadtmauern, Wasserleitungen, Kasernen und Gefängnisse als Monumentalanlagen des Erbauers zu nennen.

Die in theologischen Kreisen immer noch bestehende Josephusgläubigkeit beherrscht auch den letzten und umfangreichsten geschichtlichen Teil. Die dort angeführten Ereignisse sind Ausschnitte aus der Geschichte des Landes im 1. Jahrh. und sind oft, zuletzt von E. Meyer, Urspr. u. Anf. des Christentums III, mit größerer Vorsicht behandelt worden. Als Stadtgeschichte kann man sie eigentlich nicht bezeichnen, denn diese müßte erst aus der Überlieferung und aus den Resten entwickelt werden; leider schließen sie auch mit dem Ende des jüdischen Krieges. Aber schon der kurze Ausblick des Verf. läßt erkennen, was eigentlich selbstverständlich ist: erst nach der Zerstörung Jerusalems wurde Caesarea für Jahrhunderte die unbestrittene Metropole des Landes. Diese lange Blütezeit kann doch nicht ohne Spuren an der baulichen Ausgestaltung der Stadt vorübergegangen sein. Erst jetzt wird sie bis zur Größe von 1,5 km Länge und 0,8 km Breite angewachsen sein, Mauern und Aquädukte erhalten haben, und wie überall, müssen auch hier bestehende Bauten vergrößert und verändert worden sein. Die sachlich ausführlichere Beschreibung der Survey of W. Palestine, Memoirs II, bestätigt die späte Entstehung der meisten Reste, und wir werden uns damit bescheiden müssen, daß der Urzustand der Herodeszeit erst durch Ausgrabungen festgestellt werden kann, wenn der Steinraub nicht inzwischen jede Möglichkeit dazu vernichtet haben sollte.

Littmann, Enno: **Jäger und Prinzessin.** Ein neuarab. Märchen aus Jerusalem. Bonn: A. Marcus u. E. Weber 1923. (32 S.) 8° = Kl. Texte f. Vorl. u. Übungen, hrsg. v. H. Lietzmann, Heft 150. Gm. 1—. Bespr. von Hans Stumme, Leipzig.

Das vorliegende Märchen, welches Littmann i. J. 1904 an einem Regentage im Ḥaurân nach dem Diktate eines Jerusalemer Christen in Umschrift aufzeichnete, bietet mit seinen 329 Zeilen Umschrift, die L. hernach in arabische Schrift übertrug (281 Z.), dem Leser eine arabische Fassung des Grimmschen Märchens „Die zwei Brüder". Es ist leicht zu übersetzen und bietet nicht zu viele Iterationen oder Akkumulationen (doch s. S. 10,7—12; 16,5—10; 19,12—21, l.; 23,2—vl. des Umschrifttextes); ein ohne solche glatt durchlaufendes wäre gewiß manchem Studenten lieber, der etwa räsonnieren wird: „Für mein teures Geld mag ich dieselbe chose nicht immer wieder hören!" In der Umschrift stört sicherlich die zu sparsame Anwendung der Interpunktionszeichen, und die von L. beliebte Schreibung unbetonter Endvokale mit dem Längezeichen über ihnen (iḫwē, bärrîjē, ṣaniʿtō, — und wie wird der Anfänger das letzte Wort betonen?) wird wohl auch nicht allen gefallen. Von Druckfehlern muß ein für den gedachten Zweck edierter Text selbstverständlich absolut frei sein; das ist der vorliegende denn auch bis auf 'izrēh (statt richtig iz̆rēh) S. 19, l. Z., bei dem, weil iz̆r eben eine gar zu kuriose Form für riǧl ist, ein Druckversehen sich doppelt schlecht macht. Das Glossar ist mit seinen fünf Seiten etwas gar zu kurz geraten.

Kühnel, Ernst: **Maurische Kunst.** Berlin: Bruno Cassirer 1924. (VII, 75 S. mit 155 Tafeln und 24 Textabbildungen). Lex. 8° = Die Kunst des Ostens. Hrsg. von William Cohn. IX. Gm. 12.—. Bespr. von Karl Hadank, Berlin-Friedrichshagen.

Mit dem vorliegenden Werke hat sich Ernst Kühnel nicht zum ersten Male auf unserem Teilgebiete der muslimischen Kunst versucht; schon vor längerer Zeit veröffentlichte er Sonder-Darstellungen von Granada und Algerien, die er übrigens im gegenwärtigen Buche bescheidener Weise nicht erwähnt.

Die Schwierigkeiten, die in der Benennung und Abgrenzung des Themas liegen, sind dem Verfasser nicht entgangen. Zwar besteht vom Standpunkt des Kunsthistorikers, wie dargelegt wird, kein Grund zur Aufstellung eines besonderen Begriffes der maurischen Kunst. Kühnel hat aber mit Rücksicht auf die „Zusammengehörigkeit von Spanien und Nordafrika" die herkömmliche Überschrift beibehalten und sucht Rettung aus der Verlegenheit mit einer Art Umdeutung des Themas, indem er an die Stelle einer bloß maurischen Kunst, von der nicht viel zu sagen wäre, den Bereich der west-islamischen Kunst setzt. Wer sich einmal zu dieser gewaltsamen Erweiterung des Themas entschlossen hat, der hätte folgerichtiger Weise auch Sizilien und Unteritalien in den Kreis seiner Betrachtung ziehen sollen. Aber auch Portugal darf dann nicht fehlen; weil es unter Berbern-Herrschaft gestanden hat, ist es schon

bei engster Fassung des Begriffes der Mauren-Geschichte nicht zu übergehen.

Im ersten Kapitel des Textes versucht Kühnel die allgemeine geschichtliche Entwicklung zu skizzieren, auf deren Grunde die „maurische" Kunst erwachsen ist. Leider verläuft die Darstellung — der keine Literatur-Nachweise beigegeben sind — im Stile der Dozy, Graf Schack und August Müller, die sich zu sehr an Quellen zweiter und dritter Hand hielten, so daß ihre Werke weder in der Zuverlässigkeit von Einzelangaben noch vor allem in der romantisch-panegyrischen Grundstimmung heute mehr bestehen können. Wem die zahlreichen kritischen Arbeiten spanischer Forscher, besonders des Francisco Codera, unbekannt sind, der konnte wenigstens aus Jos. Marquarts „Benin-Sammlung des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden" (Leiden 1913) entnehmen, daß man gelernt hat, die Geschichte der muslimischen Reiche Nordafrikas und der Pyrenäen-Halbinsel wesentlich nüchterner anzusehen. Die Geschichte der Almoraviden nimmt sich bei Marquart erheblich anders aus als bei Kühnel (S. 7).

Die folgenden drei Hauptabschnitte zeigen den Verfasser mehr auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiete, der Kunstgeschichte; und hier können wir ihm für manchen Hinweis dankbar sein.

Im zweiten Kapitel („Westislamische Kunstdenkmäler") werden hauptsächlich behandelt: die wichtigsten „abendländischen Moscheen" (von der großen Moschee des Sidi 'Oqba in Kairuân angefangen bis zu den kleinen Bethäusern in Toledo) und Paläste (vor allem die Alhambra).

Die Bedeutung weltlicher Bauwerke beruht in diesen westlichen Gegenden weniger auf dem Grundriß und Aufbau als auf der dekorativen Ausstattung. Daher schließt sich ungezwungen als drittes Kapitel ein längerer Abschnitt über das „Maurische Ornament" an, in dem der Verfasser augenscheinlich den Kern seiner Aufgabe gesehen hat. Obgleich zur Belebung von Flächen meist nur Schrift, Linearmuster und Pflanzen-Ornamente verwendet wurden, erfanden die Künstler mit unerschöpflicher Phantasie eine ungeheuere Mannigfaltigkeit von Formen. Es ist bemerkenswert, mit welcher Leichtigkeit Kühnel die vielverschlungenen Stilmuster zerlegt und Einblicke in die Entwicklung des Zierwerks eröffnet.

Im letzten Kapitel („Mudejaren und Barbaresken") führt uns der Verfasser die schon etwas gebundene Tätigkeit muslimischer Künstler unter christlicher Herrschaft vor, besonders in Toledo, Córdoba und Alcalá de Henares. Als glänzendste Leistung der Mudéjar-Baukunst erscheint der Alcázar von Sevilla. Noch stärker machten sich auswärtige Elemente in der Kunst nordafrikanischer Korsarensitze geltend; während fremde Formen und Ornamente die Architektur belebten, wurde das Kunstgewerbe von ihnen eher gelähmt, bis es schließlich der europäischen Einfuhr erlag.

In der Literatur-Übersicht versichert Kühnel zwar, keine veralteten Bücher berücksichtigt zu haben, gleichwohl stützt er sich in seinen Erläuterungen wesentlich auf das „Museo Español de Antigüedades", das vor einem halben Jahrhundert erschienen ist, und läßt, wenigstens für Spanien, wichtige neuere Werke unerwähnt. Für Toledo vermißt man z. B. die daselbst im Jahre 1890 veröffentlichte ausführliche „Guía artistico-práctica" des Vizconde de Palazuelos (Conde de Cedillo), vor allem aber spätere Arbeiten von Rodrigo Amador de los Ríos, in Sonderheit sein Großfolio-Werk „Toledo" in den „Monumentos Arquitectónicos de España". Dieses wichtige Unternehmen endete nicht, wie der unkundige Leser aus Kühnels Literatur-Übersicht schließen wird, schon mit dem Jahre 1876, sondern wurde 1882 für längere Zeit abgebrochen und erst im Jahre 1905 wiederaufgenommen mit dem soeben erwähnten Meisterwerk des Rodrigo Amador de los Ríos über Toledo. Danach gäbe es in Kühnels Erläuterungen zu Toledaner Bauwerken mancherlei zu verbessern. So z. B. ist die Puerta del Sol, die unter diesem Namen auffallend spät (erst Mitte des 18. Jahrhunderts) erwähnt wird, schwerlich schon um 1100 erbaut, s. S. 337 f., 343 f. Umgekehrt bestand San Justo y Pastor bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts (nicht erst Ende des 14.) und wird seitdem häufig genannt, s. S. 316. Die Sinagoga del Tránsito entstand in den Jahren 1357—1358 (nicht zwischen 1360 und 1366), s. S. 245 unten. Auch für den Kunsthistoriker schafft eine gesicherte Chronologie die unerläßliche Grundlage für die Erkenntnis der Entwicklung.

Gratzl, Emil: Islamische Bucheinbände des 14. bis 19. Jahrhunderts aus den Handschriften der Bayrischen Staatsbibliothek ausgewählt und beschrieben. Mit acht farbigen und 16 Lichtdrucktafeln. Leipzig: K. W. Hiersemann 1924. (37 S.) 4°. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Man kommt vielleicht am ehesten zu einer Wertung dieses Buches, wenn man es der einzigen bisher erschienenen Sonderveröffentlichung über dieses eng begrenzte, aber reizvolle Gebiet der islamischen Kunstwissenschaft gegenüberhält, dem im vorigen Jahre herausgekommenen Einband-Werk von Sarre. Gratzl's Arbeit wird sich mit diesem weder an Schönheit des publizierten Materials noch an Güte der Repro-

duktionen, noch an Glanz der Aufmachung vergleichen können. Und doch berührt sie jeden Wissenschaftler angenehm. Gegenüber der sowohl im Text wie in der Auswahl der Abbildungen losen Form des Sarreschen Buches ist hier eine bescheidene und anspruchslose, jedoch auch äußerst gediegene Publikation. Aber geschlossene, saubere Arbeit, äußerlich scharf umrissen durch die Begrenzung auf die Bestände der Bayrischen Staatsbibliothek, die Beschreibung sorgfältig. Und in dem diese verbindenden Texte versucht der Verfasser, über die bisherigen Forschungsergebnisse weiter fortschreitend, zu einer scharfen Analyse der Haupttypen des islamischen Bucheinbandes und ihrer stilistischen Eigentümlichkeiten zu kommen. Wichtig sind vor allem die maghribinischen Einbände der Münchener Bibliothek, da diese fast alle aus dem Besitze des Humanisten Widmanstetter stammen, welcher sie aus der Beute des Feldzuges Karls V. nach Tunis 1535 erworben hatte, also ganz sicher für das 15. und frühe 16. Jahrhundert datierbar sind, ein wichtiger Anhaltspunkt bei der noch unsicheren Chronologie und der häufigen Diskrepanz zwischen Alter der Handschrift und ihres Einbandes. Sehr zahlreich sind auch die Einbände aus Südarabien, während solche aus Ägypten nur spärlich vertreten sind. Von den persischen Lederbänden zeichnet sich der auf Tafel XV und XVI abgebildete des Cod. pers. 21 durch feine Papierfiligranarbeit aus. Der auf Taf. XVII reproduzierte dürfte doch wohl schon türkischer Herkunft sein, nicht nur auf Grund der gelegentlichen türkischen Gebete in der Handschrift, sondern auch aus stilistischen Momenten, besonders der Auflockerung in der Komposition des Zentralmedaillons. Den gleichzeitigen Miniaturen nachgebildete Lacke der Sefewiden-Zeit fehlen, die meisten hier publizierten zeigen nur Blumen als Dekor, mit Ausnahme einer Geschichte Timurs (Tafel XIX—XX), die zwischen blühenden Bäumen und Vögeln den Kampf zwischen Drachen und Phönix, das beliebte chinesische Motiv, zeigt. Ein Unikum ist endlich ein javanischer Einband, eine freie Um- und Weiterbildung ägyptischer wie persischer Anregungen. Wenn also dieses Buch auch keine ungewöhnlichen und prächtigen Meisterwerke bringt, es finden sich doch eine ganze Reihe guter und geschmackvoller Arbeiten der besten Zeit islamischer Kunst darin; wertvoll bleibt vor allem aber Gratzl's sorgfältige Katalogisierung der Münchener Bestände, so wie seine vorsichtige stilistische Analyse.

Zoroastrian Civilization from the earliest times to the downfall of the last Zoroastrian Empire 651 A. D. by Mâneckji Nusservânji Dhâllâ. New York 1922. Bespr. von Jehangir Tavadia, Hamburg.

Der Verfasser ist Dastur (der Hohepriester) der Karachi-Parsen und Ph. D. von New York. In diesem Werk beschreibt er die iranische Kultur in den verschiedenen Dynastien und nach folgenden Gesichtspunkten· Literatur, Gesellschaft, Familie, Frau und Heirat, Erziehung, Königtum, Verwaltung, Recht, Priesterschaft, Kriegsdienst, Ackerbau, Kunst, Baukunst, Medizin und Hygiene, Handel, Kalender, Kleidung und Schmuck, Haustiere, Speise und Getränke, Feste und Festtage, Zeitvertreib, Weissagung und Zauberei. Diese Hauptgruppen teilt der Verf. wieder in Nebengruppen. Diese Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes zeigt die Notwendigkeit des Buches. Aber wir müssen bemerken, daß das Buch nicht eine kritische Untersuchung, sondern eine literarische Zusammenstellung bietet, die sich sehr gut liest. Als solche erweist es sich als eine mühsame und sorgfältige Arbeit. Wo sich der Verf. auf eine Autorität beruft, kann man seine Ausführungen kontrollieren, doch wo er seine eigene Meinung sagt, kann man streiten, ob er recht hat oder nicht. Z. B. sagt er in „the Family group“ (S. 72) „At the death of their father the sons did not separate, but continued to live under the roof that covered their ancestral hearth“. Aber wir wissen, daß der 15jährige Zoroaster und seine Brüder ihren Anteil von ihrem Vater verlangt haben. (SBE 47 S. 151, Kap. 20 § 1 und Textausgabe Kap. 13 § 1.) Ein Gegenbeweis ist nicht nötig, wenn er das Awesta als Produkt des Propheten und seiner Schüler (S. 38, 42) und Neupersisch als „daughter tongue“ des Awesta (S. 39) nennt und wenn er sagt: the Pahlavi language .... was not a flexible vehicle for the expression of ideas“ (S. 279); und „We do not meet with any signs of independent inquiry, original thought, flashes of imagination and bold speculation on the problems of life, in the Pahlavi literature“ (S. 280).

Hedin, Sven: Mount Everest. Mit acht Künstlersteinzeichnungen von Georg Baus, einer Anstiegskizze, 9 Karten u. 3 Profilen. Leipzig: F. A. Brockhaus 1923. (194 S.) 8°. Gm. 3.30; geb. 5.40. Bespr. von Albert Herrmann, Berlin.

Der Verfasser des „Southern Tibet“ gibt uns hier nicht nur einen anschaulichen Bericht über die englischen Besteigungsversuche des Mt. Everest in den Jahren 1921 und 1922, sondern zeigt uns auch, daß die Engländer nicht die ersten Entdecker dieses höchsten Berggipfels sind, da dieser bereits 1733 auf der Karte des Franzosen D'Anville erscheint, und zwar auf

Grund der Landesaufnahmen, die der chinesische Kaiser Kanghi 1717 von französischen Jesuiten in Tibet ausführen ließ; diese lernten den Berg von den Tibetern als Dschomolungma, (besser als Tschomolungma) kennen, ein Name, der noch heute dort gebräuchlich ist und deshalb auf unseren Karten wiedereingeführt werden sollte. Über die Bedeutung des tibetanischen Namens ist es inzwischen zu einer Kontroverse gekommen (Österr. Alpenzeitung 1923, S. 219 f.; 1924, S. 12 ff., 31 ff.) Hier halten W. Flaig und R. v. Sydow an Sven Hedins Erklärung „Göttinmutter des Landes" fest, während Reinh. Müller und Missionar S. H. Ribbach die Deutung „Tal der Göttin Tārā" bringen, wozu das Wörtchen „ri" = Berg zu ergänzen wäre. Man hat dabei aber übersehen, daß schon das unter Kaiser Kien-lung verfaßte Hsi-yü-t'ung-wên-tschï, ein sechssprachiges geographisches Lexikon über Zentralasien, den tibetischen Namen zu erklären sucht: jiyomo langmari, jo-mo glang-ma-ri „Rinderberg der Göttin" (vgl. v. Zach, Lexikograph. Beitr. IV, S. 114). Aber gegenüber der hier zugrunde gelegten Form Dschomolangma ist Dschomo-lungma besser bezeugt; danach wäre „Tal der Göttin" wohl die beste Erklärung. In seiner Erklärung, daß es für den Menschen eine Unmöglichkeit sei, zu Fuß — d. h. ohne Hilfe der Flugzeuge — eine Höhe von 8882 m ü. d. M. zu erreichen, hat Sven Hedin bisher Recht behalten, wenn auch in diesem Jahre die unglücklichen Bergsteiger Mallory und Irvine einen neuen Rekord von mindestens 8604 m aufgestellt haben (vgl. Geogr. Journal, LXIV 1924, S. 145 ff.). Der Orientalist kann reiche Belehrung schöpfen aus den Kapiteln: Jesuiten und Kapuziner in der Gegend des Mount Everest, Mount Everest und Gaurisankar in der Reichsgeographie der Chinesen, Tibet und seine Bewohner (nach des Verfassers Vortrage auf dem Deutschen Naturforschertag in Leipzig am 20. Sept. 1922).

Adam, Dr. Leonhard: **Hochasiatische Kunst.** Mit 36 Tafeln u. 4 Textbildern. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. (VIII, 54 S.) gr. 8°. Gm. 3.50; geb. 4.50. Bespr. von K. Haushofer, München.

In der hochasiatischen Kunst zunächst einmal das Typische vom Persönlichen scheiden und das Kennzeichnende vorweg sehen zu lehren, beim westlich gebildeten Geschmack überhaupt die Organe zur Auffassung hochasiatischen Stils zu entwickeln, das ist die schlicht angedeutete, so dankenswerte Absicht des höchst verdienstlichen Buches von Adam. „Wissenschaftliche Ziele sind dem Buche nicht gesetzt", schreibt er in vornehmer Selbstbescheidung; aber es wurde tatsächlich zu einem der vortrefflichsten Weg-Bereiter und Zugangs-Öffner, die man zu Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Hochasien in die Hand nehmen kann.

Von ihm aus mag der Weg zur Sammeltätigkeit hinübergleiten und zur Selbst-Erziehung an ihr, oder zu geographischen und geopolitischen Betrachtungen weiterführen, oder in Reisebeschreibungen sich vertiefen oder auch verlieren; oder er mag zu den Quellen steigen, zu den Ausgrabungen, den Sammlungen von Lecoq und seinem großartigen Werk über die buddhistische Spätantike, und den feinen gegenseitigen Anregungen zwischen Ost und West über Hochasien hinweg, auf den Pfaden der Gandhara-Kultur und anderen Verbindungen, etwa mit Hirth nachspüren: für Alles wird man aus dem Buch von Adam klare Sichtungen, verlässige Typen mitbringen können, und ein grundlegendes Verständnis für die Art, wie sich die spröde, herbe aber große hochasiatische Hochlandnatur in den Umformungen der zu ihr gedrungenen Kulturanregungen und in originalen Zuschöpfungen ausgewirkt hat.

Klare Sichtung des überreichen, aber schwer erreichbaren Stoffes, energische Synthese zeichnen das Buch aus; und das Einzige, was wir (wohl aus Gründen des allzu gedrängten Raumes) vermissen, ist eine Betrachtung etwa im Sinn der Gedankengänge, die Dr. Wüst in der Zeitschrift für Geopolitik, Heft V über den „Lamaismus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft" veröffentlicht hat; also eine Art geographischer Einführung. Das Buch von Adam, eine weitere Untersuchung im Stil von Wüst, und dazu etwa Aquarelle von der Art, wie sie Molyneux-Younghusband zusammen über Kashmir bringen, über Nepal und Tibet ausgedehnt, um einige der Skizzen von Sven Hedin bereichert; das wären die Bestandteile, aus denen sich wohl ein vollendetes Buch über die Psychologie der hochasiatischen Kulturlandschaft machen ließe, und wir hoffen, daß die verdienstliche Leistung des Verlags vielleicht ein Vorklang zu diesem Buch ist, den wir einstweilen dankbar begrüßen.

Nyānatiloka: Das Wort des Buddha. Eine Übersicht über das ethisch-philosophische System des Buddha, in den Worten des Sutta-Pitaka. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert. 2. deutsche Aufl. München-Biberg: Oskar Schloß 1923. (XI, 110 S.) 8°. Gm. 1.—; geb. 2.—. Bespr. von O. Stein, Prag.

Der Inhalt des Buches ist durch den Untertitel gekennzeichnet; seine Absicht, das philosophische Gerüst der buddhistischen Lehre vorzuführen, hat der Übersetzer wohl erreicht. Es werden die vier Wahrheiten, der achtteilige Pfad durch gut ausgewählte Stellen des Kanons belegt; angefügt ist „der Werdegang des Jüngers".

— Eine dritte Auflage wird einige Druckfehler zu beseitigen haben; in ihr verschwindet hoffentlich auch das sprachliche und sachliche Unding, „das Nirwahn", das „germanisierte" (!) Nirvāṇa.

Atharwaweda. Übertragen von Friedrich Rückert. Aus dem ungedruckten Nachlasse des Dichters zum ersten Male herausgegeben von Hermann Kreyenborg. Kleine Ausgabe. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (XV, 229 S.) 4°. Gm. 9—. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

Für die Entdeckung dieser dichterischen Übertragung von etwa einem Drittel der Hymnen des Atharvaveda in Rückerts Nachlaß und für ihre sorgfältige Herausgabe ist die deutsche Leserwelt dem Herausgeber zu großem Dank verpflichtet. Dieser prächtig gedruckten, stattlichen „kleinen" Ausgabe soll nach Ankündigung des Herausgebers noch eine „große" folgen, die außer den allgemeinverständlich ergänzten und bearbeiteten Anmerkungen Rückerts und einer längeren Einleitung des Herausgebers noch die rein philologischen Noten des Dichters, welche den Indologen von Fach angehen, enthalten wird. An der Hand dieser Noten wird dann über die philologische Bedeutung der Übersetzung im einzelnen zu reden sein. Der hohe künstlerische Wert des Rückertschen Werkes und seine Bedeutung für die Einführung weitester Kreise in die Atmosphäre des Atharvaveda geht aus der vorliegenden Ausgabe klar hervor und wird dem Buche Verbreitung und Beifall sichern.

Anmerkung: Die Anwendung einer dem deutschen ohne Erklärungen mundgerechten Transkription ist in derartigen Ausgaben durchaus gerechtfertigt. *w* statt *v*, *j* statt *y*, *sch* statt *ṣ* empfiehlt sich ohne weiteres, auch *tsch* statt *c* und *dsch* statt *j* wird kaum zu umgehen sein; dagegen sollte man für den palatalen Zischlaut lieber *sch*, nicht die deutscher Schreibung doch auch unbekannte Kombination *sh* setzen und die geradezu eine falsche Aussprache herbeiführende Schreibung *Brachma* für *Brahma* auf alle Fälle vermeiden. In den angekündigten Noten für Fachleute wird hoffentlich die wissenschaftliche Umschreibung zur Anwendung kommen.

Rice, Stanley, Late Indian Civil Service: **Ancient Indian Fables and Stories.** Being a selection from the Panchatantra. London: John Murray 1924. (126 S.) 8°. = The Wisdom of the East Series. 3 sh. 6 d. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Diese englische Übersetzung einer Auswahl von Pañcatantra-Erzählungen verfolgt, entsprechend dem Charakter der Reihe, in die sie aufgenommen ist, nur den Zweck, eine ungefähre Vorstellung von dem Wesen der indischen Märchenliteratur zu geben. Der Übersetzer fußt in der Vorrede ganz auf den Anschauungen Benfeys und spricht von dem „buddhistischen Ursprung vieler Geschichten und Fabeln"; die Arbeiten Hertels sind ihm anscheinend unbekannt geblieben. Er hat der Übersetzung eine südindische Rezension zugrunde gelegt, ohne indessen anzugeben, in welchem Dialekte das von ihm benutzte Original abgefaßt ist.

Judge, W. Q.: **Die Yoga-Aphorismen des Patanjali.** Eine Interpretation. Leipzig: Theosophisches Verlagshaus. (87 S.) 8°. Gm. 1.50. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

„Das Werk ist auf dem Altare der MEISTER niedergelegt und ihrem Diener (sic!) H. P. Blavatsky gewidmet. Allen Früchten des Werkes und jedem Lohne dafür wird entsagt, sie sind der Sorge Karmas (sic!) überlassen und den Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft." Diese Worte, mit welchen die Schrift beginnt, zeigen deutlich, von welchem Geiste sie beseelt ist und an welche Kreise sie sich wendet: sie will nicht eine genaue Wiedergabe des Sanskrit-Originals für Religionsforscher sein, sondern Anhängern von Frau Blavatsky als Vademecum für Konzentrationsübungen dienen. Niemanden, der mit dem theosophischen Schrifttum vertraut ist, wird es daher Wunder nehmen, daß sich diese „Interpretation" vom Originaltext oft weit entfernt und daß die beigefügten Erklärungen mit der echten Yoga-Lehre vielfach nichts gemein haben. So wird in der Einleitung eine Tafel der sieben Prinzipien gegeben, in welcher Begriffe wie Buddhi und Manas in bekannter theosophischer Art mißverstanden und gar als „Liebes-Substanz" und „Lebens-Substanz" unseres Sonnensystems erklärt werden. Auf S. 26 wird die folgende bemerkenswerte Mitteilung gemacht: „Jeder Gedanke von Herbert Spencer, Mill, Bain oder Huxley ist zusammen mit den betreffenden, von diesen Leuten aufgestellten philosophischen Systemen im Astrallichte aufbewahrt, und alles, was der Asket zu tun hat, ist, einen einzigen Ausgangspunkt zu gewinnen, der ihn mit einem dieser Denker in Verbindung bringt, und alsdann im Astrallicht alles, was sie ausgedacht haben, zu lesen". Zu I, 23 wird S. 37 īśvara erklärt als „das mächtige Zentrum des Bewußtseins, das unverändert im Busen des Einen Daseins besteht", II, 1 wird svâdhyāya als „Gemurmel" wiedergegeben und dazu bemerkt: „Bekannt ist, daß die Jesuiten und auch viele Schauspieler ihre Predigten und Rollen im Murmeltone lernen, dadurch wird ein Rhythmus erzeugt, der eine Teilwirkung auf den Äther hat, in dem das Gedächtnis liegt". Die angeführten Beispiele

werden genügen, um eine Vorstellung von der Weisheit zu geben, die in diesem Buche geboten wird; jeder, der sich mit dem wirklichen Yoga des Patanjali beschäftigen will, kann nicht eindringlich genug vor dieser „Interpretation" W. A. Judges gewarnt werden.

Modi, Shams-ul-ulma Jivanji Jamshedji: **Memorial Papers.** Bombay o. J. (1923). Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Dr. Modi hat insgesamt 18 Abhandlungen über orientalische Gegenstände für 8 Festschriften geschrieben. In dem vorliegenden Sammelbande druckt er 12 von diesen 18 Abhandlungen wieder ab, um sie so allgemeiner zugänglich zu machen. Ich kann mich daher darauf beschränken, für Interessenten die Titel dieser 12 Abhandlungen anzuführen. 1. The Tibetan Mode of the Disposal of the Dead. 2. The use of rosaries among Zoroastrians. 3. A principle of justice among the ancient Persians as described by Herodotus. Its Origin in Parsee books. (Herodot I 137.) 4. The use of sangrîzeh („pebbles") in a Parsee ritual. 5. A Tibetan Form of salutation suggesting an explanation of a Parsee ritual. (Holding up of flowers in the Āfrîngān ceremony). 6. The Geh-Sârnâ recital, as enjoined and recited about 150 years ago. (Funeral service, held near a corpse before its removal to the Tower). 7. Mount Arezura of the Avesta, a volcanic mountain. 8. Mazdak, the Iranian socialist. 9. The Hunas in Avesta and Pahlavi. (Hunas = Huns). 10. Idol-worship. Did it exist among the ancient Aryans, and among them, among the ancien Hindus of the Vedic times? (Idol-worship, if helpful to the illiterate, may be tolerated.) 11. Old Iranian forms of invocation of God. 12. The Taziks (Arabs) of the Nirang i Sarosh Yasht.

Saṃyutta-Nikāya. Die in Gruppen geordnete Sammlung aus dem Pāli-Kanon der Buddhisten zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Wilhelm Geiger. 1. Liefg. München-Neubiberg: Oskar Schloß 1923. (52 S.) gr. 8°. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Das vorliegende, 52 Seiten umfassende Heft stellt nur die erste Lieferung eines größeren Werkes dar und enthält das Nidāna-Saṃyutta, die Gruppe von den Ursachen. Da noch keine Einleitung und noch kein Vorwort vorhanden ist, läßt sich über den Plan des ganzen Werkes noch nichts sagen. Eine eingehende Würdigung kann daher erst später versucht werden. Das Gegebene aber berechtigt zu der Annahme, daß wir eine sehr gute und gründlich durchgearbeitete Übersetzung bekommen werden von einem Werke, das für die Beurteilung grundlegender und schwieriger Sätze des Pāli-Buddhismus von höchster Wichtigkeit ist. Der Übersetzer gibt zunächst reiche chronologisch geordnete Literaturangaben und zu den einzelnen Abschnitten sachliche Einleitungen, in denen auch die Parallelstellen verwertet werden. Gerade die Kausalitätsreihe bereitet einer einwandfreien Erklärung große Schwierigkeiten. Schon viel ist darüber geschrieben worden, ohne daß die Probleme in zufriedenstellender Weise gelöst sind. Geiger verteilt die einzelnen Glieder der Reihe über zwei Existenzen: die beiden ersten Glieder *avijjā* und *saṃkhārā* beziehen sich nach ihm auf die frühere Existenz, die Glieder 3—8 behandeln den „Zwischenzustand" und bilden die Grundlage zur neuen Existenz, die mit dem neunten Gliede (*upādāna*), der Empfängnis einsetzt und mit dem letzten (*jarāmaraṇa*) ihren Abschluß findet. Nach der birmanischen Überlieferung erstreckt sich die Nidānakette über drei Existenzen, dargestellt durch die Glieder 1 und 2, 3 bis 10, 11 und 12. Diese Tradition, an der man keineswegs achtlos vorübergehen darf, enthält aber auch Schwierigkeiten, die nicht recht zu beseitigen sind.

Man kann nur wünschen, daß die Übersetzung G.s, die auf gründlichen Vorarbeiten und großer Belesenheit beruht, rüstig vorwärts schreitet und unsere Kenntnis vom Buddhismus und seinen Grundideen erweitert und vertieft.

Karlgren, Prof. Dr. Bernhard: **Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese.** Paris: Paul Geuthner 1923. (436 S.) 4°. Fr. 150—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Karlgren hat sich auf dem Gebiete der bisher von der abendländischen Sinologie nur wenig beachteten chinesischen Phonetik schon einen geachteten Namen erworben. Angeregt durch Callerys „Systema phoneticum scripturae sinicae" (1841) und Wiegers „Triple Lexique" und „Caractères Chinois" (3. Aufl. 1916) hat er zuerst in der T'oung Pao (1915, 16, 19) seine „Études sur la Phonologie Chinoise" veröffentlicht und 1918 „A Mandarin phonetic reader with an introductory essay on the pronunciation" folgen lassen.

Das dem Andenken Édouard Chavannes' gewidmete Analytische Wörterbuch der chinesischen Schrift ist die Frucht mühsamer Studien des schwedischen Gelehrten. Sein Zweck ist, wie der erste Satz der Einleitung sagt: „to facilitate a systematic study — scientific and practical — of the Chinese script". Die Geschichte der chinesischen Schrift kennt zwei große Epochen: a) von der ältesten Zeit bis zur Ts'in-Dynastie; b) von der Festlegung der sog. kleinen Siegelschrift durch Li Ssĕ, den Minister des großen Kaisers Shih-huang-ti der Ts'in, an bis zur Gegenwart. Die kleine Siegelschrift ist

keineswegs, wie oft behauptet worden ist, bloß eine Verkürzung und Vereinfachung der alten großen Siegelschrift gewesen, sondern stellt tatsächlich ein ganz neues Schreibsystem dar. Der Verf. zeigt dies am Beispiel einiger antiker Schriftzeichen, wie sie auf Bronzen der Shang- und der Chou-Dynastie erhalten sind. Nachdem K. das Schriftsystem Li Ssŭ's, wie es Hü Shên im Shuo-wên-kieh-tzĕ aufbewahrt hat, erläutert hat, kommt er zu dem Neuen, das er in seinem Buche bieten will: zur phonetischen Seite der chinesischen Schrift. Neun Zehntel aller Charaktere setzen sich zusammen aus einem die Bedeutung anzeigenden Element („signific") und einem phonetischen Bestandteil („phonetic"). Die chinesischen Gelehrten haben das Problem der Phonetik niemals ernstlich angefaßt und die abendländischen Sinologen hatten mit der Schwierigkeit zu kämpfen, ihre Studien auf modernen Dialekten aufbauen zu müssen, die rund 2000 Jahre jünger sind als das archaische Chinesisch der späten Chou-, der Ts'in- und der frühen Hanzeit. Wenn uns die Aussprache des archaischen Chinesisch bekannt wäre, würde uns die Erkenntnis der Grundsätze nicht schwer fallen, nach denen die alten Chinesen die Charaktere aus „signific + phonetic" zusammengesetzt haben. Leider sind uns aber für die Aussprache des Altertums keinerlei Anhaltspunkte überliefert worden. Wir müssen uns mit dem phonetischen System des Altchinesischen begnügen, wie K. im Gegensatz zum archaischen Chinesischen die Sprache des 6. Jahrh. n. Chr. nennt. Zur Zeit der Sui-Dynastie gab im Jahre 601 der Gelehrte Lu Fa-yên unter dem Namen Ts'ieh-yün ein phonetisches Wörterbuch in fünf Kapiteln (k'üan) heraus, das nach 206 Auslauten oder Reimen (yün) den vier Tönen entsprechend angeordnet war. Es gab nach dem fan-ts'ieh-System die nordchinesische Aussprache so wieder, wie sie damals in der Reichshauptstadt Ch'ang-an, dem modernen Si-an-fu, üblich war. K. hat dieses erhalten gebliebene Werk gründlich studiert und darauf die Phonetik seines Wörterbuches gegründet. Er gibt 1350 der häufigsten Schriftzeichen mit ihren Ableitungen und bietet für jedes Zeichen die Aussprache in Mandarin, Kantonesisch und Altchinesisch. Die japanische Aussprache steht zu Anfang der Erläuterungen. Ein nach Klassenzeichen geordneter Index und ein 35 Seiten starker „Englischer Schlüssel" erleichtern das Auffinden.

Das Auge wird zunächst von der ungewohnten Transskription mit ihrer Fülle von diakritischen Zeichen etwas verwirrt und es bedarf schon eines kleinen Studiums und einiger Übung, um sich hinein zu finden. Ich glaube sogar, daß es jemandem, dem die Aussprache des Mandarin nicht geläufig ist, schwer fallen, wenn nicht unmöglich sein wird, dem Verf. überall zu folgen. Behufs Wiedergabe der Bedeutungen wäre es richtiger gewesen, neben dem von Ungenauigkeiten wimmelnden Giles und dem auch nicht immer ganz ausreichenden Couvreur noch ausgiebig ein einheimisches Wörterbuch heranzuziehen, z. B. das von der Commercial Press in Shanghai herausgegebene „Sin-tz'ĕ-tien". Auch vermisse ich einige hübsche Erklärungen, die der Verf. doch auch in Fällen zu geben versprochen hatte, wo sie der strengen Wissenschaft nicht Stich halten sollten (S. 3), z. B. unter „ling" (Nr. 561) die Auflösung des Zeichens: zwei Menschen (jên), die ein Werk (kung) ausführen, indem sie um einen Pfahl tanzen (das Zeichen kung) und dabei laut schreien (drei Münder) nach Regen (yü). Also: bei Dürre durch Tänze Regen herabzaubern; daher die Grundbedeutung „Zauberkraft".

Alles in allem bedeutet dieses Werk einen guten Fortschritt weiter zu dem dringend benötigten zuverlässigen, großen Chinesisch-abendländischen Wörterbuch der Zukunft. Es kann allen Freunden sinologischer Studien, insbesondere auch Anfängern, nur warm empfohlen werden.

Weber, Dr. Norbert, O. S. B.: **Im Lande der Morgenstille, Reiseerinnerungen an Korea.** 2. Aufl. St. Ottilien: Missionsverlag 1923. (XI, 467 S.) Bespr. von **F. E. A. Krause**, Heidelberg.

Korea war bis in die neueste Zeit das abgeschlossenste Land in Ostasien, zu dem Fremde noch weniger Zugang fanden als zu Japan und China. Daher waren seine eigentümlichen Verhältnisse fast völlig unbekannt geblieben. Man wußte wohl, daß sich viel Sonderart in dem rückständigen und schlecht verwalteten Lande erhalten hatte, aber das als sicher feststehende Material zu einer Volks- und Landeskunde war sehr dürftig.

So waren die Koreaner für Europa die „Hermit Nation", wie sie Griffis nannte, ihre Halbinsel das „Verbotene Land", wie es Oppert schilderte, das „Volk der Lächerlichkeiten", von dessen Leben merkwürdige Züge berichtet wurden, ohne daß eine allgemeine Kenntnis bestand.

Auch die Wissenschaft hat den Stoff Korea nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt, der ihm wohl zukommen muß. Denn das Land hat in der älteren Geschichte Ostasiens eine außerordentlich wichtige Rolle gespielt, als das Bindeglied zwischen der Sphäre Chinas und Japans und Vermittler der chinesischen Kultur und der buddhistischen Lehre, die beide von China über Korea nach Japan übertragen wurden.

Diese Stellung zu seinen beiden Nachbarstaaten mußte Korea eine wichtige politische Bedeutung geben. Von beiden Seiten als Tributstaat und abhängiges Gebiet beansprucht, wurde es zum Zankapfel zwischen Japan und China und in neuster Zeit auch zum Streitobjekt zwischen Japan und Rußland. Seine einstige Kulturbedeutung hatte Korea, das seine Blütezeit unter der Dynastie Wang (935—1392) gehabt, unter dem folgenden Herrscherhause Li bald durch Mißwirtschaft der Regierung verloren, so daß sein Volk materiell und geistig in tiefen Verfall geriet.

Durch den Sieg Japans, der ihm das Protektorat über Korea brachte, und die schließliche Annektion des Landes im Jahre 1910 haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Feindschaft, die aus historischen Gründen seit dem grausamen Feldzuge des Toyo-tomi Hide-yoshi zwischen Koreanern und Japanern bestand, fand ihren Ausdruck in der stärksten Abneigung des Volkes gegen das japanische Regiment. Aber von der neuen Verwaltung gewann doch das Land großen Vorteil. Auf allen Gebieten vollzog sich ein rascher Wechsel. Mit der Ordnung von Verwaltung und Verkehr zog der moderne Geist auch in Korea ein, auch der rückständigste Teil des Fernen Ostens wurde dem Fortschritt erschlossen.

Für die geschichtliche Entwicklung der Halbinsel Korea von alter Zeit bis zur Gegenwart ist im Jahre 1911 ein eingehendes Werk erschienen von J. H. Longford, The Story of Korea (London, T. Fisher Unwin, 400 pgg.), auf das in diesem Zusammenhange hingewiesen werden soll. Die neusten Ereignisse schildert F. A. MacKenzie, Koreas fight for freedom (London, ohne Jahr).

Heute, wo man in einem besonderen Sinne von einem „Alten Korea“ und einem „Neuen Korea“ sprechen kann, wo die rascher fortschreitende Zeit auch in diesem stillen Lande manches von der ehrwürdigen Vergangenheit erhaltene Zeugnis zerstören wird, erscheinen eingehendere Aufzeichnungen über das Volkstum und die Sitten der Koreaner von besonderem Werte.

Das auf einer Reise nach Korea im Frühjahr 1911 Erlebte und Beobachtete ist von Dr. Norbert Weber, dem Erzabte von St. Ottilien, in seinem Buche „Im Lande der Morgenstille“ niedergelegt worden, dessen erste Auflage 1914, unmittelbar vor Kriegsausbruch erschien, der jetzt eine zweite 1923 gefolgt ist.

In der Form eines Reise-Tagebuches hat der Verfasser ein wertvolles und reichhaltiges Material zahlreicher Einzelheiten der Landes- und Volkskunde zusammengestellt. Der Leser gewinnt ein deutliches und anschauliches Bild vom Leben der Koreaner mit vielen Einzelheiten ihrer Sitten und Bräuche. Es werden Hochzeitsfeiern und Leichenbegängnisse beschrieben, die Ortschaften mit Königspalästen und Buddhatempeln geschildert. Zahlreiche Illustrationen nach Lichtbildaufnahmen und Aquarellzeichnungen des Verfassers geben Einblick in die Landschaft, die Verkehrsverhältnisse, die Beschäftigungen der Bevölkerung.

Von ganz besonderem Werte mögen die sorgfältigen Beobachtungen sein, die sich auf das bei den Koreanern verwendete Gerät und seine vielfach altertümlichen Formen beziehen, Werkzeug für das Handwerk, landwirtschaftliche Hilfsmittel, Eigentümlichkeiten der Feldbestellung, Reisbau und Nahrungsmittelbereitung, Webstühle und Töpferöfen, Kleidung und Hausbau, Fischfang und Jagd, Wasserschöpfer und Lastträger. So gewinnt der Leser aus Wort und Bild eine klare Vorstellung gerade von den Zügen, die für das koreanische Leben und die bodenständige Sitte besonders charakteristisch sind.

Die Aufzeichnungen bieten außerdem eine eingehende Schilderung der von der Benediktiner-Mission in Korea geleisteten Kulturarbeit. Wir lernen ihre verschiedenen Stationen kennen mit ihren Kirchen, Klöstern und Schulen, erfahren von Freud und Leid ihres Lebens unter dem fremden Volke, den Erfolgen der Missionstätigkeit und dem Anteil der Brüder an der Pionierarbeit in dem solange jedem auswärtigen Einflusse unzugänglichen Lande.

Das Buch ist durchdrungen von der großen Liebe des Verfassers zu der freundlichen und einfachen Bevölkerung, die er auf seiner Reise durch Korea auf das Genaueste zu beobachten Gelegenheit hatte. Namentlich der koreanischen Jugend, die mit Eifer den neuen Weg der Erziehung beschritten hat, auf dem eine neue Generation mit höheren Lebenszielen herangebildet werden soll, wird in sympathischer Weise geschildert.

Das mit über 300 vorzüglichen Illustrationen ausgestattete Buch sei jedem Leser, der ein Interesse an den Einzelheiten des Volkslebens nimmt, die häufig zu wenig Beachtung finden und für das Gebiet Koreas von besonderem Werte sein müssen, auf das Wärmste empfohlen.

Tideman, J.: Simeloengoen. Het Land der Timoer-Bataks in zijn vroegere isolatie en zijn ontwikkeling tot een deel van het cultuurgebied van de oostkust van Sumatra. Leiden: S. C. van Doesburgh. (XII, 304 S.) gr. 8°. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Diese Monographie enthält wertvolles Material zur Kolonialpolitik, Kolonialwirtschaft und Ethnographie von Niederländisch-Indien. Der

4400 qkm große, im Inneren von Sumatra gelegene Bezirk ist erst in diesem Jahrhundert in den Bereich der holländischen Kolonialverwaltung hineinbezogen und erst seit etwa 14 Jahren wirtschaftlich erschlossen. Die historische Entwicklung der Besitzergreifung, die Einrichtung der politischen Behörden (mit ausgedehnter Selbstverwaltung durch einheimische Kleinfürsten), die Rechtsprechung, das Schulwesen, der Gesundheitsdienst usw. werden in besonderen Kapiteln ausführlich besprochen. Das Tempo des wirtschaftlichen Aufschwungs ist erstaunlich schnell: 1908 Anlage der ersten Plantage, 1920 46 Unternehmungen und 31 Konzessionen, zusammen 120000 ha als Europäer-Großbetrieb für Tee, Kaffee und Gummi; 1914 Anlage künstlicher Bewässerung für 12000 ha, von denen 1920 über 4000 als Eingeborenen-Kleinbetrieb unter Reiskultur stehen; 1916 58 km Eisenbahn usw. Der Bezirk zählte 1920 über 175000 Einwohner, von denen 10865 Ostasiaten und 806 Europäer waren (darunter 79 Deutsche, 64 Männer und 15 Frauen).

Die eingeborene Bevölkerung ist in vier Stände gegliedert: Fürsten, Adel, Freie und ehemalige Sklaven; Sklaverei ist 1910 abgeschafft. Die Mehrzahl der Eingeborenen verharrt noch im Heidentum; die christliche Mission hat bisher nicht die erhofften Erfolge erzielt (seit 1904 ungefähr 2000 Bekehrungen). Die Mythologie wird eingehend behandelt; unter den mitgeteilten Sagen ist ein Schöpfungsbericht und eine sehr alte Fassung eines Astralmythos interessant. Es besteht Exogamie und Kaufehe; die Stellung der Frau ist sklavenartig. Hervorzuheben sind Ausführungen über die Anlässe, die früher zur Sklaverei führten (S. 108 ff.), über Herausbildung von individuellem Erbrecht an Grund und Boden infolge der Reiskultur (S. 114), sowie über moderne Sektenbildung (S. 165 ff.).

Die beigegebene Karte ist gut und die Abbildungen sind sehr instruktiv.

Orosa, Sixto Y., M. D.: **The Sulu Archipelago and its People.** New York: World Book Company 1923. (X, 134 S.) 8°. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Diese Monographie beschäftigt sich mit dem südlichsten Teil der Philippinen-Gruppe, dem Sulu-Archipel, dessen Bevölkerung seit Jahrhunderten in Ostasien als Seeräuber gefürchtet war und den Spaniern in ihrer Kolonisationstätigkeit den heftigsten Widerstand geleistet hat.

Sie ist als wissenschaftliche Quelle mit Vorsicht zu benutzen, da sie die ausgesprochene Tendenz verfolgt, die mohammedanischen Eingeborenen des Gebietes mit den christlichen der größeren Inseln zu versöhnen, und die kaum verschleierte, die Segnungen der amerikanischen Verwaltung, der „policy of attraction“, zu preisen.

Trotzdem ist Vieles aus dem Buch für Kolonialpolitiker und -historiker brauchbar und zahlreiche Mitteilungen sind für Ethnologen und Religionsforscher beachtenswert. Denn der Verf. ist selbst ein Sulu und kennt viele Einzelheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes und die Volksgebräuche, die aus dem Zusammenwirken von altem Heidentum und Islam entstanden sind, und er gestaltet seine Schilderungen vielfach dadurch anschaulich, daß er die beteiligten Persönlichkeiten namhaft macht (so wird unter den drei bedeutendesten jetzt lebenden Leuten seines Vaterlandes auch der Halbblut-Sohn eines Deutschen angeführt).

Die beigegebenen zahlreichen Abbildungen sind meist technisch gute Reproduktionen, die den Text vorzüglich illustrieren.

Venzmer, Gerhard, Dr. phil. et med.: **Aus fernem Osten.** Reiseeindrücke und Stimmungsbilder von Deutschlands erster Ostasienfahrt nach dem Weltkriege. Hamburg: Weltbund-Verlag 1922. (222 S.) 8°.

Matuschka, Maria Gräfin: **Meine Erinnerungen aus Deutsch-Ostafrika.** Leipzig: Xenien-Verlag. (139 S.) kl. 8°.

Landbeck, Konsul Paul: **Kongoerinnerungen.** Zwölf Jahre Arbeit und Abenteuer im Innern Afrikas. Berlin: August Scherl. (196 S.) gr. 8°. Bespr. von F. Mager, Königsberg i. Pr.

Venzmer beschreibt die erste Ostasienreise eines deutschen Schiffes nach dem Weltkriege, an der er als Schiffsarzt teilnahm. Das Buch kann als angenehme Unterhaltungslektüre gelten, bietet aber im Sinne der OLZ nichts Neues. — Das gleiche gilt von den schlichten, aber fesselnden Schilderungen der Gräfin Matuschka über ihren langjährigen Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika und ihre Erlebnisse als Farmersfrau in Krieg und Frieden. — Landbeck gibt Schilderungen seines drei- (nicht zwölf-) jährigen Aufenthaltes im Kongogebiet als Faktoreibeamter und später Faktoreichef, die vielleicht für den Kaufmann, namentlich der Kautschukbranche, Interesse haben, aber weniger für die OLZ. Anspruch darauf könnten höchstens die beiden kleinen letzten Kapitel machen: „Abergläubische Vorstellungen der Neger“ und „Negermärchen“.

Dank.

Den Freunden und Fachgenossen, die mich in so anmutiger Weise beschenkt haben, spreche ich meinen herzlichen Dank aus. Möchte unser Schutzpatron Thot unserer Wissenschaft weiter gnädig sein und möchte er alle seine Schreiber in ihrem Alter so beglücken, wie Sie mich beglückt haben.

Berlin-Dahlem, 31. 10. 24. Ad. Erman.

Mitteilung.

Am 15. Oktober 1924 hat die Orientalische Abteilung der Preußischen Staatsbibliothek ihre neuen Räume im Ostflügel der Bibliothek und im Anschluß daran den Orientalischen Lesesaal eröffnet, der von nun an den Orientalisten auch als Handschriftenlesesaal dienen wird. Er ist von 9—3 Uhr geöffnet und enthält außer den wichtigsten orientalistischen Zeitschriften eine Handbibliothek von etwa 1800 Werken, und zwar die notwendigsten Nachschlage- und Quellenwerke zur Philologie und Geschichte des Orients und des nachbiblischen Judentums sowie eine ziemlich vollständige Sammlung von Handschriftenkatalogen.

Eine Änderung im Leihverkehr tritt durch die Errichtung des Orientalischen Lesesaals nicht ein; die gesamte Masse der nicht im Lesesaal stehenden Orientalia, die durch reichliche Neuanschaffungen ständig wächst, wird nach wie vor ohne weiteres nach auswärts versandt. In Ausnahmefällen werden auch Lesesaalbücher, falls sie in keiner anderen deutschen Bibliothek nachweisbar sind, auf kurze Zeit verliehen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Deutsche Literaturzeitung 45 1924:

1 *Augustin, Reflexionen und Maximen ... v. A. v. Harnack (F. Loofs). — *F. Heiler, Der Katholizismus (A. v. Harnack). — *Ali Tabari, The book of Religion and Empire, ed. by A. Mingana (Th. Nöldeke). — *C. H. Armbruster, Initia Amharica III. 1 (E. Littmann). — *Th. Stcherbatsky, The central conception of Buddhism and the meaning of the word 'dharma' (H. Jacobi). — *Bruno Keil, Beiträge zur Geschichte der Areopags (E. Meyer). — *A. Rosthorn, Geschichte Chinas (O. Franke). — *K. Haushofer, Japan und die Japaner (K. Sapper.) —
2 *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur ... (A. J. Wensinck). — *Baalbek .... hrsg. v. Th. Wiegand (G. Rodenwaldt). — *C. J. Gadd, The fall of Ninive. (B. Meißner). — *R. Tagore, Der Geist Japans. (O. Franke).
3 *F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie (O. Weinreich). — *H. Quentin, Mémoire sur l'établissement du texte de la Vulgate I. (A. v. Harnack). — *G. Sacco, Le Credenze Religiose di Maometto (J. Horovitz). — *E. Abegg, Der Pretakalpa des Garuḍa-Purāṇa (A. Hillebrandt).
4 *Die Heilige Schrift des ATs; übersetzt von † E. Kautzsch, hrsg. v. A. Bertholet (J. Meinhold). — *P. Feine, Die Religion des ATs. (W. Bauer). — *A. Volume of Oriental Studies, presented to E. G. Browne (E. Mittwoch). — *G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet (A. v. Le Coq). — *G. Rodenwaldt, Der Fries des Megarons von Mykenai (P. Wolters). — *E. Kornemann, Mausoleum und Tatenbericht des Augustus (M. Gelzer). — *U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit (L. Wenger). —
5 *E. Bethe, Mythos, Sage, Märchen (W. Otto). — *K. Budde, Der Segen Moses (O. Eißfeldt). — *F. Cumont, Die Mysterien des Mithra (H. Greßmann). — *R. Wilhelm, Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten (O. Franke).
6 *H. Greßmann, Die Anfänge Israels, *W. Staerk, Lyrik. *P. Volz, Hiob und Weisheit (J. Meinhold). — *A. Erman, Die Literatur der Ägypter (H. O. Lange). — *W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed (F. Zucker).
7 *O. Eißfeldt, Hexateuch-Synopse (H. Holzinger). — *Inscriptiones Christianae urbis Romae ... Nova Series I. (A. v. Harnack). — *C. M. Kaufmann, Handbuch der christlichen Archäologie (G. Stuhlfauth). — *E. A. Wallis Budge, Facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the British Museum; *H. O. Lange, En ny visdomsbog fra det gamle Aegypten (A. Erman). — *E. Littmann, Tausend und eine Nacht in der arabischen Literatur (J. Horovitz). — *A. Meillet, Les origines indo-européennes des mètres grecs (P. Maaß). — *J. Heinemann, Poseidonios' metaphysische Schriften I (G. Rudberg).
8 *J. A. Bewer, Der Text des Buches Ezra (O. Eißfeldt). — *H. Achelis, Der Entwickelungsgang der altchristlichen Kunst (J. Sauer). — *G. Jacob, Schanfaras Lamijat al-'Arab (E. Littmann). — *Th. Hopfner, Über die Geheimlehren des Jamblichus (J. Jüthner). — *F. Steinmetzer, Die babylonischen Kudurru (Grenzsteine) als Urkundenform untersucht (J. Hehn). — *J. B. Aufhauser, Christentum und Buddhismus im Ringen um Fernasien (O. Franke).
9 *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu I (E. Sellin). — *H. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im frühen Mittelalter (W. Köhler). — *M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur III (H. Zimmer). — *W. Dittenberger, Sylloge Inscriptionum Graecarum IV 2 (W. Crönert). — *F. Sarre, Die Kunst des alten Persien (U. Wilcken).
10 *A. Deißmann, Licht von Osten (E. Lohmeyer). — *E. Norden, Die Geburt des Kindes (F. Boll). — *P. Klappstein, Vier turkestanische Heilige (R. Hartmann). — *Forschungen in Ephesos III (F. Hiller v. Gärtringen). — *K. J. Beloch, Griechische Geschichte III, 1, 2 (U. Kahrstedt).
11 *E. Edwards, A catalogue of Persian printed books in the British Museum (F. Babinger). — *H. Raschke, Die Werkstatt des Markusevangelisten (A. Jülicher). — *G. Schnurhammer, Shin-tō (O. Franke). — *Oxford Editions of Cuneiform Inscriptions I, II (B. Meißner). — *E. Boerschmann, Baukunst und Landschaft in China (F. M. Trautz). — *W. Schur, Die Orientpolitik des Kaisers Nero (E. Hohl).

The Edinburgh Review 1924:

488 April 200—74 G. Pilcher, New economic tendencies in India. — 358—76 C. R. Haines, Ancient Chinese poetry (*Sir J. F. Davis, The Poetry of the Chinese; *J. Legge, The She-king or the book of poetry, the same translated into English Verse; *H. A. Giles, Gems of Chinese literature; *A. Waley, A hundred and seventy Chinese Poetry; ders., More translations from the Chinese; *F. Ayscough, A Lowell, Fir-flower tablets).

Folk-Lore XXXIV 1923:

4 267—92 W. Crooke, The Dīvālī, the lamp festival of the Hindus. — A. Cremona, Maltese death, mourning, and funeral customs. — E. C. Parsons, The provenience of certain Negro folktales V. The house-keepers. — A. Grimble, Myths from the Gilbert islands II, the myth of Nakaa and the forbidden tree; Beruan version of the fire-myth. — V. K. Raman Menon, Stone erections in India. — Correspondence. — *S. Johnson, The history of the Yorubas ... ed. by O. Johnson (E. S. Hartland). — *J. Forrend, Specimens of Bantu folk-lore form Northern Rhodesia (E. S. Hartland) — *M. W. Hilton-Simpson, Arab medicine and surgery (A. R. Wright). — *W. J. Perry, The children of the Sun, a study of in the early history of civilisation; *ders., The origin of magic and religion (E. N. Fallaize). — *Ivor H. N. Evans, Studies in religion, folk-lore, and custom in British North-Borneo and the Malay peninsula (H. A. Rose).

Geografisk Tidsskrift XXVI 1924:

5 *F. Holm: My Nestorian Adventure (A. G.).

The Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society 1922/23 XXVI:

2 159—170 N. B. Divatia, The ancient Indian Symbol

for the foreign Sound. — 171—76 Ch. Muhd Jsmail, Two Arabic Medicine-cups. — 177—94 Rav Bahadur P. B. Joshi, Side Lights on the past History of the Parsis. — 195—229 A. X. Soares, Garcia d'Orta, a little known Owner of Bombay. — 230—249 V. S. Sukthankar, Studies in Bhāsa. — 250—64 G. V. Ācharya, Two sets of Chālukya copper plates from Navasāri. — 265—84 Jivanyi Jamshedji Modi, A visit to the great wall of China; a similar wall of King Noshirwān (Chosroes I) of Persia. — 285—92 Prof. M. Winternitz at the meeting of the R. A. S. Bombay Branch, Oct. 1923 (über Mahābhārata criticism).

Journal des Savants 22 1924:

1/2 *Biblia (antiguo testamento) traducida de hebreo al castellano por Rabi Mose Arragel de Guadolfarara . . . (A. Morel-Fatio) — *M. Holleaux, Rome, la Grèce et les monarchies hellénistiques au III• siècle avant J.-C. (J. Carcopino). — A. Blanchet, Ernest Babelon. — *Papyrus grecs publiés sur la direction de P. Jouguet, avec la collaboration de P. Collart et de J. Lesquier (A. Merlin).

3/4 G. Contenau, Les rituels accadiens (über *F. Thureau-Dangin, Rituels accadiens; *Tablettes d'Uruk) — *Z. le Rowzic — M. et Mme Saint-Just-Péquart, Carnac (Capitan).

Klio XVIII 1923:

3/4 213—225 W. Kroll, Kulturhistorisches aus astrologischen Texten (Religion des ptolemäischen Ägyptens; verschiedene Priestergattungen; κάτοχοι.) — 226—252 W. Schwenzner, Gobryas (Schluß). (G. als Statthalter von Gutium mindestens in den späteren Jahren Naboneds unabhängig von Babylon; frühester sicherer Nachweis erst als persischer Statthalter von Gutium, da der Urukbrief (s. Klio XVIII 1/2, S. 41 f.) nach neuerem amerikanischem Material erst in persische Zeit zu setzen ist (s. Nachtrag S. 250/2); Anschluß G.s an Kyros spätestens vor dessen Lydierfeldzug; wahrscheinlich war G. Führer des Angriffs auf Babylon; Naboned überrascht, so daß es zu einer Verteidigung der Stadt nicht mehr kommt — die überlieferten Züge meist aus späteren Belagerungen; G. Statthalter von Babylon und Ebir Nāri; früheste Zeugnisse zwei unveröffentlichte Berliner Urukexte (V. A. T. 8474 u. 8409) vom 9. bzw. 10. X. des 4. Kyrosjahres; nach dem Tode des Kambyses Hauptmitwirkender bei der Thronerhebung seines Schwagers und Schwiegersohns Darius wie bei der Niederwerfung des babylonischen Aufstandes; sein Anteil später vom Hofe verkleinert, als sein Enkel von Xerxes der Thronfolge beraubt wird; Im 4. u. 5. Dariusjahre G. als Feldherr im Elamiteraufstand, wohl auch noch Teilnehmer am Skythenfeldzug.) — 336—362 C. F. Lehmann-Haupt, Die Sothisperiode (und der Kalender des Papyrus Ebers). (Keine der drei Sothisperioden von den Ägyptern kyklisch voraus berechnet; Chronologie des alten Reiches; Die Resultate Borchardts in seinen „Annalen" von L.-H. angenommen (Pause des Turiner Königspapyrus von Borchardt mit numerierten Zeilen); Rückblick und Ausblick: Übereinstimmung Ägyptens und Babyloniens in wesentlichen Punkten der Zeitmessung wie der sonstigen Kultur; der Sothiskalender Schöpfung der Priesterschaft von Heliopolis.) — Mitteilungen und Nachrichten: 363—366 *Blegen, Korakou (Schachermeyr.) 366—374 C. F. Lehmann-Haupt, Aus und um Konstantinopel. 383—384 Ders., Althistorisches vom (zweiten) deutschen Orientalistentag.

XIX 1924:

1 1—61 H. Mötefindt, Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient. (Eingehende Behandlung, leider zum Teil auf unzuverlässigen Publikationen beruhend (s. S. 16 Anm. 2); M. unterscheidet: 1. Bartlose Tracht. 2. Fräse. 3. Vollbarttracht. 4. Assyrische Nationaltracht.) — 97—100 B. Meißner, Babylonische und griechische Landkarten (Vorstellung von der in 4 Weltquadranten geteilten, okeanosumflossenen Erde auf der babylonischen Karte (Cun. Texts fr. babyl. Tablets XXII, 48.) wie bei den Griechen von Homer bis Demokrit. Wohl durch die Hethiter von den Babyloniern durch die Griechen entnommen.) — 101—102 W. Spiegelberg: Ursprung einer Herodoteischen Novelle. (Her. II. 107 ikonische Novelle; wahrscheinlich zurückzuführen auf eine Darstellung des siegreichen Pharaos auf den Feinden stehend.) — Mitteilungen u. Nachrichten: 103—104 B. Meißner, Zu Strabo XVI, 1, 9. (Identifizierung von Opis mit Seleukia.)

Rosinski.

Literarisches Zentralblatt 75 1924:

2 *V. Schultze, Altchristliche Städte und Landschaften II. 1 (F. Babinger). — *M. A. Stein, Serindia (J. Hertel).
3 *P. Joüon, Grammaire de l'Hébreu biblique (R. Eick).
4 *K. Haushofer, Japan und die Japaner (E. v. Drygalski).

Museum 30 1923:

10 *F. de Saussure, Recueil des publications scientifiques (C. C. Uhlenbeck). — *P. Maurus Witzel, Der Gudea-Zylinder A (H. Th. Obbink). — *M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur (W. Caland). — *H. von Kiesling, Orientfahrten zwischen Ägeis und Zagros (C. van Geldern). — *A. Fischer, Aus der religiösen Reformbewegung in der Türkei (J. H. Kramers).

11—12 *Gregorii Nysseni opera I, II ed. V. Jaeger (G. Piepers). — *W. H. Rassers, De Pandji-roman (N. J. Krom). — *A. de Buck, De Egyptische voorstellingen betreffende den oerheuvel (R. Miedema). — *F. Poland, E. Reisinger, R. Wagner, Die antike Kultur . . . (G. von Hoorn). — *C. M. Kaufmann, Handbuch der Christlichen Archäologie (C. L. Smit).

31 1924:

1 *A. Hillebrandt, Aus Alt- und Neuindien (J. M. van Gelder). — *K. J. Beloch, Griechische Geschichte (A. G. Roos). — *W. Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (P. A. A. Boeser). — *F. X. Steinmetzer, Die babylonischen Kudurru (Grenzsteine) als Urkundenform (H. Th. Olbink). — *F. W. C. L. Schulte, Het Heidendom bij Tertullianus (H. J. Toxipeus).
2 *G. Kittel, Sifre zu Deuteronomium 1. (H. Windisch). — F. Schubart, Von Wüste, Nil und Sonne (A. G. Roos).
3 *F. Stummer, Sumerisch-Akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen (H. Th. Obbink). — *E. Lewy, Tscheremissische Grammatik (C. C. Uhlenbeck). — *J. Scheftelowitz, Die Entstehung der manichäischen Religion und des Erlösungsmysteriums (H. Hackmann).
4 *H. Peters, Zur Einheit der Ilias (J. van Leeuwen Jr). — *H. Sparnay, Sammlung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des M. A.s. (J. F. D. Blöte). — *J. Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft (J. H. Kern). — *E. Hoffmann, Die Griechische Philosophie von Thales bis Platon (B. J. H. Ovink).
5 C. Siemens — G. Auer, König Echnaton in El-Amarna (J. Six). — *H. M. Wiener, The Prophets of Jsrael in history and criticism (H. Dort).
6 *A. Geerebaest, De Oorlog tegen Hannibal Livius XXII• Boek (E. Slijper). — *A. Moberg, Le livre des splendeurs, la grande grammaire de Grégoire Barhebraeus (A. J. Wensinck). — *S. Birnbaum, Das hebräische und das aramäische Element in der Iiddischen Sprache (J. E. Polak Jz).
8 *E. Williger, Hagios (M. Engers). — *O. Klein, Syrisch-griechisches Wörterbuch zu den vier kanonischen Evangelien (De Zwaan). — *E. Senart, La Bhagavadgītā (J. W. Boissevain).
9 *A. Erman, Die Literatur der Ägypter (P. A. A. Boeser). — *Cinq Nô, Drames lyriques japonais traduits . . . par Noël Peri (M. W. de Visser). — *L. Heuzey, Histoire du Costume antique (M. M. Assmann).

Oriente Moderno III (1923):

1 Sez. politico-storica: 1—22 A. Giannini, La Costituzione egiziana. — Cronaca e documenti: 23/4 Riassunto della situazione. 24—38 La nuova Costituzione egiziana del



19 aprile 1923 (französischer Originaltext). — 38—64 Notizie varie.
2 Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 65/6 Riassunto della situazione. 66—77 La legge elettorale egiziana del 30 aprile 1923 (französisch). — 78—123 Notizie varie. — Sez. culturale: 124—128 A. Palmieri, Il progresso degli studi orientali nella Russia bolscevica I (allrussische wissenschaftliche Vereinigung zur Erforschung des Orients: aus der Analyse des 2. Heftes des Novij Vostok ergibt sich die ganz überwiegend politisch-wirtschaftliche Richtung der Neugründung).
3 Sez. politico-storica: 129—150 A. Giannini, La Costituzione della Palestina. — Cronaca e documenti: 150—155 Riassunto della situazione. — 155—188 Notizie varie. — Sez. culturale: 189—194 A. Palmieri, Il progresso degli studi orientali nella Russia bolscevica, fine (verschiedene Einzelpublikationen; ferner: ägyptische Sammlung des Moskauer Museums; die Abteilung für den klassischen Orient an der Ermitage u. die ägyptischen Studien; archäologische Sammlungen in Perm; archäologisches Institut in Rostow; die kalmückischen Urkunden der Archive in Astrachan; orientalistische Kurse in Feodosia; die orientalistischen Studien an den Militärakademien; Vereinigung zur Erforschung der Mandschurei; Expedition zur wirtschaftlichen Erforschung der Mongolei; Ausgrabungen in Novij Sarai).
4 Sez. politico-storica: 197—208 E. Rossi, Il movimento arabo in Tunisia dopo la guerra. — Cronaca e documenti: 208/9 Riassunto della situazione. — 209—254 Notizie varie. — Sez. economica: 255—260 Notizie varie.
5 Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 261/2 Riassunto della situazione. 262—265 Decreto 7 luglio 1923 sui Tribunali Misti nel Grande Libano e nella Siria (französ. Text). — 266—317 Notizie varie. — Sez. culturale: 318—328 Notizie varie.
6 Sez. politico-storica: 329—338 A. Giannini, Gli lábori costituzionali in Egitto. — Cronaca e documenti: 338/9 Riassunto della situazione. — 340—372 Notizie varie. — Sez. culturale: 373—384. Notizie varie. 384/5 *Suleymān Fikri, Antālieh liwāsī ta'rīḫī. Constantinopel 1840 (E. Rossi). — Sez. economica: 388—392 Notizie varie.
7 Sez. politico-storica: 393—399 A. Giannini, L'Etiopia nella Società delle Nazioni. — Cronaca e documenti: 399 Riassunto della situazione. 399—401 Il Trattato turco-afgano del 1º marzo 1920 ratificato a Kābul il 20 ottobre 1922. — 402—459 Notizie varie. — Sez. culturale: *J. Ancel, Manuel historique de la question d'Orient. Paris 1923 (A. Giannini). R. Hartmann.

Revue Archéologique V. Serie XVII 1923:
Juli—Oktober. 119—38 W. Deonna, Talismans du Musée de Genève I Horus sur les crocodiles. Bibliographie der Arbeiten von Ch. Clermont-Ganneau. *C.-T. Hagberg-Wright — C.-J. Purnell, Subject-index of the London Library. *E. Vignard, Une nouvelle industrie lithique, le „Sébilien" (S. R.). *A. Jardé, La formation du peuple Grec (Selbstanzeige). *G. P. Oeconomus, De profusionum receptaculis sepulcralibus. *H. Th. Bossert, Altkreta. *D'Angélique u. G. Panayotaton, L'hygiène chez les anciens Grecs. *F. Flumene, Un po' più di luce sul problema genetico dei nuraghes di Sardegna. *Fogg Art Museum Notes, ed. by M. E. Gilman. *S. W. Grose, Fitzwilliam Museum, Catalogue of the Mc. Clean Collection of Greek coins I. *A. K. Coomaraswamy, Catalogue of the Indian Collections in the Museum of Fine Arts, Boston. *Baron Descamps, Le génie des religions. *Les travaux archéologiques en Syrie de 1920 à 1922. *S. A. B. Mercer, Assyrian grammar. *M. Goguel, Introduction au NT. I. *Biblia, Traduction espagnole faite par le rabbin M. Arragel de Guadalfajara vers 1422. *E. Fleg, Anthologie juive. *P. Casanova, Mohammed et le fin du monde. *P. Monceaux, Histoire litteraire de l'Afrique chrétienne III (S. R.).

XVII. 161 Ch. Bruston, Une amulette expliquée par l'hebreu. 164 Ed. Naville, La tombe de Toutank-Amon. 166 M. Perneau, Les fouilles de Salibéye sur l'Euphrate. S. R. (s.: Salmon Reinach) Le Musée Ashmoléen d'Oxford en 1922. — *Frazer, The Golden Bough (S. R.). *A. Moret et G. Dary, Des clans aux empires (S. R). *Ed. Coq, Un recueil des lois assyriennes (S. R.). *M. P., L'Expédition scientifique et artistique en Mesopotamie et de Medie (S. R.). *Le Prince Omar Toussoun, Les anciennes branches de Nil (><). *P. G. Orfail, Capharnaüm et ses ruines (S. R.). *L. Desnoyers, Histoire du peuple hébreu des juges jusqu' à captivité I (S. R.). *R. Kreglinger, La religion d'Israel (S. R.). *P. Saintyves, Essai de folklore biblique (S. R.) *A. Headlam, The life and teaching of Jesus the Christ (S. R.) *H. Delaye, Les martyres d'Égypte (S. R.). 329. L. Carton, Le Carthage punique d'après les recentes découvertes. 339 Ed. Naville, Les temples ramessides et saïtes.

Revue Biblique XXXII:
1 5 R. P. Dhorme, Écclésiaste ou Job — 28 M. E. Podechard, Notes sur les psaumes — Psaume XLV. 39 A. Royet, Un manuscript palimpseste de la Vulgate hieronymienne des évangiles — 59 J. Touzard, L'âme juive au temps des Perses. 80 R. P. Abel, Trois inscriptions arabes inédites du ḥaram d'Hébron — R. P. Lagrange, Le logos d'Héraclite. — 108 Cronique, Jerusalem, Tombeau à Batn el- Hawa — Une villa romaine à Difra — Quelques antiquités à Toul-Koram — Naplouse, Essai de topographie — *S. Mowinckel, Psalmenstudien I Awän und die individuellen Klagepsalmen (E. Pondechard) — Bulletin.
2 161 R. P. Lagrange, Vers le Logos de Saint Jean — 185 R. P. Dhorme, L'emploi metaphorique des noms de parties du corps en hébreu et en akkadien. 213 A. Royet, Un manuscript palimpseste de la Vulgate hieronymienne des evangiles — 268 Pondechard, Notes sur les Psaumes, Psaume LXXII — 253 R. P. G. Orfali, Un hypogée juif à Bethphage — Chronique: R. P. Abel, Une crypte byzantine à But-Djâlâ — R. P. Vincent, L'année archéologique 1922 en Palestine — *Pinard de la Boullye, L'Études comparés des Réligions I (Fr. P. Synavo) — *A. Loisy, Les Actes des Apôtres (E. Bern) — *The Coptic Version of the N. T. in the.... Sahidic. VI The Acts of the Apostles (F. M. Abel) — 308 Bulletin.
3 321 R. P. Lagrange, Vers le Logos de St. Jean — Le Logos de Philon — 372 A. Royet, Un manuscript palimpseste de la Vulgate hieronymienne des évangiles — 383 A. Regnier, Le Realisme dans les Symboles des Prophetes. Abel, La liste géographique du papyrus 71 de Zenon. — Synave, Le V Congrès international des sciences historiques. — 426 R. P. Vincent, L'année archéologique 1921 en Palestine — *G. Bertram. Die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult — C. J. Ball, The book of Job, a revised Text and Version (P. Dhorme) — *The Beginnings of Christianity I The Acts of the Apostles by Jackson and K. Lake, vol. II Prolegomena II Criticism (E. Jacquier) — *L. Desnoyers, Histoire du peuple hébreu, des Juges à Captivité I (L. H. Vincent) — Bulletin.
4 481 A. van Hornacker, La succession chronologique Néhémie-Esdras — 495 F. M. Abel, Topographie et campagne machabéennes — 522 J. M. Vosté, Le commentaire de Theodore de Mopsueste sur St. Jean d'après la version syriaque — 552 L. H. Vincent, Le nouvel hypogée de Byblos et l'hypogèe royal de Gezer. 575 J. A. Janssen, Inscriptions confiquées de la chaire du martyr al Huṣayn — F. M. Abel, Lapides torrentis. — 602 P. Cheneau, L'ancien carillon de Bethlehem — *R. H. Charles, Lectures on the Apocalypse (E. Bern) — Bulletin.

Revue d'Ethnologie et des Traditions populaires 1923:
1 8 H. Labouret, Les Travaux du N. J. Cremer sur les Bubo. — 41 R. Basset, Contes et Legendes arabes —

43 J. Nippgen, Les Contes de Siddhi-Kür. — 47 A. Dannon, Le Roman de Haïqar. — *W. Deonna, L'archéologie (M. Delafosse) — *A. Carnoy, Les Indo-Européens — *M. Delafosse, L'âme nègre (R. Basset) — *P. de Foucauld et A. de Calossanti-Motylinski, Textes touareg en Prose (M. Delafosse) — *Th. W. Talley, Negro folk hymnes, wise and otherwise — *Cl. Huart, Études d'hagiographie musulmane (M. Delafosse) — *P. J. André, L'islam et les races I (M. Delafosse) — *J. Castagné, Le Bolchevisme et l'Islam (M. Delafosse)— *P. Masson, Éléments d'une Bibliographie française de la Syrie — *G. Contenau, La civilisation assyro-babylonienne — *J.-H. Hutton, The Angami Nagas — *E. Hadfield, Among the nations of the Loyalty group — *R. Thurnwald, Die Gemeinde der Banaro — *E. Lévi-Provençal, Textes arabes de l'Ouargha, dialecte de Jbla (M. Delafosse) — *E. Lévi-Provençal, Les historiens de Chrofa (M. Delafosse) — *L. Millot, Les terres collectives (Blad djemâ'a) (H. Basset) — *G. Legrain, Louqsor sans les Pharaons (R. Basset) — *A. Pollera, La donna in Etiopia (R. Basset) — *J. Brevie, Islamisme contre „Naturisme" au Soudan français (M. Delafosse) — *H. A. Mac Michael, A history of the Arabs in the Sudan I-II (M. Delafosse) — *D. Westermann, Die Kpelle — *S. Lieth-Ross, Fulani Grammar — *H. Hubert, Objects anciens de l'Afrique occidentale (M. Delafosse) — *E. Merwart, L'art dahoméen — *M. Delafosse, Les Noris de l'Afrique — *J. Roscoe, The soul of Central Africa (M. Delafosse).

2 123 G. Chéron, Usages minianka (Soudan français) — 149 B. Nikitine, Superstitions des Chaldéens du plateau d'Ourmiah. — 185 Azais, La fête de la croix au Harar — 201 R. Basset, Contes et légendes arabes — *H. Girard et H. Moncel, Bibliographie des œuvres d'Ernest Renan (M. Delafosse) — *A. Drexel, Die Gliederung der afrikanischen Sprachen (M. Delafosse) — *H. Georges, Vue générale de l'histoire d'Afrique (M. Delafosse) — *R. Brown, The Andaman Islanders — *J. G. Mills, The Shota Nagas — *M. Bernanose, Les arts décoratifs au Tonkin — *J. Rodes, Les Chinois (M. Delafosse).

3 241 G. Chiron, Notes sur les Niénégué du Béréla — 245 J. Castagné, Survivances d'anciens cultes et rites en Asie Centrale. — 259 Fr. de Coutouly, La famille, les fiançailles et le mariage chez les Purto de Septako. — 271 J. Barberet, Les Issogho — 277 R. Basset, Contes et légendes arabes — *M. Rujgasse, Études de palethnologie maghréleni (M. Delafosse) — *H. Sottas et E. Drioton, Introduction à l'étude des hiéroglyphes (M. Delafosse) — A. P. André, L'islam et les races II (M. Delafosse) — *W. G. White, The Sea Gypsies of Malaya (M. Delafosse) — O. Rutter, British North Borneo — *W. H. R. Rivers, Essays of the depopulation of Melanesia. — *F. Sarasin, Anthropologie der Neu-Caledonier — *N. Ivanitzky, Les institutions des primitifs australiens — *M. W. Hilton-Simpson, Arab medicine and surgery (J. Nippgen) — *R. Durendinger, Vocabulaire practique du dialecte Arabe centre-africain — *F. W. Taylor, A practical Hausa Grammar — *M Travelé, Petit Manuel français-bambara (M. Delafosse) — *T. A. Barns, The wonderland of the Eastern Congo — *F. Grébert, Au Gabon (G. Bruch) — *M. Heepe, Jaunde-Texte von Karl Atangana & Paul Messi (R. Basset) — *M. Heepe, Die Komorendialekte Ngazidja, Nzwani und Mwali (R. Basset).

4 289 J. de Morgan, Sur les origines de la civilisation orientale antique — 304 E. Darré, Notes sur la tribu des Bomitaba (Moyen Congo) — 286 M. Leenhardt, La monnaie neo-calédonienne — 334 B. Nikitine, La vie domestique kurde — 347 R. Basset, Contes et légendes arabes — *Shin-fou-li, Au pays du dragon (R. Basset) — *Granet, La réligion des Chinois (M. Delafosse) — *M. Mercier, La civilisation urbaine au Nzab (M. Delafosse) — *A. Bernard, Enquète sur l'habitation rurales des indigènes de l'Algérie (M. Delafosse) — *C. Rathjens, Die Juden in Abessynien (M. Cohen).

Revue de Musicologie, Nouv. Série 1923:

4 149 E. Borrel, La Musique turque (Gibt kurze Notizen über Notensystem, Instrumente und dazu einige Proben türkischer Musik).

T'oung Pao. XXII 1923:

1 1 P. Pelliot, Notes sur l'histoire de la céramique chinoise. *Le Théatre chinois. Peintures sanguines et croquis d'Alexandre Jocholeff. Texte de Tchou-kia-kien (P. Pelliot). *R. Grousset, Historie de l'Asie I-III (P. Pelliot). *A. v. le Coq, Die buddhistische Spätantike in Mittelasien I (P. Pelliot). *Matsumoto Nobohiro, Les anciens noms de famille chinoise et le totemisme dans „Shikagu" oct. 1921 febr. 1922 (Ch. Hauguemaner).

2 63 Han yen chuih's chü lu (monograph of the wages of wên-chou, chikiang) translated by M. J. Hogerty with introduction by P. Pelliot. 97 P. Pelliot, La Theorie des quatre fils du ciel.

3 135 A. C. Moule, The bore of the chi'en-t'ang river in China. 189 P. Karel de Joeghor, Le père Merbiest, auteur de la première grammaire mandchoue. 193 P. Pelliot, Les traditions manichéennes de Fou-kien. — *Les questions de Milenda, Melindepañha traduit de Pali par L. Finot (P. Pelliot). *Histoire d'Hela conte indien, episode de Mahâbhârata traduit par P. E. Dumont (P. Pelliot).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Abadie, M.: Les Races du Haut-Tonkin de Phong-Tho à Lang-Son.
Caland, W.: Twee oude Fransche Verhandelingen over het Hindoeisme uitgegeven en toegelicht.
*Erodoto. Il primo libro delle Istorie. Commentato da Vincenco Costanzi.
Falls, J. C. E.: Beduinischer Diwan. Lieder aus dem libyschen Sandmeer.
*Gadd, C. J.: A Sumerian Reading-book.
Gemser, B.: De beteekenis der persoonsnamen voor onze kenntnis van het leven en denken der oude Babyloniers en Assyriërs.
*Haas, H.: Bilderatlas zur Religionsgeschichte. 1.—4. Lfg.:
*Hackmann, H.: Laien-Buddhismus in China.
*Hopfner, Th.: Fontes historiae religionis aegyptiacae: Pars IV.
— Entgegnung (gegen Leisegangs Rezension OLZ 27, 203/5) 2 S. 4°.
Joüon, P.: Grammaire de l'Hebreu biblique.
*Kromayer, J.: Antike Schlachtfelder. 4. Bd.: Schlachtfelder aus den Perserkriegen; aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders u. aus d. römischen Geschichte bis Augustus. 1. Lfg.
*Laman, K. E.: The musical Accent.
Mowinckel, S.: Psalmenstudien. Bd. II—V.
*Obbink, H. Th.: Op bijbelschen bodem.
*Rupprecht, Kronprinz v. Bayern: Reiseerinnerungen aus Ostasien.
*Transliteration of Slavonic. (Abridged from the Proceedings of the British Academy Vol. VIII).
Wellesz, Emmy: Die buddhistische Kunst von Gandhâra.
*Wilhelm, R.: I Ging. Das Buch der Wandlungen. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert.
*Woeß, F. v.: Untersuchungen über das Urkundenwesen und den Publizitätsschutz im römischen Ägypten.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVIII 2 **OLZ** Februar 1925

Weiteres zu Amen-em-ope und Proverbien.

Von Hubert Grimme.

Nachdem A. Erman in überzeugender Weise die Benutzung der Sprüche des Amen-em-ope in den biblischen Proverbien dargetan hat, werden mehr und mehr auch die Grenzen klar, innerhalb welcher sie vor sich gegangen ist. Wenn Erman entlehnte Sprüche zumeist in dem Abschnitte דברי חכמים (22,17—24,22), aber auch in früheren Teilen des Spruchbuches erkennen zu sollen glaubte, so wird man jetzt besonders auf Sellins wertvolle Studie im Sonderhefte der Deutschen Literaturzeitung für den Münchener Orientalistentag (Heft 26) hin wohl davon absehen müssen, anderswo als im Abschnitt 22,17—23,11 Spuren von Amen-em-ope's Spruchweisheit zu sehen. Innerhalb dieser Partie muß man aber die Abhängigkeit des biblischen Schriftstellers von dem ägyptischen noch stärker betonen, als Erman es getan hatte. Denn nicht nur einzelne Sprüche dieses Teiles der Proverbien atmen ägyptischen Geist, sondern alle insgesamt, vielmit Ausnahme von 22,26 f., wo es heißt:

„Sei nicht unter denen, die Handschlag geben,
und denen, die sich für Schulden verbürgen;
Wenn du nichts hast, um zu zahlen,
wird man dir möglicherweise (לָמָּה) das Bett
unter dem Leibe wegnehmen,“

obgleich auch hier die Möglichkeit ägyptischer Herkunft besteht, da in dem inhaltlich noch ganz undurchsichtigen Kapitel 9 des Amen-em-ope sich die auffälligen Worte finden: „An dem Tage, wo man deine Sünde geltend macht — wehe da deinen Kindern!“, was im Munde des Ägypters wohl nur den Sinn vom Einfordern von Schulden haben kann.

Genauer betrachtet hängen folgende hebräische und ägyptische Sprüche zusammen:

Prov. 22,17—21 und Amen. Kap. 1 u. Einleitung,
„ 22,22—23 „ „ Kap. 2^a,
„ 22,24—25 „ „ Kap. 9^a,
„ 22,28 „ „ Kap. 6^e,
„ 22,29 „ „ Kap. 30^b,
„ 23,1—3 „ „ Kap. 23,
„ 23,4—5 „ „ Kap. 7^{ab},
„ 23,6—8 „ „ Kap. 11^{ab},
„ 23,9 „ „ Kap. 21^b,
„ 23,10—11 „ „ Kap. 6^a.

Zu den in der hebräischen Bibel vorkommenden, von Amen-em-ope beeinflußten Sprüchen glaube ich noch einen stellen zu müssen, den nur die Septuaginta in einem Anhange zum Abschnitte 22,17—24,22 bringt, nämlich 24,22^b:

μηδὲν ψεῦδος ἀπὸ γλώσσης βασιλεῖ λεγέσθω,
καὶ οὐδὲν ψεῦδος αὐτοῦ ἀπὸ γλώσσης μὴ ἐξέλθῃ.

Das ist doch wohl der Anfang von Amen-em-ope's 19. Kapitel:

„Tritt nicht in das Gericht ein vor einen Fürsten und mache keine falschen Reden“.

Der griechische Spruch steht ohne Zusammenhang mit dem vorhergehenden (24 22^a) und den folgenden (24,22^{c-e}); er mag wie diese ursprünglich am Rande der דברי חכמים gestanden haben und später als Anhang dazu für sich weitergeführt worden sein. Der hebräische Sirachtext hat uns solcher Marginalien ja viele beschert.

Die Abhängigkeit der obengenannten hebräischen Sprüche von Amen-em-ope ist so groß, daß man mit Hilfe der ägyptischen Vorlage eine Anzahl von Schreibfehlern in der biblischen Textüberlieferung beseitigen kann. In dieser Hinsicht hat Erman einen Haupttreffer getan, indem er in 22,20^b für das Kethib שלשום das Qere שלשים einsetzte und diese „Dreißig“ als eine Dreißigzahl von Sprüchen, wie sie bei Amen-em-ope vorliegt, erklärte. Freilich wird der hebräische Autor kaum, wie Erman meint, die „Dreißig“ sinnlos in seinen Text aufgenommen haben, indem er damit den Sinn „Dreißig Sprüche des Amen-em-ope“ verbunden hätte; er formte vielmehr den Abschnitt 22,17—24,22 ebenfalls aus 30 Sprüchen, von denen aber nur etwa ein Drittel den „Dreißig“ des Ägypters nachgeahmt ist.

In dem ersten Vorspruch dieses Abschnittes stellen sich mühelos noch weitere Korrekturen des Textes ein. So dürfte das farblose יחדו „allzumal“ von V. 18 — wie Sellin vorschlägt — Verschreibung sein von כיתד „wie ein Pflock (auf deinen Lippen)“, da Amen-em-ope in Kap. 1^a diesen Vergleich anwendet, allerdings mit dem wichtigen Zusatz „wenn ein Sturmwind der Worte sein wird“. Weiter läßt Sellin das היום אף־אתה von V. 19 Verschreibung von דרכי חיים „Wege des Lebens“ sein infolge der Erwägung, daß das Wort „Dreißig“ einen vorhergehenden sein Wesen bezeichnenden Ausdruck verlange und auch Amen-em-ope in der Überschrift von „Wegen des Lebens“ rede. Seine Erwägung ist zweifellos richtig; die Lesung דרכי חיים steht aber ohne jeden Zusammenhang mit den überlieferten Konsonanten. So wird ein anderes hebräisches Wort für „Wege“ zu suchen sein, dessen Schreibung der von אף־אתה ungefähr

gleich ist, und das ist m. E. ארחתו (= אָרְחֹתָיו) „seine Wege“, dessen Suffix auf das gerade vorhergehende יהוה zurückweist.

Hinter שלשים steht im Bibeltexte בְמֹעֵצוֹת וָדָעַת, das man bisher anstandslos hingenommen hat, obgleich מעצות sonst nicht im Sinne von „Ratschlägen“, sondern von „(üblen) Anschlägen“ vorkommt und das Ganze zur Füllung eines Kolons nicht recht genügt. Beachtet man nun Amen-em-ope's Entsprechung zu dieser Stelle, wo es heißt (Kap. 30):

„Sieh dir diese 30 Kapitel an: sie erfreuen und belehren“,

so möchte man sich auch im Hebräischen hinter שלשים einen neuen Satz wünschen, und ein solcher stellt sich ungezwungen ein durch Teilung des במעצות in בָם עֵצוֹת, d. i „In ihnen sind (kluge) Räte (und Weisheit)“.

In 22,24ᵇ stellte bislang אִישׁ חֵמוֹת „Mann der Hitze“ einen befremdlichen, auch sonst nicht belegten Ausdruck dar; jetzt entpuppt er sich als die genaue Wiedergabe des für Amen-em-ope charakteristischen Begriffes „der Heiße“. Mögen uns nun die Ägyptologen noch Genaueres über dessen Wesen mitteilen!

In 22,29 befremdet das Verb חוית, womit der Spruch beginnt, da man einen leichteren Versanhub erwartet, und LXX überhaupt kein Verbum las. Bei Amen-em-ope beginnt Kap. 30ᵇ einfach mit „Ein in seinem Amte geschickter Schreiber . . . er findet sich . . .“. Zu diesem Anfange kommt man nun auch in Proverbien, wenn man in חוית eine Verschreibung von חֲזַק sieht, mit diesem das zweite Kolon von v. 28 kompletiert, so daß es heißt: „Was deine Väter gemacht haben (scl. die Grenze), das behalte bei“, und nun v. 29 beginnen läßt:

איש מהיר במלאכתו

In 23,4ᵇ steht widersinniges מִבִּינָתְךָ; denn seine wörtliche Übersetzung würde die Mahnung enthalten, Einsicht fahren zu lassen. Was man aber fahren lassen soll, sagt Amen. in Kap. 7ᵇ, nämlich Reichtümer, die mit Raub eingebracht werden. Diesem Ausdruck entspräche ganz genau hebr. בצע, das schon M. Lambert für בינה eingesetzt hat. Da aber dessen Konsonanten von den überlieferten zu weit abweichen, auch den Vers nicht ganz füllen, so schlage ich vor, מִתְּבוּאָתְךָ „von deinem Gewinn“ zu schreiben, was auch den geforderten Sinn gibt. Von der mit Gier erstrebten Habe eines „Geringen“ sagt Amen-em-ope Kap. 11: „Sie ist ein Unwetter für die Kehle“. Dieses merkwürdige Bild wird den Israeliten, dem es gefiel, zur Nachahmung gereizt haben, und diese lesen wir jetzt in 23,7ᵃ:

כי כמו־שער בנפשו

was nicht „wie ein Haar“ (LXX) oder „wie er berechnete“ (Mas.) bedeutet, sondern „wie ein Unwetter (שַׂעַר) (sind die Leckerbissen von der Tafel eines Übelwollenden in deiner Seele)“. Vielleicht veranlaßt der hebr. Ausdruck רע עין die Ägyptologen, das farblose und auch im Zusammenhang mit dem Folgenden bedenkliche „(Habe) des Geringen[1]“ auf seine Bedeutung nachzukontrollieren. Da Amen-en-ope weiter sagt: „Deine Schmeicheleien werden mit Flüchen erwidert“, so wird man in 23,8ᵇ auf jede Veränderung des שִׁחַתָּ דְּבָרֶיךָ verzichten und bei der Übersetzung bleiben:

„Du vergeudest deine Schmeichelworte“.

Damit wäre das meiste, was 22,17—23,11 an bedenklichen Schreibungen aufweist, berichtigt; vielleicht hilft Amen-em-ope's Ausdruck (Kap. 7ᵇ) „Wenn es tagt, so sind sie nicht mehr usw.“ im Bunde mit einem guten Einfall auch noch die Schwierigkeit überwinden, die der Anfang von 23,5 bereitet. —

Wie schon oben bemerkt, muß 23,10 f. als der letzte von Amen-em-ope beeinflußte Spruch der דברי חכמים genommen werden. Daß hinter ihm etwas Neues, von jenem Spruchdichter Unabhängiges beginnt, gibt 23,12

„Bring her dein Herz zur Zucht
und deine Ohren zu einsichtigen Reden!“

deutlich zu erkennen; denn das ist nichts anderes als der Vorspruch zu einer weiteren Sammlung, die bis 23,19 geht, wo ein dritter Vorspruch

„Höre, mein Sohn, und werde weise
und laß dein Herz den geraden Weg gehen“

auf den Rest der דברי חכמים (23,20—24,22) hinweist. Es werden also drei Sammlungen, von denen die erste die des Amen-em-ope war, von einem Israeliten zur Erweiterung der ursprünglich nur aus salomonischen Sprüchen (10—22,16) bestehenden Proverbien exzerpiert worden sein.

Exzerpieren schloß aber für ihn auch den Begriff von Umarbeiten in sich; nicht eine Übersetzung beabsichtigte er — wie Sellin richtig hervorhebt —, sondern eine Umschaffung. Es galt, aus gutägyptischem Spruchgute etwas nach Inhalt und Form für israelitische Leser Passendes herauszuarbeiten. Amen-em-ope war Hofmann; seine Sprüche waren Anweisungen, wie man bei Hofe im Verkehr mit hohen Beamten und vor der königlichen Majestät sein Benehmen einzurichten habe; dem Israeliten, der wohl priesterlichen Standes war, lag daran, Moral einzuschärfen, und zwar weniger im Hinblick auf den damit verbundenen Nutzen, als auf die Einschärfung von Pflichten gegen Eltern, Obrigkeit, Gott. So drängte er die Anweisung selbst auf

1) Ägypt. twꜣ, in Erman-Grapow, Äg. Handwörterb. S. 202 mit ‘geringer Mann, Klient o. ä.’, in Erman. Äg. Glossar S. 143 mit ‘Vornehmer’ übersetzt.

ein möglichst kurzes Maß zusammen, um den Spruch in eine moralische Begründung ausklingen zu lassen. Wenn der Ägypter mahnt: „Hüte dich einen Elenden zu berauben und gegen einen Schwachen stark zu sein", so folgt ihm der Israelit darin mit den Worten: „Beraube nicht den Geringen, weil er gering ist, und zermalme nicht den Elenden im Tore", fügt dann aber in predigendem Tone noch hinzu: „Denn Jahwä wird ihre Sache führen, und wird den, der sie beraubt, ihres Lebens berauben". Der Schwerpunkt des Spruches, der bei Amen-em-ope am Anfange liegt, erscheint im hebräischen Spruche auf die zweite Hälfte verschoben.

Sodann bemüht sich der Übersetzer, spezifisch ägyptisches Sprachkolorit seiner Vorlage dem Vorstellungskreise seiner Leser entsprechend umzuändern. So schiebt er im vorher erwähnten Spruche das für eine israelitische Gerichtsverhandlung charakteristische Wort „im Tore" ein, läßt in 22,29 den für die Ägypter unentbehrlichen, auf israelitische Verhältnisse aber nicht passenden „Schreiber" aus, verwandelt in 23,5 die zum Himmel fliegenden „Gänse" in „Adler", fügt 23,10 zu „Witwe" noch den Parallelausdruck „Waisen" hinzu, so daß vom ägyptischen Horizont, der hinter Amen-em-ope's Sprüchen steht, nichts Greifbares übrig geblieben ist.

Am stärksten trennt aber die beiden Spruchsammlungen ihr metrischer Aufbau. Von der Metrik der Sprüche des Amen-em-ope ist aus den die Kola begleitenden Punkten sowie aus ihrem syntaktischen Gefüge so viel mit Sicherheit zu erkennen, daß je zwei Kola einen Langvers bilden, und daß in den allermeisten Fällen sechs solcher Langverse in enger, strophischer Verbindung zueinander stehen: vgl. Vorwort, Kap. 1, 3, 4, 5^{b}, 8^{a}, 10, 15, 16^{abc}, 18^{bc}, 19, 22 (ohne den schon von Erman als irrige Wiederholung aus Kap. 21 erkannten Schlußvers), 25, 26^{bc}, 27^{ab}. Genauere Studien am ägyptischen Originale werden vielleicht die Bedeutung der Sechser-Strophe für Amen-em-ope's Metrik noch besser erkennen lassen. Diese ägyptische Langstrophe lag dem israelitischen Übersetzer nicht. Der Hauptbestand der Proverbien, Kap. 10 bis 22,16, zeigt den dem hebräischen Spruche von Haus aus eigentümlichen Bau: zwei Kola, deren zweiter dem ersten antithetisch oder begründend — selten einfach erweiternd — gegenübersteht. In diese knappe Form die ägyptischen Sprüche zusammenzupressen, ging anscheinend über die Kraft des Übersetzers; um eine Vermittlung zwischen ägyptischer und hebräischer Spruchmetrik zu schaffen, griff er zum vierteiligen Doppelverse, der in der biblischen Gedankendichtung — vgl. Hiob — wohl schon Verbreitung gefunden hatte, und nun dem in sich abgeschlossenen Spruche glücklich angepaßt wurde.

Wenn wir somit dem Übersetzer ein großes Maß von Selbständigkeit in der Bearbeitung der Sprüche des Amen-em-ope glauben zuschreiben zu müssen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß jene ihm den Stoff zu den Sprüchen 22, 17—23, 11 geliefert haben. Das enthält eine Aufforderung an die Exegeten des Alten Testaments, in Zukunft mehr als bisher mit der Wahrscheinlichkeit ägyptischer Einflüsse auf biblische Schriftsteller, vor allem auf die Gnomiker zu rechnen. Die Beschreibung von Krokodil und Nilpferd in Hiob 40, die Erwähnung des ägyptischen Sternbildes des Ochsenschenkels in Hiob 33, 14 (vgl. meine Ausführung in OLZ VI, Sp. 56), die Litanei-Form gewisser später Psalmen, die Idee vom Steigen der Menschenseele nach oben, der Tierseele aber zur Erde in Koheleth 3, 21 sind m. E. zweifellos ägyptische Einschläge im biblischen Schrifttum; wieviel andere mögen daneben noch vorhanden sein, deren ägyptisches Gepräge nicht mehr deutlich zu Tage tritt!

Doch darf die Beachtung, daß das Alte Testament auch dem ägyptischen Geistesleben seinen Tribut abgestattet hat, nicht in Überschätzung des Fremden in der Bibel gegenüber dem Echtisraelitischen ausarten. Vor Jahren habe ich in dieser Zeitschrift (VIII, Sp. 432 f.) eine längere Stelle von Koheleth (9, 7—9) aufgezeigt, die, zum Teil sogar wörtlich, dem Gilgamesch-Epos (Altbabylon. Fragm. III) entlehnt ist; daraufhin würde es mir nun keineswegs einfallen, die große Eigenart von Koheleth zu leugnen oder babylonischen Geist dafür verantwortlich zu machen. Die Bibel ist zwar nicht außerhalb des altorientalischen, hauptsächlich von Babylonien und Ägyptens ausgestrahlten Geisteslebens entstanden; daß sie aber weit mehr als ein bloßer Niederschlag desselben darstellt, dafür haben geheimnisvolle Kräfte, die sich in israelitischen Geistesheroen der Zeit von Moses bis Ezra verkörpert haben, wunderbar gesorgt.

Nachschrift. Erst bei der Korrektur dieses Artikels ist mir der Aufsatz von H. Gressmann „Die neugefundene Lehre des Amen-em-ope und die vorexilische Spruchdichtung Israels" (ZAW, Neue Folge I, S. 272—296) zu Gesicht gekommen; meine Ausführungen sind daher als ganz unabhängig von ihm zu nehmen.

Zur Stellung der Golasprache.

Von D. Westermann.

Das Gola (s. mein Buch: „Die Golasprache in Liberia", Hamburg 1921) hat in seiner Klasseneinteilung der Substantive durch Affixe

bemerkenswerte Übereinstimmungen mit dem Bantu und kann deshalb, obwohl den Sudansprachen angehörig, als Semibantu bezeichnet werden. Meinhof weist in seiner Besprechung Z. f. Eingeborenenspr. XII S. 78f. auf die Funktionen des ki-Affixes hin: im Ful bezeichnet es als -ki Bäume, im Gola als ke-Bäume, Holz und Werkzeuge, im Bantu Werkzeuge. Das Gola nimmt also offenbar eine Mittelstellung zwischen dem Ful und Bantu ein, -ki- ist ursprünglich das Affix der Baumklasse und wird so zum Werkzeugaffix, da anfangs Werkzeuge vorwiegend aus Holz gefertigt wurden. Auch andere Klassenaffixe des Gola sind mit solchen des Bantu identisch oder nahe verwandt; so -ma-, das wie im Bantu Kollektive und Plurale überhaupt wie auch Flüssigkeiten bezeichnet. Daß dabei die Flüssigkeiten als Kollektive aufzufassen sind, wird niemand bezweifeln, der vom Bantu herkommt. Wenn aber Heepe OLZ 1924, 7, Sp. 434—438 bemängelt, daß ich ma als besondere Klasse behandele, so ist ihm offenbar die Überschrift des Abschnittes (50) entgangen: „Stellt man die Ez- und Mz-Affixe einander gegenüber, so ergeben sich inhaltlich (im Text nicht gesperrt) die folgenden fünf Klassen.“ Inhaltlich, d. h. der Bedeutung nach, wird man wohl Flüssigkeiten von Bäumen und Geräten trennen müssen. Aber auch grammatisch ist es im Blick auf das Ful nicht überflüssig, beide auseinander zu halten.

Neben den Übereinstimmungen finden sich charakteristische Unterschiede in der Klasseneinteilung. Das Bantu hat in der Regel eine Menschen- und eine Tierklasse, häufig sogar zwei Menschenklassen, je eine für Personen und Nichtpersonen (Kinder, Sklaven usw.); das Gola dagegen gruppiert Menschen und Tiere in eine Klasse, es hat also in der Mehrzahl eine Klasse der lebenden Wesen und eine der Dinge, nicht wie Heepe meint, eine für ‚Personen‘ und eine für ‚Nichtpersonen‘. Die Klasseneinteilung erscheint also im Gola einfacher und altertümlicher als im Bantu; zu beachten ist auch, daß sie wie in anderen sudanischen Klassensprachen durch Prä- und Suffixe zugleich geschieht (also Ful nur Suffixe, Gola Prä- und Suffixe, Bantu nur Präfixe, auch hier Gola in der Mitte stehend), und daß alle Nomina auch ohne Affixe angewendet werden können. Die Verbindung zwischen Nomen und Affix ist demnach keine so enge wie im Bantu, und die Klassenaffixe haben zugleich deutlich demonstrative Kraft.

Das Gola wurde früher in Westafrika als isoliert angesehen, genauere Untersuchungen haben aber eine deutliche lexikalische und grammatische Verwandtschaft mit dem Bulom und Temne (einige Proben s. in m. Buch „Die Kpelle“, S. 19) und somit der von Koelle so benannten nordwestatlantischen Gruppe ergeben. Die Einzelglieder dieser Gruppe zeigen zwar untereinander starke morphologische Abweichungen, aber ebenso deutliche Zusammenhänge, einmal etymologisch, vor allem aber in den Klassenaffixen, die nicht nur innerhalb dieser Gruppe, sondern in allen sudanischen Klassensprachen unverkennbare Verwandtschaftsmerkmale zeigen, wie die folgende Probe zeigt. Das Affix für lebende Wesen lautet in der Ez: (a) in Niger-Croßfluß-Spr. o-, ǫ-, (b) in Togo-Restsprachen o-, ǫ-, -ǫ, (c) in Gursprachen o-, -ǫ, (d) in der nordwestatlant. Gruppe o-, -ǫ. Das gleiche in der Mz: (a) ba-, b-, (b) ba-, b-, (c) be-, -ba, (d) bi-, ba-. Das Affix der allgemeinen Sachenklasse lautet in der Ez: (a) le-, de-, (b) li-, le-, di-, -lė, (c) li-, le-, -li, -le, (d) r-, ra-, dji-, -lę.

Die Kasus sind wie in anderen Sudansprachen nur an ihrer Stellung im Satz kenntlich, daß aber deswegen, wie Heepe will, die Ausdrücke Nominativ und Akkusativ „besser“ gemieden werden sollten, vermag ich nicht zu erkennen und ich halte seine darauf sowie auf die Anwendung des Objektspronomens in 63 bezügliche Bemerkung für belanglos. — Die Voranstellung des Genetiv, die im Sudanischen als die ältere anzusehen ist, kommt im Gola in festen Verbindungen, in Kompositis, Postpositionen usw. vor, während im heutigen freien Sprachgebrauch in der Regel der Genetiv nachsteht. – Eigenartig hat sich das Verb entwickelt. Während es in fast allen Sudansprachen bei der Konjugation unverändert bleibt, zeigen sich im Gola ablautartige Erscheinungen; yewa aufstehen, Imperfekt yewe, Infinitiv yiwie; gola schreien, Imperf. golo, Inf. gulie, oder mit auch sonst, besonders im Pronomen, häufiger Lautumstellung: gwīle.

Auf etymologische Zusammenhänge einzugehen verbietet der Raum. Hingewiesen sei nur darauf, daß sich im Gola und der nordwestatlantischen Gruppe überhaupt neben typisch sudanischen Wortstämmen solche finden, die im Sudanischen, besonders in den Klassensprachen, vereinzelt vorkommen, dagegen im Bantu allgemein verbreitet sind. Ein Beispiel für erstere ist: Gola e-kpä Bein, Fuß, Ibo ǫ-kpa, Efik i-kpat, Logba a-kpa, Santrokofi kǫ-kpa, Numu und Huela kpǫ; für die 2. Gruppe: Gola ńima auslöschen, Temne dim, lim, Tschi dūm, Adele dema, Urbantu līma, ndīma.

Zusammenfassend kann man sagen: das Gola ist eine Sudansprache, die wie andere westsudanische Klassensprachen in dem Einteilungssystem der Nomina wesentliche Merkmale

des Bantu hat. Innerhalb der nordwestatlantischen Gruppe stellt sie lautlich (häufiges Vorkommen von kp gb) und etymologisch die Verbindung zu den östlichen Gruppen (Mandingo und Kwa) her. Lexikalisch steht sie dem Sudanischen näher als dem Bantu; für einen großen Teil des Wortschatzes haben sich aber noch keine Beziehungen zu anderen Sprachen gefunden.

Einige Bemerkungen über Laute und Töne des Gola s. in Band XXVI der MSOS, Abteilung III, Afrikanische Studien, als Anmerkung zu m. Beitrag: Drei Erzählungen in der Kpelle-Sprache.

Besprechungen.

Lagercrantz, Eliel: **Sprachlehre des Südlappischen nach der Mundart von Wefsen.** Kristiania 1923. 172 S. = Kristiania Etnografiske Museum. Bulletin 1. Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Die Bedeutung des Buches von Lagercrantz geht weit über den Rahmen einer beschreibenden Sprachlehre einer südlappischen Mundart hinaus. Hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, in bewußtem Gegensatze zur herrschenden Art der Darstellung und auf Grund von Einsichten, wie sie die neuere Psychologie bereitstellt, ein Sprachsystem nicht nur als Ganzes vor den Leser zu bringen, sondern auch vom Ganzen auszugehen und in analytischer Zergliederung bis zu letztteilbaren Einheiten zu gelangen. Gehen die synthetisierenden Darstellungen vom Laute als einer ersten Gegebenheit aus und bauen die Silbe, das Wort den Satz, die Rede daraus auf, so wird hier umgekehrt mit einer Funktionslehre begonnen, der eine Formen-, und schließlich eine Lautlehre folgen. Ohne Zweifel ist das der einzige legale Weg, ein Sprachsystem als Ganzes zur Darstellung zu bringen. Laute sind keine ersten Gegebenheiten, denn sie sind weder überhaupt gegeben — sondern werden vielmehr aufgesucht —, noch stehen sie irgendwie am Anfange, denn ihre Erkenntnis setzt immer die Analyse eines ganzen Sprachsystems voraus. Mag eine Sprachdarstellung, die von den Lauten wissenschaftlich ausgeht, einen wie immer gearteten pädagogischen Wert für die Erlernung der betr. Sprache haben: sicher ist, daß sie das Pferd beim Schwanze aufzäumt. In dem Vorwort sucht der Verf. — vielleicht allzu kurz — seine Auffassung zu begründen. Die Wege, auf denen man dies im Rahmen einer allgemein-sprachwissenschaftlichen Betrachtung tun könnte, habe ich in meinem Beitrag zur Winterschen Streitberg-Festschrift (S. 1 ff.) gezeigt. Es ist nun das unzweifelhafte Verdienst des Verf. an einem Sprachsystem, mit dem er sich in ausgezeichneter Weise in allen seinen Feinheiten durch eigene Aufnahmen an Ort und Stelle vertraut gemacht hat, gezeigt zu haben, wie auch in der Sprache die Kenntnis des Ganzen die (meist unbemerkte) Voraussetzung für die Beurteilung der Glieder oder Teile ist. Die Art, wie der Verf. in der vorliegenden Schrift, deren Entstehen ich zu einem Teile verfolgen konnte, seiner Aufgabe gerecht geworden ist, verdient durchaus Anerkennung. Dabei mag man sehr wohl in verschiedenen Punkten anderer Meinung sein. So wäre z. B. gewiß richtiger als oberste Ganzheit nicht der „einfache Satz", sondern der Komplex „Rede" als Ausgangspunkt für die Betrachtung zu nehmen gewesen, wie ich das a. a. O. begründet habe. Auch möchte ich dem Verf. nicht zugeben, daß es „ungegliederte Sätze" gibt, da er hier zu einseitig die Sprachleistung auf das Lautsprachliche einengt und die sprachliche Bedeutung der Situation völlig außer acht läßt. Gerade dieses Moment wäre aber auch in Fällen heranzuziehen, wo im Satze beide Hauptsatzteile fehlen können (S. 9) und ähnlichen. Interessant, wenn auch nicht in jeder Hinsicht befriedigend, ist das vom Verf. aus der Mundart abstrahierte Kasussystem (S. 12 und 93). Er rationalisiert hier sehr stark und unterscheidet die Kasus hinsichtlich ihrer Bedeutungen in kausale, modale und lokale (dabei die beiden letzteren wieder in allgemeine und besondere, je nach der Intensität der Bestimmung, die sie ausdrücken) und gliedert sie nach den Arten der Beziehungen, welche durch sie dargestellt werden (nicht gar glücklich im Ausdruck) in „bestimmte" (Nom., kausal; Essiv, modal; Inessiv, lokal; Adessiv, allgemein lokal) und „bestimmende". Diese sind teils „antithetisch": Gen., Abessiv, Elativ, Abl., Prolativ, weil „abgrenzend, gegensätzlich begründend"; teils synthetisch: Akk., Ill., All., Modal, weil „zusammensetzend. von den Gründen zu den Folgen übergehend". Gerade in diesen Charakteristiken, scheint mir, liegt einige konstruktive Gewaltsamkeit vor, wie man auch an den Beispielen, die der Verf. anführt, wohl ersehen kann. Indessen hat auch eine solche Schematisierung ihren Wert, da sie zum schärferen Erfassen der kasuellen Relationen anregt. Von besonderem Interesse war mir zu sehen, daß sich die drei typisch unterscheidbaren Lautdauern (überkurz, halblang, lang) im wesentlichen durch das Verhältnis 1:2:3 bestimmen lassen. Bedeutsam erscheint mir auch die Beobachtung über durchgehende Beziehungen zwischen Druck und Klangfarbe. An Stelle der Bezeichnung „tönend" und „tonlos" hätte aber allgemein besser „stimmhaft" und „stimmlos" gesagt werden sollen. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß das Buch

tadellos gedruckt ist. Man kann mit Interesse den weiteren Veröffentlichungen dieses Forschers entgegensehen.

Schilling, Prof. Dr. Victor: **Kriegshygienische Erfahrungen in der Türkei (Cilicien, Nordsyrien).** Leipzig: Johann Ambrosius Barth 1921. (41 S., 2 Textabb. 4 Taf.) 8° = Beihefte zum Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. Bd. 25 (1921). Nr. 3. Gm. 4.—. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Verf. ist vom Frühjahr 1916 bis Herbst 1917 beratender Hygieniker der Etappeninspektion in Aleppo gewesen und hat Ende 1917 Palästina, 1918 Smyrna und Umgebung, die Nordküste Anatoliens und Afiun-Karahissar besucht. Nach einer geographisch-klimatologischen Skizze der Etappenstraßen Bozanti-Aleppo-Mārdīn und Aleppo-Damaskus, welche die IV. und VI. türkische Armee versorgten (Kärtchen), schildert Schilling die Verteilung und den Ablauf der Seuchen, welchen die deutschen und türkischen Truppen in diesem Gebiete 1916—17 ausgesetzt waren. Die Malaria war keineswegs nur in der Ebene, sondern auch in den Gebirgsfalten des Taurus bis zu 900 m Höhe verbreitet, wo Wasserlöcher und Gebüsche bei der hohen Sommerhitze den Anopheles-Stechmücken gute Entwicklungsmöglichkeiten boten. Die einheimische Bevölkerung wies in Cilicien bei bis 50% der scheinbar gesunden Erwachsenen, bei Kindern bis zu 75%, Malariaparasiten im Blute auf. Aleppo, Adana, Tarsus waren relativ malariafrei, weil in trockner Umgebung gelegen. Doch brachten durchreisende Militärpersonen und Flüchtlinge schwerste Infektionen mit Tropica- und Tertiana-Form der Malaria mit. Über die türkischen Truppen existiert keine Statistik. Die deutschen Truppen hatten 1916—17 in der gesamten Türkei 651‰, 1917—18 nur noch 183‰ der Iststärke an Malaria Erkrankte. Unter der einheimischen Bevölkerung war auch das Schwarzwasserfieber wohlbekannt. Als beste, aber nicht immer wirksame Prophylaxe — gibt es doch chininresistente Blutparasiten — empfiehlt Verf. das Einnehmen von 1 gr Chinin jeden 4. Tag. An zweiter Stelle stand das Fleckfieber, zweifellos erst durch den Krieg furchtbar ausgebreitet. Dasselbe ist eine durch Läuse verbreitete Winterkrankheit. Im Winter 1915—16 wurde die Zahl der Fälle in Aleppo auf 20—40000 geschätzt; 1916—17 ließ die Epidemie dort nach, nachdem ganze Araberdörfer ausgestorben waren. Dafür herrschte sie in Baghdād, Dijārbekr und Mārdīn. In letzterem Ort erkrankten 5—6000 Soldaten. Die Seuche folgte anfangs den Armenier- und Truppentransporten von Nordwesten nach Osten, später den Rücktransporten der Kurden von Osten nach Westen. Deutsche Soldaten erkrankten oft bei Eisenbahntransporten, mehrfach nachweislich durch eine einzige Laus. Übertragung der Läuse durch den Wind ist nachgewiesen; die Türken glauben nämlich, daß die Läuse fliegen können. Die Sterblichkeit war anfangs 25%, später 10%. Verf. glaubt nicht an eine Einwirkung der verschiedenen versuchten Schutzimpfungen gegen Fleckfieber. Er bespricht sodann Noma (Wangengangrän bei Unterernährung), Angina Vincenti (Schlundentzündung), Rückfallfieber, Pappatacifieber, Dengue und Cholera asiatica. Die letztere herrschte endemisch bei Tarsus und in den Dörfern des Amanus, wo die Sitte der Mohammedaner, den Stuhl direkt in fließendes Wasser zu entleeren, stark zur Verbreitung der Seuche beigetragen hat. In Aleppo wütete sie unter den vertriebenen Armeniern, deren entsetzliches Hungerelend durch ihre Gewohnheit gekennzeichnet wird, die Abfälle aus den Kloaken der Lazarette aufzulesen. Die Cholera-Schutzimpfung, alle zwei Monate wiederholt, erwies sich als bestes Mittel zur Bekämpfung der Seuche, welche im Ganzen nicht viele deutsche Soldaten befallen hat. Ruhr, etwa zu gleichen Teilen durch Bazillen und Amöben erzeugt, war ungemein verbreitet, die durch sie hervorgerufenen Leberabszesse fanden sich selten. Typhus (Paratyphus A und B) spielte keine große Rolle. Maltafieber, Flagellatenruhr waren selten, Eingeweidewürmer sehr verbreitet. Lepra fand sich vereinzelt bei Eingeborenen, Trachom (sog. ägyptische Augenentzündung) herrschte endemisch in der einheimischen Bevölkerung, die Aleppobeule vorwiegend unter den Kindern der schmutzigsten Bevölkerungsteile. Pocken haben sich Dank der allgemeinen Kriegs-Zwangsimpfung niemals ausgebreitet. Interessant ist der „Krankheitskalender", d. h. das zeitliche Einsetzen der verschiedenen Jahresepidemien unter dem Einflusse eines sehr stetigen Klimas, den Einheimischen wohlbekannt: Malaria tertiana steigt vom Mai an (Kurve); Ende Mai beginnt die Cholera (Fliegen?) und die Amöbenruhr, Ende Juni die tropische Malaria, die gleich der anderen im Oktober zurückgeht; im November beginnen die Läusekrankheiten Fleckfieber und Rückfallfieber. Verf. rekapituliert dann den aus Canaans Buch bekannten medizinischen Aberglauben der Eingeborenen, die Unsauberkeit, Fliegenplage und unhygienische Lebensführung der orientalischen Bevölkerung, Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Er bestätigt v. Düring's Berichte über die enorme Verbreitung der Syphilis in Anatolien.

Die Sanierung dieser Verhältnisse erwies sich als fast unmöglich. Hindernd wirkten der Gegensatz zwischen Enver und Djemal Pascha in diesem Grenzgebiet ihres Einflusses, die Mischung der Bevölkerungen, die Durchzüge verbannter Armenier und vertriebener Mohammedaner aus den Nordostprovinzen Anatoliens, die Zusammensetzung der türkischen Etappentruppen aus Gebrechlichen, und teilweise die Ungeeignetheit der nach der Türkei entsandten deutschen Offiziere und Mannschaften, unter denen Alkoholiker und Epileptiker nicht fehlten. Auch das Verhältnis der deutschen zu den türkischen Dienststellen ließ oft zu wünschen übrig, bürokratische Maßnahmen erschwerten häufig den Dienst der Ärzte. Die weitgehendste Förderung war immer bei Djemal Pascha und dem Armeearzt Nesch'at Ömer zu finden. Die Ausrüstung seitens der deutschen Zentralstellen war durchaus ungenügend, das Dolmetscherpersonal fast nutzlos, die Bezahlung der türkischen Sanitätsmannschaften infolge der schon einsetzenden Geldentwertung jämmerlich. Mit Neid vergleicht Verf. damit die Sanitätsberichte der Franzosen (aus Mazedonien), die mit ihrer langen Tropenkriegserfahrung hygienisch tadellos ausgerüstet waren. Verf. konnte dennoch ein „Hygienisches Institut Aleppo" schaffen, welches in 10 Monaten über 45 000 Untersuchungen anstellte und viele hunderte kg Cholera- und Typhusimpfstoff herstellte. Den Austausch von Erfahrungen mit anderen Laboratorien verhinderte die recht zwecklose Zensur. Sch. verlangt Bereisung der Etappengebiete, in welche Truppen gelegt werden sollen, durch sachverständige Hygieniker. Denn in den warmen Ländern stellen die Seuchen eine größere Gefahr für den Truppenbestand dar, als die feindlichen Waffen. „Kriegerische Unternehmungen in den Tropen oder Subtropen sind ohne eine sorgfältig ausgebaute Etappe und einen genügenden Stab sachverständiger Ärzte mit eigenen ausführenden Organen zum Scheitern verurteilt, wie der Mißerfolg der Engländer vor den Dardanellen und in Kut-el-Amara, ihr auf den Ausbau der Etappe gestützter Erfolg gegen Bagdad und Palästina bewiesen hat." Mit einer Würdigung der Leistungen seiner Kollegen, seine eigenen (dem Ref. als vorzüglich bekannte) übergehend, schließt der Verf. seine interessante Skizze. Die Tafeln bringen Bilder von Aleppo, Bozanti, einer Taurusschlucht, von Impfterminen, Brotverteilung, Arbeiterbataillonen und Flüchtlingszügen.

Meisterwerke in Berlin. Kühn, Ernst: **Antikes Schreibgerät.** Berlin: Julius Bard 1923. (12 S. u. 12 Taf.) kl. 8°. Gm. —.80.
Schröder, Bruno: **Archaische griechische Skulpturen.** Ebd. (12 S. u. 17 Abb.). Gm. —.80.
Ders.: Römische Bildnisse. Ebd. (19 S. 33 Abb.). Gm. 1.20. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Es ist sehr erfreulich, daß diese hübsche Serie so rührig fortgeführt wird. Die Bändchen sind schmuck und handlich, gleiten leicht in die Tasche und bieten doch Raum für genügend große Abbildungen. Sie wollen vor den Originalen gelesen werden, behalten aber auch fern von Berlin ihren Wert. Nur der Titel behagt mir nicht recht. Meisterwerke sind auch in Berlin nicht so dicht gesät. Das Bändchen von Kühn enthält kein einziges. Bei einer Neuauflage könnte man die entzückende Gruppe des vor dem Schreibergott Thot anbetenden Zai (L. Curtius, Ant. Kunst I 70) einfügen. Hoffentlich kann das bald geschehen, denn diese knappe, klare Darstellung des antiken Schreibgeräts ist besonders erfreulich und wird einem großen Publikum willkommenen Aufschluß bringen. Man wünschte nur noch einige Worte über die Bibliotheken, die Verwendung der Makulatur in Ägypten und die sich daraus ergebenden Papyrusfunde und über die wichtigsten neuentdeckten literarischen Schätze, — ferner, und dies gilt für alle diese Bände, am Schlusse die Angabe von ein paar Werken, in denen sich der wissensdurstige Leser weitere Belehrung holen kann.

Schröders Aufgabe, auf neun kleinen Seiten eine Vorstellung von archaischer griechischer Skulptur zu geben, war unendlich schwer, zumal die Berliner Sammlung gerade hier weniger reich ist. Daß er die Aufgabe mit feinem Künstlersinn anregend gelöst hat, braucht kaum gesagt zu werden. Das Einbeziehen einer dorischen Votivsäule (die freilich in ihrer Schlankheit von der „Ringhalle schwerer Steinsäulen“ keine Vorstellung gibt) und der köstlichen ionischen Altarbekrönungen wird man begrüßen. Aber wenn Bronzen sonst ausgeschlossen bleiben, warum dann das Gorgoneion aus Neandria auf dem Titelblatt? Daß es nackte archaische Frauenstatuetten nur in Ton gebe, stimmt nicht — man vergleiche nur die von W. Müller, Nacktheit und Entblößung, S. 140 ff. und Poulsen, Arch. Jahrb. XXI 1906, 179, 194 ff. angeführten Fälle; und auch die Ableitung des Flachreliefs aus der eingetieften Umrißzeichnung leuchtet mir nicht ein. Die ältesten griechischen Stelen von Prinia auf Kreta scheinen zunächst dafür zu sprechen, aber die gleichzeitigen Tempelskulpturen gleicher Herkunft wieder dagegen. Vortrefflich behandelt die Frage Rodenwaldt, D. Relief b. d. Griechen 18.

Sehr glücklich scheint mir Schröders Skizze der Eigenart und Entwicklung römischer Bildniskunst, deren rassenmäßige Wurzeln ebenso zur Geltung kommen wie die immer neu eindringenden griechischen Einflüsse. Daß auch weniger bekannte Köpfe abgebildet werden, wie der vortreffliche hadrianische „Künstler“ Nr. 464 oder der „athenische Student“ 413 ist sehr erwünscht. Die Damen sind freilich recht stiefmütterlich behandelt (3 gegen 24). Dreimal stimmen die Nummern von Text und Tafeln nicht überein (Taf. 11. 15. 19). Es würde sich in allen diesen Bändchen empfehlen, im Text auf die Tafeln zu verweisen und auf diesen die Seitenzahlen anzugeben. Und endlich noch ein Wunsch: daß jedem Bändchen ein Verzeichnis der bereits erschienenen beigegeben werde.

Leisegang, Hans: **Die Gnosis.** Leipzig: Alfred Kröner 1924. (VIII, 404 S.) kl. 8° = Kröners Taschenausgabe, Bd. 32. Gm. 3 —. Bespr. von H. Rust, Königsberg Pr.

Der bewährte Verfasser behandelt zunächst den Begriff und den Ursprung der Gnosis. Trotzdem sie ein buntes Mosaik aus ägyptischen, babylonischen und eranischen Bestandteilen darstellt, ist sie doch in ihrem Wesen ein griechisches Erzeugnis, weil der Geist, welcher die mannigfaltigen Stoffe zu einem Ganzen verbindet, eben griechischer Geist ist. Sodann wird das gnostische Denken charakterisiert. Dem rationalen Denken der modernen Wissenschaft steht das mystische Denken gegenüber, welches auf Anschauung der Dinge und auf Einfühlung in ihr vermeintliches Innere beruht. Zu diesem Typus gehört das gnostische Denken mit den gnostischen Mysterien. Es erzeugt das eigentümlich gnostische Weltbild mit seinem ewigen Kreislauf und dem Parallelismus alles Geschehens. Endlich werden die wichtigsten gnostischen Erscheinungen ausgewählt und auf Grund ausführlicher Quellenmitteilung anschaulich dargelegt: Simon Magus, die Ophiten, die Barbelo-Gnostiker, Basileides und die auf ihn zurückgeführten Sekten, die Karpokratianer, Markion, Valentinus, Ptolemaios, Markos, Pistis Sophia. Ein Verzeichnis der gnostischen Fachausdrücke macht den Beschluß des lehrreichen Buches.

Lugn, Pehr: **Egypten i Fynd och Forskning.** Stockholm: Hugo Gebers Förlag 1923. (152 S., m. 52 Abb.) gr. 8°. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Der Ägyptologe der Universität Upsala gibt in diesem glänzend ausgestatteten Bande einige Aufsätze über die Entzifferung der Hieroglyphen und über die Entdeckungen aus der Zeit des Neuen Reiches in Theben und Tell Amarna. Sie enthalten für den Fachmann kaum etwas Neues, nur der Aufsatz über die Särge der

Amonspriester enthält eine erwünschte Zusammenfassung, da das Material sonst nicht leicht zugänglich ist.

Seinen Zweck, einen weiteren schwedischen Kreis für das alte Ägypten zu interessieren, wird das Werk zweifellos erfüllen.

Hopfner, Theod.: **Fontes historiae religionis aegyptiacae.** Pars III: Auctores a Clemente Romano usque ad Porphyrium continens. Bonn: A. Marcus & E. Weber 1923. (S. 275—475) 8° = Fontes historiae religionum ex auctoribus Graecis et Latinis collectos ed. C. Clemen II, 3. Gm. 6 —. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Das dritte Heft der umfangreichen „Fontes" von Hopfner reiht sich den beiden früheren würdig an. In gewohnter Zuverlässigkeit verzeichnet es die klassischen Schriftstellerangaben von Clemens Romanus bis zu Porphyrius, also von etwa 95 bis 300 n. Chr. In dieser Periode handelt es sich teilweise um weniger geläufige Werke, und werden daher hier den klassischen Studien ferner stehende Fachgenossen mancher ihnen bisher nicht leicht zugänglichen Stelle begegnen. Bei allgemeiner bekannten Autoren erleichtert die Vollständigkeit und Übersichtlichkeit der Auszüge sehr deren Benutzung. Je weiter die Sammlung fortschreitet, um so mehr entwickelt sie sich zu einem grundlegenden Hilfsmittel für die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der altägyptischen Religionsgeschichte.

Kristensen, W. B.: **De loofhut en het loofhuttenfeest in den egyptischen cultus.** Mededeel. k. Akad. v. W. Letterkunde 56, Bd. 6. Amsterdam 1923. (20 S.) gr. 8°. Bespr. von H. Kees, Göttingen.

Der Verfasser behandelt eine grundsätzliche Frage des ägyptischen Kultus, versucht ihre Lösung aber auf eine Behandlungsart, über die wir in der ägyptischen Religion endlich hinaus sein sollten; nämlich indem er sie als ein geschlossenes Material betrachtet, aus dem man von allen Perioden passende Brocken herauslesen kann, um eine Theorie zu stützen, hier: Die Laubhütte ist das Symbol des Vegetationsgottes, gleichgültig, ob es sich um primitive Heiligtümerformen, Kioske von Landhäusern oder Gebräuche der spätesten Osirismysterien handelt.

Kristensen geht von den bekannten auch in der ÄZ mehrfach behandelten Darstellungen der Totenfeier des Neuen Reiches im Garten aus und erklärt sie als Ritus, der dem Toten als Osiris gilt, weil dieser der Vegetationsgott ist Zur Erklärung dienen die Beschreibungen der späten natursymbolischen Osirismysterien aus Dendera, aber auch Darstellungen, wo der Verstorbene wie zu Lebzeiten im Gartenpavillon seines Landhauses sitzt, was doch namentlich bei einem Mann wie dem Garteninspektor Amenophis II. Sennefer (Fig. 11) nichts Mystisches hat. Die Blumengebinde, die man dem Toten darbringt, sind ihm entsprechend den späten Deuteleien der Osirismysterien Vegetationsopfer. Auch Ptah ist für K. einfach Vegetationsgott, und zwar weil er allein, unter Hinweis auf seine typische Darstellung im Naos, in der Laubhütte wohne. Haben nicht alle Götter solche Naoi? K. läßt dies nur noch für zwei Fälle gelten, das oberägyptische Reichsheiligtum (das unterägyptische nicht), und zwar weil es natürlich auch eine „Kapelle (ḥd) des Geb" dieses Allgemeintypus gibt, und den Toten, dessen Statue beim Mundöffnungsritual am Schluß in einen solchen Naos (ḥd) verbracht wird. So wird ihm auch die Aufrichtung einer Kapelle des Typus der oberägyptischen ỉtr.t zur Natursymbolik (Pyr. 2069 „der auf seinem Sockel [Anubis] steht auf" ist fälschlich als Errichten der Laubhütte gedeutet). Zum Schluß kommt der Verf., ohne unsere Veröffentlichungen über die Sedfestdarstellungen aus dem Sonnenheiligtum des Ne-user-Rê haben benutzen zu können, auf das Sedfest, das auch zum Vegetationsfest wird, da der König dabei in der Laubhütte sitzt, wie Osiris und Ptah. Bereitwillig werden überall Vergleiche und bildliche Ausdrucksformen der gehobenen Sprache religiöser Texte, auch sekundäre Deuteleien der ägyptischen Theologen aufgenommen, ein ägyptischer Hierogrammat würde also an den Folgerungen des Verfassers helle Freude haben. Wenn aber eine Steinbruchsexpedition ins Wadi Hammamat zur Zeit des Sedfestes den König vor dem Schutzgott des Distrikts, Min von Koptos, darstellt (L. D. II 115 g), so wird damit das Sedfest sicher weder ein Fest des Min noch ein Akt der Natursymbolik.

Erman, Adolf: **Eine ägyptische Quelle der Sprüche Salomos.** Berlin: W. de Gruyter & Co. 1924. (S. 86—93 u. 2 Taf.) gr. 8° = Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. Gm. —.80. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Erman hat durch die Entdeckung der literarischen Abhängigkeit der Spruchsammlung Prov 22,17—24,22 von der „Lehre des Amen-em-ope" der atlichen Forschung einen großen Dienst geleistet. Niemand wird bestreiten, daß diese Entdeckung von außerordentlicher Tragweite ist. Die nachgewiesene literarische Beziehung stellt sich in eine Linie mit den Berührungen des Kodex Hammurapi mit dem Bundesbuch und denen der „altassyrischen Gesetze" mit Dt 23. Alle drei Daten sind tatsächliche Belege, Belege sozusagen schwarz auf weiß, für die geisteskulturellen Einflüsse, die von hüben und drüben auf Israel geübt sind (und die man ja auch sonst nachzuweisen in der Lage ist). — Problematisch ist bei dieser Entdeckung, wie und wann das ägyptische

Spruchbuch zu Israel gekommen ist. Eine gesicherte Antwort hierauf wäre eigentlich noch wichtiger als die literarische Beziehung selbst. E. denkt an einen in Ägypten lebenden Juden der saïtischen oder persischen Zeit, Sellin DLZ 1924 Sp. 1873 ff. geht schon höher hinauf: Jerusalem, 7.—8. (?) Jahrh. Die Verschiedenheit dieser Urteile zweier hervorragender Sachverständiger zeigt genugsam, daß es in dieser wichtigen Frage vorläufig bei tastenden Versuchen sein Bewenden haben muß. — Unbequem ist m. E. noch immer das bloße „dreißig" in 22,20 gegenüber den „dreißig Kapiteln" der ägyptischen Vorlage. Schon Perles, Analekten zur Textkritik des AT, NF. 1922, S. 57 hatte an „Kapitel" gedacht, Sellin denkt an die 30 „Sprüche" unserer Sammlung 22,17—24,22. Warum in aller Welt hat der israelitische Spruchdichter, dessen Verständigkeit Sellin mit Recht verteidigt, ein derartiges Nomen fortgelassen? — Man kann doch nicht außer Betracht lassen, 1. daß V. 19b. 20a Parallelglieder eines Verses zu sein scheinen, und 2. daß der Text in beiden keineswegs einwandfrei ist, auch das „dreißig" nicht. — Wertvoll ist noch, daß die schon jetzt nicht unbeträchtliche Sammlung von einzelnen Ausdrücken, Redensarten und Bildern, die das AT mit der ägyptischen bzw. der Keilschrift-Literatur gemein hat, durch diesen Fund wieder vermehrt, und somit die schon längst erkannte Kultureinheit — das Wort natürlich cum grano salis verstanden — in noch weiterem Umfang begründet ist.

Griffith, F. Ll.: **Oxford Excavations in Nubia.** (Annals of Archaeology and Anthropology Vol. 8. S. 1—18, 65—104; Vol. 9. S. 67—124; Vol. 10. S. 73—171. Liverpool 1921—4). Bespr. von A. **Wiedemann**, Bonn.

Die Ergebnisse der von Oxford ausgerüsteten, 1910—13 von ihm geleiteten Grabungen zu Faras und Ṣanam werden von Griffith in vorliegendem umfangreichen, von zahlreichen Abbildungen der Fundstücke und Plänen auf 141 Tafeln begleitetem Berichte geschildert. Zuerst wurde die Gegend von Faras südlich von Abu Simbel untersucht. Sie ergab Überreste von den ältesten Zeiten bis in die christliche Zeit, doch beschränkt sich der Verf. hier auf die Perioden bis zum Neuen Reich. Aus dem Paläolithikum wurde auf der Oberfläche ein vereinzeltes Werkzeug aus Quarz vom Acheul-Typus aufgelesen. Ausgedehnte Überreste (Topfscherben, Feuersteinstücke, eine Kupferspitze, ein Siegelzylinder), entstammten einer vordynastischen Niederlassung, zu der eine anscheinend nur kurze Zeit benutzte, bereits im Altertume ausgeplünderte Nekropole gehörte. Ihre Beigaben bestanden wesentlich aus Tonwaren, die teils auf ägyptische, teils auf einheimische Einflüsse hinweisen. Daneben traten einige Geräte aus Stein und Kupfer, Straußeneier, blau glasierte Perlen, sonstige Schmuckstücke, Lederreste usf. zutage. Eine weitere Nekropole gehörte der sog. C.-Gruppe an, einer Kulturschicht, welche nach Ansicht der Ausgraber mit der 12. Dynastie ihr Ende fand. Dem Verzeichnisse der hier erschlossenen Gräber und der in ihnen gemachten Funde läßt der Verf. eine anschauliche Übersicht der Entwicklung Nubiens vom Alten bis zum Neuen Reiche vorangehen.

Aus dem Mittleren Reiche stammten anscheinend spärliche Reste einer kleinen Befestigung, welche an einen Nilkai sich anschloß. Ein Tempel, in dessen Resten sich zahlreiche Skarabäen fanden, wurde spätestens am Anfange des Neuen Reiches bei einem isolierten Felsen der Hathor von Åbschek geweiht; ihn hat später Ḥāt-schepsut ausgebaut. An der Ostseite des Felsens lag eine Grotte, in welcher eine Inschrift den Königsohn von Kusch Setau nennt, der unter Ramses II eine größere Rolle spielte. Weiter befand sich in der Nähe ein jetzt völlig zerstörter Tempel Thutmosis' III, der vielleicht in Beziehung zu einem solchen Ramses' II stand, falls es sich nicht, wie G. annimmt, bei letzterem um einen selbständigen Bau handelt. Zahlreiche Blöcke rühren von einem Tempel des Tut-änch-Amen her, der hier von dem durch sein Grab in Theben bekannten Königsohn von Kusch Ḥui verehrt wird. An der Anlage war noch Ḥor-em-heb tätig, dann scheint sie abgetragen worden zu sein, um das Steinmaterial zu gewinnen. Eine längere Inschrift, die keinen Königsnamen nennt, aber wohl von Tut-änch-Amen herrührt, wird von hier verschleppt sein. Sonst sind Überreste des Neuen Reiches zu Faras und in dem südlich anstoßenden Distrikt von Serra nicht häufig, wenn sich auch bei Aksche ein Tempel Ramses' II befand.

Von Faras wandte sich die Expedition den unmittelbar bei Neu-Meroë, in der Mitte des umfangreichen Gebietes von Napata gelegenen Ruinen von Ṣanam zu und erforschte an der Südost-Ecke der Stadtreste einen Tempel, an der Südwest-Ecke eine Nekropole, etwa ein Kilometer nördlich von dieser einen eigenartigen Bau. Nach einer Reihe von Bemerkungen über den in Betracht kommenden Abschnitt der meroitischen Geschichte und über die Bedeutung von Napata schildert G. auch hier genau die Ergebnisse der Durchforschung.

Der 68½ Meter lange Tempel bestand aus einem von Säulen umgebenen Hof, in den ein Pylon einführte, einem Hypostyl, dessen Eingang ein zweiter Pylon bildete, und einem Sank-

tuar innerhalb mehrerer Nebenkammern. Die Mauern ruhten auf Sand, der von einem Wall von ungebrannten Nilziegeln umgeben war. An den beiden hinteren Ecken waren zahlreiche Fundamentbeigaben erhalten, welche als Gründer Taharka, als Hauptgott Amon-Rā, den Stier von Nubien, nannten. Taharka hat anscheinend den Bau vollendet; in seinem Hypostyl errichtete etwa 100 Jahre später Åspelt eine kleine, innen und außen mit Reliefs geschmückte Kapelle; Namen späterer meroitischer Könige treten nur ganz vereinzelt auf. Von den Tempelmauern sind nur die untersten Teile erhalten; die Reliefs zeigten ihnen zufolge Gründungszeremonien, Prozessionen, Nomoslisten, das Bild eines widderköpfigen Löwen, die Opferung von Gefangenen, Reiter auf gesattelten Maultieren, sechsspeichige Wagen. Die spärlichen Reste einer 180zeiligen Inschrift sprechen anscheinend von einer Tempelgründung und nennen dabei den König Methesuphis der 6. Dynastie. Nachdem der Tempel seine Bedeutung eingebüßt hatte, durchzog man ihn mit Mauern aus ungebrannten Nilziegeln und richtete in ihm Werkstätten für die Herstellung von Uschebtis und sonstiger Ware in glasierter Kieselerde ein. Das Bruchstück eines der ersteren nannte die bisher unbekannte Königin Megmel.

Der Zweck des unweit eines Palastes angelegten Nordbaus ist nicht ganz klar, doch handelt es sich bei ihm vermutlich um ein Schatz- oder Magazingebäude. Er bestand aus Kammern, welche anscheinend zu je 17 längs der beiden Seiten einer Mittelwand angeordnet waren und deren Dach von zahlreichen Säulen getragen wurde. In den Räumen fanden sich viele Kleinaltertümer, welche u. a. der Könige Piānchi, Sabako, Atlanersa, Senk-åmen-seken, Aspelt gedachten. Am interessantesten erscheint eine vergoldete Silberplatte mit dem Namen des Nemret; sie entstammt offenbar den von Piānchi eingezogenen Schätzen dieses Fürsten von Hermopolis magna (Piānchi-Stele Z. 69 f.).

Die sehr ausgedehnte Nekropole war von Piānchi bis zu Amtalka (etwa 730—530 v. Chr.) im Gebrauch. Ihre rund 1550 wenig umfangreichen, meist für eine Person, selten für zwei oder mehr bestimmten Gräber waren, abgesehen von den dürftigsten Anlagen, so gut wie alle im Altertume ausgeplündert worden. Dabei blieb jedoch ein großer Teil der Beigaben, sogar solche in Edelmetall, zurück. Beachtenswerterweise fehlen in diesen Privatgräbern die in den Königspyramiden der gleichen Zeit reichlich vertretenen Uschebti. Drei der Gräber waren für Löwen, eines für Fische bestimmt. In klarer Weise erörtert G. die verschiedenartige Anlage der Gräber und die Behandlungsweise der menschlichen Leichen als Mumien und als ausgestreckte oder zusammengekrümmte Skelette. Erstere erweisen sich als die älteren, noch unter ägyptischem Einfluß erfolgten Bestattungen, während letztere auf einen Rückfall in das Barbarentum hinweisen. Dann folgen genaue Listen der aufgefundenen Beigaben: Gefäße aus Stein, Bronze, Ton und glasiertem Steingut in sehr wechselnden Gestaltungen, Spiegel, Kopfstützen, Löffel, Waffen usf. Dann Schmuckgegenstände und Amulette, besonders Skarabäen. Letztere zerfielen in drei Gruppen: eine Reihe nannte zeitgenössische Könige und konnte zur Datierung der Gräber dienen; eine andere aus der 18. und 22. Dynastie waren vermutlich als Altertümer in die Gräber gelegt worden. Von diesen gedachte einer des Amenophis III, geliebt vom Herrn des Delta (pa-åṭḥu, p: ỉdḥw) und gehörte einer von mir (Proc. Soc. Bibl. Arch. 35 S. 253f.) besprochenen religionsgeschichtlich interessanten, umfangreichen Skarabäen-Emission des Königs an. Die dritte Reihe der Skarabäen, welche in der Zeit der Nekropolen-Benutzung gefertigt worden zu sein scheinen, tragen die Namen von Pharaonen von Chephren bis zu Amenophis III. Vermutlich sah man in diesen Herrschern einflußreiche göttliche Wesen, deren Anführung die Zauberwirkung der Skarabäen verstärken sollte.

Ein besonderes Kapitel erläutert die angefügten Pläne, Grabskizzen und die größtenteils in photographischen Aufnahmen wiedergegebenen Fundstücke. Den Schluß der wichtigen und inhaltsreichen Arbeit bildet ein Verzeichnis der Gräber und ihres jeweils beachtenswertesten Inventars.

Guidi, Ignatius: Elementa linguae copticae. Brevi chrestomathia et indice vocabulorum instructa. Neapel: Apud R. Ricciardi 1924. (X, 59 S.) gr. 8°. Bespr. von Wilhelm Spiegelberg, München.

Ein praktischer, knapper Abriß der koptischen Grammatik, der im Unterschied von G. Steindorffs kleiner Grammatik (Berlin 1921) neben der sahidischen (oberäg.) Mundart auch die bohairische (unterägypt.) berücksichtigt, dergestalt, daß er deren Formen in roten Typen beigefügt hat. Diese Nebeneinanderstellung der beiden wichtigsten Dialekte halte ich für einen großen Vorzug der Guidischen Grammatik, da sie auch dem Anfänger die beiden wichtigsten koptischen Mundarten vor Augen führt. Wenn er sich auch aus pädagogischen Gründen zunächst auf einen beschränken wird, so verschaffen ihm doch die überall neben die sahidischen gestellten bohairischen Formen ein klareres Bild der koptischen Sprache. So wird

er z. B. vor dem Irrtum der Steindorffschen Grammatik bewahrt bleiben, daß das sahid. Präsens II zwei Bedeutungen habe, die präsentische und die des Zustandssatzes, da im ersteren Falle die bohairische Form anders lautet als die sahidische, während sie in der letzteren Bedeutung damit übereinstimmt. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß trotz der Lautgleichheit im Sahidischen die Zustandsform von dem Präsens II zu trennen ist.

Dagegen hätte ich gelegentliche Verweise auf die altägyptischen Formen in der Art der Steindorffschen Grammatik gewünscht. Die Elemente der altägyptischen Sprache sollte doch jeder Koptizist kennen, weil ihm nur so das Wesen der koptischen Sprache ganz erschlossen wird. Daher kommt es, daß in diesem Abriß das Verbum ganz stiefmütterlich behandelt ist, und der Anfänger z. B. gar keinen Begriff von dem schwachen Verbum bekommt, der sich eben nur unter Verweis auf die altägyptischen Formen geben läßt. Aus dieser gänzlichen Nichtberücksichtigung des Altägyptischen erklärt sich auch die Anordnung des Glossars zu den gut ausgewählten Lesestücken. Guidi hat leider ebenso wie Mallon[1] die koptischen Wörter nicht ausschließlich nach den Konsonanten geordnet, wie das bei den semitischen Sprachen üblich ist, sondern die Vokale neben den Konsonanten mit berücksichtigt. Das ist ein Rückfall in eine unwissenschaftliche Gruppierung, mit der schon Peyron auch ohne Kenntnis der altägyptischen Sprache vor bald 100 Jahren gebrochen hatte, und es ist sehr bedauerlich, daß Guidi diese antiquierte Wörteranordnung wieder aufgenommen hat. Das mag für den Anfänger bequem sein, erzieht ihn aber zur Unselbständigkeit und verdirbt ihm das Auge für den Bau der koptischen Sprache.

Trotz solcher Mängel möchte ich die Grammatik von Guidi als ein sehr brauchbares Buch für Anfänger bezeichnen, das auch im akademischen Unterricht gut zu verwenden ist, wenn ihm auch Steindorffs Abriß durch seine wissenschaftlichere Methode und sichere Art überlegen ist.

Ein paar Korrekturen zu dem Wörterverzeichnis mögen hier folgen. Die normale Form von „praesentia“ ist ⲙ̄ⲧⲟ (nicht ⲙ̄ⲡⲧⲟ < ägypt. *mtr*). Eine Form wie ⲥⲙⲛ̄ⲧⲥ „convenire“ sollte als ⲥⲙⲛ̄ⲧ=ⲥ „es festsetzen“ erläutert und zu ⲥⲙⲓⲛⲉ : ⲥⲙⲓⲛⲓ gestellt werden. ϫⲓⲙⲉ „invenire“ existiert nicht. „Finden“ heißt im Sahid. ϭⲓⲛⲉ. Sollte etwa ϫⲓⲙⲉ „die Wahrheit sagen“ gemeint sein? ⲥⲁⲁⲧ = praeterire ist nur im st. pron. bekannt. Bei den Verben sollten nur die absoluten Infinitive gegeben sein, falls nicht die anderen Verbalformen unregelmäßige Formen aufweisen, die der Anfänger schwer bilden kann. Das Verbum „leben“ muß natürlich unter ⲱⲛ̄ϩ (Infin.), nicht unter ⲟⲛ̄ϩ (Qualit.) stehen. Und so ließe sich noch manche Ausstellung machen, die mein obiges Urteil rechtfertigt.

1) Siehe OLZ 1906 S. 153.

Petrie, W. M. Flinders: The status of the Jews in Egypt. With a foreword by Sir Philip Sassoon. London: Georg Allen & Unwin 1922. (44 S.) kl. 8°. 1 sh. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Dieser Vortrag, der fünfte der „Arthur Davis Memorial lectures“, gehalten in der Jewish historical Society at University college am 30. April 1922 zu London, bietet auf nur cr. 30 Seiten kl. 8° eine sehr lebensvolle und aus reichem Wissen geschöpfte Darstellung der Beziehungen Israels zu Ägypten von der ältesten (prähistorischen) bis hin zur moslimischen Zeit. Am Bemerkenswertesten erscheint mir, daß der Vortragende die Patriarchen mit den Hyksos in Verbindung bringt; Abraham gehört zu den letzten Ausläufern der Hyksosinvasion; die Patriarchengeschichten des AT geben ein Bild des Lebens der „Hirtenkönige“. Ramses II. bleibt der Pharao der Bedrückung. — Beigegeben ist in photographischer Wiedergabe das Fragment eines vom Vortragenden aufgefundenen althebräischen Papyrus, des ältesten der existiert, mit versuchsweiser Übersetzung von H. Hirschfeld.

Büchler, A.: Types of Jewish-Palaestinian Piety from 70 B. C. to 70 C. E. The ancient pious men. London 1922. (264 S.) = Jew's College Publications Nr. 8. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Diese wertvolle Monographie tritt berichtigend und ergänzend den von christlich-theologischer Seite versuchten Darstellungen der Religion des Judentums, im besonderen Boussets großem Bilde dieser Frömmigkeit, entgegen. Mit grundsätzlicher innerer Berechtigung, denn alle diese Versuche, historisch oder systematisch den quellenkritisch schwierigen und von einer Menge von Problemen belasteten Stoff zu meistern, leiden an unzureichender Kenntnis der rabbinischen Literatur, aus der doch in erster Linie das Material zur Darstellung des Wesens und der Erscheinungsformen der älteren jüdischen Religion zu entnehmen ist. Die einseitige Betonung der Frömmigkeitstypen, die sich in der außerkanonischen Literatur wiederspiegeln, muß ja notwendigerweise zu einem ganz schiefen Bilde führen. Auch steht die Beurteilung des sog. Rabbinismus trotz allem, was jüdische Gelehrte uns darüber aus dem reichen Schatze ihres Wissens geboten haben, bei den christ-

lichen Theologen noch zu sehr unter dem Vorurteil der neutestamentlichen Polemik gegen Auswüchse der jüdischen Frömmigkeit und unter dem Zwange des christlich-dogmatischen Denkens.

Büchler hat nun eine wichtige Einzelfrage, nämlich das Frömmigkeitsideal der ḥasidim der älteren und jüngeren Zeit, herausgegriffen und mit sicherer Quellenbeherrschung und feinem Empfinden für das Wesenhafte und die treibenden Motive der Religiosität bedeutender Vertreter dieses Typs geschildert. Kap. 1 charakterisiert Hillel den Alten, Kap. 2 (The ancient pious men) läßt Persönlichkeiten wie Baba b. Buta (fehlt bei Strack, Einl. 5) und Ḥanina b. Dosa (1. Jahrh. n. Chr.) in ihrer religiösen Eigenart heraustreten. Kap. 3 handelt von den Frommen der Psalmen Salomos, mit zutreffender Polemik gegen die Verzeichnung, die Ryle und James in ihrer Ausgabe dieser Psalmen von der religiösen Art der pharisäischen Beter gegeben haben. Kap. 4 ist der markanten Gestalt des „Regenbeters" Honi (1. Jahrh. v. Chr.) gewidmet, wobei neben anderem wertvolle liturgiegeschichtliche Bemerkungen abfallen.

Erst wenn wir mehr solcher, von sachkundiger Hand entworfener Einzelbilder zur Geschichte der jüdischen Religion und Frömmigkeit haben werden, wird es an der Zeit sein, eine „Religion des Judentums" zu schreiben, die den von der religionswissenschaftlichen Forschung zu stellenden Ansprüchen an historisch-psychologische und phänomenologische Erfassung der Tatsachen dieses reichen Frömmigkeitslebens gerecht wird.

Wolf, Rabbi Joseph: נחלת זאב. Erklärungen zu Stellen aus den heiligen Schriften. Köln: Verlag d. Bibl. d. Vereins f. d. jüd. Interessen Rheinlands. (VII, 123 S.) 8°. Bespr. von **A. Posner**, Stuttgart.

Das vorliegende Buch, das sein Entstehen dem Andenken an einen heimgegangenen Meister verdankt, bringt 143 Erklärungen zu verschiedenen Stellen aus dem AT, davon 135 aus dem Pentateuch. Die Reihenfolge schließt sich vollkommen dem biblischen Text an und betrachtet den einzelnen Vers oder die Versgruppe, ohne den Zusammenhang zu berücksichtigen; zu manchen Deutungen werden in den Anmerkungen Verweise und Begründungen gegeben. Der Verf. greift ein Wort heraus und sucht durch die Erklärung desselben der Stelle einen anderen Sinn zu geben. Seine Exegese richtet sich nicht nach modernen Schulen und Richtungen, sondern steht vollkommen auf dem Standpunkt der alten jüdischen Erklärer, wie des Raschi, und bewegt sich auf dem z. T. symbolischen, z. T. allegorischen, z. T. moralisierenden Niveau der alten Midraschim. So werden neuere Erklärer, sieht man von Gesenius ab, der hier und da für sprachliche und grammatische Dinge gebracht wird, nie zitiert. Dadurch dürfte die Zahl der Benutzer und Interessenten dieses Buches eng begrenzt sein, doch werden weder der Verf. noch der Herausgeber (Dr. Wolf, Köln) die Absicht gehabt haben, mit dem Büchlein den Exegeten der Neuzeit ein Werk an die Seite zu stellen.

Bei den Verbalerklärungen wird vielfach bewiesen, daß die Form des praet. auch den Sinn eines deutschen plqpf. haben kann; ich glaube, daß man in Gen. 18, 11 חָדַל immer mit „es hatte aufgehört" übersetzt hat; bei Strack, Hebr. Gramm. 98 heißt es ausdrücklich. „Perf. in Nebensätzen oft gleich unserem Plusquamperf., bes. in Relativ- und in Kausalsätzen". Ebenso kann das impf. oft voluntativen Sinn haben (ohne die Kennzeichen des voluntativus) und das part. dem „praesens de conatu" gleichkommen (z. B. Ex. 6, 29 דבר = ich will reden, der terminus praes. de conatu scheint eine Eigenprägung des Verf. zu sein). Die Deutung der Plene oder Defektiv-Schreibung ist midraschisch z. B. Gen. 20, 6 fehlt im Worte מחטא das א, „dadurch soll gesagt sein, daß Gott den Abimelech auch davon zurückgehalten wenig zu sündigen". Zu Deut. 28, 11. 14 heißt es: „חפץ scheint ein verstandesmäßiges Begehren auszudrücken, dagegen חשק ein gefühlsmäßiges Verlangen", das dürfte richtig sein, aber das liegt an der Etymologie der beiden Verba, nicht an der Form חפצת v. 14, „wo wir das imperf. תחפץ hätten erwarten sollen". Zu Deut. 33, 4 heißt es: „das Wort צוה wird stets mit dem Akkusativ verbunden. Es kann also auch grammatisch die Übersetzung nicht gerechtfertigt werden: Die Tauroh hat משה uns befohlen". Was sagt der Verf. zu Nu. 32, 28 ויצו להם es befahl ihnen? Ein gutes Beispiel für die Exegese des Verf. gibt Ex. 26, 35, wo der Tisch zweimal erwähnt wird in verschiedener Stellung: „einmal vor dem Leuchter und nochmals nach ihm". Daraus wird gefolgert: „Der Tisch vergegenwärtigt mit seinen Schaubroten die materielle Seite des Lebens, und der Leuchter die geistige. Das menschliche Wesen ist aus Materiellem und Geistigem gebildet. Der Mensch bedarf auf dem Wege seiner Entwicklung zunächst der materiellen Nahrung und erst der materiell gekräftigte Körper wird zum Gefäß des Geistes befähigt. Daher zuerst der Tisch und dann der Leuchter. Ist aber einmal der Geist im Menschen erwacht, so tritt das Materielle zurück; daher wird nochmals der Tisch nach dem Leuchter genannt". Bei der Erklärung von Satzgruppen wie Ex. 6, 2—5 ist der

Verf. nicht unglücklich. Zu den Beispielen, die auf alter Deutungsmethode fußen, gehört auch die Erklärung der „Gematrie" (Zahlenwert) und der im mas. Text klein gedruckten Buchstaben; vielleicht sieht hierin allerdings Dornseiff nicht mit Unrecht „fast Handgriffe moderner Textkritik" (F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie 137).

Hennecke, Edgar: **Neutestamentliche Apokryphen.** In Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Übersetzung u. mit Einleitungen hrsg. 2., völlig umgearb. u. verm. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (XII, 32 u. 668 S.) gr. 8°. Gm. 12 —. Bespr. von Bruno Violet, Berlin.

Die zweite Auflage des 1904 erschienenen Werks von E. Hennecke ist erschienen. Sie war nötig, und sie ist ein großer Schatz. Rein äußerlich ist die Vermehrung um 110 S. und durch ein größeres Format in die Augen fallend. Innerlich hat das Werk durch Neuordnung, Aufnahme des seither Gelernten und Hinzufügung einer Menge neuer Texte wesentlich gewonnen.

Die jetzige Einteilung ist folgende: Haupteinleitung (von Hennecke). A. Evangelien. Außerbiblisches über Jesus. B. Apostolisches. Außerbiblisches über die Apostel. C. Apokalypsen und verwandte Stoffe. D. Stimmen der Kirche. E. Spruchweisheit.

Im Einzelnen sind völlig neu hinzugekommen: unter A: Nazaräerevangelium, Evg. des Markion, Diatessaron Tatians, Brief des Pilatus an Klaudius, Gnostische Legenden; B: Apost. Sendschreiben mit Zukunftsoffenbarungen des Auferstandenen, Actus Vercellenses; C. Himmelfahrt Jesajas, das Buch des Elchasai, Aussprüche des Montanus und seiner Prophetinnen, Gnostisches, die Oden Salomos; D. Sprüche und Auslegungen der Presbyter des Irenäus, Kirchenordnung Hippolyts, das älteste Taufsymbol, Hymnen, Gebete und liturgische Stücke, der Brief an Diognet: E. Sprüche des Sextus.

Es ist unmöglich und wäre sinnlos, die in dem Sammelwerke enthaltenen 48 Abschnitte einzeln zu besprechen, an denen außer dem Herausgeber die verschiedensten Gelehrten, Theologen und Philologen gearbeitet haben. Überall ist versucht worden, die einzelnen Stücke in gutem Deutsch bei genauer Übersetzung darzubieten.

Ich hebe aus der Gesamtmasse hier nur das heraus, was näher für den Orientalisten in betracht kommt. Da ist, von kleineren Stücken abgesehen, zunächst S. 65 ff. das von A. Jacoby, darauf von K. Schmidt übersetzte koptische Evangelienfragment aus dem Straßburger Papyrus samt anderen apostolischen und gnostischen Evangelienteilen, dann IX eine Abhandlung über das *Diatessaron* Tatians, von W. Bauer in dem Sinne gegeben, daß die syrische Form nicht das Original, sondern Übersetzung aus dem Griechischen ist, aber jedenfalls „die Form, in der die Syrer mit dem Evang. bekannt geworden sind". Hierauf die verschiedenen Kindheitsevangelien, die auch in orientalischen Übertragungen bekannt sind (XI. XII) und gnostische Legenden (XIII). Ferner Proben aus dem von Schmidt und Wajnberg 1919 herausgegebenen Sendschreiben (Gespräche Jesu mit seinen Jüngern nach der Auferstehung XVI). Die auch koptisch und syrisch erhaltenen Paulusakten (XX) sind ausführlich von E. Rolffs dargeboten. Wichtig für die Geographie von Syrien sind die Paulusakten (XXI) mit ihrer genauen Reisebeschreibung; die Thomasakten (XXIII) syrisch entstanden, sind auch armenisch, äthiopisch und lateinisch erhalten. Die Himmelfahrt des Jesaja (XXIV) haben wir vollständig nur in äthiopischer Sprache; dann folgt (XXV) die Offenbarung des Petrus, zum ersten Male nach der griechischen und äthiopischen Überlieferung (von Weinel) genau bearbeitet. Sehr schön sind unter XXXIII, Gnostisches, die Übersetzungen der poetischen Stücke aus Valentin, den Naassenern und Bardesanes (S. 436 f.).

Von besonders hervorragendem Werte für Orientalisten ist die Übersetzung der Oden Salomos (XXXIV, S. 437—472) von H. Greßmann, ein Prunkstück des Buches. Der Brief des Clemens an die Korinther ist von R. Knopf und G. Krüger nach allen Quellen (griechisch, syrisch, lateinisch, koptisch) dargeboten worden (XXXV, S. 482—502), die Briefe des Ignatius (XXXVII) sind ebenfalls in griechischer, syr., armen., kopt. und lateinischer Form überliefert, hier XXXVII von G. Krüger bearbeitet, die syrische Didaskalia ist unter XLII besprochen.

Ich beschränke mich absichtlich auf diese wenigen Mitteilungen, die nur den Reichtum des Buchs auch für Orientalisten zeigen wollen. Einige Hinweise auf kleine Mängel, die mir aufgefallen sind, mögen mir erlaubt sein: S. 395 vermisse ich bei VI Esra die Erwähnung des griech. Fragments aus den Oxyrhinchus Papyri von Grenfell und Hunt zu Kp. 15, 57—59; S. 425 im „Buch des Elchasai" ist die Umschrift des Rätselspruchs 9 abar anid moib nochile daasim ana ... (bei Epiph. 19, 4) nicht beigegeben: ana mishad (?) elichon bjom dina rabba; S. 513 ist zu Barnabas 11, 9 das jüngst von F. Perles gefundene Zitat der Stelle 61, 7 aus der (syr.) Baruch-Apokalypse zuzufügen (s. Ausgabe des Berichterstatters, VI 10, 7, Griech. Christl. Schriftsteller Bd. 32, 1924, S. 297. 391 f.).

Das Buch ist sehr reichhaltig, manchmal in den Einleitungen nicht ganz leicht zu lesen. Wärmster Dank gebührt den einzelnen Verfassern und vor allem dem Herausgeber.

Bousset, Prof. Dr. Wilhelm †: **Apophthegmata.** Studien zur Geschichte des ältesten Mönchtums. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Theodor Hermann u. Gustav Krüger. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (VIII, 341 S.) 4°. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Wie Bousset in seiner letzten großen Arbeit über den jüdisch-christlichen Schulbetrieb in Alexandrien, teilweise übrigens von W. Jaegers Arbeiten über Aristoteles angeregt, Wesen und Art der Tradition in der orientalisierten Antike zu bestimmen versucht hatte, so hat er in der ersten dieser aus seinem Nachlaß dankenswerterweise herausgegebenen Abhandlungen an dem Beispiel der ἀποφθέγματα das Wesen der mündlichen Überlieferung und ihrer literarischen Verfestigung dargestellt. Das ist der weite Rahmen, in den diese ausgreifenden und in die Tiefe wie in die Breite wirkenden Untersuchungen gestellt werden müssen. Die aus der unliterarischen Schicht koptischer Bauern stammenden, aber von Griechen gesammelten und geformten Aussprüche sketischer Mönche sind für ihn ein „vorzügliches Paradigma der Art und des Wesens mündlicher Überlieferung", und selbstverständlich streift B. von hier aus auch die analogen Probleme des literarischen Charakters der Evangelien, wie das dann K. L. Schmidt in seinem Aufsatz in der Festschrift für Gunkel weiter ausgeführt hat. Ebenso erhalten wir auf Grund der Analyse der Apophthegmata eine meisterhafte Charakteristik der Frömmigkeit der sketischen Mönche, d. h. also der Anachoreten von der Mitte des 4. bis zur Mitte des 5. Jahrh., dieser pneumatischen Frömmigkeit, die die Ekstase und ihre Geheimnisse keusch hütet, die mit den Wundern sparsam umgeht, und für die das Dogma selbstverständliche Voraussetzung, aber nicht mehr ist. Doch die Eigentümlichkeit der Abhandlung ist mit dieser Charakteristik noch nicht getroffen; die Eigentümlichkeit liegt in den minutiösen und doch großzügigen Untersuchungen über die höchst komplizierte Textüberlieferung der Apophthegmata — Coteliers Text, die von Rosweyde dargebotenen lateinischen Übersetzungen, viele andere Rezensionen, sowie Sokrates, Cassian und die historia Lausiaca werden sorgsam geprüft und gegeneinander abgewogen, mit dem Ergebnis, daß eine nicht alphabetisch, sondern sachlich geordnete Sammlung schon vor dem von Cotelier dargebotenem Text liegt — und in den höchst mühselig hergestellten Tabellen und Registern, die einen großen Teil des Werkes (S. 93—208) ausfüllen, und die ein wichtiges Hilfsmittel für jedes Weiterarbeiten auf diesem Gebiete sein werden.

Die zweite Arbeit bringt Untersuchungen zur vita des Pachomius. Wieder beginnt B. mit der Prüfung der verschiedenen Überlieferungen, um von da aus auch inhaltlich wichtige Momente ins Licht zu stellen. B. stimmt dabei in der Hauptsache Ladeuze zu, wenn er den ursprünglichen Βίος des Pachomius noch zu Lebzeiten Theodors in griechischer Sprache abgefaßt sein läßt — er deckt sich freilich nur dem Aufriß nach mit unserm heutigen, in den acta sanctorum gedruckten Text — aber er betont, daß die koptischen und arabischen Viten, die sich in dem von dem griechischen Βίος abgesteckten Rahmen hewegen, keineswegs bloß sekundäres Material bringen, sondern älteste mündliche Überlieferung wiedergeben, wie sie durch die ἀρχαῖοι πατέρες weitergegeben worden ist, und zwar im Unterschied von den Griechen ohne schriftstellerische oder dogmatische Tendenzen. Im einzelnen finden sich hier viele feine Bemerkungen, etwa über die starke Betonung der Visionen statt der Heilungswunder im Kreis der ältesten Pachomiusjünger, oder über die Tendenzen des Griechen, die ursprüngliche Spannung zwischen Mönchtum und Klerus durch Zurückdrängung des ekstatischen und visionären Elements auszugleichen oder umzudeuten, oder über die christologischen Korrekturen, die an der Vita vorgenommen worden sind, oder endlich über das Eindringen des philosophisch-mystischen Sprachgebrauchs in die Quellen, das auf alexandrinischen Einfluß oder Ursprung schließen läßt. Aber als Ganzes ist auch die Überlieferungsgeschichte der Vita Pachomii „von fast paradigmatischer Bedeutung". „Wir sehen .. tief in den Vorgang hinein, wie in einer frommen Gemeinde als deren heiligster Besitz die Vita ihres religiösen Helden entsteht."

Das dritte Buch des Boussetschen Werkes bringt Euagriosstudien, beginnend mit einer Untersuchung der Komposition der Zenturien, sodann die literarische Abhängigkeit des Euagrios von des Origenes selecta in psalmos exakt erweisend, schließlich die Gesamtanschauung des Euagrios in ihrer Abhängigkeit nicht so sehr von den Kappadoziern, als von Origenes und diesen in Beziehung zum zeitgeschichtlichen Milieu darstellend. B. bietet hier vor allem in geistesgeschichtlicher Hinsicht bedeutsame Untersuchungen über das Weltbild, über die Anschauung von der Weltentstehung und vom Sündenfall bei Origenes und bei Euagrios, sowie über verschiedene mystische Begriffe und Ideen, in denen Euagrios und durch ihn auch Makarius als von Origenes abhängig erwiesen werden. Ich hebe folgende Einzelheiten heraus: die Zentralidee der praktisch gefärbten Frömmigkeit des Euagrios, der Aufstieg und die Rückkehr der Seele in die himmlische Heimat, die B. als eine Spiritualisierung der lokal gedachten „gnostischen" Himmelsreise auffaßt; die Deutung der



γνῶσις, die nur dem durch die πρακτική zur ἀπάθεια geläuterten Menschen möglich ist, und die auf höchster Höhe sinnlich gedachte Selbstschau der Seele ist, die ihre in Gott verklärte Lichtherrlichkeit schaut; die Herausarbeitung der drei Stufen des frommen Lebens, der πρακτική, der φυσική und der θεολογία = γνῶσις τῆς Μονάδος, welche auch auf den Leib des Gnostikers zurückwirkt, so daß dieser schon auf Erden in den Zustand der Engel erhoben wird. Ἐν τῇ Μονάδι οὐκ εἰσιν οἱ ἄρχουσιν οὐδὲ οἱ ὑπ᾽ἀρχάς ἀλλὰ πάντες θεοί εἰσιν. Höchst interessant sind auch die Ausführungen B.s über die Wurzeln dieser mystischen Gedanken. Indem die Ideen über die Μονάς bestimmt sind durch den Gegensatz zur Zahl — sie hat nichts mit der Zahl zu tun — ist man auf den Neupythagoräismus geführt, zu dem dann der Neuplatonismus zu stellen wäre. B. weist auf Numenios von Apamäa hin; dazu kommt dann die alexandrinische Katechetenschule (die ἐκλογαί, die excerpta ex Theodoto und Clemens von Alexandrien) und der Hermetische Schriftkreis. Auf ein ähnliches Ergebnis führt die Prüfung der Herkunft der Vorstellung von dem abgestuften Geisterreich, wo dann noch Plutarch und Philo und — hinter ihnen — nicht so sehr Poseidonios als volkstümliche Vorstellungen herangezogen werden; und wieder auf dieselben Kreise stößt man, wenn man der Psychologie des Euagrios und des Origenes und dem Gedanken von der Schau des göttlichen Lichts resp. der gotterneuerten Seele durch den betenden Mystiker nachgeht. So rückt die Mystik des Origenes und des Euagrios in den breiten Strom der hellenistischen Mystik hinein; freilich kann ich hier nicht ganz das Bedenken unterdrücken, ob nicht das spezifisch Christliche in dieser Mystik von B. allzu sehr zurückgedrängt worden ist. Eine schöne Untersuchung, die den achten Brief des Basilius als Werk des Euagrios erweist — vgl. übrigens die unabhängig von B. erschienene Arbeit Robert Melchers — und dabei manche bemerkenswerte Einzelheit bringt, schließt das Werk ab.

Ich habe mich vor allem bemüht, ein ungefähres Bild von dem Reichtum des Gebotenen zu vermitteln, ohne daß mir das freilich ganz gelungen wäre. Gerade in diesen Arbeiten B.s, die noch stark in die Werkstätte blicken lassen, steckt auch das Ganze in der Fülle des Einzelnen selbst. Was aber B. vor anderen auszeichnet, ist die seltene Kombination von liebevollem Interesse am Detail mit der gedankenvollen Fähigkeit, Zusammenhänge zu schauen und Ideen lebendig herauszuarbeiten. Und man scheidet von dem Buch mit der Trauer über den frühen Tod eines großen Forschers, dessen Arbeit für die Erkenntnis der altchristlichen Religionsgeschichte noch lange nicht zu Ende getan war.

Peeters, P. Paul, S. J.: La Prise de Jérusalem par les Perses. Beyrouth 1923. (in: Mélanges de l'Université St. Joseph IX fasc. 1.) Bespr. von Otto Rescher, Breslau.

Der vorliegende Text zerfällt eigentlich in mehrere Stücke, deren Zusammenhang z. T. etwas lose ist, nämlich: 1. Die Erzählung von der Einnahme von Jerusalem durch die Perser, die im Jahre 614 stattfand, nebst all' den begleitenden Nebenumständen, d. h. der Verschleppung eines Teils der Einwohner mitsamt dem Patriarchen Zacharias, nicht zu vergessen des Raubs des hl. Kreuzes; 2. ein Sendschreiben des genannten Patriarchen aus Babel an die übriggebliebenen Einwohner der eroberten Stadt (S. 35 ff.): 3. die Geschichte eines gewissen Thomas, der (nach dem Vorbild von Tobit) die Toten Jerusalems um Gottes Willen bestattet (S. 37, 6 ff.); 4. die Historie von der Zurückbringung des hl. Kreuzes aus Babel nach Palästina (S. 40 ff.). — In der ziemlich gekürzten und deshalb etwas abweichenden Version, die in der Revue de l'Orient chrétien II, 125 ff. bereits abgedruckt ist, sind die entsprechenden Textstellen auf S. 153, 9 v. u.; ebd. 7 u.; 154, 13 ff. nachzulesen. Im übrigen seien zum Vergleich von Peeters' und Couret's Arbeit folgende Nachweise gegeben: Als Grund zu dem über Jerusalem hereinbrechenden Unheil wird in beiden Texten die sittliche Verwilderung der Einwohner der Stadt, denen Gott die Perser zur Strafe über den Hals schicken wollte, angegeben (vgl. Peet. 12 pu. = Revue 147, 13 ff.); dann folgt der Bericht vom Vormarsch der Perser nach Cäsarea (P. 13 pu. = Rev. 147, 17); die Befragung der gefangenen Mönche in Bezug auf die Aussichten der Möglichkeit einer baldigen Eroberung Jerusalems (P. 15, 4 ff. = Rev. 147, 5 u.); die Geneigtheit des Patriarchen, mit der überlegenen Macht des Feindes zu verhandeln und der vom Volk auf ihn ausgeübte Zwang, diese Verhandlungen einzustellen (P. 15, 10 ff. = Rev. 147 ult. ff.) usw. — Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Sympathien der Juden offenbar auf Seiten der Perser gestanden haben müssen; ob aber der Bericht von ihrem Versuch, unter den von den Persern gefangenen Christen Proselytenmacherei zu treiben, historisch ist, mag dahingestellt bleiben (P. 20, 6 u. = Rev. 150, 5 ff.). Verschiedentlich begegnen wir auch altbekannten Legenden, so z. B. der von der Nonne, die sich durch Bestreichen mit einem wunderbaren Öl als unverletzlich ausgibt und bei der Erprobung ihrer Behauptung getötet wird, aber eben damit listigerweise ihre Jungfräulichkeit vor einem

Zugriff des Feindes bewahrt (P. 21, 6 u. = Rev. 150, 12 u. ff.); ferner der von dem sprechenden Kindchen, das Zeugnis für die Unschuld eines Verdächtigten ablegt (P. 33, 4 u. = Rev. 153, 6 ff.), wofür wir ähnliche Parallelen bei Gustav Weil, „Biblische Legenden" 110 und bei *Qaljūbī* Nr. 78 (am Ende) haben. — Die Sprache des Textes ist ziemlich vulgär, aber vom Herausg. wohl mit Recht in ihrem ursprünglichen Zustand gelassen worden (S. 13, 1 lies natürlich فٱنفسدت mit Waṣl). Die Anfügung einer Übersetzung wäre vielleicht denjenigen, die nicht arabisch können, nicht unwillkommen gewesen.

The Cambridge Medieval History. Planned by J. B. Bury, M. A., F. B. A. Edited by J. R. Tanner, C. W. Previté-Orton u. Z. N. Brooke. Vol. IV: The Eastern Roman Empire (717—1453). Cambridge: University Press 1923. (XXXVI, 993 S.) gr. 8° 50 sh. Bespr. von E. Caspar, Königsberg i. Pr.

Dieser vierte Band des großen Cambridger Unternehmens bedeutet einen Markstein in der Geschichte der byzantinischen Forschung. Wir besaßen bisher keine so ausführliche und weitgespannte Zusammenfassung der Resultate dieser noch jungen Disziplin. Die Mitarbeiterliste zieren die Namen so anerkannter Fachautoritäten wie der Engländer J. B. Bury und E. W. Brooks, der Franzosen Ch. Diehl, L. Bréhier und F. Chalandon. Die deutsche Wissenschaft innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen freilich, die in den ersten, vor dem Kriege erschienenen Bänden einen so ehrenvollen Platz behauptete, ist auch diesmal noch ausgeschaltet. Man mag darin bei dem vorliegenden Thema einen Mangel erblicken, der sachlich nicht ganz so schwer ins Gewicht fällt, wie bei dem vorangehenden dritten Band, der das abendländische Mittelalter behandelte, und es verdient auch anerkennend hervorgehoben zu werden, daß die Einleitung der Werke von Krumbacher und Strzygowski als „pioneer works marking a new age" mit gebührender Ehrung gedenkt.

Auch dieser Band weist die Vorzüge und die Schattenseiten eines Sammelwerkes auf. Kein einzelner Forscher wäre wohl imstande gewesen, diese spezialisierten Bibliographien zu den einzelnen Abschnitten zusammen zu bringen, die über 100 Seiten am Schluß des Bandes füllen. Man findet die russische und andere slawische Literatur ebenso berücksichtigt wie die westliche, und man wird kaum wesentliche Lücken, vielleicht die Literatur der Kriegsjahre ausgenommen, finden. (Bezügl. der Monumenta Germaniae ist es verfehlt, daß prinzipiell nur die alten Folioausgaben statt der selbständigen neueren, jetzt vielfach allein zu benutzenden in Quart und Oktav zitiert werden.) Die Darstellung anderseits entgeht häufig nicht der Gefahr, welche dem Spezialisten immer droht, den Leser in Details zu ersticken. Es ist sehr zu bedauern, daß nur einmal, bei der byzantinischen Kaisergeschichte im engeren Sinn, den fünf Abschnitten der Einzeldarstellung eine meisterhafte Zusammenfassung von Bury folgt, welche die Hauptlinien zur Entwicklung herausarbeitet und dem Leser den Überblick erleichtert. Auch ein zweiter Mangel von Sammelwerken macht sich empfindlich bemerkbar und hätte durch die Gesamtleitung des Bandes bekämpft werden müssen: die ermüdende Wiederholung derselben Dinge in verschiedenen Abschnitten aus verschiedener Feder. So findet man die gesamte Kriegsgeschichte einmal von Byzanz aus gesehen und dann nochmals in den Abschnitten, welche den bekämpften Nachbarnationen und -staaten des Kaiserreichs gewidmet sind. Das ganze Werk ist so keine künstlerisch abgerundete Leistung, ja kaum eine lesbare Geschichtsdarstellung, sondern mehr ein, vor allem durch die Bibliographien höchst wertvolles Nachschlagewerk, eine erste Enzyklopädie der byzantinischen Geschichte. Es ist einem solchen Werk gegenüber natürlich unmöglich für einen Referenten, sich sachverständig zu allen einzelnen Teilen zu äußern. Es muß ihm gestattet sein, sich einen Abschnitt, für den er Sachkunde für sich in Anspruch nehmen darf, herauszugreifen, als Stichprobe gleichsam, an welcher der Wert des Ganzen zu schätzen ist. Es sind im Fall des Ref. die Kapitel von Bréhier über die griechische Kirche in ihren Beziehungen zu Rom, das Schisma von 1054 und die Reunionsversuche bis 1453 (IX und XIX). Der Verf. trägt in gedrängter Form die Darlegung der Motive und des Verlaufs des Schisma vor, durch die er sich in früheren Arbeiten Verdienste erworben hat. Wertvoll ist besonders der Hinweis, daß das tiefgesunkene moralische Ansehen des Papsttums im 10. und beginnenden 11. Jahrh. die Angriffslust des byzantinischen Patriarchen Michael Caerularius förderte, daß anderseits aber die politischen Interessen des byzantinischen Kaisertums (wegen der süditalienischen Frage) auf eine Erhaltung des Friedens mit dem Westen gingen, und daß es deshalb bis zuletzt den Absichten des Patriarchen entgegenarbeitete. Auch in der Geschichte der Reunionsversuche nach 1054 sind die politischen Motive stark betont und im Anschluß an die Auffassung des bekannten Werks von W. Norden vielleicht zu ausschließlich als die ausschlaggebenden hervorgehoben. Bei Gregor X. etwa haben idealistische und religiöse Motive ohne Zweifel die entscheidende Rolle gespielt. Die Unionsfrage stand bei ihm derart im Zentrum seines Inter-

esses, daß sie eine breitere Behandlung, als bei anderen Päpsten verdient hätte. Die Periode des Photius im 7. Jahrh., mit welcher Br. beginnt, leidet einigermaßen unter Nichtberücksichtigung der neuesten deutschen Literatur: die Briefe Nicolaus' I. und Johanns VIII. liegen seit 1912 in den Editionen der Monumenta Germania (Epistolae VI, 1 und VII, 1) vor, vgl. ferner Caspar, Kritische Untersuchungen zu den älteren Papsturkunden für Apulien, in Quellen u. Forsch. aus röm. Arch. u. Bibl. VI (1904). Das Buch von Perels Nicolaus I. und Anastasius Bibliothecarius war, da erst 1920 erschienen, dem Verf. wohl noch nicht zugänglich.

Ashbee, C. R., M. A.: **A Palestine Notebook 1918—1923.** London: Will. Heinemann 1923. (XV, 278 S.) gr. 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Ein Architekt, der als Civil Advisor to the City of Jerusalem im Dienst der britischen Palästinaregierung stand, gibt nach seinem Abgang in der Form von zwanglosen, oft geistreichen, mit einem reichen Zusatz von Sarkasmus versehenen Essays Mitteilung über die Eindrücke, welche er da empfing zuerst in der Zeit der militärischen, dann der bürgerlichen Verwaltung des eroberten Landes. Die Religionen Palästinas mit ihren Führern und Anhängern in ihrem Gegensatz, die dort wohnhaften Nationen, Araber, Juden, Griechen, in ihrer Eigenheit, die Aufgaben einer rationellen Verwaltung und Regierung, vielerlei hohe und niedere Persönlichkeiten, denen der Verf. begegnete, erhalten ihre Beleuchtung durch Schlaglichter, welche die Schatten vergrößern, aber stets dazu beitragen, klar zu machen, welche Stellung eingenommen wird. Der römische Patriarch, der deutsche Kaiser, der jüdische High-Commissioner, die anglikanische Kirche, Zionisten und Rabbiner erhalten gelegentlich scharfe Hiebe. Am besten kommen immer die arabischen Moslems davon und der Islam als solcher, dessen Freiheit von Dogmen, Formen und Klerus als vorbildlich betrachtet wird. Im Vordergrund steht das zionistische Problem. Hier gilt das Balfour-Versprechen Englands als unverständig und ungerecht, weil es auf Unwissenheit über Palästina und über die Juden beruhte und ebenso bibel- wie naturwidrig ist, aber auch weil das nationale Problem, in dessen Dienst es stand, nun abgelöst werden muß durch das internationale Menschheitsproblem, bei welchem ein Völkerbund die ausschlaggebende Größe ist. Der völkische Enthusiasmus, auch der englische, solle ebenso wie der Imperialismus übergehen in ein neues Weltbürgerbewußtsein, bei welchem alle ihr Recht erhalten. Daß auch die Religionen in ihrer jetzigen Ausgestaltung verfehlt sind, ist dem Verf. ebenso selbstverständlich. Einige sittliche Grundsätze und rein innerliche und persönliche religiöse Empfindungen sind es, was hier übrig bleibt, und was gegen den Ansturm des Industrialismus geschützt werden soll. Etwas Ästhetisches, die Schönheit, erscheint zum Schluß als das wesentliche an allem vom Verf. aufgewandten Streben für Hauptstadt, Land und Volk Palästinas. Daß er ein unabhängiger Beobachter war, der ohne vorgefaßte Meinungen nach allen Seiten hin Verkehr pflegte, wird jeder Leser seines Buches ihm zubilligen.

Elbogen, Ismar: **Der jüdische Gottesdienst** in seiner geschichtlichen Entwicklung. 2., verb. Aufl. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1924. (XVI, 619 S.) gr. 8°. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Elbogens verdienstvolles Werk, erstmalig 1913 erschienen und in dieser Zeitung 1915 Nr. 5, Sp. 145 ff. von Perles eingehend gewürdigt, liegt nunmehr, nachdem es jahrelang vergriffen war, in 2. Auflage vor. Der Text mußte mit Rücksicht auf die schwierigen Zeitverhältnisse in seiner bisherigen Form belassen werden, doch sind die Anmerkungen S. 511—580 neu gedruckt, und ist hierbei alles berücksichtigt, was an literarischen Beiträgen zum Thema des Buches inzwischen veröffentlicht war. Dankenswert ist der Abdruck der palästinischen Rezension des Achtzehngebetes S. 517 f., die für die Geschichte dieses Gebetes von besonderer Bedeutung ist.

Pérez, Dr. José A. Sanchez: **Biografias de Matemáticos Árabes que florecieron en España.** Obra premiada con accésit por la real Academia de Ciencias exactas, fisicas y naturales de Madrid. Madrid: E. Maestre 1921. (163 S.) Bespr. v. E. Wiedemann, Erlangen.

Eine jede Veröffentlichung, in der bio-bibliographischer Stoff gesammelt wird, hat einen besonderen Wert, da sie stets eine große Selbstverläugnung des Verfassers verlangt. Die vorliegende Schrift ist eine vortreffliche Ergänzung des Werkes von H. Suter, Die Astronomen und Mathematiker der Araber und ihre Werke, das entsprechend oft erwähnt ist. Aber auch in diesen Fällen finden sich häufig Zusätze. Es werden auch sehr zahlreiche Hinweise auf Besprechungen der Gelehrten in moderner Zeit gegeben, während sich Suter im wesentlichen auf die Araber beschränkt. Zunächst wird eine wenn auch nur kurze Übersicht über die Entwicklung der Mathematik bei den Griechen gegeben. Daran schließt sich eine Literaturübersicht, die Besprechung der einzelnen Gelehrten und ein alphabetisches Verzeichnis an. — Wenn einmal ähnliche Zu-

sammenstellungen für andere Teile der muslimischen Welt vorliegen, wird sich auch deren Anteil an der Entwicklung der einzelnen Wissenschaften feststellen lassen. Soweit unsere Kenntnisse bis jetzt gehen, möchte ich glauben, daß Spanien — so wichtig auch für die Vermittelung arabischer Wissenschaft zu dem Abendland Gābir Ibn Aflah, Maslama al Magrīṭī, al Zarqālī, der sich durch seine Scheibe einen besonderen Namen gemacht hat, waren — keinen Mathematiker aufzuweisen hat, der einem Ibn al Haiṯam, al Bīrūnī, ʿOmar al Khayyāmī, Ibn Jūnus, al Battānī und zahlreichen anderen gleichzustellen wäre. Vielleicht haben vor allem die Fürsten mehr Interesse an den Künsten als an den exakten Wissenschaften gehabt.

Die Benutzung des Werkes wird nicht gerade erleichtert durch Verwendung besonderer arabischer Typen und vor allem durch eine ganz eigenartige Transkription.

Mufty-Zade K. Zia Bey: Speaking of the Turks. London: Stanley Paul & Co. (271 S.) 8°. 8 sh 6 d. Bespr. von F. Taeschner, Münster i. W.

Der Verf., ein mit einer Amerikanerin verheirateter junger Türke (wie die Ankündigung auf dem Umschlag angibt, der Sohn des türk Botschafters in England), schildert das Leben in den Kreisen der guten türkischen Gesellschaft Konstantinopels nach dem Kriege, in der Form einer Erzählung, wie er nach 10jähriger Abwesenheit in der Okkupationszeit mit seiner jungen Frau nach Konstantinopel zurückkehrt und sie in die Verhältnisse ihrer neuen Umgebung einführt. Er kommt auf die verschiedenen kulturellen Bestrebungen in der neuen Türkei zu sprechen, meist in der Form eines Interviews eines Verwandten oder Freundes.

Das Buch ist zu dem deutlich erkennbaren Zweck geschrieben, das türkische Volk dem Verständnis des Amerikaners näherzubringen. Es ist darum nicht verwunderlich, daß die Schilderung der türkischen Verhältnisse nicht kritisch, sondern rein panegyrisch gehalten ist. Anderseits bezeichnet der Verf. (S. 193 ff.) freimütig das, was einem wirksamen Einflusse Amerikas in der Türkei hinderlich im Wege steht: daß die amerikanischen Unternehmungen in der Türkei, d. s. vor allem die Schulen, rein auf missionarische Interessen zugeschnitten sind.

Für die Wissenschaft ist aus dem Buch nichts zu holen, abgesehen davon, daß es als Ganzes ein Dokument dafür ist, wie die modernen Türken ihre eigene Kulturentwicklung ansehen; charakterisierende Einzelzüge, die etwas Positives bieten, finden sich indessen nur sehr selten. Auch das Kapitel über den Islam (S. 224 ff.) ist nur als Dokument zu werten, wie der moderne Muslim ihn sieht oder wünscht, nicht wie er ist (es finden sich ganz merkwürdige historische Entgleisungen darin!). Der Abendländer, der sich danach über den Islam informieren wollte, würde ein gänzlich falsches Bild von ihm bekommen.

Šahnamä- ins Gujarātī transkribiert und übersetzt von Māhiār Navroji Kutr und Farāmarz Navroji Kutār. 10 Bände. Bombay 1914—1918. Bespr. von Jehangir Tavadia, Hamburg.

Die Parsen-Herausgeber sind „traditionell" Gelehrte, d. h. sie haben, um die klassischen Sprachen zu studieren, nicht die Universität besucht. Während wir diese Gelehrten nach der alten Schule noch heute häufig unter Hindu und unter Mohammedanern finden, sind sie unter Parsen nur ausnahmsweise, wie unsere Verfasser, weil diese Einrichtungen bei ihnen seit langem nicht mehr vorhanden sind. — Zur Feststellung des Textes haben die Herausgeber außer den „vier gedruckten Ausgaben" (?) neun Handschriften, von denen nur drei vollständig sind, gebraucht. Varianten aber werden nicht gegeben. Wenn man den Text mit der Vullersschen Ausgabe vergleicht, sieht man sofort, daß er von den gedruckten Ausgaben oft abweicht. Im allgemeinen folgt er der Calcutta-Ausgabe von Macan, und zieht auch dann und wann die Pariser Ausgabe von Mohl heran. — Die Transkription, welche hauptsächlich für öffentliche und private Deklamation gedacht ist, ist mehr phonologisch als wissenschaftlich: alle s-, t- und z-Laute sind durch je einen Buchstaben wiedergegeben. „zīr" wird immer mit „e", während „pīš" mit „u" geschrieben. Burhān i Qāṭiʿ und der Reim sind maßgebend für die Aussprache. Die Übersetzung ist sehr wörtlich und trotzdem klar; deshalb philologisch nützlich, und zum Gebrauch zu empfehlen. Jeder Band hat eine besondere Einleitung über verschiedene Punkte, und diese sind von Herrn S. J. Bulsara in seinem englischen Vorwort in dem zehnten Band S. 3—7 wohlwollend besprochen. Die Verfasser versuchen alles, was Firdausī bietet, als historische Tatsache zu erklären: ein echt iranischer Charakterzug! Das ganze Werk (10 Bde.) kostet Rs. 35 — und ist von Herrn F. N. Kutar, Agiari, Bandra, bei Bombay (Indien) zu beziehen.

Schmidt, Prof. Dr. Emil †: **Geschichte Indiens.** Erneut durchgesehen von Richard Schrader. Leipzig: Bibliograph. Institut 1923. (VIII, 219 S. m. 28 Abb. a. 8 Taf. u. 1 Karte.) gr. 8°. Gm. 5.20. Bespr. von O. Stein, Prag.

Der Beitrag „Indien" zum I. Bande von Helmolts Weltgeschichte (10. Aufl.) wurde von dem Bruder des verstorbenen Verf.s neu be-



arbeitet und erscheint nun als selbständiges Buch, neuerlich durchgesehen. Die Anforderungen, die man an eine Arbeit stellen kann, die den Durchschnittsleser über Indiens Vergangenheit und seine Stellung von heute im britischen Weltreich sowie über die kulturelle Bedeutung dieses Landes unterrichten soll, erfüllt das Buch gewiß. Für Fachleute ist es nicht geschrieben; und doch hätte ihm einige kräftigere Dosis von fachmännischer Seite nur genützt. Die religiösen Verhältnisse, so ausschlaggebend sie für die soziale und geistige Entwicklung Indiens geblieben sind, werden doch zu stark auf Kosten der übrigen Darstellung in den Vordergrund gerückt. Es entspricht auch nicht dem Stande der Wissenschaft, das Mahābhārata als Geschichtsquelle anzuführen; das durfte sich noch ein Max Duncker erlauben. Die Zeit von Alexander d. Gr. bis zur mohammedanischen Epoche, also ein Zeitraum von rund 1300 Jahren ist auf nicht vollen sieben Seiten behandelt. Dem Zeitalter der Islam-Herrscher stehen die S. 79—115 zur Verfügung, den Löwenanteil nimmt die moderne Geschichte ein, die von W. E. Peters bis auf die Ereignisse nach Gandhis Verhaftung fortgeführt ist. Angeschlossen ist eine Geschichte Ceylons.

Dem Buche sind Bilder beigefügt, die neben einigen Baudenkmälern auch Volkstypen veranschaulichen; hingegen beschränkt sich das Kartenmaterial nur auf eine Karte „Ostindien" für die Zeit der Mohammedaner; es wäre aber nicht nur zu topographischen Zwecken, sondern auch wegen des Aufzeigens der geschichtlichen Veränderungen im Kartenbild gut gewesen, eine Karte für das Altertum und eine des heutigen Indien mit der neuesten Provinzeinteilung beizugeben.

Griswold, H. D., Ph. D., D. D.: **The Religion of the Rigveda.** London: Oxford University Press 1923. (XXIV, 392 S.) 8° = The Religious Quest of India. 12 sh 6 d. Bespr. von O. Strauß, Kiel.

Die Grundsätze der Sammlung, die J. N. Farquhar im Verein mit dem Verfasser des vorliegenden Buches herausgibt, sind bekannt: Mitfühlende Darstellung der indischen Geisteswelt auf Grund streng wissenschaftlicher Forschung und eine Gegenüberstellung indischer Religion mit dem Christentum, das für die Verfasser das endgültige Licht der Welt ist. Diesen Grundsätzen entspricht der vorliegende Band vollkommen.

Die Einleitung (S. 1—80) orientiert zuerst über die Vorgeschichte (indogermanische und indoiranische Periode), wobei der Verf. die neuesten Ergebnisse der Forschung in vorsichtiger Weise benutzt, dann über Land, Bevölkerung und Gesellschaftsorganisation des ṛgvedischen Zeitalters, sowie über Text, Sprache, Chronologie und Interpretation der Saṃhitā.

Der Hauptteil (S. 80—327) bringt den religiösen Inhalt der Hymnen, wesentlich im Lichte der Oldenbergschen Interpretation, so daß sich ein Eingehen auf Einzelheiten erübrigt. Hervorzuheben ist nur die Anordnung der Götter, die mit der religiösen Einstellung des Verf. zusammenhängt: Varuna wird vorangestellt, ihm folgt Agni, dann erst Indra. Soma wird ausführlich behandelt, ebenso Uṣas und die Aśvins, während die übrigen Götter, nach himmlischen, atmosphärischen und irdischen eingeteilt, kürzer geschildert werden. Eine Darstellung der Eschatologie beschließt den Hauptteil.

Der dritte Teil (S. 328—375) trägt die Überschrift: „Bedeutung und Wert des Ṛgveda". Hier wird zunächst der Versuch gemacht, den Rgveda als die wesentliche Grundlage des späteren Hinduismus zu erklären, ohne daß jedoch der Einfluß der Ureinwohner vernachlässigt wird. Kunst (Dichtung, Musik, bildende Künste), Gesellschaft und Pessimismus, Volksreligion sowie philosophisches und religiöses Denken kommen unter diesem Gesichtspunkt zur Diskussion. Im Schlußkapitel wird dann die vedische Religion mit der christlichen verglichen. Dem Abschnitt „Vedische Antizipationen der christlichen Lehre" wird wohl kein Indologe zustimmen mögen, trotzdem der Verf. auch hier eine gewisse Mäßigung zeigt, indem er die Phantasien K. M. Banerjeas (Beziehungen des Purusasūkta zum. Opfertod Christi) mit guten Argumenten auf ein (mir freilich auch unannehmbar scheinendes) Minimum reduziert.

Diese Ausstellung darf das Urteil über Griswolds Werk nicht trüben. Wir haben hier ein Buch vor uns, dessen Zweck ein religiöser, missionierender, kein wissenschaftlicher ist. In diesem seinem selbstgesetzten Wesen ist es schlechthin vorzüglich.

Walleser, Prof. Dr. Max: **Materialien zur Kunde des Buddhismus.** Heft 4: Sprache und Heimat des Pali-Kanons. Von M. Walleser. (24 S.) gr. 8°. 5: Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus. Von Shwe Zan Aung u. M. Walleser. (28 S.) Leipzig: O. Harrassowitz i. Komm. 1924. je M. 2—. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

In der ersten Abhandlung sucht Professor Walleser zu greifbareren Vorstellungen über die Sprache und Heimat des Pali-Kanons durch eine neue Etymologie des Wortes *pāli* zu gelangen. Eine befriedigende Erklärung dieses dunklen Wortes ist bisher nicht gelungen, aber auch die von W. vorgeschlagene Deutung enthält nach meiner Meinung zu viel Unstimmigkeiten, als daß sie verwertet werden könnte. Pāli hängt nach W. mit dem ersten Bestandteil

des Namens Pāṭaliputra zusammen. Die etymologische Erklärung dieses Stadtnamens ist nicht leicht. Daß der zweite Bestandteil mit *putra* (Sohn) in Verbindung zu setzen ist, wird mit Recht bezweifelt. Auch ist nach einer guten Quelle (*Mahāparinibbāṇasutta*) die ältere Form Pāṭaligāma gewesen. Doch kann auch °*putra* kaum für °*pura* stehen, weil dann, abgesehen von den lautlichen Schwierigkeiten, völlig unerklärt bleibt, warum *pura* zu *putra* geworden wäre. *Pāṭali* ist bignonia suaveolens. Ich glaube, in der Bedeutung hängt Pāṭaliputra mit der Bezeichnung Kusumapura (Puṣpapura), wie auch die chinesische Wiedergabe in der Regel lautet, eng zusammen.

Nach W. wurde nun *pāṭali* zu *pāali* und dann zu *pāli*. W. will *pāli* auch nicht unmittelbar mit *pāṭali* gleichsetzen, sondern es als eine Ableitung von *pāṭala* in der Form *pāṭalī* betrachtet wissen. „Dann steht aber auch nichts im Wege anzunehmen, daß die dort gesprochene Sprache als *pāṭalī bhāṣā* bezeichnet wurde oder einfach als *pāṭalī*, wie man die von Magadha als *Māgadhī* . . . benannte.“ W. sucht vergebens, die nun entstehenden lautlichen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Intervokalisches *t* kann im Prakrit und Pali nicht schwinden. In der Māhārāṣṭrī und Māgadhī haben wir *pāḍaliutta*, Jainamāhārāṣṭrī *pāḍaliputta*, ebenso Saurasenī. Auch sonst gibt es Beispiele genug, wie *pāḍava*, *paḍaṇa*, *paḍama*, *paḍala*. Im Pali haben wir *paṭaka*, *paṭala*, *pāṭala*, *pāṭalī*. Das Singhalesische zeigt dasselbe: *poḷan̆ga* gleich Sanskrit *paṭan̆ga*. Auch die Verkürzung des *ī* bleibt unerklärt; das von W. angeführte *ratti* aus *rātrī* ist ein ungeeignetes Beispiel, weil wir es hier mit einer ganz anders gearteten Bildung zu tun haben. Vergleiche übrigens auch das eben angeführte Beispiel *pāṭalī*. Abgesehen von den großen lautlichen Schwierigkeiten erheben sich nun auch inhaltlich schwere Bedenken. Pāli soll die Sprache von Pāṭaliputra bedeuten (S. 18). Ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen Pāṭali und Pāli besteht nicht. Außerdem war die Sprache der Hauptstadt des Landes Magadha natürlich auch Māgadhī, sogar die Māgadhī par excellence. Es erscheint mir völlig unerklärlich, weshalb man in unserem Falle dafür „Pataliputrisch“ gesagt haben sollte. Man müßte danach vielmehr erwarten, daß Pāli eben nicht Pāli, sondern Māgadhī genannt wird.

Der Name Pāli wird im Chinesischen auf verschiedene Weise umschrieben. Außer der rein lautlichen Transkription *pua-t'ʿia-lji* (alte Aussprache nach Karlgren) finden sich noch halb lautliche, halb inhaltliche Wiedergaben. So *p'a- liän-pjuət* und *χji-liän-pjuət*. *Pjuət* dient beide Male als lautliche Entsprechung für die letzte Silbe. Hiermit ist wohl *-puta*, nicht *-putra* gemeint. *Liän* bedeutet Lotus. Es klingt einmal an *li* an, dann erinnert es auch in einem gewissen Grade an die Bedeutung von *pāṭali*. An eine Wiedergabe eines Nasals hinter dem *i* (Nasalierung eines Vokals ist im Indischen eine häufige Erscheinung) ist dabei nicht zu denken. Das trifft nur für das griechische Παλιμβοθρα (neben Παλιβοθρα) zu[1]. *Xji-liän* bedeutet glänzender Lotus, was also auch eine annähernde Übersetzung von Pāṭaliputra sein soll.

Von dem Worte Pāli ausgehend sucht W. nun auch neue Deutungen des rätselhaften *pcyyālam* zu geben. W. legt *pāṭālā* zugrunde, das eine Weiterbildung von *pāṭala* darstellen soll. Der Verfasser muß dann Vriddhi in der zweiten Silbe annehmen, gibt aber selbst die Schwierigkeit einer solchen Erklärung zu. Seine einzige Stütze ist „Pāṇini IV, 3, 156, hierzu das Scholium V, 1, 129“. Sieht man sich aber die Stellen an, so bricht auch diese letzte Stütze zusammen. Pāṇinis Regeln geben keinerlei Anhaltspunkte, und die von Kāśikā angeführten Belege *dvisahasraḥ-dvisāhasraḥ*, *dviniṣkaḥ-dvinaiṣkikaḥ* kommen überhaupt nicht in Frage, weil es sich hier um Bildungen anderer Art und anderen Inhalts handelt, wobei sich obendrein *dvi* als erster Komponent deutlich abscheidet, so daß von einer Vriddhi in der zweiten Silbe nur unter einem großen Vorbehalt gesprochen werden kann. Dazu kommen die ebenfalls nicht erklärbaren lautlichen Schwierigkeiten der ersten Silbe und schließlich die Bedeutung. Denn was soll das schließlich für einen Sinn haben, wenn bei Auslassungen im Text steht „Pāli“?

Von seiner Erklärung des Wortes Pāli ist W. anscheinend selbst nicht so recht überzeugt; denn er sagt (S. 19) daß „eine ganz andersartige etymologische Erklärung des Wortes Pali möglich“ ist, „im Anschluß an den Ausdruck (*dhamma-*)*paliyāyāni* des Ediktes von Bhabra“. Der Zusammenhang ist mir leider nicht recht klar geworden, denn W. geht nun doch wieder auf das aus älterem *pāṭali* erklärte *pāli* zurück. *Paliyāyāni* ist nach ihm *pāṭalikāyāni* (Ableitung von *pāṭali* mit dem *ka*-Suffix). Da zu den alten Schwierigkeiten hier noch neue treten, wie die Kürzung des ersten *a* oder der Ausfall des *k*, da ferner die Sanskritform *paryāya* dagegen spricht und endlich gar nicht klar wird, was denn der Ausdruck *dhammapaliyāya* eigentlich bedeuten soll, so ergibt sich die Hinfälligkeit der Etymologie ganz von selbst. Ein Eingehen auf W.s *paliyāya* „Palisammlung“, S. 23, er-

1) Daß die Griechen die Silbe *ṭa* wegließen, liegt natürlich daran, daß sie in ihrer Sprache keinen passenden Laut für den ihnen völlig fremden Zerebral ausfindig machen konnten.



übrigt sich hier, da ich schon früher (S. 361 dieses Bandes) gezeigt habe, daß im Text des Ediktes deutlich *hamiyāye* steht.

Die zweite, 28 Seiten starke Abhandlung kündigt sich auf dem Titelblatt als eine gemeinsame Arbeit von Shwe Zan Aung u. Walleser an. Nach einer sehr langen Einleitung ziemlich allgemeinen Inhaltes beginnt auf Seite 11 der Hauptteil. Dieser ist jedoch nicht viel mehr als eine ziemlich wörtliche Übersetzung von S. 2 bis 19 von Shwe Zan Aungs Werk: *Compendium of Philosophy. London* 1910 (*Pali Text Society. Translation Series. Nr* 2). Nur an wenigen Stellen hat W. kleine Zusätze als wünschenswert erachtet. Ein größerer Einschub findet sich auf S. 15 und 16 oben. Auf das Hauptthema brauche ich nicht einzugehen, da es nur ein kleiner Ausschnitt aus einem größeren Werke ist, das ich hier ja nicht zu besprechen habe. S. Z. Aung ist ein vorzüglicher Kenner der philosophischen Literatur des südlichen Buddhismus, und wir dürfen von ihm noch manche wertvolle Arbeit erwarten. W.s Zusätze scheinen mir nicht immer glücklich zu sein. So werden die beiden ersten Sinnesempfindungen *rūpa* und *sadda* (Gestalt und Ton) von Buddhaghoṣa als *asampattarūpa*, die übrigen als *sampattarūpa* bezeichnet. Mir ist zwar der Text eben nicht zugänglich, aber ich glaube, daß diese Ausdrücke *Bahuvrīhi*-Komposita sind, also übersetzt werden müssen, „wobei das Objekt [nicht] erreicht wird". Denn beim Sehen und Hören kommt man mit den Objekten nicht in unmittelbare Berührung, was bei den übrigen Sinnen der Fall ist. W.s Übertragungen „unerreichte Erscheinung" und „erreichte Erscheinung" geben doch keinen Sinn. Im selben Abschnitt steht „*vāyo* (Bewegung, eig. Luft)"; eigentlich aber „Wind"! Elf Zeilen weiter ist von den „Gegenständen des Vorstellens" die Rede. Unter Nr. 3 stehen *pasādarūpo* und *sukhumarūpo*, was W. übersetzt mit „die sensitiven und unbestimmten körperlichen Wahrnehmungen". Weder heißt *rūpa* Wahrnehmung, noch heißen *pasāda* und *sukhuma* „sensitiv" und „unbestimmt", sondern „klar" und „fein". Da ich keinen Text vor mir habe, bleibt mir der Zusammenhang etwas dunkel. Den terminus *anattavāda* gibt W. im Anschluß an seine früheren Untersuchungen wieder durch „die Lehre der Substanzlosigkeit". Aber damit bringen wir in *atta* ein völlig neues Moment hinein, das in Wirklichkeit mit der Grundbedeutung des Wortes nichts mehr zu tun hat.

Zum Ganzen möchte ich schließlich noch bemerken, daß der Inhalt der kleinen Abhandlung ihren Titel: „Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus" kaum rechtfertigen dürfte.

Awimaraka. Schauspiel von Bhasa. Übersetzt von Hermann Weller. Leipzig: H. Haessel 1924. (187 S.) 8° = Indische Dichter Band 2. Bespr. von O. Stein, Prag.

Die in sechs Akten sich abspielende Handlung des Avimāraka ist voll romantischer Züge und gehört stofflich zu den Geschichten, wie sie die Bṛhatkathā enthalten hat. Wenn es auch richtig ist, mythologische Bestandteile in der Avimāraka-kathā zu sehen, z. B. die Tötung eines Dämons, so erlaubt das Material noch lange nicht, daran weitere Gedanken über die dem mythologischen Individuum zugrunde liegende Naturerscheinung zu knüpfen, indem man Avimāraka als Heros des Monsun erklärt, für den auch aus der übrigen Literatur keine Anhaltspunkte vorhanden sind. Die beliebte Gestalt des als Kind unter Hirten lebenden und als Jüngling Wundertaten verrichtenden Kṛṣṇa wird zu lokalen ähnlichen Sagen Stoff geboten oder Motive für andere Geschichten geliefert haben. Das älteste Zeugnis für die Existenz einer Avimāraka-kathā ist Vātsyāyanas Kāmasūtra V, 4, 14; im Komm. des Yaśodhara wird von seiner Jugend berichtet, die der Held unter Ziegen (aja) und Schafen (avika) verbrachte, die er später mit seinen Händen erwürgte; Kathāsaritsāgara XVI, 112, 104 teilt dem angeblichen Caṇḍāla-Jüngling sein göttlicher Vater Agni, der Feuergott, mit, daß er einst durch Ziegenmilch (ajākṣīreṇa) ernährt worden sei[1]. Ziegen und Schafe sind ja in der Viehzucht gewöhnlich vereint, gebräuchlich ist das Dvandva ajāvika. Darum sei die Aufmerksamkeit auf den Gaṇapāṭha zu Pāṇini IV, 1, 151 (Geschlechtsnamen-Bildungen durch Vṛddhi + °ya) gelenkt, wo ajamāra angeführt wird, während die Kāśikā ajamāraka liest, leider ohne jede weitere Notiz[2].

Für die Verfolgung der Sage könnte auch der Dämon Dhūmaketu einen Fingerzeig bieten; dies ist ein Name für Naturkräfte, die Rauch zu erzeugen imstande sind, d. i. Feuer, daher Beiname Agnis, für die Sonne, Sūrya, aber auch für Śiva (Mhbh. XIII, 17, 111). Da Avimāraka Sohn Agnis ist, bleibt es recht zweifelhaft, ob man in Dhūmaketu den Steppen- oder Waldbrand sehen darf, den Avimāraka vernichtet, um so mehr, als der Held in ihm sein Leben enden will[3]. Zu erwähnen ist endlich die merk-

1) In der Bṛhatkathāmañjarī des Kṣemendra, wo die Geschichte ohne den Namen des Helden XVIII, 137/149 gekürzt wie im Kathās. erzählt wird, ist es Kuhmilch, was aber bei dem Charakter von Kṣemendras Werk nebensächlich ist.

2) Die analoge Bildung aśvamāraka bezeichnet den Oleander.

3) Das Motiv des Selbstmordversuches bei unglücklicher Liebe (vgl. Kuraṅgī) teilt das Drama im allgemeinen mit der epischen und kathā-Literatur.

würdige Antwort (98, 5 ff., = Weller S. 157 f.) auf die Frage des Kuntibhoja, wieso der Prinz Viṣṇusena den Beinamen Avimāraka erhalten habe, aus der die Erklärung gar nicht hervorgeht; dies geschieht erst durch Nārada, der von dem widdergestaltigen Asura spricht. Sollte hier, bei Bhūtikas Erklärung, an a + vimāraka gedacht sein? Zwar ist grammatisch eine passive Bedeutung (einer, der sich nicht töten läßt) unhaltbar, aber gewisse Indizien würden sich für die logische Bedeutung anführen lassen: daß der Dämon ausgezogen ist, um die ganze Welt zu töten, aber von dem Knaben getötet wird; daß dieser dem fast sicheren Tode durch den wild gewordenen Elefanten entgeht; daß ihn das Feuer nicht versengt; daß er vom Selbstmord durch Sprung vom Felsen zurückgehalten wird Vielleicht hatte ein Überarbeiter des Dramas diese Auffassung von Avimāraka; dann wäre 98, 3 bis 99, 8 auszuscheiden.

Es ist zu erwarten, daß einmal dieses Drama den Gegenstand näherer Untersuchungen bilden wird; die italienische Übersetzerin, Elena Beccarini-Crescenzi hat sich (GSIA XXVIII, 1916—17, p. 1 ff.) auf eine gekürzte Wiedergabe des Schauspiels, mit Inhaltsangabe der schildernden Prosastellen beschränkt. Weller hat sich der Mühe nicht entzogen, den nicht immer leichten Text in deutsche Verse zu übertragen, die ihm wohl gelungen sind. Da der Sinn nicht zu kurz gekommen ist, sind weitere Bemerkungen unnötig. Ob man indische Dramen in gebundener Sprache oder Prosa dem Leser vorsetzt, ist Sache des Geschmacks und des Könnens. Aber ein Wort sei erlaubt zur Transkriptionsfrage; heute, wo man sich nach langen Kämpfen auf die englische Umschrift geeinigt hat, sollte man nicht aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Lesers, dessen Gedächtnis sich mit vier bis sechs Aussprache-Bezeichnungen belasten müßte, die Harmonie stören. Schon gar nicht aber die Längezeichen unterdrücken, da sie — wie auf der Bühne bei Aufführung indischer Stücke — zu unangenehmen Klangwirkungen führen, die zu verhindern der Rhythmus nicht immer fähig ist.

The Glass Palace Chronicle of the kings of Burma. Translated by Pe Maung Tin and G. H. Luce. Issued by the Text Publication Fund of the Burma Research Society. London: Oxford Univ. Press 1923. (XXIII, 179 S.) 8°. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Das Original der vorliegenden Übersetzung verdankt seine Entstehung dem Könige Bagyidaw von Birma, der 1829 anordnete, daß in den Räumen des „Glaspalastes" von gelehrten Mönchen, Brahmanen und Ministern eine Chronik der birmanischen Könige unter Benutzung älterer Quellen zusammengestellt werden sollte.

Das historisch einwandfreie Material für die ältere Geschichte Birmas enthalten die Inschriften; sie liegen vor in sechs vom Archaeological Department herausgegebenen Bänden, von denen nur der erste ins Englische übersetzt ist. Ein neues amtliches Organ, die Epigraphia Birmanica, soll eine kritische Ausgabe bringen und das wissenschaftliche Studium der Inschriften ermöglichen. Die ältesten Inschriften gehören aber erst der mit Einführung des Buddhismus in Oberbirma beginnenden Pagan-Periode (11.—13. Jahrh. n. Chr.) an.

Von den benutzten, größtenteils legendenhaften Chroniken ist die wichtigste die von Maung Kala zu Beginn des 18. Jahrh. verfaßte „Große Chronik"; mit ihr stimmt nach der Einleitung des Übersetzers Pe Maung Tin die Glass Palace Chronicle, von den gelehrten Erörterungen der letzteren abgesehen, im wesentlichen überein. Die übrigen Chroniken sind nur gelegentlich zur Ergänzung herangezogen worden.

Der Übersetzung liegt die Ausgabe Mandalay 1907 zugrunde, doch sind die beiden ersten Teile, die lediglich eine Geschichte des Buddhismus und der buddhistischen Könige von Indien enthalten, fortgelassen. Der dritte Teil beginnt mit der sagenhaften Gründung des birmanischen Königreichs Tagaung am Irrawaddy durch Abhirājā von Kapilavastu, einen angeblichen Sprößling des Śākya-Geschlechts, erzählt die Geschichte der Königreiche Tarehkittara und Pagan und reicht bis etwa zum Tode des Königs Kyaungbya i. J. 1021 n. Chr. Der vierte und fünfte Teil setzen die Geschichte von Pagan fort und die Chronik schließt ab mit der Zerstörung von Pagan[1], dem Sturz der Dynastie und dem Tode Narathipate's, des letzten Königs von Pagan (um 1280).

Bei Transkribierung birmanischer Eigennamen hat der Übersetzer nicht die buchstabengetreue Umschreibung des Archaeological Department übernommen, auch nicht das phonetische System der Regierung, er bedient sich vielmehr einer Mischung beider Systeme. So schreibt er viele Palinamen phonetisch, nicht nach ihrem literararischen Gebrauch, z. B. Thilawuntha, nicht Sīlavaṃsa; andererseits hat er verständigerweise Namen wie Supañña in dieser ihrer aus der Literatur bekannten Form wiedergegeben. Bei der so entstandenen Inkongruenz wäre aber ein Register sämtlicher Namen in ihrer birmanischen und in der Pali-Form am Platze gewesen.

1) Über die Ruinenstätten von Pagan vgl. das kürzlich erschienene ausgezeichnete Werk von Th. H. Thomann: Pagan. Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst. Stuttgart und Heilbronn: W. Seifert.



Warburg, H.: Um Indiens Freiheit. München: Dr. Franz A. Pfeiffer 1923. (148 S.) gr. 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

Zu den zahlreichen Schriften über die indische Nationalbewegung aus englischer und indischer Feder tritt mit Warburgs Buch eine Darstellung, die einen besonderen Wert beanspruchen darf. Ist sie doch von einem unbeteiligten Dritten geschrieben, der bei aller Sympathie für die edlen Motive nicht mit dem Tadel für Auswüchse der Bewegung zurückhält. Ruhig und objektiv entwirft der Verf. ein Bild von den verfassungsrechtlichen Verhältnissen seit 1861 bis nach der Verhaftung Gandhis, wie sie sich unter dem Einfluß der Weltpolitik des Empire, besonders infolge des Krieges entwickelt haben. Da W. Jahrzehnte in Indien gelebt hat, konnte er nicht nur die politischen Wirren miterleben, sondern er war auch befähigt, einen Blick in die tieferen Ursachen der sich heute ergebenden Parteien-Gruppierung England und Indien zu tun. Neben der Beschreibung der Ereignisse kann man dem Buche Beobachtungen über die sooft oberflächlich gebrauchten Begriffe, aber in Indien, wie vielleicht selten in einem anderen Lande, historisch wirksamen Realitäten von Rasse und Religion, Moral und Nationalismus indirekt entnehmen. Für den Indologen bildet W.s Schrift eine schätzenswerte Ergänzung des Bildes vom modernen Indien, das auch im heutigen Kampfe um praktische Ziele nicht den großen Zug der Entsagung verleugnete, dessen Vorbild Gandhi — war. Letzten Endes wird ja Indiens Schicksal, falls nicht von außen her Änderungen durch die sogenannte Weltpolitik eintreten, durch die geistige (auf Kastenfrage, Religion und Verhältnis zu den Mohammedanern bezügliche) und psychologische (ob radikaler Aktivismus oder passive Resistenz) Verfassung entschieden werden.

Bei einer zweiten Auflage seien nachstehende Schönheitsfehler vermieden: S. 62f. Laknau (da ja sonst englische Namen und Ausdrücke verwendet werden); S. 69f. Taghor (wohl eine Verwechslung mit Ṭhākur). Den Einleitungs-Absatz hätte der so sachkundige Verf. selbst *schreiben können* oder er müßte doch, um Mißverständ*nisse zu verm*eiden, die Quelle angeben.

Boeck, Dr. Kurt: Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Ost- und West-Himalaja. (264 S., 88 Abb., 1 Karte.) Leipzig: H. Haessel 1923.

Ders.: Im Banne des Everest. Erlebnisse in Nepal, der für Weiße verschlossenen Heimat der Gorkhas im Zentral-Himalaja. Ebd. 1923. (105 S., 76 Abb., 1 Karte.) Bespr. von Albert Herrmann, Berlin-Charlottenburg.

Zwar liegen die Reisen des Verfassers weiter zurück (1890 und 1899/1900) und haben daher schon früher den Gegenstand besonderer Beschreibungen gebildet (Indische Gletscherfahrten, Stuttg. u. Leipz. 1900; Durch Indien ins verschlossene Land Nepal, Leipz. 1903), doch gewinnen sie durch die britischen Mount-Everest-Expeditionen erneutes Interesse. Der Verf., der als begeisterter Alpinist hinausgezogen war, schildert in anschaulicher, humorvoller Weise die gewaltigen Schönheiten der unzugänglichsten Teile des Himalaja und das eigenartige Leben der immer noch zu wenig bekannten Bergbewohner; die zahlreichen photographischen Aufnahmen sind besonders in ethnographischer Hinsicht wertvoll.

Trotz der größten Schwierigkeiten ist es Boeck auf seiner ersten Reise gelungen, bis zu den entlegensten Alpenländern, wie Kumaon und Garhwal, und bis in die Nähe des 8582 m hohen Kantschindschanga (diese Lesart besser als sein Kanschendschunga) vorzudringen; es ist kennzeichnend, daß die prächtige Nahansicht, die er diesem Bergriesen widmet, von den Engländern als Aufnahme eines Deutschen bisher verschwiegen wird. Zehn Jahre später war es ihm vergönnt, den noch heute nahezu verschlossenen Alpenstaat Nepal zu bereisen. Er zeigt, daß dort das gesamte religiöse und künstlerische Leben die Zustände bewahrt hat, wie sie vor 1000 Jahren in den Ebenen Indiens bestanden haben. Eingehend schildert er den von ihm besuchten Wallfahrtsort auf dem Swajambunathberg, dessen Tempel eine Mischung brahminischer und buddhistischer Kultur aufweisen. Vom Kukanni-Gebirge aus (3000 m) gibt er uns ein märchenhaftes Panorama vom Mt. Everest und seiner Umgebung; allerdings ist mit dem Namen Ram Lotsumo Parhar, den er von seinen nepalischen Begleitern als Bezeichnung dieses höchsten Berges gehört haben will, wohl nichts anzufangen

---

Devaranne, Missionsinsp., Pfarrer Th.: **Chinas Volksreligion,** dargestellt nach Rundfrage u. verglichen mit den Grundlehren des Laotze, Konfuzius und Buddha. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (48 S.) gr. 8° = Sammlung gemeinverständl. Vorträge 107. Gm. 1 —. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Von anscheinend angelsächsischer Seite ist der Versuch gemacht worden, durch eine Fragebogen-Statistik aus dem Munde des chinesischen Volkes selbst Aussagen über Chinas Volksreligion zu sammeln. Nur Christen und Literaten waren ausgeschlossen, sonst aber Leute der Mittelklassen beiderlei Geschlechts unterschiedslos herangezogen worden: 32% Kaufleute, 7% Bauern, 6% Schneider, 5% Arbeiter und 50% Studenten, Lehrer, kleine Beamte, Schmiede, Schuhmacher, Tischler, Köche und Tempeldiener. Alle haben chinesisch geantwortet, mündlich oder schriftlich, und der „Chinese Recorder“ hat in den Herbstnummern 8/9 von 1922 das Ergebnis in englischer Sprache veröffentlicht. „Das Ergebnis dieser statistischen

Rundfrage", meint Devaranne, „scheint zu beweisen, wie weit und wie sehr sich dieser Versuch von Fehlern und Einseitigkeiten reingehalten hat, so daß er einen leidlich klaren Überblick über Chinas Volksreligion zuläßt". Die Fragen bezogen sich auf folgende, nacheinander behandelte Gebiete: I. Religionszugehörigkeit und Duldsamkeit. II. Tempel- und Priesterbesuch. III. Gebet, Opfer, Ahnenkult. IV. Sünde, Gnade, Erlösung. V. Götter- und Geisterglaube. VI. Seele, Jenseits, Ewigkeit. Ich greife ein Beispiel heraus. Auf die Frage: Warum gehst du in den Tempel? antworten 29: zum Beten, 17: zum Gottesdienst, 8: zum Theater und Bühnenspiel (bei Tempelfesten), 13: zum Jahrmarkt (der an gewissen Monatstagen des Jahres in den Tempelhöfen abgehalten wird), einige: um einzukaufen oder weil es Sitte ist. — Wann brauchst du Priester? 25% lehnen den Priester ganz ab; „alle sind falsch; ich verschwende kein Geld dafür". Von der Mehrzahl, die Priester benützen, verteilen sich die Anlässe dazu nach Prozenten so: 66 bei Begräbnissen, 9 bei Geburten, 7 bei Aufständen, 5 bei Dürren; seltener bei Hochzeiten, Freuden, Gottdanken, bei Beunruhigung durch einen Dämon (S. 19/20). Eine aufmerksame Durchsicht dieser Statistiken ist jedem, der sich für Chinas Volksglauben interessiert, angelegentlichst zu empfehlen.

Wenn der Verf. auf S. 8 sagt: „Gerade diese Abhandlung will den Abstand der heutigen chinesischen Volksreligion von den Urideen der drei genannten großen Asiaten (Laotze, Konfuzius und Buddha) nachweisen und zeigen, daß wir es in China fast nur mit Entstellungen jener Lehren zu tun haben", so trifft er damit den Nagel auf den Kopf. Allerdings sind weder Li Örl noch K'ung K'iu (so haben Laotze und Konfuzius zu Lebzeiten geheißen) Religionsstifter gewesen: ein wesentlicher Umstand, der von Abendländern oft nicht genügend beachtet wird. Beide Männer haben lediglich schon Vorhandenes gesichtet und sind keine Neuerer gewesen. Laotze war Annalist und Astrolog am Kaiserhofe der Chou, wo er nach den Vorschriften des Buches Hung-fan, das uns im Schuking erhalten ist, den Himmel und die Naturerscheinungen zu beobachten und daraus Schlüsse zu ziehen hatte, ob das „Tao" der Welt, d. h. die Regierung des Himmelssohnes in Ordnung war oder nicht. Die Ehre der Vergötterung und der Suppeditierung alles möglichen theosophischen und alchemistischen Unsinns ist ihm erst tausend Jahre nach seinem Tode unter der Tangdynastie zuteil geworden. Konfuzius seinerseits war Staatsbeamter des Herzogs von Lu, der während seiner Beamtenlaufbahn und seiner darauffolgenden erfolglosen Stellenjagd und schließlichen Resignation kein anderes Ziel im Auge hatte, als die Besserung der kläglichen politischen Zustände durch Rückkehr zu den Grundsätzen und Lehren der heiligen Männer des Altertums.

Zu der auf S. 13 wieder angeschnittenen Frage der konfuzianischen Toleranz (vgl. die Arbeit von Prof. Haas im Ostasien-Jahrbuch 1924 des Evang.-prot. Miss.-Vereins, Berlin, wo auf S. 77—100 die Stelle Lun-yü II, 16 behandelt wird) möchte ich bemerken, daß der Ausspruch des Konfuzius in der unter den großen Mandschukaisern des 17. Jahrh. von den ersten Gelehrten angefertigten und wiederholt revidierten Mandschuversion der Klassiker lautet: „encu demun i tacin be kiceci, tere jobolon kai", d. h. „wenn man sich Irrlehren befleißigt, so ist das schädlich". Damit ist Richard Wilhelm wieder einmal widerlegt. Die Wilhelmsche Übersetzung des Laotze-Wortes „wer bittet, der empfängt" (S. 20) ist dahin richtigzustellen: „Durch Suchen danach erlangten sie (die Menschen der Vorzeit) den Besitz (des Tao)"; mandschurisch: „baime sibkici baha".

Der Übersicht der zum Selbststudium empfohlenen Werke sollte noch hinzugefügt werden: de Groot, The Religious System of China, 6 Bände, das Hauptwerk über chinesische Volksreligion; Wilhelm Grube, Religion und Kultus der Chinesen; Léon Wieger, Histoire des Croyances religieuses et des Opinions philosophiques en Chine depuis l'origine jusqu'à nos jours.

Dschuang Dsi: Das wahre Buch vom südl. Blütenland. Nan Hua Dschenging. Aus dem Chin. verdeutscht u. erl. v. Richard Wilhelm. (Mit chines. Orig.-Titel u. 1 Portr. [Taf.]) 6.—8. Tsd. Jena: E. Diederichs 1923. (XXIV, 268 S.) 8°. Bespr. von W. Strzoda, Berlin.

Dschuang-Dsi, einer der Erzväter des von Lao-Dsi begründeten, richtiger im Tao-Tê-King zuerst schriftlich fixierten Taoismus, gehört unstreitig zu den interessantesten, größten und selbständigsten Denkern, die China hervorgebracht hat, wenn wir die allerdings noch auf recht schwachen Füßen stehende Hypothese der indischen Beeinflussung des damaligen chinesischen Geisteslebens im „taoistischen" Sinne auf sich beruhen lassen. In der Tat sind die im Buch Dschuang-Dsi behandelten Probleme von einer für chinesische Verhältnisse so unerhörten Neuheit und Kühnheit, sie treten in der chinesischen Philosophie des Ausgangs der Chou-Zeit mit einer so unvermittelten Plötzlichkeit auf, daß, zumal auch inhaltlich sich viele Anklänge finden, an einen indischen Import gedacht werden kann.

Dschuang-Dsi's Lehre ist im großen Ganzen mit der Lao-Dsis identisch, aber er entfaltet in seinem Buche ein ungleich umfassenderes



Wissen; er ist auch temperamentvoller, phantasie- und geistreicher als der vermutliche Verfasser des in abstrakten, mystisch-dunklen Redewendungen gehaltenen Tao-Tê-King.

In sprühend geistvoller, wissenschaftlicher Art sucht er den Leser in die taoistischen Mysterien einzuführen, und geht in seiner Polemik mit Witz, köstlichem Humor und beißendem Spott den Gegnern zu Leibe.

Sein Werk verdient die größte Aufmerksamkeit, nicht allein weil es das chinesische Geistesleben wesentlich beeinflußt hat, sondern besonders auch auf Grund der Tatsache, daß eine auffallende Übereinstimmung zwischen den philosophischen Systemen Ostasiens und der gleichzeitigen abendländisch-griechischen Weltweisheit zu konstatieren ist, eine Übereinstimmung, die in überraschender Weise zeigt, daß der chinesische Geist nicht minder hohe Gedankenflüge genommen hat, als der abendländische, solange er noch nicht in die starren Fesseln des Konfuzianismus geschlagen war.

Es ist daher das große, nicht zu unterschätzende Verdienst Wilhelms, in Fortsetzung seiner früheren Arbeiten, auch das Buch dieses Philosophen weitesten deutschen Leserkreisen zugänglich gemacht und in der Erweckung des Interesses für die ebenso interessante wie wichtige Geisteswelt des Fernen Ostens einen weiteren Schritt unternommen zu haben.

Seine Arbeit, die nicht die erste Übertragung Dschuang-Dsi's in eine europäische Sprache ist — es sind schon zwei englische Übersetzungen von J. Legge und H. A. Giles und eine deutsche von A. Forke vorhanden —, wendet sich doch wohl in erster Linie an das große, mit dem ostasiatischen Kulturkreis weniger vertraute Publikum. Mag sein, daß der zünftige Sinologe hier und da etwas auszusetzen findet — aber wo ist überhaupt der Sinologe, der einen chinesischen Text ohne Widerspruch übersetzt hat? Er ist noch nicht geboren.

Eine interessante Frage wirft z. B. gleich der Titel „Nan Hua Dschen Sing" auf, den Wilhelm „Das wahre Buch vom südlichen Blütenland" übersetzt.

Giles (Chinese Biograph. Dict'y. in Nr. 509) sagt — leider ohne Quellenangabe — daß Nan Hua der Name eines Berges in der Präfektur Ts'ao-chou, Shantung, sei, auf dem Dschuang-Dsi in Zurückgezogenheit gelebt hat. Das Shih-Ki des Sse-Ma Ts'ïen, der dort eine kurze Biographie des Philosophen bringt, läßt uns im Stich, ebenso das Ts'e-Yüan, das Ta-Ch'ing I-t'ung Chih u. a. chines. Werke, die keinen Hinweis auf einen Nan Hua Shan (Berg) enthalten. Nach der chines. Enzyklopädie Ts'e-Yüan ist erst im ersten Jahre T'ien-Pao (der entsprechende T'ang Kaiser regierte von 713—742—756) d. i. 742, Dschuang-Dsi der Titel „Der wahre Mensch (taoistische Heilige) von Nan Hua" und seinem Buche der Charakter eines Dschen-Ging oder „Wahren (taoistischen) Kanons" verliehen worden; denn der Katalog der Bücher und Schriften der (vorhergehenden) Ssui-Dyn. spricht noch von einem Nan Hua Lun usw.; die Bezeichnung Nan Hua sei aber bestimmt älter als die T'ang (und Ssui!) Dyn.; der Mann sei nach dem Buche, nicht das Buch nach dem Manne benannt worden. — Eine ähnliche Angabe enthält auch das P'eï Wen Yün Fu (ch'üan 21), mit dem weiteren Zusatz, daß nach dem Ti-Li Chih der Distrikt Li-Hu ebenfalls zur T'ang-Zeit den Namen Nan Hua erhalten habe. Die alte Stadt dieses Namens liegt im heutigen Shantung, u. zw. nordwestl. vom Ko-tsê hsïen in der Präfektur Ts'ao-Chou-Fu. — Daß damals auch ein Berg in Nan Hua umgetauft worden sei, ist m. W. nirgends gesagt. Dschuang-Dsi's engere Heimat war jedenfalls jener Winkel am letzten Huang-ho-Knick, in dem die heutigen Provinzen Honan, Shantung und Anhui zusammenstoßen, und um den herum die alten Feudalstaaten Mêng, Weï, Leang, Ssung und Ts'ao zu suchen sind. — Woher die Bezeichnung Nan Hua kommt und wie sie zu deuten ist, darüber scheint sich nur im Chin-Ku Ch'i-Kuan, der bekannten chines. Novellensammlung, eine Angabe zu finden. In einer der dortigen Erzählungen, deren Mittelpunkt Dschuang-Dsi ist, steht nämlich, daß er das Anerbieten des Königs Weï von Ch'u (ihn zum Minister zu machen) ausschlug, sein Weib nahm und nach Ssung zurückkehrte, wo er sich in die Einsamkeit des Nan Hua Shan (Gebirge) in der Unterpräfektur Ts'ao-Chou zurückzog.

Ob Wilhelm bei der Wiedergabe des Titels vielleicht daran gedacht hat, daß, da Hua und Hua-Hsia alte Bezeichnungen für China sind, Nan Hua, das „Südliche Blütenland", mithin soviel wie (das damalige) „Südchina", die Heimat des Taoismus, bedeutet? Trotz des Fehlens weiterer Beweise möchte ich mich aber doch der obigen chinesischen Tradition anschließen, daß man es mit einem Berge zu tun hat, und infolgedessen sagen „Das wahre Buch vom Nan Hua Shan" oder „Das wahre Buch vom Südlichen Blütenberge" — wenn man schon Wort für Wort übersetzen will.

Wie dem auch sei, sinologische Spitzfindigkeiten dieser Art tun — das bedarf kaum der Erwähnung — dem hohen Allgemeinwert der Wilhelmschen Arbeit, der noch eine lehrreiche Einleitung vorangeht, keinen Abbruch, um so mehr, als sie ja auch noch nicht einwandfrei bewiesen sind.



Strauss, Victor von: Laò-tsè's Taò tě king, aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt. Neudruck. Leipzig: Verlag der „Asia Major" 1924. (LXXX, 357 S.) gr. 8°. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Der Dank aller derer, die an der Geschichte der Versuche, den Laotze in abendländische Sprachen zu übertragen, Interesse nehmen, ist dem Leipziger Verlage für die Veranstaltung des selten gewordenen Werkes sicher; war es doch selbst in der Berliner Staatsbibliothek „abhanden gekommen" und nicht erhältlich.

„Um das Tao-tê-king übersetzen zu können, ist selbst die eingehendste Kenntnis der Sprache noch nicht ausreichend, sondern es bedarf dazu außerdem einer kongenialen Denkweise, die den Übersetzer befähigt, den Gedankengang des Verfassers instinktiv nachzuempfinden und ihm gleichsam ahnend zu folgen. Das hat, wie kein anderer, V. von Strauß vermocht, wenn er auch vermöge seiner eigenen, stark mystisch angehauchten Denkweise hie und da der Versuchung anheimfällt, den Mystizismus des Lao-tze womöglich noch zu übertrumpfen. Ich wage nicht zu behaupten, daß seine Wiedergabe die korrekteste von allen sei, — die geistvollste ist sie sicherlich." Dieses Urteil Wilhelm Grubes (Geschichte der chines. Literatur S. 145) kann ich voll unterschreiben, soweit es sich auf Victor von Strauß bezieht, nicht aber, soweit es „instinktives Nachempfinden" fordert, denn dieses hat schon zuviel Unheil angerichtet, vgl. Plänckner, Balfour, Chalmers, de Harlez, de Rosny, Medhurst, Besse, Kohler, Wilhelm und Grill, von Ular, Klabund, Noak, Dellago, Fiedler, Federmann und Genossen ganz zu schweigen.

Victor von Strauß und Torney, geboren am 18. September 1809 zu Bückeburg, Kabinettsrat des Fürsten von Schaumburg-Lippe und Bundesratsgesandter, war nach den Ereignissen des Jahres 1866 aus dem Staatsdienst ausgeschieden und hatte noch in vorgerückten Jahren bei Hans Conon von der Gabelentz in Leipzig Chinesisch und Mandschu studiert. (In 3—4 Jahren kann kein Abendländer so viel Chinesisch lernen, daß er imstande wäre, selbständig schwierigere Texte zu übersetzen!) Er lebte später in Erlangen und Dresden, wo er 1899 starb. 1882 war er von der Universität Leipzig zum Doktor der Theologie ernannt worden. Sein Meisterwerk ist die, in der Hauptsache freilich auf der englischen Version Legges beruhende, deutsche Übertragung des Schiking oder „Buches der Lieder" (Heidelberg 1880).

Strauß hatte seine Übersetzung des Taotê-king auf Anregung der Gräfin Luise von Stolberg-Stolberg unternommen und dieser mit einer Widmung vom 27. März 1870 vorgelegt, die dem Buche vorangedruckt ist. Auf S. XII der Vorrede sagt er selber: „Eine Schwierigkeit, die bei jeder Übersetzung aus einer fremden Sprache gefühlt wird, tritt dem Chinesischen gegenüber in hohem Maße hervor. Dies ist die Unanmeßbarkeit der chinesischen Wortbegriffe gegen die deutschen, ja gegen die europäischen überhaupt. Nur zu oft ist ein gleichgeltender Ausdruck gar nicht aufzufinden und selbst der nächstkommende mit Sicherheit nicht zu bestimmen. In dieser Hinsicht sind wir mit dem Lateinischen, Griechischen, selbst dem Ebräischen besser daran, weil das Deutsche mit ihnen schon lange durch Übersetzungen gerungen und sich dadurch manche ihrer Wendungen, sogar ihrer Begriffe, angeeignet oder auch sich ihren Eigentümlichkeiten angeschmiegt hat. Damit stehen wir rücksichtlich des Chinesischen erst am Anfange. Wie ich mir in solchen Fällen zu helfen gesucht, erläutert der Kommentar". So ist es denn kein Wunder, daß die auf Stanislas Julien's französische Version zurückgehende Arbeit St.s bei der Mangelhaftigkeit der damals vorhandenen sinologischen Hilfsmittel und bei dem Fehlen genügender Kenntnisse der einschlägigen chinesischen Realien trotz alles aufgewendeten Fleißes und rühmenswerten Scharfsinns ein Fehlschlag gewesen ist, der heute nur noch historisches Interesse, dieses aber in hohem Maße, in Anspruch nehmen darf.

Dicht vor den Westmauern Pekings liegt das große taoistische Metropolitankloster Po-yün-kuan, das „Kloster der Weißen Wolken", das von etwa 300 Tempeldienern, Novizen und Mönchen bevölkert wird. Die geräumigen, für vornehme Besucher reservierten Gastzimmer mit dem zugehörigen hübschen Garten pflegte die russische Gesandtschaft als Sommerquartier zu mieten. Als ich im Sommer 1906 dort einmal meine russischen Kollegen besuchte, lernte ich den Abt Kao kennen, einen ehrwürdigen alten Herrn, der in dem Rufe stand, ein besonderer Günstling der regierenden Kaiserinwitwe zu sein, und dessen Freundschaft daher von den Russen besonders gepflegt wurde. Wir kamen damals auch auf das Tao-tê-king zu sprechen und äußerten unser Befremden, daß wir noch nie einen Taopriester getroffen hätten, der uns den Inhalt des Buches hätte erklären können. Da erwiderte der alte Kao, den man doch immerhin als Sachverständigen gelten lassen muß: zum Verständnis des Laotze sei ein gründliches Studium des Iking erforderlich, dessen Bedeutung nur von wenigen erfaßt würde. Vor etwa drei Jahren hat mir ein an der Berliner Akademie der Wissenschaften beschäftigter, konfuzianisch gebildeter Koreaner zufällig im Gespräche bestätigt, daß nur ein Studium des



Iking das Verständnis des Laotze erschließe. Von den bisherigen abendländischen Übersetzern und Bearbeitern des Tao-tê-king hat aber kein einziger das Iking gekannt.

Um dem Vorstellungskreise des Iking und des Tao-tê-king nahezukommen und um die zahlreichen, teilweise vieldeutigen Termini technici ihrer Grundbedeutung und ihren Ableitungen nach einwandfrei festzustellen, bedarf es aber zunächst noch einer genauen Untersuchung über die Prätaoisten und ihre Tätigkeit. Prätaoisten nenne ich mit Wieger die Annalisten und Astrologen, die zur Zeit der ersten drei Dynastien am Kaiserhofe Beamtenstellen bekleideten, um durch Beobachtung der Erscheinungen in der Natur festzustellen, ob das „Tao" der Welt in Ordnung und die Regierung des Himmelssohnes gut sei oder nicht. Laotze war selber ein solcher „Prätaoist". Alsdann bedarf es einer Bearbeitung des Iking (die bisherigen Werke von Legge, Philastre und de Harlez schießen alle daneben, weil ihnen der Begriff des „Tao" nicht klar geworden ist) und, ja nicht zu vergessen, des Kuan-tze. Meister Kuan, eigentlich Kuan Chung oder Kuan I-wu genannt, hat im 7. Jahrh. v. Chr. gelebt und ist einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner des alten China gewesen. Seiner geschickten und umsichtigen Leitung der Politik hatte es das Herzogtum Ts'i zu verdanken, daß es zu jener Zeit an Macht und Ausdehnung die erste Stelle unter den Lehnsstaaten einnahm. Er gilt für einen der „Erzväter" des Taoismus. Das auf seinen Namen zurückgehende Werk enthält offenkundig umfangreiche Zusätze von späterer Hand und ist umfangreicher als die Schriften Laotzes und Chuangtzes zusammen; letzterer Umstand ist wohl der Grund, daß sich noch kein abendländischer Bearbeiter darangewagt hat.

Man sieht: auf dem Gebiete des alten, echten Taoismus müssen wir uns zurzeit dahin bescheiden, Vorarbeiten zu leisten zur Anbahnung späterer Erkenntnis. Erst nach Abschluß der angedeuteten Vorarbeiten wird man über das Tao-tê-king ein Urteil fällen dürfen. Für heute gilt das Wort de Groots: „Die Sinologie steht noch in ihren ersten Anfängen". (Sinologische Seminare und Bibliotheken, Berlin 1913, S. 1.)

Strzoda, Walter: **Der Ölhändler und die Blumenkönigin.** Aus dem chinesischen Urtext übertragen. München: Hyperionverlag 1920. (176 S.) kl. 8° = Dichtungen des Ostens. Bespr. von Anna Bernhardi, Berlin.

Mit dieser Arbeit wendet sich der Übersetzer an die allgemeine Leserschaft, um ihr eine Erzählung zu übermitteln, die bisher durch Schlegels französische Ausgabe wohl nur Sinologen bekannt war. Die Unterschiede zwischen den beiden Übersetzungen sind gering und wissenschaftlich völlig belanglos. Was bei Schlegel fehlt, von Strzoda aber gebracht wird, mögen einige Leser als „kulturgeschichtlich interessant" schätzen; unter Fachgenossen wird man nur wünschen, daß ein so fleißiger und strebsamer Sinologe wie St. bald ein anderes Arbeitsgebiet wählen möge. In der Sinologie ist so viel zu tun übrig, um uns mit dem Wertvollen bekannt zu machen, daß wir diese Art von Unterhaltungsschriften durchaus entbehren können. Und was würden wir von einem Chinesen denken, der das „Tagebuch einer Verlorenen" in seine Muttersprache übersetzen wollte?

Die Ausstattung ist sehr hübsch.

Bondy, Walter: **K'ang-Hsi.** Eine Blüte-Epoche der chinesischen Porzellankunst. München: Buchenau & Reichert 1923. (215 S. m. 16 Abb. im Text. 109 Tafelbild. in Netzätzung u. 6 Taf. in Vierfarbendruck.) Lex.-8°. Gm. 18—. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Das vorliegende Buch gibt dem Laien eine gute Einführung in die Porzellankunst dieser Periode, die von vielen als die höchste Blüte der chinesischen Keramik angesehen wird und deren Erzeugnisse ja auch in großen Massen zu uns gelangt sind. Die frühere Keramik wird hier etwas zu wenig gewürdigt. Der Verf. sagt auf S. 16 „Erhalten haben sich aus dieser Zeit nur Schalen, Kummen und Schüsseln, die dazu gedient haben, den Verstorbenen Eßwaren und Getränke mit auf den Weg zu geben und die in neuerer Zeit beim Öffnen der Gräber gefunden wurden. Sonst haben nur die widerstandsfähigen Seladorporzellane dem Sturm der Zeit getrotzt". Sicherlich sind dem Verf. auch die trotz ihrer kleinen Form monumental wirkenden Tonplastiken der T'ang-Zeit bekannt, sowie vor allem jene wunderbaren Vasen, die in ein- und mehrfarbigem Dekor der T'ang-, Sung- und Ming-Zeit entstammen und keineswegs nur Grabfunde sind. In ihrem einfachen, vornehmen Stil übertreffen diese Werke die technisch vollkommeneren Stücke des 17. Jahrh. rein künstlerisch bei weitem. Da der Verf. sich streng auf die K'ang-hsi-Zeit beschränken will, so ist das Fehlen jeder Angabe über die ersten Porzellane der früheren Zeit (Sung, Ting, Jao usw.) wohl zu entschuldigen.

In der historischen Übersicht über die K'ang-hsi-Periode hätte jedoch die Zerstörung der kaiserl. Manufaktur king-tê tschen während der Rebellion (1674—1678) des Wu San-kuei, Vizekönigs von Yunnan, angeführt werden sollen, da dieses Ereignis für die Datierung von Stücken von Wichtigkeit ist. Die besten Erzeugnisse dürften nach 1680 entstanden sein, nachdem ein Beamter des kaiserl. Hofes in King-tê tschen

angestellt und auch die frühere Zwangsarbeit durch Bezahlung der Angestellten nach dem Marktwert ihrer Arbeit abgelöst worden war.

Vorzüglich und interessant sind die Mitteilungen Bondys über die technischen Einzelheiten in der Herstellungsweise von Paste, Glasur und farbigem Dekor, die zum Teil einem chinesischen Werke über Porzellan aus der Kien-lung-Zeit, zum Teil den berühmten Briefen des Jesuitenmissionars Père d'Entrecolles entnommen worden sind. Mit Recht betont der Verf. die Notwendigkeit einer genauen Kenntnis von Material und Technik; die meisten Kunstsammler werden längst die Erfahrung gemacht haben, daß die Stilkritik allein für die Beurteilung der Keramik ebensowenig ausreicht, wie z. B. bei den Bronzen und Lacken Ostasiens.

Sehr interessant ist auch die Beschreibung der großen Porzellanmanufaktur King-tê tschen mit ungefähr 3000 Brennöfen und ihrer intensiven Arbeitsteilung. Gut bemalte Stücke gingen durch ungefähr 70 Hände; selbst die malerische Verzierung desselben Stückes wurde unter viele einzelne Künstler verteilt; wahrscheinlich wurden hierbei auch Pausen verwandt. In dieser hochentwickelten Technik lag jedoch auch der Keim zum späteren Verfall; durch die noch zunehmende Industrialisierung wurde im nächsten Jahrhundert die künstlerische Note vernichtet. Raummangel verbietet hier auf die Einzelheiten über Material und Technik, sowie auf die riesige Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse selbst näher einzugehen.

Die Einteilung der Porzellane durch den Verf. ist umfassend und klar. Zuerst die Scharffeuerfarben (Kobaltblau, rotes Kupferoxydul und Seladongrün), die auf den ungebrannten Scherben vor der Glasur aufgetragen wurden. Die Blauweiß-Dekoration, das Beste dieser Gattung, steht in ihrer ersten Qualität unerreicht da. Die hochstrebende Form der Vasen ist vollkommen, die Oberfläche absolut glatt und rein, das Dekor erscheint in leuchtendem Saphirblau verschiedener Tönung, überzogen von einer dünnen, durchsichtigen Glasur, die eine leicht grüne Nüance hat. Nicht erwähnt vom Verf. sind die sog. Weichporzellane (soft paste), die qualitativ wohl zum Besten dieser Gruppe zählen. Die Bezeichnung Weichporzellan ist allerdings irreführend, da nur die Glasur weicher als die gewöhnlich benutzte ist und daher häufig ein unregelmäßiges Craquelé zeigt. Der Scherben enthält Steatit, war feiner gekörnt und gab einen ausgezeichneten Untergrund für die Bemalung in feinen, dünnen Linien. Die Objekte selbst sind meist klein und zierlich, spezifisch leichter im Gewicht, brüchiger und daher selten.

Die nächste Gattung — Polychrome — enthält Stücke, die bei hoher Temperatur (1300° C) gebrannt sind und vor allem die für diese Zeit typische famille verte Gruppe der sog. 3 und 5 Farben-Vasen, die über der Glasur bei einer Temperatur von ungefähr 1000° C hergestellt wurden. Das letztere Dekor ist der Ming-Zeit entnommen und vor allem die Wan-li-Periode ist durch viele Stücke in unseren Sammlungen vertreten. Das Unterglasurblau dieser Periode wird in der späten K'ang-hsi-Zeit durch ein matteres Blau über der Glasur abgelöst. Trotzdem die Farben in die meist mit braunen Linien vorgezeichneten Umrisse eingetragen wurden und streng begrenzte Flächen ohne Übergang bilden, so gibt die ganze Zusammenstellung doch ein harmonisches Farbenbild. Leider sind die Stücke der späten Zeit oft mit Dekor überladen, so daß die eigentliche Porzellanmasse fast unsichtbar wird.

Die dritte Gruppe Email sur biscuit umfaßt in Technik und Schönheit wohl die vollendetsten Stücke der ganzen Porzellankunst ü erhaupt. Es ist eine alte Technik, die schon in der T'ang-Zeit und sehr viel in der Ming-Periode angewandt wurde. Man versucht in den besten Stücken die vielfarbige Dekoration von einem schwarzen, gelben oder blattgrünem Grunde abzuheben. Sie stammen wohl aus der Zeit 1682—1710, als T'sang Ying-hsüan Direktor der Manufaktur war. Das Lob, welches der Verf. den wunderbaren Schöpfungen mit schwarzem, metallisch leuchtendem Fond spendet, ist voll berechtigt.

Als vierte Gruppe folgt das Blanc de Chine, in Tê-hua, in der Provinz Fu-kien hergestellt; es zeigt vorwiegend figürliche Darstellungen von Göttern, Menschen und Tieren. Die meisten Stücke sind plastisch vorzüglich geformt und von einer dünnen crêmefarbigen oder weißen Glasur überzogen. Sie werden ebenso wie die folgende Gruppe der Monochrome noch heute in China und zum Teil auch in Japan mit mehr oder weniger Geschick kopiert.

Zum Schlusse gibt der Verf. in lobenswerter und eingehender Weise in einem Kapitel „Materialkritik" die Merkmale zur Unterscheidung moderner Stücke für den Sammler von China-Porzellan. Auch er bezeichnet mit Recht als die beste Schule zur Erlangung einer sicheren Kritik die dauernde Beschäftigung mit und die persönliche Handhabe guter Exemplare. — Die Abbildungen auf 115 Tafeln in Netzätzung, von denen 6 in Farben, sind durchweg sehr gut und mit gutem Geschmack ausgewählt. Das Werk kann als eine recht gute Einführung für den Laien und den beginnenden Sammler bezeichnet werden; die Kapitel über Technik und Materialkritik sind besonders wertvoll.

Kolu Li: Unabhängigkeitsbewegung Koreas und japanische Eroberungspolitik. Berlin: Selbstverlag. (32 S.) 8°. Bespr. von K. Haushofer, München.

Ein altes Kulturvolk, mit einem Landbesitz von ihm durchdrungenen Bodens von rund 220000 qkm und nahe an 20 Millionen Menschen, einst der Vermittler der frühen großen Ostkultur an das japanische Inselreich, wehrt sich in der Schrift von Kolu Li gegen seine Entmündigung durch den Schüler von einst. Der koreanische Frühmythus führt die Reichsgeschichte auf 2333 v. Chr. zurück, und in der Leidenschaft der Abwehr wird die koreanische Kulturgeschichte, die — klug gewertet — ein starkes Hilfsmittel des Darstellers sein könnte, etwas zu militaristisch aufgezogen. Wohl mit Recht wird der Kultur-Niedergang Koreas, das heute seine einst so prachtvolle Bronzekunst und Keramik — eines der sichersten völkerpsychologischen Manometer! — nicht mehr versteht und tatsächlich tief gesunken war, auf das furchtbare siebenjährige Ringen zwischen beiden ostasiatischen Großmächten auf koreanischem Boden von 1592 an zurückgeführt, in dem wirklich etwa 3 Millionen Koreaner, neun Zehntel davon Nichtkämpfer, das Leben verloren haben mögen, und noch viel mehr andere jede Lust daran. Die kostbare Möglichkeit einer Erneuerung unter Erhaltung der Selbstbestimmung, die von 1884 bis 1904 gegeben war, ist durch Radikalismus auf der einen Seite, und durch Verkommenheit der alten führenden Stände, der Herrscherfamilie wie der Yangban-Bürokratie, auf der anderen ungenutzt verstrichen; und 1905 fiel im Ringen zwischen Japan und Rußland um die wichtige Landbrücke zwischen Inselreich und Festlandgroßmacht die Entscheidung zu Japans Gunsten. Die Tatsachen der Vergewaltigung sind zumeist sachlich richtig, zum Schaden des Buches mit einigen Übertreibungen angegeben. Das Vertrauen auf zugesagte fremde Hilfe und internationale Einrichtungen und Versprechungen erwies sich als Traum gegenüber der harten Wirklichkeit der japanischen Macht, die allerdings in Korea vor einem Problem steht, das sich an Tragweite vom irischen oder dem der deutschen Irredenta wenig unterscheidet und das in dem Buche von Kolu Li scharf in seinen Umrissen, mit seiner ganzen inneren Glut beleuchtet wird.

Stäbe, Prof. Dr. R.: Het Schrift en het Boekwezen der Bataks op het eiland Soematra. Utrecht: Verlag Nitor. (16 S.) 8°. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Auf acht Seiten (den Rest nehmen Vorwort und Abbildungen ein) wird Einiges aus der Literaturgeschichte der Batak erzählt und über ihre Schriftzeichen geplaudert. Der Kenner Indonesiens stößt bald auf Irrtümer und Ungenauigkeiten. Irrig ist z. B. die Angabe (S. 9), daß die Schrift der Batak und der Buginesen nahe verwandt sei, die der Makassaren einen abweichenden Typus darstelle; umgekehrt: Bugi und Makassar gehören zusammen, und Batak steht abseits. Ungenau ist z. B. die Transkription des Doppelstriches über den Batak-Schriftzeichen durch *ch* (S. 15) anstatt durch *h*, des Murmelvokals durch Konsonantenverdoppelung (S. 16) *knn* statt *kĕn*, usw. Wer der indonesischen Sprachforschung fern steht, sei davor gewarnt, aus diesem Aufsatz Belehrung zu schöpfen.

Smith, Rev. Edwin W. and Captain A. M. **Dale: The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia.** 2 Vol. London: Macmillan and Co. 423 u. 432 S. 50 sh. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Die Ila wohnen in Nordrhodesien zu beiden Seiten des Kafue, eines linken Nebenflusses des Sambesi. Die beiden Verfasser sind ein Missionar und ein Beamter der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft. Beide hatten vor ihrem Aufenthalt im Ila-Lande in anderen Teilen Südafrikas gearbeitet und südafrikanische Sprachen gelernt. Das vorliegende Buch ist das Ergebnis einer systematischen Sammelarbeit, die sich über 13 Jahre erstreckte und von beiden Männern dank ihrer fortwährenden engen Berührung mit den Eingeborenen dauernd betrieben wurde. Ohne Einschränkung muß gesagt werden, daß in den zwei stattlichen, mit vielen, aber stets unmittelbar auf den Text bezüglichen Bildern ausgestatteten Bänden eine der bedeutsamsten Quellensammlungen über ein afrikanisches Volk vorliegt. Von dem Inhalt geben die nachfolgenden Kapitel-Hauptüberschriften eine Vorstellung: Die Umwelt, Geschichte, Physiologische Merkmale, Kleidung und Schmuck, Hausbau und Dorfleben, Haustiere, Ackerbau, Nahrung, Narkotika, Jagd und Fischfang, Krieg, Handfertigkeiten, Heilkunst („Leechcraft"), Soziale Organisation, Verwandtschaftsbeziehungen, Regelung des kommunalen Lebens, Etikette, Vorschriften über gutes Benehmen, Eigentumsrecht, Sklaverei, Wertung des Lebens, Von der Geburt bis zur Reife, Geschlechtsleben, Dynamismus (Magie), Seelenvorstellungen, Gottheiten, Das höchste Wesen, Einzelne Anschauungen (Zeitrechnung, Gedanken über die Welt, über Tiere und Pflanzen, über Farben und Zahlen), Spiele, Die Sprache, Sprichwörter, Rätsel und Schwänke, Märchen.

Kein Gebiet des Lebens ist unberücksichtigt geblieben, und jedes einzelne ist so erschöpfend dargestellt, wie es nur eine so lange, gründliche und unermüdliche Beobachtung zweier erst-

klassiger Sachkenner vermag, die nicht nur die Sprache völlig beherrschten, sondern auch in hohem Maße das Vertrauen der Eingeborenen besaßen. Fast allen Ausführungen liegen Aussagen von Eingeborenen in deren Sprache zugrunde, deren Urtext hier nur in Ausnahmefällen, so die Aussagen über Leza, das höchste Wesen, veröffentlicht ist, die aber häufig in wörtlicher Übersetzung angeführt werden. Alle Gegenstände, Vorgänge und Anschauungen werden mit ihren einheimischen Namen benannt, jede Einzelheit aus dem sozialen und geistigen Leben wird durch konkrete Fälle, oft in erdrückender Fülle belegt.

„Der Clan ist eine natürliche Hilfsgenossenschaft auf Gegenseitigkeit, die Mitglieder sind gebunden, einander jede Hilfe zu leisten. Das Mitglied gehört dem Clan, nicht sich selber; geschieht ihm Unrecht, so verschaffen sie ihm sein Recht, tut er Unrecht, so teilen sie die Verantwortung. Wird er getötet, so nimmt der Clan die Blutrache auf, denn er gehört ihnen an; ist eine Tochter des Clan zu verheiraten, so haben sie zuerst ihre Zustimmung zu geben. Ba-ila, die sich nie getroffen haben, sind sogleich Freunde, wenn es sich herausstellt, daß sie demselben mukoa (Clan) angehören. Hat einer das Unglück, Sklave zu werden, so bringen seine Clangenossen die Mittel zu seinem Loskauf zusammen. Die gleiche Solidarität erstreckt sich sogar auf Fremde, wenn sie dem gleichen Clan angehören wie ein Ila. Kommt ein Muluba in ein Dorf und sagt als Antwort auf eine Frage, daß er ein Munampongo („eine Ziege„) ist, so erweisen alle Banampongo des Dorfes ihm Gastfreundschaft, denn er ist, obwohl aus fremdem Stamm, eben ein Clangenosse. In einem Wort: des Mannes Wohlergehen ist das des Clan, eines Mannes Verlust ist der des Clan."

Hierauf folgt die Aussage eines Eingeborenen über die Vorgänge bei Ermordung eines Clangenossen.

Einen großen Teil nimmt das religiöse Leben ein. „Der Ila lebt mehr in der unsichtbaren als in der sichtbaren Welt." Neben Magie und „bösen Geistern" kennen die Ila Ahnen, Schutzgeister, persönliche, Familien- und Stammesgottheiten, eine von allen Stämmen verehrte Landesgottheit Bulongo und ein höchstes Wesen Leza, das Schöpfer und Kulturbringer ist, man nennt es preisend den Schöpfer (von ihm stammen alle Einrichtungen und Fertigkeiten; als die Missionare anfingen, Ziegel zu brennen, sagte ein Ila: Leza ist es, der als erster Ziegel brannte im Ila-Lande), den Gestalter, den Erbauer.

Jeder Leser dieser erschöpfenden Monographie wird einen starken Eindruck davon erhalten, daß auch der Afrikaner sich einen ihm kongenialen Lebenskreis geschaffen hat und daß jeder, der an der Erziehung der Afrikaner beteiligt ist, keinen größeren Fehler machen kann als die eigene Kultur der Eingeborenen, ihre Denkformen und Einrichtungen unberücksichtigt zu lassen.

Bedauerlich ist nur, daß der hohe Preis des Buches seine Anschaffung in Deutschland fast zu einer Unmöglichkeit macht.

Mitteilungen.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Von E. Herzfeld.

Im Frühjahr 1924 hat Herr Einar Gjerstadt dank der Munifizenz des Herrn L. Z. Pierides, Larnaka, an zwei Orten auf Cypern Grabungen unternommen die sich auf sehr frühe Kulturepochen der Insel beziehen.

In Phrenaros legte er eine steinzeitliche Siedlung frei: ein rechteckiges Haus, dessen Mauern aus vergänglichem Material bestanden, mit einem Flur aus natürlichen Steinen und Kalk, dem Herd außerhalb des gedeckten Raumes. Die Kleinfunde bestanden ausschließlich aus Feuerstein, keinerlei Keramik.

In Gastraka, zwischen Kalopsida und Konklia kam ein Haus von 180 Quadratmetern und 10 Zimmern zu Tage; Mauern aus sonngetrockneten Ziegeln, Konkret-Fußboden, Holz in der Deckenkonstruktion, gebrannte Fliesen als Regenschutz am Dach. Der Haustyp gehört nicht in die Megaron-Gruppe, sondern in die minoisch-kleinasiatische mit vielen kommunizierenden Räumen, aber der Herd liegt im Hauptraum. Die Kleinfunde waren Handmühlen, Krüge für das Mehl, Gefäße für Vorräte, Küche, Essen und Trinken, bronzene Messer, Ton-Löffel, Lampen, ferner Implemente der Weberei und Fischerei.

Unter diesem Hause fanden sich noch fünf andere Schichten, die nach Analogien der Keramik in die Zeit von 2000—1600 v. Chr. gehören. Die Masse der Keramik hat ihre nächsten Verwandten in der altsyrischen und beweist die Handelsbeziehungen zwischen Syrien und Cypern in diesem Zeitabschnitt.

Herr C. Leonard Woolley schreibt dem Herausgeber der OLZ:

In the OLZ for August 1924 Dr. Andrae comments at length on the accounts I have published on the excavations carried out by the Joint-Expedition of the British Museum and the Museum of the University of Pennsylvania on the Ziggurat of Ur. As my learned colleague says, these accounts were only newspaper articles and therefore cannot go far to satisfy the demands of serious students.

The fact is that, thanks to such papers as the "Illustrated London News" and the "Times", whose editors have always been ready to give prominence to archaeological matters, the English



public does expect to be kept informed about such excavations as may be in progress; but naturally it is content with the main results and all details and argument must be left over for more scientific publication. Several of the questions which Dr. Andrae raises on, as he says, very scanty evidence, will be dealt with more fully in my preliminary Report which will appear this year in the Journal of the Society of Antiquaries: but in view of their importance Dr. Andrae would, I think, welcome information on certain points at once.

My own incomplete description is to blame for Dr. Andrae's assumption that Nabonidus when building on the rectangular oblong at Ur-Engur's lowest stage: "setzte einen fast genau quadratischen Aufbau darauf": the actual measurements of the third stage are 38.0 m×29.0 m. As regards the irregularity of the stages, which complicated my description, I may here say that the lowest platform exists only at the SE end, the second only at the NW end and along the NE and SW sides, so that the third stage could be called 'the second' in that at no one point has it more than one platform below it, but is really the third in relation to the whole ziggurat scheme.

Whether the temple on the summit was in reality a mere cella, as I have proposed, or a whole temple complex such as Koldewey restores at Babylon, I do not know. Here I would only say, that Koldewey's restoration is also conjectural, and that at Ur the number of blue glazed bricks found would hardly suggest a very large building — though that evidence is of course far from conclusive.

As regards the orientation, Dr. Andrae rightly states that no rectangular building unless absolutely square can have its diagonals pointing N×S and E×W. But in my opinion this obvious truth has nothing to do with the question, nor in my report did I say that the diagonals of ziggurat were orientated on the points of the compass, but that its angles are; and the orientation of an angle is that of the line bisecting it. In the ziggurat built by Ur-Engur the angles are so orientated, and as a result the four sides of the building face NE, NW, SW and SE respectivily. This is a matter of fact which merits being put on record.

Lastly as to the "colonnade" in the building which Dr. Andrae calls the "Tieftempel". Here there are two distinct features, (a) the wall decorated with attached half-columns, (b) the sleeper wall with circular depressions in its upper surface which I take to be evidence for wooden columns. The columned wall is an essential feature of a building dated by brick-stamps and other objects to the time of Kuri-galzu. The sleeper wall is certainly not later than the paving of the courtyard, which is laid up against it: this pavement bears no stamps but is the original pavement of the Kuri-galzu building and after a long period of use was patched by Ramman-apal-iddinam (c. 1070 B. C.). In the time of Ashurbanipal, Sinbalatsu-ikbi laid down over the whole courtyard a new floor 0.60 m. above the old, burying the lower part of the attached half-columns and the whole of the sleeper wall (the foundation-cone of Sinbalatsu-ikbi was found in situ under the floor by the columned wall). Later again, after the building had been much ruined, it was repaired by Nebuchadnezzar, who raised the floor level by nearly 2.0 m; the whole of the building unearthed by us had been buried deep under his pavement. It might be possible to dispute my conclusion that the sleeper wall really carried a colonnade — I consider myself that further proof of this is desirable —, but to dispute the date of the wall is impossible when the facts are known and until then unwise. Dr. Andrae seems shocked by my views and is sure that I shall be brought to the stool of repentance: — but why? The use of the column in Babylonian architecture should not surprise us, for it was freely employed in the later periods (cf. Tell el Obeid and Kish), and it would be far more surprising if in a land of palm-trees it should ever have dropped out of use. I grant that at Babylon no columns were remarked; but the excavations at Babylon, excellently conducted through they were, have not told us all there is to learn about Mesopotamian archaeology, nor are theories based on those excavations necessarily final or of universal application.

Here I have only attempted to give further information on those points where Dr. Andrae seemed definitely to have misunderstood me: for a fuller account I must refer him to my forthcoming article in the Journal of the Society of Antiquaries; the final publication of results must naturally be a matter of time.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Al-Maohriq XXI 1923:

5—14 Auswahl aus der Beschreibung der Europareise von Nāṣireddīn Šāh im Jahre 1873, übs. v. R. Nakhlé. 15—25. 123—30. 191—201. 291—300. 367—75. 438—45. 508—15. 605—11. 672—82. 748-58. 835-43. 920—9 L. Cheikho Bibliographie der christ-



lich-arabischen Literatur (Forts., umfaßend ḫ—m; Schluß folgt). 29—37. 99—110. 182—91. 262—9. 384—9. 446—54. 526—30. 625—9. 687—92. 778—90. 852—61 Ders., Die nachislamischen christlich-arabischen Dichter (je biographische Angaben mit ausführlichen Quellenzitaten und besonderer Berücksichtigung des Nachweises der Zugehörigkeit zum Christentum, dann erhaltene Gedichte oder Verse, alles unter weitgehender Heranziehung auch handschriftlichen Materials; I. *muḫaḍramūn*: 1. 'Uṯmān b. al-Ḥuwairiṯ; 2. al-Ḥāriṯ b. Kalada; 3. a. l-Qais Ṣirma ar-Rāhib; 4. Akṯam b. Ṣaifī; 5. 'Abdalmasīh b. Buqaila; 6. al-Ḥuraqa Hind bint an-Nu'mān, die Heldin eines Romans *Ḥarb banī Šaibān ma' Kisrā Anūširwān fī ša'n al-Ḥuraqa ibnat an-Nu'mān* [Hs. London 913, weiter in der Jesuitenbibliothek in Beirut, gedr. Bombay 1305]; 7. az-Zibriqān b. Badr; 8. 'Adī b. Ḥātim; 9. Sim'ān b. Hubaira; 10. an-Nagāšī al-Ḥāriṯī; 11. Guhaija b. al-Mudarrib al-Kindī; 12. Imra'alqais b. 'Ābis; 13. Nā'ila bint al- Farāfiṣa, Frau des Kalifen 'Uṯmān; 14. Maisūn bint Baḥdal al-Kalbīja, Frau des Kalifen Mu'āwija b. a. Sufjān; 15. a. Zubaid aṭ-Ṭā'ī, von dem neben zahlreichen Erzählungen und Versen vor allem seine *dālīja* auf al-Lagläg nach der *Gamharat aš'ār al-'arab* auf grund mehrerer — nicht näher bezeichneter — Handschriften wiedergegeben wird; — II. Dichter der Umaijadenzeit usw. soll folgen). 38—46 S. Ronzevalle u. R. Mouterde, Beschreibung einiger syrischer Altertümer (vorläufige Veröffentlichung, eine eingehendere für die Mélanges de l'Université St. Joseph in Aussicht genommen; 1. Bronzebüste des Jupiters von Baalbek, etwa 26 cm hoch; 2. Reliefbruchstück aus Palmyra mit der Figur des Gottes Jarhibōl [ιαριβωλ]; 3. Kopf eines hetitischen Gottes aus der Gegend zwischen Antiochien und Aleppo; weiter einige griechische und lateinische Inschriften; — das meiste aus der Sammlung M. G. Poche in Aleppo; m. 2 Tafeln und versch. Textabbildungen). 92—9 Das Testament des (griechisch-katholischen) Patriarchen Maximus Maẓlūm (in Aleppo, gest. 1855, das Testament datiert vom 17. Dez. 1835), hsg. v. L. Cheikho. 130—40 L. Dagher, Die alten Einsiedeleien und Einsiedler im Libanon (Anfänge des Einsiedlerwesens im Libanon, Art der ältesten Einsiedeleien, Lebensweise und Tracht der frühesten Einsiedler; mit einer Tafel: Dēr Qannōbīn). 141—7 L. Cheikho, 2 arabische alttestamentliche Handschriften (1. Hs. in Privatbesitz von 756/1355, einen der Übersetzung Saadja's nahe verwandten Text enthaltend; 2. Hs. von 732/1332, ehemals im Besitz der nicht-unierten Kopten in Kairo, jetzt in der Bibliothek von Ahmed Pascha Taimur dort, enthaltend den Pentateuch mit Erklärungen und liturgischen Bemerkungen, Grundlage die LXX, aber wohl durch koptische Vermittelung; Proben; 2 Tafeln). 209—16. 270—9 Stephan W. Duwaihī (gest. 1704), Geschichte des Maronitenkollegs in Rom (Fragment), hsg. von L. Cheikho (nach einer Hs. in Damaszener Privatbesitz, umfassend die Jahre 1639—1702; enthaltend hauptsächlich Biographien der Schüler). 248—52 Eine Osterhomilie des Katholikos Elia III. a.l-Ḥalīm b. al-Ḥadīṯī (gest. 1190), hsg. v. L. Cheikho (aus einer Beiruter Hs.). 375—83. 462—8 L. Cheikho, Neu entdeckte Altertümer in Syrien und Ägypten (I. Phönizien und das sonstige Syrien, Übersicht über die neueren Funde; II. Tutanchamon). 414—28 S. Sayegh, Eine Inspektionsreise des nestorianischen Patriarchen Mār Emanuel Joseph Thomas in die Dörfer um Ninive (Nov.-Dez. 1922; geographisch-historische Notizen über Keremlīs östl. Mosul; Tell-Kēf, Bā-Ṭnājē und das benachbarte Dēr Mār Avrāhā, Bā-Qūfā, Tell-Usquf, El-Qōš, sämtlich nördlich Mosul; m. einer Tafel). 428—33 L. Cheikho, Ein neues Werk des „Dichters des Irak" Ma'rūf ar-Ruṣāfī (Gedichtsammlung bestimmt für die Jugend, in klassischer Sprache und Versform, aber einfach im Ausdruck und mit Bevorzugung von kürzeren Versen mit einfachem Metrum; zahlreiche Proben). 433—8 Ders., Der *Qāmūs al-'awāmm* von Ḥalīm Dammūs (Wörterbuch „vulgärer" Ausdrucksweisen unter Einbeziehung vieler dem Zeitungsstil angehörender sowie der lediglich in falscher Vokalisation einzelner Wörter bestehenden, mit klassischem Äquivalent; in der Ausführung nicht einwandfrei). 454—62 Salīm Ḥaṭṭār ad-Dahdāh, Groß-Libanon und Syrien, Mandat und Autonomie (Verteidigung des französischen Protektorats gegen die Verfechter der Autonomie). 481—6 Ch. Neyron u. E. Rigaud, Das neue französische Krankenhaus in Beirut. 487—93 L. Cheikho, *Al-badā'i' wa-ṭ-ṭarā'if* von Gabrān Ḫalīl Ǧabrān (entschiedene Ablehnung des Buches, dessen Verfasser, als Maler bekannt, in ähnlicher Weise wie Amīn ar-Raiḥānī und Faraḥ Anṭūn individualistische und freiheitliche moderne Ideale vertritt); dazu 910—9 (2 Erwiderungen auf eine Entgegnung von 'Abdalmasīh Ḥaddād in der New-Yorker Zeitung *As-sā'iḥ*). 494—507. 589—99. 660—71 I. Armalé, Über das Patriarchat von Antiochien (historische Übersicht; Liste der monophysistischen Patriarchen bis zur Gegenwart). 577—85 Salim Ḥaṭṭār ad-Dahdāh, Der Groß-Libanon und das ehemalige Mütesarriflik Libanon (gegen eine Broschüre *Lā'iḥat al-mulḥaqīn bi-Lubnan aṣ-ṣaġīr*, die sich gegen die Einverleibung von Beirut in den Groß-Libanon wendet). 585—9 H. Lammens, Das Eintreten des *'Irfān* für Patriotismus und Geschichte (Polemik gegen diese Beiruter Zeitschrift); dazu 929—33 Salīm Ḥaṭṭār ad-Dahdāh, *Al-'Irfān* und die Zöglinge der Jesuiten (Abwehr ihrer Angriffe auf sie). 623—5 R. Mouterde, Die griechische Inschrift von Qadas im Gebiet des Stammes Naphthali (verbesserte Lesung der von Ch. C. McCown im Annual of the American School of Oriental Research in Jerusalem 1923, 113 veröffentlichten Inschrift auf grund neuer Photographien). 657—60 Ebedjésu Tobia, Leben und Werke des (1917 gestorbenen) nestorianischen Priesters Buṭrus Naṣrī. 692—701. 737—48 F. Tawtel, Inspektionsreise (des Bischofs Gregorius Ḥaǧǧār) in Ober-Galiläa (Februar-März 1923; nähere Angaben über Ṣafed, El-Ǧišš, 'Ain Ibl, Faṣūṭā, Suḥmātā, el-Buqē'a, Ṭiršīḥā, Ma'lija — wo eine griechische Inschrift —, el-Baṣṣa). 707—9 Der dankbare Löwe (die Legende des Gerasimus), in arabischer Übersetzung hsg. v. L. Cheikho (nach einer Hs. in Beiruter Privatbesitz). 721—36 L. Cheikho, Homs und seine Geschichte (historischer Überblick). 758—62 Das Vermächtnis des Platon an Aristoteles und das des Aristoteles an Alexander aus dem *Kitāb Ǧāwīdān ḫiraḍ* in der arabischen Übersetzung des b. Miskawaih hsg. v. L. Cheikho (nach einer Beiruter Kopie der Vatikan-Hs.). 818—35 M. Ḥ., Aus der Geschichte des Libanon im 19. Jahrh. (die Familie Dahdāh; Gedichte, besonders Chronogramme von Niqūlā at-Turk, die sich auf ältere Glieder der Familie beziehen; aš-Šēḫ Ḥaṭṭār Ǧahǧāh ad-Dahdāh 1840—1922). 844—52. 906—10 Ḥabīb at-Zaijāt, Handschriftenauszüge (1. über die Pension der Vezire von Damaskus unter den Mamluken: das Patent als *nāṣir an-nuṣṣār* von Damaskus für Amīnaddīn al-Qifṭī, wahrscheinlich vom Jahre 1332 H., aus der Pariser Hs. [Nr. 5859] von aṣ-Ṣafadī's *A'jān al-'aṣr wa-a'wān an-naṣr*; 2. Theodor a. Qurra, 'Abdīšū' aṣ-Ṣūbāwī und a. Rā'iṭa über die melkitische, nestorianische und jakobitische Lehre, aus der Pariser Hs. 82; 3. Ölgewinnung aus Leichen unter den Mamluken, aus der Pariser Hs. [Nr. 1727] von Maqrīzī's *As-Sulūk li-ma'rifat duwal al-mulūk*). 862—6 Fu'ād Ephrem al-Bustānī, Malta und seine Denkmäler (m. einer Tafel). 941—4 Das sog. *Ši'r an-nafs* der Drusen (verfaßt von a. Ibrāhīm Ismā'īl b. Muhammad at-Tamīmī; nach einer Hs. des 15. Jahrh.). 945—51 R. Mouterde, Eine unterirdische Grabanlage in Homs (gemauerter, ausgemalter Raum mit griechischen Grabinschriften, die älteste von 470 n. Ch.; m. einer Tafel und mehreren Abbildungen).

G. B.



Archives des Sciences Physiques et Naturelles CXXVIII 1923:
3/4 1—68 A. de Saussure, L'origine de la rose des vents et l'invention de la boussole (darin 49 ff. die Araber, mit Beiträgen von J. J. Hess: das arabische System der Himmelsrichtungsbestimmung durch Auf- oder Untergangspunkt von Fixsternen; Liste der verwendeten Sterne und der verschiedenen Identifikationsversuche, Tabelle der zugehörigen Azimute für 10°, 20° und 30° nördl. Breite und für die Zeiten 310 vor, 410 und 1130 nach Chr.; Unmöglichkeit, dadurch zu sicheren Schlüssen über Entstehungsort und -Zeit zu kommen; am wahrscheinlichsten 10° — Indischer Ozean — und 8. Jahrh., wozu stimmt, daß sich noch kein Einfluß griechischer Sternnamen zeigt). G. B.

British School of Archaeology in Jerusalem, Bulletin:
4 1924: 35—45 Tanturah (Dora) (als Übungsgebiet auf eine Reihe von Jahren gepachtet; 1. historical notes: Dora, Hafenstadt zwischen Caesarea und Haifa, mit keinem der verschiedenen alttestamentlichen Dōr identisch, von denen das wichtigste, נָפַת דּוֹר, mit abū Šūše am Südrand der Ebene Jesreel zu identifizieren; Geschichte der von den Seevölkern um 1190 „gegründeten" und später den Phöniziern gehörenden Stadt; — 2. archaeological results: Ergebnis der Probegrabungen Besiedelung bereits in der späteren Broncezeit [um 1400], Spuren einer den Philistern verwandten Bevölkerung, wohl der Zakkara; 3 Tafeln). 45—6 Notes on pottery found at el Harbaj (s. 1923 Sp. 379), summer, 1923 (aus jüngerer Steinzeit in einem Grab; die anderwärts aus Palästina bekannte mittlere Broncezeit noch fehlend; Tafel). G. B.
5 1924: 47—55 An early iron age cemetery near Haifa, excavated Sept., 1922 (am NO-Hang des Karmels, untersucht bisher 7 Grabhöhlen; Inventar der einzelnen Gräber; 3 Tafeln). 55—6 Note on a sculptured marble sarcophagus from Caesarea (Zeit der Antonine oder etwas später; Langseiten Amazonenschlacht und 2 heraldische Greife einander gegenüber, Schmalseiten Reiter gegen Fußgänger kämpfend; gute Arbeit, aber doch vielfach schematisch; Tafel). 56—60 L. A. Mayer, A tomb in the Kedron valley containing ossuaries with Hebrew graffiti names (Beschreibung der Grabhöhle, mit Tafel; — hebräische und aramäische Namen und ein griechischer, fast durchweg bekannt, als Träger auch Hohenpriester des zweiten Tempels vorkommend; Tafel). 61 Wiedergabe zweier Skulpturen aus dem Palästinischen Museum in Jerusalem: Merkur, 2. Jahrh.; eine syrische Prinzessin, 4. Jahrh. G. B.

Cambridge Historical Journal vol. I 1923:
1 1. J. B. Bury: A lost Caesarea.

Festschrift für Wackernagel:
150—8 F. Stähelin, Der Name Kanaan (anknüpfend an Herzfeld's Feststellung des Nebeneinanders von *Kinaḫ(ḫ)i* und *Kinaḫna* in den Amarnabriefen parallel mit *Katpatuka* gegenüber *Kiswadna* usw.: das *-na -ni* identisch mit dem ägäisch-kleinasiatischen -ήνη (-άνα) in 'Αθῆναι usw.; vgl. weiter *Jordan* zu kretisch usw. 'Ιάρδανος und *Tabor* zu rhodisch 'Αταβύριον, weiter *wain* zu Ϝοῖνος und פִּילֶגֶשׁ zu παλλακή: sämtlich Reste einer der hyperbrachykephalen kleinasiatischen Bevölkerungsschicht, die etwa bis ins 3. Jahrtausend in Palästina nachweisbar). G. B.

הדביר Hebr. Vierteljahrsschrift II:
Elbogen, Die Wissenschaft vom Judentum. M. Soloweitschik, Die Wüste in der Geschichte und Weltanschauung des Volkes Israel. Eisler, Das Schriftwesen im Zeitalter Mose (Forts.) Torczyner, Zur Sprach- und Bibelforschung (Über Ausdrücke und Bedeutungen, die aus Irrtümern hervorgegangen sind. Hervorhebung verdient die Erklärung von Gen. 14, 23: In dem Ausdruck מחוט ועד שרוך נעל soll der dünne Faden dem dicken und breiten Schuhriemen gegenübergestellt werden). Herschberg, Wesen und Geschichte der *'issā*. J. M. Guttmann (Breslau), Akademische Fragen im Talmud (Forts.) Horodetzki, Philo und die jüdische Mystik. M. Wiener (Stettin), Der primitive Rationalismus in Saadia's Religionsphilosophie. M. Joseph, H. Steinthal (zu seinem 100. Geburtstag). A. Marx, Jakob ibn Zabara's hebr. Übersetzung der Aphorismen von Hippocrates. Marmorstein, Ein italienischer Gelehrter und Dezisor. I. D. Markon, Eliezer Lechno's *Dᵉbar Sᵉphatajim*. M. Wilanski, Abr. ibn Ezra's *Sāphā Bᵉrūrā*. J. Klausner, Der edomitische Gott *Kōṣ*. Besprechungen: Klausner ישו הנוצרי (S. Krausz). Neue Bücher und Quellen zur Gesch. d. Juden in Spanien (Fritz Baer). גנזי קדם II (J. N. Epstein). F. P.

Internationales Archiv für Ethnographie XXV:
V—VI (Das Archiv ist jetzt mit der „Oudheidkundige mededelungen" vereinigt und Organ des Leidener Museums geworden) — 208 *P. Wirz: Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu Guinea (Nieuwenhuis).
XXVI:
I—III: XXXII Boeser: Transcription und Übersetzung des Pap. Insinger. 1—40 demotisches Glossar. — *L. Legrain: Historical Fragments (Böhl). — *Edv. Chiera: Old Babylonian contracts. — Edv. Chiera: Selected temple accounts from Telloh, Yokha and Dorchem (Böhl). — *The Cambridge Ancient History I (Böhl). — *Boulé: Les hommes fossiles (Nieuwenhuis). — Lehmann Mana (Nieuwenhuis).

Isis V 1922/3:
13 26—50 J. Ruska, Al-Bīrūnī als Quelle für das Leben und die Schriften al-Rāzī's (Übersetzung und eingehende, die gesamte Parallelliteratur verwertende Einzelerörterung von al-Bīrūnī's Verzeichnis von Muḥ. b. Zak. ar-Rāzī's Schriften in dem Leidener Unicum or. 889 [Dozy II 296]; Quelle dieses Verzeichnisses Rāzī's eigenes, und al-Bīrūnī wieder die Quelle der späteren Listen; sachliche Anordnung des Verzeichnisses, die Schlüsse auf den Inhalt unsicherer Schriften und auf Rāzī's Entwicklung zuläßt). G. B.

Jahrbuch der Asiatischen Kunst 1924:
31—41 F. Babinger, Quellen zur osmanischen Künstlergeschichte (Liste der bisher bekannt gewordenen Namen türkischer Baumeister, mit biographischen Mitteilungen und Quellenangaben; Quellen für die Geschichte der Maler, Schönschreiber usw.; über die Sultansbildnisse; das sonstige Kunstgewerbe). G. B.

Jewish Quarterly Review XIV 1923/4:
3 281—91 Th. J. Meek, The poetry of Jeremiah (gegen Duhm's Annahme des durchgängigen *qinâ*-Metrums 3+2; Wiederherstellungsversuche und metrische Analysen von 2,1—3. 3,6—13. 1,13—15. 17—19. 2,5—11. 4,23—26). 293—301 B. Revel, Some anti-traditional laws of Josephus (Beispiele für Abweichungen des Josephus von der jüdischen Tradition, in denen er weder mit den Vertretern eine rälteren Halacha — Samaritaner, LXX, Pseudo-Jonathan, tannaitische Midrasche — übereinstimmt noch auf seine nicht-jüdischen Leser Rücksicht nimmt, die also auf Mängel seiner Kenntnisse zurückgeführt werden müssen; gelegentliche Berührungen mit den Karäern erklärlich aus dem gemeinsamen Zurückgehen direkt auf den Bibeltext). 303—27 N. M. Gelber, Aryeh Leib Bernstein, Chief Rabbi of Galicia (Begründung dieser Stelle durch das Juden-Statut Maria Theresia's von 1776; Wahl von Ezechiel Landau in Prag, seine Ablehnung; Wahl von Bernstein aus Brody, seine bisherige sehr erfolgreiche kaufmännische Laufbahn, Bewerbung um die Stelle lediglich aus Geschäftsinteresse, Ausnützung seiner Amtsgewalt zum Zweck seiner Bereicherung, scharfe Opposition gegen ihn und die Stelle überhaupt, sein Sieg in einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung

1785/6, dem jedoch bald die Aufhebung der Stelle folgt; sein Tod 1788, Grabschrift, Stammbaum). 329 E. Speiser, The etymology of ארמון („Palast, Burg", zu akk. *ramû* „einen Wohnsitz gründen, wohnen"). 331—9 J. Reider, Jastrow's Ecclesiastes, Job and Canticles (A gentle cynic, being a translation of the book of Koheleth, 1919, The book of Job 1920, The Song of Songs 1921). 341—8 *B. Halper, Post-Biblical Hebrew literature 1921 (A. Marx). 349—74 I. M. Casanowicz, Recent works on comparative religion (M. Brod, Heidentum, Christentum, Judentum 1921; L. Jacobs, Three types of practical ethical movements in the past half century 1922; K. Kohler, Heaven and Hell in comparative religion 1923; R. Dussaud, Les origines cananéennes du sacrifice israélite 1921; M. A. Canney, An encyclopedia of religions 1921; J. H. Leuba, The belief in God and immortality 1921; J. B. Pratt, The religious consciousness 1920; R. Mac Eachen, The teaching of religion 1921; Ders., Religion 1921; W. K. Wright, A student's philosophy of religion 1922; H. Jones, A faith that enquires 1922; D. Nielsen, Der dreieinige Gott 1 1922; P. Gerbhardt, Religionskunde 1920; O. A. Hill, Psychology and natural theology 1921; E. D. Soper, The religions of mankind 1921; S. Cave, An introduction to the study of some living religions of the East 1922; G. Reid, A Christian's appreciation of other faiths 1921; The Religion of the Scriptures, Papers from the Catholic Bible Congress at Cambridge 1921; R. H. Thouless, An introduction to the psychology of religion 1923; J. A. Montgomery, Religions of the past and present 1918; Sh. Mathews and G. B. Smith, A dictionary of religion and ethics 1921). *I. Münz, Die jüdischen Ärzte im Mittelalter 1922 (A. Brav); *Gabe Herrn Rabbiner Dr. Nobel zum 50. Geburtstag dargebracht 5682 (J. H. Greenstone). G. B.

4 395—454 S. Nirenstein, The problem of the existence of God in Maimonides, Alanus (Schüler von Abälard) and Averroes, a study in the religious philosophy of the 12th century (Wichtigkeit des Ausgleichs zwischen Religion und Philosophie für das mittelalterliche Denken, in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. von den genannten Philosophen bei Juden, Christen und Muslims gleichermaßen bearbeitet; biographische Abrisse, kurze Darstellung der Gottesbeweise; Vergleich mit dem Ergebnis, daß am wissenschaftlichsten Maimonides, Alanus weit weniger gedankenreich, b. Rušd am stärksten religiös gebunden; Exkurs: Inhaltsübersicht von b. Rušd's *K. Faṣl al-maqāl fi-mā bain aš-šarīʿa wa-l-ḥikma min al-ittiṣāl*). 455—82 E. A. Speiser, The Hebrew origin of the first part of the book of Wisdom (Übersicht über die sehr widerspruchsvollen Theorien über das Buch; Analyse von Stellen, an denen ein hebräisches Original missverständlich übersetzt sei: 1, 5. 16. 2, 5. 6. 3, 12. 4, 12. 19. 5, 3. 12. 8, 4. 5—6; große Zahl von Hebraismen im ersten Teil des Buchs, auffällige Stil- und Sprachdifferenzen zwischen beiden Teilen bei ebenso auffälligen Gemeinsamkeiten; Erklärung, daß 1—6, 22. 8, 1—9, 18 aus dem Hebräischen übersetzt, der Rest des Buchs von dem Übersetzer verfaßt — ein ähnliches Ergebnis wie das von Focke, Die Entstehung der Weisheit Salomos 1913, welches Buch dem Verfasser erst nachträglich bekannt geworden). 483—99 L. M. Epstein, Notes on the status of the Jewish woman in antiquity (die traditionelle Auslegung der Bestimmungen Mischna Ketubot 4, 4 und Tosefta 4, 1—2 über die Rechte und Pflichten des Vaters gegenüber seiner Tochter und des Gatten gegenüber seiner Frau und die Schwierigkeiten, zu denen sie führt; deren Ursache die falsche Voraussetzung, daß von der unverheirateten Tochter und der vom Gatten heimgeführten Frau die Rede sei, eine Voraussetzung, die den gegenwärtigen Mischna-Text bereits beeinflußt habe; der ursprüngliche Sinn zu erkennen aus Mischna Nedarim 10, 2, das mit Mischna Ketubot 4, 4 eine die Quelle von Mischna und Tosefta darstellende Serie יפה כח gebildet habe, die die Rechtsstellung der Frau zwischen Verlobung und Heimführung behandelte; die dem Gatten während dieser Zeit schon zustehenden Rechte daraus erklärlich, daß, wie von Büchler nachgewiesen, die Ketuba ursprünglich der Braut bei der Verlobung übergeben wurde; allmähliches Entstehen dieser Zwischenzeit, allmähliche Verschiebung des Beginns der Rechte des Gatten auf den Zeitpunkt der Heimführung). 501—3 A. Mishcon, A study in the Passover haggadah מן הזבחים ומן הפסחים (über die Umstellung dieser Worte im Fall, daß die Seder-Mahlzeit auf den Sabbat-Vorabend fällt, in manchen aschkenazischen Ritualen). 505—65 B. Halper, Descriptive catalogue of Genizah fragments in Philadelphia, IV secular poetry (Nrr. 312—30), V documents and letters (Nrr. 331—427), VI philosophy and kabbalah (Nrr. 428—42), VII miscellaneous (medicine, folk-lore, etc.) (Nrr. 443—87). 567—76 J. Reider, Idelsohn's works on Jewish oriental music (Phonographierte Gesänge und Aussprachsproben 1917, Hebräisch-orientalischer Melodienschatz II. III 1922). *G. Mehlis, Spinozas Leben und Lehre 1923 (I. Husik). G. B.

Journal asiatique tom 203:

1 1. S. Levi: Pré-aryen et pré-dravidien dans l'Inde. — 59 F. Bojraktrević: La lāmiyya d'Abū Kabīr al Huḏalī (mit As-Sukkarī's Kommentar und Anmerkungen von B.). — 117. J. de Morgan: L'Égypte et l'Asie aux temps antehistorique (behandelt viele Fragen, die in Verbindung mit d. Prähistorie Ägyptens und Vorderasiens gesetzt werden können; der Hauptgedanke des Aufsatzes ist, daß die ägypt. aus asiatischem Ursprung ist, diesen Gedanken sammelt J. M. in 15 Thesen, von denen ich hier wenige anführe: 1° l'incubation da la culture préhistorique ne s'est pas effectuée dans la vallée de Nil; 12° Les traditions égypt. font venir de l'étranger des cultes (... Sothis, Horus, Hathor .....) qui remontes à la plus haute antiquité, 15° En Egypte comme en Elam les usages funéraires sont les mêmes). 101 E. Levi-Provençal: Note sur l'exemplaire de Kitab-al-ʿibar ... à la bib. d'Al-Karawiyûn à Fès. — 109 J. Kirson: Note sur l'izour-wedam. — *M. N. Dhalla: Zoroastrian civilisation from the earliest times to ...... 651 A. D. (A. Meillet). — *F. Froger: Manual pratique de langue mòrè (M. Delafosse). *M. Travélé: Proverbes et contes bambra (M. Delafosse). *S. Sen; Siva chatrapati — administrative system of the Marathas (J. Bloch). — *H. Cordier: Mélanges d'histoire et de geographie orientales I—III (G. Ferrand).

Journal of the Manchester Eg. and Orient. Soc. XI 1924:

19—35 W. M. Calder, Notes on Anatolian Religion (I. Perseus in Lycaonia: auf e. Grabstein d. 2.—3. nachchr. Jahrh. aus Iconium ist Perseus als aus der Fremde eingewanderter chthonischer Gott, analog zu Mên Katachthosios-Attis, genannt, die andren Denkmäler, die sich auf ihn und seine Legende beziehen, werden zusammengestellt. Der Schlüssel zum Sinn der Legende liegt in der anatolischen Sintflutgeschichte und in der Auffassung des Perseus als eines Gründers der Zivilisation in einem Zeitalter des Ackerbaus gleich dem verwandten Typus des Herakles. II. Nennakos and Enoch: der Name dieses Königs von Iconium, der 300 Jahre regiert und die Sintflut vorausgesagt haben soll, wurde von vielen als aus Annakos verlesen angesehen und mit Enoch, dem Autor eines Buches voller Prophezeiungen, zusammengestellt; eine neue Inschrift stellt die Form Nannakos sicher. III. A Tomb-sanctuary and a christian Martyrion). 37—45 E. H. Parker, Sound and Symbol in Chinese (Besprechung von Karlgrens Buch s. OLZ 26, 516). 47—58 John Lewis, The Mother worship in Egypt. Wr.

Mélanges de l'Université St.-Joseph, Beyrouth, VIII 1922/3:
5 s. besondere Besprechung.
6 L. Cheikho, Catalogue raisonné des manuscrits de la bibliothèque orientale III (Nr. 246—78 minéralogie, chimie et divination; 279—336 médecine; Titelregister).
7 Bibliographie I: *C. A. Harrer, Studies in the history of the Roman province of Syria 1915 (R. Mouterde); 444—51 *Syria, Publications of the Princeton University archaeological expeditions to Syria in 1905 and 1909, II A 5—7, B 6; III A 5—7, B 6 1915—22 (Ders.); *N. A. Bees, Die Inschriftenaufzeichnung des Kod. Sinaiticus Graecus 508 (976) und die Maria-Spilaeotissa-Klosterkirche bei Sille (Lykaonien) 1922 (G. de Jerphanion); *É. Mâle, L'art religieux du XIIe siècle en France 1922 (Ders.); *G. Millet, L'ancien art serbe, les églises 1919 (Ders.); *F. Cruveilhier, Les principaux résultats des nouvelles fouilles de Suse 1921 (L. Rigoulet); *A. Muhiddin, Die Kulturbewegung im modernen Türkentum 1921 (H. Lammens); *A. Fischer, Aus der religiösen Reformbewegung in der Türkei 1922 (Ders.); *Abou Yousof Ya'koub, Le livre de l'impôt foncier trad. par E. Fagnan 1921 (M. B.); *E. Dinet et Sliman Ben Ibrahim, L'Orient vu de l'Occident (Ders.); 467—73 *M. Thilo, Das Hohelied 1921 (M. J. Dillenseger); *E. Mâle, L'art religieux de la fin du Moyen Âge en France 1922 (G. de Jerphanion). G. B.

Mitteilungen zur osmanischen Geschichte I 1921/22 (vgl. OLZ 1923 Sp. 289):
4 177—201 J. H. Mordtmann, Zwei osmanische Paßbriefe aus dem 16. Jahrh. (für Wolfgang Müntzer, der 1556 auf der Rückkehr von Jerusalem gefangen genommen und nach Konstantinopel gebracht und erst 1559 mit einem Paßbrief freigelassen wurde; Faksimile des Originals im Städtischen Archiv in Nürnberg, Transkription und Übersetzung sowie Wiedergabe zweier mit dem Original gleichzeitiger Übersetzungen ins Italienische und Französische; und für Salomon Schweigger für die Pilgerfahrt von Konstantinopel aus 1581, Faksimile der von Schweigger veröffentlichten Reproduktion und Transkription unter Beigabe der von ihm gefertigten Übersetzung; eingehender Kommentar beider Urkunden unter Verwertung der gesamten zeitgeschichtlichen Quellen). 201—2 Nachtrag dazu von F. Babinger (über einen angeblich einem Wilhelm von Watzdorf 1441 [!] ausgestellten türkischen Paß, dessen bisher allein erreichbare deutsche Übersetzung sich als Fälschung nach Schweigger herausstellt). 203—22 Köprülüzade Mehmed Fuad, Bemerkungen zur Religionsgeschichte Kleinasiens, mit Bezug auf F. Babinger's „Schejch Bedr ed-din" in Islam XI und XII (allgemeine Kritik an den Grundlagen von B.'s Arbeit, die besonders in bezug auf die Vorgeschichte der kleinasiatischen Orden unzureichend gewesen seien; neues Quellenmaterial für Bedreddin und die Sekte der Qaraburunly aus der Chronik des Šükrullah [unter Mehmed II.], der Reimchronik des Kemal [unter Bajezid II.] und einer bei Pečevi erhaltenen Eingabe Bali Efendi's; über die Qyzylbaš als nach ihren roten Mützen so benannte echte Türken; — Anhang 1. 2: aus zwei anonymen Chroniken im Besitz des Verfassers; 3: aus einer dritten dem Verfasser gehörenden, von Ruhi stammenden oder auf ihn zurückgehenden Chronik; 4. aus der Reimchronik des Hadidi). 223—31 F. Kraelitz-Greifenhorst, Aufforderungs- und Kontributionsschreiben des Tataren-Hans (der Krim) Murād Giraj vom Jahre 1683 an Wr. Neustadt (in krim-tatarischer Sprache; Faksimile, Transkription und Übersetzung mit eingehendem geschichtlichem Kommentar). 232—3 J. H. Mordtmann, Zu Nr. III der türkischen Urkunden aus Ungarn (Mitteilungen aus Stephan Gerlach's Türkischem Tagebuch über die Geschichte der Urkunde). *Köprülüzade Mehmed Fuad, Bir tārihi mu'ammasynyn hally 1922 (F. Kraelitz); *F. Babinger, Zwei türkische Schutzbriefe für Georg II. Rákóczi 1921 (Ders.); *Darülfunun Edebiat Fakültesi Meğmu'asy II 1. 2 1922 (Ders.); *J. H. Kramers, Over de geschiedschrijving bij de osmaansche Turken 1922 (P. Wittek); *Bursaly Mehmed Tahir, Osmanly Müellifleri I 1333, II, 1 1338 (Th. Seif). G. B.

Theologisk Tidsskrift 4 Række IV 1923:
2 97 Aage Bentzen, De aramaiske Dokumenter i Esra — *Kurzer Kommentar zum A. T. X, XII, XIII (Johs. Pedersen) — *Wobbermin, Wesen d. Religion (J. Holdt).

Tilskueren 1923:
Februar. Fr. Poulsen, Billedhuggeren Thutmes (Aus der Amarnazeit, gute Illustrationen).

Zeitschrift für Indologie und Iranistik II 1923: (Der zweite Bd. ist Alfred Hillebrandt zum 70. Geburtstage gewidmet).
1 1—33 R. Simon, Lātyāyana VI, 10—VII, 13. 34—54 P. Tedesco, Iranica, 1. Verba des „gehens" usw. im Soga., 2. Zu ap asabāra-, 3. Miran. xšām, 4. Zur awest. Textkritik: a) vispemāi < *vīspahmāi b) hvō urušaēibyō < *huhūreša- c) Iran. *hubṛtam bar- d) ar. *ārya- > *ēr- e) Ir. *hudāh-: *hudāyah- f) Ir. mazdāh-; gaw. dāyenā-: jaw. daēnā-, g) aw. urv- = ir.vr-. 55—59 U. Melzer, Zum Yātkār i Zarērān (Pfeilsegensspruch). 60—98 A. Götze, Persische Weisheit in griech. Gewande. Ein Beitr. zur Gesch. d. Mikrokosmos-Idee. 99—123 St. Schayer, Die Erlösungslehren der Yogācāra's n. d. Sūtrālaṃkāra des Asaṅga. 124—132 Br. Liebich, Bemerkgn. z. Śaṅkara's Sarva-Siddhānta-Saṃgraha. 133—139 G. A. Grierson, Indra and Durgā in modern Hindūstān. 140—152 J. Charpentier, Der Name Kambyses (Kaⁿbūjiya). (Der Name ist mit dem ind. Kamboja identisch, die ein Iranisch sprechendes Volk waren. Pāṇini, der Könige der Kamboja kennt, hat in der 2. Hälfte des 6. Jhr. vor Chr. gelebt.) 153—166 R. Simon, Z. Chronologie d. ind. Musikliteratur. Bestimmung der Zeit des Śārṅgadeva.
2 167—77 A. Götze, Pers. Weisheit in griech. Gewande (Forts.) 178—204 W. Schubring, Zwei Heiligen-Paare im Preislied. Beitr. z. ind. Verskunde Nr. 2. 204—236 H. Lommel, Awest. Einzelstudien, I. Bezeichnung der Himmelsgegenden und die Orientierung im Awesta, II. Aw. axᵛarrta-, III. Astō-vidōtuš. 237—46 Hch. Junker, Frau Welt in Iran. 247—64 C. K. Raja Bhāsa; another side. (Die von Ganapati Sastri in den Trivandrum Sanskrit Series herausgegebenen 13 Dramen gehören nach ihrer Technik ins 9. Jhrh. und sind das Werk eines oder mehrerer Malabarischen Autoren.) 265—80 I. Scheftelowitz, Altindische Etymologien.

Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XXXX 1923:
2—3 241—58 B. Gutmann, Die Bindekräfte im Bantu-rechte und ihre Bedeutung für den Erhalt afrikanischen Volkstums. 259—89 Ch. Tschernowitz, Die Neriginlehre im Talmud. 290—338 J. Jacobsohn, Aleatorische, insbes. Glücksverträge nach jüdischem Recht. *Lasch-Krickeberg-Haberlandt, Völkerkunde (Adam). *Heisenberg-Wenger, Byzantinische Papyri. *F. Preisigke, Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. *K. T. Neubecker, Russisches und orientalisches Eherecht (v. Freytag-Loringhoven). *A. Knabenhaus, Die politischen Organisationen der australischen Eingeborenen. *W. Müller, Yap. *W. Schmidt, Die Gliederung der australischen Sprachen (R. Thurnwald). *M. San Niccolò, Die Schlußklauseln der altbabylonischen Kauf- und Tauschverträge (J. G. Lautner). *A. J. Ya'koub, Le livre de l'impôt foncier . . . v. E. Fagnan (E. Pritsch). *Winternitz, Die Frau in den indischen Religionen I (L. Adam). *M. Ninck, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Glauben der Alten (K. Th. Preuß).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Annual of the American Schools of Oriental Research. Vol. IV (1922—23).
Arnold, Sir Thomas W.: The Caliphate.
*Banse, E.: Abendland, Morgenland und Mittagsland. Darlegungen in seelischer Geographie.
— Die Türkei. Eine moderne Geographie. 3. Aufl.
Bauer, H.: Zur Frage der Sprachmischung im Hebräischen. Eine Erwiderung.
Brugsch, M. ibn: Die Erzählung von der Sklavin Tawaddud (Aus „Tausend und eine Nacht").
Caland, W.: Das Srautasutra des Āpastamba. Achtes bis fünfzehntes Buch.
*Catalogue des Manuscrits Alchimiques Grecs. I u. III.
Cheikko, L.: Catalogue des Manuscrits des Auteurs Arabes Chrétiens depuis l'Islam.
Chirol, V.: The Occident and the Orient. Lectures on the Harris Foundation.
*Clemen, C.: Religionsgeschichtliche Erklärung des Neuen Testaments. 2., völl. neub. Aufl.
*Czermak, W.: Zur Sprache der Ewe-Neger. (Ein Beitrag zur Seelenkunde.)
*Davies, N. de G.: The Tomb of Puyemré at Thebes.
Debes: Wandkarte von Afrika.
Downing, C.: A History of the Indian Wars.
Elgood, P. G.: Egypt and the Army.
Fischer, A.: Orient.
Franke, O.: Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914 Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges.
*Fraser, M. F. A.: Tanggu Meyen and other Manchu Reading Lessons.
*Galwan, G. R.: Als Karawanenführer bei den Sahibs. Ber. Übertr. v. Paul Fohr.
*Genouillac, H. de: Premières recherches archéologiques à Kich. Tome I.
*Giles, H. A.: The „Hsi Yüan Lu" or „Instructions to Coroners". Transl. from the Chinese.
*Graebner, F.: Das Weltbild der Primitiven. Eine Unters. d. Urformen weltanschaul. Denkens b. Naturvölkern.
*Grapow, H.: Die bildlichen Ausdrücke im Ägyptischen. Vom Denken und Dichten einer altorient. Sprache.
*Groot, Joh. de: Die Altäre des Salomonischen Tempelhofes. Eine archäol. Untersuchung.
*Gross, M. D.: Hamilon Haschalem. I. Teil: Hebräisch-Deutsch mit Verzeichnis der geläufigeren Abbreviaturen.
Guillaume, A.: The Traditions of Islam. An Introduct. to the study of the Hadith Lit.
*Gunsaulus, H. C.: Japanese sword mounts. In the Collections of Field Museum.
*Haas, H.: Bilderatlas zur Religionsgeschichte, 1. Lfg.: German. Rel.
Harnack, A. von: Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott. Monographie z. Gesch. d. Grundlegung der kathol. Kirche. 2., verb. u. verm. Aufl.
*Hartmann, L. M.: Weltgeschichte in gemeinverst. Darstellung. I. Teil: Einl. u. Gesch. d. alt. Orients. 3. erw. u. ver. Aufl.
— R.: Eine islamische Apokalypse a. d. Kreuzzugszeit.
Hempel, J.: Hebräisches Wörterbuch zu Jesaja.
Herrmann, J.: Hebräisches Wörterbuch zu den Psalmen.
Hertz, J. H.: Jüdische Gedanken u. Ged. ü. Judentum. A. d. Engl. v. Rosalie Perles.
Hölscher, G.: Hesekiel. Der Dichter und das Buch. Literarkr. Untersuchung.
*Hurgronje, C. S.: Verspreide Geschriften, Deel IV, 2.
Jean, Ch.-F.: Le milieu biblique avant Jésus Christ.
*Jéquier, G.: Manuel d'Archéologie Égyptienne. Les Éléments de l'Architecture.
*Keimer, L.: Die Gartenpflanzen im alten Ägypten. Ägypt. Studien. Geleitw. v. Georg Schweinfurth. I.
Keith, A. B.: The Sāṃkhya System. A History of the Sāṃkhya Philosophy. Sec. Ed.
*Kennedy, M. D.: The Military Side of Japanese Life.
Kirfel, W.: Upamitibha vaprapantschā Kathā. Die Erzählung, in der das menschl. Leben in Vergleichen dargestellt wird.
König, E.: Die messianischen Weissagungen d. Alten Test.
*Kool, C. H.: Das Kinderspiel im indischen Archipel.
Kühnel, E.: Kunst des Orients.
Lacôte, F.: L'histoire romanesque d'Udayna Roi de Vatsa. Extr. du Kathâ-Sarit-Sâgara de Sômadêva.
Lammens, P. H.: La Mecque à la veille de l'hégire.
*Langdon, S.: Oxford Editions of Cuneiform texts. Vol. I, 1.
*Latourette, K. S.: The Development of China. 3. Ed.
Le Strange, G.: Baghdad during the Abbasid Caliphate. New Impr.
Levy, R.: The three Dervishes and other Persian Tales and Legends. For the most part transleted from hitherto unpublished Bodleian MSS.
*Löw, J.: Die Flora der Juden III.
*Macnicol, N.: The Making of Modern India.
Meillet, A., et M. Cohen: Les Langues du Monde.
*Meißner, B.: Babylonien und Assyrien II.
Moberg, A.: The Book of the Himyarites. Fragm. of a Hitherto unknown Syriac Work.
*Montet, É.: Histoire de la Bible.
*Mundle, W.: Das religiöse Leben des Apostels Paulus.
Noyes, C.: The Genius of Israel. A Reading of Hebrew Scriptures Prior to the Exile.
Oppermann, H.: Zeus Panamaros.
*Palmer, E. G.: The Secret of Ancient Egypt.
Paret, R.: Sīrat Saif ibn Dhī Jazan. Ein arab. Volksroman.
*Patton, J. S.: New Light in Philology.
Petite Histoire de Syrie et du Liban.
*Petrie, Fl.: Religous Life in Ancient Egypt.
Porzig, W.: Das Schlangenopfer. Die wicht. Erzählungen des Mahâbhârata Bd. II.
*Pridik, A.: Der Mitregent Ptolemaios II. Philadelphos.
*— Mut-em-wija. Die Mutter Amenhoteps (Amenophis') III.
*P'u Sung-Ling: Seltsame Geschichten aus dem Liao Chai. Frei übertragen aus dem Urtext von Erich Schmitt.
*Rosenberg, O.: Die Weltanschauung des modernen Buddhismus im fernen Osten.
*— Die Probleme der buddh. Philosophie.
*Roß, C.: Das Meer der Entscheidungen.
Rudelsberger, H.: Chinesische Novellen.
*Rüdenberg, W.: Chinesisch-Deutsches Wörterbuch.
*Sachs, C.: Musik des Altertums.
*Satomi, K.: Ein neues Licht aus Osten, der Nitschirenismus. A. d. Engl. v. Käthe Franke.
Saunders, K.: Lotuses of the Mahāyāna.
Schmidt, K.: Einführung in den Buddhismus.
*Schmidt, M.: Völkerkunde.
*Schmidt, R.: Nachträge zum Sanskrit-Wörterbuch.
Schneller, L.: Durch die Wüste zum Sinai. 4.—5. Tsd.
*Schultheß, F.: Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch. Hrsg. von E. Littmann.
*Scott, W.: Hermetica. The anc. greek and latin writings 1.
*Spiegelberg, W.: Demotische Grammatik.
*Wach, J.: Religionswissenschaft. Prolegomena zu ihrer wissenschaftstheor. Grundlegung.

Mit einem Prospekt der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig, und einem solchen der Firma Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.



XXVIII 3 **OLZ** März 1925

Eine phönikische Inschrift aus dem 13. Jahrh.

Von H. Bauer.

Bei den französischen Ausgrabungen, die unter Leitung von Montet seit mehreren Jahren im alten Byblos ausgeführt werden, ist im Herbst 1923 eine altphönikische Inschrift zutage getreten, die noch viel von sich reden machen wird. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß seit dem Bekanntwerden der Mesa-Stele im Jahre 1868 keine Buchstabeninschrift gefunden worden ist, die es — wenigstens was die Geschichte der Schrift anlangt — mit dieser neuen Byblosinschrift an Bedeutung aufnehmen könnte. Reicht diese doch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ins 13. vorchristl. Jahrhundert hinauf, also etwa 400 Jahre weiter als die ältesten bis jetzt datierbaren Inschriften, die Mesa- und die Kalamu-Inschrift. Nachdem Montet im Dezember 1923 einen kurzen Bericht darüber an die Académie des Inscriptions gesandt hatte und Photographien des Sarkophags mit der Inschrift in französischen illustrierten Zeitungen erschienen waren, erfolgte im 2. Heft 1924 (S. 135—157) der „Syria" eine mustergültige Veröffentlichung der Inschrift durch René Dussaud. Wir erhalten hier außer der Photographie der Rückseite des Abklatsches (also im Negativ!) eine von Dussaud auf Grund dieses Abklatsches gezeichnete Wiedergabe und außerdem eine von Montet an Ort und Stelle gefertigte Kopie. Angesichts der außerordentlichen Wichtigkeit der Inschrift und der für viele deutsche Fachgenossen bestehenden Schwierigkeit, die Originalveröffentlichung in die Hand zu bekommen, ist wohl ein etwas ausführlicherer Bericht darüber gerechtfertigt.

Die Inschrift ist eine Grabinschrift auf einem prächtigen mit beachtenswerten Basreliefs geschmückten Steinsarkophag, und zwar läuft sie am Rand des Deckels entlang in der Weise, daß sie auf einer schmäleren Seite beginnt und auf einer Längsseite sich fortsetzt.

Auf der Schmalseite steht:

ארן | ז פעל | [אפ]סבעל | בן אחרם |
מלך גבל | לאחרם | אבה | כשתה | בעלם

Die Fortsetzung auf der Längsseite lautet:

ואל | מלך | במלכם | וס[כ]ן | בסכנם | ותמא |
מחנת | עלי | גבל | ויגל | ארן | זן ׀ תחתסף | חטר |
משפטה | תהתפך | כסא | מלכה ׀ ונחת | תברח |
על | גבל | והא | ימח ספר ז | לפף | שרל |

Dussaud gibt davon folgende Übersetzung: „1. [Ipphe]sbaʿal, fils d'Aḥiram, roi de Gebal, a fait ce sarcophage pour Aḥiram, son père, comme sa demeure pour l'éternité.

2. Et s'(il est) un roi parmi les rois, ou un gouverneur parmi les gouverneurs, qui dresse le camp contre Gebal et qui découvre ce sarcophage sous le dallage, Ḥator (sera) son juge: le trône de son roi se renversera et la destruction fondra sur Gebal tandis que lui (le profanateur) effacera cette inscription à l'entrée (?) de l'Hadès (?)."

Wie man schon an den von D. gesetzten Fragezeichen sieht, bietet die Inschrift, so glatt sich der Anfang liest, besonders gegen das Ende manche Schwierigkeiten, die zu verschiedenen Deutungen Anlaß geben werden. Ich bin denn auch bei manchen Stellen zu einer anderen Auffassung des Sinnes gekommen, die ich im folgenden kurz begründen möchte.

Zeichnung Dussauds nach Abklatsch (Syria V 137).

So würde ich gleich im Anfang das ז lieber als Relativ und nicht als Demonstrativ fassen und übersetzen: „Sarkophag, den gemacht hat". Wie man sieht, teilt nämlich der vertikale Strich nicht die Sätze ab wie in der Mesa-Inschrift, sondern die Worte; nur ganz enge Verbindungen wie בן אחרם und מלך גבל werden als ein Wort behandelt. Da nun ז in unserm Falle von ארן durch einen Strich getrennt, aber von פעל nicht getrennt ist, so liegt es m. E. näher, ז פעל als Einheit, d. h. als Relativsatz aufzufassen.

Was den Namen des Königs anlangt, der „den Sarkophag gemacht hat", so wollte Montet und nach ihm D. zuerst lesen אתבעל (vgl. I Reg. 16, 31). Jetzt meint aber D. vor dem ב sichere Spuren eines ס erkennen zu können und davor Spuren eines פ und weiterhin eines א. In diesem Fall würde der Name lauten: Afasbaʿal oder Ippesbaʿal „Baʿal hat aufhören lassen". Was den Namen אחרם angeht, so möchte ich doch gegenüber D. es für sicher halten, daß Hīrām oder Hīrōm damit identisch ist und daß diese letztere Formen nicht etwa von der Wurzel חרם abzuleiten sind.

In שחה scheint D. den Infinitiv von שית zu sehen. Ich möchte שְׁחה lesen und übersetzen: „seine Stätte". Das Grab wird sonst in phön. Inschriften bekanntlich als בת עלם bezeichnet. Zu beachten ה als Suffix der 3. Pers. Sing. wie in der Mesa-Inschrift.

Das erste Wort der dritten Zeile liest D. אִלוּ „wenn". Ich möchte darin eher die Präp. אֶל sehen im Sinne von „angehend" oder „was anlangt".

Das Wort חמא ist neu, kann aber mit מחנת nichts anderes bedeuten als „ein Lager errichten", wohl als Part. zu fassen: חֹמֵא. ויגל Qal oder Piʿel von גלה „bloßlegen", d. h. die Erde vom Sarkophag wegnehmen; Konstruktion wie z. B. I Sam. 2, 6: מוֹריד שאול ויעל.

Die folgende Zeichengruppe teilt D. in חתח ספ und übersetzt „sous ce dallage". In חטר sieht er die Göttin Hator als Bezeichnung der Baʿalat Gebal, und משפטה möchte er lieber als Part. Piʿel denn als Substantiv fassen, also „Hator ihn verurteilend", d. h. züchtigend. Gegen diese ganze Auffassung erheben sich aber schwere Bedenken. Sollte חתח wirklich Präposition sein, so hätte man doch dahinter den Trennungsstrich zu erwarten, wie er ständig hinter על(י) steht; auch befremdet hier der ägyptische Name der Göttin für die einheimische Baʿalat Gebal; schließlich müßte, wenn משפטה Part. Piʿel sein soll, die Göttin Hator als Mask. konstruiert sein, was höchst unwahrscheinlich ist. Ich glaube, daß man einen besseren Sinn gewinnt, wenn man תחתסף als *t*-Reflexiv eines noch näher zu bestimmenden Verbums חסף faßt, חטר als „Zepter" und מִשְׁפָּט als „Recht" im Sinne von „Herrschaft, Regierung", wie ja die suffetes (שפטים) in Karthago die höchste vollziehende Gewalt ausüben. Wenn חטר als Fem. behandelt wird, so braucht das nicht zu befremden; wird doch gleich im folgenden auch כִּסֵּא, das im Hebr. durchweg Mask. ist, als Fem. konstruiert. Zu bestimmen bleibt noch der Sinn von חסף, das im Arabischen (als خسف) gewöhnlich die Bedeutung von „einsinken, verschwinden" hat; Lane gibt auch noch die Bedeutungen: „became defective, pierced with a hole, rent", auch aktiv: „He rent or cut or cut off the thing". Vielleicht darf man auch das syr. ܚܣܦ „zerstören" heranziehen; es läge dann bei einem der Wörter Metathese vor.

Im folgenden fasse ich מלכה nicht als „sein König", sondern als „Königtum, Herrschaft" (= arab. مُلْك). Also: „der Thron seiner Herrschaft soll umstürzen!" Dieser Satz steht, wie man sieht, durchaus parallel zum vorhergehenden: „das Zepter seiner Regierung soll zerbrechen".

ונחת חברח על גבל. Dussauds Übersetzung: „et la destruction fondra sur Gebal" ist mir nicht recht verständlich, wird von ihm auch nicht weiter begründet. נחת bedeutet jedenfalls im Phön. „Ruhe", und an dieser Bedeutung werden wir festhalten müssen. Einige Schwierigkeit macht חברח. ברח ist ursprünglich ein Verbum der Bewegung, etwa „dahineilen", meist nimmt es die Bedeutung an: „sich davonmachen", so auch im Arabischen. An unserer Stelle scheint der Sinn sowie die Konstruktion mit על eher eine Bedeutung „kommen" zu verlangen[1], und ich möchte mit Vorbehalt übersetzen: „und Ruhe möge kommen über Gebal!"

והא ימח ספר ז scheint sprachlich sehr einfach: „und er wird diese Inschrift auslöschen" oder als Zustandssatz gefaßt: „während er diese Inschrift auslöschen wird". Aber gibt das auch einen Sinn? Sehr auffallend ist das Fehlen des Trennungsstriches hinter ימח, so daß D. sogar mit der Möglichkeit rechnet, daß das Verbum ימחס sein könnte. Ich möchte aus dem Fehlen des Trennungsstriches einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich den, daß die Inschrift ursprüng-

1) So hat *halaka* im Arabischen nur die Bedeutung von „dahingehen" im Sinne von „umkommen", im Akkadischen dagegen heißt dasselbe Wort (*alāku*) „gehen" und auch „kommen". — Verwünschungen gegen eine Partei werden ja auch sonst mit dem Segenswunsch für eine andere verbunden, vgl. I Reg. 2, 33, Maqlû 1, 19 u. ö., Šurpû V/VI 72; weitere Beispiele aus verschiedenen Gebieten in einem Aufsatz von J. Hempel im nächsten Heft der ZDMG.



lich mit ימח geendigt hat, so daß ein Trenner nicht mehr nötig war. Dann ist diese Form natürlich als Nif'al (יִמַּח oder יִמָּח) zu fassen: „er aber soll ausgetilgt werden", und das gibt einen guten Sinn. Ich halte demnach die folgenden Worte für einen späteren Zusatz, der sich auf die Herstellung der Inschrift bezieht, wobei der Schreiber (des Zusatzes) leicht vergessen konnte, hinter ימח den Trennungsstrich zu machen. Ich glaube, daß meine Auffassung durch die Phototypie bestätigt wird. Die Richtung der Zeichen hinter ימח weicht nämlich deutlich von der bisherigen Zeilenrichtung ab und verläuft nach oben, auch werden die Zeichen erheblich kleiner, nur das ס hat noch die normale Größe; die untere Grenze des פ kann ich nicht sicher erkennen, die Spuren des ל kaum, auch nicht auf der mir von Herrn Dussaud freundlich zur Verfügung gestellten Photographie.

Personenname. Man könnte darin zur Not ein שַׂר(אֵ)ל (vgl. ישמעלי 1. Chr. 27,30) „Herrscher ist Gott" sehen, vielleicht ist es aber gar nicht semitisch. All das muß eben unsicher bleiben, solange uns Parallelinschriften fehlen, aus denen wir erkennen können, was hier formelhaft und was individuell ist. Vorerst möchte ich nur noch an den Schluß der Nora-Inschrift[1], die zeitlich der Mesa-Inschrift sehr nahe kommen wird, erinnern. Auch hier beginnt das letzte Wort mit לפ, der darauffolgende Buchstabe ist aber nicht ein ס, wie man angenommen hat, sondern höchstwahrscheinlich der Rest eines altertümlichen מ[2], dann folgt ein י, also לפמי. Das Wort wurde gewöhnlich als Nom. gentilicium aufgefaßt, man kann aber jetzt fragen, ob wir es hier nicht mit einer Künstlersignatur zu tun haben[3].

Ich lasse nun eine zusammenhängende Übersetzung folgen, wobei ich den in der Lang-

Schluß der Inschrift (Durchzeichnung nach der Photographie).

ספר ז לפף שרל. Wenn nun diese Worte späterer Zusatz sind, was bedeuten sie? Die Schwierigkeit liegt in den beiden letzten. Ich muß gestehen, daß ich auf der Phototypie nur erkennen kann: לפף שר. Nun sagt aber D. ausdrücklich: „לפף שרל est de lecture matérielle certaine". Die Kopie von Montet hat zwar שבל (ohne Strich hinter dem ל!), aber der fragliche Buchstabe scheint tatsächlich eher ein ר als ב zu sein. Eine befriedigende Deutung dieser Worte weiß ich auch nicht zu geben. Faßt man, was doch das Nächstliegende ist, ספר als Substantiv („Inschrift") und nicht etwa als Verbum („geschrieben hat"), so wird man in ל die Präposition sehen, etwa im Sinn eines ל auctoris; dann wäre פף ein (ausländischer) Personenname[1] und das letzte Wort ein Titel. Das würde stimmen für שר („Oberer, Meister"), aber mit שרל, das doch nach D. dastehen soll, ist nichts Rechtes anzufangen. Nimmt man לפף als לפ im Sinne von „gemäß" (לְפִי)[2], dann wäre שרל ein

1) Beamte mit ausländischen Namen finden wir ja in den Amarnabriefen in großer Anzahl. Der ägyptische Name Pepi, an den man zunächst denken könnte, scheint (wie mir Koll. Bonnet mitteilt) in so später Zeit nicht mehr vorzukommen. Ich erinnere aber an kleinasiatische Namen wie Παπιας, Παπας, Παπης.

2) Die Reduplikation von פ liegt bekanntlich im Plural פִּיפִיּוֹת vor, die Abstreichung der Pl.-Endung würde ein פִּפ ergeben. Daß diese reduplizierte Form aber auch im Sing. vorkommt, ist bis jetzt nirgends zu belegen.

zeile beobachteten Parallelismus der Glieder durch den Druck hervorhebe:

1. „Sarkophag, den gemacht hat ..s-ba'al, Sohn des Aḥirām, König von Gebal, für Aḥirām, seinen Vater, als seine Ruhestätte in Ewigkeit.
2. Angehend einen König unter den Königen oder Statthalter unter den Statthaltern, und[4] der ein Lager wider Gebal aufrichtet und diesen Sarkophag bloßlegt:
   Das Zepter seiner Regierung soll zerbrechen,
   der Thron seiner Herrschaft umstürzen,
   und Ruhe soll kommen über Gebal,
   er aber soll ausgetilgt werden! —
   Diese Inschrift ist von . . . [Name, Titel(?)]."

Über den sprachlichen Charakter der Inschrift läßt sich leider wenig sagen, da sie zu kurz ist, als daß sie uns auf verschiedene feinere Fragen Auskunft geben könnte[5]. Die Existenz eines *t*-Reflexivs vom Grundstamm braucht nicht zu überraschen, sie ist uns ja aus der Mesa-Inschrift und in Resten aus dem Hebrä-

1) Corp. inscr. sem. I, 144; Lidzbarski, Nords. Epigr. Taf. II, 3.

2) Dussaud, S. 147, Note 3.

3) פמי könnte Abkürzung von פמיתן oder einem ähnlichen Vollnamen sein.

4) Ich behalte die ungenaue Konstruktion in der Übersetzung bei. Ob gemeint ist: „und jeden anderen, der", bleibe dahingestellt. Man könnte daran denken, וְתְּמָא zu lesen und das als Bedingungssatz zu fassen, aber dann wäre auch im Nachsatz ein zu erwarten, wenigstens nach hebräischem Sprachgebrauch.

5) So z. B. über die Bedeutung der Tempora, die vielleicht ebenso war wie im klassischen Hebräisch.

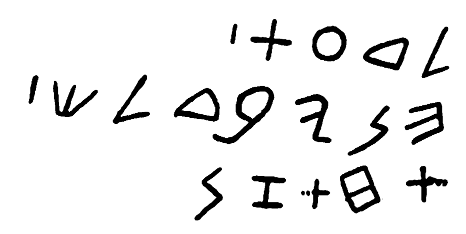
ischen selbst bekannt[1]. Mit Recht weist D. auf das gänzliche Fehlen des Artikels hin, und er spricht dabei die auch in unserer Grammatik (S. 20k) geäußerte Vermutung aus, daß der Artikel erst durch die späteren Einwanderer eingeführt worden sei. Daß wir aus dieser kurzen Inschrift mehrere neue Worte buchen können, bringt uns wieder zum Bewußtsein, wie wenig uns vom phönikischen Wortschatz bekannt ist.

Aus welcher Zeit stammt nun diese Inschrift? Daß sie erheblich älter ist als alle bis jetzt bekannten Inschriften ergibt sich ohne weiteres aus der Form einiger Buchstaben. Zwecks einer genaueren Datierung glaubt D. vor allem die Gleichzeitigkeit von Grab, Sarkophag und Inschrift betonen zu müssen. Daß der Sarkophag vom Sohn des Bestatteten angefertigt ist, ergibt sich zweifellos aus der Inschrift, daß der aber auch ein frisches Grab für seinen Vater hat graben lassen und nicht etwa ein schon vorhandenes benutzt hat, ist so gut wie selbstverständlich. Nun weisen aber die im Grab gefundenen Stücke mykenischer und kyprischer Keramik nach D. in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausend. Die mykenische Keramik ist nämlich von guter Arbeit und noch nicht entartet. Weiterhin zeige aber eine mykenische Elfenbeinplakette, daß wir nicht am Ausgang des zweiten Jahrtausend stehen. Der Stier, den man darauf sieht, erinnere sehr an die Darstellung auf den berühmten Bechern von Vaphio, und der Greif, der dieses Tier verschlingt, finde sich auf anderen ägäischen Monumenten, die in das 11. oder 12. Jahrhundert zu setzen sind; die Plakette von Byblos sei aber erheblich älter. Man wird sich hier auf die Feststellungen eines Kenners wie Dussaud ohne weiteres verlassen dürfen. Diese werden übrigens noch genauer bestimmt durch zwei Alabastergefäße, die gleichfalls im Grabe gefunden wurden und die den Namen Ramses II. tragen. Es kann demnach, schließt D., nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß das Grab und demnach auch der Sarkophag und seine Inschrift aus dem 13. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung stammt und zwar wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte desselben.

Eine Bestätigung dafür, daß das Grab wirklich zur Bestattung Aḥīrāms angelegt worden ist, findet D. in einem Graffito, das auf der Südwand der Gruft, etwa auf halber Höhe angebracht ist, und dieselbe Form der Buchstaben aufweist wie die Sarkophaginschrift. Er vermutet, es sei vom Leiter der Beerdigungsarbeit eingeritzt worden, als man mit der Zuschüttung des Grabes halb fertig war.

1) So, nicht als Hithpa'el, fasse ich gegen D. die Form תהתפך auf. Vgl. unsere Grammatik, S. 281 f.

Das Graffito enthält drei Zeilen und lautet:



Zeichnung nach Photographie (Syria V 143).

1 לדעת |
2 הני | ברלך |
3 תחת[ת] זן

D. übersetzt: „Avis! Voici! Ta perte (est) ci-dessous“.

Die Schwierigkeit liegt in ברלך. Es steckt darin offenbar ein bis jetzt unbekanntes Wort. D. nimmt ברל im Sinne von „Ausschließung, Exkommunikation“ und verweist auf Ezra X 18 und Jes. LVI 3. Man kann aber fragen, ob nicht zu trennen ist ב רלך. دلك bedeutet im Arabischen „reiben“, und دليك ist „zerriebene Erde, Staub“. Darnach könnte man übersetzen: „Siehe, ich liege im Staube hier unten“. Was da richtig ist, wird sich ohne Paralleltexte schwerlich ausmachen lassen.

Das Grab war bei seiner Wiedereröffnung durch Montet nicht unversehrt, es war schon früher ausgeplündert worden, und zwar weisen Fragmente von kyprischen Tonwaren, die dem 7. Jahrh. angehören, darauf hin, daß es in dieser Zeit geschehen ist. Daß die Bestattung des Aḥīrām einer so späten Zeit angehören sollte, ist durch die archaische Form der Buchstaben vollkommen ausgeschlossen. Aber könnte nicht das unter Ramses II. gegrabene Grab etwa zwei Jahrhunderte später entleert worden sein und der Sarkophag des Aḥīrām darin Platz gefunden haben? Eine solche Hypothese, daß der Sohn für seinen königlichen Vater ein älteres Grab benutzt habe, ist, wie schon oben angedeutet, von vornherein ganz unwahrscheinlich. Auch müßte man in diesem Fall Gefäße als Grabbeigaben erwarten, aus denen sich die betreffende Zeit erkennen ließe. Man hat aber keine Spur von solchen Gefäßen gefunden, so daß keinerlei Anlaß vorliegt, von der Zeit Ramses' II. abzugehen.

Man ist naturgemäß darauf gespannt, wie in einer Inschrift aus so alter Zeit, die vielleicht der Erfindung der Alphabetschrift sehr nahe steht, die Buchstaben wohl aussehen mögen. Da ist nun zunächst die merkwürdige Tatsache festzustellen, daß der Unterschied gegenüber den ältesten bis jetzt bekannten Zeichen im all-

gemeinen auffallend gering ist. Es sind eigentlich nur zwei Buchstaben, die eine größere Verschiedenheit aufweisen, א und כ; bei א hat sich der links vom vertikalen Strich befindliche Winkel noch nicht entwickelt, bei כ fehlt die Verlängerung nach links unten. Zu bemerken ist ferner, daß bei ו der Schaft unten nach links gebogen und daß bei י der obere Winkel gerundet ist und nahezu einen Halbkreis bildet. Das מ verläuft mehr vertikal als horizontal, das פ hat ungefähr die Form einer geschlossenen Klammer.

Die aus unserer Inschrift gewonnene archaische Form des כ ermöglicht es nun Dussaud, auch eine bereits vor etwa 30 Jahren von Löytved in Byblos gefundene Inschrift richtig zu deuten und einzuordnen. Es handelt sich um das in Recueil d'Arch. orient., VI, 74—78 veröffentlichte, auch von Lidzbarski in Ephem. II, 167—169 behandelte Bruchstück, das nach Montet den Sockel einer Statuette des Königs Scheschonk I. bildete. Man sieht darauf außer den Kartuschen Scheschonks eine phönikische Inschrift von drei Zeilen, die mit den von D. versuchten Ergänzungen folgendermaßen lautet:

Zeichnung nach Abklatsch (Syria V 146).

1 יתנ]א | אבבעל | מלך ג[בל
2 ונג]ש גבל | במצרם | לבעל[ת
3 גבל ולב]על גבל

1. „Dargebracht von] Abība'al, dem König von Ge[bal,
2. und vom Oberherrn] über Gebal in Ägypten für die Ba'al[at
3. Gebal und den Ba]'al Gebal[1]."

Wie es sich auch mit den Ergänzungen im einzelnen verhalten mag, sicher ist jedenfalls, daß מלך dasteht (nicht מלש oder מלץ), daß also Abība'al „König" von Byblos war. Sicher ist ferner, daß diese Inschrift erheblich früher als die des Mesa anzusetzen ist. Es liegt demnach die Folgerung nahe, daß der ägyptische und phönikische Text aus derselben Zeit, d. h. aus der Scheschonks (10. Jahrh.) stammt und daß Abība'al an der von Scheschonk dargebrachten Statuette unter Anbringung seines Namens sich beteiligte. Andererseits ist diese Inschrift des Abība'al, wie besonders die Form des Aleph zeigt, sicher jünger als die Grabschrift des Aḥīrām. So kann nun D. die Entwicklung des archaischen phönikischen Alphabets in einer lehrreichen Tabelle (S. 149) darstellen, wobei er folgende sieben Stufen unterscheidet:

1. Grabschrift des Aḥīrām von Byblos (Ende des 13. Jahrh.).
2. Inschrift des Abība'al von Byblos (Ende des 10. Jahrh.).
3. Mesa-Inschrift (um 842).
4. Nora-Inschrift (Ende des 9. Jahrh.).
5. Kalamu-Inschrift (Ende des 9. Jahrh.).
6. Barrekūb-Inschrift[1] (8. Jahrh.).
7. Bronzeschalen von Cypern (2. Hälfte des 8. Jahrh.).

Aus dieser Tabelle ergibt sich für die Zeit der Übernahme des Alphabets durch die Griechen, daß diese Übernahme jünger sein muß als die Inschrift des Abība'al. D. schließt dies aus der Form des Aleph, einleuchtender noch ist aber m. E. die des Kaph. Andererseits muß die Entlehnung erfolgt sein, als das Daleth noch die Form des Dreiecks hatte und sich noch nicht durch den Zuwachs eines Schwanzes, der bereits auf der Nora-Inschrift leicht bemerkbar ist, dem Resch näherte. Das alles weist in das 9. Jahrhundert, eine Periode, die durchaus zu dem stimmt, was wir sonst von der Geschichte der griechischen Schrift wissen[2].

Zum Schluß behandelt der Verfasser noch kurz die Frage der Herkunft des Alphabets im Lichte des neuen Fundes. Er glaubt hier die noch immer herrschende Ansicht, daß die Namen der Schriftzeichen für ihre Herkunft aus ursprünglichen Bildern sprechen, mit Bestimmtheit ablehnen zu müssen, besonders auch die Hypothesen Lidzbarskis über spätere Umbenennung einzelner Buchstaben. Er hält die Namen für sekundär, wenn auch uralt[3]. Daß man bei der Auswahl unter den Namen, die für die Benennung eines Schriftzeichens nach dem Prinzip der Akrophonie in Betracht kamen, einen Namen wählte, der mehr oder weniger zur Form des Zeichens stimmte, sei möglich; doch scheine dies nicht die vorherrschende Absicht bei der

---

1) Der „Herr von Gebal" ist nachgewiesen auf einem Bas-Relief aus Byblos, wo er die Züge des Gottes Amon trägt. So D. nach Montet, Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions, 1921, S. 167.

1) Nach S. 151 N. ist aber die Hadad-Inschrift gemeint.

2) Das griechische Z hat allerdings eine jüngere Form. Aber es ist auch nicht anzunehmen, daß die Entwicklung aller Zeichen an allen Orten vollkommen gleichmäßig verlaufen sei.

3) Solche akrostichische Namen tragen bekanntlich auch die nordischen Runenzeichen, die sicherlich nicht aus den betreffenden Bildern, sondern aus dem griechisch-lat. Alphabet hervorgegangen sind.

Namengebung gewesen zu sein, jedenfalls scheine der betreffende Name keinerlei Einfluß auf die Form des Buchstabens gehabt zu haben (S. 153). Der von Haus aus künstliche Charakter des Alphabets, den schon Halévy für eine Reihe von Buchstaben erkannt habe, werde durch die neue Inschrift sicher gestellt. So sei es jetzt evident, daß durch Hinzufügung eines Striches aus dem ה das ח entstanden sei, aus dem ז das ס, aus dem ש das צ, aus dem ע das ק; das מ sei eine Weiterbildung des נ, das ט eine Kombination von ע und ח, usw.

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, daß ich mich diesen Anschauungen vollkommen anschließen kann. Ich habe sie ja seit Jahren gegen die herrschende Meinung vertreten und besonders auch auf die in der offenbaren Verwandtschaft mehrerer Zeichen liegende Beweiskraft hingewiesen, wenn ich auch die Vermutung einer geometrischen Verwandtschaft der Zeichen ג bis י ganz aufgebe. Weniger als je vermag ich heute die alte Sinai-Schrift als Vorstufe des phönikischen Alphabets zu betrachten[1]. Der Urheber der letzteren wird gewiß von der ägyptischen und babylonischen Schrift gewußt haben, aber auch die ägäische Schrift wird ihm nicht unbekannt geblieben sein, da um die Mitte des zweiten Jahrtausend die Handelsbeziehungen mit der Welt des ägäischen Meeres größere Bedeutung gewinnen. Da nun zweifellos eine auffallende Ähnlichkeit zwischen vielen ägäischen und phönikischen Zeichen besteht, so könnte man in der Tat mit Lehmann-Haupt vermuten, daß die ägäische Schrift für den unbekannten Semiten dieselbe Bedeutung gehabt habe wie die englische Fibel für den Indianer Sikwayi[2], d. h. daß er bei der Ausgestaltung der Schriftzeichen durch die ägäische Schrift sich habe anregen lassen, daß er aber dabei vollkommen frei verfahren sei, besonders in der Bestimmung des Lautwertes der betreffenden Zeichen[3]. Ich möchte glauben, daß wir mit der Aḥīrām-Inschrift ziemlich nahe an die Zeit der Entstehung der Buchstabenschrift herangekommen sind und daß diese auch ursprünglich nicht sehr viel anders ausgesehen haben wird. Vielleicht bringen uns weitere Grabungen darüber vollständige Klarheit. Einstweilen müssen wir die beiden Forscher zu diesem außerordentlichen Funde beglückwünschen und ihnen besonders für die vorbildliche Schnelligkeit danken, mit der sie ihn der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht haben.

Korrekturzusatz: Mittlerweile ist nach Einlieferung dieses meines Artikels ein Bericht über unsere Inschrift von M. Lidzbarski erschienen in den Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. Göttingen phil.-hist. Klasse 1924, S. 43—47, desgl. von H. Greßmann in ZAW 1924, S. 349 f. (mit einer Übersetzung von G. Hoffmann). An beiden Stellen wird תחתסף so verstanden wie von mir. Im übrigen fasse ich manches erheblich anders auf. Ausdrücklich bemerke ich, daß ich durch diese beiden Berichte nicht veranlaßt worden bin, irgend etwas an meinen Ausführungen zu ändern.

1) Trotzdem vielleicht jemand in dem neuen Aleph den um 90° gedrehten Ochsenkopf der Sinai-Schrift sehen könnte oder im neuen Mēm das ebenso gedrehte Zeichen für Wasser. Da nach einer Bemerkung auf S. 154 Montet sich demnächst mit den Theorien von Gardiner und Sethe auseinandersetzen will, so unterlasse ich es, hier auf diese Dinge weiter einzugehen.

2) Man vgl. über diese äußerst lehrreiche Parallele ZDMG 73 (1919). S. 58 ff. Unter den 85 von Sikwayi gewählten Silbenzeichen ist eine Anzahl dem lateinischen Alphabet entnommen, andere sind aus diesen auf verschiedene Weise weitergebildet, die große Mehrzahl beruht aber auf freier Erfindung. Diese und ähnliche Tatsachen muß sich jeder, der sich mit der Frage nach der Herkunft des Alphabets beschäftigt, gegenwärtig halten. Er wird dadurch von mancher verkehrten Voraussetzung loskommen und vor übereilten Schlußfolgerungen bewahrt bleiben.

3) Ich möchte doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die von Dussaud und mir nach dem Vorgang anderer als zusammengesetzt betrachteten Zeichen für ח, ט und ס genau so auch in der kretischen Linearschrift vorliegen (Evans, Scripta Minoa, S. 87 u. 89), also von dort entlehnt sein könnten. Wie dem auch sei, in keinem der beiden Fälle gingen die betr. phönikischen Zeichen auf Bilder zurück.

Zu dem Grabfunde des Tutenchamun.

Von Wilhelm Spiegelberg.

I. Der versiegelte Eingang des Grabes.

Der über den Siegelbefund des Grabes des Tutenchamun veröffentlichte genaue Bericht, den wir Howard Carter verdanken[1] (The Tomb of Tut-ankh-Amen S. 88 ff., 179 ff.), hat uns mit einem Male die vielen Bruchstücke, die hier und da in Gräbern gefunden worden sind, zu einem Gesamtbild vereinigt. Wir sehen jetzt, wie der Grabeingang durch eine aus unbearbeiteten Kalksteinblöcken aufgeschichtete, oben durch einen hölzernen Querbalken abgedeckte Mauer blockiert war, die vorn mit Mörtel dick beschmiert war. In ihn waren die Stempel gedrückt, deren Überreste sich so oft in Gräbern gefunden haben. So werden uns erst jetzt die gelegentlichen Notizen über Stempelfunde in Königsgräbern verständlich, z. B. in dem Versteck der Königin Teje (Davies: The Tomb of Queen Tiyi S. 8), in dem Grabe der Schwiegereltern Amenophis' III (Quibell: Tomb of Yuaa and Thuiu S. II), im Grabe Thutmosis' IV

1) Wie man vor 100 Jahren solche versiegelte Mauern zerstörte und der Wissenschaft für immer entzog, zeigt der von Carter angeführte Bericht Belzonis S. 68.



(Carter-Newberry: The Tomb of Thutmosis IV S. IX). An der letzten Stelle findet sich der folgende Bericht, der stark an den des Tutenchamun-Fundes erinnert „In the far corner of the left-hand side we found a doorway, partially blocked up with stones, which had been covered with plaster and sealed. Here were evidences of double sealing, there being two distinct seal impressions: one, the original, showing a jackal over nine prisoners, the other evidently later, because on a different plaster and giving the cartouche of the King Haremheb“.

Danach war also das Grab Thutmosis' IV schon im „neuen Reich“, vielleicht in den unruhigen Zeiten nach dem Tode Amenophis' IV, erbrochen und unter Haremheb wiederhergestellt und verschlossen worden, ganz so wie es das in seinem Grabe erhaltene Graffito[1] meldet, in dem der Befehl des Haremheb an einen hohen Beamten „den königlichen Schreiber, Vorsteher des Silberhauses, Vorsteher der Arbeiten am Sitze der Ewigkeit“ (d. i. der thebanischen Nekropolis) usw. Meje erwähnt ist, das Begräbnis des Königs Thutmosis' IV wiederherzustellen (*wḥm ḳrś*).

Auch die Mörteldecke der Verschlußmauer des Tutenchamungrabes zeigte neben dem Schakalstempel noch den Abdruck eines Königsnamens, aber nicht den des Königs, der das Grab „erneuerte“, sondern des darin bestatteten Pharao Tutenchamun. Vermutlich war aber auch hier Haremheb, der ja überall die Folgen der nach dem Zusammenbruch der Echnatonregierung entstandenen Wirren (beachte besonders das Edikt des Haremheb mit seiner Verfolgung der Plündereien) beseitigte, der Restaurator, der das unter Eje vollendete Grab des Tutenchamun wieder instand setzen lies. Nach Carters Bericht findet sich bei der ersten Mauer das Schakalsiegel auf den ausgebesserten Stücken (S. 92), aber nach der Abbildung (Tafel XIV) scheint es einmal auf demselben Mörtelstück zu stehen wie die Namen des Tutenchamun. Also es dürfte nicht so ganz sicher sein, daß der Königsstempel die ursprüngliche intakte Wand bedeckte, während das Schakalssiegel erst nach der Wiederherstellung der erbrochenen Mauer darauf gesetzt wurde. Die beiden Stempel scheinen gleichzeitig in Gebrauch gewesen zu sein wie in dem Grabe Thutmosis' IV. Eine sichere Entscheidung läßt sich erst treffen, wenn der Siegelbefund ganz klar gestellt, vor allem auch bekannt geworden ist, welches Siegel auf dem Riegelverschluß der noch versiegelt gefundenen Tür des großen Katafalkes war. Dabei bleibt zu beachten, daß das Schakalsiegel lange Zeit hindurch in Gebrauch war, vielleicht als das allgemeine Siegel der Verwaltung der thebanischen Nekropolis, möglicherweise so, daß es nur für Inspektionszwecke verwendet wurde.

So liegt die Siegelfrage im einzelnen noch keineswegs klar[1]. Daher möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine Schriftquelle lenken, die bisher noch keine Verwendung gefunden hat, da sie bis in die letzte Zeit[2] nicht richtig übersetzt worden ist (Pap. Abbott 5/8). Da prüft eine Untersuchungskommission die Gräber nach, die angeblich erbrochen sein sollten. Das wird mit den Worten protokolliert

sic

ntj nꜣ ms·w n-swt ḥjm·wt n-swt mʾw·t·w n-swt jtf·w mʾw·t·w nfr·w n Pr-ʿꜣ ḥtp m-ẖn=śn

„es prüften die hohen Beamten die Siegel[3] der großen Plätze, die an dem Orte der Schönheit (d. h. in dem Tale der Königinnengräber?) waren, in denen die Königs-Kinder, die Königs-Frauen, die Königs-Mütter, (sowie) die schönen Väter der Mütter des Pharao ruhen. Sie (d. h. die Siegel) wurden heil gefunden“.

Die Kommission stellte also fest, daß die Siegelabdrücke an den Grabeingängen intakt waren, und schloß daraus, wie die folgenden Sätze zeigen, auf die Unversehrtheit der Gräber.

Eine zweite Stelle, an der von solchen Verschlußsiegeln die Rede ist, ist leider nicht so klar. Sie findet sich in einem Graffito auf der Laibung der Tür in der Tiefe des Schachtes von Der-el-baḥri[4]. Leider ist der wohl etwas ungenau kopierte Text nicht ganz klar. Er berichtet die Beisetzung der *Ns-H̱ns* und nennt am Schluß — aber diese Auffassung gebe ich nur unter Vorbehalt — „die Siegel, welche diesen Platz füllten“ (*ntj ḫr mḥ tꜣj ʾs·t*), d. h. die versiegelte Eingangstür, an der sich ähnlich wie bei den Verschluß-

1) Carter-Newberry: The Tomb of Thutmose IV Seite XXXIII.

1) Die Fundnachrichten sollten einmal systematisch gesammelt und verarbeitet werden.

2) So auch bei Erman-Ranke: Ägypten[2] S. 150.

3) Zu dieser Bedeutung von *ḫt* (oder besser *ḫt(.t)*? fem.) siehe mein Petubastisglossar no. 314. Die übliche Übersetzung „Gräber“ beruht auf der falschen Lesung *ḫr*.

4) Maspero: Momies Royales (Mém. Miss. Arch. Caire I) S. 520.

mauern des Tutenchamungrabes zahllose Siegelabdrücke gefunden haben mögen. Und dann, werden, wenn ich recht verstehe, die Siegel (*ḫtm·w*) der Beamten aufgezählt.

II. Die Schlangenstandarte.

Die in dem Grabe des Königs Tutenchamun gefundenen Gegenstände lassen sich in zwei Gruppen scheiden: 1. in Ausstattungsstücke, die, z. T. einst im Gebrauch des Königs diesem für das Jenseits mit ins Grab gegeben wurden (wie Kleider, Möbel, Stöcke, Schmucksachen usw.) 2. Gegenstände, die irgendwie dem Totenkultus dienen sollten, wie jene Prunkbetten mit den Löwen-, Kuh- und Nilpferdköpfen[1], die einbalsamierten Fleischstücke, Totenschiffe, Schreine und vor allem die beiden Statuen. Dieser zweiten Gruppe gehört nun wohl auch das merkwürdige Stück an, das wie die Standarte des 10. oberägyptischen Gaues [Hieroglyphe] aussieht[2] und auch als solche gedeutet worden ist. Dieses Gauzeichen stand in einem versiegelten Schrein, und schon daraus ergibt sich, daß es ein Götterbild darstellt, das bei dem Totenkult eine Rolle spielte. Eine solche als Schlange mit Feder dargestellte Gottheit ist nun aus den Pyramidentexten bekannt, es ist die Göttin *Ḳbḥw·t*[3] die Tochter des Anubis, die u. a. an dem toten König Waschungen vornimmt. So heißt es Pyr. 1180 „Dieser König N. kommt zu dem Lebens-Felde zu dem Gebärstuhl des Rê am Himmel (*Ḳbḥw*). Er findet die Göttin *Ḳbḥw·t* ([Hieroglyphen] u. varr.), die Tochter des Anubis, wie sie ihm entgegengeht mit diesen ihren vier Wasserkrügen, womit sie den großen Gott kühlt an seinem Tage des Erwachens, womit sie das Herz des Königs kühlt, daß er lebe“ und ähnl. 2103a „es hat dich deine Schwester *Ḳbḥw·t* gewaschen“.

Aus der ersten Stelle ergibt sich klar, daß die Göttin *Ḳbḥw·t*[4], „die Kühlerin“, den toten König durch das Wasser ihrer vier Krüge wieder zum Leben erweckte, und zwar dadurch, daß sie das Herz in Wasser legte. So machte sie es täglich bei dem „großen Gotte“, d. i. dem Sonnengotte Rê mit jener Zeremonie, die noch im Pap. d'Orbiney (14/1ff.)[1] ihre Spuren hinterlassen hat.

Das Standartenzeichen in dem Schrein des Tutenchamungrabes wird gewiß diese Göttin *Ḳbḥw·t* darstellen, die bei den Riten, die dem König sein zweites Leben geben sollten, eine besondere Rolle spielte.

1) Siehe dazu Jecquier: Recueil de travaux XL (1923) S. 205ff. Seine Auffassung, daß diese Betten „des agents de resurrection“ seien, wird durch die bisher m. W. übersehene Darstellung bei Rosellini: Mon. civili Tafel 125 bestätigt, wo über einem löwenköpfigen Ruhebett eine nackte Frau zwischen zwei männlicher Figuren mit erigiertem Phallus dargestellt ist.

2) Siehe die Abbildung in The Times 28. Sept. 1923 und dem Sonderheft „Tutanchamon“ der Woche S. 37.

3) Sie wird erwähnt Pyr. 279a, 1180b, 1285a, 1348a, 1749a (= 1995a = 1564a) 2103a, 2153b.

4) Die Göttin ist auch als [Hieroglyphen] im Diademhymnus (ed. Erman) S. 35 [14] genannt. Ob und inwieweit sie mit der gleichnamigen Göttin der späteren Zeit (Junker: Abaton S. 13 = Isis) zusammenhängt, soll hier nicht untersucht werden. Die Ausführungen von Blackman in P. S. B. A. XL S. 58ff., die Recueil XXXIX (1920) S. 44 Anm. erwähnt sind, sind mir nicht zugänglich.

1) Da wird der tote Bruder dadurch wieder zum Leben erweckt, daß sein Herz in eine Schale mit „kühlem Wasser“ gelegt und daß dieses Wasser von ihm getrunken wurde.

Besprechungen.

Panofsky, Erwin und Fritz **Saxl**: **Dürers Melencolia I.** Eine quellen- und typengeschichtliche Untersuchung. Leipzig: B. G. Teubner 1923. (XV, 160 S. u. XLV Tafeln.) 4° = Studien d. Bibliothek Warburg II. Gm. 12.—; geb. 15.—. Bespr. von A. **Wiedemann**, Bonn.

Das Bestreben, die Attribute, welche auf dem Kupferstiche Melencolia I. von Dürer vor und über der Hauptfigur angebracht sind, zu deuten, hat eine ausgedehnte Literatur zur Folge gehabt. Im Zusammenhange mit seinen Studien über den Einfluß der Hieroglyphica Horapollos auf Dürer hatte Giehlow gesucht, auch diese Zeichen in den gleichen Kreis einzureihen. Er fühlte sich indessen selbst von seinen Ergebnissen unbefriedigt, da sich nur vereinzelte Anklänge belegen ließen. Eine Reihe weiterer Deutungen hätte man den sonstigen Aufstellungen der mittelalterlichen Hieroglyphiker (vgl. für diese das vortreffliche Buch von Volkmann, Die Bilderschriften der Renaissance, Leipzig 1923) entnehmen können. Hierfür bilden die Hieroglyphica des Valeriano eine bequeme Grundlage, denn, wenn sie selbst auch erst 1556, nahezu 30 Jahre nach Dürers Tod, erschienen, so haben doch bereits weit früher ihre Einzelangaben weite Verbreitung besessen. Gerade dieses Werk zeigt aber durch die ungemein große Vieldeutigkeit, welche den einzelnen Zeichen zugeschrieben wird, daß Schlüsse aus einem derartigen Material der notwendigen Zuverlässigkeit entbehren müssen.

Einen anderen, maßgebendere Erfolge versprechenden Weg schlagen die vorliegenden Studien ein. Sie gehen von dem im frühen Mittelalter zur Herrschaft gelangten Gedanken aus, daß Saturn der Planet der Melancholiker sei und verfolgen die verwickelten Vorstellungen

von den Charaktereigenschaften und Fähigkeiten der Melancholiker einerseits, der Saturnkinder andererseits, und ihren Einfluß auf die bildende Kunst bis in die Dürersche Zeit. Als Anhang werden die vielfach von Dürer beeinflußten Melancholiedarstellungen bis zum 17. Jahrh. erörtert. Für den Kupferstich ergab sich, daß Dürer vor allem diejenigen Kennzeichen betont, welche auf die saturninischen Berufe des Baumeisters oder Steinmetzen und des Holzarbeiters hinweisen, und daß er bei seinen Gedankengängen stark von den Libri de Vita triplici des in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. tätigen Ficino beeinflußt wurde.

Das Interesse der Verfasser liegt im wesentlichen auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete, ihre Untersuchung wird aber auch dem Orientalisten mannigfache Anregung bringen. Hervorzuheben sind hier vor allem die Ausführungen über die Entwickelung der Lehre von den Temperamenten und ihrer Beziehung zu den Planeten, wie sie von den Philosophen und Astrologen des Altertums zu den Arabern und von diesen zu den Humanisten gelangten. Die astrologische Hauptquelle des Mittelalters bildete die im 9. Jahrh. verfaßte, seit dem 12. Jahrh. in zwei lateinischen Übersetzungen verbreitete Einleitung des Abû Maʿšar, deren auf Saturn bezüglichen Angaben in einer Übersetzung von Schaade vorgelegt werden. Wie die Verfasser nachweisen, sind die Aufstellungen der Schrift so gut wie durchweg antiken Vorlagen entnommen und ohne Ausgleichung aneinander gereiht worden; hieraus erklärt sich das Vielfältige und Widerspruchsvolle ihrer Auffassungen. Für die Einzelausführungen muß auf die Studien selbst verwiesen werden, ebenso wie für die reichhaltigen Abbildungen, unter denen die Handwerksdarstellungen aus Ḳuṣejr ʿAmra und die Bilder der Planetenkinder aus einer islamischen Handschrift des 14. Jahrh. orientalischen Bilderzyklen entlehnt sind.

Gerkan, Armin von: **Griechische Städteanlagen.** Untersuchungen zur Entwicklung des Städtebaues im Altertum. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1924. (XIV, 173 S. Text, 20 Tafeln.) gr. 8°. Gm. 18.—; geb. 20.— Bespr. von W. Andrae, Bln.-Lichterfelde.

Ein hervorragend gutes Buch! Man überläßt sich seiner sachkundigen Führung von den ersten Seiten an mit einem Gefühl vollkommenen Gesichertseins und folgt ihm auch über diskutable Geschmacksfragen hinweg bis zum Schlusse, ohne dieses äußerst angenehme Gefühl zu verlieren, ja es steigert sich sogar an vielen Stellen seines langen Weges durch alle Gebiete der antiken Kulturländer rings ums Mittelmeer zu einer Freude über gewonnene Klarheiten und einzelne Erkenntnisse, die man selten so einfach und überzeugend ausgesprochen findet. Der negative Grundzug, der sich zuerst aufdrängt, weil eine scharfe Kritik an die bisherigen archäologischen Betrachtungsweisen und ihre z. T. windschiefen Ergebnisse angelegt werden mußte, verliert sich mehr und mehr, wenn Verf. die eignen Erkenntnisse an die Stelle veralteter, fragwürdiger und verkehrter setzt und nun einen Entwicklungsgang hinzeichnet, der an Vollständigkeit und Überzeugungskraft kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Für unser Wissen vom Alten Orient ist das Werk nicht ohne Bedeutung. Mehr und mehr kommt durch die neueren Forschungen verschiedener Disziplinen und besonders durch die Ausgrabungen Licht in die tief erregten Zeiten, in denen hellenischer Geist in die träge, ungeheure Masse der altorientalischen Kultur eindringt. Die Kontakterscheinungen, fast immer in der Geschichte von besonderem Reiz und Interesse, ähnlich wie bei geologisch-mineralogischen Vorgängen, treten mit ihren sonderbaren Farben und Formen mehr und mehr in unser Bewußtsein, seit wir in Syrien und Palästina, in Ägypten und Mesopotamien Wohnstätten kennen lernen, in denen die Griechen sich breit machten oder griechische Kultur aufgenommen und verarbeitet wurde.

v. Gerkan führt uns mit seiner Entwicklung der Städteanlagen mehrfach in dieses Verquikkungsgebiet und es ist lehrreich, auch an solchen schwer zu übersehenden, großartigen Kultur-Erscheinungen, wie es Anlagen ganzer Städte sind, manches bestätigt zu finden, was die Kleinkunst und Literatur schon andeutet.

Sehr richtig scheint mir dabei immer das Hellenische und das Römische abgewogen zu sein. v. G. spricht sich scharf gegen die Überschätzung des Hellenistischen in den syrischen und palästinischen Städteanlagen aus und weist m. E. überzeugend nach, daß es vielmehr römische Einwirkungen, wenn nicht sogar römische Staatsbauten und -anlagen sind, die noch heute den Ruinen ihren höchst eindrucksvollen Charakter geben. Wir sind ja auch weiter östlich, in Mesopotamien, in Persien, Baktrien, Indien noch weit entfernt, behaupten zu können, daß dort unter Alexander und seinen Nachfolgern rein griechische Städte entstanden wären, an denen jene wundervolle Regelmäßigkeit der hochkultivierten jonischen Stadtpläne nach Hippodamos' Vorschrift auch nur teilweise erkennbar würden. Die alt-orientalischen Wohnstädte mit ihrem amorphen Häusergewinkel, die wir in Babylon und Assur gut kennen gelernt haben, hätten dazu von Grund aus umgestaltet werden müssen. Aber das kleine Häuflein makedonischer Eroberer hatte dazu weder Zeit noch Muße und

die Masse der unterworfenen Völker stand mit anders gearteten Bedürfnissen und Gedanken dagegen. Soweit wir in Babylon, in Warka, in Assur die nachbabylonische, bzw. nachassyrische Zeit aus den Ausgrabungen beurteilen können, hielten sich die Bewohner in seleukidischer und parthisch-römischer Zeit noch ziemlich streng an die alte Parzellierung und von groß angelegten rechtwinkeligen Neuaufteilungen ist bisher nichts gefunden. Auch die fast kreisförmige Steppenstadt Hatra, die in jener Zeit ziemlich freizügig angelegt zu sein scheint, folgt mehr dem römischen Typus des Axensystems, wenn auch aus dem Forum hier ein riesenhafter Herrscher-Hof und aus den städtischen und staatlichen Amtsbauten Herrscher-Paläste wurden. Wir sind hier schon in einem selbstherrlichen Gebiet, in das westliche Bau- und Kunstgedanken wohl eindrangen, aber nicht mehr vorwalten konnten. Um ganz klar sehen zu können, müßten wir freilich die Seleukidenstädte und auch noch mehr parthisch-römische neben Assur und Hatra kennen lernen, und es ist nur schade, daß der Plan, Warka ganz auszugraben nach dem Kriege ins Wasser gefallen ist; hier hatte Jordan bereits den verheißungsvollen Anfang mit der Voruntersuchung gemacht und einen höchst eigenartigen, groß angelegten Tempel dieser Zeit freigelegt und aufgenommen, dessen Veröffentlichung bisher leider immer noch nicht möglich war. Auch an Charax knüpfen sich Zukunftswünsche, und weiter östlich werden kommende Geschlechter sich wohl noch an die unbekannten Stätten Persiens und Afghanistans wagen. Aber, wie schon gesagt, groß ist unsere Hoffnung nicht, dort hippodamische Stadtpläne zu finden.

Schon wegen des gründlichen Unterschieds hellenischer und orientalischer Auffassung des Wohnens, der Wahl der Wohnstätte und aller mit der Verwaltung und Einrichtung der Städte zusammenhängenden Fragen sollte sich jeder altorientalisch Interessierte mit v. G.s Arbeit eingehend befassen. Im Westen wie im Osten von Griechenland herrschen so gründlich abweichende Bedürfnisse und Gedanken, daß man dort das Eindringen rein griechischer Planungen ebenso deutlich erkennt, wie umgekehrt das Vordringen der italisch-römischen ins griechische Gebiet. Von einem Vordringen orientalischer oder ägyptischer Plangedanken kann natürlich keine Rede sein. Es gehört gesunde Demokratie zur Überwindung des amorphen Anhäufens von Menschenwohnungen und zum Erzielen eines geistvoll durchdachten Stadtgebildes; weder der Orient noch Ägypten sind aus Eigenem zu dieser Demokratie gelangt. Dort ist es der Herrscher- oder der Priesterwille, die dem Könige oder dem Gotte große, einheitlich angelegte Wohnstätten schaffen. Das Wohngebiet der Beherrschten ist mehr oder minder dem Zufall überlassen und im Gedräng der Häuser schafft der Reichtum Einzelner Luft und das dringendste Bedürfnis des Verkehrs so etwas wie ein Straßen- und Fluchtenrecht. Das Ganze wird dann wieder vom Herrscher mit dem Mauergürtel umzogen und in diesem richten sich die Tore nach den vorgefundenen Hauptausfallsstraßen, nicht umgekehrt diese nach etwa symmetrisch oder nach theoretischen Erwägungen angelegten Toren. Das sehen wir an allen großen Städten wie Nineve, Kalach, Assur und an Babylon. Aber selbst so ephemere und eigenwillige Königsstädte wie Dûr-Sarrukin und Kar-Tukulti-Ninurta entbehren trotz ihrer quadratischen oder annähernd quadratischen Grundgestalt ebenmäßiger Torlagerung; auch hier waren andere, praktische Gesichtspunkte maßgebend.

Es scheint mir der Mühe wert, diesen Fragen des Städtebaues, bzw. des Stadtentstehens nachzugehen und an den Formen, die sich im Lauf der Zeit herausbildeten, das Wesen der Bewohner zu studieren, so gut, wie wir es an ihrer sonstigen materiellen wie geistigen Hinterlassenschaft zu erkennen trachten. Wir sind gerade in der letzten Zeit durch die deutschen Arbeiten in Kleinasien unter Th. Wiegands Leitung, an denen v. Gerkan einen beträchtlichen Anteil hatte, auf griechischem Gebiet mit Riesenschritten vorwärts gekommen; während im östlichen Kulturkreis außer in Babylon und Assur von wirklichen Stadtplan-Untersuchungen noch kaum die Rede war, wenn sie auch in Tell Halaf, Karkemisch, Sendschirli, Boghasköi angestrebt wurden. Man blieb hier und anderswo bestenfalls bei Nachforschungen an Stadtmauern und Stadttoren stehen. Baldiger Wandel wäre hier zu wünschen schon im Interesse der Ruinen, die auch neuerdings noch form- und sinnloser Räuberei ausgesetzt sind. Allerdings ist so etwas nicht durch Miniatur-Ausgrabungen zu erreichen, sondern nur mit einem großen Aufwand an Zeit, Geduld und Geld.

Jeremias, Prof. D. Dr. Alfred: **Allgemeine Religions-Geschichte.** 2., verb. Aufl. München: R. Piper & Co. Verlag 1924. (XI, 259 S.) gr. 8°. Gm. 8.—. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Diese zweite Auflage des 1918 zuerst erschienenen Buches unterscheidet sich, da die alten Platten benutzt werden sollten, nur wenig von der, die ich seinerzeit in der Deutschen Literaturzeitung 1919 Nr. 19/20 angezeigt habe. Die wichtigere Literatur ist nachgetragen, Druckfehler und Irrtümer sind verbessert und auch manche zweifelhafte Behauptungen wenigstens



modifiziert. Leider sind andere stehengeblieben, so auf S. 136 die allerdings vorsichtige Notiz: 68 n. Chr. sollen 10000 Juden von Palästina mit ihren Familien nach der Malabarküste ausgewandert sein, die Nöldeke bei Garbe, Indien und das Christentum 149f. als Unsinn bezeichnet; auch die mindestens zu bestimmte Bemerkung über den Fund von Piprāvā auf S. 156. Anderwärts hat Jeremias wenigstens nicht genug geändert; wenn z. B. in der ersten Auflage auf S. 115 stand: 68 (v. Chr.) Ausbreitung der Mithrareligion im römischen Reich, so ist jetzt die Jahreszahl weggelassen, aber da dann ein Ereignis aus der Zeit zwischen 54 und 78 erwähnt wird, bleibt die Angabe auch so unrichtig. Völlig umgearbeitet ist die Zeittafel zur Geschichte Babyloniens in § 9, erweitert der Abschnitt (§ 71) über den Neubuddhismus, aber die andern Wünsche, die ich seinerzeit geäußert hatte, mußten naturgemäß unerfüllt bleiben. Statt dessen sind dem Buch auf Anregung und Wunsch des Verlegers 22 Bilder beigegeben worden, von denen J. merkwürdigerweise behauptet, die meisten von ihnen gehörten unmittelbar oder mittelbar in das Gebiet der Mysterien, in denen wieder die gesamte Menschheitskultur wurzele, — nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch beziehen sich nur zwei Abbildungen, die 20. und 21., auf Mysterien. Außerdem wird auf die meisten im Text gar nicht verwiesen; sie dienen auch nur wenig zur Veranschaulichung desselben und könnten, wenn das Buch noch eine dritte Auflage erlebt, ebensogut wieder wegbleiben.

Widgery, Alban G., M. A.: **The comparative Study of Religions. A systematic survey.** London: Williams & Norgate 1923. (XXIII, 391 S.) 8°. 12 sh 6 d. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Der Verfasser dieses Buches, jetzt Lecturer für Religionsphilosophie in Cambridge, ist 6½ Jahre in Indien im Dienste des Maharajah Gaekwar in Baroda gewesen und hat seinen wesentlichen Inhalt dort und in veränderter Form an der Universität Mysore vorgetragen. Sein Zweck ist, die verschiedenen Religionen, womöglich auf Grund ihrer heiligen Schriften, Liturgien usw. objektiv und vergleichend darzustellen, und zwar nicht als ganze (das soll in einem späteren Werk unter dem Titel: Religions and their modern Tendencies geschehen), sondern in ihren einzelnen Elementen. So werden zunächst die heiligen Schriften und ihre Auslegung, dann die übernatürlichen Wesen, weiterhin die Seele nach Natur, Ursprung und Bestimmung, Sünde und Leiden, Erlösung und Versöhnung, endlich die religiösen Gebräuche und die von der Religion ausgelösten geistigen Funktionen besprochen. Doch enthalten die einzelnen Kapitel auch noch manches, was man unter diesen Überschriften nicht erwartet; in einer Anmerkung zu dem ersten wird außerdem die Rolle, die die Frau in den verschiedenen Religionen spielt, behandelt. Im allgemeinen bietet das Buch nicht viel Neues und manchmal werden die miteinander verglichenen einzelnen Seiten verschiedener Religionen nicht scharf genug voneinander unterschieden; aber im übrigen ist diese Betrachtungsweise gewiß sehr lehrreich. Auf die dem Buch beigegebenen Abbildungen wird im Text zum Teil gar nicht Bezug genommen; sie tragen auch sonst nicht viel zum Verständnis der betreffenden Religionen bei und verdunkeln im Grunde den wissenschaftlichen Charakter des Buches.

Lanzani, Carolina: **Religione Dionisiaca.** Torino: Fratelli Bocca 1923. (XVI, 251 S.) 8°. L. 18.—. Bespr. von B. Schweitzer, Heidelberg.

Man kann im Zweifel sein, ob es eine „Dionysische Religion" in Griechenland überhaupt gegeben hat, sofern man unter Religion eine feste und in jedem Fall gleiche, an einen Gott oder Götterverein sich anknüpfende Summe von Überzeugungen, rituellen Gebräuchen und Prinzipien praktischen Verhaltens versteht. Einen solchen vom Adorationsort losgelösten und rein geistigen, die niederen Kulteinheiten als lebendige Organe umfassenden und in sich eigengesetzlichen Verband stellte die Gesamtheit der dionysischen Kulte zur Zeit ihrer größten Entfaltung sicherlich nicht dar. Wohl aber enthüllen die bedeutendsten Manifestationen der Dionysosverehrung einen gemeinsamen Typus religiöser Betätigung, indem diese ihr Heil in einer überweltlichen und universalen religiösen Erfahrung sucht, die sich selbständig neben und über die pragmatische Welt stellt, ja nicht selten den Ablauf von Welt und äußerem Leben negiert: das „Dionysische" in seinem typischen Gegensatz zum intellektuell begriffenen Kosmos ist der Drang, durch Ekstase und mystische Selbstverlierung von einer erhabeneren Zuständlichkeit aus alle rational konstruierten Spannungen, Augenblick und Ewigkeit, Lust und Leiden, Leben und Tod, Mensch und Gott, bis zur völligen Sinnlosigkeit aufzuheben. Dieses nicht unbedingt religiös bestimmte, aber leicht zum Umschlagen ins Religiöse geneigte Verdichtungserlebnis der bewegten Seele in sich selbst ist nicht einmal eine spezifische Erscheinung der griechischen Religiosität. Es findet sich ferner in vielen Dionysoskulten nur in primitiver Urform, während seine sublimsten Gestaltungen weit über die Sphäre des Nurreligiösen hinausreichen. Bei der bunten Verschiedenheit aller konkreten Vorstellungen und

aller dogmatischen Formen (die eigentlich Religion zu nennen wären) in den Dionysosdiensten ist nun aber diese typische Richtungsanlage des religiösen Triebes das einzige Verbindende, das einzige Faßbare, das sich als Dionysische Religion bezeichnen ließe, falls man es nicht mit der äußerlichen Personalunion der Kulte durch die Gestalt des Gottes bewenden lassen will. Das Phänomen des Dionysischen als besondere Seite griechischer Religiosität in seiner Herkunft, sozialen Bindung, Verwirklichung in den Dionysoskulten, historischen Entwicklung und Wechselwirkungen mit den treibenden Ideen und Kräften der griechischen Geschichte und Kultur wäre also unter diesem Titel zu behandeln gewesen.

Es ist ein fühlbarer Mangel, daß eine Gesamtdarstellung dieser Art bisher noch fehlt. Der mit reichlich unklarer Fragestellung unternommene Versuch von C. Lanzani, in dem sie das fehlende dogmatisch-theologische Fundament einer dionysischen Religion aus dem Nichts zu konstruieren versucht, ist am wenigsten geeignet, die Lücke auszufüllen. Das Buch ist wertlos und nicht einmal als Zusammenfassung des bisher Bekannten zu gebrauchen. Nur weil es infolge seines Anspruchs, seines verführerischen, ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, seiner stellenweise gewandten Formulierungen und infolge seines Bestrebens, die Beziehungen zum Orient und zu den späteren Erlösungsreligionen aufzudecken, eine wirkliche Gefahr für die Nachbarwissenschaften bedeutet, müssen Ergebnisse und Methode der Arbeit noch kurz beleuchtet werden.

Den Namen Dionysos erklärt die Verf. als „Zeus von Nysa“ (93). Die griechische Ableitung hindert nicht, daß Dionysos in Attika schon vorgriechisch ist (55 ff.) und daß semitische Züge in seinem Kult vorherrschen (118). Als solcher erscheint er als Stier oder mit dem Stier, dem heiligen Tier der vorgriechischen männlichen Gottheit. [Daß auch der Bock eine sehr wesentliche Tierhypostase des Gottes ist, wird verschwiegen. Hierüber kürzlich mit wichtigen Ergebnissen für die Geschichte der Orphik W. Vollgraff, Mededeelingen der K. Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, Deel 57 Ser. A Nr. 2, 1924.] Zum dritten wurde aber der Dionysosdienst durch eine phrygisch-thrakische Einwanderung (etwa Semiten?) nach Griechenland mitgebracht (116), von der noch ein mit leichtfertigem Schluß in Böotien nachgewiesener thrakischer Bevölkerungsrest zeuge (35). [Hier folgt einmal die Verf. der geläufigen antiken Überlieferung. Sie ganz zu verwerfen, wie Vollgraff a. a. O. es tut, sind wir nicht berechtigt: der Name der Mutter des Dionysos, Semele, ist nach Kretschmer und Wilamowitz phrygisch. Aber das Recht auf ausschließliche Geltung hat sie eingebüßt. Die Aufnahme gemeinorientalischer Elemente durch die orphisch-dionysische Mystik auf dem Wege über Kreta und ihre Entwicklung hat eben Vollgraff gezeigt; Βάκχος ist als Name lydischen Ursprungs (Littmann, Lyd. Inschr. Sardis I): der Komplex von Mythen und Gestalten, die später um Dionysos kreisen, um teils in ihn einzugehen, teils als Propheten sich an ihn anzuschließen, wird aus ganz verschiedenen Quellen gespeist.] Nach der Rezeption des Dionysos in Griechenland bringen äolisch-achäische Stämme den Apollonkult (116 Anm. 1). Die beiden principali elementi del pensiero religioso ellenico (IX) haben nun die Möglichkeit sich zu verbinden. Das geschieht in Delphi, wo Dionysos älter ist als Apollon, wie sein Kult auch in Eleusis das elemento fondamentale (104), der Gott la divinità Eleusinia per eccellenza (90) ist. Die religionsgeschichtlichen Tatsachen, für deren Sicherheit wir uns verbürgen können, sind wenige, aber diese Behauptung schlägt selbst diesen wenigen und fundamentalen Fakten ins Gesicht. In Delphi erhielt die dionysische Religion durch die Orphik (nicht einmal ein Versuch der Abgrenzung zwischen diesen beiden Bewegungen wird gemacht) ihre systematische und rituale Form schon vor dem 6. Jahrh. (53).

Diese sostanza primigenia der dionysischen Religion ist nichts weniger als ein theologisches System. Während Apollon das unveränderliche ewige Prinzip, die Sonne am Himmel ist, ist Dionysos die Wirkung der Sonne auf Erden, die ewige Verbrennung aller Kreatur, die Seele alles Lebens und der Welt (15 f.), il principio solare creatore (11). Das vielumstrittene mystische E in Delphi soll — Helios bedeuten (183). Als Weingott ist Dionysos sekundär, Popularisierung seiner esoterischen Bedeutung, wozu ein Vers Dantes mißbraucht wird (61 ff.) Die Zerreißung des Dionysos Zagreus versinnbildlicht das Leiden der Individuation (18 ff.), der Gott geht in die Kreatur ein, wird zum Mensch-Gott. Das klingt sehr bekannt. Orpheus, Pentheus, Lykurg sind Doppelgänger des Gottes (20). Der männlich-solaren Gottheit tritt in Delphi, Athen und Eleusis in der Erdgöttin das weibliche antisolare Prinzip an die Seite (37 f., 55, 70 ff.). Frucht dieser Verbindung ist in Eleusis Iakchos (wo steht das?), il dio fanciullo (95 ff.), der aus unerfindlichem, aber durchsichtigem Grund als Logos bezeichnet wird. Das klingt noch bekannter. Diese Trinität, neben der noch beliebig viele andere aufgestellt werden, umgibt sich mit sakramentalen Formen. Die Verf. weiß, daß Dionysos der Gott der

sog. kleinen Mysterien in Athen war (83). Die Ähre, welche den Epopten in Eleusis gezeigt wird, ist — Dionysos unter dem Bilde des Brotes (84 f.). So erscheint der Gott „abstrakt, unpersönlich, bekleidet mit esoterischen Dogmen und transzendentalem Mystizismus, Gegenstand eher des philosophischen Denkens als der Dichtkunst" (116), so wird die „Dionysosreligion" zur Vorläuferin der späteren Erlösungsreligionen auch nach ihrer Struktur und ihrem angeblichem dogmatischen Gehalt gemacht, besonders der Mithrasreligion (159 ff.). Die ursprüngliche identità sostanziale zwischen Dionysos und Mithras hat erst die geschichtliche Entwicklung zerstört (sic!). Etwas besser, aber nur in der Fragestellung, sind diejenigen Abschnitte des Buches (134 ff. 185 ff.), welche den Einfluß Delphis und der religiösen Verbände auf die politische Geschichte bis zu den Perserkriegen untersuchen.

Es wirft ein merkwürdiges Licht auf die Eignung der Verf., religiöse Phänomene zu erfassen, wenn sie (73) die skurrilen Gebräuche an attischen Dionysosfesten als volkstümliche Interpretation esoterischer Geheimnisse erklärt, die irrationale Macht des berauschenden Getränks in ihrer Betrachtung völlig beiseite schiebt, ein ebenso merkwürdiges Licht auf ihr Anrecht in Sachen der griechischen Religionsgeschichte mitzusprechen, wenn sie unter Mißachtung der lokalen Besonderheit und der Polisgebundenheit der Götter und Kulte an den Anfang Resultate theologischer Konziliation stellen möchte, wo die Kultgeschichte zu stehen hat. Freilich muß man Griechisch verstehen und einige Einsichten in griechische Dinge besitzen. Es wimmelt aber von Übersetzungsfehlern, auf die z. B. bei der Plutarchstelle (S. 90) absurde Schlüsse aufgebaut werden; Dichter, Grammatiker, späte Schriftsteller wie Macrobius werden als gleichwertige Quellen behandelt, und der an sich berechtigte Grundsatz, daß mit absichtlichem Schweigen der antiken Quellen zu rechnen ist, maßlos übertrieben und ausgenutzt. Daß die Mykenäer keine Semiten (27, 113, 184) waren, konnte man schon 1922 wissen. Aber solcher Naivitäten sind noch viele. Besonders groß ist die Ahnungslosigkeit in archäologischen Dingen. Der Tempel der σεμναὶ θεαί in Athen (187 richtig Tempel der Eumeniden) wird S. 202 f. zum Tempel der eleusinischen Gottheiten, ein etruskischer Spiegel (120) zu einem griechischen, die aufgemalten Augen auf unzähligen sf. Gefäßen d. 6. Jahrh., deren apotropäischer Sinn längst klar ist, werden, weil sie einmal neben Dionysos vorkommen, zum Sonnensymbol (17). Man lese schließlich die abgeschmackte Interpretation des Dreifußes als der Versinnbildlichung einer bestimmten Sonnenkonstellation (38). Unnötig zu sagen, daß es die Verf. an einer eigenen umsichtigen Sammlung und kritischen Sichtung des Materials ganz hat fehlen lassen, daß ihr die neuere Forschung völlig fremd ist.

Die Verf. hat eine unüberwindliche Neigung, die Dinge auf den Kopf zu stellen und sie dann weit einleuchtender zu finden. Sie werden auch dadurch nicht neuer, daß man Nietzsches große Jugendkonzeption auf Papier abzieht, sie selbst den Leiden einer grausamen Individuation unterwirft und den historischen Boden des Christentums mit Phantasiegebilden zu durchsetzen versucht.

Mallon, Prof. Alexis, S. J.: **Toutankhamon, son tombeau, son siècle.** Conférence faite à l'Institut Biblique Pontifical. Rom: Pontificio Istituto Biblico 1924. (36 S.) gr. 8°. = Scripta Pontificii Instituti Biblici.

Capart, Jean: **The tomb of Tutankhamen.** London: George Allen & Unwin, Ltd. 1923. (93 S.) 8°. 4 sh. 6 d. Bespr. von Walther Wolf, Berlin.

Man ist einigermaßen überrascht, wenn man sieht, was alles heutzutage für wert befunden wird, gedruckt zu werden, wenn es nur Tutanchamon zum Gegenstande hat.

Weder die erstere der beiden Abhandlungen, entstanden aus einem Vortrage über das neu entdeckte Grab, noch die letztere, die Zusammenstellung einer Reihe belangloser Zeitungsaufsätze, weiß etwas zu sagen, das in irgend einer Hinsicht über die Cartersche Veröffentlichung hinausginge.

Peters, Prof. Dr. Norbert: **Der Text des Alten Testaments und seine Geschichte.** 3. Aufl. Münster i. W.: Aschendorff 1921. (72 S.) 8° = Biblische Zeitfragen Heft 6/7. Bespr. von P. Kahle, Bonn.

Diese Schrift, ursprünglich 1912 erschienen, erweist sich als eine gut orientierte und sorgfältig gearbeitete Darstellung der in Betracht kommenden Probleme. Da der Verf. manche dieser Probleme durch eigne Arbeiten wesentlich gefördert hat, sind einzelne Partien des Buches besonders erfreulich. Dazu rechne ich seine Ausführungen über „Die Aufgaben der Textkritik gegenüber der hebräischen Bibel" (Kap. IV, S. 40—54). Die bis 1912 erschienene Literatur ist gut verarbeitet, die spätere öfters nachgetragen, aber, wie mir scheint, nicht immer organisch eingearbeitet. Da es sich im wesentlichen um ein Referat über den Stand der Wissenschaft handelt, erübrigt es sich hier zu den vielen mehr oder weniger kurz erörterten Problemen Stellung zu nehmen. Ich begnüge mich damit, auf ein paar Kleinigkeiten hinzuweisen:

Bei der Aufzählung der in hebr. Bibelhss. angewandten Schriftdukten (S. 19) vermisse ich zum mindesten den jemenischen und den babylonischen. Beide sind sehr charakteristisch und für beide liegen genügend Reproduktionen von Handschriften vor. — Auch Peters hat sich noch durch Elia Levita und die ihm gefolgt sind, irreführen lassen und versetzt Ben Naftali nach Babylonien (S. 34). Ich verweise dazu auf meine Ausführungen in Masoreten des Ostens (S. XII). — Für die hebr. Bibeldrucke sollte man heute statt auf Le Long — Masch, „Bibliotheca sacra" lieber auf Ginsburgs „Introduction" oder noch besser auf „Historical Catalogue of the Printed Editions of Holy Scripture . . ." von Darlow-Moule, II, London 1911 verweisen. — Wenn es auf S. 53 heißt — nach einer Erwähnung von Kittels „Biblia Hebraica" — „Ein ganz ähnliches Unternehmen ist D. Ginsburgs größere Bibelausgabe", so ist das direkt irreführend.

In einem V. Abschnitt (S. 54—69) behandelt P. die Probleme der lateinischen Vulgata, in einem Schlußkapitel die neue von den Benediktinern in Angriff genommene kritische Ausgabe der Vulgata des Hieronymus.

Bruno, Liz. A.: Micha und der Herrscher aus der Vorzeit. Leipzig: A. Deichert 1923. (VIII, 214 S.) 8°. Gm. 5 —. Bespr. von Curt Kuhl, Schlawa, Schles.

Im ersten Teil (S. 1—106) seiner dem Gedächtnis von Herman Almkvist gewidmeten Arbeit untersucht Verf. die Rätsel, die uns in den ersten fünf Kapiteln des Michabuches entgegentreten. Entscheidend für ihr Verständnis ist nach Bruno der „Gegensatz zwischen Jerusalem und dessen Reichen einerseits und dem Volke, d. h. den Bauern und den Einwohnern der Provinz überhaupt, anderseits" (S. 4). Auf Grund einer genauen Analyse und einer ins kleinste gehenden Einzelexegese wird der Text beurteilt und bewertet, an den meisten Stellen „rekonstruiert" und neu dargeboten. Das Ergebnis dieser Detailuntersuchung, die abschnittweise erfolgt, wird übersichtlich noch einmal (S. 105 f.) herausgestellt und läßt sich dahin zusammenfassen: Micha erwartet eine neue Herrschaft in Beth-Ophra (1,10; 4,8; 5,1), in dessen Nähe ein Heiligtum Gath (1,10. 15) liegt, allem Anschein nach westlich von Jerusalem (S. 26). Dieses Beth-Ophra herrschte einst über Israel (4,8; 5,1. 3), aber diese Herrschaft ging durch einen Abfall, Treubruch, sacrilegium verloren (4,14; 5,2). Der Herrscher, ein „Richter Israels", wurde tückisch gestürzt und aus der Welt gebracht (4,14); Gath und Beth-Ophra waren Klageorte (1,10); ihr Trauerritus galt wahrscheinlich dem Richter, über den Zion die Klage anstimmen soll (4,14), und der zurückkehren wird (1,10. 15) als der erwartete Herrscher (5,1). Auf Grund einer Analogie von Cant 2,4 und den überlieferten Altarnamen Jud 6,24 Gen 33,20 Ex 17,15, die doch „Losungen der verschiedenen Heiligtümer" sind, wird aus Micha 5,3 f. herausgelesen, daß Beth-Ophra eine Fahne mit der Inskription „Jahve-šalom" besessen hat (S. 95 f.). — Fußend auf Budde, Moore und Sellin untersucht Verf. dann (S. 107—175) die Gideon-Perikope Jud 6—9. Das Ergebnis seiner Analyse ist: daß hier zwei fast vollständig erhaltene Berichte vorliegen (von Br. G und J genannt), von denen der eine von dem Manassiten Gideon und dem Königtum Abimeleks handelt, während der andere von dem Abiezriten Jerubbaal und dem tragischen Geschick seiner Familie berichtet. G hat seinen Schauplatz im Norden, J im Süden. Die Namen Gideon und Jerubbal gehen naturgemäß in dem kompilierten Text mehrfach durcheinander. — Im dritten Abschnitt (177—204) wird die These aufgestellt, daß das Ophra (Jud 6,11. 24) zur J-Quelle gehört, „und zwar als der Hauptort, um den sich das Interesse des Berichterstatters konzentriert". Dieses Ophra mit seinem Altar „Jahve-šalom" ist nach Br. identisch mit dem michanischen bzw. mit dem, welches Br. in Micha 5 gefunden zu haben glaubt. Auch findet sich Jud 6,11 in Zusammenhang damit ein „Gath", das auf Grund von Br.s Argumentation mit dem michanischen gleich ist und westlich von Jerusalem lag. — Der vierte und letzte Hauptteil bringt abschließend, worauf die ganze Untersuchung hinausläuft, die These, daß Jerubbaal aus Ophra der von Micha wieder erwartete Herrscher aus der Vorzeit ist. Ein beigegebenes Druckfehlerverzeichnis hätte mit Leichtigkeit noch wesentlich vermehrt werden können.

Nach dieser Skizzierung des Inhalts haben wir uns zu fragen: Ist es dem Verf. gelungen, seine These gut und überzeugend durchzuführen? Verf. hat mit sehr viel Fleiß und Scharfsinn ein kühnes Gebäude errichtet; aber das Fundament dieses Bauwerks ist nicht stark genug, den ganzen Bau zu tragen. Br. ist sich dessen auch wohl bewußt und verschließt sich auch im allgemeinen nicht dem durchaus Hypothetischen seiner Ausführungen. Das zeigt die vorsichtige Art, wie er fast ständig mit „vielleicht, wahrscheinlich, wenn — dann usw." operiert. Aber trotz aller Vorsicht in der Beweisführung wirken m. E. seine Schlußfolgerungen nicht überzeugend und zwingend. Man hat das Gefühl, daß in der Exegese nur zu oft der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist und den Verf. deshalb zu Urteilen bestimmt,



die durch den vorliegenden Textbestand keineswegs motiviert sind. Ich erinnere nur an die Ausführungen zu cap 5 über die „Fahne" S. 95 ff.: „man könnte lesen... man erwartet... es wäre möglich... vielleicht... vielleicht könnte... wenn... man könnte vielleicht..." und das alles innerhalb eines Abschnittes von nur 17 Zeilen! „Es mag ein Versuch gewagt werden, 5,3 zu rekonstruieren". Aber sind wir denn auch berechtigt, aus solch einem exegetischen Versuch weittragende Schlüsse zu ziehen? Ich möchte ferner hinweisen auf die wiederholten „es ergibt sich unschwer"... „läßt sich unschwer erraten" usw. und auf S. 5ff.: „Merkwürdig ist das starke Hervorheben Samariens... das Schicksal Jerusalems hätte ihm viel mehr am Herzen liegen müssen..." Wenn man z. B. den Kommentar des von mir überaus hochgeschätzten Prof. Sellins zu Hosea mit seinem Buch über Mose vergleicht, in welchem in so kurzer Frist manches vorher als Glosse glatt Abgelehnte nun doch wieder als ursprünglich gehalten wird, dann mahnt uns das deutlich zur Vorsicht und zum Maßhalten in aller textkritischen Arbeit und warnt vor zu schnellem Herumkonjizieren. Und das andere, das m. E. gesagt werden muß, ist bei Br. die Überschätzung des Versmaßes. Z. B. S. 23: „Zusatz ist sehr trivial und ganz überflüssig und stört außerdem das Metrum"... S. 58: „Rythmus (sic!) verloren gegangen"... S. 60 (und 72): „der Text ersichtlich überfüllt und der Rythmus (!) ganz verwischt".. S. 62: „gegen die Echtheit spricht nur der metrische Aufbau"... S. 68: „Metrische Erwägungen zeigen, daß in den beiden Stichen des betreffenden Doppeldreiers je ein Wort fehlt".. S. 79f.: „Sellin findet hier Mischmetren,... aber ohne Gewalt an dem Text läßt sich der Fünfer überall wiederherstellen". Wer sich mit der hebräischen Metrik abgegeben hat, weiß, daß der Zeitpunkt noch in weiter Ferne liegt, der uns berechtigen würde, vom Versbau aus und zwar vom Versbau aus in allererster Linie weittragende Schlüsse auf die ursprüngliche Textgestalt zu ziehen. Nur so viel scheint mir in diesem Punkte schon jetzt sicher zu sein, daß es nicht angeht, mit Br. zu urteilen: „Wenn nun »So sagt Jahve« zu lesen ist, bilden diese Worte den ersten Stichos. Im folgenden ist der Text überfüllt, wir brauchen nur noch drei Hebungen; diese suche ich in..., Das Dazwischenstehende streiche ich" (S. 58)! Das ist nicht mehr wissenschaftliche Arbeit, wenigstens nicht nach meiner Ansicht. Abschließend möchte ich mein Urteil dahin zusammenfassen: Da, wie Verf. selber in seinem Vorwort sagt (S. VI), „die vorgeschlagenen Konjekturen selbstverständlich nur Vermutungen" sind, kann die Beweisführung nicht überzeugen und der Beweis für die Hauptthese des Buches ist nicht erbracht. Aber trotzdem ist anzuerkennen, daß die fleißige und mühsame Arbeit doch manche gute Einzelbeobachtung und wertvolle Bemerkung gerade auf textkritischem Gebiet enthält.

Jacob, Georg: Märchen und Traum mit besonderer Berücksichtigung des Orients. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (111 S.) 8° = Beiträge z. Märchenkunde des Morgenlandes, hrsg. v. G. Jacob u. Th. Menzel I. Gm. 3.—. Bespr. von Hans Stumme, Leipzig.

Die vorliegende, in ausgezeichnet schön stilisiertem Deutsch geschriebene Abhandlung ist reich an interessanten Mitteilungen; überaus viel Neues kann hier der Orientalist für seine eigentlichen Studien aus dem Gebiete der Psychologie hinzulernen, wie umgekehrt der Psychologe reichlich viel Neues aus dem Gebiete der Orientalistik für seine Domäne. Auch den Ḳorân und Ḥadîṯ fassen mannigfache Ausführungen ins Auge und bringen neue Auffassungs- und Deutemöglichkeiten auf, — an nicht wenigen Stellen auch die Bibel und den großen Bezirk der Legenden. G. Jacob verfügt über eine kolossale Belesenheit der beiden in Betracht kommenden Literaturen und gibt in dankenswerter Weise durch sorgfältige Quellenangaben und Beifügung eines „Bibliographischen Wegweisers" (S. 97—111) dem Leser die Möglichkeit an die Hand, allenthalben zu prüfen und, wenn er es wünscht, weiterzuarbeiten; zum Letzteren möge sich namentlich mancher Psychologe verstehen, denn auf seinem Gebiete treibt noch manches auf dem Ozean der Unerklärtheit umher.

Saintyves, P.: Essais de folklore biblique. Magie, mythes et miracles dans l'Ancien et le Nouveau Testament. Paris: E. Nourry 1923. (XVI, 483 S.) gr. 8°. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Saintyves stellt in diesem Bande eine Reihe von Aufsätzen zusammen, die bereits anderswo erschienen sind. Sie behandeln folgende Themen: 1. le feu qui descend du ciel et le renouvellement du feu sacré. 2. la vierge fleurie d'Aaron ou le thème du baton sec qui reverdit. 3. l'eau qui jaillit du rocher sous le baton ou la flèche: Moise, Dionysos et Mithra. Jésus et la source d'eau vive. 4. le tour de la ville et la chute de Jéricho. 5. les origines liturgiques du miracle de l'eau changée en vin. 6. le miracle de la multiplication des pains. 7. le miracle de la marche sur les eaux; son origine et sa signification. 8. l'anneau de Polycrate et le statère dans la bouche du poisson. 9. deux thèmes de la passion et leurs significations symboliques. — Diese Aufsätze sind nicht nur neu abgedruckt, sondern haben erweiternde und erneu-

ernde Umarbeitung erfahren. Bemerkenswert ist einmal die Fülle des Stoffes, der sowohl aus dem A. und N.T., wie aus der Literatur Syriens, Ägyptens, Babyloniens, Persiens, Griechenlands, aber auch aus allen Zeiten und Ländern sonst herbeigetragen ist; und zwar, dankenswerterweise, meist in ausführlichen Zitaten, in französischer Übersetzung. Nach dem Satze: le semblable engendre le semblable, den der Verf. S. X allerdings in einem andern Zusammenhang anwendet, werden alle ihm erreichbaren Varianten zusammengetragen. Dabei gelten Jesus' Dahinschreiten über die Wasserfläche des Tiberiassees und der Durchzug Israels durchs Schilfmeer, wie der Übergang über den Jordan unter Josua und die Geschichten aus dem Leben des Elias und Elisäus Reg β 2, 8. 14 als Varianten d'un même thème traditionell parmi les Juifs. Hierbei wird zugleich, und zweifellos nicht selten mit Recht, S. VII betont, qu'il n'est pas possible de séparer la tradition évangélique de la tradition juive. Wichtiger noch als diese Stoffsammlung ist nun weiter der diese Stoffe beherrschende oder verbindende Gedanke. Vielleicht läßt sich dieser am besten durch zwei Zitate aus dem Vorwort charakterisieren: S. VIII, les traits légendaires ne sont souvent que l'interprétation d'un nom, d'une image ou d'un rite und S. XII, miracles, prophéties et symboles ne sont pas des choses éparses et sans lien, elles s'unissent, s'harmonisent, j'allais dire se fondent dans une synthèse impressionnante. Du rite magique, qui engendra le miracle et la prophétie, à la gnose, qui s'appuie encore sur les mêmes cérémonies pour enseigner la symbolique la plus raffinée, il n'y a ni hiatus, ni rupture, mais la vie, la vie sans cesse renaissante les unit puissament. Ein Ritus, des öfteren ein Fruchtbarkeitsritus, ist der Vater einer Wundererzählung. Das wird m. E. besonders instruktiv in Aufsatz 2 und 5 durchgeführt. Im letzteren Falle, bei der Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, ist der Ritus vollständig verschwunden. An seine Stelle tritt dann die symbolische Ausdeutung, die unter Umständen schon sehr alt sein kann. Ich will das Überzeugende in der mit großem Geschick und Scharfsinn dargebotenen Beweisführung keinen Augenblick bestreiten, am allerwenigsten aus irgend welcher dogmatischen Befangenheit. Sind aber beispielsweise nicht die „Wunder"-erzählungen, welche sich um die historische Tatsache des Überganges israelitischer Stämme über den Jordan unter Josua gerankt haben, doch vielleicht ganz anders zu erklären, als mit Hilfe dieses Systems, in welches sie hier gepreßt werden?

Windfuhr, Walter: Baba meßia. („Mittlere Pforte" des Civilrechts.) Text, Übersetzung und Erklärung. Nebst einem textkrit. Anhang. Gießen: A. Töpelmann 1923. (VI, 122 S.) gr. 8°. Die Mischna, Text, Übersetzung u. ausf. Erklärung. IV, 2. Bespr. von Joachim Jeremias, Riga.

Bei dem gesteigerten Interesse für die rabbinische Literatur, das namentlich die theologische Forschung der letzten Jahrzehnte an den Tag legt, ist es zu begrüßen, daß die Mischna-Ausgabe von Beer-Holtzmann ihren Fortgang nimmt. Der vorliegende Traktat behandelt civilrechtliche Fragen (Fundrecht, Verwahrung und Hinterlegung, Handelsrecht, Mieterecht, Pachtrecht, Lohnzahlung, Pfändung, Miteigentum); er ist aber nicht nur als juristisches, sondern auch als kultur- und religionsgeschichtliches Dokument zu werten.

Die vorliegende gründliche Bearbeitung ist eingeleitet durch eine gut orientierende Inhaltsangabe und zeichnet sich durch philologische Zuverlässigkeit der Übersetzung aus. Die Übertragung der rabbinischen juristischen Begriffe in unseren Sprachgebrauch ist im Text wie in den vom Verf. beigegebenen Überschriften gut geglückt. Ebenso ist die klare, jedes Hervortreten der subjektiven Einstellung des Verf. meidende Erläuterung zu rühmen; die teilweise sehr verwickelten juristischen Gedankengänge werden scharf und treffend erklärt, oft mit einem einzigen knappen Satze, wobei man merkt, daß dem Verf. orientalische Sitte vertraut ist. Sicher mit Absicht hat sich Windfuhr in seiner Erklärung fast ganz auf die Heranziehung des rabbinischen Rechtes beschränkt; trotzdem muß gefragt werden, ob die Berücksichtigung altorientalischen und heute im Orient geltenden Rechtes nicht manches für die Erläuterung ausgetragen hätte. Vereinzelt ist zu verbessern; so werden z. B. IV, 8 fünf Arten von Abgaben an die Priester erwähnt und dabei terumath-maʿaser vom Verf. mit „erster Zehnt" (Leviten-Zehnt) erklärt, während es sich tatsächlich um das von dem ersten Zehnt seitens der Leviten für die Priester abzusondernde Zehntel (ca. 1% der Ernte) handelt (Num. 18, 25 f.); auch die unmittelbar vorher genannte teruma ist anders, nämlich als sog. „große Hebe", zu fassen. Die Transkription ist nicht immer einheitlich (z. B. Se'a VIII, 5 neben Seah VI, 5; Elʿazar VII, 5 neben Eliezer VI, 8 und meßia im Titel; Lethekh VI, 5 neben Ketubot (sic!) I, 5 und Qab VI, 5). Wünschenswert wäre, daß sich die Herausgeber entschlössen, den jetzt am Ende jedes Heftes zusammengefaßten textkritischen Apparat dem jeweiligen Text (u. U. in kleinerem Druck) beizufügen.

Es ist zu erwarten, daß auch diese treffliche Arbeit W.s die gleiche freundliche Aufnahme wie seine früheren Mischna-Arbeiten finden wird.



Lietzmann, Prof. D. Hans: **An die Korinther I u. II,** erklärt. 2., neubearb. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (II, 160 S.) Gm. 4.—; geb. 5.—.

Ders.: An die Galater, erklärt. 2., neubearb. Aufl. Ebd. 1923. (II, 42 S.) gr. 8° = Handbuch zum N. T. Gm. 1.10; geb. 2.10. Bespr. von A. Pott, Königsberg i. Pr.

Der Kommentar gibt eine genaue und doch flüssige Übersetzung und kurze Erklärung ohne Polemik; er zeichnet sich dadurch aus, daß Inschriften und Papyri, spätjüdische und hellenistische Schriftsteller und das lexikalische Material ergiebig herangezogen sind. In die erste Auflage von 1907, 09, 10 ist das Wesentliche aus der inzwischen erschienenen Literatur sorgfältig hineingearbeitet. Es ist ein dankenswerter Fortschritt, daß die textkritischen Varianten nunmehr regelmäßig beachtet sind. Leichte Glättungen finden sich in der Übersetzung, vereinzelt Abänderungen in der Exegese, am wenigsten in Galater; neu ist ein Exkurs zu I K. 13,13 und eine Beilage über das Weltgericht nach IV Esra 7,17—44 zu II Kor. Von Einzelheiten sei nur bemerkt, daß ὑποστασις nicht „Zuversicht oft im hellenistischen Griechisch" ist, wie ich für die dort angegebenen und für viele andere Stellen in „Das Hoffen im Neuen Testament" (1915) nachgewiesen habe.

Laue, W. H.: **Babylonian Problems.** With an introduction by Professor S. Langdon. With maps and illustrations. London: John Murray 1923. (XXVI, 350 S.) gr. 8°. Bespr. von B. Moritz, Berlin.

Der Verfasser, der während des Krieges 2½ Jahre in höherer militärischer Stellung in Mesopotamien tätig gewesen ist, hat sich, obwohl kein Fachmann, für die Probleme der alten Hydrographie und Topographie interessiert, von denen er in dem vorliegenden Buche fünf behandelt: 1. die Lage der Stadt Opis 1—59. Er sucht resp. findet sie nach dem Vorgange von Comm. J. F. Jones in der Hügelgruppe Manğûr oder ʿAbir etwa 68 km nördlich von Bagdad. Ich werde an einem andern Ort ausführlich nachweisen, weshalb diese Identifizierung nicht angängig ist. Upē-Opis kann vielmehr, wie schon H. Winkler gesehen hat, nur in der Nähe des späteren Seleukia gelegen haben. Entscheidend dafür ist die Angabe bei Strabo XVI, 1, 9 — Arrian VII 7, 6 wonach die Schiffahrt auf dem Tigris „bis nach Opis und dem jetzigen Seleukia heraufgeht". „Das Dorf Opis ist der Handelsplatz dieses Bezirkes", also nicht eines, dessen Hauptort 100 km weiter oberhalb davon gelegen haben würde. Ferner: Die Befestigungsanlagen Nebukadnezars für Babil erstreckten sich von Opis nach Sippar, also von Tigris zum Euphrat, natürlich um die Hauptstadt gegen Angriffe von N und NO zu schützen. Sie hatten eine Ausdehnung von 5 Bêru (Parasaggen) = 27½ km, und das ist genau die Entfernung von Sippar nach Seleukia. Welchen Zweck hätte auch eine von S nach N gerichtete Befestigungsanlage, also mit der Front nach W, gehabt? Ewig schade, daß in der Naboned-Chronik das Datum der großen Schlacht von Opis zwischen Cyrus und Naboned nicht auf den Tag genau angegeben ist, sondern nur das des Einzugs der Perser in Sippar; es würde eine weitere Bestätigung unserer Ansetzung von Opis geben. Mit dieser Anlage hat die Medische Mauer Xenophons nichts zu tun. Leider ist sie noch immer nicht in ihrer ganzen Länge bekannt, sondern nur das an den Tigris reichende Stück. Dieses hat eine SW-Richtung, beweist also, daß die Anlage zum Euphrat hinüberging, den sie in der Gegend des späteren Pirisapur muß erreicht haben. Diese Anlage mit ihrer Front nach N resp. NW war also gegen einen von Ober-Mesopotamien kommenden Feind gerichtet. Das verwickelte Kanalsystem des Tigris südlich von Samarra hat der Verf. mit ersichtlicher Gründlichkeit studiert, ohne freilich schon alle Fragen zu lösen. Den Isḥâḳi resp. Ğali-Kanal (33, 73) hält der Verf. zweifelsohne mit Recht für ein vorarabisches Werk. Der Kanal ist von Isḥâḳ nur gereinigt und wiederhergestellt worden. Daß er zum Euphrat gegangen sein muß, lehrt die Nachricht bei Ṭabari III 1600, daß im J. 251 ff. = 865 Chr. der Khalife Muʿtazz den türkischen General Abu Naṣr b. Bogha von Samarra „ʿala ṭarîḳ al Isḥâḳi" nach Ambâr gesandt habe, rund 100 km, wo dieser nach 24 stünd. Marsche ankam.

Im zweiten Teil (60—89) behandelt der Verf. einige topographische Fragen des alten Mesopotamiens, wobei er als Nicht-Philologe mit den Namen wenig glimpflich umgeht. So stellt er (61) Messene, die Landschaft am unteren Tigris mit der Stadt Maskin oberhalb Bagdad gleich; Ḥarbā soll Abkürzung von Apa [mea] sein; Sittace von [Sit] Tazi, Tell Dhahab = Dabithae, ein andermal (109) sogar Dhabab = Zâhab = Sabora = Pirisabora. Über die Folgerungen, die er aus solchen Entdeckungen zieht, brauche ich mich nicht auszulassen. Aus Narraga, bekanntlich einer Entstellung von Naar Malcha, macht er (84) einen Nahr Aragu, aus Aroga, einer weiteren Entstellung, einen Nahr-Aroga; so gewinnt er zwei neue Kanäle, die vom See von Akarkuf nach Sippar bzw. von dort nach Babylon fließen.

Der dritte Teil (90—104) behandelt den Zug Cyrus d. J. und Xenophons in Babylonien. Den Schlachtort Cunaxa verlegt er nach dem heutigen Tell Akkar Kanîse, 8 km östl. vom

Euphrat. Zwar heißt es Anab. I 8, daß der rechte Flügel der Griechen unter Klearch sich an den Euphrat gelehnt habe, aber die Front des 100000 M. starken Heeres muß natürlich mehrere Kilometer lang gewesen sein, und so dürfte die Lokalisierung stimmen. Weniger freilich die übrigen Ansetzungen, da der Verf. zu sehr geneigt ist, die häufig unklaren und bisweilen direkt falschen Angaben Xenophons wörtlich zu nehmen.

Im vierten Teil (105—134) bespricht er die Invasion des Kaisers Julian ao. 363, den auch er Apostata nennt (105) obwohl der Kaiser bekanntlich nie Christ gewesen ist. Hier hat sich der Verf. die Sache leicht gemacht, indem er sich ausschließlich an Ammianus als einzigen Berichterstatter hält. Zosimus scheint er nicht zu kennen, ebensowenig Libanius, dem wir u. a. die Nachricht verdanken, daß der Kaiser von der Hand eines Arabers im römischen Heere die Todeswunde erhielt. Der Verf. scheint noch immer zu glauben, er sei ein Christ gewesen; in diesem Falle wäre der Christenfeind Libanius der letzte gewesen, es zu verschweigen. Die Darstellung des Verfassers ist also ganz einseitig, und obwohl er eingehende topographische Studien an Ort und Stelle — im Auto? (VIII) — gemacht hat, so ist seine Lokalisierung des Marsches Julians östlich vom Tigris nicht überzeugend, auch nicht seine Verlegung der letzten Schlacht in die Gegend von Kifri. Weshalb er sie zu den entscheidenden Schlachten der Welt rechnet (134), ist ganz unerfindlich, denn hier wurde weder über das Schicksal des römischen noch das des persischen Reiches entschieden.

Der fünfte Abschnitt über das Verteidigungssystem von Babylon (135—170) scheint mir der am besten gelungene Teil des Buches zu sein. Auf diesem Gebiete ist der Verf. Fachmann und hat für seine Studien an Ort und Stelle einen sechsmonatigen Aufenthalt zur Verfügung gehabt. Vor allem aber war ihm durch die deutschen Ausgrabungen die wissenschaftliche Grundlage für die Bearbeitung dieses Themas geschaffen worden.

Die zweite Hälfte dieses Buches bringt in 20 Anhängen die literarischen Belege aus den Quellen. Bei dem Studium des Buches darf man sich an der bisweilen eigenartigen Arbeitsmethode des Verf. nicht stoßen, z. B. wenn er zur Entscheidung archäologischer Fragen Sir William Willcocks vorführt. Der berühmte Ingenieur glaubt (322), daß der Fachgenosse, der den Tigris bei Samarra abgedämmt und den Nahrawan-Kanal angelegt hat, kein anderer als Nimrod selbst gewesen sei; wir freilich wissen von diesem nur, daß er ein großer Jäger vor dem Herrn war.

Im übrigen enthält das Buch eine Fülle dankenswerter und manche grade für uns Deutsche interessante Mitteilungen, z. B. (35) die Klage über einen Akt von Vandalismus, der von englischen Soldaten an Altertümern begangen wurde, ein Thema, zu dem der Referent aus eigener Erfahrung beisteuern könnte, ferner (XI) wie nach dem Kriege mit den Antikenfunden in Babylon umgegangen worden ist, obwohl damals schon eine Art Antikenverwaltung unter englischer Leitung in Bagdad bestand.

Ich zweifle nicht, daß es dem Verf. bei weiterem Aufenthalt im Lande und eingehenderem Studium der Literatur gelingen wird, die Lösung weiterer Probleme zu fördern.

Contenau, G.: La Glyptique Syro-Hittite. Paris: Paul Genthner 1922. (XII, 217 S. u. 48 Taf. Abb.) gr. 8° = Bibliothèque archéologique et historique tome II. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Es ist erfreulich, daß die Arbeiten über die syrisch-hethitische Glyptik sich mehren. Weber gibt in seinen „Siegelbildern" eine Reihe hethitischer Cylinder mitsamt einer Datierung, wofür die Begründung aber leider noch aussteht, Hogarth versucht in seinen „Hittite Seals" eine chronologische und stilistische Aufstellung; da es jedoch eine Publikation der Siegel des Ashmolean Museum in Oxford ist, umfaßt sie nicht die ganze Glyptik. Das Buch von Contenau ist daher zu begrüßen. Sein Schwergewicht und seine Stärke liegt auf ikonographischem Gebiet und in der Aufdeckung der Beziehungen zu den Nachbarkulturen; vor allem ist seine Beachtung der Übereinstimmungen mit dem Kulturkreis des ägäischen Meeres förderlich. Schwach ist dagegen seine Behandlung der stilistischen und chronologischen Fragen. Wie problematisch die Chronologie noch ist, geht z. B. daraus hervor, daß derselbe Cylinder von Weber (Nr. 545) um 3000, von Hogarth (Abb. 81) weit ins 2. Jahrtausend datiert wird. Die Untersuchung des Stils ist aber m. E. der einzige Weg, um zu einer relativen Chronologie zu kommen. Nur aus einer Unterschätzung dieses stilistischen Moments kann ich mir die Art der Abbildungen in C.s Buch erklären, die Umrißzeichnungen in der Manier von Ward und daher zur Stilbestimmung gänzlich unzulänglich sind. Wie Weber es tut, sollten Zeichnungen nur ausnahmsweise an Stelle von Photographien verwandt werden. Ja, es sind sogar Webers Zeichnungen verändert; die Linien sind zitteriger und unzusammenhängender; vielleicht sollte damit die Reliefmodellierung genauer wiedergegeben werden; erreicht werden kann dies mit einer Umrißzeichnung aber doch nicht, und es ist daher nur eine Verschlechterung festzustellen;



bei Abb. 40 = Weber 30 kommen z. B. die kleinen eingestreuten Köpfe nicht deutlich heraus und die Innenzeichnung der Sonnenscheibe ist ungenau.

Gut ist die Bibliographie und der Index. Ein 1. Abschnitt: Constitution d'un groupe de glyptique s.-h. umfaßt Vorbemerkungen: Vorhandensein einer selbständigen hethitischen Kunst, die aber nur die Entwicklungsphase einer allgemeineren Kunst ist, die aus den gleichberechtigten Zweigen der sumerischen, babylonischen, assyrischen und eben hethitischen Kunst besteht. Zwei Siegelformen: Cylinder- und Drucksiegel (cachet). Publikationen. Rechtfertigung der angenommenen Bezeichnung „syro-hethitisch". C. sieht in den Syro-Hethitern eine Mischung verschiedenartiger Völker, der ein überragendes Element eine Einheit erwirkt habe; der Schwerpunkt der hethitischen Macht habe in Kappadokien gelegen: die s.-h. Glyptik sei im Ganzen eine Einheit, aber mit zahlreichen Divergenzen im Detail. Die Abgrenzungen gegen die Nachbarkulturen in Syrien und Babylonien sei zuweilen schwierig. Den Schluß des Abschnittes machen kurze historische Notizen. C. verteidigt dabei seine frühere Lesung „Burushhatim" in einem Wort auf einer kappadokischen Tafel, da „tim" vom Schreiber ausgelassen sei.

Der 2. Hauptabschnitt zählt die „caractères propres" auf. Ausführlich wird die Kleidung behandelt. Mit Recht betont C. den Unterschied vom mesopotamischen Gewand und bezeichnet es als ein Gewand des Nordens und Westens. Er unterscheidet zunächst Schurz (pagne) und Hemd (tunique), vergleicht den Schurz mit dem schottischen „kilt" und bemerkt richtig, daß der wagerecht gestreifte Schurz öfter nur der untere Teil des Hemdes zu sein scheint. Dann spricht er plötzlich noch von einem dritten Stück, einer Badehose (caleçon), wobei aber die angeführten Beispiele nur den gestreiften Schurz zeigen. An das Vorhandensein einer solchen Badehose bei den Hethitern glaube ich nicht, ebensowenig an die von C. behaupteten Beispiele bei den Kretern. Der „Trichterträger" aus Knossos hat einen über den Beinen abgerundeten und mit langer Spitze versehenen Schurz. Solchen Zuschnitt zeigen auch die Schurze auf dem Relief von Fraktin; er mag C. zur Annahme einer Badehose verführt haben. Es bleibt m. E. bei dem Schurz, den man am Torgott von Boghazköj sieht, und dem bis zum Oberschenkel reichenden Hemd, dessen Unterteil in der Tat die Form der wohl älteren Schurztracht angenommen hat. Das Hemd wird, wie C. richtig hervorhebt, auch von den Figuren auf den Fresken von Tiryns und Mykenai getragen. Dagegen kann ich in den Ringeln auf der Brust des Torgottes von Boghaz-köj nicht das feine Gewebe eines „justaucorps" sehen, sondern nur Behaarung. Auch Anubanini hat den Oberkörper unbedeckt, wie die neuste Aufnahme von Herzfeld (Am Tor von Asien 2 ff.) beweist; ebensowenig ist die Form seines Schurzes die hethitische, wie auch die Figur der moabitischen Stele im Louvre nicht die hethitische, sondern ägyptische Form trägt. Recht hat C. hinwiederum in bezug auf die Ähnlichkeit des breiten hethitischen Gürtels mit dem ägäischen.

Beim Mantel wird die Verschiedenheit vom mesopotamischen hervorgehoben und der vom Gott Amurru getragene, der dem hethitischen gleicht, nur kürzer ist, mit Recht aus der Herkunft des Gottes aus dem Westen erklärt. Es folgen das Frauengewand mit „robe unie" und „robe à volants", welch letztere ursprünglich ein Schaffell gewesen sei und sich von Mesopotamien bis nach Kreta verbreitet hat; Kopfbedeckungen: die zylindrische Tiara für Frauen, für Männer der mesopotamische Turban, der aber abgewandelt wird, der Helm und die Tiara mit Hörnern. Spezifisch hethitisch ist der Zopf, der Schuh mit aufgebogener Spitze, der sich übrigens auch auf einigen mesopotamischen Cylindern des 29. u. 28. Jahrh. bei Gilgamesch findet und auf dem Cylinder des Kalki (Meißner, Plastik Abb. 46); Gamaschen hat die Figur aber sicher nicht, wie C. meint; man erkennt es deutlich, wenn man nicht Zeichnungen, sondern Photographien benutzt.

Von Waffen zählt er auf: Keule, Lanze, Bogen, Blitz, wofür er die gebogene Waffe des Gottes z. B. Weber 454 erklärt, Speer, „Lituus", Schwert, Schild, dessen 8-Form an griechische Schilde erinnert. Auch die hohe Lehne beim Thron hat ihre Parallelen in der Ägäis.

Mit kurzen Strichen wird dann ein Entwicklungsgang der Religion zu zeichnen versucht. Im Anfang Verehrung von Naturkräften, Bergen, Flüssen; die Throne auf Bergen werden angeführt und an die kretischen Votivthrone erinnert. Dann allmähliche Herausbildung der vollen menschlichen Gestalt aus der Tiergestalt: elamische Siegel zeigen Tiere, die sich jedoch menschlich benehmen, dann Halbbildungen wie Schlange mit Menschenkopf (Ward Abb. 362) und weiter Mensch, dem Schlangen aus den Schultern wachsen, schließlich Tier als Attribut des Gottes, auf dem er steht wie auf dem Berg, von denen er sich in gleicher Weise emanzipiert hat, oder die er besiegt. Jedoch können die Attribute auch symbolisch statt der Götter dargestellt werden; daher müssen die über die Cylinder verstreuten Symbole als Götterattribute oder öfter als die Götter selbst genommen werden.

Von Gottheiten werden näher besprochen „la déesse mère“; die Basis, auf der sie zuweilen steht, wird als Verquickung von Basis und Bergdarstellung angesprochen; Parallelen mit der Ägäis werden aufgezeigt; es hätte nichts geschadet, wenn dazu der Aufsatz von Prinz (Athen. Mitt. 1910) zitiert wäre; überhaupt vermisse ich Zitate von Spezialuntersuchungen über den ägäischen Kreis. Der Stier sei nicht Attribut der weiblichen Gottheit, sondern des Teschub. Das männliche Prinzip spalte sich in Teschub-Adad und Sandon-Amurru. Ersterer werde mit kurzem Gewand, Zopf, halbkugeliger Kopfbedeckung mit Spitze dargestellt und habe als Attribute öfter den Stier und Berge, auf denen er steht; er sei der Gott der Berge und Gewitter. In dem Typus mit Mantel, hoher Tiara und Keule sei Sandon-Amurru zu erkennen, der auch in Jazylykaja der der Göttin folgende Gott, nicht der gegenüberstehende sei.

Dann geht C. zur Besprechung der historischen Entwicklung über. Gut ist die Gegenüberstellung der Entwicklung der mesopotamischen Glyptik, die von figurenreichen und komplizierten Bildern zu ganz einfachen übergeht, und der hethitischen, die Vielfigurigkeit mit ihrem Durcheinander immer bewahrt. Eine Zwischengruppe zwischen mesopotamischer und hethitischer Glyptik bildet eine Reihe von Cylindern, die von der Dynastie von Ur bis zu Hammurapi reichen und die Gottheiten Amurru, Schala und die nackte Göttin zeigen.

Im Gegensatz zu Weber, der schon dem 4. Jahrtausend Cylinder zuschreibt, setzt C. die erste Periode 2400—1500 an, indem er für das Älteste die kappadokischen Tontafeln erklärt, die einzeln aufgeführt und ausführlich beschrieben werden; angeschlossen werden die Tafeln aus der Zeit Samsu-Ilunas, die teils babylonische, teils syro-hethitische Siegel zeigen. Ein Schlußabschnitt verteidigt gegen Hogarth die Aufnahme der kappadokischen Tafeln unter die syr.-heth. Monumente; neben Entlehnungen wie der Einführungsszene aus der babylonischen Kunst stehen einheimische Motive wie das der Göttin auf dem Wagen, der Stier-Altar, die Schlange, das Tier als Fußschemel für die Gottheit, kleine Menschen in Gruppen, denn, wenn auch z. B. der Stier- und Schlangenkult in ganz Vorderasien und der Ägäis verbreitet gewesen ist, so ist die Darstellung doch spezifisch ausgeprägt. Man wird ihm beistimmen und seine Bemerkung noch unterstreichen, daß möglicherweise die Tafeln vom Kül-tepe kein genaues Bild von der gleichzeitigen hethitischen Glyptik bieten, sondern in dieser der babylonische Einfluß geringer sein könnte als gerade in jener semitischen Kolonie.

Der gleichzeitigen nichtsemitischen Bevölkerung schreibt er eine größere Anzahl von Rundsiegeln zu, die in der Hauptsache die Form einer Scheibe mit konischem sich an der Spitze verdickendem Griff haben. Die Darstellungen erklärt er für denen der Tontafeln ähnlich, was ich nicht finden kann; nur die durcheinander gesetzten Tiere eines der von Ed. Meyer veröffentlichten Siegel vom Kül-tepe, die er gleichfalls in diese Periode setzt, finden ihre Parallele auf einer Tafel des Louvre; ihren von den übrigen abweichenden Charakter analysiert er gut. Unter den Bildern spielt der Doppeladler eine Hauptrolle. Richtig bringt er die Spirale mit dem Westen in Verbindung; ich bezweifle aber, daß sie ein Mittel zur Datierung abgibt, da sie lange Zeit herrschend ist; auch die Form eines Dolches auf einer Tontafel mit einer Dolchform in Troja II in Verbindung zu bringen, halte ich für gewagt.

Überhaupt ist, wie gesagt, die Chronologie die schwache Seite des Buches. Nur selten wird in den doch reichlich langen Perioden eine Unterteilung gemacht und wenn es geschieht, fragt man gewöhnlich nach dem Grunde. Warum setzt z. B. die zweite Periode um 1550 ein? Die von Hogarth aufgestellte Formentwicklung der Stempelsiegelform gibt so ziemlich allein einen Rückhalt; doch schwebt auch sie m. E. in der Luft. Bezeichnend ist, daß C. den Abschnitt über die zweite Periode wieder nicht chronologisch und stilistisch behandelt, sondern ikonographisch, und nach einer Übersicht über die Typen die fremden Einflüsse zum Einteilungsprinzip nimmt.

Die Bilder werden als eine Weiterentwicklung der der ersten Periode angesprochen. Der dieu-fils ist das Äquivalent des Amurru; sein Attribut ist die Axt; neben der Axt mit einer Schneide kommt die Doppelaxt von der Ägäis her in Gebrauch. Dann der dieu-père; doch seien die Unterschiede jetzt so gering, daß häufig eine Vermischung einträte. Die große Göttin: einmal nackt, wobei die Umrahmung mit Flügeln mit den Himmelstürmen des Sonnengottes in Verbindung zu bringen sei, da die Flügel auch Strahlen bedeuten oder mit ihnen verschmolzen sein könnten; weiter bekleidet, aus Symmetrie zuweilen verdoppelt. Andere Motive: Reihe von kleinen Figuren, die sich schon in der ersten Periode finden; zuweilen haben sie ein Tierfell auf dem Kopf und sehen wie von der Gottheit geführte Gefangene aus; sie seien deshalb als von der Gottheit bezwungene Naturdämonen anzusehen, analog dem Gefolge des Dionysos. Die Kommunionsszene sei als Gottheit und Adorant zu deuten. Diese Erklärung wäre religionsgeschichtlich sehr wich-

tig, wenn sie sicher wäre; mir scheint aber die Deutung als zweier sich gleichgestellter Personen, Gottheiten oder Sterblicher, vorzuziehen. Für das „Totengericht" auf einigen Cylindern (Ward S. 280) schlägt C. die Erklärung als Gericht vor, bei dem der Gott dem durch Krankheit geschlagenen Schuldigen Verzeihung gewährt, weil auf dem Bostoner Exemplar eine gleiche Szene wie auf den Labartureliefs dargestellt ist. Das Durcheinander von Tieren wird auf die elamische Kunst zurückgeführt, ebenso Kompositionsprinzipien wie die Reihung und die antithetische Gruppe.

Von den Stempelsiegeln werden vor allem die in Hammerform und mit Hieroglyphen in diese Periode gesetzt.

Der ägyptische Einfluß wird richtig dahin bestimmt, daß neue dekorative Motive übernommen und einheimische auf ägyptische Art behandelt werden; ägyptische Kleidung, Götter, Symbole werden dargestellt; neben dem Henkelkreuz tritt eine Form mit Schleife auf, die in der Ägäis ihre Parallele findet. Als Zeit wird die Mitte des 2. Jahrtausends angesetzt, weil auf die Vertreibung der Hyksos durch Thutmose III die Eroberung Syriens erfolgt sei; das ist reichlich unsicher. Gleich darauf wird ägyptischer Einfluß in Palästina schon auf einer Reihe in Gezer hergestellter sog. „Hyksosskarabäen" während der Hyksoszeit festgestellt. Über die Berechtigung, diese Skarabäen in das Buch aufzunehmen, kann man streiten; daß sie unter starkem ägyptischen Einfluß stehen und z. T. spät zu datieren sind, wird richtig bemerkt; es wird hethitischer Einfluß auf die Form festgestellt, indem der Skaraboïdtypus mit dem hethitischen Rundsiegel mit konvexer Fläche und Durchbohrung verschmilzt.

Der nächste Abschnitt ist insofern dankenswert, als er die Übereinstimmung mit ägäischen Motiven aufzeigt; den Ergebnissen kann ich aber nicht beistimmen. C. behauptet einen frühen sumerisch-elamischen Einfluß auf die Ägäis und dann einen Rückstoß der ägäischen Kunst. Sicher m. E. besteht ein Zusammenhang zwischen der hethitischen und ägäischen Spirale. Das Flechtband dagegen kommt erst spätmykenisch und ganz vereinzelt vor, während es sich schon auf hethitischen Siegeln der ersten Periode findet, so daß der Weg von Osten nach Westen gegangen ist. Ein Hakenband der Kamareszeit ist kein richtiges Flechtband. Auch der Wagen stammt in der Ägäis aus dem Osten, wie v. Mercklin gezeigt hat. Es wäre besser, gegenteilige Ansichten zu zitieren und zu widerlegen, als einfach Behauptungen aufzustellen. Griechenland ist durch und durch gebirgig, so daß der Wagen hier nur importiert sein kann. Auch Sphinx und Greif möchte ich mit Prinz vom Osten herkommen lassen, ebenso Mischwesen, für die von jeher der Orient eine Vorliebe hatte. Bei dem Adler, der Taube, dem Stier, dem heiligen Baum besteht sicher ein Zusammenhang, aber ich sehe keinen Grund, von der bisher herrschenden Ansicht, daß ethnische Verwandtschaft infolge von Besiedelung der Ägäis durch Kleinasiaten vorläge, abzugehen und die Richtung des Einflusses umzukehren. Der heilige Baum ist noch dazu in der kretischen Kunst ganz naturalistisch, nicht wie hethitisch stilisiert gebildet. Eine sicher kretische Schöpfung ist der „fliegende Galopp", aber das glänzende, unter unbestreitbarem kretischen Einfluß stehende heth. Beispiel Hogarth 185 führt C. sonderbarerweise nicht an und die von ihm zitierten stellen das Motiv gar nicht dar; denn wenn Tiere als Jagdbeute an den Hinterbeinen senkrecht gehalten werden, so daß auch die Vorderbeine senkrecht hängen, so sind sie doch nicht im Galopp gegeben.

Ebensowenig kann ich der Behandlung der kyprischen Cylinder zustimmen. Ein Import kyprischer Waren nach Syrien hat sicher stattgefunden, wenn aber hier und auf Kypros gleiche Motive auftauchen, so halte ich Kypros für den nehmenden Teil. Das gilt auch für den heiligen Baum, dessen spätere in der assyrischen Kunst übliche stilisierte Form C. hier entstanden sein läßt. Daß die Verbindung mit der Spirale hier erfolgt wäre, ist zwar eine mögliche Hypothese, aber keine unumgängliche, da die hethitische Glyptik zur Genüge die Bekanntschaft mit der Spirale zeigt, und müßte bewiesen werden. Die beiden Cylinder Murray, Cyprus Nr. 606 und 607 möchte C. für älter halten als das Grab, in dem sie gefunden sind, ohne Gründe anzugeben und zu haben.

Nützlich ist der nächste Abschnitt über die Glyptik aus Kerkuk und Assur, deren stark hethitischer Charakter gebührend hervorgehoben wird. Über die abweichende Datierung von Weber Nr. 268a (um 2000), wird wieder mit Stillschweigen weggegangen; C. datiert die Abdrucke aus Kerkuk von 1400 an. Angeschlossen werden die verwandten Siegel aus Gezer.

Naturgemäß kurz ist der Abschnitt über die dritte Periode (11.—6. Jahrh.), die den Ausgang der s.-h. Glyptik bildet.

Der Schlußabschnitt bringt zunächst eine Auseinandersetzung mit Hogarth, dessen Datierung durchgehends niedriger, m. E. in der Tat zu niedrig sind. Vor allem setzt C. die Siegel der beiden ersten Perioden von H. älter an und betont ihre Verwandtschaft mit sumerischen und elamischen Siegeln so stark, daß er von dem Vorhandensein einer den Sumerern ethnisch

verwandten Bevölkerung, die man noch nicht als Hethiter bezeichnen könne, spricht. Nur die Siegelform des „gable“ sei einheimisch. Diese sei entweder wie die übrigen in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends zu setzen, oder, wenn in die zweite Hälfte, als nicht kappadokisch zu bezeichnen, da hier andere Formen herrschten. Hierzu verweise ich auf die eben erschienene ausgezeichnete Arbeit von H. Frankfort „Studies in the Earliest Pottery of the Near East I“, der in der Keramik von Susa II gerade westlichen Einfluß erkennen möchte und überhaupt mit besonnener Kritik die Unterschiede der verschiedenen vorderasiatischen Kulturkreise herausarbeitet. Eine solche Kritik ist auch an C.s Schlußsätzen vonnöten, die die „dispersion des formules de l'art sumérien“ von Susa bis in die Ägäis auf Grund ethnischer Verwandtschaft behaupten.

Hurgronje, C. Snouck: **Verspreide Geschriften**, Deel III: Geschriften betreffende Arabie en Turkije. Bonn: Kurt Schroeder 1923. (375 S.) gr. 8°. Gm. 10.—; geb. 12.—. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Vom Eingangsartikel (s. unten) abgesehen, bringen die ersten der 21 Aufsätze dieses Bandes (vgl. OLZ 1924 Sp. 280 ff.) eine Art von Ergänzungen zu des Verfassers „Mekka“, so eine Beschreibung des Zemzem-Brunnens und seines Wassers, Bemerkungen zur Topographie des sich ständig erhöhenden Tales und eine Zurückweisung von Phantasien über den Heiligen Stein. Der Nr. 31 „Ethnographisches aus Mekka“ mußte freilich jene Anschaulichkeit genommen werden, welche ihr im Internat. Archiv für Ethnographie I (1888) die farbigen Abbildungen des beschriebenen Hausgeräts verliehen. Die eifrige Suche bei den mekkanischen Geschichtenschreibern nach dem Beginn der Pilgerfahrten aus den verschiedenen Ländern und der persönlichen Beziehungen der Neumuhammedaner zu Mekka brachte wenigstens, in Nr. 32, den Bericht über eine Gesandtschaft, welche der Großscherif Barakāt an den Großmogul Aurengzāb schickte, die in Indien aber vergeblich antichambrierte und i. J. 1683 zur Königin von Atjeh kam. Wichtigster Beitrag für Mekka ist Nr. 30, das Bild der Persönlichkeit des Saijid Aḥmed b. Zēnī Daḥlān, des Rektors der Universität, deren Einrichtung nebenher erklärt wird. Gemalt ist das Bild nach den Eindrücken aus persönlichem Verkehr und aus den Schriften des Rektors: sein sympathisches Wesen trotz mancher menschlichen Schwächen und Gelehrtenschrullen; seine traditionelle Gebundenheit in der Fachwissenschaft; seine Stellung zu den Orden; seine vorsichtige, durch das Amt des Mufti der Schāfi'iten ihm auferlegte Zurückhaltung, z. B. im diplomatischen Urteil über den etwaigen Mahdi-Charakter des Sudanhelden; aus seinem Weltgeschichtsbuch „al-futūḥāt...“ deutet Sn. H. u. a. an, wie sich die europäische Welt in den Gedanken eines gebildeten Moslems widerspiegelt; seiner „chulāṣat al-kalām fī bajān umarā' al-balad al-ḥarām“ entnimmt er anschauliche Beiträge zur Geschichte des Großscherifates. Dies beschäftigt Sn. H. auch sonst häufiger. In Nr. 44 deckt er die geographischen Vorbedingungen auf, die der Stifter Qatāda durch eine „Politik der splendid isolation“ zum Erwerb der Selbständigkeit ausnutzte; zugleich geht er hier und in Nr. 42 der Geschichte dieser Herrschaft bis in die jüngste Gegenwart nach.

Verhältnisse des von der Forschung stark vernachlässigten Ḥadramōt führt Nr. 36 vor Augen an dem Beispiel der „rifgeh“ (رفقة): ein Landesgroßer hindert mit seinem Anhang durch Gewalt einen feindlichen Großen und die Seinen an der Benutzung des der letzteren Partei eigenen Ackers, Baumes, Hauses usw., eine Fehde, die sich auch zu einem mit irdischen Mitteln erzwungenen religiösen Interdikt, z. B. durch Besetzung einer Moschee, auswachsen kann. Die geistlichen Verhältnisse der Landschaft hatte er schon in Nr. 33 beleuchtet, anläßlich der Einführung des Saijid Fadl aus der in Ḥadramōt fast für heilig erachteten Familie der 'Alewī (S. 162 ff.).

Diesen Saijid Faḍl zeichnet Verf. dort in Nr. 33 und 34 neben den übrigen greisen Intriganten Muḥammed Ẓāfir, einem Scheich des Schādilī-Ordens, und Abu 'l-Hudā, einem Haupt der Rifā'ī-Bruderschaft, welche im Verein mit ihren mekkanischen und medinensischen Hintermännern die religiösen Neigungen des Sultan Abdul-Hamid ausbeuteten und bei all ihrem zur Schau getragenen panislamischen Eifer doch durch ihre niedrigen persönlichen Eifersüchteleien, gleich den Orden im allgemeinen, die Stoßkraft eines Gesamtislam lähmten. Der Spitze dieses angestrebten Gesamtislam gelten neben vielen eingestreuten Bemerkungen die Nr. 35 und 45. Dort wird der Begriff des Chalifats von falschen europäischen Vorstellungen gereinigt unter scharfer Beschränkung auf den rein weltlichen Charakter. Daß nach besonderer Beschäftigung mit dem Chalifat und dem Chalifenhof das Glück es wollte, daß der Mekkakenner auf einer geplanten Konstantinopelreise in diesem zweiten Zentrum des Islam ausgerechnet bei Ausbruch der Revolution von 1908 eintraf, begrüßen wir mit ihm. Denn so fand die Junge Türkei einen sachverständigen Augenzeugen, der in seinen „Erinnerungen aus Stambul“, hier Nr. 37, der Beschreibung jener aufgeregt aber anständig verlaufenen Tage seine



kritischen Bemerkungen beifügt, ohne durch bequeme pessimistische Ausblicke der Bedeutung des Ereignisses Abbruch zu tun.
Hatten schon die letztgenannten Studien Sn. H. an Fragen der islamischen Tagespolitik herangeführt, so noch mehr die folgenden Aufsätze Nr. 38—41 und 43, die sich mit dem türkischen Versuch zur Entfesselung eines allgemeinen Heiligen Krieges i. J. 1914 beschäftigen. Eingeleitet wird die Reihe durch den Artikel „The Holy War »made in Germany«". Da er hier wieder abgedruckt wird, ist Ref., der sonst zur Frage nicht Stellung nahm, noch genommen haben würde, gezwungen, ihr nachzugehen: Die Türkei bewährt noch jetzt, nach mehr als jahrzehntelangen schweren Kriegen und Niederlagen den allerstärksten Selbstbehauptungswillen, so daß nur eine Unterschätzung ihrer Energie den Gedanken aufkommen lassen kann, sie bedürfe erst der Einflüsterung Fremder, um in ihrem Daseinskampfe auch zu der Waffe zu greifen, welche ihr die in der Revolution noch beibehaltene Staatsreligion zu bieten schien. Verf. sieht, wohl als Glied einer bedeutenden Kolonialmacht, das Verhältnis von Deutschland und der Türkei etwa als das vom Herrn und Knecht an (s. auch S. 289) und spricht von einem „Schwert, das gezogen und in die Scheide gesteckt werden sollte nach dem Befehl eines ungläubigen »Verbündeten«" (S. 283). Deutschland hätte auch z. Z. seiner ungebrochenen Kraft die ihm hier zugedachte Ehre einer Herrenstellung abweisen müssen, und die Türkei hat sich selbst in noch kritischeren Tagen nicht um das Diktat mehrerer vereinter und stärkerer Mächte gekümmert. An anderer Stelle (S. 272, 273 Anm. 2) erklärt übrigens auch Sn. H. die türkischen Minister Enver und Talaat für die Urheber der Proklamation. Nun ist in Nr. 43 „Ein belangreiches Dokument zum Hl. Krieg" abgedruckt, ein Flugblatt vom Komitee der nationalen Verteidigung. Es ist überaus ratsam, es zu lesen; dem Kenner des fiqh, der panislamischen Gedankengänge und der Balkan-Komitadschis wird nichts Unbekanntes oder Unerwartetes entgegentreten, Verf. aber spricht in „Made in Germany" (S. 283/4) von einer „sonderbaren Art »geistlicher Waffen«, die jetzt zum erstenmal in Umlauf gebracht werden mit der Handelsmarke »fabriziert in Deutschland«. Doch hegen wir zum besten der Menschheit die Hoffnung, Deutschland werde binnen kurzem die neue Ware vom Markt zurückziehen". „Neu" nennt Verf. den Versuch besonders deshalb, weil in der bisherigen Geschichte der Türkei, für die jeder Krieg dschihād ist, der Hl. Krieg nicht besonders ausgerufen, noch auf alle Moslemen ausgedehnt ist. Aber das ist eben das Neue des Panislamismus, und zudem sah sich die Türkei noch nie in einen Weltkrieg verwickelt, in der für sie neuen Lage, daß die Mächte, deren gegenseitige Eifersucht sie bislang gerettet hatte, zu ihrer Aufteilung geeint waren. Wie ernst es mit dem Vernichtungswillen gemeint war, das hat unterdessen, selbst nach Ausscheiden des als Nachbar gefährlichsten Aufteilers Rußland das in Sèvres zugemutete Diktat gezeigt. Eigenartig neu war die Lage auch insoweit, als die feindlichen Mächte zusammen über den weitaus größten Teil der Muhammedanerwelt geboten. Daß die amtlichen Organe der türkischen Verbündeten den türkischen Versuch willkommen hießen, dem Feinde die ihm wesensfremden Soldaten zu entziehen, hat in diesem Kriege wohl an allen Fronten sein Gegenstück gehabt. Im besonderen verargt Sn. H. einigen deutschen Islamforschern ihre Zustimmung. Daß hier Gelehrte zu einer Frage auch politisch Stellung genommen haben, kann man ihm ruhig zugestehen, ist aber ebenso verständlich, wie wenn der holländische Islamkenner hier in Nr. 41 seine Landesregierung scharf macht, daß i. J. 1916 trotz der „ausdrücklich im [Niederländisch-] Indischen Regierungsreglement allen Eingeborenen verbürgten Religionsfreiheit" (S. 301) „kein Niederländisch-indischer Muhammedaner mit ausdrücklicher oder stillschweigender Genehmigung der Regierung die Pilgerfahrt unternehmen" dürfe (S. 308), solange keine Garantie gegen politische Beeinflussung der Pilger bestehe.

Doch der islamische Hl. Krieg ist eine Äußerung des „mittelalterlichen Religionshasses" (S. 284). Das muß dem Verf. durchaus zugestanden werden; aber ein besonderer Tadel für die Türkei und die Islamwelt dürfte daraus doch erst erhoben werden, wenn die Christenheit, wenn Europa und die Neuzeit in Kriegsdingen wirklich sittlich höher ständen. Diese Frage aber bedarf durchaus einer Nachprüfung, die nur kurz angedeutet werden soll. Den Maßstab dafür holen wir hier wohl am besten von Sn. H. selbst. Er hat den achtenswerten Mut, wie in den früheren Bänden so auch hier, europäische Anklagen gegen islamische Einrichtungen unparteiisch auf ihre innere Berechtigung hin zu prüfen. So hört er denn z. B. in Nr. 28 aus den Klagen über die angebliche Choleragefahr der Pilgerfahrt ein „kräftiges Duo" (S. 33) heraus, das die geldgierige türkische Sanität und der englische Handel, dessen Belange „über die der allgemeinen Gesundheit gestellt werden" (S. 32), anstimmen, während „die Welt andächtig dem Duo lauscht, ohne die Beweggründe zu kennen, und Laien wie sogenannte Sachverständige die Melodie nachträllern (neuriën), so

daß jedermann, der die Namen Mekka, Medina, Dschidda hört, schon von selbst ein paar Töne des Jammerliedes erklingen läßt" (S. 33). Und wie in Bd. II 272 ff., so hat Verf. auch hier ehrliche Worte über die „Antisklaverei-Politik"; ihm sind „die Antisklaverei-Bewegungen im höchsten Grade unsympathisch" (S. 61); er „kann die Antisklaverei nur verurteilen"; der Muhammedaner „sieht darin lediglich eine Heuchelei (ziet daarin slechts huichelarij" S. 98). Es ist dem Ref. unbekannt, ob solch mannhaftes Auftreten dem Verf. damals, als Antisklaverei Mode war, den Vorwurf eingetragen hat, er sabotiere das zum Besten der Menschheit unternommene edle Werk der Abschaffung des verbrecherischen Sklavenhandels, ob damals seine sachlichen Einwände totgeschwiegen, oder etwa Schlagwörter geprägt sind wie: Die Sklavenhändler unter dem moralischen Schutz eines holländischen Gelehrten! Doch das „Spiel mit dem Feuer des Religionshasses" (S. 325) angesichts des sprichwörtlichen Fanatismus der Muhammedaner? Aber man sehe sich — um ganz im Rahmen des zur Besprechung vorliegenden Bandes zu bleiben — nur ein Beispiel eines solchen Ausbruchs von Fanatismus etwas näher an, den berüchtigten Christenmord zu Dschidda am 15. Juni 1858, wie Sn. H. ihn S. 103 ff. darstellt nach dem „in allen Hauptsachen glaubwürdigen" (S. 109) Daḥlān (s. oben) und nach Berichten von „sehr zuverlässiger (europäischer) Seite" (S. 103 Anm. 2). Demzufolge ließ der englische Konsul, welcher „ohne Zweifel gegen Genuß eines Teiles vom Verdienst" den „verbotenen Handel der Griechen in starken Getränken begünstigte", im Zustand „völliger Betrunkenheit (stom dronken)" persönlich auf dem Schiff eines Arabers, das bislang die englische Flagge geführt, nun aber die türkische angenommen hatte, letztere herunterholen und die englische hissen, wobei er die türkische unter Schmähworten mit dem Fuß getreten haben soll; die schon erregte „Bevölkerung muß er mit einer Flut von Schimpfwörtern empfangen haben" (Sn. H. S. 104 in Anm. 2 zu S. 103). Nachdem es so zum Aufruhr und Mord gekommen war, erschien ein englisches Kriegsschiff und bombardierte die Stadt, und eine englisch-französisch-türkische Strafkommission untersuchte den Vorfall. Als alle Gerechtigkeit erfüllt war und die Schuldigen, d. h. die Araber, hingerichtet waren, die Vornehmen auf dem Stadtplatz in Gegenwart von Zeugen, während andere verbannt wurden, ersuchten die Konsuln den neuen Großscherifen ʿAbdallāh, ihnen die Möglichkeit zu geben, ungehindert nach Mekka zu reisen, um sich einmal die Stadt anzusehen. Nur dem vornehmen Takte des edlen klugen Scherifen gelang es, die beiden von ihrem Vorhaben abzulenken, das für ihn selbst, dessen Macht nicht groß genug war, die Sicherheit zu verbürgen, hätte verhängnisvoll werden müssen.

Doch zum dschihād selbst! Der Islam hat den Krieg nicht erfunden, hat ihn in der Menschheit vorgefunden und wie alles Irdische in sein göttliches Gesetz aufgenommen. Er bekennt sich aber ganz offen und ehrlich zu dieser mittelalterlichen Roheit; er hat nun einmal zum Vorbild den Muhammed der vielen Kriegszüge (S. 334). Die Christenheit hat einen anderen Meister (Matth. 5,39. 44). Sie hat trotzdem ihre Kriege, ein Zustand, der ernsten Christen eine Ursache schwerer innerer Konflikte ist, schnell urteilenden Moslemen schon an sich als Mangel an unserer Ehrlichkeit erscheint. Die offizielle Christenheit hilft sich durch das naive Aushilfsmittel der Erklärung des comment suspendu für die Dauer des Krieges. Zugleich nimmt sie jedoch angesichts des das Innere aufwühlenden Kriegserlebnisses wieder Zuflucht zur Religion, zieht diese in ihre politische Not mit hinein und dehnt die Mobilmachung auch auf den Herrn der Heerscharen aus, wie die Agenden, Gebete und Lieder der verschiedenen christlichen Konfessionen und Völker zeigen. In der Wirklichkeit ist somit das Bild des kämpfenden Christen dem des kämpfenden Muhammedaners stark angeglichen, in neuerer Zeit um so mehr, als das europäische Ideal des Kampfes für das Vaterland bei den Orientalen als dschihād fī sabīl al-waṭan neben, oder gar vor das des dshihād fī sabīl Allāh getreten ist, wofür auch das Dokument in Nr. 43 ein Beleg ist.

Aber sollen ernstlich die Muhammedaner zurückgeführt werden „auf die Pfade mittelalterlichen Religionshasses, die sie eben im Begriff standen zu verlassen" (Schlußwort von „Made in Germany" S. 284)? Wir möchten dazu mit Sn. H. einem hochgebildeten Türken das Wort geben, der den Eingang von „Made in Germany" (S. 259) eröffnet: „In früheren Zeiten pflegten die Bewohner der zivilisierten Welt sich gegenseitig zu vernichten wegen Meinungsverschiedenheiten über die Geheimnisse des Jenseits. Jetzt aber hat die Menschheit, Gott sei Dank! diese barbarische Gepflogenheit überwunden..." Wir möchten gern mit ihm danken. Bedenklich aber ist es, daß der edle Moslem fortfährt: „Doch was fördert uns dies, solange weiterhin Kriege geführt werden um wirtschaftlicher und politischer Interessen willen, Kriege, deren Fanatismus von dem des erbittertsten Religionskampfes nicht zu übertreffen ist...?" Die Worte sind gesprochen zu Anfang unseres Jahrhunderts. Noch bedenklicher aber ist, was inzwischen die Erfahrung hinzugelehrt hat. Zwingt sie zu fol-



gender Gegenüberstellung: Auf der einen Seite eine mittelalterlich barbarische Gepflogenheit, so offen und ganz ehrlich vor aller Welt proklamiert, wie noch nie im Verlauf der türkischen Geschichte — auf der anderen Seite die Beteuerung eines Kampfes für Gerechtigkeit, in Wirklichkeit aber ein Ringen um Macht, Geld, Petroleum, Kohle...? als angebliches Ziel das Selbstbestimmungsrecht der Völker, als tatsächliches Ergebnis die Zerreißung und Unterdrückung niedergerungener Volksgemeinschaften? — Die türkische Proklamation des Hl. Krieges ist nur ein Ausschnitt aus der allgemeinen Weltmobilmachung. Das zwang uns, diese Frage durch vergleichende Andeutungen in einen größeren Zusammenhang zu rücken und die ernsten sachlichen Bedenken Sn. H.s gegen die Verurteilung anderer islamischer Einrichtungen auch auf die Kritik des dschihād auszudehnen. Gänzlich geklärt aber wird diese Frage wohl erst werden können, wenn noch so manches geheime Dokument, das der Welt vorenthalten wird, aufgedeckt würde und uns die Möglichkeit böte, zum Zweck einer nicht einseitigen Bewertung des in seiner ganzen Nacktheit und Blöße vor uns liegenden türkisch-muhammedanischen Kriegsmotivs auch die geheimen Triebfedern der christlich-europäischen Kriegspolitik abzutasten. Schon das wenige, was z. Zt. die russischen Geheimarchive verläßt, zeigt uns, wieviel wir bislang entbehrten an Kenntnis von Grund, Art und Ziel der Weltpolitik, mit der die Orientfragen aufs innigste verknüpft sind. Daß Sn. H. sein „Lebenswerk“ (S. 292) als niederländischer Islampoliker durch einen etwaigen allgemeinen Hl. Krieg gefährdet sah, ist wohl verständlich; daß aber dies Kampfmittel der Türkei sittlich minderwertiger sei als viele Waffen christlicher Völker ist — leider — unbewiesen. Daß die Besorgnis des Verf. um Niederländisch-Indien edlen Beweggründen entsprang, soll nicht verkannt werden. Denn jenes Dokument in Nr. 43 empfiehlt auch den Angriff aus dem Hinterhalt und die Bandenguerillas, kurzum die Waffen, mit denen auch sonst sich unterdrückt fühlende Völker gern liebäugeln. Daß nun die Untertanenschaft von Moslemen unter Christen an sich schon Schwierigkeiten haben kann, ob Krieg ist oder Frieden, ist jedem, der mit Muhammedanern zu tun hat, vertraut, desgleichen, daß durch die bloße Tatsache der türkischen Teilnahme am Krieg diese Schwierigkeiten sich verschärften. Zugestanden muß Sn. H. auch werden, daß ein etwaiges Übergreifen des Hl. Krieges „für viele unglückliche Muhammedaner den Untergang bedeuten“ konnte (S. 354). Aber die türkische Regierung hat amtlich gegen die Ausdehnung auf die holländischen Kolonien in einer Korrektur des Komittee-Dokumentes Stellung genommen (S. 352). Sie befriedigt den Verf. nicht ganz. Wir möchten sie aber für aufrichtig halten, nicht, als ob sie besonders sittlichen Motiven entsprungen wäre, sondern der türkischen politischen Erwägung, sich zu den schon übermächtigen Feinden nicht noch neue zu schaffen. Im Auge zu behalten ist auch, wie die Gegner versuchten, die türkischen Araber, Armenier, Christen gegen die Türken auszuspielen; daß die Türken den entsprechenden Versuch, die englischen, russischen, französischen Muhammedaner zu sich herüberzuziehen, mit Rücksicht auf die entfernten niederländischen Muhammedaner ganz hätten unterlassen müssen, dürfte eine Frage sein, die zwischen einer im Existenzkampf ringenden und einer in Frieden zuschauenden Macht nicht leicht einhellig entschieden werden kann. Für die Hauptmasse aber der nichttürkischen Muhammedaner war die Sorge des Verf. um den „Untergang vieler Unglücklichen“ gegenstandslos. Sie lebten sowieso unter kriegführenden Obrigkeiten. Für viele gab's nur die Wahl: Heiliger Krieg oder — Krieg! Wenige sind in den dschihād gezogen, ganze Scharen in den ḥarb. Ihrer viele sind gefallen. Für wen? pro Deo? Für was? pro patria? Solange noch das Verhängnis des Krieges über der Menschheit liegt, dürfen seine Opfer das Warum? fragen. Des Ref. engere Heimat liegt unmittelbar an den Toren Hollands. War es eine Verirrung, daß er von Jugend auf mit Ehrfurcht zu den Nachbarn emporschauen lernte, von denen die Gespräche der Alten und vielgesungene Trutz- und Glaubenslieder berichteten, daß sie in erbittertem Kampf den eigenen „rechtmäßigen“ volks-, sprach- und glaubensfremden Herrn vernichtet hatten? Es liegt uns fern, mit Holland orientalische Muhammedanervölker gleichstellen zu wollen, aber daß unter diesen, gleichwie bei orientalischen Christen, in der Zeit des Schlagwortes vom Selbstbestimmungsrecht gerade auch der kleinen Völker Zukunftsprogramme, gewiß reichlich naive, wie die auf S. 345 aus dem Dokument mitgeteilten, aufgestellt wurden, dürfte psychologisch erklärbar sein. Sie waren ähnlich übrigens, lange bevor angeblich ein Hl. Krieg „in Deutschland fabriziert“ wurde, öffentlich in der islamischen Presse zu finden. Solange Europa selbst noch tiefe soziale Schäden zeigt, kann Sn. H. mit vollem Recht sittliche Entrüstung über die islamische Sklaverei zurückweisen; solange Europa selbst noch Kriege führt, hat es nicht nur am Islam, sondern auch an sich selbst gewissenhaft zu prüfen, welcher der beste der möglichen Kriege ist, eine tiefernste Frage, die zu lösen Ref., der im Grundsatz

beide, Sklaverei und Hl. Krieg, verwerfen möchte, sich außerstande sieht.

Der unveränderte Abdruck läßt auch in diesem Bande einige alte Polemiken wieder aufleben. Zwei seien angedeutet. Ganz in eigener, aber doch für die Gelehrtenwelt wichtiger Sache wendet sich der erste Artikel, Nr. 25, an die Öffentlichkeit gegen „die Unwissenheit und Borniertheit“ (S. 13) des französischen Vizekonsuls von Dschidda, der durch seine unwahren Intriguen die Vertreibung des Forschers aus Mekka verschuldet habe. Dem Leser wird vor allem das sachliche Bedauern bleiben, daß der Verfasser von „Het Mekkaansche feest“ gerade am Haupttage des Festes, das mitzumachen sein sehnlichster Wunsch gewesen war, den arabischen Boden verlassen mußte. Ein anderes Beispiel der Polemik führt uns nach Holland selbst. I. J. 1908 übernahm ein Holländer in ein volkstümliches Buch aus schlechten ausländischen fremdsprachlichen Quellen durchaus irreführende unrichtige Mitteilungen über islamische Erscheinungen wie die Orden. Von den oben anerkannten früher erschienenen Schriften Sn. H.s über denselben Gegenstand hatte der Schriftsteller keinerlei Notiz genommen, obschon neben sieben anderen im vorliegenden Bande auch Nr. 33 „Eenige Arabische strijdschriften besproken“ holländisch abgefaßt ist. Mit Recht tadelt Sn. H. das (S. 229 Anm. 2). Dem Ref. drängt solche Erfahrung die nachdenkliche Frage auf nach dem tatsächlichen Erfolg der ernsten, wirklich wissenschaftlichen Islamforschung: Als Sn. H. einem einzigen islamischen Begriff einen abgegriffenen, ursprünglich dem kaufmännischen Konkurrenzgebahren entstammenden Geschäftsausdruck anhängte, da genügten diese zusammengestellten sechs Worte „The Holy War »made in Germany«“, seinen Namen weit in die Welt zu tragen und zu einer vielberufenen Autorität zu erheben. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen dagegen konnten selbst in seinem begrenzten hochgebildeten Vaterland, dem einige 30 Millionen Muhammedaner unterstehen, in einem Buch, das zur Belehrung auch über den Islam bestimmt war, unbeachtet bleiben, und dabei hatte Sn. H. in seiner Muttersprache geschrieben, mit der sich vertraut zu machen jeder Islamforscher, einerlei welcher Zunge, durch die Bedeutung der wissenschaftlichen Werke des holländischen Islamkenners gezwungen ist.

Hertel, Johannes: **Die Himmelstore im Veda und im Awesta.** Leipzig: H. Haessel 1924. (68 S.) 8° = Indo-iranische Quellen und Forschungen Heft II. Bespr. von O. **Stein**, Prag.

„Die Anschauung, daß das Himmelsgewölbe ein feststehendes, lichtgefülltes Gebäude ist, aus dessen Innerem durch das offene Tor, die Sonne, oder durch die offenen Tore, die Gestirne, das Himmelslicht in die Menschenwelt hereinscheint, läßt sich bereits für die arische Zeit nachweisen.“ Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet Vendīdād II, wo Yima als Hüter der Wesen ihnen Ahura Mazdāhs Lehre verkünden soll; die Erde wird für die Geschöpfe zu klein, trotz dreimaliger Ausdehnung; sie soll von todbringendem Frost heimgesucht werden, darum wird dem Yima aufgetragen, sich einen vara zu machen, von allen fehlerlosen Geschöpfen Vertreter und Samen mitzunehmen und ein selbstleuchtendes Tor am vara anzubringen. Diese Erzählung habe mit einer Flutsage nichts zu tun, meint der Verf.; aber die Motive sind solcher Art, daß sich die Annahme einer Gleichung vara = Himmel in diesem Mythus nicht aufrechterhalten läßt.

Ist der Himmel begrenzt? Die Mitnahme der fehlerfreien Menschen beweist den Untergang der fehlerbehafteten; die Mitnahme der Tiere und Pflanzensamen, ja des Feuers, spricht für den Untergang jeglichen Lebens, von dem nicht einmal die Fußspur eines Schafes zu sehen sein wird. Auch in der Gen. 6,16 wird die Lichtluke oben angebracht, die Stockwerke kehren wieder. Der Ausschluß der körperlich und moralisch belasteten Menschen entspricht wohl einer primitiven Anschauung vom Unheilvollen dieser Wesen; in der semit. Flutsage ist das fehlerhafte Getier in geringerer Anzahl als das fehlerfreie vorgeschrieben. Vgl. jetzt J. v. Negelein, Weltanschauung des idg. Asiens, S. 104 ff.

Auch in der indischen Literatur glaubt H. Umarbeitungen eines Mythus zu finden, der ursprünglich vom Auszug der überschüssigen Lebewesen in Yamas Reich, den Himmel, handelte, später durch die Sage vom Viṣṇu-Eber verballhornt worden ist. Zuzugeben ist, daß die Geschichte Mhbh. III, 142,35 ff. keine gute Lösung darstellt, wenn die übervölkerte Erde gehoben wird; aber für den Inder mag es eine Lösung gewesen sein, da Viṣṇu die Erde dadurch leicht zu machen verspricht. Die Schöpfung der Todesgöttin ist wohl auf allgemein-psychologische Gründe zurückzuführen, eine Sage übrigens, die noch einer vielversprechenden Untersuchung harrt. Da kein alter Text von Yamas Paradies im Himmel spricht, ist es schwer, aus Ṛgv. X, 14,2 und späten Texten einen Mythus zu rekonstruieren, dessen angebliche Verwandten nicht zu beweisen sind.

Daß die Sonne, der Mond und die Sterne als Tor aufgefaßt wurden, ist richtig; aber das ist nur eine der vielen Erscheinungsformen, die sich das primitive Denken über Diesseits und Jenseits schuf. Verwiesen sei vielleicht hier auf einen Text, der manchen interessanten Beitrag zu den von Hertel behandelten Dingen liefert, Rāmāyaṇa VII, 23, prakṣ. 1 f.

Das äußerst anregende Buch gibt zu vielen

Erörterungen über Mythologie Anlaß; es wird beschlossen mit einer langen Anmerkung über vara und einer solchen über die drei Abteilungen des Himmels.

Conrady, August: Die chinesischen Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan, unter Benutzung von Karls Himlys hinterlassenen Vorarbeiten. Stockholm: Generalstabens Litografiska Anstalt 1920. XV, 191 S., mit 53 Taf. 4°. Bespr. von Albert Herrmann, Berlin.

Der archäologischen Erforschung Ostturkistans hat wohl niemand so tatkräftig und erfolgreich vorgearbeitet wie Sven Hedin. Das Bedeutendste, was er hierin geleistet, sind seine Ausgrabungen in den Ruinen einer alten Stadt, die er auf seiner zweiten großen Reise 1901 in der Sandwüste nördlich vom *Lop-nor* entdeckt hat. Neben verschiedenen Holzskulpturen, Waffen, Hausgeräten, Münzen und Schmuckgegenständen konnte er in dem Kehrichthaufen eines verschütteten Amtshauses zahlreiche chinesische und zwei Kharoshṭhī-Dokumente zutage fördern. Schon im nächsten Jahre stellte K. Himly bei der ersten Entzifferung fest (vgl. Petermanns Geogr. Mitt. 1902, S. 288—90), daß es sich um wertvolle Überreste aus der alten Stadt *Lou-lan* handelt, die nach den Annalen der älteren Han-Dynastie besonders bis zum Jahre 77 v. Chr. eine bedeutende politische Rolle gespielt hat. Als Himly 1904 starb, wurde die weitere Bearbeitung der Handschriften und sonstigen Kleinfunde A. Conrady in Leipzig übergeben, der in pietätvoller Weise die von Himly hinterlassene historisch-geographische Einleitung seinen eigenen Untersuchungen unverändert voranstellte. 1910 wurde das Ganze dem Druck übergeben, aber infolge widriger Umstände konnte das Werk, durch einige Nachträge ergänzt, erst zehn Jahre später der Öffentlichkeit übergeben werden.

Daher kommt es, daß C. seit 1910 erschienene Arbeiten, namentlich die systematischen Ausgrabungen, die Aurel Stein ebenfalls in Lou-lan ausgeführt hat (1906 und 1914), nicht mehr berücksichtigen konnte. Anderseits ist es wieder Stein versagt geblieben, Hedins Material mit dem seinigen, das von sinologischer Seite inzwischen E. Chavannes bearbeitet hat[1], zu vergleichen, weil sein letztes archäologisches Werk „Serindia“ — vgl. hier Vol. I, S. 369 bis 449, Oxford 1921 — fast um dieselbe Zeit erschienen ist wie das obige Werk C.s[2]. So bleibt denn die Aufgabe des Vergleichens dem Rezensenten vorbehalten.

Wenn wir unser Augenmerk auf den wertvollsten Teil der Funde, die chinesischen Handschriften, richten, so läßt sich nicht leugnen, daß Hedins Sammlung höher einzuschätzen ist als die Sammlung Steins. Zwar enthält sie nicht soviel Stücke — 150 gegenüber 181 —, dafür ist sie aber anscheinend in besserem Zustande und nicht so zerstückelt erhalten. Auch ist der Inhalt der Privatbriefe, der amtlichen Berichte, Gesuche und Abrechnungen (besonders in Getreidesachen) vielfach mannigfaltiger. Vor allem ist hervorzuheben, daß uns Hedin in dem Bruchstück einer älteren Redaktion des *Tschan-kuo-ts'ĕ* (S. 77 f.) das älteste größere Papierdokument der Welt liefert (etwa 2. Jahrh. n. Chr.); kleinere Bruchstücke von demselben Alter hat Stein nicht in Lou-lan, sondern nur am alten Limes bei Tun-huang gefunden (Chavannes a. a. O. Nr. 706—708). Beiden Sammlungen ist gemeinsam, daß sie uns in das Zeitalter der Dynastien Wei und Tsin (220—313 n. Chr.) führen (ältestes datiertes Dokument bei Hedin 252, bei Stein 264 n. Chr.), als die Chinesen den erneuten Versuch machten, ihren Einfluß über Ostturkistan auszudehnen und daher das durch seine Verkehrslage außerordentlich begünstigte *Lou-lan* zum äußersten militärischen Stützpunkt erhoben, von wo aus sie, gedeckt durch den Mündungssee des „Nordflusses“ (Kuruk-darya), die Straßen nach dem NW und SW Ostturkistans beherrschen konnten. Noch einige Jahre nach dem Sturze der Tsin-Dynastie (313 n. Chr.) hielt sich in jenem einsamen Fleck die kleine Besatzung; denn während Hedins datierte Fragmente schon im Jahre 310 n. Chr. abbrechen, gehen die Funde Steins nachweislich weiter bis zum Jahre 330, und zwar in einer Form, die darauf schließen läßt, daß seit kurzem die Beziehungen zu China abgebrochen waren (Chavannes a. a. O. Nr. 886. 910). Mit Stein ist deshalb anzunehmen, daß um die Mitte des 4. Jahrh. Lou-lan endgültig verlassen wurde. Wie Referent hinzufügen möchte, hing dieses Ereignis wahrscheinlich mit Veränderungen im unteren Tarim zusammen; sein nördlicher Mündungslauf, der alte „Nordfluß“ des Schui-king-tschu, trocknete aus und damit auch sein Seebecken bei Lou-lan, während der „Südfluß“, der heutige Unterlauf, von nun an der Hauptmündungsarm wurde.

Die Entzifferung und Deutung der chinesischen Fragmente war nicht immer leicht (besonders bei der selbst von Chinesen als verrückt bezeichneten alten Grasschrift); C. hat aber alle größeren Schwierigkeiten meisterhaft überwunden und den Inhalt der Texte in einer

1) Les documents chinois découverts par Aurel Stein dans les sables du Turkestan oriental, Oxford 1913, S. 155—198, Nr. 721—939.

2) In Steins „Serindia“, Vol. III, S. 1329 f., ist auch eine wichtige chinesische Handschrift veröffentlicht, die 1910 der japanische Archäologe Tatschibana in Lou-lan aufgefunden hat.



Weise sich zu eigen gemacht, daß er uns hiernach auf S. 17 ff. eine packende Schilderung von der Umgebung dieser einsamen Oase, sowie von dem Leben und Treiben ihrer Bewohner, der chinesischen Besatzung sowohl wie auch der Eingeborenen, zu geben vermag.

Die Hauptbedeutung der chinesischen Fragmente sieht C. darin, daß sie uns einen sicheren Fingerzeig über die älteste Entwickelung des chinesischen Schrifttums geben. So sucht er in geistvoller Weise in Verbindung mit manchen dunklen Stellen der Klassiker nachzuweisen, wie das chinesische Schriftstück in letzter Linie aus hölzernen, eingekerbten Stäbchen hervorgegangen ist, die bei Belehnungen oder Kontrakten zur Kontrolle dupliziert wurden. Er will damit schließlich zeigen, daß die chinesische Schrift und überhaupt die chinesische Kultur nicht von auswärts eingepflanzt, sondern in China selbst bodenständig sind.

Im Anhang weist C. aus den Dokumenten zusammenfassend nach, daß der Fundort tatsächlich *Lou-lan* ist, da der Name in Aktenstücken und Briefen 21 mal als Bestimmungsort und in Konzepten 5 mal als Ausgangsort erwähnt wird. Das Ergebnis ist über allem Zweifel erhaben, wenn wir die chinesische Überlieferung kritisch zu Rate ziehen, wie ich es zuerst in meinen „alten Seidenstraßen", I S. 101 ff., versucht habe. Steins Fragmente lassen uns hierbei im Stich; dort kommt nämlich der Name Lou-lan nur in drei dürftigen und daher unverständlichen Bruchstücken vor (vgl. Chavannes a. a. O. Nr. 754. 907. 922).

Da C. sein Manuskript bereits 1910 fertiggestellt hat, sind hier noch einige Berichtigungen oder Zusätze nötig: S. 8 f. Himly und C. sind im unklaren über das Verhältnis der Namen *Shan-shan* und *Lou-lan*, die auch nach dem Verlassen der von Hedin wiederentdeckten Stadt miteinander wechseln. Die Erklärung bringen meine „Seidenstraßen", I S. 104 f. — S. 9 *Na-fo-po*, das *Hsüan-tsang* irrtümlich Lou-lan gleichstellt (er hätte *Shan-shan* einsetzen müssen), bedeutet wohl nicht *Navabha* „Neuglanz" oder *Navâpa* „Neuwasser", sondern scheint eher **Navapa*, eine sanskritisierte Form für *Nop* bzw. *Lop* (Gegend von Tscharkhlik), zu sein (vgl. Pelliot, Journ. asiat., jan.-févr. 1916, S. 119). — S. 10. Die von Himly erwähnten, aber nicht mehr bearbeiteten chinesischen Karten seit der Mongolenzeit liegen jetzt in meinen „Westländern in der chinesischen Kartographie" vor (Sven Hedins „Southern Tibet", Vol. VIII, S. 277 ff.; Tafel XXa aus dem Nachlaß von Himly). — S. 23. Die *lingua franca* Ostturkistans war seinerzeit wohl nicht ein indischer Dialekt, sondern nach den neuesten Funden das Soghdische. — S. 45, Anm. 2. Die beiden *kui*, die nach dem *Ku-yü-t'u-pu* im *Huang-ho* (genauer in seinem Unterlauf *Tsi*) gefunden sein sollen, sind nach Pelliot, T'oung pao 1923, S. 365 f., wahrscheinlich eine Fälschung. — S. 150—161. In seinem Exkurs „Älteste chinesische Beziehungen zu Innerasien" glaubt C. aus Schriften, die der Han-Zeit vorausgehen, namentlich aus dem *Shan-hai-king* chinesische Kenntnisse vom Lop-nor-Gebiet usw. nachweisen zu können; ja, er nimmt das gleiche, wenn auch mit großer Vorsicht, für das 22. Jahrh. v. Chr. an. Sogar Herodots Sage von den goldgrabenden Ameisen und altindische Mythen werden mit chinesischen Angaben verglichen. Solche Hypothesen erscheinen mir allzu gefährlich. C. ist hier ein Opfer chinesischer Gelehrsamkeit geworden, die keine Grenzen kennt. Daß die älteste Geographie der Chinesen vom *Yü-kung* bis zum *Schan-hai-king* noch nicht einmal an die Schwelle Innerasiens heranreicht, glaube ich in meinen „Westländern", a. a. O. S. 109 ff. klargelegt zu haben, wo ich bereits gegen die obigen Hypothesen Stellung nehme (S. 176 f., 179, 214 f.).

Verschwindend ist die Zahl kleiner Versehen oder Druckfehler: S. 1, Z 1 v. u. Mähnert für Dähnert; S. 4 Z. 15 v. u. Luktschin im N.O. (für S.O.) von Khara-khodscho; S. 98, Z. 6 v. u. 330 n. Chr. für 310 n. Chr.

Trotz der obigen Einwendungen ist das Werk eine meisterhafte philologische Leistung. Auch in seiner reichen Ausstattung, in der übersichtlichen Anordnung des chinesischen Textes und der zugehörigen Übersetzung verdient es das höchste Lob.

Laufer, Berthold: **The Beginnings of Porcelain in China.** Chicago: Field Museum of Natural History 1917. (III, S. 79—183 mit 12 Taf.) gr. 8°. = Field Museum of Natural History Publication 192, Anthropological Series Vol. XV, Nr. 2. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Mit der Bereicherung unserer Kenntnisse über chinesische Keramik während der letzten 40 Jahre ist auch die Frage nach der Erfindung des Porzellanes wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Julien[1] verlegt das erste Porzellan Chinas in die Han-Dynastie, auch Bushell[2] vertritt die gleiche Ansicht. Letzterer stützt seine Behauptung auf das Zeichen tz'ŭ 瓷[3], das zuerst in den Annalen der Han-Dynastie als eine neue Bezeichnung für Töpferware

1) Stanislas Julien. Histoire et fabrication de la porcelaine chinese. Paris 1856.

2) S. W. Bushell. Chinese Art. London 1906.

3) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin, zur Verfügung gestellt.



auftrete und demnach auch eine neue Substanz d. i. Porzellan bedeuten müsse. Für Grandidier[1] ist der Anfang der Sung-Periode und für Barber[2] der Anfang der Ming-Dynastie die Zeit für das erste Erscheinen wirklichen Porzellanes in China. Die vorliegende sehr gründliche und kritische Abhandlung Laufers basiert auf archäologischer Forschung und für seine Schlußfolgerungen werden Literatur und Deutungen der Sinologen erst in zweiter Linie herangezogen. Mit Recht sagt er „Unser Wissen über die alte Keramik muß durch physikalisch-chemische Untersuchung von Stücken in unserem Besitz aufgebaut werden und nicht aus literarischen Quellen, die erstens sehr spärlich vorhanden sind und deren philologische Deutung häufig zu Mißverständnissen führt. Monumente sprechen ihre eigene Sprache und diese hat berechtigten Anspruch vorurteilslos von uns gehört zu werden". Laufer bringt Abbildungen von neun Gefäßen, deren Form typisch für die Han-Zeit, deren Masse und Glasur jedoch porzellanartig ist. Trotzdem entspricht das Aussehen dieser Vasen keineswegs unseren Begriffen von Porzellan. Der dunkle Scherben zeigt eine grobe, leicht poröse Struktur mit Einschlüssen von schwarzen, glasigen, eisenhaltigen Schlacken; die dünne, rötliche Glasur der Außenseite liegt auf einer weißen Engobe (slip), während die Innenseite eine gelbliche, etwas dickere Glasur aufweist. Die Analyse, ausgeführt durch H. W. Nichols, Assistant Curator of Geology, zeigt, daß der Scherben alle chemischen Charaktere von echtem Porzellan besitzt, nur ist er infolge der groben, schlecht ausgewaschenen Materie leicht porös. Die Glasur, frei von Blei, gleicht einer dünnen, durchsichtigen, geschmolzenen Haut und ist fest mit der Engobe als Unterlage verbunden. Jedenfalls sind es äußerst wichtige und bemerkenswerte Funde für die Geschichte der chinesischen Keramik, welche wir Laufer verdanken, um so mehr als die Natur der Stücke durch die technische Untersuchung klar gestellt ist. Für Einzelheiten der Analyse muß ich den Leser auf das Original verweisen.

In einem folgenden Kapitel behandelt Laufer die geschichtlichen Quellen über die ersten Funde von Kaolin, Feldspat und das erste Auftreten von Glasur. Zu der Behauptung Laufers, daß der Ausdruck tz'u in der Han-Zeit porzellanartige Ware und wa irdene Gefäße bezeichnete, will ich hier nicht Stellung nehmen. Es wäre anmaßend, hierüber ein bestimmtes Urteil fällen zu wollen, zumal da die Chinesen selbst keinen besonderen Unterschied hierin

1) Grandidier. La céramique chinoise. Paris 1894.
2) E. A. Barber. Hard Paste Porcelain. Part I. Philadelphia 1910.

gemacht zu haben scheinen. Nach Hobson[1] ist das chinesische Zeichen für Porzellan meistens tz'u 瓷, spätere Schreibweise 磁, jedoch ebenfalls t'ao 陶 und yao 窑.

Jedes dieser Zeichen umfaßt sämtliche Erzeugnisse der Töpferei (irdene Ware, Steingut und Porzellan). Infolgedessen erscheint es mir etwas gewagt, wenn Laufer die Entstehung einer neuen keramischen Ware mit dem Auftreten eines neuen Zeichens in den alten chinesischen Texten in Zusammenhang bringen will. Dazu kommt noch, daß der Begriff Porzellan in China ein anderer ist, als bei uns. Die Durchsichtigkeit — oder besser gesagt die Durchlässigkeit für Licht, wird nicht als notwendige Eigenschaft verlangt, sondern nur ein kaolinhaltiger, harter Scherben, der unmittelbar mit der dünnen, durchsichtigen, verglasten (vitrified) Glasur verbunden ist und der beim Anschlag deutliche Resonanz zeigt.

Weiterhin beschreibt Laufer mit ausführlichen Anführungen aus der Geschichte, wie die Technik der Glasur aus dem Westen nach China gewandert ist. Die Heimat des Glases und der Fayencen waren Ägypten und der nahe Orient (Persien). Schon vor unserer Zeitrechnung waren die Erzeugnisse dieser Länder unter dem Namen Murrin-Gefäße bekannt und sie wanderten von ihrem Ursprungslande nach Indien, Cambodja, China und ebenso nach dem Westen. I. J. 61 v. Chr. weiht Pompejus Schalen dieser Ware dem Jupiter Capitolinus als Dankesgabe für seinen Triumph. Nach Laufer waren diese hochgeschätzten Murrin-Waren Tongefäße aus Ägypten, Persien und Iran mit farbiger, gebrannter Glasur. Porzellanartige Gefäße erscheinen in China nicht vor Ende des 3. Jahrh. n. Chr., und wirkliches Porzellan nicht vor Ende des 6. Jahrh. n. Chr., der gleichen Ansicht ist Mr. Hobson. Nach ihm existierte Porzellan — im chinesischen Sinne des Wortes — bereits am Anfang der T'ang-Dynastie und wahrscheinlich waren es die Kaolin-Funde in Han tan, das moderne Tz'ü Chou, welche das Material für die Töpfer von Ting Chou lieferten. Siehe Hobson, Chinese Pottery and Porcelain S. 147.

Die obige Ansicht über das erste Auftreten von Porzellan in China wird bekräftigt durch die Zeugnisse des buddhistischen Pilgers I-tsing (653—713) und des arabischen Händlers Sulaimān (851 n. Chr.). Letzterer beschreibt in seinen Memoiren chinesische Tongefäße, die so durchsichtig waren, daß Wasser durch ihre Wandungen sichtbar wurde. Abgesehen von diesen literarischen Quellen haben wir noch die

1) R. L. Hobson. Chinese Pottery and Porcelain London 1915. S. 142.

sehr bemerkenswerten, tatsächliche Funde von Fragmenten chinesischer Porzellanschalen durch Professor Sarre in der zeitweiligen Kalifenresidenz Samarra (838—883), ein unumstößlicher Beweis, daß bereits in der T'ang Zeit Porzellan aus China exportiert wurde. Hiernach scheint es, daß die Porzellanfabrikation erst nach verschiedenen Versuchen im Laufe mehrerer Jahrhunderte allmählich bei den Chinesen zur vollen Entwicklung gelangt ist und daß ein bestimmter Zeitpunkt für diese Erfindung nicht festgesetzt werden kann.

Ein Kapitel über die Töpferscheibe und ihre Verwandtschaft mit dem Rade beschließt die sehr gründliche und hochinteressante Arbeit Laufers.

Jensen, Priv.-Doz. Dr. Hans: **Studien zur Morphologie der polynesischen Sprachen, insbesondere des Samoanischen.** Kiel: Selbstverlag 1923. (VIII, 67 S.) 8° = Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. I. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Es ist wohl als ein gutes Zeichen für die Sprachwissenschaft zu begrüßen, daß immer wieder deutsche Gelehrte trotz der Ungunst der Zeiten sich der Erforschung von „Eingeborenen-Sprachen“ zuwenden, die noch nicht als akademisches Spezialfach anerkannt sind.

Der Verf., der auch auf dem Gebiet der Bantuistik sich erfolgreich betätigt hat (Zeitschr. f. Eingeb. Spr. Bd. XIII S. 241 ff.), behandelt in dieser seiner Habilitationsschrift die polynesischen Sprachen, und zwar zuerst (S. 4—21) die „deiktischen Wörter und Wortelemente“, zu denen er auch die Pronomina demonstrativa und personalia zählt, sodann (S. 21—33) die „Beziehungswörter und -wortelemente“, unter denen die Possessivausdrücke, die Präpositionen und die Tempuspartikeln aufgeführt werden, endlich (S. 35—67) die „Wortbildung der Begriffswörter“ durch Präfixe und Suffixe, durch Reduplikation und Gemination, sowie durch innere Umbildung.

Verf. bemüht sich, aus der Morphologie die Psychologie der sprachlichen Ausdrücke zu erschließen, und sich dabei vom Schema der europäischen Schulgrammatik frei zu machen; diesen Weg hält auch Referent für den einzig richtigen, um zum Verständnis fremder Sprachen zu gelangen. Während aber Verf. bestrebt ist, zunächst aus den polynesischen Sprachen selbst Ergebnisse zu gewinnen, und dann nach melanesischen und indonesischen Parallelen sucht, hält Ref. es für empfehlenswerter, von dem morphologisch reichhaltigeren Indonesischen auszugehen, zuerst die polynesische Lautlehre mit ihrem starken Lautverfall festzustellen und zu sehen, welche indonesischen Wortstämme, welche Formelemente und in welcher Funktion die letzteren im Polynesischen nachzuweisen sind; erst nach dieser Vorarbeit wäre dann der Rest der polynesischen Formelemente selbständig zu analysieren. Bei solchem Verfahren sieht Ref. z. B. in dem „demonstrativen Adverb“ *la* (S. 5) das indonesische Pron. 3. Pers. Plur. **da*, führt das „demonstrative“ *-na* (S. 6) und das schwach betonte Pron. 3. Pers. Sing.“ *na* (S. 17) nicht nur „aller Wahrscheinlichkeit“ nach, sondern lautgesetzlich auf indonesisches **ni-ja* zurück (sogenannte „Ligation“ **ni* und Pron. 3. Pers. Sing **ja*), leitet das „deiktische Element“ *se* (S. 8) vom indonesischen Zahlwort **t'a* „eins“ ab, trennt vom „Präfix“ *tau-* (S. 49) die Fälle ab, in denen *tau* sicher „Mensch“ bedeutet und lautgesetzlich auf indonesisches **tavu* „Mensch“ zurückgeht, vermutet in anderen Fällen die Etymologie aus indonesischem **tayuh* „legen, stellen, setzen“, das lautgesetzlich gleichfalls zu *tau* werden muß und hält das „Präfix“ für den ersten Teil von Kompositionen, usw.

Trotz seines abweichenden methodologischen Standpunktes verkennt Ref. nicht den Wert dieser systematischen und gründlichen Arbeit, die eine Förderung unseres Wissens über die polynesischen Sprachen bedeutet.

Frobenius, Leo: **Das sterbende Afrika.** I. Band. München: O. C. Recht 1923. (XI, 86 S. Text, 73 Taf., 2 T. farbig.) 4°. Gm. 25.—. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

In fast prophetischem Stil wird auf den ersten Seiten dargelegt, daß die westeuropäische Kultur durch den Weltkrieg das alte Afrika nach drei Jahrtausende langem Schlummer aufgerüttelt hat und zu zerstören beginnt. Gleichfalls mit großen Worten, aber plastisch anschaulich, werden die drei Landschaftsbilder Urwald, Steppe, Wüste skizziert. Mehr ausgemalt werden dann zwei Typen von westafrikanischen Städten, die „Polis“ und die „Pfalz“; der Einzug des Verfassers in eine der letzteren ist farbenprächtig geschildert. Auf kürzere Übergangskapitel folgt der Höhepunkt des Buches: „die Hexe“, ein langes Haussa-Märchen, das mit dramatischer Gestaltungskraft nacherzählt ist. Nach dem Pathos dieser ersten Hälfte des Buches gewähren die nächsten Abschnitte „der Bauer“, „die Arbeit“, „der Schmuck“ usw. dem Leser ein besinnliches Ausruhen, das durch vier gedankenreiche afrikanische Erzählungen erneut in Spannung gewandelt wird. In den Schlußkapiteln über Musik, Tanz, Masken usw. nimmt der Verf. selbst wieder das Wort, bringt frischen Schwung in die Darstellung und erfüllt den Leser mit Erwartung auf den zweiten Band des Buches.

Es soll eine Werbeschrift sein und als solche ist es glänzend mit schwarzen und farbigen Illustrationen ausgestattet; das Titelbild „Posaunenbläser“ von C. Arriens ist wohl als Symbol zu verstehen und ist, ästhetisch gewertet, eine prachtvolle Leistung.

In Frobenius Brust wohnen zwei Seelen; hier offenbart er die eine, die des Künstlers, in ihrer Fülle, und läßt die andere, die des Forschers, bescheiden zurücktreten als Helferin, die ihm das Material für sein poetisches Schauen geliefert hat. Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, also nicht unter die Lupe des Wissenschaftlers genommen, ist das Buch eine reine Freude für Alle, die Afrika lieb gewonnen haben.

Mitteilung.

Robert Koldewey †.

Nach langem, schweren Leiden ist am 4. Februar Robert Koldewey im 70. Lebensjahr verstorben; eine Persönlichkeit von seltener und einzigartiger Größe. Weit über die Grenzen unseres Volkes und Landes ging sein Ruf über alle Welt als des Mannes, der in zwanzigjähriger entsagungsvoller Arbeit Babylon aus Schutt und Trümmern wieder hat erstehen lassen. In der altorientalischen Forschung hat er sich damit ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und der ungeheure Arbeitsstoff, den seine Ausgrabungen ans Licht gefördert hat, wird noch auf lange hinaus von der Wissenschaft aufbereitet werden müssen. Koldewey hatte sich für diese Arbeit auf hellenischem Boden geschult. Er brachte alle archäologischen Kenntnisse und vielfältige Ausgrabungs-Erfahrungen mit nach Babylon. Eine ununterbrochene Kette von eigenartigen Unternehmungen hatte sein vorangehendes Leben aufs Reichste ausgefüllt. Es ist von Wert, diesen Werdegang zu wissen, auf dem sich dieser feine, scharfe, ehrliche und unbestechliche Geist heranbildete und im edelsten Sinne heranzüchtete.

Koldewey ist am 10. September 1855 in Blankenburg am Harz geboren, besuchte das Gymnasium zu Altona und studierte in Berlin, München und Wien die Baukunst, Kunstgeschichte und Archäologie. Nach der Staatsprüfung im Hochbau und einer kurzen praktischen Tätigkeit im Hamburgischen Staatsdienst fuhr er mit zwei Münchener Studienfreunden, den Amerikanern Clarke und Bacon, die Donau hinab und in abenteuerlicher Meerfahrt weiter durchs Schwarze Meer und die Dardanellen nach Assos, der kleinasiatischen Seestadt, die mit amerikanischem Gelde ausgegraben wurde. Erst voriges Jahr erschien die in Amerika durch den Tod des einen Mitarbeiters und widrige Umstände so lange verzögerte Veröffentlichung, in der Koldeweys Aufnahmen und Zeichnungen einen Hauptanteil ausmachen. Damit war Koldewey in sein Lebensfahrwasser gekommen. Es blieb nicht aus, daß er mit den Ausgrabungen und Ausgräbern von Troja, Pergamon und Olympia in nahe Beziehung trat, und die Untersuchungen auf der Insel Lesbos, die ihm übertragen wurden, boten ihm Gelegenheit zu selbständiger Betätigung, mit der er sich in der archäologischen Welt sofort einen guten Namen machte. Das Jahr 1887 findet ihn mit Moritz auf einer Expedition nach Südmesopotamien, wo in den beiden Hügel Surghul und El Hibba mit ihren zahlreichen Gräbern und mit Siedelungsresten aus dem 4. Jahrtausend gegraben wurde, Stätten, deren Ruinenstruktur sich durchaus von allem unterschied, was Koldewey bisher auf griechischem Boden untersucht hatte. Bei den Reisen am Euphrat und Tigris, welche zu dieser Unternehmung gehörten, lernte er schon das Land kennen, das elf Jahre später seine zweite Heimat werden sollte: Babylonien. Diese elf Jahre waren jedoch noch mit wechselvollen Arbeiten aber auch mit Zweifeln und Ungeduld ausgefüllt; denn sie enthielten Abschnitte langweiligen Wartens auf die rechte Tätigkeit. Zuerst hatte sich wieder eine reizvolle, selbständige Aufgabe geboten: Die Untersuchung der kleinen, sehr alten Bergstadt Neandria, die er ganz allein ausführte. Ihr wichtigstes Ergebnis ist Koldeweys Ergänzung des bisher unbekannten äolischen Säulenkapitells, jener damals noch merkwürdig erscheinenden Form mit den mächtigen Voluten der Palmette und dem Blattkranz, die uns heute durch neuhinzugefundene orientalische Gegenstücke schon geläufiger geworden ist, und den Entdecker selber schließlich bis in die monumentale Malerei seines Nebukadnezar-Schlosses in Babylon verfolgte. In diese Zeit fällt auch die Begründung seiner Freundschaft mit Puchstein, dem Archäologen, die für die Wissenschaft reiche Früchte getragen hat. Puchstein war einer der Entdecker von Sendschirli, jener nordsyrischen Fürstenresidenz am Ostfuße des Amanus. Humann hatte 1888 begonnen, sie auszugraben. 1890 übernahm Felix v. Luschan dort die Leitung und gewann Koldewey als Fachmann für die Untersuchungen der Bauwerke. Mit ihm und mit Frau v. Luschan, der getreuen Mithelferin, verband Koldewey seitdem eine feste Freundschaft, die sich bis in den Tod bewährte. Er war an drei Grabungskampagnen, 1890, 1891, 1894 beteiligt und bestritt den ganzen zweiten Band der Veröffentlichung, die Bauwerke. Durchaus eigenartig und fein durchdacht ist hier die Darstellung des Vorgefundenen und die Erläuterung, die er

selber dazu gegeben hat. Plastisch und künstlerisch, zugleich aber äußerst genau und zuverlässig. Man kann sagen, daß man hier zum ersten Male aus einer archäologischen Zeichnung mit einem Blick alles abzulesen vermag. Diese Methode ist vorbildlich geworden und alle Nachfolger können sich ihr nicht mehr entziehen, wenn sie nicht unzulänglich bleiben wollten.

1893 hatte Koldewey eine Anstellung als Lehrer an der Baugewerkschule zu Görlitz gefunden. Es war natürlich, daß er dort nicht Wurzel schlagen konnte. Immer wieder zog es ihn hinaus. Ein Winter in Sizilien und Oberitalien zusammen mit seinem Freunde Puchstein trug die reichsten Früchte, sie untersuchten gemeinschaftlich die griechischen Tempel, von denen man meinte, sie seien längst bekannt. In der großen Veröffentlichung gaben Koldeweys herrliche Zeichnungen und beider klare Beschreibungen etwas völlig Neues, eine wahre Fundgrube für die Kunstgeschichte. Das war 1894 auf 95. Die Öde der kommenden Jahre lastete schwer auf dem freiheitgewohnten Geiste. Endlich im Winter 1897 auf 98 kam eine neue Expedition nach Mesopotamien zustande, die für die neu gebildete Deutsche Orient-Gesellschaft ein geeignetes Arbeitsfeld aussuchen sollte. Koldewey bereiste das ihm schon vertraute Land mit Sachau zusammen, und nach ihrer Rückkehr wählte man den Koldewey'schen Vorschlag, Babylon selber auszugraben, weil in der Metropole die reichsten Aufschlüsse über die Kultur des Landes zu erwarten seien. Es war ein großer Entschluß. Man konnte sich damals schon klar darüber sein, daß es einer Arbeit von vielen Jahrzehnten bedürfen würde. Dem Einfluß Richard Schönes, Adolf Ermans und James Simons ist es zu danken, daß er gefaßt und Koldewey die Leitung übertragen wurde.

Ende 1898 machte sich die Expedition auf den Weg. Im Auftrage Kaiser Wilhelms wurde ihre Reise in Baalbek unterbrochen und dort die Freilegung der Tempelruinen vorbereitet, die man früher für phönizisch gehalten hatte, die Koldewey aber richtig ihrer Entstehungszeit unter den römischen Kaisern zuwies.

Im Frühjahr 1899 begann die Ausgrabung von Babylon mit der Untersuchung des Kasr. Nur dreimal, 1904, 1911 und 1914 kam Koldewey wieder nach Deutschland und erst 1917 wich er von seiner Arbeitsstätte vor den eindringenden englischen Truppen. 19 Jahre hatte er in einem schwer zu ertragenden Klima, in übermäßiger Hitze und unter Verzicht auf alle Bequemlichkeit europäischer Zivilisation ausgeharrt. Einen der Keime seines letzten Leidens mag diese übermäßige Anstrengung seines Körpers in ihn gelegt haben. Aber nur durch sie ist sein Werk bis zu dem Grade der Vollendung gediehen, der uns trotz der vorzeitigen Unterbrechung durch den Krieg und seine Folgen berechtigt, von einem gewissen Abschluß zu sprechen. Bekannt sind seine Veröffentlichungen einzelner Abschnitte der Ausgrabungen: Die Pflastersteine von Aiburschabu, die hettitische Stele, die Tempel von Babylon und Borsippa, das Ischtar-Tor und vor allem sein Wiedererstehendes Babylon, dessen im Druck befindliche 4. Auflage er nicht mehr erleben sollte. Sie enthält nun auch die Ergänzung bis zu den letzten Ergebnissen, vor allem den Babylonischen Turm, jenes Bauwerk, das immer zuerst in unserer Phantasie auftaucht, wenn der Name Babylon genannt wird.

Koldeweys Darstellungsmethoden sind ebenso wie seine Ausgrabungstechnik auf seine Schüler übergegangen und werden von ihnen treulich gehütet. Unter seiner Oberleitung verbreiterte sich das mesopotamische Ausgrabungsfeld der Deutschen Orient-Gesellschaft im Laufe der Jahre. Borsippa wurde untersucht, dann Fara und Abu Hatab. 1903 leitete er die Ausgrabung von Assur ein, die 11 Jahre währen sollte, dann wurde 1912 noch Warka unter seinen Auspicien begonnen.

Seit 1918 war er, sehr gegen seinen Willen, in der Heimat, in Berlin, an der Fertigstellung der Herausgabe von Babylon beschäftigt. Seine Sehnsucht war und blieb, bis zum Ende am Euphrat tätig zu bleiben. Mit Freude und Behagen beteiligte er sich an Schuchhardts Grabungen in Arkona und Rethra, wie an einer erfrischenden Erholung von dem unangenehmen Getriebe der Großstadt, in das er sich im Übrigen, ohne zu klagen, gefunden hatte, so wie er sein zweijähriges Leiden, das zum Tode führte, in bewunderungswürdiger Haltung zu ertragen wußte. Koldewey als Mensch ist ein eigenes, langes Kapitel. Wie seinen Körper hatte er sein geistiges Schaffen und seine blühende, künstlerische Phantasie völlig in der Gewalt. Weit über sein spezielles Arbeitsgebiet war er in zahlreiche Wissensgebiete erstaunlich tief eingedrungen, und das führte ihn in die Nähe vieler bedeutender Geister, die sich alle von seiner Geradheit und Klarheit, von der Schärfe und Ehrlichkeit seines Denkens und von seinem echten sprudelnden Humor angezogen fühlten. In vielen Menschen und in seinen Werken lebt dieser Starke und Durchdringende weiter.

Lichterfelde. Andrae.



Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ().

Aegyptus V 1924:

1—2 1—19 S. Solazzi, Le facoltà del procurator bonorum nel diritto romano-ellenico. — 20 S. Solazzi, Statua di Tut'anḫamūn in granito violaceo del Museo di Cairo (Cat. gén. 42092, unpubl. aus Karnak). — 21—26 Carolus Preisendanz, Spicilegium criticum ad Pap. Berol. 5025. — 27—38 Giacomo Lumbroso, Lettere al Prof. Calderini. — 39—44 Ugo Monneret de Villard, L'arte di Samarra e il così detto fregio ṭūlūnide (über Herzfeld, Der Wandschmuck der Bauten von Samarra und seine Ornamentik). — 45—64 Angelo Segrè, ΙΓΑΛΛΗΛΕΓΎΗ. — 65—69 Giulio Farina, Per Ippolito Rosellini (gegen Caparts Äußerungen im Geuthnerschen Catalog 61 Aigyptus (1924) S. 14). — 70—71 A. Calderini, Friedrich Preisigke (Nachruf). — 72—81 Testi recentemente pubblicati. — 82—83 Aggiunti e Correzioni. — 84—88 Appunti e Notizie. — 89—90 *L. Speleers, Les Textes des Pyramides ég. (G. Farina). — 90 *L. Speleers, Recueil des Inscriptions ég. des Musées royaux du Cinquantenaire (G. Farina). — 90—94 *A. Cowley, Aramaic papyri of the V. century B. C. (G. Furlani). — 95—102 *M. Modica, L'ordinamento sacerdotale e la proprietà ecclesiastica nell' Egitto greco-romano (u.) *Ders., Le città greche dell' antico Egitto (u.) *Ders., Funzionari amministrativi e Senato nelle metropoli dell' Egitto romano (u.) *Ders., Egiziani, Greci, Romani ed Ebrei nell' antico Egitto e loro rapporti politici (F. Maroi). — 102—104 *Henry G. Meecham, Light from ancient letters (G. Ghedini). — 104—109 *Guglielmo Castelli, Scritti giuridici (V. Arangio-Ruiz). — 109—110 *S. Eitrem, Les papyrus magiques grecs de Paris (A. Calderini). — 110 *P. M. Meyer, Griech. Papyrusurk. d. Hamburg. Staats- u. Univers.-Bibl. (A. Calderini). — 110—111 *J. R. Knipping, The libelli in the Decian Persecution (A. C.). — 111 *Emilio Costa, Postille papyrologiche (A. C.). — 111—112 *Fr. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie (Aristide Calderini). — 113—128 Bibliografia metodica. Wr.

American Journal of Semitic Languages and Literatures XL 1923/4:

1 1—13 D. D. Luckenbill, Akkadian origins (Ablehnung von Clay's Amurru-Theorie, unter Hinweis auf die in den Personennamen bis in die letzten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends zurückverfolgbare Sprachverschiedenheit zwischen Akkadisch und Westsemitisch und das Fehlen der babylonischen [nach Clay aus dem Westen importierten] Götter in den westsemitischen Namen; gegen die Annahme eines Imports der babylonischen Kultur von auswärts; Verwandschaft des Akkadischen mit dem Südarabischen und der eine etwas ältere Stufe repräsentierenden semitischen Schicht des Ägyptischen). 14—29 W. D. Gray, New light from Egypt on the early reign of Hadrian (Papyri, die sich auf den Judenaufstand 115—117 direkt beziehen; die Paulus-Antoninus-Akten über daran anschließende Ausschreitungen von Griechen gegen jüdische Gefangene; Text einer Art dramatischer Rezitation bei Gelegenheit einer offiziellen Thronbesteigungsfeier für Hadrian; Papyri betreffend die Herabsetzung der Grundrenten kurz nach dem Aufstand: alles die Nachricht des Epiphanius bestätigend, daß Hadrian kurz nach seinem Regierungsantritt Ägypten besucht hat). 30—6 A. R. Nykl, Ibn Ḥazm's treatise on ethics (das von Asín Palacios 1916 übersetzte *Kitāb al-aḫlāq wa-s-sijar fī mudāwāt an-nufūs*; Verhältnis der beiden Kairiner Drucke zu einander; Bedeutung für das Verständnis des *Kitāb ṭauq al-ḥamāma*, in dem hier definierte Ausdrücke verwendet werden). 37—71 H. W. Hines, The prophet as mystic (ausgehend von der Charakteristik der Mystik in W. James, The varieties of religious experience, und den Untersuchungen über unterbewußt erfolgende und blitzartig bewußt werdende Lösungen von Schwierigkeiten bei J. Jastrow, The subconscious. „Unsere kurze Betrachtung der Propheten, und besonders Ezechiels, hat uns dazu geführt, sie psychologisch in die große Familie der Mystiker einzugliedern, die immer bestimmt erklärt haben, daß sie direkte und unmittelbare Berührung mit Wirklichkeit, Wahrheit, Gott erreichten. Wir haben gefunden, daß die Psychologie, die die Erscheinungen der Mystik erklärt, nicht nur dazu führt, Ezechiels Visionen zu verstehen als Ergebnisse a) der instinktiven Bemühungen seiner selbst und seiner Mitvertriebenen, sich unter schwerem seelischem Druck in ihre neue Lage hineinzufinden, b) des Denkens und religiösen Lebens des sie umgebenden Milieus und c) der Sensitivität seines künstlerischen Temperaments, sondern auch nebenher Licht auf einige verwickelte kritische Probleme des Buches wirft. Als Beispiele können angeführt werden: die Ablehnung der Tendenz, Visionen als literarisches Mittel zu betrachten, bewußt vom Propheten angewendet, um seine Gedanken auszudrücken; die Auffassung von 3,22—5,17 als eine Einheit, eine Vision, wodurch die mit der Erklärung der sog. symbolischen Handlungen von Kap. 4, 5 verknüpften Schwierigkeiten behoben werden; und die Feststellung der natürlichen Entwicklung der Berufsvision aus der Reizung des Auges durch Sturm, Wolken und Blitze des heraufziehenden Gewitters.") *V. Scheil, Recueil de lois assyriennes 1921 und *J. Lewy, Das Verbum in den „altassyrischen Gesetzen" 1921 (D. D. Luckenbill). *W. Nowack, Die Kleinen Propheten 1922 (J. A. Bewer). G. B.

2 81—97 M. Sprengling, Kalīla studies I (Bericht über den Stand des vom Oriental Institute of the University of Chicago begonnenen Unternehmens einer genauen Untersuchung und Herausgabe des arabischen Textes; die bisher in Photographie vorhandenen Hss und die noch ausstehenden Hss. und Ausgaben, über die Informationen erbeten werden; die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Versifizierungen und der persischen Übersetzung; die Frage des Vorhandenseins mehrerer arabischer Übersetzungen; — vorläufige Klassifizierung der direkt oder indirekt benützbaren Hss. nach dem Bestand und der Reihenfolge der Kapitel). 98—110 E. Day, Was the Hebrew monarchy limited? (der große Einfluß der זקנים „Scheikhs" in der Königszeit, die wiederholt an entscheidenden Punkten in Aktion treten, wenn sie auch an anderen Stellen, wo man dies ebenfalls erwarten sollte, nicht erwähnt werden; die Angaben über ihre Stellung im Hexateuch, in denen sich die Verhältnisse der Abfassungszeit der Quellen wiederspiegeln; Ergebnis, daß das israelitische Königtum, wie es außenpolitisch auch zu seiner Glanzzeit keine große Rolle spielte, so auch im Inneren keineswegs unumschränkt war). 111—6 I. M. Price, Transportation by water in early Babylonia (Belege aus altbabylonischer Zeit bis herab zu Hammurapi für die Wichtigkeit des Transports zu Wasser und die große Zahl der damit Beschäftigten). 117—24 J. H. Michael, The Jewish sabbath in the Latin classical writers (Spuren einer gewissen Sabbatbeobachtung auch bei Nichtjuden; Erwähnung von Sabbatruhe, besonders Unterlassen des Reisens, und — irrtümlicherweise — Fasten am Sabbat). 125—33 W. F. Albright, Shinar-Šanġar and its monarch Amraphel (שִׁנְעָר von Gen. 14 nicht Sumer, sondern Šanḫar der Amarnabriefe und einer hetitischen Länderliste, äg. Sngr, d. h. Šanġar, heute erhalten im Namen Ǧebel Sinǧār; gleichbedeutend mit dem Reich Ḫana, das als assyrische Provinz namens Singāra weiterbesteht; Amraphel d. h. Amurru-āpil „The God



Amurru rewards" einer der Herrscher von Ḫana in dessen Blütezeit, dem 17. Jahrhundert, wozu die Erwähnung von Elam paßt, das um dieselbe Zeit Babylonien unterwarf, und zu dem Šangar in ein „Bündnis"-Verhältnis getreten sein muß; dieselbe Zeit vorausgesetzt von den sog. Kedorlaomer-Tafeln, auf denen außer diesem auch der תדעל von Gen. 14 als Tudḫula wiederkehrt, identisch mit hetitisch Tudḫal[iaš]; somit die גוים von Gen. 14 wohl die Ummân-Manda, und zwar Hetiter; vielleicht auch Arjoch von Ellasar in der gleichen Situation unterzubringen). 134—5 Ders., Some Notes on the early Babylonian text of the Atraḫasis epic. 135—7 M. A. Canney, The Hebrew מליץ („ein Beamter, der für sein Amt gewählt war, . . weil er fließend sprechen konnte", Grundbedeutung etwa identisch mit לץ „Schwätzer", etymologisch zusammenhängend mit לשון). 137—9 E. A. Speiser, The translation and etymology of *usurtu* (Schöpfungsepos Taf. 1 Vers 7; „authority"). *The book of Job, by C. J. Ball 1922 (G. A. Barton); *A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, 2. Aufl. v. H. Ranke 1923 (T. G. Allen); D. Nielsen, Der dreieinige Gott I 1922 (Th. J. Meek); *Publications of the Babylonian Section of the University Museum of Philadelphia XIII (Historical Fragments ed. by L. Legrain) 1922 (D. D. Luckenbill); *W. H. Lane, Babylonian problems 1923 (Ders.). G. B.

3 153—85 A. Cohen, Studies in Hebrew lexicography (Auswertung des nachbiblischen Hebräisch, das als echte Fortentwicklung des biblischen zu betrachten, und der jüdischen Auslegung, soweit sie den „einfachen" Sinn meint, für die alttestamentliche Lexikographie, mehrfach sich berührend mit Ehrlich; behandelt etwa 60 seltnere Wörter). 186—208 E. F. Weidner, Ein babylonisches Kompendium der Himmelskunde (Tafel AO 7540 des Louvre, gehörig zu der Serie *mul APIN*, Vorderseite ein Teil-Duplikat zur ersten Tafel dieser Serie, Br. M. 86378 [CT XXXIII 1—8], Rückseite ein Teil-Duplikat zur zweiten Tafel der Serie, VAT 9412 (aus den Assurfunden), bildend; Autographie, Transkription mit Ergänzungen aus den Duplikaten und Übersetzung bzw. für die in CT vollständig erhaltenen Stücke Kollation; nähere Erörterung des *ḫarrân Sin* = Tierkreis, für den 17 Zeichen genannt werden, der schematisch und daher sehr fehlerhaft berechneten Gnomontabellen, und einer Reihe von Fixstern-, Kometen-Omina usw.; — Gesamtcharakter der Serie: Handbuch der Himmelskunde zu praktischen Zwecken — Kalenderordnung und Astrologie —, sich gebend als etwa aus der Zeit um 3000, aber verfaßt wohl um 2000, mit einzelnen auf noch etwas spätere Zeit weisenden Angaben). 209—18 M. Radin, The kid and its mother's milk (J. Frazer's Parallelen nur Milch, nicht in ihr zu kochendes Fleisch betreffend; nächste Parallele zu dem alttestamentlichen Verbot vielmehr eine orphische Liturgie aus Sybaris, in der der Myste zum Gott wird dadurch, daß er sich als Böckchen in die Milch stürzt, gleichzeitig Bild für höchstes Glück und Identifizierung mit Dionysos; Möglichkeit einer Beziehung zwischen dem alttestamentlichen Verbot und diesem Ritual gegeben durch die Spuren des Eindringens des orphischen Glaubens an persönliche Unsterblichkeit in Israel und der anfänglichen Opposition dagegen, und durch die Überlieferung — Etym. Magn. 371,57 — von der Verehrung des Dionysos als Böckchen in Raphia in Südpalästina). *A. Köster, Das antike Seewesen 1923 (T. G. Allen); *H. Sottas et E. Drioton, Introduction à l'étude des hieroglyphes 1922 (W. F. Edgerton); *S. Langdon, Babylonian wisdom 1923 (D. D. Luckenbill); *R. Ph. Dougherty, Archives from Erech 1923 (Ders.); *S. Langdon, Oxford editions of cuneiform texts I II 1923 (Ders.). G. B.

Archiv für Geschichte der Medizin XV: 53—67 J. Ruska, Über das Schriftenverzeichnis des Gābir b. Ḥajjān und die Unechtheit einiger ihm zugeschriebenen Abhandlungen (Ausgangspunkt für die Feststellung seiner Lebensumstände die Widmungen vermutlich echter Schriften von ihm, welche Beziehungen zu den Barmekiden und eine Lebenszeit etwa 750—800 beweisen; Kritik angeblicher Züge der Biographie auf dieser Basis: vor allem Gābir unmöglich Schüler des Ga'far aṣ-Ṣādiq, dessen chemische Tätigkeit überhaupt apokryph; Versuch inhaltlicher Anordnung der im *Fihrist* genannten Schriften, nach Ausscheidung sicher unechter, mit dem Ergebnis, daß die Liste einen gewissen Abstand von der griechischen Alchemie und Verwandtschaft mit der des Rāzī erkennen läßt, also einen im allgemeinen glaubwürdigen Eindruck macht und Gābir's Ruf als Begründer der arabischen Alchemie rechtfertigt; um so stärker der Verdacht der Unechtheit bei inhaltlich bedenklichen, in der Liste fehlenden, handschriftlich erhaltenen angeblichen Schriften Gābir's; sicher unecht z. B. die beiden von Berthelot und Houdas veröffentlichten *K. ar-raḥma aṣ-ṣaġīr* und *K. al-mulk*: früh einsetzende umfassende Fälschertätigkeit auf Gābir's Namen). G. B.

Archiv f. Religionswissenschaft 22, 1923/24: 1/2 I. Abhandlungen. 1—15 Diels, Zeus. (Z. ist in Dodona an die Stelle eines Quell- u. Eichen-, auf dem Lykaion an die Stelle eines Wolfsgottes getreten, selbst aber zuerst auf dem thessalischen Olymp verehrt worden u. hat sich in Folge seiner Bedeutung als Himmelsgott, des Ansehens der ihn verehrenden thessalischen Fürsten u. durch die aus Pierien stammenden Sänger weiter verbreitet, bis er schließlich durch die Sophisten wieder zurücktrat.) 16—57 Weniger, Theophanien, altgriechische Götteradvente. (Der Grieche glaubt nicht an die Allgegenwart der Gottheiten, sondern läßt sie, wie die Toten, an bestimmten Stellen erscheinen, zu denen sie daher gerufen u. an denen sie bewirtet werden. Das wird durch zahlreiche Beispiele belegt; der Art. Epiphanie von Pfister im 4. Supplementband von Pauly-Wissowa-Kroll ist noch nicht benutzt.) 58—86 Wiedemann, Der Blutglaube im alten Ägypten. (Das Blut dient als Heilmittel, spielt in der Mythologie eine große Rolle und ebenso beim Opfer. Der Aufsatz enthält weit mehr, als nach seinem Titel zu erwarten ist.) 87—116 Luise Troje, Die Geburt des Aion — ein altes Mysterium. (Der Widerspruch zwischen hellenistischem Aionkult und hellenistischer Aionphilosophie wird nach dem Vorgang Reitzensteins mit Hilfe indischer Spekulationen u. zwar über das Agnicayana auszugleichen versucht.) 117—132 Freiherr Hiller von Gaertringen, Littmann, W. Weber u. Weinreich, Syrisch. Gottheiten auf einem Altar aus Cordova. (Eine zwischen 218 u. 222 gesetzte griechische Inschrift nennt neben Helios Re u. Elagabal, neben Kypris wohl eine Mondgöttin u. al'Uzza, die Göttin des Morgensternes, neben Athene Allath; „durch sie ist es . . . möglich geworden, bestimmter als bisher die Religionspolitik des ersten reinen Semiten auf dem Herrscherstuhl des Augustus zu verstehen".) 133—153 Dornseiff, Der Märtyrer: Name u. Bewertung. (Der Streit über das Wort μάρτυς, der zwischen Holl einer- u. Reitzenstein, Corssen, Krüger andrerseits entstanden ist u. letzlich darauf geht, ob die neue Bezeichnung von den Juden oder von der hellenistischen Antike kommt, wird im ersteren Sinne entschieden; „der Keim der Bedeutungsentwicklung von Zeuge vor Gericht zum glaubensstarken Bekenner seiner Überzeugung, der auch dafür den Tod erleidet", liegt „im Deuterojesaja . . ., jenem unbekannten Propheten der Kyroszeit, der den messianischen Gedanken so stark beeinflußt, ja geradezu selbst geprägt hat"(?). Zugleich ist der „besonders schaurige Tod eines Menschen ein Gegenstand religiöser Scheu, etwas Heiliges . . ., ein τέρας".) 154—175 Ida Lublinski, Eine

mythische Urschicht vor dem Mythos. (In den Exkrementen, Urin u. Speichel wurden, weil sie aus dem toten Körper nicht mehr hervorkommen, die Lebensfunktionen gefunden, dann wurde teils auf das Bild des Vorganges, teils die ihm innewohnende Kraft der Nachdruck gelegt. Von ähnlichen Untersuchungen anderer scheint die Verfasserin nichts zu wissen.)
II. Berichte. 176—197 Meinhof, Afrikanische Religionen 1915—1922. (Außer allgemeinen Arbeiten werden solche über das Gebiet der Bantu-, Sudansprachen u. der Hamiten, sowie über den Einfluß fremder Religionen besprochen.)
III. Mitteilungen u. Hinweise. 198 f. Kern, Ein vergessenes Dionysosfest in Jerusalem. (Ein solches wird im 2. Makkabäerbuch 6, 7, bei Hippolyt, περὶ τοῦ σωτῆρος ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ 49 u. bei Johannes Lydus, de mens IV, 53 bezeugt. 199 f. Kern, Plutos in Alexandreia. Dessen Verehrung folgt namentlich aus der παρὰ Πλούτῳ θοίνη, die von Premerstein in den sog. alexandrinischen Märtyrerakten entdeckt hat.) 200 Nilsson, Der Flammentod des Herakles auf dem Oite (Ergänzung zu 21, 310 ff Menschliche Reste haben sich unter der Asche des Scheiterhaufens nicht gefunden.) C. Clemen.

Oriente Moderno IV 1924:
1 (Gennaio) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 1—2 Riassunto della situazione; 2—14 Decreto 30 agosto 1923 sulla costituzione del Consiglio Rappresentativo dello Stato di Damasco (französ. Orig.-Text); Notizie varie: 14—70. — Sez. economica: Notizie varie: 71—80.
2 (Febbraio) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 81—84 Riassunto della situazione; Notizie varie: 84—128. — Sez. economica: Notizie varie: 128—136.
3 (Marzo) Sez. politico-storica: 137—153 C. A. Nallino, La fine del così detto Califfato ottomano (Das legitime Chalifat endete 1258; die Osmanen begannen erst in neuester Zeit sich den Chalifentitel, der ihnen von rechtswegen nicht zukam, nutzbar zu machen — 'Abd ul-Ḥamīd II. Panislamismus —; die Abschaffung des Chalifats ist die notwendige Konsequenz der Aufhebung des türkischen Sultanats, da ein geistliches Chalifat, wie es die Beschlüsse vom 1./2. Nov. 1922 vorauszusetzen schienen, dem Begriff des Chalifats selbst widerspricht. Im Appendice gibt N. 3 Gedichte von Zija Gök Alp in italienischer Übertragung nach der deutschen Übersetzung von Aug. Fischer). Cronaca e documenti: 153—155 Riassunto della situazione; Notizie varie: 155—208.
4 (Aprile) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 209—210 Riassunto della situazione; Notizie varie: 211—281. — Sez. economica: Notizie varie: 282—288.
5 (Maggio) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 289—290 Riassunto della situazione; Notizie varie: 290—338 — Sez. culturale: 339—350 D. Santillana, Il concetto di Califfato e di sovranità nel diritto musulmano (Vorabdruck von Abschnitt I, 2 „Il Capo della Comunità Musulmana" von Santillana's demnächst erscheinenden Istituzioni di diritto musulmano). *Das Kitāb al-ḥijal .... des ... al-Ḫaṣṣāf, hrsg. von Jos. Schacht (Levi della Vida).
6 (Giugno) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 353—354 Riassunto della situazione; 354—357 La legge francese 20 dicembre 1923 sull' acquisto della nazionalità francese nella Reggenza di Tunisi (französisch); Notizie varie: 357—394. — Sez. culturale: 395—408 E. Rossi, Pubblicazioni di Musulmani anti-bolscevichi nell' Azerbaigian caucasico (Bericht über zwei Bücher des vor den Bolschewisten nach Konstantinopel geflohenen Rasülzäde Mehmed Emin, Azerbeidschan Dschumhurijjeti und 'Asrymyzyñ Sijawuschi, sowie die Zeitschrift Jeñi Qafqasija).
7 (Luglio) Sez. politico-storica: 409—429 A. Giannini, La contesa anglo-turca per Mossul; Cronaca e documenti: 429—430 Riassunto della situazione; Notizie varie: 431—476.
8 (Agosto) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 477—478 Riassunto della situazione; Notizie varie: 478—529. — Sez. culturale: Notizie varie: 530—532 Sulla letteratura e sulla cultura italiana in Turchia.
9 (Settembre) Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 533—535 Riassunto della situazione; 535—539 Legge n. 4 del 1924 (29 luglio 1924) modificante la legge elettorale egiziana (französisch); Notizie varie: 540—573. Sez. culturale: 574—595 Ettore Rossi, Uno scrittore turco contemporaneo: Ẓiyā Gök Ālp (I Notizie biografiche; II Opere: Qyzyl Elma — Türkleschmek, Islamlaschmaq, Mu'asyrlaschmaq — Jeñi Hajat — Altyn Yschyq — Doghru Jol [Türkdschilijiñ Esaslary, Angora 1339, 174 S. 8°, in dem Z. G. A eine systematische Darstellung seiner Anschauungen gibt, ist nicht besprochen]; III Suo posto nella letteratura turca e nel movimento culturale contemporanei); 595—506 *G. Ricciotti, Il libro di Geremia, Torino 1923 (Levi Della Vida). R. Hartmann.

Ymer 1924:
1 24 J. G. Anderson, Arkeologiska fynd i provinsen Kansu (Dr. A. berichtet hier über seine Ausgrabungen in China in Provinz K. Die Kultur ist prähist., eigentümlich ist die Darstellung vom Vogel in der Keramik, welche mit denen der Keramik aus Susa sehr Ähnlichkeit hat. A. bezeichnet diese Kultur als Yang-Shao-Kultur). — 37 J. Frödin: Nyare franske forskningar i Sahara. — *J. de Morgan: L'humanité préhistorique (Olof Janse).

Zeitschrift für Semitistik II 1924:
2 113—33 N. Rhodokanakis, Die Sarkophaginschrift von Gizeh (1894 veröffentlicht, berichtet von Bankerott des *WB* Priesters *ZJD'L* und Kreditgewährung an ihn; Text und Übersetzung; 1. Der wirtschaftsgeschichtliche Rahmen: Südosthandel und Staatsmonopole der Ptolemäer; 2. Ein Südaraber als ägyptischer Priester: in einer Stellung als Aromata-Importeur für ägyptische Tempel; minäischer Herkunft, vielleicht aus el-'Öla; 3. Charakter und Abfassungszeit der Inschrift: verwandt nicht mit Grabinschriften, sondern mit Bauprotokollen u. ä., eine Art Pfandsiegel der Gläubiger auf dem Sarkophag darstellend; frühestens aus dem 3. Jahrh. v. Chr., aber als Stützpunkt für die altsüdarabische Chronologie unergiebig; 4. Kommentar). 134—41 F Praetorius, Über die aramäischen und arabischen Passivperfekte (Ursprung der Passivflexion das im Aram. vorliegende, durch ī in der letzten Silbe charakterisierte perfektisch flektierende *quṭīl einerseits und das Imperf. Hof. andrerseits [hebr. *jūqam* usw.], dessen charakteristisches *ū* Rest eines Hilfsverbs; alle übrigen Bildungen sekundär daraus hervorgegangen). 142—4 Ders., Zu einigen altsüdarabischen Wörtern (*ḥqbl gwlm 'rḫ 'dn*). 145—78 H. Gunkel, Der Micha-Schluß. Zur Einführung in die literaturgeschichtliche Arbeit am AT. (Feststellung der durch Gedanken und Stimmung, durch den Formenschatz und durch den „Sitz im Leben" Israels charakterisierten literarischen Gattungen, und Einzelinterpretation auf diesem Boden; Ergebnis für Mi 7, 7 ff.; 7, 7—10 ein allegorisch gemeintes „Klagelied eines Einzelnen" in Fünfern, als dessen Sprecherin Zion zu denken ist; 7, 11—13 ein darauf antwortendes Orakel in Doppeldreiern; 7, 14—17 ein Volksklagelied in prophetischem Geist, Metrum wieder Fünfer; 7, 18—20 ein Hymnus in wechselndem Metrum; das Ganze eine aus zwei parallelen, gleich gebauten Gliedern bestehende Liturgie, die als an einem Volksklagefest mit Verteilung auf Soli und Chor aufgeführt zu denken ist). 179—83 M. Lidzbarski, Verschiedenes (ein mißverstandenes aramäisches Sprichwort aus dem Talmud [bab. Aboda zarah 26 a], das vom Grindkopf, nicht dem Weber handelt; *al-a'rāf* Koran 7, 44. 46 entlehnt aus den mandäischen *maṭarata* „Wachthäusern", zwischen Himmel und Hölle; gegen Praetorius' Lesung des Schlusses der punischen Inschrift aus Terranova Pausama ZS II 12 f.). 184—218 G. Bergsträßer.

Die Quellen von Jāqūt's *Iršād* (sachlich geordnete Übersicht über die von Jāqūt direkt benützten Literaturwerke, mit Belegen hauptsächlich aus den beiden letzten Bänden und Verweisen auf die in der Anzeige ZDMG 1911, 797 ff. gegebenen Belege aus den ersten drei Bänden; 212—8 Eigennamenindex). 219—23 J.-J. Hess, Über das präfigierte und infigierte ع im Arabischen (sekundäres *'ain* nicht sowohl durch in dem Wort enthaltene emphatische Laute, als vielmehr durch ein darin vorkommendes *r* induziert; als Beispiele hauptsächlich Fremdwörter, bei denen der sekundäre Charakter des *'ain* am sichersten; Präfigierung weit häufiger als Infigierung). 224—45 H. Reckendorf, Al-'A'šās *Waddi' Hurairata* (Berichtigungen und Nachträge zu R. Geyer's Behandlung des Gedichts in den Wiener Sitzungsberichten Bd. 192). 246—71 F. Giese, Das Problem der Entstehung des osmanischen Reiches (im allgemeinen gegen die Darstellung von H. A. Gibbons, The Foundation of the Ottoman Empire 1916; Zustimmung zu seiner Kritik an der üblichen Auffassung, die Osmanen wären zur Eroberung des Balkans durch Aufsaugung seldschukischer Splitterstaaten in stand gesetzt worden, und an der Vorstellung, die Osmanen hätten sich zunächst lediglich als Räuber und Plünderer betätigt; dagegen Abweisung von Gibbons' Aufstellung, ein Zusammenschluß von eben zum Islam übergetretenen Türken mit ebenfalls neu islamisierten Griechen sei die Grundlage der osmanischen Macht gewesen: vielmehr wahrscheinlich die Osmanen schon früher islamisiert, die Rolle der Griechen im Anfang unbedeutend; und entscheidend für die Gründung des Osmanenreichs die Mitwirkung der Orden, zwar nicht, wie von Huart angenommen, der Mevlevi, wohl aber der Aḫi, auf die schon Köprülüzade Mehmed Fuad hingewiesen hat, die nachweislich in der Umgebung Osmans Einfluß besessen haben und deren Tracht von den Janitscharen übernommen worden ist; diese Truppe erst unter Murad I., nicht schon unter Orchan geschaffen, ihre Verbindung mit Hadschi Bektasch sekundär, die Einführung der Knabenaushebung, der *devširme*, erst unter Murad II.; die Truppenzahlen, die nach diesen Ergebnissen der Stamm Osmans, verstärkt durch bereits ansässige Türken, ins Feld stellen konnte, zur Eroberung des Balkans vollkommen ausreichend). 272—3 E. Littman, Zum wechselnden Rhythmus in der hebräischen Poesie (Parallelen aus dem Tigrē, wo gelegentliches Überschießen oder Fehlen von Silben durch wechselnde Verteilung auf die Melodie ausgeglichen werde). 274—5 Ders., 'Ain und die emphatischen Laute (erkennt den von Hess behaupteten Einfluß des *r* an, hält aber unter Hinweis besonders auf das Tigrē an dem Einfluß auch der emphatischen Laute fest). 276—82 *O. Eissfeldt, Hexateuch-Synopse 1922 (Meinhold); *A. H. Pérennes, Les Psaumes trad. et comm. 1922 (O. Eissfeldt); *E. Bräunlich, Bisṭām b. Qais 1923 (H. Reckendorf). 287—8 E. Littmann, H. Reckendorf †. G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Bewer, J. A.: The Literature of the Old Testament in its historical Development.
*Binyon, L.: L'Art Asiatique au British Museum (Sculdture et Peinture).
Bruno, A.: Gibeon.
*Burkitt, P. C.: The Religion of the Manichees.
Goetz, H. u. R. Ilse-Munk: Krishna und Rādhā.
*Horner, G.: Pistis Sophia. Literally translated from the Coptic.
*Herzog, P.: Die ethischen Anschauungen des Propheten Ezechiel.
*Jirku, A.: Die Wanderungen der Hebräer im dritten und zweiten vorchristlichen Jahrtausend.
The Influences of Indian Art. Six papers written for the Society by Josef Strzygowski, J. Ph. Vogel, H. F. E. Visser, Victor Goloubeff, Joseph Hackin and Andreas Nell.
Kittel, R.: Geschichte des Volkes Israel. I. 5. u. 6. Aufl. II. 6. Aufl.
*Krämer, A.: Die Málanggane von Tombára.
*Krause, Ch.: Nāsaketarī Kathā, an old-rājasthānī tale. Edited with notes, a grammar, and a glossary.
*Kreyenborg, H.: The Seasons: A Descriptive Poem by Cálidás in the Original Sanscrit. Der ält. ind. Druck eines Sanskrittextes in Faksimile.
Kümmel, O.: Ostasiatisches Gerät. Ausgewählt und beschrieben. Mit einer Einführung von Ernst Große.
Mahomet: Le Coran. Traduction nouvelle avec notes d'un choix de Sourates précédées d'une Introduction au Coran par Édouard Montet.
*Marriott, J. A. R.: The eastern Questions. An historical study in european Diplomacy. III. Ed. revised.
*Meyer, E: Blüte und Niedergang d. Hellenismus in Asien.
*Michel, A.: Humbert und Kerullarios. Studien. Erster Teil.
Monahan, F. J.: The early History of Bengal. With a Preface by Sir John Woodroffe.
Paruck, F.: Sasanian coins. With 60 Plates and map.
*Roeder, G.: Ägyptische Inschriften aus den Staatlichen Museen zu Berlin. VIII. Heft (= Band 2, Heft 4).
*Russell, B.: China und das Problem des fernen Ostens. Mit einer Einführung von General Prof. Dr. Karl Haushofer.
*Schacht, J.: Das kitāb al-ḥijal fil-fiqh (Buch der Rechtskniffe) des abū Ḥātim Maḥmūd ibn al-Ḥasan al-Qazuīnī, mit Übersetzung u. Anmerkungen herausgegeben.
*Schulz, A.: Das Buch Josua, übersetzt und erklärt.
*Smith, V. A.: The early History of India from 600 B. C. to the Muhammadan Conquest.
*Socin, A.: Arabische Grammatik. Paradigmen, Literatur, Übersetzungsstücke und Glossar. 9., durchg. u. verb. Auflage v. Carl Brockelmann.
Staerk, W.: Das Problem des Deuteronomiums. Ein Beitrag zur neuesten Pentateuchkritik.
*Stötzner, W.: Ins unerforschte Tibet.
*Tauer, F.: Histoire de la Campagne du Sultan Suleyman Ier contre Belgrade en 1521.
*Temple, R. C.: The Word of Lalla the Prophetess. Being the Sayings of Lal Ded or Lal Diddi of Kashmir.
Thomas, M. B.: The biblical Idea of God.
Trout, E. W.: The Rise and Fall of the Hebrew Nation.
Un Africain: Manuel de Politique Musulmane.
*Volz, W.: Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. 3. Aufl.
*Volz, P.: Das Dämonische in Jahwe.
*— Der Prophet Jeremia, übersetzt und erklärt.
*Wesendonk, Urmensch u. Seele in der iranischen Überlieferung.
*Westermanns Weltatlas.
Wiener, H. M.: Early Hebrew History and other studies.
*Wilbour, Ch. E.: Catalogue of the egyptological Library and other Books.
*Woitsch, L.: Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (Po Chü-i).
Wulzinger, K.: Byzantinische Baudenkmäler in Konstantinopel.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchental 1.

XXVIII 4 **OLZ** April 1925

Zur islamischen Mystik[1].

Von R. Hartmann.

Trotz des lebhafteren Interesses, das sich seit einigen Jahrzehnten der islamischen Mystik zuwandte, schien es bisher im höchsten Grade fraglich, ob es jemals gelingen werde, ein deutliches Bild der geistigen Individualität eines der Väter des Ṣûfîtums zu gewinnen, von denen uns eine Fülle von einzelnen Aussprüchen und erbaulichen Anekdoten — in einem im wesentlichen durch Zusammenfassungen aus dem 4. und 5. Jahrh. festgelegten Umfang — erhalten ist und in der späteren Literatur immer wieder begegnet. Heute, nach dem Erscheinen von Massignons vorliegenden beiden Werken, die sich gegenseitig ergänzen und zugleich voraussetzen, erscheint jene Frage beinahe unbegreiflich.

Massignon setzte bei der interessantesten und umstrittensten Gestalt aus der großen Reihe der Mystiker des 3. Jahrh. ein, bei dem 922 — also ein Jahrtausend vor dem Erscheinen von M.s Werk — um seiner Lehre willen hingerichteten al-Ḥusain b. Manṣûr al-Ḥallâǧ. Wenn bereits M.s frühere Editionen von Texten von und über al-Ḥallâǧ, sowie kürzere Aufsätze von seiner Hand uns noch wertvolle Aufklärung über jene Frühzeiten der islamischen Mystik von ihm erwarten ließen, so sind diese Erwartungen doch weit übertroffen worden. Es gelang ihm, ein so lebensvolles Bild von dem Werk dieses Mystikers und Märtyrers, verstanden aus seiner geistigen Umwelt, zu entwerfen, wie wir es wohl noch von keiner anderen Figur der Geistesgeschichte des Islam besitzen.

Man wird die Leistung M.s in ihrem vollen Umfang erst würdigen können, wenn man sich klar macht, wie er dies Ergebnis erzielte und wie allein es erzielt werden konnte. M. hat in bisher noch nie erreichtem Maße das uferlose islamische, in erster Linie hier das arabische Schrifttum, soweit es irgend Hilfe versprach, durchforscht; natürlich nicht bloß die beschränkte gedruckte Literatur, die bald versagt hätte, sondern die Handschriftensammlungen nicht bloß wohl fast aller größeren europäischen Bibliotheken, sondern auch die kaum oder gar nicht katalogisierten Schätze der Bibliotheken von Konstantinopel, Kairo, Damaskus und anderer Städte des Orients. Dabei war es mit der bloßen Sammlung von Zitaten aus Ḥallâǧ oder Stellen über ihn nicht getan. Denn jeder, der z. B. einen Blick in das 1913 von M. herausgegebene *Kitâb aṭ-Ṭawâsîn* des Ḥallâǧ geworfen hat, weiß, daß die Sprache solcher Texte zunächst schlechthin unverständlich ist. Es galt also zuerst den Schlüssel zu ihr zu finden. Dazu reicht auch die vollkommene Übung in der heutigen Sprache und Vertrautheit mit dem geistigen Leben des heutigen Orient, die M. gewiß in hohem Maß zustatten kam, so wenig aus wie Bekanntschaft mit der klassischen theologischen und philosophischen Literatur. M. mußte sich das Verständnis erst durch völlige Einarbeitung in die geistige Kultur der Zeit erschließen, wofür alles, was die Wissenschaft bisher geleistet hat, doch schließlich nur eine sehr lücken- und mangelhafte Vorarbeit darstellte. Auch hierfür hatte er sich das bisher fast unbekannte Material erst aus den Handschriftenschätzen der durchforschten Bibliotheken zusammenzusuchen. So hat sich denn auch sein großes Ḥallâǧ-Werk erweitert zu einem Querschnitt durch das gesamte philosophische und theologische Leben des 3. Jahrh. des Islam.

Eine dritte Voraussetzung für das Gelingen seines Unternehmens ist die religionswissenschaftliche Einstellung des Verfassers. Es ist eine schwer zu entscheidende Frage, ob das volle Verständnis eines mystischen Textes einem Nichtmystiker je möglich ist. Hier scheint mir jedenfalls das Erfassen des letzten Sinnes bisweilen über die Leistungsfähigkeit rein rationalen Denkens hinauszugehen. Es gehört eine Einfühlung in das religiöse Empfinden anderer dazu, wie sie erst durch die psychologische Fundierung der heutigen Religionswissenschaft angebahnt ist, ja, wie sie letztlich doch nur auf Grund einer gewissen Verwandtschaft religiösen Empfindens möglich ist. Insofern scheint mir M.s Werk ein eminent modernes Buch zu sein. Es ist klar, daß gerade hierin die Möglichkeit von Angriffspunkten gegeben ist; und ich selbst muß sagen, daß ich dem Verf. in seinen letzten Konsequenzen nicht überall zu folgen vermag. Aber das heißt auch zugleich an nicht unwesentlichen Punkten auf ein wirklich restloses Ver-

1) Massignon, Louis: La Passion d'al-Hosayn-Ibn-Mansour al-Hallâj, Martyr mistique de l'Islam, exécuté à Bagdad le 26 mars 922. Étude d'Histoire religieuse. I. II. Paris: Paul Geuthner 1922. (XXXII, XII. 942, 105* S. mit 28 Taf.) gr. 8°.

Ders.: Essai sur les Origines du Lexique technique de la Mystique musulmane. Ebd. 1922. (VI, 303, 104 S. mit 1 Taf.) gr. 8°.

stehen verzichten. M. hätte ohne diese subjektive Gabe nicht das große geschlossene Bild zeichnen können, das er vor unsere Augen stellt; und darum wird auch der objektive Beurteiler, der hierin nicht überall mit ihm gehen kann, diese Seite doch als ein Verdienst buchen.

Der erste Band der Passion entwirft in minutiöser Untersuchung aller erreichbaren Nachrichten ein Bild von dem Leben Ḥallâǧs, indem er den Helden in seine Umgebung hineinstellt, ihn von hier aus zu verstehen und zugleich seine Bedeutung aus dem Fortleben in der Erinnerung der Nachwelt zu erschließen sucht. Ausgehend von der zusammenfassenden Biographie, die auf Ḥallâǧs eigenen Sohn zurückgeführt wird, und von den historisch gesicherten Daten seines Lebens (*La Biographie*, S. 1—12), erörtert M. in drei Kapiteln (*Les années d'apprentissage*, S. 13—63; *les voyages et l'apostolat*, S. 63—111; *la prédication publique et l'inculpation politique*, S. 112—154) alle Nachrichten über die Zeit vor dem Höhepunkt der Tragödie, dem Konflikt mit Kirche und Staat, den er ebenfalls in drei Kapiteln (*l'accusation, le tribunal et les auteurs du drame*, S. 160—224; *les procès* S. 225—290; *le martyre*, S. 291—330) bis ins einzelne untersucht, um dann nochmals in drei Kapiteln das Urteil der islamischen Nachwelt vorzuführen (*al Hallaj devant l'Islam* S. 331—399; *al Hallaj devant le Soufisme*, S. 400—429; *la légende*, S. 430—460). Der zweite noch umfangreichere Band zeichnet in seinen ersten drei Kapiteln ein Bild der Lehre Ḥallâǧs, wie es sich für M. aus seinen noch erhaltenen Schriften und Aussprüchen vom Hintergrunde der Denkarbeit der ersten drei Jahrhunderte des Islam abhebt (*théologie mystique*, S. 464—532; *théologie dogmatique* S. 533—771; *les conséquences juridiques et les objections adressées à cette doctrine* S. 772—802). Dieser zentrale Teil des Buches zieht einen vollständigen Querschnitt durch die ganze dogmengeschichtliche Entwicklung der Frühzeit des Islam, wie er bisher noch nie geboten wurde; er wird in Zukunft der unumgängliche Ausgangspunkt und die Grundlage für jede weitere dogmengeschichtliche Untersuchung sein. Anhangsweise schließt sich noch ein Kapitel über die literarische Produktion Ḥallâǧs an (*les œuvres d'al Hallaj* S. 803—941), das u. a. eine vollständige Übersetzung des *Kitâb al-Ṭawâsîn* (S. 830 - 893) enthält. Beigefügt ist dem Band dann noch eine *Bibliographie Hallagienne* (S. 1*—74*), die schon ganz äußerlich einen Eindruck von dem erstaunlichen Umfang von M.s Quellenstudium vermittelt, weiter einige Seiten Errata sowie Indices der Eigennamen und der termini technici.

Die Passion findet ihre unentbehrliche Ergänzung in dem Essai, wie die folgende Inhaltsübersicht sogleich zeigen wird. Den Beginn macht eine *liste alphabétique des termes techniques de la mystique relevés dans les œuvres d'al Hallaj* S. 9—26 mit genauen Stellenangaben für das Vorkommen der einzelnen Termini. Die neben den *Ṭawâsîn* und den *Quatre textes inédits* (Paris 1914), die M. bereits herausgegeben, und dem Dîwân, dessen Edition er nach Passion, S. 826, Anm. 5 vorbereitet, hierfür benutzten Ḥallâǧ-Texte, d. h. neben 27 Traditionen eine Fülle von einzelnen Aussprüchen und Zitaten bei späteren Autoren, sind auf 104 lithographierten Seiten dem Band angeheftet. Kapitel 2 gibt die *Analyse du lexique* (S. 27—83), die Prüfung der in Kap. 1 zusammengestellten Ausdrücke auf ihre Herkunft, wobei sich auch die Frage fremder Einflüsse auf die islamische Mystik erhebt. Kap. 3 *Conclusions générales* (S. 84—114) präzisiert die Ergebnisse über den Ursprung und die Herkunft der islamischen Mystik. Die zwei übrigen Kapitel (*les premières vocations mystiques en Islam* S. 115—210; *les écoles du IIIe siècle de l'Hégire* S. 211—286), denen ebenfalls wie bei der Passion Errata und Indices folgen, bringen die für das Verständnis von Ḥallâǧs Werk unumgängliche Lösung einer Voraufgabe, etwas, was man bisher für unmöglich gehalten hätte und was eben auch nur auf Grund der fast unbegreiflich umfassenden Handschriftenstudien M.s möglich wurde, eine wirkliche Geschichte der islamischen Mystik vor Ḥallâǧ, der es gelingt, einer ganzen Reihe jener bisher nur schattenhaft verschwommen erkennbaren Gestalten wirkliches Leben einzuhauchen, vor allem al-Ḥasan al-Baṣrî, über den eine zurzeit im *Islam* im Erscheinen begriffene Arbeit H. H. Schaeders weiteres Licht zu verbreiten verspricht.

Diese knappe Inhaltsübersicht läßt vielleicht etwas von der bewundernswerten Größe der Leistung des Verfassers ahnen. Hier sei nur als vielleicht wichtigster, bei der bisherigen Problemstellung überraschender Kern des Ergebnisses herausgehoben, daß M. der Beweis im wesentlichen gelungen ist, daß die ältere Mystik des Islam überhaupt, im besonderen die Ḥallâǧs aus dem Islam selbst heraus zu erklären ist, nicht aus äußeren fremden Einflüssen. Dieses Ergebnis tritt vielleicht am klarsten und merkwürdigsten an folgendem Punkt heraus: das Werk al-Ḥallâǧs erscheint in Geschichte und Legende als eine ganz eigentümliche Parallele zur Mission Jesu. M. zeigt einerseits, wie sich Ḥallâǧ dessen selbst bewußt ist, wie er gerade Jesum zu seinem Vorbild nimmt; aber zugleich macht M. dabei klar, daß hier kein unmittelbar christlicher Einfluß vorliegt, daß es sich ganz deutlich um das ḳor'ânische Jesusbild handelt, das Ḥallâǧ vor-



schwebt. Und wenn die Legende schon früh das Bild des Märtyrers Ḥallâǧ weiter mit Zügen ausstattete, die von der ḳor'ânischen Gestalt des Propheten Jesu stammen, wie ja gewiß zumal in der Schilderung der letzten Lebenstage Ḥallâǧs nicht weniges allmählich mehr und mehr der Leidensgeschichte Jesu Christi nachgebildet ist, so ist das nach M. (Passion S. 769) nicht das Werk eines geistreichen Fälschers, sondern Ausfluß des unmittelbaren Empfindens der Zeitgenossen von der inneren Verwandtschaft der beiden Heiligen und Propheten. Seine volle Tiefe erhält dieses Problem vollends, wenn, wie M. geneigt ist wirklich anzunehmen, Ḥallâǧ sein Ende nicht bloß voraussah, sondern gewissermaßen als heilsgeschichtlich notwendig erkannte (Passion S. 761—764). Mt. 5,17 möchte man — freilich in etwas anderem Sinn, als es dort gemeint sein mag — dann den letzten Lebenstagen Ḥallâǧs als Motto setzen. Wie tief der Eindruck von diesem doch wohl schon im Titel des ersten Werkes angedeuteten Parallelismus bei M. ist — wobei doch, um das nochmals zu wiederholen, jeder direkte christliche Einfluß ausgeschlossen scheint —, das mögen die Worte zeigen, in die er ihn Passion S. 771 zusammenfaßt: Cette effigie typique du Jésus coranique frappé par l'histoire légendaire — ce symbole idéal de martyre conforme à la christologie du soufisme, — al Ḥallâj s'anime pour l'observateur comme une image étrangement vivante du Christ réel, tel que nous le connaissons.

Es ist selbstverständlich, daß bei einer so umfassenden, völlig neue Wege bahnenden Arbeit nicht in allen Einzelheiten das letzte Wort gesprochen sein wird. Ist es doch ein Zeichen der Größe von M.s Leistung, daß sie für eine Fülle neuer Probleme den Grund legt. Erst der Fortschritt der Forschung, die bei den einzelnen Teilfragen einsetzen wird, wird einst zeigen, wie weit das Gesamtbild, das M. entwirft, einer Revision bedarf.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, Einzelheiten oft äußerlicher Art (seltsame Transkriptionen, geographische Präzisierungen usw. usw.) aufzuzählen, die einer kleinen Richtigstellung bedürfen. Nur einige allgemeinere Bedenken gegen M.s Arbeit mögen geäußert sein, die, wenn sie auch der Gesamtleistung gegenüber von durchaus untergeordneter Bedeutung sind, doch nicht ganz unterdrückt werden dürfen. So kann ich der Beurteilung der einzelnen Überlieferungen über das Leben Ḥallâǧs nicht durchweg zustimmen. Im ganzen scheint mir ihr historischer Wert entschieden überschätzt. Z. B. vermag ich den Angaben über den Aufenthalt und die Mission in Indien kaum Gewicht beizumessen, während mir umgekehrt vielleicht die Hinweise auf Beziehungen Ḥallâǧs zur Ḳarmaten-Bewegung von M. — freilich mit einem gewissen Schwanken — eher zu leicht genommen zu werden scheinen: sollte hier nicht, wie vielleicht auch sonst zuweilen, unbewußt ein apologetisches Bestreben sich geltend machen? In andern Fällen wieder scheint mir wenigstens die scharfsinnige Auslegung zu weit zu gehen (S. 156 u. 286).

Besonders schwierig ist die Beurteilung der Übersetzung und dogmatischen Deutung der Texte der Mystiker. Eine Übersetzung wie die des *Kitâb aṭ-Ṭawâsîn* scheint mir einem Leser, der den Text nicht vor sich hat, kaum etwas zu sagen. Trotzdem ist ihre Veröffentlichung sehr dankenswert, einmal als Rechenschaft des Verf. über seine Auffassung und zugleich wertvolle Hilfe für jeden, der sich um das Verständnis des Textes bemüht. Ob diese Übersetzungen überall das Richtige getroffen haben? Ich muß gestehen, daß ich bisweilen — ganz ähnlich wie bei der Frage nach dem historischen Wert der biographischen Überlieferungen — eine gewisse Skepsis nicht überwinden kann. Aber auf der andern Seite hat M. die Literatur der Zeit so durchgearbeitet und ist in ihre geistigen Bewegungen so tief eingedrungen, daß man seiner Auffassung in vielen Zweifelsfällen ruhig wird vertrauen können. Wenn man ihm trotzdem bisweilen nicht folgen kann und vielleicht lieber bei einem non liquet stehen bleibt, so hängt das gewiß oft mit jener Grundeinstellung gegenüber mystischen Texten zusammen, von der eingangs schon die Rede war.

Schließlich sei noch eine Bemerkung gestattet zu der Frage der fremden Einflüsse auf die Mystik der Frühzeit. Es ist schon ausgesprochen, daß es ein Hauptverdienst M.s ist, die islamische Mystik der älteren Zeit und insbesondere Ḥallâǧ ausschließlich aus dem Islâm heraus verstanden zu haben. Auch seine prinzipiellen Erörterungen, die im wesentlichen auf die Ablehnung direkter Einflüsse in dem Maß, wie sie bisher meist angenommen werden, hinauslaufen, sind gewiß im Grunde richtig. Aber vielleicht sind sie ergänzungsfähig. Was M. zu beweisen gelingt, ist vor allem, daß das Verständnis der Theorien der mystischen Spekulation nicht auf diese Einflüsse zu rekurrieren braucht. Es gibt aber doch nicht bloß eine Mystik philosophischer Spekulation, sondern auch eine primitive Mystik niederer Art. Und wie sich das Fortleben von Gebräuchen und Anschauungen aus im übrigen aufgegebenen Religionsformen auch nach dem Sieg einer neuen offiziellen Religion gerade in einer niederen volkstümlichen Sphäre der Religiosität feststellen läßt, so scheint mir immerhin anzunehmen, daß sich auch in der primitiven volkstümlichen Mystik örtlich verschiedene Formen und Empfindungen aus der religiösen Vorgeschichte in den Islam hereingerettet haben. In diesem eingeschränkten Sinn, in dem sie freilich in dem Zusammenhang von M.s Problem nicht unmittelbar zur Diskussion steht, scheint mir die Frage nach wie vor noch von Bedeutung.

Die Fülle der Probleme, die M.s Werk zu lösen sucht, die es neu aufwirft oder auch nur streift, ist weit größer, als hier angedeutet werden konnte. Und damit natürlich auch die Zahl der Angriffsflächen, die es der Kritik vielleicht bietet. Doch jede ernstliche Kritik wird schließlich zum guten Teil auf dem Grunde fußen, den M. selbst erst gelegt hat, und damit zugleich Zeugnis ablegen von dem gewaltigen Fortschritt, den sein Werk bedeutet.

Besprechungen.

Salis, Prof. Dr. A. von: **Die Kunst des Altertums.** Berlin: Akadem. Vlgsges. Athenaion. (128 S.) 4° = Die sechs Bücher der Kunst. 1. Buch. Rm. 10.—. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Es ist nicht nur der Zwang gewesen, auf 128 Seiten, von denen noch die Hälfte durch Abbildungen eingenommen werden, einen Überblick über die gesamte Kunst des Altertums, also der Ägypter, Vorderasiaten, Kreter, Griechen und Römer, zu geben, sondern bewährtes Können und Wollen, neue Wege bei der Darstellung der antiken Kunst einzuschlagen, was v. Salis veranlaßt hat, nicht die sonst übliche

Aneinanderreihung möglichst vieler Monumente in chronologischer Reihenfolge, sondern eine systematische Einteilung zu wählen. Ich glaube, daß er damit nicht nur den weiten Leserkreis, für den der Verlag das Buch bestimmt hat, befriedigt, sondern auch den Fachgenossen reiche Anregungen gibt. Vorzüglich ist die Auswahl und vor allem die Anordnung der Abbildungen. Es werden zwei Monumente sich gegenübergestellt, entweder gleicher Art, aber aus verschiedenen Kulturkreisen, z. B. die Statue eines Pharaos und eines römischen Kaisers, ein babylonisches und ein griechisches Relief, oder das gleiche Motiv wird aus zwei sich folgenden Epochen gezeigt. Die Unterschiede in der allgemeinen Auffassung des Motivs und der formalen Gestaltung treten dadurch scharf hervor. Dem, der überhaupt Abbildungen zu sehen versteht, geben sie eine höchst anregende Erweiterung des Textes, der wegen seiner Kürze keine Einzelanalyse bringen kann.

Die Einteilung ist folgende: 1. Kulturgeschichtliche Bedingungen. Zur Veranschaulichung zitiere ich einige Stichworte und Sätze. Der kultliche Charakter der Mehrzahl der antiken Kunstwerke wird hervorgehoben, das starke Gewicht des Bildungselements, das Fehlen des „l'art pour l'art“ u. a. 2. Quellen. 3. Anteil der Nationen. Die Kunst der Ägypter wird als „Sonderfall“ gezeichnet. „Die gesamte Auseinandersetzung mit dem Fremden spielt sich nur an der Oberfläche ab, in seinen Tiefen bleibt das Ägyptertum unberührt. Für den Ägypter aller Zeiten gibt es nur den einen Begriff der Monumentalität, nur die eine Vorstellung von erhabener Würde, nur eine einzige Ausdrucksform für die Versinnbildlichung übersinnlicher Mächte. In schärfstem Gegensatz steht dazu die griechische Kunst mit ihrer Beweglichkeit zur Wandlung. Im Anfang hat auf sie die orientalische Kunst gewirkt. Später erfährt Vorderasien griechischen Einfluß, aber an Ägypten prallt er ab. 4. Entwicklung. „Die Einheitlichkeit besteht freilich nicht darin, daß überall zur gleichen Zeit sich verwandte Kräfte zu regen beginnen. Sie zeigt sich in der Energie, mit der das treibende Element die Wirkungsstätte wechselt.“ I. Wandel der Auffassung. A. Schematismus. Der „archaische“ Stil wird behandelt. Für die orientalische Kunst ist er der einzige. Dabei wird das Positive an ihm hervorgehoben: die Fähigkeit zu großartiger Symbolik, zu diszipliniertem Denken und Empfinden, zu dekorativer Wirkung, zu größtmöglicher Eindeutigkeit. Trotzdem ist ein großer Reichtum möglich. „Was die ägyptische Porträtplastik aus ihrem festen Kanon an individuellen Zügen und Stimmungswerten hervorzuholen mag, grenzt ans Wunderbare.“ B. Idealismus, C. Illusionismus gehören allein der griechischen Kunstentwicklung an. Beim Expressionismus D berührt sich die Spätantike mit der orientalischen Vorstellung sehr nahe, z. B. in dem ausgeprägten Sinn für die Majestät der Ruhe. II. Bewältigung der Form. Drei Hauptmomente werden hervorgehoben: Der Fortschritt von einfachen zu komplizierten Ansichtsformen bei dem Problem der plastischen Körperform, die Sprengung der Fläche durch die Eroberung der dritten Dimension, das steigende Verlangen nach Vereinheitlichung. Der kretische Palast des 2. Jahrtausends z. B. zeigt ein kleinliches gedrängtes Ineinanderschieben der Räume, der Nebukadnezars gliedert die Massen in ruhigem Tempo, der des Diokletian ist innerlich ganz geklärt.

An Ausstellungen hätte ich nur eine einzige zu machen. v. S. spricht richtig von orientalischem Einfluß auf den „orientalisierenden“ Stil der griechischen Kleinkunst und auf die altionische Plastik, trotzdem läßt er die griechische Kunst aus Ägypten Begriff und Formgesetze der Rundplastik übernehmen. Ich möchte auch hier für Ägypten Vorderasien einsetzen.

Der Hauptanteil fällt auf die griechische und römische Kunst, die ägyptische und vorderasiatische begnügen sich, wie das Verhältnis bei der Zahl der Abbildungen erkennen läßt, mit einem Sechstel; aber dadurch, daß die verschiedenen Kunstgebiete nicht nur äußerlich in einem Bande vereinigt, sondern innerlich verbunden sind, ist die Lektüre auch für den Orientalisten wertvoll.

Wilcken, Ulrich: Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. München: R. Oldenbourg 1924. (VI, 246 S.) 8°. Rm. 4—; geb. 5.50. Bespr. von Walther Judeich, Jena.

Der Drang nach Zusammenfassung, der gegenwärtig in der historischen Forschung vielfach hervortritt, hat wohl auch das Unternehmen veranlaßt, von dem U. Wilckens Griechische Geschichte einen Teil bildet, die durch Arnold Reimann herausgegebene Weltgeschichte in zwölf Bänden. Gute, bekannte Namen befinden sich unter den Mitarbeitern: Dietrich Schäfer, Max Lenz, Hermann Oncken u. a. Die einzelnen Beiträge gehen in Tendenz und Betrachtungsweise (Kulturgeschichte, Allgemeinwirkungen der einzelnen Epochen und Persönlichkeiten) zusammen, aber jeder Mitarbeiter gibt sein Werk für sich, ähnlich wie bei L. M. Hartmanns Weltgeschichte.

So bildet auch die Griechische Geschichte von U. Wilcken, dessen Name sich hier würdig anreiht, ein durchaus eigenes Ganzes. Der



Verf. hebt das selbst hervor, wenn er das Buch „Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte" nennt. Er zieht die altorientalische Geschichte als wichtigen Faktor für die Kulturentwicklung des älteren Griechenlands unmittelbar mit heran. Diese Art der Behandlung ist neu und gerade für den Kreis, für den das Buch berechnet ist, die Lehrer und Allgemeingebildeten, besonders dankenswert. Allerdings geht W. in seiner Berücksichtigung des Orients in diesem Rahmen m. E. bisweilen zu weit, z. B. bei der Schilderung des Mittleren ägyptischen Reiches.

Daß dem Leser der neueste Stand der Forschung geboten wird, ist selbstverständlich, W. bemüht sich außerdem in einzelnen am Schluß zusammengestellten Anmerkungen den Benutzer zur Nachprüfung und Ergänzung anzuregen, nachdem er im Eingang ganz kurz die Allgemeine Literatur zusammengefaßt hat. Hier ließe sich wohl noch eines oder das andere Buch einfügen, z. B. der gerade für das von W. erwartete Publikum so nützliche „Alte Orient" und der treffliche kleine Abriß Griechischer Geschichte von H. Swoboda.

W. hat seine Griechische Geschichte in zwölf große Abschnitte geteilt: I. Die Urzeit, II. Die mykenische Zeit, III. Die Zeit der Völkerwanderungen, IV. Das griechische Mittelalter, V. Die Übergangszeit, VI. Die Freiheitskriege, VII. Athens Hegemonie, VIII. Der peloponnesische Krieg, IX. Die Kultur des 5. Jahrhunderts, X. Die Zeit des persischen Drucks, XI. Alexander der Große, XII. Die hellenistische Zeit. Daran schließen sich die „Anmerkungen" und eine Zeittafel. — Diese Einteilung ist für den Mitforscher wohl verständlich, für den Lernenden scheint sie mir nicht glücklich. Er verlangt schärfere Grenzen und einen systematischeren Aufbau. Die Darstellung selbst ist getragen von warmer Begeisterung für das Griechentum und seine Weltbedeutung. Dabei sucht W. möglichst die ganze Kulturentwickelung, auch Literatur- und Kunstgeschichte, mit einzubeziehen und durch moderne Analogien dem Leser die antiken Verhältnisse näher zu bringen. Die Verschmelzung so verschiedener Wünsche ist nicht immer ganz gelungen: abgesehen von vereinzelten sachlichen Einwänden große Ausführlichkeit an einer Stelle und zu kurze Behandlung an anderer, Härten des Stils u. a. Auch ein knapper Index wäre sehr erwünscht. Bei einer neuen Auflage wird es leicht möglich sein hier zu bessern und zu ergänzen.

Dürrbach, Prof. Félix: **Choix d'inscriptions de Délos, avec traduction et commentaire.** Tome I: Textes historiques. Paris: Ernest Leroux 1921/22. (VI, 294 S.) 4° = Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Fr. 65.—. Bespr. von V. Gardthausen, Leipzig.

Delos und Delphi sind eine Domäne der französischen Gelehrten, welche dort die Arbeiten geleitet haben. Schon vor einem halben Jahrhundert begannen die Ausgrabungen auf Delos mit reichem Ertrage (über 2000 Inschriften), von dem die gelehrte Welt aber nur durch Artikel in verschiedenen Zeitschriften erfuhr; nachdem die Arbeiten eingestellt waren, hat Ref. zweimal die Insel besucht, aber von Ordnungs- und Aufräumungsarbeiten war wenig zu spüren, und noch weniger von einer vollständigen Publikation; endlich nach Verlauf von 30 Jahren, nachdem die Ausgrabungen in Delphi beendigt waren, wurden die Arbeiten auf Delos wieder aufgenommen. Seitdem sind wieder fast 20 Jahre verflossen, aber jetzt sieht man doch wenigstens von ferne das Ende.

Eine neue Generation war in Frankreich herangewachsen, die nun auch an die Beendigung der Arbeit dachte. Durrbach, der die letzten Ausgrabungen geleitet, und seine Funde namentlich im BCH bearbeitet hatte, übernahm die delischen Inschriften für die Inscr. Graecae; sein erstes Heft (IG XI II) erschien 1912. Er mußte sich dabei natürlich den Regeln unterwerfen, nach denen das griechische und lateinische Corpus gearbeitet ist und faßte daher den Plan, daneben noch ein besonderes Werk über die Inschriften von Delos zu veröffentlichen, das mehr der Arbeitsweise von Dittenberger in der Sylloge entspricht, d. h. mit einem ausführlichen Kommentare; der erste Band gibt die Geschichte, der zweite, wie bei Dittenberger, die Zustände.

Die Insel Delos liegt nicht nur im Mittelpunkt der Kykladen, sondern auch der hellenistischen Welt; sie war ein Bindeglied zwischen O. und W. Das uralte hellenische Heiligtum des Apollo war international geworden. Während Olympia niemals eine Stadt wurde, entwickelte sich in Delos neben dem Tempel des Apollo eine blühende Handels- und Hafenstadt, in der die Schätze des Orients, namentlich auch Sklaven, feilgeboten wurden. Was heute ein wüster, unbewohnter Trümmerhaufe ist, war damals eine dichtbevölkerte Hafenstadt.

Die Heiligkeit des Ortes bürgte für die Sicherheit der dort aufgestellten Urkunden, Weihinschriften, Ehrendekrete und Volksbeschlüsse, bürgte zugleich aber auch für die Sicherheit der Statuen und Denkmäler nicht nur für Delier, sondern für hervorragende Persönlichkeiten aller hellenistischen Staaten. Dem afrikanischen Könige Massanassa wurden dort

Statuen errichtet von dem bithynischen Könige Nikomedes (Nr. 93) und von seinen Freunden Hermon (Nr. 68) und Charmylos aus Rhodos (Nr. 69). Ein Priester aus Athen Helianax ehrte den König Mithradates VI von Pontus, umgeben von den Statuen seiner Generale, Sekretäre und seines Leibarztes (Nr. 133 ff.). Interessant ist es, das erste Auftauchen römischer Namen zu beobachten. Italische Kaufmanns- und Schiffergilden gab es schon lange. Aber beim Kriege gegen Antiochus erschienen auch römische Flotten im Hafen von Delos, und P. Cornelius Scipio [Africanus] wurde geehrt durch einen Volksbeschluß (Nr. 64). Die römischen Admirale pflegten dann zu danken durch einen golden Kranz im Schatzhaus des Apollo so z. B. der Bruder des Scipio Africanus, ferner die beiden Brüder Flamininus, Livius Salinator usw., die alle in den Inventarlisten des Schatzhauses BCH 6 1882 p. 29 namentlich erwähnt werden. Diese Inventarlisten sind also sicher historische Inschriften und hätten auf alle Fälle im Kommentar zu Nr. 64 erwähnt werden müssen, wenn der Verf. sich den Abdruck dieser langen Inschrift für den zweiten Teil versparte. Historisch sind diese Weihinschriften sicher wichtiger als die bilingue Inschrift arabischer Kaufleute (zweite Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr.) für ihren Gott Ouaddos, Nr. 129, die doch entschieden eher in den zweiten Teil gehörte. Die orientalischen Kaufleute waren meistens in Klubs oder Gilden organisiert wie z. B. die von Tyros (Nr. 85) Sidon, Berytos, Arados usw. Eine jüdische Kolonie auf der Insel (p. 265) erwähnt Josephus. Ferner möchte ich noch hinweisen auf pisidische Namen (Nr. 123) wie Tharoxis, Mistanisthes, Mothoxis usw. Bilingue Inschriften sind leider nur teilweise abgedruckt.

Die nötigen Indices fehlen diesem ersten Bande nicht; dagegen vermisse ich eine Einleitung über die Ausgrabungen auf Delos und einen Plan des Heiligtums resp. der ganzen Insel (BCH 6 pl. XI). Hoffentlich bringt der zweite Band die Erfüllung dieses Wunsches. Sehr dankenswert wäre es, wenn wir auch recht bald ein entsprechendes Werk über die noch wichtigeren Ausgrabungen in Delphi erhielten.

Inscriptions latines d'Afrique (Tripolitaine, Tunisie, Maroc). Par R. **Cagnat, A. Merlin, L. Chatelain.** Paris: Éd. Ernest Leroux 1923. (III, 223 S.) 4°. Fr. 25—. Bespr. von Eduard Norden, Berlin.

Eine Fortsetzung der Supplemente des die römischen Inschriften der Provinz Africa enthaltenden VIII. Bandes des Corpus inscriptionum latinarum ist durch die Zeitverhältnisse auf vorläufig nicht berechenbare Frist hinausgeschoben. Um so dankenswerter ist es, daß drei französische Gelehrte sich entschlossen haben, den Zuwachs der letzten Jahrzehnte in einem handlichen Bande zusammenzufassen. Unter Druckschwierigkeiten leiden auch die Publikationen des Auslandes: so ist es verständlich, daß in der vorliegenden alles allzu Fragmentarische oder Unbedeutende ausgeschlossen wurde. Um so stärker tritt der Gewinn an Wichtigem vor Augen: er betrifft die Geographie, Provinzialverwaltung, Privataltertümer, das Sakralwesen, und daß es auch an sprachlich bemerkenswerten Erscheinungen nicht fehlt, versteht sich zumal in dieser Provinz und dem zeitlich weitgespannten Rahmen der Inschriften (von Augustus bis Honorius), von selbst. Die Leser dieser Literaturzeitung interessiert es vielleicht, daß auch zahlreiche epichorische Namen begegnen, z. B. Nr. 609 (aus der Zeit des Kaisers Probus): *vir perfectissimus praeses provinciae Mauretaniae Tingitanae, conloquio habito cum Iulio Nuffusi filio Iulii Matif regis gentis Baquatium.*

Frobenius, Leo: **Das unbekannte Afrika.** München: Becksche Verlagsbuchhandlung 1923. (185 S. Text u. 194 Taf.) 4°. Bespr. von Max Friederichsen, Breslau.

Von dem groß angelegten Werke von Leo Frobenius „Und Afrika sprach" waren bis zum Jahre 1913 drei Bände erschienen. Geplant war noch ein vierter, letzter Band dieser wissenschaftlich erweiterten Ausgabe der Reiseberichte über die dritte Reiseperiode der deutschen innerafrikanischen Forschungs-Expedition 1910/12. An Stelle dieses geplanten vierten Bandes erscheint jetzt das obengenannte Werk als eine selbständige, die Ergebnisse der Frobeniusschen Afrikaforschungen großzügig zusammenfassende Veröffentlichung.

Das Buch ruht auf der Grundlage der durch den Verf. in nunmehr über 25jähriger Arbeit ausgearbeiteten Kulturkreislehre. Grundgedanke dieser Lehre ist, daß alle menschlichen Lebensäußerungen politischer, wirtschaftlicher, sozialer, künstlerischer, religiöser und anderer Art auf einer durch die natürlichen Verhältnisse der einzelnen Räume der Erde wechselnden Kulturgrundlage beruhen, so daß je nach dem Charakter der Landschaft auch die dadurch bedingten Kulturkreise untereinander bald Ähnlichkeiten und Verwandtschaften, bald Gegensätze aufweisen. F. faßt dabei die Kultur selber als ein selbständiges organisches Wesen auf, welches entsteht, wächst, altert und vergeht. Die Kultur „durchlebt den Menschen". Der Mensch ist Objekt, nicht Subjekt der Kultur. Jede pflanzenhaft wachsende und vergehende Kultur kann andere befruchten und dadurch neue Kulturkreise schaffen.

Die Grundlagen zu dieser Kulturkreislehre haben F. seine Afrika-Forschungen gegeben. Nach des Verf. obigem Werk gibt es im afrikanischen Kontinent zwei große Urkulturen, deren Eigenart und Verbreitungsgebiete in dem noch im Erscheinen begriffenen Atlas Africanus näher untersucht werden sollen: es ist die **hamitische**, matriarchalische, sog. chthonische Kultur, welcher Höhengefühl eigen ist, und die **äthiopische**, patriarchalische, tellurische Kultur, welcher Weitengefühl eignet[1]. Neben diesen Urkulturen werden historisch jüngere Kulturen, die alten Kulturen überdeckend, nachgewiesen. Je nach dem Ausgangspunkt ihres Vordringens in das Innere des afrikanischen Kontinents bezeichnet F. dieselben a) als erythräisch (nord- und süderythräisch), b) als syrthisch und c) als atlantisch.

Text und außerordentlich reichhaltiger und hochinteressanter Bilderanhang geben nähere Belege für die so verschiedenen Kulturen und ihre materielle und geistige Eigenart. Dabei wird der Stoff zwecks anschaulicher Darstellung landschaftlich dreigeteilt, indem 1. die Sahara, 2. die sog. „Zega", d. h. die Savannen- und Steppengebiete des Kontinents und 3. die „Hyläa"; das tropische Waldgebiet besprochen werden. Auf diesem Rundgang durch den Kontinent werden neben den steinzeitlichen Steinzeichnungen, Grabstätten, Tempeln, Wohnungen und Burgen, auch charakteristische Kunstgegenstände, insonderheit die berühmten Terrakotten des atlantischen Kulturkreises im Yorubagebiete abgebildet und eingehend erörtert.

Vom Gesamt-Inhalt des Werkes empfängt man den Eindruck, daß hier in ein gewaltiges, bisher ungeordnetes, vom Verf. selber umfangreich gemehrtes Tatsachenmaterial erstmalig Ordnung und Deutung zu bringen versucht worden ist. Selbst im Falle von Fehlern im einzelnen werden doch die großen Züge des kühn errichteten Baues der Kulturkreise Afrikas dauernden Bestand behalten und als Gewinn dankbar gebucht werden müssen.

Erman, Adolf: Kurzer Abriß der ägyptischen Grammatik, zum Gebrauche in Vorlesungen. Mit Schrifttafel, Lesestücken und Wörterverzeichnis. 2., unver. Aufl. Berlin: Reuther & Reichard 1924. (64 S.) 4°. Rm. 3.20. Bespr. von Wilhelm Spiegelberg, München.

Einem wie großen Bedürfnis dieser außerordentlich praktisch gestaltete Abriß der ägyptischen Grammatik der klassischen Sprache entspricht, beweist die nach wenigen Jahren notwendig gewordene zweite Auflage, die ein unveränderter Abdruck des ersten ist. In der Tat ist die ägyptische Grammatik hier mit einer so bewunderungswürdigen Klarheit und Knappheit dargestellt, daß dieser Abriß ein vorbildliches Lehrbuch für Anfängervorlesungen geworden ist. Er beruht auf der ausführlichen Grammatik in der Porta linguarum und verweist darauf in den Paragraphenzahlen des Randes. Eben deshalb wäre dringend zu wünschen, daß auch diese große vergriffene Grammatik, zu der der Anfänger bald greifen muß, recht bald wieder durch eine neue Auflage zugänglich wird. Einstweilen aber wollen wir dem Verfasser und seinem treuen Helfer (Grapow) dankbar sein, daß sie dem akademischen Unterricht ein solches vortreffliches Hilfsmittel in die Hand gegeben haben.

Ein paar Kleinigkeiten: [Hieroglyphe] ist *'mj* zu lesen; durch das *j* unterscheidet es sich von [Hieroglyphe] *'m*. Den Imperativ „gib!" [Hieroglyphen] würde ich *'mj* lesen, wie ich ja überhaupt in der Verbindung [Hieroglyphen] > [Hieroglyphen] stets eine Schreibung für *mj* oder später *m'* (daraus dann weiter *m*) sehen möchte. In § 351 ist „hergerüstet" für „hergerichtet" verschrieben.

Flinders Petrie, Sir W. M.: Ten year's digging in Egypt (1881—1891). London: Religious Tract Society. (192 S.) kl. 8°. 3 sh. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

Flinders Petrie, der seit 1881 mit ebenso großem Geschick wie Erfolg als Ausgräber im Niltal und Bearbeiter seiner Funde tätig ist, hat im Jahre 1892 eine Übersicht über die ersten zehn Jahre seiner Arbeit erscheinen lassen. Anschaulich schilderte er, unter Beifügung zahlreicher Abbildungen, seine Untersuchungen über den Bau der Pyramiden und in den Trümmern von Tanis, die wesentlich der Saitenzeit angehörenden, für die Kenntnis der griechisch-ägyptischen Beziehungen grundlegenden Funde zu Naucratis und Daphnae, Grabungen in Resten der 12. Dynastie, die zur Erschließung der Grabpyramide Amenemḥât's III. führten, die Auffindung hellenistischer Mumienporträts, Forschungen in Anlagen des beginnenden Alten Reiches zu Mêdûm, Entdeckungen an einer Reihe weiterer Örtlichkeiten. Zum Schlusse gab er Bemerkungen über die von ihm verfolgte Art des Ausgrabens und über die heutigen Bewohner des Landes und ihre Charaktereigenschaften.

Die vorliegende Ausgabe entspricht wörtlich dem genannten Werke. Fortgefallen sind nur die angesichts der jetzigen Verhältnisse nicht mehr zutreffenden Ratschläge für Reisende, die mit geringen Kosten Ägypten besuchen wollen, und die hierauf bezügliche Stelle des Vorworts.

---

1) „Die hineinwurzelnde Kultur nenne ich chthonisch, die herauswachsende tellurisch". Vgl. Frobenius, „Das unbekannte Afrika", S. 67.

Ferner fehlt im Vorworte ein Satz über das damalige Verhältnis Petries zu dem Egypt Exploration Fund, der die Mittel für einige seiner Grabungen zur Verfügung gestellt hatte. Hinzugekommen ist eine etwas verkleinerte Wiedergabe des bekannten Bildes einer Koptin von Gustav Richter aus Ebers, Ägypten II S. 223. Das Werk wird auch jetzt, nach über 30 Jahren, dankbare Leser finden, nur wird man bedauern, daß der Verf. darauf verzichtet, auf neue Ergebnisse über die einzelnen Fundstätten und ihre Altertümer hinzuweisen. Auch in Fällen, in denen er selbst fördernd und ergänzend eingegriffen hat, fehlen diesbezügliche Nachträge.

N. de Garis Davies: The Tomb of Puyemrê at Thebes (The Metropol. Mus. of Art, Robb de Peyster Tytus Memorial Series II/III. I. XXII + 109 S. 44 Taf. II. XII + 99 S. 35 Taf. Fol. New York 1923).

Aylward M. Blackman: The Rock Tombs of Meir (Archaeological Survey of Egypt 22—25. Mem. I. XI + 41 S. 32 Taf. II. XI + 46 S. 35 Taf. III. XI + 41 S. 39 Taf. IV. VIII + 61 S. 26 Taf. 4°. London 1914—24.) Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Wer das thebanische Grab Nr. 39 vor 12 Jahren besucht und in den schwer zugänglichen Räumen gearbeitet hat, erkennt es in der prachtvollen Anlage, die die Tafeln des Daviesschen Werks wiedergeben, gewiß nicht wieder.

Wenn irgendwo in der Totenstadt Thebens, so hat hier die Wiederherstellungsarbeit reiche Frucht getragen: durch die Auskaufung der modernen Bewohner und der Nachbarn, durch sorgfältige Aufräumung, Bergung und Wiederanbringung der Bruchstücke ist dem Fachmann und dem Freunde des alten Ägyptens eins der wichtigsten und eindrucksvollsten Denkmäler wiedergeschenkt.

Daß Davies seine langbewährte Meisterschaft an die würdige Veröffentlichung dieses reliefgeschmückten Grabes gesetzt hat, muß ihm jeder danken, und die vorliegende monumentale Publikation wäre in jeder Hinsicht berufen, auch dem, dem es nicht vergönnt ist, die Stätte selbst zu besuchen, den vollen Eindruck der Wirklichkeit zu vermitteln, — wäre sie nur erschwinglich. Aber welcher Gelehrte vermag 50 Dollars für ein Werk auszugeben, und sei es noch so wichtig, ja welche Bibliothek entschließt sich, für eine Publikation, an der nur ein immerhin beschränktes Publikum Interesse hat, so viel Geld anzulegen! Nicht daß der hohe Preis ungerechtfertigt wäre, im Verhältnis zum Gebotenen ist er vielmehr mäßig, und ohne den zweifellos recht erheblichen Druckzuschuß aus dem Tytus-Fund wäre das Werk gewiß auch zu diesem Preise nicht zu verkaufen. Und doch erfüllt, wie die Dinge einmal liegen, die Ausgabe ihren Zweck nur halb, deshalb gestatte man mir die Anregung, daß entweder durch eine noch größere Druckunterstützung der Preis für die Interessenten, insbesondere für die Fachleute, auf ein Erschwingliches herabgesetzt werde, oder daß, wenn die Mittel dazu nicht zur Verfügung stehen, man neben der Luxusausgabe eine einfachere veranstalte, bei der schlechthin an allem, die eine oder andere Farbentafel vielleicht ausgenommen, gespart werden könnte, ohne daß der wissenschaftliche Wert im mindesten darunter litte. Angesichts der Schönheit der Bände, — der Satzspiegel in Medium mit breitem Rahmen, die Tafeln in Heliotypie, Farbenlichtdruck und Lithographie, alles auf schwerem van Geldern-Bütten, — fällt es schwer zu sagen, daß die anspruchsloseren Veröffentlichungen der Theban Tombs Series und des Archaeological Survey of Egypt ihren Zweck ebensogut erfüllen wie diese Luxusfolianten, aber im Interesse der Wissenschaft und ihrer zumeist mit Glücksgütern nicht allzureich gesegneten Vertreter darf dieser Einwand nicht unterdrückt werden.

Es ist freilich der einzige schwerwiegende, der gegen das Werk erhoben werden kann. Textlich und illustrativ ist es vorzüglich. Davies ist durch seine dreißigjährige Arbeit mit der Gräberwelt so verwachsen, daß jeder Fachgenosse von ihm nur lernen kann. Nicht daß man überall ihm rückhaltslos zustimmen müßte, dazu sind die Dinge vielfach zu problematisch, aber wenn man die beiden einleitenden Kapitel „The Tomb and the Site“ und „Personalia“ liest, freut man sich dieser ruhigen Bewertung aller, auch der geringsten Einzelheiten und ihrer Zusammentragung zu einem für ägyptische Verhältnisse ganz soliden Gebäude. In diesen beiden Abschnitten steckt der selbständigste, wichtigste Teil der Textarbeit, die folgenden, die die Wandgemälde zu größeren Gruppen erklärend zusammenfassen, führen in vielen Einzelheiten über schon Bekanntes hinaus und erweisen die einzigartige Kenntnis des Verfassers von den Grabbildern aller Perioden sowie seine große Belesenheit, die ja auch seine beiden Bände in der Theban Tombs Series auszeichnet.

Die beiden Bände scheiden sich inhaltlich so, daß der erste die profanen Wandbilder des vorderen Querraumes, der zweite die totenkultlichen der drei hinteren Kammern und ihre Besprechung enthält. Die Sorgfalt, die Davies jeder Einzelheit angedeihen läßt, macht diese Beschreibungen zu einer Fundgrube für archäologische Untersuchungen. Selten nur, daß sich der Widerspruch regt.

Anschließend an die Beschreibungen der Wandbilder behandelt Davies in einem nun wieder ganz fundamentalen Aufsatz die Fassade und den Vorhof des Grabes, diese beiden bei



den meisten Gräbern ganz oder halb verschwundenen Teile, von denen man sich hier durch die Sammlung und Einfügung der Fragmente, die bei der Freilegung zutage getreten sind, eine ziemlich gute Vorstellung machen kann. Dann wendet er sich einigen Fragen zu, die ihm bei der Abfassung des beschreibenden Textes aufgestoßen sind, so die nach der geographischen Lage der Jagdgebiete der vornehmen Ägypter, die er im Norden sucht; ferner stellt er im Anschluß an die Darstellung der kahlköpfigen, meist mit einer kurzen Stirnlocke und einem Haarkranz im Nacken versehenen Arbeiter fest, daß diese Leute nicht Libyer, wie ich gemeint hatte, sondern alte Männer sind. Schließlich stellt er mit Bezug auf eine derartige Liste auf Taf. XL die Namen der thebanischen Tempel aus der ersten Hälfte der 18. Dyn. zusammen und diskutiert sie, indem er Analoga aus Grab 81, 100 usw. heranzieht. —

Zu alledem kommen nun die Tafeln. Sie geben in etlichen Aufnahmen ein Bild der Landschaft und der Lage des Grabes in ihr sowie des Äußeren des Grabes, wie es sich nach seiner Freilegung präsentiert. Sorgfältige Architekturzeichnungen zeigen die häufige Durchwühlung des Bodens zu verschiedenen Zeiten.

Die größte Zahl der Tafeln enthält die Umrißzeichnungen von den Wandbildern, von Davies mit der sicheren Vertrautheit durchgezeichnet, der man auch die manchmal recht weitgehenden Ergänzungen kleinster Reste zu ganzen Wandgemälden zubilligt. Freilich ist dergleichen für alle Einzelheiten stets mißlich, und ich kann die Warnung Masperos nicht vergessen, man solle sich durch den Schein stereotyper Wiederholungen eines Vorwurfs nicht von der Beachtung der stets wechselnden Einzelheiten abziehen lassen. Ich habe deshalb bei Bildern, die zu Dreivierteln ergänzt sind, immer ein etwas ängstliches Gefühl, so sicher auch das Allgemeine richtig getroffen sein mag. Denn es besteht zweifellos besonders für die Fernerstehenden die Gefahr, daß sie diese Ergänzungen, obschon durch Punktierung deutlich als solche gekennzeichnet, für ebenso authentisch nehmen wie die Nachzeichnungen der noch vorhandenen Bruchstücke, und wenn im Ganzen damit auch kein Irtum begangen wird, so um so eher in den Einzelheiten.

Noch ein anderer grundsätzlicher Einwand mag vorgebracht werden: ein so großes Format gestattet unter allen Umständen die Wiedergabe der vollständigen Szenen auf einem Blatt, und es ist schade, daß das manchmal nicht durchgeführt ist, denn dadurch geht dem Beschauer der Gesamteindruck, der sachliche Zusammenhang, verloren. Dieser aber ist es doch, den die Umrißzeichnung gewähren soll im Gegensatz zu dem künstlerischen Eindruck, den nur die Photographie bzw. die farbige Wiedergabe gewähren kann. Aber auch mit Blättern dieser Techniken hat Davies nicht gespart und damit seiner Veröffentlichung die Ergänzung gegeben, die ihm neben dem Dank des Archäologen auch den des Kunsthistorikers sichert.

Anders als diese Luxusausgabe, die sich leider öfters in den Büchereien derer, die sie bezahlen können, als derer, die sie benutzen müssen, finden wird, bietet sich Blackmans Meir dar: die traditionell bescheiden-zweckmäßige Form des Archaeological Survey hat selten einen bedeutenderen Inhalt gehabt. Die ersten drei Bände, 1914/5 erschienen, sind heute schon Allgemeingut unserer Wissenschaft; jeder kennt die Durchzeichnungen Blackmans, die im Strich, und ganz selten auch im Stil, Davies' Meisterschaft vielleicht nicht voll erreichen, aber, wie die beigegebenen Lichtdrucke nach Photographien erweisen, den Originalen sachlich nichts schuldig bleiben. Anders als Davies verzichtet Blackman auf so gut wie jede Ergänzung zerstörter Stellen, mit um so mehr Recht, als die Formen, insbesondere der beiden ersten Bände voller Eigentümlichkeiten sind, deren Eindruck man durch konventionelle Ergänzungen, die sachlich überall möglich wären, nur stören würde. Freilich kommt auf diese Weise ganz anders als bei Davies' Tafeln dem Beschauer die schreckliche Vernichtung der alten Schönheit zu Bewußtsein, und die Tafeln verlieren viel von der Anschaulichkeit und Verständlichkeit auch für den Fernerstehenden. So erweisen sich letzten Endes beide Methoden als gleichberechtigt, die eine mehr für konventionellere Gräber und die Betrachtung durch ein größeres Publikum, die andre für Gräber von ausgesprochener Eigenart und die Benutzung durch den Fachmann.

Die ersten drei Bände enthalten die bildliche Wiedergabe und Beschreibung der drei großen Gräber der B-Gruppe aus den Regierungen Sesostris' I bis Amenemhet II in der beim Survey üblichen Weise: eine Übersicht über die Lage und Bedeutung der Gräber und ihrer Besitzer sowie über die älteren Bemühungen um die Denkmäler leitet den ersten Band ein, und daran schließt sich die ausführliche Behandlung des Grabes B 1, dem Śnbj gehörig, einem Zeitgenossen Amenemhets I. Unter den Reliefs ist keines inhaltlich neu, überall aber fällt die Frische und Ursprünglichkeit der Gestalten und Bewegungen auf, so bei dem jagenden Śnbj, bei den kämpfenden oder sich erst bedrohenden Ochsen, besonders aber bei den alten Hirten, deren grotesk ausgemergelte, verwahrloste Ge-

stalten Blackman in ihnen Angehörige der Bedjas vermuten ließ, eine Annahme, der Davies in der Puyemre-Ausgabe mit guten Gründen widerspricht. Besonders wichtig aber sind die Beischriften, die die meisten Szenen begleiten, und ihrer Übertragung hat sich Blackman mit aller Hingabe gewidmet. Hier hat er teilweise Pionierarbeit geleistet, und wenn er heute auch so manche Deutung von vor zehn Jahren nicht mehr aufrechterhält, so hat er selbst doch viel dazu getan, daß wir inzwischen weitergekommen sind. — Die Durchzeichnungen werden durch Lichtdrucke nach Photographien von den meisten Bildern und durch drei Farbentafeln ergänzt, so daß auch der Kunsthistoriker zu seinem Recht kommt, dem die Umrißzeichnung nun einmal nicht genügen kann. Leider sind die Lichtdrucke nicht besonders gelungen. —

Der zweite Band bringt das Grab B 2 des Wḫ-ḥtp, Sohnes des Śnbj. Seine Wandgemälde sind schon lange nicht mehr so eigenartig wie die des älteren Grabes — vielleicht daß der höfische Stil schon ein bißchen uniformierend eingewirkt hat —, dennoch zeigt z. B. die Jagd in der Wüste eine bemerkenswert lockere Anordnung der Tiere und einige sonst nie oder selten gesehene Arten wie die Wüstenspitzmaus, die Giraffe, den Hirsch und ein Tier, bei dessen Deutung zwischen Okapi und Jagdhund geschwankt wird. Auch die Beischriften sind spärlicher und nicht so instruktiv, dagegen ist das an manchen Wänden noch erhaltene Netz von Hilfslinien für die Bestimmung des hier angewendeten Kanons der Proportionen wichtig. Den so etwas dürftigen Inhalt des Bandes hat Blackman durch einen Anhang bereichert, in dem er die zahlreichen eigenartigen Schriftzeichen aus den Gräbern B 1, 2, 4 und etliche der ungewöhnlichsten Gestalten, insbesondere die „Bedjas“ zusammenstellt und bespricht.

Den Inhalt des dritten Bandes bildet die Beschreibung von B 4, dem leider böse zerstörten Grabe des Wḫ-ḥtp, des Enkels des in B 2 bestatteten Mannes, eines Zeitgenossen des Amenemhet II. Das Grab seines Vaters Śnbj, B 3, ist unvollendet und so trümmerhaft, daß Blackman es wohl nur in dem Bande, der die kleineren Gräber von Meir zusammenfaßt, mit aufführen wird.

B 4 mit seinen Stuckreliefs ist nun weit entfernt von der Originalität der Zeichnung, die B 1 und in gewissem Abstand auch B 2 aufweist. Es ist gute XII. Dyn.-Kunst, wie sie damals wohl überall in der Provinz nach höfischem Vorbild gemacht worden ist. Von ungewöhnlichen Bildern sei die Darstellung der Genealogie des Wḫ-ḥtp hervorgehoben, leider ist sie großenteils zerstört; ferner kenne ich aus Küchendarstellungen sonst kein Bild, wo ein ganzes Rind am Bratspieß gedreht wird (beide Szenen auch in Lichtdruck und farbiger Wiedergabe). Sonst finden sich nur bekannte Vorwürfe. Die Beischriften sind zumeist traurig zerstört. —

Gegenüber diesen drei Bänden stellt der zehn Jahre später erschienene trotz ihrer Vortrefflichkeit doch noch einen ungewöhnlichen Fortschritt dar. Das liegt ebenso am Stoff wie am Autor.

Seinen Inhalt bildet die Beschreibung von D 2, dem Grabe des Ppj-ʿnḫ des Mittleren, eines Zeitgenossen Phiops' II. Wir kommen hier also ans Ende der 6. Dyn. hinauf, möglicherweise zu den 15 Generationen älteren Vorfahren der Śnbj und Wḫ-ḥtp.

Ppj-nḫ der Mittlere hat nach den beiden biographischen Inschriften, die den Eingang zur vorderen Kammer flankieren, eine sehr ehrenvolle Laufbahn durchgemacht, ehe er als Hundertjähriger gestorben ist. Als Erbe der Gaugrafschaft gehörte er von vornherein zu den Großen des Landes, doch blieb sein Einfluß auf seine Grafschaft beschränkt, bis er zum „wirklichen Präfekten des Südens“ bzw. zum „Präfekten des Südens in den mittleren Provinzen“ ernannt wurde. Als ihm die Stellung des Wesirs übertragen ward, folgte ihm sein jüngerer Bruder als Nomarch. Er blieb nicht unangefochten, aber die Anklagen gegen ihn scheinen vor Gericht sich nicht bewahrheitet zu haben, denn er ist in der Gunst seines königlichen Herrn gestorben.

Die große Grabanlage, mit der er einen neuen Teil der Nekropole eröffnet hat, besteht aus einem Vorhof mit einer Säulenhalle an der Rückseite, einem großen vorderen und einem kleineren hinteren Raum, beide sehr unregelmäßig in den Felsen gehauen. Vom vorderen Raum gehen zwei Schächte in die Tiefe, sie enden in Sargkammern. Bemerkenswert ist ferner die Anlage der Schlachtstätte in der vorderen Kammer: man sieht noch den durchbohrten Stein, an den mittels eines Stricks das Opfertier gebunden wurde, und die Schale zum Auffangen des Blutes beim Halsschnitt.

Eine von der Nordwand des Vorhofs abgehende Kammer diente wohl zur Aufbewahrung der totenkultlichen Geräte.

An der Nord- und der Südwand des Vorhofs finden sich einige Graffiti von Vollziehern der totenkultlichen Handlungen, eines davon aus erheblich späterer Zeit, das uns auf eine gewisse Dauer des Totendienstes zu schließen gestattet; Blackmans Vermutung, diese Graffiti hätten den gleichen Zweck wie die Stelen beim abydener Grab des Osiris, nämlich den genannten



Leuten einen Teil an den Opfergaben zu sichern, ist ganz plausibel.

Zu beiden Seiten des Eingangs stehen die schon erwähnten biographischen Inschriften, schlecht erhalten und schwer verständlich, aber von Blackman mit Sethes Hilfe ergänzt und vortrefflich interpretiert; eine Inschrift darüber enthält die große Titulatur des Toten.

Auf den Türlaibungen ist der Tote einmal in erhabenem, das andre Mal in versenktem Relief dargestellt, wie es später häufig geschah. — Die Reliefs der vorderen Kammer sind nur teilweise in den gewachsenen Stein gemeißelt, stellenweise zwang dessen Zustand, die Wand mit Stuck zu überziehen und dahinein zu reliefieren. Alle Bilder stehen auf schiefrig blaugrauem Grunde. Unter den Szenen ist keine ungewöhnlich, doch finden sich viele eigenartige Détails, so gibt ein Bäcker dem andren ein Teigstück, damit er koste, ob es richtig im Salz ist (Taf. 13), Ppj-ʿnḫ hockt in der Sänfte, er trägt einen Fersenschutz, im Ährenfeld die Wachteln, das Abhauen eines Astes, damit das Kleinvieh besser an das Laub herankommt, die äußerst naturalistische Haltung der Pflüger, die Kuh, die sich mit dem Hinterfuß an der Nase kratzt (Taf. 14), das sind alles Einzelheiten, die man sonst nicht leicht findet.

Besonders wichtig ist auch die Wandbemalung der beiden Sargkammern, die untereinander im wesentlichen übereinstimmen; in ihnen findet sich die Darstellung der Totenausstattung des Ehepaars, der Speicher voll Getreide, der Kleider, des Schmucks usw., dazu die Angaben der Mengen in hieratischer Schrift, schließlich die Opferlisten mit den Anhäufungen der Speisen.

Bei all den Wandgemälden sind die Beischriften von besonderer Bedeutung, sie liefern eine reiche Ergänzung zu Ermans Abhandlung „Reden, Rufe und Lieder", und ihre Interpretation stellt ein Hauptverdienst Blackmans in diesem Bande dar. Überhaupt ist es nicht so das Was, sondern das Wie, das diesen letzten Band den früheren stark überlegen macht, und so haben wir allen Grund, uns auf die weiteren Bände zu freuen, die vor allem wohl A 2, C 1 und Kuseir el Amarna 2, aber auch die kleineren Gräber enthalten werden.

Lutz, Henry F., Ph. D., D. D.: **Textiles and Costumes among the Peoples of the Ancient Near East.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (X, 207 S. m. 151 Abb.) gr. 8°. Rm. 3 —; geb. 5.20. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Seinem in dieser Zeitschrift bereits besprochenen Buch über die Brauerei im alten Orient läßt Verf. ein Buch über die Textilkunst Vorderasiens folgen. Das Buch behandelt den gesamten vorderen Orient und bringt eine Menge Material, was es recht nützlich macht für jeden, der nicht in der Lage ist, Spezialwerke zu Rate zu ziehen. Es wird alles im Buche besprochen, was für die Weberei in Betracht kommt, auch die Pflanzen, die für das Gewerbe die Stoffe liefern.

Das Buch macht äußerlich einen schwer gelehrten Eindruck, über den Flachs z. B. werden alle möglichen botanischen Einzelheiten mitgeteilt. Vor allem aber fällt das Buch schon rein äußerlich durch eine Fülle von hieroglyphischen und anderen Zitaten auf, die in einem Buche wie diesem vollkommen überflüssig wären, kein Forscher wird sich hier über die verschiedene Schreibung der äg. Worte für Textilgegenstände Rats erholen wollen. Er würde auch sehr bald merken, daß aufs Geratewohl verschiedene Schreibungen gegeben werden, nicht etwa das betr. Wort vom Alten Reich bis in die griechische Zeit verfolgt.

Aber das schlimmste ist, daß man an der ägyptischen Kenntnis des Verf. sehr starke Zweifel haben muß. Ich will nur die ersten Seiten besprechen, da ich keine Neigung verspüre, durch das ganze Buch die Fehler anzustreichen.

Für Papyrus werden gleich drei Bezeichnungen angegeben: ỉdḥw, h:j neben dem allein richtigen ṯwf; von mḥj Flachs, das mit unmöglichen Determinativen versehen wird, wird eine äußerst gewagte Erklärung gegeben. Daneben erscheinen noch zwei neue Wörter ʿ:w auch ỉ:: geschrieben(!), koptisch ⲓⲁⲛ, ⲉⲓⲁⲁⲛ, und pšt und w:ḏj, welches kühnlich babyl. bûṣu, hebräisch בוץ = byssus gleichgesetzt wird. Diese Art der Etymologie war zu einer Zeit üblich, die doch wohl heute überwunden ist. Es kommen sogar derartige Versehen vor, daß bei der Wiedergabe von nfr gut das nfr-Zeichen fortgelassen wird, und es scheint nicht ein Druckfehler vorzuliegen. Verf. hätte das Äg. Handwörterbuch von Erman-Grapow ruhig zu Rate ziehen können. Auf assyriologischem Gebiet kann ich nicht urteilen; ich glaube nicht, daß es hier besser steht als auf dem ägyptischen. Im übrigen sind wir auf den in Frage kommenden Gebieten nicht mehr ohne Vorarbeiten. Wir haben gute Arbeiten über Ägypten wie über Babylonien. Weder Bonnet noch Reimpell sind berücksichtigt. Aber selbst wenn der Verf. diese Bücher nicht benutzen konnte — er hat gar keinen Versuch gemacht, den Stoff wissenschaftlich, d. h. entwicklungsgeschichtlich zu ordnen. Wichtige Dinge, wie Verzierung der Gewänder, sind überhaupt fortgelassen.

Alles in allem: das Buch kann, soweit ich zu urteilen vermag, wissenschaftlich nicht ernst genommen werden.



Das Urteil erscheint sehr hart; es hätte anders gelautet, wenn das Buch nicht mehr sein wollte, als es wirklich ist, eine Orientierung über die Textilkunst des Alten Orients für einen weiteren Leserkreis. Als solches könnte es passieren, aber die ganze Anlage zeigt, daß Verf. ein grundlegendes wissenschaftliches Werk bieten wollte. Wer derartige wissenschaftliche Aspirationen hat, muß sie auch erfüllen.

Sollte das Werk noch einmal bearbeitet werden, und ein Buch, das diesen Stoff zusammenfaßt, ist ja sehr wünschenswert, so wird der Verf. genötigt sein, eine ganze Reihe von Fachgelehrten heranzuziehen, damit Entgleisungen wie sie hier vorliegen, vermieden werden. Aus dem eben erschienenen Buch von Johl über äg. Webstühle hätte er ersehen können, wie solche Arbeiten zu machen sind.

Blackman, A. M., D. Litt.: **Luxor and its temples.** Illustr. by Major Benton Fletcher. London: A. u. C. Black 1923. (XII, 200 S.) 8°. 7 sh 6 d.

Jéquier, Gustave: **Histoire de la Civilisation Egyptienne** des origines à la conquête d'Alexandre. Nouvelle éd. revue. Paris: Payot 1923 (330 S. m. 265 Abb.) 8°. Fr. 15 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Zwei neue Zusammenfassungen der ägyptischen Kultur und Geschichte, das ist der Inhalt der beiden zu besprechenden Bücher, also etwas Ähnliches wie die s. Z. hier besprochenen Bücher von Wiedemann und Erman-Ranke. Doch hat jedes Buch seine besondere Eigenart.

Jéquier will eine wirkliche Entwicklungsgeschichte geben, nicht einen Querschnitt durch bestimmte, gut bekannte Epochen. Die Art, wie die Aufgabe in Angriff genommen ist, verdient uneingeschränkten Beifall. Es wird erst die ägyptische Tradition untersucht, und dann aus dem archäologischen Material die Schlüsse gezogen.

Die Resultate werden nicht unwidersprochen bleiben. Das ist selbstverständlich. So weit sind wir noch nicht, daß wir mit Sicherheit sagen können, in der Urzeit wohnte im Niltal eine Rasse, die mit der in Südeuropa und Nordafrika vor den Indogermanen anzunehmenden identisch ist, oder König Menes ist nach einer erfolgreichen Regierung auf tragische Weise ums Leben gekommen u dgl.

Das Material ist nun einmal sehr lückenhaft, nicht eindeutig, und stammt z. T. aus allerspätester Zeit. Deshalb wäre vorerst einmal eine gründliche und zuverlässige Zusammenstellung und Durcharbeitung der gesamten Tradition notwendig. Und daß hier noch recht viel zu tun ist, zeigen die Bemerkungen des Verf. über unsere wichtigste Urkunde, den Turiner Königspapyrus.

Über seine Entdeckung teilt Jéquier eine Erzählung mit, die schon lange unter den Ägyptologen im Umlauf war, aber m. W. hier zum erstenmal fixiert wird. Drovetti habe den Papyrus in einem thebanischen Grabe vollständig erhalten vorgefunden, und ihn in eine breithalsige Flasche gesteckt, die er am Sattel seines Esels festband. Auf dem Heimritt sei das kostbare Stück infolge des Schüttelns in zahllose Fetzen zerbrochen, die Drovetti nachher aus der Flasche herausgeholt habe.

Woher stammt diese Erzählung? Champollion hat, wie aus H. Hartlebens sehr gründlichem Buche hervorgeht, nichts von ihr gewußt Sollte sie wahr sein, so wäre anzunehmen, daß Drovetti die Fetzen gesammelt hätte. Davon wissen wir nichts. Unter den zahllosen Papyrusbruchstücken, die mit Drovettis Sammlung nach Turin kamen, hat Champallion (Hartleben I, 528 ff.) ca. 30 Bruchstücke herausgesucht. 1826 hat Seyffarth in langwieriger Arbeit den Papyrus zusammengesetzt, wie er jetzt noch in Turin aufbewahrt liegt. An einer sehr entlegenen Stelle hat er über seine Tätigkeit berichtet.

Aus einer Unzahl (decies centena milia) von Fragmenten habe er größere Papyri zusammengesetzt nach dem Grundsatz: Auf dem Recto laufen die Fasern horizontal, auf dem Verso vertikal (also nach dem 60 Jahre später wiederentdeckten „Wilckenschen Gesetz"). Nach den bekannten Proben zu urteilen, ist die Zusammensetzung meisterhaft ausgeführt, der Turiner Brettspielpapyrus ist völlig richtig angeordnet. Zu diesen Texten hat auch der Königspapyrus gehört, wo manches falsch angeordnet ist, manches eingeflickt, was wahrscheinlich nicht hingehört. Es müßte aber endlich einmal in Turin festgestellt werden, welches die übrigen wiederhergestellten Stücke sind (vermutlich gehört auch der Satirische Papyrus dazu). Für einen Papyrustechniker wie H. Ibscher wäre die Aufgabe sicher lösbar.

Wo sind die übrigen Papyrusfetzen geblieben, von denen Champollion und Seyffarth erzählen? Vor 20 Jahren erzählte man sich in Ägyptologenkreisen, es seien neue Fragmente des Königspapyrus gefunden worden („in einem alten Kasten"). Als ich 1907 in Turin war, war der Direktor des Museums nicht anwesend, von den Aufsehern konnte ich nichts erfahren.

Es ist dringend notwendig, daß hier einmal ganze Arbeit getan wird. Dabei darf auch die sogenannte Rückseite nicht vergessen werden. Bisher ist noch jeder vor ihr zurückgeschreckt. Am leichtesten zu lesen ist Fragment 14.

Da ist zu lesen:

Der Aufseher (idw) des Brunnens Ramses II.
Der Aufseher des Brunnens



Der Aufseher des Brunnens Ramses Meriamon
Der Aufseher des Brunnens Ramses Meriamon
Der Aufseher des Brunnens Ramses Meriamon

Als Abschluß folgt:

Summe der Abgaben aus der nördlichen und südlichen Oase.

Was die „Brunnen" bedeuten, wird sofort klar, es sind die Wasserstellen der Oasen, von denen u. a. in Steindorff „Durch die libysche Wüste zur Amonsoase" S. 142 zu lesen ist: Daß diese Brunnen unter Aufsicht gestellt und nur gegen Entgelt freigegeben wurden, ist eine finanztechnisch zweifellos sehr geschickte Maßregel.

Diese Berechnung steht auf der Rückseite der Götterdynastie, also des Anfangs der Königsliste. Sie stand mithin am Schluß der Rechnungen, dahinter folgten nach einem unlesbaren, aber sicher asiatischen Namen zu schließen, Angaben über das Ausland. Was hat auf den vorherstehenden Kolumnen gestanden? Auf der ersten Kolumne, die einigermaßen lesbar ist (Rückseite von Kol. 8), erkennt man: Der Wächter (sꜣw) des Geflügels ...., der Wächter des Natrons. Der Weber, der Oberste der Schreiber, der Fürst der Stadt (?) des Sobk, der Oberste der Schreiber usw. Dahinter große Zahlen immer Tausender; natürlich Abgaben. Das Ganze ist also eine Steuerliste, bei den riesigen Zahlen natürlich von Abgaben aus einem großen Gebiet.

Vergleicht man nun die Darstellungen der Steuerablieferung in den Gräbern des Rechemrē und Puyemrē (Wreszinski, Atlas Taf. 148—150), so wird man dort manche Rubriken des Papyrus wieder finden. Abgaben aus der südlichen und nördlichen Oase, Abgaben des obersten Webers des Amon u. dgl.

Ich glaube, die Vermutung ist nicht zu kühn, daß uns auf der Rückseite des Turiner Papyrus eine Jahreseinnahme des ägyptischen Staates erhalten ist. Daraus erhellt, wie wichtig die Rückseite des Papyrus auch abgesehen von der Vorderseite ist. Um so notwendiger ist eine abschließende Publikation des wichtigen Dokuments.

Auch über eine andere oft behandelte Quelle der äg. Geschichte ist noch nicht das letzte Wort gesprochen, wenigstens keine Einigung erzielt. An Stelle der etwas verächtlichen Behandlung, die sich Manetho noch vor 20 Jahren gefallen lassen mußte, ist bei manchem heute eine Überschätzung eingetreten. Bei den französischen Ägyptologen ist Manethos Zahlen ja von jeher mehr Glauben geschenkt worden, als bei uns. Gauthiers Königsbuch ist dies direkt zum Verhängnis geworden. Demgegenüber muß immer wieder betont werden, daß Manethos Zahlen, wo wir sie kontrollieren können, fast ausnahmslos falsch sind und daß es schlechterdings nichts Verkehrteres geben kann, als seine Zahlen zugrunde zu legen: vgl. Jéquier S. 123. Es bleibt dabei jedem unbenommen, die Fehler Manethos auf die jüdischen und christlichen Apologeten schieben zu wollen.

Aber allerdings ist nicht daran zu zweifeln, daß Manethos Werk eine Liste ähnlich der des Turiner Papyrus zugrunde gelegen hat. Auch diese Liste ist nicht mehr intakt gewesen, Dynastien, die nebeneinander regierten, erscheinen hintereinander: Eine Verwirrung, von der der Tur. Papyrus, soweit wir ihn kontrollieren können, frei ist, die sich aber in den babylonischen, uns erhaltenen Listen ebenfalls findet.

Von den Erzählungen aus Manetho sind die bei Josephus erhaltenen wie die Überlieferung der älteren Geschichte Roms zu beurteilen, d. h. wir haben mit direkten Fälschungen zu rechnen, durch die biblische und äg. Geschichte miteinander in Übereinstimmung gebracht werden sollten.

Aber der größte Teil dessen, was uns die Exzerptoren überliefert haben, ist, nachdem was uns die demotischen Erzählungen berichten, ägyptische Volksüberlieferung. Es ist durchaus berechtigt, sie, wie Jéquier es tut, zu verwerten, doch kann dies nur so geschehen, wie wir aus den israelitischen und griechischen Sagen geschichtliche Erkenntnis gewinnen. Es ist m. E. nicht richtig, Mycerinus auf Grund der griechischen Quellen für einen weisen und gerechten Herrscher zu erklären, ihn als le dernier grand roi de sa race zu bezeichnen. Wiedemann hat vor langen Jahren festgestellt, daß in den Sagen von ihm verschiedene Zeiten durcheinandergeworfen werden. Es wird richtig sein, daß die 5. Dynastie von Heliopolis ausging, aber von einer segensreichen Zeit der Priesterherrschaft zu sprechen, geht zu weit.

Daß wir für die äg. Geschichte des Alten Reichs sehr gute Quellen haben, zeigt dagegen Blackmans Buch.

In einer seiner frühesten Arbeiten hat Sethe die Veziere des alten Reiches zusammengestellt und wichtige Tatsachen daraus gewonnen. Weil hat dann das Material für die ganze äg. Geschichte gegeben. Für die Geschichte eines anderen wichtigen Amtes hat Wreszinski in seiner Dissertation über die Amonspriester das Material geliefert. Aber kaum jemand hat sich bemüht, daraus die naheliegenden Schlüsse zu ziehen. Die Entwicklung des Vezieramtes zeigt deutlich, wie von der 4. bis zur 6. Dynastie die Stellung des einst absoluten Königtums gesunken ist. Es ist eine nicht zu beweisende, aber ansprechende Vermutung Breasteds, daß

von zwei einflußreichen Familien die eine die Krone, die andere das Vezieramt erhielt.

Die größte Bereicherung erfuhr unser Wissen von der Übergangszeit zwischen Altem und Mittlerem Reich. Soviel ich weiß, ist Blackman der erste gewesen, der auf die Bedeutung der Petersburger und anderer Papyri hinwies, die in dieser Zeit oder wenig nachher entstanden sein müssen. Die wichtigste Erkenntnis wird indessen Ad. Erman verdankt, der 1919 zeigte, daß die berühmten Leidener Prophezeiungen nicht in die Hyksoszeit, sondern an das Ende des Alten Reiches gehören. Aus diesen Erkenntnissen hat Blackman in seinem Buche die Konsequenzen gezogen. Das Alte Reich ist in einer inneren Umwälzung zugrunde gegangen, wie aus den Leidener Prophezeiungen zu ersehen. Es haben sich einige Teilstaaten gebildet, von denen wir zwei näher kennen. Zunächst das Reich von Herakleapolis, von dem wir vor allem aus der Lehre für Meri-ka-re erfahren. Die Könige dieses Geschlechts haben die asiatischen Eindringlinge zurückgeworfen, sind aber in einem langen Kampfe, den wir dank neuerer Entdeckungen und Arbeiten etappenweise verfolgen können, dem neuaufkommenden thebanischen Herrschergeschlecht erlegen. Diese Zeit ist gleichzeitig die Glanzzeit der ägyptischen Literatur, wie gerade Blackman zuerst betont hat. Über wenige Perioden der äg. Geschichte sind wir so unterrichtet wie über die Zeit zwischen dem Alten und Mittleren Reich.

Ein anderes Kapitel der ägyptischen Geschichtsforschung knüpft sich an die sagenhafte Sesostrisgestalt. Man ist heute wohl darin einig, daß eine ganze Reihe von Königen Züge zu dieser Idealgestalt gegeben haben. Das historische Urbild dürfte aber Sesostris III. sein, dessen überragende Gestalt (wahrscheinlich hat er die Feudalherrschaft des früheren Mittleren Reiches vernichtet) Blackman in Anlehnung an Gardiner und E. Meyer herauszuarbeiten versucht hat.

Die Darstellung der Zeit von der 6. bis 12. Dynastie ist der beste Teil des Blackmanschen Buches, während umgekehrt bei Jéquier so gut wie nichts von den neueren Erkenntnissen verwertet ist.

Die Anfänge des Neuen Reichs sind ein heftig umstrittenes Kapitel der ägyptischen Geschichte. Sethe hatte in seiner bekannten Abhandlung und in einem späteren ausführlichen Aufsatz die damals überraschenden Thesen verfochten, Thutmosis I. habe nach dem Tode der Königin Ahmes zugunsten seiner Tochter Hatschepsowet abgedankt, diese sei zusammen mit ihrem Gemahl und Halbbruder Thutmosis III. ihm in der Regierung gefolgt. Thutmosis III. habe seine Gattin und Schwester verdrängt, aber einige Jahre darauf zurücktreten müssen. Aber auch Hatschepsowet sei von ihrem Halbbruder Thutmosis II. verdrängt, und erst nach dessen und ihres Vaters Tode zum zweitenmal zur Regierung gekommen. Nach ihrem Tode habe dann Thutmosis III. die Alleinherrschaft angetreten.

Diese Auffassung hat nur in wenigen Kreisen Beifall gefunden, sie klang gar zu unwahrscheinlich, und die von Sethe herangezogenen Parallelen aus der Ptolemäerzeit wirkten nicht überzeugend. Die Anschauung von der erbrechtlichen Stellung der Königin Ahmes und ihrer Tochter war nicht zu beweisen, über das Verwandtschaftsverhältnis der drei Thutmosis war keine Klarheit zu erzielen. Die verschiedenen Ausmeißelungen der Königsnamen in Deir el bahri und sonst lassen sich auch auf andere Weise erklären.

Hatschepsowet erschien bei Sethe und noch mehr bei Steindorff, der auf Sethe fußt, als eine Puppe in der Hand ihrer Hintermänner. Blackman nennt sie: perhaps the greatest woman that the Near East have produced. Das ist ein etwas übertriebener Ausdruck; aber daß wir es hier mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu tun haben, ist sicher. Man mag ja sagen, von kriegerischen Unternehmungen aus ihrer Regierungszeit hören wir nichts, die Puntexpedition ist nur eine von vielen, die wir zufällig genauer kennen. Aber die gewaltige Anlage von Der-el-bahri ist etwas einzig Dastehendes, und die ist gewiß nicht ohne Mitwirkung der Königin entstanden, die in den Inschriften viel mehr hervortritt, als das sonst in ägyptischen Tempeln geschieht.

Vor allem aber das Auftreten der Königin ist schon in der Form ohne Beispiel in der äg. Geschichte. Freilich beobachten wir, daß am Ende einer Dynastie wiederholt eine Königin steht, so am Schlusse der 6. und der 12. Dyn. Aber soweit wir urteilen können, erscheinen sie auch als Königinnen. Daß aber eine Frau es wagt, völlig mit aller Tradition zu brechen und als Mann und König zu erscheinen (daß sie in ihrer Titulatur nicht die allerletzten Konsequenzen zog, spricht nicht dagegen) ist, wie Blackman mit Recht ausführt, völlig unerhört. Nun wäre es freilich denkbar, daß andere Gewalten, z. B. die Priesterschaft des Amon hinter der Hetschepsowet standen. Das ist aber völlig unwahrscheinlich. Hetschepsowet erscheint zuerst als Gottesverehrerin, dann als Gottesweib, dann als Königin. Als letztere erhält sie ihren Thronnamen und den Zusatz Chnemet-Amun. Sie ist eben nicht Gottesweib geblieben, wie soviele Prinzessinnen Jahrhunderte später. Außerdem

lehrt die Titulatur der Amonspriester, daß diese nachmals so einflußreichen Würdenträger damals königliche Verwaltungsbeamte waren, die im Nebenamte Priester waren. Die Priesterschaft des Amon hatte noch nicht den Einfluß wie Jahrhunderte später.

Auch daß irgendein Günstling, z. B. Senmut, der geistige Berater der Hatschepsowet gewesen wäre, ist unwahrscheinlich. Daß geniale Frauen sich über Sitte und Herkommen hinwegsetzten, belegt die Weltgeschichte mit einer Fülle von Beispielen. Ich wüßte aber kein Beispiel dafür, daß ein Günstling oder Minister o. ä. es gewagt hätte, vor aller Welt alle Tradition zu ignorieren. Gerade solche illegitimen Machthaber suchen stets mit allen Kräften den Schein zu wahren. Hatschepsowet muß wirklich eine Geistesverwandte der Elisabeth und Katharina gewesen sein, und alle Bemühungen, nach einem ägyptischen Burleigh oder Kamnitz zu suchen, halte ich von vornherein für verfehlt.

Ich habe aus Blackmans wie aus Jéquiers wertvollem Buch einzelne Abschnitte herausgegriffen, die mir besonderer Beachtung wert erscheinen. Bei dem großen Gebiet, das in beiden Büchern behandelt wird, ist eine Erörterung des Ganzen unangebracht. Ich bin an einer Stelle über den Rahmen einer Besprechung hinausgegangen, in der Absicht und mit der Hoffnung, dadurch auf eine der dringendsten, immer wieder vernachlässigten Aufgaben der Ägyptologie hinzuweisen, auf die endgültige Zusammensetzung und Herausgabe des Turiner Königspapyrus durch einen Berufenen.

Lewy, Dr. Julius: **Studien zu den altassyrischen Texten aus Kappadokien.** Berlin: Selbstverlag des Verfassers 1922. (85 S.) gr. 8°. Bespr. von B. Landsberger, Leipzig.

Die „kappadokischen“ Tontafeln, genauer Urkunden, Briefe und geschäftliche Aufzeichnungen assyrischer Kolonisten in Kappadokien, bieten in sprachlicher wie historischer Hinsicht eine Fülle des Neuen: in einem altertümlichen Dialekt von großer Eigenart abgefaßt, sind sie nicht nur die weitaus ältesten Nachrichten aus Kleinasien, sondern die frühesten Dokumente eines in überaus komplizierter Weise organisierten Welthandels. Somit hat sich Verf. sehr verdient gemacht, indem er, sofort nachdem das Pariser und Londoner Museum diese Texte in größerer Menge herausgebracht hatten, daran gegangen ist, die gröbsten Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Trotz ihrer primitiven, mehrdeutigen Orthographie liest er die Texte glatt; auch ihr grammatisches Verständnis, das er durch zwei wertvolle Einzeluntersuchungen gefördert hat, erschloß sich ihm ohne Schwierigkeit. Für die Sacherklärung, die Verf. durch Übersetzung von 13 Texten (11 Rechtsurkunden und 2 Briefe — mit Recht hat er einfachere Texte dafür gewählt) angebahnt hat, finden sich manche gute Ansätze, mehrfach aber hat ihn die jederzeit mit Erklärungshypothesen hilfsbereit beispringende Phantasie über die großen Schwierigkeiten hinweggetäuscht, die hier noch zu überwinden sind, so insbesondere bei der Fixierung der zahlreichen neuen Wortbedeutungen, zumal der termini technici der Kaufmannssprache.

Schrift: Da das Einsetzen des „Grundwertes“ der mehrdeutigen Zeichen (z. B. *ga* für *ka* und *qa*) das Lautbild allzu stark entstellt, ziehe ich eine mehr phonetische Transkriptionsweise vor, wie ich sie ZA, N. F. 1, 30 ff. angewendet habe. In diesem Artikel sind auch zwei neue Lautwerte nachgewiesen. Hinzufügen läßt sich: ŠI nicht nur *lim*, sondern auch *lúm*, z. B. in *a-lúm* KI: SU = *sum*, *sum*, SI wohl immer = *ši*, *še* (dagegen *si* stets durch ZI ausgedrückt)[1]; DIN nur *di*, *ti*, *ṭi*, nicht auch *din*.

Sprache: Hinsichtlich der Unterscheidung von Dativ- und Akkusativsuffixen des Pronomens zeigt „Kapp.“ einen eigenartigen Tatbestand (s. ZA, N. F. 1, 118), dem Lewy ein sehr instruktives Kapitel widmet, wenngleich seine Erklärung der Dativsuffixe unzureichend ist (s. meine Kritik ebd. 117). Wertvoll ist auch der folgende Abschnitt, in welchem Verf. das selbständige Pron. der 3. Person (von ihm „Demonstrativpronomen“ genannt) durch die Zeiten und Dialekte verfolgt. Freilich kann ich die Inschriften Aššur-uballits (auch dessen Amarna-Briefe) und seiner Nachfolger nicht als Zeugen für den assyrischen Dialekt gelten lassen. Sie bieten durchaus die babylonischen Formen[2]. Das Bild, das die Betrachtung dieser beiden gramm. Erscheinungen liefert, wird bestätigt durch einen durchgehenden Vergleich zwischen dem Assyrisch der kapp. Tafeln (K) und dem des Rechtsbuches und der Briefe (A): neben zahlreichen Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten auch starke Verschiedenheiten, die eine geradlinige Entwicklung von K zu A ausschließen. Darüber hier ein vorläufiger, summarischer Überblick in Anknüpfung an Lewy S. 39. Folgende Eigentümlichkeiten von A finden sich schon in K: die Vokalharmonie, Präfix *ta* (*tu*) der 3. fem. beim Verbum, Form des Perm.-Infinitiv II, 1 und III, 1[3]; die Behandlung der primae א und mediae ו; die Konjugation von *nadānu*; *lū* + *a*- im Prekativ > *la*-, *lū* + *u*- > *lu*; Konstr. *šipar* zu *šipru*, (*usan* zu *usnu*); Plural des Subst. auf -*ē* (gegen-über bab. -*ī*); *ammû* „jener“ (K in *ammakam* „dort“, *ammišam* [opp. *annišam*] „dorthin“); *išti* = „mit“; *laššu* = „nicht sein“. In A durchgängig, in K noch nicht allgemein durchgedrungen: -*ni* im Subjunktiv, *lā* in Aussagesätzen, *ṷa* > *u*. Nur in A (wofern nicht deutlich jüngere Entwicklungen vorliegen): *mâ* (*muk*) der direkten Rede; Verkürzung der pron. suffixa; *ina* (*ana*) *muḫḫi* gegenüber K: *ina* (*ana*) *ṣēr*; *kî* (K: *kīma*); *ammar* (K: *mala*); *laqû* „kaufen“ (K: *ša'āmu*); viele Wörter wie *naṣû*, *karāru*, *ṣalû*, *pāgu*, *annūri* usf. Nur in K: -*āti* auch im Mask. 2. pers. sg. Perm.; *e* als Negation des Wunschmodus auch vor Vokalen; einige lexikalische Eigentümlichkeiten s. unten.

---

1) Also auch hier keine lautliche Verschiedenheit vom sonstigen Akkadisch, gegen Lewy 40 Anm. 18.

2) Auf das Spätassyrische mit seinem Nebeneinander von *šût* und *šû* geht Verf. nicht ein. — *šût* auch UM V Nr. 156, Rs. 8. Dieser Text wohl altassyrisch.

3) Als II, 1 lese ich auch *ḫarrumum*, *dammuqum*, *ṣarrupum* usw., nicht etwa *ḫarumum* usf., eine völlig unmotivierte Nebenform zu *ḫarmum* (Lewy S. 36).

Die assyrische Nationalität der „kapp." Ansiedler mußte Lewy gegen eine unbegründete Hypothese mit alten und neuen Gründen verteidigen. Darüber bedarf es heute keines Wortes mehr. Dagegen ist eine neue Kontroverse über den Charakter der Ansiedlungen entstanden. Während Lewy (wie schon vorher Contenau) ein assyrisches Großreich mit Assyrerstädten inmitten Kleinasiens behauptet, suche ich ass. Handelsstationen bzw. Kolonien in fremdem Lande zu beweisen. Eine Bestätigung für die durch das Vorkommen zweier Königsnamen gesicherte zeitliche Ansetzung der Tafeln gewinnt Lewy aus den Personennamen, die sich großenteils mit solchen der Dyn. von Ur decken. Zu einem ähnlichen Ergebnis führte die Untersuchung der Kurznamen (s. ZA N. F. 1, 220). Auch auf eine formale Eigentümlichkeit dieser Zeit sei hingewiesen: Zusammengesetzte PN. werden als Wort- und Akzenteinheit gesprochen. Dies zeigt sich in Sandhi zwischen den Komponenten, in der Kontraktion zusammenstoßender Vokale und Konsonanten, in der Synkope kurzer Vokale. Für „Kapp." s. Lewy S. 29; Landsberger ZA, N. F. 1, 30 Anm. 4, für akk. Namen der Dyn. von Ur: *Šalmaḫ* (= *Šalim-aḫ*, vgl. *Šalmaḫum* in K), *Aliḫ* (= *Ali-aḫ*, entspricht *Alaḫum* in K, vgl. auch *Alabum* ebenda < *Ali-abum*), *Aršiḫ* (= *Arši-aḫ*), *Kurbelak* (= *Kurub-Elak*), *Issarik* (= *Idsu-arik*) usf. — Einzelheiten: Daß *Zu-in* (bzw. *-en*) nicht phonetisch zu lesen, sondern ZU^{in} = *Sin* zu umschreiben wäre, kann ich nicht glauben, obgleich ich die von Lewy als Beweis angeführten Namen *Narām*-ZU und *Nūr*-ZU (scheint durch *Nu-úr-su* Inv. de Telloh Nr. 682 gestützt zu werden) weder erklären noch als Abkürzungen oder Schreibfehler abtun kann. Denn: 1. Ein Gottesideogramm ohne Gottesdeterminativ kommt sonst nicht vor[1]; 2. die ständige Hinzufügung eines phonetischen Komplements entbehrt der Analogie. Und warum sollte dieses gerade an den beiden einzigen Stellen, an denen *Na-ra-am-su* sich findet, weggelassen worden sein? 3. Der mit *-ia* gebildete Kurzname *Zu-e-a* (*Su'ē'a*) offenbar aus *Su'en-*...; 4. *Su-en* in ass. Texten s. ZDMG 74, 218. — *Utu* kommt (gegen S. 27 und 30) nie in akkadischen Namen vor, lies *Pusur-sa-tu-e* (so deutlich CCT 1a 15; TC 49, 2 danach zu verbessern), bzw. *-ša-tu-e*. — ŠU in PN. der Zeit der Dyn. von Ur = *šu-*, nicht *gimil-*; s. Pinches, JRAS 1914, 208, wo sich *Šu-Dungi* und *Šāt-Dungi* gegenüberstehen.

Lexikon: Einige Wörter, die für „Kapp." charakteristisch sind, seien hier vorweggenommen, soweit sie nicht, wie die eigentlichen termini technici, einer eingehenden Erörterung bedürfen. *lapātu* nicht „in Verwahrung nehmen", sondern „schreiben". Diese Bedeutung legen nicht nur viele „kapp." Stellen nahe, mit voller Evidenz ergibt sie sich aus Del. en Perse XI, 13, 5: (*ša šuma ša šarri* NN. *ipeššitma*) *šunšu ilappatu*[2]. — *ḫarāmu* nicht „ungültig machen" (die Einsetzung dieser Bedtg. führt zu unmöglichen Übersetzungen), sondern „eine Tafel siegeln", *tuppum ḫarmum* (im Altbab. nur einmal: CT VI 47a, 17) = „Urkunde", entsprechend sonstigem *kanikum*[3]. Das Ungültigmachen von Tafeln (= bab. *ḫepû*) wird hier durch „Töten" bzw. „Sterben" der Tafel ausgedrückt: Lewy's Nr. 8, 9; TC 89, 3; Babyloniaca IV, 72f., 25 u. 30. — *na'ādu* (Lewy S. 78); a) intransitiv (*ana awatim*), Prs. *ina''id*, Praet. *i''id*, Imper. *i'id* (geschrieben *i-ḫi-id*, dies also nicht *i ḫi-it*), Plur. *i'da* = „einen Auftrag befolgen"[1]; II, 1 *nu''udu* = „einen Auftrag geben"; b) transitiv Prs. *ina''ad*, Praet. *inād* (*inad*) [selten *i''ud*], Imper. *nād* (*nad*) = „jemd. gegenüber sich folgsam verhalten, ihn respektieren, verehren"; II 1 synonym. — *šuqlum* (wofür einmal unsynkopiert *šuqulum* [wie *buqulum* Gol. 18, 11 für *buqlum*]) nicht „Gewicht" (Lewy 36), sondern Behältnis zum Transporte von Blei, das versiegelt (*kanāku*) und entsiegelt (*paṭāru*) wird, allerdings wahrscheinlich für eine bestimmte Gewichtsmenge davon. — *ḫamuštu* als eine Art Woche zieht Verf. in Zweifel und will das Wort vielmehr als „Amtsperiode eines Fünfmänner-Kollegiums" deuten. Aber eine unveröffentlichte Votivtafel aus Aššur (Photo 4026) ist datiert nach der *ḫam.* der *Tašmētu ša pi aptim*. Da die Frist für die Rückzahlung von Darlehen teils in Monaten, teils in *ḫam.* (bis zu 50 *ḫam.*) angegeben wird, da die altbabylonischen sowohl wie die „kapp." Briefe wiederholt den Zeitraum von fünf Tagen und Vielfache davon erwähnen, auch *ḫamuštu* die gleiche Bildung darstellt wie *sebūtu* „Siebener-Woche", so sehe ich keinen Grund, an der hergebrachten Deutung von *ḫam.* zu zweifeln. Das Rätsel der 5 Tage-Eponymen ist freilich ungelöst.

Texte: Zu den Bearbeitungen der Darlehensurkunden (Nr. 1 und 2) s. ZA, N. F. 1, 30ff. — Nr. 3, 15. 22 lies anstatt *manman* vielmehr NIN.DINGIR = *ēntum*. Weil die Tochter (unverheiratete) Priesterin war, ist sie erbberechtigt, vor Gericht darf sie aber nicht selbst erscheinen, sondern muß sich vertreten lassen. — Nr. 5. Für *be'ulātum* vermute ich (mit aller Reserve) auf Grund Liv. 14 die Bedtg. „Übereignungsbetrag", d. h. Geldbetrag, der einer Person übereignet wird, wofür diese in den (zeitweiligen) Besitz (term. techn. *kullu*) des Gläubigers gelangt. Danach Z. 6ff.: „1/3 Silbermine, Übereignungsbetrag des N., den A. (zeitweise) im Besitze hat und dessen Tafel in der Stadt geschrieben ist — (diese 1/3 Silbermine hat an Stelle des N. der M. erhalten. Eine Abschrift der vorliegenden Tafel ist über den Vertrauensmann gegangen" (d. h. die Quittung über Zahlung der *b.* ist in Abschrift dem Vertrauensmann (*taklum* s. zu Nr. 11) übergeben worden, der sie dem A weitergeben wird. — Nr. 6f. s. ZA, N. F. 1, 34. — Nr. 8 und 9 gehören einem häufigen Typus an, Protokolle, die von bestellten Zeugen (*šibū*) über einen Rechtsstreit (*awātum*) ausgestellt und gefertigt (gesiegelt) werden, sei es über eine Phase, sei es über die (durch Vergleich erfolgende) Erledigung (*gummuru, gamāru*) des Streites. Die stereotype Schlußformel lautet: „Diesem Streitfalle hat uns das *kāru*.... gegeben[2] (d. h. uns zur Schlichtung des Falles bestimmt) und vor dem Schwert(emblem)[3] des Aššur haben wir unsere Zeugenschaft[4] (ab)gegeben" d. h., wie das einmal (Babyloniaca 2, 42, Z. 15) an Stelle von *šibuttini* stehende *duppam* nahelegt, „wir haben die vorliegende Urkunde über unsere *šibuttu* verfaßt". An der letzt zitierten Stelle, in TC Nr. 107 und in Lewys Nr. 9 fertigt nur ein *šibu*, zugleich im Namen seines *tappa'u*. Durch das auf der Außentafel abgerollte Siegel (so ist — im Einklang mit zahllosen Stellen — natürlich DUB in Nr. 9, 1 zu verstehen) erhalten diese Protokolle den Charakter von Urkunden. — Nr. 8, 7ff. „Seine

---

1) *Aššur* und *Ištar* werden phonetisch geschrieben.

2) Grundbedeutung: „in eine Materie eindringen".

3) *kanāku* in „Kapp." nicht vom Siegeln der Tafeln, sondern vom Versiegeln (Plombieren) von Gegenständen, insbes. Behältnissen; *kaniku* „Urkunde", auch *kunukku* in dieser Bedtg. kommt in „Kapp." nicht vor, ebenso *barāmu*.

---

1) Von nicht „kapp." Stellen: *šarru na'du* = „folgsamer König"; *atta'id* Gilg.-Epos XI, 43; *it'udu* IV R 60b 18; *it'id lā teggi* „befolge dies genau" III R 52, 50b; *e'id* VS 16, Nr. 107, 4.

2) Die Übersetzung Lewys „hat uns den Prozeß geführt" (*dānu*) gibt keinen Sinn, da das „wir" oder „ich" in den so stilisierten Urkunden nicht die streitenden Parteien bezeichnet.

3) So meistens, wie Lewy erkannt hat. Nur in der Urkunde aus Uršu anstatt *paṭrum ša Aššur* vielmehr *šu-ga-ri-a-um ša A.* Dies kann natürlich nicht = *šukurru* gesetzt werden.

4) *si bu-ti-ni* wohl = *šibuttini* < *šibuttani*.

(Schuld)urkunde[1] werden die Vertreter des Gläubigers dem Schuldner geben und sie wird vernichtet werden". — Nr. 9, 17 *kaspum ina libbi* NN. einfach „das Geld steht bei NN.", s. z. B. CCT 21a 5: *šittum illibbi nappāḫimma* „der Rest (der Bronze) ist bei dem Schmiede". — Nr. 10. *ṣuḫārtu* = „Mädchen", offenbar mit dem gleichen Bedeutungsübergange wie bei *wardatum*, da *ṣuḫāru* (der an Stand Geringe, niemals = „Kind") ungefähr das gleiche bedeutet wie *wardu*. — Warum übersetzt Verf. *aššatam šanītam* (Z. 8. 10) mit „eine zweite Ehefrau" und sieht darin eine „der Polygamie entgegenwirkende Bestimmung", dagegen *ana mutim šanîn* Z. 17 richtig = „einem anderen Gatten"? Auf die weitgehenden juristischen Schlußfolgerungen, die Verf. aus dieser schlichten Urkunde zieht, kann ich nicht eingehen. Doch springt der Unterschied gegen das ass. Rechtsbuch mit seiner für beide Teile geltenden Unverbrüchlichkeit des Verlöbnisses ins Auge. — Nr. 11, 11. „Geld und Kreditware wird für G über den Vertrauensmann gehen, der Kommissionär wird (damit) nicht betraut werden." *taklu* und *tamkaru*, die sich hier gegenüberstehen, scheinen beides Organe des Geldgebers zu sein. In *taklu* möchte ich, im Einklang mit den altbabylonischen Briefen, einen bevollmächtigten Vertreter sehen (nicht eine Amtsperson, wie Lewy), in dem *tamkaru* einen von Fall zu Fall betrauten Kommissionär. Term. techn. für dieses Betrauen mit Geld oder Ware ist *qâpu* (nicht eigentlich „verborgen"). Eigenartigerweise ist an all den vielen Stellen, an denen *tamkaru* vorkommt, stets von „dem *t*." (ohne Namensnennung) die Rede. Innerhalb dieser Stellen will nun Verf. diejenigen ausnehmen, wo „der *t*." als Gläubiger in Schuldurkunden erscheint. Hier soll es sich nicht, wie sonst, um einen bestimmten (wenn auch nicht mit Namen genannten) *t*. handeln, sondern um einen beliebigen Menschen, den jeweiligen Inhaber des Schuldscheines. Diese sowohl im Hinblick auf alle übrigen, als einige Stellen der Schuldscheine, in denen *t*. deutlich eine bestimmte Person ist[2], willkürlich erscheinende Deutung, die auch sachlich sehr bedenklich ist[3], stützt Verf. auf eine gelegentlich in *t*.-Schuldscheinen sich findende Formel: *wābil tuppim šût tamkarum*, nach Lewy = „Der Tafelüberbringer selber ist *t*.", d. h. wer immer die Tafel präsentiert, gilt als ihr Inhaber; also eine auf der Tafel selbst gegebene (freilich auch notwendige) Kommentierung des Begriffes *tamkaru*. Dies ist mehr als kühn, leider vermag auch Rez. eine sichere Deutung dieses Passus nicht zu geben. Er wird aber verdeutlicht durch einen weiteren Zusatz auf TC 124: „Bis(?) er (der *t*.) [seine] Tafel ihm (dem Schuldner) bringen wird, wird er das Geld bezahlen". Vielleicht wird dadurch persönliches Inkasso vereinbart. — Nr. 13, 12 lies *tur-da-nim* „schicket (mit dem kassierten Gelde) her!" — Z. 17ff. sind als Fragen besser verständlich, entsprechend Z. 31 *têrtu* nicht „Anordnung", sondern „Bescheid". — *ellatu* nicht „Vollmacht", sondern „Handelskarawane", bzw. „-gesellschaft"; Z. 21 *mimma tamkarī'a* „alle meine *t*.".

---

1) *tuppušu ḫarmum* Nominativ. Wie an zahlreichen anderen Stellen beeinflußt ein eingeschobener *-ma*-Satz die Konstruktion nicht.

2) CCT 12a, 2ff.: Das Gold, das A, B und C dem *t*. schuldig waren, haben A und B dem *t*. bezahlt"; Liv. 7, 4: „Wo sie sich treffen werden, wird er bezahlen"; auch Babyl. IV 69, 17.

3) Die „Schuldscheine mit Inhaberklausel" der Ḫammurabi-Zeit sind keine genaue Parallele, denn sie lauten ja auf den Namen des Gläubigers. Daß durch bloße Übergabe der Schuldtafel Zession der Schuld erfolgte, ist auch für diese Zeit unbewiesen.

Witzel, P. Maurus, O. F. M.: Hethitische Keilschrift-Urkunden in Transkription und Übersetzung mit Kommentar. 1. Lieferung: Die Texte. Fulda 1924. (XV, 176 S.) 8°. (= Keilinschriftliche Studien, Heft 4.) Bespr. von A. Götze, Heidelberg.

Der Referent ist mit Witzel darin einverstanden, daß die Bearbeitung zusammenhängender Texte mit ausführlichem Kommentar die nächste Aufgabe der Hethitologie ist. Auch er ist der Ansicht, daß dadurch die Erschließung des hethitischen Wortschatzes am besten gefördert werden kann; auf den Kommentar ist der Nachdruck zu legen und dort jeweils das gesamte verfügbare Belegmaterial zu behandeln. Wer auf diese Weise arbeiten will, muß — abgesehen von allen Kenntnissen — die Fähigkeit haben, mit einem gewissen Instinkt zu durchschauen, was gemeint ist, und ein Gefühl dafür, was im Rahmen eines Zusammenhangs möglich ist. Der Referent muß leider feststellen, daß Witzel diese Eigenschaften nicht besitzt. Deshalb sind seine Übersetzungen oft schief und häufig falsch, besonders dann, wenn es sich um fortlaufende Erzählung handelt und nicht um syntaktisch einfach gebaute, dem Sinn nach monotone Aufzählungen, wie sie z. B. in den Ritualen häufig sind. Die Gedankengänge, durch die der Verfasser zu seinen Übersetzungen gelangt ist, zu entwirren, ist dem Beurteiler dadurch unmöglich gemacht, daß der Kommentar vorläufig zurückgestellt worden ist und einer 2. Lieferung vorbehalten blieb. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß der Einblick in diese Beweisführung das herbe Urteil mildern kann.

Witzel übersetzt 12 Texte, davon 10 erstmalig; am Telipinuš-Text (Nr. IV) hatte sich schon Hrozný versucht (BoStud. 2. 90 ff.), die 1. Gesetzestafel haben Zimmern und Friedrich (Der Alte Orient 23, 2) sowie Hrozný (Code Hittite = Hethitica I) übersetzt. Auch von einem dritten Texte (KBo VI 34, bei Witzel Nr. VI) ist unterdessen von Friedrich eine Bearbeitung erschienen (ZA. NF 1. 161 ff.), die Witzel noch vorgelegen hat (p. XI). Nr. X (KBo V 1) haben neuerdings Sommer und Ehelolf einer eindringenden Untersuchung unterzogen, und die Ḫattušil-Texte (Nr. I—III) befinden sich in der Bearbeitung des Referenten unter der Presse.

Was die letztgenannten Texte betrifft, wird es also in Kürze jedermann möglich sein, Vergleiche zu ziehen und zu entscheiden, wo das Bessere geboten wird. Deshalb möge es hier genügen, festzuhalten, daß Witzel natürlich mancherlei richtig übersetzt, aber im großen ganzen den Gedankengang nicht zu fassen versteht, der sich durch das Ganze hindurchzieht. In diesen Stücken ist der oben gekennzeichnete Mangel am fühlbarsten. Der Witzelschen Übersetzung von KBo V 1 (Nr. X) kann

ich mich jedoch nicht enthalten, die von Sommer-Ehelolf gegenüber zu stellen: „Wenn sich eine Frau im Gebärgestell befindet, und die Wanne des Gebärgestells beschädigt oder ein Pflock zerbrochen wird, und wenn die Frau noch nicht niederkommt, so bleibt sie ebendort drinnen, das Bretterwerk (?) baut man wieder auf. Sie ist nun nicht mehr (kultisch) rein.“ Statt dieses das Thema gebenden Vorgangs hat W.: „Wenn ein Weib für das Mehl vorhanden ist, so wird eine Schüssel gerieben; oder es werden Pflöcke zerbrochen (= zerkleinert). Wenn nun so das Weib noch nicht mit einer Dienstleistung beschäftigt ist und es dann (noch) zugegen ist, so (hilft es) die Gestelle (?) wegzubedienen; und weiterhin Dienstleistungen tut sie nicht.“ Hier hat Witzel so gut wie alles verkannt. Das ist um so verwunderlicher, als Sommer den allgemeinen Charakter des Textes schon in seiner Arbeit Hethitisches II auf S. 8 angedeutet hat, und Witzel diese Abhandlung auf S. XI als von ihm benutzt zitiert. Auch an manchen anderen Stellen hat man den Eindruck, als ob er Sommers Arbeiten — ich will nicht behaupten, nicht gelesen hat, sie aber nicht zu kennen scheint. Doch warten wir den Kommentar ab. — Nicht besser als mit KBo V 1 steht es mit KBo V 2. Die Einleitung, die das Thema gibt, muß m. E. übersetzt werden: „Wenn ein Mensch kultisch rein ist, und ihm einer verdorbenes Brot zu essen gibt oder ihm verdorbenes Fleisch zu essen gibt, oder ihm einer unreines Brot und Fleisch zu essen gibt, oder ihm Fleisch und Brot aus dem „Steinhause“ zu essen gibt oder ihm der Frau .... Blut zu trinken gibt, dann bringe ich folgendes Opfer dar“. Auch hier hat Witzel das Wesentliche nicht gefunden. — Bei KUB IV 1 ist wenigstens Kol. II richtig verstanden. In Kol. I handelt es sich m. E. aber darum, daß Gott Zitḫarijaš die Götter von Ḫatti über die Gašgaš und deren Götter zu Gericht ruft. Die irdischen Streitigkeiten sind auf die Götter im Himmel übertragen. — Der Gedankengang von KBo IV 1 war nicht gut zu verfehlen, im einzelnen finden sich auch hier Irrtümer. Vor allem heißt *uktūriš* keinesfalls „glänzend“. Ich habe mir vorläufig „feststehend“ notiert, für das Nomen *uktūri* auch „feststehendes Opfer“ (akkad. *ginû*). Zwischen dem Gotteshause, seinem Symbol, einem Kupferstück, und dem Stifter werden Parallelen gezogen. — Besser ist KUB VI 45/46 wiedergegeben, *arkuwar* heißt aber „Gebet“. — Der im Anhang gegebene Text KBo IV 8 ist wie von Forrer (s. die Inhaltsangabe KBo IV 2. Umschlageseite) so auch von Witzel nicht richtig verstanden. Es ist dort die Rede von der Absetzung einer Priesterin von der Würde der „Gottesmutterschaft“, weil ihr Schuld gegeben wird an einer Krankheit der Königin.

Von einer Arbeit, die auch dem Anfänger zum Einlesen dienen soll (S. XV) war zu fordern, daß die Transkription korrekt ist. Auch das ist nicht überall erreicht; ich notiere, was mir ohne zu suchen aufgefallen ist: Nr. I: I 22 KÚR ^{URU}UGU.*TI* (*TI* ist akkad. Komplement, vgl. die Variante *E.LI.TI*, die Übersetzung „Land Scherti“ ist darum unmöglich), I 24 ^{ID}*SĪN*.^{D}U-*áš* (AN.EŠ!)[1], I 45 $^{\text{LÚ.MEŠ}}$*ar-šá-na-at-tal-la-áš* (Determinativ!, vgl. Hrozný, Sprache der Heth. 56), I 64 DINGIR.*LIM.ŠU*(!), I 66 erstes Zeichen GEDIM (s. Ungnad bei Sommer, Hethitisches II. 38[1]), I 72 Schluß ^{URU}]*Ku-ru-uš-ta-ma-áš*, I 76 *dan-na-at-ta-an* (heth.!), II 14 ŠI-*zi* BÁL.*LIM ŠUM-an*, II 25 wohl GUL-*ḫi-eš-ki-ir*, II 34 ^{URUDU}U-*áš-šá* (vgl. ^{URUDU}U-*ta-aš-šá* KBo IV 10. Vs 41, also nicht *Tešup-ašša*), II 41 ^{URU}*Ḫa-ak-piš-šá* (vgl. ^{URU}*Ḫa-ak-pí-iš-ša* KBo IV 4. III 53, ^{URU}*Ḫa-ak-miš-ša* 2 BoTU 15. 7 u. ö.), II 56 *e-ip-pir*, II 60 *IŠ.T*]*U* KA DINGIR.*LIM*, II 63 É-*TI-wa*(!)-*mu* ÌR-*aḫ-ḫu-ut*, KUB I 1. II 23 *šá-ra-a-az-zi-ia-aḫ-ta* ein Wort, III 19 *ḫar-kán-na*, III 22 *a-pa?-a-at pa-ap-ra-tar*, III 26 *ŠÁ* I.*EN ḪAL.ZI*, III 27 DI-*ni-eš-šar*, III 29 *ki-nu-un-ma-wa-áš-ši ku-*[*ru-ri-*] *e-eḫ-ḫu-an-zi*, III 36 vor *ú-e-ri-ia-at* ist mit KUB I 9, 12 [*ni*]*ninkuwanzi* einzufügen, III 63 ^{URU}*Nu-ḫaš-ši*, III 66 A.AB.BA *ta-pu-šá*, IV 5 *IŠ.TU* ^{GIŠ}KU *e-kir*, IV 10 LUGAL.MEŠ *MAḪ.RU.IA*, IV 14 *A.NA* AB.BA.ḪI.A *Ù A.NA* AB.BA AB.BA.ḪI.A.*IA*, IV 23 *ku-*[*in*], IV 37 DUMU.*IA-ia-at-ta*. — Nr. II: Vs 29 ⟨ *a-ra-an-nu-uḫ-ḫa*. — Nr. III: I 12 ⟨ *ma-ru-wa-a-i*[*t*], II 15 *ti-ia-at-ten*, II 34 ⟨ *ḫu-u-pa-la-za*. — Nr. IV war von Forrer in Umschrift herausgegeben worden. II 29 halte ich Forrers Ergänzung [*ku-wa-*]*at-wa-ri* (Nom. pl.!) für richtig; II 30 LÙ.MEŠ URU-*áš* ist zu erwägen; II 32 *ši-ú-na-an* ziehe ich vor, II 58 ist (auch gegen Forrer) gewiß KISLAḪ.ḪI.A.*ŠÚ.NU* zu ergänzen, II 61 *iz-za-an* nach KUB I 1. IV 83 gewiß richtig. — Nr. V: I 13 *pí-it-ta-e-eš-ta* (:*pí-daḫ-ḫi* KUB VII 2. II 10 = *memišta* : *memaḫḫi*), I 15 wohl *ku-wa-pí-iš-ki-ir*, I 32 wohl *šu-me-en-za-an-na-áš ku-*[*i*]*t DI.NAM* ŠÀG-*ta-ši* [*ar-nu-uš-ki-iz-zi*?], I 39 *A.NA* KÚR.[*T*]*A.TIM* — Nr. VI: III 10 *pa-an-kúr-ši-it*, III 14 *ú-*[*i-da-an*] erwägenswert, III 17 *e-ip-pir*, III 29 *na*[*-áš? da*]*n-na-at-ta* URU-*i*? *a-še-eš-šar* — Nr. VII: Vs 4 Schluß *da-ga-an-zi-p*[*u-u*]*š*, Rs 28 *du-uk-ka-ri* trotz Note 25! — Nr. VIII: I 18 *ŠÁ* KÚR ^{URU}*Ḫa-at-ti-mu-*

1) Dieser Fehler ist mir selbst in meiner Schrift „Kleinasien zur Hethiterzeit“ p. 7 passiert.



kán, I 38 ᴰ ˢᴬᴸ *Zi-in-du-ḫi-ia-áš* nach 46. II 4, III 10 *ne-pi-iš te-kán*, III 34 [*nu I*]*Š.TU* EME.*IA*, III 35 *da-pi-áš*, III 40 wohl TI-*iš-ši* = *ḫuišši* — Nr. **IX**: I 2 wohl *pa/it-tal-wa-an*, III 30 *na-ak-ku-uš ŠÁ ḪI.TI* wohl richtig (cf. KBo VI 3. IV 54), dann aber „der von Sünde beschwerte, der Schuldige", III 30 *A.NA* DINGIR.MEŠ DINGIR.LÙ.MEŠ DINGIR.SAL. MEŠ, IV 28 *mi-iš-ti-li-ia* (?) — Nr. X: Vgl. Sommer-Ehelolf, BoStud. 10. — Nr. **XI** schließt sich an Hrozný an. Die Abweichungen scheinen keine Verbesserungen: p. 156. 58 LÙ *UK.KI.E* ist unwahrscheinlich, da *ûku* „Volk" nur in Behistun geläufig ist, KB VI 3. III 2 ᴳᴵˢ*e-ia* (*-an*) hat mit *iz-za-an* gewiß nichts zu tun, IV 19 *še-e-li-ia*, IV 28 KAR-*iz-zi*. — Anhang: II 3 *ku-na-a*[*n-na*, II 10 *Ú.UL-áš-ši-iš-šá-an*, II 14 *IŠ.TU* É.GAL.*LIM-pát-kán*. Die Umschreibung der Ideogramme bei Witzel ist nicht immer konsequent; wenn NUMUN und KISLAḪ, dann auch IÁ und NÍ TE usw.; doch trifft diese Ausstellung die Umschrift fast aller hethitischen Texte. Konsequenz und Einheitlichkeit ist hierin leider noch nicht erreicht.

Über die Mängel der Wortbestimmung will ich hier nicht weiter reden, nachdem ich bereits oben Witzels Übersetzung an einigen Beispielen illustriert habe. Es würde auch zu viel Raum beanspruchen, Einzelnes streng zu widerlegen und das Richtige dafür zu erweisen. Nur einige grammatische Dinge grundlegender Art möchte ich hier herausheben. Witzel hat sich in die Eigentümlichkeit des hethitischen Satzbaues noch nicht sicher genug eingefühlt. Wenn er z. B. S. 2, Z. 11 übersetzt: *nu* ᴰ*IŠTAR* GAŠAN.*IA A.NA* ᴵ*Mur-ši-li A.BI.IA* Ù-*it* ᴵNIR.GÁL(-*in*) ŠEŠ.*IA u-i-ia-at* „Da erschien Ischtar ...., sie schickte Muwattal, meinen Bruder", so vernachlässigt er zweierlei: 1. daß in der Erzählung Sätze regelmäßig durch Partikeln verbunden sind; wenn Ù-*it* also Verbum wäre, müßte das nächste Satzglied durch *nu* eingeführt sein. Sollte Witzels Übersetzung aber korrekt sein, müßte *naš* da stehen. Dann 2. wird ein neues oder wiedererwähntes Subjekt, falls es kein Substantiv ist, bei Sätzen in der 3. Person als enklitisches Pronomen an das satzeinleitende Wort angehängt. Das ist nur dann nicht nötig, wenn das Subjekt dasselbe wie im vorhergehenden Satze ist, und zugleich beide Sätze ihrem Sinne nach näher zusammengehören. Witzels Übersetzung ist also falsch; auf das Richtige hätte er eigentlich durch I 31 f. kommen müssen, wo Ù-*at* und Ù-*it* gleich hintereinander vorkommen. Es geht natürlich nicht, beides durch dasselbe „sie erschien" zu geben, vielmehr ist Ù-*it* Instrumental „durch einen Traum", wodurch sich alles zwanglos erklärt. Ferner sind die Relativsätze häufig falsch verbunden. Wie die allermeisten Nebensätze stehen sie im Hethitischen voraus und zwar wird das „Beziehungswort" in den Nebensatz gezogen, wo sich das Relativum adjektivisch an es anlehnt; im Hauptsatz wird es entweder wiederholt (z. B. S. 14, Z. 48 ff., 50 ff.) oder durch Formen von *apāš*, *-aš* wieder aufgenommen. So z. B. auch S. 95. 34 durchaus: *n*[*u I*]*Š.TU* EME.*IA ku-i-e-eš* DINGIR.MEŠ *ḫal-zi-iḫ-ḫu-un* / *nu A.NA* DINGIR-MEŠ *ar-ku-wa-nu-un* „und mit meiner Zunge welche Götter ich rief, zu den Göttern betete ich". Die Konjunktionen sind häufig schärfer zu fassen als bei Witzel, *kuid* heißt überall „weil", wo es nicht „was" ist[1], *mān* heißt nur in alten Texten „als", in jüngeren fast ausschließlich „wenn", es ist nicht zu verwechseln mit *man*, *mān*, der Partikel des Irrealis (Sommer, Hethitisches II 52) (z. B. S. 22, Z. 28 ff., S. 26, Z. 65). Auffällig ist, daß Witzel zuweilen auch Konjunktionen übersetzt, die gar nicht da stehen, z. B. S. 54, Z. 42, 45, 63; S. 74, Z. 31. Daß das Partizip transitiver Verba passiv ist, weiß Witzel (z. B. S. 92, Z. 6), verstößt aber dagegen S. 60, Z. 24 ff. Aus der Formenlehre ist zu erwähnen, daß *dā-* „nehmen" und *dāi-* „setzen" nicht immer richtig auseinander gehalten sind (S. 9, Z. 66; S. 40, Z. 31; S. 54, Z. 49; S. 94, Z. 31).

Dem Buche ist eine „grammatische Tabelle" beigefügt. Dort ist zu berichtigen, daß das „Verbaladjektiv(?)" auf *-aš* mit Friedrich (ZA. NF 1. 9 ff.) ein Genitiv des Infinitivs ist; das angebliche Part. Med. auf *-ta*, *-nta* ist zu streichen; *-ta* wechselt mit *-ta-ri*, *-anta* mit *-anta-ri* (3. sgl. u. plur.), nach welcher Ratio ist noch unbekannt. Sonst beschränke ich mich auf die Frage, ob Witzel glaubt, daß die babyl. Praepositionen *ana*, *aššum*, *ištu*, *itti*, *maḫar*, *pāni*, *šapal* auch in heth. Texten so gelesen worden sind.

Es ist zweifellos, daß Witzels Buch auch manchen guten Gedanken enthält, der sich durchsetzen wird oder wenigstens in Erwägung gezogen werden muß. Dazu rechne ich: S. 10, Z. 11 ŠÙ-*an ú-e-da-aḫ-ḫu-un* „ich bekam die Oberhand", S. 18, Z. 22 die richtige Ergänzung ᴵŠi-pa]-LÙ-*iš*, die ich von Witzel noch in meine Bearbeitung übernommen habe, S. 26, Z. 60 *Ú.UL-ma-an-ka i-ia-nu-un* „ich habe nicht Rache geübt", S. 50, Z. 11 *ud-dar iš-du-wa-a-ti* „die Sache wurde *ruchbar*", S. 52, Z. 28 *nu-uš pa-an-ku-uš pa-ra-a ḫi-in-ga-ni ḫar-ta* „sie hat der Rat zum Tode verurteilt", S. 54, Z. 47 *kar-ši te-it-te-ek* „sagt vertraulich"; S. 58

1) Ganz selten „daß".

E.[NÀ]DUP (=*aškaš?*) „Speicher“, S. 144, Z. 5 *pa/it-te-nu-uz-zi* „raubt“, Gesetze I § 37, 38 (Hr.) = § 38, 39 (Zi.), S. 146, 36 *ḫa-ap-pa-ra-iz-zi* „er reklamiert“ (vgl. akkad. *ragāmu*), S. 154, Z. 64 schlägt Witzel für [LÙ]*ḫi-ip-par-áš* „verrückt“ d. h. „geisteskrank“ vor; die Begründung — natürlich auch für das andere hier Angeführte — wird Witzel in seinem Kommentar bieten müssen, kann A.SI das heißen? wie vertragen sich damit die *ḫumanteš* Z. 55? (Übersetzung hier falsch!), S. 162, Z. 54 *šá-ku-wa-áš-šár-ra-an* „Beweisobjekt“ besser als Hrozný's „*intact*, complet“ (richtiger scheint mir „dasselbe Objekt“ oder „Eigentum“). Da aber das Gute unter allzu viel Schiefem und Falschem steht, verliert man nur allzu leicht die Geduld. Witzel hätte besser daran getan, seine Arbeit mehr ausreifen zu lassen, so trägt sie den Stempel der Voreiligkeit und Unfertigkeit an sich. Sie ist weder geeignet, das Einlesen ins Hethitische zu erleichtern, noch dem Historiker Material zu bieten oder dem Kulturgeschichtler eine Anschauung von hethitischer Art zu vermitteln.

Keilschrifturkunden aus Boghazköi. Heft VIII, X, XI. 4°. Berlin: Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen. (Je 50 Blätter.) Bespr. von Ferd. Sommer, Bonn.

Heft VIII, von Weidner besorgt, bringt zunächst in Nr. 1—28 wesentlich gleichartige astrologische Texte (Nr. 2 = KBo II 19), denen in Nr. 29—33 Andersgeartetes angereiht ist. Von den beiden nicht-hethitischen Nummern 31 u. 32 wird man einstweilen höchstens in 32 Astrologisches vermuten dürfen. 30 enthält auf der Vs. ritualen Text, in 33 liegt wohl ein Omentext vor; Astrologisches ist auch hier nicht sicher festzustellen. — Verrät in 27 der Rand deutlich astrologischen Inhalt, so tritt Rs. 1 ff. zu KBo II 6 III 41 ff., 17 ff. — Weitere Omina in 34—36. 37—47 enthalten neben Omina (dazu Nachtrag in Nr. 83) und medizinischen Texten auch anderes, z. T. noch nicht genau Definierbares (46 sicher historisch). 48—62 bringen weiteres zu den Fragmenten des hethitischen Gilgameš, von denen in KBo VI schon einige veröffentlicht sind. (Nr. 48 durch Hinzufügung von Bo 5568 eine wertvolle Ergänzung zu KBo VI 31.) Inhaltlich verhältnismäßig durchsichtig ist 50 Rs. — 63—67 weitere mythologische Texte (63 Atraḫasis, 64—67 Bruchstücke der Erzählung von der Schlange Ḫedammu). — 68—74 Serien-Kataloge, 75—78 Verzeichnisse von Grundstücken mit Angabe des Flächenmaßes, der Aussaat, des Besitzers usw.; 75 von besonderem Umfang. — Den Schluß (79—82) bilden Königstexte (Briefe, bzw. Verträge, Erzählendes); Nr. 80, wie schon von Weidner angedeutet, durch H.T. 21 zu ergänzen, es fehlt nur hier und da ein Zeichen in der Bruchstelle. — Von Einzelheiten sei angemerkt, daß Nr. 25 I 10 das Zeichen DUL belegt ist, wonach Forrers Liste Bo TU I Nr. 56 zu berichtigen (vgl. Bogh.-Stud. X 56). — Laut Kollation (durch Ehelolf) ist Nr. 71 Rand *mu-ya-iz-zi* möglich, 75 IV 21 steht, wie zu erwarten, [I]*za-am-na*-LÙ, nicht -*ni*, 79 Rs. 24 vermutlich *pí-ia-an* zu lesen.

Heft X enthält eine Reihe der bekannten Festrituale; Blatt 1—19 von Joachim Schiele herausgegeben, einem jungen Schüler Ehelolfs, der ebenso schnell wie gewandt in die hethitischen Boghazköi-Texte eingedrungen ist und, wie wir hoffen, diesem Gebiet auch weiterhin seine willkommene Mitarbeit widmen wird. Leider hat ihn für diesmal schwere Erkrankung an der Ausarbeitung des ganzen Heftes gehindert, das Ehelolf zu Ende geführt hat. — Etwas aus dem Rahmen des Üblichen fällt Nr. 63 heraus, obwohl durch VI 13 f. deutlich als Festritual charakterisiert. 72 bietet einen Text anderer Gattung, der inhaltlich zu denen von KUB VII und IX gehört. Auch das Fragmentchen 76 ist wohl dahin zu zählen.

In Heft XI beschließt Figulla die in KBo III[2] begonnene keilschriftliche Ausgabe der von Forrer BoTU II in Umschrift gebotenen historischen Texte (Nr. 1—11); der größere Teil des Heftes enthält wiederum Festrituale. Für die Zukunft sei die Bitte ausgesprochen, des bequemen Zitierens wegen die Zeilenzählung nicht gelegentlich zu unterlassen (vgl. Bl. 11, 12, 49 Kol. IV nach Z. 13).

Bauer, Hans, u. Pontus Leander: Hebräische Schulgrammatik. Halle a. S: Max Niemeyer 1924. (VIII, 75, 28* S.) Rm. 3 —. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Die Herren Bauer und Leander haben es für nötig gehalten, aus ihrer umfangreichen Grammatik einen Auszug als „Hebräische Schulgrammatik“ zu veranstalten. Als § 57 erscheinen „Ausgewählte Bemerkungen zur Syntax“, im ganzen drei Seiten. Ich notiere einiges, was mir beim Durchblättern der Grammatik aufgestoßen ist.

Genes. 24, 33 ist das Kethibh nicht, wie S. 9 angegeben וישם, sondern ויישם. S. 16 (§ 13g) l. שִׁירֵינוּ st. שִׁירֵנוּ. S. 20 (§ 20i) l. הָיָה דְבַר st. היה דְּבַר. S. 24 trifft die Behauptung „der Stammvokal ist im Imperativ bei jedem Verb derselbe wie im Aorist“ nicht ausnahmslos zu, vgl. אֱמֹר, aber יֹאמַר, יֹאמֵר; ferner רֵשׁ (S. 32 ist רַשׁ Druckfehler), aber יִירַשׁ. Formen wie פְּשַׁעְתְּ (S. 29) sind Mischformen aus פְּשַׁעְתְּ und פְּשַׁעַת. Sind sich die Herren Verf. S. 30 ganz sicher, daß

תִּתֵּנָּה richtig gebildet ist? Wäre nicht auch תִּתֵּנָה möglich? cf. תֵּלַדְנָה. Nicht zu billigen ist, daß in einer Schulgrammatik (S. 30) es einfach heißt: Inf. Qal נְתֹן oder תֵּת. Das sieht doch so aus, als ob נְתֹן und תֵּת gleich häufig wären! Woher wissen B. und L. (S. 34), daß Gen. 6, 3 יָדוֹן von דון „herrschen" herkommt? S. 39 fehlen neben הֵמַּת und הֵכָּה die Formen הַם und הַךְ (letzteres ist sogar das häufigere gegenüber einmaligem הַכֵּה!). S. 58 ist יָפָתִי „meine Schöne" ja ganz richtig gebildet — die Form lautet nun aber an den zwei Stellen, wo sie vorkommt Hohl. 2, 10 u. 13 יָפָתִי! Derselbe kleine Schnitzer יָפָתִי auch in der großen Grammatik S. 594.

Im übrigen soll es den Referenten freuen, wenn die neue, klar geschriebene kleine Grammatik den hebräischen Elementar-Unterricht fördern hilft. Bei den neuen Termini wie Waw-Nominal und Affekt-Aorist werden die Schüler schmunzeln! Kann nicht auch die Kurzform יְהִי es sei! im Affekt gesprochen sein und dann den Namen Affekt-Aorist verdienen so gut wie der sogenannte Cobortativ נֵרְדָה („wir wollen herabsteigen"), wofür die Verf. den Namen „Affekt-Aorist" vorbehalten?

Raschke, Hermann: Die Werkstatt des Markusevangelisten. Eine neue Evangelientheorie. Jena: Eugen Diederichs 1924. (321 S.) gr. 8°. Rm. 7 – ; geb. 8.50. Bespr. von Erich Klostermann, Königsberg i. Pr.

„Durchaus eigene Wege" geht Raschke in der Tat, und das zunächst beanspruchte relative Verdienst, wenigstens eine neue Möglichkeit folgerichtig durchgeführt zu haben, würde man ihm ruhig lassen dürfen. Indessen zeigt sich sehr rasch, daß er doch mehr Wert darauf legt, auch die richtigen Wege gefunden zu haben: auf ältere Versuche, die Grundlage unserer Evangelienliteratur als Dichtung und ihre Christusgestalt als Personifikation der werdenden christlichen Gemeinde zu begreifen, setzt er ein „ich beweise". Ich fürchte aber, sein leidenschaftliches Plaidoyer zu Gunsten seiner Lieblingsgedanken beweist mit Sicherheit nur einen erstaunlichen Mangel an Selbstkritik.

Es sind zwei große Neuigkeiten, die Raschke uns in bezug auf das Grundevangelium, das Markusevangelium, mitzuteilen hat. Die erste ist die, daß es nicht vor 140 p. Chr. entstanden (S. 157) und identisch sei mit dem Evangelium Markions. Die herkömmliche Auffassung, daß das Evangelium Markions einem verstümmelten Lukas geglichen habe, ist nach Raschke falsch. Und die Beweise? Raschke schaltet zunächst an Zeugen Tertullian und andere aus („das Markionevangelium des Tertullian ist eigenes Fabrikat frei nach Lukas" S. 37). Er stützt sich dann auf einen offensichtlichen lapsus Hippolyts (Philosophumena VII 30, 1: mit 31, 5 in Widerspruch) und eine neue Untersuchung der Angaben bei Epiphanius (Haer. XLII, 11 ss.), die durchweg auf ein verkanntes Markusevangelium zu deuten seien, um schließlich in Marc. 14, 13 auch die ausdrückliche Selbstbezeichnung des Evangelisten zu finden: der ἄνθρωπος κεράμιον ὕδατος βαστάζων ist nach Umsetzung der Buchstaben Μαρκιων. „So ist die Enthüllung des Wasserträgers das letzte Argument, das alle Bedenken, die wissenschaftlich ernst genommen werden können, niederschlägt"! Welche Kamele bei der Untersuchung des Epiphanius verschluckt werden, ist hier nicht ausführlich nachzuweisen. Nur zwei bezeichnende Einzelheiten seien hervorgehoben. Ein Grundirrtum aller bisherigen Kritiker bis auf Harnack herunter ist nach Raschke, daß sie das Wort παρακόπτειν bei Epiphanius völlig mißverstanden haben: sie nehmen es in der Bedeutung abhauen, tilgen, streichen, während es „wie das Lexikon aussagt" falsch schlagen, verfälschen bedeute, unter Umständen auch breit schlagen, erweitern. Das Lexikon erlaubt jedoch tatsächlich beide Grundbedeutungen, sowohl falsch schlagen, wie abhauen. Welche von beiden Epiphanius meint, muß eben durch Beobachtung seines eigenen Sprachgebrauchs festgestellt werden. Und da kann kein Zweifel sein, daß er mit παρέκοψε gemeint hat „er tilgte, er strich"; denn er braucht dafür gleichbedeutend ἀφαιρεῖν, ἀφαίρεσιν ποιεῖσθαι, (παρα)κρύπτειν, περικόπτειν, ἀπαίρειν (vgl. Holls Ausgabe II, 135, 9 f., 140, 20, 142, 8, 145, 7. 27, 147, 14, 150, 5, 153, 4) — und bei allen seinen sonstigen Konfusionen, in seinem Sprachgebrauch wird er nicht geschwankt oder geirrt haben. Damit ist aber Raschkes Angriffen auf die bisherige Erklärung des Epiphanius und zugleich seinen eigenen Aufstellungen in diesem Punkte der Boden von vornherein entzogen. Mit ähnlicher Leichtigkeit findet sich Raschke mit der für seine These Markion = Markus tötlichen Überlieferung ab, daß Markions Evangelium ungefähr, wie folgt, begonnen hat: ἐν τῷ ιέ ἔτει Τιβερίου Καίσαρος, ἐπὶ τῶν χρόνων (Ποντίου) Πιλάτου κατῆλθεν ὁ Ἰησοῦς εἰς Καφαρναούμ (πόλιν τῆς Γαλιλαίας), καὶ ἦν διδάσκων (αὐτοὺς) ἐν τῇ συναγωγῇ, ein Anfang, der eben nur Lukas 3, 1a + 4, 31 entspricht. Während hierüber alle alten Nachrichten von Irenaeus und Hippolytus an übereinstimmen, tut Raschke, als hätte er nur mit Tertullian und Epiphanius zu rechnen, und verdächtigt beide der Unglaubwürdigkeit. So muß er denn das προοίμιον des Epiphanias,

in dem für Markions Evangelium das Fehlen aller Perikopen vom Prolog des Lukas bis zur Taufszene (= τῆς τοῦ βαπτίσματος ὑποθέσεως: Raschke übersetzt „von der Voraussetzung der Taufe" und setzt dafür ein „die Beschneidung"!) konstatiert wird, entgegen seiner offensichtlichen Zugehörigkeit für ein späteres Rahmenkapitel erklären.

Vielleicht aber hätte man trotzdem die andere Hauptentdeckung Raschkes ernster zu nehmen? Raschke geht hier aus von der bekannten Tatsache, daß gelegentlich in der alttestamentlichen Erzählung Ätiologien und Wortspiele eine wichtige Rolle spielen (vgl. Ex. 15, 22 ff., Mara Ex. 17, 1 ff. Massa und Meriba usw.), und nach einigen Gelehrten vielleicht auch in den Evangelien — so nach Nestle etwa Lc. 9, 12 ff. Bethsaida = Speisehaus, Mc. 5, 11 ff. Chorazin = Schweinskopf; mit noch mehr Recht hätte an Leighs Erklärung zu Lc. 19, 42 Ἱερουσαλήμ = Schauung des Friedens und an Joh. 9, 7 Σιλωάμ = ἀπεσταλμένος erinnert werden dürfen. Raschke findet nun, daß im Markus solche Topologien und Ätiologien nicht Accidens, sondern Substanz sind (S. 18), daß das Aramäische geradezu einen schöpferischen Einfluß auf die Stoffe des Evangeliums und die Aufeinanderfolge der Geschichten geübt hat (S. 9. 12 f.): der ganze Grundriß des Evangeliums ist nicht etwa mit Drews und anderen astral, sondern vielmehr topologisch zu erklären: es ist ein Bericht über sechs Reisen mit dem Zentrum Kapernaum und eine siebente von da nach Jerusalem. „Alle auf diesen Reisen berührten Stationen . . . haben mit ihren Namen den Anlaß und den Stoff zu den verschiedenen Wundergeschichten und die Themata zu den Gesprächen, Reden und übrigen Handlungen gegeben" (S. 14). Dabei erzählt der Evangelist nicht etwa Taten eines in unserem Sinne historischen Jesus, den es nicht gegeben hat (S. 29), sondern er formt aus der ihm bekannten Geschichte der Gemeinde die Geschichte Jesu (S. 17) und stellt die opera Christi per ecclesiam als Taten Jesu dar (S. 15). „Der Evangelist beschränkt sich darauf, den Bericht über den missionsartigen Fortschritt seiner Religion mit den Mitteln der wortspielerischen Namendeutung der von der christlichen Mission erfaßten Gebiete rein zu konstruieren . . . Er ist nicht an fertige Sagenstoffe gebunden, sondern er selbst macht, wenn man so sagen soll, Sage. Der Erzählungsstoff . . . ist also nicht schriftquellenmäßig oder faktisch bedingt, sondern ist reines Schriftstellerprodukt und rein konstruiert . . . . . z. B. in der Taubstummengeschichte ist das Faktische die Mission in Gerasa, der Erzählungsstoff ist der Name der Stadt — ob ausdrücklich genannt oder nicht — und die übrigen an diesen Namen sich anhängenden möglichen Wortmotive, und das diesen Stoff zur bestimmten und konkreten Erzählung gestaltende Prinzip ist das künstlich oder künstelnd und künstlerisch gehandhabte Wortspiel" (S. 18). Dem entsprechend ist dann im Kommentar S. 207 f. Mc. 7, 31—37 erklärt. Der Taubstumme ist aram. ḥar·ša oder ḥer·ša, woraus sich der Ortsname Γέρασα (ḥ = γ) gewinnen läßt. Daß Jesus 7, 31 gebeten wird ἵνα ἐπιθῇ αὐτῷ τὴν χεῖρα, bedeutet nicht einen Gestus des Wundertuns, sondern das Sichuntertanmachen: ὑποχείριος = g·risin, was wieder an g·rasin = Γερασηνός erinnert. Auch die Erwähnung der Hand jad = gad hängt damit zusammen: Gerasa liegt in der Landschaft Gad. Die Manipulationen Jesu 7, 33 f. lassen ihn als Zauberer erscheinen = ḥaraša (vgl. Gerasa). In dem λαλεῖν des Geheilten 7, 35. 37 erscheint das Motiv ger·sa = das gelehrte Reden und Disputieren, in dem Schweigegebot Jesu 7, 36 umgekehrt ḥaraš, in dem dennoch erfolgenden Verkünden der Leute aram. k·raz (Lautmotiv Gerasa).

Mit diesem verhältnismäßig zahmen Beispiel seiner Methode mag wenigstens eine Vorstellung erweckt werden von dem, was Raschke möglich scheint. Meistens sind die Etymologien noch weit zahlreicher und wilder, ein ἀλώπηξ—Fuchs-Spiel auf semitischem Boden. Ich muß auch darauf verzichten, aus der Fülle der weiteren Erkenntnisse, die uns in seinem Buche aufgetan werden, noch vieles vorzuführen. Als Probe genüge, daß der Evangelist in der Figur des Andreas dem christenfreundlichen Kaiser Hadrian ein Denkmal gesetzt haben soll („wer will nun noch leugnen, daß das uns vorliegende Evangelium während oder kurz nach der Regierungszeit Hadrians entstanden ist"? S. 161), daß hinter Johannes und Jakobus die Nationalisten Akiba und Johannes von Gischala stecken (S. 157 f.), und daß die Witwe mit dem Scherflein die Königin Helene von Adiabene sei (denn mit Mc. 12, 44 ἔβαλεν ὅλον τὸν βίον αὐτῆς ist zu vergleichen Josephus Ant. XX 2, 1 Ἑλένη καὶ ὁ παῖς αὐτῆς Ἰζάτης εἰς τὰ Ἰουδαίων ἔθη τὸν βίον μετέβαλλον S. 327)!

Einen ausreichenden Einblick dürften wir damit getan haben — in die Werkstatt Raschkes, nicht des Markusevangelisten.

Khoori, Alexander R.: **Cairo, how to see it.** 4. Aufl. Alexandria: The Anglo-Egyptian Supply Association 1924. (200 S., 1 Plan von Cairo und 70 Abb.) kl. 8°. 4 sh. Angezeigt von **Alexander Scharff**, Berlin.

Ders.: Luxor, how to see it. Alexandria: Ebd. o. J. (197 S.) kl. 8°. 4 sh. Angezeigt von **Alexander Scharff**, Berlin.

Beide Bändchen sollen, wohl ohne einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu erheben,

einen Ersatz für den leider vergriffenen Baedeker von Ägypten darstellen. Zugeschnitten auf den nur erster Klasse oder mit Cooks Gesellschaften reisenden reichen Globetrotter, bieten sie das Notdürftigste zur Kenntnis der Denkmäler, dazu allerlei Nützliches über Hotels und Verkehrsangelegenheiten. Für die meist kaum erkennbaren, zudem manchmal falsch beschrifteten Abbildungen gibt es keinen Ausdruck, der schlecht genug wäre. Eine marktschreierische Reklame des Verlags fordert die Reisenden auf, ihren Namen in Hieroglyphen (und was für Hieroglyphen!!) als Siegel schneiden zu lassen. Armes Pharaonenland! —

Ref. glaubt, das Land im letzten Sommer in etwas anderer und schönerer Weise gesehen zu haben, als es die beiden Reiseführer zu zeigen versprechen.

Bouyges, P. M., S. J.: Notes sur les Philosophes Arabes connus des Latins au Moyen Âge. VI. Inventaire des textes arabes d'Averroès (suite). — Additions et Corrections à la Note V. VII. Sur le de Scientiis d'Alfarabi, récemment édité en arabe à Saïda, et sur le de Divisione Philosophiae de Gundissalinus. VIII. Sur le de Plantis d'Aristote-Nicolas, à propos d'un manuscrit arabe de Constantinople. Beyrouth (Syrie): Imprimerie Catholique 1924. (56 S.) gr. 8°. Mélanges de l'Université Saint-Joseph, Beyrouth (Syrie), Tome IX, fasc. 2. Bespr. von P. Schwarz, Leipzig.

Die Schrift des Pater Bouyges bringt eine Anzahl wichtiger Ergebnisse, die z. T. mit seinem Aufenthalte in Konstantinopel i. J. 1922 zusammenhängen. Der erste Abschnitt stellt fest, daß vom Tahāfut des Ibn Ruschd (Averroes) tatsächlich drei Handschriften in Konstantinopel sich befinden, dagegen sind vier früher vermutungsweise dem Ibn Ruschd zugeschriebene kürzere Abhandlungen nicht von ihm, sondern von den „Lauteren Brüdern“. In Rabāṭ aufgefundenen Versen zum Preise des Propheten Muḥammed, die Ibn Ruschd zugeschrieben werden, steht P. B. zweifelnd gegenüber.

Der zweite Abschnitt bespricht ein in der syrischen Stadt Ṣaidā im Rahmen einer Zeitschrift ʿIrfān nach einer Handschrift aus Naǵaf 1921 herausgegebenes Werk von al-Fārābī, dessen lateinische Übersetzung unter dem Titel De Scientiis außerordentlich großen Einfluß auf die Systematik der Wissenschaften im Mittelalter hatte, den kitāb iḥṣā'il-ʿulūm. Das Werk des Spaniers Gundissalinus De Divisione Philosophiae ist stark von ihm beeinflußt, muß jedoch nach P. B. als eine selbständige Umarbeitung betrachtet werden, weil der Verf. in der Anordnung der Wissenschaften eigene Wege geht. Eine Vergleichung des arabischen Textes mit der lateinischen Übersetzung und mit Gundissalinus ergab für jeden der drei Verbesserungen. Für Gundissalinus wird der Wert der Handschrift Corpus Christi Oxford als dem arabischen Texte sehr nahestehend nachgewiesen, ebenso wie die Pariser Handschrift von De Scientiis gegenüber der Ausgabe von Camerarius den Vorzug verdient. Eine weitere Handschrift des arabischen Textes fand sich in Konstantinopel in der Kiöprülü-Bibliothek.

Der letzte Abschnitt behandelt die dem Aristoteles zugeschriebene Arbeit De Plantis, meist als Werk des am Hofe Herodes d. G. lebenden Nikolaos von Damaskus betrachtet, die Albertus Magnus den Anlaß gab für sein Werk De Vegetabilibus libri VII. Der arabische Text, aus dem das lateinische Werk geflossen war, galt für verloren. Nach P. B. enthält ihn die Sammelhandschrift 1179 der Bibliothek Jeni Ǧāmiʿ in Konstantinopel und bezeichnet ihn als Werk des Aristoteles, erläutert von Nikolaos, übersetzt von Isḥāḳ ibn Ḥunain, verbessert von Ṯābit ibn Ḳurra.

Ein ausführlicher Index der in der Schrift erwähnten Eigennamen und Schriftwerke beschließt das für die wissenschaftliche Forschung sehr wichtige Heft.

Forrer, Ludwig: Die osmanische Chronik des Rustem Pascha. Leipzig: Mayer & Müller 1923. (VIII, 207 S.) 8° = Türkische Bibl., hrsg. von Georg Jacob u. Rud. Tschudi. 21. Bd. Bespr. von Fr. Giese, Breslau.

Die philologische Erschließung der osmanischen älteren Geschichtswerke steckt noch in den Anfängen. Selbst für die Zeit des größten osmanischen Sultans, Sülemans des Gesetzgebers, sind die zeitgenössischen türkischen Quellen noch nicht zugänglich gemacht. Es ist daher zu begrüßen, daß Forrer die Chronik des Rustem Pascha, der unter Süleman zweimal Großvezir war, bearbeitet hat. Zugrunde gelegt wurde die vollständigste der drei existierenden Handschriften, nämlich die im Besitze der Wiener Nationalbibliothek befindliche von Flügel in seinem Kataloge Bd. II, 233 Nr. 1012 besprochene.

Die ganze Chronik ist nur ein Entwurf, den Rustem Pascha zwar veranlaßt, aber zu dem er selbst wohl nur geringe Beiträge geliefert hat. Jedenfalls fehlt ihr die letzte Überarbeitung, die Rustem Pascha vielleicht beabsichtigt hat und an der ihn wohl der Tod gehindert hat. Der letzte Teil, etwa die zweite Hälfte der Regierungszeit Sultan Sülemans enthaltend, ist von späterer Hand nach Rustems Tode verfaßt. F. gibt nicht den türkischen Text, sondern eine Inhaltsangabe. Aus Gründen, die zu billigen sind, hat er von einer stellenweisen Wiedergabe des Textes nebst Übersetzung, wie er zuerst beabsichtigte, Abstand genommen.

Der Wert der Chronik ist verschieden. Für die ältere Zeit hat sie nur philologische Bedeutung, die für uns allerdings nicht gering anzuschlagen ist, da sie bis zum Tode Sultan Mehmed des Eroberers zum größten Teil eine Abschrift aus Nešri ist und uns so eine neue Handschrift des Nešri liefert. Für die Zeit Bajezids II. und später zeigt die Darstellung enge Verwandtschaft mit dem von mir herausgegebenen Texte des Muḥjī eddīn, außerdem wird aber auch das bei Feridun erhaltene Tagebuch des Haidar Čelebi benutzt und mit Lutfis Geschichte zeigt sich sehr häufig recht weitgehende Übereinstimmung. Von Selim an bietet sein Text selbständige Angaben und von der Zeit der Ernennung Rustems zum Vezir an scheint ein tagebuchartiges Schema zugrunde zu liegen. Die Übereinstimmungen mit den genannten Werken verdienten eine genauere Untersuchung. Geschichtlich liegt der Hauptwert in der ersten Hälfte der Regierungszeit Sultan Sülemans. Zu bedauern ist, daß Rustem Pascha für die zweite Hälfte die Fortsetzung nicht mehr durchgeführt hat.

Wenn F so die Chronik dem Historiker bequem zugänglich gemacht und sich bemüht hat die Schwierigkeiten, die sich in der Feststellung der orientalischen Namen der Lokalitäten ergeben, zu beseitigen, so sind natürlich doch noch allerlei rätselhafte Ortsnamen usw. stehengeblieben, die erst durch die Einzelforschung festgestellt werden können. Bei dem weiten Gebiet, das die Politik Sultan Sülemans umfaßte und bei dem heutigen Standpunkte unser nur mangelhaften Kenntnis der türkischen Geschichtswerke dieser Zeit ist das, was F. geleistet hat, durchaus anzuerkennen. Verschiedenes hat Mordtmann in seiner Besprechung der Arbeit im Islam Bd. XIV, S. 154 schon richtiggestellt. Ich möchte noch darauf hinweisen, daß S. 60,6 das Schloß Kunpk Kulpinič heute Konpinovo ist s. Hammer GOR 2. Aufl. II, 21, wozu Kupelwieser Die Kriege Ungarns mit den Osmanen S. 204 zu vergleichen ist. S. 62,7 ist Mughla statt Mugda zu lesen.

Herrn Prof Tschudi, der diese Arbeit ebenso wie die von Max Silberschmidt Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches, Berlin 1923, angeregt hat, gebührt der Dank aller derer, die sich für die osmanische Geschichte interessieren.

Georges-Gaulis, Berthe: **La nouvelle Turquie.** Paris: Armand Colin 1924. (III, 283 S.) kl. 8°. Fr. 7.—. Bespr. von F. **Taeschner**, Münster i. W.

Das Buch gehört in die zeitgeschichtliche Memoirenliteratur und wird seine Bedeutung behalten als Geschichtsquelle für die wichtige Periode der beiden Lausanner Konferenzen 1923. Die Verf., die überall Fühlung mit den maßgebenden Persönlichkeiten hatte, traf kurz nach dem Brande von Smyrna im September 1922 dort ein und beobachtete von da ab die Entwicklung der Dinge an Ort und Stelle aus nächster Nähe, sei es im Orient, sei es in Paris und Lausanne. Natürlich sind die Ereignisse unter dem französischen Gesichtswinkel betrachtet. Das Buch ist durchaus weltpolitisch im französ. Sinne eingestellt: turkophil und antienglisch; mit dem Ziele: Aufbau der neuen Türkei mit moralischer Unterstützung Frankreichs in einem nur unter der Ägide Frankreichs möglichen Frieden im Orient (s. z. B. S. 88); die gerade bei den Lausanner Konferenzen zutage getretenen türkisch-französischen Unstimmigkeiten werden als Streit zwischen Freunden (s. z. B. S. 281) gewertet. Eine nach dem Titel des Buches vielleicht erwartete Schilderung der Kräfte, die beim Aufbau der neuen Türkei am Werke sind, findet sich nicht darin.

Masson-Oursel, Paul: **Esquisse d'une Histoire de la Philosophie indienne.** Paris: Paul Geuthner 1923. (314 S.) gr. 8°. Bespr. von Otto **Strauß**, Kiel.

Die Aufgabe, weiteren Kreisen einen Begriff von Gehalt und Entwicklung der indischen Philosophie zu geben, ist ebenso anziehend wie dornenvoll. Der fragmentarische Charakter unseres heutigen Wissens, die Unsicherheiten der Chronologie, die Schwierigkeit der vielfach noch niemals wissenschaftlich durchgearbeiteten Texte — das sind nur einige von den Hindernissen, deren sich der geistvolle Verfasser der vorliegenden Skizze wie jeder Kenner voll bewußt war. Daneben stehen die methodischen Probleme. „Skizzieren" heißt ebensosehr „fortlassen" wie „geben". Der Beurteiler einer Skizze wird sich nicht mit der Anerkennung des Gegebenen begnügen dürfen, auch wenn es wie im vorliegenden Falle immer interessant und anregend ist. Die Frage, ob das Fortgelassene fortgelassen werden durfte, muß gestellt werden. Die unvermeidlich subjektive Antwort lautet dahin, daß in dieser Skizze die Dinge von einer ziemlich großen Entfernung aus dargestellt sind. Dadurch fallen viele konkrete Tatsachen der eigentlichen Philosophie aus, dafür aber können die angrenzenden Gebiete religiöser und kultureller Art in das Blickfeld einbezogen werden. So sehr nun ein solch weiter Horizont zu schätzen ist, so darf doch darunter der Hauptgegenstand, die Philosophie, nicht leiden. Daß der Verfasser dieser Gefahr nicht entgangen ist, wird ein kurzer Überblick über den Inhalt des Buches zeigen.

Im ersten Teil (S. 15—38) wird „la pensée védique" abgehandelt: Wir hören da von den Ursprüngen der Arier, von der dravidischen Urbevölkerung, von der indo-iranischen Gemeinschaft, von der vedischen Religion und endlich von den Anfängen des metaphysischen Denkens, wobei in einigen Zeilen auch des Schöpfungshymnus (10, 129) gedacht wird. Heißt das nicht die Distanz etwas zu weit nehmen? Keine ausführliche Analyse, geschweige denn eine Über-

setzung dieses Gedichts, das wohl ohne Übertreibung seinesgleichen im hohen Altertum nicht hat Von den anderen philosophischen Hymnen ist kaum oder gar nicht die Rede. Dafür wird freilich manch feiner allgemeiner Satz gesagt. Aber warum den Leser von der Sache selbst so ängstlich fernhalten? Keiner, der die Dinge nicht schon kennt, wird hier eine adäquate Vorstellung der philosophischen Hymnen gewinnen.

Im zweiten Teil (S. 39—64) wird die vorbuddhistische brahmanische Philosophie besprochen. Kap. 1 behandelt die Brāhmaṇas unter dem Namen „Systématisation de la pensée védique". Kap. 2 spricht von der Intervention der nicht-brahmanischen Faktoren: Sophisten, Materialisten und Yogins. Der Gedanke, daß Sophisten und Materialisten den ältesten Upaniṣaden vorangingen, ist eine Hypothese, über die sich wohl reden läßt und die hübsch in den Aufbau des Buches paßt, aber sie müßte dem Leser als solche deutlich bezeichnet werden, denn die Zeugnisse für diese Häretiker haben wir doch erst im Pālikanon und im Mahābhārata. Kap. 3 nennt sich „La synthèse brahmanique dans les plus anciennes Upaniṣads". Über den Begriff „älteste Upaniṣaden" wird der Leser im unklaren gelassen, es heißt nur nebenbei, daß unter den authentischsten Upaniṣaden Bṛhadāraṇyaka und Chāndogya die beiden ersten sind, aber aus der Darstellung der Psychologie ergibt sich, daß der Verf. mindestens auch Kāṭhaka und Śvetāśvatara zu den ältesten rechnet. Unverständlich bleibt, warum bei der Schilderung der Metaphysik immer nur von Brahman-Ātman, aber nicht von Prakṛti und Puruṣa die Rede ist. Überall wird dabei die Distanz von den Texten gewahrt; außer *„neti, neti"* hören wir kein Zitat; über die Art der Texte fällt kein Wort.

Der dritte Teil (S. 65—99) handelt vom ältesten Buddhismus und Jinismus. Beide Bewegungen werden als Reaktion nicht-brahmanischer Kreise gegen die Ablehnung aller Moralgesetze von seiten der Sophisten und Materialisten erklärt; sie sind dem Verf. ein „indice certain qu'au sixième siècle la moitié même occidentale de la vallée du Gange . . . était loin de se trouver entièrement brahmanisée". Auf eine kurze Darstellung der äußeren Geschichte des Jinismus im Altertum folgt eine geistvolle Skizze der Lehre auf Grund des mittelalterlichen Tattvārthādhigamasūtra. In dem naiven, ja groben Realismus dieser Lehre findet der Verf. „une exceptionelle valeur documentaire pour qui desire s'informer des origines de la réflexion indienne". In diesem Sinne sieht er in dem jinistischen Begriff *dharma* (Medium der Bewegung), der ihm als eine unmittelbare Anwendung der moralischen Idee des Gesetzes aufs Physische gilt, den Vorläufer des buddhistischen Begriffs *dharma* = Phänomen. Entsprechend wird *pudgala* (Materie) als Quelle der buddhistischen Anwendung erklärt: der Geist, sofern er aus natürlichen Faktoren resultiert wie das empirische Denken im Sāṃkhya (Anm. 32). Den Buddhismus betreffend wird zuerst in umsichtiger Weise über die komplizierten Probleme der Quellen gesprochen, worauf eine Darstellung der ältesten Lehre (S. 85—96) folgt.

Der vierte Teil (S. 100—118) trägt die Überschrift: „La pensée sectaire primitive et la nouvelle synthèse brahmanique". Die neuen Götter Viṣṇu und Śiva, Kṛṣṇa und Rāma werden als die Produkte der großen Masse (im Gegensatz zu den beiden oberen Kasten) aufgefaßt, das neue Gottesverhältnis, der Bhaktimārga, aus dem menschlich näheren Verhältnis zum Halbgott Kṛṣṇa erklärt, in dem Namen von Śivas Gattin wird der Zusammenhang mit dravidischen Gottheiten festgestellt. Die brahmanische Reaktion, manifestiert in den rituellen und juristischen Sūtras, erfaßt diese Kulte und adaptiert sie. Über diese für die indische Geistesgeschichte so wichtigen religiösen und kulturellen Verhältnisse die oft sehr glücklich formulierten Ansichten des Verf. zu hören, wird jedem Leser wertvoll sein, aber in einer solchen Skizze wird man doch nach dem philosophischen Gehalt des großen Epos fragen dürfen. Davon ist hier nicht die Rede, erst viel später nach der Behandlung des Mahāyāna werden die Probleme der Mahābhārata Philosophie als Einleitung zur Besprechung der Sāṃkhyakārikā summarisch angedeutet. Hier hat der Verf. nach meiner Auffassung seine eigentliche Absicht vorübergehend aus den Augen verloren. Es geht nicht an, in einer Geschichte der indischen Philosophie von den Upaniṣaden, vom Mahābhārata zu sprechen, ohne das Sāṃkhya gebührend zu berücksichtigen.

Der fünfte Teil (S. 119—157) behandelt die Geschichte des indischen Mahāyāna in fün Kapiteln: 1. Caractères généraux. 2. Prajñāt pāramitā, Aśvaghoṣa, Nāgārjuna. 3. Asaṅga et Vasubandhu. 4. La rivalité des deux véhicules. 5. Les derniers Mādhyamikas et Yogācāras; la logique de Dignāga et de Dharmakīrti. Diese Darstellung ist durch Übersichtlichkeit der historischen Zusammenfassung wie durch Deutlichmachung schwieriger Konzeptionen (z. B. *dharmakāya, sambhogakāya, nirmāṇakāya* S. 127) ausgezeichnet und verdient als der wertvollste Abschnitt des Werkes besondere Beachtung.

Der sechste Teil (158—213), den sechs orthodoxen Systemen gewidmet, zerfällt in zwei Kapitel: „Les sūtras des six systèmes et leurs

premiers commentaires (entre 100—500)" und „L'ère des grands commentaires (500—1000)."

Das Dilemma, das sich hier aus der Natur der Verhältnisse ergibt, hat der Verf. deutlich erkannt und bezeichnet (S. 159): Streng chronologische Anordnung der einzelnen Schichten oder unabhängige Monographien? Seine Lösung lautet: „Entre ces deux nécessités malaisées à concilier, nous tenterons un compromis" ... Aber ein solcher Kompromiß ist, wenn überhaupt möglich, zum mindesten von der allergrößten Schwierigkeit. Er ist dem Verf. nicht gelungen. Seine Darstellung der einzelnen Systeme ist blaß und unbefriedigend und konnte bei diesem Plane kaum anders sein.

Ehe nun die letzte Phase der orthodoxen Systeme in Angriff genommen wird, schiebt sich ein siebenter Teil (S. 214—228) über die heterodoxen ein, in welchem nach einigen Bemerkungen über die Cārvākas vom „Jainisme médiéval" gesprochen wird. Da die jinistische Philosophie nach Umāsvāti schon beim alten Jinismus behandelt war, so bleiben für dieses Kapitel, das offenbar mehr dem historischen Einteilungsprinzip des Verf. als innerer Notwendigkeit sein Dasein verdankt, wesentlich allgemeine Literaturangaben. Der Schlußteil (S. 229—250) beschäftigt sich vornehmlich mit der späteren sektarischen Philosophie und bringt außer beim Vedānta nur noch wenige, mehr bibliographische Bemerkungen über die Systeme. Zuletzt (S. 250—257) wird noch vom Einfluß des Islām gehandelt und das Verhältnis Indiens zum christlichen Europa charakterisiert. Zwei Indices und eine chronologische Tafel schließen das Buch.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Dem Mangel des Buches, den ich in der vielfachen Abwesenheit konkreten philosophischen Tatsachenmaterials finde, stehen große Vorzüge gegenüber: ein scharfer Blick für die großen Zusammenhänge, gute Formulierungen, Beherrschung des Stoffes nebst der wissenschaftlichen Literatur darüber und Freiheit von einseitigen Schulmeinungen.

Rhys Davids, Mrs. C. A. F., M. A., D. Litt.: **Die buddhistische Lehre von der Wiedergeburt.** Autorisierte Übersetzung von Dr. Stanisl. Schayer. München-Neubiberg: Oskar Schloß 1924. (22 S.) gr. 8° = Untersuchungen zur Geschichte des Buddhismus IX. Rm. —40. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

Die Übersetzung dieses von Mrs. Rhys Davids in der Quest Society gehaltenen Vortrags ist im fünften Jahrgang (1924) der „Zeitschrift für Buddhismus" erschienen und dann von dem rührigen, um unsere buddhistischen Kenntnisse so verdienten Verlag zwecks weiterer Verbreitung noch einmal als Sonderdruck publiziert worden. Der jedem Laien leicht zugängliche Inhalt ist auch für den Fachmann von Interesse, zeigt sich doch hier wie schon in den letzten englischen Büchern der Verfasserin eine neue positivere Tendenz bei der Erklärung des *attan* gegenüber der negativen der früheren Schriften. Zum Schluß wird der zukünftigen Psychologie ihre Aufgabe gestellt: „zu untersuchen, zu was wir werden, wenn wir diesen Körper verlassen haben, woher unser neuer Körper und seine Beschaffenheit stammt". Ist diese Aufgabe wirklich „nicht hoffnungslos unlösbar", wie es der Verfasserin scheint?

Laien-Buddhismus in China. Das Lung shu Ching t'u wên des Wang Jih hsiu, aus dem Chinesischen übersetzt, erläutert und beurteilt von Dr. H. Hackmann, Professor der allgemeinen Religionsgeschichte an der Universität von Amsterdam. Gotha/Stuttgart: Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1924. (347 S.) 8°. Rm. 12—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Der Verfasser, der nicht zu den theoretischen Stubensinologen gehört, sondern auf weiteren Reisen größere Teile Chinas praktisch kennen gelernt hat, ist seinem Spezialfache, dem chinesischen Buddhismus, treu geblieben. Er hat das im 12. Jahrh. von 王日休[1] Wang Jih-siu verfaßte 龍舒淨土文 Lung-shu-tsing-t'u-wên, den „Text des reinen Landes (d. ist Sukhâvatî, das Paradies des Westens) von Lung-shu (d. i. der historische Name der Heimat des Wang Jih-siu)" in deutscher Übertragung mit einer Einführung sowie einem Überblick und einer Beurteilung herausgegeben und damit einen wertvollen Beitrag zu unseren Kenntnissen der Buddhareligion im Lande der Mitte geliefert, zum Mahâyânasystem, in dessen Mittelpunkt der populäre Kult des Amithâba und seines Sukhâvatî-Paradieses steht. „Das vorliegende Buch bezweckt", sagt H., „in das Fühlen und Denken der chinesischen Laienbuddhisten von heute ein helleres Licht fallen zu lassen, indem einem Chinesen, der dem Buddhismus warm ergeben war und zugleich die Bildung seines Landes besaß, über seine eigene Religion das Wort erteilt wird." (S. 3.) Am Schlusse der Einführung gibt der Verfasser eine Übersicht über den Inhalt und die Anlage des Lung-shu-Tsing-t'u-wên.

Leider hat sich der Verfasser der auf dem lautärmsten aller chinesischen Dialekte, dem Pekingdialekt, beruhenden angelsächsischen Transkription nach Wade-Giles bedient. Da die Frage der Umschreibung eine Crux aller derer bildet, die sich mit der chinesischen Sprache beschäftigen, seien mir einige Worte zu diesem

1) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin zur Verfügung gestellt.



Thema verstattet. In einer Besprechung des holländischen Sinologen Gustav Schlegel finden sich Bemerkungen, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen: „Schließlich müssen wir unser Bedauern aussprechen, daß der Verfasser die historischen und geographischen Eigennamen nach der modernen Pekinger Aussprache in englischer Transkription, nach Wade's System, bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Dem Nichtsinologen werden dadurch unüberwindliche Schwierigkeiten zur Identifikation und zum Vergleich mit dem älteren Autoren in den Weg gelegt. Es ist niemals Wade's Absicht gewesen, sein „Syllabary“ für wissenschaftliche Arbeiten zu verwenden. „Als Bretschneider nach Peking kam“, so erzählte Sir Thomas Wade dem jetzigen Professor G. Devéria, „war er im Zweifel, welchem Transkriptionssystem er in seinen Arbeiten folgen sollte; dem russisch-mongolischen, dem vom Tzŭ-êrh-chi oder dem von Stanislas Julien. In dieser Verlegenheit wendete er sich an mich, und ich sagte ihm, daß man sich auf keinen Fall der Tzŭ-êrh-chi-Transkription bedienen sollte, und daß ich (Wade) mich selbst nie dieser Transkription in wissenschaftlichen Arbeiten bedienen würde“. Bretschneider hat Herrn Devéria diese Unterhaltung bestätigt. Wo also der Verfasser des Tzŭ-êrh-chi selbst seine Transkription für wissenschaftliche Zwecke verbietet, sollten seine Jünger sie doch selbstverständlich nicht befolgen.“ (T'oung Pao, Vol. VII, S. 180 f.). Andererseits aber muß man auch Sir Walter Hillier beipflichten, wenn er von der Wadeschen Umschreibung sagt: „It is necessarily not perfect, but it is probably as good as any that can be made, and in spite of much antagonism it has held its own and has outlived various systems which other scholars have endeavoured to force upon the public. All English-speaking people accept it, and though other nationalities spell many Chinese sounds in their own way, they have to fall back on the Wade system when writing for universal information.“ (The Chinese Language and how to learn it, London 1907, S. 24). Es empfiehlt sich also, nach dem Muster der chinesischen Post- und Telegraphenverwaltung ein Kompromiß zu schließen: man schreibt nach Wade-Giles, trennt aber im Anlaute hs in h und s und schreibt für ch k oder ts und für ch' k' oder ts'. Auch die in Peking residierenden Mandschus haben in ihrer Lautschrift die verschiedenen Anlaute so unterschieden, trotzdem sie in der Aussprache der lokalen Mundart folgten.

Mit der Übersetzung H.'s kann ich mich vielfach nicht einverstanden erklären. Als Beispiel wähle ich den Abschnitt I. 生前 (S. 30, 31, 32) bedeutet niemals „bei Lebzeiten“, sondern „vor der Geburt“. 何則 ff. (S. 30) übersetzt H.: „Inwiefern? Die Unterweisung, welche der Buddha an die Menschen richtet, beschäftigt sich immer irgendwie mit dem Guten. Wie sollte sie dann verschieden sein von dem, worin die konfuzianische Lehre die Menschen unterweist? Nur dem Namen nach sind beide unterschieden“. Heißen muß es: „Inwiefern hat das, worin der Buddha die Menschen unterweist, nichts Schlechtes und wodurch unterscheidet es sich von dem, worin die konfuzianische Lehre die Menschen unterweist?“ — 君子 kün-tzĕ ist eigentlich der „Fürstensohn“, der vornehme Mann; dann in übertragenem Sinne der „Edle“. Wer lesen und schreiben kann und dazu über gute Manieren verfügt, ist ein 士 shih oder „Gebildeter“. Durch strikte Befolgung der von den alten Weisen überlieferten Lehren kann sich jeder 士 hinaufarbeiten zum 君子 kün-tzĕ oder „Edlen“. Nur wenige Edle bringen es durch weitere Selbstvervollkommnung noch weiter zum 賢 hien oder „Weisen“ (mandschurisch mergen); zu dieser Gruppe gehören z. B. die Jünger des Konfuzius. Von den Weisen werden endlich einige wenige 聖 shêng oder „Heilige“, wie die heiligen Kaiser der Vorzeit, Wên Wang, Wu Wang, der Herzog von Chou, Konfuzius und Mencius. 小人 siao-jên ist im Gegensatze zum Edlen der „Gemeine“. — 禮義 li-yi sind nicht „Rücksichtnahme und Rechtschaffenheit“, sondern „die Lebensregeln und Lebenspflichten.“ — 刑罰 hing-fa sind nicht „Strafe und Züchtigung“, sondern Leibes- und Vermögensstrafen“. — 省已而自咎 heißt nicht „sein Ich und seinen Eigenwillen unterdrücken“, sondern „sich selbst prüfen und dann sich selbst anklagen“. — 君子之歸 ist nicht „das Ideal des vornehmen Menschen“, sondern „das Ziel des Edlen“. — 此其效也 bedeutet nicht „und man wird sie nachahmen“, sondern „dies ist ihre Wirkung“. — Der Passus 此世間法耳 ff. ist völlig mißverstanden worden. H. übersetzt: „Die Sorge für die Dinge des Diesseits ist etwas anderes als die Sorge für die Dinge des Jenseits. Mit der Sorge um das Diesseitige entrinnt man der Wiederverkörperung nicht; mit der Sorge um das Jenseitige aber macht man sich mit einem Schlage von der Wiederverkörperung frei. Die Lehre vom Reinen Lande, wie sie vorteilhaft ist für diese Lebenszeit, ist doch auch vorteilhaft für das

Leben nach dem Tode, weil sie zugleich für die Dinge des Diesseits wie für die Dinge des Jenseits sorgt." Der chinesische Text heißt auf Deutsch: „Diese (die konfuzianische Lehre) ist bloß (耳) ein Gesetz (法 fa = dharma) des Diesseits, sie ist keineswegs ein Gesetz des Jenseits. Während ein Gesetz des Diesseits nicht hinauskommen macht aus dem Kreislauf, läßt dagegen ein Gesetz des Jenseits direkt fliehen ins Außerhalb des Kreislaufes. Nachdem das Reine Land von Nutzen gewesen ist vor der Geburt, ist es auch von Nutzen für das nach dem Tode und ist dadurch (prägnantes 以!) doch (modales 其!) gleichzeitig die Ursache der Gesetze des Diesseits und des Jenseits."

Aus fünfundzwanzigjähriger Praxis kann ich jeden, der sich mit Chinesisch beschäftigt, nur vor dem oberflächlichen Wörterbuche von Giles warnen, das man nur kritischen Auges benutzen darf. Die falsche Übersetzung von 生前 mit „bei Lebzeiten" ist wohl auf das Konto von Giles zu setzen, der unter No. 9865 die Worte 生前死後 „vor der Geburt und nach dem Tode" in „alive or dead" mißdeutet. Für den angehenden wie für den vorgeschrittenen Sinologen kommt als abendländisches Wörterbuch heute nur der Couvreur in Frage. Da aber auch dieser nicht überall ausreicht und nicht frei von Fehlern und Versehen ist, muß man stets das Tz'ĕ-yüan, das Sin-tzĕ-tien, das P'ei-wĕn-yün-fu, das P'ien-tzĕ-lei-pien und das K'ang-Hi-tzĕ-tien zur Hand haben, wobei für buddhistische Studien das Fo-kiao-tzĕ-tien noch hinzukommen sollte.

Mê Ti: des Sozialethikers und seiner Schüler philosophische Werke. Zum ersten Male vollständig übersetzt, mit ausführlicher Einleitung, erläuternden und textkritischen Erklärungen versehen von Prof. Alfred Forke. Berlin 1922. Kommissionsverlag von W. de Gruyter & Co. (Mitt. d. Sem. f. Oriental. Sprachen zu Berlin. Beiband zum Jahrg. 23/24.) XIV, 638 Seit. Rm. 15.— Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Mit der vorliegenden umfangreichen textkritischen Bearbeitung und Übersetzung des bisher so stiefmütterlich behandelten chinesischen Philosophen Mê Ti hat Prof. Forke der sinologischen Forschung ein Werk von bleibendem Wert geschenkt. Nach streng wissenschaftlicher Methode ist Verf. vorgegangen unter genauester Berücksichtigung aller ihm zur Verfügung stehenden chinesischen textkritischen Ausgaben des Philosophen. Da ist er insonderheit dem modernen chinesischen Kritiker Sun I-jang 孫詒讓 verpflichtet, ohne dessen hervorragende Vorarbeiten Verf., wie er selber anerkennt, das vorliegende Werk nicht hätte zustande bringen können. Der Grund dafür, wie auch für die Tatsache, daß Mê Ti sozusagen philosophisches Neuland in der Sinologie ist, liegt darin, daß Mê Ti, der ketzerische Philosoph, der zwar einmal mehrere Jahrhunderte lang des Confucius' und Laotze großer Rivale gewesen, später für fast zwei Jahrtausende in gänzliche Vergessenheit geraten und also nicht kommentiert worden war. Mencius hatte ihn eben als verderblichen Ketzer gebrandmarkt, und damit war er für die orthodoxe chinesische Welt erledigt. Er wurde einfach ignoriert. Erst im 18. Jahrh. erwachte das Interesse für ihn von neuem. Und seitdem ist er öfter Gegenstand gelehrter Forschungen geworden, sowohl europäischer wie auch, besonders in neuester Zeit, chinesischer und japanischer.

Prof. F.'s Werk ist die erste vollständige Übersetzung und kritische Bearbeitung des Mê Ti. Bisher hatte sich eigentlich nur E. Faber in einer selbständigen größeren Arbeit mit Mê Ti befaßt. (Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus, oder Lehre des Philosophen Micius(!), 1877.) Und trotzdem bringt die Arbeit nur eine Teilübersetzung, dafür aber eine programmatische, überlange antisozialistische Einleitung. Altmeister Legge hat sich nur im Anschluß an Mencius kurz mit Mê Ti als seinem geschworenen Gegner befaßt. (Proleg. zu Mencius. The Opinions of Mê Ti S. 100.) Sonst existieren nur noch einige kleinere Abhandlungen über ihn von Eitel (Journ. of R. Asiat. Soc. Shanghai 1859), von Salvatore Cognetii de Martiis (Un socialista del 5. secolo in Mem. Accad. Lincei 1887), sowie von v. d. Gabelentz und de Harlez und schließlich David (Socialisme chinois 1907). In China selbst ist Mê Ti gegenwärtig sehr populär. Hu Shih z. B. widmet dem Mê Ti und seiner Schule sechs Kapitel in seiner modernen Geschichte der chinesischen Philosophie, dem Mencius nur eins!

Mit seinem Mê Ti hat sich Prof. F. das unvergängliche Verdienst erworben, zum ersten Male über das bisher fast ganz vernachlässigte Gebiet der chinesischen Philosophie, das abseits von der Heerstraße der klassischen Denkrichtung liegt, Klarheit gebracht zu haben. Mê Ti ist nun aber nicht bloß der Gegner der klassischen Philosophie, sondern — und deshalb für uns umso interessanter — der Erneuerer und Erweiterer der chinesischen, traditionsbegrenzten Philosophie. Mê Ti hat als erster die logische Beweisführung und das systematische Denken eingeführt. Mit staunenswertem Fleiß und vorbildlicher Systematik hat nun der Herr Verf. den gewaltigen Stoff in übersichtlicher Weise geordnet.

Das 1. Buch gibt die Geschichte des Textes, die Überlieferung und die Frage nach der Echtheit, sowie die verschiedenen Ausgaben und Kommentare, dann die Übersetzungen und Arbeiten über Mê Ti von europäischer und asiatischer Seite. Die Frage nach der Autorschaft der einzelnen Teile des Textes und die synoptischen Kapitel der Systematik, deren Entstehung Verf. anschaulich mit der Entstehung der synoptischen Evangelien vergleicht, bilden den Schluß dieses inhaltreichen interessanten Buches.

Das 2. Buch ist dem Leben des Philosophen gewidmet und leider sehr kurz ausgefallen. Zwar wissen wir nur wenig Positives von Mê Ti, aber immerhin hätte hier und da noch mancher interessante Zug aus seinem Werk für eine plastischere Zeichnung von dem eigenartigen Bild des philosophischen Ketzers verarbeitet werden können. Der Eindruck, den man aus diesem Kapitel von Mê Ti gewinnt, ist doch etwas gar zu schwach. Das überreiche textkritische Material hat leider zu stark die positive, rekonstruierende Gestaltungskraft des Verf. beeinträchtigt. Das zeigt sich nirgends so deutlich wie grade in diesem Kapitel über das Leben des Philosophen. Man vermißt ein großes, lebendiges und einheitliches Bild Mê Ti's, man spürt zu wenig von dem Menschen Mê Ti. Und doch sind in seinem Werk Stellen genug, die sich psychologisch dafür hätten verwenden lassen können nach den Gesetzen der — um mit Volkelt zu reden — Gefühlsgewißheit.

Buch 3 gibt Mê Ti's Lehre in klarer, gedrängter Form, zuerst seine etwas schwache Metaphysik (Himmel, Geister und Dämonen, Schicksal) und zum Schluß seine praktische Philosophie (Staatslehre, Politische Ethik, Individuelle Ethik). Buch 4 behandelt die kritische Frage der Bewertung des Mê Ti. Nach eingehender Behandlung der Urteile chinesischer und europäischer Forscher (Kap. 1. 2) gibt Verf. in prägnanter Kürze mustergültig eine kritische Würdigung. Mê Ti ist ihm genialer, schöpferischer, philosophischer als Confucius, Mê Ti ist der Logiker, bisweilen allerdings auch der Sophist; aber in Bezug auf die äußere Form ist er dem Confucius unterlegen, und das ist in chinesischen Augen das Entscheidende. Nie hat Mê Ti in seinen Philosophemen die klassische Kürze und nachhaltige Eindringlichkeit eines K'ung-tze-Ausspruchs erreicht. Als Theologe steht Mê Ti wiederum weit über K'ung-tze, der bekanntlich nicht über diese Dinge zu reden liebte. Und als Ethiker geht er von sozialpolitischen Erwägungen aus, und nicht, wie gewöhnlich, von der Annahme des dem Menschen eingeborenen Sittengesetzes. Erwähnt sei hier noch des Verf.s Kritik an Mê Ti's zweitem großen ethischen Prinzip: Einfachheit und Mäßigkeit. Beides treibt der Philosoph hier auf die äußerste Spitze, indem er jeden Luxus und jeden feineren Lebens- und Kunstgenuß verdammt, also auch jede Wissenschaft und Kunst, „die erst das Leben lebenswert" machen (S. 72).

Die fundamentale Frage, ob Mê Ti ein Sozialist sei, wie es z. B. Faber behauptet, verneint Prof. F., allerdings eingeschränkt. Er sagt, politisch ist Mê Ti durchaus Monarchist, das Volk soll von einer Geistesaristokratie von Gelehrten und Edlen regiert werden. Auch tritt er nicht etwa für einen Klassenkampf ein oder gar für die Beseitigung der Klassenunterschiede. Erst viel später sind von seinen Schülern solche kommunistischen Züge in das Lehrgebäude des Meisters gebracht worden, wie z. B. durch die Einführung der allgemeinen gleichen Liebe, die notwendigerweise die Blutsbande, die Freundschaft und den Patriotismus aufheben muß. Gewisse sozialistische Züge sind aber in Mê Ti's Philosophie enthalten, wie die Forderung der Brüderlichkeit aller Menschen, Auswahl der tüchtigsten für die höchsten Ämter, unter Umständen aus dem Arbeiterstande, Verdammung des Angriffskrieges und Abschaffung von Luxus und Kunst.

Das letzte Buch des ersten Teils behandelt die späteren Philosophen aus der Schule Mê Ti's, die „Mehisten" (war diese hybride Wortschöpfung wirklich nicht zu vermeiden?) und ihre Lehre, die stark dem Kommunismus sich nähert. Den Abschluß bildet des Verf.s Versuch einer Wiederherstellung des Lehrsystems des Mê Ti in seiner ursprünglichen Form (S. 123—158).

Der zweite, größere Teil des Werkes bringt die Textübersetzung in vier Hauptabschnitten, Systematik, Dialektik, Gespräche und Kriegstechnik. Bemerkenswert in der Systematik ist das 32. Kap. „Klarheit über die Geister", dessen einziger, erhalten gebliebener 3. Teil das Problem von der Existenz oder Nichtexistenz der Geister behandelt. Es ist also Waley's Kritik an Prof. F.'s Übersetzung des Titels „Klarheit über die Geister" 明鬼 ming kuei, wofür W. „Giving light to the Dead" (!) vorschlägt, völlig hinfällig. (Asia Major, I. S. 183 ff.).

Der Teil über die Dialektik, wenn auch zweifellos der schwächste des Werkes, ist aber für uns deshalb von großem philosophisch-historischen Interesse, da er uns die ersten Anfänge einer dialektischen Beweisführung im chinesischen Denken zeigt, dem noch die Weitschweifigkeit in der Deduktion und die Unbeholfenheit in der abstrakten Ausdrucksweise anhaften. Die Abteilung Kriegstechnik ist für

den, der nicht gerade ein inneres Verhältnis zu dieser Materie hat, belanglos. Überdies erscheint es auch unglaubwürdig, daß Mê Ti, der Pazifist, es geschrieben habe. Verf. sieht darin, und sicher mit Recht, einen späteren Zusatz der Mê Ti-Schule und stützt sich dabei auf stilkritische Beweise.

Im einzelnen auf die gewissenhaft vorgenommene Übersetzung einzugehen verbietet hier der Raummangel. Soviel sei gesagt, daß Prof. F.'s Übersetzung mit der strengsten philologischen Akribie vorgenommen ist; man mag in manchen Fällen zu einer anderen Interpretation neigen, das ändert aber an dem Gesamtwerk nichts. Und für dieses gewaltige textktritische Werk wird die sinologische Forschung, und nicht nur diese, Prof. F. für immer verpflichtet sein.

Sirén, Osvald, Ph. D.: **The Walls and Gates of Peking.** Researches and Impressions. Illustrated with 109 Photogravures after Photographs by the Author and 50 Architectural Drawings made by Chinese Artists. London: John Lane, The Bodley Head Ltd. 1924. £ 6-6-0. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

„Das Buch entsprang der Schönheit der Stadttore von Peking, ihrer Wichtigkeit als charakteristischer Elemente in manchen der schönsten Ansichten, die diese Hauptstadt Chinas bietet, ihrer wundervollen Lage zwischen alten Gebäuden, grünen Bäumen und zerfallenden Gräben und ihrem dekorativen baulichen Charakter. Einige der Tore können noch immer als Landmarken von Peking im historischen, wie im topographischen Sinne bezeichnet werden. Sie spiegeln mit den anschließenden Wällen vieles wider aus der Frühgeschichte der großen Stadt und bilden mit den Straßen und der Umgebung, in der sie stehen, die bedeutendsten Punkte in einem charakteristischen und schönen Landschaftsbilde.

Dies waren die Eindrücke, die mich veranlaßten, monatelange Einzelstudien auf die Tore von Peking zu verwenden in der Absicht, ihre Schönheit in einer Reihe von Photographien wiederzugeben...

Das Interesse an der künstlerischen Eigenart der Tore erweckte allmählich den Wunsch, auch einiges zu wissen über ihre Wichtigkeit als Denkmäler der Vergangenheit, weiter einzudringen in die Geschichte ihrer Errichtung und ihrer Veränderungen in den verschiedenen Zeitaltern. Nicht nur die Tore, sondern, auch deren Umgebung und die langen Wälle, deren Teile sie sind, erregten als Material für historische und baugeschichtliche Studien meine Aufmerksamkeit; je mehr ich mich in diesen Gegenstand vertiefte, um so mehr wurde ich gewahr, daß er die Schlüssel zu wichtigen Kapiteln der chinesischen Geschichte enthält. Allerdings gibt davon mein Text nur wenig wieder, aber selbst die lückenhaften Aufschlüsse, die ich zu bieten in der Lage bin, dürfte den Leser überzeugen, daß die Tore und Wälle von Peking eine ununterbrochene, Jetzt und Einst verbindende Kette darstellen, die, obzwar an vielen Stellen mit neuen Gliedern versehen, trotzdem in der Hauptsache alt und an Spuren und Überlieferungen entschwundener Tage reich ist." —

Mit diesen Worten führt der Herr Verf. selbst sein schönes und baugeschichtlich wie kunstgeschichtlich überaus wertvolles Werk ein. Den historischen Teil des Textes hat er in der Hauptsache auf die von Peking handelnden chinesischen gedruckten Quellen[1] basiert, aber mit Hilfe seines chinesischen Lehrers, Mr. Chou Ku-chen, hat er auch die Stempel auf den Ziegelsteinen und die an verschiedenen Stellen der Wälle und Tore vorhandenen Steininschriften abschreiben und (z. T. von Mr. Scott von der britischen Gesandtschaft) übersetzen lassen. Die Übertragungen aus den chinesischen literarischen Quellen stammen von Miss A. G. Bowden-Smith und ihren Hilfskräften an der Peihua-Schule in Peking. Schließlich sind auch zwei bekannte deutsche Namen an dem Werke als Helfer beteiligt, Baumeister Thiele, der u. a. dem Herrn Verf. zu den chinesischen Zeichnern für die beigegebenen Risse usw. verhalf, und Architekt Rothkegel, der beim Neuaufbau des großen Mitteltores vor einigen Jahren tätig war; letzterer hat den Herrn Verf. durch eigene Zeichnungen unterstützt.

„Aber alle dokumentarischen Zeugnisse sind in dem Buche nur als Unterlage mit verwendet für die technische und bauliche Analyse, welche häufig, wo schriftliche Quellen nicht erreichbar waren, die Hauptgrundlage für die historische Untersuchung und Festlegung bildet."

Hierbei verfährt der Herr Verf. überall mit der äußersten Genauigkeit, wie jeder bemerken wird, der sein Werk studiert, denn es bedarf ernsthaften Studiums, um den Untersuchungen (z. B. aller der einzelnen Bastionen) des ausgedehnten Bauwerkes zu folgen, deren Bau- oder Erneuerungszeiten aus Steinmarken und Inschriften festgestellt werden. Es entspricht durchaus dem wissenschaftlichen Charakter dieser Untersuchung, daß auch zweifelsfrei vorhandene Inschriften da erwähnt werden, wo eine Entzifferung nicht gelungen ist. Vortrefflich gibt der Herr Verf. in den einführenden Seiten seines Buches, wo er von den mit Wall und Mauern versehenen Städten Nordchinas spricht, den jedem Reisenden unauslöschlichen ersten Eindruck vom heutigen Nordchina, als einem „Ruinenlande" (Ratzel, Anthropogeographie, 2. Aufl., 1912, S. 334, unten) wieder; die Überreste einst bedeutender Städte erscheinen doppelt dürftig in dem viel zu weiten Rahmen der sie in ihrer Blütezeit umfassenden Stadtmauern. Ref. ist dies als ein Ost- und Westasien gemeinsamer Zug sehr

---

1) Vor allem das Shun t'ien fu chih 順天府志 und das Jih hsia chiu wên kao 日下舊聞考, sowie die bekannten historischen Untersuchungen Dr. Bretschneiders. Ob und wieweit das T'u shu chih ch'êng 圖書集成 als Ergänzung benutzt wurde, ist nicht ersichtlich, doch werden die des Chinesischen kundigen Mitarbeiter des Herrn Verf. sicherlich nicht an dieser großen Enzyklopädie vorbeigegangen sein, deren Sektion VI chüan 8—54 der Hauptstadt Peking und Umgebung gewidmet sind.



gut erinnerlich; die Türkei und China ähneln einander darin. Wer durch die Südmandschurei reitet, sieht fast täglich in Liauyang, Mukden, Kintchou, Kaiping traurige Beispiele für die Heruntergekommenheit auch größerer Gemeinwesen — diese allerdings heute zumeist mit einer aufblühenden japanischen Siedelung vor den Toren der alten Stadt. —

In mehrfacher Hinsicht wird der europäische Leser, namentlich der, der Peking kennt, dem Herrn Verf. Dank wissen. Vor allem, daß er überhaupt sich der durchaus nicht leichten Aufgabe unterzog. Reißend schnell sind die Veränderungen, die das letzte umwälzende Jahrzehnt auch in Peking hervorruft. Bald, so scheint es, werden manche der von Prof. Sirén aufgenommenen Bilder mit Erstaunen betrachtet und als Vergangenheit bewundert werden. Ferner ist in dem englisch geschriebenen Werke als praktisch sehr zu begrüßen die Durchführung des metrischen Systems und die Beigabe der zahlreichen, maßstabgerechten exakten Zeichnungen. — Zwei hübsche, farbig ausgeführte Aufrißbilder (s. auch Text S. 139) geben einen guten Begriff von der malerisch-exotischen Wirkung, die von den chinesischen Torbauten, wenn neu, ausging (s. dazu auch z. B. das gr. japanische Werk: The Decoration of the Palace Buildings in Peking, Report of College of Engineering, Imperial University of Tōkyō, No. 7, with 80 plates. — Tōkyō 1906. —)

Weiter ist der Herr Verf. selbst sich bewußt, daß für seine ausgedehnten historischen und baugeschichtlichen Beschreibungen eigentlich die chinesischen Zeichen neben den zahlreichen Namen und Transkriptionen unentbehrlich sind. Da es aber nicht anging, sie in den Text einzuschalten, so hat er sie, soweit von Bedeutung, in eine Liste zusammengestellt und von Mr. Yih mit den chinesischen Zeichen in einer sehr angenehm lesbaren Handschrift ergänzen lassen. Mit Hilfe dieses Verzeichnisses kann man der Erwartung beipflichten, daß dem Mangel im Text dadurch ausreichend abgeholfen worden ist.

Nachdem der Herr Verf. selbst in der Vorrede auf hie und da einmal mangelnde Folgerichtigkeit in der Transkription erklärend hingewiesen hat, erübrigt sich davon zu sprechen.

Es hieße aber das chinesische Sprichwort mißachten, das besagt, „Hundertmal hören reicht nicht an einmal sehen heran“, wollte sich ein Referat über das Sirén'sche Buch nur auf den Text beschränken und die wahrhaft wundervollen Photographien nicht als höchsten Lobes würdig bezeichnen. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Zartheit in den Tönen die ganze Stimmung, die im leichten Morgennebel oder im Staube des glühheißen Mittags die alten Tore umweht, in den künstlerischen Photographien festgehalten ist. Um so schwieriger war das, als sich der Herr Verf. mit großer Gewissenhaftigkeit streng an sein Thema gehalten hat. Mit feinem Geschmack und keine Mühe scheuender Liebe hat er Wirkungen aus den alten Wällen und Toren hervorgezaubert, die man, so sehr sie jetzt das Auge erfreuen, an sich alten Backsteinmauern und zerfallenden ostasiatischen Wehrbauten kaum zutrauen würde.

Es wäre ihm gewiß möglich gewesen, wie einem November 1920 in Shanghai erschienenen Werke über Peking[1], schöne und lohnende Motive für die Kamera aus der Nähe und Ferne zusammenzubringen. Er hat mit Glück dieser Versuchung widerstanden und sich mit großer Treue ausschließlich seinem Gegenstande gewidmet. So ist ein Werk entstanden, das für die chinesische Wehrbau-, Städtebau- und überhaupt Kunstgeschichte nicht leicht überholt werden kann, wenn auch der Herr Verf. nur der Erwartung Ausdruck verleiht, daß seine Bemühungen es anderen erleichtern werden, die Untersuchungen auf diesem Gebiet einen Schritt weiter zu führen. Er schließt sein Vorwort:

„Wenn es mir gelungen ist, neues Interesse zu erwecken für die Wälle und Tore von Peking, diese wundervollen aber jetzt zerfallenden historischen Monumente, wenn ich einige Blicke auf ihre hinschwindende Schönheit habe wiedergeben können, dann ist mein Ehrgeiz gestillt, und ich fühle, daß ich einen Teil meiner Schuld an die große Hauptstadt von China zurückentrichtet habe“.

Sicher wird die hingebende Arbeit des Herrn Verf. den wohlverdienten Lohn finden in einem großen und dankbaren Leserkreis, der an Hand des in Text und Bildern so feinen und aufschlußreichen Buches sich gerne führen läßt über „die Wälle und die Tore von Peking“. — Die Wissenschaft aber darf von dem hochbegabten Autor noch vieles erwarten und mit Spannung weiteren Werken von ihm entgegensehen!

Hetherington, A. L.: Chinesische Frühkeramik. Mit Einleitung v. L. R. Hobson u. übersetzt von Dr. R. E. Junkelmann. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1923. (XX, 168 S.) 4°. Rm. 60 —. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Während vor 30 Jahren die alte chinesische Keramik noch fast unbekannt war, ist sie heute ein gesuchtes Objekt der Sammler des Abendlandes; im Osten war sie es schon seit ungefähr 1000 Jahren. Wir verdanken unsere erweiterte Kenntnis hauptsächlich den zahlreichen Grabfunden, die durch den Eisenbahnbau und

1) The Pageant of Peking, Comprising 66 Vandyk Photogravures of Peking and Environs from Photographs by Donald Mennie with an Introduction by Putnam Weale. Published by A. S. Watson & Co. Shanghai, China 1920.



auch durch andere Agenten an das Tageslicht gekommen sind, dazu kamen Ausgrabungen an den Plätzen der alten keramischen Werkstätten und auf Stücke, die die Ungunst der Zeiten aus alten chinesischen Sammlungen hervorlockte. Seit dem Erscheinen des klassischen Werkes von R. L. Hobson „Chinese Pottery and Porcelain" i. J. 1915 haben sich unsere Kenntnisse durch neue Funde wiederum erweitert, und das vorliegende Buch will dem Sammler ein „up to date" Leitfaden sein, der ihm vor allem die wissenschaftlich erwiesenen Tatsachen aus diesem Gebiete der Kunst bis zum Anfang der Ming-Dynastie (1368) vor Augen führt.

Zu diesem Zwecke führt der Verf. den Leser zuerst in die wechselreiche Geschichte Chinas ein, und wir sehen, daß hier, ebenso wie in anderen Ländern, die Blüte der Kunst innig mit der Gunst und Ungunst der politischen Verhältnisse zusammenhängt. Dazu kommt, daß in China sich die Keramik der allerhöchsten Gunst des kaiserl. Hofes erfreute, die natürlich nur in Zeiten des Friedens und politischer Macht wirksam sein konnte.

Wir sind für unsere Forschung hauptsächlich auf die Grabfunde angewiesen, da die Mehrzahl der anderen — und sicherlich der besten Erzeugnisse — durch die zahlreichen Revolutionen, Einfälle feindlicher Nachbarn und Naturereignisse zerstört sein dürfte. Der pietätvolle Sinn der Chinesen, die ihren Toten Nahrungsmittel, zahlreiche Gebrauchsgegenstände und Nachbildungen der sie umgebenden Menschen und Tiere mit in das Grab gab, kommt unserer Forschung sehr zu Nutzen.

Mit Recht verlegt der Verf. den Anfang der wirklich künstlerischen Keramik in die Han-Zeit (206 v. Chr.—221 n. Chr.). Neben den Abbildungen von Hausgerät finden wir hier monumentale Gefäße aus dunkelrotem oder grünem Ton, die meistens mit einer gurkengrünen, irisierenden Glasur überzogen sind. Es ist dieses die gleiche Glasur, die vorher auch schon den Persern und Ägyptern bekannt war. Die Beeinflussung durch den Westen ist auch in den Han-Figuren erkennbar; denn wir finden Nachbildungen des schweren baktrischen Pferdes, des doppelhöckrigen Kameles und szythische Reiterfiguren mit der spitzen Mütze.

Über die Keramik der folgenden 400 Jahre bis zur T'ang Zeit (618—906 n. Chr.), die durch zahlreiche Bürgerkriege und innere Spaltung ausgefüllt war, wissen wir so gut wie nichts. Dagegen bildet die T'ang-Zeit, die zugleich die Periode der größten politischen Ausdehnung und hohen Wohlstandes war, zweifellos den Höhepunkt der künstlerischen Entwickelung Chinas. Nebenbei ist es heute das am besten durchforschte Gebiet der chinesischen Keramik. Die Modellierung ist vollkommen und zugleich von bezaubernder Einfachheit; die weiche Bleiglasur — meist in gelb, grün, braun oder blau — erhöhte den künstlerischen Reiz der mannigfaltigen Figuren, Schalen, Vasen und Urnen. Die Töpfer dieser Zeit hatten nicht mehr viel von anderen zu lernen, wie der Verf. sagt. Daß diese wunderbaren Erzeugnisse wirklich aus dieser frühen Zeit stammen, konnte durch genau datierbare Grabfunde festgestellt werden, z. B. der Inhalt des Grabes des kaiserl. Ministers Liu T'ing Hsun, der von 650—720 n. Chr. lebte (s. S. 55). Den interessantesten Ausdruck dieser Kunst finden wir wohl in den wunderbaren Tier- und Menschenfiguren (Pferde, Kamele, Diener, Tänzer und Tänzerinnen). In den Vasen ist oft persischer und griechischer Einfluß bemerkbar. Während der Verf. erwähnt, daß die Töpferei gegen Ende der Han Dynastie bereits porzellanartig war (harter grauer Scherben, deutlicher Klang beim Anschlag) berichtet er merkwürdigerweise nicht über Funde wirklichen Porzellans — auch im europäischen Sinne — am Ende der T'ang-Zeit. R. L. Hobson „Chinese Pottery and Porcelain" beschreibt auf S. 148 und 149, Tafel 44, einige Schalen mit elfenbeinartiger Glasur, die neben den übrigen Charakteristiken des Porzellans auch die Dünnwandigkeit und Durchsichtigkeit aufweisen. Von der letzteren Eigenschaft habe ich mich persönlich überzeugt, da einige dieser Stücke in meinem Besitz waren. Als unzweifelhaftes Porzellan müssen wir auch viele der sog. Ting-Schalen der Sung-Dynastie (960—1127) ansehen, aber es scheint, daß die Entwickelung des Porzellans allmählich mit verschiedenen Absätzen erfolgte und daß kein bestimmtes Datum für diese Erfindung festgesetzt werden kann.

Die Keramik der folgenden Dynastien ist charakterisiert durch die Feldspat- oder Porzellan-Steinglasur, die bei hohem Feuer (1200 bis 1500° C.) gebrannt in dicker, rahmartiger Haut gewöhnlich die oberen $^3/_4$ und das ganze Innere des Gefäßes überzog. Sie ist von ungewöhnlicher Schönheit und umfaßt die gesamte Farbenskala. Sehr interessant sind die Angaben Hetheringtons über die chemische Analyse des Scherbens und der Glasur, wobei eine auffallende Verschiedenheit in der Zusammensetzung konstatiert wurde. Die Produktion dieser Zeit war enorm. Aus den Jahren 960 bis 1368 sind nicht weniger als 37 Fabrikationszentren bekannt; daneben gab es noch eine große Menge kleinerer Werkstätten, die ähnliche Stücke anfertigten. Der chinesische Sammler bezeichnet die Produktion der Sung-Periode nach



den sechs klassischen Fabrikationszentren. Von diesen haben unsere Forscher das Ju, Kuan und Ko Jao noch nicht sicher bestimmt, während uns die Ting-, Chün- und Lung-chü-an-Töpferei durch zahlreiche gute Exemplare bekannt ist.

Die Frage, welcher Klasse ein Stück zuzuteilen ist, wird nach meiner Ansicht von dem Verf. etwas zu sehr betont, zumal da es zahlreiche Übergänge gibt. Viel berechtigter ist schon die Frage, welcher Zeit das Stück angehört. Als das Wichtigste bei der Beurteilung eines Stückes erscheint mir die Qualität. Ist diese in Form, Glasur und Dekor erstklassig, so ist das Stück für den Kunstsammler begehrenswert, selbst wenn es neueren Datums sein sollte.

Jedenfalls ist das Buch H.s mit seinen 100 ganz vorzüglichen Abbildungen (davon 12 in Farben) ein erstklassiger Leitfaden der chinesischen Keramik und ebenso wie das deutsche Werk von Rücker-Embden (Hiersemann, Leipzig 1922) für den Sammler unentbehrlich.

Die Übersetzung durch Herrn Dr. K. E. Junkelmann ist wortgetreu und gut. Nur auf der ersten Seite der Einleitung findet sich ein störender Übersetzungsfehler. Der Satz „Most of these difficulties would disappear, if Chinese ceramic writers were and had been rather more communicative" heißt nicht „Viele dieser Schwierigkeiten würden allerdings verschwinden, wenn die chinesischen Schriftsteller, die sich mit Keramik befaßt haben, mehr in Kommunikation stünden oder gestanden hätten", sondern Wenn die chinesischen Schriftsteller mitteilsamer gewesen wären.

Mitteilungen.

Frage und Bitte an die Herausgeber der Harvard Excavations at Samaria.

Von Rudolf Kittel, Leipzig.

Das lange erwartete Werk über die Ausgrabungen in Samaria ist nun erschienen. Man muß den Herren Herausgebern zum größten Danke verpflichtet sein für die Mühe und Sorgfalt, mit der das hochbedeutsame Werk hergestellt ist. Aber in einem — leider einem besonders wichtigen — Punkte bereitet es eine Enttäuschung: Der Leser und Mitforscher muß die Lesung der Ostraka auf Grund bloßer Nachzeichnung im sog. Faksimile ungeprüft hinnehmen. Nun gibt es eine ganze Anzahl von Fällen, in denen man sich fragt, ob die dargebotene Lesung die einzig mögliche sei. Hier steht der Mitforscher dem Werke vollkommen ratlos gegenüber. Eine Diskussion ist in vielen Fällen unmöglich gemacht. Denn unter 90 Tafeln ist den Ostraka nur eine einzige gewidmet. Ich habe auf diesen Übelstand schon unlängst in der „Geschichte des Volkes Israel" II[6. 7] (1925) S. 447 hingewiesen und daran die Bitte geknüpft, daß die Herren Herausgeber sich entschließen möchten, den gesamten Bestand der Ostraka in Photographie zugänglich zu machen oder auf die Frage Antwort zu geben: von welchen Erwägungen aus nur ein ganz verschwindender Bruchteil aller Scherben in der wahren Gestalt d. h. in photographischer Wiedergabe zugänglich gemacht ist. Da die Anregung an jenem Orte leicht übersehen werden kann, erlaube ich mir sie hier zu wiederholen.

Herr Dr. M. Walleser, Prof. f. ind. Philologie a. d. Universität Heidelberg, ersucht uns mitzuteilen, daß eine ausführliche Erwiderung auf die in der OLZ, Juni 1924, erschienene Besprechung seiner Abhandlung „Das Edikt von Bhabra" (Materialien zur Kunde des Buddhismus, Heft 1) in seiner z. Z. im Druck befindlichen Arbeit „Die Sekten des alten Buddhismus" erscheinen wird.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Ancient Egypt 1924:

II 33 [Flinders Petrie] British school in Egypt (Bericht d. Ausgrabungen im Winter 1923/24(?), vornehmlich bei Qau und Umgegend, Resultate aus allen Perioden ägyptischer Geschichte, vor allem aus prähist. Zeit. Interessant sind die Ausgrabungen in Badari bei Qau, welche eine neue Periode in der prähist. ägypt. Kultur lehrt. Petrie schlägt vor, diese Kultur „Badarian" zu nennen. Die Feuersteingeräte gleichen den solutréenischen aus dem Fajûm. Außerdem Ausgrabungen aus AR. MR. (XII. Dyn.) NR. (XVIII. Dyn.) und Römerzeit. 38 W. M. Flinders Petrie: The origin of the XII. Dyn. (XII. Dyn. sieht Petrie als Galla an. Die Denkmäler, cf. Golénischeff, Rec. de trav. XV, Daressy: Annal d. serv. 1917, Capart: Ancient Egypt 1916, sind von Gallatypus). — 43 R. W. Sloby: Ancient clepsydrae. — 52 M. A. Murray: Maqrizis names of the Pharaohs. — 55 The origin of the [Hieroglyphen] (urspr. „to grind, to rub the face" dann the greet, weil der Gruß ein Reiben der Nase war, cf. Pyr. T. 289. [Hieroglyphen] he smells thee.) — 55 M. A. Murray: The derivation of the name Thebes (Das Zeichen [Hieroglyphe] hat zwei Lesungen 1. wꜣś.t 2. dꜣm. aus dꜣm ⟩ ϫⲏⲙⲉ ⟩ griechisch Thebais. Die Bedeutung des Wortes Th. ist dann „the city of Electron".) — 56 *Sottas & Drioton: Introduction à l'étude des Hieroglyphes (M. A. Murray). — *E. Breccia: Vestigie neolitiche nel Nord del Delta (—). 57 Periodicals. Academie des Inscriptions, sept.-oct. 1922. P. Lacau: Rapport du Service des Antiquités 1921—22. (Ausgrabungen in Denderah, Karnak, Sakkara, Assuan, Assyut) vom Sept.-Dec. 1923. H. Gauthier: Un nouveau décret trilingue ptolemaïque (aus Tell-el-Maskhutah, 6. Jahr des Pt. IV Philopator (s. 217/6 a. Chr.); Ein Fragment des Rosetta-

decrets, im Nordwesten von Heliopolis gefunden. Der Tell-el-Maskhutahstein berichtet von einem Sieg Pt. IV über Antiochos III, cf. Polybius V 84/6: M. Montet berichtet in einem Brief über die Ausgrabung des ägypt. Tempel in Byblos. M. Pillet schreibt über einen neugefundenen Naos des Amon aus der Zeit Senwosrit I, i. d. XVIII. Dyn. als Bassin benutzt). — 58 C. J. Gadd: The fall of Nineveh (Proc. Brit. Acad.) (in 612 B. C. N. was taken, ... the siege lasted from early June till August .... The kingdom ... continued with the rule of Ashur-uballit at Harran .... finally wipped out 610 .... by the Scythians). 59 Ä.Z. 58 fasc. II (L. B. Ellis). Petersen.

L'Anthropologie 34:
1—2 17—56 J. de Morgan, Le monde oriental avant l'histoire, l'Asie mineure et l'Égypte. — 57—90 E. Gobert, Notes sur les tatouages des indigènes Tunisiens (mit Bildern und Texten). — 91—102 E. Ribard, Contribution à l'étude des Alcalo-Malgaches. — 103—107 L. Jolleaud, Le boeuf de Madagascar, son origine, son rôle dans les coutumes Sakalaves.

The Asiatic Review 20 1924:
61 St. Rice, The indian elections and after. — T. Okamoto, The resurrection of Tokio. — A. Rawson, Unhappy Bokhara. — A. G. Cardew, Indian prisons and the indian prison committee. — K. C. Ray Chowdhry, India's working classes and their problems. — Ch. E. Low, The future development of indian industries. — R. N. Mookerjee, A note on the present economic condition of India. — W. R. Dawson, Tutankhamen, Egypt and Asia (über *H. Carter— A. C. Mace, The tomb of Tutanchamen; *E. A. Wallis Budge, Tutankhamen; *G. Ellioth Smith, Toutankhamen and the discovery of his tomb; *J. Capart, Toutankhamon; *J. Baikie, The life of the ancient East; *Peet- Woolley, The city of Akhenaten I; *The fall of Nineveh; *Flinders Petrie, Social life in ancient Egypt; *S. Bristowe, The oldest letters in the world; *N. de Garis Davies-A. H. Gardiner, The Theban tombs series 3; *E. A. Wallis Budge, The book of the dead; *W. J. Perry, The children of the sun; ders, The origin of magic and religion; *T. Gray, And in the tomb were found; R. Engelbach, The problem of the obelisks; *P. E. Newberry, Report of the British association of Anthropology). — *L. F. R. Williams, Indian in 1922—23. — *S. Sen, The administrative system of the Marathas (V. Lovett). — *Kh. S. M. J. Ahmad, Britain in India: have we benefited? — *E. H. Van Tyne, India in ferment (F. H. Browne). — *J. H. Cousins, The new Japan (St. Rice).

Bibliotheca sacra LXXXI nr. 323 July 1924:
In der amerikanischen theologischen Zeitschrift Bibliotheca sacra, welche von the faculty of Xenia theological Seminary unter Leitung von Melvin Grove Kyle, Editor-in-chief, herausgegeben wird, ist im Juliheft 1924 S. 262—291 ein Bericht erstattet über eine wissenschaftliche Expedition, welche das Xenia theological Seminary unter seinem Präsidenten Kyle in Gemeinschaft mit der American school of oriental research zu Jerusalem unter seinem Direktor Albright und unter Beteiligung einiger namhafter Spezialisten im Februar und März dieses Jahres nach dem südlichen Teil des Toten Meeres to the cities of the plain unternommen hat. Der Bericht trägt die Überschrift the story of ancient Sodom in the light of modern science und gibt die Referate einzelner Mitglieder des wissenschaftlichen Stabes der Expedition wieder.
Den Anfang macht ein Referat Geology of the Dead Sea von Alfred Ely Day, Beirut Syria. Hier wird die heute herrschende Ansicht über die Entstehung des ganzen Jordangrabens wiedergegeben, und es heißt dann zum Schluß: es ist sicherlich möglich, daß die „Städte der Jordanaue" (cities of the plain) und die „Asfaltgruben im Gefilde von Siddim" (bitumen wells of the Vale of Siddim) von den seichten Wassern des südlichen Teiles des T. M. bedeckt sind. Im zweiten Abschnitt berichtet P. Alois Mallon, Ratisbon Jérusalem (übers. v. Albright) über flint implements and megalithic monuments. Der Hauptfund (our big find) wurde bei bâb ed-drâ' gegenüber der Lisânhalbinsel gemacht. Hier wurden die Reste einer umfangreichen Station aus der älteren Bronzezeit (2600—2000 v. Chr.) nebst einer großen Anzahl von Gräbern entdeckt, und dabei Topfscherben, Bronzestücke und Feuersteingeräte, alles aus derselben Zeit stammend, aufgelesen. Es ist das erste Mal in Palästina, daß diese drei Objekte, beisammen und offen zutage liegend, gefunden sind. Die Steingeräte waren nur Messer und Schaber, im allgemeinen verwandt denen von Jericho, Taanach, Megiddo und Geser, aber geringer in der Form (a certain poverty of form). Verf. führt das auf die Rückständigkeit der Zivilisation in dieser abgelegenen Gegend zurück. Es folgt der Hauptartikel results of the archaeological survey of the Ghor in search for the cities of the plain, von Kyle und Albright verfaßt; 1. searching the Ghor. Man zog von dem nördlichen Teil der Lisânhalbinsel am Ufer des T. M. südwärts bis ghôr-el-fêfe. Verschiedentlich traf man Reste aus byzantinischer und altarabischer Zeit, in welcher hier durch Import von Negersklaven der Zuckerrohr- und Indigobau betrieben ist. Die Ghorbeduinen zeigen heute noch starke Blutmischung mit diesen einstmals importierten Negern. Es wurde durch einen Versuchsschacht festgestellt, daß das biblische Zoar nicht an der Stelle von chirbet schêch 'Isa oder auch nur in dessen Nachbarschaft gelegen hat. 2. the sanctuary and settlement at bâb ed-drâ'. Man entdeckte 500 Fuß über den T. M. bei bâb-ed-drâ' an der Straße von mezrâ' nach el-kerak eine große offen daliegende Siedlung, von einer massiven Mauer umgeben, eine Art Festung, und wenige Minuten östlich davon einen Platz mit im Ganzen 7 Mazzeben, dazu zahlreiche Gräber. Die dabei aufgefundenen beträchtlichen Mengen von Steinwerkzeugen und Topfscherben weisen in die ältere bis mittlere Bronzezeit, 2500—1800 v. Chr. Die Verf. vermuten, daß der ganze Platz eine der heiligen Stätten gewesen sei, zu der die Bewohner von Sodom und Gomorrha alljährlich gewallfahrtet seien. 3. the great catastrophe und 4. site of the plain hängen eng zusammen. Im Anschluß an die biblische Darstellung der Zerstörung der Städte, die ja von den Geologen als in wichtigen Details zutreffend angesehen wird, und in Rücksicht auf das Ansteigen des T. M.'s — man beruft sich auf die Zeugnisse von Tacitus, Strabo und Josephus, daß die Ruinen der Städte zu ihrer Zeit noch sichtbar gewesen — wird als ehemalige Stätte sowohl von Sodom und Gomorrha als auch von Zoar die Gegend bezeichnet, deren Zentrum der ǧebel usdum ist, mit andern Worten der südliche, untiefe Teil des T. M. 5. description of the natural conditions of life on the plain handelt von dem ausgezeichneten Winterklima dieser Gegend und erinnert an den biblischen Ausdruck „ein Garten Gottes", der für diese Gegend vor der Zeit der Zerstörung gebraucht wird. 6. researches in the mountains of Moab. Die untersuchten Plätze zeigten durch ihre Tonscherben anscheinend, daß hier erst eine Zivilisation nicht vor 1800 v. Chr. eingesetzt hat. In 7. summary kommt die ganze Darstellung zu folgendem Resultat: Die Gegend von bâb-ed-drâ' zeigt eine uralte Zivilisation, die zu der Zeit der Städte Sodom und Gomorrha, deren Stätte heute von den Wassern des südlichen T. M.'s bedeckt wird, gut passen könnte. Eine Neubesiedlung dieser Gegend ist erst wieder in byzantinischer Zeit erfolgt. Die Zivilisation auf der Hochebene von Moab scheint bedeutend jünger, nur etwa bis in die Zeit des Eindringens Israels in dieses Gebiet, also ungefähr in die Zeit des Moses und Josua zurückzugehen. — Die Darstellung, die only

skims the surface (S. 290), und der ein exakter wissenschaftlicher Bericht mit Abbildungen und Kartenskizzen folgen soll, scheint ja die atlichen Angaben in wichtigen Punkten zu bestätigen, und hält sich, soweit sie Vermutungen ausspricht, durchaus im Rahmen des nach unserer bisherigen Erkenntnis und den gemachten Funden Möglichen. Max Löhr.

The Buddhist Review XI 1921:
3 Sunyānanda, Is there a secret doctrine? — J. E. Ellam, Practical Buddism V. Karma and re-birth. — Ānanda M., The miraculons element in Buddhism.

Byzantinisch-Neugriech. Jahrbücher. IV 1923:
3/4 257—264 F. H. Marshall, The Greek Original of the Slavonic Palaea Interpretata (weist nach, daß cod. Harl. 5742 im Brit. Museum in seiner Weltchronik große Teile der verlorenen griech. Urschrift der sog. Slavonischen Palaea Interpretata enthält. Da im Original, das eine Erklärung des A. T. im Lichte des N. geben will, Johannes von Damaskus wiederholt benützt wird, ist es wohl im 8. Jh. n. Chr. verfaßt). — 265—269 P. Maas, Nonniana (Schluß). — 270—276 R Ganszyniec, Zur Apocalypsis Anastasiae (die 2. Vision ist ein verblaßtes Abbild eines im Griechischen sonst verschollenen Henochbuches, das wir nur slavisch kennen, in der 4. Vision finden sich persische Einflüsse). — 277—281 Ed. Kurtz, Hagiographische Lesefrüchte (Fortsetzung. Textbesserungen zu den von Abicht und Schmidt im Archiv für slav. Philol. XVIII 1896 S. 138 ff. veröffentlichten Martyrien und zu Aufhauser Miracula s. Georgii 1913). — 296—300 Max Bauer, Inschriften auf frühchristlichen Tonlampen unter besonderer Berücksichtigung der Inschrift „Das Licht Christi scheint allen" (Lampen aus Ägypten u. Palästina). — 339 f. J. H. Mordtmann, Prusa (nicht diese Stadt, sondern Bursāja in Nordsyrien ist 948 n. Chr. von Seif ed-dōla erobert worden). — 345 f. W. M. Ramsay, About an Christian Inscription of Iconium (zu Byz.-Neugr. Jahrb. III 119). — 346—350 J. H. Mordtmann, Die erste Eroberung von Athen durch die Türken zu Ende des 14. Jahrhunderts (wurde 1397 durch Timurtasch vorübergehend besetzt). — 351—400 N. A. Bees, Prosopographisches, Hagiologisches und Kunstgeschichtliches über den hl. Bessarion, den Metropoliten von Larissa († 1540). Zur Kirchengeschichte Thessaliens im 15.—16. Jahrhundert. — 405—407 *A. Deißmann, Licht vom Osten (H. Preisendanz). — 407 *T. Π. Θεμέλης, Κύριλλος Ἱεροσολύμων ὁ κατηχητής (J. Wittig). — 408 *H. Doergens, Eusebius von Caesarea als Darsteller der griech. Religion (S. Weber). — 409 f. P. Perdrizet, Negotium perambulans in tenebris (E. Peterson). — 410—414 *J. Jüthner, Hellenen und Barbaren (O. Schissel von Fleschenberg). — 414 f. *V. Gardthausen, Die alexandrinische Bibliothek (A. von Premerstein). — 415 f. *E. S. Bouchier, A Short History of Antioch (F. H. Marshall). — 416—418, *N. A. Bees, Die Inschriftenaufzeichnung des Kodex Sinaiticus Graecus 508 (H. Sköld). — 418—420 *A. F. Kendrick, Catalogue of Textiles from burying grounds in Egypt (C. M. Kaufmann). — 420—423 *E. Herzfeld, Khorasan (J. Strzygowski). — 425—428 Bibliographische Notizen und Nachrichten. P. Thomsen.

The Calcutta Review 1924:
May 287—92 Kshetreśachandra Chaṭṭopādhyāya, The Boghazköi inscriptions and their value for Vedic Chronology.

Deutsche Literaturzeitung 45 1924:
12 *R. Otto, Das Heilige (A. v. Harnack). — *J. Hempel, Gebet und Frömmigkeit im AT (W. Baumgartner). — *O. Strauss, Des Viśvanātha Pañcānana Bhaṭṭācārya Kārikāvalī . . . (Stcherbatsky). — *E. Schmidt, Archaistische Kunst in Griechenland und Rom (G. Lippold). — *A. Ungnad, Die ältesten Volkswanderungen Vorderasiens; Ursprung und Wanderung der Sternennamen; das wiedergefundene Paradies; Gilgamesch-Epos und Odyssee (H. Gressmann).
13 *E. Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae Veteres I (A. v. Harnack). — *M. Albertz, Die synoptischen Streitgespräche (A. Jülicher). — *K. Holl, Die Entstehung der vier Fastenzeiten in der griech. Kirche (E. Schwartz). — *D. S. Margoliouth, The Homer of Aristotle (U. v. Wilamowitz-Moellendorff). — *Carter-Mace, Tut-ench-Amun (H. Schäfer). — *A. Waley, An Index of Chinese Artists (O. Franke). — *G. Ferrero, Der Untergang der Zivilisation des Altertums (U. Kahrstedt). — *A. Hettner, Grundzüge der Länderkunde II; *M. Friederichsen, Finnland, Estland und Lettland, Litauen (A. Penck).
14 *J. W. Hauer, Die Religionen (F. Heiler). — *R. Brünnow's Arabische Chrestomathie, 3. Aufl. v. A. Fischer, (R. Hartmann). — *H. Th. Bossert, Alt-Kreta (F. Studniczka). — *H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit. I (M. Gelzer).
15 *H. L. Strack-P. Billerbeck, Kommentar zum NT aus Talmud und Midrasch I. (G. Kittel). — *B. Karlgren, Sound and Symbol in Chinese (H. Hülle). — *B. Niese, Grundriß der römischen Geschichte. 5. Aufl. v. E. Hohl (J. Hausebroek).

Deutsche Rundschau 1924:
251—268 W. Wreszinski, Die Kinder Israel in Aegypten („Der Bericht des Josephus ist richtig; der biblische Bericht verquickt zwei Traditionen. Die eine enthielt die Erinnerung an den Einbruch der Stämme Jaqob, Josef und der Leastämme in das Nildelta und ihren Rückzug in die Steppe Juda, sowie an die von dort aus erfolgte Einnahme des palästinensischen Fruchtlandes, — also an die ägyptische Hyksoszeit (1780—1580). Die andre enthielt die Erinnerung an die Eroberung westjordanischen Landes durch die Oststämme der Hebräer, Israeliten, Ephraimiten vom östlichen Jordanufer aus, — also an die in den Tell el-Amarnabriefen geschilderten Vorgänge (seit 1400).
Jenen erstgenannten Stämmen eignen die ägyptischen Erinnerungen; ihr Gott ist der Jahwe des brennenden Dornbuschs von Qadesch, ihr Führer der Lewit Mose, die letztgenannten brachten die Erinnerung an den vulkanischen Götterberg in ihrer Heimat Midian mit, in dessen Ausbruch sich ihr Gott Jahwe manifestierte; ihr Held war Josua der Ephraimit".)

Gads danske Magasin 1924:
288 Johs. Pedersen: Fordidens Khalifat og Nutidens Islam.

Hermes 59 1924:
1 95—107 A. v. Premerstein, Zur Aufzeichnung der Res gestae divi Augusti im pisidischen Antiochia. — A. Körte, Der Adel Herodots.
2 190—203 W. Capelle, Das erste Fragment des Herakleitos.

The Hibbert Journal XXII 1923:
3 515—25 E. W. Adams, The Death of Socrates: a Point of Contact between Two Worlds. — *C. E. Douglas, New Light on the Revelation of St. John the Divine (A. Boutwood). — *E. W. Smith, The Religion of the Lower Races, as illustrated by the African Bantu (J. C. Mantripp). — *G. G. Coulton, Five Centuries of Religion (H. B. Workman).
4 674—88 B. W. Bacon, The Nature and Design of Q, the Second Synoptic Surce. — 702—21 E. de Faye, The Influence of Greek Scepticism on Greek and Christian Thought in the First and Second Centuries. — 773—81 M. St. O'Rorke, Religion in the Gold Coast. — *J. Klausner, Jēshū ha-Nōtzri, his time, life and teaching (R. T. Herford). — F. M. Cornford, Greek religious thought (G. M. Sargeaunt).
XXIII 1924:
1 72—84 E. Holmes, Our debt to the ancient wisdom of India.

Köln. Ztg. Litteratur-Blatt zu Nr. 841 1924:
A. Wiedemann, Das Grab des Tut-anch-amen zu Theben.

Literarisches Zentralblatt 75 1924:
7 *I. Bewer, Der Text des Buches Ezra (I. Herrmann).
8 *V. Thomsen, Samlede Afhandlinger III (E. Mogk).
9 *H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I (F. Geyer). — *A. Hettner, Grundzüge der Länderkunde II (O. Kende). — *Carter-Mace, Tut-ench-Amun (G. Roeder).

Le Muséon XXXVI 1923:
1/2 1 L. Gry, Israélites en Assyrie, Juifs en Babylonie 33 L. Villecourt, La lettre de Macaire, évêque de Memphis, sur la liturgie antique du chrême et du baptême à Alexandrie. 47 J. Lebon, Fragments syriaques de Nestorius dans le Contra Grammaticum de Sévère d'Antioche (Text und Übersetzung). 67 A. van Hoonacker, A propos d'une nouvelle édition des papyrus araméens (zu A. Cowley, Aramaic Papyri 1923). 83 E. Dévaud, Notes de lexicologie copte. 101 Mme. E. de Zacharko, Contes du Turkistan. 127 *Dévaud, Études d'étymologie copte (Lefort). 129 *Hopfner, Fontes historiae religionis aegyptiacae I. (Ders.) *'Ali Ṭabari, The Book of Religion and Empire translated (Forzet).

3/4 137 W. Banz, Manichäische Laien-Beichtspiegel (Text und Übersetzung, von außerordentlicher religionsgeschichtlicher Bedeutung zur Beurteilung der orientalischen Sündenlehre). 243 L. Villecourt, Une même parabole commune aux apophthegmes des pères et à Calila et Dimna. 249 L. Villecourt, Les observances liturgiques et la discipline du jeûne dans l'église copte (Ch. XVI—XIX de la Lampe des ténèbres). 293 A. van Hoonacker, Une parole d'Ishtar dans le récit du déluge. 297 Mme E. de Zacharko, Contes du Turkistan. 313 *Ch.-F. Jean, Le Milieu biblique avant J.-C. (A. van Hoonacker). 316 *R. Grousset, Histoire de la philosophie orientale (Carnoy). 317 *'Ali Ṭabari, The Book of Religion and Empire (Forzet). 318 *Mélanges de la Faculté Orientale VII (Ders.). 319 *Mélanges de l'Université St.-Joseph VIII (Ders.). Leipoldt.

Nordisk Tidsskrift 1924:
3 161 J. Charpentier: Något an den nyan avestaforskning (Über die Vorlesungen A. Meillets in Uppsala Febr. 1924). — *V. Rasmussen: Kina (G. V-t).

Theologische Literaturzeitung 49 1924:
11 *E. Moser Konfuzius und wir (H. Haas). — *F. Horst, Die Anfänge des Propheten Jeremia; Ders., Die Kultusreform des Königs Josia (O. Eißfeldt). — *C. H Becker, Islamstudien I. (F. Horst). — *W. I. Moulton, The annual of the American School of Oriental Research in Jerusalem II. III. (F. Horst). — *I. N. Bakhuizen van den Brink, de oud-christelijke Monumenten van Ephesus (J. Behm). — *H. Lietzmann, Schallanalyse und Textkritik (E. Barnikol). — *G. Graf, Ein Reformversuch innerhalb der koptischen Kirche im 12. Jahrhundert (G. Ficker). — *H. Ehrenberg, Östliches Christentum (F. Kattenbusch).

12 *E. Brunner, Die Mystik und das Wort (G. Wobbermin). — *H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (C. Clemen). — *Revue de l'histoire des religions (H. Greßmann). — *Recherches de Science Religieuse (H. Greßmann). — A. Mingana, 'Ali Ṭabari, the book of religion and empire (F. Horst). — *A. v. Harnack, Das „Wir“ in den Johanneischen Schriften (J. Behm). — *F. Haase, Apostel und Evangelisten in den orientalischen Überlieferungen (F. Kattenbusch). — *M. Silberschmidt, Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen (K. Wenck). — *W. Oehler, Die Taiping-Bewegung (J. Richter).
13 *J. W. Hauer, Die Religionen I (C. Clemen). — *A. Bruno, Micha und der Herrscher aus der Vorzeit (H. Greßmann). — *K. Holl, Die Entstehung der vier Fastenzeiten in der griechischen Kirche (A. Jülicher).
14 *M. Granet, La Religion des Chinois (W. Schüler). — G. L. Della Vida, Storia e Religione nell' oriente semitico (H. Greßmann). — *M. P. Nilsson, Primitive Time-Reckoning (H. Greßmann). — *H. Mötefindt, Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient (H. Greßmann). — *E. Vassel-F. Icard, Les inscriptions votives du temple de Tanit à Carthage (M. Lidzbarski). — *M. Sulzberger, The status of labour in Ancient Israel (W. Baumgartner). — *A. Eberharter, Die soziale und politische Wirksamkeit des alttestamentlichen Prophetentums (W. Baumgartner).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Adam, L.: Buddhastatuen.
*Aly, W.: Geschichte der griechischen Literatur.
Bailey, T. G.: Grammar of the Shina (Ṣiṇā) Language.
*Bassermann-Jordan, E. v.: Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren. Bd. I, Lief. E.
Brockhaus, H.: Die Kunst in den Athos-Klöstern. 2., verm. A.
*Chakraberty, C.: Race Culture.
*Chiera, E.: Sumerian Religious Texts.
*Fisher, C. S.: The Minor Cemetery at Giza.
*Frank, C.: Studien zu den hettitischen Hieroglypheninschriften I.
*Frobenius, L.: Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentral-Sudan.
*Galling, K.: Der Altar in den Kulturen des alten Orients. Eine archäologische Studie.
*Gribble, J. D. B.: A History of the Deccan. Vol. II.
*Hedin, Alma: Mein Bruder Sven. Nach Briefen u. Erinnerungen.
*Hedin, S.: Ossendowski und die Wahrheit.
*Jensen, H.: Geschichte der Schrift.
*Klingenheben, A.: Die Präfixklassen des Ful.
*Kraft, B.: Die Evangelienzitate des heiligen Irenäus. Nach Überlieferung und Textart untersucht.
*Ku Hung-Ming: Der Geist des chinesischen Volkes. 5. u. 6. Tsd.
*Kühnel, E.: Nordafrika. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko. Baukunst-Landwirtschaft-Volksleben.
*Lewy, J.: Forschungen zur alten Geschichte Vorderasiens.
Masani, R. P.: The Conference of the Birds. A sufi allegory. Being an abridged version of farid-uddin attar's Mantiq-ut-Fayr.
*Meyer, E.: Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien.
Müller, F. M.: The Sacred Books of the East. Transl. by Various Oriental Scholars. Vol. X, Part I: The Dhammapada. Part II: The Sutta-Nipâta.
*The Pali Text Society's. Pali-English Dictionary. Edited by T. W. Rhys Davids and William Stede, Part II—VII.
Paruck, F.: Sasanian Coins.
Ruland, W.: Morgenländische Märchen.
*Schmitthenner, H.: Tunesien und Algerien. Die Landschaft und ihre Bewohner.
*Sethe, K.: Ägyptische Lesestücke zum Gebrauch im akademischen Unterricht zusammengestellt. Texte des Mittleren Reiches.
*Seton, G. Th.: Chinese Lanterns.
*Sieber, J.: Die Wute. Lebenshaltung, Kultur u. religiöse Weltanschauung eines afrikanischen Volksstammes.
Thilo, M.: Das Buch Hiob, neu übersetzt u. aufgefaßt.
*Veldhoen, N. G.: Het Proces van den Apostel Paulus.
*Vogt, J.: Römische Politik in Ägypten.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVIII 5 **OLZ** Mai 1925

Das Inschriften-Material der amerikanischen Ausgrabungen in Samarien.

Von A. Jirku.

Über die im heutigen Sebaṣṭije, der Stätte der alten israelitischen Hauptstadt Samarien, in den Jahren 1908—10 von einer amerikanischen Expedition unternommenen Ausgrabungen sind seiner Zeit nur kurze Nachrichten in die Öffentlichkeit gelangt[1], die aber allein schon die große Bedeutung der dabei gemachten Funde erkennen ließen. Nachdem die wissenschaftliche Welt auf eine etwas lange Geduldprobe gestellt war, ist nunmehr nach 15 Jahren der offizielle Bericht über diese Grabungen erschienen[2]. Da nicht nur für den Alttestamentler, sondern auch für den Philologen und Althistoriker — trotz aller modernen Begeisterung für antike Mauerreste — das wichtigste immer die inschriftlichen Funde sind, sollen nur diese im folgenden erörtert werden. Da es aber für die Datierung der Inschriften vielfach von Bedeutung ist, so seien auch kurz die Schichten genannt, die bei diesen Grabungen in Samarien festgestellt wurden:

I. Eine (älteste) Schicht aus israelitischer Zeit.
II. „ Schicht aus der Zeit nach 722 v. Chr.
III. „ „ „ „ seleuzidisch-griechischen Zeit
IV. „ „ „ „ vorherodianischen Zeit
V. „ „ „ „ römischen Zeit.

I.

An erster Stelle besprechen wir die in der ältesten Schicht gefundenen

Ostraka von Samarien,

die als Begleitschreiben von Wein- bzw Ölsendungen dienten. Die wörtliche Wiedergabe einiger Typen dieser Ostraka — auf verschiedene Einzelheiten kommen wir dann im folgenden zu sprechen — soll erstmals ein allgemeines Bild von diesen ältesten hebräischen Inschriften geben[3]:

a) Samaria. I. S. 239; Nr. 9 (= Nr. 10):

בשת · התשעת · מי צת · לאחנעם · נבל · ין · ישן ·	„Im neunten Jahre, aus יצת, dem 'Aḫinoʿam, einen Schlauch alten Weines.“

b) Samaria. I. S. 239; Nr. 16:

בשת · העשרת · מס ק · לגדיו · נבל · שמן · רחץ ·	„Im zehnten Jahre, aus סק, dem Gaddi-jau(?), einen Schlauch Salb[1]-Öl.“

c) Samaria. I. S. 240; Nr. 27:

בשת · [2]צא מחלק · לאשא · אחמלך · בעלא · בעלמעני ·	„Im 9. (?) Jahre, aus Ḥeleḳ, dem אשא, dem (Sohne des) 'Aḫimelek Baʿala' (der Sohn des) Baʿalmeʿoni.“

Daß hier nicht der Ort ist, alle 63 Ostraka von Samarien im Wortlaute wiederzugeben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die wenigen angeführten Beispiele geben aber, wenn diese Schreiben auch gelegentlich variieren, doch ein deutliches Bild von der Gesamtheit derselben. Nach der Datierung folgt meist die Angabe, aus welchem Orte die Sendung stammt, an wen sie gerichtet ist, von wem sie herstammt und welcher ihr Inhalt ist. Die Reihenfolge dieser Angaben kann wechseln, manchmal fehlt die eine oder die andere, aber in der Hauptsache sind alle Ostraka einander sehr ähnlich.

2.

a) Die Schrift. Die Schrift der Ostraka von Samarien ist ähnlich der anderer altkanaanäischer Sprachdenkmäler (verschiedener phönizischer Inschriften, des Mešaʿ-Steines und der Šiloaḫ-Inschrift). Der Gebrauch dieser sog. phönizischen Schrift ist jetzt durch die Funde von Byblos schon für das 13. Jahrh. v. Chr. bezeugt[3], so daß man sich über ihre allgemeine Verwendung in Israel schon im 9. Jahrhundert nicht wundern darf. Ein besonderes Charakteristikum dieser Inschriften von Samarien, das sie aber noch mit anderen (z. B. der Mešaʿ-Inschrift und der Šiloaḫ-Inschrift) teilen, ist, daß jedes Wort von dem folgenden durch einen Punkt abgetrennt ist; dieser Punkt steht auch nach Ordinalzahlen, wenn dieselben in Worten,

1) Lyon-Reisner in Harvard Theol. Rev. Jan. 1911, und die darauf fußenden Mitteilungen Hölschers in MNDPV. 1911, S. 22 ff.

2) Reisner, G. A. — Fisher, C. S. — Lyon, D G., Harvard Excavations at Samaria. 1908—10. Vol. I. (Text) und II. (Plates) Cambridge 1924. (Im folgenden abgekürzt Samaria I bzw. II).

3) Es sei dazu ausdrücklich bemerkt, daß die wichtigste Entzifferungsarbeit schon von Reisner geleistet wurde.

1) Zu dieser Übersetzung cf. unten 2 b, unter שמן.

2) Zu dem hier (und öfters) verwendeten Zahlzeichen cf. unten e, η.

3) Lidzbarski, Nachr. d. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1924, 43 ff.

nicht aber, wenn sie in Zahlzeichen geschrieben sind.

b) Der Sprachschatz (ohne Eigen- und Ortsnamen)[1].

ב: Präp. ‚in‘; cf. oben 1 a. בשת — cf. he. בְּ[2].
ה: der Artikel; cf. oben 1 a. החשמת — cf. he. ·הַ; weiteres unten unter e.
ין: ‚Wein‘; cf. he. יַיִן.
ישן: ‚alt‘; cf. he. יָשָׁן.
כרם: ‚Garten‘, in der Bildung von Ortsnamen, cf. unten unter c; cf. he. כֶּרֶם.
ל: Präp. ‚zu‘; cf. oben 1 a, b; cf. he. לְ.
מן: Präp. ‚von, weg‘; cf. oben 1 b. c und weiteres unten unter e; cf. he. מִן.
נבל: ‚der Schlauch‘; cf. he. נֵבֶל, נֶבֶל.
עשרת: ‚zehnte‘; cf. he. עֲשִׂירִית, עֲשִׂרִית.
רחץ: Attribut zu שמן s. u.
שמן: ‚Öl‘; cf. he. שֶׁמֶן — in der Verbindung שמן רחץ (oben 1 b u. ö.); der he-Stamm רָחַץ ‚waschen‘ wird zweifellos auch in diesem Worte stecken; ein Adjektivum von diesem Stamme findet sich weder im Hebräischen noch in der nordsemitischen Epigraphik; da man sich auch im alten Israel nach dem Baden zu salben pflegte (cf. Ruth 3, 3), wird bei diesem שמן רחץ wohl an ‚Bade-Öl, d. h. Salb-Öl‘ zu denken sein (cf. auch he. ש׳כָּתִית, ש׳רֹקַח, ש׳טוֹב).
שת: ‚Jahr‘; cf. he. שָׁנָה; hier treffen wir die schon aus den ph.[3] Inschriften bekannte Form שת (NE[4] I, 379 — cf. akkad. šattu), mit Assimilation des נ an das folgende ת, schon als eine althebräische an.
תל: ‚Hügel‘, in der Zusammensetzung von Ortsnamen; cf. he. תֵּל.
תשעת: ‚neunte‘; cf. he. תְּשִׁיעִית.

c) Die Eigennamen.

אבבעל: cf. ph. n. pr. אביבעל (NE. I, 205) und pu.[5] n. pr. אבבעל (NE. I, 205).
אביו: zur eventuellen Aussprache des יו cf. unten; cf. he. אֲבִיָּהוּ, אֲבִיָּה.

1) In der Regel unterbleibt bei den einzelnen Wörtern die Angabe der Stellen, wo sie in den Ostraka zu finden sind, da dies ohne vollständige Wiedergabe derselben doch nicht viel Zweck hätte; ferner werden in dieser und in den folgenden Listen nur Wörter mit sicherer Lesung angeführt.

2) Zu den hebräischen (= he) Wörtern ist, wenn nichts anderes bemerkt, das Wörterbuch von Gesenius-Buhl, 16. Aufl. zu vergleichen.

3) = phönizisch.

4) = Lidzbarski, Nords. Epigraphik. I. II. Weimar 1898.

5) = punisch.

אחא: cf. pa.[1] n. pr. f. אחא (NE. I, 211).
אחז: cf. he. n. pr. m. אָחָז.
אחזי: cf. he. n. pr. m. אַחְזַי.
אחמא
אחמלך: cf. he. n. pr. m. אֲחִימֶלֶךְ. Hier, wie in vielen anderen Fällen ist die defektive Schreibung der Ostraka gegenüber der Vokalisation des MT zu beachten (cf. unten 2 e, α).
אחנעם: cf. he. n. pr. m. אֲחִינֹעַם:
אלא: cf. he. n. pr. m. אֵלָא.
אלבא
אלישע: cf. he. n. pr. אֱלִישָׁע; dieses י nach dem ל kann bei unserem Ostrakon nach der sonst üblichen Schreibweise nicht Vokalbuchstabe sein, sondern nur Konsonant; wir haben daher diesen Namen אֱלְיָשָׁע zu lesen.
אפצח
אשא
בריו: cf. he. n. pr. m. בְּדְיָה, ph. n. pr. m. בדעשתרת (Ephem.[2] II, 404).
בעלא: cf. he. n. pr. m. בַּעַל, pu. n. pr. m. בעלי (Ephem. II, 404).
בעלזמר: wohl eine Zusammensetzung mit בַּעַל wie he. בַּעַל־חָנָן und ph. בעלצלח (NE. I, 241).
בעלמעני: wohl ursprüngliches Gentilicium, mit konsonantischer Aussprache des י; „der aus Ba‘al-Me‘on stammende“; daß es sich hier um ein zum n. pr. gewordenes Gentilicium und nicht vielleicht um ein solches selbst handeln kann, geht daraus hervor, daß dieses sonst den Artikel haben müßte (cf. unten [יהו]ין).
בערא: cf. he. n. pr. f. בַּעֲרָא.
גדיו: cf. he. n. pr. m. גַּדִּיאֵל; der Name unseres Ostrakons wird wohl Gaddi-jau „der (Gott) Gad ist Jau“ gelautet haben, ein lehrreiches Beispiel für den religiösen Synkretismus dieser Zeit. (Zur Aussprache von יו cf. unten!)
גמר: cf. he. n. pr. f. גֹּמֶר (בַּת דִּבְלָיִם).
גרא: cf. he. n. pr. m. f. גֵּרָא, ph. n. pr. m. גרא (NE. I, 252).
זכר: cf. he. n. pr.-ia זֶכֶר und זַכּוּר, ar.[3] n. pr. m. זכר (Ephem. III, 3).
חלץ: cf. he. n. pr. m. חֶלֶץ, pu. n. pr. m. חלץ (NE. I, 275).
חנאב: cf. he. n. pr. m. חֲנִיאֵל, pu. n. pr. חנבעל (NE. I, 277).

1) = palmyrenisch.

2) = Lidzbarki, Ephemeris für semitische Epigraphik. I. II. III. 1902 ff.

3) ar. = aramäisch.

ידעיו: cf. he. n. pr. m. יְדַעְיָה.

יהד[י]: gentil., gleich he. יְהוּדִי; in unserem Ostrakon steht es nach dem n. pr. mit dem Artikel (cf. Samaria I, 242; Nr. 51. אחא היהד[י]).

יו: n. d., nur in der Zusammensetzung mit Eigennamen (cf. oben und unten!), da ו in diesen Ostraka als Vokalbuchstabe nicht vorkommt, kann hier nicht entsprechend dem MT יוֹ gelesen werden, sondern nur Jaw bzw. Jau.

יוידע: cf. he. n. pr. m. יוֹיָדָע.

יוישב: cf. he. n. pr.-ia יוֹיָקִים und יוֹיָרִיב.

יחועלי: cf. ph. n. pr. m. יחומלך (NE. I, 287).

יעש: cf. he. n. pr. m. יְעוּשׁ.

לאביו: wohl eine Zusammensetzung mit dem n. d. יו.

מרבעל: cf. he. n. pr. m. מְרִי־בַעַל.

מרניו

נמש[י]: cf. he. n. pr. m. נִמְשִׁי.

נתן: cf. he. n. pr. m. נָתָן.

עבדא: cf. he. n. pr. m. עַבְדָּא.

עבדיו: cf. he. n. pr. m. עֹבַדְיָה, עֹבַדְיָהוּ.

עגליו: Ein religionsgeschichtlich besonders interessanter Name; wird er doch nichts anderes bedeuten als „Kalb ist Jau“, demnach ein deutlicher Niederschlag des im Nordreiche von Jerobeʿam I. eingeführten Kälberkultes sein (cf. I, Kg. 12, 26 ff.; sowie Ho. 8, 5: „Dein Kalb, Samarien, verwerfe ich“).

עזא: cf. he. n. pr. m. עֻזָּה.

עלה

ענמש

רגע

רפא: cf. he. n. pr. m. רָפָא.

שבע: cf. he. n. pr. m. שֶׁבַע.

שמריו: cf. he. n. pr.-ia m. שְׁמַרְיָה, שְׁמַרְיָהוּ.

d) Die Ortsnamen.

אבעזר: cf. he. אֲבִיעֶזֶר (ein Stamm in Manasse).

אלמתן

חגלה: cf. he. n. l. בֵּית־חָגְלָה (Ort in Benjamin).

חלק

חצרת: cf. he. n. l. חֲצֵרוֹת (Station des Wüstenzuges).

יצת

ישב: cf. he. יָשׁוּב (ein Stamm in Issakar).

נעה: cf. he. n. l. נֵעָה (Ort in Sebulon).

סק

עשרת

פארים[1]

קצה

שכם: cf. he. n. l. שְׁכֶם.

שמידע: cf. he. שְׁמִידָע (ein Stamm in Gileʿad). Da י im Namen unseres Ostrakons nicht Vokalbuchstabe sein kann, so ist die Lesung des MT etwas Sekundäres. Der Name wird eher שְׁמְיָדָע gelautet haben; es könnte sich hier also um eine der zahlreichen interessanten Zusammensetzungen mit שם handeln. Dafür spricht auch, daß auf einem der zahlreichen Ostraka, auf denen sich dieses n. l. findet (cf. Samaria, I, 239; 3, 2), nach שם ein Punkt steht, der sonst nur das Ende eines ganzen Wortes anzeigt. Der Schreiber, der hier in fehlerhafter Weise diesen Punkt einsetzte, empfand es noch, daß hier ein an sich selbständiges Wort zu Ende ist.

שפתן

שרק: cf. he. n. l. שׂוֹרֵק.

e) Die Grammatik der Ostraka.

Bei dem in der Hauptsache gleichen Inhalte der Ostraka von Samarien und bei dem Vorherrschen der Orts- und Eigennamen in ihnen läßt sich naturgemäß über Fragen der Grammatik nicht allzuviel aus ihnen ersehen; einige nicht unwesentliche Beobachtungen kann man aber doch machen:

α) Erstmals sei nochmals darauf hingewiesen, daß die im MT übliche Bezeichnung von Vokalen durch die sog. Vokalbuchstaben, was ו und י betrifft, noch völlig fehlt; bei א ist schwer zu entscheiden, welche Rolle es am Ende des Wortes spielt; allein bei ה lassen sich Fälle nennen, wo es wohl sicher zur Bezeichnung eines langen Vokals verwendet wird (cf. das oben angeführte n. l. חגלה und das n. pr. עלה, u. a.). Dieser Befund ist vor allem wertvoll für die eventuelle Aussprache des n. d. יו (cf. oben!).

β) Eine Eigentümlichkeit, die uns schon aus ph. und sinait. Inschriften bekannt ist (NE. I, 135), findet sich auch in unseren Ostraka: daß nämlich das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Vater und Sohn durch das sonst übliche בן nicht ausgedrückt wird; die beiden Namen werden vielmehr einfach nebeneinander gesetzt.

γ) Die Präposition מן assimiliert das נ durchwegs dem folgenden Konsonanten (cf. oben I, 1 a u. ö.); einmal wird die darauf folgende Verdoppelung durch Doppelsetzung des betreffenden Konsonanten angezeigt (cf. Samaria I, 240; Nr. 21, 2. מתתל, ‚aus Tell‘; dieser Ort heißt sonst immer התל d. h. der ‚Hügel‘); ferner

1) Entgegen dem Herausgeber, der am Anfange des Wortes ב liest, muß doch die Lesung פ festgehalten werden.

wird das נ auch vor dem Artikel dem ה assimiliert (cf. Samaria I, 242; Nr. 56. [מ]החל[ל]; die Ergänzung ist hier nicht ganz sicher, aber sehr wahrscheinlich.)

δ) Die Form des Artikels ist auch in unseren Ostraka ה (cf. Samaria I, 242; Nr. 53. 54 n. l. כרם החל); das dem determinierten Substantiv folgende Attribut erhält ebenfalls den Artikel (cf. Samaria I, 239; Nr. 9 (10), 1 u. ö. בשת החשעת „im neunten Jahre"; nach diesem Beispiele wird auch hier der Artikel nach der Präposition ב synkopiert.

ε) Über die Präposition ב cf. unter δ.

ζ) Bildungen von Gentilicia liegen vor Samaria I, 242; Nr. 51. אחא היהד[י] ‚אחא der Judäer' (fehlt auch gerade der Teil des Ostrakons, auf dem das י noch gestanden hat, so ist dieses Wort doch durch seine Stellung und durch den Artikel als Attribut zu אחא gekennzeichnet und kann nichts anderes bedeuten als „der Judäer". Das Gentilicium auf י ist ferner sicher belegt in dem schon oben besprochenen n. pr. בעלמעני (Samaria I, 240; Nr. 27).

η) In den Datierungen am Anfange der Ostraka werden meist zwei Zahlwörter gebraucht, die entsprechend der sonstigen älteren palästinensischen Epigraphik (NE. I, 198) in Buchstaben geschrieben sind, in der Form der Ordinalzahlwörter erscheinen (cf. oben 2 b, עשרת, חשעה) und als richtige Attribute nach einem determinierten Substantiv auch den Artikel ה haben.

Daneben finden sich aber schon für diese alte Zeit — und dies ist von besonderem Interesse — zwei Zahlzeichen, immer gemeinsam auftretend, die die folgende Form haben: ˥Λ. Diese Zahlzeichen sind uns bisher nicht bekannt und wir sind zu ihrer Erklärung bloß auf Vermutungen angewiesen. Ich möchte nun mit aller nötigen Zurückhaltung in dem linken Zeichen eine 4, in dem rechten eine 5 sehen. Denn dort, wo die Ostraka von Samarien die Zahlen der betreffenden Jahre ausschreiben, wird immer nur das neunte und zehnte Jahr genannt. Für zehn müßte man erstmals ein Zeichen erwarten; neun hingegen könnte wohl durch die Kombination 4 + 5 dargestellt worden sein.

Einmal (Samaria I, 243, 63) finden sich, nach dem üblichen בשת, die Zahlzeichen || t Λ; bei den ersten beiden Strichen handelt es sich zweifellos um die schon aus anderen semitischen Inschriften bekannte Darstellung von 2; ganz rechts steht das Zeichen, für das oben der Wert 5 angenommen wurde; sollte nun das mittlere, nur hier sich findende Zeichen eine 3 sein, so daß als Gesamtsumme 10 herauskäme, welche Zahl sich ja auch sonst oft ausgeschrieben findet? Wir hätten dann hier eine Entwicklung der Zahlzeichen vor uns, die ein besonderes Zeichen für zehn noch nicht kannte.

Manchmal haben diese Zahlzeichen den Artikel (gleich den in Buchstaben geschriebenen Zahlwörtern), manchmal nicht; stets fehlt hinter ihnen der sonst die übrigen Wörter von einander trennende Punkt.

ϑ) Die Datierung unserer Ostraka läßt mit ihrer kurzen Angabe „im neunten, bzw. im zehnten Jahre" manches im Unklaren; es ist nicht gesagt, worauf sich diese Zeitangabe bezieht; es wird aber wohl das Regierungsjahr des herrschenden Königs gemeint sein.

Die Zeit dieser Ostraka ist durch die Schicht, in der sie gefunden wurden, wie durch eine unten noch zu erwähnende Vase des ägyptischen Königs Osorkon II. als die ʿOmris und ʾAḫabs erwiesen; und so sind sie uns ein schönes Zeugnis für die umfangreichen Schreibkenntnisse Israels auch schon in dieser Zeit, wie auch manche oben genannte Eigennamen den religiösen Synkretismus der Tage Aḫabs in hellstem Lichte erscheinen lassen. Der felsige Boden, der unter dieser Schicht gefunden wurde, ist wohl der gleiche, auf dem nach I. Kg. 16, 24, ʿOmri die Stadt Samarien aufbaute.

II.

Neben den Ostraka muß vor allem auf zwei kleine, im assyrischen Schriftduktus geschriebene Keilschriftfragmente hingewiesen werden, die in der Schicht nach 722 gefunden wurden, also der Zeit entstammen, in der Samarien und sein Hinterland assyrische Provinz waren. Gleich den zu Gezer gefundenen assyrischen Kontrakten[1] werden sie wohl auf assyrische Beamten und Soldaten zurückgehen. Der Wortlaut dieser beiden leider nur fragmentarischen Urkunden ist der folgende (Samaria I, 247):

a.

[š]um-ma ina libbi^{bi}	„Wenn am 10. Tage
ûmi 10^{kam} ša ^{arah}Abi	des Monats Ab Nergal-
Nergal-tal(?)-lim iḳab-	tallim befiehlt, so soll
bi^{bi} Ai-aḫê[2] ana ^{amêlu}	Ai-aḫê[2] dem „Großen
rab alâni [ ]-din alpu	der Städte" [ge]ben
6 immeru 10 [ ]	6 Rinder, 11 Schafe."

Es handelt sich hier wohl um das Fragment eines Kontraktes oder eines Briefes. Daß diese Urkunde in Palästina selbst geschrieben wurde, scheint mir daraus hervorzugehen, daß sich neben dem Keilschrifttexte noch Teile eines

1) Macalister. Excavations at Gezer I, 22 ff.

2) Geschrieben: A-a-aḫê; dieser Name findet sich auch, worauf mich A. Ungnad hinweist, bei Johns. Deeds. 3. Rs. 3; 294. Rs. 2 (eine ähnliche Bildung ist A-a-abbu, ibd. 742, Rs. 70). In a-a • ai vermutet U. die Partikel ‚wo' (he. אַיֵּה), so daß ich diesen Namen übersetzen würde: „Wo sind die Brüder?", eine typische Namensbildung für einen erstgeborenen Sohn.

althebräischen Siegels, und zwar die Buchstaben .....אב finden, was den Herausgeber Reisner wohl veranlaßte, den Namen Ai-aḫê: Abi-aḫê zu lesen, welche Lesung aber in nichts eine Stütze findet.

Besondere Beachtung verdient der hier erwähnte amêlu rab alâni, ‚der Große der Städte‘, ein bisher noch unbekanntes Gegenstück zu den vielen, mit rabû ‚groß‘ zusammengesetzten Beamtentiteln (cf. rab šakê = he. רַב שָׁקֵה u. a.). Die im Esther-Buche (1, 3 u. ö.) genannten שָׂרֵי הַמְּדִינוֹת, die I. Kg. 20, 14 ff. (wohl anachronistisch) auch unter Aḫab vorausgesetzt werden, dürften persische Beamte mit ähnlicher Befugnis gewesen sein. Die Aufgabe dieses ‚Großen der Städte‘ wird wohl darin bestanden haben, die Städte des 722 assyrisch gewordenen Reiches Israel zu verwalten.

b.

Das zweite, noch kleinere Keilschriftfragment läßt nur das folgende erkennen:

a-na ilAš[šur......i]n „an ilAš[šur....] in“.

III.

An inschriftlichem Materiale ist auch noch zu erwähnen die Aufschrift einer Vase des ägyptischen Königs Osorkon II. (784—53), die aber nur sehr fragmentarisch erhalten ist.

IV.

Ferner fanden sich in der Schicht der seleuzidisch-griechischen Zeit noch einige fragmentarische aramäische Krugaufschriften, wie:

a) [ ]חמר b) [ ]בשנת c) || ||| בשנת d. h. „im Jahre 5“.

V.

Zeitlich nicht bestimmbar sind Aufschriften von Krügen in altsemitischer Schrift, die folgendermaßen lauten:

a) למלכרם cf. ph. n. pr. מלכרם (NE. I, 311).

b) ליה; dazu ist an die von Sellin in Jericho gefundenen Krugstempel יה und יהו zu erinnern[1], sowie an Sach. 14, 20 f. „Jenes Tages werden die Schellen der Rosse die Aufschrift tragen: ‚Jahwe geheiligt‘ .... Jeder Topf in Jerusalem und Juda wird heilig sein Jahwe Ṣeba'ot .....“

(Abgeschlossen am 2. Februar 1925.)

[1] Sellin-Watzinger, Jericho. S. 158 f., 188 f.

Zum Leidener Amonshymnus.

Von Adolf Erman.

In den Sitz. Ber. der Berliner Akademie von 1923 (S. 62 ff.) habe ich nachzuweisen gesucht, daß der Leidener Amonshymnus in der Zeit nach dem Sturze der Ketzer gedichtet ist und den Sieg des Amon über Amenophis IV. feiert. Weder ich noch andere unserer Fachgenossen haben bemerkt, daß diese gleiche Ansicht schon früher von Herrn Frank-Kamenetzky in seinem Aufsatze „Beiträge zur Geschichte des Amonskultus und seiner Priesterschaft“ im 17. Jahrgange dieser Zeitschrift ausgesprochen und begründet worden ist. Daß wir dies übersehen oder vergessen haben, ist freilich kein Wunder, denn der fragliche Aufsatz ist im Juli 1914 erschienen, als diesseits und jenseits der deutschen Grenzen jeder an andere Dinge denken mußte als an den Ketzer von Tell Amarna.

Besprechungen.

Hausenstein, Wilhelm: Barbaren und Klassiker. Ein Buch von der Bildnerei exotischer Völker. 2. Aufl. München: R. Piper & Co. 1923. (IX, 104 S. u. 177 Tafeln). 4°. Rm. 25.—. Bespr. von Heinrich Wolff, Königsberg i. Pr.

Dieses Buch, das nun schon in zweiter Auflage vorliegt, kann mit seinen 177 schönen Tafeln, darunter acht in Lichtdruck, gewiß einer weiteren Verbreitung des Interesses an exotischer Kunst dienen. Diesen weiteren Kreisen bedeutet es ja auch kaum eine Wertverminderung daß eine Anzahl der Bilder älteren Werken entnommen ist. Ob für die Wissenschaft eine wesentliche Bereicherung aus dem Werk zu gewinnen ist, scheint mir zweifelhafter. Auch hinsichtlich des Textes von Hausenstein.

Was heißt allerdings vorläufig Wissenschaft von exotischer Kunst! Man erinnert sich mit einigem Vergnügen, wie Whistler einst in seiner berühmten Zehn-Uhr-Vorlesung den „ersten Künstler“ schilderte, der abseits seiner kriegerischen und jagenden Genossen in die „zierlichen Muster“ vertieft war, die er mit gebranntem Stab auf einen Kürbis zeichnete. Aber die rohen Genossen, wenn sie heimkehrten, nahmen den Kürbis und — tranken nur daraus. H. dagegen zeigt uns mit starken Worten den vulkanischen Schaffensdrang der Barbaren, denen „bildende Hand Gemeingut“, von denen jeder ein Künstler war. — Was aber wissen wir wirklich?

H. hat gerade über den raffinierten Whistler einmal glänzend geschrieben. Darum braucht seine Liebe für die Quellen der Kunst nicht weniger echt zu sein. Aber der Unterschied zwischen den ureinfachen Wilden und der keineswegs einfachen Sprache H.s könnte immerhin auffallen, wenn nicht gerade das noch bescheidene Wissen auf diesem Gebiet es so beliebt machte für eine Spekulation, die dem Unfaßbaren nur mit schwer faßlichen Sätzen näher zu kommen glaubt.

Man kann freilich zugeben, daß die Entwicklung von „Barbaren“ zum „Klassiker“ einen verständigen Weg zeigt, um erste Ordnung in das dunkle Gebiet zu bringen. Es ist eben der erste Weg aller Kunst! H. bezeichnet ihn für die exotische Kunst mit den Zonen: Ozeanien, Afrika, Amerika, Asien. Und er meint, daß in jeder Zone die Spannung sich relativ wiederhole. Man wird ihm Recht geben können, ohne gerade die einzelnen Beispiele stets zwingend zu finden.

Anregsam ist H. jedenfalls immer, selbst wo man sich über ihn ärgert. Und zum Schluß des Buches findet er sehr ernsthafte Worte, um die exotische Kunst zu schützen vor vergeblicher heutiger Nachahmung.

Hausenstein, Wilhelm: **Die Bildnerei der Etrusker.** München: R. Piper & Co. 1922. (28 S. und 67 Tafeln.) 4°. = Das Bild, Atlanten zur Kunst. 2. Bd. Rm. 10 —. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Man soll Bücher nach dem Zweck beurteilen, den sie selbst verfolgen, nicht nach dem, was man persönlich bearbeitet haben möchte, dann muß man sie selbst schreiben. „Der vorliegende Band beansprucht nicht, die Altertumskunde zu bereichen. Er wendet sich an Interessen, die lebendiger Wesentlichkeit der Kunst auf den nächsten Wegen zustreben — zumal an Künstler“ steht im Nachwort. Wenn ich also als wissenschaftlicher Rezensent zu dem Buche Stellung nehmen soll, so habe ich zu prüfen, ob grobe Verstöße gegen die bisherigen Ergebnisse der Forschung vorliegen. Dies ist nicht der Fall. Der Text, in dem H. die Frage der Herkunft der E., ihre soziale und politische Entwicklung, ihr Einfluß auf die Römer die Hauptthemata der Kunst, deren Ähnlichkeit mit der späteren toskanischen, die hauptsächliche wissenschaftliche Literatur in gedrängter Form behandelt, beweist, daß er die Forschung kennt und annimmt. Auch die Auswahl der Bilder ist treffend; sie bringen: Bronzereliefs, nämlich die Wagen von Perugia und Monteleone, zwei figürliche Urnen, zwei Reliefvasen, den Bronzeleuchter von Cortona, einen Spiegel, eine Grabstele, archaische Sarkophage, Bronzestatuetten von Mensch und Tier, den Apollo von Veji, Dachterrakotten, einen Reliefcippus; dann aus nacharchaischer Zeit Bronzen, Aschenkisten und Sarkophage. Bei einigen Stücken sagt H. selbst, daß ihre etruskische Herkunft bestritten sei, — bei der römischen Wölfin, wie ich glaube, mit Recht, — aber man wird auch hier ihm gegenüber liberal sein und sich vielmehr freuen, daß uns eine große Zahl guter Abbildungen zugänglich gemacht wird. Außerdem sind m. W. einige Bronzestatuetten in Leiden überhaupt und zwei Steinskulpturen in Berlin zum erstenmal in Photographien veröffentlicht.

Beim in die Hand Nehmen des Buches hatte ich gehofft, H., der ja als Kunstschriftsteller modernster Observanz bekannt ist, würde eine Formanalyse der etruskischen Eigenart, deren wir dringend bedürfen, versuchen, aber seine Charakteristiken sind anderer Art, geben nicht die Unterschiede der etruskischen von anderer Kunst. Ich gebe ein Beispiel: „Alles ist von undurchstoßbarer Dichtigkeit; satt, doch stramm; fest und doch reich an plastischer Kurvatur; endlich eins über allem — rund“. Das ist zutreffend, kann aber auch z. B. auf vorderasiatische Plastik angewendet werden. H.s Schreibweise ist expressionistisch, aber von erstaunlicher Prägnanz und „Dichtigkeit“, dabei doch nicht so extrem, daß es für normale Menschen ungenießbar würde. Da nun auch die Anordnung der Abbildungen nach künstlerischen, nicht wissenschaftlichen, also streng chronologischen oder systematischen, Gesichtspunkten erfolgt, kann man das Buch selbst als ein modernes Kunstwerk nehmen. Dann kann man es, da die etruskische Kunst ebenfalls in gewissem Sinne „expressionistisch“ ist, „die gegenwärtige Empfindung mit unheimlicher Anzüglichkeit berührt“, stilvoll nennen.

Sarasin, Paul: **Helios und Keraunos oder Gott und Geist.** Zugleich Versuch einer Erklärung der Trias in der vergleichenden Religionsgeschichte. Innsbruck: Wagner'sche Univ.-Buchhdlg. 1924. (212 S.) gr. 8°. Rm. 7 —. Bespr. von W. Weber, Tübingen.

Der verdiente Mitherausgeber des großen Werkes über die Weddas hat neuerdings in einer Anzahl von Abhandlungen Probleme der Prähistorie und vergleichenden Religionsgeschichte bearbeitet und zwischen Erscheinungen frühester Zeiten und entlegenster Gebiete und solchen der hellsten Geschichtsüberlieferung westlicher und östlicher Völker Verbindungslinien zu ziehen versucht. So leitete er einmal (Z. f. Ethn. 1907, 1910) den griechischen Tempel aus dem Pfahlhaus, dann den Triumphbogen der beginnenden Römischen Herrscherzeit aus dem Janustempel ab, der ihm (zuletzt in dem vorliegenden Buche 18) „die symbolische Darstellung der unterirdischen Höhle als Wohnung des Sonnengottes“ ist; Rechts- und Linkshändigkeit (V. Natforsch. Ges. Basel 29) erhielten ihm wie Swastika und Triquetrum besondere Beziehung zum Sonnenkult und der von Usener und anderen öfter erörterte Begriff der göttlichen Dreiheit, über dessen Bedeutung sich niemand Täuschungen hingeben wird, gewann ihm bei einem fast zufälligen Anlaß plötzlich einen neuen Inhalt (zugleich Helios und Keraunos S. 3), so daß er „jetzt die Gewißheit zu haben“

glaubt, „daß der Trinitätsgedanke weder von der indischen Religion nach der christlichen, noch umgekehrt von der christlichen nach der indischen gekommen ist, daß vielmehr dieser Gedanke aus einer gemeinsamen, viel älteren Wurzel entstand“ (ebd.). Ersichtlich strebte er von einzelnen Punkten her durch eine möglichst umfassende, erschöpfende Deutung solcher Symbole und Bilder, die mehr oder minder sicher dem Gebiete der Religion angehören, zur Genesis gewisser religiöser Grundvorstellungen der Gesamtmenschheit vorzudringen. Im vorliegenden Buch führt er nun seine Gedanken auf Grund eines anerkennenswert breiten, wenn auch nicht vollständigen Materials, das er aus allen Teilen der Erde zusammengebracht hat, weiter, in einer zumeist schlichten, oft gedrängten, aber nicht immer eindeutigen Darstellungsweise, freilich den Stoff nicht straff ordnend, die Grundgedanken nicht herausarbeitend, sondern teilweise voraussetzend, gelegentlich sogar verdunkelnd.

Sarasin will, wenn ich ihn recht verstehe, zweierlei nachweisen: 1. Sonnenkult war überall auf der Erde wenn nicht der erste, so doch der mächtigste Kult; vor ihm ist die Verehrung des Blitzes als eines furchtbaren, dämonischen Wesens anzunehmen; im Zeitalter aber, wo der Mensch zum Ackerbau überging, ist diese mit der Verehrung des Feuers „durch weitere Beobachtung und theologische Spekulation zusammengefaßt“ und jenem, dem für die Ackerbauer wichtigsten, untergeordnet worden: Feuer und Blitz wurden zu „auf Erden erscheinenden Repräsentanten des Sonnengottes,“ der gewöhnlich „dem Menschen so unerreichbar ferne, so hoch erhaben dastand,“ „als Blitz oder als Feuer persönlich unter den Menschen erscheinen konnte (S. 124f.): „Sonne = Gott, Blitz und Feuer = Geist. 2. „Irgendwo“ (S. 4) auf Erden ist die Vorstellung entstanden, daß der Sonnengott „uns am Morgen bei seinem Aufgang mit einem anderen Gesicht betrachte als bei seinem Untergang am Abend“; diese Vorstellung von einer Dyas von Gesichtern, die aus dem ursprünglich monadisch vorgestellten Helios emaniert, erweitert sich sogar dahin, daß auch die Mittagssonne ein eigenes Gesicht habe, also zur Trias von Gesichtern auf einem Körper und schließlich gar zur Tetras.

In fünf Kapiteln legt er dafür Beweisgänge vor; er spricht (I) von der „Multiplizität in der römischen Mythologie“, dann (II) in der griechischen, reiht (III) daran allgemeine Betrachtungen, in welchen von Heliotheismus, Blitz, Schicksal, Tänzen, den vier Manifestationen des Menschen, Körper und Geist des Gottes als einer Dyas, der Autogenese, Parthenogenese (Dyas), der Hervorbringung des dritten Gliedes der Trias durch ein Inzest, der Geschwisterehe und Bachofens Mutterrechtslehre, schließlich von überkreuzten (Vater-Tochter, Sohn-Mutter) ehelichen Verbindungen gehandelt wird. Kap. IV und V verfolgen die Multiplizität in der ägyptischen, babylonischen, indischen, amerikanischen, germanisch-keltisch-slavischen, jüdischen und christlichen Mythologie. 69 ausreichende Textabbildungen sollen das Verständnis erleichtern.

Man spürt sofort — auch der dreifache Titel verrät dies noch —, daß der Verf. seinen Ausgang von jenen Einzelabhandlungen genommen hat; überall drängen sie sich ein, bis zur letzten Reife hat er seinen Stoff offenkundig noch nicht durchdacht: Von Anfang bis zu Ende laufen ihm die beiden Hauptthesen durcheinander; nirgends wird die eine oder die andere unter Vorlegung des dafür beweiskräftigen Materials endgültig abgehandelt, die Erörterung verliert sich in immer neue Einzelheiten, verschwendet ihre Kraft an eine Fülle von kleinen, teils feinen, teils auch absurden Behauptungen, Zusammenstellungen, Vergleichen, Angleichungen, und — um ihretwillen — sogar Deutungen und Etymologien, die alle im Einzelnen zu besprechen, gar zu widerlegen, völlig unmöglich ist, wenn nicht ein neues Buch geschrieben werden soll. Aber noch mehr: soweit ich sehe bleibt, was These ist, Annahme, auch wenn er sie immer von neuem als bewiesen weiterbenutzt. Scheinbare Analyse geht von einzelnen Zeugnissen aus einem und dem anderen Religionskreis aus, um die Thesen zu gewinnen; so wenig im Abschnitt über Janus (I) wie in einem anderen ist sie streng, rücksichtslos exakt und erschöpfend, wie sie sein müßte, ja so wenig entspricht das Verfahren, Zeugnisse zu interpretieren, dem, was man jetzt religionsgeschichtliche Methode zu nennen gewöhnt ist, daß es mich nicht verblüfft, wenn „die Schleife an der Crux ansata“ (der ägyptischen Hieroglyphe für „Leben“) „als Symbol des glandaren Teiles des Phallos und zugleich ... des ejaculierten Samens“ (S. 42) oder die Doppelaxt in der Hand des kleinasiatischen Zeus als „Kreuzsymbol“ (S. 44) aufgefaßt oder die griechische Herme, die für das bebaute Land segenbringenden Charakter hatte,“ mit den „an Wegen und auf Feldern stehenden Christuskreuzen“ verbunden wird (S. 38) u. a. vielfach.

Es liegt mir ferne, diese Methode ad absurdum zu führen, indem ich irgendwo Sätze aus ihrem Zusammenhang reiße. Dies aber soll doch mit allem Nachdruck gesagt sein war es denn nicht unbedingt nötig, nach irgend einem Plan vorzugehen, dank dem zugleich die

jeweils allein zulässige Verwendung des aus den allerverschiedensten Kreisen, Schichten, Stadien menschlichen Lebens, Denkens, Tuns stammenden Materials verbürgt und sowohl die Richtigkeit der ersten wie die Originalität der zweiten Grundthese schlagend bewiesen wurden? Das Vorgehen, das Verf. vorzog, ist bare Willkür: statt mit größter Sorgsamkeit jeden einzelnen der zahlreichen in ihrer ganzen Entwicklung abgeschlossen vor uns liegenden Religionskreise zu durchforschen, jedes einzelne Zeugnis, das an seine Thesen herangebracht werden könnte, auf den ihm zukommenden Platz zu stellen und auf seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, seinen Wert vor allem zu prüfen, biegt Verf. sein Material vielfach mit Interpretationen zurecht, die sich vor der übereinstimmenden Ansicht aller Spezialforscher kaum fürchten; dagegen wäre nichts einzuwenden — wie oft bringt ein Außenstehender neue, fruchtbare Anregungen in eine Diskussion — wenn er irgendwie haltbare, weil fest begründete Ansichten äußerte. Seine Auffassungen über Janus und alles, was im ersten Kapitel gesagt ist, aber auch über die griechischen Mythologica, über die Entstehungsgeschichte der Symbole wie Swastika, Kreuz, Herme, Triquetrum, 'Blitzspirale', ja selbst über die doppelköpfigen, vielköpfigen und eingestaltigen, dann vielgestaltigen göttlichen Figuren werden nicht viele Forscher bedingungslos anzunehmen geneigt sein. Hätte er zunächst die zahllosen orientalischen Beispiele über solche Multiplizitäten, die über ihren Inhalt allgemein gesicherten Daten vollständig gesammelt und gesichtet, dann alle die des westlichen und der übrigen Kulturkreise, dazu die Mischtypen therio-anthropomorpher Art, hätte er an Hand dieses corpus der pleonastischen Bildungen, wie ich meine, zwar nicht die erste der zwei Thesen bewiesen, wohl aber einen Einblick in das Ringen der Menschheit um die Gestaltung der göttlichen Wesensvielheiten, der Spaltung und Vereinigung gewährt. Wer um einer These willen den Feuerdienst bei der Vesta „auf dem Wege über Babylon" beweislos „auf parsistischen Einfluß" zurückführt (S. 29), wer das römische Pantheon als Bautypus aus dem über einem Blitzgrab errichteten puteal ableitet und dieses als cunnus der Erdmutter deutet (S. 96), oder beweislos verfügt, daß der Osirispfeiler „für einen Phallos, dessen glandarer Teil die Tetras symbolisiert", zu halten sei (S. 155), wer in der Paradieses- und Versuchungsgeschichte „eine spätere Nachwirkung des Kampfes des Blitzdämons mit dem Sonnengotte oder allgemein ausgedrückt, des uralten diesseitigen Dämonismus mit dem jenseitigen Theismus" erkennt, vermag alle Phaenomene des religiösen Lebens der Menschheit diesem Moloch seiner These zu opfern.

Zu allem Schmerz nimmt man noch wahr, daß Verf. für einzelne wichtige Religionskreise sein Material nur aus — keineswegs immer einwandfreien oder gar vollständigen — abgeleiteten Quellen schöpft; auch mit Druckfehlern und falschen Zitaten muß man sich plagen.

Endres, Dr. Heinrich: **Geographischer Horizont und Politik bei Alexander d. Gr.** in den Jahren 330—23. Ein Beitrag zur Würdigung Alexanders. Würzburg: Selbstverlag 1924. (23 S.) 8°. Bespr. von W. Weber, Tübingen.

Warum wurde diese Abhandlung von knapp 23 S., die obendrein linkisch geschrieben ist, nicht in einer Zeitschrift untergebracht? Von der umständlichen Eckigkeit und Flüchtigkeiten (z. B. dem Wechsel von Charasmanes und Pharasmanes für den Namen des Chorasmiers, S. 8 ff.) abgesehen, kommt es auf folgendes an: Der „Beitrag zur Würdigung Alexanders" will das Bild des Herrschers durch die Beobachtung bereichern und vertiefen, daß die Aufhellung des geographischen Horizonts im NO, O und S des persischen Asien, die sich jeweils im Zusammenhang mit den Feldzügen für die griechische Wissenschaft ergab, nicht nur eine Korrektur des von seinem Lehrer Aristoteles auf Alexander überkommenen Weltbildes wurde, sondern auch seine politischen Entschließungen in der jeweiligen Lage und seine letzten Pläne beeinflußte. Daran kann, von Philistern abgesehen, niemand ernstlich zweifeln; fraglich ist nur, ob die positiven Kenntnisse der griechischen Wissenschaft die einzigen Quellen für Alexanders Wissen gewesen sind, darauf aber wird nicht eingegangen. Aus Alexander aber, der immer das ganze Leben umspannte, so etwas wie einen Forschungsreisenden zu machen, wie einzelne Stellen dank der einseitigen Betrachtung glauben machen können (vgl. etwa S. 8 „auf diese Erweiterung seines geographischen Horizonts im Norden hin kehrte er um", ähnl. S. 11, 13, 16) ist eine arge Zumutung. Alexander war ein politischer Genius und kein moderner Geographiestudent.

Christian, Dr. Viktor: **Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients** (Sonderabdruck aus Bd. LIV der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien). Wien: Selbstverlag der Anthropol. Ges. 1924. (50 S.) 4°. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Christians inhaltsreiche Untersuchungen über das Werden der altorientalischen Kulturen und die Rassenzugehörigkeit ihrer Träger fußen auf dem gewiß fruchtbaren Gedanken, daß die „Schichtenfolge im Aufbau einer Kultur" nicht nur am materiellen Kulturgut, wie es die Aus-

grabung der Trümmerhügel erkennen läßt, deutlich wird, sondern auch am geistigen, das in der Literatur des betreffenden Volkes überliefert ist. In der Religion der semitisch sprechenden (akkadischen) Bevölkerung Assyriens und Babyloniens, die anthropologisch als Mischprodukt eines semitischen und eines „hettitischen" (vorderasiatischen) Elementes, kulturell als Erbe der Sumerer anzusehen sei, sind nach Christian, der die Vergleichung des modernen völkerkundlichen Materials, insbesondere auch des afrikanischen weithin als grundlegend ansieht, letzten Endes drei Schichten enthalten: Eine „emanistische, die nach einem wesentlichen Zuge etwa Zauberkultur benannt werden könnte"; diese nimmt an, daß „das Urprinzip (Gott) .... im Anfang der Welt in die Materie eine wirkende Kraft hineingelegt hat", die der Zauberer helfend oder schadend nutzbar machen kann. Ferner eine zweite Schicht (die „Seelenkultur"), die die wirkende Kraft außerhalb der Materie sucht und alles Geschehen von Seelen verursacht sein läßt, die seitens des Urprinzipes beauftragt sind. Der oberste Gott tritt hier „praktisch für den Menschen derart in den Hintergrund, daß ihn der Mensch nicht unmittelbar erreichen kann und daher der Seelen seiner Ahnen als Mittler benötigt ..... Zwischen den zu Göttern gewordenen Seelen und den Menschen schiebt sich noch ein Mittler in der Person eines von den Seelen besonders begabten Menschen ein, der Priester (Seelenmann), der sich besonders auf die „Sprache" der Seelen versteht ...... Wesentlich für die Seelenkultur ist endlich die Scheidung in Gut und Böse in dem Sinne der unterschiedlichen Behandlung der Seele nach dem Tode des Menschen." Die dritte Schicht der „Astral"- oder auch „Auferstehungskultur" findet wiederum die Kraft in der Materie, hält aber die wirkende Kraft (Gott) für unbeeinflußbar. Wie alles Geschehen der himmlischen und irdischen Welt gelten ihr auch die menschlichen Schicksale als vorher bestimmt, sie glaubt jedoch im Anschlusse an die Vorgänge am Sternenhimmel, daß der Verstorbene nach einer bestimmten Zeit zu neuem Leben erweckt würde.

Wesentliche Züge dieser „Verbindung von Zauber- und Seelenkultur mit starkem Vorherrschen der letzteren" sowie der darüberlagernden Astrallehre glaubt Christian in Innerasien, speziell in Sibirien wieder zu finden, und wie die Religion so weisen ihm auch Sitte und Brauch, Gesellschaft und Rechtsordnung des alten Mesopotamien und seiner modernen Erben mannigfache Beziehungen zu Sibirien auf. Besonders auffällig sind Gemeinsamkeiten in der Ahnenverehrung und vor allem im Eherecht, Gemeinsamkeiten, die angesichts der ganzen Sachlage nicht als „Ausstrahlungen akkadischer Kultur" angesehen werden können und deshalb Veranlassung geben, die materielle Kultur Mesopotamiens am Beginne der Geschichte und die physische Beschaffenheit seiner Bewohner zu untersuchen und die hier durch archäologische, anthropologische und linguistische Überlegungen zu erschließenden Merkmalkomplexe mit den auf dem Gebiete der Religion und Soziologie gewonnenen Kulturschichten zu kombinieren.

Der Verf. unternimmt es deshalb in einem noch weitere Perspektiven eröffnenden II. Kapitel (S. 21—33) die sumerische Schicht, auf die das Akkadertum aufgelagert ist, zu analysieren: zwei anthropologischen Typen, den bekannten „Vogelgesichtern" der Zeit Eannatums (dem „armenoiden" Typus) und den langschädeligen Köpfen mit feinnasigen Gesichtern (fast mediterranen Typs) scheinen hier zunächst zwei verschiedene Komponenten der Sprache, eine „prä- oder protohamitische" und eine den Sudansprachen nahestehende, ohne weiteres zu entsprechen. Diese von Meinhof erkannte Zusammensetzung erlaubt jedoch nicht, den hettitoiden oder armenoiden physischen Typ unterzubringen, und deshalb erinnert Christian im Anschluß an Kluge und Tseretelli daran, daß viele Merkmale der Sudansprachen in den Kaukasussprachen wiederkehren, die ja ihrerseits sonst mit dem hettitoiden Typ vergesellschaftet sind.

Dennoch glaubt Christian, auch den Beziehungen zu den Sudansprachen großen Wert beimessen zu sollen; denn einerseits haben insbesondere die Grabungen von Thompson und Hall in Eridu und Ur mannigfache Beziehungen der Keramik und Kleidung usw. der ältesten sumerischen („armenoiden") Bevölkerung zu Elam, Anau und prähistorischen Fundstätten Chinas ergeben, anderseits schließt der „sudanische" Mischungsfaktor Beziehungspunkte des Sumerischen zum Malaio-Polynesischen und zur Sprache der Urbevölkerung Indiens in sich, so daß er sehr wohl auch als prämalaiisch bezeichnet werden kann. Und dies umsoeher als Ackerbauer, welche den durch Jagd und Viehzucht charakterisierten Hamiten vorangehen, aber gerade wegen ihres Ackerbaues nicht Vorfahren der Hamiten gewesen sein können, vielmehr eine ganz andere, freilich fast völlig aufgesogene Rasse darstellen, auch für Ägypten anzunehmen sind. Daher hält es Christian für wahrscheinlich, „daß noch vor Auftreten der Armenoiden eine vom südlichen Asien (etwa Indien?) ausgehende Völkerwelle Elam, Mesopotamien und Teile Afrikas mit einer Hackbaubevölkerung bedeckte". Diese prämalaiische Welle will er „als die Schöpferin des Ackerbaues in Mesopotamien und Ägypten-Nubien

betrachten; freilich hat sich physisch von ihr bis zu der Zeit, die im Morgenrote der Geschichte uns entgegentritt, nicht viel erhalten, da stets immer wieder von neuem hamitische Nomaden eindrangen, die sich zwar der vorhandenen Kultur assimilierten, den physischen Typus der Seßhaften jedoch völlig änderten. Über dieses anthropologisch in der Hauptsache mediterrane Volk mit einer im wesentlichen prämalaiischen Kultur lagerte sich in Mesopotamien als Träger der bemalten Keramik ein armenoider Typus, der uns auch in den Denkmälern der archaischen Zeit in sehr guter Wiedergabe entgegentritt; ihm dürfte bald das semitische Element gefolgt sein, das mit der Dynastie von Akkad die Vormachtstellung in Mesopotamien gewinnt."

Die so gewonnenen drei vorsemitischen Schichten je einer prämalaiischen, mediterranen und armenoiden Bevölkerung, von denen die erste der letzten, die mediterrane aber der späteren semitischen in mancher Hinsicht kulturell nicht unähnlich scheine, glaubt Christian nun dem Grundgedanken seiner Arbeit gemäß jener anderen Dreiheit gegenüberstellen zu müssen und weist der prämalaiischen Bevölkerung die „schamanistische" Kultur zu, der armenoiden die ebenfalls mutterrechtliche, aber „entwickeltere Kultur der Astrallehre", der mediterranen Bevölkerung schließlich die vaterrechtlich-„emanistische" Kultur (S. 32f.).

Ein umfangreiches Schlußkapital „Anau und Elam" bezweckt in erster Linie die Beseitigung der chronologischen Hindernisse, die Christians Annahme verhältnismäßig enger Beziehungen eines Bestandteiles des Sumerertums zu Anau und Elam durch die bisherigen Datierungen der Anaufunde bereitet werden, bringt aber außerdem noch zahlreiche Ausführungen über die vorgeschichtlichen Rassen und Kulturen von Elam, Mesopotamien, Syrien, Palästina, Kleinasien und Nordafrika einerseits, Europa andererseits.

Man sieht, daß Christians Anschauungen vielfach in unsicheren Voraussetzungen — deren hypothetischer Charakter bei ihm nicht immer scharf hervortritt — wurzeln, und daß ihm daher der Assyriologe oder Althistoriker durchaus nicht immer willig folgen darf. Dennoch ist es dankenswert, daß sich Christian an die Behandlung der ihm „von Haus aus doch etwas ferner liegenden Fragen der Archäologie und Anthropologie" so mutig herangewagt hat; denn seine Ausführungen enthalten verschiedene Beobachtungen — auf S. 23 z. B. den Hinweis auf die in der Lesung der Ideogramme zum Ausdruck kommende „Doppelschichtigkeit des Sumerertums" —, die für die Diskussion der mit Sprache und Rasse der Sumerer verbundenen Probleme nur förderlich sein können.

Bell, Edward, M. A., F. S. A.: **Early Architecture in Western Asia.** A historical outline. With 60 illustr., maps and plans. London: G. Bell and Sons 1924. (XVI, 252 S.) 8°. 10 sh. Bespr. von Julius **Jordan**, München.

Seinen Büchern über ägyptische und griechische Architektur läßt der Verfasser unter obigem Titel einen mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen ausgestatteten Abriß der alten vorderasiatischen Baukunst folgen, in dem er über den heutigen Stand der baugeschichtlichen Forschungen einen Überblick zu geben versucht.

Nach kurzen historischen Einleitungen, die im Wesentlichen die III. Auflage von Ed. Meyers Geschichte des Altertums und Dr. Halls 1913 erschienene Ancient history of the near east zur Grundlage haben, werden Zusammenstellungen der babylonischen, hettitischen, assyrischen, spätbabylonischen und achämenidischen Baureste gegeben, soweit sie veröffentlicht und — dem Verfasser bekannt geworden sind. Eine kurze Aneinanderreihung und Zusammenfassung des in vielen schwer zugänglichen Publikationen und Zeitschriften zerstreuten Materiales entspricht heute gewiß einem lebhaften Bedürfnis. Nur muß man von ihr eine gewisse Vollständigkeit verlangen. Wenn wie hier Daten der allerjüngsten Ausgrabungen neben solche aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gestellt werden, die durch neuere Arbeiten längst überholt aber dem Verfasser offenbar unbekannt geblieben sind, so muß notwendigerweise ein schiefes Bild entstehen, das keine richtige Vorstellung von der Architektur Vorderasiens vermittelt, sondern trotz mancher dankenswerten Auseinandersetzung mehr schadet als nützt.

Was die Nachkriegs-Ausgrabungen der Engländer aus den babylonischen Ruinen Mugajir, El Obêd und Abu Schahrein an's Licht gefördert haben, wird erfreulicherweise bereits verwertet. Aber wie ist es möglich, daß der Verfasser für seine „assyrische Architektur", ja sogar für sein Kapitel „Quellen der assyrischen Architektur" von den Assur-Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft nur die Andraesche über die Festungswerke benützt und den Anu-Adad-Tempel, die altassyrischen Ischtartempel und die Stelenreihen unbeachtet läßt? Was über assyrische Architektur zusammenfassend zu sagen war, ist dort mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen. Wäre es beachtet worden, so wären wir — um nur ein Beispiel zu nennen — von der kritiklosen Wiederholung des alten Irrtumes in der Publikation von Place verschont geblieben, daß die drei Tempel in Dur Scharrukin Haremsräume gewesen seien.

Eine Architekturgeschichte im strengen und einzig richtigen Sinne ist das Buch Beils nicht. Nirgends findet sich in ihm eine eingehende Besprechung und Würdigung der Gebäudereste, wie der Architekt sie verlangt, und von dem Eifer, mit dem bei uns in Deutschland die Entwicklung von Gebäudeformen: des babylonischen und assyrischen Tempeltyps, der Paläste, des bit chilani usw. verfolgt und ihrer Entstehung, Verbreitung und ihren möglichen Zusammenhängen nachgegangen wird, ist nichts zu verspüren.

Ansprüchen wie sie die Geschichtsschreibung heute an einen architekturgeschichtlichen Überblick stellen muß, kann das Buch nicht genügen, obgleich es gut ausgestattet ist und eine große Anzahl guter Abbildungen enthält.

Behnk, Frida: Grammatik der Texte aus El Amarna. Berliner Inauguraldissertation, 1924. Bespr. von Adolf **Erman**, Berlin.

Die zahlreichen Inschriften von Tell Amarna, die wir jetzt dank N. de G. Davies in sicherer Gestalt benutzen können, sind nicht nur durch ihren Inhalt wertvoll, sondern sind es auch durch ihre Sprache. Denn in ihnen tritt zum ersten Male uns diejenige Stufe der Sprache klar entgegen, die wir das Neuägyptische nennen und die Jahrhunderte lang fortan als Schriftsprache geherrscht hat. Das soll natürlich nicht heißen, daß man diese jüngere Sprache früher nicht auch schon geschrieben hätte. Das ist gewiß schon der Fall gewesen. Denn um von anderem zu schweigen, die verschiedenen Schreiber von Tell Amarna besitzen für ihre neuen Formen und Worte bereits gemeinsame feste Schreibungen; sie schreiben *tw-* für das Praefix des „ersten Praesens", *mtw-* für das des „Konjunktivs", *m* für das *ln* der Hervorhebung, *r-* für den Vorschlagsvokal der Verben, *št* für das Suffix *-s* u. a. m. Sie waren also schon gewöhnt, ihre Umgangssprache auch zu schreiben. Nur hatte das, was man so schrieb, noch kein Ansehen, und ein gebildeter Schreiber wird die vulgäre Sprache in seinen Schriftstücken noch vermieden haben.

In Tell Amarna wird das mit einem Male anders, da tritt die bisherige Vulgärsprache plötzlich als anerkannte Schriftsprache auf. Das Neuägyptische hat sich also nicht allmählich durchgesetzt, sondern es ist durch eine bewußte Neuerung als Schriftsprache anerkannt worden; es ist charakteristisch, daß gerade offizielle Denkmäler wie die Grenzstelen der neuen Stadt dabei mit ihrem Beispiele vorangehen.

Es ist natürlich kein Zufall, daß dieser Bruch mit der überkommenen Schriftsprache gerade in der Tell Amarnazeit erfolgt ist. Die Verfasserin der vorliegenden Arbeit sucht den Grund dafür in dem Streben nach Wahrheit, das sich auch in der neuen Religion und Kunst zeige; ich denke, daß man auch darum die bisherige Sprache verworfen haben wird, weil sie von der Gesellschaft gepflegt wurde, mit der die Neuerer gebrochen hatten. Und auch das wird mitgespielt haben, daß man in der neuen Sprache einem jeden verständlich war, und ihm „die Lehre" des Königs verkünden konnte, auch wenn er nichts von der überlieferten Bildung der Schulen besaß. Und daß es wirklich Zeit war zu einer solchen Änderung der Sprache, das sieht man daraus, daß von den Neuerungen der Tell Amarnazeit diese Änderung der Schriftsprache Bestand gehabt hat.

So bilden denn die Inschriften von Tell Amarna wirklich einen Wendepunkt in dem langen Leben der ägyptischen Sprache und wir müssen es der Verfasserin Dank wissen, daß sie deren Grammatik eingehend untersucht hat. Sie hat das Material mit großem Fleiße gesammelt und hat damit für die Sprachgeschichte einen festen Punkt gewonnen, von dem aus man weiter arbeiten kann.

Am Schlusse ihrer Arbeit hat die Verfasserin zusammengestellt, wie sich die Tell Amarnasprache zu dem Neuägyptischen der Ramessidenzeit verhält. Um ein klares Bild von diesem Verhältnis zu erhalten, wird man, glaube ich, dabei noch mehr ins Einzelne gehen müssen, denn weder die Texte der einen noch die der andern Sprache bilden sprachlich eine Einheit. Je nachdem ihre Schreiber sich gewählt ausdrücken wollen oder sich gehen lassen, vermeiden sie oder schreiben sie dieses oder jenes. Das ist augenfällig beim Gebrauche und Nichtgebrauch des bestimmten Artikels, aber es steht auch in anderen Punkten nicht anders. So kommt z. B. das charakteristische Suffix 3. plur. *-w* in Tell Amarna nur selten vor (seltener noch, als es nach den Bemerkungen der Verfasserin scheinen kann), aber das ist nicht etwa eine Eigentümlichkeit der Tell Amarnatexte, denn auch Texte der Folgezeit sind noch behutsam in seinem Gebrauche. Das Märchen vom verwünschten Prinzen benutzt es noch gar nicht und bei unserer Hauptquelle, dem Papyrus d'Orbiney, kann man sogar sehen, wie man es bewußt vermieden hat. Sein Schreiber hat es auf den ersten beiden Seiten noch achtmal gebraucht, aber dann wird der Lehrer ihm gesagt haben, daß diese Form doch unschicklich sei, denn von nun an schreibt er fünfzehn Seiten lang mit einer einzigen Ausnahme (4,5) immer nur das alte *-šn*, und erst am Schlusse seiner Arbeit begegnet es ihm wieder (18,1; 19,4), daß er ein *-w* seiner Vorlage ungeändert läßt. — Der unbestimmte Artikel kommt

in Tell Amarna gar nicht vor; die Verfasserin hält dies für einen Zufall, ich würde auch hier eher an ein absichtliches Vermeiden denken. Und ebenso möchte ich es mir erklären, daß der Konjunktiv *mtw-* in Tell Amarna so selten vorkommt. Denn beides, das Vermeiden des unbestimmten Artikels und das des Konjunktivs, scheint mir auch sonst in manchen neuägyptischen Texten vorzuliegen, so z. B. im großen Papyrus Harris[1].

Die Dinge liegen also viel verworrener, als man denken würde, und wer wieder eine neuägyptische Grammatik schreiben wollte, müßte sehr vorsichtig verfahren. Zum Schluß noch ein Beispiel dafür, was hier alles möglich ist. In den neuägyptischen Texten wird der Vorschlagsvokal der Verben bekanntlich mit 𓇋𓀁 *ỉ* bezeichnet; wenn statt dessen einige mal in unorthographischen Texten ein 𓂋 *r* steht[2], so hat das niemand bisher ernst genommen. Jetzt zeigt uns Frl. Behnk (§ 56. 68. 80), daß dem nicht so ist; die Tell Amarnatexte benutzen niemals die vernünftige Schreibung *ỉ*, sondern immer (10 mal) das *r*.

Wreszinski, Walter: Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte. II. Teil. 1. Lf. 10 Lichtdrucktafeln. Rm. 12—. 2. Lf. 11 Lichtdrucktafeln. Rm. 15.60. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Der 2. Teil des Atlas, dessen frühere Lieferungen hier (OLZ 1924, 76 ff.) besprochen sind, trägt ein anderes Aussehen als die vorigen Lieferungen. Die Tafeln sind jetzt in Quer-Folio, doppelt so groß als früher. Das größere Format ist voll ausgenutzt. Die Zeichnungen treten jetzt in einer Schärfe und Deutlichkeit hervor, die kaum noch zu übertreffen sind. Der Atlas erscheint in einer Pracht der Ausstattung, die in Deutschland seit langem unerhört ist, in Amerika z. B. kann der Fachgenosse ja mit noch anderen Mitteln arbeiten. Aber jetzt scheint auch die Grenze des Absatzfähigen erreicht zu sein; der Preis von 12—15 M. ist für das Gebotene immer noch mäßig.

Die erste Probe liefert Beni Hasan mit der berühmten Beduinendarstellung des Chnemhotep-Grabes. Wer das Grab gesehen hat, weiß, was es heißt, davon brauchbare Aufnahmen zu erhalten. Die Wiedergabe ist groß genug, um alle Details zu erkennen, soweit das ohne Farbe möglich ist. So merkt man deutlich, wie unsicher sich der Zeichner gefühlt hat bei der Wiedergabe der fremden Gestalten. Die Figuren haben keineswegs die Glätte und Sicherheit, wie sie aus dem betr. Blatte von L. D. zu vermuten ist. Eben die Unsicherheit des Zeichners läßt z. B. zu den anscheinend so stark zurückweichenden Stirnen der Männer und Frauen ein großes Fragezeichen machen.

In der Deutung nimmt Wr. einen Vorschlag wieder auf, der bereits vor Jahrzehnten gemacht ist, ohne Billigung zu finden (in Prof. Ermans Seminar wurde er vor 20 Jahren entschieden abgelehnt). Der Führer der Kolonne heißt 𓇋𓃀𓈙𓏭. Das ist nach Wr. = hebr. Abisai, wie z. B. ein Hauptmann Davids heißt. Damit wird die Beduinengruppe zu den Südstämmen Palästinas gestellt, also zu den Vorfahren der späteren Israeliten. Wr. hat darüber kürzlich einen größeren Aufsatz geschrieben, auf den er im Atlas verweist. Eine kritische Besprechung des ganzen Aufsatzes (in der Hauptsache muß Ref. ihm zustimmen) ist hier unmöglich. Doch muß gesagt werden, daß gegen die Annahme, die Beduinen Chnemhoteps seien Vorfahren der späteren Israeliten gewesen, sich kaum etwas einwenden läßt. Die Entstehung des Volkes Israel ist ziemlich verwickelt, und neben aramäischen Stämmen, die über den Jordan kamen, sind gewiß auch andere beteiligt gewesen, die schon längst in Palästina ansässig waren. Man ist ja heute in der Erforschung der israelitischen Urgeschichte etwas konservativer geworden und glaubt den Erzählungen des alten Testamentes mehr als vor 40 Jahren. Hoffentlich bringt eine der nächsten Lieferungen auch die Semitendarstellungen der XI. Dynastie aus Dēr el bahri, daß man sie mit denen von Ben Hasan vergleichen kann.

Die zeitlich nächsten Bilder, die die erste vorliegende Lieferung bringt, sind fremde Söldner aus der Zeit Amenophis' IV. Der Fortschritt in der Zeichnung ist enorm, man sieht, daß sich inzwischen feste Typen für die Fremdvölkerdarstellungen ausgebildet hatten, die im M. R. noch nicht vorhanden waren. Und noch etwas sieht man, was freilich sehr schwer näher zu bezeichnen ist. Die Leute, die zu Chnemhotep kommen, sind noch Beduinen, die Semiten Amenophis' IV. sind Untertanen des Pharao, die bereits in Ägypten eingewohnt sind. Das kommt in der ganzen Haltung, ja auch in den Gesichtszügen zum Ausdruck. Es sind Leute, die trotz ihrer alten Tracht zu Städtern geworden sind.

Die meisten Tafeln der Lieferung stammen aus dem großen Amonstempel in Karnak und zwar von den Reliefs Sethos' I. Damit geht ein alter Wunsch der Fachkreise wenigstens teilweise in Erfüllung. Um die Kunst der Zeit würdigen zu können, braucht man eine Ge-

---

1) Das *wʿ ḫꜣrw* Harris 75, 3 enthält nicht den unbestimmten Artikel, sondern bedeutet „irgend ein Syrer".

2) Sethe führt in § 23 seiner Dissertation nur sechs Fälle an und ich hätte auch nur wenig nachzutragen.

samtaufnahme der Reliefs, so daß man die Gesamtkomposition, nicht nur die einzelnen Reliefs oder Einzelheiten der Reliefs untersuchen kann. Jetzt kann man wenigstens ahnen, was die Künstler der Sethos-Reliefs gewollt haben.

Die gesamte Wandfläche ist (rechts und links der Mitteltür) in zwei Hälften gegliedert, die einander nicht ganz, aber wenigstens einigermaßen entsprechen. Links und rechts zunächst zwei Darstellungen des siegreichen Königs, daneben links der syrische Feldzug, rechts der Feldzug gegen Amoriter und Chetiter, dazwischen der libysche Feldzug; der letztere fällt aus dem Rahmen heraus, offenbar mußte für ihn noch nachträglich Platz geschafft werden. In der Hauptsache war der Zweck, den Triumph über Asien darzustellen. Denn das war für den König von Ägypten das erste Erfordernis nach den Unruhen der Ketzerzeit. Man kann ruhig sagen, die Siegesreliefs Sethos' I. sollten nicht bloß königliche Eitelkeit befriedigen; sie hatten auch einen politischen Zweck. Ägypten sollte wieder als der mächtige Staat Thutmosis' III. dastehen. Unter diesem Gesichtspunkt muß die gewaltige Anlage von Karnak beurteilt werden, deren Entstehung hoffentlich demnächst auf Grund neuer Beobachtungen dargelegt wird.

Die Reliefs selbst sind in ihrer Art eine ebenso neue und eigenartige Schöpfung wie der große Säulensaal. Die Darstellung des siegreichen Königs auf dem Streitwagen ist freilich älter als die 19. Dynastie. Aber diese Reliefs sind — das sieht jeder, der überhaupt für dergleichen ein Auge hat, — von vornherein für kolossale Dimensionen entworfen und können nur ins Riesenhafte gesteigert wirken. An Stelle der wenigen Feinde, die die Darstellungen der 18. Dynastie zeigen, tritt hier ein buntes Gewimmel. Man hat wirklich das Getümmel der Schlacht vor sich. Die Darstellung des siegreichen Königs auf dem Wagen ist hier nur symbolisch, was sie ursprünglich schwerlich gewesen ist.

Es ist wiederholt geäußert worden, auf den äg. Schlachtenbildern verrichte der König gar keine Arbeit, der Kampf sei schon durch sein bloßes Vorhandensein entschieden (im Gegensatz zu assyr. Darstellungen). Das ist im allgemeinen richtig (für die Schlacht bei Kadesch stimmt es nicht). Um diese anscheinend maßlose Prahlerei zu verstehen, mag man daran denken, daß die Ägypter nicht vereinzelt dastehen. Nach ostpreußischer Überlieferung sind in der Rudauer Schlacht die Tataren schon vor dem bloßen Anblick des Hochmeisters W. v. Kniprode geflohen. Ferner muß man, wie bereits erwähnt, die politische Lage berücksichtigen Gerade weil die Fortdauer der ägyptischen Großmacht unsicher war, mußte alles getan werden, den Pharao vor aller Welt als den unwiderstehlichen Sieger von einst darzustellen. Die Erlebnisse der Gegenwart sind auch für die ägyptische Geschichte lehrreich.

Die Kunst der Ramessidenzeit, von den älteren Ägyptologen über Gebühr bewundert, hat lange in Mißachtung gestanden. Der ägyptische Genius hatte auch in der Ramessidenzeit seine Schöpferkraft nicht verloren.

Die zweite Lieferung des 2. Teiles bringt zunächst einige weitere Bilder aus Beni Hasan. Die Gräber sind bekannt, seit es eine Ägyptologie gibt, daß sie noch immer nicht völlig ausgewertet sind, zeigt der Atlas. Außer der berühmten Szene des Chnemhotep-Grabes enthalten die Gräber eine ganze Reihe Fremdvölker-Darstellungen, die ja auch schon irgendwie veröffentlicht sind. Was bedeuten sie hier? Wr. bemerkt im Text, daß mehrmals Kämpfe und Belagerung einer Festung dargestellt sind. Von den dargestellten Angreifern sind einige deutlich als Semiten dargestellt, andere „von einer Indifferenz des Typus, wie ihn nur die Gewohnheit des Auges bildet oder duldet". Die Verteidiger sind Ägypter. Über die dargestellten Kämpfe war bisher nichts bekannt, ich denke, heute wissen wir davon. Die Darstellungen gehören in die 11. Dynastie (nicht 17.), wie durch einen Druckfehler im Texte angegeben ist, also vor der Ordnung der verfahrenen Verhältnisse durch Amenemhêt I.

Die Lehre des Königs Meri-ka-rē gibt über diese Zeit deutliche und genügende Auskunft. König Meri-ka-rē (– Ende 10. Dyn. –) hat schwere Kämpfe mit den Asiaten gehabt, die bis Mittelägypten vorgedrungen waren. Er hat eine ganze Reihe von Festungen angelegt, deren Stärke er rühmend hervorhebt. Diese Kämpfe sind in Benihasan dargestellt, der Besitzer des Grabes heißt Achthoi, wie mehrere Könige der 10. Dynastie, in deren letzte Epoche (10. und 11. Dynastie fallen ja teilweise zusammen) die Bilder gehören werden.

Die Zwischenzeit zwischen Altem und Mittlerem Reich tritt allmählich aus dem Dunkel heraus, wir können heute sagen, wir kennen diese Periode besser als die 12. Dynastie, von der wir im Grunde genommen herzlich wenig wissen. Die Geschichte Ägyptens ist in alter wie neuer Zeit ein Kampf um das Niltal, in das bald von Norden wie von Süden Vorstöße erfolgen. Der erste Angriff von asiatischer Seite, der einigermaßen bekannt war, war bisher der Hyksoseinfall, jetzt treten auch die Einfälle am Anfang der äg. Geschichte und zwischen Altem und Mittlerem Reich, längst vermutet, klarer in unser Gesichtsfeld.

In dieselbe Zeit (im Atlas falsch datiert) gehört auch das Soldatengrab von Siut. Es

zeigt das Schild desselben Königs, für den die erwähnte Lehre geschrieben ist. Eigentümlich ist die Bewaffnung; bei der Angriffswaffe weiß man nicht recht, ob es ein Speer oder ein Beil sein soll, eher wohl doch das letzte, die Speere dieser Zeit, (wir haben 1912 zwei aus Siut stammende Stücke für das Berliner Museum erworben) sehen anders aus.

Rätselhaft bleibt noch immer der Sturm auf die asiatische Festung in Deschasche, dessen Bedeutung erst von M. Burchardt erkannt ist. Nach Angabe von L. Klebs, Reliefs des Alten Reichs, S. 117 befindet sich ein ähnliches Relief in Saqqara, das man gern veröffentlicht sähe. Kämpfe mit Asiaten können wir ja durch das ganze Alte Reich verfolgen; aber man sieht immer noch nicht klar, welcher Art. Für gewöhnlich sind sie einfach als Raubzüge angesehen. Seit einiger Zeit, — M. Burchardt war der erste, — fragt man sich, ob es nicht mehr war, ob nicht z. B. der Una-Feldzug ein Unternehmen großen Stils war.

Aus dem Neuen Reich bringt die 2. Lieferung außer einem Bilde der Leibwache Amenophis' IV. Kampfbilder aus den großen Kriegen der 19. Dynastie. Sethos' I Kampf gegen die Hethiter, seine Weihung der Beute an die thebanische Trias, und Ramses' II. Ausmarsch zur Schlacht bei Kadesch. Über diese Bilder wird am besten erst zu sprechen sein, wenn mehr Tafeln vorliegen. Aber bereits jetzt zeigt sich, wieviel aus diesen Bildern noch zu holen ist. Der Kampf gegen die Hethiter läßt uns sozusagen in die Werkstatt des Künstlers blicken. Denn hier sieht man deutlich, wie er die schwierige Aufgabe, das Getümmel der Fliehenden wiederzugeben, anpackt: zu beiden Seiten des fliehenden Hethiterkönigs je einen fliehenden Reiter und Streitwagen, vor ihnen noch einen Streitwagen, über ihnen zwei Streitwagen, das Ganze umrahmt von gefallenen Feinden. Der Wunsch, Abwechslung hineinzubringen ist deutlich erkennbar, von den zwei Insassen des Wagens ist deutlich das einemal der rechte, das zweitemal der linke getroffen.

Das alles ist schon oft abgebildet, aber die (nicht nur „gewisse“) Großartigkeit der Konzeption tritt erst jetzt hervor. Man glaubt zu fühlen, wie der Bildhauer mit der gänzlich neuen Aufgabe gerungen hat.

Die Schlacht bei Kadesch fällt aus den übrigen Darstellungen völlig heraus, bisher war nur Sieg, jetzt ernsthafter Kampf. Trotz aller Ruhmredigkeit ließ sich die Schwere des Zweikampfes zwischen beiden Großmächten eben nicht verleugnen. Die Darstellung ist gegen das „Gedicht des Pentaur“ von erfreulicher Ehrlichkeit.

Budge, E. A. Wallis: The Teachings of Åmen-em-àpt. London: Martin Hopkinson and Co. 1924. (XV, 260 S., 8 Tafeln.) 25 sh. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

Der zweite Band der „Hieratischen Papyri in dem British Museum“ (vgl. Spiegelberg, OLZ 27 Sp. 182 ff.) enthält u. a. eine neue Sammlung von Lebensregeln. Die Ratschläge erscheinen, wie Spiegelberg und Erman gesehen haben, in der üblichen Fassung der „Moralischen Papyri“ als eine Belehrung, welche ein Vater (Åmen-em-àpt) seinem Sohne (Ḥor-em-maā-cheru) erteilt. Die ausführliche Titulatur beider Männer spricht dafür, daß sie historische Gestalten waren, das Schriftstück demnach nicht pseudepigraph sein wird. Die genannten Ämter weisen auf Panopolis als ihren Wirkungskreis hin; hieraus erklärt sich das bei dem angeblichen thebanischen Fundorte des Papyrus auffallende Fehlen des Amon in der Reihe der im Texte erwähnten Göttergestalten. Die Sammlung liegt nicht im Originale vor. Sowohl der in der Zeit etwa der 22. Dynastie entstandene Londoner Text wie eine anscheinend ungefähr gleichzeitige Turiner Schreiberpalette, welche Auszüge aus der Schrift enthält, rühren von Abschreibern her, deren Unsorgsamkeit eine Unstimmigkeit in der Londoner Urkunde zur Last zu schreiben sein wird. Diese Handschrift spricht von den 30 Kapiteln des Werkes und bezeichnet diese mit fortlaufenden Nummern; der als Nr. 30 gezählte Abschnitt enthält jedoch keine Lebensregeln, sondern, ähnlich wie der nicht mitgezählte Titel, eine Anpreisung des Wertes der Sammlung.

Nach seiner vorläufigen Bearbeitung des Papyrus im Recueil Champollion hat Budge seiner großen Faksimile-Ausgabe eine hieroglyphische Umschrift und eine verbesserte Übersetzung beigefügt. Später hat Lange den Text in einer dänischen Zeitschrift behandelt und Erman von dieser Arbeit ausgehend eine deutsche Wiedergabe des Papyrus an dieser Stelle (OLZ 27 Sp. 241 ff.) veröffentlicht. Erman hat weiter eine Reihe von Stellen in einer Monographie besprochen, um die Sammlung, in welcher bereits B. zwei Stellen mit den Sprüchen Salomonis verglichen hatte, als die Quelle eines Abschnittes dieses Weisheitsbuches zu erweisen (Sitzber. Akad. Berlin 1924 Nr. 15).

In dem vorliegenden Werke, welches gleichzeitig mit und unabhängig von den Arbeiten Ermans erschienen ist, geht B. auf Zusammenhänge des Papyrus mit der Literatur der Nachbarländer nicht genauer ein. Ihm handelt es sich darum, das ägyptische Buch als solches und als Bestandteil der sonstigen, aus dem alten Ägypten erhaltenen Spruchliteratur vorzuführen.

Dementsprechend werden die bisher aufgefundenen Spruchsammlungen in ihrem Inhalte übersichtlich geschildert und übersetzt. Es folgen sich da: die beiden Bestandteile des Papyrus Prisse, die Lehren des Duauf, des Königs Åmenemḥât I, des Vaters des Königs Mer-ka-râ, einige kleinere ähnliche Texte, das negative Sündenbekenntnis des Totenbuchs und am Schlusse des Werkes die Wiedergabe der Lehren des Ånii. Es sind dies, mit Ausnahme des Sündenbekenntnisses und des Selbstlobes des Åntef (S. 28, 86f.) die gleichen Texte, welche auch Erman in seiner Literatur der alten Ägypter als Vertreter der Weisheitslehren wiedergegeben hat.

Der Hauptteil des Buches von B. (S. 93—234) ist der Lehre des Åmen-em-åpt gewidmet. Zunächst werden eingehend die Titulaturen besprochen und die Lebenszeit des Verfassers in die erste Hälfte der 18. Dynastie zu verlegen gesucht; dann verfolgt B. die Gedankengänge seiner einzelnen Lehren und seiner Denkart, seine Auffassung von der Gottheit und den Pflichten des Menschen dieser gegenüber, die sonstigen moralischen und Nützlichkeitsregeln des Werkes und seine von ihm sehr hoch angeschlagene religionsgeschichtliche Bedeutung. Hieran schließt sich eine Übersetzung des gesamten Buches und eine sehr nützliche hieroglyphische Umschrift seines hieratischen Textes. Bei der Übersetzung hat B. selbst auf manches Fragliche hingewiesen; ein Vergleich mit der erwähnten Bearbeitung durch Lange-Erman, die ihrerseits gleichfalls eine Reihe von Stellen fraglich lassen mußte, wird weitere Abweichungen und Richtigstellungen ergeben. Wie schwierig es ist, bei derartigen ägyptischen Spruchsammlungen dem jeweiligen Sinn der einzelnen Sätze allseitig gerechtzuwerden, zeigt am besten der Papyrus Prisse, der 1858 zum ersten Male von Chabas besprochen wurde, und in dessen lückenloses Verständnis einzudringen noch immer nicht gelungen ist. Ungeachtet der Verbesserungen, welche die fortschreitende Forschung bringen konnte, wird es ein dauerndes Verdienst von B. bleiben, daß er dieses neue wichtige und eigenartige Weisheitsbuch in seinem Werte erkannt und durch seine Veröffentlichungen der Wissenschaft zugänglich gemacht hat.

Smith, G. Elliot and Warren R. Dawson: Egyptian Mummies. With woodcuts by A. Horace Gerrard and K. Leigh-Pemberton and other illustrations. London: George Allen and Unwin 1924. (190 S.) 4°. 25 sh. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

In diesem Werke versuchen Elliot Smith, früher pathologischer Anatom an der Medizinschule in Kairo, und sein Mitarbeiter den heutigen Stand des Wissens über die Einbalsamierung bei den alten Ägyptern, sowie über die an Mumien gemachten Beobachtungen methodisch darzustellen.

Nach einer Einleitung über die ägyptische Kultur, Tod und Begräbnis bei den Ägyptern bringen die Verfasser in freier Übersetzung bzw. Paraphrasierung die bekannten ägyptischen Texte über Einbalsamierung, den Bericht des Herodot, des Diodor, die Papyrusdokumente der griechisch-römischen Zeit und schließlich die wenigen Bemerkungen darüber in syrischen Heiligengeschichten und bei Augustin (S. 17 bis 70).

In prädynastischer Zeit sind bisher keine Maßnahmen zur Einbalsamierung nachweisbar gewesen. Wenn die Leiber der Toten in ihrer Hockerstellung dennoch zuweilen wunderbar erhalten sind, so liegt das an der austrocknenden Wirkung des Sandes, in welchem sie begraben wurden, und am Luftabschluß.

Im Alten Reiche sind die ersten Andeutungen von Einbalsamierung in der II. Dynastie in Gestalt von bis zu 16 Umwicklungen der noch in Hockerstellung, aber in Holzsarg begrabenen Überreste einer Frau (Saqqâra, Quibell) nachweisbar, ähnliche aus der III.-IV. Dynastie. In der vermutlich V. ist die erste Verwendung von harzgetränkten Binden bei vollkommener Herausmodellierung der Gestalt des Toten (Petrie 1891, Mêdûm) festzustellen gewesen. Reisner fand 1913 in den Gräberfeldern an den Gîza-Pyramiden eine ähnlich behandelte Mumie, welche auch den Schnitt zur Einbalsamierung an der später stets üblichen Stelle aufwies, Junker ebenda in Leinen eingewickelte, mit Stuck überzogene und modellierte Mumien; zuweilen wies nur der Kopf diesen Überzug auf, nach Verf. ein sicheres Zeichen, daß man die Identität des Toten für immer zu erhalten wünschte. Die 1897/8 von Petrie bei Deschâscha entdeckte und die noch heute im Museum zu Kairo als diejenige des Königs Merenrê der VI. Dynastie ausgestellte Mumie gehören nach der Technik ihrer Einbalsamierung sicher nicht dem Alten Reiche an.

Im Mittleren Reiche ist das Material etwas reichlicher. Die von Naville 1906/7 und von den Amerikanern später in Dêr el-Baḥri gefundenen Prinzessinnen der XI. Dynastie waren anscheinend durch Einspritzung von Harz in den Darm ohne äußeren Einschnitt balsamiert worden. Sie sind die ersten tätowierten Mumien, welche je gefunden wurden. Die von Quibell 1906 bei Saqqâra gefundene Mumie des Karenen aus dem frühen Mittelreich ist bereits sehr sorgfältig einbalsamiert: die Arme sind besonders umwickelt und über der Brust gekreuzt, Bauch- und Augenhöhlen

mit harzgetränktem Leinen gefüllt, das Gesicht und die Nasenhöhlen mit Harz eingeschmiert, alle äußeren Bindenschichten mit demselben Stoffe durchtränkt Die Siebbeine an den Nasennebenhöhlen sind intakt, als Beweis dafür, daß um diese Zeit das Entfernen des Gehirns von der Nase aus noch nicht üblich war. In der XII. Dyn. sind zuerst Anzeichen von der Verwendung eines Konservierungsbades aus Salzlake festzustellen. Die Finger- und Zehennägel wurden dann nämlich mit Fäden festgebunden, um ihr Abfallen mit der mazerierten obersten Hautschicht zu verhindern Die Harz-Behandlung war die gleiche an der eilig und nicht in der üblichen Stellung begrabenen Mumie des Königs Seknenrê (Ende der XVII. Dyn.), deren fürchterliche Kopfwunden noch heute ein blutiges Drama aus der ägyptischen Herrschergeschichte erzählen.

Das Neue Reich liefert eine bedeutende Fülle von Untersuchungsmaterial. Schon allein die 1881 wiedergefundenen Königsmumien bringen weit mehr Klarheit über das Verfahren der Einbalsamierer, deren Erfolge sich auch in der besseren Erhaltung der Mumien zeigen. Vom Beginne der XVIII. Dyn. an wird das Entfernen des Gehirns von der Nase aus üblich, so wie es Herodot später beschrieben hat, ebenso das Salzbad, welches aber nur am Körper, nicht am Kopf angewandt wurde, um das Haar nicht mit der Oberhaut zum Abfallen zu bringen. Die Nägel wurden entweder, wie oben erwähnt, durch Fäden, oder durch eine Art metallener Fingerhüte vor dem Abfallen geschützt. Die Entfernung des Gehirns geschah stückweise von der Nase aus nach Fortbrechen der Siebbeine mit Hilfe eines löffelartigen Instrumentes. Dann wurde die Schädelhöhle mit geharzten Leinenbinden ausgefüllt. Nur an der Mumie des Aahmosis I. ist, vermutlich von einem Schnitt an der linken Halsseite aus, der Atlaswirbel fortgenommen und die Schädelhöhle vom Hinterhauptsloche aus angefüllt worden. Diese Methode ist indessen, offenbar wegen ihrer Schwierigkeit, bisher an keiner anderen ägyptischen Mumie in Anwendung gefunden worden. Die Arme, ganz umwickelt, liegen in der Frühzeit der XVIII. Dynastie an den Seiten, die Handflächen an den Oberschenkeln. Von Tuthmosis II. an finden sich fast immer die über der Brust gekreuzten Arme und die Verstopfung der Ohröffnungen durch Harzkugeln. Der Bauchschnitt zur Einbalsamierung verläuft zumeist senkrecht in der linken Hälfte der vorderen Bauchwand vom Rippenbogen bis zum Vorderdorn des Hüftbeins. In der XX. Dynastie findet sich aber oft ein Schrägschnitt von dem genannten Hüftdorn bis zum Schambein hin. Die Dammgegend am After ist bei fast allen Mumien mit einem dicken Kuchen aus Harzpaste bedeckt. An der Mumie des 11jährigen Knaben, welche im Grabe des Amenophis II. gefunden wurde, ist die wohlerhaltene „Horuslocke" und das Fehlen der Beschneidung auffällig. An der Mumie des Amenophis III., die sehr zerstört ist, findet sich zum ersten Male das sonst erst später übliche Ausstopfen der Arme und Beine. Die Mumie des in vieler Hinsicht interessanten Königs Amenophis IV. (Akhenaten, Echnaton) ist leider durch Wassereinbruch in seine provisorische Grabkammer so zerstört worden, daß man nur nach den Skelettresten annähernd sein Alter (25 bis 26 Jahre) und einen leichten Grad von Wasserkopf feststellen kann. Die besterhaltenen Mumien aus der XVIII. Dyn. sind diejenigen der Schwiegereltern dieses Königs, Yuaa und Thuiu. Sie zeigen einen hohen Grad von vollendeter Einbalsamierungskunst. Die Bauchhöhlen sind mit Leinenkugeln und Harz gefüllt, die Bauchschnittwunde der alten Frau ist mit Schnur genäht.

An den Mumien der XIX. Dyn. ist etwa die gleiche Technik zu beobachten. Doch bleibt durch Verbesserung des Harzmaterials oder dergleichen die Haut heller und schrumpft weniger, so daß man z. B. an der Mumie des sehr alten Ramses II. noch heute die verkalkten, geschlängelten Schläfenarterien durchschimmern sehen kann. Bei dem klumpfüßigen König Siptah ist die Bauchhöhle mit einer Flechtenart, also mit Pflanzenmasse, ausgestopft, bei ihm wie seinen nächsten Nachfolgern die Bauchöffnung mit Leinenstreifen genäht. Lage und Größe der Öffnung variiert übrigens erheblich, selbst bei etwa gleichzeitig einbalsamierten Personen. Auf die vielfachen für die Datierung der Mumien wichtigen Merkmale kann in diesem Referat nicht eingegangen werden. An der Mumie des Ramses IV. ist die Ersetzung künstlicher Augen durch kleine Zwiebeln und die Verstopfung des Afters durch eine Harzkugel bemerkenswert. Die Mumie Ramses V. ist mit einem papelartigen Hautausschlag übersät, vermutlich Pockenbläschen (?). Die von Grabräubern völlig in Stücke gehackte Mumie Ramses VI. erlaubt das genauere Studium der sehr komplizierten Bindenumwicklung des Körpers.

In der XXI. Dyn. wird der neue Zweck der Einbalsamierung evident, nämlich nicht nur den Körper lebensähnlich zu erhalten, sondern ihn in seine Porträtstatue zu verwandeln, und alle seine Organe im Innern zu belassen. Neun Königs- und vierundvierzig Priestermumien liefern das wichtige Beobachtungsmaterial für diese Epoche. So finden sich dann bei der Mumie der Königin Nozme zum ersten Male

künstliche Augen in den Augenhöhlen; die Augenbrauen sind durch aufgeleimte Haarstreifen verstärkt. Oft ist die ganze Mumie mit gelbem oder rotem Ocker und Gummilösung angestrichen, Wangen, Hals, Arme und Beine sind mit Leinen unterstopft, die Eingeweide sind nicht in den Kanopen deponiert, sondern wieder in die Körperhöhlen zurückgebracht. Die Verf. beschreiben ausführlich mit schematischen Abbildungen die kunstvolle Ausstopfung der verschiedenen Organe. Der Bauchschnitt wird häufig mit einer Metallplatte bedeckt; an der Mumie der Königin Henttaui fand sich noch die schwere, reichverzierte Goldplatte, welche den Grabräubern durch Zufall entgangen war. Die Königinnen tragen meistens eine Perrücke, haben gelb angestrichene Gesichter und rotgefärbte Lippen. Die Bauchhöhle ist oft mit Sägespänen gefüllt, in welche die Wachsbilder der vier Schutzgeister mit den vier oder mehr Eingeweidepaketen eingelegt wurden.

Der hohe Stand der Einbalsamierungskunst erhielt sich noch während der XXII. Dynastie. Dann aber trat unaufhaltsamer Verfall ein, für welchen freilich nur wenige Beispiele beizubringen sind, weil die meisten Mumien der Spätzeit noch unausgewickelt und ununtersucht in den Museen liegen. Erst in der Ptolemäerzeit setzen die Untersuchungen von Elliot Smith (in Nubien) wieder ein. Als Neuerung ist das Einfließenlassen von geschmolzenem Harz oder Pech in die Körperhöhlen zu bemerken, wobei oft Mengen von Maden und Käfern mit konserviert worden sind. Über die Gründe, warum die Leichen oft erst bei vorgeschrittener Fäulnis den Einbalsamierern übergeben wurden, siehe Herodot II, c. 89. Sehr nachlässige Ausstopfung des Körpers und Verwechslung der Körperteile verschiedener Leichen sind mehrfach nachweisbar. In römischer Zeit werden die Leichen einfach mit Harz und Pech eingeschmiert, und alle Sorgfalt wird auf die äußeren Umhüllungen der Toten verwandt. Die Mumie einer schwangeren und durch Knüttelhiebe getöteten Frau läßt ein Familiendrama ahnen, wie es auch heute noch in Ägypten häufig vorkommt. In frühchristlicher Zeit endlich wurde auf die statuenähnliche Erhaltung der Mumie kein Wert mehr gelegt. Die Leiche wurde reichlich mit Salz und Kräutern eingerieben, was die Haut sehr gut erhält und dann in ihren Kleidern begraben. Die so in Nubien gefundenen Mumien waren mit allen inneren Organen, ja, den Speiseresten in Magen und Darm vorzüglich erhalten. Wann dieser letzte Rest von Einbalsamierung endgiltig aufgegeben wurde, läßt sich nicht sagen. Er hat das Eindringen des Christentums offenbar noch um mehrere Jahrhunderte überlebt.

Das IX. Kap. des Buches kann hier nicht referiert werden. Es enthält bekannte Dinge über Särge, Sarkophage, Binden, Kartonnagen der Spätzeit, Kanopen und Amulette.

Im X. Kap. berichtet vorwiegend Elliot Smith über normale und krankhafte anatomische Befunde an Mumien. Von letzteren sind zu erwähnen: Blasen-, Nieren- und Gallensteine, Eier des Bilharzia-Wurms in der Blasenwand, Arterienverkalkung, Wirbeltuberkulose mit Bukkelbildung, Hüftgelenkstuberkulose, (aber weder Rachitis noch Syphilis!) krebsige Sarkomgeschwülste von Arm- und Beinknochen, Gaumenspalt, Klumpfuß, schwere Gicht mit nachweisbaren Harnsäurekonkrementen in den Gelenken, Zahnkrankheiten, besonders bei den Wohlhabenden, Gelenkentzündungen, vorwiegend bei den ärmeren Klassen, Blinddarm- u. Brustfellentzündung, Beckenabszeß, Aussatz (nur ein Fall, aus christlicher Zeit), Abszesse im Ohr-Warzenfortsatz, Pocken (unsicher, s. oben) und viele Knochenbrüche, meistens genau so geschient, wie es noch heute im Sudan, in Abessinien und auf Borneo üblich ist. Nicht ein einziger Fall von Operationswunde oder -narbe ist gefunden worden. Dagegen war das noch heute beliebte Kinderheilmittel, eine enthäutete Maus, zuweilen im Magen von Kindermumien nachweisbar.

Kap. XI. handelt von der Verbreitung der Einbalsamierungskunst, die nach Meinung der Verf. ihren Weg von Ägypten bis nach Madagaskar, und über Asien, Australien und Polynesien nach Peru, Zentralamerika und Mexiko gefunden hat, was ihnen ein zweifelloser Beweis für die Ausbreitung früher Kulturen ist. Ferner suchen sie aus den Einbalsamierungsmethoden primitiver Völker Rückschlüsse auf diejenigen Techniken zu schließen, über welche von altägyptischen Mumien und aus der Literatur kein Aufschluß zu erlangen ist, z B. das Räuchern der Leichen und ihr Einreiben mit Butter. Aus der Chemie der Einbalsamierung, welche nur kurz berührt wird, nennen die Verf. Salzlake, Natron in Mischung mit Harz, aromatische Hölzer, besonders Wachholderarten. Sie verweisen im übrigen auf Reutter (L'embaumement etc. Paris 1912). Ein Anhang über Grabberaubungen und eine Liste der bekannten Königsmumien bis auf Ramses VI. schließt das Werk ab. Erwähnenswert sind die zahlreichen, schönen Holzschnitte von Mumien und Mumienteilen (auch einzeln signiert beim Verlag zu haben). Indessen hätte Ref. doch manche von ihnen gern durch scharfe Photographien ersetzt gesehen, um gewisse Einzelheiten mit der Lupe studieren zu können.

Bauer, Hans, u. Pontus **Leander**: **Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments.** I. Bd. Einleitung. Schriftlehre. Laut- und Formenlehre. Mit einem Beitrag (§ 6—9) von Paul Kahle. Halle a. S.: Max Niemeyer 1922. 3. Lieferung. (XVI, S. 513—707. Nachträge u. Verbesserungen VI S.) Lex. 8°. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Mit der 3. Lieferung, über die ich hier zu referieren habe, kommt der erste Band der sehr anregenden, aber auch recht breitschweifigen hebräischen Grammatik der Herren Bauer und Leander zum Abschluß. In dieser 3. Lieferung wird die Lehre vom Nomen zu Ende geführt; es folgen dann noch die Partikeln.

Wenn ich zu der Anlage des Werkes zunächst ein Wort reden darf, so wundert mich, daß die gelehrten Verfasser wieder das Verb vor dem Nomen behandelt haben, wie u. a. auch in der — nach der Meinung B. und L.s doch wohl altmodischen — hebräischen Grammatik von Kautzsch 28. Aufl. geschieht, während Olshausen und Stade m. E. richtiger den umgekehrten Weg einschlagen. So hätten auch B. und L. verfahren müssen, besonders, da für sie das sogenannte Perfekt ein flektiertes Nomen ist (S. V). Was ich sodann zum Allgemeinen des neuen Werkes zu sagen habe, fasse ich dahin zusammen, daß die beiden Editoren bei häufigerem Wälzen der hebräischen Konkordanz und größerer Vertrautheit mit der alttestamentlichen Literaturgeschichte, Einzelexegese und Textkritik in ihren Aufstellungen wohl zuweilen unsicherer oder vorsichtiger gewesen sein würden. Die Herausgeber betonen, daß ihre Grammatik „von allen früheren" sich darin unterscheidet, „daß sie sich vollkommen auf den Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft stellen will, wie diese im Laufe des letzten Jahrhunderts besonders in der Bearbeitung der indogermanischen Sprachen ausgebildet worden ist" (S. III). Trotzdem wird es erlaubt sein, einige Bedenken gegen die Deutung einzelner hebräischer Spracherscheinungen zu äußern.

Steht es wirklich schon so fest, wie S. 513 Bauer und Leander mit Stade und Brockelmann behaupten, daß das Hebräische neben dem dualischen Genetiv-Akkusativ auf -aį einen dualischen Nominativ auf -ā gehabt hat, weil letzteren das ursemitische aufweist? Nimmt man's an, dann ist natürlich die Auskunft wohlfeil, daß der Dual auf -ā. wovon sich im Hebräischen keine Spur findet, restlos im Hebräischen verschwunden ist! S. 516 § 63 p) wird in einer „historisch" sich nennenden Grammatik kein Versuch gemacht, festzustellen, wie sich sprachgeschichtlich die Plurale auf וֹת- und ִים- bei einem und demselben Nomen zueinander verhalten. Ein Plural חֲוֹינִים (S. 537) ist nicht belegbar; es existiert nur, wie schon das Lexikon von Gesenius-Buhl belehren konnte, der Pl. חֲוָיֹנוֹת. Die Plurale דְּוָדִים „Töpfe" und שְׁוָקִים „Straßen" (S. 533 § 67 c) finden sich nur in ganz jungen Texten: das erstere 2. Chron. 35, 13 — in der älteren Parallelstelle 2. Kön. 10, 7 ist דּוּדִים punktiert —, das andere Hohl. 3, 2. Für שְׁוָרִים „Ochsen" Hos. 12, 12 wird nach allgemein akzeptierter Emendation (vgl. Guthe bei Kautzsch[4] und Nowack[3] z. B.) שֵׁדִים „Dämonen" gelesen. Erwünscht wäre eine geschichtliche Sprachübersicht über Formen wie הררים, עממים u. ä. S. 570 § 72 t heißt es: „Offenbar liegen hier jüngere (aramaisierende?) Analogiebildungen nach den Segolatis vor" — aber הררי־קדם steht schon Num. 23, 7! Für לֶחְיוֹ und לֶחְיָהּ S. 577 § 77 k[1] l. לְחָיו, לְחָיֶהָ. Der Vergleich S. 521 § 64 d von מַלְכָּה, cstr. aber מַלְכַּת mit französischem pot — t nicht gesprochen —, aber pot au lait — t von pot gesprochen — hinkt sehr! Denn bei pot au lait wird t von pot wegen des Hiatus gesprochen — bei מלכת שבא ist aber kein Hiatus zu beseitigen! Mit dem auch von B. und L. S. 522 geteilten Dogma, daß das ursemitische Singularnomen die drei Kasusendungen ŭ, ĭ, ă gehabt habe, weiß ich für das Hebräische nichts Rechtes anzufangen. Für die Verbindung des hebr. Nomens mit Suffixen genügt die Auskunft, daß die vokallos endenden Nomina im Sg. sich teils nach den auf ָה-, cstr. ַת-, teils nach den auf a und i (*la, *bi) endenden richten. Ähnlich steht es beim Verb: קְטָלַנִי geht nach בָּנַנִי und יִקְטְלֵנִי nach יִבְנֵנִי. Man höre doch endlich auf zum Verständnis von Formen wie קָטַל und יִקְטֹל mit einem ḳaṭala und jaḳṭulu herum zu fuhrwerken! Formen wie אֱלֹהַי „mein Gott" und אֱלֹהֵכֶם S. 532 würde ich nicht riskieren. Denn das nur einmal vorkommende אֱלֹהוֹ Hab. 1, 11 wird in אֱלֹהָו zu verbessern sein. S. 540 ff. wird das Suffix ךָ — zu den schweren Suffixen gerechnet; für gewöhnlich gelten (cf. Kautzsch[28] S. 269) nur כם und כן als schwere Suffixe. Daß שְׁתַּיִם S. 622 § 79c forma mixta sein kann, ist längst bekannt. Wie sich die auch von anderen Hebraisten vertretene Ansicht, daß die längeren Formen אלי, עדי, עלי ursprünglicher seien, als die kürzeren אל, עד, על mit der Tatsache reimt, daß die längeren Formen im AT literarisch jünger bezeugt sind, wird S. 640 nicht weiter aufgeklärt.

So könnte ich noch eine ganze Weile mit Bedenken und Ausstellungen fortfahren — doch nun genug! Wir wollen dankbar sein für das

viele Neue und Anregende, was von Bauer und Leander geboten wird! Zu den vielen anderen größeren und kleineren hebräischen Grammatiken stellt der neue Kollege eine oft glückliche Ergänzung dar. Besonders wird auch das a.t.-liche Lexikon von ihm profitieren können. Daß schon das Ideal einer „historischen“ Grammatik des Hebräischen durch Bauer und Leander erreicht wäre — für „historisch“ wird des öfteren „mutmaßlich vorgeschichtlich“ einzusetzen sein — ist bereits oben angedeutet. Ich wüßte überhaupt weder einen Semitisten noch einen Alttestamentler, der zur Zeit eine solche historische hebr. Grammatik schreiben könnte. Dazu gehört eben philologisches und kulturgeschichtliches Eingefühltsein in das AT. Der letzte glückliche Versuch stammt von Stade — 1879! — her, der Philologe und Kulturhistoriker zugleich war. Aber seit 1879 hat sich gar manches in der a.t.lichen Wissenschaft geändert! In Stade's Geist jedoch müßte eine moderne historische Grammatik des Hebräischen verfaßt werden! Zum Aufbau derselben würden u. a. literargeschichtliche und sprachstatistische Untersuchungen über die einzelnen hebr. Nominal- und Verbalgruppen als Fundamentsteine nötig sein.

Grimme, Hubert: **Althebräische Inschriften vom Sinai.** Alphabet, Textliches, Sprachliches mit Folgerungen. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (VI, 99 S., mit einer vergleichenden Schrifttafel, 23 Tafeln und nichtgezählten Inschriftzeichnungen.) gr. 8°. Rm. 8 —.

Völter, Daniel: **Die althebräischen Inschriften vom Sinai** und ihre historische Bedeutung. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (56 S.) gr. 8 °. Rm. 1.80. Bespr. von **Hugo Greßmann**, Berlin.

Bis jetzt sind 16 altsinaitische Inschriften bekannt (gegenüber den sehr viel zahlreicheren jungsinaitischen Inschriften der Nabatäer). Die erste wurde 1868 von E. W. Palmer im W. Maghâra entdeckt und abgeklatscht, aber erst später von Weill veröffentlicht und noch später von Gardiner als altsinaitisch erkannt. Dann fand W. M. Flinders Petrie sieben Inschriften auf Tempelweihgeschenken in Serabiṭ el-ḫâdem und acht auf Felstafeln, ½ Stunde westlich davon am Eingang zu einem alten Bergwerksstollen. Er erkannte sie als eine fremde Alphabetschrift, ohne ihre Entzifferung zu versuchen, in den „Researches in Sinai“ London 1906, und setzte sie in die Zeit um 1500 v. Chr. Die grundlegende Entzifferung begann mit der Untersuchung Gardiners in the „Journal of Egyptian Archaeology“ 1916 III 1—16, indem er 32 verschiedene Buchstabentypen vermutete, von denen er 15 mit Hilfe semitischer Buchstabennamen und -formen bestimmen zu können glaubte. Aber das einzige Wort, das er sicher las, war בעלת. Er sieht in dieser Sinaischrift, die er zur Zeit der XII. Dyn. (um 1900 v. Chr.) entstanden sein läßt, ein Analogon oder einen Vorläufer des semitischen Uralphabetes auf der Grundlage der ägyptischen Hieroglyphen. Gleichzeitig schrieb in demselben Journal Cowley, der den Namen der Göttin תנת entzifferte und das Alphabet etwas anders bestimmte. Einen größeren Fortschritt brachte Sethe, „Die neuentdeckte Sinaischrift und die Entstehung der semitischen Schrift“ NGG 1917, 437—475. Nach ihm ist die Sinaischrift um 1700 v. Chr. geschaffen worden aus beliebigen Hieroglyphen, die der Semit ihrer Bildbedeutung gemäß neu benannte und denen er dann nach dem Gesetz der Akrophonie die entsprechenden Buchstabenwerte beilegte; sie bildet geradezu das bisher fehlende Bindeglied zwischen den Hieroglyphen und der späteren semitischen Buchstabenschrift. Er bestimmte 16 Zeichen als sicher und ließ fünf unsicher. Hans Bauer, „Zur Entzifferung der neuentdeckten Sinaischrift“ 1918, widerspricht prinzipiell der Verbindung der Sinaischrift mit den ägyptischen Hieroglyphen einerseits und dem phönikischen Alphabet andererseits. Eisler, „Die kenitischen Weihinschriften der Hyksoszeit im Bergbaugebiet der Sinaihalbinsel“, Freiburg 1919, der 22 Buchstaben festgestellt zu haben meint, leugnet die Herkunft aus den Hieroglyphen, nimmt aber an, daß einige Zeichen allmählich ägyptische Form erhielten in der Hand von Semiten, die auch ägyptisch zu schreiben pflegten. Er hat zuerst auf Grund seiner Bestimmungen der Buchstaben Lesungen in größerem Umfange zu geben versucht. Littmann (Internat. Monatsschrift XV 248—262) und Lidzbarski (ThLZ 1921 S. 49) stimmten im allgemeinen Gardiner und Sethe zu, lehnten aber Eisler ab. Schneider (OLZ 1921 S. 241—246) leitet die Inschriften von Philistern um 1000 v. Chr. ab und vermutet Verwandtschaft mit der kretischen Schrift.

Grimme und Völter folgen den Spuren Gardiners und Sethes, indem sie die Sinaischrift auf das ägyptische Vorbild zurückführen. Aber Grimme denkt nicht an die hieroglyphischen, sondern an die hieratischen Zeichen um 1500 v. Chr., eine Neuerung, der Völter widerspricht. Um den Lautwert der Sinaizeichen zu bestimmen, geht auch Grimme von den semitischen Buchstabennamen aus, aber er zieht neben den nord- auch die südsemitischen heran und schafft so ein neues semitisches Uralphabet, dessen Zeichen nach Sinngruppen geordnet seien: Aleph = Kuh; Beth = Tempel; Gimel (arab. *gumlatu* „Gesamtheit“) = Tempelbeamtenschaft; Daleth = Tor; He (hebr. האח) = Tempel-Jubelruf. Auf den Tempel folgt die Ausschmückung:

Waw („Nagelkopf") = Schmuckrosette; Zajin = Zierrat; Ḥauth (arab ḥauḏan) = Lotosblume; Ṭeth (arab. ẓajj) = wilder Jasmin. Daran schließt sich die geographische Umwelt: Jod (nordarab. Gott Wudd) = Set, Obergott der Deltasemiten; Kaph = Rispe, Pflanze für Oberägypten; Lawe (hebr. ליה „Guirlande") = Horizont; Mem (nicht „Wasser", sondern) = Meer; Nahaš = Wasserschlange; Samech = Fisch. An die niederen Lebewesen reiht sich der Mensch mit seinen Gliedern: Ajin = Auge; Pae = Mund; Sadae (hebr. צדי Dual. stat. cs. „die beiden Seiten" scil. des Kopfs) = Gesicht; Ḳoph (hebr. גוף) = Bauchhöhle; Reš = Kopf; Šaut (hebr. שוט) „Rute" stat. cs. scil. שין „des Urins") = Phallus; Taw = Stirnmal. Da die Kuh, mit der das Alphabet beginnt, nur die Hathorkuh gewesen sein kann, so muß das Alphabet an Ort und Stelle, d. h. eben in Serabîṭ el-ḫâdem entstanden sein.

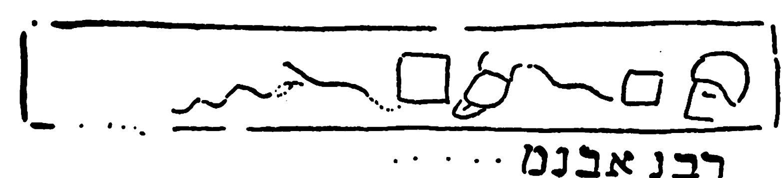
Völter erhebt gegen viele dieser Deutungen, die ihm künstlich und gezwungen erscheinen, Einwendungen oder versieht sie wenigstens mit Fragezeichen. Aber vielfach ist er auch überzeugt und versucht bisweilen, dieselbe Gleichung anders zu begründen. So ist auch ihm Jod = Set, obwohl er vom nordarab. Gotte Wudd mit Recht nichts wissen will. Nach ihm ist das Zeichen hergenommen vom Tier des Set, der später (*sic!*) für einen Esel gehalten wurde, ägyptisch *jo*. Wenn der Buchstabe nun aber Jod = Hand heißt, so erkläre sich das daraus. daß das Bild der Hand (mit dem Arm) darauf eingewirkt hat. Wozu dann der Umweg über Sets Esel? Und Šin bedeutet ohne Zweifel (*sic!*) einfach Urin. Aber auch Šauṭ könnte diese Bedeutung haben, wenn man es von שוט (vgl. שטף) = sich ausdehnen, sich ausstrecken, sich ergießen, reichlich strömen ableitet; . . . es gibt auch ein äthiopisches Verbum sôṭa = ausgießen". So verzichtet Völter zwar auf den „Phallus" als „die Rute des Urins" (oder richtiger „die Peitsche des Urins"), aber er hält doch an der Bedeutung „Urin" fest, obwohl der Buchstabe *šin* und nicht *šen* heißt. Dabei hängt diese ganze Erklärung an der unhaltbaren Gleichsetzung von *ḳoph* mit *goph* „Bauchhöhle", die durch nichts gerechtfertigt ist. Auch gegen den „wilden Jasmin" hat Völter mit Recht Bedenken, aber seine eigene Ableitung des Zeichens Ṭeth von einem „Teich" — hebr. „Schlamm" heißt leider טיט und darum läßt er einen Zusammenhang dahingestellt — ist abhängig von der Deutung des Ḥauth als „Lotusblume" durch Grimme, die ihm einleuchtet, die anderen aber sehr unwahrscheinlich vorkommen wird. Indessen lohnt es sich nicht, diesen Phantasien bis zur „Wasserschlange" im Einzelnen nachzugehen. Nur gegen die Hypothese von der Entstehung des ganzen Alphabets am Sinai hat Völter schon mit Recht eingewendet, daß das Aleph „Rind" keineswegs notwendig auf den Kuhkopf der Hathor und das Beth keineswegs notwendig auf den Hathortempel in Serabîṭ el-ḫâdem bezogen werden müsse, sondern ganz allgemein den Besitz eines Mannes, sein „Rind" und sein „Haus" bezeichnen könne. In dem sinaitischen Alphabet finde sich überdies kein Hinweis auf den Sinai, seine Wüsten, seine Berge, sein Gestein und seine Dornen. Wenn er nun seinerseits die Entstehung des Alphabets in Unterägypten ansetzt, so sind alle Gründe, die er dafür anführt, hinfällig; denn die Ableitungen der Zeichen von Unterägypten (Jod = Sets Esel) und Oberägypten (Kaph = Rispe), von der Lotusblume (Ḥauth) und vom Teich (Ṭeth) sind sämtlich zweifelhaft. Seitdem der Sarkophag in Byblos mit der phönikischen Inschrift aus der Zeit Ramses II. gefunden worden ist und seitdem sich herausgestellt hat, daß das phönikische Alphabet schon damals mit ganz geringen Abweichungen ebenso aussah wie ein halbes Jahrtausend später, ist die Entstehung des semitischen Alphabetes aus den ägyptischen Hieroglyphen oder überhaupt aus einer Bilderschrift vollends unsicher geworden. Am wahrscheinlichsten ist jetzt die (vielfach schon früher behauptete) Annahme einer künstlichen Neuschöpfung der Semiten, die durch das ägyptische Vorbild angeregt wurde, im übrigen aber von den hieroglyphischen oder hieratischen Zeichen wenigstens teilweise absah.

Grimme und Völter haben nun aber, über Eisler und die anderen Forscher weit hinausgehend, mit Hilfe der von ihnen bestimmten Buchstaben Lesungen und Übersetzungen fast aller Sinaiinschriften geboten, die als Probe auf das Exempel gelten dürfen. Wir beschränken uns hier auf die wichtigste Inschrift Nr. 349, die in der Übersetzung Grimmes lautet:

Z. 1: Ich (bin) Ḥjtšpšw-ḥnmjmnm . . .
Z. 2: Oberster der Minenarbeiter . . . .,
Z. 3: Hauptmann des Tempels der Ma'na [und] des Jahu [von] Sinai, (sprechend):
Z. 4: M'hb-[b]'lt Ḥjtšpšw-ḥnmjmn,
Z. 5: Du warst freundlich, hast mich gezogen aus dem Nil,
Z. 6: Und [hast mich gesetzt über] den Pronaos de[r, s] M. . .,
Z. 7: Welcher [auf] Sinai [ist.]

In dem Eigennamen Z. 1 steckt zunächst die Pharaonin Hatšepsut mit dem Beinamen ḥnmjmn „zugesellt zu Amon"; das Schluß-*m* ergänzt Grimme zu M[ose] = „Sohn", so daß hier ein (Adoptiv-)Sohn der Hatšepsut genannt wird als Oberster der Minenarbeiter und als Tempelhauptmann der Göttin Ma'na und des

Gottes Jahu vom Sinai. Er redet in Z. 4 ff. die Pharaonin an: „Du Vielgeliebte(r) der Beʿalet, Hatšepsut, zugesellt zu Amon, du hast mich aus dem Nil gezogen (משׁותנ מנ יא?ר) und über den Pronaos des Tempels auf dem Sinai gesetzt“. Der Mann stammte also aus Ägypten und verdankte der Pharaonin seine Rettung aus dem Nil. „Und um solches zu dokumentieren, schreibt er es in semitischer Sprache und einer den Ägyptern unverständlichen Schrift auf eine Felswand über einem Bergwerksstollen in gleicher Reihe mit Grabinschriften von Leuten semitischer Herkunft! Es hält schwer, hier nicht an etwas Biblisches zu denken, was allerdings längst in den Geruch gekommen ist, Roman, Sage, Mythus zu sein.“ Der Name Hatšepsut-ḥnmjmn-mose konnte leicht in Mose verkürzt werden Aber merkwürdiger Weise hieß der Mann nicht nur so, sondern zugleich auch Manasse, was zwar nicht aus dieser Inschrift, wohl aber aus drei anderen Inschriften hervorgehen soll. Da ist zwar nicht von Mose die Rede, wohl aber heißt dieser Manasse ebenso wie jener Mose „Oberster der Steinarbeiter“



und vielleicht auch „Hauptmann des Pronaos auf Sinai“; und da auch Richt. 18, 30 Manasse für Mose geschrieben steht, so wird niemand zweifeln, daß derselbe Mann mit seinem ägyptischen Namen Mose und mit seinem hebräischen Manasse hieß. Daß dieser Manasse = Mose mit dem biblischen Mose gleichzusetzen ist, folgt nicht nur aus der von beiden erzählten wunderbaren Rettung aus dem Nil und der Adoption durch eine Pharaonentochter, sondern auch aus der zeitlichen Ansetzung; denn beide Männer müssen um 1515 v. Chr. geboren sein. Es ist daher auch nicht weiter erstaunlich, daß die auf Taf. 6 ff. abgebildete männliche Hockerstatue eines Ägypters den biblischen Mose darstellen soll.

Völter liest und übersetzt etwas anders:

Z. 1: Nach dem Befehl Ḥjtšpšu-ḫnm-jmn Manasse.

Z. 2—4: (wie bei Grimme).

Z. 5: Du warst freundlich, zogest mich aus dem Stollen des Frondienstes . . . .

Z. 6—8: (unleserlich) . . . .,

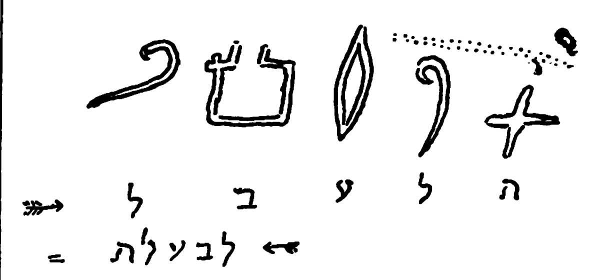
Vom Namen des Mose und seiner Rettung aus dem Nil findet Völter keine Spur. Dieser Hebräer hieß vielmehr einfach Manasse, war Fronarbeiter wie seine Genossen, bis Ḥatšepsut ihn aus dem Stollen des Frondienstes hervorzog (מנ יאר מס משׁותנ) und ihm wahrscheinlich eine Stellung als Oberaufseher verlieh. „Sicher ist, daß die Hebräer unter Ḥatšepsut und Thutmoses III., also zwischen 1501 und 1447 v. Chr., am Sinai waren und da schweren Frondienst zu leisten hatten. Sicher ist ebenso, daß ihr religiöses Leben daselbst sich um den Tempel auf Serabîṭ konzentriert hat und daß sie da, wie zuvor in Gosen, Sopd (Sapdu) und Hathor — von den Semiten am Sinai Jahu und Ma'na genannt — verehrt haben“ (S. 49 f.).

Wie werden wir nun über diese Lesungen urteilen müssen?

1. Völter hat zwar an den Lesungen Grimmes Kritik geübt, aber ungenügend; jedenfalls hat er sich nicht bemüht, die Inschriften selbständig, d. h. ohne Rücksicht auf seine Vorgänger, zu entziffern Seine Zustimmung bleibt daher ohne jede Beweiskraft. Wer das Klischee der Inschrift bei Grimme S. 63 gesehen hat, wird der Überzeugung sein, daß die Inschrift, einzelne Buchstaben ausgenommen, unleserlich ist. Das geht auch aus der Behandlung durch die beiden Forscher deutlich hervor. Die drei ersten Buchstaben in Z. 1 liest Grimme אנח, Völter dagegen בפי. Den Namen und Beinamen der Ḥatšepsut findet zwar auch Völter wieder, aber nicht etwa in denselben, sondern in ganz anderen Zeichen! Daß am Schluß מנשה dastehe, ist nach seiner Meinung „kaum zu bezweifeln“, obwohl Grimme von diesen vier Buchstaben nichts hat entdecken können. Von Z. 6—8 behauptet Völter selbst, daß „es mehr um ein Raten als um ein Lesen zu tun ist“, eine Tatsache, die von der ganzen Inschrift gilt. Die Lesung von Z. 5 wird völlig entwertet, wenn Völter zwei Buchstaben hinzufügen kann, von denen Grimme nichts gemerkt hat. In Wirklichkeit ist das Liniengewirr dieser Zeile so hoffnungslos, daß jede Entzifferung an ihr zu schanden werden muß; jedenfalls mache ich mich anheischig, aus ihr alles herauszulesen, was man wünscht; aber welchen wissenschaftlichen Wert hat solches Rätselraten? Bei Z. 3 spricht Grimme selbst von einem „Gewirr von Linien“, aus dem die drei Zeichen יהו „deutlicher hervortreten“, freilich nicht in dieser Reihenfolge, sondern הוי, aber da das Jod tiefer geschrieben ist, braucht man keine Bedenken zu tragen, es vor הו zu lesen. „An der Richtigkeit der Lesung dürfte nicht zu rütteln sein.“ Auch Völter sieht ein הו, aber „sicher ist jedenfalls, daß das ganze j vor הו, so erwünscht es wäre, nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit nachzuweisen

ist“ (S. 33). Trotzdem fährt er fort: „Wie es nun auch mit dem j in יהו stehen mag, der Name ist so gut als sicher.“ Als ob ein הו, dessen vorhergehende und dessen nachfolgende Buchstaben gleich unsicher sind, nicht anders als zu [י]הו ergänzt werden könnte! יהוה ist natürlich hier, wo jeder Buchstabe geraten ist, gänzlich ausgeschlossen, weil die Sinai-Hebräer nur יהו gesagt haben können; so verlangt es die Hypothese. Aber die Epigraphik hat es zunächst nicht mit Hypothesen, sondern mit der Lesung von Inschriften zu tun, und ich behaupte auf Grund des Klischees bei Grimme S. 66, daß nicht nur das י, sondern auch das הו zweifelhaft ist. Ich kann in den Linien überhaupt keine Buchstaben erkennen. Was Grimme und Völter aus dieser und den anderen Inschriften herauslesen, ist nach meiner Meinung nur durch das Spiel ihrer Phantasie hineingelesen; und wenn weder Gardiner noch Sethe größere Lesungen versucht haben, so haben sie nur das getan, was der gewissenhafte und vorsichtige Epigraphiker in solchem Falle und leider sehr oft tun muß: auf die Lesung dessen verzichten, was nicht sicher oder mit annähernder Wahrscheinlichkeit gelesen werden kann. Grimme stellt S. 38 fest: „Man kann fast nur bei Nr. 345 (Sphinx), Nr. 346 (Hockerstatue) und in etwa auch bei Nr. 347 den Zustand, in dem die Schrift auf uns gekommen ist, als zur Entzifferung genügend bezeichnen.“ Daraus hätte er dann auch die Folgerung ziehen und sich auf die Entzifferung von Nr. 345. 346 und vielleicht von einigen anderen Einzelheiten beschränken sollen.

2. Wenn ein Forscher Inschriften entziffert, die für andere unlesbar sind, wird man ihn gewähren lassen, ihn willig anerkennen und vielleicht sogar bewundern, solange seine Lesungen dem Charakter der Inschriften und ihrer Zeit entsprechend, wenigstens als möglich gelten müssen und in keiner Weise Anstoß erregen. Sobald sie aber durch ihren Inhalt auffallen und wissenschaftlich anerkannten Tatsachen widersprechen, wird man sie als Phantasie von vornherein ablehnen müssen, weil ihnen die sichere textliche Grundlage fehlt. Sensationelle Entdeckungen sind immer gefährlich, weil sie eine besonders scharfe Kritik hervorrufen. Daß die Aussetzung Moses und seine Adoption durch die ägyptische Prinzessin auf ein weitverbreitetes Sagenmotiv zurückgeht, darf heute als anerkannte Tatsache der wissenschaftlichen Sagenforschung betrachtet werden. Wer dies Motiv dennoch als wirkliche Geschichte ausgibt, muß es sich gefallen lassen, als unwissenschaftlich zurückgewiesen zu werden, es sei denn, daß er zwingende Gegengründe hat. Aber eine fraglich entzifferte Inschrift ist nicht zwingend und daher auch nicht imstande, Sage in Geschichte zu verwandeln; der Historiker wird sie als einen modernen Roman einschätzen, der ihn nichts angeht und dessen Widerlegung sich nicht lohnt.



3. An Worten ist wenigstens eines sicher gelesen, wie von allen Forschern zugestanden wird, בעלת oder wohl richtiger הבעלת (לבעלת mit Artikel); wie „der Baal“ in den ägyptischen Texten der Ramessidenzeit, vgl.

Nr. 345d (Grimme S. 43) הבעלת מ̇א
Nr. 345e („ S. 43) לבעלת
Nr. 346a+c („ S. 45. 46) לבעלת מ̇ת
Nr. 348 Gardiner (Grimme S. 76) הבעלת מ̇תן
Nr. 353 rechts („ S. 52) הבעלת מ̇אן
Nr. 354 rechts („ S. 55) הבעלת מ̇אן

Wahrscheinlich ist auch חנת richtig gelesen. Dadurch ist ein Zusammenhang der Sinaischrift mit dem phönikischen Alphabet sicher erwiesen, mag man sie nun als das semitische Uralphabet oder als seinen Vorläufer auffassen. In vielen Fällen ist die Übereinstimmung mit der phönikischen Form der Buchstaben so deutlich, daß die Zeichen leicht bestimmt werden können; in anderen Fällen dagegen ist die Abweichung so groß, daß eine sichere Bestimmung erst dann möglich sein wird, wenn überzeugende Lesungen gelingen. Im Gegensatz zu den späteren Buchstaben haben die Sinaizeichen noch eine größere Bildähnlichkeit. So gibt das Beth den quadratischen Grundriß des Hauses (mit oder ohne Eingang) deutlich wieder; da schwer zu verstehen ist, wie daraus das spätere ב entstellt werden konnte, wird man in der Sinaischrift nicht das Uralphabet suchen dürfen. Besonders naturgetreu ist wenigstens einmal (Nr. 252 B; Grimme S. 59) der Fisch dargestellt; wenn er wirklich das ס bezeichnet, so ist jedenfalls der phönikische Buchstabe nicht daraus entstanden. Bei dem knieenden Beter, der dem Worte Baalath häufig vorangeht — er ist auf punischen Stelen bekanntlich umgestaltet zu dem sogenanten „Tanitzeichen“: Dreieck mit Kopf und emporgehobenen Armen, in Wirklich-

keit eine Darstellung des knieenden Adoranten — möchte man fast an ein Ideogramm denken; aber Sethe hat wohl mit Recht das ה darin erkannt, obwohl der Buchstabe später ganz anders aussieht, so daß eine Verbindungslinie schwerlich gezogen werden darf. Einzelnes ließe sich bei genauerer Analyse noch hinzufügen, aber das Ergebnis wird immer mager bleiben gegenüber den glänzenden Entdeckungen Grimmes und Völters. Die wahre Wissenschaft bekennt sich hier wie in vielen Fragen lieber zu einem bescheidenen Ignoramus.

Willing, Prof. Dr. Carl: **Hebräisch.** (Methode Toussaint-Langenscheidt. Original-Unterrichtsbriefe. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener.) Kursus I. Brief 1—18 mit 2 Beilagen. Als Manuskript gedruckt. Berlin-Schöneberg: Langenscheidt [1924]. 16, 316, 15, 16 S. 4°. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Der Verf. will mit seinen hebr. Unterrichtsbriefen dem sprachlichen und sachlichen Verständnis des AT dienen.

Der 1. Kursus bringt aus der Grammatik das Wichtigste vom Nomen und die Verblehre. Der 2. Kursus soll eingehender das Nomen behandeln und die im 1. Kursus angefangene Syntax zu Ende führen. Entsprechend der Methode Toussaint-Langenscheidt werden von Willing sofort zusammenhängende hebräische Bibeltexte (im Ganzen etwa 50 Seiten) im Original, in Umschrift und Übersetzung dargeboten, zuerst bekannte Stücke wie Gen. 1, Ex. 20 = Dt. 5 und gelesenste Psalmen, dann besonders Abschnitte aus Josua, Richt. und Sam. In dem vorliegenden 1. Kursus wird nämlich von dem Verf. eine Einführung des Lesers in die älteste Geschichte Israels bis zum Tode Davids angestrebt.

In der Grammatik selbst trägt der Verf. kein eigenes neues System vor, sondern hält sich an das, was von den gangbaren Lehrbüchern z. B. von Kautzsch geboten wird. Häufig schließt sich W. an Brockelmann an. In der Syntax, soweit sie schon mitbehandelt wird, ist u. a. Wundt zitiert. Daß der Lernende S. 72 f. für קָם und קוּם mit Vorformen wie ḳawam und ḳuwum geplagt wird, verschulden die geistigen Väter W. s. S. 52 findet sich eine gute Bemerkung über Schwa medium; darnach sollte aber die Überschrift besser lauten „das sogenannte Sch. m.“ S. 268 wird eine treffende Kritik an den von Bauer und Leander eingeführten Imperfekt Bezeichnungen geübt.

Willing verfügt über gute Kenntnisse des Hebräischen. Das beweisen u. a. seine Verbesserungsversuche zu Ps. 8, 23, 51. Leider begegnen aber in den hebräischen Texten und auch in den Transkriptionen nicht wenige Flüchtigkeiten, Versehen, zum Teil wohl auch stehen gebliebene Druckfehler. Ich notiere hier, was mir bei einer mehr zufälligen Streife aufgefallen ist. S. 45 רוח st. רוּחַ. S. 104 u. 106 מְנַצֵּחַ st. מְנַצֵּחַ. S. 155 פְּקוּדֵי st. פִּקּוּדֵי. S. 166 יִצְטַיָּדוּ st. — טָּ —. Ebenda כְּרֻבִים st. קְר׳. S. 169 Richt. 3, 16 פִּיוֹת ist falsch: entw. ist פֵּיוֹת oder פִּיוֹת zu l. S. 186 אֶלְיוֹן st. עֶלְ׳. S. 208 הַמֵּיקִין st. הַמֵּכִין. S. 219 zweimal falsch maḥar st. moḥar (מָחָר morgen). S. 222 zweimal אֱמֶר st. אֱמֶת. Ebenda דַּכְּאֵי st. דַּכְּאֵי v. דַּכָּא st. דַּכָּא. S. 225 עֹשִׂיהָ st. עֹשֶׂיהָ. S. 233 (1. Sam. 16, 19) בִּנְךָ: st. בְּנֶךָ:. S. 246 עֶמֶק st. עֵמֶק. S. 270 dreimal מִשְׁפַּת st. פָּט —. S. 288/9 מְחַיֵּ st. מְחֵה. S. 289 מֵחֲטָאַי st. מֵחֲטָאַי. Ebenda קְרָבַי st. קְרָבַי. S. 294 הִצְדַּקְתִּיו (so auch transkribiert!) st. תִּיו.—

Trotz der leicht zu vermehrenden Errata usw. stehe ich nicht an, die hebr. Unterrichtsbriefe Willings dem Lehrenden und Lernenden zu empfehlen. Der Lehrende, besonders der Anfänger, findet hier eine geschickte, den a.t.lichen Geschichtsunterricht belebende Stoffauswahl und der Lernende, besonders der Autodidakt, wird, wenn er die Zeit nicht scheut, dem etwas umständlichen und redseligen Führer zu folgen, Lust zum selbständigen Studium des AT bekommen.

Hoffentlich schicken beide, Lehrende und Lernende, zum Dank für die Förderung dem Herrn Herausgeber einen recht umfänglichen philologischen Lasterkatalog zur Vermeidung für eine 2. Auflage recht bald ein!

Levy, Jacob und **Goldschmidt**, Lazarus: **Nachträge und Berichtigungen zu Jacob Levy's Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim.** Berlin: Benjamin Harz 1924. (XI, S. 565—690). Lex. 8°. Rm. 5 —. Bespr. von F. Perles, Königsberg.

Das längst vergriffene „neuhebräische und chaldäische“ Wörterbuch von Levy ist bei allen seinen Mängeln und Unvollkommenheiten noch immer das wichtigste Hilfsmittel zum Eindringen in das rabbinische Schrifttum, und wenngleich eine Umarbeitung an Haupt und Gliedern nötig wäre, um es auf den Stand der heutigen Forschung zu bringen, ist darum auch schon das Erscheinen einer unveränderten Neuauflage mit Dank zu begrüßen. Neu hinzugekommen sind nur eine Reihe von Nachträgen und Berichtigungen von Lazarus Goldschmidt, die zusammen mit den schon vom Verfasser am Ende jedes Bandes gebotenen Zusätzen den vier Bänden des Werkes beigegeben sind und nun auch im Sonderabdruck[1] vorliegen.

---

1) Um die Benutzung zu erleichtern, wäre es richtig

G. verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß seine Zusätze etwa als Ergebnis einer Überprüfung oder gar einer Bearbeitung des Werkes angesehen werden. Dieselben seien vielmehr nur eine Auswahl aus den Randnotizen seines Exemplars. Doch auch als solche enttäuschen sie und rechtfertigen nach keiner Richtung hin den absprechenden Ton des Vorwortes[1].

Ref. hat sich die Mühe genommen, die meisten Zusätze nachzuprüfen und hat dabei eine Fülle von Irrtümern, Flüchtigkeiten und positiven Fehlern gefunden, für deren vollständige Berichtigung hier kein Raum ist.

Der Hauptmangel des Levy'schen Werkes in der Anlage ist das Fehlen jeder Trennung zwischen tannaitischem und nachtannaitischem Sprachgebrauch, wie sie z. B. in Bacher's Exegetischer Terminologie der Jüdischen Traditionsliteratur mit Erfolg durchgeführt ist[2]. Und wieder der Hauptmangel in etymologischer Beziehung ist die Nichtberücksichtigung des babylonischen Elements im neuhebräischen und aramäischen Sprachgut. Nach beiden Richtungen hin bieten Goldschmidt's Zusätze nicht das Geringste. Die semitistische Forschung der letzten Jahrzehnte, die gerade auf diesem Gebiete so viel aufgehellt hat, ist den Zusätzen fast gar nicht zu gute gekommen.

Zu Bd. I.

S. 565 (2^a). Schon die erste Ausstellung von G. ist unbegründet. Die von ihm vermißte Angabe der liturgischen Bedeutung von אבות fehlt nicht bei L., sondern steht 3^b beim Plural, und zwar im Gegensatz zu G., der nur einen Beleg aus dem Babli bringt, mit einem Beleg aus der Mischna (Rôš hašânâ 4_5).

Ebd. (zu 8^b) אבטיונא ܐܦܛܝܘܢܐ hat schon mein Vater[3] aus optio (ὀπτίων) erklärt und die herkömmliche Ableitung von ὀπατεύων überzeugend zurückgewiesen.

S. 566^b (zu 73^b) אָכַל „Raum einnehmen" ist bei L. zweimal belegt, wenngleich nicht gerade durch die von G. angeführten Stellen. Der Stamm hat übrigens nicht mit אכל „essen" zu tun, sondern ist, wie L. 74^a anderwärts selbst bemerkt, nur eine Nebenform zu כול „messen" (vgl. auch Dillmann Lex. Aeth. 782).

568^b (zu $17o^a$) אריתא hat nichts mit יאור zu tun, sondern ist entlehnt aus akk. *arittu*[1] „Wassergraben", das vermutlich zum Stamm *arâdu* (ירד) gehört.

571^b (zu 440^a) רווגר so zu lesen, ist von Fleischer einwandfrei aus pers. روزيگر erklärt.

Zu Bd. II.

540^a (zu 125^b) Die von L. angeführte Stelle aus Jer. Teruma 45^c oben כל דבר שנפשו של אדם חתה ממנו hat nichts mit der Wurzel חתה zu tun, sondern ist, wie das Subjekt נפשו zeigt, Feminin zu חת und daher חַתָּה zu vokalisieren. G. druckt L.'s Bemerkung, ohne den Irrtum zu merken, unverändert ab.

541^a (zu 182^a) طِغْل lies طِفْل.

Ebd. (zu 185^a) Der Artikel טרגיה, den G. gläubig von L. übernahm, ist ganz zu streichen. Denn das ל in לטרגיה gehört zum Worte, in welchem mein Vater[2] λειτουργία erkannt hat: פנוי לטרגיה bedeutet also „frei von Dienstleistung."

541^b (zu 195^a) Zum Niph'al von טרף bietet G. folgenden Zusatz: „Ferner: wanken, untergehen eines Schiffes. Jeb. 121^a ראיתי ספינה אחת שנטרפה בים ich sah ein Schiff im Meer untergehen (so besser in Hs. München, Agg. שמטרפה)." Der Zusatz ist nicht nur unnötig — denn L. 195^b bringt schon einen Beleg[3] und schwankt nur zwischen dem Pu'al מְטֹרֶפֶת und dem Hitpa'el מִטַּרֶּפֶת[4] — sondern auch falsch. Denn die Bedeutung ist durchaus nicht „wanken", „untergehen", sondern „umhergetrieben werden" und ist weiterentwickelt aus der Bedeutung „werfen", die טְרַף nicht nur ganz gewöhnlich im Aramäischen (L II 169^a), sondern auch im Neuhebräischen[5] hat. Der älteste Beleg für den Hitpa'el in dieser Bedeutung ist die unten angeführte Mischnastelle. Doch stand derselbe wahrscheinlich schon im Original von Ps. Sal. 2_{31} τὸ σῶμα αὐτοῦ διαφερόμενον ἐπὶ κυμάτων[6].

Zu Bd. III.

735^a (zu 123^a) נכסי מלוג gehört, wie längst bekannt ist[7], zu akk. *mulûgu*, *mulûgu* (Muss-Arn.

gewesen, über jeder Seite des Sonderabdrucks anzugeben, zu welchem der vier Bände die Zusätze gehören.

1) Besonders peinlich berührt der Vorwurf des Plagiats, den er gegen den vor 30 Jahren verstorbenen Alexander Kohut erhebt, obgleich derselbe noch bei Lebzeiten (ZDMG 1893, 723) die Haltlosigkeit der Beschuldigung gezeigt hat. Ebenso ungerechtfertigt ist der gleiche Vorwurf gegen Dalman, dessen Wörterbuch seiner ganzen Anlage nach seine Vorgänger bzw. Quellen nicht im einzelnen anführen kann.

2) Vgl. OLZ 1905, 563.

3) Etym. Studien. Breslau 1871, 103.

1) So schon Zimmern, Akk. Fremdwörter 44.

2) Beiträge zur Gesch. der hebr. u. aram. Studien. München 1884, 69.

3) Ta'anit 19^a. Korrekter Weise wäre anzugeben: Mischna Ta'anit 3_7.

4) Nur letzteres ist richtig.

5) Z. B. Tanchuma 'Ekeb: והוא מבקש לטורפה לכל מי שמוצא.

6) Vgl. OLZ 1902, 277.

7) Feuchtwang ZA VI 441. I. Löw zu Krauß, Lehnw. II 339.

545[b]). Statt dessen führt G. zwei gleich unmögliche Erklärungen an, von denen die eine die abenteuerlichsten Notarikon-Deutungen der Alten übertrifft.

737[b] (zu 265[b]) מַשֹּׂא פָּנִים ist schon biblisch (2 Chr. 19_{7}. Sir. 35_{15}.)

739[b] (zu 514[a]) Im Talmud wird mehrmals[1] Rabbi Joseph als סיני (Sinai) bezeichnet. Dieser hyperbolische Ausdruck für die Tiefe seines Wissens findet seine einfache Erklärung darin, daß hier im Gegensatz dazu der Scharfsinn Rabba's durch עוקר הרים (Bergentwurzler) charakterisiert wird. Doch G. schreibt allen Ernstes: „Vielleicht סְיָנִי, der Wissende, vom lat. *sciens*"!

742[b] (zu 709[a]) Die Stelle b. Baba Bathra 9[a] עושו בהדי הרדי hat nichts mit עֲשִׂי, zu tun, sondern gehört zu dem schon Joël 4_{11} belegten Stamm עוש.

Zu Bd. IV.

682[b] (zu 70[a]) קינוניא ist bei L. ganz richtig als κοινωνία erklärt. Die von G. als „andere Erklärung" angeführte Ableitung von *convenio* wäre besser unerwähnt geblieben.

686[a] (zu 296[b]) יושבי קרנות hat nichts mit *corona* zu tun, sondern gehört zu קרון κάρρον „Wagen", also קרונות zu lesen[2].

686[b] (zu 408[b]) ראתן ist gut semitisch und gehört zu syrisch ܪܘܬܚܢܐ (Löw, OLZ 1912, 557). Das Wort ist von ܪܘܬܚܐ gebildet, das selbst, wie längst bekannt, zu akk. *rû'tu*, *rûtu* „Speichel" gehört.

688[a] (zu 519[b]) שווליא „Schüler", „Lehrling" ist Lehnwort aus akk. *šamallû* (Muss-Arn. 1058 nach Jensen KB III, 1, 123 Anm.*). Statt dessen vermutet G., gestützt auf die Variante שוליא, die er שׁוֹלְיָא vokalisiert, Ableitung von — *Scholar*!!

Ebd. (zu 521[a]) שׁוּמָא „Abschätzung", das G. als Kürzung von שומעא erklären möchte, gehört zu akk. *šâmu* das auch die spezielle Bedeutung „abschätzen" hat und von dem *šîmu*, *šîmtu* „Kaufpreis" abgeleitet ist (so auch richtig bei Zimmern 18).

I. The Geographical Part of the Nuzhat-al-Qulūb composed by Hamd-allāh Mustawfī of Qazwīn in 740 (1340). Edited by G. Le Strange. London: Luzac & Co. 1915. (XVII, ٣٧٨ S.) Gr. 8° = 8 s.

II. Ders. Translated by G. Le Strange. Ebenda 1919. (XI, 322 S.) Gr. 8°. = E.J.W. Gibb Memorial Series, vol. XXIII, 1/2. 8 sh. Bespr. von Karl Hadank, Berlin-Friedrichshagen.

I. Verhältnismäßig spät ist die dritte und wichtigste, eigentlich geographische Abteilung des persischen kosmographischen Sammelwerkes vom Jahre 1340 im Abendlande gedruckt worden, nachdem sie schon von William Ouseley und Joseph v. Hammer-Purgstall ausgiebig benutzt worden war. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte dann J. Berezin ausgewählte Abschnitte zur Geographie Nordirans in Text und Übersetzung herausgegeben in den Beilagen des Anhanges zum zweiten Bande seines Reisewerkes (S. 21 - 57) und den Rest der Beschreibung Persiens für den dritten Band angekündigt[1]. Einige ebenfalls auf Nordpersien bezügliche Paragraphen hatte ferner Bernhard Dorn in seinen „Auszügen aus muhammedanischen Schriftstellern" (St. Petersburg 1858, S. 81—87) mitgeteilt. Erheblich umfangreicher war das Stück, das Chr. Schefer im Supplément au Siasset Nameh (Paris 1897, S. 141—230) herausgab.

G. Le Strange hat sich sehr lange und gründlich mit dem N.-al-q. beschäftigt. Abgesehen von kleineren Vorarbeiten veröffentlichte er daraus schon im Jahre 1903 eine gut kommentierte englische Bearbeitung der Beschreibung Mesopotamiens und Persiens als Bd. V der „Asiatic Society Monographs" (Mesopotamia and Persia under the Mongols in the fourteenth Century A. D.). Zwei Jahre danach ließ er ein erheblich größeres Werk folgen: The Lands of the Eastern Caliphate. Seitdem hat er sich immer mehr in die Hss. vertieft; daher war er als unbestrittener erster Spezialkenner trefflich vorbereitet auf die Herausgabe der ganzen geographischen Abteilung der Kosmographie.

Im Vorwort kritisiert G. Le Strange die infolge der Namenverstümmelungen und -Verwechslungen kaum brauchbare Bombayer Lithographie vom Jahre 1311 H. Er gibt kurz Rechenschaft über die zahlreichen Hss., die er benutzt hat, natürlich in erster Linie solche Englands, aber auch mehrere aus Paris und Wien; und gerade aus diesen beiden Hauptstädten stammen seine beiden besten Unterlagen. Wir erhalten auch Aufschluß über einige Quellen des N.-al q. Der außerordentlichen Schwierigkeiten bei der Bestimmung und Richtigstellung der zahlreichen geographischen Namen hat der Herausgeber

---

1) b. Berakot 64[a] und Par.

2) Siehe REJ. LXXIII 1921, 216; doch s. Krauß ebd. LXXVIII 149 ff.

1) Putešestvie po sěvernoj Persij (Kasan 1852), S. 42 Anm. Der dritte Band ist, soviel ich weiß, nie erschienen. G. Le Strange hat von Berezins Reisewerk keine Notiz genommen. Damit hat er wohl nicht viel versäumt, da Berezin, wie schon Peter Lerch im Jahre 1858 festgestellt hat, als Philologe ganz unzuverlässig war. In der Tat finden sich in Berezins persischem Text, der nach drei nicht näher bezeichneten Hss. hergestellt sein soll, wunderliche Mißverständnisse. Andererseits kommt es freilich einmal vor, daß eine kleine Unebenheit der neuen persischen Textausgabe in der Gibb Mem. Series von Berezin vermieden worden ist.

durch Heranziehung nicht nur bereits gedruckter Werke, sondern auch weiterer handschriftlicher Quellen Herr zu werden versucht. Wer sich einen Begriff von der unsäglich mühevollen Aufgabe machen will, die Le Strange bei der Herstellung eines zuverlässigen Textes zu bewältigen versucht hat, der braucht nur einmal die Abschnitte in B. Dorns obgenanntem Buche mit dem Texte bei Le Strange zu vergleichen. Man hält es mitunter kaum für möglich, daß ein und dasselbe persische Werk vorliegen soll, so sehr weichen nicht nur einzelne Lesarten, sondern schon die Anordnung und der Umfang, ja selbst die Zahl der Paragraphen voneinander ab. Diese Willkür persischer Schreiber hatte Le Strange bereits in seiner englischen Teil-Bearbeitung vom Jahre 1903 (S. 10) beklagt. Nur jemand, der wie er Jahrzehnte hindurch in diesem Stoffkreise lebte, wie es seine Veröffentlichungen bezeugen, konnte eine brauchbare kritische Ausgabe des N.-al-q. zustandebringen. Ein Namenregister von 74 Seiten macht das Werk bequem benutzbar. Die gewaltige Arbeit, die Le Strange geleistet hat, werden wir um so mehr anerkennen, als er kurz vor der Vollendung der Textausgabe das Unglück hatte, zu erblinden.

Ḥamd allāh M. zeichnet sich nicht etwa durch besondere Originalität aus. Immerhin verlangte sein Beruf Interesse für Geographie von ihm, nötigte ihn zu vielen Reisen und bot ihm zugleich Gelegenheit, Einzelheiten besonders statistischer Art kennen zu lernen, die gewöhnlichen Reisenden verschlossen waren. Meist beruht seine Darstellung zwar auf Schriften arabischer und persischer Vorgänger, die uns großenteils gedruckt vorliegen, wie er denn über eine sehr ausgebreitete Literaturkenntnis verfügt, aber er vermag Bekanntes mit wichtigen Zusätzen zu versehen. Nach Le Strange verdient das — leider kurze — Kapitel über Kleinasien unsere Aufmerksamkeit, weil der Perser eine vorläufig nicht auffindbare Quelle benutzt hat, welche die Verhältnisse der ausgehenden Salčuqen-Zeit schildert, d. h. einer Periode, die weit über ein Jahrhundert hinter der Zeit des Verfassers zurückliegt. Eine der persischen Quellen des N.-al-q., das Fārsnāmā des Ibnu'l-Balkhī, hatte G. Le Strange später noch herauszugeben beabsichtigt, ohne die Arbeit ganz vollenden zu können. R. A. Nicholson hat sie vervollständigt und 1921 als ersten Band der „Neuen Reihe" der „E. J. W. Gibb Memorial Series" veröffentlicht.

Hoffentlich wird später einmal, unter günstigeren Weltverhältnissen, jemand in der Lage sein, eine Nachlese aus den Hss. des N.-al-q. wenigstens russischer[1] und deutscher Bibliotheken zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit würden sich wohl noch manche Rätsel lösen lassen, um die sich der Fleiß und Scharfsinn eines so vorzüglichen Sachkenners, wie es G. Le Strange war, vergeblich bemüht hat.

Ein Nachtrag zu seinem Werke scheint mir noch aus einem anderen Grunde erwünscht. Die englische Ausgabe weist eine Lücke auf, die irgendwie einmal ausgefüllt zu werden verdient. Obgleich S. 137 Z. 7 des persischen Textes (= S. 135, Z. 5 v. u. der englischen Übersetzung) von einer Karte Irans im vorliegenden Werke ausdrücklich die Rede ist, findet sich keine solche in der englischen Ausgabe; auch hat sich G. Le Strange über etwaige Kartenbeilagen weder im Vorwort noch anderswo ausgesprochen. Nach einer Bemerkung von Wilhelm Pertsch zu Nr. 347 seines Verzeichnisses der persischen Hss. der Kgl. Bibliothek [heute Preußischen Staatsbibliothek] zu Berlin enthält die Hs. „Sprenger 18" u. a. eine Weltkarte. Unter den verschiedenen Hss. des N.-al-q. in der Preußischen Staatsbibliothek zeichnet sich diese, nach Pertsch, durch ihr Alter aus, wenngleich sie nicht datiert ist.

II. Die geographische Abteilung des N.-al-q. liegt in der Hauptsache längst in französischer Übersetzung vor in Gestalt von Anmerkungen bei Barbier de Meynard, Dictionnaire géographique, historique et littéraire de la Perse (Paris 1861), natürlich nicht mehr in der ursprünglichen, sondern in alphabetischer Anordnung. Freilich hatte der französische Orientalist nicht die Menge der Hss. studiert, aus deren eingehender Vergleichung der kritische Text des englischen Herausgebers entstanden ist. Auch war im Jahre 1861 die historische Geographie des Ostens noch lange nicht in dem Maße erforscht wie ein halbes Jahrhundert später. Hand in Hand mit der Herstellung des persischen Textes hat Le Strange die englische Übersetzung geschaffen; zu ihrer Verbesserung hat Edward G. Browne beigetragen, während er, wie schon beim Druck des persischen Textes, die Korrekturen las. Auch die englische Übersetzung hat einen Namen-Index, der trotz seines großen Umfanges wie die meisten seinesgleichen unvollständig ist. Der Fettdruck der Ortsnamen am Kopfe der einzelnen Paragraphen erleichtert das Auffinden beim Nachschlagen. Freilich

---

1) So z. B. besitzt nach der Angabe des Barons Viktor Rosen, das Institut der orientalischen Sprachen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands eine im großen und ganzen ziemlich alte Hs., s. „Les Manuscrits persans de l'Institut des langues orientales, décrits par le baron Victor Rosen" (St. Pétersbourg 1886), S. 146 Nr. 25.

stimmen die Ortsnamen der Übersetzung nicht immer genau zum Namen-Verzeichnis des persischen Textes. So z. B. erscheint die Stadt Gulbādagān der Register des persischen Originals und der englischen Übersetzung auf S. 72 der letzteren bei der Überschrift des Paragraphen in der arabisierten Form Jurbādaqān, das zwar auch im Namen-Index der Übersetzung vorkommt, dagegen im Register des persischen Textes fehlt; erst in der 5. Zeile des betreffenden Paragraphen der Übersetzung begegnet die irrig transkribierte ältere np. Form als Gülbādagān mit dem fragwürdigen erklärenden Zusatz „Rosenheim", während man den heutigen Stadtnamen Gulpāīgān vermißt. Ein Laie würde daher mit dieser Stelle der Übersetzung schwerlich zurechtkommen, weil auf unseren Karten natürlich nur der gegenwärtige Stadtname (Gulpāīgān)[1] zu finden ist. Da helfen nun aber die beiden oben erwähnten älteren Bücher von Le Strange aus der Verlegenheit, und der Verf. rechnet auch ausdrücklich darauf, daß sie der Leser zu Rate ziehen wird. Kann das kleinere der beiden Werke mehr als Einleitung zum Ganzen und als Ergänzung für das begrenzte Thema „Mesopotamien und Persien" gute Dienste leisten, so kommt das spätere und größere Werk als umfassender Kommentar in Betracht. Übrigens hat Le Strange die Gelegenheit benutzt, in der englischen Übersetzung einige Stellen der „Lands of the Eastern Caliphate" zu berichtigen. Manche Erläuterungen in den Fußnoten der Übersetzung müßten besonders nach zwei Werken J. Marquarts verbessert werden Ich meine vor allem sein Buch „Über das Volkstum der Komanen" (1914). So z. B. wären abzuändern: Le Strange S. 252 Anm. 3 „Saqsīn" nach J. Marquart S. 56; Le Strange S. 249 Anm. 5 „Biš-balyq" nach J. Marquart S. 64 oben; Le Strange S. 251 Anm. 3 „Burṭās" als Tschuwaschen nach J. Marquart S. 98 und 143 Anm. 2: vielmehr Mordwinen usw. Zweitens wäre heranzuziehen J. Marquarts „Benin-Sammlung des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden" (1913) und danach abzuändern z. B. Le Strange S. 258 Anm. 2 „Sijilmāsa" nach J. Marquart S. 128 (römische Ziffer) u. a.; Le Strange S. 261 „Abessinien" nach J. Marquart S. 270 (römische Ziffer) usw.

1) Auf der Karte Irans der persischen Druckerei „Schäms" in Konstantinopel ist übrigens Gulpāīghān geschrieben. Freilich hat schon Ḥamdallāh M. selbst an einem Beispiel gezeigt, wie man im Persischen geneigt ist, den k-Laut durch gh (= γ) zu ersetzen: S. 117 des pers. Textes (= S. 115 der engl. Übersetzung).

Bartholomae, Chr.: Die Frau im sasanidischen Recht. Rede, gehalten beim Stiftungsfest der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am 11. Mai 1924. Heidelberg: Carl Winter 1924. (20 S.) 8°. = Kultur und Sprache Bd. 5. Rm. —.80. Bespr. von Hch Junker, Hamburg.

Christian Bartholomae, unter den lebenden Iranisten ohne Zweifel der gewiegteste Kenner der mitteliranischen Parsenliteratur, hat in einer Rede, die er als Sekretär der Heidelberger Akademie der Wissenschaften bei deren Stiftungsfest am 11. Mai 1924 gehalten hat, über das oben genannte Thema gesprochen. Er hat damit einem allgemeineren Kreise (daneben aber auch vornehmlich den Rechtsgeschichtlern) in knapper, klar gegliederter Form, die Ergebnisse einer ganzen Reihe (in den Anmerkungen zitierter) mühsamer Einzeluntersuchungen zugänglich gemacht, die sich auf das einzige uns erhaltene juristische Werk der Sasanidenzeit, das „Buch der 1000 richterlichen Entscheidungen" gründen. In scharfsinnigen philologischen Interpretationen hat B. als erster versucht, die juristische Terminologie dieses außerordentlich schwierigen und zudem schlecht überlieferten Pahlaviwerkes klar zu stellen, und er faßt in der hier gedruckt vorliegenden Rede die die rechtliche Stellung der Frau betreffenden Tatbestände übersichtlich zusammen. Niemand war berufener hierzu, und sowohl der Historiker des alten Orientes, wie der Rechtsgeschichtler haben allen Grund, dem Vf. für seine inhaltsreiche Festrede dankbar zu sein, die in überraschender Weise zeigt, welch wertvolle kulturgeschichtlichen Materialien in den mittelpersischen Literaturdenkmälern stecken, aber auch wieder einmal deutlich macht, wie die iranische Eigenentwicklung mit all ihren sozialen Errungenschaften durch die Wucht der arabischen Eroberung erstickt und vernichtet wurde.

Leuba, Jeanne: Les Chams et leur art. [Un royaume disparu.] Avec une préface de M. Louis Finot. Brüssel: G. van Oest & Cie. 1923. (207 S. m. 28 Taf. u. 1 Karte.) gr. 8°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Das alte Champa-(Tschampa-)Reich, dessen hohe Kultur erst in den letzten Jahrzehnten ans Licht gezogen worden ist, war im alten Annam gelegen. Seine ehemalige Hauptstadt, Mison (5. Jahrh. p. Chr.), lag nicht allzu fern von dem heutigen Tourane. Die alten Cham waren ein kriegerisches seefahrendes Volk, die unter dem Einfluß der vorderindischen Kultur ihr Reich zu hoher Blüte brachten um zuletzt, wie so viele hochstehenden Völker des Altertums, dem Ansturm der umwohnenden Horden, hier der Annamiten, zu erliegen. Heutzutage sind nach dem definitiven Untergang des Reiches die Cham fast völlig aufgesogen. Um so mehr ist jedes Buch zu begrüßen, das sich mit diesem

verschwindenden Volke beschäftigt. Frau Leuba, die selbst unter seinen Angehörigen geweilt hat, hat auch alles vorhandene Quellenmaterial sorgfältig herangezogen, so daß wir ein klares Bild des gesamten Lebens dieses Volkes einst und jetzt erhalten.

In einem längeren referierenden Vorwort gibt Finot eine kurze Übersicht der Entdeckungsgeschichte der Cham unter Angabe der wichtigsten Publikationen dazu. Eine vollständige Bibliographie gibt die Verfasserin am Ende ihres Buches. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile 1. Les Chams d'autrefois und 2. Les Chams d'aujourd'hui. Im ersten Teile finden wir nach einer allgemeinen Einführung in Land und Leute als eines der wichtigsten Kapitel die Geschichte dieses Volkes dessen Aufsteigen und Verblühen wir durch 15 Jahrhunderte verfolgen können. Im Anschluß daran wird die Religion und die Kunst behandelt. Letztere wird durch die 28 Tafeln illustriert. Brahmanismus und Buddhismus haben den geistigen Zustand des Volkes gehoben und haben in der Kunst, die natürlich rein religiös war, eine Höhe erreicht, die wir nicht unterschätzen dürfen. Wer sich eingelebt hat in diese Kunst, wird bald erkennen, daß sie wenn auch auf indische Formen zurückgehend, doch sich selbstständig fortentwickelt und einen eigenen Chamstil hervorgebracht hat. Die 28 Tafeln bringen uns neben der Architektur, die ihren indischen Ursprung ebenfalls nicht verleugnet, wundervolle Plastiken. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf meine Besprechung des Coedès'schen Buches: Bronzes Khmèrs (OLZ 1925, 6) verweisen. Taf. 18 des Leuba'schen Buches löst meines Erachtens die Frage: Sind die auf Schlangen sitzenden Figuren mit nacktem Oberkörper oder königlichem Schmuck alle buddhistisch oder sind ein Teil viṣṇuïtisch? Taf. 18 zeigt uns den Buddha in meditierender Stellung. Der Oberkörper ist bekleidet, aber die Figur trägt königlichen Schmuck und in den Händen den Lotus. Die rechte Brust ist unbekleidet und die linke Schulter trägt den kambodjanisch Ba Khrab genannten Zeugstreifen, den nur Mönche tragen. Die Figur ist übrigens im Stil typisch Khmer, so daß ich sie nicht als Vertreterin der Chamkunst ansprechen kann.

Im zweiten Teil werden wir über die Ethnographie der noch existierenden Trümmer dieses Volkes unterrichtet. Es ist ein malaiischer Stamm, der in Kambodja dem Islam anhängt, in Annam bei Phan-rang und Phan-ri ferner bei Nha-thrang noch den brahmanischen Kultus pflegt. Von Interesse ist auch das Kapitel über Sprache und Schrift. Auch der Sprache nach gehört dieses Volk zu den Malaien. Neben den Kapiteln über Tun und Treiben des Volkes wird von der Verfasserin eingehender das geistige Niveau geschildert. Wir lernen Erzählungen und religiöse Hymnen kennen und den modernen Opferbrauch.

Lang, Ludwig, unter Mitarbeit von Ludwig **Ankenbrand: Buddha und der Buddhismus.** 3. Auflage. Stuttgart: Franck'sche Verlagshandlung 1923. (79 S.) 8°. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Die Verfasser behandeln, nach kurzer Einleitung über indische Philosophie und Religion, Buddhas Leben, die Buddhalegende, die Lehre des Buddha, die Ordensregeln, die altbuddhistische Literatur, die Kunst des Buddhismus, die Ausbreitung des Buddhismus, den Buddhismus in Indien und Ceylon, in Hinterindien, Tibet, China, Korea und Japan, und den Buddhismus im heutigen Westen (auf 79 S.). Das Bändchen ist offenbar darauf angelegt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Bestrebungen des Neubuddhismus zu lenken, und beweist Bekanntschaft mit der Übersetzungsliteratur. Zahlreiche, z. T. minderwertige, Illustrationen beleben den Vortrag, eine eingehendere Beschäftigung mit den philosophischen oder historischen Problemen tritt nicht in Erscheinung. Zur Veranschaulichung möge darauf hingewiesen werden, daß in eingeflochtenen Betrachtungen über die Weltanschauungen Chinas von den „dicken Wälzern, in die Kungfutse ohne eigenen Gedanken das für ihn Wesentliche der chinesischen Überlieferung eingetragen hat," und dem „dünnen Büchlein eigener Gedanken, das aber heute noch durchschlagende Kraft besitzt," des Laotse gesprochen wird. Das Taoteking ist, der Abwechselung halber, „das Buch vom Sinn des Lebens."

Rumpf, Fritz: **Meister des japanischen Farbenholzschnittes.** Neues über ihr Leben und ihre Werke. Mit 18 Tafeln und 70 Textabbildungen. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1924. (VII, 148 S.) 4°. Rm. 45 —. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Den zahlreichen, meist reich illustrierten Werken über die Kunst der japanischen Holzschnittmeister wird von dem Potsdamer Maler Fritz Rumpf eine verdienstliche Überschau hinzugefügt, bei der es namentlich auf wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen abgesehen ist. Der Verfasser hat vor allen anderen europäischen Bearbeitern dieses Kunstgebietes den Vorteil voraus, daß er durch langen Aufenthalt in Japan und durch Beherrschung der Landessprache in Wort und Schrift die von den japanischen Meistern dargestellten Ausschnitte des Volkslebens wirklich kennt und sich über die Lebensumstände der in Betracht kommenden Persönlichkeiten aus einheimischen Quellen gründlich unterrichten konnte. Er hält sich dabei von

den ihm als Maler naheliegenden, durch Kurth und Succo in den Vordergrund gestellten ästhetischen Würdigungen fern, um erst einmal die tatsächlichen Angaben, die zum richtigen Verständnis dieses Zweiges der japanischen Kunstbetätigungen nötig sind, zu berichtigen und zu ergänzen. Statt einer systematischen Darstellung gibt er daher im wesentlichen eine scharfe Kritik der in den bisherigen europäischen Darstellungen, namentlich durch Kurth und Succo breitgetretenen Hypothesen, soweit sie auf Unkenntnis und Mißverständnis beruhen. Er erweist sich dabei als überlegener Kenner des Volkslebens und der kulturellen Bestrebungen der Tokugawa-Zeit sowie der für die Beurteilung der Holzschnittmalerei notwendigen Besonderheiten der älteren Vergangenheit und der Gegenwart. Dazu waren historische, topographische und literarische Studien in Japan die beste Vorbereitung. Trotz des losen Zusammenhanges der anspruchslos aneinander gereihten Bemerkungen erhält der Leser das Gefühl, sich einem durchaus sachkundigen Führer anvertraut zu haben. Gegenüber der üblichen Beschränkung auf die in der Hauptstadt Yedo wirkenden Meister betont R. die Bedeutung der schon vorher in Kioto und Osaka entwickelten Holzschneidekunst. Weil so viele japanische Farbendrucke Schauspieler darstellen, wird am Schlusse eine Liste der im 17. und 18. Jahrhundert zu Berühmtheit gelangten Mimen beigegeben. Dann folgt auch noch ein Titelverzeichnis der im Texte nicht bereits erwähnten japanischen Quellenwerke und einschlägigen Zeitschriften. Die Bilderbeigaben bieten durchweg Material, das in Europa noch nicht publiziert ist. Wir erhalten also eine wichtige Bereicherung der auf den gewählten Gegenstand bezüglichen Literatur.

Succo, Friedrich: Utagawa Toyokuni und seine Zeit. 2., gekürzte Aufl. München: R. Piper & Co. 1924. (147 S. mit 155 Taf.-Abb. u. 6 Farbentafeln). 4°. Rm. 25.—; geb. 40.—. Bespr. von L. Riess, Berlin.

Aus dem Sammeln von Farbendrucken ist auf dem Höhepunkt des Japonismus um die Wende des Jahrhunderts in Europa eine kunstwissenschaftliche Spezialität emporgeblüht, die jetzt in den beiden Berliner Pfarrern Dr. Kurth und F. Succo sowie in dem Maler Rumpf ihre eifrigsten Vertreter hat. Neben den geschichtlichen Überblicken, für die W. v. Seidlitz 1897 die Grundlage legte und Julius Kurth einen 1922 in 3. Auflage erschienenen Abriß gegeben hat, war es nötig, einige der Hauptmeister aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts durch Monographien in ihrer Eigenart kenntlich zu machen. Das haben Kurth für Utamaro und Sharaku, Succo für Toyokuni und Shunsho in prachtvoll ausgestatteten Werken geleistet. Succos Werk über Toyokuni erschien 1913—1914 sogar in zwei Bänden und wurde trotz des Weltkrieges schnell vergriffen. Bei der Erneuerung hat sich der Verleger auf den ersten Band beschränkt und auch hierin den Text verkürzt. Der für ein Werk dieser Art so wesentliche Bilderschmuck ist aber in voller Reichhaltigkeit beigegeben, und die Ausstattung steht ganz auf der Höhe der Vorkriegszeit. Von den seit Erscheinen der ersten Auflage erschienenen Abhandlungen über den Gegenstand ist die wichtigste eine japanische von Prof. Yuso Tsubouchi „Theaterbilder und Toyokuni und seine Schüler“, die Succo noch nicht benutzen konnte. Eine Bereicherung hat das Werk durch vier Abbildungen des Grabdenkmals Toyokunis und durch ein Faksimile der Inschrift auf der Vorderseite des Denksteins gefunden. Leider ist letztere (auf Blatt 29 der Beigaben) auf den Kopf gestellt. Es ist erfreulich, daß jetzt wieder so kostbare Monographien über japanische Kunst erscheinen können. Freilich sind es fast nur Darstellungen von Schauspielern, Kurtisanen und Theaterbildern, die uns in guten Nachbildungen und mit liebevoller Würdigung vorgeführt werden.

Travélé, Moussa: Proverbes et Contes Bambara, accompagnés d'une traduction française et précédés d'un abrégé de droit contumier Bambara et Malinke. Paris: Paul Geuthner 1923. (III, 240 S.) 8°. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Der Verfasser ist ein Bambara (Bamana), Ritter der Ehrenlegion. Von ihm ist 1910 ein Petit manuel français-bambara und 1913 ein Petit dictionnaire français-bambara et bambara-français erschienen, die beide wie das vorliegende Werk wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Sprache und Kultur der Mandestämme bilden. Die Sammlung der Rechtsgebräuche ist besonders dankenswert, weil sie heute nicht mehr in Übung und dem jüngeren Geschlecht kaum noch bekannt sind. Sie sind dargestellt „so wie sie existierten vor der französischen Besetzung“; leider nur auf französisch und in etwas paragraphenmäßiger Aufmachung. Über den Eid z. B. wird nur gesagt, wann er abzulegen ist, aber nicht, worin er besteht. Auch ist die Gefahr einer gewissen Verallgemeinerung wohl nicht ganz vermieden, denn es ist kaum anzunehmen, daß zwei auf so großem Raum verbreitete Stämme wie die Bambara und Malinke überall die gleichen Rechtsgebräuche haben. Charakteristisch ist, daß von den 34 Paragraphen nur der letzte vom Strafrecht, alle übrigen vom Zivilrecht handeln: wie ich es bei den Kpelle festgestellt habe, handelt es sich

im Rechtsverfahren der Mande fast ausschließlich um Schädigung und Entschädigung.

Die Märchen, Sprichwörter und Rätsel zeigen ausgesprochen den vorwiegend verstandesmäßig gerichteten Sinn der Westafrikaner, der sich gern an „Intelligenzproben" erfreut. So sind besonders zahlreich Erzählungen, die mit einer Frage enden: wer war unter den drei (handelnden Personen oder Tieren) der stärkste, schlaueste, beste? Selbst Märchen mit ursprünglich anderen Motiven werden am Schluß in diese Richtung umgebogen. Vielfach werden in den Märchen gleiche Motive behandelt, zum Teil fast in derselben Einzelausführung, wie in denen der Kpelle, so S. 96 ff. (vgl. mein Buch „Die Kpelle" S. 427 ff.); S. 154 ff. („Die Kpelle" S. 374 ff.). Eine Probe der Rätsel, ein Spiel mit dem Wort kli, das im Bambara viele Bedeutungen hat: „Welches unter allen kli ist das älteste?" Antwort: „Das hakli", d. h. der Verstand, vom arabischen ʿaql.

Melland, Frank H.: **In Witch-Bound Africa.** An account of the primitive Kaonde Tribe and their beliefs With 47 illustrations and 8 maps. London: Seeley, Service & Co. 1923. (316 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von B. **Ankermann**, Berlin.

Ein treffliches Buch, das uns zum erstenmal und gleich sehr reichhaltige Kunde gibt von einem bisher noch ganz unerforschten Stamm, dessen Name kaum auf den Karten verzeichnet war. Die Bakaonde bewohnen mit mehreren nahe verwandten Völkern die Nordwestecke von Nord-Rhodesia, ein Gebiet, das im Norden an die belgische Kongokolonie, im Westen an das portugiesische Angola grenzt. Alle diese Stämme scheinen von Norden her eingewandert und mit der großen Gruppe der Baluba-Völker stammverwandt zu sein. Ihre Geschichte, soweit sie sich feststellen ließ, hat der Verfasser im zweiten Kapitel dargestellt. Sie haben niemals einen einheitlichen Staat gebildet und stehen seit langem unter der Herrschaft des Muata Yamwo (Melland schreibt Mwachiamvu) von Lunda. Die soziale Verfassung der Bakaonde ist besonders interessant, insofern sie streng mutterrechtlich ist. Der junge Ehemann zieht in das Dorf seiner Frau und zwar meist für immer, wenigstens in früherer Zeit, bisweilen nur für eine gewisse Zeit, etwa 3—10 Jahre. Er kann dann in seine Heimat ziehen unter der Bedingung, daß er die inzwischen geborenen Kinder der Schwiegermutter überläßt und falls überhaupt die letztere, seine Frau und deren sonstige Verwandte ihre Einwilligung geben. Da der Ehemann bei der Hochzeit seine Frau nicht mit sich nehmen darf, fällt auch der Kaufpreis fort, und er hat nur kleine Geschenke zu geben. Die Kinder gehören natürlich zur Sippe der Mutter. Es ist nicht Gebot, aber erwünscht und Regel, daß der Mann die Tochter des Mutterbruders heiratet, was wohl als Rest eines ehemaligen Zweisippensystems aufzufassen ist. Erbe des Vermögens und auch der Häuptlingswürde ist der Schwestersohn. Wir haben also ein ausgebildetes Mutterrecht mit zwei ineinander heiratenden Sippen, das allerdings neuerdings immer mehr abbröckelt. Eine Ausnahme bildet es schon, daß die Frauen der Häuptlinge in das Dorf ihrer Gatten übersiedeln.

Die Religion der Bakaonde besteht, um die Worte des Verfassers zu gebrauchen, in dem Glauben an die Geister der Verstorbenen und an die Reinkarnation dieser Geister in den Lebenden. Man denkt sich aber nicht, daß die Seele des Verstorbenen in einen Neugeborenen fährt, sondern der Tote kann in mehreren Nachkommen wiedergeboren werden, die „Seele" ist also teilbar. Ferner kommt bei der Reinkarnation das Geschlecht nicht in Betracht, ein Mann kann also in einem Mädchen und umgekehrt wiedergeboren werden. Der Verf. zieht es daher vor, von einer „Emanation" des Totengeistes zu sprechen. Neben dem Totenkult besteht noch die Verehrung des Himmelsgottes Leza, der alle Dinge geschaffen hat und hauptsächlich das Wetter regiert und den befruchtenden Regen schickt.

Für den Kolonialbeamten, der auch richterliche Funktionen ausübt, tritt dies alles in den Hintergrund gegenüber dem das ganze Leben der Eingeborenen beherrschenden Glauben an Zauberei und Hexenwesen. Daraus erklärt sich auch der Titel des Buches. Alles Übel, Krankheit, Tod und sonstige Unglücksfälle werden in erster Linie auf Zauberei zurückgeführt, und der Kampf der guten Zauberer oder Medizinmänner gegen die bösen, die Ausfindig- und Unschädlichmachung der letzteren spielt daher eine Hauptrolle im Denken und Handeln der Bakaonde. Die Arten der Zauberer und die Mittel zu ihrer Bekämpfung werden ausführlich beschrieben. Von den ersteren sind zwei besonders merkwürdig, die Tuyewera- und die Mulombe-Zauberei. Bei jener hat der Zauberer als Helfer eine Art von spiritus familiaris, Geister in Zwergengestalt, bei dieser eine auf magische Weise künstlich hergestellte Schlange mit Menschenkopf, eine Art zweites Ich des Besitzers der Schlange. Diese unheimlichen Gehilfen machen ihren Herrn reich, bringen ihm Glück, befreien ihn von seinen Feinden, bringen ihn aber selbst um, wenn er nicht ihren Willen tut — ein Gegenstück zu den Hexen des Mittelalters, die sich dem Teufel verschrieben hatten. Ein kleines Kapitel über Totems

zeigt nur, daß von Totemismus kaum eine Spur vorhanden ist. Ein eingeschaltetes, von J. L. Keith verfaßtes Kapitel bringt wertvolle Mitteilungen über die Religion von Lunda.

Die Darstellung der sozialen und religiösen Verhältnisse nimmt den weitaus größten Teil des Buches ein; es folgen dann noch Abschnitte über Jagd, Krieg, eine kleine Sammlung von Sprichwörtern und Liedern und eine Reihe kleiner Notizen über verschiedene Dinge. Den Schluß bildet ein Kapitel über die Zukunft der Eingeborenen. Ein ziemlich ausführlicher Index erleichtert die Benutzung des Buches.

Berichtigung.

Professor Haupt macht mich darauf aufmerksam, daß er nach S. 53 seiner „Bibl. Liebeslieder“ bei der männlichen Benennung der Geliebten an Knabenliebe nicht denkt. Meine Bemerkung auf S. 29 ist also unrichtig. Dalman.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

The Journal of Egyptian Archaeology X 1924: 9 79 A Head of King Ramesses I from his temple at Abydos (m. Taf. nach einer Skizze, die gleich bei der Aufdeckung der Kapelle gemacht worden ist; s. im übrigen Winlocks Bas-reliefs from the Temple of Ramesses I at Abydos Taf. 5). — 80—82 J. Grafton Milne, Aemilianus the „tyrant“ (Präfekt von Ägypten, nach der Historia Augusta 258/9 zeitweise Kaiser, von Theodot, des Gallienus General, besiegt. Versuch einer Klarlegung der Verhältnisse). — 83—86 Warren R. Dawson, The mouse in egyptian and later medicine. 87—96 Alan H. Gardiner, The geography of the Exodus: an answer to Prof. Naville and others (teilt zur Lokalisation von Auaris ein neues Ostrakon mit, wonach A. am östlichsten Nilarm gelegen hat; die Residenz Pi-Ra'messe wird als Pelusium oder bei P. gelegen weiter erhärtet; zu Phakusa-modern Fakus wird ein neuer Beweis aus den Florentiner Papiri greci e latini V 543 erbracht). — 97—103 R. O. Faulkner, The „Cannibal-Hymn“ from the Pyramid texts (neue Übers. m. Kommentar, literarischen und religionshistor. Bemerkungen, unter den letzteren der Nachweis, daß dieser Text in eine Zeit zurückgeht, wo der König von Oberägypten den Träger der roten bzw. grünen Krone wirklich geschlachtet und gegessen hat). — 104—115 Sidney Smith, Ḳizzuwadna („die glauben, daß K. am Mittelländ. Meer liege, haben Gründe beigebracht, die sorgfältige Beachtung, nicht bloße Verneinung verlangen. .....Andererseits sollten die, die meinen, daß K. sicher am Schwarzen Meer liege, etwas zwingendere Beweise erbringen, als bisher erschienen sind. Zugleich sollte mehr Vorsicht in der Annahme solcher Gleichsetzungen wie Ḳizzuwadna-Katpatuka-Kappadokia von Gelehrten geübt werden. Der Name mag ebenso in Kataonia oder etwas ganz anderem gefunden werden“). — 116—127 T. Eric Peet, A historical document of Ramesside age (neue Übers. v. Pleyte-Rossi, Pap. de Turin 51—60, cf. Spiegelberg ÄZ 29,73. Gerichtsakten aus der Zeit Ramses' V betr. Unterschlagungen u. a. Verbrechen gegen Beamte des Chnumtempels auf Elephantine). — 128—132 A. Lucas, Mistakes in chemical matters frequently made in Archaeology (1. Ancient egyptian plaster, die dazu verwendeten verschiedenen Stoffe, 2. Various kinds of stone, Alabaster, Sandstein, Asphalt und Pech). — 133 Warren R. Dawson, Note on some ostraca from El-'Amarnah (Inschr. von Wein- und Fleischkrügen, meist s. Petrie Amarna XXV; ein neupubl. trägt den Namen „Oberweingärtner“ Amenemhet vom Hause.....; zwei neue Kellereien: Wein vom Hause der Königsmutter .... und .... der M'kt-Itn). — 134—144 W. L. Westermann, The castanet dancers of Arsinoe (Cornell University Pap. 26, 2. series. Kontrakt vom 14. Jahre des L. Sept. Severus und M. Aurel mit einer Tänzerin). — 145—146 H. J. Bell, A musicians contract (Zusatz zum vorhergehenden Aufsatz, Pap. London 1917 aus Tebtunis, Kontrakt mit einem Flötenspieler). — 147—171 H. Idris Bell, Bibliography: Graeco-roman Egypt A. Papyri (1922—1923). 172—173 H. I. Bell, Friedrich Preisigke. 174—175 Notes and News. 176—178 *Louis Speleers, Les figurines funéraires ég. (H. R. Hall); 178—180 *R. Campbell Thompson, Assyrian medical texts (Sidney Smith); 180 *Koschaker-Ungnad, Hammurabis Gesetz (Sidney Smith); 180/1 *Clemen, Fontes historiae religionis persicae (und) *Hopfner, Fontes hist. rel. aegyptiacae (A. S. Hunt); 181 *Dornseiff, D. Alphabet in Mystik und Magie (F. Ll. Griffith); 181/82 *G. W. Murray, An english-nubian comparative Dictionary (F. Ll. Griffith); 182 *Sottas-Drioton, Introduction à l'étude des Hiéroglyphes (F. Ll. Griffith); 182/83 *Henry G. Meecham, Light from ancient letters (H. J. Bell); 183/84 *Inst. Papyrol. de L'Université de Lille, Papyrus grecs I 3 (H. J. Bell); 184/85 *N. de Garis Davies, The tomb of Puyemrê at Thebes (H. R. Hall); 185—187 *A. de Buck, De egyptische Voorstellingen betreffende den Oerheuvel (H. R. Hall); 188 *H. Asselberg, Amenofis IV (H. R. Hall); 189—190 *Botti, Frammento di un testo storico in onoro di Tutmosi III (u.) *Ders., Frammenti di registri di stato civile della XX dinastia (u.) *Ders., Il culto divino dei Faraoni (T. Eric Peet); 189 *W. J. Perry, The growth of civilisation (T. E. Peet); 189—191 *W. J. Perry, The children of the Sun (Louis C. G. Clarke); 191—193 *F. Ll. Griffith, The Oxford Excavations in Nubia (W. R. Dawson); 193—201 *Erman, Die Literatur der Ägypter (W. A. Blackman).

Journal of the Gypsy Lore Society. Third Series. Vol. I, Part. 3:
I Welsh Gypsy Folk-Tales, Collected and Edited by John Sampson. No. 14. The Maid of the Mill. With a Note by Prof. R. Halliday (Phonetisch geschriebener Text und Übersetzung einer Variante des Märchens vom „Räuberbräutigam“ mit kurzen literargeschichtlichen Anmerkungen. Im zigeunerischen Texte sind die von den englischen Verben *to want* und *to think* abgeleiteten Formen bemerkenswert. Da die Räuber in Tonnen versteckt in die Mühle kommen, so wäre auch an Ali Baba und verwandte Motive zu erinnern). — II. Beneath the Arbour. By Irving Brown. (Eine romantische und etwas sentimental angehauchte Schilderung des Zusammentreffens mit Zigeunermusikanten in Guadix in Spanien, östlich von Granada. Der Verf. meint, daß die Zigeuner in ihren Liedern nur edle und schöne Gedanken zum Ausdruck brächten: Verse is a sacred verse, and should contain no thoughts unless divine. Es ist möglich, daß jener Sänger sentimentale Liebeslieder gesungen hat; aber man wird doch unwillkürlich an das berühmte „Pharaonslied“ erinnert, das früher, ehe man es verstand, als ein Lied edler Trauer angesehen wurde, das aber nach der Übersetzung von H. v. Wlislocki, ZDMG, Bd. 51, S. 485 ff., sich als ein sehr obszönes Volkslied herausgestellt hat). — III. Four Roumanian Gypsy Songs, Collected by Dora E. Yates (Echte Zigeunerballaden, in denen die Helden stehlen, trinken, von den Schergen



gepackt und ins Gefängnis geworfen werden, aber doch entkommen). — IV. The Gypsy Grays as Tale-Tellers. Being an Introduction to the Second Series of Some English Gypsy Folk-Tales. By T. W. Thompson. (Ein methodisch sehr wichtiger Aufsatz über die Überlieferung von Märchen und Erzählungen innerhalb der Zigeunerfamilie Gray. Da diese Abhandlung auch für Forscher, die der Zigeunersprache nicht mächtig sind, von Bedeutung ist, so wäre es erwünscht, wenn für solche Leser die im Texte gebrauchten Zigeunerwörter erklärt würden. Freilich ist *gorgio* („gentile, Nichtzigeuner") fast schon ein englisches Wort geworden, aber z. B. *aćing tan* für „Halteplatz, Lagerplatz" ist nur für Zigeunerologen" (gypsiologists) verständlich. Interessant ist der Eigenname „No Name", zu dem der Tigrē-Name *Sem-'alabā* „sie hat keinen Namen" verglichen werden kann. Von einer Zigeunerin sagt der Verf. in bezeichnender Weise „a wonderful woman for extorting money from credulous gorgios". Die Entstehung neuer Geschichten und die Beibehaltung „epischer Redensarten" werden u. a. gut erörtert). — Review: A Green Grass-Widow and Other Stories. By Jane H. Findlater. Von A. M'Cormick. (Zigeuner-, genauer Kesselflicker-Roman aus der Zeit des Weltkrieges, mit sehr verständigen Ausführungen des Besprechers über die Hebung der sozialen Stellung des wandernden Volkes). — Notes and Queries: 6. Hanke Terri. Von John Sampson. (In einem amerikanischen Zigeunerwörterbuch wird *hanke teri* durch „life(?)" übersetzt. In Wirklichkeit aber bedeutet es „Welt", in Redensarten wie „ich habe es nie in der Welt gehört", und ist aus *Angitēra* „England" verderbt). 7. A Memory of Francis Hindes Groome. Von David Mac Ritchie.

Vol. I, Part. 4: I. Welsh Gypsy Folk-Tales, Collected and Edited by John Sampson. No. 15: The Three Sisters. With a Note by Prof. R. Halliday. (Märchen von drei Schwestern, von denen zwei durch eine Hexe in Stein verwandelt werden, aber durch die dritte, jüngste gerettet werden. Ausführliche Nachweise in Halliday's Anmerkungen). — II. The Language of the St. Petersburg Gypsy Singers. By Bernard Gilliat-Smith. (Im Anschluß an Patkanoff's Grammatik, Moskau 1900, und auf Grund eigener Beobachtungen gibt der Verf. einen kurzen Abriß über die wichtigsten grammatischen Erscheinungen aus der Sprache der russischen Zigeuner. Mit Recht hebt er hervor, daß die Zigeunerdialekte überall die Sprache ihrer „Wirtsvölker" widerspiegeln, und daß es ein Unding ist, eine „reine" Zigeunersprache herstellen zu wollen. Eigentümlich ist der Übergang der aspirierten Tenus *p'*, *k'*, *t'*, bzw. *ph*, *kh*, *th* in die Affrikaten *pχ*, *kχ*, *tχ*; gelegentlich soll auch *p'* > *ps* oder *pš* vorkommen. Der Lautwert von *χ* wird als „the guttural in Scottish loch" bezeichnet. Am nächsten liegt natürlich der Übergang *k'* > *kχ*, wenn man andere Sprachen vergleicht; nach Analogie hiervon könnten auch *pχ* und *tχ* gebildet sein. Man denkt bei dieser Erscheinung aber auch an den Übergang *h* > *ḫ* in iranischen Dialekten. Wichtig sind die zahlreichen Zusammensetzungen von zigeunerischen Verben mit russischen Präverben; dazu kann man jüdisch-deutsches *be-dibbern*, *be-ganfen* usw. vergleichen). — III. Some Notes upon the Gypsies of Turkey. By W. R. Halliday. (Sorgfältige Zusammenstellung dessen, was aus der Literatur über das Leben und die Geschichte der Zigeuner in der Türkei bekannt ist. Die Geschichte, daß die Zigeuner ihre Kirche, die aus Speck und Schinken gebaut war, aufgegessen hätten und deswegen keine Kirchen besäßen, erinnert an den altarabischen Scherz, daß die Banū Ḥanīfa einen Götzen hatten, der aus Dattelmus hergestellt war, und ihn zur Zeit einer Hungersnot aufaßen. — Review: Ghitza and other Romances of Gypsy Blood. By Konrad Bercovici. Von T. W. Thompson. — Notes and Queries: 8. Sovereign Smith. Von A. Adams (Notiz über das Leben eines Zigeuners, der in Australien reich geworden und dort gestorben ist; er hieß eigentlich William S., wurde aber Sovereign S. genannt „from the coins with which his coat and his waistcoat are adorned"). 9. *Konāfi* 'Turnip'. Von John Sampson. (Nachweis, daß das bisher unerklärte Zigeunerwort *konāfi* wirklich aus *turnip* entstanden ist).

Vol. III, Part. 1: I. Welsh Gypsy Folk-Tales, Collected and Edited by John Sampson. No. 20: Skin and Bones. With a Note by Prof. W. R. Halliday. (Geschichte eines mageren Burschen, der auf See geht und von dem Kapitän mehrfach getötet wird, dessen Knochen aber immer wieder lebendig werden. In seiner Anmerkung weiß Prof. Halliway keine Parallelen zu dieser Geschichte anzuführen. In Part. 2, Notes and Queries 7 bringt aber Ll. Slingsby Bethell den überraschenden Nachweis, daß diese Geschichte ziemlich genau mit Captain Marryat's *Snarleyyow* übereinstimmt. Prof. Halliday nimmt dort auch mit Recht an, daß diese literarische Erzählung irgendwie zu den Zigeunern gedrungen sein muß, daß sie wahrscheinlich von einem Nichtzigeuner erzählt und dann von den Zigeunern mündlich weiter überliefert wurde. Dazu wäre noch das deutsche Märchen vom „Machandelboom" zu vergleichen und *mutatis mutandis* auch die Geschichte von den drei Männern im Feuerofen (Daniel, Kap. 3). Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß gerade das Märchen vom „Machandelboom" aus einer literarischen Quelle zu den Arabern gedrungen ist und dort weiter erzählt wird; vgl. Schmidt-Kahle, Volkserzählungen aus Palästina. S. 186 ff., und H. Ranke in OLZ 1920, Spalte 26. — II. English Gypsy Death and Burial Customs. By T. W. Thompson. (Ausführliche Beschreibung alles dessen, was sich bei den englischen Zigeunern auf Sitten und Gebräuche bei Tod und Begräbnis bezieht. Dieser Aufsatz ist wichtig auch für die allgemeine Volkskunde. Ebenso wie in I, 3, IV wäre es erwünscht, daß die im Text gebrauchten Zigeunerwörter für Nichtkenner erklärt werden, wie z. B. *a-traš* = afraid, *mulo* = dead, *beng* = devil usw. Über die rote Farbe als Trauerfarbe wird S. 30 f. ausführlich gesprochen. — III. *Traš-*, 'To Frighten'. By Prof. R. L. Turner. (Ausführliche sprachgeschichtliche Untersuchung der Herkunft dieses Zigeunerverbums, das auf **tarṣa-* zurückgeführt wird, aber mit zigeun. *tris-* „zittern" nichts zu tun hat. Auf S. 42 wird darauf hingewiesen, daß fremde Verba manchmal im Imperativ herübergenommen werden, wie z. B. auch das im Kriege neuerstandene *to imshi* „to go away" (aus arabischem *imši* „geh weg!"); dazu vgl. mein Zigeuner-Arabisch, S. 128 u. S. 147). — Review: Zigenarmusiken av Arthur Thesleff. Von Tony Cyriax. (Dabei die Vermutung von C. G. Nyblom, daß die Violine durch die Zigeuner in Europa eingeführt sei). — Notes and Queries: 1. Cowper's Brother and a Gypsy. 2. Miscellanea. 3. Turkish Gypsies, 1829. Von R. A. Scott Macfie. 4. The Patrin among Bushmen. Von Alex. Russel. (Eine Notiz aus Bleek und Lloyd's Specimens of Bushman Folklore über Spurenzeichen bei den Buschmännern, zum Vergleich mit dem *patrin*, der Spurenbezeichnung und den „Zinken" bei Gaunern und Zigeunern). 5. Foreign Gypsies in Denmark. Von J. Miskow (Auszüge aus Polizei-Akten über Zigeuner in Dänemark während der letzten Jahre).

Vol. III, Part. 2: I. Welsh Gypsy Folk-Tales, Collected and Edited by John Sampson, No. 21. The Leaves that Hung but Never Grew. With a Note by Prof. W. R. Halliday (Märchen von der „schweren Aufgabe", der glücklichen Errettung zweier Liebenden vor einer Hexe mit Hilfe von Verwandlungen, der Wiedererweckung des Gedächtnisses bei dem Liebenden, der die Geliebte vergessen hat. Ausführliche Analyse und literarische

Nachweise). — II. English Gypsy Death and Burial Customs (Fortsetzung). By T. W. Thompson. (U. a. genaue Beschreibung der Gegenstände, die beim Begräbnisse verbrannt oder vernichtet werden; Glaube an die Rückkehr der Toten; Aberglaube beim Nennen der Namen von Toten). — Notes and Queries: 6. Hungarian Gypsies (Notiz aus Johann Dietzens Memoiren über Zigeuner in Ungarn im Jahre 1686). 7. Skin and Bones. Von Ll. Slingsby Bethell und W. R. Halliday (vgl. zu III, 1, II). 8. A Gypsy Scapegoat. Von W. R. Halliday (Notiz aus einer modernen griechischen Reisebeschreibung, daß die Einwohner von Livartzi von der Pest verschont blieben, weil, der Sage nach, vor vielen Jahren, als die Pest den Peloponnes heimsuchte, die damaligen Einwohner von Livartzi, um in Zukunft alle Pestgefahr abzuwenden, einen Zigeunerknaben als Sühneopfer lebendig begruben). E. Littmann.

The Journal of Hellenic Studies XLIII 1923:
2 93—101 W. W. Tarn, Alexander and the Ganges. — 117—32 W. W. How, Arms, tactics and strategy in the persian war. — 144—8 M. P. Nilsson, Fire-festivals in ancient Greece. — 156—61 G. F. Hill, Alexander the Great and the persian lion-gryphon. — 162—7 F. W. Hasluck, Constantinopolitana; 168—9 Ders., The multiplication of tombs in Turkey. — 183—93 *J. B. Bury, History of the later roman empire ... (E. W. B.) — *A. B. Drachmann, Atheism in classical antiquity (J. L. S.). — *Wilamowitz, Kromayer, Heisenberg, Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer ...; *H. Delehaye, Deux typica byzantins de l'époque des Paléologues (N. H. Baynes). — *A. Schulten, Tartessos; *E. S. Macartney, Warfare by land and sea; *J. Ebersolt, Les arts somptuaires de Byzance; *L. Heuzey, Histoire du costume antique; *E. Breccia, Alexandrea ad Aegyptum; *R. Elston, Cook's travelles's handbook for Constantinople, Gallipoli and Asia Minor; *S. W. Grose, Fitzwilliam museum, catalogue of the McClean collection of Greek coins; *E. T. Newell, Tyros rediviva. — *Bury, Cook, Adcock, The Cambridge ancient history (S. C.).

The Journal of the Palestine Oriental Society III 1923:
4 145—157 J. A. Jaussen, Le cheikh Sa'ad ad-din et les djinn (Nachkomme e. sa'ad al-ǧabâwi, der im 14. Jahrh. zahlreiche Anhänger im haurân und in Damaskus sammelte, heilt alle Krankheiten, indem er Geister austreibt). — 158—166 W. J. Phythian-Adams, On the Date of the „Blessing of Moses" Deut. XXXIII (offenbar in der Richterzeit niedergeschrieben, vielleicht am Ende der Ammoniterherrschaft). — 167—190 St. H. Stephan, Palestinian Animal Stories and Fables (Volkserzählungen aus Jerusalem und artâs). — 191 f. D. Yellin, Emek ha-Bakha-Bekhaim (bekā'îm 2. Sam. 5,23 f. und 'êmeq hab-bākâ Ps. 84,7 entsprechen dem heutigen wâdi 'l-mēs). — 193—196 S. Raffaeli, Jewish Coinage and the Date of the Bar-Kokhba Revolt (Aus den Nachrichten bei Eusebius, Hieronymus, im Talmud, aus den Münzprägungen und einem Papyrus [189] der John Rylands Collection ergibt sich im Gegensatz zu Dio Cassius, daß der Aufstand 122 v. Chr. begann, 125 endete und die Colonia Aelia Capitolina 126 gegründet wurde). — 197—199 S. Tolkowsky, Gideon's Fleece (die Erzählung Richt. 6,36 bis 40 deutet darauf, daß in vorgeschichtlicher Zeit Wasser durch Sammlung des nächtlichen Taues auf Fellen gewonnen wurde). — 200—202 Abin. Yellin, Genizah Fragments in the Jewish National Library (vor 30 Jahren erworben; Briefe aus den Jahren 1050—1150, darin R. Naḥrai b. Nissim und Abu Ja'qûb Jûsif Alfâsi in Tyrus erwähnt, Kontrakte, Responsa, Bruchstücke aus den Werken von Saadia Gaon und Maimonides). — 203—205 *W. H. Worrell, The Coptic Manuscripts in the Freer Collection (F.-M. Abel). — 207—212 Members of the Pal. Oriental Society.

IV 1924:
1—3 1—84 T. Canaan, Mohammedan Saints and Sanctuaries in Palestine (Beschreibung der heiligen Stätten des Islams nach ihrer Lage bei Dörfern, auf Höhen, bei Friedhöfen, Ruinen; ihre Ausstattung mit Gebäuden, Gräbern, Bäumen, Wasserstellen, Höhlen). — 85—106 David Yellin, The Hippa'el-Nif'al Conjugation in Hebrew and Aramaic, and the Assimilation of ת in the Hitpa'el Conjugation (schließt aus Formen wie הִשָּׁבַע Num. 30,3; הִוָּסְדָה Ex. 9,18; הִנַּחַמְתִּי Ezech. 5,13; הִנַּבֵּאתִי Ezech. 37,10; הִטַּהֲרוּ Esra 5,20 u. a., daß es einst eine vollständige Hippā'ēl-Konjugation gab, deren Nebenform für das Perfektum [נִפְּעַל] die ältere verdrängt hat. Die aramäischen Ippe'ilbildungen sind fast alle Parallelen zu hebr. Hippa'elbildungen, vgl. arab. إِنْفَعَلَ. Durch diese Annahme wird die Schwierigkeit, daß ת manchmal assimiliert worden sein soll, manchmal aber nicht, beseitigt). 107—117 F.-M. Abel, Le Sud Palestinien d'après la carte mosaïque de Madaba (bestimmt die Ortschaften im Gebiete von Beerseba und von Gaza, z. B. Αραδ = tell 'arad, Ασεμωνα = el-kusēme, Γεμμαρουρις = tell ǧemma, Ιεθορ ἡ καὶ Ιεθηρα = el-haṯīra zw. bīr es-seba' und el-chalaṣa, Γεραρα = tell eš-šerī'a, Φωτις = chirbet fṭis, Αζαλεα = nazle, Ωγα = huǧ, Βεθαγιδεα = chirbet el-ǧindi, Σωβιλα = chirbet und bīr zobâla, Σεανα = chirbet sihān, Ορδα = umm 'adra, Εδραιν = el-'adar, Μηνοις = chirbet ma'în, Θαυαθα = ch. umm et-tūt südl. vom wādi ghazze. Συκομαζων = sūk māzen). — 118—121 S. Tolkowsky, The Measuring of the Moabites with the Line (2. Sam. 8,2. Da חבל dem arab. حَبْل entspricht und dieses Maß heute 4,80 m beträgt, hat David nur 6 Mann von 16, also ein knappes Drittel töten lassen). — 122—130 A. Yellin, Cairo Genizah Fragments in the Jerusalem National Library (Text und Übersetzung eines Karaitenbriefes aus dem 11. Jahrh.). — 131—161 W. F. Albright, Egypt and the Early History of the Negeb (bedeutsame Ausführungen über die Gegend nördlich vom wādi 'l-'arîš mit dem Hauptort Gaza, die von Ägypten jahrhundertelang militärisch besetzt war, zunächst durch nubische, später kretische u. a. Söldner [vgl. פִּילַגְשׁ Gen. 21,22 ff. = ägypt. P3-Rkw „Der Lykier"]. Auf Grund archäologischer Untersuchungen werden die im Gebiete Simeons gelegenen Ortschaften bestimmt, vgl. besonders die Liste Jos. 19,2 ff., z. B. Beerseba richtiger tell el-imšâš, Schema' = tell es-sa'wī, Mōladah = ch. Kuṣêfe, Bethphelet = tell el-milḥ, Hazarschual = ch. el-mešâš, Horma = tell eš-šerī'a, Gerar = tell ǧemme, Beth-markabot = tell abū ḥarêra, Hazar-susim = ch. abū sūsên, Scharuhen = tell el-chuwêlife, Madmanna = umm dēmne). — 162—168 P. Dhorme, Les Ḥabiru et les Hébreux (die beiden Namen sind weder etymologisch noch geschichtlich zu verbinden). — 169 f. W. F. Albright, Canaanite hofšî „free" in the Amarna Tablets (zu Knudtzon 147,12). P. Thomsen.

Mitteilungen d. Deutsch. archäolog. Instituts. Röm. Abt. XXXVIII/IX 1923/4:
61—71 1 Abb. Valentin Müller, Ein Terrakottarelief im Museum zu Syrakus (Einfluß d. orient. a. d. frühgriech. Kunst; Adorationsszenen; Stehen der Gottheit a. e. Gestühl).

Monde Oriental XV 1921 (erschienen 1923):
1—3 1—174 K. V. Zetterstéen, Ein (malikitisches) Handbuch der religiösen Pflichten der Muhammedaner in Aljamía (vom Herausgeber schon im Centenario Amari 1910, 277 ff. auf Grund zweier Handschriften in Uppsala, davon eine in arabischer Schrift, besprochen, jetzt unter Heranziehung zweier Madrider Handschriften in lateinischer Schrift vollständig veröffentlicht; die Hand-

schriften; 6—69 spanischer Text in lateinischer Schrift; 70—142 spanischer Text in arabischer Schrift; 143—50 eine hanefitische Abhandlung ähnlichen Inhalts aus der Uppsalaer Handschrift in lateinischer Schrift; Orthographisches; Anmerkungen; Verzeichnis der arabischen Wörter, alphabetisch nach der lateinischen Schreibung). 175—6 C. F. Seybold †, Zu Iṣṭaḫrī 43,6 (zu lesen *Ağidānija* bzw. *Jağidānija* = Egitania, heute Idanha, nicht *Qulumrija* = Coimbra). 177—83 E. Kjellberg, Ein palmyrener Relief in Uppsala (mit Abbildung; über die Technik, besonders die Darstellung der Augen auch in der sonstigen griechisch-römischen Kunst der ersten nachchristlichen Jahrhunderte; Lesung der kurzen Inschrift von K. V. Zetterstéen). 184—258 P. Tedesco, Dialektologie der westiranischen Turfantexte (eingehende Untersuchung unter Heranziehung des sämtlichen erreichbaren iranischen Dialektmaterials von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart und Berücksichtigung auch des Mittelindischen; — Verbindung von Texten der beiden Dialektformen z. T. auf demselben Blatt und gelegentliche Einmischung von Formen des anderen Dialekts sowie von ostiranischen [sogdischen, seltener sakischen] zu erklären durch ostiranische Abschreiber, die Texte im Mischdialekt von solchen verfaßt; — Hauptdifferenzen des Nordwestdialekts [N] und des Süddialekts [S, Turfan-Pehlewi]: aw. *s*, ap. *d* > N *z*: S *d* [*zān-* : *dān-* „wissen“]; aw. *s*, ap. *ϑ* > N *s*: S *h* [*das* : *dah* „10“]; *ǰ* > N *ž*: S *z* [*žamān* : *zamān* „Zeit“]; anlaut. *y* > S *ǰ* [geschrieben *ž*] [*yāvēd* : *žāyēd* „ewig“]; intervok. *d* N meist erhalten: S > *y* [*bōd* : *bōy* „Geruch“]; *paṭi-* > N *pad-*: S *pai-*; intervok. *g* S oft > *y* [*nigōš-* : *niyōš-* „hören“]; intervok. *v* S teilweise > *y* bzw. geschwunden [*istāvēd* : *istāyēd* „preist“, *pavāg* : *pāk* „rein“, *žīvandag* : *zīndag* „lebendig“]; *ϑr* > N *hr*: S *s* [*puhr* : *pus* „Sohn“]; *ϑṷ* > N *f* : S *h* [*čafār* : *čahār* „4“]; anlaut. *dṷ* > N *b* : S *d* [*bar* : *dar* „Tor“]; oft N *-št*: S *-st* [*frēštag* : *frēstag* „Engel“; *vχāšt* : *χvāst* „gewünscht“, Präsensstamm *vχāz-* : *χvāh-*]; *rd* N teilweise erhalten: S > *l* [*r*] [*zird* : *dil* „Herz“]; *rz* S > *l* [*r*] [*hirz-* : *hil-* „lassen“]; anlaut. *vχ* N: *χv* [*vχad* : *χvad* „selbst“]; N *vyāg* : S *gyāg*, jünger *žāy* „Ort“; S *č* vor *s* > *t* durch Ferndissimilation [*čis* : *tis* „etwas“]; N *paš* : S *pas* „nachher“, N **kaš* : S *kas* „jemand“, N *čiš* : S *tis* „etwas“; N *im* : S *ēn* „dieser“, N *hau* „jener, er“ : S *hān* „jener“, *ōy* „er“; *čē* vor Genetiv und Attribut nur N: *ī(g)* nur S; Präsensstämme N *kar-* : S *kun-* „tun“, N *dah-* : S *diy-* „geben“, N *padgirv-* : S *padīr-* „empfangen“, N *afrīn-* : S *afūr-* „segnen“; Partizipialstamm N *āgad* : S *āmad* „kommen“; Passive auf *-īh-* nur S; 2. Sing. Präs. Indik. N *-ēh* : S *-ēy*, Konj. N *-āh* : S *-āy*; „sagen“ N *vāč-* *vāχt* : S *gōv-* *guft*, „legen“ N *avist-* : S *nih-*; „mit“ N *ad* : S *abāg*; „vor“ N *parvān* : S *pēš*, „um — willen“ N *vasnād* : S *rāy*, „wenn, als“ N *kad* : S *kā*, „dann, da“ N *adayān*[?] : S *ēg*; — Bestimmungsliste der einzelnen Textstücke; Zusammenfassung: der Nordwestdialekt aus verschiedenen Einzeldialekten gemischt, aber éine Altersstufe, der Süddialekt einheitlicher, aber verschiedene Altersschichten; Nordwestdialekt im allgemeinen zusammengehend mit Awesta und heutigen Nordwestdialekten, Süddialekt mit Altpersisch, Buch-Pehlewi, Neupersisch und Pars-Dialekten, wobei jedoch das Altpersische eine Übergangsstufe vom Echtpersischen zu den Nordwestdialekten darstellt und das Turfan-Pehlewi zusammen mit den Pars-Dialekten gegenüber Buch-Pehlewi und Neupersisch den reineren Lokaldialekt wiedergibt; das Awestische ein mehrere Dialektgruppen reflektierender nordwestlicher Dialekt). *Revue de l'Académie arabe à Damas 1921/1339-40 (K. V. Zetterstéen); *Gauranga Nath Banerjee, Hellenism in ancient India, 2. Aufl. 1920 (J. Charpentier); *S. A. B. Mercer, Ethiopic grammar 1920 (H. S. Nyberg); *A. Grohmann, Äthiopische Marienhymnen 1919 (K. V. Zetterstéen). G. B.

XVI 1922 (erschienen 1923):

1—3 1—160 Karl Järnhuvud i Turkiet av Ahmed Refik, Översättning från turkisken av K. V. Zetterstéen (Ahmed Refiq widmete am 26. Sept. 1332/1916 Sven Hedin das Manuskript eines Buches *Benderde Isveğ arslany* „Der schwedische Löwe — Karl XII. — in Bender“, das wenig verändert Ende 1332 als 1. Heft der *Tarih-i Osmani Enğümeni Külliaty* unter dem Titel *Memalik-i Osmaniede Demirbaš Šarl* „Karl Eisenkopf im Osmanischen Reich“ erschienen ist. Zetterstéen übersetzt es hauptsächlich wegen der darin enthaltenen zahlreichen, z. T. noch unbekannten Urkunden aus dem *Divan-i Humajun*; Ahmed Refiq's Geschichtsauffassung lehnt er in wesentlichen Punkten ab. Beigegeben sind eigene erklärende und kritische Bemerkungen Zetterstéen's, in denen auch das Urkundenmaterial von europäischer Seite ergänzt wird). 161—223 E. Morbeck, Kyrkobibelns översättning av Jesajas bok kritiskt belyst (gegen das bei der neuen offiziellen schwedischen Bibelübersetzung von 1917 befolgte Prinzip, unter keinen Umständen den überlieferten Text zu ändern, welches wegen des Zwangs, aus dem überlieferten Wortlaut einen Sinn herauszupressen, zu viel stärkeren Abweichungen vom ursprünglichen und bisweilen sogar dem traditionellen Sinn führe; das Streben nach einem durchaus verständlichen und zusammenhängenden Text bedeute in Wirklichkeit eine Vergewaltigung des MT; über unbegründete Abweichungen vom Ausdruck des MT und der älteren Übersetzungen z. T. aus einem übertriebenen Streben nach sprachlicher Modernisierung; — Einzelbemerkungen zu Kap. 1—7). 224—6 J. Kolmodin, Ett litet turkisk språkfynd i en svensk roman (in dem Roman G. Segercrantz, Ministerpresidentens väninna 1919, eine moderne türkische Volksliedstrophe und ein — ganz mißverständlich verwendeter — Satz offenbar aus einem Sprachführer). 227—38 O. Rescher, Arabische Miszellen (1. Bemerkungen zu S. Beck, Die Geschichte vom Räuber und dem Herrn Richter: Anekdoten von scherzhaft verwendeten Koranstellen, u. ä.; 2. Das Ezechiel- — nicht Heraklius- — Kloster; 3. Zwei naturwissenschaftliche Bemerkungen; 4. Folkloristisches: Omoplatoskopie, Bildzauber [zu 1. Sam. 5,6], glückliche und unglückliche Wochentage; 5. zu *subhānallāh* als Ausruf der Überraschung u. ä.; 6. einige arabische Stammnamen: Bajāsira, Tekrūr). *Oriente Moderno I 1921—2 (K. V. Zetterstéen); *A. v. Ruville, Die Kreuzzüge 1909 (O. Rescher); *J. Hertel, Indische Märchen, und E. u. H. Lüders, Buddhistische Märchen 1921 (Ders.); *J. Marouzeau, La linguistique ou science du langage 1921 (K. V. Zetterstéen); *A. Fischer, Die Vokalharmonie der Endungen an den Fremdwörtern des Türkischen 1920 (Ders.); *B. Överstinnan, Brev och dagboksanteckningar från Broussa och Konstantinopel 1919 (J. Kolmodin); *F. Sarre u. E. Herzfeld, Archäologische Reise im Euphrat- und Tigris-Gebiet II IV. 1920 (A. Christensen); *E. Herzfeld, Am Tor von Asien 1920 (Ders.); *P. Schwarz, Iran im Mittelalter IV 1921 (O. Rescher); *W. Litten, Persien 1860 bis 1919, 1920 (K. V. Zetterstéen); *Th. Nöldeke, Das iranische Nationalepos 2. Aufl. 1920 (Ders.); *A. Bergé, Dictionnaire persan-français 3. Aufl. 1920 (O. Rescher); *Omar Khajjams epigram-digte oversatte av A. Christensen (K. V. Zetterstéen); *D. G. Hogarth, Hittite seals 1920 (A. Moberg); *Bin Gorion, Die Sagen der Juden I—III 1921 (O. Rescher); *S. A. B. Mercer, The book of Genesis 1919 (K. V. Zetterstéen); *E. Littmann, Zigeunerarabisch 1920 (O. Rescher); *E. Harder, Arabische Grammatik 3. Aufl. 1921 (Ders.). G. B.

XVII 1923:

1 (erschienen 1924) 1—75 W. Pieper, Der Pariastamm der Ṣlēb (1. Wichtigkeit der Erforschung der Pariastämme; 2. Ungenauigkeit und Lückenhaftigkeit der sich vielfach widersprechenden somatischen Beschreibungen; geistige und seelische Eigentümlichkeiten; 3. Verbreitungsgebiet; 4. Kleidung, Waffen, Zelte; 5. Ernährung; 6. Haustiere,

vor allem die Esel; 7. Erwerb, vor allem Jagd, Schmiedehandwerk, Heilkunde; 8. Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, soweit sie von denen der benachbarten Araber abweichen, vor allem: Musik und Tanz; Verhältnis der Geschlechter, Stellung der Frau; Hochzeit, Ehe und Scheidung; Totenbestattung; Stellung unter den Beduinen; 9. Religion: äußerlicher Islam, christliche, mandäische und altsemitische Reste; 10. Stammessagen; 11. die Form und Bedeutung des Stammnamens; 12. Zusammenfassung; — das Ganze ein Versuch, ohne eigene Untersuchungen an Ort und Stelle aus den zerstreuten Angaben der Literatur, besonders der Reisebeschreibungen, ein Bild von dem Charakter des Stammes zu gewinnen und so die Frage nach seiner Herkunft aufzuklären; Ergebnis jedoch nur, daß sich die Rassenzugehörigkeit — wahrscheinlich semitisch, möglicherweise indogermanisch oder vorsemitisch, keinesfalls Zigeuner — nicht sicher bestimmen läßt und für die ältere Geschichte, semitischen Ursprung vorausgesetzt, nur Möglichkeiten gewonnen werden: Herkunft von den Nabatäern, oder von christlich-arabischen Stämmen, oder von frühislamischen Oppositionsparteien?). *Svenska Orientsällskapet I. Årsbok 1923 (K. V. Zetterstéen); *Oostersch Genootschap in Nederland, Verslag van hat 3. congres gehouden te Leiden 1923 (Ders.); 80—96 *R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium 1921 (H. S. Nyberg); *Hussain Āzad, Persiska dikter, öfversättning af E. A. Hermelin 1921 (K. V. Zetterstéen); *C. Huart, Les saints des derviches tourneurs II 1922 (A. Christensen); *Abdalḥaqq Ḥaqqī al-Aʿẓamī al-Baġdādī (Prof. in Aligarh), *ʿAǵab al-ʿaǵab min aḥwāl al-ʿarab* usw. 1923 (Ders.); *E. Dinet et Sliman ben Ibrahim, L'Orient vu de l'Occident 1921 (Ders.); *Ibn Saad, Biographien VII 2 hsg. v. E. Sachau 1918 (O. Rescher); *Abou Yousof Yaʿkoub, Le livre de l'impôt foncier trad. et ann. par E. Fagnan 1921 (K. V. Zetterstéen); *M. Cohen, Documents ethnographiques d'Abyssinie 1920 (Ders.); *L. Frobenius, Atlantis, Volksmärchen der Kabylen I III 1921 (O. Rescher); *K. E. Laman, The musical accent or intonation in the Kongo language 1922 (G. Kallistenius). G. B.

Museum 31 1924:
10 *O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (C. C. Uhlenbeck). — *D. Andersen-H. Smith, The Pali Dhātupātha and the Dhātumañjūsā (J. Ph. Vogel). — *R. Gragger, Eine altungarische Marienklage (J. H. Kern). — *F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker I (U. P. L. Boissevin). — *J. Hammer-Jensen, Die älteste Alchymie (F. M. Jaeger).

Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1923:
2 U. Kahrstedt, Zwei Urkunden aus Polybios I. Die Westgrenze des Seleukidenreiches seit 188. II. Die Herren Karthager. — M. Lidzbarski, Epigraphisches aus Syrien.

The Nation and the Athenaeum 35 1924:
7 *L. Cust, Jerusalem, a historical sketch (A. J. Toynbee).

Neue Allgemeine Missionsschrift I 1924:
1 J. Richter, Vorderasien-Rundschau. — 2 Dau Yüan. 3 J. Richter, Rundschau. Vorderasien. — 4 J. Richter, Rundschau: Vorderasien. — Fang yü siang. — *H. Ritter, Al Ghasali, Das Elixir der Glückseligkeit. — *R. Otto, Vishnu-Narayana, Siddhanta des Ramanuja. — *H. W. Schomerus, Die Hymnen des Manikka-Vasaga. — 5 J. Richter, Vorderasien. — *G. Schurhammer, Shinto. — 6 J. Richter, Vorderasien. — *J. W. Hauer, Die Religionen; *K. Clemen, Die Mystik. — *W. Bourquin, Neue Ur-Bantu-Wortstämme (C. Meinhof). — *C. Cappeller, Buddhas Wandel (M. Schlunk). — *H. Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte (M. Schlunk). — *J. Wach, Der Erlösungsgedanke und seine Deutung.

Sitzungsberichte der Preuss. Akademie der Wissenschaften 1924:
17—19 A. H. Francke, Weitere Tibetische Handschriftenfunde aus Turfan. — C. Sachs, Die Entzifferung einer babylonischen Notenschrift (Vorbericht).

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft XLI 1923:
V—VIII K. Marti u. H. Greßmann, Zum Wechsel in der Herausgabe der Zeitschrift. 1—15 H. Wh. Robinson, The psychology and metaphysic of „Thus saith Yahweh" (das prophetische Bewußtsein teils hervorgehend aus der durch die Eigentümlichkeiten althebräischer Psychologie bedingten Unfähigkeit, einen großen Teil der normalen psychischen Erfahrung zu erklären, teils in der Tat aus abnormer psychischer Erfahrung, wie sie in verschiedenen Typen auch in neueren Zeiten beobachtet werden kann: stark visionär z. B. bei William Blake, als habitueller halb-ekstatischer Zustand z. B. bei Sadhu Sundar Singh, in gelegentlichen Visionen und Offenbarungen innerhalb eines durchaus praktisch gerichteten Lebens bei dem Quäker John Woolman; Kriterium für die Berechtigung des prophetischen Bewußtseins nur der innere Wert seines Inhalts). 16—76 H. W. Hertzberg, Die Entwicklung des Begriffs משפט im AT. (II. in der Literatur um die Zeit der Wende; III. in der jüngeren Literatur). 76—83 E. Gillischewski, Zur Literarkritik von Gen. 18 und 19 („Die Besuchsgeschichte ruht auf mythologischem Untergrund, das Zwiegespräch behandelt ein theologisches Problem. Die Erzählung von Lots Rettung ähnelt der Besuchsgeschichte, die Zoargeschichte will eine geographische Merkwürdigkeit erklären. Die Perikope über Lots Töchter ist vielleicht eine moabitisch-ammonitische Stammessage, und dazu kommt endlich die von uns angenommene kanaanäische Geschichte von der Katastrophe der beiden Städte. All dieses bunte Material ist durch eine allerdings sehr schonende Bearbeitung im Sinne eines ethischen Jahwismus zu einer geistigen Einheit verbunden.") 84—93 J. Boehmer, Der Glaube und Jesaja, zu Jes. 7,9 und 28,16 (beide Stellen, an denen allein האמין bei Jesaja vorkommt, und zwar absolut — ohne ב oder ל — junge Zusätze, nicht vor dem 3. Jahrh., der erste abhängig von 2. Chr. 20,20). 94—153 F. Horst, Die Anfänge des Propheten Jeremia (1. Die Frage nach der Zeit seines Auftretens: Unwahrscheinlichkeit der bei der traditionellen Chronologie anzusetzenden etwa 13jährigen Pause in seiner Wirksamkeit; text- und literarkritische Bedenken gegen die Daten in 1,2. 3,6. 25,3; Aufteilung von Kap. 25 auf zwei Parallelberichte A und B, von denen der erste, in V. 11. 12. wieder sekundär erweitert, die Ereignisse von 586 kennt, während der zweite den ersten voraussetzt, aber wohl früher ist als dessen Erweiterungen; A chronologisch schon schlecht orientiert, das ihm zugehörende 4. Jahr des Jojakim ihm nur aus anderen Quellen bekannt; die von B gegebene Datierung des Anfangs von Jeremias Wirken auf das 13. Jahr des Josias eine künstliche Konstruktion: 23 Jahre als Dauer seines Wirkens vom vierten Jahre des Jojakim rückwärts gerechnet; dieselben beiden Verfasser in 3,1—4,4 wiederzufinden, wo wieder die Tage des Josia nur B zugehören, während die ältere Tradition eine Wirksamkeit des Propheten rund von der Schlacht von Megiddo an nahelegt; — Dt. dem ganzen echten Jeremia unbekannt, ja vielmehr Jeremia, wie sich aus Aufteilung von 11,1—14 und 34, 8—22 auf A und B ergibt, erst von B zum Deuteronomium in Beziehung gesetzt, die Chronologie von B erfunden eben zu dem Zweck, diese Beziehung chronologisch möglich zu machen; — 2. Die sog. Tempelrede des Jeremia Kap. 7 und 26: Kap. 7 wieder in A und B zerlegbar, wobei beide Teile sich vollständig in Zeit und Charakter der beiden Verfasser einordnen und sich für A die nähere Bestimmung ergibt, daß er entgegen-

gesetzte Anschauungen wie die „Tempelpropheten" vertritt, also wohl kurz vor deren Auftreten — etwa 530 bis 521 — geschrieben hat; und der historische Bericht Kap 26 ebenso zusammengesetzt, wobei das Silo-Wort 26,6 B angehört, in dem es eine Umschreibung des Micha-Worts von A 26,18 mit Hilfe einer Reminiszenz aus 7,12 darstellt, so daß nicht einmal in dem von A abhängigen und keine selbständige historische Quelle bildenden B ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Kapiteln besteht; bei A noch weniger, also eine „Tempelrede" Jeremias, noch dazu als Anfang seiner Wirksamkeit, ohne jeden historischen Hintergrund). 154—203 K. Budde, Über die Schranken, die Jesajas prophetischer Botschaft zu setzen sind. (Inhaltsübersicht von K. Fullerton, Viewpoints in the discussion of Isaiah's hopes for the future, JBL XLI, 1ff.; Analyse von Jes. 1,21—6, wo von der Eroberung oder Zerstörung von Jerusalem ebensowenig die Rede wie sonst im echten Jesaja, und von 28,23—9, als Beispiel einer Vorhersage, die von den Ereignissen nicht bestätigt wird; Gesamtcharakter des Buchs, das durch Einschübe, Umstellungen, eine viele Bindeglieder streichende rigoristische und eine die Drohungen durch Heilsverkündigungen mildernde eschatologische Redaktion aufs stärkste verändert ist; als besterhaltener Kern die Denkschrift Jesajas an seine Jünger 6,1—9,6 die genau untersucht wird, insbesondere der letzte Abschnitt 9,1—6 mit dem Ergebnis, daß er — gegen Fullerton — echt jesajanisch ist und, wie alle Vorhersagen bei Jesaja, nicht eschatologisch gemeint ist, sondern sich auf die nächste Zukunft bezieht, die ihn nicht erfüllt hat; wie in diesem Abschnitt der messianische König aus Davids Geschlecht, wenn auch in bescheidenster Form, Jesaja zugehört, so die Drohungen gegen die Assyrer in 10,5—15. 24—34). 204—7 A. Ungnad, Joseph, der Tartan des Pharao (המשנה Gen. 41,43 zu stellen zu akk *tardinnu* [bisher fälschlich *kuttinnu* gelesen] „zweiter an Würde nach dem König, Tartan", von dem auch das aramäische Zahlwort *trên* beeinflußt; אברך ebenda gleich akk. *abarakku* „Leibarzt, Vertrauter"; *ši-na-ḫi-i-la* in dem hethitischen Vertrag KBo III 3, II 7 als Glosse zu *tar-te-en-nu-ut-ti-šu* semitisch שני חיל „(Nummer) Zwei an Macht"). 208 P. Volz, Der Alttestamentler-Tag 1923 in Münster i. W. G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Artibus Asiae.
Autran, C.: Introduction à l'étude critique du nom propre grec. Fasc. 1, 2 und 3.
Bachhofer, L.: Zur Datierung der Gandhara-Plastik.
Bauer, W.: Das Johannesevangelium.
Bonser, E. M.: How the early Hebrews lived and learned.
*Cassirer, E.: Sprache und Mythos.
*Clemen, C.: Religionsgeschichtliche Bibliographie.
*Cohen, Prof. M.: Le Système verbal sémitique et l'expression du temps.
Cuneiform Texts from Babylonian Tablets & C. in the British Museum Part XXXVII.
Driver, G. R., M. A.: Letters of the first Babylonian Dynasty.
Dürr, L.: Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung.
Eberharter, Prof. Dr. A.: Das Buch Jesus Sirach oder Ecclesiasticus.
*Ehrenberg, V.: Neubegründer des Staates.
Fischer, Dr. J.: Das Alphabet des LXX. Vorlage im Pentateuch.
*Fisher, C. S.: The Minor Cemetery at Giza.
*Frobenius, L. u. Hugo Obermaier: Hádschra Máktuba II.
Garbe, R.: Indische Reiseskizzen.
Gayford: Sacrifice and Priesthood.
Giese, Fr.: Türkische Märchen.
*Goldziher, Prof. Dr. J.: Vorlesungen über den Islam.
Haller, Prof. D. Max: Das Judentum.
*Haushofer, Prof. Dr. K.: Geopolitik des Pazifischen Oceans.
Hertel, J.: Achaemeniden & Kayaniden.
Jacob, G.: Geschichte des Schattentheaters im Morgen- und Abendland.
*Josephus, Fl.: Kleinere Schriften.
*Kennedy, M. A., M. T.: The Chaitanya Movement.
*Lehmann, Prof. D. Dr. Ed.: Die Religionen.
Linden, G.: Arische und semitische Dichtung.
*Littmann, E.: Galla-Verskunst.
Löhr, Prof. Dr. M.: Beiträge zur Geschichte des Chassidismus. I.
Mc. Clintock, W.: Old Indian Trails.
*Mélanges offerts à Gustave Schlumberger. 2 Bde.
Meyer, J. J.: Das Altindische Buch vom Welt- und Staatsleben. Das Arthaçastra des Kautilya. 1. Lief.
*Mookerjee, Sir A.: Silver Jubilee Volumes. Vol. III, Part. I.
Mookerji, R.: Men and Thought in Ancient India.
*Moreland, W. H.: From Akbar to Aurangzeb.
Nirenstein, S.: The Problem of the Existence of God.
*Ôhasama, Prof. Sch : Zen.
*Perry, W. J.: The Children of the Sun.
*Pran Nath: Tausch und Geld in Altindien.
*Preuschen, E., u. W Bauer: Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments.
Rhys Davids, C. A. F.: The Book of the Kindred Sayings. III.
*Ronaldshay, Earl of: India, a Bird's-Eye View.
Ronaldshay, Earl of: Lands of the Thunderbolt.
*Rückert, F.: Amaruśataka, Die hundert Strophen des Amaru.
Šanda, Prof. Dr. A.: Moses und der Pentateuch.
*Satis Chandra Vidyabhusana, M.: A History of Indian Logic.
*Schalek, Alice: Japan.
*Schilling, Dr. E.: Die Faserstoffe des Pflanzenreiches.
*Schnebel, M.: Die Landwirtschaft im hellenistischen Ägypten. I.
Schoch, C.: Ammizaduga.
Schoch, C.: The „Arcus Visionis" in the Babylonian Observations.
Schomerus, H. W.: Śivaitische Heiligenlegenden.
Smith, S.: Cuneiform Texts from Cappadocian Tablets i. the British Museum. Part. II.
*Steinen, von den K.: Die Marquesaner und ihre Kunst. I.
Strauß, Prof. Otto: Indische Philosophie. Bd. 2.
Suheil und Nevbehâr.
*Überschaar, Dr. Hans: Die Eigenart der japanischen Staatskultur.
Ungnad, A.: Das Wesen des Ursemitischen.
Voskamp, D. C. J.: Chinesische Gegensätze.
*Weiß, Dr. A.: Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen. 2. u. 3. Bch.
Wesendonk, O. G. von: Über georgisches Heidentum.
*Williams, C. R.: Gold and Silver Jewelry and Related Objects.
Whitehead, H.: Indian Problems in Religion.
*Želisko, J. V.: Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchostal 1.

XXVIII 6 **OLZ** Juni 1925

Kandalanu nicht Asurbanipal.

Von Paul Schnabel.

In ZA XXXVI (N. F. II), 82 f. habe ich darauf hingewiesen, daß der von Scheil im Recueil des Travaux XXXVI (1914) S. 15 veröffentlichte Kontrakt Nabopolassars aus Uruk, 16. Abu des 5. Jahres des Nabopolassar uns zwingt, den ebenfalls aus Uruk herrührenden Kontrakt des letzten Assyrerkönigs BM 94, 6—11, 36 (veröffentlicht von King in ZA IX, 398), datiert Uruk, 12. Ṭebētu des 7. Jahres des Sin-šar-iškun šar māt Aššur vor das 5. Jahr des Nabopolassar anzusetzen, was zur Aufgabe der Identifizierung des Babylonierkönigs Kandalanu mit Asurbanipal nötigt, da dann die $4+x+7+x$ Jahre des Ašuretililani und Sinšariškun vor das 5. Jahr des Nabopolassar fallen, Asurbanipals Tod also mindestens $(7+x+4+x-4)=7+x$ Jahre vor dem des Kandalanu erfolgte.

Immerhin wäre es möglich, daß Sinšariškun nach dem 5. Jahre des Nabopolassar sich Uruks wieder bemächtigte. Dann könnte, falls man an der Gleichsetzung Kandalanu = Asurbanipal festhält, also 625/4 als 1. Jahr des Ašuretililani ansieht, das 7. Jahr des Sinšariškun frühestens = 615/4, dem 11. des Nabopolassar sein. Wir müßten dann annehmen, da in der neuen das 10. bis 17. Jahr des Nabopolassar umfassenden Chronik Gadd nichts von Kämpfen Nabopolassars in Südbabylonien steht, daß Uruk nach dem Fall von Ninive sich kampflos Nabopolassar ergeben hätte, bis dahin aber von einer assyrischen Besatzung gehalten worden sei.

Nun besitzen wir aber folgende weitere von Cl. E. Keiser in Letters and Contracts from Erech (Babyl. Inscr. Collect. J. B. Nies vol. I) 1917 publizierte Kontrakte Nabopolassars aus Uruk:

Keiser Nr. 121. Uruk, X. 21. 10. Jahr des Nabu-apal-uṣur.

Keiser Nr. 152. Uruk, V.(?), 16(?), 10(?). Jahr des Nabu-apal-uṣur.

Keiser Nr. 171. Uruk, IV. 1, 11. Jahr des Nabu-apal-uṣur.

Keiser Nr. 149. Uruk, III. 15, 12. Jahr des Nabu-apal-uṣur.

Diese Kontrakte beweisen, daß Uruk mindestens seit dem 10. Jahr des Nabupolassar in dessen ungestörtem Besitz war.

Da nun, wenn wir Kandalanu = Asurbanipal setzen, das 7. Jahr des Sinšariškun frühestens = 11. Nabupolassar sein könnte, es aber jetzt unmöglich ist, anzunehmen, daß Uruk nach dem 10. Jahr des Nabopolassar irgendwie wieder in den Besitz des Sinšariškun kommen konnte, so muß jetzt die Gleichung Kandalanu = Asurbanipal aufgegeben werden.

Für die Chronologie der letzten Assyrerkönige ist es nun von Wichtigkeit zu wissen, wann besetzte Nabupolassar Uruk?

Spätestens in seinem 5. Jahre (621/0), wie der Scheilsche Kontrakt beweist. Da dieser vom 5. Abu datiert ist, der aus Uruk herrührende Kontrakt des Sinšariškun vom 12. Ṭebētu, so ist 7. Sinšariškun spätestens = 622/1, Sinšariškun 1 also spätestens = 628/7, Ašuretililāni 4 spätestens = 629/8, Ašuretililani 1 spätestens 632/1. Das letzte Jahr des Asurbanipal ist also spätestens 632/2.

Andererseits besitzen wir als jüngsten Kontrakt des Asurbanipal das von Clay BE X (1908), Nr. 1 publizierte, vom Monat Ṭebētu des 26. Jahres des Ašur-bani-apli šar māt Aššur datierte, aus Nippur herrührende Dokument.

Nun ist das 1. Jahr des Ašurbanipal šar māt Aššur = reš šatti des Šamaššumukin šar Babili[ki] = 668/7, folglich das 26. Jahr des Ašurbanipal šar māt Aššur = 5. Jahr des Kandalānu šar Babili[ki] = 643/2.

Über das letzte Jahr des Asurbanipal können wir also mittels der Daten des Kontrakte feststellen: frühestens = 643/2, spätestens (= 36. Jahr) = 633/2.

Ich glaube indes, daß wir das 7. Jahr des Sinšariškun und damit das letzte Jahr des Asurbanipal mindestens vier Jahre werden höher ansetzen müssen als 633/2, die Unsicherheit über das letzte Jahr des Asurbanipal also auf sechs Jahre einschränken können.

Durch die Unterschrift des von Thureau-Dangin 1922 in Rituels Accadiens veröffentlichten Textes AO 6451, Rs. 47 erfahren wir, daß Nabupolassar dort bezeichnet wird als

m d Nabu-apal-uṣur šar māt tam-tim.

Also Nabupolassar war ursprünglich König des Meerlandes. Er war somit ein Chaldäer und Nachfolger, wenn nicht Nachkomme der Meerlandkönige aus der Dynastie des Jakin, Eriba-Marduk und Mardukapaliddin[1], von denen

1) Als ilitti mEriba-Marduk bezeichnet sich dieser bekanntlich selbst in dem Kudurru KB II 184 ff., Kol.

ja die beiden letztgenannten auch schon auf dem Königsthron von Babel gesessen hatten!

Nun berichtet Abydenos, der durch Vermittelung des Alexander Polyhistor den Berossos benützte (siehe meinen „Berossos und die babyl. hellenist. Literatur" S. 164) in Berossos fragm. 48 (a. a. O. S. 271):

Nach ihm regierte Sarakos über die Assyrer. Als er erfahren, daß ein aus gemischten Scharen zusammengerottetes Heervolk vom Meere herauf gegen ihn angestürmt komme, entsandte er schleunigst den Busalossoros als Heerführer nach Babylon. Und dieser, im Entschluß der Empörung entschlossen, verlobte die Amuhidin, die Tochter des Aždahak, des Häuptlings der Meder, seinem Sohne Nabukodrossoros.

Hier ist die Form Busalossoros eine Korruptel für Nabupalossoros. Aber noch eine weitere Änderung ist unabweislich. Der Führer des vom Meere gegen die Assyer heranziehenden Heeres ist doch Nabupalossoros, der König des Meerlandes gewesen. Also ist zwischen στρατηγὸν und Ναβουπαλοσσόρου im verlorenen griechischen Text von Eusebios beim flüchtigem Exzerpieren des Abydenos ein κατὰ (gegen) ausgelassen worden. Wir haben also als ursprünglichen Text anzusetzen:

entsandte er schleunigst seinen Feldherrn (turtannu) gegen Nabupalossoros nach Babylon. (ἔστειλε ὡς τάχιστα τὸν στρατηγὸν ⟨κατὰ Να⟩βουπαλοσσόρου εἰς Βαβυλῶνα).

Wenn Nabupalossor aber König des Meerlandes war und im Jahre 626/5 König von Babylon wurde, so ist es unmöglich anzunehmen, daß er die Feste Uruk, die in den Händen der Assyrer den Verkehr zwischen Babylon und dem Meerlande unmöglich machte, nicht schon vor der Einnahme Babels erobert haben sollte.

Uruk dürfte somit spätetens im Akzessionsjahr des Nabupolassar = 626/5 in die Hände dieses Königs übergegangen sein.

Daraus ergibt sich

7. Sinšariškun	spätestens	= 627/6
1. „	„	= 633/2
4. Ašuretililani	„	= 634/3
1. „	„	= 637/6
{ letztes (= 31.) Asurbanipal	spätestens	= 638/7 }
{ letztes (= 26.) „	frühestens	= 643/2 }

Die so gewonnenen Daten haben einen Fehler von höchstens 1—2 Jahren. Denn Asurbanipal berichtet in seinem Rassamprisma noch so viele bedeutende nach 648/7 fallende Feldzüge, daß man seinen Tod nicht vor 640 ansetzen kann.

Durch die von S. Smith 1924 in Babylonian Historical texts Plate I bis III und S. 1—21 veröffentlichte Chronik der Zeit Asarhaddons erfahren wir Vs. Z. 10. 11:

10. šanat 3^{kám} ^{m} ^{ilu} . . . . . aḫḫē-šul-lim ^{am}GU-EN-NA ^{m} ^{ilu}Šamaš-ib-ni apil ^{m}da-ku-ru
11. [ana māt] Aššur ab-ku ina māt Aššur dikū.

dikū kann hier nur bedeuten: „sie wurden bestraft", nicht „sie wurden getötet". Denn Asarhaddon berichtet uns im Prisma B (KB II, S. 146) Col. III 19, 20:

ašlul māt bit-Dakkurri ša kirib māt Kaldi aiab Babili
akmu ^{m}Šamašibni isḫappu ḫabbilu.

Nun erfahren wir aus der von Clay, Oriental Series vol. I (1915) Nr. 43 veröffentlichten Inschrift des Ašuretililāni:

^{m}Šamaš-ibni mar ^{m}da-ku-ru(?) ša ^{m} ^{d}Ašur-etil-ilāni šar māt Aššur ri-e-mu ir-ša-aš-šum-ma ul-tu ki-rib [šadē]• a-na bīti ^{m}da-kur māti-šu ú-bil-la-aš-šum-ma.

Im Jahre 678/7 (3. Asarhaddon) ist Šamaš-ibni gefangen gesetzt, frühestens 642/1, wahrscheinlicher erst 638/7 ist er entlassen worden, also nach 40 Jahren. Wäre Ašuretililani infolge der Gleichung Kandalanu = Asurbanipal erst 625/4 anzusetzen, so hätte die Gefangenschaft des Šamašibni mindestens 53 Jahre gedauert.

Wenn Kugler noch Juli 1924 (Sternkunde II, Schlußheft S. 322) an der Tatsache, daß Kandalānu nicht gleich Asurbanipal ist, zweifelt, so beruht das auf einer für einen Chronologen vom Fach unverzeihlichen ungenügenden Durchmusterung des publizierten Materials. Hat er doch auch unter den Texten der Seleukidenzeit in „Von Moses zu Paulus" 1923, S. 301 ff. außer den von Nies-Keiser vol. I und II publizierten Texten die so leicht zugängliche Veröffentlichung O. Schröders der Berliner Seleukidentexte aus Warka, in Vorderasiatische Schriftdenkmäler XV (1916) sehr zu seinem Schaden unbenutzt gelassen.

Es ergibt sich also folgende Chronologie der letzten Assyrerkönige:

Asurbanipal 26 + x Jahre. 668/7 — ca. 640/39 (Ende frühestens 643/2, spätestens 638/7)
Ašuretililani 4 + x Jahre. ca. 640/39 — ca. 636/5
Sinšumlišir x „ ca. 635
Sinšariškun 7 + x + 14 Jahre. ca. 634/3—612/1 (Antritt spätestens 633/2)
Ašuruballiṭ II 611/0 — ? (Ende spätestens 605/4 in der Schlacht bei Karkemiš).

Weiterhin möchte ich darauf hinweisen, daß die Vermutung von S. Smith (a. a. O. S. 23), Nabupolassar sei von 625—617 nur šar māt tamtim gewesen, daran scheitert, daß wir Kon-

II, 43; mar ^{m}Jakini nennt ihn Tukultia-apal-Ešarra III. Tontafel (KB II, S. 8 ff.) Vs. Z. 26. Daß Eriba-Marduk Šar māt tantim war, beweist das Fragment der neuen Königsliste Z. 6—8, das Gadd JRAS 1922, 394 ff. neu ediert hat. Jakin selbst wird von Šulmanašared III šar māt tamtim genannt in Balawat Kol. VI, 7 (BA III, 137).

trakte Nabupolassars schon aus seinem 2. (VAS VI, 3 : 14. II. Jahr 2) und 6. Jahre, die aus der Stadt **B a b e l** herrühren, besitzen (Streck VAB VII, CDXII).

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß bekanntlich aus den Zeichenresten der letzten Zeile von Kol. IV der babylonischen Königsliste A sich ergibt, daß Nabopolassar nicht unmittelbar auf Kandalanu folgte. Diese Liste beweist übrigens, daß **Kandalanu** der gleichen Dynastie angehörte wie seine drei Vorgänger (und sein unbekannter direkter Nachfolger), also ein **assyrischer Prinz** war. Der dies besagende Vermerk pal ḫa-bi-gal hat sichtlich in der rechten Hälfte der Zeile unter Kan-dal in Liste A gestanden (vgl. die Neuausgabe der Liste durch Gadd in CT XXXVI).

Der Urtext der Tabula Smaragdina.

Von J. Ruska.

Eine arabische Sammelhandschrift, die Herr Prof. G. **Bergsträßer** während seines Aufenthaltes in Beirut 1918 erwarb und mir in liebenswürdigster Weise zur Untersuchung der darin enthaltenen alchemistischen Texte zur Verfügung gestellt hat, enthält nächst einem umfangreichen chemischen Traktat auch vier kleinere Texte, die besonderes Interesse verdienen. Sie sind, auf anderes, schlechteres Papier geschrieben, der vorerwähnten Abhandlung angehängt und haben folgende Titel:

1. Brief des Isṭifānūs an Hirqal den König über die Zusammensetzung des Gold- und Silberelixirs — etwa 3½ Seiten.
2. Aus dem, was Ḫālid im Buch der Elemente sagt — 1½ Seiten.
3. Über das, was der Mönch (Isṭifānūs?) im Auszug über die Zusammensetzung des Elixirs bekannt gab (*mallāhu*, diktierte?) — ¾ Seiten.
4. Über das, was der Priester Sāǧijūs aus Nābulus bei seinem Eindringen in die dunkle Grabkammer bekannt gab — ¾ Seiten.

Der zuletzt genannte Text ist der wichtigste, denn es ist der bisher vermißte Urtext einer angeblichen Schrift des **Hermes Trismegistus**, die in lateinischer Form als *Tabula Smaragdina* vom 13. bis zum 19. Jahrhundert in Alchemistenkreisen berühmt war. Eine Abhandlung, die die Vorgeschichte des Textes und seine Geschichte bis zur Gegenwart verfolgt, wird noch im Laufe des Sommers in den Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung erscheinen; ich glaubte aber, jetzt schon den merkwürdigen Text mit Gegenüberstellung der lateinischen Übersetzung veröffentlichen zu dürfen. Die drei übrigen Texte gehören in einen andern Zusammenhang.

فى ما ملاه القس ساجيوس النابلسى
عند دخوله السرب المظلم

قال قد اصبت هذه الحكمات فى اخر كتاب بلنياس (ﷺ) الحكيم ◆ لما دخلت السرب المعمول عليه الطلسم ◆ وصلت الى شيخ قاعد على كرسى ذهب وبيده لوح زبرجد ◆ واذا فيه مكتوب بالسريانى بلسان الاول ◆ فيه تفسير صحيح لا شك به ◆ يقول ان الاعلا من الاسفل ◆ والاسفل من الاعلا ◆ عمل العجايب من واحد ◆ وتلبست الاشيا من ذلك الجوهر بتدبير واحد ◆ ما اعجب عمله وهو راس الدنيا وقيمها ◆ ابوه الشمس وامه القمر ◆ فحملته الريح فى بطنها ◆ واغذته الارض (◆) ابو الطلسمات وخازن العجايب كامل القوى محق الانوار (◆) نار صار ارضنا ◆ اعزل الارض من النار يصير لك اللطيف الزم من الغليظ ◆ برفق وحكمة يصعد من الارض الى السما يقتبس الانوار من العلو وينزل الى الارض ◆ وفيه قوة الاعلا والاسفل لان معه نور الانوار ◆ فلذلك يهرب منه الظلمة ◆ قوة القوى تغلب كل شى لطيف ويدخل فى كل غليظ ◆ على تكوين العالم الاكبر تكوين العالم الاصغر ◆ وعلى هذا سلكت العلما ◆ ولذلك سمت هرمس المثلث بالحكمة ◆ وهذا كتابه الاخير الذى ستره فى السرب ◆

TABULA SMARAGDINA.

Verba Secretorum Hermetis, quae scripta erant in tabula Smaragdi, inter manus eius inventa, in obscuro antro, in quo humatum corpus eius repertum est.

1. Verum, sine mendacio, certum et verissimum.

2. Quod est inferius, est sicut quod est superius, et quod est superius, est sicut quod est inferius ad perpetranda miracula rei unius.

3. Et sicut omnes res fuerunt ab uno, meditatione unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptatione.

4. Pater eius est Sol, mater eius Luna; portavit illud ventus in ventre suo, nutrix eius terra est.

5. Pater omnis thelesmi totius mundi est hic.

6. Vis eius integra est, si versa fuerit in terram.

7. Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter cum magno ingenio.

8. Ascendit a terra in coelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum; sic habebis gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas.

9. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis: quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam penetrabit.

10. Sic mundus creatus est.

11. Hinc adaptationes erunt mirabiles, quarum modus est hic.

12. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistus, habens tres partes Philosophiae totius mundi.

13. Completum est quod dixi de operatione Solis.

Die Eingangsworte findet man meist nur in alten Drucken; gewöhnlich beginnt der Text mit den numerierten Sätzen und der Überschrift Tabula Smaragdina Hermetis Trismegisti.

Besprechungen.

Acta Academiae Aboensis. Humaniora I—III. Åbo: Akademie 1920—1922. (IX, 395 S., XI, 501 S, VIII, 355 S.) gr. 8°. f. M. 30.—; 35.—; 30.—. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Die finnische Akademie in Abo hat ihre Abhandlungen in gut ausgestatteten Bänden herausgegeben. Die vorliegenden drei enthalten recht viel für die Leser der Zeitschrift Interessantes.

Der wertvollste scheint mir der Aufsatz von Eduard Westermark (Bd. I, 1—167) The belief in spirits in Marocco.

Auf Grund eines 12jährigen Aufenthalts im Scherifenreich wird eine Unmenge für den Religionshistoriker interessanten Materials mitgeteilt. Zu einer kritischen Würdigung bin ich außerstande.

Über Marokko, freilich in ganz anderer Hinsicht, handelt der Aufsatz von P. O. von Törne, Marockofrågen och den Europeiska krisen 1911. Bd. III, 1—56.

Wie weit eine wissenschaftliche Behandlung solcher der allernächsten Vergangenheit angehörenden Ereignisse schon heute möglich ist, muß die Folgezeit lehren. Soweit ich urteilen kann, hat Verf. wichtiges Material von deutscher Seite (Kiderlens Nachlaß u. a.) nicht verwertet; sonst hätte er wohl mehr bieten können.

Von den religionsgeschichtlichen Arbeiten seien noch zwei hervorgehoben (III. Band) K. Rob. V. Wikmanns Aufsatz über die Magie des Webens im schwedischen Volksglauben und Karstens Bericht über die Spiele der Indianer in Ecuador. Die Art, wie hier zu Ehren des Toten Würfelspiele stattfinden, (über die Leiche wirft der Spielende seinem Partner die Würfel zu) regt zu der Frage an, ob der Tote nicht ursprünglich als mitspielend gedacht ist. Und diese Parallelen aus Südamerika (vielleicht gehen sie doch in die Inkazeit zurück) regen zu erneutem Nachdenken über das ägyptische Totenspiel an. Ich habe vor Jahren den ägyptischen Brettspieltext in mancher Beziehung falsch erklärt, auch Ranke in seiner Schrift über das ägyptische Schlangenspiel hat mein Versehen nicht bemerkt.

Aus dem Schlangenspiel, das an unser Geduldspiel erinnert, (eine Rekonstruktion des Spiels ist nach dem Berliner Exemplar m. E. ohne Mühe durchzuführen), hat sich eine eigentümliche Dämonengestalt, die Schlange der Mehen als Gott des Spiels, dessen Gunst in dem Brettspielpapyrus angerufen wird, (er ist nicht der Gegner des Spielers, wie ich annahm). Der Gang des Spieles wird der Wanderung durch die Unterwelt gleichgesetzt. Ob dies aber der ursprüngliche Gedanke ist, erscheint mir heute mehr als fraglich. Vielleicht helfen Analogien wie die oben erwähnte weiter.

Wichtig sind zwei Aufsätze von Joh. Sundwall über die kretische Schrift. (Bd. I. u. II.) Der eine sucht einige kretische Schrifttäfelchen zu entziffern. Im allgemeinen kann man dem Verf. beistimmen. Die Tafeln enthalten Rechnungen über Getreidelieferungen o. ä. Absolut sicher sind die Zahlen bestimmt.

Verhängnisvoll ist dem Verf. aber m. E. seine Anschauung von der Entlehnung der kretischen Schrift aus der ägyptischen Hieroglyphenschrift geworden.

Bei der Durchsicht der vergleichenden Tabelle kretischer und ägyptischer Zeichen empfindet man viel mehr die Unähnlichkeit als die Ähnlichkeit. Das kretische Schriftsystem wird in Anlehnung an die ägyptische Schrift entstanden sein, aber einfach übernommen sind die Zeichen sicher nicht. S. vergleicht ein kretisches kreuzähnliches Zeichen mit Hierogl. [Hieroglyphe] und deutet es als „befindlich in". Die Deutung ist sicher falsch, auf den Täfelchen, die S. zu lesen versucht, und auf denen das Zeichen verschiedentlich vorkommt, gibt die Deutung „befindlich in" keinen Sinn.

Wertvoll ist der Beitrag von J. Hammerström „Ein minoischer Fruchtbarkeitszauber",

der das bekannte altkretische Relief der in Prozession einherschreitenden Priester o. ä. (einer hat ein Siestrum) durch allerhand folkloristische Parallelen zu erklären sucht. Die Beweisführung scheint mir überzeugend. Es handelt sich um „eine Einkreisung, welche ein Gebiet zur Abwehr alles Feldschadens oder sonstigen Übels in einen Kreis schließen und alle bösen Geister verscheuchen soll".

Am eingehendsten muß der Aufsatz von J. Strzygowski besprochen werden: „Der Islam im geistigen Aufbau Europas" Bd. III, S. 1—32. Nicht, weil er besonders wertvoll wäre, im Gegenteil, ich halte es für tief bedauerlich, daß sich der verdiente Verf. soweit hat hinreißen lassen.

Str. hält mit seinen Gegnern Abrechnung, denen er persönliche Motive unterschiebt. Die Berliner Gelehrten wagten nicht, Str. anzuerkennen, höchstens dann, wenn das Ausland für ihn eintrete. Das ist eine Kampfesweise, die jedenfalls den Vorteil hat, daß sie eine Erwiderung erzwingt.

Die weltbewegende Erkenntnis, die die Berliner Gelehrten nicht wahr haben wollen, ist mit zwei Worten gesagt: Der Islam ist iranisch, also vermutlich arisch.

Str. behauptet das zunächst zwar nur für die Kunst des Islam, möchte es aber auch für alle übrigen Zweige der Kultur annehmen. Die Einwirkung des Hellenismus und der arabischen Wüstenstämme ginge nicht tief, von einer Nachwirkung Alt-Mesopotamiens ist überhaupt nicht die Rede.

Str. glaubt seine These, das Land Zarathustras sei das Stammland der islamischen (und europäischen) Kultur in einer Reihe von Werken bewiesen zu haben, „die man eben kennen muß". Leider sind das z. T. sehr umfangreiche und teure Werke, z. T. Aufsätze an entlegenen Stellen, die dem armen Gelehrten des heutigen Deutschland auch nicht leicht zugänglich sind. Der Verf. ist von einer geradezu unheimlichen Produktivität, so daß es selbst für den Fachgenossen schwer sein dürfte, mit ihm Schritt zu halten. Ich glaube, Str.s wichtigste Werke zu kennen und nehme für mich eine gewisse Unvoreingenommenheit in Anspruch, da ich weder Str. noch seinen Gegnern irgendwie nahestehe. Ich will auch von vornherein erklären, daß Str.s Gegner bisweilen einen Ton angeschlagen haben, der unter Gelehrten nicht vorkommen sollte, und der die Gereiztheit des Wiener Gelehrten wenigstens psychologisch begreiflich macht.

Str. gründet seine These zuerst auf eine Betrachtung asiatischer Ornamentik. Mittelasiatische Denkmäler zeigen als eigentümliches Ornament eine geometrische Ranke, die Str. ohne weiteres für das ursprüngliche erklärt, die Ranke mit Pflanzenformen sei sekundär. Andere dürften anders urteilen, aber es sei einmal Str.s Meinung als richtig angenommen.

Die Ornamentik von Turkestan wird nun mit der prähistorischen Ornamentik Rußlands verglichen und aus der Gleichheit mancher Formen der gleiche Ursprung geschlossen. Die Ornamentik Alt-Mittelasiens ist die Grundlage der skythischen, germanischen, islamischen Ornamentik. Das Grabmal Theodorichs ist von einem Armenier oder einem in armenischer Kunst geschulten Goten erbaut. Die letzte These erinnert in ihrer Kühnheit an eine andere, die der Verf. vor Jahrzehnten vorgetragen, die Stele der Hegeso sei von Phidias geschaffen. Vorsichtigere Leute würden wohl derartige Behauptungen als geistreiche Spielereien bezeichnen.

Auch hiervon abgesehen, ist Str.s Theorie nicht so fundiert, daß jeder Leser seiner Bücher sie annehmen muß. Die von ihm betrachteten Kunstwerke gehören ganz verschiedenen Zeiten an, die ältesten und die jüngsten sind durch mehr als ein Jahrtausend geschieden. Die Datierungen sind umstritten, wie das bei dem heutigen Stande namentlich der vorgeschichtlichen Forschung nicht anders zu erwarten ist. Ob bei den südrussischen Funden griechischer oder vorderasiatischer Einfluß gänzlich auszuscheiden ist, muß erst die Zukunft lehren. Die Ähnlichkeit in der Ornamentik (mehr ist es nicht) ist noch kein Beweis, daß eine einzige Quelle angenommen werden muß. Und selbst wenn das der Fall sein sollte, dann ist das Ergebnis, daß die Arier (oder wie man sie nennen will) gewisse Ornamente seit der Urzeit verwendet haben, die andere Völker von ihnen entlehnten. Freilich schreibt Str. auch den künstlerischen Ausbau der Kuppel den Armeniern zu. Aber die armenischen Kuppelkirchen, die sich sicher datieren lassen, stammen aus dem 7. Jahrhundert, sind also beträchtlich jünger als die Blütezeit byzantinischen Kuppelbaues. Str. setzt zwar wiederholt auseinander, daß die Zeit der Erbauung eines Bauwerkes nicht maßgebend sei für das Alter der Bauformen, aber dann müßte es doch irgend ein sicheres Kriterium dafür geben, daß Armenien gegen Byzanz die ursprünglicheren Formen hat. Wenn Str. sagt, die Kathedrale von Mastara ist nicht der erste Bau dieses vielleicht zwei bis drei Jahrhunderte früher entstandenen Typus, so ist das kein zwingender Beweis. Dem Leser von Str.s Schriften fallen überhaupt die vielen „wahrscheinlich", „vielleicht" u. dgl. auf. Das klingt nicht so siegesbewußt wie in dem zu besprechenden Aufsatz. Str. sucht bei der Ver-

gleichung der Kunst verschiedener Völker regelmäßig die gemeinsamen Grundlagen herauszufinden. Die sind ihm die Hauptsache. Wenn also der Islam gewisse Formen und Symbole mit Iran gemeinsam hat, so soll die islamische Kunst ihrem Wesen nach iranisch sein.

Diese Argumentation wird nicht allgemein anerkannt werden. Angenommen, daß die Scharen Muhammeds und der ersten Kalifen keine künstlerische Veranlagung hatten (was immerhin einigem Zweifel unterliegt), so gliederten sie sich viele Völker an, die in der Kunst früher Großes geleistet hatten. Es ist doch gewiß kein Zufall, daß die Hauptstätten islamischer Kunst alte Kulturzentren sind. Daß in Ägypten und Mesopotamien bloß iranische Anregungen verarbeitet sein sollen, ist einfach undenkbar, und hier kommt es weniger darauf an, welches die ersten Anregungen waren, als auf das, was daraus geworden ist. Es dürften recht viele Faktoren mitgewirkt haben zur Entstehung der islamischen Kunst. Es war verkehrt, die islamische Kunst als verdorbene griechische Kunst zu erklären, es dürfte ebenso falsch sein, das maßgebende Ursprungsland in Iran zu suchen.

Str. erwähnt selbst, daß häufig griechische, koptische u. a. Künstler für die Kalifen haben arbeiten müssen, da einheimische Kräfte nicht zur Verfügung standen. Es ist richtig, daß hierauf nicht allzu großes Gewicht gelegt wird, es aber einfach beiseite zu schieben, geht ebenfalls nicht an. Hier wäre einmal eine gründliche Untersuchung nötig, die an Zeiten anknüpft, wo wir aus dem Vollen schöpfen können, z. B. wieweit ist im Barockbau Süddeutschlands und Österreichs italienische Einwirkung festzustellen, wieweit mußten sich die Italiener dem Charakter und der Kunst des Landes anpassen. Wir haben uns (in Deutschland wenigstens) davon losgemacht, die Gotik als französischen Import anzusehen, wir sind aber noch weit entfernt von der notwendigen Konsequenz: Nicht auf die Anfänge, nicht auf die ersten Anregungen kommt es an, in der künstlerischen Verarbeitung des Empfangenen offenbart sich der Charakter der Kunst. Es gibt ganz wenige Völker, die ihre Kunst aus sich allein haben. Die meisten sind erst durch fremde Anregungen dazu gekommen, aber in der Verarbeitung fremder Einflüsse tritt bei künstlerisch begabten Völkern sofort das Selbständige hervor; und darauf, nicht auf das von auswärts gekommene kommt es an. Angenommen z. B. Dieulafoy hätte recht, und die Grundlagen der spanischen Kunst wären in Persien zu suchen, so ist das aus Persien stammende doch so gering, daß es für die Würdigung der spanischen Kunst nicht in Betracht kommt.

Wenn die griechische Kunst unter Einfluß des Orients entstanden ist, so ist sie deshalb ebenso wenig orientalisch wie Kellers „Grüner Heinrich" französischen Charakter trägt, weil er durch eine Balzacsche Erzählung veranlaßt ist. Und so ließen sich viele Parallelen anführen.

Das Vorstehende will selbstverständlich keine Widerlegung St.s darstellen, es soll nur begründen, daß man von den Theorien des Wiener Gelehrten nicht überzeugt sein kann, ohne sich von anderen Motiven als sachlichen leiten zu lassen.

Cebrian, Konstantin, weil. Hauptmann u. Lehrer a. d. Kriegsschule in Danzig: **Geschichte der Kartographie.** I. Altertum. 1. Von den ersten Versuchen der Länderabbildung bis auf Marinos u. Ptolemaios (zur Alexandrinischen Schule). Gotha: Justus Perthes 1923. (129 S. u. 1 Taf. u. 6 Abb.) 8°. Rm. 6.15. Bespr. von K. Kretschmer, Charlottenburg.

Ein posthumes Werk. Sein Verfasser, weiland Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Danzig ist leider dem Weltkriege sogleich im Anfang zum Opfer gefallen. Er war früher mein Zuhörer in der Geographie auf der Kriegsakademie gewesen und ich vermutete damals nicht, daß er sich der Geschichte der Kartographie mit soviel Lust und Liebe, aber auch mit solchem Erfolge widmen würde.

Er hat es sich angelegen sein lassen, seinen Gegenstand in Verbindung mit den allgemeinen Kulturverhältnissen der Zeit zu behandeln und läßt hierbei ausgezeichnete Kenntnisse durchblicken.

Nach einer Einleitung, die die Stellung und Bedeutung der Kartographie für jedes Kulturvolk würdigt, behandelt er zunächst die Kartographie der Orientalen, der Ägypter und Babylonier. Von Karten in unserm Sinne findet sich bei ihnen allerdings nichts. Meist sind es nur lokal beschränkte Stücke, wie Pläne von Bergwerken, Städten, Befestigungen u. dgl.; aber es wird mit Nachdruck auf die Grundlagen hingewiesen, wie geometrische Vorarbeiten, Anfänge von Vermessungen für verschiedene Zwecke, die zu kartographischen Darstellungen führen konnten. Ob dies immer der Fall war, wie der Verf. oft ziemlich sicher annimmt, mag dahingestellt bleiben.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Griechen und Römern, von denen sich Originalkarten freilich nicht erhalten haben, aber genügende, z. T. recht ausführliche Angaben über Form und Inhalt in großer Fülle vorliegen, die uns eine Vorstellung, oft auch eine zuverlässige Rekonstruktion der Karten ermöglichen.

Von Homer und den jonischen Geographen an bis auf Ptolemaios verfolgt der Verf. die einzelnen Stadien der Entwickelung auf Grund

des Materiales, das er in großer Vollständigkeit zusammengetragen hat.

Sehr ausführlich verbreitet er sich über die Alexandriner, in Sonderheit Ptolemaios, dessen Projektionsverfahren er einer Analyse unterzieht. Auch er vertritt mit Recht die Ansicht, daß Ptolemaios keine Karten seinem Werke beigegeben habe, wogegen freilich J. Fischer im Anhange polemisiert.

Ohne daß der Verfasser zu neuen Ergebnissen kommt, darf seine Darstellung doch als eine dankenswerte, gelungene Zusammenfassung der bisherigen Studien auf diesem Gebiete bezeichnet werden. Ein Wort der Erinnerung widmet der Herausgeber des Buches Prof. Josef Fischer S. J. dem Verstorbenen.

Banse, Ewald: Abendland, Morgenland und Mittagsland. Darlegungen in seelischer Geographie. Braunschweig: Georg Westermann 1923. (31 S.) gr. 8°. Rm. —.40. Bespr. von Leo Waibel, Kiel.

„Darlegungen in seelischer Geographie" nennt Banse diese kleine Schrift, in der er darzustellen versucht, wie die Natur der Länder Europas und Nordafrikas auf das kulturelle und geistige Leben ihrer Bewohner eingewirkt hat. Er teilt das Gebiet ein in Abendland, Mittagsland und Morgenland. Das Abendland umfaßt Nord-, West- und Mitteleuropa; zum Mittagsland gehören die Randländer des Mittelmeeres auf der europäischen, afrikanischen und asiatischen Seite. Das Morgenland endlich sind die Sahara, Ägypten und der syrisch-arabische Block einschließlich Mesopotamien. Das Abendland liegt also im Norden, und das Morgenland im Süden des Mittagslandes! Das Abendland gehört dem ozeanischen Klima der gemäßigten Zone an, hat kalte Winter, feuchte Sommer und ein ehemals geschlossenes Waldkleid. Das Mittagsland hat subtropisches Klima mit milden, feuchten Wintern und trockenen, heißen Sommern. Wälder finden sich nur in den Gebirgen, es herrscht ein lückiger Pflanzenwuchs von Sträuchern und Gräsern. Das Morgenland ist die regenlose, dauernd heiße wasser- und pflanzenarme Wüste.

Daß diese so verschiedenen Erdräume starke Unterschiede nach Wirtschaft, Kultur und seelischer Struktur ihrer Bewohner aufweisen, ist allbekannt. Während nun aber ein kausaler Zusammenhang zwischen der Natur und der materiellen Kultur dieser Länder leicht nachzuweisen ist, ist das bei der geistigen Kultur oder gar bei dem Charakter und der Seele der Menschen (wie auch sonst auf der Erde) äußerst schwer. Haben doch Hellpach's Untersuchungen erschreckend klar bewiesen, wie wenig Sicheres wir auf diesem Gebiete wissen! Und scheuen sich doch alle ernsthaften Forscher aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften, solche geopsychischen Schlußfolgerungen zu ziehen!

Der Verfasser geht an diesen Schwierigkeiten mit erstaunlicher Naivität vorbei. Von der Natur der einzelnen Erdräume ausgehend leitet er die kulturellen und geistigen Eigenschaften der Bewohner mehr oder weniger willkürlich ab. Er schildert die geopsychischen Zusammenhänge nicht auf Grund empirischer Forschungen, sondern rein intuitiv, gefühlmäßig. Er ist auch kein ernst zu nehmender Forscher, sondern ein, wenn auch geistreicher Dilettant. Auf Einzelheiten einzugehen erübrigt sich. Man müßte neben sehr vielen richtigen und feinen Bemerkungen noch mehr Plattheiten und grobe Verallgemeinerungen anführen.

Glotz, Prof. Gustave: La Civilisation Égéenne. Avec 87 figures et 3 cartes dans le texte et 4 planches hors texte. Paris: La Renaissance du Livre 1923. (VIII, 471 S.) 8°. Fr. 15.—. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Der vorliegende Band ist ein Glied in einer langen Kette, die unter dem Gesamttitel Bibliothèque de Synthèse Historique von Henri Berr herausgegeben wird. Dieser allgemeinen Einstellung entsprechend hat sich G. bemüht, ein umfassendes Bild der ägäischen Kultur zu entwerfen und hat tatsächlich etwas geschaffen, was es m. W. in dieser Art bisher in keiner Sprache gab. Dafür muß man ihm Dank wissen, um so mehr als das Buch in der klaren, flüssigen und leicht faßlichen Art geschrieben ist, die man bei vielen solchen französischen Werken findet. Auch ist die Literatur sorgsam benutzt, bis zu den letzten Erscheinungen auf diesem jetzt so modernen Gebiet. Auf eine allgemeine Einleitung, die Lage und Charakter der ägäischen Welt, die Ausgrabungen, die Chronologie und eine kurz gefaßte Geschichte der ägäischen Völker bis zur dorischen Wanderung enthält (S. 1—69), folgt als erstes Buch eine Darstellung des äußeren Lebens (la vie matérielle, S. 71—152). Sie umfaßt den physischen Typus der vorhistorischen Bewohner dieser Gebiete, die Tracht, die Bewaffnung, das Haus und den Palast. Durch diese Gliederung kommt die kretische und mykenische Architektur von der künstlerischen Seite aus zu kurz. Das zweite Buch (la vie sociale, S. 153—262) gibt Aufschluß über soziale Zustände, Verwaltung und Regierung, über Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang, Industrie, Handel und internationale Beziehungen, das dritte (la vie religieuse, S. 263—346) über den Fetischismus, die menschengestaltigen Götter, Kultstätten und heilige Handlungen, Totenkult und Spiele. Im vierten Buch endlich (la vie artistique et intellectuelle, S.

347—452) nimmt den größten Raum eine Darstellung der Kunst in ihren verschiedenen Zweigen ein. Zum Schluß folgen kürzere Kapitel über Schrift und Sprache, sowie über das Nachleben der kretischen Kultur. Am Ende ist eine reichhaltige, wenn auch nicht vollständige Bibliographie gegeben, sowie ein etwas knapper, aber ausreichender Index. 87 Abbildungen im Text und 4 Tafeln würden an sich eine gute und einigermaßen repräsentative Auswahl der Monumente bieten, wenn sie nicht ganz unglaublich schlecht wären. Sie genügen gerade, um dem Kundigen bekannte Monumente ins Gedächtnis zu rufen. Da sich dieses Buch aber an ein weiteres Publikum wendet, darf man wohl sagen, daß kein Laie sich nach solch winzigen, schlechten Skizzen und geringen Photographien auch nur annähernd eine Vorstellung von dem Wesen der ägäischen Kunst machen kann. Wenn der Verfasser mit Recht sagt (S. 14): „Im Ganzen ist das griechische, nein, das ägäische Wunder das Ergebnis eines einzigartigen Zusammentreffens von natürlichen Bedingungen und ihrem Einfluß auf Menschen, die sie auszubeuten wußten", so würde ihm ein großes Publikum dies viel leichter glauben, wenn sein Werk einigermaßen zeitgemäß illustriert wäre.

Das allgemeine Lob muß eingeschränkt werden, wenn man ins Einzelne geht. Wie bei so vielen französischen Büchern entspricht die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht dem ansprechenden Gesamteindruck. Überall finden sich im Text verstreut gewagte oder auch häufig unrichtige Behauptungen, unberechtigte Verallgemeinerungen, gelegentlich geradezu romanhafte Phantasiegebilde, für welche die Tatsachen nur eine ganz dürftige Unterlage bieten. Und das ist gerade bei einem populären Buch über ein prähistorisches Gebiet besonders gefährlich. Ich hebe nur einige Beispiele heraus: Es ist nicht richtig, daß erst in MM.I Paläste oder größere Herrenhäuser gebaut werden. Sie finden sich schon früher, und das große Haus von Vasiliki ist keineswegs ein einsames „Phalansterium" gewesen, sondern eben das Herrenhaus einer noch nicht ausgegrabenen Ortschaft (S. 46, 154). Die Annahme, daß sich auf Kreta bis weit ins MM. hinein mächtige Fürsten bekämpft und erst gegen Ende dieser Periode die Befestigungen geschleift worden seien, entspricht nicht den Tatsachen (S. 50ff.). Wenn auch die Zerstörung des Palastes von Knossos im Verlaufe von MM. III durch eine innere Revolution verursacht sein mag, so ist doch das Fehlen von Befestigungswerken und vor allem die strategisch ganz ungeeignete Lage schon frühminoischer Ansiedlungen eine der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten des prähistorischen Kreta. Daß die kostbarsten Kunstwerke blos „für den König von Knossos, seine Minister und seine Höflinge bestimmt gewesen seien" (S. 53), widerspricht direkt den Tatsachen. Man braucht dazu nur an die mykenischen Schachtgräber zu erinnern. Überhaupt ist das Bild der minoischen Königsherrschaft ebenso voll von romanhaften Zügen wie die Darstellung ihrer Beziehnngen zu den festländischen Fürsten und die Annahme ihrer Herrschaft „in fernen Ländern des Ostens und Westens" (S. 55). Geradezu verblüffend sind Behauptungen wie die, daß die „kretischen Göttinnen sich in Heiligtümern von kretischem Typus" auf dem Festlande niedergelassen haben (S. 55), während doch einer der auffälligsten Unterschiede der beiden Kulturen das Fehlen kretischer Kapellen und Kultbauten auf dem Festlande ist. Und was soll man dazu sagen, wenn aus dem Vorkommen von Gegenständen mit ägyptischen Königskartuschen in mykenischen Gräbern Geschenke der Pharaonen an die Könige von Mykenai konstruiert werden? „Diese Geschenke sind wahrhaftige Dokumente der diplomatischen Geschichte" (S. 61). Es ist ja sehr hübsch, wenn erzählt wird, daß man bei dem Einfall der Achäer in Knossos um 1400 „in aller Eile den König in den Thronsaal schleppen wollte, um ihm durch eine verzweifelte Salbung den göttlichen Schutz zu sichern, aber nicht die Zeit dazu hatte, so daß die ritualen Alabastergefäße auf dem Fußboden stehen blieben" (S. 61). Aber alles dies ist doch die reine Fabel. Anderseits stimmt es nicht, daß es nach 1400 keine Spuren von Fresken auf Kreta mehr gegeben habe (S. 63): man denke nur an Hagia Triada. Ein einziges Mal kommen auf einem merkwürdigen Steinkopf aus Mykenai Punktrosetten, wohl Tätowierungsmuster, vor. Das wird sofort verallgemeinert („souvent" S. 76). Aus einem geschnitzten Hirschhorn, dessen Echtheit mehr als zweifelhaft ist, wird abgeleitet, daß die vornehmen Kreter in der Spätzeit, den achäischen Herren folgend, einen Bart getragen hätten (S. 79f.). Die schwerwiegenden Unterschiede zwischen kretischem und festländischem, sowie troischem Goldschmuck werden glatt durcheinander geworfen (S. 97f.). Aus der gewappneten Göttin zwischen zwei Schilden auf einem knossischen Siegelabdruck wird ein Kriegerzug (S. 100), aus der annähernden Orientierung kretischer Paläste wird berechnet, daß ihre Erbauung „entweder zwischen dem 22. Februar und 7. April oder zwischen dem 6. September und 21. Oktober" begonnen worden sei! (S. 124). In Phaistos wird gar keine Rücksicht auf die verschiedenen Perioden des Palastbaues genommen und schlankweg behauptet, daß man



an der Theatertreppe entlang zu der großen Eingangstreppe gelangt sei, während jene doch schon fast ganz unter der Erde war, als diese gebaut wurde (S. 144). Das Königsgrab von Isopata wird Tholos genannt, obwohl es rechteckig ist. Aus den niedrigen Umfriedungen für Beisetzungen in Palaikastro wird „ein großes rechteckiges Gebäude, das in parallele Abteilungen zerlegt ist" (S. 159f.). In den Schachtgräbern von Mykenai sollen nur drei Frauen liegen, und daraus werden die erstaunlichsten Folgerungen gezogen (S. 169). In Wahrheit lagen in diesen Grüften neun Männer und acht Frauen. Die griechische Sage vom Minotauros wird schlankweg auf die minoische Kultur übertragen und ein Stiergott konstruiert, von dem die Monumente schweigen. Als „Abkürzung" dieses Stiergottes werden die Rhyta in Form von Stierköpfen erklärt, in deren Eingußloch ganz willkürlich (wohl infolge von Gilliérons unrichtiger Ergänzung des mykenischen Exemplars) gestielte Doppelbeile gesteckt werden (S. 173, 270, 280). Ebenso phantastisch ist es, die Lilie für die Königsblume von Knossos zu erklären (S. 174). Die Kreter sollen ebenso begeisterte Jäger gewesen sein wie die Festländer (S. 195f.). Die Monumente lehren das Gegenteil. Daß die späte spanische Keramik von mykenischen Vasen beeinflußt sei (S. 260), ist eine längst aufgegebene Hypothese. Der Athenatempel des homerischen Ilion, der doch offenbar ein richtiger hellenischer Bau mit einem großen Kultbild war, wird den kleinen minoischen Kapellen gleichgesetzt (S. 302). Ohne jeden Beweis wird behauptet, daß auch die ärmsten Häuser auf Kreta eine dem Kult vorbehaltene Ecke enthielten (S. 302). In dem Palastheiligtum von Knossos, zu dem die berühmten Temple Repositories gehörten, wird eine unterirdische Krypta oder Sakristei von dem eigentlichen Heiligtum im Oberstock geschieden, was dem Befund direkt widerspricht (S. 309). Die Behandlung der mykenischen Grabstelen, des Löwentores und der großen Kuppelgräber (S. 372f.) wird diesen großartigsten Denkmälern prähistorischer Kunst in keiner Weise gerecht, das Monumentale, was sie so stark von Kreta unterscheidet, einfach übersehen. Kleinere Irrtümer und Ungenauigkeiten übergehe ich, aber es ist doch ernster, wenn die Schachtgräber von Mykenai dem MM. III, die ältesten Kuppelgräber dem SM. I zugeschrieben werden (S. 385), während heute feststeht, daß die Schachtgräber nicht vor SM. I angelegt worden sind, oder wenn der Kult der alten Schlangengöttin im 7. Jahrhundert für Prinia behauptet wird (S. 448), wiederum ohne die Spur eines Beweises.

Ich habe nur eine Auswahl der Fehler gegeben, die ich mir angemerkt habe, und diese ist schon ermüdend genug. Man sieht, daß das Buch von G. mit Vorsicht zu verwenden ist, und eine deutsche Übersetzung, die mir an und für sich ganz wünschenswert erscheint, dürfte nur nach sorgfältiger Korrektur erfolgen.

Wehner, Heinrich: Organismus der Währungsbeträge des Altertums. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (20 S.) 4°. Rm. 1.80. Bespr. von O. Leuze, Königsberg i. Pr.

Als Vorläufer eines „Handbuchs der Metrologie aller Zeiten und Völker" wird hier ein Schriftchen von 20 Quartseiten geboten, das die Metrologie des Altertums auf einen neuen Boden stellen will. Die vom Verf. für die einzelnen Maße und Gewichte des Altertums gefundenen Beträge „weichen sowohl in der Konstitution wie in den absoluten Werten von den bisher angenommenen ab; ich verteidige ihre Richtigkeit und glaube voraussehen zu dürfen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis sie ganz allgemeine Geltung erlangen". So zuversichtlich äußert sich der Verf. im Vorwort. Die Hauptgedanken dieser neuen Lehre kann man ungefähr in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Normalmaße sämtlicher Kulturvölker waren jederzeit in streng geschlossenen Systemen organisiert, derart daß auf dem Längenmaß das Hohlmaß, auf dem Hohlmaß das Gewicht beruhte (ähnlich wie dies im modernen metrischen System der Fall ist). — Bewiesen hat W. diesen Satz nicht; er bezeichnet ihn als „fast allgemein anerkannt". Das trifft aber nicht zu: Ed. Meyer (G. d. A. I² § 424) bezweifelt, daß überhaupt irgendwo im Altertum das Gewicht aus dem Längenmaß abgeleitet worden sei; Lehmann-Haupt nimmt dies nur für einige wenige, kulturell hochstehende Völker an und bekämpft die Anschauung, die überall mit dem Vorhandensein geschlossener Systeme rechnet (Klio XIV 1914, S. 363 = R. E. Suppl. III 1918, S. 646).

2. Das Längenmaß wurde nach W. bei allen alten Völkern von der Erddimension abgeleitet, zwar nicht wie jetzt vom Äquator, aber doch von einem vermeintlich größten Kreis. Jedes Volk sei nämlich von der Umbilicus-Idee ausgegangen, von dem Glauben, sein Hauptort befinde sich auf der Mitte der Erde. Demgemäß habe ein durch diesen Punkt in westöstlicher Richtung gedachter Kreis (der Breitekreis des Orts) als Erdumfang gegolten. — Diese überraschende Lehre wird schwerlich überall Beifall finden. Keine Überlieferung aus dem Altertum weiß etwas davon. Vielmehr deuten die Benennungen der kleinen Längenmaße (Finger, Fuß Elle usw.) darauf hin, daß sie ursprünglich von den Maßen des menschlichen Körpers abgeleitet sind. Auch dürfte die Feststellung der Länge des betreffenden Kreises den primitiven Völkern Schwierigkeiten gemacht haben, die W. unterschätzt. Er meint, man habe für zwei auf einer westöstlichen Linie in einer gewissen Entfernung liegenden Orte den Mittagsmoment festgestellt, dann die Zeitdifferenz zwischen dem Eintreten des Mittagsmoments an den beiden Orten „unter Benutzung von gut gehenden Uhren" (!) bestimmt und schließlich (nach der Formel x: Entfernung der beiden Orte = Dauer des Sonnentags: Mittagszeitdifferenz) die Länge des betr. Parallelkreises berechnet. Allein dieses Verfahren setzt die Kenntnis der Kugelgestalt der Erde

und das Vorhandensein sehr präziser Zeitmessungsinstrumente voraus, beides Errungenschaften, die nicht in alte Zeit datiert werden dürfen.

3. War so die Länge der Erddimension zunächst als Vielfaches der Entfernung der beiden Orte gefunden, so wurde nach W. bei jedem Volk der 180000. Teil dieser Dimension als große Längeneinheit (Stadium) und deren 360. Teil als kleine Längeneinheit (Elle) festgesetzt. Eine Länge von 2/3 Ellen wurde als Fuß bezeichnet. Die Völker des Orients benutzten als Hauptgebrauchsmaß die Elle, die westlichen Völker den Fuß. — Abgesehen von der fraglichen Ableitung aus der Erddimension ist zu bemerken, daß wenigstens bei den Griechen Elle und Stadion nicht im Verhältnis 1 : 360, sondern 1 : 400 standen.

4. Elle und Fuß wurden noch weiter in Monaden (Daktyloi, Zoll) geteilt. W. bezeichnet die Ansicht, jede Elle habe 24, jeder Fuß 16 Zoll enthalten, als einen Irrtum der bisherigen Metrologie. Vielmehr sei die Elle von einem Volk in 24, von andern in 25, 27, 28, 30 oder 32 Zoll, der Fuß in 14, 15, 16 oder 18 Zoll geteilt worden.

5. Da der Breitekreis je nach der Lage der Länder verschieden lang war, so mußte auch das davon abgeleitete Fußmaß verschieden ausfallen. Nach W. gab es bei den Völkern des Orients und der Antike sechserlei sehr gut zu unterscheidende Fußmaße, die W. bis auf vier Dezimalstellen genau anzugeben weiß; sie betrugen (ich beschränke mich auf zwei Dezimalen): in der „arischen Urkultur" 274,45 gr, in der „turanischen Urkultur" 296,40 gr, in der eranischen 308,75 und 329,34 gr, in der ägyptischen 320,12 gr, in der semitischen 333,45 gr. Das arische Fußmaß wurde je nachdem in 14,15 oder 16 Zoll geteilt und W. gibt für jede dieser drei Teilungsarten die Gebrauchsfelder an, z. B. für die 14-Teilung: urthrakisch, großmakedon., frühalexandrin., frühseleukid., für die 15-Teilung: elamisch, medisch, mittelhebräisch, syrisch usw. Das turanische Fußmaß von 296,4 gr wurde in 15, 16 oder 18 Zoll geteilt, das semitische in 15, 16 oder 20 usw. Beweise oder Belege dafür werden nicht gegeben. Wie W. z. B. die Länge des urthrakischen Fußes festgestellt hat, ist mir vorläufig ein Rätsel.

6. Aus dem Längenmaß haben nach W. alle Völker der genannten fünf Urkulturen ohne Ausnahme, und zwar jedes für sich, die Gewichtseinheit (das „Hauptwägenormal") in der Art abgeleitet, daß sie das Wassergewicht eines Kubus von vier systemechten Zollen Seitenlänge = 64 Kubikzoll des Systems zur Systemmine machten. Vgl. dazu das unter Ziffer 1 Gesagte.

7. Da W. zwar nur sechs Fußmaße, aber (wegen der verschiedenen Einteilung des Fußes) 15 Zollmaße annimmt, so ergeben sich 15 verschiedene Systemminen (die nach W. meist mit den Marktminen identisch sind). Die Beträge dieser 15 Minen bewegen sich zwischen 285,77 und 703,09 gr. Wenn beispielsweise der „arische" Fuß von 274,4470 mm in 16 Zoll geteilt wird, so sind 4 Zoll dieses Systems = 68,61175 mm, folglich 64 Kubikzoll = 322,9949 Kubik-Zentimeter. Das Wassergewicht dieses Kubus beträgt bei einer Temperatur des Wassers von 4° Celsius 322,9949 gr. Genau diesen Betrag nimmt W. für die betreffende Systemmine an. Er setzt mithin voraus, daß die Alten — sämtliche Völker des Orients und der Antike — dem zum Bestimmen des Gewichts verwendeten Wasser genau die Temperatur von 4° Celsius gegeben hätten. Eine Voraussetzung, die gewiß nicht jedermann für berechtigt halten wird. (Vgl. ZDMG 65, 654.)

8. W. nimmt also innerhalb der oben genannten fünf „Urkulturen" im ganzen 15 geschlossene Systeme an, von denen jedes ein besonderes Zollmaß und eine darauf gebaute Mine enthielt. Mit dieser einen, der sog. „Systemmine", haben sich aber die betreffenden Völker nicht begnügt. Vielmehr bildeten sie sich noch sog. „Währungsminen", in der Weise, daß sie eine beliebige Anzahl von Systemminen zu einem „Währungstalent" zusammenfügten und die so gewonnenen „Währungstalente" in 60 „Währungsminen" teilten. Beispielsweise läßt W. aus der Systemmine von 482,1378 gr durch Summierung von 40, 42, 45, 48, 50, 54, 55, 57, 64, 65, 70, 72, 75 solcher Minen nicht weniger als 13 Währungstalente und dementsprechend (durch Division mit 60) ebensoviel Währungsminen sich entwickeln. Und da jedes der 15 Systeme in dieser Weise der Erzeugung zahlreicher Währungsminen fähig ist, so kann man sich denken, welche Fülle verschiedener Minen uns W. bietet. In einer Tabelle, die „so ziemlich alles enthält, was vorkommen könnte", sind nicht weniger als 210 Minen-Gewichtsbeträge aufgeführt, die von 190,51 gr bis 878,86 gr gehen. — Weshalb die Völker außer der Systemmine auf so willkürliche Weise — anders kann man doch die Multiplikation mit allen möglichen Zahlen nicht bezeichnen — sich noch andere Minen schufen, sagt uns W. nicht. Denn der Satz „Fast ausnahmslos war die Währungsmine und ihr Talent auf das Silber berechnet" ist keine Erklärung, und die Vergleichung der angeblichen Zusammenfügung einer größeren oder geringeren Anzahl von Gewichtsminen zum Währungstalent mit der Ausschlagung von 30 oder 35 usw. Talern auf ein Pfund fein ist so unzutreffend wie nur möglich.

9. Aus dem Währungstalent ergab sich nach W., wie schon erwähnt, durch Teilung mit 60 die „offizielle Währungsmine". „Das Hundertstel derselben war, wie man es allgemein weiß, die Gelddrachme, deren Sechstel der Obolos, dessen Zehntel (später Achtel, sogar Sechstel) der Chalkos" (vielmehr Chalkus; daß er ursprünglich das Zehntel des Obolos war, ist nicht bezeugt). — Hier ist etwas, was zunächst nur für griechische Verhältnisse gilt, unzulässig verallgemeinert.

10. Den Gegensatz seiner Lehre zu den Ansichten anderer Metrologen drückt W. in folgenden Worten aus: „Kein Wandern der Maße und Gewichte von Volk zu Volk, sondern Stammesmaße; keine Variationen in der Norm, sondern festes Stammesnormal; keine Schleuderhaftigkeit bei den Eichungen, sondern bewundernswerte Kunstfertigkeit Sorgfalt und Ehrlichkeit. Kein zu geringes, kein zu hohes Ausbringen von Münzungen; keine Schlagschatzabzüge, kein allmähliches Herabsinken älterer Landesnormen. Alles das sind willkürliche und entbehrlich gewordene Notbehelfe der bisherigen Metrologie".

11. Schließlich gibt W. eine Reihe von 51 Durchrechnungen zum besten, um „Ungläubige schneller von der Stichhaltigkeit der ihnen hiermit zur Verfügung gestellten neuen Hilfsmaterialien überzeugen zu können." Ich greife nur ein Beispiel heraus (Nr. 6). Das bekannte Dareiosgewicht, das 166,724 gr wiegt, erklärt W so: Die alten Perser hatten den „turanischen" Fuß von 296,40 mm mit Teilung in 18 Zoll. Das ergibt eine „Systemmine" von 285,7747 gr. Aus 140 (?!) solcher Minen bildeten sie ein Währungstalent von 40,00846 kg und dementsprechend eine „Währungsmine" von 666,807 gr. Diese Währungsmine teilten sie in 24 Unzen zu 27,783 gr. Das Dareiosgewicht stellt sechs solcher Unzen = 166,7019 gr dar. — Dazu ist zu bemerken: Erstens ist nichts davon bekannt, daß die persische Mine in 24 Unzen geteilt wurde. Zweitens — und das ist das entscheidende — hat W. ganz übersehen, daß das Dareios-Gewicht ausdrücklich als „1/3 Mine" signiert ist. Es bezeugt also für Persien zur Zeit des Dareios eine Mine von ungefähr 500,172 gr. Somit sind die von W. den Persern zugeschriebenen Minen, sowohl die „Systemmine" von 285,77 gr wie die „Währungsmine" von 666,8 gr, reine Fantasieprodukte.

12. Anhangsweise möge zur Charakterisierung des Verfahrens noch erwähnt werden, daß W. auch für die Zeiteinteilung der antiken Völker eine neue und eigen-



artige Lehre aufstellt: Die Zeit eines Sonnentags sei bei „den Völkern der Urkulturen" nicht in 24 Stunden eingeteilt worden, sondern in 18 Hazare; jeder Hazar wieder in 12.12.10 = 1440 Chalakim, somit der ganze Tag in 25920 Chalakim. — Diese Lehre scheint auf einer Zusammenstoppelung zweier aus ganz verschiedenen Kreisen bezeugten Dinge zu beruhen. Einesteils findet sich bei den Persern eine Einteilung des Sommertags in 12, der Sommernacht in 6 Hazare, zus. 18. Aber weder ist mir bekannt, daß die Perser weiterhin den Hazar in 1440 Teile teilten, noch daß auch andere Völker die Teilung des Tags in 18 Hazare kannten. Anderenteils findet sich in der rabbinischen Lehre der Juden eine Teilung des Tags in 25920 Chalakim. Aber diese Zahl ist nicht als Produkt aus 18. 1440 entstanden, sondern aus 24. 1080. Mit andern Worten, die rabbinische Lehre teilt den Tag nicht in 18 Hazare, sondern in 24 Stunden, die Stunde in 1080 Chalakim. Eine allen alten Völkern gemeinsame Einteilung des Tags in 18 Hazare und 25920 Chalakim kann somit m. E. nicht bewiesen werden. Bedenklich stimmt auch, daß W. behauptet, das hebr. Wort Chelek heiße „Augenblick" (es heißt vielmehr „Teil"; den Chelek teilten die Rabbiner noch weiter in 76 Teile und diese nannten sie Regaim = Augenblicke), und noch bedenklicher, daß er dieses hebr. Wort in sprachlichen Zusammenhang bringen will mit dem in Griechenland für das Teilstück des Obolos verwendeten, auf das Metall hindeutenden Wort χαλκοῦς (wofür er immer Chalkos schreibt).

18. Eine starke Zumutung bedeutet auch die Lehre von den „internationalen Konventionen", bei denen die Beträge der Längenmaße verschiedener Völker (aber niemals der Gewichtseinheiten!) mittelst geringer Verschiebungen in rationale Gegenseitigkeitsverhältnisse (z.B. 4:5 oder 24:25 u. ä.) gebracht worden seien. Derartiges sei sicherlich schon im 2. Jahrtausend v. Chr. oder noch früher geschehen, letztmalig und endgiltig, und zwar für alle Längenmaße miteinander, im 4. Jahrh. v. Chr. (Wichtiger und nützlicher wäre es ohne Zweifel gewesen, die Gewichtseinheiten in bequeme Verhältnisse zu bringen. W. scheint zu glauben, daß mit den Längenmaßen zugleich auch die nach seiner Ansicht davon abhängigen Gewichte in rationale Verhältnisse kommen. Das ist irrig. Z. B. 4:5 ist ein bequemes Verhältnis, $4^3:5^3 = 64:125$ nicht.) Auch sonst finden sich manche unbewiesene Behauptungen, die ich nicht alle aufzählen will. (Mit welchem Recht bezeichnet W. den Kleostratos von Tenedos als „Vater der Kalenderreform von 532 v. Chr."? und Baktra als die berühmte Kapitale der ältesten persischen Großkönige?)

Nach dem Gesagten wird sich der Leser selbst ein Urteil über das neue System bilden können, mit dem die antike Metrologie beglückt werden soll. Ich halte es für eine Verirrung, für ein dilettantisches, mit ganz unmöglichen Voraussetzungen und Verallgemeinerungen arbeitendes Fantasieprodukt. Vorläufig wenigstens. Denn der Verf. sagt: „Dank fertiger vorliegender Arbeiten weiß ich mich als Sieger gegenüber den einstweilen vielleicht noch auftretenden Bestreitern". Warten wir also, bis die annoch fehlenden Beweise vorgelegt werden!

Cordier, Henri: Bibliographie des œuvres de Gaston Maspero. Paris: Paul Geuthner 1922. (XVII, 153 S.) kl. 8°. Angez. von A. Scharff, Berlin.

Leider sind die Arbeiten Masperos nicht fortlaufend durchgezählt, aber es muß schon eine recht hohe Zahl herauskommen nach dem Eindruck, den man beim Durchblättern der vielen Seiten erhält. Man staunt wieder, wie vielseitig und umfassend dieser Gelehrte gearbeitet und mit welcher Pünktlichkeit er seine unzähligen Notices veröffentlicht hat, die Bemerkungen zu Büchern über das alte Peru, über Vorderasien und vor allem über Ägypten enthalten. Hier fehlt auch fast kein deutsches Werk bis hin zu kurzen Akademieabhandlungen, dem nicht Maspero schriftlich seine Aufmerksamkeit zugewandt hätte. Eine warm empfundene Darstellung seines Lebenslaufs aus der Feder eines treuen Freundes ist der Aufzählung seiner sämtlichen Schriften vorausgeschickt.

Miethe, Adolf: Das Land der Pharaonen. Ägypten von Kairo bis Assuan. 24 Pastellbilder mit kurzen Geleitworten in Anlehnung an Dreifarbenaufnahmen nach der Natur. Bonn: Kurt Schröder 1925. (V S., 24 farb. Taf. m. 24 Bl. Text u. 24 Deckbl.) 24,5×31,5 cm. Rm. 30.—. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Es ist wie eine Notwendigkeit von Innen her: wir alle, die wir Ägypten kennen und lieben, die wir nicht nur auf der Terrasse des Winter-Palace kühlen Lemon-squash geschlürft, nicht nur Wunderwerke fernen Altertums neugierig oder ernsthaft lernend im Kairener Museum bestaunt haben, wir alle, denen dies Land sein Licht, seine Farben, seine Linien offenbart hat, bilden eine Gemeinde, die sich nicht kennt und sich doch verbunden fühlt in der endlosen Sehnsucht: „nur einmal noch." Und wie jede echte Gemeinde werben wir für das, was uns kostbar ist, Freunde, Liebhaber, Verehrer. Jeder auf seine Weise: Pierre Loti hat es getan mit dem Zauber seiner Worte, Adolf Miethe breitet seine Bilder vor uns aus; einst die Dreifarbenaufnahmen selbst, so gut sie sich wiedergeben lassen wollten, als er sein erstes Ägyptenbuch Unter der Sonne Oberägyptens in die Welt schickte, jetzt Pastellbilder, die er mit Hilfe jener Aufnahmen aus treu bewahrten Innenbildern heraus geschaffen hat.

Schon damals haben wir uns gefreut, Farben im Bilde zu sehen, die uns umleuchtet hatten; aber wir ewig Sehnsüchtigen vermißten doch die strahlende Kraft und Glut ägyptischer Sonne. Die neuen Bilder bringen sie uns viel näher, am besten aus einer gewissen Entfernung betrachtet, und wenn auch jeder sein besonderes Erleben heilig hält und nirgends rein wiederfinden kann, hier darf doch mancher unter uns sagen: „so war es".

Ägypten ist ein strenges und herbes Land; wer die ernste, ja erhabene Schönheit des weiten Niltales, das vom steil ansteigenden Wüstenrande zu beiden Seiten begleitet wird, erfassen will, muß sich zuerst aller trauten Romantik entschlagen, die zumal uns Deutschen tief im Blute steckt. Da gibt es keine lauschigen Winkel, keine rauschenden Bäche, kein Waldesdämmerlicht, keine grün bewachsenen

Trümmer; tiefblau der Himmel, golden die Wüste, grün das Fruchtland, das sind die großen Farben Ägyptens, die in einer ungeahnten Breite und Stärke alles beherrschen.

1. Es wird hell über dem Nil, noch vor Sonnenaufgang; vor dem grünlichen Himmel stehen mattlila in der Ferne die Pyramiden, die bald rosa aufleuchten werden, wenn die ersten Strahlen sie berühren. Ich denke an einen Morgen am Karunsee, jenseits des Faijum, als der Tag sich allmählich aus der Nacht heraushellte und lautlos über das glatte Wasser ein Boot heranschwebte, dem die schönen Gestalten ägyptischer Männer entstiegen. Ob es Gegenwart war, ob ein Bild aus vergangenen Jahrtausenden, wußte ich kaum.

6. Wie oft hab ich die Morgensonne über der Wüste gesehen, wie oft auch die Kamele hindurch schreiten, diese seltsamen Werke Gottes, die mir immer wie Überbleibsel eines verschwundenen Erdalters erschienen sind. Und doch gehören sie hinein ins Frühlicht der Wüste.

22. Schöneres hab' ich nie erlebt als die überwältigende Größe der Wüste mit ihrer klaren Luft, ihren reinen Linien, ihrer Mittagsglut, ihrer Morgenfrische; freilich auch nichts so Angstvolles wie den Sandsturm, wenn er die Zelte fortzufegen drohte und mehr als 24 Stunden lang über uns hinwegraste.

4. Licht des Nachmittags auf der großen Pyramide, die golden vor dem blauen Himmel leuchtet. Ging ich ihre Seiten entlang, so war mir, als müßte hier jedes Wort verstummen vor der Übermacht des Baus und dem Schauer seiner Jahrtausende.

12. Endlich gelöst vom lärmenden Treiben der Europäer ritten wir von Luxor hinein ins freie Land durch das leuchtende Grün der Felder, vorüber an Dörfern, die grau unter Palmen verschwanden, und im Osten stiegen die schönen Gestalten der arabischen Wüstenberge bläulich empor. Das war Ägypten.

16. 20. 21. Das Fruchtland ist verschwunden; Assuan liegt auf Granit, der in den Strom hineintritt, drüben fällt der gelbe Sand der westlichen Wüste unmittelbar ins Wasser und mitten streckt sich lang und schmal die Insel Elephantine: im Süden wüste Trümmer der alten Stadt, im Norden das Savoy-Hôtel mit seinem schönen Garten, zwischen beiden zwei Dörfer und üppige Felder und Palmendickicht und Lebbachakazien und Sykomoren und Blütengeranke, ein Taumel von Fülle und Schönheit, geschaffen vom Nil, der die Insel umgreift.

23. 24. Auf dem Boote, das nubische Männer mit klobigen Rudern bewegten, fuhren wir durch die offene Halle des Kiosk von Philä. Kaiser Hadrian hat noch daran gebaut; jetzt gibt man dies Wundergebilde, das neben der Wucht ägyptischer Tempel so leicht erscheint, mit allen anderen Bauten der heiligen Insel dem Untergang Preis. Der Stausee, den der Riesendamm südlich von Assuan aufspeichert, wird alles zerstören. Kaum noch werden künftige Geschlechter den Sonnenuntergang auf den Pylonen des Isistempels glühen sehen.

14. Assuan gegenüber steigt Kubbet el hawa, die Windspitze, empor, völlig mit goldenem Wüstensande überschüttet. Vor dem Grabe eines frommen Schechs, das die Höhe krönt, saßen wir und sahen über Nil und Elephantine hinweg ins Klippengewirr des ersten Katarakts. Dann stiegen wir abwärts zu den Fürstengräbern der 6. Dynastie. Der nubische Sandstein, zur Wand geglättet, spielt aus goldenem Braun ins Rote und Violette. Eine schlichte Öffnung führt in die Felsenhalle, die einfach kräftige Pfeiler stützen, und gegen die Scheintür, die den Eingang zum ewigen Westen dem Toten öffnete. Es ist der schönste, feierlichste Grabraum, den ich kenne.

13. Hoch über dem Nil ist der Tempel von Kom Ombo so seltsam zerfallen, daß der Grundriß klar vor Augen liegt und doch der Aufbau den Eintretenden noch mächtig umfängt. Vor den bunten Säulen mit ihren formenreichen Kapitälen hab' ich eines Abends lange gesessen und über den Nil in das Geheimnis der gewaltigen westlichen Wüste geschaut, die sich in Dämmerung verlor.

Wie ich einige dieser Bilder fortgesponnen, mit eigener Erinnerung durchwärmt habe, so wird es jeder tun, der zu unserer Gemeinde gehört. Und sicher wird dies Buch ihr viele neue Glieder werben, solche, die das Land kennen und solche, die es kennen lernen wollen.

Eckert, Prof. Dr. Chr.: **Altvater Nil.** Reise-Radierungen aus einer Vorfrühlingsfahrt durch Ägypten und den Sudan. Bonn: A. Marcus u. E. Weber 1924. (IV, 150 S. mit 16 Abb.) 8°. Rm. 4 —; geb. 5 —. Bespr. von Walther Wolf, Berlin.

Der Verfasser gibt Eindrücke wieder, die er im Winter 1923/24 während einer Ägypten-Reise gesammelt hat, die ihn teils auf dem Landwege, teils auf dem Nil von Alexandria bis hoch hinauf in den Sudan, nach Chartum geführt hat. Seine Einstellung Land und Leuten gegenüber ist in erster Linie die des Staatswissenschaftlers. Was er beispielsweise über die Kolonisationsgabe der Engländer, über die Kämpfe gegen den Mahdi und vor allem über das einstweilen noch ungelöste anglo-ägyptische Problem unserer Tage zu sagen weiß, zeugt von Kenntnis, Sachlichkeit und Beobachtungsgabe. Daneben hat er dem alten Ägypten sein Interesse zugewandt und sich soweit mit ihm

vertraut gemacht, wie es für einen Reisenden, der sich einige Monate im Lande aufhält, erforderlich ist. Mit feinem Verständnis und viel künstlerischem Sinn streut er eine Menge trefflicher Bemerkungen über die Denkmäler der alten Ägypter ein, wobei er es verstanden hat, sich — abgesehen von Kleinigkeiten — von sachlichen Irrtümern freizuhalten. Die Darstellung ist immer frisch und lebendig, sie wird auch der Schilderung rein ästhetischen Erlebens vollauf gerecht, ohne jemals schwülstig zu werden. Der Verlag hat dem recht lesenswerten Buch leider ein stilloses Gewand, einen Buchrücken mit unmöglichen Hieroglyphenformen gegeben. Die beigegebenen Abbildungen sind meist unglücklich gewählt und wenig charakteristisch.

Johl, Dr. C. H.: Altägyptische Webestühle und Brettchenweberei in Altägypten. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (VIII, 70 S. m. 59 Abbild. u. 7 Tafeln). 4°. = Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens. Bd. VIII. Gm. 17.10; gebd. 18.90. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Eine archäologische Arbeit, welche wichtige technische Fragen auf dem rechten Wege zu klären sucht, nämlich durch Einlebung in die einschlägige Technik und eigene Erprobung durch Herstellung von Modellen. Die Einleitung beschäftigt sich mit den praktischen Voraussetzungen für alles Weben. Nur für das Mittlere und Neue Reich Ägyptens gibt es hinreichendes Material zur Feststellung der Webetechnik durch erhaltene Modelle und Werkzeuge, sowie alte Abbildungen, welche sorgsam besprochen werden. Es ergibt sich, daß man einen rahmenlosen, auf dem Boden durch Pflöcke befestigten Webstuhl hatte, bei dem die beiden zum Weben nötigen Fächer durch einen durch die Kette gezogenen „Trennstab“ und einen an die Hälfte der Fäden angeschlungenen „Schlingenstab“ über der Kette hergestellt werden. Unsicher bleibt die Form des Schußträgers, für den J. an kurze Stäbe denkt, welche bei dem Modell im New Yorker Museum auf der Kette liegen, bez. von einer Frau über der Kette am Rande des fertigen Gewebes gehalten werden. Ich würde hier lieber an einen Webekamm zum Festdrücken des Einschlags nach dem Festschlagen durch das Webeschwert denken. Schußträger wären dann eher die Stäbe, welche auf dem New Yorker Modell mehrere Frauen in den Händen halten. Unsicher scheint noch, daß die vom Verf. erkannten Schlingenstabstützen beim Weben beständig umgestoßen werden sollen, was doch weder nötig noch wünschenswert ist. Die Beduinenfrauen verfahren anders, und es ist zu bedauern, daß der Verf. zwar das Bild eines Beduinenwebstuhls mitteilt, aber die Beduinentechnik nicht sich und anderen klar gemacht hat. Da ich beduinisch gewebt habe, darf ich mir wohl ein Urteil erlauben. Aufgefundene Gewichtsteine, die als Kettenstrecker erklärt werden, machen dem Verf. eine Einrichtung denkbar, welche in Verbindung mit dem wagerechten Webstuhl durch Leitung der Kette über eine hochstehende Welle die Benutzung einer längeren Kette im beschränkten Raum eines Hauses ermöglicht. Für das Neue Reich vermutet J. die Fortdauer des wagerechten Webstuhls, aber mit fortgeschrittener Einrichtung mit Schiffchen, Geschirren und Schlaglade, ohne dafür vollen Beweis geben zu können. Aber gesichert ist durch Grabbilder die Anwendung senkrechter Webstühle mit Rahmen ohne Gewichte. Die Möglichkeit, daß die Kette um beide Webebäume herumläuft wie heutzutage beim senkrechten Webstuhl, ist nicht in Rechnung gezogen. Als nicht sicher deutbar bezeichnet J. die Mitteilung Herodots, daß die Ägypter den Schußfaden von unten stoßen (festschlagen), alle anderen von oben. Die von ihm selbst als naheliegend bezeichnete Erklärung, daß die Ägypter den senkrechten Rahmenwebstuhl hatten, an dem man von unten arbeitet, die anderen den Gewichtwebstuhl, an dem man von oben arbeiten muß, weist er ab, weil in und außerhalb Ägyptens zur Zeit Herodots auch wagerechte Webstühle im Gebrauch gewesen seien. Der wichtigste Einwurf ist aber doch der, daß grade am Rahmenwebstuhl nach unten gearbeitet wird, am Gewichtwebstuhl nach oben. Es wird wohl nichts anderes übrigbleiben als anzunehmen, daß Herodot nur die Tiefarbeit der Ägypter von der Hocharbeit der anderen unterscheiden wollte. Sein ἄνω und κάτω muß nicht mehr heißen, und technische Genauigkeit ist von seiner Beschreibung der lächerlichen Verkehrtheit der Ägypter nicht zu erwarten. S. 59ff. wird schließlich noch die Brettchenweberei von Gürteln für das alte Ägypten erwiesen, und für den sogenannten Ramsesgürtel des Museums in Liverpool die Verwendung sechseckiger Brettchen glaubhaft gemacht. Gute Abbildungen sind beigegeben. Nur das New Yorker Modell müßte klarer und auch von der Seite wiedergegeben sein, um richtig verstanden werden zu können. Vom Verfasser, der schon den griechischen und römischen Webstuhl 1913 in einer Dissertation gründlich erörtert hat, ist noch mancherlei Förderung unserer Kenntnis antiker Technik zu erwarten. Vielleicht darf ich erwähnen, daß auch meine Studien orientalischer Webtechnik von Aleppo bis Ägypten bald anderen zugänglich werden sollen.

Boeser, Dr. P. A. A.: **Transkription und Übersetzung des Papyrus Insinger.** Oudhedkundige Mededeelingen uit 's Rijksmuseum . . . te Leiden 1922. Bespr. von Hermann Junker, Wien.

A. Erman hat in jüngster Zeit den Nachweis erbracht[1], daß die Spruchliteratur der Ägypter auch außerhalb ihres Ursprungslandes Verbreitung fand, und hat ihr dadurch eine erhöhte Bedeutung verschafft. Es ist darum doppelt, auch von diesen neu erschlossenen Gesichtspunkten aus, zu begrüßen, daß wir allmählich durch Publikation unbekannter Stücke und kritische Bearbeitungen bekannter Texte eine breitere und festere Grundlage für die Beurteilung dieses Zweiges der ägyptischen Literatur erhalten. So bringt uns jetzt Boeser in dem zu besprechenden Werke durch Umschrift und Übersetzung ein demotisches Spruchbuch näher, das in dem ersten nachchristlichen Jahrhundert niedergeschrieben wurde: den Papyrus Insinger, dessen Text in den „Egyptische Monumenten van het Rijksmuseum van Oudheden" publiziert war. Wir sind Boeser zu Dank verpflichtet, daß er dies wichtige Schriftstück vollständig bearbeitet und auch den Kreisen zugänglich gemacht hat, die des Demotischen nicht kundig sind. Dies „Königs-Buch", wie es 35, 13 genannt wird[2], zerfällt in 25 Kapitel, die durch Einleitungs- und Schlußformeln gekennzeichnet sind, z. B. „Die 17. Lehre: Laß die Sorge nicht stark werden, damit du keine Unruhe hast"; am Ende der Kapitel steht jedesmal der Spruch: „Glück und Geschick kommen, aber Gott ist es, der sie herbeiführt"; dann wird die Zahl der im betreffenden Abschnitt enthaltenen Sprüche (nicht Zeilen, wie B. übersetzt) angegeben.

Ist auch in der Komposition kein strenger Aufbau nachzuweisen, so erkennt man doch unschwer eine bestimmte Führung von der Meidung der Laster und Fehler zu positiver Tugend: . . . 8. Sei nicht gefräßig. 9. Meide Ehebruch und Unzucht. 10. Werde nicht müde, dein Kind zu unterrichten. 11. Allgemeine Lebensregeln. 12.[3] Trau niemand, den du nicht kennst. 13. Habe keinen Verkehr mit einem Bösen. 14. Gib keinem Niederen Gewalt. 15. Sei nicht habgierig. 16. Laß es dir nicht schlecht gehen. 17. Gib dich nicht der Sorge hin. 18. Sei geduldig. 19. Sei ruhig und milde. 20. Achte auch auf kleine Dinge. 21. Mach dich selbst nicht gering. 22. Bleib in deiner Heimat. 23. Nimm keine Rache. 24. Erkenne die Größe Gottes, um sie in deinem Herzen wirken zu lassen. 25. Fürchte die Rache Gottes. Die Sprache des Papyrus zeigt die Eigenart der spätesten Epoche und stellt grammatisch und lexikalisch den Übergang zum Koptischen dar. Von den rund 600 Worten, die das Verzeichnis aufführt, sind ca. 450, d. i. $^3/_4$ im Koptischen belegt, wenn auch nicht immer in völlig gleicher Bedeutung, und unter dem Rest finden sich manche Hapaxlegomena und Worte unklarer Bedeutung.

Das Glossar Boesers gibt ein Verzeichnis der vorkommenden Worte samt Belegstellen, letztere leider manchesmal falsch zitiert; aber es hätte sich verlohnt, den Sprachgebrauch eingehender zu untersuchen und die Bedeutungen schärfer herauszuarbeiten. Auch bin ich prinzipiell für eine Umschreibung der demotischen Wörter in Hieroglyphen, wie sie etwa Spiegelberg in dem „Mythus vom Sonnenauge" durchgeführt hat: es ermöglicht das auch dem des Demotischen Unkundigen, den Zusammenhang mit den älteren Formen des Ägyptischen herzustellen und sich in den Text einzuarbeiten, ähnlich wie die beigefügten koptischen Äquivalente die Verbindung mit der späteren Sprachform vermitteln sollen[1].

Die Übersetzung Boesers, wie weit sie auch über die Revillouts hinausgeht, darf natürlich noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden, in vielen Fällen auch da nicht, wo sie ohne Fragezeichen gegeben wird. Es hängt das zum Teil mit der Eigenart dieser späten Texte zusammen, die u. a. in der Wortbedeutung oft merkwürdig schwanken.

Bei einer größeren Anzahl von Sprüchen möchte ich Ergänzungen oder andere Auffassungen vorschlagen, beschränke mich aber an dieser Stelle auf einige Beispiele: 28/23 entspricht *rm-ꜥꜣ iw-f ḥr gyl* dem 28/24 *rm-rḫ eʾvj-f wꜣj*, also: „wenn ein Reicher in der Fremde ist" *gyl* entspricht dabei dem koptischen ϭⲟⲉⲓⲗⲉ; wenn es 16/4 heißt: *inin nkt ḫpr n-k irj tꜣ tj.t n pꜣ nṯr tꜣ tj.t n nꜣ gbj-w tꜣ*, so kann das wohl nicht heißen: „Wenn du etwas besitzest, so gib einen Teil Gott; der andere Teil ist für die Schwachen bestimmt" sondern: „so gib Gott einen Teil, das ist nämlich der Teil für die Armen"; man vergleiche auch den unmittelbar vorhergehenden Vers: „Das Herz Gottes ist zufrieden, wenn der Arme vor ihm satt wird";

1) Eine ägyptische Quelle der „Sprüche Salomos"; Sitzungsber. Ak. Berlin 1924.

2) Vielleicht weil es in dem zerstörten Anfang einem König zugeschrieben wird.

3) So, nicht 11; es liegt ein Versehen des Schreibers vor.

1) Bei einer flüchtigen Durchsicht fällt mir auf: S. 14 entspricht dem *mš* natürlich ⲉⲙⲁϣⲱ nicht ⲉⲙⲁⲧⲉ; zuzufügen sind: S. 17 ⲛⲟⲩϥⲉ bei *nfr*; S. 23 ϩⲱⲛ bei *ḥn*; S. 39 ϫⲁⲥϥⲉ bei *ḏsf.t*; S. 28 lies ⲥⲉⲥⲃⲟϩ; S. 35 gehört ϭⲱⲗⲡ-ϭⲱⲣⲡ doch zusammen.

siehe auch 16/13. Im 17. Kapitel, das gegen die übermäßige Sorge gerichtet ist, wird 19/14 *pꜣ ntj hrš ḥn md.t-nḫt pꜣ-f šꜣj šm-ìj (w-ḏbꜣ-š* übersetzt: „Wer gewalttätig andere bedrückt, dessen Glück schwindet deswegen“ *hrš* muß aber in dem Zusammenhang der Sprüche und entsprechend 21/3 „bedrückt sein“ bedeuten, und *md.t-nḫt* so viel wie „Schwierigkeit, harte Zeiten“ o. ä.; der Sinn ist also: „Wer sich im Unglück niederdrücken läßt, den flieht das Glück“. Ähnlich muß es 21/1 im selben Kapitel statt „Drohung (?) ohne Strafe fürchtet man nicht“ wohl heißen: „Unglück bei dem keine Sünde ist (d. i. unverschuldetes, unverdientes Unglück) braucht man nicht zu fürchten“; zu *ìw mn bwꜣ* vergleiche dabei 19/1 und 19/21; auch 21/10 erhält damit die rechte Bedeutung: „Geduld, wenn keine Schuld vorliegt, bringt gute Belohnung“ vergl. 30/20; 5/16 muß wohl übersetzt werden: „Wohl dem Manne, der zu sparen versteht, ohne geizig (habgierig) zu sein“, entsprechend muß 24/20 lauten: „Ein bischen Sparsamkeit bringt Reichtum 18/1 „indem er spart und sich Lebensunterhalt erwirbt“; 19/22 übersetzt Boeser: „Wer gut ist gegen einen Menschen, soll ihn nicht gewalttätig behandeln, wenn das Glück ihm zuwider ist“, doch muß es wohl entsprechend der Bedeutung von *ḳby* in 4/1 und ganz im Sinne des Kap. 17 heißen: „Wer gut gegen die Menschen ist, soll nicht verzweifeln, wenn das Geschick widrig ist.“

Wenn auch Boesers Arbeit einen großen Fortschritt in der Erkenntnis des Spruchbuches bedeutet, so darf man nicht vergessen, daß Übersetzung und Glossierung allein nicht genügen, daß noch prinzipielle Fragen erörtert werden müssen, ehe wir uns ein endgiltiges Urteil über den Text bilden können.

So zunächst wäre zu untersuchen, inwieweit der Papyrus einen zuverlässigen Text bietet und die ursprüngliche Form des Werkes bewahrt hat. Zwar läßt sich hier nur schwer eine absolute Sicherheit erreichen, da uns nur eine Handschrift, und diese nur von Kap. 6 an vollständig, überliefert ist; wer aber die einzelnen Kapitel aufmerksam durchgeht und dabei den Inhalt der Sprüche ständig mit der Überschrift in Verbindung zu halten sucht, wird bald zu der Überzeugung kommen, daß die Anordnung hier nicht immer die ursprüngliche sein kann, selbst wenn man den Mangel an systematischer Gliederung in ägyptischen Schriften in Berechnung zieht.

So will in der achten Unterweisung über die bösen Folgen der Eßgier 5/12ff. schon 5/14 nicht passen; es ist vielleicht durch den gleichen Anfang mit 5/13 *pꜣ lḫ* hierher geraten; auch 6/24 und 7/1 fügen sich schwer ein, und 7/2 fällt vollständig aus dem Rahmen des Kapitels. In die 10. Lehre von der ständigen Unterweisung der Kinder ist 9/1—3 fälschlich hineingeraten, die Sprüche stammen deutlich aus den beiden vorhergehenden Kapiteln. Die Sprüche 17/11ff. reden von den Beschwerden des Alters; 13: „Wenn er Speise wünscht, so kann er sich sein Essen nicht verschaffen; 14: „Wenn sein Herz eine Frau wünscht, so kommt ihre Zeit nicht“, d. i. sie gebiert ihm keine Kinder mehr. Dann folgt wohl als Glossen „Wein und Frau sind eine Speise, die das Herz erfreut“; ebenso scheinen die beiden folgenden Sprüche mit dem Thema der Unterweisung in keinem Zusammenhang zu stehen. Auch 24/5 ist deutlich Einschub.

Weiter wäre zu untersuchen, in welchem Verhältnis der Papyrus zu der früheren Spruchliteratur steht; wenn auch eine sichere Beantwortung hier nicht erwartet werden kann, da uns Texte dieser Gattung ja nur gelegentlich überkommen sind, und jeder neue Fund unser Urteil ändern kann, so genügt das vorhandene Material andererseits doch schon, um die Stellung des Textes im allgemeinen festzulegen: Ein Teil der behandelten Themen begegnet uns zu allen Zeiten in den ägyptischen Lebensregeln, wie die Warnung vor dem zu freien Verkehr mit den Frauen, vor Habgier, Vertrauensseligkeit usw. Das Kapitel 24 von der Größe Gottes und von seiner Vorsehung hätten wir noch vor wenigen Jahren als neue Schöpfung oder allenfalls als Erbe der Amarnazeit angesprochen, die Lehren für Merikerê (Pap. Petersburg 1116) aber zeigen uns jetzt, daß diese Gedanken uraltes ägyptisches Gut sind. Durch den jüngst von Budge edierten Papyrus, der die Lehren des Amenemôpe enthält, lernen wir, daß auch die Unterweisungen 17 und 18 von der Nutzlosigkeit der Sorge und von dem Vertrauen auf Gott nicht erst in der Spätzeit aufgekommen sind, sondern auf Vorbilder zurückgehen, die 1000 Jahre älter sind. Die Heimatliebe ist zwar bei den Ägyptern von jeher stark gewesen, auch die Anhänglichkeit an die Heimatstadt, aber das „Bleibe zu Hause!“ des Kapitel 22 erscheint in dieser Weise früher doch nicht betont; vergleiche auch 4—6 des beinahe gleichzeitigen „Mythus vom Sonnenauge“. Die Auffassung des Lebens zeigt trotz aller engen Zusammenhänge mit der früheren Zeit deutlich das Gepräge der jüngsten Epoche und Pap. Insinger bietet für die Entwicklung der Religion und Religiosität der Ägypter ein reiches und wichtiges Material, das freilich bei der z. T. noch sehr unvollkommenen Erfassung des Textes mit großer Vorsicht behandelt werden muß. Manches scheint durch alle Jahrtausende gleich geblieben

zu sein, wie 11/1ff.; auch wird 17/11ff. wie früher beim Greisenalter nur das Schwinden der körperlichen Kräfte geschildert, wir vermissen auch jetzt den Preis eines an Erfahrung reichen, durch Weisheit verklärten Lebensabends. Andere Auffassungen können eher als Rückschritt gelten: 24/6 „Achte auch einen kleinen Gott nicht gering, damit seine Rache dich nicht treffe"; überhaupt tritt der Gedanke an die Vergeltung, ⲡⲉⲧⲃⲉ, den Vergeltergott und an die Macht des Schicksals, das selbst mit den Göttern spielt (20/16) ungewöhnlich stark hervor. Einen entschiedenen Fortschritt aber zeigen die Auffassungen vom Verhältnis des Menschen zu Gott; frühere Gedanken erscheinen hier nicht nur vertieft, sondern auch in ihrer Anwendung auf das Leben erweitert; man lese nur Kap. 24 vom Walten Gottes in der Welt oder Kap. 17 von seiner Vorsehung oder in Kap. 11 die Zeilen 11/13–20; und hier gerade liegen die stärksten Verbindungen mit den Lehren des Amenemôpe vom Ausgang des Neuen Reichs.

The Hellenistic Age. Aspects of Hellenistic civilization treated by J. B. Bury, Litt. D., F. B. A., Regius Professor of Modern History in the University of Cambridge; E. A. Barber, M. A., Sub. Rector Exeter College, Oxford; Edwyn Bevan, D. Litt., L. L. D., Honorary Fellow of New College, Oxford; and W. W. Tarn, M. A., Trinity-College, Cambridge. Cambridge: University Press 1923. (IX, 151 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Das kleine Buch enthält vier Studien über den Hellenismus, die zwar auch in ihrer Gesamtheit kein erschöpfendes Bild geben noch geben wollen, aber doch jede in ihrer Weise eine Seite des hellenistischen Lebens anschaulich machen. Es ist ein gutes Zeichen, daß sich jeder dieser Vorträge ohne allzu viel Gewaltsamkeit auf ein paar Hauptsätze zusammendrängen läßt; die Verfasser haben alle nicht ins Breite und Allgemeine geredet, sondern bestimmte Erscheinungen klar hervorheben wollen; gerade deshalb aber gewinnen ihre Gedanken allgemeine Gültigkeit und beleuchten in ihrer anspruchslosen Form den gesamten Hellenismus heller als manches dicke Buch.

Bury, The hellenistic age and the history of civilization zeigt, wie sich gegenüber der älteren griechischen Anschauung im Hellenismus das Weltbild erweitert: Aristarchos erkennt in der Sonne den Mittelpunkt des Planetensystems, Pytheas fährt zu neuen Ländern und Meeren, Eratosthenes erfaßt das Bild der Oikumene. Es ist nur die andere Seite dieser Welterweiterung, wenn der Gegensatz von Hellenen und Barbaren durch den Gedanken des Weltbürgertums, der Menschheit, ja der Menschlichkeit allmählich verdrängt wird; was Zenon denkt und begründet, setzen Taten und Politik Alexanders des Großen ins Leben um.

Barber, Alexandrian Literature betont den Unterschied der eigentlich alexandrinischen Literatur vom Mimus und der Volksliteratur. Er weist neben der Kunstform, die fast allein betrachtet worden sei, auf die Wahl der Stoffe hin, auf die Ortslegenden, die romantischen und erotischen Züge, die aber in den ältesten Meisterwerken der Alexandriner noch nicht verwoben sind, wie denn Kallimachos in dem berühmten Meisterstücke Akontios und Kydippe noch ganz unromantisch erzählt.

Bevan, Hellenistic popular philosophy. Ob Stoiker oder Akademiker, Kyniker oder Epikuräer, im Grunde predigen sie alle das gleiche: genieße, was die Tyche gibt und entbehre nicht, was sie versagt. Wie weit man sich von irdischen Gütern lösen könne und solle, darin allein unterscheiden sich die Lehren. Eine pessimistische Grundstimmung findet sich mit dem Leben ab, ohne aus der Enge ins Weite zu weisen; was dem Hellenismus fehlt, ist die Hingabe an überpersönliche Ideale der Zukunft.

Tarn, The social question in the third century. Wer von den Tagen des Demosthenes die Entwicklung ins dritte Jahrh. v. Chr. hinein verfolgt, erschrickt darüber, wie das Leben teurer, die menschliche Arbeit billiger wird. Das Verhältnis wird so gespannt, daß die verarmenden Massen unweigerlich der sozialen Revolution zutreiben, wie sie am sichtbarsten in Sparta vor unseren Augen steht und durch die Namen Agis, Kleomenes, Nabis bezeichnet wird.

Fuchs, Dr. Leo: **Die Juden Ägyptens** in ptolemäischer und römischer Zeit. Wien 1924. (Erhältlich im Selbstvertrieb Dr. Leo Fuchs, Wien XIX, Hohe Warte 32, Blindeninstitut.) XX, 157 S. gr. 8°. = Veröffentlichungen der Dr. A. S. Bettelheim Memorial Foundation. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dies ungewöhnlich gute Erstlingswerk ehrt ebenso die wissenschaftlichen Berater A. v. Premerstein und C. Wessely wie die sonstigen Helfer, die mit dem Wiener Oberrabbiner Prof. Chajes das Ihre dazu getan haben; vor allem aber den Verf. selbst, der, seit dem 11. Lebensjahre blind, seine Aufgabe mit voller Beherrschung der großen Literatur so gelöst hat, daß dem sachkundigen Leser nur Bewunderung dieser übermenschlichen Leistung bleibt, zumal da dies Werk der Nachsicht, die es ohne Weiteres fordern könnte, nicht bedarf, sondern jeder Kritik Stand hält.

Nach einem Überblick über die Geschichte der Juden in Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Kaiser Konstantin wendet sich



der Verf. zur geographischen Ausbreitung der Juden, zu ihrer sozialen Lage und staatsrechtlichen Stellung sowie zu ihrer Besteuerung und behandelt endlich die Sprachenfrage und die religiöse Stellung dieser Diaspora-Gemeinden. Ein vorsichtig angelegtes und wohl durchdachtes Verzeichnis der Personennamen macht den Schluß.

Was der Schrift besonders zu Gute kommt, die Kenntnis der talmudischen Literatur, erweist sich am nützlichsten in den letzten Abschnitten über Sprache und Religion, die sonst gar nicht hätten geschrieben werden können und eine Quelle der Belehrung geworden sind. Der Brief des Claudius an die Alexandriner, den Bell im Sommer vorigen Jahres herausgegeben hat, lag dem Verf. noch nicht vor; um so mehr wird er sich freuen, seine Auffassung von der staatsrechtlichen Stellung der alexandrinischen Juden in allem Wesentlichen bestätigt zu finden. Wenn noch jemand zweifelte, kann er sich jetzt davon überzeugen, daß die Judengemeinde am Bürgerrechte der Alexandriner als Gesamtheit nicht Teil hatte, viele aber hineinstrebten und es auch erreichten. Allerdings wirft der neue Kaiserbrief auch neue Fragen auf, vor allem die eine, wie der Kaiser dazu komme, in seiner Antwort an die Alexandriner so zu sprechen, als hätte er sowohl die Alexandriner als auch die Juden vor sich; aber diese, wie mir scheint, bisher nicht beachtete Schwierigkeit könnte nur gelöst werden, wenn man das ganze Schreiben, zumal seinen Stil, genau erörterte.

Nach Ansicht des Verf. umfaßte die πολιτεία der autonomen Judengemeinde so wesentliche Rechte, daß sie den Vergleich mit der Ἀλεξανδρέων πολιτεία vertrug. Innerhalb der Gesamtgemeinde habe es ein besonderes πολίτευμα der Juden — Makedonen gegeben, so erkläre sich die bekannte Stelle bei Josephus. Das scheint mir zwar eine Vermutung nur, aber doch nicht unglaublich, während ich es für sehr gewagt halte, die Ἰουδαῖοι Πέρσαι τῆς ἐπιγονῆς auf die Judensiedlungen aus der Zeit der Perserherrschaft zurückzuführen. Dagegen ist mit gutem Grunde dem Verf. das Schweigen des Gnomon-Papyrus über die Juden aufgefallen, denn hier, wo das Verhältnis der Alexandriner zu anderen staatsrechtlichen Gruppen besprochen wird, hätte die große Judengemeinde Alexandreias nicht wohl übergangen werden dürfen, wenn sie als solche noch bestanden hätte; der Verf. meint, seit dem großen Aufstande unter Trajan sei es mit ihrer öffentlichen Bedeutung aus gewesen.

Es kommt nicht darauf an, ob man einzelnes, z. B. das dritte Makkabäerbuch, anders beurteilt als der Verf., sondern auf die Gründlichkeit der Arbeit und den geschichtlichen Blick. Beides ist vorhanden; daher kann ich nur wünschen, der Verf. möge in der Lage sein fortzufahren, womöglich durch Einzeluntersuchungen, die sein Buch nahe legt.

Bilabel, Friedrich: Ein koptisches Fragment über die Begründer des Manichäismus. Heidelberg: Carl Winter 1924. (16 S.) gr. 8°. = Veröffentlichungen aus den badischen Papyrus-Sammlungen Heft 3. Gm. 1 —. Bespr. von Carl Schmidt, Berlin.

Der Verfasser veröffentlicht in dieser Studie ein kleines Papyrusfragment in koptischer Sprache aus der Heidelberger Sammlung. Leider ist der Text sehr lückenhaft erhalten, besonders Kol. 1 des Recto und Kol. 2 des Verso; daher waren zahlreiche Ergänzungen nötig, die eine sichere Kenntnis der koptischen Sprache voraussetzen. Der Hauptfehler liegt freilich darin, daß die griechische Vorlage nicht erkannt ist. Bilabel erinnert selbst S. 15 an die Erzählung bei Cyrillus Hierosolym. Cateches. VI, 21 f. Wäre er diesen Spuren gefolgt, so wäre seine Textrekonstruktion ganz anders ausgefallen. Unser Text beginnt Z. 1 mit [ⲙⲩ]ⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ und auf Z. 4 lesen wir ⲧ̣ⲉ ⲑⲏ, was B. ergänzt zu ⲉⲓ] ⲧ̇ⲉ ⲑⲏ (für ⲧⲉ sei auch ⲡⲉ möglich). B. denkt bei ⲙⲩⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ an die ägyptische, geheimnisvolle Wissenschaft oder an einen geheimnisvollen Flug und bei ⲑⲏ an ⲑⲏ[ⲃⲁⲓⲥ], aber in Wahrheit handelt es sich um die Titel des dritten und vierten Buches unter den vier Büchern, die Terebinthos verfaßt hat, wie uns Cyrill berichtet: καὶ μίαν τρίτην μυστηρίων· καὶ τετάρτην, ἣν νῦν περιφέρουσιν, θησαυρόν. Zu Z. 2 ist also zu ergänzen ⲡⲙⲉϩϥⲧ]ⲟⲟⲩ ⲇⲉ „das vierte aber“. Dann muß entsprechend dem griechischen Text μαθητὴς δὲ ἦν τούτου Τερέβινθος richtig ergänzt werden ⲛⲉⲟⲩ[ⲛ̄ ⲡⲉϥ]ⲙⲁⲑⲏ[ⲧⲏⲥ ⲇⲉ] ⲙ̄ⲙⲁⲩ oder ⲛⲉⲟⲩ[ⲟⲛⲧⲁϥ ⲛ̄ⲟⲩ]ⲙⲁⲑⲏ[ⲧⲏⲥ ⲇⲉ] ⲙ̄ⲙⲁⲩ [ⲉⲡⲉϥⲣⲁ]ⲛ ⲡⲉ ⲧⲉ[ⲣⲉⲃⲓⲛⲑ[ⲟⲥ. Schon gegen die Grammatik verstößt die Ergänzung [ⲁϥⲙⲟⲩ ⲇ]ⲉ ⲥⲕⲩⲑⲓⲁⲛⲟⲥ „es starb aber Skythianos“, denn im Griech. heißt es: ἀλλὰ τὸν προειρημένον Σκυθιανὸν . . . νόσῳ θανατώσας ὁ κύριος. Wir werden wohl lesen müssen: [ⲁⲗⲗⲁ ⲡ]ⲉⲥⲕⲩⲑⲓ[ⲁⲛⲟⲥ] „aber den Skythianos“. Die folgenden Zeilen sind zu lückenhaft, um eine sichere Lesung zu ermöglichen ohne Einblick in das Original.

Auf Kol. 2 setzt der Text bei καταγινωσκόμενος ἔκρινεν εἰς τὴν Περσίδα μετελθεῖν ein, daher wohl am Anfang zu lesen [ⲉϥⲥⲟ]ϣ̄ϥ̄. Kol. 1 auf dem Recto beginnt mit οὓς (sc. ἀερίους δαιμόνας) οἱ Μανιχαῖοι μέχρι σήμερον ἐπὶ τῆς μυσαρᾶς αὐτῶν ἰσχάδος ἐπικαλοῦνται. ⲁ ⲡⲛⲟⲩⲧⲉ ⲣⲁϩⲧϥ gibt θεόπληκτος γενόμενος wieder, und der eigen-

tümliche Ausdruck ⲁϥϣⲟⲟⲩⲉ „er verdorrte“, „er vertrocknete“ hat nichts zu tun mit dem Namen der Pflanze „Terebinthe“, sondern soll das griech. ἐξέψυξε ersetzen. Den Satz ⲁϥϩⲉ ⲉⲡⲉⲥⲏⲧ ϩⲓϫⲛ ⲧϫⲉⲛⲉⲡⲱⲣ hat B. übersetzt „er fiel herunter auf das Dach“. Er bemerkt dazu, daß der Fall auf das Dach sonst nicht erwähnt werde, aber ϩⲓϫⲛ resp. ⲉⲃⲟⲗ ϩⲓϫⲛ heißt auch „von herab“ = ἀπὸ τοῦ δώματος. „Und also starb das zweite Tier“ ist fast wörtliche Wiedergabe von καὶ οὕτως ἐξεκόπη τὸ θηρίον δεύτερον. Der Text fährt fort: ἀλλ' ἔμεινε τὰ ὑπομνηστικὰ τῆς ἀσεβείας βιβλία. B. liest [ⲁ] ⲛⲉϥϫⲱⲱⲙⲉ [ϭ]ⲱⲗⲡ ⲉⲣⲟⲟⲩ = „es haben seine Bücher ihnen geoffenbart“. Das ist ganz unkoptisch, denn ϭⲱⲗⲡ „offenbaren“ wird stets mit ⲉⲃⲟⲗ konstruiert und verlangt ein Objekt. Blicken wir auf das griechische ἔμεινε, so stand sicherlich da [ϣ]ⲱϫⲡ ⲉⲣⲟⲟⲩ „aber seine Bücher sind für sie übrig geblieben, indem sie verblieben als Andenken an die Gottlosigkeit“; [ⲛ̄ⲧ]ⲙⲛⲧⲁⲥⲉ[ⲃⲉⲓⲁ] fälschlich für [ⲛ̄ⲧ]ⲙⲛⲧⲁⲥⲉ[ⲃⲏⲥ]. — Ich will die Sache nicht weiter verfolgen, denn geht man vom griechischen Text aus, wird man ohne große Mühe auch den Context auf Kol. 2 feststellen können. Die letzte sichere Stelle bietet Z. 14, wenn wir [ⲛ̄ⲧⲙⲛⲧ]ϩⲙϩⲁⲗ lesen, das das Wort δουλείας in dem Satze wiedergibt: εἶτα ἵνα μὴ τὸ τῆς δουλείας ὄνομα ἐπονείδιστον ᾖ. In Z. 9 muß es heißen ⲛ̄ⲧⲉⲣⲉ[ⲥⲙⲟⲩ ϫⲉ]; in Z. 8 ϩⲛ̄ ⲧⲉ[ⲫⲓⲗⲟⲥⲟⲫⲓⲁ]. Nun ist ersichtlich, daß der koptische Übersetzer seine Vorlage zuweilen frei gestaltet hat, — vielleicht bot sie hier und dort kleine Abweichungen von unserm heutigen Cyrilltext — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß unser koptischer Text nur von dort geflossen ist.

Féghâli, Michel und Albert **Cuny**: **Du Genre grammatical en Sémitique.** Paris: Paul Geuthner 1924. (101 S.) kl. 8°. Fr. 10.—. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Auf dem Gebiete des Genusunterschieds und seines Ausdrucks in den semitischen Sprachen sind noch eine Reihe von Problemen zu erledigen. Nicht nur ist die Herkunft des wichtigsten Genuszeichens *t* noch dunkel, auch die ursprüngliche Natur anderer Femininendungen, deren selbständige Existenz von einigen Forschern geradezu geleugnet wird, ist noch streitig, endlich ist die Verteilung der semitischen Nomina auf die beiden Genera noch keineswegs abschließend festgestellt, geschweige denn nach ihren Motiven in der Hauptsache aufgeklärt. Eine Spezialuntersuchung aller dieser Fragen wäre daher außerordentlich dankbar zu begrüßen. Zu einer solchen haben nun Cuny, ein vom Idg. ausgegangener Sprachforscher, und Féghali, ein durch die Darstellung seines heimatlichen libanesischen Dialektes bekannter Araber, sich zusammengetan. Sie gehen von Meillets Theorie aus, daß im Idg. ursprünglich nur zwei Kategorien von Nomm., eine für Belebtes und eine für Unbelebtes, sich gegenübergestanden hätten, von denen die erste dann wieder in Masc. und Fem. sich gespalten habe. Ursprünglich sei das Geschlecht am Nomen selbst überhaupt nicht zum Ausdruck gekommen, sondern nur an der Form der Pronomina, Adj. usw. im Satz zu erkennen gewesen. Dem gegenüber heben die Verf. zunächst die bekannte Tatsache hervor, daß es im Semit., speziell im Altarab. eine Reihe von Adjj. gibt, die einen Genusunterschied noch nicht kennen; dieser Kategorie fügen sie auch die Femm. auf ā und ā'u an, nicht ganz logisch, insofern diese Formen ja eben nur von Fem. gebraucht werden. Endlich verweisen sie auf die Masculina mit Femininendung wie *rab'at* „von mittlerer Gestalt“, die sie im Anschluß an eine von W. Marçais 1919/20 gehaltene Vorlesung sehr richtig als Pejorativa bezeichnen (vor 1914 hätten sie für diese Auffassung vielleicht meinen Grundr. I 420, a. d. J. 1908, zitiert), sowie den Gebrauch der Femininendung zur Bildung von Nomm. unitatis, deren von Bauer gegebene Erklärung sie nirgends erwähnen, und des Pluralis, für die sie nicht sehr zweckmäßig nur arab. Plur. fract. mit Femininendung anführen, da in ihnen ja der Pluralbegriff nicht allein in der Endung, sondern vor allem im inneren Bau der Form selbst zum Ausdruck kommt. Sie schließen aus diesen Beobachtungen, daß die Endung *at* ebenso wie *ā* und *ā'u* ursprünglich noch nicht das Fem. bezeichnete, sondern lediglich als élément d'opposition diente. Als speziellen Beleg dafür verweisen sie auf die Konstruktion der Zahlwörter, ohne zu erwähnen, daß auch diese Erscheinung von Bauer schon anders erklärt worden ist. Um zu zeigen, daß auch am Verbum ursprünglich das Geschlecht nicht ausgedrückt zu werden brauchte, führen sie die bekannten Regeln der Kongruenz im arab. Verbalsatz vor. Sie weisen dann darauf hin, daß die Pronn. der 2. und 3. Pers. schon seit Alters den Genusunterschied kennen und vermuten, daß er vom Pron. aus auf das Verbum übertragen sei, sie berücksichtigen aber nicht, daß die Präfixe der 2. P. Sg. und der 2. und 3. Pl. am Aorist noch auf eine Zeit hinweisen, wo auch beim Pronomen der Genusunterschied noch nicht zum Ausdruck kam. Endlich er-



innern sie daran, daß die semit. Sprachen in ihrer weiteren Entwicklung immer mehr das Bestreben zeigen, einen Ausgleich zwischen Geschlecht und Endung zu schaffen. Während sie zweimal hervorheben, daß das Ägypt. und das Berberische beim Demonstrativ auch besondere Formen für das Neutrum besitzen, haben sie die Tatsache, daß alle semit. Sprachen beim Interrogativ nur den Unterschied zwischen Belebt und Unbelebt zum Ausdruck bringen, nirgends verwertet. Den Hauptteil des Büchleins (S. 27—79) bildet eine Aufzählung von Nomm., die im Arab., Aram. und Hebr. verschiedenes Geschlecht haben und so das Aufkommen von Neuerungen im Gebrauch der Femininendung vermuten lassen. Es sind behandelt Tiernamen, Bezeichnungen für Mensch, Körperteile, Kleidung, Waffen, Instrumente, Gebäude, Örtlichkeiten, Abstrakta, kosmogonische Begriffe. Das lexikalische Material, das die Verf. darbieten, ist namentlich auf dem Gebiete des Aram. nicht immer ganz einwandfrei, auch gegen einige Etymologien wären Bedenken zu erheben. Einzelheiten können hier nicht erörtert werden; doch sind wohl einige Fragen erlaubt. Soll etwa die Gegenüberstellung des hebr. *ḥēṣ* „Pfeil“ m. und der fem. aram. *ḥaṣīnā*, arab. *ḫaṣīnun* „Hacke“ (S. 60) etymologischen Zusammenhang zwischen diesen Wörtern andeuten? Was soll das bibl. aram. *kikkār* „origo natalis“ sein, das aus dem hebr. *kikkār* „orbis, talentum“ entlehnt wäre (S. 73)? Was ist das bibl. aram. *'amar* „Mond“ (S. 72)? lune, verlesen aus laine? Belege werden nur ganz vereinzelt für das Arab. gegeben, wären aber auch sonst mehrfach sehr erwünscht gewesen, wenigstens für die Nom., bei denen die Angaben der Verf., wie ein paarmal im Syr., von den Angaben der Lexx. und Gramm. abweichen. Mit Recht bezeichnet Schulthess, Gramm. des christl. pal. Aram. S. 37 n. l. die Listen der aram. Grammatiken über die Genera als der Kritik bedürftig. Wenn die Verf. in dem fem. Gebrauch von syr. *'ettā* „Betrug“ und *rᵉþēþā* „Zittern“ etwas altertümliches sehen, so haben sie nicht bedacht, daß das Syr. ja auch sonst geneigt ist, stammauslautendes *t* für die Femininendung zu nehmen (Nöld. § 86), anderseits dient ihnen der m. Gebrauch von hebr. *qešeþ*, syr. *qeštā* „Bogen“ als Beweis für eine ursprüngliche Indifferenz des *t* gegen den Geschlechtsausdruck, während hier doch lediglich die Endung als 3. Radikal umgedeutet ist. (S. 59). Daneben führen sie aber hebr. *śᵉfâþaįim* „Lippen“ als Beispiel für Erstarrung einer Endung an; obwohl dieser Dual doch ganz regulär ist, während der Pl. *śifþōþ* hätte genannt werden sollen[1].

S. 79—81 tragen die Verf. als Conclusions noch einmal ihre Meinung vor, daß der Gebrauch der Genuszeichen am Nomen durchaus sekundär sei. In Remarques accessoires S. 81—85 wiederholen sie die Hypothese, daß das Hamito-Semit. ursprünglich Belebtes (als M. und F.) und Unbelebtes unterschieden habe, doch sei schon in der ham.-sem. Urgemeinschaft das F. zumeist anstelle des Unbelebten getreten. Sie vermuten dann, daß diese beiden Kategorien Reste eines älteren Systems von Nominalklassen gewesen seien, ohne diese in meinem Grundr. 1 § 227 bereits ausgesprochene Vermutung neu zu stützen. Zum Schluß weisen sie darauf hin, daß ihre Auffassung der Genera unabhängig mit der von Trombetti an verschiedenen Stellen seiner Elementi di Glottologia, Bologna 1922, übereinstimme.

Man kann leider nicht sagen, daß die Verf. das Problem des Ursprungs der Genera und ihres Ausdrucks im Semitischen vollständig behandelt (Meinhofs Hypothese über den Ursprung des *t* z. B. ist nirgends erwähnt) noch auch die Frage nach der Verwendung der Femininendung durch neue Beobachtungen oder neue Gesichtspunkte gefördert hätten. Ihre Hypothese, daß das *t* ursprünglich nur als élément d'opposition gedient habe, ist nur gelegentlich angedeutet, aber nicht folgerichtig durchgeführt und als Grundlage ihrer Darlegungen benutzt.

Box, Prof. D. D. G. H.: **A short Introduction to the Literature of the Old Testament.** London: Rivingtons 1924. (VI, 150 S.) kl. 8° = Oxford Church Text Books, hrsg. v. D. D. Leighton Pullan, Oxford. 2 sh., 6 d. Bespr. v. Curt Kuhl in Schlawa.

Das kleine, im Jahre 1908 zum ersten Male erschienene Büchlein bietet in prägnantester Form eine Einleitung in die kanonischen Bücher des AT. Es ist geschrieben für Anfänger, denen es einen allgemeineren Überblick über die wichtigsten Probleme geben möchte, und will als Vorbereitung für das Studium größerer Werke dienen. Infolgedessen waltet überall im Text und auch in den den einzelnen Kapiteln vorangestellten Literaturangaben die größtmögliche Kürze und ständig wird auf die große „Einleitung“ von Driver und die englische Ausgabe von Cornill verwiesen; zwei Bücher, die auch wiederholt in extenso zitiert werden. Sellins Introduction to the O. T. ist erst 1923 erschienen und konnte wohl für diese Auflage

---

1) Als Schulthess in seiner Gramm. der christl.-pal. Aram. § 71 *sefþā* unter den Wörtern aufzählte, deren radikales *t* als Femininendung aufgefaßt wäre, schwebte ihm die Mitteilung Bondis bei Barth Nom. S. 4 vor, daß durch das Ägypt. das *t* des Wortes als radikal erwiesen werde (so löst sich Littmanns Zweifel in der Anm. S. 152); doch scheint sich Bondis Auffassung nicht zu bestätigen.

nicht mehr verwertet werden; wohl aber hat Verf. mit sehr empfehlenden Worten in der Vorrede seine Leser darauf hingewiesen. Ein erster Teil (S. 1—27) behandelt die allgemeine Einleitung: Einteilung und Kanon; Text, die wichtigsten Versionen, Prinzipien der Textkritik mit einigen Musterbeispielen. Der zweite naturgemäß ausführlichere Teil befaßt sich mit der speziellen Einleitung: Hexateuch; die übrigen Geschichtsbücher (einschl. Chronik und Esra-Nehemia); Propheten, poetische und Lehrbücher (Ps., Prov., Hiob, Megilloth) und apokalyptische Literatur (Daniel). Auf Titel- und Inhaltsangabe folgt eine knapp gehaltene Analyse und Datierung; anschließend werden weitere wichtige Fragen besprochen. Einzelne kleine Zeittafeln fördern das Verständnis und den Überblick. Doch vielleicht wäre es praktischer gewesen, dafür am Schluß eine Gesamtübersicht über den Entwicklungsgang der ATlichen Literatur zu geben. Besonders kurz ist der Abschnitt über die Propheten und Daniel; doch verweist Verf. ausdrücklich darauf, daß als Ergänzung hierzu das in gleicher Sammlung erschienene Büchlein „The Hebrews Prophets" von D. Ottley gedacht ist; auch werden bei den einzelnen Überschriften die entsprechenden Seiten von Ottley regelmäßig angegeben. Eher ist zu bedauern, daß die hebräische Metrik doch zu kurz abgetan wird (Seite 123f.); sie hätte sicherlich ein besonderes Kapitel in der allgemeinen Einleitung beanspruchen dürfen. Auch vermißt man ein Eingehen auf die neueste Pentateuchkritik (Wiener, Dahse). Den Schluß bilden drei Exkurse über das Dtn., Esra und Samarit. Schisma. Ein Index erleichtert die Benutzung des Büchleins. Daß das gut geschriebene Werkchen in vierter Auflage vorliegt, ist ein Beweis dafür, daß es einem Bedürfnis der englischen Studentenschaft entgegenkommt. Möchte es seinen Zweck der Anregung zum Studium größerer Werke erfüllen!

Löhr, Prof. D. Dr. Max: **Untersuchungen zum Hexateuchproblem.** I: Der Priesterkodex in der Genesis. Gießen: A. Töpelmann 1924. (III, 32 S.). 8°. = Beihefte zur Zeitschrift für die alttest. Wissenschaft 38. Rm. 0.80. Bespr. von W. Eichrodt, Basel.

In der Nachfolge von Dahse, Eerdmans und H. M. Wiener wird hier versucht, das, was bisher als Priesterkodex in der Genesis angesehen wurde, teils als unzusammenhängende Stücke verschiedener alter Traditionen, teils als die Verbindungsklammern und Deuteglossen eines Bearbeiters, nämlich Esras zu verstehen, der erstmalig aus einem umfangreichen Schrifttum der vorexilischen Zeit ein zusammenhängendes Erzählungswerk herzustellen unternahm. In einem „allgemeinen Teil" werden nach einer kurzen Bemerkung über den Sprachgebrauch die Toledoth-Inschriften untersucht und Pd. abgesprochen, ebenso die Zahlenangaben, allerdings ohne neue Gründe namhaft zu machen und ohne sich mit O. Fischers Untersuchung über die Chronologie des Pd. in ZAW. 1911 u. 12 auseinanderzusetzen. Der zweite exegetische Teil gibt eine Untersuchung der P-Stücke in der Patriarchengeschichte (17 S.) und in der Urgeschichte ($1^1/_2$ S.). Zu Gen. 17 glaubt Verf. vier verschiedene Schichten aufzeigen zu können, wobei er sich mehrfach mit der leider nicht erwähnten Abhandlung von Steuernagel in der Buddefestschrift 1920, S. 172 berührt. Gen. 23 steht außerhalb von P. Für 35, 9—13 fehlt trotz mehrfacher Besprechung ein abschließendes Urteil. Die meisten Anregungen vermittelt die Behandlung der nur aus wenigen Versen bestehenden P-Stücke, bei denen Verf. in weitem Umfang von der Glossierungshypothese Gebrauch macht und dadurch den dünnen Faden der priesterlichen Erzählung vollends aufzulösen sucht. Daß diese Methode bei der Behandlung der P-Stücke noch nicht genug gewürdigt ist, wird man gern einräumen. Dagegen vermißt man doch an mehr als einer Stelle die Begründung für das Werk des Glossators und auf's Ganze gesehen wird dieser Beweisführung ebenso wie s. Zt. bei Eerdman und Dahse die durchschlagende Wirkung so lange fehlen, als nicht auch für die zusammenhängenden Stücke der Urgeschichte eine eingehende Begründung der neuen Ansicht gegeben wird. Da es hier bei ganz allgemeinen Bemerkungen bleibt, so berührt die anmerkungsweise gebrachte Frage: Woraus soll sich ergeben, daß der Hauptbestand von Gen. 1 und 6—9 aus derselben Feder stammen? doch reichlich seltsam. So fehlt auch dem oben bereits gekennzeichneten Resultat das ausreichende Fundament.

Landersdorfer, Dr. S., O. S. B.: **Studien zum biblischen Versöhnungstag.** Münster: Aschendorff 1924. (IV, 90 S.). 8°. = Alttestl. Abhandlungen hrsg. von I. Nikel X 1. Rm. 2.90. Bespr. von F. Nötscher, Würzburg.

Über liturgische Festfeiern hören wir im Alten Testament verhältnismäßig wenig; lassen schon die gesetzlichen Bestimmungen im Pentateuch manche Unklarheit, so sind wir über die praktische Handhabung derselben vielfach ganz im Ungewissen. Besonders umstritten ist die Frage nach dem Alter, dem ursprünglichen Charakter und der Entwicklung der einzelnen Festtage. Dies gilt gerade von dem Fest, das wenigstens im späteren Judentum und noch heute die Hauptrolle im ganzen liturgischen Jahr spielt, vom Versöhnungstag. Darüber legt nun L. statt eines „Kommentars über alle den



Versöhnungstag betreffenden Gesetze", den er bereits bei Kriegsende im Manuskript fertig gestellt hatte, aber noch nicht zum Druck bringen konnte (Vorwort), acht Untersuchungen vor, die der Reihe nach das Amtskleid des Hohenpriesters, Asasel, den Altar in Lev. 16 und den Rauchopferaltar, das Verhältnis des Versöhnungsfestes zur Neujahrsfeier, zu den Sühnetagen des Ezechiel und zu Neh. 8f., sowie schließlich das Alter des Versöhnungstages und das literarische Problem von Lev. 16 behandeln. Richtig trennt er dabei die Sache selbst von der literarischen Überlieferung: ist diese, z. T. wenigstens, sehr jung, so braucht es deswegen nicht auch das Fest zu sein. Und dieses ist, das ergibt sich für L. als Hauptresultat, tatsächlich sehr alt, zum mindesten vorexilisch, möglicherweise aber so alt wie das Wüstenheiligtum oder gar vormosaisch (S. 79), freilich nicht in der Form, die sich jetzt im Gesetze vorfindet. Der Ausbau des Versöhnungstages zu einem großen Buß- und Sühnetag für das ganze Volk ist ein Werk der nachexilischen Zeit, ursprünglich war er wesentlich nur eine Entsühnungsfeier für das Heiligtum durch die Priesterschaft am Neujahrsfest, an der eine offizielle Beteiligung des Volkes nicht vorgeschrieben und auch nicht immer üblich war, und hatte mehr freudigen Charakter. Die hierher gehörenden Texte werden dementsprechend literarkritisch eingeordnet: Ex. 30, 10; Lev. 23, 26—32; Num. 29, 7—10, aber auch Lev. 16, 8—10. 26—28. 29—34, sowie V 17b sind höchstwahrscheinlich nachexilische Zusätze, während der verbleibende Teil von Lev. 16 seinerseits keineswegs ein einheitliches Gesetz darstellt, sondern aus drei zunächst nicht notwendig zusammengehörigen Teilen besteht: dem allgemeinen Verbot, das Allerheiligste zu betreten, dem Ritus für die jährliche Entsühnung desselben und der dadurch begründeten Ausnahme von diesem Verbot und endlich dem Ritus für die Entsühnung der Priesterfamilie.

Die einzelnen Abhandlungen dienen alle mehr oder weniger dem Nachweis der Hauptthese von dem vermutlichen Alter und der Entwicklung der Festfeier. Es ist hier nicht möglich, auf Einzelnes näher einzugehen, nur zu dem Kapitel über Asasel möchte ich Einiges bemerken. L. will den bis jetzt unerklärten Asasel als Empfänger des Sündenbocks auf dem Wege der Literarkritik aus dem Text entfernen; ich weiß nicht, ob dieser Weg im vorliegenden Falle gangbar ist. Die Ableitung des Namens von einem erst in nachbiblischer Zeit bekannten Berg Asas und die Art und Weise, wie er mit dem Sühneritus in Verbindung gebracht und in den Text hineingekommen sein soll, erscheint doch etwas zu gekünstelt. Wenn L. bei dieser Gelegenheit bemerkt (S. 23), die großen Kulturländer im Süden und Osten von Palästina hätten kein entsprechendes Gegenstück zu dem spezifischen Ritus des biblischen Versöhnungstages, so wäre auf die Zeremonie beim babylonischen Neujahrsfest zu verweisen, auf deren Ähnlichkeit schon Zimmern (Zum babyl. Neujahrsfest II, S. 40) aufmerksam gemacht hat (der betreffende Text zuletzt behandelt bei Thureau-Dangin, Rituels accadiens, S. 140, Z. 353ff.). Dort spielt ein Schafbock (immeru) eine ganz ähnliche Rolle bei der kultischen Reinigung des Nabû-Tempels wie der Ziegenbock in Lev. 16. „Die hethitische Analogie zum hebräischen Sündenbock für Asasel," die Witzel in KTB. V. I. (s. seine Keilinschriftl. Studien, Heft 4, S. 118ff.) finden zu können glaubte, ist freilich schon nach seiner eigenen Übersetzung, um so mehr nach der fast gleichzeitig erschienenen Bearbeitung von Sommer-Ehelolf, wohl keine solche (vgl. Boghazköj-Studien, Heft 10).

Auch sonst findet sich bei der Fülle der Fragen, die L. hier anschneidet und auf die wir z. T. vielleicht niemals mit voller Sicherheit werden antworten können, in der Lösung manches Problematische, dessen sich aber der Verf. selbst vielfach bewußt ist und das er von dem nach seiner Ansicht Sicheren unterscheidet. Jedoch auch da, wo man dem Verf. nicht zustimmt, folgt man gern seinen Ausführungen und empfängt von ihm mannigfache Anregungen.

Ein Register würde im Interesse einer raschen Orientierung von Vorteil sein.

Walker, Rev. Thomas, D.D.: The Teaching of Jesus and the Jewish Teaching of his age. London: George Allen and Unwin Ltd. 1923. (381 S.). 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

W. gibt eine umfassende Schilderung der religiösen Gedankenwelt des Judentums von 200 vor bis 100 nach Christus nach der außerkanonischen jüdischen Literatur dieser Zeit. Der Stoff wird in sechs großen Abschnitten dargeboten: „Die Gottesidee", „Das Reich Gottes", „Die Person des Messias", „Die Lehre vom Menschen", „Der Weg zum Heil", „Die Zukunftshoffnung". In der Darstellung strebt der Verf. Genauigkeit bis ins Kleine und lebendige Wiedergabe der religiösen Zeitstimmung an. Jedem Abschnitt der jüdischen Lehre wird der entsprechende Abschnitt der Lehre Jesu unmittelbar gegenübergestellt und Übereinstimmung und Unterschied scharf herausgearbeitet. Das Werk ruht auf soliden wissenschaftlichen Grundlagen, zeugt von sicherer Beherrschung der Quellen und Probleme und berücksichtigt

sorgfältig die neueste englische Literatur, daneben ältere deutsche, französische usw., soweit sie ins Englische übersetzt ist — Namen wie Zahn, Holtzmann, Volz, Bertholet, Lagrange, Reitzenstein, Eduard Meyer begegnen nicht. Von der eigentlichen religionsgeschichtlichen Fragestellung erscheint W. noch nicht berührt, und seine Methode der Parallel-Behandlung der einzelnen Lehrstücke, bei der weder die Lehre Jesu noch die jüdische Anschauung als Ganzes recht greifbar wird, erinnert an die verflossene Epoche der „Lehrbegriffe" in der Biblischen Theologie. In seinen Grenzen ist das Buch eine bemerkenswerte Leistung, ausgezeichnet durch sorgsame und verständnisvolle Verarbeitung des ganzen einschlägigen Materials (nur der messianische Titel „Sohn Gottes" in Esra-Apokalypse und Evangelien ist unzureichend gewürdigt), durch ernstes und erfolgreiches Bemühen, den jüdischen Hintergrund des Evangeliums Jesu bis ins Einzelne zu zeichnen, und durch geschickte Darstellung, die die Quellen selbst ausgiebig reden läßt und doch darüber ihr Ziel, den Gedankengehalt systematisch auszuschöpfen, nie aus den Augen verliert. Bei der großen Verschiedenheit der Ansichten über viele Punkte in der jüdischen Religion zur Zeit Jesu und in Jesu eigener Verkündigung wird W. nicht erwarten, daß seine zuweilen sehr pointierte Auffassung und Deutung der Quellen ohne Widerspruch bleibt, etwa S. 114f. (Dramatisierung der Begegnung Jesu mit der Syrophönizierin), S. 172ff. (Zweideutigkeit des „Menschensohn"-Titels bei Jesus), S. 286ff. (ἐγώ εἰμι oder εἰμί im Munde Jesu Umschreibung des Gottesnamens entsprechend alttestamentlichem אֶהְיֶה) oder überspitzte Unterscheidungen (wie S. 311ff.) und die hier und da hervortretende Tendenz, altertümliche massive Ideen zu spiritualisieren und modernisieren (z. B. die Engelvorstellung S. 75). Indessen als gehaltvoller Beitrag zum zeitgeschichtlichen Verständnis der Botschaft Jesu und — vermöge seiner guten Indices — als bequemes Nachschlagewerk verdient W.'s Buch seinen Platz in der Bücherei des Religionshistorikers und des Neutestamentlers.

Fiebig, Paul: **Jesu Bergpredigt.** Rabbinische Texte zum Verständnis der Bergpredigt ins Deutsche übers. in ihren Ursprachen dargeboten u. m. Erläuterungen u. Lesarten versehen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1924. (6*, 82 S.) gr. 8°. = Forsch. z. Religion u. Literatur d. A. u. N. T. Rm. 10—; geb. 11.60. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Auch nach Billerbecks umfassender Arbeit, die nicht neben ihm dem Herausgeber Strack zugeschrieben werden sollte, wie auch hier S. 4* geschieht, bleibt noch viel zu tun übrig, bis der zur Vergleichung mit dem Neuen Testamente nach Form und Inhalt dienliche rabbinische Stoff den Theologen verwendungsfertig dargeboten ist. Es ist dankbar zu begrüßen, daß der rührige Verf. nach früherer Bearbeitung von Gleichnissen und Wundergeschichten sich dem wichtigen Stoff der Bergrede Jesu zugewandt hat. Was F. jetzt bietet, ist nicht Feststellung der gedanklichen Eigenart Jesu und Beurteilung der rabbinischen Parallelen, sondern diese selbst werden in sachlicher Ordnung in Übersetzung und Urtext vorgeführt. Daß der Urtext nicht fehlt, ist besonders wichtig, weil die beste Übersetzung mißverstanden werden kann, wenn man nicht ihre Vorlage zur Seite hat, die doch den meisten Lesern nicht ohne weiters zur Verfügung steht. Außerdem wurde so ein sehr willkommenes Hilfsmittel für akademische Übungen geschaffen, für die wichtig ist, daß die Texte in den Ursprachen als besonderer Nachtrag erscheinen, der für sich genommen werden kann. Anmerkungen geben Beiträge zum Verständnis der Texte, gelegentlich aber auch der Worte Jesu. Auf die sprachliche Form derselben (ob aramäisch oder hebräisch) wird, auch bei der Auswahl der Texte, keine Rücksicht genommen.

Natürlich wird dem Benutzer die Arbeit nicht erspart, sich in den oft spröden Stoff hineinzudenken und so erst seine Eigenart ganz zu erfassen. Daß es unter 434 zum Teil umfangreichen Zitaten auch solche gibt, deren Übersetzung oder Erklärung man anders wünschte, ist selbstverständlich. Nicht weil Akiba zeitlich von Mose weit getrennt ist, muß er von diesem in den hintersten Reihen aufgesucht werden (so S. 25), sondern Mose begibt sich in Akibas Schule zu der hintersten Reihe seiner Schüler und ist entsetzt über ihre Aussagen, die ihn an sein Gesetz nicht erinnerten, bis ihn dann Akiba beruhigt. b. Jom. 75a wird nicht als die Art des Menschen bezeichnet, daß er andere erzürnt, die ihm dann ans Leben gehen, sondern wenn er kränkt, möchte er den Gekränkten am liebsten töten, während Gott die Schlange verflucht, aber ihr ihre volle Nahrung läßt. Nicht beistimmen kann ich auch dem bei hebr. Wörtern und Namen angewandten Umschreibungssystem. r'oš, l'o, r'a, pagh'a für rōš, lō, rā', pāga' sind irreführend, weil der Konsonant an der unrechten Stelle erscheint.

Diez, Ernst: **Persien.** Islamische Baukunst in Churâsân. Hagen: Folkwang-Verlag 1923. (175 S. Text u. 79 S. Abb.). 4°. = Kulturen der Erde, Bd. XX. Rm. 12.— Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Der Verfasser ist der bekannte Forscher auf dem Gebiete islamischer, insbesondere ost-

islamischer Baukunst. In dem vorliegenden Band soll eine Fortsetzung seiner Churâsânischen Baudenkmäler Berlin 1918, nämlich „die kunsthistorische Ausarbeitung", die genetische Baugeschichte der gleichen Denkmalsgruppe gegeben werden. Die Absicht dem Band dabei doch „eine selbständige Prägung zu geben, ihn von seinem Vorgänger möglichst zu emanzipieren" wurde nicht durchwegs erreicht, war wohl auch nicht erreichbar. Hierzu wäre eine noch weitgehendere Wiederholung der Abbildungen des ersten Bandes oder ihre Ergänzung durch verwandtes Material nötig gewesen. Aber selbst die gebrachten Autotypien sind technisch infolge mangelhaften Papiers der Inflationszeit und wohl auch flauer Negative durchaus unzulänglich und teilweise (S. 4, 5, 58 u. 60) kaum ihrem Gegenstand nach enträtselbar, was im Hinblick auf ihre Seltenheit — sie sind sicher unter beträchtlichen Entbehrungen und Gefahren entstanden — sehr bedauert werden muß.

Die Arbeit ist als Band XXIII in den Veröffentlichungen des Wiener kunsthistorischen Institutes, Lehrkanzel Strzygowski, eingereiht und wendet auch deren in der „Baukunst der Armenier, Wien 1918" S. 206 zum erstenmal vorgetragene Darstellungsmethode an, die neben unverkennbaren großen Vorzügen auch manche Nachteile — unvermeidliche Wiederholungen und ein allzu leichtes Weiterbauen hypothetischer Gedankengänge — mit sich bringt.

E. Diez gliedert also in: 1. Rohstoff und Werk, d. h. Besprechung der Baumaterialien (Rohziegel-Backstein-Mörtelwerk) und ihres spezifischen Ausdruckes, 2. Herkunft, Bedeutung und Zweck der Bautypen, deren er 5 hervorhebt (Grabturm-Minaret-Medrese-Karawanserai-Chânegâh), 3. Entwicklung dieser Baugestalten — Entwicklung der Ornamentik, insbesondere der epigraphischen Ornamentik, der Stuck-Ziegel-Fliesen und Pinselornamentik, 4. Form: Raum-Bildung und -Eigenschaften, Baumassen und Fläche, optische Werte, 5. Inhalt. Ein Hinweis auf die Zahlensymbolik und die Künstlerindividualitäten.

In einem Vorwort, das dem Andenken Max van Berchem's, als dem Mitarbeiter des ersten Bandes gewidmet ist, weist Diez auf den völligen Mangel für die Entwicklungsgeschichte der Baukunst brauchbarer arabischer oder persischer Schriftquellen hin und bezeichnet den „konstruktiven Weg", den er gehen will, welcher „in letzter Linie auf einer intuitiven Erkenntnis angesichts der Volksbaukunst beruht, die mit ihrer Beharrungstendenz in solchen Fällen allein noch Auskunft geben kann". Es wird also zögernd und der schwindelnden Abgründe lockender Irrtümer voll bewußt der schmale Pfad von Analogiebeweisen und neuzeitlicher ethnographischer Parallelen betreten. Mit großer, gerade auf diesem Gebiete höchst selten zu findender Gründlichkeit, wird auf die Eigentümlichkeiten, die Arbeitsvorgänge und Bedingnisse der einzelnen Werkweisen eingegangen. Als Beispiel möchte ich die klare, meist vernachlässigte Unterscheidung der Herstellungs- und Verwendungsvorgänge des lufttrockenen und des sonnentrockenen Rohziegels und der gebrannten Ziegel, sowie des Lehmpisémauerwerkes nennen und besonders auf die ausführlichen Tabellen der Ziegelmaße hinweisen. In dem Holzbau und dem Erdbau als Gegensätze, werden die Wurzeln architektonischer Bildungen bloßgelegt, das später in Stein übertragene Stütze-Last-Prinzip dem Wölben gegenüber gestellt. Durch gründliche geologisch-klimatische Darlegungen unter geschickter Ausnützung einer schwer übersehbaren, im Wert ihrer Beobachtungen sehr ungleichen Exploratorenliteratur werden die Gegebenheiten für eine bestimmte Baubetätigung und somit die Möglichkeit untersucht, einzelne Landschaften als Entstehungsgebiete bestimmter Urtypen in Betracht zu ziehen.

Man begegnet manchem neuen Satz, besonders über das Wesen der Wölbkunst, der allgemeine Gültigkeit beanspruchen darf und der auch auf andere Gebiete der Baugeschichte anregend und fruchtbringend wirken muß. Für den islamischen Kunstkreis sind treffende Formulierungen wichtiger Entwicklungsvorgänge wie beispielsweise die folgende gefunden: S. 135 „Zwei Richtungen kamen in der islamischen Baukunst in Konflikt, die uns allen angeborene, in unserer Körperform wurzelnde Tiefenrichtung" (hierüber vergl. man A. Schmarsow) „und die durch den Ritus bedingte Breitendimension; sie mußten sich gegenseitig einschränken, um schließlich zur Kompromißform des richtungslosen Quadrates zu gelangen." E. Diez dringt tief in das Wesen der Bauten und in das Fühlen des eingeborenen Betrachters ein und wenn er etwa bei Besprechung der Gesetzmäßigkeiten und Wirkungen eines Nischenhofes feierliche, begeisterte, ja fast schwärmerische Wortfolgen in den kühlen Text wissenschaftlicher Kritik einfließen läßt, so gestaltet er hiermit seine Ausführungen anschaulich und besonders genußreich.

Äußerst eingehend und klar geschildert und durch Denkmalbefunde gut belegt wird die Veränderung der persischen Grabkuppel. Mit dem allmähligen Höherrücken der Wölbung, dem Wandel der Trompenzone zum Emporengeschoß geht man dem Endprodukt, der hochragenden Stülpkuppel auf rundem Tambur ent-

gegen. Weshalb vermeidet Diez hierfür den bisher üblichen, von ihm selbst früher gebrauchten Ausdruck Sporenkuppel? Das persische Minaret wird nicht wie bisher mit hellenistischen Siegessäulen, sondern mit den Stambhas des buddhistischen Kulturkreises in Beziehung gebracht. Nicht seine Benutzung als Signalturm, sondern das Aufragen als Mal ist für Diez jetzt das Entscheidende. Es wird ferner gezeigt, wie aus zwingenden Gründen der logischen Entwicklung mit der zylindrischen Form das Ziel der Gestaltung erreicht wurde. Für die 4-Iwan-Medrese hat der Verf. viel schärfer als in seiner „Kunst der islamischen Völker, Berlin 1915“ das Zufällige im Zusammentreffen der 4-geteilten Bauform mit den 4 Riten der Sunna herausgearbeitet und auf die wahrscheinlicheren Beziehungen zum Wohnhausbau verwiesen. Eine zu weit gehende Vermengung der Bezeichnungen Ribât und Karawanserai hat schon E. Kühnel im „Jahrbuch der asiatischen Kunst, Leipzig 1924“ S. 244 zurückgewiesen. Vertikale Fassaden halbrunder Stäbe aus dem Holzstil, insbesondere aber den Rundstab-Grabturm vom Pflockzelt herzuleiten überzeugt, dagegen scheint es bedenklich, die auch für die Zackenfassaden annehmen zu wollen. Das Eindringen der Knotenornamentik und ihre Verwendung im Flechtbandkufi wird von E. Diez ausschließlich mit Ostasien in Verbindung gebracht, während gerade die Verbreitung arabischen Schrifttums und arabischer Lehre in erster Linie doch auch an die griechisch-römische Spätantike, an Syrien und Byzanz mit ihren zahllosen Zopf- und Flechtmotiven auf Mosaikböden, in Miniaturen usw. denken läßt. Die Abbildung des Kufistreifens im Hauptiwân der großen Moschee in Herât, Tafel 68 steht auf dem Kopf. In den figurenbesetzten buddhistischen Zwergnischenreihen sieht der Verf. die Anregung zur Vielzelligkeit der Muqarnatbildungen. Unter den denkbaren Ableitungen werden in solchen Fragen die östlichen, indischen und chinesischen durchwegs bevorzugt. Hieran mag die Freude an den überraschenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte in Ostturkestan und die einmal eingeschlagene Forschungsrichtung den Verfasser manchmal etwas weit gehen lassen. Zum mindesten wäre oft die Möglichkeit einer Wechselwirkung, eines oszillierenden Ausgleiches, in Betracht zu ziehen.

Bei der Besprechung des seelischen Ausdruckes in den Bautaten kommt E. Diez zu dem Schlußsatz: „Absolute Sicherheit kann bei diesen Deutungen“ (8-eckige Ghaznatürme als architektonische Gestaltung des irânischen Weltbildes usw.) „ja nie erreicht werden, da zumeist mehrere möglich sind; sicher ist nur, daß die Zahl an diesen Bauten ihre innere mythologische, astrologische, kalendarische oder irgendwie symbolische Begründung hat.“ Über die möglichen räumlichen Gestaltungen eines Weltbildes oder über sonstige symbolische Beziehungen läßt sich mit Nutzen diskutieren und selbst einfache Formen lassen sich in dieser Richtung geistvoll auslegen, wie weit dies aber in Persien jemals und besonders in früher Zeit geschah, wie weit dies sogar als Ausgangspunkt der architektonischen Gestaltung angesehen werden kann, bleibt auch nach Lesung des Buches vielen wohl hypothetisch. Besonders beherzigenswert ist dagegen die Feststellung, daß sich hinter den feinsinnigen Variationen in Umriß und Proportion und unter den wohlberechneten Detailarbeit dekorativer Durchgestaltung innerhalb sonstiger strenger Gebundenheit persischer — wir dürfen wohl wieder verallgemeinern — islamischer Bauwerke ein persönliches Künstlertum verbirgt, das wir im Abendland meist nur hinter figuralen Werken oder der umwälzenden Veränderung in der Gesamtposition zu suchen pflegen.

Der Anhang über das Grab und den Turm des Mahmûd von Ghazna (998—1030) und jenen seines Nachfolgers nach Aufnahmen der afghanischen Expedition des Majors Dr. O. von Niedermayer (1914—1916) bereichert in höchst verdienstvoller Weise die bisherige Kenntnis des Denkmalsbestandes.

Bulletins Archéologiques du Musée Guimet. I. Salle Edouard Chavannes. Missions: Edouard Chavannes (1907), Victor Segalen, Gilbert de Voisins et Jean Lartigue (1915), Victor Segalen (1917). II. Asie Centrale et Tibet Missions Pelliot et Bacot. (Documents Exposés au Musée Guimet). Brüssel: G. van Oest & Cie. 1921. (72 u. 38 S.). 4°. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Das Musée Guimet hat bisher die Resultate seiner religionsgeschichtlichen und kunsthistorischen Forschungen in den Annales du Musée Guimet und in der Revue de l'histoire des religions niedergelegt. Die ersteren umfassen bereits über 100 Bände, die letztere Veröffentlichung 80. Nachdem jedoch das Material in den letzten Jahrzehnten durch die verschiedenen französischen Missionen nach dem Osten in ungeheurer Weise vermehrt und bereichert wurde, entstand das dringende Bedürfnis nach einer neuen Zeitschrift, die unmittelbar und schnell die Resultate der neuen Forschungen den Gelehrten, Künstlern und dem großen Publikum zugänglich machen sollte. Diese Ergänzung wird gebildet durch das neue Bulletin archéologique. Der erste Band „Salle Edouard Chavannes“ beginnt mit einem sympathischen Nachruf Pelliot's an seinen berühmten Lehrer, der durch seine



solide Gelehrsamkeit und die Gründlichkeitseiner Forschungen der chinesischen Archäologie neue Wege eröffnet hat. Chavannes vertieft sich nicht nur in die chinesisch-archäologische Literatur, die seit ungefähr 1500 Jahren in kritisch-gründlicher Weise die Geschichte ihres Landes behandelt, sondern er hat auch durch die Erforschung der alten Gräber-Architektur und der buddhistischen Plastik in Yün-kang und Lungmen uns sehr viel neues hochinteressantes Material geschenkt. Ihm und Victor Segalen verdanken wir den größten Teil unserer heutigen Kenntnisse über chinesische Plastik. Daß auch die Indologen Vieles aus den sinologischen Forschungen Chavannes' lernen können, zeigt uns ein Aufsatz Sylvain Lévi's „La part de l'Indianisme dans l'œuvre de Chavannes“. Während vielen von uns nur die Namen von Fa-hsien (5. Jahrh.) und Hüan-tsang (7. Jahrh.) als chinesische Pilger bekannt sein dürften, welche zur Erforschung der Lehre Buddha's nach dem Ursprungsland Indien wanderten, gibt uns Chavannes in verschiedenen Arbeiten eine große Liste chinesischer und indischer Pilger und Kaufleute, die vor und nach der T'ang-Zeit den geistigen und religiösen Verkehr zwischen diesen beiden Ländern vermittelt haben. Von der ungeheuren Literatur, die während der ersten zehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Indien nach China gebracht wurde, ist nur noch ein kleiner Bruchteil in Original in Indien vorhanden. Der größte Teil existiert nur noch in den chinesischen Übersetzungen, die außer den religiösen Lehren sehr viel Wissenswertes über die alte Geschichte Indiens in sich bergen.

Nach einer kurzen Lebensbeschreibung Raphael Petrucci's und Victor Segalen's folgt eine nähere Einführung in die Mission Edouard Chavannes dans la Chine septentrionale (1907) durch Jean Lartigue. Obwohl der zu frühe Tod des Meisters die vollständige Veröffentlichung des reichen Materials verhindert hat, so liegt doch glücklicherweise das Hauptresultat seiner Mission bereits vor uns in der Form eines zweibändigen Albums und zweier Bände Text: La sculpture à l'époque de Han (1913) und La sculpture boudhique (1915).

Die Mission Segalen, als Ergänzung und Erweiterung der Forschungen Chavannes' gedacht, besuchte vorwiegend jene Gegenden Chinas, welche von der Expedition 1907 nicht berührt worden waren. Ein hochinteressanter Fund wurde im Westen von Si-nang-fu (Provinz Shan-si) am Fuße des Grabhügels des Ho Ch'üping (gestorben 117 vor Christus) gemacht. Aus einem Block von Granit ist ein lebensgroßes Pferd geformt, das mit seinen Hufen einen am Boden liegenden Barbaren zertrampelt.

Dieses Meisterwerk, das in symbolischer Form die Siege des berühmten Generals in Zentralasien verherrlicht, ist in Stil, Technik und auch in dem behandelten Sujet gänzlich verschieden von den Plastiken der späteren Dynastieen. Von ähnlicher lebendiger Kraft zeugt auch die Sculptur der Stelen in den Grab-(Geister-)Alleen der westlichen Han-Dynastie. Diese Jagd- und Kriegsszenen, voll von lebhafter Bewegung zeigen einen ganz anderen Charakter, wie die gleichaltrigen Werke in Shantung mit ihrem ruhigen Flachrelief. Wie groß die wissenschaftliche Ausbeute der Mission Segalen war, zeigt die große Anzahl der mitgebrachten Platten (etwa 1000 Clichés), die sowohl Grab- wie buddhistische Skulptur aus Shan-si, Se-tsch'uan und der Umgebung von Nanking umfassen.

Band II des Bulletin, Zentralasien und Tibet gewidmet, enthält die Missionen Pelliot und Bacot. Das Land der Forschungen Pelliot's ist Chinesisch-Turkestan. Derselbe Boden, aus dem auch die russische Expedition (Klementz), die englische (Sir Aurel Stein), die deutsche (Grünwedel und Le Coq) und zuletzt die Japaner (Otani, Tachibana) geschöpft haben. Es war der große Verbindungsweg zwischen Vorderasien und dem fernen Osten, auf welchem im Beginn unserer Zeitrechnung die Seide nach dem Westen wanderte und wenige Jahrhunderte später der indische Buddhismus seinen Siegeszug nach China, Korea und Japan antrat. Der trockene Sand Turkestans hat Manuskripte, Bilder auf Seide, Papier und Fresken in wunderbarer Weise konserviert, die in dem feuchten Klima Indiens längst zu Grunde gegangen sind. Die Entdeckung eines eingemauerten Magazins in den Grotten der 1000 Buddhas in Tun-huang, im äußersten Westen der chinesischen Provinz Kan-su, gab der Welt eine Sammlung buddhistischer Kunst einzig in ihrer Art, deren Stücke sich vom 6. bis zum 11. Jahrhundert erstrecken. Ein Teil der Bilder und Skulpturen zeigt deutlich hellenistischen Einfluß (Gandhara), ein anderer mehr lokalen Stil, während ein Bruchteil als rein chinesisch angesprochen werden kann. Interessant ist die Beeinflussung und Veränderung vieler Skulpturen durch den kriegerischen Charakter Turkestans und vielleicht auch durch die tantrische Auffassung des Buddhismus in dem nahen Tibet. Für alle Einzelheiten muß ich auf den eingehenden Katalog der Skulpturen und Bilder verweisen.

Die Mission J. Bacot nach Tibet (1907—1909) brachte vorwiegend religiöse Bilder, beschrieben von J. Hackin. Außer den orthodoxen indischen Vorbildern sieht man — dem fanatisch-religiösen Charakter der Bevölkerung



entsprechend — die fremdartigsten und wildesten Göttergestalten, umgeben von Magiern, Zauberern, Dämonen und Schülern. Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet erscheinen mir viele der Bilder etwas überladen. Auch hier muß ich den Leser auf den Katalog im Original Hackin's verweisen, der auch in den Mémoires concernant l'Asie orientale tome II. Paris 1916 einen sehr interessanten Aufsatz über die tibetanische Ikonographie des Buddhismus geschrieben hat.

Die beiden Bände des Bulletin bringen sehr viel hochinteressantes und ganz neues Material zur Kunstgeschichte Ostasiens und wir können diese neue Veröffentlichung des Musée Guimet nur mit Dank begrüßen.

Kühnel, Ernst, und Hermann Goetz: Indische Buchmalereien aus dem Jahāngīr-Album der Staatsbibliothek zu Berlin: Scarabaeus-Verlag 1924. (XI, 63 S. mit 43 Lichtdrucktaf.) 4° = Buchkunst des Orients Bd. 2. Bespr. von T. W. Arnold, London.

Die Regierung des Kaisers Jahāngīr bedeutet eine besondere Phase in der Entwicklung der indischen Malerei, und manche Kritiker sind sogar der Ansicht, daß die Leistungen der Moghul-Schule ihren Gipfel während dieser Periode erreichten. Es ist unter seiner Regierung, daß jene prachtvolle Reihe von Porträts beginnt, welche so viel Licht auf die Geschichte Indiens während des 17. Jahrhunderts wirft, und so scharf umrissen die Persönlichkeit der Fürsten und derjenigen Adligen enthüllt, die unter der Regierung Jahāngīrs und seiner unmittelbaren Nachfolger die Hauptrollen im politischen Leben spielten. Aber die Maler leisteten nicht nur Außerordentliches im Porträtieren, ihre Illustrationen von Gedichten und Epen zeigen eine Technik, welche derjenigen der Maler aus Akbars Regierungszeit weit überlegen ist; ihre Kompositionen sind weniger überfüllt und in der Farbengebung harmonischer; ihre Bilder tragen den Stempel ausgesprochener Individualität, sie sind nicht länger das gemeinsame Werk mehrerer Mitglieder des kaiserlichen Ateliers, wie es bei so vielen Bildern der Zeit Akbars der Fall ist. Wie bewunderungswürdig ihr Schaffen war, haben verschiedene neue Veröffentlichungen gezeigt, so besonders die Reproduktionen der Wantage Collection im India-Museum, London, aus welchen hervorgeht, welches besondere Studium diese Künstlerschule verdient. Die vorliegende Monographie, dem Jahāngīr-Album in der Berliner Staatsbibliothek gewidmet, ist ein wertvoller Beitrag zu solcher Arbeit und überragt an Gründlichkeit und Schönheit der Ausstattung alle früheren Veröffentlichungen über diese Periode der indischen Kunst. Bei der Schwierigkeit, für viele indische Bilder genaue Daten zu bestimmen, ist es von großem Werte, wenn man seine besondere Aufmerksamkeit der künstlerischen Tätigkeit einer Periode widmet, wo keine solche chronologische Unsicherheit besteht, und Dr. Kühnel und Dr. Goetz haben eine Methode angewandt, welche mit großem Vorteil auch bei künftigen Veröffentlichungen über die indische Malerei der mohammedanischen Zeit benuzt werden mag. Besonders wertvoll ist die ausführliche historische Untersuchung, die Dr. Goetz der Entstehungszeit dieses Albums und der Identifikation der historischen Persönlichkeiten gewidmet hat, deren Porträts in dem Bande vorkommen. Seine historischen Untersuchungen über indische Malerei haben schon in einigen seiner vorhergehenden Publikationen das Studium dieser bisher wenig bekannten Kunstperiode in neue Bahnen gelenkt, und auch hier hat er, indem er ähnliche Wege verfolgte, eine fesselnde und interessante Darstellung geschaffen, die sich auf den Memoiren Jahāngīrs und anderen biographischen Quellen aufbaut. Ebenso hat Dr. Kühnel mit seiner Untersuchung der europäischen Vorlagen, die einigen Sujets der Bilder in diesem Album zugrunde liegen, Neuland betreten. Daß die Moghul-Maler bei ihrer Arbeit oft europäische Drucke oder Zeichnungen vor sich hatten, ist seit langem erkannt worden, aber niemand ist es bisher gelungen, genau die Quellen zu bestimmen, woher sie diese nahmen. Dr. Kühnel hat mit großem Scharfsinn die Beziehungen zu den Holzschnitten aufgezeigt, welche um 1600 zu Antwerpen hergestellt wurden, und im Besonderen den Einfluß Albrecht Dürers in einer Reihe von Fällen nachgewiesen. Die Illustrationen sind außerordentlich schön und gehören zu den bisher bestgelungenen farbigen Reproduktionen indischer Bilder.

Coedès, George: Bronzes Khmèrs. Étude basée sur des documents recueillis par M. P. Lefèvre-Pontalis dans les collections publiques et privées de Bangkok et sur les pièces conservées au Palais royal de Phnom Penh au Musée du Cambodge et au Musée de l'École française d'Extrême Orient. Brüssel: G. van Oest & Cie. 1923. (63 S. Text u. 51 Tafeln). 4° = Ars asiatica V. Bespr. von Heinrich Stönner, Berlin.

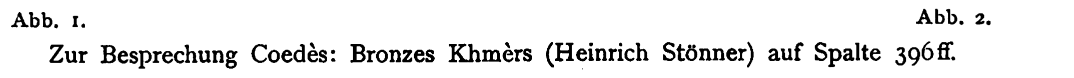
Das alte Khmerreich, das heutige Kambodja, das aber früher noch weit über seine heutigen Grenzen seine Kultur vorschickte, hat uns aus seiner Blütezeit unter vorderindischen Herrschern eine Unzahl von Denkmälern hinterlassen. Das ganze Land ist bedeckt mit den Ruinen von Tempeln und Palästen und überall hat die religiöse Kunst dem rein Dekorativen der Ausschmückung das Figurative beigefügt. Nicht nur verstanden es die indischen Bau-



Abb. 1.



Abb. 2.



Zur Besprechung Coedès: Bronzes Khmèrs (Heinrich Stönner) auf Spalte 396ff.

meister nach groß angelegten Grundrissen prächtige Bauwerke zu errichten, sondern die indischen Bildner bedeckten auch die Wände der Hallen und Säulengänge, die Portale usw. mit den wunderbaren Geschichten der Brahmanischen Götterwelt in Stein. Hier steht wohl an erster Stelle der nicht mehr fertig gewordene Tempel von Angkor in der Nähe des großen Binnensees von Hinterindien. Hier hat die Reliefkunst Bilder von Göttern und Menschen geschaffen, die in ihrer glänzenden Darstellung uns zur Bewunderung nötigen. Aber auch die Freiplastik in Stein und Bronze fand den ihr gebührenden Platz bei diesem hochstehenden Kulturvolke. Nicht im einzelnen, sondern in seiner Gesamtheit müssen wir diese Kunst betrachten, um sie voll auf uns einwirken zu lassen, damit wir sie auch voll auswerten können. Es ist falsch, an eine so fremdartige Kunst, wie es die Kambodjanische trotz ihrer südindischen Vorbilder ist, mit dem Standpunkt des Europäers, der an klassischer Kunst groß geworden ist, heranzutreten, wie dieses de La Jonquière in seinen Veröffentlichungen immer und immer wieder tut. Man soll im Gegenteil versuchen, sich in sie hineinzuleben. Dieses kann man nur, wenn man sich liebevoll in die Geschichte, die Literatur und vor allem in die religiösen Anschauungen dieser Völker versenkt. Man muß wissen, was die Darstellungen bedeuten, was sie uns vor Augen bringen sollen. Nur so kann man dieser und anderer uns ferner liegenden Kunst beikommen, nur so aber auch ihr gerecht werden. Deshalb ist auch das vorliegende archäologische Buch, das nur einen Teil, nämlich Bronzebilder, der Kambodjanischen religiösen Kunst vorführt, so besonders zu begrüßen. In seinen kurzen Erklärungen gibt es auch dem, dem es nicht vergönnt ist, eingehende Studien zu machen, doch die Möglichkeit sich diese Welt zu erklären und dem Geiste dieses Volkes näher zu treten.

Das uns vorliegende Werk, dessen prächtige Ausstattung wir vorweg rühmend hervorheben wollen, gibt in 51 Tafeln eine Zusammenstellung der Kambodjanischen Bronzetechnik, die schon in den Rezepten für die Gußmischungen, die der Verfasser in der Einleitung näher bespricht, eine große Verschiedenheit zeigt. Auch Gold spielt hierbei eine Rolle und zwar keine unwesentliche. In der Einleitung geht der Verf. ferner auf weitere Allgemeinheiten ein. Er beleuchtet das bisher veröffentlichte Material historisch und kritisch, wobei auch auf die Provenienz des Materials eingegangen wird. Der betrübliche Schlußsatz lautet: On peut donc dire que d'une façon générale le lieu d'origine d'un bronze Khmèr est inconnu. Hieran schließen sich Bemerkungen über vorhandene Sammlungen, öffentliche und private, denen das Material des Buches entnommen ist, ferner über die dargestellten Figuren, über das Gußmaterial, von dem wir schon oben sprachen. Dieses letzte Kapitel wird etwas weitläufiger behandelt, da die Bronzetechnik Siams und Kambodjas eine sehr vielseitige ist. Über den Stil bemerkt der Verf., daß wer ein Dutzend Kambodjanischer Bronzen sich genauer angesehen hat, ohne große Mühe in der Folge andre Kambodjanische Bronzen erkennen kann. Das ist ohne weiteres zuzugestehen. Bestimmte Teile des Gesichtes wie die plattgedrückte Nase, die wulstigen Lippen, ferner die konische Tiara und anderes mehr geben der ganzen Bronzekunst etwas Gemeinsames, das sich dem Beschauer schnell einprägt. Anders mit der Steinkunst. Hier ist die Arbeit stellenweise hervorragend und die Statuen mit ihren zum Teil strengen archaischen Formen nötigen uns zur Bewunderung. Über das Alter der Bronzen wird gesagt, daß es sehr schwer bestimmbar ist, und der Verf. gibt daher nur die Grenzen nach unten und oben an. Die Bestimmung der vorgestellten Götter ist manchmal ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft, wie weiter unten zu dem Absatz über Buddha-Viṣṇu gezeigt werden wird, und daher haben auch diese Bronzen, wie der Verf. in einem besonderen Absatz bemerkt, ein großes Interesse für die ganze Archäologie Hinterindiens, soweit der vorderindische Geist reichte. Hier mag auch auf Java hingewiesen werden.

Der nun folgende Hauptteil des Werkes zerfällt in drei Kapitel. Brahmanische Gottheiten, Buddhistische Bilder und verschiedene Gegenstände. Taf. 1, vor dem eigentlichen Text besprochen, zeigt uns einen bärtigen Kopf in zwei Abbildungen: Śiva als Brahmane und den Kopf einer unbekannten Gottheit. Die folgenden Tafeln gaben Brahmā und Sarasvatī: Taf. 2; Viṣṇu u. Lakṣmī: Taf. 3—7. Śiva und Durgā 8—14 (und 51) Gaṇeśa 15, Indra 16, niedere Gottheiten 17 u. 19. Im 2. Teil Buddha: Taf. 20—24, Bodhisattva's: 25—29, Hevajra 30 u. 31, Bodhisattva mit Figurenschmuck (Kleider und Schmuck mit kleinen Gottheiten bedeckt): 32 und 33; Prajñaparāmitā: 34 und 35 und Objets divers 36—46. Die letzten Tafeln bieten andere Stücke. Taf. 47 zwei Torsi von Bodhisattvastatuen, die auf der malaiischen Halbinsel aufgefunden worden sind. Taf. 48 und 49 Statuen aus Sukhodaya in Alt-Siam. Taf. 50 Weihpasten aus Metall und gebranntem Lehm und endlich Taf. 51, die erst nachträglich hinzugefügt worden ist, zeigt drei Stücke aus der Sammlung Lefèvre-Pontalis, zwei Śiva's und einen Viśvakarman (Baumeister der Götter).



Noch ein Wort über die „Objets divers". Darunter sind zu verstehen: Muscheln für Weihwasser, Glocken, Glockenstiele mit figürlichen Darstellungen, ein Lichterträger, ein sehr hübsches Stück, das auch den Umschlagtitel des Werkes ziert, Leuchter. Hier haben auch die Darstellungen des Garuḍa und des Garuḍa mit Viṣṇu ihren Platz gefunden sowie einige andere Gegenstände wie Schellen, Tierfiguren, ein Dreifuß und zwei Siegel.

Zwei Punkte sind es nun, auf die ich noch näher eingehen möchte. Der eine ist die Stellung: Sitzen „à la javanaise" und der zweite: die auf einem Nāga (Schlange) sitzenden Figuren in meditierender Haltung.

Das Sitzen à la javanaise, so genannt nach den Beispielen dieser Art auf den javanischen Reliefs z. B. von Bårå-Budur, ist folgendermaßen. Der Fürst oder der Gott sitzt auf einem niedrigen Throne, das rechte oder linke Bein ist mit dem Knie, das auf dem Throne aufliegt, nach außen gebogen und eingeschlagen, so daß der Fuß den Körper berührt. Das andere Bein ist aufgestützt. Die eine Hand liegt gewöhnlich auf dem eingeschlagenen Knie, die andere auf dem aufgestützten Knie: Taf. XVI, 1 und 3: Indra; Taf. XVII 1, 2, 3: Viśvakarman; Taf. XVIII 1 und 2: Indra und Viśvakarman; Taf. LI Viśvakarman sind zu dieser Betrachtung beizuziehen. Bei Taf. XVI, 1 gibt der Verf. als eines Attribut eine Schlinge (lacet) oder einen Rosenkranz, bei XVII, 1 einen Rosenkranz oder Strick (corde) bei No. 2 einen Strick (une corde?) an. Bei den anderen ist nichts angegeben oder gesagt, daß das Attribut nicht erkennbar ist. Nun besitzt das M. f. V. in Berlin eine prachtvolle Bronze eben in dieser Stellung aus Siam (Slg. Stönner) die, wie aus der Abb. 1 hervorgeht, ebenfalls eine Schlinge oder sagen wir besser Schleife in der einen Hand hält. Man vergleiche nun hierzu die à la javanaise sitzenden Götter (Indra) und Fürsten auf den Reliefs von Bårå-Buḍur, die uns ja jetzt in der glänzenden Ausgabe von Krom zugänglich gemacht worden sind[1]. Auch hier tritt die Schleife auf, aber sie setzt sich fort in dem Stützband, das um den Rücken und das hochgestellte Knie geschlungen ist. Tatsächlich ist es eine Unmöglichkeit, längere Zeit à la javanaise ohne Hilfsmittel zu sitzen. Das Sitzband aber beugte, wie ohne weiteres ersichtlich ist, einer Ermüdung des ganzen Körpers wie des Knies vor. Auf den vorhandenen Bronzen aber, die den Rest des Bandes als Schleife zeigen, ist das Band selbst nicht mehr erhalten.

Die Abb. 1 zeigt uns die sitzende königliche Figur, wahrscheinlich Indra, den Götterfürsten. Diese Bronze ist mit großer Sorgfalt gearbeitet. Ihre Höhe beträgt 35 cm. Die Provenienz ist unbekannt, doch möchte ich sie nach Ayuthya tun. Sie älter einzuschätzen ist nach ihrem Stil in der ganzen Ausführung kaum angängig.

Was nun den zweiten Punkt anlangt, so ist er ungleich schwieriger zu erklären. Es handelt sich um eine häufig vorkommende Darstellung: sitzende Figur in meditierender Stellung, die auf den Windungen einer Schlange ruht, deren vielfacher Kopf sich hinter dem Rücken erhebt und die Figur beschattet. Also die bekannte Stellung Buddhas in Meditation, der vom Schlangenkönig Mucilinda vor Regen, Sonne und Staub behütet wird. Nun kommen aber an dieser Figur Besonderheiten vor, welche diese einfache Lösung nicht ohne weiteres zulassen. So wirft der Verfasser die Frage auf: Stellen alle diese Figuren den Buddha vor, oder ist ein Teil davon für Viṣṇu in Anspruch zu nehmen? Was sind nun diese Besonderheiten? Der Verfasser zählt uns dreierlei auf: Die Nacktheit des Oberkörpers, das Fehlen der Urṇā und das Vorhandensein von königlichem Schmuck und Kleidung. (Abb. 2). Nicht alles Dreies ist immer zusammen vorhanden. Das Fehlen der Urṇā erledigt sich, da sie sehr häufig, ja, wie der Verfasser sagt, fast immer fehlt. Zu Punkt eins, Nacktheit des Oberkörpers, möchte ich noch folgendes bemerken. Die religiöse Kunst Kambodjas greift, wie auch anderswo, bei der Darstellung ihrer Götter auf die eigenen Sitten zurück, und die Nacktheit des Oberkörpers war im alten Kambodja und auch noch beinahe bis zu unserer Zeit Hofsitte. Es liegt also eine Hinterindien eigentümliche Umformung vor, indem man diese Nacktheit des Oberkörpers, die zuerst auf die brahmanischen Götter und auch Göttinnen übertragen worden war, später auch auf die aus Vorderindien kommenden Buddhatypen übertrug. Man möge hier wie auch bei dem letzten Punkt der Besonderheiten die siamesische Tradition heranziehen, die in unzähligen Repliken die verschiedenen Stellungen Buddhas gibt. Wir kommen nun zu dem dritten Punkt. Wenn der Oberkörper nackt ist, so ist er sehr oft mit reichem Schmuck versehen, der teilweise so gestaltet ist, daß er die Nacktheit des Oberkörpers nicht hervortreten läßt, zumal wenn noch der Rücken des Buddha einen Mantel trägt, der sich oftmals dem Körper nicht organisch anfügt. Es ist dies auch wieder ein Zwischentypus, wie sie in großer Zahl sich

1) Nebenbei gesagt, besitzt das Museum f. Völkerkunde kein Exemplar (nur die Staatsbibliothek hat eines geschenkt erhalten), und der überhohe Preis, 400 fl., macht eine Anschaffung dieses für die ganze Archäologie des Ostens wichtigen Werkes aussichtslos.

vorfinden. Auch der Typus stehende Figur mit erhobenen beiden Händen (Zurückweisung des Meeres), vollständiger Kleidung und königlichem Schmuck, sogar mit Schnabelschuhen angetan, gehört hierher und andre mehr. (Siamesische Typen.) Die Erklärung des Verfassers von der Auffassung das Buddha als des Königs der Könige ist ohne weiteres verständlich.

Es bleibt nun noch ein Punkt zu besprechen, der vom Verfasser nicht weiter erörtert wird. Wie Fig. 2 zeigt, liegt in den aufeinandergelegten Händen ein kleiner runder Gegenstand. Die Figur des meditierenden Buddhas hat in der herkömmlichen Tradition nie etwas in Händen, wenigstens nicht in der südlichen Kirche. Nach meinem Dafürhalten ist es eine Lotusblume. Diese finden wir auch in den Händen einer Steinstatue des Viṣṇu aus Java (Berl. Mus.), so daß es nicht angängig ist, so ohne Weiteres die Frage zu entscheiden. Vielleicht wird dies einmal an andrer Stelle möglich gemacht werden. Ich verweise auch auf meinen Artikel „Leuba“ im vorigen Heft.

Seidenstücker, Dr. Karl: **Handbuch der Pāli-Sprache.** (Elementargrammatik, Texte, Glossar). 2. Teil, Pāli-Texte. Leipzig: O. Harrassowitz 1923. (VIII, 104 S.). gr. 8°. Rm. 8.—. Bespr. von F. Weller, Leipzig.

Hauptabsicht des Herausgebers dieser Pālichrestomathie war es wohl, dem Lernenden eine Auswahl von Sprachproben aus den verschiedenen Teilen des Pālikanon vorzuführen. Soweit der beschränkte Raum von nicht ganz sieben Bogen das zuließ, kann diese Aufgabe wohl als gelöst betrachtet werden. Die Auswahl beschränkt sich auf Auszüge aus dem Tipiṭaka, wobei das Hauptgewicht auf Texte lehrhaften Inhalts gelegt ist. Das Büchlein eignet sich gut für Vorlesungszwecke und auch zum Selbststudium, sobald das Glossar erschienen sein wird. Nur ist zu wünschen, daß bei einer Neuausgabe äußere Verhältnisse die Ausstattung und Beseitigung von Druckfehlern nicht wieder behindern.

Deutsches Jahrbuch für Niederländisch-Indien. Weltevreden: O. Winkler, Dt. Buchh. (XXIX, 351 S.) kl. 8°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Das vorliegende Buch kann jedem Deutschen in Nied.-Indien, vor allem aber Allen denen, die dorthin reisen wollen, nur bestens empfohlen werden. Es bringt alles Wissenswerte, ob man nun in der Stadt oder im Dschungel wohnt, in reichstem Maße. Der Inhalt läßt sich bei einer kurzen Anzeige wie hier nur andeuten. Neben Post, Telegraph und Verwaltung finden wir Kirche, Photographie (sehr gut) und astronomische und geographische Notizen, neben Eingeborenen-Kalender, einem Aufsatz über Land und Leute von Dr. F. A. Schöppel und einem anderen über den ersten Deutschen in Indien stehen gesundheitliche und juristische Erläuterungen usw. Erfreulich aber ist das tiefe kerndeutsche Gefühl, das sich in einigen wenigen eingestreuten Gedichten moderner deutscher Dichter kund gibt. Das Buch könnte kaum besser zusammengestellt sein. Ein Mangel: der Pappband paßt nicht für ein Nachschlagebuch und wenn es auch nur für ein Jahr benutzt werden soll.

Laufer, Berthold: **Sino-Iranica.** Chinese Contributions to the History of Civilization in Ancient Iran. Chicago: Field Museum of Natural History 1919. (IV, S. 185—630 S.) gr. 8° = Field Museum of Natural History, Publication 201. Anthropological Series. Vol. XV, Nr. 3. Bespr. von Fr. Weller, Leipzig.

Das vorliegende Buch ist eine gewaltige Arbeitsleistung. Zäher Fleiß, tüchtiges Können und umfassende Stoffbeherrschung haben sich hier vereint. Das Buch wird eine Fundamentalarbeit für die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Reiche der Mitte und Iran bleiben umso mehr, als Laufer die Untersuchung nicht auf das eigentliche China beschränkt hat, sondern auch die Mandschurei, Mongolei, Tibet, Indien und das malaiische Gebiet einbezieht. Überall sprengt das Werk die Grenzen, die man ihm zunächst gesteckt glaubt.

Ausgangspunkt und Hauptteil des Werkes ist eine Untersuchung der Kulturpflanzen, die aus iranischen Ländern nach China gekommen sind, wobei die Geschichte dieser Kulturpflanzen auch durch die Untersuchung der einheimischen wilden Spezies nach Möglichkeit gesichert wird. Als erstes wichtiges Ergebnis stellt es sich Laufer heraus, daß nur zwei Pflanzen ihre Einführung dem General Chang K'ien verdanken, die Luzerne (Medicago sativa) und der Weinstock. Alle übrigen Kulturpflanzen sind entgegen bisheriger Annahme später eingeführt. So sorgfältig Laufer auch vorgeht, kann der restlose Beweis doch so lange nicht als erbracht gelten, als nicht der Stammbaum aufgestellt ist, nach dem sich die Legende entwickelt hat, die Chang K'ien zum Bringer so ziemlich der meisten Kulturpflanzen stempelt. Weiterhin behandelt Laufer die Pistazie, Walnuß, den Granatapfel, Sesam und Flachs, Koriander, Gurke, Schnittlauch, Zwiebel und Schalotte, Erbse und Bohne, Safran und Kurkuma, Saflor, Jasmin Henna, Balsampappel, Manna, Asa foetida, Galbanum, Gallapfel, Indigo, Reis, Pfeffer, Zucker, Senf, Kümmel, Dattelpalme, Spinat, Zuckerrübe und Lattich, Rizinus, Mandel, Feige, Olive, Cassia fistula, Johannisbrotbaum, Narzisse, Balsam-

staude, Wassermelone, Bockshornklee, Brechwurz, Möhre, eine Reihe Spezereien (Nardenöl, Storax, Myrrhe usw.). Daran schließt sich eine Untersuchung des Begriffes Po-se, in der gezeigt wird, daß hinter diesem Begriff nicht nur Persien, sondern auch ein malaiisches Gebiet zu suchen ist. Dieser Abschnitt entspricht nach Osten hin dem Kapitel über die Sprache von Fu-lin, das auf eine Form *Frim zurückgeführt wird, in der Laufer eine im heutigen russischen Rim noch weiterlebende Bezeichnung von Rom erkennt. Nach kürzeren Notizen über die Sprache dieses Po-se handelt Laufer über die Produkte, die aus diesem Gebiete nach China kamen: Alaun, Lack, Kampfer, Aloe, Semecarpus anacardium, Psoralea corylifolia, Ebenholz. Des weiteren werden die persischen Textile besprochen, die in chinesischen Werken namhaft gemacht werden (Brokat, Taft, Yüe-no, Wollstoffe, Asbestgewebe). Von iranischen Mineralien werden behandelt: Borax, Salmiak, Bleiglätte, Gold, Zink, Stahl, Se-se, Türkis, Smaragd, Lapis Lazuli, Bernstein, Koralle, Bezoarstein. Den Schluß dieses Teiles bildet eine Behandlung der sassanidischen Titel, die uns im chinesischen Schrifttum überkommen sind. Der nächste Abschnitt handelt über die Güter, die Iran dem chinesischen Reiche entlehnt hat: eine Bambusart, Seide, Pfirsich, Aprikose, Zimmt, Zitwerwurzel, Ingwer, Rhabarber, Tee, Paktung, Papier, Papiergeld, chinesische Lehnworte im Persischen, Walrosselfenbein, den Namen China und die Chinesen im Alexanderroman.

Appendix 1 behandelt eine Anzahl mongolischer Worte iranischen Ursprungs, App. 2 bringt eine Besprechung chinesischer Elemente im Turki, App. 3 spricht über die indischen Elemente in der Pharmakologie des Abu Mansur Muwaffaq, App. 4 über Basilikum, App. 5 schließlich bringt Nachträge zu Laufers Arbeit über die tibetischen Lehnwörter.

Eine Reihe Indices schließen das Werk ab, leider fehlt der wichtigste, der der chinesischen Zeichen in Originalschrift.

Laufer hat im Verlaufe seiner Arbeit keine Mühe gescheut, seine Ergebnisse durch geschichtliche, pflanzengeschichtliche und linguistische Beweismittel zu sichern. Doch glaube ich, daß die Aufstellungen noch mancherlei Nachprüfung im einzelnen bis zu ihrer Sicherung bedürfen werden, soweit die Linguistik als Beweismittel verwendet ist. Generell scheint es mir, als würde sprachliches Material aus viel zu verschiedener Zeit angeführt, sprachliche Gleichungen zu stützen, ohne daß die moderne Form erst auf die sprachliche Form zurückgeführt würde, die das Wort zur Zeit der Übernahme gehabt hat. Die lautliche Form eines chinesischen Lehnwortes aus mittelpersischer Zeit durch ein modernes kurdisches Wort zu stützen, ist gewagt (S. 369). Hinweise darauf, daß ein chinesisches Lehnwort seine genaueste lautliche Entsprechung in dem und dem modernen Dialekt hat, wollen nicht viel besagen, wenn beide Formen zeitlich um Jahrhunderte auseinander liegen. Die lautliche Übereinstimmung kann sekundär sein. Ich muß hier versuchen, ohne chinesische Zeichen auszukommen, wenn ich die Sache verdeutlichen will. S. 588 handelt Laufer über die Gleichung lo-lo = karālaka und meint, ka- fehle im chinesischen Worte, weil anlautendes ka- in indischen Volkssprachen öfter abfiele. In Anm. 3 wird als Beispiel Skr. kakinduka (fehlt P. und p. W.) = Uriya kendhu, Bengali kend angeführt. In Wirklichkeit fällt aber in keinem indischen mittelalterlichen Dialekte anlautendes ka- ab, sondern es schwindet das intervokalische -k- und nachträglich fließen die Vokale zusammen. Die Gleichheit im Resultat ist also nur scheinbar. Der Abfall von Silben bei chinesischen Lehnwörtern ist überhaupt nicht aus den indischen Lautgesetzen zu erklären, sondern fällt auf Konto des Chinesischen. Dabei wird das indische Material als beweisende Parallelerscheinung für ein Wort angeführt, das in einer Schreibart schon um 300 n. Chr. tabuiert worden ist. Es sei mir in diesem Zusammenhange gestattet, noch auf einige indische Wörter hinzuweisen, die Laufer behandelt. S. 304 identifiziert Laufer hun-t'o mit Skr. kundu. Es scheint mir, daß dies Wort schon rein sachlich nicht in Frage kommt, da das Harz der Boswellia thurifera nicht gerade ein „vegetable" ist. Laufer hat zwar recht, daß ein Wort *hunda oder *gunda im Skr. nicht belegt ist, aber in Webers Indischen Studien, XV, 219 findet sich hunda, für das das p. W. nach l. c. Anm. 4 die Bedeutung „Ähre" ansetzt. Ich möchte doch dafür halten, daß dies Wort im chinesischen Lehnwort zu suchen sei. S. 335 und Anm. 4 meint Laufer, das chinesische p'i-schi-scha sei eine Wiedergabe von Skr. viśeṣa, die so zustande gekommen sei, daß aus dem im Bowermanuskript belegten jātiviśeṣa, das eine spezifische Eigenschaft einer Pflanze bedeute (Laufer verweist auf jāti = Jasminium grandiflorum) nur viśeṣa als Name der Pflanze übrig geblieben sei. Ich glaube, daß das hinfällig ist. Es heißt nämlich an der betreffenden Stelle im Bowerms. (II, 70, 950/957): athātaḥ śilājatukalpaṃ vyākhyāsyāmaḥ . . . jātiviśeṣaṃ savidhiṃ tasya vakṣyāmi. Es dreht sich also überhaupt um keine Pflanze, sondern um Bitumen.

Ferner reicht es zum mindesten nicht aus, das -e des Nom. der Māgadhī zur Erklärung aller der auslautenden -e der S. 591, Abs. 2



aufgeführten tibetischen Lehnwörter anzuziehen. Kaum hierunter fällt bhan-ge (T'oung pao 1916, S. 470 Nr. 93), da das Wort im Sanskrit ein -ā Stamm ist. a-Stamm nur A. V. 2 ×. Ebensowenig sind die Verhältnisse klar bei bram-ze, einmal weil die prakritische Form bambha entspricht (der Nom. in Ardhamāgadhī heißt bambhe), also ohne anlautendes br-, (über Apabhraṃśaformen vgl. Jacobi, Bhavisattakaha, S. 192b und Sanatkumāracaritam, S. 140b), zum anderen weil eine direkte Ableitung von brāhmaṇa nicht in Frage kommt. Weiter kommt sicher nicht ma-he in Betracht (T'oung pao 1916, S. 454). Abgesehen davon, daß es im Sanskrit ein Wort mahīrṣa nicht gibt, ist der Zusammenhang von ma-he mit mahiṣa noch einiger Aufklärung bedürftig. Unsicher ist ferner die Zurückführung von bhan-de auf einen Nom. der Māgadhī, dazu ist die Etymologie des Paliwortes bhante und seiner prakritschen Entsprechung viel zu unsicher. Bleiben also neu-le und seṅ-ge. Aber auch bei diesen beiden Worten bleibt vorläufig die Frage offen, ob nicht eine mittelbare Übernahme anzunehmen ist, da noch gar nicht so sicher feststeht, wann Tibet von den Vorfahren der jetzigen tibetisch sprechenden Einwohner besiedelt worden ist.

Auch sonst sind nicht alle Angaben über das Sanskrit richtig. Einen Pflanzennamen tavakkṣīrā (S. 350) gibt es ebensowenig wie eine Pflanze adhimuktaka (S. 290). Sie heißen vielmehr tavakṣira und atimuktaka. Milchsaft einer Pflanze heißt auch nicht kṣīrā, sondern kṣīra. bhaṅga ist im Index und S. 294 wohl zu tilgen, die gewöhnliche Form steht S. 582. Zu S. 591 § 49 ist einfach zu verweisen auf Pāli kappūra, ein Lautgesetz braucht man nicht als Postulat zu erschließen, wenn es durch zahlreiche Beispiele belegbar ist.

Auch fürchte ich, daß Laufer beim Ansatz indischer Formen auf Grund chinesischer phonetischer Umschriften die tragfähige Fläche der Erkenntnismöglichkeit manchmal verläßt. Ich denke dabei an Fälle wie den S. 374 und Anm. 7. Der Ansatz einer Form *merici schwebt in der Luft. Daß die chinesische phonetische Umschrift nicht für den Ansatz derartiger Formen genügt, erhellt aus einem anderen Beispiel. S. 595 (vgl. auch T'oung pao 1916, S. 421) führt Laufer aus, daß der Eintrag des Wortes kunta im p. W. in der Bedeutung: kleines Tier, kleiner Wurm einfach auf dem tibetischen m Dzaṅs blun beruhen mag, daß die chinesische Umschrift ein Prototyp kunda voraussetze. Erstens ist das Wort kunta schon im Divyāvadāna belegt (S. 161, 24), weiterhin Avadānaśataka II, 130, 4, dann findet sich im selben Kompositum im Pāli eine Form kuntha, kunta usw. Vgl. namentlich Suttanipāta, 2. Ausg. (P.T.S.) Vers 602 und die da angegebenen Varianten. Ließen diese Formen an sich schon eine Präkritform kunda unwahrscheinlich vorkommen, so kann eine Präkritform schon deshalb nicht in Frage kommen, weil nach der Form der Eigennamen (vgl. z. B. Namen wie Vasumitra, Laufer, T'oung-pao, l. c. S. 418) der chinesischen Übersetzung ein Sanskritoriginal zu Grunde gelegen haben wird. Die Form kunda entbehrt also jeder Grundlage. Auch ist der Ansatz dieser Form in keiner Weise zwangsläufig. Man könnte ebensogut kuṇḍa oder kundha ansetzen (vgl. bes. Karlgren, Analytic Dictionary. s. Nr. 1011). Die Unsicherheit beim Ansatz derartiger lautlicher Formen auf Grund der chinesischen Umschrift erhellt z. B. recht deutlich aus den Zusammenstellungen S. 368. Während unter Nr. 2 der Auslaut des ersten chin. Wortes beim Ansatz der mittelpersischen Form erhalten bleibt, ist das unter Nr. 4 nicht der Fall.

Da ich hier keine chinesischen Zeichen zum Druck zur Verfügung habe, ist es leider nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen, eine bloße Aufzählung der Fälle aber, wo ich glaube, daß die Laufersche Identifizierung nicht fest steht, ist gänzlich zwecklos. Nur darf man sich angesichts des zuletzt Angeführten doch vielleicht fragen, ob ganz allgemein die chinesischen Lautformen, die wir rekonstruieren können, tragfähig genug sind, die Aufstellung sprachlicher Formen für die Sprachen, aus denen das Chinesische entlehnt, mit hinreichender Sicherheit vorzunehmen. Gewiß, die Erkenntnisse sind seit der Zeit, da Laufer sein Buch schrieb, weiter vorgetragen worden, es ist heute dank Karlgren möglich, für gewisse Anlautsformen zu sagen, ob sie älter oder jünger als das 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung sind. Aber wer sagt uns denn, daß alle Chinesen, die transkribierten, sich dieses einen Dialektes bedienten? Und doch ist das „Altchinesische" nach Laufers Buch eine Sprache, die von den Zeiten Chang K'iens bis in das 8. (S. 343), 10. Jahrh. (S. 378) und weiterhin (S. 363 und Anm. 2 u. 3) immer dasselbe „Altchinesisch" blieb. Und dann soll sich auf einmal das Chinesisch dialektisch so stark differenziert haben, wie es heute der Fall ist?? Das ist ein solch ungewöhnliches Faktum, daß ich dessen Wahrheit erst bewiesen sehen möchte, ehe ich an dieses „Altchinesisch" glaube. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß Laufer etwas zu viel Vertrauen in dieses Altchinesisch hat und die Möglichkeiten, die es dem Linguisten bietet.

Ich muß es hier bei diesen allgemeinen Bemerkungen sein Bewenden haben lassen. Ich erkenne selbstverständlich an, daß Laufer eine



ganze Anzahl richtiger Identifizierungen in seinem Werke gegeben hat. Doch scheint mir die Vermutung berechtigt, daß manche Gleichung noch sehr der Stütze bedarf. Ist es wirklich so sicher daß Avestisch maδu den Beerenwein bezeichnet, als das nach Bartholomäs Wörterbuch den Anschein hat (Laufer, S. 225)? Sollte sich Laufer nicht durch den Bartholomäischen Stammansatz haben blenden lassen? Ich kann vorläufig nicht finden, daß die neue Etymologie von p'u-t'ao vor der alten die größere Sicherheit voraus hat. Ich muß es, wie gesagt, bei diesen allgemeinen Bemerkungen sein Bewenden haben lassen, ohne chinesische Zeichen ist eine Einzelerörterung nicht durchführbar. So bleibt mir zum Schluß nichts weiter zu tun, als zu wiederholen, daß trotz aller Nachprüfungen, die im Einzelnen nötig sind, trotz aller Reserven, die man dem Buch im Einzelnen entgegenbringen muß, es eine hervorragende Arbeit ist und bleiben wird, die mit großer Selbständigkeit an alle Fragen herantritt. Für den wissenschaftlichen Inhalt des Ganzen können wir Laufer recht dankbar sein.

Hedin, Sven: **Tsangpo Lamas Wallfahrt.** 2. Bd.: Die Nomaden. Leipzig: F. A. Brockhaus 1923. (386 S.) 8°. Rm. 5.70; geb. 6.50. Bespr. von Fr. Weller, Leipzig.

Der zweite Band des Sven Hedinschen Romans macht bekannt mit dem Leben und Treiben der tibetischen Nomaden und dem Räubergesindel dieses Landes. Mit vieler Liebe wird das Tierleben geschildert, Murmeltiere, Wildesel, Yaks und Wildgänse werden uns in lebhafter Zeichnung vorgeführt. Aus jeder Seite des Buches spricht eine große Vertrautheit mit dem Lande Tibet, seinen Bewohnern und ihren Sitten und Gebräuchen, so daß man das Buch weiten Laienkreisen, die sich auf leichte Art einen Eindruck von diesem seltsamen Lande verschaffen wollen, warm empfehlen kann.

Holm, Frits: **My Nestorian Adventure in China.** A Popular Account of the Holm-Nestorian Expedition to Sian-Fu and Its Results. London: Hutchinson & Co. 1924. (335 S. mit 15 Abb. u. 1 Bild des Autors). gr. 8°. 18 sh. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Als ich im Winter 1907/08 in Peking weilte, war in den Gesandtschaftskreisen und im internationalen Peking-Club das aus Preßnotizen stammende Gerücht in Umlauf, ein junger dänischer Abenteurer hätte den Versuch gemacht, den berühmten Nestorianerstein in Si-an-fu durch eine an Ort und Stelle ausgeführte Kopie zu ersetzen und das Original ins Ausland zu schaffen; durch die Wachsamkeit der von protestantischen Missionaren in Kenntnis gesetzten chinesischen Behörden sei dem Manne aber ein Strich durch die Rechnung gemacht worden. Der betr. Däne ist der Verfasser des Buches. Herr Holm bemüht sich darin, den Nachweis zu erbringen, daß ihm jede unlautere Absicht ferngelegen hat, und daß die eingangs erwähnten Gerüchte von seinem zu Si-an-fu in Ungnade entlassenen chinesischen Dolmetscher Fong und ihm mißgünstig gesinnten protestantischen Missionskreisen aufgebracht worden sind. Nachdem sich bei seinem ersten Aufenthalte in Si-an-fu der Ankauf des Originales als unmöglich erwiesen habe, sei es ihm lediglich darum zu tun gewesen, durch chinesische Steinmetzen auf einem dem Original gleichen Steinmaterial eine getreue Kopie für das Metropolitan Museum of Art in New York anfertigen zu lassen.

Den größten Teil des Buches nehmen harmlose Globetrotterschilderungen vom Reisen in Innerchina ein. In den ersten 6 Kap. schildert H. seine Bootfahrt auf dem Kaiserkanal von Tientsin nach Schantung sowie die Weiterreise über Land durch Honan nach Schensi, dessen Hauptstadt Si-an-fu ist. Kap. 7 und 8 beschäftigen sich mit dem Nestorianerdenkmal, Kap. 9—12 behandeln einen Abstecher nach K'ai-fêng-fu, der Hauptstadt von Honan, Kap. 13 den zweiten Aufenthalt in Si-an-fu und Kap. 14/15 den Transport der Kopie zur Eisenbahn und an die Küste. Aus dem Schlußkapitel erfahren wir, daß die Kopie, nachdem sie acht Jahre als Leihgabe im New Yorker Metropolitan Museum of Art aufgestellt gewesen war, von einem zum Katholizismus übergetretenen Amerikaner dem Papst geschenkt worden ist, der sie dem Museum des Laterans überwiesen hat. Zwölf Abgüsse der Kopie hat H. nach Athen, Calcutta, Caracas, Kopenhagen, Madrid, Mexico City, Montreal, Yale, Paris, Rom, Berlin und Kioto geschenkt, ein dreizehnter ist für Konstantinopel bestimmt. (Der Berliner Abguß ist wohlbehalten eingetroffen und wird bei der Wiedereröffnung des Museums für Völkerkunde dort zu sehen sein).

Ein großer Aufwand ward um nichts vertan. Denn der Nestorianerstein und die damit zusammenhängenden Fragen sind schon so gründlich beschrieben und bearbeitet worden, daß eigentlich nichts mehr zu sagen bleibt. Ich meine die fleißigen Arbeiten des Jesuitenpaters Henri Havret, die 1895, 1897 und 1902 als Nr. 7, 12 und 20 der Variétés Sinologiques in Schanghai erschienen sind. Der erste Teil bringt ein Faksimile des Abklatsches der Inschrift in natürlicher Größe, wie man es sich besser gar nicht wünschen kann, und druckt die richtige Form der verstümmelten Schriftzeichen darunter ab. Der zweite Teil verbreitet sich auf 420 Seiten ausführlich über die Ent-

deckung, das Aussehen und die Bibliographie des Steines, während der dritte einen Kommentar zu der Inschrift gibt und den syrischen Text behandelt. Die prächtige photographische Wiedergabe des ganzen Steines ist so scharf, daß man die Zeichen darauf lesen kann, und übertrifft die Abbildungen in H.'s Buch beträchtlich. Die Beschaffung der Kopie ist also ganz überflüssig gewesen.

Wenn der Verf. auf die „Biographical Notes“ am Schlusse des Buches, welche eine langatmige Aufzählung seiner exotischen Orden und Ehrenzeichen enthalten (decorated in all 44 times, 1902—22!) verzichtet hätte, würde uns seine Persönlichkeit bedeutend sympathischer erscheinen. Der marktschreierische Umschlag, den der Verlag dem Buche mitzugeben für gut befunden hat, und der „His Excellency Frits Holm“ im „gown“ mit Ordenskette, drei Halsorden und sechs dicken Ordenssternen zeigt, ist eine Geschmacklosigkeit, die sich der Kammerherr Seiner Königlichen Hoheit des Grafen von Caserta hätte verbitten sollen.

Noel, Dr. P.: Petit Manuel Français-Kanourie. Préface de Maurice Delafosse. Paris: Paul Geuthner 1923. (III, 130 S.) kl. 8°. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Das Buch enthält einen Abriß der Grammatik, einige Märchen und Sprichwörter mit französischer Übersetzung ohne sprachliche Erläuterungen, und ein Vokabular Kanuri-Französisch. Die Darstellung ist für praktische Zwecke, denen die Arbeit in erster Linie dienen soll, wohl ausreichend, enges und weites e werden (weil dem Franzosen durch e und è naheliegend) unterschieden, aber nicht (wie bei v. Duisburg und Koelle) die entsprechenden o-Laute. Auch in der grammatischen Durcharbeitung und Klarheit der Darstellung, besonders in den nicht einfachen Verbalformen erreicht Noel seine beiden wichtigsten Vorgänger nicht (S. W. Koelle, Grammar of the Bornu or Kanuri Language, London 1854; A. v. Duisburg, Grundriß der Kanuri-Sprache in Bornu, Berlin 1913). Gleichwohl ist das Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis von der Sprache. Wie es scheint, gehört jede der Arbeiten einem anderen Dialekte an, was für die Lauterkenntnis nicht unwichtig ist, Koelles Kanuri stammt aus der Landschaft Gazir, deren genaue Lage mir nicht bekannt ist, Duisburgs aus Dikoa in Kamerun und Noels aus Bilma, womit doch wohl die Oase gemeint ist, die allerdings außerhalb des eigentlichen Kanurigebietes liegt, in der aber neben Tibu Kanuri wohnen. Die folgenden Beispiele (je das erste aus v. Duisburg, das zweite aus Noel) zeigen einige dialektische Abweichungen: tšam kyam Milch, kši kigi Mund, kelanži kleṅgi Skorpion, kinza kindja Nase, gemadie gmadji Hemd, kunum knem Schlaf, ṅgubul gebul Ei. Der Plural des Subst. wird bei allen dreien durch -wa gebildet.

Delafosse gibt in der Einleitung eine, soweit ich sehe, vollständige Bibliographie des Kanuri, von 1819—1920 33 Nummern umfassend, und außerdem eine Abhandlung über die Stellung der Sprache; er teilt es der Nil-Tschad-Gruppe zu, der nach ihm u. a. Kunama, Nuba, Tibu, Takli, Katla und die dazwischen liegenden Sprachen bis zum Kanuri angehören. Als gemeinsame Merkmale der Gruppe gibt er an die Mittel zur Bildung der verbalen Formen, die Personalendungen am Verb und die Stellung des direkten Objektes zwischen Subjekt und Prädikat. Er selber weist darauf hin, daß das letztere Merkmal sich nur in einem Teil der Sprachen finde, ebenso steht es mit dem zweiten, Kunama z. B. hat keine Personalendungen am Verb. Und die Objektstellung vor dem Prädikat findet sich auch im Westen, so z. B. im Mande und im Songai.

Stigand, Major C. H.: Equatoria. The Lado Enclave. London: Constable and Co. 1923. (LV, 253 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Der Verfasser dieses Buches ist ein britischer Kolonialoffizier, der sich schon früher durch mehrere Bücher afrikanistischen Inhalts — für den Ethnographen besonders interessant sein „The Land of Zinj“ — bekannt gemacht hat und der 1919 als Gouverneur der Mongalla-Provinz im Kampf gegen einen aufständischen Dinka-Stamm gefallen ist. Eine eingehende und liebevolle Darstellung des Lebenslaufs des Verfassers von Sir Reginald Wingate leitet das Buch ein. Den Inhalt des Buches bildet eine Beschreibung der sog. Lado-Enklave, jenes Teils der ehemaligen, von Emin Pascha verwalteten ägyptischen Äquatorialprovinz, der 1894 dem Kongostaat überlassen wurde, weil durch den Aufstand des Mahdi jede Verbindung mit Ägypten abgeschnitten war, und der 1909 nach dem Tode des Königs Leopold wieder an England zurückfiel. Der Verfasser beschreibt zu diesem Zweck zunächst die Enklave als Ganzes, dann in besonderen Kapiteln die einzelnen Verwaltungsbezirke in geographischer, wirtschaftlicher und ethnographischer Hinsicht. Für den Ethnographen besonders interessant sind Kapitel III, das eine allgemeine Übersicht über die Bevölkerung des Gebiets gibt, und die Kapitel XII („A general review of native ideas and customs“) und XIII („Special tribal customs“), sowie das letzte Kapitel, das von den Sprachen der En-

klave und ihren verwandtschaftlichen Beziehungen handelt. Auch in die Abschnitte über die einzelnen Distrikte sind zahlreiche ethnographische Notizen eingestreut. Alles in allem genommen stellen die völkerkundlichen Teile des Buches überhaupt nur eine Zusammenstellung vereinzelter Notizen dar, keine zusammenhängende Beschreibung, die der Verfasser auch nicht beabsichtigte. Er gibt auch den Grund an, weshalb er sich zu einer eingehenden Beschäftigung mit ethnographischen Dingen nicht habe entschließen können: der Völkerkunde fehlt nach seiner Meinung der Schlüssel, der aus der Masse zusammenhangsloser Tatsachen eine wahre Wissenschaft machen könne; er sehe daher bei diesen Forschungen kein Ziel und habe immer das ungemütliche Gefühl, im Dunkeln umherzutasten (S. 150). Trotzdem sind seine Aufzeichnungen über diese noch so wenig bekannten Stämme dem Ethnographen sehr willkommen als Ergänzungen zu den Angaben älterer Reisender.

Das Buch ist mit einer Karte der oberen Nilländer und mehreren kleineren Kartenskizzen versehen und mit einem Bilde des Verfassers geschmückt.

Berichtigung.

Die Anm. 2 auf Sp. 138 ist zu streichen. H. Bauer.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

American Anthropologist 26 1924:
2 G. B. Phillips, The Antiquity of the Use of Iron.

L'Anthropologie XXXIV 1924:
3—4 229—53 J. de Morgan, Le Monde Oriental avant l'Histoire, l'Asie Antérieure et l'Égypte. — *A. Hrdlicka, The peopling of Asia (M. B.). — *M. Reygasse, Études de Palethnologie maghrébine; *P. Pallary, Notes critiques de Préhistoire nord-africaine; *J. de Morgan, Note sur la Préhistoire de l'Afrique du Nord (M. Boule).
5 353—86 R. Verneau, Crânes d'Indiens de la Colombie. L'élément Papoua en Amérique. — *R. Bennett Bean, The two European types; *The thre anatomic types of Africa (Paul Descamps).

Archaeologischer Anzeiger 1—2 1923/4:
95—106 W. Andrae, Neue Funde aus Susa (über Mecquenem, Fouilles de Suse, Campagnes des années 1914 —1921—1922).

Archivio di Storia della Scienza II 1921/2:
1—45 E. Crivelli, Le vicende dei nomi dei metalli. 70—88 M. Vallauri, I fondamenti generali della medicina indiana. 309—331 Ders., La somatologia e l'anatomia indiana.
III (1922) haupts. Dante gewidmet. 141—149 G. Loria, Documenti relativi a l'antica matematica dei Cinesi.
IV (1923) 258—270 G. Gabrieli, Biografie e bibliografie di scienziati arabi I. Avicenna. 209—223 M. Vallauri, L'India e la storia delle scienze. 347—368 Ders., La patologia indiana. 233—240 Q. Vetter, La moltiplicazione e la divisione babilonese.
V (1924) 12—15 G. Gabrieli, Biografie e bibliografie di scienziati arabi II. Maimonide. 156—162 Ders. III. Averroè. J. Ruska, Über den gegenwärtigen Stand der Rāzī-Forschung.

The Asiatic Review XX 1924:
64 S. R. Das, A new Policy in India. — P. T. Etherton, Chinese Turkestan. — Political Notes from India. — Pandit Shyam Shankar, The Mystery of stereotyped Customs in India. — Guru Mahasai, Progress of Education in India (über *J. A. Richey, Progress of Education in India 1917—22). — W. R. Dawson, The oldest religious Book in the World (über *L. Speleers, Les Textes des Pyramides Égyptiennes I. II.). — H. Das, The Embassy of Sir William Norris, Bart., to Aurangzebe. — E. H. Parker, The Parting of the Ways; or Laocius and Confucius as rival Moralists. — St. Rice, Indian Music. — *P. Brown, Indian Painting under the Mughals (Th. Arnold). — *C. H. Tawney, Somadevas Kathā Sarit Sāgara (M. E. R. Martin). — *T. de Kleen, Mudras, the ritual Hand-Poses of the Buddha Priests and Shiva Priests (Ph. C. Coote). — *A. H. Sayce, Reminiscences (Dean of Winchester). *S. Radhakrishnan, The Philosophy of the Upaniṣads; *R. G. Milman, The Religious Mysticism of the Upanishads; *J. P. Gulraj, Sind and its Sufis; *D. J. Irani, The Divine Songs of Zarathusthra (F. R. Scatcherd).

Isis V 1923:
13 26—50 J. Ruska, Al-Bīrūnī als Quelle für das Leben und die Schriften al-Rāzī's. 51—74 C. Schoy, Original-Studien aus al-Bīrūnī's al-Qānūn al-Mas'ūdī.
14 329—338 J. Stephenson, The classification of the sciences according to Nasruddin Tusi. S. 364—399 C. Schoy, Beiträge zur arabischen Trigonometrie. 409—417 J. Ruska, Heinrich Suter (1848—1922). Mit einem Bildnisse.
Vol. VI 1924:
18 282—292 G. Gabrieli, Hunayn ibn Isḥāq. 293—305 E. J. Holmyard, Maslama al-Maqrīṭī and the Rutbatu' l-Ḥakīm. 332—360 K. (= C.) Schoy, Sonnenuhren der spätarabischen Astronomie.

Der Neue Orient VII 1923:
8 248 Pröbster, Syrische Unabhängigkeitsbestrebungen. 253 K. Krüger, Ostasiatisches Petroleum. 258 O. Mossdorf, Chinas neuer Präsident. 262 N. Marr, Die Japhetiten. 268 Kurban-Bairamfeier. 270 Grundsteinlegung der Ahmadia-Moschee in Berlin. 271 *Min-Ch'ien T. Z. Tyau, China awakened 1922; *Sven Hedin, Persien und Mesopotamien 1923; *A. M. Taraknath Das, India in world politics 1923; *Mme. J. Adam, L'Angleterre en Égypte 1922; *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu I 1923. 274—80 Orientalische Bibliographie.
9/10 281 E. Schultze, Der Sturmschritt der asiatischen Textilindustrie. 290 O. Mossdorf, Die äußere Mongolei. 294 K. Krüger, Das Konzessionswesen im islamischen Orient. 298 Mercator, Transkaukasische Wirtschaftsfragen. 302 F. Grautoff, Hochschulnachrichten für die orientalischen Studierenden: Die Leipziger Handels-Hochschulwoche. 306 *S. Guyer, Meine Tigrisfahrt; *Sven Hedin, Mount Everest 1923; *F. Nansen, Rußland und der Friede; *K. Haushofer, Japan und die Japaner 1923; *G. Reid, Der Kampf um Chinas Freiheit 1923. 309—13 Orientalische Bibliographie.

Palestine Exploration Fund 1924:
July: Annual meeting (anschaulicher Vortrag Macalisters über die bisherigen Ausgrabungsresultate am Ophel: Millo. Das Jerusalem der späteren Daviddynastie völlig verschwunden). Third quarterly Report on the excavation of the eastern hill of Jerusalem by J. Garrow Duncan, mit vorzüglichen Abbildungen (Mauer und zwei Türme des jebusitischen Jerusalem, nach den Tonscherben ca. 1600—1400 v. Chr.; auch althebräische Scherben. Be-



stätigung von Josephus, jüdisch. Krieg V 4, 1. Sonstiges aus griechisch-römischer und arabischer Zeit). On a remarkable group of cult-objects from the Ophel excavation by R. A. S. Macalister (verschiedene Abbildungen sollen den Kopfschmuck ägyptischer Götterbilder, Hathor oder Chnum, darstellen; nach dem mit vorbildlicher Vorsicht gegebenen Ausgrabungsbericht überraschen die Vermutungen über diese angeblichen Kultobjekte durch ihre Kühnheit) Model of columbarium. An alleged model of a sanctuary from the garden-tomb grounds, nach Rev. Canon Hanauer unter Zustimmung von Macalister (ein „Heiligtum der Cybele", das in Wirklichkeit ein Taubenschlag war). M. Löhr.

Philologische Wochenschrift 44 1924:

1/4 *H. Bender, The home of the Indo-Europeans (H. Helck). — *H. Schäfer, Die Religion und Kunst von El Amarna (F. W. v. Bissing). — *L. Borchardt, Gegen die Zahlenmystik an der großen Pyramide bei Gise (F. W. v. Bissing). — *T. E. Peet, Egypt and the Old Testament (A. Alt). — *The Annual of the American School of Oriental Research in Jerusalem (P. Thomsen). — A. Gudeman, Minucius Felix und Tertullian.

5/8 *O. Körner, Wie entstanden die anatomischen Kenntnisse in Ilias und Odyssee? (H. Helck). — *W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen (H. Philipp). — C. Clemen, Die Mystik nach Wesen, Entwicklung und Bedeutung (H. Leisegang). — *E. Lohmeyer, Vom göttlichen Wohlgeruch (E. Fehrle). — *K. Regling, Nordgriechische Münzen der Blütezeit (W. Schwinkowski). — T. Frank, An economic history of Rome to the end of the Republic (Th. Lenschau). — — *G. Dalman, Palästinajahrbuch (P. Thomsen). — *Th. Hopfner, Fontes historiae religionis Aegypticae II (F. W. v. Bissing). — *Claudius Ptolemaeus, Tetrabiblos, Buch 3 und 4, deutsch von M. E. Winkel (B. A. Müller).

9/13 *F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker I (W. Weber). — *F. X. J. Exler, The Form of the ancient Greek letter (F. Bilabel). — *J. Fernhout, De Martyrologi Hieronymiani fonte, quod dicitur Martyrologium Syriacum (J. Tolkiehn). — *J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock, The Cambridge ancient history I. Egypt and Babylonia to 1580 B. C. (P. Thomsen). — *O. Viedebantt, Antike Gewichtsnormen und Münzfüße (F. H. Weißbach). — *V. Weber, Gal. 2 und Apg. 15 in neuer Beleuchtung (A. Pott). — *E. Dévaud, Études d'étymologie Copte (F. W. v. Bissing). — A. Zimmermann, Herleitung der lateinischen Zahlen 1—10.

14/17 *Polybius, with an english translation by W. R. Paton; *F. Taeger, Die Archäologie des Polybios (R. Laqueur). — *F. Bilabel, Griechische Papyri; *P. Viereck, Griechische und griechisch-demotische Ostraka der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg i. E. (E. Kiessling). — *G. N. Hatzidakis, Σύντομος ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης (E. Hermann). — *A. Meillet, Les origines indoeuropéennes des metres grecs (O. Schroeder). — *H. Mattingly, Coins of the Roman empire I. Augustus to Vitellius (K. Regling). — *H. Hoffmann, Die Antike in der Geschichte des Christentums (O. Stählin). — *E. Busse, Der Wein im Kultus des Alten Testaments (F. R. Lehmann).

18/21 *Th. Wiegand, Baalbek 2. (P. Thomsen). — *L. Haefeli, Geschichte der Landschaft Samaria von 722 vor Chr. bis 67 nach Chr. (P. Thomsen). — *G. Roeder, Urkunden zur Religion des alten Ägyptens (F. W. v. Bissing). — *E. F. Weidner, Politische Dokumente aus Klein-Asien (A. Gustavs). — R. Holland, Konon f. 9 über Semiramis.

22/26 *B. Niese, Grundriss der römischen Geschichte. 5. Aufl. von E. Hohl (F. Bilabel). — *W. Schur, Die Orientpolitik des Kaisers Nero (W. Ensslin). — *F. F. Abbott, Roman politics (M. Gelzer). — *F. Flumene, Un po'più di luce sul problema genetico dei Nuraghes di Sardegna (V. Müller). — *Wägner-Baumgarten-Martens, Hellas (H. Lamer). — *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu I (A. Gustavs). — *Th. Wiegand, Milet; *J. Hülsen, Das Nymphaeum von Milet; *A. v. Gerkan, Das Stadion von Milet; der Nordmarkt und der Hafen an der Löwenbucht; *F. Krischen, Die Befestigungen von Herakleia am Latmos (P. Herrmann). — *A. Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen (A. Philipp). — *Die griechisch-ägyptische Sammlung E. v. Sieglin. I. bearbeitet von R. Pagenstecher (G. W. v. Bissing). — *G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde (F. R. Lehmann). — *Vorträge der Bibliothek Warburg (H. Leisegang).

29 *Ch. Döttling, Flexionsformen lateinischer Nomina in den griechischen Papyri und Inschriften (K. F. W. Schmidt). — *W. R. Halliday, Lectures on the History of Roman Religion (G. Wissowa). — *A. Drews, Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums (Gundel).

Rendiconditi della R. Accademia nazionale dei Lincei, Classe di scienze morali, storiche e filologione V, XXXII 1993:

11—12 189—97 A. Taramelli, Nuovi scavi sull' acropoli nuragica della Giara di Serri (in Sardinien; eine heilige Straße zwischen den beiden früher ausgegrabenen Tempeln, ein eine bronzene Blitzaxt enthaltender weiterer Tempel, eine Gießerei, ein Wohnturm; 8 Abb.). 212—6 F. Cumont, Affreschi dell' epoca romana scoperti a Ṣâliḥîyeh (Dura) sull' Eufrate (Ergebnis neuer Ausgrabungen in der von Breasted 1920 nur flüchtig gesehenen Lagerkapelle: der römische Tribun Julius Terentius erweist den heimischen Göttern Bel, Jarhibol und Aglibol, sowie den Τύχαι von Palmyra und Dura seine Verehrung; daneben eine Weihinschrift der cohors XX Palmyrenorum an den Kaiser Alexander Severus vom Jahre 239; dies die erste Nachricht von der wohl zur Sicherung der Verbindung mit dem damals besetzten Mesopotamien erfolgten Vorschiebung der römischen Reichsgrenze so weit nach Südosten). 260—81 D. Levi, Il KAIPOC attraverso la letteratura greca (innergriechische bedeutungsgeschichtliche Untersuchung bis zu Plato). G. B.

Revue des Etudes Juives LXXVII:

153 Juli-Sept. 1923: 1—11 I. Lévi, Le ravissement du Messie-enfant (Schluß zu RÉJ LXXV 118) (keine Verwandtschaft dieser Legende mit den verschiedenen Vorstellungen vom „verborgenen Messias"; dagegen Zusammenhang mit der Vorstellung vom sterbenden „Messias Sohn Josephs", in der der Zug des Sterbens aus der Geschichte eines durch den Tod an der Vollendung seiner Befreiungstat verhinderten Befreiers von Israel stammt). 12—9 I. Eitan, Utilité de l'Éthiopien pour l'exégèse et la lexicographie biblique (Berührungen zwischen dem hebräischen und dem äthiopischen Lexikon; Erklärung aus dem Äthiopischen von קט Ez. 16, 47, חתה, רגן, נתע Hi. 4, 10, הרץ Spr. 12, 27). 20—40 N. Porgès, Élie Capsali et sa chronique de Venise (bisher nur bekannt seine Chronik der Türkei, deren wirklicher Titel סדר אליהו זוטא, verfaßt 1523 und fortgeführt bis 1524; die Chronik von Venedig verfaßt 1517, erhalten aber nur bis 1515; 1. kurze Inhaltsübersicht bis Ende des 15. Jahrh.; 2. Verschlechterung der Lage der Juden in Deutschland seit dem Ende des 14. Jahrh.; Erzählungen von Bedrückungen, die der Verfasser von nach Italien Ausgewanderten gehört hat; 3. Schließung von Talmudschulen — ישיבות — in Deutschland und Begründung neuer in Italien, am berühmtesten die in Padua, an der der Vater des Verfassers studiert; ihr Vorsteher R. Juda Minz, der Lehrbetrieb, andere Lehrer; 4. der Verfassers selbst in Padua; 5. Tod des R. Juda, Wahl seines Sohnes Abraham zum Nachfolger; 6. Exkurs über Reichtum und Wohltätigkeit vieler italienischer Juden, besonders in Padua) (Forts. folgt). 41—60 M. Abraham, Le commentaire de R. Joseph Bekhor-Schor sur le Lévitique

(Einleitung zu einer geplanten Ausgabe; 1. sein Pentateuchkommentar geschätzt und verbreitet vom 13.—15. Jahrh., dann fast vergessen, bis jetzt nur Gen. Ex. sowie im Auszug Nu.- Dt. herausgegeben, die einzige Hs. von 1549 in München, Art der Textherstellung; 2. der Verfasser Nordfranzose des 12. Jahrh., gelegentlich Joseph von Orleans genannt, Frage der Identität mit dem gleichnamigen Tosaphisten (b. Isaak); seine literarische Tätigkeit besonders als Tosaphist und Kommentator; 3. Charakter seines Pentateuchkommentars im allgemeinen und 4. des Lev.-Kommentars; Register der französischen Glossen). 61—3 V. Aptowitzer, נקה dans Ex. 34, 7 et Jér. 30, 11 (die von M. Lambert RÉJ LXX 89 f. vertretene Auffassung „vernichten" bei Maimonides, b. Ǧanāḥ, Juda b. Bileam und David Kimchi). 64—7 M. Lambert, L'inscription de Guézer et les chiffres hébreux (findet teils in bisher nicht beachteten Strichen, teils in bisher anders gelesenen Zeichen die Ziffern 1—7). 67—94 J. Weill, Revue bibliographique, années 1922—1923 (1. Bücher, alphabetisch, gelegentlich mit Referaten verschiedener Autoren; 2. Zeitschriften mit Titelangaben; 3. Notes et extraits). *I. Eitan, Studies in Hebrew roots; Two unkown verbs 1923 (M. Lambert). G. B.

Scripta Universitatis atque Bibliothecae Hierosolymitanarum 1923:
E. Mittwoch, Hebräische Etymologien (5 S.) (1. עבור = „Weg" — בעבור „wegen": das biblisch nicht vorkommende Substantiv erweist sich als alt, dadurch daß es die biblische präpositionale Wendung erklärt; 2. Grundbedeutung von שְׁוָא „Mitte", daher „Halbvokal") (dasselbe auch hebräisch). G. B.

Theologische Revue XXII 1923:
11/12 221 *Ebeling, Ein babyl. Kohelet (F. Nötscher). 222 *Sellin, Mose und seine Bedeutung (Ders.).
13/14 261 *Ehrlich, Origin of Australian Beliefs (J. Engert). 262 *Dornseiff, Das Alphabet (C. Weyman). 264 *König, Sexuelle und verwandte modernste Bibeldeutungen (Chr. Schmitt). *Sachße, Die Bedeutung des Namens Israel (J. Döller). 265 *Bewer, Der Text des Buches Ezra (Ders.).
15 301 *Haas, „Das Scherflein der Witwe" (J. Engert). 303 *Eitrem-Fridrichsen, Ein christliches Amulett (J. M. Frenz). *Kroll, Beiträge zum Descensus ad inferos (Ders.).
16/17 327 *König, Theologie des Alten Testaments; Ders., Die messianischen Weissagungen (A. Schulz). 330 *Baumstark, Nichtevangelische syrische Perikopenordnungen (B. Vandenhoff).
18 360 *Perles, Analekten (J. Lippl). 361 *Kirchner, Marduk von Babylon (Ders.).
19/20 387 F. Stummer, Die hethitischen Gesetze (zu Zimmern und Hrozný). 391 *Violet, Die Apokalypsen des Esra und des Baruch (F. Haase).
XXIII 1924:
1 7 *Stummer, Sumerisch-akkadische Parallelen (S. Landersdorfer). 9 *Schaeffer, Hebrew Tribal Economy (Ders.). 15 *Rücker, Die syrische Jakobosanaphora (H. Goussen).
2/4 41. 81. 124 J. Döller, Kautzsch' Übersetzung des AT. 46 *Mc Cown, The Testament of Salomon (A. Klawek). 128 *Hempel, Gebet und Frömmigkeit (J. Döller). *Dalman, Orte und Wege Jesu (M. Meinertz).
5 165 *Kegel, Die Kultusreformation des Esra (L. Dürr). 167 *Burney, The Aramaic Origin of the fourth Gospel (F. Stummer). 169 *Haase, Apostel und Evangelisten (G. Graf).
6 206 *Dimmler, Isaias usw. (P. Heinisch). Leipoldt.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark. Jahrg. 18 (1922/23 = Luschin-Festschrift):
67—73 H. Pirchegger, Die ersten Türkeneinfälle (1396, 1415, 1418).
19 (1924):
103—125 Anton Adalbert Klein, Zur Geschichte der Türkeneinfälle in Steiermark während der Regierung Friedrichs III. W. P.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Bihlmeyer, K.: Die apostolischen Väter.
*Blavatzki, H. P.: Der Schlüssel zur Theosophie.
*Briggs, M. S.: Muhammadan Architecture in Egypt and Palestine.
*Brown, Percy: Indian Painting under the Mughals A. D. 1550 to A. D. 1750.
Cave, S.: An Introduction to the study of some Living Religions of the East.
*Dibelius, M.: An die Thessalonicher 1 u. II. An die Philipper. 2. Aufl.
Edgerton, F.: The Bhagavad Gita.
Elisséèv, S.: La Peinture contemporaine au Japon.
*Fascher, E.: Die formgeschichtliche Methode. Eine Darstellung u. Kritik. Zugleich ein Beitrag z. Geschichte d. synopt. Problems.
*Frobenius, L.: Erlebte Erdteile Bd. I, II u. III.
*Grose, S. W.: Catalogue of the Mc Clean Collection of Greek Coins. I.
*Hall, H. R.: Hieroglyphic Texts from Egyptian Stelae etc. in the British Museum VII.
*Hurgronje, C. S.: Verspreide Geschriften. V.
*Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes Bd. 9: Allg. Sprach- und Literaturwissenschaft. Orientalistik.
*Klinghardt, K.: Angora-Konstantinopel. Ringende Gewalten.
*Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1925.
Laufer, B.: T'ang. Sung, Yüan Paintings.
Lindblom, J.: Die literarische Gattung der prophetischen Literatur.
*Minerva. Jahrbuch der Gelehrten Welt.
*Montet, P.: Les Scènes de la vie privée dans les tombeaux égyptiens de l'ancien empire.
*Much, H.: Akbar, der Schatten Gottes auf Erden.
Neugebauer, R. u. J. Orendi: Handbuch der Orientalischen Teppichkunde.
*Olmstead, A. T.: History of Assyria.
*Parmentier, H.: Les Sculptures Chames au Musée de Tourane.
*Rattray, R. S.: Ashanti.
*Schmidt, C.: Pistis Sophia.
Skinner, J.: Prophecy and Religion.
Smith, J. M. Powis: The Prophets and their Times.
*Starr, L. A.: Frontier Folk of the Afghan Border and Beyond.
*Tessmann, G.: Die Bubi auf Fernando Poo.
*White, Sir H. Th.: Burma. Provincial Geographies of India. 11. Aufl. v. E. Rothacker.
*Windelband, W.: Lehrbuch d. Geschichte d. Philosophie.
*Winkler, Joh.: Die Toba-Batak auf Sumatra in gesunden und kranken Tagen.
*Wirz, P.: Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea II, 3.
*With, K.: Bildwerke Ost- und Südasiens.
*Woolner, A. C.: Asoka Text and Glossary Bd. I u. II.
*Wurz, E. u. R.: Die Entstehung der Säulenbasen des Altertums unt. Berücksichtigung verwandter Kapitelle.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchental 1.

XXVIII 7/8 **OLZ** Juli/August 1925

Alle für Professor Wreszinski bestimmten Sendungen bitten wir ab 1. August bis auf weiteres an den Verlag gehen zu lassen.

Zum Hyksos-Problem.

Von Max Pieper.

Noch vor einem Jahrzehnt waren die Hyksos für den Historiker ein völliges Rätsel, obwohl bereits damals sich das Richtige hätte ermitteln lassen.

W. M. Müller hatte als erster ausgesprochen, daß die „Hyksos"-Herrscher über ein großes vorderasiatisches Reich geherrscht haben mußten. Drastisch, aber richtig war von Müller ausgeführt worden: „Wer nicht mindestens ganz Syrien besaß, konnte so etwas wie eine Eroberung Ägyptens überhaupt nicht wagen. Palästinensische Klein-Könige waren dazu außerstande."

Aber wer hatte dies große Reich gegründet? Nur Semiten schienen in Frage zu kommen. Eine ganze Reihe von Hyksosnamen war zweifellos semitisch, aber andere wollten sich nicht semitisch erklären lassen? Man mußte annehmen, daß auch nichtsemitische Elemente unter den Hyksos sich befunden hatten. Schon längst hatte man, m. W. zuerst Hilprecht, darauf hingewiesen, daß der Name eines der Hyksoskönige, hierogl. Ḫ*l*ȝn = griech. Ἰαννάς sich in dem König Ḫajanu von Sendschirly gefunden hatte, denn daß es sich um denselben Namen handelte, konnte doch nicht zweifelhaft sein. Demnach suchte man die Hyksos in Nordsyrien; in der wunderlichen Notiz des Manethoexcerpts bei Eusebius, die Hyksos seien Φοίνικες ξένοι βασιλεῖς gewesen, schien durch einen Zufall das richtige erhalten zu sein.

Da kam zuerst die Nachricht der babylonischen Chronik von einer gewaltigen Hethitischen Völkerwanderung im 18. Jh. vor Chr. Ungefähr um dieselbe Zeit oder doch wenig später war der Hyksoseinbruch anzusetzen. Sollte beides zusammenhängen? Aber wie kamen dann die vielen semitischen Könige nach Ägypten? Die Sache wurde immer verwickelter. Da haben uns die Schätze von Boghaz-köi der Lösung so nahe gebracht, daß von einem Hyksosproblem kaum mehr gesprochen werden kann. Emil Forrer veröffentlichte in den Mitteilungen der DOG die Tatsache, daß es gerade in der Hyksoszeit ein Reich Ḫanigalbat in Nordsyrien gegeben habe, das seine Grenzen bis nach Ägypten ausgedehnt, vielleicht Ägypten unterworfen habe. Das konnten sehr wohl die Hyksos sein.

Das Entscheidende haben aber die kürzlich zu Tage gekommenen Angaben der Boghazköi-Texte über die Hebräer gebracht. Daß Ḫabiri sachlich dasselbe wie Hebräer sind, ist heute wohl allgemein anerkannt. Die Hebräer erscheinen im zweiten Jahrtausend v. Chr. mehrfach als Söldner der Hethiter. Ihre Gottheit fand Eingang in das hethitische Pantheon. Die Ḫabiri müssen unter den Hethitern eine wichtige Rolle gespielt haben. Ihre Schicksale lassen sich jetzt noch weiter zurückverfolgen. Im 3. Jahrt. sind sie in Babylonien ansässig, dann verschwinden sie dort, und tauchen erst bei den Hethitern, dann in den Amarnatafeln wieder auf.[1] Sie sind danach ein semitischer Volksstamm, der bei der großen Hethiterinvasion sich den Chetitern angeschlossen hat, und Jahrhunderte lang mit ihnen verbunden war von beiden ist im 17. Jahrh. der Vorstoß nach Ägypten unternommen worden, der zum Hyksosreich geführt hat.[2]. Vorfahren der späteren Israeliten sind damals tatsächlich in Ägypten gewesen, die Namen Jakob (in dem noch immer nicht gedeuteten Namen J'kb-hr) und Simeon erscheinen unter ihnen. Dieser Aufenthalt mag u. a. Anlaß zu den Sagen des Alten Testaments gegeben haben, wenn man auch nicht sagen kann, daß das Exodusproblem einfacher geworden ist. Die Hebräer sind in Palästina zurückgeblieben, unter der 18.—20. Dynastie erscheinen sie vielleicht als ägyptische Söldner.

Wer der Stifter des Hyksosreiches gewesen ist, ist von untergeordneter Bedeutung, wir

1) S. Burchardt, ÄZ 1912 S. 6 ff. und Art. Hyksos in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie. Zu den semitischen Namen muß auch der [illegible] gerechnet werden. Spiegelbergs s. Z. angezweifelte Lesung שכן wird richtig sein.

2) S. Burchardt, ebenda.

1) Jirku, A. O. 24. Heft 2. Aufgefallen ist mir, daß Burchardts Kanaanäische Fremdworte, die dem Verfasser sehr erwünschtes Material für die Gleichsetzung 'prwj = Hebräer geliefert hätten, gar nicht erwähnt sind.

2) S. Jirku, A. a. O.

3) Weitere Mitteilungen sind demnächst von E. Forrer zu erwarten.

müssen erwarten, ob und wie weit sich die erhaltenen Nachrichten aus späterer Zeit bestätigen werden. Das Reich hat keinen allzulangen Bestand gehabt. Die spärlich erhaltenen Denkmäler zeigen eine Mischung ägyptischer und vorderasiatischer Elemente (für die freilich schon vorher Zeugen da sind), die zu einem neuen eigenartigen Stil hätte führen können, aber nicht geführt hat. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Hyksos liegt darin, daß sie mittelbar Veranlassung gegeben haben zu den ägyptischen Eroberungen und dem großen Reich der 18. Dynastie. Es hat sich also gezeigt, daß in der langatmigen Rederei von Josephus ein Körnchen von Wahrheit enthalten ist. Aber es ist ebenso gewiß, daß der wortreiche Rhetor zufällig sich dem Richtigen genähert hat. Wir haben keinen Grund, ihn heute anders zu sehen, als ihn Ed. Norden in dem bekannten Aufsatze (Ilbergs Jahrbücher 1913) gezeigt hat.

Es scheint heute Mode zu sein, die alttestamentlichen und griechischen Nachrichten über den alten Orient, die von der vorigen Generation vielleicht mehr als nötig angezweifelt wurden, glattweg als wahr hinzustellen. So kommen heute wieder die Völkertafel der Genesis, die homerischen Epen zu ungeahnten Ehren.

Als vor 30 Jahren in Rom der lapis niger entdeckt wurde, sollte mit einem mal die Überlieferung von den römischen Königen wahr sein. So wird heute auch der alttestamentlichen Überlieferung wieder das Wort geredet. Dagegen muß einmal Verwahrung eingelegt werden. Der Gewinn der kritischen Periode unserer Wissenschaft darf nicht verloren gehen.

kan. ḫapši = „Kraft, Macht".

Von V. Christian.

In J. P. O. S. IV, 169 f. macht es Albright wahrscheinlich, daß in Knudtzon, Amarna Nr. 147, II sowie an einigen anderen Stellen der Amarna-Briefe das Ideogramm ZAG = emûḳu „Kraft, Macht" zu lesen sei. Die beigefügte, offenkundig kan. Variante *ḫa—ap—ši* glaubt er mit hb. *ḥofšî* „frei" zusammenstellen zu dürfen. Es unterliegt jedoch wohl keinem Zweifel, daß *ḫapši* ein Synonym zu *emûḳu* darstellt und daher gleichfalls „Kraft, Macht" bedeutet, zumal die übrigen semitischen Sprachen für einen derartigen Wert des St. ḫpš hinreichende Anhaltspunkte geben, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Im Arab. kommt dem St. *ḥfš* die Bedeutung „stark sein, schlagen, graben" zu; davon leiten sich ab: *ḥafaš* „(stark sein ⟩) nach einem Laufe wieder laufen (Pferd); (bei etwas stark sein ⟩) auf eine Sache Eifer verwenden"; *ḥafiš* „dem Manne die größte Liebe erweisen; (stark, viel sein ⟩) reichlich regnen (Himmel)"; ḥafaš „(viel werden ⟩) sich sammeln; sammeln; (stark sein ⟩) die Erde mit fortreißen (Strom)"; „(schlagen ⟩) entrinden, schälen" (geschieht bekanntlich, indem man die den Stamm umschließende Rinde klopft), dazu *ḥifš* „(Rinde ⟩ aus Rinde gefertigter Behälter ⟩), Gehäuse, Lade, Häuschen, Zelt; (das Abgeschälte, Abgeschabte ⟩) alte, abgenutzte Gegenstände, Lumpen, Gerümpel"; ḥafäs „(schlagen ⟩) vertreiben, verbannen; (graben ⟩) mit der Schaufel wegnehmen, (Wasser) herausholen."

Im Hebr. herrscht die Bedeutung „graben" vor; *ḥpś* „(graben ⟩) erforschen" (vgl. nhb. „nachspüren," j. a. *ḥps* „graben"); Pi: „suchen".

Im Ass. gehört hierher *epêšu* in seinen mannigfaltigen Bedeutungen (bisher gewöhnlich zu hb. *ḥāšab* „rechnen" gestellt; s. Ges. Buhl, s. v.) a) „(stark sein ⟩) in seine Gewalt (Besitz) bekommen, unterwerfen, sich dienstbar machen" (II/1, Delitzsch, HWB 116. b); „(Gewalt über einen bekommen ⟩) behexen (HWB 119. a), Zeremonien verrichten"; (stark sein ⟩ sich mühen ⟩) machen, tun" [zu der Abschwächung der Bedeutung „sich mühen" zu „machen" vgl. ar. *ǧabr* „Gewalt, Zwang", *ǧabar* „den gebrochenen Knochen (mit Gewalt) einrichten; nötigen"; hb. *gābar* „stark sein, siegen"; äth. *gabra* „sich mühen, machen"; ferner hb. *ʿāmal* „sich abmühen"; ar. ʿamil „Mühe auf etwas verwenden, arbeiten, tun"; hb. pāʿal „(sich mühen ⟩), machen tun" (Grundbedeutung der Wurzel *pʿ* ist „keuchen, sich mühen; keuchen machen ⟩ bedrücken, stark sein)"; dazu vielleicht ass. *pʿl* „beherrschen"; III II 1 „unterdrücken" (HWB 514 a), das mit dem verwandten St. bʿl „stark, Herr sein" zu wechseln scheint.] b) „(schlagen, graben ⟩), erforschen", daher *eppišu*, *itpešu* „sinnend, klug" (HWB 119, b).

Israel in Ägypten?

Von P. Jensen.

Die israelitische Überlieferung berichtet von einer Auswanderung der Kinder Israel aus Ägypten vor ihrer Einwanderung in Palästina. Wenn auch bisher ägyptische oder irgend welche andere Urkunden keinerlei Bestätigung dafür geboten haben, so ist man doch nicht abgeneigt, in dieser Überlieferung einen geschichtlichen Kern zu suchen. Nun ist die Auswanderung aus einem Fremdlande in der Moses-Sage an sich etwas, das jedenfalls auch der Sage angehört. Denn die Moses-Sage ist eine israelitische Gilgamesch-Sage und als solche eine Parallelsage auch zu der Josua-Sage und zu der Jakob-Sage (s. mein *Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur* — im Folgenden als GEW

zitiert — S. 125 ff., 159 ff., 225 ff.). Jakob aber wandert an derselben Stelle seiner Sage aus dem nicht-israelitischen Haran aus und der alten Heimat zu, an der Moses aus Ägypten auszieht (GEW S. 241 ff.); und die Josua-Sage ist ja ebenso wie die Moses-Sage eine Einwanderungssage und berichtet ebenso von einer Auswanderung aus ursprünglich und auch später nicht-israelitischem Gebiet vor der Überschreitung des gestauten Jordan, wie die Moses-Sage von einer Auswanderung aus nicht-israelitischem Gebiet vor der Überschreitung des gestauten Schilfmeers, und zwar an der entsprechenden Stelle der Sage (GEW S. 159 ff.). Und die Auswanderungen mit Nachfolgendem gehn in allen drei Sagen auf das gleiche sagenhafte Ereignis zurück, auf die glücklich verlaufende Fahrt des Sintflutschiffes nämlich und die Sintflutkatastrophe (GEW an den oben gen. Stellen). Die Auswanderung in der Moses-Sage an sich gehört also jedenfalls auch der Sage an. Nun aber zieht Moses aus Ägypten aus, weil er und sein Volk in Ägypten angesiedelt waren, und das ist anscheinend wenigstens nicht in seiner Gilgamesch-Sage begründet. Denn die südisraelitischen Gilgamesch-Sagen insgesamt, ja die israelitischen Gilgamesch-Sagen überhaupt, mit einer, dabei vielleicht nur scheinbaren oder meinethalben wirklichen Ausnahme, lassen ihren Helden in israelitischen Landen geboren sein. Somit könnte, so scheint es, Moses und seines Volkes ägyptische Heimat allenfalls in geschichtlichen Verhältnissen begründet und deshalb die Auswanderung aus Ägypten, ob zwar mit den Einzelheiten einer Sage erzählt, doch in ihrem Kern geschichtlich sein.

Nun geht der Moses-Sage unmittelbar vorher die Jakob-Sage mit der Einwanderung der Familie Jakobs in Ägypten an ihrem Schluß. Die Auswanderung aus Ägypten ist durch diese bedingt. So wenigstens stellt es der Pentateuch dar. Ohne vorherige Einwanderung keine Auswanderung. Die Geschichtlichkeit der Auswanderung hängt an der der früheren Einwanderung. Sollte es darum möglich sein, diese als sagenhaft zu erweisen, so wäre damit wohl das Urteil über die Geschichtlichkeit der Auswanderung aus Ägypten gesprochen.

Jakobs und seiner Familie Einwanderung nach und Ansiedlung in Ägypten entspricht in der Jakob-Gilgamesch-Sage Gilgameschs Ankunft und Aufenthalt im Lande des Xisuthros (GEW S. 269 ff.). In einer ihr näherstehenden Sage, gerade in unserer Moses-Sage, ist Moab das Xisuthros-Land und dessen König Balak der Xisuthros des Gilgamesch-Epos (GEW S. 272), und in Moab halten sich die Israeliten längere Zeit auf; ja wie Jakob in seinem Xisuthros-Lande Ägypten, so stirbt Moses in seinem Xisuthros-Lande Moab (GEW a. a. O.). Und weiter: wie dann nach Jakob Moses als Führer aus Ägypten auswandernd durch das gestaute Schilfmeer, so zieht (vgl. o. Sp. 421) nach Moses Josua als Führer aus Moab auswandernd durch den gestauten Jordan. Und in der Saul-Sage entspricht dem Aufenthalt in Ägypten vermutlich Davids und seiner Leute Aufenthalt und ihre Ansiedlung im Lande des Philister-Königs Achis im südlichen Palästina, in einer Sage, die der Jakob-Sage nicht so nahe steht wie die Moses-Sage (GEW S. 448 f.); und dazu gehört doch fraglos, daß der Philister-König Abimelech von Gerar dem Abraham gestattet, sich in seinem Lande anzusiedeln, wo er ihm beliebe (eb.), und erst recht die ähnliche Isaak-Sage, nach der sich Isaak während einer Hungersnot im Lande Abimelechs, und die weitere ähnliche Sage, nach der sich Abraham während einer Hungersnot gerade so in Ägypten aufhält wie Jakob (eb.). Ein längerer Aufenthalt in einem Xisuthros-Lande ist somit einer ganzen Reihe israelitischer Gilgamesch-Sagen gemein, und den Tod eines Gilgamesch in einem Xisuthros-Lande teilt die Jakob-Sage mit der Moses-Sage, und den Sagen von Jakob und Moses ist mit denen von Moses und Josua gemein, daß die um den Gilgamesch erst nach dessen Tode das Xisuthros-Land verlassen. Somit sind die letzte Auswanderung und Neuansiedlung in der Jakob-Sage an sich zum mindesten auch sagenhaft.

Aber gewiß auch die grade nach und in Ägypten.

Zu den Bestandteilen der Jakob-Sage, die aus dem babylonischen Original stammen, gehört die siebenjährige Hungersnot (GEW S. 258 ff.); wenigstens zu verhältnismäßig alten Teilen von ihr rechnet aber eine Aussendung von 10 Söhnen Jakobs, um Getreide zu holen. Das zeigen durch die Parallelen dazu die parallele Moses-Sage (Aussendung der 12 Kundschafter und Rückkehr mit Früchten aus Südpalästina), David-Sage (Aussendung von 10 Leuten Davids zu Nabal, um Lebensmittel zu holen) und Jesus-Sage (Aussendung der 12 Jünger Jesu, um zu betteln, und nach deren Rückkehr wunderbare Speisung mit 5 Broten und 2 Fischen: GEW S. 857 ff.). Nun ist aber Ägypten ein Kornland und darum scheint nichts natürlicher zu sein, als daß die Söhne Jakobs in einer sagenhaften Episode grade nach Ägypten ziehn. Aber, wenn auch Abraham in einer verwandten Sage dasselbe tut (s. oben), Isaak zieht wegen einer Hungersnot nach Südphilistaea, und nach Philistaea reist in einer irgendwie verwandten Sage auch das Weib von Sunem während einer siebenjährigen Hungersnot (II. Kön. 8,2), und



in der Parallele zu der Jakob-Sage in der Moses- und der Saul-David-Gilgamesch-Sage (s. o. Sp. 422) geht der Zug beidemale nach Südpalästina. Somit ist es doch nicht so sicher, daß die Kornreisen in der Jakob-Sage von Anfang an Ägypten als Ziel hatten; auch Südpalästina käme in Betracht. Aber immerhin — Ägypten könnte ursprünglich sein. Und somit scheint wenigstens Ägypten oder Südpalästina auch als Reiseziel der Söhne Jakobs und darum weiter auch als Ansiedlungsland der Söhne Jakobs und der Kinder Israel in einer Xisuthros-Episode der Sage anzugehören.

Aber das wäre ein voreiliger Schluß. Was für die Kornreisen gilt, gilt doch deshalb nicht auch für die Reise zu einem Xisuthros hin. Sehn wir ganz davon ab, daß den beiden Reisezielen in der Ursage verschiedene Reisestationen entsprechen (GEW S. 858 ff.) — in der Moses-Sage z. B. ist dementsprechend die Repräsentantin der einen Station Südpalästina (o. Sp. 423) und die der anderen das lange nach dieser erreichte Moab (o. Sp. 421). Wenn darum in unserer Jakob-Sage das Ziel beider Reisen Ägypten ist, so braucht das z. M. nicht von vorne herein so gewesen zu sein. Wäre es doch möglich, daß infolge einer Entwicklung das Ziel der letzten Reise mit dem der zwei unmittelbar vorhergehenden Kornreisen zusammengefallen ist.

Nun ist aber Ägypten als ein Xisuthros-Land nicht etwa nur der Jakob- und der Abraham-Sage eigen (o. Sp. 422). In der arabischen, wohl in Syrien heimischen *Sûl-Schumûl*-Sage ist wenigstens etwa Oberägypten das Xisuthros-Land: An den Aufenthalt dort schließt sich die Reise des Gilgamesch *Sûl* mit seinem Gastfreund an, die der dem Gilgamesch von Xisuthros erzählten Sintflut entspricht. Die *Sûl-Schumûl*-Sage ist dabei keine spezifisch israelitische Gilgamesch-Sage (s. zu Seybold, Geschichte von Sul und Schumul, S. 63 und 75 ff. der Übersetzung m. *Gilgamesch-Epos, judäische Nationalsagen, Ilias und Odyssee* S. 16 f.). Und Ägypten ist auch das Xisuthros-Land der Sage von Ephraem Syrus, die nähere Beziehungen zu der Elias-Elisa-Sage hat. Aber mehr: Eine nähere Verwandte unserer Jakob-Sage ist die David-Nathan-Jonathan-Sage, und in dieser spielt sich im Schlußteil eine Szene an der Gihon-Quelle bei Jerusalem ab, Gihon ist auch ein Name des Nil, in der entsprechenden griechischen Sage aber von Menelaus-David (s. m. eben angef. Schrift S. 62 f.) gelangt dieser als ein Gilgamesch, der zu dem alten Xisuthros an den Strommündungen kommt, zu dem Meergreise Proteus auf der Insel Pharos vor den Mündungen des Nil! Und, weil mit Philistaea als Reiseziel während einer Hungersnot Ägypten wechselt (o. Sp. 422), so verdient auch noch Erwähnung, daß David in einer Saul-Gilgamesch-Sage (s. o. Sp. 422) allem Anscheine nach zu einem Philisterkönige als einem Xisuthros flieht und nun im Süden von Philistaea angesiedelt wird.

Hieraus folgt, daß Jakobs Xisuthros-Land sehr wohl schon ursprünglich Ägypten gewesen sein kann, ja vermutlich gewesen ist, während die Reise seiner Söhne ursprünglich vielleicht nicht nach Ägypten, sondern nach Philistaea, spez. Südphilistaea gegangen sein mag.

Wenn dann aber das Stromland Ägypten als Geburtsland eines Gilgamesch Moses und als Ausgangspunkt einer sagenhaften israelitischen Auswanderung analogielos ist und vor der Hand nicht durch geschichtliche Tatsachen verständlich gemacht werden kann, so ist es jedenfalls das nächstliegende, nunmehr die nach der Sagenchronologie vorhergehende Jakob-Sage dafür verantwortlich zu machen. Also: Jakobs und seiner Familie Aufenthalt und Ansiedlung in einem Xisuthros-Lande sind jedenfalls auch sagenhaft; Ägypten als Xisuthros-Land gehört vermutlich auch schon ursprünglich zu einer Jakob-Sage, es sei denn, daß es vielleicht an Stelle von Südpalästina getreten ist; die Auswanderung der Kinder Israel unter Moses ist zum mindesten auch sagenhaft; deren Auswanderung aus Ägypten ist nicht geschichtlich bezeugt — folglich ist es äußerst wahrscheinlich, um nicht zu sagen sicher, daß diese sagenhafte Einwanderung Jakobs in Ägypten eine Auswanderung grade aus Ägypten nach sich gezogen hat, auch diese also rein sagenhaft ist. Das Gesagte bezeichnet nur einen Weg, auf dem sich dies als Resultat ergibt. Aber es gibt auch noch einen z. T. anderen Weg, der davon ausgeht, wo die Heimat der Moses-Sage zu suchen ist. Auch die griechischen auf südisraelitische zurückgehenden Sagen (s. dazu vor der Hand m. o. Sp. 423 angef. Schrift) haben ein Wort mitzureden. Doch mußten wir uns hier auf die obigen Ausführungen beschränken.

Das Vorstehende nur als ein Beispiel für ungezählte Schlußfolgerungen wichtigster Art, wie sie sich aus dem von mir festgestellten Charakter israelitischer Überlieferungen ergeben.

Türkische Schattenspiele[1].

Von G. Bergsträßer.

Von den 30 Schattenspielen, die Ritter 1918 in Konstantinopel von dem ehemaligen Hof-

1) Karagös, Türkische Schattenspiele, herausgegeben, übersetzt und erklärt von Hellmut Ritter. Erste Folge: Die Blutpappel, Die falsche Braut, Die blutige Nigar.



Schattenspieler Nazif, wohl dem letzten, der seine Kunst und das alte Repertoire voll beherrscht, erhalten hat, legt er hier in glänzender Ausstattung[1] die ersten drei, „Die Blutpappel", „Die falsche Braut", „Die blutige Nigar" in transkribiertem Text und künstlerischer Übersetzung nebst zahlreichen Erläuterungen vor. Das ist für die Kenntnis des türkischen Schattenspiels ein Ereignis; zum ersten Mal sind hier vollständige und relativ gut erhaltene echte Schattenspieltexte veröffentlicht und dem Verständnis erschlossen — dies letztere wiegt sehr schwer, da wohl kein europäischer Turkologe ohne Übersetzung und Erläuterungen die von Vulgarismen, Dialektformen, Anspielungen und Wortspielen vollen Dialoge einigermaßen zu verstehen imstande wäre, ja kaum alle Liedeinlagen, obgleich diesen mit literarisch-philologischen Hilfsmitteln schon eher beizukommen wäre. Kunstwert und wissenschaftliche Bedeutung der Ausgabe werden weiter erheblich gesteigert dadurch, daß auf 21 Tafeln, darunter sieben farbigen, ebenfalls zum ersten Mal so gut wie sämtliche zur Aufführung der Stücke erforderliche Figuren mit eingehenden, auf den Angaben Nazif's und der kostümkundlichen Literatur beruhenden Beschreibungen wiedergegeben sind, in der Hauptsache aus einer von Ritter angekauften Sammlung. Die Einleitung erörtert unsere bisherigen Kenntnisse vom türkischen Schattenspiel, seine gegenwärtige Lage[2] und seine Geschichte, den Aufbau der Stücke und den Charakter der Hauptfiguren sowie die Art des Humors; schließlich die Grundsätze der Textwiedergabe und der Übersetzung. Jedem einzelnen Stück geht eine auch die sonstige Verbreitung der Motive berücksichtigende Analyse voraus. Die Tafeln werden durch lehrreiche Bemerkungen über die Möglichkeiten des Bühnenbildes und ihren Einfluß auf die Stücke selbst, über die Technik und den Stil der Figuren eingeleitet.

Als Beispiel für eine nähere Betrachtung, der einige Einzelbemerkungen beigefügt seien, wähle ich das dritte Stück, das neben dem schon genannten Haupttitel die beiden Untertitel „Die beiden schlimmen Weiber" und „Die beiden eifersüchtigen Frauen"[3] trägt; und zwar

Hannover: Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire, 1924. (191 S., 21 Taf.). 4°.

1) Betrüblich ist, daß dem ästhetischen Eindruck manche Forderungen der bequemen Benutzbarkeit (vor allem Zeilenzählung!) geopfert werden mußten.

2) Darin S. 4 ein interessantes Verzeichnis von großenteils zigeunerischen Zunftausdrücken der Schattenspieler.

3) Unter diesem Titel hat K. Süßheim ZDMG 1909, 744 ff. einen Teil des Stückes in ziemlich abweichender Fassung veröffentlicht.

deshalb, weil es mir erst in der fertigen Ausgabe bekannt geworden ist, während ich vom ersten Stück und einem Teil des zweiten eine Korrektur gelesen hatte, um bei der Feststellung und Durchführung einer einheitlichen Transkription behilflich zu sein.

Hağivad, die eine der beiden stehenden Hauptfiguren, der gebildete, verständige, ältere Mann eröffnet die Aufführung mit einem Liebes-Lied volkstümlichen Charakters in nicht-quantitierenden 8-Silbern, bestehend aus drei in sich reimenden Strophen von je drei Versen mit einem mit der ersten Strophe reimenden Kehr-Vers[1] (das beliebteste Strophen- und Reimschema dieser Dichtungsart); Ritter ist es gelungen, dieses wie die meisten dieser Lieder auch anderwärts, hauptsächlich in einigen Konstantinopler Liederbüchern, nachzuweisen. Die Stelle des die mystische Deutung des Schattenspiels behandelnden „Bühnengazels", das sich nach der stereotypen Anrufung Gottes *haj hāqq!* an das Eingangslied anschließen sollte, wird in unserem Stück durch ein Lied auf Sultan Mehmed vertreten (8silbiges *rağaz* der Form – – ⏑ – – – ⏑ – wieder mit dem Reimschema *aaaa bbba* usw., wobei aber nicht der letzte Vers der Strophe ein gleichbleibender Kehrvers ist)[2]. Dann folgt in Reimprosa die Anrede an die Zuschauer, die Verfluchung des Satans und der Preis Allahs, und schließlich noch einmal die Huldigung vor dem Sultan, die in eine vierzeilige *qyt'a* (kurzes Gedicht des Reimschemas *abab*) in dem in dieser Poesie mit beliebtesten Metrum, *ramal* (hier 15silbig), ausklingt. Nach dieser Einleitung, die mit der Formel „dies ist nicht eigentlich, was ich sagen wollte" schließt, leitet nach einigen Zwischensätzen die Formel „der Herr möge unser Tun heut Abend zum Rechten lenken" zum Stück selbst über.

Dieses setzt ein mit der stereotypen hier z. T. im Maß – – ⏑⏑ – – ⏑⏑ – – ⏑⏑ – – (?) abgefaßten Bitte Hağivad's an seinen Gegenspieler, den ungebildeten, übermütigen, stets zu tollen Späßen aufgelegten Zigeuner Qaragöz, zu erscheinen und ihm

1) Die Angaben über die Form der Gedichte sollen lediglich den Formenbestand des Schattenspiels feststellen helfen, ohne Rücksicht auf die persisch-arabische Theorie der Gedichtarten und Metra, deren alte Namen ich daher nur verwende, wo es sich um einfache und klare Bildungen handelt.

2) In Str. 1 V. 4 würde sich die von Ritter's Mitarbeiter, dem Hamburger türkischen Lektor Nedjati Hüsni Bej, vorgeschlagene Herstellung, die wie die meisten von ihm stammenden recht kühn ist (manche sind geradezu — übrigens durchaus stilechte — Neudichtungen), vielleicht durch das dem Ms. sich enger anschließende *taxtyn asis* ersetzen lassen. Auch N.'s Verbesserung von Str. 1 V. 1 befriedigt nicht ganz, da das gleiche Reimwort später wiederkehrt.

dadurch eine Freude zu machen. Die feststehende Prügelszene, durch die Qaragöz diese Bitte beantwortet, verläuft diesmal wortlos. Qaragöz verschwindet alsbald, und Hağivad sucht ihn zurückzurufen, eine Glanzstelle des Stücks: in einer über 46 Verse sich erstreckenden Stichomythie parodiert Qaragöz jeden der an ihn gerichteten gefühlvollen Verse (15-silbiges *ramal*) durch einen auf ihn reimenden. Leider ist diese Stelle nicht gut erhalten[1], wenn man auch einen großen Teil der Anstöße sicher dem Verfasser selbst zuzuschreiben hat[2], der die formalen Schwierigkeiten nicht völlig zu überwinden vermochte. Die Verdrehung des Wortes *istaqoz* „Hummer" zu sinnlosem *istaqratos* in Qaragöz' letzter Antwort gibt nach einigen weiteren ähnlichen Wortverdrehungen (bei denen nur, wie meist bei dieser außerordentlich beliebten Art des Wortwitzes, die Verdrehung einen irgendwie unpassenden Sinn ergibt) Anlaß zu einer Schulszene: Hağivad will Qaragöz das Wort klar machen, indem er es ihm vorbuchstabiert (nach interessanter altertümlicher Methode). Die Komik wird dadurch erhöht, daß Hağivad mit immer neuer Begründung seinen Schüler die Ehrenbezeigung des Schülers gegenüber dem Lehrer, den Handkuß („stets laut schmatzend"), immer wieder ausführen und ihn dann zum Hersagen der Lektion niederknien läßt. Nach verschiedenen Mißverständnissen, die schließlich Qaragöz zu einer Ohrfeige reizen, geht Hağivad zu einem anderen ebenfalls sehr beliebten Stoff über, zu Schwersprechworten, die sich ja im Türkischen in größter Mannigfaltigkeit bilden lassen (hier *sačmalamamaly* von *sačma* „Geschwätz", *gyğyrtyğylandyryğylardanmysyn* von *gyğyr* „Knarren" und *qyvylğymlandyryğylardanym* von *qyvylğym* „Funke"). Der Erfolg ist wieder eine Ohrfeige, auf die hin Hağivad abgeht. Qaragöz folgt ihm mit der stehenden Wendung: „Du gehst? Soll ich da etwa hier bleiben? Dann geh ich auch zum Festplatz, zur Luftschaukel, den Schönen nachzuschauen. Laßt sehen, was der Weltenspiegel uns für Bilder zeigt." Dies ist der Schluß des ersten der beiden obligaten Teile jedes Schattenspiels, der *muhävere* („Dialog"); es folgt der zweite, das eigentliche Stück, *fasyl* („Abschnitt").

Die erste Szene des *fasyl* steht mit der Handlung, von der der Titel hergenommen ist, noch nicht in Beziehung, sondern trägt den Charakter einer weiteren *muhävere*: Qaragöz wird von seiner Frau nicht ins Haus gelassen mit der Begründung, das Kind sei eben im Einschlafen; die komische Wirkung beruht darauf, daß sie ihre Antworten auf seine Rufe im Ton des Wiegenliedes, gemischt mit wirklichen Wiegenliedversen (7-Silbern), singt. Endlich eingelassen beklagt sich Qaragöz über das Warten, und es beginnt eine der ehelichen Auseinandersetzungen, die zum festen Bestand des Schattenspiels gehören. Durch die Tränen seiner Frau sofort gerührt, geht Qaragöz zu Schmeicheleien über; aber im Einschlafen verwünschen sich beide schon wieder.

Nun endlich tritt der Čelebi, der junge, nach letzter Mode elegant europäisch gekleidete, stets eine Blume in der Hand tragende Stutzer auf, zusammen mit der *zenne* (Schattenspielerausdruck für alle im Spiel vorkommenden Frauen) Nigar, eingeführt (wie meist neu auftretende Figuren) durch ein Lied, und zwar hier drei Kehrversstrophen im 11-silbigen *ramal*. Nigar macht ihm Vorwürfe, er liebe eine andere, die Salqym Inği; während er noch leugnet, kommt diese, um jener den Liebhaber abzunehmen; nach ergebnislosem Streit entschließen sie sich, je eine Nachbarin als Schiedsrichterin anzurufen, welche von ihnen des Liebhabers würdig sei. Die erste, mit einem ebenso gebauten Lied auftretend, überrascht dadurch, daß sie ihn für sich selbst beansprucht; noch überraschender ist, daß Qaragöz' Frau, die als zweite angerufen wird, dasselbe tut (ihr 2-strophiges Lied im Metrum – – ᴗ – – – – – ᴗ – – zeichnet sich durch doppelten Kehrvers aus[1]). Die Hauptsache in diesem ganzen Teil des Stückes ist nun aber, daß diese sämtlichen Dialoge, die gedacht sind als vor Qaragöz' Haus stattfindend, von fortlaufenden lächerlichen Glossen von Qaragöz „aus dem Fenster" begleitet sind. — Von der Aussichtslosigkeit des Schiedsverfahrens überzeugt einigen sich Nigar und Salqym Inği dahin, sich an dem beiden ungetreuen Čelebi zu rächen. Der damit eintretende Umschwung aber geht weiter, als diese Motivierung reichen würde: von nun an erscheinen die beiden Frauen als in unmittelbarer Nähe gemeinsam ein Haus

1) S. 132 Z. 13 vielleicht nur in *hiğranla derdli sinemi ben* zu ändern, Z. 19 nur *bu* vor *ğevr* einzusetzen; S. 134 Z. 2 ein Synonym von *maḥbūb* der Form ᴗ –, Z. 8 Anfang (so metrisch unmöglich) vielleicht *destini ben*. S. 132 Z. 7 ist noch *-lar* zu streichen. — Die Sätze Hağivad's S. 132 Z. 5. 15 haben kaum noch Spuren von Metrum und fallen auch aus dem Stil heraus; hier scheint die Störung tiefer zu gehen. Dagegen bildet der letzte Satz Hağivad's S. 134 Z. 16 wohl absichtlich eine Annäherung an den Ton des Qaragöz und einen Übergang zur folgenden Prosa.

2) Hierher wohl die Kürzung von arabischer Länge, auf die Ritter S. 134 Anm. d hinweist und die auch S. 132 Z. 17 an gleicher Versstelle vorliegt. Die Sätze von Qaragöz haben wohl von vornherein nur Anklänge an das Metrum gehabt (vor allem gegen Schluß der Zeilen); richtige Verse wie S. 134 Z. 9 waren eine Ausnahme.

1) In Str. 2 V. 2 ist der Reimfehler des Originaltextes (*jerde* reimend auf *bende tende*) sehr viel leichter erträglich als der metrische Fehler in N.'s Verbesserung!



bewohnende eng verbündete Kurtisanen. Mit ihren Mägden schleppen sie den Čelebi fort und werfen ihn nackt[1] auf die Straße. Der ganze Rest des Stückes ist nun nach demselben Prinzip der Wiederholung aufgebaut, das schon die Schiedsspruchszene beherrschte: der Reihe nach werden bei dem Versuch, die weggenommenen Sachen zurückzuerlangen, Qaragöz, der auf die Hilferufe des Čelebi herbeieilt, dann Hağivad, der Trunkenbold (*sarhoš*, in der Schattenspielersprache *matiz*), der Neger (*Arab*) — παιδαγωγός (*lala*) des Celebi — und der Zwerg (*Bebe Rühi*) von den beiden Frauen in ihr Haus gelockt und ebenso ausgeplündert. Die Steigerung liegt zunächst darin, daß nach dem leichtsinnigen Qaragöz, von dem nichts anderes zu erwarten ist, auch der besonnene Hağivad, noch dazu nach ausführlicher Verkündigung dessen, was er zu tun gedenkt, den Verlockungen der beiden unterliegt; dann in der zunehmenden Häufung nackter Gestalten auf der Bühne und der immer groteskeren Erscheinung der Neuankömmlinge. Mit dieser steht der sich allmählich verschiebende Charakter der Einführungslieder in Einklang: bereits beim Trunkenbold ist die klassische Metrik aufgegeben (2 Strophen in 15-Silbern — 8 + 7 — mit nicht reimendem Kehrvers), wenn auch der Ton noch etwa der der üblichen Liebes- und Weinlyrik ist; der Neger trägt im gleichen Metrum (mit reimendem Kehrvers[2]) ein derb-komisches Lied vor; und der Zwerg bedient sich zwar eines klassischen Metrums (7-silbiges *ramal*), inhaltlich aber ist sein 3-strophiges Lied, dessen Dichter nachzuweisen Ritter geglückt ist, auf einen ganz zu der Figur passenden possierlich-protzigen Ton gestimmt[3]. Als Mittel des Humors dienen außer den Possen des selbst in dieser Lage unverwüstlichen Qaragöz die Verwunderung der Neuankommenden über die seltsamen Gestalten, die sie zunächst für alles mögliche andere als Menschen halten, und dann die einen besonders dankbaren Stoff für komische Mißverständnisse bietende Sprache der Dialekttypen, deren erste eben der Neger ist. Hier geht natürlich das Beste bei der Niederschrift verloren; was von den Elementen der komischen Wirkung sich schriftlich wiedergeben oder andeuten läßt, sind bei dem Neger die falschen Vokale (*i* für *y*, *o* für *ö*, *u* für *ü*, vielfach *a* für *e*), Konsonanten (*u̯* für *v*) und Formen (3. Pers. statt der 1., und vor allem Häufung der Endung *-ni*: *uerini bizini kučunu bejinin esbablarini*, für *verin bizim küčük bejin esbablaryny*), und bei dem alsbald auftretenden Zejbek (Räuberhauptmann aus dem Stamm dieses Namens) die gleichbleibende Tonhöhe jedes Satzes und die Überdehnung der Vokale der Endsilben. Auch er wird schon durch sein Einführungslied charakterisiert: eine fast genau im Volksliedton gehaltene 11-Silber-Strophe, deren zweiter Vers gleich dem vierten (dem Kehrvers) ist. Er ist es, der die Lösung herbeiführt: vor seiner gewaltigen Gestalt und urwüchsigen Kraft haben auch die beiden Dämchen Respekt, so daß sie alsbald die sämtlichen gestohlenen Sachen ausliefern. — Die ganze Gesellschaft geht ab, nur Hagivad und Qaragöz erscheinen noch einmal, damit sich Qaragöz mit einigen Ohrfeigen von seinem Freund verabschieden und dieser seine feststehenden Schlußworte in Reimprosa sprechen kann: „Den Vorhang hast du herabgerissen und zerstört, ich geh, daß gleich sein Herr es hört!", worauf auch Qaragöz mit einer Entschuldigung etwaiger Mängel der Aufführung und mit der Ankündigung der Streiche, die er im nächsten (mit Titel angeführten) Stück dem Hağivad spielen will, die Bühne verläßt.[1] —

Die Übersetzung, um darüber noch ein Wort zu sagen, ist in den poetischen Stücken über jedes Lob erhaben: mit außerordentlichem Geschick sind nicht nur Ton und Stil, sondern meist sogar Silbenzahl und Reimform der Originale festgehalten. Was den Dialog anlangt, so wird zunächst wohl jeder Leser dafür dankbar sein, daß Ritter den S. 14 ausgesprochenen Vorsatz, nicht direkt nachbildbare Wortwitze nur zu übersetzen, statt sie durch frei gewählte deutsche zu ersetzen, nicht streng festgehalten hat. Nur würde ich wünschen, daß er in dieser Richtung noch weiter ginge, daß er sich entschlösse, statt der streng an die Vorlage gebundenen Übersetzung eine glatt lesbare, durch Erklärungen möglichst wenig beschwerte, das Original künstlerisch nachschaffende Bearbeitung zu liefern, wozu ihn sein glänzendes Formtalent vollauf befähigt. Dadurch würden die Übersetzungen der Lieder einen noch entsprechenderen

---

1) D. h. in Unterhosen: Wirkung von obrigkeitlichem Einschreiten! Nazif berichtet, daß der ganze Schluß des Stückes früher außerordentlich drastisch gespielt worden ist, wie überhaupt die sich noch findenden zahlreichen Obszönitäten nur schwache Reste sind.

2) Der Kehrvers hat eine Silbe zu wenig; l. *byraq*.

3) Str. 1 V. 1 ist *bir janas* umzustellen, V. 2 das eine *i* zu streichen.

1) Noch ein paar Kleinigkeiten (unter Ausschluß von kleinen Inkonsequenzen der Schreibung): S. 132 Z. 13 *dağlarym*, Anm. h *Ğānyma*, Z. 17 *bašyna* (oder *bašȳnā*); S. 136, Z. 24 *ayz*; S. 142 Z. 3 *bašlatağaqsyn*; S. 146 Z. 17 *etmee*; S. 158 Z. 3 *Č*. und S. 159 Z. 3 *Traub.*?; S. 160 Z. 1 und weiterhin wird die Personenbezeichnung *Z(enne)* durch *Ha(num)* ersetzt; S. 164 Z. 12 *arlatağaqlar*; S. 167 Z. 9 *ischkembedschi*; S. 170 Z. 6 *bisi*, Z. 9 *sis*; S. 176 Z. 30 *Merğan*, *ašaa*, Z. 32 fehlt in der Übersetzung; S. 177 Z. 33 f. gehört auf S. 179; S. 184 Z. 2 wohl *balyqsynys*, Z. 18 fehlt in der Übersetzung.

Hintergrund erhalten. Auch die Übersetzung der Prosapartien, die — so paradox das klingt — wohl noch schwierigere Aufgaben stellt als die Übersetzung der Lieder, und die meinem Gefühl nach noch nicht immer ganz geglückt ist[1], würde bei größerer Bewegungsfreiheit, bei mehr Selbständigkeit gegenüber dem türkischen Text an natürlicher Selbstverständlichkeit des Ausdrucks und auch an Einheitlichkeit des Stils gewinnen können. Da das gegenüberstehende Original jederzeit die Nachprüfung ermöglicht, wäre ein Verlust an Wissenschaftlichkeit nicht zu befürchten; und ein etwaiges Minus an Brauchbarkeit der Übersetzung als Kommentar zum türkischen Text ließe sich durch einige Anmerkungen mehr bei diesem leicht ausgleichen.

1) Wenn sie auch ihre Vorgänger schon wesentlich hinter sich läßt.

An „ich" im Turfānpahlavī.

Von Hch. Junker, Hamburg.

In den Handschriftenresten aus Turfān II hat F. W. K. Müller zum erstenmal die Form *an* „ich" ans Licht gebracht. Salemann schrieb in seinen Manich. Studien I 54: „Das Wort kann ich mir nicht erklären, da eine Verlesung für *az* ganz ausgeschlossen ist; der cas. obl. dazu ist *man.*" Bartholomae, Zum Altiran. Wb. 122 ff. meint, daß *an* „ich" wie eine Mischbildung aus *az* und *man* aussieht und verweist auf eine PhlB.-Schreibung an mn mit der Bedeutung „ich", welche die Pāzandisten *aoman* lesen und das gewiß nichts anderes als ein אנה, aram. *'anā* ist, welches gelegentlich unter Einfluß des Ideogramms für *hēm* mit einem finalen *m*-Zeichen versehen und entsprechend *hom* oder ähnlich gelesen wurde. Da liegt es nahe auch in dem PhlT. *an* „ich" nicht eine hybride Analogiebildung, sondern das semit. Wort *'anā* zu sehen, trotzdem das dem Semitischen eigene finale *-ā* von *'anā* fehlt und sein Fehlen sich nicht recht erklären läßt. Hans Reichelt hat in der Streitbergfestschrift (Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, 1924, 284) denn auch — ohne nähere Begründung — die These aufgestellt, in den Turfānpahlavītexten gäbe es außer *'n* und noch zwei anderen Ideogrammen keine semitischen Schreibungen. Neuerdings führte hierzu Tedesco (Le Monde Oriental *15*. 223) aus, daß dieses **an* „ich" nur in den dem südiranischen Dialektgebiet angehörigen Bruchstücken erscheint, während die Form *az* in stücken des Norddialektgebietes auftritt, mit alleiniger Ausnahme des Textes Salemann Nr. 12, Z. 26, 36, wo sowohl *az*, wie *an* erscheinen. Wegen dieses Nebeneinander von *az* und *an* im selben Texte und der Isoliertheit von *an* möchte Tedesco das letztere nicht für eine gesprochene Form halten, sondern für ein, wenn auch das einzige, semitische Ideogramm im „Turfan-Westiranischen", das aus 'nh oder 'n' „verstümmelt" sei. Die Sache bekommt dadurch ein besonderes Gesicht, daß in dem von F. W. K. Müller leider nur teilweise veröffentlichten Stück M. liturg. (a. a. O. S. 29) angegeben wird, wie der Satz: *An hēm uzdēh ī naxustīn, farsēnd ī bay zarvān, pus ī šahreyārān* „Ich bin der erste Fremdling, der Sproß des Gottes Zarvān, der Sohn der Herrscher" im Rezitativ vorgetragen werden soll. Da aber nicht wohl angenommen werden kann, daß die Aussprache der Worte im Sprechgesang anders war als in der gewöhnlichen Sprache, so dürfte die syllabierende Schreibung des Textes M. liturg. auch über die Aussprache des Wörtchens *an* „ich" Aufschluß geben. Dort steht aber in F. W. K. Müllers Schreibung: *'a-ygâ-nâ-*∘*ḥê-ê-mâ* ∘*'û-û-zâ-dê-ê-*∘ *'î-nâ-xû-û-û-stî-î-n* (!) ∘ *fâ-ygâ-râ* ∘ *zê-ê-ndî-* ∘ *bâ-yâ-zâ-râ-vâ-ygân* (!) ∘ *pû-sî-* ∘ *šaḥrê* (!)*-yâ-ygâ-râ-ygân* (!) ∘∘ Wenn auch eine genauere Nachprüfung der eigenartigen Syllabier methode aus Mangel an genügendem Material nicht möglich ist, so ergibt sich doch aus dem Angeführten, daß man tatsächlich *ā-ą̄-n* oder so ähnlich kantillierte. Das auslautende *-nâ* kann zunächst nicht etwa für eine Aussprache *'anā* geltend gemacht werden, da ein gleiches *-â* auch bei *hēm* erscheint. Ich möchte also aus der Art der Kantillierung schließen, daß man die Schreibung *an* „ich" nicht als Maske für ein anderes, etwa *aδ* oder *ad* gelesenes Wort ansah, wodurch auch ihre Deutung als semitisches Wort höchst zweifelhaft wird. Ich halte daher *an* für die mittelsüdwestiranische Lautform des Wortes „ich", mag sie nun aus einer Verschränkung von *aδ* und *man*, durch Assimilation an folgendes *n*-, die dann verallgemeinert wurde, oder unter Einfluß eines semit. *'anā* entstanden sein.

Besprechungen.

A. **Hartmann**, Ludo Moritz: **Weltgeschichte** in gemeinverständlicher Darstellung. 1. Teil: Geschichte des alten Orients. Von E. G. Klauber † u. C. F. Lehmann-Haupt, nebst geogr. u. urgeschichtl. Einleitung von E. Hanslik, E. Kohn. 3., erw. u. veränderte Aufl. Gotha: Friedrich Andreas Perthes A. G. 1925. (XVII, 246 S.) gr. 8°. Rm. 6—.

B. **Vigo**, Pietro: **Storia degli antichi popoli dell' Oriente.** Terza Ed. Livorno: Raffaello Giusti 1921. (VI, 64 S.) kl. 8°. = Bibl. degli Studenti 121. L. 1.50. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

A. Der erste Band der von Hartmann herausgegebenen Weltgeschichte, dessen zweite Auflage vor etwa zwei Jahren an dieser Stelle (OLZ 26 Sp. 201 f.) besprochen wurde, liegt



nunmehr bereits in dritter Auflage vor. Die beiden ersten Abteilungen des Buches (S. 1—27), die Geographische Einleitung von Hanslik und die Urgeschichtliche Einleitung von Kohn, sind unverändert geblieben. Der dritte Abschnitt, die Geschichte des alten Orients bis auf Alexander den Grossen von Klauber, wurde von Lehmann-Haupt einer eingreifenden Neubearbeitung unterzogen, um die anschauliche und klare, aber sehr knapp gehaltene erste Fassung zu ergänzen und eine Reihe Einzelpunkte den schnellen Fortschritten der Wissenschaft anzupassen. Der Umfang wurde dabei auf mehr als das Doppelte, von 94 auf 219 Seiten, erhöht und auch die Zeittafel am Schlusse weit vollständiger gestaltet. Bei der stilistischen Fassung wurden in pietätvoller Weise Sätze Klaubers möglichst beibehalten, dabei aber die kulturgeschichtlichen Darlegungen enger mit der politischen Geschichte verwoben. Umgestellt wurden die beiden ersten Kapitel. Während Klauber mit der älteren Geschichte Babyloniens begann und daran Ägypten anschloß, steht jetzt Ägypten mit der Fülle von Funden aus seiner vordynastischen Zeit an erster Stelle und folgt dann Babylonien bis in das zweite Jahrtausend hinein. Eingehend behandelt wird der große Einschnitt in der Erkenntnis der altorientalischen Entwickelung, den die Funde von El Amarna und Boghazköi brachten. Sie ermöglichten es, die fernere Geschichte des Niltals, Syriens, des Euphrat- und Tigrisgebietes zu einer chronologisch gesicherten Einheit zu verknüpfen.

Das in reicher Fülle vorliegende Material wird in dem Werke unter entsprechender Hervorhebung des Wichtigsten in übersichtlicher Weise vorgeführt. Hierdurch werden weiteren Kreisen zuverlässige Einblicke in die allgemeine politische und kulturgeschichtliche Entwicklung des Orients übermittelt und zugleich dem Fachmann manche interessante und anregende Aufschlüsse gebracht. Anmerkungen und Belege für bestimmte Angaben wurden nicht beigefügt, eine Literaturübersicht am Anfange der Abteilung bietet hierfür einen gewissen Ersatz. Vermissen wird mancher Leser ein alphabetisches, das schnelle Auffinden einer Persönlichkeit oder Tatsache erleichterndes Register.

B. Die Hauptquelle des vorliegenden Abriß der Geschichte des Orients von der Schaffung von Adam und Eva und der Vertreibung aus dem Paradies bis auf Xerxes I ist das Alte Testament, dessen Angaben ohne jeden Hinweis auf die theologische Forschung ausgezogen werden. Hierzu treten einige Klassikerangaben, während die Ergebnisse der orientalischen Wissenschaft und Funde nur wenig Berücksichtigung finden. Das einzige genauer angeführte einschlägige neuere Werk ist das Handbuch von G. Rawlinson von 1879.

Ferrero, Guglielmo: **Der Untergang der antiken Zivilisation**, deutsch v. Dr. Ernst Kapff. 2. Aufl. Stuttgart: Julius Hoffmann 1923. (203 S. mit 11 Bildnissen). 8°. Rm. 5—; geb. 7— Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Anscheinend liegt diesem Buche ein Zyklus von Vorträgen zu Grunde; daher fehlt alles gelehrte Beiwerk, und daher mögen auch einzelne Versehen, Ungenauigkeiten und Verallgemeinerungen auf sich beruhen. Der deutsche Verleger hat ihm auf dem Umschlage einen etwas andern Titel gegeben, als auf dem Titelblatte, und hat die Beifügung eines Inhaltsverzeichnisses unterlassen. Deswegen seien die Kapitelüberschriften angeführt: I. Die tieferen Ursachen des Zusammenbruchs S. 5—43. II. Die große Wende im dritten Jahrhundert 44—80. III. Die Reformen Diokletians 81—115. IV. Constantin und der Sieg des Christentums 116—168. V. Die Schicksalswende des dritten und die des zwanzigsten Jahrhunderts 169—199.

Schon die Überschrift des Schlußabschnitts läßt erkennen, daß der Verf. auf eine Vergleichung jener sein eigentliches Thema bildenden bestimmten Periode der Vergangenheit mit der unmittelbaren Gegenwart hinauswill. Es ist des Historikers Pflicht und Recht, aus den Erlebnissen und Erfahrungen der eigenen Zeit zu lernen für die Beurteilung vergangener Zeiten; vermag er dann deren Darstellungen mit seinem eigenen Geiste zu erfüllen, so darf er dem leicht erhobenen Vorwurf des Mangels an Objektivität unbekümmert entgegensehen. Ferrero ist ein so selbständiger und geistvoller Historiker, daß ihm die Berechtigung zu einer solchen Behandlung seines Stoffes wohl zugebilligt werden kann, und im ganzen verdient sein Buch durchaus, dem deutschen Publikum empfohlen zu werden.

Der Fachmann wird bei seinen Ausführungen und Anschauungen manchen Vorbehalt machen, vielleicht am meisten bei dem grundlegenden ersten Kapitel. Nach ihm beruht das römische Kaisertum der beiden ersten Jahrhunderte auf den in Griechenland und Italien ausgebildeten republikanischen Traditionen; ihr vornehmster Hüter war der Senat; er durfte es sein und bleiben, weil wesentlich in seiner Hand die Bestellung des Kaisers lag. Die Vernichtung der Autorität des Senats führte die schwere Krisis herauf, die mit der Ermordung des Severus Alexander einsetzte und im Laufe der nächsten fünfzig Jahre der griechisch-römischen Kultur den Untergang bereitete. Von Einzelheiten ist hier z. B. die Umbildung der herrschenden Gesellschaft durch und seit Vespasian

gut herausgearbeitet. Aber freilich war das so viel wie eine Neubildung, denn der alte Adel war vorher geradezu ausgerottet worden; zu der Neubildung trug außer Italien und dem romanisierten Westen auch der hellenisierte Osten bei; daß diese neue Aristokratie, das Geschöpf der Kaiserzeit, noch immer die alten Staatstheorien in der Praxis verwirklicht habe, und daß noch unter den Antoninen die republikanische Verfassung tatsächlich in Kraft gewesen sei, ist weder beweisbar noch wahrscheinlich. Der Beginn der Krisis fiel schon unter Mark Aurel; allein schon die damals wütende Pest, die der Verf. nirgends erwähnt, hat nicht geringere Verheerungen angerichtet als die Epidemien des dritten Jahrhunderts; das Regiment des Septimius Severus bedeutete bereits, wie auch Ferrero eigentlich zugeben muß, den vollständigen Umschwung im Innern, und das des Severus Alexander war nur noch eine Episode, nicht das Ende der bisherigen Entwicklung.

Auch in den weiteren Kapiteln steht die innere politische Umgestaltung im Vordergrunde: Die Vernichtung der überkommenen Autorität erfolgte in der Mitte des dritten Jahrhunderts durch die rohe Gewalt. Diokletian, der in Aurelian einen Vorläufer hatte, führte eine neue Autorität ein, setzte an die Stelle der republikanischen Idee die aus dem Orient übertragene der absoluten Monarchie, des asiatischen Gottkönigtums. Constantin trat zu Diokletian in vielfachen Gegensatz; sein Ziel war die Wiederherstellung der Reichseinheit und die Begründung einer Dynastie; aber indem er dem Christentum zum Siege verhalf, zerstörte er sein eigenes Werk, denn die Göttlichkeit des Herrschers, die mit der Erblichkeit seiner Würde eng zusammenhängt, war mit dem christlichen Monotheismus nicht zu vereinen, und alle Lehren des neuen Glaubens kamen zur Verneinung und Auflösung des alten Staates.

Ferrero übertreibt die Einheitlichkeit und Kontinuität der Staatsformen während eines Jahrtausends, um den Bruch mit der Vergangenheit an der Stelle, wo er den tiefsten Riß zu sehen meint, so schroff wie möglich darzustellen; er betont auch die eine Seite des geschichtlichen Lebens allzustark im Vergleich zu anderen. Bisweilen hört man hohe Worte ohne sonderlichen Inhalt, etwa S. 24: „Wie es kam, daß gerade der stoische Philosoph“ auf dem Throne der Cäsaren „das dynastische Prinzip in der aristokratischen Republik“ zur Geltung bringen wollte, „ist ein Geheimnis, in das uns die Berichte der Quellenschriftsteller des Altertums keinen genügenden Einblick gewähren.“ Der Grund war einfach, daß Mark Aurel seit Vespasian der erste Kaiser war, der einen erbberechtigten leiblichen Sohn besaß. Oder wenn S. 90 bei Diokletian und Maximian die Vermählung ihrer Töchter mit den adoptierten Thronfolgern „eine Art von dynastischer Blutschande“ heißt, „die an die Gepflogenheiten der Pharaonen und Ptolemäer in Ägypten erinnert,“ so liegen die Vorbilder des Augustus und des Claudius noch näher. Doch neben Einseitigkeiten und Unebenheiten begegnen überall anregende Gedanken und beachtenswerte Auffassungen. Über die Zulässigkeit des Vergleichs zwischen dem dritten und dem zwanzigsten Jahrhundert mögen die Meinungen auseinandergehen; jedenfalls aber wird der deutsche Leser einem klugen fremden Geschichtschreiber mit Interesse beim raschen Fluge durch die neuere Geschichte folgen und nicht ohne gewisse Befriedigung zu der ernsten, ja sogar düsteren Schlußbetrachtung.

Die deutsche Übersetzung ist, soweit das ohne Kenntnis des italienischen Originals beurteilt werden kann, glatt und korrekt. Kleinere Anstöße geben Ausdrücke wie S. 47 „Anmaßer“, S. 61 „blöckisch“, die häufige Wiederkehr des Modeworts „fremdstämmig“, S. 127 und 128 die Schreibung „Diarchie“, wofür der Deutsche „Dyarchie“ vorziehen würde. Beigegeben sind sechs Kaiserporträts nach bekannten plastischen Originalen und fünf nach Münzbildern des Ungarischen Nationalmuseums (!), sowie ein Personenverzeichnis.

A. **Hettner**, A.: **Grundzüge der Länderkunde. 2. Band: Die außereuropäischen Erdteile.** Leipzig: B. G. Teubner 1924. (VI, 451 S. 197 Kärtchen und Diagrammen.) gr. 8°. Rm. 11.20; geb. 13 —.

B. **Schmidt**, Prof. Dr. Max: **Völkerkunde.** Berlin: Ullstein 1924. (446 S. m. 80 Tafeln u. 6 Völkerkarten). 4°. Rm. 11 —; geb. 15 —.

C. **Wormser**, C. W.: **Door de Wereld.** Reisbrieven geschreven in Egyte, Palestina, Syrië, de Filippijnen, Japan, de Ver. Staten en Canada. Bandoeng: N. V. Mij. Vorkink 1923. (180 S. u. 13 Tafeln.) gr. 8°. Bespr. von K. Sapper, Würzburg.

A. Wie der erste, Europa behandelnde Band des vorliegenden Gesamtwerkes aus des Verfassers Text zu Spamers Handatlas hervorgegangen war, so ist dasselbe auch mit dem eben erschienenen, die außereuropäischen Erdteile enthaltenden zweiten Bande der Fall. Seit 30 Jahren hat der Verfasser an dem Vorwurf gearbeitet, wobei er sein gründliches Literaturstudium durch zahlreiche Reisen in der alten wie der neuen Welt ergänzte, z. T. auch durch die Beobachtungen seiner Schüler in Afrika (F. Jäger, F. Thorbecke, L. Waibel) und Asien (H. Schmitthenner) vervollständigte. Auf diese Weise ist ein ganz ausgezeichnetes, gegenüber dem alten Atlastext fast völlig neues Werk entstanden, das leider durch die Ungunst der

Zeit auf einen recht engen Raum beschränkt ist und daher sich nicht so entfalten konnte, wie Verfasser und Leser wohl gewünscht hätten. Aber des Verfassers Darstellungskunst hat es trotz der lästigen Raumfesseln vermöge einer knappen inhaltsreichen Schreibweise vermocht, übersichtliche und klare Bilder der einzelnen Länder zu geben, wobei neben den Naturverhältnissen auch der Mensch und seine Kultur zu vollem Rechte kommen.

Das Verständnis wird durch die Beigabe zahlreicher, eigens für dies Werk gezeichneter Kärtchen und Diagramme wesentlich erleichtert. Die Angabe einzelner wichtiger einschlägiger Werke geben dem Leser bei jedem einzelnen Abschnitte die Möglichkeit, sich weiter in den Gegenstand zu vertiefen.

Die Darstellung der orientalischen Länder zeigt alle Vorzüge des Werkes im vollen Licht und die eingestreuten geschichtlichen Angaben geben zugleich die Möglichkeit, sich eine gewisse Vorstellung der früheren Bedeutung der einzelnen Gebiete zu machen.

Das Buch ist jedem, der sich in Kürze eine gute Vorstellung irgend eines außereuropäischen Landes machen will, in hohem Maße zu empfehlen.

B. Vorliegende Völkerkunde ist das erste eigentliche Lehrbuch dieser Wissenschaft; sie behandelt aber freilich nur die „willkürlichen Lebensäußerungen der außerhalb des asiatisch-europäischen Kulturkreises stehenden Menschheit", während die Völker dieses Kulturkreises bloß knappe Erwähnung finden und auch ihre großen Religionsgemeinschaften nur kurz charakterisiert werden. Die Stellung der Völkerkunde oder Ethnologie zu den andern Wissenschaften wird präzisiert, die ethnologische Literatur und die Methode der Völkerkunde knapp besprochen und sodann die beiden Hauptteile des Werkes „Allgemeine oder systematische Ethnologie" (S. 59—243) und spezielle oder beschreibende Völkerkunde oder Ethnographie" (S. 245—418) gegeben.

Der allgemeine Teil gliedert sich in die vier Abschnitte: 1. der Bedürfnisbefriedigung des Individuums (Essen, Trinken, Schmuck, Kleidung, körperliche Ausbildung, Kranken- und Leichenbehandlung, Spiel und Kulthandlungen, 2. des Problems der Naturbedingtheit des Menschen und der materiellen Wirtschaft, 3. der sozialen, Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse und 4. der geistigen Kultur.

Der spezielle Teil bringt kurze Charakteristiken der wichtigsten Völkergruppen auf Grund einer geographischen Einteilung: Amerika, Südsee (mit Australien), Afrika und Eurasien.

Allenthalben zeigen sich vorteilhaft die Stoffbeherrschung des Verfassers und eine ungewöhnliche Fülle eigener Beobachtungen im Felde nebst kritischer Beleuchtung der einzelnen Probleme. Wenn auch in gewissen Einzelheiten noch Zweifel erhoben werden können, so muß doch zugegeben werden, daß die Mehrzahl der Probleme entweder geklärt oder wenigstens ihrer Klärung näher gebracht worden ist. Das mit ausgezeichneten lehrreichen Abbildungen und etlichen zur Orientierung genügenden Kärtchen der Völkerverteilung ausgestattete Werk kann daher wärmstens empfohlen werden.

C. Das Buch ist aus Reisebriefen entstanden, die unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen und Erlebten niedergeschrieben und alsbald in Zeitschriften veröffentlicht worden waren. Dem entsprechend sind die oft durch Humor gewürzten Schilderungen auch sehr frisch und anschaulich. Eine besondere Note gewinnt das Buch dadurch, daß ein Teil der Berichte an ein javanisches Blatt (de Preangerbode) gerichtet ist und darum manchmal sehr interessante Vergleiche mit holländisch-indischen Verhältnissen angestellt werden, (so besonders Ägypten und Phillippinen). Die Reise erstreckte sich auf Ägypten, das von Suez aus bis Luxor bereist wurde, auf Palästina, wo Jerusalem und die heiligen Plätze sowie das tote Meer besucht wurden, auf Syrien, das von Jerusalem auf dem Landwege per Auto erreicht wurde und wo Damaskus und Beirut besichtigt wurden. Über Haifa und Ägypten kehrte der Verfasser nach Holland zurück. Eine zweite Reise führte ihn hernach über Hongkong nach Manila, nach Japan, San Francisco, Los Angeles, Seattle, Bauff, Niagara, New York.

Von besonderem Interesse sind die Schilderungen aus Palästina, wo der Gegensatz der orthodoxen Juden und der Zionisten deutlich herausgearbeitet und auch die übrigen eigenartigen Zustände gut geschildert wurden. In Damaskus fiel das starke Hervortreten des Militärs auf. Vorzüglich sind die nordamerikanischen Städte mit ihren Hotelverhältnissen, mit ihrem gewaltigen Straßenverkehr, in dem das Auto einen riesigen Anteil hat, mit ihren enorm großen Häusern geschildert, ebenso die nordamerikanischen und kanadischen Bahnen. Der Verfasser nahm auch die Gelegenheit wahr, da und dort Einrichtungen zu besuchen, die sonst dem Heer der Reisenden abseits liegen, so z. B. besuchte er in Manila ein Gefängnis, dessen Betrieb er mit dem auf Java vergleicht, in Japan eine Geishaschule, in den Vereinigten Staaten eine Straußen- und eine Alligatorenfarm, usf.

Kurzum das Buch ist nicht nur unterhaltsam, sondern auch in verschiedener Hinsicht belehrend, seine Lektüre also empfehlenswert. Die beigegebenen Bilder sind charakteristisch, aber leider nicht recht scharf herausgekommen.

Nawrath, Alfred: **Im Reiche der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer.** Leipzig: F. A. Brockhaus 1924. (IX, 253 S. mit 66 Abb. u. 2 Kart.) 8°. Rm. 8—. Bespr. von A. Dirr, München.

Der Titel zeigt schon an, was das Buch beabsichtigt. Verfasser hat 1923 eine Reise nach und im Kaukasus gemacht, die ihn längs der kaukasischen Küste von Novo-Rossijsk nach Batum und auf dem Landweg über ein Dreieck führte, das durch die Namen Batum-Elisabetpol, georgische und ossetische Heerstraße genügend gekennzeichnet ist. Was er auf der Hin- und Rückreise und im Lande selbst gesehen und erlebt hat, das erzählt er uns in einer sehr lebhaften und sehr persönlichen Sprache, die ihr besonderes Kolorit noch dadurch erhält, daß er eine Lanze für die Bolschevisten

bricht. Da das Buch „sich nicht an Gelehrte, sondern an den großen Kreis der Gebildeten“ wendet und „nicht einseitig mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen geschrieben ist“ (S. 1), so ist auch damit der allgemeine Tenor des Buches gekennzeichnet. Eine wirkliche Vermehrung unserer Kenntnis vom Kaukasus bedeutet es nicht — führt doch Verfasser an einer Stelle ein so elendes Machwerk wie Nioradze „Die Bergossen und ihr Land“ als Quelle an. Aber die Bilder sind gut, ein Register erleichtert die Benutzung. War der Hieb gegen Bodenstedt auf S. 76 wirklich notwendig?

Wesendonk, O. G. von: **Urmensch und Seele in der iranischen Überlieferung.** Ein Beitrag zur Religionsgeschichte des Hellenismus. Hannover: H. Lafaire 1924. (214 S.) gr. 8°. Rm. 10.— Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Herr von Wesendonk, deutscher Konsul in Tiflis, hat in dem vorliegenden Buche, das J. Wackernagel gewidmet ist, den Versuch unternommen, festzustellen, „inwieweit die in der hellenistischen Welt weit verbreitete Auffassung von einem der göttlichen Welt angehörigen Wesen, das in die Materie verstrickt wird, sich in der altiranischen Überlieferung wiederfindet. Diese Gestalt erscheint bald männlich als Urmensch, bald weiblich als Seele oder Weisheit.“ — Der Verf. behandelt sein Thema unter verschiedenen Titeln. Das erste Kapitel beleuchtet das Verhältnis der Platonischen Weltseele zu angeblich entsprechenden Vorstellungen im Mazdâhismus. Die folgenden Kapitel sind unter dem Obertitel: Hellenistische Auffassungen zusammengefaßt und beschäftigen sich mit Philo und Iran, sowie den hellenistischen Anschauungen, die sich um Namen wie Plato, Poseidonios von Apameia, Numenios, Plutarch, Plotin, Hermes Trismegistos und die zugehörige Literatur gruppieren. Überall kommt es dem Verf. dabei nicht sowohl auf eine systematische Behandlung und philologische Untersuchung der hierhergehörigen Probleme an, als vielmehr darauf, zu einzelnen, ihm bei der Lektüre begegnenden Anschauungen und Auffassungen entsprechend einer die Reitzensteinsche ablehnenden Lehrmeinung, Stellung zu nehmen. — Das nächste Kapitel trägt die Überschrift: Die Gnostiker und der Manichäismus. Hier wird erklärt, daß zwar „der Grundcharakter der Lehre Manis iranisch ist, aber mehr als das Rahmenwerk hat Iran für das phantastische Gebäude doch nicht abgegeben.“ Insbesondere legt der Verf. auf die These Nachdruck, daß die asketische Grundhaltung und die Verwerfung der Welt durchaus uniranisch sei, wohl aber schon seit der Orphik in den Kreisen des Hellenismus erscheine. Auch der „mystische Heilsweg“ kann daher nicht als iranisch angesehen werden. — Das nächste Kapitel behandelt die Mandäer, die nach dem Verf. insofern von Wichtigkeit sind, als Scheftelowitz behauptet, das Mandäertum und neben ihm das Christentum hätten den maßgebenden Einfluß auf Mani ausgeübt und erst durch sie seien die iranischen Elemente in Manis Lehre eingedrungen. Nachdem der Verf. so in „kursorischer, von Vollständigkeit durchaus absehender Übersicht“ den Mythos von der Seelengottheit oder dem Urmenschen im Hellenismus und bei den Mandäern verfolgt hat, wird darauf hingewiesen, daß die einzelnen Elemente dieses Mythos sich „wohl nie bis ins Letzte lokalisieren lassen“. Es frage sich aber, „ob uns Iran Vorbilder bietet, die überhaupt in Betracht gezogen werden können.“ Bewußt wird hier der Begriff Iranisch nicht im Sinne Reitzensteins gefaßt, „sondern es handelt sich vielmehr darum, bei den alten Iraniern selbst solche Typen aufzudecken“. Aus dem Doppelauftreten des mythischen Grundwesens, einmal als Urmensch, und dann als Seele erklärt sich der Titel, den der Verf. seinem Buche gegeben hat. Es kommt aber dabei nicht zum Ausdruck, daß den Verf. überall nur das Vorkommen des Mythologems in der altiranischen Überlieferung interessiert. Und doch ist es richtiger von iranischer, als von altiranischer Überlieferung zu reden. Denn wenn man von den altpersischen Keilinschriften — aber auch da nur unter einer bestimmten Voraussetzung — absieht, so gibt es so etwas, wie die hier gemeinte „alt“-iranische Überlieferung überhaupt nicht. Es stammt eben alles, was in iranischer Sprache auf uns gekommen ist aus mitteliranischer Zeit. Aber es gibt altes („altiranisches“) Gut in dieser mitteliranischen Überlieferung. Es ist nichts als eine Täuschung, wenn man meint, daß das Vorkommen eines Bildes, Ausdruckes oder Gedankens in dem altsprachlichen Teile dieser mitteliranischen Überlieferung, im Awesta, oder gar in dessen sprachlich ältestem Teil, den Gâthâs, die Gewähr biete, daß man es schon darum mit „altem“ oder überhaupt mit „spezifisch iranischem“ Gute zu tun habe. Für bestimmte Teile des Awesta kann man ihre Niederschrift erst in arsakidischer Zeit beweisen, und daraus, daß man dies für andere nicht kann, folgt nur die Möglichkeit eines höheren Alters. Die Altertümlichkeit der Sprache besagt da gar nichts: sonst folgte aus der Verwendung des kirchlichen Lateins in romanistischer Zeit auch, daß die Kirchenschriften altrömische Anschauungen spiegelten.

Es muß auf diese für jeden mit der iranischen Überlieferung praktisch Vertrauten selbstverständlichen Dinge deshalb mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden, weil Verf. der von ihm nicht weiter begründeten Anschauung ist, als ob die Reihenfolge: Gâthâ-Jungawesta-Pahlaviliteratur eine Art Gradmesser für den irani-



schen Charakter der betr. Überlieferungsstücke darstellte, während sie fast ausschließlich auf einem sprachlichen Werturteil beruht. Wer mit der iranischen Überlieferung arbeiten will, muß sie zunächst einmal als Ganzes nehmen, um sich so ein Urteil über das Verhältnis der sie konstituierenden Momente zueinander bilden zu können.

Der Verf. sucht nun in Anschluß an Scheftelowitz, und gegen Reitzenstein, den „Begriff des Iranischen" zu begrenzen. Iranisch sei nicht alles, was „auf iranischem Boden nachweisbar" ist. „Als iranisch kann nur gelten, was bei iranischen Völkern zu finden ist". Und: „es gibt eine spezifisch iranische Einstellung und nur diese kann in Betracht kommen, wenn vom iranischen Ursprung bestimmter Anschauungen die Rede ist." Indessen erklärt der Verf. weder, was er unter „iranischen Völkern" versteht, noch woran man sie gerade als „iranische" zu erkennen vermag. Der Begriff „iranische Völker" ist ja schließlich ein völliges Unding, wenn er nicht entweder: „in Iran lebende Völker" oder „Völker iranischer Zunge" meint. Und ob es überhaupt so etwas gibt, wie eine „spezifisch iranische Einstellung" ist mir einstweilen noch durchaus zweifelhaft. Wenn der Verf., der sich auch darüber nicht ausläßt, etwa eine optimistische Weltauffassung meint, welche die Stimmung des Mazdâhismus kennzeichnet — er spricht auch von „Gesamttendenz" — so ist diese jedenfalls nichts „spezifisch" Iranisches. Die Geschichte der Iranier, wie die der Arier überhaupt, ist die Geschichte ihrer Entarisierung. Das Rein-Iranische, wie das Rein-Arische, ist uns in keiner Weise gegeben, sondern ist ein Problem. Man kann daher, ohne Verwirrung anzurichten, den Begriff „iranisch" nur sprachlich, oder geographisch[1] nehmen, wenn man praktisch mit ihm arbeiten will, ohne vorher das große Problem der Geschichte des Ariertums in Asien gelöst zu haben. Bleibt man sich nur der methodischen Bedingtheit solcher Begriffe bewußt, so ist gegen ihren Gebrauch nichts einzuwenden. Der Verf. hat sich das nicht klar gemacht und so ruht seine ganze Argumentation auf tönernen Füßen. Im übrigen zeigt er eine gute Belesenheit vor allem in dem, was in letzterer Zeit über Fragen der iranischen Religion geschrieben wurde und hat mit Fleiß selbst Arbeiten notiert, die mit seinem Gegenstande nur in der entferntesten Beziehung stehen. Aber seiner Darstellung fehlt es an Gedrungenheit und Gedankenzucht. Sie ist zerhackt und unruhig und kommt wiederholt auf den gleichen Gegenstand zurück, ohne die Sache zu fördern. Die Ergebnisse werden im Geleitwort und in der Einleitung schon vorausgenommen und am Schlusse nochmals zusammengestellt. Von einer fortlaufenden Untersuchung kann man dabei nicht wohl reden. Es handelt sich um Beiträge, bei denen naturgemäß kleine Einzelberichtigungen der zitierten Autoren sich von selber einstellen. Leider wimmelt das Buch von Druckfehlern und ungenauen Zitaten, die zum Teil auch den Sinn arg entstellen (z. B. zu Anmerkg. 1 S. 53 und S. 43). Auch müssen Nichtkenner der iranischen Sprachen des Verf.s sprachlichen Zitaten gegenüber Vorsicht üben (es sei nur auf „die Genitivform (!) *okhio*" S. 44, Anm., „der (!) *vahišta manas*" S. 53 und die „Visiere" S. 109 (d. i. „Wāzīre") hingewiesen, die keinen erfreulichen Vermutungen über die sprachlichen Kenntnisse des Verf. Raum geben, und auf die mannigfachen Längezeichen da, wo sie nicht hingehören). Je nach den benutzten Quellen erscheint auch der Gott *Zruvān* in der einen oder einer anderen Schreibung, und dazu erklärt Verf.: „der Name selbst lautete wohl *Zurvan*" (auf der gleichen Seite: in Anführungszeichen „*Zurwan*"). Die soghdisch-türkische Form *Äzrua* weist aber jedenfalls auf Ostiranisches *Zruvān*, worauf auch arm. *Zrvan* zurückgeführt werden kann, während die Form *Zur(u)vān*, *Zär(u)vān* auf persischer Anaptyxe beruht.

Bei aller Anerkennung der Mühe, die sich der Verf. zweifellos gegeben, und wie sehr es auch zu begrüßen ist, wenn immer wieder die mit der iranischen Religion zusammenhängenden Probleme von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden, hinterlassen doch die Ausführungen von Wesendonks im ganzen keinen befriedigenden Eindruck. Sowohl die pārsische, wie die manichäische Überlieferung, wie letztlich alle Religionen, sind synkretistische Gebilde. Das bedarf keiner besonderen Darlegung. Es kommt vielmehr (entgegen S. 172 Anm.) gerade darauf an, an dem Knäuel die einzelnen Fäden zu erfassen und zu entwirren und nicht bloß auf die Farbe des Ganzen zu sehen. Hoffentlich benutzt der Verf. seine jetzige Stellung dazu, Georgisch zu lernen, sodaß er uns das im Kaukasus (trotz der Ungunst der Verhältnisse wohl noch) schlummernde Material an religiösen und volkstümlichen Vorstellungen zugänglich machen kann, wodurch er sich ein außerordentliches Verdienst erwürbe.

---

1) Gelegentlich klingt das bei dem Verf. durch, so S. 172: „Die weltfeindliche Grundeinstellung des Manichäismus ist nicht auf iranischem Boden gewachsen."

The British Academy, Transliteration of Slavonic (aus den Proceedings of the British Academy Vol. VIII). London: Oxford University Press. (4 S.) gr. 8°. 6 d. Bespr. von Georg Gerullis, Leipzig.

Die Britische Akademie schlägt eine für England einheitliche Transkription des russischen Alphabets vor. Sie schließt sich dabei der International Phonetic Association eng an; nur einige Buchstaben sind anders, z. B. *ÿ* statt des üblichen *y*; *zh*: *ž*; *ts*: *c*, *ch*: *č* u. a. m.

Lehman, Linwood: **Quantitative Implications of the pyrrhic Stress.** University of Virginia 1924. (84 S.) 8°. Bespr. von Eduard Norden, Berlin.

Für die Leser der OLZ haben die in dieser Schrift vorgelegten metrischen Untersuchungen, die sich im Wesentlichen auf die Verse des Plautus und Terenz beziehen, kaum Interesse, und wie weit sich die klassischen Philologen mit der seltsamen Theorie befreunden werden, bleibt abzuwarten.

Vogt, Dr. Joseph: **Die alexandrinischen Münzen.** Grundlegung einer alexandrinischen Kaisergeschichte. 2 Bde. Stuttgart: W. Kohlhammer 1924. (X, 234 S., IV, 185 S. mit 5 Taf.). gr. 8°. Rm. 32.—. Bespr. v. E. Kühn, Berlin.

Das wirklich seinem Untertitel entsprechend grundlegende Buch zerfällt in zwei getrennte Teile: der zweite Band bringt die Grundlage des ersten, das Verzeichnis der alexandrinischen Münzen, in dem in der Hauptsache die Kataloge der Sammlungen Dattari, British Museum, Demetrio Hunter und die Bestände der Berliner und Münchener Sammlungen verarbeitet sind. Die in erster Linie historische Interessen berücksichtigende Anordnung erstrebt, „auch der weiteren Erforschung des römischen Ägypten, seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, seiner Kunst und Religion durch diese Materialsammlung eine feste Grundlage zu geben". Die Münzen sind nach Herrschern, innerhalb der Regierungsjahre nach Typen geordnet und nach Vorderseite und Rückseite kurz beschrieben. Ein Verzeichnis der Typen nach Art eines Index beschließt den Band und läßt bereits auf den ersten Blick die Fülle des Stoffes ahnen, die in diesen Münzen steckt, und die nun in dem ersten Bande herausgeholt ist. Dieser Textband, von 5 Tafeln begleitet, die hauptsächlich Stücke des Berliner Münzkabinetts abbilden, ist die Frucht einer außerordentlich gründlichen und vielseitigen Durcharbeitung der Münzen und erfüllt damit schon zum guten Teile die soeben zitierte Forderung des Verfassers. Der Text behandelt nach einer kurzen Einleitung über den Quellenwert der Münzen im allgemeinen und der alexandrinischen im besonderen und nach einem allgemeinen Abschnitt (Datierung, Aufschrift, Bildnis, Ehrenmünzrecht, Stil, Herkunft, Metall und Währung, Typen) die Münzen der einzelnen Regenten nach den hauptsächlichsten eben genannten Gesichtspunkten, von denen der letzte Abschnitt (Typen) jeweils der längste und wichtigste ist. Die alexandrinischen Münzen umfassen die Zeit von Augustus bis auf Diokletian, d. h. von der Einverleibung Ägyptens in das römische Reich bis zur Aufhebung seiner Sonderstellung im Reiche. Die Eigenart dieser sämtlich in Alexandria geprägten, wenn auch allenthalben im Lande gefundenen Münzen beruht darin, daß sie nicht aus der Münzstätte einer souveränen Stadt kommen, aber auch nicht nur Erzeugnisse einer bloßen Filiale der Reichsprägung sind, daß sie mit andern Worten Interessen des Reichs und der Provinz vereinigen und in ihren Bildern zum Ausdruck bringen, daß sie also in diesem Gegenspiel des Zentralismus und Provinzialismus die Geschichte der römischen Kaiserzeit überhaupt darstellen. Dies beides, Lokal- und Reichsgeschichte ist es, was uns der Verfasser aus diesen Münzen ablesen lehrt. Während die andern Abschnitte: Daten, Aufschrift (auf der Vorderseite), Ehrenmünzrecht, Bildnis die Münzen für einzelne begrenzte Gebiete auswerten, chronologische, staatsrechtliche, kunstgeschichtliche Fragen berühren, sind die „Typen", die Münzbilder auf der Rückseite, eine umso verzweigtere und unerschöpflichere Quelle für den Historiker, wenn er sie nur recht auszuschöpfen weiß, wie es uns der Verfasser zeigt.

Alexandrinische Geschichte lehren uns diese Bilder, insofern sie das Verhalten der Stadt zu den großen politischen Ereignissen und die Interessen und Anschauungen der alexandrinischen Welt widerspiegeln und wir „aus den Münzbildern zwar keine Selbstdarstellung des Alexandrinertums erhalten, aber aus den Konzessionen der Regierung an die alexandrinische Welt ihre Bedeutung erkennen". Vor allem gilt das von den religiösen Anschauungen. Die ägyptisch-griechische Religion betrifft ein großer Teil der Typen. Deren jeweilige Erweiterung oder Verminderung zeigt die Stellung der einzelnen Kaiser zur Religion des Landes, ja die (nur von Domitian bis Marcus und ebenfalls in Alexandria geprägten) Gaumünzen sind geradezu Dokumente der kaiserlichen Religionspolitik. So sehen wir die sieghafte Entwicklung der ägyptisch-griechischen Religion bis zur letzten Machtentfaltung unter Pius und dann im Rückgang der sakralen Typen ihr allmähliches Absterben. Dieselbe Erschöpfung der provinzialen Kultur zeigt sich auch in stilistischer Hinsicht in einer später immer häufigeren bloßen Wiederholung früherer Typen. Überall findet eine allmähliche Angleichung der „Münzsprache" an

Rom statt. — Aber auch noch in anderer Hinsicht bieten uns unsere Münzen alexandrinische Stadtgeschichte. Bauten sind z. B. auf ihnen abgebildet, und wir sind für jede Bereicherung unserer Kenntnis des alten Alexandria umso dankbarer, als unsere übrige urkundliche Hauptquelle für das griechisch-römische Ägypten, die Papyri, aus bekannten Gründen hier nur spärlich fließt und der Boden wenig Reste genug von der Stadt bewahrt hat. Und wenn z. B. unter Caracalla die alexandrinische Münzprägung seit 215 ganz aussetzt, so scheint das mit der Bestrafung der Stadt durch den Kaiser zusammenzuhängen. In anderm Zusammenhang spiegelt die ab- und zunehmende Münzproduktion (z. B. unter Marcus) die Sicherheit des Reiches wieder, während der allgemeine wirtschaftliche Niedergang in der Kaiserzeit sich hier wie überall in der Verschlechterung der Münze kundgibt.

Einen der wichtigsten Berührungspunkte Ägyptens mit dem Reich bildet die Getreideversorgung der Hauptstadt. Wenn man bedenkt, wie Rom von dem Nilsegen abhing, wird man sich nicht wundern, immer wieder Beziehungen der Münzbilder hierauf zu begegnen. Wenn auch nicht alle so deutlich reden wie die zuerst unter Trajan auftretende Nilmünze mit der Ziffer „16", die die glücklich erreichten sechzehn Ellen feiert, so haben doch auch schon die immer und immer wiederkehrenden Bilder des Nils und der Euthenia ihre aktuelle Bedeutung. Die Wichtigkeit der Nilüberschwemmung und die Sorge der kaiserlichen Regierung für die Annona spricht aus diesen Prägungen. Überhaupt verkünden die Münzen die Politik der Herrscher, ihre persönliche Stellungnahme zu Ägypten sowohl als auch die großen Linien ihrer Reichspolitik. Sie stellen diese Münzen in den Dienst ihrer Politik, Nero z. B. nutzt sie als Mittel panhellenischer Propaganda, kurz die Münzen zeigen, zumal beim Thronwechsel, im Bilde das Regierungsprogramm der Kaiser und die allgemeinen Tendenzen ihrer Politik, den Romanismus des Augustus, Pius, Severus Alexander im Gegensatz zum Hellenismus Neros, Domitians, Hadrians, die liberale Kulturpolitik Trajans ebenso wie die syrische Ausartung des Elagabal. Auch an den alexandrinischen Münzen läßt sich die Entwicklung vom Prinzipat des Augustus bis zur absoluten Monarchie Diokletians verfolgen; die Sorge eines Vespasian für die Befestigung der Dynastie (wie sie seine Münze mit dem lorbeergeschmückten Tituskopf auf der Rückseite zeigt), der Ausdruck der Samtherrschaften seit Marcus, die Betonung der Persönlichkeit des Herrschers bei Commodus und den Severen sind einzelne Stationen auf diesem Wege. Daß, je mehr der Herrscher im Vordergrund steht, umsomehr die Münzen sein Privatleben illustrieren, ist verständlich, bis im 3. Jahrh. die römische Geschichte überhaupt Personengeschichte wird. Neben diesen allgemeinen Dingen berichten die alexandrinischen Münzen von einer Menge einzelner Geschehnisse, vor allem das Kriegsglück wird in vielen Siegesmünzen verkündet, und seit Marcus verdrängen in Anpassung an römische Vorbilder historische Bilder mehr und mehr die sakralen Typen. Zum größten Teil bilden hier die alexandrinischen Münzen nur eine Bestätigung anderer Quellen oder werden selbst erst durch solche verständlich. Aber es gibt auch Fälle, wo sie Lücken in unserer sonstigen Überlieferung ausfüllen. Bei Trajan z. B. ist die Aufnahme der Siegernamen, bei Elagabal die Abfolge seiner Ehen, bei Diokletian seine Anwesenheit in Ägypten mit ihrer Hilfe genauer zu datieren, für Pius und seine Politik verschiebt sich das Bild nach Aussage unserer Münzen zu Ungunsten des Kaisers. Vielfach bestätigen die Münzen Schriftstellerzeugnisse (z. B. ein Münzbild mit eigenartiger Darstellung des Pharos die Nachricht von der Ausbesserung des alexandrinischen Leuchtturms unter Pius), oder Münzen auf der einen, Inschriften und Papyri auf der andern Seite ergänzen sich gegenseitig. Wenn z. B. alexandrinische Münzen im Gegensatz zu römischen neben Pertinax auch seinen Sohn und seine Gemahlin nennen, so beruht dieses Versehen auf einer falschen Auffassung des Landespräfekten, wie dessen auf Papyrus erhaltener Erlaß über eine Landesfeier anläßlich des Thronwechsels beweist.

Das alles sind nur Andeutungen aus dem reichen Inhalt des ausgezeichneten Buches, das mit großem Fleiß und Scharfsinn die alexandrinischen Münzen nach allen Richtungen durchforscht und die Ergebnisse überall in die größeren Zusammenhänge eingeordnet hat.

Godley, A. D.: Herodotus, with an english translation. In four volumes I u. II, Books I bis IV. London: William Heinemann 1922. (XXI, 503 u. XVIII, 416 S.) kl. 8°. je 10 sh. Bespr. von W. Aly, Freiburg i. Br.

Eine neue englische Übersetzung Herodots in der von Capps, Page und Rouse herausgegebenen Loeb classical library dürfte in Deutschland kaum großes Interesse erwecken, doch verlohnt es sich auf gewisse praktische Vorzüge dieser und ähnlicher Ausgaben hinzuweisen. Je zwei Bücher bilden ein handliches Bändchen, jedes mit kurz gefaßtem Namensverzeichnis, während der 4. Bd. einen ausführlichen Index für das ganze Werk hat. Links steht der griechische Text, rechts die Übersetzung.

Eine kurze allgemeine Einleitung in Bd. 1 sowie Einführungen zu jedem Buche bieten das notwendigste. Man gewinnt den Eindruck, daß hauptsächlich auf den sachlich interessierten gebildeten Laien als Leser gerechnet sei. Dementsprechend ist die äußere Ausstattung geschmackvoll. Der Text ist im wesentlichen der Steinsche, die Übersetzung nicht allzu wörtlich, sodaß man wohl wünschte, gewisse stilistische Eigenheiten besser gewahrt zu sehen. Ganz spärliche Anmerkungen klären über die elementarsten sachlichen Schwierigkeiten auf. Der Literaturnachweis I S. XVII mit einer Ergänzung IV S. XVII zeigt eine Beschränkung auf nur englische Autoren, die nicht gerade den Meister verrät. Von deutschen Namen fand ich nur Stein. Daß Jacobys Artikel der Realenzyklopädie nicht genannt ist (von 1913!), ist trotz aller Bedenken, die man gegen ihn haben mag, unentschuldbar. Weder Ed. Meyer noch H. Diels sind genannt. Und so fehlt in der Besprechung des Weltbildes Bd. II der Name Hekataios! Herodot wird durchaus nur gegen Plutarchs Mißtrauen verteidigt, statt ihn in das Geistesleben des 5. Jahrh. einzureihen und ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen.

Wenn wir diese Art von Ausgaben trotzdem für nachahmenswert halten, so meinen wir nicht den Standpunkt der Bearbeitung. Aber daß man auch in Deutschland dem gebildeten Laien die großen Werke des Altertums zugänglicher macht, als es die bloße Textausgabe oder gar der wissenschaftliche Kommentar tuen, ist dringend zu wünschen.

Köster, August: Das antike Seewesen. Mit 104 Abb. im Text und auf Tafeln. Berlin: Schoetz & Parrhysius 1923. (254 S.) gr. 8°. Rm. 15 —. Bespr. von Heinrich Schäfer, Berlin.

Ich habe selten ein archäologisches Buch mit demselben Vergnügen gelesen wie dieses.

Wen Neigung und Pflicht dazu führen, die Technik des Altertums im Auge zu behalten, der wird stets die Erfahrung machen, daß es nicht gut ist, selbst den besten heutigen Techniker einfach mit der selbständigen Behandlung solcher Fragen zu betrauen: nur in seltensten Fällen hat der den richtigen Blick für die geschichtlichen Möglichkeiten. Auch das bloße Zusammenarbeiten von Gelehrtem und Techniker führt selten zum Ziele: zwei Gehirne arbeiten doch nicht so im gleichen Takte, wie es nötig wäre. Es bleibt nichts übrig, als daß der Techniker ein gründlicher Gelehrter wird, oder der Gelehrte sich, soweit er irgend kann, Erfahrung in der Technik erwirbt. Wir haben für beides glänzende Beispiele. Erst in letzter Zeit haben wir eine ausgezeichnete Arbeit über die Weberei des Altertums erhalten von einem tüchtigen Gelehrten (C. H. Johl), der selber sich praktisch jeder Aufgabe der Weberei gewachsen fühlen kann, und auf dem Gebiete, das das vorliegende Buch behandelt, hat die Begeisterung und unermüdliche liebevolle Arbeit eines Forschers wie E. Assmann, der sich die technischen Kenntnisse hat aneignen müssen, die Grundlagen sicher gestellt. Auch auf dem Felde der Geschichte der Baukunst hat dieser Gang der Arbeit Erfolge gezeitigt. Aber da ist doch jener andere Weg häufiger, der eigentlich eins der größten Geschenke für die technische Altertumskunde ist, daß nämlich ein Mann in der Technik aufwächst und zugleich der Archäologie sich nicht nur im Hinblick auf seine Berufstechnik widmet, sondern mit ganzer Seele hingibt.

Hier ist dieser Glücksfall nun auf einem Gebiete eingetroffen, wo Buchwissen und Lebenserfahrung höchst selten sich innig verbinden werden.

Was das Köstersche Buch so ungewöhnlich anziehend macht, ist gewiß schon sein Stoff an sich. Die Bezwingung der Wasserflut ist ja eins der anziehendsten Kapitel in der Entwicklung der Menschheit, voll von sinnreichen Erfindungen, wie wir es grade in unseren Tagen wieder erlebt haben, und immer fesselnd und erhebend durch die stets durchleuchtende Offenbarung von Mannesfreude am Einsatz von Leib und Leben für die Sache. Und was diese Sache für die Völker bedeutet, das haben auch den Blindesten von uns die Jahre gelehrt, wo ein Feind unser eigenes Volk vom Meere abgeschnitten hatte.

Doch ist es nicht der stoffliche Reiz allein, der uns so schwer von dem Buche loskommen läßt, sondern noch viel mehr, daß es zu jenen besten Büchern gehört, die bei voller Sachlichkeit doch aus jeder Zeile einen ganzen Menschen ahnen lassen, dem das Gebiet, über das er schreibt, nicht angeeigneter, sondern Heimatboden ist. Wir sehen schon aus der ergreifenden Widmung, daß die Seemannschaft dem Verfasser im Blute liegt, und spüren es bis zum letzten Kapitel. Seeluft durchweht das Buch. Es wimmelt von Fachausdrücken, aber auch bei ihnen und ihrem Gebrauch fühlt man das Leben, und daß sie nicht mühsam erlernt sind. Übrigens sind sie so geschickt gestellt, daß sie dem Leser, vor allem dem Norddeutschen, der nicht nur Papierdeutsch kennt, kaum Schwierigkeiten machen.

Das Buch behandelt seinem Titel gemäß das Seewesen im Altertum des gesamten Mittelmeergebietes. Ein Fünftel fällt auf das Gebiet des orientalischen Altertums und doch ist das Ganze untrennbar.

Nach einem kurzen Wort über das Alter der Schiffahrt, die, wie der Verfasser etwas zuge-

spitzt sagt, so alt ist, wie die Menschheit selbst, geht es sofort in die Sache. Ägypten macht den Anfang. Wir erfahren von den eigentümlichen, floßähnlichen, aus Bündeln von Papyrosstengeln zusammengestellten Fahrzeugen, die erst mit dem Verschwinden der Papyrospflanze aus Ägypten aufhören. Dann geht es zu den hölzernen Flußschiffen, bei denen, trotz einzelner Formberührungen, mir die Entstehung aus dem Papyrosfloß doch nicht so sicher scheint, wie dem Verfasser. Der eigentümliche Bau des Schiffsrumpfes aus kurzen, nach Herodots treffendem Ausdruck wie Ziegel übereinander gepechten Klötzen wird beschrieben. — Junker und ich konnten noch vor wenigen Jahren im nördlichen Nubien solchen Schiffsbau nach dem Diktat eines nubischen Zimmermannes bis ins Einzelne aufzeichnen[1]. Wir hören bei Köster weiter von dem eigentümlichen alten Bockmaste, dem Segel, den Rudern und dem Steuer, das bis zum Ende des alten Reiches noch einfach ein frei beweglicher großer Riemen ist. Zur Veranschaulichung der eigentümlichen Art, wie die ägyptischen Schiffe auf dem Wasser liegen, hätte vielleicht ein Hinweis auf die venedischen Gondeln dienen können.

Sorgfältig scheidet Köster die Zeiten, und so sehen wir die Verbesserungen entstehen, die Decksbalken, die den Querverband besser sichern, den Pfahlmast anstelle des Bockmastes, das feste Steuer, das nur um seine Längsachse drehbar ist, oft sinnreich zu einem Paare verbunden. Die einen Gegendruck bietenden Schlaufen, in denen die Ruder sich drehen, kommen auf, das breite Segel anstelle des hohen und dergleichen mehr.

Wie die Zeiten, so werden auch die Unterschiede in der Verwendung der Schiffe herausgearbeitet. Das Seeschiff kann manches nicht brauchen, was dem Flußschiff angemessen ist und umgekehrt.

Der Zweck und die Ausdehnung der Fahrten wird geschildert, hat doch Köster den Lesern der Zeitschrift für ägyptische Sprache schon früher einmal (ÄZ 58, 125 ff.) die Schiffahrt im roten Meere lebendig gemacht.

Umsichtig werden die Einflüsse fremder Völker auf den ägyptischen Schiffbau erwogen. Anschaulich werden die eigentümlichen Arten in der Fortbewegung des Schiffes behandelt, die sich aus der Natur des Landes ergeben: Segeln, Rudern und Treiben, das erste für die Fahrt nach Süden, die andern für die nach Norden, das Treideln, das Anlegen und die wichtige Aufgabe des Piloten. Wem, der längere Zeit auf dem Nil gefahren ist, liegt nicht noch im Ohr, wie an schwierigen Stellen in regelmäßigen Abständen der Ausruf der Fußlängen der Lotstange oder das âime „sie schwimmt, hat keinen Grund“ durch die Nacht tönt?

[1] Junker und Schäfer, Nubische Texte. Wien 1921, S. 121—134.

Das zweite Kapitel behandelt die Phönizier. Schon diese Reihenfolge ist bemerkenswert für einen Umschwung in der Beurteilung der Völker. Noch nicht allzulange ist es her, daß jede Behandlung der Schiffahrt im Mittelmeer sicher nicht mit den Ägyptern angefangen hätte, die für Landratten galten, denen das Meer unheimlich war, sondern eben mit den Phöniziern. Kösters Darlegung macht es wahrscheinlich, daß diese ernsthaft erst auf den Plan treten als es mit der ägyptischen und kretisch-mykenischen Seegeltung zu Ende ging. Mag dabei auch die Seegeltung der Bewohner der syrischen Küste durch Köster etwas zu sehr herabgedrückt sein, so beginnt doch erst ungefähr um 1200 v. Chr. die große Zeit der Phönizier, die dann in der Tat die Beherrscher der See auf Jahrhunderte wurden. Gewandt und umsichtig haben sie von den Erfindungen ihrer Vorgänger und Nachbaren aufgegriffen und weitergeführt, was sie brauchen konnten. Auch hier gewinnt man einen guten Einblick in das Hin und Her. Allerdings, daß die Schiffe, denen im bekannten, jetzt leider zerstörten thebischen Wandbilde syrische Händler entsteigen, wirklich phönizische Schiffe sind und nicht ägyptische, auf die die Waren an der Nilmündung umgeladen sind, müßte doch genauer begründet werden.

Die Kapitelüberschriften mögen hier den Rest des Buches andeuten, welchen Reichtum es dem Leser bietet: 3. Das kretisch-mykenische Seewesen. 4. Das Seewesen bei Homer. 5. Das Zeitalter des geometrischen Stils. 6. Dieren und Trieren. 7. Die attische Triere des V. Jahrhunderts. 8. Die Takelung der Triere. 9. Offiziere und Mannschaft der Kriegsfahrzeuge. 10. Ausbildung der Rojer. 11. Die Schiffshäuser. 12. Größe und Seetüchtigkeit der Trieren. 13. Die Polyeren. 14. Die Handelsschiffe. 15. Größe der Handelsschiffe. 16. Takelung der Segelschiffe. 17. Schnelligkeit der Segelschiffe. 18. Ausrüstungsgegenstände. 19. Die Steuermannskunst. 20. Die Kriegsflotten und ihre Kampfesweise. 21. Die Seeräuber.

Man sieht aus diesen kurzen Stichworten, daß tatsächlich alle Seiten des Stoffes umfaßt sind. Und überall ist das geschehen in voller Beherrschung, stets gestützt auf die gründliche Kenntnis auch der neueren Zeiten und auf eigene Erfahrung.

Für den altorientalischen Teil, der die Leser dieser Zeitschrift vor allem angeht, ist mir nur in der ägyptischen Spätzeit ein an entlegener Stelle (Benson-Gourlay, The temple of Mut Taf. 20 bis 22) veröffentlichtes Relief als fehlend

aufgefallen. Grade aus dieser Zeit ist jedes Bild wertvoll, da wir ja für das erste Jahrtausend v. Chr. ägyptische Bilder aus dem Leben kaum haben. Sonst aber scheint es mir nicht richtig bei einem Buche, das so aus einem Gusse ist, wie dieses, kleine Versehen und Auslassungen oder gar Unebenheiten im Stil und der Disposition aufzuzählen. Die werden dem Verfasser unmittelbar zur Prüfung für eine zweite Auflage, die gewiß bald zu erwarten ist, mitgeteilt.

Wünschen möchte ich, daß der Verfasser einmal den ägyptischen Teil an einer anderen Stelle in ausführlicher Sonderbehandlung unter Vorführung des Bilderstoffes in reicher Fülle, etwa als Band von Sethes Untersuchungen, darstellt.

Ich kehre zum Anfang zurück mit der Versicherung, daß das reiche, frische Buch mir außerordentlichen Genuß bereitet hat und wohl auch jedem andern Leser bereiten wird.

Cuntz, Prof. Dr. Otto: **Die Geographie des Ptolemaeus.** Galliae Germania Raetia Noricum Pannoniae Illyricum Italia. Handschriften, Text und Untersuchung M. 3 Karten. Berlin: Weidmann 1923. (VII, 226 S.) 4°. Rm. 10.—. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Die Geographie des Ptolemaeus ist in zwiefacher Hinsicht für den Orient bedeutungsvoll: als eine der wichtigsten Quellen für die antike Topographie des Morgenlandes und wegen ihres bis in späte Zeiten erkennbaren Einflusses auf die arabischen Geographen. Aus diesem Grunde wäre es auch für den Orientalisten von größtem Wert, wenn wir endlich eine brauchbare kritische Ausgabe dieses Werkes erhielten. Ihr Fehlen hat z. B. H. v. Mžik hauptsächlich bestimmt, von einer Gesamtausgabe und -Übersetzung von al-Ḫwārizmīs kitāb ṣūrat al-arḍ Abstand zu nehmen (Denkschr. Akad. Wien XLIX, IV p. III, 2). Denn der Müllersche Text, den man kaum „kritisch ediert" nennen kann, bricht bekanntlich nach dem V. Buche (mit Babylonien), der Wilbergsche nach dem VI. (Irān) ab; für den Rest sind wir auf die kleine Ausgabe von Nobbe angewiesen. Und doch wäre eine umfassende Untersuchung über das Fortleben ptolemäischen Gutes in den geographischen Anschauungen der Araber außerordentlich instruktiv, da kaum auf einem anderen Gebiete so klar aufgezeigt werden kann, auf welche Weise man antikes Wissen mit neuerworbenen Kenntnissen kombiniert hat und sich genau wie im Abendlande bis in späteste Zeiten von jenem nicht zu emanzipieren wagte (vgl. auch v. Mžik a. O. 5,1). Selbst in al-Battānīs Tabellen, in denen ptolemäische Positionen am häufigsten vertreten und am deutlichsten erkennbar sind, ist trotz der ausgezeichneten Bearbeitung Nallinos doch noch manche von ihnen unerkannt geblieben; in andern Fällen genügt schon Müllers Ausgabe (1901), um scheinbare Differenzen zwischen den Zahlen des Ptolemaeus und al-Battānīs bei Nallino (1896) als nicht vorhanden zu erweisen (bei Nr. 123. 124. 126. 154. 213. 215 und für die Breite bei 219). Wenn wir erst einmal wissen werden, mit welcher Handschriftenklasse die arabischen Ptolemaeusreste verwandt sind, wird sich gewiß eine noch reinlichere Scheidung zwischen antikem und späterem Stoff erzielen lassen.

Das Buch von Cuntz ist eine Art Vorarbeit für eine kritische Ausgabe, in der als Specimen ein enger umgrenztes Gebiet ediert und mit ausführlichen Kommentaren erläutert wird. Da dieses Gebiet den Lesern der OLZ ferner liegt, sollen hier nur die Ergebnisse des Werkes, soweit sie Fragen der allgemeinen Ptolemaeusforschung betreffen, gebucht werden und für alles Weitere auf einen ausführlicheren Aufsatz in der Zeitschrift Klio 1925 verwiesen werden.

Die Hss. der γεωγραφικὴ ὑφήγησις, von denen C. die wichtigsten kollationiert hat, zerfallen in zwei Gruppen, die nach den Hauptvertretern die X- und die RW-Klasse genannt werden. Beide gehen nach C. auf das Handexemplar des Ptolemaeus zurück, das bereits die Varianten, die sie bieten, enthalten habe (S. 15 f.). Für die Textherstellung scheint eine geringe Auswahl von Hss. zu genügen; doch ist wegen der Bedeutung des Ptolemaeus für die Geschichte der Geographie eine Ausgabe mit reichhaltigem Apparat ein dringendes Desiderat. Den handschriftlichen Karten mißt C. — anscheinend mit Recht — weit geringere Bedeutung bei, als es neuerdings üblich ist; ihr Inhalt ist offenbar abgesehen von „dem Belieben des Zeichners verdankten Zufälligkeiten" restlos aus dem Text abgeleitet. Auch die sog. „astronomischen Ortsbestimmungen" des 8. Buches, von denen vielfach angenommen wurde, sie würden als „Kontrollzahlen" für die Positionen der übrigen Bücher eine bedeutsame Rolle spielen, wenn sie erst einmal brauchbar ediert wären, sind, wie C. nachweist, aus den Angaben der übrigen Bücher errechnet, also für die Textherstellung wertlos. Dasselbe gilt nach C. von den Verzeichnissen der πόλεις ἐπίσημοι, die meist aus dem 8. Buche der Geographie stammen (anders Kubitschek DLZ 1924, 1607 f.).

Auch die speziellen Untersuchungen von C. besitzen für jeden, der sich irgendwie mit ptolemaeischer Geographie beschäftigt, weitgehende methodische Bedeutung. Doch gelangt der Verf. hier m. E. doch nicht zu abschließenden und allgemeingültigen Resultaten (Näheres: Klio a. O.), und das ist auch kaum möglich, solange noch die brauchbare kritische Gesamtausgabe aussteht.

Kromayer, J., u. G. Veith: Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Vierter Band: Schlachtfelder aus den Perserkriegen; aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus. 1. Lieferung (Die Perserkriege). Berlin: Weidmann'sche Buchhandlung 1924. (170 S. u. 2 Taf.) gr. 8°. Rm. 7.50. Bespr. von O. Leuze, Königsberg i. Pr.

Von den „Antiken Schlachtfeldern" ist der erste Band 1902, der zweite 1907, der dritte 1912 erschienen. Nach 12jähriger Pause liegt jetzt vom vierten, abschließenden Band die erste Lieferung vor. Der vierte Band soll diejenigen in den ersten drei Bänden noch nicht besprochenen Schlachten des Altertums bis zu Augustus hinab umfassen, bei welchen nach dem Stande unserer Überlieferung eine gesicherte kartographische Festlegung zwar möglich ist, aber nur auf der Grundlage eingehender, neuer Untersuchungen erreichbar erscheint. Außerdem sollen auch Schlachten, die in den ersten drei Bänden bereits behandelt sind, insoweit berücksichtigt werden, als etwaige Einwände der Kritik eine Auseinandersetzung wünschenswert machen. Es ist sehr zu begrüßen, daß das geschätzte Werk nach langer Pause nunmehr fortgesetzt und zu einem gewissen Abschluß gebracht wird, so daß wir hoffen dürfen, in Bälde alle Schlachten des Altertums, für die eine brauchbare Überlieferung vorliegt, in der gründlichen und besonnenen Weise besprochen zu sehen, durch die sich die ersten Bände auszeichnen.

Die erste Lieferung beschäftigt sich mit vier Schlachten der Perserkriege. Marathon ist von Kromayer selbst behandelt, die andern von Schülern Kromayer's: Thermopylä von L. u. F. Harmening, Salamis von W. Keil, Platää von E. Ufer. Zu Marathon und Platää hat Veith Bemerkungen beigesteuert. Jeder Abschnitt enthält eine sorgfältige Zusammenstellung der Spezialliteratur, einen lichtvollen Überblick über die verschiedenen sich gegenüberstehenden Theorien und auf Grund wohlüberlegter Stellungnahme dazu schließlich eine eigene Darstellung der betr. Schlacht. Zu einer genaueren Besprechung der Ergebnisse ist hier nicht der Ort, da die in der ersten Lieferung behandelten Schlachten nicht auf orientalischem Boden spielen. Doch wird die Leser der OLZ die Tatsache interessieren, daß Herodots Berichte nach Kromayer's Urteil für die Schlachten der Perserkriege sich als viel brauchbarer erweisen, als bisher angenommen wurde. Neben unverkennbaren Zügen anekdotenhafter und novellistischer Art steht bei ihm doch ein sehr solider Kern guter Tradition, namentlich auch in topographischen Angaben. Und Kromayer hält es für möglich, auf Herodots Ausführungen fußend, ein im großen Ganzen auch militärisch brauchbares Bild der Perserkriege zu gewinnen. „So sollen diese Untersuchungen zwar keine Rettung Herodots sein und noch viel weniger zu einem blinden Vertrauen auf ihn verleiten, sie sollen aber der abschätzigen Art, mit der die Modernen vielfach seine Angaben ohne zureichende Gründe beiseite gelegt haben, entgegentreten und ihn als eine ernst zu nehmende Quelle betrachten lehren."

Rodenwaldt, Gerhart: Das Relief bei den Griechen. Berlin: Schoetz & Parrhysius 1923. (110 S., m. 124 ganzs. Abb.) 8° = Kunst und Kultur. 4. Bd. Gm. 16.—. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Der Bilderbücher für ein kunstsinniges Publikum haben wir nachgerade eine Fülle. Besagtes Publikum pflegt zum Teil wenigstens die Tafeln durchzublättern und den Text auf sich beruhen zu lassen. Mitunter ist das gar kein schlechtes System. Und die Archäologie hat ihre Pflicht gegen den großen Laienkreis, der antike Kunst liebt oder es lernen möchte, jahrzehntelang so vernachlässigt, daß sie viel wieder gutzumachen hat und gerade die Besten sich auch an jenen Kreis wenden müssen. Diese Pflicht erfüllt in jeder Weise das vorliegende schöne Buch. Und der Verf. hat dafür gesorgt, daß man es auch lese. Denn mit dem Bilderbesehen ist es hier nicht getan. Auf den meist recht wohlgelungenen, zum Teil vortrefflichen Tafeln folgen junge Reliefs auf archaische, Statuen, ägyptische, mittelalterliche Werke, Tempelansichten und Gemälde in zunächst verwirrendem Wechsel; Klarheit bringt in dieses scheinbare Durcheinander nur ein sorgsames Studium des Textes. Und der lohnt reichlich die Mühe. Nicht bloß ein Gelehrter hohen Ranges spricht zu uns, sondern ein feinsinniger Kunstkenner, der von der ersten Seite ab in grundlegende Probleme einführt und überall den gewaltigen Stoff zu gliedern und durch leitende Gedanken zu ordnen weiß. Daß er die kunstwissenschaftliche Betrachtungsweise an Stelle der rein historischen setzt, wird man gerade bei einem solchen Werke freudig begrüßen. So rückt er gleich zu Anfang den grundlegenden Gegensatz zwischen Rundplastik und Relief in der ägyptischen und altorientalischen Kunst in den Vordergrund: dort Vorderansicht, hier Profil, dort Ruhe, hier Handlung und Erzählung. Er zeigt, wie die Griechen diese festgeprägte Konvention fertig übernommen haben — also nicht etwa das Relief einfach aus der „vertieften Umrißzeichnung" schematisch entwickeln, was heute noch vielfach angenommen wird; wie sie dann im Relief wie in der Statue etwas durchaus Neues und Eigenes schaffen. Er betont die Bedeutung der Tatsache, daß in der Antike ein

Relief oder ein Gemälde niemals Kultbild, „Gegenstand der gottesdienstlichen Andacht“ war; dadurch wird ihre Sphäre gegenüber der mittelalterlichen und neueren Kunst zwar enger, aber es ist ihnen auch „Freiheit von jenen Bindungen, die das religiöse Gefühl der Griechen dem Kultbilde auferlegte, beschieden gewesen“ (S. 13). Gerade weil diese Erörterungen so überzeugend sind, hätte ich gewünscht, daß Rodenwaldt auch die ihm natürlich wohlbekannten Ausnahmen von der Regel der Profilansicht des Reliefs angeführt hätte: die Reliefs von Prinià und die verwandten spartanischen aus Elfenbein und Ton, provinzielle Werke wie die Brüder Dermys und Kitylos und die am besten bei Uxkull, Die frühgriech Plastik Tf. 11 abgeb. lokrische Stele; das Relief von Chrysapha, hocharchaische Antefixe mit Frauenköpfen aus Thermon, ein Metopenfragment vom alten Athenatempel von Mykenai; ferner die Gorgone, die R. sogar bei der Beschreibung der attischen Stele Abb. 5 nicht erwähnt; außer der Argonauten-Metope des Syrakusanerschatzhauses von Delphi (Abb. 19b) auch die des Tempels C von Selinus; endlich die Stele des Läufers in Athen und die Mittelgruppe des Ostgiebels von Delphi in Courbys neuer Rekonstruktion: das ist doch eine in frühester Zeit beginnende Reihe, die einige Worte erheischt, wenn sie auch R.s Grundthese keineswegs erschüttert.

Vortrefflich wird die Bedeutung der Stele als Denkmal und die des Reliefs auf ihr in wenigen Sätzen klargestellt (S. 14), ebenso die vorwiegend dekorative Rolle des Reliefs, die es so scharf von dem gemalten Tafelbild scheidet (S. 15 ff.); wie ich es denn besonders begrüße, daß der Verf. gründlich mit der hartnäckigen Tradition aufräumt, das Relief sei bei den Griechen eine Variante der Malerei gewesen (S. 19. 58 f. 69 f.). Nicht minder fruchtbar sind die Bemerkungen über die Herstellungsart des antiken Reliefs, die Bedeutung der Licht- und Schattenwirkung, der verschiedenen Reliefhöhe, der „Elastizität“ für die Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben (S. 21 f.), die größere Bewegtheit des Reliefs gegenüber der Rundplastik, schon seit frühester Zeit. Auch hier würde man gerne ein paar Beispiele mehr sehen: eine der wenig bekannten Stelen mit Umrißzeichnung von Prinià, auch die Reliefs von dort und ein paar Bronze- und Elfenbeinreliefs, die von den steinernen um so weniger getrennt werden können, da doch die frühesten Metopen und Friese kaum von einer damals nicht nachweisbaren Wandmalerei, sondern von Werken wie der Kypseloslade beeinflußt sein werden. So erklärt sich auch ungezwungen die Ikonographie der Mythen und die aus ihrem Schatz für rechteckige oder quadratische Felder getroffene Auswahl, während man bei Friesen zunächst ratlos war: vgl. Assos, wo die verschiedenen rechteckigen Bilder einfach aneinander gereiht sind. Auch die Metopen von Thermon wären hier anzuführen. In der hoffentlich bald nötigen neuen Auflage des Buches könnten solche Verweise durch Textabbildungen belebt werden.

Bei der im Ganzen vortrefflichen Behandlung des Reliefs als Bauglied (S. 16. 25 f.) scheint es mir verfehlt, die „Unterordnung der menschlichen Gestalt (der Statue) unter die Architektur einen Verstoß gegen die Würde und Selbständigkeit des Menschen“ (im griechischen Sinne) zu nennen. Den Koren des Erechtheions geht doch eine ganze Entwicklungsreihe voraus, von der wir zufällig in der großen Architektur nur zwei delphische Schatzhäuser kennen, die aber durch tragende Figuren an Becken und Möbeln seit dem Ende des 7. Jahrh. bezeugt ist; und diese Figuren sind nicht, wie am Zeustempel von Akragas, besiegte Feinde, sondern freie Hellenen. Übrigens ist die Front jener Schatzhäuser keine „in eine Stützenstellung aufgelöste Wand“ (S. 37), sondern die seit Urzeiten offene Vorhalle, in der nur die Säulen durch Statuen ersetzt sind: R.s Formulierung könnte Unkundige irre führen. Die „auf dem Grunde sitzenden abgeschnittenen Vorderteile“ der Reiter auf der Argonauten-Metope des Syrakusanerschatzhauses (Abb. 19b) sind doch nicht bloß ein Versuch, den „nur die Naivität des stürmischen Tatendranges der frühen Kunst wagen konnte“ (S. 29): abgesehen von der Metope von Selinus mit dem Viergespann verwenden auch der Ostgiebel des delphischen Alkmaeonidentempels und der olympische Westgiebel ähnliche Notbehelfe, die griechischen Augen offenbar weniger störend erschienen als uns.

Schon in Thermon und am Tempel C von Selinus ist das Problem der Bildkomposition innerhalb des Metopenrahmens ein paarmal recht glücklich gelöst worden. Ob die Zweifigurengruppe schlechthin „das geeignetste Motiv für den Metopenschmuck“ bildet (S. 31), darf angesichts der wundervollen Dreifigurengruppen von Olympia bezweifelt werden. Beide Motive haben hier gleiches Recht. R.s Kritik der olympischen Skulpturen will mir nicht recht behagen (S. 34): ich kann in ihrer großartigen Wucht weder „dumpfe Schwere“, noch „Trübes, Derbes, ja Brutales und Häßliches“ finden. Auch die tierischesten der Kentauren wahren doch noch eine ebenso gewisse Würde wie die Greisinnen in den Ecken. Und auch dem besonderen Talent der attischen Bildhauer für Giebelskulpturen, vor allem für die Ecklösungen, wird der Verf. nicht ganz gerecht. Schon am

Hydragiebel (Abb. 52) ist es ein blendender Gedanke, wie die Pferde schnuppernd die Köpfe zum Krebs hinabsenken und sich dadurch ganz ungezwungen dem schrägen Rahmen anpassen, wie der Krebs unbeholfen der Mitte zustrebt, um Herakles, der ja sein Werk erst beginnt, von hinten anzufallen. Es wäre sehr lehrreich, die Verwendung von Schlangen- und Fischwesen, idealen Eckfüllungen, von den Porosgiebeln der Akropolis zum Schatzhaus der Megarer in Olympia vorzuführen — ganz abgesehen davon, daß man jene großartigen altattischen Hochreliefs ungern vermißt — und ebenso die Eckfiguren der Fallenden, Gelagerten, Verwundeten von Korfu über den attischen Gigantengiebel, Ägina, Olympia, dem Kopenhagener Niobiden (dessen herrliche verwundete Schwester im Thermenmuseum nicht fehlen sollte), bis zum Parthenon und dem Asklepiostempel von Epidauros. Auch hier darf man hoffen, daß der Erfolg des schönen Buches eine vermehrte Neuauflage ermöglichen wird. Darin würde dann auch als lehrreiches Gegenstück zum Parthenonfriese der von Bassae Platz finden. Doch ich breche ab, um gegenüber der reichen Fülle des Gebotenen nicht allzu unbescheiden zu werden.

Besonders schön und treffend sind R.s Ausführungen zu Phidias, dem Parthenon und den Weihreliefs aus der Schule des Meisters (S. 35 f. 40 ff.). Das herrliche eleusinische Relief ist m. W. hier zum ersten Male würdig geschildert (S. 52 ff.). Auch was über antike Kopien von Reliefs (S. 55 f.), über den Wert der Gebärde bei den Griechen (S. 58), über Wirkung und Stimmungsgehalt der attischen Grabreliefs, ihr Verhältnis zu Rahmen und Aedicula gesagt ist (S. 60 ff.), erfüllt ganz ausgezeichnet seinen Zweck. Man wünschte nur in der vermehrten Neuauflage neben den attischen auch noch ein paar andere zu sehen, etwa das Berliner Mädchen und den Jüngling aus Pella in Konstantinopel, von attischen den Dexileos und den köstlichen Knaben mit dem Vogel (eine besonders lehrreiche Vorstufe zum Relief vom Ilissos, Abb. 77), auch wohl die Priesterin vom Dipylon. Dafür hat der Verf. bei den Weihreliefs auch anspruchsvolle Wünsche freigebig erfüllt, auch allerhand noch nicht oder selten publiziertes gebracht (z. B. das Nymphenrelief Abb. 84, das merkwürdige mythologische Abb. 85). Mehrfach wären Verweise sehr nützlich: die Erklärung des S. 69 eingereihten Urkundenreliefs folgt erst S. 73; bei den archaischen Stelen vermißt man die Basis von Lamptrai und die neugefundenen vom Dipylon, ein Wort würde uns darüber aufklären, daß sie S. 81 ff. (Abb. 93—97) behandelt werden, falls man nicht vorzieht, sie zu jenen Stelen zu stellen, von deren Sockelbildchen sie eigentlich nicht zu trennen sind.

Anregend und gedankenreich sind die Bemerkungen über das Verhältnis späterer Weihreliefs (die allmählich ihren Rahmen sprengen) zu den architektonischen (S. 74 ff.), über den Archaismus des 4. Jahrh. (S. 85) und den Altar von Pergamon (S. 88 ff.), bei dem man nur einen Hinweis auf seinen altionischen Vorgänger von Kap Monodendri bei Didyma vermißt; besonders beherzigenswert die kurzen Sätze über das Verhältnis des pergamenischen Gigantenfrieses zum Barock (S. 92 f.) Den Beschluß des Buches machen römische Reliefbilder. Der Ausschnitt aus dem Wiener Brunnenrelief (Taf. 124) wirkt so köstlich, daß man sich einen eigenen Band solcher Einzelaufnahmen ausbitten möchte. Schöne Gaben machen dankbar, aber auch unbescheiden!

Bertholet, Alfred, und Edvard **Lehmann**: **Lehrbuch der Religionsgeschichte.** Begründet von Chantepie de la Saussaye. 4., vollst. neubearbeitete Auflage in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. Lieferung 1—6. (je 128 S.) gr. 8° je Rm. 3—. Bespr. von H. Haas, Leipzig.

Das von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)-Tübingen verlegte, erstmalig 1887/9, in 2. Aufl. 1897, in einer dritten 1905 erschienene zweibändige „Lehrbuch der Religionsgeschichte“ ist — anderen, minderwertigen Hervorbringungen ist das sehr erwünscht zustatten gekommen — Jahre hindurch vergriffen gewesen. Wie es endlich wieder ausgeht, erscheint es in Lieferungen. 10—12 solche, jede 8 Bogen umfassend, sind vorgesehen, 6 bis jetzt herausgekommen. In der OLZ mit der Anzeige des Werkes, wie ich das gerne getan hätte und tun zu dürfen mir von der Redaktion erbeten hatte, zuzuwarten, bis es fertig vorliegen werde, verbietet nun doch die Rücksicht auf die Leser der Zeitschrift, nachdem ich gewahr werde: der Verlag hat sich vorbehalten, spätestens mit Erscheinen der Schlußlieferung die Subskription zu schließen und den Ladenpreis, zurzeit 3 Mark für die einzelne Lieferung, zu erhöhen. Man soll mir nicht vorwerfen können, daß verspäteter Hinweis auf ein Werk, dessen Anschaffung vielen unerläßlich ist, es dem oder jenem Interessenten — und das sind am Ende so gut wie alle Leser der OLZ — verteuert hat. Es ist auch allbereits möglich, über die Neuauflage ein Urteil sich zu bilden, von dem anzunehmen ist, daß es durch das noch Ausstehende wesentlich nicht mehr modifiziert werden wird. Mit der Hervorhebung, daß das Mohrsche Lehrbuch sich als das beste seiner Art längst ausgewiesen hat, — ernstlich in Betracht kommt neben ihm überhaupt nur

der entsprechende Band der Hinnebergschen Sammlung „Die Kultur der Gegenwart" — ist es hier ganz und gar nicht etwa schon getan. Denn — und darum muß das Urteil immer wieder neu sich bilden — der Chantepie de la Saussaye trat in seinen aufeinanderfolgenden Auflagen nicht etwa nur frischgewaschen und -gekämmt vor die nach ihm Verlangenden: er ist mit jedem Male ein ganz anderer geworden. So sehr das, daß z. B. gleich die Literaturübersicht der 1. Lieferung der erscheinenden Auflage, in der Sten Konow die Religion der Inder darstellt, auch den entsprechenden Abschnitt der 3. Aufl. des Werkes (Edv. Lehmann, Die Inder) aufführt. Als bekannt darf ja vorausgesetzt werden, daß das Lehrbuch nur in seiner ersten Gestalt die, für jene Zeit nicht wenig respektable, Leistung eines einzigen Autors war, eine Leistung, die mehr als alles, was er anderes sonst geschaffen, seinen Namen bei uns zu einem bekannten gemacht hat. Zehn Jahre später, als er das Werk zum andernmal ausgehen lassen konnte, hielt er es für geraten, sich der Mitwirkung von Gelehrten zu versichern, die auf den einzelnen Gebieten den Quellen durch Kenntnis der Sprachen näher standen als er. Daß er sich dabei umsah nach solchen Mitarbeitern, die tüchtige spezielle Kenntnisse auf ihrem Gebiete vereinigten mit Interesse für religiöse Erscheinungen, verstand sich von selbst. Als „vollständig neubearbeitet" konnte sich dann aber doch auch die 3. Auflage bezeichnen, für die manche Religionen auch in ganz andere Hände gelegt waren. Dem Herausgeber selbst gehörte als einziger Teil des Ganzen nur mehr noch der Abschnitt über die Germanen zu eigen. Auch dieses Stück ist jetzt ausgeschieden. Seine Bearbeitung ward Wilh. Grönebech übertragen. Sie liegt zur Zeit noch nicht vor. Anzunehmen ist aber, es wird nur die Übersetzung der gediegenen Skizze sein, die der Kopenhagener Gelehrte als Beitrag in die 1924 von Edv. Lehmann herausgegebene „Illustreret Religionshistorie" geliefert hat. Von eben daher konnte man, in der Hauptsache jedenfalls — das vorliegende Werk ergeht sich breiter —, auch bereits Sten Konows Darstellung der indischen Religionen kennen. Die Perser (und Manichäer) hat Edv. Lehmann behalten, der an seiner Arbeit wenig geändert hat, doch aber vielleicht zu ändern gehabt haben möchte, wenn ihm Joh. Hertels neuerliche Forschungsergebnisse, die vieles in ein anderes Licht rücken, schon bekannt gewesen wären. Die Griechen sind an Martin P. Nilsson (Lund), also an einen ganz Berufenen, vergeben, der sich für die Darstellung der griechischen Religion kurz vorher auch der schon erwähnten in Kopenhagen (G. E. C. Gads Forlag) erschienenen „Illustreret Religionshistorie" zur Verfügung gestellt hat. Die Kapitel „Römer" und „Slaven" sind von L. A. Deubner und von A. Brückner zu erwarten und werden also doch wohl nicht enttäuschen. Glanzleistungen, für die man gar nicht genug dankbar sein kann, stellen die bereits erschienenen Kapitel „Die Chinesen" von O. Franke-Berlin und „Die Japaner" von K. Florenz dar. Freuen wird man sich auch dürfen auf den Abschnitt „Der Islam", den kein geringerer als Snouck-Hurgronje beisteuern wird. Für Ägypten, auch für die Vorderasiaten sind die Bearbeiter die alten geblieben. Ausgeschieden wurden die Israeliten, für die nicht weniger wie für das Christentum leicht zugängliche Literatur genug vorhanden ist. Bei uns jedenfalls — japanische oder chinesische oder indische Benützer mögen anders denken — wird man in einem Lehrbuch der Religionsgeschichte doch immer nur die außerbiblischen Religionen suchen. Sämtlich sind freilich auch sie im neuen Saussaye nicht behandelt. Daß Kelten, Mexikaner, Peruaner, als Kulturkreise, die längst vergangen sind, ganz beiseite gelassen wurden, wird mancher mit mir bedauern, und hier werden bei einer künftigen Auflage auch wohl die Herren Herausgeber sich eines anderen besinnen. Der Religion der Naturvölker sind 61 Seiten gewährt. Bearbeitet hat dieses Kapitel B. Ankermann, der sich in ihm über Totenkult und Seelenglauben, Machtvorstellung und Magie, Totemismus, Götter, Kult und Priestertum, sowie über Mythus ergeht. Eingeleitet wird das ganze Werk von Edv. Lehmann mit zwei Beiträgen „Zur Geschichte der Religionsgeschichte" (S. 1—22) und „Erscheinungs- und Ideenwelt der Religion" (S. 23—130). Der letztere, einem synthetischen Interesse zu dienen vermeint, stellt gegenüber den letzten zwei Auflagen ein Ganzneuhinzugekommenes dar. Ein Ähnliches hatte das Lehrbuch nur in seiner Urgestalt in dem dem Historischen vorangestellten besonderen Phänomenologischen Teil, der in der Folge dann in Wegfall kam. Gerade um seinetwillen war die 1. Aufl. bis jetzt noch immer gesucht gewesen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Edv. Lehmann, der eine diesartige Zusammenfassung vor Jahren schon in dem Schieleschen Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" dargeboten hat, ohne sich übrigens hier selbst zu wiederholen, besseres zu liefern wußte als vor vier Jahrzehnten Saussaye. Daß des letzteren Name mit diesem deutschen Standardwerk der Religionswissenschaft, das doch von ihm selbst auch nicht einen einzigen Satz mehr enthält, verbunden bleiben müsse, wollte den jetzigen Herausgebern,



Bertholet und Lehmann, eine Selbstverständlichkeit erscheinen. Ein bischen ein Unding ist das schon, mehr gemahnend an das *lucus a non lucendo* als an das *denominatio fit a potiori*. Als Verleger würde aber auch ich an dem Namen festhalten. Weiß man doch seit lange, man kann sagen, in aller Welt: die anerkannt beste vorhandene, zuverlässigste „Allgemeine Religionsgeschichte“ ist der „Chantepie de la Saussaye“. Für eine abermalige Neuauflage hätte ich für meinen Teil der Verbesserungswünsche immerhin noch manche. Einer von ihnen wäre der, daß wir beim Nötigwerden einer solchen in Deutschland endlich soweit sein möchten, selber sämtliche Bearbeiter zu stellen. Das aber soll heißen, daß wir den ausländischen Gelehrten in Dank verbunden sein wollen, die sich auch diesmal wieder haben bereit finden lassen, unserer Unzulänglichkeit und teilweisen Rückständigkeit auf diesem Wissenschaftsgebiete freundwillig aufzuhelfen. Nichts würde man dagegen haben, daß der Name Chantepie de la Saussaye dauernd daran erinnert, daß, als der Verlag sich nach einem Gelehrten umsah, den er um die Bearbeitung eines Lehrbuchs der neu entstehenden Disziplin angehen konnte, in unseren eigenen Reihen sich noch keiner hat erspähen lassen. Es ist erfreulich besser geworden seitdem, sehr erfreulich.

Allen, Thomas George: **A Handbook of the Egyptian Collection.** Chicago: The University of Chicago Preß 1923. (IX, 173 S. m. zahlr. Textabbildungen). gr. 8°. = The Art Institute of Chicago. Bespr. von Walter **Wreszinski**, Königsberg i. Pr.

Ein gut ausgestatteter Band mit einer sehr knappen Einleitung über die Geschichte und Kunst Ägyptens und sorgfältigen Beschreibungen der ausgestellten Gegenstände, wobei diese in ihren kulturhistorischen Rahmen gestellt werden. Die noch junge Sammlung ist reichhaltig, scheint aber Stücke von hervorragender Bedeutung noch nicht zu besitzen, wenigstens sieht es so nach den übrigens fast durchweg unzulänglichen Abbildungen aus.

Rusch, A.: **Die Stellung des Osiris im theologischen System von Heliopolis.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (31 S.) 8°. = Der Alte Orient Bd. 24, Heft 1. Rm. 1.20. Bespr. von H. **Kees**, Göttingen.

Die kleine Schrift gehört zu den erfreulichsten neueren Arbeiten über ägyptische Religionsprobleme. Die kritische Methode, um über die Stufe, die uns die königlichen Totentexte der 5./6. Dynastie als älteste erhaltene rel. Literatur zeigen, hinauszukommen und vor allem die Wichtigkeit der darin enthaltenen heliopolitanischen Religionspolitik richtig einzuschätzen, ist zweifellos durchaus erfolgversprechend angewendet. Deshalb kann man, unbeschadet der Stellungnahme zu einzelnen Folgerungen des Verfassers, die Veröffentlichung in einem für weitere Kreise bestimmten Rahmen begrüßen. R. geht, um zunächst den eigentlichen örtlichen Bestandteil der ersten Götterneunheit von Heliopolis herauszuschälen, von der Erkenntnis aus, daß der Herrschaftsantritt der 5. Dynastie den Höhepunkt des heliopolitanischen Einflusses bedeutet und ist, trotzdem er den bisher herrschenden Anschauungen von einer urzeitlichen unterägyptischen Vorherrschaft mit Heliopolis als Spitze bezüglich der Entstehung der Horus-Sethsagen stark entgegenkommt, geneigt, auch die Entstehung der Neunheit der eigentlich heliopolitanischen Periode, also der Zeit zwischen 3. und 5. Dynastie zuzuschreiben. Er stellt als ersten Kristallisationspunkt des Systems die Dreiheit Rê-Atum, Schu und Tefnut fest. Bei der Untersuchung dieser Einzelglieder möchte der Strich zwischen dem Löwenpärchen von Leontopolis (Tierkult) und den aus kosmischen Vorstellungen nach dem Personifikationsprinzip abgeleiteten göttlichen Begriffen namens Schu und Tefnut stärker gezogen werden, um Unklarheiten zu vermeiden. Tefnut ist sicherlich nicht von vornherein Himmelsgöttin „wie die meisten weiblichen Gottheiten“, sondern eher eine als weibliches Komplement des Schu konstruierte Figur, ähnlich der Jusas neben Atum. Die der kosmischen Rolle von Geb und Nut (Erde und Himmel) als Urgötterpaar garnicht entsprechende Anordnung als 3. Generation hinter Schu und Tefnut ist richtig betont, eine Warnung, was wir von theologischer Systematik beim Ägypter zu gewärtigen haben.

Dazu kommt der Osiriskreis, zwei Paare: Osiris-Seth, Isis-Nephthys. Den Zeitpunkt des Eintretens in den heliopolitanischen Kreis stellt R. in Übereinstimmung mit den ersten inschriftlichen Zeugnissen über Osiris in den Totengebeten der 5. Dyn. einwandfrei fest, nur müßte m. E. betont werden, daß die Aufnahme des Osiris der Schlußstein einer langen Entwicklung ist, ähnlich wie die Erhebung des heliopolitanischen Rêkultus zur Reichsreligion. Sicherlich war die Wirkung des Osiriskreises im Delta so stark geworden, daß Heliopolis im eigenen Interesse diese Propagandawaffe selbst in die Hand nehmen mußte. Für Einflüsse aus dem Delta, besonders von Seiten des religiösen Zentrums Buto her, ist Heliopolis genau wie das memphitische Königtum stets empfänglich geblieben; und daß der Osirisglauben vorher Ausbreitung über das ganze Delta erfahren hatte, zeigt die bereits von Heliopolis fertig ausgebildet übernommene Verknüpfung mit Horus und Isis (Geburt in Chem-

bis u. a.), die durchaus nicht von derselben Stelle (Buto) auszugehen braucht.

Daher hat Horus unter der heliopolitanischen Neunheit keinen Platz im Gegensatz zu der Verteilung der 5 Epagomenentage unter die Kinder der Nut. Daß die vorausgegangene Verbindung des Osiris mit Horus ihrerseits den Anlaß zur Ausmalung des Mörders des Osiris als Seth gegeben hat, stellt R. klar heraus; die Beurteilung der Entstehung der Rivalität zwischen Horus und Seth als feindliche Brüder und gleichzeitig als Schutzgötter der Königsmacht dagegen hat er sich durch Festhalten an der uns von der theologischen Systematik eingeredeten einseitigen Auffassung des „Horus“ als „Reichsgott Unterägyptens“ erschwert, wobei er auch zu der kultgeschichtlich falschen Spaltung der Sethgestalt in den Lokalgott von Ombos und einen in Ägypten allgemein verehrten Gott Seth gedrängt wird. Der geschichtlichen Feststellung, daß das oberägyptische Königtum von Hierakonpolis gerade unter dem Falken als Königsgott, nicht unter der Führung des Seth Unterägypten erobert, wird man auf diese Weise nicht gerecht. Wir müssen überhaupt schärfer auf die Kulttopographie sehen, die uns solche Willkürlichkeiten der ägyptischen Religionsphilosophie zu korrigieren erlaubt. In diesem Punkt bedarf die Arbeit von R. allgemein der Ergänzung.

Besonders wertvoll erscheint mir das Ergebnis, daß die mannigfachen Züge der Natursymbolik (Gott der Vegetation, des Überschwemmungswassers u. a.) erst sekundär an die Gestalt des Osiris geheftet sind, daß er tatsächlich zuerst ein toter Gott bzw. König ist, dem die Aufnahme in den heliopolitanischen Kreis allerdings weitgehende pantheistische Entwicklungsmöglichkeit sichert. Ich freue mich dabei feststellen zu können, daß R. hier in wesentlichen Punkten zu demselben Ergebnis kommt, das ich in meiner demnächst erscheinenden Darstellung des ägyptischen Totenglaubens niedergelegt habe.

So wird hoffentlich R.s gehaltreiche Arbeit auch in weiteren Kreisen dazu beitragen, manches alteingewurzelte Vorurteil gegenüber ägyptischen Göttergestalten aufzugeben.

Akmar, Ernst: La Stèle du Songe publiée et traduite. Avec version en suédois. Sphinx Vol. XXI 2 p. 39 ff. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Einen so schwer lesbaren Text wie die „Traumstele“ aus der Zeit der äthiopischen Könige Ägyptens noch einmal zu veröffentlichen, sollte heißen: den Fachgenossen einen genauen Eindruck von dem Original zu vermitteln durch Photographie und Zeichnung. Diesem Wunsche wird die vorliegende Arbeit nicht gerecht. Der Text ist in hieroglyphischen Drucktypen wiedergegeben (N.B. in einer unglücklich gewählten, recht unübersichtlichen Gliederung nach Zeichengruppen und Zeilenanfängen); die neugefundenen Lesungen und die ganz freien Ergänzungen sind gleichförmig bezeichnet, und auch aus dem Kommentar läßt sich fast nie erkennen, wieweit die neuen Lesungen durch das Original gesichert scheinen. Photographien der Abklatsche sind beigegeben, aber sie versagen naturgemäß an den Stellen, die nicht ohnehin schon klar sind. Weiter liegen bei: die Facsimile der von Maspero 1868 in der Revue archéologique gegebenen Abschrift und von zwei Seiten aus Schäfers Publikation in dem 3. Bande der „Urkunden“. Solche Beigaben führen nicht weiter; wären nicht Photographien des Originals wichtiger als die der Abklatsche, und eine eigene Abschrift berechtigter als die Andrer?

Dem Text und den Tafeln schließen sich an zwei Übersetzungen (franz. und schwed.) und ein Kommentar („Notes et Observations“). Der Kommentar läßt, wie gesagt, meist Klarheit über die Begründung der einzelnen Lesungen vermissen. Die freien Ergänzungen zerstörter Stellen scheinen mir im Ganzen möglich, sie können fast alle aber ebensogut oder besser anders gelautet haben. Überzeugend ist nur ganz Vereinzeltes. Auffallend ist auch hier die Methode: bei unklaren Stellen wird genau zitiert, wie Devéria den Satz gelesen hat, wie Maspero den Satz gelesen hat, wie Schäfer den Satz gelesen hat, wie Akmar den Satz liest (es handelt sich dann nur um ein paar Zeichen, die verschieden gelesen sind); man könnte glauben, mehrere Varianten einer alten Urkunde vor sich zu haben, aus denen ein „textus receptus“ hergestellt werden soll. Zitate aus früheren Arbeiten der Fachgenossen nehmen einen unverhältnismäßig breiten Raum ein an Stellen, die durch ein Wort, einen Hinweis hätten erledigt werden können. Man legt den fast 100 Seiten starken Band unbefriedigt aus der Hand: das was das Verständnis der „Traumstele“ wirklich fördern könnte, hätte auf einer Seite gesagt werden sollen; so überbelastet geht es leicht unter.

Bénédite, Georges: Un thème nouveau de la décoration murale des tombes néo-memphites. La cueillete du lis et le „lirinon“ à propos d'un bas-relief et d'un fragment de bas-relief au Musée du Louvre. In: Fondation Eugène Piot. Tome XXV des Monuments et Mémoires publié par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres en l'honneur de Champollion 1921/1922. Bespr. von Ludwig Keimer, Haselünne.

Die schöne Arbeit M. Bénédite's verdient weitgehende Beachtung der Fachgenossen. Zunächst bespricht der Verfasser die kleinen,

wohl ausschließlich aus Memphis stammenden Reliefs, von denen das sog. Tigrane-Pascha-Relief eines der frühesten ist (keinesfalls nach 400 v. Chr., vielleicht aber 50—100 Jahre früher). Alle diese Reliefs stellen unter Anlehnung an Motive des Alten Reichs so ziemlich dasselbe dar: Prozessionen von Opferträgern, die vom Toten erwartet werden, Musiker, die ihren verstorbenen Herrn unterhalten, den Toten in seinem Harem u. a. m. Besonders zu beachten sind die vorzüglich beobachteten Tiere und die oft kräftig stilisierten Pflanzen, die für diese Reliefs und auch für einige Gebrauchsgegenstände[1] dieser Zeit charakteristisch sind. Ein völlig neues Thema stellen hingegen die zuerst von M. Bénédite behandelten beiden Reliefs des Louvre (Relief Nr. E 11 377 und Relieffragment Nr. E 11 162) dar. Das zuerst genannte, Taf. IV und V der Publikation zeigt ein Lilienfeld, auf dem drei Frauen, die in ganz durchsichtige, eng anschließende Gewänder gehüllt sind (nur der untere Saum des Kleides läßt erkennen, daß die Frauen nicht nackt sind), Lilien pflücken, während eine vierte einen mit Lilienblüten angefüllten Korb auf dem Kopfe trägt. Weiter links wird das Auspressen und die Zubereitung des Lilienöls (lirinon des Plinius) veranschaulicht, welcher der am linken Ende des Reliefs sitzende Tote zusieht. Meine ungenügend kurze Beschreibung des Reliefs zeigt jedenfalls, daß es sich um einen ganz ungewöhnlichen Gegenstand handelt, der hier dargestellt wird. Auf dem Relieffragment (Taf. VI der Publikation) ist nur die Schilderung des Auspressens erhalten. Beide Denkmäler liefern, das läßt sich einwandfrei feststellen, den Beweis, daß es sich hier um die Lilie (Lilium candidum L.) handelt. Die geraden, aufrechten, fast die Höhe der Frauen erreichenden Stengel sind mit schematischen, aber ganz bezeichnenden Lilienblättern versehen und lassen absolut keine andere Deutung zu. Die Blüten würde (ich habe den Versuch gemacht) jeder Botaniker für Lilienblüten erklären, aber wer in ägyptischer Kunst lebt und weiß, daß Lilienblüten nicht vorkommen, wird nicht anstehen, alle derartigen Blüten ohne weiteres für Nymphaeen zu halten, wie auch M. Bénédite deutlich hervorgehoben hat. Jedoch sei hier bemerkt, daß ich mehr aus einem dunklen Gefühl heraus schon vor einigen Jahren die bei Fl. Petrie, Arts and crafts Fig. 125 (Lotus XXVth Dynastie)[1] abgebildete Blüte für eine Lilie halten zu müssen glaubte[2], aber die Tatsache, daß wir über die Lilie im alten Ägypten so gut wie gar nichts wußten, ließ mich den Gedanken nicht weiter verfolgen. Auch die Angabe von Loret und Poisson[3] über das Vorhandensein einer Zwiebel und einiger Blätter der Lilie im Louvre (ohne Zeitangabe; Champollion hatte hinzugeschrieben: „fleur liliacée trouvée sur la poitrine de la momie d'une jeune fille") vermochten meine Bedenken nicht zu zerstreuen, bis die von M. Bénédite publizierten Reliefs bewiesen, daß die Lilie mindestens seit der Spätzeit in Ägypten kultiviert wurde. Auf dem Relieffragment (Taf. VI) werden die Lilienblüten als [hieroglyphs] bezeichnet. [hieroglyphs] ist natürlich eine verkürzte Schreibung von sššn (sšn) [hieroglyphs], [hieroglyphs], [hieroglyphs] Lotusblume, B ϣⲱϣⲉⲛ, שׁוּשַׁן (Erman-Grapow, äg. Handwörterbuch S. 149). Bemerkenswert ist, daß das alte ägyptische Wort hier zur Bezeichnung einer neu aus Vorderasien eingeführten Pflanze benutzt wurde, deren Blüte im allgemeinen Habitus der Nymphaeablüte ähnlich war[4]. Hinsichtlich der oft diskutierten Frage nach der Priorität des ägyptischen oder des semitischen Wortes ist M. Bénédite der Ansicht, daß der Name eine primitive Bezeichnung von Lilien und lilienähnlichen Pflanzen sei und unter die Kategorie solcher Worte falle, die für die wichtigsten und charakteristischsten Kulturgewächse gebräuchlich und seit uralter Zeit mehreren Sprachstämmen gemeinsam seien[5].

---

1) Vgl. v. Bissing, Einführung S. 39, Anm. 112, Taf. XXVIII, 1; ferner vgl. die Papyrusdolden einer Kopfstütze des Britischen Museums der Dynastie XXVI, Budge, A Guide to the Third and Fourth Egyptian Rooms S. 72 mit ganz derselben (noch geschlossenen) Papyrusdolde wie auf dem Tigrane-Pascha-Relief [hieroglyphs]; endlich vgl. die allerdings nicht sehr deutlichn Pflanzen auf dem Berliner Relief Nr. 2214, Schäfer, Gewand der Isis (in: Festschrift für Lehmann-Haupt, Janus Band I. S. 201 Abb. 4).

1) Vgl. l. c. S. 136 wo darauf hingewiesen wird, daß zwei solcher Stücke zu Memphis (!) gefunden seien.

2) Es kann kein sog. Lotus (Nymphaea) sein, weil die Petalen nicht abwechselnd, wie bei diesen stehen, sondern als Glocke wie bei einer Tulpe gebildet sind (neben einander), so daß dem Handwerker eine Liliacee vorgeschwebt haben muß.

3) Recueil de Travaux XVII p. 185. (Études de Botanique Égyptienne I. Les végétaux antiques du Musée Égyptien du Louvre.)

4) Vgl. dafür die in unseren modern-europäischen Sprachen in Angleichung an andere Blüten gebräuchlichen Ausdrücke für Nymphaeen wie Wasserrose, waterlily usw.

5) Für die Herkunft des Wortes aus dem Ägyptischen: Loret, Flore pharaonique Nr. 114; Spiegelberg, Kopt. Handw. S. 214; Erman, ZDMG Bd. 46 S. 117; Erman bei Löw, Flora der Juden II S. 166 Anm. 3 zu S. 165: „Ich glaube šûšan ist Lehn- wort aus sššn aus einer Zeit, wo man dies schon zu uswasn assimiliert hatte. Bei der Herübernahme, die durch die ornamentale Verwe-n-

Dem sei aber wie ihm wolle, sicher ist daran festzuhalten, daß sšn in der Spätzeit neben Nymphaea auch die Bedeutung von Lilie haben kann. — Auf M. Bénédites Ausführungen über das Auspressen der Lilienblüten einzugehen verbietet der Raum. Die hier ganz analog der altägyptischen Weinpresse dargestellte Presse sowie die bei Dioscurides[1]) aufbewahrte Notiz, daß die zu Salben geeignetsten Lilien in Syrien und Pisidien, die feinste Liliensalbe aus Phönizien und Ägypten komme, müssen m. E. die Bedenken der Naturwissenschaftler[2]) gegen ein solches aus Lilienblüten gewonnenes Öl verstummen lassen. — Auch sonst ist die Arbeit reich an Anregungen, auf die einzugehen ich mir hier leider versagen muß. Nur zweierlei möchte ich noch bemerken. Die Lesung des das ganze Relief (Taf. IV und V) oben abschließenden Inschriftenbandes mit der Titulatur des Verstorbenen bietet nur an einer Stelle Schwierigkeiten. M. Bénédite liest, trennt und übersetzt die nachstehenden etwa in der Mitte der Inschrift aufgeführten Titel folgendermaßen: [Hieroglyphen] ḥm nṯr 'Imn ḳnj (ou sḫn) wḏ3-t Ḥ'p-j mḥ-t „le prophète d'Amon, le prêtre „ḳnj (ou sḫn-) wḏ3-t" du Nil du Nord." Auf Grund mehrerer für das Berliner Wörterbuch kollationierter Stellen[3]) wird man aber wie folgt zu trennen haben: [Hieroglyphen].

Zu der Hieroglyphe [Hieroglyphe] ([Hieroglyphen] Heliopolis) ist zu bemerken, daß sie auf dem Relief eine etwas eigentümliche Form hat, so daß man in ihr wohl einen Obelisken erkennen konnte, zumal da die Schreibung des Namens Amon mit dem Obelisken determiniert belegt ist, wie ich aus M. Bénédites Arbeit ersehe. Wenn man aber in dem Zeichen die Hieroglyphe [Hieroglyphe] erkennt, ist est klar, daß [Hieroglyphe] und [Hieroglyphe] zusammen gehören und Heliopolis gemeint ist. [Hieroglyphe] wird man an sich für ḥ'pj „Nil" halten müssen, aber die Stellen des Berliner Wörterbuches, auf die oben hingewiesen wurde, scheinen doch zu zeigen, daß diese Übersetzung falsch wäre. Für den Titel [Hieroglyphen] hat Spiegelberg in der Aprilnummer 1924 (Nr. 4 S. 189) dieser Zeitschrift die Lesung einwandfrei festgestellt: [Hieroglyphen] ḥpt wḏ3-t „Umarmer des W-ḏ3-t-Auges." — Und zweitens ein Wort zu M. Bénédites Ausführungen zur Frage der „Lilie" des Südens. So sehr dieselben mich auch interessiert haben, muß ich doch gestehen, daß mir das Problem je länger ich mich mit ihm beschäftige, immer unlösbarer aussieht. Von all den vorgeschlagenen Deutungen erscheint mir diejenige als Liliacee, die auch M. Bénédite annimmt, noch die einleuchtendste zu sein gegenüber Daressys[1] „Convolvulus" und Lorets[2] „Jonc", aber für erwiesen halte ich sie längst noch nicht! Jedoch das sind Mängel, die in der Schwierigkeit der Sache begründet liegen und deren Lösung vielleicht dem Walten eines glücklichen Zufalls überlassen bleiben muß.

Die Wissenschaft vom alten Ägypten hat dem gelehrten Verfasser für die ausführliche Behandlung der beiden Reliefs mit der Darstellung eines wirklichen „thème nouveau" dankbar zu sein.

---

dung des Lotus verursacht sein kann, hat man das Wort dann auf eine einheimische Pflanze übertragen"; derselbe ZDMG 46, 117.

1) De mat. med. ed. Wellmann III 102 und I 52, vgl. auch Löw l. c. II S. 174.

2) Prof. Schweinfurth, den ich um Rat fragte, hat mir solche brieflich geäußert. — Im II. Bande der „Gartenpflanzen" will ich Gelegenheit nehmen, mich mit Einzelheiten dieser Arbeit zu beschäftigen.

3) Für deren Mitteilung bin ich Herrn Dr. Anthes zu Danke verpflichtet.

1) Annales du Service Bd. XVII S. 26 ff. und Taf. I hierzu. — Vgl. Schäfer, Von ägypt. Kunst² S. 281 (12).

2) Briefl. Mitteilung. Die Deutung als Cyperacee ist bekanntlich wiederholt ausgesprochen. In Frage kam seinerzeit vor allem Cyperus badius Desf.

Griechische Papyrusurkunden der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek Band I. Im Auftrage der Bibliotheksverwaltung herausgegeben und erklärt von Paul M. **Meyer.** Heft 3. Urkunden Nr. 58—117 und Indices. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (S. 211—269.) 4°. Rm. 12—. Bespr. von K. F. W. **Schmidt**, Pforta.

Dies Schlußheft unterscheidet sich von den beiden vorausgegangenen äußerlich durch Wegfall der deutschen Übersetzungen, der Sach- und Stellenindexe, der Lichtdrucktafeln, durch den fortlaufenden Satz der griechischen Texte und knappste Fassung der Kommentare und Einzelbemerkungen. Besonders schmerzlich ist der Wegfall des Sachindexes; denn die Mannigfaltigkeit der Texte wie die Fülle von Sachkenntnis, die in den Kommentaren und Einzelbemerkungen niedergelegt ist, würde durch ihn leichter benutzbar gemacht sein. Trotzdem ist das Heft infolge der glänzenden Fähigkeit seines Herausgebers, auch aus unscheinbaren Fetzen durch genaueste Interpretation alles herauszuholen, was in ihnen an Wissenswertem steckt, an Wert den unter günstigeren Bedingungen veröffentlichten Papyrusausgaben des Auslandes getrost zur Seite zu stellen.

Behandelt werden 61 Texte verschiedensten Inhalts, meist Urkunden, Rechnungen, Quittungen; daneben einige Briefe, ein Horoskop, ein lateinischer Text. Aus der Ptolemäerzeit stammen Nr. 105—117, die zu den Zenonpapyri gehören, Nr. 57, 91, 92 aus dem zweiten, Nr. 58 aus dem ersten Jahrh. v. Chr.; das andere gehört fast ausschließlich ins zweite und dritte, Nr. 68 ins sechste Jahrh. n. Chr. Auf die Fülle der Texte im einzelnen einzugehen verbietet, der Raum; darum seien

nur einige Vorschläge zur Lesung und Erklärung vorgebracht. In Nr. 59 macht die Erklärung von γραμματεὺς τῶν πληροτῶν Schwierigkeiten. M. schreibt πληρωτῶν (von πληρόω), ohne doch viel damit anfangen zu können. Da die πληροται über die Vorbereitungen zur Ackerbestellung berichten, denke ich an πληρόται = *πρ-ηρόται; vgl. ἡ πληροσία = *πρ-ηροσία (Solmsen, Rh. Mus. 53, 151 ff.); Bildung wie γει-, δψ-, ἐπ-αρότης, γᾱρότας, πρωτ-ηρότης. In der Volkszählungseingabe Nr. 62 lese ich Z. 17 f. die Frauennamen <Ταψεν>τασεῦν und <Ταψεν>ταναρωοῦν [1], vgl. Ψεντασεῦς und Ψενταναραῦς in Preisigkes Namenbuch. Nr. 65, 24 ist ΠΡΟ ΤΟΥ ΔΡΟΥϹΑϹ mit diesen Abständen überliefert; M. will daraus ein bisher nicht bekanntes πρωτοῦδρούσας gewinnen; ich schlage vor, πρὸ τοῦ Δρούσας zu lesen, d. h. 'vordem der Drusa gehörig'; vgl. z. B. Nr. 64, 9 πρότερον Νικάνωρος. In der Quittung Nr. 67 über Ratenzahlungen von Privatpachtzins ist Z. 7 f. μὴ ἐλαττουμένης / μου τοῦ λόγου περὶ ὧν ἔχω πρὸς σέ in Ordnung; der Vorschlag, ἐλαττουμένου zu lesen und auf λόγου zu beziehen, widerspricht dem Sprachgebrauche; τοῦ λόγου Genitiv wie bei στέρεσθαι Der Grundstückspachtvertrag Nr. 68 lautet Z. 14 ff.: καὶ διδόναι ὑμῖν / τὸν φόρον ἐπ' ἀποτάκτῳ, ἐν τελείῳ καὶ ἀβροχικῷ, ὃ μὴ εἴη, φορᾶς τε / καὶ ἀφορίας, πασῶν τῶν περιέξ<ω>θεν ἀρουρῶν λιβικῶν τε καὶ / ἀπηλωτικῶν το(ῦ) αὐτο(ῦ) κτήματος πρὸς ἀναμέτρησιν τοῦ δημοσίο(υ) / σχοινίο(υ) ἀπὸ ἑξήκοντα τεσσάρων ἁμμάτων ἐπισσούμεν<ον κα>θ' (<ἔτ>)ος ἑκάστης ἀρούρης κτἑ. Hier ist περιέξωθεν, soviel ich sehe, neu; doch vgl. Preisigkes Sammelb. I 6000, 9 πάντων τῶν περιὲξ αὐτῆς (τῆς οἰκίας) οἰκημάτων. Am Schlusse ist nach M. überliefert ЄΠΙϹΘΟΥ ΜЄΝ . . . . ΘΟϹ; der Begriff καθ' ἔτος, dessen Schreibung in diesem Papyrus wiederholt vorkommt, ist m E. notwendig; ἐπισσούμεν<ον> statt ἐπισούμενον bezieht sich auf φόρον, der Sinn ist klar: trotz des verschiedenen Wertes wird für alle Aruren ein gleichmäßiger Pachtzins vereinbart, was zu Z. 15 ff. paßt, wo jede besondere Berücksichtigung ungünstiger Bewässerung ausgeschlossen wird. Nr. 69, 3 f. schlage ich vor zu lesen ἐγλήμτορες <τοῦ 'Α>νωμε/<ριτάο>υ φοινικηγοῦ. M. will . . . ΡΟϹΜЄ/[ΤΡΟ]Υ lesen und denkt an 'Steuerpächter der mit dem Dattelpalmenmaß gemessenen Früchte', faßt also φοινικηγοῦ als Verschreibung für φοινικικοῦ. πλοῖον φοινικηγόν wie die analogen Bildungen, die M. zu Nr. 74 anführt; 'Ανωμεριταῖον wie Wessely Stud. XX 167, 3 εἰς τὸ πλοῖ(ον) τὸ Κατομηριταῖ(<ον>). In Nr. 71, einem Lieferungskauf von Heu auf dem Halme, erscheint zweimal, Z. 12 und 29, der Ausdruck εἰς κοπὴν ξηρασίας, d. h. 'zum Hieb zwecks Trocknung', darf also nicht in εἰς κοπὴν καὶ ξηρασίαν geändert werden. Auch Z. 19 f ἧς [ἐὰν ·μὴ] / παραδοῖ ἀρούρης ist richtig und nicht in ἃς . . . ἀρούρας zu ändern; der Genitiv hängt vom folgenden τιμήν ab. In Nr. 72, lateinischen Formularen für Bestandteile von Mancipationstestamenten, wird Z. 3 f. zu lesen sein: *s<umma> / hereditatis pro portione maior esto*. Dann: *cum autem sciam mihi non licere per testamentum / quam quod in lege Fufia Caninia comprehensum sit manumittere, rogo, heres karissime, <videas, num> / quid obstet fugitivorum servoru(m) meorum numerus*. Das von M. vor *quam* eingeschobene *amplius* ist unnötig, vgl. Stolz-Schmalz, Lat. Gramm.[4] S. 547 f.; das vor *quid* vorgeschlagene [*manumittas si*] ist zu lang und auch sachlich kaum zu halten. Nr. 75, 7 muß Ψόσπεως (Genit.) in Ψοσνέως geändert werden; vgl. Ψοσνεῦς ὁ καὶ Τριάδελφος (Übersetzung) p. London II S. 38 Z. 271. Im Privatbriefe Nr. 86, 21 lese ich εὔωνος ὁ χόρτ(ος) τὸ νῦν, obwohl M. ΤΟΝѠ für sicher hält. Z. 27 f.: οἱ σοὶ καλῶς / τέλλουσι πάντες muß heißen: 'die Deinen gedeihen alle'; das ist ein ungewöhnlicher poetischer Ausdruck, der der Mutterliebe der Briefschreiberin zu gute gehalten werden muß. Im Soldatenbriefe Nr. 88 heißt es Z. 3 ff.: ἐχάρην λαβών σου τὸ ἐπιστόλιον / καλῆς φάσεως, ὅτι ἐγάμησες / καὶ ὅτι ἀσθενήσασα ἐσώθη. Mit der Lesung ἐγάμησες = ἔγημας statt ЄΓΑΙϹΗϹЄϹ, mit dem sich M. herumquält, gewinnen wir für ἀσθενήσασα das von ihm vermißte Subjekt, die junge Frau des Adressaten; es ist also alles in Ordnung. Der Schluß des Privatbriefes lautet: ἐρρῶσθαί σε εὔχομαι διὰ / βίου καὶ προκόπτοντα τὰ / μεγάλα καὶ πλου(<τοῦ>)ντα τὰ / μεγάλα, ἵνα μέγα δῖγμα / ἔοι τοῖς φιλοῦσει[ν]. Daß das überlieferte ΠΛΟΥΝΤΑ nicht richtig sein kann, zeigt die durchgehende Nichtkontraktion ungleicher Vokale bei diesen Verben. Am Schlusse liest M. ΔΙΝΝΑ/ϹЄΙ und setzt es zweifelnd = δινεύσει. ἔοι auch bei Wessely Stud. XXII 35, 11; Subjekt zu ἔοι ist aus dem vorhergehenden προκόπτοντα und πλουτοῦντα zu entnehmen.

1) Ich setze die eigenen Ergänzungen in < >, die anderen in [ ].

Preisigke, Friedrich: **Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden** mit Einschluß der griech. Inschriften, Aufschriften, Ostraka, Mumienschilder usw. aus Ägypten. 2. Lieferung (δίκη-ἔχω). Berlin 1924. Selbstverlag der Erben. Zu beziehen durch Grete Preisigke, Gröbzig in Anhalt. 4°. Spalte 385—640. Bespr. v. W. Schubart, Berlin.

Es versteht sich von selbst, daß die zweite Lieferung in ihrer Anlage der ersten gleicht und dieselben Vorzüge neben denselben Mängeln aufweist. Daher kommt es hier nur darauf an, von Neuem auf das große, unentbehrliche Werk aufmerksam zu machen. Immer wieder weckt Preisigkes unendlich entsagungsvolle Arbeit Dank und Bewunderung; um so mehr freut man sich, seinen Nachlaß bei Emil Kießling in den besten Händen zu finden und der Vollendung mit vollem Vertrauen entgegen sehen zu dürfen.

Der treue Hüter des Schatzes ist durch das ausgearbeitete Manuskript gebunden und kann schwerlich noch etwas ändern. Trotzdem möchte ich statt aller übrigen Bemerkungen ein Wort über den letzten Artikel der zweiten Lieferung, über ἔχω, nicht unterdrücken. Denn man greift hier mit Händen, wie ein gar nicht verwickelter Tatbestand in 27 Teile zersplittert und unübersichtlich gemacht worden ist, weil Preisigke an deutschen Übersetzungen haftete und darüber die inneren Zusammenhänge der Bedeutung übersah. Unter 21) „einen Menschen oder Sachen zu seiner Verfügung haben" liest man das Beispiel οὐκ ἔχομεν διὰ τίνος πέμπωμεν, dagegen ὅπως ἂν ἔχωμεν ἀποδιδόναι unter 23) „Gelegenheit haben, imstande sein", und οὐκ ἂν ἔχοι ἀναθέσθαι τὴν δίκην unter 27) „sonstiges" mit der Übersetzung: „es möchte kein Anlaß vorliegen"; endlich οὐκ ἔχω λοιπὸν τί σοι γράφω ebenfalls unter 27) mit der Übersetzung: „ich weiß dir nichts mehr zu schreiben". Umgekehrt werden unter 21) neben die oben angeführte Wendung andre Beispiele gestellt, wie οὐδένα ἔχω μετὰ τὸν θεὸν εἰ μὴ σέ und dgl., also völlig abweichende Fälle; weiterhin sogar ἐρωτῶ τὸν δεῖνα ἔχειν συνεσταμένον, wo es wieder anders liegt. Eine

ähnliche Verwirrung reißt das intransitive ἔχειν = sich verhalten auseinander.

Den eigentümlich byzantinischen Gebrauch ἐλπίζω ὅτι ἑκάτερον ἔχει προβῆναι (Grenf. I 46,6) hat Pr. offenbar nicht als solchen erkannt, sondern als einzelne Besonderheit aufgenommen. Auch bei Wilcken, Chrest. 23, 13/4 liegt dasselbe vor, denn das ungedeutete κακονειχι hat mit νεῖκος gar nichts zu tun, sondern bedeutet κακὸν εἶχε γενέσθαι = dann hätte Schlimmes geschehen können.

Endlich noch ein Beispiel allzu willkürlicher Übertragung: ἀξιῶ σε οὕνεκα τοῦ θεοῦ καὶ τοῦ καλῶς ἔχοντος = ich bitte dich um Gottes und der Nächstenliebe willen (ἔχω 17).

Woolley, C. Leonard: Excavations at Ur of the Chaldees. (23 S.) gr. 8°. = Sonderabdruck a. The Antiquaries Journal, vol. III, 4. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Dieser kurze Ausgrabungsbericht ist zwar durch Zeitungsberichte in einigen Einzelheiten überholt, die ich in OLZ 1924 Sp. 441 ff. zum Gegenstand einer kurzen Besprechung machen mußte, aber er gibt doch diesen für die breite Öffentlichkeit bestimmten Ausführungen Woolleys einige Erläuterungen, mit denen man sich ein besseres Bild von dem dort bisher Geleisteten wird machen können. Eine gute Fliegeraufnahme, die fast das ganze Stadtgebiet, aber leider eben doch nicht das ganze, erschnappt hat, giebt die Übersicht, ersetzt aber keineswegs die landmesserische Aufnahme, welche uns die Ausgräber noch schuldig bleiben. Wir brauchen sie für die absoluten Maße, und die Fliegeraufnahmen können dafür zweifellos, wenn man die Fehlergrenzen nicht allzu eng zieht, ausgewertet werden. Aber das am Boden mit Augen Gesehene, und das farbig Unterschiedene kann man auf diese bequeme mechanische Weise aus der Luft niemals erzielen und ersetzen.

Der Architekt der Expedition F. G. Newton lieferte Plan- und Schnittzeichnungen, die sauber und klar gezeichnet sind. Fürs erste genügen sie, unter der Voraussetzung, daß ihnen die genauen Aufnahmezeichnungen dereinst folgen werden, die man heute unbedingt von jeder Expedition fordern muß als die eigentlichen Beweise ihrer Tätigkeit und ihrer Erfolge. Wir werden auch gleich sehen, wie notwendig sie gerade für Ur sind.

Die Ausgrabungstätigkeit hat sich, zweifellos mit Recht, zunächst ganz auf den heiligen Bezirk beschränkt, in dem man zuerst wichtige Aufschlüsse erwarten durfte. Es ist eine beinahe rechteckige Fläche von 400 zu 240 m und war anscheinend allseitig von kasemattierter Umfassungsmauer umgeben. 4 Tore sind bisher gefunden, 2 im Osten, eines im Süden, eines im Westen. Die ersten drei sind groß und monumental, sie haben äußere Vorhöfe wie die Eingänge zum heiligen Bezirk des babylonischen Turms Etemenanki. Im Vergleich dazu ist das Westtor bescheiden, mehr wie eine Pforte, führt aber genau auf die Mitte der Zikurat-Rückseite. Man hat die Osttore und das Westtor nach ihren Türangelsteinen „Bur-Sin-", „Cyrus-" und „Nabonid-Tor" genannt, was aber wohl nicht bedeutet, daß diese Fürsten die Tore jedesmal erst angelegt haben.

Die Himmelsrichtungen, mit denen so viel Unfug getrieben worden ist, stimmen wieder einmal gar nicht. Weder die schon in sich schiefwinkeligen Seiten des Bezirks, noch die Zikurat, noch die zwei anderen z. T. schon ausgegrabenen Baulichkeiten wollen sich dem so beliebten Gesetz der Eckenorientation fügen!

Von der Zikurat hören wir in diesem Berichte nichts. Das Hauptgewicht ist vielmehr gelegt auf einen großen Gebäudeteil östlich der Zikurat und nicht weit von ihr entfernt. Woolley nennt ihn „E-nun-maḫ, den Tempel des Mondgottes und seiner Gemahlin" und hat sich bemüht, seine dicht übereinanderliegenden Bauschichten zu entwirren, was sichtlich keine einfache Aufgabe gewesen ist. Es werden hier bereits drei Pläne des Baues vorgelegt, einer „Von den ältesten Zeiten bis Kuri-Galzu (etwa 1600)", einer von „Nebukadnezar", der dritte aus „persischer Zeit". Sie wollen uns überreden, daß das ein Tempel sei, aber das gelingt, bei mir wenigstens, nicht. Es hat sich da innerhalb einer alten, großen, aber recht unvollständig erhaltenen (oder ausgegrabenen?) Anlage ein kleiner fünfräumiger Gebäudeteil bis in die persische Zeit hinübergerettet, den W. offenbar für den eigentlichen Tempel hält. Möglicherweise hat er in ganz später Zeit dem Kultgebrauch gedient, aber ein ordentlicher babylonischer Tempel ist das nicht. Ganz gewiß kein nebukadnezarischer. Wir kennen doch durch Koldewey jetzt so viele babylonische Tempel: Keiner sieht so aus. Es fehlt der Turmeingang, es fehlt die Nische, es fehlt das große Postament, und die Längslage von vieren der fünf Räume ist etwas Unerhörtes. Auch die Situation innerhalb des alten Gebäudes (Fig. 2) macht es unwahrscheinlich. Was von diesem ausgegraben ist, bietet fast ausschließlich Reihen jener langgestreckten Kammern, die wir wohl mit Recht „Speicher" nennen, und die wir zur Genüge aus den Riesentempeln von Babylon, von Borsippa, ja auch von Boghasköi kennen. Enge Korridore dienen dem Verkehr, der erwähnte Einzelbau steht aus irgend einem Grunde isoliert, d. h. von Korridoren umgeben in diesem

großen „Tempelmagazin" und unterscheidet sich von dem Übrigen eigentlich nur durch einen einzigen Querraum (Raum 6 des Plans). Sicherlich ist das Ganze eine monumentale Anlage, und daß diese dem Tempelbetriebe des Mondgottes und seiner Gemahlin gedient habe, soll gar nicht bezweifelt werden. Aber das eigentliche Heiligtum („sanctuary") muß anderswo gelegen haben. Die in den Mauern und Pflastern gefundenen Inschriftziegel beweisen das nicht ohne weiteres. Wiederverwendungen und Verschleppungen sind in Ur so gut wie anderswo an der Tagesordnung, wie Woolley selbst berichtet. Also gilt es auch hier Vorsicht zu üben mit dem Datieren!

Bedenklich ist auch schon, daß W.s „Sanctuary" ausgerechnet die dünnsten Mauern in dem ganzen Bau hat. Freilich, wenn der kleine Bau später allein bestehen blieb, wie es unter Nebukadnezar und unter den Persern gewesen sein soll, steht er doch als der verhältnismäßig solideste in seiner neuen Umgebung. Aber die Inneneinrichtung, die W. ihm zugesteht: ein „Altar", 60 cm hoch, 1,45 cm lang, 55 cm breit, ein „table of offerings" und ein „stool", nur 10 cm hoch, ist alles andere als königlich und tempelmäßig Das sind ziemlich zufällig stehen gebliebene kleine Ziegeltischchen oder dergleichen. Nach dem Plane von Newton (Fig 3) soll durch zwei, von Nebukadnezar turmartig vorgelegte Kammern eine offene Vorhalle entstanden sein, bei der bloß noch zwei Säulen fehlen und das syrische Hilani ist fertig! Am Perserbau könnte ich das verstehen, aber Nebukadnezar einen solchen „Tempel" anzudichten, halte ich für unzulässig. Sollten da nicht doch Verwechslungen in den Schichten vorliegen und Bauteile zu falschen Perioden gerechnet sein? Mit der biblischen Legende von den „Drei Kindern" sind solche erstaunliche Veränderungen, die Nebukadnezar mit den wichtigsten Teilen altgeheiligter Tempel vorgenommen haben soll, (auch Woolley sind sie aufgefallen), wenn es wirklich solche wären, nicht wegzudeuten. (S. 327).

Der schöne spätbabylonische Gold- und Perlenschmuck, der pl. XXX. z. T. abgebildet wird, ist zwischen dem Cyrus- und dem Nebukadnezar-Pflaster in Raum 5 des kleinen Gebäudes gefunden. Was von ihm hier dargestellt wird, Perlketten, Ohrringe, Gürtelschließen, Anhänger, Siegelring, Armring, sind alles Dinge, die von Sterblichen, nicht von Göttern getragen werden, vielleicht Grabbeigaben(?).

Noch einen anderen Irrtum muß ich suchen zu berichtigen: Das zweite, innerhalb des heiligen Bezirks untersuchte und z. T. ausgegrabene Gebäude wird „Shrine of Nannar" genannt, auch nur nach darin gefundenen Ziegelinschriften. Eine gefährliche Art der Datierung!! Auch hier zeigt der Grundriß nicht die Spur eines Kultraums und die Behauptung W.s. auf S. 317, der Plan „entspreche dem von den Deutschen in Babylon gefundenen Tempel Z" ist mir vollkommen unverständlich. Nicht einmal die „Privatwohnung des Hohenpriesters" vermag ich „in seiner Südhälfte" zu erkennen; denn keinem babylonischen Privathause fehlt der große Hauptraum an der Südseite des Hofs, hier aber fehlt er! Das sind zunächst alles nur Büro- oder sonstige Geschäftsräume und nichts für den Kult oder das Wohnen Geeignetes.

An sich wäre es ja nicht unmöglich, daß sich der Tieftempel des Mondgottes und vielleicht auch andere Heiligtümer noch innerhalb des heiligen Bezirkes E-temen-ni-il der Zikurat von Ur noch finden. Woolley kann dafür z. B. den Nabu-Tempel in Barsip anführen. Aber ebenso gut könnte das Alles auch außerhalb der Umfassungsmauern liegen, wie Esagil in Babylon. Der heilige Bezirk von Etemenanki enthält ja dort auch nur Magazine, Wohnungen u. dergl. aber keine Kulträume, außer eben auf der Zikurrat.

Johns, Rev. C. H. W. Johns, D. D., D. Litt.: **Assyrian Deeds and Documents.** Recording the Transfer of Property. Including the so-called private contracts. legal decisions and proclamations preserved in the Kouyunjik Collections of the British Museum. Chiefly of the 7th Century B. C. Copied, collated, arranged, abstracted, annotated and indexed. Vol. IV. Edited by his Wife. Cambridge: Deighton, Bell and Co., 1923. (XXIII, 384 S.) 8°. Bespr. von P. Jensen, Marburg.

Der dritte Band dieses Werks erschien im Jahre 1901. Dieser vierte Band war damals bereits in der Hauptsache geschrieben. Im Jahre 1916 sollte er für den Druck fertiggemacht werden Aber Überlastung mit Berufsgeschäften, dann auch Kränklichkeit und schließlich Erblindung machten dem Verfasser eine Revision seines Manuskripts unmöglich, und 1920 starb er. Nun entschloß sich seine Witwe, eine Schwester des Ägyptologen Griffith, in Erfüllung eines Wunsches ihres Mannes, zu einer Veröffentlichung. Viele gute Freunde halfen ihr. Daß dabei etwas Vollkommenes herauskam, war gleichwohl von vornherein ausgeschlossen. Ein vor fast einem Vierteljahrhundert geschriebenes Buch ließ sich nur durch eine radikale Umarbeitung, zu der allein der Verfasser selbst befähigt sein kann, auf den heutigen Stand der Wissenschaft emporheben. So gibt denn das Buch in Einzelheiten reichliche Gelegenheit zur Kritik. Doch wäre es ungerecht, wollten wir dessen posthumes Erscheinen nicht doch freundlich begrüßen. Der Kommentar zu Nr. 324 bis 809 der von Johns veröffentlichten Texte, verschiedene Indices, namentlich aber das umfangreiche, wenn auch nicht ganz zuverlässige Wortregister zu allen seinen Texten sind trotz aller Unvollkommenheiten ohne jeden Zweifel sehr nützlich und wertvoll. Es hat keinen Sinn, hier in eine Splitterkritik einzutreten, zumal sie einen großen Umfang einnehmen müßte. Was an dem Buch zu verbessern und modernisieren ist, fällt zumeist alsbald in die Augen. Danken wir vielmehr dem verewigten Verfasser und seiner treuen Gefährtin aufrichtig und herzlichst, ihm für diesen Schluß einer gewaltigen Arbeit, ihr dafür, daß sie ihn vor nutzlosem Brachliegen gerettet hat. R. Campbell Thompson hat eine warm empfundene biographische Skizze beigesteuert, die gewiß nicht nur

bei Johns' englischen Freunden auf herzliche Anteilnahme stoßen wird. Wir werden darin erinnert an einen Mann „so radiant af goodwill, so desirous of happiness of others“, „hardworking, chivalrous, resourceful courageous, and, above all, modest“, „one of the best types of English scholar“, „because, besides being a learned man, he was a gentleman“. Thompson hat gewiß nicht zuviel gesagt. So steht er auch dem Unterzeichneten vor Augen, der lange Zeit hindurch so viele überwältigende Beweise seiner selbstlosen freudigen Dienstwilligkeit erhielt, daß er sie nie vergessen kann und es nur immer wieder aufs tiefste beklagen muß, daß unglückliche Umstände zu einem Abbruch freundlicher Beziehungen zu ihm führten. Das gehört vielleicht nicht ganz hierher. Aber die besonderen Verhältnisse mögen es doch an dieser Stelle rechtfertigen.

Pillet, Maurice: L'Expedition scientifique et artistique de Mésopotamie et de Médie. 1851—1855. (VIII, 276 S. und 26 Zeichnungen u. 1 Karte.) Paris: Honoré Champion 1922. Fr. 20 —. Bespr. von A. Ungnad, Breslau.

Die nicht gerade sehr glückliche französische Expedition unter Fresnel, deren geistiger Führer der junge Jules Oppert war, ist schon wiederholt geschildert worden. Der Wert des Pillet'schen Buches beruht darauf, daß es die Originalakten des Ministeriums des Beaux-Arts, die sich zurzeit in den Archives nationales befinden, der Öffentlichkeit übergibt. So wenig realen Erfolg das Unternehmen hatte, da die Beute bei einem Überfall auf die Fahrzeuge der Expedition am 20. Mai 1855 bei Kurna größtenteils in den Tigris sank, so ist doch manches Wertvolle herausgekommen; als wichtigstes Resultat kann jedenfalls die Identifizierung des Kaṣr als des Mittelpunktes des alten Babylon betrachtet werden.

Der erste Teil des Buches schildert die Organisation der Expedition, die Personen ihrer Mitglieder (Fresnel, Oppert, Thomas), ihre Reise über Beirut, Alexandrette, Diarbekr, Ğezire-ibn-Omar, Mosul nach Bagdad. Der zweite Teil berichtet von der Reise nach Babylon und den dortigen Grabungen. Das eigentümliche Drama von Hilla, das wohl auf einen Tropenkolleranfall des Architekten Thomas zurückzuführen ist, bewirkte, daß dieser Fresnel verließ, um nach Khorsabad zu gehen. Fast zwei Jahre lang setzten Fresnel und Oppert ihre Untersuchungen in Babylon fort unter großen (auch finanziellen) Schwierigkeiten und ohne überwältigende Erfolge.

Der dritte Teil berichtet über das Budget und die Kosten der Expedition, über die Verhandlungen mit dem Ministerium, den Abtransport der Funde und ihren Untergang, und zuletzt über den Tod Fresnels am 20. Nov. 1855 in Bagdad. Im vierten Teil werden die Beziehungen Fresnels zu den französischen und englischen Erforschern des Zweistromlandes, die Einzelheiten im Leben und Charakter der Expeditionsmitglieder und Opperts Rückkehr nach Paris behandelt, der zuvor eine Audienz bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., hatte. Rätselhaft ist mir die hieran geknüpfte Bemerkung des Verfassers (S. 235): Mais peut-on ne pas s'étonner de ce voyage à Berlin, à son retour en Europe, de cette visite au roi de Prusse, de cette exhibition enfin des plans et des notes dont la France avait fait tout la frais? Peut-on oublier que, dans la suite, un descendant de ce prince, devenu empereur, fit reprendre les fouilles de Babylone qu'il dota largement sur sa cassette personelle?

Der fünfte Teil enthält eine Anzahl Aktenstücke und sonstige für das Verständnis der Expedition wertvolle Mitteilungen.

Hrozný, Frédéric: Code Hittite provenant de l'Asie Mineure (vers 1350 av. J.-C.). Ire partie: Transcription, traduction française, 26 planches. Paris: Paul Geuthner 1922. (159 S. u. 26 Tafeln). 8°. = Hethitica, collection de travaux relatifs à la philologie, l'histoire et l'archéologie hittites, publiée sous la direction de Fr. Hrozný, tome Ier. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Mit diesem Buche beginnt der verdienstvolle erste Entzifferer des Hethitischen eine neue Sammlung Hethitica, die, bei Geuthner-Paris erscheinend, Arbeiten aus dem Gebiete der neuen Wissenschaft bringen soll. Daß Hrozný seine Sammlung mit der Bearbeitung dieses wichtigen Denkmals der hethitischen Literatur eröffnen würde, ist nur zu natürlich, ist doch Hrozný selbst durch Herausgabe des Keilschrifttextes der Gesetze[1] wie schon dadurch, daß sich ihm bei seiner Entzifferungsarbeit in Konstantinopel besonders an diesem Texte der Formenbau des hethitischen Verbums erschloß, gerade mit dem Gesetzbuche eng verwachsen.

Bisher liegt von Hroznýs Bearbeitung nur der 1. Teil, Transkription und Übersetzung enthaltend, vor, der als 2. Teil angekündigte Kommentar ist noch nicht erschienen. Das wichtigste Stück der Arbeit ist natürlich vorläufig die Übersetzung, über die sich freilich ein abschließendes Urteil nicht geben läßt, solange ihre Begründung durch den Kommentar noch aussteht. Doch kann man schon heute sagen, daß der Kommentar, wenn er einmal erscheint, die Übersetzung an sehr vielen Punkten wird berichtigen müssen. Das soll kein Tadel gegen den Verfasser sein, sondern liegt in den raschen Fortschritten der hethitischen Forschung, namentlich der Wortforschung, begründet. Konnte doch schon Hroznýs Übersetzung die fast ein Jahr früher erschienene erste Übersetzung der hethitischen Gesetze von Zimmern mit Beiträgen von mir[2] an einer Reihe von Stellen verbessern[3]. Und ebenso stellen meine eigenen Untersuchungen zu den hethitischen Gesetzen, deren Ergebnisse ich in einem kurzen Nachtrage zu Zimmerns Übersetzung[4] vorgelegt und in einem, beim Erscheinen von Hroznýs Werke schon fertig vorliegenden[5], aber infolge der ungünstigen Druckverhältnisse der letzten Jahre erst jetzt erschienenen[6] Aufsatze näher begründet habe, hoffent-

1) Keilschrifttexte aus Boghazköi, 6. Heft (36. wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Ges.), Leipzig 1921, Nr. 2—26.

2) Hethitische Gesetze aus dem Staatsarchiv von Boghazköi (um 1300 v. Chr.) (Der Alte Orient, 23. Jahrg., Heft 2). Leipzig 1922.

3) Vgl. schon Zimmern, Zeitschr. f. Assyriol. N. F. 1, S. 72 f.

4) Leipzig 1923 (Hinrichs).

5) Vgl. Zeitschr. f. Assyr. N. F. 1, S. 73.

6) Zeitschr. f. Assyr. N. F. 2, S. 41ff.

lich wieder einen Schritt vorwärts dar. Über sehr viele Punkte sehen wir freilich auch heute noch nicht klar, mehr als anderswo stehen in den Gesetzen leicht verständliche und noch dunkle Stellen nebeneinander. So wäre es zwecklos, wenn ich einzelne Punkte an Hroznýs Übersetzung nachträglich bemängeln wollte, der Verfasser wird sicher inzwischen schon selbst meist das Richtige erkannt haben. Ich halte es für praktischer, hier eine Zusammenstellung der wesentlichsten Stellen zu geben, die ich nach unseren inzwischen fortgeschrittenen Kenntnissen heute anders übersetze als damals Hrozný[1]. Ich lege dabei die Paragraphenzählung Hroznýs zugrunde, die von der unserer ersten Übersetzung etwas abweicht.

Tafel I. § 1ff. nicht „*d'intention*", sondern „aus Zorn"; nicht „*il apporte*", sondern „er muß fortbringen (und bestatten) lassen." Der häufige Paragraphenschluß nicht „ses *obligations* il remplit", Übersetzung unsicher (Vermutungen ZA N. F. 2, S. 45f., Götze ebd. S. 17f.) — § 6. *da-a-i* am Schlusse nicht „il le prend", sondern „er (der Besitzer) muß ihn bestatten (wörtlich: hinlegen)." — § 19A. Nicht „alors sa maison elle-même il *donne*", sondern vielleicht „er darf seinen Besitz davonführen (?)." — § 22. Nicht „en marchant", sondern „in der Nähe." — § 25. *paprizzi* nicht „*cuit*", sondern „er verunreinigt". — § 27. *ẏarnuanzi* nicht „rendent", sondern „sie verbrennen" (der Zusammenhang des Paragraphen noch unklar). — § 37 nicht „*bandit*"; das Wort *šardiẏaš* sonst „Helfer" (hier „Nebenbuhler"??). — § 38 inhaltlich noch dunkel. — § 40 nicht „un homme de fief vient", sondern vielleicht „ein Lehensmann ist (ihm) beigegeben(?)". — § 44B. nach Götze (Ḫattušiliš S. 88): „Wenn jemand einen Menschen reinigt und die Rückstände (??) des Opfers (??) fortbringt, wenn er sie auf jemandes Feld oder Hof schafft, (so ist es) Religionsfrevel (und gehört vor) das Königsgericht". — § 48. „... bei einem *ḫippara*-Manne (einem Angehörigen einer verachteten Kaste) darf niemand einen Kauf (?) abschließen, seinen Sohn, sein Feld, seinen Weinberg darf niemand kaufen. Wer bei einem *ḫ*.-Manne einen Kauf (?) abschließt, der muß von dem Kaufe (?) zurücktreten, der *ḫ*.-Mann muß, was er verkauft hat, zurücknehmen." — § 49 noch ganz dunkel. — § 52 nicht „au profit desquels les hommes d'armes le champ perdent", sondern „die Leute, die im Umfange ihres Waffenamtes Feld besitzen". — § 53 nicht „ménage", sondern „Flurstück". — § 55 nicht „ils prient", sondern „sie begrüßen (ehrfürchtig)"; Ende: „Wie eure Genossen, so sollt ihr (gestellt) sein." — § 56 noch unklar. — § 66 vielleicht „Wenn ein Pflugrind, ein Zugpferd, eine Kuh, eine Zugstute sich in einer Hürde(?) niederlegt, wenn ein ... Bock, ein weibliches Wollschaf, ein Widder sich in einem Pferch (?) niederlegt und sein Herr findet es (das Tier), so darf er es ganz rechtmäßig (*šá-ku-ẏa-áš-šá-ra-an-bad*) mitnehmen, als schuldig darf er (der Besitzer der Herde, wo sich das Tier niedergelegt hat) ihn nicht verhaften." Auch sonst ist der Nominalstamm *šakuẏaššar-* mit „richtig, ordnungsmäßig, rechtmäßig" u. ä. zu übersetzen, so § 70, 75, 94, 95; Hrozný hat hier mit „intact, complet" ziemlich das Richtige getroffen. — § 100 eher: „... so muß er es (d. h. anderes Stroh) im Sommer abliefern".

Auf Tafel II sind noch besonders viele Unklarheiten, die ich hier nicht im einzelnen besprechen kann. Vgl. etwa § 107 *miẏandan* = „bebaut, in Frucht stehend", *dannattan* „leer, wüst, brachliegend". — § 172. „Wenn jemand einen Freien in einem hungrigen (?) Jahre am Leben erhält, . . ."

Noch ein Wort zu einer Äußerlichkeit. Hrozný pflegt unsichere Übersetzungen von sicheren durch Kursivdruck zu unterscheiden. Nun gibt es aber doch wieder verschiedene Grade der Unsicherheit, vom ziemlich Wahrscheinlichen zum weniger Sicheren und ganz Zweifelhaften. Das kommt bei Hrozný (ebenso wie in der ersten Übersetzung von Zimmern und mir) nicht zum Ausdruck und könnte für Fernerstehende verhängnisvoll werden, die, nur auf der Übersetzung fußend, weitgehende Folgerungen auf ganz unsicherer Grundlage aufbauen. Hier finde ich die Methode von Sommer und Ehelolf in ihrer Übersetzung des Pāpanikri[1] praktisch, durch Setzung von ein, zwei und drei Fragezeichen den größeren und geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit anzudeuten.

Eine recht wertvolle Beigabe bilden die 26 Lichtdrucktafeln der bis dahin bekannten Gesetzestexte[2], die einen gewissen Ersatz für die Originale bieten.

---

1) Vgl. auch die Übersetzung einzelner Gesetzesparagraphen in meinen Übersetzungsproben „Aus dem hethitischen Schrifttum" (Der Alte Orient, 24. Band, Heft 3). Leipzig 1925, S. 27—30.

1) Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana (KBo V 1 = Bo. 2001), Text, Übersetzungsversuch, Erläuterungen von F. Sommer und H. Ehelolf. (Boghazköi-Studien, 10. Heft). Leipzig 1924.

2) Es haben sich inzwischen noch ein paar Stücke, allerdings meist kleine Fragmente, gefunden, die demnächst in KUB XIII veröffentlicht werden sollen.

Stummer, Privatdoz. D. Dr. Friedrich: Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen. Paderborn: Schöningh 1922. (XIV, 190 S.). 8°. = Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums XI. 1./2. Heft. Rm. 4.—. Bespr. von B. Landsberger, Leipzig.

Dieser erste Baustein zu einer stilgeschichtlichen Vergleichung zweier altorientalischer Literaturen geht, wie der Titel sagt, nicht von allgemeinen Eigentümlichkeiten des Stils (Parallelismus, Anordnung und Reihung der Glieder) aus, sondern er setzt das Kompositionsschema der religiösen Lyrik der Babylonier in Vergleich mit dem der Psalmen, eine Aufgabe, die bisher bei aller Geneigtheit zu Vergleichen zwischen AT und Babylonischem niemand unternehmen zu können geglaubt hat. Denn wo wollte man den Maßstab finden, um die Psalmen mit dem meist sehr freien Höhenflug ihrer Gedanken, mit ihrem Prophetismus und ihrer Moraltheologie, auf den gleichen Nenner zu bringen, wie die Hymnen und Gebete der Babylonier mit ihrem streng architektonischen Aufbau, einer Folge genau innegehaltener Stilregeln, und ihren konventionellen Themen? Und doch unternimmt dies der Autor, indem er aus den babylonischen Texten das Paradigma (und zwar nur ein einziges für alle Kategorien religiöser Lyrik giltiges) abliest, welches gleichsam das Netz darstellt, mit dem er die religiöse Lyrik der Hebräer überspannen zu können glaubt. Dabei unterläuft ihm ständig der Fehler, daß er das von ihm zu beweisende Ergebnis vorweg nimmt: die Abhängigkeit der Psalmen von den religiösen Gedichten der Babylonier. Sie ist ihm Voraussetzung, derart, daß überall das Babylonische als die „Vorstufe" des Hebräischen angesehen wird. Unter Vergleichen versteht er nicht das Nebeneinanderstellen gleicher Textgattungen, sondern das Suchen nach Ähnlichkeiten, wo immer sie sich darbieten, wie er überhaupt die Methode der Gunkel'schen Gattungsforschung sich wohl teilweise zunutze macht (durch das Beachten der Wiederkehr gleicher Stilformen in verschiedenen, auch verschiedenartigen Gedichten), dagegen das wichtigste (wenn auch öfters noch vage) Ergebnis, die Unterscheidung bestimmter literarischer Gattungen sowohl auf babylonischem wie auf hebräischem Gebiete verschmäht. In der babylonischen Lyrik unterscheidet er deren nur zwei: Individualpsalm und öffentliche Liturgie, wobei aber die letztere — nach Stummer — im Grunde das gleiche Aufbauschema wie die erste hat. Diese Einteilung ist natürlich richtig, wenngleich ich vom formgeschichtlichen Standpunkt die Scheidung in akkadische und sumerische Poesie (jene charakterisiert durch zweigliedrigen Parallelismus, diese durch Bildung langer Ketten, in denen ein einziger Gedanke variiert wird) für zweckmäßiger halte, denn die uns noch vielfach erhaltene sumerische Individuallyrik gehorcht dem gleichen Formgesetz wie die Tempellyrik, welch letztere ausschließlich sumerisch ist. Ein völlig schiefes Bild entsteht aber, wenn Verfasser glaubt, die Individuallyrik mit dem Begriff šuilla, „Bittgebet" zu erschöpfen, die Tempellyrik mit dem Begriffe eršemma „Klagelied zur Pauke (?)". Dies ist schon deshalb verkehrt, weil das šuilla auch in der öffentlichen Liturgie vorkommt und hier sogar eine bedeutende Rolle spielt. Aber zur Individuallyrik zählen außer šuilla noch der eigentliche Hymnus (*tanittu*), der Dankhymnus, das Gebet an die aufgehende Sonne (ki-Uta-kam), das Gebet zur Versöhnung des zürnenden Gottes (dingir-, šag-dibba-gurrudakam), die „Herzberuhigungsklage" (er-šag-hunga), der Gebetstypus *ikribu* u. a., zu der öffentlichen er (*taqribtu*), balag, er-šag-hunga, alle diese mit ausgeprägtem Sondertypus, ganz absehen von den weiteren Spezialitäten, die uns der Liederkatalog von Assur andeutet. Alle diese Unterscheidungen kennt Stummer nicht. Aber klammern wir uns nicht an Worte! Wenn wir von der Tempellyrik als einem noch sehr mangelhaft erforschten Gebiet der Assyriologie, das auch innerhalb der Beweisführung des Verfassers nur eine untergeordnete Rolle spielt, absehen[1], es wäre ja immerhin mit Stummer nicht ausgeschlossen, daß der Typus des Bittgebets des täglichen Lebens alle anderen Gattungen als Spezies seiner eigenen Gattung mit umfaßt. Erhalten ist er uns innerhalb der akkadischen Poesie ausschließlich in der (überaus häufigen) Sonderart des inim-inimma-šuilla, d. h. „Beschwörung durch Gebet", in welcher eine Gottheit um Beseitigung eines oder aller Übel, die den Menschen befallen haben, gebeten wird. Nehmen auch diese inim-inimma auf spezielle Bedürfnisse der Beschwörung Rücksicht, so können wir ruhig mit Stummer annehmen, daß auch außerhalb der Beschwörung das Bittgebet nicht anders ausgesehen hat. Die Idee der Bitte führt in natürlichster Weise zu diesem Schema des Aufbaus, mit welchem auch die profane Bitte (siehe z. B. die Briefe an Höhere) sich zum Teil deckt: Anrufung des Gottes mit Ehrentiteln (a); Lob der Gottheit, wobei ihre Freude am Helfen und ihre spezifische Begabung

1) Dem Rezensenten ist es a priori sehr unwahrscheinlich, daß die schon seit ca. 2000 tote, auch den Babyloniern (abgesehen von einigen berühmten Stücken) nicht oder nur halb verständliche, von einer Spezialpriesterschaft (*kalûtu*) gepflegte Tempelliteratur auf die Israeliten Einfluß geübt haben könnte. Aber dies mag als Vorurteil gelten.



dazu (Gedanke: „Es ist dir doch ein Leichtes!") hervorgehoben werden (b); Klage (c); nach einer nicht obligatorischen Überleitung (d) die Bitte (e); hierauf Dankformel (f), davon zwei verschiedene Arten: α) Versprechen, die Gottheit im Falle der Hilfe zu rühmen; β) — dies der Tempellyrik entlehnt — sofortiges Aussprechen der Segensformel für die Gottheit. Dieses schon von dem ersten Bearbeiter der šuilla (King) beachtete Schema, das innerhalb seiner Gattung ziemlich sklavisch zur Anwendung kommt, ist eben das oben erwähnte Universalparadigma Stummers. Aber schon innerhalb der babylonischen Literatur lassen sich die übrigen oben aufgezählten Gattungen nur mit größtem Zwange in dieses Paradigma hineinpressen. Diese seine Mißachtung der übrigen Gattungen, die er in der hier besprochenen Arbeit (S. 8) als nur vorläufig hinstellt, suchte Stummer (Journ. of the Soc. of Or. Res. VIII 123 ff.) nachträglich zu rechtfertigen durch den Gedanken, daß die übrigen Gattungen sich ableiten lassen als verschiedene Kombinationen der oben unter a—f zusammengestellten Grundbestandteile. Dies angenommen, würde die Vergleichung sich beschränken auf einzelne Passus innerhalb der Dichtungen, also einer Bitte mit einer anderen Bitte, einer Dankformel mit einer anderen Dankformel usf., wie dies auch tatsächlich den Inhalt zahlreicher Abschnitte des besprochenen Buches bildet. Aber gerade durch dieses Verfahren, das an sich als Vorarbeit einer allgemeinen Stilistik durchaus nicht wertlos ist, schwindet dem Betrachter die Eigenart der Dichtung unter den Händen. Die Ähnlichkeit zwischen einzelnen babylonischen Dichtungen und einzelnen Psalmen sucht dann der Autor in gewissen Äußerlichkeiten des Stils, wie der gelegentlich vorkommende Wechsel zwischen zweiter und dritter Person, Schema „Gottesname — temporale Bestimmung — Hauptsatz" [1]), die Verwendung rhetorischer Fragen usf. Oder in mehr inhaltlichen Momenten wie die Anwendung des Ausdruckes Quousque tandem sowohl in der sumerischen wie in der hebräischen Klage oder bei der Eulogie die Reihung von Prädikaten der Gottheit, wobei das betonte Du Subjekt ist (gleichfalls sowohl sumerisch als hebräisch). Dies alles sind aber so allgemeine Züge, daß sie eine Wesensverwandtschaft der miteinander in Vergleich gesetzten Gedichte nicht begründen.

Aber abgesehen von dieser späteren Rechtfertigung ist Verfasser durchaus der Meinung, daß er in dem babylonischen Typus inim-inimma-šuilla das grundlegende Kompositionsschema für alle babylonische und hebräische Lyrik gefunden hat. Alles, was damit nicht übereinstimmt, ist eine Abweichung davon oder eine Lockerung, bzw. Verkümmerung des ursprünglichen Schemas. Wenn z. B. die Psalmen Eulogien als Einleitung der Bitte nicht kennen (offenbar weil sie sie als Schmeichelei verpönen), so sucht nun Verfasser als Parallele innerhalb des Babylonischen Fälle, wo in ähnlicher Weise „von dem Schema abgewichen wird", wo also der hebräische Usus bereits „vorgebildet" ist. Da sich aber solche innerhalb šuilla nicht finden, muß der Verf. zusehen, wie er sie zusammenbringt: so 1. King No. 11 (Stummer, S. 13) mit auffallend kurzer Eulogie, wohl ein šuilla, aber in seiner ganzen Anlage abweichend, weil in die Gattung dingir-šag-dibba hinüberspielend; 2. der große Istar-Hymnus KB VI 2, 124 ff. hat, wie viele größere Dichtungen, ein Proömium „ich bete zu dir" usf. Ein solches gibt es sonst wegen der Kürze dieser Gebete innerhalb der šuilla nicht. Zwei weitere Beispiele, die Stummer anführt, gehören anderen Gattungen an, so das zweite (S. 20) einem Dankhymnus. 3. Überaus absurd ist der Vergleich einer Liebeszauberformel mit Psalm 123 (S. 25). 4. King No. 8 (S. 26) beginnt nicht mit der Formel „Süß ist es, dich anzuflehen", sondern dies ist ein Stück aus der Mitte des Gebetes, wie jetzt KAR. Nr. 250 zeigt. 5. Auch unter den S. 29 ff. gesammelten Beispielen finden sich wieder zwei eigentliche Beschwörungen (keine Gebete), die Introduktion der Serie Maqlû, ein er-šag-hunga an einen beliebigen Gott, ein der Liturgie des Neujahrsfestes entnommener Passus. Man sieht, welch disparates Material dazu herhalten muß, um zu dieser „Abweichung vom Grundschema", die in den Psalmen obligat ist, Parallelen zu liefern. Ebenso wird auch in den folgenden Abschnitten des Stummerschen Buches zur Gewinnung von Parallelen manches völlig Andersartige in das von den Bittgebeten abstrahierte Schema eingezwängt [1].

So muß leider dieses fleißige, von Beherrschung des biblischen Textes und für einen Alttestamentler beträchtlicher Kenntnis des Akkadischen zeugende Werk abgelehnt werden. Wohl wird das Akkadische einer vergleichenden Literaturgeschichte große Dienste leisten können, da nirgends die literarische Gattung einer Dichtung in Übereinstimmung mit ihrer religiösen Verwendung so klar herausgearbeitet, zum Überfluß auch an Hand der Tafelunterschriften abzulesen ist. Aber ein solcher Ver-

1) Sumerisch: „Šamaš, wenn du aufgehst, ... huldigen dir die Götter"; hebr.: „Jahwe, als du von Se'ir auszogst, ... bebte die Erde."

1) Nur auf einen Irrtum sei noch aufmerksam gemacht: es gibt kein šuilla, das ohne Dankformel mit der Bitte schließt. Wo die erstere fehlt, ist sie als selbstverständlich weggelassen und mitzulesen.



gleich kann nur fruchtbar sein, wenn gleiche Gattungen einander gegenübergestellt werden, wobei aber nicht nur krampfhaft nach Ähnlichkeiten gesucht, sondern auch die Verschiedenheiten hervorgehoben werden müssen, um auf diese Weise das Wesen der literarischen Gattung und seine Abwandlung innerhalb des Volkstums oder der Kultur zu erkennen. Nur ein falsch verstandener Entwicklungsgedanke, für den es Axiom ist, daß das Babylonische in allem und jedem Vorstufe des Biblischen ist, konnte zu der methodischen Laxheit der Stummerschen Arbeit führen.

Nötscher, Priv.-Doz. D. Dr. Friedr.: **„Das Angesicht Gottes schauen“ nach biblischer und babylonischer Auffassung.** Würzburg; C. J. Becker, Universitäts-Druckerei 1924. (VI, 190 S.). 8°. Rm. 3.50. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin-Lichterfelde.

I. Verf. geht aus von einer Besprechung des vom Substantivum פָּנִים denominierten Verbalstammes פנה und des Nomens פָּנִים selbst, und zeigt dann unter der Rubrik „das Angesicht als Spiegel der Seele“, wie in der Miene und der Haltung des Gesichts sich äußert, was die Seele bewegt; so entspricht beispielsweise im AT wie im Akkadischen Freude des Herzens und Leuchten des Antlitzes (vgl. akkad. *ḫud libbi u nummur pâni*). II. Das nächste Kapitel „Gott erscheint“ behandelt die verschiedenen Formen, unter denen der Gott des AT sich zeigt: Theophanien im eigentlichen Sinne (z. B. vor Abraham), Traumoffenbarungen (Salomo), Visionen (Ezechiel); dann das Erscheinen Jahves in der Wolke während der Wüstenwanderung. An einer Reihe von Stellen hat sich der ursprüngliche Inhalt von נראה so weit verflüchtigt, daß es kaum mehr bedeutet als ein Kundwerden Jahves durch seine Hilfe, das man nicht mit den Augen, sondern nur mit dem rückschließenden Verstande erkennt. So bedeutet das Sagen „Gott ist erschienen“ nicht schlechterdings, daß man „Gott gesehen“ hat. — Neben der Anschauung, daß es möglich sei, Gott zu sehen, findet sich in Israel die andere, daß, wer Gott sehe, sterben müsse; sie bezieht sich natürlich zunächst nur auf die eigentlichen Theophanien, doch erregt selbst visionäres Schauen Jahves derartige Besorgnisse (vgl. Jes. 6, 5). Die Frage, welche von diesen beiden Anschauungen die ältere sei, beantwortet der Verf. — im Anschluß an Baudissin und Kautzsch — dahin, daß der Glaube an die tötlich wirkende Gottesschau älter sein dürfte. Eine gesonderte Behandlung erfährt Ex. 33 (S. 43ff.), wobei die Frage erörtert wird, was unter „Angesicht Gottes“ zu verstehen sei: einmal (Ex. 33, 23) ist es zweifellos nur die Bezeichnung eines Körperteils des anthropomorph vorgestellten Gottes (vgl. das Nebeneinander von פָּנַי und אֲחֹרַי); andere Stellen erweisen jedoch die Gleichung Angesicht Jahves = Person Jahves. III. Eine Formel wie „Gottes- bzw. Jahves Angesicht schauen“ setzt unbedingt eine konkrete Vorstellung voraus, d. h. das Betrachten eines Gottesbildes, ist also in Israel, dessen Religion offiziell keine Jahvebilder kannte, auffallend. Die zumeist an jungen Stellen vorkommende Phrase „von Angesicht zu Angesicht“ hebt, soweit Jahve in Frage kommt, die Wirklichkeit seines Redens und Handelns hervor, ohne notwendig einzuschließen, daß man ihn oder sein Angesicht sieht. Auf den folgenden Seiten (57ff.) behandelt der Verf. das Gottesschauen in der kanaanäischen Religion, in Ägypten und in Babylonien. Aus der Behandlung der babylonischen Gebets- und Opfergebräuche seien folgende Sätze zitiert „Der Betende steht vor dem Bild (sc. der Gottheit) und richtet seine Bitte an die durch das Bild dargestellte Gottheit.“ „Zuweilen scheint es so, als ob ein Unterschied zwischen dem Gott als Person und dem Gott als Bild gar nicht mehr gemacht würde.“ „Einerseits redet man von den Bildern, wie von lebenden Wesen, andererseits von den Göttern, die im Himmel wohnen, wie von gegenwärtigen Personen . . . .“ Kurz gestreift werden die Zeremonien der Handergreifung, sowie der bei Einweihung von Götterbildern vorkommenden Mundwaschung und -öffnung. Aller Kult der babyl. Religion vollzieht sich vor dem Götterbild; vor Gott opfern heißt mithin vor dem Götterbild opfern. „Auf das Angesicht einer Gottheit sehen“ — vgl. im Ištargebet K 2100 die Formel *atamar pâniki* —, heißt ihre Hilfe suchen; der Blick auf das Kultbild bedeutet die Bitte um Gnade und Hilfe, und weiter: Gott sehen ist Gewähr für seine Gnade. Zahlreiche akkadische Personennamen, die mit „Gott (bzw. Gottes Angesicht) schauen“ zusammengesetzt sind, lassen uns die Bedeutsamkeit dieses Begriffes erkennen. Daß das Hofzeremoniell sowohl bei der Redensart vom „Sehen des Angesichts Gottes“ als auch bei der vom „Stehen vor Gott“ (akkad. *nazâzu ina pân ili/šarri* = hebr. עָמַד לִפְנֵי י״י) eingewirkt hat, ist sicher. Nach Besprechung einiger ähnlicher Wendungen wie z. B. חִלָּה פני י״י „Jahves Angesicht streicheln“, erörtert der Verf. im IV. Kapitel die Formel לִפְנֵי יהוה „vor Jahve“, die außer ihrem räumlichen Sinn (= vor der Lade) oft eine Art kausale Bedeutung hat, indem sie „alles umschließt, was in Jahves Namen oder Auftrag, unter seinen Auspizien geschieht oder, was auf seine Förderung oder seinen Segen Anspruch hat“. (s. „Wandeln, Bestehen vor Jahve“ usw.) V. „Gott schaut den Menschen an“. (S. 119ff.). In der babyl. Religion bedeutet der Blick der Gottheit Gnade, Gebetserhöhung, Glück und wirkt Leben. Wendet dagegen die Gottheit ihr Angesicht ab, so ist das ein Zeichen ihres Zornes und bedeutet Unglück. Neben dem gnädigen Blick kennt man auch einen verderbenbringenden Zornesblick (akkad. *nikilmu*). Ähnlich liegt es im AT. Allerdings wird der Gnadenblick Jahves als = Leben nicht so scharf unterstrichen. Wenn Jahve sein Angesicht verbirgt oder von seinem Angesicht verwirft, so ist das der höchste Grad göttlicher Ungnade; Verlust der göttlichen Gnade ist aber Verderben. Daher besteht für den, vor dem Jahve sein Antlitz verbirgt, die Notwendigkeit, es wieder zu suchen, wenn er seine Gnade erlangen will (בִּקֵּשׁ אֶת־פְּנֵי י״י). — Die nächsten Seiten (140 ff.) handeln vom Erheben und Leuchten des göttlichen Antlitzes, wofür der sog. Mosesegen Num. 6, 25 f. die klassische Stelle ist. Das Licht des Antlitzes Jahves ist seine Gnade, sein Leuchten überträgt sich vom Gott auf den Menschen. In den kurzen Schlußabschnitten VI—VIII wird gehandelt 1. vom sog. „mystischen“ Gottschauen, der mystischen Gnadengemeinschaft mit Gott, die nur dem Gerechten möglich ist, dem Gottlosen aber versagt bleibt; 2. vom jenseitigen Gottschauen, von dem in Apokryphen und im NT die Rede ist. Stellen-, Wort- und Sachregister schließen das Werk ab.

Soviel über den Inhalt des für den Alttestamentler ebenso wie für den Assyriologen gleich interessanten Werkes, dessen Studium dank der reichen Benützung des z. T. weitverstreuten oder doch Nichtassyriologen schwer zugänglichen keilinschriftlichen Materials, mannigfache Anregungen zu bieten vermag.

Greßmann, Prof. D. Dr. Hugo: Die Aufgaben der alttestamentlichen Forschung. Gießen: Alfred Töpelmann 1924. (II, 38 S.) gr. 8°. = Sonderdruck aus der Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft. Rm. —.50. Bespr. von Joh. Herrmann, Münster i. W.

Die Leitung der ZAW ist nach dem Rücktritte ihres langjährigen verdienstvollen Herausgebers Karl Marti in die Hände Hugo Greßmanns gelegt worden. Die wichtige Zeitschrift von durchaus übernationaler Bedeutung erscheint nun, beginnend mit dem Jahrgange 1924, als „Neue Folge"; zugleich hat ihr Titel „Zeitschrift für die alttest. Wissenschaft" den Zusatz „und die Kunde des nachbiblischen Judentums" erhalten. Dem jetzt fertig vorliegenden 1. Bande, der eine stattliche Reihe wertvoller Abhandlungen enthält, hat der neue Herausgeber einen bedeutsamen programmatischen Aufsatz zum Geleit gegeben. Daß derselbe auch als Sonderdruck erschienen und dadurch jedermann zugänglich gemacht worden ist, ist außerordentlich zu begrüßen. Greßmann beginnt mit einer ebenso gerechten wie besonnenen Würdigung der Literarkritik hinsichtlich der Größe, oder auch der Grenzen ihrer Erfolge; Literarkritik und Textkritik werden nach wie vor grundlegende Bedeutung haben, aber die literarkritische Periode ist vorüber. Ihr ist die vorderorientalische gefolgt, wie Greßmann das neue Zeitalter der alttest. Wissenschaft nennen möchte, das er in seiner Eigenart und seiner Aufgabe im zweiten Abschnitt charakterisiert. Für den Alttestamentler ergibt sich die Forderung, den ganzen vorderen Orient zu überschauen, worin enthalten ist, daß er der hebräischen Archäologie die des ganzen vorderen Orients dienstbar machen muß. Natürlich wird es hier ohne Arbeitsteilung nicht gehen! Drittens aber sucht die alttest. Wissenschaft neben solchem Streben in die Breite auch in die Tiefe zu dringen und das AT von innen heraus auf neuen Wegen zu verstehen. Greßmann redet zunächst von den Bemühungen um die Textforschung, wendet sich hier gegen die Fehler der Konjekturalkritik und weist im Zusammenhang damit auf die nächsten Aufgaben zur Weiterführung der metrischen Erkenntnisse hin. Weiterhin führt er in raschen Schritten durch die Gebiete der grammatischen und lexikalischen Forschungen, der Geographie und Geschichte Israels, der Literaturgeschichte, Gattungsgeschichte, Stoffgeschichte, der israelitischen Religionsgeschichte. Vieles konnte, wie er selbst sagt, nur angedeutet werden, was eine gründlichere Darstellung erheischte. Jedenfalls aber ist Greßmanns Aufsatz sehr interessant und lesenswert, und Ref. würde es als Alttestamentler wärmstens begrüßen, wenn auch diese Anzeige dazu beitrüge, daß möglichst viele, die irgend ein Interesse an der alttest. Wissenschaft haben oder von ihrem wissenschaftlichen Arbeitsgebiet her haben sollten, Greßmann Aufsatz lesen möchten. Dieser Wunsch ist dem Ref. wichtiger, als seinerseits hier Einwendungen oder Ergänzungen zum Ausdruck zu bringen.

Sellin, Prof. D. Dr. Ernst: Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes. I.: bis zum bab. Exil. Leipzig: Quelle u. Meyer 1924. (328 S.). 8°. Geb. Rm. 12.—. Bespr. von W. Caspari, Kiel.

Das Buch ist, wie sein Widmungsblatt lehrt, bestimmt, an die Stelle der vielgekauften Gesch. Isr. von Kittel zu treten, welche gealtert ist. Den Stoff grenzt nach unten, wie oft, das Titusjahr ab. Die Abgrenzung ist freilich nicht, wie S. 1 noch anzunehmen scheint, eine volksgeschichtlich begründete, sondern eine heilsgeschichtliche. Der vorliegende Band beginnt — nach den gebräuchlichen Referaten über das prähistorische und vorisraelitische Palästina — mit Abraham. Da das Volk Israel bis zur Einwanderung eine „ganz variable Größe" S. 28 gewesen ist, wäre dessen Zugehörigkeit zu Israel eigens zu begründen. Irgend ein geschichtlicher Zusammenhang läßt sich auch zwischen Irenäus und den Hugenotten, zwischen Ambrosius und den Johannitern, zwischen Pachomius und den Mameluken nachweisen. Wir brauchen aber einen erheblichen.

Bestimmte Ansichten werden geäußert bezüglich eines arabischen Sinai, dessen vulkanische Fähigkeiten bis ins 2. Jahrtausend noch nachzuprüfen wären, und bezüglich der Besitzergreifung von Qades. Hierdurch entsteht ein für die Stoffkritik am Buche Exodus (und Numeri) dankbarer Gesichtspunkt: die Doppelheit des Mittelpunkts für geistiges Leben während der Wüstenjahre; durch ein erzählerisches System (S. 73) haben Spätere die in diesen Bereich und Zeitabschnitt verwiesenen Vorgänge zu einer fortlaufenden und zusammenhängenden Handlung organisiert. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß damit die, aus Riten und Verfassungsansätzen gemischte, Doppelnatur der pentateuchischen Gesetze unter ein neues vielleicht dankbares Licht rückt. Es wird viel davon abhängen, ob sich jene Doppelheit der Mittelpunkte bewährt und zwar in Verbindung mit einer entsprechend reichlichen Dauer. Das erste Problem der israelitischen Geschichte bildet immer der Ansatz zu einem durch werbende Ideale solidarischen Gebilde von eigenartiger Tendenz und schließlich auch von völkerkundlicher Sonderart. Obwohl für diesen Ansatz Abgaben aus anderen Kulturen nicht entbehrt werden können, bedeutet die Wüste für das Zustandekommen der eigenartigen Züge doch eine Erleichterung. Aber nach der andern Seite

schafft sie selbst ein neues Problem, das sogleich hinterher drängt: die Einfädelung von Beziehungen dieses Gebildes zu Palästina. Ḫabiri, Isir-il, Südstämme, ostjordanischer Mose, Josua als Stifter einer Heimat-Religion (verbreiteten antiken Zuschnitts) und die Stadtfähigkeit der Israeliten in einigen bahnbrechenden, örtlich verschieden verlaufenden, Fällen — das sind die sechs Fäden, durch welche Sellin das Israel der Wüste mit Palästina in Beziehung setzt, damit dies Land Schauplatz der Geschichte des Volkes werde. Doch der aus den Fäden geflochtene Strick wird m. E. zu dick, um noch durch das vorgezeichnete Öhr zu gehen. Unsere Vorstellung vom vorköniglichen Israel ist auf vielen Schritten zur Hypothese genötigt, verträgt davon aber je nur kleine Mengen.

Neben Verbindungsversuchen reden Trennungen eine bündige Sprache. Z. B. wird (S. 142, 4) der Faden zwischen den Eliden und Nob abgeschnitten, ohne Textzeugen, doch mit allem wissenschaftlichen Rechte. Dieser glückliche Eingriff ordnet eine Einzelheit unter den weitreichenden sekundären Zusammenhängen zwischen Einzel-Erzählungen der ersten Königzeit. Ob redaktionell oder schon vorredaktionell, sind sie den sachlichen Beziehungen zwischen den Erz. doch nicht gleich zu achten. Bekanntlich unterscheidet Reichlichkeit die Quellen jener Zeit von nachfolgenden und vorausgegangenen Zeitabschnitten. Der Bildungslage der Erzähler gemäß äußert sie sich hauptsächlich anekdotisch. Davon wird das mehr wissenschaftliche Erkennen, das nach treibenden Kräften und zusammenhängender Entwicklung fragt, noch nicht unmittelbar befriedigt. Es muß sich an scheinbar nebensächlichen Bemerkungen, an gelegentlichen Streiflichtern, die aus der Laterne des Erz. auf die Zeitverhältnisse fallen, entschädigen. Also heißt das dritte Problem der Geschichte Israels: Wodurch und wieweit kann die wissenschaftliche Darstellung über den anekdotischen Gesichtskreis der Quellen emporgeführt werden? Rein persönlich meine ich, Sellin habe sich von dem Gesichtskreise der Quellen, den wir antreffen, noch zu bereitwillig beeinflussen lassen und so dem von der Überlieferung gewissermaßen zufällig aufgehäuften Stoffe einen breiteren Raum verstattet, als nötig war. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht nicht nur für mich von Wert gewesen, wenn er in §§ II, 1—8 Stellung zu meinem Buche „Tronbesteigungen und Tronfolge“ genommen hätte, wo der Versuch gemacht war, die Darstellung unter möglichst eingehender Verwertung des in den Quellen Gegebenen aus der Umklammerung durch die Anekdote zu befreien.

Reichliche Probleme stellt auch die spätere Königzeit. Ein glücklicher Gedanke S. 278 F verbindet die Äußerungen einer Tyrannis II Reg. 21, 6 mit der assyrischen Heerespflicht in den Feldzügen Asarhadons und Asurbanipals am Mittelmeer und in Ägypten, vielleicht bis zur Ermittlung der Zeit von Dt 17, 16, wogegen die Vermutung ebd., daß an Landheiligtümern babylonischer Gestirndienst eingekehrt sei, Bedenken erregt. — Winckler hat die wichtige Frage nach einer politischen Stellung des Königs Manasse außerhalb Judäas angeschnitten, woran hier zu IV § 2 erinnert sei.

Die §§ I 3, 5, 10, 12, 19, II 8, 10, III 6, IV 5, behandeln mit besonderer Wärme, die aber auch dem ganzen Buche eignet, die Religion, und hier gibt Vf. seinen Stoff am reichlichsten. Das Buch zählt naturgemäß in erster Reihe auf Theologen als Leser. Den meisten derselben werden ja diese §§ nebst den „unmittelbar“ aus den Anekdoten versuchten Personalcharakteristiken am besten gefallen. Das Buch vermittelt einen reichen Einblick in die mit durch Sellin lebhaft bewegte Einzelforschung und zeugt aufs Neue von dem immer regen Geiste seines Vfs. Hypothesen kann niemand entbehren, der an der Geschichte Israels arbeitet. Sie sollten jedoch manchmal noch bestimmtere Züge aufweisen. Dieser Zug fehlt z. B. dem Ersatz der Einwanderung durch fortgesetzte Zuwanderungen. Vielleicht dient es der Vorbereitung des Schluß-Bandes, bestimmte Fragen vorzulegen: die Entstehung der Hierarchie; Möglichkeit und Schranke einer kultfreien Frömmigkeit; staatsbürgerliche Stellung der Verbannten; fußte die Götzenbestreitung auf babylonischen Niederlagen? Wer besiedelte Jerusalem und Umgebung neu? Auftreten der Ackerpacht in Palästina. Gesellschaftliche Gliederung der nachexilischen Juden — auf die Großgrundbesitzer des Bd. I ist nicht mehr zu rechnen — Entstehung des jüdischen Volks — die Vf. freilich schon S. 282 gefunden haben will. In welchem Verhältnis beeinflussen sich palästinische und ausländische Juden? Hinzu treten Personalfragen: Wer war Nehemja? Wann wirkte er? Wer ist Deuterojesaja? Endlich: wie stellte sich der Jude zum altisraelitischen Geistesleben? Wie urteilte das Judentum über lebende und vergangene Profetie? Ermißt man dies, so wird man dem Bd. II mit noch größerer Spannung entgegensehen als Bd. I.

Die äußere Form der Darstellung hat S. im Vorworte begründet, wo sich eine scharfe Bemerkung gegen das Verfahren mit Anmerkungen findet. Doch kommen Konjekturen sogar außerhalb des Kleindrucks vor S. 165. Der verbreiteten Forderung: Kein Buch ohne Zitate aus Spengler — ist genügt. Wenn neuerdings auch der Name Israel dem Experimental-Verfahren anheimfällt, so geschieht dies, wie ich in Ztschr. f. Semitist. 1925 zeige,

ohne Nötigung. Mit welchem Rechte schließt S. 106 in I Sam. 15, 4 Qeniziter ein? Hatte Saul gepflügt? Kann man sagen, die Stadt Midjan — übrigens redet Eusebius von zweien — sei später als das Volk? Zum Alter der Dodekapolis S. 157 s. OLZ 1916, Sp. 203 S. 26 l. Fennicae. Mit dem Fremdwort Etappe ist auch das adj. „teilweise" für eine nicht nur teilweise, sondern vollständige Versenkung reif. Sonst macht uns noch jemand aus „hin-und-wieder" ein Adj.

Steuernagel, C.: Das Deuteronomium, übersetzt und erklärt. 2., völlig umgearb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1923. (183 S.) 8°. = Göttinger Handkommentar z. A. T., hrsg. v. W. Nowack. 1. Abt. D. hist. Bücher. 3. Bd. 1. Tl. Rm. 3.—. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

St. bezeichnet diese Neuauflage seines Kommentars, 1. Aufl. 1898, als völlig umgearbeitet. In der Tat ist sie nicht nur umfänglicher, sondern auch in Bezug auf die Behandlung des literarischen Problems wie im Kommentar eingehender und gründlicher geworden. Auch die inzwischen erschienene Literatur ist gebucht und verarbeitet, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Während des Druckes und bald nach Erscheinen der neuen Auflage ist schon wieder eine Reihe von Arbeiten über das Dt zu Tage gekommen, unter denen im Augenblick des Niederschreibens dieser Anzeige die Behandlung unsers Problems in den Abhandlungen der Königsberger gelehrten Gesellschaft, 1. Jahr 6. Heft 1924 vom Ref. die jüngste ist. — Die Stellung des Verf.'s zum Dt-Problem ist die alte geblieben: D^1 = Josiagesetz, bestehend aus einer Reihe von Gesetzesgruppen wie Konzentrationsgesetze, Toäbagesetze, Ältesten-, Richter-, Humanitätsgesetze, deren Alter auch noch zu bestimmen versucht wird, ist um 685 verfaßt, 620 gefunden und zum öffentlich anerkannten Gesetz geworden. Dieses D^1 ist durch Neuausgaben in Buchform D^{2a}, D^{2b}, D^{2c}, die wir teils fragmentarisch, teils vollständig besitzen, — auch sie werden chronologisch zu fixieren gesucht — bekannt gemacht worden. Diese Ausgaben sind dann mit historischen Rahmen versehen. Dazu kommen „sonstige selbständige Stücke der deuteronomischen Schicht" wie 4, 10—28. 5, 6—18 (Dekalog) c 29. 32, 1—43. Endlich ist eine fortgesetzte Bearbeitung der Texte anzunehmen. D^{2a} ist mit P, D^{2b} und D^{2c} sind zunächst untereinander und dann mit JE verbunden. — Einem nicht zur atlichen Zunft gehörigen Leser wird vielleicht angesichts dieser minutiösen literarkritischen Scheidungen etc. ganz schwindlig, und sollte ihm der Gedanke kommen, daß man bei uns in der Lage ist, das Gras wachsen zu hören, so dürfte man ihn kaum schelten.

Was den Kommentar betrifft, so ist ihm der Wert einer tüchtigen Sprachstatistik, grammatische Notizen, Parallelstellen u. dgl. bietenden Zusammenstellung nicht abzusprechen. Die Textkritik wird recht stiefmütterlich behandelt, Religions- und Kulturgeschichtliches fast gar nicht geboten. Das sind aber doch an einem modernen Kommentar zum A. T. empfindliche Mängel. Ich rede hier nicht den mit erbaulichen und schöngeistigen Bemerkungen aufgestutzten Paraphrasen das Wort, wie sie bei uns jetzt oft als die Hauptleistung eines Kommentars angesehen werden. Aber in wissenschaftlicher Korrektheit und Kürze sollte doch auf das religions- und kulturgeschichtlich, auch folkloristisch Wichtige hingewiesen werden. Gelegenheit dazu bietet Dt reichlich. Aber ich habe z. B. Ehelolf-Koschakers Arbeiten über die altassyrischen Gesetze nirgends zitiert gefunden. Daß die „Stätte, die Jahwe erwählt" Jerusalem ist, kann nach St. „keinem Zweifel unterliegen", S. 95. — Die Tatsache, daß man in Israel seit alters auch profane Schlachtung gekannt hat, und die durch eine Reihe von Stellen einwandfrei erwiesen wird, kann natürlich nicht berücksichtigt werden, „da in alter Zeit jede Schlachtung in Opferform am Altar vollzogen wurde, S. 97 f. — Zu 18, 6 ist die irrige Auffassung beibehalten, daß der dort erwähnte Levit „Höhenpriester" und zu dauerndem (zwangsweisen) Aufenthalt nach Jerusalem übersiedelt, vgl. jetzt meine Ausführungen dazu a. a. O. S. 187 [25]. — S. 122 zu 19, 1—13 ist zwar Weismanns Abhandlung über Talion usw., zitiert, St. hat sich aber durch dessen Ausführungen nicht bedenklich machen lassen, ob die Einrichtung der Asylstädte notwendig mit der Kultuszentration in Zusammenhang stehe. — Auf Schritt und Tritt erscheint hier die Exegese wieder eingeengt durch die Dogmen der Wellhausenschen Schule. — Eine letzte Bemerkung: Das Verbot Dt 5, 21 verwendet zwei Verba abweichend von der Parallelstelle Ex 20, 17. St. weist im Kommentar darauf weiter nicht hin, gebraucht aber wenigstens in der Übersetzung zwei verschiedene Wörter: begehren חמד; gelüsten התאוה. Gegen die Kautzschsche Übersetzung zwar ein Fortschritt, denn diese schwingt sich auch in der neuesten Auflage nur wieder zu der Unterscheidung von „Verlangen tragen" und „Verlangen haben" auf, gegen Luther ein Rückschritt, der חמד mit „gelüsten", התאוה mit „begehren" wiedergibt. In Bezug auf deutsches Sprachgefühl kann man von Luther immer noch einiges lernen.

Procksch, Prof. D. Dr. Otto: König und Prophet in Israel. Rede, gehalten zur Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1924. Greifswald: L. Bamberg 1924. (23 S.) 8°. = Greifswalder Universitätsreden 11. Rm. —.70. Bespr. von J. Herrmann, Münster (Westf.).

„Königtum und Prophetentum in Israel, so sehr sie auf Gemeinschaft angewiesen waren,



gerieten doch in immer neue Spannung, immer neuen Kampf miteinander, bis das geschichtliche Königtum unterging und nur als prophetische Hoffnung weiterlebte.“ Auf die Höhepunkte dieses tragischen Kampfes will diese Greifswalder Universitätsrede hinweisen. Procksch führt seine Hörer von Samuel und Saul bis zu Jeremia und dem Untergang des jüdischen Königtums. Seine Darstellung schöpft aus der Fülle der wissenschaftlichen Beherrschung des Stoffes und aus der Tiefe reifen Verständnisses für den religiösen und ethischen Sinn der geschichtlichen Vorgänge und ihres Verlaufes. Die Gegenwartsbedeutung dieser Dinge muß jedem Leser in Herz und Gewissen dringen.

Peters, Prof. Dr. Norbert: **Osee und die Geschichte.** Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1924. (52 S.) gr. 8°. Rm. 2 —. Bespr. von J. Herrmann, Münster (Westf.).

N. Peters hat aus Anlaß der Beschäftigung mit Sellins Mose (1922) die Frage nach der Stellung des Hosea zur Geschichte und zu den geschichtlichen Überlieferungen seines Volkes neu geprüft. Da sich ihm dabei nicht nur neu bestätigt habe, daß Hosea nur zu verstehen ist als Verkünder der alten Religion des Mose, sondern auch um durch die Einzelbegriffe seiner Untersuchung diese und jene Stelle des Propheten in ein helleres Licht zu rücken, legt er diese Ergebnisse hier vor. Sicherlich ist unter ihnen mancherlei Wertvolles zur Exegese des Hoseabuchs und zum Verständnis des Propheten. — Der Verfasser stellt sich scharf der, wie er sagt, linksseitigen protestantischen Schule der Erklärer entgegen, die von der Psychose der entwicklungsschematischen Methode ergriffen dem religionsphilosophischen Baal der Moderne die geschichtlichen Tatsächlichkeiten opfern, wie er sich ausdrückt. Ob Peters damit die nichtkatholische Hoseaforschung der letzten Jahrzehnte objektiv würdigt, darf ich dem Urteil des Lesers überlassen.

Hänel, Priv.-Doz. Lic. Johannes: **Das Erkennen Gottes bei den Schriftpropheten.** Berlin: W. Kohlhammer 1923. (VI, 268 S.) gr. 8° = Beiträge z. Wissensch. d. Alten Testaments, hrsg. v. Rudolf Kittel. N. F. Heft 4. Rm. 6.60. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Wenn Ref. die kurze Anzeige dieses Beitrages zur Psychologie der at. Offenbarungsreligion mit dem Hinweis darauf beginnt, daß es seine Erwartungen nicht ganz erfüllt hat, so soll damit der Achtung vor dem Fleiß, der Sorgfalt und Gründlichkeit der Untersuchung und vor dem Scharfsinn des Verf.'s in keiner Weise Abbruch geschehen. Es scheint mir aber, als habe sich der junge Gelehrte an eine Aufgabe gemacht, deren Schwierigkeit ihm nicht voll zum Bewußtsein gekommen ist, weder vor noch über der Arbeit. Nur so kann ich es mir erklären, daß Verf. glaubt, den komplexen Charakter der prophetischen Offenbarung als Vermittlung von objektiver Erkenntnis Gottes durch reinliche psychologische Kategorien wie wirkliche, halluzinatorische und innere Wahrnehmung, Traumoffenbarung und innere Eingebung erfassen zu können. Die davon handelnden Kap. I—V sind nach meinem Urteil der schwache Teil des Buches. Die Darstellung wird hier m. E. auch unnötig belastet durch die ständige Auseinandersetzung mit König's massivem Offenbarungsbegriff. War es nötig, davon mehr als nur in Form einer Anmerkung zu handeln! Statt der Diskussion mit König wäre etwa ein Eingehen auf psychologische Erklärungsversuche wie die von H. Schmidt in seiner geistvollen Bearbeitung der prophetischen Literatur im Göttinger Bibelwerk (2. Auflage 1923) vorgetragenen am Platze gewesen. Überhaupt hätte Verf. dem Buche eine breitere religionspsychologische Grundlage geben sollen.

In der Einzelexegese greift H. oft fehl, so z. B. in der gezwungenen Ausdeutung von Num. 12, 6ff. (S. 73), in dem Mißverständnis von Jer. 4, 19, wo er ein „Hören der Seele“ zum Anlaß nimmt für die Behauptung, daß der Prophet ein verschiedenartiges Hören begrifflich auseinanderzuhalten vermöge. Daß die Propheten in der Tat ein testimonium spiritus sancti als Kriterium für Gottesgedanken und eigne Gedanken gehabt haben, sollte man angesichts der klaren Aussagen Jeremia's über den Kampf zwischen Natur und Geist in seiner eignen Seele nicht abstreiten (S. 156).

Trotz der hier erhobenen Widersprüche gegen H.'s Darstellung bleibt sie eine wertvolle und für die wissenschaftliche Kraft des Autors beweisende Leistung.

Nowack, Wilhelm: **Schabbat (Sabbat). Text, Übersetzung und Erklärung. Nebst einem textkrit. Anhang.** Gießen: A. Töpelmann 1924. (VII, 152 S.). gr. 8°. = Die Mischna, Text, Übersetzung und ausf. Erklärung. II, 1. Rm. 9.—. Bespr. von Joachim Jeremias, Riga.

Als Mitherausgeber der Beer-Holtzmannschen Mischnaausgabe zeichnet in dem vorliegenden Heft zum ersten Mal Dr. Rabin-Breslau; es ist zu begrüßen, daß damit die Absicht zum Ausdruck gebracht wird, vielfach laut gewordenen Beanstandungen und Wünschen Folge zu geben und in Zukunft die jüdische Tradition in stärkerem Maße zu berücksichtigen.

Einleitend wird eine Inhaltsangabe und Analyse des Traktates sowie eine Geschichte des Sabbats bis zur Zeit der Mischna geboten. N. begründet eingehend die Ansicht, daß die Loslösung der Woche von den Mondphasen und die Einführung der durchrollenden Woche in Israel erst gegen

600 a. im Zusammenhang mit antiastralen Tendenzen erfolgt sei; damals erst sei der Sabbat, ursprünglich der Vollmondstag, zur Bezeichnung des 7. Wochentags geworden. Das vollkommene Fehlen direkter Zeugnisse des Alten Testamentes und vor allem die durchgängig festzustellende Unselbständigkeit Israels in kalendarischen Fragen wird nach wie vor viele bedenklich gegen diese Hypothese stimmen; daß der Übergang vom Monats- zum Wochensabbat in für uns vorhistorische Zeit gehöre, hätte wenigstens als Möglichkeit erwähnt werden müssen.

Auf die Einleitung folgen Text, Übersetzung und Erklärung des Traktates. Der Text konnte an H. L. Stracks Bearbeitung anknüpfen; er ist ebenso zuverlässig wie die Übersetzung, in der mir nur XV², wo es heißen muß: wie bei den Knoten der Kameltreiber, ein Versehen aufgefallen ist. Die Erklärung bringt gelegentlich — meist im Anschluß an Beer — Interessantes zu der Frage nach den ursprünglichen Wurzeln einzelner Sabbatvorschriften in Aberglauben, Dämonenfurcht und Volkssitten. Leider aber ist im ganzen die ‚ausführliche Erklärung', die die Sammlung verspricht, sehr knapp ausgefallen. Sie räumt den im Text begegnenden Fremdwörtern und der zeitlichen Ansetzung der einzelnen Rabbinen zu großen Raum ein und läßt die Sacherklärung zurücktreten. Namentlich die für die einzelnen Anordnungen maßgebenden Erwägungen der Rabbinen vermißt man an vielen Stellen; sie sind aber für das Verständnis schlechterdings unentbehrlich. So ist Kapitel VI, in dem die Gegenstände zusammengestellt sind, mit denen man am Sabbat ausgehen bzw. nicht ausgehen darf, für den Durchschnittsleser ein Durcheinander willkürlicher Vorschriften, solange er den leitenden Grundsatz der Rabbinen nicht kennt; dieser bestand darin, daß man nur Bekleidungs- und Schmuckgegenstände am Körper tragen durfte und auch diese nur insoweit, als sie nicht die Gefahr der Übertretung eines Sabbatgebotes in sich schlossen. Ebenso werden die in XXII⁶ zusammengestellten Einzelbeispiele zum Verbot des Heilens am Sabbat erst dann verständlich, wenn man weiß, daß alles, was ein gesunder Mensch zur Pflege seines Körpers tat, auch zu medizinischen Zwecken erlaubt war und nicht unter das Verbot fiel.

Aber über alledem soll der Dank für die Zuverlässigkeit dieser Ausgabe eines der wichtigsten Mischna-Traktate nicht vergessen werden.

Grünberg, Dr. S: **Exegetische Beiträge.** Berlin: Benjamin Harz 1924. (56 S.) gr. 8°. Bespr. von Max **Löhr**, Königsberg i. Pr.

In dieser kleinen Sammlung exegetischer Beiträge steckt sehr viel Scharfsinn und Wissen, so daß ich sie den atlichen Exegeten dringend zur Beachtung empfehlen möchte. Behandelt werden folgende Stellen: Jos. 24, 26. Jes. 2, 20. 7, 8f. 13. 30, 6. Job. 15, 4. 8. 18, 2. 19, 3. 20, 19. 21, 10. 36, 7. 27. 38, 36. In jedem einzelnen Falle ist die Schwierigkeit erkannt und an Hand der bisherigen ungenügenden Deutungen klar erwiesen, und selbst da, wo man dem Verf. nicht zu folgen vermag, wird man zu neuer Nachprüfung des exegetischen Problems angeregt. Der Hauptwert der Arbeit liegt aber m. E. in den Ausführungen, die zu einer Reihe von hebräischen Verben und Substantiven geboten werden, also auf lexikalischem Gebiet. Wie z. B. zu לאה Jes 7, 13 und zu den rätselhaften טחות und שכוי, Job 38, 36. Mehrfach operiert der Vf. mit metathesis literarum, so zu רגע Job 15, 4. 8. 36, 7. 27 = arab. raǧaʿa; zu עזב Job 20, 19 = arab. zaʿaba; zu געל Job 21, 10 = arab. ʿaǧala. Wenn er das Herumkorrigieren am MT die „oberflächlichste" aller Erklärungen nennt, so möchte ich in dieser Allgemeinheit den Satz nicht gutheißen. Über eine rand- und bandlose Konjekturalkritik sind wir ja wohl auch schon hinweg. Aber eine Wahrheit liegt immerhin in seinem Urteil.

Vulliaud, Paul: **La Kabbale Juive.** Histoire et Doctrine (Essai critique). Paris: Emile Nourry 1923. 2 vols. (516 u. 456 S.) gr. 8°. Fr. 60 —. Bespr. von Gerh. **Scholem**, Jerusalem.

Die Erforschung der mystischen Bewegung im Judentum und ihrer Ausprägung in der Kabbala ist ein dringendes Anliegen der Religionsgeschichte. Ein verwegener Dilettantismus hat gerade auf diesem Gebiet seit Jahrhunderten schon verhältnismäßig unbehelligt sein Wesen getrieben, und zur wissenschaftlichen Erforschung, die hier in der Tat große Schwierigkeiten zu überwinden hat, sind nur spärliche Ansätze vorhanden. Die ältere kabbalistische Literatur ist zum weit überwiegenden Teil nur handschriftlich zugänglich, und ohne Benutzung dieser Quellen ist, wie immer noch wiederholt werden muß, jede Diskussion der Frage nach Entstehung und Entwicklung des kabbalistischen Systems (und speziell seiner symbolischen Schemata und Relationsreihen) hoffnungslos unfruchtbar. Zugänglichmachung und erschöpfende Analyse dieser älteren Texte sind notwendig, wenn die Forschung endlich weiterkommen soll.

Obwohl das Werk V.s das umfangreichste Buch ist, das seit einigen Jahrzehnten über die Kabbala erschienen ist, liefert es keinen ernsthaften Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion. V. stellt in 23 Kapiteln dar die allgemeinen Bedingungen des jüdischen Mystizismus, Entwickelung und Grundlehren der Kabbala, ihre Auswirkungen im Judentum und ihren Einfluß

auf geistige Bewegungen außerhalb des Judentums. Alle Teile sind gleich schwach. V. sucht in breiten Ausführungen das sehr hohe Alter der Kabbala zu erweisen. Dies tut er aber nicht durch systematische Untersuchung der Originaltexte — sein Buch beweist, daß ihm fast die ganze mystische Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts unbekannt ist — sondern er spielt mit Vorliebe die in der Tat ja höchst widerspruchsvollen Aussagen der vielen Autoren, die so wie er über die Kabbala geschrieben haben, gegeneinander aus, um das ihm zusagende auszuwählen, ein sonderbares System für ein „kritisches Essai", um die Wahrheit zu finden. Seine Belesenheit in dieser Art von Literatur ist ziemlich groß, und seine Argumente entstammen, ob gut ob schlecht, fast vollständig seinen Vorgängern. Der Ton der Polemik ist oft unerträglich. Am bedenklichsten ist bei einem so anspruchsvollen Werk aber die völlige Kritiklosigkeit, mit der V. seine Autoritäten benutzt, den größten Unsinn abschreibt und als wissenschaftliches Argument für seine Theorien, speziell etwa für das hohe Alter des Sohar, anführt. Hierdurch büßt das Buch auch die Funktion ein, als Orientierung über den wirklichen Stand der Probleme für den Laien dienen zu können, und wird zu einer gefährlichen Fehlerquelle werden. V.s Leichtsinn im wohlwollenden Zitieren gelehrten Unfugs ist peinlich. Man darf verlangen, daß Zitate aus gedruckt vorliegenden Büchern wie dem 'Arukh, dem Bahir usw. nachgeschlagen werden, bevor man sie aus den Büchern Kunitz' oder de Paulys, deren Gewissenlosigkeit im Zitieren notorisch ist, abschreibt. Probleme oder Texte, die in den Arbeiten seiner Vorgänger, soweit er sie kennt, nicht erwähnt sind, mögen sie noch so fundamental sein, kennt auch V. nicht. Mehrere Kapitel besonders des 2. Bandes (wie die über Amulette, über die sabbatianische und chassidische Bewegung) sind schon in dieser Richtung skandalös. Einzelne treffende Bemerkungen, die hier und da in dem flüssig geschriebenen Buch begegnen, reichen nicht hin, um den Gesamteindruck günstiger zu gestalten. Die Forschung braucht fest fundierte Einzeluntersuchungen, ehe die Zeit für eine fruchtbare Gesamtdarstellung der kabbalistischen Bewegung kommen kann.

Halper, B., M. A., Ph. D.: **Descriptive Catalogue of Genizah Fragments in Philadelphia.** Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1924. (235 S.) gr. 8°. 3 $. Bespr. von Ismar Elbogen, Berlin.

Aus der durch zahlreiche Veröffentlichungen, besonders den hebräischen Sirach und den Damaskus-Text, berühmt gewordenen Genizah von Cario sind Manuskripte in aller Herren Länder verkauft worden. Da in den einzelnen Bibliotheken meist kleine Fragmente liegen, ist es von erheblicher Bedeutung, über ihren Inhalt und Umfang Bescheid zu wissen und zu prüfen, ob nicht in einer anderen Bibliothek Fortsetzungen der betreffenden Texte erhalten sind. Unter diesem Gesichtspunkt ist der ausführliche Katalog freudig zu begrüßen. Er beschreibt 487 Fragmente, die sich in der Hauptsache in der Bibliothek des Dropsie College in Philadelphia, außerdem in der University of Pennsylvania und in der Bibliothek des jüdischen Jugendvereins in Philadelphia befinden. Auf eine kurze Einleitung, in der die Herkunft und die Bedeutung der Manuskripte gekennzeichnet ist (S. 9—13), folgt ihre Beschreibung. Die Erste Abteilung „Bibel" (S. 14—41) behandelt 74 Fragmente, darunter 39 mit Stücken aus der Bibel, während die übrigen auch Übersetzungen und Kommentare, darunter eine ganze Anzahl in arabischer Sprache, enthalten. Die zweite Abteilung „Talmud, Midrasch und Halacha" beschreibt 93 Fragmente (S. 42—85), darunter neben wenig Stücken mit dem Text von Mischna, Talmud oder Midrasch eine Reihe von Kommentaren, Wörterbüchern und Kompendien, von denen wiederum eine ganze Anzahl in arabischer Sprache verfaßt ist. Am umfangreichsten ist der dritte Abschnitt „Liturgie" (S 86—165), er enthält 145 Fragmente, darunter recht ausgedehnte wie Nr. 252 mit 48 Blatt und 253 mit 22 Blatt. Neben den Stammgebeten mit 50 Fragmenten ist vor allem die Literatur der Piutim reich vertreten, der Katalog gibt eine Reihe von Mitteilungen, die uns Einblicke in die Urformen der synagogalen Poesie und ihre Melodien (לחן) gewähren, außerdem neue Gattungen der Poesie und neue technische Bezeichnungen (z. B. S. 127 Nr. 35 שילשול, ist das = קיקלר circulare?) sowie neue Dichternamen kennen lehren. Abschnitt IV (S. 166—174) bringt 19 Fragmente „weltlicher Poesie", darunter Dichtungen von Salomo Gabirol und Jehuda Halevi neben jüngeren weniger bekannten Dichtern. 97 Fragmente sind der V. Abteilung „Urkunden und Briefe" (S. 175—207) eingereiht, darunter befinden sich neben Schriftstücken aus dem 11. solche aus dem 19. Jahrhundert. Nur 15 Fragmente enthält das Kapitel „Philosophie und Kabbala" (S. 208—213), neben Stücken aus Ghazali ethische Texte in arabischer Sprache und jüngere mystische Abhandlungen. 45 Fragmente im Abschnitt „Verschiedenes" (S. 214—226) enthalten Stücke über Kalenderfragen, Medizin, Astrologie, Amulette, aber auch Genealogien und Namensverzeichnisse, von denen man nicht weiß, weshalb sie nicht in die geschichtliche Abteilung V eingereiht sind. Mancherlei aus den beschriebenen Stücken ist bereits

veröffentlicht, so das umfangreichste, Nr. 121, das Buch der Gesetze von Ḥefes b. Yasliaḥ durch den Verfasser des Katalogs Alphabetische Verzeichnisse der Namen (S. 227 ff.) und der Gedichtanfänge (S. 232 ff.) schließen die inhaltsreiche Publikation ab. Der Verfasser ist kurz nach ihrer Fertigstellung in jungen Jahren verstorben.

Gaster, M.: The Exempla of the Rabbis [ספר המעשיות] ... culled from Hebrew manuscripts and rare Hebrew books. London-Leipzig 1924. (XLV, 270 u. 208 S. hebr. Text.) = The Asia Publishing Co.'s Oriental Series ed. by B. Schindler. Sect. III. Vol. 1. Bespr. von J. Scheftelowitz, Köln.

Gasters Werk enthält weit mehr als man nach seinem Titel erwartet. In den ersten 39 Seiten des englischen Teils wird uns ein trefflicher Überblick über die Geschichte der gesamten jüdischen Legendenliteratur geboten, von der es bisher keine wirklich zusammenfassende Darstellung gegeben hat. Mit seltenen, den meisten Gelehrten bisher gänzlich unbekannten alten Legendensammlungen werden wir vertraut gemacht, wie z. B. mit dem in Ferrara 1557 gedruckten חבור יפה מהישוע. Aus seiner eigenen reichen Sammlung wertvoller Manuskripte vermag G. manche Ergänzungen zu bieten. G. zeigt, daß er auf dem Gebiete der jüdischen Legendenliteratur als hervorragende Autorität einzig dasteht. Nebenbei wird auch der Ursprung der beiden Midrasch-Werke *Yalquṭ Šimʿōni* und *Makiri* untersucht. G. hat wahrscheinlich gemacht, daß die alten Legenden hauptsächlich auf palästinensischem Boden entstanden sind.

Ein altes in G.'s Besitz befindliches Ms. namens ספר המעשיות, das eine Sammlung von 300 Legenden bildet, die sich nur zum Teil im Talmud und Midrasch belegen lassen, wird uns hier in musterhafter Edition vorgelegt. Nach ihm sind diese Legenden etwa im 4. Jahrh. n. Chr. zusammengestellt und ist sie die älteste zusammenfassende jüdische Legendensammlung, die bereits der Midrasch Haggādol benutzt hat. Außerdem sind von G. hier noch acht Legenden aus Cod. Oxford 1466 herausgegeben worden. Von sämtlichen 308 edierten Legenden hat G. kurze, treffliche Inhaltsangaben in englischer Sprache angefertigt, die alles Bemerkenswerte enthalten. Äußerst wertvolle Dienste für die vergleichende Legendenforschung bietet neben dem Sachindex das Register, in welchem er zu jeder einzelnen Legende die einschlägige Literatur für literarische Parallelen ergibt. Hier zeigt sich G. als Meister der Legendenforschung. Ein Beispiel hierfür: Nr. 307. *Demon in tree*, cf. Ben Atar No. 15; Maase Buch No. 190, Ben Gorion II 203, 353. Aesop, Fab. 21; Babrius, fables No. 119; Benfey, Pañc. I 476 f., II 321; Finamore, Trad. pop. abrev. I. Nos. 7, 36; Habicht, 1001 nights 479th night, XI 102; v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II 525; v. d. Hagen, 1001 days, V 64 ff.; Hitopadeta 138, Korais No. 128, Lafontaine IV 8; Märchen aus Mentone in „Romania“ II 415; Rosen, Tuti-nameh II 45; Sabatini in Revist. di Lett. pop. I 216, ed. Pitré; B. Waldis, Esopus ed. Kurz Bk. III, Fab. 45 I 333 f.; II note p. 125; Cod. Brit. M. 27189, f. 20b.

Gasters Buch bildet ein Standard-Werk für das vergleichende Studium der Legendenkunde. Einige von mir gemachte kleine ergänzende Bemerkungen werden den hervorragenden Wert des Buches nicht schmälern. מכבנת in Nr. CCCVI (p. 206) wird in der englischen Inhaltsangabe mit „*sieve*“ wiedergegeben. Es heißt aber eher — was aus der von G. zitierten Parallelstelle B. Šabbāt 156 hervorgeht — *clasp-pin*“ (Spange). — Zu den auf p. 242 zahlreich angeführten Parallelen: *Sword between man and woman* vgl. auch B. Sanhedrin 19b, wo von einem Manne berichtet wird, der, um nicht mit einer fremden Weibsperson, mit der er ein Nachtlager teilen mußte, in Berührung zu kommen, zwischen sich und die Frau ein Schwert legte. — Zu Nr. 441 b: *man and snake* vgl. Jātaka I 43, Aesop. 97, ferner die arab. Bearb. von Aesops Fabeln ed. F. Salomon in Ztschr. f. Assyr. 1912 p. 325 Nr. 2. Hier hat die rabbinische Dialektik eine ursprüngliche Fabel zu einer Legende umgewandelt. Zu dem in Nr. 351b behandelten Motiv, daß es kein treues Eheweib gibt vgl. Somadeva c. XXXVI. — Druck und Ausstattung dieses Werkes ist mustergültig.

A. **Cust**, Lionel: **Jerusalem, a historical Sketch.** Illustrated by Major Benton Fletcher. London: A. & C. Black [1924]. (XI, 222 S., 24 Taf, Karte.) 8°.

B. **Jeremias**, Joachim: **Jerusalem zur Zeit Jesu.** Kulturgeschichtliche Untersuchung zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. II. Teil: Die sozialen Verhältnisse. A: Reich und arm. Leipzig: E. Pfeiffer 1924. (64 S.) gr. 8°. Rm. 2 —.

C. **Dalman**, Gustaf: **Orte und Wege Jesu.** 3., erw. u. verb. Auflage. Gütersloh: Bertelsmann 1924. (VIII, 427 S., 26 Doppeltaf.) 8° = Schriften des Deutschen Palästinainstituts. I. Bd. Rm. 12.50; geb. 15 —. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

A. In geschmackvoller Darstellung gibt der Verf. eine Geschichte Jerusalems von den ältesten Zeiten, d. h. Abraham und Melchisedek, bis zu den neuesten Ereignissen. Mit großem Geschick wird an passenden Stellen eine Erörterung der topographischen Fragen eingeschoben. Der Verf. hat offenbar mancherlei aus der wissenschaftlichen Literatur gelesen, kennt auch die Örtlichkeit aus eigener Anschauung genau. Trotzdem kann das Buch keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Für die ältere Zeit sind zumeist die Berichte der Bibel und des Josephus fast ohne alle Kritik wiedergegeben (David hat die Konzentration des Kultus begonnen, in der Lade lagen die Gesetzestafeln, mehrere Psalmen stammen von

David, Salomo wird als Verfasser des Hohenliedes und der Sprüche genannt). Dazu kommen allerlei Irrtümer (der Zion war der Südwesthügel, die Marienquelle ist 'ēn-rōgêl, David soll bei seiner Flucht die Lade mitgenommen haben, Samaria wurde durch Salmanassar erobert) und sprachliche Mißverständnisse (Qubbet eṣ-ṣachra soll der Name des heil. Felsens sein, neben „Jahwe" erscheint als gleichberechtigt „Jehova"). Neues und Lesenswertes bringt nur der letzte Abschnitt über die englische Einnahme und Verwaltung Jerusalems, leider getrübt durch einen kaum verhüllten Haß gegen Deutschland. Der beigegebene Plan ist veraltet und fehlerhaft, die Abbildungen sind an sich sehr fein, aber in der Technik gar nicht zu der klaren Luft und der scharfen Fernsicht der Gegend passend. Auch die eingezeichneten Gestalten entstammen mehr dem romantischen Empfinden des Künstlers als der Wirklichkeit.

B. Mit der bereits im ersten Teile (vgl. OLZ 1923 Sp. 499 f.) beobachteten Genauigkeit setzt hier der Verf. seine kulturgeschichtlichen Untersuchungen fort. Er schildert, vor allem auf Grund altjüdischer Angaben, das Leben der Reichen am Hofe und in der begüterten Bevölkerungsschicht, sodann den Mittelstand mit seinen Einnahmen aus dem Pilgerverkehr und zuletzt die Armen, Sklaven, Tagelöhner, auf Unterstützung angewiesene, z. B. Schriftgelehrte, und erörtert die Ursachen für die Höhe der Kosten der Lebenshaltung in Jerusalem und für die weit verbreitete Not, die in bedrängten Zeiten geradezu furchtbar wurde, wie ein Exkurs am Schlusse zeigt (ein weiterer gilt der Geschichtlichkeit von Matth. 27, 7). Die Darstellung ist klarer und schärfer als im 1. Teile geworden, doch hätten die drei Seiten Nachträge in den Text verarbeitet werden können. Die Abkürzung „6—41 p." S. 1 u. ö. ist nicht geschickt. Außer dem S. 24 genannten Papyrus gibt es in der Zenonsammlung noch manche, die Palästina betreffen. S. 44 lies „Lübker, Reallexikon" für „Realencyklopädie".

C. Zum 3. Male legt der Verf. sein 1919 zuerst veröffentlichtes Werk über die Orte und Wege Jesu vor. Aus einem kleinen Buche, das aber schon eine Fülle von wertvollen Aufklärungen enthielt, ist es zu einem stattlichen Bande erwachsen, dessen klarer, fesselnd geschriebener Inhalt durch eine Reihe prächtiger Bilder erläutert wird. Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, war keineswegs leicht. Mit Recht sagt er im Vorwort (S. V), er habe mit der Heranziehung der örtlichen und völkischen Umgebung nicht alle Rätsel lösen wollen, die Jesu irdisches Leben dem Denken aufgibt. Vielmehr habe er Jesus als Palästiner unter Palästinern gezeichnet. Das ist überhaupt der Vorzug aller seiner Arbeiten, mögen sie alttestamentlichen, neutestamentlichen oder außerbiblischen Ereignissen und Vorgängen gelten, daß er sie zuerst und hauptsächlich aus dem Boden, auf dem sie geschehen, zu verstehen und zu erklären sucht. Kaum ein anderer hat dazu die reichen Kenntnisse, wie sie Dalman durch mehr als 26jährige, eifrigste Arbeit im Lande erworben hat, bei der ihm, wie einst dem unermüdlichen Tobler, auch das Geringste der Beachtung wert schien. Es ist geradezu ein Genuß, in dem Buche zu sehen, wie aus sorgfältigen Beobachtungen der Tier- und Pflanzenwelt, der Witterung, der Sitten und Beschäftigungen der Bewohner, aus peinlich genauen Untersuchungen der Bodenverhältnisse oder der Reste des Altertums eine einheitliche, lebendige Vorstellung vergangener Zeiten erwächst. Aber die größte Schwierigkeit für eine solche Veranschaulichung des Lebens Jesu liegt in der Beschaffenheit der Quellen. Die Evangelien lassen örtliche Angaben nur gelegentlich einfließen (S. 13); oft erweist es sich, daß den Verfassern der Evangelien die Ortskenntnis überhaupt fehlt. Gelegentlich ergeben sich deshalb aus dem Texte unerträgliche Unmöglichkeiten oder Irrtümer, und daher erklärt es sich, daß gerade nachdenkliche Geister an der geschichtlichen Wirklichkeit der Erzählungen oder gar des Lebens Jesu selbst zweifelten. Dem gegenüber betont der Verf. (S. 16), daß er den geschichtlichen Wert der Erzählungen nicht feststellen wollte, weil diese Aufgabe mit noch ganz anderen Mitteln geleistet werden muß. Er spricht mehrfach ganz offen aus, daß er die überlieferte Darstellung nicht für richtig halten könne, daß der Vorgang an einer anderen Stelle geschehen oder ganz anders verlaufen sein müsse. Aber durch das ganze Buch geht doch unverkennbar die Überzeugung, daß in der Hauptsache die Ereignisse geschichtlich sind. Noch deutlicher lassen hier und da eingefügte Bemerkungen oder ausführliche Stimmungsbilder den frommen Glauben des Verf. erkennen. So ist das Buch eine Verbindung von gediegenster Wissenschaft und begeisterter Apologie des Christentums und wird geradezu, über den Titel hinausgreifend, eine tiefempfundene Schilderung des ganzen Lebens Jesu. Deshalb werden nicht nur die in der alten Überlieferung ausdrücklich genannten Orte und Wege behandelt, sondern darüber hinaus viele, die Jesus nur berührt haben mag, gewiß ein besonders anerkennenswerter Vorzug des Werkes, weil erst auf diese Weise ein Kulturbild möglich war. Der wissenschaftliche Benützer des Buches wird deshalb stets zwischen den, manchmal in recht geringem Umfange nachweisbaren Tatsachen und der Vermutung des Verf. zu scheiden haben, wenn auch diese überall sorgfältig begründet wird. Doch gehen Äußerungen (S. 320, 330), daß Jesus eine Stelle sicher aufgesucht, daß er eine andere nie betreten habe, über die vom

Verf. selbst gezogene Grenze hinaus. Die richtige Linie findet er z. B. bei dem Urteil über das heilige Grab (S. 400).

Was im Einzelnen für die Geschichte der Ortschaften und Straßen, für die Entwicklung der kirchlichen Überlieferung geboten wird, verdient uneingeschränkte Bewunderung. Besonders wichtig ist die bis in winzige Kleinigkeiten eindringende Verwertung der jüdischen Literatur. Unter den herangezogenen Quellen findet sich wieder, trotz meiner Bemerkung zur 1. Auflage, der sogenannte Pilger Virgilius (S. 204 u. ö.). Ch. Kohler hat aber (Rev. de l'orient latin 7 [1899] S. 610) nachgewiesen, daß der cod. Haganus 165, auf dem Pitra's Ausgabe beruht (vgl. Geyer S. XIX), eine Hs. des Theodosius ist. Das Onomasticon des Eusebius wird immer noch in der Ausgabe von Lagarde, statt von Klostermann herangezogen. Petrus von Sebaste (S. 335 vgl. 427) findet sich deutsch in der Zeitschrift „Das heilige Land" 1903 S. 97 ff. Für Apophthegmaten (S. 14) sagt man wohl besser Apophthegmen. „Bulletin" und „Annual" (S. 112, 194; 134 f., 185, 206) möchten zu genauerer Bestimmung den Zusatz: „of the American Schools of Oriental Research" erhalten. Meine Ansicht über die Fortsetzung der Via maris ist S. 135 nicht zutreffend wiedergegeben; ebenso habe ich (Loca sancta I 79) chān minje nur als den Ort bezeichnet, an dem möglicherweise Theodosius Kapernaum suchte, sonst aber richtig tell ḥūm genannt (S. 137). Der Ausdruck „Pal. Ev. Mark." (S. 3) hätte eine kurze Erklärung auch für wissenschaftlich gebildete Leser verdient.

Sehr erfreulich ist die Verwertung von Fliegeraufnahmen und ihre geschickte Erläuterung durch Deckblätter, ebenso die Ankündigung (S. 387), daß die Untersuchung über die Gräber bei Jerusalem demnächst erscheinen wird, und die Bezeichnung des Buches als Bd. I der Schriften des Institutes. Möchten recht bald weitere Bände folgen, nachdem der verdiente erste Vorsteher den glücklichen Anfang gemacht hat.

Rauch, Dr. theol. Franz: **Die Uroffenbarung** und andere religiöse Fragen im Lichte der Prähistorik und der neueren Völkerkunde für Gebildete aller Stände. Graz: Ulr. Moser 1924. (XI, 217 S.) gr. 8°. Rm. 4.—. Angezeigt von Joh. Hempel, Greifswald.

Referent kann sich nicht besinnen, ein so unselbständiges Buch in der Hand gehabt zu haben, wie die vorliegende Schrift Rauchs, die zum größten Teile aus Exzerpten, ja seitenlangen Anführungen bekannterer katholischer Werke, vor allem der Arbeiten von Pater W. Schmidt und Pater W. Koppers besteht. Wo er eigenes zu geben versucht, tritt eine bedenkliche Unsicherheit in der Literaturbenutzung hervor. Wird doch das Ergebnis, zu dem Delitzsch in dem ersten Babel-Bibel-Vortrag gelangt war, nicht etwa mit seinen eigenen Worten gegeben, sondern nach dem Referat eines ungenannten Gewährsmannes in den Stimmen aus Maria Laach, wird doch zum Erweis der immer noch bestehenden Unsicherheit in Einzelheiten der Keilschriftforschung nicht etwa ein allseitig anerkannter katholischer Sachkenner wie Landersdorfer, sondern ein Aufsatz aus dem Magazin für volkstümliche Apologetik zitiert. So werden es die Leser dieser Zeitschrift entschuldigen, wenn ich ihnen nur mitteile, daß sie unter der Überschrift: „Tatsächlichkeit der Uroffenbarung" einiges über die Ausgrabungen in Assur und Babel, und in Abschnitt VII unter dem Titel „Kulturkreislehre und Buddhismus" Auszüge aus Anthropos XVI/XVII S. 442 ff. finden können.

Loofs, Prof. D. Dr. Friedrichs: **Paulus von Samosata.** Eine Untersuchung zur altkirchl. Literatur- und Dogmengeschichte. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (XX, 346 S.) gr. 8°. = Texte u. Unters. z. Gesch. d. altchristl. Literatur. Hrsg. von A. von Harnack u. Carl Schmidt. 44, 5. Rm. 14.80; geb. 16.80. Bespr. von G. Krüger, Gießen.

Es ist nicht ganz einfach, einem Leserkreis, der auf die Feinheiten dogmengeschichtlicher Betrachtung nicht eingestellt ist, die richtige Vorstellung von der Bedeutung dieses Buches zu vermitteln. Sein Verfasser bewegt sich in so verwickelten, ich möchte sagen, vernestelten Zusammenhängen, daß nur der Spezialist, dem alle Voraussetzungen gegenwärtig sind, ihm mit Aussicht auf Erfolg wird nachgehen können. Ein solcher freilich sieht sich reich belohnt, denn sein Gesichtskreis wird in willkommenster Weise erweitert; ererbte Vorurteile werden ins Wanken gebracht oder beseitigt, neue Erkenntnisse fließen zu, und die Auseinandersetzung mit dem Verfasser wird sich bei weiterer Arbeit überall als fruchtbar erweisen.

Die Lehrweise des Paulus von Samosata, Bischofs von Antiochien (abgesetzt 268, vertrieben 282), wird in der Dogmengeschichte gemeinhin als Blüte des dynamistischen Monarchianismus dargestellt, also der Lehre, nach der das in Jesus Christus wirksame Göttliche als unpersönliche Kraft, der Erlöser selbst als „bloßer Mensch" (Psilanthropos) gedacht wird. Loofs will sie aus diesem Zusammenhang lösen und einer anderen Gedankenreihe zuführen, die er mit einem neu gewählten Terminus als „monotheistisch-dyophysitisch" bezeichnet. Was er darunter verstanden wissen will, wird deutlich am leichtesten an dem gegensätzlich vermerkten „pluralistischen Monophysismus". Darunter soll nach Loofs die „allbekannte", hier an Tertullian erläuterte Gedankenreihe verstanden werden, innerhalb deren der „Sohn", seit er (zugleich mit dem *spiritus* in ihm) vom „Vater" ausgegangen ist, die *secunda persona divinitatis* ist, der „Geist" in ihm und später neben ihm die *tertia persona* (pluralistisch), während daneben der *filius dei in terris* unbedenklich behauptet wird (monophysitisch). Jene andere Gedankenreihe

knüpft an an das Gleichnis, daß *deus protulit sermonem* (nicht: *pater filium*) *ut sol radium*. In diesem Zusammenhang wird der Logos — wie der Geist — eine *vis* oder *virtus* (*divinitatis*) genannt (monotheistisch), und der Sohnbegriff wird auf den geschichtlichen Jesus Christus bezogen (dyophysitisch). Aber wie es falsch wäre, innerhalb der ersten Gedankenreihe den Terminus *persona* zu modernisieren — denn *persona* ist hier viel mehr „Erscheinungsform" als „Person" —, so darf man sich durch das innerhalb der zweiten Reihe gebrauchte *vis* oder *virtus* nicht zu der Annahme verleiten lassen, es handle sich dabei bloß um eine „unpersönliche" Kraft; vielmehr ist auch hier der Logos zwar wirkende Kraft, aber mit substantieller Realität. Paul hat nun nach Loofs in seiner Trinitätslehre ähnlich gedacht wie Tertullian — und später Marcell von Ancyra — in der zweiten Gedankenreihe, d. h. er hat wahrscheinlich einen ähnlichen ökonomisch-trinitarischen Monotheismus vertreten wie die Genannten. In seiner Christologie hat er freilich diesen ökonomischen Trinitarismus nicht reinlich festgehalten; sie scheint vielmehr auf eine dynamistisch-monarchianische Färbung seiner Gedanken hinzudeuten. Ihm „Psilanthropismus" vorzuwerfen, ist man aber nicht berechtigt, schon deshalb nicht, weil es ihm gänzlich fernlag, antisupranatural zu denken.

Obwohl ich mir Mühe gegeben habe, mein Mosaik der Loofsschen Gedankengänge so zu gestalten, daß ihr Urheber es als für das Verständnis ausreichend empfinden möchte, würde ich zu einer Kritik auf so schmaler Grundlage nicht berechtigt sein. Ich kann daher nur meiner Meinung Ausdruck geben, daß mir der letzte Zweck dieser Konstruktion, der Erweis also, daß wir Paul künftig nicht mehr den dynamistischen Monarchianern zurechnen sollen, trotz aller Feinheit der Einzelbeobachtungen nicht erreicht zu sein scheint. Loofs hat das mit dem oben angeführten Satz über die Christologie bis zu einem gewissen Grade selbst zugegeben: denn auf der Christologie liegt — was freilich bei Loofs nicht deutlich hervortritt — der Nachdruck, und wenn sie eine dynamistisch-monarchianische Färbung zeigt — was ich unterstreichen möchte —, so liegt damit der schwache Punkt der Loofsschen Beweisführung zutage. Glaube ich aber bezüglich des Hauptergebnisses zur Zurückhaltung verpflichtet zu sein, so muß ich um so stärker die Dankbarkeit betonen, die wir Mitforscher Loofs in Anbetracht des Reichtums seiner Einzelbeobachtungen schuldig sind. Und diesen Dank schulden ihm nicht nur die Dogmenhistoriker, sondern in mindestens gleichem Maß auch die Literarhistoriker. Jene werden sich vor allem an den Nachweisen über den Traditionszusammenhang erfreuen, der nach Loofs von Theophilus von Antiochien zu Eustathius führt, und in den Paul einzugliedern ihm ein besonderes Anliegen ist, oder an den Darlegungen über das Paulianische Schisma — so schreibt Loofs mit Überlegung, obwohl Paul ein „Ketzer" war — in Antiochien, in das Lucian, den Märtyrer, zu verwickeln er mit Bestimmtheit ablehnt, indem er Lucian, den schismatischen Nachfolger Pauls, von jenem unterscheidet, oder endlich an der lichtvollen und ertragreichen Exegese des wichtigen, bisher ungebührlich vernachlässigten 19. Kanons von Nicäa. Die Literarhistoriker sehen sich auf einen noch kaum beackerten Boden geführt. Loofs untersucht zunächst die Überlieferung und das geschichtlich Feststellbare in bezug auf das Leben Pauls, sodann die Überlieferung über seine Lehre, um sich weiter einer Untersuchung der urkundlichen Quellen zuzuwenden. Zum ersten Male wird hier das ganze Material vor uns ausgebreitet und kritisch verarbeitet. Von Bedeutung ist die neue Würdigung des umstrittenen, von Loofs für echt erklärten Hymenäusbriefs für die Erkenntnis der Lehrweise Pauls, und die Bestreitung der Echtheit der Fragmente der λόγοι πρὸς Σαβῖνον, zum mindesten in der vorliegenden Gestalt. Die Tragweite dieser Athetisierung würde, wenn sie zur Anerkennung gelangte, besonders groß sein, da in den λόγοι die monotheletische Denkweise hervortritt; sie wird vermutlich Widerspruch hervorrufen[1]. Überall zeigt sich Loofs' vorurteilsfreie Betrachtungsweise, wie sie uns schon von seiner, nach ähnlicher Methode gearbeiteten Kritik des Nestoriusnachlasses vertraut ist, im besten Licht, und ich glaube nicht, daß sich gegen seine Darlegungen entscheidende Einwände werden erheben lassen. Der letzte Abschnitt des Buches bringt eine Anzahl kritisch gesäuberter Texte: 1. den Hymenäusbrief; 2. die Fragmente des Synodalbriefs; 3. die Fragmente der Disputationsakten; 4. Fragmente, bei denen ihre Herkunft aus dem Synodalbrief oder ihre Stellung in ihm nicht sicher fest-

1) Diese Vermutung hat sich, wie ich bei der Korrektur anmerken kann, als zutreffend erwiesen. In einer Abhandlung über „die Reden Pauls von Samosata an Sabinus (Zenobia?) und seine Christologie" (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1924, 130—151) ist Adolf von Harnack sehr lebhaft für Echtheit und Unversehrtheit der „Reden" eingetreten. Auch gegen die von Loofs vorgenommene Verschiebung des Schwerpunkts der Lehre Pauls aus der Christologie in die Trinitätslehre nimmt Harnack Stellung. Ähnlich W. Telfer in seiner ausführlichen Besprechung des Buchs im Journal of Theological Studies 26 (1925), 187—199.



gestellt werden kann; 5. Fragmente der Paulianer; 6. die Fragmente der λόγοι πρὸς Σαβῖνον. Deren Sammlung durch **Lawlor** im Journal of Theological Studies 19 (1918), 20—45, 115—120, hat **Loofs** erst nach Abschluß des Druckes zu Gesicht bekommen; ihre Unzulänglichkeit hat er im Vorwort noch dartun können.

Battelli, Guido: **Le più belle leggende cristiane.** Tratte da codici e da antichi stampe. Milano: Ulrico Hoepli 1924. (XXVIII, 594 S. m. 32 Taf.) 8°. L. 25 —. Bespr. von E. **Klostermann**, Königsberg i. Pr.

Als Lehrer der Kunstgeschichte in Florenz hat der Verf. die Erfahrung machen müssen, daß seine jungen Zuhörer wohl etwas von klassischer Mythologie wußten, aber von Bibel oder Kirchengeschichte keine Ahnung hatten: „Sie kennen weder die Erzählungen des Alten Testaments noch die Parabeln des Neuen, sie haben nie das Buch der Psalmen gelesen oder das Evangelium, und sie sind völlig im Unklaren über alles, was Leben und Wunder der Heiligen betrifft". Sie verwechselten beständig den Evangelisten Johannes mit dem Täufer, Maria Magdalena mit der ägyptischen, den Apostel Paulus mit dem Einsiedler der Thebais und die Märtyrerin Katharina von Alexandria mit der um ein Jahrtausend jüngeren Dominikanerin von Siena. Zur Erläuterung der Kunstschätze in Kirchen und Museen mußte der Verf. seinem Publikum also zunächst einmal die Legenden erzählen, da er auf ein entsprechendes Buch nicht verweisen konnte. Und so hat er sich denn schließlich entschlossen, ein solches Buch selbst zu schaffen und etwa 40 der für die Kunstgeschichte bedeutungsvollsten Heiligenlegenden nach meist noch nicht veröffentlichten Textgestalten in der Sprache „des goldenen Trecento" zusammenzustellen.

Breasted, James Henry: **Oriental Forerunners of Byzantine Painting.** First-Century wall paintings from the fortress of Dura on the Middle Euphrates. Chicago: University of Chicago Press 1924. (VII, 105 S., mit 58 Abb. im Text u. 23 Tafeln.) 4°. = Oriental Institute Publications. Vol. I. Bespr. von Valentin **Müller**, Berlin.

Auf seiner „Reise im Euphrat und Tigrisgebiet" besuchte F. Sarre auch die Ruinenstätte Ṣāliḥiyyah am mittleren Euphrat südlich der Einmündung des Chabur. Er entdeckte dabei ein Stück von einem Wandfresko, konnte sich aber auf eine Freilegung nicht einlassen. 1920 kam eine englische Truppenabteilung dorthin; der Kommandant legte das Fresko frei, erkannte, daß es sich um Bedeutendes handelte, und veranlaßte, daß die amerikanische archäologische Expedition unter Breasted, die gerade in Bagdad weilte, zur Untersuchung hinkam. Da die Truppen zurückgenommen werden sollten, stand nur ein Tag zur Aufnahme zur Verfügung. Ein Bericht erschien in der „Syria" Bd. III. Der Belgier F. Cumont, der sich von Anfang an für den Fund interessierte, hat dann Ausgrabungen in der jetzt zum französischen Mandat gehörigen Stadt unternommen. Das vorliegende Buch benutzt deren Ergebnisse. Nach seinem Erscheinen sind die Untersuchungen weitergegangen; die m. W. letzten Berichte befinden sich in dem V. Bd. der „Syria" und XXVI. der Fondation Piot. Monuments et Mémoirs.

C. und B. bezeichnen die Fresken von nicht zu überschätzendem Wert. Sie haben damit vollkommen recht, und die Wissenschaft muß B. für die schnelle und gute Veröffentlichung äußerst dankbar sein. Diese ist dadurch besonders wertvoll, daß ein Teil der Bilder hinterher durch fanatische Araber zerstört worden ist. Die Farben auf den vier Farbtafeln sind nach den an Ort und Stelle gemachten Notizen B.s hergestellt worden. Über ihre Genauigkeit spricht er sich S. 75 aus; sie sind höchstens etwas zu „bright" ausgefallen. Die übrigen 19 Tafeln geben Aufnahmen der Stadtmauern, der Fresken und zum Vergleich die justinianischen Mosaiken in Ravenna, ein Relief aus Kiliz, ein palmyrenisches Grabrelief; die Abbildungen im Text schildern den Reiseweg der Expedition, Landschaft, Städte, Lagerleben, auch der englischen Truppenabteilung.

Eine Einleitung von C. legt die Hauptergebnisse der Entdeckung in historischer, religions- und kunstgeschichtlicher Hinsicht dar. Dann folgen die Ausführungen von B. I. Geschichte der Stadt und engeren Landschaft. Die geographische Grundlage wird geschildert. Am mittleren Euphrat hebt sich eine 250—300 engl. Meilen lange, leidlich anbaubare Ebene aus der syrisch-mesopotamischen Wüste heraus. Sie bildete oft die Grenze zwischen Ost und West, in babylonisch-assyrischer wie in makedonisch-römischer Zeit. Namen hatte sie nur in älterer Zeit und zwar Ḫana und Mari, die B. als dauernde Bezeichnung vorschlägt. Auf Grund der Untersuchungen besonders von Herzfeld und Thureau-Dangin gibt er die Geschichte in babylonischer Zeit. Es war eine wenig zivilisierte, aber von einer kräftigen abenteuerlustigen Bevölkerung bewohntes Land. Ein Ischbi-irra aus Mari gründete die Dynastie von Isin. Beiläufig wendet B. sich gegen die Konstruktion eines großen Amoriterreichs durch Clay, da die wüstenartige Beschaffenheit des Landes die Möglichkeit dazu nicht geboten habe. Die Assyrer, die Ḫana-Mari wieder erwähnen, legten offenbar an einem strategisch wichtigen Punkt, auf einem gegen den Euphrat vorspringenden Plateau eine Festung an; denn der Name der späteren Stadt an diesem Platz Dura ist augenscheinlich von dem assyrischen Wort für Festung „dûru" abgeleitet. Wohl nicht lange vor 312 v. Chr. gründete ein General Seleukos' I., Nikanor, hier eine griechische Stadt. Ihr Name ist Europos. Nach dem Zusammenbruch des Seleukidenreiches wurde sie parthisch. Dann kam sie in die Interessensphäre von Palmyra, für das sie der nächste

Übergangspunkt über den Euphrat ist. Mit der zunehmenden Orientalisierung wird auch der alte Name Dura wieder gebräuchlich. Bauten aus dem 1. Jahrh. n. Chr. beweisen die Blüte der Stadt infolge des Karawanenhandels. Bis Trajan lag sie außerhalb des römischen Machtbereichs; da Hadrian Mesopotamien wieder aufgab, so ist sie wahrscheinlich erst im Partherkrieg des Lucius Varus römisch geworden. Unter Alexander Severus hatte sie eine römische Garnison. Im Verlauf des 3. Jahrh. wird sie aber wieder aufgegeben sein, denn Diokletion legt die Festung von Circesium an, so daß D. wieder außerhalb des römischen Reiches lag. Als Julian vorbeizieht, ist sie verlassen und in ihren Ruinen hauste ein christlicher Eremit.

Kap. II schildert die Entdeckung durch die englischen Truppen und die Aufnahme durch die Amerikaner. Kap. III gibt eine kurze Beschreibung der Stadt, die jetzt durch die letzten Ausgrabungen, wie bemerkt, ergänzt wird (Syrie V). Kap. IV beschreibt den Tempel des Zeus-Baal, in dem die Fresken sich befinden. Beachtenswert ist die Form der Kulträume: zwei Breiträume hinter einander, also, wie B. richtig ausführt, der babylonische Typus. Hellenistisch ist dagegen eine Säulenvorhalle. Im hinteren Raum steht in der Mitte eine Ädikula, die B. an die in römischen Legionskapellen befindliche erinnert. Auch sie wird m. E. ein altorientalisches Erbgut sein (vgl. meine Bemerkungen in den Mitteil. dtsch. arch. Institut. Athen Bd. 43 1918, 159 ff.). Die Namen der Gottheiten Baalschamin, Aglibol und Jarhibol hat C. aus Inschriften festgestellt.

In Kap. V werden die Fresken beschrieben. An der einen Wand sind elf Personen dargestellt; acht Erwachsene sind auf einem Podium vor einem architektonischen Hintergrund in frontaler Stellung nebeneinander gereiht: ein Mann in langem Untergewand und umgeschlagenem Mantel, die beide weiß und mit roten Streifen versehen sind, — die andersartige Erklärung des Gewandes durch B. bei dieser Figur und 5 – 8 scheint mir nicht angängig — hält zwei Gegenstände, die B. als Halsband und Blitz (?) bezeichnet. Es folgen zwei gleichartig gekleidete Priester in weißem Hemd und mit hoher spitzer Mütze; hierfür wie für ihre Barfüßigkeit bringt C. orientalische Parallelen. In der Linken halten sie eine Schale, auf der zwei Messer liegen. Der eine steckt einen Pflanzenstengel in einen Ständer, der zweite streut Weihrauch auf ein Thymiaterion, beides altorientalische Kultgebräuche. Neben diesen Priestern steht eine reichbekleidete Frau mit Haube, rotem Schleier und Brustschmuck; sie hebt adorierend die Hand mit der inneren Handfläche nach außen. B. hält diesen Gestus für den altmesopotamischen; doch glaube ich, daß bei diesem die Handfläche vielmehr senkrecht zum Gegenüber gehalten wurde, während die hier vorliegende parallele Haltung speziell syrisch, phoinikisch, karthagisch ist (vgl. u. a. Ed. Meyer, Reich und Kultur d. Chetiter Taf. XI rechts, Perrot-Chipiez, Hist. de l'Art III Abb. 23, Monuments Piot XII 90 Abb. 4 f). Fig. 5—8 sind gleichartig in Kleidung und Haltung; die Rechte macht den Gebetsgestus, die Linke hält einen Zweig. Vor dem Podium stehen drei Kinder, ein Mädchen und zwei Knaben. Inschriften geben die Namen. Die der Männer sind rein griechisch: Konon, Diogenes, Lysias, Patroklos, die der Frau, Bithnanaia semitisch. Zur Etymologie werden die Aufsätze von Clermont-Ganneau Rev. bibl. 1920, Nöldeke Z. D. M. G. 1870 und Oberdick Z. österr. Gymnas. 1890 zitiert. Die Personen gehören derselben offenbar sehr einflußreichen Familie an, von der C. weitere Inschriften gefunden hat, die, was von höchster Wichtigkeit ist, die Fresken in das letzte Viertel des 1. nachchristlichen Jahrhunderts datieren.

Kultlich sehr interessant scheint ein Fresko der einen Nebenwand zu sein, doch ist die Beschreibung nur kurz und leider keine Zeichnung beigegeben, trotzdem auf der Photographie wenig zu sehen ist: ein Altar, ein Pferd, zwei Männer mit Schnabelschuhen; man möchte wissen ob, wie letztere hethitisch sind, es auch der „kilt" ist, mit dem sie bekleidet sind. Ein weiteres Fresko stellt einen den beiden anderen gleichartigen Priester dar. Die übrigen Fresken konnten die Amerikaner nicht mehr aufnehmen. B. gibt eine ganz kurze Beschreibung nach der Aufdeckung durch C. Gleichfalls nach einer Skizze C.s wird ein anderes Fresko veröffentlicht, das jetzt C. in den Monuments Piot XXVI neu und besser publiziert hat. Es stellt ein Opfer des römischen Tribunen Julius Terentius an der Spitze einer aus Palmyrenern bestehenden Cohorte an die drei Götter dar; beigefügt sind die beiden Stadtgöttinnen Dura und Palmyra im Typus der Tyche von Antiocheia. Beachtenswert ist das rote Vexillum. Das Fresko ist ins Jahr 229 oder 230 n. Chr. datiert und weicht von den übrigen im Stil beträchtlich ab. Für diese hat sich die Künstlerinschrift eines Ilasamsos gefunden.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Fresken kann man nicht treffender charakterisieren als B. es durch den Titel „oriental Forerunners of byzantine Painting" tut. Auf eine eingehendere Analyse, die nun den griechischen und orientalischen Anteil scheidet und den Fund für die Kunstgeschichte auswertet, hat er aber



ganz verzichtet. Sie liegt auch nicht im Rahmen einer ersten Publikation, die neue Funde möglichst schnell und gut der Wissenschaft zugänglich machen soll. B. hat sich mit ihr ein großes und dauerndes Verdienst erworben.

Raymond, Alexandre M., Architecte: **L'art islamique en Orient.** II partie. Fragments d'architecture religieuse et civile. Prag: M. Schulz 1924. (12 S. Text und 60 Farbtaf.). 2°. fr. Fr. 350 —. Bespr. von **K. Wulzinger**, Karlsruhe.

Schon im ersten Bande A. Raymond, alttürkische Keramik in Kleinasien und Konstantinopel, Bruckmann, München 1922 zu dem ich selbst, nicht ganz aus freien Stücken und ohne die Tafeln und ihren Verfertiger recht zu kennen, einen Überblick über die Entwickelung der osmanischen Keramik als Beiwort schrieb, kam es mir voll zum Bewußtsein, daß mit den Mitteln der Nachzeichnung so feinfühligen Dingen wie islamischer Fliesenbemalung nicht im entferntesten beizukommen ist. Ich hielt mich auch deshalb, und da ich eine einmal erteilte Zusage an den Verlag nicht zurücknehmen wollte, in meinem seinerzeitigen Text nach Möglichkeit unabhängig von den Tafeln und wies photographische Abbildungen nach. — In einem jetzt vorliegenden 2. Teil, einem Bilderband von 60 kostspieligen Farbtafeln — der Text ist ja ganz kurz, 6 Seiten — tritt der besagte Mißstand in erhöhtem Maße in Erscheinung. Es werden in der Hauptsache Ornamente und Fassadenstücke von Bauten des seldschukischen Kreises (Konia, Karaman, Siwas etc.) gezeigt, viele Tafeln behandeln ferner Brussa, Isnik und die Osmanische Frühzeit, der Rest beschäftigt sich mit dem Stambul der Sinanperiode. Künstlerisch oder bauwissenschaftlich einwandfrei ist kaum ein Blatt. Die zügigen, fein proportionierten, unnachahmlich über die Fläche verteilten Meisterwerke der Monumentalbeschriftung ähneln hier mehr einer Versammlung von Regenwürmern und die farbige Wirkung erinnert an die Wachstuchbuntdrucke auf Küchentischen. A. Raymond hat das Letzte in den Kunstwerken noch lange nicht gesehen. Es liegt sehr viel mehr darin, als er vorläufig auch nur ahnt. Um bei der Kalligraphie zu bleiben, so möge er sich, da er mit Land und Leuten gut vertraut zu sein scheint, einmal mit einem alten Schriftenmaler und Ornamentzeichner bei der Bajazidmoschee unterhalten, — es gibt noch solche von der abendländischen Civilisation in ihrer auf manchen Gebieten dem Orient höchst gefährlichen Wirkung verschonte Leute, welche das alte sichere handwerkliche Können in sich tragen. Dieser mag ihm die Schönheit eines steil und sicher dastehenden Elifs und die Feinnervigkeit eines aus frei geführtem Rohr, nicht aus zittriger Stahlfeder entworfenen Schlingbandes zu deuten suchen. Schon die beiden modernen kalligraphischen Beispiele, der Kopf der einliegenden Widmungstafel, wie der Bekenntnisspruch über dem Inhaltsverzeichnis sind geeignet, den Unterschied zwischen wirklicher Ornamentkunst und mißverstandener Darstellung deutlich zu machen. Die Originale aus Brussa und Konia stehen natürlich noch ungleich höher. Da ein Zeichnen solcher Schönheit, auch einer Muqarnat-Rahmung, aber so gut wie unmöglich ist, soll man die photographische Kamera arbeiten lassen, die ungetrübten Genuß übermitteln kann und sich darauf beschränken, architektonisch gewissenhafte Aufnahmen, sorgsam gemessene Grundrisse, Schnitte und Fassaden festzulegen. Die von A. Raymond wiedergegebenen Pläne von mehreren Bädern (Jeni-schehir T. 50 und Brussa T. 51 und 52) könnten hohes Interesse beanspruchen, wenn nicht außer manchen baulichen Unwahrscheinlichkeiten auch der Vergleich mit Photographien beweisen würde, daß sie flüchtig, ja falsch sind und selbst hinter den bisherigen Veröffentlichungen (Saladin und insbesondere Wilde) zurückstehen. Raymonds flackernde Begeisterung geht der ermüdenden, oft entmutigenden, entsagungsvollen Kleinarbeit an Ort und Stelle mit all ihrem Ärger und ihren Beschwerden im weiten Bogen aus dem Wege.

Am besten gelingen ihm einfache Dinge, die er in aller Ruhe und Bequemlichkeit vor sich hat, die polygonalen Netzwerkfüllungen von Holztüren auf Tafel 30, die Sternmuster von Marmor und Bronzegittern auf Tafel 35-37, schließlich eine Serie ganz einfacher bis heute viel zu wenig beachteter zierlicher Wohnhaustürklopfer T. 49. Bei Wiedergabe größerer Fassadenstücke ist der Phantasie — natürlich nicht zum Vorteil der künstlerischen Erscheinung — freiester Lauf gelassen. So sind etwa die obersten Teile der Minarets an der Gök-Medrese zu Siwas willkürlich ergänzt, während die bandumzogenen Gevierte in Werkstein unter dem Ansatz der Ziegelschäfte fehlen.

Die $^3/_4$-Säulen des Portals der Karataï-Medrese stehen nicht v o r den zickzackgemusterten Wandfeldern, sondern die Fortsetzung der letzteren würde die Schäfte gerade tangieren. Es ist nicht möglich, hier alle derartigen Aussetzungen zu bringen.

Der Text gibt einige weniger bekannte Bauinschriften, leider nur in Übersetzung wieder. Das ganze Werk, auf dessen einzelnen Tafeln Dichterworte und Sprüche des Koran abgedruckt sind, dient offenbar weniger der Absicht, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, als dem

Wunsche, der islamischen Kunst Freunde zu gewinnen und in extatischem Schwunge, wie er vor allem in der Vorrede herrscht, mitzureißen. In diesem Hymnus auf den Islam und seine Kräfte ist besonders im Hinblick auf die lateinische Eroberung Konstantinopels eine Gegenrechnung des Kontos Barbarei aufgestellt, die für die christlichen Völker recht ungünstig lautet, die aber nicht ganz von der Hand zu weisen ist. A. Raymond scheint für den Islam und seine Kunst ehrlich begeistert zu sein. Möge etwas dieser Begeisterung auf die Leser überströmen!

Massignon, L.: Annuaire du Monde musulman. Statistique, historique, social et économique. I[e] Année. Paris: Ernest Leroux 1923. (IX, 356 S) gr. 8°. Fr. 30.—. Bespr. von Gustav Pfannmüller, Darmstadt.

Das „Annuaire du Monde Musulman", dessen erster Jahrgang durch eine Vorrede A. Le Chatelier's eingeleitet wird, ist aus der „Revue du Monde Musulman" hervorgegangen, die im Jahre 1907 von der „Mission Scientifique du Maroc" begründet wurde. Durch die Arbeit der „Mission" und der „Revue" ist ein gewaltiges Material zur Kenntnis des modernen Islams gesammelt worden. Die vorliegende Veröffentlichung bietet eine Synthese dieses Materials in dem Rahmen eines statistischen Jahrbuchs.

Das Jahrbuch zerfällt in einen allgemeinen Teil („Généralités") und einen speziellen Teil („Notices statistiques").

Der allgemeine Teil gliedert sich wiederum in folgende Unterabteilungen: I. Le calendrier pour 1920—1924 (1339—43 H.): a) Calendrier canonique hégirien; avec table de concordance pour 1339—43. b) Calendriers financiers maghrébin, ottoman, égyptien, persan. c) Comput bédouin des „anwa" d. Dates des fêtes principales: fêtes sunnites; fêtes shî 'ites; quelques anniversaires. II. Les grandes dates de l'Islam: a) Chronologie de l'organisation sociale du travail et des recherches scientifiques. b) Les grandes dates artistiques et littéraires. III. Sommaire de l'an écoulé: a) Année 1921. b) Année 1922.

Der spezielle Teil enthält folgende größere Abschnitte: I) Arabie: Hedjâz, 'Asîr, Yémen, Aden, Hadramôt, 'Omân, Côte des pirates, Quatar, Bahreïn, Nedjd, Djebel Shammâr, Koweït, Shâmiyé. II. Afrique: a) Bloc nord-africain français (Algérie, Tunisie, Maroc). b) Egypte et Soudan égyptien. c) Libye (Tripolitaine, Cyrénaique, Emirat Senoussi). d) L'Afrique occidentale française et ses enclaves étrangères (Mauritanie, Sénégal, Soudan français, Guinée française, Côte d'Ivoire, Dahomey, Haute Volta, Niger, Gambie britannique, Guinée portugaise, Sierra Leone, Libéria, Gold Coast, Togo). e) Nigéria britannique (Nigéria du Nord, Nigéria du Sud). f) Afrique équatoriale française. g) Congo belge. h) Afrique du Sud. i) Madagascar et îles voisines. k) Côte orientale d'Afrique. l) Somalis et Eritrea. m) Ethiopie. III. Europe: a) Balkans (Albanie, Yougoslavie, Bulgarie, Grèce, Chypre). b) Roumanie et Pologne. IV. Asie: a) Union des Républiques Socialistes des Soviets. b) Chine. c) Pays malais. d) Indes. e) Afghanistan, Perse et Kurdistan. f) Ancien empire Ottoman (République turque et zones de mandat). Ein Appendice enthält noch: Colonies musulmanes isolées (Océanie, Amérique, Europe occidentale) u. Total général.

Jeder der vier großen Abschnitte wird durch eine kurze historisch-statistische Einleitung eröffnet, an die sich eine Zusammenstellung der wichtigsten neueren Literatur anschließt. Das gewaltige statistische Material zu den einzelnen Ländern ist jeweils auf folgende vier Abschnitte verteilt: I. Peuplement: a) Situation, Superficie, Statistique, Villes principales. b) L'Islamisation, Origine, Intensité, Pourcentage. c) Langues. II. Gouvernement: Constitution et Membres. III. Administration: a) Administration centrale. b) Administration régionale. c) Administration culturelle (Congrégations religieuses, L'Instruction, Presse, Justice, Armée). IV. Travail et Production: L'Agriculture, Industrie et Arts, Mouvement économique général, Commerce intérieur, Tourisme; Monnaies, Poids et Mesures, Crédit. Bibliographie.

Das ganze Material ist natürlich den besten Quellen entnommen. Außer den schon anfangs erwähnten werden noch folgende besonders namhaft gemacht: Moslem World (Zwemer), Oriente Moderno (Nallino), Der Islam (Becker und Ritter), Welt des Islams (Kampffmeyer) und die allgemeinen Jahrbücher wie Statesmans Year Book (Keltie und Epstein), Annuaire général de la France (Dampierre) und Annuaire du travail (Varga). Auch das „klassische" Handbuch „The preaching of Islam" von Thomas Arnold wird als Quelle besonders hervorgehoben.

Die zweite Ausgabe des „Annuaire" soll außer dem allgemeinen und speziellen Teil noch zwei Teile enthalten: 1. Adresses (Presse; institutions, spécialistes). 2. Vocabulaire technique de l'Islam (mots-souches, dans l'ordre alphabétique).

So erhalten wir eine mit großer Sorgfalt gearbeitete, auf den besten Quellen beruhende statistische Übersicht über die gesamte Welt des Islams, die uns vorzüglich über die Beziehungen der nichtmuhammedanischen Länder zum Islam orientiert, aber auch für die über die ganze



Erde zerstreute große muhammedanische Familie ein nützlicher Führer sein wird.

Die bereits für den zweiten Jahrgang angekündigten Erweiterungen sowie der Name des Herausgebers und die benutzten Quellen bürgen dafür, daß wir in dem neuen Jahrbuch nach und nach ein unentbehrliches Nachschlagewerk erhalten werden.

Horten, Prof. Max: **Die Philosophie des Islam in ihren Beziehungen zu den philosophischen Weltanschauungen des westlichen Orients.** München: Ernst Reinhardt 1924. (385 S.) 8°. = Gesch. d. Philosophie in Einzeldarstellungen Bd. 4. Rm. 4.50. Bespr. von **S. van den Bergh**, Paris.

„Das Problem der islamischen Philosophie", behauptet der Verfasser, „stellt sich innerhalb der neudeutschen Geistesbewegung anders als im historischen Zeitalter, dessen Fehler, die Grundfehler Zellers (Biographismus, Bibliographismus, Historismus, Philologismus), zu vermeiden sind; ein Ding muß in seinem Wesen erkannt werden, ehe sich das Problem seiner Geschichte stellt." In diesen Sätzen scheint mir der Grundfehler des Werkes zu liegen. Die Philosophie des Islam ist nämlich kein ideales Gebilde, das etwa durch eine Wesensschau erfaßt werden könnte, sondern ein zeitlich und örtlich Bestimmtes, das in seiner geschichtlichen Entwicklung gewürdigt werden will. Obgleich Horten sich offenbar hütet, von einer Geschichte der Philosophie im Islam zu reden, behauptet er (S. 11): „Das Problem dieses Buches ist die Darstellung der Weltanschauungen Westasiens, die innerhalb einer Zeitspanne von ungefähr 5000 Jahren entstanden sind", so daß also der Begriff der Zeit in die Definition des Gegenstandes doch hineingenommen und der Begriff System, den er sonst verwendet, durch den Plural Weltanschauungen ersetzt wird, und er warnt davor, dem Orient eine einheitliche Kultur zuzuschreiben (S. 21, wo eine Einteilung etwa nach Rassen gegeben wird). In der eigentlichen Darstellung aber fehlen Zeitbegriff und Entwicklungsgedanke vollständig.

Horten teilt sein Buch folgendermaßen ein: das System der islamischen Weltanschauung im ganzen und das System der islamischen Weltanschauung im einzelnen. Letzteres weist wieder drei Abschnitte auf: Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht. Die Oberschicht zerfällt in drei Abschnitte: Metaphysiker, Ethiker, Mystiker. Die Metaphysiker bilden zwei Gruppen: die Philosophen und die Theologen, und die Philosophen werden schließlich in den folgenden Kapiteln behandelt: das griechische System, das altorientalisch-persische Denken und der indische Geistestypus. Nach der letzten Einteilung würde man meinen, Horten behandle griechische, altorientalisch-persische und indische philosophische Systeme im Islam. Nur das erste trifft zu. In seinem Kapitel über den indischen Geistestypus teilt uns Horten einiges mit über den Buddhismus, den Brahmanismus, die Vaiśeṣika und nimmt einen indischen Einfluß auf gewisse Theologen (z. B. Naẓẓām, Abū Ḥāšim, Muʿammar) und gewisse Probleme der Mystik an. Im Kapitel über das altorientalisch-persische Denken wird nur ein einziger Philosoph erwähnt, Suhrawardî, dessen hellenistische, neuplatonisierende Lichtlehre man mit gleichem Recht unter die Mystik ordnen könnte; weiter werden dort verschiedene Sekten (auch nichtislamische, wie die Sabier und Manichäer) genannt, deren Synkretismus im allgemeinen wenig Philosophisches birgt (das Philosophische daran ist größtenteils hellenistischer Herkunft). Noch verworrener wird die Einteilung dadurch, daß in diesem Kapitel Paragraphen über einzelne Probleme wie z. B. die Offenbarungsidee, über die Lichtlehre (sogar in zwei Paragraphen, denn Horten unterscheidet einen Lichtmonismus und einen Licht-Finsternisdualismus) und eine längere Ausführung über den kosmischen Idealmenschen nebengeordnet sind. Über die weitere Einteilung werde ich nur noch bemerken, daß man in dem Abschnitt über die Mystiker wieder die Lichtlehre findet, daß in die Mittelschicht die Getreuen von Baṣra (die man doch wohl als Philosophen betrachten dürfte) u. a. mit der Weltanschauung der 1001 Nacht untergebracht sind, und daß Horten auch in der Unterschicht ein System im allgemeinen entdeckt, bei dem er eine moralische und amoralische Schicht unterscheidet.

Einige Proben aus dem Inhalt seien hier mitgeteilt: Im System im allgemeinen wird erst die Gottesvorstellung behandelt. Die Gott allgemein zugesprochene Eigenschaft soll seine Verborgenheit sein. Nun ist das Wort „Verborgenheit" vieldeutig: die eine Bedeutung (materielle Verborgenheit) widerstreitet der anderen (absolute Unerkennbarkeit). Horten scheint verschiedene Bedeutungen zugleich zu meinen und betrachtet den neuplatonischen hadîṯ: „Ich war ein verborgener Schatz usw." als einen zutreffenden Ausdruck der Gottesvorstellung Muhammeds. Es ist aber selbstredend, daß bei der Gottesvorstellung im Islam, die vom gröbsten Anthropomorphismus bis zum meist abstrusen Neuplatonismus variiert, von einem allgemeinen Charakter keine Rede sein kann. Im Kapitel über Gott finden wir noch den seltsamen Ausspruch (S. 26): „Überraschend ist die Feinheit, mit der das große Problem der Prädestination und Freiheit empfunden wird. Gott bewirkt alle Vorgänge in der Welt, auch

die menschlichen Handlungen. Zugleich aber ist der Mensch frei und Herr seines Tuns." Richtig daran ist, daß sich im Koran über das Problem des freien Willens und überhaupt über die religiösen Hauptfragen einander widersprechende Aussagen finden, wie das bei dem nicht-philosophisch gebildeten Muhammed und dem eklektischen Charakter des Korans nicht anders zu erwarten ist. Später ist dann gerade über diese Frage ein heftiger Streit entbrannt.

In dem Abschnitt über die eigentlichen (hellenisierenden) Philosophen beginnt Horten seine Darstellung mit einem Paragraphen über die Logik und behauptet (S. 67): „Die Logik nimmt in der islamischen Philosophie eine Hauptstelle ein .... In der Logik haben die muslimischen Neuplatoniker viele Neuerungen aufgestellt." Über den Inhalt dieser Logik teilt er uns nichts, aber auch gar nichts mit. Von der Metaphysik dieser Philosophen sagt er (S. 73): „Die wesentlichsten Lehren dieser Metaphysik sind die von dem Sein, den Kategorien und Ursachen. Das Sein ist mit dem Einen konvertierbar. Es haftet also nur den Individuen an." Das „also" in diesem Satz ist nicht klar, wo liegt der logische Nexus? Dann folgt eine Seite (S. 74), der ich überhaupt keinen Sinn abgewinnen kann, die aber „eine wesentliche Veredlung des philosophischen Weltbildes" beschreiben soll, eine Veredlung, die, sagt Horten, Averroes nicht gelten ließ. (Für Horten ist Averroes — S. 16 — „einer der rückschrittlichsten und unselbständigsten Geister des islamischen Orientes, für den Philosophie identisch war mit philologischer Feststellung dessen, was Aristoteles gelehrt habe"; allerdings behauptet er S. 242, die Grundlehre des Averroes gehöre zu den großartigsten Gedankenbildungen, die die Menschheit gedacht hat.) Der Grundgedanke dieser Art Philosophie ist aber nach Horten der Kontingenzgedanke (S. 77): „Er wird von Fārābī, dem größten intuitiven Genius dieser Richtung, aufgestellt und von Avicenna, dem Universalgeiste, der zugleich induktiv und deduktiv genial ist, entwickelt." Die Intuition von Fārābī wird weniger erstaunen, wenn man bedenkt, daß der „Kontingenzgedanke" sich schon bei Aristoteles, Met. 1050 b 8 ff. findet. Von der Substanz sagt Horten (S. 79): „Das Substanzproblem wird logisch entwickelt und in diesen Begriffsrahmen alle Dinge hineinkonstruiert." „Die übrigen metaphysischen Begriffe werden von Aristoteles übernommen und dienen als unerläßliche Bausteine des Philosophierens." (S. 80).

Über das Gottesproblem, das auch hier wieder behandelt wird (S. 81—85), werde ich nur bemerken, daß, nachdem Horten S. 78 behauptet hatte: „Der Mangel an formalen Gottesbeweisen ist es also, der uns gerade die Tiefe des Gotteserlebnisses bei den Muslimen zeigt", er S. 82 eine Anzahl formaler Gottesbeweise der Muslimen angibt. Jedoch „ein ontologischer Gottesbeweis ist, soweit ersichtlich, im Oriente nicht aufgestellt worden. Er scheint dem Temperamente der nordischen Völker näher zu liegen."

Einiges noch über den Einfluß von indischen Gedanken auf die muslimische Spekulation. Horten nimmt einen solchen Einfluß an, weil er im Islam „eine Gedankenschicht und geistige Struktur, die allem griechischen Denken widerspricht und ebenso wenig persisch sein kann" (S. 176), finden will. Typisch indisch — nach Horten — ist, „daß das Ich ein unteilbares Atom im Herzen bildet". Man vgl. aber Vet. Stoic. Fragm. II 879 ff., wo ausgeführt wird, daß der Sitz des ἡγεμονικόν, des ἐγώ, des unteilbaren ἰδίως ποιόν (Individualität), im Herzen ist. Daß die Individualität plötzlich vergeht, soll indisch sein. Man vgl. aber V. S. F. II 395, wo erklärt wird, daß die Individualität plötzlich (ἀθρόως) entsteht und vergeht. Daß die Zeit und das Entstehen eine Sukzession von unteilbaren, individuell verschiedenen Einheiten ist, findet sich bei Damascius, de princip. (Ruelle 395); man vgl. auch Damasc. bei Simplic. Phys. 644. 29, wo drei unteilbare Dinge: Einheit, Jetzt, Punkt behauptet werden (man sehe auch die Chrysipp von Plutarch, de comm. not. 41 zugeschriebene Lehre, Vet. Stoic. Fragm. II 519). Überhaupt ist die Philosophie der Mutakallimūn nicht indisch, sondern hellenistisch, und zwar mit besonderer Betonung von stoisch-skeptischen Gedanken. Und was einzelne Mutakallimūn betrifft, bei denen Horten indischen Einfluß annimmt, was von Naẓẓām überliefert wird, ist beinahe alles stoisch, bei Muʿammar findet sich die philonische Lehre des λόγος τομεύς, Abū Hāšim verbindet den neuplatonischen Gedanken, daß die Gottheit in sich selbst keine Qualitäten hat, sondern nur in Beziehung zu uns, mit der stoischen Auffassung, wonach die „relativen Eigenschaften" (τὰ πρός τί πως ἔχοντα) nur in unserer Auffassung bestehen, und nur in gewissem Sinne wirklich, in anderem Sinne nicht wirklich sind. Die „indischen" Gedanken endlich, die Horten in der Mystik entdeckt, sind platonisch, poseidonisch, neuplatonisch.

Ich muß schließlich erwähnen, daß ich die ungerechte Schärfe bedaure, mit der Horten verdienstliche Vorgänger kritisiert („die Vorarbeiten sind durchweg wertlos" behauptet er S. 16). Daß er aber in seinen Werturteilen über Zeitgenossen nicht weniger widerspruchs-



voll ist als sonst, wird ein Vergleich von S. 357 mit S. XVI seines Buches „Die Hauptlehren des Averroes usw.“ zeigen.

Littmann, E.: Tausendundeine Nacht in der arabischen Literatur. Tübingen: J. C. B Mohr (Paul Siebeck) 1923. (37 S.) gr. 8° = Philosophie und Geschichte, eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte, 2. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

In seiner Tübinger akademischen Antrittsrede gibt Littmann, durch seine ebenso mühewie verdienstvolle Neuübersetzung mit 1001 Nacht aufs genaueste vertraut, einen Überblick über die Ergebnisse fremder und eigener Erforschung von Charakter und Geschichte dieses berühmtesten Werks der arabischen Literatur. Nach einer Skizze des Bekanntwerdens der Sammlung in Europa und ihres allmählichen Entstehens in Indien, Persien, Bagdad, Syrien und Ägypten bespricht Littmann die Herkunft einzelner Teile an Hand der in ihnen vorkommenden Namen, der Erzählungstechnik (indische Rahmenerzählung) und vor allem der Stoffe selbst, um zum Schluß etwas ausführlicher die Frage nach den echt arabischen Elementen dahin zu beantworten, daß diese in Sprache und Stil (vor allem der Verwendung der Reimprosa und den Gedichteinlagen), inhaltlich in dem den allgemeinen Hintergrund und oft auch das Thema der Erzählung bildenden Milieu der städtischen arabisch-islamischen Kultur bestehen, während an altarabischen Erzählungsstoffen nur wenige Beduinenerzählungen und Anekdoten aus der Umaijadenzeit aufgenommen sind. Als ansprechende Einzelvermutung sei die Zurückführung der Zahl 1001 auf türkisches alliterierendes *bin bir* (S. 10) hervorgehoben, das z. B. auch in dem Namen der Zisterne der 1001 Säulen (*bin bir direk*) in Konstantinopel vorliegt.

Das Heft, das auch einige Proben von Littmann's Übersetzungskunst enthält, ist zur Einführung in 1001 Nacht unbedingt zu empfehlen.

Sachau, Eduard: Arabische Erzählungen aus der Zeit der Kalifen. München: Hyperion-Verlag 1920. (119 S.) kl. 8°. = Dichtungen des Ostens. Rm. 3 —. Bespr. von O. Rescher, Breslau.

Die verschiedenen arabischen Geschichten, die Sachau zumeist aus dem Klosterbuch des Schabusti gesammelt und übersetzt hat, sind nicht so sehr literarischer Art, wie etwa die 1001 Nacht und verwandte Werke, sondern mehr kulturhistorische Genrebildchen. In mannigfachen Variationen spiegeln sie alle den Grundton jener merkwürdigen Epoche wider, in der durch die Ingerenz Jahrtausende alter vorderasiatischer Tradition und Zivilisation der (ursprünglich doch ziemlich primitive) arabische Geist den Höhepunkt einer Entwicklung erreichte, von deren Erinnerung die kommenden Jahrhunderte des Niedergangs noch lange mit Stolz und Wehmut zehrten . . . Besonders instruktiv sind vor allem die vier kleinen Skizzen („Ersatz für Rosenblätter“, „Ein Kostümfest bei Hofe“, „Auf goldenem Throne“ und „Die drei größten Feste des Islams“), in denen die (mit dem alten Islam freilich sehr wenig harmonierende) Freude an der sogenannten höheren Kultur d. h. an Prunk und Pracht, an Feiern und Festen, an Luxus und Genuß, ästhetisch verfeinert und verschönt durch die weitgehende Heranziehung von Künstlern und Künstlerinnen, ganz unverhüllt ihren Ausdruck findet. Es genügt ja, nur einmal die Beschreibung der Feier der Vermählung el-Ma'mūns mit Burān zu lesen, bei der die Prachtentfaltung und Verschwendung in ihrer Maßlosigkeit alles bisher Bekannte übertraf (62 ff.). — Immerhin liegt das Hauptgewicht des Bändchens, soweit es aus Schabusti schöpft, nicht in diesen Skizzen, sondern in den Klostergeschichten, d. h. den Erzählungen, die von den Besuchen der Emire und Khalifen (wie auch den Escapaden der jeunesse dorée von Damaskus und Bagdad) in die Klöster der Umgebung handeln, allwo sich, fern von den Blicken gesetzesfrommer Muslims, ein guter Tropfen alten Weines in froher Runde trinken ließ. — Den Schluß des recht lesenswerten Bändchens bilden einige Historien, welche drei Frauengestalten des Frühislams zum Mittelpunkte haben und vom Übersetzer des psychologischen und kulturhistorischen Interesses wegen beigefügt worden sind, ohne im übrigen zu Schabusti zu gehören.

Littmann, Enno: Morgenländische Wörter im Deutschen. 2., verm. u. verb. Aufl. nebst einem Anhang über die amerikanischen Wörter. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (XII, 163 S.). 8°. Rm. 3.50; geb. 5 —. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die Neuauflage des seinerzeit hier[1] angezeigten Büchleins stellt nach Umfang, Inhalt und Ausstattung einen gleich erfreulichen Fortschritt dar. Von prinzipiellen Änderungen ist besonders hervorzuheben, daß die Wörter aus dem fernen Orient und aus Afrika jetzt möglichst vollzählig aufgeführt und die amerikanischen Wörter neu hinzugekommen sind. Nachstehend seien einige Berichtigungen geboten. *Mammon* (S. 30) ist doch am wahrscheinlichsten mit Zimmern[2] von akk. *mēmēni* „irgend etwas“ im Sinne von „Besitz“, „Habe“ abzuleiten. Eine interessante Parallele für die Bedeutungsentwicklung zeigt span. *algo* (von *aliquid*) 1. etwas, 2. Vermögen, (daher auch *hidalgo*, zusammengezogen aus *hijo de algo*). — S. 32 *Sadduzäer* ist mit A. Geiger[3] von צָדוֹק abzuleiten und bezeichnet die Anhänger der בני צדוק, der damaligen Priester. Die Richtigkeit dieser Erklärung hat eine unerwartete Bestätigung durch den wiederentdeckten hebräischen Psalm des Ben Sira (nach 51, 12) erfahren, wo es heißt הודו לבוחר בבני צדוק לכהן. — S. 38 *Marianne* ist nicht zusammengesetzt aus *Maria* und *Anna*, sondern ist (durch Dissimilation) aus Μαριάμμη entstanden. — S. 50 גְּזֵרָה ist nicht „Behauptung“, sondern „gesetzliche Verfügung“ und dann auch „Verhängnis“. — S. 52. Die

---

1) 1922 Sp. 259/60.
2) Akk. Fremdwörter 20.
3) Urschrift 102 ff.

Ableitung von „*mogeln*“ von מָהַל bzw. מָעַל ist schon aus lautlichen Gründen unmöglich, scheitert aber auch an der Verschiedenheit der Bedeutung. Eine befriedigende Erklärung ist freilich noch nicht gefunden. — S. 56 Der Name *Scheftel*, hat nichts mit שַׁבָּת zu tun, sondern ist im Jüdisch-Deutschen eine Diminutivform zu שְׁפַטְיָה.

Gulam Rassul Galwan: Als Karawanenführer bei den Sahibs. Berechtigte Übertragung (aus dem Englischen) von Paul Fohr. Mit 25 Abbildungen. Berlin: Kurt Vowinckel 1924. Rm. 5—. Bespr. v. A. H. Francke, Gnadenberg.

Nur wenige Monate, nachdem ich die englische Originalausgabe dieses Buches besprochen hatte, erhielt ich die vorliegende deutsche Übertragung in die Hand. Ich öffnete sie mit einiger Besorgnis. Wie konnte man wagen, das merkwürdige gebrochene Englisch Rassuls (my breaking English) ins Deutsche zu übertragen? Aber man hat es gewagt. Und wenn auch viel von der Komik und Originalität der Ausdrucksweise Rassuls verloren gegangen ist, bleibt doch noch genug, um die Lektüre des Buches zu einer Herzensfreude zu machen.

Der Verfasser wurde in Leh am Oberen Indus geboren, wo er in ärmlichen Verhältnissen seine Jugend verbrachte. Schon als Kind träumte er von großen Reisen in ferne Länder und suchte sich daraufhin auszubilden. So besuchte er aus eigenem Antrieb die dortige Missionsschule der Brüdergemeine[1], in welcher er Tibetisch und Hindustani, auch etwas Rechnen, lernte. Sein Streben ging schon damals darauf aus, auch Englisch zu lernen, und ich darf mich rühmen, sein allerersten Lehrer auf diesem Gebiet gewesen zu sein. Kaum erwachsen, ließ sich Rassul von einem reisenden Engländer (Sahib) als Reisediener anwerben und hat in dieser Art von Beschäftigung sein Leben bis zur Gegenwart zugebracht. Jetzt ist er Aksakal (Handelsinspektor) in Leh. Von seinen vielen, oft jahrelangen, Reisen sind die folgenden Stücke für das vorliegende Buch ausgewählt: Reise mit Dr. Trall; mit Captain Younghusband (1890); mit mehreren Hindus; mit Lord Dunmore und Major Roche (1892); mit den Herren Phelps und Church; mit Herrn und Frau Littledale (1895—6); mit Herrn Barret (bis 1914).

Das wertvollste Stück des Buches ist Rassuls Beschreibung seiner Reise mit Herrn und Frau Littledale durch Turkestan und unerforschte Teile von Tibet, mit einem Vorstoß auf Lhasa, der die Reisenden bis auf 40 km an Lhasa heranbrachte. Diese Reise gehört zu den berühmten, und Littledales Beschreibung derselben ist in jeder geographischen Bibliothek zu finden. Da ist es nun zu begrüßen, daß wir durch Rassuls Buch einmal zu sehen bekommen, wie solch eine Reise sich in den Augen eines eingeborenen Reisedieners ausnimmt. Auch, nachdem wir Rassuls Bericht gelesen haben, fahren wir fort, Herrn und Frau Littledale zu bewundern; aber wir fragen uns, ob die hohen Ziele erreicht worden wären, wenn Rassul nicht in den schwierigsten Lagen mit Rat und Tat zur Stelle gewesen wäre. Gewiß, der Europäer ist es, der den eisernen Willen für große wissenschaftliche Taten zuerst aufbringt; aber der Eingeborne ist es gar oft, der in treuer Anhänglichkeit den Willen des Europäers zu seinem eigenen macht und dann noch durchdrückt, wenn der Europäer fast am Erlahmen ist.

Sehr lehrreich für jeden, der mit Asiaten (aber wohl ebenso mit Afrikanern usw.) reist, ist das Schlußkapitel, welches in wundersam dramatischem Aufputz Rassuls erste Erfahrungen mit Herrn Barrett, dem „armen Sahib“, erzählt. Wir erfahren aus demselben, wie genau jeder Europäer von den Eingebornen studiert und alles an ihm beobachtet wird. Nun gab Herr Barrett durch seinen Zug zur Einfachheit, seine Turn- und Müllerübungen der Dienerschaft Rätsel genug auf. Fast hätte er ihr Vertrauen ganz eingebüßt; denn es passierte ihm einmal, offenbar wegen seiner Kurzsichtigkeit, daß er eine Entenmutter von ihren Jungen weg totschoß. Daß er dies nicht aus Niedertracht getan hatte, war selbst Rassul kaum imstande, zu glauben. Denn Kurzsichtigkeit war ein ihm unbekanntes Gebrechen.

Auf dem äußeren Renommierstreifen des Buches ist zu lesen, daß das vorliegende Werk das erste Buch eines Tibeters wäre. Diesen Ausspruch würden sich die Tibeter wohl selbst verbitten; denn ihre Bücher zählen nach Tausenden, und Biographien sind gar nicht so selten darunter, sogar einige Selbstbiographien sind mir bekannt geworden. Aber darf denn Rassul überhaupt als Tibeter bezeichnet werden? Nach dem, was wir über seine Herkunft von einem berühmten Kaschmir-Räuber und ähnlichen Größen erfahren, kaum. Aber er ist als Muhamedaner unter Lamaisten aufgewachsen, und seine Muttersprache ist der west-tibetische Dialekt. Hat er nun auch nur wenig vom lamaistischen Buddhismus in sich aufgenommen, so ist er doch tief in das Denken und Dichten des tibetischen Volkes eingetaucht worden. Er dichtet in Parallelismen. Siehe seine Verse auf $ p. XIX, 19, 92—3, 171, 235 der englischen Ausgabe. Die deutsche Übertragung bringt leider außer dem Eingangsgebet nur ein Lied auf p. 169. Er ist mit der Kesarsage bekannt, die er sehr geschickt bei den Kriegsverhandlungen mit den Lhasa-Tibetern verwendet. Siehe p. 208 der englischen Ausgabe. (Kissar Gapha = Kesargyalpo). In der deutschen Übertragung ist diese Stelle leider ganz ausgefallen, offenbar, weil sie dem Übersetzer nicht verständlich war.

Ein kleiner Fehler ist es, die Kaufleute aus Ladakh, p. 190, Laptschak zu nennen. Lo-phyag ist kein Eigenname, sondern eine Bezeichnung der staatlichen Handelskarawane, die alle zwei Jahre von Leh nach Lhasa zieht. Fehlerhaft ist auch die Bemerkung, p. 8, daß Ladakh Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu einer Provinz von Kaschmir wurde. Das geschah erst nach dem Dogra-krieg, 1834—41 AD.

Mit Freude habe ich es begrüßt, daß Professor v. Le Coq, dessen Reisewege gelegentlich die Rassuls gekreuzt haben, aus seinem reichen Bilderschatz 25 Aufnahmen zur Illustration des Buches gewidmet hat.

Ohne Zweifel wird Rassul, der liebenswürdige Nachkomme der Räuber, sich auch in Deutschland viele Freunde gewinnen.

1) Auch der auf p. 248 erwähnte Arzt Dr. Shaw gehörte der Brüdermission an.

A. **Martin**, A. G. P.: **Quatre siècles d'histoire marocaine** au Sahara de 1504 à 1902, au Maroc de 1894 à 1912 d'après Archives et documentations indigènes. Paris: Felix Alcan 1923. (XVI, 591 S.) gr. 8°.

B. **Hamet**, Ismaël: **Histoire du Maghreb.** Cours professé à l'Inst. des Hautes Étud. Marocaines. Paris: Ernest Leroux 1923. (IX, 501 S.) gr. 8°. Fr. 32,50.

C. **Ahmed b. Khaled en-Naciri es-Slaoui: Kitab** el-Istiqçali Akhbar Doual el-Maghrib el-Aqça, Tome I, Traduction de A. Graulle, Préface de Michaux-Bellaire. Paris: Paul Geuthner 1923. (VIII, 320 S.) gr. 8° = Archives Marocaines Vol. XXX.

D. **Casserly**, Gordon, F. R. G. S.: **Algeria to-day.** London: J. Werner Laurie, Ltd. (XVI, S. 9—262). 8°. 16 sh. Bespr. von **Pröbster**, Neustadt (Orla).

A. Die Geschichte der französischen Expansion in Afrika ist bisher fast ausschließlich nach

Urkunden dargestellt worden, die von dem europäischen Eroberer herrührten. Auf die Auffassung der unterworfenen Völker legte man weniger Wert. Ihnen wurde mehr oder weniger deutlich die Ansicht des Siegers untergeschoben, und es erübrigte sich damit die Sisyphosarbeit einer Durcharbeitung des eingeborenen Materials. Außerdem hielt man oftmals im Interesse der Propaganda, der kolonialen Legende, eine gehörige Unterstreichung der sogenannten Glanzseiten der action pacificatrice für geboten, und diese Anschauung ist so zur zweiten Natur geworden, daß I. L. L. bei Besprechung von Martins Buch im Bulletin du Comité de l'Afrique Francaise[1] dem Verfasser den Vorwurf macht, de ne pas être vivement touché des très belles choses. Martins Buch ist nicht von jener Art. Bei ihm braucht man kein Prisma, um die Tatsachen zu erkennen. Selbstverständlich ist sein Standpunkt der eines Franzosen, aber eines Franzosen, der sich nicht hinter moralpolitischen Phrasen versteckt. Er gibt Übersetzungen eingeborenen Urkunden mit sachlichen Erläuterungen und verbindender historischer Darstellung, die mit dem Ende des 19. Jhrts., wo es sich um bekanntere Vorgänge handelt, an Ausführlichkeit zunimmt. Die besondere Kenntnis nordafrikanischer Verhältnisse, die er sich in langer Dienstzeit an Ort und Stelle erworben, und von der auch sein zweibändiges Werk „Précis de sociologie nord-africaine" zeugt, kommt ihm dabei sehr zu statten.

Das vorliegende Werk enthält — nach einer kurz gefaßten Einleitung über Sahara, Oasen, Gurara, Tuat, Tidikelt und die dortigen Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse — in den Kapiteln I bis VIII (S. 17—366) die auf Seite 133 von Martins 1908 veröffentlichtem Buche[2] als „Vorbehalten" bezeichneten Kapitel VII bis XIV, d. h. die vier Jahrhunderte marokkanischer Geschichte in der Sahara von 1504—1902. In den Kapiteln IX bis XIII (S. 367—589) wird die innere marokkanische Geschichte von 1894 bis 1912 und im Anschluß daran (S. 581ff.) des Verfassers Ansicht über die von Frankreich zu befolgende Eingeborenenpolitik dargestellt. Das Buch hat sein Schicksal gehabt, von dem S. VIII bis XIII des Vorwortes die Rede ist. Martin schildert da, wie er, nachdem er die „Mitarbeit" des Kommandanten N. Lacroix, Direktors der Affaires indigènes im Generalgouvernement von Algerien, abgelehnt hatte, vom Generalgouverneur Jonnart die Aufforderung erhielt, seine Dokumente bis auf weiteres an die Bibliothek des Generalgouvernements abzuliefern, und wie Jonnart seinen Willen durchsetzte, obwohl man im Kriegsministerium in Paris die Dokumente für interessant und ungefährlich hielt; denn: „Jonnart est un pilier de la République et l'on ne marche pas contre Jonnart." Die Erwartung sensationeller Enthüllungen in politischer Hinsicht, die man danach an die ersten acht Kapitel zu knüpfen versucht sein könnte, wird indes enttäuscht. Daß die Tuat-Oasen, deren Besetzung durch Frankreich 1900/01 den Anfang der marokkanischen Krise bildet, zum Garb, zu Marokko, gehörten, während Frankreich auf Grund des Vertrages mit Marokko vom 18. März 1845 darauf Anspruch erhob, ist schließlich keine politische Sensation. „La loi d'expansion l'y obligeait, dont parla un jour Salisbury, qui entraîne toute nation civilisée, au contact d'un peuple en retard, á avancer sans cesse ses limites pour assurer la paix de ses possessions acquises; devant cette loi bien peu pesaient les protestations que prétendait introduire le sultan marocain, même basées sur l'esprit du traité franco-marocain de 1845, trop tard invoqué et insuffisant à résoudre la situation en ce lendemain de l'accord franco-anglais de 1890 qui venait d'aboutir à la limite Figuig-Igli-Cap Blanc." (S. 268). Die Hoheitsrechte des Sultans in der Sahara sind — wie S. 364—369 ausgeführt — durch die franko-marokkanischen Abkommen von 1901/02 auf Frankreich übertragen worden.

Wenn man also hinsichtlich der zeitgenössischen Geschichte Marokkos in Betracht ziehen muß, daß die mitgeteilten Urkunden eine Auswahl sind, und daß noch manche politisch interessanten marokkanischen amtlichen und privaten Urkunden der Veröffentlichung harren, so stellt Martins Buch doch einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte des nordafrikanischen Westens und zur Kenntnis der Mentalität seiner Bewohner dar, dessen Bedeutung durch eine Reihe sachkundiger, klarer Anmerkungen über die verschiedensten Fragen erhöht wird. Im ersten Teil zeigt der Verfasser an der Hand seiner Urkunden die verschiedenen Formen, in denen sich die ständigen Expansionsbestrebungen der sa aditischen und ḥassanitischen Sultane nach dem Osten, nach den Oasen der Sahara äußerten: mit der Schlichtung lokaler Streitigkeiten beauftragte scherifische Abgesandte, dann Steuern erhebende Gouverneure, dann Tuat-Bund; das Gegeneinanderarbeiten der marokkanischen Politiker und die von der marokkanischen Regierung unterstützten Widerstände, auf die das französische Vordringen nach den Oasen von 1882—1902 stieß. Der zweite Teil behandelt in gedrängter Kürze u. a. die Thron-

1) Jahrg. 1923 S. 399.
2) Les oasis sahariennes (406 Seiten Alger, Imprimerie Algérienne und Paris, A. Challamel).

besteigung Mulai Abdelaziz', seine Kämpfe gegen den Rogi Buḥmāra, die Anfänge der europäischen Bevormundung, Mulai Ḥafids — des sulṭān el-ǧihād — Intrigen und Kämpfe gegen Abdelaziz und Franzosen, seine Ausrufung zum Sultan, M. Regnaults Besuch in Fes, el-Kittānis Flucht, den heiligen Krieg im Rif (1909), Buḥmāras Gefangennahme, den franko-marokkanischen Räumungs- und Anleihevertrag vom 4. März 1910, die Unruhen 1911, die Annahme des Protektoratsvertrags und die Abdankung des Sultans. Martin ist nicht blind für die Schwächen des Systems Lyautey; er weiß zwischen Wirklichkeit und Propagandamache wohl zu unterscheiden[1].

Zum Schluß beschäftigt er sich mit den Folgen, die das Verschwinden des islamischen Reiches im Westen für Frankreich haben werde. Er verwirft die Formel „Frankreich eine mohammedanische Großmacht" und redet einer individuellen Attraktionspolitik gegenüber den Mohammedanern das Wort, für die er als Vorbedingungen aufstellt:

1. Keine weiteren Bauten von Moscheen, Kirchen, Synagogen oder freimauerische Logen.
2. Abschaffung der tunesischen und marokkanischen Protektorate und Vollziehung der Annexion.
3. Erweiterung des französischen Staatsbürgerrechts zur Aufnahme aller Gutwilligen mit ihrem Personalstatut.
4. Erhaltung aller anderen im Abhängigkeitsverhältnis als Untertanen.

Seine Ansicht hat mit derjenigen, die in der Afrique Française[2] unter den Pseudonymen Roudd Balek bzw. Cave vertreten wird, viele Berührungspunkte.

B. Das vorliegende Buch ist eine Sammlung von Vorlesungen, die der bekannte Verfasser von „Les Musulmans français du Nord de l'Afrique" im Institut des hautes études marocaines in Rabat gehalten hat. Es hat die Geschichte des äußersten Westens, Marokkos, zum Hauptgegenstand. Da sich indes „der marokkanische Herrschaftsbereich verschiedentlich über das mohammedanische Spanien und ganz Nordafrika bis zum tripolitanischen Grenzgebiet erstreckt hat, und seine Geschichte mit der jener Länder bis auf den heutigen Tag eng verbunden geblieben ist", so schien es dem Verfasser, wie er im Vorwort sagt, „unumgänglich einen fortlaufenden Bericht der sich gleichzeitig in diesen Gegenden abspielenden Ereignisse zu geben, um deren Zusammenhang nicht zu unterbrechen und dem Leser ein Gesamtbild der

1) Siehe S. 570—572 Anm. 1.
2) 1920 S. 128, 168, 194ff. und 1924 S. 7, 83, 158ff.

Vorgänge der einzelnen Epochen zu geben". Das Buch umfaßt 12 Jahrhunderte marokkanischer Geschichte von der Flucht des Aliden Idris ben Abdallah aus Arabien nach dem Maǵrib — nachdem die Aliden 787 bei Feḫ den Abbasiden unterlegen waren — bis zur Abdankung Mulai Hafids 1912. Es behandelt das Zeitalter der Idrisiten (788) und ihrer aġbabitischen, fatimitischen und ommaiyadischen Zeitgenossen und ihrer Nachfolger (S. 1—79), das Zeitalter der Almoraviden 1050 (S. 79—104), das der Almohaden 1147 (S. 105—154), das der Meriniden 1270 (S. 155—256), die Renaissance des Islam im 16. Jahrh. mit dem Aufkommen der saaditischen Scherifen 1520 (S. 257—334), das Zeitalter der filalischen Scherifen 1667 (S. 335—396), Frankreich in Algerien 1830 (S. 397—430), das Zeitalter Mulai Abdelaziz' 1894—1908 und die Hauptdaten bis zur Abdankung Mulai Hafids (S. 431—449). Der letzte Abschnitt ist etwas sehr kurz ausgefallen und zeigt den starken Einfluß der französischen Propagandalegende auf den Verfasser[1]. Die Bewältigung des an sich schon gewaltigen Stoffs wird durch das Nebeneinander zahlreicher Machthaber, ihre unentschiedenen, endlosen kriegerischen Auseinandersetzungen, die Zersplitterung, das Schwanken der Politik und insbes. durch die Gleichheit der Namen oder Beinamen zahlreicher Fürsten, Minister und Feldherrn sehr erschwert. Der Verfasser hat diesen Schwierigkeiten abzuhelfen gesucht, indem er dem Text chronologische Listen der einzelnen Dynastien und zahlreiche synoptische oder synchronistische Tabellen beigab, die die wesentlichen Ereignisse der einzelnen Epochen übersichtlich zusammenfassen. Das Buch, das sich auf eine Wiedergabe der Daten in ihrer chronologischen Reihenfolge ohne Abschweifung oder Kommentar beschränkt, stellt ein sehr nützliches Nachschlagebuch für alle dar, die sich für nordafrikanische Geschichte interessieren, und füllt eine recht fühlbare Lücke aus. Ein ausführliches Namenverzeichnis (S. 451—497) erleichtert das Nachschlagen.

1) So wird S. 446 durch die Zusammenstellung „agissements de l'Allemagne ...... assassinat ...... assassinat ...... massacre ......" der Eindruck hervorgerufen, als ob die assassinats und massacre eine Folge der agissements gewesen wären. Allerdings hat Marschall Lyautay in seiner Rede am 5. VIII. 1917 (Afrique Française 1917 S. 252) Ähnliches gesagt und der Präsident des Minister-Conseils 1912 den General Lyautay als „un de nos meilleurs historiens et un de nos plus beaux poètes" bezeichnet. Aber trotzdem sollte man heute zwischen Beiden unterscheiden können.

S. 448 ist von 80 „Européens massacrés" bei der Revolte in Fez die Rede. Genauer drückt sich General Moinier aus s. Hubert Jacques, Les journées sanglantes de Fez S. 144.



C. Von dem vierbändigen, 1312/1895 in Cairo gedruckten Werke des marokkanischen Gelehrten Ahmed b. Ḫālid en-Nāṣiri es-Slāui[1] über „die gründliche Untersuchung der Geschichte der marokkanischen Dynastieen“ hatte E. Fumey in Band IX und X der Archives marocaines 1906/07 eine Übersetzung des letzten Teils, der die Geschichte der Filāla-Dynastie behandelt, unter dem Titel „Chronique de la Dynastie alaouite du Maroc 1631—1894“ veröffentlicht. In dem vorliegenden Bande macht M. A. Graulle, früher drogman détaché à la section sociologique des Affaires indigènes[2], den Anfang mit einer Übersetzung des ersten Teils, der Marokko z. Zt. der ersten arabischen Eroberung im 8. Jahrh. n. Chr. als Ausgangspunkt hat. Der Herausgeber teilt zunächst die Übersetzung eines Berichts mit, in dem sich die Söhne des Verfassers, Ǧaʿfar und Mḥammed, unter Benutzung von dessen Nachlaß über die Geschichte ihrer Familie, das Leben und Wirken und die schriftstellerische Tätigkeit ihres Vaters, insbesondere die Abfassung des Kitāb el-Istiqṣā äußern. (S. 1—26). Dann gibt er nach dem heutigen Stand der Wissenschaft eine sehr gründliche Übersicht über die Vorgeschichte Marokkos, die die sagenhafte Vorzeit, das Zeitalter der Phönizier und Carthager von etwa 1450 bis 200 v. Chr., die Regierung unabhängiger eingeborener Fürsten von etwa 200 bis 38 v. Chr., die Römerherrschaft von 38 v. Chr. bis zum Einfall der Vandalen um 429 n. Chr., die Herrschaft der Byzantiner und Westgoten im 6. und 7. Jahrh. und die religiösen Verhältnisse sowie die Stammesgliederung Marokkos beim Aufkommen des Islams behandelt (S. 27—49). Die Übersetzung des Kitāb-el-Istiqṣā, die sich daran schließt, umfaßt die ersten 64 Seiten des Originals und reicht bis zum Jahre 800 n. Chr., wo im Maǧreb drei Reiche nebeneinander bestehen: das Reich der Aǧlabiten im Maǧreb-el-adnā (Tunesien), das der Maǧrawa Beni Ḫazar im Maǧreb el-Ausaṭ (Algerien) und das der Idrisiten im Maǧreb-el-aqṣā (Marokko). In einem Anhang S. 60ff. (S. 260—275 der Übersetzung) behandelt Slāui den mohammedanischen Kult im Maǧreb, insbesondere die Ketzerei der religiösen Bruderschaften, die er auch in seiner nicht gedruckten Abhandlung taʿẓīm el-munna bi nuṣrat es-sunna scharf bekämpft hat.

Graulle sagt von seiner Übersetzung, sie sei kein „oeuvre d'érudition“, er habe sich ständig bemüht, ihre Lesung so sehr wie möglich zu erleichtern. Sie beruht auf dem in Cairo gedruckten Text; an verschiedenen Stellen, wo der gedruckte Text von der Originalhandschrift des Verfassers abwich, ist — wie Michaux-Bellaire im Vorwort sagt — die letztere zu Grunde gelegt worden. In ihrem oben erwähnten Bericht weisen die Söhne des Verfassers auf die Schwierigkeiten hin, auf die er bei Abfassung seines Werkes stieß: „il ne lui fut pas possible de se procurer la totalité des ouvrages historiques composés sur le Maghreb, sans compter bien d'autres, notamment les travaux des Européens; il ne connaissait pas en effet les langues étrangères; de plus les manuscrits fourmillaient pour la plupart d'erreurs et de confusions de toutes sortes; il n'existait pas de bibliothèques publiques qui pussent l'aider à vérifier certains détails qui se présentaient.“ Trotzdem bildet sein Werk eine wichtige Grundlage für die Darstellung der Geschichte Marokkos, und es ist zu hoffen, daß die von Graulle begonnene Arbeit in gleicher Weise weitergeführt wird.

D. Das Buch wendet sich vor allem an Touristen und Künstler, die es auf die bemerkenswertesten Erscheinungen Algeriens aufmerksam macht. Es beschreibt an der Hand zahlreicher wohlgelungener Illustrationen Stadt- und Landschaftsbilder, sowie das Leben und Treiben der Bewohner im Küstengebiet, im Innern und in den Territoires du Sud und gibt dazwischen mehr oder weniger ausführliche Auskünfte allgemeiner Art. Aber es hat die deutliche Tendenz, alles Licht auf der französischen, allen Schatten auf der eingeborenen Seite zu sehen, die durch eine gründliche Abneigung des Verfassers gegen alles Arabische noch verstärkt wird, und leidet infolgedessen an dem von Montaigne gerügten Mangel: wenn das Urteil nach einer Seite hängt, dreht man unwillkürlich den Faden der Erzählung nach dieser schiefen Richtung. Casserly schreibt „to the eternal glory of France“. Wenn er die französische Eroberung zu rechtfertigen sucht, indem er von dem Seeräuberunwesen der „frommen algerischen Piraten“ Schilderungen nach Dantes Vorbild entwirft (S. 79—99) oder die Eroberung Nordafrikas durch die Araber als einen Fluch Gottes hinstellt (Vorwort und S. 103), so ist er wohl päpstlicher als der Papst. „L'histoire moghrébine — sagt J. L. L. in den Renseignements coloniaux der Afrique Française 1923 S. 384 — n'est pas plus éclaboussée de sang et de poison que l'histoire de la France, de l'Italie, de l'Espagne, de l'Allemagne médié — vales ou, si l'on veut, l'est à un même degré. Enfin, quelle que soit l'admiration profonde de notre bienfaisante intervention au Maroc, est-ce la caractériser dignement que de réduire son rôle à extirper du Maroc une barbarie qui n'existait pas en réalité, et à empêcher une décadence qui semblait chaque jour plus fatalement prochaine, assez semblable à l'état de l'homme malade de Constantinople dont chaque jour les nations dites civilisées annonçaient la mort quand peut être il les enterrera toutes?“

Einige Irrtümer des Buchs seien hier richtig gestellt: Die Vandalenherrschaft bestand vor, nicht nach der der Byzantiner (S. 100). Die arabische Aristokratie kennt neben šarif und murābit keinen Schwertadel (S. 198). Die Wehrpflicht wurde in Algerien nicht erst

1) Geboren am 22. Ḏū-l-Ḥiǧǧa 1250/1835, gestorben am 16. Ǧumāda I 1315/1897.

2) Der französischen Protektoratsregierung in Marokko.

im Weltkrieg (S. 122), sondern bereits durch die Dekrete vom 31. 1. 1912 eingeführt. Seite 48, 49 übersieht der Verfasser, daß die territoires du Sud unter commandement militaire stehen, und daß die Verwaltung der communes indigènes in den Händen eines Offiziers liegt, „assisté d'une Commission municipale dont la composition est variable et qui comprend des représentants des sections indigènes, nommés par le général de division" s. Victor Piquet, La Colonisation Française dans l'Afrique du Nord 1914 S. 181.

Bonjean, F.-J. et Ahmed **Deif: Mansour, histoire d'un enfant du pays d'Égypte.** Paris: Rieder et Cie. 1924. (278 S.) 8°. Fr. 7.50. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Dies Werk der erzählenden Literatur sei hier kurz empfohlen, weil es dem Orientkenner weit mehr bietet als dem unvorbereiteten Leser. Ein Franzose und ein Ägypter, beide dem Lehrerstande angehörig, stellen die Geschichte eines ägyptischen Knaben dar, der aus altgläubigem Hause frommer Schêchs stammend, zwischen der alten muselmanischen Überlieferung und dem eindringenden modern-technischen glaubenslosen Leben der europäisierten Ägypter schwankt, bis ihn seine tastende Entscheidung der Alma Mater der Azhar-Moschee in die Arme treibt. Die Milieuschilderung ist ausgezeichnet, stellenweise direkt eine Ergänzung zu E. W. Lane's „Manners and Customs of the Modern Egyptians". Besonders gut und belehrend ist die Darstellung des Schulwesens, vom *kuttâb* mit dem rohen, unwissenden Lehrer, der seine Schüler bald mißhandelt, bald anbettelt, bis zur Moscheehochschule mit ihren verschiedenen Typen von Professoren. In einer sehr wünschenswerten deutschen Übersetzung wären die oft fehlerhaften Transkriptionen aus dem Arabischen von einem Orientalisten zu bearbeiten.

Rothfeld, Otto: **'Umar Khayyam and his Age.** London: Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. 1922. (XI, 89 S.) 8°. Bespr. von Fr. Rosen, Berlin.

Der Verfasser hat, wie er im Vorwort mitteilt, einen großen Teil seines Lebens im Orient (anscheinend in Indien) unter Muhammedanern verbracht und ist viele Jahre lang mit der persischen Sprache in Wort und Schrift vertraut gewesen. Der Einblick, der ihm hierdurch gewährt wurde, soll es ihm ermöglichen, mit größerer Klarheit, als dies bisher geschehen, den wahren Wert der Vierzeiler 'Umar-i Khayyāms und ihre Bedeutung herauszuarbeiten. Diesem Zweck soll der Versuch dienen, eine Analyse des Gesellschaftszustandes und seines Geistes zur Zeit 'Umar-i Khayyāms zu geben. Er ist der — wohl kaum berechtigten — Meinung, daß der Versuch, das Werk 'Umars mit der geschichtlichen und geistigen Entwicklung des Islam in Beziehung zu bringen und den persischen Einfluß auf das Abbasidische Khalifat und die große Zeit der muhammedanischen Zivilisation zusammenfassend zu erklären, hier zum ersten Male unternommen wird.

Das 89 Seiten umfassende gut und groß gedruckte Buch zerfällt in zwei auch äußerlich getrennte Teile: Seite 1—47 „'Umars Leben und Zeitalter" und Seite 51—89 „Die Bedeutung von 'Umars Vierzeilern".

Der erste dieser Teile enthält biographische Angaben über 'Umar-i Khayyām, die im wesentlichen E. G. Browne's Litterary History of Persia I und A. Christensens Recherches sur le Rubaiyat de Omar Hayyam, die der Verfasser auch als benutzte Literatur angibt, entnommen sind und nicht über das dort gesagte hinausgehen. In diese kurzen biographischen Notizen ist eine ebenfalls gedrängte aber doch recht anschauliche Darstellung der geschichtlichen Ereignisse der Zeit, namentlich des 11. und 12. Jahrhunderts a. D. eingeflochten. Rothfeld scheint hierin dem Vorbilde gefolgt zu sein, das der Cambridger Meister, Professor E. G. Browne in seiner Literary History of Persia gegeben hat. Diese geschichtliche Skizze dürfte wohl den wertvollsten Bestandteil des kleinen Werkes ausmachen. Leider kommen dabei die eigentlichen geistigen Strömungen der Zeit, namentlich die philosophischen Bestrebungen, sehr kurz weg. Dafür finden sich Angaben über Lebensweise und Lebensanschauungen 'Umars, für welche es an einer historischen Grundlage fehlt. Wenn es z. B. S. 15 von Avicenna und 'Umar-i Khayyām heißt: „Both liked wine", so muß doch festgestellt werden, daß die viel umstrittene Frage, inwieweit bei persischen Dichtern unter „Wein" etwas materielles oder mystisches zu verstehen ist, durch eine so einfache Behauptung nicht gelöst werden kann.

Diese einseitige, der in Persien herrschenden Ansicht widersprechende Auffassung der anakreontischen Verse Khayyāms durchzieht den ganzen zweiten Teil des Buches, in welchem der Sinn der Vierzeiler erklärt wird. Khayyām wird so zu einem Epikuräer, der Genuß und Lebensfreude besingt, und diese etwas primitive Philosophie durch gelegentliche geistreiche Ausdrücke eines weltmännischen Skeptizismus und Pessimismus zu würzen liebt. Es ist Rothfeld zwar bekannt, daß der persische Vierzeiler vielfach aus den Werken eines Dichters in die eines anderen gewandert ist, und daß in den Sammlungen von Khayyām — nicht im Diwan, denn einen solchen gibt es vor ihm nicht — zahlreiche unechte Verse Eingang gefunden haben. Indessen zieht er daraus nicht die Folgerung, daß wir es im Grunde genommen mit Aphorismen vieler verschiedener Dichter über die philosophischen Fragen, welche jene

Zeit bewegten, zu tun haben, wie beispielsweise mit dem Problem der Vorherbestimmung und des freien Willens, der Ursprünglichkeit oder Erschaffenheit des Koran, der wörtlichen oder der übersinnlichen Bedeutung von Hölle und Paradies und dergleichen mehr. So kann es ihm denn auch vorkommen, daß er den Vers (Whinfield 185), der in deutscher Übersetzung lautet:

„Der Koran sagt, im Paradies sei Wein
Der Frommen Lohn und holde Mägdelein.
Dann sei schon hier mir Lieb und Wein erlaubt,
Wenn 's droben doch dasselbe nur soll sein!",

als einen „Soldatenwitz" (a soldier's joke) auffaßt. In Wirklichkeit will dieser Vers die sinnliche Auffassung der Paradiesesfreuden verspotten, an deren Stelle eine höhere und geistigere Auffassung treten soll.

Die Zitate Rothfelds sind sämtlich der englischen Übersetzung in der 2. Aufl. von Whinfelds Ausgabe entnommen, von der er mit Recht sagt, daß sie keinem, der sich für die Verse Khayyāms interessiert, entbehrlich ist. Bekanntlich ist diese Übersetzung eine poetische. Sie ahmt, soweit das möglich ist, die Form des persischen Rubāī mit seinen drei Reimen nach. Die von Rothfeld ausgelesenen Zitate wirken, da, wo sie stehen, dichterisch angenehm. Natürlich aber kann es bei aller Genauigkeit und wissenschaftlichen Gründlichkeit Whinfields nicht ausbleiben, daß doch mitunter der Sinn eines englischen Verses von dem persischen Original abweicht. Daß Rothfeld nicht den persischen Text herangezogen hat, verschiebt gelegentlich die Wiederspiegelung des Originals in seiner Darstellung, so beispielsweise in W. 233 (S. 61). Die in dem Vorwort verheißene Erklärung der Bedeutung der Vierzeiler erhebt sich demnach nicht über das was schon vordem vielfach darüber geschrieben worden ist. Das eigentlich Philosophische tritt in ihm zurück.

Zusammenfassend kann im Übrigen über das kleine Werk Rothfelds gesagt werden, daß es unter Verzicht auf eigene Forschung und wissenschaftliche Vertiefung besonders in seinem historischen Teil viel Wissenswertes über Islam und Persertum zusammenstellt. Die Form der Darstellung ist durchweg eine klare und sehr gefällige. In der englischen Leserwelt werden Viele dadurch zu einer näheren Kenntnis und höheren Einschätzung des persischen Dichterphilosophen geführt werden.

Sarre, Friedrich: Die Kunst des alten Persien. Mit 152 Tafeln und 19 Textabb. Berlin: Bruno Cassirer. (IX, 152 S.) gr. 8°. = Die Kunst des Ostens. Bd. 5. Rm. 12 —. Bespr. von Ernst Diez, Wien.

Dieser Band der dankenswerten Cassirerschen Serie „Die Kunst des Ostens" bot Gelegenheit das gesamte bis heute verarbeitete Material der „altpersischen" Kunst, die mit den Achämeniden beginnt und mit dem Einbruch des Islam endet zusammenfassend darzustellen. Er hätte kaum in bessere Hände gelegt werden können als in die Sarres, der einen großen Teil der in Betracht kommenden Baudenkmäler persönlich kennt und mit der gesamten „angewandten" Kunst als Musealist und Sammler auf vertrautem Fuß steht. Waren ja doch die Stoffmuster von Tâq-i-Bustân eines seiner ersten Forschungsziele, das ihm vor etwa drei Jahrzehnten zum ersten Male nach Persien führte.

Sarre hat sich denn auch dieser, ihm sichtlich angenehmen Arbeit mit großer Umsicht, Sachlichkeit und Kennerschaft entledigt. So gern aber auch die paar Fachleute, die für dieses, wie für alle anderen Gebiete der orientalischen Kunst existieren, das Buch stets wieder in die Hand nehmen werden, um da und dort die Meinung ihres geschätzten Kollegen zu vernehmen, ist es doch nicht für diese „oberen Zehn" sondern für jene „Zehntausend" bestimmt, die diese große heute vielleicht schon doppelt so hohe Auflage gefordert und gewährleistet haben. Der Kritiker muß demnach das Buch, soll er ihm einigermaßen objektiv gerecht werden, von diesem Gesichtswinkel aus prüfen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß z. B. auch die immerhin große Schar der Orientalisten in diesem Fall nicht zu den Zehn sondern zu den Zehntausend gehören — —. Bei dieser Einstellung auf das Buch läßt nun allerdings die Auswahl der Abbildungen einiges zu wünschen übrig. Hier hätten Bauten von so eminenter Wichtigkeit, wie die Sasanidenschlösser Fîrûzâbâd und Sarvistân im Fars, und der Tâq Eiwân im Kerkatale nicht wegbleiben dürfen. Die Grundrisse und eine dem Ornament zuliebe gebrachte Detailansicht genügen nicht, um selbst dem gelehrten „Laien" eine Vorstellung dieser entwicklungsgeschichtlich wie kulturhistorisch so wichtigen Wölbebauten zu geben. Hier hätte der Mangel an eigenen Aufnahmen kein Hindernis sein brauchen und auf Dieulafoys gute Lichtdrucke zurückgegriffen werden können. Auch von Qasr-i-Shirin und anderen Ruinen in den Zagrosbergen, wie Häzar dâr mit den einzigartigen sasanidischen Wandmalereien hätten Ansichten gebracht werden müssen, weil diese Ruinen und ihre Grundrisse das Gesamtbild von der sasanidischen Kunst modifizieren und bereichern. Ebenso hätten Gesamtansichten von Kengawer, Nimrud Dagh und besonders von Hatra (dessen Detailansichten nicht genügen) eine richtigere Vorstellung von der Totalität der persischen Kunst bei jenen vermittelt, welchen die großen, einschlägigen Tafelwerke unzugäng-

lich sind und die auch keine Zeit haben, die Spezialliteratur zu studieren. Das hätte ein Dutzend Tafeln mehr erfordert, die man bei Weglassung einiger Gegenstände der Kleinkunst leicht hätte unterbringen können. Selbst für die Fachleute wäre eine solche beinahe erschöpfende Zusammenstellung aller Bauten von großem zeitsparenden Wert. Dagegen ist ja an eine Erschöpfung der Kleinkunst ohnedies nicht zu denken, so daß ein geringes Mehr oder Weniger nichts verschlüge. Vielleicht erfreuen uns also Autor und Verlag noch mit einer modifizierten, vermehrten Neuauflage. Dann würde das gute Buch auch den „Wenigen" ein unentbehrlicher Freund werden.

Negelein, Julius v.: Weltanschauung des indogermanischen Asiens. Erlangen: Palm & Enke 1924. (VIII, 186 S.) 8° = Veröffentlichungen des Indogermanischen Seminars der Universität Erlangen. Band I Bespr. von O. Stein, Prag.

Es ist eine der vielen Erscheinungen der nach dem Kriege hervortretenden Versuche, die Grundlagen, Arbeitsweise und Ziele der geisteswissenschaftlichen Disziplinen in neue Bahnen zu lenken, daß gesicherte und bewährte Grundsätze über den Haufen geworfen werden, wenn es unbequem ist, nach ihnen zu arbeiten. Der Schrei nach der Synthese, die Verachtung gegenüber der Kleinarbeit entspringen nicht immer ideellen Motiven; oft sind sie nur Ausfluß des Willens, ohne gründliches Quellenstudium Bücher schreiben zu können. Damit soll nicht der Ruf, den eigentlichen Wert der Wissenschaften historisch-philologischen Charakters auf das entsprechende Maß zu bringen, als unberechtigt bezeichnet werden; vielmehr ist solchen Versuchen ein philosophisches Interesse gemeinsam, die die Frage nach dem Wesen einer Kultur erheben, die sie durch die Äußerungen des Denkens einer Gruppe zu einer bestimmten Periode zu beantworten suchen.

Auch auf dem Gebiete der Kulturgeschichte Asiens, darunter des ferneren Ostens traten solche Untersuchungen hervor[1]). Zu den Schriften, die sich auf die Indogermanen Asiens beziehen, tritt von Negeleins „Weltanschauung" mit dem Vorsatz „Die Erscheinungsformen des religiösen und kulturellen Lebens in eine Kette psychologischer Momente aufzulösen, die der Gesetzmäßigkeit menschlicher Geistesentwicklung entsprechen" und in der Überzeugung, daß der Zweck alles philologischen Forschens ist, „auf der Grundlage der Urkunden des Altertums das Seelenleben von deren Autoren und ihrer Ära gestaltend zu neuem Leben zu erwecken". Auf einer eingehenden unmittelbaren Kenntnis der indogermanischen Quellen entwickelt v. Negelein die religiösen Vorstellungen, die wegen ihrer beherrschenden Stellung im Geistesleben des Inders mit Recht zum Richtpunkt genommen wurden. Ihre Verknüpfung mit dem Leben bis in seine letzten Äußerungen ist ja wohl der große Unterschied, der zwischen dem Religiösen des Westens und dem Asiens besteht und die Einfühlung so erschwert. Und doch ist bei keinem anderen Volke, schon gar nicht bei einem anderen indogerm. Volke, die Religion das Zentrum geworden, von dem alle Wissenschaften ausgegangen sind (z. B. die Mathematik, Astronomie); sie hat die soziale Schichtung versteinert; und darum scheint es nicht ganz richtig zu sein, wenn man von einer Weltanschauung des indogermanischen Asiens spricht. Es gibt wohl eine indische, aber keine indogerm. Weltanschauung in Asien; daß sich dieses oder jenes Detail in allen Ecken der bekannt gewordenen Erde findet, daß dieselbe kulturelle Eigenheit bei Naturvölkern und im Aberglauben des heutigen Ostpreußen auftritt, daß Babylonien und Ägypten Analogien bieten, beweist die Natürlichkeit dieses Instituts. Man braucht sich nur eine von der arischen Periode abstrahierende Nebeneinanderstellung indischen und altpersischen Lebens zu vergegenwärtigen, um die Reduzierung des indogerm. Asien auf Indien einzusehen.

Durch diese Bemerkungen, die doch mehr dem Titel gelten könnten, wird in keiner Weise das Geleistete berührt; mit einer staunenswerten Belesenheit ist hier ein Abriß der vergleichenden Kulturgeschichte geliefert, der die größte Beachtung finden wird; denn hier ist ein Material verarbeitet, das, nach den eigenen Worten des Verf., eine vieljährige, ernste Arbeit voraussetzt, das aber zugleich in eine Synthese hohen Stils gebracht wurde. Allerdings haftet dieser Verbindung von Darstellung und Belegen der äußere Fehler an, daß die erstere durch 146 Anmerkungen auf 148 Seiten am Ende der 28 Textseiten zu lange unterbrochen wird; dabei ist manche Anmerkung eine kleine wertvolle Abhandlung für sich; (zuzugeben ist, daß die Entstehung der Schrift aus einem Vortrag die Schuld haben dürfte). In einer zweiten Auflage werden sich die Belege leicht in den Text verarbeiten lassen; einer solchen, vielleicht einerseits für das Indische konzentrierten, nach der anderen Seite bezüglich Analogien erweiterten Auflage

---

1) Verwiesen sei etwa auf: W. Haas, die Seele des Orients; oder: die Gedankenwelt des Orients. Lebensweisheit und Weltanschauung der Dichter und Denker des fernen Ostens. Berlin 1916. — B. K. Sarkar, die Weltanschauug des Inders, Leipzig 1923; K. With, der ostasiatische Mensch, seine Kunst und Weltanschauung: die Dioskuren II, 1923, S. 1—43; ein neues Unternehmen kündet soeben die ersten Publikationen an: Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen, München, G. Müller.



darf man wohl entgegensehen, denn es wäre zu bedauern, wenn man v. Negelein auf diesem von ihm so glänzend bearbeiteten Gebiete nicht wieder begegnen sollte.

Lorimer, D. L. R.: **The Phonology of the Bakhtiari, Badakhshani, and Madaglashti Dialects of modern Persian with Vocabularies.** London: Royal Asiatic Society 1922. (XI, 205 S.) 8°. = Prize Publication Fund Vol. VI. Bespr. von Karl **Hadank**, Berlin-Friedrichshagen.

Von den drei neuiranischen Dialekten des Buches war bisher das zum Lurischen gehörende Baχtiārī durch Arbeiten älterer Forscher wenigstens einigermaßen bekannt. Eine Vermehrung des mundartlichen Materiales blieb gleichwohl erwünscht. Lorimer verdankt den Sprachstoff mehreren Leuten aus verschiedenen Abteilungen der Häftläng-Baχtiaren, und zwar solchen, die sich geistig über die Masse erhoben. Leider erfahren wir aus dem Buche nicht, ob der Verfasser sie in ihrem eigenen Lande aufgesucht hat. Dem Baχtiârî ist mit Recht mehr Raum gewidmet als den beiden anderen Dialekten zusammengenommen. Besonders willkommen ist ein Baχtiārī-Vokabular von 24 Seiten; wir lernen damit den Wortschatz dieser Sprache viel besser kennen.

Im Gegensatz zum I. Hauptteil bietet der Verfasser im II. nicht nur Lautlehre, sondern auch Formenlehre und Syntax. Das Badaχšānī und das Madaglaštī werden in den grammatischen Abschnitten gemeinsam abgehandelt, dagegen in den beiden kleinen Texten und im Vokabular getrennt. Beide gehören noch heute eng zusammen, nachdem sie früher einmal eine Einheit gebildet hatten. Die Provinz Badaχšān liegt im nordöstlichen Winkel Afγānistāns; und Madaglašt ist eine kleine Sprachinsel mitten in Čitrāl, in neuerer Zeit gegründet von Auswanderern aus Zībāk in Badaχšān. Je zwei Vertreter der betreffenden Mundarten haben Lorimer als Gewährsmänner gedient. Weil ihm nur wenig Zeit zur Verfügung stand, ist die Zuverlässigkeit seiner Aufzeichnungen nicht über jeden Zweifel erhaben, wie er selbst eingesteht. Die beiden Mundarten verdienen kein besonderes Interesse, weil sie, wie Lorimer bemerkt, aus dem klassischen Schriftpersisch hervorgegangen sind, ohne daß sie bisher einem solchen Zerfall ausgesetzt gewesen wären wie das Lurische. Das Badaχšānī scheint in der Entwickelung weiter zurückgeblieben zu sein als das abgeleitete Madaglaštī.

Für die Erweiterung unseres sprachlichen Gesichtskreises schulden wir dem Verfasser Dank. Leider läßt die ganz einseitige Art der Darbietung des Baχtiārī-Sprachstoffes keine volle Freude über die Gabe aufkommen. Die Beobachtung der natürlichen Reihenfolge bei der Erledigung der verschiedenen Forschungsaufgaben gebot zunächst die Veröffentlichung von Sprachmustern. Und gerade diese Arbeit war bei der ungünstigen Lage, in der sich Lorimer in Gilgit wegen seiner weiten Entfernung von den Mittelpunkten der Wissenschaft befand, erst recht die gegebene, im Grunde genommen die einzig mögliche; sie ließ sich auch im Himalaja-Gebiet ohne einen umfangreichen Apparat wissenschaftlicher Hilfsmittel ausführen. Statt dessen beginnt Lorimer mit der Lautlehre. Das Baχtiārī wird, in lauter Einzelwörter zerhackt, vorgeführt. Die mannigfachen wichtigen Funktionen des Satzes in der Sprache, seine entscheidende Bedeutung für ihre grammatische Erfassung sollen also nicht zur Geltung kommen; wenigstens mutet Lorimer dem Leser den Verzicht auf diese Haupt-Erkenntnismittel zu. Dabei kann man nicht einmal für die Lautlehre des Satzes entraten. Noch besser als Einzelsätze wären freilich zusammenhängende Erzählungen gewesen. Lorimer darf nicht etwa die Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen, daß er sich solche nicht habe beschaffen können. Im Gegenteil! Er verfügt, wie er S. XI und 9 selbst angibt, über sehr viele; ja er hat aus dem Baχtiārī bereits 28 Erzählungen übersetzt und drei Jahre früher veröffentlicht[1]. Mit bloßen Übersetzungen ist freilich der Sprachforschung kaum gedient.

Das Zurückhalten von Texten aus wenig bekannten Sprachen und Mundarten — ein Verfahren, das bei Lorimer nachgerade zur Gewohnheit geworden ist — muß als ein Unrecht gegen die Wissenschaft bezeichnet werden. Die Fachgenossen werden mit Recht erwarten, daß ihnen der neuerschlossene Stoff, aus dem Lorimer seine Schlußfolgerungen zieht, überhaupt erst einmal vorgelegt wird, damit sie sich selbst ein Urteil bilden, Lorimers Aufstellungen nachprüfen und vielleicht an der Aufhellung sprachlicher Eigentümlichkeiten mitarbeiten können; denn er kann nicht verlangen, daß wir uns blindlings seiner Autorität unterwerfen und ihm alles aufs Wort glauben.

Die Folgen seiner verkehrten Politik — und sie sind nicht ausgeblieben — muß Lorimer auf sich nehmen.

Eine seiner Hauptaufgaben hat er in der sprachgeschichtlichen Herleitung der Wörter gesehen, öfter unter Bezugnahme auf Paul Horn (Grundriß d. np. Etymologie), Hermann Hübschmann (Persische Studien), Chr. Bartholomae (Altiran. Wb.) und den „Grundriß d. Iran. Phi-

---

1) Persian Tales written down for the first time in the original Kermānī and Bakhtiārī and translated. London 1919, Macmillan & Co. Limited, S. 197—346.

lologie“, deren Angaben und Behauptungen ihm ohne weiteres als Tatsachen gelten. Ein solcher Autoritätsglaube setzt ein Vertrauen zu der Arbeitsweise und Methode jener Iranisten voraus, das ich nicht teilen kann (wie ich hinsichtlich einiger der genannten Forscher in der III. [Nordwestiranischen] Abteilung der „Kurdisch-Persischen Forschungen“ Oskar Manns näher auseinandersetzen werde). Zur Erörterung sprachgeschichtlicher Fragen, deren Schwierigkeiten Lorimer offenbar erheblich unterschätzt, hätte gleichzeitig eine ganz andere Kenntnis der einschlägigen Literatur und der iranischen Sprachen und Mundarten gehört, als sie ihm in Gilgit erreichbar war. In den zwei bis drei Jahrzehnten, die seit dem Erscheinen der aufgezählten Handbücher verflossen sind, ist die Wissenschaft nicht auf demselben Fleck stehen geblieben. Eine empfindliche Lücke des Buches ist besonders die vollständige Übergehung der grundlegenden russischen Schriften, von denen die älteren auch schon in den deutschen Lehrbüchern viel zu kurz gekommen und teilweise mißverstanden worden waren.

Aus der Tatsache, daß dem Verfasser die Fachliteratur großenteils fremd ist, erklärt sich vielleicht schon zum Teil die sonderbare Art seiner Beurteilung älterer Forscher. Gleichwohl scheint hier auch noch Parteilichkeit im Spiel zu sein. Jedenfalls vermisse ich eine gerechte Würdigung der Leistungen Oskar Manns. George N. Curzon, der in Fragen iranischer Dialekte vollständig versagt und wegen seiner dürftigen Sprachkenntnisse auch in den ethnographischen Abschnitten seines Werkes „Persia and the Persian Question“ nur bedingt vertrauenswürdig ist, wird von Lorimer ganz besonders gerühmt. Dagegen genügt ihm (S. 8 u.) die vermeintliche Entdeckung eines zweimal wiederkehrenden Übersetzungsfehlers (angebliche Verwechselung der 2. und 3. P. Plur.) in der II. Abteilung der „Kurdisch-Persischen Forschungen“ zu einer abfälligen Bemerkung gegen O. Mann. Vielleicht wäre Lorimer mit seiner Polemik etwas weniger voreilig gewesen, wenn er O. Manns wichtige „Kurze Skizze der Lurdialekte“ (in den SBAW. 1904) gelesen hätte, deren Kenntnis man von jemandem, der über das Lurische schreibt, wohl erwarten darf. Dort hätte er S. 8 unter Nr. 10 folgende Bemerkung gefunden:

„B[aχtīārī] s für Np. sh.

Nur im Pron. pers. (und suffixum) der 3. Pers. Sing. und Plur. B[aχtīārī] ịsâ Np. ایشان (im B. wie auch das M.[amassānī] îshâ als Anrede im Sinne von Np. شما gebraucht).“

Diesen Sprachgebrauch veranschaulicht ein Satz S. 13 Mitte. Dementsprechend werden in der Tabelle S. 11 u. von O. Mann M [amassānī] îshâ und B[aχtīārī] îsâ als 2. P. Plur. aufgeführt, unter dem ausdrücklichen Hinweise, daß das fehlende Pron. pers. der 3. P. durch die Demonstrativa ersetzt werde. Bekanntlich ist auch die deutsche Anrede „Sie“ ursprünglich 3 P. Plur.[1].

Lorimer hätte vor allem hervorheben sollen, daß wir O. Mann die Aufhellung der sprachlichen Stellung des Lurī verdanken, hinsichtlich deren man früher ganz im Dunklen tappte (s. die verfehlten Ansichten Albert Socins im „Grundriß d. iran. Philologie“ I, 2 S. 249, und Wilhelm Geigers, ebenda S. 420). Die Aufklärung, die O. Mann im Jahre 1904 über die Verwandtschaftsbeziehungen des Lurischen zu den Fārs-Dialekten gegeben hat, sind auch heute noch ungleich förderlicher als alle in anderen Richtungen liegenden Vergleiche Lorimers vom Jahre 1922. Da der Verfasser nicht einmal die wichtigste aller Schriften zur Grammatik des Lurischen gelesen hat, ist est kein Wunder, daß ihm kleinere, weniger bedeutende Beiträge zum Thema, wie sie z. B. Edward Stack, Edward G. Browne, Hugo Grothe u. a. geliefert haben, ebenfalls unbekannt geblieben sind.

Hin und wieder hat Lorimer „kurdische“ Wörter zum Vergleich angeführt. Ein bestimmtes Einzelwort allgemein als „kurdisch“ zu bezeichnen, ist ohne nähere Spezialisierung der Dialekte meist unzweckmäßig, wegen ihrer Mannigfaltigkeit mitunter sogar falsch. Bei einer Reihe gleichartiger Fälle, bei denen ganz auffällig kurdischer Einschlag im Baχtīārī vorliegt, hat ihn Lorimer nicht erkannt (S. 66 u. — 67 o.: Baχtīārī w, v = np. — m —); s. aber O. Mann, „Kurze Skizze der Lurdialekte“ S. 8, der auch in diesem Punkte dem Engländer voraus ist.

Es bleibt also dabei, daß O. Mann die bahnbrechende Arbeit für das Lurische im ganzen und für das Baχtīārī im besonderen geleistet hat.

Auch Lorimer verwendet, wie seine deutschen Vorbilder, den irreführenden Ausdruck „Gabrī“. Einen gemeinsamen Dialekt der persischen „Feueranbeter“ gibt es nicht, wie ich im 1. Bande der III. Abt. der „Kurdisch-Persischen Forschungen“ im einzelnen nachweisen werde.

„šī k.“ (S. 72) heißt nicht allgemein „to marry“, sondern speziell „to accept as husband“, weil es nur von Frauen gesagt werden kann.

1) Zu der zweiten Polemik Lorimers gegen O. Mann (S. 52) wäre auf des letzteren „Kurze Skizze der Lurdialekte“, S. 2 Anm. 1, zu verweisen. Ich enthalte mich in dieser Frage des Urteils.



Etwas unpraktisch ist das Umschrift-System Lorimers. S. 13 lesen wir: „ā ist wie in father" [d. i. mit langem a!]. Dagegen S. 20 heißt es: „Ein zu beachtender Punkt ist der, daß meine Langzeichen tatsächlich Qualität, und nicht Länge darstellen". Also wird die Verwirrung noch gesteigert durch die ganz unnötige Abweichung von der üblichen Art, nach welcher der Horizontalstrich bei der Angabe der Quantität als Längezeichen dient. Tatsächlich deckt sich Lorimers Praxis bei der Setzung des Querstriches merkwürdig gut mit Fällen, in denen nach O. Mann Vokallänge vorliegt.

Trotz aller Ausstellungen muß anerkannt werden, daß überhaupt eine in gewissen Grenzen brauchbare Arbeit geliefert ist. Das Urteil über das Buch lautet günstiger, wenn man es nicht nur von der Wissenschaft und ihren Bedürfnissen her, sondern auch von der Lage des Verfassers aus ansieht. Er hat als englischer Major während seines Kolonialdienstes die Gelegenheit zu Dialektstudien wahrgenommen unter Umständen, unter denen andere Offiziere nur an ihre persönliche Bequemlichkeit denken; und er hat dabei für die Wissenschaft Material zu sammeln gesucht, das vielleicht sonst noch lange unbeachtet geblieben wäre.

A. **Springett,** Bernard H.: **Zoroaster,** the great Teacher. London: W. Rider & Son 1923. (73 S.) 8°.

B. **Eberhardt,** Paul: **Das Rufen des Zarathushtra** (die Gathas des Awesta). Ein Versuch ihren Sinn zu geben. 5. und 6. Tausend. Jena: E. Diederichs 1924. (81 S.) 8°. Rm. 2 —; geb. 3 —.

C. **Bartholomae,** Chr.: **Zarathuštra's Leben und Lehre.** Akademische Rede [Heidelberg, 22. November 1918]. Heidelberg: Winter 1924. (19 S.) 8° = Kultur und Sprache Bd. 4. Rm. —.80.

D. **Avesta,** die heiligen Bücher der Parsen, übersetzt auf der Grundlage von Bartholomaes Altiranischem Wörterbuch v. Fritz **Wolff.** Unveränderter Nachdruck. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1924. (XI, 460 S.). 8°. Rm. 12 —; geb. 15 —. Bespr. von Wolfgang Lentz, Berlin.

A. Das Werkchen ist ein etwas anspruchsloser Versuch, Ergebnisse von Vorgängern, die im Vorwort genannt werden, einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Die ersten sechs Kapitel erzählen allerlei aus der Tradition über Zoroasters Leben. Dabei erfahren wir von einer Religionsgemeinschaft in Balham, Crowdon, den Faithists, die in ihrem heiligen Buch auch von Zoroaster wissen. Sie unterscheiden Ahura Mazda und Ormazd (!) ähnlich wie heutzutage „higher criticism" zwischen Gott oder Elohim und Jehovah unterscheide! Kapitel 7 und 8 schildern die Lehre in christlicher Färbung. Aus den zehn christlichen Geboten sind 13 zoroastrische (S. 50 f.) geworden. Kap. 9 enthält Übersetzungsproben von Moulton, West und Darmsteter.

B. S. 1—68 Dichtungen über die siebzehn Ghāthās, S. 69—81 Nachwort.

Das zuerst 1913 erschienene Buch ist, soviel ich sehe, von philologischer Seite noch nicht besprochen worden. Es gehört zu den Werken, die leicht und schwer zu rezensieren sind. Leicht vor Fachleuten und allen wissenschaftlich Interessierten. Schwer vor dem großen Publikum, das diese Bücher kauft (fünftes bis sechstes Tausend!). Denn es teilt vielfach mit dem Vf. die naive Ansicht, als befasse sich die „Wissenschaft als solche" (S. 78) nur mit dem „grammatikalen Verhältnis der Wörter" und dem wörtlichen Sinn der Texte. Er bringt dagegen die kongeniale Einfühlung. Er fühlt, wenn Zarathustra „Rind" sagt, meine er „Erde". Also „übersetzt" er „Rind" mit „Erde".

Wir glauben, daß auch der Laie mehr erfahren will, als was für Empfindungen Eberhardt beim Studium von Awestaübersetzungen (vgl. S. 77 f.) hat.

Eberhardt hat sich auch in die Upaniṣads eingefühlt unter dem Titel „Der Weisheit letzter Schluß". Jena: E. Diederichs 1912, vgl. J. Hertel im Literarischen Zentralblatt Bd. 67. 1916, Sp. 1242 f.

C. Der Vortrag ist zuerst 1919 als Heidelberger Universitätsschrift gedruckt worden und enthält Bartholomaes Auffassung des ghāthischen Zarathustra. An Rezensionen ist mir bisher bekannt geworden die von John A. Maynard im Journal of the Society of Oriental Research Bd. 9 Nr. 2, 1925, S. 198 f. Der Verf. unterrichtet zunächst kurz über die Quellen. Die Frage nach der Heimat des Awesta wird dahin beantwortet: Zoroaster ist Nordwestiranier und später nach Ostiran geflohen; dort ist das Awesta entstanden. In Zoroasters Lehre unterscheidet B. die mazdische, die dualistische und die volkswirtschaftliche Stufe. Die beiden ersten fallen noch in seine nordwestiranische Zeit. Zum Schluß spricht B. über Zoroasters Vorstellungen von den letzten Dingen.

Ein Stück unverdrossener Gelehrtenarbeit ist hier kurz, klar und in allgemeinverständlicher Form wiedergegeben. Eine Stellungnahme zu den religionswissenschaftlichen Anschauungen sowie zu Einzelheiten würde über den Rahmen einer Anzeige hinausgehen. Ich erlaube mir daher nur einige Hinweise, die m. E. von allgemeinem Interesse sind.

An der Übersetzung Predigt (Verspredigt) für Ghāthā nahm Caland schon Museum Bd. 13, Leiden 1906, Sp. 419—20 Anstoß. Es ist Lied, Hymnus (vgl. Bartholomae, Altiran. Wörterb. 519). Dadurch gewinnen wir gleich die Zusammenstellung mit den vedischen Hymnen, deren Ähn-

lichkeit in der Ausdrucksweise auf der Hand liegt. Man sollte deshalb die Verstandesmäßigkeit der zarathustrischen Lehre nicht so stark betonen. Wie der vedische Sänger bald diese, bald jene Gottheit, bald ihre eine, bald die andere Eigenschaft preist, tritt für Zoroaster bald der „uranfängliche Gegensatz" von Gut und Böse, bald der über allem schwebende höchste Gott in den Vordergrund. Die Omurtospontos sind bald Abstraktionen guter Eigenschaften, ausführende Organe des Weisen Herrn, bald Eigenschaften des Wahrhaftigen, bald schimmert die alte Bedeutung der Elemente noch durch; s. Andreas bei Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen, 2. Aufl. 1920, S. 91. Zu dürr begrifflicher Formulierung ist Zoroaster viel zu sehr religiös begeistert, dichterisch, naturhaft, taten- und kampfesfroh. Daraus scheint sich mir auch der schwung- und sprunghafte Stil seiner Lieder zu erklären. Da wir in Bezug auf unsre Kenntnis der Sprache und Schreibweise des Awesta noch in den Anfängen stehen, können wir freilich ihre dichterische Schönheit mehr ahnen als wirklich erfassen.

Die Frage nach Heimat und Zeit Zarathustras hat eine ganze Literatur hervorgerufen; ältere s. Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch 1904, 1675 f.; dazu Zum altiran. Wb. 1906 (Beiheft zu Indog. Forschungen Bd. 19), S. 16 ff., neuere H. Reichelt, Iranisch in Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg, Heidelberg: Winter 1924, S. 282. 286 f. J. Wackernagel bei Tedesco, Zeitschrift für Indologie und Iranistik Bd. 2, 1923, S. 54 A. 1. P. Tedesco, Monde Oriental Bd. 15, 1923, S. 255—57. E. Lehmann im „Lehrbuch der Religionsgeschichte", begr. v. Chantepie de la Saussaye, 4. Aufl. hrsg. v. A. Bertholet u. E. Lehmann. Tübingen: Mohr 1925, Bd. 2, S. 203—207. Durch J. Hertel, Die Zeit Zoroasters 1924 (Indoiran. Quellen und Forschungen H. 1) wurde die längst erledigt geglaubte alte Identifizierung des awestischen Fürsten Vištāspa mit Hystaspes, dem Vater des Darius, von Neuem aufgebracht. Dagegen hat mit Recht C. Clemen in einem Aufsatz Die Zeit Zarathuštrōs in der Ztschr. f. Missionskunde und Religionswissenschaft, 40. Jg. H. 2, 1925, S. 45—56 Stellung genommen. Dort auch die ältere Literatur über diese Frage und die Rezensionen des Hertelschen Buches; vgl. noch die Besprechung im Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution 1924, S. 585 f. A. Meillet befaßt sich u. a. mit der Zeit Zoroasters in seinen Trois conférences sur les Gāthā de l'Avesta, faites à Upsal pour la fondation Olaus Petri. Annales du Musée Guimet, Bibliothèque de Vulgarisation Bd. 44. Paris 1925.

Uns erscheint es verständlich, wenn nicht selbstverständlich, daß man zur Arsakidenzeit bemüht war, den Geburtsort des Religionsstifters mit dem Schwerpunkt des Reiches in Verbindung zu bringen. Daher das einmütige Zeugnis der Tradition für Zoroasters nordwestiranische Herkunft. Da in der Tat Sprache und Geographie des Awesta nach dem Osten weisen (S. 8—9), so hat einstweilen die alte Anschauung am meisten für sich, daß auch Zoroaster Ostiranier, vielleicht Baktrier gewesen sei. Seine Lebenszeit dürfte nicht später als 1000 v. Chr. liegen.

D. Die erste Auflage des Werkes ist besprochen worden von Meillet in der Revue critique 1911, I, 143 f., Hoffmann-Kutschke im Literarischen Zentralblatt 1911, 364—66, W. Geiger in der Deutschen Literaturzeitung 1912, I, 1181—83, W. Schultz im Mitra Bd. 1, 1914, 124; vgl. ebenda Sp. 202, 1914; Sp. 333, 1920.

Zu gleicher Zeit mit dem Neudruck erschien der erste Band der Geldnerschen Ṛgvedaübersetzung, das Dokument eines gewaltigen Fortschritts. Von der Arbeit Wolffs sagte Meillet vor vierzehn Jahren, sie bringe „nichts Neues". Eine unveränderte Neuausgabe könnte nun den Eindruck erwecken, als sei hier alle Arbeit schon getan. Demgegenüber hat zuletzt H. Reichelt in seinem oben zitierten Beitrag zur Streitberg-festschrift S. 276 ff. 287 ff. ausgesprochen, wie not uns eine völlige Neuarbeit auf Andreas scher Grundlage tut. H. Lommel hat mit seinen ausgezeichneten Untersuchungen über die Metrik des jüngeren Awesta (Einleitung und T. I in der Zeitschr. f. Indologie und Iranistik Bd. 1, 1922. S. 185 ff.) den dankenswerten Anfang gemacht.

Eine Mitarbeit der sachlich oder sprachlich interessierten Nichtiranisten wird erst möglich werden, wenn Übersetzungen auf Grund einer graphischen, grammatischen und metrischen Analyse der Texte vorliegen.

Irani, D. J.: The Divine Songs of Zarathushtra. With an introduction by Rabindranath Tagore. London: George Allen u. Unwin 1924. (79 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Wir erfahren nur von dem Verleger und zwar aus seiner Anzeige auf dem Umschlag, daß das Buch für „the ordinary reader" bestimmt ist. Es enthält von den Gathas Zoroasters 120 Verse in englischer Sprache. So viel ich weiß, kann Herr Irani kein Awesta, so daß er vermutlich nur Übersetzungen benutzt hat. Von philologischem Wert kann also nicht die Rede sein. Die Übertragung ist sprachlich gut und geistvoll abgefaßt, und so erfüllt das Buch dem Laien gegenüber seine Aufgabe. Die Reihenfolge der Verse, denen die Originalbezifferung fehlt, entspricht nicht immer der des Textes. — In der Einleitung (S. 5—14) gibt Rabindranath Tagore in einer klaren Darstellung ein wahres Bild der zoroastrischen Religion in ihren Hauptpunkten. — Den Schluß des Buches bildet ein Anhang (S. 77—79) über „the elements of his (Zoroaster's) theology", worin die

sechs Attribute des Ahura Mazda erklärt werden. Der Verleger hat das Buch gut ausgestattet.

Schmidt, Richard: **Buddhas Leben**, Asvaghosa's Buddhacaritam. Ein altindisches Heldengedicht des ersten Jahrhunderts n. Chr. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen. Hannover: H. Lafaire 1923. (126 S.) 4°. Rm. 6.—. Bespr. von E. **Waldschmidt**, Berlin.

Aśvaghoṣas Buddhacarita ist zuerst aus der im Jahre 1883 durch Beal erfolgten Übertragung der chinesischen Übersetzung ins Englische bekannt geworden. 1893 hat Cowell den Sanskṛttext, 1894 eine Übersetzung des Werkes herausgegeben. Die chinesische Übersetzung läßt vermuten, daß das Original 28 Gesänge gezählt hat, der Sanskṛttext ist aber als Torso auf uns gekommen; nur 17 Gesänge sind erhalten, und auch von diesen sind die letzten vier schlechtes Machwerk eines gewissen Amṛtānanda aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der Wortlaut ist in üblem Zustand überliefert und hat zu manchen Verbesserungsvorschlägen Anlaß gegeben. Auf die Ausgabe folgten Aufsätze von Leumann (1893, 1896), Kielhorn (1894), Speyer (1895), Windisch (1895, 1908), Lüders (1896), Kern u. Böhtlingk (1894), Finot (1898), Hopkins (1901), Hultsch (1918), Gawronski, Capeller (1922). Eine Übersetzung ins Italienische hat mit einer Textkritik 1912 Formichi gegeben, neuere Ausgaben besorgten Nandargikar und Joklekar. Außerdem hat Else Wohlgemuth 1916 „über die chinesische Version von Aśvaghoṣas Buddhacarita" gehandelt und eine Übersetzung der beiden ersten Kapitel gegeben.

In Aśvaghoṣas Mahākāvya haben wir nach Winternitz „zum erstenmal ein eigentliches Buddha-Epos, von einem wahren Dichter geschaffen — einem Dichter, der . . . . . das Leben und die Lehre des Meisters in edler, kunstvoller, aber nicht gekünstelter Sprache darzustellen weiß." — Ein „Heldengedicht" kann man nun das Buddhacarita eigentlich nicht nennen, und darüber, ob Schmidt berechtigt war, von einer „ersten" Übertragung ins Deutsche zu reden, ließe sich streiten, da 1922 bei Diederichs in Jena „Buddhas Wandel (Aśvaghoṣas Buddhacarita) frei übertragen von Carl Capeller" erschienen ist. Capeller läßt in seiner Übertragung die Ergänzungen Amṛtānandas fort und scheint mir damit richtig gehandelt zu haben. Wenn man jemandem die „dichterische Künstlerschaft" (Schmidt) Aśvaghoṣas nahe bringen will, muß man auf die Wiedergabe derartig unerfreulicher Hinzufügungen eines Unberufenen verzichten. Schmidt hat dies nicht getan, auch fehlt im Text der Übersetzung ein nochmaliger gebührender Hinweis auf das Einsetzen der Ergänzungen. Als Versuch, dem Leser Aśvaghoṣas Werk nahe zu bringen, ist Schmidts Arbeit schätzenswert und wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Es wirkt aber abstoßend und ist geeignet, eine falsche Vorstellung von den Fähigkeiten Aśvaghoṣas hervorzurufen, wenn man sich gelegentlich und, wie ich annehmen möchte, manchmal vergebens, bemühen muß, einigen Sinn in gewisse Verse der Übersetzung hineinzubringen. Schmidt befand sich in der bösen Lage, alles Erhaltene übersetzen zu müssen, ohne mit den dazu erreichbaren Hilfsmitteln genügend vertraut sein zu können. So konnte von ihm auch die chinesische oder tibetische Übersetzung des Werkes nicht zum Vergleich herangezogen werden. Daß man in manchen Punkten weiter kommen könnte, möge ein Beispiel zeigen. Ich bemerke dabei sogleich, daß ich mit meinem Verbesserungsvorschlag keine vorbildliche Übersetzung erreiche, ich möchte nur den in den Versen ausgedrückten Gedanken deutlich wiedergeben. — (Aus dem ersten Gesang). Der Seher Asita hat sich in den Palast Śuddhodanas begeben, bekommt den Knaben gezeigt und betrachtet staunend die Körpermerkmale des zukünftigen Buddha. Plötzlich füllen sich seine Augen mit Tränen. Der Vater ist sehr bestürzt, glaubt, daß der Seher den baldigen Tod des Knaben vorausgesehen haben könne, und spricht u. a. folgende beiden Verse (Schmidt): Wird der Knabe langlebig sein, Erhabener? Er ist doch nicht etwa mir zum Kummer geboren? Mit Mühe habe ich eine Hand voll Wasser gefunden: es naht doch nicht etwa der Tod, sie zu trinken? (1,69) Ist der Schatz meiner Ruhmesfülle unvergänglich? Ist der Reichtum in der Hand meiner Familie gesichert? Werde ich beglückt ins Jenseits eingehen, der ich mit einem Auge wache, auch wenn mein Sohn schläft? (1,70)

Ich muß sagen, daß es mir schwer wird, an den Wasser trinkenden Tod zu glauben und mir den mit einem Auge wachenden König in diesen Zusammenhang zu denken. Der Text der beiden Verse lautet: api sthirāyur bhagavan kumāraḥ/kaccin na śokāya mama prasūtaḥ//labdhaḥ kathaṃcit salilāñjalir me/na khalv imam pātum upaiti kālaḥ//69// apy akṣayaṃ me yaśaso nidhānaṃ/kaccid dhruvo me kulahastasāraḥ//api prayāsyāmi sukhaṃ paratra/supte pi putre nimiṣaikacakṣuḥ//70//. In diesen Versen kommt m. E. nur ein Gedanke zum Ausdruck: die Sorge des Vaters, daß ihm der Stammhalter durch den Tod vorzeitig geraubt werden könnte. Ich möchte den Text mit folgenden, nicht ganz neuen, durch die chinesische Fassung z. T. gesicherten Verbesserungen lesen: 1. statt pātum yātum (auch durch das bald folgende kālo hi me yātum, [etwa: denn mein Tod ist nahe,

nicht: „denn meine Zeit ist da, zu gehen", zu übersetzen] wahrscheinlich gemacht), 2. kulaharṣasāraḥ für das unbefriedigende kulahastasāraḥ, 3. supto statt supte, — und übersetzen: Bleibt dem Knaben das Leben auch erhalten, Erhabener? Er ist doch nicht geboren, mir Kummer zu bereiten? Der Tod naht doch nicht, ihn hinwegzuraffen, nachdem ich kaum die Totenspende erlangt habe (d. h. mein Fortleben nach dem Tode durch die Spende des Sohnes gesichert werden kann)? (69). Ist das Gefäß, in welches mein Ruhm niedergelegt ist, unvergänglich (d. h. wiederum: wird mein Sohn leben bleiben)? Der Inbegriff der Freude der Familie von Bestand? Werde ich glücklich ins Jenseits eingehen, als einer, der, wenn er auch eingeschlafen (gestorben) ist, in (seinem) Sohne mit einem Auge wacht (fortlebt)? (70).

Eine ganz befriedigende Übersetzung des Buddhacarita ist uns in Schmidts Arbeit nicht gegeben; der Verf. selbst ist sich der Verbesserungsbedürftigkeit seiner Übertragung bewußt.

Hertel, Johannes: **Muṇḍaka-Upaniṣad**, kritische Ausgabe, mit Rodarneudruck der Erstausgabe (Text und Kommentare) und Einleitung. Leipzig: H. Haessel, 1924. (67 + LXVIII S.) 8°. = Indo-Iranische Quellen und Forschungen Heft III. Rm. 10—. Bespr. von F. Otto **Schrader**, Kiel.

In der Herausgabe der älteren Upaniṣaden sind wir merkwürdigerweise seit Böhtlingk nicht weitergekommen, obwohl inzwischen so wichtige Hilfsmittel wie Jacobs Concordance erschienen sind; eine allen Anforderungen entsprechende kritische Ausgabe gibt es immer noch von keinem dieser wichtigen Texte. Auch Hertels vorliegende Arbeit kann noch nicht als eine solche gelten Sie erfüllt die Aufgabe nicht, insofern sie von früheren Ausgaben die schlechteste, nämlich die editio princeps von Röer (Calcutta 1850), zugrunde legt und zum Vergleich nur drei nachweislich von ihr abhängige spätere Ausgaben heranzieht, keine südindische (obwohl doch Śaṅkara, dessen Text alle diese Ausgaben wiedergeben, Südinder war), auch keine Manuskripte vergleicht. Es hätte mindestens eine der Ausgaben (oder ein Manuskript) der Hundertundacht Upaniṣaden, die m. W. sämtlich von Röer unabhängig sind, herangezogen werden sollen. Freilich stammt diese Sammlung gleichfalls aus Śaṅkaras Schule, wie denn in der Tat die Muṇḍ.-Up. in anderer Überlieferung uns überhaupt nicht erhalten zu sein scheint; und so ist, falls nicht die Prüfung der MSS. doch noch einen von Śaṅkara unabhängigen Text zu Tage fördern sollte, H.'s Versäumnis kein sehr ernstes: es zeigt sich nur in unbedeutenden Varianten wie I, 1,4 *veditavye* der südind. Texte gegenüber dem fehlerhaften *veditavya* von Röer etc.; II, 1,2 *sabāhyā-* gegen *sa vāhyā-*; II, 1,3 *pṛthivī* gegen *pṛthvī*; III, 2,10 *juhvata ekarṣiṃ* gegen *juhvate ekarṣiṃ*; III, 2,11 *paramarṣibhyo* (so alle trotz *ekarṣiṃ*) gegen *paramarṣibhyo*.

Neben den genannten vier Ausgaben der Upaniṣad benutzt H. als textkritisches Hilfsmittel die in Śaṅkaras Kommentar zu den Brahmasūtras sich findenden zahlreichen Zitate aus der Muṇḍ.-Up. Der bloße Umstand, behauptet H. (S. 17, 20, 36 flg.), daß diese Zitate dieselbe korrupte Form zeigen wie der Text der Up. in dem Śaṅkara zugeschriebenen Kommentar zu derselben, sei ein hinreichender Beweis dafür, „daß der Kommentator der Brahmasūtren und der der Upaniṣad personengleich sind". Die Logik dieser Folgerung will mir nicht recht einleuchten. Ich finde aber auch nicht eine einzige Stelle, für die eines dieser Zitate etwas genützt hätte, da die Benutzung des Upaniṣad-Kommentars allein schon zur Berichtigung von Druckfehlern wie Röers *asmin* (gegenüber südind. *yasmin*) in II, 2,5 führen mußte.

Als hauptsächliches Hilfsmittel aber für die Textkritik unserer Up. hat H. die Metrik verwertet, was bei einem fast ausschließlich metrischen Text wie Muṇḍ.-Up. zwar selbstverständlich erscheint, jedoch insofern Anerkennung verdient, als Deussen den Eindruck erweckt hatte, daß in diesem Werk das Metrum eine quantité négligeable sei. In einer eingehenden, lehrreichen Untersuchung (S. 21—33), dem Wesentlichen einer noch ausführlicheren, aus buchhändlerischen Rücksichten nicht veröffentlichten, behandelt H. zuerst die Anuṣṭubh-, dann die Triṣṭubh-Strophen unserer Up. und kommt zu dem Ergebnis, daß wir es hier mit einer deutlichen Weiterentwickelung der vedischen Metrik zu tun haben und nirgends mit der von Deussen vermuteten wilden Rhythmik oder rhythmischen Prosa. Für die Silbenzahl der Triṣṭubh gewinnt H. die Regel, daß in der Muṇḍ.-Up. unabhängig von der Silbenzahl des Eingangsgliedes das Mittelglied dreisilbig ist, während bei fünfsilbigem Eingangsglied daneben in $^1/_{10}$ aller Fälle ein zweisilbiges Mittelglied von der Form ⏑ ⏑ vorkommt. Als weitere Regel findet H., daß in der Muṇḍ.-Up. die erste Silbe des zweisilbigen und die zweite Silbe des dreisilbigen Mittelgliedes gewöhnlich kurz ist.

Dreizehn Fälle wollen sich diesen Regeln nicht fügen. H. macht sie gefügig, indem er 1) überschüssige Silben durch „Verschleifung" beseitigt (*oṣadhayaḥ* > *oṣadhᵃyaḥ* > *oṣadhyaḥ*); 2) natura kurzen Vokal vor Konsonant + Liquida oder umgekehrt für metrisch kurz und 3) natura langen Vokal durch folgende Liquida für gekürzt erklärt; 4) Kurzvokal + Anusvāra



als (metrisch) kurzen Nasalvokal betrachtet; und endlich 5) in *purastād*, um kurzen Mittelvokal zu gewinnen, die Silbengrenze zwischen *s* und *t* legt; wobei er sich für 2 auf die vedische Metrik beruft (die natürlich auch für 1 herangezogen werden kann), für 4 auf die Präkritdichtung. Es sind nach H. also z. B. zu lesen: *(sa)gurum e(vā-)*; *paramam sām(yam)* mit metrischer Kürze des *aṃ*; *ekarṣim* mit kurzem *a*; *sūri(asya)* mit kurzem *u*; und sogar *(a)kṣaraṃ brah(ma)* mit metrisch kurzem *aṃ* und selbst (da *h* „ein sehr leichter Laut" ist) *agrāh(yam)* (I, 1,6a) mit drei Kürzen. Ähnlich werden im Vorderglied aus sechs Silben fünf, indem man z. B. *svasti vah pārāya* (II, 2,6b) und *sūryasya raśmibhir* (I, 2,6b) liest, im Schlußglied aus fünf Silben vier in *keśalomāni* (I, 1,7c) und *bhrājamāneṣu* (I, 2,5a). — Mir scheinen hier richtige, aber zu sehr verallgemeinerte Beobachtungen vorzuliegen: weder mit der Quantität noch mit der Silbenzahl wird es der Verfasser der Up. so genau genommen haben wie H., weshalb ich Konjekturen wie *purās-tād* (s. o.) für unberechtigt halte und auch z. B. das *ti* von *iti* in I, 2,6 nicht mit H. streichen würde.

Fast durchweg einleuchtend ist H.'s auf seine metrische Feinfühligkeit und außerordentliche Kenntnis des Handschriftenwesens sich stützende Streichung zahlreicher kleiner Zusätze als in den Text hineingeratener Glossen. Bedenklich ist mir nur die Behandlung von I, 2,1a *mantreṣu*; I, 2,6a *iti* (s. o.); II, 1,4d *pṛthivī*[1]; II, 2,2 *tad u vāṅmanaḥ tad etat satyam* (m. E. keine Glosse); II, 2,6 u. 11 (zu viele und kühne Änderungen).

Endlich ist das Metrum H. auch eine Stütze in seinem Versuch, aus dem Texte ganze Verskomplexe, zusammen über ein Drittel der Up., als unecht auszuscheiden. In den H. aus sachlichen Gründen als echt geltenden Teilen finden sich nämlich nur ganz wenige, in den von ihm ausgeschiedenen verhältnismäßig viele in das Wortinnere fallende Zäsuren.

Den Anlaß zu dieser Scheidung gab H. die, wie er nachträglich bemerkte, vor langer Zeit schon von Scherman gemachte Entdeckung eines Zusammenhanges unserer Up. mit dem ersten Skambha-Liede, X, 7 des Atharvaveda.

Dieses Lied ist nach H. geradezu die Quelle der Muṇḍ.-Up., insofern (was Scherman verborgen blieb) der beiden zugrundeliegende Hauptgedanke der ist, daß es über dem unpersönlichen *bráhman* noch einen dieses in sich befassenden persönlichen *puruṣa* als höchstes Prinzip gebe, dessen bloße Emanation wie die ganze Welt so auch das *bráhman* sei. Dieser höchste *puruṣa*, der *skambhá* „Stützer" des A.V.-Liedes, heißt in letzterem außer *pumān*, *puruṣa* auch *indra*, *ekarṣi*, *parameṣṭhin*, *prajāpati jyeṣṭha brāhmaṇa* (Neutr., vgl. 8,20 etc.: *brāhmaṇam mahad*) und viermal *jyeṣṭhá bráhman*, was nach H. wegen des Zusammenhanges (*yaḥ* . . . *tasmai* . . ., 32 etc.) trotz des Akzentes als Maskulinum verstanden werden muß, d. h. *bráhman* steht hier = *puruṣa*. Ein Mißverstehen dieser Gleichung war nach H. wahrscheinlich der Anlaß zu der ersten großen Interpolation in unserer Up., nämlich der des ganzen zweiten Khaṇḍa des zweiten Muṇḍaka, in dem die landläufige Upaniṣadlehre mit *bráhman* (Neutrum) = *ātman* (unpersönlich) als höchstem Prinzip vorgetragen wird. Der andere größere Einschub ist III, 1 mit Ausnahme der ersten drei Verse, die u. a. dadurch als echt sich bekunden, daß in 3 der *puruṣa* als *brahmayoni* erscheint; während die Unechtheit des Einschiebsels besonders deutlich am Ende hervortritt in der daselbst dem Ātman-Kenner verheißenen Erlangung aller seinen „Wünschen" entsprechenden „Welten" — ganz im Widerspruch zu dem unmittelbar darauf, im Anfang des nächsten Kapitels, gerade nur den „Wunschlosen" in Aussicht gestellten Hinausgelangen selbst über die höchste Welt (das *brahmadhāman*). Unzweifelhaft eingeschoben, u. zw. vermutlich aus Kāth.-Up., ist nach H. ferner noch III, 2,3 (Prädestination), wogegen er vier andere Stellen (I, 1, 1—2; 2, 1—2 u. 13; III, 2, 9) nur mit Vorbehalt als interpoliert bezeichnen möchte.

Ist diese Auffassung richtig? Zuzugeben ist zunächst, daß das Skambha-Lied wenn nicht als die, so doch als eine Hauptquelle der Up. gelten muß. In diesem Liede kommt das Bestreben zum Ausdruck, die brahmanische Orthodoxie zu übertrumpfen durch Aufstellung eines noch über dem *bráhman* stehenden höchsten Prinzips, dessen Überlegenheit in seiner Persönlichkeit zu bestehen scheint. Verwandt sind der Ucchiṣṭa-Hymnus (A.V. XI,7), wonach in dem „Rest", „des Vaters Vater", alle Götter, auch das *bráhman* und die zehn *viśvasṛjaḥ* wie an der Radnabe die Speichen usw. stecken (vgl. X, 7, 38: Stamm und Zweige), und der erste Kāla-Hymnus (A.V. XIX, 53), nach dem die „Zeit", der „Vater Prajāpatis", das *bráhman* in sich befaßt, als *bráhman* den *parameṣṭhin* trägt. Wir haben hier eine Reaktion gegen die materialistische Tendenz des *brahma-vāda*, deren Endergebnis die (auch von anderer Seite vorbereitete) Degradierung des *bráhman* zur *śakti* war. Der Fortschritt vom A.V. zur Up. ist darin zu sehen, daß der höchste *puruṣa* im Skambha-Lied noch als „höchstes *bráhman*" (*bráhma jyeṣṭhám*, 24; vgl. *mahad yakṣam*, 38)[1], in den betr. Stellen der Up. dagegen (von I, 1, 6 abgesehen) nur mehr mit maskulinen Namen bezeichnet wird; außerdem in der größeren Häufigkeit und Deutlichkeit, mit der in der Up. der *puruṣa* als über dem *bráhman* stehend erscheint (I, 1, 9; 2, 11; II, 1, 2; III, 1, 3; 2, 1 u. 6—8). Aber was beweist uns nun, daß diese durch das Skambha-Lied hervorgerufenen oder beeinflußten Teile der Up. ursprünglicher sind als die anderen? H. ist uns den Beweis schuldig geblieben, und tatsächlich ist er nicht zu erbringen, ja der Zusammenhang der von H. als echt bezeichneten Teile mit der Lehre vom *skambha* ist großenteils ganz unsicher, wie z. B. Muṇḍ.-Up. II, 1, 4 flg. durchaus nicht auf den von H. p. 47 zitierten Skambha-Strophen 32—34 beruhen muß, wahrscheinlich nicht beruht. Man kann mit Leichtigkeit den Spieß umdrehen und behaupten, das Skambha-Lied habe erst nachträglich die Up. beeinflußt, wie ja auch die Lehre vom *skambha* die vom *bráhman* zur Voraussetzung hat. Dann wird aus dem durch den plötzlichen Geschlechtswechsel überraschenden Vers I, 1, 9 ein späteres Anhängsel, durch welches das vorher beschriebene *akṣaram* = *bráhma* als

1) Statt des unentbehrlichen und durch Ṛgv. X, 90,14 gestützten *pṛthivī* möchte ich *sarva* oder *bhūta* tilgen (vgl. II, 1,9), außerdem in c für das mir verdächtige *viśvam asya* aus Ṛgv. X, 90,14 *antarikṣam* einsetzen.

1) Nach Hertel (p. 48) hätte bis auf ihn keiner der Indologen und Philosophen „die Feinheit des auf der ersten Silbe betonten maskulinen, also personifizierten *bráhman*", d. h. die Ursache der von ihnen für „unregelmäßig" gehaltenen Akzentuation bemerkt. Ich muß gestehen, daß auch mir diese Feinheit entgeht. M. E. kann *yáḥ* . . . *tásmai jyeṣṭhấya bráhmaṇe namaḥ* nichts anderes bedeuten als „der . . , ihm als dem höchsten *bráhman* sei Verehrung!", d. h.: er ist das wahre Brahman, nicht jenes von ihm abhängige, das die Theologen verehren; vgl. Deussen, Allg. Gesch. d. Phil. I, 1, p. 312.



Emanation des *puruṣa* erscheint, der ja auch in II, 1, 2 *akṣarāt parataḥ paraḥ* heißt; dann wird die auf die enthusiastische Empfehlung des Opferkultus (I, 2, 1—6) ganz unvermittelt folgende scharfe Verdammung desselben (vgl. Deußen) als spätere Zutat des Puruṣa-Verehrers erkannt, ebenso als von demselben interpoliert die Stelle II, 1, 2—3 (Metrum!) sowie (?) 4 und 10 und ferner III, 1, 3; und endlich wird dann noch das Schlußkapitel (III, 2) ganz oder teilweise zum späteren Nachtrag[1]. Es ergeben sich auf diese Weise also nicht mehr, vielleicht weniger, Streichungen als bei Hertel; und wenn der so gewonnene Urtext H. nicht einheitlich genug ist, so ist daran zu erinnern, daß Einheitlichkeit der Komposition in den Upaniṣaden auch sonst nicht die Regel, sondern eher eine Ausnahme ist.

Der Sprache der Muṇḍ.-Up. ist H.'s zweites Kapitel gewidmet. Wir lernen hier u. a., daß die „Verschleifung" zweier Silben zu einer zwar sowohl vor wie nach *r*, aber immer nur vor *y* und *v* stattfindet. In der Flexion ist vor allem bemerkenswert die Annäherung an die Prākrits, z. B. in *yoṣitāyāṃ*, Passiv *parimucyanti*, Endung *tha* der 2. Plur. Act. des Imperativs. Das eigentümliche *pravadeta* zu Anfang der Up. (I, 1, 2 a) erweist H. durch Herbeiziehung des Iranischen als einen im Sinne eines Indikativs Praeteriti gebrauchten Optativ.

An die Beziehungen der Muṇḍ.-Up. zum Jinismus, die H. im letzten Kapitel seines Buches festzustellen sich bemüht, kann ich nicht glauben. Die meisten derselben (Idee der kramamukti, termini technici[2]) könnten genau so gut Beziehungen zum Buddhismus sein, während beim *lokapuruṣa* der Jainas eher an das Puruṣa-Lied selbst als an seinen Reflex in der Muṇḍ.-Up. zu denken sein wird und ebenfalls der auch anderen Upaniṣaden vertraute „Herzensknoten" besser ganz aus dem Spiel bleibt.

Book of Good Counsels, The: From the Sanskrit of the „Hitopadeśa" by Sir Edwin Arnold . . . Illustrations by Gordon Browne. Edinburgh: John Grant 1924. (162 S, 20 Ill.) 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

1893 war eine Neuausgabe des bis dahin vergriffenen Buches erschienen, das nach abermals 30 Jahren noch nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt zu haben scheint. Wenn die englische Übersetzung auch nicht den ganzen Text des Hitopadeśa wiedergibt, indem sie Strophenpartien, die den Zusammenhang der Erzählung zu lange unterbrechen würden, fortläßt, bietet sie doch einen guten Ersatz für das Original; die Verse sind auch im Englischen metrisch gefaßt. Freilich mutet Transkription und manche Erklärung antiquiert an (z. B. Kûnti, Rahoo; „kuskusgrass" ist, wie Anm. 94 richtig sagt, kuśa-Gras.) Doch wäre es kleinlich, bei einem Buche, das sich so bewährt hat und offenbar dem jungen Leserkreis einen ergötzlichen, dabei lehrhaften Stoff bieten soll, philologische Kritik anzuwenden. Auch an den Bildern Brownes mag man seine Freude haben, bis auf den Helm Vīravaras, dessen Pickelhaube eine Verkennung indischer Kriegerkleidung bildet.

Penzer, N. M.: The Ocean of Story. Being C. H. Tawney's Translation of Somadewa's Kathā Sarit Sāgara (or Ocean of Streams of Story). Now edited with Introduction, fresh explanatory Notes and terminal Essay. In ten volumes. Vol. I. With a foreword by Sir Richard Carnac Temple. London, Privately printed for subscribers only by Chas. J. Sawyer Ltd. 1924. (XLI, 335 S.) 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

In den Jahren 1880—1884 hatte Tawney, der erst in Indien sich dem Studium des Sanskrit zuwendete, eine Kathās.-Übersetzung, die bis heute die einzige, nahezu vollständige Wiedergabe des Ozeans der Ströme von Erzählungen geblieben ist, veröffentlicht. Was die vergleichende Märchenforschung seit jenen Dezennien des 19. Jahrh. geleistet hat, ließ es seit langem nicht nur Indologen, in viel höherem Grade wohl den des Sanskrit Unkundigen als wünschenswert erscheinen, eine neue Übersetzung mit dem dazu unentbehrlichen Apparat zur Hand zu haben. Ansätze zu einer solchen waren ja öfters gegeben, sie sind entweder im Plane oder doch nach dem ersten Bande stecken geblieben. Jetzt liegt der erste Band einer Tawneyschen, vollständig neu durchgearbeiteten Übersetzung vor.

Der Herausg., N. M. Penzer, war sich wohl der Schwierigkeit einer solchen Aufgabe bewußt; hieß es doch zunächst den Text an manchen Stellen gegenüber der Brockhaus'schen Fassung, wie sie Tawney vorgelegen hatte, mit Hilfe von Durgāprasāds Ausgabe (oder mit Hilfe von Konjekturen) zu bessern, wobei allerdings durch Speyers wertvolle Abhandlung eine große Vorarbeit geleistet worden war. Aber die Übersetzung selbst mußte kontrolliert, ausgelassene Stellen eingefügt werden, für deren Wiedergabe die so berufene Persönlichkeit von L. D. Barnett verschrieben wurde.

Das Wesentliche an dem Werke, das — bei allem Interesse — für den Indologen nicht jenen Wert besitzt wie für den vergleichenden Märchenforscher, bleibt der Apparat für den letzteren. Hier mußte fast von vorne angefangen werden und der Hgber. hat keine Gelegenheit versäumt, die Anmerkungen zu vermehren, zu verbessern und zu ergänzen.

---

1) Statt *parāmṛtāḥ* in III, 2, 6 d liest eines meiner MMS. *parāmṛtāt*: vgl. II, 1, 2 d u. III 2, 8 d (daselbst *eti* statt *iti* in III, 1, 2 d).

2) Außer *samyagjñāna*, das aber hier (III, 1, 5) durch das Metrum hervorgerufene Gelegenheitsbildung sein könnte.

In einem Vorwort, das Sir R. C. Temple dem Penzerschen Werke vorausschickt, wird die Frage aufgeworfen, inwieweit die Geschichten des Kathās. indisch sind, inwieweit sie den arischen Indern zugeschrieben werden können; dabei sei zu beachten, daß eine Geschichte, die ursprünglich einem nichtarischen Volke Indiens (wie den Dravida, Kolariern) angehört haben kann, in das Volksgut arischer Inder Eingang gefunden hat. So möchte Sir Temple gleich Guṇāḍhya selbst, als einen „Nāga-Brāhman half-breed" bezeichnen, der nicht-arische und arische Erzählungen in sein Werk aufgenommen haben kann. Abgesehen davon, daß ein Vollblut-Arier ebenso von nicht-arischem Volksgut beeinflußt worden sein kann, ist doch die Frage erst zu lösen, wer die Piśāca waren, wenn 1. Guṇāḍhya in dieser Sprache geschrieben (? !) hat, 2. wenn sich sprachliche Gemeinschaft mit ethnischer Zugehörigkeit decken. Auf der anderen Seite ist Sir Temple im Rechte, wenn er eine in Indien auftretende Geschichte noch nicht als indisch bezeichnet. Es ist, soweit die Forschung hier überhaupt vordringen kann, notwendig, wenn sich kein positiver Beweis für die Ursprünglicheit eines Motivs in diesem oder jenem Lande erbringen läßt, auf indirektem Wege dazu zu gelangen durch Untersuchung des Milieus des Motivs, d. h. ob es aus dem Gesamtbereich der betreffenden völkischen Eigenart heraus erklärt werden kann und nicht vielmehr dieser (in den Sitten, Gebräuchen, Religion und Recht, öffentlichem Leben, Geschichte, aber auch z. B. der Landeskunde, dem Klima) zuwiderläuft.

Betrachtet man unter diesem Gesichtswinkel die Penzer'sche Übersetzung und deren Noten, so wird man zugeben müssen, der Hgber. habe alles getan, was ein einzelner auf diesem Gebiete leisten kann. Abgesehen von rein erklärenden Noten für den Nichtindologen und von längeren Anmerkungen zur Motivkunde (z. B. zur Zeichensprache p. 80—82) wurden fast jedem der ersten 14 Kapitel, die dieser erste des auf 10 Bände berechneten Werkes umfaßt, eine längere Ausführung über wichtigere Motive beigegeben (über „Zauberhafte Gegenstände" p. 25—29; „Gefangene Freier" p. 42—44; „Gāndharva-Eheform" p. 87f.; Paiśācī-Sprache p. 92f.; Garuḍa-Vogel p. 103—105; „Life-index-Motif" p. 129—132; „Keuschheitsbeweis" p. 165—168; über die Verwendung von Pfeffer bei einem Hund, um durch dessen Tränen den Eindruck eines Wesens, das sich seiner früheren Existenz erinnert, hervorzurufen p. 169—171 und endlich p. 190—193 über die verehrende Umwandlung.)

Diesem Bande sind aber außerdem vier Appendices angefügt, deren erster (p. 197—207) über mythische Wesen, der zweite (p. 211—218) über Collyrium, der dritte (p. 221—228) über das Schwangerschaftsgelüste und der letzte (p. 231—280) über das Institut der Hierodulie handeln. — Mittels zweier Indices wird die schnelle Orientierung erleichtert; der eine ist (das erstemal) ein Namen- und Sanskrit-Index, der zweite als „General-Index" gibt über das im Bande vorkommende Material über Motive und Sachen Auskunft. Das ist sehr dankbar zu begrüßen, noch größer wird aber der Dank sein, wenn, wie der Hgber. verspricht, dem Schlußbande ein zusammenfassender Index folgen soll.

Die Arbeit, die Penzer auf sich genommen hat, ist nicht leicht; vielfach hat er Förderung durch Gelehrte Englands erfahren; das Ideal aber bei einem solchen Werke wäre die Beteiligung der möglichst weit ausgedehnten Fachkreise gewesen; von Ost nach West, vom Altertum bis in die Neuzeit laufen die Verbindungen und Kreuzgänge eines Märchens und es übersteigt die Leistungsmöglichkeit des einzelnen, Abschließendes geben zu können. Dieser vorliegende Band bringt Verweise auf die folgenden; es ist daher anzunehmen, daß die Übersetzung nicht das Schicksal ähnlicher Versuche teilen wird. [Korrektur-Zusatz: Unterdessen ist der zweite Band erschienen, der Preis beträgt wie der des ersten 42 sh.] Auch wenn die angedeutete Beteiligung berufener Faktoren sich nicht mehr verwirklichen lassen sollte, muß man dem Unternehmen den besten Fortgang wünschen. Und da auch die äußere Ausstattung zufriedenstellend ist, bleibt nur ein Wunsch: es möge, gegebenenfalls auf Kosten der Ausstattung, eine billigere Ausgabe veranstaltet werden, denn 1500 Exemplare zu einem so hohen Preise ermöglichen schwerlich die Anschaffung.

Enthoven, R. E., C. J. E.: The Folklore of Bombay. Oxford: University Press 1924. (353 S.) gr. 8°. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

Dieses Buch ist eine volkskundliche Materialsammlung populärer Anschauungen und Gebräuche in der Bombay Presidency, umfaßt also einen beträchtlichen Teil Indiens. Durch Aussendung von Fragebogen an die Leiter der Primärschulen sind die Tatsachen zusammengebracht und unter folgende elf Kapitelüberschriften eingeordnet: 1. Verehrung von Naturobjekten. 2. Baum- und Schlangenverehrung. 3. Verehrung von Vorfahren und Heiligen. 4. Besessenheit und Geisteraustreibung. 5. Totemismus und Tierverehrung. 6. Böser Blick, Zauberei und Magie. 7. Träume und Omina. 8. Krankheitsgottheiten und Heilung von Men-

schen. 9. Riten der Frauen. 10. Dorf-, Feld- und andere Riten. 11. Verschiedenes. Daß hier eine reiche Fundgrube für die vergleichende Volkskunde vorliegt, geht schon daraus hervor, daß der ganze Band mit Ausnahme einer 20 Seiten umfassenden Einleitung, eines kurzen Anhangs, der einen Fragebogen Crooke's, des Verfassers des bekannten Werkes „Popular Religion and Folklore of Northern India" enthält, und eines Index nur Tatsachen bringt, ohne daß der Verf. sich auf Folgerungen und Betrachtungen einläßt. Aber auch der Indologe wird aus dieser Quelle schöpfen können. Das Verhältnis dieser modernen Anschauungen und Gebräuche im westlichen Indien zu dem in der brahmanischen Literatur Überlieferten wird schon allein die Benutzung — von einer zusammenhängenden Lektüre wird man kaum reden können — vielfach lohnend machen. Ich denke hier nicht nur an die Geschichten aus dem Mahābhārata und den Purāṇas sondern auch an Bücher wie den Traumschlüssel des Jagaddeva, den J. v. Negelein übersetzt hat. Ferner geben aber diese kurzen Mitteilungen zu so vielen gleichsam blitzartigen Einblicken in das intime Leben des heutigen Hindu Gelegenheit, daß man für die Sprödigkeit der Darstellungsform oft entschädigt wird, zumal das Gefühl, authentisches ungefärbtes Material vor sich zu haben, den Benutzer dauernd begleitet.

Sewell, Robert: **A forgotten Empire** (Vijayanagar). A Contribution to the history of India. London: G. Allen u. Unwin 1924. (XX, 427 S.). 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Erst bei genauerem Zusehen entdeckt man, daß es sich um einen Neudruck eines schon 1900 veröffentlichten Werkes handelt: so vorzüglich ist die von der Firma C. G. Röder in Leipzig durch das Rodar-Verfahren hergestellte Nachbildung ausgefallen. Die Güte des Verfahrens berechtigt zu der Hoffnung, daß sich die Verleger auch des Auslandes noch mehr wie bisher zu Neudrucken wertvoller und vergriffener Bücher entschließen und daß namentlich die in geringer Auflage erschienenen Kriegsjahrgänge von Zeitschriften, die jetzt auch antiquarisch nicht mehr aufzutreiben sind (z. B. die Proceedings of the Society of Biblical Archaeology), auf diese Weise der Wissenschaft wieder zugänglich gemacht werden.

Sewell, dem wir eine Reihe wertvoller Beiträge zur neueren Geschichte Indiens verdanken, gibt uns in dem Werke die Übersetzung von zwei 1897 von David Lopes veröffentlichten portugiesischen Chroniken, die sich handschriftlich in der Pariser Nationalbibliothek befinden; sie stammen aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, aus einer Zeit. da die Hauptstadt des großen süd-indischen Reiches der von Harihara um 1335 gegründeten Dynastie in höchster Blüte stand. Die erste um 1520 geschriebene Chronik des Domingo Paes enthält eine lebendige Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse, seines Aufenthalts am Hofe in Vijayanagar, seiner Teilnahme an den Festlichkeiten, der Sitten und Gebräuche des Landes, der staatlichen und Heeres-Einrichtungen u. a. Der um 1535 verfaßte Bericht des Fernão Nuniz stützt sich auf die von ihm an Ort und Stelle gesammelte traditionelle Geschichte des Landes und auf Ereignisse, denen er selbst beigewohnt hat oder die ihm von Augenzeugen erzählt worden sind.

Beiden Dokumenten, deren Wert Sewell höher einschätzt als z. B. die Chronik des persischen Historikers Firishtah, schickt S. eine ausführliche Geschichte des Reiches von Vijayanagar voraus, von seiner Gründung bis zur Zerstörung der Hauptstadt durch die Muhammedaner im Jahre 1565, unter sorgfältigster Berücksichtigung der verfügbaren Quellen, vor allem des von Rice und Hultzsch veröffentlichten inschriftlichen Materials.

Stötzner, Walther: **Ins unerforschte Tibet**. Leipzig: K. F. Koehler 1924. (XVI, 316 S.) Gr. 8°. Bespr. von Reinhold Müller, Harthau-Chemnitz.

Diese Reisebeschreibung verdient deswegen Beachtung, weil sie die letzte deutsche Expedition betrifft. Der Verfasser unternahm sie in Gemeinschaft mit Funke (Entomologie), Israel (Geographie), Limpricht (Botanik), Secker (Handel) und Weigold (Ornithologie). Die Kosten bestritt Stötzner fast ausschließlich aus eigenen Mitteln. Das Buch ist reich illustriert und frisch geschrieben, ähnlich den Veröffentlichungen von Filchner. Nach einer Fahrt auf dem Yang tse kiang und einem Straßenmarsch nach Tschöng tu fu führt der Weg in die Bergländer der Wassu und Wogsche zum großen Goldstrom und nach Ta tsien lu. Von dort in einem nach Norden ausladenden Bogen wieder in das Goldstromgebiet. Die Nachricht vom Kriegsausbruch zwang zum Abbruch der Expedition. Die wissenschaftlichen Fachveröffentlichungen werden hoffentlich in absehbarer Zeit folgen; einige Einzelheiten sind angedeutet. Ethnologisch kann schon hier hervorgehoben werden, daß unter Schutt in einem alten Wassu-Turm Lederpanzer und Armschienen gefunden wurden, welche jenen aus den Lolo-Grenzzonen sehr ähneln (cf. H. Mueller i. Baesslerarchiv, III, 58, 64); auch eine Sammlung von Teekrügen aus altem osttibetischen Bronzeguß dürfte wertvoll sein. Die Lasten ließ Stötzner allein durch Kulis tragen und rühmt für sein Arbeitsgebiet den Nutzeffekt dieser Beförderungsart gegenüber dem durch Tiere.

Carthill, M.: **Verlorene Herrschaft.** Wie England Indien aufgab. Einzig berechtigte Übertragung von Martha Haushofer. Einführung von Karl Haushofer. Berlin-Grunewald: Kurt Vowinckel Verlag 1924. (313 S.) 8°. Rm. 8 —. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Es ist ein in mehrfacher Hinsicht merkwürdiges Buch, das der äußerst rührige junge Verlag von Kurt Vowinckel hier dem deutschen

Publikum zugänglich gemacht hat. Wenn es bisher nicht die Beachtung in Deutschland gefunden hat, die es verdient, so ist das nicht weiter zu verwundern: gequält und gedrückt von den Sorgen in der Heimat, hat der Deutsche heute im allgemeinen nicht mehr viel Teilnahme übrig für die großen politischen Fragen der Außenwelt, soweit sie ihn nicht unmittelbar berühren. Eine solche unmittelbare Berührung mag auch fehlen bei dem Problem oder richtiger bei dem Teilproblem, das in Carthills Buch behandelt wird; wer indessen die deutsche Zukunft in größerem Rahmen sieht, der wird beim Lesen bald erkennen, daß es sich hier noch um etwas ganz anderes handelt als um eine bloße innerpolitische Frage des britischen Weltreiches, um eine Frage, die wie eine finstere Schicksalswolke auch über den deutschen Häuptern hängt.

Es ist hier und da die Vermutung ausgesprochen worden, daß sich hinter dem Namen Carthill Lord Curzon als Verfasser verberge. In der Gedankenrichtung wie in der Darstellungsart des Buches spricht vielleicht manches dafür und nichts dagegen, indessen ist es müßig, darüber Untersuchungen anzustellen; sicher ist jedenfalls, daß der Verfasser die politische Entwicklung in Indien, die inneren Zustände bei der englischen Verwaltung und die Vorgänge im Schoße der heimischen Regierung genau zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; das Bild, das er zeichnet, ist geschautes Leben und trägt den Stempel des englischen Herrenmenschen.

Carthill gibt in neun Kapiteln eine Darstellung von der Entstehung der englischen Herrschaft in Indien durch die Unternehmungen der „ostindischen Kompanie“, vom Übergang des Landes aus Privatbesitz auf den Staat, vom Organismus der anglo-indischen Regierung, von den Wirkungen der britischen Beherrschungsmethoden auf gewisse Volksteile in Indien und in England, von den Rückwirkungen auf Geist und Organisation der Herrschaft, von deren fortschreitendem Verfall und von ihrer endgültigen Auflösung infolge jener Rückwirkungen. Die Darstellung ist keine Anhäufung von Tatsachen und Begebenheiten, sie setzt deren Bekanntschaft vielmehr voraus, ihr Ziel ist, die psychologischen Wurzeln der ganzen zweihundertundfünfzigjährigen Entwicklung aufzugraben, die geistigen und psychischen Kräfte zu erfassen, die einst die englische Herrschaft ermöglicht, ihre Wesensart bestimmt, ihre Grundlagen unterwühlt, ihren Zerfall herbeigeführt haben. Die britische Herrschaft über Indien, indische Regierung genannt, war autokratisch und mußte es sein, weil „der Orientale für eine andere Regierungsform als den Despotismus kein Verständnis hatte“ (S. 48). Dieser Despotismus war auch nicht der Fehler der indischen Regierung, sondern „der Fehler lag darin, daß sie mechanisch war“ (S. 52), d. h. daß sie „ein Ergebnis menschlicher Erfindung, von Ausländern aufgezwungen, nicht eine aus nationalen Einrichtungen herausgewachsene Organisation war“ (S. 52), konkreter ausgedrückt: England hat von Anbeginn an bis heute der indischen Kultur verständnislos und gleichgültig gegenübergestanden, seine Herrschaft beruhte auf der Militärgewalt und auf der Wirtschaft, nicht aber auf irgend welcher Zuneigung der Bevölkerung. Man sorgte für Ruhe und Ordnung im Lande, weil sich dabei der englische Handel am besten stand, um Liebe warb man nicht. Diese Stellung des fremden Eroberers, der ein Fremdkörper im Lande blieb und bleiben wollte, mußte allmählich auf Widerstände stoßen bei denen, die ihre geistigen, vielleicht auch ihre materiellen Interessen dadurch bedroht sahen. Carthill faßt die Träger dieser Widerstände in Indien unter dem verächtlichen Namen „Panditji“, d. h. etwa kleiner Literat, zusammen, und er versteht darunter „einen Mann aus der Brahmanen-Kaste, dem nach dem Recht der Geburt die Herrschaft über Millionen gebührte, ein Herrschaftsrecht, um so fester begründet, als es nicht der Zustimmung durch seine Zeitgenossen bedurfte“ (S. 55). „Panditji“ sann also darauf, die englische Herrschaft in Indien zu beseitigen, aber er baute seine Pläne nicht auf Gewalt, sondern auf die Ausnutzung des politischen Doktrinarismus in England, auf die liberalen Dogmen von „Freiheit“ und „Demokratie“, sowie auf die Gefühlsschwärmerei der Menschenfreunde (*humanitarians*). „Durch geschicktes Ausspielen der Regierung in London gegen die in Indien und durch abwechselndes Anrufen der Parteien, die auf der politischen Bühne von Westminster eine Rolle spielten“, sollte der gewünschte Erfolg ermöglicht werden (S. 61). Durch dieses Zusammenwirken der Kräfte hüben und drüben sind die „Reformen“ im englischen Verwaltungssystem Indiens zustande gekommen. Die Mitwirkung von Europäern bei der Regierung sollte allmählich auf ein Mindestmaß beschränkt werden, auch der Beirat des Staatssekretärs für Indien erhielt zwei Inder, literarisch gebildete Brahmanen sollten hinfort auch die höheren Posten in der Verwaltung einnehmen, nicht nur die ausführende, sondern auch die gesetzgebende Gewalt muß allmählich in ihren Besitz übergehen. Die britischen Truppen werden, wie in den Dominions, schließlich zurückgezogen werden müssen (?). „Panditji ist also erfolgreich gewesen“, schließt Carthill seine Darstellung der Reformen und ihrer Wirkung. „Er hat die Dinge so weit getrieben, daß die einzige Lösung die Gewährung

einer den Dominions gleichen Regierungsweise ist. Das bedeutet so viel, daß die Exekutive von Indien von jetzt ab aus den literarisch gebildeten Kasten gewählt werden wird, aus denen die Mehrheit der Häuser besteht. Es ist keine Opposition möglich, außer von den widerspenstigen Leuten seiner eigenen Partei, und wenn auch die Verwaltung im Namen der englischen Krone weitergeführt wird, so besitzt doch die englische Regierung kein Recht auf Einmischung. So haben die Engländer die Herrschaft über Indien verloren" (S. 255). Indien mit der Verfassung eines Dominions ist aber ein Fremdkörper im britischen Weltreiche und kann dort nur auflösend wirken. So wenigstens meint „Jan Disselboom, der hervorragende Afrikander": „Allein die westliche Zivilisation ist die *comunis patria,* das gemeinsame Vaterland (der Teilhaber der Firma britisches Reich)." Der einzelne hat seinen Wohnsitz freilich in England oder Afrika oder Kanada oder in den Südländern, aber er ist trotzdem der Bürger eines größeren und transzendentalen Reiches, das nicht örtlich begrenzt ist. Diejenigen Teile des Reiches, die nicht von Rassen bewohnt werden, auf die das zutrifft, waren niemals Teilhaber der Firma. Sie waren das Privateigentum des wichtigsten Teilhabers, und ihre Einkünfte und Gewinne waren für Zwecke der Teilhaberschaft verwendbar." „Der Versuch, in diese Firma einen Fremden einzuführen und so die ganze Firma Gefahren und Verlusten auszusetzen, die sie nicht in Betracht gezogen hat und die sie nicht zu tragen gewillt ist, kann nur zu rascher Auflösung der Firma führen. Ihr könnt wie bisher die weißen Dominions haben oder ihr könnt Indien zu einem Dominion machen, aber ihr könnt nicht beides haben" (S. 277 f.). Carthill spricht sich über die weitere Zukunft nicht aus, er lehnt dies sogar ausdrücklich ab. „Meine Absicht beim Niederschreiben dieser Abhandlung", sagt er, „war lediglich, einen Bericht über den Sturz der britischen Herrschaft in Indien zu geben. Ich will weder eine bestimmte Politik empfehlen noch von ihr abraten. Ich spiele mich nicht als Prophet auf" (S. 274). Aber was er fürchtet, läßt er durch seinen „Jan Disselboom" deutlich genug sagen.

Vielleicht sind es ähnliche Erwägungen gewesen, die ihn veranlaßt haben, das indische Problem nicht oder nur ganz andeutungsweise als Teil eines weit größeren Problems, nämlich des gesamtasiatischen, zu behandeln. Daß er sich des Verhältnisses bewußt gewesen ist, zeigt der Satz, mit dem er das Kapitel III über den beginnenden Widerstand des „Panditji" einleitet. „Der uralte Kampf zwischen Ost und West", heißt es da, „ist eine der geschichtlichen Erscheinungen, denen gegenüber jeder Versuch einer Erklärung nutzlos, einer Ableugnung aussichtslos ist." Eine der „glänzenden, aber bedeutungslosen Episoden" in diesem Kampfe, meint Carthill, „war vielleicht auch das britisch-indische Abenteuer". Für diesen Kampf aber, von dem in unseren Tagen ein neuer Abschnitt begonnen hat, und dessen Vorbereitungen ganz Asien, und Afrika dazu, mehr und mehr in einen brodelnden Hexenkessel verwandeln, reicht die spöttische Erklärung von den Umtrieben „Panditjis" nach Carthills eigenen Worten nicht aus, und wenn man das indische Problem als ein Teilproblem auffaßt, so wird man auch hier noch nach anderen wirkenden Kräften suchen müssen, sei es auch nur der fruchtbare Mutterboden, in dem „Panditjis" Samenkörner ein rasches Gedeihen fanden. Was heute die „farbigen Rassen" von Asien und Afrika gegen das weiße Abendland treibt, sind geheimnisvolle seelische Kräfte, die wohl planvoll von Einzelnen gefördert werden können, die aber ihre Wurzeln tief im Dunkel des Massenempfindens haben und die deshalb jeden Teil der ungezählten Millionen bis zum niedrigsten Lastträger hinab bewegen. Es ist das aufdämmernde Bewußtsein von der anmaßenden Ungerechtigkeit des weißen Mannes, der vom Westen hereingewehte nationale Gedanke, das Recht auf Selbstbestimmung, das ein hochgestiegener Narr in wilder Zeit der Welt verkündete, ohne es — ein seltsamer Zynismus der Weltgeschichte — selbst für etwas anderes zu nehmen als seine übrigen schulmeisternden Phrasen. Und was dem zu neuem Leben erwachten Osten seinen raschen und gewaltigen Fortschritt ermöglicht, das ist nicht oder nur zu geringem Teile die eigene Stärke, nicht die Führung durch überragende Persönlichkeiten, auch nicht einmal das Hinreißende einer positiven Idee, sondern weit mehr als alles das ist es die unheilbare Zerrissenheit des Abendlandes, das abstoßende Bild von politischem Schacher, von Neid und Habgier, von Lüge und Wortbruch, von Feigheit und Hinterlist, die schamlose Heuchelei einer Staatskunst, die in den geheiligsten Begriffen der Menschheit nur Mittel sieht, um ihre Völker zu blenden und ihre Pläne zu verdecken, kurzum jenes Bild sittlicher Bedenkenfreiheit, das der Krieg, sein Ursprung, seine Begleiterscheinungen, sein Schluß und seine Folgen den Völkern Asiens enthüllt haben. An die Stelle der ehemaligen Scheu des Gedrückten vor dem Höherstehenden ist die grenzenlose Verachtung des Betrogenen getreten, die Wut darüber, daß man sich von aufgeputzten Krämern und Pfennigjägern Jahrhunderte hindurch hat täuschen lassen.

Man würde das geschichtliche Erkennungsvermögen Carthills zu niedrig einschätzen, wenn



man annehmen wollte, daß ihm diese Dinge nicht in das Bewußtsein getreten wären. Aber er ist auf der anderen Seite als Engländer national und politisch zu gut diszipliniert, um sie auszusprechen. Denn England hat für jenes Bild des wahren Abendlandes die schreiendsten Farben geliefert, es hat die Kunst der politischen Täuschung am stärksten entwickelt, auf seinen Schultern vor allen lastet die Verantwortung für die verhängnisvolle weltumfassende Ausdehnung des Krieges, dessen wichtigste Urheberschaft seinem Handelsneide zukommt und für dessen geistige Führung es als Besitzer des geringsten sittlichen Verantwortungsgefühls am geeignetsten war. Diese Wahrheiten rund heraus zu sagen, konnte aber von dem englischen Verfasser nicht erwartet werden. Schmerz und Zorn über die Wendung der Dinge auf der einen Seite, in Spott gekleidete Erkenntnis der Ursachen, die sie herbeigeführt, auf der anderen, lösen ihm jedoch zuweilen die Zunge mehr als für seine Rolle als bloßer Berichterstatter angemessen ist. „Ich halte es nicht für richtig, was so oft behauptet worden ist“, sagt er, „daß die Briten keine guten Lügner und Intriganten abgeben. Es ist einiges Beweismaterial für das Gegenteil vorhanden, und ich hege keinen Zweifel, daß auch auf diesem Felde die hochbegabte britische Nation den Orientalen weit zu übertreffen vermöchte“ (S. 34). „Kein Mensch schätzt eine Ordnung der Dinge“, heißt es an einer anderen Stelle, „die seinen Stolz oder seinen Geldbeutel gefährdet. Er kann aber den wahren Grund vor sich selbst mit Erfolg verheimlichen, wenn er einer Staatsordnung abgeneigt ist, die ihm schadet, und im besten Glauben diese Abneigung religiösen, patriotischen oder irgendeinem der anderen Gründe zuschreibt, die Menschen anzuführen pflegen, wenn sie eine Niedertracht begehen wollen“ (S. 56). Es ist der Zorn über die zaghafte, schwankende, charakterlose Stellung der englischen Staatsleitung Indien und den dortigen zur englischen Herrschaft haltenden Elementen gegenüber, der dem Verfasser die bitteren Worte eingibt: „Es ist eine altgewohnte Politik Englands, seine Freunde seinen Feinden aufzuopfern. Der leitende Gedanke dabei ist, daß unser Freund ein Freund ist und bleibt und also ohnehin auf jeden Fall zu uns stehen wird. Unser Feind aber wird so erfreut darüber sein, daß man ihm erlaubt, unseren Freund zu bestrafen, daß er seinen alten Groll gegen uns vergessen und vielleicht selbst zu unserm Freund werden wird. Und diese Politik ist oft recht erfolgreich, besonders wenn der Freund hilflos und der Feind versöhnbar ist. Man könnte eine lange Liste von Fällen anführen, in denen die Lehre, daß es besser sei, Englands Feind als Englands Freund zu sein, gründlich eingeprägt worden ist“. Friedrich der Große war nach Carthills Meinung vielleicht der Einzige, der „von der gewohnheitsmäßigen Verräterei der Engländer überzeugt“, der Lage gewachsen war. Aber „andere Opfer der englischen Politik wurden zermalmt, und wenn sie auch von Treubruch gesprochen haben mögen, so sind ihre Klagen doch bald durch den Galgen oder die Flinte erstickt worden. Wenn sie diesen entgingen, wurden sie durch ihren völligen Ruin bedeutungslos“ (S. 195). Wie diese englischen Eigenschaften sich während der letzten 20 Jahre in Europa ausgewirkt haben, konnten die wenigen Personen in Deutschland, die sich ernstlich um solche Dinge kümmern, zur Genüge beobachten.

Über den Krieg und seine Bedeutung für Indien wie für die ganze asiatische Bewegung spricht Carthill nicht viel und offenbar auch nicht gern, aber zuweilen bricht doch auch hier der gehemmte Gedankenstrom durch. Zunächst bewies ihm der Krieg, daß „die Nation noch im Innersten gesund“, daß aber „der ganze Regierungsapparat verbraucht war, und daß sich eine große Nation damit begügen kann, ihre Führer unter den Unbedeutendsten zu wählen“ (S. 63 f.). Mit dem Kriege selbst „begannen die christlichen Völker, mit eigenen Händen ihren Glauben niederzureißen. Und so eröffnete der Osten unter den Bannern des Hinduismus und des Islam aufs neue den uralten Kampf gegen den Westen“ (S. 202). Über den Kernpunkt der ganzen Frage, die Verwendung des indischen Heeres gegen Deutschland, gleitet der politisch wohlerzogene Engländer mit begreiflichem Schweigen hinweg. Wir erfahren nur, daß selbst „die indo-europäische Gesellschaft kein fieberhaftes Interesse für den Krieg zeigte“, und daß den Indern die Loyalität und Dienstwilligkeit allgemein durch „einen Druck“ beigebracht wurde, „der sich vom Zwang kaum mehr unterscheiden ließ“ (S. 223 ff.). „Die kriegführenden christlichen Mächte hatten seltsame Verbündete angerufen. Berberreiterei und Senegalneger waren am Rhein. Konnten also nicht die Letten und die Chinesen Lenins bald an der Elbe sein?“ (S. 229). Und die Inder? Davon spricht man besser nicht! Sie „waren auf mehreren Kriegsschauplätzen aufgetreten“ und die Kriegspropaganda hatte den Glauben in ihnen genährt, daß indische Waffen und indisches Geld viel dazu beigetragen haben, das Reich zu erhalten. Die Männer, die sich das Recht herausnahmen, im Namen Indiens zu sprechen, durften also doch wohl ihre eigenen Bedingungen stellen?“ „Das willkürliche Zusammenlegen und Trennen

von Ländern von oben her (am Ende des Krieges) wurde im Namen der Freiheit und der neuen Gottheit „Selbstbestimmung" ausgeführt. Hatten die Wortführer Indiens nicht ein gleiches Recht auf Selbstbestimmung?" (S. 228).

Das Ende sieht Carthill in düsterem Lichte. „Der Krieg war offenbar nur durch einen Waffenstillstand beendet worden. Die Friedensverträge hatten nichts Dauerhaftes an sich. Die Nationen Europas waren durch manche bittere Feindschaft zerrissen, aber in einem Gefühl waren sie einig — im Haß gegen England" (S. 227). Wenn das richtig ist, dann ist in der Tat der Krieg ein schlechtes „Geschäft" für England gewesen. Denn daß es auch noch den einmütigen Haß von ganz Asien vom Stillen Ozean bis zum Mittelmeere auf sich geladen hat, dessen mag es versichert sein. Wer sich dazu berufen fühlt, der mag entscheiden, ob es dieses Hasses von zwei Erdteilen Herr werden wird. Habgier und Machtdünkel sind nicht immer richtige Berater in der Politik, und ein Mindestmaß jenes sittlichen Verantwortungsgefühls, das englische Staatsmänner so gern als Atrappe in ihrer politischen Phraseologie zu verwenden pflegen, scheint auch die Regierung eines Weltreiches nicht entbehren zu können. Sollte „das gewaltigste Werkzeug Gottes zur Förderung des Guten, daß die Welt gesehen hat", wie Lord Curzon einst in der Widmung seines Werkes *Problems of the Far East* das Britische Reich nannte, durch langen Mißbrauch stumpf geworden sein?

Nachdenklich und nicht ohne Bewunderung legt man Carthills Buch aus der Hand. Aber ein leiser Zweifel im Herzen will nicht verstummen. Sollte das ganze Gebahren dieses Mannes mit seinem messerscharfen Zergliedern, seinen vernichtenden Urteilssprüchen und seiner beißenden Satire nur eine Maske sein, die er angenommen hat, um durch ihre übertreibenden Grimassen — ein bekannter Kunstgriff englischer Tagesliteratur — seine Landsleute aufmerksam zu machen und von dem falschen Wege zurückzurufen, auf dem sie wandeln? Bei einem Orientalen weiß man niemals, wann er sein letztes Wort gesprochen und ob er die Wahrheit restlos gesagt hat. Carthill selbst aber belehrt uns, daß die „hochbegabten Briten" den Orientalen auch auf diesem Felde weit übertreffen. — Immerhin, den Schleier gelüftet hat er auf jeden Fall, hinter dem sich die so geheimnisvolle englische Seele verbirgt, und wenigstens einen Teil hat er uns gezeigt von dem, was darin vorgeht. Erhebend freilich ist der Anblick nicht.

Kennedy, M. D.: The military Side of japanese Life. London: Constable & Co. 1924. (XIX, 367 S. u. 2 Kart.) 8°. 21 sh. Bespr. von Ludwig Rieß, Berlin.

Der Verfasser war 1917 bis 1920 als „Language Officer" einem japanischen Infanterieregiment und der großen Kriegsschule in Chiwa attachiert, nachdem er bei Neuf Chapelle (10. März 1915) schwer verwundet worden war und die Verkürzung eines Beines um 2 bis 3 Zoll davongetragen hatte. Er erhielt einige Jahre nach seiner Rückkehr in die englische Armee auf Grund eines ärztlichen Gutachtens ehrenvollen Abschied und trat dann in den Dolmetscherstab der britischen Botschaft in Tokio über. In den Mußestunden dieser „zivilen" Amtstätigkeit hat er aus der Erinnerung und mit Benutzung seiner sehr ausführlichen Tagebücher seine während seiner militärischen Dienstjahre in Japan und in den von den Japanern dauernd oder zeitweise beherrschten Ländern Ostasiens gemachten Beobachtungen sowie einige militärisch-politische Betrachtungen in 32 kurzen Kapiteln zusammengestellt. Durch das Studium der japanischen Sprache an der „School of Oriental Studies" war der für den Kriegsdienst nicht mehr verwendbare Offizier für seine Aufgabe im fernen Osten schon in England besonders vorbereitet worden, und er hat sich mit Begeisterung seinen vielseitigen Pflichten hingegeben. Um die auf seinem Gebiete bereits fremdsprachliche Literatur hat er sich so gut wie gar nicht gekümmert und gibt daher vieles, was sonst schon bekannt war, besonders auch über das tägliche Leben des japanischen Volkes mit der Frische wieder, als handelte es sich durchaus um Entdeckungen in einer *terra incognita*. Seine Reiseschilderungen berühren sich daher häufig mit den bewährten Angaben in Murrays „*Handbook to the Japanese Empire*" und hätten an manchen Stellen aus dieser Quelle berichtigt werden können. So ist es z. B. dem Verfasser entgangen, daß Kotohiro und Kompira dasselbe sind, daß der bekannte Vulkan im Hokkaido wie so viele Berge in Japan Komagatake (nicht Konmagatake) heißt, u. a. Die Vorzüge des Buches liegen in der Wahrheitsliebe und unermüdlichen Kleinzeichnerei der Darstellung, und es stört wenig, daß bei den Auszügen aus den Tagebüchern manche Wiederholungen mit unterlaufen. Die Begeisterung des japanischen Heeres für seinen Beruf, die überaus spartanische Lebensführung der Offiziere und ihr kameradschaftliches Verhalten gegenüber den Mannschaften, die in England unbekannte Hochachtung der Zivilbevölkerung für das Militär sowie die große Sorgfalt der moralischen Erziehung zum Soldaten treten immer wieder deutlich vor das Auge des Lesers. Die vom Verfasser selbst oft hervorgehobene Eintönigkeit seiner Aufzeichnungen wird gelegentlich durch humoristische Anekdoten und witzige Bemerkungen, auch durch Mitteilung von englischen Briefen mit komischen Sprachfehlern belebt. Im ganzen verliert aber der Verfasser sein eigentliches Thema „*The Military Side of Japanese Life*" über der Mitteilung seiner persönlichen Erlebnisse nur selten aus den Augen, wie etwa bei seiner genauen Beschreibung seines Aufstieges auf den Fujinoyama.

Als zweiten Teil bietet der Verfasser seine Beobachtungen bei den japanischen Truppen in Shikoku, Kyushiu, im Hokkaido, in Sibirien, der Mandschurei, Korea und Nordchina. Da es sich dabei nur um kurze Besuche handelte, gibt uns der Verfasser an der Hand seiner Tagebücher Wegeschilderungen, Landschaftsbilder, Volkstypen und vor allem Gespräche mit seinen Gastfreunden und fremden Residenten über lokale Zustände und die darauf basierten moralischen Urteile über die Völker, die in Ostasien seit alter Zeit miteinander kämpften und aufeinander einwirkten. Er kann dabei die vielbesprochenen Fehler der Japaner zugeben und doch ihre zivilisatorische Überlegenheit stark betonen. Am schlechtesten kommt bei den Vergleichen immer das chinesische Militär fort;

namentlich die berühmt gewordenen Führer in dem noch nicht abgeschlossenen Bürgerkriege werden wegen ihrer Korruption und Grausamkeit an den Pranger gestellt. Für die Methoden des Wettbewerbes der in China miteinander ringenden fremden Mächte und ihrer kaufmännischen Vertreter hegt der Verfasser wenig Hochachtung. Tiefen Eindruck hat auf ihn Peking mit seinen ästhetischen Schönheiten und historischen Erinnerungen gemacht, doch hat er sich dort nur eine Woche aufgehalten. Den kriegstheoretischen Schriften der vor zwei Jahrtausenden lebenden Chinesen Sun und Wu schreibt K. noch jetzt verwendbare Lehren zu. Sie sind von dem im Kriege gefallenen ehemaligen britischen Militärattaché in Tokio, E. F. Calthrop, unter dem Titel „*The Book of War*“ übersetzt worden. K. führt die durch die lange Friedensperiode der Tokugawa-Zeit erhalten gebliebene militärische Tradition der japanischen Samurai auf das unausgesetzte Studium dieser alten chinesischen Klassiker zurück, die in ihrem Heimatlande unter der Mandschu-Dynastie nicht mehr beachtet wurden.

In dem kurzen dritten Teile „*Broader Aspects of the Japanese Army*“ werden einige historische, politische, strategische und ökonomische Fragen ziemlich oberflächlich gestreift. Offenbar wollte der Verfasser den Anschein vermeiden, als träte er mit dem bekannten Buch von John Maliton Hamilton „A staff officer's scrap book“ in Konkurrenz. Um so gewaltiger erscheint der Abstand gegenüber dem gedankenreichen das ganze Volkstum schildernden, mit wahrer Begeisterung geschriebenen Buch des jetzigen Generals und Professors Karl Haushofer „*Dai Nihon, Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft*“ (Berlin 1913), das auf den Beobachtungen während einer viel kürzeren Abkommandierung zur japanischen Armee beruht. Man erkennt darin den Unterschied zwischen einem Subalternoffizier und einem intellektuell hochstehenden Kriegsakademiker. Dabei hat aber K. den Vorteil, daß er seine Mitteilungen bis auf den gegenwärtigen Zustand Japans und der Weltverhältnisse herabführen kann.

Beard, Charles A.: **The Administration and Politics of Tōkyō.** A Survey and Opinions. New York: Macmillan 1923. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Die kritische innere Lage Japans im Moment als Sept. 1923 ein furchtbares Erdbeben seine Hauptstadt in Asche legte, ist noch in allgemeiner Erinnerung. Der energische Viscount Goto — bis dahin Baron Goto und Oberbürgermeister von Tōkyō — wurde damals Minister des Innern und sah sich, während zwei der größten Städte seines Landes noch brannten, schon den überaus verantwortungsvollen Aufgaben gegenüber, wie der Not zu steuern und der Aufbau Yokohamas, des großen Handelszentrums, und Tōkyōs, der politischen und administrativen Landeshauptstadt, einzuleiten sei. —

Tōkyō bot mit seinen 3½ Millionen Einwohnern bei einer Berlin weit übertreffenden Ausdehnung natürlich von jeher außerordentliche Verwaltungsaufgaben. Am 24. Februar 1922 wurde zur Einleitung öffentlicher Verbesserungen in der Stadt ein „Institute for Municipal Research“ gegründet. Das Legat eines Herrn Yasuda von 3500000 Yen und reiche Zuwendungen von zwei andern japanischen Herren hat die Einrichtung dieses Forschungsinstitutes ermöglicht. Welches deutsche Gemeinwesen blickt bei solcher Gelegenheit nicht mit Bewunderung auf den durch diese Stiftung bewiesenen hochherzigen Sinn japanischer Bürger? — Unmittelbar nach der Einweihung des Instituts hat Präsident Goto den früheren Direktor des New Yorker Bureau of Municipal Research Dr. Charles A. Beard eingeladen, nach Tōkyō zu kommen, und ihm dort bei dem Entwerfen eines städtischen Wohlfahrtsprogramms behilflich zu sein. Nach Ankunft Dr. Beards am 14. 9. 22 wurden ihm vier Aufgaben nahgelegt: Zunächst die Erweckung tieferen Interesses in städtische Verwaltung und öffentliche Arbeiten unter den Studenten wie auch den Bürgern größerer japanischer Städte (durch Vorträge usw.); zweitens bat man ihn um kurze Zusammenfassung amerikanisches Erfahrungen in bestimmten städtischen Fragen (Besteuerung, Veranschlagung, Transportwesen); drittens, sollte er das Institut bei dem Aufbau einer Arbeitsbibliothek und der Organisation der Untersuchungsmethoden beraten, und schließlich erbat man seine freie und rückhaltslose Meinung über die Aufgaben, die das Gemeinwesen zu lösen vor sich hatte, wobei Dr. Beard sich an die Stelle des Oberbürgermeisters in Gedanken zu versetzen hatte.

Das obengenannte Buch ist nun der Bericht Dr. Beards über seine Tätigkeit von September 22 bis Frühjahr 23 in Tōkyō. Dieser Bericht ist in Abwesenheit von Dr. Beard in New York gedruckt und veröffentlicht, weil schon 6 Tage nach dem Erdbeben Viscount Goto den Dr. Beard erneut, wenn auch nur für kurze Zeit, nach Japan gebeten hat, um den Wiederaufbau mit ihm zu beraten.

Das Buch umfaßt auf 184 S. eine kurze Einleitung (16 S.) und 9 Kapitel. Im ersten Kap. bespricht der Verf. die Grundsätze seiner Betrachtungsweise. Im 2. unterwirft er das Stadtgebiet und den städtischen Regierungsapparat einer Untersuchung; hierbei wird u. a. die Frage erörtert, wie weit die vier größten Städte der westlichen Welt London, Paris, Berlin und New York in ihrer Verwaltung Vergleichspunkte und vielleicht für Tōkyō brauchbare Erfahrungen zeigen. Vom 3. Kap. an geht Verf. auf Tōkyō selbst ein, auf seine Verwaltungsstruktur, seine Finanzwirtschaft, sein „Materialbeschaffungsamt“ und die Personalwirtschaft. Im Kap. 7 wird die Wasser-, Gas-, Elektrizitäts- und Transportmittelfrage kurz behandelt und im 8. Kap. die Tōkyōer Selbstverwaltung einer Übersicht unterzogen, wobei Abstimmungs-, Ernennungs- und Wahlpraxis sich von selbst als wichtige Punkte darbieten. Im letzten Kap. endlich wird ein Arbeitsprogramm umrissen und kurz eingegangen auf die Fragen der Entwässerung, Transportmittel, Straßenreinigung, Straßenbahn, Verkehrsregelung, Baupolizei, soziale Einrichtungen (Heime, Kindergärten, Spielplätze, Parks etc.) und die öffentliche Gesundheitspflege. Zum Schluß betont Verf., daß sein Bericht und Arbeitsprogramm kaum etwas neues für die japanischen Spezialisten in den verschiedenen Zweigen der Stadtverwaltung enthalte, auch nicht für ein sofortiges Eingreifen in Einzelheiten ausgeführt sei.

„Wenn etwas in den Berichten neu ist, so ist es die Darstellung eines allgemeinen Überblicks in einer einzigen Schrift, worin die zahlreichen wichtigen Fragen so geordnet sind, daß die Spezialisten in ihren Sondergebieten und die Bürger, denen das Wohl ihrer Gemeinde am Herzen liegt, die Aufgaben der Gemeindeleitung und des Fortschritts in Tōkyō als einem Ganzen vor sich sehen. Man darf weiter der Hoffnung Ausdruck geben, daß auch Bürger, die sich bisher über Stadtverwaltung wenig oder keine Gedanken gemacht und nicht empfunden haben, daß der Gegenstand von größerer praktischer Bedeutung ist, in diesen Zeilen den Beweis dafür finden möchten, daß die Gemeindeverwaltung tatsächlich mit ihrem eigenen täglichen Leben eng verknüpft und großen und dauernden Interesses wert ist.“

Es scheint Ref. bedauerlich, daß es nicht möglich sein soll, diesem in seiner Art auch für uns wertvollen Buch durch eine gut ausgestattete deutsche Übersetzung in Deutschland einige Verbreitung zu sichern. Denn das Interesse des einzelnen, und gerade des deutschen Städters, an seinem eigenen Gemeinwesen ist durchaus nicht so hoch entwickelt, daß der vorstehend ausgesprochene Wunsch des Verf. nicht auch bei uns noch

einen ziemlichen Weg bis zu seiner Verwirklichung vor sich hätte. Die weite Entfernung Tōkyōs käme einer grundsätzlichen, von lokaler Eigenart beeinflußte Einzelheiten nicht ausführenden und Parteigesichtspunkte ausschaltenden Betrachtung nur zugut.

Volz, Wilhelm: **Im Dämmer des Rimba.** Sumatras Urwald und Urmensch. 3. Aufl. Breslau: Ferdinand Hirt 1925. (112 S.) 8°. Rm. 3—. Bespr. von A. Maaß, Berlin.

In diesem kleinen Werk wendet sich Volz an weitere Kreise. Sie will er unterhalten und mit dem Leben und Treiben im Urwalde bekannt machen. Der Verfasser führt uns zur Ostküste Sumatras in jene weit ausgedehnten Urwälder, die im ständigen Dämmerschein am Tage liegen. Wir erleben bei Volz Geographie. Gute Beobachtungen machen den Leser mit der Psyche des sumatranischen Urwaldes vertraut. Naturschilderungen wechseln mit Beobachtungen an Tieren und Betrachtungen über Menschen ab. Der Verfasser schildert uns das primitive Leben der Kubus, die infolge ihrer erbärmlichen Existenzverhältnisse im Dämmer des Rimba untergehen.

Daß dem Büchelchen bereits Erfolg beschieden ist und damit Volz bei seinen Lesern Anklang gefunden, besagt die 3. Auflage.

Warum eigentlich der Verfasser in seinen Schilderungen immer von „Malaier“ im Singular und Plural spricht, empfinde ich als einen Schönheitsfehler unserer deutschen Muttersprache, die diese Formen nicht kennt. Ich meine das einzige nationale Gut, was der Deutsche noch hat, sollte gepflegt werden.

Holmes, J. H.: **In primitive New Guinea.** With an Introduction by Dr. A. C. Haddon. London: Seeley, Service & Co. 1924. (III, 307 S. mit zahlr. Abb.) 8°. 21 sh. Bespr. von K. Sapper, Würzburg.

Diesem höchst interessanten Werke hat Dr. Haddon eine wertvolle Einleitung vorangeschickt, in der er die Arbeit des Verfassers in einen größeren Rahmen stellt und von höherer Warte aus betrachtet. Der Verfasser selbst hat ein Viertel-Jahrhundert als Missionar am Golf von Papua an der Südküste Neu Guineas (zwischen 146° und 143° 30′ östlich von Gr.) gearbeitet, die an demselben wohnenden Küstenstämme eingehend studiert und seine Beobachtungen vorsichtig ausgewertet. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser alle die von ihm berichteten Handlungen der Eingeborenen aus ihrer eigenen Gedankenwelt und Rechtsauffassung heraus zu beurteilen sucht und uns damit einen Einblick in die Eigenart dieser merkwürdigen Menschen gewährt. Es ist eine ganz fremde Welt, in die wir hier blicken, eine Welt, die uns nur verständlich werden könnte, wenn wir tatsächlich über die inneren Beweggründe der Handlungen der Eingeborenen zuverlässig unterrichtet wären, was trotz der redlichen Bemühungen der so lang unter ihnen tätig gewesenen Missionars eben doch noch nicht restlos der Fall ist. Aber er hat immerhin in vielen Fällen doch bereits ein besseres Verständnis angebahnt, und sehr sympathisch berührt es, daß er selbst so grausame Sitten, wie den Kannibalismus, aus der Überlieferung und der besonderen Auffassung der Eingeborenen heraus zu entschuldigen und zu begreifen sucht.

Die verschiedenen Stämme am Golf von Papua gruppiert der Verfasser in die beiden Gruppen der Ipistämme im Osten zwischen dem Kap Possession und Orokolo und der Namaustämme im Westen im Delta des Purari, den sie selbst unter den Namen Namau kennen. Diese beiden Gruppen sind unter sich außerordentlich verschieden, was sich in allen möglichen Hinsichten trotz mancher gemeinsamen Züge sehr stark ausprägt. So haben die Ipileute monogame Ehe, die Namaleute pflegen Polygamie, diese wiederum huldigen dem Kannibalismus, die Ipistämme verabscheuen ihn usf. Es gibt ein Blick in die eigenartigen Rechtsanschauungen der beiden behandelten Gruppen eine Vorstellung, wie schwierig es für die europäischen Verwaltungen derartiger Gebiete ist, unsere europäischen Rechtsbegriffe einzuführen: wenn die einheimische Bevölkerung der Ansicht ist, daß der Mann Gewalt über Leben und Tod der Frau hat, daß der ältere Bruder den jüngeren ohne weiteres töten darf, wenn derselbe sich widerrechtlich das seinem Bruder zustehende größere Fleischstück angeeignet hat u. dgl. Nicht minder schwierig ist es auch, die z. T. völlig verschiedenen Eigentumsbegriffe der Eingeborenen mit unseren europäischen in Einklang zu bringen, während es uns wieder sehr schwer fällt, ihre totemistischen und animistischen Ideen zu verstehen.

Sehr anschaulich und interessant berichtet der Verfasser über die Papuas seines Gebietes physisch und psychisch, über ihre Einrichtungen, über Ehe und Mutterschaft, Familie, Kunst und Beschäftigungen, Masken und Weihen, Totemismus und Animismus, religiöse Anschauungen, Legenden, Mythen und Volkskunde, Zauberei, Totengebräuche, Fischen und Jagen, Ernährung, Krieg und Spiele, Sprachen. Eine größere Anzahl ausgezeichneter Abbildungen erleichtern das Verständnis des Textes, die Karte genügt zur allgemeinen Orientierung. Einen imponierenden Eindruck macht das Heiligtum der Ipileute (Bild bei S. 88), bewunderungswürdig sind ihre Masken (Bild bei S. 112).

Nachtrag

zu Sp. 21 meiner Kritik über Langdons „Babylonian Epic of Creation“ (o. Sp. 19 ff.): Ungnad macht mich darauf aufmerksam, daß nicht erst Langdon, sondern bereits er, und zwar schon im Jahre 1909, erkannt hat, daß Z. 52 von Enuma IV die Namen der vier Marduk-Pferde enthält (s. seine „Babylonisch-assyrischen Texte“, S. 17, auch seine „Religion der Babylonier“, S. 42). P. Jensen.

Berichtigung.

Seite 372, Zeile 11 von unten lies *ḫw-f*; — Zeile 9 *ḫnḫw*; — Anm. 1 *m-šś* und ϩⲱⲛ; — S. 373, Zeile 3 von oben *r-ḏbꜣ-ś*; — S. 374 Z. 11 von oben: Glosse.

H. Junker.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Deutsche Literaturzeitung 1924:

16 *F. Hümmerich, Die erste deutsche Handelsfahrt nach Indien (1505/6) (H. Sieveking).

17 *A. Erman, Eine ägyptische Quelle der „Sprüche Salomos“ (E. Sellin). — *G. Gabrieli, Manuale di Bibliografia Musulmana; *G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur (F. Babinger). — *A. Goetze, Kleinasien zur Hethiterzeit (V. Ehrenberg).

18 *H. Jahnow, Das Hebräische Leichenlied im Rahmen der Völkerdichtung (W. Baumgartner). — *K. Lehmann-Hartleben, Die antiken Hafenanlagen des Mittelmeeres (A. von Gerkan). — *K. Schoy, Ueber den Gnomonschatten und die Schattentafeln in der arabischen Astronomie (J. Ruska).

19 *M. Löhr, Untersuchungen zum Hexateuchproblem. I. Der Priesterkodex in der Genesis; *C. Steuernagel, Das Deuteronomium (J. Hempel).

20 *V. Zapletal, Der Wein in der Bibel (J. Hehn). — *W. Caland, Twee oude Fransche Verhandlingen over het Hindoeïsme ... (Th. Zachariae). — *S. Eitrem, Les Papyrus Magiques Grecs de Paris (K. Preisendanz). — *F. Charles-Roux, Autour d'une route. L'Angleterre, l'Isthme de Suez et l'Égypte au XVIIIe siècle (A. Hasenclever).
21 *W. Nowack, Die kleinen Propheten (H. Greßmann). — *Erlaubtes und verbotenes Gut; das 14. Buch von Al-Ġazālīs Hauptwerk, übers. v. W. Bauer (R. Strothmann). — *N. Jokl, Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen (M. Lambertz).
22 *A. Jeremias, Allgemeine Religionsgeschichte (E. Ebeling). — *O. Cuntz, Die Geographie des Ptolemaeus (W. Kubitschek).
23 *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums (M. Dibelius). — *S. Eitrem, The Greek Magical Papyrus in the British Museum (K. Preisendanz). — *E. M. Earle, Turkey, The Great Powers and the Bagdad Railway (H. Holborn). — *L. Wiener, Africa and the Discovery of America (W. Lehmann).
24 F. Boas, Moderne Ethnologie.
25 *Spenglers Untergang des Abendlandes (E. Meyer). — *U. Wilckens Griechische Geschichte (W. Otto). — *A. v. Gerkan, Griechische Städteanlagen (G. Rodenwald).
26 *C. H. Becker, Vom Werden und Wesen der islamischen Welt (C. Snouck-Hurgronje). — Th. Nöldeke, Zur Frage der Geschichtlichkeit der Urkunden im Esra-Buche (über *Ch. C. Torrey, Ezra Studies). — A. Erman, Das Wörterbuch der Ägyptischen Sprache. — H. Lüders, Die Ausgrabungen in Taxila (über *Sir J. Marshall, A Guide to Taxila; ders. Excavations at Taxila). — E. Littmann, Eine Grammatik des Christlich-Palästinischen (über *F. Schultheß's Arbeit). — E. Mittwoch, Literarisches Morgenrot in Abessinien. — E. Sellin, Die neugefundene „Lehre des Amen-em-ope" in ihrer Bedeutung für die jüdische Literatur- und Religionsgeschichte. — *A. J. Wensinck, Isaac of Niniveh (H. Greßmann). — *O. v. Niedermayer u. E. Diez, Afganistan (F. Sarre). — A. von Le Coq, Turfan-Miszellen. — *Dhammapada by Benimadhab Barna and Sailendranath Mitra (Sten Konow). — *B. Karlgren, Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese (W. Simon).
28 *V. Aptowitzer, Kain und Abel in der Agada, den Apokryphen, der hellenistischen, christlichen und muhammedanischen Literatur (G. Kittel). — *S. Eitrem, Die Versuchung Christi (R. Bultmann). — *Anatolian Studies presented to Sir W. M. Ramsay (F. Hiller v. Gertringen). — *G. Kraitschek, Rassenkunde (F. Boas). — *M. Mayer, Molfetta und Matra. Zur Prähistorie Süditaliens und Siziliens (F. von Duhn).
29 *J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles (W. Jaeger).
30 *H. Idris Bell, Jews and Christians in Egypt. The Jewish troubles in Alexandria and the Athanasian controversy illustrated by texts from Greek Papyri in the British Museum (E. Schwartz). — *Eugène de Faye, Origène I. (A. v. Harnack).
31 *P. Schnabel, Berossos und die Babylonisch-hellenistische Literatur (B. Meissner). — *E. J. Holmyard, Abu 'l-Qāsim Muḥammad ibn Aḥmad Al-Irāqi, Book of Knowledge acquired, concerning the Cultivation of Gold (E. O. von Lippmann).

The Edinburgh Review 240:
489 G. P. Ranken, The Material Side of Hinduism. — A. F. Hort, The Far East two Centuries Ago.
490 Sir A. Wilson, The Persian Gulf. — W. King, Early Chinese Pottery (über *O. Rücker-Embden, Chinesische Frühkeramik); *E. Zimmermann, Chinesisches Porzellan; *P. Pelliot, Notes sur l'histoire de la céramique chinoise; *Ch. Vignier, De la céramique comme mode d'expression de l'art chinois; *Hobson-Hetherington, the art of chinese potter; *R. L. Hobson, The wares of the Ming dynasty).

The English Historical Review XXXIX 1924:
155 *Anatolian studies (A. Toynbee).
156 *J. H. Breasted, Oriental Forerunners of Byzantine Painting (P. G. Hogarth). — *W. M. Müller, Egyptian Mythology (A. M. B.).

Folk-Lore XXXV 1924:
1 Algerian Folktales. — Folktales from the Panjab. — *M. H. Forbridge, Studies in Biblical and Semitic Symbolism (M. Gaster).
2 R. Pettazzoni, The Chain of Arrows, the Diffusion of a Mythical Motive. — Some Beliefs amony the Egyptian Peasants with regard of 'afārīt. — *L. Massignon, La Passion d'Al-Hosayn-ibn-Mansour Al-Hallaj, Martyr mystique de l'Islam.

The Geographical Journal LXIV 1924:
1 *Sir Verney Lovett, India (W. H. A. W.). — *Sir J. G. Scott, Burma from the Earliest Times to the Present Day (O. R.).
2 Sir C. Pereira, Peking to Lhasa. — The Surveys of Sir Aurel Stein, Review (K. M.). — *C. R. Ashbee, A Palestine Note Book (1918—23) (E. W. G. M.). — *W. E. R. Dickson, East Persia, a backwater of the Great War (P. M. S.).
3 J. H. M. Cornwall, A Journey in Anatolia. — *E. Th. Williams, China, Yesterday and To-day (W. W.). — *(L. V. S. Blacker) Tales from Turkistan; Stor Lob (P.M.S.). — *F. Ratzel, Politische Geographie, 3. Aufl. v. E. Oberhummer (G. G. C.).
4 F. M. Bailey, Through Bhutan and Southern Tibet. — G. Waterhouse, Simon van der Stad's Expedition to Namaqualand 1685. — A. F. v. Stahl, Notes on the March of Alexander the Great from Ecbatana to Hyrcania.

Geografisk Tidskrift XXVII 1924:
5 *Fritz Holm, My Nestorian Adventure (A. G., über die Reise des Verf. nach Sian-fu).
6 Th. Classen, Cyrenaica.

Göttingische Gelehrte Anzeigen 186 1924:
1—6 *B. P. Grenfell — A. S. Hunt, The Oxyrhynchus Papyri XV (K. F. W. Schmidt). — *O. Casel, De philosophorum Graecorum silentio mystico (R. Reitzenstein). — *H. Schmidt — W. Kahle, Volkserzählungen aus Palästina (H. Duensing). — *A. Erman, Die Literatur der Ägypter (R. Pietschmann). — *J. Charpentier, Die Suparnasage (J. v. Negelein).

The Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. No. LXX. A. Extra Number. 1923:
Venkatesh Bapuji Ketkar, Indian and foreign Chronology with Theory, Practice and Tables B. C. 3102 to 2100 A. D., and Notices of the Vedic, the ancient Indian, the Chinese, the Jewish, the Ecclesiastical and the Coptic Calendars.

Norsk teologisk Tidsskrift 1924:
1 S. Mowinckel, Det kultiske synspunkt som forskningsprincip i den gl. test. videnskap. 24 L. Brun, Nye veier i studiet av den evangeliske overlevering. 54 A. Friedrichsen: E. Meyer om apostelhistorien (Besprech. von Bd. III seines Ursprung und Anfänge d. Christentums).
2 1 S. Eitrem: Die Versuchung Christi.

Teologisk Tidsskrift 4 Række V. Bd.:
1 64 *O. Spengler, Untergang des Abendlandes (E. Geismar). — 81 *O. Moe, Apostlen Paulus (F. Torm). — *F. Torm, Indledning til det NT (H. Mosbech). — *E. Aurelius, Til frågen om den synoptiska traditionens ursprung och äldsta historia (Mosbech). — *A. Hahn: Lifvet under Yodas log (Kramp). — E. v. Dryander: Erinnerungen aus meinem Leben (M. Neiindam).



Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Abbott, J.: Sind. A re-interpretation of the unhappy valley.
*Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und Abendlandes. Zusammeng. in der Reichsdruckerei.
*Arnold, Th.: Survivals of Sasanian and Manichaean Art in Persian Painting.
*Bees, N. A.: Der französisch-mittelgriechische Ritterroman „Imberios und Margarona" und die Gründung d. Daphniklosters bei Athen.
*Bhattacharyya, B.: The Indian Buddhist Iconography.
*Bibliotheca Indica:
  Sūraja-Prakās or Rājasthānī Ballads Relating to Mahārāja Śrī Abhaisiṅghajī.
  Bardic and Historical Survey of Rajputana. Chanda rāu Jèta Sī rò Vīṭhu Sūjè rò kiyò.
  Bardic and Historical Survey of Rajputana. Veli Krisana Rukamaṇī rī Rāṭhòra rāja Prithī Rāja rī kahī. I.
  Bardic and Historical Survey of Rajputana. Vacanikā Rāṭhòṛa Ratana Singhajī rī Mahesadāsòta rī Khiṛiyā Jagā rī kahī.
  Bardic and Historical Survey of Rajputana. A Descriptive Catalogue of Bardic and Historical Manuscripts.
*Blok, H. P.: De beide Volksverhalen van Papyrus Harris 500 Verso.
Brockelmann, C.: Syrische Grammatik. 4., verm. u. verb. Aufl.
*Budde, K.: Vom Alten Testament. Karl Marti zum siebzigsten Geburtstage gewidmet von Freunden, Fachgenossen und Schülern, in ihrem Namen hrsg.
*Capart, J.: Thèbes. La Gloire d'un grand Passé. Avec la collaboration de Marcelle Werbrouck.
*Christian, V.: Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients.
De, S. K.: Studies in the History of Sanskrit Poetics II.
Dickinson, G. L.: Indien, China und Japan. Übersetzt von Albert Malata.
*Dietrich, E. L.: Die endzeitliche Wiederherstellung bei den Propheten.
Dubnow, S.: Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes. Orientalische Periode. Von der Entstehung des Volkes Israel bis zum Ende der persischen Herrschaft in Judäa. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Dr. A. Steinberg.
Eissfeldt, O.: Die Quellen des Richterbuches. In synopt. Anordnung ins Deutsche übersetzt.
*Epistula Apostolorum, nach dem äthiop. u. kopt. Texte hrsg. von Hugo Duensing.
Farley, W. J.: The Progress of Prophecy. A study of Hebrew Prophecy in its Historical development.
Farmer, H. G.: The Arabian Influence on Musical Theory.
*Faye, E. de: Gnostiques et Gnosticisme. Étude critique des documents.
*Frövig, A.: Das Sendungsbewußtsein Jesu und der Geist. Ein Beitrag zur Frage n. d. Berufsbewußtsein Jesu.
Gressmann, H.: Die Aufgaben der Wissenschaft des nachbiblischen Judentums.
Gribble, J. D. B.: A History of the Deccan. Vol. I.
*Harcourt, H.: Sidelights on the Crisis in India.
*Hobson, R. L.: The Later Ceramic Wares of China.
Hogarth, D. G.: The Wandering Scholar.
Hopfner, Th.: Orient und griechische Philosophie.
*Hönigswald, R.: Die Philosophie des Altertums. 2. Aufl.
*Johannsen, E.: Mysterien eines Bantu-Volkes. Der Mandwa-Kult d. Nyarnanda vergl. mit d. antiken Mithras-Kult.
*Kincaid, C. A.: An Anthology of Indian Tales.
King, W. J. H.: Mysteries of the Libyan Desert.
König, E.: Die Genesis. 2. u. 3., alls. erg. Aufl.
*Kozlow, P. K.: Mongolei, Amdo und die tote Stadt Chara-Choto. Die Exp. d. Russ. Geogr. Gesellschaft 1907—1909. Hrsg. v. W. Filchner.
Die Legende von Barlaam und Josaphat, zugeschrieben d. hl. Johannes v. Damaskus.
Lowndes, W.: The Historical Truth of the Book of Genesis. I.
*Meißner, B.: Die Kultur Babyloniens und Assyriens.
*Meyer, Agnes E.: Chinese Painting. As Reflected in the Thought and Art of Li-Lung-Mien 1070—1106.
*Meyer, E.: Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien.
Morrison, M. H.: Ti-Me-Kun-Dan. Prince of Buddhist Benevolence.
Much, H.: Rings um Jerusalem.
Nestle, E. †: Das Buch Jeremia, griechisch u. hebräisch. Besorgt v. J. Dahse u. E. Nestle.
*Philips Atlas of the British Empire.
*Poebel, A.: Grundzüge der Sumerischen Grammatik.
*Radin, P.: Monotheism among primitive peoples.
*Ranke, H.: Altägyptische Tierbilder.
*Regling, K.: Die antike Münze als Kunstwerk.
Reuter, J. N.: Die Anlautsvokale im Tocharischen.
*Ridder, A. de et W. Deonna: L'Art en Grèce.
Roberts, R.: The Sozial Laws of the Qorân.
*Rolland, R.: Mahatma Gandhi.
Rühl, A.: Vom Wirtschaftsgeist im Orient.
Sadhu Sundar Singh: The Search after Reality. Thoughts on Hinduism, Buddhism, Muhammadanism and Christianity.
Salemann, C. u., V. Shukovski: Persische Grammatik, mit Litteratur, Chrestomathie u. Glossar. 2. Aufl., unv. Abdr. d. Ausg. v. 1889.
*Schäfer, H. u. W. Andrae: Die Kunst des Alten Orients.
*Schmidt, C.: Pistis Sophia. Ein gnostisches Originalwerk d. 3. Jahrh.
*Secretum Secretorum cum glossis et notulis.
*Shastri, M.: Lokayata.
Speiser, F.: Südsee-Urwald-Kannibalen. Reisen in die Neuen Hebriden u. Santa-Cruz-Inseln.
*Studia Orientalia I. Societas Orientalis Fennica.
Talmud Jeruschalmi, Dfus Vinizia.
Untersuchungen zur Geschichte des Buddhismus u. verwandter Gebiete:
  Bd. XI Goetz, H.: Die Stellung der indischen Chroniken im Rahmen der indischen Geschichte.
  Bd. XII Winternitz, M.: Die Vrātyas.
  Bd. XIII Becker, C.: Familienbesitz u. Mutterrecht in Assam.
  Bd. XIV Heiler, F.: Die Mystik in den Upanishaden.
  Bd. XV Schayer, St.: Die Struktur der magischen Weltanschauung nach dem Atharva-Veda und den Brahmana-Texten.
Vincent, H. et F. M. Abel: Jérusalem. Recherches de Topographie, d'Archéologie et d'Histoire. II, 3.
*Wadia, P. A. u. G. N. Joshi: The Wealth of India.
*Willing, C.: Hebräisch, Kursus II.
Winstedt, R. O.: Shaman, Saiva and Sufi. A Study of the Evolution of Malay Magic.
Wutz, F.: Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus, Lf. 1.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVIII 9/10 **OLZ** Septbr./Oktober 1925

Herr Professor Wreszinski hat zu seiner mehrmonatigen Expedition nach Ägypten zwecks Vollendung seines „Atlas zur altäg. Kulturgeschichte“ Königsberg verlassen. Alle für ihn bestimmten Sendungen sind bis auf weiteres an den Verlag zu senden. Im Frühjahr 1926 wird dann an dieser Stelle bekanntgegeben, wann Herr Prof. Wreszinski seine Arbeit in Königsberg wieder aufnimmt.

Zur Erleichterung der Redaktionsführung in seiner Abwesenheit erscheint bereits jetzt die September-Oktober-Nummer. Vor dem 1. November 1925 wird die Doppelnummer für November-Dezember im Umfange von ca. 17 Bogen erscheinen.

Mitteilung.

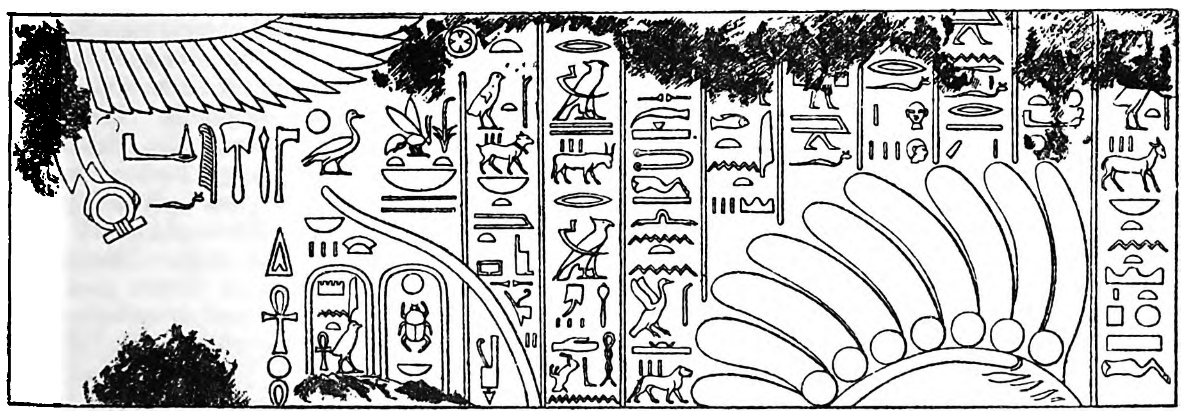
Die wertvolle Beihilfe, die der OLZ in den verflossenen Jahren von der Emergency Society for German and Austrian Science and Art, Präsident Professor Dr. Fr. Boas-New York durch ihren Präsidenten, Herrn Prof. Dr. Franz Boas-New York zugegangen war und wesentlich ihren Weiterbestand ermöglicht hat, ist auch in diesem Jahre in der Form und unter der Bedingung gewährt worden, daß für den vollen Betrag ganze und halbe Freibezüge der OLZ an deutsche Gelehrte und Institute abgegeben werden. Auch an dieser Stelle wird Herrn Prof. Dr. Boas der aufrichtigste Dank für die hochherzige Unterstützung ausgesprochen.

Zu den Jagdbildern des Tutenchamûn.

Von Wilhelm Spiegelberg.

Wohl jeder, der die wundervollen Schlacht- und Jagdbilder auf der Truhe des Tutenchamûn[1] betrachtet hat, wird sich gesagt haben, daß diese kleinen miniaturartig gezeichneten Bilder nicht ursprünglich für die Verzierung eines kleinen Kästchens entworfen sind. Man fühlt sich sofort an die Darstellungen auf den Tempelwänden oder Pylonen erinnert, wo solche Kompositionen in größtem Ausmaß ausgeführt sind. Erst da kommen sie recht zu der großen Wirkung, die bei den kleinen Dimensionen der Truhenbilder verloren geht.

Aus dieser Erwägung heraus durfte man unbedenklich die Vermutung wagen, daß zur Zeit des Tutenchamûn Schlacht- und Jagdbilder in der Art derjenigen existierten, wie wir sie z. B. in Karnak und Medinet Habu aus der Zeit Sethos I, Ramses II und Ramses III kennen. Wir können aber diese Vermutung durch ein Bruchstück zur Gewißheit erheben, das Prisse d'Avennes (Mon. égyptiens Tafel XI no 1) in Karnak verbaut gefunden hat. Leider ist es sehr zerstört, und



die Inschrift ist nicht sehr genau aufgenommen, aber wir müssen trotz dieser Mängel dem Herausgeber dankbar sein, daß er dieses Fragment durch seine Publikation gerettet hat. Denn heute wird es schwerlich noch existieren.

Aus der Inschrift ergibt sich, daß der Stein zu einem großen Jagdbilde gehörte, in dem Tutenchamûn dargestellt war, wie er „das Wild der Wüste“ (*cw·t nb·t nt ḫꜣś·t*), Antilopen

1) Carter: The Tomb of Tut. Ankh. Amen Tafel 50 ff.

(*mꜣ-ḥḏ*), Wildstiere (*śmꜣ*) und „Löwen ohne Zahl“ erlegte. Dazu stimmen auch die noch erhaltenen Reste der Darstellung, die noch die obere Kopfpartie der beiden vor den Wagen gespannten Rosse mit dem Federschmuck zeigt und das Ende des Bogens, mit dem der König die Pfeile auf die Tiere abschoß. Über dem nicht mehr erhaltenen König Tutenchamûn, der also auf dem Wagen daherfuhr, ist der schützende Geier mit dem Ring in der Kralle dargestellt, ganz wie auf den Bildern der Truhe. Ich glaubte im ersten Augenblick, in den Resten des Blockes ein Stück der Vorlage gefunden zu haben, nach dem der Meister der Truhenbilder sein Miniaturwerk kopiert hat. Aber von einer solchen Kopie kann nicht die Rede sein. Schon die Inschriften sind verschieden, und dann war in dem Jagdbild von Karnak auf der Tempelwand, in der einst dieser Block saß, nicht wie auf der Truhe die Jagd auf das „Wild der Wüste“ und die Löwen getrennt dargestellt, sondern die Karnak-Komposition umfaßte in einem Bilde die Jagd auf Löwen und Wüstenwild. Ob und wie weit dieses Bild stilistisch den Truhendarstellungen entsprach, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Aber vielleicht gibt uns eine Hieroglyphe der Inschrift einen Anhalt. Da ist das Verbum *ḫdb* „niederwerfen“ mit einem gestürzten Wildstier determiniert, der mit dem Kopf nach unten in derselben kühnen Umdrehung gezeichnet ist wie der eine Löwe in der Löwenjagd des Tutenchamûn[1]. Daraus darf man vielleicht den Schluß ziehen, daß die Tiere des verloren gegangenen Jagdbildes ähnlich frei und bewegt wiedergegeben waren wie in den Tierdarstellungen des Kastens. In jedem Fall können wir jetzt den Beweis erbringen, daß Jagdbilder in großen Dimensionen ein heute verschwundenes von Tutenchamûn errichtetes Bauwerk in Karnak geschmückt haben. Vor einem solchen riesenhaften Bilde mag der Meister des Miniaturbildes die Anregungen erhalten haben, die seinen herrlichen Bildercyklus ins Leben gerufen haben. Denn für diesen kleinen Kasten sind die darauf befindlichen Bilder, wie gesagt, gewiß nicht ursprünglich entworfen worden.

Ein phönikischer Wortwitz im Reisebericht des Un-Amun?

Von H. Bauer.

Im Reisebericht des Un-Amun findet sich eine bis jetzt nicht recht verstandene Stelle, die in Ermans neuester Übersetzung (Literatur der Ägypter, S. 234) folgendermaßen lautet:

1) Diese Löwenfigur ist rein dekorativ in den Raum gezeichnet. Es mag aber auch daran erinnert werden, daß in dem prähistorischen Wandbild von Kom el-āhmar in der Kämpfergruppe der Gefallene auf dem Kopfe steht.

Als ich mich nun neben ihn (den Fürsten von Byblos) stellte, fiel der Schatten seines Wedels (?) auf mich. Pen-amon, ein Truchseß, der ihm gehörte, stellte sich zwischen uns und sagte: „der Schatten des Pharao, deines Herrn, ist auf dich gefallen“. Er wurde ärgerlich gegen ihn und sagte: „laß ihn in Ruhe“.

Offenbar hat Pen-amon hier einen schlechten Witz gemacht. „Worin die Bosheit seines Witzes besteht, läßt sich nicht ersehen“ (ibid., Note 2). Es sieht aus, als liege hier ein Wortspiel vor zwischen „Pharao“ und phön. פרעו. Nun ist ein Wort פרע, soviel ich sehe, bis jetzt im Phönikischen nicht nachgewiesen, der Stamm ist aber im Hebr., Aram. und Akkadischen vorhanden und bedeutet „sprossen“. Im Hebr. ist פֶּרַע „dichtes Kopfhaar“, daß dies aber eine abgeleitete Bedeutung ist, ergibt sich aus akk. *pir'u* „Sproß“, arab. *far'* „Zweig“. Man kann demnach ein phön. פרע mit ähnlicher Bedeutung voraussetzen, etwa Zweig, Palmenzweig, wonach auch der künstliche Wedel benannt sein mochte. Jedenfalls würde sich damit für die oben angeführte Stelle ein guter Sinn gewinnen. Es wäre צֵל פִּרְעוֹ „der Schatten seines Wedels (?)“ auf den Mann gefallen und Pen-amon hätte daraus ein צֵל פַּרְעֹה „der Schatten des Pharao“ gemacht. Man kann zweifeln, ob der biedere Un-Amun den Witz überhaupt verstanden hat. Die Art seiner Darstellung spricht eher dagegen.

Mṯ'prt.

Von J. H. Bondi.

Um die Herkunft dieses Lehnwortes in Spiegelbergs „Hieratic Papyri and Ostraca“ bemüht sich W. Max Müller in dieser Zeitschrift Nr. 11 vom Jahre 1899 ohne Ergebnis. Die Stelle lautet in Müllers Übersetzung (die Publikation steht mir nicht zur Verfügung): Bericht, machen zu lassen zehn Mṯ'prt (Det. „Metall“) samt ihren zehn ‹gꜣnꜣ??.tꜣ (Det. „Leder“). Der zweite Buchstabe in dem ersten Worte und einige Buchstaben im letzten Worte sind nach dem Hinweis von Müller und brieflicher Mitteilung Spiegelbergs fraglich. Sollte in dem ersten Worte der zweite Buchstabe ṯ sein, so entspräche das Wort dem hebräischen מִסְפֶּרֶת „Schermesser“ (s. die Belegstellen bei Levy, Neuhebräisches und Chaldäisches Wörterbuch). Das letzte Wort wird wohl „Futteral für das Schermesser“ bedeuten. Dafür spricht das Determinativ „Leder“ dahinter und die Stelle תִּיק מִסְפֶּרֶת „Futteral des Schermessers“ (Mišna Kelim 16, 8). Woher das letzte Wort entlehnt ist, bleibt vorläufig unklar.



Išḫupri.

Von Albrecht Alt.

I.

Aus den Berichten Assarhaddons über seinen Feldzug nach Ägypten 671 v. Chr. kennen wir eine Stadt *Išḫupri*, die im Osten des Nildeltas gelegen haben muß. Über ihre Örtlichkeit machen die Texte keine näheren Angaben; doch ergibt sich die allgemeine Lage aus dem Zusammenhang der Ereignisse, mit denen der Name der Stadt verknüpft ist. Erst nachdem Assarhaddon den beschwerlichen Weg durch die Wüste zwischen Palästina und Ägypten zurückgelegt hat, kommt er bei *Išḫupri* an[1]. Hier tritt ihm der Äthiopenkönig Tarkû entgegen, der sein Herrschaftsgebiet nicht kampflos preisgeben will. Tarkû wird geschlagen, leistet aber noch weiterhin einen so zähen Widerstand, daß Assarhaddon für den Vormarsch von *Išḫupri* nach Memphis volle fünfzehn Tage braucht[2]. Nur wenn wir *Išḫupri* an der palästinisch-ägyptischen Heerstraße suchen, schon im Kulturland des Deltas, aber noch nahe an seiner Grenze, gewinnen wir aus diesen Angaben ein verständliches Bild.

So hat man denn auch schon immer angenommen, daß der von den Assyrern sonst nie erwähnte Name der Stadt ägyptischen Ursprungs sei[3]. Ein lautlich und sachlich entsprechendes Gegenstück zu Assarhaddons *Išḫupri* wollte sich aber in den ägyptischen Texten nicht finden; nur ganz hypothetisch konnte man aus der assyrischen Wiedergabe die ägyptische Grundform des Namens zu ermitteln suchen. Von Bissing ist meines Wissens der Einzige, der bisher mit einer Vermutung dieser Art hervorgetreten ist[4]. Er wollte in *Išḫupri* die Umschreibung eines ägyptischen Königsnamens sehen, mit dem einmal ein zusammengesetzter Ortsname wie „Hof des Königs N. N.“ gebildet worden sei und der dann selbst die Bedeutung eines Ortsnamens bekommen habe, indem das vorangestellte Wort für „Hof“ in der Aussprache verloren ging. Die Annahme einer solchen Verstümmelung wäre ohne Bedenken; das biblische רעמסס als Wiedergabe des ägyptischen Stadtnamens *Pr-Rʿ-mśj·św* ist sicher nicht anders zustande gekommen, und gerade bei diesem Namen findet sich auch in ägyptischen Texten die Schreibung ohne *Pr-*[1]. Wenn von Bissing dann freilich *Išḫupri* auf den obskuren Königsnamen [Hieroglyphen] *Ś.ḫpr-Rʿ* aus dem Mittleren Reich zurückführen wollte[2], so leuchtete das aus sprachlichen und sachlichen Gründen kaum ein. Aber es bleibt ihm das Verdienst, den richtigen Weg zur Deutung gezeigt zu haben.

Denn es gibt in der Tat einen Königsnamen, der uns ohne jeden Zusatz durch ein ägyptisches Dokument als Ortsname bezeugt ist und der, wie sich zeigen wird, als Grundform für *Išḫupri* sehr gut paßt. Ich meine den Vornamen Sethos' II. *Wśr-ḫpr.w-Rʿ* und sein Auftreten als Ortsname [Hieroglyphen] fast ein Jahrtausend nach Sethos II. in dem zu Anfang der Ptolemäerzeit geschriebenen geographischen Handbuch auf der Vorderseite des demotischen Papyrus Cairo 31169[3]. Den vollen Lautbestand von *Wśr-ḫpr.w-Rʿ* gibt allerdings das assyrische *Išḫupri* offenbar nicht wieder; dieser wäre in der Zeit Sethos' II. keilschriftlich nach allen Analogien *Wašḫuʾruria* oder ähnlich umschrieben worden, und daraus hätte sich auch in der assyrischen Zeit nicht *Išḫupri* entwickeln können. Aber der Zusammenhang der Formen wird sofort klar, wenn wir nur annehmen, daß es von diesem wie von anderen Eigennamen gleicher Bildung neben der vollen Form eine kürzere gab, die den Gottesnamen am Schluß unterdrückte. Beispiele für diese Erscheinung bei Königsnamen des Neuen Reichs hat Ranke zusammengestellt[4]; die Anwendung auf den Namen Sethos' II. ergibt sich von selbst. Eine ganz besonders treffende Analogie zu unserem Falle, wo die verkürzte Form eines Königsnamens als Ortsname dienen soll, bietet eine Schenkungsstele aus der Zeit Osorkons II., nur zwei Jahrhunderte vor Assarhaddon[5]; sie

1) Annalenfragment Brit. Mus. K 3082 + S 2027 + K 3086 (Nr. 1 bei Rogers, Two Texts of Esarhaddon: Haverford College Studies Nr. 2) Rs. Zl. 18. Hier ist der Name *Is-ḫu-r[a]* ... geschrieben (s. unten Sp. 575 Anm. 6).

2) Stele von Zendschirli (Vorderasiat. Schriftdenkmäler I Nr. 78) Rs. Zl. 38: *Iš-ḫup-ri*; Prismafragment Brit. Mus. 80—7—19, 15 (Rogers a. a. O. Nr. 2) Zl. 21: *Iš-ḫu-up-ri*. Die sog. Babylonische Chronik Kol. 4 Zl. 24 erwähnt wohl den Tag (3. Tammuz), aber nicht den Ort des ersten Zusammenstoßes zwischen Assyrern und Äthiopen; ebenso die Chronik Brit. Mus. 25091 (Sidney Smith, Babyl. Hist. Texts S. 1 ff.) Rs. Zl. 3.

3) Vgl. z. B. Ranke, Keilschriftl. Material zur altägypt. Vokalisation S. 29.

4) Rec. de trav. 34 (1912) S. 149 Anm. 3.

1) Gardiner, Journ. Egypt. Arch. 5 (1918) S. 187 f.

2) Gemeint ist wohl der nur aus dem Turiner Königspapyrus Kol. 9 Fragm. 101 Zl. 2 bekannte [Hieroglyphen] *Ś.ḫpr-n-Rʿ* der 14. Dynastie.

3) Catalogue général: Spiegelberg, Die demot. Papyrus, Taf. CIX (Text S. 272) Kol. 2 Zl. x + 22. Nach freundlicher Mitteilung hat Spiegelberg seine früheren Zweifel an der Richtigkeit der Lesung aufgegeben.

4) Ägypt. Zeitschr. 56 (1920) S. 75 Anm. 3.

5) Daressy, Ann. Serv. Ant. Égypte 15 (1915) S. 141 Zl. 5.

schreibt den Ortsnamen *Pr-Šḫm-ḫpr-Rꜥ* [1], der mit dem Vornamen Osorkons I. zusammengesetzt ist, einfach *Šḫm-ḫpr*, läßt also *Pr-* und *-Rꜥ* weg, ganz wie wir es für *Išḫupri* gegenüber *(Pr-)Wśr-ḫpr.w-Rꜥ* vermuten. Die Analogie erstreckt sich hier wirklich auf alle Einzelheiten.

Aber wie steht es mit der lautlichen Entsprechung zwischen der angenommenen ägyptischen Kurzform *Wśr-ḫpr.w* und dem assyrischen *Išḫupri? Wśr-* finden wir schon in den Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr. aus Boghazköi mit *Waš-* wiedergegeben [2]; seine weitere Verschrumpfung zu *Iš-* infolge der fortschreitenden Enttonung der Silbe [3] kann daher in assyrischen Texten des siebenten Jahrhunderts nicht überraschen. Wegen des ursprünglichen *W* im Anlaut würde man allerdings eher *Us-* als *Iš-* erwarten [4]; aber das folgende betonte *u* von *-ḫupri* mag eine Dissimilation bewirkt haben [5]. Und *-ḫupri* für das vollbetonte *-ḫpr.w* ist genau das, worauf die sonstigen keilschriftlichen Wiedergaben des Wortes schliessen lassen [6]. In phonetischer Hinsicht unterliegt somit die Zurückführung von *Išḫupri* auf *(Pr-) Wśr-ḫpr.w(-Rꜥ)* keinem Bedenken.

Sachliche Erwägungen können sie nur unterstützen. Längst nicht alle Ortsnamen, die so wie dieser ganz auf die Person eines königlichen Gründers zugeschnitten sind, haben Jahrhunderte überdauert. Um so bemerkenswerter ist es, daß in unserem Falle der demotische Beleg aus der Ptolemäerzeit das Fortleben des Namens Sethos' II. als Ortsname nicht nur bis auf Assarhaddon, sondern noch weit über ihn hinaus sicherstellt [7]. Auch in Bezug auf die Ortslage herrscht zwischen *Išḫupri* und dem *Wśr-ḫpr.w-Rꜥ* des Kairiner Papyrus gute Übereinstimmung; dies letztere gehört nach der Anordnung jener geographischen Liste in den Osten des Deltas, wo wir auch *Išḫupri* zu suchen haben.

II.

Der Versuch einer genaueren Ortsbestimmung kann, wie die Dinge heute liegen, nur mit allem Vorbehalt gemacht werden. Denn es mischen sich hier Probleme ein, deren Lösung bis jetzt noch nicht ganz gelungen ist.

Zunächst ist schon zweifelhaft, was wir uns unter dieser Gründung Sethos' II., an der sein Name haften blieb, eigentlich vorzustellen haben. War es vielleicht ein neuer Tempel mit seinem Bezirk in oder bei einer längst vorhandenen Stadt? [1] Oder handelt es sich um eine militärische Anlage, ein von Sethos' II. errichtetes oder auch nur übernommenes und neubenanntes Kastell an der Heerstraße mit Garnison und königlichem Rasthaus? [2] Die Frage ist um so schwerer zu entscheiden, da den beiden uns erhaltenen Formen des Ortsnamens das appellative Element fehlt, von dem wir vielleicht einige Auskunft erwarten dürften [3].

Auf eine dritte Möglichkeit hat Daressy aufmerksam gemacht [4]: *(Pr-) Wśr-ḫpr.w-Rꜥ* könnte eine Residenz Sethos' II. im Osten des Deltas gewesen sein, ein Gegenstück zu der so viel öfter genannten Residenz Ramses' II. ebendort. Gegen diesen Vorschlag wird man nicht einwenden dürfen, daß auch Sethos II. wie noch Ramses III. nach ihm öfters in der Residenz Ramses' II. gewohnt hat [5]; er brauchte die alte Residenz nicht schlechthin aufzugeben, wenn er eine neue gründete. Und daß es zur Zeit Sethos' II. tatsächlich außer der Ramsesstadt noch einen anderen „Hof des Königs" *(Pr-nj-św.t)* im östlichen Delta gab, daran läßt der Brief Pap. Anast. V 19, 6 ff. kaum einen Zweifel [6]. So liegt der Gedanke Daressys, *(Pr-) Wśr-ḫpr·w-Rꜥ* könnte mit diesem in Texten

---

1) So Pianchistele Zl. 77.

2) Ranke, Keilschriftl. Material S. 19. 46: *Wašmuaria* = *Wśr-mꜣꜥ.t-Rꜥ*. Zum Schwund des *r* ebenda S. 85.

3) Ranke a. a. O. S. 77 ff.

4) Vgl. z. B. Οὐσιμαρῆς für *Wśr-mꜣꜥ.t-Rꜥ*.

5) Der Wechsel zwischen *Iš-* und *Is-* ist eine innerassyrische Angelegenheit.

6) Ranke, Ägypt. Zeitschrift 56 (1920) S. 74 Anm. 3, rekonstruiert *ḫŭprĕ* als Ausgangsform für die spätere Entwicklung des Lautbestandes von *ḫpr.w*. Die volle Verschleifung des *p*, wie sie in der Schreibung *Napḫururia* u. ä. für *Nfr-ḫpr w-Rꜥ* vorliegt, ist vielleicht in der einmal begegnenden Form *Isḫur[a]* ... statt *Išḫupri* (oben Sp. 573 Anm. 1) wieder zu erkennen; man fühlt sich geradezu versucht, *Isḫur[aria]* zu ergänzen. Aber ebensogut kann in *Isḫur[a]* ... fälschlich *ḫu* statt *ḫup* geschrieben oder gelesen sein.

7) Eine nahe Parallele bietet das Fortleben des Namens der Ramsesstadt im Delta mindestens bis ins vierte Jahrhundert v. Chr.: Gardiner, Journ. Egypt. Arch. 5 (1918) S. 199 Nr. 39.

1) Man vergleiche z. B. die nach Königen der 18. Dynastie benannten „Häuser" und „Felder" in Memphis: Daressy, Rec. de trav. 16 (1894) S. 123 Nr. CVIII; Spiegelberg, Rechnungen aus der Zeit Setis I. S. 36.

2) Vgl. die Ramsesorte: Gardiner a. a. O. S. 129 ff., oder die nach Königen benannten und umbenannten Kastelle an der Straße nach Palästina: Gardiner, Journ. Egypt. Arch. 6 (1920) S. 109 ff.

3) Ebenso gut wie *Pr-* könnte das fehlende Ortsappellativum z. B. *Ḥ.t-*, *Ḫtm-*, *Bḫn-* sein.

4) Ann. Serv. Ant. Égypte 17 (1917) S. 123 ff.

5) Belege bei Gardiner a. a. O. S. 187 ff. Nr. 17—22.

6) Auch Gardiner, Journ. Egypt. Arch. 10 (1924) S. 89 f., unterscheidet diesen „Königshof" von der Residenz Ramses' II.

der Ramessidenzeit mehrfach erwähnten *Pr-nj-św.t* identisch sein, auf jeden Fall im Bereich der Möglichkeit.

Die Angaben der Texte über *Pr-nj-św.t* gestatten keinen ganz sicheren Schluß auf seine Lage. Immerhin hat Daressy es sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese Residenz, also nach seiner Vermutung auch (*Pr-*) *Wśr-ḫpr.w-Rʿ*, in der Gegend von Fāḳūs zu suchen ist[1]. Das würde zu *Išḫupri* gut passen; denn Fāḳūs liegt an der palästinisch-ägyptischen Heerstraße, die Assarhaddon benützen mußte, etwa 50 km landeinwärts von der alten Grenzfestung *Ṯ3.rw* bei dem heutigen el-Ḳanṭara. Auch darf daran erinnert werden, daß in der nächsten Umgebung von Fāḳūs längst eine Stadt nachgewiesen ist, die schon im Mittleren Reich und dann wieder gerade in der Ramessidenzeit bestand[2]; sie könnte von Sethos II. zur Residenz ausgebaut worden sein und nach dem frühen Ende ihres königlichen Gönners[3] in bescheidener Form weitergelebt haben. So empfiehlt sich diese Kombination in jeder Hinsicht; aber es ist zuzugeben, daß ihre Richtigkeit noch nicht für endgiltig bewiesen gelten darf und daß die Folgerungen, die sich an sie knüpfen lassen, zunächst nur Vermutungen sind.

Vor allem drängt sich die Frage auf, in welchem örtlichen Verhältnis diese Sethosstadt zu der viel besser bekannten Deltaresidenz Ramses' II. gestanden haben mag. Wer die Geschichte der Residenzen in Memphis und in Theben zum Vergleich heranzieht, wo sich die Gründungen der einzelnen Könige in der Regel nahe an einander anschließen, dem wird die Annahme einer ähnlichen Nachbarschaft zwischen den Deltaresidenzen mindestens nicht unmöglich sein. Nun hat freilich Gardiner, dem wir die gründlichste Untersuchung der Probleme der Ramsesstadt verdanken, die alte Ansicht von Chabas wieder aufgenommen, wonach diese Residenz weit draußen am Meer in der Gegend oder geradezu an der Stelle des späteren Pelusium zu suchen wäre[4]. Doch kann er selbst nicht leugnen, daß es an zwingenden Beweisen für diese Ansetzung noch immer fehlt[5]. Meiner Meinung nach würde sich alles, was wir über die Ramsesstadt wissen, mindestens ebenso gut von einer Örtlichkeit bei Fāḳūs, also in der

1) Früher hatte er an die Gegend von eṣ-Ṣāleḥîje gedacht: Sphinx 14 (1910) S. 163.

2) Naville, Goshen S. 21ff.; Griffith bei Petrie, Nebesheh S. 45ff., und bei Naville, Mound of the Jew S. 56f. Taf. XIX.

3) Zur Dauer von Sethos' II. Regierung vgl. Daressy, Rec. de trav. 34 (1912) S. 39ff., Gardiner a. a. O. S. 190f.

4) A. a. O. bes. S. 242ff.

5) Journ. Egypt. Arch. 10 (1924) S. 88ff.

Nähe der Sethosstadt nach der oben erwähnten Kombination, verstehen lassen[1].

Diese Möglichkeit verdient um so ernster erwogen zu werden, als wir gerade aus der Gegend von Fāḳūs eine in sich geschlossene Gruppe von Funden besitzen, die sehr an die Ramsestadt erinnern: die angeblich von Tell Horbēt, etwa 20 km westlich von Fāḳūs stammenden Denksteine aus der Zeit Ramses' II., die Hinterlassenschaft einer Garnison, in deren Kultus der lebende Pharao alle anderen Götter weit überragte[2]. Die Angabe des Fundorts mag ungenau sein; aber wenigstens die Gegend wird stimmen, und das ist eben die Landschaft um Fāḳūs, in der nach dem Obigen die Residenz Ramses' II. gesucht werden kann. Was ferner die Texte und Bilder der Denksteine sagen, das würde sich unter Annahme ihrer Herkunft aus der Ramsestadt besonders gut erklären, wie schon Steindorff bemerkt hat[3].

Den hypothetischen Charakter dieser letzten Folgerungen wird niemand verkennen. Sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie zu neuer Untersuchung der aufgeworfenen Fragen führen. Der Nachweis, daß *Išḫupri* auf eine Gründung Sethos' II. zurückgeht, bleibt davon unberührt.

Zija Gök Alp's Grundlagen des türkischen Nationalismus.

Von Richard Hartmann.

Unter dem Titel *Türkğilijiñ Esaslary* „Grundlagen des türkischen Nationalismus"[4] erschien 1339[5] in Angora als 1. Band einer „nationalen soziologischen Bibliothek" eine Schrift von Zija Gök Alp. Zija Gök Alp ist bei uns nicht

1) Gardiners Ausführungen berücksichtigen die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Residenzen überhaupt nicht. Übrigens hat schon Naville vor Jahren einmal die Ramsesstadt bei Fāḳūs gesucht: Goshen S. 19f.

2) Einstweilen liegt nur über die Stücke des Pelizaeus-Museums in Hildesheim eine vorläufige Mitteilung vor: Roeder, Die Denkmäler des Pelizaeus-Museums S. 93ff.

3) ZDMG N. F. 2 (1923) S. VI. Daß aus den Hildesheimer Stücken kein zwingender Beweis für oder gegen diese Annahme zu führen ist, hat mir eine noch ungedruckte Abhandlung Roeders, in die mir der Verfasser freundlichst Einsicht gewährte, von neuem gezeigt.

4) ضيا كوك آلپ — توركجيلكك اساسلرى — آنقره ١٣٣٩ (174 S.)

5) Gemeint ist wohl sicher das Finanzjahr (= 1923), nicht das muslimische Jahr (= 1920/21). Übrigens herrscht auch in jüngster Zeit noch ziemliche Verwirrung in der Datierung: so liegen mir eben zwei Bücher mit doppelter Jahresangabe vor, von denen das eine 1339 = 1923, das andere 1342 = 1924 datiert ist; hier ist also das orientalische Jahr im ersten Fall das Finanzjahr, im zweiten das muslimische.

so früh bekannt geworden wie andere Dichter des türkischen Nationalismus aus dem doppelten Grund, daß seine erste Gedichtsammlung in Buchform später erschien als gewisse, völlig den Geist der neuen Richtung atmende Werke anderer Schriftsteller wie der großen Halide Edib *Jeñi Turan*, und daß andererseits diese anderen Dichter bereits vor dem Aufkommen des eigentlichen Nationalismus bekannte Größen waren. Tatsächlich ist er aber der wirkliche Vater des Nationalismus. Die Entwicklung der jüngsten Bewegung in der türkischen Literatur ist am besten dargestellt in der literargeschichtlichen Einführung zur *Anthologie aus der neuzeitlichen türkischen Literatur* von A. Fischer und A. Muhieddin (Leipzig 1919), S. 9 ff.; und der Dichter und Denker Zija Gök Alp hat nun auch längst eingehende Würdigung gefunden, vgl. vor allem O. Hachtmann, *Die türkische Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts* (Leipzig 1916), S. 52 ff.; M. Hartmann in *MSOS.*, 2. Abt. XX (1917), S. 86—149 u. XXI (1918), S. 60—82; A. Fischer, *Aus der religiösen Reformbewegung in der Türkei* (Leipzig 1922); Ettore Rossi in *Oriente Moderno*, IV (1924), S. 574—595.

Der Nationalismus hat sich in der Türkei unter der Leitung des Komitees für Einheit und Fortschritt während des Weltkrieges in der äußeren und inneren Politik völlig durchgesetzt. Der unglückliche Ausgang des Krieges fegte bekanntlich das Komitee und seine Partei weg. Und auch als Mustafa Kemal in Anatolien den türkischen Staat neu aufzubauen begann, wollte der „Bund zur Verteidigung der nationalen Rechte der Türken“ und später die aus ihm hervorgegangene „Volkspartei“ — aus guten Gründen — nichts mit der alten Komitee-Partei zu tun haben. Erst als der junge Staat einigermaßen Ruhe hatte, konnte die Frage näher erörtert werden, ob nicht im Grunde die Volkspartei die Fortsetzung der alten Komitee-Partei sei. Die Frage kann natürlich nicht ohne weiteres bejaht werden — das würde, schon was die Personen betrifft, nicht stimmen; sie kann aber ebensowenig rundweg verneint werden: denn tatsächlich ist die Politik der neuen Türkei im wesentlichen von demselben Geist beseelt, der — freilich bisweilen in unreifer und ungeklärter Form — die Politik der Männer vom Komitee beherrschte. Das Band, das das Einst und Jetzt verbindet, ist eben der Nationalismus.

In dieser Hinsicht mögen Zija Gök Alps eigene Worte über das Verhältnis des Nationalismus zur Volkspartei angeführt sein[1]: „Die Mutter der Volkspartei, der Bund zur Verteidigung der [nationalen] Rechte hat unter Führung unseres großen Retters Ghazi Mustafa Kemal Pascha einerseits die Türkei von der feindlichen Invasion befreit, andererseits unserem Staat, unserer Nation, unserer Sprache ihren wahren Namen gegeben und unsere Politik von den letzten Spuren des Absolutismus und der Gruppen-Politik befreit, so daß wir sagen können, daß der Bund zur Verteidigung der nationalen Rechte, ohne es zu wissen, dem politischen Programm des Nationalismus folgte.“ „In der Türkei war Gottes Schwert in der Faust der Volkspartei und Gottes Feder in der Hand der Nationalisten. Als der Türken Vaterland in Gefahr geriet, vermählte sich diese Feder mit diesem Schwert. Aus dieser Vermählung ist eine Gesellschaft geboren, die türkisches Reich heißt.“ Das mag genügen, um die Bedeutung von Zija Gök Alps systematischer Darlegung der Grundzüge des türkischen Nationalismus erkennen zu lassen.

Die Schrift gliedert sich in zwei Hälften, einen ersten theoretischen Teil „Das Wesen des türkischen Nationalismus“ und einen zweiten praktischen „Das Programm des türkischen Nationalismus“. Der erste zerfällt wieder in 10 Kapitel mit den Überschriften: 1. Geschichte des türkischen Nationalismus — 2. Was ist türkischer Nationalismus? — 3. Türkischer Nationalismus und Turanismus — 4. Kultur und Zivilisation — 5. Auf das Volk zu! — 6. Auf den Occident zu! — 7. Historischer Materialismus und soziologischer Idealismus — 8. Stärkung des nationalen Gewissens — 9. Stärkung der nationalen Solidarität — 10. Kultur und Bildung. Der zweite Teil entwirft die Aufgaben des Nationalismus auf den verschiedensten Gebieten, am ausführlichsten auf dem Gebiet der Sprache (6 Kap.), auf dem der schönen Künste (6 Kap.) und dem der Ethik (8 Kap.), um sich für die Sphären des Rechts, der Religion, der Wirtschaft, der Politik und der Philosophie auf kürzere Andeutungen zu beschränken.

Auch nach all dem, was bisher über Zija Gök Alp's Theorien — vor allem von Martin Hartmann a. a. O. — geschrieben ist, scheint es mir nützlich, wenigstens von den wichtigsten Abschnitten des Buches kurze Auszüge zu geben, zumal des Verf. Anschauungen deutlich einen inzwischen fortgeschrittenen Reife- und Abklärungsprozeß erkennen lassen. Ausdrücklich sei aber bemerkt, daß im Folgenden nicht eine Kritik an Zija Gök Alp's Anschauungen geübt werden soll, sondern nur sie selbst als gegebene Tatsache mitgeteilt. Höchstens vereinzelt werden einmal Winke zur kritischen

1) S. *Türkğüliğin Esaslary* (abgekürzt *T. E.*), S. 170 f.

Beurteilung gegeben werden — aber nie in der Meinung, damit Abschließendes zu sagen.

1. Geschichte des Nationalismus.

Die Darstellung Zija Gök Alps trägt zweifellos stark subjektiven Charakter. Am deutlichsten wird man das empfinden, wenn man sie z. B. mit dem schönen Buch des zu früh verstorbenen Ahmed Muhiddin, *Die Kulturbewegung im modernen Türkentum* (Leipzig 1921) vergleicht. Um nur ein Beispiel zu nennen, spricht Muhiddin von den Schriften Léon Cahun's überhaupt nicht; dabei schätzte er, wie ich aus Gesprächen mit ihm weiß, dessen Einfluß recht hoch ein, aber er sieht es als seine Aufgabe an, die Entwicklung aus dem Türkentum selbst heraus verständlich zu machen. Ein anderes Beispiel dafür, wie sich von verschiedenem Standpunkt aus das Werden des türkischen Nationalismus verschieden darstellen kann, bietet Aqčura Oghlu's Aufsatz *Üč Terz-i Sijaset*[1], der — rein politisch geschaut — eine klare Entwicklungslinie vom Osmanismus über den Panislamismus zum Türkismus zeichnet. Auch diesen Aufsatz kannte Muhiddin nicht bloß, sondern hielt ihn für recht wichtig, hat ihn aber bewußt in seiner Arbeit nicht verwertet.

Zija Gök Alp's Ausführungen scheinen mir nicht bloß als Ergänzung zu anderen Darstellungen Beachtung zu verdienen, sondern gerade um ihrer Subjektivität willen als ein Beitrag zur Charakterisierung des Verf.

Der türkische Nationalismus hat zwei Vorläufer in Europa, einmal die „Turquerie", das Interesse an Erzeugnissen türkischer Kunst und türkischen Kunsthandwerks, und dann die wissenschaftliche Turkologie: besonders zwei Werke aus älterer Zeit nennt Zija Gök Alp, die von Bedeutung geworden sind, de Guignes' *Histoire générale des Huns* und A. Lumley David's *Grammaire Turke* (London 1836).

In der letzten Zeit des Sultans 'Abd ul-'Azîz und dem Anfang der Regierung 'Abd ul-Ḥamîd's setzte in Konstantinopel eine geistige Bewegung ein, die auch auf nähere Beschäftigung mit dem Türkentum hinauslief. Ihre Hauptvertreter sind Ahmed Wefiq Pascha, der Verfasser des bekannten Wörterbuchs *Lehǧe-i Osmani* und Übersetzer von Abu 'l-Ghâzî's *Scheǧere-i Türk* ins Osmanische, und Süleiman Pascha, der General, der sich 1877 bei den Kämpfen am Schipka-Paß hervortat und der dann mit der Inspektion der Militärschulen beauftragt war. „Süleiman Pascha ist der, der uns zum erstenmal lehrte, daß die Hunnen der europäischen Chroniken die Hiungnu der chinesischen Annalen seien, daß sie die ersten Ahnen der Türken seien, daß ferner Oghuz Chan der Gründer des Hiungnu-Reiches Mete sein müsse" (gestützt auf de Guignes). Süleiman wollte auch nichts von einer osmanischen Sprache wissen, sondern von einer türkischen. Die beiden Genannten, von denen der erste seine Gedanken in die Universität, der letztere in die Militärschulen einführte, sind also als die Väter des türkischen Nationalismus anzusprechen.

1) Zuerst erschienen in der Cairoer Zeitung *Türk*, dann mit zwei anderen Aufsätzen zusammen separat gedruckt erst in Cairo, dann Stambul 1327.

Während die Bewegung in der Türkei nun aufgehalten wurde, wirkten in Rußland zwei Türken im Geiste des Nationalismus: 1. der Azerbeiǧaner Mirza Feth Ali Achund[1] und 2. der Krimtatare Ismail Gasprinski, der Herausgeber der Zeitung *Terǧüman* in Baghče Serai[2]. Diese Zeitung verstanden nicht bloß die Nordtürken, sondern auch die Ost- und Westtürken. Sie war ein lebendiger Beweis dafür, daß es möglich sei, alle Türken in derselben Sprache zu einigen.

Gegen Ende der Periode 'Abd ul-Ḥamids wachte in Stambul die nationalistische Strömung wieder auf. In dem Gedichte „Turan" des aus Rußland nach Stambul gekommenen, an der medizinischen Schule wirkenden Hüseinzade Ali Bej[3] fand der Panturanismus seinen ersten Niederschlag. Beim Beginn des türkisch-griechischen Krieges 1897 dichtete Mehmed Emin sein *Ben bir Türkim*[4]. „Diese beiden Gedichte kündeten den bevorstehenden Beginn einer neuen Umwälzung im türkischen Leben an." Mehmed Emin soll nach seiner eigenen Erklärung entscheidend vom Ǧemâl ed-dîn Afghânî[5] beeinflußt sein.

Wie in der ersten Periode des türkischen Nationalismus de Guignes starken Anstoß gab, so in der zweiten Léon Cahun's *Introduction à l'Histoire de l'Asie* (Paris 1896), und zwar durch die Übersetzung Neǧib Asym's. Ahmed Ǧewdet machte den *Iqdam* zu einem Organ des Nationalismus.

Doch folgte die *Iqdam*-Gruppe (Fuad Ra'if[6]) mit ihrem *Tasfijeǧilik* „Sprachpuritanismus"[7] einer falscher Theorie: sie wollten die arabischen und persischen Elemente ausmerzen und sie durch alte oder neugeschaffene türkische Wörter ersetzen; so wurden noch viel unbekanntere fremdere Wörter eingeführt und an Stelle einer wirklichen Sprache eine Art „künstlichen türkischen Esperantos" geschaffen. Insofern schadete dieser Sprachpuritanismus der *Iqdam*, statt zu nützen.

1) S. über ihn Foy in *MSOS*. 2. Abt. VI (1903), S. 127 f.; *Enz. des Isl.*, II, 87; Jusuf Bej Wezirof *Azerbeiǧan edebijjatine bir nasar* (Stambul 1337), S. 46—49.

2) S. *MSOS*. 2. Abt XI (1908), S. 213 u. bes. XII (1909), S. 86 f.

3) Geb. 1864, kam 1889 nach Stambul, wo er bis in die ersten Jahre des 20. Jahrh. wirkte, s. Wezirof a. a. O. S. 88 ff.

4) S. die wortgetreue Übertragung von Aug Fischer in dessen *Übersetzungen und Texte aus der neuosmanischen Literatur*, I, S. 58 f.

5) S. Goldziher in *EJ*. I, 1052 ff.

6) Vgl. über ihn M. Hartmann, *Unpolitische Briefe aus der Türkei*, S. 39, 49 f., 125 f.

7) S. u. Sp. 601 f., 603 f.

Während in dem in der Medizinschule sich bildenden geheimen Revolutionsbund die Ideale des Pantürkismus, Panottomanismus und Panislamismus[1] um den Vorrang kämpften, griff dieser Streit auch auf die Jungtürken im Ausland über: so pflegte Ali Kemal[2] in der in Ägypten erscheinenden Zeitschrift *Türk* den Gedanken der osmanischen Einheit, Aqčura Oghlu Jusuf[3] und Ferīd[4] empfahlen die Politik der türkischen Einheit.

In dieser Zeit schlossen sich Hüseinzade Ali, Agha Oghlu [Aghajef] Ahmed und Topǧibaschief in Baku zusammen, um alle Azerbeiǧaner unter Zurückstellung des Unterschiedes von Sunna und Schī'a in der gemeinsamen Sache des Türkentums und des Islam zu einigen[5].

„Nach der Revolution vom 24. Juli [1908] herrschte in der Türkei die Idee des Osmanismus"[6]. Der damals erscheinende *Türk Derneji* hatte keinen Erfolg[7]. „Nach dem 31. März begann die Idee des Osmanismus ihren alten Einfluß zu verlieren. Der deutsche Kaiser, der seinerzeit 'Abd ul-Ḥamīd die Idee der islamischen Einheit eingegeben hatte, ließ — diese Gelegenheit ausnützend — auf dem Sultan Ahmed-Platz ein Meeting für die islamische Einheit veranstalten[8]. Seit diesem Tage begannen sich in unserem Lande geheime panislamische Organisationen zu bilden. Die Jungtürken begannen sich, je nachdem sie Osmanisten oder Panislamisten waren, in zwei entgegengesetzte Teile zu trennen. Die Osmanisten waren kosmopolitisch, die Panislamisten ultramontan[9].

Beide Strömungen waren für das Land schädlich. Als ich auf dem Kongreß von 1326[10] in Saloniki zum Mitglied des Generalkomitees[11] gewählt wurde, waren die politischen Verhältnisse so.

Damals erschien in Saloniki eine Zeitschrift unter dem Titel *Genǧ Qalemler*[1]. Eines Nachts hatte ich mit dem Chefredakteur Ali Ganib[2] im Garten von Bejaz Qule eine Unterhaltung. Dieser junge Mann führte mir aus, daß seine Zeitschrift daran arbeite, auf dem Gebiet der Sprache eine Umwälzung in der Richtung auf Einfachheit anzubahnen, und daß Ömer Seifüddin[3] in diesem Kampfe die Führung habe. Diese Gedanken Seifüddins über die Sprache trafen völlig mit meinen Überzeugungen zusammen. Daß ich in meiner Jugend während meiner Gefangenschaft in Tasch Qyschla die Mannschaften statt *Mülazim-i ewwel Ewwel Mülazim* ...., statt *Tarabulus-i Gharb Gharb-Tarabulusy* ....[4] sagen hörte, hatte bei mir folgende entschiedene Überzeugung hervorgerufen:

Um die türkische Sprache zu heilen, gilt es nicht, aus dieser Sprache alle arabischen und persischen Wörter hinauszuwerfen, sondern all die arabischen und persischen Regeln, und von den arabischen und persischen Wörtern diejenigen, die ein Äquivalent im Türkischen haben, fallen zu lassen, die dagegen, für die sich kein türkisches Wort findet, beizubehalten.

Ich habe zwar einige Artikel über diese Gedanken geschrieben, aber keine Gelegenheit gehabt, sie zu veröffentlichen. Hatte sich ja auch noch keine Gelegenheit gefunden, über den türkischen nationalen Gedanken eine Arbeit zu schreiben. Bereits wie ich 15 Jahre alt war, hatten Ahmed Wefiq's *Lehǧe-i Osmani* und Süleiman Pascha's Weltgeschichte in mir die Tendenzen des türkischen Nationalismus reifen lassen; und als ich 1312 nach Stambul kam, war das erste Buch, das ich kaufte, Léon Cahun's *Introduction* gewesen. Dieses Buch scheint geradezu dazu geschrieben, zum Ideal des Panturkismus den Anstoß zu geben. Damals lernte ich in der Berührung mit Hüseinzade Ali Bej seine Überzeugungen inbetreff des türkischen Nationalismus kennen.

Kurz, bereits seit 17—18 Jahren ruhten die Ergebnisse meiner Bemühungen um das Verständnis der Sociologie und Psychologie der türkischen Nation wohl assortiert in meinem Kopfe. Um sie in die Öffentlichkeit zu bringen, bedurfte es nur dessen, daß sich ein Mittel zeigte.

---

1) پان تورکیزم، پان اوتتومانیزم، پان اسلامیزم; weiterhin werden dafür تورك اتحادى، عثمانلى اتحادى، اسلام اتحادى gebraucht.

2) S. M. Hartmann a. a. O., S. 51 u. ö.

3) Geb. 1876, Wolga-Türke, s. *Newsal-i milli* 1330, S. 20 ff.; O. Hachtmann in *Deutsche Levante-Zeitung* vom 1. II. 1916.

4) Geb. 1293 = 1876, s. *Newsal-i milli* 1330, S 184 ff.

5) Sie gründeten 1905 die Zeitung *Hajat*, s. Wezirof, a. a. O. S. 90 f.

6) عثمانليلق; nachher عثمانليجيلق.

7) Über den Verein und die Zeitschrift dieses Namens s. M. Hartmann, a. a. O. Index.

8) Dieser seltsame Satz steht wirklich da.

9) اولترامونته‌ن — قوزموپوليت

10) Gemeint ist offenbar das Finanzjahr, da das muslimische Jahr 1326 = 1908 wäre, der erwähnte Kongreß aber erst 1910 stattfand, s. *MSOS*. 2. Abt. XX (1917), S. 90.

11) مركز عمومى

---

1) S. O. Hachtmann, *Türkische Literatur des 20. Jahrh.*, S. 59; Fischer u. Muhieddin, *Anthologie*, S. 9.

2) S. O. Hachtmann, a. a. O. S. 30 f.; M. Hartmann, *Dichter der neuen Türkei*, S. 95 ff.

3) S. M. Hartmann, a. a. O., S. 111.

4) D. h. die persische Konstruktion durch die türkische ersetzt.

Der Kampf, den Ömer Seifüddin in den *Genğ Qalemler* begonnen hatte, brachte dieses Hilfsmittel. Doch ich sah die Sprachfrage nicht als ausreichend an, sondern hielt es für nötig, den türkischen Nationalismus mit all seinen Idealen, seinem ganzen Programm vorzulegen. Ich schrieb das Gedicht *Turan*[1], das alle diese Ideen enthält, und veröffentlichte es in den *Genğ Qalemler*. Dieses Gedicht erschien gerade zur rechten Zeit.

Denn die jungen Geister, die sahen, daß dem Lande aus dem Osmanismus wie aus dem Panislamismus Gefahren drohten, suchten nach einem rettenden Ideal. Das Gedicht *Turan* war der erste Funke dieses Ideals. Von da an bemühte ich mich ununterbrochen, die in diesem Gedicht angedeuteten Grundlagen zu erklären und auszulegen.

Nach dem Gedicht *Turan* ließ Ahmed Hikmet[2] seine Skizze *Altyn Ordu*[3] erscheinen. In Stambul bildete sich die Gesellschaft *Türk Oğaghy* mit der Zeitschrift *Türk Jurdu*[4]. Halide Edib[5] verschaffte mit ihrem Roman *Jeñi Turan*[6] dem türkischen Nationalismus großes Ansehen. Hamdallah Subhi[7] wurde ein tatkräftiger Führer des Nationalismus. Alle die Nationalisten, mögen ihre Namen oben genannt sein oder nicht, arbeiteten — sei es am *Türk Jurdu*, sei es im *Türk Oğaghy* vereinigt — zusammen. In Köprülüzade Fuad[1] erstand in der Turkologie ein großer Forscher und Gelehrter, dessen wissenschaftliche Arbeiten den türkischen Nationalismus klärten.

Prosaiker wie Ja'qub Qadri[2], Jahja Kemal[3], Falih Rifqi[4], Refiq Chalid[5], Reschad Nuri und Dichter wie Orchan Seifi[6], Faruq Nafiz, Jusuf Zija[7], Hikmet Nazim, Wala Nuruddin trugen zur Verschönerung des neuen Türkisch bei; und Müfide Ferid Hanum[8] gab sich durch ihre wertvollen Bücher wie durch ihre hochstehenden Vorträge in Paris viel Mühe um den Aufstieg des türkischen Nationalismus.

Die Welt des Nationalismus hat sich heute so ausgedehnt, daß Bände und Bücher nötig wären, um die Namen der auf diesem Boden wirkenden Künstler und Wissenschaftler aufzuzählen. Nur auf dem Gebiet der türkischen Architektur darf Kemal Bej[2] nicht vergessen werden. Es ist zum guten Teil sein Verdienst, daß alle jungen Architekten Nationalisten sind.

Jedoch all diese Bewegungen im Sinne eines türkischen Nationalismus wären zur Unfruchtbarkeit verurteilt gewesen, wenn nicht ein großes Genie aufgetreten wäre, dem es gelang, die Türken um das Ideal des Nationalismus zu einen und sie aus der Gefahr eines großen Zusammenbruches zu retten. Den Namen dieses großen Genies zu nennen ist unnötig: denn die ganze Welt ist heute des Namens des Ghazi Mustafa Kemal Pascha wie eines heiligen Wortes in jedem Augenblick ehrfurchtsvoll

---

1) Das berühmte Gedicht lautet frei wiedergegeben:
„In jedem Pulsschlag, jedem Atemzuge
Fühl' ich die Stimme der Geschichte mahnen.
Nicht aus den Büchern — aus des Herzens Tönen
Kenn' ich die Siege meiner hehren Ahnen.

Aus Büchern nicht! — Denn die, die meine Rasse
Mit Lorbeer krönten, Cingiz, Attila,
Stehn dort von der Verleumdung Schmutz besudelt,
In Wahrheit ruhmvoll wie ein Cäsar da.

Aus meinem Pulsschlag! Wenn der Bücherweisheit
Oghuzchan in der Sage Dunst verschwimmt,
In meinen Adern lebt er. Dies Erleben
Ist's, was mein Herz so stolz und mutig stimmt.

Der Türken Vaterland ist nicht Türkei, nicht Turkestan;
Es ist ein größer Land, ein ewig Land: es heißt Turan!"
Vgl. darüber bes. noch *MSOS*. 2. Abt. XX, S. 92.

2) S. Hachtmann, *Türkische Literatur des 20. Jahrh.*, S. 33 ff.

3) „Die goldne Horde", übers. in *Österreichische Rundschau 46* (1916) S. 272 ff.

4) Während der *Türk Jurdu* (s. Hachtmann, a. a. O., S. 58) auch bei uns wohlbekannt ist, würde die Organisation des *Türk Oğaghy* (über die Anfangszeit vgl. *MSOS*. 2. Abt. XX, S. 90 Anm. 1) nähere Beachtung verdienen, s. darüber Ahmed Ferid in *Newsal-i milli* 1330, S. 188 ff. Zija Gök Alp widmet die hier besprochene Schrift den *Oğaqlylar*.

5) S. Hachtmann a. a. O. S. 38 ff.

6) Übers. von Fr. Schrader: *Deutsche Orient-Bücherei* 6.

7) Der verdiente Redner und Schriftsteller war zeitweise Vorsitzender des *Türk Oğaghy* (s. auch *Neuer Orient*, II, 591 ff.).

---

1) M. Hartmanns kurze Behandlung des unermüdlichen und erfolgreichen Forschers (*Dichter der neuen Türkei*, S. 91 ff.) ist von ihm selbst als unbillig empfunden (*MSOS*. 2. Abt. XXI, S. 22) und inzwischen besonders stark antiquiert.

2) S. Hachtmann, a. a. O., S. 22 ff.; M. Hartmann, *Dichter der neuen Türkei*, S. 56 ff.; meinen Aufsatz in *Welt des Islams*, V, 264 ff., sowie meine demnächst im *Islam* erscheinende Besprechung seines *Nur Baba*.

3) Die folgenden Autoren gehören meist der jüngsten Generation an und sind in den literarhistorischen Arbeiten noch nicht behandelt, wenn M. Hartmann auch mehrere von ihnen gelegentlich erwähnt. Hier ist nicht der Ort zu literargeschichtlichen Untersuchungen, zu denen mein Material — ich bin hier ausschließlich auf meine eigene bescheidene Bücherei angewiesen — auch nicht ausreichen würde. Ich gebe daher nur vereinzelte ganz zufällige Hinweise. — Über J. K. vgl. *MSOS*. 2. Abt. XXI, S. 79 zu S. 68.

4) *Newsal-i milli* 1330, S. 104 ff.

5) Ebd., S. 108 ff.

6) Vgl. Köprülüzade Mehmed Fuad, *Bugünki Edebijjat* (1924), S. 188 ff.

7) Vgl. M. Hartmann, *Dichter der neuen Türkei*, S. 7; *Welt des Islams*, V, 83; Köprülüzade M. F. a. a. O. S. 181 ff.

8) S. Köprülüzade M. F. a. a. O., S. 172 ff. (Besprechung des Romans *Aj demir*).

9) *Newsal-i milli* 1330, S. 380 ff.

eingedenk. Früher hatte in der Türkei die türkische Nation überhaupt keine Stellung. Heute hat der Türke alles Recht. Die Herrschaft auf diesem Boden ist Türkenherrschaft. In der Politik, in der Kultur, in der Wirtschaft, durchweg herrscht das Türkenvolk. Die Persönlichkeit, die eine so entscheidende und große Umwälzung hervorgerufen hat, ist der größte Mann des türkischen Nationalismus. Denn denken und sagen ist leicht, aber handeln und besonders mit Erfolg durchführen ist sehr schwer."

2. Das Wesen des türkischen Nationalismus.

A) „*Türkğilik* heißt die türkische Nation hochstellen. Um also das Wesen des *Türkğilik* (des türkischen Nationalismus) zu verstehen, muß man zunächst das Wesen der Gruppe, der man den Namen Nation gibt, bestimmen."

1. Den Rasse-Nationalisten zufolge heißt Nation Rasse Das Wort Rasse ist ursprünglich ein Terminus aus der Tierzuchtlehre. Jedes Tier gliedert sich nach Art, Körperbau und Eigenschaften in eine Anzahl Typen. Diese Typen nennt man Rasse.

Zija erwähnt die alte Einteilung der Menschen nach der Hautfarbe, wie die neuere der Europäer nach Schädelform und Farbe von Haar und Augen. Jedoch die europäischen Nationen sind ausnahmslos aus diesen verschiedenen Rassen gemischt; und da sich speziell aus den Untersuchungen der Anthropologen ergeben hat, daß die anatomischen Eigenschaften die soziale Anlage nicht beeinflussen, ist diese Theorie heute aufgegeben.

2. Die völkischen Nationalisten werfen die Nation mit der Gruppe Volk zusammen. Volk in diesem Sinn bedeutet Blutgemeinschaft. Aber es ist heute anerkannt, daß es reine Blutgemeinschaft in diesem Sinn nicht gibt und nicht gab. Zu dem kommen nach den Lehren der Soziologie die Individuen ohne irgendwelche soziale Bestimmtheit zur Welt. Also spielt die völkische Abstammung vom Gesichtspunkt des Nationalcharakters aus keine Rolle.

Allerdings hielten die alten Gesellschaften an dem völkischen Ideal fest aus religiösen Gründen. Weil bei ihnen der Gegenstand der Verehrung der erste Ahnherr war, wurden die auf verschiedenen Wagen der *filiatio* gebildeten Gesellschaften als wirkliche Blutgemeinschaften aufgefaßt. „Bei den auf jener Stufe stehenden Gesellschaften bestand die soziale Solidarität in dem Bande der Religionsgemeinschaft. Solange sich die Religionsgemeinschaft auf die Blutgemeinschaft stützt, ist es natürlich, daß der Stützpunkt der sozialen Solidarität in der Blutgemeinschaft liegt. Auf unserer heutigen sozialen Stufe aber stützt sich die soziale Solidarität auf die kulturelle Gemeinsamkeit. Da das Mittel der Übertragung der Kultur die Erziehung ist, hat sie keinen Zusammenhang mit der Blutgemeinschaft."

3. Nach den geographischen Nationalisten ist Nation die Summe der in einem Lande wohnenden Menschen. — Dies wird mit Beispielen wie der Schweiz und Belgien widerlegt.

4. Nach den Osmanisten umfaßt die Nation alle im osmanischen Imperium (*Imperatorluq*) befindlichen Untertanen, während doch offenkundig ein großes Imperium verschiedene Nationen mit verschiedenen Kulturen umfaßt.

5. Nach den Panislamisten ist die Nation die Summe aller Muslime, während die Religionsgemeinschaft doch in Wahrheit *ümmet*, nicht *millet* heißt.

6. Nach den Individualisten ist Nation jede beliebige Gesellschaft, der sich ein Mensch selbst zuzählt. Die hier vorausgesetzte absolute Freiheit des Urteils besteht aber nicht. Vielmehr kommt dem Gefühl eine Priorität zu. Durch das Gefühlsleben aber gehört man bereits in eine gewisse Nation hinein.

„Was ist eine Nation dann? Was für ein Band haben wir, das den rassischen, völkischen, geographischen, politischen, willensmäßigen Kräften überlegen sein könnte? Die Soziologie stellt fest, daß dieses Band Gemeinsamkeit in der Erziehung, der Kultur, d. h. in den Gefühlen ist." „Nation ist also keine rassische, völkische, geographische, politische, willensmäßige Gruppe; es ist eine Gruppe, die aus Individuen besteht, die gemeinsame Sprache, Religion, Ethik, Aesthetik haben, d. h. die dieselbe Erziehung genossen haben."

„Das praktische Ergebnis, das aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist, ist, daß wir die Angehörigen unserer Nation, deren Vorfahren seinerzeit aus Albanien oder arabischem Gebiete eingewandert sind, in keiner Weise von der andern Connationalen unterscheiden dürfen, wenn wir sehen, daß sie in türkischer Erziehung aufgewachsen sind und sich daran gewöhnt haben, für das türkische Ideal zu arbeiten."

B) „Um den Unterschied zwischen T ü r k i s m u s und T u r a n i s m u s zu verstehen, ist es nötig die Grenzen der Türk-, bzw. Turan-Gruppen festzustellen.

Türk ist der Name einer Nation. Nation bezeichnet eine Gruppe, die eine ihr eigentümliche Kultur hat. Also können die Türken nur eine Sprache, nur eine Kultur haben. Tatsächlich bemühen sich gewisse Türkzweige, eine von den anatolischen Türken verschiedene Sprache, verschiedene Kultur zu schaffen. Z. B.

sind unter den Nordtürken eine Anzahl junger Männer darum bemüht, eine tatarische Sprache, eine tatarische Kultur ins Leben zu rufen. Diese Bewegung wird das Ergebnis haben, daß Türken und Tataren je eine eigene Nation bilden." — Ähnliches mag von der Qyrghyzen und Özbegen gelten, von den Jaquten und Altai-Türken ganz zu schweigen. „Die Türken, die heute kulturell zu einigen leicht scheint, sind speziell die Oghuz-Türken, d. h. Türkmenen. Wie die Türken der Türkei leiten sich auch die Türkmenen von Azerbeiğan, von Persien, von Chwarizm auf den Oghuz-Stamm zurück. Deshalb muß das nächstliegende Ideal im Türkğilik die Einheit der Oghuz oder der Türkmenen sein. Was ist das Ziel dieser Einheit? Politische Einheit? Heute, nein! Über die Zukunft können wir heute kein Urteil abgeben. Unser heutiges Ideal aber ist nur die kulturelle Vereinigung der Oghuz." Die Gesamtheit jener vier Länder: Türkei, Azerbeiğan, Persien und Chwarizm zusammen, können wir daher Oghuzistan nennen. „Das nächstliegende Ziel des türkischen Nationalismus ist, daß in diesem großen Länderkomplex nur eine Kultur herrsche".

„Die Oghuz-Türken sind insgesamt die Enkel Oghuz-Chans. Bis vor einigen Jahrhunderten lebten sie im Zustande einer solidären Familie. So ist z. B. Fuzuli ein bei allen Oghuz-Stämmen gelesener oghuzischer Dichter. Wie das Buch von Qorqud Ata[1] das offizielle Oghuzname der Oghuz ist, so sind Volksbücher wie die von Ismail Schah, Aschyq Kerem, Kör Oghlu in ganz Oghuzistan verbreitet.

Das in weiterer Ferne liegende Ideal des *Türkğilik* aber ist Turan[2]. Turan ist nicht, wie manche denken[3], ein Völkergemisch, das außer den Türken auch die Mongolen, Tunguzen, Finnen und Ungarn umfaßt. Diese Gruppe heißt in der Sprache der Wissenschaft die uralaltaische; es konnte aber noch nicht festgestellt werden, ob zwischen den Sprachen, die zu dieser letztgenannten Gruppe gehören, eine Verwandtschaft besteht. .... Wenn es eine Wahrheit gibt, die heute wissenschaftlich feststeht, so ist es die, daß die türkisch redenden Türkenzweige wie die Jaquten, Qyrghyzen, Özbegen, Qypčaq-Tataren, Oghuzen nach Sprache und Abstammung eine völkische Einheit bilden. Das Wort Turan .... ist ein ausschließlich Türkstämme einschließender Gemeinschaftsname. Darum müssen wir Turan auf das große Türkenland beschränken, das alle Türkzweige umfaßt. Denn das Wort *Türk* ist heute zu einer Bezeichnung geworden, die nur den Türken der Türkei beigelegt wird. Die, welche in die in der Türkei vorhandene türkische Kultur eintreten, werden natürlich wieder diesen Namen annehmen. Meiner Überzeugung nach werden in kurzer Zeit alle Oghuzen sich unter diesem Namen zusammenfinden. Aber da die Tataren, Özbegen, Qyrghyzen unter der Voraussetzung, daß sie besondere Kulturen ins Leben rufen, besondere Nationen bilden werden, werden sie nur unter ihren eigenen Namen begriffen werden. Dann wird man das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Bezeichnung empfinden, die alle diese alten Verwandten als eine völkische Einheit (*ğämiʿe*) zusammenfaßt. Und sie wird das Wort *Turan* sein."

Zu diesem doppelten Ideal, einem näheren und einem ferneren, vergleicht Zija Gök Alp das doppelte Ideal eines Lenin: Kollectivismus und Kommunismus. Wie dort das entferntere Ziel des Kommunismus hat auch das Turan-Ideal praktische Bedeutung: „Die Vereinigung der 100 Millionen Türken in eine Nation ist für die türkischen Nationalisten eine der stärksten Quellen der Begeisterung." „Vielleicht wird in der Zukunft die Verwirklichung des Turan-Ideals möglich sein. Das Ideal ist der Schöpfer der Zukunft. Der für die Türken von gestern ein phantastisches Ideal darstellende Nationalstaat ist heute in der Türkei verwesentlicht worden. So können wir also das *Türkğilik* vom Standpunkt der Größe seines Ideals in 3 Stufen gliedern: *Türkijağylyq* (von *Türkija* Türkei), *Oghuzğylyq* und *Turanğylyq*. Heute gibt es auf dem Boden der Wirklichkeit nur die erste Stufe. Das *Qyzyl Elma*[1], das die Geister mit großem Verlangen suchen, liegt nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern auf dem Boden der Phantasie."

C) Kultur und Zivilisation[2] haben das gemeinsam, daß sie das gesamte soziale Leben umfassen: das religiöse, ethische, rechtliche, spekulative, ästhetische, wirtschaftliche, sprachliche, technische. Aber die Kultur ist national, die Zivilisation ist international. So gibt es

1) Über ihn s. den Art. *Ghuzz* von W. Barthold in *EJ*. II, 179; das *Kitab-i Dede Qorqud* ist inzwischen 1332 in Stambul herausgegeben.

2) Über den Turanismus vgl. Tekin, *Turan* (Stambul 1330; deutsch als Bd. 2 der *Deutschen Orient-Bücherei*); Ömer Seifüddin, *Jarynki Turan Dewleti* (Stambul 1330).

3) In weiterem Sinn wird das Wort gerne von Ungarn verwendet, vgl. die Zeitschrift *Túrán* (Budapest 1918), wo der Name aber bewußt nur geographisch gefaßt ist.

1) Zu diesem Begriff, der ja den Titel von Zija Gök Alp's berühmtem *Masal* bildet, s. *ZDMG*. 74 (1920), S. 170 ff. und *Der Islam*, XII (1921), S. 109 ff.; XIII (1922), S. 222 f.

2) حرث ومدنيت

eine allen europäischen Völkern Europas und Amerikas gemeinsame abendländische Zivilisation; innerhalb dieser Zivilisation gibt es verschiedene Kulturen, die englische, französische, deutsche.

„Weiter ist Zivilisation die Gesamtheit sozialer Erscheinungen, die mittels gewisser Prinzipien durch individuellen Willen geschaffen werden.“ Anders die Tatsachen der Kultur. „Wie das organische Leben der Pflanzen und Tiere sich aus sich selbst und in natürlicher Weise entwickelt, genau so ist die Bildung und Entwicklung der in den Bereich der Kultur fallenden Erscheinungen. So ist z.B. die Sprache nicht etwas, was von Individuen nach gewissen Grundsätzen gemacht worden ist. Wir können nicht ein Wort einer Sprache ändern, an seine Stelle ein anderes, erfundenes Wort setzen; ebensowenig können wir eine aus ihrer eigenen Natur geborene Regel einer Sprache ändern. Wörter und Regeln einer Sprache ändern sich nur aus sich selbst. Wir bleiben blosse Zuschauer dieser Änderung. Individuen können der Sprache nur eine gewisse Anzahl von Termini, d. h. neuen Lautgebilden[1] beifügen. Aber solange diese Lautgebilde nicht von der entsprechenden Berufsgruppe angenommen sind, bleiben sie bloße Lautgebilde, können keine Wörter werden. Wenn ein Lautgebilde von einer Berufsgruppe angenommen ist, nimmt es den Charakter eines Gruppenwortes[2] an. Erst wenn sie von allen Leuten angenommen sind, treten sie in die Kategorie der gemeinsamen Wörter ein.“ Doch ob das geschieht, liegt nicht in der Hand der Erfinder. „Wörter sind soziale Einrichtungen, neue Lautgebilde individuelle Schöpfungen. Ein von einem Individuum erfundenes Lautgebilde kann sich bisweilen in einem Augenblicke unter den Menschen verbreiten; aber was jenem Lautgebilde diese Fähigkeit gibt, ist nicht der Mensch, der es erfunden hat, sondern ein ihren Individuen unbekannter geheimer Prozeß der Gesellschaft.

Vor etwa 15 Jahren gab es in unserem Lande zwei Sprachen neben einander. Die erste genoß offizielle Anerkennung und hatte den schriftlichen Gebrauch gewissermaßen in ausschließlichen Beschlag genommen; sie nannte man das Osmanische. Die zweite war sozusagen allein auf den mündlichen Gebrauch unter dem Volk beschränkt geblieben. Sie nannte man verächtlich Türkisch und hielt sie für einen Jargon der Masse, während sie im Grunde unsere natürliche und rechtmäßige Sprache war.“ Das Türkische war die Sprache unserer Kultur, das Osmanische die Sprache unserer Zivilisation.

1) لفظلر

2) زمرۀ وى كلمه

Den zwei Sprachen entspricht eine zweifache Metrik, eine doppelte Musik, zweierlei Literatur. Auch eine zweifache Ethik gibt es und selbst zwei Arten von Gelehrten.

Den Unterschied der beiden Literaturen illustriert Zija Gök Alp u. a. am Humor: Nasreddin Hoğa, Inğili Čausch, Bekri Mustafa und die Bektaschi-Derwische auf der einen, K'ani und Sururi auf der anderen Seite. — Die Händel von Qaragöz und Hağiewad[1] entsprechen der Auseinandersetzung zwischen türkischer Kultur und osmanischer Zivilisation.

Wie erklärt es sich nun, daß in der Türkei diese zwei verschiedenen Typen neben einander bestehen? „Warum sind sie einander so entgegengesetzt? Warum ist alles, was zum türkischen Typ gehört, schön, alles, was zum osmanischen Typ gehört, häßlich? Weil der osmanische Typ auf den Boden des der türkischen Kultur und dem türkischen Leben unzuträglichen Imperialismus zu stehen kam, kosmopolitisch wurde, den Vorteil der Klasse über den nationalen stellte“. „Indem das osmanische Imperium sich mehr und mehr ausdehnte, hunderte von Nationen in seinen politischen Kreis einbezog, wurden tatsächlich Leitende und Geleitete zu zwei verschiedenen Klassen. Die Leitenden, lauter Kosmopoliten, bildeten die Klasse der Osmanli, die geleiteten Türken die Türkenklasse. Beide liebten einander nicht.“ Während die Elite der osmanischen Zivilisation die *Chawass* waren, die den Palast bildeten, hatte die türkische Kultur ihre Uzan, Aschyq, Baba und Usta.

„Was Kultur und Zivilisation von einander scheidet, ist, daß die erste speziell aus Gefühlsmomenten, die zweite speziell aus Erkenntnismomenten zusammengesetzt ist.“ Jene Gefühlswerte entlehnt ein Volk aber nicht einem anderen. „So ist z. B. in der vorislamischen Religion der Türken Gök Taňry der Gott der Belohnung. Mit der Bestrafung hat er nichts zu tun. Der Gott der Bestrafung ist eine andere legendäre Persönlichkeit namens Erlik Chan. Da Taňry sich nur unter der Eigenschaft der Schönheit offenbarte, empfanden die alten Türken ihm gegenüber nur Liebe, nicht Furcht[2]. Daß bei den Türken nach der

1) Vgl. z. B. G. Jacob, *Türkische Volkslitteratur*, S. 34 u. neuestens H. Ritter, *Karagös* (1924).

2) Dieses doch wohl stark idealisierte Bild scheint einerseits auf den alttürkischen Inschriften (s. neuestens *ZDMG. 78* (1924/25), S. 121 ff., bes. 131, andererseits auf Berichten wie denen Radloffs (*Aus Sibirien*, II, Leipzig 1885) zu beruhen.

Bekehrung zum Islam die Liebe zu Gott überwog, erklärt sich aus dem Fortleben dieser alten Überlieferung. Furcht vor Gott ist bei den Türken sehr selten. Die Erfahrungen der Prediger in Stambul und Anatolien zeigen, daß die Besucher der Prediger, die von der Schönheit und Güte sprechen, zunehmen, während die Hörer derer, die von der Hölle und ihren Wächtern handeln, stets abnehmen. In den alten Kulten der Türken gab es keine asketische Verehrung, dagegen viel ästhetische und ethische Riten. Die Folge davon ist, daß die Türken nach der Islamisierung zwar den stärksten Glauben, die tiefste Hingebung hatten, von asketischen und fanatischen Gefühlen aber frei blieben. Es genügt in dieser Hinsicht, Junus Emre zu lesen." —

Die osmanische Zivilisation mußte aus zwei Gründen zusammenbrechen. 1. Einmal, weil jedes Imperium aus einer zeitlichen Zusammenfassung (*ǧāmiʿe*) besteht. Nicht solche, sondern Gesellschaften sind es, die ewiges Leben haben. Sie bestehen nur aus Nationen, die immer wieder ihre kulturelle Unabhängigkeit und politische Selbstbestimmung erstreben. In Europa hatten sich diese Bestrebungen durchgesetzt bis auf Österreich, Rußland und das osmanische Reich, sodaß schließlich auch diese an die Reihe kommen mußten. 2. Es zeigte sich, daß die abendländische Zivilisation die Eigenschaft besaß, die morgenländische ganz und gar aufzuheben. Das mußte im osmanischen Reich auch eintreten, nachdem es in Rußland und auf der Balkanhalbinsel geschehen war. „Die morgenländische Zivilisation war nicht, wie manche denken, die Zivilisation des Islam. Dem Ursprung nach bestand sie in der Zivilisation Ostroms, wie die abendländische Zivilisation nicht die christliche war, sondern in einem Fortleben der weströmischen Zivilisation bestand. Die Osmanli haben die oströmische Zivilisation nicht geradenwegs von Byzanz übernommen; da vor ihnen die muslimischen Araber und Perser sie übernommen hatten, haben die Osmanli sie von den im gleichen Glauben stehenden Nationen übernommen." „Die Aufgabe des türkischen Nationalismus ist es, auf der einen Seite die nur im Volk erhaltene türkische Kultur zu suchen und zu finden, auf der anderen Seite die westliche Zivilisation vollständig und in lebendiger Form aufzunehmen und der türkischen Kultur einzuimpfen."

D) Eine der wichtigsten Forderungen des Nationalismus also lautet: „Zum Volke!" *Chalqa doghru*[1]. Gerichtet ist die Forderung an die, die einer höhere Ausbildung genossen haben, an die Elite. Sie sollen „zum Volke" gehen einmal, um diesem Zivilisation zu bringen, dann aber auch, um sich beim Volk, „das ein lebendiges Museum der Kultur ist", eine kulturelle Erziehung zu holen. Denn — wie nach dem unter C Gesagten klar ist — steht die Elite, die Träger der Zivilisation, der Kultur des Volkes fremd gegenüber. Darum gilt es für die Elite, die Sprache des Volkes zu hören, seine Denkweise, seine Gefühle zu erfassen, seinen Dichtungen, seiner Musik zu lauschen, die Volksliteratur zu lesen, Volksfeste zu beobachten und wieder zu beleben.

Freilich, bis heute hat die Elite „dem Volke zu" nur erst einen ersten Schritt getan. Um das Ziel zu erreichen, gibt es nur einen Weg: daß die jungen Türken zur Lehre auf die Dörfer gehen; und auch den älteren bleibt nichts übrig, als in die Landstädte Anatoliens zu kommen. Erst wenn die Elite die Volkskultur sich ganz angeeignet hat, wird sie eine nationale Elite sein.

E) Die Forderung *Chalqa doghru* findet ihre notwendige Ergänzung durch die andere *Gharba doghru* „Westwärts!". — Zivilisation ist eine Summe von Einrichtungen, die auch mehreren, kulturell und religiös verschiedenen Gesellschaften gemeinsam sein können. Es gibt nun nicht etwa nur eine Art von Zivilisation, sondern verschiedene Zivilisationen. Die Zivilisationskreise haben ihre bestimmten geographischen Schauplätze und diese ihre bestimmten Grenzen. So kann z. B. irgend ein Märchen oder auch irgend ein Werkzeug sich nur bis zu einem bestimmten Punkt verbreiten und nicht darüber hinaus, weil jede Zivilisation ein besonderes System hat. Darum können sich Zivilisationen nicht vermengen; und man kann eine Zivilisation nur mit ihrem ganzen System, nicht teilweise annehmen. Wenn eine Nation auf die höheren Stufen ihrer Entwicklung gelangt, so ist sie wohl u. U. gezwungen, ihre Zivilisation zu wechseln, wie Japan dies getan hat.

Als die Türken das Leben eines völkischen Staates führten, gehörten sie zur ostasiatischen Zivilisation: Spuren davon finden sich noch in Märchen, den sog. *Tandyrnames* usw. Als sie ein Sultanat bildeten, mußten sie in die orientalische Zivilisation eintreten. Manche meinen, daß die orientalische Zivilisation islamische Zivilisation sei, während doch in Wahrheit Zivilisation und Religion nichts mit einander zu tun haben. Orientalische und abendländische

1) Über die Formulierung dieses Losungswortes vgl. *MSOS*. 2. Abt. XX, S. 93, Anm. 5. — Außer der bekannten in Stambul erschienenen Zeitschrift mit diesem Namen erschien, wie Zija mitteilt, auch in Smyrna eine Zeitschrift desselben Titels.



Zivilisation sind vielmehr aus der Spaltung der aus der ägäischen über die griechische entwickelten römischen Zivilisation hervorgegangen und standen sich im Mittelalter noch sehr nahe: das mittelalterliche Europa brachte im Grunde nur zwei neue Momente, die Oper und die ritterliche Minne, die den Eintritt der Frau ins soziale Leben bedeutet. „In Europa haben ethische, religiöse, wissenschaftliche, ästhetische Umwälzungen wie die Renaissance, die Reformation, die philosophische Erneuerung, die Romantik dem mittelalterlichen Leben ein Ende gemacht. Weil in der Welt des Islam diese Umwälzungen ausgeblieben sind, konnten wir uns bis jetzt nicht aus dem Mittelalter befreien.“ Der Grund, den die Soziologie dafür anführt, ist der: „Das Zunehmen der sozialen Dichte in den Großstädten Europas machte die soziale Arbeitsteilung nötig. Das Spezialistentum und die Spezialisten entstanden. Mit der Spezialisierung bildete sich in den Individuen die individuelle Persönlichkeit. Die Struktur der Grundlagen der Geister änderte sich. Aus dieser grundlegenden Umwälzung entstanden neue Menschen mit einem neuen Geiste, die an Logik und Ideal den alten Menschen nicht mehr glichen. Das aus deren Geist sprudelnde neue Leben konnten die alten Rahmen nicht mehr fassen. Darum zerbrachen sie. Das ungezwungene neue Leben verbreitete seine neuen schöpferischen Kräfte nach allen Seiten, überall Verbesserungen, Vervollkommnungen ins Leben rufend; vor allem brachte es, Industrien schaffend, den Stempel der modernen Zivilisation hervor.“ Ganz anders im Orient: dort fehlte der Anstoß, und darum blieb — nach dem Gesetz der Trägheit — alles beim Alten. Und die muslimischen Völker gerieten ins Hintertreffen. Der hieraus entspringenden Gefahr für Religion und Vaterland gegenüber gibt es nur ein Rettungsmittel: vollständig in die europäische Zivilisation eintreten. Die *Tanzimatğiler* haben den Schaden wohl erkannt, aber den Fehler gemacht, morgenländische und abendländische Zivilisation verschmelzen zu wollen; die Folge war die unglückselige Zweiheit: zweierlei Gesetzbücher, zweierlei Gerichtshöfe, zweierlei Steuern und Budgets, zweierlei Unterrichtsanstalten. Das Beispiel Japans aber zeigt, wie man, ohne seine eigene Kultur und Religion aufzugeben, die abendländische Zivilisation annehmen kann. Dieser entschlossene Schritt ist gerade auch vom Gesichtspunkt des Unterrichtsproblems dringend nötig. Jetzt besteht die Bevölkerung aus 3 Schichten: der Masse des Volks, die von der ostasiatischen Zivilisation noch nicht ganz frei geworden ist, die Schüler der Medrese, die in der orientalischen Zivilisation leben, die der *Mekteb*'s, der weltlichen Schulen, die von der abendländischen beeinflußt sind. Nur wenn wir unsere Zivilisation einheitlich gestalten, dann „werden wir eine nach Geist und Gedanken homogene Nation bilden“. „So ist es also schlechthin unerlaubt in dieser Frage noch länger gleichgiltig zu sein.“ Der oberste Leitsatz muß der Satz sein: „Wir gehören zur türkischen Nation, zur islamischen Kirche[1], zur abendländischen Zivilisation.“

F) In der Deutung der sozialen Erscheinungen gibt es zwei soziologische Systeme, den von Carl Marx inaugurierten geschichtlichen Materialismus und den von Emile Durkheim aufgebrachten sozialen Idealismus. „Beide nehmen als Grundlage an, daß die sozialen Erscheinungen das Resultat von natürlichen Ursachen sind, daß sie wie materielle, biologische, psychische Vorgänge natürlichen Gesetzen folgen“; beide sind also deterministisch. Während aber Marx den doppelten Fehler macht, nur in wirtschaftlichen Vorgängen wirkende Ursachen zu sehen und — die den Tatsachen Gewalt antuende Beschränkung in die Praxis übertragend — das Volk ausschließlich aus der Arbeiterklasse bestehen zu lassen, leugnet Durkheim zwar die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Erscheinungen keineswegs, aber er führt die sozialen Erscheinungen letzten Endes auf eine Art bewußter Erkenntnisse im Kollektiv-Gewissen[2] zurück, aus denen sich die Ideale entwickeln.

Von alters her gab es in der Türkei hauptsächlich zwei religiöse Gemeinschaften, die muslimische und die christliche Kirche. Mit der Arbeitsteilung entstanden Berufsgruppen und Berufsgewissen. Damit begann das muslimische und das christliche Gewissen schwächer zu werden. „Während zu Anfang jedes Individuum seine religiöse Gemeinschaft als sozialen Organismus und sich selbst als ein untrennbares Glied desselben ansah, begann es jetzt nur seine Sprachgesellschaft als sozialen Organismus und sich selbst als dessen untrennbares Glied zu betrachten.“ So traten aus der Patriarchatsgemeinschaft erst die Armenier, dann Rumänen, Serben und Bulgaren, zuletzt die Griechen aus. „Daß die Trennung dieser

---

1) امّت

2) وجدان gebe ich stets mit „Gewissen“ wieder, dagegen شعور mit „Bewußtsein“ (vgl. *MSOS*. 2. Abt. XX, S. 116 u. 140); hier stehen beide Begriffe gleich neben einander. Freilich scheint bisweilen das erste Wort fast in die zweite Bedeutung überzugehen, wie ja auch im Französischen beide Begriffe im Wort conscience zusammenfallen.

sprachlichen Gesellschaften aus der politischen Gemeinschaft nach der Trennung aus der religiösen Gemeinschaft erfolgte, zeigt, daß der erste Anlaß nicht politisch, sondern rein kulturell war.“ Auch bei den muslimischen Völkern war der Gang der Dinge entsprechend: auch die nationale Bewegung bei den Albanern, Arabern und Kurden begann in einer kulturellen Gestalt; daß diese Bewegungen politischen Charakter annehmen, ist die 2. Stufe; daß sie wirtschaftlich werden, die 3.

Auch bei den Türken begann als Resultat der Arbeitsteilung die Solidaritätskraft der Kirchengemeinschaft nachzulassen. Ahmed Wefiq und Süleiman Pascha „haben empfunden, daß ihre innerhalb der ins Wanken geratenen Kirchen- und Sultanatsgemeinschaften direktionslos dastehende Nation mit sprachlicher, kultureller, geschichtlicher Solidarität wieder gestärkt und die Jugend diesen neuen Idealen entsprechend erzogen werden müsse.“ „Die später, je in einem Abstand von 20 Jahren aufkommenden Bewegungen des *Tasfijeğilik* und der *Jeñi Lisan* zeigen, daß im Ideal des türkischen Nationalismus besonders Sprache und Kultur wirksam sind.“ Erst zuletzt entstand das nationalistische Wirtschaftsideal.

G) Die sozialen Gruppen zerfallen in der Hauptsache in 3 Kategorien: Familiengruppen, politische Gruppen, Berufsgruppen. Die wichtigste Art, die politischen Gruppen, gliedern sich wieder in der Hauptsache in *Ǧemīʿe*, *Ǧāmiʿe* und *Ǧemʿijjet*[1]. „Die *Ǧemīʿe* bildet sich, indem nur ein kleiner Teil [z. B. ein Stamm] eines Volkes den Zustand eines politischen Körpers annimmt“ (Beispiel: alle primitiven Völker). Wenn eine solche *Ǧemīʿe* sich andere, meist fremden Völkern angehörige Gruppen unterwirft, so nennt man ein solches, nicht mehr homogenes neues Gebilde *Ǧāmiʿe*: auf dieser Stufe stehen alle Feudalherrschaften und Imperien[2]. Wenn die sprachlich und kulturell zusammengehörigen *Ǧemīʿe*s in einem solchen Imperium sich zusammenschließend zu einer Nationalität mit

1) Diese Gliederung dürfte wohl unter Benützung der Theorien europäischer, bes. französischer Soziologen entworfen, aber kaum einfach übernommen sein. Zumal, wie ich höre, eine feste Terminologie in der Soziologie noch fehlt, verzichte ich lieber auf den Versuch einer Übersetzung, wenn ich auch an andern Stellen *Ǧemʿijjet* mit „Gesellschaft“ wiedergebe (vgl. sonst das Begriffspaar *Ǧemāʿat* und *Ǧemʿijjet* „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“: A. Fischer, *Aus der religiösen Reformbewegung in der Türkei*, S. 9 Anm. 1; vgl. ferner ملتلر جمعيتى = „Völkerbund“, „Société des Nations“).

2) ايمپراطورلق.

gemeinsamem Gewissen[1] und gemeinsamem Ideal entwickeln, so werden sie auch bald einen unabhängigen politischen Körper bilden: solche homogenen, geeinten, unabhängigen Körper heißen *Ǧemʿijjet* oder auch Nationen.

Wie der Mensch die Kindheit und das Jugendalter durchlaufen muß, so müssen auch die Völker durch die ersten beiden Stufen zur dritten aufsteigen. Die Entwicklung ist im einzelnen durchaus verschieden. „Wo sich aber das nationale Gewissen gebildet hat, da ist man von der Gefahr, eine Kolonie[2] zu sein, für immer befreit.“ „Wenn heute der Völkerbund Deutschland den Franzosen als Kolonie anbieten würde, würden diese wohl wagen, dieses Geschenk anzunehmen?“ So ist durch das Erwachen des nationalen Gewissens in Anatolien die Absicht, das Land in Mandate aufzuteilen bald verschwunden, während die Verteilung der arabischen Gebiete zwischen Frankreich und England möglich war, weil dort noch kein nationales Gewissen erwacht war. „Um dem Kolonialdasein in der Welt des Islam ein Ende zu machen, gibt es kein anderes Mittel als die Stärkung des nationalen Gewissens bei den islamischen Völkern.“

H) „Der Hochstand der vaterländischen Moral ist die Grundlage der nationalen Solidarität.“ „Vaterland[3] [in diesem Sinn] ist, was wir die nationale Kultur nennen, für die der Boden, auf dem wir wohnen, nur die räumliche Unterlage bildet.“ „Um die nationale Solidarität zu stärken, muß man daher vor allem die vaterländische Moral erhöhen.“ „Wenn wir unsere nationale Kultur mit allen ihren Werten zum Gegenstand der Betrachtung machen, dann werden wir unser Vaterland am meisten lieben und diesem so innig von uns geliebten liebenswerten Vaterland nicht bloß, wie wir bisher getan haben, in Zeiten der Gefahr unser Leben, sondern auch in Zeiten des Friedens und der Ruhe alle unsere persönliche und gruppenmäßige Begeisterung weihen können.“

Die zweite Grundlage der nationalen Solidarität ist die bürgerliche Moral[4], die darin besteht, wie die Angehörigen der Nation so auch die übrigen ihnen gleichenden Individuen zu achten. Es gilt also zunächst die Kon-

1) وجدان; s. dazu o. Sp. 18 Anm. 1.

2) مستملكه.

3) وطن.

4) مدنى اخلاق: die deutsche Übersetzung leidet darunter, daß sie den etymologischen Zusammenhang mit *medenijjet* „Zivilisation“ nicht zum Ausdruck bringen kann.

nationalen zu lieben, dann aber auch die Angehörigen derselben Zivilisation. Die Zivilisationsgruppe beginnt in der Gestalt der religiösen Kirche. An Stelle der ursprünglichen religiösen Internationalität kann aber eine nur auf gemeinsamer wissenschaftlicher und technischer Zivilisation beruhende treten, eine Entwicklung, die Europa zu nehmen im Begriff ist. So fordert die bürgerliche Moral Liebe und Achtung gegenüber zunächst den Nationsgenossen, dann den Religionsgenossen, endlich allen Menschen.

Schließlich muß, wie die vaterländische und die bürgerliche Moral, auch die Berufsmoral gehoben werden, die auf den durch die Arbeitsteilung geschaffenen Verhältnissen ruht, welche ihrerseits im Vollsinn nur in einer Gesellschaft mit gemeinsamen Gewissen möglich ist.

Eine Reihe von Organisationen werden hier als nötig für das Bewußtwerden der nationalen Kultur bezeichnet: ein nationales Museum, ein ethnographisches Museum, ein nationales Urkundenarchiv, eine nationale historische Bibliothek, ein statistisches Reichsamt.

I) Das französische Wort *culture* hat doppelten Sinn, einmal = *Ḥarṯ* „Kultur“ und dann = *Tehḏib* „Bildung“. Ein Unterschied zwischen beiden ist, daß erstere demokratisch, letztere aristokratisch ist; ein weiterer, daß jene national, diese international ist. Wie ist das Verhältnis zwischen Nationalismus und Internationalismus? Die Nation ist die Zusammenfassung der Individuen, die dieselbe Kultur haben; die Internationalität die Zusammenfassung der Nationen, die dieselbe Zivilisation haben. Die letztere Begriffsbestimmung ist nicht allgemein anerkannt; manche behaupten, es gebe keine verschiedenen Zivilisationen, sondern nur eine einzige Zivilisationsgruppe, die nicht aus Nationen, sondern aus Individuen bestehe. Das ist die Lehre der Kosmopoliten. So ist also der Kosmopolitismus dem Internationalismus entgegengesetzt. Der türkische Nationalismus läßt sich wohl mit dem letzteren, nie aber mit dem Kosmopolitismus vereinigen.

Wenn die Türken in die abendländische Zivilisation eintreten, werden sie nicht nur dieser teilhaftig, sondern erhalten zugleich die Möglichkeit, die speziellen Kulturen der zur Zivilisationsgruppe gehörenden Nationen mitzugenießen. Das ist auch ihre bestimmte Absicht. Dabei werden sie ihre Kultur nicht wie die Franzosen oder Deutschen[1] als für die ganze Welt bestimmt ansehen, sondern nur für sich selbst. Und andererseits werden sie die anderen Kulturen zwar genießen, sie werden für sie aber stets exotisch bleiben und „sie werden ihnen niemals ihre Seelen hingeben können.“

1) آلمانلرك قولتورى — فرانسزلرك كولتورى.

3. Sprachlicher Nationalismus.

Während der erste Teil von Z. G. A.'s Schrift ausführlich die Grundlagen darlegt, auf die er — denn es ist ja im wesentlichen seine Arbeit — den Nationalismus theoretisch gründet, entwirft er im 2. Teil sein Zukunftsprogramm auf den verschiedensten Gebieten. Diese werden hier freilich sehr ungleichmäßig behandelt, wie es praktisch auch nicht anders sein kann, da Z. G. A. unmöglich mit allen gleich vertraut sein kann. Am ausführlichsten spricht er über die Gebiete der Sprache, der schönen Künste, der Ethik. Am reifsten scheint mir der erste Abschnitt zu sein, der hier auch deshalb noch eingehend mitgeteilt werden soll, weil er in mancher Hinsicht eine Klärung und Ergänzung dessen bietet, was früher schon mehrfach von deutschen Orientalisten geschrieben ist. Für die anderen Gebiete dürften kürzere Andeutungen genügen.

A) Schriftsprache und Umgangssprache. Die nationale Sprache der Türkei ist das Stambul-Türkisch. Aber es gibt in Stambul zweierlei Türkisch: eine gesprochene Sprache, die man nicht schreibt, und die „osmanische Sprache“, die man schreibt, aber nicht spricht. Dieser Zustand ist eine Krankheit, die geheilt werden muß. Die Zweiheit der Sprache muß verschwinden, indem entweder die Schriftsprache zur Umgangssprache werden muß oder umgekehrt. Das erste ist unmöglich aus dem einfachen Grunde, daß die Schriftsprache keine natürliche Sprache ist, sondern eine Art Esperanto, das aus drei Sprachen zusammengesetzt ist. Also bleibt nur die zweite Möglichkeit. In der Tat hat die Volksliteratur schon seit langem diese Sprache auch geschrieben. Die Nationalisten hatten also nichts weiter zu tun, als so, wie das Stambuler Volk, besonders die Frauen[1] sprechen, auch zu schreiben. Die sich so verbreitende Stambuler Umgangssprache nannte man *Jeñi Lisan* („neue Sprache“), später *Güzel Türkǧe* („Schön-Türkisch“), zuletzt *Jeñi Türkǧe* („Neu-Türkisch“).

B) Die arabischen und persischen Wörter in der Volkssprache. Gewisse Gegner sagen: Ihr klagt über die arabischen und persischen Wörter in der osmanischen Sprache, während doch auch die Volkssprache Wörter aus diesen Sprachen hat! Das letztere ist richtig; aber diese in die Volkssprache aufgenommenen Wörter unterscheiden sich von den durch die Gelehrten und Literaten in die osmanische Sprache aufgenommenen in zweifacher Hinsicht.

Einmal gibt es in der Volkssprache keine Synonyma: entweder hat die Volkssprache die

1) Auf die Wichtigkeit der Frauensprache hat man bereits früher hingewiesen, vgl. M. Hartmann, *Unpolitische Briefe aus der Türkei*, S. 126.



türkischen Äquivalente der aufgenommenen fremden Wörter verloren oder, wo ursprünglich gleichbedeutende türkische und fremde Wörter vorhanden sind, ist die Bedeutung des einen oder des andern verändert. Ein Teil der aufgenommenen Wörter endlich hat nie ein türkisches Äquivalent gehabt (z. B. *Ǧāmiʿ*, *Abdest*). In der „osmanischen Sprache" aber kommen drei Wörter in ganz derselben Bedeutung neben einander vor (*Su*, *māʾ*, *āb*).

Der zweite Unterschied ist, daß das Volk sich die aufgenommenen Wörter sei es im Laut, sei es in der Bedeutung assimiliert, während die Gelehrten in solchen Fällen von *Ghalatāt* „Fehlern" sprechen. „So erhält das Volk der Sprache die Gestalt eines wirklichen Organismus, indem jedes Wort das Wesen eines Organs mit ganz bestimmter Aufgabe hat. Natürlich tut das Volk das nicht wissentlich und mit Überlegung, sondern unbewußt mit einem gewissen sozialen Stilgefühl."

In der Sprache des Volks treten die fremden Wörter unter die Rektion des Türkischen, folgen ihm in Phonetik und Lexikologie, während in der Sprache der Gelehrten umgekehrt die arabischen und persischen Wörter Anspruch auf Anerkennung der Gesetze ihrer Sprache haben.

Die erste Aufgabe des sprachlichen Nationalismus ist es also, die unbewußten Gesichtspunkte des Volkes als Fundament des Türkischen anzunehmen, so daß in den Augen der Nationalisten fehlerhaft ist, was die Osmanisten als korrekt bezeichnen, und korrekt, was sie als Fehler ansehen.

C) Die Nationalisten und Korrektsprachler. Wenn die sprachlichen Grundsätze der Nationalisten das Gegenteil der Gesichtspunkte der *Fesahatǧiler* „Korrektsprachler"[1] sind, so stimmen sie andererseits auch nicht mit den Gesichtspunkten der *Tasfijeǧi* „Puristen"[2] genannten Sprachreformer überein. Die *Tasfijeǧiler* verlangen, daß ein Wort, um als Türkisch gelten zu können, von einer türkischen Wurzel herkommen müsse; sie verwerfen also auch die gebräuchlichsten Wörter arabischer und persischer Herkunft und wollen an deren Stelle entweder vergessene türkische Wörter wieder lebendig machen oder echt türkische Wörter aufnehmen, die wir in einer anderen Türksprache finden können, oder endlich mit Hilfe neu erfundener Bildungsregeln des Türkischen neue türkische Wörter schaffen. Die Nationalisten halten diesen Standpunkt für falsch. Denn a) von keiner türkischen Wurzel kann mit Sicherheit behauptet werden, daß sie sich als türkisch erweist, wenn man bis in die älteste Zeit zurückgeht; und b) es kommt gar nicht auf die Etymologie eines Wortes an — die interessiert die Philologen und Linguisten —, sondern auf die praktische Anwendung des Wortes: falsche Volksetymologien können in diesem Sinne mehr Wert haben.

Nach Ansicht der Nationalisten ist jedes Wort, das das türkische Volk kennt und versteht, national. Die Herkunft von einer türkischen Wurzel genügt nicht, um ein Wort national zu machen. Denn eine ganze Anzahl von türkischen Wurzeln kommende Wörter sind aus der lebendigen Sprache ausgeschieden und fossil geworden; sowenig man im Tier- und Pflanzenreich Fossile wiederbeleben kann, ebensowenig in der Sprache. „Die Sprache einer Nation ist ein lebendiger Organismus, der nicht aus leblosen Wurzeln, sondern aus selbst lebendigen Anwendungen zusammengesetzt ist."

Auch die Übernahme von Wörtern aus anderen Türksprachen, wie schließlich die künstliche Neubildung von türkischen Wörtern wird mit guten Gründen abgelehnt. Aber trotz der Zurückweisung der zu weit gehenden Forderungen der Puristen gibt es genug Wörter der osmanischen Sprache, die zu verbannen sind, und auch wissenschaftliche Termini, die völlig überflüssig sind. Nur für die Begriffe, für die sich ein türkisches Äquivalent nicht findet, steht das nationale Wörterbuch fremden Wörtern offen.

D) Grammatische Formen, Endungen, Wortverbindungen. Nach der Anschauung der Nationalisten kann eine Sprache aus anderen Wörter aufnehmen, dagegen in keinem Fall grammatische Formen, während nach der Meinung der Osmanisten auch dies möglich ist. Sie können z. B. das arabische Wort *mektūb* als Part. Pass. von *kataba* „schreiben" gebrauchen, was die Nationalisten nicht zulassen, da auch das Türkische eine Form für das Part. Pass. hat; sie sagen dementsprechend dafür *jazylmysch* oder *jazylan*. Als nomen appellativum aber in der Bedeutung „Brief" kann es auch in das Neu-Türkische übergehen. Wenn man also ein arabisches oder persisches Wort als Terminus übernommen hat, darf man darum doch noch nicht all die Ableitungen davon übernehmen.

1) Die *Fesahatǧiler*, die mit den Osmanisten zusammenfallen, sind im wesentlichen „Puristen" im Sinne von Foy's Arbeit in *MSOS*. 2. Abt. I, S. 20 ff. Schon M. Hartmann, *Unpolitische Briefe*, S. 47 hat konstatiert, daß man unter *Tasfije* „Purismus" damals (1909) etwas ganz anderes verstand als zu Foy's Zeit, nämlich dasselbe, was Z. G. A. damit meint. — Wertvoll ist für die Sprachfrage der lange Artikel von Ömer Seifüddîn über Ali Ǧanib in *Newsāl-i milli* 1330, den bereits Martin Hartmann vorgelegt hat in *Dichter der neuen Türkei*, S. 95 ff.

2) s. o. Sp. 582.

Auch der Plural ist kein Wort in diesem Sinn, sondern eine Form. Darum können arabische und persische Plurale auch nicht im Neutürkischen gebraucht werden; Formen wie *ẓābyṭān* oder *ẓubbāṭ* anstelle des türkischen Plurals *ẓābyṭlar* sind unzulässig. Dagegen gibt es wohl eine Anzahl persischer oder arabischer Plurale, die im Türkischen die Pluralbedeutung, folglich auch den Charakter einer Form verloren haben; man sieht dies vor allem daran, daß sie das türkische Pluralsuffix noch annehmen.

Aus dem Bisherigen folgt logisch, daß Praefixe und Suffixe nicht übernommen werden können, da sie das Wort zu einer grammatischen Form machen. Tatsächlich gibt es auch für alle solche Zusätze türkische Äquivalente. Wohl aber kommen solche fremden Elemente in Wörtern vor, wo sie aber den Charakter des Zusatzes verloren haben und zu einem Teil des Wortes geworden sind. Eine Ausnahme bilden drei Suffixe, die aus dem Persischen in die Sprache des Volkes übergegangen sind: das *jā-i nisbet* und die ursprünglichen Wörter *chane* und *name*. Das *jā-i nisbet* wird einmal zur Bildung von Eigenschaftswörtern für bestimmte Farben und weiter zu der von Namen für die besonderen Melodien der Gattungen der türkischen Musik gebraucht. Aber der Nationalismus war auch genötigt — im Grunde zu unrecht und gegen seine striktesten Prinzipien — diesem *jā* gegenüber Konzessionen zu machen und es auch über die beiden erwähnten Fälle, in denen allein es berechtigt ist, hinaus anzunehmen in gewissen Termini wie *hajati* „biologisch“, *iǧtimaʿi* „sozial“ usw.

Wie eine Sprache von einer anderen keine grammatischen Formen und keine Bildungszusätze übernehmen kann, so auch keine Wortverbindungen: gemeint ist hier die persische Izafet-Konstruktion, die die Osmanisten nur übernommen haben, weil sie das Arabische und Persische für schöner hielten als das Türkische, während man doch objektiv keine Sprache schöner als eine andere nennen kann und vom subjektiven Standpunkt aus jede Nation ihre eigene Sprache besonders schön findet.

Am Schluß ist hier eine interessante Berichtigung angefügt. Bei Besprechungen mit dem Führer der *Tasfijeǧiler*, Fuad Raʾif, habe sich ergeben, daß — im Unterschied von Z.G.A.'s früherer Darstellung — beide Gruppen durchaus eins seien hinsichtlich der in die Volkssprache übergegangenen arabischen und persischen Wörter, die als türkisch anzuerkennen seien. Der Unterschied liege an einem anderen Punkt. Die *Jeñitürkǧeǧiler* lehren, daß wohl mit regelmäßigen Bildungszusätzen neue Wörter geschaffen werden können, nicht aber mit unregelmäßigen. Fuad Raʾif erklärte, daß er diesem Gedanken durchaus widerspreche, daß er die Klassierung der Zusatzelemente in regelmäßige und unregelmäßige nicht kenne, daß vielmehr im Türkischen mit allen Arten von Zusatzelementen neue Wörter gebildet werden können, daß so neue Wörter geschaffen werden können mit Zusatzelementen aus dem Qyrghyzischen, Özbegischen, Tatarischen oder auch solchen, die völlig neu zu schöpfen seien. So würden die *Tasfijeǧiler* z. B. statt *hajati* sagen können *hajatqy*.

E) Die Kultivierung des Neutürkischen. Das Neutürkische hat nicht bloß das negative Ziel, überflüssige oder schädliche Elemente aus der Sprache auszumerzen. Die alte osmanische Sprache litt nicht nur an einem Überfluß solcher Elemente, sondern andererseits auch an dem Fehlen gewisser Worte, wie die Tatsache deutlich zeigt, daß es nicht möglich war, in unserer Sprache eine verständliche und deutliche philosophische Abhandlung zu schreiben oder ein Meisterwerk der schönen Literatur klar und verständlich zu übersetzen. Das positive Ziel des *Jeñi Türkǧe* besteht darin, diese fehlenden Worte zu suchen und ihnen die ihnen in unserem sprachlichen Organismus zukommende Stelle anzuweisen.

Es handelt sich dabei einmal um nationale Ausdrücke, deren aus der gesprochenen Sprache Stambuls und Anatoliens noch viele zu sammeln und zu retten wären. Auch die Volksliteratur kommt in weitem Maß als Quelle in Betracht und von besonderem Wert wird das Buch von Dede Qorqud sein können, diese „Ilias der Oghuzen“ in oghuzischer Sprache.

Dann handelt es sich um internationale Wörter, Wörter, die die Begriffe der internationalen europäischen Zivilisation wiedergeben. Viele solche Wörter werden sich, wenn sie auch in der Schriftsprache nicht vorhanden sind, in der Volkssprache finden; andere müssen mit den Ausdrucksmitteln der türkischen Sprache neu geschaffen werden. In dritter Linie wird man auf das Arabische und Persische rekurrieren, doch so, daß für neue Begriffe nicht fremde Wortverbindungen, sondern einzelne Wörter genommen werden (z. B. für Psychologie nicht *ʿilm er-rūḥ*, sondern *rūḥijjāt*). An vierter Stelle kommen eigentliche Fremdwörter, die meist in derselben Form von allen Völkern angenommen sind.

Die Aufnahme von Wörtern der ersten Art bedeutet das حرثلشديرمه *harsleschdirme*, das von solchen der zweiten das تهذيب *tehzib* des Neutürkischen.



Damit das Neutürkische eine moderne Sprache wird, ist aber noch eines nötig. Die Begriffe der türkischen Wörter decken sich z. B. mit denen des Französischen immer nur teilweise. Nun gehört es zur Vollkommenheit einer Sprache, daß jedem Wort nur ein Begriff und jedem Begriff nur ein Wort entspricht. So ist in den europäischen Sprachen das gegenseitige Verhältnis durchaus so, daß jedem Wort der einen Sprache nur eines der anderen entspricht [!]. Auch dem Türkischen müssen wir diese Gestalt geben und auf dieser Grundlage ein türkisches Wörterbuch schaffen.

Wenn im Anschluß über Z. G. A.'s Ausführungen über das *Jeni Türkğe* einige Worte über seine eigene Sprache gesagt werden dürfen, so fällt diese in der Tat in mancher Hinsicht als beachtenswert auf. Zunächst ist zu bemerken, daß er tatsächlich keine Scheu vor Fremdwörtern hat. In erster Linie handelt es sich wirklich um Termini wie قومونیزم, قولله قتیویزم, ده موقراسی, قلەربقالیزم, تەئوقراسی, ایمپریالیزم, قوزموپولیت, اقرونیزم, فه مینیزم, قونغه دراسیون, فه دراسیون, اقروتیل, صومنانبول (= سائر فی المنام), اوبژه قتیف (objectif), توتهم (totem), طانق (tanc), اوتوموبیل, دریتناوت (dreadnought), بودجه (budget), پروغرام, فراتری (phratrie) oder auch um Wörter, die fremde Sachen bezeichnen wie شوالیه „chevalier" oder فه ئودال شاتو (féodal château); andere können aber kaum im Vollsinn als Termini technici gelten: so میسیون (mission), ترانسیت (transit), شووین (chauvin), سیستهم, پرینسیپ, قولله قسیون, لیدهر (leader), رەژیم, راپور (rapport), تهکنیك (technique), مه لودی; so geht die Linie hinüber bis zu Wörtern wie موبیلیه (mobilier), مودهل (modèle), هکهمونیا, لهژاند (légende), لیسته, رول (rôle), نورمال, bei denen von einem Terminus nicht mehr die Rede sein kann. Auf der anderen Seite werden, wie dies ja schon längst vor Zija Gök Alp üblich ist, neue Wörter aus dem Türkischen, bzw. dem Arabischen und Persischen geschaffen, wie کزیدهلر „die Elite", احصائیات „Statistik", معینیت „Determinismus" (S. 60), رهط „sexus" (S. 151), سمیه „Clan", مخلده (S. 92 = شه دور chef d'oeuvre), دنیاجی „Kosmopolit", فردجی „Individualist", طرفجی „parteiisch", von Verbalbildungen wie مدنیلشمك „sich zivilisieren (S. 38, 7), غیرمليلشمك „sich entnationalisieren" (S. 42, 8), تخصیلشدیرمك „individualisieren" (S. 51, 12) u. ä. ganz abgesehen. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren; es ist hier aber nicht beabsichtigt, eine vollständige Aufzählung der in den Wörterbüchern noch fehlenden hier vorkommenden Wörter[1] zu geben. Die mehrfachen Hinweise von M. Hartmann und A. Fischer auf die Wirksamkeit Z. G. A.'s in dieser Hinsicht, deren Stoff hier absichtlich nicht mit erwähnt ist, geben schon eine Ahnung davon, wieviel ihm die neue Sprache praktisch verdankt. Es wird einst eine lohnende Aufgabe sein, den Erfolg seines Schaffens auf diesem Gebiet zum Gegenstand besonderer Untersuchung zu machen.

Hier sei nur noch eines festgestellt. Es ist geradezu überraschend, in wie hohem Maß Z. G. A. das, was er als letztes Ziel des Neutürkischen bezeichnet, bereits erreicht hat. Freilich nicht so, wie er das — etwas naiv — formuliert: daß jedem türkischen Wort ein und nur ein deutsches, französisches usw. entspräche, das ist ja unter europäischen Sprachen auch undenkbar. Wohl aber scheint mir völlig erreicht zu sein, daß dieses Türkisch den Stempel einer durchaus modernen Sprache trägt, daß es sich darstellt als eine Sprache des abendländischen Zivilisationskreises. Gewiß haben seit Jahren auch andere Schriftsteller mit Erfolg in dieser Richtung gearbeitet; aber so stark — verblüffend geradezu — habe ich wenigstens es noch nie empfunden.

Naturgemäß tragen die Fremdwörter, bzw. Neubildungen dazu mit bei. Aber das Wesentliche ist doch wohl etwas anderes. Es ist der Geist, der die Sprache beseelt. Die Sprache bleibt gutes, flüssiges Türkisch. Aber dieses ist hier — wie ähnlich, wenn auch kaum in diesem Maß bei anderen modernen Autoren — entwickelt zu einem vorzüglichen Werkzeug zum Ausdruck wissenschaftlichen Denkens in abendländischem Sinn.

4. Das Programm des Nationalismus auf den übrigen Gebieten.

Auf den andern Gebieten des kulturellen Lebens sind die nationalistischen Forderungen meist nur in den Umrissen angedeutet. Dem entsprechend können auch wir uns darauf beschränken, im wesentlichen nur beachtenswerte Einzelheiten hervorzuheben.

Auf dem Gebiet der schönen Künste, in dem die schöne Literatur oben ansteht, geht Z. G. A. davon aus, daß jede Nation ihren eigenen Geschmack hat; so war auch der der alten Türken hochentwickelt (S. 123). „Geht der nationale Geschmack verloren, so sind die Erzeugnisse der Kunstproduktion nur noch gewöhnliche Nachahmungen" (S. 134). So war es mit der osmanischen Literatur, die aus bloßen Nachahmungen der persischen, später der französischen Kunst bestand. Um den nationalen Geschmack wieder zu entdecken, muß man gründlich bei der Volkskunst in die Schule gehen (tahris تحریث). Diese Schulung schafft aber noch nicht den wahren Künstler. Dazu ist die Erziehung des Geschmacks durch die großen Genies, die internationalen Meister

---

1) Daß Wörter wie معاقله „Spekulation" (davon معاقلوی z. B. S. 27, 5 mit der außerordentlich beliebten Bildung auf ewi), قناعت „Überzeugung", عملیه „Wirkung" in den Lexicis fehlen, ist vielleicht, teilweise sicher noch kein Zeichen, daß diese Wörter jung sind.

der schönen Künste, nötig (tehzib تهذيب). Für die Literatur sind die Bildner des Geschmacks die Klassiker von Homer und Vergil an über die großen Romantiker wie Shakespear, Rousseau, Göthe hinaus bis zu den Meistern der neuesten Zeit. — Hervorgehoben sei aus dem Abschnitt über des *Hedsche* (Silbenzählungs)-Versmaß (im Unterschied von dem osmanischen *Arus*-Metrum) die Bemerkung, daß nicht jedes beliebige Silben-Maß dem nationalen türkischen Geschmack angemessen sei, sondern nur ganz bestimmte Formen: so habe sich z. B. der Zwölf (6 + 6)-Silber (Alexandriner) nicht einbürgern können, sondern sei dem türkischen Empfinden fremd, das dafür vielmehr den Elf (6 + 5)-Silber habe (S. 121).

Am ausführlichsten spricht Z. G. A. noch über die Moral, indem er sich hier in langen historischen und soziologischen Darlegungen ergeht, ohne sich freilich stark auf programmatische Detailforderungen einzulassen. Seine Ausführungen sind hier z. T. recht überraschend und gewagt, verdienen aber vielleicht gerade darum erwähnt zu werden. „Jede der großen Nationen", so beginnt er (S. 137), „hat auf einem bestimmten Gebiet der Zivilisation den ersten Rang eingenommen. So haben die alten Griechen in der Ästhetik, die Römer im Recht, die Israeliten und die Araber in der Religion, die Franzosen in der Literatur, die Angelsachsen in der Wirtschaft, die Deutschen in der Musik und der Metaphysik, die Türken in der Moral den ersten Platz erworben". Der letzte Teil dieser These wird zunächst in der „vaterländischen Moral"[1] zu erweisen gesucht an der Gestalt des größten Herrschers der Hiungnu, Mete (oder Motun)[2], der als ein Muster von Vaterlandsliebe und Friedfertigkeit dargestellt wird[3], und weiter gestützt durch die mehrfach vorkommende Deutung des Titels Ilchan = Friedensfürst unter Berufung auf Maḥmūd al-Kāschgharī (I, 49 f.)[4] und endlich — dies gewiß nicht ganz zu Unrecht — durch die Orchon-Inschriften. Schließlich wird die Folgerung gezogen, daß, wie das nationale Ideal höher sei als die andern Ideale, so auch die vaterländische Moral den übrigen Betätigungskreisen der Ethik voranstehe; ganz besonders gelte dies für Völker, die, wie das türkische, viele politische Feinde haben. „Wenn unsere vaterländische Moral nicht stark ist, werden wir weder unsere Unabhängigkeit, noch unsere Freiheit, noch die Unversehrtheit unseres Vaterlandes bewahren können" (S. 141). — Zur Stärkung der Berufsmoral, deren Hochschätzung in älterer Zeit er ebenfalls zeigen zu können glaubt (Achi's u. a.), fordert Z. G. A. einmal Zusammenfassung der lokalen Innungen desselben Gewerbes zu einem Verband über das ganze Reich und andererseits wieder eine Zusammenfassung dieser verschiedenen Verbände zu einer höheren Einheit (Gewerbekammern u. dergl.). Die so entstehenden Organisationen können einerseits durch Ausübung einer gewissen Kontrolle, andererseits durch kooperatives Vorgehen Nutzen stiften. — In dem Abschnitt über die Familienmoral (S. 145—151) bespricht Z. G. A. ausführlich die bei den Türken üblichen Familiengruppen und Verwandtschaftsbezeichungen[1]. Sie haben vier verschiedene Benennungen für die Familie von verschiedenem Umfang. 1. Der umfassendste Begriff ist *boj*, ungefähr mit Clan wiederzugeben; der *boj*-Name entspricht bis zu einem gewissen Grad unserem Geschlechtsnamen, ihn nennt der Türke, um sich zu erkennen zu geben; der *boj* hat seine besonderen *tamgha's* und *onghun's* (Wappen); die Gruppen von 40 Häusern, die im Jasa des Tschingizchan eine Rolle spielen, sind solche *boj* (in Anatolien *sop* genannt). Es gibt besondere Bezeichnungen für alle älteren, bezw. jüngeren männlichen und weiblichen Clan-Genossen (im Oghuzischen heißen die älteren Clangenossen m. *agha*, w. *abla*). 2. Den nächstengeren Begriff *soj* setzt Z. G. A. ausdrücklich mit französisch „parentèle", deutsch „Sippe" gleich; er schließt Vettern und Kusinen mit ein; dabei zeigt sich — ebenso wie im *boj* —, daß die matriarchale Filiation gleich wichtig neben der patriarchalen steht; im *soj*-Verband gilt das Senioratsprinzip, dem wir später in der osmanischen Dynastie begegnen. 3. Die Familie im engsten Sinn heißt *türkün*[2]; der Vater hat über die Glieder der Familie nur hausväterliche Autorität, nicht etwa Eigentumsrecht; das Zentrum und Symbol des *türkün* ist der Herd; da die älteren Söhne bei ihrer Verheiratung den *türkün* verlassen, bleibt als Hüter des Herdes der jüngste

1) وطنی اخلاق.

2) Über ihn s. De Guignes, *Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken*, übers. von Dähnert, I (Greifswald 1768), S. 132 ff.; de Groot, *Über die Hunnen der vorchristlichen Zeit*, I, 51 ff.

3) Das Bild, das die genannten Quellen ergeben, will freilich nicht restlos zu Z. G. A.'s Zeichnung stimmen.

4) Der Wortlaut al-Kāschgharī's scheint mir jedoch keineswegs auszureichen, um Z. G. A.'s Deutung zu sichern.

1) Die Wichtigkeit der hier behandelten Fragen spricht für sich selbst; ebenso ist es unnötig zu betonen, daß Z. G. A.'s Darlegungen, die hier einfach wiedergegeben werden, sorgfältigster Nachprüfung bedürfen, ehe man sie etwa als historische Fakta einfach annehmen kann.

2) S. Maḥmūd al-Kāschgharī, I, 368.



Sohn[1]. 4. Die durch Ablegung einer Mannhaftigkeitsprüfung vom Thing mit einem neuen Namen als Stammgenossen aufgenommenen jungen Männer treten aus der Autorität des Vaters unter die allgemeine des Herrschers; sie erhalten bereits bei der Verheiratung ein Erbteil, und auch die Bräute bekommen eine Mitgift; so gründet das junge Paar ein neues Hauswesen *baryq*, das ihnen beiden gemeinsam gehört. — Aus dem Gesagten ergibt sich bereits, daß die Stellung der Frau sehr frei war. Die Ehe war im Prinzip Einehe (S. 150). Und „die sexuelle Moral war bei den alten Türken sehr hoch" (S. 152). Auch in Zukunft müssen die Türken, die unter persischem und griechischem Einfluß ihre hohe alte Moral verloren haben, wieder werden, was sie einst waren, Volksrechtler und Frauenrechtler[2], mit Fremdwörtern Demokraten und Feministen. „Wie die Lehrer in der Zivilisation für die alten Griechen die Skythen waren, für die alten Chaldäer die Sumerer, so waren die Meister und Erzieher der alten Germanen die Hunnen" (S. 155 f.). „In Zukunft wird eine unparteiische Geschichtschreibung bekennen müssen, daß Demokratie und Feminismus türkischer Herkunft sind" (S. 156). — Schließlich wird kurz (S. 157 f.) — z. T. im Anschluß an Durkheim — das Wesen der bürgerlichen oder individuellen Moral besprochen, die ein negatives Ziel hat: Gerechtigkeit, und ein doppeltes positives: Mitgefühl und Treue gegenüber eingegangenen Bindungen. — Die bürgerliche Moral muß sich erweitern zur internationalen (wie dem *ič il* „dem inneren" ein *dysch il* „ein äußerer Friedenskreis" bei den alten Türken entsprach). „Wenn sich in Zukunft der Völkerbund — nicht wie jetzt in lügnerischer, sondern in richtiger Weise — bilden wird, wird zweifellos sein eifrigstes Mitglied unser türkisches Reich, unsere türkische Nation sein" (S. 159 f.). Denn „es ist die Mission der türkischen Nation, die höchsten Tugenden der Moral in Wirklichkeit umzusetzen" (S. 160).

Das Ziel des Nationalismus in der Sphäre des Rechts ist, durch Beseitigung aller Reste von Theokratie und Klerikalismus ein modernes Recht zu schaffen; denn im modernen Staat sind Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich Sache der Nation, und zweitens sind alle Individuen einander gleich (S. 161 f.).

In der Religion wird türkische Sprache für die Erbauung, Liturgie und Predigt gefordert, auch für den Qor'ān — mit Ausnahme der liturgischen Rezitation (S. 163 f.).

1) Auch diese Tatsache ist ja geschichtlich von Bedeutung, vgl. z. B. M. Hartmann, *Unpolitische Briefe*, S. 57 u. Anm. 45a, auch Cahun's *Introduction*.

2) خلقجی — قادینجی.

Die dem türkischen Volkscharakter angemessene Wirtschaftsform ist weder der Kommunismus, noch der reine Individualismus, sondern der Solidarismus[1]. „Neben persönlichem Eigentum muß es auch soziales geben. Die durch ein Opfer oder Bemühungen der Gesellschaft zustande gekommenen und dem Einzelnen mühelos in den Schoß gefallenenen überflüssigen Güter stehen der Gesellschaft zu" (S. 167). Die so gewonnenen Beträge werden zur Anlage von Fabriken und Gütern auf Staatsrechnung verwendet, deren Überschüsse ausschließlich Bildungs- und Wohlfahrtszwecken zugute kommen, bis sich schließlich solche Beträge ergeben, daß die Steuern abgeschafft oder vermindert werden können. Ein besonderes Ideal der Türken ist es, Großindustrieen im Lande einzubürgern; dazu ist, wie das Beispiel von Amerika und Deutschland gezeigt hat, nicht die „offene Türe" des Manchestertums, sondern ein gewisser Protektionismus nötig. Die erste Aufgabe der türkischen Ökonomie aber ist es, die wirtschaftliche Lage des Landes genau zu untersuchen, auf die objektive Beobachtung dann ein wissenschaftlich begründetes Wirtschaftsprogramm zu bauen, dessen Ausführung das Wirtschaftsministerium scharf zu kontrollieren hat.

Der türkische Nationalismus ist keine politische Partei, sondern eine wissenschaftliche, philosophische, ästhetische Schule. Trotzdem kann er den politischen Idealen nicht fremd gegenüberstehen. Was seine Stellung zum heutigen Staat ist, ist bereits in den einleitenden Worten ausgeführt.

Während die Wissenschaft, weil objektiv, international ist, kann die philosophische Spekulation national sein. Eine solche philosophische Spekulation kann sich aber erst in einer Friedens- und Wohlfahrtsperiode entwickeln. Denn Spekulation heißt „Denken um des Denkens willen". Solange ein Volk denken muß, um leben zu können, kommt es dazu nicht. — Wenn die Türken im Gebiet der hohen Philosophie den anderen Nationen gegenüber im Rückstand sind, so sind sie ihnen in der Volksphilosophie voraus, die sich im letzten Krieg so glänzend bewährt hat. Diese Volksphilosophie zu suchen und ins Licht zu stellen, das ist die philosophische Aufgabe des Nationalismus (S. 173 f.).

1) سولیداریزم = تساندجیلك.



Bemalte Stucco-Büste einer tocharischen Dame aus Qyzil bei Kutschā in Chinesisch-Turkistan.

Von A. v. Le Coq.

Hierzu zwei Abbildungen.

In dem steinlosen Loeßlande Ostturkistan wurden im buddhistischen Altertum Statuen meistens aus dem Erdboden des Landes, dem Loeß, weit seltener aus Stucco, hergestellt und zwar ausschließlich mittels des Formereiverfahrens in tiefen, aus Stucco gemachten Formen.

Aus Stucco verfertigte Statuen, Statuetten, Reliefplatten usw finden sich weit häufiger in den westlichen Oasen Ostturkistans als in den östlichen. Sie sind häufig in der Oase von Chotän; in den ebenfalls frühen Siedelungen von Tumschuq bei Maralbaschi und in den zahlreichen buddhistischen Anlagen der Oase von Kutschā sind sie nicht so häufig, werden aber zuweilen in großen Ausmaßen gefunden. So z. B. an dem großen Sockel im Gandhāra-Tempel zu Tumschuq. In der Oststadt im Sūbaschi-längär und von Kutschā fanden sich in der den großen Stūpa umgebenden Nischenwand noch zahlreiche beschädigte Sockel für lebensgroße Stucco-Statuen, deren Reste sich noch an manchen Stellen feststellen ließen. In der Oase von Qaraschahr treten sie im allgemeinen noch mehr zurück, während sie in den östlichen Oasen von Turfan und Qomul nur vereinzelt vorgefunden werden. Mit einem Wort, je näher eine der buddhistischen Siedelungen Ostturkistans dem Stammlande der buddhistischen Antike Mittelasiens, nämlich der Landschaft Gandhāra im heutigen Hindukusch-Gebirge, gelegen ist, desto zahlreicher sind dort die aus Stucco geformten Statuen und Reliefs. Daß diese Kunstwerke nach hellenischer Weise stets auf das reichste bemalt — öfter sogar vergoldet — waren beweisen Reste von Bemalung (und Vergoldung) an ausgegrabenen Stücken.

Die Statuen sind in der Hauptsache Darstellungen von Buddhas, Göttern, Dämonen und Menschen, sowie von Tieren und Fabelwesen aller Art. Manche der kleineren Figuren entstammen vielleicht Gruppen, die Ereignisse aus dem Leben des Buddha darstellen. In solchen, unseren „Krippen“ ähnlichen Gruppen kommen, wenn wir nach den Gemälden schließen dürfen, auch Personen in der Landestracht vor. Aber es ist auch möglich, daß letztere aus Gruppendarstellungen von Stiftern herrühren.

Die hier abgebildete Büste einer tocharischen Dame gehört in eine der beiden letzten Kategorien. Der Unterkörper ist ziemlich glatt, am Gürtel abgeschnitten; wahrscheinlich hatte die Büste, wie die Halbfiguren der blumenspendenden und musizierenden Götter, auf einem Balkon gestanden. Die Arme sind abgebrochen.

Der Kopf zeigt die gewöhnliche Haartracht der tocharischen Bevölkerung von Kutschā, d. h. ein Teil der Haare auf dem Oberteil des Kopfes ist kurz geschnitten und in der Mitte gescheitelt; vorn ist eine kleine Tolle emporgekämmt. Das übrige Haupthaar ist lang; es ist nach hinten gekämmt und in einen über den Rücken herabfallenden Zopf vereinigt. Die Farbe der Haare ist dunkel; die Hautfarbe ist weiß. Da die Farbe der Iris weder auf dieser Büste, noch auf den zahlreichen Stifterbildern der Oase von Kutschā jemals ausgemalt ist, können wir nicht wissen, ob dieses Volk blaue oder andersfarbige Augen hatte.

Das Kleid ist einer der bekannten Waffenröcke mit großem Klappkragen, der leider ziemlich stark beschädigt ist; Spuren von Blattgold und Scharlachrot auf der abgeriebenen Fläche deuten frühere Bemalung und Vergoldung an. Der Stoff des Rockes ist von dunkelbraunrötlicher Farbe mit eingewebten roten und weißen Kreismustern, ähnlich der Musterung auf den sassanidischen Waffenröcken der Stifter aus der „Sechzehn Ritter Höhle“ in Qyzil[1].

Die interessante Büste wurde gefunden in einer Höhle der zweiten Anlage von Qyzil bei Kutschā; die Höhe des Figürchens beläuft sich auf ca. 10 cm.

Stifterdamen aus den Vorbergen von Turfan.

Von A. v. Le Coq.

Hierzu eine Abbildung.

In den verhältnismäßig späten Grottentempeln der Täler in den Vorbergen von Turfan treten Stifterbilder auf, deren Tracht sich erheblich von den sonst vorkommenden Kleidern der alten Bevölkerung der Turfaner Oase unterscheidet.

Das schönste dieser Stifterbilder stammt aus dem Grottentempel 3 der Schlucht 2 (vgl. *Kultstätten*, S. 214) und stellt eine Reihe von 4 Damen in anbetender Stellung dar.

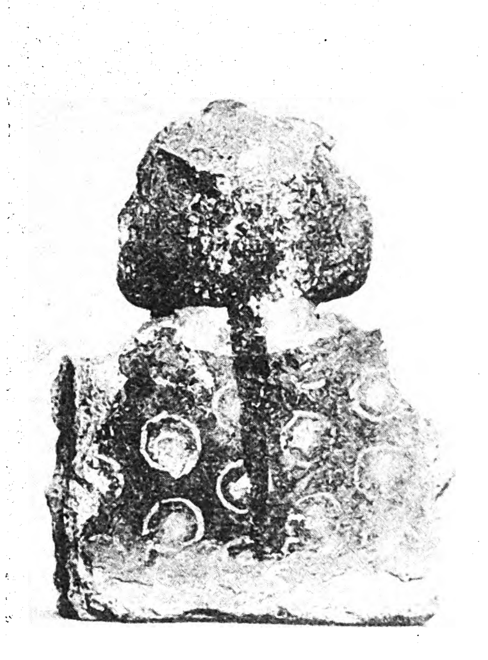
Die Kleider sind abwechselnd ziegelrot und karminrot, mit braunroten Armeln, Brusteinsätzen und Randborten. Über die schwarze Kopfbedeckung ist ein scharlachroter Wulst gelegt, dessen Vorderende auf die Stirn herabfällt.

Die Gesichter sind leider alle stark durch Abreibung beschädigt. Die Kartuschen zu

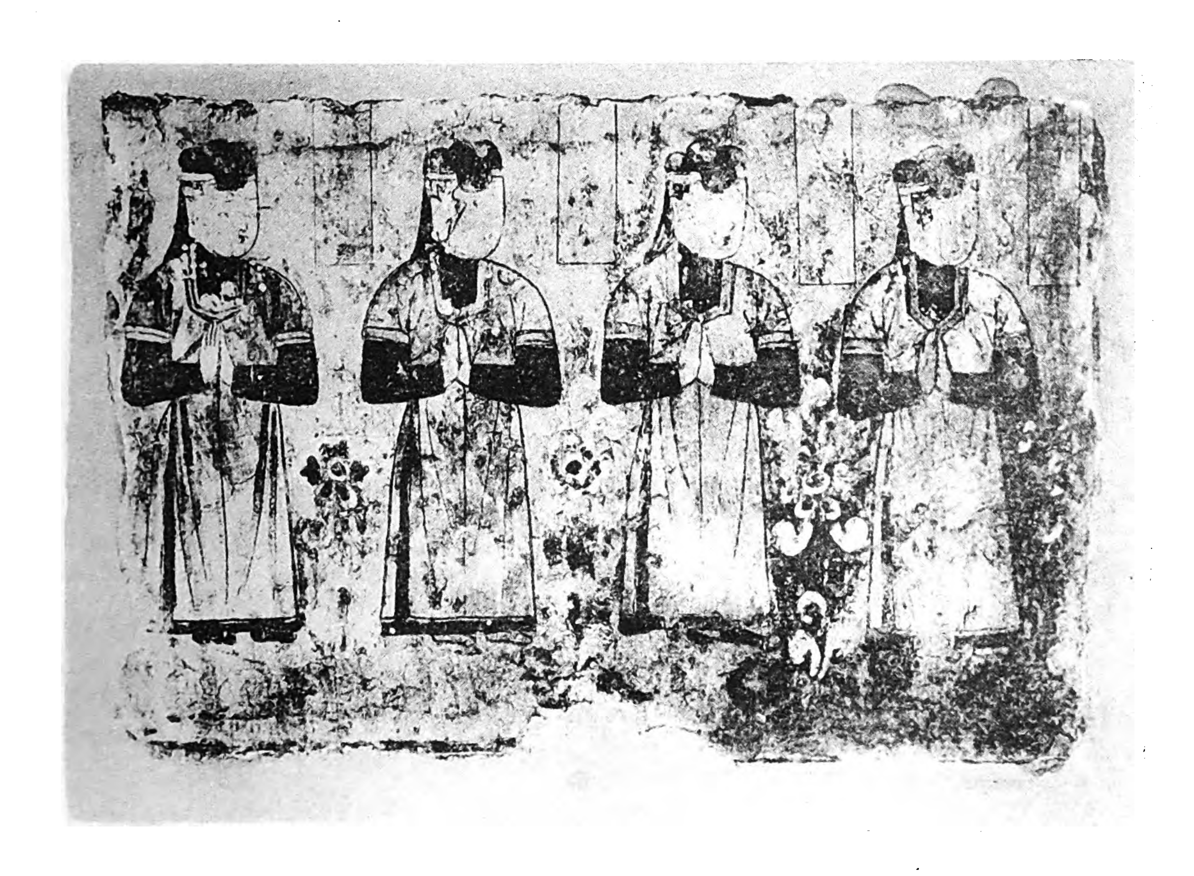
1) Vgl. A. v. Le Coq, *Buddhist. Spätantike Mittelasiens*, Band IV, Dietr. Reimer (E. Vohsen) Verlag, Berlin 1924.







Bemalte Stucco-Büste einer tocharischen Dame aus Qyzil bei Kutschā in Chinesisch-Turkistan.



Stifterdamen aus den Vorbergen von Turfan, Chinesisch-Turkistan.

Häupten der Damen waren früher mit Aufschriften in uigurischen Lettern versehen; keine der Aufschriften läßt aber auch nur ein einziges Wort erkennen, so daß wir nicht wissen, ob hier die türkische oder eine andere Sprache auftritt.

Zwischen den einzelnen Figuren erscheinen gewisse Blumen in Grün, Scharlachrot, Schwarz und Weiß, welche viel zu der ohnehin großen koloristischen Wirkung des 48 cm breiten Bildchens beitragen.

Besprechungen.

Chirol, Valentine: **The Occident and the Orient.** Lectures on the Harris Foundation, 1924. Chicago: University of Chicago Press 1924. (XI, 228 S.) 8°. = The Norman Wait Harris Memorial Foundation. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Der langjährige Leiter der auswärtigen Abteilung der Londoner Times Chirol, der auch mehrfach von der englischen Regierung herangezogen wurde, entwirft in den vorliegenden, zu Chicago gehaltenen Vorträgen ein Bild des jetzigen Standes der Beziehungen zwischen Orient und Occident. Er verwertet dabei Kenntnisse, welche er sich auf häufigen Reisen in den Ländern von der Türkei bis nach Japan hin erworben hat, und sucht seinen amerikanischen Zuhörern die Wichtigkeit der einschlägigen Fragen auch für die Vereinigten Staaten klar zu legen. Sein Standpunkt ist der der englischen Politik, wenn er auch gelegentlich Maßregeln der Regierung, besonders solche von Lloyd George, kritisiert. Bei seinen Ausführungen beschränkt er sich auf Vorderasien, Ägypten und Indien, Ostasien wird nur gelegentlich gestreift.

Der Erörterung der einzelnen Länder ist jeweils ein historischer Rückblick auf ihre neuere innere und äußere politische Entwicklung voran geschickt. Von dieser Grundlage aus wird die Sachlage beurteilt, wie sie sich im Sommer 1924 gestaltet hatte, in der Zeit, in welcher das anregend geschriebene Buch abgeschlossen wurde Mit besonderem Nachdruck weist der Verfasser zum Schluß auf die ausschlaggebende Bedeutung hin, welche bei Auseinandersetzungen zwischen orientalischen und occidentalen Kulturfragen das Vordringen des Bolschevismus in Asien beanspruchen werde.

Schèmbari, Giov.: **La scienza orientale** nella mitologia, la bibbia e la teologia, la scrittura e la storia primitive. Torino: Fratelli Bocca 1924. (XII, 358 S.) 8°. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Das Buch, Nr. 291 der kleinen Bibliothek moderner Wissenschaften, ist völlig wertlos. Teil 1 behandelt die Kosmogonien, ein wirres Durcheinander von unzulänglichem Wissen und krauser Theorie: hebr. Elohim = griech. Hyle! Teil 2: Der Ursprung der Schrift. Ein senkrechter Strich zeigt die Theorie des Monotheismus an, zwei Striche, vom obern Vereinigungspunkt nach unten schräg auseinanderlaufend, den Dualismus = griech. Alpha! Teil 3: der Mythus. Teil 4: die Merkurgötter der Menschheit. Schade um das Papier!

Bossert, H. Th.: **Das Ornamentwerk.** Eine Sammlung angewandter farbiger Ornamente und Dekorationen. 120 Tafeln in vielfarbigem Offset- und Buchdruck. Unter besonderer Berücksichtigung der weniger bekannten Kulturen für den praktischen Gebrauch ausgewählt und mit Erläuterungen versehen. Mit einem Geleitwort von Otto von Falke. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. 1924. (IX, 35 S., CXX Taf.) 2°. Rm. 150.—. Bespr. von Heinrich Wolff, Königsberg i. Pr.

Wir haben seit etlichen Menschenaltern die Fähigkeit verloren, ein selbständiges Ornament zu gestalten. Wir haben sie nicht wiedererlangt durch jahrzehntelanges Studieren und Kopieren alter Stile; auch nicht durch das Zurückgreifen auf Naturformen oder durch den Jugendstil. Jetzt sind wir so weit, uns überhaupt das „Recht aufs Ornament“ abzusprechen. Das bedeutet offenbar ein Ende.

Moderne Architekten erklären es zugleich für einen neuen Anfang. Heinrich Tessenow z. B. sieht im Ornament vor allem das Spielerische: man dürfe es wenigstens nicht ernst nehmen, wolle man ihm nicht auch noch den Witz rauben. Es sei mehr eine Sache für alte Leute und alte Kulturen, die immer so weiterarbeiten, ohne noch an ein wirkliches Weiterkommen zu glauben. Das Kind hingegen nähme seine Arbeit stets ernst und auch wir stünden heute wieder in einem Anfänglichen, Kindlichen. Wir brauchten die knappe Form, die einer lebendigen Spannung wirklich Ausdruck gäbe, wie bei einigen der schönen Maschinen, die unser verstandesbedürftiges Zeitalter beherrschten. Das Ornament aber brauchten wir nicht. Zugegeben: wir könnten es heute auch nicht. Aber wir müßten es auch als unzeitgemäß verneinen.

Natürlich hat jede Generation das Recht auf ihr neues Wollen. Daß dabei das „verneinte“ frühere Können meist verloren geht, muß leider in Kauf genommen werden. Entscheidend ist, ob das Resultat der neuen Aktivität uns zu entschädigen vermag. Werden neue Gedanken von einem so tüchtigen Manne vorgetragen, wie oben von Tessenow, so haben sie immer etwas Bestechendes. Aber entsprechen sie im vorliegenden Fall überhaupt dem Wollen unserer ganzen Generation?

Schon beim ersten Durchblättern des reichhaltigen neuen Ornamentwerkes ist man überrascht von der Kraft und Fülle offenbar auch heute noch höchst lebendigen Willens zum Ornament: fast die Hälfte der 120 schönen Tafeln entstammt der Gegenwart. Freilich ist in dieser „Gegenwart“ mitunter das ganze 19. Jahrhundert mit einbegriffen, schon infolge der schwierigen Datierung einzelner Stücke. Auch dürfte es schwer sein, etwa zu sagen, ob auch in der heutigen Sowjetrepublik Buchara z. B. augenblicklich noch so fabelhafte Dinge gewebt werden, wie der vorliegende Band sie zeigt. Aber er bringt ja auch genug Abbildungen aus aller Welt, die von Krieg und Revolution kaum

berührt wurde. Und übrigens erstreckt sich die Behauptung heutiger Impotenz fürs Ornament ja auch mindestens auf Jahrzehnte zurück.

Es wird doch wohl schwer sein, beim Betrachten dieses Bandes sich dem Eindruck zu entziehen, daß das Versiegen ornamentaler Begabung bisher eine Angelegenheit geographisch sehr kleiner Bezirke war. Gewiß kann man dagegen sagen, für die Zukunft käme es nicht auf heutige Reste alter Bauernkunst oder auf exotische Inseln an, vielmehr würden die Wellen neuer Bewegung heute von Stationen wie Berlin oder Newyork aufgegeben. Es ist natürlich Glaubenssache, ob Auto, Kino, Radio die unzeitgemäße Begabung auch im zurückgebliebensten Dorf ausrotten werden, oder ob nicht viel früher auch unsere neuesten „schönen Maschinen" so selbstverständlich geworden sein werden, wie heute Taschenuhr oder Fahrrad, und ebenso beziehungslos zu jedem Drang nach Kunst. Tatsache ist vorläufig nur, daß von Verneinung des Ornaments kaum etwas zu entdecken ist, sowie man den Blick auf die gesamte Erde einstellt. Vielmehr scheint des Blühens noch kein Ende, die Produktiven wissen wohl nichts von den ihnen geltenden katastrophalen Theorien und würden sich vermutlich nicht beunruhigen.

Die Skepsis gegenüber dem „Ende des Ornaments" wird bestärkt durch die sich widersprechenden Phantasien über seinen Anfang. Die alte Frage, ob überhaupt am Anfang aller Kunst das Ornament stand, oder aber der Naturalismus, scheint augenblicklich wieder einmal im letzteren Sinne entschieden. Ob wir uns aber den „ersten Ornamentiker" einsam bei den Frauen zurückbleibend denken wollen, indes die Brüder zu Jagd und Kampf zogen, ob wir uns im Gegenteil ein ganzes Volk vorstellen können, von dem jeder einzelne ein Künstler war, oder ob wir mit Tessenow glauben wollen, erst der Sonnenuntergang hätte Musse für den spielerischen Schmuck der Waffen gegeben, während der Tag „ernsterer" Tätigkeit gehörte — es bleibt alles Spekulation. Bis wir zu einer Spur von Wissen über diese Dinge etwa kommen sollten, würde aber die vermutlich reichliche Zeit ernsthafter benützt, wenn wir uns erst einmal über einige heute sehr beliebig verwendete Begriffe einigen könnten, wie es unter anderem die „Kindlichkeit" ist: Schließlich wissen wir wirklich alle, welcher Ernst auch im Spiel eines Kindes liegen kann. Aber seit langen Jahren wurde stets gerade der Spieltrieb des Kindes betont, ihn gerade zu bewahren galt es, auch im Ernst des späteren Lebens. Dem „Kind im Manne" widmete Morgenstern einst seine goldschmiedhaft gefeilten Galgenlieder. Nun auf einmal soll nur der „Ernst im Kinde" gelten, das Spielerische aber gut genug sein für nutzlose Stunden und alte Leute. Weil unsere Zeit nämlich vor allem verstandesbedürftig sei. Eben noch war sie angeblich nur auf Seele und Fühlen eingestellt und haßte nichts stärker, als Intellekt und Materialismus. Es wäre doch wohl ratsam, unsere Meinungen wenigstens zu klären, bevor wir uns mit Meinungen allein an Urwelt und Zukunft wagen.

Solche Betrachtungen könnten abseitig erscheinen gegenüber einem „Bilderbuch", wie dem vorliegenden. Und sind es doch nicht. Dieses Buch will ausdrücklich dem praktischen Gebrauch dienen. Dem praktischen Gebrauch für wen? Die Frage ist schwerwiegend genug, schon wegen des beträchtlichen Aufwandes dieses Werkes Vermutlich wird es Zeitgenossen geben, die nur den Kopf schütteln und hier eine Fortsetzung früherer Ornamentwerke sehen, aus denen strebsame Jünger alles zusammenlasen, was sie für das Schmuckbedürfnis ihrer Zeit brauchten, wenn sie sich um ein Verständnis ihrer Zeit nicht groß bemühen wollten. Solchen Furchtsamen wird auch die heutige außerordentliche Vervollkommnung der Reproduktionstechnik nur eine außerordentliche Erhöhung der Gefahr bedeuten. Immerhin wird man auch hier die Anerkennung wenigstens eines Fortschrittes verlangen dürfen: Das vorliegende Werk bringt nämlich nicht mehr nur die „Ornamente an sich". Es zeigt vielmehr auch die jeweiligen Träger des Ornaments, nämlich die Gegenstände selbst und ihr Material, aus dem man nicht ungestraft ein Ornament in ein anderes Material einfach übernehmen darf. Und für diese Erkenntnis und den Reiz der verschiedenen Werkstoffe bedeutet allerdings die heutige Vervollkommnung der Reproduktionstechnik nicht wenig; insbesondere der moderne Offsetdruck mit seinem Reichtum an Phantasie der Druckfläche.

Im übrigen ist es schließlich Vertrauenssache, an einen Nutzen oder eine Gefahr durch dieses Werk zu glauben. Wer der heutigen Jugend zutraut, dieses Ornamentbuch nur sinnlos zu mißbrauchen, schätzt sie eben von vornherein nicht hoch ein. Und die Forderung, die Schwachen nicht durch so bequeme Hilfsmittel zu gefährden, müßte sich zunächst auf die Schließung der Museen selbst erstrecken. Auf der anderen Seite ist es gewiß nicht einfach, zu sagen, welcher „praktische Gebrauch" des Werkes empfohlen wird. In Falkes Geleitwort und in der Vorbemerkung Bosserts wird von dem Stilempfinden und den besonderen künstlerischen Bedürfnissen der Gegenwart gesprochen, denen man die verlangte Anregung geben und gangbare Wege in die Zukunft weisen wolle.

Daher habe man, statt der längst veröffentlichten Ornamentik der abgenützten historischen Stile nur die prähistorischen und archaischen Vorstufen berücksichtigt, sowie die europäische Volkskunst und die Primitiven. So würden den neuen Wünschen befruchtende Quellen neu erschlossen. — Damit wird das Mißverständnis heutiger Kunstgewerbeschüler kaum ausgeschlossen: jetzt brauchten sie sich nur der noch nicht „abgenützten" Kulturen ebenso zu bedienen, wie früher der anderen, um gangbare Wege zu einem künftigen deutschen Ornament zu finden.

Eine wirklich praktische, nämlich produktiv machende Wirkung wird man sich natürlich weniger einfach vorstellen. In einer fassungslosen Zeit, wie der heutigen, ist Rückkehr zu den Anfängen verständlich. Diese Rückkehr müßte sich aber nicht nur auf anfängliche Vorbilder erstrecken, die unseren heutigen Lebensverhältnissen fremd sind; vielmehr auf Lebensverhältnisse selbst, die einer neuen Schöpferkraft günstig wären. Wie solche zu schaffen wären, kann hier nicht untersucht werden. Geistreiche Theorien über das Ende aller Ornamentik sind aber kaum der Weg dazu. Im übrigen ist es seltsam, wie Ornamentsammlungen stets als eine Angelegenheit für Ornamentzeichner aufgefaßt werden. Bei den früheren lehrhaft trockenen Abbildungen mochte das oft noch verständlich sein. Wer aber denkt etwa bei den vielen schönen Japanwerken heute nur an die „Verwendung" durch Motive suchende Kopisten? Oder gar bei den Reproduktionswerken „hoher" Kunst, die doch wohl zunächst dem Genießen dienen sollen. Man möchte die vorliegende wundervolle Ornamentsammlung gewissermaßen in Schutz nehmen gegen ihre Unterschätzung durch die eigenen Herausgeber. Dies ist kein Buch nur zum „Benützen" für „Fachleute", sondern zur Freude für jeden empfindenden Menschen. In diesen außerordentlichen Reproduktionen werden nicht mehr nur Lehrsätze doziert, sondern unmittelbare sinnliche Anregungen gegeben, die mindestens ebensogut einen Maler oder Schriftsteller produktiver machen können. Natürlich sollten auch die Kunstgewerbeschulen dies Werk besitzen. Aber nicht, um es zu verleihen; nur, um gelegentlich zu zeigen, wie ewig unausrottbar trotz alles Geredes das menschliche Schmuckbedürfnis ist. Und wie kraftvoll schöpferisch auch heute noch überall, wo noch nicht „Klugheit" allein herrscht.

So verstanden bedeutet auch die Beschränkung des Werkes auf bestimmte weniger bekannte Kulturen gewiß einen Vorzug: sie vermehrt unser Gut an Reproduktionen. Und darin besteht auch sein Wert für die Wissenschaft, so wenig im übrigen kunstgeschichtliche Absichten im Plan dieses Buches liegen. Sein Text beschränkt sich überhaupt auf kurze Erläuterungen zu den Tafeln und auf die Register. Aber ausdrücklich weist Bossert auf einige kunstwissenschaftliche Erkenntnisse hin, die allein durch das vorliegende Bildermaterial uns näher gebracht werden. Für die Leser unserer Monatsschrift wird es daher von Wert sein, im einzelnen zu erfahren, daß 22 Tafeln den alten Mittelmeerkulturen, 7 der alten Kunst des Islam gewidmet sind; Asien ist durch 48 Tafeln vertreten, deren Vorbilder der Gegenwart oder wenigstens der Neuzeit entstammen, mit Ausnahme nur der drei schönen Blätter, die den Berliner Besitz an alter Kunst aus Chinesisch Turkestan zeigen. Die 12 Tafeln mit afrikanischer Kunst, sowie die 15 Tafeln europäischer Volkskunst reproduzieren ausschließlich neuzeitliche Arbeiten. Schließlich sind noch 6 Tafeln neueren Werken aus Australien und Oceanien gewidmet, sowie 10 Tafeln der amerikanischen Kunst aus vorkolumbischer Zeit bis heute. Mehr als die Hälfte der im ganzen 120 Tafeln sind übrigens nach Werken aus dem Besitz der Berliner staatlichen Museen reproduziert, von deren Reichtum man somit einen starken Eindruck empfängt.

Nilsson, Martin P.: Primitive Time-Reckoning. A study in the origins and first development of the art of counting time among the primitive and early culture peoples. Lund: C. W. K. Gleerup 1920. (XIII, 384 S.) gr. 8°. Bespr. von L. Borchardt, Kairo.

Um für seine Arbeiten über die Entstehung und Entwicklung griechischer Festkalender Vergleichsmöglichkeiten sich zu schaffen, hat sich Verf. der großen, aber lohnenden Mühe unterzogen, den verschiedenen Arten der Zeitrechnung bei ‚primitiven' Völkern und solchen niedriger Kultur nachzugehen. Seine Sammelarbeit, von der er selbst wohl nie eine Vollständigkeit erwartet hat, war durch die Schwierigkeit, in den Kriegsjahren die einschlägigen Bücher, meist Reisewerke, zu beschaffen, gehemmt, und doch hat sie unendlich viel mehr ergeben, als z B. Ginzel[1] in seinen Kap. 6 und 9 gibt. Der Vf. war sich klar darüber, daß die Sammlung dieses Vergleichsmaterials nur ergeben würde, wie sich die Zeitrechnung bei irgendeinem uns mehr als die ‚Primitiven' beschäftigenden Volke entwickelt haben kann, nie aber, wie sie sich entwickelt haben muß. Aber auch solche Möglichkeiten einmal klar durchdacht und erkannt zu haben, ist schon ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

1) Mathematische und technische Chronologie 1, 403 ff. und 2, 120 ff.



Selbstverständlich hat der Vf. das Material nach den graduell verschiedenen von der Natur gegebenen Einheiten der Zeitrechnung, Tag, Jahreszeit, Jahr, Mondmonat, geordnet und in diesen Unterabteilungen seines Buches im Einzelnen möglichst regional behandelt, so daß der Leser, von dem der Vf. (S. 217) nicht annimmt, daß er die Geduld hat, sich durch das ganze Material hindurchzuwinden, das, was ihn angeht, danach schnell findet, unterstützt durch den allerdings kurzen Sachnachweis.

Ebenso selbstverständlich ist bei diesem Vf., daß er nicht wie Ginzel sich nur mit einer Materialsammlung begnügt. Er gibt vielmehr in jedem Abschnitt eine eingehende und, wie Ref. glaubt, stets das Wesentliche heraushebende Erörterung der Entwicklung oder vielmehr der verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten. Grade diese Teile werden für den Leser, dem die Zeitrechnungsfragen nicht geläufig sind[1], die lehrreichsten sein, aber auch wer sich mit diesen Fragen bereits eingehender beschäftigt hat, wird darin gelegentlich Einzelfragen mit anderem, ihm vielleicht bis dahin ungewohntem Lichte beleuchtet sehen.

Jeder Altertumsforscher, der sich mit Zeitrechnungsfragen irgendeines der alten Kulturvölker zu beschäftigen hat, wird für sein Gebiet in dem reichen Material genug finden, was ihn weiterbringen kann. Um nur ein Beispiel dafür zu geben, mögen hier einige vom Vf. angeführte Tatsachen erwähnt werden, die für das Verständnis der altägyptischen Zeitrechnung, mit der Ref. sich bekannt zu machen bemüht ist, von einiger Bedeutung sein können.

Für die pars pro toto-Rechnung bezw. -Bezeichnung der Jahre gibt der Vf. eine ganze Anzahl von Beispielen, bei denen die Jahresbezeichnung bew. -rechnung mit Ausdrücken wie ‚Weidezeit' (S. 92), ‚Winter' (S. 94), ‚Herbst' (S. 95) usw. erfolgt. Das ägyptische Wort für Jahr *rnp-t*, mit dem sowohl das Kalenderjahr wie das Hundsternjahr und auch das Mondjahr bezeichnet werden, dürfte ein weiteres Beispiel für diese pars pro toto-Rechnung sein, da der Stamm *rnpw*, *rnpj*[2] ‚frisch, jung sein', mit dem auch die frischen Pflanzen bezeichnet werden, ursprünglich ‚Zeit der frischen Pflanzen' d. h. Frühling bedeutet haben dürfte. Die ältesten Ägypter rechneten also nach ‚Frühlingen', und dies Wort wurde ihnen dann später zum Worte für ‚Jahr'[1].

Ferner, wenn wir aus den überlieferten Namen der Mondmonatstage nachweisen können, daß die alten Ägypter ihre Mondmonate, nach denen sie jedenfalls ursprünglich nur und später nach Einführung ihres Kalenderjahres noch in den Tempeln und beim Volke gerechnet haben, mit dem ersten Tage, an dem sie den Mond nicht mehr sahen, also mit dem Tage nach dem Altlicht, begonnen[2] und außerdem sehr wahrscheinlich ihr Mondjahr mit einer nicht näher feststellbaren Monatsschaltung am Tage nach dem ersten Altlicht nach dem Frühaufgange des Hundsterns angefangen[3] haben, so wird man Ähnliches vergeblich bei anderen alten Kulturvölkern suchen. Diese Merkwürdigkeiten bleiben aber nicht einzigartig, wie sie scheinen, wenn man beim Vf., der in seiner Besprechung der altägyptischen Jahresrechnung (S. 277 ff.) nur die Arbeiten bis zu Eduard Meyer berücksichtigen konnte[4], zwei ‚merkwürdige ost-afrikanische Rechnungen der Mondmonatstage' (S. 169, vgl. auch S. 153) findet, die beide als ersten Tag des Mondmonats den nach dem Altlichte nehmen — dies findet sich bei den Masais und bei den ihnen benachbarten Wadschaggas am Kilimandscharo — und wenn man weiter erfährt (S. 248), daß in Loango ‚mit dem ersten Neumonde, der den Hundstern im Osten aufgehen sieht, ein neuer Kreis von zwölf (Mond-) Monaten beginnt', daß also dort der Hundstern[5] mit dam Anfange des Mondjahres in Beziehung steht.

Es liegt dem Ref. fern, aus diesen Angaben irgendwelche Schlüsse auf greifbare Zusammenhänge zu ziehen, wenn es auch im Falle der vom Nil her in ihre jetzigen Wohnsitze abgewanderten Masais sehr verlockend wäre, aber soviel scheint sich doch zu ergeben, daß die beiden oben angeführten Merkwürdigkeiten in der Zeitrechnung der alten Ägypter alte afrikanische Eigentümlichkeiten sind, daß also, da unsere jetzige europäische Jahresrechnung auf die alt-

1) Für solche Leser hätte Ref. aber in dem einleitenden, die Grundbegriffe erörternden Abschnitt (S. 3—7) mathematische Schärfe des Ausdrucks gewünscht. Der Ausdruck ‚zenith' (S. 3 Z. 1) z. B. in dem ungewöhnlichen Sinne von ‚Gipfelpunkt einer Sternbahn' muß auf den mit Sachkenntnis nicht belasteten Leser verwirrend wirken.

2) Sethe, Verbum 1. § 410 S. 257.

1) Sethes (Zeitrechnung der alten Ägypter in Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Philol. histor. Klasse 1919 S. 290) Deutung von rnp-t als ‚das sich Erneuernde' kann Ref. nicht zustimmen.

2) Schon kurz ausgeführt in einem auf der Tagung Deutscher Orientalisten zu Berlin im April 1923 gehaltenen Vortrage des Ref.

3) S. Ä. Z. 37 (1899), 92/3 (Pap. aus Illahun), wo im Jahre 31 Senwosrets III. ein Mondjahr mit dem 17. 9. W. (Wandeljahr), einen Tag nach dem letzten dort genannten Datum beginnt, und der Frühaufgang des Hundsterns sich für das gleiche Jahr (-1850) auf den 22. 8. W. errechnen läßt.

4) Daher z. B. die Bemerkung (S. 278): ‚überraschend ist es, daß in Ägypten keine Rücksicht auf den Mond genommen worden sein soll'.

5) Hier ist aber wohl nicht der Frühaufgang gemeint.

ägyptische zurückgeht, die Uranfänge unserer neuzeitlichen Zeitrechnung in Altafrikanischem liegen.

Sachs, Curt: **Musik des Altertums.** Breslau: Ferdinand Hirt 1924. (96 S. m. 12 Taf.) 8°. = Jedermanns Bücherei, Abt. Musik, hrsg. v. Joh. Wolf. Rm. 3—. Bespr. von Müller-Blattau, Königsberg i. Pr.

Es ist das Verdienst des Verfassers, unter diesem Titel nicht nur Musikübung und Musiklehre von Griechenland und Rom zu schildern, die uns durch die musikwissenschaftliche Forschung verhältnismäßig reich erschlossen sind, sondern erstmalig den Kreis zu weiten über Ägypten, Syrien, Palästina und Mesopotamien. Dabei ergibt sich aus der Instrumentenkunde, der oft weitverstreuten literarischen Tradition und den ganz wenigen erhaltenen Musikbeispielen die überraschende Tatsache, daß im Schaffen und Nachschaffen die Musik der „klassischen" Antike abhängig ist von den Westasiaten und Ägyptern. Bei der Untersuchung der Musik dieser Völker — das ist ein weiteres großes Verdienst des Buches — werden endlich Ambros' Fehlurteile (Geschichte der Musik Bd. 1) überwunden, etwa von der assyrischen Musik als „eine Sache des bloßen baren Sinnengenußes", die „von einfacher Schönheit und edler Gestaltung weit entfernt" sei (u. dgl.). Die Musik auch dieser Völker hat ein Recht aus sich selbst heraus erforscht und verstanden zu werden. Das tut C. Sachs erstmalig, dazu in sehr lebendiger Darstellung, die an feinen Einzelheiten reich ist, so jene über die kultisch-magische Bedeutung der Instumente und Skalen, oder die Analyse der griechischen Tonstücke, oder endlich die Beschreibung der Komposition des sumerischen Schöpfungsgedichtes, deren Entzifferung dem Verf. vor kurzem geglückt ist. In der Kulturgeschichte der Völker des alten Orients ist durch dieses Büchlein die Musik an die ihr zukommende hohe Stelle gerückt.

Wesselski, Albert: **Märchen des Mittelalters.** Berlin: Herbert Stubenrauch 1925. (XXIII, 272 S.) 8°. Rm. 11—. Bespr. von O. Stein, Prag.

In seinem neuen Buche behandelt W. 66 Märchen der mittelalterlichen Literatur Europas, für die ihm nicht nur die eigenen ausgebreiteten Kenntnisse zur Verfügung standen, sondern auch ungedrucktes Material teils durch eigene Forschung teils durch Beisteuerung von befreundeter Seite (durch A. Hilkas Abschrift des Tours-Exemplars der Compilatio singularis exemplorum) zugänglich wurde. Welch wertvolle Arbeit W. in seinen umfassenden Anmerkungen „zur Geschichte und Verbreitung der Märchen" geleistet hat, wird wohl nur der dankbare Benutzer gerechterweise anzuerkennen vermögen. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß die im Titel liegende Begrenzung in Zeit (und Ort) für den Orientalisten Geltung haben könnte; wie bei Märchen fast selbstverständlich, läßt sich ohne Kenntnis der orientalischen Quellen (natürlich kann man da keine orientalistischen Fachstudien fordern) wenig Ersprießliches leisten; der Verf. ist in der indischen und arabischen Literatur, soweit sie in Betracht kommt, und auch noch weiter zu Hause, wie überhaupt die bibliographischen Schätze, die W. ausbreitet, die gediegene Arbeitsweise illustrieren.

Als ein kulturgeschichtlich äußerst interessantes Märchen, das halb Geschichte, halb Legende ist, ist das letzte, 66., zu bezeichnen (Der Glaube versetzt Berge). Diese bisher unveröffentlichte Geschichte aus einer Hs. des British Museum ist aber auch deshalb von Bedeutung, weil sich an ihr, wie selten sonst, historische Untersuchungen anknüpfen lassen und dadurch methodologische Betrachtungen über Entstehen, Entwicklung und Verbreitung des Märchens.

Zur Methodologie und Systematik der Märchenforschung nimmt der Verfasser in seiner Einleitung Stellung. Diese charakterisiert sich als eine Apologie des „literarischen" Märchens gegenüber dem Standpunkt der finnischen Schule Aarne's. Und doch scheint die Kluft zwischen den Ansichten über die größere Ursprünglichkeit des „literarischen" oder „Volksmärchens" nicht unüberbrückbar, wenn man erwägt, daß ein Märchen im eigentlichen Sinne erst „literarisch" gewesen sein muß, insofern die erstmalige Schöpfung (sei es auch aus Ingredienzien von zweiter, dritter Hand usf.), die dem Forscher fast nie bekannt wird, von einem Individuum ausgeht, denn „das Volk produziert nicht" Andererseits erfordert das „literarische Märchen eine Resonanz, die es zum Volksmärchen macht, und ein Märchen kann längst volkstümlich gewesen sein, bevor es literarisch, d. h. aufgezeichnet wurde, im Gegensatz zum obigen Sinne von „literarisch", der schöpferischen Tätigkeit eines Einzelnen. W. schlägt für die Motive eine Dreiteilung vor in: Mythen-, Gemeinschafts- und Kulturmotive. Diese Einteilung will gewiß keine scharfen Grenzen aufstellen, denn man sieht ja von vornherein die Übergänge; aber als eine Art Arbeits-Hypothese wird man sie gelten lassen können. Es wäre nur zu wünschen, daß ein so berufener Forscher und Kenner wie W. in einer größeren Abhandlung seine methodologischen Ansichten näher entwickelt als in dem engen Rahmen einer Einleitung. — Neben dem schönen Inhalt wird auch der Bücherliebhaber die geschmackvolle Ausstattung zu würdigen haben.

Danzel, Dr. Theodor-Wilhelm: **Kultur und Religion des primitiven Menschen.** Einführung in Hauptprobleme der allgemeinen Völkerkunde und Völkerpsychologie. Mit 16 Tafeln u. 15 Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. (VIII, 133 S.) 8°. Rm. 3—; geb. Rm. 4—. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Das Buch soll in Hauptprobleme der Völkerkunde einführen. Die Stellung, die der Verfasser zu den Problemen und Methoden der Ethnologie einnimmt, hat er in dem Anhang unter der Überschrift: „Was sind bodenständige und entlehnte Kulturen?" skizziert. Diese Fragestellung schon erscheint mir schief; denn „entlehnte Kulturen", Kulturen, die als Ganzes einfach übernommen werden, gibt es gar nicht, sondern nur Mischkulturen. Danzel faßt die Probleme durchaus ps chologisch und lehnt den historischen Standpunkt der Kulturkreislehre ab. Das Hauptproblem der Kulturforschung sei „nicht die Feststellung der Kulturbeziehungen, sondern die Zurückführung der ..... Kultureigenart auf eine besondere Richtung des Le-

benswillens, eine Kulturtendenz . . ." S. (132). Aber diese Kulturtendenz offenbart sich uns doch eben einzig in den Erscheinungen, die man als Kulturmerkmale bezeichnet, und man muß zuvörderst wissen, welche Merkmale einer bestimmten Kultur angehören, um aus ihnen und ihrer Ausgestaltung die Kulturtendenz ablesen zu können. Nur deshalb will die kulturhistorische Richtung zuerst die Kulturen analysieren und jeder Kulturerscheinung ihren Platz in einer bestimmten Kulturschicht zuweisen, weil sie diese Arbeit für die notwendige Vorbedingung jeder weiteren, auch jeder psychologischen Untersuchung hält. Danzel aber verfährt so, als ob die ganze primitive Menschheit eine undifferenzierte Einheit wäre, aus der man beliebig die Azteken oder die Hottentotten, die Australier oder die Ewe als Zeugen heranziehen dürfe. Sicherlich ist das nicht seine Meinung. Aber er verfährt so, als ob sie es wäre, und durch dieses Verfahren wird das Bild, das der Leser erhält, verschoben; es zeigt mehr die Gemeinsamkeiten als die Unterschiede zwischen den Kulturen und läßt die Menschheit einheitlicher erscheinen, als sie ist.

Sieht man von diesen grundsätzlichen Bedenken ab, so kann man das Buch als eine gut geschriebene und belehrende Einführung in eine Reihe ethnologischer Probleme bezeichnen. Allerdings sind die Kapitel sehr ungleich an Umfang und Inhalt und bieten manchmal nur knappe Andeutungen, während andere ausführlicher in die Sache eingehen. Wie aus den Kapitelüberschriften (Kulturvölker und Naturvölker; Denkweise des primitiven Menschen; Kunst; Sprache; Gesellschaft; Medizin; Kalender; Magische Bräuche; Dinge und Vorstellungen; Religion; Erziehung; Drama und Tanz; Musik; Schrift; Wissenschaft; Recht; Zählen; Epik) zu ersehen, ist die Zahl der behandelten Themen recht groß, ihre Reihenfolge aber ohne erkennbare systematische Ordnung.

Auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte einzugehen, ist nicht möglich, erwähnen möchte ich nur, daß Danzel im ersten Kapitel den Primitiven als „magisch handelnden Menschen (homo divinans)" vom „technisch handelnden (homo faber)" trennt. Diese Abgrenzung kann man wohl gelten lassen, wenn sie auch nur von unserem Standpunkt aus gesehen berechtigt ist. Denn der Primitive glaubt bei einer magischen Handlung genau so rationell zu handeln wie wir, nur daß er die Wirkung falsch einschätzt. Danzel meint (S. 44), der Sinn einer magischen Handlung liege nicht in ihrer Wirkung auf die Außenwelt, sondern in einer wohltätigen Wirkung auf den Handelnden selbst. Aber diese Wirkung kann der Mensch erst kennen lernen, nachdem er die Handlung bereits ausgeführt hat, sie kann also nicht das Motiv dazu gewesen sein. Wenn jemand z. B. das Bild einer Person durchsticht oder zerstört, um dieser selbst Schaden zuzufügen, so wird die dadurch herbeigeführte Entspannung des Affekts allerdings gewissermaßen als Bestätigung der Richtigkeit der Handlungsweise wirken, aber das Motiv zu letzterer ist der Glaube an die Identität von Bild und Person. Man könnte höchstens sagen, daß, falls diese psychische Wirkung nicht eintritt, der Mensch die Handlung als unnütz vielleicht nicht wiederholen werde.

Zu bedauern ist schließlich noch, daß die zahlreichen Abbildungen, die das Buch schmücken, in allzu loser Verbindung mit dem Text stehen, der nur selten auf sie Bezug nimmt.

Viedebantt, Oscar: **Antike Gewichtsnormen und Münzfüße.** Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1923. (VIII, 166 S.) gr. 8°. Bespr. von O. Leuze, Königsberg i. Pr.

Das Buch ist eine Streitschrift, die sich gegen die von Lehmann-Haupt und Häberlin vertretene Richtung der antiken Metrologie wendet. V. ist früher selbst Anhänger dieser Richtung gewesen. Auf ihrem Boden stehen seine im Hermes 1911 und 1912 veröffentlichten „Metrologischen Beiträge". Aber schon in den 1917 erschienenen „Forschungen zur Metrologie des Altertums" (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. Bd. 34) hat er eine vollständige Schwenkung vorgenommen und ist aus einem Verteidiger zu einem entschiedenen Gegner jener Richtung und zu einem Anhänger Weißbachs geworden. In der vorliegenden Schrift setzt er sich unter Berücksichtigung inzwischen erschienener Aufsätze von Lehmann-Haupt (Art. Gewichte in Pauly-Wissowa R. E. Suppl. III. 1918. S. 588—654) und von Häberlin (Herodots Bericht über die persischen Tribute und die morgenländischen Währungsgewichte. 1919) von neuem mit deren Ansichten auseinander.

In sämtlichen 11 Kapiteln der Schrift läßt sich ein negativer, polemischer, und ein positiver, die eigenen Ansichten und Vermutungen Viedebantts darstellender Bestandteil unterscheiden. Der Übersichtlichkeit wird es dienen, wenn wir über diese beiden Bestandteile gesondert berichten.

I. Die Bekämpfung der von Lehmann-Haupt und Häberlin vertretenen Theorie richtet sich gegen zwei Hauptpunkte des Systems.

1. Gegen die Unterscheidung einer „gemeinen" und einer in drei Abstufungen vorhandenen „königlichen" Norm sowie gegen die Ansetzung der einzelnen Normbeträge wendet sich V. in Kap. I—IV, VIII, X. Lehmann-Haupt und Häberlin lehren, daß im Zweistromland seit alter Zeit eine Gewichtsmine von 491,17 gr als gemeine oder Landesmine im Gebrauch gewesen sei und daß aus

ihr durch Zuschläge von 1/36, 1/24 oder 1/20 drei erhöhte oder königliche Normen im Betrag von 504,82 gr, von 511,64 gr und von 515,73 gr entstanden seien. — Was zunächst die Normbeträge betrifft, so bemerkt V. (S. 23) zur ersten der vier Normen: „L. H. tut nicht gut daran, die Mine zu 491,17 gr zu normieren; denn die Monumente geben ca 489,5 gr an die Hand.“ M. E. hätte V. noch schärfer hervorheben können, daß es ein bedenkliches Verfahren ist, wenn L. H. aus zwei signierten Gewichtsteinen, die um mindestens 1 1/2 Jahrtausende auseinanderliegen[1], den Durchschnitt berechnet und diesen Durchschnittsbetrag dann als die älteste[2] und durch Jahrtausende maßgebende Norm betrachtet. — Den Betrag der zweiten Norm (504,82 gr) hat L. H. aus dem Höchstgewicht der persischen Golddareiken (8,4 gr) abgeleitet. Demgegenüber betont V. erstens, daß man das persische Reichsgewicht aus dem mit dem Namen des Dareios Hystaspis gezeichneten und als Drittelmine signierten Gewichtstein entnehmen müsse, der auf eine Mine von ung. 500,172 gr schließen lasse (S. 27), zweitens, daß zu dieser Norm auch die Prägung der Dareiken stimme, wenn man das Sollgewicht des Dareikos nicht nach den schwersten Exemplaren, sondern nach dem Durchschnittsgewicht berechne (S. 27), drittens daß persisches Gewicht nicht ohne weiteres für die Bestimmung altbabylonischen Gewichts verwendet werden dürfe, viertens daß Gewichtsteine aus babylonischer Zeit eine Mine von ung. 502 gr ergeben[3] (S. 21). Man wird deshalb V. beistimmen können, wenn er sagt (S. 23): „L. H. tut nicht gut daran, die Mine zu 504,8 gr zu normieren; denn die Monumente geben ca. 502 gr an die Hand.“ — Die dritte Norm (511,64 gr) hat L. H. nicht aus babylonischen Gewichtsteinen abgeleitet, sondern auf rechnerischem Wege (im Anschluß an Brandis und Brugsch) aus den Tributlisten des ägyptischen Königs Tuthmose III (um 1500) erschlossen, und einen Beweis für ihr Vorhandensein dann darin gesehen, daß der im Gebiet der pangäischen Bergwerke geprägte Silberstater = 1/50, das umbrische Pfund = 1/2, der etruskische und iguvinische As = 2/5 jener Mine sei. Demgegenüber betont V., daß Weissbach das Verfehlte der Brandis-Brugschen Voraussetzung sowie ihrer Rechnungen schlagend erwiesen hat[4]; er selbst ergänzt dies durch einige Beispiele (S. 25. 65 ff.). Ferner zeigt V., daß der pangäische Stater nicht auf (511, 64 : 50 =) 10,23 gr gesetzt werden könne, da weitaus die meisten Stücke unter 10 gr bleiben (S. 70 ff.), und daß es völlig willkürlich ist, das umbrische Pfund auf 255,82 gr, den etruskischen und iguvinischen As auf 204,66 gr zu normieren, da sich an Hand der Häberlinschen Gewichtstabellen für jenes eher 250—251 gr, für diesen eher 188—196 gr ergeben (S. 107 ff.). — Die vierte Norm (515,73 gr) hat L. H. ebenfalls nicht aus Gewichtstücken, sondern aus dem Maximalgewicht kleinasiatisch-griechischer Goldstateren durch Multiplikation mit 60 abgeleitet. V. wendet mit Recht ein, daß jene Münzen dem 4. Jahrh. angehören und daß griechische Prägungen des 4. Jahrh. nicht als Beweis dafür dienen können, daß im 6. Jahrh. im persischen Reich oder gar in noch älterer Zeit in Babylonien eine Minennorm von 515,73 gr existiert habe. Die betreffenden Prägungen erklären sich vielmehr durch Anlehnung an den attischen Fuß (S. 28 ff. 34).

Den Gewichts-Monumenten wird L. H. mit seinen vier Normen nicht gerecht. Die erhaltenen, mit Wertangabe versehenen Gewichtstücke aus dem Zweistromland und aus der Zeit von 3000—500 führen auf Minen, die sich zwischen 475 und 521, bezw. gar 607 gr bewegen[1]. Diese können nicht alle unter die vier Normen L. H.s aufgeteilt werden. Vielmehr ist zweifellos eine weit größere Mannigfaltigkeit örtlich und zeitlich verschiedener Normen anzunehmen. Damit fällt auch die Lehre, daß die höheren Normen sich aus einer einzigen Grundnorm durch Erhöhung um genau 1/36, 1/24, 1/20 entwickelt hätten. Ferner ergibt sich, daß es verkehrt ist, unter den verschiedenen Gewichten gemeine und königliche Normen unterscheiden zu wollen. Denn einerseits sind auch von den Gewichten, die unter 504 gr stehen, mehrere mit Namen von Königen bezeichnet; andererseits wird zum mindesten für die assyrische Zeit durch beschriftete Gewichtstücke Salmanassars V (726—722) bewiesen, daß „Mine des Königs“ und „Mine des Landes“ identisch sind (S. 21 f.).

2. Gegen die Lehre von den sog. „Währungsminen“ wendet sich V. in Kap. II. V—VII. IX—XI. Nach L. H. und Häberlin hätten die Babylonier für das Wägen von Gold und Silber „Sondergewichte“ ausgebildet. Ihre Eigenart habe darin bestanden, daß die Mine nicht wie sonst aus 60, sondern aus 50 Schekeln bestand. Beim Wägen von Gold habe man 50 Gewichtschekel als eine Mine gerechnet. So seien neben die vier Gewichtsminen von 491,17 - 504,82—511,64 - 515,73 gr vier entsprechende je 50/60 der Gewichtsminen betragende „Goldminen“ von 409,31—420,68 - 426,37—429,78 gr getreten. Für das Wägen von Silber habe man in Babylonien ein besonderes Gewichtsystem ausgebildet, wobei das Wertverhältnis von Silber : Gold = 1 : 13 1/3 eine Rolle gespielt habe. Durch Multiplikation mit 13 1/3 und Division durch 10 seien aus den vier „Goldminen“ vier entsprechende Silberminen von 545,75—560,91—568,49—573,04 gr abgeleitet worden.

a) Gegen die Lehre im allgemeinen macht V. folgende Einwände: Von einer Fünfzigteilung der Mine ist in keilschriftlichen Texten nirgends die Rede; in allen Rechnungen, die in solchen Texten vorkommen, wird der Schekel zu 1/60 der Mine gerechnet, auch wenn es sich um Silber oder Gold handelt[2] (S. 15 52). Auch aus Ge-

1) Der eine Gewichtstein (Inschrift: „1/2 mana richtig“. Gewicht 244,8 gr. Folglich Mine = 489,6 gr) stammt aus der Zeit von 3000—2500 vor Chr., der andere (Inschrift: „1/3 mana richtig“. Gewicht 146,3 gr. Folglich Mine = 492,9 gr) aus der Zeit von 1100—750, wie jetzt L. H. im Gegensatz zu früher selbst zugibt (Art. „Gewichte“ S. 609). Neuerdings will L. H. (Z. f. Ethnol. 51. 1919. S. 117, 1) zur Durchschnittsberechnung auch das Nebukadnezar-Dungi-Gewicht (978,31 gr, urspr. etwa 979,5 gr; folglich 1 leichte Mine = 489,15—489,75 gr) heranziehen. Der Durchschnitt stelle sich dann auf 490,9 gr. Allein dieser Gewichtstein ist nur für die Norm Nebukadnezars (um 600), nicht für die Dungis (um 2400) zu verwerten, da Dungis eigene Gewichtsteine auf eine Norm von ca. 502 gr weisen. (Videbantt S. 21).

2) Mit den später gefundenen Gewichtstücken, die auf eine Mine von 475—477 gr führen und zum Teil gleich alt oder noch älter sind als das in Anm. 1 erwähnte Halbminenstück von 244,8 gr, findet sich L. H. (Gewichte S. 642) viel zu leicht ab.

3) Für die Mine des Königs Dungi (der neuerdings von den Assyriologen Šulgi genannt wird) um 2400 ergeben sich ca 502 gr, für die seines Enkels Gimil-sin 502,195 gr, für die des Erba-Marduk (um 770 vor Chr.) 502,03 gr.

4) Häberlin gibt denn auch nicht mehr viel auf diese Rechnungen (Herodot S. 69). Dagegen scheint L. H. noch bis zu einem gewissen Grad daran festhalten zu wollen. Man wird aus seinen stark verklausulierten Ausführungen im Art. „Gewichte“ S. 605. 623—626 nicht klug.

1) Dabei sind nur die leichten Minen in Betracht gezogen.

2) Daß die Urkunden keine Beweismittel für Sondergewichte liefern, gibt auch Häberlin zu (Herodot 7. 31); ebenso seit einiger Zeit L. H. („Gewichte“ 599 u. Z. f. Ethn. 1919 S. 128, 3). L. H. hat deshalb die Verlegenheitshypothese aufgestellt, die Fünfzigteilung der

wichtstücken läßt sich die Fünfzigteilung der Mine nicht beweisen (S. 52f.). Der Versuch, aus Angaben griechischer Schriftsteller (Herodot III 89 ff., Xenoph. Anab. I 7, 18 u. a.) oder aus ägyptischen Tributlisten Zeugnisse dafür zu gewinnen, daß im Zweistromland Sondergewichte für Gold und Silber verwendet wurden, wird in Kap. VI, XI und VII zurückgewiesen.

b) Die vier „Goldminen"-Normen sind von L. H. durch Multiplikation mit $^{50}/_{60}$ aus seinen vier „Gewichtsminen"-Normen abgeleitet worden. Wer die Giltigkeit der letzteren bezweifelt und das angebliche Prinzip, daß beim Wägen von Gold nicht 60, sondern 50 Gewichtschekel als Mine galten, als völlig unbezeugt betrachtet, wird gegen die von L. H. aufgestellten vier Goldnormen von vornherein Bedenken haben. Diese werden verstärkt dadurch, daß keine der vier Normen sich durch erhaltene Gewichtstücke aus dem Zweistromland mit Sicherheit belegen läßt. Für die zweite (420,68 gr) glaubten L. H. und Häberlin neuerdings monumentale Zeugnisse beibringen zu können in zwei aufschriftlosen Gewichtstücken von 835,3 und 8374,9 gr, indem sie annehmen, daß diese zwei, bzw. zwanzig Minen zu 420,68 gr darstellen sollen. V. gibt die Möglichkeit zu, daß es eine Mine von 417,6 bis 418,75 gr gab; aber nichts beweise, daß die Gewichtstücke nur zum Wägen von Gold bestimmt waren (S. 52). Ich möchte hinzufügen: da die Steine ganz ohne Aufschrift sind, so ist auch gar nicht bewiesen, daß es Zwei- bzw. Zwanzigminenstücke sind; es wäre ebensogut denkbar, daß sie ein Gewicht von 100 bzw. 1000 Schekeln zu 8,35—8,375 gr darstellen sollten; dieser Schekel wäre nichts anderes als das Sechzigstel der vielfach bezeugten Mine von 501—503 gr. — Für die dritte der angeblichen Goldminen-Normen (426,37 gr) wird als Beleg ein 85,5 gr wiegendes Gewichtstück mit der altbabylonischen Aufschrift „10 Schekel Goldnorm des Kaufmanns" angeführt, indem das Stück als eine Fünftelmine betrachtet wird. Allein da in Babylonien der Schekel nur als $^{1}/_{60}$, nie als $^{1}/_{50}$ der Mine bezeugt ist, so müssen wir, wie V. mit Recht betont (S. 53. 55), auch dieses Gewichtstück als eine Sechstelmine auffassen und daraus auf eine Mine von (6. 85,5 =) 513 gr schließen, dies um so mehr, als eine Mine von 513 gr auch durch ein anderes Gewichtstück belegt wird (s. unter e).

c) Die vier „Silberminen"-Normen sind von L.-H. aus seinen vier „Goldnormen" und somit indirekt aus seinen vier „Gewichtsnormen" abgeleitet und schon deshalb stehen die errechneten Beträge auf schwachem Grunde. Dazu kommt, daß die bei dieser Berechnung zugrundegelegte Voraussetzung, das Wertverhältnis zwischen Silber und Gold sei schon in sehr alter Zeit in Babylonien = 1 : 13$^{1}/_{3}$ gewesen und dieses Verhältnis sei durch Jahrtausende konstant geblieben, schlechterdings unbewiesen und unbeweisbar und auch aus wirtschaftlichen Gründen durchaus unwahrscheinlich ist. — Zu der ersten der angeblichen vier Silbernormen (545,75 gr) ist zu bemerken, daß seit 1918 drei schriftlose Gewichtsteine von 537 gr (verwittert), 544,10 gr und 546,7 gr bekannt geworden sind. Daraus mag geschlossen werden, daß es im Zweistromland eine Mine von ung. 545 gr irgendwo einmal gegeben hat; aber daß diese Norm speziell für das Wägen von Silber gebildet und gar, daß sie auf dem von L.-H. angenommenen rechnerischen Weg gebildet worden wäre, ist schlechterdings unbeweisbar (S. 52. 88.). — L.-H. vermutet, aus der babylonischen Mine von 545,75 gr sei als ihr Sechzigstel die ägyptische Gewichtseinheit, die Kite von 9,096 gr, gebildet worden. Diese Herleitung der Kite ist nicht wahrscheinlich, jedenfalls nicht beweisbar (S. 64). Nach L.-H.'s Theorie wäre jene Mine als Silbermine nicht in Sechzigstel, sondern in Fünfzigstel, in Schekel von 10,9 gr, geteilt gewesen; wenn die Ägypter diese Mine mit ihrer Fünfzigteilung durch den Handel kennen gelernt hätten, wie sollten sie dann dazu gekommen sein, nicht ihr Fünfzigstel, sondern ihr Sechzigstel zur eigenen Gewichtseinheit zu gestalten?[1]. Die Erklärung, die L.-H. dafür zu geben sucht, ist nicht annehmbar[2]. — Aus derselben bab. Mine soll nach L.-H. und Häberlin das leichte römische Pfund von 272,88 gr als ihre Hälfte entstanden sein. Durch den Nachweis, daß die stadtrömischen Libralasse nicht auf 273, sondern auf etwa 268 gr ausgebracht sind, zeigt V. das Problematische jener Annahme (S. 113 ff.). — Für die zweite der vier „Silbernormen" (560,91 gr) wird von L.-H. ein 2222,45 gr wiegender pyramidenförmiger Stein angeführt, der den Namen des Dareios Hystaspis in drei Sprachen, aber keine Wertangabe aufweist. Er soll nach L.-H. vier jener Minen darstellen. Aber 4.560,91 gr wären 2243,64 gr, und 21 gr kann das gut erhaltene Stück nicht wohl an Gewicht eingebüßt haben (S. 27). V. folgt Weißbachs Annahme, der Stein solle das Gewicht von 400 silbernen σίγλοι Μηδικοί darstellen (S. 27. 53). Übrigens ist es überhaupt nicht ganz sicher, ob der Stein als Gewichtstück dienen sollte.

d) Außer den vier babylonischen Silberminen stellte L.-H. auch vier phönikische Silberminen auf, die dadurch

---

Mine und überhaupt die Sondergewichte für Gold und Silber seien nicht im Inland, sondern nur für den internationalen Verkehr aufgebracht und eingeführt worden (man fragt sich vergeblich, wozu?). Aber diese Hypothese haben L. H. und Häberlin jetzt wieder verlassen und sind zu der Annahme zurückgekehrt, daß die Sondergewichte mit Fünfzigteilung der Mine auch im Zweistromland üblich waren, weil sie glauben, durch einige neu veröffentlichte Gewichtstücke des Konstantinopler Museums werde das Vorhandensein der „Goldmine" von 420,68 gr und der „Silbermine" von 545,75 gr in Babylonien und Assyrien erwiesen (Klio XV 1918 S. 444. Häberlin Her. 10. 31). Vgl. dazu das im Text unter b und c folgende.

---

1) Bei der oben vertretenen Auffassung der Mine von ung. 545 gr als Gewichtsmine mit Sechzigteilung fiele diese Schwierigkeit weg. Aber ich halte es überhaupt nicht für wahrscheinlich, daß die Ägypter ihr Gewicht aus Babylonien entlehnten.

2) Nach der sehr abstrakt gehaltenen Erklärung L.-H.'s (Gewichte 617 f.) müßte man sich den Hergang etwa folgendermaßen anschaulich machen. Die Ägypter lernten durch den Handel die „schwere babyl. Silbermine" von (2.545,75 =) 1091,5 gr mit ihrer Teilung in 50 schwere Schekel zu 21,83 gr kennen. Sie nahmen diese Mine samt ihrem Schekel aber nicht zu eigenem Gebrauche an, sondern sie konstruierten ein Silberstück, das einem Quantum Kupfer im Gewicht jener babyl. Mine wertgleich war. Da das Kupfer zum Silber sich damals in Ägypten (nach L.-H.'s Annahme) wie 1 : 120 verhielt, so mußte dieses Silberstück ein Gewicht von (1091,5 : 120 =) 9,09 gr erhalten. Diese Gewichtsgröße von 9,09 gr haben sie dann unter dem Namen Kite zu ihrer Gewichtseinheit gemacht und daneben deren Zehnfaches, das Deben von 90,9 gr, als (einzige) höhere Gewichtseinheit gestellt. — Bei dieser Annahme ist aber nicht weniger als alles unsicher: 1. Selbst wenn eine Mine von 545 gr durch die oben genannten Gewichtstücke belegt ist, so ist damit keineswegs erwiesen, daß auch eine das doppelte davon wiegende schwere Mine in Babylonien im Gebrauch war. Das schwere System ist überhaupt für Babylonien kaum bezeugt, besser für Assyrien. 2. Das Wertverhältnis Kupfer zu Silber = 1 : 120, das später einmal galt, auch für jene uralte Zeit vorauszusetzen, in der die Kite entstand, ist nicht ohne weiteres erlaubt. 3. Die bei L.-H. als Erklärungsmoment so beliebte Vorstellung, als haben die Wertverhältnisse der Metalle vielfach den Anstoß zur Bildung von Gewichtsgrößen gegeben, kann ich mir nicht zu eigen machen.



entstanden sein sollen, daß man das Silberäquivalent der Goldminen (z. B. 409,31. 13⅓) nicht durch 10, sondern durch 15 teilte. So gewann er vier „phönikische Silberminen" im Betrag von 363,8—373,9—379—382,025 gr. V. hat dieser Lehre ein besonders ausführliches Kapitel gewidmet (S. 72—105). In überaus dankenswerter Weise hat er alles zusammengestellt, was an Gewichtsteinen aus phönikischem Gebiet bekannt geworden ist, er hat ferner die literarischen Notizen geprüft (S. 76 ff.) und endlich Gewichtstabellen der phönikischen und jüdischen Münzen gegeben (S. 91 ff.). Ins einzelne kann hier nicht eingegangen werden. Das Ergebnis ist: „Was sich an Hand der Quellen für die Metrologie des phönikischen Kulturbereichs ermitteln läßt, enthält der ungelösten und vorläufig unlösbaren Probleme genug, bietet aber für die Lehren L.-H's und Häberlins vor der Hand noch keine Unterlage."

e) Wie man sieht, bestreitet V., daß die zwölf von L.-H. aufgestellten Normen als Sondergewichte für Gold bzw. Silber erwiesen seien. Dagegen der Gedanke an sich wird von ihm nicht verworfen: die Möglichkeit, daß für Edelmetalle Sondergewichte verwendet wurden, wird nicht geleugnet. Vielmehr hält er selbst zwei „Silberminen" von 513 und 521 gr für nachweisbar (S. 57). Nur zweierlei betont er gegenüber L.-H. und Häberlin, erstens prinzipiell: bei den Sondergewichten für Edelmetalle war die Mine nicht in 50, sondern wie sonst in 60 Schekel geteilt, zweitens speziell: die bisher nachweisbaren Silberminen von 513 und 521 gr lassen sich mit keiner der acht von L.-H. aufgestellten babylonischen und phönikischen Silbernormen identifizieren, sondern stehen bedeutend höher als diese und nicht unwesentlich tiefer als jene. Somit könnten sie jedenfalls nicht auf dem von L.-H. vermuteten zahlenmäßigen Weg aus den Gewichtsnormen abgeleitet sein.

Ob V. mit der Anerkennung der Minen von 513 und 521 gr als „Silberminen", d. h. als Sondergewichte für Silber, nicht bereits über das streng Beweisbare hinausgegangen ist? Die Mine von ung. 513 gr ergibt sich aus einem jetzt 1520, ursprünglich wohl ung. 1540 gr wiegenden Gewichtstein aus sumerischer Zeit, auf dem drei senkrechte Striche zu sehen sind, darunter die Inschrift „mana ud azag". Dadurch ist das Stück als Dreiminengewicht bezeichnet, und da azag Silber bedeutet, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß der Gewichtstein als zum Wägen von Silber geeignet bezeichnet werden sollte. Nun gibt es aber ein anderes 85,5 gr wiegendes Gewichtstück mit der altbabylonischen Inschrift: „10 Sekel Goldnorm des Kaufmanns." Die Inschrift läßt vermuten, daß das Gewichtstück als zum Wägen von Gold geeignet bezeichnet werden sollte. Da nun aus diesem Stück sich ebenfalls eine Mine von (6.85,5 =) 513 gr ergibt, so läßt die Kombination der beiden Gewichtstücke den Schluß zu, daß die Mine von 513 gr sowohl zum Wägen von Gold wie zum Wägen von Silber verwendet wurde. Diese Mine von 513 gr war also nicht ein Sondergewicht für Silber, sondern, wenn überhaupt ein Sondergewicht, dann ein für Silber und Gold gemeinsames. Ich glaube aber, daß auch diese Mine kein Sondergewicht für Edelmetalle war, sondern zu ihrer Zeit und an ihrem Ort zum Wägen aller Gegenstände diente. Wenn auf dem einen Gewichtstück von Silber, auf dem andern von Gold die Rede ist, so heißt das m. E. nicht, daß die Gewichts-Norm speziell für Edelmetalle gebildet, sondern daß das vorliegende Gewicht-Stück speziell zum Wägen von Edelmetallen hergestellt, d. h. besonders genau justiert ist. Die beiden Stücke sind, was man heutzutage „Präzisionsgewichte" nennt (Weißbach in ZDMG. 70. 1916. S. 63). Dasselbe wird dann für die Mine von 521 gr gelten. — Wie V. möchte auch ich die Möglichkeit, daß die Babylonier Sondergewichte zum Wägen der Edelmetalle ausgebildet hätten, nicht a limine ablehnen. Aber ich meine, daß für das tatsächliche Vorhandensein solcher Sondergewichte ein überzeugender Beweis bisher nicht geliefert ist[1], geschweige denn für die Art und Weise, wie L.-H. sie sich entstanden denkt (durch Fünfzigteilung der Mine und durch Verwertung des Verhältnisses 1 : 13⅓).

II. Gehen wir nun von den polemischen Ausführungen des Buches, denen wir in der Hauptsache zustimmen, zu den positiven Bestandteilen über, so möchte ich diese kurz in fünf Gruppen zusammenfassen.

1. Gewichtstabellen. Einen sehr wertvollen Bestandteil des Buchs bilden zahlreiche Gewichtstabellen, teils für Gewichtstücke (phönikische und hebräische S. 74 ff; Marzobotto S. 140 f.), teils für Münzen (von karischen und kyprischen Fürsten, von griechischen, phönikischen und italischen Städten).

2. Modifizierung eigener früherer Aufstellungen. Es ist anerkennenswert, daß V. nicht nur die Lehren seiner Gegner, sondern auch seine eigenen Ansichten immer wieder prüft und daß er stets bereit ist umzulernen und frühere Meinungen durch neue Erkenntnisse oder Vermutungen zu ersetzen. Wie die „Metrologischen Beiträge" vom Jahr 1912 durch die auf ganz anderem Boden stehenden „Forschungen zur Metrologie" vom Jahr 1917 antiquiert wurden, so werden jetzt die meisten der auf Gewichte und Münzfüße bezüglichen Kapitel der „Forschungen" in dem neuen Buch vom Jahr 1923 teils gänzlich preisgegeben teils stark modifiziert. Das VI. Kap. (Vom italisch-römischen Gewichtswesen. Kleinasiatische Ursysteme) und das IX. Kap. (Die persische Steuerliste bei Herodot) bezeichnet V. jetzt selbst als verfehlt (S. 4. 117. 152) Aber auch von den Aufstellungen des II., III. und VII. Kapitels bleibt nicht viel bestehen. Während V. im II. Kapitel der „Forschungen" die vorsolonische Drachme zu 3 gr, die Solonische Münzdrachme zu 4,29 gr, die Solonische Gewichtsdrachme zu 4,5 gr angenommen hatte, findet er in dem neuen Buch wesentlich höhere Beträge, nämlich für die vorsolonische Dr. 6,13—6,2 gr, für die Solonische Münzdrachme 8,4—8,5 gr, für die Gewichtsdrachme 8,82—8,92 gr (S. 38 ff.). Während er im III. Kap. für die „Norm des euböisch-attischen Münzgewichts" nur zwei Stadien unterschieden hatte, eine vorrömische Norm zu 4,29 gr und eine in der Römerzeit aufgekommene zu 4,35—4,36 gr, unterscheidet er jetzt vier Stadien: die von Solon eingeführte Norm zu 8,4—8,5 gr, die von Peisistratos auf ca 8,58 gr gesteigerte Norm, die von Hippias auf 4,29 gr reduzierte Norm und endlich die Norm der Römerzeit mit 4,35—4,36 gr (S. 34 ff. 41). Was im VII. Kap. über „die Geld- und Münzverhältnisse des Lyderreichs" ausgeführt war, wird in Kap. IV des neuen Buchs wesentlich modifiziert; aber auch was hier gesagt ist, wird in einem Nachtrag (S. 159 f) zum Teil wieder zurückgenommen. Man sieht, V. gehört zu den Weisen, die durch den Irrtum zur Wahrheit reisen. Daß er auch mit dem neuen Buch noch nicht auf der Endstation dieser Reise angelangt zu sein glaubt, hat er selbst mehrfach betont.

3. Interpretation von Stellen antiker Autoren. Im IX. Kap. wird eine Reihe von Stellen aus dem alten Testament, aus Josephus und Epiphanius besprochen (S. 76—91) und damit die Kenntnis des hebräischen Gewichtswesens entschieden gefördert. Im VI. Kap.

1) Ich glaube also, daß die Mine von ung. 513 gr, die Mine von ung. 521 gr, die Mine von ung. 545 gr und die aus einer 101.32 gr wiegenden, als Zehnschekelstück bezeichneten Basaltente sich ergebende Mine von ung. 608 gr (S. 52) je für einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit als Gewichtsminen zu betrachten sind, die zum Wägen aller Gegenstände verwendet und in 60 Teile geteilt wurden, nicht anders als die Minen von ung. 477, von ung. 490, von ung. 502 gr u. a.

werden Notizen griechischer Schriftsteller über das Wertverhältnis persischer Münzen zu attischen behandelt und L. H.'s und Häberlins Auffassung dieser Stellen, wie mir scheint, mit Glück widerlegt. — Im X. Kap. nimmt V. für Dionys. Hal. IX 27 (2000 pfündige römische Asse werden von Dionys als gewichtsgleich mit 16 Talenten bezeichnet) seine in den „Forschungen" (S. 73 ff.) gegebene, reichlich phantastische Erklärung mit Recht zurück. Bei seiner neuen Erklärung (S. 116 ff.) hat er gegen Häberlin jedenfalls mit der Annahme Recht, daß die Gleichung von Dionys selbst herrührt (nicht etwa aus alter Zeit stammt), daß Dionys dabei an das römische Pfund seiner Zeit von ca. 327 gr. gedacht hat, und daß er bei der Gleichung für seine griechischen Leser ein in der damaligen Griechenwelt bekanntes Talent gewählt hat. Ob V. aber mit Recht annimmt (wie früher schon Casaubonus), daß Dionys das hebräische Talent im Auge hatte, ist mir zweifelhaft. Ich halte Christ's Vermutung für wahrscheinlicher, daß Dionys seiner Umrechnung das attische Talent seiner Zeit zugrundlegte, das 120 römischen Pfunden gleichgeachtet wurde ($2000:120 = 16^2/_3$; den Bruch ließ Dionys nach beliebter Manier antiker Schriftsteller weg). — Im XI. Kap. nimmt V. seine in den „Forschungen" aufgestellte Erklärung der vielbehandelten Herodotstelle über die Tributliste des Dareios ausdrücklich zurück. Ich kann allerdings auch seine neue Erklärung nicht für richtig halten. Denn auch sie weiß sich nicht anders zu helfen als mit der verfehlten Annahme, daß hier bei Herodot „eine Kontamination nicht nur heterogenen, sondern direkt disparaten Gutes" vorliege, und sie wirft die unzweideutige und gerade besonders interessante Angabe Herodots, daß die Tribute der 20 Satrapieen nicht alle in derselben Gewichtsnorm angesetzt waren, als einen Irrtum Herodots beiseite. Meinen Erklärungsversuch habe ich OLZ 1923 S. 544 ff. 591 auseinandergesetzt.

4. **Interpretation von Aufschriften auf Gewichtstücken.** Im I. Kapitel bezeichnet V. die Mine von ung. 489,5 gr als „Marduk-Norm", die Mine von ung. 502 gr als „Nannar-Norm". Die Einführung dieser Ausdrücke halte ich nicht für eine glückliche Bereicherung der metrologischen Terminologie. Die erste Bezeichnung hat V. aus zwei Aufschriften abgeleitet. Auf dem einen Gewichtstein steht „$^1/_2$ mana richtig. Palast des Nabu-sum-lisir, . . . Verehrers des Marduk", auf dem andern „mana richtig. Besitz des Marduk-sar-ilani. Gewichtstück, das Nabu-kudurru-usur, König von Babylon, . . . nach einem Gewichtstück des Dungi, eines alten Königs, bestimmt hat." Wenn auf dem ersten Stein der Besitzer sich als Mardukverehrer bezeichnet, so kann daraus nicht mit Sicherheit geschlossen werden, daß die Gewichtsnorm etwas mit dem Gott Marduk zu tun hat, zumal das Gewicht nicht in einem Tempel des Marduk aufbewahrt wurde. Nach dem zweiten Stein ist die Norm nicht von Marduk oder dessen Priestern, sondern von einem König im Anschluß an die Norm eines früheren Königs festgesetzt worden. Die Deponierung dieses Steins im Marduktempel ist nicht gesichert. Marduk-sar-ilani wird zwar von einigen mit „Marduk, König der Götter" übersetzt; das Wort könnte aber, wie andere annehmen, ebensogut Eigenname eines Menschen, eines fürstlichen Palastbesitzers wie Nabu-sum-lisir, sein[1]. Die Bezeichnung „Nannar-Norm" wird von V. aus der gleichlautenden Aufschrift zweier Dungi-Gewichte abgeleitet: „Nannar, seinem König, hat Dungi, . . . König von Ur, König der vier Weltgegenden, zwei Mana (bzw. $^1/_2$ Mana) nach der Norm festgesetzt." Auch hier geht die Normfestsetzung nicht vom Tempel des Nannar, sondern vom König aus. Gegen die Scheidung einer Marduk- und einer Nannar-Norm[1] spricht auch die Tatsache, daß verschiedene Gewichtstücke, die ihrem Gewicht nach der angeblichen Marduknorm angehören würden, das Symbol des Gottes Nannar, den Halbmond, tragen (S. 21,2). — Im V. Kap. deutet V. die Aufschrift „mana ud azag" im Sinne einer „Silbermine" d. h. eines Sondergewichts für Silber. Hierüber ist unter I 2e gehandelt worden. Ein anderer Stein, der 173,7 gr wiegt, zeigt die Inschrift „mana azag" und darunter zwei senkrechte Striche. Er stellt also zwei Gewichtseinheiten zu je (173,7 : 2 =) 86,85 gr. dar. V. nimmt mit Weißbach an, daß die gemeinten Gewichtseinheiten Sechstelminen seien, und daß somit aus dem Stein auf die Existenz einer Mine von (86,85.6=) rund 521 gr zu schließen sei. Das wird richtig sein. Aber nicht beistimmen kann ich, wenn V. in dieser Mine von 521 gr ein Sondergewicht für Silber sieht (s. I 2e), und noch entschiedener muß ich ablehnen, was V. des weiteren in die Aufschrift hineingeheimnist. Sie soll nämlich besagen: eine Mine Silbers ist wertgleich mit zwei Sechstelminen Goldes, oder anders ausgedrückt: ein durch dieses Zweisechstelminengewicht aufgewogenes Quantum Goldes ist das Wertäquivalent einer Mine Silbers. Das kann ich nimmermehr glauben. Denn erstens steht von Gold garnichts in der Aufschrift, eine Nennung des Vergleichsobjekts wäre aber doch absolut unentbehrlich, wenn der Ausdruck eines Wertverhältnisses zwischen Silber und Gold beabsichtigt wäre. Zweitens würde sich daraus ein Verhältnis von Silber zu Gold = 1 : 3 ergeben; dieses für Silber so überaus günstige Wertverhältnis ist sonst nirgends sicher bezeugt[2]; ich will nicht behaupten, daß es durchaus unmöglich wäre, aber ohne ganz sichere Grundlage darf man es nicht annehmen und deshalb auch nicht in eine Aufschrift hineinlegen, in der von Gold gar nicht die Rede ist. V. überschreitet ganz entschieden die Grenzen des methodisch Erlaubten, wenn er (S. 55 und 57,4) es als „gewiß" hinstellt, daß der fragliche Gewichtstein das Gold-Silberverhältnis 3 : 1 vorweise. — Der Gewichtstein mit der Inschrift „10 Sekel Goldnorm

1) Bedenklich ist auch, daß V. eine Norm, die schon aus der Lagas-Zeit (3000 - 2500) bezeugt ist, als Marduk-Norm bezeichnen will. In so alter Zeit hat der Gott Marduk, der erst mit Babylon zur Geltung gelangt ist, noch keine Rolle gespielt. Abzulehnen ist es, wenn V. (S. 19. 20.) aus der Inschrift des Nebukadnezar-Dungi-Gewichts schließen will, daß schon zu Dungi's Zeit (um 2400) „im Tempel des Marduk nach einer Mine von ung. 490 gr. gewogen worden sei". Denn erstens ist die Übersetzung nicht sicher, die das Stück als Eigentum des Marduk auffaßt, zweitens wäre, wenn diese Übersetzung richtig sein sollte, die Aufbewahrung im Marduktempel nur auf die Zeit Nebukadnezars, nicht auf die Zeit Dungi's zu beziehen. Zu Dungi's Zeit spielte Marduk schwerlich schon eine Rolle. Er nennt ja auf seinen Gewichtsteinen den Nannar als seinen Gott.

1) Fraglich ist auch, ob V. (S. 22) mit Recht es als „ziemlich selbstverständlich" betrachtet, daß die beiden Normen von ung. 489,5 und ung. 502 gr zu einander in einem festen Verhältnis standen. Jedenfalls ist es unrichtig, das Maß der Erhöhung in einem Bruchteil der jüngeren und schwereren Norm auszudrücken. Wenn V. die schwerere Norm aus der leichteren ableiten wollte, so mußte er sagen, aus der Mine von ung. 489,5 gr sei durch Erhöhung um $^1/_{39}$ ihres eigenen Gewichts (nicht um $^1/_{40}$ des erst zu bildenden Gewichts) die Norm von ung. 502 g entstanden.

2) Zwar wollte Ungnad (OLZ XIV 1911 S. 106) das Verhältnis 1 : 3 in einer Urkunde aus Hammurapis Zeit finden. Aber nach Thureau-Dangins Ansicht (OLZ XII 1909 S. 382) handelt es sich hier vielmehr um das Verhältnis 1 : 6, und diese Deutung ziehen jetzt auch E. Meyer (GdA I[2] 581) und Weißbach (ZDMG 70. 1916. S. 369, 2) vor.

des Kaufmanns" ist schon unter I 2e erwähnt worden. Auch hier hat V. m. E. zu viel hineingeheimnist, wenn er vermutet (S. 55), das Gewichtstück solle das Gewicht des Goldäquivalents einer Mine Silbers darstellen, d. h. die Aufschrift solle besagen, daß 10 Sekel (=1 Sechstelmine) Goldes wertgleich einer Mine Silbers seien. Das kann man schlechterdings nicht aus der Aufschrift herauslesen, die ja von Silber gar nichts sagt, und es geht entschieden zu weit, wenn V. behauptet (S. 57), für die Wertung von Silber und Gold sei auf grund dieses Steines das Verhältnis 1 : 6, auf grund des vorher erwähnten das Verhältnis 1 : 3 „nachweisbar".

5. Neue Hypothesen über einzelne Gewichtsysteme und Münzfüße. Zu den Ausführungen über das lydisch-kleinasiatische Gewichts- und Münzwesen in Kap IV wäre manches Fragezeichen zu machen. Insbesondre ist mir zweifelhaft, ob man ohne weiteres das lydische Gewichtsystem und die Gewichtsysteme kleinasiatischer Griechenstädte als übereinstimmend betrachten darf. Auch die Annahme, daß Kroisos das Wertverhältnis Silber : Elektron : Gold = 1 : 10 : $13\frac{1}{3}$ zugrundgelegt habe, scheint mir nicht gesichert. Doch kann ich hierauf nicht näher eingehen, zumal V. in einem Nachtrag seine Auffassung in einem nicht unwesentlichen Punkt geändert hat. Es ist anzunehmen, daß V. selbst seine Ansicht über lydisches Gewichts- und Münzwesen noch nicht als endgiltig betrachtet. — Über das euböisch-attische Münzgewicht und seine Geschichte stellt V. in Kap. III ebenfalls eine neue Theorie auf. Sie ist schon unter II 2 erwähnt worden. Beizufügen wäre noch, daß V. die euböisch-solonische Mine als entlehnt aus Kleinasien (nämlich als identisch mit einer aus den Stateren für Kleinasien zu erschließenden Mine von 840—850 gr) betrachtet. Die Hypothese hat manches Bestechende und verdient, ernstlich erwogen und geprüft zu werden[1]. — Für die Silberstateren des pangäischen Gebiets nimmt V. eine Norm von 9,4—9,6 gr an (S. 72) und vermutet, sie seien ausgebracht als $\frac{1}{90}$ der attischen Mine peisistratischer Norm (858 gr nach V.). Dieser Zusammenhang ist möglich, wenn auch keineswegs sicher. Jedenfalls bin ich skeptisch gegen die weitere Vermutung, man habe im pangäischen Gebiet deshalb das Neunzigstel der Gewichtsmine in Silber ausgeprägt, weil man hier Silber und Kupfer wie 90 : 1 gewertet wissen wollte. Denn ich halte es nicht für wahrscheinlich, geschweige denn für erwiesen, daß irgendwo in Griechenland in älterer Zeit für die Normfestsetzung von Silbermünzen das Wertverhältnis des Silbers zum Kupfer maßgebend war. — Sehr sorgfältig sind die Ausführungen über phönikisches und hebräisches Gewicht in Kap. IX. Es müssen auf diesem schwierigen Gebiet erst die Vorarbeiten getan werden, und deren bietet V. drei, die schon in I 2d aufgezählt wurden. Immerhin hat V. auch schon einige beachtenswerte Resultate gewonnen. — In Kap. X sind die italischen und römischen Münzgewichte sehr eingehend behandelt. Auf das Positive kann hier nicht näher eingegangen werden, da diese Dinge vom Orient weiter abliegen. Das Negative ist schon hervorgehoben, daß V die von Häberlin versuchte Ableitung all dieser Gewichte aus babylonischen oder phönizischen „Urgewichten" nicht für richtig hält. Er hat sehr energisch und gründlich die schwachen Punkte dieser Lehre aufgespürt.

Die Besprechung dürfte gezeigt haben, daß das Buch trotz seines verhältnismäßig kleinen Umfangs ungemein reichhaltig ist und eine Fülle von Problemen auf dem so schwierigen und heiklen Gebiet der antiken Metrologie behandelt. Mit dem negativen Teil, der Polemik gegen Lehmann-Haupts und Häberlins Theorie, gegen die sich auch Ed. Meyer, Beloch, Kubitschek, Willers, Eckhard Unger u. a. erklärt haben, wird man einverstanden sein können. V. hat sich hier als rüstiger Kämpe neben Weißbach gestellt, mit dem er in den meisten Punkten übereinstimmt. Die positiven Aufstellungen des Buchs geben manchmal zu Bedenken Anlaß. In manchen Fällen dürfte hier das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Nicht wenige Fragen aber sind wesentlich aufgehellt und entschieden gefördert worden. Jedenfalls verdienen die Untersuchungen Viedebantts von allen für die Metrologie des Orients, der Griechen und der Italiker Interessierten ernstlich beachtet und geprüft zu werden.

Gotsmich, Alois: Entwicklungsgang der Kretischen Ornamentik. Wien: Hölzel & Co. 1923. (54 S. m. 32 Abb.) 4°. = Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen herausgegeben vom kunsthistorischen Institut, Bd. III. Rm. 6—. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Man nimmt dieses schmucke Heft mit freudiger Erwartung zur Hand. Es ist mit dem vornehmen Geschmack der österreichischen archäologischen und kunsthistorischen Publikationen gedruckt und ausgestattet, und die Erinnerung an Praschnikers vorzügliche Arbeiten über die kretisch-mykenische Kunst, die zu den besten Leistungen auf diesem Gebiet gehören, lassen Ähnliches auch von seinem jüngeren Fachgenossen erhoffen. Der Verfasser hat sich offenbar mit großem Eifer in die Literatur des Themas

---

1) Eine wesentliche Stütze seiner Vermutung (die kleinasiatische Mine von 840—850 gr, hier in 60 Sekel von 14,0—14,1 gr geteilt, wurde in Euböa und sodann von Solon übernommen, aber in 100 Drachmen von 8,4—8,5 gr geteilt) glaubt V. in folgender Kombination zu finden: Zu den sog. Wappenmünzen gehören auch einige vermutlich athenische Elektronstücke, deren Gewicht ungefähr $\frac{1}{6}$ der solonischen Drachme beträgt. Ihr Wert ist demnach, wenn man das Wertverhältnis Silber : Elektron = 1 : 10 voraussetzt, = $\frac{10}{6} = 1\frac{2}{3}$ solonische Silberdrachmen. Sie stehen also zur sol. Drachme in einem unbequemen Wertverhältnis. Dagegen sind sie wertgleich mit $\frac{10}{600} = \frac{1}{60}$ der kleinasiatischen Mine in Silber, d. h. sie sind wertgleich dem als Münze geprägten kleinasiatischen Silberstater von 14,0—14,1 gr. — Diese Kombination ist gewiß sehr scharfsinnig und bestechend. Aber dürfen wir ohne weiteres das Wertverhältnis Silber : Elektron = 1 : 10 (gesetzt es habe in Lydien und Kleinasien gegolten, was ich nicht für unbedingt gesichert halte) auch für Attika voraussetzen? In Kleinasien war das Elektron zu Hause, in Attika nicht. Es wäre deshalb wohl denkbar, daß es hier dem Silber gegenüber höher gewertet wurde als dort. Nehmen wir also z. B. das Wertverhältnis 1 : 12 an, so wäre ein Elektronstück, das $\frac{1}{600}$ der solonischen Mine wiegt, wertgleich einem Silberquantum, das $\frac{12}{600} = \frac{2}{100}$ der solonischen Mine wiegt, d. h. es wäre wertgleich mit 2 solonischen Silberdrachmen. Ich will damit nicht sagen, daß letztere, nur beispielsweise ausgeführte Rechnung das richtige trifft, sondern nur zeigen, wie wenig beweisend solche Kombinationen sind, die mit unbekannten Faktoren rechnen. Je nachdem man diesen Faktor (hier das Wertverhältnis von Silber und Elektron) ansetzt, kann man alle gewünschten Relationen erzielen. „Die Zahlen sind geduldig und blendend". (E. Meyer, G. d. A. I² 581). Außerdem beruht die Kombination auf der Voraussetzung, daß die fraglichen Elektronstücke in Solons Zeit geprägt sind. Das ist aber ganz unsicher. Neuerdings will sie Seltman (Athens. 1924, S. 81) um 514 ansetzen.

vertieft und ist mit dem Abbildungsmaterial wohl vertraut. Wie so viele vor ihm befriedigt ihn die schematische Einteilung der sogenannten minoischen Kultur, wie sie Evans gegeben hat, nicht, und er stellt ein neues System auf: I. Geradliniger Stil (= FM I. II), II. Ornament-Stil (1. Kurven-Stil = FM III, 2. Farben-Stil = MM I. II). III. Naturalistischer Stil (1. = MM III und SM I, 2. = SM II). Ich kann nicht sagen, daß mir diese neue Einteilung mehr Aussicht auf Erfolg zu bergen scheint als die frühere. Trotz aller Mängel hat sich nun einmal das Evanssche System eingebürgert. Jeder versteht, was darunter gemeint ist, und jeder Kundige ist sich auch darüber klar, daß die Perioden und Unterabteilungen nicht scharf von einander geschieden sind. Es geht uns hier wie mit anderen unbefriedigenden archäologischen Bezeichnungen wie mykenisch oder protokorinthisch, die man mißbilligt und von denen man doch nicht loskommt, weil sie den großen Vorteil haben, allmählich die Neutralität einer allbekannten Formel gewonnen zu haben.

Wer in dem vorliegenden Buch eine auch nur annähernd vollständig durchgeführte Darstellung kretischer Ornamentik erwartet, wird enttäuscht sein. Es ist gar nicht der Versuch gemacht, den Schatz dieser Ornamentik zu erschöpfen. Der Verfasser beschränkt sich darauf, einigen wichtigen Mustern nachzugehen und ihre Entwicklung darzustellen, wie sie ihm richtig scheint. Das führt zu einer ganzen Reihe von interessanten und wertvollen Einzelbemerkungen, aber der Leser gewinnt kein klares, umfassendes Bild. Wie das bei jüngeren Forschern häufig ist, hat G. ein paar an sich richtigen leitenden Gedanken allzu großen Spielraum gewährt. Dazu gehört die Nachahmung von mit Fäden oder Seilen verschnürten Gefäßen in der Vasenmalerei. Diese ist ja ganz offenkundig bei den großen kretischen Pithoi mit Reliefschmuck, aber es scheint mir verfehlt, Bogen- und Guirlanden-Motive oder Spiralnetze darauf zurückzuführen. Das Charakteristische des Verschnürens sind doch gerade die straff gespannten Linien. Ich sehe nicht, wie Bogen oder gar Spiralen sich aus solchen Ursprüngen entwickeln können. Überdies gehören die vom Verfasser angeführten Beispiele zum Teil in eine Periode, wo in allen Kunstzweigen die Spiral- und Bogenornamentik bereits voll ausgebildet vorlag, also ein Nachwirken alter Schnürmotive mehr als unwahrscheinlich ist. Fruchtbarer ist der Hinweis G.'s auf die Rolle, welche Siegel und Petschafte bei der Entwicklung des ornamentalen Stils auf Kreta gespielt haben. Hier hat er zweifellos viel Richtiges gesehen. Aber auch hier geht er m. E. zu weit. Der Fall liegt doch nicht so, daß der Vasenmaler fertige Vorbilder von Siegeln übernehmen mußte. Man kann sich das Zusammenarbeiten der verschiedenen Kunstzweige kaum eng genug vorstellen. Im Palaste von Knossos waren seit MM III die Werkstätten von Töpfern und Gemmenschneidern, Metallarbeitern und Verfertigern von Steingefäßen in unmittelbarster Nachbarschaft vereinigt. Und in primitiveren Zeiten wird man sich ganz Ähnliches zu denken haben. Die Anregungen gingen ständig hin und her, ohne scharfe Trennung der einzelnen Handwerkszweige. Zweifellos ist vieles erst für das Rund oder Oval eines Siegels geschaffen worden, was dann auch auf Vasen zur Verwendung kam, aber das Wichtigste ist die Gemeinsamkeit der ganzen großen Stilentwicklung, bei der als bestimmteste kretische Merkmale die Freude an der Farbe und an der Wiedergabe lebendiger Erinnerungsbilder hervortreten (ich vermeide absichtlich das irreführende Wort Naturalismus, das auf Kreta gar nicht paßt). Gewiß haben Tonvasen öfter die schönen bunten Steingefäße nachgeahmt. Aber das Entscheidende ist doch nicht diese Nachahmung, sondern die Liebe zur Farbe, die im Gegensatz zu manchen andern Völkern die Kreter dazu treibt, gerade solche bunte Steinsorten zu bevorzugen und künstlerisch möglichst wirksam zu gestalten. Daß sich dann ein ähnliches Bestreben auch in der Keramik Bahn bricht, ist nur selbstverständlich. Nicht der Wechsel des Grundes in der Vasenmalerei ist das Entscheidende, sondern die im ägäischen Kreise so auffällige und eigenartige Buntheit, die sich keineswegs aus Siegeln oder überhaupt aus irgend einer Technik erklärt, sondern tief in der Rasse wurzeln muß. Dasselbe gilt auch von den verblüffend überzeugenden Bildern von Pflanzen und Tieren, wie sie schon im Frühminoischen auftreten (gelagerter Hund auf einem Deckel von Mochlos, Seager, Mochlos S. 20 f.; goldene Blütenzweige, ebda. S. 32 f.; Petschaft in Gestalt einer Taube mit ihren Jungen, Xanthudides, The Vaulted Tombs of Mesarà Taf. IV 516; Vasen in Form eines Rehs, eines Stiers mit Akrobaten, ebda. Taf. VII, u. a.). Diese Freude am Leben der Natur, die zunächst gar nicht stilmäßig eingeengt ist, bildet das Primäre gerade auch in der Glyptik. Es ist sehr interessant, die fortschreitende Stilisierung besonders in der Bilderschrift der schönsten älteren mittelminoischen Petschafte zu verfolgen. Die Töpfer jener Zeit haben zweifellos dies alles gekannt. Und es ist ein Beweis ihres großen dekorativen Taktes, daß sie diese ganze reiche Welt verschmähen und mit wenigen Ausnahmen sich auf rein ornamentale, wenn auch noch so reiche Verzierung beschränken. Freilich führt

die Lebensfülle dieser ganzen Kunst notgedrungen dazu, daß auch das Ornament viel abwechslungsreicher und belebter wird als in anderen zeitgenössischen oder späteren Kunstschulen.

Man wird das Buch von G. vielfach mit Belehrung, aber auch oft mit Zweifel oder Widerspruch lesen. Es ist für den Kundigen ein nützlicher Beitrag zur Erforschung der kretischen Kunst. Ich hoffe, daß der Verfasser ihn einmal weiter und umfassender zu einer erschöpfenderen Behandlung kretischer Ornamentik ausbauen wird.

Zahn, R.: Κτῶ χρῶ. Glasierter Thonbecher im Berliner Antiquarium. 81. Winckelmannsprogramm der Berliner Archäologischen Gesellschaft. Berlin: W. de Gruyter u. Co. 1923. (23 S., 3 Tafeln). 4°. Rm. 6—. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Ein glasierter Thonbecher aus dem südl. Thrakien (erste Kaiserzeit) zeigt in flachem Relief ein Totengerippe, rechts und links zwei greuliche klapperdürre Gesellen, mit riesigem Phallus, die um das Gerippe zu tanzen scheinen. Darüber die angegebene Inschrift: „Erwirb und genieße“ eine Mahnung zum Lebensgenuß im Angesicht des nahen Todes.

Für diese Weltanschauung gibt es mehr Zeugen, jeder denkt wohl an die Becher von Boscoreale. Die Anschauung ist nicht griechisch, im Hellenismus ist sie aufgekommen, und zwar unter starker Einwirkung von Ägypten her, wo derartige Stimmung bereits gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. ihren Niederschlag gefunden. Um zu sehen, wie ägyptische Gedanken und Stimmungen weiter wirken, muß auch der Ägyptologe das Heft zur Hand nehmen. R. Zahn hat in Fachkreisen längst seinen Ruf als einer der besten Kenner der archäologischen Überreste des gesamten Altertums. Das vorliegende Heft (eins der spärlichen Veröffentlichungen aus seiner Feder) zeigt, daß er nicht nur Archäologe ist, sondern mit der gesamten antiken Kultur vertraut, wie leider nur zu wenige. Jedem Leser dieses Kabinettsstückes archäologischer Wissenschaft dürfte „der Appetit beim Essen kommen“ und die Worte auf der Zunge stehen. „Wann schreibt der Verf. einmal ein größeres Werk“?

Petrie, W. M. Flinders: Religious Life in ancient Egypt. Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1924. (X, 221 S. u. 1 Farbtafel). kl. 8°. Bespr. von Alexander Scharff, Berlin.

In Verbindung mit dem 1923 erschienenen Buche des gleichen Verf.s Social Life in Ancient Egypt soll der vorliegende Band eine populäre Zusammenfassung des für eine Descriptive Sociology of Egypt gesammelten Materials geben. Im Vorwort wird betont, daß es sich im Gegensatz zu anderen Darstellungen der ägyptischen Religion hier weniger um die theologische, als um die praktische Seite der Religion handeln soll.

Der Stoff ist in folgende sechs Kapitel eingeteilt: 1. Die Götter und ihre Tempel. 2. Die Priesterschaft und ihre Lehre. 3. Der Götterglaube. 4. Das zukünftige Leben. 5. Das Begräbnis und das Grab. 6. Der Volksglaube. Diese Gliederung hat zwei Nachteile: einmal greifen die in den Überschriften säuberlich getrennten Dinge tatsächlich derart ineinander über (vor allem Kap. 1 und 3, 4 und 5), daß manches Zusammengehörige auseinandergerissen wird oder dieselben Tatsachen und Gedanken zweimal erscheinen. Ferner muß der nicht eingeweihte Leser trotz der beigefügten Dynastieangaben verwirrt werden durch das unausgesetzte, zeitliche Hinundherspringen innerhalb des gewaltigen Zeitraumes von 4000, ja, wenn wir P. folgen wollten, von 8—10000 Jahren. Dieses zeitliche Hinundher wirkt dadurch noch besonders kraß, daß P. hauptsächlich prähistorisch-archäologische und spätzeitlich (fast nur griechische) -literarische Zeugnisse anführt. Mit ägyptischen religiösen Texten, deren doch eine Unmenge bekannt und bearbeitet ist, scheint sich P. nicht recht befreundet zu haben. Nur wenige Übersetzungen aus Breasteds Development of Religion führt er an, die Sargtexte des Mittleren Reiches z. B. scheinen für ihn überhaupt nicht zu existieren, Pyramidentexte und Totenbuch werden möglichst wenig berührt.

Wer P.s Art, Bücher zu schreiben, kennt, wird sich darüber nicht wundern, auch nicht, daß als Quellen zu einem Buche über Religion fast ausschließlich P.s eigene archäologische Publikationen und kein einziges deutsches Buch genannt werden. Um nur eins zu nennen: es wäre doch gar manches für die Beschreibung der Tempel des Alten Reiches aus den Veröffentlichungen Borchardts und Hölschers zu holen gewesen. P. wartet dagegen nur mit einem von ihm bei Abydos gefundenen und recht unzureichend beschriebenen Tempel der 6. Dynastie auf.

Vor allem aber muß im Interesse unserer Wissenschaft aufs energischste dagegen Front gemacht werden, daß in einem für Laien bestimmten Buch, das in an sich wohl dankenswerter Weise ohne jede Anmerkungen oder sonstigen Erläuterungen in die Welt gesetzt wird, Dinge als gesichert, selbstverständlich und allgemein bekannt hingestellt werden, die noch keineswegs geklärt sind, ja großenteils jedes sicheren Bodens entbehren. Im vorliegenden Buche gilt dies vor allem für die starke Heranziehung der Vorgeschichte. Ref.

selbst hat sich gerade in der letzten Zeit sehr eingehend mit der ägyptischen Vorgeschichte befaßt und glaubt einigermaßen beurteilen zu können, wieviel P. für die älteste Kultur Ägyptens geleistet hat. P. hat sie entdeckt, er hat die Funde geordnet und die Vorgeschichte in seinem Buche Prehistoric Egypt gewiß im wesentlichen richtig in zwei große Kulturen geteilt. Aber was schließt er alles aus diesen archäologischen Funden für die Religion! Als Beispiel sei der Inhalt eines Unterabschnitts des 3. Kap. mit der Überschrift „Die Entstehung des Polytheismus" wiedergegeben: Die verschiedenen Arten der ägyptischen Götter gehören zu den verschiedenen, in vorgeschichtlicher Zeit nach Ägypten eingedrungenen Rassen. Die erste Stufe, die in paläolithischer (!) Zeit beginnt, war die der reinen Tierverehrung. Die zweite Stufe war die von Libyen (ohne Angabe eines Grundes) mitgebrachte Osirisreligion der ersten prähistorischen Kultur. Die Mischung beider ergab die bekannten menschengestaltigen Götterbilder mit Tierköpfen. Die dritte Stufe bezeichnet die zweite vorgeschichtliche, von Asien stammende Kultur, die die Naturgötter (Re, Schu u. a.) mitbrachte. Schließlich kommen als vierte Stufe einzelne noch fehlende Götter als Mitbringsel des von Elam über das Rote Meer mit einem Aufenthalt im Somaliland eindringenden „dynastischen Volkes": Ptah, Min, Hathor u. a.; Min und Hathor vom Somaliland, Min, weil er ein schwarzes Gesicht haben soll, — die Puntleute der Somaliküste waren aber ebenso braun wie die ihnen stammverwandten Ägypter, und Neger gab es dort nach Junker erst etwa seit dem Mittleren Reich — Hathor auf Grund der folgenden prachtvollen Ethymologie, die aber doch höchstens für Südarabien stimmen würde: Ischtar > Attar (in Arabien) > Hathor! Diese Probe von dem Aussehen des ägyptischen Pantheons in P.scher Beleuchtung möge genügen. In ähnlicher Weise werden am Anfang von Kap. 4 die bekannten Ausdrücke für Seele (Ka, Ba, *ꜣḫw*), Körper (*sꜥḥ*), Herz (*ib* und *ḥꜣtj*), Schatten (*ḫꜣib* statt *ḫꜣjb·t*) und Macht (*sḫm*) verteilt. Als Einzelheit sei dem noch die in der Ägyptologie allein von P. vertretene Lesung *hudet* statt *bḥd·tj*, als Bezeichnung des Horus von Edfu, angefügt.

Da, wo es sich wirklich um praktische Dinge handelt, ist P. dagegen in seinem Element. So ist das 5. Kap. der Lichtpunkt des Buches. Es bringt gute Zusammenstellungen über die Gräber, Särge und Beigaben, die auf einer Unmenge wertvoller Einzelbeobachtungen bei den zahllosen Friedhofsgrabungen P.s beruhen. Dasselbe günstige Urteil gebührt im wesentlichen dem letzten Kapitel über den Volksglauben, das sich u. a. mit Festen, Zauberei und Amuletten beschäftigt, aber wiederum die für die Volksseele gerade so bezeichnenden Züge, die Erman bei der Veröffentlichung von Grabsteinen des niederen Volkes aus dem Neuen Reiche aufzeigte, beiseite läßt.

Ein für die breite Masse der Leser berechnetes Buch über ägyptische Religion bedarf unbedingt eines reichhaltigen Bilderschmuckes. Eine einzige Tafel genügt nicht; die hier dem Buch vorangesetzte spottet in ihrer scheußlichen Buntheit jeder Beschreibung. In Deutschland wird das Buch wohl nur wenige Leser finden, diese seien aber aufs entschiedenste vor den vielen hier als so selbstverständlich hingestellten Tatsachen gewarnt.

Jéquier, Gustave: Materiaux pour servir à l'établissement d'un dictionnaire d'archéologie égyptienne 1922 = Bulletin de l'Institut français d'archéologie orientale t. XIX. Bespr. von Ludwig Keimer, Haselünne.

Um dem Verfasser und seiner Arbeit gerecht zu werden, wird man sich zunächst an das halten müssen, was J. selbst in seiner kurzen Vorbemerkung über die Entstehung der „Materiaux" und das in ihnen Gebotene zu sagen hat. Nachdem der Verf. seinen ursprünglichen Plan, den Fachgenossen eines Tages ein Wörterbuch der ägyptischen Altertümer vorzulegen, aufgegeben hatte, war es seine Absicht, eine Reihe von Artikeln, die er nicht für Spezialuntersuchungen verwenden wollte, in einem Bande, alphabetisch geordnet, zusammenzufassen. Dabei weist Verf. ausdrücklich darauf hin, daß seine Artikel nicht beanspruchen neue Tatsachen und eigene Ideen zu bringen. Eine genaue Durcharbeitung des Buches wird jeden, das sei gleich vorweggenommen, davon überzeugen, daß J. in seinem Vorwort nicht zuviel versprochen hat. Eine Schwierigkeit für den Benutzer liegt m. E. in der äußeren Anlage, da bei der alphabetischen Anordnung entweder das transkribierte ägyptische Wort des betr. Gegenstandes oder beim Fehlen eines solchen Wortes der französische Name der behandelten Sache als Überschrift dient. Solch eine Anordnung, die schon an sich für den Benutzer eines Nachschlagebuches unbequem ist, wird das in erhöhtem Maße durch das Fehlen eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses. Ein solches ist erfreulicherweise für die hieroglyphischen Worte dem Werke beigegeben. Die einzelnen Artikel haben, wie das in der Natur der Sache liegt, verschiedenen Wert. In erster Linie zu nennen sind die mit kurz orientierenden Skizzen (z. T. von J's Hand) versehenen Abschnitte rein archäologischen Inhalts. Hier ist, wie auch frühere Publikationen (z. B. Décoration égyptienne 1911 und Les frises d'objets des sarcophages du moyen empire:

Memoires de l'Inst. franç. d'archéol. du Caire T. 47. 1921) J's zeigen, der Verf. ganz zu Hause. Es sei nur hingewiesen auf die zahlreichen Artikel über Wagen, Möbel, Szepter, Gefäße und viele andere Gebrauchs- und Kultgegenstände, die aufzuzählen sich hier erübrigt. Besonders zahlreich sind im Verhältnis zum ganzen Werk die Abschnitte über Tiere, Pflanzen und Mineralien. Wie aus dem hieroglyphischen Index hervorgeht, sind allein über 100 Pflanzennamen teils ausführlicher behandelt, teils kurz erwähnt All diese Artikel bemühen sich das z. T. in der ägyptologischen Literatur weit verstreute Material zusammenzutragen und zu ordnen, wodurch sie für die systematische Bearbeitung so mancher Frage von Wichtigkeit sein werden. Besonders erwähnenswert unter den die Pflanzen behandelnden Abschnitten sind J's Ausführungen zu Weihrauch (s. v. Ânti). Es wäre ein leichtes, J's Ansichten hinsichtlich vieler der von ihm berührten Fragen zu verbessern, jedoch bei welchem Buche, erst recht aber bei welcher Materialsammlung, ist das nicht der Fall? Da ist es selbstverständlich, daß Irrtümer und Verwechslungen unterlaufen wie z. B. auf S. (106) oben, wo bei Behandlung der zur Familie der Liliaceen gehörigen Aloë (mit bezug auf das alte Ägypten ein sehr heikles Thema!) auch des aus Ostindien stammenden kostbaren und wohlriechenden Aloë-Holzes gedacht wird, ohne darauf hinzuweisen, daß beide (also eine kleine Pflanze und ein Baum!) miteinander nichts zu tun haben.

Manchem, der das reiche Material gründlich durchgearbeitet hat, drängt sich vielleicht wie mir die Frage auf, ob es angesichts des riesigen Stoffes für einen einzelnen überhaupt möglich ist, ein Wörterbuch der ägyptischen Altertümer zu schreiben, das allen Anforderungen einigermaßen gerecht wird? Hat auch J. dieses erkannt trotz des großen Materials, das ihm, wie aus der besprochenen Arbeit ersichtlich ist, zu Gebote stehen muß — und deshalb von seinem ursprünglichen Plane Abstand genommen?

Keimer, Ludwig: Die Gartenpflanzen im alten Ägypten. Ägyptologische Studien. Mit einem Geleitwort von Georg Schweinfurth. I. Band. Hamburg: Hoffmann & Campe 1924. (XV, 187 S.) gr. 8°. Rm. 18 —. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Alle Versuche, sich von der Wirtschaft eines Volkes im alten Orient eine Vorstellung zu bilden, scheiterten oft an der Ungewißheit, mit welchem pflanzlichen Material dabei zu rechnen sei, auch die Kenntnis der Pflanzenwelt des modernen Orients kann da nur ungenügend helfen. Soll eine sichere Grundlage geschaffen werden, müssen Botanik und geschichtliche Zeugnisse in Bild und Wort zusammenwirken. Ägyptens Trockenklima hat außerdem Reste von Pflanzen und Sämereien aufbewahrt, welche diese Zeugnisse bestätigen und ergänzen. Fachmännische Deutung der Reste, sorgsame Beobachtung der Bildwerke, vorsichtige Heraushebung des Beweisenden aus dem sprachlichen Material können hier allein vorwärtsführen. Nach solcher Methode, und soweit ich sehen kann, mit vertrauenerweckender Sorgfalt, hat der Verf. im Bündnisse mit dem besten Pflanzenkenner Ägyptens, G. Schweinfurth, seine Arbeit ausgeführt. Er bespricht in diesem Bande 44 Pflanzenarten, botanisch geordnet, von den Compositen bis zu den Euphorbiaceen, gibt zuerst S. 1—73 die Beweise für das Vorhandensein derselben im alten Ägypten, dazu S. 77—120 (leider nachträglich) die literarischen Verweise, dann S. 121—166 die Erörterung der ägyptischen Namen, endlich S. 167 bis 184 Abbildungen der auf den Bildwerken vorkommenden Formen der Pflanzen. Der Titel „Gartenpflanzen" läßt einen engeren Bereich erwarten, als ihn der Verf. zu unserer Freude berücksichtigt. Tamarisken, Zizyphus, Calotropis, Oleander und Ricinus sind doch gewiß auch im alten Ägypten nicht nur Gartenpflanzen gewesen. Nicht immer scheinen die Deutungen der alten Abbildungen zwingend. Bei dem „Epheu" (S.178) würde der Palästiner an Smilax aspera denken, und die Lindenblüten, die nach Meyerhof unter dem Namen zezafûn auf dem Markt Ägyptens verkauft werden (S. 62, 113) könnten die starkriechenden Blüten von Elaeagnus hortensis sein, der in Palästina diesen Namen führt. Die Baumwolle (kethon) soll nach Josephus in besonders guter Qualität bei Jericho gewonnen werden (S. 112). Davon ist mir nichts bekannt, während ich neuerdings Baumwolle in Jericho pflückte. Josephus sagt Antt. III 7, 2: „Wir nennen den Flachs chethon", womit er das hebr. kittān meint. — Mit lebhaftem Interesse sehen wir den künftigen Lieferungen entgegen, die hoffentlich auch die Getreidearten zu den Gartenpflanzen rechnen.

Spiegelberg, Wilhelm: Demotische Grammatik. Heidelberg: Carl Winter 1925. (XVI, 256 S.) 4°. Rm. 22.—; geb. 25 —. Bespr. von F. Ll. Griffith, Oxford.

It is now seventy years since Brugsch published his *Grammaire Démotique*, the only forerunner of Spiegelberg's new work. Egyptology was then hardly out of its infancy. A quarter of a century later Stern produced a scientific grammar of Coptic, based largely on Rückert's legacy of material, and Erman, to whom the *Demotische Grammatik* is appropriately dedicated, began at the same moment to revolutionise the study of the language of Egyptian hieroglyphic.

Progress has continued ever since, with Sethe's name always to the fore. Demotic, which was almost monopolised for many years by an erratic genius regardless both of grammar and philology, at length descended into the hands of trained students of Egyptian; for a quarter of a century past a continuous stream has flowed of well-planned publications of important demotic texts, most of them originating with the author of the grammar before us. The texts, chiefly literary and legal, contain rich material for philology, and are so far worked up by their editors from the grammatical point of view that Spiegelberg's task for the present publication has been mainly to arrange and classify, and here and there complete, the individual observations already made by himself and others.

The scope of the *Grammatik* is confined to the language of the texts in demotic writing, which can be illustrated also from a few texts written in hieroglyphic. This language stands midway between the Late Egyptian of the New Kingdom (Dyns. XVIII—XX), and Coptic, and its principal documents date from the sixth century B. C. and thereafter to the Second Century A. D. It has well-marked characteristics. In Old Egyptian and even in Late Egyptian, tenses and moods are almost indistinguishable in their written forms; in demotic, thanks to periphrastic formations, they are early distinguished from each other. In strong contrast to Coptic, demotic has borrowed nothing, neither particles nor other elements, from Greek.

Constant handling of demotic texts has given S. an unrivalled mastery of the subject; this, combined with his profound knowledge of Coptic and of Late Egyptian, assures to his *Demotische Grammatik* a special value. It is the first of a projected series of works on demotic which is to include a palaeography, a chrestomathy, and a dictionary; we doubt not that his systematic method and scientific enthusiasm will bring the scheme to a triumphant conclusion.

The *Grammatik* consists of over 250 quarto pages of neat and clear autograph, preceded by a few pages of introduction and a useful bibliography in type. S. establishes three periods for demotic — the early (Saite-Persian), middle (Ptolemaic), and late (Roman-Byzantine). The spelling of the words varies considerably, and their transliteration will always be a difficulty. One might endeavour to indicate by it all the multifarious hieroglyphic elements that form a written group, however much they may be worn down; or one might aim at preserving especially the historical etymology; or again one might depend on the Coptic equivalents and the probable pronunciation. Each of these endeavours would conflict violently with the rest (unless one were to employ all these methods simultaneously!); an unsatisfactory compromise has to be effected, and naturally each scholar takes his own line. Spiegelberg makes a very large use of transliteration without the original text. This is quite wise, and his method of transliteration is probably as good as any that has been or can be proposed, but it must be admitted that it will be a trial to the philologist who is not familiar with the complicated demotic script.

In the table of the alphabet about 32 sounds are distinguished including some vowels and semi-vowels, and about 45 alphabetic characters are enumerated, nearly half of which are derived from old syllabics; beyond these of course there exists almost an infinity of phonetic and determinative signs and ligatures. The treatment of words and sentences follows for the most part the scheme of the Egyptian and Coptic grammars of Erman and Steindorff, and thus can be conveniently used for comparative purposes to complete the picture of historical development in the Egyptian language. The book at once registers the point to which research has already attained and carries it onward. It is illustrated throughout with ample references to original texts. Hitherto a student has been obliged to keep himself rigorously „in practice" with demotic, and woe to him who fell behind! Henceforth, and still more when the promised Dictionary has appeared, the busy student will turn with gratitude to Spiegelberg's works of reference both for direct instruction and for guidance to special notes and monographs on demotic.

Cook, W. Burt, jun.: **Catalogue of the egyptological Library** and other books from the collection of Charles Edwin Wilbour. Brooklyn: Br. Museum 1924. (VI, 795 S.) gr. 8°. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Wilbour, von Beruf Journalist, hatte zeitlebens großes Interesse für das alte Ägypten, das er in langjährigem Aufenthalt genau kennen gelernt hatte. Den Fachleuten ist er als Entdecker der Hungersnotstele bekannt, deren Veröffentlichung er seinem Freunde Brugsch überließ.

Seine Bibliothek, die von seiner Witwe testamentarisch dem Brooklyn Museum hinterlassen wurde, ist von seltener Vollständigkeit (allerdings reicht sie nur bis zum Tode Wilbours 1896). Natürlich finden sich Lücken, so vermisse ich z. B. Dümichens photographische Resultate seiner Expedition von 1868 und Petries Buch über die Pyramiden von Gizeh; beide Bücher sind aber äußerst selten und fehlen z. B. in der Bibliothek der Berliner Museen. Absolute Vollständigkeit wird niemand von einer Privatbibliothek verlangen.

Der Katalog ist sehr ausführlich, gibt bei jedem größeren Werk, auch bei den einzelnen Bänden der Fachzeitschriften genaue Inhaltsangabe. Er ist nach Verfassernamen geordnet, stellt aber auch die Literatur über Papyri und wichtige Inschriften (Königstafel von Abydos, Dekret von Canopus, Pianchistele) zusammen, gibt



also nützliche Übersichten älterer Literatur für bestimmte Fragen. Auch werden bei jedem Verfasser nicht bloß die selbständigen Bücher, sondern auch die Aufsätze in Fachzeitschriften und Tageszeitungen angeführt. Also eine höchst nützliche Vorarbeit für eine neue Bibliographia Aegyptiaca, die wir dringend brauchen.

Aber noch mehr. Der Katalog ist ein würdiges Denkmal eines Dieners seiner Wissenschaft. Denn ein Verdienst ist es, eine solche Bibliothek zusammenzubringen. In unseren Kreisen ist es ja in der Regel üblich, sich das anzuschaffen, was man gerade braucht, und im übrigen abzuwarten, was einem der Zufall ins Haus trägt. Meistens geht es ja auch nicht anders. Wenn eine solche Bibliothek nach dem Tode ihres Besitzers zum Antiquar wandert, kann man das nur in der Ordnung finden, denn sonst könnte keine Fachbibliothek ihre Lücken ausfüllen. Aber ein ander Ding ist es, wenn jemand für irgend ein Fach systematisch gesammelt hat. Wer damit vertraut ist, weiß, was für Mühe das macht, es ist nicht mit einer Durchmusterung der Buchhändlerkataloge getan, man muß einen Spürsinn entwickeln wie der Leiter eines Museums, und eine wahrhaft orientalische Geduld. Daß W. diese Eigenschaften besessen hat, merkt der Kenner sofort heraus. Solche Bücherei darf nicht in alle Winde verstreut werden, es ist Ehrenpflicht der Erben, für ihre Erhaltung zu sorgen, wie es hier geschehen ist.

Ein eigentümliches Bild zeigt die Ägyptologie des 19. Jahrhunderts. Wieviel Genialität, wieviel fleißige Arbeit, wieviel nutzlos verschwendete Phantasie, wenn nicht noch Schlimmeres. Man sehe nur im Katalog das Lebenswerk eines so begabten Menschen wie Lauth durch, der fast nur in den Wind gesät hat.

Aber ein glückliches Geschlecht ist es gewesen, das „Heroengeschlecht der Ägyptologie". Wieviele Themata sind damals schon angeschnitten, an die wir heute mit Zittern und Zagen gehen. Georg Ebers hat im Anfang der 80er Jahre des Glaubens gelebt, man sei mit den Hauptproblemen fertig, auf eine Erweiterung des Materials sei nicht zu rechnen.

Ein Durchblick durch die Listen des Katalogs gibt dazu die Bestätigung. Dies Selbstvertrauen war nötig, sonst wären die Grundpfeiler unserer Wissenschaft nie gesetzt worden.

Palmer, Ernest G.: **The Secret of ancient Egypt.** London: William Rider and Son 1924. (VII, 103 S.) kl. 8°. 3 sh. 6 d. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Titelbild zeigt ein interessantes Relief aus dem Museum zu Bath: Ramses II vor Atum und anderen Göttern. Es wird vom Verf. für die älteste Darstellung der Freimaurerei erklärt.

Der Verf. teilt die Entdeckung eines Mr. Marsham Adams mit, der auf der 15. Stufe der großen Pyramide eine eigenartige Hieroglyphe fand, die „ỉ3ḫwt Horizont" zu lesen ist. Woraus zu schließen ist, daß die große Pyramide ein Mysterientempel war. Sapienti sat!

---

1. **Wilcken,** U.: **Urkunden der Ptolemäerzeit.** (Ältere Funde). I. Bd. Papyri aus Unterägypten. 3. Lieferung. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1924. (S. 297—452) 4°. Rm. 36—
2. **Eitrem,** S.: **Les Papyrus magiques grecs de Paris.** Kristiania: J. Dybwad 1923. (495 S. u. 3 Taf.). 4° = Videnskapsselskapets Skrifter II. Hist.-Filos. Klasse. 1923. Nr. 1.
3. **Hopfner,** Th.: **Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber.** Seine Methoden. Leipzig: H. Hassel 1924. (172 autogr. S. m. 15 Abb.) 4°. = Studien zur Paläographie und Papyruskunde hrsg. v. Carl Wessely XXIII. Angezeigt von W. Schubart, Berlin.

1. Die dritte und vorletzte Lieferung fährt in der schon bekannten Weise fort, und wenn man bisweilen der allzu breiten Darstellung etwas müde wird, findet man sich doch entschädigt durch eine Fülle von Wissen und Beobachtungen, die nicht leicht ein andrer aufzubringen vermöchte. Vor allem aber muß man die ganze Anlage mit ihren Vorzügen und Nachteilen als etwas Gegebenes hinnehmen.

Das neue Heft bringt ganz besonders kostbare Stücke, z. B. die Briefe der Isias und des Dionysios an Hephaistion, die für die Bestimmung der κατοχή hundertmal ausgebeutet worden sind und eben doch nichts unbedingt Entscheidendes hergeben können, sowie den verzweifelten Brief des jungen Apollonios, dem sein Glaube an die Götter in Stücke bricht. Es würde hier nicht am Platze sein, zu Wilckens Deutungen im Einzelnen Stellung zu nehmen; aber ich muß doch hervorheben, daß er vieles erst geklärt hat.

Die Traumaufzeichnungen gehören zum Merkwürdigsten, was der Kreis des Serapeums bringt, und auch hier führt die neue Bearbeitung wesentlich weiter. Auch den nicht zugehörigen Traum des Nektanebos hat Wilcken aufgenommen und sich damit Anspruch auf allgemeinen Dank erworben. Endlich die Rechnungen, wie sich gezeigt hat sämtlich von den Händen des Ptolemaios und Apollonios. Sich durch dies Gestrüpp durchzuarbeiten, war keine Kleinigkeit; aber die entsagungsvolle Ausdauer hat sich gelohnt, denn reiche Ergebnisse sind zu Tage gekommen: man lese nur über die überraschenden Preisschwankungen der Olyra auf Seite 409 und über die Bezüge des Ptolemaios aus dem Tempel, die ihn in ein engeres Verhältnis zum Heiligtume stellen und dem Verbande der niederen Priester anzuschließen scheinen. Von Neuem hat sich Wilcken als der Meister der Einzelforschung bewiesen.

Die Ägyptologen möchte ich auf die griechische Umschreibung ägyptischer Wörter in No. 79, den Träumen des Nektanebos, aufmerksam machen; die Deutung ist, soviel ich weiß, bisher noch nicht gelungen.

2. Die Pariser Zauberpapyri, die zuerst Carl Wessely entziffert hat, erscheinen hier zum großen Teile in neuer Gestalt. Manche Stellen hat Eitrem vollständig abgeschrieben, so den ganzen Papyrus Mimaut, auch die Bruchstücke, die Fahz veröffentlicht hat, dazu einige andere, die hier zum ersten Male erscheinen; vielfach aber werden nur die neuen Lesungen angeführt. Es ist kein Wunder, daß kaum irgend einer dieser Texte als endgültig entziffert gelten darf; immerhin führt die gründliche Nachprüfung so

wesentlich weiter, daß man sie überall zu Rate ziehen, wo nicht gar zu Grunde legen muß. Sind Wesselys Lesungen vielfach überholt, oft ganz beseitigt, so wird doch jeder, der die Schwierigkeit der Aufgabe zu beurteilen vermag, mit Genugtuung lesen, wie bereitwillig Eitrem die Leistung seines Vorgängers anerkennt.

3. Die Fortsetzung des großen Werkes, dessen erster Teil vor zwei Jahren als Heft 21 von Wesselys Studien erschienen ist, verdient einen Hinweis. Wiederum hat der Verf. eine gewaltige Arbeit geleistet, und wiederum hat Carl Wessely mit einer Selbstlosigkeit ohne Gleichen den Text autographiert. Leider kann ich nicht mehr tun als darauf aufmerksam zu machen; selbst wenn meine Zeit mir jetzt erlaubte, diese Fülle des Stoffes durchzuarbeiten, würden meine Augen vor der kleinen und engen Schrift nur zu bald versagen. Daher muß ich mich damit begnügen, einen kurzen Überblick über den Inhalt zu geben, indem ich die Stichworte des Titelblattes abschreibe: Zauberwissen (Gnosis) und Zauberpraxis (Empeiria, Techne, Ars) — Auserwählte Zaubervölker und Zauberindividuen — die Zauberei als heiliges Geheimwissen und die Zauberkundigen als Mitglieder einer okkulten Gemeinde — Theurgie, Magie und Goëtie; Theurgen und Theosophen einerseits, Magier und Goëten andrerseits — Stellung der Zauberei zur offiziellen Religion, Mantik, christlichen Kirche und Gnosis, Philosophie und zum Staat — der theurgische, magische und goëtische Erkenntnis- und Offenbarungszauber und seine verschiedenen Methoden hauptsächlich nach der Darstellung der Zauberpapyri.

Catalogue des Manuscrits alchimiques grecs publié sous la direction de J. Bidez, F. Cumont, J. L. Heiberg et O. Lagercrantz. I. Les Parisini, décrits par Henri Lebègue. En appendice Les Manuscrits des Coeranides et Tables générales par Marie Delcourt. — III. Les Manuscrits des îles britanniques, décrits par Dorothea Waley Singer avec la collaboration de Annie Anderson et William J. Anderson. En appendice Les Recettes alchimiques du Codex Holkhamicus éditées par Otto Lagercrantz. Bruxelles: Maurice Lamartin 1924. (X, 320 bezw. 84 S.) 8°. Bespr. von Julius Ruska, Heidelberg.

Die *Union Académique Internationale* gibt nach dem Vorbilde des Catalogus Astrologorum Graecorum nunmehr auch einen Katalog der griechischen Alchemisten heraus, dem — il est permis de l'espérer — auch die andern, also orientalischen und lateinischen bald folgen sollen. Über den Inhalt der bis jetzt erschienenen Abteilungen gibt schon der Titel Aufschluß, ich kann höchstens noch hinzufügen, daß die Codd. Abschnitt für Abschnitt verzeichnet und mit Berthelot und Ruelles Collection des Alchimistes Grecs verglichen sind, ebenso die Kyraniden mit Ruelles Ausgabe in den Lapidaires Grecs, und daß Mad. Marie Delcourt einen Index Initiorum und Titulorum beigesteuert hat, der die Benützung des Katalogs erst eigentlich praktisch möglich macht.

Je weniger sich über einen Katalog sagen läßt, desto mehr muß auf die Vorrede von J. Bidez eingegangen werden, die den Sinn und Zweck dieser fundamentalen Arbeit der Katalogisierung der Handschriften auseinandersetzt: nach meinen Erfahrungen eine keineswegs überflüssige Zugabe. Man hat sich lange eingebildet, beginnt der Hauptherausgeber, man könne die griechischen Philosophen verstehen, ohne sich um die Geschichte der Wissenschaften in Griechenland zu kümmern, und als man ihre Bedeutung erkannt hatte, hat man wieder geglaubt, die sogenannten okkulten Wissenschaften ignorieren zu können. Und doch hat die Aufnahme der astrologischen Studien gezeigt, welche ungeheure Bereicherung und Vertiefung die ganze Altertumswissenschaft erfahren hat, nicht nur innerhalb der Geschichte der Wissenschaften im engeren Sinne, sondern auch auf den Gebieten der Religionsgeschichte, Philosophie und Zivilisation des ganzen vorderen Orients und selbst des äußersten Ostens. Mit der Alchemie ist ist es nicht anders, und die kritische Ausgabe der Texte ist um so dringender, als Ruelles Leistungen an schweren Mängeln leiden. — Ich möchte meinerseits hinzufügen, daß man auf dem Gebiet der griechischen Alchemie trotz aller handgreiflichen Mängel der *Collection* wenigstens Texte hat, während die Geschichte der arabischen und lateinischen Alchemie, an Umfang und Bedeutung zweifellos wichtiger als die griechische, da sie ein Jahrtausend umspannt und in die moderne Chemie ausmündet, vorläufig nur aus mühsamer Einzeluntersuchung langsam vom Chaos zur Ordnung und vorläufigen Orientierung durchdringt.

Es könnte Neid erwecken, zu sehen, wie das Unternehmen, an dessen Spitze vier der ersten Namen der philologischen Erforschung der Geschichte der Wissenschaften stehen, von den Regierungen der im Vorwort genannten Länder gefördert wird. Für Deutschland scheinen mit der politischen Umwälzung auch alle Erinnerungen daran, daß man einst wissenschaftliche Ehrenpflichten kannte, erloschen zu sein.

Möchte es den Herausgebern gelingen, nicht nur die Kataloge der griechischen Handschriften in rascher Folge herauszugeben, sondern auch die große und schwierige Aufgabe, in sorgfältig gearbeiteten Katalogen der Erforschung der Entwicklung der späteren Alchemie die unentbehrlichen Unterlagen zu beschaffen, in absehbarer Zeit zu lösen.



Diehl, E.: Inscriptiones latinae christianae veteres. Fasc. 1—4. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1924. (Zus. 320 S.) gr. 8°. Je Rm. 3.75. Bespr. von Joseph Wittig, Breslau.

Ernst Diehl hat uns schon für den Unterricht im Seminar zwei vorzügliche Sammlungen lateinischer Inschriften geschenkt: 1. Lateinische altchristliche Inschriften (in Lietzmanns „Kleinen Texten“ 26/8 3. Aufl. 1913) und Inscriptiones latinae (Tabulae in usum scholarum, 1912). Nun beginnt er eine neue Sammlung zu veröffentlichen, die vor allem der wissenschaftlichen Forschung zugute kommen soll und darum auf sachliche, wenn auch nicht numerische Vollständigkeit abzielt. Wer bisher in der Welt des lateinisch-christlichen Altertums forschend zu schaffen hatte, mußte Foliantenberge um sich häufen, wenn er sich nicht schon für immer in dem Labyrinth des Corpus inscriptionum Latinarum verirrt hatte. Rom, Gallien, Spanien, Britannien und wieder der Lateran, die Rheinlande und manche anderen Landschaften haben Sondersammlungen der christlichen Inschriften ihres Bezirks, eine jede nach eigener Methode und Zielsetzung. Zahlreiche epigraphische und archäologische Zeitschriften bergen fast unauffindbar kostbare Schätze an Neufunden. Ein unübersehbares Material, von dem der gewissenhafte Historiker doch nichts übersehen will. Diehl hat aus dieser Überfülle 4700 Inschriften ausgewählt, die er mit Hilfe eines einfachen, klug ausgedachten Systems von Zeichen so im Druck wiedergibt, daß sich der einigermaßen Kundige ein Bild von ihrem gegenwärtigen Zustand machen kann, ob sie sich nun auf Stein im Original oder auf Papier, in handschriftlicher Überlieferung oder Frühdrucken, erhalten haben. Zu jeder Inschrift vermerkt er Fundort, Veröffentlichung und Literatur, verweist von einer Inschrift auf andere, irgendwie verwandte, und verwertet dabei auch die übrigen Inschriften, die nicht unter den 4700 Auserwählten sind, sodaß auf diese kluge Weise aus der sachlichen Vollständigkeit der Sammlung beinahe eine numerische wird, ohne daß die Übersicht verloren geht. Etwa 800 Seiten sollen diese Texte und Erläuterungen fassen, und 400 Seiten sollen mit ihren Indices die Führung zu jeder Einzelheit und jeder Gruppe übernehmen. Innerhalb des textlichen Teils ist eine Ordnung in zwei Hauptgruppen geplant: 1. Tituli christiani ad res romanas pertinentes (es werden auch jene Inschriften berücksichtigt, die in christlicher Umgebung gefunden worden sind, auch wenn sie kein Zeichen christlicher Hand an sich tragen), 2. Tituli christiani ad res christianas pertinentes. Eine überraschende Fülle von Einzelheiten des spätantiken, christlichen Lebens wird hier schon in den bisher veröffentlichten ersten vier Kapiteln dieses Teils vor dem Auge ausgebreitet, der ganze religiöse und kulturelle Hintergrund der altchristlichen Literatur. In einem Anhang sollen noch die lateinischen Inschriften jüdischer Herkunft in gleicher Weise verzeichnet werden.

Über den Fortschritt und die Vollendung dieser für alle Theologen, Kulturhistoriker und Sprachforscher wichtigen Veröffentlichung, von der die ersten 4 Hefte etwa ein Sechstel betragen, wird diese Zeitschrift später berichten. Erfreulich ist das Vorhaben des Verlags, auch die griechischen und die orientalischen christlichen Inschriften in solchen Sammlungen vorzulegen, wozu die Vorbereitungen schon im Gange sind.

Willrich, Hugo: Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1924. (VI, 100 S.) gr. 8°. = Forschungen aus Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. Neue Folge. 21. Heft. Rm. 5.60. Bespr. von W. Bornstein, Berlin.

Willrich hat seinen früheren Arbeiten aus dem Gebiete der hellenistisch-jüdischen Geschichte eine neue folgen lassen, die die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der bei den jüdischen Autoren überlieferten Urkunden abermals behandelt. Sein eigentümliches Gepräge erhält das Buch durch das Bestreben des Verfassers, nicht nur die einzelne Fälschung als solche zu entlarven, sondern darüber hinaus auch die Fragen nach ihrer Entstehungsgeschichte (Zeit, Tendenz, Verbindung mit anderen Urkunden, historische Situation usw.) in befriedigender Weise zu beantworten. Hierdurch fällt auch ein helleres Licht auf die Entwicklung und die Methoden der jüdischen Propaganda; speziell ist es W., wie schon in den vorangegangenen Arbeiten, um die Erfassung des Jason von Kyrene zu tun.

Abgesehen von den anerkannt echten Urkunden, deren Herkunft aus dem Archive der Herodeer W. wahrscheinlich macht (c. 1), behandelt er in ständiger Polemik gegen Ed. Meyers konservative Auffassung die in den beiden ersten Makkabäerbüchern und bei Josephus überlieferten Urkunden, sowie die mit diesen zusammenhängenden historischen Fragen (Beziehungen der Makkabäer zu Rom usw.). In weiteren Abschnitten untersucht er das Verhältnis Jasons zu der arabischen Makkabäergeschichte, die Abfassungszeit des Aristeasbriefes und das jüdische Finanzwesen der hellenistischen Epoche; auf dieses Kapitel, das als erste zusammenfassende Behandlung des Themas besonderes Interesse beansprucht (c. 10), mag hier besonders hingewiesen sein. Das Ergebnis der Arbeit läßt sich dahin zusammenfassen, daß die gesamten

Urkunden Erzeugnisse der jüdischen Propaganda, resp. Apologetik aus dem Beginne der römischen Kaiserzeit sind und daß sie — höchstwahrscheinlich alle, sicher aber die wichtigsten von ihnen — aus den 5 Büchern des Jason von Kyrene stammen, der ein Zeitgenosse Philos war. Sein Werk liegt uns nicht nur im II. und IV. Makkabäerbuche vor, die direkt auf ihn zurückgehen, seine Spuren finden sich auch Makk. I, bei Sulpicius Severus, Synkellos, Josippus und in der arabischen Makkabäergeschichte (p. 92). Naturgemäß wird auch das II. Makkabäerbuch, das als Erzeugnis des 2. Jahrh. n. Chr. galt (Wellhausen), bis an das Ende des ersten nachchristl. Jahrh. herabgedrückt — Thesen, die W. schon früher vertreten hatte und hier noch einmal durch neue Gründe zu stützen sucht.

Der negative Teil von W.s Ausführungen, die Kritik an den Urkunden, ist m. E. in der Hauptsache geglückt, wenn ich auch manche Bedenken nicht verschweigen will. Durchschlagend erscheint mir, um nur einiges herauszugreifen, die Kritik an dem Erlasse des Epiphanes (II. Makk. 9, 19ff.) gegenüber der Interpretation Ed. Meyers (Ursprung und Anfänge des Christentums II, 460ff.); ebenso fallen die Einwände gegen den Brief des Antiochos Eupator (ib. 11, 22ff.) schwer ins Gewicht. Der Brief des Lysias (ib. 11, 16ff.) sieht mir dagegen für eine Fälschung zu nichtssagend aus. Auch gegen das Schreiben des Demetrios II. an Simon (I, 13, 36ff.) ist nichts wirklich Belastendes vorzubringen; daß die τινές des Schlußsatzes identisch sind mit den 30000 Juden, die Demetrios I. in sein Heer einstellen will (ib. 10, 25 ff.), ist mir nicht wahrscheinlich. In der Verwerfung des letztgenannten Briefes möchte ich W. wieder zustimmen; ob jedoch die unzweifelhaft feststehenden Beziehungen zum Aristeasbriefe auf diesen als Quelle schließen lassen, will ich dahingestellt sein lassen. Hier haben wir es möglicherweise mit dem Walten einer Tradition zu tun (die wir in ähnlicher Form in der christlichen Propaganda wiederfinden), ein Umstand, den W. nicht genügend berücksichtigt und der doch für die Quellenfrage von starker Bedeutung ist; auch die stereotype Wiederkehr derselben Zahlen ist uns ja aus griechischen Historikern geläufig. Ebenso rechnet W. m. E. zu wenig mit der Möglichkeit, daß die Juden echte Aktenstücke durch eine Interpolation zu einen ἐγκώμιον τῶν Ἰουδαίων umstempelten; so kann ich an dem Schreiben des Antiochos Sidees an Simon (ib. 15, 1—9) abgesehen von den Schlußworten nichts Anstößiges entdecken. In der Frage nach dem senatus consultum (Jos. ant. XIV, ff.) kann ich mich W.s Ausführungen gleichfalls nicht anschließen, während mir seine Ansetzung des Aristeasbriefes auf die Zeit nach dem Sturze der Ptolemäer vollkommen überzeugend ist. Einen terminus ante quem für die Abfassung des Buches gewinnen wir, was W. übersehen zu haben scheint, aus der Erwähnung Gazas als einer jüdischen Stadt, was sie nur bis zum Tode des Herodes war. Ich möchte die Geburt des Verfassers etwa in das Jahr 50 v. Chr., die Schrift ± 15 v. Chr. ansetzen.

Stärkere Bedenken habe ich gegen den positiven Teil der Arbeit, die Rekonstruktion der Überlieferung und die Beurteilung Jasons. Vor allem halte ich W.s Streben, bei jeder Urkunde um jeden Preis diesen Schriftsteller zu wittern, für völlig verfehlt. Gerade in seinem Buche tritt das Walten einer propagandistischen Tradition deutlich zu Tage, die mit einem festen Bestande immer wieder verwandter Motive arbeitet — ich nenne nur die Tapferkeit der jüdischen Soldaten, die Steuernachlässe, die religiösen Privilegien, die Reue der bekehrten Judenfeinde usw. Daß diese Propaganda im Beginne der Kaiserzeit einen Höhepunkt erreicht, liegt in der Natur der Dinge und wird auch von W. mit Recht hervorgehoben, ebenso daß ein Teil der Urkunden die Zustände dieser Epoche als „historische Situation" voraussetzt. Daß überall dort, wo das gleiche Motiv wiederkehrt, auch die gleiche „historische Situation" zu grunde liegen muß und daß aus der Wiederholung zwangsläufig auf den gleichen Autor zu schließen ist, scheint mir eine petitio principii zu sein, die ich entschieden ablehnen möchte. So kann ich den Versuch, die Gestalt Jasons scharf zu erfassen nicht als geglückt ansehen; W.s Datierung des II. Makkabäerbuches beruht dagegen m. E. auf durchaus haltbaren Argumenten.

W.s Arbeit verstärkt die Position derer, die den Urkunden der hellenistisch-jüdischen Autoren skeptisch gegenüberstehen; sein Versuch, über das Wesen und die Methoden dieser Propaganda ein helleres Licht zu verbreiten, ist schon als solcher höchst beachtenswert, und die Forschung wird sich weiter mit den hier aufgeworfenen Problemen zu beschäftigen haben, wenn auch dieser Versuch noch nicht zu gesicherten Ergebnissen geführt hat.

Horner, G.: The coptic version of the New Testament in the southern dialect otherwice called Sahidic and Thebaic. With critical apparatus, literal english translation and register and notes of fragments. Vol. VII: The Catholic Epistles and the Apocalypse. Oxford: Clarendon Press 1924. (II, 565 S.) 8°. 2 £ 2 sh. Bespr. von Carl Schmidt, Berlin.

In schnellerer Folge, als erwartet, ist die Ausgabe der katholischen Briefe und der Apokalypse in sahidischer Sprache erfolgt und ist



damit das standard work, dessen erster Band im J. 1898 erschien, vollendet. Wir können Herrn Rev. Horner, dessen Name die einzelnen 11 Bände zieren müßte, zu diesem glücklichen Abschluß des ganzen Werkes nur herzlichst gratulieren. Besser, sorgfältiger und in kürzerer Zeit hätte wohl keiner der Fachgenossen die ungeheure Arbeit leisten können. Jetzt wird es die nächste Aufgabe sein, das Werk durch einzelne Nachträge zu ergänzen, denn im Laufe von 30 Jahren hat sich natürlich das Material vervollständigt, besonders die große Sammlung der Morgan-Bibliothek ist durch die glänzende photographische Publikation von Hyvernat der Benutzung zugänglich geworden. Ein weiteres Desiderat möchte ich H. dringend ans Herz legen, nämlich uns mit einer eingehenden Untersuchung über den Charakter der beiden Versionen zu beglücken u. zwar einerseits über das Verhältnis der beiden koptischen Hauptversionen zu einander und andererseits über ihre Stellung innerhalb der Gesamtüberlieferung des griechischen NTs. Damit ist eng verknüpft die Frage nach dem Alter der Übersetzung des NTs. ins Koptische. H. hat im Sah. NT. III S. 398/99 diese Frage kurz berührt und die Übersetzung in die Zeit des ersten monarchischen Bischofs der alexandrinischen Kirche, des Demetrius, ca. 188 n. Chr. oder in noch frühere Zeit datiert, aber ich kann aus allgemeinen Erwägungen einer so alten Datierung nicht beistimmen. Denn mag auch das Christentum sich in der 2. Hälfte des 2. Jahrh. in Ägypten von Alexandrien ausgebreitet haben, so war es auch hier in erster Linie Städtereligion und fand zunächt Aufnahme bei den Juden und dem griechisch sprechenden Teil der Bevölkerung. Deshalb war eine Übersetzung der christlichen Urkunden kein so dringendes Bedürfnis, zumal da die einheimische Bevölkerung des Griechischen nicht ganz unkundig war. Die beste Parallele besitzen wir an der römischen Kirche, in der die Kirchen- und Literatursprache bis in das 3. Jahrh. die griechische war. Ausbreitung des Christentums innerhalb eines Landes schließt also keineswegs ein Christentum in der Volkssprache ein. Und in Ägypten kam noch der Umstand hinzu, daß erst eine Schriftsprache für die neue Religion geschaffen werden mußte. Dabei hat nicht nur das griechische Alphabet die Grundlage gebildet, sondern ein großer Wortschatz der griechischen Sprache ist in die koptische Umgangssprache mithinübergenommen. M. E. beginnt die Blütezeit der Übersetzungsperiode mit der Entstehung des Mönchtums und dem Einströmen der ungebildeten Masse der einheimischen Bevölkerung. Die Klöster sind auch hier die Zentren der koptischen Kultur geworden.

De Lacy O'Leary, D. D.: Fragmentary coptic Hymns from the Wadi n-Natrun edited, with translations and notes. London: Luzac & Co. 1924. (60 S.) 4°. 10 sh. 6 d. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Wir danken dem verdienstvollen Herausgeber bereits den besten Text der sog. Theotokia (1923). Seine neue Veröffentlichung bringt eine Ergänzung zu der älteren: er macht bohairische Lieder bekannt, die irgendwie mit der Theotokia zusammenhängen, aber in der sonst geläufigen Überlieferung fehlen. Der Inhalt bezieht sich auf bestimmte Heilige oder auf Ereignisse der heiligen Geschichte usw. Natürlich handelt sich's hier um einen der jüngsten Zweige des koptischen Schrifttums. Dennoch sind wir für die Gabe sehr dankbar: wir hoffen, daß der Herausgeber uns eines Tages eine religions- und kulturgeschichtliche Wertung seiner Stoffe vorlegt, von der wir viel erwarten. Für die Erklärung hat er durch Übersetzung und Anmerkungen bereits jetzt viel geleistet.

Dimand, M.: Die Ornamentik der ägyptischen Wollwirkereien. Stilprobleme der spätantiken und koptischen Kunst. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (IV, 76 S. Text u. 74 Abb. auf 18 Tafeln). Lex. 8°. Rm. 12 —; geb. 14.50. Bespr. von H. Glück, Wien.

Das Buch nennt sich im Untertitel „Stilprobleme der spätantiken und koptischen Kunst". Von wirklichen Problemen ist aber eigentlich nicht viel zu verspüren, in den wenigsten Fällen sind sie kaum gestellt. Wohl aber ist in fleißiger Arbeit eine Fülle von Vergleichsmaterial für die einzelnen Ornamentmotive auf Grund reicher Literatur zusammengetragen, so daß die Arbeit eine wertvolle Grundlage für weitere Forschungen abgeben kann. An der umfassenden Einstellung erkennt man die Strzygowskischule (das Buch war ursprünglich als 9. Band der Arbeiten des I. kunsthistorischen Institutes der Wiener Universität geplant).

Es handelt sich um eine Systematisierung des Ornamentschatzes der koptischen Wollwirkereien, der in den bisherigen Veröffentlichungen gegenüber den figuralen Darstellungen zu stiefmütterlich behandelt wurde, und um den Versuch, den Ursprung der einzelnen Motive festzustellen. Die Einleitung gibt eine kritische Bibliographie der wichtigsten bisherigen Veröffentlichungen und eine gute und knappe Übersicht über die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen Ägyptens selbst und seiner Einstellung in den Umkreis der westlichen und östlichen Welt. In dem folgenden Kapitel über „Die Entwicklung der Gewandverzierung" wird das Material des alten Ägyptens und Orients, der Chetiter, Griechen und Römer, Skythen und Perser und der christlichen Zeit auf Grund eingehender Literaturzitate zusammenfassend vor-

gelegt. Es folgt ein Kapitel über „Die Technik der ägyptischen Wollwirkereien von Vivi Sylwan, in dem einige sehr interessante neue Beobachtungen über die gleichzeitige Herstellung von Grundgewebe und gewirktem Muster vorgeführt werden. Bevor schließlich auf das eigentliche Thema, das Ornament, eingegangen wird, ist ein Abschnitt über „Die figurale Darstellung und das Ornament“ eingeschaltet. Hier macht sich bereits ein sich durch die ganze Arbeit hindurchziehender und nicht recht geklärter Widerspruch in der Behauptung geltend, die Entwicklung vollziehe sich von den hellenistisch darstellenden Stoffen, als den ältesten, gegen das Ornament hin, obgleich der Verf. selbst immer wieder den ornamentalen Voraussetzungen gerade in der altägyptischen und altorientalischen Zeit besonders nachgeht und die Scheidung von volkskünstlerischen und Zivilisationserzeugnissen betont, ohne sie recht durchzuführen. Wenn man den plastisch-illusionistischen Hellenismus als einen vorübergehenden Eindringling in das „dekorative orientalische Prinzip“ betrachtet, so könnte ja manches weniger naturalistische Stück ebensogut am Anfang wie am Ende der zwischen dem Heidentum und der islamischen Zeit liegenden Jahrhunderte stehen. Wie sehr diese formal-stilistische Betrachtungsweise trügen kann, zeigt übrigens der Verf. selbst an dem Stück Abb. 21. Ganz einwandfreie Datierungsmöglichkeiten kommen also auf diese Weise nicht zustande. Immerhin ist es ein Verdienst der Arbeit, die orientalische entnaturalisierende Reaktion gegen den Hellenismus (wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann) um ein Bedeutendes früher angesetzt zu haben, als dies gewöhnlich auf Grund formaler Erwägungen geschieht. Schon in diesem Kapitel heißt es: „Der koptische Stil war also Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. bereits ausgebildet“ und in dem folgenden eigentlichen Hauptteil des Buches über das Ornament ist (S. 51 ff.) durch den Hinweis auf die um Christi Geburt datierten nordarabischen Denkmäler und den ganzen parthischen, bis Indien reichenden Kreis das Nebeneinander rein hellenistischer und rein orientalischer Formprinzipien bereits für eine Zeit, „in der man es kaum erwartet hätte“ aufgewiesen. Leider beschränkt sich dieser Hinweis als der vom stilgeschichtlichen Standpunkt interessante Teil des Buches nur auf drei Seiten, und auch da ist die Einbeziehung Indiens als des primären und gebenden Teiles nur mit großer Vorsicht oder mindestens in beschränktem Masse anzunehmen, da dort wohl die lückenlose Flächenfüllung, diese aber in Verbindung mit einem eigenen plastischen Prinzip herrscht. Was sonst diesen Hauptteil anlangt, so begnügt er sich im Wesentlichen mit einem fleißigen Zusammentragen von weitreichenden Parallelen ohne eine straffere entwicklungsgeschichtliche Zusammenfassung. Zuerst ist das geometrische Ornament nach den Abteilungen: Flächenteilung, Saummuster, Wellenlinie und Spiralen, Mäander, Flechtband und Bandverschlingungen behandelt, dann das vegetabile Ornament, u. zw.: Entwicklung und Stilverschiedenheit der Ranke, die flächenfüllende Weinranke, Lebensbaum und Kandelabermotive. Ein kurzer Abschnitt über „Gegenseitige Beeinflussung von geometrischen und vegetabilen Ornamentformen bringt Betrachtungen über die Herkunft der „Mehrstreifigkeit“, die nach Strzygowskis Altai-Iran schon hätten ausgebreiteter sein müssen, um zu einem einigermaßen befriedigenden Resultat zu führen. Ziemlich unvermittelt und unbegründet ist endlich ein Kapitel „Das Werden des farbigen Ornaments“ angehängt, das zu dem etwas allgemeinen Schluß kommt, der farbig-dekorative Stil der Kopten sei zum großen Teile aus den traditionellen Grundlagen der altägyptischen Kunst entstanden.

Lautner, Julius Georg, Dr. jur.: **Die richterliche Entscheidung und die Streitbeendigung im altbabylonischen Prozeßrechte.** Leipzig: Theodor Weicher 1922. (IX, 88 S.) gr. 8° = Leipziger rechtswissenschaftliche Studien, hrsg. v. der Leipziger Juristen-Fakultät Heft 3. Rm. 5 —. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Trotz des reichen Urkundenmaterials, das uns aus altbabylonischer Zeit erhalten und z. T. seit langem untersucht ist, fehlte dem Assyriologen bisher eine zusammenfassende Darstellung des Rechtsganges jener Epoche, zumal die Gesetze Ḫammurapis hierüber nur sehr wenig aussagen. Diese Lücke füllt Lautner jetzt zu einem guten Teile aus; denn mit einer recht dankenswerten eingehenden Behandlung einer besonderen Klasse von Prozeßurkunden, welche einen nach Fällung des Urteils ausgesprochenen Klageverzicht enthalten, verbindet er die Untersuchung sowohl der Vorgänge vor der Urteilsfällung wie auch des Verhaltens der Partei, die sich bei einem Urteile etwa nicht beruhigen wollte und gegebenenfalls schließlich sogar die Hilfe des Königs anrief.

Aus dem Vorkommen eines besonderen Klageverzichtes in zahlreichen, oft *ṭuppi lā ragāmim* „Urkunde des Nichtklagens“ überschriebenen Prozeßurkunden hatte schon Koschaker[1] folgern wollen, daß es erst der ausdrückliche Klageverzicht gewesen sei, der dem Urteile oder viel-

1) Zuletzt in der Anzeige von Schorrs Urkunden des altbabyl. Zivil- und Prozeßrechtes [hier weiterhin als VAB 5 abgekürzt] im 52. Bde. der Krit. Vierteljahrsschrift f. Gesetzgeb. und Rechtsw. (1914) S. 438.



mehr dem gerichtlichen Vergleiche Rechtskraft verliehen habe bzw. daß der altbabylonische Zivilprozeß Schiedsverfahren gewesen oder doch aus diesem hervorgegangen sei. Lautner erweist jetzt (S. 35—86) diese Vermutung an der Hand reicheren und philologisch bereits öfter durchgearbeiteten Materials[1] als zutreffend, ergänzt sie aber gleichzeitig durch den Nachweis, daß das „volksgerichtliche Verfahren" von dem Prozeß vor dem Königsgerichte zu unterscheiden ist. Nur bei jenem war die richterliche Entscheidung ein Streitbeendigungs**vorschlag**, der von der Partei abgelehnt werden konnte (Term. technicus *dīnam lā laqū)* und in jedem Falle erst durch das im Klageverzicht liegende Friedegedinge der Parteien, den Streitbeendigungs**vertrag** rechtliche Geltung erlangte. Das mit staatlicher Autorität bekleidete und daher öffentlich-rechtliche Kraft besitzende Verfahren vor dem Könige bzw. dem von ihm beauftragten Richter aber kannte die Parteien bindende Entscheidungen, hatte die Rechtskraft ausgebildet.

Beruhen diese Ergebnisse Lautners auf Urkundeninterpretationen und Ausführungen, die man im allgemeinen als sehr wertvoll und probehaltig wird ansehen dürfen[2], so scheint mir manche Aufstellung der ersten Kapitel, nämlich der Auseinandersetzungen über „die Einleitung des Verfahrens" und über „das gerichtliche Verfahren bis zu dem richterlichen Streitbeendigungsvorschlage" weniger gesichert zu sein. Freilich hängt hier fast alles von der Auffassung zahlreicher Termini technici, wie insbesondere *ragāmu, baqāru, ṣabātu, esēru* bzw. *dānu, dīnam šūḫuzu, dīnam dânu* ab, aber ebendeshalb wird ja der Verf. wohl gerade hier die Äußerung auch des juristisch nicht vorgebildeten Assyriologen mehr als vielleicht sonst begrüßen.

Wenn es gerade ein Ausdruck für „brüllen, schreien" ist, mit welchem der Babylonier die Anspruchserhebung gegen eine Person, die persönliche Klage mit Vorliebe bezeichnet, und wenn die babyl. Prozeßakten im allgemeinen stillschweigend voraussetzen, daß dieses Schreien bereits vor dem Richter geschieht, umgekehrt aber bei der Geltendmachung eines dinglichen Rechtes (Term. techn. *baqāru*[1]) sehr oft ausdrücklich erwähnt wird, daß der Erhebung des Anspruches der Gang der Parteien zum Richter gefolgt sei, so spricht das m. E. nicht dafür, daß die Ladung „**regelmäßig** Sache der Partei", Privatladung gewesen und daß diese (nach L. durch den Term. *ṣabātu* „packen" bezeichnete) „Ladung in der *manus injectio* ihren Ausgangspunkt gehabt und sich im Laufe der Zeit zu einer einfachen, mit Einlassungszwang ausgestatteten Ladung abgeschwächt" habe (S. 10ff.). Gegen L.'s Annahme zeugen weiter die freilich altassyr. und vielleicht nur deshalb bei ihm gleichfalls unbeachtet gebliebenen Ladungen, die Schroeder als KAV Nrr. 169 und 201 (vgl. auch Nr. 168) veröffentlicht hat; denn hier ist das Verfahren doch jedesmal derart, daß ein Richter, den der Kläger „anging" (Term. *maḫāru*, wie im Babyl.), dem Beklagten den Wortlaut der ihm vorgetragenen Klage mitteilt und ihn vor Gericht lädt[2]. Wie hier freilich auch nur andeutungsweise bemerkt werden kann, dürften schließlich auch die Vorkommen der ausführlicheren Termini *NN^a ṣabātu šibi* (Var. *šibūti*) *šakānšu*[3], *ana NN^i šibi šakānu*[4] *maḫar šibi NN^a ṣabātu*, mit denen sowohl das Altbabyl. wie das Altassyr. in Briefen, Gesetzen und Urkunden ein Vorgehen gegen eine Person bezeichnen können, bzw. die Fälle, in denen dem *NN^a ṣabātu* nichts als eine Erklärung (*qabû*) des „Packenden" (*ṣabitānu*) oder auch des Gepackten bzw. beider folgt, lehren, daß in *ṣabātu* vorwiegend die Beobachtung einer solennen Form der Rede zum Ausdruck kommt, bzw. daß Walther, Altbabyl. Gerichtswesen S. 213 mit Recht meinte: „wahrscheinlich liegt das *ṣabātu* an sich überhaupt vor jeder gerichtlichen Handlung und bedeutet: jemand packen, herankriegen, belangen. Dann folgt zwar meist der Gang zum Richter, das ist aber ein weiterer Schritt. Wenn jemand

1) L.'s Untersuchungen gründen sich so gut wie ausschließlich auf das Urkundenmaterial, das in „Hammurabis Gesetz", einschließlich des inzwischen erschienenen VI. Bandes, gesammelt ist, sowie auf die von Ungnad bearbeiteten altbabyl. Briefe. Walthers so wertvolle Sichtung und Zusammenfassung des gleichen Materials ist ausgiebig benutzt. Da die Arbeit während eines Studienaufenthaltes in Leipzig entstanden ist, fehlte es L. auch sonst nicht an philologischer Beratung.

2) Ob L. allerdings recht hat, wenn er das zur Ausbildung der „Königsgerichtsbarkeit" notwendige Erstarken der Zentralgewalt erst für die Zeit der letzten Vorgänger Ḫammurapis annimmt, ist mir nicht ganz sicher, vgl. das vom Ref. ZA N. F. 2 (36), 22f. angezogene altassyrische Material.

1) Ist die Grundbedeutung von *baqāru* vielleicht „untersuchen"? Vgl. das Aramäische und beachte noch besonders VAB 5 Nr. 280, 49.

2) Term. techn.: „*Nimm deine Zeugen und wer immer zu deinem Streiten (dabābu) kommen mag, komm, streite in deiner Rechtssache.*" Während Nr. 201 dem Beklagten die Möglichkeit läßt, anstatt zu „streiten" das Begehren des Klägers zu erfüllen, droht umgekehrt in Nr. 169 (einer wiederholten Ladung) dem Beklagten anscheinend zwangsweise Vorführung! Ob die Ladung durch den Kläger zugestellt wurde, bleibt offen, aber die von L. eingehendst behandelte Aufzeichnung CT VI 8 = VAB 6 Nr. 92 scheint diese Möglichkeit nicht auszuschließen.

3) Ἓν διὰ δυοῖν; Belege bei Lewy, Studien zu den altassyrischen Texten aus Kappadokien [hier weiterhin als SATK abgekürzt] S. 15[37].

4) Contenau, Trente tablettes cappadociennes [Abk.: Cont.] Nr. 14, 34, vgl. auch Contenau, Tablettes cappad. [Abk.: TC] Nr. 86, 9f.: *si-be-ga šú-ku (!)-ma* sowie Lewy SATK 15[37].

seinen Schuldner gepackt hat (*iṣbat*) und dieser zahlt, ist es gut; weder die Richter noch wir erfahren etwas von diesem tagtäglichen Vorgang".[1]

Sobald der gemeinsame Wille der Parteien oder auch erst die Ladung des Beklagten die Anwesenheit beider Parteien vor Gericht bewirkt hat, „lassen" die Richter, falls es nicht noch vorher zu einem Vergleiche kommt[2], die Parteien „den Prozeß fassen" (Term. *dînam ušâḫizûšunûti*). Hierin sieht nun Lautner eine dem *formulam dare* des römischen Prätors verwandte Prozeßgewährung: „. . . . . durch die Prozeßgewährung gibt . . . das um Entscheidung angegangene (Schieds)gericht beiden Parteien gegenüber lediglich seinen Willen kund, sich mit der ihm vorgelegten Rechtsfrage zu beschäftigen" (S. 27). Allein auch in diesem Falle möchte Ref. der alten Auffassung Kohlers und Koschakers den Vorzug geben und demgemäß das *dînam šûḫuzu* der *litis contestatio* vergleichen; denn die grammatische Form des Terminus läßt die Möglichkeit, daß die eigentlichen Handelnden die Parteien sind, durchaus offen, und die von Lautner nicht benutzten altassyr. Prozeßakten aus Kappadokien enthalten Beispiele einer ausgeprägten Litiskontestation.[3] Diese Auffassung führt dann aber auch zu derjenigen Trennung des Term. *dînam šûḫuzu* von dem viel umfassenderen Fachausdruck *dînam dânu*, welche Lautner in seiner zwar etwas umständlichen, aber im Resultat gewiß zutreffenden Analyse des § 5 des Ḫammurapikodex (S. 39 ff.) als notwendig empfunden, jedoch sonst nicht recht gewagt hat, obwohl ein fast ausnahmslos durchgeführter Sprachgebrauch der Urkunden zeigt, daß *dînam dânu* — gleichgültig ob ihm das akkusativische Objekt der Parteien folgt oder nicht — weder jemals einen Akt der Parteien bezeichnet noch bezeichnen kann, vielmehr stets das Gericht zum Subjekt hat; *dînam dânu*, etwa = „(im Hinblick auf die vorgenannten Parteien) das Urteil fällen", „die Rechtssache durchführen" ist daher sowohl von *dînam šûḫuzu* als auch schließlich von *dânu* „prozessieren" (von der Partei gesagt) streng zu unterscheiden[1].

1) Auch die gesamten Umstände, unter denen der im Babyl. m. W. nicht belegte, weitere Term. der Protokolle aus Kappadokien *X*[a] (d. i. den Schiedsrichter) *ana Y*[i] (d. i. der Beklagte) *ṣabâtu* verwendet wird, deuten darauf hin, daß im *ṣabâtu* einer Person nur dann eine nötigenfalls gewaltsam durchführbare Ladung zum Zivilprozeß lag, wenn die Gerichtsbehörde die Ermächtigung zur Ladung gegeben hatte. (Vorherige Prüfung der Rechtslage anscheinend CT VI 8 [= VAB 6 Nr. 92] Z. 15—17 und [mit anderem Ergebnis] Z. 22.)

2) S. VAB 5 Nr. 300, 10 ff.; Nr. 201, 10 f., vgl. Lautner S. 65.

3) Vgl. CCT 45; TC 110. Ferner liegt hier auch, wie mich die Herren Dr. Eisser und Prof. Partsch weiter freundlichst belehrt haben, mehrfach ein der *in jure confessio* verwandter Vorgang vor, so CCT 46 (= SATK Nr. 9) und in dem zuerst von Pinches in den Proc. of the Soc. of Biblical Archaeology vom 1. 11. 1881 veröffentlichten Pariser Text.

1) Demgemäß ist auch, wie bei dieser Gelegenheit richtig gestellt sei, die Schlußformel der altassyr. Protokolle gegen SATK S. 63 ff. wohl zu übersetzen: „für dies Verfahren hat der Rat (der Stadt) NN uns bestallt (*i-di-ni-a-ti*; von *nadânu*, nicht *dânu*) und vor dem Dolchschwert des Assur haben wir unsere Ältestenpflicht erfüllt."

Sommer, Ferdinand und Hans Ehelolf: Das hethitische Ritual des Pâpanikri von Komana (KBo V 1 = Bo 2001). Text, Übersetzungsversuch, Erläuterungen. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (VII, 13* + 100 S.). gr. 8°. = Bogh.-Stud. 10. Heft. Rm. 10.20. Bespr. von Joh. Friedrich, Leipzig.

Bisher besaßen wir von hethitologischen Arbeiten Sommers fast nur Einzeluntersuchungen über hethitische Wortbedeutungen[2], die unter Ausbeutung sämtlicher Belegstellen und mit meisterhafter Durchdringung des gesamten bis dahin vorliegenden Sprachstoffes wertvolle Einzelergebnisse in der hethitischen Bedeutungslehre gewonnen haben. Diese Kleinarbeit war freilich unumgänglich nötig, um auf dem schwankenden Boden eine feste Grundlage zu schaffen, und sie war vor allem methodisch wertvoll für den, der selbst auf diesem Gebiete arbeitete. Aber namentlich derjenige, der in der hethitischen Grammatik und Wortforschung nicht selbst schöpferisch tätig ist, vermißte neben diesen Einzeluntersuchungen schmerzlich gesicherte Übersetzungen ganzer Texte, sind doch Hroznýs erste Übersetzungsversuche[3] infolge der schnellen Fortschritte der Forschung heute kaum noch zu brauchen. In diesem Sinne machen Sommer und Ehelolf mit der vorliegenden Abhandlung einen verheißungsvollen Anfang, sie bieten hier Transkription, Übersetzung (die Verfasser sagen bescheidenerweise nur „Übersetzungsversuch") und ausführliche sprachliche Erklärung eines auch inhaltlich interessanten hethitischen Textes, eines Rituals, um eine schwangere Frau, die kultisch unrein geworden ist, zu entsühnen.

Vielleicht wird mancher nicht sprachlich Interessierte (also Religionshistoriker u. dgl.) in erster Linie zu der Übersetzung greifen (obwohl auch er manches Interessante unter den Erläuterungen finden dürfte). Ihm wird es erwünscht sein, daß Unsicherheiten in der Übersetzung nach dem Grade der Unsicherheit durch ein, zwei und drei Fragezeichen abgestuft sind. Das erscheint mir praktischer als

2) Etwas allgemeiner ist nur sein Aufsatz „Ein hethitisches Gebet" in Zeitschr. f. Assyriol. 33 (1921), S. 85 ff.

3) Hethitische Keilschrifttexte aus Boghazköi (Bogh.-Studien, 3. Heft). Leipzig 1919.

die bloße Anwendung von Kursivdruck, der diese Abstufung nicht deutlich macht.

Der wichtigste Teil der Arbeit sind selbstverständlich die sprachlichen Erläuterungen, die, der Lage der Dinge entsprechend, den Text und die Übersetzung an Umfang um ein Vielfaches übertreffen. Neben Untersuchungen zu Wortbedeutungen, die noch immer den größten Raum einnehmen, und den nötigen sachlichen Erklärungen finden sich zum ersten Male reichlicher auch syntaktische Untersuchungen zur Kasuskonstruktion bestimmter Verben (S. 15f., 21) oder zur Verbindung der Postpositionen mit bestimmten Kasus (S. 8, 33) usw., die umso mehr zu begrüßen sind, da die hethitische Syntax ein bisher noch kaum berührtes Gebiet ist. Auch für Laut- und Formenlehre werden neue Erkenntnisse gewonnen (vgl. den Dat.-Loc. Sing. der *i̯a*-Stämme auf *-ii̯a* S. 11, die Deklination der adjektivischen *i*- und *u*-Stämme S. 75f., die 3. Sg. Praes. Act. auf *-a (-ii̯a)* S. 65f. usw.)

An erster Stelle steht, wie schon gesagt, nach Umfang und Wichtigkeit die Behandlung der Wortbedeutungen. Freilich ist sie nicht überall gleichmäßig. Manche Wörter sind ausführlicher behandelt wie *namma*, *ištarna*, *ašeš-*, *genu* und namentlich *paršii̯a-*, das sich als ein Glanzstück Sommer'scher Bedeutungsbestimmungen seinen früheren Untersuchungen über *lukat-*, *nekuz meḫur* usw. würdig anreiht; der Nichteingeweihte kann freilich auch nicht entfernt ahnen, welcher Aufwand an Zeit und Mühe hinter solchen Untersuchungen steckt. Neben diesen ausführlicher erörterten Worten sind andere viel kürzer behandelt. So sehr man sich bei selten belegten Wörtern und namentlich manchen noch dunklen technischen Ausdrücken mit einem vorläufigen Umriß begnügen wird, so wäre doch bei manchen häufig belegten, aber nicht ganz einfachen Wörtern wie *ḫandā-* (S. 25), *karp-* (S. 73f.), *araḫza* (S. 12; vgl. unten) vielleicht eine etwas ausführlichere Behandlung erwünscht gewesen; auch hätte bei der Wurzel *ar-* (S. 8f.) m. E. noch bestimmter zwischen aktivischem *ar-* „gehen, gelangen", medialem *ar-* „stehen, sich stellen" und dem etwas abseits stehenden *arā-* „sich erheben" geschieden werden können (vgl. ZA N. F. 2, S. 42ff., Götze ebd. S. 18).

In Einzelheiten der Bedeutungsbestimmung habe ich nur ganz wenige Bemerkungen zu machen:

araḫza I 13 halte ich ebenso wie die Verfasser mit der Grundbedeutung „ringsum" für das Stammwort zu *araḫzanda* „um-herum". Eine Reihe von Stellen aber, die ich in einer demnächst erscheinenden größeren Arbeit zu behandeln gedenke, scheinen mir eine Bedeutung „draußen" zu empfehlen, die sich aus „ringsum" in Zusammenhängen wie „um die Stadt herum" = „außerhalb der Stadt" entwickelt haben könnte. Vielfach kommt man mit der neutralen Übersetzung „draußen herum" aus, und eine Entscheidung zwischen „draußen" und „ringsum" scheint mir nicht immer möglich.

šá-ta-a-iš I 17 möchte ich mit größerer Zuversicht als die Verfasser (Nachtrag S. 99) als bloßes Verschreiben statt *šá-ga-a-iš* „Vorzeichen" ansehen.

Das Nebeneinander von *tapušza* und *dapuša* „neben" (S. 26f.) hatte ich mir so erklärt, daß ersteres auf die Frage „wo?", letzteres auf die Frage „wohin?" antworte. Ganz sicher bin ich deshalb nicht, weil die Hethiter sonst zwischen „wo?" und „wohin?" meist nicht scheiden (doch vgl. *anda* „drinnen": *andan* „hinein"), immerhin wird es nichts schaden, diese Möglichkeit im Auge zu behalten.

Doch das sind nur geringfügige Kleinigkeiten, die den Wert des Buches durchaus nicht beeinträchtigen können. Möge das Werk nur der Anfang zu weiteren Textbearbeitungen der Verfasser sein, die sich auf gleicher Höhe bewegen werden.

Wertvolle Beigaben, die auch für andere Arbeiten gute Dienste tun werden, sind die ausführlichen Register am Schlusse des Buches: ein vollständiges Wörterverzeichnis zu dem behandelten Texte, ein grammatisches, ein sachliches Register sowie ein Verzeichnis der ausführlicher behandelten Stellen aus anderen Texten.

Blunt, A. W. F., B. D.: Israel before Christ, an account of social and religious development in the Old Testament. London: Oxford University Preß 1924. (144 S.) kl. 8°. — Bespr. v. Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Nach einer Bibliographie, in welcher neben vorwiegend natürlich englischen auch deutsche Werke angeführt, und einer Einleitung, in welcher ebenso offen der historische Standpunkt des Verf.s wie die Schwierigkeiten des Unternehmens dargelegt werden, wird die Darstellung in 5 Abschnitten geboten: 1. the period from Abraham to Josua. 2. the settlement of Israel in Canaan. 3. the period of the monarchy. 4. the exile. 5. the returned Jews. Dazu eine chronologische und eine Karten-Skizze von Vorderasien, ein general index und eine Reihe Illustrationen, von denen einige, wie S. 39 leather-dressers, S. 47 carrying the harvest, S. 50 winnowing the corn sehr instruktiv sind. Alles in allem für weitere Kreise, für die es offenbar bestimmt ist, ein empfehlenswertes Buch. Der Verf. kennt die Ausgrabungsliteratur, wie die gesamte atliche Fachliteratur und benutzt sie mit kritischem Urteil. Man muß bewundern, wie es ihm gelingt auf etwa 120 S. kl.-8° ein im wesentlichen zutreffendes, lebensvolles Bild der weltlichen und religiösen Entwicklung Israels zu entwerfen. Dem Verf. selbst, wie jedem Fachmann ist es selbstverständlich bewußt, daß so und soviel Details an dem vorliegenden Thema fraglich, umstritten sind; daß man sich in manchen Fällen auch anders entscheiden kann, als er es getan.

Ich halte es darum gegenüber einem solchen, für Laien bestimmten Referat auf Grund des gegenwärtigen Standes der Forschung für zwecklos, mit Dutzenden von Bedenken aufzuwarten, die ich angesichts dieses oder jenes Urteils des Verf.s habe.

Weill, Raymond: **L'installation des Israélites en Palestine et la légende des Patriarches.** Paris: Ernest Leroux 1924. (III, 96 S.) gr. 8°. Bespr. von Rudolf Kittel, Leipzig.

Das Büchlein ist, wie die zweite Hälfte des Titels auch erkennen läßt, durchaus religionsgeschichtlich gemeint. Die politische Installation Israels in Kanaan spielt keine erhebliche Rolle. Der Verfasser will nachweisen, daß die Vätersagen bei J und E in starkem Gegensatz zu einander stehen. E bietet noch den deutlichen Reflex des Geistes der nordisraelitischen Heiligtümer, die ehedem von Jahve nichts wußten. J dagegen vertritt den judäischen Standpunkt und hat die Erzählungen konsequent auf den jahvistischen Standpunkt hin umgestaltet. Ehedem handelten sie von kanaanitischen Heroen und kanaanitischen Göttern, für Israel werden sie erst brauchbar, indem jene Heroen zu Vätern Israels und jene Götter zu Jahve werden. Den Beweis tritt Weill auf doppelte Weise an, durch die Analyse der Texte und durch die Untersuchung der Eigennamen. Seine Gewährsmänner sind Ed. Meyer und René Dussaud, denen er teilweise mehr als nötig und für die Selbständigkeit der Arbeit gut war, folgt. Genauer denkt Weill den Hergang so: Nach der Festsetzung Israels im Lande wird sein Gott Jahve durch den Wechsel der Lebensweise des Volkes aufs stärkste beeinflußt: Der alte Nomadengott der tragbaren Wanderlade erhält Altäre, Bilder, Tempel. Ist so der Gott dem Lande angepaßt, so wird er nun auch an vielen Kultusstätten des Landes eingeführt. Sie werden „israelitisiert", aber nicht gewaltsam, sondern durch Verständigung mit den alten Priestern (9. 10) als den in den Dienst des hier weilenden Gottes Eingeweihten, die seine geheimen Riten und Orakel verwalten. Das Mittel der Verständigung ist: man übernimmt die Riten samt den Hauptsachen des alten Kultus, setzt aber an die Stelle des alten Gottes Jahve, indem man erklärt, er (Jahve) sei immer schon hier als Gott des Heiligtums dagewesen (11). Die alten Priester brauchen den neuen Gott gar nicht zu kennen und anzuerkennen: es genügt, wenn die Ankömmlinge zu den Kultusakten zugelassen werden. Darauf wird die „Einführung" Jahves sich vielfach beschränkt haben (14). Für Israel gehen dann die alten Götter langsam in Jahve über und die mit ihnen verknüpften kanaanäischen örtlichen Heroen werden zu Stammvätern Israels und Gründern jener Heiligtümer: Betel, Beerseba, Hebron usw. (82f.). Mit Recht legt nun Weill großen Nachdruck auf das Zeugnis der Namen. Daß Ja'qob und Josef um 1500 als Volks- oder Stammnamen im Lande auftreten und Jaqob schon bei den Hyksos als Personname, auch daß die Lesung Jaqob-her für Jaqob-el zweifelhaft sei, erkennt Weill unumwunden an. Trotzdem glaubt er, in diesen und ähnlichen Namen sowohl Götter- als Volksnamen als Heroen- als gewöhnliche Menschennamen erkennen zu sollen (19). Gewiß hat er Recht, daß diese Gestalten „étaient déjà arrivés au terme d'une longue et complexe évolution lorsque les combinateurs israélites s'emparèrent d'eux". Aber daraus folgt noch lange nicht, daß sie irgendeinmal Götter bedeuteten. Auch, daß es sich von Hause aus um kanaanitische Gestalten handelt, ist damit noch nicht erwiesen. Richtig ist, daß Israel manche seiner Heiligtümer von den Landesbewohnern übernahm. Ebenso, daß hier deren örtliche El-Wesen verehrt wurden, die dann in Jahve aufgingen. Dabei mag sich der Hergang mehrfach ähnlich abgespielt haben, wie Weill annimmt. Richtig ist auch, daß am Jabboq der örtliche El, also ein kanaanäischer Gott, mit Jaqob ringt, daß z. B. in Sikem ein *El-berīt*, in Beerseba ein *El-'ōlām* schon lange verehrt war, ehe die Israeliten mit ihrem Jahve hinkamen, denen diese Gottheiten dann alle mit ihm sich verschmolzen. Ferner, daß mit Jahve und Israel auch des letzteren Heroen mit jenen Orten in Verbindung gebracht wurden. Aber damit sind jene Heroen weder als Götter erwiesen, noch als ihrem letzten Ursprung nach kanaanitisch. Für das erstere darf weder die gewiß verfehlte Meyersche Übersetzung der El-Namen als: Er öffnet ist Gott, er kämpft ist Gott, er mehrt ist Gott (statt: Gott öffnet [den Schoß], Gott kämpft [für ihn], Gott mehrt, fördert [ihn] ins Feld geführt werden, noch die unmögliche Deutung des „Schrecks Isaaqs" als Schreck vor Isaaq (79), noch gar die ganz willkürliche, besonders von Dussaud verfochtene, von Weill übernommene Behauptung, daß Bet'el in den älteren biblischen Texten eine Gottheit bezeichnet habe. Selbst wenn dies der Fall wäre, wäre damit noch lange nicht erwiesen, daß dieser Gott Bet'el zugleich Jaqob war. Aber die Behauptung selbst ist durch nichts zu belegen. Über die Gründe, die Dussaud dafür anführt, habe ich soeben in der Geschichte des Volkes Israel II[6. 7] (1925), S. 230 in Kürze gehandelt. Ich füge dem hier nur hinzu, daß ich die Verbindung האל ביתאל im Sinne von „Der Gott Bet'el" trotz solcher Wendungen wie האיש משה und המלך דוד für unhebräisch halten muß. Den Beweis dafür kann ich hier nicht führen. Er

wird demnächst im Am. Jou. Bibl. Lit. 1925 S. 123 ff. erscheinen. Im ganzen beruft sich Weill einfach auf Dussaud; was er über ihn hinaus gibt, erweist die These ebenfalls nicht, wie ich am genannten Orte nachweisen werde. Was aber das andere, die kanaanäische Abkunft anlangt, so würde sie höchstens für Jaqob zu diskutieren sein, falls man Hyksosnamen ohne weiteres als kanaanäisch oder als Vorläufer von kanaanäischem Gut ansprechen darf. Für Abraham, Isaaq, Josef usw. ist damit noch gar nichts erwiesen. Denn auch, daß in Palästina um 1500 ein Gau ähnlichen Namens bestand, sagt über die Herkunft des Namens Josef noch gar nichts Sicheres. Auch sonst kann ich manche Bedenken nicht verhehlen. Daß in den Namen auf —*el* die Endung *el* erst sekundär und die Kurzform die ältere sei, will mir nicht in den Sinn, hat auch die historischen Zeugnisse nicht für sich: in Babel sind diese El-Endungen recht alt und die ältesten Zeugnisse für Jaqob und Josef (oder wie der Name sonst zu lesen ist) sind eben doch Jaʿqob-*el* und Josef-*el*. Auch die biblischen Urväter von Gen. 5 wie Metucha-*el*, Mechuja-*el* bekunden bei der Konzeption der Sage das Bewußtsein von dem höchsten Alter dieser später stark zurücktretenden Form. Die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Theorie wird klar, wenn man liest (76), daß die *bne Israel* sich nach ihrem „ancêtre dieu" *Isra*, der dann zu *Isra-el* wird, nannten und daß das Volk den Namen dieses Gottes in Qades vertauschte mit dem Stammgott eines Stammes *Jahve* oder *Jahve-el* jener Steppe. Auch einen biblischen (22) Namen כַּלבאל finde ich nirgends (neben כלב). Kanaanäisch-phönikisch ist wohl כלב־אלם und das ihm vielleicht gleichstehende כלבא bezeugt. Daraus mag meinthalb ein kanaan. כלבאל als recht wohl möglich erschlossen werden, aber biblisch ist es damit noch nicht. Auch bei der Deutung von Tiernamen, die auf Menschen übertragen sind, sollte man doch immer, ehe man weittragende Schlüsse zieht, nicht vergessen, was über das Zustandekommen solcher Namen bei den heutigen Arabern längst bekannt und immer wieder zu beobachten ist und was insbesondere neuerdings wieder Hess beobachtet hat. Sitz B.Heidelberg.Ak.,Phil.-histor.Kl.,1912, 19, S. 7. 13 f. (Kamelhengst, Hund, Eidechse, Bock für Stammhäupter, Springmaus usw.).

Procksch, Prof. D. Otto: **Die Genesis**, übersetzt und erklärt. 2. und 3. Aufl. Leipzig: A. Deichert 1924. (X, 584 S.) gr. 8°. = Kommentar z. A. T., hrsg. v. E. Sellin I. Rm. 15.50; geb. 19.—. Bespr. von Otto **Eißfeldt**, Halle a. S.

Das Vorwort macht auf die Besonderheit dieses Kommentars anderen neueren Genesis-Kommentaren gegenüber aufmerksam. Der quellenkritischen Analyse wird — ähnlich wie in Holzingers Kommentar — großer Wert beigelegt, und der Verf. bietet, unbeirrt durch kritische Ablehnung dieses schon in der ersten Auflage eingeschlagenen Weges, die drei Quellen J, E und P in Übersetzung und Erklärung getrennt dar. Gunkels Genesis — so wird rühmend hervorgehoben — verfolgt die Stoffe der Erzählungen hinter ihre jetzige Form zurück und gibt von den Erzählungen eine wertvolle ästhetische Analyse. Zugleich aber — und das sei ein Fehler — verkennt sie das Geschichtliche in den Erzählungen und verflüchtigt sie zu Märchen. „Demgegenüber möchte der hier veröffentlichte Kommentar die Genesis als Quelle einer Geschichte und eines Glaubens verstehen lehren, zu dem unser eigenes Leben in persönlichem Zusammenhang steht." Freilich hat sich der Verf. nicht wie König ein apologetisches Ziel gesteckt. Schließlich macht das Vorwort auf die Behandlung der Metrik und der Textkritik aufmerksam und spricht den Wunsch aus, daß diese Seite des Buches von der Kritik mehr beachtet werden möge als bisher.

So mag denn mit dem zuletzt Genannten begonnen werden. Die in der Einleitung gegebenen Bemerkungen über die Art des mas. Textes und den textkritischen Wert der Targume, der Peschittho und der Septuaginta sind gut orientierend, und der Kommentar selbst übertrifft in methodischer Handhabung der in der Einleitung aufgestellten Grundsätze seine Vorgänger. Aber der Ertrag dieser Bemühungen ist verhältnismäßig gering. Denn es ist mißverständlich, wenn es am Schlusse der einleitenden textkritischen Bemerkungen heißt: „Ganz wird man freilich trotz dieser Hilfsmittel die Konjektur nicht entbehren können." In den entscheidenden Fällen gibt die Konjektur, nicht die äußere Bezeugung einer Lesart, den Ausschlag. Häufig finden sich metrisch bedingte Konjekturen.

Damit kommen wir zur Metrik. Hier fällt es auf, daß der Verf. in der Einleitung nicht auch einen die Metrik behandelnden Abschnitt bringt, sondern sich auf ein paar, in den Abschnitt „Die Quellen" eingestreute, Bemerkungen beschränkt. Bei dem Gewicht, das der Verf. der metrischen Behandlung der Genesis beilegt, ist das doppelt merkwürdig. In jenen Bemerkungen werden nun Sievers' Thesen im wesentlichen abgelehnt, und nur das wird von ihnen aufrecht erhalten, daß mindestens viele Kapitel der Quellen J, E u. P ursprünglich metrisch zu lesen sind. Und zwar sei die Mehrzahl der metrischen Stücke in Siebenern gehalten. Bei diesen Stücken werden dann in der Über-

setzung die einzelnen Verse durch Striche von einander getrennt, und ihre Erklärung wird durch kurze metrische Angaben eröffnet. Mir scheint der Nachweis, daß die inbetracht kommenden Stücke metrisch gelesen werden müßten, nicht erbracht zu sein. Während in den metrischen Stücken aus Propheten und Psalmen die metrische Einheit auch eine Sinn-Einheit darstellt, ist das bei den vom Verf. als metrisch aufgefaßten Stücken verhältnismäßig selten der Fall; oft muß er das Versende mitten im Satze ansetzen. Weiter: Der Text muß sich, um auf Siebener gebracht werden zu können, mannigfache Gewaltsamkeiten gefallen lassen. Zweierlei mag hier genannt sein: In 2, 9–24 wird die merkwürdige Verbindung „Jahwe Elohim“ ganz willkürlich behandelt. Bald wird sie im Text belassen, bald ganz gestrichen, bald halb, und dann hier Jahwe, dort Elohim. Das alles geschieht um der Siebener willen; die für die eine oder andere Streichung angeführte äußere Bezeugung steht völlig im Dienste der metrischen Konjektur. Das andere ist die Verkennung des in dem „ersten Bräutigamsjubel“ (2, 23), der Poesie ist, wirklich vorliegenden Metrums; die Theorie verlangt eben, daß die poetischen Worte des das Weib begrüßenden Mannes mit der Prosa-Umgebung zusammen Siebener bilden. Bedenklich macht den Leser auch die folgende Tatsache: Die Rebekka-Erzählung (c. 24) ist, wie auch der Verf. sagt, nur sehr schwer auf die beiden hier auftretenden Quellen (J und E) zu verteilen. Dennoch glaubt Procksch sowohl den J-Bestand wie auch den E-Bestand als Siebener lesen zu können. Nimmt man dazu, daß Sievers, der c. 24 für einheitlich hält (J), das ungeschiedene c. 24 als Siebener liest, so werden die Bedenken gegen die Siebener-Theorie nur noch größer.

Was die literarkritische Seite angeht, so bekennt sich der Verf. zu der in den Siglen J E P zum Ausdruck kommenden neueren Urkunden-Hypothese und lehnt die in letzter Zeit wiederholt unternommenen Versuche, sie durch eine neue Fragmenten-Hypothese zu ersetzen, ab. Sein Satz, daß die Fragmenten-Hypothese „für die Untersuchung der gesetzlichen Teile des Pentateuchs von Bedeutung war, aber in der Genesis nur geschadet hat,“ verdient alle Beachtung, ebenso die andere Feststellung, daß J, E und P als literarische Einheiten, als planvoll komponierte Erzählungswerke je eines Autors, nicht aber als Sammelwerke zu verstehen sind. Besonders wird es bei der Quelle J hervorgehoben, daß hinter ihr eine große Persönlichkeit stehe. Von diesem Autor J wird der gesamte Stoff der Genesis hergeleitet, soweit er nicht zu E und P gehört oder spätes nicht-quellenhaftes Gut darstellt. Nicht als ob J die ihm vorliegenden Erzählungsstoffe in eine völlig neue Form gebracht und so aus ihnen eine auch formell naht- und sprunglose Einheit gemacht hätte! Vielmehr hat er ältere Erzählungen und Erzählungsgruppen häufig in ihrer Eigenart belassen, so daß sie sich wohl untereinander stoßen. Aber er hat sie doch alle seinem Hauptplane dienstbar gemacht und sie so zu einem Ganzen zusammengeschlossen.

Diese Auffassung bedeutet die Ablehnung der neuerdings mehrfach, zuletzt in meiner Hexateuch-Synopse, vertretenen These, daß der J-Bestand der Genesis und des Hexateuchs überhaupt als Addition zweier Quellen (J^1 und J^2 bzw. L u. J) zu verstehen sei. Aber diese Ablehnung ist, wie mir scheint, in Wahrheit eine Bestätigung. Unter den Erzählungen nämlich, die der Autor J vorgefunden und, ohne sie stark umzugestalten, seinem Werke einverleibt hat, findet Procksch eine Reihe solcher, die sich vom übrigen J-Bestand besonders stark abheben; er bezeichnet sie mit J^a. Dies J^a-Gut deckt sich nun, von mannigfachen, hier aber unwesentlichen Besonderheiten abgesehen, mit meiner Quelle L. Der Unterschied ist nur der: Procksch sieht hierin eine zusammenhangslose Gruppe selbständiger Fragmente, ich einen zusammenhängenden Erzählungsfaden. Aber ist die Besonderheit dieser Stücke einmal zugegeben, so kann — scheint mir — ihr Zusammenhang auf die Dauer nicht verkannt werden. Man hat hier und da den Eindruck, als ob sich auch Procksch von dieser Nötigung angepackt fühlte. Denn seine oft wiederholte energische Abweisung dieser Konsequenz (S. 8, 58, 59, 83, 289, 329 u. ö.) werden so am ehesten verständlich. Andererseits beachte man, wie schwer es Procksch wird, auch von solchen J^a-Stücken wie Kap. 38 oder 9, 20—27 wahrscheinlich zu machen, daß sie von J in sein Werk eingefügt seien. Solche Bestreitung der Zweiteilung des J-Gutes zeigt deutlicher als alles Eintreten für diese These, wie von der m. E. richtigen Voraussetzung aus, daß der Genesis und dem Hexateuch überhaupt zusammenhängende, planvoll gestaltete Erzählungswerke zugrunde liegen, die Zerlegung von J in zwei Erzählungswerke die einzig mögliche und darum richtige Konsequenz ist.

Was das gegenseitige Verhältnis der Quellen zu einander angeht, so meint Procksch, sie — vor allem J und E — seien von einander unabhängige Niederschläge derselben Tradition. Zweifellos hat jede Quelle besonderes Gut und ist insoweit selbständig, aber andererseits weisen die Quellen an vielen Punkten so große Ähnlichkeiten auf, auch im Wortlaut, daß hieraus

auf literarische Beziehungen zwischen ihnen geschlossen werden muß. Vor allem kann die Tatsache, daß die Quellen, aufs Ganze gesehen, die Erzählungen in derselben Folge bringen, nur literarisch erklärt werden. Ja, wenn es sich um historische Ereignisse handelte, die in richtiger historischer Folge ständen, dann könnte jene Parallelität der Quellen so erklärt werden, daß sie unabhängig von einander den wirklichen Hergang der Dinge berichteten. Aber ein Teil der Erzählungen ist unhistorisch, und noch mehr gilt es von der Folge der Erzählungen, daß ihr nicht die historische Folge der Begebenheiten entspricht. Unter diesen Umständen kann die Parallelität der Quellen nur literarisch erklärt werden, und in dem, was die Quellen — vor allem J und E — gemeinsam haben, wird zunächst nur eine literarische Größe, nicht die Geschichte gefaßt.

Procksch glaubt die Geschichte zu fassen, wenn auch in sagenhafter Gestalt. Überall stößt er doch auf die Geschichte. Selbst die Paradies- und die Sintflut-Sage wertet er geschichtlich aus, die erstere für die Erkenntnis, daß die Semiten von Norden in ihre späteren Sitze gekommen seien. Mir scheinen diese Erzählungen ihrer Art nach historisch unausdeutbar zu sein, sodaß es unerlaubt ist, sie mit außerbiblischen Nachrichten zu kombinieren und aus beiden einen Aufriß des geschichtlichen Herganges zu gestalten. In den Patriarchen-Sagen findet er überall Erinnerungen an vormosaische Ereignisse und Zustände. Nachdrücklich sagt er: „Daß die Patriarchen-Zeit irgendwo nachmosaische Ereignisse sich einverleibt habe, ist eine Annahme, von der man endlich zurückkommen sollte. Die nachmosaische Zeit steht streng geschieden von der Väterzeit“ (S. 204). Aber wenn er feststellt, daß sich in 9, 20—27 (Knechtung der Kanaanäer) und 27, 40 (Selbständigkeit der Edomiter) die Verhältnisse der Zeit Salomos spiegeln, und daß auch c. 36 und c. 49 Anspielungen auf Verhältnisse der Zeit nach Mose enthalten, so zeigt er damit, daß die Väterzeit von der nachmosaischen Zeit eben nicht streng geschieden ist, und daß die Auffassung, die in den Patriarchen-Erzählungen, bei vereinzelten Erinnerungen an ältere Zeiten, im wesentlichen Spiegelungen nachmosaischer Verhältnisse sieht, nicht in der Luft schwebt. Liegen die Dinge aber so, dann wird es doch fraglich, ob die „Entsagung“ der Genesis-Sagen (s. S. 565) die Hauptsache ist. Denn über die Zeit, über die sie wirklich etwas erkennen lassen, werden wir aus den Büchern Richter, Samuel und Könige besser unterrichtet, und über die Zeit, von der sie berichten wollen, wissen die außerbiblischen Nachrichten Bedeutsameres zu sagen. Das wird dann die Aufgabe, zu erkennen, wie sich literarisch und religiös unbedeutende Stammessagen zu Erzählungen und Erzählungswerken ausgewachsen haben, bei denen die Vollendung der literarischen Form der Tiefe des ethisch-religiösen Gehalts entspricht.

Schließlich möchte Procksch die Genesis als Quelle eines mit unserem eigenen Leben zusammenhängenden Glaubens verstehen lehren. Diese Art der Betrachtung hat ihr gutes Recht, um so mehr als ihr die rein literarkritische und die rein literarästhetische Bearbeitung der Genesis nicht viel Raum gewähren. Aber sie ist auch der großen Gefahr ausgesetzt, daß sie den in der Genesis bezeugten Glauben und den unseren zu sehr einander angleicht, d. h. daß sie die Religion der Genesis auf eine Stufe hebt, auf der sie in Wirklichkeit nicht gestanden hat, und diese Spiritualisierung ist dann häufig gleichbedeutend mit der Verkennung einer an sich gesunden und kraftvollen, aber uns oder auch nur dem jeweiligen Kommentator unsympathischen Anschauung. Was auf S. 2 und 3 als Inhalt der Genesis angegeben wird, mag etwa der Vorstellung dessen entsprechen, der die Genesis in seine jetzige Form gebracht hat, und so wird das spätere Judentum die Genesis verstanden haben; die christliche Weltbetrachtung und Geschichtsanschauung ist dem nicht unähnlich. Aber wenn J (S. 27) von der Vorstellung, Gott sei der erste Versuch, dem Manne einem Gehilfen zu schaffen, mißlungen, unter allen Umständen befreit werden soll, so scheint mir hier der Verf. der eben genannten Gefahr erlegen zu sein. Noch deutlicher zeigt sich das bei der Erklärung des einer reinen gesunden Sinnlichkeit entstammenden Worts „Sie werden ein Fleisch werden“ (2, 24): „Sie werden es im Kinde, nicht im Beilager; im Kinde verwächst die Natur der Eltern zu einem Organismus.“

Der Aussage, daß des Verf. Genesis-Erklärung überall wohl durchdacht und sorgfältig begründet und daß in die vorliegende neue Auflage alles seit der ersten Auflage Erschienene hineingearbeitet ist, bedarf es kaum. So wird jeder, der an dem Gegenstand arbeitet oder ihn auch nur berührt, das Buch benutzen müssen. Wo man seine Aufstellungen nicht annehmen kann, wird man doch von der Auseinandersetzung mit ihnen großen Gewinn haben.

Hertzberg, H. W., Lic. [Privatdozent an d. Univ. Berlin und Propst in Jerusalem]: **Prophet und Gott.** Eine Studie zur Religiosität des vorexilischen Prophetentums. Gütersloh: C. Bertelsmann 1923. (244 S.) 8°. = Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 28. Band, 3. Heft. Rm. 5.50. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Der Untertitel des Buches „Eine Studie zur Religiosität des vorexilischen Prophetentums" ist richtig; aber das Endziel des Buches käme doch deutlicher zur Erscheinung, wenn er lautete „Eine Studie zur Entstehung des religiösen Individualismus". Denn das ist die Absicht dieser feinsinnigen, durch die früheren Arbeiten über den israelitischen Prophetismus, in erster Linie aber durch Gedanken Graf Baudissins angeregten Schrift, die Entstehung der Frömmigkeits-Art aufzuzeigen, in der es sich um nichts anderes handelt als um das Verhältnis Gottes zur Seele, der Seele zu ihrem Gott: Sie ist eine Frucht des isr. Prophetismus, die Frucht, wertvoller als die proph. Ethik und der proph. Gottesbegriff, wie der Verf. meint. Die älteren Propheten — Amos, Hosea, Jesaja — sind durch eine Art passiver Haltung der Gottheit gegenüber gekennzeichnet. Sie wissen sich von Jahwe wie ein Stück seiner selbst verwendet, und ihr subjektives Ich geht ganz in dem großen göttlichen Ich auf. Aber als Echo dieses gewaltigen von Jahwe an sie ergehenden Rufes, der scheinbar alles Persönliche und Menschliche in ihnen zum Schweigen bringt, wird in der Tiefe ihrer Seele etwas wie ein persönlich-menschliches Verhältnis zu Jahwe wach. Zuerst ihnen selbst unbewußt und für uns schwer erkennbar. Aber in Jeremia gewinnt dies bis dahin verborgene Subjektive Gestalt und macht dem Objektiven den Rang streitig. „Der Unterschied in der Stellung Jeremias zu Gott von der der älteren Propheten liegt also in dem Hervortreten des Menschlich-Frommen, Persönlich-Vertieften, Subjektiv-Religiösen auf Kosten des Prophetischen ... Auf diese Weise ist im engsten Zusammenhang mit dem Prophetismus, ja, aus ihm heraus das erwachsen, was man den religiösen Individualismus zu nennen pflegt." In drei Teilen — 1) Die Stellung der vorjeremianischen Propheten zu Gott (S. 11—72); 2) Jeremias Stellung zu Gott im Unterschied von den älteren Propheten in formaler Beziehung (S. 73—168); 3) Jeremias Stellung zu Gott im Unterschied von den älteren Propheten in sachlicher Beziehung (S. 169—236) — wird dieser Grundgedanke an dem inbetracht kommenden Material durchgeführt.

Man sieht: es handelt sich hier um einen bedeutungsvollen Ausschnitt aus der isr. Religionsgeschichte, ja der menschlichen Geistesgeschichte überhaupt. Der Verf. wird seinem Gegenstande gerecht. Er hat es verstanden, die Richtigkeit seines Grundgedankens quellenmäßig zu belegen, und zugleich seine Wichtigkeit ins rechte Licht zu stellen. Seine Darstellung würde — glaube ich — noch überzeugender wirken, wenn sie (1) etwas straffer gehalten wäre, und wenn sie (2) auf die Verwertung unergiebiger Stellen verzichtet hätte. Was das erste angeht, so zeigt schon die Übersicht über den Inhalt, wie ausführlich Jeremia behandelt wird; fast 3/4 des Buches gelten ihm. Nun wird hier viel Feines und Richtiges gesagt, wie es denn Jeremia dem Verf. offenbar besonders angetan hat, aber manches steht doch zum Thema nur in sehr loser Beziehung. Dazu ist die Zweiteilung der Ausführungen über Jeremia (in formaler und in sachlicher Beziehung) nicht glücklich; sie ist an sonst unnötigen Wiederholungen schuld. Was das zweite betrifft, so haben mich z. B. die Ausführungen über die Visionen des Amos (S. 18—22) nicht überzeugt. Der Verf. hätte auch solche und andere Stellen, die seinem Thema gegenüber in Wahrheit neutral sind, gar nicht heranzuziehen brauchen, da im übrigen genügend beweiskräftiges Material beigebracht und geschickt behandelt wird.

Alles in allem aber ein Buch, das der am AT und darüber hinaus der am Religions-Problem Interessierte mit Dank und Gewinn aus der Hand legen wird.

Violet, D. Dr. Bruno: **Die Apokalypsen des Esra und des Baruch in deutscher Gestalt.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (XCVI, 380 S.) Lex. 8°. = Die Griech. Christlichen Schriftsteller. Bd. 32. Rm. 22.50; geb. 25.50. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Das vorliegende Werk, dessen erste Lieferung (Esra) bereits an dieser Stelle[1] besprochen wurde, stellt in seiner Vollendung ein Denkmal entsagungsvoller Forscherarbeit auf einem dornigen, wenig angebauten Gebiete dar. Die beiden Apokalypsen werden hier in einer bei aller philologischen Treue geschmackvollen Übersetzung mit kritischen Anmerkungen geboten. Dazu treten jetzt in der Schlußlieferung eine ausführliche Einleitung sowie mehrere Anhänge und Indices. Den ersten Anhang bilden Textvorschläge von Hugo Gressmann (S. 337—350). Darauf folgen „Nachträge und Berichtigungen" des Verfassers (S. 351—363), Namenverzeichnis, Sachregister und Druckberichtigungen. So wertvoll das in den Anmerkungen und in den Anhängen niedergelegte textkritische Material ist, dürfte doch gerade bei diesen Werken, die beide nur in Tochterübersetzungen überliefert sind, eine sichere Grundlage für die sprachliche und

1) XXVI 449 ff.



sachliche Erklärung erst durch eine vollständige Rückübersetzung ins Griechische und von da weiter ins Hebräische zu gewinnen sein. Für Esra hat schon Hilgenfeld eine Rückübersetzung ins Griechische geliefert, aber einerseits war seine lateinische Textgrundlage unzulänglich, andererseits hatte er, da er das Griechische für die Ursprache des Werkes hielt, eine ganz falsche Vorstellung von dem Sprachcharakter des zu rekonstruierenden Textes. Auf Einzelheiten der Texterklärung kann hier nicht eingegangen werden, zumal die Bemerkungen des Ref. zu Esra in der erwähnten Besprechung enthalten sind und seine dem Verf. brieflich mitgeteilten Bemerkungen zu Baruch in die „Nachträge und Berichtigungen“ Aufnahme gefunden haben.

Uneingeschränktes Lob verdient die Einleitung, die alle überlieferungs-, literatur- und religionsgeschichtliche Probleme gründlich und umsichtig behandelt. Als wichtigstes Resultat ist der endgültige Nachweis der Abhängigkeit Baruchs von Esra hervorzuheben. Violet erkennt auch die von James 1917 entdeckte Abhängigkeit beider Apokalypsen von den *Antiquitates Biblicae* des Pseudo-Philo rückhaltlos an und erwartet mit Recht noch wichtige Resultate von einer künftigen genauen Darstellung des Abhängigkeitsverhältnisses auf Grund des lateinischen Textes. Erfreulicherweise konnten in der Einleitung auch noch die von Donatien de Bruyne erschlossenen Handschriften der altlateinischen Übersetzung von Esra benützt werden. Von Bedeutung ist auch die Feststellung der Einheitlichkeit für beide Apokalypsen vgl. namentlich die treffenden Ausführungen p. XLII ff. Auf S. L ff. streift Violet die Frage, warum die Synagoge alle derartigen Apokalypsen verschmäht hat. Zur Beantwortung dieser Frage liegt neuerdings reiche Literatur vor: R. Travers Herford, The Effect of the Fall of Jerusalem upon the Character of the Pharisees (Soc. f. Hebr. Studies Publ. No. 2) London 1917. — Louis Ginzberg, Some Observations on the Attitude of the Synagoque towards the Apocalyptic-Eschatological Writings (repr. from Journal of Biblical Literature XLI, Parts I and II, 1922).[1] — R. Tr. Herford, The Pharisees. London 1924, chap. VII p. 176—197: Pharisaism and the Apocryphal Literature. Ref. kann Herford und Ginzberg nur zustimmen und verweist im übrigen auf seine Ausführungen OLZ XVIII 86—87.

1) Der von Violet einmal (XCII Anm. 1) erwähnte, ihm nur aus einer bibliographischen Notiz bekannte Aufsatz ist inzwischen auch erschienen in *A Symposium on Eschatology* by Members of the Society of Bibl. Lit. and Exegesis. New Haven (Conn.) 1923 p. 115—136.

Dürr, Dr. theol. et phil. Lorenz: **Die Stellung des Propheten Ezechiel in der israelitisch-jüdischen Apokalyptik.** Münster i. Westf.: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1923. (XVI, 180 S.) 8°. Rm. 6.10. = Alttestamentliche Abhandlungen, hrsg. v. J. Nikel. Bd. IX, 1. Heft. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Mit viel Freude habe ich diese Würzburger theologische Doktordissertation, die nach ihrem Untertitel einen Beitrag zur Erklärung des Buches Ez. und zur israelitischen Religionsgeschichte liefern will, durchgearbeitet. Sie hat wie so manche andere der Kriegs- und Nachkriegszeit unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden gehabt. Das MS lag bereits 1918 abgeschlossen der Druckerei vor; zwar ist Vf. bestrebt gewesen, immer wieder durch Nachtragungen seine Schrift dem jeweiligen Stande der Forschung anzupassen, aber im allgemeinen gehen die Literaturangaben nicht über das Jahr 1917 hinaus. Die Schrift ist dem im vorigen Jahr heimgegangenen Prälaten Dr. Nikel-Breslau gewidmet, welcher durch namhafte persönliche Unterstützung ihre Veröffentlichung überhaupt erst ermöglicht hat.

Nach einer Einleitung, die (vornehmlich im Anschluß an Neuß u. a.) einen Überblick über die Auffassung der Theologie von der Bedeutung des Buches Ez. bietet, stellt Vf. das Wesen der Apokalyptik heraus: charakteristisch für sie ist die Bedeutung der eschatologischen Fragen (dogmatisch, national und universell). Auch die Darstellungsformen der apokalyptischen Schriftsteller weisen im Gegensatz zu den früheren atlichen Propheten ganz bestimmte, typische Merkmale auf: ihre Pseudonymität, welche sich unter bedeutenden, angesehenen Namen der Vorzeit verbirgt; ihre rätselvolle Form; überragende Stellung und Betonung der Visionen mit besonderer Ausmalung ihrer Einzelheiten; überaus starke Betonung der Transzendenz Gottes mit den sich daraus ergebenden Vermittlungsorganen; Auditionen; Bilderreichtum der Darstellung, eine durch das reflektierende Verweilen der Schriftsteller sich ergebende Breite und Weitschweifigkeit der Sprache und endlich die sog. „Dogmatisierung“ der alten Prophetie. Verf. stellt sich nun die Aufgabe, nachzuweisen, inwieweit Ez. die Brücke von der alten Prophetie zur Apokalyptik bildet und behandelt in einem ersten Kapitel (S. 15—63) die „formellen Eigentümlichkeiten“ des Buches Ez. und ihre Bedeutung für die spätere Zeit. Ausgehend von der besonderen Stellung der Visionen bei Ez und dem ausgesprochenen Interesse Ezs. an ihnen wird gezeigt, wie bei ihm Reflexionen, theologische Motive auf die Darstellung des Geschauten eingewirkt haben. Nicht die Tatsache der Vision ist allein mehr maßgebend, sondern im Unterschied von den älteren Propheten wird Wert gelegt auf genaue Beschreibung der Einzelzüge

und gewisse technische Faktoren, die wieder und wieder betont werden: die Hand Jahwes; Geist Gottes, dessen Wirken besonders geheimnisvoll beschrieben wird; Translokationen des Propheten; die Wirkung der Erlebnisse auf seine körperlich-geistige Verfassung. Eine weitere Eigentümlichkeit ist die Steigerung der Transzendenz Gottes, wie sie sich formal in bestimmten Formeln und Ausdrücken deutlich zeigt: Niederfallen des Propheten auf sein Angesicht; die Anrede: Menschenkind; geheimnisvolle Beschreibung des Geschauten (etwas wie, ein Bild von); Ausprägung der Auditionen; Auftreten des angelus interpres und besonderer Gebrauch der Gottesnamen. Auch die Vorliebe für symbolische Handlungen, für Allegorie und Gleichnis zeigen bei Ez. den Übergang von der Prophetie zur Apokalyptik. Wiewohl noch Prophet, trägt sein Stil doch hauptsächlich das Gepräge der Reflexion, geboren aus einem praktischen Interesse des Propheten. — Das zweite Kapitel (S. 63—126) untersucht Ez.s Bedeutung für die folgende Entwickelung „in materieller Beziehung“ und behandelt die Eschatologie, wie sie bei Ez. als Unheilserwartung (Völkersturm auf Jerusalem; Gog; bestimmte termini) und als Heilserwartung (Stadt auf dem Berge; Herrlichkeit des neuen Jerusalems; Tempelquelle) ihre ganz besonderen Züge trägt. — Das dritte und letzte Kapitel (S. 126—168) ist das wichtigste, indem Verf. hier den Motiven nachgeht, die bei Ez. für das Auftreten jener charakteristischen Erscheinungen der späteren Zeit maßgebend gewesen sein könnten. Ezs. schriftstellerische Eigenart ist nicht zu erklären als Niedergang der Prophetie d. h. aus einer Abnahme des prophetischen Geistes; auch nicht dadurch, daß man Ez. zu einem Nur-Schriftsteller zu stempeln sucht; ebenso wenig befriedigen die Erklärungen aus dem Milieu oder durch die Annahme eines physischen Leiden des Propheten. Die Sonderart Ez.s ist vielmehr zu verstehen aus den besonderen Aufgaben und der besonderen Stellung, bedingt durch die veränderten Zeitverhältnisse. Das Lebenselement der vorexilischen Propheten war der Kampf für Jahwes Rechte; daraus ergibt sich als ihre eigentliche Aufgabe, Unheil zu verkünden. Das zweite charakteristische Moment ist, daß sie Volksredner waren; Männer, die als einflußreiche Wortführer der Allgemeinheit im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens standen; ihr Antrieb zum Reden entspringt aus den aktuellen Fragen, die die Nation bewegen. „Das Exil ist der Sieg der Unheilsprophetie, zugleich deren Todesstunde.“ Nun erwachsen für den Propheten neue Aufgaben: Trost zu spenden, Heil zu verkünden und den Kleinglauben zur Hoffnung zu bringen. Unter der Härte des Exils ist Gottes Autorität erschüttert; das Vertrauen zu ihm muß wieder gestärkt werden durch Betonung der Macht und Größe Jahwes. Das führte nun zu einer offensichtlichen Transzendentalisierung Gottes: er ist der gewaltige Richter, der seine absolute Heiligkeit in der Welt durchsetzt. Das bringt notwendig mit sich, daß der Abstand von ihm gesteigert wird (angelus interpres); und die „technischen Faktoren“ usw. dienen als Beweis, daß Gottes Geist noch tätig ist in seinem Volk. Ez.s Prophetie trägt daher den Charakter der Seelsorge einerseits und zum andern den der Theodizee. Die Apokalyptik ist die Vollendung der seit der großen Wende durch das Exil begonnenen Entwickelung. Es. ist insofern der Vater der Apokalyptik, als er den Übergang von der älteren (israelitischen) zur späteren (jüdischen) Periode bildet. — Der Abhandlung sind auf zwölf Seiten ein ausführliches Stellen- und Sachregister beigegeben, sowie eine Reihe von Druckfehlerberichtigungen.

Die Arbeit zeugt von vielem Fleiß und großer Gelehrsamkeit und bietet manches Beachtenswerte. Es berührt durchaus sympathisch, wie der Verf. sich in seiner Untersuchung von Einseitigkeit freizuhalten bestrebt ist, wie er nüchtern und sachlich bei jedem einzelnen Punkte die Verbindungsfäden von den älteren Propheten zu Ez und von da weiter zur Apokalyptik darlegt. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, sich im einzelnen mit den vorgetragenen Ausführungen auseinander zu setzen. Nur soviel sei gesagt, daß der Inhalt des Buches Ez zu sehr auf einer einzigen ebenmäßigen Fläche aufgetragen erscheint. Wenn auch Hölschers Untersuchungen nicht mehr verwertet werden konnten, so hat die wissenschaftliche Arbeit von Krätschmer (1900) bis Rautenberg (1913) doch schon einen Weg gezeigt, an dem man nicht vorübergehen darf. Betrifft das in erster Linie die Einleitungsfragen, so ist das doch unbedingt notwendig zum Verständnis des Ganzen. Von da aus erst lernen wir Ez verstehen einerseits als den geachteten Mann, den die Ältesten wiederholt befragen, und den Propheten, andererseits als den Literaten, der reflektiert und seine Gedanken schriftlich niederlegt (etwa mit der Freude des alternden Goethe) und mit in Pedanterie übergehender Sorge und Liebe sich seinen Aufzeichnungen hingibt. Von hier aus ist dann auch Kap. 40—48 anders zu werten. Die Erklärung der Eigenart allein aus der „Psychologie der Zeit“ macht wohl die Wendung von der Unheils- zur Heilsverkündung deutlich und tritt bei Ez. ganz offen zu Tage. Aber damit ist doch die Frage des Überganges der Prophetie in die Apokalyptik noch nicht gelöst, zumal die als typisch für die spätere Zeit aufgewiesenen

Faktoren schon in der ersten Zeit der Wirksamkeit Ezs. in deutlicher Ausprägung erscheinen.

An Einzelheiten befremdet im Literaturverzeichnis das Fehlen moderner, von protestantischer Seite erschienenen Einleitungen; zum mindesten hätten wohl Cornill und Sellin aufgeführt werden müssen. Delitzsch, Lese- und Schreibfehler ist wohl im Text zitiert, findet aber im Literaturverzeichnis keine Erwähnung. „Seit C. H. Graf, Die geschichtlichen Bücher des AT (1866) 81 ff. gilt Ez. als der Verfasser des ‚Heiligkeitsgesetzes' (H) Lv. 17—26". (S. 9 Anm. 3) ist doch in dieser Form nicht richtig. S. 149 ist aus dem Namen „Tel-Abîb" wohl zu viel erschlossen; desgleichen aus den Namen Seite 158 und 163. Doch das sind Kleinigkeiten. Aufs große Ganze gesehen ist D.s Arbeit eine erfreuliche und beachtenswerte Leistung.

Farbridge, Maurice H.: **Studies in biblical and semitic Symbolism.** London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1923. (XV, 288 S.) 8°. Bespr. von Friedrich Stummer, Würzburg.

Das Buch ist veranlaßt worden durch die Arbeit am Artikel Symbolism (Semitic), den der Verfasser für die Encyclopedia of Religion and Ethics übernommen hatte. Allem Anschein nach haben wir es mit der auf eine halbwegs lesbare Form gebrachten Materialsammlung für diesen Beitrag zu tun. Auf diesen Gedanken wird man geführt, wenn man Zitate ohne jede Angabe des Fundorts oder ohne Nennung der Seitenzahl des angeführten Werks findet, auf eine Darstellung verwiesen wird, die sich on a coin of Myra, in Lycia finde, ohne daß gesagt wird, wo diese Münze abgebildet ist, und ähnliches mehr. Manches, was unbedingt hätte angeführt werden müssen, vermißt man, wie z. B. Hehns Siebenzahl und Sabbat. Das völlige Fehlen von Abbildungen ist bei einem Buche wie diesem ein sehr empfindlicher Mangel. Einzeluntersuchungen, welche die Kenntnis des Sinnes einzelner Symbole durch Darbietung und Verarbeitung alles aufzufindenden Materials fördern, bietet der Verfasser nicht, sondern erzählt nach einleitenden allgemeinen Bemerkungen über biblischen und semitischen Symbolismus dem Leser allerhand über Symbole aus dem Pflanzen- und Tierreich, über die symbolische Verwendung der Zahlen, die sinnbildliche Darstellung der babylonisch-assyrischen Götter, über Begräbnis- und Trauergebräuche usw. Dabei läuft dem Verfasser manche kuriose Behauptung mit unter, wie z. B. Ps. 11, 1, dessen masoretische Fassung offenbar ganz in der Ordnung gefunden wird, beweise, daß die Juden die Seele als Vogel betrachtet hätten, der um den Körper schwebe und kreische!! (S. 59). Auch sonst hat man mitunter Zweifel, ob der Verfasser für sein Thema genügend vorgebildet war: über seine Etymologien deckt man besser den Mantel christlicher Nächstenliebe, und wenn man S. 79 den hebräischen ראם immer noch als unicorn bezeichnet findet, so können auch gelegentlich angeführte assyrische Wörter und Sätze den Verdacht nicht bannen, daß der Verfasser kein Assyriologe ist. Es ist schade, daß das Buch durch solche Mängel verunstaltet ist. Denn die Absicht des Verfassers ist durchaus löblich: er will das Material sammeln und versuchen, es zunächst aus den semitischen Quellen erklären, ohne sich durch voreilige Berücksichtigung evolutionistischer oder psycho-analytischer Theorien den Blick trüben zu lassen.

Löw, Immanuel: **Die Flora der Juden.** III: Pedaliaceae-Zygophyllaceae. Wien: R. Löwit 1924. (XI, 522 S.) gr. 8°. = Veröffentl. d. Alexander Kohut Memorial Foundation. Bd. III. Bespr. von F. Perles, Königsberg i Pr.

Die Bedeutung des Löwschen Werkes ist schon bei der Besprechung des zweiten Bandes an dieser Stelle[1] gewürdigt worden. So kann Ref. sich heute auf eine Reihe von Einzelbemerkungen beschränken.

Von besonderer prinzipieller Bedeutung ist die Feststellung, daß die landwirtschaftlichen Voraussetzungen der Mischna auf den Verhältnissen des ersten Jahrhunderts fußen (S. 1—2). Gegenüber der oft zu beobachtenden Ignorierung der Aufschlüsse, die gerade die Mischna zur genauen Bestimmung von Pflanzen bietet, bemerkt Löw mit Recht (S. 325): „Wann wird man endlich einsehen, daß die Mischna als testis linguae unwidersprechliche Autorität ist? Die Voreingenommenheit gegen nachbiblisches Judentum darf nicht auf rein philologische Fragen übertragen werden." Als die wissenschaftliche Erforschung des nachbiblischen jüdischen Schrifttums eben erst eingesetzt hatte, schrieb schon Franz Delitzsch[2]: „Wir fangen an, die großen Lücken . . . unserer Linguistik zu gewahren". Unter denen, die diese Lücke seitdem auszufüllen unternahmen, steht mit an erster Stelle Löw, und aus der Fülle neu erschlossener Tatsachen und sprachlicher Identifikationen, die sein Werk enthält, seien nachstehend nur einige Beispiele herausgegriffen.

S. 7 כשומים Jer Šabb 10a (La. des Aruch für בשׂומים der Ausgaben), zwischen Lauch, Sellerie, Rauke, Cichorie und Minze genannt, gehört zu syr. ܟܫܘܡܬܐ „Sesamzweigchen". — S. 35 ברוש bzw. ברות ist „Wachholder". —

1) Jahrg. 27, 460—462.
2) Zur Gesch. d. jüd. Poesie. Leipzig 1836, S. 102.

S. 40 arab. صنوبر „Tannenzapfen“ ist στρόβιλος, worauf schon 1908 unabhängig voneinander Löw und S. Fraenkel kamen. — S. 69 ויתא Nidda 63a (La. des Aruch), syr. ܐܝܬܐ, das eine Seifenpflanze bezeichnet, ist nach arab. رتة als *Limoniastrum* zu erklären. — S. 130 „Wau“ heißt in der Mischna רכפה. Dadurch ist die Kultur der Pflanze in Palästina für spätestens 2. Jahrh. erwiesen. — S. 215 תפוחי הברתיים Men 28b. 63a (Varr. ברתים, ברותים, בירותים) wird schlagend erklärt als die Äpfel, d. i. die kugeligen Zapfenbeeren einer der fünf palästinensischen Wacholderarten wie pomme de pin, Fichten- und Pinienapfel. — S. 253 ff. וֶרֶד schon mischnisch, ist „Weißdorn“ (*Mespilus Monogyna* All.). „Da man die jungen Schösse des וֶרֶד einlegte und aß, wurde das Wort auf junge Schösse überhaupt übertragen, und wie von *surculus* und *pampinus* „Schoß“ und „Ranke“ *surculare* und *pampinare* „abranken“, so bildete sich von וֶרֶד das Verbum וֵרֵד „abschössen“, „von überflüssigen Schößlingen reinigen“. — S. 331 פתילת האידן Sabbat 2, 1 (Var. der Berliner Maimuni-Handschrift הָאֲדָן) ist die Fruchtkapsel von Salix, die nach ihrer Ähnlichkeit mit einem Fußgestell (אדן) so genannt wurde[1]. — S. 359 ff. interessante Stelle aus Josephus Ant. III 7, 6, wo σάχχαρον durch ὑὸς κύαμος erklärt wird. Hier liegt einer der ältesten aram. Pflanzennamen vor (ܣܚܘܪܐ). Die Josephus-Stelle bietet, wie Löw hervorhebt, die erste Pflanzenbeschreibung aus dem jüdischen Altertum und zugleich die erste sichere Erwähnung des Mohns in der jüdischen Literatur. — S. 391 ff. Die Sifra 28a erwähnte Verfälschung von קְטָף (Storax) mit חלב חמור meint nicht Eselsmilch, sondern Eselstalg, wie Löw aus einer Dioskorides-Stelle nachweist. — S. 473. Das in der Tosiphta einmal neben Sesam und Schwarzkümmel genannte שנונית, mit dem man Gebäck bestreute, ist das Etymon von σίνων (Sinon Amomum L.). — S. 508 ܫܒܪܐ, ܫܒܪܐ „Raute“ ist aus *ܫܒܫܒܐ abgeschliffen, von ܫܒܫ „verwirren“ „berücken“.

Verschwindend gering im Vergleich zu dem Reichtum des Buches ist nach Zahl und Bedeutung, was Ref. an Ergänzungen und Berichtigungen beisteuern kann. S. 16 אעי דקתא im Test. Levi ist wohl קדתא zu lesen[2]. Dazu stimmt auch die La. im Jub. Buch *ḳēdār*, wenn das nicht = κέδρος. Hierher gehört auch עץ קידה bei Asaf (ed. Ven. 135, vgl. Löw S. 413. — S. 23 Z. 17 كلميش l. كلموش. — S. 31 עטרן „Teer“ gehört wohl zu akk. *idrânu*[1], das eine ätzende Substanz bezeichnet — S. 34 *Berytus* wird schon von Steph. Byz. richtig von כיר abgeleitet, vgl. meine Bemerkung zu Jes. 24, 15 JQR New Ser. II 100. — S. 83 Z. 13 *ramânu* l. *ramâmu*. — S. 192 Z. 16 wäre als Parallele zu Hos. 2, 8 auf Thr. 3, 11 דרכי סורר zu verweisen, das mit Torczyner[2] zu erklären ist als „er hat meine Wege mit Dornen verstellt“. — S. 242 Z. 16 v. u. אספרגל kommt in den Aram. Papyri noch nicht vor. Denn für ופרגנא (56 I 4) ist mit Grimme[3] זף דגנא zu lesen. — S. 244 ff. über חמשיות „Mispeln“ vgl. J. Perles, Beitr. zur Gesch. d. hebr. u. aram. Stud. 135 ff. — S. 291 Z. 10 ווירוג"א ist natürlich span. *verruga* „Warze“. — S. 312. Unter den alten Darstellungen des אתרוג sind auch die Grabsteine 52 (?). 98. 112. 129. 130. 163. 182. 184 (?) der jüdischen Katakombe am Monte Verde in Rom zu nennen. — S. 323 Anm. ** fehlt Hinweis auf die sowohl durch LXX als auch durch das parallele כשתילי ארזים gestützte Lesung כעבתי נחל „wie Palmzweige“[1] für כערבי נחל[4] Sir. 50, 12, vgl. JQR XI 688 ff. — S. 339 f. Die La. eines Ms. עבר für לבן im samaritanischen Trg. zu Gen. 30, 27 als Wiedergabe von לִבְנֶה erklärt sich einfach als Verlesung aus ערב. Bei der Ähnlichkeit von ב und ר in der samaritanischen Schrift lag ein solcher Irrtum besonders nahe. — S. 435 Z. 5 v. u. Die Ableitung von כַּמֹּן „Kümmel“ von כמן „verbergen“ (im Hinblick auf die geschlossenen Samengehäuse) ist wenig wahrscheinlich, da *kamûnu* schon im Akkadischen belegt ist, während das Verbum כמן dort nicht existiert. — S. 502. Unter den Belegen für die Beliebtheit des Ingwers bei den Juden könnte auch der Name *Zangwill* angeführt werden, der nichts anderes als die englische Transkription von זנגביל ist.

Dalman, Prof. D. Dr. D. Gustaf: Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Institutes für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes herausgegeben. 20. Jahrg. (1924). Mit Register für Jahrg. XI—XX. Berlin: E. S. Mittler u. Sohn 1924. (116 S., 4 Tafeln, 2 Abb. im Text, 1 Karte u. 1 Notenbeilage) gr. 8°. Rm. 3.50; geb. 4.50. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

S. 1—5: Kurzer Bericht über das Institut im Jahre 1923 von A. Alt. — S. 5—22: Gustaf

1) Die Änderung von Jes. 54, 11 אבניך in אדניך hat schon Ewald 1841 vorgeschlagen, doch ist nach Löw der überlieferte Text richtig.
2) Beiheft II zu OLZ (1908) 13a.

1) Del. 30a. Muss-Arn. 23b.
2) Das Buch Hiob S. 8.
3) Das; Z. 21 v. u. bei Löw gehört vor ערבי נחל.
4) OLZ 1911, 537.



Dalman, Daß und wie wir Palästinaforschung treiben müssen. Der Aufsatz ist wie alles, was Dalman zu diesem Gegenstande zu sagen hat, außerordentlich lesenswert. — S. 22—41: A. Alt, Neues über Palästina aus dem Archiv Amenophis' IV. Es handelt sich um die 1918 vom Louvre erworbenen sechs Amarnabriefe, die Thureau-Dangin 1922 in der Revue d'Assyriologie 19, S. 91 ff. mit Umschrift, Übersetzungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben hat. Alt legt die auf Palästina bezüglichen in deutscher Übersetzung vor und bespricht sie in eingehenderer Weise; daß und wie sie unser Wissen um das Palästina der Amarnabriefe vertiefen und verfeinern, tut Alt in seinem ergebnisreichen Aufsatz anschaulich und feinsinnig dar. — S. 41—68: G. Dalman, Durch die ägyptische Wüste nach Palästina; S. 69—76: Ders., Zum Toten Meer und zum Jordan. Zwei Reiseberichte Dalmans, die wie immer allerhand Wertvolles enthalten. — S. 77—83: G. Dalman, Arabische Gesänge zu Weihnachten und zur Osterzeit. Sieben christliche Gesänge aus Jerusalem, die Dalman einer Waschfrau im dortigen Aussätzigenasyl verdankt, in Umschrift und Übersetzung; zu vieren davon teilt D. auch die nach dem Gehör aufgezeichneten Melodien mit. — S. 85—116: Register zu Band XI—XX, bearbeitet von Lic. Emil Priewe. Der ausführliche Index in 5 Abteilungen ist äußerst dankenswert.

Alles in allem: lauter für die Palästinawissenschaft (und zum Teil für benachbarte Forschungsgebiete) Wertvolles. Am wichtigsten erscheint mir in diesem Bande der Aufsatz von Alt.

Dalman, Gustaf: **Några Jesu ord på modersmålet och i judisk omgivning.** Stockholm: Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Bokförlag 1922. (112 S.) 8°. Kr. 3.50. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Vorträge, die D. 1919 in Lund gehalten hat, für die wissenschaftliche Begründung verweist Verf. selber auf sein deutsches Werk des gleichen Jahres: Jesus-Jeschua. Die großen Vorzüge und Verdienste D.s um diese Fragen sind bekannt, seine philologische Methode verträgt aber doch einige Fragezeichen, so wenn Haggadist erklärt wird: „welche mitteilen, worauf die Schrift hindeutet (higgid)", S. 25. Die Vorträge sind: 1. Jesu Sprache. 2. Jesus in der Synagoge zu Nazareth. 3. Jesus und das Gesetz. 4. Jesu letztes Mahl. 5. Jesu Worte über das Brot. 6. Jesu Worte über den Wein. 7. Das Kreuz und der Weg zum Kreuz. 8. Jesu Worte am Kreuz.

Merk, August, S. J.: **Der neuentdeckte Kommentar des hl. Ephraem zur Apostelgeschichte.** (S. 37—58 u. 226—260). 8°. = Sonderdruck aus Zeitschrift für Kathol. Theologie XLVIII, Jhrg. 1924. Bespr. von A. Rücker, Münster i. W.

Daß Ephraem neben den (nur armenisch erhaltenen) Kommentaren zum Diatessaron und den Paulinen auch einen solchen zur Apostelgeschichte geschrieben hat, war nach dem Bekanntwerden einer armenischen Katene (des Georg Skeurazi) mit Ephraem-Zitaten als wahrscheinlich anzunehmen. Auf der Suche nach diesem Kommentar hat Conybeare den Wiener Mechitaristen Akinean veranlaßt, eine dort aufbewahrte anonyme Erklärung der Apg. zu untersuchen, und es stellte sich heraus, daß diese Hs. 571 tatsächlich den gesuchten Kommentar enthielt, leider aber nur unvollständig; zur Ergänzung dienen zwei andere Hss. derselben Bibliothek, sowie die Scholien der genannten Katene. N. Akinean hat 1921 den armenischen Text mit einer neuarmenischen Einleitung herausgegeben als 1. Heft des 2. Bandes der Sammlung „Kritische Ausgabe alter armenischer Handschriften und Übersetzungen" (K'nnakan hratarakut'iun matenagrut'ean ev t'argmanut'ean naxneaç hajoç). Merk hat sich das große Verdienst erworben, dieses wissenschaftliche Kapital in deutscher Münze für Nichtarmenier und Nichtarmenisten überhaupt verwendbar gemacht zu haben. Er behandelt die Vorgeschichte und Ausgabe des Textes, die wenigen Syriasmen der sonst klassischen Übersetzung und den Charakter der Arbeit Ephraems. E.s Erklärung ist sehr knapp gehalten, fast noch kürzer als wir es von seinen Diatessaron- und Paulinen-Kommentaren her gewohnt sind; man könnte m. E. eigentlich eher von einer Sammlung von Scholien sprechen. Der exegetische Ertrag ist ziemlich gering; um so größer aber die Bedeutung für die Textkritik. Letzterer widmet darum M. den größten Teil seiner Einzeluntersuchungen; er kommt zu dem Resultat, daß dieser Kommentar E.'s nach Abstrich mancher Stellen, wo der armenische Übersetzer den ihm geläufigen Wortlaut eingesetzt hat, sehr viel Eigengut der „westlichen" Überlieferung zeigt. Eine Sonderbehandlung erfährt noch die Einleitung der Erklärung und die höchst merkwürdige Kapiteleinteilung. — Eine lateinische Übersetzung (doch wohl mit einer Neuausgabe des armenischen Textes) ist, wie M. mitteilt, von P. Vardanean für die Patrologia orientalis, Bd. XX geplant. Die eingehenden Untersuchungen M.'s, zu den auch N. Akinean durch einzelne Verbesserungen seiner Ausgabe beigesteuert hat, werden auch neben der in Aussicht gestellten Edition für die Geschichte der Exegese und für die Textkritik ihren Wert behalten.

Obbink, Dr. H. Th.: **Op bijbelschen bodem.** Egypte-Palestina-Syrië. Amsterdam: H. J. Paris 1924. (271 S.) 4°. fl. 7.25; geb. 8.50. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Dieses Buch, vom Verlag vornehm ausgestattet, bietet dem holländischen Laien neben einer angenehmen Lektüre ohne Zweifel viel Belehrung. Die Eindrücke einer Orientreise aus dem Jahre 1922 wiedergebend handelt es von den Pyramiden, dem Tal der Königsgräber, Tut-anch-amon, Theben, dem Ketzerkönig, dem Land, der Bevölkerung (Fellachen und Städter, Beduinen, Kopten, Protestanten), dem gegenwärtigen Zustand Ägyptens. Dann von den biblischen Erinnerungen Palästinas (Jerusalem, Bethlehem und Hebron, Jordan und Totes Meer, Galiläa, Syrien und Libanon), Land und Leuten und dem Zionismus. Der Fachmann wird beim Lesen des Buches weniger auf seine Rechnung kommen. Denn was über die ägyptischen und palästinisch-syrischen Ortschaften und Denkmäler mit Einflechtung historischer, literarischer und biblischer Daten gesagt wird, ist allgemein bekannt. Ja, wenn der Verf. mit Bezug auf seine Darstellung speziell palästinischer Land- und Ortschaften S. 168 sagt: die Hauptsache sei ihm het verlevendigen van bijbelsche herinneringen, so weiß der Kenner, daß das Land doch nicht so ohne weiteres ein fünftes Evangelium, wie man es wohl genannt hat, ist, daß man vielmehr von dem heutigen palästinischen „milieu“ manches fort- bezw. dazudenken muß, um ein getreues Bild des einstmaligen biblischen Palästina zu gewinnen. Diese Forderung galt schon für das „milieu“ des Landes vor dem Weltkrieg, „oorlog“, wie der Verf. immer sagt; um wieviel mehr wird es vom gegenwärtigen gelten. Anderseits habe ich bei der Lektüre öfters den Eindruck gewonnen, als gehe der Verf. im Zweifel an der Echtheit wenigstens einiger „heiliger“ Stätten doch zu weit. Das scheint mir besonders bezüglich der Grabeskirche der Fall. Er schildert neben dieser das sog. Gordonsche Golgatha. Sein guter Stern bewahrt ihn zwar vor dem Reinfall, dieses wieder als echt anzubieten. Er bleibt schließlich S. 178 in einem non liquet stecken: mogelijk zijn geen van beide plaatsen „echt“. Wertvoll war mir die Lektüre der beiden Abschnitte de tegenwoordige toestand Ägyptens und het zionisme. Aus diesen bekenne ich mit Dank einiges dazugelernt zu haben.

Groß, M. D.: **Hamilon Haschalem.** I. Teil: Hebräisch-Deutsch mit Verzeichnis der geläufigeren Abbreviaturen. Wien: Hebräischer Verlag „Menorah“ 1924. (XXVIII, 448, 21 S.) kl. 8°. Rm. 6—. Bespr. von Martin Plessner, Hamburg.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der hebräischen Sprache des neuen jüdischen Palästina hat noch nicht begonnen. Die Wiederbelebung des Hebräischen zu einer Sprache des täglichen Verkehrs mit allen seinen komplizierten Erfordernissen, zu einer Sprache für Schöpfungen moderner Literatur, für Werke moderner Wissenschaft, wurde und wird heute noch vielfach als ein Experiment betrachtet, das von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt sei. Über die Berechtigung dieser Anschauung ist hier nicht zu streiten; aber die Tatsache, daß das Hebräische heute wieder für viele Zehntausende die Sprache ihres Umgangs, ihres Denkens, ihrer Tageszeitungen und ihrer literarischen Lektüre ist, daß es eine der drei offiziell anerkannten Landessprachen des englischen Mandatsgebiets Palästina ist, rechtfertigt gewiß die Anschauung, daß es eine Aufgabe der Semitistik sei, die Entwicklung des modernen Hebräisch zu verfolgen. Es handelt sich ja im Grunde genommen um nichts anderes als um die gradlinige Fortsetzung der Entwickelung, die damit begann, daß vor anderthalb Jahrhunderten die Aufklärungsbewegung unter den Juden Rußlands sich der hebräischen Sprache bediente, um moderne westliche Bildung unter den Juden zu verbreiten[1].

Solange die neuhebräische Bewegung eine innere Angelegenheit der Juden Rußlands blieb, war die Gewähr gegeben, daß die Entwickelung der Sprache sich getreu ihren eigenen Traditionen vollziehen würde. Das änderte sich in dem Augenblick, als Palästina der Treffpunkt von Juden aus aller Herren Ländern wurde, die sich nun sämtlich hebräisch zu verständigen suchten, ohne doch auf eine auch nur einigermaßen gleichmäßige hebräische Erziehung zurückblicken zu können. Indes, der Wille zur Hebraisierung schritt über alle Hindernisse hinweg; und das Ergebnis war eine Sprache, in der Europäismen und schwere Verstöße gegen die Grammatik gang und gäbe wurden. Zwar gibt es schon heute in Palästina öffentlich ausgehängte Tafeln, auf denen die gebräuchlichsten Fehler nebst der entsprechenden richtigen Ausdrucksweise für jedermann zu lesen sind. Aber es kann schon heute mit Sicherheit behauptet werden, daß sich ins Neuhebräische genau wie ins Osmanische *ġalaṭāt i mešhūre* einbürgern werden, deren Entstehung verfolgt werden muß, ehe es zu spät ist. Denn ihre Konstatierung ist nur an der gesprochenen Sprache möglich, da in den Büchern und Zeitungen naturgemäß das Bestreben herrscht, grammatikalisch einwandfrei zu bleiben, wozu in der Umgangssprache keine Zeit ist.

Besser liegen die Verhältnisse für die Forschung inbezug auf den Wortschatz. Das Neuerscheinen von Wörterbüchern geschieht ziemlich häufig; und es ist leicht möglich, an ihnen positiv und negativ, d. h. im Hinblick auf Einbürgerung neuer wie auf Ausscheidung alter Wörter, die Entwickelung zu verfolgen. Das Buch, das den Gegenstand dieser Besprechung bildet, besitzt solchen Quellenwert in besonderem Maße, u. a. auch deshalb, weil ihm ein deutsch-hebräischer Teil folgen soll. Obwohl es kein Vorwort hat, ist doch deutlich zu bemerken, daß es nicht den gesamten hebräischen Wortschatz umfassen will, sondern nur die gegenwärtig in der Umgangssprache gebräuchlichen Wörter und Bedeutungen, und zwar für den praktischen Gebrauch. So konnte auf 448 zweispaltigen Klein-

1) Joseph Klausner, Geschichte der neuhebräischen Literatur. Berlin 1921.



oktavseiten (Taschenformat) ein außerordentlich reichhaltiges Material zusammengetragen werden, das sehr sorgfältig ausgesucht und glücklich gruppiert ist. Ein Vergleich mit dem bisher besten Wörterbuch (Grasowsky-Klausner, Millon schel kis, Warschau 1902) ergibt keine wesentlichen Lücken, wohl aber eine außerordentliche Vermehrung des Wortschatzes, besonders an technischen Ausdrücken der verschiedensten Gegenstandsgebiete. Der Verfasser hat der Wissenschaft insofern dienen wollen, als er durch Zeichen die biblischen, talmudischen und nachtalmudischen Wörter unterschied. Leider tritt bei dieser Kennzeichnung aber nicht hervor, ob die für das Wort angegebene **Bedeutung** auch der an der Ursprungsstelle zugrunde zu legenden entspricht, was nämlich häufig nicht der Fall ist. Vielleicht wäre es auch erwünscht gewesen, anzugeben, welche von den (mit 0 bezeichneten) Neubildungen Fremdwörter sind.

Im ganzen handelt es sich um eine wertvolle Bereicherung der neuhebräischen Lexikographie. Das Buch ersetzt natürlich, auch seiner Tendenz nach, nicht die früheren neuhebräischen Wörterbücher vollständig; es reicht aber aus, um auch die modernsten Erzeugnisse der neuhebräischen Literatur zu verstehen. Der zwar kleine, aber sehr schöne und klare Druck auf einem allerdings recht holzhaltigen Papier ermöglichte eine vorbildliche Raumausnützung. Wesentliche sachliche oder sehr störende Druckfehler sind mir nicht begegnet. Eine etwas größere Ausführlichkeit in der Angabe von Bedeutungen vieldeutiger Wörter oder abgeleiteter Verbalstämme wäre manchmal erwünscht gewesen. In der Wiedergabe der Zeichen für die hebräischen Akzente, deren Namen in den Wortschatz aufgenommen sind, herrscht keine Konsequenz; zum Teil sind ihre Gestalten abgedruckt, zum Teil nicht. Ein eigenartiges Versehen ist das Fehlen des dāgēš im ל von המלון auf dem deutschen, dem hebräischen und dem Rückentitel, während im Wörterbuch selbst (S. 192[b]) richtig punktiert ist. — Das Abbreviaturenverzeichnis (21 S.) ist unter denselben Gesichtspunkten zu betrachten wie das Wörterbuch, d. h. es ist im Hinblick auf den gegenwärtigen praktischen Gebrauch ausgewählt.

Hertz, Oberrabbiner Dr. Joseph Hermann: **Jüdische Gedanken und Gedanken über Judentum.** Ausgewählt und zusammengestellt. Autorisierte Übers. a. d. Engl. v. Rosalie Perles. Mit Geleitwort v. Felix Perles. Leipzig: Gustav Engel 1924. (XVI, 248 S.) 8°. Rm. 3.75; geb. 4.80. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Das Buch des britischen Chief-rabbi erhebt nicht den Anspruch, wissenschaftliche Erkenntnis zu mehren, und fällt somit streng genommen aus dem Rahmen der für die Besprechung in der OLZ in Betracht kommenden Schriftwerke heraus. Dennoch darf es hier um des darin herrschenden Geistes willen empfohlen werden. Entstanden aus einer Anthologie für die vor dem Feinde kämpfenden jüdischen Soldaten des englischen Heeres und der Marine hat es sich ausgewachsen zu einer umfangreichen Sammlung von 221 Auszügen aus der gesamten jüdischen und außerjüdischen Literatur, soweit sie Juden behandelt. Die Auszüge sind in fünf Abschnitte gruppiert unter den Titeln „Ich bin ein Jude", „Das Volk des Buches", „Das Zeugnis der Nationen", „Die Stimme des Gebetes (Das jüdische Jahr)" und „Die Stimme der Weisheit". So baut die eminente Belesenheit des Verfassers ein ideales Judentum vor der Seele des Lesers auf, indem sie Gedanken biblischer Schriftsteller bis hin zu solchen der neuesten Zeit, wie Th. Herzl, Wellhausen und Woodrow Wilson auf ihn einwirken läßt. Es ist ein Buch, das sich mehr erzieherisch an das Gemüt, als aufklärend an den Verstand wendet. Darin wird es durch die schöne, sorgfältige Übersetzung aufs beste unterstützt, die übrigens nicht, wie es nach dem Titel scheinen könnte, einfach die englische Vorlage wiedergibt, sondern neben dem Urtext der ursprünglich deutschen Stücke auch den der französischen, hebräischen, aramäischen, griechischen und jüdisch-deutschen heranzieht. Dem Hauptteil folgen Anmerkungen mit den bibliographischen Nachweisen, ein sehr notwendiges Autoren- und Quellenregister sowie ein Sachregister.

Socin, A.: Arabische Grammatik. Paradigmen, Literatur, Übungsstücke und Glossar. 9., durchges. u. verb. Auflage v. Carl Brockelmann. Berlin: Reuther & Reichard 1925. (XII, 317 S.) 8°. = Porta Linguarum Orientalium. IV. Gebd. Rm. 9—. Bespr. von Pontus Leander, Göteborg.

Ich habe an diesem sowohl wissenschaftlich als pädagogisch hervorragenden Lehrbuch nur wenig auszusetzen und kann mich daher auf einige kurze Bemerkungen, die ich mir übrigens schon in der früheren Auflage notiert habe, beschränken. Mehrere derselben sind rein pädagogischer Art; bei einem wichtigen, viel verwendeten Lehrbuch wie diesem dürften aber auch solche am Platze sein. Und einige Druckfehler, die auch fast alle aus der früheren Auflage mit fortgeschleppt worden sind, mögen gleichzeitig getilgt werden.

Mein Freund Prof. Bauer hat mir noch einige andere Bemerkungen zur Verfügung gestellt, die die ich gleichzeitig gebe.

§ 2e (S. 7) sollte lauten: Einem auslautenden *ū* oder *aṷ* wird in pluralen Verbformen meistens noch ein ا beigefügt usw.

Die Darstellung § 5b (S. 10) gewinnt an Klarheit, wenn die beiden dort angeführten mekkanischen Lautgesetze strenger auseinandergehalten werden und jedes durch seine Beispiele beleuchtet wird: für das erstere *i̯u'baru, ǧi'ta, i̯ubāri'* (also nicht *i̯ubāri'u*), für das letztere *ba'usa, i̯u'āmiru, ka'iba, su'ila.* Zum letzten Beispiel sollte bemerkt werden, daß ء zwischen *u*- und *i*-Lauten ى, nicht و, zum Träger hat.

S. 12, Z. 13 v. o. steht noch, lies nach.

S. 12, Z. 7 v. u. steht § 36, Anm. a, lies § 34c.

Die Anmerkung über عَنْ, S. 13 unten, ist überflüssig, weil das Wort sich ja tatsächlich nach der Hauptregel richtet.

Es ist wohl mindestens sehr zweifelhaft, ob die Diphthonge *aṷ* und *aį* vor Doppelkonsonanz wirklich ihr konsonantisches Element verloren haben, § 7d (S. 14), ob nicht vielmehr *mus-ṭa-fa-ṷul-lā-hi*, *qar-na-įil-ba-qa-ra-ti* — mit einem Gleitlaut zwischen den Vokalen — zu sprechen ist.

S. 17, Z. 8 v. u. steht § 80, lies § 79.

Für „Dentale, Zischlaute und *r*, *l*, *n*“, § 12 (S. 20) sage man lieber einfach „Dentale und l“, denn die Zischlaute, sowie *r* und *n*, sind ja auch Dentale. Man sollte das Wort „Dental“ im Sinne von dentaler Explosiva nicht mehr verwenden. Vgl. auch § 37b (S. 38).

Der zweite Satz § 13a (S. 20) würde richtiger und einfacher folgendermaßen lauten: Von so zusammenstoßenden kurzen (sic) Vokalen überwog der erste, wenn der zweite nicht betont war usw.

Nach Brockelmann, Grundriß I 190 wurde *uį* lautgesetzlich zu *ī*, durch Systemzwang oft zu *ū*. Aus seiner Darstellung in Sem. Sprachw.[2] § 115 (S. 81) sowie hier § 13d (S. 21) — wonach *uį* teils zu *ū*, teils zu *ī* wird, ohne daß über die Bedingungen der verschiedenen Entwicklung etwas geäußert wird — scheint hervorzugehen, daß Brockelmann nunmehr diese Ansicht aufgegeben hat. Ihre Berechtigung ergibt sich aber aus Beispielen wie **buįdun* > *bīdun*, wo ja das Ergebnis gegen die Analogie der Mehrzahl dieser Wortsippe, *'af'alu*: *fu'lun*, verstößt und also lautgesetzlich ist. In **kuįsā* > *kūsā* „schlauste“ u. a. und in Verbformen wie *įūbisu* erkennen wir dagegen die Wirkung der Analogie der starken Stämme. Im Hebr. liegen die Dinge ebenso, s. Bauer-Leander, Hist. Gr. § 17h.

§ 13e (S. 21) müßte lauten: . . . umgekehrt *ŭ* vor einem *į* + Vokal zu *ĭ*.

In der Darstellung der westsemitischen dissimilatorischen Silbenellipse, § 14 (S. 21), wird die im Grundriß I 257 gegebene Formulierung beibehalten (s. dagegen Bauer-Leander, § 21r). Für das Eintreten des Vokalschwundes wird also gefordert, daß auch die folgende Silbe offen sein soll, was aber der Tatsache widerspricht, daß nicht nur **radada* zu *radda* wird, sondern auch *radadat* zu *raddat*. Natürlich könnte man *raddat* als Analogiebildung erklären, aber diese Forderung, daß auch die folgende Silbe offen sein soll, ist doch, so viel ich sehe, nicht lautphysiologisch begründet. Auch ist zu bemerken, daß der Vokalschwund nicht erfolgt, wenn der erste der gleichen Konsonanten schon geminiert ist, wie *raddada*, oder wenn der diesem Konsonanten vorangehende Vokal ein anderer langer Vokal als *ā* war.

Das *ka* in ذَاكَ, ذَٰلِكَ, § 17c β (S. 26), ist (so Prof. Bauer) sprachgeschichtlich wohl von Haus aus ein Deutewort und erst sekundär auf die 2. Person bezogen; hier hätte es noch seine ursprüngliche Funktion.

Wenn der Verf., § 35 (vgl. noch §§ 41a, 42b), das Verhältnis des Imperfekts zum Imperativ in der Weise darstellt, daß das erstere aus dem letzteren gebildet worden sei, so dürfte diese Ausdrucksweise von der historischen Entstehung der semitischen Verbalflexion nicht das wahre Bild geben, s. Bauer, Tempora S. 8. Das Imperfektum wird in der Tat nicht vom Imperativ, sondern von der Urform des semitischen Verbs (durch die Präfigierung der Personenbezeichnungen) entstanden sein, aber der Imperativ hat diese Urform am reinsten bewahrt. Der prinzipielle Unterschied dieser Darstellungsweisen dürfte einleuchten.

§ 46b (S. 48): Das ا, welches am Wortende nach ـُوْ *ū* und nach ـَوْ *aṷ* als Pluralendungen steht usw.

Statt „von حَسُنَ“, § 52b (S. 53), lieber „zu“ oder „neben“, da ja das genetische Verhältnis das umgekehrte ist (so Prof. Bauer).

Man darf nicht نُورٌ „Licht“ als eine *fu'l*-Form bezeichnen, § 63f (S. 63). Es ist eher *fūl* (so Prof. Bauer).

Im Verzeichnis der Diptota, § 72 (S. 70), vermisse ich besonders die Nomm. pr., deren Form einer von den Personen des Impf. gleich ist. Der Schüler stößt ja bald auf den Namen يَزِيدُ.

S. 80, Z. 5 v. o. steht 29, lies 30.
S. 80, Z. 12 v. o. steht 30, lies 28.
S. 92, Z. 9 v. o. steht vor, lies von.
S. 94, Z. 2 v. u. steht أوحى, lies أوحى.

§ 92e (S. 97): Das Imperfektum kann auch die Dauer oder die Wiederholung usw.

S. 145, Z. 5 v. u. steht ٱلْمُسْرِكِينَ, lies ٱلْمُشْرِكِينَ.

Zu § 150a (S. 151) könnte bemerkt werden, daß auch unser Relativ „der“ ursprünglich ein Demonstrativ ist.

S. 157, Z. 10 v. o. steht يَنْزَعُوا, lies يَنْزَغُوا.

S. 167, Z. 7 v. o. steht رَحَبْ, lies رَجَبْ.

Statt قَرِءُوهُ, S. 50*, Z. 2 v. o., lieber قَرَعُوهُ „wenn sie ihn (wieder) tadeln sollten“ (so Prof. Bauer).

Daß die Literaturangaben vervollständigt wurden, ist anerkennenswert. Die Übersetzungsübungen ins Arabische samt dem betreffenden Glossar, die dagegen in Wegfall gekommen sind, wird gewiß niemand vermissen; man hatte beim Unterricht für sie keine Zeit.

Brugsch, Mohammed: **Arabisch-deutsches Handwörterbuch**, umfassend die arabische Schriftsprache mit Einschluß des Sprachgebrauchs der Gegenwart. Lieferung I. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (80 S.) 4°. Rm. 4—. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

Da der Verfasser der vorliegenden I. Lieferung keinerlei Vorwort beigegeben, sondern dies vermutlich dem Schlußheft vorbehalten hat, so ist nicht ohne weiteres ersichtlich, welche der „wichtigsten bisher veröffentlichten Wörterbücher und lexigraphischen Sammlungen“, von denen das Titelblatt spricht, herangezogen wurden, und worauf sich die „eigenen Materialien“, die die zweite Quelle bilden sollen, gründen. Sind unter jenen nur die europäischen Lexika oder auch einheimische Werke zu verstehen? Beziehen sich die „eigenen Materialien“ auf den „Sprachgebrauch der Gegenwart“, oder stellen sie Früchte eigener Lektüre in klassischen Schriftstellern dar? Wenn das letztere der Fall ist, welcher Literaturgattung gehören diese an?

Die äußere Anlage und Behandlungsweise des Stoffes, der übrigens in gut lesbarer Schrift sauber autographiert ist, erinnert am ehesten an die Grundsätze der bekannten Wörterbücher von Bélot und Hava aus der *Imprimerie Catholique* in Beyrouth. Ein Vorzug diesen gegenüber ist

die Mitschreibung der Vokale der Desinentialflexion, wodurch dem Anfänger die wichtige Scheidung zwischen Diptosie und Triptosie erleichtert wird. Freilich ist der Verfasser dabei nicht allen Irrtümern entgangen. S. ٥٤c vokalisiert er z. B. بَرَكَاءٌ „Standhaftigkeit im Kampf; Niederknien". Das Wort müßte diptotisch sein, cfr. Ibn Ja'īš ٨٨٤ f.; Howell, *A Grammar of the Classical Arabic Language.* P. I, 1151; 1159; 1788. Das Versehen ist aus Freytags Lexikon abgeschrieben (I, 113b): „بَرَكَاءٌ i. q. بَرَاكَاءٌ". Aber es ist mir sehr zweifelhaft, ob nicht die ganze NF. überhaupt nur auf einen Schreibfehler in einer Hds. zurückgeht. *Lis.* und *Tāǧ* kennen (wie Lane s. v.) nur بَرَاكَاءُ und بُرُوكَاءُ. — Man wird es billigen, daß die modernen Ausdrücke ohne *i'rāb* gelassen wurden.

Infolge der kompilatorischen Entstehung des Lexikons ist es recht reichhaltig geworden, und das ist sehr erfreulich, da auf diese Weise auch der Anfänger ein relativ wohlfeiles größeres Wörterbuch in die Hand bekommen kann. Für die wissenschaftliche Arbeit kann es natürlich die bekannten Lexika nicht ersetzen, um so weniger, als es nicht immer fehlerfrei ist. Nicht ausreichend ist S. ١b: أَبْجَدْ „Bezeichnung für die Buchstaben als Zahlwerte". S. ٢٥a, b: Wenn man sich denjenigen Erklärern, die in Qor. 25,74 plur. Bedeutung des Wortes إِمَام annehmen, anschließt, so darf man doch nicht diesen angeblichen plur. ohne Einschränkung an erster Stelle vor den gemeinhin üblichen plur. أَئِمَّة setzen und die Form أَيِمَّة gar nicht erwähnen. Außerdem hätte ich die Bedeutungen in etwas anderer Reihenfolge gegeben. S. ٣٢b: Statt أُولُو الْبَابِ ist vielmehr zu lesen: أُولُو ٱلْأَلْبَابِ (oder أُولُو ٱلْبَابِ); das bedeutet aber nicht „Beherzte", sondern „(die) Einsichtige(n)", s. Lane p. 84c; 2643a; Fischer, *Chrestomathie Gloss.* 119a. S. ٤٢a: „Bukhara" heißt arabisch: بُخَارَا ohne *alif mamdūda.* Solche Beispiele lassen sich unschwer vervielfältigen.

Tedjini, Prof. B.: **Dictionnaire arabe-français** [Maroc]. Paris: Challamel 1923. (VI, 271 S.). kl. 8°. Bespr. von H. Stumme, Leipzig.

Das Tedjini'sche Wörterbuch, das korrekt gedruckt ist, wird m. E. gute Dienste hauptsächlich denen leisten, die an die Lektüre arabischer Zeitungen Marokkos treten wollen oder solcher arabischer Schriftstücke jenes Bezirkes, die nicht vulgär sein möchten. Aber ein Buch im Werte des „Beaussier" für Algerien ist das Tedjini's für Marokko nicht. Seit dreißig Jahren etwa wuchs die Kenntnis des Vokabelnmaterials des Vulgärarabischen von Marokko immer mehr, in den letzten Jahren nahm sie, dank des Sammeleifers der französischen Gelehrten, geradezu rapid zu, — aber wie spärlich schöpft Tedjini aus diesem Schatze! Auch auf das Lokalisieren der Vokabeln läßt sich T. nicht viel ein, jedenfalls weit weniger als Beaussier. Dagegen figuriert bei ihm eine große Menge von Formen (bes. von der IV. forma verbi), die das gesprochene Marokkanisch niemals anwendet, wohl aber das geschriebene: damit verweise ich auf den ersten Satz meiner kurzen Anzeige zurück.

Muir, William: **The Caliphate, its Rise, Decline, and Fall.** A new and revised edition by T. H. Weir. Edinburgh: John Grant 1924. (633 S.) 8°. Bespr. von R. Strothmann, Giessen.

Da die vorliegende fünfte Ausgabe ein unveränderter Neudruck der vierten ist, die Weir 1915 besorgte, und da die dritte Auflage vom Jahre 1899 nur Abdruck der 1891 vom Verfasser veranstalteten zweiten war, so handelt es sich hier nachträglich um Stellungnahme zum Fortschritt von der zweiten zur vierten Auflage, die s. Zt. bei der OLZ nicht eingehen konnte, d. h. also um die Beurteilung der Verbesserungen von Weir. Der Umfang, die Anlage und auch das Urteil sind im allgemeinen dieselben geblieben. Innerhalb solcher Begrenzung ist im einzelnen manches richtig gestellt. So ist die Darstellung der Eroberung Syriens in den Kapp. 9, 13, 17—21 einschneidend umgestaltet. Noch die dritte Auflage hatte für die dortigen Ereignisse die Reihenfolge: i. J. 13 die Schlacht von Wāqūṣa am Jarmūq und die bei Fihl, i. J. 15 die Schlacht bei Adschnadein. Ohne sich auf dem engen Raum mit den Forschungen von De Goeje, Wellhausen, Caetani ... auseinandersetzen zu können, bekennt sich Weir zur Folge: i. J. 13 Adschnadein und Fihl, i. J. 15 Jarmūq, wobei an die Stelle des „Feldes von Wāqūṣa" jetzt richtig der Nebenfluß Jāqūṣa getreten ist. Die früheren positiven Angaben über die angeblich die syrischen Ereignisse einleitende Niederlage des Khālid b. Sa'īd bei Merdsch Ṣoffar sind jetzt stark eingeschränkt unter Hinweis auf die Unstimmigkeit der Quellen und die besonderen Bedenken gegen die Berichterstattung des Saif (S. 63, 72). Überhaupt bedeutet einen Fortschritt das häufigere Einge-

ständnis der Unsicherheit, z. B. in der Frage der zweiten Eroberung von Damascus (S. 96) oder in der Beurteilung der Schlacht von Ṣiffīn (S. 265). Auch versucht Weir mehr als Muir, auf die inneren Verhältnisse einzugehen, und bespricht so für Ägypten im Anschluß an Bell die Steuerverwaltung (S. 167) und bei der Omaijadenpolitik, freilich in zu starker Betonung, das Bestreben, Jerusalem zum religiösen Mittelpunkt des Islam zu machen (S. 343). Völlig neu hinzugekommen ist zur Erklärung des Zusammenbruchs der Omaijadenherrschaft das ganze Kap. 68 „Die arabischen Stammesfehden in Khorāsān". Und enden konnte das Werk jetzt nicht mehr mit jenem pessimistischen Satz, der es noch i. J. 1899 schloß: „So wird (d)er (Islam), soweit die Lehren der Geschichte zeigen, erstarrt bleiben." Weir deutet am Umsturz in der Türkei und in Persien kurz die neuen nationalen Bewegungen an (S. 603f.). Freilich spiegelt auch sein Schlußsatz nur eine derzeitige politische Lage oder nur einen dem Augenblick entsprechenden politischen Wunsch wider, wenn Weir wartet auf jenen „für den Islam glücklichen Tag, da die Führerschaft im Glauben" — so (*chieftainship of the Faith!*) faßt er das Chalifat merkwürdigerweise auf — „wieder einem Manne übertragen wird, dessen Muttersprache die Sprache des Propheten ist." — Zutat von Weir sind auch die sechs Seiten Bibliographie der wichtigsten Literatur (S. 608ff.), sowie in oder unter dem Texte einige neue Hinweise auf Quellen, darunter auch orientalisch-christliche wie die Alexandrinische Patriarchengeschichte (S. 160) und die Chronik des Johannes von Nikiu (S. 158).

Daß das Werk von Muir zum fünften Mal erscheinen konnte, ist gewiß ein Zeichen seiner großen Beliebtheit. Aber 41 Jahre trennen die fünfte Auflage von der ersten. Daß da bei dem sehr schonenden Vorgehen des Herausgebers auch Veraltetes stehen geblieben ist, möge je ein Beispiel von den beiden Enden zeigen: Die die Chalifenmacht begründenden sogenannten *ridda*-Kämpfe werden noch zu sehr in der üblichen Weise als Strafzüge gegen Apostaten und Empörer aufgefaßt (Kap. 3 ff.), und gleich Muir verabschiedet sich Weir vom Thema trotz der Barthold'schen Forschungen mit der Nacherzählung der angeblichen Übertragung des Chalifates auf Soliman den Ersten durch den ägyptischen ʿAbbāsiden Mutawakkil (S. 596). Zu solchen Unebenheiten im Hauptstoff treten Unzulänglichkeiten in Einzeldingen. So werden die Sunniten in ihrem Unterschied von den Schīʿiten noch immer mißverständlich charakterisiert (S. 599 Anm. 1), und statt der übernommenen Verwunderung über das rätselvolle Verhalten des Ibn Saudā, des Gegners von Othmān, sähen wir lieber einen Hinweis auf die einschlägigen Untersuchungen J. Friedländers in ZA XXIII S. 296ff.; XXIV S. 1ff. und in JAOS XXVIII u. XXIX (s. Index in XXIX S. 161f.).

Guillaume, Alfred, M. A.: The Traditions of Islam. An Introduction to the study of Hadith Literature. Oxford: Clarendon Press 1924. (184 S.) gr. 8°. Bespr. von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Eine Einführung in das Studium des Hadith, die die Ergebnisse der bisherigen Forschung kurz und übersichtlich zusammenfaßte, fehlte schon längst. Diesem Bedürfnis kommt Guillaumes Werk in glücklichster Weise entgegen. Sein Ziel ist nicht, ein dem Hadith-Forscher unentbehrliches Nachschlagewerk zu bieten, das — etwa in der Art von Juynbolls Handbuch des islāmischen Gesetzes oder H. B. Swetes Introduction to the Old Testament in Greek angelegt — auch auf die mehr technischen Fragen beim Studium der islamischen Traditionen Antwort gäbe, Ausgaben und Literatur zu Einzelfragen namhaft machte usw., sondern vielmehr, in gedrängter Form eine richtige Einstellung zu der Hadith-Literatur und eine allgemeine Kenntnis von ihr zu vermitteln, die für eine fruchtbare Beschäftigung mit den Traditionen unerläßlich sind. Ist das Buch demnach in erster Linie für jemand bestimmt, der erst an das Studium des Hadith herantritt, so wird es doch auch der Sachkundige nur mit Nutzen in die Hand nehmen (besonders sei auf die bequemen Zusammenstellungen von Fachausdrücken der Traditionswissenschaft 86ff. und 181f. aufmerksam gemacht). Daß die leitenden Grundgedanken zum guten Teil auf Goldzihers bahnbrechenden Forschungen beruhen, ist selbstverständlich und wird auch vom Verfasser im Vorwort hervorgehoben. Gleichwohl kann er für sich mit Recht selbständiges Quellenstudium beanspruchen: die nähere Ausführung und die Belege rühren von ihm her; in jene konnte er eine Reihe wertvoller eigener Beobachtungen verweben, und diese sind durchweg gut ausgewählt.

Den Hauptteil des Buches bilden folgende sieben Kapitel: I. The Evolution of Hadith (9—36): Hadith und Sunna. — Are any hadith genuine? — Their genesis and historical value. — When were hadith first written down? . . . — Mālik's Muwaṭṭa. — Musnad of Aḥmad. — The six canonical collections . . . — Other collections. II. The Umayyad Period (37—55): Faint influence of the great Umayyad line on tradition . . . — Hostile attitude of doctors towards Umayyads reflected in hadith . . . —

Official counter-invention of hadith. — Syrian hadith. — Hadith frankly recognized as inventions. III. The Abbasid Period (56—76): . . . Dynastic hadith, Alid, Umayyad and Abbasid. — Shīa Collections. — Establishment (im Sinne von reviving) of the sunna. — Ṭalabu-l-ʻIlm and its object. — Enormous growth of tradition. — Contradictions, critics and harmonizers. — Doctrine of Ijmāʻ applied to hadith. — IV. Criticism of Hadith by Muslims (77—97): . . . Hadith as a study. — Method of Muslim criticism. — The categories of hadith. — Ibn Khaldun's verdict on tradition. — Modern criticism by Muslims. V. Selections from Hadith (98—131): dies Kapitel bietet wie die beiden folgenden nützliche Zusammenstellungen, die eine gute Übersicht über den Hauptinhalt des Hadith gewähren. VI. Borrowing from Christian Documents and Tradition (132—149): Muslims accuse one another of slavishly imitating Christians. — Imitation of miracles of Christ; of sayings; of parables. — Ascetics and monks. — Logia of Jesus. VII. Some Aspects of the Prophet Muhammad in Tradition (150—158).

Da die Darstellung auf Gedanken fußt, die zum Iǧmāʻ der Islamforschung gehören, sind wesentliche Einwände nicht zu erheben. Die kleinen Bemerkungen, die ich hier anknüpfen möchte, beeinträchtigen denn auch nicht im mindesten das Gefühl des Dankes gegenüber dem Verf. für seine wertvolle Gabe, der hiermit eine baldige zweite Auflage gewünscht sei.

S. 17 hält es Verf. wenigstens für möglich, daß die (nichtkoranischen) Äußerungen Muhammads noch zu seinen Lebzeiten niedergeschrieben worden seien, während er doch S. 9 mit Recht festgestellt hat, daß die raison d'être für die Traditionen erst mit dem Tode des Propheten begonnen hat. S. 65 wird aus der verhältnismäßig geringen Anzahl von Traditionen im Muwaṭṭaʼ geschlossen, daß Mālik nicht wesentlich mehr gekannt habe; das Richtige steht aber schon S. 20. Ferner dürfte die Stelle auf S. 70, wo der Gegensatz von raʼj und ḥadīṯ behandelt wird, kaum allgemeinen Beifall finden: It was a controversy to determine not so much what the law of the community should be, but rather on what principle it should rest—free and independent drawing from the legal systems of the civilized world, or the *sunna* of the prophet as reported by tradition . . . the controversy ended in the complete victory of the traditional party, so that their doctrines have become an integral part of the faith of a Muhammadan. S. 71 hätte die Stellung aš Šaibānīs, Māliks und aš-Šāfiʻīs eine ausführlichere Darstellung verdient. S. 75 ist die Einführung des Iǧmāʻ doch etwas zu einfach geschildert. Überhaupt hätte in diesem ganzen Abschnitt Sunna von Hadith noch schärfer getrennt werden sollen. S. 78 Z. 4 muß es natürlich Abū ʻĀṣim heißen. S. 96 durfte Moulavi Cheragh Ali, dessen Bedeutung ich keineswegs unterschätze, doch nicht als Typus des modernen Muhammedaners hingestellt werden. Der Passus S. 102 über den Ṭalāq ist insofern irreführend, als der Leser nichts von den koranischen Bestimmungen darüber erfährt. S. 108 Anm. 1 wäre ein Verweis auf W. Gottschalk, das Gelübde nach älterer arabischer Auffassung 167ff., besonders 172 am Platze gewesen. S. 109 Z. 2 ist adultery inkorrekt, ebd. Z. 16 ist before schief: der Sinn ist „ohne daß". Das dort behandelte Hadith, in dessen Beurteilung ich vom Verf. abweiche, bedroht m. E. den Mörder eines Muslims mit der ewigen Höllenstrafe ebenso wie den Ungläubigen; die in Anm. 1 gebotene gewöhnliche Erklärung ist sekundär. Hier liegt der Fall vor, daß sich im Hadith noch eine Ansicht zeigt, die zur Zeit des Entstehens der Maḏāhib schon ganz aufgegeben ist. Leider bleibt die Wichtigkeit der Traditionen für die Erforschung der ältesten Geschichte des Fiqh ganz unberücksichtigt. S. 157 wird mit vollem Recht auf das Kriterium der Länge der einzelnen Hadithe aufmerksam gemacht. Vermißt habe ich besonders einen Hinweis auf die Grenzen der Autorität des Hadith für den heutigen Muslim, die durch den Iǧmāʻ gezogen sind: die kurze Darstellung 75f. ersetzt ihn nicht. So kann es vielleicht kommen, daß der Leser des Buches die Wichtigkeit der Traditionen für die Gegenwart etwas überschätzt.

Es folgen zwei Anhänge; der erste behandelt The Caliphate in Tradition (159—171); der Titel ist etwas irreführend, denn Verf. bietet nur Auszüge aus Ibn Ḫaldūns Muqaddima, as-Sujūṭīs Kalifengeschichte und Syed Ameer Alis The Spirit of Islam; doch gibt der Abschnitt eine willkommene Ergänzung zu den Äußerungen verschiedener Orientalisten über das Kalifat. S. 162 Z. 9 v. u. fehlt Abū Bakr. Anhang B bietet a Translation of the Kitābu-l-Qadar from the Ṣaḥīḥ of al-Bukhārī (171—178), die Verf. zusammen mit hier weggelassenen Noten in einem Artikel in JRAS 1924, 42—63 bereits veröffentlicht hatte; für die Beifügung der Übersetzung kann man nur dankbar sein, denn sie vermittelt einen sehr guten Einblick in das Aussehen einer Hadith-Sammlung. Ich habe die Übersetzung genau nachgeprüft und hätte, abgesehen von Kleinigkeiten, nur Folgendes zu erinnern. 172, 1 „und", nicht „for"; ebd. 13 besser mit der Vulgata „eine Elle oder zwei Ellen"; ebd. 19 „vollenden", nicht „decree"; 173, 1f. „handelt für das, für das er geschaffen und für das er vorbereitet worden ist"; ebd. 11 besser „in der Anlage zum Islam"; ebd. 14f. „was meinst du zu denen, die als kleine Kinder sterben?"; ebd. 31: warum ist die Einleitung weggelassen, durch die das Ganze doch erst eigentlich verständlich wird?; 174, 1 streiche „shall"; ebd. 4 „er auf die Erde schlug" (scil. in Gedanken versunken); ebd. 9 „jeder ist vorbereitet" und „rezitierte"; ebd. 18 „hast du gesehen"; 175, 20 „Aber", nicht „Nevertheless"; ebd. 21 „liefert aus", nicht „precipitate"; die verschiedenen Varianten im Text dieser Tradition (der bei Krehl-Juynboll ist nicht der beste) hätten Erwähnung verdient; 176: hier bildet 9a kein eigenes Hadith, sondern gehört noch zur Überschrift. Im ganzen kann die Übersetzung also als sehr zuverlässig bezeichnet werden.

Druck und Ausstattung sind hervorragend gut. Druckfehler im englischen Text sind mir nur verschwindend wenig aufgefallen; etwas häufiger treten in den umschriebenen arabischen Stellen und Eigennamen Versehen auf, die nicht bloß auf den Setzer zurückgehen können (besonders störend S. 134 Z. 2). Hoffen wir, daß Verf. uns auch eine so schöne Behandlung der šīʻitischen Traditionsliteratur schenkt, die er hier aus guten Gründen unberücksichtigt gelassen hat.

Petite Histoire de Syrie et du Liban[1]. Beyrouth (Grand-Liban): Imprimerie Catholique 1924. (150 S. und eine Übersichtskarte). Bespr. von M. Sobernheim, Berlin.

In Beirut ist eine kleine Geschichte Syriens und des Libanons erschienen, die sich gleichzeitig an Lehrer und Schüler wendet. Sie unterscheidet drei Textarten: Der in starken Typen gedruckte Text ist für die Anfänger, der in gewöhnlichen Typen für die mittleren Schüler und der kleingedruckte Text, der in Klammern gesetzt ist, für die Schüler der höchsten Klassen bestimmt, also ein ausgesprochenes Lernbuch; das kennzeichnet sich auch dadurch, daß der letzte Absatz eines jeden Kapitels eine Zahl von Fragen zur Wiederholung des Inhalts enthält. Das Ganze ist eine gute Übersicht; p. 1—27 Das Altertum, sehr kurz geschildert; p. 27—75 Das Mittelalter; p. 76—138 Die Neuzeit, am ausführlichsten. Das Buch ist deshalb recht wertvoll, weil ein Teil des Inhalts, nämlich die Geschichte des Libanons, nicht allgemein bekannt ist. Wenn auch im allgemeinen nur die Tatsachen gegeben werden, so ist das Buch auch darum nützlich, weil in vielen Abschnitten die organisatorische und religiöse Entwicklung (s. Kapitel V u. XX) der betreffenden Epoche nebst Entstehung der Sekten und die Missionstätigkeit des Heiligen Stuhls geschildert werden. Die Tendenz des Buches ist, wie zu erwarten, franzosenfreundlich, dies zeigt sich namentlich im Schlußkapitel „Das neue Syrien". Die letzte Phase in Syrien, die Einteilung in drei unabhängige Provinzen: das eigentliche Syrien mit Damaskus und Aleppo, der alauwitische Staat, (nach der dort wohnenden Sekte der Alauwiten oder Nusairier genannt) mit der Hauptstadt Tripolis und der Großlibanon sind bereits verzeichnet, doch ist zu bemerken, daß der Hauran zur Zeit mit dem erstgenannten syrischen Staat verbunden ist. Das vorletzte Kapitel ist gegen das alte türkische Regime gerichtet und schildert die Rolle, die die Türkei im Kriege und unmittelbar nach dem Kriege (Herrschaft Faisals in Damaskus) gespielt hat. Bei der Schilderung des Baues der Eisenbahnen ist die vom Sultan Abdulhamid II mit Hilfe deutscher Ingenieure erbaute Mekkabahn, ebenso wie die im nördlichen Syrien laufende Bagdadbahn nicht erwähnt. Auch fehlt ein Bericht über die Tätigkeit der deutschen Kolonisten, während der zionistischen Bestrebungen kurz, aber unfreundlich gedacht wird. Das Buch ist wegen seiner knappen präzisen Darstellung, abgesehen von der durch seine bestimmte Tendenz bedingten Färbung, zu empfehlen.

1) Der Autor ist nicht genannt, wie häufig bei den Lehrbüchern, die von den Jesuiten in Beirut herausgegeben werden.

Zu gleicher Zeit ist in demselben Druck eine arabische Übersetzung von „einem der Jesuiten-Väter" erschienen, die für den Unterricht in den in kleineren Städten und Dörfern Syriens gelegenen Schulen von großem Nutzen sein wird, da dort vielfach nicht in französischer Sprache unterrichtet wird. Die Übersetzung ist möglichst wörtlich gehalten, doch kommen wohl manchmal alle Feinheiten des französischen Textes nicht zur Geltung. Die Übersetzung ist ebenfalls mit einer Landkarte ausgestattet.

Tarchi, Ugo: **L'architettura e l'arte musulmana in Egitto e nella Palestina.** Torino: C. Crudo & Co. (18 S. ital. u. franz. Text u. 166 Taf.). 2°. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

In der Vorrede ist die Absicht des Werkes, dem Mangel an gutem Illustrationsmaterial auf dem Gebiete islamischer Kunst, insbesondere islamischer Baugeschichte abzuhelfen, klar und schlicht ausgesprochen. Es soll durch viele Abbildungen, die sich gegenseitig unterstützen und durch zahlreiche Detailwiedergaben Gelegenheit geboten werden, sich ein lebensvolles Bild zu schaffen und entwicklungsgeschichtliche Fragen zu studieren. Diese Absicht wird durch 166 prachtvolle, technisch erstklassige warmtonige Lichtdrucktafeln glänzend erfüllt, um so mehr als ein im Vergleich zu dem Gebotenen sehr mäßiger Preis eine weite Verbreitung des Werkes gestattet. Neben den nach vorhandenen Aufnahmen der neun bedeutendsten teils amtlichen, teils privaten Bildstellen gefertigten Tafeln (Comité de Conservation des Monuments de l'Art Arabe—Museen—Belgian-photo-stores—Bonfils—Fasani—Kodak-society—Th. Kofler—A. Mayer—Zangaki-Peridis) nehmen die unter eigner Aufsicht neu entstandenen Photographien doch wohl nur einen bescheidenen Raum ein. Leider ist der nützliche, ja notwendige Einzelnachweis der Herkunft nicht geführt; es fehlt sogar ein Verzeichnis der 166 Tafeln mit ihren 309 Abbildungen — bei dieser Fülle ein erster empfindlicher Mangel. Die Unterschriften der Tafeln sind ferner, da der Begleittext nicht auf die Bildinhalte eingeht, nicht einmal auf die Tafeln verweist, durchwegs viel zu knapp; sie enthalten auch viele Verlesungen und Unrichtigkeiten, etwa Kidimâs statt Kidjmâs el-Ishâkî, Aitomoch statt Aitomich, Labranab statt Labbanah. Meist begnügt sich der Verfasser mit einem: porta, ingresso, interno, wo ein: Blick in den Ostiwân (Tafel 51b), vor der Wiederherstellung (Tafel 62b) usw. verlangt werden muß. Dagegen bekommen wir Ähnliches wie das schwülstige: nicchia per la preghiera, orientata verso la Mecca, statt mihrab und pulpito per la lettura del corano, statt mimbar, immer wieder zu lesen.

Im Titel des Werkes wäre wohl richtiger statt Ägypten und Palästina nur Kairo genannt worden, denn 152 Tafeln behandeln Alt- und Neu-Kairo, während nur sieben die allerlandläufigsten Dinge Palästinas, den Turm von Ramleh, den Felsendom und die Aksâmoschee zu Jerusalem darstellen. Daß man einige, ebenfalls übliche Bonfils-Aufnahmen Syriens (2 Tafeln), Aufnahmen der Omaijaden-Moschee zu Damaskus und der großen Moschee Baalbeks einstreut, wirkt noch peinlicher. Vollends unverständlich aber ist es, wenn an letzter Stelle noch 5 Tafeln mit einigen sehr bekannten indisch-islamischen Bauwerken folgen, welche der Autor aber nicht einmal dem Namen nach zu kennen scheint, denn er begnügt sich beim Grabbau Humajûns in Alt-Dehli mit „moschea", bei dem Grabmal Mahmûd 'Âdil Schâhs, dem Gol-gumbas (1626-60) in Bischapûr mit „Mahmoud". Jumma Musijd soll Djuma Masdjid bedeuten usw.

Den mit Federzeichnungen durchsetzten Begleittext des Architekten Tarchi hätte man sich ganz sparen können. Er ist nicht allein wissenschaftlich unbrauchbar, sondern auch so oberflächlich, daß er in der Hand nicht fachmännischer, harmloser Interessenten nur Schaden anrichten kann. — Einigen Sätzen über die durch die monotheistische Lehre zum Kulturvolk herangereiften Araber und ihre Eroberungszüge wird der Originalität arabischer Kunst das Wort geredet, die Aneignung der Kulturgüter der unterworfenen Völker nach Möglichkeit geleugnet, dagegen die wichtige Kulturen verknüpfende Wirkung der islamischen Eroberung völlig übersehen. Die Omarmoschee wird als restlos islamischer Bau angeführt, trotzdem er ohne Byzanz undenkbar wäre, der mesopotamische Einfluß wird erst mit den Fatimiden in Kairo spürbar, trotzdem gerade die Zeit der Tuluniden die schlagendsten Zusammenhänge bietet u. dgl. mehr. Das sind grobe Verstöße! Im raschen Tempo wird einiges vom Hallen- und kreuzförmigen Medrese-Typus berichtet. Der heutige Bestand der 'Amr-Moschee gilt dabei als der ursprüngliche, trotzdem ein mehrfacher Wandel nachgewiesen ist. Höchst störende Druckfehler (?) unterlaufen: zweimal hinter einander wird die islamische Eroberung in das Jahr 540 (!) versetzt. So wundert man sich nicht mehr auf S. 6 folgender niedlichen Fußnote zu begegnen: „À l'époque Oméyade appartient aussi la porte dite „„de la ville d'Aladin"" dans les parages de Delhi (Inde). C'est une des plus belles oeuvres d'art produites dans la courte période de domination Musulmane." Der Verf. hat sich auf der von ihm benutzten Tabelle versehen und die von der Hedschra aus gerechnete muhammedanische Jahreszahl 710 für das christliche Jahr, das aber 1310 ist, gehalten und so — einen omaijadischen Bau in Indien entdeckt. Die an sich recht schätzenswerte Quelle, aus der er hauptsächlich schöpft, die er teils mißversteht, teils durch willkürliche Kürzungen schwer entstellt ist:

H. Saladin, Manuel d'art musulman I, l'architecture, Paris 1907. Vielfach gibt Tarchi sich kaum die Mühe, den Wortlaut Saladins etwas zu verändern. Er übernimmt ganze Sätze und bringt sie dann erst nebenan in sein Idiom.

Eine Probe dürfte genügen:

Tarchi S. 12. Absatz 3.	Saladin a. a. O. S. 117.
„La disposition de la mosquée est originale; elle rappelle en partie la koubbet-En-Sakhra (!) de Jérusalem et peut-être plus encore la mosquée du sultan Barkouk." (folgen 4 Sätze als Auszug von $1^1/_2$ Seiten.)	„La mosquée présente une disposition originale, que nous retrouvons à la mosquée Barkouk."......."..une réminisacence incomplète de la Koubbet-es-Sakhra."
„La mosquée de Mohamed-En-Nasser, fils Kalaoun, est en ruine; la porte du medressèh, qui subiste encore, est celle d'une église chrétienne de St. Jean d'Acres portée au Caire comme trophée. Celle ci est de pur style ogival. La mosquée du Sultan Bibars-Gachenguir présente le type du couvent, uni à la tombe du fondateur, dont la mosquée-tombe du Sultan Barkouk est le plus bel exemple, qui nous reste".	La mosquée de Mohammed en-Nasser (1299) .... est en ruine ... La porte du medressé, qui subsiste aussi, est celle d'une église de Saint-Jean-d'Acre rapportée en trophée au Caire, elle est d'un style ogival pur ...... La mosquée du sultan Bibars-Gachenguir est le typ complet de ces couvents accompagnés du tombeau de leur fondateur, dont la mosquée funéraire de Barkouk est le plus bel exemple."

Der Begleittext ist also ein mit Versehen verziertes Plagiat, ebenso wie die flott hingestrichenen Federzeichnungen, den mit keiner Silbe angedeuteten Zusammenhang mit Grundrissen Saladins verraten, die auch dieser schon, natürlich unter Angabe der Herkunft, übernommen hat, z. B. die beiden Wohnhausgrundrisse und die Torgrundrisse. Die Architekturdetails Tarchis sind den auf Tafeln erscheinenden Photographien entnommen. Man vergleiche etwa die Abb. auf S. 8 mit den Tafeln 35, 36, 33 auf S. 11 mit T. 45, 46 und 61, auf S. 13

mit T. 69, 85 und Saladin a. a. O. S. 140, um überdies zu erkennen, wie auch hier vieles mißverstanden und zum mindesten vergröbert ist. Nicht in einem einzigen Fall hat Tarchi etwas selbst vermessen oder nur flüchtig abgeschritten und vor dem Original skizziert und damit hätte uns doch selbst ein nicht baugeschichtlich geschulter Architekt manches geben können! Warum hat der treffliche Verlag sein groß angelegtes dankenswertes Bilderbuch mit dieser „esposizione storico-critica“ und ihren „schizzi“ belastet?

Clermont-Ganneau, Charles: Recueil d'archéologie orientale. Tome VIII. Avec index général des volumes précédents. (428 S. u. 7 Tafeln.) gr. 8°. Paris: E. Leroux 1924. Fr. 60.—. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Das Interesse für Syrien, das in Frankreich stets rege war, ist nach dem Kriege, durch den ein großer Teil des Landes unter französische Oberhoheit kam, noch gewachsen. Das zeigt sich auch in dem Anschwellen der französischen Literatur über die Levante, die zwar zum großen Teil nur auf politische und wirtschaftliche Tagesfragen bezug nimmt oder zur allgemeinen Orientierung über diese Gebiete dienen soll, aber doch auch neben der schönen Zeitschrift „Syria“ so manches wertvolle geschichtlich-archäologische Werk enthält. Hingewiesen sei nur auf die allerdings schon 1917 in Paris erschienenen „Études Syriennes“ von Cumont, auf ein demnächst (nach frdl. Mitteilung Cumonts) zu erwartendes Buch von Dussaud und auf die Vollendung des VIII. Bandes von Clermont-Ganneaus Recueil d'archéologie Orientale, der den erwünschten Abschluß des inhaltreichen Hauptwerkes des verstorbenen Orientalisten bildet.

Schon seit dem Jahre 1888 ließ Cl.-G. diesen „Recueil“ in zwangloser Folge erscheinen, in dem er die Früchte seiner vielseitigen Studien in meist kürzeren Abhandlungen und Notizen darbot. Sie bezogen sich inhaltlich auf verschiedenartige Gebiete, ließen sich aber doch unter dem gemeinsamen Begriff der „Archéologie Orientale“ einigen. Da seit Ende 1907 keine Lieferung des VIII. Bandes mehr erschienen war, konnte man kaum noch mit seiner Vollendung rechnen. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß es Cl.-G. noch vergönnt war, sein Werk, dessen Fortsetzung nach seinen Worten (S. 149) „pour divers motifs qui ne sont pas tous de mon fait“ so lange unterblieben war, zu vollenden und daß seine Schülerin Frau Denyse le Lasseur für die letzten 5 Bände ein ausführliches Register und einen Index der modernen Autoren hergestellt hat, durch die der mannigfaltige Inhalt der Sammlung klar und übersichtlich zu überschauen ist und damit erst recht eigentlich nutzbar gemacht wird. Cl.-G. vollendete sein Werk 1921, und nach dem „Avis au lecteur“ auf p. 305 scheint auch das Register damals schon fertig vorgelegen zu haben; nur das Titelblatt des Buches trägt die Jahreszahl 1924.

Bei der großen Zahl und inhaltlichen Verschiedenartigkeit der Abhandlungen muß ich mich hauptsächlich auf eine kurze Inhaltsübersicht beschränken.

Der größte Teil des Werkes ist der Epigraphik gewidmet: es werden phönizische (§ 19), jüdisch-aramäische (§ 8. 14 bis), nabatäische (§ 27. 28), palmyrenische (§ 1), punische (§ 14) und neupunische (§ 2), griechische und lateinische (§ 6—8. 10—13. 16. 18. 21—25) Inschriften besprochen, ferner jüdisch-aramäische Papyri (§ 20) und eine griechische Münze (von Pella, § 15). Die Worte ἔ[γ]ερσι[ς] . . . Ἡρακλέο[υς] einer Inschrift von ʿAmmān (§ 18) führen zu einer Erörterung (§ 22) der Bedeutung der ἔγερσις Ἡρακλέους Menanders (bei Ioseph. ant. Iud. VIII 146; beachtenswert ist Cl.-G.s Vorschlag, bei Ioseph. c. Apion. I 119 Ἰτ[ο]υραίοις statt des seit v. Gutschmids Konjektur üblichen Ἰτυκαίοις zu lesen). Der Artikel „Forgerons, poètes et musiciens“ (§ 9, vgl. auch p. 147 f.) behandelt die in vielen Sprachen nachweisbare Verwendung desselben Wortes in diesen verschiedenen Bedeutungen (vgl. auch unser „Verseschmied“). In § 17 wird von drei Worten des Talmud ihr griechischer Ursprung nachgewiesen (andere p. 282). Von der Topographie Jerusalems spricht Cl.-G. im Anschluß an das Buch von Kümmel (Materialien . . . 1906). In das Gebiet der Arabistik fallen die Ausführungen über die Namen, mit denen die Bewohner der Belqā' die verschiedenen Regenperioden bezeichnen (§ 4), ferner die Erklärung des rätselhaften Buchtitels كتاب النهمطان des Faḍl ibn Naubaḫt (OLZ 1906, 637) als كتاب نه طاق „Buch der neun Sphären“ (§ 21), endlich der Anfang der archäologisch wichtigen Abhandlung (§ 26) über die Lampe und den Ölbaum im Qorān (Sure 24, 35), die neben kritischen Erörterungen über die syrischen Reisen Muḥammeds und seiner Gefährten reiches Material über die Arten und die Verwendung von Öllampen in syrischen Moscheen und Kirchen beibringt. Der letzte Aufsatz (§ 29) hat die christliche Überlieferung über den Aufstand des Barkochba und speziell das unverständliche Χοχεβᾶς τις ὁ μονογενής bei Georg Synkell. I 660, 19 Bonn zum Gegenstand; Cl.-G. schlägt vor, dafür ὁμογενεῖς zu lesen und das Wort im folgenden Satze hinter Χριστιανούς einzuschieben. — Den Schluß



bilden Nachträge und Verbesserungen zu Bd. IV—VIII, die schon erwähnten wertvollen Indices und sieben Tafeln mit guten Inschriftenphotographien.

Schließlich noch einige Bemerkungen:

p. 5 der Beiname des Ḥairan פרדשי könnte vielleicht von der Stadt Παράδεισος und p. 7 der des ʿOggā [ירקן], was Cl.-G. in Jarḥai ändern will (doch vgl. den Nachtr.!), von Ber-Jarac bei Palmyra (ZDPV XLVI S. 170 nr. 105; wohl schon Assurbanipals „Jarqi") abgeleitet sein; — p. 8 Mitte lies Γολβανης st. Ὀλβ. (s. p. 299, Nachtr. zu t. VII 240); — p. 49: könnte nicht Ἀρκεσίλαος der eigentliche Name des Ἀβεδραψᾶς sein, der sich später so nach seinem Gotte nannte, als er ihn heimlich (um 324 n. Chr.!) auf seinem Landgute in Frīkjā verehrte? — p. 83 unten: daß die beiden Inschriften von Qinnesrīn von Cl.-G. richtig auf die Stadtmauern bezogen werden, habe ich ZDPV XLVI 177 nr. 136 gezeigt (Drummond sah sie 1748 noch am city-wall); — p. 85: Cl.-G. bezieht auf Qinnesrīn fälschlich die zuerst von Pococke Inscr. ant. p. 65 veröffentlichte Inschrift, die dieser „in Castello Conossera", d. i in al-Ḫunāṣira (el-Ḫanāṣir) fand; sie ist auch nicht seitdem verschwunden, sondern von Sachau und M. Hartmann wiedergefunden worden; — p. 168: der Sinn der Inschrift (= ZDPV XLVI S. 64 nr. 19*) wäre klarer, wenn man ἔμμορος statt ἄμμορος lesen dürfte; — p. 170 ff: die Erklärung von ἄλλα (l. ἀλλὰ) γράμμα ΤΩ mit dunklen christlichen Anspielungen ist sehr gesucht; ich lese ἀλλ' ἀγραμμάτῳ und übersetze die Inschrift: „Nicht, [daß] bis zu seiner Entlassung aus dem Heeresdienste der Kaiser dem Ulpianos das γέρας (praemium) zuerteilt hat, sondern dás ist das Wunderbare, daß [dabei] weder ein λόγος noch eine θεία χάρις (offenbar übliche offizielle Ansprachen und Ehrungen) erfolgte, sondern einem Ungebildeten [wurde das γέρας zuerteilt]". Die Inschrift scheint nach ihrem seltsamen Wortlaut von dem Analphabeten selbst abgefaßt zu sein, der anscheinend besonders stolz darauf war, als ἀγράμματος solche militärische Ehren errungen zu haben; — p. 177 ff.: gegen Cl.-G.s geistreiche Vermutung, die Inschrift von Bīr es-Sebaʿ beschreibe eine Fantasia, vgl. die Einwendungen von Bleckmann ZDPV 1913, 237 f., dem sich Alt, Wiss. Veröff. d. dtsch-ṭürk. Denkmalschutzkdos. II [1921] 16 anschließt; — p. 289, Nachtr. zu IV 251: die Zusammenstellung des Namens der Zakkari mit Zakro auf Kreta ist nicht neu; vgl. z. B. Dussaud, Civilis. préhell. [2]1914, 298; — zu p. 293 [Nachtr. zu V 386] über Ardula und p. 298 [Nachtr. zu VII 231] über das Mosaik von el-Masʿūdīje vgl. ZDPV XLVI 189 nr. 192 und XLVII 44 f. nr. 455.

Gaudefroy-Demombynes, M.: La Syrie à l'époque des Mamelouks d'après les Auteurs Arabes . . . Paris: Paul Geuthner 1923. (CXIX, 288 S.) 8° = Bibliothèque archéol. et historique t. III. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Das Buch enthält hauptsächlich Übersetzungen der von Syrien handelnden Partien des umfangreichen „Handbuches für Staatsbeamte" (*ṣubḥ al-'aʿšā fī kitābat al-'inšā'*) des Abu'l-ʿAbbās Aḥmad al-Qalqašandī (im folgenden: Q.), das, um 1400 verfaßt, von Aḥmad Zakī Pascha in 14 Bänden von 1913—1919 in Kairo (Emiriya) herausgegeben wurde. Daneben sind einige Ergänzungen ʿUmarīs Hauptwerk *masālik al-abṣār* entnommen, dessen Druck ebenfalls kürzlich in Kairo in Angriff genommen wurde. R. Hartmann mußte sich in seiner wertvollen Abhandlung über die „Politische Geographie des Mamlūkenreichs" (ZDMG LXX 1 ff. 477 ff.) noch mit kürzeren Schriften bezw. Auszügen beider Autoren begnügen, in denen aber nicht viel Wesentliches fehlte.

Über Veranlassung und Zweck dieser Veröffentlichung erfahren wir vom Verf. folgendes: die Anregung dazu ging von Max van Berchem aus; „si celle-ci est aussi imparfaite, c'est que van Berchem n'était plus là pour m'y aider". Vermutlich wäre sie noch unvollkommener gewesen, wäre nicht die ebengenannte Schrift Hartmanns zur rechten Zeit erschienen, von der G.-D. in seinen Anmerkungen reichlich Gebrauch macht[1]. Wo diese reiche Materialsammlung den Verf. im Stiche läßt, sind seine Anmerkungen — soweit sie geographische Dinge betreffen — meist recht dürftig. Die Übersetzungen sollen als „une sorte de dictionnaire" das Buch von Guy le Strange[2] für die Mamlūkenzeit ergänzen; der Verf. betrachtet sein Buch als ein „ouvrage de vulgarisation" für seine Landsleute, die sich mit Syrien beschäftigen; „il importait de ne point les gêner par une orthographie technique". Aus dieser zarten Rücksichtnahme entscheidet sich G.-D. für ein Mittelding zwischen wissenschaftlicher und populärer Transkription und erklärt furchtlos: „j'accepte, sans défense, toutes les critiques des arabisants sur cette absence de méthode" (p. XV unten). Er vergißt dabei, daß eine ungenaue Schreibung der Eigennamen gerade Nichtorientalisten leicht zu Irrtümern verführt.

Dem eigentlichen Text geht eine *Préface* und eine ausführliche *Introduction* voraus. Im „Vorwort" werden Leben und Schriften Q.s behandelt und die von Q. in den Abschnitten über Syrien zitierten Quellen aufgezählt (zum *rasm al-maʿmūr min al-arḍ* vgl. v. Mžik Denkschr. Akad. Wien LIX, IV S. IV f.). Die Hauptquelle, aus der die meisten Zitate mit übernommen wurden, ist Abu'lfidās Geographie; daneben stammt viel aus ʿUmarī. — Den Schluß des Vorwortes bildet ein recht ungenaues Verzeichnis der häufiger benutzten Literatur.

Die „Einführung" behandelt ausführlich die politische und administrative Organisation des Mamlūkenstaates, von der Q. in den vorangehenden Teilen seines Werkes handelt (p. XIX bis CXIX). Der Verwaltung Syriens sind nur wenige Seiten (p. CVI—CXIII) gewidmet, da der Abschnitt des Q. über sie in der Übersetzung folgt. Aber auch der Kommentar zu

1) Um so auffallender ist es, wenn dieser Aufsatz der ZDMG nach p. 239, 1 als in der „Z. Gesell. f. Or. Sp." erschienen zitiert wird!

2) Palestine under the Moslems, 1890.

dieser Übersetzung ist, wie G.-D. p. CIII selbst eingesteht, zu knapp, um alle Unklarheiten zu beseitigen.

Der Hauptteil des Buches, die Übersetzung der Kapitel über Syrien bei Q. (ṣubḥ IV p. 72—243), zerfällt in 2 Abschnitte: über die Geographie und über die Verwaltung des Landes in der angegebenen Epoche. Einen dritten Teil, die Aufzählung syrischer Gouverneure und Fürsten, die im Original dazwischen steht (a. O. IV p. 158 bis 179), aber kaum Neues bietet, hat G.-D. fortgelassen. Den Schluß bildet eine Übersetzung der letzten Kapitel des ganzen Werkes des Q. (Bd. XIV p. 371—402), die von der Staatspost (*al-barīd;* bei Hartmann a. O. 477 ff.) handeln.

Der geographische Teil ist wie Abu'lfidās *taqwīm al-buldān* meist eine Kompilation aus älteren Werken. So wird auch bei den meisten Orten die Länge und Breite, oft in mehreren Varianten, angeführt, obgleich diese Angaben, die bei jedem Gewährsmann zu einem bestimmten, seiner Karte entnommenen Koordinatensystem gehören, aus ihrem Zusammenhang gelöst wertlos sind. Ein erheblicher Teil der Positionen stimmt mit denen der Abu'lfidā-Übersetzung von Reinaud-Guyard überein. Bei den übrigen ist es fraglich, ob die Differenzen der Zahlen in dem flüchtigen Exzerpieren des Q. oder in der schlechten Überlieferung seines Textes ihren Grund haben. Denn die Zahlenangaben sind oft ungenau: man beachte, daß bei Ǧabala (p. 116) als Varianten zweimal genau die gleichen Positionen stehen (an erster Stelle ist 60° 20′ zu lesen), daß bei as-Suwaidija (p. 95) die Breite (35° 45′) ganz fehlt und daß es bei Bārīn heißt (p. 109): „long 61° 45′ 2". (L. 60° 45′, B. 34° 20′ nach Abu'lfidā, den Q. an allen drei genannten Stellen zitiert). Da die Positionszahlen für uns ein wichtiges Mittel zur Rekonstruktion der älteren arabischen Karten sind, sei es gestattet, hier die Abweichungen von der Abu'lfidā-Übersetzung (deren Zahlen in Parenthese gesetzt sind) zu notieren: p. 56 Ramla L. 50° (56°) 20′; p. 64 Baisān L. 58° (53°); p. 66 Adra'at B. 31° 45′ (55′), 'Aǧlūn L. 58° (53°) 10′, B. 30° (32°) 10′; p. 74 Bairūt L. [nach *kitāb al-aṭwāl*] 50° 55′ (59° 15′): p. 86 Qal'at ar-Rūm B. 30° (36°) 50′, Kaḫtā B. 36° (37°) 50′; p. 87 Karkar L. 67° (61°) 20′, B. 30° (37°) 50′, Bahasnā B. 30° (36°) 40′; p. 88 Baghrās L. 60° 55′ (15′); p. 89 Šaizar B. 31° (34°) 50′; p. 90 Kafrṭāb B. 35° (34°) 15′ [*aṭwāl*], p. 91 Sarmīn B. 35° 55′ (15′), p. 92 Manbiǧ B. 36° 50′ (35′), al-Bāb wal-Buzā'a L. 62° 10′, B. 35° 50′ (das ist nach p. 81 die Lage von Ḥalab im *k. al-aṭwāl*; L. 62° 15′, B. 36°); p. 93 Antākija L. 60° (60° 15′); p. 95 as-Suwaidija L. 60° 45′ (10′), B. s. o.; p. 99 Sirfandakar B. 37° (36°) 20′; p. 101 al-Hārūnija B. 30° (36°) 20′; p. 103 Qal'at Ǧa'bar L. 62°, B. 35° 50′ (62° 50′. 36° 10′), p. 106 Ḥamā L. 61° 45′ (60° 55′), B. 34° 40′ (45′); p. 113 Ḥiṣn al-Akrād L. 60° 30′ (38′), al-Lādiqija B. 35° 45′ (15′; beide nach *aṭwāl*); p. 116 Ǧabala s. o.; p. 120 Ṭabarīja *aṭwāl*: L. 58° 55′ (53° 15′), B. 32° 50′ (5′), *rasm*: L. 57° 65′ (! 45′); p. 121 'Akkā, *aṭwāl*: L. 68° 25′ (53° 15′), B. 33° (32°) 30′; p. 122 Ṣūr, *aṭwāl*: B. 32° 32′ (40′) *taqwīm*: B. 33° 5′ (vgl. *Qijās*: 32° 45′?); p. 126 al-Karak, *Ibn Said*: L. 57° (56°) 50′, *taqwīm*: L. 57° 50′ (30′), B. 31° 5′ (30′); p. 130 eš-Šaubak, *taqwīm*: L. 58° (57°). Viele dieser Differenzen dürften bereits aus dem Original stammen, da das von Q. benutzte Ms. des Abu'lfidā zweifellos von dem von Guyard übersetzten Texte abwich; so werden mehrfach Angaben (meist „Berichtigungen") aus diesem Werke zitiert, die dort fehlen (p. 56 bei ar-Ramla, p. 63 bei Nābulus, p. 69 „Baṣra" statt Buṣra, p. 64 bei Baisān, p. 65 abweichende Position von Bānijās, p. 109 Breite von al-Ma'arra, p. 120 bei Ṭabarīja; auch die *aṭwāl*-Zitate p. 123 bei al-Laǧǧūn und p. 130 bei Ma'ān stammen wohl daraus).

Im übrigen bringt Q. geographisch wenig Neues; hingewiesen sei etwa auf den Berg Gharratā bei 'Ain Fīǧa (p. 46), auf die Angabe, daß man in Ḥimṣ, dessen alter Name Sūrija sei, in Wasserbehältern Fische des Euphrat züchtete, auf einige Burgennamen bei Ṭarsūs (p. 100 f.), auf die Aufzählung der nomadischen Araberstämme bei Damaskus (p. 184 ff.) und Aleppo (p. 219 ff.) und auf einige Varianten zu unsicheren Ortsnamen, die bei 'Umarī vorkommen (zu ZDMG LXX 493, 9: Kalnās; zu 495, 4: Zubdān; 509, 4 handelt es sich um drei Ortsnamen, die auch Q. nennt; zu p. 510 Z. 3: statt al-Bāzār hat Q. at-Tārāt [p. 263]; beide sind vielleicht mit al-Bāra [p. 221] identisch).

Schließlich sei noch folgendes nachgetragen:

p. 3 le val jaillissant ist der alte Sabbatikos (ZDPV 1924 S. 37, Nr. 401); p. 8, l. 49, 2 zur falschen Orientierung der syrischen Grenzen vgl. auch die Iṣṭaḫrī-Karte bei J. H. Moeller, Liber climatum, Gotha 1839 bei p. 35 [rechts unten ist Norden]; p. 16 l. 18 s. lies Qal'at Ǧa'bar und 'Āna [st. Q. Ja'far und 'Ounna], p. 20, 4 und Register l. al-Labwa st. el-Lahwa; p. 32, 2 zu Ǧilliq vgl. R. Hartmann OLZ 1915, col. 235 ff.; p. 33, 4: das Tor al-faradīs in Damaskus heißt schwerlich nach dem Orte Paradeisos (so Dussaud); p. 41, 1 Mitte: bei Jāqūt II 96, 2 s. v. Ǧullāb ist statt Dabb etwa Dahbāna zu lesen (vgl. über den Ort Regling Klio I 461 f.; Moritz Arabien 96, 2); p. 41 Diçân und p. 105 Daisan lies Daiṣān; p. 45 Mitte: Die Lage von dair Murrān (im Gebirge Qāṣijūn zwischen aṣ-Ṣāliḥīja und Dummar nach Q.) war m. W. bisher fraglich. Nach einer von Lammens MFO VII p. 211 ff., Nachtr. zu p. 425, 10 angeführten Stelle lag es jedoch am nahr Ṭaura; p. 82, 3: Bāb Allah wird von Nāṣir i Ḫusrau (p. 14, 14 ed. Berlin, Kāwiānī 1923) wohl fälschlich als Tor von Ḥalab bezeichnet; es war vielmehr ein benachbartes Dorf (Zeitschr. f. Semitist. I 28 Nr. 67); p. 97, 1 und 105: zur Burg Minšār vgl. Tomaschek, Kiepertfestschr. 138; p. 101, 5 Tall Ḥamdūn ist nicht das j. Hamidié [Kalé] (auch Jarsughat und neuerdings Ǧaihān genannt), sondern das 30 km nordöstlich davon ebenfalls am Ǧaihān gelegene „Hamatije Kal'e" der „Karte von Syr. und Mesop.", Bl. B.: Adana (vgl. auch Ališanian, Sissouan 233 ff. und Schaffer, Peterm. Mitt., Erg.-H. CXLI 44. 110); p. 102: qal'at Lu'lu'a ist eine bekannte Burg (Λούλον Kedren. 213, 7 Bonn und öft.), deren ungefähre Lage feststeht (recht fraglich ist ihre Gleichsetzung mit Halala und Faustinopolis bei Ramsay Asia Minor 351—54; BCH 1923, 8 f.); p. 201, 1 unten: al-Mallūḥa ist das j. el-Mellūḥa westlich vom Ǧebbūlsee; p. 248, 7: die Sanǧabrücke ist von der des Bōlamṣū zu unterscheiden; p. 262: zu al-Hattāḫ vgl. Gelzer zu Georg. Cypr. 938.

Jaussen et Savignac, Prof. RR. PP.: **Mission archéologique en Arabie III.** Les châteaux arabes de Qeṣeir 'Amra, Ḥarâneh et Ṭûba. Text mit 121 Figuren (V, 135 S.) u. Atlas mit 58 Tafeln. 4°. Paris: Paul Geuthner 1922. = Publications de la Société des Fouilles Archéologiques. Fr. 100 —. Bespr. von Ernst Diez, Wien.

Nachdem der Streit um die Datierung der vielumstrittenen Schlösser im Ostjordanlande schon fast eingeschlafen und Mschattas Mangel jedweder Inschrift durch eine von E. Herzfeld promulgierte endlich abgeholfen worden war

(Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. 1921, 42. Bd., S. 146), lenkt das vorliegende Werk unser Interesse neuerdings auf diese Bauten und beweist, daß wir über Hypothesen auch heute, trotz neuerlicher Untersuchungen, noch nicht hinaus kommen, wenn sie uns auch der objektiven Wahrheit bedeutend näher bringen.

Gelegentlich eines harmlos gemeinten Wüstenausfluges in die Belkâ bemerkten die beiden gelehrten Professoren-Patres bei Besichtigung der längst durch A. Musil publizierten Schlösser Qaṣr et-Ṭûba, Qaṣr Ḥarâneh und Qṣair ʿAmra, daß manches zu verbessern und zu ergänzen sei, so daß sie eine zweite zu diesem Zweck vorbereitete Expedition unternahmen, deren Resultate schon vor Kriegsausbruch niedergeschrieben waren, aber jetzt erst publiziert werden konnten. Der Stoff ist in fünf Abschnitte gegliedert: I. Itinéraire, II. Qaṣr et Ṭûba, III. Qaṣr Ḥarâneh, IV. Qeṣeir ʿAmra, V. Epigraphie et coup d'oeil historique. Ein Tafelband mit achtundfünfzig Tafeln, Photos und Grundrissen etc. enthält das Abbildungsmaterial, das fast durchaus Neues bringt, also das bisherige Bildermaterial dieser Bauten ergänzt.

Von Qaṣr eṭ Ṭûba wurde ein neuer Grundriß hergestellt, der den Musilschen Plan in wichtigen Einzelheiten berichtigt und ergänzt. Dazu bringen die Verfasser zahlreiche Detailaufnahmen, die in Verbindung mit einer bisher fehlenden, genauen Beschreibung des Ruinenkomplexes überhaupt erst eine für wissenschaftliche Schlüsse genügende Vorstellung dieses Bauwerkes vermitteln. Die Gegenüberstellung je eines tonnengewölbten Saals von Mschatta und Tûba (Pl. XIV), ferner zweier Tore (Pl. XV) und ornamentaler Details (Pl. XVIII) beweisen neuerdings — was uns der bisher möglich gewesene Vergleich der Ornamentik schon vermuten ließ — die Brüderschaft und Schicksalsgemeinschaft dieser beiden unvollendet gebliebenen Bauten.

Auch das aus Gußmauerwerk erbaute Qaṣr Ḥarâneh, dessen Aufnahme bei Musil unzureichend und dessen Rekonstruktion (Arabia Petraea I Moab p. 297) sich angesichts der photographischen Aufnahmen als „trop fantaisiste“ erweist, liegt jetzt erst in genauen Aufnahmen vor.

In Qeṣeir ʿAmra wurden folgende schwerwiegende Fehler der Musilschen Aufnahmen korrigiert: Die beiden großen Bogen des Hauptsaales sind Spitzbogen und nicht Rundbogen (!), die Fensterbänke sind nicht abgeschrägt und besitzen keine Rinnen (feuillieres) im Seitengewände. Die Mauern des an der Ostseite anliegenden dachlosen Raumes sind mit dem angrenzenden Raum, durch den man erst in den dritten Kuppelraum gelangte, nicht verbunden, wie im Wiener Werk Taf. III. eingezeichnet ist. Endlich weicht die bei Musil Taf. III parallel gegebene Orientierung der Cisterne von der Orientierung des Hauptbaues um 11°, also recht stark ab. Die Untersuchung des Großen Saales hat ferner ergeben, daß die Mauern ursprünglich nicht bemalt waren, weil es sonst unerklärlich wäre, daß die Fugen der sorgfältig gefügten Quadersteine mit roten Strichen übermalt wurden, wie man an den Stellen; wo die Malschicht abgesprungen ist, sehen kann. Daß die schönen Tafeln im Wiener Werk oft mit Phantasie angefertigt wurden und für wissenschaftliche, besonders für stilkritische Arbeiten vollständig unbrauchbar waren, ist nichts Neues. Nie und nimmer hätte die Wiener Akademie die Publikation von stilistisch ganz subjektiv gefärbten Kopien eines kunsthistorisch ungebildeten Malers mit ihrem Namen decken dürfen. Zeigten schon die wenigen photographischen Aufnahmen, die Musil a. a. O. gebracht hat, die große Spanne zwischen Original und Kopie, so öffnen uns die wenigen noch möglich gewesenen Originalphotographien der französischen Forscher ganz neue Perspektiven, die ihrer kunsthistorischen Verwertung harren. Von gegenständlichen Fehlbestimmungen im Wiener Werke sei nur auf das Taf. XXXIII wiedergegebene Lunettenbild hingewiesen, dessen unkenntlich gemalte liegende Figur als „Toter“ angesehen wurde, der sich nunmehr auf der photogr. Repr. Pl. XLV des neuen Werkes deutlich in zwei Figuren spaltet und so in ein eng verschlungenes Liebespaar verwandelt hat! Derartiger „Irrtümer“ gibt es eine Reihe. Leider haben die meisten Wandmalereien seit Musils Aufnahmen so stark gelitten, daß die Photos keine sichtbaren Ergebnisse mehr ergaben. Von diesem Standpunkt aus gesehen, waren die Mielichschen Kopien gewiß verdienstvoll; nur hätten sie schon damals Stück für Stück von photographischen Abbildungen begleitet werden müssen.

Nach eingehenden historischen und bautechnischen (nicht aber kunsthistorischen) Vergleichen kommen die beiden Verfasser über die Datierung der drei Bauten zu folgenden Schlüssen: Qeṣair ʿAmra ist ein omayyadischer Bau, sehr wahrscheinlich von Walîd I (705—15). Seine Malereien sind sicherlich nicht früher als 711 n. Chr., können aber auch nicht viel später sein; es spricht alles dafür, sie gleichzeitig mit den Siegen Walîd I. anzunehmen, die sie verherrlichen. Qaṣr Ḥarâneh ist ein mehr mesopotamisches als syrisches Schloß. Im Jahre 711 war es (zufolge einer Inschrift) schon erbaut, und zwar möglicherweise schon seit langem, da die Inschrift später sein kann. Zweifellos



eine Poststation auf der Route von Amman nach Medîna in omayyadischer Zeit, könnte es von einer der ersten Khalifen dieser Dynastie Ende des VII. oder Beginn des VIII. Jahrh. erbaut worden sein. Was Ṭûba anlangt, so wurde es zweifellos auch unter den Omayyaden benützt; aber der besondere Charakter seiner Architektur und seine große Ähnlichkeit mit Mešatta lassen es als einen vorislamischen Bau erscheinen. Die Tatsache, daß diese beiden zeitlich untrennbaren Bauten unvollendet sind, legt die Annahme einer Bauzeit gegen Ende einer Herrschaft oder eines Reiches nahe. Die einen werden an die letzten Jahre der laḫmidischen Okkupation denken, während die anderen auch weiter von den Gassaniden sprechen werden. Dagegen erscheint es den Verfassern schwierig, um nicht zu sagen, unmöglich, die Erbauung von Mešatta bis ins VIII. Jahrh. herabzurücken. Der „heidnische" Charakter (le caractère païen) der Ornamentik und der Fund von Idolen erlauben nicht mehr, es dem Islam zuzuschreiben. So weit — ziemlich wörtlich wiedergegeben — die Verfasser, die sich wegen der Ṭûba-Mešattafrage mit einem „adhuc sub judice lis est" resignieren. Ihrer gewissenhaften Arbeit gebührt höchstes Lob Daß sie, ohne vom engeren archäologisch-kunsthistorischen Fach zu sein, die vorislamische Entstehung Ṭûbas und damit auch Mešattas erkannten, zeigt von ihrem Spür- und Scharfsinn. Daß sie nicht bis zu jenem letzten Schluß vorgedrungen sind, der allein eine Lösung und Versöhnung der scheinbar unlöslichen Widersprüche in der Gesamterscheinung von Ṭûba und Mešatta bringt, dürfte auf ihre geringe Erfahrung auf dem komplizierten Gebiet der Ornamentgeschichte zurückzuführen sein. Dieser in mir schon lange latente Schluß wurde aber durch das Studium dieser Arbeit gefestigt: daß nämlich Mschatta aus zwei Perioden stamme und daß sein Kernbau höchstwahrscheinlich laḫmidisch ist, keinesfalls aber islamisch, wogegen ein Teil der Fassadendekoration islamisch sein muß. Mschatta wurde also wohl von den Laḫmiden (die ja doch die einzige Dynastie war, für die dieser Riesenbau Sinn und Zweck hatte!) begonnen und stehen gelassen, dann von einem Omayyaden, wahrscheinlich Walid II. (126 H = 733/34) auszubauen versucht und durch dessen Ermordung, von der ibn Al-Moqaffa berichtet, abermals und endgültig verwaist. Das gleiche gilt von Ṭûba, das jedoch in islamischer Zeit nicht mehr viel Ausbau erfahren hat, wohl aber viel benutzt worden zu sein scheint. Nur der eine Türsturz, von dem auch J. und S. Pl. XVII eine neue gute Abbildung bringen, wurde erst in islamischer Zeit eingesetzt. Mschatta als selbständigen Bau Walid II. allein hinzustellen, wie man seit Lammens' Mitteilung des Berichtes Al-Moqaffas mehrfach getan hat, scheitert ja auch an der nur einjährigen Regierungszeit dieses Khalifen. Dieser solide Riesenbau konnte doch nie in einem Jahre erbaut werden! So dürfte wohl die oben ausgesprochene Hypothese als die einzig mögliche allmählich feste Konturen gewinnen zu deren endlicher Formulierung die tiefschürfenden Untersuchungen der französischen Mission Archeologique entscheidenden Anstoß gaben.

Moberg, Axel: **The Book of the Himyarites.** Fragments of a hitherto unknown syriac work. Lund: C. W. K. Gleerup 1924. (CLXXII, 61 S. u 8 Tafeln.) gr. 8°. = Skrifter Utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i. Lund. VII. Bespr. von A. **Rücker**, Münster i. W.

Im Bulletin 1920/21 der Königl. Gesellschaft der Humanistischen Wissenschaften zu Lund konnte A. Moberg von dem Funde eines bisher unbekannten syrischen Textes Mitteilung machen, den er nun in den Schriften derselben Gesellschaft in einer ausgezeichneten Ausgabe vorlegt. Von einem schwedischen Bibliophilen, E. G. Wirén, war ihm eine Hs. zur Prüfung vorgelegt worden, die eine i. J. 1469 geschriebene Sammlung jakobitischer Liturgien enthielt. Doch nicht diese bilden den Wert des Fundes, sondern der Einband, der aus Hss.-resten zusammengesetzt war; 3—4 verschiedenen Hss. gehörten diese Reste an, bei weitem die meisten sind Teile eines Kodex, der außer dem B. d. H. mindestens noch einen Auszug aus dem Traktat des Timotheos v. Alexandrien gegen das Chalcedonense enthielt, von dem noch der Anfang erhalten ist. Zwischen diesem Traktat und dem vorangehenden B. d. H. ist glücklicherweise noch eine Nachschrift geblieben, aus der hervorgeht, daß die Hs. im Jahre 932 von einem Stephanus in der Kirche des hl. Thomas zu Qariathēn geschrieben wurde.

Die meisten Fragmente (49) gehören zu dem B. d. H., dessen Titel durch mehrfach erhaltene Überschriften der ersten und letzten Seite einzelner Hefte (aber auch sonst) sicher gestellt ist. Der Anfang fehlt, doch ist wieder durch einen glücklichen Zufall das Verzeichnis der Kapitelüberschriften erhalten, so daß wir uns wenigstens eine Vorstellung von dem gesamten Inhalt machen können. Von den 49 Kapiteln, die das Buch einst umfaßte, besitzen wir freilich nur Kap. 19—22 ziemlich vollständig, andere sind nur durch größere oder kleinere Fragmente vertreten, Kap. 1—6, 10—12, 15, 18, 24—41 fehlen ganz. Das ist um so mehr zu bedauern, als der Text für die

Geschichte des Christentums Südarabiens in vorislamischer Zeit sehr wichtig ist. M. vergleicht seinen Inhalt mit verwandten Stücken, dem Briefe des Simeon von Bēth Aršām, den griech. und äthiop. Martyrerakten des Arethas und anderen kürzeren Erwähnungen der Martyrer von Neğrān, sowie mit den profanen Berichten. Die Acta sind demnach kaum mehr als ein bloßer durch Zwischenglieder vermittelter Auszug aus dem B. d. H., der dazu noch nach dem Schema eines „Martyriums" überarbeitet ist. Der Brief des Simeon von Beth Aršām geht auf dieselben mündlichen Quellen zurück wie das B. d. H., nämlich auf eine Gesandtschaft der Himjariten, die Simeon in Ḥirtha beim König Mundhir antraf, und auf deren Mitteilungen hin er bald den Brief als eine Art Hilferuf verfaßte. Der Autor des B. d. H. hatte Gelegenheit, genauere Erkundigungen einzuziehen, und nennt besonders einen inzwischen christlich gewordenen ʿAbdallah ibn Afʿū, der Zeuge der Ereignisse gewesen war, als Quelle. M. hält es für möglich, das Sergius von Ruṣāfa, ein Mitglied der Gesandtschaft des Simeon, der Verfasser des Buches ist; dieselbe Persönlichkeit hatte schon Guidi vermutungsweise als Autor der Acta in Anspruch genommen, die sich allerdings in der jetzigen Form als eine Überarbeitung des B. d. H. herausgestellt haben. Als Merkwürdigkeit verdient hervorgehoben zu werden, daß im B. d. H. der jüdische König Masrūq heißt (in der Hs. ist der Name fast stets auf den Kopf gestellt wie einzelne Buchstaben des masoret. Textes im A. T.); vielleicht ist der sonst übliche Name (der Brief des Simeon von Bēth Aršām nennt keinen Namen) Dhū Nuwās nur ein Beiname, denn auch bei Johannes Psellos (um 600) und in dem in der Chronik von Seʿert erhaltenen Auszuge aus dem Geschichtswerke des Bar Sahde lautet der Name des Königs Masrūq. Dieselbe Divergenz findet sich auch bei dem Namen des äthiop. Königs, der Masrūq besiegt; Kaleb, wie das B. d. H. ihn nennt, war sein eigentlicher Name, Elesbaas (Ella Aṣbeḥa) der Acta sein Beiname.

Mit dem geschichtlichen Wert ist die Bedeutung des neuen Fundes jedoch nicht erschöpft; für Forscher, die sich mit dem Südarabischen beschäftigen, werden die 2 Kapitel mit Namen von Martyrern von großem Interesse sein. M. hat ein Verzeichnis derselben zusammengestellt und auf die sonst in südarabischen Inschriften vorkommenden Namen verwiesen, bei manchen läßt er Lesung und Deutung noch dahingestellt. Beachtenswert ist ferner, daß uns hier die aus der älteren Kirchengeschichte Mesopotamiens bekannten „Bundessöhne und -Töchter" (M. übersetzt sehr passend „brethren [sisters] of the holy order") öfters begegnen; dieser Umstand deutet neben anderen auf einen Zusammenhang des südarabischen Christentums mit dem mesopotamischen hin. Religionsgeschichtlich ist erwähnenswert, daß als Gottesname neben anderen alttestamentlichen Bezeichnungen besonders in den Reden Masrūqs der Name Rahmānā erscheint, den Bedjan in seiner Ausgabe des Briefes des Simeon von Beth Aršām (Acta Martyrum et Sanctorum I, 372—97) unnötigerweise in „Mĕrahmānā" verbessern zu müssen glaubte. Zur Beteuerung des Schwures der Lossagung von Christus werden die Christen wiederholt vom Könige aufgefordert, ihre Hand in ein Gefäß mit Blut zu tauchen. Als der äthiop. König das Land wieder erobert und alles niedermacht, geraten auch die Christen, die sich versteckt gehalten hatten, in dieselbe Gefahr wie ihre einstigen Verfolger, da sie sich sprachlich mit den Äthiopiern nicht verständigen können; sie helfen sich dann damit, daß sie Kreuze auf ihre Hände tätowieren und sich so als Christen ausweisen, ein Beispiel, das auch dann von Nichtchristen zur Rettung ihres Lebens nachgeahmt wird. Für die Kultgeschichte ist das Beten in der Ostrichtung und der wunderbare Vorgang auf dem Platze der ehemaligen Kirche (S. 20b) zu beachten.

Die Ausgabe des Textes ist mustergiltig. In der Einleitung werden die Fragmente genau beschrieben und die Aufeinanderfolge der Blattlagen rekonstruiert. Inhaltlich wird dann der Text in Beziehung zu andern kirchlichen und profanen Quellen gesetzt und sein geschichtlicher Wert herausgearbeitet. Untersuchungen über Quellen und Autor derselben und die bereits erwähnte Namenliste beschließen die Einleitung. Der syrische Text ist genau Seite für Seite und Zeile für Zeile dem Original entsprechend gesetzt, in der engl. Übersetzung sind Rekonstruktionen schlecht lesbarer und unvollständiger Wörter als solche vermerkt; Erläuterungen zum syr. Text und 8 Tafeln mit Abbildungen einzelner Fragmente sind beigefügt. Es mag noch erwähnt werden, daß sogar die rotgeschriebenen Worte des Originals sowie dessen eigentümliche Schreibweise des Namens Masrūq im Buch gewissenhaft nachgeahmt sind. Der Dank, den der Herausgeber den Besitzern der Handschrift ausspricht, gilt auch ihm, da er sich große Mühe gegeben hat, den wertvollen, aber so unvollkommen überlieferten Text in einer allen Wünschen entsprechenden Ausgabe vorzulegen. Hoffentlich entschließt er sich, auch den erhaltenen Teil des Traktats zu edieren, der nach seinen Angaben u. a. größere Stücke des Ignatianischen Briefes an die Smyrnäer aufweist.

Rhodokanakis, N.: **Die Inschriften an der Mauer von Koḥlān-Timnaʿ.** Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 1924. (50 S.) gr. 8°. = Akademie d. Wissenschaften in Wien, Philos.-hist. Kl. 200. Bd., 2. Abh. Rm. 1.15. Bespr. von F. Praetorius, Breslau.

Mit der vorliegenden Arbeit will Rh. die Ausgabe derjenigen Ḳatabanischen Texte abschließen, die er — wenn ich richtig verstehe — vorläufig ins Auge gefaßt hatte. Ḳatabān liegt im südwestlichsten Teile der arab. Halbinsel, zumeist an der westlichen Südküste; ursprünglich noch westlich von dem Gebiete der später in Sage und Geschichte berühmt gewordenen Himyaren. Bei den Ruinen der Ḳatabanischen Hauptstadt, in den Inschriften תמנע, liegt heut das Dorf Koḥlān. Es sind im ganzen sieben Inschriften, die fast alle uns hier zum ersten Male geboten werden. Darunter ein langes, leider nur mangelhaft erhaltenes Doppelgesetz über Bestrafung des Mordes durch Tötung des Mörders oder durch anderweitige Sühne. Ferner vier Inschriften aus der Zeit der Ḳatabanischen מכרב. Man glaubt bekanntlich in den מכרב Priesterfürsten zu erkennen. Auch in dieser Arbeit Rh.s erkennen wir das tiefe Eindringen in die religiösen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse namentlich der griechischen Umwelt, das in allen seinen früheren Arbeiten zu bewundern war. Diese Kenntnisse haben auch auf die altsüdarabischen Inschriften oft Licht geworfen, so daß selbst in Fällen, in denen das Wort allein unverstanden geblieben wäre, nach umweltlicher Analogie ein Sinn in den Text hineingetragen werden durfte. Durch diese tiefen Kenntnisse der Umwelt hat Rh. das Verständnis der Inschriften mehr gefördert, als irgend einer seiner Vorgänger.

In der Inschrift Gl. 1405 (S. 33—37) findet sich die eigentümliche Suffixform שוו sein am Nomen. בנשוו bezieht sich hier auf die zwei unmittelbar darauf genannten Söhne. Ebenso kann in der hadramautischen Inschrift Os. 29 עינשוו ohne weiteres als Dual „seine beiden Augen" aufgefaßt werden. Wenn ich auf richtigem Wege bin, so ergibt sich in der gleichfalls hadramautischen Inschrift von Obne (Rhod. Studien, 2. Heft, S. 48 ff.) מראשוו auch als Dual „seine beiden Herren", sobald man מראשוו als Subjekt des unmittelbar vorhergehenden אמרש auffaßt. Es bleiben nur noch die beiden Ḳatabanischen Inschriften Gl. 119 (MVAG 11, S. 274 = Nielsen, Neue Katabanische Inschriften S. 28) und die von Rh. in vorliegender Schrift S. 49 f. mitgeteilte. Wenn mich kein täuschender Zufall in die Irre führt, so sind auch hier die Worte וצובתשוו bez. וצרחתשוו als Duale aufzufassen: „und seine beiden Ṣubat" bez. „und seine beiden Obergeschosse". Da im Ḳatabanischen und wohl auch im Hadramautischen der Dual auf ו ausgeht, so liegt die Vermutung nahe, daß das ו des Duals sich mit dem ו des Suffixes lautlich zu שוו vereinigt habe.

Wenn Rhod. den Sinn von Gl. 1405, Zl. 3 im allgemeinen richtig erkannt hat, so möchte ich in נעץ eine Verschreibung für נצע sehen. נצע ist ja in diesem Zusammenhange hinlänglich bekannt, vgl. z. B. Os. 18, 10; CJH 475, 15 (ungefähr = וצע Os. 31, 5; CJH 2, 17. Vgl. Nöldeke, Neue Beiträge S. 179 ff.). Und noch eine andere Verschreibung derselben Art möchte ich für möglich halten: Sollte in SE 80a (S. 25) Zl. 3 für das unverständliche ומישם vielleicht zu lesen sein ומוישם „ihre Land- und Küstenbevölkerung"? Vgl. Ḥ. Ġurāb Zl. 7. Fehler kommen ja bekanntlich auch in Inschriften vor. So ist auf Zl. 4 derselben Inschrift das richtige בחלד erst aus בילד verbessert worden (so möchte ich, anders als Rh. S. 30, das Verhältnis der beiden Lesarten zueinander auffassen). Ich denke, die Stelle bedeutet „und ein Weib, welches in Timnaʿ gebiert". Aber die Inschrift ist zu lückenhaft um im Zusammenhang verständlich zu sein. Auch אכנו Gl. 1410 Zl. 6 (S. 45) sieht nach Verschreibung aus.

Tauer, Felix: **Histoire de la campagne du Sultan Suleyman Ier contre Belgrade en 1521.** Texte persan publié d'après deux Manuscrits de Constantinople avec une traduction abrégée. Prague: Rivnáče i. Komm. 1924. (82, 121 S.) gr. 8°. = Facultas Philosophica Universitatis Carolinae Pragensis Práce z Vědeckých Ústavů Pořádají B. Foustka, G. Friedrich A. V. Mathesius, VII. 45 Kč. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

Über die Belagerung und Einnahme Belgrads durch Soliman, welche die wichtigste Vorstufe zur Besetzung Ungarns durch die Türken darstellt, wußte man bisher nicht viel mehr als Hammer in seiner Geschichte des Osmanischen Reiches auf Grund der handschriftlichen Quellen zusammengestellt hatte. Denn die Erschließung der gleichzeitigen türkischen Quellenschriften war seitdem unverhältnismäßig langsam fortgeschritten. So ist die Herausgabe des vorliegenden Textes, der über manche neue Einzelheit berichtet, nur zu begrüßen. Er ist einem persisch geschriebenen Geschichtswerk ohne Titel- und Verfasserangabe entnommen, welches in je einer unvollständigen Handschrift in der Aja Sofia - und Hekim oglu - Bibliothek erhalten ist (ein kleines Schlußstück noch in einer dritten Handschrift in der El-Hadj Selim Aga-Bibliothek.) Darin werden nach einer mit Adam beginnenden Einleitung einige Episoden aus Solimans Regierung geschildert: der Aufstand Djanberd Gazalis und die Feldzüge gegen Belgrad, Rhodos (unvollständig) und Wien. Die Einnahme Belgrads bildet für sich ein geschlosse-

nes Ganzes und war somit zu einer gesonderten Veröffentlichung wohl geeignet. Übrigens hofft der Herausgeber später auch den Teil über die Belagerung Wiens vorlegen zu können.

Bezüglich des unbekannten Verfassers hat Tauer nur mehrere Vermutungen. Wenn er sie auch durch gewisse Gründe zu stützen weiß, so befriedigt doch keine von ihnen ganz. Mit Sicherheit ist dies Problem wohl überhaupt nicht zu lösen, es sei denn, daß ein neuer Fund Klarheit bringt. Doch wäre vielleicht auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß Kemal Pascha-Zade der Verfasser ist. Zu seiner aus dem von Pavet de Courteille herausgegebenen Mohaczname bekannten Art zu schreiben paßt der Stil der vorliegenden Schrift ganz gut; auch wissen wir, daß er 1518—26 in Ungnade gefallen war und zurückgezogen lebte, sowie daß er mindestens éin anderes persisches Werk geschrieben hat, den Nigaristan. Es wäre zunächst einmal das Verhältnis unseres Textes zu Kemal Pascha-Zades Tewarich-i Al-i Osman (Wien Flügel II Nr. 996 f.) und zu dem bereits von Tauer einige Male herangezogenen Tarich-i Sultan Süleiman (Ms. Fatih 4221) festzustellen. Das Persische unseres Textes ist von einer gewissen umständlichen Weitschweifigkeit, aber trotz des vielen Beiwerks ganz flüssig zu lesen; ja man kann beobachten, daß viele Beiwörter im Grunde hier viel besser passen als in manchen historischen Texten in türkischer Sprache, aus denen sie ja sattsam bekannt sind. Immerhin verraten gelegentlich Wendungen, daß ein Türke und kein geborener Perser der Verfasser ist. Zahlreiche Verse sind eingestreut, geben aber leider auch keine Auskunft über den Verfasser; sie werden, wie Tauer im Anhang nachweist, gelegentlich in andern türkischen historischen Werken zitiert, jedoch ebenfalls ohne Verfassernamen.

Die vorliegende Edition Tauers enthält den persischen Text im vollen Wortlaut, auf lithographischem Wege nach seiner Abschrift hergestellt, aber deutlich lesbar. Die französische Übersetzung hat Tauer in erster Linie für den Historiker bestimmt und deshalb verkürzt gegeben: alle Weitschweifigkeiten, Epitheta usw. des Originals sind gestrichen und nur die Tatsachen klar herausgestellt; das ist zu billigen, denn soweit ich sehe, stimmt die Wiedergabe mit dem überein, was der Text sagen will. In den Anmerkungen zur Übersetzung werden die Parallelberichte anderer Quellen herangezogen, wobei im Einzelnen vor allem Feriduns Münscheat us-Selatin manche Ergänzungen bringen. In einer Einleitung handelt Tauer vom Befund der Handschriften und von der Verfasserfrage. Beigegeben ist auch ein Namenregister und ein Verzeichnis der abweichenden Lesarten in der zweiten Handschrift.

Millet, René: **Les Almohades.** Histoire d'une dynastie berbère. Paris: Challamel 1923. (XXIX, 160 S.) 8°. Bespr. von **Pröbster**, Neustadt (Orla).

René Millet beabsichtigte, eine Geschichte Marokkos bis auf unsere Tage zu schreiben, die die Ereignisse im Scherifenreiche im Spiegel seiner eigenen Erfahrungen würdigen und dazu dienen sollte, eine Tradition der französischen Politik in Nordafrika zu schaffen. Der Tod überraschte ihn, bevor das Werk vollendet war. Die vorliegende Geschichte der Berberdynastie der Almohaden ist aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden. Millet sieht als bemerkenswerte Züge der Almohadenzeit an: einen einfachen und vernünftigen Glauben; Anwandlungen von Toleranz; die gelegentliche Unterstützung von Gelehrten und Philosophen; die Bekämpfung unnützer theologischer Spitzfindigkeiten; den Versuch die mohammedanische und christliche Religion auszusöhnen; die Schaffung einer Art afrikanischen, der andalusischen Verweichlichung überlegenen Patriotismus; einen wenn auch unvollkommenen Versuch, die politische Einheit auf die Gleichheit vor der Steuer zu gründen, und schließlich die Aufeinanderfolge dreier großer Fürsten, deren Regierungszeit mehr als ein halbes Jahrhdt. umfaßt. Und er sagt (S. 159): „Wenn dies Züge sind, die zu allen Zeiten und insbesondere im 12. u. 13. Jahrhdt. selten sind, dann muß man anerkennen, daß die Almohaden nicht unwürdig waren, auf der Weltbühne die Vorläufer Friedrichs II., des heiligen Ludwig und des heiligen Ferdinand zu sein. Die Lebenskraft ihrer Schöpfung war so stark, daß der heilige Ludwig an dem Versuche, auf tunesischem Boden einen ihrer kräftigsten Schößlinge zu entwurzeln, zu Grunde ging."

Zunächst wird der Entwickelungsgang des Reformators des westlichen Islam, Mohammed b. Abdallah, genannt Ibn Tumart, von seinen Anfängen als wissensdurstiger Schüler der Asch'ariten und als Agitator bis zur Rolle als Mahdi behandelt, der kurz vor seinem Tode die Quintessenz seiner moralpolitischen Maximen in die Formel zusammenfaßte: „in jeder Sache Güte und Gewalt, Milde und Härte zu vereinigen." (S. 17). Von den Almorabeten heißt es: „der so glänzende Westen glich unter ihnen einer alten Betschwester, die ihre Gebete murmelt, ohne etwas davon zu verstehen, während sie gleichzeitig als Kupplerin für die Vergnügungen der Großen diente." (S. 5). Mit besonderer Sympathie ist das Aufsteigen Abdelmumen's dargestellt, des Begründers der Almohadendy-

nastie, der zugleich deren Höhepunkt in militärischer und politischer Hinsicht bedeutete, indem er Marokko, Algerien, Tunesien und Andalusien unter seiner Herrschaft vereinigte, und der über den umfassenden Vorbereitungen zu einem Kriegszug in Spanien starb, wo er „die Unzufriedenheit der Almohaden und die Unruhe der Araber" beschäftigen wollte (S. 93). Kürzere Betrachtungen werden seinem Nachfolger, dem Philosophen Abu Ya'qūb, an dessen Hofe Ibn Tofail und Avicenna lebten, und dem Despotismus Yūsuf el-Manṣūrs gewidmet, dessen Bauwerken, der Ḥasan-Turm in Rabat, die Giralda in Sevilla und die Kutubia in Marakesch, den Anlaß zu treffenden Bemerkungen über die Berberbauart abgaben (S. 127—131). Der Verfall der Dynastie (1200—1269) wird auf den letzten 25 Seiten abgehandelt.

Die eigentliche Bedeutung des glänzend geschriebenen Buchs liegt weniger in der historischen Darstellung als vielmehr in den für alle Zeiten gültigen Bemerkungen allgemeiner Art, die des Verfassers Meisterschaft in der Bewertung und Beherrschung nordafrikanischer Wirklichkeiten zeigen. Es wird allen denen, die sich für nordafrikanische Politik und Geschichte interessieren, eine Reihe wertvoller Anregungen und Aufklärungen bieten.

Hurgronje, C. Snouck: **Verspreide Geschriften; Deel IV: Geschriften betreffende den Islam in Nederlandsch-Indië.** Bonn: Kurt Schroeder 1924. (Eerste Reeks 450 S., Tweede 436 S.) gr. 8°. Brosch. je Rm. 9 —. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

In den Mittelpunkt der Aufsätze dieses Doppelbandes (zu den früheren vgl. OLZ 1924, 280ff.; 1925, 175ff.) dürfte zu rücken sein der umfangreichste und für die Islamkunde ergiebigste Beitrag: „Brieven van een Wedono-pensioen" (Reeks I 111—248). Dort schildert in anspruchsloser aber ansprechender Form unter Einflechtung vieler persönlichen Erinnerungen ein pensionierter inländischer Distriktsbeamter den Gang und besonders die durch Festfeiern herausgehobenen Stationen des vom Leitgedanken der Ehrfurcht getragenen Lebens eines moslemischen Ostindiers von der Stunde an, da das Kind erwartet wird bis zum Grabe. Seine wertvolle Materiallieferung wird von Sn. H. selbst durch Beiträge ergänzt und erläutert; so bringt er eine allgemeine Charakterisierung des zwar von vielen einheimischen Rückständen und Einschlägen durchsetzten, aber sich seiner durchaus bewußten ostindischen Islam (Reeks I 1 ff., 53 ff.; II 245 f. u. ö.). Daneben werden Einzeldinge wie der islamische Unterricht, den auch jener Pensionär sehr anschaulich schildert (I 155 ff.), von Sn. H. dargestellt (I 27 ff., II 240 f.). Im übrigen gelten seine Aufsätze vor allem der holländischen Kolonialpolitik, wie denn auch sämtliche 18 Nummern der ersten, und 25 von den 29 der zweiten Reihe in niederländischer Sprache gedruckt sind. Bei der Stellungnahme zu den Eroberungskriegen der neunziger Jahre wird der Kolonialpolitiker Sn. H. begreiflicherweise zum Kolonialkriegspolitiker, und als die Urteile eines solchen müssen Aufsätze wie „Atjeh" (I 313 ff.), „De Pedirexpeditie" (I 331) u. a. verstanden werden, in denen Sn. H. sehr scharf auf energische Kriegsführung dringt und z. B. einen Gegner, der durch den Heiligen Krieg die Unabhängigkeit wahren wollte, als „Gaukler auf religiösem Gebiet" (I 385) bezeichnet. Da dieser sich auch treulos erwiesen und geplündert habe (I 401 f., wozu freilich auch die Beschwerden über die Kolonialtruppen zu vergleichen sind, z. B. I 399; II 135), so bestimmt Sn. H.: „Unterwerfung von solch einem Menschen ist, wie jeder begreift, eine Absurdität; er hat uns nichts anzubieten als sich selbst, und wir können solch einem halbwahnsinnigen Betrüger keinen Platz in der Atjèh-schen Gesellschaft anweisen" (I 386). Freilich hat Sn. H. sich noch Verständnis dafür bewahrt, daß alle sogenannten Segnungen des von Kolonieherren gebrachten kulturellen Fortschrittes kein Vollersatz für die genommene Selbstbestimmung sind, und in hohem Verantwortungsgefühl tritt er für die Rechte der Unterworfenen ein. Er ist Vorkämpfer einer „ethischen Kolonisation" (II 414 ff. u. ö.). Seine Sorge ist die Heranbildung und Heranziehung der Eingeborenen (II 51 ff., 147 ff., 334 ff. u. ö.). Er will auch die „geistige Annexion" (II 293) dieser außer Surinam den Niederlanden allein noch verbliebenen Kolonie. Ausbeutung und Unterdrückung verwirft er scharf (II 127 ff., 145 f., 167 f. u. ö.). Neben jenen Briefen des Pensionärs dürften solche Bemerkungen zur Kolonialpolitik die wertvollsten Sätze des vorliegenden Doppelbandes enthalten. Die Kolonialethik wird von allen Völkern, denen die Gewalt über Kolonievölker, und damit die Sorge für sie überantwortet ist, Rechenschaft fordern. Die Prüfung der sittlichen Befähigung einer Nation zur Kolonisation ist bereits vor 8 Jahren zum Gegenstand von amtlichen Welterörterungen gemacht. Ist auch damals durch den einseitigen Gewaltbrauch selbst reichlich belasteter Mächte der hohe Ernst dieser sittlichen Frage ins Gegenteil verkehrt, so ist diese damit doch auf die Tagesordnung gesetzt. Das entscheidende Urteil wird aber immer mehr den Beherrschten selbst zugestanden werden müssen. Auch solche läßt Sn. H. zu Worte kommen, so den Pensionär und den echt moslemischen Saijid Othman (I 69 ff.). Beide sind Vertreter jener Kreise in dem an sich schon



überaus willigen und lenksamen Volke, die mit den Herren gut freund sind.

Da naturgemäß dem hier behandelten Stoff im Vaterland des Verfassers ein besonderes Interesse entgegenkam, und da auch gerade dem Parlament und der öffentlichen Meinung gegenüber ein ein- oder zweimaliger Anstoß nicht genügte, so hat Sn. H. oft dasselbe schreiben, und falschen Urteilen manches Bekannte entgegen setzen müssen. Da möchte Ref., so gern er im Vorstehenden für einiges gedankt hat, dem Herausgeber und dem Verleger doch zu bedenken geben, ob es wirklich sachdienlich ist, wenn alle Schriften wieder abgedruckt werden. Abgesehen von den Berührungen mit den früheren Bänden bringt dieser Doppelband in sich reichliche Wiederholungen. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, die Islamisierung und der Islam der Kolonie in I 1 ff.; II 98 ff., 201 ff., 227 ff., 359 ff. ziemlich gleichartig beschrieben, und Einzelzüge daraus begegnen auch sonst in ähnlicher Form. So kommt es, daß auch ein umfangreicher Aufsatz wie „Het Mohammedanisme“ (II 199—220) so gut wie keine neuen Erkenntnisse bringt, und daß nur wenig noch nicht Gesagtes entnommen werden kann aus „L'Arabie et les Indes Néerlandaises“ (II 97—114), „De Islam in Nederlandsch-Indië“ (II 359—391), oder aus dem längsten Artikel der zweiten Reihe „Politique musulmane de la Hollande“ (221—306). Es wäre schade, wenn das, was uns Sn. H. wirklich zu sagen hat, unter den aus der Entstehungsart erklärlichen Wiederholungen versickern würde. Eine Auswahl und Beschneidung könnte auch noch eine freundliche Begleitwirkung zeitigen. Manche aus der jeweiligen Augenblickslage vielleicht begreifliche, aber überflüssige Polemik würde verschwinden. Schon in den früheren Bänden gab es eigenartige Ausdrücke bis zu: „Unglaubliche ... Verrücktheit (incredible ... craze“) Die Rezension hat es vermieden, z. B. auf diesen Anwurf, der sich gegen einen Landsmann des Rezensenten richtete, einzugehen, nicht nur, weil es diesem letzteren höchst deplaziert vorgekommen wäre, den Namen des Angegriffenen im Zusammenhang mit solchen Vokabeln überhaupt nur zur Debatte zu stellen, sondern auch, damit jeder Verdacht hinfiele, als ob Rezensent aus politischen Rücksichten dem Volksgenossen beispränge. Hier liegen die Fälle anders. Es handelt sich um innerholländische Auseinandersetzungen. Rezensent kennt keine der Parteien, steht ihnen höchst neutral gegenüber. Eine Kampfprobe nur werde vorgeführt: Nr. 85 hebt an: „Nun der Herr W. H. B... [folgt der volle Name], früher Postbeamter in Niederländisch-Indien, jetzt Mitglied der Zweiten Kammer, seine jährliche Dosis dummen Zeugs (zotteklap) über die ostindischen Muhammedaner ..... wieder losgelassen hat...“ Der Schluß verlangt „einen anderen Blick, als den, den der Herr B... [voller Name] durch die Fenster seines Postkontors tat, wenn er dort auch seine vielleicht etwas eintönige Beschäftigungen abwechselte mit dem Studium des Sanskrit und des Alt-Javanischen ....“ Was zwischen Einleitung und Schluß steht, also der eigentliche Artikel selbst, interessiert uns um so weniger, als er gar nicht von Sn. H. stammt, sondern ein Zitat aus den „Rheinischen Missionsschriften“ ist. Daß Sn. H. es s. Zt. zur Widerlegung irrtümlicher Ansichten mitheranzog, ist verständlich. Daß er es dem Parlamentarier in diesem Ton vortrug, gehört zu jenen Geschmacksfragen, über die sich jede Diskussion erübrigt; aber daß Herausgeber und Verleger das Zitat mit der Sn. H.schen Umrahmung als eigenen Aufsatz „De Oost-Indische Mohammedanen in de Tweede Kamer“ hier nach einem Dutzend Jahre wieder abdruckten, ist schade. Denn der auf diese Weise zu einem eigenen Artikel gewordene alte anonyme Zeitungsausschnitt, bringt keine neuen Erkenntnisse, beansprucht aber mit seinem Titelblatt usw. sechs Seiten (II 349—54) und trägt an seinem Teil mit dazu bei, Umfang und Preis zu vergrößern und somit den Zugang zu dem zu erschweren, was wir an Snouck Hurgronje schätzen.

Mez, A.: **Die Renaissance des Islâms.** Heidelberg: Winter 1922. (IV, 494 S.). 8°. Rm. 12—; geb. 14—. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

So kühn und gewagt der Titel des vorliegenden von dem inzwischen auch verstorbenen H. Reckendorf herausgegebenen nachgelassenen Werkes des Baseler Arabisten ist, so kritisch nüchtern und schlicht ist das Buch selbst. Es ist eine umfassende Kulturgeschichte des Chalifen-Reiches im 3./4. (= 9./10.) Jahrh., oder, genauer gesagt, Materialien zu einer solchen. So legt sich von selbst der Vergleich mit A. von Kremers berühmter Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen (Wien 1875—77) nahe. Ein größerer Gegensatz als diese beiden Bücher kann kaum gedacht werden. A. von Kremer hat mit staunenswertem Mut, gewiß auch mit für seine Zeit ungewöhnlichen Kenntnissen vom sicheren Standpunkt einer festen Weltanschauung und Geschichtsphilosophie aus ein glänzendes Gesamtbild der Kultur des Chalifenreiches während seiner ganzen Dauer gezeichnet, ein Bild, das zu beschauen noch heute ein ästhetischer Genuß ist, und das dazu geschaffen war, alle Empfänglichen für den Orient und seine Kultur zu begeistern und so Interesse für ihn in weiteste Kreise zu tragen. Mez be-

schränkt seine Arbeit auf etwa 2 Jahrhunderte und bietet eine fast unübersehbare Fülle von Einzelnotizen, die sich fast nur durch innere Zusammengehörigkeit ohne Zutun des Vf. zu einem größeren Ganzen zusammenfügen. Sein Buch ist Exponent der analytischen Methode der Geschichtswissenschaft, wie sie in dieser Reinheit selten vorkommen wird, und wie sie heute — auch wenn die großen Gefahren des Rufes nach Synthese sich hoffentlich noch beschwören lassen — wohl einfach undenkbar wäre. Gerade weil es so — unmodern ist, hat es heute vielleicht eine besondere Aufgabe: es kann zeigen, was eine bis zur Selbstlosigkeit sachliche geschichtliche Forschertätigkeit leisten kann. Eine gewaltige Quellenmenge ist in umfassendster Weise durchforscht, und alles zur kulturgeschichtlichen Charakterisierung dienlich Scheinende ist aus dem Empfinden heraus, daß jede über eine zurückhaltende Einordnung hinausgehende Verarbeitung durch den Historiker ihm den Zeugniswert schmälern könnte, in musterhafter Exaktheit zusammengetragen. Darin, daß ein so riesiges Material für die Kulturgeschichte einer der wichtigsten, nach Mez der wichtigsten Periode der islamischen Welt vereinigt und ohne viel Deutung und Färbung dem Urteil des Lesers unterbreitet wird, liegt das große, bleibende Verdienst des Buches. Es ist der Ertrag eines echten Gelehrtenlebens, eine Leistung, die es verdient und sichert, daß der Name des Verfassers einen guten Platz in der Erinnerung der orientalistischen Nachwelt behalten wird.

Nur leise und vorsichtig ist in den 29 Kapiteln, in die der Stoff gegliedert ist, gelegentlich angedeutet, was der Vf. als Charakteristicum der von ihm behandelten Periode ansieht. Es ist für ihn die Zeit, in der die kulturellen Tendenzen, die die Länder und Völker des Orients bereits vor dem Islam geleitet haben, nachdem sie etwa 200 Jahre durch die neue Religion und die Vorherrschaft der Araber zurückgedrängt oder doch verhüllt gewesen waren, überall wieder mit ursprünglicher Gewalt zum Durchbruch kommen und in Auseinandersetzung oder Ausgleich mit jenen zwischeneingekommenen Faktoren der islamischen Welt ihr endgültiges Gepräge geben. Das ist es, was — zwar nicht klar formuliert, aber doch sehr deutlich erkennbar — mit dem Titel „Renaissance des Islâms“ ausgedrückt werden soll. Wenn man der positiven Seite dieser Charakterisierung des 3.—4. Jahrh. durchaus zustimmen kann, so wird man der mehr andeutungsweise, aber doch notwendig darin enthaltenen Kennzeichnung der zwei ersten Jahrhunderte der muslimischen Zeitrechnung schwer so ohne weiteres beipflichten können. Und um so mehr wird man das Schlagwort „Renaissance“, dem gegenüber Mez selbst schon von seinem eigenen Standpunkt aus berechtigte Bedenken hatte, lieber beiseite lassen. Der Wert des Buches wird durch den Titel nicht erhöht. Aber umgekehrt soll der wenig glückliche Titel auch der Wertung des Inhalts des reichen, sich auch sehr gut lesenden Buches keinen Eintrag tun.

„Die allerletzte Feile hatte das Buch durch Mez ersichtlich nicht mehr erhalten“ (Vorwort, S. III). Das spürt man natürlich nicht bloß daran, daß keine Einleitung vorhanden ist, die wohl über die Leitgedanken nähere Auskunft gegeben hätte. Diesem Umstand möchte ich z. B. auch die doch bisweilen gar zu knappe Zitierweise zuschreiben. Auch den ja sehr dankenswerten Index S. 484—492 hätte ich lieber noch ausführlicher gesehen. Auch im Text selbst merkt man es wohl gelegentlich: so ist sichtlich der Abschnitt S. 97 Z. 34 ff. an falsche Stelle geraten (nach 97, 33 statt nach 96, 20). Doch sind solcher Unebenheiten nur wenige. Und wir haben allen Grund dankbar zu sein, daß Mez das einzigartige Werk in allem Wesentlichen abgeschlossen hinterlassen hat.

Cheikho, Louis, S. J.: **Catalogue des manuscrits des auteurs arabes chrétiens depuis l'Islam.** Tiré de la Revue Al-Machriq avec appendice et 2 tables. Beyrouth: Imprimerie Catholique 1924. (276 S.) 8° (arabisch). — Bespr. von Georg **Graf**, Donaualtheim.

Seit vielen Jahren mit einer systematischen Darstellung der Geschichte der gesamten christlich-arabischen Literatur bis zur Gegenwart beschäftigt, die ich in Bälde vollenden zu können hoffe, darf ich mich wohl ermächtigt dünken, zu der vorliegenden Publikation des Herausgebers der angesehenen Zeitschrift Al-Machriq, der sich besonders durch Edition zahlreicher Texte der arabischen Literatur verdient gemacht hat, als Kritiker Stellung zu nehmen.

Cheikhos „Catalogue“ will nicht bloß eine nützliche Handreichung für die Orientierung auf dem Spezialgebiete der christlich-arabischen Literatur, sondern auch eine Vorarbeit für eine zusammenfassende Literaturgeschichte sein. Bis zu einem gewissen Grade erfüllt das Buch seinen Zweck. Denn es ist geeignet, zu weiteren und genaueren Forschungen den Weg zu weisen und auf Dinge, welche leicht übersehen werden könnten, die Aufmerksamkeit zu lenken. Da der Verf. zum vorhinein auf literarhistorische Verarbeitung des Materials verzichtet, ordnet er die Liste der ihm in 40jähriger Sammelarbeit bekannt gewordenen „Autoren“, 909 an der Zahl, alphabetisch. Doch stehen unter ihnen nicht bloß die Namen der Verfasser von arabischen Originalwerken, sondern auch die noch zahl-

reicheren übersetzten Autoren, z. B. Chrysostomos, Cornelius Laapide. Eine beigefügte Liste von 16 Nummern befaßt sich mit den biblischen Schriften und anonymen Werken. Wiederholungen unter verschiedenen Stichnamen sind häufig.

Wertvoll, weil anderswo nicht leicht zu finden, ist die Aufnahme und Berücksichtigung der reichen religiösen und theologischen Literatur, welche durch die Tätigkeit abendländischer Missionare im Orient, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert, teils angeregt und neu geschaffen wurde, teils in Form der Übersetzung Verbreitung gefunden hat. Gerade in dieser Sparte erweist sich Cheikhos Arbeit als willkommener Wegweiser. Jedoch muß eine vollständige Darstellung dieser durch die religiöse Propaganda hervorgerufenen Fachliteratur auch das nichtkatholische Schrifttum verzeichnen, was Ch. unterlassen hat.

Durch seine vielen Studienreisen in seiner orientalischen Heimat und seine persönlichen Verbindungen war es dem Verf. möglich, auf eine Menge von Hss. in Städten, Klöstern, Bibliotheken und im Privatbesitz aufmerksam zu machen, deren Existenz der Kenntnis des abendländischen Forschers wegen ihrer Abgelegenheit und Verborgenheit entgehen muß und deren große Zahl berechtigtes Erstaunen weckt. Aber leider vermißt man eine genauere Beschreibung und Charakterisierung dieser Hss., so daß wir es oft mit der Hinnahme einer Bemerkung genügen lassen müssen wie: „eine Hs in der Bibliothek der Maroniten in Ḥaleb, in der Schule in Belmont". Aber auch der Kreis dieser Fonds scheint nicht vollständig erschöpft zu sein. Wenigstens ist die an Hss. und Drucken so reiche Bibliothek des koptischen Patriarchates in Kairo nur selten angeführt, und ich könnte jetzt schon zu manchen Nummern des „Kataloges" aus dem Hss.-Bestand der genannten Bibliothek Ergänzungen beifügen. Auch die europäischen Bibliotheken (z. B. Petersburg u. a.) sind nicht ganz erschöpft. Doch ist sich der Herausgeber der Unvollständigkeit seiner Sammelarbeit selber bewußt (s. Vorwort).

Was am unliebsten bemerkt wird und dem wissenschaftlichen Charakter bedauerlicher Weise Abbruch tut, ist die Unzulänglichkeit vieler bibliographischer Angaben, welche manchmal sogar mehr als dürftig sind. Dies gilt sowohl für die Hss. (z. B. „in einer Londoner Hs", „in zahlreichen Bibliotheken") als auch für die Drucke. Doch erscheinen andererseits wieder zahlreiche Hinweise auf Zeitschriftenartikel als literargeschichtliche Hilfsmittel. In der Frage der Zuteilung von Werken an bestimmte Autoren wird die literarkritische Forschung manche Korrekturen anbringen müssen (z. B. bei den drei Brüdern der Familie Ibn al-ʿAssâl).

Im Ganzen ist Cheikhos „Buch der arabischen Hss. christlicher Schriftsteller" (so der arab. Titel) ein bedeutender und begrüßenswerter Fortschritt in der Erschließung des beachtenswerten Schrifttums der arabisch sprechenden und schreibenden morgenländischen Christenheit.

Sbâṭ Bûlos (Paul Sbath): **Al-Mašraʿ** (Al-Machraʿ, „der Scheideweg"). Ohne Druckort und -jahr; (aus dem Vorwort: ausgegeben am 1. Januar 1924.) (210 S.) 8°. (arabisch). Bespr. von Georg Graf, Donaualtheim.

Der Verf. ist syrisch-katholischer Priester aus Ḥaleb, war eine Zeit lang Lehrer der arabischen und syrischen Sprache am Priesterseminar seines Ritus in Jerusalem (auf dem Ölberg) und lebt z. Zt. in Kairo. Seit Jahrzehnten sammelt er in seiner Heimat und im übrigen Orient arabische und syrische Hss., deren Zahl laut einer Anzeige in seinem vorliegenden Buche nahezu 1500 erreicht. Wiederholt hat er in ROCh Mitteilungen über diese Hss.-Sammlung gemacht und beabsichtigt, einen vollständigen Katalog davon „in einer Druckerei zu Paris" erscheinen zu lassen. Als eine Frucht und Auslese dieser Sammlung darf auch das zu besprechende Werk angesehen werden.

Es ist eine Apologie des Christentums gegenüber dem Islam, und soll „den Wahrheitssuchern als Wegweiser" dienen. Nach Methode und Inhalt ahmt der Verf. im polemischen Teile (1.—3. Diskussion) die christlich-arabischen Apologeten des 9.—13. Jahrhunderts nach. So beginnt er seine Apologie wie jene mit den Zeugnissen des Korans zugunsten der christlichen Lehre und der Christen (sie sind Einheitsbekenner und besitzen eine Offenbarung). Auch die Berufung auf die angeblichen Zeugnisse des Korans für das christliche Trinitätsdogma und die Zurückweisung des Vorwurfs von der Fälschung der heiligen Schriften fehlen nicht. In den metaphysischen Spekulationen über die Trinität und in der Widerlegung der muslimischen Einwände hiegegen lehnt sich der Verf. an Jaḥjâ ibn ʿAdî und seine Schule an.

Im christologischen Teil, der mehr den Charakter einer positiven Dogmatik trägt (4. und 5. Diskussion) finden wir den Einfluß der abendländischen scholastischen Theologie. Inwieweit des Verf. Methode, namentlich im Hinblick auf die Konzessionen an die vermeintliche Beweiskraft des Korans, auf Bekehrungs- und Propagandaerfolge unter dessen Anhängern rechnen kann, muß dem Urteile der Apologetik überlassen werden.

Für die Literaturgeschichte sind die mitgeteilten Auszüge aus noch ungedruckten Schriften bemerkenswert. Von muslimischen Autoren werden als Gewährsmänner für die christliche

Auffassung in der Gotteslehre genannt und angeführt: 1. Abû Ḥâmid Muḥammad al-Ġazâlî mit seinem Buch ar-radd al-ǧamîl (scil. ʿalâ ṣarîḥ al-inǧîl; S. 23—25. (Vgl. Brockelmann, Gesch. d. ar. Lit. I 422). 2. Abû'l-Ḫair b. aṭ-Ṭaijib (S. 21—23). 3. Muḥammad b. aṭ-Ṭaijib b. al-Bâqilânî mit einem Buche aṭ-ṭums fî'l-qawâʿid al-ḫums (S. 27 f.). 4. Abû Ǧaʿfar Muhammad b. M. al-Ašʿab mit einem Buche fî'l-ʿilm al-ilâhî (S. 28 f.; die drei letzteren konnte ich bei Brockelmann nicht identifizieren). Unter den christlichen Schriftstellern kommen die beiden Nestorianer Elias von Nisibis (S. 28. 36 f.) und Abû 'l-Faraǧ ʿAbdallâh b. aṭ-Ṭaijib (S. 41 f.) als Verteidiger der christlichen Lehre zum Wort.

Kraelitz, Dr. Friedrich: **Osmanische Urkunden in türkischer Sprache** aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur osmanischen Diplomatik. Wien: Alfred Hölder in Komm. 1922. (111 S. m. 14 Taf.) gr. 8°. = Akademie der Wissenschaften in Wien, Philos.-hist. Kl. Sitzungsber. 197, 3. Rm. 3.40. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

Unter den 24 von K. veröffentlichten türkischen Urkunden bilden Nr. 2—23 ein geschlossenes Ganzes und stammen sämtlich aus dem Archiv von Ragusa. Die Handelsrepublik Ragusa — in den türkischen Urkunden wird sie stets mit ihrem slavischen Namen Dubrovnik benannt — hat vom 14. bis zum 19. Jahrhundert in engen Beziehungen zur Pforte gestanden und zur Sicherung ihres Handels nach der Eroberung Serbiens durch die Türkei an diese von 1442—4 und 1459—1804 Tribut gezahlt. Der sich hierbei ergebende türkische Schriftwechsel wurde im Archiv von Ragusa verwahrt, dazu kamen auch Erlässe der Pforte in Sachen der Ragusaner an benachbarte Sandschakbejs und Kadis, und so ergab sich schließlich eine Sammlung von über 1000 Schriftstücken. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kam diese Sammlung in das Wiener Staatsarchiv, wo sie für sich als „Ragusanisches Archivsrepertorium (Urkunden in türkischer Sprache) XIV B" aufbewahrt wurde. Nach dem Weltkriege ist sie an den neuen südslavischen Staat zurückgegeben worden. Außerdem sollen sich noch weitere Tausende von türkischen Urkunden ungeordnet in einem kleinen Zimmer des Archivs von Ragusa befinden.

Die vorliegende Veröffentlichung von 22 der ältesten Stücke dieses gewaltigen Schatzes ist sehr zu begrüßen, zumal osmanische Originalurkunden von so hohem Alter sonst sehr selten sind: die veröffentlichten Stücke stammen aus den Jahren 866/1462 bis 901/1496. Ihre Bedeutung für den Historiker wird dadurch erhöht, daß sonstige Quellen für diese Zeit nur spärlich fließen. Und dann zeigen sie gerade bei der eigenartigen Zwitterstellung der halb-unabhängigen Republik die türkische Verwaltungskunst von einer ganz besonderen Seite. Gerade für Einzelheiten der Verwaltungsgeschichte und des Wirtschaftslebens sind die Urkunden recht aufschlußreich, doch können wir hier nicht näher darauf eingehen.

K. bringt den türkischen Text im vollen Wortlaut mit genauer deutscher Übersetzung. Im Anhang sind verkleinerte Faksimiles aller Urkunden beigegeben, an denen man die Lesung nachprüfen kann: die Lesung und Übersetzung ist überall zuverlässig. Im einzelnen ergibt sich noch manche Frage hinsichtlich der formellen Seite der Urkunden, wie der zur Verwendung kommenden Schriftform, der recht altertümlichen Sprache, usw., wobei sich übrigens trotz der konservativen Haltung der osmanischen Kanzleien Abweichungen etwa gegenüber den bekannten Urkunden des 16. und 17. Jahrhunderts beobachten lassen. Von all diesen Fragen handelt K. systematisch in einer 40 Seiten langen Einleitung, die man eine Art Prolegomena zu einer osmanischen Urkundenlehre nennen könnte. Hier finden sich eingehende Angaben über die Einteilung, die äußere Form, die Phraseologie der türkischen Urkunden, die auf dem bisher veröffentlichten Material, auf Feriduns Münšeʾât us-selâṭîn und auch auf unveröffentlichten in Wien verwahrten Urkunden beruhen, und in ihrer Fülle jedem, der sich einmal mit türkischen Urkunden beschäftigt hat, Neues und Belehrung bringen werden. Diese erste Zusammenstellung wird stets ihren Wert behalten und wird auch schon für den praktischen Zweck der Entzifferung und Veröffentlichung weiterer Urkunden Dienste leisten können. Hervorzuheben sind die Bemerkungen über die Form der Invocatio S. 14 ff. und über die Tugra S. 17 ff.

Von den beiden nicht-Ragusaner Urkunden stammt Nr. 1 aus dem Jahre 860/1456: die Kaufleute von Akkerman dürfen im osmanischen Reiche Handel treiben; Original im russischen Staatsarchiv zu Moskau. Nr. 24 ist ein sogenannter Menzil fermany, die Gestellung von Postpferden betreffend, aus dem Jahre 903/1497; Original in der Wiener Nationalbibliothek.

Minetti, Henry: **Osmanische provinziale Baukunst auf dem Balkan.** Ein Beitrag zur Baugeschichte des Balkans. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (72 S. m. 2 farb. Tafeln u. 119 Textabb.). 4°. Rm. 6.50; geb. Rm. 10.—. Bespr. von O. Reuther, Dresden.

Die Baukunst der Osmanen hat sich im Unterschied zu der vieler anderer islamischer Völker erst verhältnismäßig spät die Anerkennung der europäischen Kunstwissenschaft errungen. Gurlitt mußte noch zu beweisen ver-

suchen, daß es tatsächlich einen osmanischen Baustil gebe, der nicht nur ein mit islamischen Schmuckformen aufgeputzter Abklatsch des spätbyzantinischen sei. Es ist sehr dankenswert, daß man nun beginnt, auch den abseits der großen Städte stehenden und weniger anspruchsvollen Bauwerken nachzugehen. Man muß sich nur hüten, in ihnen etwa entwicklungsgeschichtlich ältere Formen zu sehen, die die das Entstehen der Großbauten in Konstantinopel und Adrianopel verdeutlichen könnten. Minettis Buch behandelt solche Provinzbauten, Moscheen, Bäder, Wohnhäuser, Hane und Festungswerke. Da es indessen Zufallswerte sind, die er gibt, Bauten aus zeitlich weit auseinanderliegenden Epochen in einem landschaftlich eng begrenzten Gebiet des mittleren Balkan — Küstendil, Veles und Prilep —, das er während des Krieges kennen gelernt, aber wohl kaum systematisch durchforscht hat, so kann das Werkchen einen irgendwie umfassenden Überblick über das Wesen osmanischer Baukunst in den Balkanländern jedenfalls nicht geben, zumal auch nicht der Versuch gemacht ist, andere Veröffentlichungen zur Gewinnung eines Gesamtbildes zu verwerten. So fehlen gewisse, auch auf dem Balkan verbreitete Bautypen, weil Minetti sie in den von ihm besuchten Orten nicht gesehen hat. Man vermißt, um nur eines zu nennen, die eigentümliche, insbesondere osmanische Moschee von T-förmigem Grundriß, wie sie beispielsweise durch die Imaret Dschami in Philippopel und die Moschee in Ichtiman unweit von Sofia vertreten wird.

In der Einleitung versucht Minetti den Leser mit dem Entstehungsvorgang der osmanischen Kunst vertraut zu machen, ein vielleicht nicht unberechtigtes Unterfangen, als diese Grundlagen trotz der recht umfangreichen Literatur in den Kreisen, an die sich das Buch wendet, nicht so vorausgesetzt werden können, wie etwa die Kenntnis der mittelalterlichen Baukunst des Abendlandes. Man würde jedenfalls erstaunt sein, in einem Büchlein, das einige unbekannte gotische Dorfkirchen Westfalens brächte, eine Abhandlung über das Werden der Gotik und einen Abriß der Geschichte Deutschlands im Mittelalter zu finden.

Minettis Unterscheidung der Moscheen in zwei aus der ursprünglichen Zweckbestimmung zu verstehende verschiedene Arten, eine Fürstenmoschee und eine Volksmoschee, geht wohl auf Diez zurück. Als letztere gilt ihm der Typus der Hypostylmoschee, der am Anfang des islamischen Sakralbaus steht und von Spanien bis Indien in zahlreichen Wandelformen vorkommt, bei den Osmanen als ein rechteckiger, in viele quadratische, von Pfeilern getragene Kuppeljoche aufgeteilter Breitraum aber sehr selten ist. Die Ulu Dschami in Brussa und die zur Zeit als Museum ausgebaute Bujuk Dschami in Sofia sind in der Tat Ausnahmen — und das sollte bei der Bezeichnung Volksmoschee zu denken geben. Die Fürstenmoschee charakterisiert sich nach Minetti durch den quadratischen Kuppelraum, der den Hauptteil des Haram bildet. Diese Kuppelmoschee, die als Einraumbau schon vor der Eroberung von Byzanz bei den Türken gebräuchlich ist und unter anderem auch im islamischen Bengalen vorkommt, hält sich bei den Osmanen auch als Großbau später neben dem Aja Sofia-Typus. Gurlitt faßt sie geradezu als „bedingt durch die islamische Kultidee, den Zusammenschluß einer großen Betgemeinde durch ein tunlichst einheitliches Raumgebilde“ auf. Erwachsen ist sie sicher nicht aus der Privatmoschee des Fürsten oder der Palastmoschee, wenn frühe Beispiele solcher auch diese Form haben. Wenn man an eine Keimform denken will, so kommt meines Erachtens nur das Heiligengrab in Frage, das den der islamischen Idee fremden Gedanken des Abkapselns eines Heiligtums in einer Cella in den Sakralbau brachte. Von den durch Minetti aufgenommenen Bauten vertritt die Imaret Dschami in Küstendil wegen ihres breitrechteckigen, flachgedeckten Betsales seiner Meinung nach den Typus der Volksmoschee. Die Fatih Mehmed-Moschee ebendort gehört zu der weitaus häufigeren Form der Einkuppelmoschee.

Des weiteren führt Minetti einige Bäder vor, einfache Anlagen, die durchaus nicht den Anspruch machen, als Raumschöpfungen großen Stiles genommen zu werden, wie so manches Hammam in Stambul. Gleichwohl strebt das Bad in Küstendil mit seinem achteckigen überkuppelten Hauptraum, in dessen Mitte sich das Badebecken eintieft, die wohltuend sammelnde und beruhigende Wirkung an, die dem Thermenraum, der Urzelle des gesamten gewölbten Zentralbaus, schon in römischer Zeit eigen war.

Das, was über Festungsbauten und Hane gesagt wird, ist etwas sehr wenig. Die zwei ihrem Zweck nach verschiedenen Gebäudearten, die gemeinhin als Han bezeichnet werden, sind nicht unterschieden. Daß Planaufnahmen fehlen, ist bedauerlich, weil solche gerade aus der westlichen Türkei noch wenig bekannt sind.

Endlich Wohnhäuser. Der Typus des osmanischen Wohnhauses ist schwer zu fassen, da es im Unterschied zum persischen, iraqischen oder syrischen sich durchaus nicht an ein feststehendes Schema in seiner Planbildung bindet. Systematische Arbeiten über den osmanischen Wohnbau, der auch den der christlichen Balkanvölker stark beeinflußt hat, sind bisher aller-

dings überhaupt noch nicht gemacht worden. Das wenige, was Gurlitt, Wilde, Wulzinger, Zachos Protitsch und jetzt Minetti mit seinen Aufnahmen beigebracht haben, zeigt nur die große Wandelbarkeit des Hauses in Grundriß und Aufbau. Leider werden ältere türkische Häuser von Tag zu Tag seltener. Die leichte, vergängliche Bauart und die Modernisierung gerade der wirtschaftlich bedeutenderen Städte, in denen es noch künstlerisch beachtenswerte alte Häuser gibt, sind dafür die Ursachen.

Liebevoll geht Minetti auf Einzelheiten ein, auf den Mauerverband, der mit Stein und Ziegel wirksame farbige Flächenmusterung anstrebt, auf die reizvolle Gestaltung der hölzernen Decken und Wandvertäfelungen, auf die Wandmalereien — solche mit landschaftlichen Motiven sind ihm anscheinend nicht zu Gesicht gekommen —, die Türbeschläge, die Fenstergitter und verglasten Fensterverschlüsse, die Kamine, die Kurnas der Bäder und anderes mehr. Gerade wegen der gewissenhaften Wiedergabe dieser Dinge ist das Buch wertvoll.

Levy, Reuben: **The Three Dervishes and other Persian Tales and Legends**, for the most part translated from hitherto unpublished Bodleian MSS. London: Oxford University Press 1923. (IX, 211 S.) 16° = The World's Classics, no. 254. Bespr. von H. Goetz, Berlin.

Dieser kleine Band orientalischer Märchen im Stile von Tausend und eine Nacht stellt keine großen Ansprüche. Fehlt doch, wie der Übersetzer mit Recht bemerkt, irgendwelche Psychologie in unserem Sinne, noch ist eine didaktische Absicht oder symbolisch-mythologische Bedeutung zu spüren. Darum eben ist diese muslimische Märchenliteratur so unendlich groß, weil sie aus der reinen Lust zu fabulieren nur äußerlich die Handlung weiterführt, und in der unwahrscheinlichsten Weise Menschen und Tiere, Feen und Dämonen durcheinanderwirbelt, eine Gestalt so schablonenhaft wie die andere, in stets neuer Verbindung kombiniert. Es ist die Freude der Spannung, der Rausch an der prunkvollen Schilderung und Phantastik, die die anspruchslosen und meist armen Hörer dieser Geschichten in den Bazaren und Frauengemächern erfreuen. Für unseren europäischen Geschmack aber wirken sie, wenn auch nicht ohne großen Reiz, doch bald ermüdend. Und man würde sich kaum die Mühe nehmen durch diese Wüste altbekannter Klischees zu wandern, fände sich nicht hin und wieder eine Oase alter Geschichtserinnerung, geographischer Berichte oder eines weitgewanderten Märchenmotivs. Außer der Geschichte von Hātim Tāi, welche der Asiatick Miscellany, Calcutta 1801, entnommen ist und dem Abschnitt des Shāhnāmah von Jamshīd und Zuhāk sind alle Erzählungen Oxforder Handschriften entnommen. „The Palace of Nine Pavilions“ (Ms. Caps. Or. A 4) ist ebenso wie die Geschichte der drei Derwische (Ms. Ouseley 398) eine lockere Rahmenerzählung, nicht weiter bemerkenswert, es sei denn wegen des Motivs von Schillers „Gang zum Eisenhammer“ in der Erzählung des zweiten Bettlers. Das Gleiche gilt von „The Treasure of Mansūr“ (Ms. Ouseley 187). Dagegen zeigt „The Story of Salīm the Jeweller of Wāsit“ (Ms. Ouseley 231) einen ganz ausgesprochenen historischen Hintergrund, den des Chalifenreiches auf der Höhe seiner Macht. Schon in der Rahmenerzählung tritt der berüchtigte Statthalter von Babylonien, Hajjāj auf: weitere Schilderungen führen nach Nordsyrien auf den Schauplatz des Kampfes der Gläubigen gegen die Byzantiner, wo in den Städten Halab, Antiochien, („Lantaqīya“, soll heißen Antaqīya) und Tarsus sich die Streiter sammeln, wo am oberen Euphrat eine Schlacht mit vielen Zweikämpfen gegen den Kaiser Heraklius geschlagen wird. Der Rest der Geschichte verläuft in die übliche Phantastik von Feen- und Dämonengeschichten (darunter auch das Polyphem-Motiv). „The Story of the Sailor and Pearl Merchant“ (Ms. Ouseley 187) beschreibt wiederum den Perlenhandel zwischen Indien und Basra, wobei sich in die Schilderung des Perlenfangs in Indien Anklänge an die Magnetberg-Sage, und noch mehr an die phantastischen Rassen- und Dämonenspekulationen des zweiten Teiles des Alexanderromanes mischen. Endlich die Geschichte von „Khurshīdshāh and the Princess of China“ (Ms. Ouseley 379) verrät eine schwache Kenntnis Chinas zur Mongolenzeit, und der Landroute durch die innerasiatische Wüste, ist im Übrigen aber eine Variation der Turandot-Legende. Die Ausbeute bleibt also recht gering. Eine undankbare Arbeit!

Smith, Vincent A.: **The early History of India from 600 B. C. to the Muhammadan conquest**, including the invasion of Alexander the Great. 4th ed., rev. by S. M. Edwardes. Oxford: Clarendon Press, 1924. (X, 535 S.) gr. 8°. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Während der zehn Jahre, die seit dem Erscheinen der dritten Auflage des vorliegenden Werkes verflossen sind, hat die Erforschung der Geschichte Indiens in vielen Punkten bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Die umfangreiche Literatur hat S. M. Edwardes durchgearbeitet und in sorgfältigster Weise für die vierte Auflage verwertet, so daß auch heute wieder Vincent A. Smith's Early history of India ein getreuer Führer durch die leider nur zeitweise lichten Epochen der indischen Geschichte gelten kann. Die große Lückenhaftigkeit der Überlieferung hat für eine Darstellung der indischen Geschichte freilich mancherlei Nachteile zur Folge. Welch

breiten Raum nimmt beispielsweise die Schilderung der Feldzüge Alexanders des Großen ein, und welch geringe Bedeutung haben sie doch in Wirklichkeit im großen lebensvollen Gefüge der indischen Entwicklung. Wie knapp muß dagegen die Darstellung der Frühgeschichte der südindischen Reiche bleiben, nur weil die Quellen so spärlich sind. Zur Geschichte der Pallavas bringt Edwardes wertvolle Ergänzungen, doch bedarf es gerade auf diesem Gebiete noch gründlicher Arbeiten, um zu einem klaren Bilde zu gelangen.

Von wesentlichen Veränderungen erwähne ich nur noch die zweifellos richtigere Datierung der Kushan-Dynastie. Als Regierungszeit des Kanishka gibt Edwardes die Jahre 120—160 n. Chr. an, während die vorige Auflage 78—123 nannte. Als Jahre der Tronbesteigung Kadphises I. und II. gelten jetzt die Jahre 40 und 77/78 gegenüber 15 und 45 früherer Auflagen.

Die liebevolle und gewissenhafte Bearbeitung, die Edwardes dem Buche hat zuteil werden lassen, wird dazu beitragen, daß sich das Hauptwerk des inzwischen Heimgegangenen neue Freunde erwirbt. In der Tat ist bis heute keine bessere Geschichte des alten Indien geschrieben worden. In der Nutzbarmachung des zerstreuten Materials steckt eine gewaltige und dankenswerte Arbeit. Zudem erleichtern die überaus reichen, wenn auch nicht immer vollständigen Literaturangaben eine weitere Durchforschung der vielen, noch weit von der Lösung entfernten Probleme.

Omar al Raschid Bey: Das hohe Ziel der Erkenntnis. Aranada Upanishad. Herausgegeben von Helene Böhlau al Raschid Bey. 3. Auflage. München: R. Piper & Co. 1922. (XI, 158 S.). gr. 8°. Rm. 4—. Bespr. von O. Stein, Prag.

Mit dem zur Besprechung stehenden Buch hat der Indologe nur insofern zu tun, als der Verfasser seine Lehren in ein Gewand gekleidet hat, das aus buddhistischen Suttas und den Dialogen der Brāhmaṇa entlehnt ist. Allerdings sind mit der Form auch indische Gedanken in das Buch übergegangen, das nach Aussage des Sohnes im J. 1304[1] türkischer Zeitrechnung (also 1886) begonnen und von der Witwe erst der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Die Lehre ist ein bis auf die Spitze getriebener Relativismus jeglichen Denkens, Wollens und Handelns, aus dem als Konsequenz die Nichtexistenz der Welt folgt. Im Ich, so lange es existiert, ist alle Wirklichkeit beschlossen („Das Gepräge dieser Welt ist Vergänglichkeit" S. 121; „Die gewaltige Welt ist aus deiner Empfindung geboren, deine eigene Schöpfung — du selbst" S. 123). Eine eingehendere Analyse würde in eine schöngeistige oder philosophische Zeitschrift gehören; sie wird aber selbst dort nicht zu leicht sein, da das Kunstwerk der Sprache, in der das Buch geschrieben ist und die den Familienangehörigen in einem anderen Lichte erscheint, das Verständnis fast absichtsvoll behindert. Es ist kaum natürlich, „an.Teil.nahme", „ur. Teil.Ich.er.Schein.ung" oder „d.ich", „s.Ich" zu schreiben oder ein Wort wie „Die Ich.bin.heit" zu bilden. Auch sachlich wird man dem orientalisch sich gebenden Weisen nicht beistimmen können, wenn z. B. die gedankliche Grundlage der Welt das „Verlangen nach Wiedervereinigung mit Gottheit" sein soll. Ohne Materialist zu sein, kann man solche Weltanschauungen für den Westen kaum als genügend finden. Was soll nun gar in einem Buche, das belehren und aufklären soll, die Anführung aus dem Zusammenhang gerissener, frei wiedergegebener indischer Zitate, deren eines von Shânkar. atschârya stammt, ein anderes von „unseren Brüdern, den Hohemeistern in Tibet, Sser.od in Kâ'gdschur (S. 141), während seit Jahrtausenden (!) die Hohepriester in Tübet (S. 144) lehren, das alles Erfassen in der Ichheit ein Nichterfassen ist. — Âranâda soll „Sturmesausklang" bedeuten; in der Kauṣītaki-Upaniṣad I, 3 wird ein See Âra genannt, Deussen (60 Upanishads S. 25) fügt in Klammern „etwa Sturmflut" hinzu.

1) S. auch den Beginn: „niedergeschrieben ..... im indischen Kloster auf Akssarai, begonnen am fünfzehnten Tag des Monats rebi ül evel im Jahre dreizehnhundertundvier".

Lala, Shibnarayan: A Manual of higher Hindi Grammar and Composition. Part. I. Calcutta: Goldquin & Co., College Street, Market, 1920. (197 S.) 8°. R. 1. 4—. Bespr. von Jehangir Tavadia, Hamburg.

Das Buch ist geschrieben, um dem Bedürfnis der Studenten zu genügen, die sich an der Universität in Calcutta für höhere Examina vorbereiten wollen. Daher bietet es mehr Material als die meisten anderen Grammatikbücher, die für Zivil- und Militärbeamte in Indien im Handel sind. Studenten, die bereits über die Anfangsgründe hinaus sind, können das Buch mit Nutzen gebrauchen, obgleich der Verfasser den Lehrstoff in etwas veralteter Methode darbietet. — Die Einleitung behandelt den Ursprung und das Werden der Sprache, indem auf ihre Beziehungen zu Sanskṛt über Prākṛt und auf die Entlehnungen aus dem Persischen und aus anderen Sprachen in Bezug auf den Wortschatz hinweist. Das erste Kapitel beschreibt kurz die Elemente des Hindi, d. h. die Tatsama, Tadbhava, Deśī- und Videśī-Worte. Dann stellt der Verfasser die Regeln für die Orthographie und Aussprache fest mit besonderer Berücksichtigung der Vokale *a*, *ṛ*, *e* und *o*, des Wechsels von *ṇ*, *y* und *ṣ* in *n*, *j* und *kh*, des Wechsels, der gelegentlich zwischen *l* und *r* und umgekehrt stattfindet und des Gebrauches von *b* und *v*, des Anusvāra und Anunāsikā. Die Lautlehre wird im dritten Abschnitt nach folgenden Gesichtspunkten besprochen: Elision, Epenthesis, Metathesis u. a. Die Besprechung von Prefix und Suffix und der Wortbildung findet sich in den beiden nächsten Kapiteln. Nun folgt eine Liste der Synonyma, Homonyma, der scheinbaren Homonyma, Paronyma, Antonyma und der Worte, die stellvertretend für die Grundzahlwörter stehen z. B. ātmā, candra, bhūmi u. a. bedeuten „eins"; āśrama, varga, veda u. a. bedeuten „vier". Das letzte Kapitel behandelt das Geschlecht. — Das

Papier ist gut und der Druck ist klar, doch ist das Buch noch auf indische Art geheftet.

Śrī-Śiva-Tattva-Ratnākara. Compiled under the patronage of **Basava Raja of Keladi.** Vepery, Madras: B. M. Nath & Co. Teile I u. II, 1923 u. 24, gr. 8°. S. 1—68 u. 69—164, Preis für Subskribenten Rs. 2. 4 u. Rs. 3.— (wird fortgesetzt). Angezeigt von F. Otto Schrader, Kiel.

Dies ist m. W. das erste Mal, daß eine der großen Enzyklopädien des Śivaïsmus (Śaivasarvasva, Śaivakalpadruma usw.) in Devanāgarī-Charakteren gedruckt wird. Der Śivatattvaratnākara besteht aus ca. 13000 Versen in verschiedenen Metren, meistens Śloken, die auf neun Kallolas (Wogen) verteilt sind, die ihrerseits wieder in Taraṅgas (Wellen) zerfallen: im ganzen 108, die heilige Zahl (4 × 27). Im Kolophon am Ende der Taraṅgas erscheint jedesmal als Verfasser des Werkes „der im Śiva-Monismus erfahrene erlauchte König Basava von Keladi". Letzteres (*Kĕḷadī*) ist der Name eines jetzt wenig bekannten Platzes im nördlichen Maisūr; und der König war, wie schon der Name verrät und der Prospekt der Herausgeber ausdrücklich sagt, ein kanaresischer König lingaïtischer Konfession bzw. aus ling. Familie (*liṅgāyata-kulada kannaḍa-rājanū*). Als Zeit der Abfassung des Werkes wird ibid. das Jahr 1709 p. C. angesetzt. Die Herausgeber legen Nachdruck darauf, daß das Werk zwar von einem Liṅgāyata verfaßt, aber dennoch nicht ein bloßes Handbuch des Vīraśaiva-Glaubens, sondern vielmehr eine Enzyklopädie des Śivaïsmus überhaupt sei, wie denn auch im Kolophon das Buch bezeichnet wird als *vedāgamāntargata-vividhavidyātantra-sārabhūta*. In der Tat ist der Inhalt so bunt wie nur möglich: auf die unvermeidlichen kosmogonischen und kosmographischen Kapitel folgt *varṇāśrama-dharma*, *prāyaścitta*, die Geschichte des Nandikeśvara, die des Basava (Gründers der Vīraśaiva-Sekte), Beschreibung des Kali-Zeitalters, Geschichte der Könige von Vijayanagar, okkulte Künste wie Verhinderung des Alterns und Erweckung vom Tode, Traumkunde, Auffindung von Schätzen, *rājanīti*[1], Architekur, Medizin, Kāmaśāskra, Kochkunst, Elefantenkunde, Pferdezucht, Hahnen- und Wachtelkämpfe, Kennzeichen (*lakṣma*) der Papageien, Ziegen, Hunde, Aufklärung über die Schwangerschaft, über die sechs Darśanas, die heterodoxen Systeme (*cārvāka, bauddha, jaina*), endlich zwei Kapitel über die Weihe (*dīkṣā*) und dann im letzten Kapitel Beschreibung des Verfahrens der Liṅga-Verehrung (*liṅgārcanakrama*); dazwischen noch vieles andere, das aufzuzählen zu weit führen würde, vor allem noch zahlreiche z. T. recht interessante und, nach den in ihnen vorkommmenden kanaresischen Namen zu urteilen, historisch verwertbare *caritra*, wie das des Doḍḍa-saṁkaṇṇa-nāyaka im fünften Taraṅga des fünften Kallola. Diese Geschichten werden zweifellos in dem ausführlichen englischen Vorwort, das der rühmlich bekannte Regierungsepigraphist H. Krishna Sastriar zu liefern versprochen hat, gebührende Beachtung finden[1].

1) Bis hierher geht der gedruckte Text; das Folgende nach der Übersicht zu Anfang.

Ganz auf Vīraśaiva-Quellen beruhen die sieben Taraṅgas des ersten Kallola, wie auch aus dem Kolophon desselben ersichtlich. Hieraus erklärt sich u. a. die Aufzählung der Upaniṣaden im ersten Taraṅga, beginnend mit *Śrīrudra-Bṛhadāraṇya-Śvetāśvatara-Muṇḍakāḥ*. Es werden da Upaniṣaden genannt, die nur noch bei den Vīraśaivas eine Rolle spielen, wie die vor Jahren von mir veröffentlichte Bāṣkalamantropaniṣad[2], Bodhāyanīya, Śaunakīya, Āsurāyaṇa, Sāṁkhyāyanīya u. a.[3], die für uns zur Zeit noch bloße Namen sind und es zum Teil wohl bleiben werden.

Der Druck ist mit lobenswerter Sorgfalt ausgeführt und gibt auch einige Varianten.

Trivedi, Rāo Bahādur Kamalāshankar Prāṇshankar, B. A.: **Gujarātī Bhāṣanuṃ laghu Vyākaraṇ** (in 2 Teilen). (48 u. 62 S.) 8°. R. —.9.—.
Gujarātī Bhāṣanuṃ madhya Vyākaraṇ. (266 S.) 8°. R. 1. 8 —.
Gujarātī Bhāṣanuṃ bṛhad Vyākaraṇ. (680 S.) 8°. R 3. 8 —. Bombay: Macmillan & Co., 1919. Bespr. von Jehangir Tavadia, Hamburg.

Diese Werke über die Gujarātī-Grammatik sind nach einem neuen methodischen Plan von einer Autorität auf grammatischem Gebiet geschrieben worden. Die Bücher sind für Studenten in Gujarāt bestimmt, aber sie können ebenso gut auch von Studenten anderer Länder gebraucht werden. Ein Kenner der Sprache wird von der Grammatik für die Mittelstufe großen Nutzen haben. — Die Grammatik der Oberstufe, die in die Geschichte der Sprache einführt, ist das erste Werk seiner Art und eine sehr gute Arbeit. Nur ist zu bedauern, daß das Buch nicht in englischer Sprache abgefaßt ist; es wäre dann einem größeren Kreis von Studenten der indischen Philologie willkommen. Neben den Arbeiten von Beames und Hoernle, Bhandārkar und Grierson hat der Verfasser für den grammatischen und philologischen Teil seines Werkes mehr als ein

1) Auch eine „critical note in English" von M. Ramakrishna Kavi Guru, M. A., und „a clear analysis in English" von B. Rama Rao Avargal, M. A., Ll. B., sind in Aussicht gestellt.

2) A Descriptive Catalogue of the Sanskrit Manuscripts in the Adyar Library, vol. I, Appendix.

3) S. die zwei Listen im Vorwort (p. XLIII) meiner Minor Upaniṣads, vol. I.



Dutzend von Sanskṛt- und Prākṛtgrammatiken und Werken in Altgujarātī benutzt. Bei der Bearbeitung der Poetik geht er ebenfalls auf die Sanskṛtquellen zurück. Die drei ersten Kapitel, die über den Ursprung und das Werden der Sprache handeln, sind lediglich als Einleitung zu dem Werk gedacht. Hierauf gibt der Verfasser die Geschichte der Gujarātīsprache. Er leitet sie vom Nāgarī- Apabhraṃśa ab, wofür er Beispiele von Hemacandra gibt, und er zeigt die Entwicklung der Sprache an Beispielen aus Altgujarātī-Werken. In den folgenden Abschnitten gibt er grammatische Theorien nach dem Vorbild der Sanskṛtgrammatiker auf spekulative Weise. In der Formenlehre erklärt er die einzelnen Formen aus Sanskṛt und Prākṛt und vergleicht sie mit den Schwestersprachen. — Er gibt eine gute Abhandlung über die Lautlehre in Kapitel 30. In Bezug auf die Orthographie will er in gemäßigter Weise Reformen einführen. Er hat recht, wenn er für die Tatsamaworte die Schreibung verlangt, die sie in der Sprache haben, aus der sie genommen sind. Aber es ist sicherlich unwissenschaftlich von ihm, einen Versuch zu machen, die Schreibung von Worten zu ändern, die dem Sanskṛt und Persischen usw entlehnt sind und die jetzt seit langem in Gujarātī dem Geiste der Sprache gemäß eine feste Form angenommen haben. Andererseits hat er kein Vorurteil und zeigt keine Parteilichkeit in Bezug auf die Schreibung und Aussprache des *a*-lautes in gewissen Stellungen und des *h*-lautes in einigen Worten. Er will nicht ein *a* entfernen, um das bekannte Wortbild zu erhalten, aber er gibt Regeln, wo es nicht gesprochen werden soll. Wenn der *h*-laut einigermaßen deutlich ist, will er ihn lieber schreiben als irgend ein diakritisches Zeichen anwenden. In anderen Fällen zieht er die übliche Form einer Entstellung durch ein eingefügtes *h* vor, z. B. jyāṃ statt jyhām. In dem kurzen Abschnitt über Poetik gibt er Beispiele um den Stoff interessant und klar zu machen. Am Schluß finden wir ein ausführliches Sach- und Wortregister. — Wegen Druck und Einband verdienen die bekannten Schulbuchverleger Macmillan & Co. Anerkennung, obgleich die Güte des Papieres noch durch die Folgen des Krieges beeinträchtigt ist.

Monahan, F. J.: The early History of Bengal. With a Preface by Sir John Woodroffe. London: Oxford University Press 1925. (XII, 248 S.) 8°. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

Bei der Feier des hundertjährigen Bestehens der „Asiatic Society of Bengal" (1884) hatte Rajendra Lala Mitra das große Interesse hervorgehoben, das die Mitglieder des Indian Civil Service den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft entgegenbrachten; heute klagt der gegenwärtige Präsident der Vereinigung, Sir Rajendra Nath Mookerjee in seiner am 4. Februar gehaltenen „Annual Address": „I am afraid I have to record the almost complete lack of interest, in so far as the Society's literary and scientific work is concerned, among the officials to-day." Der Autor des vorliegenden Buches, der am 23. November 1923 am Ende einer glänzenden Laufbahn in der anglo-indischen Verwaltung seinen Freunden durch den Tod entrissen wurde, gehört zu den nicht zahlreichen englischen Beamten unserer Zeit, welche, die Tradition der Vergangenheit aufrecht erhaltend, ihre Muße dazu verwandten, sich mit der Sprache, Geschichte und Kultur des von ihnen verwalteten Landes gründlich zu beschäftigen. Monahan hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, eine Geschichte Bengalens von der Zeit der Mauryas bis zur mohammedanischen Eroberung zu schreiben. Der Tod hat ihn daran verhindert, seinen Plan auszuführen; so konnte denn nur der erste Teil des projektierten Werkes der Öffentlichkeit übergeben werden. Ein Freund des Verstorbenen, Sir John Woodroffe, der verdientvolle Erforscher der Tautra-Literatur, hat sich in pietätvoller Weise dieser Aufgabe unterzogen und dadurch dem Dahingeschiedenen ein schönes Denkmal gesetzt. Das Buch, das durch mehrere Abbildungen und Karten illustriert wird, zerfällt in 19 Kapitel: das erste handelt von den ältesten griechischen Nachrichten über Bengalen, das zweite ist dem Kaiser Candragupta gewidmet; die Abschnitte 3—15 beschäftigen sich mit den Verhältnissen des Maurya-Reiches nach Kautilya und den griechischen Schriftstellern, die übrigen mit Bindusāra, mit Aśoka und seinen Inschriften, und mit der Maurya-Kunst. Wie hieraus ersichtlich, hat das Werk es im wesentlichen mit der Geschichte des alten Bihār zu tun; der Titel „Early History of Bengal" wurde, wie der Autor in der Einleitung bemerkt, mit Rücksicht auf die beabsichtigten anderen Bände gewählt. Monahan will weniger eine Geschichte der Mauryas geben, als eine zusammenfassende Darstellung der kulturellen Verhältnisse, die zu ihrer Zeit herrschten. Dies erklärt es, daß er auf die strittigen Punkte in der Lebensgeschichte Candraguptas usw. nicht näher eingeht, sich mit der neuerdings von V. A. Smith bzw. seinem Nachfolger (Early History, 4. Aufl., 1924) wieder verteidigten Überlieferung von Candraguptas Abdankung und Mönchtum nicht auseinandersetzt u. dergl. Das Hauptinteresse des Autors gehört dem staatlichen Leben, das er ausführlich darstellt,

in der Hauptsache auf den Arthaśāstra fußend, da er gegenüber O. Stein der Ansicht ist, daß dieses Werk tatsächlich ein ausreichendes Bild der Verwaltung des Maurya-Reiches bietet. — Das glänzend geschriebene Buch eignet sich seiner Anlage nach vornehmlich als Einführung in die Kulturgeschichte des indischen Mittelalters.

Oltramare, Prof. Paul: **L'histoire des idées théosophiques dans l'Inde.** La théosophie bouddhique. Paris: Paul Geuthner 1923. (XV, 542 S.) gr. 8°. = Annales du Musée Guimet. Bibliothèque d'études, tome XXXI. Bespr. von Otto **Strauß**, Kiel.

Im Jahre 1906 erschien der erste Band der *Histoire des idées théosophiques dans L'Inde* unter dem Sondertitel *La théosophie brahmanique*; nun ist 1923 der zweite Band „*La théosophie bouddhique*" gefolgt, der, um es gleich vorwegzunehmen, in der Eigenart der Methode, der Weite des Horizonts, der Eindringlichkeit des Verständnisses und der Feinheit der Diktion mit dem ersten um den Vorrang streitet. Als die Elemente der Theosophie Indiens bezeichnete der erste Band (S. VII) die Offenbarung der geheimen Gesetze des Lebens und der Natur, die intuitive Methode, die übermenschlichen Kräfte und die Feindseligkeit gegen die religiöse Tradition. Vom Standpunkt des so umschriebenen Begriffs der Theosophie kamen damals nach einer einleitenden Besprechung der Frühzeit von den großen orthodoxen Systemen nur Vedānta, Sāṃkhya und Yoga in den Kreis der Betrachtung. Die Methode der Darstellung war eine systematische, d. h. jedes System wurde als Einheit behandelt und seine Lehren unter großen Kategorien zusammengefaßt.

Diese Methode kennzeichnet auch die Behandlung der „buddhistischen Theosophie". Aber es handelt sich für den Verfasser beim Buddhismus nicht mehr einfach um eine Theosophie, wie sie die genannten brahmanischen Systeme bieten, sondern um eine Theosophie, die sich zur Religion gestaltet, um eine Schule, die zur Kirche wird. „Die brahmanische Theosophie hat nicht danach gestrebt, das Leben im allgemeinen zu regeln, oder sie hat wenigstens nur soweit die Lebensführung beeinflussen wollen, wie das Interesse des Heils in Betracht zu kommen schien" (S. XI). Anders der Buddhismus mit seinem Universalismus, seiner Verwerfung der Spekulation. Zum ersten Mal wird hier die religiöse Gleichheit aller Menschen proklamiert, zum ersten Mal persönlicher Beitritt gefordert. Die buddhistische Einheit des Glaubens und des Hoffens ist das einigende Band, nicht ein Produkt des Nachdenkens, sondern ein schaffendes und organisierendes Lebenselement. Nach solchen Betrachtungen beschreibt der Verfasser uns sein Ziel: „zu untersuchen, unter welchen äußeren und inneren Bedingungen die Hauptideen des Buddhismus auf die Geister gewirkt haben; auf welche Weise sie untereinander zusammenhängen; welchen Einfluß sie auf das Verhalten der Einzelnen und der Gemeinde geübt und wie sie sich durch ihr eigenes Gewicht umgestaltet haben; welche Veränderungen durch die Berührung mit anderen Lehren an ihnen vorgegangen und zu welchen theoretischen und praktischen Extremen sie gelangt sind" (S. XIII). Den Geist des Buddhismus also in seiner Kontinuität und in seinen Variationen will der Verfasser dem Leser zum Bewußtsein bringen. Wie er das tut, wird jeder Kenner des Stoffes am besten aus dem Inhaltsverzeichnis entnehmen, das ich nunmehr reproduziere.

Buddhismus und die anderen religiösen Systeme Indiens.

Diese Inhaltsangabe dürfte dem Kenner einen hinreichenden Überblick über die Verteilung des bekannten Stoffes geben, denn der Verfasser hat weder mit neuen bisher ungelesenen Quellen operiert, noch hat er überraschende Theorien aufzustellen unternommen. Im Kreise des Gegebenen aber hat er seine umfassende Belesenheit benutzt, um mit liebevoller Eindringlichkeit sine ira et studio die Wege des gesamten indischen Buddhismus zu durchleuchten. Überall herrscht die ruhige kritische Abwägung, die sich nicht scheut, die Schwierigkeiten glatter einseitiger Lösungen aufzuzeigen, die nicht, in so leicht eintretender Verliebtheit in den Gegenstand langen Studiums, den Maßstab verliert, an dem gemessen werden muß, wenn nun einmal gemessen werden soll. Überall herrscht auch die Weite des Überblicks über das gesamte vorliegende Material des Buddhismus; die Methode der Systematisation bringt es mit sich, daß Pāli- und Sanskritquellen, gleichmäßig ausgebeutet, gemeinsam den Stoff für die kategorialen Fächer liefern. Da mag der historisch eingestellte Leser sich wohl manchmal nach strengeren Scheidungen sehnen, aber dafür wird er entschädigt durch die großartige Zusammenschau. Der Fortschritt der Forschung wird immer wieder nach langer analytischer Arbeit auch die Synthese fordern, den Zusammenschluß alles dessen, was im Namen des einen Buddha zu den verschiedensten Zeiten gedacht worden ist. Und wenn der Analytiker mit der Gefahr ringt, über den Trennungen und Scheidungen den durchgehenden Gesamtgeist außer Acht zu lassen, so ist der Synthetiker nicht weniger gefährdet, in äußerlich gleichbleibenden Lehren der veränderten inneren Haltung nicht immer genügend Rechnung zu tragen.

All das im Einzelnen zu begründen, fehlt hier der Raum, auch scheint es dem Berichterstatter wenig angemessen, dem verdienten Verfasser Meinungsverschiedenheiten im Einzelnen entgegenzuhalten, die sich bei dem Umfang und der Schwierigkeit des behandelten großen Gebiets für jeden fachmännischen Leser notwendig in subjektiv divergierender Richtung ergeben werden.

Das Buch wird weiten religiös interessierten Kreisen die wahre Bedeutung der buddhistischen Lehre deutlich machen, es wird dem Fachmann durch seine Feinheit des Denkens und Ausdrucks wertvoll sein. Ich wenigstens bekenne, einen hohen Genuß von der Lektüre der 500 enggedruckten Seiten gehabt zu haben.

Saunders, Kenneth J.: **Gotama Buddha**, a biography (based on the canonical books of the Theravadin). Calcutta: Association Press, u. London: Oxford University Press 1922. (111 S.) kl. 8°. = The Heritage of India Series. 2 sh. 6 d.

Dahlke, Paul: **Buddhismus als Religion und Moral.** 2. Aufl. München-Neubiberg: Oskar Schloss 1923. (II, 344 S.) 8°. Rm. 5 —. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Saunders sympathisches Büchlein fußt auf den englischen Übersetzungen von Prof. u. Mrs. Rhys Davids, Oldenberg, Bhikkhu Silācāra u. a.; mit Geschick hat er für seine „Biographie" namentlich die Lieder der Mönche und Nonnen verwertet. Er schreibt mit so bemerkenswerter Objektivität, daß erst im letzten Kapitel sein eigener christlicher Standpunkt zum Vorschein kommt, wobei gleichwohl dem Buddha, der zwar „a true idea of God" vermissen läßt, „a benevolence which whilst it is self-regarding is not selfish" noch zuerkannt wird. Ein kleiner Mangel des Büchleins sind die fehlerhaft zitierten Pāli-Ausdrücke wie *sihibhūto* (p. 29), *sabbā anattā* (p. 30), *Jīna* (p. 33), *Pasenādi* (p. 74 usw.), *śaddhahattho* (p. 88) usw. und Übersetzungen wie *Suddhodana* „Pure Rice", *Siddhattha* „Desire Accomplished", *Śākya* „the mighty".

Weiter noch als Saunders geht Dr. med. Dahlke in seiner Bewunderung des großen Seelenarztes Buddha: er ist ihm der unvergleichlich größte Lehrer der Menschheit, der jemals aufgetreten; der einzige, der, richtig verstanden, auch unserer zerfahrenen Welt noch völlig Genüge zu leisten vermag. Nur die Lehre des Buddha ist eine mit der Wissenschaft in vollen Einklang zu bringende Religion; nur auf ihrem Boden ist echte Moral möglich. Seit mehr als zwanzig Jahren hat D. mit glänzender Beredsamkeit diesen seinen Standpunkt vertreten und durch öfteren Aufenthalt in buddhistischen Ländern, namentlich Ceylon, zu vertiefen gesucht. Auch um das Pāli hat er sich bemüht, doch sind einige seiner Übersetzungen wie *savitakka* „mit Eindrücken verbunden" (p. 73), *saṁkhāra (-kkhandha)* „Unterscheidungsvermögen" nicht einwandfrei. Daß er persönliche Belehrung durch die Bhikkhus zu hoch einzuschätzen geneigt ist, zeigt seine eigentümliche Verlegenheit, die Dreistufigkeit der Welten zu erklären (p. 188 ff.), obwohl doch die Literatur hierüber keinen Zweifel läßt. Doch ist gerade dieses auch ein Beispiel für den hohen Grad, bis zu welchem sich D. in den Buddha-Gedanken eingelebt hat. Denn gewiß mit Recht behauptet er, daß der Buddha eine Welt oder Welten, in denen nicht *nāmarūpa,* sondern nur *nāma* oder nur *rūpa* vorhanden ist, nicht gelehrt haben kann. Tatsächlich war ja (s. Kirfel, Kosmographie der Inder, p. 190 ff.) die Einteilung in *rūpa-* und *arūpa-brahmaloka*

dem ältesten Buddhismus fremd. Buddhas Metaphysik in D.'s Darstellung erinnert an Bergson, z. T. auch an James. Es gibt nichts als „Kräfte“ und Kraftverbindungen, wobei unter Kraft verstanden wird „ein aus ihren eigenen Vorbedingungen immer wieder frisch Aufspringendes“, dessen Erkenntnis nur möglich ist durch Intuition = „unmittelbares Einschnellen in die Wirklichkeit“. Daher der oft gerügte Mangel an Definitionen in der Lehre Buddhas; daher anderseits z. B. seine Stellung zum Freiheitsproblem (Bejahung der Willensfreiheit im Sinne eines eigengesetzlichen Reagierens der unablässig neuentstehenden Denkkraft auf Motive). Auf die Frage, wie ein Anfangloses *(saṃsāra)* ein Ende haben könne, antwortet D., Kraft sei anfanglos im Sinne eines sich selber Unterhaltenden = jeden Augenblick neu Anfangenden; und „anderseits muß das, was sich selber unterhält, auch das Vermögen haben, in sich selber einzugehen“. Aber letzteres bedeutet hier ein für alle Male aufhören, und man fragt sich: warum denn „muß“? Nirvāṇa ist ein Mysterium, im alten Buddhismus genau wie im Vedānta, und D.'s Behauptung, es sei ursprünglich nur das nüchterne Nichtmehr gewesen, das er selbst wie die Mehrzahl der heutigen Bhikkhus darin sieht, erweist sich als historisch falsch oder mindestens unwahrscheinlich, sobald man die Lehre des Buddha aus ihrer Zeit heraus zu begreifen sucht (s. Oldenberg, Die Lehre der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus). Übrigens ist der Erhabene nicht „verlöscht“ (p. 121) — das wäre *uccheda-vāda* — sondern „verloschen“. Für verfehlt halte ich auch D.'s Versuch, den Selbstmord des Arhat zu rechtfertigen (p. 298 ff.). Selbstmord ist Egoismus auch beim Arhat, ausgenommen allein als Aufopferung für eine **andere** Person, wovon doch die betr. Texte nichts sagen. Der Hand an sich legende Arhat beweist 1. daß ihm das Leben lästig statt (wie dem wahren Heiligen) gleichgültig geworden ist, und 2. daß er vom Tode mehr erwartet als der „Erlöste“ von ihm erwarten sollte. Der Buddha hätte also den Selbstmord des Heiligen für unstatthaft oder vielmehr unmöglich erklären müssen. Er blieb aber in diesem Punkte befangen in der, wie es scheint, in der damaligen Asketenwelt herrschenden Ansicht[1]. Später erst drang in die buddhistische Literatur, ohne daß man den Widerspruch bemerkte, aus dem *yati-dharma* der Brahmanen in verschiedenen Variationen der stolze Spruch von dem Heiligen, der sich weder nach Leben noch nach Tod sehnt, sondern geduldig seine Stunde abwartet (Mahābh. XII 245 [246], 15 = Manu VI, 45, Nāradoparivrājaka-Up. III, 59 usw.).

1) Außer an die Jainas sei hier erinnert an die dem Vānaprastha empfohlenen (fünf) Todesarten; s. Manu VI, 31—32, Ka(ṇ)thaśruti-Up. II (5, Deußen), Jābāla-Up. V.

Ward, Rev. C. H. S.: **The Ethics of Gotama Buddha.** An appreciation and a criticism. Colombo; London: Luzac and Co. 1923. (54 S.) 8°. 2 sh. 6 d. Bespr. von H. Fick, Göttingen.

Der Rev. Ward hat mehr als 20 Jahre als methodistischer Missionar in Ceylon gewirkt, und zwar gerade im Süden der Insel, wo der Buddhismus ausschließlich herrscht. Durch seine enge Berührung mit dem ceylonesischen Volksleben hat der Verf. Gelegenheit gehabt, sich in den Geist des Buddhismus einzuleben. Inwieweit ein Einfluß der ursprünglichen buddhistischen Ethik auf das heutige Leben und Denken der Bewohner von Ceylon beobachtet werden kann, das festzustellen ist nicht das Ziel des Verf. Die kleine Schrift will vielmehr in die Gedankenwelt der „höheren Lehre“, des Theravāda, einführen und hebt mit besonderem Nachdruck hervor, daß die Lehre des Buddha zwar allen lebenden Wesen die Möglichkeit des Erlösungsweges gab, daß aber das gemeine Volk nur die das tägliche Leben betreffende Morallehre zu kennen brauchte. Die dem ethischen System des Buddhismus zugrunde liegenden Lehren sind eine verwickelte und schwierige Philosophie, in deren tiefe Geheimnisse nur wenige Auserwählte eindringen konnten. Auf Grund der Pali-Quellen und mit Benutzung von Oldenberg, Dahlke, Warren u. a. sucht Ward in knappen Umrissen die Vorzüge der buddhistischen Ethik, die er mit der praktischen Ethik der Epikur auf eine Stufe stellt, zu würdigen. Er gelangt aber zu dem Schluß, daß auch der „achtfache Pfad“, der zur Erkenntnis und zum Nirvāna führt, wie das Nirvāna selbst nur eine Täuschung ist: eine Kritik, wie sie z. B. auch der Lehre des nihilistischen Mādhyamikas entspricht, die aber in den Pali-Texten nicht unbedingt eine Stütze findet.

Sauter, J. A.: **Mein Indien.** Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren. Leipzig: K. F. Koehler 1921. (260 S.) kl. 8°.

Butterworth, A.: **The Southlands of Siva.** Some reminiscences of life in Southern India. London: John Lane 1923. (258 S.) 8°. £ —.10.6. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Zwei Reisebücher von etwas zweifelhaftem Wert. Von einem mir bisher unbekannten Büchlein Sauters, das in englischer Übersetzung bei Fisher Unwin erschienen ist (Among the Brahmins and Pariahs), liegt mir eine im Statesman, Calcutta, anonym erschienene vernichtende Kritik vor, die zu dem Ergebnis kommt: „This is the stuff that can be served up for consumption in Germany. It is not obvious why the book was written.“ Über den Zweck von „**Mein Indien**“ wenigstens kann kein Zweifel bestehen: Das Buch will die dem Europäer (und besonders Engländer) verborgenen

Seiten des indischen Lebens enthüllen; und diesen Zweck erfüllt es gar nicht übel, wenn ihm auch dabei Dichtung und Wahrheit manchmal durcheinander zu geraten scheinen. Verf., Lehrer an einem College und zeitweilig Prinzenerzieher, hat es zu einer Intimität des Verkehrs mit den Eingeborenen gebracht, wie sie einem Europäer nur äußerst selten gelingt. In der Kleidung des Landes, mit einem indischen Freunde oder allein, bereist er im Ochsenkarren die Dörfer und macht seine Erfahrungen. Das eine Mal sehen wir ihn als Bettelmönch in Puri, wo er in einem von Ungeziefer strotzenden Asyl mitten unter den Ärmsten des Landes schläft; das andere Mal in einem Eisenbahnabteil dritter Klasse in Situationen, die an Kiplings Kim erinnern; dann als Bābū bei den Freudenmädchen von Benares; und wieder ein anderes Mal als Gast eines kleinen Rājā am Himālaya. Nur von den Paṇḍits scheint er sich fern zu halten, und die Elemente des Sanskrit sind ihm fremd geblieben. Daher denn allerhand kleine Schönheitsfehler wie „die vorletzte Nacht des Puja", die „Vyndhiasberge", „das Fest der Göttin Jaganath in Puri", die „eine Sakti Siwas" ist, und — am peinlichsten — das beständige Khassi (Eunuch) statt Kāśī (Benares). Aber das Buch ist echt, eine Frucht wirklichen und tiefen Erlebens, auch literarisch nicht unbedeutend; als Probe lese man „Das tote Dorf" (Kap. 7). — Von ganz anderer Art ist Butterworths weit umfangreicheres Buch, dessen Haupttitel insofern täuscht, als von Siva und Sivaïsmus darin so gut wie gar nicht die Rede ist. Es enthält die Reminiszenzen eines hohen Regierungsbeamten, der in mancherlei Stellungen (als Judge, Political Agent usw.) in den verschiedensten Teilen Südindiens, einmal auch in den Central Provinces, tätig war. Lose zusammengehalten durch die Reihenfolge der in den Kapitelüberschriften genannten „Stationen" des Verfassers (South Canara, Cuddapah usw.) wechseln in wildem Durcheinander Jagdgeschichten, Anekdoten und kurze Beschreibungen von Land und Leuten. Unter den letzteren ragen hervor ein paar entzückende Proben indischer Mentalität, so ein die Siege der Buren über die Engländer betreffender Auszug aus einer Eingeborenenzeitung (p. 75 ff.) und ein Abschiedsbrief an einen scheidenden District Magistrate (p. 187).

Glasenapp, Otto von: **Indische Gedichte aus vier Jahrtausenden.** In deutscher Nachbildung. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Helmuth von Glasenapp. Berlin: G. Grote 1925. (XXXI, 175 S.) 8°. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Auf den Verdeutschungen der Originaltexte durch seinen Sohn, H. von Glasenapp, beruhen die Nachbildungen Otto von Glasenapps. Diese deutschen Nachdichtungen suchen ohne sklavische Nachahmung das Original nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form, insbesondere dem Rhythmus nach, getreu wiederzugeben und scheinen mir z. T. recht gelungen zu sein. Interessante Beispiele für alle Freunde indischer Poesie sind u. a. mehrere genau in Metrum und Reim nachgebildete Gedichte Rabīndranāth Thākurs, dessen Dichtungen bisher in Deutschland nur nach den englischen Prosaübertragungen, die von dem Rhythmus des gereimten bengalischen Originals keine annähernde Vorstellung ermöglichen, bekanntgeworden sind. Die Sammlung v. Glasenapps umfaßt zu einem Teil Gedichte aus den heiligen Schriften, der klassischen Sanskritpoesie und Prākrit-Lyrik, zur anderen Hälfte religiöse Dichtung in Hindī und Bengālī und eine Auswahl aus der Dichtung der Gegenwart. Wir haben den Versuch, uns diese Dinge, besonders die wenig bekannten modernen Dialektdichtungen, in gefälliger Form nahezubringen, freudig zu begrüßen. H. von Glasenapp hat den Band mit einer kurzen Übersicht über die indische Literatur eingeleitet und durch Erläuterungen und genaue Quellennachweise dem größeren Publikum und den näher Interessierten dankenswerte Dienste geleistet.

Binyon, Laurence: **L'Art asiatique au British Museum** (Sculpture et Peinture). Paris: G. van Oest 1925. (76 S. u. LXIV Taf.). 4°. = Ars Asiatica, Études et Documents publiés par Victor Goloubew sous le patronage de l'École Française d'Extrême-Orient vol. VI. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

Der vorliegende glänzend ausgestattete neue Band der Goloubew'schen Serie gibt auf 64 Tafeln eine Auswahl asiatischer Kunstwerke des Britischen Museums in vorzüglichen Reproduktionen wieder. Die indische Plastik ist durch 10, die chinesische durch 12, die baktrische durch 2 Abbildungen vertreten. Reichhaltiger ist die Auswahl von Gemälden, die geboten wird: sie weist 18 chinesische, 22 japanische, 1 tibetisches, 1 koreanisches, 21 persische, 17 indische, 2 siamesische, 1 birmanisches auf. Diese Übersicht zeigt, daß es nicht die Absicht des Werkes ist, einen systematischen Überblick über die Schätze des Museums zu geben, sondern daß es sich vielmehr darauf beschränkt, Einzelnes, besonders Schönes oder Wichtiges einem Kreise von Forschern und Sammlern zugänglich zu machen. Das Ziel hat das Buch zweifellos voll erreicht, die Illustrationen sind eine wahre Augenweide und werden dank der sorgfältigen Ausführung, welche alle Errungenschaften illustrativer Technik heranzog, jeden Liebhaber des fernen Ostens immer erneut erfreuen. Die Tafeln sind von kurzen Erläuterungen begleitet, die leider noch viele Fragen über die Gegenstände, die zur Darstellung gekommen, wie über ihre Datierung u. a. unbeantwortet lassen — ein deutliches Zeichen für die Tatsache, daß die Kunstgeschichte des Ostens ein neues, noch zu wenig bearbeitetes Gebiet ist. Dem Bande ist eine Einleitung vorausgeschickt, in welchem über die Herkunft der asiatischen Sammlungen des Britischen Museums berichtet wird. Es ist bedauerlich zu sehen, wie wenig Interesse die asiatische Kunst bis vor kurzem in London gefunden hat, obwohl doch die Beziehungen Englands zum Morgenlande schon in verhältnismäßig weit zurückliegende Zeit zurückgehen. Es wäre zu hoffen, daß die vorliegende Publikation dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die große Bedeutung der herrlichen Bilder und Plastiken im Museum zu lenken und dadurch darauf hinzuwirken, daß den vorhandenen Stücken ausreichender Raum gewährt und die sehr ungleichmäßige Sammlung (es fehlen z. B. bisher im Museum japanische Skulpturen fast ganz) systematisch ausgebaut wird. Die Neuaufstellung der Schätze

des Staatlichen Völkerkunde-Museums in Berlin könnte in dieser Hinsicht beachtenswerte Anregungen geben.

Kümmel, Otto: **Ostasiatisches Gerät.** Ausgewählt und beschrieben. Mit einer Einführung von Ernst Grosse. Berlin: Bruno Cassirer 1925. (VII, 62 S. mit 140 Taf. u. 4 Textabb.) gr. 8°. = Die Kunst des Ostens, hrsg. v. William Cohn. Bd. X. Rm. 14.—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Das schöne Buch bietet weit mehr als der bescheidene Titel ahnen läßt. „Unter Gerät sind in diesem Buche Kunstwerke verstanden, die einem bestimmten praktischen oder symbolischen Zwecke dienen. Volkskundliches Material ohne künstlerischen Wert und die in Europa besonders beliebten Werke ostasiatischen Kunstgewerbes, die einen Zweck nur vortäuschen, wird man daher in diesem Buche nicht finden und nicht suchen dürfen.“ (Vorbemerkung.)

Die sorgfältig ausgeführten Kupferdrucktafeln enthalten durchweg prächtige Reproduktionen von Aufnahmen hervorragender chinesischer und namentlich japanischer Kunstwerke. Sie zerfallen in folgende Abteilungen: 1. Chinesische Sakralbronzen, Tafel 1—16; 2. Buddhistisches Kultgerät, Tafel 17—36; 3. Schreibgerät, Tafel 37—56; 4. Teegerät, Tafel 57—78; 5. Räuchergerät, Tafel 79—90; 6. Waffen, Tafel 91—100; 7. Hausgerät, Tafel 101—136 (Setzschirme, Woll- und Knüpfteppiche, Kasten, Truhen, Dosen, Gewänder, Netsuke, Bronzespiegel); 8. Musikinstrumente, Tafel 137—140. Die Tafeln werden auf den Seiten 40/61 erläutert; auf Seite 62 werden die Quellen der Abbildungen und die Literatur angegeben.

Die Lektüre der feinsinnigen Einführung Ernst Grosses ist ein Genuß auch für den Laien ostasiatischer Kunst (Korea und Japan, Gebrauchsgeräte und Schaugeräte, Chinesische Porzellangefäße, Japanische Töpferei, Grundform und Schmuck, Sinngemäßer Schmuck, Zweckmäßigkeit, Der Diener des Stoffes, Sinn für den Stoff, Beziehungen der Stoffe, Stoff und Form, Lackarbeiten, Bronze-Eisenkunst, Halbedelsteine als Material, Surrogatkunst, Keramischer Stil der Chinesen und der Japaner, Form und Farbe, Eigenart, Individuelle Formen, Massenproduktion, Persönlichkeitswert, Arbeitsteilung, die Persönlichkeit des Künstlers, Seelische Wirkungen, Künstler und Zufall, Ästhetische Empfindlichkeit, Phantasie und Tradition, Schönheitssinn, Verhältnis zur Kunst, Europäisierung).

Eine ganze Anzahl der abgebildeten Kunstwerke kann man in der neu eingerichteten Abteilung für ostasiatische Kunst im Erdgeschoß des früheren Kunstgewerbemuseums in Berlin im Original bewundern. K.s Buch gibt eine treffliche Anleitung zur richtigen Würdigung dieser seltenen Stücke.

Russell, Bertrand: **China und das Problem des Fernen Ostens.** Mit einer Einführung von General Prof. Dr. Karl Haushofer. München: Drei Masken Verlag 1925. (XI, 224 S.) 8°. Rm. 5.—; geb. 6.—. Bespr. von F. E. A. Krause, Heidelberg.

In einer Übertragung von Margarete Hethey ist eine deutsche Ausgabe von B. Russell „The Problem of China“ erschienen, das ähnlich wie die Schrift des Amerikaners Gilbert Reid „China captive or free“, mutig für die Rechte Chinas eintritt. Es ist ein Buch voll ehrlicher Überzeugung, bemerkenswert schon durch das Phänomen, daß ein Engländer scharfe Kritik übt an der englischen Politik und an dem Vorgehen des japanischen Verbündeten in China.

Ich habe selten ein so widerspruchsvolles Buch gelesen wie dieses. Ein Einleitungs-Kapitel umreißt die Probleme Chinas in ernsten Worten als Stimmung für das Folgende. Die Ausführung bringt einige oberflächliche Rückblicke auf die geschichtlichen Voraussetzungen, deren Angaben für China zutreffender als für Japan sind, um überzugehen zur Schilderung der modernen Fragen in Ostasien, der Lage von China und Japan, ihres gegenseitigen Verhältnisses, der Stellung der fremden Mächte zum Problem des Fernen Ostens.

Der Verfasser gibt Urteile und Meinungen mit ehrlicher Unparteilichkeit und doch mit starker Tendenz, er vertritt die sozialistischen und pacifistischen Ideale, übt eine schonungslose Kritik der politischen und wirtschaftlichen Sünden der Großmächte und tritt ein für das amerikanische Friedensideal und das Recht Rußlands. Ein Engländer nimmt Stellung gegen die Britische Regierung und gegen die Britische Politik, spricht harte, aber verdiente Urteile über das Wesen Japans als Staat und Weltfaktor und beleuchtet die Zukunftsaussichten und Entwicklungsmöglichkeiten in Ostasien.

Wir lesen vorzügliche Beobachtungen realer Tatsachen mit einseitigen Conclusionen, überraschend gute Sätze voll bitterer Wahrheit aus falschen Prämissen abgeleitet. Confucius, den Confucianismus und das chinesische Familiensystem erfahren eine Beurteilung, die gewiß nicht berechtigt ist, die geschichtliche Entwicklung ist vielfach, namentlich für Japan, in ihren bedeutsamsten Zügen verkannt, aber die Schäden und Wunden der heutigen Lebewesen China und Japan sind richtig gesehen, wenn auch das Zukunftsbild überall vom pacifistischen Standpunkte entworfen wird. Es werden aus den Symptomen richtige und scharfsinnige Diagnosen gestellt, die zur Heilung der

Krankheit empfohlenen Heilmittel mögen oft fragwürdig erscheinen.

Der Leser erhält ein lebendiges Bild der Kräfte, die in neuerer Zeit in Ostasien wirksam waren und die heute das Schicksal Chinas schmieden. Die Fäden der Großmacht-Politik werden mit allem dabei begangenen Unrecht aufgedeckt, um das Recht des wehrlosen Objektes China darzutun. Am Beispiel der Operationen des internationalen Bank-Konsortiums und der Verhandlungen auf der Konferenz von Washington wird die Entrechtung und Vergewaltigung des großen, aber in seiner inneren Zerissenheit ohnmächtigen China veranschaulicht.

Es muß aber wohl gesagt werden, daß das „Problem Chinas", das in diesem Buche in bemerkenswerter Weise dem Leser vorgeführt wird, mit ihm nicht gelöst erscheinen kann. Es ist in Wirklichkeit um viele Momente komplizierter und wesentlich schwieriger als es hier gezeichnet ist. Die Hoffnung der Chinesen beruht in der wahren Kraft ihrer unzerstörbaren Kultur, in der beispiellosen Geduld ihres Volkes, im natürlichen Gange der Entwicklung, die notwendig ein chinesisches Resultat ergeben wird, kein europäisches. Das beste Heilmittel für Chinas Leiden hat ein andrer Engländer angegeben: „Foreigners will best serve China and their own interests by letting her alone to work out her own salvation."

Latourette, Kenneth Scott: The development of China. Third Edition, carefully revised. Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1924. Bespr. von F. E. A. Krause, Heidelberg.

Ein korrektes Buch, das nichts Falsches sagt, aber auch kaum etwas Bedeutsames enthält. Daher ist nichts zu tadeln und nichts zu loben. Einzelheiten sind nirgends gegeben, allen Problemen ist überall geschickt aus dem Wege gegangen. Die Dinge sind zumeist sehr von fern gesehen.

Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel, deren Überschriften etwas unorganisch anmuten: 1. Geographischer Hintergrund der chinesischen Geschichte, 2. Ursprung und formative Jahrhunderte, 3. Von der Han-Dynastie, dem Ende der formativen Periode, bis zum ersten Kriege mit England, dem Anfangs-Stoß westlicher Berührung mit China („Initial Shock of the Western Impact on China"!), 4. Chinesische Kultur zu Beginn näherer Fühlung mit dem Westen, 5. China seit dem engeren Kontakt mit dem Westen bis zum Kriege mit Japan, 6. Die Umwandlung Chinas 1894—1923, 7. Gegenwarts-Probleme Chinas. Mit diesen Überschriften erschöpft sich die ganze Originalität des Verfassers. Der Inhalt seines Buches bringt nichts Originelles mehr.

Das Referat kann sich daher kurz fassen. Uns sind solche Bücher eine Qual. Das Sachliche weiß man, das Formale ist belanglos. Die Tatsache, daß dieses Buch in dritter Auflage vorliegt, zeigt, daß in Amerika lebhafter Bedarf nach solcher oberflächlicher Ware ist.

Auffallend in diesem korrekten Buche, dem ich einen Nachmittag opferte, erschien mir die Bemerkung, daß die Mandschu mit den Mongolen verwandt seien (pg. 67), und die Gleichsetzung der Lehre des Confucius („the teaching of the Learned") mit dem Bu-shi-dô in Japan („the way of the Warrior") auf pg. 130.

Ku Hung-Ming: Der Geist des chinesischen Volkes. 5. u. 6. Tausend. Jena: Eugen Diederichs, 1924. (181 S.) 8°. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Wenn der Reklamezettel, den der Verlag um den Umschlag des Buches gelegt hat, den Verf. als den „bekannten Staatsmann und Philosophen Ku Hung ming" bezeichnet, so muß dem widersprochen werden. Er hat es im chinesischen Staatsdienst nie zu einem einflußreichen Posten gebracht und sich stets mit sehr bescheidenen Stellungen begnügen müssen, ist also niemals „Staatsmann" gewesen. Ein Philosoph ist er auch nicht, sondern, wie man aus seinen Schriften unschwer erkennen kann, ein Essayist und Feuilletonist. „Bekannt" ist er endlich in China nur in einem ganz engen Kreise, während für Deutschland Richard Wilhelm und Alfons aquPet ihn entdeckt haben. Ich habe Ku während der Jahre 1907—17 in Peking persönlich gekannt.

Der von Berlin, März 1916, datierten Einführung zufolge ist das Buch die deutsche Übersetzung der Schrift „The spirit of the Chinese People, with an Essay on The War and the Way-out", die 1915 im Verlage der Peking Daily News erschienen ist und dem Verfasser damals verschiedene Angriffe von angelsächsischer und chinesischer Seite eingetragen hat. Für die Übersetzung zeichnet Oscar A. H. Schmitz. Einem Vorwort und einer Einleitung folgen die vier Aufsätze 1. Der Geist des chinesischen Volkes, 2. Die chinesische Frau, 3. Die chinesische Sprache, 4. John Smith in China. Daran schließt sich ein Anhang: Die Religion der Pöbelverehrung oder der Ausweg aus dem Krieg. Während in diesem Buche, das im ersten Kriegsjahre der deutschen Siege geschrieben wurde, Deutschland noch einigermaßen glimpflich wegkommt, hat Ku später seine Meinung gründlich geändert und, wie mir Ohrenzeugen berichtet haben, kurz vor unserer Ausweisung im März 1917 geäußert: „Die ganze zivilisierte Menschheit müsse dem edlen Frankreich und seinen Alliierten dafür dankbar sein, daß sie die brutale deutsche Gewalt ein für allemal vernichteten". Auch andere liebenswürdige Reden wurden von ihm kolportiert, einem Manne, der, als es ihm

wirtschaftlich schlecht ging, noch bis weit in den Krieg hinein von der Unterstützung deutscher Freunde gelebt und lange Zeit in dem Hause des einen gewohnt hatte. Er ist eben Opportunist und stellt sich nach Bedarf um, wie man es ja auch bei uns jetzt allgemein zu tun pflegt.

In dem Buche finden sich einige sehr zutreffende Bemerkungen, von denen ich zitieren möchte: „Den Völkern Europas und Amerikas, auch denen Japans und Chinas, die heute von Freiheit sprechen und die Freiheit brauchen, will ich es hier zu sagen wagen, dass das einzige Mittel, um wirkliche Freiheit zu erlangen, ist, sich gut zu benehmen; zu lernen, sich anständig zu betragen. Sehen Sie China an vor dieser Revolution. Es gab mehr Freiheit für das chinesische Volk — weder Priester noch Schutzleute, weder Gemeindegebühren noch Einkommensteuer zu seiner Plage — als für irgendein anderes Volk der Welt; und warum? Weil sich das chinesische Volk vor dieser Revolution gut aufführte; weil es wußte, wie es sich als gute Staatsbürger zu betragen hatte. Aber warum herrscht jetzt, nach dieser Revolution, weniger Freiheit in China? Weil der moderne, zopflose Chinese, die von den Völkern Europas und Amerikas zurückgekehrten Studenten, von dem europäischen Pöbel in Schanghai gelernt haben, wie sie sich nicht benehmen sollen". (S. 16). Andererseits gefällt sich Ku in gewagten Gleichnissen (z. B. „Man kann in der Tat die chinesische Schreibfeder oder den Pinsel, der eine zarte Bürste ist, als Symbol des chinesischen Geistes nehmen", S. 52), uferlosen Verallgemeinerungen (z. B. „Der wirkliche Chinese ist ein Mensch mit dem Kopf eines Erwachsenen und dem Herzen eines Kindes") und namentlich dem Einstreuen zahlreicher Zitate, mit Vorliebe aus der Bibel, Matthew Arnold, Herbert Spencer, Emerson und Goethe. Für diese Zitate und die gelegentlichen lateinischen Brocken soll sich Ku, wie in Peking erzählt wurde, einen nach Begriffskategorien geordneten „Büchmann" zurechtgemacht haben, um stets leichtes und schweres Geschütz bei der Hand zu haben. Ku wendet sich gegen die Halbbildung (S. 137), vergißt aber ganz, daß er in gewissem Sinne selbst ein Halbgebildeter ist, weil er als Kreuzungsprodukt chinesischer und abendländischer Bildung weder die eine noch die andere gründlich sich zu eigen gemacht hat. Jeder Aufsatz des Buches bringt dafür Beweise.

Ueberschaar, Dr. Hans: **Die Eigenart der japanischen Staatskultur.** Eine Einführung in das Denken der Japaner. Leipzig: Theodor Weicher 1925. (VIII, 108 S.) gr. 8. Rm. 4.50. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Der an der Medizinischen Akademie zu Osaka als Dozent für Psychologie und Deutsche Sprache tätige Verfasser gibt auf etwa 100 Seiten in 11, z. T. ganz kurzen Kapiteln einen vortrefflichen Überblick. Die seltsam anmutende „Doppelkultur" — das „Nebeneinander" (s. A. Schaleck, Japan, das Land des N.) — mit all ihren Gefahren für die junge Großmacht bilden in den Darstellungen eine häufig wiederkehrende Note. Die „Eigenart" der japanischen Staatsschöpfung ist immer wieder gerade im Gegensatz zu einströmenden fremden Einflüssen erstarkt und im Wesen, oft fast versteckt unter fremder Form, stets fühlbar. Der Verfasser hat ganz recht zu sagen: „Das Denken dieser Insulaner ist durchaus nicht so chinesisch oder abendländisch zivilisatorisch eingestellt, wie vielfach angenommen wird".

Kishio Satomi: Ein neues Licht aus Osten, der Nitschironismus. Aus dem Englischen übersetzt von Käthe Franke. Berlin. (55 S.) Kl. 8°. 1924. Bespr. von Ludwig Rieß, Berlin.

Als in Japan die stürmische Europäisierung, die mit der Gründung des Parlaments ihren Abschluß fand, ihren ersten Rückschlag nationaler Selbstbesinnung erfuhr, traten auch die zahlreichen buddhistischen Sekten in Wetteifer, um die Volksstimmung zu beeinflussen und zu gewinnen. Unter ihnen hatte die Nitschirensekte darin einen Vorsprung, daß sie von alters her die Ekstase der zur Andacht versammelten Massen für religiöse Zwecke zu verwenden gewohnt war. Ihr Begründer, nach dem sie benannt wird, lebte von 1222—1282 und gewann das höchste Ansehen durch seine Prophezeiung des Mongoleneinfalles, der ähnlich der spanischen Armada 3 Jahrhunderte später in England durch tapfere Gegenwehr und furchtbare Stürme zurückgeschlagen wurde. In ihren Gebetsübungen erreicht die Sekte die enthusiastische Erhebung der Gemeinde durch unablässige laute Wiederholung des Titels einer buddhistischen Sutra: Myoho-renge-kyo (Lotosbuch des erhabenen guten Gesetzes). Wegen des sittenstrengen Lebens ihrer Klostergeistlichkeit erhielt sich diese von Nitschiren selbst „Hokke-shu" genannte Sekte einen namentlich in den niederen Ständen weitverbreiteten Anhang, während ihre spiritualistische Bedeutung von den gebildeten Klassen nur gering eingeschätzt wurde. Nun erstand ihr in der Krisenstimmung von 1891 ein Erneuerer namens Tschigaku Tanaka durch publizistische Propaganda. Die Herausgabe seiner Zeitschrift „Shishio" (der Löwenkönig) seit Juni 1891 wurde der Ausgangspunkt einer religiösen und praktischen Betätigung, die immer wieder an Aussprüche oder Gedanken des Sektengründers Nitschiren anknüpfte. Zur Zusammenfassung der



von ihm beeinflußten Laien gründete er schon bei Beginn des konstitutionellen japanischen Staatswesens den Verein „Kokuchiukai", legte in einem 6bändigen Werke „die systematische Lehre des Nitschirenismus" dar und bewährte sein großartiges organisatorisches Talent nicht nur in der Leitung einer politischen Partei, einer Tageszeitung und vieler Vereine junger Männer und Frauen, sondern auch durch Schaffung einer seiner Gesellschaft gehörigen Bank, eines Krankenhauses, einer Theatergesellschaft und einer zur Herbeiführung des sozialen Friedens wirkenden Arbeitgeber und Arbeitnehmer umfassenden Genossenschaft. Er will die „bösen" Begriffe von Kapital und Arbeit, „den närrischen Rechtsbegriff" und das Problem des Geldes durch religiöse Seligmachung überwinden, die seiner Meinung nach „unnützen und schädlichen Werke" der Literatur und Kunst durch von ihm geschaffene oder veranlaßte ersetzen und die politischen Kräfte der japanischen Nation unter der patriarchalischen Führung des Kaiserhauses zusammenhalten. Er kann insofern mit Plato verglichen werden, als er alle Seiten des Gesellschaftlebens von seinen Gesichtspunkten aus reformieren will, versucht aber zu gleicher Zeit durch praktische Schöpfungen zunächst geringen Umfanges seine Ideen zu realisieren. Wie weit er dabei über die mönchischen Gesichtspunkte seines Heiligen Nitschiren hinausgreift, ist offensichtlich. Einen Herold seines Ruhmes für die europäische Welt hat er in dem Verfasser dieses Büchleins gefunden, der bereits mehrere Werke in englischer Sprache herausgegeben hat und weitere Veröffentlichungen ankündigt. Die Übersetzung ist im allgemeinen gewandt, wenn auch an einzelnen Stellen (z. B. „gebeten um Krankheit" S. 11 und „ihr Leben verdienen" statt Lebensunterhalt gewinnen S. 13) allzu große Abhängigkeit von englischen Ausdrücken hervortritt.

Auch dieses Büchlein ist ein Beweis dafür, daß im modernen Japan eigenartige idealistische Bestrebungen durchaus nicht fehlen.

Höver, Otto: **Javanische Schattenspiele.** 24 Abbildungen nach Figuren des javanischen Wajangspieles mit einleitendem Text. Leipzig: Wilhelm Goldmann 1923. (12 S., Taf.) gr. 8°. Rm. 10—; geb. 12—. Bespr. von Georg Jacob, Kiel.

Wie der Titel andeutet, sind die den reichen Beständen des Folkwang-Museums, nunmehr in Essen, entnommenen Tafeln die Hauptsache. Leider sind sie weder numeriert, noch tragen sie Unterschriften, obwohl einige unschwer zu bestimmen waren, so Tafel 8 als Kṛṣṇa, Tafel 24 als Gunungan. Die Auswahl kann vielseitig, aber kaum besonders glücklich genannt werden; ich besitze in meiner kleinen Privatsammlung einige schönere Stücke. Die Wiedergabe ist korrekt. Das Bildermaterial der großen Werke von Serrurier (Leiden 1896) und Kats (Wettevreden 1923), von denen das letztere trotz seiner zahlreichen Farbentafeln wohlfeil ist, bringen die künstlerischen Werte vorteilhafter zum Ausdruck. Diese bestehen in den charaktervollen, grotesken Formen, deren lange Arme ein reiches Gestenspiel von gespensterhafter Wirkung ermöglichen, in der feinen, Licht und Schatten gleichmäßig verteilenden, durchbrochenen Arbeit, die an Filigran erinnert, und in der reichen Bemalung und teilweisen Vergoldung. Der Text verrät weder auf eigener Anschauung basierte Studien — man hat jetzt Gelegenheit, Wajang-Vorstellungen in Holland und neuerdings sogar in Deutschland zu sehen — noch Kenntnis der Literatur; ein Hinweis auf deren wichtigste Erscheinungen wird der Betrachter der Tafeln gewiß in vielen Fällen schmerzlich vermissen; vor allem hätte auf H. H. Juynbolls Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums 13. Band 3. Teil, Leiden 1918 verwiesen werden sollen.

Karl von den Steinen: Die Marquesaner und ihre Kunst. Studien über die Entwicklung primitiver Südseeornamentik. Nach eigenen Reiseergebnissen und dem Material der Museen. Band I: Tatauierung. Mit einer Geschichte der Inselgruppe und einer vergleichenden Einleitung über den polynesischen Brauch. Mit 215 Abbildungen, darunter zahlreichen Originalzeichnungen der Tatauiermeister, nebst zwei Kartenskizzen. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1925. (VIII, 199 S.). 4°. Rm. 48—. Bespr. von Paul Hambruch, Hamburg.

In den Jahren 1879—81 machte der Verf. als junger Arzt eine Weltreise. Die stärksten und lebendigsten Eindrücke gewann er auf dieser Fahrt auf den polynesischen Inseln, Eindrücke, welche des Verf. spätere Reiseerlebnisse und Ergebnisse in Zentralbrasilien nicht zu verdrängen vermochten. Sein Wunsch, die Südseeinseln kennen zu lernen, ging im Jahre 1897 in Erfüllung. Das Berliner Museum für Völkerkunde erteilte ihm den Auftrag die völkerkundliche Durchforschung und Erforschung der Marquesasinseln, die wissenschaftlich nur wenig erkundet worden waren, durchzuführen und damit eine empfindliche Lücke der Völkerkunde auszufüllen. Etwa ein halbes Jahrhundert zu spät! wie Verf. ausdrücklich bemerkt. In allem blieb ihm die Nachlese! 28 Jahre sind vergangen, seitdem das Material in die Scheuern gebracht wurde, das durch die Sammlungsstücke in den Museen des In- und Auslandes erschöpfend ergänzt wurde. Alle erreich-

baren und bekannten Sammlungen wurden vom Verf. studiert. Mühevoll ist die Einzelarbeit gewesen, doch ist der Gewinn jetzt umso größer. Lange ist das Marquesaswerk erwartet worden. Nun, wo der erste Band vorliegt — er erschien zum 70. Geburtstage des Verf. — wird es klar, warum die Herausgabe solange verzögert wurde. Ein gigantisches Material mußte bewältigt werden. Wenn der erste Band noch „gar keine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des verarbeiteten oder zu verarbeitenden Materials geben kann, wenn die in diesem Bande behandelte Tatauierung nur den Auftakt bilden soll, nur eine Unteraufgabe löst", dann wird man schon heute mit Freude das Werk des deutschen Gelehrten begrüßen, das nach seiner Beendung die geschlossenste Darstellung eines Volkes der Erde in sich begreifen wird. Und mit Wehmut liest man das Bekenntnis des Verf., daß er um ein halbes Jahrhundert zu spät gekommen ist. Welche unendlich großen und wichtigen Schätze völkerkundlicher Dokumente sind darnach unwiederbringlich verloren gegangen! Welche Aufforderung, heute noch zu retten, was an ähnlichen Dokumenten zur Kenntnis des Menschen noch unbekannt und heute vielleicht noch z. T. in allen Erdteilen zu heben ist, wozu in abermals fünfzig Jahren keine Möglichkeit mehr besteht!

Die Bibliographie der Marquesas-Inseln eröffnet das Werk. Sie ist vollständig bis zum Jahre 1900 durchgeführt, wo die Kultur der Inseln bereits „prähistorisch" geworden war! 104 Schriften mit Beobachtungen auf den Inseln, 35 Schriften, welche sich mit der Sprache beschäftigen. Die Nachweise sind in einer Ausführlichkeit gegeben, welche heute sogar in wissenschaftlichen Werken seltener wird. So erbringt dieses Verzeichnis bereits für sich den Beweis, mit welcher Gründlichkeit das Werk geschrieben wurde, welche Zuverlässigkeit ihm innewohnt. Wertvoll, besonders ob der Übersicht, ist die Jahrestafel zur Geschichte der Insel. Die entscheidenden Ereignisse der Jahre 1595—1895 werden kurz skizziert. Sie sind keine Ruhmesblätter in der Zivilisation der Weißen auf der Inselgruppe, sondern ganz und gar davon das Gegenteil. Angeschlossen ist das „Geographische Taufregister". Südseeinseln sind mehr als andere Länder und Gegenden der Erde mit wechselnden Namen beglückt worden, so daß der Fachmann gelegentlich etlichen Schwierigkeiten begegnet, um sich in dem Namenwust zurecht zu finden. Der Verf. bringt in das Taufregister der Marquesas Ordnung und erläutert z. T. die einheimischen Namen. „Die Entvölkerung" ist bezeichnender Weise das folgende Kapitel überschrieben worden. Die Zahlen reden eine erschütternde Sprache. Im Jahre 1856: 12550; 1872: 6042; 1882: 4865; 1897: 3800 Eingeborene. Zahlen als Zeugen einer katastrophalen Entvölkerung, deren Problem noch heute umstritten ist, von der es jedoch sicher ist, daß sie erst nach der Ankunft der Europäer einsetzte und bei ihrem längeren Verweilen erheblich zunahm. 105 Stammesnamen berichten von der einstigen Ausdehnung der Inselbevölkerung. Von dem Stamm der Hapaa, der 1813 noch 2500 Krieger ins Feld stellte, lebten 1897 noch 3 Leute; einen davon vermochte der Verf. noch aufzutreiben. Weiß man nun, wie Traditionen, Sagen, Erzählungen, Lieder usw. in einem Stamme oft nur an wenigen Personen haften, so kann man ermessen, was an Dokumenten zur Menschheitsgeschichte auf den Marquesas unwiederbringlich dahingegangen ist, wie auf vielen Südseeinseln. Eine Mahnung Ethnologen hinauszusenden, wie 1897 Berlin es mit dem Verf. tat, welche die Kulturgüter aussterbender Völker einsammeln, ehe es, wie auf den Marquesas, zu spät ist.

Diente der vorangegangene Abschnitt der allgemeinen Orientierung, bringt der folgende eine „Historisch-Ethnographische Skizze an Hand der Literatur von 1595—1842". Am 21. Juli 1595 wird die erste polynesische Insel Fatuiva gesichtet. Vom Deck der Schiffe des Alonso de Mendaña de Neira aus, der zum zweiten Male nach den von ihm entdeckten melanesischen Salomonsinseln von Peru aus segelt. Am 5. August verlassen die Spanier die Gruppe. 200 Eingeborene haben ihre Entdeckung mit dem Leben bezahlt. Fast 200 Jahre später erst besuchen Europäer wieder die Gruppe. Cook ankert am 7. April 1774 vor Vaitahu. Ihm verdanken wir die ersten Bildnisse von den Marquesas, wie vorher den Spaniern gründliche Mitteilungen über das ethnographische Inventar. 1791 erst wurde die Nordwestgruppe der Marquesas aufgefunden. Und seit dem Jahre 1797 bleiben die Eingeborenen in dauernder Berührung mit den Weißen. Der erste englische Missionar Crook wird in Vaitahu gelandet. Es erübrigt sich hier die Einzelleistungen der späteren Besucher zu würdigen, so wichtig sie für den Ethnologen und die Eingeborenen sind; es genüge die Feststellung, daß Deutsche einen hervorragenden Anteil an diesen Nachrichten über die Marquesas haben: die beiden Forster als Begleiter Cooks, von Langsdorff und Tilesius als Begleiter von Krusenstern auf der ersten russischen Weltumseglung im Jahre 1804. Den beiden Forschern verdanken wir die ersten brauchbaren Darstellungen der Tatauierung, die Zusammenstellung von Einzelmustern nebst deren eingeborenen Namen.

Dieser Tatauierung nun ist der Hauptinhalt des Werkes gewidmet. Der Verfasser leistet hier gründliche Arbeit. Eine vergleichende Übersicht des Brauches bei den Polynesiern, denen die Marquesasbewohner zuzurechnen sind, leitet diese wichtige Abhandlung ein. Hätte Verfasser die mikronesischen Tatauierungen, die manches aus Polynesien wiederholen, heranziehen können — dieses Material wird in einigen Jahren veröffentlicht werden — wo die Verhältnisse z. T. noch ungestört sind, dann wäre wohl der Zusammenhang mit religiösen Motiven, die in Polynesien zurücktreten, klarer geworden; eben dieser Zusammenhang ist doch größer und wichtiger, als Verfasser annehmen möchte. Nach Stand und Sippe wird beispielsweise auf Ponape für beide Geschlechter eine verschieden geartete Tatauierung, intin, (bemalen, beschreiben), durchgeführt, an hohen Priestern noch im Alter, bzw. an ihrer Leiche eine Tatauierung durch bestimmte Zeichen vorgenommen, welche ihnen den Eingang ins Jenseits erleichtern oder überhaupt erst zugänglich machen soll. In Polynesien hat die Tatauierung vielleicht ob der Muster eine ähnliche Bedeutung gehabt, die Tatauierung, welche heute vorwiegend als sexueller Reizschmuck rein ästhetischen Charakters von ihren Trägern bewertet wird. Die Himmelsmythen der Tatauiererfindung werden mitgeteilt. Die Winde sind die Meister, die Wolken die Bringer, die Dämmerung ist die Erfinderin der Kunst; die engen Beziehungen zum Sichelmond und zur Schwarzbemalung des Gesichtes werden aufgezeigt. Den Tatauierzeichen wohnen besondere Bedeutung inne. Die Tatauierung bei Trauer, als Mal der Blutrache, als Rachetatauierung, als Schutzzauber für Krieger und Häuptlinge, als Rangstufenbezeichnung im Bunde der Kaioi — Verfasser weist in diesem Zusammenhange auf die ähnliche Einrichtung der Arioi auf Tahiti hin, deren Bedeutung als Geheimbund, als Religionsgemeinschaft, als Rückgrat des tahitischen Sittengesetzes durch von den Steinens Beleuchtung um vieles klarer wird — als Kennzeichnung der Geschlechtsreife und als Ersatz der Kleidung lassen die Bedeutung und Wirksamkeit der Tatauierung und den Grund ihres Ansehens deutlich werden. Aus dem magischen Denken der Eingeborenen heraus ist sie entstanden, ihr wird die Kraft zugeschrieben, den Körper gegen Krankheit zu schützen, gegen Wunden zu feien, die Leistung von Zeugung und Geburt zu begünstigen, und so wurzelt sie letzten Endes doch im Religiösen: die Blutspende an die höheren Gewalten ist m. E. ein Versöhnungsopfer. Fließt bei der Tatauierung das Blut, erduldet der Eingeborene die nicht unbeträchtlichen Schmerzen, so geschieht dies aus derselben Vorstellung heraus, aus der er gelegentlich (z. B. bei Trauerfällen) eine Selbstverstümmelung an sich vornimmt, deren Bedeutung meiner Meinung nach Cook bei seinem Besuche auf Tonga am besten erfaßt hat. Er sagt: „Es fanden sich eine Menge Leute, die sich den kleinen Finger abgeschnitten hatten. Das tut man bei schweren Krankheiten, um nach dem auf diesen Inseln herrschenden Glauben, das unsichtbare Wesen, von dem man annimmt, daß es das Menschenleben verlängern oder verkürzen kann, zu besänftigen. Das ist eine Art Opfer, und nicht wie ich auf der ersten Reise glaubte, ein Zeichen der Trauer über den Tod eines Verwandten.“ — Das im Blute steckende Leben soll den höheren Wesen als Geisternahrung zugeführt werden, eine Anschauung, die auch den altjüdischen Opferriten zugrunde liegt: „Denn des Leibes Leben ist im Blut; und ich habe es euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnet werden: denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben. (3. Mos. 17, 11)“. So ist es in der Ordnung, daß nicht jeder Mann tatauieren darf. Der Tuhuna, der Tatauiermeister, ging aus der Priesterklasse hervor. Er begann und beschloß die Tatauierung mit Opferspenden, er erklärte während ihrer Dauer für sich und seine Patienten den Tabuzustand, er trug auch bei den Festlichkeiten das Abzeichen der sakralen Tapakopfbinde oder Kokosfieder.

Der zweite Teil gilt in Einzelheiten der marquesanischen Tatauierung. Bis sie vollendet ist, vergehen oft Jahrzehnte. Sie erstreckt sich über den ganzen Körper; Gesicht, Leib und Gliedmaßen. In ihrer Ausdehnung ist ihr nur die Tatauierung ebenbürtig, die auf den Koralleninseln der Westkarolinen und Tobi und Songosor geübt wird. Hier wird allein das Gesicht freigelassen. An der Hand der vom Tuhuna gezeichneten Tatauierbildern werden die Muster für beide Geschlechter aufgezählt und erläutert; glänzend, eingehend und erschöpfend. Herkunft, Ableitung, Umformung der ursprünglichen Vorbilder aus Flechtmustern, nach menschlichen Gestalten, Tieren, Pflanzen, Geräten, europäischen Schriftzeichen usw. werden geschildert und dargestellt.

So ist des Werkes erster Band ein Wahrzeichen deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, dem hier zuhause oder im Auslande schwerlich etwas Gleiches an die Seite zu setzen ist. Es ist ein Buch, auf das die deutsche Wissenschaft mit Recht stolz sein darf und kann!

Des Verfassers Werk zeitigt auch das überaus wertvolle Ergebnis, auf das nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann, daß nämlich

wirklich erschöpfende Arbeiten auf völkerkundlichem Gebiete nur mittels einer gründlichen Vertiefung in die sprachlichen Probleme gewonnen werden können. Woran manche zünftige Völkerkundler noch immer nicht glauben wollen. Zur völkerkundlichen Monographie eines Gebietes gehört unbedingt die Sprache, welche allein zum Verständnis der letzten Dinge führt und diese erklärt — von den Steinen erbringt dafür in seinem Werke den nicht zu bestreitenden Beweis —, die auch den Zusammenhang zwischen Völkern und Volksgruppen, großen und kleinen, dartut. Aus den Monographien erwachsen die allgemeinen Probleme. Wer daher allgemeine Völkerkunde treiben will, muß sich zunächst an einer Monographie schulen. Dazu diene ihm vor allem das Werk von den Steinens. Die sprachlichen Dinge sind allerdings naturgemäß schwerer und schwieriger zu erarbeiten und zu bearbeiten. Am besten geht es, wenn man unter dem zu untersuchenden Volke selber weilt. Das wird nicht immer möglich sein. Bei ihrer Notwendigkeit und mit wirklichem und ernstem wissenschaftlichen Willen geht es auch — falls die Unterlagen nur vorhanden sind — auch am Schreibtische. Doch ist alsdann wissenschaftliche Ehrlichkeit und Kritik erste Bedingung, die gelegentlich zu fehlen scheint, wie z. B. bei der Recheschen Veröffentlichung über „das abia-Glückspiel der Jaunde." Der äußere Eindruck ist hier der einer korrekten Arbeit, bei deren Lesung sich nachher das Gegenteil ergibt. Der unbefangene Leser glaubt es mit einem in afrikanischen Sprachen erfahrenen und beschlagenen Darsteller zu tun zu haben — und übersieht dann, daß nur der deutsche Text, zumeist aus anderen Quellen, weniger eigenen Beobachtungen schöpfend, brauchbar ist. Denn der fremdsprachliche Text ist letzten Endes nichts anderes als eine Verballhornisierung der Heepeschen Aufzeichnungen, unbeschwert von einer Kenntnis der Phonetik und afrikanischer Sprachen.

Von solchen Erscheinungen ist von den Steinens Werk völlig freigeblieben. Die Bedeutung seines Buches, das streng wissenschaftlich und doch mit einem sonnigen Humor geschrieben ist, reicht über das Gebiet des Fachmannes hinaus. Es enthält die Grundlagen zur richtigen Methodik einer Beurteilung und Darstellung der Eingeborenenkunst, die in den letzten Jahren von vielen Unberufenen mit kläglichem und irreleitendem Erfolg versucht worden ist.

Dem Verlage ist ob der ausgezeichneten Ausstattung, die er dem Werke gegeben hat, ein ganz besonderer Dank abzustatten. Nur birgt das Buch bereits heute den Keim der Zerstörung in sich. Auf Kreidepapier gedruckt, wird es in 150—200 Jahren zerfallen sein. Doch ist technisch vielleicht keine andere Möglichkeit der Wiedergabe der ausgezeichneten Bilder möglich gewesen.

Frobenius, Leo: Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentral-Sudan. Jena: Eugen Diederichs 1924. (IV, 427 S.) 8°. = Atlantis, Volksmärchen u. Volksdichtungen Afrikas Bd. IX, Veröffentlichungen d. Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie. Rm. 7.50; geb. 9—. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Zentral-Sudan bezeichnet hier die Länder am Unterlauf des Niger nach seinem Austritt aus der Sahara, die Länder der „Quorrakultur"; denn Quorra wird nach F. dieser Teil des Nigerlaufs bei den Völkern höherer Kultur genannt. Diese Quorra-Länder sind nach F. das wahre Herz Afrikas, das Sammelbecken, in dem die drei großen Kulturströmungen des nördlichen Afrika zusammengeflossen sind, über die sich F. 1922 in seinem Werke „Das unbekannte Afrika" eingehender geäußert hat. Zur Stütze dieser und anderer mit ihr zusammenhängender Thesen F.'s soll nun dieser 9. Bd. der Atlantisausgabe dienen. In ihm soll die Volksdichtung der „höheren Sudaner" — als solche werden Nupe und Haussa herangezogen — die Frage beantworten, „ob der Geist des Quorra eine eigene Sprache hat".

Bei ihrer Beantwortung wird der umfangreiche Stoff in sieben Abschnitte gegliedert. Der I., Lebensinhalt überschrieben, enthält eine eingehende ethnographische Beschreibung der Nupe. II—V, Einfalt, Sitte, Witz, Wunder und Zauber genannt, umfassen Nupe-Erzählungen. Abschnitt VI (Steigerung) und VII (Höhe) bringen Haussa-Geschichten, von denen F. zwei „zu dem Kunstvollsten, was nicht nur Afrika, sondern die Volkskunst der Erde überhaupt hervorgebracht hat", zählt. Daran schließt sich als „Ergänzung" ein VIII. Abschnitt mit „Volkserzählungen sudanischer Völker", dessen meist haussanische, aber auch Nikki-Borgu-, Dakarekare- und Kerri-Kerri-Beiträge F.'s Schüler und Assistent Martius 1912 in Jebba am Niger „mit Hilfe der von uns erzogenen Dolmetscher aufnahm". Ein Anhang, Tiernamen der Nupe, Haussa, Joruba, Jukum, Muntschi, Tschamba, Tim-Paratau, Tim-Tabalo (3) und Bassari sowie je einen der Ful und Kanuri enthaltend, beschließt den Band.

Nicht alles ist gerade neu. So findet sich schon Geschichte Nr. 107 in Schön's Magana Hausa sowie in Ful- und deutscher Übersetzung in Westermann's Handbuch der Ful-Sprache S. 259ff. Die neue Form bei F. ist allerdings

charakteristisch verändert. Selbst die biblische Josef-Geschichte findet sich in Nr. 73 in Nupe-Auffassung erzählt.

Jedenfalls ist das Werk eine reiche Fundgrube für Ethnologen und Märchenforscher, vorausgesetzt, daß die von F. und seiner Schule erzogenen Dolmetscher ihre Sache gut gemacht haben; denn Sammler und Herausgeber haben ganz offenbar, wenigstens soweit das Haussa in Betracht kommt, von der Eingeborenensprache selbst so gut wie nichts verstanden. So soll auf S. 17 im Haussa *Banuphia* der Plural von *Banufe* „Nupemann" sein, in Wirklichkeit ist aber *Banufia* – weshalb *ph* bei F.? — der fem. Sing. des Wortes. *Arna-nuphaua* ebendort soll das „Nupereich" auf Haussa heißen, es heißt aber „heidnische Nupeleute". Ebendort soll ferner *Samphadi-nuphentschi* „Nupe-Sprache" auf Haussa heißen, gemeint ist offenbar der Satz *zam fa'di nufenči* „ich werde die Nupesprache sprechen". Schon weil sich kein phonetisches Prinzip bei der Wiedergabe des sprachlichen Materials erkennen läßt, wird der Linguist mit diesem kaum etwas anfangen können. Gewiß, er wird aus *jinaria* (S. 133) statt des üblichen *zināria* schließen, daß dialektisch auch das *z* (stimmhaftes *s*) dieses Fremdwortes (< arab. دينار) palatalisiert werden kann; aber soll er das *j* hier nun wie im Deutschen, Französischen oder Englischen lesen? Und wo soll er die Erscheinung lokalisieren? — Was kann in dem Buche alles der Buchstabe *s* bedeuten! In *sudisunsu* (S. 129) „ein bunter, kleiner Vogel", wörtlich übrigens „blauer Vogel", ist das erste *s* ein *š*, das allerdings vielleicht hier dialektisch seinen „Rauschlaut" verloren hat und zu stimmlosem *s* geworden ist, die beiden folgenden sind Kehlverschlußlaute (*c'* bzw. *s'*). In andern Fällen ist *s* eine stimmhafte Frikativa wie in *gisu* S. 364 (= *gizo*) usw. Wer auch nur etwas Haussa kann, wird kaum statt *ka zauna* „du sitzt" *kassau-na* (S. 359) oder statt *ma'dauki(n) ruwa* „Wasserträger" *madau kirua* (S. 258) schreiben. Oft scheint nur die Aufzeichnung verlesen zu sein, so vielleicht in *hadjo* S. 349 „du kommst" statt *ka zo*, ebenso in *Mutum Wanga asrani moforiki* „Traumdeuter" (S. 272) statt *mutum wanga ya sani mafarki* usw. Dasselbe Haussa-Wort *zōmo* findet sich in der Form *zomo* als „Hase", in der Form *somu* als „Wiesel" und in der Form *sornu* als „Kaninchen" (s. S. 419 u. 421). Wörter wie *mogunda* „Dieb" S. 290 ff. wird man vergeblich in einem Wörterbuch suchen; gemeint ist *mūgun 'da(n)* „der schlechte Einwohner (von) . . ." Bei längeren Haussa-Sätzen, wie z. B. in Nr. 87, begnügt sich der Vf. vorsichtigerweise mit „soll heißen", worauf dann der ungefähre Sinn des Ganzen folgt. Gelingt es einem aber, aus dem Geschriebenen das wirkliche Bild des Haussa herauszuschälen, so steht häufig etwas ganz anderes da.

Schon aus diesen wenigen Hinweisen dürfte erhellen, daß das Sprachliche in dem Buche einen wissenschaftlichen Wert nicht hat. Aber auch den am sachlichen Inhalte interessierten Leser kann es doch nur stören, wenn ihm z. B. immer wieder, wo das Wort „Löwe" in einer Erzählung vorkommt, versichert wird, daß es auf Haussa *saki* (gemeint ist *zāki* mit stimmhaftem *s*) heiße usw.; ja auf S. 135 muß er sich gar darüber belehren lassen, daß auf Haussa „Mensch" im Sing. *mutu* und im Plur. *su-mutani* (sic!) heiße — daneben dann noch die entsprechenden Angaben für einige andere Sprachen —, was sehr gelehrt aussieht und für die solide Fundierung des Ganzen zu sprechen scheint, aber durchaus nicht das Verständnis des Zusammenhangs fördert und außerdem falsch ist.

Es ist zu bedauern, daß die an dem Zustandekommen des Buches beteiligten sich so wenig um die unerläßlichsten sprachlichen Voraussetzungen ihrer Aufgabe gekümmert haben, was bei dem heutigen Stande der Sprachforschung ihnen doch ein Leichtes hätte sein können. Ihr Buch hätte dadurch auf jeden Fall nur gewinnen können.

Das Buch wendet sich nach seiner ganzen Aufmachung zweifellos an weitere Kreise. Man wird sich aber hüten müssen, es als Lektüre im Familienkreise zu empfehlen, da der Vf. sowohl hinsichtlich der Auswahl des Stoffes wie namentlich auch im Ton in Obszönitäten geradezu schwelgt.

Laman, K. E., D. D.: The musical Accent or intonation in the Kongo Language. With graphic scheme, and tables of notes, a selection of examples from phonograms spoken by natives and transcribed. Stockholm: Svenska Missionsförbundets Förlag. (XVIII, 153 S.) 4°. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Während der musikalische Ton in den Sudansprachen schon vor fast einem Jahrhundert beobachtet und schriftlich fixiert worden ist, hat man seine Bedeutung in Bantusprachen erst vor weniger als zwei Jahrzehnten erkannt. Dieser Zeitunterschied erklärt sich wohl in erster Linie aus dem Vorwiegen des etymologischen Tones und der einsilbigen Wortstämme im Sudanischen, im Ewe z. B. ergibt sich aus der Verbindung jedes Konsonanten bzw. Halbvokals mit jedem Vokal ein Wort, und gleichlautige Wörter verschiedener Bedeutung unterscheiden sich lediglich durch die Tonhöhe, ohne deren

Beobachtung ein Verstehen und Verstandenwerden schlechterdings ausgeschlossen ist. Günstig war, daß gerade einige der älteren Bearbeitungen westsudanischer Sprachen von Negern besorgt wurden, die naturgemäß auf die Tonbezeichnung Wert legten, denn für einen Westafrikaner ist der Unterschied zwischen tu und ti nicht größer als der zwischen tú und tù (d. h. tu mit hochtonigem und mit tieftonigem u). Unter den älteren eingeborenen Autoren ist hier besonders S. Crowther mit seinen Grammatiken des Joruba, Nupe und Ibo zu nennen, unter jüngeren z. B. A. T. Sumner, der das Temne, Mende und Sherbro bearbeitet hat; beide haben die Töne sorgfältig bezeichnet.

Im Bantu haben zuerst die beiden Missionare Endemann, Vater und Sohn, in ihren Arbeiten über das Sotho auf die Bedeutung der Tonhöhen hingewiesen. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß wenigstens in manchen Bantusprachen die Tonhöhen nicht von ausschlaggebender Bedeutung für das Verständnis sind; daß sie aber gleichwohl für ein tieferes Erfassen der Sprache und für ihr wirkliches Beherrschen wesentlich sind, haben außer der Shambala-Grammatik Röhls besonders neuere Arbeiten aus dem Nordwestbantu gezeigt, dem gleichen Gebiet, dem auch die vorliegende Arbeit über das Kikongo entstammt. Sie bedeutet sowohl in dem Umfang des aufgenommenen Materials, in dem Durchforschen des gesamten Sprachbaus nach der Wirkung der Tonhöhen, wie in der Sorgfalt der Beobachtung und der Zuverlässigkeit der gewonnenen Ergebnisse einen erheblichen Fortschritt. Beachtenswert ist z. B., daß die vom Verfasser an Ort und Stelle am Individuum unmittelbar gemachten Feststellungen durchweg übereinstimmen mit den von anderer Seite aus phonographischen Wiedergaben gewonnenen. Wichtig ist, daß Laman durchweg den Ton in einzelnen Wortstämmen mit Derivativen und in der zusammenhängenden Rede scheidet, da sich beide in allen Fällen charakteristisch unterscheiden, und es ist erstaunlich, mit welcher Gründlichkeit der Verfasser die einzelnen Redeteile durchgearbeitet und Regeln festzustellen versucht hat. So werden z. B. in dem Teil über die Töne in der zusammenhängenden Rede nacheinander behandelt die Töne im Pronomen und pronominalen Bildungen, in Präpositionen, im Genetiv, in der Bildung des Nomens und Verbums und in allen verbalen Formen (Präteritum, Futur, Präsens, Subjunktiv, Konjunktiv, Imperativ, Negativ, Infinitiv, Kontinuativ usw.). Daneben hat die Sprache rein etymologische Tonhöhen (s. oben); es handelt sich also um ein außerordentlich kompliziertes System, das zu beherrschen große Übung erfordern muß.

Die Feststellungen Lamans würden dadurch an Wert bedeutend gewinnen, daß die Untersuchung auf nahe verwandte Sprachen ausgedehnt würde, um zu sehen, ob sich in ihnen analoge Verhältnisse finden; denn von vornherein ist wahrscheinlich, daß ebenso wie in den Sudansprachen der etymologische Ton, auch dieser „grammatische“ Ton nicht eine vereinzelte Erscheinung nur einer Sprache ist.

Zelizko, J. V.: **Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner**, auf Grund der von Dr. Emil Holub mitgebrachten Originale und Kopien. Mit 20 Lichtdr.- und 8 Offsettafeln. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (28 Text-Seiten.) 4°. Rm. 35 —; geb. 39.—. Bespr. von O. Reche, Wien.

Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß das überreiche von Emil Holub auf zwei Reisen vor nunmehr 40 Jahren gesammelte Material an südafrikanischen Felsskulpturen jetzt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Holub selbst hatte lange geplant, seine Notizen über die Buschmänner in einer großen Monographie herauszubringen, doch sein Tod im Jahre 1902 machte allem Planen ein Ende.

So hat nun einer seiner Freunde, der Wiener Geologe Zelizko, die von den Fachleuten lange erhoffte Veröffentlichung übernommen, mußte sich dabei allerdings im wesentlichen auf die möglichst gute Wiedergabe der Objekte beschränken, da Holub genauere Angaben über die Skulpturen nicht hinterlassen hat: seine Tagebücher waren im Jahre 1885 bei einem Überfall seines Lagers durch Eingeborene vernichtet worden. Die Wiedergabe der abgebildeten Stücke ist ganz ausgezeichnet, und man muß es dem verdienten Verlage hoch anrechnen, daß er bei den heutigen schwierigen Verhältnissen — offenbar unter erheblichen Opfern — eine derartig üppig ausgestattete Arbeit herausgebracht hat.

Das von Holub mitgebrachte Material ist leider nicht zusammengeblieben; zwar ist glücklicherweise der größte Teil in Gestalt von 160 aus dem Felsen gemeißelten und gesägten Skulpturen in der ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Staatsmuseums in Wien vereinigt, aber mehrere Stücke befinden sich im Naprstekschen Gewerbemuseum in Prag, andere in den Völkerkundemuseen zu Berlin, München, London und Liverpool, und von einer ganzen Anzahl ist der Verbleib überhaupt nicht mehr festzustellen gewesen. Mitverwendet wurden die von Holub auf der ersten Reise angefertigten Bleistiftskizzen von Skulpturen, die er im Original nicht mitnehmen konnte.

Die mitgebrachten Stücke bestehen aus Diabas, Diorit oder Phyllitschiefer und stammen teils aus der Kapkolonie, teils aus den Gebieten der früheren Burenrepubliken Transvaal und Orange.

Die Darstellungen zeigen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit; am häufigsten finden sich allerlei jagdbare Tiere: Wasserbock, Hartebeest, Elandantilope, Bläßbock, Gnu, Giraffe, Zebra, Wildschwein, Elefant, Nashorn, Flußpferd, Löwe, Leopard, Schakal, Gepard, aber auch Vögel, wie besonders der Strauß (70 %), Aasgeier, Gänse; seltener sind Schuppentier, Springbock, Büffel, Kudu, Buschbock, Pallahantilope, Schildkröten, Schlangen und Spinnen abgebildet. Merkwürdig ist, daß sich — wenn die Deutung richtig ist — auch gelegentlich Pferde und Rinder dargestellt finden, also Tiere, die der Wildfauna nicht angehören. Verhältnismäßig selten sind in dem Holubschen Material die menschlichen Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, bald in Einzeldarstellungen, bald in kleinen Gruppen; Jagd- und Kriegsszenen, wie sie von anderen beschrieben und abgebildet wurden (übrigens erwähnt auch Holub ihr Vorkommen), fehlen unter dem mitgebrachten Material. Besonders sorgfältig sind die weiblichen Figuren dargestellt; meist zeigen sie starke Hüften, so daß man an die Steatopygie der Buschmannfrauen erinnert wird. Die Männer tragen oft Bogen und Pfeil.

Auffallend häufig sind allerlei Gegenstände abgebildet, besonders aus Schnur oder Lederstreifen gearbeitete Weiberschürzen und tierähnliche Darstellungen, die als abgezogene Tierfelle gedeutet sind, aber ebensogut mindestens zu einem Teil auch als ganze Tiere aufgefaßt werden können; man vergleiche damit manche ganz ähnliche Darstellungen, z. B. auf den Jaunde-Spielsteinen, wo sie stets das lebende Tier zu bedeuten scheinen. Bemerkenswert sind ferner allerlei ornamentale Figuren, die als „Fellverzierungen" aufgefaßt sind. Endlich sind auch einige Bäume und andere Pflanzen abgebildet. Von den seltener sich findenden farbigen Darstellungen, die H. erwähnt, hat der Reisende kein Belegstück mitgebracht.

Der Text des Werkes besteht nur aus wenigen Seiten. Der Verf. zitiert die einschlägigen Stellen aus H.'s Reisewerken und fügt nur wenige Bemerkungen hinzu. Er schließt sich der Ansicht H.'s an, daß sich die Skulpturen in 4 zeitlich und zugleich technisch verschiedene Gruppen einteilen ließen: die älteste sei die der „eingehackten" Zeichnungen, dann kämen die Zeichnungen mit ausgemeißelter Innenfläche; daraus hätten sich die Darstellungen entwickelt, deren Konturen geschnitzt, geritzt oder fein ausgemeißelt und deren Innenfläche ausgeschliffen sei. In der letzten Periode endlich, zur Zeit des Verfalles der Kunst, fänden sich Zeichnungen mit ausgeschnittenen oder schlecht gemeißelten Konturen. Die besten Darstellungen stammen nach dem Verf. aus der zweiten und ganz besonders aus der dritten Periode. Nach H.'s Angabe erinnerten sich — falls hier nicht ein Mißverständnis zwischen dem Reisenden und seinen Gewährsleuten vorliegt, was mir sehr wahrscheinlich ist — einige ältere Buschleute, daß ihre Väter und Großväter an Darstellungen der letzten Periode mitgearbeitet hätten. Ob diese H.'sche Einteilung richtig ist, wird nachgeprüft werden müssen.

Der Verf. schließt sich, ebenso wie H. selbst, der allgemeinen Ansicht an, daß diese Darstellungen von Buschmännern geschaffen seien, also von jener höchst merkwürdigen urtümlichen Rasse, die zweifellos eher als die Neger und Hottentotten im Lande war, und die man bisher — bis zum Auffinden der neandertalähnlichen Reste des Homo rhodesiensis — für die Urbevölkerung des Landes angesehen hatte. Immerhin erwähnt der Verf. aber auch, daß der verstorbene Berliner Anthropologe und Ethnologe v. Luschan sich von dieser Theorie abgewandt hatte und zu der Ansicht gekommen war, diese südafrikanischen Felsskulpturen müßten mit den steinzeitlichen nordwesteuropäischen und nordafrikanischen zusammenhängen (Über Petroglyphen bei Assuan und bei Demir-kapu, Zeitschr. f. Ethnologie 1922); erstens einmal hat noch niemand jemals einen Buschmann eine derartige Skulptur ausführen sehen oder einen solchen gefunden, der eine hergestellt hätte, und zweitens erinnern die Darstellungen in der Tat oft stark an die genannten nordafrikanischen und europäischen. Luschan glaubte daher, daß sie mit uralten hamitischen Wanderungen zusammenhingen. Nach meiner Kenntnis der Dinge dürfte L. mit seiner Ansicht recht behalten: mindestens ein Teil der Darstellungen muß, wie aus ihrem Erhaltungszustand hervorgeht, uralt sein; vielfach haben sich über den Einritzungen dicke Sinterschichten abgelagert, die Jahrhunderte oder gar viele Jahrhunderte zu ihrer Entstehung brauchten (so besonders deutlich bei einigen Funden im westlichen Südafrika); außerdem finden sich diese Skulpturen merkwürdigerweise nur in Gebieten, in die in alten Zeiten Hamiten gelangt sind, und wenn die schon erwähnte Deutung einiger Figuren als Rinder sich als richtig erweisen sollte, so wäre auch das ein Beweis für die hamitische Herkunft, denn weder die Buschmänner noch die südafrikanischen Neger haben ursprünglich diese Tiere gekannt, sie sind zweifellos durch Hamiten ins Land gebracht worden; wir wissen ja, daß hamitische Rindernomaden bereits in sehr alter Zeit bis nach Südafrika (längs der Ostküste) vordrangen und Reste ihres Blutes und ihrer Kultur in den heutigen Hottentotten, Herero usw. zurückließen.

Wir werden also wahrscheinlich umlernen und die „Buschmann"-Gravierungen als prähistorische hamitische ansehen müssen.

Berichtigung.

Die auf Sp. 351 folg. besprochenen Acta Academiae Abvensis sind Publikationen der schwedischen Universität in Åbo, nicht der finnischen Akademie.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

American Journal of Philology XLIV:
3 Bloomfield, The art of stealing in Hindu Fictian. (Bespricht das Diebsmotiv in den Erzählungen von Harun al Raschid, Fagin, Rhampsinit, usw., verfolgt die Geschichte der typischen Diebsschwindeleien, des klugen, des edelmütigen Diebes, der Diebsbekehrung, des Abfangens eines Diebes durch einen andern durch die gesamte indische Literatur.) — Robert J. Radford, Tibullus and Ovid, Untersuchung des Sprachgebrauchs. — W. H. Kirk, Ne and non. — W. A. Oldfather, The date of Plato's Laws. Gesetze I 638b καὶ καταδουλοῦνται Συρακόσιοι μὲν Λοκρούς kann nicht vor 352 v. Chr. geschrieben sein. IV 711e spielt auf Dions Sohn Hipparinos an.
XLV
1 Franklin Edgerton, The Meaning of Sankhya and Yoga. („Early Sankhya is not atheistic".) „Sankhya not any metaphysical system, but the way of salvation", „Epic Sankhya is Brahmaistic." „The truth" is taught by Sankhya, but accepted also by Yoga." „Yoga is a way of getting salvation." — Paul Haupt, Philologial Studies. 1. Ambrosian mangers. 2. Wine and blood. (Erklärung von Hiob 36, 27.) 3. Shady broomplants. 4. Egyptian Prototype of Ps. 104. Gegenüberstellung von Ps. 104, 19—23 mit dem Amarnahymnus. 5. Blood and Water. (Erklärung von Ev. Joh. 19,35. In Jesu Adern kein gewöhnliches Blut, sondern Ichor.) 7. The Cuneiform Prototype of Ciphu and Zero. 8. The Poems of Isaiah. (Babylonische Parallelen zu Jesaia. Die Endredaktion des Buches erst ca. 70 v. Chr.) 9. The adventures of Odysseus. (Od. etymologisch von Οδησσός am Schwarzen Meer. Der Name etwa zu übersetzen: der Abenteurer.) — Tenney Frank, Aeneas City at the mouth of the Tiber. (Das Vorbild der Aeneasstadt des VII. Buches von Vergil ist Ostia.) — Tenney Frank, The Letters on the Blocks of the Servian Wall. (Die auf der „Servianischen" Mauer sich findenden Buchstaben sind etruskisch; die Blöcke stammen aus dem Gebiete von Veii) — Helen Johnson, Notes on the Rāuhiṇeyacaritra. — Edwin H. Tuttle, Bantu Notes.
2 Fred. C. Conybeare, On the Armenian Version of Plato's Laws and Minos. (Gibt die Collation der Armen. Übersetzung des Gregories Magistros.) — Norman W. de Witt Aeneid IV 551: More Ferae Fera eine Bacchantin oder eine der Diana geweihte Jungfrau.
3 W. A. Heidel, Vergil's Messianic Expectations. (Besprechung von Nordens, Geburt des Kindes. Nordens Erklärung abgelehnt. Der 1. Januar 40 v. Chr. ist der Tag der endgültigen Regelung des Julianischen Kalenders und Beginn einer neuen Ära. Darauf bezieht sich Vergil.) — Paul Haupt, Philological and Archaeological studies. 1. Camen and cable. 2. Salted with fire. 3. Mercury in Roman medicine. Quecksilber aus Spanien in Rom zu Heilzwecken verwendet, nicht für lues venerea, die aber bereits im Gilgameschepos vorzukommen scheint. 4. The Median Lapis-Lazuli mountain. 5. Salvation and Redemption. 6. Threescore and ten (zu Psalm 90). 7. The Hittite Name of Fray. (Zustimmende Erörterungen zu Forrers Entdeckungen. Attarissijas nach H = ἄτρεστος. Zur Hethitischen Wiedergabe des Griechischen werden die talmudischen Transkriptionen griech. Eigennamen verglichen. Ta-ru-i-ša zu verbinden mit τύρσις Τυρσηνοί, Turci, umbr. Turscum numen. Zu Tauaglauaš = Ἐτεοκλῆς vgl. arab. Taljanî = Italiani, Assyr. Sir'ilâ'a = Israeliten. 8. Ascanius and Alba Longa. (Alba mit Albanien verwandt, die südlichen Albanier nennen sich selbst Tosk = Tusci. Haupt sucht ein europäisch-kleinasiatisches Urvolk zu ermitteln, wozu auch Basken, Kaukasier u. dgl. gehören.

Ancient Egypt 1924:
3 65 Blackman: Origin of the great Hypostyle Hall at Karnak, („Seti I and Rameses II convert the finished and unfinished colonnade of Amenophis III into the great Hypostyle Hall). 72 A. H. Sayce: Who were the Amorites? [Mitanni?] 76 Flinders Petrie: The value of Egyptian names. [Über Fortdauer ägypt. Namen, AR bis XII Dyn., beigelegt ca. 600 altägypt. Personennamen], 83 J. Capart: Note sur les bataux préhistoriques [der Ast auf den prähist. Schiffen „c'est le mât et le voile sous une forme tout à fait rudimentaire]. — *Lettre à M. Dacier. — par Champollion le jeune . . . par H. Sottas. — *U. Monneret: La scultura ad Ahnâs, note sull' origine dell' arte Copte. — *v. Bissing-Kees: Das Re Heiligtum des Königs Ne-Woser Re (Rathures) (L. B. Ellis). — *Assyrian Medical Text by Campbell Thompson, texts and translations [Theo G. Pinches]. — *R. Campbell-Thompson: The Assyrian Herbal [P. E. N.]. — *G. B. Phillips: The Composition of some Ancient Bronzes [.]. — *E. Dévaud: Études d'Etymologie Copte [M. A. Murray]. — *L. Eckenstein: Tutankh-aten, a story of the past. — *A. M. Blackman: Luxor and its Temples. — *A. Osbore and E. Breccia: Sychurs et Lucerna, Catalogue d'une collection de lampe. — Periodicals [Inhaltsübersicht von Annals of Archaeology and Anthropology IX, 3—4; Art and Archeology Dec. 1923, Febr. 1924; Bulletin of the Metropolitan Museum of Art, Dec. 1923, Journal of the Manchester Egyptian and Oriental Society No. XI]. — Notes and News.
4 97 C. B. Klunzinger: The king of all the nobles (Über den Narrenkönig der modernen Ägypter am Neujahrsfest; Flinders Petrie hat unter den Titeln des mR einen „New yew king of alls the nobles" gefunden (Anc. Egypt 1924, 113) er deutet ihn als einen Survival eines Königtums aus prähist. Zeit und parallelisiert es mit dem König der Saturnalia in Italien). 98 G. M. Crawfort: A tablet woven band from Qau-el-Kabir (IV. Jahrh p. Chr. Die Technik wird mit der Algierischen rbîb und bošman verglichen). 101 G. Loukianoff: Stèle du pharaon Seti I at Tell-Neby-Minden (vgl. Syria 1922). 109 Flinders Petrie; The palace titles (eine systematische Übersicht der altägypt. Palatztitlur mit 5 Seiten Belege in Autographie, behandelt werden: heqă, her-tep-aă, aă, hati-o, oă, ur, sar, kherp, sekhun, ră, ari, sehez, okhemti, ot, king's titles, queen's do, prince's do, palace, palace's staff, per onkh, occupants of palace, royal toilet, insignia, followers, guards, attendents, physicians, companions, praisers) drs. The Caucasian Atlantes and Egypt (Bemerkungen zu R. Fessenden: The deluged Civilization of the Caucasian Isthmus, Christian science monthly 18. III. 24). *Frankfort: Studies of the early pottery of the near East I (vgl. OLZ XXVI Sp. 697). O. K. P.

The Annual of American Schools of Oriental Research in Jerusalem IV 1922—23:
Excavations and results at tell el-fûl (Gibeah of Saul) by the director of the school in Jerusalem W. F. Albright. New Haven: Yale University Press 1924. VIII, 160 S.



Dieser Ausgrabungsbericht zerfällt in zwei Teile, nämlich in den eigentlichen Bericht in c. I—III, I the site and its environs, II excavations at the site, III the results of the excavations, 1—4 the first — fourth period; dann in eine Reihe historisch-topographischer Untersuchungen IV—VIII, IV identification of the site with Gibeah, V history of Gibeah from all sources; appendix I Mizpah and Beeroth, II Ramah of Samuel, III Ophrah and Ephraim, IV the Assyrian march on Jerusalem, Isa X 28—32, V Ai and Beth-aven, VI the northern boundary of Benjamin, VII Alemeth and Azmaveth, VIII Bethany in the Old Testament. — Schon diese Übersicht zeigt, daß es dem Verf. auf die historisch-topographischen Probleme ganz wesentlich ankommt. Wie er in den Bulletins des amerikanischen archäologischen Instituts hierzu wiederholt das Wort ergriffen hat, so geht er auch in dieser Publikation hauptsächlich darauf aus, wie er im prefatory statement sagt, to establish the topography of Central Palestine on a scientific basis. Unstreitig hat er damit eine wichtige Aufgabe in Angriff genommen und ein an nicht wenigen Stellen der Revision bedürftiges Gebiet betreten.

Die Gleichsetzung von tell el-fûl mit der Heimat und Residenz Sauls hat er m. E. definitiv festgelegt; ob andre Identifizierungen seinerseits, wie Beeroth = tell en-naṣbeh, Edhraim = sâmieh, Jeshanah = burj el-isâneh, Ananiah = Bethany, von denen er die beiden letzteren schon in den Bulletins vorgelegt hatte, den gleichen Beifall finden werden, muß die wissenschaftliche Debatte ergeben. Die Gleichung Ananiah Neh. XI 32 = Bethany scheint mir erwiesen.

Was nun den eigentlichen Ausgrabungsbericht betrifft, so sind auf dem Tell vier Schichten festgestellt, von der vorisraelitischen bis zur Makkabäerzeit. Nachdem der Verf. der üblichen Schwierigkeiten mit der arabischen Bevölkerung gedacht hat, beschreibt er die älteste vorisraelitische Befestigung, 13.—12. Jahrh., bestehend aus einem rohen Mauerwerk aus mächtigen unbehauenen Steinen, deren Zwischenräume bei der Zusammenfügung durch kleinere Steine ausgefüllt sind. Diese Befestigung hatte zwei Stockwerke, an einzelnen Stellen stand das Mauerwerk noch 180—220 cm hoch. Das Balkenmaterial stammte von Zypressen und Pinien.. Verf. schließt daraus auf Coniferenwälder in der Nähe von Gibea in den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends. Dieses Festungswerk ist durch Feuer zerstört. Der Bau der zweiten Schicht, 11. Jahrh. v. Chr., war technisch bedeutend besser als der erste; „by far the most elaborate and carefully constructed of all“. Diesem Fortschritt entsprachen auch die Tonwaren dieser Schicht. Der Verf. glaubt darum, daß dieser Bau „belonged to a clan or person of importance“; er spricht ihn dem Saul zu. Einen Turm, a *migdal*, scheint diese Befestigung so wenig wie die erste gehabt zu haben. Ganz besonders bemerkenswert sind hier fensterartige Öffnungen im Mauerwerk, „the narrow apertures which allowed air and light to filter into the cellar rooms. Im 10.—9. Jahrh. scheint der Tell nicht besetzt gewesen zu sein. Aus dem 8. Jahrh. stammt ein viereckiger Turm mit Glacis, den der Verf. vergleicht mit qaṣr er-Ruheibeh, dem alten Rehoboth, PEF annual III p. 41, 3. Die Tonwaren sind wieder schlechter und zeigen „a monotonous uniformity of type“. Dieses Bauwerk ging wieder durch Feuer zugrunde. Es folgte in den nächsten Jahrhunderten eine dörfliche Siedlung, a village, bis hier in der makkabäischen Zeit wieder ein Wachtturm entstand, bestimmt, Jerusalem vor einem Überfall aus Norden zu schützen. Die Tonscherben zeigen den jüdisch-hellenistischen Typ. Die zu allen diesen Ausführungen gebotenen Abbildungen sind von dankenswerter Anschaulichkeit. Große Sorgfalt ist noch der Beschreibung der Töpferwaren gewidmet, auf sie ist ja auch ganz wesentlich die chronologische Fixierung aufgebaut. Da in der zweiten Schicht nur handgeglättete, kein einziges auf der Töpferscheibe gearbeitetes Exemplar von Schüsseln und Näpfen gefunden ist, nimmt der Verf. an, daß letztere Technik augenscheinlich erst während des 10. Jahrh.s nach Mittelpalästina gekommen ist. Im Zusammenhang hiermit findet sich auch anmerkungsweise eine Umdatierung gewisser von Sellin und Watzinger bezüglich Jerichos angesetzter Schichten. Jedenfalls sind die vom Verf. auf Grund eines reichen Materiales datierten Perioden der Töpferei aller Beachtung wert.

Max Löhr.

Archäologischer Anzeiger 1923/4:
1—2 105—110 Fr. W. Frh. v. Bissing, Zur Geschichte der antiken Rhyta (der silberne Hirsch von Mykene gehört zu dem hethit. Rhyton Weber, Heth. Kunst 47 als nächsten Formverwandten; die Langlebigkeit der Form zeigt sich in dem Gazellenrhyton Petrie Hyksos and Israel. cities 37 A (18. Dyn.) — altachämenid. Rhyton Liverpool Annals X Taf. 68 — altpers. Greifenrhyton Sarre Kunst d. alt. Persiens 47 (VI./V. Jahrh.)).

Archiv für Religionswissenschaft 22 1923/24: 3/4 I. Archiv für Religionswissenschaft. I. Abhandlungen. 201—214: Wissowa, Vestalinnenfrevel. (Daß unkeusche Vestalinnen lebendig begraben wurden, muß, wie auch die mehrfach gleichzeitige entsprechende Tötung von zwei Kelten und Griechen zeigt, religiöse Gründe gehabt, d. h. das in dem Vergehen der ersteren liegende prodigium haben beseitigen sollen. Auch die gleiche Tötung der Antigone erklärt sich ursprünglich auf dieselbe Weise — und ebenso die der unkeuschen Sonnenjungfrauen im alten Peru, die W. noch hätte vergleichen können.) — 215 f.: Wackernagel, Dies ater. (Die Bezeichnung der Nachtage der Kalenden, Nonen und Iden als dies atri haftet ursprünglich an den Nachtagen der letzteren, die als Tage nach dem Vollmond auch sonst schwarz genannt wurden). — 217—223: W. Schmid, Φοῖβος Ἀπόλλων. (Der Beiname Φοῖβος stammt aus der epischen Dichtung und bedeutet ursprünglich nicht den Orakelgott oder reinigenden, sondern den furchtbaren Gott mit dem nie fehlenden Bogen; er ist durch das Bedürfnis des daktylischen Hexameters aus Φόβος entstanden. Auf ein Bedenken macht Schm. selbst [223] aufmerksam: „Der Verfasser unserer Ilias und seine Nachfolger hatten, nachdem die lautliche Differenzierung den φοῖβος von φόβος abgerückt hatte, die Urbedeutung von Φοῖβος vergessen und machten einen besonderen Φόβος mit Δεῖμος zusammen zum Gesellen des Ares). — 224—244: Schwenn, Ares. (Daß Ares, wie das von Mars neuerdings auch Wissowa zugibt, von Haus aus Vegetationsgott gewesen sei, wird zunächst für Theben aus der dortigen Aresquelle, in der er selbst in Drachengestalt gewohnt habe, sowie aus seiner Verbindung mit Aphrodite und Tilphossa, die auch von Haus aus Vegetationsgöttin sei, geschlossen. Auf der Peloponnes wird er bei Argos zugleich mit Aphrodite verehrt und zwar unter Kleidertausch der Geschlechter, bei Troizen vor einem τέμενος von Geburtsdämonen [?], in Hermione neben Unterweltsgottheiten, in Tegea als Gynaikothoinas, d. h. der mit den Frauen den Opferschmaus genießt, auf dem Berge. Kresios als Aphneios, der Reiche und in Therapne als Thereitas und Pflegekind der Thero, unter der die kretisch-mykenische Tiergöttin zu verstehen sei. Endlich in Attika haust er auf dem Areopag zugleich mit Geistern der Unterwelt und vor allem der Fruchtbarkeit, Pluton, Ge, Hermes, den Eumeniden und wird auch im älteren Bürgereid zugleich mit Agraulos, Enyalios, Thallo, Auxo, Hegemone, aber auch Zeus angerufen. Auch sonst sind die Beweise wohl nirgends zwingend, wenngleich die Verwandlung eines Vegetations- in einen Kriegsgott denkbar wäre). — 245—256: Kerényi, Astrologia Platonica. Zum Weltbild des Phaidros. (Die in diesen [252c]

unerwartet auftretenden zwölf Götter sind die Monats- und Zodiakusgötter der Astrologie; Plato entnahm sie namentlich aus einer pythagoreisch überarbeiteten Quelle, die auch Aristophanes im Frieden benutzte). — 257—265: Jacoby, Zur Erklärung der Kerube. (Im Gegensatz zu Greßmann, der die Augen der Kerube bei Ezechiel als Horusaugen erklärte, wird gezeigt, daß auch anderwärts der Gottheit viele Augen zugeschrieben werden; auf den besonderen Ursprung der Vorstellung von den Keruben bei Ezechiel überhaupt wird nicht eingegangen). — 266—283: von Arseniew, Das „innere Lied" der Seele. (Der Mystiker schweigt in der höchsten Verzückung, hört aber ein „inneres Lied" und gibt dem manchmal auch nach außen Ausdruck).

II. Berichte. 284—320: I. Preuß, Religionen der Naturvölker Amerikas 1910—1923. 321—351: II. Kleine Anzeigen. Weinreich, Zur Volkskunde.

III. Mitteilungen und Hinweise. 352—356: Ganszyniec, Der Ursprung der Zehngebotetafeln. (Weitere Belege für das Motiv der schriftlichen Offenbarung, das nach G. dem Pentateuchbericht über den Dekalog z. T. zu Grunde liegt, und zwar sowohl für das Motiv vom vergrabenen Buch als das Stelenmotiv). — 356—359: Kluge, Die Ostereier in Deutschland. (Sie sind als zu Ostern abzuliefernde, aber noch nicht gefärbte Zinseier am Ausgang des Mittelalters mehrfach in den Weistümern bezeugt und erklären sich daraus, daß die Hühner zu Ostern reichlich zu legen beginnen — womit freilich die z. B. bei von Schröder, Arische Religion II, 182 ff. behandelten Gebräuche noch nicht verständlich gemacht sind). — 359—362: Beyer, Über eine Darstellung des Gottes Mixcoatl auf dem altmexikanischen Wurfbrett des britischen Museums. (Die bisher noch nicht oder falsch gedeutete Figur wird in der angegebenen Weise erklärt). — 362: Kern, τρὶς τεκράκι τε. (Nachtrag zu der Erklärung des pindarischen μετὰ τριῶν τέταρτον πόνον in Jg. 21,47ff.)

II. Beiträge zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft in Stockholm. — 363—390: Nilsson: Götter und Psychologie bei Homer. (Der labile Zustand des psychischen Gleichgewichts, in dem sich der homerische Mensch im allgemeinen befindet, bringt es mit sich, daß Götter in sein Leben eingreifen — aber nur in den Ausführungen der homerischen Dichter, nicht in den Reden, die sie ihren Personen in den Mund legen). C. Clemen.

Beiträge z. Geschichte d. Deutschen Sprache und Literatur. 49 1924:

1 69—88 J. Loewenthal, Germanische Kulte morgenländischer Herkunft.

Biblische Zeitschrift XVI 1924:

3. 4 193—213 Franz X. Wutz, Die Bedeutung der Transkriptionen in der Septuaginta (kurze Darstellung der außerordentlich bedeutsamen neuen Forschungen des Verfassers; ihre Tragweite wird erst voll zu übersehen sein, wenn die im Druck befindlichen näheren Nachweise, die in zwei Bänden der von Kittel herausgegebenen „Beiträge z. Wissenschaft vom AT" erscheinen, vorliegen). 217—312 J. Sickenberger, Bibliographische Notizen. C. das NT (das sehr reichhaltige Literaturverzeichnis mit Inhaltsangaben enthält auch eine ganze Menge für den Wissenschaftsbereich der OLZ wichtige Werke). 313—318 Verzeichnis der in den bibliogr. Notizen aufgeführten Autoren. J. Herrmann.

Bonner Jahrbücher Heft 129 1925:

1—14 F. W. v. Bissing, Das Begräbniswesen im Altertum in Ägypten und dem vorderen Orient.

Bulletin of the American Schools of Oriental Research 1924:

Oktober Dieses Heft bringt den Bericht über die Reise des amerikanischen Instituts durch das westliche Judäa. Auffindung eines aramäischen Graffito in einem der Gräber von beit Jibrîn. Von hervorragendem Interesse ist beit Mirsim wegen eines heiligen Platzes mit Mazzeben, die aus dem Boden herausragen. Nun folgen zahlreiche Identifizierungen, die kurz begründet werden, für die genauere Beweisführung in Aussicht gestellt wird, z. B. tell el-Khuweilfeh mit Sharuhen, tell el-Meshash mit Bersaba, tell esh-Sherîah mit Horma, tell el-Ḥesī mit Eglon, Qaṭrā mit dem alten Ekron, Khirbet Mukenna' mit Elteke, tell eṣ-ṣâfī mit Makkedah, Shuweikeh mit Socho, 'Amwâs mit Emmaus, khirbet Ḥâlîn mit Ḥôlôn.

Dezember Dieses Heft bietet ausschließlich geschäftliche Mitteilungen, darunter die Jahresberichte der Direktoren der beiden Institute von Jerusalem und Bagdad. M. Löhr.

Bull. Metropol. Mus. of Art New York XIX 1924:

11 273 A painted Chinese Jad from a Tomb of the later Han Period.

1925:

2 44—46 Chr. Alexander, Exhibition illustrating greek athletics. — 48—50 G. Richter, Recent classical accessions (9 Lekythoi, einige mit Darst. des Toten, des Charonnachens usw.). — 55—58 M. S. Dimand, Early christian weawings from Egypt (m. 5 Abb. kopt. Stoffe des 3.—6. Jahrh.).

Ceylon Journal of science; Section G: Archeology and Ethnology etc. Vol. I:

1 1 A. M. Hocart: Archeological summary, 15 ders., The origin of the Stupa, 27 ders., The coronation ceremony.

Gads danske Magasin Januar 1925:

Arthur Christensen: Ægyptisk Politik.

Historische Zeitschrift 127 1923:

H. Spangenberg, Die Perioden der Weltgeschichte. — *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums 1. 2. (H. Lietzmann).

128 *J. Krohmeyer, Drei Schlachten aus dem griechisch-römischen Altertum (A. v. Premerstein). — *H. v. Soden, Geschichte der christlichen Kirche (W. Bauer). — *O. Gruppe, Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte (W. Kroll). — *V. Ehrenberg, Die Rechtsidee im frühen Griechentum (E. Ziebarth). — *J. Lippl, Der Islam nach Entstehung, Entwicklung und Lehre (E. Littmann).

The Journal of Egyptian Archaeology X 1924:

3. 4 203 A lost statue of the 17. Dyn. (Abb. des Oberteils einer verschollenen Statue des Prinzen Ahmose, ältesten Sohnes des Sekenjen-re' Ta'o II nach einer alten Photographie; vgl. Sethe, Urk. IV 12). — 204—206 R. Engelbach, The egyptian name of Joseph (צפנתפענח =). — 207—216 H. Idris Bell, The decay of civilisation (Zusammenfassendes Referat über Wenger, Volk und Staat in Ägypten am Ausgang der Römerherrschaft, Jean Maspero, Histoire des Patriarches d'Alexandrie depuis la mort de l'empereur Anastase jusqu'à la réconciliation des églises jacobites (518—616), G. Rouillard, L'administration civile de l'Egypte byzantine, Grenfell-Hunt-Bell, The Oxyrhynchos Papyri XVI). — 217—277 H. E. Winlock, The tombs of the kings of the 17. Dyn. at Thebes (m. Tafeln. Anfang einer Geschichte der theban. Nekropole. Der Aufsatz diskutiert alle Funde und Nachrichten von den Gräbern dieser Epoche bei Drah abul Negga und versucht eine Lokalisierung der Königsgräber). — 278—282 H. I. M. Milne, Early psalms and lections for Lent (Pap. Brit. Mus. 455 + 1849 mit einer Liste der Psalmen und Lesungsabschnitte für die Fastenzeit). — 283—284 G. P. G. Sobby, An 18. Dyn. measure of capacity (m. Taf. Alabastergefäß Thutmosis' III mit Inschrift „3½ Hin."). — 285—288 Nathaniel Reich, A grammatical exercise of an egyptian schoolboy (demot. Ostrakon m. Flektion von

= ⲡⲉϫⲁⲓ und

= ⲡⲉϫⲁⲩ ⲛⲁⲓ). — 289—298 F. G. Newton, Excavations at El-Amarnah 1923 (m. Tafeln. Unter den neu aufgedeckten Ruinen ein großes Anwesen, ähnlich dem „Weihnachtshaus". Zahlreiche Einzelfunde, darunter Kalksteinstatuette des Königs mit gut erhaltenen Farben. In dem großen Anwesen besonders bemerkbar ein Stall mit den Krippen. Topfscherbe mit den Namen Sethos' I, Harembebs und vielleicht Echnatons, ein Beweis mehr für die Bewohntheit der Stadt auch nach dem Ende der 18. Dyn. — Nordpalast bei Et-Till zur Hälfte aufgedeckt. Er maß etwa 144 : 115 m. Von einem quadratischen Hof, den man von Westen betritt, kommt man linker Hand, — nordwärts, — in einen andren, an dessen beiden Seiten je neun Räume liegen, über denen ein zweites Stockwerk aus Treppen zu erschließen ist. In der Mitte Steinspuren von einem Tempelchen oder Altar. Vom ersten Hof östlich liegt ein großer Garten mit Teich, nördlich daran drei Ställe oder Zwinger, teils gedeckt, teils frei, mit Krippen aus Kalkstein, deren Wände sehr gute Tierreliefs tragen. Weiter westlich liegt ein Komplex, der zweifelnd als Harim bezeichnet wird: Säulensaal mit zwei Türen nach Norden, die eine zu einem Korridor mit vier Räumen, einer mit Resten eines Bades, die andre in ein Gemach mit großer Wanne zur Reinigung. Weiter nach Norden ein Garten mit tiefgelegten Beeten, die von einem Kanal aus dem großen Teich gespeist werden, darum ein Säulengang, an den Außenwänden kleine Kämmerchen. Viele Reste der Wandbemalung von besondrer Schönheit, auf einem Türpfosten der Name der ältesten Prinzessin. — Töpfe und Aschenlager aus späterer Zeit). — 299—305 F. Ll. Griffith, Excavations at El-Amarnah 1923/4. (m. Tafeln, Forts. des Berichtes von Newton. Bemerkungen über die eigentümliche Stellung der Frau im Bezirk von Der Mowas: sie betreibt zusammen mit ihrem Mann den Markthandel, bei einer Hochzeitsfeier führten die Tante und die Schwester des Bräutigams mit einem Schwert und einem Stock einen Tanz auf. — Die Hohepriesterstraße wurde 200 m weiter nach Norden verfolgt. Das Baumaterial der Häuser war Lehmsand und Lehmbrocken, wie es die Gegend liefert, man ergrub es aus tiefen Löchern. In einem großen Anwesen eine Kapelle mit eignem Zugang durch einen Pylon, darin Kopf einer Echnatonstatue und Reste von mindestens drei andren, im Wohnhause Stele des Amenophis III mit der Teje, Gaben empfangend, von Aton geschützt. In den kleineren Häusern Gräber aus späterer Zeit, in einem Ring mit dem Namen des Tutanchaton. — An der Parallelstraße zur Hohenpriesterstraße (A) 2 eigenartige runde Bauten. Westl. des Expeditionshauses ein sehr gut erhaltener Garten mit Schaduf. Im Garten eine Kapelle, zu der Statuen des Echnaton und der Nofretete gehörten, die bei einer Gelegenheit („Gegenrevolution") zerbrochen und in einem Raum des Hauses verborgen, dann wieder ausgebessert wurden. — Fund einer Bronzeaxtschneide bei Resten von eisernen, viele Model für bunte Glasware. — Vergebliche Suche nach der Nekropole der ärmeren Bevölkerung. Am Schluß Übersicht über die Lage der Baulichkeiten auf dem ganzen Gebiet). — 306—323 Bibliography (1923/4) Ancient Egypt von Griffith. — 323—330 Desgl. Christian Egypt von De Lacy O'Leary. — 331—332 Hugh Evelyn-White (Nekrolog). — 333—335 Notes and News. — 336—337 The spelling of proper names in this Journal, also some other points of style. — 338—339 *H. Francfort, Studies in early pottery of the near East. (T. Eric Peet). — 339—340 *Journ. of the Manchester and oriental Soc. XI 1924 (T. Eric Peet). — 340—341 *Harvard African Studies V VI: George A. Reisner, Excavations at Kerma (F. Ll. Griffith). — 341—346 *Martin S. Briggs, Muhammadan Architecture in Egypt and Palestine. (G. D. Hornblower). — 346 *E. Naville, Champollion (H. R Hall). — 347—348 *C. Leonard Woolley, Excavations at Ur of the Chaldees (H. R. Hall). — 348—349 *Paul M. Meyer, Griech. Papyrusurkunden der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek I 3 (H. I. Bell). — 349 *Fr. Preisigke, Wörterbuch der griech. Papyrusurkunden (H. I. Bell). — 350 *R. Engelbach, The Problem of the Obelisks (Warren R. Dawson). — 350 Brief von H. R. Hall an den Herausgeber (zu seiner Bespr. von Speleers, Figurines X 176). — 351/2 List of Plates. — 353 List of Illustrations in the Text. — 354/5 Notices of recent Publications. — 356—366 Index. Wr.

The Journal of Hellenic Studies 44 1924:
1 24—44 R. D'Orbeliani, Inscriptions and Monuments from Galatia. — *F. Bilabel, Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (H. J. M. M.). — *W. O. E. Oesterley, The Sacred Dance, a Study in Comparative Folklore. — *J. Wells, Studies in Herodotos (P. G.). — *A Springer, Kunstgeschichte. I. (P. G.). — *P. Schnabel, Berossos und die Babylonisch-Hellenistische Literatur. — *Bury, Barber, Bevan, Tarn, The Hellenistic Age. — *E. Bell, Early Architecture in Western Asia, Chaldaean, Hittite, Assyrian, Persian. — *P. E. More, Hellenistic Philosophies (J. H. S.). — *W. E. Crum, H. J. Bell, Wadi Sarga, Coptic and Greek Texts from the Excavations undertaken by the Byzantine Research Account (H. H.). — *F. Preisigke, Namenbuch (H. J. B.). — *Anatolian Studies presented to Sir W. M. Ramsay (S. C.). — *G. Glotz, La Civilisation Egéenne (A. J. B. W.).

The Journal of the Palestine Oriental Society IV 1924:
4 171—174 E. L. Sukenik, Notes on the Jewish Graffiti of Beth-phage (Zu den von Orfali in Rev. bibl. 1923 S. 253 ff. und Dussaud in Syria 1923 S. 241 ff. veröffentlichten Ossuarien). 175—203 'Omar Ṣâliḥ el-Barghûthî, Rules of Hospitality (Qânûn yd-diyâfeh) (Sitten und Bräuche bei dem Empfang von Gästen mit wertvollen sprachlichen Mitteilungen). — 204—211 *D. S. Margoliouth, The Relations between Arabs and Israelites prior to the Rise of Islam (W. F. Albright). — 211—214 *A. Cowley, Aramaic Papyri of the Fifth Century B. C (E. L. Sukenik). — 215—220 Members of the Palestine Oriental Society. P. Thomsen.

The Journal of the Royal Asiatic Society 1924:
April D. L. R. Lorimer, Notes on the Phonetics of the Gilgit Dialect of Shina. — A. V. W. Jackson, The So-called Injunctions of Mani. — K. N. Sitavam, Dramatic Representations in South-India. — C. Ph. Cape, Some Words and Sentences illustrating the Argot of the Doms (ed. by Sten Konow). — A. H. Sayce, Proto-Hittite. — K. G. Sesha Aiyar, Mount D'Eli. — R. C. Thompson, The Allale-Bird = Caracias garrulus Linn. — H. Hirschfeld, Note on Ophir. — F. W. Thomas, The Kundamala of Dignaga Acarya. — F. W. Thomas, The Pada-Taditaka of Syamilaka. — H. Sköld, Were the Asuras Assyrians? — F. Krenkow, Note on JRAS. p. 136. — *A. S. Beveridge, The Bābur-nāma in English. (W. Haig). — *H. A. Giles, Gems of Chinese Literatur (L. C. Hopkins). — *H. A. Giles, The Travels of Fa-hsien (A. D. 399—414) (W. P. Yetts). — *G. le Strange. — R. A. Nicholson, The Fárs-náma of Ibnu 'l-Balkhí; *Muhammed ibn 'Alí . . . ar-Ráwandí, The Ráhatu'ṣ Ṣudúr of Ar-Ráwandi. — *R. A. Nicholson, The Idea of Personality in Ṣúfism. — *R. Levy, Persian Literature. — *Publications of the 'Kaviani'. Press, Berlin (E. G. Browne). — *A. Foucher, L'Art Gréco-Bouddhique du Gandhāra. — *R. Gauthiot, Essai de Grammaire Sogdienne. — *J. Hertel, Die Zehn Prinzen. — *S. Ahmad Khan, Bombay, a History of the Anglo-Portuguese Negotiations. — *S. Ahmad Khan, East

India Trade in the 17. Century. — *A. K. Coomaraswamy, Catalogue of Indian Collections in Museum of Fine Arts, Boston, — *A. K. Coomaraswamy, Portfolio of Indian Art. — *Journal of Department of Letters, University of Calcutta, Vol. X. — *J. P. Singhal, Eternal Truth. — *H. M. Hocart, Archaeology of Ceylon, Annual Report. — *R. C. Kak, Antiquities of Bhimbar and Rajauri. — *J. Marshall, Annual Report of Director-General of Archaeology in India. — *L. D. S. Pillai, Indian Ephemeris (T. Grahame Bailey). — *Gackwad's Oriental Series, XX, XXIV. — *The Princess of Wales Saraswati Bhavana Texts 1—6. — *The Princess of Wales Saraswati Bhavana Studies 1, 2. — *A. A. Macdonell, Hymns from the Rigveda. — *E. J. Thomas, Vedic Hymns. — *W. Caland, Das Jaiminīya-brāhmaṇa in Auswahl. — *E. Hultzsch, Das Baudhāyana-dharmasūtra. — *W. Caland, The Jaiminigṛhyasūtra belonging to the Sāmaveda. — *F. W. Thomas, Brihaspati Sutra. — *N. B. Utgikar, The Virāṭaparvan of the Mahābhārata. — *E. Abegg, Der Pretakalpa des Garuda-Rurāṇa. — *S. K. Dé, Studies in the History of Sanskrit Poetics. — *R. Kuntala, The Vakrokti-Jivita. — *P. V. Kane, The Sāhityadarpaṇa of Viśvanātha. — *J. Hertel, On the Literature of the Shvetombaras of Gujarat. — *ders., Bharaṭakadvātriṃśikā. — *ders. The Pañchākhyānavārttika. — *E. Krause, Prinz Aghata. Die Abenteuer Ambadas. — *J. Hertel, Kaufmann Tschampaka von Dschinakīrti. — *L. de la Vallée Poussin, L'Abhidharmakośa de Vasubhandhu. — *P. L. Vaidya, Études sur Āryadeva et son Catuḥśataka. — *Mrs. Rhys Davids, Tikapaṭṭhāna of the Abhidhamma Piṭaka II. III. — *A. P. Buddhadatta Thero, Sammoha-vinodanī, Abhidammapiṭaka Vibhangatthakatta. — *Pe Maung Tin, The Path of Purity. —*D. Kōsambī, Anuruddhācariyaviracitō Abhidhammattha saṅgahō. — *B. C. Law, The Life and Work of Buddhaghosa. — *A. Stein — G. A. Grierson, Hatim's Tales (L. D. Burnett). — *Da Lacy O'Leary, The Coptic Theotokia (W. E. Crum). — *H. Junker. — H. Demel, Das Kloster am Isisberg (De Lacy O'Leary). — *W. H. Worrell, The Coptic Manuscripts in the Freer Collection (De Lacy O'Leary). — *F. Gabriel, Syro-Chaldaic Grammar (J. P. Margoliouth). — *Hieroglyphic Texts from Egyptien Stelae in the British Museum. — *Bury, Cook, Adcock, The Cambridge Ancient History I. Egypt and Babylonia. — *E. Chassinat, Le Temple d'Edfou. — *E. Naville, Champollion; *J. H. Breasted, The Oriental Institute of the University of Chicago. — *L. Klebs, Die Reliefs und Malereien des Mittleren Reichs (A. M. Blackman). — *A. M. Blackman, Luxor and its Temples (F. E. Peet). — *C. J. Gadd, The Fall of Niniveh; *L. A. Mayer — J. Garstang, British School of Archaeology in Egypt; *W. S. Davis, A Short History of the Near East from the Founding of Constantinople (E. Burrows). — *F. Aisconga, Fir-Flower Tablets (L. Giles). — Réne Basset † (J. Krenkow).

July D. B. Macdonald, The Earlier History of the Arabian Nights. — Daya Ram Sahni, Three Mathura Inscriptions and their bearing on the Kushana Dynastiy. — L. C. Hopkins, Pictographic Reconnaissances VI. — T. Grahame Bailey, Note on Col. Lorimer's Phonetics of Gilgit Shina. — A. C. Woolner, Bekanata and Bikaner. — J. Charpentier, A Note from the Memoirs of Jahangir. — C. A. F. Rhys Davids, Amity and the Man. — G. Willoughby-Meade, Note on Indra in Mahayaneist Buddhism. — F. W. Thomas, Sanskrit Masculines Plural in-āni. — E. Leumann, Note on a Prakrit Dictionary. — R. C. Thompson, A Babylonian Explanatory Text. — *J. P. Bruce, Chu Hsi and His Masters (H. A. Giles). — *H. Cordier, Mélanges d'Histoire et de Géographie Orientales (L. C. Hopkins). — *Transactions of the Oriental Ceramic Society. — *Hobson-Hetherington, The Art of the Chinese Potter. — *F. Ayscough, Friendly Books on Far Cathay (W. P. Yetts). — *U. Pope-Hennessy, Early Chinese Jades (L. Giles). — *J. Webster, The Kan Ying Pien. — *Kyōto Teikoku Daigaku Bungakubu Eiin Tō-shōhun Dai-ichi-shū. — *Song Ong Siang, One Hundred Years of the Chinese in Singapore. — *O. Ruther, Through Formosa. — *M. W. de Visser, The Arhats in China and Japan. — *G. Schurhammer, Shin-To — *K. Haushofer, Japan und die Japaner. — *J. H. Gubins, The Making of Modern Japan. — *J. W. Robertson Scott, The Foundations of Japan (F. Ayscough). — *C. A. F. Rhys Davids, A Buddhist Manual of Psychological Ethics. — *K. V. Subrahmanya Aiyar, Travancore Archaeological Series. — *Acta Orientalia. — *J. J. Modi, The Journal of the K. R. Cama Oriental Institute. — *R. Tagore-S. Tagore, The Visva-Charati Quarterly I. II. — *R. C. Parikh, Purātattvā. — *R. C. Parikh, Arya-vidyā-Vyākhyāna-Mālā. — *D. Kōsambī, Buddha-līla-Sūra-Saṃgraba. — *R. Vidyālankāra, Rāja-nīti-śāstra. — *P. Vidyālankāra, Rāṣṭrīya-āya-vyaya-śāstra. — *Gangā-Prasād, Angrez-Jāti-kā itihās. — *Gangā-Prasād, Bhāvat-Varṣ-kā itihās. — *K. Nag, Les Théories Diplomatiques de l'Inde Ancienne et l'Arthaśāstra. — *M. Walleser, Das Edict von Bhabra. — *G. Slater, The Dravidian Element in Indian Culture. — *Rai Bahadur H. Lall, Sagar-Saroj. — *M. Macnicol, Poems by Indian Women. — *E. R. Price, A History of Kanarese Literature. — *W. Caland, Twee Oude Fransche Verhandelingen oner het Hindoeïsme. — *R. S. Taki, Amourism or Premāmrita. — *B. N. Dhabhar, Descriptive Catalogue of all Mscrpts. in the First Dastur Meherji Rani Library, Nasvari. — *L. M. Anstey, Index to Volumes I—L (1872—1921) Indian Antiquary (L. D. Barnett). — *Government of Palestine-System of transliteration from Arabic into English. — *D. G. Pfandmüller, Handbuch der Islam-Literatur. — *Khaja Khan, Studies in Tasawwaf. — *W. Rudolph, Die Abhängigkeit des Qorans von Judentum und Christentum. — *O. Rescher, El-Belâdoris „Kitab Futûh el-Buldân“ ins Deutsche übersetzt. — *W. Popper, Abu 'l-Mahâsin Ibn Taghrî Birdî's Annals. — *M. van Berchem, Matériaux pour un Corpus Inscriptionum Arabicarum. — *A. J. Wensinck, Verspreide Geschriften by Professor Snouck Hurgronje (R. A. Nicholson). — *P. E. Dumont, Histoire de Nala. — *Waterfield-Grierson, The Lay of Alha. — *C. Chakravarti, A Study in Hindu Social Polity. — *J. Sarkar, History of Auranyzib (R. P. Dewhurst).

Oktober R. L. Turner, Cerebralization in Sindhi. — M. U. Hachisuka, The Identification of the Chinese Phoenix. — F. W. Buckler, A new Interpretation of Akbar's 'Infallibility' Decree of 1579. — E. Denison Ross, Rudaki ond Pseudo-Rudaki. — A. H. Sayce, The „Yuzghat“ Inscription revised. — S. Langdon, Philological Note — L. D. Barnett, Sanskrit Masculines Plural in-āni? — G. A. Grierson, On Sina Cerelrals. — S. K. Dé, A Note on Kundamala. — K. G. Sankar, The Moriyas of the Sangam Works. — T. Ganapati Sastri, Svapna-Vasavadatta of Bhasa. — R. C. Thompson, Kur. Kur = Hellebore. — F. W. Thomas, Drakhme and Stater in Khotan. — *M. und W Geiger, Pali Dhamma (C. A. F. Rhys Davids). — *M. S. R. Ayyangar, Studies in South Indian Jainism. — *J. J. Modi, The Religious Ceremonies and Customs of the Parsees. — *Hoyland-Banerji, The Commentary of Father Montserrate, S. J., on his Journey to the Court of Akbar. — *H. Dodwell, The Private Diary of Ananda Ranga Pillai. — *Irvine-Sarkar, The Later Mughals. — *D. C. Sen, Bengali Prose Style. — *S. K. Aiyangar, Some Contributions to South Indian Culture. — *W. H. Moreland, From Akbar to Aurangzeb. — *S. H. Hodivala, Studies in Parsee History. — *R. Sewell, A Forgotten Empire (Vijayanagar). — *N. M. Penzer, The Ocean of Story by C. H. Tawney. — *V. Lovett, The Nations of To-day: India (R P. Dewhurst). — *J. N. Samaddar, The Economic Condition of Ancient India. — *C. Sen, Eastern Bengal Ballads, Mymensingh (F. E. Pargiter). — *J. Lewy, Studien zu den Assyrischen Texten aus Kappadokien. — *F. H. Weißbach, Die Denkmäler und



Inschriften an der Mündung des Nahr el Kelb; *H. de Genouillac, Musée du Louvre. Texts Economiques d'Oumma. — *H. W. Shepherd, The first twelve Chapters of the Book of Isaiah. — *C. Frank, Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes XVI E. Die sogenannten hetitischen Hieroglypheninschriften. — *R. C. Tompson, The Assyrian Herbal (T. G. Pinches). — *E. Forrer, Die Provinzeinteilung des Assyrischen Reiches. — *A. T. Olmstead, History of Assyria. — *S. Langdon, The H. Weld-Blundell-Collection I. Sumerian and Semitic Religious and Historical Texts; II. Historical Inscriptions. — *R. C. Thompson, Assyrian Medical Texts. — *E. Forrer, Keilschrifttexte aus Boghazköi; *ders. Die Boghazköi-Texte in Umschrift. — *A. Götze, Kleinasien zur Hethiterzeit. — *E. Bell, Early Architecture in Western Asia (E. Burrows). — *Mrs. Leslie Milne, The Home of an Eastern Clan (P. R. T. Gurdon). — *W. J. Perry, The Children of the Sun (C. O. Blagden). — *G. Coedès, Ars Asiatica V: Bronzes Khmèrs. — *R. Brandstetter, Wir Menschen der Indonesischen Erde III. — *O. Rutter, British North Borneo; *J. Leuba, Un Royaume Disparu. Les Chams et leur Art (C. O. Blagden). — *D. C. Sen, Chaitanya and his Age. — *T. W. Petavel-K. C. Sen, Behula. — *P. L. Narasu, A Study of Caste. — *B. K. Shastri, The Bhakti Cult in Ancient India. — *S. Sen, The Administrative System of the Marathas; *B. C. Law, Historical Gleanings. — *A. B. Keith, Speeches and Documents of Indian Policy. — *J. Mc Kenzie, Hindu Ethics. — *K. J. Saunders, Gotama Buddha; *Syed Ameer Ali, The Spirit of Islam. — *A. Mez, Die Renaissance des Islams. — *R. Grousset, Histoire de l'Asie III. (J. Allan). — *A. C. Parsons, A Hausa Phrase-Book (A. Werner). — *C. H. Stigand, A Nuer English Vocabulary (A. Werner). — *C. W. Gilbertson, The Balochi Language (F. Krenkow). — *Journal of the Gypsy Lore Society II, 2—4 (T. G. Bailey). — Sir Mortimer Dykes † (P. M Sykes).

Journal des Savants 22 1924:
5/6 R. Cagnat, Une nouvelle mosaïque découverte en Tripolitaine (über *S. Aurigemma, Mosaïco con scene d'anfiteatro in una villa romana a Zliten, in Tripolitania). — H. Dehérain, Les orientalistes Desgranges dans le Libain en 1815 et en 1816. — *F. Cabrol, H. Leclerq, Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie (R. C.). — *P. Oltramane, Histoire des idées Théosophiques dans l'Inde (Senart).
7/8 L. Bréhier, Une forteresse de l'Orient latin. La cité de Rhodes (über *A. Gabriel, La cité de Rhodes).
11/12 *Gaudefroy-Demombynes, La Syrie à l'époque des Mamelouks, d'après les auteurs arabes (Cl. Huart). — *É. Bréhier, Plotin, Ennéades (A. Puech). — *H. Frankfort, Studies in early pottery of the Near East I. Mesopotamia, Syria and Egypt and their earliest interrelations (A. Merlin).

Literarisches Zentralblatt 1924:
10 *W. H. Worrell, The Coptic Manuscripts in the Freer Collection (v. Dobschütz). — *R. Gauthiot, Essai de grammaire Sogdienne (C. Brockelmann). — *J. von Gelder, Mānava Śrauta-Sūtra (B. Liebich). — *Hatim's Tales. Kashmiri stories and songs . . . by S. Aurel Stein and edited by S. G. A. Grierson (R. Fick). — *E. Chiera, Old Babylonian contracts (A. Götze). — *E. Fagnau, Additions aux dictionnaires arabes (O. Rescher).
11 *B. Karlgren, A mandarin phonetic reader (E. Erkes).
12 *S. Eitrem, Zu den Berliner Zauberpapyri (K. Preisendanz).
14 *E. Naville, La haute critique dans le Pentateuque (J. Herrmann). — *F. M. Th. Böhl, Genesis I (E. Herr). — *H. M. Wiener, The prophets of Israel (C. Loewer). — *W. Caland, Twee oude fransche verhandelingen over het Hindoeïsme (H. Haas). — *J. Price, The Yemenite Ms. of Mo'ed Katon (Babylonian Talmud) in the Library of Columbia University (S. Krauss).
16 *E. Darkó, Laonici Chalcocandylae historiarum demonstrationes (F. Dölger).
17 *J. B. Bury, History of the later Roman Empire from the death of Theodosius I. to the death of Justinian (E. Gerland).

Litteris, an international critical review of the humanities. Hrsgbn. v. S. B. Liljegren, Jöran Sahlgren, Laurito Weibull. I 1924:
1 *Anatolian Studies presented to Sir W. M. Ramsay (U. v. Wilamowitz-Moellendorff). — *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift f. W. Streitberg (A. Meillet). — *A. Cuny, Études prégrammaticales sur le domaine des langues indoeuropéennes et chamito-sémitiques (H. Pedersen). — *The Cambridge Ancient History I. (U. Kahrstedt).
2 *H. Idris Bell, Jews and Christians in Egypt (A. v. Harnack). — *J. G. Andersson, Arkeologiska Studier i Kina. — *An early Chinese Culture. — *The Cave-Deposit at Shakno T'un in Fengtien. — *Arkeologiska Fynd i Provinsen Kansu (B. Karlgreen). — *F. Boll, Sulla quarta ecloga di Virgilio. — *E. Norden, Die Geburt des Kindes (R. Reitzenstein). — *F. Braun, Die Urbevölkerung Europas. — *N. Marr, Der japhetische Kaukasus. (H. Sköld).

Minerva-Zeitschrift, Nachrichten für die gelehrte Welt I 1924:
1 Diese eigenartige Neuschöpfung des Herausgebers des Minerva-Jahrbuchs, Dr. G. Lüdtke, gibt I. Allgemeine Berichte über den Stand der Studien auf einem Gebiete oder in einem Lande sowie über die Arbeiten großer Forschungsinstitute, II. Berichte über Spezialinstitute, Bibliotheken, Gesellschaften, III. Personalien, IV. Bücherbesprechungen, V. Mitteilungen über neugegründete wissenschaftliche Anstalten und Gesellschaften. Sie ist also bestimmt, den Gelehrten über den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaften und ihrer Organe auf dem Laufenden zu halten. Aus dem Inhalt des 1. Heftes sei hervorgehoben: 3—6 Karl H. Meyer, Die slavistischen Studien nach dem Kriege. 10—13 W., Aus dem wissenschaftlichen Leben Leningrads. 16—21 S. N. Dasgupta, India through some of her typical educational Institutions. 21—24 M. Winternitz, Visvabharati, die internationale Universität Rabindranath Tagores in Santiniketan. 33 H. Greßmann, Das Institutum Judaicum Berolinense. 34—35 O. G. v. Wesendonk, Eine wissenschaftliche Forschungsreise nach Armenien. 36—37 Neugegründete wissenschaftliche Anstalten und Gesellschaften (darunter eine Anzahl für orientalistische Studien und im Orient).

Museum 31 1924:
11/12 *A. Meillet, Les Origines Indo-européennes des Mètres Grecques (W. J. W. Koster). — *K. Huber, Untersuchungen über den Sprachcharakter des griechischen Leviticus (J. de Swaan). — *A. J. Wensinck, Mystic Treatises by Isaac of Nineveh (A. Mingana).
32 1924:
1 *M. Δέφνερ, Λεξικὸν τῆς τσακωνικῆς διαλέκτου (Hesseling). — *J. Jüthner, Hellenen und Barbaren (A. G. Roos). — *E. F. Weidner, Die Assyriologie 1914—22 (C. van Gelderen). — *A. Pallis, The Epistle of Paul the Apostle to the Romans (J. de Zwaan) — *G. Ferrand, Voyage du marchand arabe Sulayman en Inde et en Chine (M. Th. Houtsma).
2 *K. J. Beloch, Griechische Geschichte III 2 (A. G. Roos). — *F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie (K. H. E. de Jong).
3 *A. Christensen, Textes Ossètes (V. F. Büchner).
4 *A. v. Harnack, Neue Studien zu Marcion (H. Windisch).
5 *J. J. E. Hondius, Supplementum epigraphicum graecum I. II. (W. M. R. Leopold). — *L. Finot, Les Questions de Milinda; Cāntideva, La Marche à la Lumière (J. Ph. Vogel). — *H. Dessau, Geschichte der

römischen Kaiserzeit I (U. Ph. Boissevain). — *The American School of Oriental Research in Jerusalem (A. J. Wensinck). — *C. Clemen, Die Mystik nach Wesen, Entwicklung und Bedeutung (K. H. E. de Jong).

Le Muséon XXXVII 1924:
1—2 1—28 L. Th. Lefort, La règle de S. Pachôme (Textkritik). — 29—88 Lucien Cerfaux, Influence des mystères sur le Judaisme alexandrin avant Philon (wertvolle Fortsetzung der zuletzt besonders von H. Leisegang durchgeführten Forschungen). — 89—107 Ed. König, Das Ideal der Geschichtsschreibung und Israels Stellung zu ihm. — 109—115 W. Bang, Manichäische Miniaturen. — 117—120 J. Simon S. J., Un caractère d'imprimerie syro-chaldéen créé en Belgique. — 121—137 Léon van der Essen, Joseph Abudacnus ou Barbatus, Arabe né au Caire, professeur de langues orientales à l'université de Louvain 1615—1617. — 139—143 *[G. Horner,] The Coptic Version of the New Testament in the southern dialect VI (A. Hebbelynck und L. Th. Lefort.) — 143—145 *E. Hurel, La poésie chez les Primitifs (J. Forget). — 145—147 *L. Bittremieux, Mayombsch Idioticon (J. Forget). — 147 *Th. Hopfner, Fontes historiae religionis Aegyptiacae II/III (L. Th. Lefort). — 147—148 *H. Sottas et E. Drioton, Introduction à l'étude des Hiéroglyphes (L. Th. Lefort). — 148—149 *L. Speleers, Les figurines funéraires égyptiennes (L. Th. Lefort). — 149—150 *Ch. Clermont-Ganneau usw., Les travaux archéologiques en Syrie de 1920 à 1922 (L. Th. Lefort). 3—4 153—168 J.-B. Chabot, Mélanges épigraphiques et archéologiques (über trois inscriptions carthaginoises à imprécations, Text, Übersetzung, Erklärung; ferner über eine inscription bilingue de Thuburbo Majus; inscriptions funéraires de Carthage; inscription votive de Carthage; lampe punique). — 169—199 Hubert Grimme, Der südarabische Levitismus und sein Verhältnis zum Levitismus in Israel (sorgfältige Einzeluntersuchung mit bemerkenswerten religionsgeschichtlichen Folgerungen). — 201—280 L. Villecourt, Les observances liturgiques et la discipline du jeûne dans l'église copte (reiches Quellenmaterial). — 281—300 J. Nobel, Studien zum 10. Buche des Bhaṭṭikāvya. — 301 *J. Przyluski, La légende de l'empereur Açoka (L. de la Vallée Poussin). — 302—304 *W. Caland, Roberto de' Nobili and the sanskrit language and literature; Bhagabat Kumar Shastri, The Bhakti cult; A.-Ferdinand Herold, La vie du Bouddha; P. L. Vaidya, Etude sur Āryadeva; Bimala Charan Law, Some Kṣatriya tribes; P. E. Dumont, Histoire de Nala (A. Carnoy). — 304—305 *Hatim's Tales (A. Carnoy). — 305 *B. Kumar Sarkar, The Aesthetics of Young India (A. Carnoy). — 306 *R. P. A. Samain, La Langue Kisonge (A. Carnoy). — 306—7 *Wm. B. Stevenson, Grammar of Palestinian Jewish Aramaic (A. van Hoonacker). — 307—8 *Al. Mallon S. J., Les Hébreux en Egypte (A. van Hoonacker). — 308—9 *Charles-F. Jean, Sumer et Akkad (A. van Hoonacker). — 309—11 *J. G. Frazer, Les origines de la Famille et du Clan (A. van Hoonacker). — 311—2 *G. Contenau, La Glyptique Syro-Hittite (A. van Hoonacker). — 313—4 *J. Guidi, Elementa linguae Copticae (Ad. Hebbelynck).

Palestine Exploration Fund 1924:
October J. Garrow Duncan, fourth quarterly report on excavation of eastern hill of Jerusalem. Drei Höhlen sind in Feld neun gefunden bzw. untersucht, eine große, schon seit der Parkergrabung bekannte und zwei kleinere, südlich davon, reich an Tonscherben. Die große Höhle scheint mit dem „Höhenheiligtum" in Verbindung gebracht werden zu müssen, und ebenso mit dem „Krematorium" wegen der angebrannten Knochen(?). Der Felsboden über den Höhlen ist mit allerlei Rinnen und Vertiefungen bedeckt (Abb. I 2), deren strahlenförmige Lagerung um einen Mittelpunkt möglicherweise Zeugnis ablegt für Sonnenkult unter den neolithischen Bewohnern dieser Höhlen (!). — Die jebusitische Mauer wurde weiter in Feld neun verfolgt, an der äußeren Parallellmauer dazu, die dem Hiskias zugeschrieben wird, zeigten sich fensterartige Öffnungen (Abb. II 2). Beide Mauern scheinen in späterer Zeit (?) durch eine Brücke verbunden gewesen zu sein, doch ist hier dem Ausgräber selbst noch manches unerklärlich. — Wichtig und auch gesicherter scheinen die Resultate, die sich aus der Untersuchung des Schuttes an der Stufenbastion (the north stair bastion) ergaben. Hier fanden sich zu oberst makkabäische Tonwaaren, darunter Reste der neolithischen, ältesten Bronze- und der hebräischen Zeit. Es scheint, daß die Makkabäer hier bei Säuberung der Stadt (clearance) den Schutt ihrer Zeit abtragend das oberste zu unterst gekehrt haben. Jedenfalls hat sich die makkabäische Stadt bis hierhin erstreckt und Josephus' Angaben über die Niederlegung der Burg (Ant. XIII 6) unter Simon Makkabäus scheinen sich zu bestätigen. — Der wesentlichste Ertrag besteht nach dem Bericht in Kleinfunden: Lampen, Tellern, Krügen, fragmentarisch oder vollständig erhaltenen aus der neolithischen, der 1.—3. Bronze-Zeit, aus zyprischer und hebräischer Waare. Die erstere, soweit sie am N.- und S.-Glacis gefunden ist, beweist, daß dieses älter als 1200 v. Chr. An solchen Kleinfunden lieferten auch die drei Höhlen ein überreiches Material, darunter zahlreiche Darstellungen der Astart (the Mother-goddess). — Im Anschluß an diesen Bericht werden in dem Aufsatz: inscribed hebrew objects from Ophel eine Reihe von Krughenkeln (30) und ein Ostrakon behandelt. Die ersteren sind mit teilweis schwer zu entziffernden Buchstaben versehen, zwei sollen die Zeichen יה bzw. יהו tragen. Das Ostrakon, dessen Typen mit denen von Samaria identisch sind, und das wahrscheinlich aus der Zeit um 700 v. Chr. stammen soll, zeigt eine Inschrift, die mit allem Vorbehalt ungefähr so gelesen werden könnte: Hiskia, Sohn des Qore, der Kithlischit, Achija, Sohn des Zedeq (?), aus dem Tal (עמק) Ir(d)th, Zephanja, Sohn des Qarzi, aus dem Tal Ir(d)th. — Rev. Canon Hanauer, remarks on the supposed shrine of Cybele found near the garden tomb, stellt fest, daß dieser Cybeleschrein ein ganz modernes Machwerk ist und legt die ganze Korrespondenz darüber nebst dem Times-Artikel (vgl. auch noch S. 154 ff.) vor. Bemerkenswert ist S. 191 die von Hanauer gegebene Zusammenstellung palästinischer Kolumbarien. — Albrecht Alt, some notes on the new greek inscription from Ghôr eṣ-ṣâfi, macht einige Bemerkungen zur Lesung und zum Alter der Inschrift, 20. Dezember 388 n. Chr. — G. J. H. Ovenden, mount Gilboa, erzählt von den Feststellungen, die auf zwei Exkursionen von Besan aus nach dem Berge Gilboa (G. Fuḳû'a) von ihm und seinen Begleitern gemacht sind. Sie fanden auf ihrem Wege zahlreiche, mehr oder weniger gut erhaltene Sarkophage; in griechisch-römischer Zeit muß diese Gegend von der Jesreelebene zum Jordantal hinunter stark besiedelt gewesen sein. Zum Schluß topographische Betrachtungen über die Gegend der unglücklichen Schlacht Sauls gegen die Philister und besonders über die Lage von Aphek. **Max Löhr.**

1925:
January: Fifth quarterly report on the excavation of the eastern hill of Jerusalem by J. Garrow Duncan. Die Fortsetzung der Grabung besteht wesentlich in einer weiteren Freilegung der äußeren und inneren Mauer und einer Ausräumung des Kanales (sewer), der über das „Krematorium" fortlief. Südlich dieses Kanales wurde eine Zisterne gefunden und aufgedeckt. Die beigegebenen Abbildungen der jebusitischen und der hellenistischen Mauer wie besonders der Nordbastian geben einen vorzüglichen Eindruck von den alten Befestigungen der Stadt. Reich ist auch diesmal wieder die Ausbeute an Tonwaren und Scherben aller Art: kanaanäische, alt-



hebräische, nachexilische, besonders makkabäische Stücke, mit und ohne Schriftzeichen; syro-ägyptische und ägyptische menschliche Köpfe aus Ton, Gewichtsteine; schließlich ein wohlerhaltenes menschliches Skelett, das aber wenig Bedeutung zu haben scheint; vielleicht aus makkabäischer Zeit. — The Harvard excavations at Samaria by E. W. G. Masterman. Ein allgemeines, den amerikanischen Ausgrabungsbericht in Kürze behandelndes Referat mit Hervorhebung der 4 Hauptpunkte, des Königspalastes Ahabs, des Westtores, der Herodesbauten und der Ostraka. — Folk-Lore and other notes from Damascus by J. E. Hanauer. Unter den hier gebotenen Materien ist am Interessantesten No. 4: a modern „pagan" litany. Eine Litanei, welche die Bitte um Regen an eine Naturgottheit umm ul-Ghayth richtet und bei einer Prozession von deren Teilnehmern im Wechselgesang vorgetragen wird. — What has become of the Philistines? a biologist's point of view by Redcliffe N. Salman. Es wird zu zeigen gesucht, daß die Philister von der israelitischen Nation aufgesogen worden sind. Max Löhr.

April: The diamond jubilee of the Palestine Exploration Fund, by General Sir Charles Warren, gibt einen Rückblick auf die sechzigjährige Arbeit des Vereins. — A leaden ossuary, by the Rev. J. Garrow Duncan beschreibt ein vor etwa 20 Jahren in der Nähe von Jericho bei Chausseearbeiten zu Tage gekommenes Ossuarium aus Blei. Es war leer, ist ohne Inschrift, nur mit einigen unregelmäßigen Dekorationen, Rosetten und Pfeilern, bedeckt, die es in die griechische oder griechisch-römische Zeit verweisen. Abbildungen. — What has become of the Philistines? — A biologists point of view, by Redcliffe N. Salaman, gibt einen Überblick über unsre historischen Kenntnisse bezüglich der Philister, besonders deren Beziehungen zu Kreta und kommt zum Schluß nochmals auf die im Januar-Heft vertretene These. Abbildungen. — The immovable East, by Philip J. Baldensperger, handelt vom Leben der Beduinen, Tätigkeit der Frauen, Beschäftigungen der Männer, Jagd. Kleidung. Bewaffnung. Einige Lieder. Kämpfe. — Der letzte Artikel inscribed jarhandles ist der wertvollste des ganzes Heftes. Diese hier abgebildeten Krughenkel sind ein Teil der von Mr. Duncan bei der Grabung auf dem Zionhügel gefundenen und sind, da sie jebusitischer, kanaanäischer und israelitischer Herkunft sind, paläographisch außerordentlich wichtig. Mr. Duncan gibt sein Urteil über die einzelnen Exemplare mit großer Reserve ab, da erst eine Untersuchung des gesamten, übrigens ständig im Wachsen begriffenen Materiales, ein relativ gesichertes Urteil ermöglichen wird. Max Löhr.

Philologische Wochenschrift 44 1924:

30 *Catalogus Papyrorum Raineri. Series Graeca. I. II. Ed. C. Wessely (K. F. W. Schmidt).

31/32 *W. Ensslin, Zur Geschichtsschreibung und Weltanschauung des Ammianus Marcellinus (A. Klotz). — *W. F. Otto, Die Manen (G. Wissowa). — *V. Schultze, Altchristliche Städte und Landschaften. II. Kleinasien (E. Ziebarth).

34/35 *B. Schweitzer, Herakles (O. Weinreich). — *J. Röhr, Der okkulte Kraftbegriff im Altertum (H. Draheim).

36 *W. Nestle, Geschichte der griechischen Literatur I. (J. Geffcken).

37/38 *E. Cassirer, Die Begriffsform im mythischen Denken; *E. Norden, Die Geburt des Kindes (O. Weinreich).

39 *H. Leisegang, Der Apostel Paulus als Denker (P. Thomsen).

40/41 *K. Cebrian, Geschichte der Kartographie I. (C. Mehlis). — *N. Marr, Der japhetitische Kaukasus (E. Hermann). — *W. F. Ottc, Der Geist der Antike und dei christliche Welt (J. Geffcken). — Th. Hopfner, Fontes Historiae Religionis Aegyptiacae III. (F. W. v. Bissing).

42 *A. Rahlfs, Studie über den griechischen Text des Buches Ruth (P. Thomsen). — *H. Moetefindt, Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient (F. W. v. Bissing).

43/44 *J. Wells, Studies in Herodotus (W. Aly). — *E. Diehl, Inscriptiones Latinae christianae veteres (P. Thomsen). — *E. Fiesel, Das grammatische Geschlecht im Etruskischen (E. Hermann).

45 *E. Frank, Plato und die sogenannten Pythagoräer (H. Leisegang). — *E. Darkó, Laonici Chalcocondylae historiarum demonstrationes. II. 1 (F. Drexl). — *R. M. Peterson, The Cults of Campania. — *L. R. Taylor, Local Cults in Etruria (G. Wissowa).

46/47 *J. Heinemann, Philos Werke IV. (O. Stählin). — *F. Cumont, Die Mysterien des Mithras (G. Wissowa). *S. Eitrem, Zu den Berliner Zauberpapyri (P. Thomsen).

48 *E. Rolfes, Die Philosophie des Aristoteles (M. Wallies).

49/50 *O. Stein, Megasthenes und Kautilya (W. Otto). — *G. Herbig, Religion und Kultus der Etrusker; Die Geheimsprache der Disciplina Etrusca (G. Wissowa).

51 *K. Kunst, Rhetorische Papyri (G. Ammon). — *M. Dibelius, Der Hirt des Hermas (P. Thomsen).

52 *O. Bardenhewer, Geschichte der altchristlichen Literatur IV (P. Thomsen). — *A. Günther, Beiträge zur Geschichte der Kriege zwischen Römern und Parthern (K. Lehmann).

45 1925:

1 *W. Leaf, Strabo on the Troad, Book XIII Cap. 1 (E. Ziebarth). — *J. Vogt, Die alexandrinischen Münzen (W. Schubart).

2 *Gaetano De Sanctis, Storia dei Romani IV (E. Ziebarth). — *E. F. Weidner, Politische Dokumente aus Kleinasien (A. Gustavs). — *Die Schriften des AT.s, neu übersetzt ... v. H. Gunkel, W. Staerk ... (P. Thomsen). — *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu. II. (A. Gustavs).

3 *K. L. Schmidt, Die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte (P. Thomsen). — *W. Bousset, Apophthegmata (P. Thomsen). — *H. Weinel, Die spätere christliche Apokalyptik (P. Thomsen).

Prähistorische Zeitschrift XV:

*H. Reinerth: Die Chronologie der jüngeren Steinzeit (Seger). — *Anthropologie von G. Schwalbe und E. Fischer (Seger). — *L. Frobenius & H. Obermaier: Madschra Maktuba (Seger). — *F. v. Duhn, Italische Gräberkunde (Schumacher).

קרית ספר A Quarterly Bibliographical Review. The Organ of the Jewish National and University Library in Jerusalem edited by Hugo Bergmann and Hermann Pick. Jerusalem 1924.

1/2 Als Steinschneider 1858 den ersten Jahrgang seiner „Zeitschrift für hebräische Bibliographie" herausgab, ahnte er wohl schwerlich, daß 66 Jahre später ein Fachorgan für das gleiche Gebiet in Jerusalem und in hebräischer Sprache erscheinen würde. Abgesehen davon, daß hier der Palästinaliteratur (d. h. der in Palästina erscheinenden bzw. Palästina behandelnden Literatur) ein besonders breiter Spielraum gewährt ist, haben beide Zeitschriften auch ziemlich den gleichen Rahmen, indem neben einer möglichst vollständigen Bibliographie aller Hebraica und Judaica auch Besprechungen sowie kleinere Arbeiten und Mitteilungen geboten werden. Aus den zwei bisher vorliegenden Heften sei B. Dinaberg's Anzeige von Pfannmüller's Handbuch der Islam-Literatur als für Leser der OLZ besonders interessant hervorgehoben (S. 96/97). Da die Zeitschrift für Hebräische Bibliographie, die von Brody und Freimann 1896—1920 herausgegeben wurde, seit fünf Jahren eingegangen ist und keine Aussicht auf ihr Wiedererscheinen besteht, kann man die neue Zeitschrift nur dankbar begrüßen. Bietet sie doch — speziell in der Registrierung aller in hebräischer Sprache erscheinenden Werke und Zeitschriften — eine unentbehrliche Ergänzung zu allen Bibliographien der europäischen Zeitschriften. F. Perles.

4 M. Wilenski, Eine literarische Episode. — G. Scholem, Bemerkungen und Zusätze zum Katalog der hebr. Mss. in München (Kabbalistische Mss.). — J. Riwkind, Drucke von Saloniki. — A. Tauber, Drucke von Koretz (Forts.). — *Schulthess, Grammatik des Christl. Paläst. Aram. (Ch. J—n). *Cook's Traveller's Handbook for Palestine and Syria (J. Press).

Revue Archéologique V. Serie XIX 1924:
117—31 D. Sidersky, L'inscription hébraïque de Siloé (essai bibliographique). — 215—22 P. Couissin, Deux statuettes antiques du Musée de Rennes: Danseuse; Animal androphage (très probablement de provenance égyptienne). — 241—61 H. Jeanmaire, La politique religieuse d'Antoine et de Cléopâtre. — 262—6 G. Van Hoorn, Une bague minoenne à Copenhague. — 267—79 Chr. Blinkenberg, Gorgonne et lionne. — 280—94 E. Pottier, A propos du 'Corpus Vasorum Antiquorum'. — 307—50 G. Seure, Archéologie thrace. Documents inédits on peu connus. — 386—421 Nouvelles archéologiques et correspondance. — *G. Bénédite, L'Art égyptien dans ses lignes générales. — *L. Speleers, Les figurines funéraires égyptiennes (S. R.). — *N. A. Bees, Die Inschriftenaufzeichnung des Cod. Sinaiticus graecus 508 . . . (J. Laurent). — *Anatolian Studies, presented to Sir W. M. Ramsay (S. R.). — *R. Stahl, Le document 70; *P. Alfaric, Christianisme et Gnosticisme (S. R.).

Revue d'Histoire et de Philosophie réligieuses 1924:
237—313 Ed. Naville, La Révolution religieuse à la fin de la XVIIIe. Dynastie égyptienne. (Der Gegensatz zwischen Amon, dem Gotte der herrschenden „Egyptiens pharaoniques“ und Re-Harmachis, dem der unterworfenen, autochthonen Anon, der durch das Übergewicht Amons zu Anfang der XVIII. Dyn. akut wird, führt zu einer unter Thutmosis IV. beginnenden, von Amenophis IV. durchgeführten Reaction zu Gunsten von Re, der in seiner Erscheinungsform als Sonnenscheibe alle anderen Gottheiten verdrängt; die Reform des kranken Schwächlings Echnaton erstreckt sich viel mehr auf Äußerlichkeiten als auf den Ideengehalt der Religion.)

Revue de Musicologie VIII:
November 1924. 152 M.-Th. Leus: Sur le chant des moueddins et sur les chants chez les femmes à Mekrès. — 164 E. Borrel: Mélodies israélites recueilles à Salonique.

Revue de Synthèse historique 36 1924:
109/111 9—38 A. Hertz, L'Égypte sous les quatre premières dynasties et l'Amérique centrale. Une contribution à la methode de l'Histoire de la civilisation. — 39—46 P. Descamps, L'exode des campagnes vers des villes. Étude comparative (Chaldée et Congo).

The Scottish Geographical Magazine vol. XL:
6 331 C. Christy, The Cape-to-Cairo Railway. — 334 C. W. Rich. Preller, The racial and economic conditions of Transhimalaya (Upper Indus Bassin, Lavàk and Baltistan).

Sitzungsber. d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften 1924:
20—25 A. v. Harnack, Die Reden Pauls von Samosata an Sabinus (Zenobia?) und seine Christologie (über *F. Loofs Paulus von Samosata, Leipzig 1924). — E. Meyer, Sinn und Tendenz der Schlußszene am Kreuz im Johannesevangelium. — W. Schulze, Die reduplizierten Präterita des Tocharischen und des Germanischen. — S. 156 Notiz über einen Vortrag E. Meyer's: Über die Kulturseelen Spenglers und S. 164 über einen W. Schulze's: Über die Stellung des Tocharischen im Kreise der indogermanischen Sprachen.

Teologisk Tidsskrift 4 R V:
2 *O. Gerhardt, Der Stern d. Messias (F. Torm).
3 117 P. de Hemmer Gudme, Kristendommen i det förislamiske Arabien. — *F. Böhl, Genesis, *J. S. Griffith The Exodus. — *H. M. Wiener, The prophets of Israel (Joh. Pedersen). — *G. Abbott Smith, A manual Greek Lexikon of the NT (H. Mosbech). — *F. Büschel, Die Christologie des Hebräerbriefes. — *D. A. Frönig, Den apostoliske Trosbekendolse (F. Torm). — O. Caussi, Les „pauvres“ d'Israël (V. Lindegaard-Petersen).

Theologische Literaturzeitung 49 1924:
15 *E. Bell, Early Architecture in Western Asia (H. Greßmann). — *A. Siegel, Laut- und Formenlehre des neuaramäischen Dialektes des Tûr Abdin (H. Duensing). *E. Norden, Die Geburt des Kindes (R. Bultmann). — *E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres (G. Krüger). — *J. Richter, Indische Missionsgeschichte (H. Frick).
16 *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums III. (A. Jülicher). — *A. Cowley, Aramaic papyri of the fifth century B. C. (H. Greßmann). — Die neuesten Grabungen in Palästina (H. Greßmann).
17 *R. Pettazzoni, Svolgimento e carattere delle Storia delle Religioni (H. Koch). — *A. Bruno, Gibeon (P. Volz).
18 *R. E. Hume, The World's Living Religions (H. Haas). — *S. Klein, Neue Beiträge zur Geschichte und Geographie Galiläas (G. Dalman). — *J. Löw, Die Flora der Juden (G. Dalman). — *D. Devimeux, Essai sur les procédés littéraires dont il paraît que Moïse s'est servi pour composer le Livre de la Genèse (H. Gressmann). — *L. Dürr, Die Stellung des Propheten Ezechiel in der israelitisch-jüdischen Apokalyptik (H. Duensing). — *M. Thilo, Der Prediger Salomo (P. Volz). — *W. Windfuhr, Baba messia („Mittlere Pforte“ des Civilrechts) (P. Volz). — *H. Grimme, Der Koran (H. Duensing). — *H. S. Nyberg, Kleinere Schriften des Ibn Al-ʿArabī (F. Horst). — *H. Raschke, Die Werkstatt des Markusevangelisten (M. Dibelius). — *S. Eitrem, Die Versuchung Jesu (E. Peterson). — *W. H. Cadman, The last journey of Jesus to Jerusalem (E. Lohmeyer).
19 *R. Pettazzoni, I Misteri (C. Clemen). — *J. Leipoldt, Handbuch der Religionswissenschaft (G. Wobbermin). — *Recherches de Science Religieuse. XIV, 3—4. (H. Gressmann). — *W. Wüst, Der Lamaismus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft (C. Clemen). — *B. Jacob, The Decalogue (G. Dalman). — *Th. H. Robinson, The Book of Amos (P. Volz). — *Ch. Bontflower, In and around the Book of Daniel (P. Volz).
20 *M. Dimand, Die Ornamentik der ägyptischen Wollwirkereien (M. Pieper). — *H. F. Lutz, Textiles and Costumes among the Peoples of the Ancient Near East (H. Gressmann). — *P. Saintyres, Essais de folklore biblique (H. Gressmann). — *P. Heinisch, Das Buch Ezechiel (H. Duensing). — *H. Wiesmann, Das Buch der Sprüche (J. Hempel). — *N. A. Bees, Die Inschriftenaufzeichnung des Codex Sinaiticus Graecus 508 (976) (v. Dobschütz).
21 *G. Bardy, Paul de Samosate (F. Loofs). — *J. Hertel, Die Himmelstore im Veda und im Avesta. — *M. Walleser, Sprache und Heimat des Pali-Kanons. — *O. Rosenberg, Die Weltanschauung des modernen Buddhismus im fernen Osten. — *Aung-Walleser, Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus. — *Mahêndra-Wikrama warman, Die Streiche des Berauschten; *J. Hertel, Die Zeit Zoroasters (R. O. Franke).
22 *W. Schmidt, Die geheime Jugendweihe eines australischen Urstammes (G. Wobbermin). — *A. Erman, Eine ägyptische Quelle der „Sprüche Salomos“ (J. Meinhold).
23/24 *F. v. Woess, Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemäerzeit und die spätere Entwicklung (G. Helbig). — *J. Hammer-Jensen, Die älteste Alchemie (E. Peterson).
25 *H. Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte 1. (C. Clemen). — *F. Nötscher, „Das Angesicht Gottes schauen“ nach biblischer und babylonischer Auffassung (W. Baumgartner). — *C. Willing, Hebräisch (W. Baumgartner). — *J. Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit (J. Meinhold). — *H. Schroetter, Das

Tote Meer (G. Dalman). — *E. Brandenburg, Die Grotten von Jerusalem (G. Dalman). — *H. Strack-O. Billerbeck, Kommentar zum NT aus Talmud und Midrasch (W. Bauer). — *J. Leipoldt, Sterbende und auferstehende Götter (W. Bauer). — *Th. Hopfner, Die griechisch-orientalischen Mysterien (C. Clemen). — *Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher (Ph. Meyer).

26 *W. Wreszinski, Atlas z. altägyptischen Kulturgeschichte II (M. Löhr). — *H. Haas, Buddha in der abendländischen Legende? (A. Bertholet). — *C. Clemen, Religionsgeschichtliche Erklärung des NT.s (A. v. Harnack). — *O. Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur (A. v. Harnack). — *M. Hiestand, Das sokratische Nichtwissen in Platons ersten Dialogen. — *J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles (H. Leisegang).

50 1925;

1 *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft (M. Dibelius). — *E. Böklen, Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos (W. Thimme). — *The Cambridge. Ancient History II (H. Gressmann). — *J. de Groot, Die Altäre des salomonischen Tempelhofes (K. Galling). — *A. Drews, Die Entstehung des Christentums . . . (M. Dibelius).

4 *A. Nygreen, Filosofisk og christen Etik (Ed. Geismar.)

Theologische Revue XXIII 1924:

8/9 281—290 J. Sauer, Eine Brücke zwischen frühchristlicher und frühmittelalterlicher Kunst (betr. W. Neuß, Die katalanische Bibelillustration). — 290—294 Adolf Rücker, Eine wichtige Quelle für die Liturgiegeschichte und die Topographie Palästinas (betr. H. Goussen, Über georgische Drucke und Hss., die Festordnung und den Heiligenkalender des altchristlichen Jerusalems betreffend). — 294—297 *Eucharisterion für H. Gunkel (N. Peters). — 297—299 *A. Mallon S. J., Les Hébreux en Egypte (F. Nötscher). — 299 *H. M. Wiener, The prophets of Israel (A. Allgeier). — 299—301 *G. Dalman, Jesus-Jeschua (A. Allgeier). — 301—302 *Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch I (B. Vandenhoff).

10 353—354 *P. Joüon S. J., Grammaire de l'Hébreu biblique (F. Zorell S. J.). — 355—356 *J. Döller, Die Wahrsagerei im Alten Testament (J. Goettsberger). — 357 *K. Bornhäuser, Das Wirken des Christus durch Taten und Worte (A. Rücker). — 358 *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu I (A. Rücker).

11 385—392 J. Hehn, Vom Alten Testament und Alten Orient (betrifft: Kugler, Von Moses bis Paulus; Skinner, Prophecy and Religion; Koschaker-Ungnad, Hammurabis Gesetz VI; Boylan, The psalms). — 394—396 *W. Weber, Josephus und Vespasian, und A. Schlatter, Der Bericht über das Ende Jerusalems (H. Dieckmann S. J.).

12 434—435 *C. Steuernagel, Das Deuteronomium (P. Heinisch). — 436 *K. A. Leimbach, Das Buch des Propheten Jeremias (P. Heinisch). — 436—438 *P. Herzog O. F. M., Die ethischen Anschauungen des Propheten Ezechiel (J. Goettsberger). — 438—439 *A. Deißmann, Licht vom Osten, 4. Aufl. (M. Meinertz).

XXIV 1925:

1 1—6 J. Engert, Indien und das Christentum (betr.: Haas, Buddha; Otto, Siddhânta des Râmânudja; Heiler, Sâdhu Sundar Singh; J. Abs, Indiens Religion). — 7—8 *M. Löhr, Untersuchungen zum Hexateuchproblem I (A. Schulz). — 8—9 *E. Busse, Der Wein im Kult des Alten Testamentes (A. Schulz). — 11—12 *K. Albrecht, Bikkurim; W. Windfuhr, Baba messia; W. Nowack, Schabbat (F. Heimes).

2 47—48 *J. Herrmann, Ezechiel (A. Eberharter). — 48—50 L. Haefeli, Geschichte der Landschaft Samaria (J. Lippl). — 50 P. Fiebig, Jesu Bergpredigt (A. Wikenhauser).

T'oung Pao XXIII:

1 1 P. Pelliot: Les classiques gravés sur pierre sous les Wei on 248—298. 5 ders., Kouo hio Ki k'an. 15 ders., Manuscrits chinois au Japon. 31 P. Borchardt, L'intinéraire de Rabbi Benjamin de Tudèle en Chine. 36 A. C. Moule, An ancient Seismometer. — *P. Ch. Taranzans, Vocabulaire des sciences mathematiques physiques et naturelles II (P. Pelliot). — *Wieger, Chine moderne II (P. Pelliot). — *Guide-Catalogue du Musée Guimet, Les collections bouddhique par J. Hakin (P. Pelliot). — *E. Boerschmann, Baukunst und Landschaft in China (P. Pelliot). — *P. Masson-Oursel, Esquisse d'une histoire de la philosophie indienne. — *ders., La philosophie comparé (P. Pelliot). — *M. L. de Saussure, L'origine de la rose des vents et l'invention de la boussole (P. Pelliot). — *F. E. A. Krause, Ju-Tao-Fo ..... Die religiösen und philosophischen Systeme Ostasiens. — *ders. Terminologie und Namenverzeichnis zur Religion und Philosophie Ostasiens (P. Pelliot). — Necrologie (M. Dechevrens-R. S. Gundry).

2—3 67 P. John Mullin: Une caracteristique phonologique du dialecte chinois de la Mongolie centrale. — 83 A. C. Moule, The Chinese south-pointing carriage. — 99 H. Cordier, Mémoires sur le Pégou. — 153 J. Mullin, Note sur King-p'eng. — *M. Abadie, Les races du Haut-Tonkin du Phng-Tho à Long-Son (Cordier). — *G. de Voisins, Voyages ecrites un Chine (derselbe). — Bibliographie — Nécrologie (J. Beauvais, C. Puini).

Vor Ungdom 1924:

Nov. 450 *G. Elliot Smith, Tutankhamen and his tomb. — *Otto Koefoed Petersen, Amenhetep IV og hans religiöse Revolution. — *P. Lugn, Egypten i fynd och forskning (H. P. Hoff Hansen). — 451 *V. Marstrand, Arsenalet i Piräus og Oldtidens Byggeregler (derselbe.) — 452 *Fr. Poulsen, Ägyptens Kunst (derselbe).

1925:

Jan. *The Cambridge ancient History I (Koefoed Petersen u. Thorkild Jacobsen).

University of Pennsylvania. The Museum Journal 1924:

September: 151—70 L. Legrain, The art of the oldest civilization of the Euphrates valley. — 171—89 C. S. Fisher, The church at Beisan. Discoveries by the Expedition to Palestine.

Die Zeit 1924:

124—126 F. M. Trautz, Philipp Franz von Siebold, der Begründer der deutschen Japan-Wissenschaft.

Zeitschrift für ägypt. Sprache u. Altertumskunde 59 1924:

1—20 K. Sethe, Die Sprüche für das Kennen der Seelen der heiligen Orte IV (VII. VIIa Ttb. Kap. 109. 107 unter Zuziehung von VIIb, Ttb. Kap. 149b). 21—51 A. Scharff, Briefe aus Illahun (7 Briefe meist geschäftl. Inhalts, an die Tempelverwaltung von Lahun gerichtet, in Umschr., Übers. u. Komm. Dazu Übersicht über den Inhalt von einigen 40 Stück des gleichen Fundes. Anhang: Befehlszettel betr. die Bestellung einer Anzahl Leute zu einem nicht genannten Zweck; Abschrift einer Liste von Wänden vom Tempel der Pyramide 'nḫ-Sesostris; sehr lückenhafter Bericht über einen entdeckten Einbruch (?)). 51—55 A. Scharff, Illahun und die mit Königsnamen des MR gebildeten Ortsnamen (will den Namen Illahun = [hieroglyphs] setzen, s. dagegen Kees S. 154—156. Name des Kanals v. Illahun = [hieroglyphs]. Die Liste der Residenz- und Pyramidennamen bei Griffith, Kahun-Pap. 90 wird rektifiziert und ergänzt). 55—59 B. Ebbell, Die ägyptischen Krankheitsnamen. ([hieroglyphs] = Alopecia areata; [hieroglyphs] = Nachtblindheit; [hieroglyphs] = Schlag aufs Auge o. dgl.). 60—61 K. Sethe, Die angebliche Re-

bellion des Hohenpriesters Amenhotep unter Ramses IX (gegen Spiegelberg ÄZ 58, 47. Es handelt sich vielmehr um eine Bewegung gegen A., auf die vielleicht auch die bekannte Stelle aus den Akten der Gräberdiebe zu deuten ist, die man bisher allgemein ebenfalls für eine Erwähnung von der Rebellion des A. hielt). 61—63 K. Sethe, „m-ḥn-w im Innern" eine Rebusspielerei (m[w] ḥ[r] nw). 63—64 K. Sethe, Eine bisher unbekannte enklitische Negation im Altägyptischen (). 65—69 A. de Buck, Zum Ursprung der Relativformen im Ägyptischen (Nominalsätze mit pass. Partizip als Prädikat und zugesetztem logischen Subjekt). 69—70 H. Kees, Nbd als Dämon der Finsternis (mit determ.). 71—72 Miscellen von Sethe, Gunn, Gardiner 73—99 K. Sethe, Die Sprüche für das Kennen der Seelen der heiligen Orte V (VIII, VIII A Ttb. Kap. 108, 111, unter Zuziehung von VIIIb Ttb. Kap. 149d). 100—108 R. Anthes, Die zeitliche Ansetzung des Fürsten Nḥrj I vom Hasengau (in den der 12. Dyn. voraufgehenden Jahrzehnten). 109—119 W. Wolf, Vorläufer der Reformation Echnatons. 119—130 H. Bonnet, Zur Herkunft der s. g. Tell el-Jahudije-Vasen (nicht Nubien, wie Junker Sitz.-Ber. Wien. Akad. 198 Abh. 3 meint, sondern Vorderasien, am ehesten Syrien). 131—140 W. Spiegelberg, Der gegenwärtige Stand und die nächsten Aufgaben der demotischen Forschung (zusammenfassende Paläographie, Grammatik, Wörterbuch, Eigennamen-Verzeichnis, Urkundenlehre). 140—143 L. Keimer, Die Pflanze des Gottes Min (Lattich). 144—149 B. Ebbell, Die ägyptischen Krankheitsnamen (= Beschwerden beim Zahnen; = Husten, = Asthma?, = Diarrhoe o. ä.; = خُنَاق (ḥumāq)?). 149—154 W. Spiegelberg, Der böse Blick im altägyptischen Glauben (viele Namen, die auf ihn Bezug nehmen, wenige literar. Stellen). 154—156 H. Kees, Der Name des Suchosheiligtums von Illahun (gegen Scharff s. o. S. 51). 156—163 Miscellen von Sethe, Till, Wolf, Frh. v. Bissing, Spiegelberg, Wiesman. 164—165 Neue Bücher und Schriften.

Zeitschrift für Deutsches Altertum u. Deutsche Literatur LXI 1924:

2/3 93—126 R. Much, Balder (bes. S. 115—).

Zeitschrift für Ethnologie 56:

1—4 74 F. Boas, Bemerkungen über die Anthropometrie der Armenier. — 112 H. Virchow, Gedächtnisrede auf Felix v. Luschan. 118 E. Brandenburg, Forschungen in Palästina im Winter 1923/24. — *Th. Reik, Der eigene und der fremde Gott (K. Th. Preuss). — *M. Zeller: Die Knabenweihen (B. Ankermann). — *J. R. Kretzschmer, Grundtatsachen des Seelenlebens (A. Vierkandt). — *O. Abel, Die vorweltlichen Tiere in Märchen. Sage und Aberglaube (R. Mielke). — *E. Lagercrants, Sprachlehre des Südlappischen nach der Mundart von Wefsen (W. Crahmer).

Zeitschrift für vergl. Sprachforschung 52:

3 101—93 E. Leumann, Die neueren Arbeiten zur indogermanischen Metrik. — 194—204 E. Sittig, Zur neu gefundenen kyprischen Sprache.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Abraham, M.: Légendes juives apocryphes sur la vie de Moïse.
The Ahad Nameh. = The Marker Literary Series for Persia Nr. 1.
Alttestamentliche Forschungen. Sonderheft der Theologischen Studien und Kritiken. 1. Heft. 1925.
Bacot, J.: Le Poète Tibétain Milarépa. Ses crimes, ses épreuves, son Nirvâna. Traduit du Tibétain.
Bonnerjea, B.: Praktische Grammatik der Bengalischen Umgangssprache.
Browne, E. G.: A History of Persian Literature in modern Times (A. D. 1500—1924).
Codrington, H. W.: Ceylon coins and currency.
*Cumont, F.: After Life in Roman Paganism.
Dickinson, G. L.: Briefe eines chinesischen Gelehrten. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von A. Malata.
*Dunham, D.: Two royal Ladies of Meroë. Report on some Results of Excavations by the Harvard University-Museum of Fine Arts Egyptian Expedition during the Season 1922—23.
*Fränzel, K.: Die Cheops-Pyramide u. ihre element. Lösung.
*Friedrich, J.: Aus dem hethitischen Schrifttum. Übersetzungen von Keilschrifttexten aus dem Archiv von Boghazköi.
*Heichelheim, F.: Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich.
*Köstenberger, R.: Sechs Jahre in Turkestan.
*Lambert, R.: Lexique Hiéroglyphique.
*Langdon, S.. Excavations at Kish.
Manassewitsch, B.: Lehrbuch der Arabischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit besonderer Berücksichtigung der vulgär-arabischen Sprache, samt einer arabischen Chrestomathie mit deutscher Übersetzung und einem deutsch-neuarabischen Glossar.
Margoliouth, D. S.: Two South Arabian Inscriptions.
*Maspero, G.: Geschichte der Kunst in Ägypten.
*Mayer, L. A.: Index of Hittite Names. Geographical. Part. I.
*Moss, Rosalind: The Life after Death in Oceania and the Malay Archipelago.
Nikel, J.: Grundriß der Einleitung in das Alte Testament.
Oehler-Heimerdinger, Elisabeth: Das Frauenherz. Chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden. Ausgewählt und aus dem Chinesischen übersetzt.
The Origins of the Islamic State. Being a translation from the Arabic accompanied with annotations, geographic and historic notes of the Kitâb Futûh Al-Buldân of al-Imâm abu-l'Abbâs Ahmad ibn-Jâbir al-Balâdhuri. I: by Ph. Khûri Hitti, 1916; II: by F. C. Murgotten 1924.
Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem, hrsg. von G. Dalman. XXI.
*Paton, D.: Animals of Ancient Egypt.
Rhys Davids, T. W.: The Questions of King Milinda. Translated from the Pali.
*Söderblom, N.: Manuel d'Histoire des Religions. (Manuel de C. P. Thiele revu et augmenté). Edition française par W. Corswant.
Tahmasp I, Schah von Persien, who came to the throne 930 (arabisch).
Tamil Lexicon. Published under the authority of the Univ. of Madras. Vol. I. Part. I.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVIII 11/12 **OLZ** Novbr./Dezbr. 1925

Wanderungen eines altorientalischen Motivs.

Von Valentin Müller.

Das Motiv zweier symmetrisch nach außen gewandter, mit der Rückseite verschmolzenen Vorderteile eines vierfüßigen Tieres haben bereits vor längerer Zeit Salomon Reinach (l'Anthropologie VI 1895, 655f., 669ff.) und vor kurzem Robert Zahn (Anatolian Studies pres. to Sir William Ramsay. Manchester 1923, 442ff.) behandelt. Die Berechtigung, es noch einmal aufzugreifen, finde ich darin, daß ich einige neue Beispiele hinzufügen kann, eine Variante besonders hervorheben und die Stationen der Wanderung genauer aufführen möchte[1].

R. gibt a. a. O. Abb. 308 ein paläolithisches Beispiel aus Frankreich; doch gehört es nicht im strengsten Sinne in diese Reihe, da es anscheinend — es ist beschädigt — nur die Köpfe und Hälse, nicht die vollständigen Vorderteile, eines Stieres und einer Kuh zeigt. R. betont selbst, daß ein Zusammenhang mit den späteren Beispielen aus den Gebieten der klassischen und vorderasiatischen Kunst nicht bestände, leitet aber die italischen von dem paläolithischen ab. Einen solchen Zusammenhang halte ich für gänzlich ausgeschlossen, da die gesamte jüngere Stein- und Bronzezeit dazwischen liegt. Der Ausgangspunkt für alle, nun mit einander in Beziehungen stehenden, späteren Stücke liegt vielmehr im Orient.

Die älteste elamisch-mesopotamische Kunst wird von dem Prinzip stärkster formaler Bindung und gänzlicher Unterordnung der Figur unter die Prinzipien des Rhythmus und der Symmetrie beherrscht. In Kampfgruppen dürfen sich die Figuren nicht so bewegen, wie die Naturwirklichkeit es verlangt, sondern müssen dem Linienzwang folgen, müssen Körper und Glieder so drehen, daß sie sich dem ornamentalen Schema einfügen[2]. Eine Anzahl von Siegelzylindern aus Susa, die zu den frühesten gehören, bieten folgendes Bild (Skizze 1 nach J. de Morgan. Dél. en Perse. Mémoires XII 109 Abb. 99=Mus. du Louvre. Cat. d. Cylindres d. style or. p. Delaporte 51 Nr. 393 Taf. XXIX Nr. 11; die übrigen eb. Nr. 388—99): ein Mensch in der Mitte hält zwei von ihm fort gewandte Antilopen, die die Köpfe nach innen wenden. Die absolute Symmetrie wird aber dadurch gestört, daß auf dem Hinterteil des einen Tieres symmetrisch zum Kopf ein zweiter Kopf sitzt. Es ist noch nicht unser Motiv, denn es sind nicht zwei Halbtiere — die Beschreibung des Cat. ist nicht ganz exakt —, sondern, wie man an der nach außen gewandten Richtung der Hinterbeine sieht, ein ganzes Tier mit einem zweiten Kopf. Das eine Glied der Gruppe erhält dadurch ein Übergewicht. Der Grund zu dieser Bildung ist m. E. ein rein formaler. Es ist das gleiche Schema, das bei drei- bzw. fünfgliedrigen Gruppen statt der absoluten symmetrischen Anordnung a b a bzw. a b c b a (z. B. Weber, Altorientalische Siegelbilder 43,90) eine unsymmetrische Teilung a b b bzw. a b c a c, hier durch Zusammenfassung einer Zweier- und einer Dreiergruppe (z. B. 40,185) hervorbringt oder einer symmetrischen Gruppe ein überschüssiges Glied hinzufügt (eb. 73f., 78—80 u. a.).

Auf Gußformen aus Assur, die in die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend gehörten (W. Andrae, D. arch. Ischtartempel in Assur 84 Nr. 122—5 Taf. 29 und 55 ab) findet sich ein nun genau symmetrisches Doppeltier; allerdings fehlen die Beine, da es sehr schematisiert ist; auf dem Leib sitzt an jedem Ende ein zum Beschauer gerichteter Stierkopf. Zwei nach außen gewandte verschmolzene Löwenhalbteile, die aber nicht stehen wie die Tiere der susischen Zylinder, sondern liegen, zeigt dann das Wappen, das Ningirsu auf der Geierstele in der Hand hält (Sk. 2=de Sarzec, Déc. en Chaldée Taf. IV bis; Z. a. a. O.). Da diese Form eine Sonderform gegenüber der gewöhnlichen, bei der die Löwen vollständig sind (z. B. auf der Entemenavase eb. Taf. 43 bis u. Meißner, Bab.-ass. Plastik Abb. 30), darstellt und unklarer wirkt, indem der Adlerschwanz scheinbar auf den Rücken sich aufstützt und das Anpacken nicht so deutlich herauskommt, möchte ich annehmen, daß das Motiv des Doppellöwen bereits vorhanden war und auf das Wappen übertragen, nicht aus ihm entstanden ist. Im Vergleich zu den nur äußerlich durch zusammengewundene Schwänze verkoppelten Löwen wie Weber, Siegelbilder Nr. 558, 561 bedeutet das Doppeltier die radikalste Ausprägung der antithetischen Gruppe und die konsequenteste Unterwerfung der Figur unter die Form entgegen der Naturwahrheit. Eine

1) Die bereits von Reinach und Zahn behandelten Beispiele, bezeichne ich jedes Mal mit R. bzw. Z. a. a. O.

2) Vgl. L. Curtius, Stud. z. Geschichte d. altorient. Kunst I = Sitzungsber. bayer. Ak. phil.-phil. u. hist. Kl. 1912 Nr. 7; Weber, Jahrb. preuß. Kunstsamml. 1916, 52ff.

analoge Bildung ist der menschliche Oberkörper mit zwei antithetischen Löwen als Unterkörper eb. 60.

Die Beispiele aus Susa sind typologisch Zwischenglieder zwischen dem einfachen Tier und dem symmetrischen Doppeltier; es ist möglich, daß sie eine Vorstufe zu diesem bilden, indem, wie oben dargelegt, ein dem normalen Kopf symmetrischer hinzugefügt wurde, um das eine Glied der Gruppe zu beschweren; es wäre aber auch möglich, daß ein symmetrisches Doppeltier durch Umstellung zweier Beine abgewandelt wurde, um dem einfachen Tier auf der anderen Seite des Mannes besser zu entsprechen. Wie dem auch sein mag, auf jeden Fall wird das Vorhandensein des Prinzips, das zur Bildung des Doppeltieres führt, bewiesen. Eine noch größere Annäherung an das einfache Tier zeigte ein Zylinder aus Assur (Andrae a. a. O. 83 Nr. 119, Abb. 64), bei dem auf dem Hinterteil des Tieres kein Kopf, sondern nur ein Gebilde wie ein Doppelschwanz zur Verstärkung zu sitzen scheint.

Das Auftreten dieses Typus in Assur warnt davor, der susischen Kunst die Priorität in der Schaffung des Motivs zuzuschreiben, wie es Pottier und ihm neuerdings folgend Vincent für das Adlerwappen tun. Frankfort hat jüngst sogar Einflusse des Gebiets westlich von Mesopotamien in Susa II festgestellt[1]. Da gerade in Mesopotamien das Prinzip der Symmetrie auf den Siegelbildern herrschend ist, stärker als im westlichen Gebiet und auch in Ägypten, wo es nur zeitweise und meist in lockerer Form vorkommt[2]), nehme ich für das Doppeltier Entstehung in Mesopotamien an.

Von hier hat es dann weite Wanderungen angetreten. In Ägypten taucht es schon in der prädynastischen Kunst, deren teilweise Abhängigkeit von der mesopotamischen der „Gilgamesch“ auf dem „Carnavon Ivory“ über jeden Zweifel erhebt und ebenfalls Frankfort so trefflich auseinander gesetzt hat, auf: auf einer Schminktafel mit Jagdszene (Sk. 3= Capart, Les Débuts de l'art en Égypte Taf. I) findet sich ein stehender Doppelstier; ein dreiseitiger Zylinder (Frankfort a. a. O. 134 Abb. 14) zeigt ein der Familie der Caprinen angehöriges Doppeltier. Die Tiere nicht verschmolzen, aber mit den Rücken gegeneinander gekehrt und in der Variante der auf dem Rücken stehenden Figur, gibt eine Hieroglyphe von Meir (Frankfort 120, Abb. 12). Mit liegenden Stieren ist die Keule, die ja ihrerseits auch mit Mesopotamien zusammenhängt (Frankfort 125ff.), Capart 96 Abb. 63 verziert. Noch aus der XXVII. Dynastie gibt es ein Amulett, das aus einem Doppelstier besteht (Flinders Petrie, Amulets 42 Nr. 223 Taf. 39), und die verschmolzenen liegenden Löwen haben als Hieroglyphe der Akeru und Amulette ein langes Leben gehabt: E. A. Wallis Budge, The Gods of the Egyptians II 360f.; Lanzone, Dizionario di Mitologia egiz. 269f. Taf. CV Nr. 2, 5f. Taf. IV 2 (Nr. 1 eine Doppelsphinx); Petrie a. a. O. Nr. 220 Taf. 39; Z. a. a. O.

Daß das Motiv auch von der hethitischen Kunst übernommen wurde, ist natürlich. Wenn die Beispiele hier jünger sind als in der ägyptischen, so liegt dies allein an dem bisherigen Mangel an Funden. Einen doppelten Steinbock in liegender Haltung zeigt ein Zylinder im Ashmolean Museum in Oxford, den Hogarth ins 14.—11. Jahrh. datiert (Sk. 4=Hittite Seals 34 Nr. 161 Taf. VI). Von großer Wichtigkeit ist dann eine Bronze des Louvre, die die Variation zeigt, auf die es mir besonders ankommt: Sk. 8 (Les Accroissements d. Mus. Nat. Franç. Recueil ann. publ. p. H. Rivière. Mus. d. L. depuis 1914 Bd. II 1920 Taf. 73. Text v. Pottier). Es ist ein Gerät von 18,5 cm Höhe und 15,5 cm Länge. Auf einem Rahmen sitzen an den vier Ecken Tauben; die Hauptfigur ist eine Doppelziege; auf ihren Rücken ist eine nackte weibliche Halbfigur gesetzt; die Arme sind schräg auf den Leib gelegt; auf dem Kopf trägt sie einen Untersatz für ein einzusetzendes schalenartiges Gerät. Eine nackte weibliche Halbfigur kommt auch auf dem hethitischen Zylinder vor, den Pharmakowski in den Material. po Arch. Ross. Nr. 34 1914 23 Abb. 1 gibt und vielleicht zu spät ins 8. bis 7. Jahrh. datiert[1]. Der Typus der auf dem Rücken eines Tieres stehenden Gottheit — daß hier nur eine Halbfigur ist, macht nichts aus — ist bekanntlich speziell hethitisch, wenn er auch ebenfalls in Mesopotamien zu belegen ist[2]. Figürliche Gerätträger kommen auch sonst in Vorderasien vor[3]. Auf die Deutung der Figur gehe ich nicht weiter ein, da es mir hier nur auf das formale Motiv ankommt. Gefunden ist das Stück in Caesarea in Kappadokien. Die Datierung ist schwierig; P. gibt als Spanne das 14.—8 Jahrh.; gehört es erst in die 2. Hälfte dieses Zeitraums, wie ich für möglich halte, so ist die Bezeichnung „kappa-

1) Pottier, Dél. en Perse XIII 102; Vincent Syria V 1924 199ff; H. Frankfort, Studies in Early Pottery of the Near East I London 1924.

2) Vgl. Curtius a. a. O. 63f; Matz, Jahrb. archäol. Institut XXXVII 1922, 46ff.

1) Männliche Halbfiguren, die aus Bergen hervorkommen, gibt es ebenfalls hethitisch: Ed. Meyer, Reich u. Kultur d. Chetiter 49, 121; ein mesopotamisches Beispiel bietet Weber, Siegelbilder Nr. 370.

2) Ed. Meyer a. a. O. 159f.

3) Vgl. Münch. Jahrb. f. bild. Kunst VIII 1913 1ff.; Archäol. Anzeiger 1907, 291 Abb. 9; Jahrb. Verein Altertumsfreund. Rheinland Heft 122, 37f.




1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14

dokisch" die P. gewählt hat, der als „hethitisch" vorzuziehen.

Aus demnordsyrisch-kleinasiatischem Kulturkreis ist dann das Doppeltier in den ägäischen gewandert, wie eine von Evans in seinen Scripta Minoa 124 Abb. 59 veröffentlichte Gemme beweist, denn die von E. versuchte Anknüpfung an das ägyptische Beispiel auf dem Zylinder ist m. E. wegen des langen dazwischen liegenden Zeitraums ausgeschlossen.

Aus Kleinasien ist das Motiv auch nach Sardinien gekommen; vermutlich haben es, wie die ebenfalls kleinasiatische Federkrone, die am Ende des 2. Jahrtausends aus Kleinasien ausgewanderten Sarden mitgebracht[1]. Zwei Varianten treten auf: das Doppeltier allein (R. a. a. O.) und mit einer auf dem Rücken stehenden Figur: Sk. 12[2]. Letztere Variante kann nur direkt aus Kleinasien gekommen sein und nicht durch Vermittlung der Griechen, denn bei diesen kommt sie nicht vor.

Die Griechen haben das Motiv im 1. Jahrtausend in Kleinasien übernommen und es zum zweiten Male in die Ägäis gebracht. Die Beispiele sind von Zahn zusammengestellt. Neben der Verdoppelung des gleichen Tieres, eines Widders (Sk. 9) in Rhodos und Olympia (Brit. Museum Cat. of Greek Bronzes Nr. 172, Olympia, Ergebnisse IV, Nr. 477, R. a. a. O., Z. a. a. O.), kommt die Variante vor, daß zwei verschiedene Halbtiere kombiniert werden, Löwe oder Pferd (Furtwängler, d. ant. Gemmen III 105; Z. a. a. O.). Weiter kommt es vor, daß der Kopf des einen Tieres nicht nach außen, wie der des anderen, sondern nach innen gedreht ist (eb. I Taf. VII Nr. 43; Z. a. a. O.). Dadurch bringen die Griechen dem Wesen ihrer Kunst folgend, mehr Lebendigkeit und Beweglichkeit in das Motiv, rütteln aber damit an der strengen Symmetrie, die die Grundlage und Ursache des Motivs überhaupt ist. Bezeichnend ist auch, daß nur die archaisch-griechische Kunst, nicht die spätere, das Motiv kennt.

Die Zusammensetzung zweier verschiedener Tiere gibt es auch auf lydischen Münzen (Sk. 5 = Head, Coinage of Lydia and Persia Taf. I Nr. 6; Z. a. a. O.). Ob dies als ein Beweis genommen werden kann, daß diese Variante schon einheimisch kleinasiatisch ist, oder ob griechischer Einfluß zu erkennen ist, kann vorerst nicht entschieden werden. Orientalischer Ursprung ist mir dagegen wahrscheinlich für den anscheinend liegenden Doppelstier auf lykischen Münzen (Sk. 6 = British Museum Cat. of Greek Coins. Lycia Taf. IV Nr. 13; Z. a. a. O.), denn die persischen Kapitelle mit Doppeltieren beweisen die weiterlebende orientalische Tradition (Perrot-Chipiez a. a. O. V Abb. 311 f.)[1]. Ebenso wird eine andere Variante orientalischen Ursprungs sein: das Zwischenschieben einer Scheibe zwischen die beiden Tierteile, denn Zahn deutet die Scheibe mit Recht als Sonne, was eben in den Orient führt. Wieder mit verschiedenen Tieren zeigt diese Variante ein Ring der armenischen Königin Musa (Z. a. a. O.). Auf einem durch eine solche Scheibe getrennten Doppelstier steht der Jupiter Dolichenus auf dem Relief Roscher, Lexikon d. griech.-röm. Mythol. IV 55 Abb. 17 (Sk. 11; Z. a. a. O.), wieder nicht in Vollfigur, sondern ohne Unterschenkel. Er ist bekanntlich nichts anderes als ein alter einheimischer Gott, der nur äußerlich z. T. griechisch-römische Formen angenommen, andere einheimische, wie Doppelaxt, Stehen auf dem Rücken eines Tieres (s. o.) aber bewahrt hat[2]. Mit den beiden letzten Beispielen sind wir in die römische Kaiserzeit gekommen, in der im Orient die alten einheimischen Formen die übernommenen griechischen zu durchdringen und zu überwuchern beginnen.

Auch nach Italien ist das Motiv zweimal gekommen, einmal in archaischer Zeit (R. a. a. O., Z. a. a. O.)[3]; die Überbringer werden wohl die Griechen gewesen sein, nicht die Sardinier[4]. Dann wird es wieder in der römischen Kaiserzeit unter orientalischem Einfluß beliebt. Eine Gemme in Berlin (Sk. 7 = Furtwängler, Geschnittene Steine i. Antiquarium Nr. 11074; Z. a. a. O.) zeigt zwischen den Hörnern eines Doppelsteinbocks eine Scheibe mit dem Porträt des Augustus; da sie durch einen Steg mit dem Tierrücken verbunden ist, haben wir also die in Rede stehende Variante vor uns; die astrologische Beziehung, eben der Orientalismus, ist ja klar. Abgewandelt, indem die Gottheit nicht mehr steht, sondern sitzt, ist die Variante auf anderen

1) So neuerdings wieder Hall in the Cambridge Ancient History II 282; Federkrone: Taramelli Memnon II 1908 32 f., Taf. X, Reinach, Rev. archéol. 1910 XV 26 f., Valentin Müller, D. Polos, d. griech. Götterkrone 21. Vgl. Porro's (Atene e Roma XVIII 1915 162 f.) Übersicht über die Hypothesen inbetreff der „Schardana"; der Streit geht immer weiter. Über andere Beziehungen Sardiniens zum Orient vgl. u. a. Porro a. a. O. 181, Taramelli, Rendiconti d. Accad. d. Lincei sc. mor. stor. XXX 1921, 177.

2) Perrot-Chipiez, Histoire de l'art IV 82 Abb. 76 bis 78; Milani, Assyr. u. arch. Studien H. Hilprecht gewidmet 1909 327 ff. Abb. 27—9; M.'s phantastische Deutungen lehne ich ab.

1) Ein weiteres Beispiel bei Dalton, Treasure of the Oxus 105 Taf. XV Nr. 106.

2) Vgl. Fredrich, 44. Programm Gymn. Cüstrin 1911/2 14 ff.; Ed. Meyer a. a. O. 120 ff., 163 ff.

3) Vgl. auch Hoernes, Urgeschichte d. bild. Kunst[2] 521; ein weiteres Beispiel ist in den Material. a. a. O. 43[2] Taf. XIV Nr. 4—6 veröffentlicht.

4) Über sardinisch-italische Beziehungen vgl. Pais, Archivio storico sardo VI 121; Porro a. a. O. 146 f.

Gemmen in Berlin (eb. Nr. 3612—21; Z. a. a. O.) mit Ceres auf Steinbock und Stier.

Aber nicht nur nach Westen gehen die Ausstrahlungen der vorderasiatischen Kultur. Neuerdings ist besonders von Rostovtzeff und Hubert Schmidt darauf hingewiesen worden, daß die Kunst Südrußlands stark von Vorderasien beeinflußt ist[1]. Es wird uns daher nicht wundern, auch hier das Doppeltier zu finden. Allerdings vermag ich bisher nur ein Beispiel, noch dazu aus dem 4. nachchristlichen Jahrhundert, anzuführen: Sk. 10 (Isvestija K. Russ. arch. Kommission XVII 1905, 118 f., Abb. 4)[2]. Es ist in der damaligen Einlegetechnik ausgeführt und hat einen gleichfalls im damaligen Stil häufigen etwa greifenartigen Kopf.

Von Südrußland ist dann das Motiv nach Sibirien gewandert, wofür ich auf die beiden schon von Reinach herangezogenen Stücke Sk. 13 = Aspelin, Antiquités d. Nord Finno-Ougrien Taf. 133 Abb. 559 und A. M. Tallgren, Coll. Tovostine Helsingfors 1917 Taf. VI Nr. 9 verweise. Ich weiche aber darin von R. ab, daß ich diese sibirischen Beispiele über Südrußland unmittelbar mit Vorderasien und nicht mit den frühen europäischen in Beziehung setze.

Sibirien ist jedoch nicht der Endpunkt der Wanderung. In letzter Zeit bricht sich die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß auch die ältere Kunst Chinas unter westlichem Einfluß steht, der seinen Weg z. T. über Sibirien genommen hat. Rostovtzeff weist dabei mit Recht auf die sarmatische Kunst als Vermittlerin hin, die wiederum viel vorderasiatisches Gut aufgenommen hat[3]. Nun zeigen auch Reliefs der Hanzeit unser Motiv; allerdings sind die Figuren nicht ganztierisch, sondern halbtierisch mit Löwenleib und menschlichen Oberkörper, also kentaurenähnlich; aber die Tierart wechselt ja auch im Westen, und der Kentaur ist ebenfalls eine vorderasiatische Schöpfung[4], wie überhaupt die Bildung von Mischwesen eine Domäne der vorderasiatischen Kunst ist. Einmal ist es wieder das Motiv in der einfachsten Form (Ed. Chavannes, Mission arch. d. l. Chine septentrionale 264 Taf DXV Nr. 1237), dann kommt aber auch die auf dem Rücken der Tiere stehende Figur vor: Sk. 14 (eb. 120 Taf. CCCCXCIV Nr. 1197). Dieses Motiv der auf dem Doppeltier stehenden Figur ist so eigenartig, daß die spontane Entstehung an verschiedenen Stellen höchst unwahrscheinlich ist; wenn sich dazu auch sonst Beziehungen zwischen den betreffenden Kunstkreisen feststellen lassen, wird der Zusammenhang zur Gewißheit erhoben. Möglicherweise stehen auch die Doppeldrachen, die dekorativ eine Stele der Weizeit in Philadelphia bekrönen (Univ. of Pennsylvania. The Museum Journal XIV 1923, 26 ff.) noch in dieser alten Tradition.

Es braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden, daß ich nur die Gleichheit des Motivs habe aufweisen wollen; der Stil ist in jedem Kunstkreis verschieden; es ist der eigene des betreffenden Landes, in den jedes Mal die aus der Fremde übernommenen Motive umgeprägt werden. Ebenso wechselt die innere Bedeutung der Figuren.

1) Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia bes. 55. H. Schmidt in Vorträgen.

2) Auch Mémoires Soc. Antiqu. France 1907 81 Abb. 3. Zum Stil vgl. Rostovtzeff a. a. O. 184 ff. Im Kaukasus tritt nicht das echte, aus zwei gleichen Halbteilen, zusammengesetzte Doppeltier auf, sondern die den frühmesopotamischen Beispielen ähnliche Variante, die ein ganzes Tier mit auf dem Hinterteil aufgesetztem Tierteil, zeigt: richtig Hoernes Wien. Prähist. Zeitsch. II 1915 6 ff.

3) A. a. O. 197 ff. Seine anderen Aufsätze z. B. in l'Art Russe I, Aréthuse sind mir leider nicht zugänglich. Nur einiges andere, nicht alles kann ich noch nennen: Reinach schon Rev. archéol. 1901, 224 ff.; Read im Man 1917 Nr. 1, 1920 Nr. 1; Bulletin Metrop. Mus. New York XIX 1924, 296 ff. Vgl. auch sonst noch Herzfeld, A. Tor v. Asien 52, 134.

4) Vgl. P. Baur, Centaurs in ancient art 1 ff. Vgl. auch Grünwedel, Buddh. Kunst in Indien² 51.

Die kleineren Schriften des Ibn al-ʿArabī[1].

Von Hans Heinrich Schaeder, Breslau.

Nach einem ohne Fortwirkung gebliebenen ersten Vorstoß von M. Schreiner (ZDMG 52, 516 ff.), einer ein mehr peripheres Problem betreffenden Arbeit von Asín Palacios (*La psicología, según Mohidín Abenarabi*, 1907, vgl. Nyberg in dem vorliegenden Buche S. 128) und R. A. Nicholsons trefflicher Ausgabe des *tarǧumān al-ašwāq* (1911) hat 1917 Tor Andrae zum erstenmale die ideengeschichtliche Bedeutung des Ibn al-ʿArabī zur vollen Geltung gebracht, indem er aus seinem *tafsīr* und den *futūḥāt* sowie aus Šaʿrānī's *jawāqīt* die Prophetologie des großen Systematikers und Vollenders der islamischen Gnosis darstellte (*Die person Muhammeds in lehre und glauben seiner gemeinde,* Kap. 3. 6). Gleichzeitig wies I. Goldziher dem erwähnten *tafsīr* einen hervorragenden Platz in seiner klassischen Geschichte der *Richtungen der islamischen Koranauslegung* an (schwed. Ausg. 1915, vgl. W. Björkman, *Islam* 7, 152; deutsche Ausg. 1920, vgl. H. Ritter, *Islam* 12, 116), während R. A. Nicholson, wiederum zur selben Zeit, einem späteren Vertreter der von I. A. aus-

1) Nyberg, H. S.: Kleinere Schriften des Ibn al-ʿArabī. Nach Handschriften in Upsala und Berlin zum ersten Male herausgegeben und mit Einleitung und Kommentar versehen. Leiden: E. J. Brill 1919. (XX, 203 + ٢٢٠ S.) 8°. Rm. 8—.

gehenden Spekulation, dem ʿAbdalkarîm al-Ǧîlî († um 1410) und seiner Schrift über den Vollkommenen Menschen eine tiefeindringende Studie widmete (*Studies in Islamic Mysticism*, 1921, Kap. 2), in der er I. A.'s *fuṣûṣ* eingehend berücksichtigte. Der von ihm betretene Weg ist darum besonders erfolgversprechend, weil I. A.'s Wirkung auf die Späteren, die man ja gar nicht umfassend genug einschätzen kann, weniger durch seine eigenen, schon für seine Zeitgenossen schwer verdaulichen Schriften, als vielmehr durch die an sie anschließende Kompendien- und Paraphrasenliteratur, in poetischer und prosaischer Form, vermittelt ist: da ist in erster Linie der schon von Andrae und Nyberg verwertete Šaʿrânî zu nennen, auf den schon vor bald 60 Jahren G. Flügel (ZDMG 20) aufmerksam gemacht hat. Zwei vielgelesene Schriften dieser Art, deren Erschließung sehr zu wünschen ist, sind die *lamaʿât* des ʿIrâqî, die Ǧâmî kommentiert hat (vgl. E. G. Browne, *Hist. Pers. Lit.* III 132 ff.) und die *wâridât* des Bedr eddîn Sîmâwî, die nach Köprülüzade Mehmed Fuad (*Mitt. osm. Gesch.* I 210) „die Grundsätze, die von Muḥjî ed-dîn ʿArabî unter schwer verständlichen und trokkenen Symbolen bekanntgemacht und verteidigt wurden, einfacher, klarer und kühner geschrieben" enthalten. Unter den dichterischen Bearbeitungen steht an erster Stelle das außerordentlich viel gelesene und abgeschriebene Mesnewi des Maḥmûd Šabistarî, *gulšan i râz*, das trotz E. H. Whinfields vortrefflicher Ausgabe (London 1880) bei uns wenig Beachtung gefunden hat. Ferner möchte ich auf den interessanten Diwan des neuerdings von L. Massignon (*Passion* S. 440 f.) herangezogenen Nijâzî († 1693) hinweisen (Druck Kstpl. 1326): schon die von E. J. W. Gibb, *Hist. Ott. Poetry* 6, 217—220 gebotenen Proben zeigen, daß wir hier eine ebenso geistvolle wie künstlerisch hochstehende Gestaltung der Ideen des I. A. vor uns haben. (Ein Beweis für die groteske Unfähigkeit eines modernen, europäisierenden Türken, sich in die geistige Welt I. A.'s hineinzudenken, ist die kleine Schrift des Professors für Philosophiegeschichte an der Medreset ül-iršad Mehmed Ali Aini, *šēx-i ekberi ničün severim* Kstpl. 1339/41).

Aber erst Nyberg hat es unternommen, uns in dem vorliegenden, dankenswerterweise deutsch, und in vortrefflichem Deutsch, geschriebenen Buche — für dessen sehr verspätete Anzeige (vgl. *Islam* 13, 294) ich um Verzeihung bitten muß — an die Quelle selber heranzuführen und für weitere Forschungen die feste philologische und religionsgeschichtliche Grundlage zu bereiten. Er bietet drei frühere, den *futûḥât* teils voraufgehende, teils mit ihren Anfängen gleichzeitige Traktate des I. A. in einem vorzüglich durchgearbeiteten, reichlich vokalisierten, mit kritischen Anmerkungen und sprachlichen Erläuterungen versehenen Text. Allein die Herstellung desselben ist eine außerordentliche Leistung. Denn selbst wer in *kalâm* und *taṣauwuf* einigermaßen eingelesen zu sein meint, steht — vor allem in der zweiten und dritten Schrift — immer wieder ratlos vor den gehäuften Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis entgegensetzen, — Schwierigkeiten, die nicht so sehr sprachlicher Natur — I. A. hat einen sehr viel begrenzteren Wortschatz als irgendeins der klassischen Adabbücher und seine Diktion ist an sich gewandt und flüssig — als vielmehr in der künstlichen Verdunkelung seines Gedankenausdrucks begründet sind: I. A. hat das Eindringen in seine in der Einzelausführung ohnehin höchst komplizierte — wenn auch im Grundgedanken großartig einfache — Spekulation durch die heillose, letztlich doch nur auf Markierung seines Esoterismus abzielende Überladung seiner Darstellung mit Symbolen und Metaphern mit zweifelloser Absichtlichkeit erschwert. Dieser Sachverhalt befestigt einerseits die schon eingangs ausgedrückte Überzeugung, daß der für die europäische Islamistik gewiesene Weg zu seinem Verständnis über seine muslimischen Interpreten, nicht direkt zu seinen Schriften führt. Anderseits gibt er Nyberg Recht, wenn er sich auf die Bereitstellung der Texte und aller für ihr Wortverständnis erreichbaren Hilfen beschränkte und auf eine Übersetzung verzichtete, — obwohl diese m. E. auf die Dauer nicht zu entbehren sein wird.

Aber Nyberg hat viel mehr getan, indem er unter dem allzu bescheidenen Titel einer *Einleitung* nach den philologischen und überlieferungsgeschichtlichen Prolegomena eine groß angelegte und durchgeführte systematisch-historische Darstellung des *Theosophischen Systems des I. A.* vorgelegt hat, für deren Dokumentierung er weit über den Kreis der drei von ihm herausgegebenen Schriften hinausgreift. Die Einteilung ist — es fehlt ja dafür nicht an Vorbildern — nach systematischen Gesichtspunkten erfolgt; es werden zunächst die erkenntnistheoretisch-metaphysischen Grundbegriffe und -anschauungen, danach die Theologie und Lehre von der Selbstentfaltung Gottes zur Welt, dann die Anthropologie und Lehre vom Propheten und Heiligen behandelt und zwar folgt in der Regel auf die systematische die ideengeschichtliche Analyse. Die folgende Darstellung der Psychologie ist durch die aus-

führliche Diskutierung des *rūḥ*-Begriffes zu einer selbständigen Abhandlung geworden, und das gleiche gilt von dem Schlußkapitel, das einen zusammenhängenden Spezialkommentar zu dem zweiten der drei Traktate enthält. Diese Einteilung des Stoffes ist gewiß übersichtlich und sachlich begründbar, und doch scheint sie mir in einem wichtigen Punkte nicht ganz sachgemäß bzw. für das Verständnis der eigentlichen Intention des I. A. hinderlich zu sein. Man wolle das nicht als herabsetzende Kritik mißdeuten, Nybergs außerordentliche Leistung steht über jedem Zweifel fest und die Kritik an ihr wird ja erst durch sie selber ermöglicht. Nyberg hat klar erkannt (S. 90): „Mit der Lehre vom Menschen betreten wir das eigentliche adytum der Theosophie des Ibn al-ʿArabī, die ganz anthropozentrisch ist", und er hat die damit gegebene Grundidee des Systems, die Idee des Vollkommenen Menschen, mit der die Ideen des Propheten und des Heiligen koinzidieren, in unübertrefflicher Prägnanz zum Ausdruck gebracht, S. 104, 117. Er hat aber nicht den weiteren, m. E. unerläßlichen Schritt getan — den getan zu haben für mein Urteil der absolute Vorzug der eingangs erwähnten Schrift von Nicholson ist (vgl. *Islam* 13, 293 ff.) —, nämlich die Lehre vom Menschen als τέλος der Schöpfung und somit geradezu des Daseins Gottes und der Welt a n d e n A n f a n g der ganzen Darstellung zu setzen und v o n i h r a u s nicht nur die Theologie und Kosmologie, sondern schon den logisch-ontologischen Unterbau des ganzen Systems zu entwickeln. Es ergibt sich nämlich dann — wie ich hier natürlich nur kurz andeuten kann, mit der Bitte, unter diesem Gesichtspunkt Nybergs Darstellung S. 29—56 erwägen zu wollen — mit Evidenz, daß für I. A. neben der sein ganzes systematisches Interesse beherrschenden Anthropologie die logisch-ontologische Grundlegung von sekundärem Belang und eigentlich nur in éinem, allerdings entscheidenden Punkte wichtig ist: das ist die Definition der von Nyberg, vielleicht etwas äußerlich, als „dritte metaphysische Kategorie" bezeichneten „Idee der Ideen" (*ḥaqīqat al-ḥaqāʾiq*) oder „Universalidee" (*ḥaqīqa kullīja*), die nichts andres ist als der logische Ausdruck für eine Voraussetzung, die jede konsequent monistische Metaphysik machen muß: nämlich für den Indifferenzpunkt zwischen göttlichem, kosmischem und menschlichem Sein, von dem aus diese drei Sphären uno intuitu und unter éinem Begriff gefaßt werden können. Man hat das klarste Gegenbeispiel in Spinozas Substanz- oder Hegels Geistbegriff vor Augen. Von hier aus gesehen gruppieren sich aber die ontologischen Spekulationen I. A.'s ihrer Dignität nach wesentlich anders, als sie bei Nyberg erscheinen. Er hat sie im wesentlichen nach dem ersten Traktat dargestellt; aber es ist zu betonen, daß sie schon dort in ständiger Bezugnahme auf die Anthropologie abgehandelt werden, vgl. den Text gleich eingangs S. 4, später besonders S. 21 ff. Das tritt bei Nyberg — der diese letzteren Textstellen erst in viel späterem Zusammenhange, S. 99 ff., behandelt — nicht hinreichend hervor. Auf Fragen der Einzelinterpretation kann ich hier nicht eingehen[1].

Um so rückhaltloser muß der Dank für die weiteren Abschnitte der Einleitung sein. Eine große Reihe von Leitideen der islamischen Gnosis ist hier zum erstenmale gedeutet: so vor allem die gnostische Verarbeitung der „schönen Namen" — von Nyberg treffend als „Mythologie der Gottesnamen" bezeichnet —, dann u. a. die spiritualistische Umdeutung der — von Haus aus ismāʿīlitischen — unsichtbaren Hierarchie und die Adaptierung der koranischen Offenbarungssymbole (Tafel und Feder, Thron und Fußschemel usw.) an die gnostische Lehre von den Offenbarungsstufen.

Was die ideengeschichtliche Analyse anlangt, so ist natürlich in Betracht zu ziehen, daß sie noch nicht auf Massignons Ḥallāǧ-Werk gegründet werden konnte, — und dies Werk bedeutet nun einmal einen Wendepunkt in der Erforschung der islamischen Geistesgeschichte und zwingt zu einer durchgängigen Neuorientierung unserer Auffassung auch von I. A. Nyberg konnte zwar die Ergebnisse von Massignons Kommentar zum *ṭawāsīn* verwerten, aber noch nicht in der revidierten Fassung, in der sie jetzt im II. Teil der *Passion* erscheinen. Mit Glück hat Nyberg die

---

1) Nur eins muß ich erwähnen. Obwohl Ibn al-ʿArabīs Ideenbegriff in einer a priori einsichtigen Beziehung zur realistischen Lösung des Universalienproblems steht, ist es mir doch nicht sicher, ob das Schlagwort „extremer Realismus" (S. 30, 43 u. ö) ihm angemessen ist: es setzt eine Selbständigkeit und Isolierbarkeit der erkenntnistheoretischen Spekulation voraus, die wenigstens ich bei I. A. nicht zu finden vermag. Unvollziehbar aber ist der Gedanke, den Nyberg S. 32 aus einer von Šaʿrānī exzerpierten Stelle der *futūḥāt* folgert: daß I. A. gegen Ende seines Lebens „extremer Nominalist" geworden sei. Das hätte ja die Aufhebung seines ganzen Systems von A bis Z involviert. Wenn es nun an der betreffenden Stelle heißt, daß es nicht in Gottes Wissen Zusammenfassung unter Allgemeinbegriffen gebe, sondern nur in den „Worten und Ausdrücken", so scheint mir das ohne Schwierigkeit mit dem von Nyberg selber S. 34, 40 erwähnten Gedanken zusammenzustimmen, daß Gottes Wissen nur die éine „Idee der Ideen", die ja mit der Welt in ihrem präexistenten Sein identisch ist, d. h. negativ: n i c h t die Mannigfaltigkeit der Allgemeinbegriffe zum Gegenstande hat.

Beziehungen I. A.'s zur Muʿtazila hervorgehoben — nicht ohne S. 60 die Vieldeutigkeit dieses Sammelbegriffes treffend zu kennzeichnen —, und hat mit einer vor ihm noch nicht erreichten Klarheit die Elemente der neuplatonischen Nousspekulation bei I. A. und seinen Vorgängern nachgewiesen. Dagegen hat der Versuch, neben der neuplatonischen eine parallele Einwirkung der christlichen Logosspekulation — gedacht ist dabei im wesentlichen an Origenes — auf die islamische Theologie nachzuweisen, mich in keinem Punkte überzeugt, erstens weil eine literarische Vermittlung — und eine solche müßte vorausgesetzt werden — nicht bekannt und von vornherein unwahrscheinlich ist, zweitens weil hierbei nicht genügend die mir sehr viel wahrscheinlichere Möglichkeit in Betracht gezogen ist, daß es sich in der griechisch-christlichen Logosspekulation einerseits, in der islamischen, der bereits in der koranischen Offenbarung zwei einschlägige Begriffe, *kalima* und *amr*, zu Gebote standen, anderseits um theologische Parallelbildungen auf Grund der gleichen hellenistischen Metaphysik handelt. Die Hauptaufgabe aber, die sich nach Nybergs Forschungen mit gebieterischer Notwendigkeit ergibt, ist eine neue und erschöpfende, die Bearbeitungen und Teilausgaben Dietericis ersetzende Analyse der Enzyklopädie der Lauteren Brüder, vor allem des von Dieterici nur sporadisch herangezogenen, für diese Zusammenhänge aber grundlegend wichtigen IV. Bandes der Bombayer Ausgabe. Solange das nicht geschehen ist, ruhen alle Versuche, die islamische Gnosis in ihrer Entwicklung zu fassen, auf vollkommen unsicherem Boden. Aber so vieles sich auch in der Beurteilung von I. A.'s ideengeschichtlicher Herkunft verschieben mag, Nybergs Buch wird, ganz abgesehen von der musterhaften Erschließung dreier wichtiger Texte, als überaus gedankenreiche, scharfsinnige und gelehrte Exponierung der gesamten Probleme seinen dauernden Wert behalten und weiteren Untersuchungen als Führer dienen.

Jātaka.

Darstellungen aus dem Gewölbe der Höhle mit dem Musikerfries in Qyzil, Ostturkistan.

Von A. v. Le Coq.

Hierzu zwei Abbildungen.

In den buddhistischen Tempeln der älteren Stilarten, die mit einem Tonnengewölbe gedeckt sind, sind die Decken meist mit Reihen von stilisierten Berglandschaften ausgemalt. In der Mitte zwischen den von beiden Seiten ansteigenden Reihen von Bergen läuft ein Zenitstreifen, auf dem der Sonnen- und der Mondgott, jeder mit seinem Wagen, Garuḍa mit Schlangen im Schnabel, Windgötter, Flüge von Gänsen, Sonne, Mond und Sterne, auch fliegende Buddhagestalten aufgemalt sind.

In den Berglandschaften sind meist *Jātaka*-(Wiedergeburts)-Erzählungen dargestellt; zuweilen füllt eine sitzende Buddhafigur die Mitte der Landschaft, und die anderen Figuren sind um sie herum verteilt.

Von ganz besonderer Schönheit und guter Erhaltung waren die Deckengemälde des Tempels „mit dem Musikerchor", als wir Qyzil im Jahre 1906 (III. Expedition) besuchten. Leider beschränkte sich Prof. Grünwedel damals darauf, die *Jātaka*-Bilder zum größten Teil zu kopieren, anstatt, was nicht länger gewährt haben würde, sie herausschneiden zu lassen.

Als die IV. Expedition aber das wunderbare Tempeltal im Jahre 1913 wieder besuchte, wurden alle Stücke, die die Entfernung gestatteten, herausgeschnitten. Sie bieten nunmehr einen besonders anziehenden Schmuck der Sammlung.

Die Farben sind weiß, schwarz, ultramarin, blau und lichtgrün.

Von den beiden hier abgebildeten Gemälden fand sich das erste (a), in der Mitte der siebenten (oder zweitobersten) Reihe der Gewölbehälfte r. vom Eintretenden (vgl. Grünwedel, *Kultstätten*, S. 65 u. 69).

Der Bodhisattva steht unter einem Baum mit weißen und blauen Sternblümchen und scheint sich die Halsschlagader mit seinem großen Ritterschwert zu öffnen.

Vor ihm r. kniet eine Frau in der Landestracht mit einem elend aussehenden Wickelkind: man hat den Eindruck, das Kind solle am Ende durch die Blutspende gerettet werden.

Das zweite Bild (b) stammt etwa aus der Mitte derselben Wand (fünfte Reihe von unten).

Dargestellt ist ein Brahmane auf seinem geflochtenen Rohrschemel, vor ihm in einer Flamme ein Häschen. Es ist eine Variante des Śaśajātaka (vgl. *Kultstätten*, S. 68, Nr. 39).

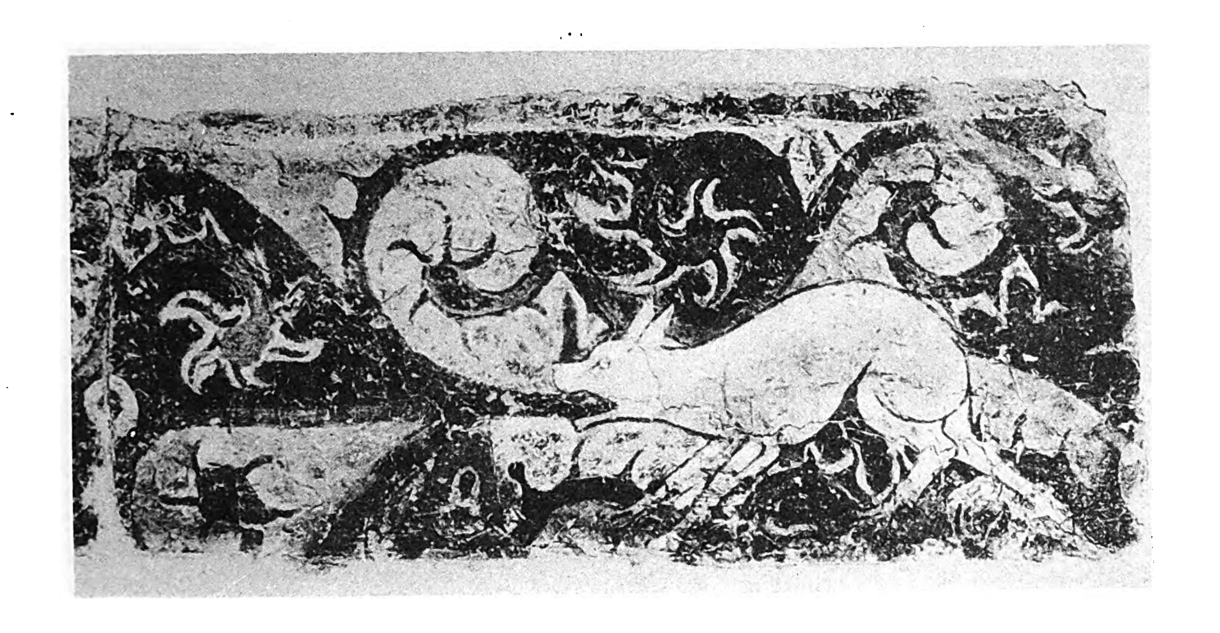
Bruchstück eines Tierfrieses aus Kirisch bei Kutschā.

Von A. v. Le Coq.

Hierzu eine Abbildung.

Unter den vielen verschiedenartigen Friesen, mit denen die synkretistische Kunst des alten Ostturkistan die buddhistischen Tempel schmückte, finden sich rein antike Beispiele (Akanthus), neben persisch abgewandelten (die sassanidischen Entenfriese vom Tumšuq [bei Maralbaschi] und Qyzil bei Kučā).





Bruchstück eines Tierfrieses aus Kirisch bei Kutschā.





Jātaka-Darstellungen aus dem Gewölbe der „Höhle mit dem Musikerfries“ in Qyzil, Ostturkistan.

In der Anlage von Simsine bei Kiriš in der Oase von Kučā wurde ein merkwürdiger Fries aufgefunden, der aus Tieren in Blatt- und Rankenwerk besteht.

Er fand sich in der „Höhle mit dem Tierfries" auf den Gesimsen der Wände; erhalten waren auf der Wand l. vom Eingang die folgenden Tiere: Wolf, Affe, Wolf, Zebu, auf der Rückwand Steinhühner und Affen (Grünwedel, *Kultstätten*, S. 185).

Leider war die Höhle von Ziegenhirten als Unterschlupf erkoren worden und ihre Feuer hatten die Malereien geschwärzt. Nur Reste von grüner Farbe deuten an, daß, wie bei allen übrigen Wandmalereien, auch dieser Fries nicht in Schwarz und Weiß, sondern in Farben ausgeführt war.

Besprechungen.

Minerva. Jahrbuch der Gelehrten Welt. Gegr. von Dr. R. Kukula und Dr. K. Trübner. Unter redaktioneller Mitarbeit von Dr. Fritz Epstein hrsg. von Dr. Gerhard Lüdtke. 27. Jahrg. Mit dem Bildnis des Kardinals Fr. Ehrle. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1925. (XXX, 1942 S.) 8°. Rm. 40 —.

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1925. Unter redaktioneller Mitarbeit von Dr. Hans Strodel hrsg. von Dr. Gerhard Lüdtke. 1. Jahrg. Mit dem Bildnis von Kultusmin. Prof. Dr. C. H. Becker. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1925. (XXXI S., 1320 Sp.) 8°. Rm. 15 —. Bespr. von W. Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Die Minerva anzuzeigen bedeutet, dem Herausgeber für die unendliche Mühe, die ihn die Neubeschaffung und die ständige Kontrolle des alten Materials kostet, im Namen der ganzen Wissenschaft bestens zu danken. Gegenüber dem vorigen Bande hat der neue das Format verändert, er ist höher und erheblich stärker geworden. Inhaltlich hat er die Vollständigkeit des letzten Vorkriegsbandes nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen, — ein Beweis für den Eifer und die Umsicht des Herausgebers und seines Stabes.

Neben dieses internationale Handbuch tritt zum ersten Mal der Deutsche Gelehrten-Kalender, der aus dem ehemaligen Kürschnerschen Literaturkalender die eine Hälfte der dort Aufgeführten oder dazu Qualifizierten entnommen hat, während die Künstler in einem entsprechenden zweiten Bande zusammengestellt sind.

Auch hier sind die Angaben im einzelnen gewiß durchaus auf der Höhe, doch zeigt ein Blick auf das famose Ortsverzeichnis am Schluß, wo die Männer der Wissenschaft nach ihrem Aufenthaltsort zusammengestellt sind, daß hier noch ziemlich viel zu ergänzen bleibt. Der nächste Jahrgang holt gewiß schon dadurch vieles nach, daß der Bearbeiter die Hochschulverzeichnisse usw. noch einmal überprüft.

Malet, Prof. Albert: **Nouvelle histoire universelle** depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Avec la collaboration de M. M. Maquet & Grillet. Tome I u. II. Paris: Hachette. (452 S. u. 490 S. mit je 2000 Abb. u. 100 Tafeln.) Fr. 105.—. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Ein wundervolles Bilderbuch — das ist der Gesamteindruck des stattlichen Werkes, von dem zwei Bände, bis zur französischen Revolution reichend vorliegen. Die Reproduktionen sind zum größten Teil ausgezeichnet, über die farbigen kann ich nicht urteilen, da mir die Autopsie fehlt. Der Text ist, wie auch gar nicht verhehlt wird, vom spezifisch-französischen Standpunkt geschrieben, beim Rathaus von Ypern wird zum Bilde hinzugesetzt: „Les Allemands l'ont détruit", beim Heidelberger Schloß wird nicht gesagt, wer es zerstört hat. Wir nehmen das nicht weiter übel, es kann niemand aus seiner Haut heraus.

Wissenschaftliche Ansprüche erhebt das Werk augenscheinlich nicht, so hat auch eine Kritik der für die OLZ in Betracht kommenden Abschnitte keinen Zweck. Doch muß hier gesagt werden, daß man bei uns auch an populäre Werke höhere Anforderungen zu stellen pflegt, als hier erfüllt werden. Wenn einmal Hammurapi um 2100 v. Chr. angesetzt wird, das andere Mal die erste babyl. Blütezeit um 1800, wenn die Phönizier als die Erfinder des Glases gelten, Theben als phönizische Kolonie erscheint, die Hettiter überhaupt nicht erwähnt werden u. dgl., so genügt das unseren Ansprüchen nicht.

Bei den zahlreichen Benennungen antiker Portraits wüßte man gern, worauf sie beruhen. Am meisten gewundert habe ich mich, daß zur Erläuterung des antiken Kriegswesens Bilder des 17. Jahrh. verwendet werden. In dem alten Werke des seligen Justus Lipsius de militia Romana habe ich Ähnliches gefunden. Aber was sollen diese Phantasiezeichnungen im 20. Jahrhundert?

Noch sei bemerkt, daß der Abschnitt über den Islam etwas ausführlicher hätte sein können.

Als Ganzes genommen wird das Buch gewiß seinen Weg machen.

Jensen, Priv.-Doz. Dr. Hans: **Geschichte der Schrift.** Hannover: Heinz Lafaire 1925. (VIII, 231 S., 303 Abbildungen.) 4°. Rm. 40 —. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster i. W.

Das ist einmal ein Buch, dem gegenüber man die Wendung, daß es eine „schmerzlich empfundene Lücke ausfüllt", nicht umgehen kann. Denn der Verf. kann mit Recht im Vorwort darauf hinweisen, daß es an einer die neueren Forschungen verwertenden, umfassenden Geschichte der Schrift bislang in Deutschland völlig fehlte und daß auch, was an außer-

deutschen Werken vorhanden ist, mehr oder weniger veraltet und unvollständig ist. Nur eine Geschichte der Schrift, die die Fülle der neuen schriftgeschichtlichen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte, insbesondere die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kleinasien, Turkestan, auf Kreta, der Sinaihalbinsel usw. berücksichtigt, ist heute wissenschaftlich brauchbar. Ein solches Buch aber hatten wir in der Tat nicht und mußten es um so stärker vermissen, als das Interesse an allem, was mit der Schrift zusammenhängt, unter dem Eindrucke der außerordentlich wichtigen Forschungen und Funde auf diesem Gebiete größer und allgemeiner geworden ist als zuvor.

Man wird ohne Einschränkung sagen dürfen, daß Jensen uns die Geschichte der Schrift geschrieben hat, die uns fehlte. Mit bewundernswerter Vielseitigkeit hat er sich in die sehr weitschichtige Literatur des Gegenstandes eingearbeitet, überall bemüht, den letzten Stand der Forschung wiederzugeben; mit erstaunlichem Blick für das Charakteristische und Wesentliche der unendlich verschiedenartigen oder bei näherer Verwandtschaft fein differenzierten Erscheinungen hat er den Gegenstand bewältigt. Gewiß sind diese Dinge für den mit schriftwissenschaftlichen Fragen und Untersuchungen nicht Vertrauten nicht ganz leicht; aber Jensen hat es im ganzen in seltenem Maße verstanden, den schwierigen Stoff so darzustellen, daß auch der gebildete Laie sich gut zurechtfinden kann. Für jeden an der Geschichte der Schrift wissenschaftlich Interessierten ist das Buch das unentbehrliche Standwerk.

Die Anordnung des Werkes ist durch den Gegenstand gegeben. Am Anfange stehen unentbehrliche orientierende Bemerkungen zum Wesen von Schrift und Sprache. Über Erscheinungen, die als Vorstufen der Schrift zu bezeichnen sind, und über die primitivste eigentliche Schrift, die Ideenschrift, hat sich Jensen mit Recht ziemlich kurz gefaßt; für den Zweck des Buches kam es darauf an, aus dem bunten völkerkundlichen Material das wichtigste herauszugreifen, und das ist wohl alles berücksichtigt. Es folgt dann die Wortschrift (Azteken, Maya, Chinesen, Ägypter, Keilschrift, chetitische, altkretische Schrift, Bamumschrift, Schrift der Osterinsel) und die Silbenschrift (japanische, kyprische Schrift, Schrift der Vai-Neger, tscherokesische Schrift). Den größten Raum nimmt naturgemäß die Buchstabenschrift ein; auch für diesen Hauptteil des Werkes muß hier eine Inhaltsübersicht genügen, um den Reichtum des Gebotenen zu zeigen. Nach allgemeinen Vorbemerkungen wird zunächst die altpersische Keilschrift und die meroitische Schrift behandelt, darnach die Herkunft der semitischen Buchstabenschrift mit Stellungnahme zu den verschiedenen Hypothesen und Möglichkeiten eingehend untersucht. Der zu behandelnde Stoff wird dann sinngemäß so geordnet, daß zunächst die semitischen Schriften vorgeführt werden: die phönikische und die althebräische Schrift, die aramäischen Schriften (anschließend die hebräische Quadratschrift), die palmyrenische (anschließend die syrische) und die nabatäische Schrift (anschließend die arabische) und die südsemitischen Schriften. Dann folgen die aus dem phönikischen Alphabet entlehnten Schriften: Libysche und iberische; indische; griechische und davon abgeleitete (Schriften Kleinasiens, italische, Runen, Oghamschrift, gotische, koptische; slavische, albanesische, kaukasische Schriften), und endlich die aus dem aramäischen Alphabet entlehnten: Karoṣṭhī, iranische Schriften, sibirische Schrift, hochasiatische Schriften. In einem Schlußabschnitt werden noch die Lautschriften und Kurzschriften berührt.

Daß einem solchen umfassenden Werke gegenüber schließlich jeder von den ihm nahe liegenden Fachgebieten aus mancherlei Wünsche haben wird, ist selbstverständlich. Hier seien nur einige wenige Einzelbemerkungen angeschlossen.

S 51. Für eine 2. Aufl. würde ich mir anschauliche Einzelheiten über Champollions Entzifferung des Steins von Rosette nicht entgehen lassen; in der Anmerkung vermißt man den Hinweis auf W. Spiegelberg, Schrift und Sprache der alten Ägypter, als Heft der Sammlung „Der Alte Orient“ (VIII, 2) jedermann bequem zugänglich. — S. 90. Die Auffassung, daß die semitische Schrift eine Art Mittelding zwischen reiner Silbenschrift und reiner Buchstabenschrift sei und daß die reine Buchstabenschrift im allgemeinen erst von Indogermanen daraus geschaffen worden sei, wird, m. E. dem Tatbestand nicht gerecht. — S. 112 Anm. 2. Die Schrift von Hans Bauer „Zur Entzifferung der neuentdeckten Sinaischrift“ (Halle 1918) ist dem Verf. anscheinend entgangen. — S. 114. Die sehr zurückhaltende Stellung Jensens als Außenseiters zur Auswertung der Sinaischrift ist beachtenswert; er läßt die Frage offen, „ob die Sinaischrift die tatsächliche Vorläuferin der altsemitischen Schrift ist oder ob sie eine Zwischenstufe zwischen dieser und der ägyptischen ist, aber nur in morphologischem, nicht in genetischem Sinne, m. a. W. ob sie nicht ein ohne weitere Folgen gebliebener Versuch ist.“ — S. 170. Die Forschungen Gustav Herbigs zur Etruskerfrage sind dem Verf. offenbar unbekannt. Das Etruskerrätsel war m. E. schon durch Herbigs „Kleinasiatisch-etruskische Namengleichungen“ (Sitzungsberichte der K. Bayer. Akademie, Philos.-philol. u. hist. Kl., 1914, 2. Abt.) grundsätzlich gelöst. Die neuen Gleichungen, die Herbig in seinem Vortrage in Sektion IV des Münchner Orientalistentages am 3. 10. 1924 vorlegte („Die Vollendung des lydischen Inschriften-Korpus der Amerikaner und die lydisch-etruskische Sprachverwandtschaft“, siehe ZDMG, N. F., 3, S. LXXXII), haben Herbigs Hypothese weiter bestätigt (vgl. auch das Schlußwort Kornemanns ebd. S. LXXXIII). — Zur armenischen und georgischen Schrift (S. 195 ff.) und zum Avesta-Alphabet (S. 205 ff.) siehe jetzt auch



die Mitteilungen über den Vortrag H. Junkers auf dem Münchner Orientalistentage (ZDMG, N. F. 3, S. LXXVIII).

Rühmend hervorgehoben sei endlich noch die sehr schöne buchtechnische Ausstattung des Werkes. Nur ein Wunsch drängt sich dem Benutzer von Seite zu Seite mehr auf: bei der zweiten Auflage sollte unbedingt dafür gesorgt werden, daß, so weit irgend möglich die Abbildung jeweilig auf der Seite steht, zu deren Text sie gehört. Gegenwärtig ist das meist nicht der Fall, und bei der engen und unentbehrlichen Beziehung zwischen dem Text und den Abbildungen wird durch das fortwährend notwendige Blättern die Lektüre empfindlich erschwert. Mag sich dann auch oft ein weniger schönes Satzbild ergeben, so muß das der Sache wegen mit in Kauf genommen werden.

Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und des Abendlandes. Zum allgemeinen Gebrauch mit besonderer Berücksichtigung des Buchgewerbes. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten zusammengestellt in der Reichsdruckerei. Berlin: Verlag der Reichsdruckerei 1924. (86 S.) 4°. Rm. 6—; geb. 9—. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Da die Ballhornschen „Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen", desgl. das (oft unzuverlässige) Faulmannsche „Buch der Schrift" längst vergriffen und auch von der heutigen Wissenschaft weit überholt sind, hat sich die Direktion der Reichsdruckerei in Berlin in dankenswerter Weise entschlossen, eine neue Zusammenstellung der wichtigsten Schriftzeichen der Erde herauszugeben. Das vorliegende Buch zeichnet sich durch eine vorzügliche typographische Ausstattung aus, der der inhaltliche Wert entspricht. Dank der Mitwirkung von Fachleuten haben wir wirklich zuverlässige Zeichenformen vor uns, und auch ihre Umschrift entspricht den Anforderungen der Wissenschaft. Leider muß ich hier einen Punkt bemängeln. Da sich bei den verschiedenen Schriften abweichende Umschriftsysteme eingebürgert haben, wäre eine genauere Erläuterung der Umschriften erforderlich gewesen. Angaben über den Lautwert der betr. Umschriftzeichen finden sich zwar oft, aber durchaus nicht überall. Wenn genauere Angaben fehlen, kann ein Nichtkenner der betr. Sprachen z. B. nicht wissen, daß die im mongolischen und Devanagari-Alphabet mit *ch* umschriebenen Laute völlig verschieden sind, ebenso die im mandschur. und im Devanagari mit *c* bezeichneten Laute u. a. m. Neben den Schrifttabellen werden knappe sprach- und schriftgeschichtliche Bemerkungen gegeben, nach Bedarf auch Anweisungen für den Satz, schließlich auch einige Literaturangaben. So dankenswert solche an sich sind, so zeigt sich doch gerade hier, daß eine Vielzahl von Mitarbeitern selten zur wünschenswerten Einheitlichkeit führt. Die Literaturangaben sind von sehr verschiedenem Werte; bisweilen wird nur solche Literatur genannt, die sich speziell auf die betr. Schrift bezieht, bisweilen daneben oder gar ohne Rücksichtnahme auf sie Grammatiken und Wörterbücher der dazugehörigen Sprachen. Während in manchen Fällen reichlich Literatur gegeben wird (Ossetisch, Sabäisch u. a.), fehlt sie einige Male ganz (z. B. beim Samaritan., Gotischen) oder sie ist unzureichend (Hieroglyphen, Hebräisch u a.).

Die hervorgehobenen Mängel sollen nun freilich durchaus nicht den Wert der Zusammenstellung als solcher herabsetzen; sie wird vielmehr, da sie zuverlässig und bequem zugänglich ist, für Bibliotheken, Gelehrte, Studierende von größtem Nutzen sein können, wenn sie auch in erster Linie für Angehörige des Buchgewerbes bestimmt ist.

Les Langues du Monde, par un groupe de linguistes sous la direction de **A. Meillet** et **M. Cohen.** Avec 18 cartes linguistiques hors texte. Paris: Librairie ancienne Éd. Champion 1924. (XVI, 811 S. u. 18 Karten). gr. 8° = Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris, tome XVI. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

An Darstellungen sämtlicher Sprachen und Sprachstämme der Erde herrscht nicht gerade Überfluß. Das einzige neuere umfassende Werk ist Friedrich Müllers Grundriß der Sprachwissenschaft, 4 Bände, Wien 1876—1888; es gibt grammatische Abrisse sämtlicher Sprachfamilien und isolierten Sprachen, aber keine systematische Aufzählung aller Sprachen und ist natürlich heute in vielen Punkten nicht mehr auf der Höhe. Ein Verzeichnis aller bekannten Sprachen gibt F. N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises, Leipzig 1909 (Aus Natur und Geisteswelt Band 267), eine Charakteristik von 8 verschiedenen Sprachtypen derselbe Verfasser in „Die Haupttypen des Sprachbaus", Leipzig 1910 (Band 268 derselben Sammlung). Namentlich das letztere Bändchen kann, so lehrreich es ist, bei dem vorgeschriebenen knappen Raume freilich nur den Wert einer Einführung, keiner erschöpfenden Darstellung beanspruchen.

Unter solchen Umständen ist es ein glücklicher Gedanke, daß der bekannte französische Indogermanist Meillet zusammen mit dem Semitisten Cohen und einigen anderen Sprachforschern es unternommen hat, auf breiterer Basis als Finck, aber doch nicht so umfangreich wie Müller eine Darstellung aller Sprachen der Erde vom gegenwärtigen Stande der Wissenschaft aus zu geben. In einem Bande von

reichlich 800 Seiten wird nicht nur eine Aufzählung der bekannten Sprachen und Dialekte, sondern auch eine, freilich nicht überall gleichmäßige Schilderung der Hauptcharakteristika der einzelnen Sprachstämme geboten. Letztere ist natürlich knapper als in Müllers Grundriß gehalten; wer sich daher eingehend über die einzelnen Dialekte unterrichten will, wird den alten Müller auch neben dem neuen Werke nicht entbehren können.

Nach einer Einleitung von Meillet sind im einzelnen folgende Sprachgruppen und Einzelsprachen von einer Anzahl von Spezialforschern behandelt: 1. Indogermanische Sprachen von Vendryes. 2. Hamitisch-semitische Sprachen von Cohen. 3. Finnisch-ugrische und samojedische Sprachen von Sauvageot. 4. Türkische, mongolische und tungusische Sprachen von Deny. 5. Japanische Sprache von Elissejew. 6. Koreanische Sprache von demselben. 7. Ainu-Sprache von dems. 8. Hyperboreische Sprachen (Jukagirisch, Tschuktschisch, Korjakisch, Kamtschadalisch, Giljakisch) von dems. 9. Sprachen des alten Vorderasien (Sumerisch, Mitanni, Vannisch, Elamisch, Hethitisch, Lydisch, Lykisch, Etruskisch) von Autran. 10. Baskische Sprache von Lacombe. 11. Nordkaukasische Sprachen von Fürst Trubetzkoj. 12. Südkaukasische Sprachen von Meillet. 13. Dravidische Sprachen von Bloch. 14. Chinesisch-tibetische Sprachen (mit Birmanisch und Siamesisch) von Przyluski. 15. Austroasiatische Sprachen (Mon-Khmer, Munda, Annamitisch) von demselben. 16. Malayisch-polynesische Sprachen (mit Papuanisch) von Ferrand. 17. Australische Sprachen von Meillet. 18. Sudan- und Guineasprachen von Delafosse. 19. Bantusprachen von Homburger. 20. Sprachen der Buschmänner, Hottentotten und Zwergvölker von demselben. 21. Amerikanische Sprachen von Rivet.

Der Wert des Buches wird erhöht durch die Beigabe von 18 z. T. farbigen Karten, wie sie in den bisherigen Werken dieser Art nicht vorhanden waren.

Die Mehrheit der Verfasser bringt freilich, wie schon Meillet selbst im Vorwort bemerkt, einige Ungleichmäßigkeiten mit sich. Die Mitteilungen über den grammatischen Bau der behandelten Sprachgruppen sind bald ausführlicher, bald kürzer gehalten oder fehlen auch ganz wie bei den indogermanischen und amerikanischen Sprachen. Ähnlich steht es mit den Bibliographien am Schlusse der einzelnen Abschnitte, die den Artikeln von Przyluski (bis auf ein paar Angaben inmitten des Textes) ganz fehlen. Die Uneinheitlichkeit liegt teilweise auch am Stoffe selbst. Für viele Sprachgebiete steht nur höchst unvollkommenes Material zu Gebote; ist doch der Forscher bei zahlreichen Sprachen Amerikas auf dürftige Wörtersammlungen und anderwärts auf Übersetzungen biblischer Texte angewiesen, die kein Bild der lebendigen Sprache geben. Und endlich ist die sprachwissenschaftliche Methode auf vielen Forschungsgebieten noch ziemlich mangelhaft ausgebildet, was vor allem der Indogermanist, der durch die strenge Methode seiner Wissenschaft verwöhnt ist, in Betracht ziehen muß. Jedoch ist anzuerkennen, daß trotz einzelner kleiner Divergenzen das Buch im ganzen einen recht einheitlichen Eindruck macht, was man hauptsächlich den Bemühungen Cohens (vgl. Meillet Vorwort S. X) zu danken hat.

In Einzelheiten habe ich bei einer ersten Lektüre nicht viel gefunden, was zu Bemerkungen Anlaß geben könnte: Anders als Vendryes (S. 21) möchte ich das Hethitische nicht nur für dem Indogermanischen nahestehend, sondern für eine durch Mischung zwar schon stark entartete, aber ihrem Grundstock nach doch unzweifelhaft indogermanische Sprache halten. — In Cohens Bibliographie zum Semitischen (S. 150) hätte neben Brockelmanns Grundriß vielleicht auch die Kurzgefaßte vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen desselben Verfassers (Berlin 1908) und die beiden sprachvergleichenden Grammatiken des Hebräischen, die von Bauer-Leander (1. Band Halle 1922) und die leider unvollendete von Bergsträßer (Leipzig 1918), genannt werden können, die beide auch mancherlei zur vergleichenden semitischen Grammatik enthalten. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser vorsichtigerweise das Semitische, Ägyptische, Berberische und Kuschitische unverbunden nebeneinander stellt und vor allem das Ägyptische nicht, wie das voreilig häufig geschieht, einfach als semitisch anspricht. Löst sich damit auch das „Hamitische“ völlig in seine Bestandteile auf, so werden wir doch über das von Cohen dargestellte Verhältnis mit dem gegenwärtigen Material kaum hinauskommen. — Mehrfache Bedenken erweckt der Abschnitt über die Sprachen des alten Vorderasien von Autran (S. 273—318). Einmal beruht die Darstellung des Hethitischen ganz auf den noch recht mangelhaften Anfangsarbeiten über dieses Gebiet, daher wimmeln die grammatischen Tabellen S. 295 f. von Fehlern und Ungenauigkeiten, die im einzelnen zu erörtern hier nicht der Ort ist, ferner aber muß ich die Zusammenfassung des Hethitischen mit den z. T. ganz

mangelhaft bekannten späteren kleinasiatischen Sprachen[1] Lykisch, Lydisch, Karisch, Pisidisch usw. zu einer „hethitisch-kappadokischen oder anatolischen“ Gruppe (S. 290 f., 297) für äußerst gefährlich halten, zumal der Verfasser ja selbst gesteht, daß ihm die Beweise vollkommen fehlen. Die Erfahrungen, die man in den letzten Jahren über die ältesten kleinasiatischen Sprachen gewonnen hat, sprechen durchaus dafür, daß wir auch im griechisch-römischen Kleinasien mit mehreren ganz verschiedenen Sprachen zu rechnen haben. — In der Gruppe der nordamerikanischen Sprachen wäre beim Nahuatl (S. 625) wohl ein Hinweis darauf nicht ganz überflüssig gewesen, daß wir bei dieser Sprache auch (eine Seltenheit unter den amerikanischen Sprachen) in bescheidenem Umfange eine geschichtliche Entwickelung verfolgen können; man kennt nämlich außer dem jetzigen Vulgäraztekischen auch das Aztekische zur Zeit der spanischen Eroberung und die noch ältere Sprache einiger Götterhymnen, die der Geschichtsschreiber Sahagun überliefert. — Im Kapitel über die Schrift in Amerika (S. 709 ff.) endlich vermisse ich neben der Knoten- und Bilderschrift eine Erwähnung der von dem Tscherokesen Sikwāyi zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfundenen Silbenschrift, die ein Gegenstück zu den afrikanischen Schrifterfindungen der Vai und der Bamun (S. 476) bildet[2].

Doch das sind alles nur Kleinigkeiten, die im Zusammenhange des ganzen Werkes nicht ins Gewicht fallen. Das Buch als Ganzes kann als gelungen bezeichnet werden und wird seinen Zweck wohl erfüllen.

Forchhammer, Jörgen: **Die Grundlage der Phonetik.** Ein Versuch, die phonetische Wissenschaft auf fester sprach-physiologischer Grundlage aufzubauen. Heidelberg: Carl Winter 1924. (212 S.) = Indogermanische Bibliothek III, 6. Bespr. von A. Franz, Würzburg.

Jörgen Forchhammer ist Lehrer der Stimm- und Sprachphysiologie an der Universität München. Wie sein Buch: Theorie des Singens und Sprechens, Leipzig 1921, zeigt, ist er in der Beobachtung der Vorgänge beim Sprechen geübt; außerdem ist er ein systematischer Kopf. In dem vorliegenden Buche erweitert er die Ergebnisse früherer Aufsätze über die Systematik der Sprachlaute als Grundlage eines Weltalphabets. Seine Einstellung zu den phonetischen Vorgängen ist noch die gleiche. Eine einheitliche Systematik der Sprachlaute wird von ihm erstrebt, und zwar auf Grund der physiologischen Tatsachen beim Sprechvorgang, speziell auf Grund der Organstellungen (S. 1—91); und bei der Systematik wieder hat er das Weltalphabet im Auge (S. 92—156). Erst auf dieser Grundlage geht er zu bestimmten Sprachen und ihren Lauten über, als „Übergang von der allgemeinen zur speziellen Phonetik“. Und zwar wählt er aus: Deutsch, Englisch, Dänisch, Arabisch, Grönländisch, Siamesisch. Bei jeder wird eine Art phonetischer Tendenzlehre vorausgeschickt, die Charakteristik der auffallendsten Lauteigentümlichkeiten; erst dann werden Einzelheiten aus der Lehre von den Vokalen und Konsonanten jeder Sprache besprochen. (S. 156—204). Zum Schluß werden die Hauptsätze der allgemeinen Phonetik noch einmal zusammengestellt, um es den Gegnern bequem zu machen (S. 204—212). Denn der Verfasser erwartet Widerspruch. Die heutigen Phonetiker, meint er, hätten sich zu sehr in die herrschenden Ansichten eingelebt, aber der Jugend, die den Grundfragen unbefangener gegenübersteht, würden die Ausführungen willkommen sein. So grundlegend sind aber die Neuerungen nicht, daß sie nur den „Unbefangenen“ willkommen wären. Die Fortschritte betreffen hauptsächlich die Systematik. Ein einheitliches Einteilungsprinzip, das der Organstellungen, ermöglicht systematische Sauberkeit. Um dieses Einteilungsprinzips willen definiert F. die Sprachlaute als „Komplexe gewisser, von unseren Sprachwerkzeugen gleichzeitig eingenommener Organstellungen“. Die akustische und die psychische Seite der Phonetik wird also bewußt ausgeschieden. Deshalb ist die im Gegensatz zum „Einzellaut“ stehende Bezeichnung „Sprachlaut“ für den Gegenstand der allgemeinphonetischen Untersuchung nicht gerade glücklich, ebensowenig die Bezeichnung „Buchstabenlautgruppen“ für die Benennung ähnlicher, zusammengehöriger Laute, die gleichen Organstellungskomplexen entsprechen. Denn unter Lauten versteht man nun einmal etwas hörbares, unter Buchstaben etwas geschriebenes, historisches, psychisches. Es werden also fremde Elemente in die Systematik eingeführt. Auch der Hinweis darauf, daß die Sprachlaute eigentlich Gebärden seien, fördert die Systematik nicht, denn es handelt sich bei F. nicht um Übertragung psychischer Inhalte auf visuellem Wege. Der Hinweis auf Wundts Lautgebärden S. 21 ist unrichtig.

F. bringt erst eine gröbere Systematik bis zu den „Buchstabenlautgruppen“, die in seinem Weltalphabet phonetisch mit Buchstaben geschrieben werden, dann eine feinere, in der diese Buchstaben mit Hilfe diakritischer Zeichen

1) Von einigen wissen wir, abgesehen von ein paar Eigennamen, überhaupt nichts.

2) Über Sikwāyi (Sequoya) vgl. ausführlich Pickering, Über die indianischen Sprachen Amerikas, übersetzt von Talvj. Leipzig 1834, Anm. 5, S. 58—72, darnach Lehmann-Haupt ZDMG 73, S. 60 ff.

genauer bestimmt sind. Es ist anzuerkennen, daß die gute Systematik die Erkenntnis phonetischer Vorgänge fördert, und daß das Weltalphabet sorgfältig überlegt und zum Teil überzeugend ausgearbeitet ist. Die Diskussion im Einzelnen würde hier zu weit führen. Man muß freilich bedenken, daß bei der Festsetzung eines solchen Alphabets sehr verschiedene Mächte im Spiele sind. Gestört wird man manchmal durch mangelnde sprachwissenschaftliche Einstellung und durch gelegentliche Vermischung von Orthoepie und Phonetik. Im ganzen verdient das Buch als Fortschritt auf phonetischem Gebiete jedenfalls Beachtung.

Ich hebe nun einige wichtigere Einzelheiten heraus. Die Vokal-Konsonanten-Einteilung, als die von Frei- und Hemmlauten, ist beibehalten. Doch wird dieser Unterschied nicht auf die absolute, sondern auf die relative Weite des Mundwegs zurückgeführt. Das ist sehr richtig, aber die Systematik ist wieder zu gunsten eines psychischen Faktors durchbrochen. Die dreidimensionale Vokalanordnung, eine Vervollkommnung des Bell'schen Vokalsystems, ist als die beste bewährt. Sie wird bestimmt durch Zunge, Lippen und Mundboden und dargestellt im Forchhammerschen Vokalklotz, der vom Bruder des Verfassers, Georg, vorgeschlagen worden ist. Vorzüglich ist die Anregung, das bekannte Vokaldreieck, i-a-u, durch zwei Dreiecke zu ersetzen; eins für breite Vokale i-a-ʜ, eins für runde Vokale y-ɔ-ü. Die Kritik der bisherigen Konsonantensysteme ist berechtigt, und F.'s Neubau sehr begrüßenswert. Auch F. erkennt an, daß ein ganz einheitliches Einteilungsprinzip kaum zu finden ist. Seine Dreiteilung in Verschlußlaute, Engelaute und Kehlkopflaute verlangt eine Zusammenfassung der ersten beiden als Ansatzrohrlaute (vgl. S. 150), — nur auf diese bezieht sich der Verschluß und Enge — gegenüber den Kehlkopflauten.

Mit besonderer Wärme wird die Auffassung vertreten, daß die Explosion bei p, t, k und b, d, g als Übergangslaut dieser Verschlußlaute anzusehen sei. Der Verschluß sei der eigentliche „Sprachlaut", da es verschiedene Arten der Explosion gibt, die freie Frontale: *ta*, die aufgehaltene frontale: *ts*, die laterale: *tl*, die nasale: *tn*, ja sogar unexplosive Formen: skand. *tak*, deutsch *Lebtag*. Wenn so die Explosionen nur als die akustischen Wirkungen gewisser Übergangslaute gewertet werden, so kommt die akustische und die psychisch-sprachliche Seite der Phonetik zu kurz, aber die Systematik gewinnt.

F. behandelt, wie erwähnt, das Arabische. Ich hebe einige Punkte hervor, die die Leser dieser Zeitschrift interessieren dürften. Das Arabische hat sämtliche 4 Kehlkopflaute: 1. den Verschlußlaut ء, in der phonetischen Schrift (?); 2. den Reibelaut ه, phonetisch (h), 3. den Anblaselaut ح, phonetisch (Ƨ), 4. den Zitterlaut ع, phonetisch (Ɛ). Der Kehlverschlußlaut, entsteht durch völliges Schließen der ganzen Stimmritze — Lippenritze und Knorpelritze; bei 2, dem Hauchlaut, sind beide Teile der Stimmritze offen; bei 3, dem Flüsterlaut, schließt sich die Lippenritze, die Knorpelritze läßt durch eine kleine dreieckige Öffnung den Luftstrom hinaus, der den mittleren Kehlkopfraum kräftig anbläst; bei 4, dem Knarrlaut, werden die Stimmlippen, ohne sich zu schließen, überstark komprimiert; sie sind in schlotternder Bewegung, die Knorpelritze ist geschlossen.

Die emphatischen — besser pharyngalisierten — t, d, s, z, unterscheiden sich von den gewöhnlichen t, d, s, z nur durch starkes Zurückziehen der Zungenwurzel gegen die hintere Rachenwand; beim emphatischen k ändert sich außerdem die Artikulationsstelle. F. schlägt für die Pharyngalisierung das phonetische Schriftzeichen für die zurückgezogene Zunge. vor (ꟷ); er schreibt also: t̴, d̴, s̴, z̴.

---

1. **Streitberg Festgabe.** Herausgegeben von der Direktion der Vereinigten Sprachwissenschaftlichen Institute an der Universität Leipzig. Leipzig: Markert & Peters 1924. (XV, 441 S. mit 1 Bild.) gr. 8°. Rm. 27.50; geb. 30.—.
2. **Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft.** Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg: Carl Winter 1924. (683 S.) gr. 8°. Rm. 22 —; geb. 24.50.

Bespr. von Ernst Lewy, Berlin.

1. Die Enge des dem Ref.en zugewiesenen Raumes schließt eine eingehende Besprechung — selbst wenn er sie leisten könnte — aller der in 1 vereinten fördernden und lehrreichen Aufsätze aus. Hervorzuheben ist zunächst ein Aufsatz von A. Fischer (46—58), Ausdrücke per Merismum im Arabischen, der darlegt, wie im Arabischen gern „Begriffe der Gesamtheit oder der Allgemeinheit durch zwei in einem kontradiktorischen Gegensatz zueinander stehende Teilbegriffe ausgedrückt und dadurch energischer betont und gesteigert werden". Ob allerdings diese Ausdrucksweise im Arabischen besonders einzigartig entwickelt ist, ist heute noch schwer zu sagen; wie sehr im Finnisch-ugrischen Verwandtes entwickelt ist, hat Ref. nachgewiesen (Zur fi-ugr. Wort- u. Satzverbindung). Danach erlaubt er sich, mit aller gebotenen Zurückhaltung, aber auch durch S. 53 veranlaßt, die Frage, ob etwa der biblische Parallelismus zu jener Eigenheit des Arabischen zu gesellen ist. Dann sei H Zimmerns Beitrag ‚Der Kampf des Wettergottes mit der Schlange Illujankaš. Ein hettitischer Mythus' genannt, worin uns ein

hettitischer Text mit sprachlichen Bemerkungen geboten wird. Indische Dinge behandeln M. Bloomfield, On Vedic Agni Kravyavāhana and Agni Kavyavāhana, J. Hertel, Śivadāsas Vetālapañcaviṃśatikā (ausführliche Besprechung der Ausgabe von Uhle), H. Jacobi, Über Viṣṇu-Nārāyaṇa-Vāsudeva, Ch. Krause, Eine neue Pañcatantra-Mischrezension in Alt-Gujarātī. B. Liebich versucht lat. campus in Indien wiederzufinden, H. Reichelt bespricht ‚die indoiranischen Benennungen des Salzes', F. H. Weißbach, Altpersische Aufgaben'. M. Vasmer, ‚Iranisches aus Südrußland', versucht die „auf griechischen Inschriften in Südrußland erhaltenen Namen mit ossetischen Merkmalen für die chronologische Bestimmung ossetischer Lauterscheinungen" auszubeuten; schwache ‚Ossetenspuren in Ungarn' bespricht Z. Gombocz. Einige heute besonders beliebte Probleme treten hervor: die Namenforschung, in den Arbeiten von K. Buga: ‚Die Vorgeschichte der aistischen (baltischen) Stämme im Lichte der Ortsnamenforschung', M. Förster, ‚Ablaut in Flußnamen' G. Hatzidakis, Ἰυτοῖ-Γιούχτας, N. Jokl, Thrakisches, J. Melich, Über den ungarischen Flußnamen Tisza „Teiss", R. Trautmann, Über die sprachliche Stellung der Schalwen; die Aktionsarten: A. Belić, Zur slavischen Aktionsart, M. Deutschbein, Das Resultativum im Neuenglischen; die indogermanisch - finnischlappischen Lehnbeziehungen: H. Jacobsohn, Zum Vokalismus der germanischen und litauischen Lehnwörter im Ostseefinnischen; W. Wiget, Die Endung der weiblichen germanischen Lehnwörter im Finnischen; K. B. Wiklund, Zur Frage vom germ. ē in den Lehnwörtern im Finnischen und Lappischen; die slavische Intonation: N. Trubetzkoy, Zum urslavischen Intonationssystem; die slavischen Nominalsätze: G. S. Keller, Über Ellipse im Ukrainischen, St. Mladenov, Zu den slavischen na-Sätzen. Allgemein phonetisch gerichtet sind R. Blümel, Grundbedingungen der quantitierenden und der akzentuierenden Dichtung, M. Grammont, L'interversion, Fr. Saran, Die Quantitätsregeln der Griechen und Römer. Beiträge zur Etymologie und Wortgeschichte, Lautgeschichte und Formenlehre aus den verschiedenen idg.en Sprachgebieten, z. T. auch allgemein idg.er Art geben O. Bremer, Vier und Acht, J. Endzelin, Baltische Beiträge, E. Fraenkel, Zur griechischen, baltoslavischen und albanesischen Grammatik und Wortkunde, J. Fraser, Λυκάβας, E. Hermann, Lateinisch mī fīlī, F. Holthausen, Etymologische Forschungen, E. Kieckers, Zur 3. sing. ind. praes. pass. im Altirischen, O. Lagercrantz, Die drei dorischen Phylennamen, E. Lidén, Griechische Worterklärungen, A. Meillet, A propos du groupe lituanien de beriù, J. J. Mikkola, Die Verschärfung der intervokalischen j und w im Gotischen und Nordischen, J. Pokorny, Etymologische Miszellen, H. F. Schmid, Zur Geschichte der Bedeutungsentwicklung westslavischer Lehnwörter für Institutionen der lateinisch-germanischen Kultur, J. Schrijnen, „Silva lupus in Sabina", F. R. Schröder, Deutsch Eren, E. Schwyzer, Ein indogermanischer Rest im schweizerdeutschen Wortschatz, R. Thurneysen, Der Akkusativ Pluralis der geschlechtlichen n-Stämme, H. Weyhe, Ae. ēawis „offenbar", N. van Wijk, Die großrussische pronominale Genetivendung-vo. Von diesen Arbeiten möchte ich als besonders interessant die von Bremer, Schmid, Schwyzer und Weyhe hervorheben. Noch nicht genannt sind G. Gerullis mit einer nüchtern die Tatsachen behandelnden Arbeit ‚Zur Beurteilung des altpreußischen Enchiridions', bei der nur zu bedauern ist, daß er sich nicht mit der, der seinen nahe kommenden, nur auf sprachlichen Schlüssen aufgebauten des Ref.en (I. F. 32. 170—78) auseinandersetzt; R. Heinze, Zum Gebrauch des Praesens historicum im Altlatein; B. Maurenbrecher, Die lateinische Ellipse, Satzbegriff und Satzformen; L. Kettunen, Geschichtliches und Phonetisches über die auslautenden Konsonanten im Finnischen; H. Wengler, Zur Inversion der Objekts-Pronomina in der Danteschen Prosa; und zwei altnordische Beiträge von E. Mogk, Der Machtbegriff im Altnordischen und M. Olsen, Der Runenstein von Varnum (Järsberg), beide religionsgeschichtlich, der erste auch literarformgeschichtlich von Interesse. — Wenn auch selbstverständlich gegen manche Arbeiten Einwände zu erheben wären, gewinnt man aus dem ganzen Festbande den Eindruck des Lebens und muß sich der Fülle der Fragen und der Gelehrsamkeit und guten Schulung, die meist bei ihrer Behandlung sich bewähren, freuen. Einen abgestorbenen Eindruck macht hier die indogermanische Sprachwissenschaft jedenfalls nicht. Es ist nicht zu verkennen, daß die rein konstruktiven Etymologieen oder formgeschichtlichen Spielereien, die der Indogermanistik keine Freunde erwarben, zurücktreten, und vielfach versucht wird, die Etymologie z. B. durch Details zur Wortgeschichte zu beleben. Freilich bei den syntaktischen Arbeiten scheint, nach Einsicht des Ref.en, die Neigung zu herrschen, die Einzelerscheinungen allzuschnell auf Kategorien (der Logik oder Psychologie) zu beziehen, wenn auch da manche sinnreiche Bemerkung zu finden ist, z. B. von Heinze, S. 122, Anm. 2 —, während doch in Wahrheit zwischen der Einzelerscheinung und dem (logisch-psychologischen) System der Dinge das die sprachliche Einzelerscheinung erst in

die rechte Bedeutung setzende System (oder der Organismus) der Einzelsprache steht, das freilich nie als einheitlich, als abgeschlossen gelten darf, da es mindestens aus der Vergangenheit her immer fremdes enthalten kann.

2. Der Titel der anderen Festschrift ist etwas weit gefaßt, da es doch viele Gebiete der Sprachwissenschaft gibt, die in ihr nicht berührt werden. Im allgemeinen sind die Arbeiten Forschungsberichte. Durchaus Einzeluntersuchungen sind die Arbeiten von F. Sommer, Zum vedischen Sandhi und A. Walde, O-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen, sowie die von J. Weisweiler, Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie, die die Geschichte des ahd. Wortes euua gibt, das prinzipielle nur ganz kurz auseinandersetzt. Einige Arbeiten sind halb Untersuchung, halb Programm. Durch E. Sievers, Ziele und Wege der Schallanalyse, der sich die weiter bildende Arbeit eines Schülers F. Karg, Sprachwissenschaft und Schallanalyse anschließt, werden wir über den augenblicklichen Stand der schallanalytischen Forschung wieder einmal autoritativ orientiert, was ja, bei ihren großen Ansprüchen, erwünscht ist. Die S. 109 formulierte Frage: „Wozu das alles?“ wird wohl niemand stellen; eher wird man, wie hier S. 412 Anm. angedeutet ist, fragen: „wie ist es möglich diese Lehre schriftlich zu übermitteln?“ und: „wie kann eine Lehre, die noch so große Wandlungen durchmacht — wie S. 65, Anm. 1 und S. 92 angedeutet ist — auf Gläubige rechnen“? Mit diesen Fragen wird die fraglos tiefe, künstlerische (man vgl. F. Kürnbergers Novelle ‚Aug und Ohr‘) Konzeption von J. Rutz und E. Sievers nicht in Frage gestellt. — W. Porzig, ‚Aufgaben der indogermanischen Syntax' meint, daß durch Husserls Nachweis der „Unabhängigkeit des gesamten Bedeutungsgebietes von allem Psychischen“ „für die Sprachwissenschaft eine vollkommen neue Lage gegeben ist“ (S. 129; was Husserl selbstverständlich nicht denkt; auch die Sätze S. 136—37 decken kaum Husserls Meinung). Er versucht demgemäß die idg. Syntax vom phänomenologischen Standpunkte zu betrachten und gelangt so auch zu manchen richtigen Anschauungen; Ref. bezweifelt jedoch durchaus, daß dazu die Phänomenologie nötig war. Der Verfasser, der um die Schaffung neuer Termini sonst nicht verlegen ist, spricht S. 150 von „ganz verschiedenen Typen analytischen Sprachbaus“. Wenn sie ganz verschieden sind, muß man auch verschiedene Termini zur Bezeichnung dieser verschiedene Typen wählen (wie etwa Finck den Terminus ‚gruppen‘ - flektierend neben stamm - und wurzelflektierend geschaffen hat, weil eben flektierend nicht genügt); ein vieldeutiger Terminus erfüllt seinen Zweck, eine Sache zu bezeichnen, doch nicht. Vielleicht ist es da besser eben diesen Terminus ‚analytisch‘ — wie auch den ‚agglutinierend‘ — eine Weile ruhen zu lassen. — Auch in streng moderner Aufmachung, aber reicher an eigenem Gehalt tritt die Arbeit von G. Ipsen ‚Der alte Orient und die Indogermanen‘ auf. Hier wird versucht, die Lage der idg.en Völker in die geographisch-geologisch-natürliche Struktur der Erde einzugliedern. Bei der Lektüre dieser Arbeit mußte Ref. an die schöne Bekenntnisschrift Julius Platzmanns denken. Ipsens Gedanke scheint dem Ref. durchaus beachtenswert. Leider verrät sich an manchen Punkten eine große Unkenntnis der Forschung und ihrer Geschichte. S. 213 spricht er von „Versuchen Wincklers (lies: Winklers) und seiner Schule“. Winkler hat bis vor etwa 10 Jahren am Breslauer Johannes-Gymnasium unterrichtet und hat dort sicherlich für kaukasische Forschungen keine Schüler bilden können. Er hat sich denn auch über den Ausdruck „Schüler“, der auf G. Hüsing und F. Bork angewendet wurde, geäußert, in dem Vorwort zu der Schrift, die sogar F. Braun, Die Urbevölk. Europas, S. 30, zitiert. S. 214—15, wo der Übergang von f in h besprochen wird, halte ich für wichtig und meine, das auch andere dem Armenischen und dem Westeuropäischen gemeinsame Lautübergänge hier anzuschließen sind. Nur versteht es Ref. wirklich nicht, wieso I. hier von einem „geheimnisvollen“ Vorgange sprechen kann; es hätte sich empfohlen den Aufsatz des Ref. ‚Zur Frage der Sprachmischung‘ (1913) in den ‚Beiträgen zur Sprach- und Völkerkunde, Festschrift f. A. Hillebrandt‘ zu berücksichtigen oder die Bemerkungen J. Stenzels im Logos 12. 292 und V. Brøndals Substrater og Laan . . . 1917. I., der ja auch naturwissenschaftlich gebildet zu sein scheint, wird besser, als Ref. verstehen, worum es sich handelt, wenn Ref. ihm das Wort „mendeln“ nennt. Für die Herkunft der Inder aus Iran ist heute eine Andeutung des Beweises kaum mehr nötig (S. 210), da Hillebrandt seit Jahrzehnten um die Anerkennung seines Standpunktes kämpft und nie verschwiegen hat, daß schon vor ihm H. Brunnhofer in dieser Richtung gearbeitet hat. — Unter den Arbeiten, die mehr oder weniger deutlich sich als Forschungsberichte darstellen, steht H. F. J. Junkers ‚Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft‘ voran. Hier wird eine große Menge dem Sprachwissenschaftler meist unbekannter oder schwer zugänglicher Literatur aus der neuesten Philosophie, Psychologie (Denkpsychologie) und Logik verarbeitet und so ein Bild von diesen der Sprachforschung so nahe benachbarten Gebieten gegeben,



ohne daß der Standpunkt des Verfassers jedoch völlig zurücktritt. J. kann sich für die Fruchtbarkeit der von ihm angedeuteten Richtung schon auf eine treffliche Arbeit, die „Südlappische Sprachlehre“ von E. Lagercrantz berufen. Doch wird es noch einer genauen Prüfung bedürfen, ob das gute und neue dieser Arbeit auch tatsächlich dem Anschluß an eine neue Richtung der Sprachtheorie verdankt wird. Eine Einzelheit sei wenigstens hervorgehoben: die Feststellung der Gliederung des Vorgangsausdruckes in nhd. „ein Ende machen“ und neupers. qabūl kardan „annehmen“ (S. 53) (die in das Gebiet des „Flexionsisolierung“ führt). Mit Freude hat den Ref. erfüllt, daß J. besonders Fincks Schriften hervorhebt; denn Finck war sicher einer der bedeutendsten und klarst denkenden Sprachforscher der Zeit von 1870—1920, und gerade der Jubilar Streitberg hat sich um seine Jugendschrift durch eine freundliche Besprechung verdient gemacht. J. beweist hier eine Urteilsfähigkeit, die zu ihrem eigenen Schaden leider nicht alle Fachgenossen gezeigt haben. Auch alle anderen Berichte empfehlen sich — mit einer Ausnahme (dem letzten) — durch einen sachlichen, oft bescheidenen Ton. Als klar und aus eigenem förderlich fallen J. B. Hofmann, ‚Altitalische Dialekte‘ und F. Specht, ‚Baltische Sprachen‘ auf. Inhaltsreich, wenn auch etwas knapp sind die Berichte über Indisch und Iranisch von H. Reichelt; aus dem letzteren geht besonders hervor, welche große Wirkung allmählich die Aufstellungen von Andreas gewonnen haben. Über Armenisch spricht H. L. Zeller, über „die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung“ J. Friedrich. Als großzügiger Überblick verdient I. Jordans „Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft“ Hervorhebung. Griechisch bespricht A. Walter, Altgermanische Dialekte C. Karstien, Deutsch V. Michels, die englische Sprachwissenschaft W. Horn, Slavisch K. H. Meyer. — Ein ausgeführtes Bild des Zustandes der Wissenschaft, das dieser Band enthüllt, wird man dem Ref. erlassen. Es ist ein häßliches Wort, aber es ist schwer um seine Anwendung herumzukommen: „positivistisch“ erscheint sie in hohem Grade, über die hier berichtet wird. Dabei hat es doch auch andere gegeben, auch bevor Voßler seinen „Kampfruf“ (H. Schuchardt, Individualismus, Sonder-Abd. aus dem 16. Erg.-Heft des Euphorion S. 3) erschallen ließ. So viel ich sehe, wird Fincks „Deutscher Sprachbau“ in dem Abschnitt „Deutsch“ nicht genannt. Ref. kann seine Antipathie gegen Forschungsberichte, Jahresberichte, Handbücher usw. usw. nicht verhehlen, weil durch sie ein völlig falsches Bild von dem Wesen der Wissenschaft erzeugt wird; nämlich, daß man nach mehr oder minder guter Dressur und bei genügend großer Beteiligung schon zum Ende dieses Unternehmens gelangen wird. Wissenschaft ist aber irgendwie Schaffung eines geistigen Systems, eines Systems des Geistigen, das durch Kollektivarbeit nicht geschaffen, ja kaum gefördert werden kann, sondern nur durch Einzelwesen, denen daran gelegen ist, dem Denken ihr ganzes geistiges Sein zu opfern. Kaum ein Buch der sprachwissenschaftlichen Literatur macht die Sehnsucht nach solcher Wissenschaft so lebendig wie dieses, läßt das berechtigte an Vossler's Bestrebungen — zu dessen ausgesprochenen Anhängern Ref. sich ja nicht zählt — so deutlich hervortreten, wie dieses Buch, weist somit so energisch in die Zukunft, wie dieses.

Odé, Dr. A. W. M.: De uitgangen met R van het deponens en het passivum in de indoeuropeesche Talen. Haarlem: H. D. Tjeenk Willink & Zoon 1924. (V, 85 S.) 8°. fl. 2—. Bespr. von W. Prellwitz, Rastenburg.

Daß schon die indogermanische Ursprache in mehrere Mundarten geschieden war, ist eine Annahme, zu der die Laute der Einzelsprachen öfters zwingen. Als die älteste solcher Spaltungen betrachtet man die, durch welche nach der ersten Gutturalreihe sich die Centum- von den Satemsprachen scheiden. Die Morphologie aber scheint noch eine ältere Gruppenbildung erweislich zu machen. Es wird kaum eine andere Annahme übrig bleiben, als daß die Sprachen, in denen sich Verbalendungen mit *r* bei Bildung des Deponens und Passivs finden, einst gegenüber denen, die gar keine Spur hiervon bewahren, eine feste Gruppe gebildet haben.

Das Italische und Keltische hat man zu einer Gruppe auch aus anderen Gründen zusammengeschlossen, aber dem lateinischen *afficitur* steht jetzt das mehrmals sicher überlieferte phrygische *addaketor* so nahe, daß eine Erweiterung jener Gruppe unvermeidlich ist. Hierzu kommen aber zahlreiche Formen aus den neuentdeckten idg. Sprachen, dem Tocharischen und dem Hethitischen, gleichfalls mit deponentialer oder passiver Bedeutung. Sie behandelt Odé im ersten Abschnitt seines ersten Hauptteiles (S. 3—23), während der zweite Abschnitt diejenigen Formen bringt, deren *r* zur Bezeichnung der Person, nicht des genus verbi dient. Solche finden sich nicht nur im Keltischen (*cechnimmir*, *cechnitir*), Italischen (*fēcēre*), im Tocharischen und Hethischen, sondern auch im Altindischen (*cakrur*, *syur* u. a.; medial *ninyire*) und im Avestischen aktiv und medial in der dritten Person Pluralis.

Die von Charpentier herangezogenen armenischen Formen der zweiten und dritten Person der Einzahl scheinen, so unklar sie noch sind, hiermit nichts zu tun zu haben (S. 28ff.).

Der zweite Hauptteil gibt eine Übersicht über die früheren Versuche, die deponentialen und passiven Formen zu erklären und lehnt die Kontaminationstheorie (Windisch, Zimmer) ab, nach der die zweitgenannte Gruppe von z. T. medialen Endungen mit *r* Anlaß zur Neubildung des *r*-Deponens und Passivums der ersten Gruppe gegeben haben soll. Die im dritten Hauptteile (S. 57—73) wiedergegebene Ansicht des Verfassers geht vielmehr dahin, daß beide Bildungen von einander getrennt zu halten sind und daß die Sprachen mit *r* zur Bezeichnung des Genus Verbi eine Gruppe für sich bilden. In lat. *loquitur, loquuntur* sei ein Suffix *r* an die alte mediale Form auf *-to, nto* getreten in einer Sprachperiode, in der von einer regelmäßigen Durchbildung der idg. Conjugation, wie sie im Altindischen und Griechischen erscheint, noch keine Rede gewesen sein kann. Dies *-r* sei wohl eine Partikel gewesen.

Wenn man bedenkt, daß auch die indogermanischen Personalendungen *m-i, m-ai, m-ān* neben *-m, t-i, t-ai, t-o, i-t* neben *-t* solche Partikeln zeigen, hat die Annahme ja nichts Unmögliches. Ein suffixales *-r* erscheint ja deutlich in den Pronominaladverbien ai *tárhi, kárhi, yárhi,* lat. *cur,* lit. *kur,* got. *hvar,* ahd. *hvār,* mhd. *hier,* nhd. *hier* neben *hie, hin.* Der vierte Hauptteil spricht über den vermutlichen Wohnsitze der Völkergruppe der Italokelten, Phrygier, Tocharen und Hethiter. Sie werden für das Jahr 2000 v. Chr. im Westen und Norden des Schwarzen Meeres angenommen.

Es ist ein kühner Vorstoß in unbekanntes Gebiet, von Odé mit Umsicht und Urteil geführt. Hoffen wir, daß die Tatsachen, auf die er sich dabei stützt, sich bald mehren und so besser beleuchtet werden.

Oštir, Karl, Dozent a. d. Universität Ljubljana: **Beiträge zur alarodischen Sprachwissenschaft** I. lat. ficus. etr. Zahlwörter. 1921.

—, Sumerski izvor abac. številčnih imen: igin 1, andras 2, ormis 3, arbas 4, quimas 5, caltis 6, zenis 7, termenias 8, zelentis 9. „Sumerischer Ursprung der Zahlwörter der lothringischen Abacisten.“ (Čas XVI. Ljubljana 1922.)

—, Illyro-Thrakisches. (Архив за Арбанаску старину, Језик и Етнологију. I, 1—2. Београд. 1923.) — Alarodica I. (Razprave I. Ljubljana 1923.) S. 273—310. Bespr. von Heinrich Junker, Hamburg.

Die vorstehend genannten Abhandlungen stehen in engerem Zusammenhang. Die etymologische Erforschung der europäischen idg. Sprachen hat gezeigt, daß es eine große Reihe von „idg.“ Wörtern gibt, die sich nicht einleuchtend zergliedern lassen. Man kam daher bald auf die Möglichkeit, in diesen Restworten Widerspiegelungen voridg. Sprachen zu sehen, und setzte, im Einklang mit archäologischen Befunden, entsprechende ethnische Schichten voraus. Ohne sich hierauf ausdrücklich zu berufen und ohne die bestehenden recht schwierigen Probleme zu erörtern und damit seinen eigenen Standpunkt festzulegen, geht Oštir von einem solchen Substrate aus, das er, mit anderen, als „alarodisch“ bezeichnet. Er rechnet die folgenden Sprachen hierher: das Hamitische, Sumerische, Birmanische(?), Dravidische(?), Hattidische, (Elamisch, Vannisch, Kaukasisch, hethitische Dialekte, Mitanni, Arzaja, Kleinasiatisch; letzteres durch die Gleichartigkeit der kleinasiatisch - altsüdwesteurop. Nomenklatur übergehend in das) Alteuropäische (Ibero-Baskisch, Ligurisch, Etrusko-Rätisch, Illyro-Pelasgisch) (Beitr. 94). Obwohl eine solche Zusammenstellung außerordentlich anfechtbar ist, wird sie von dem Verf. als gegebene Tatsache verwendet. Gerade die Tatsache dieses Zusammenhangs gilt es aber allererst nachzuweisen, will man anders, wie es der Verf. versucht, die gemeinsamen lautlichen Eigentümlichkeiten in ein System von Entsprechungen bringen.

Oštir behandelt zunächst die Etymologie des Wortes für „Feige“, indem er von lat. ficus ausgeht. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß der Name „voridg.-alarod.“ Herkunft sei, wodurch sich seine heutige lautliche Vielgestaltigkeit erkläre. Diese lasse sich bei Annahme eines dem finn.-ugr. entsprechenden konsonantischen Stufenwechsels (*m* : *w*, Fortis *g*: Lenis *g*, usw.), dem ein vokalischer Stufenwechsel — also ein „Ablaut“ — an die Seite gestellt wird, auf eine einheitliche Grundform zurückführen, welche der Verf. zu konstruieren versucht. Wenn es auch als durchaus wahrscheinlich bezeichnet werden kann, daß die „idg.“ Benennungen für „Feige“ einer voridg. Benennung ihre lautliche Gestalt verdanken und wenn auch nicht der Scharfsinn und die Strenge verkannt werden sollen, die Oštir auf die konstruktive Herleitung der idg. Feigen-Namen aus einer voridg. Grundform verwendet, so muß doch auch gesagt werden, daß die Darstellung des Verf. jede Rücksicht auf den Leser vermissen läßt, daß sie andeutet, statt auszuführen, sich in Nebensachen verliert, statt die Hauptthese zu beweisen, und ganz sprunghaft und ungleichmäßig verfährt, ja, Früheres durch spätere Ausführungen berichtigt. So bleibt denn trotz aller verwandten Mühe die Zurückführung von lat. ficus auf ein **ḅuoikos* und der

Vergleich mit den anderen Feigen-Benennungen bestenfalls eine schlecht begründete geistvolle Konstruktion. Man wird zugeben können, daß es nützlich ist, den Ausgang für die Untersuchung des voridg. Sprachzustandes von einer Gruppe sachlich zusammenhängender Benennungen, wie es die des Feigennamens ist, zu nehmen. Kommt man aber dabei zur Konstruktion eines voridg. Lautsystems, das nun seinerseits die Basis für weitergreifende Vergleiche sein soll, und von dessen „Richtigkeit“ man überzeugen will, so gibt es keinen anderen Weg als den, welchen Möller in einem entsprechenden Falle (‚Semitisch und Indogermanisch‘) gegangen ist. Der Verf. hätte sich hieran ein Muster nehmen sollen. Sieht man aber auch davon ab, so bleibt selbst in dem vorgegebenen Rahmen außerordentlich vieles willkürlich und unbestimmt. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß die angenommenen Vorformen nichts anderes als ad hoc aufgestellte Einheitskonstruktionen sind. Von einer solchen der Grammatik, als der sprachwissenschaftlichen Ordnungslehre, dienenden und die Zusammenschau vielgestaltiger Erscheinungen ermöglichenden konstruktiven Einheit führt aber kein logisch einwandfreier Weg zu dem aus ganz anderen Gründen (denen der sachlichen Übereinstimmung) hypothetisch angenommenen geschichtlichen Einheitswort. Eine grammatische Einheit kann man (vor allem bei ausgewähltem Material) immer konstruieren; nachweisen, daß sie die gesuchte Benennung für einen geschichtlich wirklichen Sachverhalt ist, kann man so gut wie nie. Was die grammatischen Konstruktionen Oštirs besonders verdächtig erscheinen läßt, ist der Umstand, daß er nicht mit alarodischen Lautverhältnissen schlechthin, sondern mit „uralar.“ und „spätalar.“ arbeitet, also innerhalb der konstruierten Lauteinheiten, deren Geschichtlichkeit durch nichts erwiesen ist, zeitliche, d. h. geschichtliche Unterscheidungen vornehmen muß, um der etymologischen Schwierigkeiten Herr zu werden. Da in einer und derselben Sprache uralar. und spätalar. Zustände in derselben Sprachschicht sich spiegeln, ohne daß der Anlaß dazu erkenntlich ist, bleiben die meisten Ableitungen höchst unbefriedigend.

Dies gilt für alle oben erwähnten Abhandlungen, die sich vielfach selbst zitieren, am meisten aber von jener über die Abacisten-Zahlwörter, welche mit etrusk., assyr. und sumer. zusammengebracht werden.

Die dritte Abhandlung behandelt den Namen Παλλὰς Ἀθήνη, was als „Juppiter lapis“ (aus „caeli lapis“) gedeutet wird, wobei „statua Athenae“ die Bedeutung „Athena“ erlangt hätte. Ferner wird u. a. Βελλεροφῶν als „*draconis = chimaerae occisor“ gedeutet und wird einiger anderer Wörter Anschluß an das Alarod. versucht.

Am klarsten und saubersten ist die letzte Arbeit. Auch hier geht der Verf. wiederum von einem Einzelwort aus, was ihm Veranlassung gibt, seine Thesen durch herbeigetragenes Material zu stützen. Er vergleicht illyr.-thrak. σκάρκη mit got. *skilliggs* „Goldsolidus, Schilling“ und nimmt eine Vorform **skorong-* „aus Gold“ an. Dabei erwähnt er auch eine Etymologie Jokls, der (nach dem Muster von slav. *platŭ* „Leinwand, pallium“ zu *platiti* „zahlen“) das Wort nhd. *Pfennig*, germ. **panding* zu lat. *pannus* „Stück Tuch“ stellt. Wenn der Verf. auch weiterhin der Frage des voridg. Sprachgutes nachzugehen beabsichtigt, so wäre ihm anzuraten, zunächst eine Einzelsprache vorzunehmen und diese vollständig zu bearbeiten. Ob sich dann seine Konstruktionen halten lassen, darf man für die Mehrzahl schon jetzt bezweifeln.

Werner, Priv.-Doz. Heinz: **Die Ursprünge der Lyrik.** Eine entwicklungspsychologische Untersuchung. München: Ernst Reinhardt 1924. (VIII, 243 S.). gr. 8°. Rm. 5.—. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Auf psychologischem Gebiete bin ich Laie, eine wirkliche Besprechung des genannten Buches kann ich nicht geben. So kann ich nur erklären, daß ich in W.s Arbeit eine auf gründlichster Durchforschung des Materials fußende bedeutende Arbeit erblicke, die auch der Orientalist, der sich um die Anfänge der Literatur der Ägypter, Babylonier, Araber u. dgl. bemüht, sorgfältig studieren muß.

Sympathisch berührt schon der Titel Ursprünge, nicht Ursprung. Man ist bei Untersuchungen über die Anfänge der Kunst, der Religion so sehr daran gewöhnt, alles aus einer Quelle abgeleitet zu finden, daß man sich freut, wenn einmal offen zugegeben wird, daß eine so komplizierte geistige Tätigkeit wie die Dichtung sich aus ganz verschiedenen Anlässen entwickelt haben muß.

Denn Anfänge der Dichtung hätte der Verf. sein Buch ebenso gut nennen können. Unter Lyrik ist hier nicht der Ausdruck individuellen Empfindens und Erlebens gemeint, sondern die primitivsten Formen der Dichtung überhaupt.

Als erste Stufe der Lyrik gilt ihm die „sinnlose“ Lyrik, wie sie sich namentlich in Hinterindien, Südafrika und Südamerika findet, freilich ist der aufgezeichnete „sinnlose“ Text oft aus einem ursprünglich „sinnvollen“ degeneriert. Oft finden sich auch Gesänge, denen

nur scheinbar ein Sinn innewohnt, die in Wirklichkeit sinnlos sind, wie die meisten Gesänge der Kinder. Als Urform der sinnvollen Poesie gilt dem Verf. der Ausdruck der Sehnsucht. Davon unterscheidet er verschiedene Formen:

1. Die Nahrungslyrik.
2. Der Sexualgesang.
3. Der Totengesang.
4. Der Zorngesang. (Spott- und Hohnlieder).

Zwischen diesen primitiven Gesängen und aller höheren Lyrik liegt die ganze große Gruppe solcher Lieder, die einen magischen Zweck verfolgen (S. 21). So werden aus den Nahrungsliedern Zaubersprüche, aus den Totenliedern Totenbannlieder u. dgl.

Man möchte hier einwenden, ob diese beiden Stufen jemals zeitlich von einander geschieden waren. Aber soviel ich sehe, ist das auch gar nicht des Verf. Meinung. Nur dem Wesen nach ist die erste Form primitiver als die zweite. Aber beide können sehr wohl gleichzeitig entstanden sein.

Die Entwicklung der sinnvollen Lyrik durchläuft nach W. zwei Stadien, die konstatierende Lyrik, die einfach beschreibt (z. B. Tiere), und die symbolisierende Lyrik, die damit anfängt, was gemeint ist, erraten zu lassen, z. B. für: „O, mein Mann, warum bist Du tot?“ wird gesagt: „Wer soll für mich meine Kokosnüsse holen? Wer soll für mich arbeiten?“ Aus Derartigem entwickelt sich das poetische Gleichnis. Das Gleichnis wird nicht, wie das sonst häufig geschieht, aus der Magie abgeleitet, nicht um Zauberwirkungen zu erzielen, ist das poetische Gleichnis entstanden, es war unabhängig davon da. Wohl aber ist die Sucht, seine Gefühle symbolisch auszudrücken durch das Verlangen nach magischer Wirkung außerordentlich verstärkt worden. Die Entstehung des Gleichnisses wird sehr eingehend untersucht, doch verbietet der zur Verfügung stehende Raum, auch nur die einzelnen Stufen zu kennzeichnen. Nach dem Gleichnis wird die poetische Wiederholung behandelt, ebenso wie bei jenem werden außermagische und magische Wurzeln unterschieden, unter den ersten wird z. B. angeführt, wie die Kraft der Leidenschaft zur Wiederholung der Gefühlsäußerung zwingt, wie aber auch das Bestreben nach größerer Anschaulichkeit dazu treibt; z. B. wenn der Bararo erzählt, daß fünf Bäume gefällt werden, sagt er: „Er fällte zwei Bäume, er fällte wieder zwei, er fällte einen.“ Damit wird die Dauer und Anstrengung veranschaulicht.

Die Wiederholung führt zum Parallelismus membrorum. Von dessen Stilformen wird ausführlich die Brechung behandelt, d. h. ein lyrisches Gebilde ist in zwei Abschnitte so zerteilt, daß die letzten Silben des ersten zu Anfang des zweiten Teils wiederholt werden.

Auffälligerweise fehlt unter den Stilformen die Antithese, d. h. derselbe Gedanke wird in zwei Sätzen ausgesprochen, die scheinbar im Gegensatz stehen, z. B. der Gedanke: Überall, wo ich bin, bist auch Du, wird in die zwei Glieder zerlegt: „Führe ich gen Himmel, siehe so bist Du da, bettete ich mir in die Hölle, siehe so bist du auch da.“ Der Verf. ist aber völlig im Rechte, wenn er diese Stilform nicht besprochen hat. Soweit ich sehen kann, erscheint sie erst auf einer recht hohen Stufe literarischer Kultur. Den Ägyptern fehlt sie fast immer, erst die Dichter des Alten Testamentes wissen sie mit großartigem Geschick zu verwenden.

Ein besonderes Kapitel ist der Ellipse gewidmet; d. h. der Unterbreitung von Worten und Sätzen.

Der größte Teil des Buches behandelt Rythmus und Metrum. Über die Entstehung des Rythmus gibt es das bekannte Buch von Bücher, das den Rythmus infolge der Arbeit entstanden sein läßt. Daß Büchers Auffassung einseitig ist, ist schon wiederholt hervorgehoben, der Verf. stimmt diesem Widerspruch vollkommen zu. Die primitiven Völker kennen keine Arbeit im sozialen Sinne, und solche, die sie kennen, führen ihre rythmischen Gesänge ohne Beziehung zu ihr durch.

Rythmus kann auf die verschiedenste Weise zu stande kommen, z. B. wird die Rede der Primitiven im Zustande der Gefühlserregung leicht rythmisch. Die Bewegung der Gliedmaßen, wenn sie ungestört ist, wird von selbst rythmisch. Selbstverständlich tritt auch der Rythmus in den Dienst der Magie.

Befreit sich die sprachliche Rythmik vom Gesang und von der Bewegung, womit sie ursprünglich verbunden ist, so entwickelt sich nach verschiedenen Übergangsstufen das Sprechmetrum. W. macht den m. E. heute noch etwas kühnen Versuch, eine Entwicklung der verschiedenen metrischen Formen herauszuarbeiten. Unterschieden werden strenge und freie (Sing- und Sprech-)Metrik. Welche älter sei, lasse sich heute noch nicht entscheiden. Beide Formen kämen gleichzeitig bei primitiven Völkern vor. Für die strenge Metrik glaubt er das daktylische Maß — — | — — feststellen zu können. Bei den freien Rhythmen paßt sich der Rhythmus der unterlegten Sprache an, das strenge Maßverhältnis zwischen Kurzen und Langen besteht nicht. Es dürfte heute wenige geben, die mit der Metrik auch nur der wichtigsten Kulturvölker einigermaßen vertraut sind.

So ist es nicht leicht, W.s Feststellungen mit genügender Kritik zu betrachten. Er glaubt bei den wichtigsten Kulturnationen des Altertums, den Indern und Griechen die Entwicklungslinie so ziehen zu können, daß zunächst die Versenden gleichmäßig werden, bis schließlich vollkommen durchgeführte quantitative Metren erreicht werden. Die akzentuierende Metrik geht der quantitierenden voraus.

Ich glaube man wird im allgemeinen W.'s Ausführungen zustimmen können. Jedenfalls dürften sich W.s Ausführungen für jeden fruchtbar erweisen, der der Rythmik und Metrik der orientalischen Völker, besonders der noch wenig oder gar nicht erforschten Metrik der Ägypter und Babylonier nachgeht.

Bei den Ägyptern läßt sich ein Werden der Metrik beobachten, erst allmählich gleichen die einzelnen Glieder sich an. An den Golenischeffschen Hymnen können wir die vollkommene Freiheit der einzelnen Bestandteile noch erkennen. Die koptische Metrik, die Erbin der altägyptischen, ist die strengste, aber auch die einförmigste, insofern sie das Dreihebungsgesetz völlig durchführt, die ägyptische muß daneben noch Zwei- und Vierheber gekannt haben.

Die babylonische Metrik harrt noch der Erschließung. Immerhin hat Delitzsch s. Z. aus dem „Enuma elisch" einige metrische Gesetze abgeleitet, von denen mir das wichtigste zu sein scheint: Jeder Vers zerfällt in zwei Halbzeilen, die zweite hat zwei Hebungen, die erste kann auch mehr haben. Also das Ende zeigt festeren metrischen Bau, wie im Griechischen die choriambischen Dimeter, über die s. Z. Wilamowitz eine berühmte Abhandlung geschrieben. (Griechische Verskunst, S. 210 ff.). Diese Beobachtungen dürften sich in Werners System ohne weiteres einordnen lassen.

Den Schluß des Buches bilden Abschnitte über Reim und Alliteration. Der Reim ist nach W. ein lautlicher Akzent, eine besonders starke Bindung zweier metrischen Glieder. Er ist nicht ein spätes Produkt, sondern kommt schon bei sehr primitiven Völkern vor. Die Wurzel der Reimung sind affektive Zustände. In der Erregung werden die Vokale gleich oder doch ähnlich, was an Beispielen erläutert wird. Doch gibt es auch magische Wurzeln des Reimes. Magische Sprüche zeichnen sich regelmäßig durch Endreim aus. Ferner glaubt W. ermittelt zu haben, daß der Reim charakteristisch ist für die erste Stufe aller Lyrik, die noch nicht sinnvoll ist, sondern im Affekt einfach die Worte aneinanderreiht. Von da ist der Reim erst nach und nach auch in das sinnvolle Lied eingedrungen.

Eingehender auf den reichen Inhalt des Buches einzugehen, fehlt der Raum. Zusammenfassend kann nur gesagt werden, daß die Ergebnisse der Arbeit für jeden Historiker und Philologen, der den Anfängen einer Literatur nachgeht, äußerst anregend und wertvoll sind.

Es ist dringend notwendig, daß die Vertreter der orientalischen Disziplinen auch über die Zäune ihrer Spezialwissenschaft hinaussehen, sonst wird ein wirkliches Verständnis der ältesten literarischen Denkmäler zur Unmöglichkeit.

Wilh. v. Christ's Geschichte der griechischen Literatur. Umgearbeitet von Wilhelm Schmid u. Otto Stählin. 6. Aufl. Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der gr. Literatur. Zweite Hälfte: Von 100 bis 530 nach Christus. München: C. H. Beck 1924. (XII, S. 663—1582) gr. 8°. = Handbuch der Altertumswissenschaft. VII. Bd. II. Teil. II. Hälfte. Rm. 19.50; geb. 24.—. Hieraus als Sonderdruck: O. Stählin: Die altchristliche-griechische Literatur. Geh. Rm. 9.—. Bespr. von E. Kühn, Berlin.

Mit dem vorliegenden über 800 Seiten starken Bande, der die nachklassische griechische Literatur von 100—530 n. Chr. umfaßt, ist die 6. Auflage der altbekannten Christschen Griechischen Literaturgeschichte abgeschlossen. Wenn man die etwa dreiviertel Tausend Seiten des ursprünglichen ganzen Werkes mit der genannten Seitenzahl des jetzt letzten Halbbandes vergleicht, sieht man, wie das Werk angewachsen ist. So ist es denn in den letzten Auflagen von Schmid und Stählin völlig umgearbeitet worden, und auch der vorliegende Teil, obwohl er nur rund 90 Seiten mehr umfaßt als in der 5. Aufl. von 1913, enthält doch wieder eine stärkere Erweiterung, als man nach dem äußeren Umfang vermuten könnte. Knappere Fassung und Verwendung von Abkürzungen für die Zitate haben das ausgeglichen. Die Einteilung ist die alte geblieben: zunächst behandelt Schmid die klassizistische Profanliteratur von Trajan bis auf Justinian, dann Stählin die christlichen Schriftsteller. Infolgedessen sollte auch dieser letztere Abschnitt, der übrigens auch als Sonderdruck zu beziehen ist, als Christ-Stählin zitiert werden. Die Anordnung des Stoffes ist im ganzen dieselbe wie in der 5. Auflage; nur in dem am durchgreifendsten veränderten Abschnitt über die christliche Literatur hat eine stärkere Umstellung stattgefunden. Das Streben, die neuesten Ergebnisse der Forschung einzuarbeiten, hat die Umarbeitung dieses in besonderem Maße auf ausländische Literatur angewiesenen Abschnitttes und damit den Druck in die Länge gezogen, was wieder zahlreiche Ergänzungen und Berichtigungen am Schluß des Bandes nötig machte, die also herangezogen werden wollen. Erfreulich ist aber überhaupt.

daß trotz der Kriegs- und Nachkriegsschwierigkeiten das altangesehene Nachschlagewerk in neuer Auflage erschienen ist, und zu hoffen, „daß das rühmens- und dankenswerte Vertrauen, mit dem die Verlagshandlung allen Bedenken zum Trotz dieses Werk in der alten vornehmen Ausstattung zu erneuern gewagt hat, sich rechtfertigen und lohnen wird".

Pieper, M.: Thukydidesforschung in den letzten Jahren. Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin. Herausgegeben von Ernst Hoffmann und Friedrich Levy. 49. Jahrg. 1924. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung. S. 104—123. Bespr. von O. Leuze, Königsberg i. Pr.

Der Verf. will zeigen, wie weit wir heute durch die Bemühungen der Thukydidesforscher, unter denen für die letzten Jahre besonders Ed. Schwartz und U. von Wilamowitz hervorragen, im Verständnis des attischen Historikers gekommen sind. Was er gibt, ist aber nicht bloß ein Bericht, sondern eine selbständige Stellungnahme zu den Hauptfragen: Textkritik, Leben des Thukydides, Stellung zur Sophistik und zu Alkibiades, Urkundenbenutzung, Entstehung des Werkes, Reden. P. stimmt Schwartz und Wilamowitz nicht in allen Punkten bei; er berührt sich mehr mit den Ansichten Eduard Meyers. Nach P. hat Thukydides manches von der Sophistik übernommen, aber ein Schüler der Sophisten, der mit Bewußtsein bei ihnen gelernt hat, ist er nicht. Für einen Mann wie Alkibiades, dessen Haupttriebfeder die Selbstsucht war, fehlte ihm jedes Verständnis; mit Unrecht wird eine zusammenfassende Charakteristik dieses Abenteurers vermißt; Thukydides hätte keine gegeben, auch wenn er sein Werk vollendet hätte. Die Urkunden sind von Thukydides selbst (nicht von einem Bearbeiter) in wohlberechneter Absicht eingelegt. Die Lehre von der Unfertigkeit des Werkes, namentlich des 5. und 8. Buches, ist von den neueren Forschern stark übertrieben worden; man muß immer den Absichten des Schriftstellers nachspüren, dann wird manches Bedenken gegen die Komposition hinfällig. Diese z. T. ketzerischen Sätze hat P. eindringend und scharfsinnig zu beweisen versucht, und seine Ausführungen verdienen jedenfalls von der Thukydidesforschung beachtet und sorgfältig geprüft zu werden.

Ehrenberg, Victor: Neubegründer des Staates. Ein Beitrag zur Geschichte Spartas und Athens im VI. Jahrh. München: C. H. Beck 1925. (IX, 134 S.) 8°. Rm. 5.50. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Zweierlei verbietet mir, dies Buch eingehend zu besprechen: Sein Gegenstand berührt kaum das Stoffgebiet dieser Zeitschrift, und ich selbst habe an jenen Gegenstand niemals eigene Arbeit gewendet. Aber ich gestehe, daß ich nur mit Bedauern verzichte; denn seit Langem habe ich nicht soviel wahrhaft geschichtlichen Blick gefunden wie auf diesen wenigen Seiten, die Spartas und Athens staatliche wie gesellschaftliche Wandlung im 6. Jahrh. v. Chr. tiefdringend, klar und anmutig behandeln. Wer überhaupt das Werden eines Staats, einer Gesellschaft erfassen will, möge diese Darstellung prüfend und lernend lesen, der Betrachter europäischer Gegenwart nicht minder als der Orientalist. Mir jedenfalls ist es eine Freude, hier ein lebendiges Zeugnis eines neuen Geistes zu begrüßen, des echten wissenschaftlichen Geistes, der nicht im alten Gleise bleibt, sondern über das Werk der Älteren, auch der Größten unter ihnen, hinaus will.

Meyer, Eduard: Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien. Berlin: Karl Curtius 1925. (82 S.) 8° = Kunst und Altertum Bd. V. Rm. 3.20. Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Wer das neueste Heft der „Klio", der Fachzeitschrift für alte Geschichte, aufschlägt, dessen Auge fällt zuerst auf den Satz (XIX 373): „Der Kern der syrisch-seleukidischen Geschichte ist im Gegensatz etwa zu der deutschen Volksgeschichte eigentlich nur das Aufkommen und Leben eines einzelnen Fürstenhauses, der Seleukiden." Solche Worte sind Wasser auf die Mühle aller derer, die eine „zeitgemäße" Umgestaltung des Geschichtsunterrichts fordern und dabei der Geschichte des Altertums die letzte Daseinsberechtigung an den höheren Lehranstalten abstreiten möchten. Da kann als Widerlegung jener Behauptung die vorliegende Schrift des berufensten Fachmannes nur auf das wärmste begrüßt werden. Es ist ein Vortrag, den M. mehrfach, zuletzt am 1. Oktober 1924 auf dem deutschen Historikertage in Frankfurt a. M. gehalten hat. Er entschuldigt sich im Vorwort wegen des Titels, weil er sein Augenmerk nicht auf ganz Vorderasien, sondern im wesentlichen auf die Länder östlich des Euphrat richte. Quellenzitate und Literaturnachweise sind spärlich und mit etwas subjektiver Auswahl gegeben; so könnte auf S. 28, 2, wo sie einmal etwas zahlreicher auftreten, P. Schnabel Berossos 211 ff. hinzugefügt werden. Mit den Erörterungen über den Begriff Hellenismus im Eingang (S. 8 f.) und am Schlusse (S. 79 f.) berührt sich gelegentlich die etwas früher (1. Juli 1924) gehaltene und gleichzeitig erschienene Gießener Rektoratsrede R. Laqueurs (Hellenismus 1925. Vgl. jetzt auch W. Otto, Kulturgesch. des Altertums 104 f.)

Der umfangreichere und wichtigere der beiden Teile ist der erste. Kleinasien war

bereits seit dem Beginn des 4. Jhdts. v. Chr. vom Hellenismus ergriffen und wurde durch Alexanders Sieg bei Issos auch politisch sein eigen. Aber der Makedone begnügte sich nicht mit diesem Ergebnis, sondern nahm das ganze Reich der Achämeniden in Besitz und begann es nach seinen Ideen umzugestalten. Gerade in den entfernteren, östlichen Teilen wollte er durch die Anlage griechischer Kolonien die Verschmelzung des erobernden und des einheimischen Volkstums erzielen. Sein Werk wurde von seinen Nachfolgern fortgesetzt; zumal Seleukos I. und Antiochos I. sind die größten Städtegründer nicht nur dieser Epoche, sondern der ganzen Weltgeschichte gewesen (S. 20). Vielleicht hätte die nachhaltige Wirkung ihrer Tätigkeit durch eine Vergleichung mit dem Entstehen und Vergehen früherer — und späterer — Königsstädte auf asiatischem Boden noch verdeutlicht werden können. Der Verf. verweilt zunächst bei Babylonien, wo mit dem Aufblühen griechischen Städtelebens die gegenseitige Durchdringung der geistigen Kultur beider Völker, der Griechen und der Babylonier, beginnt; er wendet sich dann nach Iran und den angrenzenden Gebieten und würdigt darauf die innere Politik der Seleukiden des 3. Jhdts. in ihrer Gesamtheit: Der leitende Gedanke war und blieb die zielbewußte und tatkräftige Förderung des Hellenismus; mit diesem Mittel wurden alle noch so schweren Krisen des Reiches überwunden. Nur Baktrien löste sich endgültig davon ab und ging in der Folge eine engere Verbindung mit Indien ein. Von der Fortdauer des Griechentums in diesen Teilen Asiens zeugen beim Schweigen sonstiger Überlieferung vor allem die Münzen in Schrift und Bild; seine Macht behauptete es hier bis ins erste vorchristliche Jahrhundert hinein, doch seine Einflüsse gehen ebenso über diese Zeitgrenze hinaus wie über die angedeuteten räumlichen Grenzen, obgleich sich meinem Urteil entzieht, wieweit die Zusammenhänge der ostasiatischen Kunst mit der griechischen (S. 58 f.) tatsächlich vorhanden sind. Vgl. W. Otto a. O. 126, vorher Wilcken, Griech. Gesch. 217.

Der den Niedergang des Hellenismus in Asien behandelnde Teil des Buches ist der kürzere und weniger einheitliche. Das liegt an dem Gegenstande selbst. Denn die Kraft des Seleukidenreiches ist im 2. Jhdt. v. Chr. nicht nur und nicht in erster Linie durch den Kampf mit inneren und äußeren Gegnern in Asien gebrochen worden, sondern noch mehr durch den Gegensatz zu Rom, und die Hereinziehung Roms in den Kreis der Betrachtung hat die unvermeidliche Folge, daß der Rahmen sich zum weltgeschichtlichen erweitert, aber das Bild an Geschlossenheit und Übersichtlichkeit verliert. Während der Verf. für das Verhältnis der Seleukiden und des Hellenismus zum Judentum auf „Ursprung und Anfänge des Christentums" Bd. II verweisen konnte, sind seine den landläufigen Ansichten mehrfach widersprechenden Ausführungen über das Partherreich (S. 67 ff.) wohl bisher von ihm noch nicht vorgetragen worden und jedenfalls beachtenswert. Die Umblicke und Ausblicke der letzten Seiten zeigen jene Höhe und Weite universalhistorischer Anschauung, wie sie nur M. besitzt, den noch kürzlich sogar ein Engländer (J. Wells Studies in Herodotus. Oxford 1923 S. VI) rühmte als the greatest of all living writers on ancient history.

Jüthner, Prof. Dr. Julius: **Hellenen und Barbaren.** Aus der Geschichte des Nationalbewußtseins. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbchh. 1923. (XII, 159 S.) gr. 8°. = Das Erbe der Alten, N. F. VIII. Rm. 3.—; geb. 4.50. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Das Problem des Barbarentums ist uns im Laufe der letzten elf Jahre von unsern Feinden in einschneidender Weise nahegebracht worden. Darum ist diese seine wissenschaftliche Behandlung auch über die Kreise der Fachgenossen hinaus gewiß Vielen höchst erwünscht gewesen. In ungemein klarer einleuchtender Weise macht uns der Verf. mit ihm vertraut. Er verfolgt die Erscheinungsformen des hellenischen Nationalbewußtseins und die Auffassung der Griechen vom Ausland, von den noch etwas unsicher schwankenden Anfängen hellenischer Zeit durch den ganzen Verlauf der griechischen Geschichte bis zu der Schöpfung des Weltreiches Alexanders des Großen und darüber hinaus durch die hellenistische Zeit, geht dann zu den Römern und ihrem eigenartigen Verhältnis zum Griechentum und dem übrigen Auslande über, gibt eine fesselnde Schilderung der Einstellung, welche das Christentum zu diesen Problemen nahm, und beschließt sein Werk mit der Darstellung des Nationalbewußtseins und -begriffs im byzantinischen Kaiserreich, bis zur türkischen Eroberung. Ein so ungeheurer Stoff war sehr schwer zu bewältigen. Man darf es Jüthner als besonderes Verdienst anrechnen, daß in seiner flüssigen anschaulichen Darstellung diese Schwierigkeit in keiner Weise fühlbar wird. Der reiche gelehrte Apparat ist in zahlreichen Anmerkungen am Schlusse des Buches vereinigt.

So viel Anregung und Belehrung man diesem Werke verdankt, wird man es doch bedauern, daß sich der Verf. so ganz auf die literarischen Quellen beschränkt. Gerade in der Frühzeit bieten hier die Denkmäler eine wertvolle, unentbehrliche Ergänzung, freilich auch eine Fülle

ungelöster Fragen. Wie weit sind die ersten nach Griechenland eindringenden Hellenenstämme von der fremdartigen minoischen Kultur beeinflußt worden, die sie zerstörten, von der sie aber so unendlich Wichtiges wie die Gestalten der großen Göttermutter und der Athena annahmen? Wie vollzieht sich der mächtige orientalische Einfluß auf die griechische Kultur im 6. und 7. Jahrhundert? Man kann doch nicht annehmen, daß die Hellenen die Ägypter und Assyrer einfach als ungebildete Barbaren verachteten, während sie ihre gewaltigen Tempel und Statuen bestaunten und Ähnliches, wenn auch im eigenen Geist umgestaltet, in ihren Heiligtümern schufen. Die kostbaren Weihgeschenke ausländischer Könige, vor allem in Delphi, die Teilnahme des Kroisos an der Erbauung des Artemistempels in Ephesus sind Beweise dafür, daß nicht nur die Barbaren hellenisches Wesen zu schätzen wußten, sondern auch die Griechen jene wenigstens in manchen Fällen als ebenbürtig anerkannten. Die Darstellungen von Negern und Asiaten in der attischen Keramik des ausgehenden 6. Jahrhunderts zeigen keineswegs Nichtachtung, sondern ein lebhaftes Interesse. Was J. mit Recht nach den literarischen Quellen betont, daß fast zu allen Zeiten neben der hochmütigen Ablehnung der Barbaren sich ein häufig bewunderndes Interesse für sie in Griechenland äußert, das wird durch die Denkmäler durchaus bestätigt. Es würde die ganze Darstellung wesentlich beleben, wenn auch auf diese wichtigen Zeugen unserer Erkenntnis eingegangen würde.

Laum, Bernhard: **Heiliges Geld.** Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (XII, 164 S.) gr. 8°. Rm. 5.40. Bespr. von O. **Leuze**, Königsberg i. Pr.

Entgegen der gewöhnlichen Theorie, die die Entstehung des Geldes aus rein wirtschaftlichen Vorgängen zu erklären versucht (vgl. z. B. Menger im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Geld“), stellt L. die These auf, daß der Ursprung des Geldes in der sakralen Sphäre zu suchen sei. Eine der zahlreichen prämonetären oder, mit einem deutschen Wort, vormünzlichen Geldformen ist das Viehgeld. Mit ihm beschäftigt sich der größere Teil des Buches. Den religiösen Ursprung des Viehgelds glaubt L. durch folgenden Gedankengang erweisen zu können. Im Gabenverkehr des Menschen mit Gott, d. h. im Opfer, das vorwiegend aus Tieren bestanden habe, habe die Güterwertung ihren Anfang genommen, weil die Kultgesetze für die Opfertiere gewisse Bedingungen vorschrieben, die eine Qualitätsprüfung notwendig machten, und weil sie teils für einzelne Götter, teils für einzelne Fälle besondere Arten von Opfertieren verlangten. Die für den kultischen Verkehr geschaffene Norm sei dann in den privaten Verkehr übergegangen. Das Gut, das im Kult als Entgeltungsmittel diente, sei auch im profanen Verkehr als solches anerkannt und verwendet worden. So habe das Vieh die Funktion des Geldes bekommen, die darin besteht, allgemeines Zahlungsmittel, allgemeiner Tauschvermittler und allgemeiner Wertmesser zu sein. Streng historisch beweisen läßt sich das natürlich nicht; es ist, nicht anders als die rein wirtschaftliche Theorie, eine Vermutung. Und man kann doch vielleicht Zweifel äußern, ob der profane Mensch tatsächlich erst dadurch gelernt hat einen Wertunterschied zwischen den Tieren seines Besitzstandes und dann auch zwischen andern Gütern zu machen, daß der Priester, oder wer immer der Schöpfer der Kultordnung war, beispielsweise das Rindopfer für wertvoller erklärte als das Schafopfer. Übrigens trägt L. selbst einen Gedanken vor, der m. E. seine Theorie widerlegt. Er erklärt nämlich die Entstehung des Opfers so (S. 20): „Es ist eine einfache Folge des Anthropomorphismus, daß der Mensch der Gottheit gegenüber dasselbe Mittel anwendet, das er bei seinen Nebenmenschen benutzt, um ihren Zorn zu besänftigen oder ihre Gunst zu erwerben: er bringt ihnen Gaben dar. So entsteht das Opfer. Das Opfer ist also eine Verkehrsform, die aus der societas humana in die sakrale Sphäre übertragen worden ist“. Also hat nach seiner Ansicht der Mensch im Verkehr mit den Göttern nur etwas angewendet, was er vorher schon im Verkehr mit seinen Nebenmenschen als wirkungsvoll erprobt hat. Und das läßt sich nun noch weiter dahin ausspinnen: wenn der Mensch seine Opfergaben je nach der Wesensart und Macht der einzelnen Götter und je nach der Größe der erwarteten Gegenleistung abgestuft hat, so wird er auch das nur getan haben, weil er im Verkehr mit den Nebenmenschen gelernt hatte, daß man einen mächtigen Mann durch größere Gaben versöhnen muß, als einen schwächeren, und daß man dem Nebenmenschen um so mehr bieten muß, je mehr man von ihm zu erlangen wünscht. Dann wäre die Güterwertung im profanen Verkehr das prius, und sie wäre von da aus erst in die sakrale Sphäre übertragen worden.

Eine andere Form vormünzlichen Geldes ist das sog. Gerätegeld. L. bespricht hauptsächlich die für Argos bezeugten Spieße (ὀβελοί), die Kessel (λέβητες und τρίποδες), und die aus archäologischen Funden in verschiedenen Ländern bekannten Beile. Gewiß läßt sich für die Beile eine Beziehung zum Kult nachweisen: sie wurden zum Töten der Opfertiere verwendet, und die



Doppelaxt war Symbol einer kleinasiatischen und kretischen Gottheit. Aber ob gerade auf dieser Beziehung zum Kult ihre Verwendung als Geld beruht, scheint mir doch zweifelhaft, jedenfalls aber nicht erweisbar zu sein. Gesetzt, das Beil wäre ein Werkzeug gewesen, das zu garnichts anderem als zum Töten der größeren Opfertiere verwendet wurde (die kleineren wurden mit dem Messer getötet), wäre es dann wohl dazu gekommen, daß es im profanen Leben die Rolle eines Tausch- und Zahlungsmittels gewann? Die Geldfunktion der Beile läßt sich doch wohl nur daraus erklären, daß sie im profanen täglichen Leben, namentlich in einfacheren Wirtschaftsverhältnissen, ein ganz unentbehrliches und vielgebrauchtes Werkzeug waren („die Axt im Haus erspart den Zimmermann"). Ähnliches gilt auch von den andern oben genannten Dingen. Die ὀβελοί sucht L. in Beziehung zum Opfer zu bringen, indem er sie als Bratspieße faßt. Aber die Vermutung, das Wort ὀβελός sei dann auf die am Spieß gebratene Fleischportion übertragen worden und die späteren Münzbezeichnungen διώβολον, τριώβολον usw. seien ursprünglich nichts anderes als zwei, drei usw. Fleischportionen, scheint mir unannehmbar zu sein.

Im alten Orient hat eine andere Form vormünzlichen Geldes eine besondere Rolle gespielt: das Rohmetall-Geld. In Vorderasien und Ägypten hat viele Jahrhunderte lang mit der Wage zugewogenes Rohmetall als Zahlungsmittel gedient. Nach L. leitet sich die Wertschätzung, die die Edelmetalle im weltlichen Verkehr hatten, von der großen Rolle her, die sie in der Religion spielten. Das werde bindend durch folgende „Tatsache" bewiesen: „Das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber betrug während der ganzen Antike und noch weit in Mittelalter und Neuzeit hinein $13^1/_3 : 1$. Wir Modernen würden, um dies Verhältnis zu erklären, ohne Bedenken von Angebot und Nachfrage reden, damit aber völlig in die Irre gehen. Das Wertverhältnis stammt vielmehr, wie Lehmann-Haupt zuerst erwiesen hat, aus dem Verhältnis der Umlaufszeiten von Sonne und Mond zueinander; nur aus diesem Grunde steht Gold zu Silber wie $360 : 27 = 13^1/_3 : 1$. Denn Gold war im alten Babylon das Symbol der Sonne, Silber Symbol des Mondes, Kupfer Symbol der Venus." Hier ist jeder Satz anfechtbar. Das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber war keineswegs während der ganzen Antike konstant, sondern hat nach Zeit und Ort geschwankt. Das Verhältnis $13^1/_3 : 1$ läßt sich mit Sicherheit nur für die achämenidische Münzprägung belegen. Daß es schon im alten Babylon gegolten habe, ist schlechthin unbeweisbar. Die wenigen Stellen aus der Keilschriftliteratur, aus denen man auf das Wertverhältnis von Gold und Silber schließen kann, ergeben ganz andere und wechselnde Verhältnisse (z. B. 6 : 1, 8 : 1, 12 : 1). Schon aus diesem Grunde ist die Vermutung Lehmann-Haupts nicht haltbar (nur um eine Vermutung handelt es sich, nicht um eine erwiesene Tatsache, wie L. zu meinen scheint). Wie sollten auch die babylonischen Priester auf den Gedanken gekommen sein, das Wertverhältnis der Metalle nach den Umlaufszeiten der Gestirne zu fixieren? Und wenn sie es getan hätten, sollte man wenigstens erwarten, daß sie, da es sich um Regulierung irdischer Verhältnisse handelte, diejenigen Perioden gewählt hätten, die für den Umlauf beider Gestirne um die Erde gelten, und zwar im genauesten, ihnen erreichbaren Betrag, also das tropische Jahr von 365 Tagen und den synodischen Monat von $29^1/_2$ Tagen. Statt dessen hätten sie nach L.-H's. Vermutung für den Sonnenlauf einen abgerundeten Betrag zugrundgelegt und für den Mondlauf den siderischen Monat von 27 Tagen, in dem der Mond zur Konjunktion mit einem bestimmten Fixstern zurückkehrt, nicht aber einen Umlauf um die Erde vollendet. Ferner sollte man erwarten, daß sie auch das Wertverhältnis zwischen Kupfer und Silber nach den Umlaufszeiten von Venus und Mond bestimmt hätten. Da der Mond in 27 Tagen, die Venus in 8 Jahren zu denselben Punkten des Himmels zurückkehrt, so hätten sie Kupfer zu Silber im Wert etwa $= 8 . 365 : 27 = 108 : 1$ setzen, das Kupfer also bedeutend höher taxieren müssen, als das Silber. In Wahrheit galt Kupfer natürlich auch in Babylonien bedeutend weniger als Silber. Nach einer Urkunde des Königs Singasid (Ende des 3. Jahrtausends) stand Kupfer zu Silber wie 1 : 600, nach einer Urkunde aus Tello wie 1 : 240. Dazu kommt schließlich, daß die Grundlage und Voraussetzung der ganzen Kombination, die Verbindung von Gold und Sonne, Silber und Mond, keineswegs aus babylonischen Urkunden belegt werden kann. In einem Keilschrifttext wird Gold mit Ellil, Silber mit Anu, Kupfer mit Ea verknüpft. Diese Götternamen bezeichnen aber nicht Sonne, Mond und Venus, die vielmehr Šamaš, Sin und Ištar heißen. Somit erweist sich die Vermutung Lehmann-Haupts, wie schon Weissbach eingehend gezeigt hat (ZDMG. 61, 392 ff., 65, 680 ff., 70, 366 ff.), von den verschiedensten Seiten her als ganz unhaltbar; sie sollte nicht mehr nachgesprochen werden. Damit wird L.'s „Beweis" für den religiösen Ursprung des Rohmetallgeldes hinfällig.

Das Buch L.'s enthält im einzelnen manche interessante Ausführungen und beachtenswerte Gedanken, und es ist viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten worden, um die neue



These zu begründen, daß „der Ursprung des Geldes im Kultus liege". Aber ich habe mich nicht überzeugen können, daß ein zwingender Beweis dafür erbracht ist.

Grose, S. W., M. A.: **Catalogue of the McClean Collection of Greek Coins.** Vol. I. Western Europe, Magna Graecia, Sicily. Cambridge: University Press 1923. (X, 380 S., 111 Tafeln.) 4°. = Fitzwilliam Museum. 84 sh. Bespr. von M. v. Bahrfeldt, Halle a. S.

Zu der in 28 Bänden nahezu vollständigen Reihe der Kataloge griechischer Münzen des Britischen Museums in London, bei denen man die fortschreitende Entwicklung der Kunst des Katalogisierens so recht verfolgen kann, und des von G. Macdonald verfaßten ausgezeichneten dreibändigen Katalogwerkes der griechischen Münzen des Hunter-Museums der Universität Glasgow, gesellt sich nun der 1. Band des Kataloges der im Fitz William Museum der Universität Cambridge befindlichen griechischen Münzen, die 1906 und in den folgenden Jahren als hochherzige Stiftung der Familie McClean in den Besitz des Museums gelangten. Die Sammlung umfaßt über zehntausend Stück, darunter die Perlen der in den letzten Jahrzehnten versteigerten Privatsammlungen. Im vorliegenden 1. Bande werden die Münzen von Westeuropa, Großgriechenland und Sizilien verzeichnet, im Ganzen 3066 Stück, die beiden anderen Bände sollen die Münzen des griechischen Mutterlandes und der Inseln enthalten, bzw. die von Kleinasien, Ägypten und den übrigen Ländern unter griechischem Einfluß. Die Art und Weise, wie Verf. seine Arbeit angefaßt und durchgeführt hat, verdient vollste Anerkennung. Bei der chronologischen Anordnung und der örtlichen Zuteilung der Stücke werden die Ergebnisse der neuesten Forschungen verwertet, die Beschreibungen sind klar, kurz und doch erschöpfend, die vielen Monogramme und besonderen Buchstabenformen sind besonders geschnitten, Gewicht und Größe, zugleich in englischem wie metrischem System, die Stellung der Stempel zu einander, die vorhandenen Stempelgleichheiten und endlich die Herkunft der nach 1904 erworbenen Stücke werden angegeben. Dazu sind annähernd sämtliche Stücke auf den 111, zumeist recht guten Tafeln abgebildet. Das ist um so wertvoller, als nun auch die vielen interessanten und wichtigen Kupfermünzen uns im Bilde vorgeführt werden, die in den meisten Katalogen der in den letzten Jahrzehnten zur Versteigerung gekommenen Sammlungen nur sehr wenig vertreten waren und daher auch nicht abgebildet worden sind, und da die in den älteren Verzeichnissen, wie z. B. dem Kataloge Italy oder Sicily des Brit. Museums, gegebenen Holzschnitte doch nicht mehr genügen. Literarische Hinweise sind im Allgemeinen spärlich, Babelon's Traité, Du Chastel's Syracuse, Haeberlin's Aes grave, A. Sambon's Monn. ant. de l'Italie sind so ziemlich die einzigen zitierten Werke. Da hätte nach meinem Empfinden etwas mehr getan werden können, denn es würde dem Benutzer die Arbeit ganz wesentlich erleichtern, wenn auch hier auf die doch sonst überall angezogenen Brit. Mus.-Kataloge verwiesen worden wäre. Einzelbemerkungen unterlasse ich, sie würden die Freude an dem ausgezeichneten Buche aber nicht trüben, dessen folgender Band mit Spannung erwartet wird.

Wach, Priv.-Doz. Dr. Joachim: **Religionswissenschaft.** Prolegomena zu ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlegung. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (VI, 209 S.) gr. 8°. = Veröffentl. des Forschungsinstituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig, hrsg. v. Hans Haas, Leipzig, Nr. 10. Gm. 6.75; geb. 8.25. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Wach, der sich bisher außer durch seine Doktordissertation über den Erlösungsgedanken und seine Deutung besonders durch verschiedene, in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft erschienene wissenschaftstheoretische Arbeiten bekannt gemacht hat, sucht in dieser seiner, die letzteren vorläufig abschließenden Habilitationsschrift die entsprechenden, seit Jahr und Tag in der Religionswissenschaft ans Licht drängenden Tendenzen klar herauszuarbeiten. Zu diesem Zweck schildert er zunächst die Emanzipation der Religionswissenschaft von den Wissenschaften, aus denen sie entstanden ist, der Theologie und Philosophie, Geschichte, Philologie und Völkerkunde. Weiterhin als Aufgabe der Religionswissenschaft wird die Darstellung der empirischen Religionen sowohl nach ihrer Entwicklung als ihrem Sein, aber unter Ausschaltung der Wahrheitsfrage bezeichnet; auch die Frage nach dem Wesen der Religion sei zurückzustellen. Genauer zerfalle die Religionswissenschaft, wie schon angedeutet, in Religionsgeschichte und systematische Religionswissenschaft, die Religionspsychologie müsse beiden Hilfsdienste leisten, gehöre aber im übrigen in die Religionsphilosophie. Die Religionswissenschaft dagegen sei eine empirische Wissenschaft, wenngleich sie sowohl von der inhaltlichen als formalen Seite her der Ergänzung durch die Religionsphilosophie bedürfe und bereits mit philosophischen Voraussetzungen arbeite: es müsse eine gewisse Affinität zwischen dem Forscher und seinem Objekt bestehen. Speziell die systematische Religionswissenschaft stelle eine Religion oder ein Teilgebiet von ihr unter Ausscheidung des genetischen Gesichtspunktes dar (materiale Religionssystematik) und bilde ideale typische

Begriffe oder weise Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung nach (formale Religionssystematik). Der Psychologismus müsse zu Gunsten einer stärkeren Betonung des objektiven Geistes eingeschränkt werden.

Das sind die m. M. n. richtigen Hauptgedanken des Wachschen Buches, soweit sie an dieser Stelle angeführt werden können. Die Darlegungen sind außerordentlich scharfsinnig und klar und beruhen auf einer bewundernswerten Beherrschung nicht nur der religions-, sondern der gesamten geisteswissenschaftlichen Literatur der neueren Zeit. So werden sie gewiß dazu beitragen, die auf dem Gebiet der Religionswissenschaft schon vorhandenen Tendenzen zu verstärken und dadurch ihre Arbeit immer fruchtbarer zu gestalten.

Lehmann, Prof. D. Dr. Edv.: **Die Religionen.** Kurzgefaßte Religionsgeschichte. Leipzig: Dürr 1924. (VI, 128 S.) kl. 8° = Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen". Geb. Rm. 3—. Bespr. von H. Leisegang, Leipzig.

Eine kurze, von umfassender Sachkenntnis zeugende Darstellung der nichtchristlichen Religionen; jeder Abschnitt beschlossen durch eine sorgfältig ausgewählte Literaturangabe und geschmückt durch Proben aus den wesentlichen religiösen Urkunden der Völker. Sachlich ist an dem geschmackvoll ausgestatteten Buche gar nichts auszusetzen, abgesehen von einigen trotz der Durchsicht stehen gebliebenen sprachlichen Verstößen wie z. B. Heroskult, Geburtgöttin, schreckenhaft, Orphismus und Stoizismus (vgl. über diese beiden Mißbildungen E. Norden, Agnostos Theos 12,1). Denkt man aber daran, daß ein Lehrer dieses als „Veröffentlichung der Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" erschienene Buch in die Hand nehmen soll, um sich und seinen Schülern aus ihm einen Begriff vom Wesen des Religiösen an sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten zu bilden, so regen sich die Bedenken. In diesem Buche, das von so vielen Religionen handelt, ist von Religion etwa im Sinne Schleiermachers als „Sinn und Geschmack für das Unendliche" oder auch als das Heilige und Numinose nach Rudolf Ottos Auffassung kaum etwas zu spüren, man müßte denn die ganze Darstellung ausstreichen und sich an die kleinen Textproben allein halten. Gerade in derartiger Zusammendrängung auf kleinsten Raum wirkt die Schilderung der mannigfaltigen Äußerungen religiösen Lebens auf den, der sich an sie allein hält, oft wie eine halb komische, halb grausige Kuriositätensammlung menschlicher Verirrungen. Und warum? Darf ich es an einem drastischen Beispiel zeigen? Wenn man schreiben würde: „Der christliche Kultus gipfelt in einer symbolischen Menschenfresserei; Leib und Blut des menschgewordenen Kultheros, in die durch eine magische Handlung des Priesters Brot und Wein verwandelt wurden, werden von den Kultteilnehmern verzehrt", so würde jeder über eine solche Gemütsroheit und Verständnislosigkeit gegenüber der tiefen Bedeutung des Abendmahles ehrlich entrüstet sein und mit Recht behaupten, daß der Verfasser einer solchen Darstellung vom Wesen der christlichen Religion nicht das geringste verstehe. In diesem Tone aber schreiben nun L. und viele andere Religionsgeschichte, wenn es sich nicht um das Christentum handelt, z. B.: „Dionysos oder Bacchos war der Gott des Weines (weiter nichts?), der aus dem entlegenen Asien den Menschen diese Gabe gebracht hatte. Verzückung und Taumel folgten seiner Spur, und dies nahm bei seinen Priestern und Priesterinnen immer wildere Formen an; tanzend und taumelnd durchzogen sie das Land; sie führten Götter in Gestalt von Stieren oder Böcken bei sich; auf dem Gipfel der Ekstase schlachteten und zerrissen sie das Tier und verschlangen sein blutiges Fleisch". Und das griechische Drama? Dieser Dionysoskult, den wir nicht nur aus halbmythischen Motiven, sondern historisch kennen, von ihm wird nichts gesagt. Warum steht hier nicht als Textprobe ein einziges Lied, das der Chor um den Altar des Dionysos schreitend sang und in dem der tiefste, eigentlich religiöse Gehalt der Dionysosreligion, die sich ebenso wie der christliche Kult aus primitiven Anfängen entwickelte (man vgl. des Paulus Kampf gegen die Abendmahlsfeiern in Korinth), zu ergreifendem Ausdruck kommt? Oder ein anderes Beispiel: Wenn man schriebe: „Sein tiefstes Empfinden drückt der Europäer dadurch aus, daß er mit einem Bündel von Roßhaaren auf vier Schafsdärmen kratzt; er nennt das Geigenspiel", so ist diese wissenschaftlich einwandfreie Beschreibung eines Tatbestandes im Prinzip dasselbe wie die Schilderung, die Lehmann etwa von den gläubigen Anhängern Manis gibt (S. 83): „Die Menschen, besonders die Geistlichen (die „Auserwählten", electi), welche ein strenges mönchisches Leben führten, fungieren somit als eine Art Destillationsapparate, die den Lichtstoff aus der Materie herstellen sollen". Das Wesen dieser religiösen Handlung wird durch solche Schilderung ebenso wenig erfaßt wie das Wesen des Geigenspiels in dem obigen Beispiel. Opferten diese Mönche wirklich ihr Leben nur, um Destillationsapparate zu werden? Was würde man sagen, wenn man auf Jesus, der nach der Lehre des Paulus die Sünden der Welt auf sich nimmt, dann zum reinen Pneuma wird und in die Seelen

der Gläubigen einzieht, das Bild vom Destillationsapparat anwendete? Warum wird für das, was uns und unsere Religion angeht, tiefes Verstehen verlangt, während man sich da, wo es sich um andere und ihre Religion handelt, mit der Beschreibung eines äußerlichen Tatbestandes begnügt? Warum mißt man so mit zweierlei Maß? Weil unsere zünftige Religionswissenschaft immer noch bewußt oder unbewußt Apologetik ist und im Prinzip über die Methode der Kirchenväter bei der Schilderung heidnischer oder häretischer Religionen nicht hinauskommt. Das heißt aber nichts anderes als: sie verdient den Namen einer Geisteswissenschaft, die sich im Sinne Diltheys auf „Verstehen“ gründet, noch nicht; sie ist immer noch Wissen im Dienste einer Tendenz. Und das ist gerade um der Sache der Religion willen schade. Eine tiefverstehende Darstellung des religiösen Lebens auf dem ganzen Erdball würde in der Hand des Lehrers den verlorenen Sinn für das Religiöse überhaupt wieder wecken. L.'s Religionsgeschichte leitet nur dazu an, dieselben äußerlichen Maßstäbe auch auf das Christentum zu übertragen, und dann bleibt von ihm genau so viel übrig wie hier von den andern Religionen. Aus der Kenntnis des pädagogischen Lebens in Deutschland heraus wünschte ich mir für die Hand des Lehrers ein ganz anderes Buch über die Weltreligionen, als es L. geliefert hat, der wohl unsere gegenwärtigen Schulverhältnisse nicht aus der Erfahrung kennt. Er schüttet Wasser auf die Mühle, in der alles Religiöse langsam aber sicher zerrieben wird, und das Tragische daran ist: er beabsichtigt gerade das Gegenteil.

Clemen, Carl: Religionsgeschichtliche Bibliographie im Anschluß an das Archiv für Religionswissenschaft. Jahrg. IX u. X, die Literatur der Jahre 1922 u. 1923 enthaltend. Leipzig: B. G. Teubner 1925. (61 S.) 8°. Rm. 2.40. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Unter den Überschriften: I. Allgemeines, 1. Geschichte und Betrieb der religionswissenschaftlichen Forschung, 2. allgemeine Lehrbücher, Sammelwerke, Zeitschriften, Bibliographien, 3. allgemeine Einzeluntersuchungen, II. Prähistorische Völker, III. Primitive Völker, 1. Allgemeines, 2. Europa, 3. Asien, 4. Afrika, 5. Amerika, 6. Ozeanien, IV. Ostasiatische Kulturvölker, 1. Allgemeines, 2. Chinesen, 3. Japaner, 4. Tibeter, V. Ägypter, VI. Semiten, 1. Allgemeines, 2. Babylonier und Assyrer, 3. Kanaanäer und Aramäer, 4. Israeliten, 5. Christentum, 6. Mandäismus, 7. Islam, VII. Indogermanen, 1. Allgemeines, 2. Inder, 3. Iranier, 4. Manichäismus, 5. Griechen und Römer, 6. Kelten, 7. Germanen, 8. Slaven wird eine Fülle von Literatur über uns ausgeschüttet und durch Gliederung nach den beiden Berichtsjahren sowie durch ein Verzeichnis der Abkürzungen und der Verfasser noch bequemer bereitgestellt. Wir können für diese Leistung an Fleiß und Umsicht nur durch eifrige Benutzung danken.

Weber, Wilhelm: Der Prophet und sein Gott. Eine Studie zur vierten Ekloge Vergils. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (IV, 158 S.) gr. 8°. = Beihefte zum Alten Orient, hrsg. v. Prof. Dr. Wilh. Schubart, Heft 3. Rm. 3.60; geb. 4.80. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Vergils 4. Ekloge ist außer in dem voriges Jahr erschienenen und hier (1924, 395 ff.) angezeigten Buch von Norden, Die Geburt des Kindes neuerdings von Lagrange (in der Revue biblique 1922, 552 ff.), Boll (Memorie della r. accademia delle scienze del' Istituto di Bologna 1923) und Heidel (American Journal of Philology 1924, 205 ff.) behandelt worden; auch die Besprechung des ersterwähnten Buches durch Boll (Deutsche Literaturzeitung 1924, 768 ff.) und zugleich seines Artikels durch Weinreich (Philologische Wochenschrift 1924, 893 ff.) und Reitzenstein (Litteris 1924, 153 ff.) hatten selbständige Bedeutung. Aber gründlicher noch untersucht das Gedicht W. Weber in dem vorliegenden 3., bisher allein erschienenen Beiheft zum „Alten Orient“, indem er es zunächst in den Brennpunkt des geistigen Lebens Vergils rückt und zeigt, welche Bedeutung die hier ausgesprochenen Erwartungen für ihn hatten. Am ausführlichsten ist dann der 2. Abschnitt, in dem das Gedicht selbst und zunächst seine Gestalt besprochen wird, sein Aufbau und auch sein Sinn z. T. in Abweichung von Norden, mit dem W. doch in der Datierung und Gesamtauffassung desselben zusammentrifft. Weiterhin werden in einem großzügigen Überblick über die Entwicklung der römischen Religion die „Erfahrungen“ des Volks und Dichters geschildert, die zu seiner Erwartung einer neuen Zeit führten; zu ihrer Erklärung wird aber zugleich auf die im Orient verbreiteten Stimmungen hingewiesen und deren Einwirkung auf das römische Denken von Ciceros Konsulat ab aufgezeigt. Genauer werden neben griechischen vor allem orientalische „Motive“ angenommen, die hier besonders interessieren werden, und als ein solches wird namentlich die Erwartung einer neuen Zeit angesehen. Aber dabei dürfte wohl zu wenig zwischen der Erwartung einer besseren Zukunft und eines ganz neuen Aions unterschieden werden; Kittel (Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament 1924, 74), den W. eben noch zitieren konnte, ist hier vorsichtiger gewesen. Immerhin möchte ich jetzt einen Zusammenhang zwischen der Asitaepisode in der Buddhalegende und der Begrüßung des Jesuskindes durch den alten Simeon

nicht mehr für ausgeschlossen halten; nur wäre nicht an einen Einfluß jener auf diese, sondern mit W. an die Abhängigkeit beider von einem älteren Motiv zu denken. Auch daß das Lamm in der Apokalypse auf das Sternbild des Widders zurückgeht, hat er wahrscheinlicher als frühere (vgl. meine religionsgesch. Erklärung des Neuen Testaments[2] 382 ff.) gemacht, während die Anschauung, daß der Menschensohn sieben Sterne auf seiner Hand hat und auf seinem Gewand am Schenkel den Namen: König der Könige und Herr der Herren geschrieben trägt, doch nur sehr im allgemeinen an die Bemerkung in einer alten ägyptischen Erzählung, jeder von drei Knaben habe einen goldenen Titel seiner Glieder gehabt, und die Überlieferung, Augustus habe bei der Geburt das Zeichen des Siebengestirns auf der Brust getragen, erinnert. Aber genauer kann ich auf derartige Einzelheiten hier nicht eingehen; ich hebe also nur noch hervor, daß W. in einem 3. Abschnitt unter der Überschrift „Wirkungen" schildert, wie Vergil später den von ihm angekündigten Heiland in Augustus sah und so die Bahn zu dessen Vergöttlichung brach. So erklärt sich auch der zunächst auffällige Titel des Buchs.

Es stellt eine außerordentlich wertvolle Gabe dar, aus der auch in den verschiedensten andern, hier nicht zu berücksichtigenden Richtungen unendlich viel zu lernen ist. Der Druck ist fast fehlerfrei; Versehen, die vielleicht nicht jeder Leser sogleich als solche erkennt, sind mir nur auf S. 104 Z. 8 v. u., wo, wie S. 125 Z. 10 v. u. Gayomart, auf S. 104 Z. 7 v. u., wo Saošyant, auf S. 108 Z. 10 und 12, wo Mainyav und Z. 15, wo Vairya zu lesen ist, aufgestoßen.

Moret, Alexandre: **Mystères Égyptiens.** Nouvelle édition revue et corrigée. Paris: Armand Colin 1922. (326 S. m. 57 Abb. im Text u. 16 Taf.). Fr. 15.—. Angezeigt von A. Scharff, Berlin.

Das 1911 erstmals erschienene Buch ist so flüssig und elegant geschrieben, daß mancher Leser versucht sein wird, das darin Gebotene als eben so selbstverständlich, klar und sicher hinzunehmen, als wenn es sich etwa um einen festgegründeten, geschichtlichen Abriß handelte. Umsomehr sei hiermit zu größter Vorsicht gemahnt. Es handelt sich größtenteils um außerordentlich verwickelte, manchmal wohl unlösbare Probleme, die nur zu leicht zum Spielball einer erregbaren Phantasie werden können. Außer gewagten Deutungen und Verknüpfungen fallen aber, wenn man Stichproben bei Einzelheiten macht, auch bei Übersetzungen und Worterklärungen Unrichtigkeiten auf.

Der mit dem Titel des Buches überschriebene Hauptabschnitt geht von den Osirismysterien (z. B. Berliner Denkstein des Ichernofret) aus und behandelt dann jene merkwürdigen, einer einwandfreien Deutung durchaus noch entbehrenden Darstellungen des auf einem Schlitten zum Grabe gezogenen, sogenannten *tknw* auf einigen, meist unzureichend veröffentlichten Grabbildern des Neuen Reiches, schließlich das Dreißigjahrfest (*šd*-Fest) des Königs. Sowohl in der *tknw*-Darstellung wie in gewissen Szenen des *šd*-Festes werden ähnlich den Osirismysterien Todes- und Wiederauferstehungsmysterien gesehen. Verf. konnte bei der Neuauflage noch nicht die Veröffentlichung der ältesten Darstellungsreihen des *šd*-Festes aus dem Sonnenheiligtum von Abu Gurab durch von Bissing-Kees heranziehen[1], sonst hätte er vielleicht manches geändert. Ich will auch nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern verweise auf S. 37 ff. jener Veröffentlichung, wo Vieles widerlegt ist. Als besonders krass und bezeichnend für die oft phantastischen Gedankenverbindungen des Verf. sei nur die Gleichsetzung šd = šd hervorgehoben. Daß das Wort *šd* des Festes nichts mit dem Wort für „Schwanz" zu tun hat, ist von Bissing-Kees S. 97 dargelegt. So wenig also *šd*, wie Verf. über die Gleichsetzung mit *šd* möchte, etwas wie „Fell" o. ä. bedeutet, so wenig tut dies das Wort *wt* in Verbindung mit dem Gott Anubis (S. 95). Auch die bildlich vorgeführten Darstellungen des *tknw* und des beim *šd*-Fest eine Rolle spielenden sogenannten Chons-Symbols und ihrer beider Beziehungen zum Foetus scheinen mir keineswegs überzeugend.

Nicht viel anders steht es mit den anderen Abhandlungen des Buches: Le mystère du verbe créateur, Pharaon et Totem, Le „Ka" des Égyptiens est-il un ancien totem?, Rois de Carnaval (nach Angaben über Karneval- und karnevalähnliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern werden gewisse Tänzer bei Grabzeremonien (z. B. Tylor, Tomb of Sebeknekht pl. IV), die entstellte Königskronen tragen, als eine Art Karnevalskönige gedeutet) und Sanctuaires de l'ancien empire (nichts Neues bietende Schilderung des Grabtempels des Chefren und des Sonnenheiligtums von Abu Gurab).

Gewiß ein anregendes, aber zu geistreiches Buch, vor dessen Schlüssen und Ergebnissen bei dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nur dringend gewarnt werden muß.

---

1) von Bissing-Kees, Untersuchungen zu den Reliefs aus dem Re-Heiligtum des Rathures I. Teil. München 1922. (Abh. d. Bayr. Akad. XXXII. Bd., 1. Abh.).



Hall, H. R.: Hieroglyphic Texts from Egyptian Stelae, etc., in the British Museum. Part. VII. London: British Museum 1925. (15 S. u. 50 autogr. Tafeln). 4°. 15 sh. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

In der üblichen Weise sind in diesem Bande Denkmäler meist aus der 18. Dyn. wiedergegeben, in der Hauptsache kleine Stelen, die einzelne nicht gerade wichtig, in der Gesamtheit aber ein schätzbares Material für mancherlei Zwecke, Namens- und Titelforschung, Bezeichnung und Darstellung der Götter u. dergl. Im einzelnen ist zu nennen: Tafel 7 Türsturz aus dem Grabe des , mit einem Gebet an Amenophis III. Tafel 8 Stele mit dem Namen eines Oberwagenbauers des Königs sic . Tafel 9: . Tafel 12: Gebet an den Toten selbst in der Form des Gebetes an den Sonnengott. Tafel 15: Opferformel mit den Namen des und des für einen . Die Personen im Stil der ersten (thebanischen) Jahre Echnatons. Tafel 20: Stele des . Tafel 21: Gebet an Osiris, Isis, Amenophis III und Teje. Tafel 26: Gebet an den widderköpfig dargestellten und die . Tafel 28: Gebete an Rnnwtt, Ptah und Sobk. Tafel 30: Stele eines sic . Tafel 31: Anbetung vor einer Gottheit (?) im Königsschurz mit und in den Händen und der Prinzenlocke, namens und der Hathor, die aus dem Berg hervortritt. Tafel 33: Opfer an die Toeris. Tafel 34: Opfer des vor dem ; ausführlichere Titulatur: . Tafel 35. Stele eines . Tafel 37: Hübsches Sonnenlied. Tafel 38 und 39 desgl. Tafel 41: Gebet an Reschep. Tafel 42: Große Stele des Amenemhet-Św̓rr (Theben Gr. 48). Tafel 43: Stele eines in Abydus. Tafel 45: Stele des . Tafel 46/7: Stelen zweier . Tafel 50: genannt ein .

Sethe, Kurt: Ägyptische Lesestücke zum Gebrauch im akademischen Unterricht zusammengestellt. Texte des Mittleren Reiches. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (100 S.) gr. 8°. Rm. 5 —. Bespr. von H. O. Lange, Kopenhagen.

Der akademische Unterricht in der Ägyptologie war in den letzten Jahren in einer verzweifelten Stellung, denn die nötigsten Bücher waren vergriffen: Ermans Grammatik, Glossar und Chrestomathie, Steindorffs koptische Grammatik. Die kurzen Abrisse, die die beiden Herren von den ägyptischen und koptischen Grammatiken gegeben haben, sind doch nur ein dürftiger Notbehelf. Das Handwörterbuch von Erman-Grapow wurde sofort nach Erscheinen vergriffen und ist jetzt ganz unauffindbar.

Es ist daher mit großem Dank zu begrüßen, daß Professor Sethe jetzt hier eine Sammlung von ägyptischen Texten in der klassischen Literatursprache publiziert hat, die ohne Zweifel schon an den meisten Universitäten benutzt wird. Auf 100 eng beschriebenen Seiten in kleinem Quartformat hat S. einen großen Stoff gegeben. Natürlich hat er die unverständlichen und schwierigeren Abschnitte der verschiedenen Texte ausgelassen, aber hier hat der Student zu billigem Preis Sinuhe, den Bauern, Pap. Westcar, die

Weisheitslehre des Ptahhotep, auch die des Kagemni, weiter den Lebensmüden, also die Hauptstücke der literarischen Überlieferung des Mittleren Reichs (der Schiffbrüchige liegt ja schon in Ermans kurzem Abrisse der Grammatik vor). Dann folgen Auszüge aus medizinischen und mathematischen Texten, Hymnen, einige wichtige Grab- und Denksteine, Briefe, Testamente und kleinere Sachen. In kurzen Anmerkungen sind wichtige Varianten, Emendationen und Erklärungen gegeben. Hinweise auf Ermans leider unauftreibbare Grammatik sind über die betreffenden Stellen angebracht.

Ich möchte nur bemerken, daß ich die Angabe der Seiten- und Zeilenzahlen der Originaltexte vermißt habe. Es sollten diese in einer neuen Ausgabe nicht fehlen. Hoffentlich kommen noch weitere Hefte mit Pyramidentexten und neuägyptischen Texten. Dann wird Professor Sethe sich ein großes Verdienst um die ägyptologischen Studien erworben haben.

Dévaud, Eugène: **L'âge des papyrus égyptiens hiératiques** d'après les graphies de certains mots, de la XIIe dynastie à la fin de la XVIIIe dynastie. Paris: Geuthner 1924. (22 S. und 8 Tafeln.) Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Dévaud, ein vortrefflicher Kenner der ägyptischen Paläographie, zeigt hier für die Datierung hieratischer Papyri einen neuen Weg, indem er auch die Orthographie der einzelnen Wörter heranzieht. Zu diesem Zwecke hat er die Schreibungen von 56 verschiedenen Wörtern in 30 Handschriften unter gelegentlicher Berücksichtigung von 12 weiteren kleineren Texten in einer Tabelle sehr übersichtlich zusammengestellt. Aus deren Betrachtung gewinnt man das erfreuliche Resultat, daß Paläographie und Orthographie auf das Schönste zusammenstimmen, und daß sich der orthographische Wegweiser als ein sehr wertvoller Bundesgenosse der Paläographie erweist. Ja auch die von Dévaud durch seine orthographische Methode gewonnene neue Datierung des Pap. Prisse, der in der Liste hinter dem großen Berliner literarischen Papyrus an 8. Stelle erscheint, steht in keinem Widerspruch zu dem paläographischen Ergebnis, da diese Datierung nachträglich bereits von Georg Möller (s. Préface I Anm. 5) auch paläographisch angenommen worden ist.

Daß der neue Weg auch seine Unzulänglichkeiten und Gefahren hat, dessen ist sich D. voll bewußt. Die einzelnen Wörter liegen oft nur in sehr geringer Zahl vor, und auch das wird man berücksichtigen müssen, daß gelegentlich Schreibungen aus älteren Texten auch einmal in eine jüngere Periode Eingang gefunden haben können. Aber das ändert nichts an dem Hauptergebnis dieser wertvollen Studie, daß in Zukunft die Orthographie der hieratischen Hss. stärker als bisher (natürlich in Verbindung mit der Schrift) für deren Datierung herangezogen werden muß. Auch dafür wird das kommende Berliner Wörterbuch das heute noch schwer erreichbare Material in denkbar größter Vollständigkeit enthalten.

Die Dévaudschen Übersichtstafeln werden aber auch in ihrer Unvollständigkeit schon jetzt gute Dienste leisten. So tritt in ihnen, was D. nicht entgangen ist, auch in der Orthographie die große Cäsur der ägyptischen Kulturentwicklung zwischen dem Mittleren und Neuen Reich klar zu Tage. — Die schöne klare Handschrift des Verf. soll noch mit besonderem Dank anerkannt werden.

Jéquier, G.: **Manuel d'Archéologie Égyptienne.** Les Éléments de l'Architecture. Paris: Auguste Picard 1924. (XIV, 401 S.) 8°. Bespr. von H. Ranke, Heidelberg.

Der Haupttitel dieses Buches scheint ein Programm für die Zukunft zu geben. Was vorliegt, entspricht nur dem Untertitel. Jéquier selbst sagt im Vorwort, sein Buch wolle nur eine Einführung in die Geschichte der ägyptischen Architektur geben. Eine Studie über die Entwicklung der Denkmäler selbst, der Tempel, Gräber, Wohnhäuser und Festungen hoffe er später vorzulegen. Das Ziel, das er sich für diese erste Arbeit gesteckt hat, ist „de faire ressortir l'originalité de l'architecture égyptienne en prenant séparément les divers éléments architectoniques .. et obtenir ainsi une classification méthodique".

Diesem Plane entsprechend ist das Buch in 6 Abschnitten angeordnet. Der erste beschäftigt sich mit den Baustoffen (Holz, Nilschlamm, Stein), der zweite mit den Fundamenten der Bauwerke und der Kanalisation, der dritte mit der Einfriedigung (clôtures) — wobei außer den Mauern, Toren, Türen und Fenstern auch die „Krypten" und die Treppen mitbehandelt werden, der vierte mit den Stützen (Pfeiler und Säulen), der fünfte mit der Bedachung (Architrave, Decken, Gesims, Gewölbe), der sechste mit dem „Zubehör" (accessoires) — Naos, Särge, Altäre (u. Opfertafeln), Obelisken, Stelen und Statuen werden hier zusammengefaßt.

Während nun der Verfasser im Allgemeinen sich mit einem sehr kurzen Überblick über die typischen Formen und ihre Verwendung begnügt — der Kalkstein als Baustoff wird z. B. auf etwas mehr als einer Seite, die Fenster in Häusern und Tempeln auf knapp 5 Seiten, die Tempelstatuen von Privatleuten auf 10 Zeilen erledigt —, hat er den verschiedenen Formen der Säulen eine sehr viel ausführlichere Behandlung angedeihen lassen, die sich auf mehr als 100 Seiten erstreckt. Nachdem hier Schaft und Kapitell,

Abakus und Basis und anschließend dann die Proportionen kurz behandelt sind, werden die einzelnen Säulenformen nacheinander besprochen. Fast 45 Seiten sind dabei der bisher am meisten vernachlässigten Gruppe von Säulen gewidmet, den Säulen der Spätzeit mit zusammengesetzten Kapitellen (colonnes composites), bei denen Jéquier 27 verschiedene „Typen“ unterscheidet. Der diese Kompositsäulen umfassende Abschnitt (S. 230 – 274) bildet für den Fachmann den interessantesten Teil des Jéquierschen Buches, das durch 250 Photographien und Strichzeichnungen ausgezeichnet illustriert ist. Ein Verzeichnis der Örtlichkeiten, denen die in dem Buche behandelten Denkmäler entstammen, bietet eine nützliche Beigabe.

Capart, Prof. Jean: **L'Art Égyptien.** Études et Histoire. Tome I. Introduction générale, Ancien et Moyen Empires. Brüssel: Vromant & Co. 1924. (323 S.) gr. 8°. Fr. 35 —. Bespr. von Alexander **Scharff**, Berlin.

Im 26. Jahrg. dieser Zeitschrift auf Sp. 109 hat Wreszinski Capart's Leçons sur l'Art angezeigt. Dieser Hinweis genügt eigentlich, denn C.s neues Buch ist nichts anderes als ein durchgesehener Neudruck jener „Edition provisoire“. Papier und Druck sind wesentlich besser, und das Ganze ist in zwei Bände geteilt. Wertvoll ist die reichliche Zugabe von Anmerkungen unter dem Text, die von der erstaunlichen Belesenheit des Verfassers erneut Zeugnis ablegen. Die in den „Leçons“ enthaltenen Hinweise auf Abbildungen in des Verf.s älteren Publikationen sind für die Architektur wenigstens ersetzt durch solche aus dem inzwischen erschienenen Band „L'Architecture“ (vgl. OLZ 26, 325), dem weitere ähnliche Tafelbände folgen sollen. Man wird dann mit den beiden Text- und mehreren Tafelbänden ein bis in die neueste Zeit fortgeführtes, nahezu erschöpfendes Kompendium der ägyptischen Kunst besitzen, wie es unsrer Wissenschaft bisher gefehlt hat.

Der seit dem Erscheinen der „Leçons“ (1920) neu hinzugekommene Stoff scheint im Wesentlichen in den Anmerkungen untergebracht worden zu sein. Was hilft es aber, wenn in der Anmerkung zu der Kapitelüberschrift „Les Conventions du dessin égyptien“ die 2. Aufl. von Schäfers Kunst und desselben Verfassers „Grundlagen der ägyptischen Rundbildnerei“ zur weiteren Vertiefung genannt, die diesen Schriften eigenen Gedanken im Text aber in keiner Weise mitgeteilt oder berührt werden? Dem Stofflichen und Historischen gegenüber tritt das philosophisch - künstlerische Betrachten allzusehr in den Hintergrund; und gerade hier ist, wie es schon der Referent der „Leçons“ ausgesprochen hat, soviel Neuland, das durch Schäfers Darlegungen erst gerade urbar gemacht ist. Wie klar ist z. B. bei Schäfer das Werden der eigentlichen ägyptischen Kunst in der 2. Dyn. herausgearbeitet, und wie schwankend lesen sich die entsprechenden Kapitel III und IV bei C. trotz vieler guter Einzelbeobachtungen zur Entwicklung der urgeschichtlichen Kultur. Wir brauchen kunstgeschichtliche Einzeluntersuchungen von dem durch Schäfer bereiteten Boden ausgehend und ohne allzu starke Betonung der üblichen zeitlichen Einteilung, so daß einmal die ägyptische Kunst wirklich als Kunst und nicht bloß als Teil der Profangeschichte wird betrachtet werden können, etwa in der Art wie Salis die griechische Kunst darstellt.

Trotz diesen Wünschen bleibt C.s Buch, das ja auch keine Kunstgeschichte in dem angedeuteten Sinne sein will, zusammen mit dem bereits erschienenen und den versprochenen Tafelbänden ein reichhaltiger, wertvoller Zuwachs zu der bisherigen, die Unmasse des Stoffes zusammentragenden ägyptischen Kunstliteratur.

Fisher, Clarence S.: **The Minor Cemetery at Giza.** Philadelphia: University Museum 1924. (XXIII, 170 S. m. 55 Taf. u. 3 Plänen) 4°. = University of Pennsylvania Egyptian Section of the University Museum. The Eckley B. Coxe jr. Foundation new Series Vol. I. Bespr. von W. **Wreszinski**, Königsberg i. Pr.

Westlich der Cheopspyramide dehnt sich die Gräberstadt aus, deren lange, regelmäßige Straßen mit den mächtigen rechteckigen Steinmastabas schon der ältesten Generation der Ägyptologen ein Gegenstand der Bewunderung gewesen sind. Nach Cheops' Tode etwa hat man diese Bauweise in geraden Straßen verlassen und die Gräber staffelförmig angeordnet. Schließlich haben in dieser vornehmen Stätte wenig jüngere Generationen sich mit ihren kümmerlichen Bestattungen eingenistet, erst in den Straßen, dann überall, wo nur ein Raum sich bot. Und sie haben ihre dürftigen Gräber vielfach mit den Steinplatten, die sie den älteren Bauten raubten, hergerichtet.

So fanden die Ausgräber hier eine Wirrnis sondergleichen vor.

Aber außerhalb der Totenstadt der Großen des Reichs hatten schon zur Zeit ihrer Anlage ebenfalls Bestattungen stattgefunden. Es waren die kleineren Leute, die sich am Weichbilde niederließen. Solch einen Bezirk, der dem Hauptfriedhof westlich vorgelagert ist, hat Fisher freigelegt, nachdem Reisner schon in dem an die Hauptanlage angrenzenden Teil erfolgreich gearbeitet hatte.

Es fanden sich in diesem etwa 60 m im Geviert messenden Raum Bestattungen aus den

Jahrhunderten von Cheops bis zum Ende der 5. Dynastie, und sie zeigen uns alle Phasen der Entwicklung von der frühen Form mit der angebauten Opferkammer an der Ostseite über die Mastaba mit der Opferkammer im Kernbau mit Zugang vom Osten und jene andre mit der flachen Nische an der südlichen Ostwand und vorgelegtem Gang bis zur korridorschmalen Opferkammer längs der ganzen Ostwand. Und wie der Oberbau die verschiedensten, vom Geschmack ebenso wie von den örtlichen Verhältnissen bedingten Varianten aufweist, so auch der oder die Schächte, die erst bis zu dreien an der Zahl in der Nord-Süd-Achse angelegt sind, meist mit der entsprechenden Opfernische östlich davor, dann aber, seit dem Aufkommen des Ganges, in dem sich Nische an Nische reihte, soweit vermehrt, wie es der Raum nur gestattete. Dabei wahrte man nicht mehr die achsiale Anordnung, sondern hob auch außerhalb ihrer Schächte aus, es finden sich sogar zwei Reihen Schächte nebeneinander.

Serdabs waren nicht allgemein; wo sie sich finden, liegen sie an irgendeiner Stelle, wie es der Platz hergab.

Wie in der Anlage, so finden sich in der Bauweise der Mastabas die größten Verschiedenheiten. Die einfachste Mastaba hatte Wände aus Ziegeln, außen geböscht, innen entweder senkrecht hochgeführt oder parallel zu der Außenfläche. Diese wurde geglättet und mit dem Kalkstein vortäuschenden Stuck überzogen. Kostspieliger war die Errichtung von Futtermauern aus rohen Kalksteinblöcken, die mit Mörtel verbunden wurden; über sie sollte stets eine Decke von feinen weißen Kalksteinplatten gelegt werden; geschah das nicht gleich, so wurde die Oberfläche geglättet und mit Stuck überzogen, manchmal blieb es vollends dabei. Überhaupt sind sehr viele Mastabas nicht nach dem ursprünglichen Plan zuendegebaut worden, sondern haben Veränderungen aller Art erfahren.

Wie schon erwähnt und aus anderen Nekropolen selbstverständlich, sind die Materialien, die in dem Friedhof verwendet wurden, der lufttrockne Ziegel von wechselndem Format, der in loco anstehende grobe und unreine Kalkstein und der feine weiße Kalkstein von Turrah. Der Mörtel bestand aus Nilschlamm mit Hackstroh und Sand, der Stuck aus Gipsmörtel mit irgend einem rötlichen Zusatz. Man bediente sich seiner auch als Untergrund für die Ausmalung der Wände, die aus einem schwarzen Sockel, einem bunten Abschlußstreifen darüber und den üblichen Bilderfolgen bestanden hat; nur in einer Kammer sind letztere noch einigermaßen gut erhalten.

Der Grabschacht wurde erst nach Fertigstellung des Hochbaus hergestellt, es fanden sich welche in allen Stadien ihrer Entstehung. Die Sargkammer bog ursprünglich nach Süden ab, als man aber möglichst viel Schachte nebeneinander bohren wollte, verlegte man sie nach Osten. Anstelle des Holzsarges, in dem man die Leiche im Grabraum bergen wollte, hob man gelegentlich in dem Steinboden eine kastenartige Vertiefung aus, die man nach der Beisetzung wieder zudeckte. Die Eingänge zu den Sargkammern schloß man auf verschiedene Weisen.

Die Lagerung des Toten erfolgte stets mit dem Kopf nach Norden, dem Gesicht nach Osten, die Beine früher mehr, später weniger angezogen, die Hände vor dem Gesicht, vereinzelt auch lang am Körper oder nach vorn gebeugt.

Wir haben es also mit einem zwar interessanten, aber einem Friedhof von wenig begüterten Leuten zu tun, der schon seit dem Altertum immer wieder benutzt und dabei natürlich auch ausgeplündert worden ist. So ist es kein Wunder, daß wertvolle Einzelfunde ganz fehlen. Drei Statuetten sind nicht von hoher Qualität; die Reliefs der Nischen und einige Opfertafeln sowie etliche Gefäße, — das ist alles.

Dennoch zählt der mit sehr vielen vortrefflichen Tafeln bereicherte Band wegen seiner sorgsamen Einzelbeobachtungen zu den besten Grabungspublikationen, nicht zuletzt auch deswegen, weil er zu guter Zeit erschienen ist und sein Verf. nicht so unnötig lange den Fachgenossen seine Ergebnisse vorenthalten hat, wie es leider mehr und mehr einreißt.

Williams, Caroline Ransom, Ph. D., Litt. D.: **Gold and Silver, Jewelry and Related Objects.** New York 1924. (11, 281 S. u. 38 Taf.). 4°. = Catalogue of Egyptian Antiquities, The New York Historical Society. $ 2.7.6. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Im Besitz der Historischen Gesellschaft zu New York befindet sich jetzt die Sammlung Abbott, die im 19. Jahrhundert unter günstigen Bedingungen in Ägypten entstand und viele wichtige Stücke in einer Hand vereinigte. Aus ihr werden nun die Goldschmiedearbeiten als erste Gruppe veröffentlicht. Die Bearbeiterin hat eine gründliche Schulung in der klassischen Archäologie erfahren und sich in der ägyptischen einen Namen gemacht durch sorgfältige Untersuchungen und vielseitige Kenntnisse. Für die vorliegende Arbeit hat sie sich die Arbeitsweise archäologischer Techniker und moderner Goldschmiede genau angesehen, und sie hat sogar mit Erfolg Nacharbeitungen antiker Stücke anfertigen lassen. Die wissenschaftlichen Vorarbeiten hat sie in großen Bibliotheken in vollem Umfange zur Hand gehabt und ihnen alle wesentlichen Ge-

danken nach jeder Richtung hin entnommen, welches Gebiet sie auch immer behandelt. Um ihre Kenntnis der archäologischen und technischen Literatur, die sie mit vorbildlicher Exaktheit zitiert, kann sie mancher Fachmann beneiden.

Es ist also keine alltägliche und schnell hingeworfene Veröffentlichung von Museumsbesitz, die hier erscheint. Anlage, Umfang und Durcharbeitung des Werkes zeigen das schon äußerlich. Den Anfang bildet eine Einleitung von 44 Seiten, die mit erstaunlicher Gelehrsamkeit alle Fragen behandelt, die mit Edelmetallschmuck zusammenhängen. Nach einander werden mit kritischer Schärfe in einer von peinlich genauen Nachweisen begleiteten Darstellung vorgenommen: Die soziale Stellung der Goldschmiede. Die Arten des erhaltenen Goldschmucks und seine Verwendung im Leben und im Kultus. Die Auffindung des Goldes in Nubien und der Wüste, auch in Vorderasien (aber wo dort?). Die Herkunft des vorderasiatischen Silbers. Herkunft und Verwendung von Edelsteinen, die als Einlagen in Gold verwendet werden. Legierungen als Bodenvorkommen und in künstlicher Herstellung, dabei Analysen von größter Feinheit. Die technische Bearbeitung durch die antiken Goldschmiede, besonders die Granulation und der gezogene oder gehämmerte Draht.

Es ist unmöglich, hier Bemerkungen zu Einzelheiten dieses umfangreichen Gebietes zu machen. Ich möchte nur grundsätzlich die selbstlose Einstellung der Verf. rühmen, die jedem gerecht wird, der die Fragen einmal untersucht hat. Trotzdem kommt sie durch Zusammenfassung oder neues Material, z. T. von Chemikern und Technikern, auch durch gewissenhafteste Prüfung der New Yorker Stücke, fast immer um einen Schritt weiter. Schade, daß ihr die im Druck befindliche, von G. Möller[1] nachgelassene Arbeit über Goldschmiedekunst noch nicht vorgelegen hat. Jeder Benützer, von welcher Seite er auch kommen mag, wird diesen Abschnitt als eine Fundgrube ansehen. Den anschaulichen Text sähe man gern durch zahlreiche Abbildungen in Zeichnung begleitet, zumal er sich ohne deutliche Gliederung des Inhalts nicht leicht lesen und übersehen läßt. Die große hier geleistete Arbeit würde durch Bilder von Einzelheiten weit mehr erschlossen werden.

Dann folgt ein Katalog über 178 Seiten, der jede der 160 ägyptischen Goldschmiedearbeiten in New York ausführlich behandelt; meist hat sich die Prüfung des Befundes zu Sonderuntersuchungen ausgewachsen, die historischen, kulturgeschichtlichen oder technischen Fragen auf den Grund gehen. Hier zeigt sich von neuem die peinliche Gewissenhaftigkeit und die Umsicht der Arbeitsweise von Mrs. Williams. Zuerst eine Gruppe von verschiedenen Stücken aus dem Mittleren und Neuen Reich; dabei gibt das Auftreten von Granulation und von dünnen Goldblech-Treibereien mit Hinterlegung durch eine unedle Masse Gelegenheit zur genauen Untersuchung dieser Technik. Dann in Gruppen die Skarabäen, die Fingerringe, die Ohrringe und späte Amulette; jeder Typ wird nach Entstehung und Auswirkung verfolgt. Endlich ein paar Götterfiguren aus Gold und Silber, die häufiger sind, als es hier nach den auffallend knappen Verweisen scheinen könnte. Dann einige Steinformen und Model. Zuletzt der übrig gebliebene Rest (Armring, Schildkröte, Goldblätter von Mumien usw.).

Den Abschluß des Textes bildet ein Leckerbissen, den man oft dankbar genießen wird: eine zeitlich geordnete Liste aller bekannten ägyptischen Goldschmiedearbeiten. Auch der Index von 36 Seiten sei als eigene Leistung rühmend hervorgehoben.

Nun die 38 Tafeln, sämtlich in Lichtdruck, abgesehen von einigen mit Zeichnungen. Die Originale sind mindestens in gleicher Größe wiedergegeben, meist aber leicht vergrößert, und fast stets von verschiedenen Seiten gesehen. Eingestreut sind in großer Zahl Aufnahmen durch Mikrophotographie, also in vielfacher Vergrößerung, so daß man auf ihnen die technischen Einzelheiten beurteilen kann. Es ist ein Genuß, auf diese Weise die Körnchen der Granulation, die Schläge des Hammers, den Verlauf der zusammengedrehten Blechstreifen, das Treiben der Punzen und die Umschlingung durch Draht zu verfolgen, auch antike Arbeitsfehler und Flickungen zu erkennen.

Im Ganzen befriedigen die Tafeln nicht so wie der Text. Die Schärfe der durchweg sehr guten photographischen Vorlagen hat durch die Benützung eines rauhen Papiers gelitten. Die Anordnung ist nicht übersichtlich, und die Beschriftung, die übrigens gegen den prachtvollen Satz des Textes durch ungeschickte Gruppierung abfällt, meist so knapp, daß man das Gesuchte schwer findet und sich erst in das Wiedergegebene hineinsehen muß, ehe man es versteht. Gern hätte man auch einige Farbentafeln gesehen, zu denen Material vorhanden ist.

1) Inzwischen erschienen: Die Metallkunst der alten Ägypter. Berlin 1925.

Alles in allem bringt das Buch uns eine überaus wertvolle Erweiterung unserer Kenntnis an Originalen wie ihrer archäologischen Bearbeitung. Die Verf. hat einige Fälschungen aus der Sammlung ausgesondert (S. 225), darunter die von Prisse her bekannte Halskette des Menes (pl. XXXVI). Allein auf Grund der Abbildungen steigen dem Beschauer auch bei anderen Stücken Zweifel auf; aber wir dürfen wohl zu der Kenntnis und Sorgfalt der Verf. das Vertrauen haben, daß sie sich da nicht hat täuschen lassen.

Hopfner, Theodorus: **Fontes historiae religionis aegyptiacae.** Pars IV. Auctores ab Eusebio usque ad Procopium Caesareensem continens. Bonn: A. Marcus & E. Weber 1924. (S. 475—708) 8°. = Fontes hist. relig. ex auctoribus Graecis et Latinis collectos ed. C. Clemen II. 4. Rm. 7.—. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die in vorliegendem Hefte verwerteten 104 Schriftsteller erstrecken sich von Eusebius bis zu dem nach 562 verstorbenen Prokop. Neben einigen bekannteren Autoren, wie Jamblichus, Horapollo, Epiphanius sind es wesentlich Verfasser, die nur gelegentlich hierher gehöriger Fragen gedenken, deren Angaben infolgedessen vielfach übersehen worden sind. Mit um so größerem Gewinn wird man hier ihre Bemerkungen in zuverlässiger Gestaltung übersichtlich geordnet vorfinden. Bei jeder Nachprüfung erweist sich die Zusammenstellung als durchweg vollständig; sie bringt beispielsweise auch das für den Ansatz spätägyptischer Festfeiern so gut wie unbenutzte Kalendarium Philocali, die auf ägyptische Heiligtümer bezüglichen Stellen der Beschreibungen der Stadt Rom u. a. m. Seinen vollen Wert wird das mustergültige Werk hoffentlich in Kürze durch das im Druck befindliche fünfte Heft gewinnen, welches die ausführlichen Indices bringen soll.

Hermetica, the ancient Greek and Latin writings which contain religious or philosophic teachings ascribed to Hermes Trismegistus edited with English translation and notes by **Walter Scott.** Volume I: introduction, texts and translation. Oxford: Clarendon Press 1924. (549 S. mit einer Bildtafel) 8°. — Bespr. von Ludwig Fahz, Frankfurt a. M.

Der Plan dieses Werkes ist großzügig angelegt. Der 1. Band bietet (S. 1—111) eine Einleitung über die Hermetica und insbesondere über das Corpus Hermeticum, den lateinischen Asclepius, Stobaeus und die Testimonia (bezw. Fragmente). Unter absichtlicher Beiseitelassung der astrologischen, magischen und alchemistischen Schriften, die Hermes zugeschrieben werden, befaßt sich der Herausgeber nur mit den Schriften, in denen eine auf Philosophie beruhende Religion gelehrt wird.

Auf S. 113—549 erscheint eine textkritische Ausgabe mit englischer Übersetzung: Eine lobenswerte Tat, die endlich mit dem Banne der Geringschätzigkeit der hellenistisch-aegyptischen Religion bricht, und die abgesehen von manchen Zweifeln über Einzelheiten die Schlichtung der strittigen Frage nach dem Ursprung und dem Alter dieser Hermetica dahin vornimmt, daß es Aufzeichnungen der Lehre von Leuten sind, die in Aegypten unter der römischen Herrschaft lebten, und daß die meisten dieser Schriften im dritten nachchristlichen Jahrhundert geschrieben sind.

Eine Bestätigung dafür bietet uns der magische Papyrus Mimaut (Louvre Nr. 2391), der alsbald erscheinen soll. Davon hier eine Probe: v. 591—609 (=284—302 Wessely), wie die Stelle (= Scott S. 374 ff.) nach Reitzensteins und Eitrems Kollationen in der von Preisendanz und mir erfolgenden Ausgabe lauten soll:

Χ]άριν σοι οἴδαμεν ψυχὴ(ν) πᾶσα(ν) καὶ καρδίαν πρὸς | σὲ]ἀνατεταμένην, ἄφραστον ὄνομα τετιμημένον | τῇ]τοῦ θεοῦ προσηγορίᾳ καὶ εὐλογούμενον τῇ τοῦ | θε]οῦ ὁσ[ία], (ὅτι) πρ[ὸ]ς πάντας καὶ πρὸς
595 πάσας πατρικὴν || εὔ]νοιαν κ[α]ὶ στοργὴν καὶ φιλίαν καὶ ἐπιγλυκυτά|τη]ν ἐνέργ[ειαν] ἐνεδείξω χαρισάμενος ἡμῖν νοῦν | λόγ]ον γνῶσιν. νοῦν μέ(ν), ἵνα σε νοήσωμεν, λόγον | δέ, ἵν]α σε ἐπικαλέσωμεν, γνῶσιν(δέ), ἵνα σε ἐπιγνώ- | σωμεν. χαίρομ[ε]ν ὅτι σεαυτὸν ἡμῖν ἔδειξας, ||
600 χαίρομεν ὅτι ἐν πλάσμασιν ἡμᾶς ὄντας ἀπεθέω- | σας τῇ σεαυτοῦ γνώσει. Χάρις ἀνθρώπου πρὸς σὲ μία τὸ | γνωρίσαι. ἐγνωρίσαμέν[σε], ὦ[ζωὴ]τῆς ἀνθρωπίνης ζωῆς, | ἐγνωρίσαμέν[σε, ὦ]μήτρα πάσης γνώσεως, ἐγνωρίσαμέ|ν[σε], ὦ μήτρα
605 κυοφόρε ἐν πατρὸς φυτείᾳ, ἐγνω[ρί||σαμέν[σε], ὦ πατρὸς κυοφοροῦντος αἰώνιος διαμο|νή. οὕτως οὖ⟨ν⟩ ἀγαθὸν προσκυνήσαντες μ[η]δεμίαν | ᾐτήσαμεν[δέησιν, πλὴ]ν θέλησον ἡμᾶς δια[τ]ηρηθῆναι | ἐν τῇ σῇ γνώ[σει, π]αραιτη[θεὶς] τὸ μὴ σφαλῆναι τοῦ τοιούτου [βίου].

= Dank wissen wir dir von ganzer Seele und aus einem Herzen, das sich zu dir erhebt, unaussprechlicher Name, der du geehrt bist durch die Benennung Gott und gepriesen durch die Verehrung Gott; denn du hast an den Tag gelegt bei allen Männern und Frauen väterliches Wohl-
595 wollen, Liebe, Freundschaft und sehr süße Wirksamkeit, dadurch daß du uns verliehen hast Verstand, Rede, Erkenntnis. Verstand, damit wir dich verstehen; Rede, damit wir dich anrufen; Erkenntnis, damit wir dich
600 erkennen. Wir freuen uns, daß du dich uns gezeigt hast, wir freuen uns, daß du uns, die wir unter den Geschöpfen sind, zu Göttern gemacht hast durch Erkenntnis deiner. Des Menschen Dank dir gegenüber besteht

allein in der Erkenntnis. Wir erkannten dich, du Lebensquell des menschlichen Lebens; wir erkannten dich, du Gebärmutter jeder Erkenntnis; wir erkannten dich, du Gebärmutter, schwanger durch des
605 Vaters Zeugung; wir erkannten dich, du des schwangeren Vaters ewige Dauer. — Indem wir so das gute verehren, hatten wir keine andere Bitte als die: Laß uns bewahrt bleiben in dieser deiner Erkenntnis und uns dieses neuen Lebens in ihr nicht verlustig gehen.

Soweit ich sehe, scheint mir Scotts Übersetzung zuverlässig, sodaß man auf einen ausführlichen Kommentar, der dringend erforderlich ist, mit Recht gespannt ist. Ein abschließendes Urteil über das ganze Werk ist erst am Platz, wenn Band 2 und 3 (Kommentar) und 4 (Testimonia, Appendices und Indices) erschienen sein werden.

Duensing, Hugo: Epistula apostolorum. Nach dem äthiopischen und koptischen Text hrsg. Bonn: A. Marcus u. E. Weber 1925. (42 S.) 8° = Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 152. Rm. 2 —. Bespr. von Carl Schmidt, Berlin.

Es war ein glücklicher Gedanke von Prof. Lietzmann, eine Handausgabe der Epistula apostolorum in den kleinen Texten erscheinen zu lassen, da meine Ausgabe wegen ihres Umfanges und ihres Preises manche Interessenten von dem Kaufe abschrecken mußte. Dr. Duensing ist mit dieser Aufgabe betraut worden, da er als vortrefflicher Kenner des Äthiopischen mit Hinzuziehung von Prof. Sethe für den koptischen Text eine ausführliche Anzeige meines Werkes in den GGA 1922, S. 241 ff. veröffentlicht hatte. D. hat sich bemüht, beide Texte, soweit sie parallel überliefert sind, ineinander zu verarbeiten. Das geschieht durch Anwendung verschiedener Schriftarten, und auf diese Weise ist m. E. ein einheitlicher Originaltext im großen und ganzen hergestellt. Aber schon hier möchte ich auf zwei beklagenswerte Unterlassungen aufmerksam machen: 1. es sind die alt- und neutestamentlichen Parallelen sämtlich fortgelassen; infolgedessen erhält der Benutzer keinen Einblick in das vom Verfasser benutzte Quellenmaterial. 2. Der koptische Text hat zahlreiche griechische Worte beibehalten, die noch das griechische Original durchschimmern lassen. Auch dieses wichtige Material ist fortgelassen worden. Jene empfindlichen Lücken werden hoffentlich bei einer Neuauflage ausgefüllt werden.

Daß die Übersetzung gegenüber der Editio princeps eine Reihe Verbesserungen aufweist, ist nur zu natürlich, denn der erste Herausgeber steht bei der überaus lückenhaften Überlieferung einer solchen erdrückenden Masse von Schwierigkeiten gegenüber, daß Irrtümer kaum zu vermeiden sind; nur dürfen diese nicht das Verständnis des Textes in erheblichem Maße alterieren. An den Nacharbeiter wird man höhere Forderungen stellen, vor allem dürfen keine Schlimmbesserungen in die Übersetzung aufgenommen werden. D. hat die von Sethe beigesteuerten Verbesserungen fast unbesehens als begründet verwertet. Das gibt mir die passende Gelegenheit zur kritischen Stellungnahme.

Zunächst hat S. bei einer Reihe der von ihm beanstandeten Stellen meine Anmerkungen gar nicht berücksichtigt. S. 9, Z. 4 (= S. 39 II 3): „sie gossen sie“ st. „um sie zu giessen“. Nun hatte ich im Texte ⲁⲩϣⲟⲩⲱϥ in ⲁϣⲟⲩⲱϥ emendiert, aber in der Anm. 3 S. 38 bemerkt: Im Ms. steht „und sie haben gegossen“. Letzteres ist aber sachlich unrichtig, wie D. mit Recht bemerkt, und hätte er schreiben sollen: „Schm. richtig emendiert“. 2. S. 8, Z. 4 v. u. (= S. 37 I 14): „des Räuberpaares“ nicht „Joches“. Meine Übersetzung „Joches“ war eine wörtliche in Rücksicht auf den zugrunde liegenden griech. Ausdruck; auch bei uns versteht man unter Joch Ochsen zwei Ochsen als Gespann. In der Anm. 14 schreibe ich: „ἐν μέσῳ τοῦ ζυγοῦ λῃστῶν hat wahrscheinlich in der Vorlage gestanden; ζυγόν = Paar“. Dazu auf S. 218 „Inmitten des Räuberpaares“. 3. S. 8, Z. 10 v. u. (= S. 35 I 10): „indem wir auf ihn blickten“ (statt „begleiteten“). Diese Übersetzung war eine freie, indem ich „(beständig) begleiteten“ druckte und darauf in der Anm. 10 hinwies: ⲉⲛⲥⲁⲛⲧ ⲛ̄ⲥⲱϥ wörtlich: „indem wir sind (waren) schauend hinter ihm“. — S. 11, Z. 11 (= S. 45 V 5/6): „was er aber mir offenbart hat, ist das, was er sagt“. Das müßte im Kopt. lauten ⲡⲉⲧⲁϥϭⲁⲗⲡⲟⲩ ⲇⲉ ⲛⲉï ⲁⲃⲁⲗ, denn das entferntere Objekt steht korrekt vor nicht nach ⲁⲃⲁⲗ; vgl. in unserer Schrift V 1 ⲁⲟⲩ ϯⲛⲁϭⲱⲗⲡ ⲛⲏⲧⲛⲉ ⲁⲃⲁⲗ, dazu Pist. Soph. 40, 2 ⲉⲁⲛϭⲱⲗⲡ ⲛⲁⲛ ⲉⲃⲟⲗ — 81, 18 ⲁⲕϭⲱⲗⲡ ⲛⲁⲛ ⲉⲃⲟⲗ — 4, 17 ϭ̄ⲗⲡ̄-ⲛⲁï ⲛⲁⲛ ⲉⲃⲟⲗ usw. Deshalb nahm ich nach Anm. 5 einen Ausfall von ⲛⲉⲛ „uns“ an und faßte ⲛⲉï = „dieses“ in Anlehnung an das Aeth.: „und was er uns offenbart hat, ist dies, wie er zu uns sprach“.

Vom theologischen und sprachlichen Standpunkt ist unannehmbar die Verbesserung S. 8, Z. 5 (= S. 35 I 4): „und das Wort, d. h. Jesum Christum“, denn ϩⲱⲃ ist, wie ich bemerkte, vieldeutig „Sache, Gegenstand, Tat“, jedoch die Bedeutung „Wort“ ist mir unbekannt. Auch würde niemals der griech. Ausdruck λόγος mit

ϩⲱⲃ in Beziehung auf Christus wiedergegeben werden. Der Sinn ist klar: Die Jünger schreiben, Simon und Cerinth verkehren unsere Worte und den Gegenstand, d. h. Jesum Christum. — Jesus Christus ist nämlich der Gegenstand, d. h. der Inhalt ihrer Worte resp. ihrer Predigt, und gerade über Jes. Chr. verbreiten die Gegner ihre falschen Lehren; deshalb folgt unmittelbar das Zeugnis der Apostel über Jes. Chr. — D. hat den Vorschlag von S. nicht akzeptiert, sondern übersetzt ϩⲱⲃ in Anlehnung an das Aeth. mit „Tat". Der Aeth. resp. dessen Vorgänger hat den prägnanten Ausdruck nicht mehr verstanden.

S. 12, Z. 15 (= S. 49 VI 9): „so habe ich es gemacht durch die Weisheit der Ähnlichkeit". Hier ist ein eigentümlicher kopt. Sprachgebrauch nicht beachtet worden, daß bei vorhergehendem ⲧⲉⲓ̈ ⲧⲉ ⲑⲉ = οὕτως oder ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ = καθώς oder ⲛ̄ⲑⲉ = ὡς das ⲥ im Relativsatz nicht mit „es" übersetzt werden darf, sondern unübersetzt bleibt wie bei ϫⲱ ⲙ̄ⲙⲟⲥ „sagen". Aus der Fülle der Beispiele möchte ich zum Beleg folgende anführen: Joh. 13, 15 ϫⲉⲕⲁⲁⲥ ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ ⲉⲛⲧⲁⲓⲁⲁⲥ ⲛⲏⲧⲛ̄ ⲉⲧⲉⲧⲛⲉⲁⲁⲥ ϩⲱⲧⲧⲏⲩⲧⲛ̄ = ἵνα καθὼς ἐγὼ ἐποίησα ὑμῖν καὶ ὑμεῖς ποιῆτε — Joh. 14, 31 ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ ⲉⲛⲧⲁϥϩⲱⲛ ⲉⲧⲟⲟⲧ ⲧⲁⲓ̈ ⲧⲉ ⲑⲉ ⲉϯⲉⲓⲣⲉ ⲙ̄ⲙⲟⲥ = καθὼς ἐντολὴν ἔδωκέν μοι ὁ πατὴρ οὕτως ποιῶ — Didache XI 11 ⲛ̄ⲧⲉⲓϩⲏ ⲁⲛ ⲛⲁⲩⲣⲁ ⲙⲁⲥ ⲛ̄ϫⲓ ⲛⲉⲡⲣⲟⲫⲏⲧⲏⲥ = ὡσαύτως ἐποίησαν καὶ οἱ προφῆται. Dazu Pist. Soph. 36, 18 ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ ⲉϣⲁϥⲁⲁⲥ ⲉϥⲙⲏⲛ ⲉⲃⲟⲗ — 41, 12 ⲛ̄ⲑⲉ ⲟⲛ ⲉⲛⲧⲁⲩⲁⲁⲥ — 41, 23 ⲧⲁⲓ̈ ⲟⲛ ⲧⲉ ⲑⲉ ⲉⲧⲟⲩⲛⲁⲙⲟⲟϣⲉ ⲙ̄ⲙⲟⲥ. So wenig wird ⲙ̄ⲙⲟⲥ als Objekt empfunden, daß man liest Pist. Soph. 34, 11 ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ ⲉⲛⲧⲁϥⲙⲟⲣⲟⲩ ⲙ̄ⲙⲟⲥ „wie er sie gebunden hat" oder ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲉ ⲛ̄ⲧⲁϥⲕⲁⲁⲩ ⲙ̄ⲙⲟⲥ S. 34, 15 „wie er sie eingesetzt hat". Die schlagendste Parallele liefert eine Stelle im Cod. Brucianus TU VIII, S. 257 ⲧⲁⲓ ⲧⲉ ⲑⲉ ⲉⲛⲧⲁϥⲁⲁⲥ ⲛⲟⲩⲗⲏ ⲛ̄ϭⲓ ⲡⲉⲡⲣⲟⲧⲟⲅⲉⲛⲏⲧⲱⲣ = οὕτως ἐποίησε τὴν ὕλην ὁ πρωτογενήτωρ. Demgemäß lautete die griech. Vorlage unseres koptischen Textes οὕτως ἐποίησα διὰ τῆς σοφίας τὴν ὁμοιότητα (τῆς μορφῆς). Nur das gibt einen wirklichen Sinn, daß nämlich Jesus durch die Weisheit des Vaters, die er bei seinem Herabstieg angezogen hat, sich die Ähnlichkeit der Gestalt der Engel zubereitet hat. — Infolgedessen ist auch das Wort „es" an allen ähnlichen Stellen zu streichen (s. S. 13, Z. 7; 22, Z. 5. 6; 23, Z. 12).

Die für die Chronologie der Epistula wichtige Stelle lautet S. 14, Z. 6 v. u. (= S. 59 IX 13): „das Hundertstel und das Zwanzigstel" d. i. $^6/_{100}$, nicht $^1/_{120}$, wie Schm. übersetzt". In Wahrheit steht in meiner Übersetzung „das Hundert und zwanzigstel" und dazu die Bemerkung: wörtlich: „der hunderste Teil und der zwanzigste Teil = τὸ ἑκατοστὸν καὶ τὸ εἰκοστόν". Was ein Benutzer mit $^6/_{100}$ oder $^1/_{120}$ anfangen soll, verstehe ich nicht, denn es handelt sich um eine korrumpierte Stelle beim Kopten; daher muß die Zahl 120 deutlich hervortreten. Hätte S. meine Untersuchungen auf S. 398, Anm. 1 gelesen, so wäre ihm klar geworden, daß Prof. Schubart die richtige Lösung gefunden hat, indem der koptische Übersetzer τοῦ ⲣ̄ⲕ̄ⲋ vorfand, aber das Zeichen ⲋ = ἔτους nicht beachtete. Es wäre noch eine andere Lösung möglich, daß, wenn die Stelle im Original also gelautet hat: τοῦ ἑκατοστοῦ καὶ εἰκοστοῦ (resp. πεντηκοστοῦ, wenn ⲕ für ⲛ verlesen ist) ἔτους πληρωθέντος, das Wort ἔτους — es kann auch gestanden haben τοῦ ἔτους ...., — aus irgendeinem Grunde ausgefallen war und τοῦ ἑκατοστοῦ καὶ εἰκοστοῦ nun gedankenlos als Bruchzahl korrekt übersetzt wurde. — S. 21, Z. 2 v. u. (= S. 83 XIX 14/15) Anm. 12 nach S.: „Kopt. wörtlich: < Was ist's > denn, < das ver>geht? Ist es < das Fleisch > oder der Geist?" Leider hat S. keine Ergänzung in kopt. Sprache gegeben, er scheint an [ⲟⲩ ⲡⲉⲧⲧⲉ]ⲕⲁⲉⲓⲧ zu denken, aber dies ist einerseits wegen des zur Verfügung stehenden Raumes, andererseits wegen der vorhergehenden Fragepartikel ⲉⲓⲁ unmöglich, denn ⲉⲓⲁ ⲟⲩ „was denn?" habe ich bisher in keinem kopt. Texte gelesen.

S. 25, Z. 4 v. u. (= S. 95 XXVI 5/6) soll nach den erhaltenen Zeichenresten zu lesen sein [ⲉⲛⲉⲓⲣ]ⲉ ϯⲥⲃⲟⲩ ⲧⲉ[ⲟⲩⲟ ⲁⲛϭ]ⲁⲙ = „[indem wir tun], lehren, erzählen die Kräfte und Wunder". Wie ein Kenner des Kopt. drei Infinitive parataktiert neben einander stellen kann, ist mir schleierhaft; eine solche Ergänzung ist ganz verfehlt.

Damit möchte ich abbrechen mit dem Hinweise, daß die Liste der wirklich berechtigten Verbesserungen von S. noch weiter zusammenschrumpft. Nun hat auch D. nach Einleitung S. 4 selbständig Verbesserungen, wenn auch wenige, hinzugefügt. Es wäre besser gewesen, er hätte dieser Versuchung widerstanden, denn, soviel ich nachgeprüft habe, sind sie sämtlich zu beanstanden. Zu S. 9, Z. 16 v. u.: „Was willst du mit uns, o Weib?" liest man die Bemerkung 4: „Der Äthiope hat die ursprüngliche Form des Textes hier bewahrt, der Kopte aber sinngemäß übersetzt". In Wahrheit lautet auch an der Grundstelle Joh. 2,4 das τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι; in der sahid. Version ⲧⲉⲥϩⲓⲙⲉ

ⲉⲣⲉⲟⲩⲉϣ ⲟⲩ ⲡⲙⲙⲁï. — S. 10, Z. 5 v. u. übersetzt D., „möge nicht haften“ mit der Bemerkung: „bedeutet vielleicht: pflegt“. Er verwechselt den Optat. mit dem negat. Praes. consuet., denn es muß heißen: „er pflegt nicht zu haften“. — S. 12, Z. 13 v. u. Anm. 10: „Der Kopt. hat allerdings wörtlich: welcher mich gesandt hat, daß ich ihn vollende“. D. will scheinbar den Nebensatz von dem Verbum „senden“ abhängig machen, aber das ist unmöglich, denn 1. steht ὁ πέμψας με in unserer Schrift stets absolut und 2. müßte das causat. ⲉⲧⲣⲉ⸗, achm. ⲁⲧⲉ⸗ folgen. Der Conj. ⲧⲁϫⲁⲕϥ heißt: „und daß ich ihn vollende“, indem hier ein vorhergehendes Verbum ausgefallen ist. — S. 14, Z. 3: „meine Agape“ st. ⲧⲁⲅⲁⲡⲏ im Text. Jene Emendation halte ich für unmöglich, da es sich um das Liebesmahl der Gemeinde handelt, das sie zum Gedächtnis Jesu feiert. — S. 14, Z. 8: „predigt das, was ich euch gegeben habe“; es ist aber nicht ⲛⲏⲧⲛⲉ, sondern ⲁⲧⲉⲧⲏⲛⲉ überliefert, daher „was ich euch übergeben habe“. — S. 17, Anm. 5: „Kopt. wörtlich: der mich aufnimmt zu dir“, aber in ⲡⲁⲣⲉϥϣⲁⲡⲧ ist das nom. agentis ⲣⲉϥ- nicht beachtet, daher richtig „mein Beschützer“ st. „meine Zuflucht“. — S. 20, Z. 16: „und die welche durch uns lehren werden“. D. verwechselt ϯⲥⲃⲟⲩ „lehren“ mit ⲧⲥⲁⲃⲟ „belehren, unterweisen“, daher richtig „welche durch uns unterwiesen werden“. — S. 26, Z. 7: „den andern aber werde ich selbst wiederum geben“. Im Ms. steht ϩⲟⲩⲉ pl. = „sie selbst“, bezogen auf „andere“; „ich selbst“ heißt ϩⲟⲩⲟⲩⲧ od. ϩⲟⲩⲧ. — Pontius Pilattius S. 8, Z. 8 v. u. und S. 37, Z. 1 v. u. „Hürden“ st. „Hürde“ sind wohl Druckfehler. — Trotz dieser und anderer Mängel wünsche ich der Ausgabe weite Verbreitung und ein intensives Studium. Es ist nun von verschiedenen Rezensenten meines Werkes der Wunsch nach einer Publikation der Epistula mit Ausschluß der umfangreichen Spezialuntersuchungen geäußert worden, damit der gewöhnliche Sterbliche das Werk sich anschaffen kann. Und da das Buch in der Unruhe des Weltkrieges niedergeschrieben ist, wäre eine Neuauflage wohl am Platze, in der die Untersuchungen von neuem überprüft und die verschiedenen Ansichten der Gelehrten kritisch gewertet werden. Denn bei einer Editio princeps gilt mehr als sonst der Satz: dies diem docet.

Horner, George: Pistis Sophia. Literally translated from the Coptic. With an introduction by F. Legge. London: Society for promoting Christian Knowledge 1924. (XLVIII, 205 S.). gr. 8°. 16 sh. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Wie in Deutschland, so scheinen auch in England bestimmte religiöse Kreise sich für die altchristliche Gnosis stärker einzusetzen: so werden neue Ausgaben gnostischer Schriften in modernen Übertragungen nötig. Die Wissenschaft kann sich dessen freuen: es wird ihr bei der Gelegenheit manch wertvoller Dienst geleistet. Im vorliegenden Falle ist die Übersetzung von Rev. Horner so ausgezeichnet, wie wir es von diesem hervorragenden Erforscher des Koptischen von vornherein erwarten. Zweifelnd stehe ich Legges Einleitung gegenüber. Er faßt seine Ergebnisse zusammen: To sum up, then, I believe that all the Documents in our text belong to the School of Valentinus. As to date, the First and the greatest part of the Second are probably taken from documents written by Valentinus himself, and therefore before A. D. 160, while the last part of the Second, and the whole of the Third, Fourth, and Fifth, are by the degenerate successors of his school and are arranged in date order. These last may be of any date between A. D. 245 and 388, when we last hear of the Valentinians as an organised sect, and some parts of them may not improbably be later still. Ich sehe nicht, wie solche Sätze bei einer einigermaßen genauen Arbeitsweise bewiesen werden können.

Vogt, Josef: Römische Politik in Ägypten. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (39 S. und 4 Taf.). 8° = Beihefte zum „Alten Orient“, Heft 2. Rm. 1.80. Bespr. von Marian San Nicolò, Prag.

Die vorliegende Arbeit bildet das zweite Stück der Beihefte zum AO., einer Schriftenreihe, welcher, wie ihr trefflicher Herausgeber W. Schubart selber sagt, die Aufgabe zugefallen ist, die nahen Beziehungen zwischen dem Osten und der Welt des Mittelmeeres durch Abhandlungen, die über den Rahmen des AO. hinausgehen, einem weiteren Kreise in anschaulicher Weise vor Augen zu führen.

Vogt unternimmt den Versuch, einen Überblick über die ägyptische Politik der römischen Kaiser bis Diokletian von einem neuen Gesichtspunkte aus zu geben, nämlich auf Grund der alexandrinischen Münzprägungen. Der Gedanke die vielgestaltigen Münzbilder als Quelle der Provinzialgeschichte Ägyptens zu verwerten ist zweifellos sehr ansprechend, und die mit großem Geschick geschriebene Abhandlung zeigt in der Tat, daß die Darstellungen auf den Erzeugnissen der alexandrinischen Münze meistens

als Ausdruck der jeweiligen Politik in Ägypten angenommen werden können. Damit gewinnen wir eine neue Quelle, welche zweifellos geeignet ist, neben den allgemeinen literarischen Zeugnissen, den Inschriften und Papyri das Gesamtbild abzurunden und zu ergänzen. In diesem Sinne hat auf mich die Darstellung Vogts gewirkt. Mehr läßt sich aber m. E. aus den Münzbildern allein nicht herauslesen, und ich kann die Zuversicht des Verf. darin nicht teilen (S. 18), daß bei einer vollständigen Behandlung der Symbolik der Münztypen keine Gefahr bestehe, dieses Quellenmaterial allzusehr zu pressen. Nur die Eingliederung neben die übrigen Quellenkategorien kann m. E. die richtige Perspektive gewähren. So sehen wir z. B. erst aus dem Erlasse des Strategen von Oxyrhynchus gegen die Weigerung der Banken und Kaufleute, die Münzen der beiden in Syrien ausgerufenen Augusti Macrianus und Quietus (P. Oxy. 1411 a. d. J. 260) anzunehmen, wie es in Ägypten mit der Anerkennung dieser beiden Gegenkaiser in Wirklichkeit stand (S. 36).

Vier schöne Tafeln ermöglichen es dem Leser einen Einblick in die Bildertypen des alexandrinischen Münzenwesens des Prinzipates zu erlangen.

Schnabel, Paul: **Berossos und die babylonisch-hellenistische Literatur.** Leipzig: B. G. Teubner 1923. (IV, 275 S.) 8°. Rm. 6 —. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Der größere Teil der Untersuchungen Schnabels über die Persönlichkeit und die literarische Bedeutung des babylonischen Priesters Berossos ist bereits im Jahre 1912 als Anfang eines geplanten umfassenderen Werkes „Prolegomena und Kommentar zu den Babyloniaka des Berossos“ gedruckt worden. Die Ungunst der 1914 begonnenen Epoche verhinderte dann die Vollendung bzw. den Druck sowohl zweier wichtiger Kapitel der Prolegomena wie auch des Kommentars zu den bei den klassischen Autoren erhaltenen Fragmenten der Babyloniaka, die der Verf. nunmehr im zweiten Teil seines Buches (S. 248 ff.) neu herausgegeben hat. Obwohl derartige widrigen Umstände zu gewissen Inkonsequenzen geführt haben, und obwohl ferner insbesondere die Ausführungen der Kapitel VIII und IX (S. 172—210) über „die Quellen der Babyloniaka“ und „die babylonische Chronologie in Berossos' Babyloniaka“ durch Neufunde, vor allem auch Langdons Veröffentlichungen neuer babylonischer Königslisten[1] inzwischen teilweise überholt worden sind, ist Schnabels vielseitige Arbeit auch in der jetzt vorliegenden Form sehr nützlich: Die spärlichen Nachrichten

1) Vgl. OLZ 1925 Sp. 863.

über das Leben und Wirken des Babyloniers, der es zwischen 293 und 280 v. Chr. unternahm, den Griechen den Inhalt der wichtigsten Keilschriftliteratur zugänglich zu machen, und später auf Kos eine Astrologenschule gründete, werden sorgfältig untersucht (S. 3—16), Inhalt und Anlage der *Βαβυλωνιακά*, die von den Alten nicht immer unter ihrem richtigen Titel zitiert werden, genau abgegrenzt (S. 17—28). Aufschlußreich und für jede Auswertung berossischer Nachrichten bedeutsam sind ferner die umfangreichen Ausführungen S. 33—171, in denen dargelegt wird, auf welchem Wege die Babyloniaka den den Berossos ausschreibenden Autoren zugänglich waren. Von zahlreichen Einzelergebnissen abgesehen, ist hier vor allem festzuhalten, daß direkte Benutzung nur für (uns verlorene) Werke des Poseidonios, des Alexander Polyhistor und König Jubas von Mauretanien in Frage kommt; Josephus und Eusebius, die dank der Erhaltung ihrer Schriften für uns ungleich wichtigeren Benutzer des Berossos schöpften dagegen nur noch aus dem vom Polyhistor gefertigten Excerpt der Babyloniaka, wobei dem teilweise nur in armenischer Übersetzung erhaltenen Eusebius selbst dies Excerpt nur indirekt bzw. um eine Reihe jüdischer oder altchristlicher Interpolationen vermehrt zugänglich war[1].

Die Beachtung, welche insbesondere Poseidonios den im 1. der 3 Bücher Babyloniaka mitgeteilten Theorien der Babylonier über Gestalt, Licht, Bewegungen usw. des Mondes schenkte, wurde dem um die Auswertung der astronomischen Keilschrifttexte dauernd bemühten Verf. zum Anlaß, den Lehren der verschiedenen babylonischen Astronomenschulen zu Sippar (Schule des um 314 v. Chr. wirkenden *Kidinnu* - Κιδηνᾶς), zu Uruk und zu Babylon-Borsippa (Schule des um 427 wirkenden *Nabû-rim/wanni* - Ναβουριανός) ein besonderes Kapitel (S. 211—245) zu widmen. Unter der Zahl der hier mitgeteilten Ergebnisse, deren Kontrolle nur dem astronomisch Gebildeten möglich ist, erheischen allgemeines Interesse die Feststellungen, daß die Griechen die astronomischen Werke des Κιδηνᾶς und des Σουδίνης (d. i. wahrscheinlich babyl. *Šum-iddin*) gekannt und mehrfach benutzt haben, sowie vor allem,

1) Die auffallend geringe Benutzung des Originals der Babyloniaka führt Schnabel (S. 29—32) wohl mit Recht vornehmlich auf Berossos' schlechten Stil und mangelhafte Beherrschung des Griechischen zurück, doch hätte dies auf v. Gutschmid zurückgehende Urteil über Berossos' literarische Fähigkeiten von dem assyriologisch gebildeten Verf. durch einen Hinweis auf offenkundige Babylonismen noch spezialisiert werden sollen, s. Ref., MVAG 29, 2 (1924) S. 33 f., Meissner DLZ 1924 Sp. 2158.

daß der Name des „Entdeckers der Präzession der Jahrespunkte und des größten Astronomen des Altertums“ nicht dem (den Babylonier benutzenden, aber nicht zitierenden) Hipparch, sondern dem Kidinnu zukommt.

S. Langdon, M. A.: The H. Weld-Blundell Collection in the Ashmolean Museum: **Vol. I.** Sumerian and Semitic Religious and Historical Texts. Oxford: University Press 1923. (IV, 60 S. u. 45 autographierte Tafeln). 4°. = *Oxford Editions of Cuneiform Inscriptions* edited under the direction of S. Langdon. Vol. I 15 sh.

Ders.: The Weld-Blundell Collection, vol. II. Historical Inscriptions, containing principally the Chronological Prism, W.-B. 444. Ebd. 1923. (IV, 36 S. u. 7 autographierte Tafeln.) 4°. = *Oxford Editions of Cuneiform Texts*[1] usw. Vol. II. 10 sh. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Die großzügig angelegte und gut ausgestattete Serie der OECT[1] dient der schnellen Veröffentlichung von zahlreichen Keilschrifttexten, die dank hervorragender Munifizenz des Herrn Weld-Blundell seit 1921 durch Kauf, seit 1923 aber auch durch systematische Ausgrabungen in das Ashmolean Museum gelangen. Schon die beiden ersten Bände, die gleich dem inzwischen herausgekommenen dritten[2] nur mittels Kauf erworbene Texte zugänglich machen, lassen erkennen, welch mannigfaltiges, z. T. ungemein wertvolles Material hier in kürzester Zeit zusammengekommen ist: Band I bietet neben meist sehr gut erhaltenen und z. T. neuen kultischen Texten, vorwiegend sumerischen Mythen, Hymnen und Gebeten[3], neben Syllabar und Götterliste u. a. je eine neue Bauinschrift einer Gattin *Rīm-Sins*[4], *Ḫammurapis, Nabonids* und des *Aššur-etil-ilāni*[5], Ziegel *Salmanassars* III., *Assurbanipals* und *Nebukadnezars* sowie je ein Fragment *Irrišums*[6] und der sumerischen Version (W.-B. 7 u. 8) und der semitischen (W.-B. 1922, 195[7]) der *Samsu-iluna*-Inschrift PBS V 101 und Dupl.[8] Band II vollends enthält außer einer neuen Bauinschrift des *Sin-iddinam*[1] und einer (fragmentarischen) Zusammenstellung ausgewählter Jahrdaten *Ḫammurapis*, die durch die hier gebotene ungewöhnlich ausführliche Fassung unsere historischen und geographischen Kenntnisse erweitern, zwei Glanzstücke der Sammlung: das Schülertäfelchen W.-B. 62 über 10 „*Könige vor der Flut*“ und das ebenfalls sumerische vierseitige Tonprisma W.-B. 444, das in 8 Kolumnen von jeweils fast 50 Zeilen die Herrschersitze, Namen und Regierungsdauer von 8 vorsintflutlichen Königen zu überliefern weiß (Kol. I 1—39) und dann eine Liste der Herrscher der ersten 20 nachsintflutlichen Dynastien bis hinab zu *Sin-māgir*, dem vorletzten Könige der ersten Dynastie von Isin, folgen läßt.

Der Herausgeber, der auch die Mehrzahl der übrigen Texte umschrieben, übersetzt und kurz kommentiert hat, ferner — im Vorwort zu Bd. II — die bekannten Schwierigkeiten der altbabyl. Chronologie der Hammurapi - Zeit mit Unterstützung durch den Oxforder Astronomen Fotheringham anregend bespricht, hat es sich nicht nehmen lassen, seinen hervorragenden Fund eingehend zu behandeln: Die nicht unerheblichen Unsicherheiten in der Reihenfolge (und in der angeblichen Regierungsdauer) der verschiedenen vorsargonischen Dynastien von *Kiš, Uruk, Ur, Awan, Ḫamaṣi, Adab, Mari* und *Akšak*, die trotz der so wertvollen Publikationen von Scheil, Poebel und Legrain noch immer bestanden, werden beseitigt, die Namen einer beträchtlichen Anzahl der den einzelnen Häusern angehörigen Könige neu bekannt. Gleichzeitig werden uns aber auch die Regierungszeiten und die Namen der „Urkönige“ und ihrer Städte, die uns bisher nur nach den Berossosauszügen des Apollodor und Abydenos in undurchsichtig und unsicher gewordener Gestalt vorlagen, zum ersten Male in ihrer ursprünglichen Form zugänglich, obwohl, wie Langdon — ebenfalls im allgemeinen zutreffend[2] — ausführt, sowohl Berossos als auch W.-B. 62 als auch W.-B. 444 verschiedene Traditionen wiedergeben.

Andrae, Walter: Farbige Keramik aus Assur und ihre Vorstufen in altassyrischen Wandmalereien. Nach Aquarellen von Mitgliedern der Assur-Expedition und nach photographischen Aufnahmen von Originalen, im Auftrage der Deutschen-Orient-Gesellschaft herausgegeben. Berlin: Scarabaeus Verlag 1923. (37 S. Text mit 47 Abb. und 36 meist farbigen Tafeln.) 2°. Rm. 75—; geb. 80—. Bespr. von F. Sarre, Berlin.

In dem vorliegenden Werke legt der Leiter

1) Um einen gangbareren Zitiertitel (OECT) zu ermöglichen wurde die Serienbezeichnung noch nachträglich geändert.
2) OECT III = G. R Driver, Letters of the First Babylonian Dynasty. Bd. IV (wiederum von Langdon) soll Syllabare und Zeichenlisten bringen.
3) Recht erfreulich ist, daß hierbei auch ein im Privatbesitz eines Pariser Händlers befindliches Prisma ausgezeichneter Erhaltung veröffentlicht werden konnte, das als Duplikat des *Ashmolean Prisma* (Langdon, Babyl. Liturgies Nr. 197, vgl. Sumerian Liturgies and Psalms 311—323) den bisher noch lückenhaften Text der *Liturgy of the Cult of Kēš* fast unversehrt erhalten hat.
4) Tonkegel mit zweifacher Legende eines sehr erweiterten Duplikates der Steintafel KB III, 1, 96 = SAK 218 B.
5) Tempelerneuerung in Dilbat.
6) So mit Meissner DLZ 1924, 894.
7) Als Duplikat erkannt von S. Smith, RA 21, 75.
8) Eine zusammenfassende Bearbeitung beider Versionen gibt jetzt Langdon selbst, s. RA 21, 119 ff.

1) Wiederum (vgl. oben Sp. 863) im Besitze des Herrn E. S. David in Paris.
2) Für einige Versehen bzw. unrichtige Schlüsse Langdons s. die erschöpfende Behandlung der mit Langdons Fund gegebenen Probleme durch Zimmern, ZDMG N. F. 3 (78) 19 ff.



der Assur-Expedition ein Gebiet aus seinen Forschungsergebnissen vor, das seinem künstlerischen Empfinden ohne Zweifel besonders nahe steht. „Wenn bei unseren Grabungen in Assur", so schreibt Andrae an anderer Stelle[1], „aus den grauen und gelblichen Erd- und Schuttmassen Farbiges herauskam, klang es wie ein fröhlicher Ton; aber die Enttäuschung war zumeist groß, daß die lustigen blauen, gelben, weißen Malereien nicht standhalten wollten und so schnell zu wesenlosem Weißgrau verblaßten". Auf die unmittelbar nach dem Funde hergestellten farbigen Darstellungen gehen die bunten Tafeln zurück und vermitteln uns somit die ursprüngliche Leuchtkraft und Frische dieser für die Kunstgeschichte des Alten Orients außerordentlich wichtigen Dokumente.

Nach den mit größter Schwierigkeit geborgenen geringen Resten von Wandmalereien aus dem Palaste von Kar-Tukulti-Ninurta, der am östlichen Tigrisufer gegenüber von Assur gelegenen Königsstadt, hat Andrae die in Rot, Blau, Weiß und Schwarz gemalten Wanddekorationen rekonstruiert (Taf. 1—4). Trotz ihres hohen Alters (um 1250) tritt uns hier in der Gliederung der Wand- und in den Einzelformen schon eine erstaunlich reife Kunst entgegen, die auf eine „lange Schulung und Überlieferung weist und nichts Tastendes und Suchendes mehr hat". Bruchstücke von bemalten Gefäßen der gleichen Zeit und desselben Fundorts (Taf. 5) bilden eine wertvolle Ergänzung zu den sonstigen Funden altassyrischer Zeit und im besonderen auch zu der an den verschiedensten Stellen Mesopotamiens (Susa, Samarra, Tell Halaf usw.) zum Vorschein gekommenen frühen Keramik, die zur Zeit der Gegenstand lebhaften Interesses und eingehenden Studiums ist.

Dem 11. Jahrhundert, aber vor allem einer jüngeren Zeit, dem 9.—8. Jahrhundert, gehören die in Schmelzfarben ausgeführten Wandgemälde (Taf. 6—10) an, die aus rechteckigen Ziegeln zusammengesetzt sind oder aus größeren Platten bestehen. Sie dienten ebenso wie die Stein-Orthostaten von Ninive dazu, die Taten des Königs zu verherrlichen oder auch die göttliche Macht zu zeigen. In heller, meist gelber Farbe hebt sich die Zeichnung von türkisblauem oder auch grünem Grunde ab. Blau und Grün sind bis heute die beliebtesten Farben in der Kunst des Landes geblieben. Eine Prunk- oder Kriegsauffahrt assyrischer Ritterschaft, Wagenlenker oder das Gebet eines Großen vor dem Nationalgott Assur, wobei eine Heuschrecke auf den Inhalt des Gebetes hinweist, sind Beispiele aus den Vorwürfen dieser koloristisch und zeichnerisch gleich bemerkenswerten Wanddekorationen. Unter der übrigen Baukeramik seien vor allem die in die Wände eingelassenen emaillierten Knäufe und Knauffliesen zu nennen (Taf. 31 bis 36), die von Andrae eingehend behandelt werden. Es sei bemerkt, daß in Samarra (9. Jahrh. n. Chr.) kleine Wandfliesen vorkommen, deren eigentümliche Form sich nur als Nachahmung jenes altorientalischen Wandschmuckes erklären läßt; ein Beispiel mehr für die im Orient übliche Zähigkeit in der Erhaltung künstlerischer Motive.

In einer großen Anzahl von Beispielen (Taf. 11—29) werden wir mit den emaillierten Gefäßen bekannt gemacht und lernen die verschiedenen Formen der Flaschen, Töpfe und Eimer sowie ihren farbigen Schmuck in Zeichnungen und photographischer Wiedergabe genau kennen. Dieses, dem 9.—7. Jahrhundert angehörende assyrische Kunstgewerbe war bisher vollständig unbekannt. Hier tritt uns die assyrische Ornamentik, wie sie sich aus einheimischen mesopotamischen, kleinasiatischen und ägyptischen Elementen entwickelt hat, besonders augenfällig zu Tage. Dieser ornamentale Schmuck wird glücklich belebt durch die meist wappenartig angeordneten Tierfiguren, springende oder knieende Steinböcke, Ziegen oder Stiere, deren Bildung besonders reizvoll ist. Auch größere figurliche Kompositionen kommen auf der Wandung von geradwandigen, eimerartigen Gefäßen vor, so eine inhaltlich interessante Opferszene auf Taf. 29. Kleine farbige Tonfiguren, Weihgeschenke oder Nachbildungen von Götterfiguren, sind von mehr handwerksmäßiger Bildung.

Daß der Text in strenger Sachlichkeit alles Wissenswerte über die Technik und die historische und künstlerische Bedeutung des vorgelegten Materials behandelt, braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Unter den übrigen mustergültigen Veröffentlichungen Andraes über Assur hat die vorliegende das voraus, daß hier in den farbigen Zeichnungen sein feines künstlerisches Verständnis besonders zum Ausdruck kommen konnte. Auf den einleitenden Abschnitt, in dem auf das unbewußt starke Bedürfnis des mesopotamischen Menschen nach einem farbigen Ausgleich in dem stumpfen einförmigen Grau des Landes hingewiesen und dieses Bedürfnis mit der Lust am Farbigen im Bauwerk und in der Keramik in Verbindung gebracht wird, sei besonders hingewiesen; es sind feine Beobachtungen, die für die antike ebenso wie für die moderne Zeit Geltung haben. Zum Schluß sei es nicht zu erwähnen unterlassen, daß auch die durch den Verlag besorgte äußere

1) Farbige Keramik aus Assur. Mitteil. der Deutschen-Orient-Gesellschaft Nr. 68 S. 22 ff.

Ausstattung des schönen Werkes alles Lob verdient, und daß es dieser in nachahmenswerter Weitherzigkeit ermöglicht hat, die deutschen und deutsch-österreichischen Hochschulen in den Besitz des Buches zu setzen.

Genouillac, Henri de: **Premières recherches archéologiques à Kich.** Tome I. Paris: anc. Edouard Champion 1924. (62 S. u. 68 Taf.) 4°. = Fouilles françaises d'el-'Akhymer. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Die Hügelgruppe El Oheimir („der kleine Rote") - Tell Bender („der Hafen-Hügel"), drei Reitstunden östlich von Babylon in einer früher reich bewässerten, jetzt aber nach der westlichen Abwanderung des Euphrat völlig ausgetrockneten, menschenleeren Landschaft gelegen, kann nach de Genouillacs Grabungen vom Frühjahr 1912 für Kisch gelten. Die englisch-amerikanischen Grabungen, die nach dem Krieg jene französischen fortsetzen, bestätigen es. Die französische Veröffentlichung hat das Verdienst, daß sie uns den ersten Plan liefert, der lehrt, daß es sich um eine langgestreckte Reihe von Hügeln handelt. Diese hängen scheinbar nicht mit einander zusammen, sondern sind z. T. durch beträchtliche ebene Flächen von einander getrennt. Sie fangen im Westen mit dem kleinen Hügel El Chasne an und gehen im Osten mit El Bender bald zu Ende. Dicht bei Bender führt von Nord nach Süd ein trockenes Flußbett, vermutlich der alte Euphrat, quer durch die Reihe. Mehr in ihrer Mitte gegen Westen hin dominiert El Oheimir mit seiner rötlichen Kuppe.

Leider fehlt dem französischen Plan der Maßstab für seine Längen, und diese Maßstablosigkeit ist mit eiserner Konsequenz bei fast allen Plänen dieser Veröffentlichung durchgeführt, oder, wo wirklich einmal ein Maßstab angegeben wird, ist er falsch (Pl. 42, wo er vermutlich durch die Reduktion der Vorlagezeichnung für den Druck auf 1 : 64 statt der angegebenen 1 : 40 zusammengeschrumpft ist). Man wird auch über die Bedeutung mancher Linien auf dem Hügelplan nicht klar, sie können weder Schichtlinien, noch Wege, noch Kanäle sein, und es bleibt nichts übrig, was sie sonst noch. darstellen könnten. Erklärt werden sie nicht. Für den Benutzer ist daher Vorsicht am Platze! Das gilt auch für die Tafelverweise. Sie scheinen durch eine sonderbare und schwer erklärliche Tafelnummerierung in Verwirrung geraten zu sein. Es kommen zuerst 21 Lichtdruck-Tafeln, die römische Ziffern tragen, dann folgen als Pl. 1—38 anscheinend sehr sorgfältig abgezeichnete Tontafelinschriften, weiter als Pl. 39—45 „Pläne", die aber außerdem noch als Plan I—VII bezeichnet sind, endlich folgen noch Pl. 46—68 mit zeichnerisch nur zum Teil brauchbaren Kleinfunde-Darstellungen, meist keramischer Art.

Man sollte meinen, in diesen 90 Tafeln müßte reicher neuer Stoff stecken. Das ist aber so wenig der Fall, wie beim Text, der nur knappe 21 Seiten bietet, in denen nicht viel über die tatsächlichen Grabungsergebnisse, dafür aber um so mehr von alter und neuer Geschichte und von Grabungserlebnissen steht. Auch das muß sein, aber die eigentlich spannenden Kapitel über „La tour à étages", über „La ville d'Hammourapi", über „Le palais" und über „Le Bender", in denen man das Neue über Oheimir zu finden hofft, sind arm und winzig.

Das kann auch nicht anders sein bei der kurzen Dauer dieser „Mission de 1911—1912", die der Titel ankündigt, die aber erst am 28. Februar 1912 an Ort an Stelle begann und schon nach wenigen Wochen wieder abgebrochen werden mußte. An diesem Abbruch sollen, wie an so vielem anderen in der Welt, die bösen Deutschen Schuld haben. Auf S. 16 hat de G. die Mitarbeiter Koldeweys, dessen Loyalität er rühmend hervorhebt, verdächtigt, ihn lügenhaft bei den türkischen Behörden denunziert zu haben „au sujet du drapeau français placé suivant les usages près de ma tente". Aber de G. irrt wie damals so jetzt. Als Neuling im Lande hatte er keine Ahnung von der Eifersucht der Türken in der Flaggenfrage. Nur Konsulaten und Gesandtschaften war es erlaubt ihre Flaggen zu hissen. Wenn nun mitten in trostloser Wüste weithin sichtbar vor einem Zelt auf hohem Mast die seidene, goldgefranste Trikolore gehißt wurde, so fiel das auf, und es bedurfte keiner Denunziation, um die Türken aufgeregt zu machen. Das besorgte dann Abbé de G. weiter, indem er dem türkischen Kommissar, der das Streichen der Flagge erst erbat, dann forderte, einige Hiebe mit der Reitpeitsche versetzte. Hätte sich de G. damals richtiger verhalten, so würde er gewiß länger dort geblieben und vielleicht noch ein tüchtiger Ausgräber geworden sein, wie er schon ein Philolog von Ruf ist.

Vorerst wird man es aber begrüßen, daß die Ruine nicht länger in seiner Hand geblieben ist; denn er brachte auch als Ausgräber keine Erfahrungen mit, und ein solcher Mangel tut keiner Ruine gut. Auch sein Architekt, ein eben erst fertig gewordener Zögling der école des beaux arts, besaß die hinreichende Schulung noch nicht. Auf diesen vier unerfahrenen Augen stand die ungeheure Menge von Arbeitsstoff, den 180 Arbeiter tagtäglich ans Licht brachten und der verarbeitet sein wollte. Ver-

gleichsweise sei erwähnt, daß wir in Assur drei, vier, wenn nicht gar fünf Deutsche der gleichen Arbeiterzahl gegenüberstanden und auch dabei noch stöhnten über die Fülle von Arbeitsstoff, obwohl uns eine z. T. jahrzehntelange Erfahrung zu Gebote stand. Bei Kisch fällt erschwerend ins Gewicht, daß dort die ältesten und interessantesten Dinge, auf die man wegen ihrer bisherigen Seltenheit mit der äußersten Sorgfalt achten sollte, schon unmittelbar unter der obersten dünnen Schuttdecke zu liegen scheinen. Das bestätigen mir auch die neueren englisch-amerikanischen Berichte immer wieder.

Schichtenangaben und Datierungen sind bei Funden und Bauwerken von de G. zwar versucht, haben aber äußerst geringen Wert. Es genügt nicht, als einzigen Zeit- und Größenmaßstab für die Bauten das „palais de Goudéa“ zu nennen und zu kennen; denn von diesem wissen wir außerordentlich wenig, seit Koldewey den mangelhaften Plan de Sarzec's richtig gestellt hat, und außerdem haben wir doch nun schon eine Menge Vergleichsstoff babylonischer Architektur, der für das wenige was de G. wirklich herausbekommen hat, z. B. für den Teil eines interessanten großen Tempels, viel besser heranzuziehen sein würde.

In der richtigen Erkenntnis der Unzulänglichkeit so kurzfristiger Beobachtungen hat de G. denn auch mit den Kleinfunden kurzen Prozeß gemacht: Er veröffentlicht sie den Gegenständen nach oberflächlich gruppiert und durchnummeriert, also in einer Art von Inventar, das aber nicht an Ort und Stelle, sondern erst nach dem Wiederauspacken in Konstantinopel, zehn Jahre nach der Grabung aufgenommen ist. Fundumstände und Ortsangaben fehlen so gut wie ganz. Der Wert dieser Aufzählung ist daher äußerst bescheiden. Die ungewöhnlichen Verhältnisse dieser „Mission“ erklären wohl, entschuldigen aber nicht dieses für den Herausgeber allzu bequeme Verfahren, das dem Benutzer der Veröffentlichung alles zu tun übrig läßt. Mit dem gleichen Recht — und Erfolge — könnte der Landwirt seine Kartoffeln dem Verbraucher zum Selbstausmachen auf dem Felde verkaufen. Dergleichen ist zwar geschehen in den wilden Zeiten, die wir erlebt haben, aber etwas Ordentliches und Gutes ist nicht dabei zustande gekommen.

So ist diese Veröffentlichung eigentlich nur ein warnendes Beispiel, wie man nicht ausgraben und nicht veröffentlichen soll. Erwartungsvoll blicken wir auf die Fortsetzung der Ausgrabungen in Kisch, die de G. zu seinem unverhohlenem Schmerze an die Engländer und Amerikaner hat abgeben müssen. Hoffentlich wird nun an dieser für die ganze frühbabylonische Kultur so außerordentlich wichtigen Stelle mit Methoden gegraben und beobachtet, aufgezeichnet und veröffentlicht, ohne die heute nirgends in der Welt mehr gearbeitet werden darf, wenn das Ausgraben nicht sinnlose Buddelei, sondern zuverlässige Handhabe für die Wissenschaft sein will.

Contenau, G.: Éléments de Bibliographie Hittite. Paris: Paul Geuthner 1922. (VII, 139 S.) gr. 8°. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens wählt die Bezeichnung *hethitisch* im weitesten Sinne des Wortes, mit Beziehung auf das ganze alte Kleinasien, er schließt also außer den „Hieroglyphenhethitern“ und „Keilschrifthethitern“ nicht nur die übrigen Angehörigen des alten Hatti-Reiches ein, sondern auch die kappadokischen Tafeln. Dagegen ist das Kleinasien der griechisch-römischen Zeit im allgemeinen ausgeschlossen (daher fehlen die Lykier und die wichtigen lydischen Funde der Amerikaner in Sardes), doch mit einzelnen Ausnahmen, z. B. über die Phryger. So ergeben sich auf diesem Grenzgebiete einige Ungleichmäßigkeiten, man findet z. B. Sundwall, die einheimischen Namen der Lykier. Lpz. 1913 verzeichnet, nicht aber Kretschmers Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896.

Im ersten Teile gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über die bisherige Forschung auf dem Gebiete des alten Kleinasien nach folgenden Gesichtspunkten: Name der Hethiter. Quellen (Altes Testament. Ägyptische und assyrische Denkmäler. Amarna-Briefe. Tafeln von Boghazköi). Reisen und Denkmäler. Die „hethitischen“ Hieroglyphen und deren Entzifferung. Die Sprachen (besonders der Urkunden von Boghazköi). Archäologische Ausgrabungen. Geschnittene Steine (Siegelzylinder). Religion. Rasse. Der wichtigste zweite Teil enthält die von 1839—1922 reichende Bibliographie, angeordnet nach Erscheinungsjahren und innerhalb der einzelnen Jahre alphabetisch nach Verfassernamen. Den einzelnen Titeln sind teilweise, leider nicht gleichmäßig, kurze Angaben über den Inhalt sowie über Besprechungen der betreffenden Arbeiten beigegeben. Abgeschlossen ist die Sammlung, wie es scheint, kurz vor Weidners „Assyriologie“ 1922. Der dritte Teil bietet ein alphabetisches Verzeichnis der Verfassernamen, der vierte Teil ein sachlich geordnetes Register.

Alles in allem kann man das Buch als ganz praktisch und brauchbar bezeichnen. Da die Wichtigkeit des Gebietes und das Interesse weitester Kreise daran gerade in den letzten Jahren stark zugenommen hat, so wäre in einer Reihe von Jahren eine Fortsetzung des Buches wünschenswert.

Noyes, Carleton: The Genius of Israel. A reading of Hebrew scriptures prior to the Exile. Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1924. (IX, 452 S.) gr. 8°. $ 5—. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Nach einer Epoche so peinlich genau das AT in jeder Richtung durchforschender Arbeit, wie wir sie erlebt haben, wird kaum jemand in einem Buche mit obigem Titel noch irgendwelche bedeutsame Neuentdeckungen erwarten. Es gilt jetzt vielmehr, das Erarbeitete zu sammeln und systematisch darzustellen. Diese Aufgabe hat sich der Verfasser gesetzt, und

sie ist ihm, obwohl er selber des Hebräischen augenscheinlich nicht kundig und auf den Gebrauch der englischen revidierten Ausgabe angewiesen ist, in glänzender Weise gelungen. Auf dem Boden modern-kritischer Wissenschaft stehend, läßt er vor dem Leser den Gesamtverlauf der israelitisch-jüdischen Geschichte bis zum Exil nach der politischen und kulturellen Seite hin abrollen. Mit ständig wachgehaltenem Interesse sieht man die Menschen jener vergangenen Zeiten handeln und hört sie reden, in den wilden Stürmen der Kriege und bei der stillen Alltäglichkeit des Friedens. Zwischen den Ereignissen aber taucht immer wieder der Genius des Volkes auf, der sie in ihrer Eigenart werden ließ. Und dieser Genius ist so geartet, daß er von den Tagen des Mose an Gott als den geistig-sittlichen Gott der Offenbarung und der Geschichte immer deutlicher zu erfassen vermag. Im Gefühle, von Gott erwählt zu sein, tritt mit stets wachsender Klarheit die Aufgabe vor das Volk, seinen Willen zu tun. So packend und anschaulich steht das alles vor dem geistigen Auge, daß man das Buch ganz besonders dem Theologiestudenten, der des Englischen hinreichend mächtig ist, nicht warm genug empfehlen kann. Ihm werden sich nicht nur Dinge wie die Entstehung des Volkes und seine Einwanderung nach Palästina, die Kompilation der einzelnen Schriften, die Eigenart der Propheten und vieles mehr auf die angenehmste Weise einprägen, sondern er wird sich auch, was ihn manche Vorlesung vermissen läßt, von dem religiösen Geiste des AT.s angeweht fühlen. Dabei erleichtern ihm Indizes der Namen und der angezogenen Schriftstellen die selbständige Mitarbeit.

Edelkoort, Dr. A. H.: **Uittocht en Intocht**, een Geschiedenis van het Volk Israël van den Uittocht uit Egypt. tot die Vestiging in Kanaan. Utrecht: Oosthoek 1924. (VIII u. 220 S.) 8°. Bespr. von Wilhelm **Caspari**, Kiel.

Vf. hat sich früher durch eine Studie über das Sündenbewußtsein der Bußpsalmen die Achtung der Theologen und Religionshistoriker erworben; durch dieselbe hat er fraglos unser Verständnis über seine Vorarbeiter, darunter auch mich, hinaus gefördert. Seine jetzige Veröffentlichung zeugt aufs Neue von Quellen- und Sachkunde, von Versenkung in den Gegenstand, von der Sorgfalt in Beurteilung gelehrter Meinungen. Man freut sich, wieder einen die Unhaltbarkeit so manches Kittelschen Kompromisses dartun zu sehen. Der Inhalt des Buches ist im Allgemeinen meist richtig, wenn folgende fünf Voraussetzungen Edelkoorts feststehen:

1. Israël bildete in Ägypten ein Volkstum für sich mit besonderem und beständigem Nationalcharakter.

2. Die Wanderung von dort nach Palästina war ein zielbewußtes und einheitlich geleitetes Unternehmen; in Störungen, denen es während seines Verlaufes ausgesetzt war, bewies es nur um so deutlicher das planmäßige Festhalten am Ziel.

3. Josua ist eine geschichtliche Person, sein Wirkungskreis ein vorwiegend militärischer.

4. Die geschichtliche Ergiebigkeit eines Berichts ist von der Bestimmung der Stilgattung, welcher er angehört, unabhängig.

5. Die Einwanderung in Palästina war ein je nach Umfang und Eigenart des Landes aus erobernden Teilhandlungen hervorgehendes Gesamtergebnis.

Zur vierten Voraussetzung führt Vf. zwar öfters aus, daß in Sagen Einzelangaben irrig seien; was aber an grundsätzlicher Kritik der Sage zugelassen wird, erhebt sich nicht über Verjüngungen von Unwahrscheinlichkeiten. Es scheint, daß der Begriff Sage, der nicht näher umschrieben wird, der holländischen Bibelwissenschaft so wenig bekömmlich ist, wie anderssprechenden. Auch die fünfte Voraussetzung wird nur gelegentlich, m. E. unzureichend, erwogen. Aus dem reichen Inhalt sei mitgeteilt:

Die Hyksos in Ägypten waren Amoriter; die Kananäer rückten ihnen nach Palästina nach. Aḫlame und Ḫabiri sind ungefähr dasselbe und zwar Aramäer; zu ihnen zählen die Erzväter der Genesis, doch der Syrer, dem früher der Name Irsw zugetraut wurde, legt das Z. A. Josefs nicht fest (27); ebensowenig ist Janḫamu, Minister Amenofis IV. für Teile Asiens, der biblische Josef. Die Šasu des Pap. Anast. kommen nur aus Elat. Die Israeliten waren ein Teil der Aperiu. Tutmose III, als Eroberer in Asien und als baulustig bekannt, ist der Pharʿo der Bedrückung; Ramses ist eine durch den gleichnamigen Pharʿo nur umbenannte Stadt; Amenofis II ist der Pharʿo des Auszugs. Mernepta sieht in Israel das wichtigste Volk Palästinas.

Rib-Addi v. Gubla ist Zeuge, daß die Ägypter das nördliche Binnen-Palästina aufgegeben haben. Peti-Ḫepa berichtet ungefähr über das Westjordanland vom Karmel bis zum Gebirge Seir das Vorrücken der SA-GAZ = Ḫabiri, die lautlich mit den Hebräern gleichgesetzt werden dürfen und sachlich dasselbe tun wie die Israeliten in Josua und Jdc., so daß am liebsten doch ilâni Ḫabiri = elohe Jisraël wäre. Diesen Eindringlingen überließ Labaja Sikem. Ein Teil der Israeliten war schon vorher Herr von Basan geworden; dort im Ost-Jordanland hatten Amo-

riter die Moabiter, die gleichfalls Ḫabiri waren, um das Ackerland gebracht und in die Wüste gedrängt; jetzt verstärkten sich diese durch die Israeliten und nahmen ihre Heimat wieder ein (S. 97). Sie ließen ihre Bundesgenossen ihr Glück anderswo versuchen und erlebten dann die Enttäuschung (S. 143 f.), daß diese vielmehr auf Moab Rechte geltend machten. Wieder ein anderer Teil stürzte sich auf Jeriḫo, das eine leichte Beute, aber kaum mehr eine Beute war. Jos. 10 und El-Amarna-Tafeln Nr. 287 sagen über Gezer Gleiches aus und die Ermordung des Zimrida von Lakiš Nr. 288 ist ein Seitenstück zu dem Lebensende kananäischer Stadtkönige nach Jos. 10 Jdc. 1. Hiernach haben die Philister die israelitischen, in Jos. 15 F gebuchten, Errungenschaften rückgängig gemacht. Bis Jdc. 9 liegen noch Nachrichten über Abschnitte des Eroberungswerks vor. Jdc. 4 F handeln von drei Schlachten; die älteste derselben erläutert die Beschwerden des Rib-Addi.

So reizvoll es ist, Nachrichten, die von verschiedener Seite kommen und einander nicht berücksichtigen, zu einem Tatsachenbilde zusammenzusetzen, so wird die Berechtigung dazu doch durch die kulturellen und örtlichen Gegebenheiten gelockert, welche durch ihre Beharrlichkeit eine Wiederkehr einzelner Züge an zeitlich getrennten Ereignissen veranlassen, wie Vf. S. 131 für die Benutzung der Furt von Adam selbst geltend macht. Ohne Neuerungen an den Berichten geht es auch bei ihm nicht ab; über Ex. 14, Jos. 24 sagt er in dieser Hinsicht Anregendes; aber wie Josua S. 128 aus Jdc. 1, 1 verschwinden muß, so wird er in V. 22 (S. 153) eingesetzt. Mose (S. 47) verliert durch Vielseitigkeit an Vorstellbarkeit (ZAW. 1924). Der in dieser Anzeige größtenteils übergangene Abschnitt über die Wüstenzeit läßt die Schwächen der Arbeitsweise aufdringlicher hervortreten, wenn geschlagene Staaten zur Ausdehnung nach wertloseren Gegenden schreiten, wenn Völker nach einer ergiebigen Gegend aus historischen Gründen drängen, anstatt aus dem Wunsche nach einer besseren Lebenshaltung. Es mag sein, daß dem Vf. zur Sinaj-Frage Moritz's Buch über Arabien noch nicht erreichbar war; aber statt Navilles geologische Willkürlichkeiten nochmals auszugraben, hätte er sich bei Küthmann erkundigen sollen. Vor allem kommt der Leser aber immer auf die fünf Voraussetzungen zurück, die für die deutsche Wissenschaft immer mehr zum Rätsel werden, wie ich in „Gottesgemeinde von Sinaj“ dargetan habe. Sieht man erst über sie klarer, dann wird nicht Weniges totaliter aliter sein als es sich die Darstellungen der Bisherigen gedacht haben, denen auch Edelkoorts gründliche und schätzbare Leistung angehört.

Bonser, E. M.: How the early Hebrews lived and learned. New York: Macmillan Company 1924. (XXI, 269 S. m. 35 Abb. u. 4 Plänen). 8°. Bespr. von L. Köhler, Zürich.

Es war ein liebenswürdiger Mißgriff, dieses gut gedruckte, mit schönen Illustrationen ausgestattete und auch gut geschriebene Buch der OLZ zur Anzeige zu senden, denn es enthält nichts als eine sehr feine und überlegte Zurechtmachung der biblischen Geschichte von Abraham bis zur Reichstrennung für Unterrichtszwecke.

Montet, Édouard: Histoire de la Bible. (Collection Payot.) Paris 1924. (318 S.) kl. 8°. Fr. 10—. Bespr. von A. Bertholet, Göttingen.

Der Titel dieses Buches „Geschichte der Bibel“ ist dahin zu verstehen, daß es sich um eine Darstellung des Zustandekommens der Bibel handelt. Der Inhalt entspricht also dem, was unter der Bezeichnung einer Einleitung in das A und NT behandelt zu werden pflegt. Entsprechend dem Programm der Sammlung Payot, in der dieses Buch erschienen ist, wendet sich der Verf. an ein weiteres Publikum, um ihm in allgemeinverständlicher Fassung und möglichst gedrängter Form eine wissenschaftliche Orientierung über das einschlägige Wissensgebiet zu geben. Daß das hier in geschickter Weise geschieht, dafür bürgt der Name des Verf., des bekannten Professors der orientalischen Sprachen an der Universität Genf. Sein Standpunkt ist der kritische. So anerkennt er als echte Paulinen nur Römer, beide Korinther, Galater, I. Thessalonicher, Philipper (mit Ausschluß von 3_1—4_1) und Philemon. Eine Auswahl biblischer Texte, die er im Wortlaut mitteilt, illustriert die von ihm gegebene Charakteristik der einzelnen Schriften.

Im Detail weiche ich von manchen Bestimmungen M.s ab. Z. B. ist anfechtbar, daß er ohne alle Einschränkung als Datum von Jes. 15 f. ca. 800, von Jes. 24—27 gegen 570 nennt, daß er keinem Stück des Michabuches gegenüber die Echtheitsfrage auch nur berührt und das Problem der Ebed Jahwestücke unerörtert läßt. Im ganzen aber dürfte das Buch nicht verfehlen, den Lesern, auf die es zunächst berechnet ist, gute Dienste zu tun.

Rahlfs, A.: Über einige alttestamentliche Handschriften des Abessinierklosters S. Stefano zu Rom. Berlin: Weidmann 1918. (46 S.) = Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 3, Heft 1. Bespr. von A. Grohmann, Prag.

In San Stefano dei Mori in Rom, der bekannten Niederlassung abessinischer Mönche von etwa 1500 bis in die zweite Hälfte des XVII. Jh., befanden sich vier Bibelhandschriften, die ihres verhältnismäßig hohen Alters wegen schon früh die Aufmerksamkeit europäischer Gelehrter auf sich zogen. Eine von ihnen, die Bücher

der Könige enthaltend, die 1637 dahin kam, ist schon von N. Roupp zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht worden. Von den übrigen drei nimmt Rahlfs mit Recht an, daß sie ebenfalls um 1637 als Vorlagen für die damals geplante Ausgabe des äthiopischen alten Testaments nach Rom kamen. Es sind dies:

1. Der Octateuch, in Dillmanns Ausgabe mit F bezeichnet, nun im Besitze der British and Foreign Bible Society in London, von Dillmann ins XIII. oder XIV Jh. datiert. Die Handschrift wurde 1666 von Wansleben abgeschrieben. Seine Abschrift ging dann an den Pariser Gelehrten L. Picques über. Job Ludolf kopierte aus ihr den Pentateuch und Josua. Seine Pentateuch-Abschrift kam an die bekannte Hallenser Professorenfamilie Michaelis, von der sie die Göttinger Universitätsbibliothek übernahm (Cod. Mich. 270). Von ihr hat ein Unbekannter 1732 eine Abschrift hergestellt, die als Ya 2 in der Universitätsbibliothek Halle verwahrt wird und als H in Dillmanns Apparat neben dem Archityp F erscheint, da er die Handschrift nicht als eine aus F erflossene Kopie erkannte. Mit dem von R. geführten Nachweis ihrer direkten Abhängigkeit von F scheiden die Handschriften von Mich. 270 und Ya 2 nun ebenso aus dem kritischen Apparat des äthiopischen Octateuchs aus, wie die von Ludolf, Chr. B. Michaelis und dem unbekannten Copisten 1731 hergestellte Abschrift des Buches Josua (Göttingen, Universitätsbibliothek Aeth. 1, Mich. 264, Halle Univ. Bibl. Ya 3 = Dillmann H). F war noch 1696 in San Stefano, wurde dann aus dem Kloster entwendet und kam nach London.

2. Isaias, nach Dillmann aus dem XIV/XV. Jh., jetzt in Oxford, Bodleian Library Aeth. 7. Die Handschrift war zwischen 1780 und 1782 noch in Rom, und zwar in der Propaganda, aus der sie zusammen mit 1 und 3 1817 gestohlen und nach London gebracht wurde, wo sie der Oxforder Professor Lawrence erwarb, der sie ebenso wie Nr. 3 im Jahre 1822 der Bodleiana schenkte; aus ihr ist die Ascensio Jesaiae und die Esdrasapokalypse veröffentlicht.

3. Die kleinen Propheten außer Hosea, jetzt in Oxford, Bodl. Libr. Aeth. 8, von der R. mit guten Gründen vermutet, daß sie gleichfalls aus S. Stefano stammt und auf gleichem Wege wie die beiden erstgenannten Manuskripte nach London, bzw. Oxford kam. Sie ist von J. Bachmann und zum Teile schon von Petraeus und Nissel 1660 veröffentlicht worden.

Die Wanderungen und Schicksale dieser Handschriften hat R. zu einen interessanten Kapitel äthiopischer Handschriftengeschichte gestaltet, das sich trotz der spröden Materie leicht und flüssig liest. Wir sind dem gelehrten, außerordentlich gründlichen und gewissenhaften Verfasser für seine für die äthiopische Philologie ebenso wie für die Textgeschichte der äthiopischen Übersetzung des alten Testamentes wichtigen Aufschlüsse zu großem Danke verpflichtet.

Löhr, Max: Das Deuteronomium. Untersuchungen zum Hexateuchproblem II. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1925. (49 S.). = Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft 1 Jahr Geisteswissenschaftliche Klasse. Heft 6. Rm. 2—. Bespr. von Harold M. Wiener, Jerusalem.

This investigation deserves a hearty welcome. It is the first Old Testament publication of the new Königsberg Gelehrte Gesellschaft, and it sets a standard of courage and intellectual honesty in a field in which those qualities have long been all too rare. Thereby it gives to the new society a moral endowment which will remain and bear fruit long after the errors which this monograph combats have been forgotten.

Löhr asks what was the „Buch der Lehre“ (BL) of 2 Kings XXII f. The problems put are 1. is there any connection between this BL and our Deuteronomy? and 2. if so, can the BL be recovered from our Deuteronomy? To answer these questions there is first a literary - exegetical part and secondly a historical part in which Löhr directly challenges the main Wellhausen position. As the monograph is packed with details only a few points can be discussed.

Löhr says that the dogma that sacrifice and slaughter were originally the same must be abandoned (See Gen. XVIII 7, XXVII 9, XLIII, 16 etc.). In fact during the stay in Egypt all slaughter was necessarily non-sacrificial, since no sacrifice could be offered to the God of Israel on foreign territory (Ex. VIII, 22, Dt. IV, 28, XXVIII, 36, 64, 1 Sam. XXVI, 19 Hos. IX, 3 ff., Jer. XVI, 13; on Is. XIX 19 see below). The people that came out of Egypt had practised non-sacrificial slaughter and nothing else for centuries. Ex. XII confirms this, for the slaughter of the Passover in Egypt was not a sacrifice. The blood was not treated in the appropriate manner, there is no altar, no burning of the fat, and the meat was not to be prepared (XII 9) in the appropriate manner (Nu. VI 19, Dt. XVI 7, 1 Sam. II 13—15). Only in subsequent years was the Passover in Egypt to be commemorated by a pilgrimage and sacrifice (Ex. XII 14 ff. Nu. IX 7 Dt. XVI).

Consequently non-sacrificial slaughter was necessarily in the purview of the legislator of Ex. XX. The words „thy sheep and thine oxen“ in 24 are original and necessary and refer to such slaughter. We must render the verb zabach by slaughter and give mizbeach a corresponding

meaning. Then 1. Sam. XIV 32 ff. presents no difficulties. I would therefore slightly modify Löhr's view (p. [39] note 2). It seems to me that the great stone of that passage was terminologically an altar, but Löhr is right in saying it had only a technical purpose for the performance of the slaughter. The passage shows that part of the law of Ex. XX which is directed to „thy sheep and thine oxen" in operation. This is the source of the technical rule.

Before dealing further with Ex. XX we may glance at Lev. XVII 1—7 which Löhr rightly ascribes to Moses. Here it is necessary to strengthen his position by two sets of considerations which can only be indicated shortly.

Law is concerned with life and must always follow it. But the circumstances of life are for ever changing. Hence all lawgivers and lawyers are constantly engaged in pouring new wine into old bottles, though at different times and in different circumstances different devices have to be employed. Contrary to the view that has prevailed for over 2000 years, the Law and the Prophets recognised this to the full. I have discussed this elsewhere at length (See my Early Hebrew History [1924] pp. 51 ff). Here let me say that when once this principle is recognised, as it is by Löhr (e. g. p [40]), it is no objection to the Mosaic authorship of the passage to say that it grapples with difficulties that had become apparent in the practical working of Ex. XX and suspends that enactment for the wilderness period.

Another comment falls to be made here. Löhr correctly attributes some laws of the supposititious Priestly Code to Moses. As a matter of tactics his argument should immediately be reinforced. Stress should be laid on the fact that the whole legislation of the Pentateuch is designed for Israel in its early circumstances. For example it is always supposed that every Israelite will be within reach of a place at which he can sacrifice. The only passage that suggests absence regards it as certain that a due sacrifice can be performed not more than a month later (Nu. IX 10 f.). How can such legislation be reconciled with the actual facts of the national life even before the first deportation by the Assyrians, to say nothing of the subsequent period? From a very early time there was a large commercial diaspora. Or take the position of the Levites. When the laws of the middle books respecting their duties are carefully examined, it will be found that they consist almost exclusively of porterage of the Tabernacle. How on earth can such rules be a „projection" of the conditions of the second Temple? Can it solemnly be suggested that this was from time to time to be taken to pieces and carried about? Or consider the absurdity of attributing Nu. XXVII 1—11, XXXVI, to the post-exilic period. How could a nation have existed for centuries without provision for the devolution of a landowner's property on his dying without male issue? Cases of this occur every day. And could anything more ridiculous be conceived than to suggest that legislation for the preservation of tribal rights to such property was introduced for the first time after the tribal organisation and rights had ceased to exist for ever? It would be easy to multiply such points did space permit, but in this connection it is only necessary to emphasise the fact that they exist and strengthen some of Löhr's positions immeasurably.

To return to the sacrificial laws. All modern discussions suffer from our familiarity with houses of public prayer without sacrifice, — churches, mosques, synagogues. Early Israel had never heard of such an institution. The Hebrew recognised that his God was supreme and could protect him in every land: but the public worship of that God was restricted to occasions of sacrifice and to a particular territory. Now there is a practical question to be asked before any details of reading or interpretation are considered. Is it probable, or even conceivable, that any religious legislator would limit the occasions for public worship to three pilgrimages a year to be made by the males and such members of the family as might be able and willing to accompany them? If not, then the legislation must recognise local sacrifice as well. This I believe to be the explanation of the burnt-offerings and peace - offerings of Ex. XX 24 and other similar passages. Thus by this road too we reach views not very unlike those expressed by Löhr on pp [41] — [45].

Let us test the justice of these views by examining the subsequent history of the sacrificial worship in the light of Israel's expansion and dispersion. It illumines Löhr's conception that the Law was primarily intended for the conditions at the beginning of Israel's history.

Originally sacrifice is limited to Palestine (and the desert). With the growth of communities resident abroad (See e. g. 1 Kings XX 34) this proved insufficient, and recourse was had to legal fiction, a device well known in ancient Law (See Sir Henry Sumner Maine's classic treatise on Ancient Law — a work that should be studied by all who are interested in the Pentateuch). We find this referred to by Naaman in terms which show that it was not a new invention of his (2 Kings v 17). But this was insufficient for all the religious purposes of life and a series of passages show that the prophets for long regarded the problem as insoluble (See

Hos. III 4 f, IX 3 ff and the other passages cited above). Is. XIX 19 ff does not depart from this attitude, for that passage uses technical covenant language signifying that Egypt shall enter into a relationship with God comparable to that established for Israel by the covenants; not that Israelites might sacrifice in Egypt while that country was still heathen. The Elephantine Papyri, if genuine, suggest that in real life a practical solution of a sort was found in Egypt, and possibly there was a temple at Kannu in Assyria (See S. Schiffer Keilinschriftliche Spuren etc. [1907] p. 10). But Babylonia provides the most interesting case. In my „Prophets of Israel in History and Criticism" [1923] I have shown that Is. VI—L XVI are from the pen of the Prophet of Consolation and were composed in Babylonia at an earlier date than Is. XL. It will be seen that the Prophet strenuously opposes those „who forget My holy mountain" and seek to erect a local temple.

In the light o fthese facts will anybody be found to say that the pilgrimage laws of teh Pentateuch or indeed its whole system of worship can be fitted into the circumstances of the later kingdom or any subsequent date? Has any attention even been paid to the impossibility of journeying from, say, Assyria to Jerusalem twice in the short space that embraces both Passover and Weeks, or to any of the other practical difficulties involved? Is it conceivable that any Jewish legislator could forget the diaspora? Can it be thought that if he did, his work would ever have been accepted by the people?

Löhr holds that there was a long stay at Kadesh. May I invite him to consider the contentions I have put forward on pp 114—138 of „Essays in Pentateuchal Criticism" and in Bibliotheca Sacra October 1918, April and October 1919, July 1920? When he further says that we cannot identify the Pharaoh of the oppression ([33] note) I cannot follow him. No nation ever invented a story that it was subjected to forced labour in the territory of another people and compelled to construct named cities. It will be time enough to question the historical character of Ex. I 11 when we find the Germans claiming that their ancestors were slaves in Italy or Sweden, or the Americans forging a narrative of their having undergone the like experiences in Mexico. And excavations have now set it beyond doubt that Pithom and Raamses were built by Rameses II (See Ancient Egypt 1923 pp 75—77 and the accounts of the discoveries at Beisan). Hence the problem of the Pharaoh of the oppression has been definitely solved.

Space forbids further discussion of this interesting and suggestive monograph: but it is impossible to part from it without offering most cordial wishes to Löhr for the future of his Pentateuchal investigations, and to the new society for a long and beneficent career conceived in the wise, brave and scholarly spirit of this, its first effort in the O. T. field.

Wiener, Harold M., M. A., LL. B.: **Das Hauptproblem des Deuteronomiums.** Mit einem Begleitwort von Lic. Dr. M. Kegel, Templin i. U. und einem Gutachten von Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Knauth, Jena. Gütersloh: C. Bertelsmann. (56 S.) 8°. Rm. 1.50. Bespr. von J. Herrmann, Münster i. Westf.

Lic. Dr. M. Kegel, der in die Deuteronomiumfrage 1919 mit einer Schrift über die Kultusreformation des Josia selbst eingegriffen hat, hat die deutsche Übersetzung dieser Schrift veranlaßt, deren Verf. den Alttestamentlern durch zahlreiche Schriften und Aufsätze zum Pentateuch bekannt ist. Dabei legt Kegel besonderen Wert auf den Umstand, daß Wiener Jurist ist. „Juristen haben sich kaum jemals zu diesem Problem (der Frage nach Sinn und Herkunft des 5. Buches Mose) zum Wort gemeldet. Und doch gibt es gerade bezüglich eines Gesetzbuches aus alter Zeit zweifellos nicht wenige Dinge, über die nur der geschulte Kenner der Gesetze und der Rechtsgeschichte sachgemäß zu urteilen versteht" (S. 4). Um aber die Darlegungen Wieners noch eindrucksvoller für das deutsche Publikum zu machen, hat er den Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Knauth in Jena um ein Gutachten gebeten, und dieser hat zu einer Reihe von Wiener erörterter Fragen sich gutachtlich darüber geäußert, ob die von Wiener bei der Beurteilung dieser Einzelfragen vertretene Rechtsauffassung einer juristisch fachwissenschaftlichen Kritik standhält; er kommt zu einem vorwiegend positiven Urteil.

Schulz, Prof. Dr. Alfons: **Das Buch Josue**, übersetzt und erklärt. Bonn: Peter Hanstein 1924. (78 S.) gr. 8°. = Die Heilige Schrift des AT., übersetzt und erklärt in Verbindung mit Fachgelehrten, hrsg. von Franz Feldmann und Heinr. Herkenne. Rm. 1.60. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Das Buch ist wie das Werk, zu dem es gehört, für weitere — insbesondere katholische — Kreise bestimmt und kann daher verlangen, unter diesem Gesichtspunkte gewürdigt zu werden Hier soll dennoch — dem Charakter der OLZ entsprechend — gefragt werden, wie weit die Arbeit das wissenschaftliche Verständnis des Buches Josua fördert bzw. die Ergebnisse anderer einer größeren Öffentlichkeit zugänglich macht Da muß die Antwort denn dahin lauten, daß die Übersetzung zuverlässig ist, und daß die Erklärung, soweit sie sich auf Realien (Archäologisches, Geographisches usw.) bezieht, bei aller Knappheit gut ist. Die historischen und lite-

rarischen Fragen hingegen, zu denen das Buch Josua Anlaß gibt, haben, wie mir scheint, eine weniger glückliche Behandlung erfahren. „So kann — heißt es S. 4 — der Grundstock des Buches ganz gut aus Stücken bestehen, die teils Josua selbst, teils seine Beamten in seinem Auftrag niedergeschrieben haben. Auch bei der Annahme von Hilfsschreibern besteht die alte Überlieferung zu Recht, daß Josua der Verfasser des nach ihm benannten Buches sei; vgl. den Talmud-Traktat Baba Bathra 14 b“. Schulz stimmt also in bezug auf Zeit und Autor des Buches, und d. h. auch in bezug auf seine Glaubwürdigkeit. der Tradition zu. Die uns vorliegende literarische Gestalt des Buches aber erklärt er so, daß jener von Josua herrührende Grundstock in späterer Zeit „Beischriften“ mannigfachster Art — Worte, Sätze und ganze Abschnitte — erhalten habe. Entferne man diese Beischriften, so erhalte man eine glatte und einheitliche Erzählung, eben das von Josua oder doch aus seiner Zeit stammende Werk. Davon, daß nach der Meinung anderer das Josua-Buch eine Addition mehrerer Erzählungswerke, mehrerer „Quellen“, darstellt, wird nichts gesagt; wenn ich nichts übersehen habe, fällt das Wort Quellenscheidung nur in der zu c 22 gemachten Bemerkung: „Solche Unebenheiten sind kein Grund zur Quellenscheidung“.

Dieser Versuch des Verf., die Quellen-Theorie durch seine Beischriften-Theorie zu ersetzen — nicht in polemischer Auseinandersetzung mit jener, sondern in positiver Darlegung des eigenen Standpunktes — ist ein erwünschter Beitrag zu der immer lebhafter werdenden Diskussion über die Frage: Beischriften- (Glossen-, Fragmenten-) Hypothese oder Quellen- (Urkunden-) Hypothese?, um so mehr, als der Verf. in dem Aufsatze „Exegese im AT.“ (ZS, Bd. 3, S. 178—193) seine These auf eine breitere Grundlage gestellt hat. Vier Bemerkungen seien dazu erlaubt: 1. Der Verf. muß zur Gewinnung der von ihm postulierten einheitlichen Erzählung aus der Zeit Josuas eine Fülle ganz farbiger Erzählungszüge als „Beischriften“ streichen, die ganz und gar nicht den Eindruck sekundärer Zusätze machen, z. B. die rote Schnur als Zeichen (2,12 teilw. 17—20. 21 teilw. 22 teilw.), die Aufrichtung von 12 Steinen mitten im Jordan (4, 9—14), die Aufrichtung von 12 Steinen im Gilgal (4, 20—24) u. a. 2. Der Verf. übersieht bei seiner atomistischen Beischriften-Theorie, daß die von ihm ausgesonderten Stücke unter sich wieder in Zusammenhang stehen, d. h. also am ehesten als Reste von Parallel-Erzählungen erklärbar sind. Ganz deutlich ist das in c 3 und 4. Hier wird nicht nur die Aufrichtung von 12 Steinen dreimal erzählt, sondern auch der Befehl, 12 Steine aus der Mitte des Jordan zu nehmen. Die Antwort auf die etwaige Frage der Kinder nach der Bedeutung der Steine findet sich drei- oder zweimal (s. meine Hexateuch-Synopse). Hier schließen sich die vom Verf. als einzelne Beischriften ausgesonderten Stücke von selbst zu größeren Zusammenhängen aneinander. In etwas anderer Weise ist das bei 1, 10. 11 und 3, 2. 3 der Fall, indem 3, 2. 3 unmittelbar 1, 10. 11 fortsetzen und jedenfalls c 2 ausschließen, das seinerseits in 3, 1 seine Fortsetzung findet. 3. Der Verf. beruft sich für seine Aussonderung von Beischriften öfter auf die alten Übersetzungen (namentlich LXX), in denen die betreffenden Stücke fehlen. Aber hier ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die alten Übersetzungen ihre hebräische Vorlage geglättet, d. h. durch Quellenmischung entstandene Wiederholungen beseitigt haben. In meinen „Quellen des Richterbuches“ habe ich auf einige derartige Fälle aufmerksam gemacht. Eine gründliche Untersuchung der Frage wäre sehr erwünscht und sehr lohnend. 4. Des Verf. Beischriften-Theorie steht im Dienste seines Glaubens an die Tradition, daß Josua oder doch seine Schreiber wenigstens den Grundstock des Buches geschrieben haben — bei Streichung der Beischriften bleibt dieser Grundstock übrig —, und die Möglichkeit, diese Theorie mit der Tradition zu verbinden, ist vielen, wenn auch vielleicht unbewußt, der Anlaß, ihr vor der Quellen-Theorie, die sich mindestens viel schwerer mit der Tradition in Einklang bringen läßt, den Vorzug zu geben. Die wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes wird aber zunächst von der Tradition ganz absehen und sich lediglich die Frage stellen müssen, welche Theorie die Gestalt, in der uns das Josua-Buch vorliegt, am besten zu erklären vermag, die Beischriften- oder die Urkunden-Hypothese? Die Antwort wird dann die sein, daß sich zwar eine Reihe von Unebenheiten als „Beischriften“ erklären lassen, daß aber ihre überwiegende Mehrheit nur bei Annahme von Quellenmischung verständlich wird. Ich wünsche dem Buch und dem Aufsatz des Verf., daß sie zu gründlicher Erörterung jener Fragen aufs neue den Anstoß geben möchten.

Antikritik gegen H. Greßmanns Besprechung von Zapletal, Prof. Dr. Vincenz, O. P.: Das Buch der Richter. Übersetzt und erklärt. Münster i. W.: Aschendorff 1923. (XLII, 311 S.) gr. 8°. = Exeget. Handbuch zum Alten Testament, hrsg. v. Johannes Nikel, VII. Band, 1. Teil. Rm. 6.75. Von Friedrich Stummer, Würzburg.

Der Kommentar Z.'s bemüht sich redlich um die Lösung der zahlreichen Rätsel des Richter-

buches, und wenn seine Vorschläge auch nicht immer die endgültige Klarheit bringen, so sind sie doch in der großen Mehrzahl so beachtenswert wie andere auch. Manche Erläuterung ist dem Verfasser durch persönliches Studium des Orients möglich geworden; man vergleiche z. B. die kleine Anekdote, durch die S. 145 Ri 9, 7 beleuchtet wird. Im allgemeinen hält die Erklärung eine mittlere Linie ein, d. h. sie erscheint, von einem gewissen Standpunkt aus gesehen, ausgesprochen konservativ. Das ist z. B. der Märchen- oder Mythentheorie gegenüber durchaus gesund und berechtigt. Man kann sogar wünschen, der Verfasser wäre hier mitunter ausführlicher geworden und hätte sich beispielsweise nicht damit begnügt, Baumgartners Ausführung über Jephtas Gelübde mit einem kurzen Satze abzutun, wie dies S. 198 geschieht. Denn die Anschauung, welche in Erzählungen von der Art der Jephtageschichte Märchenmotive, Kultlegenden usw. gefunden zu haben glaubt und deswegen auch über den geschichtlichen Quellenwert negativ urteilen zu können meint, bedarf sehr viel scharfer Kritik, schon um von dem verzeihlichen, aber doch irrigen Glauben geheilt zu werden, daß sie sich bereits als gut begründet betrachten dürfe. Dazu wird es noch viel strenger Arbeit bedürfen, und man kann vorläufig noch sehr im Zweifel sein, ob sie sich bewährt. Greßmann hat ja freilich (vgl. diese Zeitschrift 1924 Nr. 7 Sp. 408) eine andere Meinung, die ihm niemand verdenken wird; aber seine bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Vorwürfe gegen Z. kann ich nicht gutheißen; insbesondere vermag ich nicht einzusehen, inwiefern der Verf. Baumgartners Ansicht nicht gerecht geworden sei. Spricht doch dieser andauernd von dem Kernpunkt der Erzählung von Jephtas Gelübde als von einem Märchenmotiv.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß Z. die nämliche Zurückhaltung in Sachen der Metrik geübt hätte. Denn es geht wirklich zu weit, alle Personen auch über die gleichgültigsten Dinge in Metren reden zu lassen, und wirkt an Stellen wie Ri 3, 24 tatsächlich komisch. Noch schlimmer ist, daß diese „Metrik“ trotz einiger Vorbehalte eben doch als Kriterium für die Quellenscheidung gebraucht wird, wie etwa 4, 8. Auch für die Textkritik sie zu verwenden, ist mißlich. So kann man 11, 24 Kamos nicht dem m. E. an dieser Stelle überhaupt imaginären Metrum zuliebe als Glosse tilgen, ganz abgesehen davon, daß durch diese Streichung die Antithese aus dem Gleichgewicht kommt, weil der Parallelismus zu יהוה אלהינו gestört wird. Natürlich fallen dann auch die Folgerungen für die Literarkritik in sich zusammen.

Was die Behandlung des Textes anbelangt, so ist ja wohl zuzugeben, daß sich mancher annehmbare Vorschlag zur Verbesserung von Schäden findet. Aber an manchen Stellen wäre doch größere Zurückhaltung am Platze gewesen. So korrigiert Z. Ri 12, 15b das freilich schwierige הר העמלקי hinaus. Aber warum soll es in Ephraim kein „Amalekitergebirge“ gegeben haben? Sind wir über die historische Geographie dieser Landschaft so gut unterrichtet, daß wir diese Möglichkeit so glatt verneinen dürfen? Ich dächte, man sollte hier und anderwärts den Grundsatz, daß die schwierigere Lesart einen gewissen Vorzug hat, nicht außer acht lassen. Die griechische Lesart, von der Z. ausgeht, kann sehr leicht nichts als eine Verlegenheitsauskunft eines ratlosen Übersetzers sein.

An einigen Stellen finden sich Unebenheiten, wie sie ja schließlich bei einem Werke, das weitschichtiges Material verarbeitet, verzeihlich sind. Ich würde z. B. Bedenken tragen, die Ri 2, 14 genannten שֹׁסִים mit den šasu der ägyptischen Inschriften gleichzusetzen. Wenn man heutzutage hethitische Namen zum Vergleich heranzieht, darf man sich nicht mehr mit den Formen begnügen, die sie in den äg. Inschriften haben, wie das S. 55 geschieht. Auf S. 120 ist Greßmanns Ansicht nicht ganz richtig wiedergegeben. Ist dessen Beschwerde (in dieser Zeitschrift a. a. O.) somit nicht ganz unberechtigt, so verlangt die Gerechtigkeit doch die Feststellung, daß er an Z.'s Irrtum selber einen Teil der Schuld trägt; denn die Anführung des Berliner Pfannkuchens und des westfälischen Pumpernickels ist in diesem Zusammenhang tatsächlich mißverständlich: das Brot an sich ist für Gideon charakteristisch; die Brotart dient nur der Anschaulichkeit des Traumbildes (Ri 7, 13).

Daß Z. an manchen Stellen auch Einblick in die Geschichte der Auslegung gewährt, soll mit Dank erwähnt werden.

Schmidt, Hans: **Die großen Propheten**, übersetzt und erklärt. Mit Einleitungen versehen von H. Gunkel. 2., verm. und verbess. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1923. (LXX, 498 S.) gr. 8° = Die Schriften des AT. in Auswahl neu übersetzt usw. von H. Gunkel, W. Staerk usw. 2. Abt. 2. Bd. Rm. 10 —; geb. 12.60. Bespr. v. Johs. Herrmann, Münster i. Westf.

Dieser von Hans Schmidt bearbeitete Band des bekannten Bibelwerks gehört sicherlich zu denjenigen Teilen des jetzt in 2. Aufl. vollständig vorliegenden Werkes, die man wärmstens empfehlen kann. Wir besitzen in der Tat kein zweites Buch, das in gleich anregender Weise den weiten Kreis der Gebildeten in die Schriften der Propheten einzuführen geeignet wäre. Hans Schmidt hat es ausgezeichnet verstanden, diese gewaltigen Männer und ihre un-

vergänglichen Schriften dem religiös interessierten Menschen von heute nahe zu bringen. Seine Darstellung ist ungemein lebendig und anschaulich. Jedes Prophetenwort wird nach Möglichkeit in die konkrete geschichtliche Lage hineingestellt, aus der man es verstehen möchte, und aus der Psyche des Propheten heraus erklärt; von beiden Seiten her soll der religiöse Gedankengehalt für den Leser Leben gewinnen. Auch auf das Literarisch-ästhetische wird gebührender Wert gelegt. Letztlich soll der Leser die Propheten selbst sehen; das ist wohl auch der Sinn des Leitwortes auf dem Titelblatt. Das schöne Buch ist wirklich so, daß es die Propheten und ihre ewigen Worte denen lebendig zu machen vermag, die darnach verlangen, und denen das Erlebnis werden möchte. Schon von da aus kommt dem Verfasser der herzliche Dank auch des Fachmannes zu, dem aber auch seinerseits das, was Hans Schmidt zu sagen hat, reiche und mannigfache Anregung bietet.

Die neue Auflage ist von der ersten nicht so verschieden, daß sich eine erneute ausführliche Besprechung rechtfertigte. Ich habe das Ganze kollationiert und allenthalben die leise ändernde Hand des Verfassers bemerken können; wesentlichere Änderungen bestehen fast ausschließlich in Zusätzen, darunter sind auch einige ganz neu hinzugekommene Textstücke samt Erklärung. Daß die an sich natürlich recht wertvollen Einleitungen von Gunkel auch in dieser 2. Auflage stehen geblieben sind, scheint mir, so motiviert es bei der 1. Auflage war, weil der Verf. zur Zeit des Abschlusses des Druckes das Schwert führte, nicht recht am Platze; unter normalen Verhältnisse, wie sie jetzt vorliegen, hätte man die Einleitungen von ihm selbst geschrieben gewünscht, um so mehr, als die sehr interessanten Aufsätze Gunkels auch anderweitig zugänglich sind (in seinem Buche „Die Propheten“ 1917). Das Werk hat also seine Eigenart im allgemeinen und im besonderen durchaus beibehalten. Von erneuter Kritik im einzelnen sei demnach abgesehen (obwohl Ref. bei dem Umfang und der endlosen Problematik des Gegenstandes natürlich manches auf dem Herzen hätte). Was das Ganze anlangt, so möchte ich wenigstens einen Punkt zur Sprache bringen: die Erklärung erscheint mir gelegentlich doch zu sehr psychologisch, d. h. aus der Psyche des Propheten heraus orientiert. Gewiß ist die Bemühung, von da aus Verständnis zu gewinnen und zu vermitteln, grundsätzlich notwendig, aber die Gefahr subjektivistischer Exegese ist nicht zu unterschätzen; Worte überhaupt, und sonderlich die Worte der Propheten angesichts der Eigenart ihres prophetischen Berufsbewußtseins, haben, wie Taten, ihre objektive Realität, die voll zu ihrem Rechte kommen muß.

Volz, Prof. D. Paul: **Der Prophet Jeremia,** übersetzt und erklärt. Leipzig: A. Deichert 1922. (LIII, 445 S.) gr. 8°. = Kommentar zum Alten Testament, hrsg. von Ernst Sellin, Bd. X. Rm. 11 —; geb. 13 50. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Das Buch ist erst am 15. 4. 1925 in meine Hände gelangt. Den einschneidendsten Beitrag zu Jeremia haben 1901 B. Duhm und 1902, in nicht ganz deutlich ausgesprochener Anlehnung an Gunkel, Erbt geleistet. Hier liegen scharfe und kühne Thesen zur Erörterung vor. Cornill gab 1905 ihre Nachprüfung und damit den besten Kommentar, den wir zurzeit besitzen. Einen Ausschnitt der Probleme behandelte W. Baumgartner, Die Klagegedichte des Jer 1917, in der umsichtigsten und fruchtbarsten Weise, und es ist sicher für Volz selber höchst schmerzlich, daß er diese wertvolle Leistung fast ganz übersehen hat. Volz legte 1920 Studien zum Text des Jer vor, um seinen Kommentar zu entlasten; sie sind fleißig und umsichtig, aber man kann nicht sagen, daß sie über Fortschritte im einzelnen hinaus die großen Probleme gefördert hätten. Dasselbe gilt von seinem Kommentar. Er ist fleißig, bucht vielfach die Literatur (auf die mangelnde Berücksichtigung von Baumgartner ist schon hingewiesen worden), bringt in Einzelheiten Neues, aber die entscheidende Förderung fehlt. Die Prosastücke, neben denen der Davidgeschichte die besten des Alten Testamentes überhaupt, bieten keine größeren Schwierigkeiten. Aber wie steht es mit den Worten des Propheten? Hier liegen neben ungemein Originellem ganze Abschnitte mit einer einheitlichen (deuteronomistischen) Phraseologie vor, zwischen deren Zeilen doch die originale Grundlage manchmal bestrickend durchschimmert. Wie erklärt sich das nicht bloß von Fall zu Fall, denn für die Behandlungsweise vermißt man dann die Norm, sondern durchgehend? Und dazu das Septuagintaproblem. Wo ist hier die grundlegende Lösung? Duhm glaubte sie in einem Radikalismus finden zu können, den zwar wir alle bewundern, aber keiner von uns teilen mag. Auch stilkritisch kommt Volz nicht zu eindeutigen, durchschlagenden Ergebnissen. So gibt zwar sein Kommentar ein gutes Bild der Lage der Jeremiaauslegung, er zeigt aber zugleich, daß die eigentliche Entscheidung noch aussteht. Wir sind des Jeremiabuches noch nicht Meister geworden.

Hölscher, Gustav: Hesekiel, der Dichter und das Buch. Eine literarkritische Untersuchung. Gießen: A. Töpelmann 1924. (212 S.) gr. 8°. = Beiheft 39 zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft. Rm. 10—. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Daß das Buch Ezechiel aus einer großen Reihe kleiner und kleinster originaler literarischer Einheiten besteht, die später vom Propheten selber gesammelt und in langer Beschäftigung damit nach und nach redaktionell weitergearbeitet sind, dürfte wohl im allgemeinen nach J. Herrmanns 1908 erschienenen „Ezechielstudien", deren Ergebnisse er nach wiederholter gründlicher Nachprüfung in seinen Kommentar vom Jahre 1924 übernommen hat, die am meisten wahrscheinliche bisherige Lösung des sehr schwierigen isagogischen Problems des Buches Ez sein. Angeregt durch eine gelegentliche Bemerkung H. Wincklers und eine ähnliche Vermutung S. Mowinckels hat G. Hölscher in seiner „Geschichte der israelitisch-jüdischen Religion" 1922 einen ganz neuen Weg eingeschlagen, indem er eine scharfe Trennungslinie zieht zwischen Hesekiel ben Buzi (S. 113f.) und dem Buch Hesekiel (S. 136f.). Da dort nur die Resultate seiner Arbeit gegeben werden konnten, durfte man mit Recht auf die daselbst in einer Anmerkung (S. 114) versprochene Begründung gespannt sein. Sie liegt nun vor und kommt auf Grund eingehender literarkritischer Untersuchung zu ähnlichen Ergebnissen für Ez wie B. Duhms Arbeit über Jeremia.

Einleitend gibt Verf. einen Überblick über das isagogische Problem und dessen Geschichte. Dem Verf. ist es seit seiner Arbeit über „die Propheten" vom Jahre 1914 klar, daß alle bisherigen Lösungsversuche auf halbem Wege stehen geblieben sind, und daß es gilt, „schärfer als bisher zwischen dem hesekielischen Gute und dem, was jüngeren Händen angehört, zu sichten". Verf. verschließt sich dem nicht, daß vieles Einzelne in seinen Ausführungen noch unrichtig sein wird. Aber ihm kommt es vor allen Dingen darauf an, daß überhaupt erst einmal das Problem gesehen wird, das die Hesekielfrage in ein „völlig neues Licht" stellt und eine Lösung verlangt. Freilich, die Aufgabe selbst ist äußerst schwierig: nicht nur, daß „schon der erste Redaktor des Buches die Urtexte vielfach ziemlich gewaltsam angegriffen, zurechtgestutzt oder auch verstümmelt zu haben scheint", auch „die Mangelhaftigkeit unseres textkritischen Materials und bei den Gedichten unsere Unkenntnis der althebräischen Metrik" lassen „eine Wiederherstellung des echten Hesekiels fast illusorisch erscheinen". Die Übersetzungen machen daher keinen Anspruch auf wörtliche Genauigkeit, sondern „möchten nur eine ungefähre Vorstellung von der rhythmischen Struktur der hesekielischen Poesien geben". Das Ergebnis der Arbeit ist: daß uns nun Ez als Dichter entgegentritt, nicht mehr als „der steife priesterliche Literat und Bahnbrecher des gesetzlich-ritualistischen Judentums, für den man ihn hält, sondern ein echter Prophet der judäischen Antike, ein Gesinnungsverwandter des echten Jeremia".

Der erste Teil (S. 7—25) behandelt die Dichtungen Ez's. Es wird nachgewiesen, wie große Bewunderung und Achtung Ez vor Babylonien hat, wie er durch die babyl. Mythologie beeinflußt ist, und daß Ez den Kampf führt gegen „dieselben Kultzustände, die auch Jeremia in der Zeit noch nach Josia voraussetzt". Zur Chronologie wird bemerkt, daß die wiederholt sich findenden genauen Angaben zum Teil sehr zweifelhaft sind, da sie über unechten Abschnitten stehen (z. B. 29,17; 33,21; 40,1 und vielleicht auch 20,1). Das Datum 24,1 stammt aus II. Reg 25,1, ist also nicht ursprünglich. Ez rechnet nach dem babylonischen Kalender (von Frühjahr zu Frühjahr), während in den Königsbüchern nach altjudäischer Weise von Herbst zu Herbst gerechnet wird; so erklären sich scheinbare Widersprüche in den Daten (33,21: II. Reg 25,2). Das erste Auftreten Ez's ist etwa in das Jahr 593 zu setzen und liegt in den politischen Zuständen begründet. Echt ist einmal ein Teil der ausführlichen, langatmigen Berufungsvision (Teile von Kap. 1—3); ferner aus Kap. 4f. die Belagerungssymbolik und größere Partien aus Kap. 8—11, die nicht etwa ex eventu nach 586 geschrieben sind, sondern aus dem Jahre 592 stammen. Ihr Inhalt spricht nicht von einer Zerstörung von Stadt und Tempel, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern Ez, der in dem Treiben der götzendienerischen Elemente als „streng jahwistisch gesinnter Prophet" eine schwere Beleidigung Jahwes erblickt, erwartet eine Säuberung von diesen Elementen durch ein Gottesgericht. Es folgen als echte Stücke dann „eine Reihe prophetischer Gedichte Hesekiels, in denen klagend, anklagend und drohend das Schicksal Jerusalems . . . . besungen wird". Ungefähr aus dem Jahre 592 stammen die vier ersten Gedichte: Jerus., das unnütze Rebholz (15, 2—5); Jerus., die Ehebrecherin (16, 3—12 evtl. noch 15. 24f.), ein Gedicht, das unter Verwendung von Märchenmotiven die religiöse Prostitution ausmalt (vgl. Hos); daneben stehen zwei politische Gedichte, deren eines Jerusalems politische Haltung in der Allegorie von den zwei Adlern, der Zeder und dem Weinstock behandelt (17, 1. 4—9) und 19, 2—9: die Löwin

mit ihren beiden Jungen. Weitere echte Gedichte über Jerus. sind unter dem Datum von 591 (20,1) zusammengefaßt. Wenn sich auch die Richtigkeit dieser Zeitangabe nicht nachprüfen läßt, so „verrät jedenfalls ihr Inhalt eine fortgeschrittene Entwickelung der politischen Lage". Ez droht jetzt offen mit Babylons Rache; einmal (21, 14. 16. 19—21) im Gedicht von dem Schwert; zum andern ausführlicher 23, 2—6. 11. 14—17. 19—25. 27: die beiden unzüchtigen Schwestern; die Pointe dieses Gedichtes liegt darin, daß nun „die treulose gar auch von Babylon wieder abgefallen" ist und „sich aufs neue den abscheulichen Ägyptern in die Arme geworfen" hat. Zwei weitere Gedichte, entstanden unter dem Eindruck der unmittelbaren Gefahr für Jerus., sind unter das Datum von II. Reg 25, 1 subsumiert; sie enthalten „die letzten düsteren Ahnungen des Sehers über Jerusalem": Siedehitze der Belagerung (24, 3—5) und der völlige Untergang der Hauptstadt (24, 16—17). — Von den Orakeln über die fremden Völker (Kap. 25—32) heben sich die Drohsprüche über Ammon, Moab, Edom, Philister und Sidon durch ihre Kürze, Gedankenarmut, Schablonenhaftigkeit und ihren Mangel an „dichterischem Schwung und Reiz" als unecht ab. Es bleiben nur „neben diesen sehr dürftigen, rein schriftstellerischen Erzeugnissen", die durch ein bestimmtes Interesse an der Zahl Sieben bedingt sind (vgl. ähnlich Am 1—2), als echt und ursprünglich die Sprüche über Jerusalems mächtige beiden Bundesgenossen Tyrus und Ägypten. Nach einer Untersuchung über die Zeit der Belagerung von Tyrus, deren übliche Datierung in die Jahre 585—573 „wahrscheinlich falsch" ist — Verf. setzt sie in die Zeit von 598 bis 586 an —, folgt die Besprechung der beiden Gedichte, die nach der 26,1 gegebenen Datierung kurz vor den Fall von Tyrus gehören: 1. die stolze Handelsstadt (27, 3—9. 25—36) und 2. Sturz von Tyrus (28, 12—19), ein mythisches Märchen, verwandt mit dem Jes 14, 12ff. angedeuteten. Über Ägypten besitzen wir von Ez's Hand fünf Gedichte, deren erste drei aus 588/87 stammen, die letzten beiden aus Februar und März 585. Sie enthalten: Ägypt. das Krokodil (29, 3—4); der zerbrochene Arm des Pharao (30, 21); die Scherbin-Zeder mit dem stolzen Wipfel (31, 3—8); ein Bruchstück über die unablässigen Intriguen Ägypt.'s (32,3) und ein „düsterer, hohnvoller Grabgesang" (32, 18—27). Der Rest des Buches (Kap. 33—39 und Kap. 40—48) gehört einer späteren Zeit an. — Der zweite Teil der Arbeit (S. 26—42) ist dem Buche Ez gewidmet. Wie die Analyse ergibt, sind „die ältesten, also hesekielischen Schichten des Buches", die, abgesehen von den Visionspartien, „durchweg dichterische Form" zeigen, „überall durch jüngere Ausführungen ergänzt", und zwar von anderer Hand. Diese sekundären Bestandteile des Buches zeichnen sich besonders durch Aramaismen und Junghebraismen aus; sie bilden nicht eine so bunte Anthologie wie Jes 1—35, sondern ihr auf weite Strecken hin einheitliches Gepräge in Stil und Gedanken weist darauf hin, daß der Hauptbestandteil der Ergänzungen von einer Hand herrührt, die deutlich das Buch in zwei Teile gliedert: drohend und verheißend. So korrespondieren der schweigende (3, 26) und sprechende Ez (33, 21f.); das „Haus der Widerspenstigkeit" und die begierigen Hörer des Gotteswortes; Bedrohung der Berge Israels (Kap. 6) und Verheißung an sie (Kap. 36); vielleicht auch die Vision vom Götzendienst im alten Tempel (Kap. 8ff.) und die Vision vom neuen Tempel (Kap. 40—42). Dem ersten Redaktor ist alles zuzuschreiben, „was mit dem planmäßigen Aufbau des Buches zusammenhängt"; daneben sind noch jüngere Hände am Werke gewesen. Die Entstehungszeit des Buches wird in gewissen Grenzen festgelegt durch sein Verhältnis zu Dtn und P (h und g). Zunz's Datierung mit 440—400 kommt dem Tatbestande einigermaßen nahe, doch ist nach Hölscher die Redaktion möglicherweise noch vornehemianisch. Zwei Abschnitte über die Theologie und den pseudepigraphischen Charakter des Buches folgen, denen sich im dritten Teil (S. 43—212) die Analyse des Buches und die ausführliche Begründung und Beweisführung für die vorgetragenen Thesen anschließt.

Bei der Neuartigkeit der von H. vorgetragenen Gedanken habe ich es für meine Pflicht gehalten, darüber in extenso zu referieren. Durch diesen Lösungsversuch gewinnt vieles, was uns bisher am Buch Ez befremden mußte (Parallelen, Weitschweifigkeiten, Reflexionen usw.), eine ganz andere Beleuchtung. Auch des Proph. Persönlichkeit gelangt zu einer anderen (und sicherlich nicht schlechteren) Würdigung; alles Komplizierte und schwer Verständliche an ihm wird so einfach und klar, und Ez erscheint uns als ein rechter Nachfolger der großen Propheten. So wie Jer, mit dem er ja sehr vieles gemeinsam hat, bei seiner Berufung seine Aufgabe vorgezeichnet bekommt (Jer 1, 10), enthält auch die Berufungsvision Ez's (2, 10) das Programm seiner Tätigkeit: „Und es war darauf geschrieben Geschrei, Klage und Wehe"[1]. Auch in der Abgrenzung mancher

1) Wenn man auch keine weittragenden Schlüsse daraus ziehen darf, ist doch auffallend, daß bei Jes Sir

Abschnitte, besonders in der großen Vision Kap. 8ff., wird man H. zustimmen. Freilich, in vielen Punkten werden seine Ausführungen unbedingten Widerspruch hervorrufen. So bin ich, wie ich an anderem Orte ausgeführt habe[1], anderer Auffassung in der Abgrenzung und dem Umfang der Berufungsvision. Auch kann ich mir nicht gut denken, daß Ez in Babylonien nur die „Kassandra des untergehenden Jerusalems" gewesen sein soll. Eine solche Tätigkeit wäre einmal doch für einen in Jerus. selbst Wohnenden näher liegend; und andererseits hat Ez sicherlich den Exulanten gegenüber irgendwelche praktisch gerichteten Aufgaben gehabt. Ich hätte noch eine Auseinandersetzung H.'s mit Dürr erwartet, der in seiner „Stellung des Proph. Ez" (S. 145—163) auf die schwierige Lage der Exulanten ausführlich hinweist, die trost- und aufrichtungsbedürftig gewesen sein werden. Vieles von dem, was Verf. dem ersten Redaktor zuschreibt, ist uns in Form von Orakelsprüchen überliefert, die durch ihre ganz typischen Einleitungs- und Schlußformeln unbedingt den Eindruck erwecken, daß sie wirklich einmal so öffentlich gesprochen sind; auch zeigen sich bei vielen von diesen Weissagungen die Spuren redaktioneller Weiterarbeit. Sollen diese Sprüche dem ersten Redaktor ihre Entstehung verdanken oder einem andern, anonymen Propheten, der im Exil gewirkt hat? Ich breche hier ab, da weiteres über den Rahmen dieser Besprechung hinausgehen würde. Jetzt hat die wissenschaftliche Arbeit das Wort und wird sich eingehend mit H. auseinanderzusetzen haben. Des Verf.'s Absicht ist erreicht, wenn nun überhaupt das Problem erst gesehen wird und nach irgendeiner Lösung der ganzen Frage des Ez gesucht wird, „mag die Erkenntnis auch noch so begrenzt sein".

Thilo, Lic. Dr. Martin: **Das Buch Hiob,** neu übersetzt und aufgefaßt. Bonn: A. Marcus und E. Weber 1925. (IV und 144 S.) 8°. Rm., 4—. Bespr. von C. Steuernagel, Breslau.

Der Verf. bietet S. 4—73 eine im allgemeinen gut lesbare, leider nicht nach Verszeilen abgesetzte Übersetzung, in der die inhaltliche Gliederung der Dichtung durch besonders numerierte Absätze und durch eine diesen je am Schluß beigefügte Inhaltsangabe hervorgehoben ist. Der Begründung oder Erläuterung der Übersetzung dienen 400 textkritische bzw. exegetische Anmerkungen (S. 74—89). Alsdann folgt S. 90—104 eine Zusammenstellung der schon in die Übersetzung eingeschalteten Inhaltsangaben in gleichem Wortlaut (wozu diese Doppelheit?), nur ergänzt durch Einfügung von Verweisbuchstaben, die die gedankliche Anknüpfung nach rückwärts verdeutlichen sollen. Den Schluß S. 105—144 macht eine zusammenhängende Darlegung der Gesamtauffassung des Buches.

Daß der Verf. sich in der Textkritik äußerste Beschränkung auferlegt hat, daraus wird man ihm in einem auch für Nichttheologen bestimmten Buch keinen Vorwurf machen können. Daß er aber, abgesehen von zwei Stellen (15, 29 20, 23), den im wesentlichen unkorrigierten MT überall übersetzen zu können vorgibt und nur selten in den Anmerkungen die Unsicherheit der Übersetzung eingesteht, ist kaum noch zu rechtfertigen; auch gebildete Laien müssen erfahren, wie unsicher unser Verständnis nicht nur zahlreicher Einzelheiten, sondern mehrfach auch ganzer Abschnitte ist, und daß wir uns mehrfach mit einem non liquet begnügen müssen.

Was die neue Gesamtauffassung der Dichtung betrifft, so ist zunächst zu bemerken, daß der Verf. sich bemüht, ein Verständnis der jetzt vorliegenden Form des Werkes zu gewinnen und damit die Ausscheidung einzelner Teile als auf einem unzureichenden Verständnis des Ganzen beruhend zu erweisen. Er nimmt ferner, wohl mit Recht, an, daß der Dichter in der Figur Hiobs sich selbst darstellt, die Entwicklung, die er selbst infolge schweren Leidens durchgemacht hat, in den Reden nachzeichnet und das neue Verständnis des Leidens, das er schließlich gewonnen, im Prolog und Epilog zum Ausdruck bringt. Als Angehöriger der Schule der Weisen war er gleich seinen Kollegen überzeugt, daß Jahwe, der Schöpfer und Leiter der äußeren Welt, auch der Urheber des Sittengesetzes sei, daß daher für den Frommen die Gewähr bestehe, daß er auch zu äußerem Glück gelangen müsse (cf. Kant); diesen gemeinsamen Boden der divergierenden Meinungen darzulegen, dazu dient Kap. 28, mit dem Hiob das Fazit des ersten Abschnittes der Reden zu ziehen beginnt. Infolge einer rein juridischen Auffassung von Gott fordern die Freunde, daß in jedem Moment die Harmonie von Verhalten und Geschick eines Menschen erkennbar sein müsse; mithin sei Hiob durch sein Leiden als Sünder erwiesen. Bei Hiob ist die juridische Vorstellung von Gott beschränkt durch den Glauben an „das freie Erbarmen, welches das religiöse Verhältnis des Menschen zu Gott konstituiert, indem es durch die Vergebung der Sünden ermöglicht wird (cf. besonders 7, 20 f.), die wiederum in der Liebe Gottes ihren Grund

---

49 Ez im Verhältnis zu Jes und Jer überaus kurz abgetan wird; es ist nur von seiner Vision und Hiob die Rede.

1) Die literarische Einheit des Buches Ez. Diss. 1917.



hat, welche das Geschöpf, das Werk ihrer Hände, nicht lassen kann und nicht lassen will. Wie rührend weiß Hiob von dieser Liebe Gottes zu reden!" — ich muß gestehen, daß ich Hiobs Reden mit dem besten Willen damit nicht reimen kann —. So kommt Hiob zu der Überzeugung, daß Gott schließlich für ihn eintreten werde, obwohl er im Augenblick wie sein Feind erscheine; er kann aber doch seine frühere Überzeugung nicht ganz aufgeben und kommt so zu der Forderung, daß Gott sich ihm gegenüber rechtfertigen solle (soweit bis Kap. 31). Er wird nun aber weiter gefördert zunächst durch Elihu, der nicht ein Mann der Schule ist, sondern, wenn auch in jugendlich stürmischer Weise, das Recht des gesunden Menschenverstandes geltend macht und ihn belehrt, daß man Leiden nicht einfach kausal (Vergeltung), sondern teleologisch (Mittel zur Läuterung) verstehen müsse; man dürfe also nicht fragen: mit welchem Recht läßt Gott mich leiden?, sondern: was will er mich durch das Leiden lehren? (so glaube ich, den Sinn der Ausführungen des Verf. kurz formulieren zu dürfen). Hiob verzichtet daraufhin, noch weiter mit Gott zu rechten, sondern ist bereit, auf Gottes Lehren zu achten. Indem er sich in seinem Leiden nunmehr rein rezeptiv verhält, erlebt er eine persönliche, innere Offenbarung Gottes, die er dann nachträglich durch den Bericht über eine äußere Gotteserscheinung und Reden Jahwes symbolisiert. Darin, daß er so persönlich Gott erlebt, liegt der Segen seines Leidens; dadurch, daß das Leiden ihm so zum Segen wird, erschließt sich ihm dessen Verständnis. Von diesem neuen Verständnis aus kommt er nun dazu, die Geschichte seines Leidens so zu erzählen, wie er das im Prolog und Epilog tut. Der Sinn ist folgender: „Gott wollte seine Ehre retten, darum muß er Hiob plagen. Aber wie rettet er sie? Es ist nun offenbar geworden, seine Ehre besteht nicht nur darin, daß er von den Frommen geliebt wird, vielmehr auch darin, daß er sie liebt. Denn Gott . . . fördert ihn, indem er ihn durch die Not zu Erkenntnissen führt, die ihm früher verschlossen waren, indem er ihn gleichzeitig stark macht zu einer Kraft des Vergebens seinen erbitterten Feinden gegenüber. . . . Eine doppelte Rückerstattung seiner früheren Güter muß den inneren Gewinn . . . symbolisieren." — Ich kann das Referat nur mit der Bemerkung schließen, daß ich leider nicht imstande bin, das, was der Dichter im tiefsten Grunde gemeint haben soll, in dem, was er wirklich gesagt hat, auch nur einigermaßen erkennbar angedeutet zu finden.

Bertholet, Prof. Alfred: Der Beitrag des Alten Testaments zur allgemeinen Religionsgeschichte. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (24 S.) gr. 8°. = Sammlg. gemeinverst. Vorträge u. Schriften a. d. Gebiet d. Theologie u. Religionsg. 106. Rm. 1 —. Angezeigt von Joh. Hempel, Greifswald.

Es ist nicht Schuld des Referenten, daß der Bericht über die interessante Studie A. Bertholets erst jetzt erscheinen kann. Sie füllt eine Lücke in der theologischen wie in der allgemeinen religionsgeschichtlichen Literatur aus, soweit ein so umspannendes Thema sich in der kurzen Zeit eines Kongreßvortrages abhandeln läßt. Die junge religionsgeschichtliche Arbeit innerhalb der Theologie — und in gewissen Grenzen sehen wir in der ja viel länger zugeknöpft gebliebenen klassischen Philologie ein ähnliches Schauspiel sich abrollen — konnte gar nicht anders verlaufen, als so, daß sie das Vergleichsmaterial, das sie zunächst aus den Kulturreligionen, dann aber in steigendem Maße aus den primitiven Kulten herbeitrug, zugleich irgendwie zum Maßstab machte, an dem auch das Bild der alttestamentlichen Entwicklung normiert ward. Den Rezentprimitiven entsprechende Formen des Religiösen sollten auch in Israel an den Anfang gehören, die entwickelteren Formen des Gottesglaubens mußten dann verhältnismäßig spät angesetzt werden, wobei zum Teil noch dunkel blieb, wie denn eine Entwicklung, die wir anderswo in langen Zeiträumen sich abspielen sehen, hier in der immerhin doch recht kurzen Spanne einiger Jahrhunderte sich abgerollt haben sollte. Bertholet kehrt diese Betrachtungsweise zu einem guten Teile um. Er fragt: was kann die allgemeine Religionsgeschichte aus der auf Grund ihrer eigenen Quellen erforschten israelitischen Religion an Gesetzen der Geschichte der Religion — nicht der Religionen — lernen? Und er verweist auf das Nebeneinander „dynamistischer" und „dämonistischer" Auffassungsweisen (wobei im AT. die 2. überwiegt), überhaupt die Mehrschichtigkeit der Vorstellungen (Mehrdeutigkeit des Opfers!), auf die Bedeutung des „religiösen Individuums für den Fortschritt der Religion", die Wichtigkeit des „symbiotischen Elementes" und auf die Höherwertung der Umschaffung übernommener Stoffe gegenüber ihrer einfachen Entlehnung. Der Eigenbesitz Israels in der „Denaturierung" und „Historisierung" Jahves wird, auch für die Eschatologie und das Gesetz, kräftig unterstrichen.

Pace, Edward, M. A., D. D.: Ideas of God in Israel, their content and development. London: George Allen & Unwin 1924. (260 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von Alfred Bertholet, Göttingen.

In der alttestamentlichen Theologie ist die sogenannte Lehrbegriffmethode in Ungnade ge-

fallen. An ihrer Stelle hat sich mehr und mehr eine rein historisch gehaltene Darstellung des Gangs der religiösen Entwickelung als das Landläufige durchzusetzen angefangen. Mit Recht. Nur daß sich damit leicht die Gefahr verbinden kann, daß der Entwickelung einzelner Ideen zu wenig Berücksichtigung zuteil wird. Das Absehen des Verfassers des vorliegenden Buches ist umgekehrt gerade darauf gerichtet, eine Idee, die Gottesidee in Israel, zu verfolgen. Dazu wählt er sich einen eigenen Weg: er geht nicht von den Anfängen aus, um durch die Jahrhunderte hindurch bis zur Zeit Christi vorzudringen, sondern nimmt umgekehrt seinen Ausgangspunkt in Christi Zeit, um sich, rückwärts gehend, allmählich zu den Anfängen durchzutasten. Diese Umkehrung des gewöhnlichen Ganges der Betrachtung ist nicht ohne Reiz. Vor allem aber ist anzuerkennen das Bestreben des Verfassers, der Mannigfaltigkeit des Gottesglaubens gerecht zu werden. Er findet in der Zeit Christi drei Haupttypen der Gottesauffassung. Da ist einmal die niedere Volksreligion, welche bei nominellem Glauben an Einen Gott göttliche Wesen an verschiedenen heiligen Plätzen in Steinen, Bäumen, Gewässern verehrt. Die hier verehrten Numina erscheinen als Träger eines physischen Organismus, zugleich mit moralischen (?) Herrscherqualitäten begabt, und als solche werden sie durch Opfer, zumal blutige, günstig gestimmt. Der Gedanke an einen höchsten Gott ist von wenig Einfluß auf das tägliche Leben. Diesen Vorstellungen gegenüber steht bei Jesu die geistige, rationale, moralische Auffassung eines allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden Vatergottes, der, ohne der Opfer zu bedürfen, in unmittelbaren Verkehr mit den Menschen tritt. Dagegen erscheint als dritter Typus die namentlich durch die Pharisäer vertretene Auffassung, nach der das Mittelglied zwischen Gott und Mensch das Gesetz ist, wobei der Legalismus Hand in Hand geht mit einem Nationalismus, der Gottes Offenbarung und besondere Gnade auf Israel beschränkt. — Den ersten Typus verfolgt der Verf. zurück bis auf primitiven Polydämonismus, Totemismus (dem er, allerdings nur für Israels Vorzeit, eine m. E. zu große Bedeutung beimißt) und Animismus, den zweiten zum Prophetismus und durch die vorprophetische Periode hindurch bis zur Stiftung des „Bundes", die er im Anschluß an Budde als einen Akt freier Wahl versteht („Israel united to Jahwe by an act of free choice on his part and theirs", p. 226). Den Legalismus endlich sucht er als eine Mischung der ethischen und geistigen Gedanken der Propheten mit primitiven zu begreifen. Er entdeckt an ihm „wenig Spuren eines schöpferischen Genius" (p. 105), verkennt aber nicht seine höhere geschichtliche Notwendigkeit (p. 251).

In seiner kritischen Auffassung steht der Verf. im allgemeinen auf dem Standpunkt Drivers und der Mitarbeiter an Hastings' Dictionary of the Bible (vgl. p. 20). Ein besonderer Vorzug des an sich erfreulichen Buches ist die große Übersichtlichkeit der Darstellung. So erweist es sich, wenn es auch nicht wesentlich neue Erkenntnisse bringt, als brauchbares Hilfsmittel im Interesse der Klärung der Ansichten über die Entwickelung einer Hauptidee der israelitischen Gedankenwelt.

Galer, Roger Sherman, A. M.: **Old Testament Law for Bible Students.** Classified and arranged as in modern legal systems. New York: Macmillan Company 1922. (IX, 194 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von J. Herrmann, Münster i. Westf.

Der Zweck dieses Buches ist, die gesamten Gesetze der Tora zu klassifizieren und zusammenzustellen in Übereinstimmung mit der Art der Klassifikation in modernen Gesetzbüchern. Ein amerikanischer Jurist hat sich unter Zugrundelegung der englischen Bibelübersetzung (American Revised Version 1901) dieser Aufgabe unterzogen insbesondere auch mit der praktischen Abzweckung, die pentateuchischen Gesetze, deren Studium der Bibelleser üblicher Weise als nicht einladend und unersprießlich betrachte, sowohl für den Durchschnittsbibelleser und den Sonntagsschüler, wie auch für den Theologiestudierenden leicht zugänglich zu machen und nicht minder dem Geistlichen ein Nachschlagebuch zu geben, in dem er sich rasch Auskunft holen kann. Außer dem gesamten pentateuchischen zieht er auch außerpentateuchisches Material mannigfach heran. In einer längeren Einleitung macht G. den Leser mit der literarischen Analyse des Pentateuch und sonderlich mit den einzelnen Sammlungen und Bestandteilen des Gesetzes und ihrer chronologischen Folge bekannt. Über die Frage nach dem Verhältnis zur babylonischen Gesetzgebung orientiert er seinen Leserkreis in einem besonderen Abschnitt. Den Hauptteil des Buches bildet sodann die Darbietung der gesetzlichen Bestimmungen der Tora in der systematischen Anordnung nach Analogie moderner Gesetzgebung, begleitet von erklärenden Anmerkungen. Im Anhang wird den Lesern eine Auswahl einschlägiger amerikanischer bzw. englischer Literatur empfohlen; auch chronologische Übersichten sind beigegeben und eine Anzahl Ratschläge für die unterrichtliche Behandlung des Stoffes. — Der Verf. verfügt nicht nur über eine vorzügliche Bibelkenntnis, sondern hat sich auch nach Möglichkeit in der wissenschaftlichen Literatur, die ihm zugänglich war, orientiert und ist durchaus bestrebt, die Arbeit der Forschung zu

verwerten. Auch der Fachmann wird das Buch in mancher Hinsicht nicht ohne Gewinn durchsehen.

Matthews, J. G.: Old Testament Life and Literature. New York: Macmillan Company 1923. (XV, 342 S.). 8°. 12 sh. Bespr. von Johs. Herrmann, Münster i. W.

„History and literature are here considered together. Indeed, all phases of human activity, economic, social, philosophic and religious, are but varying expressions of the unitary life of a people; the parts of one whole. So far as space has permitted, all those contacts, national and international, that influenced the Hebrews, have been presented as the background of the literature". Mit diesem Überblick über die Geschichte Israels, seine politischen Schicksale wie seine kulturgeschichtliche Entwicklung, in deren vielseitiges Bild auch die Geschichte der im AT gesammelten Literatur eingezeichnet ist, will der Verfasser dem weiten Kreise der Bibelleser dienen, denen das AT vielfach weithin ein verschlossenes Buch bleibt, weil sie sich gerade die Belehrung, die der Verfasser durch sein Werk vermitteln will, nicht leicht selbst verschaffen können. Sicher wird das Buch drüben dankbare Leser finden.

Montefiore, Claude G., M. A., D. D.: The Old Testament and after. London: Macmillan & Co. 1923. (IX, 601 S.). 8°. 7 sh. 6d. Bespr. von Johs. Herrmann, Münster i. W.

„My object is to set forth as clearly as I can the religious foundations of Liberal Judaism as they may be gathered from the O. T. To me, a Liberal Jew, such an object is nearly (though not quite) equivalent to setting forth those elements or doctrines of present religious value which (as I believe) the OT contains. It also incidentally involves an indication of what to me are the rough edges of the OT: where it is religiously deficient, and what had, or has, to be, if it can be, supplied from subsequent Jewish religious developments. I attempt to deal with these actual or possible supplements or expansions as they are (in my opinion) found in the N. T., the Rabbinical Literature, and in some of the Jewish Hellenistic works (especially Philo). In my last chapter I try to state very briefly the religious progress which Liberal Judaism has actually made, and to glance at the problems which it has still to tackle, and at the further advance which (so far as one can see to-day) it has yet to achieve". Mit diesen Sätzen des Vorworts charakterisiert der Verfasser selbst den Inhalt, den Aufbau und den besonderen Zweck seines Buches. Von den fünf Kapiteln (1. Das AT. 2. Der Fortschritt des NT. 3. Der Fortschritt in der rabbinischen Literatur. 4. Hellenistische Beiträge. 5. Was das liberale Judentum erstrebt hat und erstrebt) ist das erste und dritte am umfangreichsten, das dritte wohl am wertvollsten. Montefiore ist einer der bedeutendsten Führer des liberalen Judentums; für dessen Kenntnis ist das sehr gut geschriebene Werk also in erster Linie von Wichtigkeit, ist aber sicherlich auch sonst sehr beachtlich und lesenswert.

Johnson, Lewis: The Legends of Israel. Essays in interpretation of some famous stories from the Old Testament. London: George Allen & Unwin Ltd. 1924. (347 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Der Begriff „Legende" ist in diesem Buch von dem Herrn Verfasser in weitestem Sinn des Wortes gefaßt worden und dient dazu, unter diesem Titel fünfundzwanzig der bekanntesten Geschichten des AT ohne Rücksicht auf irgendwelche gattungsgeschichtlichen Gesichtspunkte darzubieten. So werden in einzelnen selbständigen Aufsätzen von durchschnittlich zwölf Seiten Text nacheinander behandelt Stoffe aus der Urzeit und den Erzvätern, von Mose und aus der Richterzeit, Samuel und älterer Königszeit, Elia und Elisa, Sanheribs Zug nach Jerusalem, zwei Danielgeschichten und Jona. Gestützt auf die einschlägige englische wissenschaftliche Literatur verfolgt Verf. in seiner Arbeit den Zweck, in volkstümlicher Weise den Grundwahrheiten nachzugehen, die in diesen Geschichten niedergelegt sind. Der exegetischen Auffassung des Verf. liegen die modernen kritischen Ergebnisse atlicher Wissenschaft der letzten Jahre zu Grunde; auch wird das wichtigste religionsgeschichtliche Material zu besserem Verständnis der Geschichten reichlich (wenn auch nicht erschöpfend) vorgetragen. Das Buch ist elegant und temperamentvoll geschrieben und bietet dem Laien einen guten Führer in den noch immer so vielen verschlossenen Wundergarten des AT. Freilich tut Verf. in seinen Erklärungen des Guten bisweilen zu viel; so wenn er zu II. Reg. 6 Elisa bezeichet „as a sort of chief of the secret service department of Israels war office". Zum brennenden Busch wäre zu ergänzen die spätere Anschauung vom „Feuer Jahwes", wie sie uns z. B. in Ps. 97, 3, Jes. 30, 27, Ez. 1, 27 entgegentritt. Wolken- und Feuersäule werden nicht auf vulkanischen Ursprung zurückgeführt, sondern im Anschluß an Doughty, „Travels in Arabia Deserta" unter Berufung auf Clemens Alexandrinus (Thrasybuls Zug von Phylae) und Alexander als Art Fanale erklärt, die an Stangen vorangetragen wurden, um dem Heere den Weg zu zeigen. Zur Himmelfahrt des Elia wäre noch aus der griechischen Mythologie als Parallele Herakles heranzuziehen, bei II. Reg. 2, 8 (Elias Mantel) noch zu verweisen auf die „Zauberkraft des Mantels" (vgl. I. Reg. 19, 19 ff. und II. Reg. 2, 13 f.; siehe auch H. Gunkel, „Elias, Jahve und Baal" und „Märchen") — eine Anschauung, die sich noch heutigen Tages auf der Sinaihalbinsel erhalten hat und in Hochzeitsgebräuchen zum Ausdruck kommt (vgl. Palmer, Wüstenwanderung). S. 296 f. fehlt die Erwähnung von Sanheribs Sieg über die Ägypter bei Elteke. Zu Jud. 6 (Vers 39/40 spätere, Wunder suchende Ausge-

staltung der ursprünglichen Geschichte) ist jetzt zu vergleichen Tolkowsky: Gideon's Fleece in „The Journal of the Palestine Oriental Society"; zum „Manna" ist jetzt heranzuziehen: A. Kaiser, „Definition und Etymologie usw." in den „Mitteilungen der Thurgauer Naturforschenden Gesellschaft" 1924 Heft 25.

Das Buch ist geschrieben in erster Linie, um zu sein „specially serviceable to teachers of Scripture as illustrating the right approach and method for Old Testament instruction"; sein Hauptziel aber ist weiter gesteckt: „to afford the general public a pleasant and instructive bit of reading on Old Testament topics". Es ist geschrieben mit einer reichen Kenntnis der einheimischen wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur und verdient es wohl, hier angezeigt zu werden, obgleich es wissenschaftlich kaum eine Förderung bringt. Aber es ist vertraut mit den modernen religiösen Problemen und bietet manchen feinen, homiletisch gut zu verwertenden Gedanken dar (abgesehen von einigen bedauerlichen Entgleisungen auf politischem Gebiete, wie z. B.: S. 49. 74) und ist sehr wohl geeignet, gerade in unserer dem AT so fremd und feindlich gegenüberstehenden Zeit auch in weiteren Kreisen Liebe und neues Verständnis für das AT zu erwecken.

Schmitz, Prof. D. Otto: **Die Christus-Gemeinschaft des Paulus im Lichte seines Genetivgebrauchs.** Gütersloh: C. Bertelsmann 1924. (270 S.) 8°. = Neutestamentliche Forschungen, hrsg. von O. Schmitz I. Reihe 2. Heft. Rm. 6.—. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Diese Arbeit mit dem wunderlichen Titel will das sprachwissenschaftliche Problem der Christusgenetive bei Paulus lösen und damit zugleich neue Gesichtspunkte für die Bestimmung der religionsgeschichtlichen Eigenart der paulinischen „Christusmystik" gewinnen. Das Verdienst der sorgfältigen Einzeluntersuchung der Genetiv-Verbindungen, die den Hauptinhalt des Buches ausmacht, ist, daß sie mit einleuchtenden Gründen, die schematische Alternative „Genetivus subjectivus oder objectivus?" zerbricht und die Elastizität des Genetivgebrauches bei Paulus deutlich macht, die in der Bezeichnung „allgemein charakterisierender Genetiv" einen grundsätzlich richtigen Ausdruck findet. Auch der Nachweis, daß die sprachpsychologische Grundlage von Substantivverbindungen wie ἀγάπη, ὑπομονή, ἐλπίς, σπλάγχνα, θλίψεις, παθήματα τοῦ Χριστοῦ die „pneumatische Sphäre der Christus-Gemeinschaft" des Paulus ist, kann im Prinzip als gelungen gelten. Nur wird hier die Zahl der Fälle, in denen Paulus „auf Höhepunkten religiöser Bewegtheit" originelle Formeln schafft, stark reduziert und darum die Möglichkeit eindeutiger Lösung des vom Verf. in Angriff genommenen Problems bestritten werden müssen. Die besondere religionsgeschichtliche Bedeutung der paulinischen Christusgenetive überschätzt S., wie er denn auch selbst die Merkmale des Unterschiedes zwischen der Christus-Gemeinschaft des Paulus und der Mystik wesentlich ohne sie zur Darstellung bringt.

Fischer, Dr. Johann: **Das Alphabet der LXX-Vorlage im Pentateuch.** Eine textkritische Studie. Mit einer Schrifttafel. Münster i. Westf.: Aschendorff 1924. (XVI, 120 S.) gr. 8° = Alttestamentliche Abhandlungen, hrsg. von Prof. Dr. J. Nickel, Breslau. X. Band 2. Heft. Rm. 5.25. Bespr. von L. Köhler, Zürich.

Fischer, schon durch seine Studien zu Deuterojesaja vorteilhaft bekannt, untersucht hier, angeregt durch Margolis in JAOS 1910, die Frage, in welchem hebräischen Alphabet der alttestamentliche Text geschrieben war, den die Septuaginta voraussetzt. Er beschränkt sich dabei auf den Pentateuch, greift aber gelegentlich darüber hinaus. Die Veröffentlichungen von Wutz, welche eben begonnen haben, hat er dabei nicht abwarten wollen. Die Einleitung entwickelt das Problem und kennzeichnet kurz und gut, was schon zu seiner Lösung geäußert worden ist. Dabei fällt auf, daß er S. V das talmudische hädjot mit Idiot übersetzt. Der Ausdruck ist, wie Paulus (1. Kor. 14, 23 f.) zeigt, Fachausdruck für den Laien in einer Sache.

Der 1. Teil (S. 1—77) behandelt die Buchstabenverwechslungen im Pentateuch, zuerst in den Eigennamen, dann im übrigen Text. Eine kleine Studie von mir: Septuaginta-Eigennamen und ihre Entartung, in der Festgabe Adolf Kägi, 1919, ist dem Verf. entgangen. Der 2. Teil behandelt das Alphabet der Vorlage. Zuerst werden die Verwechslungsmöglichkeiten in den verschiedenen Alphabeten aufgewiesen, dann die einzelnen Buchstaben untersucht. Das Ergebnis: „das Alphabet der LXX-Vorlage im Pentateuch war weder das althebräische, noch das samaritanische, sondern ... ein neuaramäisches Alphabet, welches sich aber in manchen Formen bereits der Quadratschrift näherte" (S. 115), ist, wie man sieht, ein vermittelndes. Dann folgt ein gutes Stellenverzeichnis und eine vortreffliche Schrifttafel, bei der man nur die Kolumnenzahlen vermißt. Die behandelten Wörter möchte man auch in ein Verzeichnis verarbeitet sehen. Aber die ganze Arbeit ist ungemein fleißig und nicht nur das, sondern auch sorgfältig und gediegen. Wer mit der Septuaginta arbeitet, wird sie stets zu Rate ziehen müssen.



Drews, Arthur: **Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus.** Jena: Eugen Diederichs 1924. (389 S.) gr. 8°. Rm. 8 —; gebd. 10 —. Bespr. von H. Weinel, Jena.

Man erwartet in diesem Buch nach all den kritischen Auseinandersetzungen seit der Christusmythe den positiven Aufriß des Urchristentums. Ein solcher ist auch beabsichtigt. Ausgehend von der jüdischen Weisheit und Apokalyptik sucht Drews in Übersteigerung der Friedländerschen Untersuchungen, die selbst schon recht fragwürdig sind, einen jüdischen Gnostizismus zu konstruieren, der das Christentum in seinem Schoße getragen habe. Dann kommt Paulus als der Beginn der christlichen Bewegung, mit einem wesentlich noch mythologischen Christus, der zwar schon den Namen Jesus trägt und von dem Paulus behauptet — nur dogmatisch behauptet, nicht weiß! — daß er Mensch geworden sei. Die Evangelien setzen danach den mythischen Christus in den geschichtlichen um. Johannes mit seiner tiefsinnigen Mystik, die nach Drews wesentlich aus Indien beeinflußt ist (Bhagavadgita), bildet Schluß und Höhepunkt der Entwicklung. Das Buch läuft auch wieder in einen philosophischen Schlußabschnitt aus, der verrät, welchen Spekulationen zu liebe diese Umdichtung der christlichen Urgeschichte unternommen worden ist.

Man erwartet eine Geschichtsdarstellung, einen Aufriß, der klarer und einleuchtender die Entstehung und die erste Entwicklung einer großen religiösen Bewegung erklärlich machen würde als die bisherige Auffassung — und findet immer nur die alte unerquickliche Polemik gegen die „liberale“ Theologie und die alten falschen und schiefen Zitate aus gelehrter Literatur und mißverstandenen Quellen. Eine Auseinandersetzung mit dem Buch ist hier nicht möglich. Sie ist auch nicht nötig. Wer die Evangelien und den Gnostizismus wirklich kennt, weiß, daß hier zwei Welten vorliegen, die sich zwar in der Kirche bis zu einem gewissen Grade zusammengefunden haben, von denen aber die eine unter keinen Umständen aus der anderen erklärt werden kann. Daß der jüdische und hellenistische Heilands- und Erlöserglaube vor Jesus dagewesen ist, steht freilich fest. Nicht erst Drews hat das bewiesen, und nicht Drews hat die wirklich wissenschaftlichen Erkenntnisse auf diesem Gebiet geschaffen, sondern neben den verhaßten „liberalen“ Theologen vor allem Männer wie Dieterich, Reitzenstein, Norden. Aber daß Drews immer noch nicht gelernt hat, daß er damit nicht die Entstehung des Christentums, sondern bloß die der Christologie begriffen hat, ist mehr als verwunderlich.

Herrmann, Johannes, und Friedrich **Baumgärtel: Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Septuaginta.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1923. (IV, 98 S.) gr. 8° = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge, Heft 5. Rm. 3 —. Bespr. von Franz Wutz, Eichstätt.

In eingehenden Einzeluntersuchungen haben die beiden gelehrten Autoren sich die Aufgabe gestellt, der Frage nach der Entstehung der Septuagintaübersetzung von der Verschiedenheit der Übersetzungsterminologie aus nachzuspüren. Die Verschiedenheit im Gebrauch bzw. in der Wiedergabe der Gottesnamen bei Ezech. (κυριος, κυριος κυριος, κυριος (ὁ) Θεος, αδωναι κυριος) gibt Herrmann Anlaß, nach dem Vorgang Thackerays mehrere Übersetzungen für Ez. anzunehmen. Mit Recht über die Gottesnamen hinausgreifend, versuchen die beiden Forscher den Nachweis, den Sprachgebrauch ganz allgemein in ähnlicher Weise nutzbringend für die Entstehungsgeschichte der Bücher Ez., Jes. und des 12 Prophetenbuches zu verwerten. Zweifellos sind solche Untersuchungen der Terminologie von größtem Wert und sind darum von den beiden Forschern mit Recht beigezogen worden, ist doch Jes. geradezu typisch durch seine Terminologie z. B. שאנן πλουτος (24, 8; 32, 16), πλουσιος (5, 14; 32, 19; 33, 20) oder כבר Pi. ευλογειν (25,3; 43,20; auch 27,9 steckt es), wenn auch gerade das letztere Beispiel die Scheidung in Jes. α und Jes. β problemat. werden läßt. Doch sind das nicht die einzigen Hilfsmittel. Wie in der Handschriftengeschichte die Fehler eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Feststellung der Entwicklungsgeschichte sind, so ist auch in der Übersetzung jede Form der Abweichung, vor allem auch jede fehlerhafte Abweichung von hohem Interesse. So ließe z. B. Os. 9, 10 und Nah. 3, 12, beide Male mit dem gleichen Fehler σκοπος, erkennen, daß Nah. doch eher zu ‚α‘ als zu ‚β‘ zu ziehen wäre, eine Auffassung, die Joel 2, 6 = Nah. 2, 11 bestätigt wird.

Von den Einzeluntersuchungen über Ez., Jer. und die 12 Propheten ausgehend, sucht Herrmann die „Entstehung der Prophetenseptuaginta“ ganz allgemein zu würdigen, wobei er die Arbeiten Thackerays über Jeremias in gleicher Weise beizieht. Er kommt zum Resultat, daß die Prophetenschriften „kommissionsweise“ übersetzt wurden, wobei die einzelnen Bücher ungefähr halbiert und jede Hälfte verschiedenen Übersetzern überwiesen wurde. Die Technik der Übersetzung, die vielfach so charakteristisch ist, daß man ein Buch wie Prov., die Psalmen oder die Königsbücher nie in Parallele setzen könnte, wird ja wohl darüber genaueren Aufschluß zu geben vermögen.

In einem Anhang wird versucht, der Kommissionstheorie auch den Aristeasbrief anzupassen. Demgemäß deutet auch Baumgärtel die Tatsache, daß die Genesis gegenüber dem übrigen Pentateuch eine Sonderstellung einnimmt, als Ausfluß gesonderter Übersetzerkreise, wobei auch Deuteronomium selbst wieder selbständiger Herkunft sei.

In zwei Beilagen (von Baumgärtel) werden die Gottesnamen ארני יהוה in Ez. und die Gottesnamen im Pt. übersichtlich zusammengestellt bzw. untersucht.

Davidson, Israel: אוצר הַשִּׁירָה וְהַפִּיוּט Thesaurus of Mediaeval Hebrew Poetry. Vol. I. New York: The Jewish Theological Seminary of America 1924. (LXVIII, 418 S.) 4°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Das vorliegende, auf vier Bände berechnete Werk stellt eine der hervorragendsten bibliographischen Leistungen auf dem Gebiet des nachbiblischen hebräischen Schrifttums dar. Sämtliche, sowohl religiöse als auch weltliche Gedichte vom Abschluß des Kanons bis zum Beginn der Aufklärungsperiode werden hier alphabetisch geordnet in ihren Anfangsversen angegeben. Dazu wird Name des Verf.s, Akrostichon, Fundort und (bei religiösen Gedichten) Stellung in der Liturgie mitgeteilt. Davidson beschränkt sich prinzipiell auf bereits gedruckt vorliegende Stücke und geht von diesem Grundsatz nur bei den von Zunz[1] besprochenen Dichtungen wie bei den noch unveröffentlichten Stücken von Salomo ibn Gabirol, Jehuda Hallevi, Moses ibn Ezra und Israel Nagara ab. Doch auch in dieser Beschränkung ist die Summe der hier niedergelegten Arbeit bewundernswert. Vom Umfang des verarbeiteten Materials erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß schon das Verzeichnis der Quellen 87 eng gedruckte Spalten einnimmt und fast 2000 Nummern umfaßt, und daß der erste Band, der ein Drittel des Ganzen umfaßt, mehr als 9000 Gedichte verzeichnet. Neben der Zahl der verwerteten Quellen ist aber zur vollen Würdigung auch die Eigenart dieser Quellen in Rechnung zu ziehen: die gesamte Liturgie aller Riten des jüdischen Gottesdienstes, die schon für sich allein fast unübersehbar ist, die in zahllosen Ausgaben zerstreuten weltlichen Dichtungen und endlich die in den verschiedensten Werken und Zeitschriften aller Sprachen vergrabenen Bearbeitungen stellen an die Gelehrsamkeit, den Fleiß und die Arbeitskraft des Bibliographen ganz ungewöhnliche Ansprüche. Dazu kommt, daß die Quellen zum Teil erst entdeckt werden mußten. Denn zahlreiche, speziell religiöse Gedichte sind nur in ganz verschollenen Ritualen erhalten. Wie der Verfasser in der Einleitung[1] bekennt, konnte er seine Aufgabe nur durch den glücklichen Umstand lösen, daß er Professor am Jewish Theological Seminary of America ist. Denn die Bibliothek dieser Anstalt, die schon längst eine der bedeutendsten Sammlungen hebräischer Literatur war, ist jetzt durch die Erwerbung der Elkan N. Adler Collection an die erste Stelle in der ganzen Welt gerückt. Es muß aber nachdrücklich hervorgehoben werden, daß auch nur ein Mann wie Davidson alle menschlichen und wissenschaftlichen Qualitäten besitzt, um einer so entsagungsvollen Arbeit ein volles Jahrzehnt zu widmen. Es ist rührend zu lesen (hebr. Einl. S. XVII), wie er beim Ausbruch des Weltkrieges sich vor dem Lärm des Lebens in seine Gelehrtenklause zurückzog, um die Geisteshelden der Vorzeit wieder erstehen zu lassen.

Der erste Band verzeichnet bloß die mit א anfangenden Gedichte[2], Band II und III sollen die übrigen bringen, während Band IV neben mehreren Indices Untersuchungen zur Geschichte der hebräischen Poesie enthalten soll. Das mit vornehmem Geschmack ausgestattete Werk verdankt sein Erscheinen der Munifizenz eines einzigen verständnisvollen Förderers der Wissenschaft, Mr. Nathan J. Miller.

Obgleich sowohl der Gegenstand des Werkes als auch die hebräische Abfassungssprache in erster Linie an jüdische Gelehrte sich wendet, wird es doch sicher auch in weiteren Kreisen Beachtung finden. Steht doch die hebräische Poesie im mittelalterlichen Spanien in enger Beziehung zur arabischen Dichtung, und sind doch andererseits auch die Anfänge des Piut unlöslich verknüpft mit den Anfängen der syrischen und griechischen Kirchendichtung, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, das gegenseitige Verhältnis restlos aufzuhellen.

האוצר לִמְלֶאכֶת הדפוס הָעִבְרִי הָרִאשׁוֹנָה עד שנת ר״ם Thesaurus typographiae Hebraicae saeculi XV ed. Prof. Dr. A. Freimann I. II. III. IV. Berlin-Wilmersdorf: Marx & Co. 1924. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Wenn es einen Maßstab für die Kultur jedes Volkes bildet, wann und in welchem Umfang es von der Buchdruckerkunst Gebrauch gemacht hat, so gilt das ganz besonders von dem Volk,

1) Literaturgeschichte der synagogalen Poesie. Berlin 1865. Nachtrag ebd. 1867.

1) Neben einer längeren hebräischen Einleitung enthält das Werk auch eine kürzere englische Einleitung.

2) Zur Erklärung der Tatsache, daß die mit א anfangenden Gedichte ein Drittel des Ganzen ausmachen, muß man sich gegenwärtig halten, daß neben den besonders häufigen alphabetischen Gedichten auch viele Namensakrosticha (z. B. אבינדור, אברהם, אהרן, אֶלְחָנָן, אליהו, אליעזר, אלעזר, אמתי) gleichen Anfangs existieren.

das diese Kunst überschwenglich als עבודת הקודש bezeichnet hat. Denn die Juden, die im 15. Jahrhundert in vielen Ländern noch nicht zur Kulturmenschheit gerechnet und daher im Zustand der tiefsten Entrechtung und Entehrung gehalten wurden, haben vor 1500 ungefähr 100 hebräische Bücher gedruckt, allerdings nicht in Deutschland, sondern nur in Italien (seit 1475), Spanien (seit 1482) und Portugal (seit 1487). Von jener großen Zahl hebräischer Inkunabeln sind aber meist nur ganz wenige Exemplare, ja in vielen Fällen nur ein Exemplar auf uns gekommen[1]. Der Grund dafür liegt einerseits in der starken Benutzung der Bücher — konnte doch seit dem Altertum ziemlich jeder Jude hebräisch lesen — andrerseits in den traurigen Schicksalen der Juden, die 1492 aus Spanien, 1497 aus Portugal vertrieben wurden und deren Bücher in Italien im 16. Jahrhundert der Zensur und oft auch der Konfiskation verfielen.

Es bedeutet daher eine dankenswerte Förderung der Forschung, wenn in den vorliegenden Tafeln Proben sämtlicher Inkunabeln in natürlicher Größe reproduziert werden. Da die ältesten Drucke — wenigstens in vielen Fällen — ein treues Abbild der Handschriften darstellen, wird durch diese Veröffentlichung gleichzeitig ein reiches, bisher meist unzugängliches Material für die hebräische Paläographie erschlossen. Die bisher erschienenen vier Lieferungen befriedigen alle berechtigten Ansprüche an Deutlichkeit der Wiedergabe. Die Einleitung, sowie das Verzeichnis der Tafeln und Abkürzungen und die erforderlichen Erläuterungen sollen der letzten Lieferung beigegeben werden.

Ziegler, Prof. Dr. J., Rabbiner in Karlsbad: **Die sittliche Welt des Judentums.** Erster Teil: Die sittliche Welt der heiligen Schriften. Herausgegeben von der Großloge X I. O. B. B. für den Tschechoslowakischen Staat. Leipzig: W. M. Kaufmann 1924. (VIII u. VII, 271 S.) 8°. Rm. 5—; geb. 6.50. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Dieses Buch ist eigentlich ein Erbauungsbuch. Seine Tendenz wird S. V folgendermaßen umschrieben: dem sittlich Gesunden will es in Erinnerung bringen, daß unsere Bibel noch immer der Urquell seiner Lebensführung sei; dem sittlich Kranken und Schwachen soll es Stütze und Mahnung werden. Aber es ist kein Erbauungsbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es will belehren, und zwar jüdische und nichtjüdische Kreise, über die sittlichen Ideen zunächst des AT's. Zu diesem ersten Teil ist noch ein zweiter und dritter geplant. Jener soll die sittlichen Ideen „vom Abschluß des Kanons bis Saadja", dieser die sittliche Welt des Judentums von Saadja bis Mendelssohn behandeln, S. VII. Der vorliegende erste Teil umfaßt folgende Kapitel: die Sendung Israels. Israels Gottesidee. Gott und Mensch. Von Mensch zu Mensch. Mensch und Tier. Der Frieden. Jedes Kapitel ist so eingerichtet, daß einer religionsgeschichtlich gehaltenen „Vorbemerkung" die zum Beleg dienenden Bibelstellen in hebräischer Sprache und deutscher Übersetzung folgen. Warum fehlt in Kap. 1, § 3 etwa, die Stelle Am. 3, 2? — In den Vorbemerkungen finden sich sehr feine, antike und moderne Literatur berücksichtigende, mit ruhiger Sachlichkeit, ohne Spur von Polemik oder gar Propaganda gebotene Ausführungen, z. B. S. 26 ff. über die Rache und den Gott der Rache, S. 61 ff. über die Kawwana, S. 137 ff. über die Nächstenliebe, S. 140 ff. über das Fremdengesetz, S. 152 über die negative Form der Gebote, S. 257 ff. über Glück und Frieden. — Man kann nur wünschen, daß es dem Verf. bald vergönnt ist, auch die beiden andern Teile vorzulegen. Dem schönen Inhalt des Buches entspricht die einfach vornehme Ausstattung, die der Verlag ihm gegeben hat. Ein Verzeichnis der angeführten Stellen, am Schluß des dritten Teiles etwa, wäre sehr erwünscht.

1) Vgl. die Zusammenstellung bei Jacobs in Jewish Encyclopedia VI 575b.

Creswell, K. A. C.: **The Origin of the Plan of the Dome of the Rock.** London, issued by the Council, 1924. (30 S. mit Abb. im Text u. 1 Plan). 4°. British School of Archaeology in Jerusalem. Supplementary Papers. 2. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Vf. geht von der Entdeckung von Mauss (*Revue Archéologique*, III[e] ser. XII, 14 ff.) aus, daß sich die Proportionen des Felsendoms aus einer sehr einfachen geometrischen Grundriß-Konstruktion erklären: die Schnittpunkte der Verlängerungen der Seiten zweier um 45° gegeneinander verschobenen in den Kreis der inneren Rotunde eingezeichneten Quadrate gehen die Stellen der Eckpfeiler der äußeren Stützenreihe; und die Schnittpunkte der verlängerten Seiten des so gewonnenen Achtecks bestimmen einen Kreis, in dem die äußeren Ecken der Außenmauern des Felsendoms liegen.

Von dem Gedanken geleitet, daß hier wohl ein weiter verbreitetes Proportionsprinzip vorliegt, versucht Creswell nun den Plan der seit de Vogüé oft als Vorbild des Ḳubbat aṣ-Ṣachra vermuteten Kathedrale von Boṣrà zu rekonstruieren, wofür Butlers Entdeckung eines Oktogon-Pfeilers im Innern einen Anhalt gab. In der Tat gelingt die Rekonstruktion, die einem von anderen Gesichtspunkten ausgehenden Versuch Herzfelds (*Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen*, XLII, 119 ff.) sehr nahe kommt, nur zu etwas anderen Abmessungen gelangt, so vortrefflich, daß man an der Richtigkeit der Lösung kaum zweifeln kann. Damit ist dann aber auch die Frage nach der Herkunft des Grundrisses des Felsendoms gelöst.

Nachdem so im wesentlichen das alte Problem geklärt ist, geht der Vf. dazu über, auch für die von der Kathedrale von Boṣrà abweichenden Züge ein Vorbild zu suchen und findet dies — gestützt auf die Forschungen von Vincent und Abel — für die Abwechslung von Pfeilern und Säulen in der inneren Stützenstellung sowie für die Maße und Proportionen der Kuppel in der Grabeskirche, für die äußere Achtecksform in der Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg.

Hervorgehoben sei noch, daß die kurze, aber lichtvolle, eine die Kunsthistoriker so lange beschäftigende Aufgabe anscheinend endgültig lösende Schrift in glänzender Ausstattung erschienen ist.

Glaser, Eduard †: Altjemenische Studien. Nach dem Tode des Verfassers herausg. von Otto Weber. 1. Heft. 1. Die neuen Pariser Inschriften. 2. Die Vertragsinschrift 'Alhân Nahfân's. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (IV, 119 S.) gr. 8°. = Mitteilungen der Vorderasiat.-Ägypt. Ges. 28, 2. Rm. 7.50. Bespr. von J. Tkatsch, Wien.

Bald nach dem Tode Glasers (7. Mai 1908) ist mit seinem gesamten wissenschaftlichen Nachlasse ein Manuskript, betitelt ‚Eduard Glaser, Streiflichter und Deutungsversuche zu edierten und unedierten altjemenischen Inschriften, methodelose Kritik kritikloser Methode', in den Besitz der Wiener Akademie der Wissenschaften übergegangen, welche auf die Herausgabe speziell dieses Manuskriptes verzichtete und es Otto Weber für den Zweck der Veröffentlichung, unter Ausschluß aller Ausführungen, die sich auf bisher unveröffentlichte Inschriften beziehen, zur Verfügung stellte. Das nun vorliegende Heft ist der 1. Teil dieser Ausgabe des Glaserschen ‚Inschriftenwerkes'. Der Herausgeber hat auch alle Ergüsse persönlicher Polemik, jede bloß referierende Bezugnahme auf die gedruckte Literatur und solche Ausführungen ausgeschieden, welche nicht unmittelbar zur Sache gehören oder keine Bereicherung des Forschungsmaterials bilden. Er, der zum Wortlaute Glasers nichts hinzugefügt hat, bezeichnet selbst seinen Anteil — äußerlich betrachtet — als einen rein negativen. Doch liegt eine nicht geringe positive Arbeit schon darin, daß er in jedem einzelnen Falle einer Streichung der Erwägung folgte, daß ‚kein irgendwie fruchtbar erscheinender Gedanke Glasers unterdrückt werden dürfe' (IV).

Die erste der beiden Abhandlungen des Heftes, ‚Die neuen Pariser Inschriften' (S. 1—60), wird als eine Besprechung von H. Derenbourgs Nouveaux textes Yéménites inédits (Revue d'Assyr. et d'Archéol. or., V 4, 1902 [Neuausgabe mit Verbesserungen im Répert. d'Epigr. Sem. I, Nr. 310 f., 1903]) bezeichnet, ist jedoch eine vollkommen selbständige, mitschaffende Interpretation der zuerst von Derenbourg veröffentlichten Inschriften Glaser 1405 (= NTY 2) und Gl. 612 (=NTY 1) mit deutscher Übersetzung und eingehendem Kommentar. Für die Inschrift Derenbourg 3 verweist Weber auf seine eigene Ergänzung in seinen Studien III 40; hierauf (S. 29 f.) teilt er aus dem Manuskripte Glasers Übersetzung und Bemerkungen zu den Inschriften Hole 2 und Derenbourg Rev. Arch. 1903, Nr. 1 mit. Da die Erklärung der Inschriften Gl. 612 und 1405 eine Auseinandersetzung über die beiden Ausdrücke *mṯb* und *mknt* notwendig erscheinen ließ, werden (S. 31 ff.) Inschriften behandelt, in welchen einer der beiden oder beide Ausdrücke vorkommen, Hal. 485, Gl. 1083 (im Zusammenhange mit ihr [S. 41, 1 ff.] auch Derenb. Musée Marseille II 1—5), Cruttenden 2 (CIH 28), endlich auch (31,1 f.) Gl. 219 (CIH 240).

Die in der zweiten Abhandlung, ‚Die Vertragsinschrift 'Alhān Nahfān's' (S. 61—119), ausführlich kommentierte Inschrift Gl. 1076, schon aus früheren Untersuchungen bekannt, ist von besonderem Interesse durch ihren geschichtlichen Inhalt und die Ausblicke auf die alte Geschichte Südarabiens; aber hierfür begnügt sich Glaser seine früheren Arbeiten, namentlich seine ‚Abessinier', 38 ff., zu zitieren (die S. 61 mitgeteilte Literaturübersicht reicht bis zum Jahre 1900). — Es handelt sich also bei der nachgelassenen Arbeit Glasers in der Hauptsache um einen Kommentar zu den drei ihrem Texte nach bereits bekannten Inschriften, der katabanischen Gl. 1405 und den sabäischen Gl. 612 und 1076, in deren lexikalischer und grammatischer Interpretation der Hauptinhalt und die Hauptbedeutung des posthumen Werkes liegt.

Für den mitforschenden Leser ist die Prüfung der zahlreichen Einzelerklärungen das Interessanteste und, bei der Anlage der ganzen Arbeit Glasers, das eigentlich Wertvolle. In dieser Hinsicht muß nun freilich hervorgehoben werden, daß Glasers Sprach- und Sacherklärungen vielfach veraltet und überholt sind, schon dank den Fortschritten der südarabischen Altertumskunde seit dem Abschlusse des Glaserschen Manuskriptes, für welches die Literatur nach 1903 nicht mehr berücksichtigt ist. Daß viele Erklärungen Glasers unhaltbar sind, hängt auch mit der anerkannten Schwierigkeit des Gegenstandes, namentlich der Deutung bautechnischer und kultischer Ausdrücke zusammen. Dazu kommt seine bekannte Methode linguistischer Arbeitsweise; philologische Hermeneutik und Kritik war nie seine starke Seite. Dies ließ auch für diese Schrift schon ihr Untertitel nicht anders erwarten. Für eine und dieselbe Frage bringt er auch drei und noch mehr Lösungen vor, die einander meistenteils ausschließen (vgl. z. B. S. 39, 46, 53, 70, 77, 85, 109). Doch sind manche seiner neuen Erklärungen anregend, auch wenn sie nicht annehmbar sind, und so gibt es immerhin hiervon nicht zu Weniges, was noch heute brauchbar ist.

Wir können hier nur ihres Inhaltes wegen erwähnenswerte, charakteristische Einzelheiten herausheben, die für die Auffassung des Gesamttextes von Belang sind. Ein Beispiel liefert gleich Glasers Behandlung der ersten der drei

Inschriften. Die erste Abhandlung bedeutete eine für die Zeit ihrer Niederschrift wertvolle Bereicherung und Berichtigung der Mitteilungen Derenbourgs; für die Gegenwart hat sie im Zusammenhalte mit erneuten Nachprüfungen der Texte keine Aktualität mehr. Die Inschrift Gl. 1405 (= Nr. 94 der Sammlung der Wiener Südarabischen Expedition) ist seither von M. Hartmann in dieser Zeitschr. 1907, 189 ff., 428 ff., Lidzbarski, Ephem. II 105 ff., Weber, Studien III 37 ff. behandelt (vgl. auch F. Hommel, Grundriß, 660, 2) und vor kurzem von N. Rhodokanakis (Die Inschriften an der Mauer von Koḥlān-Timnaʿ, Sitz.-Ber. d. Wiener Akad., 1924, Bd. 200, 2, S. 33 ff.) neu herausgegeben und kommentiert worden. Von den von Glaser abweichenden Angaben Rhodokanakis' zur Lesung (nach dem Glaserschen Abklatsch und einem der Südarabischen Expedition) heben wir nur die zu Z. 2 (*ṯlỵ*), 3/4 (*nḥlỵ*), 4 (*ỵʿrb*), 6 extr. (*k* nach *ỵ*), sowie die Lesung *nʿḏ* Z. 3 und die Ergänzung Z. 8 hervor. Wesentlich verschieden bei beiden ist die Auffassung der 1. und 2. Zeile und damit des Sinnes des ganzen Textes nebst einigen Einzelheiten. Rhodokanakis hält nämlich für den Urheber der in Z. 2—5 erwähnten Widmungen an die Götter nicht den im Anfange der 1. Z. genannten *tbʿkrb*, wie Glaser, sondern den diesem vorgesetzten Priester *ṣrỵʿm*, Sohn des *mrkdm* (Z. 2), und erklärt daher die letzten Worte der 1. Z. sowie die folgenden Z. 2, 3, 4 und die erste Hälfte der 5. Z. als Parenthese (‚— der ihm vorgesetzte Priester . . . hat nämlich . . . errichtet . . . und hat in Quadern gebaut . . . . — (*tbʿkrb*) hat aber . . . geweiht . . .'). Darin hat Glaser jedenfalls fehlgegriffen, daß er den zweiten Eigennamen für den Namen der Mutter des *tbʿkrb* erklärte (‚Sohn . . von dessen [ʿAmms] Generalvikarin Ṣarijaʿamm aus Markadm'); er hat nicht erkannt, daß dem *tbʿkrb* ein zweites männliches Individuum gegenübergestellt ist. Auch seine grammatischen Erwägungen über das folgende *ḏršỵts* (S. 4 f.) sind verfehlt, dagegen seine Bemerkungen über *ršỵ kḥn* (S. 4, 7, dazu 3, 1 gegen Mordtmann; vgl. Weber Studien III 3, Rhodokanakis, Studien, Wien, II, 1917, S. 22 f., 169) im Allgemeinen annehmbar. Besonders darin darf man ihm beistimmen, daß als Subjekt zu den Prädikaten der Zeilen 2 f., also als Dedikant naturgemäß der im Anfange der Inschrift genannte *tbʿkrb* anzusehen ist. Unter Berücksichtigung des Sinnes der von Glaser mißverstandenen Worte wäre dann nach unserer Auffassung der Satz (Z. 1—6) folgendermaßen zu konstruieren: (1), *tbʿkrb*, aus dem Geschlecht (Sippe) *ḏrḥn*, Sohn des *šhr*, der Verwalter des Priesters (Stellvertreters) des ʿAmm, — und der Inhaber seiner (dem ʿAmm geweihten) Priesterstellung (Vollmacht)' (oder ‚sein [des ʿAmm] Priester [Stellvertreter]) war (2) ṣrỵʿm' — . . hat errichtet *ṯlỵ* . . . (3) da ʿAmm . . . und *ḥỵkm* . . . errettet haben, und hat erbaut . . . (4) . . . und hat erbaut . . . (5) . . . er hat geweiht dem *ỵrḫ* und *ḥrmn* seine Seele (6) und . . . '. Dann ist die Konstruktion ungleich einfacher und ungezwungen, weil die Parenthese, wenn jetzt überhaupt noch von einer solchen gesprochen werden kann (es ist ein Wāw-Satz), nur paar Worte umfaßt, welche den Priester nennen, als dessen Verwalter sich der Dedikant bezeichnet. Dann ist auch das Verhältnis zwischen Satzkonstruktion und Inhalt ein ebenmäßiges, während man im anderen Falle auf eine normale grammatische Konstruktion gänzlich verzichten müßte und der Text überhaupt kaum verständlich wäre. Denn der Schluß der angenommenen Parenthese, die so umfangreich wäre wie der Hauptsatz, die Wiederaufnahme des Subjektes über die vier voranstehenden Zeilen hinweg aus Z. 1 zum folgenden Satze (‚hat geweiht' Z. 5) und überhaupt ein Subjektwechsel und ein Zusammenstoß zweier ganz verschiedener Sätze in Z. 5 beim Übergang von ‚dargebracht hat' zum unmittelbar folgenden ‚hat geweiht' ist durch nichts bezeichnet oder auch nur angedeutet; eine solche Konstruktion wäre, zumal bei dem verhältnismäßig kurzen Dedikationstexte, an und für sich ganz unwahrscheinlich. Es wäre auch nicht wahrscheinlich, daß die Hälfte des Textes von den Dedikationsbauten jemandes spricht, der von dem an der Spitze Genannten verschieden ist, und jener von sich nichts zu sagen haben soll, als daß er sich, seinen Besitz und seine Kinder den Göttern weihe, ohne daß beiderlei Dedikationserwähnungen durch ein Kennzeichen von einander geschieden sein sollten. Die Übersetzung muß sich dann mit dem verdeutlichenden Einschub von Partikeln (‚nämlich' Z. 2, ‚aber' Z. 5), mit der Einsetzung des angenommenen neuen Subjektes in Klammern: ‚(*tbʿkrb*) hat . . geweiht' Z. 5 und mit Interpunktionszeichen helfen, um das so gewonnene Satzgefüge verständlich zu machen. — Auch M. Hartmann hat ohne Wahrscheinlichkeit und ohne Not eine längere Parenthese angenommen (bis Z. 4 nach *bbn'*). Auch wenn statt der von Glaser und Rhodokanakis befolgten Lesart in Z. 1 ‚und der Inhaber . . .' zu lesen wäre: ‚und in (mit) seiner (des ʿAmm) Priesterschaft' (*b* statt *ḏ*), würde dieselbe Konstruktion beizubehalten sein: ‚und mit seiner Priesterschaft (war betraut) *ṣrỵʿm* . . .' Unrichtig sind Glasers Erörterungen (S. 11 f.) über *ṣrỵ* (das übrigens in Z. 3 keine wesentlich andere Bedeutung haben wird als Z. 2, ‚erretten, erlösen'), S. 2, 22 über *blln* Z. 5; seine S. 12 f. gegebene Erklärung zu Z. 3 stimmt nicht zu

seiner im Ganzen richtigen Übersetzung S. 1; auch der Kommentar S. 17 und die Übersetzung S. 1 (zu Z. 3) haben keine ausgleichende Durcharbeitung mehr erfahren.

Aus der reichen Anzahl der Einzelheiten ist seine Herleitung (S. 3) des spätjemenischen Königstitels tubbaʿ aus der Wurzel *tbʿ* bemerkenswert (‚Vasall‘ [Heerführer des Vasallenstaates]), seine Annahme (22), daß *mkrb* ‚der Mukarrab oder makrūb, . . . der (Gott)geweihte‘ sei, unbrauchbar; falsch ist seine Behauptung (35) daß *sbʾ* Hal. 485, 7 nichts mit dem Königreiche oder Lande Saba zu tun habe, ganz unberechtigt seine Vermutung (47), daß *sacros* bei Plin. n. h. XII, 54 mit *sbrr* zusammenhänge (oder aus *šahr*, ‚Weihrauchgegend‘, verhört sei; vgl. die Art. *Saba* in Pauly-Wissowa-Kroll's Realenzykl. Sp. 1447 und *Sabaʾ*, Enzykl. d. Islam, IV S. 9a). — Wir können hier nur noch als Beispiele erwähnen seine Bemerkungen zu *mknt* (das er ‚Abessinier‘ 52, 206 zur Wurzel *knn* gestellt hatte) und *mu̯ṯb* (21, 33, 56, 65), *ṭi̯b* und *ṣrf* (39, 49, 64), *ṣrr* (65), *bhn* (44ff.), *ḏhb* (40), *sbʾu̯gu̯* (35), *sbrr* (39, 46), *blt* (90), *rbbn* (116), *mśu̯d*, *tʾmn u̯sšrʿ* und *ʾrḫ* (41), *gu̯b* (34), *zlti̯* (35, 37), *mṣrbi̯* (34), *mštrʿ* (80), *šrʿ* (87), *aʿmdn* und *aʿrśn* (65, 82) und ihnen gegenüber, um wieder besonders die neueste Literatur zu berücksichtigen, auf die Erklärungen Rhodokanakis', des Herausgebers des Corpus Glaserianum, der Reihe nach hinweisen: Studien, Wien I, 1915, 3ff., 12ff., II 37, 8, 53, 56, 66f., 25f., 35f., 61, 39, 113, 132 (u. a.).

Auf alle Fälle bedeuten auch diese ‚Studien‘ Glasers eine Bereicherung des wissenschaftlichen Apparates, von der die Mitforschung Kenntnis nehmen muß. Der Herausgeber wird bei Fortsetzung seiner selbstlosen Arbeit den Wert der Ausgabe nur noch erhöhen, wenn er sich nicht jeder persönlichen Stellungnahme grundsätzlich enthält, sondern weniger Zurückhaltung übt als in diesem I. Heft.

Rhodokanakis, N.: Der Grundsatz der Öffentlichkeit in den südarabischen Urkunden. Wien: A. Hölder 1915. (52 S.) = Sitzungsberichte d. kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse, 177. Bd. 2. Abhandl. Bespr. von A. Grohmann, Prag.

Unter diesem Titel faßt R. eine Reihe privatrechtlicher Urkunden und Dokumente der öffentlichen Verwaltung und Gesetzgebung zusammen, die in Stein gehauen im Tempel aufgestellt wurden. Der Zweck dieser Maßnahme war die Publizität der Verträge und Gesetze; dadurch, daß die Einsicht in sie am Orte ihrer Aufstellung jedermann möglich war, war auch die Einhaltung der in ihnen enthaltenen Verpflichtungen bis zu einem gewissen Grade gesichert, ihrer Verletzung gesteuert und zugleich dritte Personen vor Schaden bewahrt. Koschaker hatte R. dazu angeregt, die hier gegebenen Inschriften unter diesem Gesichtswinkel durchzuarbeiten. Die Frucht dieser Arbeit ist die Bereicherung der vergleichenden Rechtsgeschichte um ein südarabisches Kapitel, zu dessen Ausbau der Verfasser auch in seinen nach 1915 erschienenen Arbeiten wieder reiches Material geliefert hat.

Im einzelnen enthält der erste, S. 6—11 mitgeteilte Text, Hal. 49, die Bestätigung einer Schuldurkunde, der zweite, Os. 4 ist eine Weihinschrift (S. 11—15), der dritte, Hal. 51+650 +638 ein Erlaß in Steuersachen (S. 16—24), der vierte, Gl. 1548/49 (S.24—33) gehört zur Gruppe der sogenannten Wataftexte und ist eine allgemeine Verlautbarung gewisser Lasten, die Käufern eines Grundbesitzes mit dessen Erwerbung erwuchsen. Der letzte, Gl. 1606 (S. 33—49), enthält ein Gesetz über die Wirksamkeit von Beschlüssen, die in zwei Parlamentssitzungen gefaßt worden waren. In den ersten 5 Texten ist ausdrücklich auf Vorurkunden verwiesen, und auch die im letzten erwähnten Beschlüsse werden wir uns als protokollarisch festgehalten und im Archiv verwahrt zu denken haben. Von den hier behandelten Texten hat R. inzwischen auf Hal. 51 in seinen ḳatabanischen Texten zur Bodenwirtschaft (Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch. Wien 194/2, 1919) S. 70ff eingehend zurückgegriffen, auch Gl. 1606 ist hier kurz behandelt, vgl. auch noch ZDMG LXX, S. 356ff. Der mit größter Akribie gearbeitete Kommentar zu den Texten zeigt, wie tief R. in das Wesen der altsüdarabischen Inschriften eingedrungen ist. Wenn die südarabische Epigraphik nun wieder einen kräftigen Aufschwung nimmt, so ist das in allererster Linie R.'s Verdienst. Er hat mit dieser ersten Vorarbeit zum Corpus Glaserianum mit altem Schutt aufgeräumt und das Fundament zu einem soliden Bau gelegt.

Auf ein kleines Detail möchte ich hier noch aufmerksam machen, das uns zeigt, wie zähe sich in Südarabien uralte Sitten erhalten haben. In der ḳatabanischen Inschrift Gl. 1606 sehen wir den Tempel als Versammlungsplatz für Parlamentstagungen verwendet. E. Glaser erzählt nun (PM XXX, 1884, S. 182), daß noch jetzt der Stamm Arḥab sich zur Beratung wichtiger Angelegenheiten bei den Ruinen des alten sabäischen Tempels von Ṣirwâḥ versammelt. Der alte Kultort, von den Arabern Hağar Arḥab genannt, ist also auch jetzt noch Versammlungsplatz für wichtige Beratungen des ganzen weit verstreuten Stammes.

Secretum secretorum cum glossis et notulis [nebst:] Tractatus brevis et utilis ad declarandum quedam obscure dicta Fratris Rogeri, nunc primum ed. Robert Steele. Accedunt versio anglicana ex arabico edita per A. S. Fulton, Versio vetusta anglo-normanica nunc



primum edita. (Opera hactenus inedita Rogeri Baconi, Fasc. V). Oxonii, University Press 1920. Bespr. von M. Plessner, Hamburg.

Seit Jourdains *Recherches* ist wohl über keine pseudaristotelische Schrift so viel geschrieben worden wie über *Sirr al-asrār*. In der Tat bietet auch wohl kaum ein Pseudaristotelicum, ja vielleicht kaum ein Pseudepigraph des Mittelalters überhaupt, einen ähnlich starken Anreiz zur Beschäftigung. Denn abgesehen von der bunten Zusammensetzung seines Inhaltes, in dem kaum eine hellenistische Wissenschaft nicht vertreten ist, regt das *Secretum* die geistesgeschichtliche Forschung in hohem Maße dadurch an, daß es während des ganzen Mittelalters eine geradezu beispiellose Autorität genossen hat. Im Orient war dies nicht besonders verwunderlich: glaubte man doch, in dem Werk die aristotelische *Politik* vor sich zu haben, deren wahre Gestalt man, wie jetzt wohl feststeht, in den Ländern der islamischen Philosophie niemals gekannt hat; so erklärt sich wenigstens der starke Einfluß des Buches auf islamische Schriftsteller. Aber auch im lateinischen Abendland, wo die echte *Politik* ziemlich früh bekannt wurde, wollte man das *Secretum* keinesfalls missen; und die Unzahl lateinischer Handschriften und Übersetzungen in alle europäischen Sprachen, sowohl in Prosa wie in Versen, beweisen zur Genüge, wie unendlich populär gerade diejenige Schrift des „Aristoteles" den Namen ihres angeblichen Autors gemacht hat, die er selbst, wenn er sie hätte kennen können, auf das entschiedenste hätte zurückweisen müssen: enthält sie ja viele Partien, die ihm als wissenschaftliche Verirrung schlimmster Art erschienen wären.

Der außerordentliche Reichtum und die Vielgestaltigkeit der Überlieferung des Werkes machte es zudem möglich, daß man von den verschiedensten Seiten an es herankommen konnte; und so sind in den letzten 40 Jahren viele Schriften von Vertretern der verschiedensten Philologien über das Buch entstanden. Alle diese Werke sind aber unter speziellen Gesichtspunkten verfaßt; zumeist interessierte den betreffenden Germanisten, Romanisten, Anglisten oder Medizinhistoriker die Sprache oder literarische Geschichte der von ihm bearbeiteten oder edierten Übersetzung. Mit der einen Ausnahme R. Foersters[1] — übrigens u. W. des einzigen klassischen Philologen, der sich bisher à fond mit dem Problem befaßt hat! —, dem Georg Hoffmann zur Seite stand und der sich übrigens eigentlich auch nur für ein Teilproblem, nämlich die Physiognomik der Griechen, interessierte, war auch keiner dieser Autoren in der Lage, ein Urteil über die literarhistorische Stellung der beiden erhaltenen arabischen Rezensionen zueinander und zu ihren Vorlagen abzugeben, sowie zur Frage nach der Sprache und Gestalt des Originals etwas zu sagen.

1) *De Aristotelis quae feruntur Secretis secretorum commentatio*. Kiel, Einladungsschrift, 1888.

Der größte Übelstand war natürlich, daß wir den vollständigen Text nur in Handschriften besaßen. So hatten eigentlich nur ganz wenige die Möglichkeit, genau zu wissen, was eigentlich in dem viel genannten Buch steht. Die bisher publizierten Übersetzungen waren samt und sonders stark gekürzt und schöpften zudem aus zweiter oder dritter Quelle. Zwar existieren einige Drucke der lateinischen Übersetzung aus dem 15. und 16. Jahrhundert; aber diese sind sehr schwer zu beschaffen und durchaus unzuverlässig. Einen wesentlichen Fortschritt stellte daher die Publikation der hebräischen Übersetzung durch M. Gaster[1] dar, wenn sie auch nur die kürzere Rezension repräsentiert. Den arabischen Text aber, der für uns das Original ersetzen muß, mag man im übrigen zur Frage der Abfassungssprache stehen, wie man will, besitzen wir, obwohl eine große Anzahl von Handschriften beider Rezensionen in den bedeutendsten Bibliotheken Europas existieren[2], bis zum heutigen Tage noch nicht; und es ist nicht abzusehen, wann man von orientalistischer Seite an die allerdings recht schwierige Aufgabe der Edition und Einleitung des Textes herangegangen wäre, wenn nicht wissenschaftliche Forderungen anderer Art diese Arbeit beschleunigt hätten.

Es existieren nämlich zwei Arbeiten Roger Bacons über das *Secretum*[3], ein Traktat zur Erklärung dunkler Stellen und eine lateinische Textausgabe mit Glossen. Beide Schriften liegen in dem Buch, das den Gegenstand dieser Besprechung bildet, in erster Ausgabe vor; und es ist ein großes Verdienst des Herausgebers, daß er nicht nur diese Texte zugänglich gemacht, sondern auch zum Vergleich mit der lateinischen eine englische Übersetzung aus dem Arabischen beigegeben hat (, der die arabische Textausgabe nach 5 Handschriften folgen soll,) und daß er es war, der die Initiative ergriff, diese Arbeit zwei orientalistisch gebildeten Herren, Ismā'īl 'Alī und A. S. Fulton, zu übertragen. Das Buch ist daher erheblich über seinen nächsten Zweck hinausgewachsen; außer der Einleitung des Heraus-

1) JRAS 1907, engl. Übers. u. Einl. 1908.
2) Br. I 203, wo die 3 Gothaer und die engl. Handschriften fehlen.
3) Bei Überweg-Baumgartner auffälligerweise nicht notiert.



gebers (S. VII—LXIV) und den beiden *Opera hactenus inedita Rogeri Baconi* (1—24, 25—172, nebst 3 Seiten Addenda) enthält es die englische Übersetzung des Textes (und gesamten Apparates?) der bevorstehenden arabischen Edition (176 bis 266), Anmerkungen (267—77), eine Inhaltsangabe des *Tractatus* (278—83) und schließlich als besondere Beigaben die englische Übersetzung einer arabischen „Ethik des Aristoteles" aus einer Handschrift des Br. Mus. (284—6), sowie die Versübersetzung des „Secré de Secrez" von Piere d'Abernun (287—313), während einige Literaturangaben (314), ein Index (315—7) und Errata (318) den Schluß des Bandes bilden.

Eine Besprechung des Buches von orientalistischer Seite wird ihm also, wie man leicht einsehen wird, kaum in seinem ganzen Umfang gerecht werden können. Von vornherein auszuscheiden sind die Leistungen des Herausgebers auf spätlatinistischem[1] und romanistischem Gebiet. Aber auch die englische Übersetzung aus dem Arabischen wird man vielleicht gut tun, erst dann zu beurteilen, wenn der arabische Text vorliegt, was hoffentlich nicht mehr allzu lange dauern wird. Ein Eingehen auf den Inhalt des *Secretum* selbst kann an dieser Stelle billigerweise nicht verlangt werden; es erfordert eine Arbeit für sich. Daher soll die Einleitung des Herausgebers in den Mittelpunkt dieser Anzeige gerückt werden. Es muß demnach ausdrücklich auf den vorläufigen und teilweisen Charakter dieser Rezension hingewiesen werden; und wenn wir dazu kommen müssen, die Thesen des Herausgebers in einem Hauptpunkt zu bestreiten, so soll damit kein Urteil über den Gesamtwert des Buches, der ja wesentlich nach den Texten zu beurteilen sein wird, noch viel weniger eine Schmälerung des wirklich großen Verdienstes des Herausgebers, den Band überhaupt publiziert zu haben, ausgesprochen sein.

Bekanntlich will das *Secretum* von Jaḥjā Ibn-Baṭrīq ins Arabische übersetzt sein — aus welcher Sprache, ist in der Überlieferung strittig. Seit Foerster nimmt man allgemein an, daß nicht nur Aristoteles und die Übersetzung aus dem Griechischen fingiert sind, sondern daß der angebliche Übersetzer nicht einmal der Verfasser ist, daß das Buch vielmehr erst im 10./11. Jahrhundert entstanden sei[2]. Zwar hat M. Gaster in der Einleitung zu seiner Edition der hebräischen Übersetzung von neuem die schon früher ausgesprochene Meinung verfechten wollen, das Original sei griechisch; aber seine These blieb ohne Widerhall in der Forschung, sodaß eine communis opinio über diese Frage eigentlich nicht besteht[1]. Da muß es nun Aufsehen erregen, wenn Steele (S. X ff.) eine neue These aufstellt und für eine ursprüngliche Abfassung des *Secretum* in syrischer Sprache eintritt.

Zum Beweis dient die in einer einzigen benutzten Handschrift, Goth. 1870, sich findende Angabe, das Buch sei aus dem Griechischen ins Syrische, von da ins Arabische übersetzt worden. Viele andere Handschriften geben teils überhaupt keine Zwischensprache, teils das Romäische an; Philippus, der lateinische Übersetzer, nennt das Chaldäische[2]. Müßten schon diese Schwankungen den Herausgeber bedenklich gestimmt haben, sich schlankweg nach der Handschrift zu richten, die zufällig unter den näher untersuchten — nicht einmal den bekannten! — die älteste ist — wie alt sie nun eigentlich ist, erfahren wir weder von Steinschneider, dem Gewährsmann Steeles, noch von Pertsch, hoffentlich von den Editoren des arabischen Textes! — und die mit der lateinischen Vulgata übereinstimmt, von der wir aber nicht einmal wissen, ob sie älter ist als Philippus, so ist es schon ganz und gar nicht angängig, seine Annahme dadurch zu stützen, daß er aus Steinschneiders[3] vorsichtig ausgesprochener Vermutung, *rūmī* bedeute in diesem Falle *syrisch*, die Behauptung macht, *rūmī* sei das „common word" für *syrisch*, und demgemäß in die englische Übersetzung, der mehrere Handschriften mit der Form *rūmī* zugrunde liegen, nur „Syriac" aufzunehmen, ohne die Varianten im Apparat anzumerken (!). Die Note S. 270 zu S. 39_{21}, daß im hebräischen Text *rūmī* stehe, ist unvollständig und daher irreführend; mindestens hätte gesagt werden müssen, daß auch die Handschriften Goth. 1869 (nach Foerster),

1) Doch sei mit allem Vorbehalt die Bemerkung gestattet, daß das Verhältnis des Baconschen Textes zu den übrigen lateinischen Texten im Apparat nicht ganz erschöpfend dargestellt zu sein scheint.

2) Br. a. a. O.

1) G. L. Hamilton, *The Sources of the Secret des secrets of Jofroi de Watreford* (Romanic Review I 1910, 259 ff.) widerspricht nicht eigentlich Gaster, sondern bestreitet nur die Benutzung einer griechischen Vorlage durch J.

2) Zwar bietet auch der Text S. 124, 4 *Caldea*, wo die engl.-arab. Übersetzung S. 224 unten *Syrian* hat; aber auch hier muß nach Varianten gefragt werden, die die Übersetzer hier ebensowenig wie zu der betreffenden Stelle des *Prologus* geben (S. 177 unten)! Selbst wenn „Chaldäisch" zweifelsfrei „Syrisch" bedeutet, so beweisen doch überhaupt solche Erzählungen von Auffindungen pseudepigraphischer Schriften nichts für die Originalsprache!

3) St. (*Hebr. Übss* § 132 Anm. 1000) ist zur Stelle nicht zitiert, wie Steele auch sonst seine Gewährsmänner nur unzureichend nennt. In Wahrheit bedeutet *rūmī* natürlich hier ebensowenig *syrisch* wie sonst irgendwo; vgl. z. B. Ibn-al-Qifṭī 258_4, wo aus dem *rūmī* ins *surjānī* übersetzt wird.

Wien 1827, Berol. Ldbg. 121 und Paris 2417 *rūmī* haben, während von den übrigen einige überhaupt keine Zwischensprache nennen, andere in den Katalogen zu unvollständig beschrieben sind und dort den Passus nicht bieten, daher kein Urteil gestatten.

Doch Steele gibt sich mit diesem „Beweis" nicht zufrieden, sondern findet eine „curious confirmation" seiner These in dem Umstand, daß in dem von E. A. W. Budge publizierten *Book of Medicines* (1913) ein Passus steht, der enge Beziehungen zu dem Kapitel *fī 'l-ġālib wa 'l-maġlūb* des *Secretum* (in Steeles Einteilung Section M, s. S. LIX) habe. Aber obwohl das *Book of Med.* davon spricht, daß die Vorherberechnung des Sieges aus dem Buch des Aristoteles für Alexander stamme, so steht doch weder fest, daß das *Secretum* die Vorlage gewesen ist[1], noch daß selbst zutreffendenfalls das *Book of Med.* so alt ist, daß es nur aus syrischen Quellen geschöpft haben kann und nicht vielmehr aus dem Arabischen zurückübersetzt ist. Bereits C. Brockelmann, dessen fundamental wichtige Anzeige des Buches in ZDMG 68 (1914), 185—203, Baumstark S. 229 f. Anm. 17 entgangen ist, hat zum Beweis für späte Entstehung darauf hingewiesen, daß das Buch die arabischen Planetennamen aufweist.

Mit Steeles These ist es also nichts; das syrische Original des *Secretum* ist seit 1920 genau so unbewiesen wie vorher. Man kann es nur als bedauerlich bezeichnen, daß der verdiente Herausgeber sich auf ein Gebiet begeben hat, das er unmöglich beherrschen konnte; denn er hat damit unnötigerweise den Gesamtwert seiner schönen Publikation herabgesetzt. Nur mit Literaturgeschichten und denjenigen orientalischen Texten, die zufällig übersetzt sind, kann man eben solche Fragen nicht lösen, wobei zu bemerken ist, daß der Herausgeber nicht einmal die ihm zugänglichen Werke ausreichend benutzt hat. Er sucht (S. XII) den „syrischen Originaltitel", in Anlehnung an die äthiopischen al-Makīn-Auszüge, die bei Budge, *The life and exploits of Alexander the Great* (1896) mitgeteilt sind. Dabei übersieht er aber die Hauptstelle, Budge II 357, die nur ungenau übersetzt ist und daher für Steele nicht brauchbar war. Statt *a book of philosophy on the ordering of his ways* muß es heißen: *das Buch der Weisheit* (*Wissenschaft*) *über die Führung der Verwaltungen.* Dies ist aber nichts als der wirkliche arabische Originaltitel *K.as-sijāsa fī tadbīr ar-rijāsa*[1], der sich auch tatsächlich im arabischen Grundtext des al-Makīn (Ms. Goth. ar. 1557 fol. 93r col. b) an der Stelle findet. Die von Steele (S. XXIII) zitierte Stelle Budge 382 ist nur eine Wiederholung von 357, wie auch aus dem englischen Text hervorgeht. Nur hat Budge in seiner Eile den auch hier wiederkehrenden äthiopischen Titel anders übersetzt, nämlich *The Book of the Knowledge of the Laws of Destiny*, was noch unrichtiger ist als obige Übersetzung. Der arabische Text hat natürlich auch hier wieder (fol. 101r col. a) den Originaltitel. Daß diese Titelform übrigens im Syrischen einer so frühen Zeit, wie sie bei syrischer Entstehung des *Secretum* angesetzt werden müßte, undenkbar ist, bedarf keiner Begründung. — Noch schlimmer steht es mit den offenbar keiner semitischen Sprache angehörenden Titeln Budge 384 = Steele XII. Steele hat nicht bemerkt, daß diese Titel bekannte aristotelische und hermetische Pseudepigraphen bezeichnen, von denen wir zum Teil sogar Handschriften besitzen, die bei Steinschneider, *Die arab. Übersetzungen aus d. Griech.* (ein Buch, das Steele nicht zu kennen scheint; es fehlt auch in der Literaturübersicht!!) beschrieben sind und die, wie bekannt ist, keineswegs das *Secretum*, sondern ganz andere Texte enthalten, deren Verhältnis zum *Secretum* allerdings eingehend untersucht werden muß und wird, da wahrscheinlich das ganze *Secretum*-Problem nur im Zusammenhang mit der übrigen pseudaristotelischen Literatur, wenn überhaupt, gelöst werden kann. — Der Budge 385 = Steele XIII zitierte Titel *Book of the Ladder* ist möglicherweise vom äthiopischen Übersetzer falsch wiedergegeben; arabisch heißt er كتاب الدرج, was noch verschiedenes andere bedeuten kann. Doch konnte ich diesen astrologisch klingenden Titel nicht identifizieren. — Die 10 Wissenschaften endlich, von denen Steele S. XXIII nach al-Makīn spricht, haben natürlich nichts mit den 10 Büchern des *Secretum* zu tun, sondern beziehen sich ohne Zweifel auf die 10 Wissenschaften, die Aristoteles durch 10 Jahre gradatim seine Schüler lehrte, vgl. Ḥunain Ibn-Isḥāq, *Ādāb al-falāsifa*, hebr. Übs. v. Jehūdā al-Ḥarīzī ed. Loewenthal (1896), S. 10, pereq 11 und dazu al-Makīns Text (*taught the ten sciences!*), wie ja überhaupt der Zusammen-

1) Übrigens begegnet das Stück auch so oft selbständig (Baumstark 230 Anm. 2, ferner die Titelindices der arab. Hsskataloge, z. B. Gotha und Paris, sowie z. B. Abū Ma'šar, *al-muḥaqqiq al-mudaqqiq al-jaunānī* [offenbar identisch mit den bei Br. I 221 s. Nr. 4 genannten Pariser Hss. 2586/7], Kairo [1328?] S. 6 f.), daß die Herkunft gerade dieses Stückes noch genauer Untersuchung bedarf, bevor es als Beweismittel benutzt werden kann.

1) Der Titel bei Ibn-Ḫaldūn ist natürlich nur Abkürzung davon. Daß der Titel *sirr al-asrār* sekundär ist, gedenke ich an anderer Stelle zu beweisen.



hang al-Makins (und schon des Eutychius) mit dieser Schrift unverkennbar ist. — Immerhin hat Steele das Verdienst, wenn auch unbewußt, auf eine Quelle aufmerksam gemacht zu haben, die den wirklichen Titel enthält. Dieser ist aber für die Originalsprache mindestens belanglos, wenn er nicht geradezu für arabisches Original spricht.

Haben wir somit über die literarhistorische Leistung des Herausgebers, wenigstens in diesem Punkte, leider kein günstiges Urteil fällen können, so dürfen wir andererseits freudig bekennen, daß seine Analyse des Buches selbst eine wesentliche Förderung des Problems darstellt, während wir mit unserer eigenen Meinung über die Originalsprache zurückhalten möchten, bis der arabische Text vorliegt.

Steele hat das ganze Werk nach der Reihenfolge des Arabischen in „Sections" eingeteilt und diese alphabetisch mit kleinen und großen Buchstaben bezeichnet. Wo eine Section nur in einer Sprache erhalten ist, hat sie ihren Buchstaben nach ihrer Stelle innerhalb des Gesamttextes erhalten. Durch diese Bezeichnungsweise, die sich hoffentlich einbürgern wird, ist zunächst eine sehr bequeme Übersicht darüber erreicht, was die einzelnen Fassungen vom Gesamtmaterial bieten. Sodann sind die einzelnen Sectionen in der Einleitung nach der Reihenfolge bei Bacon mehr oder weniger ausführlich besprochen. Das wichtigste und wohl zutreffende Ergebnis dieser Analyse ist, daß die kürzere Fassung die ältere ist (S. XIII), ja daß sie sogar selbst wahrscheinlich bereits eine Erweiterung des Originals darstellt (S. XXXIX). Damit würden wir für letzteres mindestens an den Anfang der von Foerster angenommenen Entstehungszeit herankommen oder gar noch höher hinaufgehen müssen. Doch kann man daraus natürlich nicht auf die Originalsprache schließen; und Steele hat sich wohlweislich gehütet, derartiges zu versuchen. Ob man andererseits mit Steele (S. XV) die Vollendung der längeren Rezension ins 13. Jahrhundert setzen soll, ist unsicher. Die Frage ist m. E. erst zu lösen, wenn eine zuverlässige und — im Rahmen des Möglichen! — vollständige Analyse der Einflüsse, die der Text ausgeübt hat, vorliegt, wobei genau zu berücksichtigen ist, welcher Teil des Textes in jedem Falle als Vorlage gedient hat und wie er sich zum Stamm des Buches verhält. (Die S. XVI in extenso angezogene *Faḫrī*-Stelle beweist natürlich gar nichts; übrigens ist sie falsch ausgelegt).

Was Steele (S. XVI ff.), zum Teil im Gegensatz zu Foerster, über die Datierung der lateinischen Übersetzungen sagt, ist zwar unter Umständen von Bedeutung für die Vollendung der arabischen Fassungen, kann aber wie alles zuletzt Besprochene erst nachgeprüft werden, wenn der arabische Text vorliegt. Aus dem gleichen Grunde, und um den Umfang dieser Anzeige nicht noch mehr auszudehnen, soll auf Steeles Analyse der einzelnen Sectionen erst im Zusammenhang mit der arabischen Edition eingegangen werden; es werden sich auf diese Weise voraussichtlich viele Wiederholungen und vorschnelle Urteile vermeiden lassen.

Die „Bibliography" ist zwar vom Herausgeber selbst als „select" bezeichnet, was übrigens an und für sich bedauerlich ist, da eine vollständige Bibliographie über das *Secretum* ein dringendes Desiderat ist; aber außerdem fehlen selbst sehr wichtige Arbeiten, während anderes aus einer Liste von nur 18 Titeln ohne Schaden hätte fortbleiben können. Im Buch selbst sind verschiedentlich Titel reichlich ungenau und selbst falsch gegeben. Der Index enthält nur Namen und anonyme Schriften; zum mindesten wäre ein alphabetisches Verzeichnis der Sektionen nach Seiten der Einleitung und der beiden Texte erforderlich gewesen: da sie an keiner der drei Stellen vollständig und alphabetisch folgen, so muß man unausgesetzt hin- und herblättern. Auch zeigt der Index mehrfach Lücken; selbst ganze Stichwörter fehlen. Gänzlich vermißt man ein Verzeichnis der aus der antiken und sonstigen Literatur im *Secretum* und bei Bacon zitierten Stellen. — Wichtigere Versehen: S. XIV 2 st. 10202 l. 7102. — S. XLVII. Section O lat. deckt sich im wesentlichen mit P arab.; keine der beiden hat im Paralleltext ein Äquivalent. — S. LI st. Section P l. R. — S. LXII 8 v. u. st. 137 l. 157. — S. LXIII st. Section V (pp. 163—72) l. Sections vw (pp. 164—72).

Doch allen diesen Einzelausstellungen kann in einer zweiten Auflage leicht abgeholfen werden; und daß eine solche bald erforderlich werde, dürfen wir dem Buch, für dessen Herausgabe Mr. Steele aufrichtig gedankt sei, von Herzen wünschen.

Ruska, Julius: **Arabische Alchemisten. I. Chālid ibn Jazīd ibn Mu'āwija. II. Ǧa'far alṢādiq, der sechste Imām.** Mit einer Nachbildung der Handschrift Gotha A. 1292 (Haleb 338) in Manuldruck. Heidelberg: Carl Winters Univ.-Buchh. 1924. (56 S., 128 S. u. 31 Bl. arab. Text). gr. 8°. = Heidelberger Akten der von-Portheim-Stiftung 6. 10, Arbeiten aus dem Institut für Geschichte der Naturwissenschaft 1. 2. Rm. 3- u. 7.20. — Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

J. Ruska hat sich dadurch ein unzweifelhaftes Verdienst erworben, daß er die großzügige Aufarbeitung der arabischen Alchemie in Angriff genommen hat; dank der Vereinigung naturwissenschaftlicher und orientalistischer Vorbildung ist es ihm rasch gelungen, über seine

Vorgänger weit hinauszukommen. Nachdem er in vorläufigen Arbeiten das Schriftenverzeichnis des wichtigsten älteren Alchemisten Ǧābir ibn Ḥaijān kritisch untersucht[1], den für die Alchemie wie für die Medizin und Philosophie gleich epochemachenden Rāzī gewürdigt[2] und in der Verwendung des Salmiaks ein wichtiges Kriterium für die Datierung alchemistischer Schriften gewonnen[3] hat, wendet er sich nun dazu, den Anteil der beiden angeblichen ältesten arabischen Alchemisten, Ḫālid ibn Jazīd († 704) und Ǧaʿfar aṣ-Ṣādiq († 765) nachzuprüfen — eine notwendige Grundlegung für jede Geschichte der Alchemie, da beide, so skeptisch der Islamist von vorn herein den Nachrichten über ihre alchemistische Tätigkeit gegenüberstehen wird, doch bei den dem Orient fernerstehenden Historikern der Naturwissenschaften noch großes Ansehen besitzen.

Der Hauptteil der Abhandlung über Ḫālid gilt der Analyse zweier schon von Reitzenstein untersuchter alchemistischer Schriften, von denen die erste, das von Berthelot veröffentlichte *Buch des weisen Krates* sich als auf Ḫālid's Befehl ins Arabische übersetzt gibt, während die zweite, das angeblich von Robertus Castrensis übersetzte *Liber de compositione Alchemiae*, die Legende von dem Mönch Morienus (Marianos) und den Beziehungen seines Schülers Ḫālid zu ihm zum Gegenstand hat. Die erste Schrift besteht aus alchemistischen Offenbarungen in einer Rahmenerzählung, die den von Reitzenstein herausgehobenen Drachenkampf enthält. Auf grund des chemischen Materials, das von dem Rahmen nicht getrennt werden könne, datiert Ruska ihre zweifellos anzunehmende griechische Vorlage auf nach 400 (möglicherweise erst 6. Jahrh.); die arabische Bearbeitung setzt er Ende des 8. bis Mitte des 9. Jahrh., also jedenfalls erheblich nach Ḫālid's Zeit. Die zweite Schrift, die Reitzenstein der Zeit kurz nach dem Tode Ḫālid's („wohl noch im 8. Jahrh.") zuweisen zu können glaubte, stellt sich als ein auf den Namen des Robert von Chester gefälschter, in Wirklichkeit um 1300 von einem Mönch wohl in Italien verfaßter Roman heraus, dem eine wesentlich knappere arabische Fassung zu grunde gelegen haben muß. Die schon dieser angehörende und auch bei ibn Ḫallikān vorliegende Marianos-Legende leitet Ruska durch Identifikation des Namens von Marianos' Lehrer *Adfar* mit *Stephanos* (اطفر oder اضفر < اصطفر < اصطفن) aus der älteren Erzählung her, nach der ein Stephanos der Lehrer des Ḫālid war, wobei offenbar der Philosoph und Alchemist dieses Namens unter Kaiser Herakleios vorschwebte. Diese Form der Erzählung bietet ein von H. E. Stapleton veröffentlichter Text, den Ruska mit Recht für späte Erfindung erklärt; den ältesten Bestand der Legende weist er in der Angabe des *Fihrist* nach, Ḫālid habe sich von einem Stephanos griechische alchemistische und andere Bücher ins Arabische übersetzen lassen. Was sonst noch gelegentlich auf Ḫālid zurückgeführt wird, ist auf den ersten Blick als Fälschung erkennbar.

Das zweite Heft beschäftigt sich in den beiden ersten Kapiteln mit den historischen Nachrichten über den sechsten schiitischen Imam Ǧaʿfar aṣ-Ṣādiq und vor allem den Angaben über seine alchemistische Betätigung, sowie mit der umfangreichen geheimwissenschaftlichen Literatur, die unter seinem Namen umgeht[1]; das Ergebnis ist, wie zu erwarten, daß er mit dieser gesamten Literatur und so erst recht mit der Alchemie nichts zu tun haben kann. Das dritte Kapitel zieht daraus den wichtigen, von Ruska schon früher ausgesprochenen Schluß, daß alle Schriften Ǧābir's, in denen er sich auf Ǧaʿfar als seinen Meister beruft, unecht sein müssen, was an der zweiten Liste seiner Schriften im *Fihrist* (357, 25 ff.), an dem *Kitāb al-Malik* und an dem kleineren *Kitāb ar-Raḥma* im einzelnen gezeigt wird.

Das vierte Kapitel wendet sich zu einer angeblichen chemischen Schrift des Ǧaʿfar selbst, die in zwei Rezensionen vorliegt, die eine von Stapleton entdeckte unter dem Titel *Taʿwīḏ al-Ḥākim ṣāḥib Miṣr fī ʿilm aṣ-ṣanʿa al-ʿālija* mit einer die Herkunft aus dem Besitz al-Ḥākim's erklärenden Einführung, die zweite unter dem Titel *Fī ʿilm aṣ-ṣināʿa wa-l-ḥagar al-mukarram* oder *Risālat al-Waṣājā wa-l-fuṣūl* ohne diese Einführung und mit zahlreichen Zusätzen im Text. Diese zweite Rezension legt Ruska in einer Reproduktion der Gothaer Handschrift und einer Übersetzung vor, in der die Abweichungen der anderen Rezension kenntlich gemacht sind[2]; den in der Gothaer Handschrift fehlenden Schluß ergänzt er aus den beiden Handschriften Stapleton's. Obgleich die Unechtheit der Schrift auf der Hand liegt, ist ihre Veröffentlichung sehr

---

1) Arch. f. Gesch. d. Medizin XV 53 ff., vgl. OLZ 1925, 196.

2) Isis V 26 ff., vgl. OLZ 1925, 122; Zeitschr. f. angew. Chemie XXXV 719 ff.

3) Sal ammoniacus usw., Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1923.

---

1) Darin S. 35 Anm. 2 die gerade mir wertvolle Feststellung, daß der (angebliche?) Übersetzer der von mir herausgegebenen arabischen Theophrast-Fragmente (Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1918) (abū) l-Ḥasan ibn Bahlūl mit dem bekannten syrischen Lexikographen Bar Bahlūl identisch ist.

2) Wo es sich um einfache, unzweifelhafte Fehler der einen der Handschriften handelt, würde ein Hinweis in einer Anmerkung genügt haben, ohne daß in der Übersetzung selbst auf die Abweichung Rücksicht genommen würde.

zu begrüßen, da sie in klarer, von Geheimniskrämerei und Mystik freier Darstellung die chemisch-technischen Operationen zum Zweck der Gewinnung dreier verschiedener Elixire ausführlich schildert.

In der Identifizierung der zahlreichen schwierigen Eigennamen und Fachausdrücke und der Herleitung der letzteren ist das Erreichbare wohl größtenteils erreicht. Den Übersetzungen und mancherlei sonstigen Einzelheiten wird der Philologe nicht überall zustimmen; es mag ihm gestattet sein, dies zu erwähnen, zumal Übersetzungen, wie die vorliegende, die nicht bestimmt sind, den der Ursprache Mächtigen bei der Lektüre des Originals Hilfe zu leisten, sondern vielmehr, für die der Ursprache Unkundigen das Original zu ersetzen, einen besonders hohen Grad von Korrektheit aufweisen sollten!

Ich beschränke mich dabei auf die wichtigeren Verbesserungen zu der großen Übersetzung II S. 67 ff. sowie einige wenige Textverbesserungen. — S. 67 Z. 15 „was . . besteht“: „diese drei“; S. 68 Z. 4 f. „kamen . . verlangen“: „vereinigten sich sämtlich dazu, die Seele . . zu erzielen“; Z. 13 „Anwendung“: „Tätigkeit“; Z. 22 „zugeführt“: „geschenkt“; Z. 26 „Unerfahrenen“: „Betrügern“; Z. 30 „Geheimnis des höchsten Gottes“: „größte Geheimnis Gottes“; Z. 32 „ein Beispiel war“: l. *jakšifhu* „enthüllt hat“; S. 69 Z. 12 „unbrennbar und unverbrennlich“: „nicht brennend (intrans.) und nicht verbrennend (trans.)“; Z. 16 f. „Sie . . ist“: „und von der aus das rote Elixir zusammenzusetzen sie übereinstimmen“; Z. 17 „es . . dazu“: „sie erreichten dies“; Z. 19 ʿAlī steht nicht im Text, und wie die Doxologie zeigt, ist vielmehr Muhammed gemeint; Z. 22 „Auszeichnung“: „ausdrückliche Offenbarung“; S. 70 Z. 4 f. „Der . . derjenige“: „Er ist der mittlere Weg, derjenige“; Z. 19 „deinen . . entfernst“: „dein Fuß . . abirrt (strauchelt)“; Z. 22 f. „siehe . . da“: „wenn ich . . zurücklasse“; Z. 25 „Denken“: „Verständnis“; S. 71 Z. 9—13 „Siehe . . herausgetreten“: „Wenn ich dich . . zurücklasse und dir nicht dies alles klar mache (l. *ūḍiḥ*), wirst du in dem wüsten Land irren, untertauchen . ., hinabgehen . . und heraustreten“ (str. Anm. 1 und schreibe in Anm. 2 *tuhta*); Z. 15 f. „vermögen . . hinzuzufügen“, Z. 17 „schenken“: „haben hinzugefügt“, „geschenkt“ (und ähnliche Tempusvertauschungen mehrfach); Z. 19 „Herrn“: „Gefährten, Freund“; Z. 23 „ohne . . verraten“: „geschweige denn, daß er es ganz ausgesprochen hätte“; Z. 24 „Abweichungen“: „verschiedenen Arten“; Z. 26 „Königreich“: „Besitz“; Anm. 5 punktiere *iḏāʿa*; S. 72 Z. 24 „vom Gold“: „vom reinen Gold“; S. 74 Z. 3 „bedeckt“: „unbedeckt“; Z. 26 f. str. „zu . . ist“ als Dittographie; S. 76 Z. 12 u. ö. „Eindringen“: „Einführen“; Z. 20 f. „und . . dem“: „Selten gelingt es dem“; Z. 22 „zerstört“: „mißrät“; Z. 26 „ihn . . verfehlen“: „auf ihm (das Ziel) nicht verfehlen“; Z. 38 f. „deren . . habe“: „dich an ihre wahren Gewichtsverhältnisse hältst und die Sache richtig ordnest“; S. 77 Z. 6 ff. so unmöglich, der Text ist verderbt und nur mit Hilfe der (im Urtext nicht vorliegenden) anderen Rezension herstellbar; Z. 23. 25 u. ö. führt die verbreitete, aber fast stets falsche Übersetzung von *innamā* durch „nur“ irre; S. 78 Z. 2 „flüchtig“: „rein“; Z. 7 „ihnen“: „ihm“ (dem Geist); Z. 15 f. „dieses . . Mensch“: „ich habe dir dieses Elixir zusammengesetzt nach dem Vorbild der Zusammensetzung des Menschen“; Z. 23 f. „Es . . statt“ ist so unmöglich, die Fortsetzung schließt direkt an Z. 22 an; Anm. 3 die Angabe über den Text von G trifft, wie auch sonst mehrfach, nicht zu; S. 80 Z. 33 f. „Denn . . nicht“: „Wenn dir nun das scharfe Wasser ausreicht, (so ist es gut); wenn aber nicht, so destilliere“; S. 81 Z. 2 f. „bis . . nehmen“: „damit du davon übrig hast und es dir nicht ausgeht“ (str. Anm. 1); Z. 17 „verlehme“: l. *bi-ṭīn* „mit Lehm“; Z. 18 „das Feuer zieht“: „du zu dem Feuer gelangen kannst“; S. 82 Z. 1 „unter den . . Unkundigen“: „die . . unkundig sind“; Z. 23 „den . . Geist“: „sonst nimmt der Geist nicht in ihm Wohnung“; S. 83 Z. 30 „Stadtbewohnern“: l. *ḥawāḍin* „Ammen“ (str. Anm. 4); S. 84 Z. 6 „wahrnahm“: „(vorher) zu sehen gewohnt war“; Z. 28 f. „der mittleren Wärme“: „des mittleren Raumes“; Anm. 6 l. *al-ḥurrās*; S. 85 Z. 18 f. „Knaben“: „Schulkinder“ (*kuttāb*), „das Buch“: „es“; Z. 20 „als . . Wunsch“: „in wahrhafter Gesinnung“; S. 86 Z. 4 „sich . . vereinigt“: „daß du es damit kneten kannst“; Z. 7 „Tonscherben . . offen“: „Scherben von einem zerbrochenen Tonkrug“; S. 87 Z. 3, S. 89 Z. 14 „Morgen“: „folgenden Tag“; S. 87 Z. 18 „ʿAlaqa“: l. wohl *maʿlaqa* „schöpfe das Wasser mit dem Löffel ab“ (der Text zeigt im Wortschatz auch sonst vulgäre Färbung); S. 88 Z. 15 „aufwallt“: „mehrmals aufwallt“; Z. 26—28 „aber . . oberst“: „damit das Feuer nicht das Unterste davon verbrennt (l. *taświja*), ehe es bis zum Obersten davon gelangt“ (d. h. ehe es das Ganze durchwärmt) (z. T. mit R); S. 89 Z. 1 „in fünf Wiederholungen“: „sein Fünffaches“ (*aḍʿāfihi*); S. 90 Z. 13 „pflegte . . stehen“: „pflegte für ihren Unterhalt zu sorgen“ (str. Anm. 4); Z. 23 „Zeiten“: „Gewichte“; Z. 28—30 „während . . übereinstimmten“: „dagegen hatten sie Recht und stimmten überein in . .“; Anm. 5 l. *jugrī*; S. 92 Z. 10 „anpackt“: l. mit R *āḫiruhū*; S. 93 Z. 15 f. „von . . und“: l. wohl *turādu* „das man von ihr verlangt; denn“; Z. 16 f. „trat an die Stelle der“: „erfolgt vermöge“; Z. 20 „wobei“: „wobei zwar“, und Z. 21 „und“: „aber“; S. 94 Z. 1 f. „der . . welcher“ ist so unmöglich, Text gestört; Z. 6 f. „Da . . Streit“: „sondern sie stießen sich ab; Z. 7 „bei . . Feuers“: „beim Auftreffen auf das Feuer“; Z. 8 str. „(eigene)“; Z. 8 „Vorstellungen“: „Absichten“; Z. 9 „von . . waren“: „woher dies kam“; Z. 9 f. „dehnten . . aus“: „schoben dies“; S. 95 Z. 17 „kleine“: „kleine rote“ (str. Anm. 4: G hat richtig *al-aṣġar*); S. 96 Z. 7 f. „nicht . . aufsaugen“: „nicht alle Feuchtigkeit verlieren“ (*nšf* heißt durchweg einfach „trocken sein, werden“, einer der Vulgarismen des Textes); S. 97 Z. 9 „Zurückweisung“: „gegenseitigen Abneigung“ (str. Anm. 2); Z. 9 „des Aufhörens“: „der Trennung“; S. 98 Z. 1—3 „eine . . Pulvern“: durch ein Mindestmaß an Hitze und ein Mindestmaß an Pulvern eine . . trennt“; S. 100 Z. 10 „erdartige“: „zufällige“; Anm. 1 vgl. S. 86 Z. 15; Anm. 3 notwendig *aḥadun* zu lesen; S. 101 Z. 4 „lebt in Furcht“: l. mit der Korrektur in G *ḫāba* „wird hilflos“; Z. 12 f. „Feuer . . Ausführung“: „Feuer(grade) und Art des Aufstreuens“; Z. 15 „Erklärungen . . (Vorgängers)“: „seinem Genossen Erklärungen“; Z. 19 f. „gemäß . . arbeitet“: str. *ʿalā* „bei . . Grundpfeiler ihre wahre Behandlung anwendet“ (str. Anm. 6); Z. 24 „Methode“: „Anordnung“ (str Anm. 8); S. 102 Z. 1 „deinen Sohn“: „deine Kinder“. — Die Verse S. 102 Z. 19 ff. lassen sich mit Hilfe des Metrums größtenteils ziemlich sicher herstellen: V. 1 l. *lā* für *walā*, *wa-hal* zur ersten Vershälfte: „es (das Elixir) stellt sich, tritt dem Feuer entgegen, ohne daß dieses es anfällt“. V. 3 ist éin Satz (Fragezeichen an den Schluß); „Wie . . du“: „mein Bester“. V. 4 „Sieben, die einen einzigen Imam“ (l. *imāman*) . . . (das unsichere Wort ◡ – – muß das Verb sein, das ich nicht sicher herstellen kann; *gwr* ist sowohl syntaktisch wie metrisch ausgeschlossen), „einen König“ (noch zur ersten Vershälfte), „dessen Gaben reichlich (l. *gazlun*) sind, der seine Rivalen überrumpelt (?) (*fattākan; fa-taʿakkala* ist metrisch unmöglich). V. 5 „in . . dann“: „an jenem Morgen“. — S. 104 Z. 22 f. „minderwertigem . . gehendem“: „nicht vollwichtigem (*nāqiṣ al-ʿijār*), nicht probehaltigem“



(vgl. Text 25v Z. 1; str. Anm. 6); Z. 26 „nicht . . Probe": „gegenüber seiner ersten Strichprobe nicht"; S. 105 Z. 2 „Du . . tragen)": „ich wollte (nur)" (str. Anm. 1); Z. 3 „Rest": „Überschuß"; Z. 3 „unterschieden werden kann": „sich unterscheide"; Z. 15 f. „ihre . . Edeln": „(blicke auf) ihr Ererben dieses Vorzugs"; Z. 18—20 „Der . Hilfe": „So rufe den auf ihnen ruhenden Frieden Gottes und seine Barmherzigkeit zu Hilfe"; S. 106 Z. 29 „aufwallt": „mehrmals aufwallt"; S. 107 Z. 1 „ein Getränk": „den Wein"; Z. 10 „zwei": „ein"; Z. 14 „Bringe": so unmöglich, Text gestört; S. 108 Z. 8 „Friede . . dir": „und Gruß" = „und damit genug"; Z. 16 „alles . . Lösung": „und iß davon als etwas gutem Erlaubten" (vgl. Koran 2, 263 u. ö.); S. 109 Z. 6 hinter „gearbeitet" füge hinzu „und sie sind beide nach Wunsch gelungen; Z. 17 „dein": „sein"; S. 110 Z. 21 f. „so . . Darum": „das abzuschöpfen und von dem Elixir zu trennen nicht möglich ist, so"; S. 111 Z. 11. 17 „Punkt": „Feinheit"; Z. 11 „behandle . . gemäß": „überlege sie dir mit deinem Verstand"; Z. 11 „haben": „haben in bezug auf sie"; Z 31 „es": „es noch einmal", und str. „auch" Z. 32; S. 112 Z. 10 „eines vom Iksir": „vom Iksir eins"; Z. 32 „verbrennt": „durchbohrt"; S. 113 Z. 3—5 „denen . . jeden": „oder denen deiner gläubigen Freunde, auf die du dich verlassen kannst, so bleibt dir der Lohn eines jeden" (d. h. der von einem jeden herabgeflehte Lohn); Z. 9 „Bitte": „Ich bitte"; Z. 10 „seltsamen . . Todesarten": „den Gefahren des Stolzes"; Z. 12 „es": „es ihretwegen" (der Gefahren); Z. 19 „einen": „einen offenen", und str. „offene" Z. 20 (entsprechend S. 118 Z. 6, wo im Text das erste *maftūḥa* zu streichen ist); S. 118 Z. 13 „[paß . . und": „und hüte dich vor" (str. Anm. 2 ersten Satz); S. 119 Z. 25 „eine . . darauf": „ihn auf eine Porzellanschale"; S. 120 Z. 2 str. das Fragezeichen; Z. 4. 15 „den Becher": „die Schale" (= S. 119 Z. 25); Z. 8 „steht": „verschwindet" (*sbb* VII); Z. 8 f. „angefeuchtet hat (?)": „es aufsaugt"; Z. 24 f. „ein- oder zweimal" hinter „Salz"; Z. 27 f. „so . . schlagend": „so schlage es tüchtig mit dem Holz" (str. Anm. 3); S. 122 Z. 11 f. „Wirf . . das": „Führe seine Destillation nicht zu Ende, sondern höre mit ihr auf, so lange in seinem Rückstand noch Feuchtigkeit vorhanden ist. Das" (str. Anm. 4); Z. 30 (31) ff. die Subskription der Handschrift gehört nicht zum Text des Traktats; Z. 33 „782": „682"; Z. 35 „und . . Fülle" hinter „Reinen" Z. 31.

Enzyklopädie des Islam. Geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der muhammedanischen Völker. Im Verein mit hervorragenden Orientalisten herausgegeben von M. Th. Houtsma, A. J. Wensinck, A. Schaade, T. W. Arnold und H. Basset. Lieferung 27—29. Lex 8°. Islam-Kano; Lieferung A. Ṣā-Ṣāhib Ḳirān. Leiden: E. J. Brill 1924—25. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Erfreulicher Weise ist die Veröffentlichung der Enzyklopädie mit Wensincks Eintritt in die Redaktion in ein schnelleres Tempo getreten; gleichzeitig mit den Artikeln K—R sollen die den Buchstaben S—Z angehörenden bearbeitet werden, so daß die Hoffnung besteht, das ganze Werk in absehbarer Zeit abgeschlossen zu sehen. Von den umfangreicheren Artikeln der vorliegenden Hefte verdienen besondere Hervorhebung Java (von A. W. Nieuwenhuis), Kaʿba (von Wensinck), Ḳahwa (von C. van Arendonck), Ḳais (von A. Fischer), Iṣṭahor (von M. Streck), Kalām (von D. B. Macdonald), Saba (von Tkatsch), Sabʿiys (von R. Strothmann). Im Artikel Isrā ist die nach Schriekes Aufsatz erschienene Literatur nicht mehr berücksichtigt; die Angabe 591 b „tatsächlich wird in der älteren Überlieferung Isrā oft synonym gebraucht mit Miʿrādj" hätte sonst nicht in dieser Form stehen bleiben können, vgl. dagegen Islam IX 174 f. — S. 600 b Zeile 9 ist wakhtar zu lesen für wakhtir. — S. 610 b oben hätte auch auf das äthiopische Mōta Musē verwiesen werden können, wo übrigens der Todesengel sich Suryāl nennt, vgl. Suriēl Berākōt 51 a. — S. 662 b hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß kaffāra, wie bereits von mehreren Seiten bemerkt, (s. zuletzt Gottschalk, Das Gelübde 81) aus hebr. kappāra entlehnt ist. — S. 712 wird aus der Verwendung des jüdischen Lehnworts Ḳaijūm in Sure 20, 110 gefolgert, diese Stelle könne nicht mekkanisch sein; es besteht aber kein Grund zu bezweifeln, daß Muhammed auch schon in Mekka jüdische Ausdrücke bekannt geworden sein können. — S. 22 b hätte Ṣābiūn, wie die Form im Ḳurān lautet, als besonderes Stichwort aufgeführt werden sollen; S. 52 b am Ende hätte auch das in Indien übliche „Sadjdjāda-nashīn" Erwähnung verdient. — S. 61 b Zeile 4 lies Mishkam für Mashkam. Vermißt habe ich den Artikel al-Sabti (der legendäre Sohn des Hārūn ar-Rashid).

Rudolph, Prof. Dr. Wilhelm: **Die Abhängigkeit des Qorans von Judentum und Christentum.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1922. (VIII, 92 S.) gr. 8°. Rm. 2—. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Die oben verzeichnete Arbeit des a. o. Professors der Theologie an der Universität Tübingen lag der dortigen philosophischen Fakultät 1920 als Doktor-Dissertation vor. Die einzige primäre Quelle, auf der die Arbeit fußt, ist der Qoran. Darüber hinaus ist die gesamte über Muhammed und die besondere Frage des Büchleins bisher erschienene Literatur, soweit der Verfasser ihrer irgend habhaft werden konnte, bearbeitet, in der Weise, daß das Buch recht eigentlich eine höchst fleißige, übersichtliche, durchweg dokumentierte Darstellung dessen ist, was zu der gestellten Frage bisher gesagt worden ist, wobei der Verfasser naturgemäß in Einzelheiten auch selbst abwägt und Stellung nimmt. Neue Wege führt er nicht. Manche neue Beleuchtung wäre gewiß noch zu erwarten, wenn die jüdische Legende und spätjüdische Vorstellungen noch vertiefter und umfassender mit den im Koran begegnenden Vorstellungen verglichen würden. — Als Einführung in den jetzigen Stand der Forschung zu der angegebenen Frage ist Rudolphs Buch sehr nützlich und verdienstlich.

Lammens, P. H., S. J.: **La Mecque à la veille de l'hégire.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1924. (S. 97—439) gr. 8°. — Mélanges de l'Université Saint-Joseph, Beyrouth, Tome IX, fasc. 3. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

In seinem Buche „Le berceau de l'Islam" hatte P. Lammens es unternommen, das Leben der vorislamischen Beduinen zu charakterisieren. Ihm entsprechen mehrere Untersuchungen über die seßhafte Bevölkerung der Halbinsel. Insbesondere sind diesem Plane gewidmet die beiden zumeist vor dem Kriege entstandenen Arbeiten: „La cité arabe de Ṭâif à la veille de l'hégire" und die zur Besprechung stehende: „La Mecque à la veille de l'hégire".

Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen heraus entstanden. Diese Genesis merkt man seiner Anlage noch etwas an. Es neigt ein wenig zur Weitschweifigkeit und läßt bisweilen ein wenig die Straffheit der Disposition vermissen, indem Wiederholungen gleicher Ausführungen an verschiedenen Stellen nicht vermieden werden. Mit dieser Erschwerung der Lektüre wird sich der Leser indes gern abfinden, da sich auch in diesem Buche wieder zeigt, daß die Sprunghaftigkeiten und Wiederholungen bei Lammens nicht ausschließlich äußerlich bedingt sind, sondern mit innerer Notwendigkeit aus seiner geistvoll konsequenten Art großer Linienführung resultieren. Die oft etwas suveräne Freiheit in der Bewertung der ihm in erstaunlichem Maße zur Verfügung stehenden Quellen, die Geschicklichkeit — ich möchte sagen — der disziplinierte Spürsinn in der Verknüpfung von scheinbar ganz zusammenhanglosen Nachrichten sind zugleich Voraussetzung und Folge seiner subjektiven Geschichtssynthese. Zu einer gerechten Beurteilung des Lammensschen Werkes gehört deshalb, mag man auch häufig an Einzelheiten Anstoß nehmen, zunächst einmal der Wille, sich seiner Führung anzuvertrauen. Und der Weg, auf dem er uns leitet, führt an ein lohnendes Ziel: die Hineinstellung des vorislamischen Arabiens in die Weltgeschichte. Symptomatisch tritt das sogleich in dem ersten Kapitel: „La route des Indes" hervor. Nach dem Verfall der alten südarabischen Reiche ist die Rolle Arabiens in der Weltpolitik im Allgemeinen passiv gewesen. Oder wenigstens, man hat fast nur diese Seite hervorgekehrt. Die diplomatische Situationsschilderung charakterisiert sich nach dem Verf. folgendermaßen: Arabien war nicht Selbstzweck des internationalen Spieles der Großmächte. Wie im 20. Jahrhundert England den Euphrat als die Grenze Indiens betrachten möchte, so bildete auch früher Arabien nur eine Etappe auf dem halbmaritimen Wege nach dem schätze- und vor allem gewürzereichen Indien. Angefangen von dem bekannten Zug des Aelius Gallus haben alle Großmächte versucht, sich diese Etappe zu sichern. Persien brachte die Euphratmündung in seine Hand. Byzanz war durch seine Lage weniger günstig gestellt, wollte daher mit Hilfe Äthiopiens den unbequemen Rivalen aus dem Felde schlagen. Allein die Abessinier waren nicht gewillt, sich als bloßes Werkzeug gebrauchen zu lassen; sie ließen sich nur deshalb in die Angelegenheiten ein, um ihren alten Traum zu verwirklichen: „garder sous son contrôle exclusif l'accès du Bâb al-Mandeb" (S. 10).

Später legten die italienischen Stadtrepubliken in freundschaftlichen Beziehungen mit den Mamluken Agyptens und Syriens Hand auf die Märkte der indischen Produkte am Mittelmeer. Als die Portugiesen ihrerseits in den Besitz Indiens gekommen waren, bemühten sie sich alsbald, den Persischen Golf und das Rote Meer zu portugiesischen Binnenmeeren zu machen.

Die von den Handelswegen bevorzugten Teile Arabiens haben bekanntlich mehrfach gewechselt. Die Zerstörungen des Nabatäerreiches und Palmyras, gefolgt von den unablässigen byzantinisch-persischen Kämpfen, hatten den Bewohnern von Ṭâif und Mekka diesen Handel in die Hand gespielt. Mekka erfreute sich der günstigeren geographischen Lage von beiden: „à l'extrémité de l'Asie des blancs et en face de l'Afrique des noirs, au voisinage d'une brèche dans la chaîne côtière du Tihâma, près du carrefour des routes, conduisant de la Babylonie et de la Syrie vers les plateaux du Yémen, vers les rives de l'Océan Indien et de la Mer Rouge" (S. 22). Einmal zu Reichtum und Macht gelangt, verstanden es die Mekkaner, ihre Stellung zu behaupten. Und nicht nur das, Lammens glaubt, ihnen eine aktive Rolle in der Weltpolitik zuerkennen zu können.

Da sie für gewisse von den zivilisierten Völkern Europas und Vorderasiens stark begehrte Waren das Handelsmonopol besaßen, so läßt sich begreifen, daß ihre Unterhändler eine Art Trumpf in der Hand hielten, aber man darf dieses doch auch wohl nicht überschätzen. L. betont richtig immer wieder, daß die Mekkaner nicht Krämer, Kleinhändler sind, sondern Handelsherren, Kaufleute, die der Hochfinanz zuzuzählen sind. Der Reichtum der Stadt wurde nicht in erster Linie durch den Verdienst aus den mit dem Kaʿbakult vereinigten Kleinmessen bestimmt, so rentabel sie auch für einzelne Bürger sein mochten; die Aufnahmefähigkeit des innerarabischen Marktes war immer sehr begrenzt. Der Reichtum des Gemeinwesens stammte aus den großen organisierten Handelszügen und aus der Spekulation. Da die Spesen für Lasttiere, Führer, Begleitmannschaften, Sicherheitspakte mit den Beduinenstämmen usw. sehr hoch waren,

erforderten sie ungeheure Betriebssummen, über deren absolute Höhe L. viele interessante Einzelheiten beibringen kann. Das Geld zu diesen Kommanditunternehmungen wurde in der Hauptsache von den großen Bankierfamilien vorgeschossen, aber auch jeder kleine und kleinste Sparer konnte bis zu einem Betrage von 1 oder $^{1}/_{2}$ *dīnār* herab durch Einzahlung dieses Geldes an einen Bankier sich beteiligen. So wurden „Abreise und Ankunft der Karawanen zu öffentlichen Ereignissen“ (S. 175). Das betrifft vorzugsweise die offiziellen Hauptkarawanen[1], die in einem regelmäßigen Wechsel nach Jemen und Syrien ausgesandt wurden. Aus Jemen führte man persische und indische Waren, chinesische Seiden, afrikanisches Gold und Elfenbein sowie „abessinische Sklaven“ ein. Aus Syrien (und Ägypten) brachte man vor allem Stoffe und — allerdings nur durch Schmuggel — Waffen nach Hause; der Ḥaurān lieferte Getreide und Öl. In Arabien selbst kauften die Mekkaner alle erreichbaren Mengen von Leder, Edelmetallen, Parfümen und Harzen auf. Für alle Waren war Mekka der Stapelplatz bis zum Weitertransport.

Aber in dem gewaltigen Ausmaß der Unternehmungen lag auch die Schwäche der politischen Stellung der Mekkaner, durch die sie in der diplomatischen Ausbeutung ihres Handelsmonopols gelähmt wurden. Durch die aus den Karawanen heimgeführten Waren war der heimische Geldmarkt aufs äußerste angespannt, so daß die Bankiers auf den Absatz zum normalen Termin angewiesen waren; eine Zurückhaltung der Waren von den byzantinischen Märkten konnte leicht zu einer Katastrophe führen.

Darf man auch so m. E. dieses schärfste Druckmittel in der Hand der Republik nicht allzuhoch veranschlagen, so kann man den Mekkanern doch die Hochachtung vor ihrer politischen Begabung nicht versagen: ihre geschickte Art, wie sie sich Einfluß auf die Beduinenstämme zu verschaffen wußten, das Interesse, mit dem sie das andauernde Ringen zwischen dem iranischen und byzantinischen Reich beobachteten, der Abschluß von etwas, was Handelsverträgen ähnelt, mit den drei mächtigsten Ländern: Byzanz, Persien und Abessinien, endlich die die Konkurrenz von Ausländern in Mekka stark einschränkenden Zollbestimmungen, die man wohl als Vergeltungsmaßnahmen gegen die Erschwerung des Handels im byzantinischen Reiche ansehen darf.

Als Probe diplomatischen Brauches der Quraišiten analysiert L. die in der *Sīra* ausgeführten Vorgänge bei dem Vertrage von Ḥudaibija. Es ist mir zwar nicht so sicher, daß der Verlauf dieser Verhandlung im Einzelnen als typisch für „la marche d'une négociation diplomatique, aux environs de l'hégire“ (S. 41) genommen werden darf, aber immerhin zeigt er doch die politischen Fähigkeiten beider Parteien, insbesondere auch die des Propheten, die ja längst anerkannt waren, die L. aber in ein besonderes Licht rückt durch feinsinnige Beobachtungen, in denen er zeigt, daß Muḥammed sie in der Schulung seiner Vaterstadt erworben und bis an sein Lebensende bewußt in quraišitischem Sinne weiter gepflegt hat. (S. 314 ff.).

Lammens ist geneigt, der schon von Sprenger, Mohammed I, 89 f. erzählten Episode über ʿOṯmān b. al-Ḥuwairiṯ, die al-Fāsī in Chron. Mekka II, ۱٤٣ f. überliefert, historische Bedeutung beizulegen (S. 270 ff.). Ich denke, man kann nicht vorsichtig genug gegenüber solchen eingestreuten Episoden sein. Die arabischen Geschichtsschreiber haben — wohl ein Erbteil aus der Aijāmliteratur — ein sehr feines Stilgefühl für dramatisch wirksame Anekdoten besessen, deren geschichtliche Glaubwürdigkeit meist unter dem Mantel vieler Begleitumstände und Einzeldaten vorgetäuscht wird. Die innere Wahrscheinlichkeit dieses Beiwerkes gilt es zuerst zu untersuchen. Daß ʿOṯmān den Ḥanīfen zugezählt wird, daß er gleich Waraqa b. Naufal ein Verwandter der Ḫadīǧa ist, daß er später wie dieser in der Ferne ermordet wird, alle diese Angaben sind nicht geeignet, seine individuelle Persönlichkeit historisch lebenswahr erscheinen zu lassen. Das angebliche Angebot der Königswürde von byzantinischer Seite widerspricht durchaus der im Reiche üblichen Etikette, die Form von ʿOṯmāns Auftreten in der Ratsversammlung ist unarabisch. Dazu kommt das Fehlen der Tradition bei Ibn Hišām. Unter diesen Umständen scheint mir der ganze Bericht höchst verdächtig, und ich würde von der Person des ʿOṯmān lieber ganz absehen, sondern der Erzählung höchstens den Wert der Verkörperung einer Tendenz zuerkennen, die der Verf. unter anderem auch darin findet und S. 274 so formuliert: „Il révèle enfin l'existence en cette ville d'une fraction sympathisant avec les Byzantins“. Was aber darüber hinausgeht, bleibt mir sehr zweifelhaft.

Das Werk ist nicht nur ein gewichtiger Beitrag zur Ethnographie des vorislamischen Arabiens, sondern zugleich, wie schon angedeutet, eine Einleitung zum Verständnis des Denkens und Wirkens des „quraišitischen Propheten“.

1) Es ist kein Zufall, daß wir von kleineren privaten Unternehmungen viel seltener hören. Da bei den unsicheren Wegeverhältnissen mit der Größe einer Karawane das Risiko ihrer Gefährdung sinkt, mußte jeder möglichst danach trachten, Anschluß an die offiziellen Züge zu gewinnen. Übrigens führten in Mekka, wo alles zur Spekulation wurde, die erwarteten Karawanen wieder zum Abschluß von Wetten über den Inhalt ihrer Ladungen (S. 156).



Le Strange, G.: Baghdad during the Abbasid Caliphate. From contemporary arabic and persian sources. New Impression. London: Oxford University Press 1924. (XXXI, 381 S. u. 8 Karten.) 8°. 16 sh. Bespr. von P. Schwarz, Leipzig.

Wie Bagdad in der Geschichte der Araber als Sitz der Regierungsgewalt seit al-Manṣūrs Gründung der „Runden Stadt" eine hervorragende Stellung eingenommen hat, so wird es auch in der arabischen Literatur sehr oft genannt. Eine Zusammenfassung dieser Nachrichten war eine dankenswerte Aufgabe; ihre Erfüllung mußte für die genauere Erkenntnis geschichtlicher Vorgänge und für das Verständnis mancher Literaturwerke von großem Nutzen sein. Erschwerend war die Bodengestalt. Anscheinend ist ja die Lage der mittelalterlichen Stadt durch das Fortbestehen einer gleichnamigen Stadt bis zur Gegenwart bestens gesichert. Indessen das Wasser ist auch für die historische Geographie ein unsteter Gesell; sogar der Tigris hat seinen Lauf mehrfach geändert und die von Menschenhand geschaffenen Wasserläufe waren sicher noch stärker dem Einflusse der Zeit unterworfen. Von den Bauten der mittelalterlichen Stadt ist wenig übriggeblieben, die überwiegende Verwendung von Luftziegeln bedingte die rasche Verwitterung der Bautrümmer, besonders nach Hochwasser. Mit einiger Sicherheit zu bestimmen sind nur noch einige Grabstätten von Männern, die wegen ihrer religiösen Bedeutung auch von den Späteren verehrt wurden.

Le Strange hatte auf den Rat von Sir Henry Rawlinson die Arbeit des Ibn Serapion über das Kanalnetz von Bagdad bearbeitet. Daraus und aus der eingehenden Beschreibung der Stadt bei Ibn Wāḍiḥ entnahm er die Grundlagen für seine Darstellung und fügte dazu die Nachrichten anderer arabischer und persischer Quellenschriftsteller. Seine im Jahre 1900 erstmalig erschienene Arbeit faßt die Ergebnisse dieser Forschungen zusammen, gibt zunächst nach einem einleitenden Kapitel über die Vorgeschichte eine topographische Schilderung der Innenstadt, danach der südlichen, nördlichen und westlichen Vorstädte der Westseite, endlich der Stadtteile der Ostseite und schließt in den letzten drei Kapiteln eine kurze Geschichte der Stadt an. Zur weiteren Erläuterung sind eine Karte des unteren Zweistromlandes für die Zeit von 900 bis 1400 u. Z. und sieben Stadtpläne beigegeben, die über die relative Lage der besprochenen Örtlichkeiten Aufschluß geben.

Die neue Ausgabe ist ein unveränderter, auf Grund eines photographischen Verfahrens hergestellter Umdruck der ersten Veröffentlichung vom Jahre 1900. Das Schriftbild des Textes ist klar, auch die Karten sind deutlich. Das Buch wird auch in dieser Gestalt vielen ein nützlicher Berater sein, es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die Bewertung der Zuverlässigkeit des Ibn Wāḍiḥ seit dem Erscheinen der ersten Auflage sehr viel kritischer geworden ist, der inzwischen erfolgte Abschluß der Ṭabarī-Ausgabe manche wichtige Einzelheit für das Stadtbild zur Verfügung stellt und eine Berichtigung der Versehen und Mißverständnisse der ersten Auflage, und sei es auch nur auf einigen Zusatzblättern, für das Buch von Vorteil gewesen wäre.

Fries, Nicolaus: Das Heereswesen der Araber zur Zeit der Omaijaden nach Ṭabarī. (Diss. Kiel). Tübingen: G. Schnürlen 1921. (94 S.) 8°. Bespr. von W. Heffening, Bonn.

Verfasser behandelt Organisation und Verwaltung, Befestigungswesen, Waffen und Taktik des omaijadischen Heeres nach den arabischen Historikern, im besonderen nach Ṭabarī. Spezialuntersuchungen dieser Art gibt es bisher noch kaum; als solche ist die Arbeit sehr zu begrüßen. Ohne dem Verfasser aber einen Vorwurf machen zu wollen, erscheint mir die enge Begrenzung des Themas auf Ṭabarī unglücklich gewählt zu sein. Man darf sich m. E. bei derartigen Studien nicht auf die Zusammenstellung und Sichtung des von einer Qellengruppe gebotenen Materials beschränken, sondern man sollte sich mutig an die Probleme heranmachen, die durch die Eigenart der älteren islamischen historischen Überlieferung geboten werden; man sollte versuchen zu den in Traditionsform eingekleideten Berichten kritisch Stellung zu nehmen, um so zur Aufzeigung der historischen Entwicklung zu gelangen. — Für das arabische Heerwesen hat schon Fraenkel (Aramäische Fremdwörter) an Hand der Ausdrücke für Befestigungen, Truppenkörper und Waffen römisch-byzantinische und persische Vorbilder und Einflüsse nachgewiesen. Wäre der Verf. diesen Dingen weiter nachgegangen, so wäre er z. B. nicht auf den Gedanken gekommen, in der Taktik der omaijadischen Heere, ihrer Marsch- wie Gefechtsordnung eine „etwas weiter ausgebildete und den jeweiligen Verhältnissen angepaßte Taktik der arabischen Beduinen" in ihren ġazwa's zu sehen. Wenn in den Traditionen über die Schlachten des Propheten von ähnlichen Gefechtsordnungen wie in der Omaijadenzeit die Rede ist, so dürften dies wohl Anachronismen sein. Die Heere der Omaijaden sahen sich doch ganz anderen Aufgaben gegenübergestellt, als dies bei den kleinen Kriegszügen des Propheten der Fall war. Die komplizierte Marschordnung (Vorhut, Zentrum, linker, rechter Flügel und Nachhut) und die Gefechtsordnung in drei Gliedern erinnern

doch sehr an römische Kampfweise. Sicher haben die Omaijaden sich hier byzantinische Heereseinrichtungen zum Vorbild genommen, um ihren geschulteren Gegnern gewachsen zu sein. Manche Einzelheiten lassen sich so in ihrer historischen Entwicklung verfolgen. So scheint mir die Gewohnheit des Führers, sich in einem Sessel tragen zu lassen und so die Schlacht zu leiten, ein Überbleibsel der Gewohnheit der Perserkönige bezw. ihrer Generäle zu sein, die auf einem Throne sitzend die Schlacht lenkten. (Vgl. Christensen, L'empire des Sassanides p. 63).

Ferner wäre es für solche Studien notwendig, zur Kontrolle der Historikerangaben das einzigste einwandfreie Material, das wir besitzen, nämlich die arabischen Papyri heranzuziehen; leider aber harren wir noch der Männer, die uns dies wertvolle, aber schwer zu bearbeitende Material in größerem Umfange erschließen. Die Probleme von dieser Seite in Angriff zu nehmen, darauf mußte der Verf. natürlich verzichten. Er hätte aber bei der Behandlung der Waffengattungen auf das wenn auch jüngere Reiterbild hinweisen können, das Karabacek in seinem Führer durch die Ausstellung p. 252 wiedergegeben hat.

Dennoch schulden wir dem Verf. allein für die Sammlung und Sichtung des Materials nach Ṭabarī großen Dank, und es wäre zu wünschen, daß sich Nacheiferer fänden, welche Verwaltung und Gerichtswesen, Handel und Wirtschaftsleben der Omaijadenzeit in ähnlicher Weise behandelten. Ein Register der zahlreichen arabischen Termini hätte den Wert der Arbeit noch wesentlich erhöht.

---

1. **Operationskarte** 1 : 800 000, bearbeitet i. d. kartogr. Abt. d. stellvertr. Generalstabs der Armee, Blatt: Adalia (1915), Adrianopel (1915), Aidin (1916), Angora (1916), Baku (1916), Beirut (1916), Kairo (1915), Konia (1915), Konstantinopel (1915), Siut (1915), Suez (1915), Tiflis (1915), Trapezunt (1916); bearbeitet i. d. kartogr. Abt. d. kgl. Preuß. Landesaufnahme Blatt Aleppo (o. J.), Bosra (o. J.), Erzerum (1917), Isfahân (1918), Kerbelâ (o. J.), Mosul (1917), Teherân (1918), Urmija (1918).
2. **Übersichtskarte von Vorderasien** 1 : 800 000, bearbeitet i. d. kartogr. Abt. d. kgl. Preuß. Landesaufnahme Blatt: Bagdhäd (1917).
3. **Karte von Mesopotamien und Syrien** (vorläufige Ausgabe) 1 : 400 000, bearbeitet i. d. kartogr. Abt. d. kgl. Preuß. Landesaufnahme Blatt: B Adana (Mai 1918), C Ṭarâbulus (Mai 1918), D Damaskus (Februar 1918), E Jerusalem (Mai 1918), 1 b Aleppo (Mai 1918), 1 c Ḥamā (Mai 1918), 1 d Bosra (Mai 1918), 3 b Mārdīn (Mai 1918), 5 b Urmija (Juli 1918); mit Titel: **Karte von Mesopotamien** (vorläufige Ausgabe) Blatt: 2 c Dêr es-Sôr (Dezember 1917), 3 c ʿÂna (Februar 1918), 3 d Wâdī Ḥaurân (Januar 1918), 4 a Wân (Oktober 1917), 4 b Mōṣul (August 1917), 4 c Sâmârrâ (Oktober 1917), 4 d Kerbelâ (Februar 1918), 5 c Suleimântje (August 1917; Druck 1918), 5 d Baghdâd (Dezember 1917), 6 c Kirmânschâh (Februar 1917).
4. **Karte von Nordwestarabien** 1 : 800 000, bearbeitet i. d. kartogr. Abt. d. kgl. Preuß. Landesaufnahme Oktober 1918. Bespr. von F. Taeschner, Münster i. Westf.

Sämtliche Karten sind während des Weltkrieges „nur für den Dienstgebrauch" hergestellt worden. Nach Beendigung des Krieges hat sich die Heeresleitung ein großes Verdienst dadurch erworben, daß sie sie durch öffentlichen Vertrieb allgemeiner zugänglich gemacht hat.

1 und 2. Die „Operationskarte" hat für den den Orient enthaltenden Teil 22 Blatt; nach dem Kriege wurde der Titel dieses Teiles umgeändert in „Übersichtskarte von Vorderasien". Die einzelnen Blätter sind aber identisch mit den entsprechenden der „Operationskarte"; nur sind die neueren Eisenbahnlinien nachgetragen.

Die Operationskarte ist eine vorläufige Zusammenstellung nach anderen Kartenwerken (für Kleinasien vor allem Kiepert), ohne eigenen Wert. Da die Originalkartenwerke bei der Fülle von eingetragenen Namen an Unübersichtlichkeit leiden, könnte die Operationskarte ein angenehmes Hilfsmittel zum Aufsuchen von nicht zu ausgefallenen Ortsnamen sein; dem wirken jedoch ihre Fehler und Ungenauigkeiten entgegen; die Auswahl der eingetragenen Orte ist nicht immer glücklich (es fehlen auch manche wichtige Orte, wie z. B. Kamach); auch wird die Übersichtlichkeit nicht gerade dadurch gefördert, daß Städte wie Eskischehir, Kutahia, Jozgad u. a., zusammen mit gänzlich unbedeutenden Dörfern in die niedrigste Klasse von Niederlassungen, weniger bedeutende Landstädtchen, wie Gebize, Biledjik u. a. in eine höhere rangiert werden.

3. Ein auch für wissenschaftliche Zwecke wertvolles Hilfsmittel stellt dagegen die „Übersichtskarte von Mesopotamien [und Syrien]", (bezeichnet als „Preußischer Polyeder-Entwurf") dar, die zwar im Großen auch auf anderen Kartenwerken beruht, in die aber die Messungsergebnisse der deutschen Offiziere während des Krieges eingetragen wurden (vgl. z. B. Samarra). Sie zeichnet sich im übrigen durch genaue Namenbezeichnung in wissenschaftlicher Umschrift aus. Leider ist das Werk unvollendet geblieben: es war auf 31 Blatt angelegt, fertig geworden sind jedoch nur die oben bezeichneten 19 Blatt. Wie ich erfahre, wird das Werk bedauerlicherweise vorläufig nicht fortgesetzt.

4. Die „Karte von Nordwestarabien" stellt eine Ergänzung der eben besprochenen nach S. in anderem Maßstabe dar. Sie beruht „großenteils auf den Aufnahmen und Erkundungen des Geheimen Regierungsrates Prof. Dr. B. Moritz", des besten Kenners der Geographie Arabiens in Deutschland, und hat somit anderen Kartenwerken der gleichen Gegend gegenüber selbständigen Wert.

Kühnel, Ernst: **Nordafrika.** Tripolis, Tunis, Algier, Marokko. Baukunst—Landschaft—Volksleben. Aufnahmen von Lehnert und Landrock. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. 1924. (XII S., 240 Taf. u. 1 Karte.) 4°. Rm. 21 —; in Leder geb. 29 —.

Schmitthenner, Prof. Dr. Heinrich: **Tunesien und Algerien.** Die Landschaft und ihre Bewohner. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. (XII, 174 S. m. 30 Abb. auf Taf. u 5 Karten.) 8°. Rm. 7 —. Bespr. von Karl Sapper, Würzburg.

Die beiden vorliegenden Werke sind, jedes in seiner Art sehr wertvoll, in hohem Maße geeignet, das Interesse für das islamische Nordwestafrika zu wecken, oder, wo es schon bestand, das Verständnis zu vertiefen. Beide Verfasser gehen auf ganz verschiedenem Weg ihrem Ziele entgegen, indem Kühnel hauptsächlich durch das Bild, Schmitthenner vorwiegend durch das Wort den gewünschten Zweck zu erreichen sucht. Aber

wie Kühnel nicht ganz auf das Wort verzichtet, sondern in gedrängter Weise und dennoch höchst anregend und anschaulich uns die behandelten Länder und Menschen an sich und in ihrer zeitlichen Perspektive vor Augen führt, so sieht Schmitthenner nicht ganz vom Bilde ab, sondern ermöglicht es seinen Lesern, durch eine Reihe sorgfältig ausgewählter und gut gelungener Abbildungen eine bessere Vorstellung von Stadt und Landschaft, von den Menschen und ihrem Tun zu bekommen, als seine wohl abgewogenen, fein ausgearbeiteten Wortschilderungen allein schon zu übermitteln vermocht hatten. Und wenn Kühnel ein besonderes Augenmerk der Kunst in den dargestellten Ländern zuwendet, so schildert und erklärt Schmitthenner vor allem die Landschaft und die Wirtschaft, das Leben und Treiben der Menschen.

So sind denn beide Werke geradezu wie geschaffen zur gegenseitigen Ergänzung, und wenn auch der geographische Rahmen Schmitthenners enger ist als der Kühnels, so geht er dafür in der Darstellung stärker in die kausalen Beziehungen zwischen Mensch und Umgebung ein (die übrigens in den von Kühnel noch dargestellten Gebieten von Tripolis und Marokko ja auch ähnlich sind wie in Tunesien und Algier).

Es wird sich nicht leicht wieder treffen, daß fast gleichzeitig zwei Werke über ein gleiches Gebiet erscheinen, die so schön den geographischen bzw. den künstlerischen und geschichtlichen Standpunkt in den Vordergrund rücken und so den Lesern beider Darstellungen eine besonders deutliche und wohlbegründete Vorstellung ermöglichen.

So möchte ich denn beiden Werken zugleich eine weite Verbreitung wünschen.

Ancel, Jacques: Manuel Historique de la Question d'Orient (1792—1923). Avec deux cartes. Paris: Librairie Delagrave 1923. (336 S.) 8°. Bespr. von Adolf Hasenclever, Halle a. S.

Es ist nicht eine Geschichte der orientalischen Frage im 19. Jahrhundert bis auf die jüngste Gegenwart herab, was uns der Verf. bietet, sondern, wie der Titel schon andeutet, ein Handbuch, das eine Fülle von Tatsachen bringt, das auch, darin sich von zahlreichen Vorgängern unterscheidend, auf die innere Geschichte des türkischen Reiches und der Balkanstaaten eingeht, das jedoch auf eine pragmatische Darstellung verzichtet; ein, soweit ich habe nachprüfen können, in der Erwähnung der Einzeltatsachen recht zuverlässiges Nachschlagebuch, (zu S. 263 sei bemerkt, daß Erzherzog Franz Ferdinand nicht am Abend des 28. Juni 1914, sondern schon am Vormittage ermordet wurde), dazu durchaus objektiv gehalten, auch, was besonders erfreulich wirkt, dann, wenn der Verf. über die deutsche Politik im Orient reden muß; nirgends begegnet man der gehässigen Herabsetzung der deutschen Bestrebungen im türkischen Reich, wie sonst so oft in französischen Werken, eher ist, so möchte man oft meinen, Auffassung und Stellungnahme des Verf. antienglisch gefärbt, man vergleiche z. B. die Schilderung des Berliner Kongresses (S. 185—189), die des Lobes voll ist über Bismarks tatkräftige Leitung der Verhandlungen, die jedoch Englands Politik recht kritisch betrachtet. Selbstverständlich steht das Dogma von Wilhelms II „Weltpolitik" auch für Ancel fest, aber was er darüber an Tatsächlichem bringt (vgl. S. 228), entbehrt für den Unbefangenen doch zu sehr durchschlagender Beweiskraft, als daß es überzeugend wirken könnte. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; das Bild, das man gewinnt, ist fast noch verwirrender als dasjenige aus Driaults bekannter „Question d'Orient", aber ich möchte Ancel den Vorzug geben, da sein Blick der umfassendere ist, besonders aber da er nicht nur das historische Geschehen schildert, sondern auch die geographische, wirtschaftliche und geistige Bedingtheit des historischen Geschehens zu deuten sucht; auch ihm sind Nationalitätsprinzip und Großmachtpolitik der europäischen Staaten die treibenden Faktoren der orientalischen Frage im 19. Jahrhundert bis an den Weltkrieg heran.

In einem Punkte unterscheidet sich der Verf. fundamental von seinen Vorgängern: dem religiösen Moment in der orientalischen Frage glaubt er nicht die Bedeutung zuweisen zu sollen, wie es sonst wohl geschieht: „On répète encore communément qu'en Orient religion et nationalité se confondent, sans se soucier des démentis qu'apportent à cette affirmation la création de l'Albanie ou l'unité jugoslave" (S. 3). Er leugnet keineswegs das Vorhandensein von religiösen Antrieben in der Entwicklung der orientalischen Frage, aber er steht auf dem Standpunkt, daß das politische Moment das überwiegende ist, daß dem Gegensatz der Konfessionen zwischen Muhammedanismus und Christentum — so einseitig faßt er dieses wichtige Problem auf — nur sekundäre Bedeutung zukommt.

Recht dankenswert ist ein ausführliches Personen- und Ortsregister; die den einzelnen Kapiteln beigefügten Literaturangaben beschränken sich im wesentlichen leider auf französische Werke, wenn auch für die späteren Abschnitte, besonders über die Vorgeschichte des Weltkrieges, die deutsche publizistische Literatur herangezogen worden ist, ihr freilich ein zu starker Einfluß auf die öffentliche Meinung Deutschlands zugeschrieben wird.

Adam, Juliette: L'Angleterre en Egypte. Paris: Paul Geuthner 1922. (416 S.) 8°. Fr. 12.50. Bespr. von Adolf Hasenclever, Halle a. S.

Das Buch von Juliette Adam, der Begründerin und einstigen Herausgeberin der Nouvelle Revue, der fanatischen Vorkämpferin des Revanchegedankens in Frankreich, beweist, daß die Verf. trotz ihrer fast neunzig Jahre von ihrem heftigen Temperament noch nichts ein-



gebüßt hat. Eine Geschichte der englischen Herrschaft in Ägypten bietet sie nicht und will sie nicht bieten, sondern eine Schilderung des Kampfes der ägyptischen Nationalpartei gegen die britische Besetzung, hier sind besonders dankenswert ihre auf persönlichster Bekanntschaft und enger Freundschaft und einer regen Korrespondenz beruhenden Mitteilungen über den einstigen Führer dieser Bewegung, den so früh verstorbenen, sympathischen Mustapha Kemal Pascha. Was dem Buch vornehmlich Wert verleiht, sind die zahlreich eingestreuten Aktenbeilagen: Artikel der Verf. aus der Nouvelle Revue, in welchen sie in nicht gerade schmeichelhafter Weise, aber niemals langweilig über die englische Herrschaft am Nil urteilt und aburteilt, Bruchstücke aus ihrer Korrespondenz mit Führern der nationalen Bewegung und — vornehmlich über die neueste Zeit seit dem Weltkrieg — Abdruck (in französischer Übersetzung) wichtiger englischer Blaubücher und sonstiger amtlicher Publikationen, die, zumal für uns Deutsche, heute noch recht schwer zu beschaffen sind.

Ein durchaus objektives Bild der Geschichte Ägyptens während der letzten 50 Jahre erhält der Leser keineswegs aus dieser temperamentvollen Darstellung; die Ereignisse werden von dieser patriotischen Französin geschildert, als ob es gar keine französisch-englische Bundesgenossenschaft während des Weltkrieges gegeben hätte, voll glühenden Hasses gegen England, ganz aus dem Gesichtswinkel der ägyptischen Nationalpartei heraus, ein französisches Gegenstück gewissermaßen zu den Tagebüchern des Engländers Wilfrid Scawen Blunt, aber daß ein solches Buch jetzt (1922) überhaupt erscheinen kann, ist zeitgeschichtlich recht bezeichnend für gewisse politische Strömungen in Frankreich, es beweist, daß allenthalben in Frankreich der ägyptische Traum noch nicht ausgeträumt ist.

Amrilkais, Der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. In zweiter, vom Dichter selber vorbereiteter und erweiterter Auflage neu herausgegeben von Herman Kreyenborg. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (X, 118 S.) 4°. Rm. 8.50; geb. 10—. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

Bei der wissenschaftlichen Verwertung des orientalischen Nachlasses Friedrich Rückerts fand H. Kreyenborg auch Rückerts Handexemplar seines „Amrilkais“ mit zahlreichen Notizen von des Dichters eigener Hand. K. glaubt als Zeit der Entstehung dieser Neubearbeitung die Jahre 1844/5 annehmen zu dürfen, also die Zeit zwischen der Erstauflage des Buches (1843) und dem Erscheinen der „Hamâsa“ (1846).

Als No. 7b des I. Teiles sind Teile von Gedicht 20 der Ahlwardtschen Ausgabe, als No. 25b des II. Teiles die Verse 42—46 des Gedichtes 52 bei Ahlwardt neu hinzugekommen. Andere Gedichte sind um einige Verse erweitert worden, ferner haben alle übersetzten Fragmente Überschriften bekommen. Die Angabe der Stellen, wo die übertragenen Verse in Ahlwardts Edition stehen, ist für den orientalistischen Benutzer angenehm, doch stimmen sie nicht immer. Das Gedicht „Hind's Freier“ (I, 12) steht bei Ahlwardt nicht als No. 46, sondern als No. 3; bei dem „Siegeslied“ (II, 4) steht fälschlich: „Ahlw. 29“ statt „51“ angegeben.

Der Herausgeber hat es mit Recht als seine Pflicht angesehen, den Wortlaut Rückerts unverändert zu lassen; trotzdem hätten kleine Versehen gelegentlich verbessert werden können; z. B. brauchte der Fehler: „Temin Ben Morr“ (statt: Temîm) nicht wieder abgedruckt zu werden.

Die Ausstattung des Buches ist mustergültig: gefällige Spiegel von schön geschnittenen Typen auf gutem Papier. Wir freuen uns, daß eines der Übersetzungswerke Rückerts durch diese Neuauflage wieder einem weiteren Publikum zugänglich wird.

Masani, R. P., M. A.: The Conference of the Birds. A Sufi Allegory, being an abridged version of Farid-ud-din Attar's Mantiq-ut-Tayr. London: Oxford University Press, 1924. (XI, 128 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Es mag in der allgemeinen Geistesart unserer Zeit liegen, daß auch die Übersetzer persischer Literatur sich wieder der Mystik zuwenden. Lange genug ist das Interesse für die Hauptwerke der persischen Mystik verhältnismäßig gering gewesen, bis es durch die Arbeiten von Nicholson und Massignon neu geweckt wurde. Farîd-ad-dîn Aṭṭār's systematisches Werk über den Heilsweg der Seele zu Gott, das Manṭiq-uṭ-Ṭair, ist 1863 von Garcin de Tassy ins Französische übertragen worden. Nun hat es Masani auch ins Englische übersetzt. Freilich, nicht Wort für Wort dem Originaltexte folgend wie Garcin de Tassy, sondern eher es nacherzählend, unter möglichster Benutzung der persischen Ausdrucksweise, aber kürzend und vereinfachend. Wo Attār Anekdote an Anekdote reiht, die alle denselben Gedanken illustrieren sollen, begnügt sich Masani mit ein, zwei Proben, wo der Perser in Gemeinplätzen und Wortspielen schwelgt, findet sich in der Übertragung schlichte Prosa. Man kann über diese Methode verschiedener Meinung sein. Einen Eindruck von den dichterischen Qualitäten des Originals kann man so nicht erlangen. Und doch besteht sicher eine gewisse Berechtigung zu solchem Vorgehen. Läßt sich denn überhaupt der Reiz persischer Dichtung

so ohne weiteres in eine andere Sprache übertragen? So sehr ist doch gerade hier die Schönheit in der Musik der Sprache, in dem Rausch stereotyper, dem Orientalen vertrauter Gleichnisse und Anspielungen verborgen. Nur ein großer Sprachschöpfer kann erstere nachgestalten, nur langes Studium kann letzteres erschließen. So wird jede Übersetzung entweder zu einem barocken, ungenießbaren Monstrum, oder aber — sie verwässert den Bilder- und Klangreichtum des Persischen in glatte Verse, die dann im Stile Bodenstedts von Trivialitäten triefen. Es war daher vielleicht besser, daß der Übersetzer auf solche Versuche verzichtet hat, um nur eine Paraphrase des Inhalts zu geben. Denn Masani will nur den mystischen Kern des Werkes einem weiter interessierten Publikum zugänglich machen. Daß er so auch viele Fabeln und Anekdoten dabei aus dem Werke strich, dient dieser gleichen Absicht, als so der Inhalt erheblich konzentriert wird, und so das Wesentliche schärfer sich abhebt. Attār, der Dichter, verschwimmt so zum Schatten, Attār, der Denker und Mystiker tritt umso schärfer umrissen hervor. Eine vorzügliche Einleitung, die Dichtung Schritt um Schritt verfolgend, illustriert sie durch zahlreiche Belege aus den Werken anderer persischer Mystiker und macht sie so zu einem Musterbeispiel der Gedankenwelt islamischer Mystik. Dagegen wird die geschichtliche Entwicklung einigermaßen vernachlässigt, wenn auch die Gestalten der Neu-Platoniker und des Hallāj verschiedentlich beleuchtet werden. Als eine Einführung in die Mystik des muslimischen Orients kann das Buch nur empfohlen werden, aber man erwarte nichts, weder über ihre Geschichte und kulturelle Bedingtheit, noch über die Bedeutung Attār's als Dichter.

Esslemont, J. E., M. B., Ch. B., F. B. E. A.: Bahā'u'llāh and the new era. London: G. Allen & Unwin 1923. (236 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von J. Wach, Leipzig.

Wer sich ein Bild zu machen wünscht von dem Wesen und den Zielen, dem Werden und den Führern der großen religionsgeschichtlich und -politisch interessanten sektierischen Bewegung im schiitischen Islam, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Persien entstand, und die heute neben blühenden Gemeinden in ihrer Heimat sogar in Europa und Amerika Anhänger zählt — dem Babismus und dem aus ihm hervorgegangenen Behaismus, der wird in Esslemonts gut disponiertem, leicht lesbaren Buch eine beredte, mit Wärme für diese junge Lehre eintretende Darstellung finden. Freilich: wer Römers sorgfältige, streng wissenschaftliche, den historischen Zusammenhängen nachgehende und die religionsphilosophischen Probleme der babistischen Heilslehre darlegende Arbeit über die „Bābī Behā'ī" kennt, der wird aus diesem von vornherein an einen weiteren Leserkreis sich wendenden Buch nicht allzuviel hinzulernen können. Wir werden — in 15 Kapiteln — unterrichtet über die drei Meister der Bewegung: den Bāb, der als Vorläufer des eigentlichen Propheten Bahā'u'llāh betrachtet wird; dem „Glanz Gottes", der der Bewegung den Namen gab, und dessen Propheten- und Märtyrerleben — er starb 1892 — ausführlich dargestellt wird, ist sein Sohn ʿAbdu'l-Bahā gefolgt, dessen persönliche Bekanntschaft der Verfasser — noch kurz vor dem Tode des greisen Führers bald nach der Beendigung des Weltkrieges — in Akka, seiner Residenz, machen durfte, und dem er nach seiner Angabe zahlreiche Mitteilungen verdankt. In den folgenden Abschnitten handelt der Verf. — unter Anziehung zahlreicher Belegstellen aus den Werken der Meister —: über den Wandel eines Bahā'ī (der Meister selbst erklärt einmal: Ein Bahā'ī sein heißt einfach: To love all the world; to love humanity and try to serve it; to work for universal peace and universal brotherhood), — über das Gebet, über Gesundheitspflege, Einheit der Glaubensgemeinschaft, Staat und Gesellschaft, Friedensgesinnung, über das Verhältnis von Religion und Wissenschaft nach der Lehre und Praxis der Bahā'īs. Betrachtungen über die Erfüllung des Prophetentums durch die beiden großen Meister der Bewegung beschließen das mit einer reichen Bibliographie, einer Abbildung ʿAbdu'l-Bahās und einer amerikanischen Bahā'ī-Moschee bei Chikago und ausführlichem Index versehene Werk, aus dem wir übrigens wieder ersehen können, wie stark soziale und philanthropische Motive in dieser Bewegung wirken. So dankenswert allerlei unterrichtende Angaben über Leben und Geschichte von Führern und Gemeinde bis auf die jüngste Gegenwart sind, die der Verf. gibt, etwas präzisere Angaben über das theoretische Lehrgebäude der Sekte wären vielleicht doch zu begrüßen gewesen. Bemerkenswert sind die mitgeteilten Stellen aus den Sendschreiben der Propheten an die verschiedenen fürstlichen Machthaber ihrer Zeit.

Abū Ḥātim Maḥmūd ibn al-Ḥasan al-Qazuīnī, Das kitāb al-ḥiial fil-fiqh (Buch der Rechtskniffe), mit Übersetzung und Anmerkungen hrsg. von Joseph Schacht. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (VI, 60, 79 S.) gr. 8°. = Beiträge zur semitischen Philologie und Linguistik, hrsg. von G. Bergsträßer. Heft 5. Rm. 10—. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Zehlendorf.

In der vorliegenden Arbeit läßt Schacht seiner Dissertation über das Kitāb al-ḥiial ual-maḫāriǧ des Hanefiten al-Ḫaṣṣāf (vergl. OLZ 1924 Nr. 11, S. 659) Text und Übersetzung des einzigen



auf uns gekommenen schafiitischen Werkes der ḥijal-Literatur folgen. Qazwīnī (gest. 440 oder 460, vergl. Brockelmann I, S. 386, Nr. 3), dessen einziges uns bekanntes Werk sein kitāb al-ḥijal fil-fiqh ist, lebte etwa 2 Jahrhunderte später als al-Ḫaṣṣāf. Bei ihm ist der Begriff der ḥila schon erheblich verblaßt. Während sie bei al-Ḫaṣṣāf vor allem noch dazu dienen soll, das ius strictum des fiqh zu einem ius aequum umzubilden, hat sie bei Qazwīnī einen weit mehr theoretisierenden Charakter. Trotzdem gibt uns auch Qazwīnīs Buch wertvolle Aufklärungen über die islamische Rechtsfindungspraxis, so namentlich hinsichtlich der prozessualen Beweislastverteilung. Bei der Verschiedenheit zwischen al-Ḫaṣṣāf und Qazwīnī wirkt natürlich auch die grundsätzliche Einstellung der beiden maḏāhib mit; bei den Schafiiten, die im Gegensatz zu den Hanefiten ursprünglich den ḥijal abgeneigt waren, entwickelte sich naturgemäß die ḥijal-Literatur später und in anderer Weise als bei den Hanefiten. Dies zeigt sich schon in der Gliederung des Stoffes: während bei al-Ḫaṣṣāf die ḥijal nach den einzelnen Rechtsgebieten sachlich geordnet sind, liegt Qazwīnīs Buche die mehr äußerliche Einteilung in verbotene, mißbilligte und erlaubte Kniffe zu Grunde. Nach einer Einleitung (I) behandelt Qazwīnī im 1. Kapitel (II) 14 verbotene, im 2. Kapitel (III) 4 mißbilligte, im 3. Kapitel (IV) 87 erlaubte Kniffe (darunter jedoch einige, die zweifellos verboten sind); das 4. Kapitel (V) enthält 113 Kniffe aller drei Arten; ein 5. Kapitel (VI) bringt 20 Fälle, in denen gewisse schwierige Rechtsfragen beantwortet werden, wobei von ḥijal im eigentlichen Sinne nicht mehr die Rede sein kann. Auch innerhalb der einzelnen Kapitel ist die Anordnung nicht streng systematisch, doch werden sachlich zusammengehörende Fälle meist auch im Zusammenhange behandelt.

Schacht gibt auf S. ١-٥٩ den lithographierten arabischen Text mit kritischem Apparat auf Grund der einzigen bekannten Handschrift in Berlin (Ahlwardt IV 4974), auf S. ٦٠ ein Verzeichnis der bei Qazwīnī erwähnten Juristen. Der deutsche Teil der Arbeit enthält eine allgemeine Einleitung (S. 1—9), eine vollständige Übersetzung des arabischen Textes (S. 10—58) und sachliche Anmerkungen (S. 59—79). Die — möglichst wortgetreue — Übersetzung ist, abgesehen von ein paar geringfügigen Schönheitsfehlern hinsichtlich der juristischen Terminologie, vorzüglich und unbedingt zuverlässig. Schachts Anmerkungen zur Übersetzung, die vielleicht manchmal noch hätten ausführlicher sein können, zeigen in erfreulicher Weise, mit wie großem Eifer und Verständnis sich der junge Herausgeber in die überaus schwierige Materie eingearbeitet hat; seine Deutungen treffen wohl fast durchweg das Richtige. Wünschenswert wäre die Beifügung eines Sachregisters gewesen. Alles in allem bietet Schachts Buch, das sich auch äußerlich in vorteilhaftem Gewande präsentiert, eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der älteren islamischen Rechtsliteratur und läßt weitere ertragreiche Arbeiten des Herausgebers auf diesem Gebiet erhoffen.

Ungewöhnlich erscheint bei einem Prosatext wie hier die durchgängige Umschreibung des pron. pers. suff. der 3. pers. sing. masc. durch -hū. In IV 18 (S. 17) ist شركة wohl besser mit „Gesellschaft" als mit „Kompagniegeschäft" zu übersetzen. In IV 52 (S. 26) muß es „Beklagter" statt „Angeklagter" heißen. مالك (V 8, S. 34) ist „Eigentümer", nicht „Besitzer". Auch in V 16 (S. 35) und V 57 (S. 43) liegt nicht Mitbesitz, sondern Miteigentum vor. In II 7 (S. 61), IV 23 (S. 66), V 10 (S. 72), V 19 (S. 73), V 79 (S. 76) handelt es sich nicht eigentlich um einen „Nebenstreit" mit Vertauschung der Parteirollen, sondern um Einwendungen des Beklagten, für die er als „behauptende Partei" (مدّعي, vergl. IV 57) beweispflichtig ist; hieraus erklärt sich die Umkehrung der Beweislast (vergl. den römisch-rechtlichen Satz: reus in exceptione actor est). Daß der Richter weniger Tatsachen festzustellen als einander gegenüberstehende Behauptungen abzuwägen hat (Anm. zu IV 23, S. 65), ist nicht eine besondere Eigentümlichkeit des islamischen Rechts, sondern beruht auf dem auch unser Zivilprozeßverfahren beherrschenden Grundsatze, daß der Richter bei seiner Entscheidung nur das zu berücksichtigen hat, was die Parteien ihm vortragen (Verhandlungsmaxime).

Mohammed ibn Brugsch, حكاية تودد الجارية. Die Erzählung von der Sklavin Tawaddud. (Aus „Tausend und eine Nacht".) Heidelberg: Julius Groos, Verlag 1924. (VIII, 222 S.) kl. 8°. = Der islamische Orient آفاق اسلام. Eine Sammlung gemeinnütziger orientalischer Schriften zur Förderung des Studiums islamischer Sprachen. Herausgegeben von Sebastian Beck in Gemeinschaft mit Salah ed-din Bej und Mohammed ibn Brugsch. Zweite Abteilung: Arabische Schriften. C. Arabische Literatur. a) Volksliteratur. Band 1/4. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Es ist gewiß ein dankenswertes Unternehmen, das die Herausgeber dieses „islamischen Orients" begonnen haben. Kleinere arabische, persische und türkische Texte in korrekten Ausgaben mit Spezialwörterbüchern sind für den akademischen Unterricht und für das Selbststudium immer willkommen; Voraussetzung dabei ist natürlich, daß sie inhaltlich

von Wert und für die islamischen Literaturen und das Leben im vorderen Orient charakteristisch sind.

Die Erzählung von der „klugen Sklavin" ist im arabischen Morgenlande und auch im christlichen Abendlande weit verbreitet und sehr beliebt gewesen und ist es teilweise noch heute. Die Historia de la doncella Teodor wird jetzt noch in Spanien viel gelesen; und bei den Nordabessiniern gilt Tauded (= Tawaddud) als eine fromme Dichterin, deren Verse von den Muslimen gesungen werden. Die Geschichte hatte, wie J. Horovitz in ZDMG, Band 57, S. 173—175 gezeigt hat, bereits eine längere Entwicklung hinter sich, ehe sie in 1001 Nacht aufgenommen wurde. Wahrscheinlich ist sie erst in Ägypten zu dem Bestande von 1001 Nacht hinzugekommen, da sich in ihrer jetzigen Form koptische Monatsnamen und spezifisch ägyptische Dinge finden; sie stammt aber als selbständiger Text aus Baghdad und spielt auch am Hofe von Hârûn ar-Raschîd. Den Hauptinhalt bildet ein Kompendium der islamischen Glaubens- und Sittenlehre sowie populärwissenschaftlicher Kenntnisse in teilweise ziemlich primitiver Form. Von der bunten Märchenwelt, die wir sonst mit dem Gedanken an 1001 Nacht zu verbinden pflegen, finden sich hier nur wenige Spuren. Die in ihr popularisierten Dinge sind für die Kenntnis des islamischen Lebens von Bedeutung, für den Anfänger und den Nichtfachmann jedoch ohne Kommentar oder Heranziehung eines Lehrbuches des islamischen Gesetzes oft schwer verständlich; ich habe daher auch in meiner Übersetzung von 1001 Nacht nirgends so viele Anmerkungen machen müssen wie gerade bei Tawaddud (Band III, S. 651 bis 726).

Der Herausgeber hat den arabischen Text im allgemeinen korrekt nach einer Ausgabe von 1001 Nacht abgedruckt; ich bin beim Lesen nur etwa alle zwei Seiten auf einen Druckfehler gestoßen. Dazu hat er eine vollständige Umschrift und ein sehr umfangreiches Wörterverzeichnis gefügt. Es ist eine prinzipiell nicht ohne weiteres zu lösende Frage, wie man einen Text aus 1001 Nacht lesen oder umschreiben soll. Wir haben hier kein klassisches Arabisch mehr; und daher sollte man auch erst dann mit der Lektüre dieser Texte beginnen, wenn man in der klassischen Sprache, der eigentlichen *ʿarabîja* oder, wie man heute sagt, [*el-luġa*] *el-fuṣḥa*, ganz fest ist. Meist ist die Sprache von 1001 Nacht ein mittelalterliches Literar-Arabisch, also nach heutigem Sprachgebrauche *naḥwī*, mit mehr oder minder starken Einschlägen der eigentlichen Vulgärsprache (syr.-arab. *ed-dâriǧe*, ägypt.-arab. *ed-darga*). Diese vulgären Bestandteile variieren in den Handschriften je nach dem Bildungsstande der betreffenden Schreiber. Mohammed ibn Brugsch hat für seine Umschrift die heutige *naḥwī*-Aussprache zugrunde gelegt und nur bei Zitaten aus dem Koran oder dem Ḥadîth, sowie bei Versen die klassische Aussprache mit dem *Iʿrâb* angewandt. Das ist auch m. E. wohl das Richtigste; aber die Anfänger — und für solche ist ja das Buch seiner ganzen Anlage nach berechnet — werden beim Studium in manche schwere Konflikte kommen. Leider ist die Umschrift auch durch viele Druckfehler entstellt; so habe ich, um nur zwei Beispiele anzuführen, auf S. 5 ungefähr 20, auf S. 12 ungefähr 30 Druckfehler bzw. zweifelhaft umschriebene Formen gefunden. Die Versmaße sind nicht erklärt, die einzelnen Wörter in den Versen nicht immer richtig umschrieben, und der *Iʿrâb* ist in den Zitaten auch nicht überall gleichmäßig durchgeführt. Dagegen sind in den Anmerkungen zu den Verbalformen die arabischen Stämme angegeben. Auch die Koranzitate sind angeführt; auf S. 30, Z. 2 hat der Hrsg. zu meiner Freude richtig die *âjat ed-dain* (Sure 2, 282) erkannt, während frühere Übersetzer hier fälschlich *ed-dîn* gelesen haben und daher die Stelle nicht bestimmen konnten. — Das Glossar ist sehr ausführlich und ersetzt durch Erklärungen in manchen Punkten den fehlenden sachlichen Kommentar. Es ist aber auch nicht frei von Druckfehlern; und oft erscheint mir die Anführung von Wurzeln überflüssig, wenn es sich nur um denominierte Verba handelt, deren nominale Vorbilder allein für die Lektüre des Textes in Betracht kommen.

Etwas anders als bei den *naḥwī*-Texten liegen die Verhältnisse dort, wo es sich um reines Vulgär-Arabisch handelt. Ich habe für akademische Vorlesungen den kleinen Jerusalemer Text „Jäger und Prinzessin" herausgegeben und glaubte, in ihm allen billigen Anforderungen genügt zu haben. Doch hat H. Stumme in der OLZ 1925, Sp. 31—32 allerlei Ausstellungen gemacht, auf die ich hier, wo es sich um die prinzipielle Behandlung solcher Dinge handelt, kurz eingehen möchte. Daß solche Texte inhaltlich einen gewissen Wert haben müssen, ist bereits oben bemerkt. St. meint nun über die im Märchen vorkommenden Wiederholungen, mancher Student würde räsonnieren: „Für mein teures Geld mag ich dieselbe Chose nicht immer wieder hören!" Aber Wiederholungen und stehende Redensarten gehören zum epischen Stile, in den Märchen der Araber und anderer Völker sowohl wie bei Homer; auch heißt es „repetitio est mater studiorum"; das Büchlein ist zum Lernen bestimmt, und der Preis ist 1.— Mk. Ferner sagt St.: „die von L. beliebte Schreibung unbetonter Endvokale mit Längezeichen über ihnen ... wird auch nicht allen gefallen". Ich bezeichne mit ā ē ī ō ū vor allem die Qualität der geschlossenen Vokale, wie auch auf S. 4 bemerkt ist; der Deutsche wird bei diesen Zeichen ohne weiteres geschlossene Vokale sprechen, was namentlich beim aus-



lautenden *-ē* wichtig ist, der Zwischenstufe zwischen altem *-a* und nordsyrischem *-i* (*a* > *ä* > *ę* > *e* > *i*). — Auf die Druckfehler in „Tawaddud" habe ich oben hinweisen müssen; aber St. hebt den einzigen von ihm beobachteten Druckfehler meines Textes besonders rügend hervor „*'iṣrêh* (statt richtig *iẓrēh*)". Natürlich ist *'iẓrêh* (mit ' und *ê*, wie in der Ausgabe steht) zu lesen, im arab. Texte, Z. 184, steht richtig اجريه, und wenige Zeilen vor dem beanstandeten Worte steht bei mir *bĭ'iẓirhā* mit *ẓ*. Der Druckfehler ist von mir übersehen; Wellhausen sagte jedoch einmal, er habe einige Druckfehler absichtlich stehen lassen, damit seine Rezensenten auch etwas zu tun hätten. — Über mein Glossar sagt St., es sei „mit seinen fünf Seiten etwas gar zu kurz geraten". Ich habe, bei dem vulgären Texte, nur neuarab. Wörter und Formen, die nicht in jedem arab. Wörterbuche stehen, aufgenommen und hoffe dabei nichts Wichtiges ausgelassen zu haben.

Muhammed ibn Brugsch hat in seiner Ausgabe und seinem Glossar eine umfassende Kenntnis seiner arabischen Muttersprache bewiesen; sollte eine zweite Auflage von Tawaddud nötig werden, so mögen meine obigen Bemerkungen dazu beitragen, ihre Brauchbarkeit zu erhöhen.

Falls, J. C. Ewald: **Beduinischer Diwan.** Lieder aus dem Libyschen Sandmeer. Gesammelt und aus dem Arabischen übertragen. Leipzig: Insel-Verlag. (67 S.) kl. 8°. = Insel-Bücherei Nr. 372. Rm. —.90. Bespr. von H. Stumme, Leipzig.

Dieser „Beduinische Diwan", dessen Lektüre seinen Lesern zweifellos angenehm-träumerische Stunden bereiten kann, enthält etwa dreiviertel der in Falls' Buche „Beduinen-Lieder der libyschen Wüste" (Cairo 1908) dargebotenen Stücke. Dort finden wir sie im arabisch geschriebenen (aber leider nicht transkribierten) Urtexte und in deutscher Übersetzung, hier nur in Übersetzung. Diese deckt sich im Wortlaut fast durchaus mit der des früheren Buches; fast nirgends bemerkte ich Verbesserungen (und es war doch so viel zu verbessern oder auch zu verteidigen!), höchstens, daß hier und da gewisse Orientwörter jetzt etwas anständiger geschrieben werden, z. B. nicht mehr Chech, sondern Schech. Über die Metrik und Reimtechnik der arabischen Vorlage ist nichts gesagt: der nichtorientalische Leser wird auf den Gedanken kommen, jene ägyptischen Beduinen entledigten sich ihres Dichtzwanges auf recht formlose Weise und — mit reichlich hohlem Pathos (denn in ein solches verfällt die Übersetzung leider zu oft). Aber immerhin, das Büchlein kann Männer und Frauen erfreuen; und Anstößiges findet sich nirgends in ihm.

Kühnel, Ernst: **Die Kunst des Orients.** Berlin: Athenaion-Verlag 1925. (III, 128 S., 5 Tafeln u. 172 Abb.) gr. 8°. = Die sechs Bücher der Kunst, hrsg. von A. E. Brinckmann, Bd. II. Rm. 10—. Bespr. von H. Goetz, Berlin.

In den „Sechs Büchern der Kunst" erstrebte der Athenaion-Verlag einen Abriß seines groß angelegten „Handbuches der Kunstwissenschaft". Und zwar nicht eine Einführung in die Kunst, wie sie meist üblich ist, sondern eine Quintessenz der Probleme, die des Kunsthistorikers harren. Dies gilt auch von Kühnel's Buch. Wer glaubt, etwa vom Standpunkte des Sammlers Einzelheiten über Künstler und Kunstschulen oder ähnliche Dinge zu erfahren, wird enttäuscht sein. Wer aber die großen Linien und Probleme asiatischer Kunstentwicklung verstehen lernen will, wird seine Freude haben. Einzelheiten sind zurückgedrängt gegenüber der Umreißung der grundlegenden Voraussetzungen und Stiltendenzen. Man spürt dies schon in der ganzen Disposition des Stoffes. Nach einer kurzen Darlegung der Beziehungen der orientalischen Kunstkreise zu Europa wie auch untereinander folgen die drei Hauptpartien über Islam, Indien und Ostasien. Auch hier werden die Einzeldarstellungen der Architektur und Plastik, der Malerei und des Kunstgewerbes durch Betrachtungen über die Bedingungen der einzelnen Kulturkreise wie über den Einfluß der Nationen innerhalb dieser eingeleitet. Am besten gelingt dies dem Verf. in seinem besonderen Forschungsgebiete, der Welt des Islam. Wie hier der einigenden, ausgleichenden Tendenz der Gedankenwelt und religiösen Forderungen der Lehre Mohammeds die zentrifugalen Kräfte der verschiedenen Nationalcharaktere, Araber, Perser, Türken und Inder, gegenüber gestellt werden, ist eine glänzende Leistung. Erst dann folgt eine zusammenfassende Darstellung des historischen Verlaufes der Kunstentwicklung, um nun zur Einzelbehandlung überzugehen. Gleicherweise ist Ostasien behandelt. Nur Indien fällt etwas ab, wo die Charakterisierungen oft zu knapp und allgemein werden, sodaß man über gar vieles Wesentliche keine rechte Vorstellung bekommt. Der Stoff ist zu sehr nach religiösen Gesichtspunkten geordnet, buddhistische, dschinistische und neubrahmanische Kunst, während die stilistischen Probleme nicht recht zur Geltung kommen. In mancher Hinsicht wirkt hier sicher des Verf. Stellung zur indoislamischen Kunst mit, die er wohl im Teile über den Islam streift, aber unter Indien unberücksichtigt läßt, wodurch die ganze spätere indische Kunst, ob muslimisch, ob hinduistisch, sowie auch das indische Kunstgewerbe fehlen. Es sind dies bedauerliche Lücken, die den Eindruck der großen, einheitlichen Kunsttradition und Leistung sehr verwischen. Dagegen sind die Turfanfunde mit in den Kreis der indischen Kunst gezogen worden, trotz des Verf. äußerst vorsichtiger und zurückhaltender Stellungnahme in der Frage der Gandhārakunst

und des hellenistischen Einflusses im Osten. Trotz solcher Einzelheiten wird man Kühnels Buch begrüßen dürfen, als abgerundete, ernste Behandlung der Kunst Asiens für ein größeres Publikum, in einer Zeit, wo oberflächliche Arbeiten auf diesem Gebiete an der Tagesordnung sind. Eine Besprechung im Einzelnen aber erübrigt sich bei dem populären, zusammenfassenden Charakter des Werkes.

Deny, J.: Grammaire de la langue turque (Dialecte osmanli). Paris: Imprimerie nationale Editions Ernest Leroux 1921. (XXX, 1218 S.) 8°. Bespr. von F. Giese, Breslau.

Nach dem Vorwort S. VII soll das Werk im Prinzip das moderne Osmanische so, wie es heute von einem gebildeten Türken Konstantinopels gesprochen wird, behandeln. Auch die Schriftsprache soll in weitem Umfange dargestellt, das Vulgärtürkische und die Provinzialismen nicht vernachlässigt werden. Trotzdem nicht beabsichtigt ist, eine geschichtliche Grammatik zu geben, ist dem Altosmanischen ein großer Raum gewährt. Der Begriff altosmanisch ist sogar recht weit ausgedehnt (bis etwa 1850). In Wirklichkeit werden aber auch die anderen türkischen Sprachen und Dialekte in weitem Maße berücksichtigt.

Es ist ein unglücklicher Gedanke des Verf., wenn er glaubt, dies Buch dem Anfänger in die Hand geben zu können. Er wendet sich an den „élève français qui aborde l'étude de turc“ und spricht mehrfach vom „débutant“, dem er die Anfangsgründe weitläufig auseinandersetzt. In Wirklichkeit wird der Anfänger in diesem Meer von Gelehrsamkeit ertrinken. Daran wird auch die Anwendung von petits caractères (S. VII), in denen die Abschnitte gedruckt sind, die er überschlagen soll, nicht viel ändern. So ist das Buch weder für den Anfänger noch für den Gelehrten eine reine Freude, da das, was für den einen von Wichtigkeit ist, für den anderen unnütz ist. Und schließlich kommen doch beide nicht auf ihre Rechnung. Wenn nun das moderne Osmanisch auf Grund der modernen Literatur und der Umgangssprache behandelt worden wäre, hätte sich doch noch mehr geben lassen. Es ist merkwürdig, wie wenig von der modernen Literatur benutzt ist. Es fehlen gänzlich Zia Gök Alp, Mehmed Emin, Halide Edib und eine Reihe anderer. Von Halid Zia ist nur 'Ašq-i-memnū', von Jakūb Kadri nur Bir serenǧām berücksichtigt. Ein Bild der Entwicklung der modernen Sprache ist nie gegeben. Gerade diese Arbeit wäre doch sehr reizvoll gewesen.

Auch für die Abschnitte, in denen nicht das moderne Osmanische behandelt wird, gilt das Gleiche. Sie sind mehr ein Raritätenkabinett, als daß sie ein klares Bild der Entwicklung der Sprache darstellen. Es wäre viel vorteilhafter gewesen, wenn der Verfasser den einen Band in zwei gesonderte Bücher geteilt hätte, in ein Buch für Anfänger und in eine geschichtliche Grammatik des Türkischen. Die letztere hätte bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse natürlich nur ein Versuch sein können, der aber höchst nützlich gewesen wäre. Allerdings hätte Verf. die Arbeiten Bangs, die ihm wohl nicht bekannt geworden sind, heranziehen müssen. So ist der wissenschaftliche Teil nun doch nur ein mit großer Belesenheit zusammengestelltes Repertorium. Als solches wird es für lange Zeit seinen bleibenden Wert haben. Bei dem mir zugestandenen Raum kann ich natürlich nicht auf eine genaue Behandlung eingehen. Ich verweise auf: Der Islam Band XIV, wo Prof. Bergsträßer in einer eingehenden Besprechung des Buches zu dem Kapitel der Satzverbindung und der Verbalnomina gezeigt hat, wie aus dem vorhandenen Material noch bedeutend mehr zu gewinnen ist. Dasselbe könnte man für jeden Abschnitt tun. Ich will nur kurz erwähnen, daß zu § 254 sich im Altosmanischen auch weitere Belege für die Weglassung des „n“ beim angehängten Suffix der 3. Pers. finden z. B. bei اوّلكى (in meinen altosmanischen anonymen Chroniken mehrfach), andrerseits findet sich das „n“, wo es später weggelassen ist z. B. in روم ايلنلو statt روم ايليلو (ebenda mehrfach). Der Gebrauch des Komparativs raq (rek) ist doch weiter als es nach § 366 u. 518 scheinen könnte. Falsch ist die Etymologie von devširmek § 191 und S. 1108, Z. 7. Es kommt nicht von ديرشرمك, sondern, wie Bang, Abh. der pr. Akad. d. W., Berlin 1919, S. 18, Anm. 1, festgestellt hat, von دكشرمك, was durch meine altosm. Chroniken glänzend bewiesen wird. Doch genug der Einzelheiten! Die Tatsache bleibt bestehen, daß der Fleiß und die große Belesenheit des Verfassers der Turkologie ein Werk geschenkt hat, das für lange Zeit eine Fundgrube bleiben wird, und das jeder Turkologe besitzen muß.

Menzel, Theodor: Türkische Märchen II. Der Zauberspiegel. Türkische Märchen, zum erstenmal aufgezeichnet und ins Deutsche übersetzt. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (VII, 158 S.) 8° = Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes, hrsg. v. Georg Jacob u. Theodor Menzel. III. Bd. Bespr. von F. Giese, Breslau. Gm. 4.—.

Dieser Band bildet die Fortsetzung von Band II der Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes. Dort hat der Verf. auch Angaben über die Herkunft der Märchen gemacht.

Die ersten Zwölf sind ihm während seiner Internierung in Saratow von Hüsēn Deli Mehmed oghlu aus Sinope erzählt worden. Da der Erzähler ein einfacher Mann ohne Kenntnis des Schreibens und der Schriftsprache war, so geben sie wirkliches Volksgut wieder. Der türkische Text ist vorläufig noch nicht veröffentlicht. Der Übersetzer gedenkt ihn jedoch gelegentlich zu publizieren. Inhaltlich stimmen sie vielfach mit dem Billur köschk überein. Nr. 9 (Der Fuchs als Brautwerber) entspricht unserm Märchen vom gestiefelten Kater. Dasselbe Märchen findet sich auch in meinen Materialien zur Kenntnis des anatolischen Türkisch, Halle 1907 Nr. 1 und ist von mir in meinen Türkischen Märchen Nr. 15 Der dankbare Fuchs (in Die Märchen der Weltliteratur Verlag Eugen Diederichs in Jena 1925) übersetzt worden. Sonst ist es mir im Orient nicht weiter begegnet.

Die Sammlung ist eine wertvolle Bereicherung zu unserer Kenntnis des türkischen Märchens.

Johnson, Prof. Cl. Rich., M. A.: **Constantinople to-day or the Pathfinder Survey of Constantinople. A study in Oriental Social Life. Foreword by Caleb F. Gates, President of Robert College. New York: Macmillan Company. 1922. (XVII, 418 S.) 8°. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.**

Das vorliegende Buch ist ein „social survey", eine beschreibende Aufnahme der augenblicklichen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Konstantinopel, der die „Wege weisen" soll für soziale Hilfstätigkeit, unternommen unter Mitwirkung einer Reihe von amerikanischen Organisationen an Ort und Stelle[1] und finanziert von der amerikanischen Young Men's Christian Association. Die Aufnahme wurde unter Leitung des als Herausgeber zeichnenden Direktors mit Hilfe von zehn fest angestellten Mitarbeitern und einer größeren Anzahl von Freiwilligen in den Monaten Oktober 1920—Mai 1921 durchgeführt; die Ergebnisse sind in 10 je von dem Leiter der betreffenden Sonderaufnahme verantwortlich gezeichneten Kapiteln niedergelegt. Diese behandeln historical setting (auch eine Geschichte der griechischen und armenischen Gemeinde enthaltend), civic administration (unter besonderer Berücksichtigung der rechtlichen Stellung der genannten beiden Gemeinden), community organization (der einzelnen Religionsgemeinschaften), some phases of industrial life (Fabriken, Bäckereien, Wäschereien, Ladengeschäfte; die Kinderarbeit), the refugee situation, orphanages, recreation, widowhood, adult delinquency (einschließlich Strafrechtspflege und Polizei), the native schools.

Die ursprünglich zur Behandlung mit in Aussicht genommenen Fragen des Wohnungswesens und der hygienischen Verhältnisse sind, weil die verfügbaren Mittel nicht ausreichten, vorläufig zurückgestellt worden; gestreift werden sie oft. Der Text ist erläutert durch einige Karten und Beilagen, unter denen eine Karte der Moscheen und eine tabellarische Übersicht der Verwaltungsorganisation hervorgehoben sein mögen, und 22 gute Photographien, die z. T. mit dem Stoff in loserem Zusammenhang stehen.

Der Schwierigkeiten ihrer Aufgabe sind sich der Direktor und seine Mitarbeiter voll bewußt gewesen; die beiden hauptsächlichen sind die der Verständigung, da wohl keiner der Beteiligten die drei oder vier einheimischen Hauptsprachen Konstantinopels sämtlich beherrschte, vielmehr offensichtlich die meisten keine davon kannten, und die des Fehlens aller zuverlässigen amtlichen Grundlagen. Was trotz dieser Schwierigkeiten erreicht worden ist, verdient vollste Anerkennung; die Hingebung, mit der die Arbeit geleistet worden ist, ist unverkennbar, und die Ergebnisse machen den Eindruck größtmöglicher Zuverlässigkeit. Auch die unvermeidliche christlich-amerikanische Einstellung macht sich kaum störend und wohl nie die Objektivität fälschend bemerkbar[1]; sie tritt hervor in dem Interesse für die Christen und vor allem die Armenier und der Betonung der bisherigen Erfolge der amerikanischen Hilfstätigkeit, ohne zu unfreundlicher Stellungnahme gegen die Türken zu führen, deren Verständnis und guter Wille voll anerkannt wird.

Trotz öfteren Zurückgreifens auf frühere Zeiten, nicht nur in dem historischen Kapitel, trägt das Ganze den Charakter einer Momentaufnahme aus der Nachkriegszeit, in der die Kriegswirkungen im Vordergrund stehen: die interalliierte Überwachung, die türkischen Finanzschwierigkeiten, die allgemeine Verarmung, die Not der Kriegs-Witwen und -Waisen sowie der Emigranten (etwa 100000, die Hälfte Russen, ein Viertel Türken), und schließlich: das gänzliche Fehlen des deutschen und österreichischen Elements. So ist das Buch noch zur Kriegsliteratur zu rechnen. Dem Orientforscher wäre eine Darstellung des Konstantinopler Lebens normaler Zeiten wertvoller gewesen; aber eine

---

1) Robert College und Constantinople College, The American Board of Commissioners for Foreign Missions, The Near East Relief, The American Red Cross, The American Chamber of Commerce, The Young Men's Christian Association und The Young Women's Christian Association.

1) Abgesehen vielleicht von der durch das Buch selbst sattsam widerlegten Behauptung S. 45 f.: „Owing largely to the natural affiliations of the Armenians with the Entente Powers, they were made the object of special measures which nearly succeeded in exterminating the whole nation" (von mir gesperrt).

solche wäre, ganz abgesehen von den praktischen Zielen, die die Untersuchung der gegenwärtigen Lage erforderten, kaum mehr durchführbar. Und auch so ist der Ertrag für die Kenntnis des Orients reich genug.

Hertel, Johannes: **Achaemeniden und Kayaniden.** Ein Beitrag zur Geschichte Irans. Leipzig: H. Haessel 1924. (104 S.) 8° = Indo-Iranische Quellen und Forschungen Heft V. Rm. 6—. Bespr. von J. C. **Tavadia**, B. A., Hamburg.

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist der Beweis, daß Vištāspa der Gāϑās, der Schutzherr Zoroasters, und Vištāspa der ap. Keilinschriften, der Vater Darius' des Großen, nicht verschiedene Personen sind. Die Gelehrten haben sie für zwei Personen gehalten, weil die erstere der beiden mit dem Beinamen ‚Kavi', der für einen Dynastienamen gehalten worden ist, benannt wird, und die zweite als Achämenide bekannt ist. H. prüft die Berechtigung zur Annahme dieser sogenannten Kavi-Dynastie. In den Gāϑās bezieht sich das Wort auf keine Dynastie; dort ist es nicht nur Vištāspa, sondern auch anderen mächtigen Personen (dem Propheten feindlich) beigelegt, und daher kann es nur ‚Fürst' oder drgl. bedeuten. In Yt. 13 werden verschiedene Personen mit dem Beiwort ‚Kavi' erwähnt, aber an ganz anderer Stelle, als wo Vištāspa genannt wird. Und weiter, die unmittelbaren Vorfahren des letzteren werden überhaupt nicht angeführt. Daraus schließt der Verf., daß es falsch ist, hier Spuren einer ‚Kavi-Dynastie' finden zu wollen. Ähnlich werden in Yt. 19 die Personen als im Besitze des ‚kavi-x^{v}arenah' (der königlichen Herrlichkeit) geschildert, das auch einige Helden vor ihnen besessen haben; dann hat es Zaraϑuštra, und nach diesem Vištāspa. Hier ist es noch deutlicher, daß ‚Kavi' nicht für einen Dynastienamen gehalten werden kann. Aus Bundahišn 34 zeigt der Verf., daß auf Vištāspa (dessen lange Regierungszeit von 120 Jahren diejenige anderer Könige mit einschließen muß) Vahuman folgt, der in Yt. 2. 17 und im Gr. Bundahišn (f. 118 a, Z. 11 f.) mit Artaxerxes gleich gesetzt worden ist. Seine lange Regierungszeit von 112 Jahren erklärt sich aus dem Vorhandensein dreier Könige gleichen Namens. Die zwei Dārāy werden ebenfalls erwähnt. Diese Feststellungen zeigen, daß keine Dynastie mit Vištāspa zu Ende geht, und daß der letztere zu demselben Herrscherhaus, das in der Geschichte als das der Achämeniden bekannt ist, gehört. Die Tatsache, daß Vištāspa in Yt. 5. 98 ein Naotara genannt wird, ist als Stütze für diese Theorie benutzt worden. Das Wort bedeutet wörtlich ‚jünger' und weist auf Ariaramnes, den jüngeren Sohn des Teispes, hin. Dann wurde es Familienname und seinen Nachkommen zugelegt. Neben diesen Hauptpunkten finden wir in der Abhandlung und deren Anhängen noch manche Nebenpunkte kritisch beleuchtet. Der Verf. hat seinen Hauptgegenstand sehr überzeugend herausgearbeitet, obgleich einige unbedeutende Punkte und Tatsachen anfechtbar sein mögen (s. Idg. Forsch. Bd. 43. Bespr. 10).

Paruck, Furdoonjee D. J.: **Sāsānian Coins.** Bombay: The Times Press 1924. (XX, 537 S. u. 68 Taf.) 4°. £ 5. Bespr. von A. **Christensen**, Charlottenlund.

Das Buch, welches mit einer Vorrede von D. B. Spooner eingeleitet wird, gibt die umfassendste Untersuchung über sasanidische Münzen, die bis zum heutigen Tag erschienen ist. Ein solches Repertorium für sasanidische Münzkunde war schon lange erwünscht, weil das Material teils in schwer zugänglichen Werken, teils zerstreut in wissenschaftlichen Zeitschriften zu finden war. Das breit angelegte Werk des Parsi Gelehrten Furdoonjee D. J. Paruck, welches mit freigebiger Unterstützung von einem anonymen Parsi und von verschiedenen Fonds der Parsen von Bombay erschienen ist, hilft gewissermaßen diesem Mangel ab. Es enthält Stammtafeln und chronologische Tafeln der Sasanidenkönige, Abhandlungen über sasanidische Numismatik im Allgemeinen, Untersuchungen über das Gewicht der Münzen und über die Münztypen, ein Kapitel „History and Numismatics of the Sasanians"; weiter werden behandelt die Münz-Monogramme — mit ausführlicher Zusammenstellung der vorkommenden Zeichen — und die auf den Münzen befindlichen Namen und Pehleviwörter. Dann folgt der vollständige Katalog der vom Verf. untersuchten Münzen aus den Sammlungen in Calcutta, London, Paris, Berlin, Wien, Leningrad und, last but not least, aus seinem privaten, reichhaltigen Münzkabinett. Daran schließt sich eine revidierte Beschreibung der Münzen der Collection Bartholomaei (jetzt im Eremitagemuseum in Leningrad). Nach dem die Untersuchungen abschließenden Index folgen die schön ausgeführten Tafeln, 23 Tafeln mit photographischen Abbildungen der 494 untersuchten Münzen, Tabelle der Schriftzeichen und Monogramme der einzelnen Münzen und endlich, in 32 Tafeln, eine vollständige Reproduktion der Abbildungen des seltenen Bartholomaeischen Katalogs.

Verf. hat, wie man aus dieser Inhaltsangabe sieht, einen großen Stoff zusammengebracht. Für die Entzifferung der Münzinschriften hat der Verf. natürlich die Untersuchungen seiner Vorgänger, besonders die grundlegenden Arbeiten von Mordtmann, benutzt, und die Ent-

zifferung der vielen bisher nicht behandelten Münzen scheint ihm gelungen zu sein, so weit es mir möglich, ist nach einer ersten Durchsicht darüber zu urteilen.

Leider läßt das Buch in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht etwas zu wünschen übrig. Auf der dem Titelblatt gegenüberstehenden „Karte des sasanidischen Reiches" ist Baktrien als zum Sasanidenreiche gehörend bezeichnet, was ein schiefes Bild der Verhältnisse gibt, Tabaristan dagegen, merkwürdigerweise, als dem Reiche nicht gehörend gekennzeichnet. Die Behauptung, daß „almost nothing is known of the political geography of Persia of the Sāsānian period" (S. X) ist etwas zu summarisch; Verf. kennt ja doch u. a. das „Ērānšahr" von Marquart. Dagegen sucht man in der Bibliographie (S. 501 ff.) unter den Arbeiten auf den Gebieten der alten Geschichte und der Antiquitäten von Iran vergebens die einschlägigen Werke von Sarre und Herzfeld. Überhaupt macht dieser Abschnitt der Bibliographie einen etwas veralteten Eindruck; Sykes' „Hist. of Persia" ist das einzige vom Verf. zitierte im Westen erschiene geschichtliche Werk aus den letzten 15 Jahren.

Noch schroffer tritt diese Unkenntnis der letzten Jahrzehnte occidentalischer Forschung auf dem Gebiete der Pehlevisprache vor. Haben ja doch die 21 Jahre, die seit F. W. K. Müllers ersten Publikationen über die mittelpersischen Turfantexte vergangen sind, geradezu eine Revolution in der Pehleviforschung gebracht. Das alles wird aber vom Verf. völlig ignoriert. „We cannot determine what characters and dialects were called Pahlavī before the Arab period", sagt er (S. 22). Bei der Erwähnung des sog. „Chaldaeo-Pehlevi" zitiert er eine Abhandlung von Olshausen vom Jahre 1880. Die wirkliche Aussprache des Pehlevi läßt sich nicht feststellen, meint Verf., besonders weil es unsicher sei, ob die semitischen Wörter so ausgesprochen wurden, wie sie geschrieben sind, oder nicht. „To dispense with the Semitic words and produce a Pāzand text might be interesting and even useful, but it would not be Pahlavi" (S. 23). In Wirklichkeit verhält es sich nun so, daß die Frage der aramäischen Ideogramme durch die Entdeckung manichäischer, mittelpersischer Texte, in welchen die semitischen Bestandteile nicht vorhanden sind, endgültig gelöst ist, daß die von Andreas gegebene Bestimmung des „Chaldaeo-Pehlevi" als arsakidischer, nord-(zentral-)iranischer Dialekt jetzt allgemein anerkannt ist, daß wir jetzt eine ganze Reihe von Texten in diesem Dialekte besitzen, daß wir die Eigentümlichkeiten der zwei Pehlevimundarten ziemlich genau kennen, und daß nicht nur die occidentalischen Iranisten, sondern auch europäisch geschulte Parsen wie Dr. Unvala sich einer Transkription bedienen, die gar kein „Pazend" ist, sondern eine in der Hauptsache wissenschaftlich gesicherte, obwohl nicht streng phonetische Wiedergabe der gesprochenen mittelpersischen Sprache. In der Bibliographie, Abschnitt „Language", fehlen aber alle die seit 1904 erschienenen Schriften und Abhandlungen von F. W. K. Müller, Salemann, Andreas, Bartholomae, Meillet, Mann, Tedesco usw.

Es wird dann nicht wundern, daß die Transkription von Pehleviwörtern in diesem Buche oft veraltet oder willkürlich erscheint. Nur ein Paar Beispiele: *ayōkī* (S. 407 u. öft.) ist *ēwakē* (genauer *ēwayē*) zu lesen; *frōhar* (S. 260 u. öft.) sollte *frawahr* gelesen werden. *Shērōē* ist nicht, wie p. 280 angegeben, ein Diminutiv, sondern ein Kurzname. Die Lesart *minō-chitrī min yazdān* (S. 289 u. öft.) ist ein alter Fehler; für *mino* muß *manu*, Ideogramm für *kē*, gelesen werden, also „welcher von den Göttern (oder von Gott) geboren ist".

Es ist schade, daß das schön ausgestattete Buch, das so viel wertvolles Material enthält und wahrscheinlich noch lange ein Hauptwerk für sasanidische Münzkunde bleiben wird, sprachwissenschaftlich so wenig up to date geführt worden ist.

Schwarz, Paul: **Iran im Mittelalter** nach den arabischen Geographen V. Lfg. 1 u. 2. Leipzig: Eduard Pfeiffer 1924. (S. 513—576 u. S. 577—624.) gr. 8°. Je Rm. 4—. Bespr. von A. Christensen, Charlottenlund.

Der 4. Band von dieser mit großem Fleiß und großer Sorgfalt durchgeführten Arbeit behandelt die Provinz Ḫūzistān, das Susiana oder Elam des Altertums, und geht danach zur Beschreibung der Provinz Ǧibāl, die in der Hauptsache dem alten Medien entspricht, über; diese Beschreibung wird in den zwei vorliegenden Lieferungen des 5. Bandes fortgesetzt. Für jede Provinz zerfällt die Beschreibung in verschiedene Abschnitte: einleitende Bemerkungen, Grenzen, Bodengestalt, Gewässer, Klima, Einteilung, Bevölkerung, Bodenschätze und Gewerbefleiß, Handel und Verkehr, Steuerleistung. Unter den hier behandelten Städten sind die berühmtesten Ǧundaisābūr (mittelpers. Gōndēšāpūr), Šušter, Sūs (das alte Susa), Nihāwend, Hamaḏān, Ḳumm, Ḳāšān, Iṣbahān (Ispahān). Die Mitteilungen und Ansichten der arabischen Geographen sind ausführlich wiedergegeben, und der Suchende wird schwerlich etwas von Bedeutung vermissen: Auch über Sagen, Festgebräuche, abergläubische Sitten u. dgl. wird man alles nötige zusammengestellt finden.

Das Werk ist breiter angelegt als das viel benutzte englische Buch „The Lands of the Eastern Caliphate" von G. Le Strange. Anderseits ist die Darstellung Le Strange's, ihrer Anlage nach, insofern vollständiger, als sie auch die persischen Geographen benutzt, während Schwarz seine Aufgabe in der Weise begrenzt hat, daß er nur dann die persischen Geographen berücksichtigen kann, wenn sie Arabisch geschrieben haben, was eigentlich etwas willkürlich erscheint.

Der Verf. ist, wie aus der großen Menge von Fußnoten ersichtlich ist, auch außerhalb seiner engeren wissenschaftlichen Domäne sehr gut orientiert. In der Erwähnung von mittelpersischen Dingen sind nur in seltenen Fällen kleine Ungenauigkeiten unterlaufen.

Wegen der Feier der Sadak-Nacht in Hamadān (Bd. IV, S. 526f.) möchte ich an meine Ausführungen in „Le premier homme et le premier roi dans l'histoire légendaire des Iraniens", I, S. 164ff. erinnern. Eine Monographie über die Bd. V, S. 587f. erwähnte Kābī-Fahne (man hätte erwartet, die richtige, persische Form des Namens, Kāwäh, in einer Note angeführt zu finden) habe ich 1919 in den Mitteilungen der kön. dän. Ges. d. Wiss. dänisch gegeben.

Gauthiot, Robert: **Essai de Grammaire Sogdienne. Avec préface de A. Meillet. I: Phonétique. Paris: Paul Geuthner 1914—1923. (XI u. XVIII, 183 S. m. 1 Tafel u. 2 Karten.) 8° = Mission Pelliot en Asie Centrale, tome I. Bespr. von Hans Heinrich Schaeder, Breslau.**

Unmittelbar nachdem P. Pelliot 1909 seine Ausbeute aus der berühmten Bibliothekshöhle von Tun-huang nach Paris gebracht hatte, begann R. Gauthiot mit der Entzifferung und Übersetzung der mit der damals noch unbekannten älteren soghdischen (der Vorläuferin der uigurischen) Kursive geschriebenen Schriftstücke, die sich ihm alsbald als buddhistische Texte in soghdischer Sprache erschlossen. Die Sprache war schon 1904 von F. C. Andreas nach dem Bekanntwerden der ersten von F. W. K. Müller entzifferten manichäischen Turfanfragmente identifiziert sowie mit dem Yaghnobi und weiterhin dem Ossetischen in Zusammenhang gebracht worden. 1907 erklärte F. W. K. Müller syrisch geschriebene christlich-soghdische Texte, im gleichen Jahre gelang seiner Genialität die Identifizierung der bis dahin für persisch gehaltenen soghdischen Kalenderausdrücke im chinesischen Tripiṭaka, zwei Jahre danach, 1909, der bis dahin für uigurisch gehaltenen soghdischen Inschrift auf dem Denkmal von Qara-Balghasun. Seit 1910 hat dann Gauthiot mit einer erstaunlichen Anzahl von Aufsätzen und Textpublikationen (erschienen im JA, JRAS und den MSL, sämtlich in der *Introduction* zu dem vorliegenden *Essai* zitiert, übersichtlicher und bibliographisch vollständiger bei C. Salemann, *Manichaica* V — in *Izv. Imp. Akad. Nauk* 6 7 [1913] S. 1126 n. 3 —) die Führung auf diesem Forschungsgebiet übernommen. Sein glänzendster Erfolg war wohl 1911 die Erklärung einer von M. A. Stein an der chinesischen Mauer gefundenen, von A. Cowley im JRAS 1911, 159 ff. (mit Faksimile) ohne Resultat behandelten Urkunde, die er als soghdisch erkannte; sie ist durch ihr hohes, sicher datierbares Alter (Anfang des 1. Jahrh. n. Chr.) schrift- und sprachgeschichtlich von unvergleichlicher Bedeutung (von den übrigen 10 Urkunden, unter denen nicht weniger als 4 — Cowley l. c. 161 — entirely or nearly complete sind, hat, wie ich aus der wertvollen Besprechung des vorliegenden Buches durch W. Lentz, DLZ 1925, 861—868, erfahre, Sir M. A. Stein in seinem *Serindia* 4, 1921, pl. 153—158 Faksimiles mitgeteilt). 1912 veröffentlichte Gauthiot den vorzüglich erhaltenen und an Hand der mit Hilfe von S. Lévi ermittelten chinesischen Vorlage wohlverständlichen Text des soghdischen *Sūtra du religieux Ongles-Longs* in Transkription und Übersetzung, gleichzeitig ebenso die Reste des soghdischen *Vessantara-jātaka*. Während von diesen beiden Texten Reproduktionen der Originale noch nicht veröffentlicht sind, erschien umgekehrt der dritte größere Text, den Gauthiot bearbeitet hat, das *Sūtra des causes et des effets du bien et du mal*, 1920 nur im Faksimile des soghdischen und chinesischen Textes. 1912 begann Gauthiot auch, seine Ergebnisse zu einer Grammatik zusammenzufassen. Der erste Teil, über den Vokalismus, diente ihm Frühjahr 1913 als thèse complémentaire pour le doctorat ès-lettres, der Rest der Lautlehre war im Sommer 1914 gedruckt. Die große Sammlung überaus aufschlußreicher christlich-soghdischer Fragmente, die F. W. K. Müller 1913 publizierte, und die linguistischen Untersuchungen, die C. Salemann im gleichen Jahre — in der oben zitierten Arbeit — an sie anknüpfte, konnte Gauthiot für seine Arbeit nicht mehr verwenden. Er trat 1913 zusammen mit H. Junker eine Expedition ins Pamirgebiet an, ging nach seiner Rückkehr 1914 ins Feld und starb am 11. IX. 1916 (vgl. den Nachruf H. Junkers, *Idg. Jb.* 6, 126ff.). Sein Tod bedeutet für die allgemeine Sprachwissenschaft, für die Iranistik und für die zentralasiatischen Forschungen einen unersetzlichen Verlust. A. Meillet, der durch seine Autorität und seine Stellung als Lehrer und Freund des Verstorbenen vor allen dazu berufen war, hat sein Andenken auf das schönste

geehrt und der Wissenschaft einen überaus dankenswerten Dienst geleistet, indem er, durch ungewöhnliche äußere Schwierigkeiten hindurch, die Veröffentlichung des *Essai* besorgt und ihn mit einer Reihe wertvoller *Additions et corrections* begleitet hat. Gauthiot hat selber noch die Darstellung des Verbums ausarbeiten und zum Satz befördern können, — nicht mehr das Nomen; dessen Bearbeitung hat E. Benvéniste übernommen, und so dürfen wir auf das Erscheinen des 2. Teiles der Grammatik — hoffentlich auch des dringend erwünschten Glossars — in absehbarer Zeit rechnen. Inzwischen ist Gauthiots Arbeit außer von den genannten Forschern vor allem von P. Tedesco aufgenommen (und vielfach verbessert) worden. Die ausgezeichneten Untersuchungen dieses Gelehrten — zu den soghdischen Verben des Gehens, ZJJ 2, 34 ff., zur Verbalstammbildung ibid. 281 ff., zu den Einwirkungen des Soghdischen auf die Sprache der westiranisch-manichäischen Turfanfragmente, MO 15, 184 ff., dazu zahlreiche Beiträge im *Bull. Soc. Ling.* 23—25 dürfen an dieser Stelle nicht ungenannt bleiben.

Es ist sicher — der Herausgeber betont es im Eingang —, daß Gauthiot seiner Arbeit von 1912/13 heute eine vielfach veränderte Gestalt geben würde. Daß er trotz der enormen und in jeder Hinsicht bewundernswerten Arbeit, die er in den drei Jahren von 1910—1912 geleistet hat, manches zweifelhaft lassen mußte bzw. daß manche seiner damaligen Aufstellungen der Berichtigung bedürfen, das beweist nur, daß die von ihm, was die linguistische Verarbeitung anbetrifft, erst eigentlich begründete Erforschung des Soghdischen auf der von ihm gelegten Grundlage weiter gefördert worden ist; dennoch wird sein *Essai* auf absehbare Zeit unentbehrlich sein: erst wenn mit der abschließenden Veröffentlichung der von ihm verarbeiteten Texte mit Reproduktionen der Originale die Kontrolle seiner Lesungen und die Aufstellung eines vollständigen Wörterverzeichnisses möglich geworden sein wird — das im *Essai* gebotene Wortmaterial tritt fast ganz ohne Belegstellen auf —, wenn ferner die von Salemann und Tedesco begonnenen Untersuchungen zur Formen- und Wortbildungslehre vervollständigt sein werden, kann an die endgültige Bearbeitung der Lautlehre gedacht werden. Gauthiots Buch wird nur als Ganzes ersetzt werden können.

Zu der im Eingang ausführlich und unter historischem Gesichtspunkt abgehandelten Lehre von der Schrift sind jetzt einerseits die neuen Aufschlüsse E. Herzfelds (*Paikuli*, 1924) über die mitteliranischen Schriftarten (das soghdische Alphabet stammt vom arsakidischen!), anderseits neue Beobachtungen Vilh. Thomsens zum türkischen Runenalphabet (*Saml. Afh.* III 75 f.) heranzuziehen. Aus den (noch fast ganz unveröffentlichten) manichäisch-soghdischen Texten ergeben sich, wie W. Lentz l. c. mitteilt, manche Schreibungen als rein historisch, die Gauthiot noch als phonetisch auffaßte. Seine Darstellung der Lehre vom Akzent ist an entscheidender Stelle (zu § 39 ff.) von Tedesco (ZJJ 2,281 n. 4) berichtigt worden. Der Inhalt der speziellen Lautlehre kann hier nicht resümiert werden. Vorweg wird der Wortanlaut und die für das Soghdische so charakteristische Vokalprothese behandelt, der wichtigste Fall von Umlaut (betontes $\breve{a} > \bar{e}$ vor Silben mit *y*-Anlaut) im Anschluß an die Besprechung des *ā*; die Darstellung der Vokalepenthese steht am Schluß des Vokalismus. Auf das Kapitel über den Konsonantismus folgt noch ein besonderer Schlußabschnitt über den Wortauslaut, dem Gauthiot gleichzeitig mit seinen soghdischen Studien eine allgemeine Monographie gewidmet hat (*La fin du mot en indo-européen*, 1913). Obwohl zunächst mehr deskriptiv als historisch angelegt, nimmt die Darstellung doch überall auf die übrigen iranischen Dialekte, einerseits auf das Avestische als Typus des Altiranischen, anderseits besonders auf die neueren nördlichen und nordöstlichen Dialekte Bezug. Das Sakische ist noch nicht herangezogen, vgl. dazu P. Tedesco, *Les rapports sogdo-saces* (*Bull. Soc. Ling.* 25, 1924, 52—63). Sehr willkommen sind endlich die beiden Kartenskizzen, deren erste die alte Landschaft Sogdiana mit Eintragung der zahlreichen von den arabisch-persischen Geographen überlieferten, z. T. noch heute nachlebenden echtsoghdischen Ortsnamen darstellt, während auf der zweiten alle die Plätze eingetragen sind, wo in Zentralasien das Vorkommen des Soghdischen bezeugt ist.

Grierson, George Abraham: The Ōrmurī or Bargistā Language. An account of a little-known Eranian Dialekt. Memoirs of the Asiatic Society of Bengal, VII, 1. S. 1—101. — Calcutta 1918. Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Schon 1886 gab der Distriktsschulinspektor Ghulām Muḥammad Khān ein teils in Urdu, teils Afghanisch geschriebenes litographiertes Werk Qavā'id-i-Bargistā heraus, worin er in einer für einen Eingeborenen überraschend vollständigen und klaren Weise eine Grammatik, ein kurzes Wörterbuch, eine Sammlung von Wendungen und einige Geschichten in der Sprache der Bārakīs mitteilte und behandelte. Im Grundriß der Iranischen Philologie ist diese Mundart nicht berücksichtigt. Nur Socin hat

(Ib. 250) kurz, und im wesentlichen zutreffend, erklärt: „Übrigens finden sich Kurden in Nordpersien bis nach Chorāsān zerstreut; ja selbst darüber hinaus haben wir in den Bārakī in Afghānistān, deren Sprache Leech kurz beschrieben hat, einen unzweifelhaften Kurdenstamm zu erkennen, welcher dort durch Maḥmūd von Ghazna angesiedelt worden ist.“ Auch bei Elphinstone finden wir (I. 411) Hinweise darauf, daß die Tradition der Bārakīs nach dem Westen verweist und daß sie ihren Ursprung entweder von den Arabern oder von den Kurden herleiten. Es ist ein großes Verdienst von Grierson, daß er im LSI., Band X, das Bargistā nicht nur wieder ans Licht gebracht hat, sondern ihm auch eine ausführliche, die Eigenart und Bedeutung des Dialektes voll würdigende Darstellung hat angedeihen lassen, die sich vor allen Dingen auf Ghulām Muḥammads Grammatik stützt und diese — soweit ich die Einzelheiten und Zitate stichprobenweise nachprüfte — zuverlässig und kritisch ausschöpft. Das oben genannte Werk Griersons will demgegenüber keine Darstellung der Bārakī-Sprache sein, sondern eine sprachgeschichtliche Charakteristik und damit eine Vorbereitung auf die und eine Ergänzung zu der beschreibenden Darstellung des LSI. Grierson behandelt zunächst das System der Umschrift von Ghulām Muḥammads Aufzeichnungen, die lautlichen Eigentümlichkeiten des Bargistā, die geschichtlich-etymologische Herleitung der Laute, und gibt sodann einen kurzen Überblick über die Haupttatsachen der Formenlehre, um schließlich eine Einordnung der Mundart unter die übrigen zu versuchen. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, die Sprache gehöre zu der nichtpersischen Gruppe der iranischen Mundarten, habe einige Besonderheiten des Afghanischen angenommen, stimme in anderen Punkten aber mit den Pāmīrdialekten und in zwei oder drei Besonderheiten mit den „Piśāca“-Sprachen überein. Im wesentlichen gehöre der Bargistā zu den westiranischen Mundarten, in diese das Kurdische eingeschlossen. Eine besondere Bestätigung solcher Auffassung erblickt Grierson darin, daß das Bargistā als einziger iranischer Dialekt das von Herodot überlieferte medische (NW-iranische) Wort für 'Hund' σπακα in der Gestalt *spuk* bewahrt habe. So interessant diese Tatsache gewiß ist, so kann sie in ihrer Vereinzelung natürlich nichts beweisen. Was mir aber trotzdem entschieden für NW-iranischen Ursprung des Bargistā zu sprechen scheint, ist u. a. die Pluralendung *-ī*, das Fehlen der Iẓāfatkonstruktion, die Form *řē* „3“, aus *hrē*, und der Wechsel von *m* : *v*, den wir sonst nur im Kurdischen und im NW des Sprachgebietes finden. Ich habe bereits anderwärts (Ungarische Jahrbücher Bd. V. 49 ff.: Türk. *šimnu* „Ahriman“) auf die große Bedeutung hingewiesen, die der Tatsache zukommt, daß in dem Bargistā sich jene eigenartige Mischlautbildung erhalten hat, die aus Gutturalspirant (oder *h*) plus *r* erwachsen ist. Ghulām Muḥammad beschreibt diesen recht komplexen Laut als ein Zwischending zwischen *x*, *š* und *r*, d. h. wohl als ein zerebrales *ṛ* mit spirantischen Reibungsgeräusch. Es wäre wertvoll, wenn dieser Laut einmal mit dem Instrumentarium untersucht werden könnte, denn es ist selten, daß sich hochkomplexe Lautgebilde sehr lange erhalten. Grierson, der richtig die Abhängigkeit dieses Lautes von einem etymologischen '*consonant* + *r*' erkannt hat, hat aber die Voraussetzung nicht durchschaut, daß alle in Frage kommenden Konsonanten irgendwie stimmhaftes oder stimmloses *h* + *r* ergeben haben mußten um zu *ř* zu werden. So ist z. B. auch *pr-* (richtiger: iran. *fr-*) über das dialektisch noch erhaltene *hr-* oder *xr-* zu *ř* geworden, und auch das *ř* von *nōř* „sanft“ geht auf ein aspiriertes nasales *ṽhr-* (**naṽhra* aus **namra*, np. *narm*) zurück. Irrig erscheint mir die Zurückführung von *γvaṛai* „er wascht“ auf die Wurzel *hru-*, die sonst im Iranischen „fließen“ bedeutet und ihr *h-* verloren hat. Ich würde hier eher *frav-* voraussetzen. Es fragt sich, ob nicht hierher auch bal. *šōdag* und das (dann nicht echtpersische) np. *šustan* gehören, deren Anlaut sich so verstehen ließe, während er sonst Schwierigkeiten bereitet. An Einzelheiten kann man noch auf folgende hinweisen. *zlī* „Herz“ kann seine Länge nicht durch Kontraktion der beiden *ə* in aw. *zərəd-* erhalten haben. Für np. *būč* „Geruch“ ist *būi* zu lesen (5). Das *ē* von *pēndz* „5“ erklärt sich durch rhythmischen Ausgleich in der Zahlwortreihe (5), und *daray* „lang“ gehört nicht in § 9. Die Verbindung *ϑr* in **čaϑrudasa* ist, entgegen G.s Meinung, ursprünglich; das aind. Wort beweist nichts dagegen. Barg. *rāřai* „Neffe, Bruders Sohn“ setzt kein **řāřai* voraus, da *br-* zu *r-* wird, nicht zu *hr-*, und weiter zu *ř-*. Den Lautwert und das Alter der awest. Einschubvokale verkennt Grierson mehrfach, so S. 10. Auch ist das *-ai-* von aw. *xᵛaraiti* kaum Diphthong. Zu *čīu̯* „roof“, *čīu̯* „cave“ (S. 14) vgl. bal. *čēdag* „Steinpfeiler (zur Erinnerung errichtet)“, aind. *citā* „Schicht, Holzstoß, Gebäude“ und aw. *čāt* „Brunnengrube“, mit *-u̯*, wie in *spīu̯* „weiß“. In *piē* „Vater“ ist *-r* nicht apokopiert, sowenig wie in *māvᵃ* „Mutter“. Die Formen gehen auf den alten Nominativ zurück. Noch vieles Einzelne bleibt auch nach Griersons Ausführungen unerklärt und unsicher. Es ist aber Griersons



unbestreitbares Verdienst, für eine künftige eingehendere Bearbeitung der Bārakīsprache die Grundlagen geschaffen zu haben. Auch bei dem noch immer nicht geklärten Problem der Stellung der sog. Piśāca-Sprachen wird man auf das Bargistā Rücksicht nehmen müssen.

Geiger, Wilh. [Prof. des Sanskrit an der Universität München]: **Elementarbuch des Sanskrit** unter Berücksichtigung der vedischen Sprache. (Teil 1—3). 3., um einen Nachtrag verm. Aufl. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1923. (VI, 92, III, 56, III, 79, 3 S.) gr. 8°. Rm. 6—. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Daß das bewährte Geigersche Elementarbuch seine 3. Auflage erlebt, ist ein erfreuliches Zeichen für die Pflege, die das Sanskritstudium auch heute noch in Deutschland unter den ungünstigen, alle Geisteswissenschaften schwer bedrohenden Verhältnissen erfährt. Durch die Berücksichtigung des vedischen Sanskrit wird das Handbuch namentlich dem Philologen, der sich dem Studium der vergleichenden Sprachwissenschaften widmen will, stets willkommen sein. Für den Sanskritisten wäre eine ausführlichere Behandlung der Kompositionslehre, ohne deren genaue Kenntnis ein eindringendes Verständnis selbst leichterer Texte kaum denkbar ist, wünschenswert. Die vorliegende 3. Aufl. ist nur ein Neudruck der zweiten, doch enthalten die auf den letzten drei Seiten beigegebenen Nachträge einige Verbesserungen und wesentliche Zusätze.

Woolner, Alfred C., M. A.: **Asoka Text and Glossary.** Part I & II. London: Oxford Univ. Press 1924. (XLI, 156 S.) 4° = Panjab University Oriental Publications. 18 sh. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Die neue Ausgabe der Inschriften Aśokas hat eine besondere Geschichte, worüber in der Einleitung berichtet wird. Sie beruht auf den Vorarbeiten des (auf dem Titelblatt nicht genannten) Dr. T. K. Laddu, eines gelehrten Inders, der auf der Hallenser Universität bei Professor E. Hultzsch die Aśoka-Inschriften gelesen hat. Von Hultzsch nahm Dr. Laddu sicherlich auch die Anregung mit zurück nach Indien, die Inschriften neu abzuschreiben und mit einer Grammatik und einem Glossar herauszugeben und zu übersetzen. Sein frühzeitiger Tod hat die Verwirklichung seines Planes zunichte gemacht. Immerhin fanden sich in seinem Nachlasse vollständige Abschriften der Inschriften und ein Wortindex, außerdem zahlreiche grammatikalische und andere Notizen, die teilweise auf Prof. Hultzschs Anregungen zurückgehen dürften. Das gesamte Material hat A. C. Woolner benutzt, ausgearbeitet und in zwei schönen Bänden herausgegeben.

Die Art der Anlage macht das Werk für Studienzwecke besonders geeignet. Die inschriftlichen Texte hat W. in ihren verschiedenen Rezensionen geschickt nebeneinandergestellt, so daß man bequem, ohne viel umzublättern, die einzelnen Fassungen vergleichen kann. Dabei sind die inzwischen gemachten Fortschritte verwertet und auch die neueren Lesungen und Korrekturen von Hultzsch in den Noten auf jeder Seite nachgetragen, und zwar nach den Abzügen, die dem Herausgeber zur Verfügung gestellt worden sind. Inzwischen ist auch die von Hultzsch besorgte Neuausgabe des ersten Bandes des Corpus Inscriptionum Indicarum, die auch neue Reproduktionen von Inschriften enthält, erschienen. Das vorliegende Werk enthält bedauerlicherweise keine Reproduktionen, und doch sind diese unumgänglich notwendig. Zahlreiche Lesungen, die bei Bühler mit Klammern ergänzt worden sind, erscheinen bei W. ohne Klammern. Ich möchte bezweifeln, ob die Worte wirklich alle auf den Steinen zu lesen sind. Eher dürften die Klammern nicht so streng gesetzt worden sein; doch läßt sich hierüber ohne die Abklatsche nichts Sicheres sagen.

In der Einleitung gibt W. einen allgemeinen Überblick über die Fundorte der Inschriften und ihre Entzifferung. Die bibliographischen Angaben sind bedauerlicherweise etwas arg knapp gehalten. Sehr lehrreich ist die Zusammenstellung der in den Inschriften vorkommenden Formen zu einer „Outline of Asokan Grammar". Ebenso nützlich und unentbehrlich ist der Inhalt des zweiten Bandes, der das „Asoka Glossary" enthält. Hier sind die Lesungen von Hultzsch vollständig hineingearbeitet und auch die Konjekturen und Verbesserungen anderer Gelehrter, die sich mit den Aśoka-Inschriften eingehender beschäftigt haben, wie Kern, Senart, Lüders u. a. finden wir hier verzeichnet. Die Grundlage des Ganzen bilden offenbar die Lesungen Bühlers.

W. hat darauf verzichtet, eine Übersetzung zu geben. Wenn auch seine Auffassung (bzw. Laddu's) aus dem grammatischen und lexikalischen Teile in der Regel erschlossen werden kann, so leidet das Werk dadurch doch an einer gewissen Unvollständigkeit. Denn die Aśoka-Inschriften haben auch für den Historiker, der sich nicht in die eigentümliche Sprache einzuarbeiten wünscht, ein großes Interesse. Schon aus diesem Grunde bleibt die wissenschaftliche Ausgabe von Hultzsch die unentbehrliche Grundlage für alle, die sich mit den Aśoka-Edikten befassen.

Neisser, Walter: **Zum Wörterbuch des Ṛgveda**, 1. Heft (*a—auśāna*). Leipzig: F. A. Brockhaus 1924. (XIII, 205 S.) gr. 8° = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, XVI. Band, Nr. 4. Rm. 10—. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Graßmanns Wörterbuch zum Rigveda hat unschätzbare Dienste geleistet und ist nach wie vor jedem Indologen unentbehrlich. Aber es hat vielfach zu seinem Schaden vom Petersburger Wörterbuch sich entfernt wie auch über den indischen Kommentar sich hinweggesetzt und — es ist jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert alt. Die auf diese Weise nötig gewordenen Berichtigungen und namentlich Ergänzungen zusammenzutragen ist der Zweck von Neissers groß angelegtem Werk, von dem jetzt der erste, die Vokale umfassende Teil (also etwa ein Sechstel des Ganzen) vorliegt. In knappen, treffenden Worten charakterisiert N. in seinem Vorwort das Werk derer, die seit Graßmann die ṛgvedische Lexikographie hauptsächlich gefördert haben; und er kommt hinsichtlich der Methoden zu dem Schlusse, „daß ein befriedigendes Endergebnis nur bei Verschmelzung philologischer Methode mit der linguistischen zu erreichen ist". Zwar müsse überall zuerst der Philologe das Wort haben; aber zur Prüfung der „dem Exegeten zunächst sich ergebenden Wortbedeutungen auf die Möglichkeit ihrer gegenseitigen Beziehung sowie auf die Herleitung aus geschichtlich oder vorgeschichtlich anzusetzender Grundbedeutung" könne er der Linguistik nicht entraten.

In Übereinstimmung mit diesen Prinzipien bespricht N. einen großen, vielleicht den größten Teil des ṛgvedischen Vokabulars, wobei die einzelnen Beiträge an Umfang wie Originalität naturgemäß sehr verschieden ausfallen. So bekommen einige Wörter nur eine Zeile (wie '*átya* nur Subst. „Renner" (Berg.)' oder '*ajoṣya* „nicht zu befriedigen" I 38, 5)', andere seitenlange Artikel, von denen als die umfangreichsten (mehr als zwei Seiten) genannt seien die über *áditi, ádha, aptúr, abhiśrí, áyatant, ar, arí, arká, arc, ardh, av, ásura, īḍ, ūrvá, ṛtá, óman* (*omán*), *oh.*

Bemerkenswerte selbständige Beiträge N.'s sind unter vielen anderen die folgenden. *Áṃśa* (Personifizierung) auch in V 86, 5, wie in V 42, 5 *Rāyó Áṃśaḥ* „(Gott der) Zubringung von Besitz". *akalpá* m. Akk. des Obj. „nicht ermöglichend" I 102, 6. *anapnás* II 23, 9 „wo es keinen Lohn gibt". *anarṣarāti* „dessen Gaben nicht verletzen". *aptúr* „durch das Wasser gelangend" > „glücklich durchkommend" bezieht sich nach N. ursprünglich auf den das *svàr* umwogenden Himmelsozean (nicht *antárikṣa*), der für die zum Himmel aufsteigenden Frommen das letzte zu überwindende Hindernis bildet[1]; weshalb auch *svarvatīr apaḥ* (als Obj. von *ji*) als „die das *svàr* einschließenden (od. enthaltenden) Wasser" und *apsā́* als Kontamination von *aptúr* und *svarṣā́* aufzufassen ist. *arí* ist nicht = *ā́rya*, da ihm völkische Bedeutung nicht zukommt, und in seiner schlechten Bedeutung nicht = „Geldprotz" (Geldner), sondern in beiden Bedeutungen = ἄριστος gegenüber dem gemeinen Volk; u. zw. haben sich beide Bedeutungen aus der einen Wurzel *ar* „eine Richtung einschlagen" entwickelt, indem nämlich *ar* sowohl im Sinn „richtig gehen" wie „aus der Richtung geraten" sich nachweisen läßt, folglich *arí* „Feind" zunächst nur den auf die falsche Seite Geratenen bedeutet[2]. Als Grundbedeutung von $\sqrt{}$*ardh* kann nicht „gedeihen" etc. gelten (weil in diesem Falle *ardha* etc. nicht hiermit vereinbar), vielmehr nur „mit dem Zubehör versehen sein"; hierher auch *ṛ́dhak*, dessen zweite Bedeutung aber „befriedigend, völlig, recht" (nicht „besonders, sonderlich") ist. *āraṇa* könnte verwandt sein mit *ārti* „Unheil, Leid", wogegen für Sāyaṇa's (auch vom PW u. a. angenommene) Erklärung „Tiefe" jeder Anknüpfungspunkt zu fehlen scheint[3]. *óman, omán* hat nirgends mehr die Bedeutung „Kälte", auch nicht in denjenigen Belegen, die diese Bedeutung als vorvedisch noch erkennen lassen.

N.'s Arbeit trägt den Stempel der vieljährigen, peinlich genauen Sammeltätigkeit, ist aber, wie man sieht, erheblich mehr als eine bloße Kompilation und mehr als der bescheidene Titel vermuten läßt: noch nicht das Wörterbuch zum Ṛgveda, aber ein gewaltiger Schritt zu seiner Verwirklichung.

Trivedī, Rāo Bahādur K. D. und Prof. A. K. **Trivedī**: **Trivedi-vācanmālā.** Praveśikā und Buch I—VII. M. C. Kothārī Rāopurā, Kāpadi Pol, Baroda (Indien) 1923. Rs. 3-8-0. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, B. A., Hamburg.

In den Jahren 1854—1855 brachte „the Court of Directors of the East India Company" den berühmten Beschluß heraus, der das „Department of Public Instruction" zur Bildung und Erziehung der Eingeborenen schuf. Bald darauf bereitete in den Jahren 1857—1858 ein Ausschuß von indischen Gelehrten unter dem Vorsitz von Sir Theodore Hope eine Reihe von

---

1) Hat hiermit der *mahāsamudda* etwas zu tun, auf dem es zum Kampf zwischen Sakka und den himmelwärts stürmenden Asuras kommt? (Andersen, Pāli Reader, p. 60).

2) Nicht recht einleuchtend, wenn auch vielleicht besser als *arí* „Feind" = europ. *alios*. Sollte eines der beiden *ari* ein Lehnwort sein? (vgl. etwa sumerisch *erim* „böse, Feind").

3) Vgl. aber die dravidische Wurzel *āṛ* „sinken; tief sein", an die auch Sāyaṇa unzweifelhaft gedacht hat.

Lesebüchern vor, die ihrem Inhalt und Stil nach dem Fassungsvermögen der Schüler der verschiedenen Jahrgänge angepaßt waren. Diese Lehrbücher behaupteten sich ungefähr während eines halben Jahrhunderts, bis 1905, wo neue Lehrbücher eingeführt wurden. Trivedi-vācanmālā ist nun die dritte Reihe von Lesebüchern. Sie ist von zwei der ersten Gelehrten der Gujarāti-Sprache und -Literatur aus ihrer großen Lehrerfahrung heraus zusammengestellt worden. Obgleich diese Lesebücher für die Schulen Gujarāts bestimmt sind, werden sie doch auch den Zwecken des Fremden dienlich sein, der sich die Kenntnis der Sprache aneignen will. Die Bücher enthalten Erzählungen aus der epischen und didaktischen Literatur Indiens, Lyrik und Teile der anderen Arten der Poesie, Abhandlungen über Geschichte und Geographie von Gujarāt, über Feste, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung dort und allgemeine Einführungen in die Naturwissenschaften usw. Der Text wird häufig durch Bilder belebt und erläutert. Der Stil ist durchaus natürlich und klar, zuerst einfach und verfeinert sich dann vom Leichten zum Schweren fortschreitend bis zur Eleganz. — Man kann die Bücher sogar ohne Hilfe eines Lehrers lesen. — Jeder Band ist einzeln käuflich. Papier, Druck und Ausstattung sind gut.

Dhruva, K. H., und D. P. **Derāsarī: Padyapātha I.** Bombay: Macmillan & Co. 1922. (77 S.) 8°. R. 0-6-0. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Das Büchlein enthält eine Auswahl aus der Gujarātī-Poesie mit zahlreichen Anmerkungen dazu. Die Herausgeber sind bekannte Fachleute auf diesem Gebiete. Die Auswahl von der jüngeren Zeit an rückwärts gehend enthält folgende Stücke: Sampa-lakṣmī-saṃvāda (ein Wettstreit zwischen Eintracht und Reichtum) von Dalpat. — Ein Stück aus Aṅgadaviṣṭi von Sāmaḷ: Laṅkāmāṃ trās (Laṅkās Zerstörung). — Aus der Ballade Kaḷikāḷ von Vallabh einen historischen Teil: Līlā sūkā dūkāḷ (Hungersnot durch Dürre und durch Nässe). Aus Bhāgavata saptamaskandha von Premānand die Episode Hiraṇyakaśipuno vadha (Tötung des H.) und Rāmacandrajīnī bāḷalīla (kindliche Abenteuer des R.) von Bhālaṇ. Die Auswahl gibt uns Proben von einigen Typen der Dichtungsarten in der Literatur Gujarāts. Hoffentlich folgen die fehlenden in anderen Heften bald nach. Die Anmerkungen geben nicht nur Erklärungen für schwierige Worte, sondern weisen auch auf die dichterischen Schönheiten hin, damit der Leser zum Genuß der Dichtungen komme.

Desāi, P. K.: **Gujarātnā itihāsamāṃthī sahelī vārtāo.** Bombay: Macmillan & Co. 1923. (95 S.) 8°. R. 0-8-0. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Das Büchlein beginnt mit einer geographischen Einführung, worauf leichte Erzählungen aus der Geschichte Gujarāts folgen. Das Material für die mittlere oder Hindu-Periode, die im Mittelpunkt des Interesses steht, ist Forbes' Rās-mālā entnommen. Nach der legendenhaften Geschichte von Kṛṣṇa wird von der Zerstörung von Vallbhīpur durch den Landesverrat des Kaufherrn Kāku berichtet. Daran schließen sich die Erzählungen über Jayaśikhar, Vanarāj und andere Fürsten der Cāvadā-Dynastie. Die Periode der Solankī ist von verschiedenem Interesse. Wir finden die Geschichte von Frauen königlichen Geblütes wie von Mīnal-devī und Rāṇak-devī und die von Jasamā, die aus dem Volke stammt, neben der von Königen wie Mularāj und Siddharāj, Kumārapāl und Bhīm-dev. Eine Ballade über Jasamā verdient Erwähnung. Hemācārya hat auch sein Kapitel. Nach der letzten Hindu-Dynastie, dem Geschlechte der Vāghelā, beginnt die muhammedanische Periode. Das Buch schließt mit einem National- d. h. Lobgesang auf Gujarāt von dem Parsi-Dichter Khabardār. Dem Text sind einige gute Bilder in Holzschnitt beigefügt. Besonders seien die von Vanarāj und Pṛthvīrāj Cohāṇ erwähnt. Papier und Druck sind wie immer von Macmillan gut.

Hertel, Johannes: **Pantschâkhyâna-Wârttika.** Eine Sammlung volkstümlicher Märchen und Schwänke, vollst. verdeutscht. Leipzig: H. Haessel 1923. (XVI, 209 S.) kl. 8°. = Indische Erzähler Bd. 6. Rm. 2.50; geb. 3.50. Bespr. von J. C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Das vorliegende Buch ist der 6. Band der Sammlung „Indische Erzähler“. Die früheren Bände dieser Sammlung enthalten Übersetzungen aus dem Sanskṛt. Aber dieser Band ist aus dem Altgujarātī genommen und stellt insofern etwas Neues dar, als es der erste Versuch dieser Art ist. Den Text dieser Erzählungen verdanken wir demselben Gelehrten („The Pañchākhyānavārttika Part I containing the text. verl. bei Markert u. Petters, Leipzig 1922“) und seinen Inhalt gab er schon früher bekannt, nämlich 1914 in seinem bekannten Werk „das Pañcatantra, s. Geschichte u. s. Verbreitung“. Der Hauptreiz des Buches liegt darin, daß es ganz volkstümlich ist. Die Geschichten sind, wie Hertel gezeigt hat, nicht nur aus dem Pañcatantra, sondern auch aus anderen Quellen genommen. Zudem ist der Stil ganz und garnicht gelehrt, sondern ganz einfach: gerade wie es dem Volke ansteht. Der Verfasser hat versucht, dieses im Deutschen nachzumachen. Da die Geschichten wirkliche Verhältnisse indischen Lebens beschreiben, dienen

sie als kultur-historische Dokumente. Es ist überflüssig zu sagen, daß es sehr schwer ist, einen in einer unbekannten Sprache verfaßten Text herauszugeben und zu übersetzen, besonders wenn noch das Ms. voller Fehler ist und in der Handschrift die Worttrennung fehlt. Irrtümer in der Ausgabe, die der Eile, weil die Herausgabe drängte, zugeschrieben werden müssen, sind in der Übersetzung verbessert worden. Einige sind auch im zweiten Anhang vermerkt, und der aufmerksame Leser wird sehen, daß andere auch stillschweigend berichtigt worden sind. An ein paar Stellen hat der Verfasser nicht das Richtige getroffen und der Schreiber dieser Zeilen hat daher noch einige Verbesserungen an anderer Stelle vorgeschlagen. — Zahlreiche Fußnoten geben sprachliche und sachliche Erläuterungen. Das Vorwort handelt u. a. von dem Verfasser und der Sprache des Textes. Der erste Anhang gibt neben anderem ausführliche Erläuterungen über einige Worte. Ich muß sagen, daß das Buch denen, die sich für Indien interessieren, einige sehr fesselnde Erzählungen gibt und Beschreibungen von Sitten und Gebräuchen, Glauben und Aberglauben des Indiens jüngerer Zeit. Die Wichtigkeit des Buches für Studierende des Altgujarātī kann nicht genug betont werden.

Stein, Aurel: **In memoriam Paṇḍit Govind Kaul** 1846—1899. Preface reprinted from Hātim's Tales ... edited ... by Sir George A. Grierson. Privately printed Oxford: Clarendon Preß 1923. (19 S.) 8°. Bespr. von O. **Stein**, Prag.

Den Hātim's Tales schickt Sir Aurel Stein eine Biographie des Paṇḍit Govind Kaul voran, der sich bei der Aufnahme der Kāshmīrī-Texte als eine äußerst wertvolle Kraft erwiesen hatte. Dieses In memoriam zeigt den Werdegang eines indischen Gelehrten, der sich den kritischen Methoden des Westens bei seinen Arbeiten nicht verschloß; abgesehen von den vielfachen Beiträgen, die er M. A. Stein für die Rājatar.-Übersetzung lieferte, ist die Vorbereitung eines Kataloges von mehr als 5000 Skt.-Mss. im Raghunāth-Tempel in Jammu, den Stein 1894 herausgegeben hat, sein Werk gewesen. G. K. stammte aus einer Gelehrten-Familie; 1846 geboren, von seinem Vater seit der frühesten Jugend im Sanskrit literarisch unterwiesen, widmete er sich dem Alaṃkāraśāstra, der Grammatik, dem Nyāya, Śaivaśāstra, Epos und Purāṇa; 1874 wurde er dem „Translation Department" zugeteilt, um die Werke über Recht, Philosophie in's Hindī zu übertragen. 1875 zog er die Aufmerksamkeit G. **Bühlers** auf sich, 1888 lernte ihn M. A. Stein kennen, auch mit Sir Grierson trat er in persönliche Verbindung.

Jacobi, Hermann, Sanskrit-Professor an der Universität Bonn: **Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern und deren Beweise für das Dasein Gottes.** Bonn: Kurt Schroeder 1923. (X, 136 S.) 8°. = Geistesströmungen des Ostens. Herausg. von W. Kirfel, Bd. 1. Bespr. von R. **Fick**, Göttingen.

Der Altmeister der deutschen Indologen, der am 10. Februar dies. Js. seinen 75. Geburtstag gefeiert hat, verfolgt in diesem Buch die Entwicklung der Gottesidee vorzüglich in der philosophischen Spekulàtion der Inder. Wenn er dabei die religiöse Seite des Problems nur streifen will, so geht er in seiner lichtvollen Darstellung doch, um die Entstehung der Vorstellung späterer Perioden zu erklären, von der Religion der Inder aus, wie wir sie aus dem Ṛgveda kennen lernen. Hier haben wir einen Polytheismus von anthropomorphischem Charakter, doch fehlt es nicht an Ansätzen zu rein spekulativen Göttern. In der Brāhmaṇaperiode wird das Opfer das höchste Ziel der Religion: die alles übertreffende Würde des Opfers beeinträchtigte zwar das Ansehen der alten Götter, konnte aber mit ihrer Erniedrigung die Idee des Göttlichen nicht außer Kurs setzen. Man suchte das Ideal eines Absoluten, Höchsten nicht mehr in den Göttern der alten Religion, sondern nannte das unbekannte Etwas, die höchste Quintessenz des Alls *brahma*. Die Gleichsetzung von *brahma*, dem absoluten unvergänglichen Sein, der kosmischen Intelligenz, mit *ātman*, der individuellen Seele und Intelligenz, in den ältesten Upaniṣaden war der Grund, warum man nicht zum Begriff der persönlichen unsterblichen Seele gelangte. Aber es bildete sich doch im Zusammenhang mit der Vorstellung von der Seelenwanderung und der Lehre vom *karma* am Ende der vedischen Periode ein neuer Seelenglaube aus. In Verbindung damit steht die strenge begriffliche Scheidung zwischen Geist und Stoff, wie wir sie im Sāṅkhya und Yoga einerseits und im Jainismus andererseits antreffen.

Finden wir in der nachvedischen Zeit zunächst einen theoretischen Atheismus, namentlich bei den Buddhisten und Jainisten, vorherrschend, so scheint sich doch die Idee eines höchsten persönlichen Gottes unter dem Einfluß des im Volk erstarkenden religiösen Bedürfnisses auch in der Spekulation, im Yoga, Vaiśeṣika und Nyāya, allmählich Bahn gebrochen zu haben. Nach Jacobi liegt kein Grund vor, an der einstimmigen Überlieferung der Inder zu zweifeln, daß der Yoga von Haus aus theistisch gewesen ist; auch im Vaiśeṣika und Nyāya ist die Lehre vom persönlichen Gott, obwohl sie ursprünglich in den Systemen keinen Platz hatte, vollkommen ausgebildet und durch Beweise für das Dasein Gottes gestützt. Wir



müssen beim Nyāya vier Stufen der Entwickelung unterscheiden, die im Sūtra, im Bhāṣya, im Vārttika und in der Ṭīkā vorliegen. Der größte Fortschritt begegnet uns im Vārttika, dessen Verfasser Uddyotakara Śivaït und als solcher Theist war; er faßt zum Schluß seine Beweisführung dahin zusammen, daß Gott auf alle Dinge einwirken kann, weil er als Seele eine den Raum ausfüllende Substanz ist und daher mit allem, was der Raum birgt, in Verbindung steht. Der Fortsetzer des Uddyotakara ist Vācaspatimiśra. Das wirklich Neue bei ihm ist sein Schluß von dem Entstandensein aller Dinge auf einen intelligenten Urheber. Diese Argumentation Verfs. hat bei den Theisten durchschlagenden Erfolg gehabt; denn dieser Beweis für das Dasein Gottes gilt bis auf die Jetztzeit in Indien als der vorzügliche, neben dem meistens keine anderen angeführt werden.

Der zweite Teil des Buches bringt die Beweise für das Dasein Gottes in ihrer erreichbar ältesten Form. Die Übersetzung dieser Texte hatte J. bereits vor einem Jahrzehnt unternommen und hat sie seitdem mehrfach umgearbeitet, um den Sinn des Originals möglichst genau wiederzugeben. Da die beigegebenen Texte und Übersetzungen wegen der technischen Ausdrücke schwer verständlich sind, hat J. einen Abriß der indischen Logik vorausgeschickt. Je mehr sich der Leser mit diesem System der Logik vertraut macht, um so mehr wird ihm das richtige Verständnis der philosophischen Diskussion erleichtert werden. Wer die indische Lehre von den Beweisen für das Dasein Gottes kennen lernen will, kann keine bessere Einführung in die schwierigen Spekulationen der Inder finden als in diesem Buch von der Hand eines so scharfsinnigen, den Gegenstand souverän beherrschenden Denkers, wie Jacobi es ist.

Schmidt, Kurt: **Einführung in den Buddhismus.** Leipzig: Der Neue Geist-Verlag 1924. (VII, 116 S.) gr. 8°. Rm. 3.60. Bespr. von O. Stein Prag.

Zweck des Buches ist es, die Frage zu entscheiden, ob die ursprüngliche, reine Buddhalehre einen so hohen Wert hat, „daß auch das auf seine Zivilisation stolze Europa nicht zu verschmähen braucht, sich durch ihn zu bereichern" (S. 2). Nach einem Überblick über die religiös-philosophischen Verhältnisse Indiens vor Buddha folgt eine kurze Lebensbeschreibung dieses Religionsstifters. Im ersten Hauptteil (S. 13—36) behandelt der Autor die Weltanschauung des Buddhismus an Hand der vier Wahrheiten, im 2. Hauptteil (S. 37—52) die Moral des Buddhismus nach dem achtgliedrigen Pfad, dem im dritten Hauptteil (S. 53—75) die Religion des Buddhismus folgt.

Es dürfte schwer halten, wesentlich Neues über das Thema zu sagen, wiewohl der Verf. sich bemüht hat, seine von vornherein bejahend ausfallende Antwort mit sachlichen Ausführungen und ausgewählten Zitaten zu stützen. Das Hauptgewicht liegt wohl auf der Moral der Buddhalehre, und da ist für den Europäer doch die „im Kausalitätsgesetz liegende immanente Gerechtigkeit" unbefriedigend. Und wenn das moralische Ideal des Buddhismus die Moral des Heiligen ist (S. 52), so bleibt es für Europäer noch unerreichbarer als es sonst Ideale zu sein pflegen.

In einem Anhang wird der Pāli-Kanon besprochen (S. 76 – 82), der als das echte Buddhawort (S. 3) bezeichnet wird. Seinen Charakter als Einführungsschrift für angehende Buddhisten offenbart das Buch durch die (S. 83—116) angefügte Pāli-Grammatik, die sich zur Aufgabe macht, diese Sprache so leicht als möglich — ohne Zurückgreifen auf das Sanskrit — erlernbar zu machen.

In den Zitaten ist die Übersetzung nicht immer wortgetreu und vollständig; in der Grammatik fehlt z. B. der Akkusativ des Personalpronomens 2. Person: taṃ, für tavaṃ ist tuvaṃ zu lesen. Daß ohne Kenntnis des Sanskrit aber ein Verständnis des Pāli nicht möglich ist, zeigt das Heranziehen der Hochsprache zur Erklärung des Sandhi (S. 99, 102). — Ein lapsus calami ist die Preußische Turfan-Expedition unter Grünewald (S. 2).

The Influences of Indian Art. Six papers written for the society by Josef Strzygowski, J. Ph. Vogel, H. F. E. Visser, Victor Goloubeff, Joseph Hackin and Andreas Nell with an introduction by F. H. Andrews. London: The India Society 1925. (152 S. u. 38 Abb.) 8°. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Die India Society (London) vereinigt in diesem Bande sechs Vorträge, die ihr von Fachleuten über die Ausstrahlungen indischer Kunst gehalten worden sind. Mit Ausnahme des ersten, einer Einzelstudie von J. Strzygowski, sind sie alle ihrem Zweck entsprechend allgemein verständliche, über den Stand der Forschungen orientierende Résumés. Eine kurze Einleitung von F. H. Andrews weist auf die Bedeutung der Ausstrahlung indischer Kunstformen über Asien hin, die durch die Funde in Zentralasien das entscheidende missing link ihres Weges wiedergewonnen hat. Strzygowskis interessante Studie über die Beziehungen persisch-indischer Landschaft zu frühchristlicher Kunst auf italischem Boden ist auch auf deutsch erschienen: „Die Landschaft in der nordischen Kunst" Leipzig, Seemann. Eine unräumlich den Hintergrund füllende Landschaft eines St. Lukas-Mosaiks von Ravenna ist stilverwandt den figur-

belebten Landschaftsbildern der Grotten von Ajanta, und was beide, räumlich wie inhaltlich so geschiedenen, zeitlich einander nahen Erscheinungen zusammenbindet, ist vor allem das würflig gewinkelte Steinband ihrer Vordergründe, das sich auch beim „Guten Hirten" des Galla Placidia-Mausoleums (Ravenna), aber ebenso auf dem bekannten Mosaik der Alexanderschlacht (Pompeji) findet. Abwandlungen desselben Landschaftstyps glaubt Strzygowski in den Malereien des bekannten Tamamushi-Schreins (Nara) nnd dem rückseitigen Relief eines Bronzespiegels des Shosoin (ebenfalls Nara) aufzeigen zu können. Seine Ausführungen münden dann in die schon früher von ihm vorgetragene Auffassung, daß dieser rings um Iran in der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends anzutreffende Landschaftstyp persisch-mazdäischer Herkunft sei, — eine These, auf die hier näher einzugehen sich erübrigt, da zu ihrer Begründung auf andere Publikationen Strzygowskis verwiesen wird, ohne daß er sie hier mit neuen Gründen zu stützen suchte. Es ist bedauerlich, daß der enge Rahmen dieses Sammelbandes ihn zwang, sich mit Verweisen zu begnügen, und daß es augenscheinlich nicht möglich war, zu ihrer Verdeutlichung interessantes Abbildungsmaterial persischer Buchillustration, auf das er lediglich verweist (eine Miniatur des Divan-i-Mani, 1554 A. D. und ein Blatt von Jamis Yusuf und Zuleikha, 1557 A. D.) beizugeben. So bleibt es, wie es bei einem Vortrag kaum anders möglich ist, bei anregenden Ausblicken auf eine weitausholende These.

Auf sehr viel breiterem Raum gibt J. Ph. Vogel einen Abriß der Beziehungen zwischen vorderindischer und javanischer Kunst. Eine historische Einleitung weist auf die alten Einwanderungsbeziehungen zwischen Java und dem Reich der Pallavas an der Coromandelküste (ca. 200—800 p. C.) hin, daraufwerden als Hauptbelege indo-javanischer Kunst der Boro Budur, Chandi Mendut und Chandi Pawon und die Râmareliefs von Prambanan besprochen. Den Beschluß machen Bemerkungen über bekannte schöne Stücke javanischer Plastik: den großen Vishnu auf dem Garuda, Hari-Hara und die Prajnâ Pâramitâ, deren Köpfe Porträts von Herrschern und ihren Frauen sind, die in die Gottheit aufgegangen vorgestellt werden. — A. F. Visser wirft einen Blick auf die Beziehungen der buddhistischen Kunst Chinas und Japans zu Indien: die Pagode, so wenig sie in ihrer sakralen Funktion vom Stûpa zu lösen ist, geht ihrer Form nach auf vorbuddhistisch-konfuzianisches Erbgut zurück, wofür ein Steinpfeiler des hanzeitlichen Grabes Wu-liang-ts'zu (A. D. 147) zeugt. Chavannes' These, die politische Trennung Nord- und Südchinas von A. D. 420 bis ins Ende des 6. Jahrhunderts mache die Annahme verschiedener Importwege buddhistischen Formengutes für beide Zonen notwendig: für den Süden den Seeweg, während im Norden Gândhâra und Turkistan vermittelt hätten, wird, Prof. Itô Chûta folgend, zurückgewiesen. Des weiteren werden die Ergebnisse der französischen Expedition Segalen und Versuche, Wei-, Sui- und T'ang-Kunst mit Gândhâra, Guptakunst und Khotan zu verknüpfen, erörtert. Verf. ausgeprägte Skepsis kommt im Ganzen zu „rather negative results" und tröstet sich und den Leser mit der Aussicht auf weitere Funde. — V. Goloubev bietet ein gehaltvolles Résümé über Indochina, dessen hohe Kunst bis vor kurzem in ihren verschiedenen Ausprägungen noch nicht gleichmäßig gewürdigt wurde, und weist ihr den gebührenden Platz im Kreise der anderen Abwandlungen indischer Anregungen an. J. Hackin findet verständnisvolle Worte für das Fortleben indischer Tradition in der Malerei Tibets, verzichtet aber darauf, seine Plastik in die Betrachtung einzubeziehen. Zentralasien, auf das er anhangsweise eingeht, wird dabei mit unverdienter Kürze abgetan, was wohl der India Society zur Last fällt, die seiner geschichtlichen Bedeutung entsprechend seinem Fragenkomplex einen besonderen Vortrag hätte reservieren müssen. Ein knapper Überblick über Ceylon als Erben indischer Kunsttradition aus der Feder A. Nells macht den Beschluß. — Im Ganzen ein Buch, das Fernerstehenden zur Einführung wie Spezialisten zur Orientierung über den Stand der Fragen willkommen sein wird.

Wellesz, Emmy: Die buddhistische Kunst von Gandhâra. Leipzig: E. A. Seemann 1924. (12 S. u. 20 Abb. a. Taf.) kl. 8°. = Bibliothek der Kunstgeschichte, hrsg. v. Hans Tietze Bd. 73. Rm. 1—. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Auf dem knappen Raum von acht kleinen Oktav-Seiten ein Bild vom Wesen und der Bedeutung der Gandhâra-Kunst entwerfen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit. Entweder müßte es sich um ein kleines Spezialgebiet der Kunstforschung handeln, oder zum mindesten um eine ziemlich einfache Erscheinung, um auf diesem Raume das Wesentliche sagen zu können. Keines aber ist der Fall. Weder sind die ziemlich verwickelten historischen Voraussetzungen Allgemeingut unserer Bildung, noch die Lehren und Mythen des späteren Buddhismus. Andererseits kann man der Gandhâra-Kunst nur gerecht werden, wenn man sie in einer großen Perspektive sieht. Denn ihre Bedeutung liegt in ihrem Charakter als Sammel- und Ausgangspunkt einer Unmenge kultureller Strömungen, wo klassischer wie orientalischer Helle-

nismus und indische Kunst sich treffen; wo der Buddhismus aus dem antiken Formenschatze sich die Typologie seines Pantheons schafft, ähnlich wie das Christentum oder die gallischen Kulte; wo das östliche Kunstwollen den antiken Stil gleichermaßen wandelt, wie in der byzantinischen Kunst; von wo die Gestalten der Gottheiten ganz Ost- und Südasiens ihren Weg genommen haben; von wo die Kunst des Panjāb und Tarimbeckens ausstrahlte. Das alles muß man im Auge haben, wenn man die weltgeschichtliche Bedeutung der Gandhārakunst verstehen will. Der populäre Charakter der Buch-Serie zwingt aber die Verfasserin, sich erst des Langen und Breiten mit den geschichtlichen Grundlagen und der mythologischen Basis dieser Kunst zu befassen, so daß ihr für eine Betrachtung ihres Wesens kaum zwei Seiten bleiben. So fällt nicht nur die frühere baktrisch-griechische Kunst unter den Tisch, auch ihre Weiterentfaltung in Chinesich-Turkestan bleibt unerwähnt. Die stilistische Entwicklung, allerdings bisher kaum erforscht, wird so gar nicht berührt, die Entstehung der Typologie des Mahāyāna-Buddhismus nur flüchtig angedeutet. Was bleibt, ist ein Torso, der ohne den nötigen Rahmen schattenhaft bleibt und keinerlei Vorstellung von der wirklichen Stellung der Gandhārakunst gibt. Ist es Schuld der Autorin? Ich fürchte, in diesem Rahmen muß jeder andere Versuch ebenso scheitern.

Brown, Percy: **Indian Painting under the Mughals a. d. 1550 — a. d. 1750.** Oxford: Clarendon Press 1924. 4°. (204 S. u. 72 ein- u. mehrfarb. Taf.). Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Percy Brown, der Direktor der School of Arts in Calcutta, ist schon 1918 mit einem kleinen Büchlein über „Indian Painting“ hervorgetreten, welches die erste zusammenfassende Darstellung dieses Gebietes indischer Kunst war und sich durch seine Prägnanz auszeichnete. Nun läßt er ein neues Werk folgen, welches zwar nur die zwei Jahrhunderte der kurzen Blüte indisch-muslimischer Miniaturmalerei behandelt, aber auch mit einer bisher noch nicht gebotenen Gründlichkeit alles zusammenträgt, was zu ihrem Verständnis dienen kann. Die indischen, französischen und britischen Miniaturen-Sammlungen sind herangezogen worden, aber noch mehr hat sich Percy Brown in alles ihm erreichbare Material an Chroniken, Memoiren und Reisewerken vertieft und daraus alles gesammelt, was sich auf Malerei bezog. So ist ein Werk entstanden, welches wohl den Anspruch erheben mag, die erste gründliche Behandlung der Moghul-Malkunst zu sein, und sicher noch auf lange Zeit das Standard-Work hierfür bleiben wird. Eingehend sind die Anfänge dieser Kunst geschildert, einerseits aus der islamischen Kunst der Mongolen-Zeit, andererseits aus der altindischen Tradition, wofür der Verf. neben dem bisher Bekannten vor allem die Nachrichten über die Malerei in dem südindischen Reiche von Vijayanagar, dem letzten selbständigen Stützpunkt des Hindutums im 15. und 16. Jahrhundert, heranzieht. Dann folgt eine Charakterisierung des Verhältnisses der Moghul-Kaiser zur Kunst, der Maler am Hofe der ersten beiden Kaiser und der Heranziehung der persischen Künstler an die indischen Residenzen. Akbar und Jahāngīr folgen, die Mission der Jesuiten, der Wechsel der Interessen, nach dem Mystiker der skeptische Ästhet und endlich der prunkvolle Sensualist Shāhjahān. Und dazwischen Nachrichten über das Leben der Maler, die Aufträge und Kritiken, wieder dann die Vorwürfe und Sujets, die Technik usw. Alles mit viel Liebe behandelt, von einer Vollständigkeit ohne Gleichen! Und doch! Das Buch bietet noch keine Lösung der Probleme! Denn wohl ist alles Material über das äußere Milieu und die Schöpfer dieser Kunst gründlich historisch verarbeitet. Aber zu ihrem Wesen dringt der Verf. nicht vor, sucht nicht das Charakteristische ihres Stils und seiner Entwicklung zu erfassen. Und wo es daher gilt, die Daten der Geschichte auf die Kunst selber zu übertragen, fehlt die nötige Kritik. Percy Brown fällt in den alten Fehler, Miniaturen meist nach dem Ereignis, welches sie schildern, zu datieren; auch gelingt es ihm nicht immer, Kopien späterer Zeit von alten Originalen zu trennen. So wird besonders seine Behandlung der Frühgeschichte der Moghul-Malerei ein heilloser Wirrwarr. Nach den von ihm gegebenen Bildern zu schließen, müßten in dieser Zeit mindestens vier bis fünf grundverschiedene Stile nebeneinander herlaufen. Doch scheiden bei näherer Betrachtung all diese Miniaturen aus: Tafel IV, 1 „Tīmūr“, welches er 1575 datiert, ist eine schlechte Kopie des frühen 18. Jahrhunderts; VIII, 1, nach dem Ereignis 1556 angesetzt, setzt den Stil der Rizā Abbāsī-Schule voraus, kann also nicht älter als Anfang des 17. Jahrhunderts sein, nach der Form der Turbane müßte man sogar dessen Ende annehmen; IX ist eine mäßige Kopie desselben Porträts im British Museum, welche einwandfrei der Shāhjahān-Zeit angehört, dasselbe gilt von XIII, wie denn überhaupt so große Einzelporträts im 16. Jahrhundert in Indien nicht gemalt worden sind. Ferner scheidet XI: Akbar receiving Tān Sēn, aus; es gehört mit dem ähnlichen Bilde im India Office (Johnson Collection, vol. 8, fol. 3a) zusammen und kann nur aus der letzten Zeit Akbars, wenn nicht schon der Jahāngīr's stam-

men, wofür die Eigenart des Hinduelements in Architektur und Körperdarstellung, wie auch die Tracht sprechen. Damit verbleiben aber nur zwei Stilgruppen, die eine, die Mīr Sayyid ʿAlī unter Bābur nach Indien brachte, der das Hamzah-Nāmah und auch die Blätter im Berliner Jahāngīralbum, vielleicht auch das Tīmūr-Nāmah angehören. Die zweite ist der sefewidische Stil, vom Hofe Shāh Tahmāsp's, den ʿAbd-as-Samad unter Humāyūn an dem Moghul-Hofe einführte. Wie daraus der Mischstil Akbars entstanden, zeigt Abū'l-Fazl's Bericht, daß indische Maler bei ebendiesen Künstlern in die Lehre gegangen. Ich möchte hier nun auf zwei Handschriften hinweisen, das Münchener Shāhnāmah (Cod. pers. 10) und das Dārāb-Nāmah im British-Museum (Or. 4615); in beiden kann man die ersten Malversuche der Hindukünstler im persischen Stile neben den Arbeiten der Altmeister beobachten, kann sehen, wie sie sich allmählich einarbeiten, aber auch, woher ihre eigene Überlieferung stammte. Es scheinen mir hier zwei Richtungen vorzuliegen, die eine nach Gujarāt weisend, die andere an die Malerei Altbengalens anklingend. Von da aus ergibt sich dann ganz ohne Schwierigkeiten der Übergang zur klassischen Akbar-Schule. Wie so an der mangelnden Trennung von Hindu- und moghulpersischen Elementen die Entwicklung der Akbar-Kunst nicht erkannt wird, so ist aus der ungenügenden Trennung der Stilelemente in der Zeit des europäischen Einflusses unter Jahāngīr Shāhjahān die langsame Umbildung des Jahāngīr-in den klassischen Moghul-Stil zwar richtig erfaßt, aber doch recht verwischt geblieben. Diese Neubildung setzt schon unter Akbar deutlich ein, in dem Auflösen der scharfen Konturen und Flächen in weiche Übergänge und flockige Farbengebung, worin ich eine Anlehnung an die europäische Öltechnik sehen möchte. Unter Jahāngīr beginnt dann schon früh eine ausgesprochene Helldunkel-Technik und ein Aufgeben der großen Linienkonturen in die kleinliche, barocke Verfahrenheit mißverstandenen europäischen Realismus, um unter Shāhjahān dann die leere Geglättetheit des für die Folgezeit maßgeblichen Prunkstiles anzunehmen. Es geht aber nicht an, diesen europäischen Einfluß mit Percy Brown erst der Zeit dieses letzten Herrschers zuzuschreiben: Seine beiden Vorgänger haben nicht nur europäische Bilder kopieren lassen, sondern sind die eigentlichen Schöpfer des europäisierenden Stils. Freilich bleibt diese Entwicklung durch das Nebeneinanderherlaufen der beiden Richtungen unter Akbar- und Jahāngīr verwischt; doch man vergleiche einmal für Akbars Zeit das Bābur-Nāmah des British Museum und das Akbar-Nāmah, South-Kensington, gegen die Anvār-i Sohaili der School of Oriental Studies in London oder Fragmente einer gleichen Handschrift in den Berliner Muraqqaʿs, für Jahāngīr's Regierung das Berliner Album und die Wantage Bequest. Aber bei der gänzlichen Neuheit all dieser Probleme, bei dem Neuland-Charakter des ganzen Forschungsgebietes wird man über solche Unvollkommenheiten gerne hinwegsehen. Was der Verf. bietet, ist eine große Leistung, ein bedeutender Schritt vorwärts, und das ist das einzig Entscheidende: Sein Buch ist der erste, im wesentlichen gelungene Versuch einer gründlichen Geschichte der indischen Miniatur-Malerei! Und dieser Tatsache gegenüber möchten wir von einer Kritik aller Einzelheiten absehen, wo besonders bei der Behandlung der einzelnen Maler noch gar manches zu beanstanden wäre. Ein erster großer Wurf kann nicht vollkommen sein; er wird deswegen doch nicht geringer.

Hillebrandt, Prof. Dr. Alfred: **Altindische Politik.** Eine Übersicht auf Grund der Quellen. Jena: Gust. Fischer 1923. (XII, 211 S.) 8° = Die Herdflamme, hrsg. von Othmar Spann. Bd. 7. Rm. 3 —; geb. 4 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Ein Altmeister indologischer Forschung hat sich einem ebenso verlockenden als schwierigen Gebiet zugewandt: die theoretische Grundlage und praktische Ausgestaltung der Politik Altindiens darzustellen. Unter ersterer wird die Literatur verstanden, in der die Ansichten über Regierung und Recht, seine Quellen und über sein Verhältnis zur Macht behandelt werden.

Die altindische Staatstheorie zerlegt den Staat in 7 Grundlagen: den Herrscher, den Minister als beratendes Organ, in den Stadt- und Landteil als Gegenstand des Reiches, in den Schatz und das Heer, die staatserhaltenden Kräfte, und als letzte Grundlage wird der Freund (und sein Gegenpol, der Feind) angeführt als Inbegriff der Außenpolitik.

Als Quellen haben dem Verf. die epische, dramatische und erzählende Literatur gedient, neben der auch die Fachliteratur des Dharma-, Nīti- und Arthaśāstra herangezogen wurde. Von besonderem Interesse ist, daß H. auch moderne Verhältnisse als Illustrationsmaterial benützt, z. B. über das Verhältnis von Recht und Macht (S. 32).

Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung der indologischen Literatur über nīti und artha und wird insbesondere dem Staatsrechtler, der sich über die indischen Anschauungen unterrichten will, vortreffliche Dienste leisten. Dabei ist der wissenschaftliche Apparat so reichlich, daß ein Weiterfinden leicht wird.

Pran Nath, Dr.: **Tausch und Geld in Altindien.** Mit einem Vorwort von Othmar Spann. Wien: Franz Deuticke 1924. (X, 48 S.) gr. 8° = Wiener Staatswiss. Studien, begründ. von E. Bernatzik u. E. Philippovich, hrsg. i. Verb. mit Fr. Wieser u. Othmar Spann von Hans Kelsen. Neue Folge. Bd. VII. Rm. 3.94. Bespr. von O. Stein, Prag.

Es ist zu begrüßen, wenn Fachgelehrte sich einem indischen Spezialthema widmen, wie das auf dem Gebiete des Rechts (durch Josef Kohler z. B.) schon geschehen ist. Diesmal hat ein Inder, bei dem man die Vertrautheit mit der Hochsprache seines Mutterlandes voraussetzen darf, der Professor der Geschichte und Volkswirtschaftslehre an der Hindu-Universität zu Benares ist, eine Studie über das wirtschaftliche Leben Altindiens geschrieben.

Der Verf. vertritt die Theorie, daß der Tauschverkehr als „eine sehr nützliche ökonomische Einrichtung und ein bequemes Mittel für die täglichen Geschäfte" (S. 1) „nicht die Wirtschaftsstufe eines primitiven, unzivilisierten Volkes darstellt, sondern bloß aus der hohen Kaufkraft des Geldes und einem Überfluß an Bodenprodukten und Vieh hervorgeht". (S. 13.) Richtig ist, daß in der literarisch erreichbar ältesten Zeit der Tausch eine große Rolle spielte, das gilt aber für Indien wie für die übrigen Länder, das findet sich bei „primitiven" Völkern noch heute. Aber ein Schluß auf den ausschließlichen Tauschverkehr aus literarischen Quellen ist einseitig; zudem ist der individuelle Charakter des Landes, seiner klimatischen Verhältnisse, der Produktion und der Bevölkerung zu berücksichtigen. Indien ist bis auf den heutigen Tag ein Land, das nichts anderes hervorbringt, als was die Natur ihm geschenkt hat. Seine Bevölkerung, von der größten Anspruchslosigkeit, trat erst in den letzten drei Jahrhunderten vor Chr. mit anderen Völkern in innigeren Handelsverkehr, ein Umstand, der für die Ausbildung eines Geldverkehres nicht zu vergessen ist. Der Verf. glaubt hingegen, daß der Übergang von der Tausch- zur Geldwirtschaft nach dem Untergang der Nanda-Dynastie falle, als im letzten Viertel des 4. vorchr. Jahrh. die Maurya-Dynastie eine Kontinentalmacht, die ganz Nordindien umspannte, schuf. Den Beweis für diese Cäsur im Wirtschaftsleben Altindiens sucht der Verf. durch das Arthaśāstra des Kauṭilya zu erbringen, ein Werk, das schon zu vielem in der Indologie hat herhalten müssen, über dessen Zeit aber die Meinungen nach wie vor auseinandergehen. Als Inder und Nationalökonom weiß der Verf. (S. 22f.), daß es schon in einer der Mauryaperiode vorausliegenden Zeit Münzen gegeben hat, wie andererseits in einem Lande, wo der Bauer nicht einmal den Betrag für den Sameneinkauf aufbringen kann (Sten Konow, Indien unter der engl. Herrschaft S. 93), das Geld nicht die Rolle spielt wie im Westen; eine Thesaurierung gibt es nicht, man braucht Geld nur zu Spenden, Opfern und zur Ausstattung der Tochter, deren Hochzeit ganze Familien für Generationen in Schulden stürzt. Daß nicht die Zeit der Maurya die Epoche der Geldwirtschaft ist, dafür spricht wenigstens ein argumentum ex silentio: daß aus dieser Zeit keine Münzfunde gemacht wurden, auch die Ausgrabungen Sir John Marshalls (vgl. DLZ 1924, Sp. 1863) haben daran nichts geändert und heben die Beweiskraft des sonst mißlichen Arguments. Und gerade die dem Mauryareiche folgende Auflösung, das Eindringen fremder Völker und Dynastien hat für Indien auf wirtschaftlichem Gebiete neues Leben gebracht: Bisher abgeschlossen vom Austausch seiner Produkte, kamen Händler ins Land, vermittelten zwischen Indien, China, nach dem Westen, bis gegen Ende der vorchristl. Aera der römische Handel sich Indien erschloß. Und sollte es ein Zufall sein, daß diese Zeit so überreiche Zeugen in den Münzfunden zurückgelassen hat? Also, nicht vor die Mauryaperiode, sondern nach ihr fällt Indiens Aufleben im Wirtschaftsleben.

Jedoch nicht nur diese allgemeinen Erwägungen sind dem Verf. entgegenzuhalten, auch die Verwertung der Texte berechtigt zu Einwürfen.

Die Stellen aus dem indischen Erbrecht können nicht als Nachweis des Tauschverkehrs gelten, da, wie Pran Nath (S. 3) selbst sagt, Indien zwar eine hohe Zivilisation, aber keine industrielle Kultur besaß. Bei Gautama wird XXVIII, 9 zunächst jedem Sohne das Auswahlrecht unter dem Erbvermögen zugestanden, unter Wahrung des praecipuum für den Ältesten, dann erst folgt die Verteilung des Viehbestandes: bei der Agrikulturwirtschaft Indiens ist das leicht verständlich. Unrichtig ist die Interpretation von Gautama VII, 8ff.; wenn der Verf. sagt, daß laut Sūtra 16[1] dem Brahmanen für gewisse Lebens- und Gebrauchsmittel nur der Tausch erlaubt sei, so irrt er; diese Stellen behandeln den nach dem āpaddharma als Vaiśya lebenden Brahmanen, und da ist es leicht einzusehen, daß einer Abweichung von dem strengen Sittenkodex, wie sie der Beruf des Vaiśya mit sich bringen könnte, ein Riegel vorgeschoben wird; er soll z. B. keine Wohlgerüche kaufen, noch Tiere zu Schlachtzwecken verkaufen. Aber auch der Tausch ist (Sūtra 17—21) auf Flüssigkeiten, Vieh und Speise beschränkt. Auffallend

1) Die Zitate bei Pran Nath sind in Seitenzahlen der betreffenden indischen Ausgaben gegeben.



ist, daß selbst eine so primitive Stelle wie die über die ārṣa-Ehe mißverstanden ist (S. 7); das selbst den Griechen bekannte Rinderpaar ist keine Mitgift, sondern ein Überbleibsel des Brautkaufes, und die Bemäntelung dieser Tatsache seitens der altindischen Rechtslehrer bestätigt nur die Realität dieses Instituts (Jolly, Recht und Sitte S. 51f.). Ebenso läuft es der ganzen indischen Rechtsliteratur zuwider, von einer Bezahlung des Unterrichts zu sprechen (S. 8); daß das Geschenk des Schülers an den ihn unterrichtenden Brahmanen in Naturalien bestand, ist bei dem höheren Werte derselben für den am und vom Lande lebenden Brahmanen klar (vgl. Manu III, 95, 156; XI, 63 usw., wo die Annahme eines Lohnes ausdrücklich verboten ist[1]) Aber ganz falsch ist es, wenn Pran Nath S. 17 die in der Gehaltsliste des Kauṭilya-Werkes angeführte Bezahlung des Opferpriesters, Lehrers usw. in Geld für die veränderten Wirtschaftsverhältnisse zu verwerten sucht; denn hier handelt es sich gar nicht um einen Unterricht, sondern das sind in ihrer Eigenschaft verwendete Hofbeamte, deren Entlohnung in Geld nur natürlich ist; oder hätte der König seinen Ministern, dem Feldherrn usw. auch Kühe geben sollen?

Von Wichtigkeit sind die Ausführungen des Verf. über die Entstehung der Geldwirtschaft (S. 22f.). Die in den Brāhmana genannten Münzen wurden hergestellt, um Brahmanen für ihre Tätigkeit zu beschenken, wobei durch diese Münzen Ungerechtigkeiten vermieden wurden; hingegen vollzog sich der Güterverkehr im Austauschwege. Daß im Sakralwesen der Ursprung des Münzverkehrs in Indien zu suchen ist, läßt sich durchaus nicht einmal behaupten. Zwar hat ein Forscher vor kurzem die gleiche These für Griechenland aufzustellen sich bemüht[2]; für Indien ist eine solche Ableitung des Geldwesens abzulehnen. Die Opfer, bei denen Geld verteilt wurde, waren wohl eine viel zu exceptionelle Erscheinung, um den Anstoß zur Ausprägung des Geldes zu geben; zunächst setzt aber eine Beteilung der Priester mit Münzen deren allgemein anerkannten Wert, also den Handelswert voraus, ebenso wie doch der Staat sich gehütet hätte, seine Münzvorräte nur in die Hand der Brahmanen wandern zu lassen. Aber auch aus anderen Gesichtspunkten ist diese These abzulehnen, ja, ihre Aufstellung durch einen Inder geradezu merkwürdig.

Unrichtig ist, was der Verf. (S. 19f.) über die Beteiligung der Regierung am Gewinn sagt, die sich als Zoll in naturalibus bei der Ein- und Ausfuhr auswirkte; wenn von einem Fünftel des Warenwertes als Zoll die Rede ist, kann es sich doch nur um einen in Geld zu entrichtenden Zoll handeln, da ja sonst die Menge der Ware zur Berechnungsgrundlage gemacht wäre; wo es sich aber nicht um teilbare Größen gehandelt hat, wie bei Vier- und Zweifüßlern, wo ein Zollsatz von 5 oder 4% vorgeschrieben ist, was dann? Abgesehen davon, daß die ganze Strafenskala bei Zollübertretungen in Geld ausgedrückt wird.

Irrig ist der (S. 21) im Sperrdruck hervorgehobene Satz, die Regierung habe alle Steuern und Abgaben in Naturalien erhalten und sei daher genötigt gewesen, sich um Ackerbau, Handel und Industrie zu kümmern. Das pflegen sonst Regierungen auch zu tun, wenn die Steuern in Geld abgeführt werden; zudem wird dem Verf. der Nachweis aus den Texten für die obige Behauptung schwerlich gelingen (vgl. die direkten und indirekten Steuern bei Kauṭilya, abgesehen von den kaum ernst zu nehmenden Mittelchen, dem Volke Abgaben zu entlocken und zu erpressen). Endlich woher hätte der Staat, wenn er alle Steuern und Abgaben in naturalibus einnahm, die hohen Beträge für die Ministergehälter, Bestechungen oder Witwenpensionen nehmen sollen?

Im 5. Abschnitt bietet der Verf. eine Preisstatistik, die auf mittelbarem Wege gewonnen wird: durch die Strafsätze und deren Verhältnis zum Wert des verursachten Schadens. Es ist aber bedenklich, mit Hilfe von Bhāskaras Līlāvatī (12. Jahrhdt. nach Chr.) Preisbestimmungen für das 4. Jahrhdt. v. Chr. vorzunehmen. Ebenso anfechtbar ist die kritiklose Durcheinandermengung von Texten, wie z. B. Manu VIII, 231 und Kauṭilya II, 29, 46 (p. 128); außerdem ergibt sich, wenn ein Kuhhirt als Lohn die Milch einer von zehn Kühen erhält, bei 100 Kühen 100 Prastha und nicht 32, wiewohl schon die Milchmenge einer Kuh zu 10 Prastha eine Annahme ist.

Leidet die Arbeit so an methodischen und sachlichen Fehlern, so kommt noch eine große Anzahl störender Einzelheiten hinzu. Daß die Jātaka 700 Jahre jünger sind als Candragupta, ist erst zu beweisen, gewöhnlich sucht man sie vor diesen Herrscher zu datieren. Aber eben diese Jātaka werden als Quelle auf einer Stufe, auch zeitlich, mit dem Dharmaśāstra, dem Kauṭilīya und den Inschriften behandelt. Oberflächlich ist z. B. die Erklärung von Sauvar-

1) Der „Nobelpreis" des Königs Janaka war um so wertvoller, als an den Hörnern der 1000 Kühe je 10 pāda befestigt waren, die D. R. Bhandarkar, Ancient Indian Numismatics p. 59 als Münzen erklärt, die europäischen Gelehrten verstehen ein Goldgewicht darunter — es kommt auf dasselbe heraus, der Wert der Kühe wurde durch Goldeswert erhöht.

2) H. Laum, Heiliges Geld. Tübingen 1924.

cala-Salz als solchem aus dem Suvarcala-Lande, wiewohl jedes alte oder moderne Lexikon (Amarak. II. 9, 43; II, 10, 109; Yādavapr. ed. Oppert p. 133, 249, 251; PWs. v.) das Richtige gelehrt hätte. Der Autor hat wohl seinen Übersetzern zu freie Hand gelassen, wenn er prāyaścitta als Beispiel einer Ehrenstrafe stehen ließ. Auch sonst sind die Druckfehler in den indischen Textstellen unübersehbar[1], bei Gautama XXVIII, 5 ist ubhayatodad° zu lesen, daher die Interpretation falsch.

Aus zwei Gründen ist dieses kleine Buch ausführlicher besprochen worden; einmal um Volkswirtschaftler, die es benützen sollten, davor zu warnen, dann aber um dem Autor, der bald ein Buch über die ökonomische Entwicklung Indiens zu veröffentlichen gedenkt, zu zeigen, daß eine Arbeit, auch wenn sie sogar als Dissertation angenommen wurde, noch nicht den Anforderungen einer wissenschaftlichen Arbeit entspricht.

K.-N. Nach Mitteilung und auf ausdrücklichen Wunsch des H. Prof. Bernhard Geiger sei mitgeteilt, das die publizierte Dissertation Pran Naths nicht mit der H. Prof. Geiger vorgelegten übereinstimmt, daß aber auch diese wegen ihrer zahlreichen Fehler als nicht druckreif erklärt worden war.

Chakraberty, Chandra: **Race Culture.** Calcutta: Susruta Sangha 1924. (V, 99 S.) kl. 8°. Rs. 1. 4. Bespr. v. Reinhold Müller, Chemnitz-Harthau.

Der Verfasser, welcher sich auf verschiedenen Gebieten schon schriftstellerisch versucht hat, handelt sein Thema hier mit folgenden Unterabteilungen ab: Racial Elements in India — Principles of Heredity — Selection of Mate — Birth Control — Contraceptives — Sexual Hygiene. Charakteristisch für Darstellungsart und Vielseitigkeit trotz Raumbeschränkung ist beispielsweise, wenn im vorletzten Kapitel ein Chininsuppositorium beschrieben wird, welches vermeintlich einen Schutz vor Befruchtung abgeben soll und außerdem noch die Malaria verhütet. Mehr kann man wohl nicht verlangen.

Harcourt, H., C. B. E., I. C. S.: **Sidelights on the Crisis in India.** Being the letters of an Indian Civilian and some replies of an Indian friend. With a foreword by Cyril Norwood. London: Longmans, Green & Co. 1924. (XI, 118 S.) kl. 8°. £ —.3.6. Bespr. von O. Strauß, Kiel

Die politische Situation in Indien hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit aller Weiterblickenden in steigendem Maße auf sich gezogen. Der Name Gandhi ist selbst dem deutschen Zeitungsleser nicht mehr unbekannt, aber die Interpretation dieser außerordentlichen Erscheinung ist oft mehr enthusiastisch als realpolitisch gewesen. Das vorliegende Buch ist geeignet, den Blick auf die nüchternen Tatsachen der politischen Problematik des heutigen Indien zu lenken. Ein klarblickender ehemaliger britischer Verwaltungsbeamter schreibt hier kurze Essays in Briefform über viele brennende Fragen (Justiz, Religion, Gandhi, Frauen, Unterricht, Regierung und Freiheit usw.) an einen indischen Bekannten, der von seinem Standpunkt antwortet. Der Engländer sieht die Dinge aus einem liberalen und durch lange Erfahrungen im Lande temperierten europäischen Gesichtswinkel, sodaß man seinen Anschauungen Ernst und Gewicht nicht absprechen kann, wenn man auch grundsätzlich den britischen Standpunkt zu teilen nicht bereit ist. Die Antworten des Inders (leider nur 6 gegenüber 12 Briefen des Engländers) zeichnen sich durch vollkommene Offenheit und ruhige Sachlichkeit aus. Er vertritt den Standpunkt der gemäßigten indischen Richtung, die Gandhi als einen vorbildlichen Menschen ansieht, ohne doch seine politischen Wege für gangbar zu halten. Aber wie stark ist selbst bei diesen Gemäßigten, welche bei aller Ehrfurcht vor der Tradition soziale Reformen in gewisser Hinsicht für erwünscht halten, die nationale und asiatische Note!

Wer mit den Tagesproblemen Indiens bekannt ist, wird in diesem lesenswerten Büchlein seine sonst gewonnenen Eindrücke bestätigt finden, jeder aber, der indischer Politik fernsteht, wird sich daraus eine klare eigene Anschauung von den gegenwärtigen britisch-indischen Problemen bilden können.

Rolland, Romain: **Mahatma Gandhi.** Mit einem Nachwort: Gandhi seit seiner Freilassung. Übersetzung von E. Roniger. München: Rotapfel-Verlag 1923. 5. Aufl. (1925) (165 S.) 8°. Rm. 2.50; geb. 3.50. Bespr. von O. Strauß, Kiel.

Es ist kaum nötig, an dieser Stelle von Rollands Gandhi-Buch zu sprechen, zeigt doch schon die Auflagenzahl, in wie weite Kreise diese Übersetzung gedrungen ist. Das Buch ist das Werk eines Enthusiasten, und der Gegenstand ist wahrlich geeignet, Begeisterungsfähige zu begeistern. Ein Mann von glühender Vaterlandsliebe, ethischer Gesinnung und größter Seelenstärke als Prophet und Führer eines um seine Selbständigkeit ringenden Volkes, — wen kann eine solche leuchtende Erscheinung in der trüben Atmosphäre üblicher Politik unberührt lassen? Nicht in jeder Hinsicht freilich sieht Rolland in Gandhi sein Ideal: Seine ethische Größe zieht ihn an, seine Ablehnung aller Gewalt begeistert ihn, aber mit seinem Nationalismus ist er nicht einverstanden, und so wendet er sich gern zu Rabindranath Tagores weltbrüderlicher Kritik an dem großen Nationalisten. Aber liegt nicht gerade in dem Nationalismus ohne Haß die wahre Bedeutung Gandhis für Indien? So scheint mir Rolland, trotz all dem Wertvollen, das sein höchst lesenswertes Buch enthält, die außerordentliche Erscheinung Gandhis allzu sehr nach der von ihm erstrebten ethisch-politischen Seite hin zu wenden. Da

---

1) Selbst die Übersetzung englischer Buchartikel ist falsch; das „by" wird mit „bei" wiedergegeben. z. B. S. 26 Anm. 9: The Jātakas bei Fausboll . . . Jatakam bei J. Datoit [sic!]. S. 17, Anm. 44, 45 ist der 1. Band der Jātaka statt des 2. gemeint.

aber tritt als Korrektiv die ebenfalls von Rolland veranstaltete Auswahl von Gandhis Aufsätzen aus den Jahren 1919—1922 hinzu, die unter dem Namen „Jung-Indien" im gleichen Verlage erschienen ist. Hier hören wir Gandhi selbst über all die Probleme, die ihm am Herzen liegen, und gewinnen so ein abgerundetes Bild, wie es in Rollands vorliegendem Buche schon deshalb nicht erreicht werden kann, weil die Erzählung der Tatsachen naturgemäß an nicht entscheidender Stelle abbrechen muß. Das gegenwärtige, in Rollands Buch nicht mehr behandelte Zusammengehen Gandhis mit dem Svarajistenführer C. R. Das und das daraus resultierende Aufgeben der *Non-Cooperation* zeigt allzu deutlich, wie schwer, ja unmöglich es ist, von einem im Leben stehenden und wirkenden Manne ein zureichendes Bild zu entwerfen. Daß trotz alledem Rollands Buch mit großem Nutzen gelesen werden kann, bedarf keiner ausführlichen Darlegung.

Shastri, Mahamahopadhyaya H. P., M. A., C. I. E.: **Lokayata.** London: Oxford Univ. Press 1925. (6 S.) gr. 8° = Dacca University Bulletins 1. 8 d. Bespr. von O. Strauß, Kiel.

Was uns Haraprasād Śāstrī auf diesen 6 Seiten über die Lokāyatas mitzuteilen weiß, dürfte keinem Indologen unbekannt sein. Hillebrandt hat das alles längst in der Festschrift für Kuhn gesagt. Man kann nur wünschen, daß die Universität Dacca in ihren weiteren „Bulletins" der Universität Calcutta erfolgreichere Konkurenz mache, als es in dieser ersten Nummer geschehen ist.

Garbe, Richard: **Indische Reiseskizzen.** 2. Auflage. München-Neubiberg: Oskar Schloß 1925. (XVI, 210 S. und 38 Abb.) gr. 8°. Rm. 9—; gebd. 12—. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Mit der Neuausgabe der 1889 zum ersten Male erschienenen „Indischen Reiseskizzen" Professor von Garbes hat der Verlag sicher einen guten Griff getan. Das Buch hat seinerzeit eine sehr herzliche Aufnahme gefunden, und mit Recht! Es gibt kaum eine zweite Schilderung Indiens, die so plastisch, so anschaulich ist wie diese Erinnerungen an eine Studienreise, welche wesentlich der Erforschung der Sāmkhya-Philosophie dienen sollte. Sie gibt keine umfassende Darstellung dessen, was den Reisenden in Indien erwartet. Denn der Verfasser war durch seine Aufgabe während des größeren Teiles seiner Reise an Benares gebunden, und hat weder Nordwest- noch Südindien gesehen, nur wenige Städte an seinem Wege von Bombay nach Benares, und später nach Calcutta berührt, von Darjiling und Ceylon ebenfalls nur flüchtige Eindrücke während eines Erholungsaufenthaltes von einem Malaria-Anfall mitnehmen können. So ist es weniger der Umfang dessen, was er schildert, als vielmehr die Gründlichkeit, in welcher er sich in dies eingelebt hat, was eine Milieustimmung und Anschaulichkeit schafft von solcher Intensität, daß man den Seiten seines Buches folgt, als wäre man selbst beteiligt. Alle die Nöte des Europäers in den Tropen Asiens ziehen an uns vorüber, der stete Kampf mit Sonne und Feuchtigkeit, mit Fieber und Insekten. Aber auch die Umwelt der Eingeborenen, die Dienerschaft und die Gelehrten. Als geschulter Sanskritist ist Garbe in engste Berührung mit der indischen Gelehrsamkeit gekommen, in täglicher Zusammenarbeit mit Panditas und Yogis. Das Bild, was er hiervon entwirft, ist hochinteressant. Aber sein Buch wird dadurch einseitig und kann leicht zu falschen Vorstellungen führen, gleichwie etwa eine Beschreibung unseres Vaterlandes durch einen Inder etwa, der sich hier nur mit altgermanistischen Studien abgeben würde, unzureichend wäre. Denn diese Einseitigkeit ist nicht nur eine Folge der Eigenart von Garbes Reise, sondern weit mehr eine solche seiner Interessen. Er geht an der indischen Kunst ohne Verständnis vorüber; denn seine Anerkennung der halbislamischen Baukunst der Moghulzeit widerlegt dies nicht. Er schwört auf Śánkara's Vedānta — der allerdings seine Hochburg stets in Benares gehabt hat — und glaubt alle anderen Systeme als „modern" abtun zu können. Er verurteilt den ganzen Hinduismus auf Grund des allerdings nicht gerade erbaulichen Eindruckes volkstümlichen Tempeldienstes; als ob zum Beispiel der Wert des Katholizismus nach dem Aberglauben romanischer Bauern beurteilt werden dürfte. Er sieht nichts von den Kulturbewegungen des lebenden Indien, stellt ahnungslos ethnologische und historische Behauptungen auf, die längst überholt sind, wo es sich um nicht antike Dinge handelt. Kurz, es ist die Einstellung eines Spezialisten, der alles nicht gelten lassen will, den alles nicht interessiert, was nicht „klassisch" ist. Wir kennen diese Anschauungsweise aus dem Kampf der Germanistik und Romanistik gegen den Humanismus, wir kennen sie in dem Anerkennungkampf der Archäologen gegen die Altphilologen, in der Altphilologie in jener Epoche, der nur das klassische Athen als der Forschung würdig galt. Die Indologie hat die gleiche Kinderkrankheit durchgemacht, und ist in Begriff, sie ebenso zu überwinden, wie auch die anderen Wissenschaften längst zu einer breiteren Betrachtungsweise gelangt sind, die jeder Zeit ihr Recht gleichermaßen gewährt. So ist Garbes Buch auch Spiegel einer bestimmten Epoche der indologischen Forschung mit all ihren Vorzügen und Fehlern. Einseitig in dem, womit es sich beschäftigt, aber gründlich und sorgfältig, ohne überspannte Phantasterei und Mystik. Es war diese Nüchternheit, welche eine Generation Indologen an Indiens Kunst und Spät-



kultur verständnislos hat vorübergehen lassen, es war diese Einseitigkeit, welche ihr Interesse nur auf seine Vergangenheit konzentrierte; aber sie war zugleich die Ursache der großartigen Leistung dieser Generation. Denn allein diese Spezialisierung, diese Nüchternheit hat jene mühsame Kleinarbeit ermöglicht, die uns aus mehr als einseitigen und äußerst verwickelten Resten die Kultur des alten Indiens hat wieder erstehen lassen. Und wenn man sich diese Einstellung vor Augen hält, wird man in den „Indischen Reiseskizzen“ zwar kein volles Bild von Indien finden, aber sicher die besten „Skizzen“ aus Indien, die wohl je geschrieben worden sind.

Rüdenberg, Werner: **Chinesisch-deutsches Wörterbuch.** 6400 Schriftzeichen mit ihren Einzelbedeutungen und den gebräuchlichsten Zusammensetzungen. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1924. (IX, 687 S.). 4°. Rm 42—. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

In der Einleitung gibt Verf. in folgenden Worten Zweck und Begrenzung seines Wörterbuches an: „Wie die Arbeit den praktischen Erfahrungen ihre Entstehung verdankt, so will sie auch im wesentlichen denen dienlich sein, die nach dem Überwinden der Anfangsgründe sich mit Ernst dem Erlernen der chinesischen Umgangs- und Schriftsprache klassischen oder modernen Stils zuwenden, seien es Dolmetscher, Kaufleute, Ingenieure, Missionare oder Anhänger anderer Berufe. Auch Sinologen dürften das Buch nützlich finden, obwohl es als Werk eines reinen Praktikers und nicht Wissenschaftlers nicht eigentlich für sie bestimmt sein kann. Brauchbar wird es sich hoffentlich auch für chinesische Studenten an deutschen Hochschulen erweisen, da es das erste derartige Werk auf breiter Grundlage in deutscher Sprache ist.“ Nach diesen Worten muß die Kritik ihren Maßstab finden, um möglichst gerecht und objektiv urteilen zu können. Den Rahmen des Buches bildet das Wörterbuch von F. W. Baller „Analytical Chinese-English Dictionary.“ Außerdem wurden benutzt die Werke von Giles, Couvreur, Soothill, Stangier, Mateer und andere. Den Grundstock bilden 6400 der gebräuchlichsten Zeichen.

Nun sind aber 6400 Zeichen nicht gerade sehr viel, enthält doch das kleine Taschenwörterbuch von Soothill schon rund 10000. Und wenn der Student über die Anfangsgründe hinaus ist und an die Lektüre der klassischen Texte geht, so wird er es des öfteren erleben, daß ihn R.'s Wörterbuch im Stich läßt. So ist mir das Fehlen zweier Zeichen aus der bekannten Ode im Shih-ching „Wir pflücken, pflücken Wegerich“, 袺[1] und 襭 aufgefallen; ferner vermisse ich aus dem Lun-Yü X. 3. 4 das Zeichen 擯, das auch nicht unter der Verbindung 使擯 zu finden ist. Dann beim Zeichen 孫 die Bedeutung 遜, demütig (Lun-Yü XV. 17). Für 舉人 und 秀才 gibt R. beidemal die Übersetzung Baccalaureus, was sehr ungenau wiedergegeben ist; es ist der zweite und erste literarische Grad; also nur hsiu-ts'ai entspricht dem Baccalaureus. Das Zeichen 勃 (R. No. 302) heißt ursprünglich p'o, nicht po. Man vermißt die Verbindung 色勃.

Mitunter bringt R. ganz seltene, ohne Kommentar völlig unverständliche Verbindungen, wie z. B. unter No. 1203 仗馬; wofür er schreibt „nicht zu erwähnen wagen“. Bei einer so speziellen Bedeutung, die man nur versteht, wenn man die dazu gehörige Geschichte kennt, ist aber eine ganz kurze Erklärung sowie ein Hinweis erforderlich (vgl. Liao Chai Chih I. Cap. V. 2).

Unter 琳 lin (No. 3562) schreibt R. unzureichend nur „ein Edelstein“. Es ist Topas. Dann habe ich die doch nicht gerade allzuseltenen Zeichen vermißt wie 蝃 oder 鱸. In Bezug auf die Eigennamen und Ortsnamen verfährt R. sehr oberflächlich; merkwürdig aber mutet es an, wenn man unter Kang liest: Kang hsi „berühmter Kaiser“. Warum gibt R. nicht die Jahreszahl? Er sollte doch wohl annehmen, daß die, welche sein Lexikon gebrauchen, den Namen K'ang Hsi kennen. Ferner vermißt man bei 數 shu (No. 4608) eine Verbindung für die Bedeutung „Schicksal“.

Die Vokabel für Füllfederhalter unter 自 (No. 1531) ist falsch, es fehlt mo-shui; also tse-lai-*mo-shui*-pi.

An kaufmännisch-technischen Ausdrücken bringt R. verschiedenes und wertvolles Neues. Auch sonst hat R. Verbindungen, die im Giles fehlen; z. B. unter No. 1432 die von „chu-ming“ für Sommer. Aber die Anordnung der Zusammensetzungen ist vollkommen planlos, so wie im Giles; das Gute ist nur, daß R. alle Zusammensetzungen unter dem ersten Zeichen gibt.

Die Transkription ist die von Lessing und Othmer in ihrem Lehrbuch der nordchinesischen Umgangssprache angewandte. Sie trägt jedoch nur zur allgemeinen Verwirrung bei

---

1) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin zur Verfügung gestellt.

und hilft nach meiner Erfahrung den Studierenden nicht.

So ist, im Großen und Ganzen, das Buch doch eigentlich nur für reine Praktiker da. Der Student, der beim Studium der klassischen Literatur den Problemen auf den Grund geht, wird dabei im R. nicht mehr die erwünschte Hilfe finden, überdies liest er französisch und englisch so gut, daß er sich die umfangreicheren und besseren Wörterbücher von Couvreur oder Giles zulegt.

Der oft wertlos verschwendete Raum hätte mehr ausgenutzt werden können (z. B. S. 152 unter Zeichen 旨 u. a.); Synonyma könnten doch ebenso gut nebeneinander stehen! Dann wäre der Umfang des Buches nicht überschritten worden und 10000 Zeichen hätten doch Platz gefunden. In der vorliegenden Form wird das Lexikon doch nur zum Teil seiner Aufgabe gerecht.

Schurhammer, Georg: Shin-To. Der Weg der Götter in Japan. Der Shintoismus nach d. gedruckten u. ungedruckten Berichten d. japan. Jesuitenmissionare d. 16. u. 17. Jh. Mit 102 Abb. u. 12 farb. Taf. Bonn: Kurt Schroeder 1923. (XI, 210 S.) 4°. Hlwdbd. Rm. 45—. Bespr. von H. Haas, Leipzig.

Für den von mir im A. Deichertschen Verlag herausgegebenen „Bilderatlas zur Religionsgeschichte" ist zur Zeit die Lieferung „Shintō" in Vorbereitung. Als das Erscheinen von P. Schurhammers hier anzuzeigendem Werke angekündigt und im Verlagsprospekt verraten wurde, daß es außer dem Texte auch über 100 Abbildungen bringen werde, mußte ich wohl annehmen, daß die von mir geplante Arbeit mir von einem anderen, der früher aufgestanden war als ich, vorweggenommen sei. Dieser Besorgnis oder, wenn man so will, Hoffnung bin ich nun enthoben. Für das, was meine Atlaslieferung zur Illustrierung der altjapanischen Volksreligion zu bieten hat, wird von den 102 Abbildungen und den 12 farbigen Tafeln von Schurhammers Werk kaum eine in Betracht kommen. Meine Publikation wird nüchtern, frostig sein, nicht weniger nüchtern und frostig, als die demnächst zur Ausgabe gelangende Atlaslieferung von G. Karo „Die Religion des ägäischen Kulturkreises"; die Publikation von Sch. dagegen ist, soweit sie bildnerisch ist, echte, rechte Augenweide, beides, dem Kunst- wie dem Naturfreund. Was sie zur Anschauung bringt, ist eben ein anderes, als was ihr Titel eigentlich den Kenner zunächst muß erwarten lassen. Es ist in der Hauptsache die Tempelarchitektur und Skulptur des sog. Ryōbu-Shintō, d. h. derjenigen Form, in der der Shintō nach seiner äußeren Erscheinung den katholischen Glaubensboten des 16. u. 17. Jahrhunderts in Japan einst entgegentrat. Zu der Zeit, da Franz Xaver und seine Ordensgenossen als Missionare in Dai Nippon wirkten, war der autochthone Kami-Kult von der seit einem Jahrtausend bereits eingeführten Fremdreligion des Buddhismus völlig überdeckt oder — der Verfasser weiß das natürlich und spricht es selbst aus — in den Hintergrund gedrängt. Was sie in ihren Heimberichten gleichwohl einst über ihn zu schreiben wußten, war — auch das wird von Sch. selbst hervorgehoben — spärlich, äußerst spärlich. Von P. Schurhammer hat man es hier vollständig zusammengetragen und unter Nützung der anderweitigen ungleich zuverlässigeren Quellen, die uns nun seit langem schon erschlossen sind, verarbeitet. Beiträge seiner fleißigen Feder, nicht wenige Beiträge, über „Things Japanese", die ihn zum Verfasser haben, waren in verschiedenen angesehenen Zeitschriften seit nun vielen Jahren zu finden: in den „Stimmen der Zeit", im „Anthropos", in „Katholische Missionen", in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft" u. a. m. Gewidmet waren sie durchweg dem Wirken der alten Jesuitenmission des 16. und 17. Jahrhunderts in Japan und ihres großen Begründers, dessen Andenken pietätvoll der vorliegende Band zugeeignet ist. Für dieses spezielle missionsgeschichtliche Gebiet ist der Verfasser, selber Mitglied der Gesellschaft Jesu, in der glücklichen Lage, Zugang zu Archiven zu haben, die anderen verschlossen sind, und Quellen auszuschöpfen, aus denen noch Aufschlüsse manchmal wertvoller Art zu gewinnen sind. Und von dieser Seite her eben ist er nun auch hier an den Gegenstand getreten, wie das dem Leser ja bereits der Untertitel andeutet. Für eine Preisaufgabe der Theologischen Fakultät Leipzig habe ich vor Jahren das Thema gestellt: „Die Lettres édifiantes als Quelle für die Religionsgeschichte". Von verwandter Art ist — damit werde ich sie aufs kürzeste charakterisiert haben — P. Schurhammers Arbeit. Neues über die Shintō-Religion ist natürlich aus den hier genützten missionsgeschichtlichen Dokumenten nicht zu erholen gewesen. Hervorgehoben muß noch werden, daß der Text durchweg — die Seiten sind zweigespalten — deutsch und englisch gegeben ist.

Giles, Herbert A., LLD. Aberd., D. Lit. Oxon: **The „Hsi Yüan Lu" or „Instructions to Coroners".** Translated from the Chinese. London: John Bale, Sons & Danielsson, Ltd. 1924. (49 S.) gr. 8°. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Im vierten Bande der 1779 mit königlichem Privileg zu Paris gedruckten „Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages, etc. des Chinois" haben die



Pekinger Jesuitenmissionare schon auf S. 421—440 das Abendland in einer „Notice du livre chinois Si-yuen“ mit diesem Leitfaden der gerichtlichen Medizin und insbesondere der Leichenschau bekannt gemacht, sich aber mit einer kurzen Inhaltsangabe und moralisierenden Glossen begnügt. Eine für ihre Zeit vorzügliche Übersetzung des ganzen Textes hat der Holländer C. F. M. De Grijs unter dem Titel: „Geregtelijke Geneeskunde, uit het Chineesch vertaald“ geliefert; die Arbeit findet sich im 30. Bande der Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, Batavia 1863, auf den letzten 118 Seiten abgedruckt, die Vorrede trägt das Datum Amoy, den 28. Februar 1862.

Nach dem K'in-ting-Ssě-k'u-ts üan-shu, dem auf Befehl Kaiser K'ien Lung's verfaßten großen Kataloge der Nationalliteratur, befand sich im Yung-Lo-Ta-tien ein Werk 洗冤錄 Si-yüan-lu („Aufzeichnungen über Tilgung von Unrecht“) in zwei Kapiteln (k'üan). Der Autor war 宋慈 Sung Tz'ě, mit Mannesnamen 惠父 Hui-fu, der unter der späteren Sung-dynastie gelebt hat und über dessen Leben man im Chung-kuo-jên-ming-ta-tz'ě-tien S. 356 Näheres nachlesen kann. Das Vorwort ist vom Jahre 1247 datiert. Im Laufe der Zeit sind Auszüge und Notizen aus anderen Werken in den Text hineingearbeitet und eine Menge von Nachträgen und Zusätzen dazu gemacht worden, so daß schließlich das Buch unter dem Titel Si-yüan-tsi-lu oder „Gesammelte Aufzeichnungen über Tilgung von Unrecht“ den Umfang von vier bis acht K'üan annahm. De Grijs und Giles haben den Text benutzt, wie er im 補註洗冤錄集證 Pu-chu-Si-yüan-lu-tsi-chêng, den „Mit ergänztem Kommentar versehenen gesammelten Zeugnissen von Aufzeichnungen über Tilgung von Unrecht“, in vier K'üan vorliegt.

Buch I enthält in 16 Abschnitten allgemeine und besondere Bemerkungen und Anweisungen für die Leichenschau; Buch II bespricht die Erkennung der Todesursachen (Wunden, Steine, Tritte, Selbstmord, vorgetäuschter Selbstmord, Ertrinken, Verbrennen, Verbrühen) in 12 Abschnitten; Buch III beschäftigt sich mit verdächtigen Zeichen an Leichen, aus denen man die Todesursache erkennen kann, z. B.: „In cases of death from fright, the eyes will be staring, the mouth open, the two arms stretched out as if in terror“ (S. 31), und zählt sechs Abschnitte; Buch IV endlich bringt in drei Abschnitten eine Anzahl Mittel für Wiederbelebungsversuche.

Das Si-yüan-tsi-lu ist bis zum Sturze des chinesischen Kaiserreiches im Februar 1912 offiziell in Kraft gewesen. „At Amoy such a coroner's inquest goes by the name of 驗屍 „to hold an inquest on a corpse“. Elaborate precepts regulating such procedure are laid down in a work called Si-yüan-lu „Book on the Redress of Wrongs“, which was published in the 13th century and is officially appended to many copies of the Ta-Ts'ing-lü-li. Its minute indications, often very amusing, how to ascertain the cause of nearly every kind of death resulting from accident, murder, poison or any suspicious circumstance, form a rich mine of information regarding the Chinese ideas on physics and anatomics.“ De Groot, The Religious System of China, S. 137.

In Abschnitt 5 des dritten Buches findet sich das berühmte Rezept zur Herstellung von 蠱 ku: „Wenn jemand ku-Gift zu sich genommen hat, werden der ganze Körper oben und unten, das Gesicht und die Mitte der Brust insgesamt tiefblaugrün oder schwarz. Der Bauch schwillt auf, und entweder fließt aus dem Innern des Mundes Blut oder der After läßt Blut abgehen. Wer ku herstellt, tut hundert giftige Insekten und Würmer in ein Gefäß. Nach Jahresfrist macht er auf und sieht nach. Wenn ein Insekt oder Wurm vorhanden ist, welches die andern Insekten und Würmer aufgefressen hat und allein übriggeblieben ist, wird es ku. Darum ist das Schriftzeichen 蠱 ku aus 蟲 „Insekt oder Wurm“ und 皿 „Gefäß“ zusammengesetzt. Der ku kann sich unsichtbar machen wie ein Dämon oder Gott. Sein Gift wirkt nicht immer auf dieselbe Art, verändert und stört die Lebenskraft und wird meistens beim Essen oder Trinken eingegeben.“

Wortgetreue Wiedergabe und grammatikalisches Verständnis chinesischer Texte ist nie Giles' starke Seite gewesen. Um zu zeigen, wie der Senior der englischen Sinologen übersetzt, gebe ich zunächst die deutsche Version der Anfangsworte des Buches und lasse dann Giles das Wort nehmen.

Der chinesische Text des ersten Absatzes heißt auf Deutsch: „Von allen Sachen ist keine schwerer als ein Mordprozeß und von allen Strafen ist keine schwerer als die Todesstrafe. Wer Menschen tötet, büßt dafür mit seinem Leben. Das Gesetz ist unbeugsam und hat keine Nachsicht. Wenn man bei der Verhängung von Leibesstrafen irrt, wird man schwerlich Ruhe finden. Darum verläßt man sich beim Zustandebringen von Geständnissen und bei der Bestimmung von Strafsachen ganz und gar auf

die Verletzungen der Leiche. Ergibt die Untersuchung wahrhafte Verletzungen und ein wahrhaftes Geständnis, so läßt man für einen Toten einen Lebenden büßen, damit diejenigen, welche das Gesetz kennen, das Gesetz fürchten, damit wenige des Volkes es übertreten und damit das Menschenleben in hohem Grade gesichert wird. Falls aber die Untersuchung nicht wahrhaft ist, so ist das an dem Toten begangene Unrecht nicht gesühnt worden und das von dem Lebenden begangene Unrecht wird sich wiederholen. Wenn man aber für ein Leben zwei oder mehrere Leben vernichtet, folgt darauf Vergeltung. Wo wird dann der Jammer Halt machen?"

Daraus hat Giles gemacht: „There is nothing more important than human life (Giles weiß nicht, daß 人命 im Juristenchinesisch gleich 人命案 ist; vgl. Tz'ĕ-yüan, Tzĕ 148); there is no punishment greater than death. A murderer gives life for life: the law shows no mercy. But to obviate any regrets which might be occasioned by a wrong infliction of such punishment, the validity of a confession and the sentence passed are made to depend on a satisfactory examination of the wounds. If these are of a bona-fide nature (!) and the confession of the accused tallies therewith, then life may be given for life, that those who know the laws may fear them, that crime may become less frequent among the people, and due weight be attached to the sanctity of human existence. If an inquest is not properly conducted, the wrong of the murdered man is not redressed, new wrongs are raised up amongst the living (!), other lives sacrificed (das steht gar nicht im Text), and both sides roused to vengeance of which no man can foresee the end" (das ist freie Phantasie; mit der „Vergeltung" ist die himmlische Strafe gemeint, welche eintritt, wenn der Richter ein Menschenleben mit zweien oder mehreren kompensiert). Allen Jüngern der sinologischen Wissenschaft, die es über ein Stümpertum hinausbringen wollen, kann ich nur den Rat geben, sich niemals die angelsächsischen Sinologen als Vorbild zu nehmen, sondern lieber den Franzosen zu folgen, von denen die alten Jesuitenmissionare, Stanislas Julien, Pater Couvreur, Édouard Chavannes, Paul Pelliot und andere vorbildlich gezeigt haben, wie chinesische Texte zu verstehen und wiederzugeben sind.

Rudelsberger, Hans: **Chinesische Novellen.** Aus dem Urtext übertragen. Wien: Anton Schroll & Co. 1924. (XX, 296 S.) gr. 8°. Rm. 6.—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Das Buch ist eine rein belletristische Leistung. Der Verfasser erzählt 25 Novellen nach, die sich in verschiedenen berühmten Romanen und Novellensammlungen finden, so im San-kuo-chih-yên-i (Nr. 1), Shui-hu-chuan (Nr. 2), Kin-p'ing-mei (Nr. 3), Liao-chai-chih-i (Nr. 4—7), Pao-kung (Nr. 8—19), Kia-pao (Nr. 20—21) und Kin-ku-k'i-kuan (Nr. 22—25). Wer einen flüchtigen Überblick über chinesische Erzählungsweise oder die Lieblingsthemata der Romane und Novellen Chinas haben will, wird auf seine Rechnung kommen, wenn er das Buch zur Hand nimmt. Er darf nur nicht glauben, daß der Urtext auch nur annähernd genau wiedergegeben worden ist. Die Versicherung des Verfassers am Ende der Einleitung: „Der Übertragung sämtlicher Teile der „Chinesischen Novellen" ist sorgfältig der Urtext zugrunde gelegt worden, eine größere Zahl der übersetzten Erzählungen erscheint hier wohl überhaupt zum ersten Male vor den abendländischen Lesern", ist irreführend, insbesondere wenn er noch hinzufügt: „Um ein möglichst getreues Bild chinesischer Erzählungsart zu geben, hat die Übersetzung auf Freiheit und Retusche auch da verzichtet, wo dem Geschmacke des deutschen Lesers damit entgegengekommen wäre". Ich habe die dem King-p'ing-mei und dem Kin-ku-k'i-kuan entnommenen Stücke nachgeprüft und festgestellt, daß der Verfasser nicht übersetzt, sondern nur höchst oberflächlich nacherzählt hat. Eine Probe mag das illustrieren.

Die eigentliche Erzählung beginnt im 13. Kapitel des King-p'ing-mei mit einem Absatz, der auf Deutsch heißt: „Als Si-mên King eines Tages nach vorn ins Haus der Frau Yüeh gekommen war, sagte Frau Yüeh zu ihm: „Soeben hat die Familie Hua einen Knaben mit einem Zettel hergeschickt und dich zum Weintrinken eingeladen." Als Si-mên King den Zettel ansah, stand darauf geschrieben: „Um heute Mittag im Hause der Wu Yin des Freudenviertels ungeniert zu plaudern, komme gleich zu mir herüber und gehe mit hin." Im Nu wählte er Gewand und Kopfbedeckung, rief zwei Knaben, die ihm folgen sollten, bestieg ein stattliches Roß und begab sich schnurstracks zur Familie Hua. Wider Erwarten war Hua Tzĕ-hü nicht zu Hause. Seine Gattin Li P'ing'rh trug, weil es im Sommermonat war, eine mit Silberschmuck und Seidenfäden aufgesteckte Frisur und goldeingefaßte Ohrringe aus Rosenquarz. Sie hatte ein taubenfarbenes Hemd angelegt und einen aus weißer Seidengaze genähten, mit einer Borte eingefaßten Unterrock angezogen. Unter dem Unterrock lugten ein Paar rote, flinke, schmale Füßchen hervor, spitz wie Mandarinenten- oder Phönixschnäbel. Als sie so auf dem Treppenabsatz des zweiten Tores stand, wußte Si-mên King nicht recht, ob er eintreten solle, und beide prallten in Gedanken aneinander."

R. übersetzt: „Als eines Tages Hsi-men an den Gemächern seiner Frau Yüeh vorüberkam, da rief ihm diese zu: „Heute ist aus dem Hause deines Freundes Hua-tze ein Diener mit einer Karte dagewesen, um dich zu einem Weingelage einzuladen." Hsi-men las die Karte und vernahm, daß Freund Hua-tze ihn aufforderte, des Abends mit ihm ins Haus der Wu-ying zu den Tänzerinnen zu kommen. Hastig warf Hsi-men den Rock über, setzte die Mütze auf, dann rief er seine beiden Diener und stieg zu Pferde, um eilends zu seinem Freunde Hua-tze zu gelangen. Der war nun nicht mehr zu Hause, aber seine Gattin Li-ping-erh trat eben aus dem Tore — da es mitten im Sommer war, trug sie einen Kopfputz von Silber und Seide, mit Gold gestickt, funkelnds Ohrgehänge, ein mit Lotusfasern geschnürtes (sic!) Unterkleid und ein weißes, mit Gold- und Perlmuttergewebe an der Seite befestigtes Obergewand (sic!). Unten am Saume des Kleides waren sichtbar die roten Schnabelspitzen ihrer Mandarinenphönixen (sic!) gleichenden zierlichen Stiefelchen. So stand die hübsche junge Frau vor der Doppeltüre (sic!), hinter der Treppe als Hsi-men hereintrat und sie fast umgeworfen hätte, da er sie nicht bemerkt hatte."



Der Verfasser, der nicht einmal die chinesischen Eigennamen richtig abzuteilen und zu behandeln versteht und der vermutlich mit einem chinesischen „Lettré" arbeitet, verrät auf jeder Seite des Buches den Tiefstand seiner Kenntnisse der Sprache und der Realien Chinas. Wer den Namen 季瓶兒 Li P'ing'rh als „Frau Pflaum-Friedlich-Zwetschke" erklärt (in Note 3 auf Seite 294) und damit zeigt, daß ihm nicht nur keins der drei gewöhnlichen Zeichen bekannt ist, sondern daß er auch noch 瓶 und 平 verwechselt, hat sich selbst gerichtet.

Woitsch, L.: Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (Po Chü-i), übertragen. Mit Illustrationen von Richard Hadl. Leipzig: Asia Major 1925. (VII, 110 S.) 8°. Rm. 10 —. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Der Verfasser, der vor dem Weltkriege einige Zeit dem Dolmetscherdienste der k. u. k. österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Peking angehört hat, will nicht den Fachgenossen, sondern dem großen Lesepublikum eine Auswahl aus diesem noch wenig bekannten Dichter in ansprechender Form geben und hat dieses Ziel auch erreicht.

Po Kü-yi (um den Hiatus zu vermeiden, wird hinter dem Vokale ü das i zu yi!) bildet im Vereine mit Li Po und Tu Fu das große Dreigestirn der berühmtesten Dichter der Tangzeit. Seine Schriften umfassen in der mir aus der Berliner Staatsbibliothek vorliegenden schönen Gesamtausgabe 白氏長慶集 Po-shih Ch'ang-k'ing-tsi nicht weniger als 18 dicke Hefte (pên) mit 71 Kapiteln (k'üan), von denen die ersten 38 die Gedichte enthalten. Auf der ersten Seite jedes Heftes prangt Po Kü-yi mit seinem vollen Titel als „Der T'ang-Dynastie Jüngerer Lehrer des Thronfolgers, Präsident des Kriminalministeriums a. D., posthum zum Ministerialpräsidenten und Rechten Bogenschießwart ernannter Po Kü-yi aus T'ai-yüan, mit Mannesnamen Lo-t'ien, hat es verfaßt." Aus der großen Menge der Gedichte hat W. 72 meist kurze ausgewählt und vernünftigerweise nicht in deutsche Reime, sondern in eine freie rythmische Prosa übertragen.

„Bekanntlich gehört die große Mehrzahl der Gedichte Po Kü-yi's zu den leichtflüssigsten und am wenigsten mit Anspielungen überladenen Produkten chinesischer Dichtkunst, so daß man beinahe der Anekdote Glauben schenken möchte, der Dichter habe nur solche Verse einer Aufzeichnung und Übermittelung an die Nachwelt würdig gehalten, die auch seine alte Magd verstehen konnte" (Erwin von Zach, Ein Gedicht Po Kü-yi's und seine Übersetzung durch Pfizmaier, in den „Lexikographischen Beiträgen" Band II, Peking 1904, S. 114). Trotz dieser angeblichen „Leichtigkeit" scheint mir aber der Herr Verf. gelegentlich den Sinn nicht richtig verstanden zu haben. Jedenfalls hätten sich bei sorgfältigerer Übertragung der Worte des Urtextes viel mehr feine Nüancen herausarbeiten lassen. An einigen Beispielen will ich das zeigen. Auf S. 29 findet sich dar kleine Lied „Li po's Grab". W. übersetzt:

Bei Ts'ai-shih am Flusse liegt Li-po's Grab.
Ach! ein verfallener Hügel nur,
Mitten im Grün endloser Felder,
Ist seiner Gebeine Ruhestätte.
Einstmals staunten über sein Dichten
Bewegt, ergriffen, Himmel und Erde.
Ach, wie so oft stirbt ein Dichter in Armut.
Ein Großer ist mit ihm dahingegangen!

Wortgetreu lautet der chinesische Text in schlichter deutscher Prosa: „Am Strom der Bunten Steine ist Li-po's Grabstätte, ringsum die Felder haben keine Grenzen, der Pflanzenwuchs verbindet sich mit den Wolken. Zum Erbarmen ist es, daß ein verwilderter Hügel tief unten die Knochen hat. Einst gab es den Himmel rührende und die Erde bewegende Texte, aber es ist der Fall, daß die Dichter größtenteils ein geringes Schicksal haben. Demgemäß zog er ohne festen Wohnsitz umher und war nur ein Edler."

Oder „Studium des Lao-tze" auf S. 59:

Vom Tao zu reden ist nicht so gut, als schweigend darüber nachzudenken.
Diesen Ausspruch habe ich einst bei Lao-tze gefunden.
Wenn Lao-tze nun ein solcher Denker des Tao war,
Wozu schrieb er dann über das Tao eine Abhandlung von fünftausend Worten?

Wörtlich heißt der Urtext: „Wer redet, ist nicht so gut, als der, welcher als Wissender schweigt. Dieses Wort habe ich gehört von Herrn Lao Falls der Herr Lao des Taoismus ein Wissender wäre, aus welchem Grunde hat er selber einen Text von 5000 (Schriftzeichen) geschrieben?"

Kleine Ungenauigkeiten wie „Hügel" statt „Ebene (原)" und „Frauengemach" statt „Halle der Musikantinnen, Bordell (妓堂)" sind häufig (S. 20). Die Anmerkungen sind etwas zu spärlich ausgefallen, eine ganze Reihe von Eigennamen bleiben unerklärt, z. B. Yüan-chiu (S. 1), Hei-t'an (S. 6), Jeh-hsien (S. 20) usw. Zur Umschrift der chinesischen Namen ist leider die deutsche Augen beleidigende englische Transkription verwendet worden. Wie soll der Laie ahnen, daß z. B. Jeh-hsien und Chih-chu auf S. 20 wie Yiä-hiän und Dschidschu lauten sollen? Man sollte die Verwendung der englischen und französischen Transkriptionen und ihrer Abarten auf fachwissenschaftliche Arbeiten beschränken und für deutsche Laien die chinesischen Namen so schreiben, wie sie der gebildete Deutsche liest.

Laufer, Berthold: T'ang, Sung and Yüan Paintings belonging to various Chinese Collectors. Paris: G. van Oest & Co. 1924. (V, 17 S., 30 Tafeln.) 4°. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Unter diesem vielversprechenden Titel zeigt das vorliegende Album 30 chinesische Bilder aus einer Ausstellung in Shanghai i. J. 1923 mit eingehender Beschreibung durch den Verfasser. Als Besitzer werden chinesische Sammler bezeichnet — „Chinese collectors", nicht Chinese private collectors —; die im Vorworte angeführten Namen sind jedoch die zweier bekannter, chinesischer Händler. Obwohl natürlich auch Händler gute Sammler sein können, so wird hierdurch doch der Charakter der Ausstellung etwas verändert.

Von den Bildern werden nicht weniger als sieben der T'ang Zeit (618—906) zugeschrieben, jener für gewöhnliche Sterbliche und selbst für die meisten Museen unerreichbaren Blüteperiode der chinesischen Malerei. Das erste Bild soll dem Pinsel des Wei-ch'ih I-sêng entstammen, ein Künstler aus Ost-Turkestan, der um 627 am chinesischen Hofe wirkte. Die in leichtem Relief aufgetragenen Lackfarben entsprechen der Technik dieses Malers, wie sie uns aus chinesischen Quellen, sowie durch Hirth und Giles bekannt ist. Laufer beschreibt es als eine einzigartige (unique) persönliche Buddha-

darstellung. die ihn weniger als gottähnlichen Heiligen, sondern als Menschen wiedergibt. Diese Buddhadarstellung mit kahlgeschorenem Schädel, einem Pilgerstab in der rechten und einer Frucht in der linken Hand, inmitten der üppigen indischen Vegetation umherwandelnd, ist allerdings so einzigartig, daß es sich nach meiner Meinung gar nicht um Buddha, sondern um einen der vielen Rakan oder Arhat handelt. Die undeutliche Wiedergabe gestattet leider kein Urteil über die Qualität dieses Werkes. Die Zuschreibung an Wei-ch'ih I-sêng[1] stützt sich auf die eigenartige Maltechnik und die vielen Sammlerstempel, beginnend mit dem des Kaisers Hui-tsung (1101—1126) bis zum Prinzen Kung (19. Jahrh.)[2].

Das zweite Bild ist dem Li-Chao-tao (670—730), Sohn des Li Ssŭ-hsün zugeschrieben, berühmt durch Abbildung vornehmer Bauten in Landschaften. Es ist eine auch in der Wiedergabe charaktervolle und recht gute Winterlandschaft mit Hütten inmitten von Bergen[3]. Tafel 3, diese Kopie einer Kwannon auf Wolken stehend mit einem betenden chinesischen Knaben (Shan ts'ai) zur Seite auf einem Lotusblatt, erscheint recht flach. Ein Mongolenreiter, Tafel 5, der ein feuriges, schwarzes Roß an langer Leine führt, ist ausgezeichnet in der Wiedergabe der Bewegung und des inneren Lebens der Tiere; ob es von dem berühmtesten Pferdemaler der T'ang Zeit, Han Kan (720—760) stammt, erscheint mehr als zweifelhaft. Noch berechtigter erscheint der Zweifel bei Tafel 7 und 8, zwei Bodhisatvas (Manjusri und Samantabhadra), welche dem Priester Kuan-hsiu zugeschrieben werden. Dieser, gleich berühmt als Dichter und Maler, lebte nach Arthur Waleys Index of Chinese Artists um 940 und nicht 832—912, wie Verfasser angibt. Interessant durch die lebendige Wiedergabe der Bewegung ist die Zeichnung einer sprungbereiten, raubtierähnlichen Katze (Tafel 10) mit buschigem Pelz und gelben Augen; Signatur Li Ai-chi aus der Zeit der fünf Dynastien.

Die Liste der Sung Bilder umfaßt die berühmtesten Namen wie Li Ch'êng, Su Han-ch'ên, Kuo hsi, Chao Ta-nien, Su Shih und andere[4]. Eine ganz vorzügliche Schwarz-weiß Skizze „Bambus bei Mondschein" (Tafel 14) ist signiert Su Shih (1036—1101), bekannt als Staatsmann und Dichter, doch vor allem durch seine unübertreffliche Wiedergabe des Bambus in den verschiedenen Jahreszeiten und in allen Phasen seiner Entwicklung. Recht gut sind auch Tafel 23, Lotus im Herbste mit zwei Reihern von Ai-Süan, 25 und 26, zwei Herbstlandschaften mit Bambus von Kuan Tao-sheng und zwei Elstern auf einem kahlen Weidenbaume von Ch'en Chung-mei, Tafel 29. Diese Bilder atmen den Geist der Zen-Schule. „Alles was ist, ist nur im Geiste und durch den Geist. Alles ist eins mit allem, und alles ist das eine Buddhaherz"; entnommen dem Geleitwort des Buches Zen, der lebendige Buddhismus in Japan, von Ohasama-Faust. Der Chinese hat sich den primitiven Kontakt mit der Natur, ihren Bergen, Flüssen, Pflanzen und Tieren, erhalten, ähnlich wie die Kinder. Daher auch sein tiefes Verständnis für das innere Leben dieser Objekte, das uns erwachsenen Europäern meist abgeht. Siehe auch Waley: „Introduction to the Study of Chinese Paintings" S. 6. Sehr bemerkenswert ist Tafel 16, ein Gedicht als Autographie von einem der besten Sung-Meister Mi-Fei (1051—1107), der eine neue Malweise einführte, indem er seine Landschaften in breiter Technik aus dicken Flecken aufbaute. Die lebendigen, in Ts'ao-shu (Gras- oder Kursivschrift) hingeworfenen Charaktere, sind auch für ein europäisches Auge sehr schön; ob sie von der Hand Mi Fei's stammen, vermag vielleicht ein chinesischer Kenner zu entscheiden, für einen Europäer ist es zwecklos auch nur den Versuch einer Kritik zu machen. Tafel 17 und 18, Litteraten in einsamer Berglandschaft im Stile der südlichen Sung-Schule, erscheinen mir als schwache Wiedergabe der berühmten Meisterwerke mit dem gleichen Sujet, die wir aus japanischen Sammlungen kennen. Der Leser möge zum Vergleich nur die Abbildungen von Landschaften aus der gleichen Schule in Tōyō Bijutsu Taikwan (masterpieces selected from the fine Arts of the Far East) Bd. VIII, Tafel 29, 30, 44 und 46 betrachten, und er wird den schlagenden Unterschied in der Qualität sofort erkennen.

Laufer schreibt in seinem Vorwort „The explanatory notes lay no claim whatever to a scientific treatment of the subject, but are merely intended as a guide for the general public, which views this exhibition and is in quest of information." Dem Laien mag dieses Album allerdings als Einführung in die eigen-

1) Laufer gibt als die Heimat dieses Malers Khotan oder Tokhara an. Ich vermisse hier für ein breiteres Publikum eine genauere Ortsbestimmung von „Tokhara".

2) Der Katalog des Kaisers Hui-tsung enthält acht Bilder dieses Meisters. Ein anderes Werk desselben Malers, einen der vier Lōkapāles darstellend, ist in der Ostasiat. Zeitschr. abgebildet und beschrieben. Bd. 8. S. 300.

3) In der Ars Asiatica Bd. I, Tafel 1 ist von dem gleichen Meister ein Fragment des Palastes Kiu-tsch'eng abgebildet.

4) In der Transcription der Namen richtet sich der Verfasser weder nach der englischen (Wade) noch nach der französischen Schreibweise, was äußerst störend wirkt.



artige Kunst der alten, chinesischen Malerei dienen, für denjenigen, der sich bereits viele Jahre damit beschäftigt hat, ist es eine entschiedene Enttäuschung. Das Kopieren alter Meister bildete seit langer Zeit in China einen sehr wichtigen Teil der Malerausbildung. Früher vielleicht nur als Stilübung angewandt, gab es in der Mingzeit und namentlich vom 17. Jahrhundert an bereits ganze Fälscherfamilien, welche die Fertigkeit in der Kopie jedes Stiles von Vater auf Sohn fortpflanzten. Die Malweise eines Li Lung-mien, Tung Yüan, Kuo hsi mit ihrer speziellen Technik in der Wiedergabe von Bergkontouren, Bäumen usw. wurde in glänzender Weise auf Bestellung geliefert. Das Anbringen der verschiedensten Sammlerstempel, deren Anwesenheit bei den einzelnen Bildern Laufer merkwürdiger Weise stark betont, war eine Kleinigkeit[1].

Einer der besten Kenner chinesischer Malerei in Europa gab mir schon vor 15 Jahren den Rat, bei der Beurteilung ostasiatischer Bilder Signatur und Stempel zu verdecken, dann Komposition, Linienführung, Farben und Tönung (japanisch notan) zu studieren und auf sich einwirken zu lassen, um so das Werk allein nach der Qualität zu beurteilen. Stimmen Signatur und Stempel mit dem übrigen Eindruck überein, dann um so besser. Dieses scheint mir auch heute noch die beste Methode zu einer sachlichen Kritik zu sein. Vielleicht ist es kein Zufall, daß viele der besten Bilder weder Signatur noch Stempel zeigen, da sie eben nicht durch die Fälscherfabriken hindurchgegangen sind. Jedenfalls steht dieses Album mit dem Text von B. Laufer nicht auf der gleichen Stufe, wie die früheren wissenschaftlichen Veröffentlichungen desselben Verfassers, aus denen ich sehr viel Belehrung und Genuß schöpfen konnte.

Tiefensee, Franz: Wegweiser durch die chinesischen Höflichkeitsformen. 3. Aufl. Tokyo: Verlag der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Berlin: Behrend & Co. 1924. (224 S.) 8°. = Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, hrsg. vom Vorstande. Bd. XVIII. Rm. 8.—. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Der Verf., der kurz vor dem Kriege als Volksschullehrer nach Peking gekommen war, an der Schule des Verkehrsministeriums deutschen Elementarunterricht erteilt und dann in Tsinanfu gelehrt hatte, ist beim Falle Tsingtaus in japanische Kriegsgefangenschaft geraten und hat die unfreiwillige Muße benutzt, seine vor der Ausreise am Orientalischen Seminar erworbenen Anfangskenntnisse der chinesischen Sprache auszubauen. Das Buch ist auf Wunsch der Mitgefangenen in der Lagerdruckerei von Bando zweimal als Manuskript in kleinen Auflagen gedruckt worden. „Obgleich der Verf. nach dem Kriege von der Beschäftigung mit dem Chinesischen abgedrängt worden ist, konnte er die Arbeit doch den kritischen Blicken gebildeter, neuzeitlich orientierter Chinesen unterbreiten und feststellen, was von den älteren Höflichkeitsformen seit der chinesischen Revolution hinwegnivelliert ist. Abgesehen von einigen Streichungen ist nichts geändert worden." (Vorwort S. 5).

Das Buch behandelt in 27 Abschnitten chinesische Grußgebärden, Äußerlichkeiten, Visiten, Erkundigungen, das Vorstellen, Anreden und Selbstbezeichnungen, Gesellschaften, Vereinssitzungen, Neujahrs- und Geburtstagsbräuche, Geschenke, Hochzeit, Begräbnis, Verbrüderung, Beförderung, Versetzung und Umzug, Reise, Unterhaltungsspiele und das Verhältnis von Herr und Diener. Der in China lebende Deutsche, dessen Kenntnisse auf dem Gebiete der chinesischen Etikette meist gleich Null zu sein pflegen, wird darin eine Fülle von Anregung und Belehrung finden, trotzdem die alten guten Sitten in den europäisch-amerikanisch beeinflußten Hafenstädten in bedenklichem Schwinden begriffen sind. Auch junge Deutsche, die sich auf eine Chinazeit vorbereiten, werden das Buch mit Nutzen in die Hand nehmen.

Eine sinologische Leistung ist die Arbeit nicht, dazu haben dem Verf. die nötigen Kenntnisse der chinesischen Schriftsprache gefehlt. Auch scheint ihm die schöne Abhandlung des Paters Simon Kiong unbekannt gewesen zu sein: Quelques mots sur la politesse chinoise, Shanghai 1906, Variétés Sinologiques Nr. 25. Dagegen ist das von ihm benutzte Handbook on Etiquette in Chinese Official Intercourse ein herzlich unbedeutendes Elaborat, das auf Veranlassung des Generalinspektorates der Seezölle als Eselsbrücke für die Seezollbeamten auf ganzen 15 Seiten zusammengestoppelt worden ist.

Witte, D. Dr. J.: Sommer-Sonnentage in Japan und China. Reiseerlebnisse in Ostasien im Jahre 1924. Mit 22 Abbild. auf 16 Tafeln. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1925. (IV, 217 S.) 8°. Rm. 6—; geb. 8—. Bespr. von H. Haas, Leipzig.

Eine literarische Hervorbringung ohne allen Vorbehalt empfehlen zu können, des sicher, daß man damit niemand ein Buch aufschwatzt, ist man so leicht nicht eben sehr oft in der angenehmen Lage. Wittes „Sommer-Sonnentage" sind eine solche. Über Fernost ist viel geschrieben. Die reichste Sammlung einschlägiger Literatur zu besitzen kann vielleicht die Deutsche Gesellsch. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens in Tokyo sich berühmen. Wer sie, wie er selber, kennte, würde der Meinung des Ref. beipflichten müssen, daß sie viel, sehr viel enthält, das nur als Makulatur gewertet zu werden verdient. Wittes Buch gelesen zu haben wird jeder als Gewinn erachten. Mir selber ist es vergönnt gewesen, dauernd ebensoviele Jahre im Fernen Osten zu leben, als Verf. vorübergehend dort Monate geweilt. Ich stehe nicht an, zuzugestehen, daß ich mir gleichwohl nicht zutrauen würde, ein Buch wie dieses besser zustande zu bringen. Richtig gesehen, anziehend dargestellt, treffendst beurteilt ist alles, was Witte erschaut hat, sein Buch daher auch vorzüglich geeignet, den Leser in bezug auf Japan und China up to date zu bringen, ein Dienst, den sich hoffentlich recht viele von ihm werden leisten lassen. Für die 2. Aufl., die ihm dann sicher sein wird, nur ein paar kleine Einzelkorrekturen. Statt Jizo (sprich Dschisso) steht S. 71 Jissu (S. 145 Jisso); für Renyio S. 76 lies Rennyo, für Saijo S. 87 Saigo, für Samizen S. 89 Samisen, für Miyagaki, S. 96, Z. 7 v. u. Miyazaki, für Myoshinjin S. 115 Myoshinji, S. 115 steht Rinzai, S. 116 und 117 dagegen Rinsai. Zu S. 103 und S. 109: Dhyāna, jap. Zen, ist in China Ch'an (in China von Zen-Priestern zu sprechen geht nicht recht an). Für Goto (ein Musikinstrument) S. 127 lies Koto.

---

1) Siehe A. Waley „An Introduction to the Study of Chinese Paintings. S. 6.



Schilling, Dr. Ernst: **Die Faserstoffe des Pflanzenreiches für Weberei, Spinnerei, Seilerei, Flechterei, Papierfabrikation, für Binde-, Bürsten- u. Stopfmaterial, mit ihren Namen in Ursprungsland, Handel und Wissenschaft.** Leipzig: S. Hirzel 1924. (VIII, 320 S.) 8°. = Bücherei der Faserforschung, hrsg. von Prof. Dr. Friedrich Tobler, Direktor des Forschungsinstituts für Bastfasern, Sorau. II. Band. Rm. 11 —, gebd. 13 —. Bespr. von Reinhold Müller, Chemnitz-Harthau.

Die umfassende und sorgfältige Arbeit stellt ein Nachschlagewerk für pflanzliche Faserstoffe (b. Geweben, Fäden, Seilen, Papieren usw.) dar; sie berücksichtigt auch speziell geographische Verhältnisse und kann schon deshalb auf asiatischem Gebiet als Materialkunde willkommen sein. Das eigentliche Verzeichnis der Pflanzen und Stoffe umfaßt 1926 (teilweis Sammel-) Angaben, welchen sich Zusammenstellungen nach den Verwendungszwecken und 460 Literaturnachweise anreihen.

Winkler, Dr. med. Johannes: **Die Toba-Batak auf Sumatra** in gesunden und kranken Tagen. Ein Beitrag zur Kenntnis des animistischen Heidentums. Mit 29 Abb. u. 14 Zeichn. im Text. Stuttgart: Chr. Belser A.-G. 1925. (IV, 234 S.) 8°. Rm. 5.50. Bespr. von Alfred Maass, Berlin.

Der Verfasser gibt uns einen tiefen Einblick in das Leben der Toba-Bataker, fast 20 Jahre weilte er im Lande der Tobaner. Seine Stellung als Missionsarzt gab ihm in diesen zwei Jahrzehnten reichlich Gelegenheit seinen Lesern ein Material vorzulegen, das aus den Tiefen der batakischen Seele zu schöpfen weiß. Aus dem Schatz seiner Erfahrungen wählte Dr. Winkler zwei Abschnitte, die sein Interesse besonders beanspruchten. Er führt uns die primitiven Zustände und geistigen Auffassungen bei den Toba-Batakern vor Augen, und wir begleiten ihn zu einem Zauberdoktor, um mit ihm den Werdegang dieser Heilkünstler zu erleben. Beide Gebiete aber, die von dem Verfasser gewählt werden, haben eine gemeinsame Wurzel, aus der sie ihre Kraft schöpfen, die animistische Religion. Aus ihr heraus muß sich naturgemäß alles das, was uns der Verfasser zu lesen gibt, entwickeln. Dieser bei den Batakern tiefwurzelnde Animismus ist geradezu ein Musterbeispiel dafür, das diese Menschen zu dem gemacht hat, wie wir sie heute noch sehen; aus ihrer Religion resultieren ihre Handlungen und wie sie sich gebaren.

Das Buch ist fesselnd geschrieben und die Fülle reicher Beobachtungen mit guten Kenntnissen der Verhältnisse, dazu eine Anzahl scharfer klarer Bilder und ein nicht zu unterschätzender Index sichern dem Werk einen bleibenden Platz in der Literatur.

Winkler wünscht seine Aufzeichnungen zuerst seinen Missionsfreunden. Ich bin aber der Ansicht, daß diese bei Ethnologen und Religionswissenschaftlern ebenfalls als eine Fundgrube von Material angesehen werden, das weiter verbreitet werden sollte.

Mendaña, de Álvaro: Die Entdeckung der Inseln des Salomo. Bearbeitet und eingeleitet von Georg Friederici. Mit 34 Abbildungen und 2 Karten. Stuttgart: Strecker und Schröder 1925. (XII, 210 S.) Rm. 7.50. Bespr. von Paul Hambruch, Hamburg.

Im ersten Bande seines Marquesas-Werkes beklagt von den Steinen, daß der Reisebericht des Mendaña, der als erster die von ihm benannten Marquesas-Inseln auffand, noch nicht in deutscher Sprache vorliegt. Er hätte es längst verdient. Denn die englische „gereinigte" Übertragung entspräche nicht immer dem spanischen Original. Friederici's hier vorliegende Arbeit erfüllt den Wunsch zu einem Teile. Seine Bearbeitung der alten spanischen Texte füllt eine oft unangenehm empfundene Lücke in der deutschen völkerkundlichen Literatur aus. In ihrer kritischen Würdigung erbringt sie den Beweis, wie nötig und nützlich die deutsche Übertragung ist. Mendañas Originalbericht ist z. T. im Kolonialspanisch der damaligen Zeit niedergeschrieben. Er enthält viele Fachausdrücke und Worte, die im klassischen Spanisch naturgemäß nicht erscheinen. Diese Ausdrücke sind es auch überwiegend gewesen, welche die englischen Übersetzer Mendañas Markham und Amherst in der Sammlung der Schriften der Hakluyt Society nicht verstanden und dann entweder ausließen oder falsch wiedergaben. Damit sind die englischen Übersetzungen recht unzulänglich und z. T. einfach unbrauchbar geworden. Die Engländer wußten nicht, daß diese ihnen Schwierigkeiten bereitenden Worte und Ausdrücke z. T. südamerikanischen Indianersprachen entlehnt waren, welche Mendaña nachher bei ähnlich gestalteten Dingen in den Salomonen verwendete. Alles dies stellt Friederici heute in seiner Arbeit richtig und erwirbt sich schon allein dadurch ein großes Verdienst. Ein zweites ist der lückenlose Nachweis der Tatsache, daß nicht die Engländer das größte Entdeckervolk des Abendlandes sind, wie noch immer vielfach in gebildeten und geographisch-geschichtlich nachdenkenden Kreisen geglaubt wird, sondern daß die Krone des Entdeckerruhms den Spaniern gebührt; sie sind das größte, nie mehr zu übertreffende Entdeckervolk des Abendlandes; nach ihnen kommen die Portugiesen und als Seefahrer auch noch die Holländer vor den Briten.

Seiner Bearbeitung legt Friederici alle erreichbaren Quellen — und derer sind nicht wenige — zu Grunde; wenn auch in dem vorliegenden Buche zur Hauptsache Mendaña selbst



und der Oberzahlmeister der Flotte Goméz Catoira zu Worte kommen. Mendaña schrieb vielleicht aus dem Catoira ab, dessen Aufzeichnungen in manchem, so z. B. über die Eingeborenen, viel umfassender sind. Die anderen herangezogenen Quellen bzw. kritischen Bearbeitungen des Mendaña-Berichtes werden ausgiebig in den Anmerkungen verwertet.

Mendañas Bericht ist reizvoll zu lesen; dem Herausgeber ist die Wiedergabe des altertümlichen Stils jener Zeit ausgezeichnet gelungen. Am 19. Nov. 1567 verließ M. mit zwei kleinen 250 bzw. 110 Tonnen großen Schiffen Callao. Am 15. Januar 1568 sichtete er als erstes Land Nukufetau in der Ellice-Gruppe und traf am 7. Febr. 1568 vor der großen von ihm benannten Salomoinsel Ysabel ein. Bis zum 16. Aug. des Jahres blieb man in der Gruppe, die systematisch erforscht wurde. Die kolonisatorischen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Fähigkeiten der Spanier treten in dem ungeschminkten Berichte des Mendaña klar zu Tage, der auch nicht die von ihm bei der Erkundung gemachten Fehler verschweigt. Völkerkundlich ist der Bericht von sehr großem Werte. Er unterrichtet eingehend über die damaligen Zustände unter den Eingeborenen, die sich, soweit unsere Kenntnis dieser heute noch wenig bekannten Inseln es gestattet, ziemlich unverändert erhalten haben. Andererseits erbringt die Bearbeitung den Nachweis, wie nötig das Studium der alten völkerkundlichen Quellen (im Original bzw. in einer gelungenen kritischen Übertragung wie Friederici's vorbildlichen Arbeit) wird. Steinspitzen für Speere und Lanzen, mit denen die Malaita-Leute bewaffnet waren, sind dort heute längst verschwunden; niemand weiß davon noch etwas; und ebenso steht es um das Vorkommen von Bogen und Pfeil auf den Südsalomonen; Mendaña machte ihre Bekanntschaft; 200 Jahre später, nach der Wiederauffindung der Inseln, waren sie dort bereits verschwunden. Ein Beweis dafür, daß alle kulturellen Erscheinungsformen sich in Fluß befinden und keine Kultur den hohen Grad von Beständigkeit und Unbeweglichkeit besitzt, der zur Hauptsache die Voraussetzung der sog. Kulturkreislehre bildet.

Der Verlag hat dem verdienstvollen Buche, das als zweites in der Reihe „Klassiker der Erd- und Völkerkunde“ erscheint, eine glänzende, nachahmenswerte Ausstattung gegeben.

Krämer, Prof. Dr. Augustin: **Die Málanggane von Tombára.** München: Georg Müller 1925. (92 S. m. 149 Abb. a. Taf.) 4°. Rm. 12.—; geb. 20.—. Bespr. von O. **Dempwolff**, Hamburg.

„Tombára“ ist der vom Verfasser vorgeschlagene Name für die Insel in der Südsee, die bisher Neu-Irland oder Neu-Mecklenburg genannt wird, und „Málanggane“ sollen die Schnitzereien bedeuten, die von den Eingeborenen dieser Insel angefertigt werden.

Rund 130 der — technisch nicht immer völlig gelungenen — Abbildungen geben solche Schnitzereien wieder. Auf rund 80 Seiten des Textes wird die Insel völkerkundlich beschrieben, wobei insbesondere die „Málanggane“ und die Feste berücksichtigt werden, für die sie hergestellt werden. Der Leser gewinnt keine klare Einsicht in die verwirrenden Einzelheiten der grotesken Figuren. Dazu helfen auch die herangezogenen Parallelen aus der Mythologie anderer Völker (S. 82 bis 83 und sonst) ebensowenig wie die Kunstbetrachtungen (S. 85 bis 89), auf die schon das Vorwort hinweist mit einem Appell an das moderne europäische Kunstgewerbe, es möge die Darbietungen der Völkerkunde mehr beachten.

Eadie, Major J. I.: **An Amharic Reader.** Cambridge: University Press 1924. (VII, 278 S.) 8°. 12 sh 6 d. Bespr. von A. **Klingenheben**, Hamburg.

Das schöne Buch wird allen Amharisch Lehrenden und Lernenden sehr willkommen sein, fehlt es doch durchweg noch an wirklich brauchbaren Lehrbüchern dieser Sprache. Die Texte hat der Verf. 1913 in Addis Abeba von gebildeten Amharen gesammelt. Ihr Inhalt ist außerordentlich vielseitig. Sie umfassen eine Reihe meist längerer Erzählungen, ethnologisch interessante Schilderungen wie eine solche der Tätigkeit des *Lēbāšāj*, des geheimnisvollen Dieb-Suchers, Rezepte zur Bereitung von Speisen und Genußmitteln, geschäftliche und behördliche Bekanntmachungen, Regierungserlasse, Mitteilungen, Warnungen und ärztliche Belehrungen für das äthiopische Volk und dergl. mehr, Bank-Formulare, das Programm eines Pferderennens, eine längere Verteidigungsschrift eines Angeklagten mit der Schilderung einer Europareise usw. Dann folgen auf 78 Seiten 9 Lieder, und den Schluß bilden 7 Briefe.

Der amharische Text bietet meist ein recht treues Bild der gesprochenen Sprache, wenn auch rein literarische Ausdrücke aus dem Geʿez und historische Schreibungen nicht ganz fehlen. Da also die Schreibung meist vom gesprochenen Laut ausgeht, werden auch manche der von dem sonst Bekannten abweichenden Formen nicht Druck- oder Schreibfehler sein, sondern dialektische Eigentümlichkeiten widerspiegeln. Aber Formen wie ተደዘል statt ተደዟል (S. 8), ሩብጌቸው (S. 19 Z. 6) statt ሩብጌያቸው (so richtig a. a. O. Z. 10), ፀ statt ፱ (S. 77 Z. 3), ferner ganz zweifellos ja ቈማቂ statt ቈማቍ

(S. 48 Z. 12), ሕውጥቆ statt ሕውጥቶ (S. 90 Z. 14) und noch eine ganze Reihe anderer werden wir doch wohl nur als Versehen, zumeist als Schreib- bezw. Druckfehler, ansehen hören.

Die Übersetzung bemüht sich weniger, gutes Englisch als möglichst wortgetreu zu sein. Aber die Wörtlichkeit geht nicht so weit, daß das Englische nicht doch verständlich bliebe; es ist keineswegs Wort für Wort übersetzt, was ja bei dem verschiedenen Geist der beiden Sprachen auch völlig sinnlos wäre. An einzelnen Stellen scheint mir die Übersetzung allerdings den Sinn nicht richtig wiederzugeben. So heißt ሳይቆጡ (S. 19 u.) nicht „without punishing“ (S. 21), sondern „ohne zu schelten“; hier ist ተቆጣ „schelten“ und ቀጣ „strafen“ verwechselt. መቼ ፡ አንድ ፡ ነገር ፡ ሁኖ ፡ ያውቃል (S. 31 Z. 2 f.) heißt nicht „he never does (or knows) anything“ und ያውቃል hat hier nicht, wie in der Anm. auf S. 31 angegeben, „a negative meaning“, sondern ich übersetze die Phrase: „Wann ist wohl je eins der (von dem ängstlichen König vorausgesagten) Ereignisse eingetroffen!“

Die mitgeteilten geschäftlichen Anzeigen, in denen z. B. die „Société Commerciale“ des ሉኢ.ስ ፡ ዱባይል den Abessiniern „Cocktail Kola“ und „Grand Liqueur de Kola“ als stärkende, gesundheitsfördernde und lebensverlängernde Getränke anpreist, scheinen mir nicht gerade das Muster eines unverfälschten Amharisch zu sein. Ebenso ist das Scheck-Formular der Bank von Abessinien: ክፈል ፡ ለ . . . . ወይም ፡ ይህን ፡ ለያዘ ። ቍጥሩ . . .) zwar eine wörtliche Übersetzung des englischen „Pay to . . . . or the holder of this the sum of . . . .“, aber schon hinsichtlich der Wortstellung völlig unamharisch. Aber vielleicht wird sich nun auf Grund solcher Vorbilder in dem aufstrebenden Lande ein so schauerliches Börsen- und Kaufmanns-Amharisch herausbilden.

Dankenswert sind die Anmerkungen, die E. den Texten beigefügt hat. Sie beziehen sich durchweg nur auf das Sprachliche und enthalten manchen dem Anfänger nützlichen Hinweis. Gelegentlich sind sie vielleicht etwas zu knapp. So ist ድምጥማጥ nicht = ፍለጋ = trace (S. 40 Anm. 13), sondern etwa „irgend ein Laut“; denn ድምጥማጥጥ ፡ ጠፋ a. a. O. läßt sich zwar, wie auf S. 44 übersetzt ist, frei mit „there was no trace of (the mule)“ wiedergeben, aber genauer liegt doch der Gedanke zugrunde, daß nirgend mehr auch nur ein Ton von dem Tier zu vernehmen war. Gewiß kommen auch schwerwiegendere Irrtümer vor, man wird sie dem Verf. aber nicht allzu hoch anrechnen können. So kann ያፈዘኛል (S. 48 Z. 5) natürlich nicht, wie die Anm. meint, von አፈዘ, sondern nur von አፈዘዘ kommen. Die Auffassung der amharischen Tempora, die in den Anmerkungen zutage tritt, verrät vielfach noch eine zu englisch-europäische Einstellung, so wenn z. B. noch mit „present“, „historic present“ usw. gearbeitet wird.

In Fällen wie dem oben erwähnten ያፈዘኛል empfindet man den Mangel der äthiopischen Schrift, daß sie leider kein Verdoppelungszeichen kennt. Es wäre wünschenswert, daß die von einigen europäischen Autoren, z. B. in den Tigriña-Publikationen Kolmodins, geübte Methode ein Teschdid zu setzen, sich wenigstens in solchen Büchern einbürgerte, die in erster Linie für nicht-amharische Lernende bestimmt sind. Ihre Durchführung setzt allerdings sorgfältigste Lautbeobachtung voraus, und gerade in einem Punkte, auf den wir Europäer meist garnicht eingestellt sind. Aber andrerseits ist doch auch wieder die Konsonantenlänge in den abessinischen Semitensprachen von so grundlegender Bedeutung, daß bei ihrer Nichtbeachtung — ganz abgesehen von darauf beruhenden Mißverständnissen beim Sprechen — wesentliche Züge selbst des Baues der Sprache unerkannt bleiben müssen.

Ein anderes Desiderat wäre etwa die Beigabe eines Glossars; denn welcher Student wird sich das vielbändige und weitschweifige Vocabulary Armbrusters anschaffen können, das der Verf. voraussetzt! Namentlich bei den Gedichten wären auch sachliche Anmerkungen erwünscht. Störend muß die Inkonsequenz der Interpunktion im amharischen Teil empfunden werden; die Amharen sind allerdings ja in dieser Hinsicht meist ziemlich sorglos. Wo die Interpunktion hier jedoch sinngemäß ist, sollte die englische Übersetzung nicht Zusammengehöriges trennen wie bei dem Absatz auf S. 67, der sinngemäß und in Übereinstimmung mit dem amharischen Original erst vor „On the next day . . .“ zu machen war.

Wenn sich so auch im einzelnen noch manches ausstellen lassen wird, so können wir doch dem Verf. nur dankbar sein, daß er uns dieses schöne, für den Unterricht zweifellos sehr nützliche Werk geschenkt hat.

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Hrsg. von dem stellvertr. Direktor Prof. Dr. Eugen Mittwoch. Jahrg. XXVI und XXVII. 3. Abt.: Afrikanische Studien. Redigiert von Prof. Dr. Diedrich Westermann. Berlin 1924. (92 S.) 8°. Rm. 6.—. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Den Band eröffnet Rudolf Prietze mit einer „Wüstenreise des Haussa-Händlers Mohammed

Agigi" in Gesprächsform, wie sie ihm ein aus Kano stammender Haussa-Gewährsmann 1902 in Tunis diktiert hat. Der Haussa-Text ist, wie stets bei P., gewissenhaft nach dem Gehör wiedergegeben. So unterscheidet P. z. B. die beiden *r*-Laute des Haussa, von denen der von ihm *ṛ* geschriebene allerdings kein eigentliches *r* (= Vibrationslaut), sondern eine Frikativa ist. Die im Haussa so wichtige Konsonantenlänge, die von Europäern meist nicht beachtet wird, hat P. in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen richtig gehört. Hör- und Schreibfehler sind selten. Häufiger scheint ein Nasal überhört, gelegentlich aber auch einer zuviel hineingehört worden zu sein. Einiges bedarf der Berichtigung. So heißt u. a. *ingáma-ku da šī* (S. 5) nicht „ich will euch mit ihm bekanntmachen", sondern „dich mit ihm", wenn auch *ku* das Pron. pers. 2. pl. ist! Eine solche Ausdrucksweise ist ja auch sonst aus Afrika bekannt. *yana čike* ebendort bedeutet nicht „er füllte", sondern „sie (sc. die Kanne[1]) war gefüllt". Für *koro* (Anm. A 33) braucht nicht die „noch unbekannte" Bedeutung „schenken" angenommen zu werden; die bekannte „herzutreiben, zuführen" genügt. *tadde* (Anm. A 48) braucht nicht aus *taṛadda*, *taṛasda* zusammengezogen zu sein, da das einfache Verbum *taṛa* bezw. verkürzt *tar* auch häufig in Verbindung mit der Präposition *da* vorkommt. *Lāfia, ku-ke kiṛa-na da dẹ̄re* (S. 8) ist nicht mit „Guten Abend, was ist los, daß ihr mich zur Nachtzeit rufen laßt?", sondern mit „Ist es zum Heil, daß ihr mich in der Nacht ruft?" zu übersetzen. *sabo* „wegen" ist doch nicht ausgerechnet „aus dem arab. *sbeb*" (Anm. B 14), d. h. aus der maghrebinischen Form entstanden, sondern aus *sabab!* Ob das Verbum *fāṛa* wirklich von *nafāṛi* „der erste" abgeleitet ist (Anm. B 35)? Sollte nicht eher das Umgekehrte der Fall sein? Die Konjektur *yā-ī kwāna* statt *yā kwāna* (Anm. C 28) ist nicht nötig, da *kwāna* selbst Verbum ist (in Mischlichs Wörterbuch findet es sich allerdings nur als Substantivum verzeichnet). Da neben *yuṅwa* „Hunger" im Kano-Gebiet auch die von mir stets gehörte Aussprache *nyuṅwa* (= *ńuṅwa*) vorkommt[2], so wird in *ba-n yuṅwa* S. 36 (ebenso auch zwei Zeilen weiter in *bābu-n yuṅwa*) *n* ein Bestandteil des Wortes für „Hunger" sein. Damit wird aber die Folgerung, die P. Anm. D 74 aus seiner Abtrennung zieht, hinfällig. — Wenn ich so auch in manchen Punkten — im obigen konnte natürlich nur auf einiges Wenige hingewiesen werden — anderer Ansicht bin als P., so steht die Arbeit doch in vieler Hinsicht zweifellos weit über dem Durchschnitt sonstiger Haussa-Publikationen.

Es folgen „Drei Erzählungen in der Kpelle-Sprache (Liberia)" von Diedrich Westermann. Zwei behandeln auch in Europa bekannte Motive, nur etwas afrikanisiert (z. B. Leopard und Ziege statt Wolf und Schaf), die dritte ist die Lebensgeschichte eines Eingeborenen. Die genaue Übersetzung der drei Stücke mit sachlichen Anmerkungen hat Westermann schon in seinem Kpelle-Buch 1921 mitgeteilt.

An die Texte schließt sich an ein nützliches „Wörterverzeichnis Deutsch-Kpelle" als Ergänzung zu dem Wörterverzeichnis Kpelle-Deutsch in Westermanns Buch „Die Kpelle-Sprache in Liberia" 1924.

Den Schluß des Bandes bilden auch ethnologisch interessante Sotho-Texte „Blicke in die ärztliche Kunst der Sotho-Neger" nebst Übersetzung von Missionar G. Beyer.

1) Das hier mit „Kanne" wiedergegebene Wort *tanūka* zeigt, daß das in der Türkei ja so beliebte Teneke auch schon zu den Haussa gedrungen ist.

2) S. auch Westermann, Die Sprache der Haussa, S. 72 und 77.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Aegyptus V 1924:

3 129—139 Paul Collart-Pierre Jouguet, Bail de verger, datant de la 28. année du règne de Philometor. — 130 Giacomo Lumbroso, Lettere al Prof. Calderini XXVII. — 131—152 George Méautis, Notes sur quelques papyrus magiques (über die die Zauberhandlungen begleitenden geheimnisvollen Geberden, Bewegungen u. dergl.). — 153—173 Fr. Bilabel, Zur Doppelausfertigung ägyptischer Urkunden. — 174—182 U. Monneret de Villard, Sul castrum romano di Babilonia d'Egitto (seine Gründung, wechselnde Belegung mit Legionen, Lage und Form, die sich in die arabische Zeit fortgesetzt hat, besonders im Qasr eš-Šamʿ). — 183—184 P. Jernstedt, Ein kirchenpoetisches Fragment (s. d. Nachlaß Turajeffs). — 184 bis 201 Angelo Segrè, L'ΑΛΛΗΛΕΓΓΥΗ (Forts. aus Heft 2). — 202—204 Fr. Zimmermann, Supplementa Charitonea. — 205—212 G. Furlani, Sull' incendio della Biblioteca di Alessandria (über die Arbeiten von Griffini und Casanova). — 213—230 G. Coppola, Appunti intorno ai papiri di Platone. — 231—235 M. A. Levi, L'esclusione dei senatori romani dall' Egitto Augusteo. — 236—245 Testi recentemente pubblicati. — 246—248 Aggiunti e correzioni a pubblicazioni di papirologia e di egittologia. — 249—256 Appunti e notizie. — 257—275 *Relazione sui lavori della missione archeologica italiana in Egitto, Vol. I Esplorazione della „Valle delle Regine" (Farina). — 276 *Blackman, Luxor and its temples (Farina). — 276/7 *Hartmann, L'Agriculture dans l'anc. Eg. (Farina). — 277/8 *Die antike Kultur von Poland-Reisinger-Wagner (Lavagnini). — 278—280 *Wilcken, Urkunden der Ptolemaeerzeit I (Calderini). — 281—312 *Bibliografia metodica.
W.

American Journal of Archaeologie XXIX 1925:
1 32 f. Macurdy, Atreus and Agamemnon (ü. ihre Beziehungen zu Cypern). — 53—58 2 Abb. Elderkin, Aphrodite worship on a minoan Gem (Beziehungen d. ägäischen Religion zum Orient). General meeting of the arch. Insitute of America 1924. Vortragsberichte. — 87—89 Elderkin, The lydian bilingual Inscription (Sprache und Götterverehrung weisen auf indogermanische Rassegemeinschaft). — 91 Robinson, The University of Michigan Excavations at Pisidian Antioch and at Sizma. — 92 Lamberton, Origins of early christian painting. Archaeological News. — 94 An early chinese culture (nach Bull. Geolog. Surv. of China 1923, 5). Fengtien, The cave-deposit at Sha Kuo T'un (n. Palaeont. Sinica 1923 Ser. D. vol. I fasc. 1). — 96 Assiout, Early Pottery and Flints (n. Times 4. 7. 27.). Nubian Pottery (n. Rev. archéol. XVI 1922 44—54. Naville). Ur. Excavations (n. Times 19. 1. u. 11. 2. 24.). Babylonian Parallels of the Song of Songs (n. J. Bibl. Lit. XLIII 1924). The Nabopolassar Chronicle (n. Exp. Times XXXV 1924 u. J. A. O. S. XLIV 1924). — 97 The Israel Stele of Merenptah (n. Exp. Times XXXVI 1924) New Light on the Reign of Nabonidus (n. Babylon. Hist. Texts 1924. S. Smith. u. Exp. Times XXXVI 1924). The Siloam Inscription (n. Rev. archéol. XIX 1924). Cheik Sa'ad, Various Monuments (n. Times 28. 6. 24. Monolith Ramses II. mit Weihung an amoritischen Gott Arkan; islam. Heiligtum; ghassanid. Basilika; griech. Tempel; amorit. Heiligtum, Palast alles übereinander; heth. Plastik: Krieger, Löwe; amor. Inschrift in kaan. Schrift d. 8. J., griech.-röm. Inschriften u. Plastik. Tschesch. Expedition unter Hrozný). — 98 Jerusalem, Excavations on the Eastern Hill (n. Pal. Ex. F. 1924). Kish. Excavations (n. Times 22. 1., 26. 2. u. 27. 6. 24). Palmyra, Paintings and Sarcophagi (n. Times 20. 6. 24). Tanturah, A Graeco-phoenician Temple (n. Rev. arch. XX 1924). Galatia, Inscriptions and Monuments (n. Journ. hellenic studies XLIV 1924).

Analecta Bollandiana XLII 1924:
1—2, 3—4 21—68, 266—87 Louis Villecourt, Les collections arabes des Miracles de la S. Vierge.
1—2 69—76 Jean Simon, Note sur l'original de la Passion de Sainte Fébronie (die syr. Rez. ist die Vorlage der griech.). — 77—82 Paul Peeters, La date de la fête des SS. Juventin et Maximin (29. Jan., nachgewiesen aus zwei syr. jakobit. Kalendern; l'epithète γεντῖλιοι une trace de style hagiographique). — 83—99 Hippolyte Delehaye, Le calendrier d'Oxyrhynque pour l'année 535—536 (Ox. Pap. vol. 11).
3—4 288—314 Paul Peeters, S. Démétrianus évêque d'Antioche? W. P.

Annals of Archaeology and Anthropology XI 1924:
1 3—24 W. R. Halliday, The Cults of Hector at Thebes and Achilles at Tanagra. — 25—30 H. J. Rose, The Departure of Dionysos (zu Plutarchs Bericht, daß vor Antonius' Untergang nachts Dionysos den Leib des Antonius verlassen habe und dieser entgöttlicht wurde). — 31—36 H. A. Ormerod, Towers in the greek Islands. — 37—47 A. G. Russell, The Topography of Phlius and the Phliasian Plain. — 48 *W. Wreszinski, Atlas zur altäg. Kulturgeschichte (T. Eric Peet). — 49—51 *Corpus vasorum antiquorum, France, Musée du Louvre, by E. Pottier (C. L. Woolley). — 51—53 *W. J. Perry, The Origin of Magic and Religion (W. R. Halliday). — 53—54 *Louis Speleers, Les figurines funéraires égyptiennes (T. E. Peet). — 54—55 *Henry F. Lutz, Textiles and Costumes among the Peoples of the ancient Near East (T. E. Peet).
2 59—86 Robert Newstead, Report on the Excavations on the Site of the Roman Camp at the Deanery Field, Chester (m. Taf. 1—9). — 87—94 Warren R. Dawson, A Mummy from the Torres Straits (m. Taf. 10—12). — 95—102 W. R. Halliday, The Fable of the Goat and the Wine. — 103—104 *T. E. Peet, The Rhind Mathematical Papyrus (F. Ll. Griffith). — 104 *Helmuth Th. Bossert, Altkreta (J. P. D.).
3 107—114 Sidney Smith, The Face of Humbaba (m. Taf. 13 Reliefkopf aus Ton). — 115—125 F. Ll. Griffith, Oxford Excavations in Nubia (Forts., wird besonders referiert). — 126—127 *M. E. Cunnington, The early Iron Age inhabited Site at All Cannings Cross Farm, Wiltshire (J. P. Droop). — 127 *Gordon Home, Roman York (J. P. Droop). — 127—130 *J. Penrose Harland, The Peloponnesos in the Bronze Age (J. P. Droop). — 130 bis 132 *R. Campbell Thompson, Assyrian medical Texts u. *Ders., Translations from the above u. 132—133 *Carl Frank, Die altelamischen Steininschriften u. 133 *Journal of the Manchester Egyptian and Oriental Society XI 1924 (W. R. Halliday). — 133—134 *Louis Speleers, Recueil des inscriptions ég. des Musées royaux du Cinquantenaire u. *Ders., Les Textes des Pyramides ég. u. *Ders., Le costume oriental ancien (T. E. Peet). — 135—138 *G. Elliot Smith u. Warren R. Dawson, Egyptian Mummies (T. E. Peet).
4 141—180 F. Ll. Griffith, Oxford Excavations in Nubia (m. Taf. 14—72. Forts., wird besonders referiert). — 181—182 *H. Francfort, Mesopotamia, Syria and Egypt, and their earliest Inter-relations = Studies in early Pottery of the Near East (J. P. Droop). — 182 *Ed. J. Burrows, Ancient Earthworks and Camps of Somerset (J. P. Droop). — 183—187 Index. W.

Annales du Service des Antiquités de l'Ég. XXIV 1924:
1 1—5 G. Lefebvre, Inscriptions gréco-juives (vier Stelen, davon drei aus Tell el Jehudije, die vierte unbekannter Herkunft, etwa 100 Jahre älter als die ersten drei, die kurz vor oder nach Chr. Geb. zu datieren sind, von abweichender Form und inhaltlich durch nichts auf Juden hinweisend). — 6—9 H. Gauthier, Quelques corrections à ma publication du temple d'Amada (an der Stele Amenophis' II.) — 10—11 E. S. Thomas, Note on a fragment of stone vessel from an ancient mining site (Scherbe aus Derehib im Wadi Alaqi, von einem Steingefäß von rd. 34 cm Durchmesser bei einer Wandstärke zwischen 5 und 9 mm). — 12—14 A. Lucas, Note on the temperature and humidity of several tombs in the valley of the tombs of the Kings at Thebes. — 15—16 A. Lucas, Note on the cleaning of certain objects in the Cairo Museum. — 17—52 C. C. Edgar, Selected Papyri from the archives of Zenon (Nr. 89—104, hierüber folgt ein besonderes Referat). — 53—88 M. Pillet, Rapport sur les travaux de Karnak (1923—1924) (I. im großen Säulensaal, an den Sethos-Reliefs der nördl. Außenrand, die unter dem Salpeter zugrunde gehen, II. am Pylon Amenophis' III, aus dem verbaute Blöcke, darunter ein Alabasterblock 5 : 4,5 : 1,5 m, herausgeholt wurden. Sie gehören zu einem Sanktuar Amenophis' I, einem Amenophis' II, einem Thutmosis' IV, einem der Hatschepsut mit wichtigen Reliefs, ferner fand sich ein Sockel aus rotem Granit von Amenemhet III. und IV. III. Der Obelisk Thutmosis' I. wurde neu gemessen (Länge 20,023 cm) und untersucht. IV. Die südliche Umfassungsmauer des Amontempels vom Westende des Taharkabaus bis zu der Lücke zwischen dem Hof des MR und des Heiligen Sees wurde freigelegt; dabei Auffindung einer Statue Sethos' II aus grauem Granit. V. Die Kapelle des Taharka, auf einem Sockel gelegen, wurde gereinigt und konserviert. Dabei erwiesen sich die Steinlagerungen der äußeren West- und Südwand als wellenförmig. VI. VII. Wiederherstellungsarbeiten am siebenten und achten Pylon, wobei die östliche Stele Amenophis' II durch Fragmente ergänzt werden konnte und in einem Kupferstück der Beweis für den Belag der Stele mit vergoldetem Kupfer erbracht wurde. VIII. Der Tempel



Amenophis' II wurde völlig freigelegt und konserviert. IX. Fortsetzung der Arbeiten am zehnten Pylon. Neue Funde von Blöcken Amenophis' IV. X. Auffindung eines kleinen Obelisken Ramses' III im westlichen Teile des Hofes zwischen Pylon 9 und 10. XI. Ausgrabung des nördlichen Nilkais, von dem die Straße 158 m lang gerade auf das Tor des Monthtempels zuläuft. Auf den spärlichen Resten die Namen Psammetichs I. und der Nitokris. In einem Schlußwort wird das Resultat der von Legrain begonnenen und jetzt zu einem gewissen Abschluß gebrachten Aufräumungsarbeiten gezogen). W.

Anthropos XVIII—XIX 1923—24:

1—3 1—11 W. E. Armstrong, Rossel Island Religion. — 12—39 A. Drexel, Gliederung der afrikanischen Sprachen. — 40—68 P. J.-B. Degeorge, Legendes des *Thay*, Annam. — 69—103 P. M. Schulien, Die Initiationszeremonien der Mädchen bei den *Atχuabo*. — 104—113 P. Rivet et P. C. Tastevin, Les langues du Purús, du Juruá et des régions limitrophes. — 114—124 P. P. Schebesta, Die religiösen Anschauungen Südafrikas. — 125—154 K. Th. Preuss, Forschungsreise zu den Kágaba-Indianern usw. — 155-179 M. Vanoverbergh, Songs in Lepanto Igorot as it is spoken at Bauco. — 180—188 B. Müller, Über Votive aus Osttibet (Kin-tschwan) (ill.). — 189—252 R. Verbrugge, La vie des pionniers chinois en Mongolie etc. — 253—257 H. Beyer, Sobre algunas representaciones de antiguos totonacos (ill.). — 258—266 P. Borchardt, Die Falaschajuden in Abessinien im Mittelalter (Karte). — 267—277 P. Gurij und W. A. Unkrig, Der Buddhismus des Mahâyâna. — 278—296 E. Sidaway, Les manifestations religieuses de l'Egypte moderne (ill.). — 297—328 A. Kayser, Spiel und Sport auf Náoero (ill.). — 329—385 P. D. Doutreligne, Notes sur le langage des *Dioy (Thai, Tho)* du *Kouy Tcheou* méridional. — 386—419 P. M. Schultz, Bangba-Fabeln und Erzählungen (ill.). — 420—430 S. Ghurye, Egyptian Affinities of the Indian Funerary Practices. — 431—446 C. Clemen, Zum Ursprung der griechischen Mysterien. — 447—464 H. Ulrich, Logische Studien zur Methode der Ethnologie. — 465—483 B. Struck, Geschichtliches über die östlichen Tschi-Länder (Goldküste) (Karte). — 484—515 H. König, Der Rechtsbruch und sein Ausgleich bei den Eskimo. — 516—521 Varii autores, Das Problem des Totemismus. — 522—548 M. Gusinde, Vierte Reise zum Feuerlandstamm der Ona und seine erste Reise zum Stamm der Alakaluf. — 549—556 Analecta et Additamenta: W. Koppers, Die „Entdeckungen" Dr. J. G. Wolffs in Patagonien. — K. Lang, Die Etymologie des Wortes Pyramide [> *pi-mar* mit Methatesis; entsprechend soll arab. *hrm* aus *rm* + Artikel entstanden sein]. — A. Volpert, Etwas über die *T'u yen*, Ureinwohner von Westkansu. — 557—566 Miscellanea. — 566—606 Bibliographie: *Buschan, Illustrierte Völkerkunde Bd. I u. II (W. Koppers). — *Descamps, Le Génie des Religions (G. Schmidt). — *R. B. Dixon, The Racial History of Man (V. Lebzelter). — *Fr. Gräbner, Ethnologie (W. Koppers). — *H. Vedder, Die Bergdama (P. Schebesta). — *B. Geiger, Die Ameša Spentas (R. Bleichsteiner). — *M. Horten, Die Philosophie des Islam (O. Spies). — *K. Schoy, Über die Gnomenschatten und die Schattentafeln der arabischen Astronomie (ders.). — *G. Jacob, Märchen und Traum mit besonderer Berücksichtigung des Orients (ders.). — *B. Malinowski, Argonauts of the Western Pacific (W. Koppers). — *P. Landbeck, Kongoerinnerungen (K. Lang). — *E. Banse, Wüsten, Palmen und Basare. — Harem, Sklaven, Karawanen (P. Borchardt). — *A. Batton, Wilhelm von Rubruk, ein Weltreisender aus dem Franziskanerorden und seine Sendung in das Land der Tartaren (ders.). — *F. Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter (ders.). — *L. Tauxier, Le Noir de Bondoukou (ders.). — *Fr. Ratzel, Politische Geographie (ders.). — *P. Hurel, Grammaire Kinuarwanda (K. Lang). — *P. Noel, Petit Manuel Français-Kanouri (ders.). — *H. Sottas et E. Triston, Introduction à l'Étude des Hiéroglyphes (ders.). — *Leland Locke, The Ancient Quipu or Peruvian Knot Record (D. Kreichgauer). — *E. Fuhrmann, Mexiko III (H. Beyer). — *J. Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur (D. Kreichgauer). — *H. Beyer, El llamado „Calendario Azteca" (ders.). — *W. Lehmann und H. Doering, Kunstgeschichte des alten Peru (ders.). — *O. Antonius, Gründzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere (W. Koppers). — *M. Zeller, Die Knabenweihe (ders.). — *M. Neubert, Die Dorische Wanderung in ihren europäischen Zusammenhängen (D. Kreichgauer). — *H. Holma, Omen Texts from Babylonian Tablets in the British Museum concerning Birds and other Portents. I. (F. Nötscher). — *Fr. X. Kugler, Von Moses bis Paulus (D. Kreichgauer). — *F. Stummer, Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen (F. Nötscher). — *R. Berliner und P. Borchardt, Silberschmiedearbeiten aus Kurdistan (A. Fraebel). — *W. Scheidt, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (V. Lebzelter). — *J. Lehmann, Die Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker (D. Kreichgauer). — *W. Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen (W. Koppers). — *S. Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen (D. Kreichgauer). — *C. Seler-Sachs, Frauenleben im Reiche der Azteken (G. Kappenberg). — *J. Fräszle, Meiner Urwaldneger Denken und Handeln (P. Schebesta). — *„Tauta ir Zodis". Organ der humanistischen Fakultät der Litauischen Staatsuniversität in Kaunas (Kowno), Litauen (A. Senn). — 606—613 Eingegangene Bücher. — 613—618 Zeitschriftenschau.

4—6 619—655 J. Engert, Zur Psychologie von Naturmystik und Spiritismus. — 656—687 W. Wanger, The Zulu Notion of God. — 688—699 P. Schumacher, La Phonetique du Kinyarwanda. — 700—732 J. Schmidt, Die Ethnographie der Nor-Papua (Murik-Kaup-Karau) bei Dallmannhafen, Neu-Guinea (Karte). — 733—752 H. Ulrich, Logische Studien zur Methode der Ethnologie. — 753—770 R. Verbrugge, La vie des pionniers chinois en Mongolie etc. (ill.). — 771—792 H. König, Der Rechtsbruch und sein Ausgleich bei den Eskimo. — 793—803 R. Schuller, Die ehemalige und die heutige Verbreitung der Huaxteka-Indianer (Karte). — 804—818 O. Spies, Esman und Zejdschan. — 819—835 M. Vanoverbergh, Songs in Lepanto Igorot as it is spoken at Bauco. — 836—857 K. Nimuendajú, Zur Sprache der Sipáia-Indianer. — 858—879 W. Oehl, Elementare Wortschöpfung. — 880—889 J. Alves Correia, Le sens moral chez les Ibos de la Nigéria. — 890—950 Th. Preuß, Forschungsreise zu den Kágaba-Indianern usw. — 951—957 W. Ahlbrinck und A. Vinken, Zur Lautlehre des Karaibischen. — 958—977 J. Staal, The Dusuns of North Borneo (ill.). — 978—1001 H. Trimborn, Der Kollektivismus der Inkas in Peru. — 1002—1011 P. Schebesta, Über die Semang auf Malaka. — 1012—1062 P. Schebesta u. G. Höltker, Der afrikanische Schild (Karte) (ill.). — 1063—1077 Analecta et Additamenta: K. Lang, Arabische Lehnwörter in der Kanuri-Sprache. — P. Borchardt, Kinderspiele. — F. Graebner, Pfeilschleudern. — P. Borchardt, Die Karawanenstraßen in Arabien nach R. Benjamin von Tudela (Nachtrag zu „Anthropos" XVI—XVII 1056/7). — J. van Cleef, Toe gèloe. — 1078—1092 Miscellanea. — 1093—1136 Bibliographie: *E. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde (D. Kreichgauer). — *G. Lindblom, The Akamba (P. Schebesta). — E. v. Rosen, Träsfolket. Svenska Rhodesia-Kongo-Expeditionens Etnografiska Forskningsresultat (J. Wölfel). — *L. Lang, Buddha und Buddhismus (A. Unkrig). — *E. Boerschmann, Baukunst und Landschaft in China (D. Kreichgauer). — *E. Nordenskiöld, Forschungen und Abenteuer in Südamerika (W.

Koppers). — *H. Doergens, Eusebius von Cäsarea als Darsteller der griechischen Religion (D. Kreichgauer). — *Th. Menzel, Türkische Märchen (O. Spies). — *F. Sarasin, Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner (V. Lebzelter). — *E. Ubach, E. Rackow, G. Kampffmeyer, H. Stumme und A. Leonhard, Sitte und Recht in Nordafrika (M. Schulien). — *H. Carter und A. C. Mace, Tut-Ench-Amun; ein ägyptisches Königsgrab (F. Flor). — *H. Veddev, Die Bergdama (M. Schulien). — *R. Henseling, Werden und Wesen der Astrologie (D. Kreichgauer). — *L. R. Sullivan, Essentials of Anthropometry (V. Lebzelter). — *M. Hoernes, Kultur der Urzeit. III. Eisenzeit (D. Kreichgauer). — *A. Voretzsch, Altchinesische Bronzen (ders.). — *W. Taylor, A Practical Hausa Grammar (K. Lang). — *A. Berger, Exotische Tiergeschichten (P. Borchardt). — *C. Belgrave, The Oasis of Jupiter Ammon (ders). — *Sven Hedin, An der Schwelle Asiens und Prschewalskij (ders.). — *N. Schneider, Das Drehem- und Djohaarchiv (F. Nötscher). — *S. Zwemer, Die Christologie des Islam (P. Borchardt). — *K. Kaufmann, Amerika und Urchristentum (D. Kreichgauer). — *A. Poebel, Grundzüge der Sumerischen Grammatik (K. Lang). — *„Asia Major" I (A. Unkrig). — *W. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen (F. Röck). — *F. Krause, Wirtschaftsleben der Völker (W. Koppers). — *W. Hauer, Die Religionen. Ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit (G. Wunderle). — *A. Reischek, Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland (W. Koppers). — *A. Nawrath, Im Reiche der Medea (R. Bleichsteiner). — *M. Gamio, La Población del Valle de Teotihuacan (M. Gusinde). — *R. Lenz, La Oración y sus Partes (J. Wölfel). — *„Semaine d'Ethnologie religieuse" (ders.). — *F. Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (V. Lebzelter). — *E. Müller, Caesarenporträts. II (ders.). — *W. Arsenjew, In der Wildnis Ostsibiriens; Forschungsreisen im Ussurigebiet (A. Unkrig). — 1137—1140 Eingegangene Bücher. — 1141—1147 Zeitschriftenschau. E.

L'Anthropologie XXXIV 1925:

6 A. Vayson de Pradenne, L'étamage des armes de bronze en Chine. — H. Breuil, Notes de voyage paléolithique en Europe Centrale. — *H. Kühn, Die Kunst der Primitiven (G.-H. Luquet). — Statuette préhistorique d'Egypte (M. B.). — Préhistoire de l'Inde (M. B.).

Archaeologia Cambrensis 79 1924:

1 *J. Strzygowski, Origin of Christian Church Art (H. Harold Hughes).

Archiv für Ethnographie XXVI 1925:

IV—VI *W. F. Stutterheim, Rāma-Legenden und Rāma-Reliefs in Indonesien. — *K. Döhring, Siam (A. W. Nieuwenhuis).

The Asiatic Review XXI 1925:

66 Januar. Dr. Zia Uddin Ahmed, The Safeguarding of Minority Rights in India. — The Expansion of the Indian Trade. — A. Brunet, Japan and Indo-China. — Sir R. H. Craddock, India and Burma: Some Contracts. — W. E. D. Allen, The Mountain of Languages (der Kaukasus). — S. M. Gregory, Armenians in Southern India. — F. H. Tyrrell, Theology and Ethnology. The Conference of the Religions of the Empire. — E. H. Parker, The Parting of the Ways; or, Laocius and Confucius as Rival Moralists. — St. Rice, England and France in the East. — *G. E. Smith-W. R. Dawson, Egyptian Mummies (H. J. Bell). — *The Cambridge Ancient History II (J. P. R.). — *C. R. Ashbee, A Palestine Notebook 1918-23 (H. V. Lanchester). — *H. Ritter, Karagöz (Th. Arnold). **April** 181—92 A. T. Wilson, The Opium Trade through Persian Spectacles. — 193—200 N. Gangulee, Indian Rural Life. — 200—5 H. J. Cowell, The Hebrew University in Jerusalem. — J. Oxendon, A Word for Japan. — The Indian Budget of 1925—26. — The Problems of Mesopotamia. — J. W. Scott, Unemployment. — A Lead from India: The Calcutta Educational Colonies Movement and its Principle. — St. Rice, India's Gifts to England. — A. Dew, Frontier Problems and Defence. — J. C. Johnston, Six Chinese Lyrics. — T. K. Joseph, The Magna Charta of the Malabar Christians. — W. R. Dawson, New Literary Works from Ancient Egypt. — St. Rice, The Call of the East. — *E. A. Wallis Budge, Baralâm and Yewâsef (W. R. Dawson). — *W. H. R. Rivers, Medicine, Magic and Religion (W. R. Dawson). — *Th. W. Arnold, Survivals of Sasanian and Manichaean Art in Persian Painting (J. P. R.). — *G. Jéquier, Manuel d'Archéologie Égyptienne (L. M. R.).

Artibus Asiae. Zeitschrift für Östliche Kunst, hrsg. von C. Hentze und A. Salmony. Nr. I, Dresden-Hellerau: Avalun-Verlag, 1925.

Mit dieser ersten Nummer von „Artibus Asiae" erscheint nun wieder eine neue Zeitschrift, die sich der Kunst des Ostens widmet, nachdem das verflossene Jahr schon das Jahrbuch der Asiatischen Kunst, The Year-Book of Oriental Art und Les Arts Asiatiques hat entstehen sehen. Die Tatsache, daß eine so große Zahl von Zeitschriften über diese Materie überhaupt buchhändlerisch tragbar erscheint, ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Denn sie ist ein Symptom unter anderen, daß der nun schon mehrere Jahrzehnte alte Kampf um die künstlerische Anerkennung der Asiatischen Kunst seinem Ende zugeht. Denn dadurch, daß die Anerkennung erst der Ostasiatischen, dann der Islamischen, endlich der Indischen Kunst eine Durchbrechung des von der Renaissance geschaffenen klassischen Kunstideals bedingte, daß sie zu einer Erweiterung unseres humanistischen Bildungsideals zwang, mußte dieser Konflikt seine Kreise weit über die der engeren Fachleute ziehen und besonders erbitterte Formen annehmen. Es war vielleicht ein Unglück, daß die älteren Orientalisten nicht gewagt hatten, für eine Gleichberechtigung des Studiums der asiatischen Kulturen mit derjenigen des Mittelmeergebietes einzutreten, und daß im besonderen die Indologen geglaubt hatten, durch den Anschluß über vergleichende Sprachwissenschaft und Hellenismus ihrem Fache einen Zwitterplatz im Rahmen der Geschichtsforschung retten zu können, zwischen Ethnographie und alter Geschichte. Damit war jener Riß gegeben, der jene Anschauungsgegensätze zu solchen zwischen Berufsfächern werden ließ, eine kunsthistorische gegen eine philologische Einstellung schuf. Nun, wo der eigentliche Angelpunkt des Konfliktes behoben ist, wo die Betrachtung von Geschichte und Kunstgeschichte heute allgemein über die Grenzen Europas und des Mittelmeeres durch Innerasien bis zum Stillen Ozean übergreift, haben sich auch die der Hitze der Polemik entsprungenen Einseitigkeiten überlebt. Mehr und mehr gleitet die Forschung in ruhigeres Wasser, zur Einheit von kunstwissenschaftlicher Methode und strengstem philologisch-historischem Unterbau. Auch Salmony scheint nun zu dieser Einsicht gelangt zu sein. Jedenfalls klingt so sein Nachwort zu Pelliots Randbemerkungen zu seiner Publikation der Chinesischen Steinplastiken des Kölner Museums: „Die Hoffnung habe sich leider nicht bewahrheitet, daß das „stilistische Sehen" den Sinologen kontrollieren könne". Es ist freilich peinlich, wenn ein Altmeister wie Pelliot sich wieder und wieder zu dem Vermerk gezwungen sieht: „Je tiens le monument entier pour un faux." Freilich macht es die Fälschungsmanie der Chinesen der Wissenschaft nicht gerade leicht, und versöhnend wirken daher Osvald Siréns „Quelques observations sur les imitations des anciennes sculptures chinoises", worin er eine Reihe Nachahmungen von T'ang-Plastiken aus der Sung- und Ming-Zeit in verschiedenen Museen bespricht. Salmonys Mitherausgeber Carl Hentze weist in seinem Aufsatze: „Les



influences étrangères dans le monument de Houo-K'in-Ping" auf die schlagende Ähnlichkeit dieses bisher nicht recht erklärbaren Denkmals des großen Han-Generals, welches die Mission Ségalen neu entdeckt hatte, mit dem von Koldewey gefundenen hettitischen Löwenmonument von Babylon hin, hier ein Pferd, dort ein Löwe über einem gleichermaßen gestalteten niedergeworfenen Barbaren, ohne jedoch eine Erklärung für die Art und Weise der Entlehnung zu wagen. Auch die anderen Beiträge stehen meist im Zeichen der Beziehungen zwischen Ost und West. William King bringt einige Teller und Vasen aus dem South Kensington-Museum, welche er für Beispiele der von Chardin erwähnten, so seltenen persischen Nachahmungen von Ming-Keramik in echtem Porzellan hält. E. A. Voretzsch gibt eine wertvolle Zusammenstellung alter portugiesischer Literatur, besonders aus der Feder der Jesuiten, über Indien und Ostasien in den Bibliotheken von Lissabon, Évora, Coimbra und Braga. Am interessantesten ist Waleys Veröffentlichung eines von Sir Marc Aurel Stein übersehenen Bodhisattva-Bildes aus Tun-Huang, welches an Diadem und Hals ein Kreuz zeigt, gleich dem auf dem berühmten Nestorianer-Denkmal von Hsi-an Fu[1]. Er neigt daher zu der Ansicht, darin eine Darstellung des „Guten Hirten" zu sehen; hätte er freilich das von der Preußischen Turfan-Expedition gefundene Fragment eines vielarmigen Bodhisattva, der zwischen verschiedenen tantrischen Emblemen auch ein Lamm hält, zum Vergleich herangezogen, wäre ihm dies sicher zur Gewißheit geworden. Es ist dies neue Bild nun nach dem von Grünwedel publizierten das zweite Bildfragment christlichen Inhalts in buddhistischem Gewande und jedenfalls äußerst bemerkenswert. Wie der Aufsatz von Hermann Smidt „Die Buddha des fernöstlichen Mahāyāna" in eine Fachzeitschrift geraten konnte, bleibt unverständlich, da er nur eine recht oberflächliche und ahnungslose Kompilation aus wenigen, selbst dem interessierten Laien vertrauten Darstellungen des Mahāyāna-Buddhismus darstellt. Die Ausstattung und Illustration dieser Eröffnungsnummer der Zeitschrift ist tadellos und vornehm. H. Götz.

Bonner Ztschr. f. Theologie u. Seelsorge II 1925:
1 68—74 Lorenz Dürr, Ein neues Forschungsgebiet in Vorderasien: Die Chetiterfrage (Übersicht über den Stand der Hethitologie).

Bulletin of the American Schools of Oriental Research February 1925:
Wissenschaftlich wertvoll ist wieder der Bericht des Direktors W. F. Albright über die Herbstexkursion des Instituts, Ende Oktober nach dem judäischen Süden. Es werden verschiedene Identifizierungsvorschläge gemacht, wie wâdī Surîq = nahal soréq, khirbet Mukennaʿ = Eltekeh. Khirbet Siḥân = Seana der Madebakarte. Tell Abu Ḥareirah kommt für Ausgrabungen nicht in Betracht. Tell el-Ḥesi ist sicher nicht = Lachish, sondern = Eglon. Tell esh-Shagaf ist archaeologisch wichtig und hochwichtig ist Tell el-Menshîyeh, weil es wahrscheinlich das alte Gath ist. Die übrigen Artikel sind ohne Bedeutung. Max Löhr.

Bulletin of the Metrop. Museum of Art XX 1925:
3 80—85, H. H. von der Osten, The Museum Collection of oriental Seal-Stones (m. 14 Abb.). Erwerbungen: Bronzegefäß für kultische Zwecke im Ch'in Stil, Pferd aus Ton, T'ang Stil (m. Abb.).
4 100 S. C. Bosch-Reitz, A silver chinese T'ang mirror (m. Abb.). — 104—108 Gisela M. A. Richter, Recent accessions of ancient marbles (m. Abb. 2 sehr guter hellenist. Portraitstatuen, Chrysippos Kopf und Torso; ein praxitelischer Torso, Eros, röm. Arbeit; hellenist. Satyrkopf; schöne Gewandstatue ohne Kopf).

1) Dieselbe Form des Kreuzes findet sich auch auf einem manichäischen Seidenbild aus Chotscho (A. v. L.).

The Calcutta Review 1924:
Dezember 410—25 S. Khuda Bukhsh, Arabia before Islam.

Caucasica 1 1924:
Vorwort des Herausgebers (A. Dirr). — 1—102 O. G. von Wesendonck, Über georgisches Heidentum („Die geschichtlichen georgischen Quellen und die noch heute lebende volkstümliche Überlieferung sind vorläufig außer Betracht gelassen worden". I. Einleitung. II. Das Japhetitische Problem. III. Religiöse Zustände in Iran und den zum persischen Reich gehörenden Außenbezirken. IV. Die Albaner. V. Heidnische Gebräuche in Georgien. A. Rein mazdaistische Überlieferungen. B. Iranisch beeinflußter Polytheismus. VI. Einheimische georgische religiöse Vorstellungen.) — 103—6 A. Trombetti, Zur Topomymik des Mittelmeergebietes (bespricht die Nomen mit -νϑ-, -νδ- und -σ(σ)-) unter Beiziehung indogermanischer, kaukasischer, finno-ugrischer Suffixformen). — *Ossetische Literatur (A. Dirr). — *N. Marri, Wovon lebt die japhetitische Sprachwissenschaft (A. Dirr). E. Lewy.

Deutsche Literaturzeitung 1924:
35 *J. A. Bewer, The Literature of the Old Testament in its Historical Development (H. Greßmann). — *V. v. Strauß, Laò-tsè's Taotĕ King (O. Franke). — *E. Diez, Persien. Islamische Baukunst in Churâsân (R. Hartmann). — *E. Honigmann, Historische Topographie von Nordsyrien im Altertum (E. Meyer).
36 *A. Bruno, Gibeon; Micha und der Herrscher aus der Vorzeit (J. Hempel). — *H. F. Lutz, Selected Sumerian and Babylonian Texts (G. Roeder).
37 *J. J. Price, The Yemenite Ms. of Moʿed Ḳaton (Babylonian Talmud) in the Library of Columbia University (G. Kittel). — *H. Oldenberg, Reden des Buddha; Das Mahâbhârata (H. Zimmer). — *F. Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (C. Schuchhardt). — *E. Weiß, Griechisches Privatrecht I (U. Kahrstedt).
38 *A. Poebel, Grundzüge der sumerischen Grammatik (B. Meißner). — *G. Finsler, Homer (H. Fränkel). — *A. Günther, Beiträge zur Geschichte der Kriege zwischen Römern und Parthern (O. Leuze).
1925:
1 *Th. Devaranne, Chinas Volksreligion (O. Franke). — *K. Müller, Kirchengeschichte I (A. v. Harnack).
2 *B. Halper, Descriptive Catalogue of Genizah Fragments in Philadelphia (G. Kittel).
3 *J. Herrmann, Ezechiel (O. Eißfeldt). — *A. v. Ruville, Die Kreuzzüge (R. Sternfeld).
4 *A. Drews, Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus (E. Lohmeyer). — *A. Conrady, Die chinesischen Handschriften... Funde Sven Hedins... (E. Schmitt). 431—435 R. Kittel, Das Adonisfest in Alexandria (gegen Greßmann, im Anschluß an OLZ 1924, 389).
5 *F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus (H. Naumann).
6 *A. C. Welch, The Codex of Deuteronomy (H. Gressmann). — *H. Grapow, Die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen (W. Schubart). — *F. Preisigke, Namenbuch (U. Wilcken).
7 *H. M. Wiener, The Prophets of Israel in History and Criticism (J. Hempel). — *W. Spiegelberg, Demotische Papyri (H. O. Lange). — *Hondius, Supplementum epigraphicum Graecum (F. Hiller von Gaertringen). — *A. Springer, Die Kunst des Altertums (H. Bulle).
8 *H. Greßmann, Tod und Auferstehung des Osiris nach Festbräuchen und Umzügen (G. Roeder). — *J. H. Mordtmann, Suheil und Nevbehâr (F. Babinger). — *A. Schmidt, Drogen und Drogenhandel im Altertum (R. Müller).
9 *O. Kauffmann, Aus Indiens Dschungeln (H. v. Glasenapp). — *W. Andrae, Farbige Keramik aus Assur... (A. Meißner).
10 *J. Hoschander, The Book of Esther in the light of

History (H. Greßmann). — *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für W. Streitberg (A. Debrunner).
11 *Ευχαριστηριον, H. Gunkel zum 60. Geburtstage 1. (W. Staerk). — *A. Deimel, Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 40. 43. 45. (B. Meißner).
12 *Ευχαριστηριον 2. (E. Vischer). — *H. Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister (W. Schultz). — *Jahrbuch für jüdische Volkskunde (M. Guttmann).
13 *J. Lindblom, Die literarische Gattung der prophetischen Literatur (H. Greßmann). — *B. Meißner, Babylonien und Assyrien 2. (A. Ungnad). — *F. Babinger, H. Dernschwam, Tagebuch (E. Gerland).
14 *F. Wutz, Die Transkriptionen von der Septuaginta bis Hieronymus 1. (R. Kittel). — *G. Stettinger, Die Geschichtlichkeit der Johanneischen Abschiedsreden (M. Dibelius). — *H. Holma, Omen texts from Babylonian tablets (E. Ebeling).
15 *J. Herrmann, F. Baumgärtel, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Septuaginta (G. Bertram). — *J. v. Negelein, Weltanschauung der Indogermanen Asiens (W. Schultz). — *Th. Birt, Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu (H. Berve). — *J. Löw, Die Flora der Juden (M. Löhr).
16 *G. Horner, F. Legge, Pistis Sophia (C. Schmidt). — *Cuneiform Texts 37 (B. Meißner). — *J. Ponten, Griechische Landschaften (G. Karo).

Deutschlands Erneuerung 8 1924:
12 761—64 A. Wirth, Tierwanderungen und Urheimat der Arier (im Anschluß an *v. Stegmann, Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, Jena 1924).

The Edinburgh Review 1925:
491 Januar *L. Stoddard, Racial realities in Europe. — *Essays on Jewish life and thougt (the letters of Benammi). — *J. G. Millais, Far away up the Nile. — *The Ocean of story, C. H. Tawney's translation I. II.
492 April 346—56 *Sir R. Custance, A study of war (R. M. Bellairs).

The English Historical Review 40 1925:
157 *Sir Th. Arnold, The Caliphate (D. S. Margoliouth).
158 M. de la Mazelière, Le Japon, Histoire et Civilisation (W. E. Soothill).

The Expositor 1925:
Jan. 5 G. Wade, The ten best books of the Apostolic age. — 14 W. E. Barnes, Bible and Kor'an. — 34 J. P. Naish, The book of Job and the early Persian period I, 50 litterary illustrations of I Corinthians. — *D. C. Simpson, Pantateuchal Criticism (T. H. Robinson). — *Dr. Moffath's translation of the O. T. (G. H. Box). — *Burkitt, Christian Beginnings. — *C. H. Turner, The study of the NT. — *Turner, The early printed editions of the Greek Testament.

Finsk Tidsskrift XCVII 1924:
3 148 Ö. Tigerstedt, Amenhotep IV.
4 204 L. Fried, Den nyhebreiska lyriken.

Folk-Lore 35 1924:
4 A. M. Hocart, Initiation. — H. A. Junod, La Genèse des Contes Africains: ou come quoi les Noirs inventent des Contes sans le savoir. — G. Schütte, Danish Paganism. — E. E. Collocott, Tongan Myths and Legends IV. — W. R. Halliday, The Mithraic Grade of ‚Eagles'. — *M. Gaster, The Exempla of the Rabbis (W. R. Halliday). — *F. Edgerton, The Panchatantra Reconstructed (H. A. Rose). — *The Ocean of Story: C. H. Tawney's Translation . . . (W. R. Halliday). — *L. Villecourt, Une même parable commune aux apophthegmes des Pères et à Calila et Dimna.

Geografisk Tidskrift 27 1924:
7 K. Birket-Smith, Th. Mathiassen, Foreløbig Beretning om Femte Thule-Expedition fra Grønland til Stillehavet (Antropologi, Sprog, materiel Kultur, Arkæologi).
8 *W. Köppen, A. Wegener, Die Klimate der geologischen Zeit (O. B. Bøggild).

The Geographical Journal LXV 1925:
2 112—141 R. E. Cheesman, The Deserts of Jafura and Jabrin (mit Karte). — *A Goodrich-Freer, Arabs in Tent and Town (E. W. G. M.).
3 225—39 A. T. Wilson, The Delta of the Shatt al 'Arab and Proposals for Dredging the Bar. — 252—47 J. H. Reynolds, Place-Names in Sinkiang. — *G. Elliot Smith, The Ancient Egyptians and the Origin of Civilisation (E. A. P.).
4 282—300 C. G. Bruce, W. Brook Northey, Nepal. — 335—40 J. Parkinson, The North-Wester-Extension of the Jubaland Plain and the Drainage of the Upper Nile (mit Karte). — *L. Stoddard, Racial Realities in Europe (E. A. P.). — *First List of Names in Palestine. — *A. C. Haddon, The Races of Man and their Distribution.

Glotta 44 1925:
1/2 13—25 H. Grimme, Hethitisches im griechischen Wortschatze. — 36—44 J. Wackernagel, Περσέπολις. — 84—106 P. Kretschmer, Das nt-Suffix (bespricht auch, S. 102—, das nt-Suffix der voridg.en Sprachen Südeuropas und Kleinasiens). — 153—60 A. Nehring, Griech. τίταξ, τιτήνη und ein vorgriechisches k-Suffix.

Göttingische Gelehrte Anzeigen 186 1924:
VII—XII *J. Charpentier, Die Suparṇasage (J. v. Negelein). — *A. B. Keith, Buddhist Philosophy in India and Ceylon; *O. Rosenberg, Die Probleme der buddhistischen Philosophie (M. Walleser). — *Anatolian Studies, presented to Sir W. M. Ramsay (U. Kahrstedt). — *H. Günter, Buddha in der abendländischen Legende (R. Fick). — *E. G. Browne, Arabian Medicine (G. Bergsträßer). — *R. A. L. Fell, Etruria and Rome (U. Kahrstedt).

Handes amsorya 38 1924:
1—2 1—19 P. A. Akinian, Das Liebeslied des Tirith, e. altarmen. Elegie. — 20—21 P. A. Vardinian, Was waren die 40 Kapitel des Evthalius? — 22—31 P. S. Kogian, Die Bischöfe von Arscharunikh und des Hauses Kamsarakan. — 31—45 Atrpet, Die Aquädukten von Schirak. — 45—56 Adjemian Haïk, Die Ruinen von Ani in der Gegenwart. — 57—62 M. Seth, Die Araratianbibliothek von Kalkutta. — 80—89, 271—81, 561—68 J. Saghathelian, Die armen. Übers. der Werke Shakespeare's. — 93—95 P. R. K., vollst. Verz. d. armen. Zeitungen (59 Nrn.).
3—4 97—102 P. A. Akinian, Quellenunters. zur Faustusgeschichte. — 102—11 A. Eremian, Der Volkssänger Miskin Matthäus. — 111—17, 318—22 V. H. Torgomian, Armen. Medizinal-hss. — 118—23, 245—49, 322—34, 514—20 Th. Gouschakian, Katal. d. arm. Hss. d. Klosters Sourb Nschan in Sivas. — 124—31 P. S. Kogian, Urspr. der Kamsarakanen. — 143—68 P. A. Vardanian, Unter w. Umständen schrieben die arm. Kopisten? — 168—84, 539—45 H. Adjarian, Die Entw. d. arm. Schriften. — 184—89 P. S. Kogian, Bibliogr. Mitt. f. 1923.
5—6 193—215 P. A. Vardanian, F. C. Conybeare. — 215—33, 297—311, 409—18 P. H. Oskian, 1. u. 2. Übers. d. Hohen Liedes. — 234—44, 312—18, 499—509 A. Eremian, D. Volkssänger Allahverdi. — 255—59 P. S. Kogian, Karl Roth über d. arm. Baukunst. — 259—70 N. Aghbalian, Bem. über Sayath-Nova.
7—8 289—96 P. G. M., Basmadjian-Funde. — 334—49 P. S. Kogian, Die Besitzungen der Kamsarakanen. — 350—59 P. A. Vardanian, Aus den Eigenschaften des Klass.-Arm. — 381—84, 479—80, 572—76 P. R. K., Chronol. Verz. d. arm. Zeitungen.
9—10 385—408, 481—98 P. A. Vardanian, Euthaliana. — 419—31 P. S. Kokian, Der Rang der Kamsarakanen unter d. arm. Nacharars. — 432—41 Bischof Babken, Der Urspr. d. arm. Patriarchats in Konst. u. d. 1. Patr. Joachim. — 442—53, 528—35 Adjemian Haik, Die Aus-



grabungen in Van durch Prof. Marr. — 453—59 H. A. Martirossian, Beziehungen der arm. Spr. zur hettit. — 459—79, 552—57 R. Terlemesian, Christaphor Kara-Murza. **11—12** 510—13 P. H. Oskian, 2 arm. Hss. in d. Städt. Bibl. zu Olmütz. — 521—27 P. S. Kogian, Kamsarakaner u. Mamikonianer. — 535—38 P. S. Eghiayan, Die Schnupftabaksdose d. Bischofs v. Siebenbürgen u. d. Mechitharisten v. Elizabethstadt. W. P.

The Hibbert Journal XXIII:
2 E. Holmes, Our debt to the ancient wisdom of India: II. Nirvana. — A. Y. Campbell, The basis of Greek tragedy. — *Essays of Jewish Life and Thought (H. J. D. Astley).
3 W. Brown, Religion und Psychology. — D. Miall Edwards, The Doctrine of the Person of Christ.

Historische Zeitschrift 131 1925:
2 197—239 F. E. A. Krause, Kulturform und Staatsgedanke in Ostasien und Europa. — *The Cambridge Ancient History I. (J. Lewy). — *V. Schultze, Altchristliche Städte und Landschaften II. Kleinasien (E. Gerland)
3 393—408 J. Kromayer, Waren Hannibal und Friedrich der Große wirklich Ermüdungsstrategen?

Jahrbuch der Asiatischen Kunst, herausgegeben in Verbindung mit Ernst Große, Friedrich Sarre, William Cohn und Heinrich Glück von Georg Biermann. Band I. Leipzig: Klinkhardt und Biermann 1924. (274 S. u. 139 Taf.). 4°.

Diese neue Zeitschrift ist aus dem von Geheimrat Gall herausgegebenen Jahrbuch der Bildenden Kunst hervorgegangen, um die immer zahlreicher werdenden Beiträge in letzterem wie im Cicerone zu sammeln. Man muß diese Tatsache im Auge behalten, will man der Fülle sehr verschiedenwertiger Beiträge gerecht werden. Denn eine Reihe von Aufsätzen in diesem ersten Bande sind nur Neudrucke aus dem Cicerone und anderen Zeitschriften des Verlages, und gar nicht für ein engeres Fachpublikum berechnet; weder W. Cohns „Indische Kolonialkunst", noch Salmonys „Plastik des hinterindischen Kunstkreises", weder Perzynskis „Nō und Nō-Masken", noch Glasers „Aufgabe und Methoden Europäischer Forschung im Bereiche Östlicher Kunst". Wenn man aber auch davon absieht, bleibt die Zahl der Abhandlungen und Essays eine so große, daß es nicht möglich ist, sie im Rahmen einer kurzen Besprechung alle zu würdigen. Viele Beiträge sind nur kurze Veröffentlichungen neuen Materials. So bringt Glück eine kleine Studie über die von ihm aufgenommenen „Türkischen Brunnen" in Konstantinopel. Babinger stellt aus seiner umfassenden Kenntnis der türkischen Literatur „Quellen zur Osmanischen Künstlergeschichte" zusammen. E. Kühnel sucht neues Licht in die Geschichte der persischen Keramik zu bringen, indem er systematisch alle bisher bekannt gewordenen „Datierten Persischen Fayencen" sammelt und so eine gesicherte Chronologie und Typenreihe auf diesem noch unsicheren Gebiete aufzustellen versucht, wobei er besonders für das 12.—14. Jahrhundert zu wertvollen Ergebnissen kommt. Die Publikation eines kleinen „Fragmentes eines älteren Persischen Wirkteppichs" von E. Diez schließt den Kreis der islamischen Kunst. Aus dem Gebiete der indischen Kunst wären vor allem zwei Veröffentlichungen zu nennen. O. C. Gangoly macht auf ein kleines, entzückendes Relief einer sitzenden Frau aufmerksam, welches, aus der Sunga-Zeit stammend, zu Sārnāth gefunden wurde und sich nun im Museum zu Calcutta befindet. Stella Kramrisch gibt Aufnahmen der mittelalterlichen „Wandmalereien zu Kelaniya" auf Ceylon, von denen Coomaraswamy vor zehn Jahren schon einige Proben bekannt gemacht hatte. Wo uns nun die Denkmäler der klassischen altindischen Malerei, wie andererseits die indischen Miniaturen im Wesentlichen bekannt sind, wäre es nur zu wünschen, wenn man fortführe auch die Malerei des Mittelalters zu erschließen; Ceylon ist ein guter Anfang, noch ist aber das Material aus Hinterindien, wie z. B. aus Pagan usw., noch viel zu wenig bekannt. Für Ostasien ist besonders ein Bericht von L. Ashton über die Kunstschätze der „Opening Exhibition at the Freer Gallery, Washington" von Interesse. Unter den kleineren Untersuchungen und Studien möchte ich besonders Sarres Arbeit über „Die Ägyptischen Teppiche" hervorheben, worin er eine Gruppe sogenannter „Damaskus"-Teppiche der Mamlūken-Kunst des 16. Jahrhunderts zuweist, besonders auf Grund ihrer stilistischen Beziehungen zur gleichzeitigen Ornamentik Ägyptens in Holz, Bronze und im Buchgewerbe. Ganz interessant, wenn auch etwas zu sehr an der Oberfläche der Dinge bleibend ist Stella Kramrischs „Vom Religiösen und Grotesken in der Indischen Kunst, das Anschwellen des Erotisch-Grausamen in der Kunst vom frühen Buddhismus in den Hinduismus verfolgend, ohne jedoch die Wurzeln dieser Entwicklung genügend zu analysieren, des Bhaktimārga und des Tantrismus, die der späteren Tempelkunst ihren wollüstig-mystischen — und ins Populäre umgebogen — grotesken Charakter geben. Auch Melanie Stiassnys Untersuchung „Einiges zur ‚Buddhistischen Madonna'" bleibt zu sehr an Äußerlichkeiten haften. D. R. Bhandarkar behandelt wieder die Frage des assyrischen Einflusses im „Problem der Baukunst Asokas"; Ramaprasad Chanda erörtert den „Ursprung des Síkhara der indoarischen Nāgara-Tempel" und stellt sich auf Grund der Reliefs von Bharhut auf Seiten der Simpson-Fergussonschen Theorie seines Ursprungs aus dem altindischen, runden Kuppelhüttentyp. Unter den Arbeiten über Ostasien beschäftigen sich zwei mit dem stilistischen Verhältnis zwischen chinesischer und japanischer Kunst. Während W. Cohns „Vergleichende Studien zur Malerei Chinas und Japans" die verschiedene Auffassung der Tuschmaler beider Länder an Darstellungen von Kwannon und Hotei zu analysieren suchen, zeigt J. Kurth in „China und der Japanische Farbenholzschnitt" gegenüber den Ansichten, welche die Tierstudien der Ukioye-Meister auf chinesische Vorlagen zurückführen wollen, wie sich hier den chinesischen, impressionistischen Darstellungen des Tiers eine wissenschaftlich genaue, das Detail liebevoll verfolgende Auffassung gegenüberstellt. Der altchinesischen Kunst widmen sich die Arbeiten von Zóltan von Takács: „Zu den Grundformen der chinesischen Kunst"; Salmonys „Anfänge der Großplastik in China", welche sich mit den frühesten Denkmälern der Rundplastik in der Hanzeit beschäftigt, dem Pferdebild vom Grabe des Huo Kiu-ping, einem Tiger der Sammlung Yi Yuan in Amsterdam und dem Löwen vom Grabe des Fan Min; endlich O. Fischers „Chinesische Buddha- und Bodhisattvaköpfe", eine stilgeschichtliche Spezialstudie zur Plastik der T'ang- und Sungzeit. Zwischen all diesen kleineren Arbeiten einige große Abhandlungen. Auf Strzygowskis Versuch einer zusammenfassenden Darstellung seiner vielumstrittenen Ansichten über die „Asiatische Kunst", und im besonderen über das Gegenspiel von südasiatisch-afrikanischer Figural- gegen nordasiatisch-iranische Ornamentkunst, möchte ich hier nicht näher eingehen. Wertvoll ist L. Schermans Untersuchung über die „Dickbauch-Typen in der indisch-ostasiatischen Götterwelt", worin er diese ikonographisch so interessante Typenreihe von den Silenfiguren der indogriechischen Kunst und den Yakshas der Mathurāplastiken zum Kuvera- und Vaiśravanabild des Buddhismus verfolgt, die Umwandlung des Jambhala in den Typ des Mahākāla, den Einfluß der Hāritī mit ihren Kindern, um endlich bei Hotei und Mi-le-fo zu enden. Eine andere solche Typenwanderung, aber nach Westen, ist der Stoff einer Arbeit von Hans Berstl über „Indo-Koptische Kunst", die Verbreitung des Yōgī- und Tänzerinnen-Motivs von Indien über Ägypten und das Mittelmeer bis nach Gallien. Es

mag die Frage sein, ob diese Probleme wirklich schon spruchreif sind, vor allem, wer die Gebenden, wer die Empfangenden waren. Aber es bleibt trotzdem genug, was, besonders in Ägypten, für Berstls Thesen spricht. Auf jeden Fall kann man ihm dankbar sein. die Aufmerksamkeit auch auf die künstlerische, noch kaum erforschte Seite der Beziehungen zwischen Antike und Indien gelenkt zu haben, die auf dem Südwege, über Ägypten, sich vollzogen haben, zumal die ganze bisherige Arbeit sich fast nur auf die Ostwanderung des Hellenismus über Iran konzentriert hat. Rezensent selbst hat eine Geschichte der Moden in Indien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert beigetragen, die den Zweck verfolgte, für die bei der stilgeschichtlichen Unsicherheit auf dem Gebiete der indischen Miniaturmalerei vielfach nur sehr vage datierbaren Mengen unbezeichneter, loser Miniaturblätter eine chronologische Basis auf Grund der auch in Indien stets wechselnden Trachtenformen der höheren Stände zu schaffen. Ernst Boerschmann endlich bringt aus seinem großen Material über chinesische Architektur eine vorzügliche Darstellung der „Eisen- und Bronze-Pagoden“ und ihrer Typen.
Der umfangreiche Band ist vorzüglich ausgestattet, Druck wie Tafeln von gleicher Qualität. Und wenn man von der gewissen Ungleichheit, die bei der Eigenart der Entstehung des Werks in manche Beiträge getragen worden ist, absieht, mag man sich nur über diese neue Zeitschrift freuen und ihr Erfolg wünschen.

Hermann Goetz.

The Journal of Egyptian Archaeology XI 1925:
1. 2 1 H. R. Hall, An Alabaster Figure of the 4. Dyn. in the Brit. Mus. (m. Taf. 48.75 cm hohe Frauenstatue, bis auf die Unterschenkel gut erhalten, die Arme eng an den Leib gepreßt, von archaischem Aussehen). — 2—5 Alan H. Gardiner, The secret chambers of the Sanctuary of Thoth (die ỉpwt des wnt des Thot im Pap. Westcar). — 6—9 J. Grafton Milne, The Kline of Sarapis (Einladungen zur K. in verschiedenen Versammlungsräumen = club-dinners). — 10—18 N. de Garis Davies, The Thomb of Tetaky at Thebes (Nr. 15; m. 4 Taf. cf. Carnarvon-Carter, Fife Years Explorations Taf. I—XII). — 19—35 W. F. Albright, Philological Method in the Identification of Anatolian Place-names (gegen Smith in JEA X 104). — 36, Tomb-Chapel 525 at Tell el-Amarnah (m. Taf., die Skizze von † Newton). — 37—55 T. Eric Peet, Fresh Light on the Tomb Robberies of the 20. Dyn. at Thebes (5 neue Papyri aus London, Reste eines Tagebuchs in Turin mit vielen ganz neuen Einzelheiten). — 56—57 Winifred S. Blackman, Sacred Trees in modern Egypt (m. Abb. Die hl. Bäume vielfach in Verbindung mit Schechgräbern, Wunder wirkend. Manchmal wird die Seele eines ermordeten Schechs in einem tönernen Bild festgehalten, das mit der Zeit vergeht; es wächst aber aus ihm der Baum, in dem nun die Seele des Schechs fortlebt, vgl. die Vorstellung vom B 3). — 58—69 Norman H. Baynes, Athanasiana (§ 1 The Recall of Arius from Exile, § 2 An Athanasian Forgery? § 3 The Return of Athanasius from his first Exile). — 70—71 Francis G. Newton † (m. Abb.). — 72—75 T. Eric Peet, A possible Year Date of King Ramesses VII (in einem Turiner Pap. Vielleicht Jahr 6). — 76—77 Warren R. Dawson, A Mummy of the Persian Period. — 78—79 Alan W. Shorter, A possible late Representation of the God 'Ash (m. Abb. von einem ptol. oder eher röm. Mumienkarton in Brighton. [Hieroglyphen] nach Griffith für [Hieroglyphen]). — 80—83 S. Eitrem, Pap. Brit. Mus. CXXI Verso Col. I (bei Wessely, Neue griech. Zauberpapyri Wien 93, 40). — 84—106 H. Idris Bell, Bibliography: Graeco-roman Egypt, A. Papyri. — 107—109 Notes and News. — 110 *R. C. Thompson, The assyrian Herbal (Sidney Smith). — 110—111 *J. H. Breasted, Oriental Forerunners of Byzantine Painting (F. G. Newton). — 111—112 *G. E. Smith & W. R. Dawson, Egyptian Mummies (H. R. Hall). — 112—113 *L. A. Mayer, Index of Hittite Names Sect. A. Geographical I und *A. Goetze, Kleinasien zur Hethiterzeit (H. R. Hall). — 113—115 *W. H. Worrell, The Coptic Manuscrits in the Freer Coll. (De Lacy O'Leary). — 115 Dows Dunham, Two royal Ladies of Meroe (T. Eric Peet). — 115—116 *Flinders Petri, G. Brunton, M. A. Murray, Lahun II und *Flinders Petrie, G. Brunton Sedment I, II (H. R. Hall). — 117 *Sidney Smith, Babylonian historical Texts relating to the capture and downfall of Babylon (T. Eric Peet). — 117—118 *Relazione sui lavori della Missione Archeologica Italiana in Egitto I (T. Eric Peet). — 118—119 *B. A. van Groningen, Le gymnasiarque des métropoles de l'Égypte romaine (H. J. Bell). — 119—120 *E. Dévaud, L'âge des papyrus égyptiens hiératiques d'après les graphies de certains mots (T. Eric Peet). — 121—122 *A. Lucas, Antiques, their Restoration and Preservation (S. R. K. Glanville) — 122 *H. Sottas & E. Drioton, Indroduction à l'étude des hiéroglyphes (T. Eric Peet). — 123 *C. Ransom Williams, The New York Historical Society, Catalogue of Egyptian Antiquities Nos. 1—160 (T. Eric Peet). — 123—124 *Kurt Sethe, Die Vokalisation des Ägyptischen (Alan H. Gardiner).

Wr.

Journal and Proc. of the Asiatic Soc. of Bengal 19 1923:
3 43—50 W. Ivanow, A „witch-case“ in mediaeval India. — 51—60 J. J. Modi, The owl in folklore. — 61—66 K. C. Viraraghava, Some variations in the customs and manners of the Telugus and Tamils of Godaveri and Tinnevelli districts. — 67—70 N. B. Divatia, The nose-ring as an Indian ornament. — 71—74 Hem Ch. Das Gupta, Notes on a type of sedentary game prevalent in many parts of India.
5 153—236 H. Hosten, S. J., St. Thomas and San Thomé, Mylapore.
7 237—52 'Abdu'l Wali, Hinduism acc. to Muslim Ṣūfīs. — 253—90 ders., Life a. letters of Malik 'Aynu'l-Mulk Māhrū' and side lights on Fīrūz Shāh's exped. to Lakhnautī and Jājnagar. — 291—94 Mesroyb J. Seth, A Ms. Koran in Classical Armenian (Bhopal State Library). — 295—98 W. Ivanow, Note on an early Persian work on ethics (composed between 503—8 H. by Abū'l-Qāsim Naṣr b. Ahmad aš-Šādānī an-Nīšābūrī). — 299—303 ders., More on the sources of Jāmī's Nafaḥāt. — 305—10 W. Ivanow, Imam Isma'īl (reference in Ma'rifat aḫbār ar-riǧāl by Abū 'Amr Muh. al-Kašī, printed Bombay 1317).
8 311—21 Jyotis Chandra Ghatak, The conception of the Indian astronomers conc. the precession of the equinox. — 323—29 Kishori Mohan Gupta, Daudig copper pl. inscr. of Kāsāsatī, śaka 1725. — 331—35 ders., Jaintiapur copper pl. inscr. Badagosāyi A. D. 1770. — 337—344 N. G. Majumdar, Sāñchī inscr. of Śrīdharavarman (vgl. Ep. Ind. XVI. 230—33). — 345—47 ders., An inscr. copper ladle from Hazara (Kharoshthi: Saghe cadudiśe Uraśa-raje acaryana na Kaṣyaviana Sagharachi-[tasa] dana. „The gift of Samgharakṣita to the Kāsyapīya preceptors, at the Buddhist community of the four quarters, in the kingdom of Uraśā“). — 349—56 B. M. Barua, Identif. of 4 Jātakas at Bharaut. — 357—63 ders., Notes on 5 Bharaut epithets. — 365—69 H. C. Ray, Why did not Alexander cross the Beas? — 371—73 ders., Allusions to Vāsudeva Krishna Devakiputra in the Vedic literature. — 375—79 R. C. Majumdar, The date of the Khaḍga dyn. of Bengal (Ende 7. Jahrh.).
10 465—560 K. P. Chattopadhyay, An essay on the hist. of Newar culture.



The Journal of the K. R. Cama Oriental Institute (Zu Ehren des 1909 verstorbenen gelehrten Parsen Kharshedji Rustamji Cama in Bombay gegründet und am 18. Dez. 1916 eröffnet. Sekretär und Herausgeber ist Jivanji Jamshedji Modi).

1 1922 1—7 P. D. Gune, The indo-iranian migrations in the light of the Mitani records. — 8—12 J. J. Modi, An old Avesta-Pazend-Sanskrit ms. of Sarosh Hadokht and its writer. — 13—32 ders., An old ms. of Kitâb-i-Darun Yasht. — 33—70 K. Inostrantsev, The emigr. of the Parsis to India and the Musulman world of the 8 th c. — 71—75 ders., The Parsi funeral ceremony as ill. in the Gujrati versions of the book of Arta Viraf. — 75—84 R. Shamasastry, India under the Iranians (the Mlecchas to be the early Iranian settlers in India who, on the conquest of India by the Vedic Aryans, lost their supremacy . . . ! !). — 85—92 A brief hist. of the K. R. Cama Or. Inst.

2 1923 1—88 K. N. Sitaram, Iranian influence on Indian culture. — 89—100 S. K. Belvalkar, The controversy over the original home of the Aryans. — 101—21 J. J. Modi, Two miniatures on the funeral ceremonies of the Parsis in the Gujarati Virâf-Nâmeh. — 122—24 ders., A note on the „Parsee massacre at Variâv".

3 1—28 K. A. Inostrantsev, Ancient Iranian burial customs and buildings. — 29—59 F. A. Rosenberg, Khosrow Anushirwan and Charlemagne in legend. — 60—78 M. Winternitz, The ethics of Zoroastrianism from a comp. point of view. — 79—90 J. J. Modi, A few notes on the Phl. treatise of Drakht-i-Asurîk (für ASURIK zu lesen KHAJURIK=skr. kharjûra Dattelpalme). — 91—92 ders., A note on an old ms. of the Divan-i-Hafiz, recently pres. to the libr. of the K. R. C. O. I. (geschrieben 964 A. H.; Liste anderer Mss. von 843—1200 A. H.). — 93—104 V. S. Sukthankar. An excursion on the periphery of indol. research (Java; Boghazkoi; Turkestan). W. P.

Journal of the Royal Asiatic Society 1924: Centenary Supplement **October** 1—10 L. C. Hopkins, On a Newly Discovered Early Chou Inscribed Bronze. — 11—31 C. Bradley, Some Features of the Siamese Speech and Writing. — 33—40 E. Burrows, Hymn to Ninurta as Sirius (K. 128). — 41—48 G. R. Driver, The Sale of a Priesterhood. — 49—60 D. D. Luckenbill, Our Earliest Historical Contacts with the Indo-Europeans. — 61—62 F. Thureau-Dangin, The Transcription of Cuneiform Signs. — 63—86 T. G. Pinches, Hymns to Pap-due-garra. — 87—102 A. M. Friedlander, Facts and Theories Relating to Hebrew Music. — 103—15 H. R. Hall, Notes on the Excavations of 1919 at Mugayyar, el-'Obeid, and Abu Shahrein. — 117—21 G. A. Grierson, On the Benares Pronunciation of the Sanskrit Visarga. — 123—36 F. W. Thomas, Four Sanskrit Plays. — 137—55 A. V. W. Jackson, The „Second Evocation" in the Manichaean System of Cosmogony. — 157—62 R. P. Dewhurst, Avestan Words beginning with F. — 163—74 W. Crooke, The Orientation of the Dead in India. — 175—89 E. H. C. Walsh, Indian Punch-marked Coins. — 191—95 J. E. Abbot, Sivaji as Known to his Western Contemporaries. — 197—201 L. Rice, The Earliest Annals of Mysore. — 203—211 N. B. Utgikar, The Story of the Dasaratha Jataka and of the Ramayana. — 213—23 P. J. Thoma, The South Indian Tradition of the Apostle Thomas. — 225—32 R. A. Nicholson, The Table-talk of Jalalu'ddin Rumi. — 233—44 A. Guillaume, A Debate between Christian and Moslem Doctors. — 245—54 E. G. Browne, The Tajaribu's-Salaf, a Persian version of the Arabic Kitabu'l-Fakhri, composed by Hindushah ibn Sanjar as Sahibi al-Kirani in 723/1323. — 255—70 F. Krenkow, The Beginnings of Arabic Lexicography till the time of al-Jauhari, with special reference to the work of Ibn Duraid. — 271—76 R. P. Dewhurst, Arabic and Persian Metres.

1925:
January 1—19 R. D. Banerji, Nahapana and the Saka Era. — 21—35 S. Varma, Analysis of Meaning in the Indian Philosophy of Language. I. Meaning as a Relation. II. Meaning as a Negation. — 37—60 S. Smith, The Babylonian Ritual for the Conseration and Induction of a Divine Statue. — 61—80 H. G. Farmer, Clues for the Arabian Influence on European Musical Theory. — R. C. Thompson, Note (über *C. G. Seligman, Studies in Semitic Kinship). — R. Shamasastry, The Era of Vikramaditya and the Dynasty of Gardabhilas and of Murundas. — R. L. Turner, Note referring to 'Cerebralisation in Sindhi', JRAS. October 1924. — T. G. Bailey, Are the four Series (front t, d, r, n; back ṭ, ḍ, ṛ, ṇ; Aspirates, and Non-Aspirates) found in Sina? — C. J. Gadd, Sammiluna's Sippar Inscription. — L. D. Barnett, Who is the Author of Svapna-Vāsavadatta? — G. R. Driver, The Sale of a Priesthood. — F. W. Thomas, Bhāsa-kṛta Svapna-Vāsavadatta; Bhāsa and Accusatives Plural Masculine in -āṇi; Chinese in Ancient Khotan; Cakiba. — F. E. Pargiter, The late Dr. Hoernlés MSS. — C. A. Rhys Davids, The Nettipakarana an Earlier Book than the Patthana (Maha-Prakarana). — P. Pelliot, Two New Manichaean Manuscripts from Tun-Luang. — *R. E. Hume, The World's Living Religions. — *J. D. Bate, Dictionary of the Hindu Language. — *R. Pershad, The Elements of Hindustani Grammar. — *J. F. Blumhardt, Catalogue of the Library of the India Office II. 4. — *F. Younghusband, The Wonders of the Himalaya. — *L. Binyon, Examples of Indian Sculpture at the British Museum. — *K. V. Subrahmanya Aiyar, Travancore Archaeological Series IV. 1. — *G. W. Murray, English-Nubia Comparative Dictionary. — *S. Rice, Ancient Indian Fables and Studies. — *Proceedings and Transactions of the 2. Oriental Conference (Calcutta) 1922. — *Indian Historical Records Commission V. — *A. F. G. Bell, Gaspar Corrêa. — *Journal of the Gipsy Lore Society, Third Series III 1 (T. G. Bailey). — *B. Karlgren, Analytic, Dictionary of Chinese and Sino-Japanese (W. E. Soothill). — *L. Hodous, Buddhism and Buddhists in China (W. E. Soothill). — *J. Halphen, Contes Chinois (L. C. Hopkins). — *T. Stcherbatzky, The Soul Theory of the Buddhists. — *B. C. Law, The Buddhist Conception of Spirits. — *G. Cagnola, Dialoghi del Re Milinda. — *K. J. Saunders, Buddhism and Buddhists in Southern Asia. — *K. J. Saunders, Epochs in Buddhist history (C. A. Rhys Davids). — *L. Forrer, Die Osmanische Chronik des Rustem Pascha. — *O. Rescher, Index und Stellennachweise zu Fr. Schwally's Baihaqî-Ausgabe. — *M. Räsänen, Die Tatarischen Lehnwörter im Tscheremissischen. — *M. Féghali-A. Cuny, Du Genre Grammatical en Sémitique. — *T. Andrae, Die Person Muhammeds in Lehre und Glauben seiner Gemeinde. — *H. S. Nyberg, Kleinere Schriften des Ibn Al-'Arabi. — *Max Silberschmidt, Das Orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des Türkischen Reiches nach Venezianischen Quellen. — *L. Massignon, Annuaire du Monde Musulman (G. L. M. Clauson). — *S. Sen, A Study en Mathurānātha's Tattva-cintāmaṇi-rahasya (S. N. Dasgupta). — *J. Strzygowski, The Origin of Christian Church Art (M. Gaster). — *K. Döhring, Siam (J. P. Vogel). — *Taw Sein Ko-C. Duroiselle, Epigraphia Birmanica. — *Reports of the Superintendent Archaeological Survey, Burma, 1922, 1923. — *R. Halliday, Lik Smin Asah (R. Grant Brown). — *H. Gollancz, Pedagogics of the Talmud (H. Hirschfeld). — *M. Gaster, The Exempla of the Rabbis (N. W. Penzer). — *D. S. Margoliouth, The Relations between Arabs and Israelites prior to the Rise of Islam. — *E. J. Holmyard, Kitâb al-'Ilm al-Muktasab fî Zirâ'at Adh-dhahab. — *M. G. Wiet, Maqrîzî. El Mawâ'iz wa'l-I'tibâr fî Dhikr el-Khitat wa'l-âthâr. — *Gaudefroy-Demombynes, Le Pélerinage à la Mekke. — *N. M. Penzer, Selected Papers on Anthropology, Travel, and Exploration by Sir R. Burton.

— *A. Fischer, R. Brünnows Arabische Chrestomathie. — *P. P. Sbath, El Mashra' (The Watering-Place). — *Th. W. Arnold, The Caliphate. — *P. J. André, L'Islam et les Races. — *S. de Sacy, Bibliothèque des Arabisants Français. — *Gaudefroy-Demombynes, La Syrie à l'Epoque des Mamelouks d'après les Auteurs Arabes. — *Jaussen-Savignac, Les Châteaux Arabes de Qeṣeir 'Anwa, Haraneh et Tuba. — *A. K. Coomaraswamy, The Treatise of Al-Jazarî on Automata — *A. Fischer, Islamica. — *A. Goodrich-Freer, Arabs in Tent and Town (A. R. Guest). — *K. A. C. Cresswell, Archaeological Researches at the Citadel of Cairo. — *K. A. C. Cresswell, The Origin of the Plan of the Dome of the Rock (E. T. Richmond). — *S. Smith, Babylonian Historical Texts — *V. Scheil, Textes de Comptabilité Proto-Élamites (S. Langdon). — *A. Berriedale Keith, The Sanskrit Drama... — *Ders., Classical Sanskrit Literature. — *A. A. Macdonell, A Practical Sanskrit Dictionary. — *K. F. Geldner, Der Rigveda übersetzt und erläutert. — *J. von Negelein, Weltanschauung des Indogermanischen Asiens. — *A. Hillebrandt, Altindische Politik. — *B. Liebich, Zur Einführung in die Indische einheimische Sprachwissenschaft. — *Ram Labhaya, The Ramayana of Valmiki. — *J. Przyluski, La Légende de l'Empereur Açoka (R. L. Turner). — *S. M. Edwardes, The Bombay City Police, 1672—1716 (R. E. Enthoven). — *Oostersch Genootschap in Nederland: Verslag van het 1. (2. 3.) Congres. — *C. S. Srinivasachari, The History and Institutions of the Pallavas. — *J. Hackin, Guide-Catalogue de Musée Guimet, les Collections Bouddhiques. — *D. R. Sahni, Guide to the Buddhist Ruins of Sarnath. — *M. M. K. Mudaliyār, Tirukalukurram. — *J. Bhaṭṭ, Aśōk-kē Dharm-lēkh. — *B. Liebich, Materialien zum Dhātupātha. — *T. W. Rhys Davids-W. Stedē, The Pali Text Society's Pali-English Dictionary. — *S. Kramrish, The Vishnudharmottaram III (L. D. Barnett). — William Mc Donall † (A. T. Wilson). — C. H. H. Macartney † (D. S. Margoliouth).

April 215—36 G. A. Grierson, Pracritica. — 237—46 J. Charpentier, Sakara. — 247—61 A. C. Moule, Some foreign Birds and Beasts in Chinese Books. — 263—75 A. S. R. Ayyar, The Authorship of the Nalodaya. — 277—84 E. Burrows, Notes on Harrian. — A. C. Moule, The Lei Feng T'a. — R. P. Dewhurst, Miscellaneous Iranian Notes. — W. F. Albright, The Conquests of Nabonidus in Arabia. — S. Smith, Assyriological Notes (Esarhaddon Chronicle, Obv. 5; Ṣarinu). — H. G. Farmer, Byzantine Musical Instruments in the 9. Century. — G. A. Grierson, Once again on Sina „Cerebrals". — W. Forster, Aurungzeb and the Treasure Hoard of Akbar. — *E. G. Browne, A History of Persian Literature in Modern Times. — *C. E. Wilson, The Haft Paikar. — *Ḥakīm Nāṣir Khusrau, The Zād-ul-Musāfirīn. — *ders., The Safar-nāma. — *F. Edgerton, The Panchatantra Reconstructed. — *B. C. Law, Designation of Human Types. — *C. Downing, A History of the Indian Wars. — *S. B. Misra, S. Misra, The Third Triennial Report on the Search for Hindi MSS. for the years 1912—14. — *A. M. Hocart, Ceylon Journal of Science. — *J. J. Modi, Memorial Papers. — *E. B. N. Dhabhar, Descriptive Catalogue of MSS. . . . in the Mulla Firoz Library. — *B. C. Law, Some Kshatriya Tribes of Ancient India. — *M. N. Kuka, Wit, Humour, and Fancy of Persia (R. P. Dewhurst). — *J. Moffat, The Old Testament: A New Translation (T. G. Bailey). — *E. Kautzsch, Die Heilige Schrift des AT.s (M. Gaster). — *C. H. Tawney, M. N. Penzer, The Ocean of Story (R. C. Temple). — *L. Binyon, Asiatic Art in the British Museum (A. Yusuf Ali). — *C. Vidyabhusana, History of Indian Logic (H. N. Randle). — *G. A. Grierson, The Prakrit Dhātv-Ādēsas. — *B. D. Jain, Ardha-Māgadhī Reader. — *G. K. Nariman, A. V. Williams Jackson, C. J. Ogden, Priyadarśika. — *R. Narasimhacharja, Karnātaka-kavi-charite. — *ders., Śāsana-padya-mañjari. — *ders., Bhaṭṭâkalanka-Dêva's Karnâtaka-Śabdânuśâsanam. — *J. G. Frazer, Les Origines de la Famille et du Clan. — *B. A. Gupte, Hindu Holidays and Ceremonials. — *C. D. Dalāl, A Catalogue of MSS. in the Jain Bhandars at Jesalmere. — *Government Oriental Library Series. Bibl. Sanscrita 48—53. 56—63 (L. D. Barnett). — *J. S. Gale, Kim Man-Cheong. The Cloud Dream of the Nine (W. P. Yetts). — *H. Sköld, Linguistic Gleanings. — *E. Chiera, Old Babylonian Contracts. — *L. Legrain, Historical Fragments. — *M. Sultzberger, The Status of Labour in Ancient Israel. — *H. Weld-Blundell, The Royal Chronicle of Abyssinia. — *A. J. Wensinck, Mystic Treatises by Isaac of Nineveh (T. G. Pinches). — *H. D. Griswold, The Religion of the Rigveda. — *R. S. Aiyar, History of the Nayaks of Madura. — *V. P. Chavan, The Konkan and the Konkani Language. — *S. D. Kudāla, Āryavidyāsudhākara. — *J. Jolly, R. Schmidt, Arthaśāstra of Kautilya. — *S. K. Belvalkar, The Brahmasutras of Badarayana. — *W. Geiger, Zeitschrift für Buddhismus V. — *B. Schindler, F. Weller, Asia Major. — *W. Neisser, Zum Wörterbuch des Ṛgveda. — *R. Mookerji, Men and Thought in Ancient India. — *G. Whitehead, In the Nicobar Islands. — *O. Strauß, Indische Philosophie. — Obituary Notes: D. B. Spooner (Oldham), Lord Curzon (Roß), Bishop Casartelli (Edwards).

Journal des Savants 23 1925:
1—2 *H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt (P. Jouguet). — *E. Naville, La révolution religieuse à la fin de la XVIII[e] dynastie égyptienne (G. Bénédite). — *Jaussen, Savignac, Mission archéologique en Arabie III. (Cl. Huart). — *P. Monceaux, Histoire de la littérature latine chrétienne (L.-A. Constans). — *Ch. Clermont-Ganneau, Recueil d'archéologie orientale VIII (H. D.).

Journal de la Société Finno-ougrienne XL 1924:
Kai Donner, Zu den ält. berührungen zwischen samojeden und türken (42 S.). — V. N. Zlatarski, Die bulgar. Zeitrechnung (die Bekehrung Boris, auf 14. Sept. 865 a. St. berechnet) (7 S.). — W. Barthold, Neuere Forschungen in Turkestan (neue Lesung e. Münze von Ulughbeg; wiss. Tätigkeit in Tashkend, Bukhara u. Petersburg) (10 S) W. P.

The Journal of Theological Studies XXVI 1925:
103 241—56 G. H. Dix, The Influence of Babylonian Ideas on Jewish Messianism.

Indogermanische Forschungen 42:
3/4 221—74 W. Porzig, Bedeutungsgeschichtliche Studien; die Bedeutung der mit . . . men/mn gebildeten Neutra. — 327—8 A. Götze, Hethitisch jugan ‚Joch'. — Anzeiger dazu: *H. Güntert, Kalypso; Der arische Weltkönig und Heiland (W. Porzig). — *H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (H. Lommel). — *K. F. Geldner, Der Rigveda (A. Hillebrandt). — *G. A. Grierson, Linguistic Survey of India (J. Hertel).

Islam XIV 1924:
1/2 1—75 H. H. Schaeder, Ḥasan al-Baṣrī, Studien zur Frühgeschichte des Islam (Vorbemerkung: Vor allem Verhältnis zu Massignon. — I. Zur Topographie und Geschichte des Irak. 1. Vorbemerkungen über die Bedeutung der frühislamischen Stadt, speziell der Neugründungen wie Kufa und Basra, für die Entwicklung der islamischen Kultur. 2. Der Name *'Irāq*, der im Gegensatz zu unzulänglichen arabischen Etymologien mit Siddiqi von mp *'ērāk* „unten befindlich" abgeleitet wird, unter Hinweis darauf, daß dieses Adjektiv in den Turfanfragmenten als Substantiv *ērāg* „Süden" „Südland" — einer der vier Reichsteile — belegt ist. 3. Die Landschaft arab. Maisān = syr. Maišān: eingehende sehr komplizierte topographische Untersuchungen auf Grund der arabischen, jüdischen, syrischen, persischen und antiken Quellen, in denen besonders die Flußläufe und Kanäle in ihren Schwankungen und die nestorianischen Diözesen

im Verhältnis zu sasanidischen Verwaltungseinheiten erörtert werden und Basra als Erneuerung der sasanidischen Gründung Vahištābād Ardašīr bestimmt wird. 4. Basra: Ableitung des Namens aus spät-mp. *bačār = Buch-Pehlevi vāčār = np. bāzār „Markt", Bemerkungen über die Gründung und die Geschichte, über lobende und tadelnde Äußerungen über die Stadt, insbesondere Reste der Rangstreitliteratur Basra-Damaskus und Basra-Kufa. — II. Hasan's Lebensgeschichte. 5. Abstammung, Geburt, Jugend: zunächst Erörterung der Quellen, besonders des ibn Sa'd, der scharf charakterisiert und ungünstig beurteilt wird; kritische Analyse der z. T. tendenziös gefälschten Nachrichten über Hasan's Abstammung und Jugend mit dem Ergebnis, daß die näheren Schicksale seines bei der Eroberung von Maisān gefangen genommenen Vaters nicht zu bestimmen sind, daß Hasan in oder bei Basra geboren und aufgewachsen ist und außer bei der Pilgerfahrt den Hidschaz nicht betreten hat, und daß ihn nahe Beziehungen mit Anas ibn Mālik verknüpften; Teilnahme an Feldzügen und Tätigkeit als Schreiber eines Statthalters, wodurch nach den damaligen Verhältnissen Vertrautheit mit persischem Schriftwesen wahrscheinlich wird. 6. Leben in Basra: Stellungnahme zu den politischen Ereignissen, die bestimmt ist durch den Charakter seiner auf die erziehliche Predigt gerichteten Persönlichkeit und unabhängige Kritik an der Regierung mit Ablehnung aktiver Opposition verbindet; Bruch mit al-Ḥaggāg und die daran anknüpfenden Legenden und Novellen; Stellung unter Omar II. und Eintreten für die Regierung bei den Wirren nach dessen Tod. 7. Ausgang, Nachruhm: sein Tod, sein Grab; Urteile über ihn bei Ṯābit ibn Qurra und Ḥarīrī.) — 76—81 G. Bergsträßer, Anfänge und Charakter des juristischen Denkens im Islam, vorläufige Betrachtungen (Quellen; Bedeutung von aš-Šāfi'ī; Wichtigkeit von Mālik's *Muwaṭṭa'* als Quelle; religiöse Durchtränkung von Rechtsstoff, d. h. im wesentlichen medinischem Gewohnheitsrecht, das als *sunna* oder *igmā'* erscheint, in geringerem Umfang begriffliche Systematisierung als wissenschaftliches Ziel der ältesten Juristen; Frage der Beziehungen zu jüdischem und römischem juristischem Denken). — 82—8 E. Kühnel, Tirāzstoffe der Abbasiden, mit 3 Abb. (Borten, wie sie als Auszeichnung am Oberarm getragen wurden, und zwar eine laut Inschrift in dem *ṭirāz al-'āmma* in Miṣr für den Kalifen al-Amīn 809—13 gefertigte und zwei weitere für al-Muṭī' 946—74 und Hārūn 786—809 hergestellte ohne Herkunftsangabe; weiter sogar ein einfacher Leinenstoff mit nicht-ornamentaler Herkunftsmarke aus Tinnīs gefertigt für al-Mu'tamid aus der Zeit 870—83). — 89—91 E. Mittwoch, Friedrich Kern. — 91—4 *Aly Bahgat Bey et A. Gabriel, Fouilles d'Al-Fousṭâṭ 1921 (M. Meyerhof). — 94—100 P. Wittek, Der Stammbaum der Osmanen (an Islam 13, 166 f. anknüpfende vergleichende Analyse der Listen von Vorfahren des Osman in den ältesten türkischen Historikern mit Ergebnissen über deren gegenseitiges Verhältnis, vor allem daß Nešri eine ältere Rezension des Ašyqpašazade benutzt hat). — 100—4 J. Ruska, Probleme der Ǧābir-Forschung (Bericht über den Aufsatz von E. J. Holmyard in Proc. R. S. Med. 1923 und Ruska's eigene Arbeiten). — *K. Schoy, Über d. Gnomonschatten u. d. Schattentafeln d. arab. Astron. 1923 (J. Ruska). — 104—10 W. Ahrens, Nochmals die „magischen Quadrate" (Bemerkungen und Zusätze zu G. Bergsträßer, Islam 13, 227 ff., vor allem eine Klassifizierung der 16-Zellen-Quadrate auf grund ihrer mathematischen Theorie). — 110—4 H. Frick zu Islam 13, 287 ff., W. Barthold zu Islam 13, 74. 106, F. Babinger zu Islam 13, 105 ff., 282 f., J. Horovitz zu Islam 13, 282. — 114—22 *M. Asín Palacios, La escatalogía musulmana en la Divina Comedia 1919 (W. Mulertt). — *D. G. Hogarth, Arabia 1922 (R. Hartmann). — 123—7 *E. Bräunlich, Bistām ibn Qais 1923 (Th. Nöldeke). — 127—36 *H. Lammens, La cité arabe de Ṭaif à la veille de l'hégire 1922 (Ders.). — *H. Lammens, Les Juifs de la Mecque à la veille de l'hégire (J. Horovitz). — *P. J. André, L'islam et les races 1922 (R. Strothmann). — *H. Bauer, Islamische Ethik III 1922 (R. Hartmann). — 142—7 *J. Hell, Von Mohammed bis Ghazâlî 2. Aufl. 1923 (H. Ritter). — *P. Schwarz, Escorial-Studien z. arab. Liter. u. Sprachkunde I 1922 (J. Horovitz). — *E. Littmann, Jäger u. Prinzessin, ein neuarab. Märchen aus Jerusalem 1923 (P. Kahle). — *The table-talk of a Mesopotamian judge, being the 1st part of the Nishwār al-muḥāḍara of al-Tanūkhī ed. transl. by D. S. Margoliouth 1922 (H. Ritter). — 151—4 O. Rescher, Einige Bemerkungen zu A. Christensen's Arbeiten auf dem Gebiete der persischen Folklore. — *L. Forrer, Die osmanische Chronik d. Rustem Pascha 1923 (J. H. Mordtmann). — *N. K. Bhattasali, Coins and chronology of the early independent sultans of Bengal 1922 (J. Horovitz). — *Hans Dernschwam's Tageb. einer Reise nach Konstantinopel u. Kleinasien hsg. v. F. Babinger 1923 (Th. Nöldeke). — *L. Brunot, Notes lexicologiques sur le vocabulaire maritime de Rabat et Salé 1920 (A. Kersten). — 160—74 *J. Deny, Gramm. de la langue turque 1921 (G. Bergsträßer). — 174—83 *A. Raymond, Alttürkische Keramik 1922 (Th. Menzel). — *F. Grobba, Die Getreidewirtschaft Syriens u. Palästinas seit Beginn d. Weltkrieges 1923 (A. Skalweit). — 185—90 H. Massé, Essai sur le poète Saadi, u. Bibliographie de Saadi 1919 (H. H. Schaeder). — 190—4 Al-Ḫaṣṣāf, Kitāb al-ḥijal wa-l-maḫāriǧ hsg. v. J. Schacht 1923 (R. Strothmann). — 194—5 R. Strothmann zu Islam 13, 303. G. B.

Kölnische Ztg. v. 17. II. 25:
A. Wiedemann, Neue Funde b. d. Pyramiden von Gizeh (Ausgrabungen d. Boston-Harvards-Expedition.)

Kőrösi Csoma-Archivum 1 1925:
5 M. Kmoskó, Araber und Chazaren II. — L. Ligeti, Die Herkunft des Volksnamens Kirgis. — L. Fekete, Osmanisch parkan. — L. Gaál, Zur Frage des awestischen und uriranischen o (knüpft an H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen und Schmidt, Nyelvör 53 eine genaue Darlegung der awestischen Schrift- und Lautgeschichte an). — T. Kowalski, Osm. öz 'Bach, Strom'. — M. Räsänen, Benennungen des 'Sibirischen Eichhörnchens' in türk. und finn.-ugr. Sprachen, sowie im Russ. — B. Munkácsi, Kalmükische Namen der Wochentage; Eine altertümliche Zählung der Monatstage bei Türken und Wogulen. — L. K. Katona, Zur Erklärung des Denkmals am Ongin. — H. Namik, Histoire des Karamanides. — *Nedžib Asim, Hibat-ul-'haqá'iq (T. Kowalski). — *A. Christensen, Textes ossètes (L. Gaál). — *Z. Gombocz, Die ungarische Urheimat und die nationale Überlieferung (A. Goriupp).

Literarisches Zentralblatt 76 1925:
2 *Mrs. Rhys Davids, Buddhist Psychology. *K. J. Saunders, Epochs in Buddhist History (R. Fick). — *S. K. Dé, Studies in the history of Sanskrit poetics (B. Liebich). — *H. Whitehead, Indian Problems.... *R. Mookerji, Men and thought in ancient India (R. Fick). — *J. Wells, Studies in Herodotus (M. Arnim).
6 *D. S. Margoliouth, The Homer of Aristotle (M. Arnim). — *W. Sott, Hermetica (ders.). — *J. Capart, L'art égyptien (H. Bonnet). — *Flinders Petrie, Religions Life in ancient Egypt (R. Reitzenstein). — *H. de Genouillac, Fouilles françaises d'el-Akhymer (F. H. Weißbach). — *H. Holma, Omen Texts. — *E. G. Browne, A history of Persian literature (R. Reitzenstein). — Bhâsa (J. Hertel). — *F. Edgerton, The Panchatantra (R. Reitzenstein). — *Ch. C. Torrey, Ibn 'Abd el-Ḥakam, The History of the Conquest of Egypt (O. Rescher). — *M. Baraka-Aallah, The Khalifat (R. Reitzenstein).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Allgeier, A.: Das Buch des Predigers oder Koheleth. (Die Heilige Schrift des Alten Test. VI. Bd. 2. Abtl.)
*Banerjea, S.: A Nation in making. Being the Reminiscences of fifty years of Public Life.
Basanavičius, J., u. A. Srba: Über die Sprachverwandschaft der alten Thraker und heutigen Litauer.
Bergsträßer, G.: Zum arabischen Dialekt von Damaskus. I.: Phonetik Prosatexte.
Brauer, E.: Züge aus der Religion der Herero. Ein Beitrag zur Hamitenfrage.
Bulletin de l'université de Tiflis, III 1923, IV 1924.
Byzantion. Revue internationale des Études Byzantines I.
Chaine, M.: La Chronologie des temps chrétiens de l'Egypte et de l'Éthiopie.
Dalman, G.: Hundert deutsche Fliegerbilder aus Palästina.
*Deißmann, A.: Paulus. Eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze. 2. Aufl.
*Enzyklopaedie des Islam. Lf. 30.
Eisler, R.: Das Geld. Seine geschichtliche Entstehung und gesellschaftliche Bedeutung. Ein wirtschaftswissenschaftl. Lichtbild Lehrgang.
Examples of Indian Art at the British Empire Exhibition 1924. With an Introductory and Critical note by Lionel Heath.
*Florenz, K.: Wörterbuch zur altjapanischen Liedersammlung Kokinshū.
*Forke, A.: The World-Conception of the Chinese. Their astronomical, cosmological and physico-philosophical speculations.
*Gomperz, H.: Die indische Theosophie vom geschichtlichen Standpunkt gemeinverständlich dargestellt.
*Götze, A.: Ḫattušiliš. Der Bericht über seine Thronbesteigung nebst den Paralleltexten.
Granovsky, A.: Probleme der Bodenpolitik in Palästina.
*Greßmann, H.: Die hellenistische Gestirnreligion. = Beihefte zum Alten Orient 5.
— Israels Spruchweisheit im Zusammenhang der Weltliteratur.
Groslier, G.: Arts et Archéologie Khmers.
Gunkel, H.: Die Psalmen. Übersetzt u. erklärt. 1. u. 2. Lief.
Herzbruch, K.: Abessinien. Eine Reise zum Hofe Kaiser Meneliks II.
*Hillebrandt, A.: Buddhas Leben und Lehre.
Houtsma, M. Th.: Textkritische Studien zum Alten Testament. 1. Das Buch Hiob.
Junker, H.: Die Kultkammer des Prinzen Kanjnjswt im Wiener Kunsthistorischen Museum.
Karamisheff, W.: Mongolia and Western China. Social and economic study.
*Koldewey, R.: Das wieder erstehende Babylon. Die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. 4. erweit. Aufl.
*König, F. W.: Drei altelamische Stelen.
*Koop, A.: Frühe chinesische Bronzen.
*Landsberger, B.: Assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem dritten Jahrtausend.
*Lang, K.: Ka, Seele und Leib bei den alten Ägyptern.
*Maries, L.: Le De Deo d'Eznik de Kolb. Connu sous le nom de „Contre les Sectes".
*Meyer, E.: Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. Nachtrag zum ersten Bande der Geschichte des Altertums.
Möller, W.: Wie steht es um die einstige Beschaffenheit des heiligen Landes? Eine Studie.
*Morgan, J. de: La Préhistoire orientale. Ouvrage posthume publié par L. Germain.
*Oehler, W.: Chinas Erwachen auf dem nationalen, wirtschaftlichen, geistigen und religiösen Gebiet.
*Otto, W.: Kulturgeschichte des Altertums. Ein Überblick über neue Erscheinungen
Payne, C. H: Scenes and Characters from Indian History. As described in the works of some Old Masters.
Plooij, D.: A further study of the liège diatessaron.
*Raccolta di scritti in onore die Giacomo Lumbroso. (1844—1925).
*Ranke, H.: Alter und Herkunft der ägyptischen „Löwenjagd-Palette".
Reifenberg, A.: Architektur und Kunstgewerbe im alten Israel.
*Róheim, G.: Australian Totemism. A Psycho-Analytic study in Anthropology.
Ryder, A.: The Panchatantra. Translated from the Sanskrit.
*Sarre, F.: Ardabil. Grabmoschee des Schech Safi.
Schmitz, H.: Ein Gesetz der Stadt Olbia zum Schutze ihres Silbergeldes. Studie zur griechischen Währungsgeschichte des IV. Jahrh. v. Chr.
*Schomerus, H. W.: Indien und das Abendland.
Schweinfurth, G.: An der Küste des Roten Meeres.
*Scott, W.: Hermetica. The ancient greek and latin writings which contain religious or philosophic teachings ascribed to Hermes Trismegistus. Vol. II.
*Shou-Lin-Cheng: Chinesische Frauengestalten.
*Simon, G.: Die Welt des Islam und die neue Zeit.
*Smith, V. A.: The Oxford History of India. From the earliest times to the end of 1911, II. Edition.
Studier Tilegnede Frants Buhl. In anledning af Hans 75 tars Fødselsdag den 6. September 1925 af Fagfaeller og Elever.
*Tanner, P. de: Chinese Jade. Ancient and Modern. Descriptive catalogue, illustr. the most prominent pieces of a collection of jade articles with special reference to sepulchral jades. In two Volumes.
*Thompson, R. C.: The Assyrian Herbal. A monograph on the assyrian vegetable drugs, the subject matter of which was communicated in a paper to the Royal Society, March 20, 1924.
*— On the Chemistry of the Ancient Assyrians.
*Thomsen, P.: Die neueren Forschungen in Palästina-Syrien u. ihre Bedeutung für den Religionsunterricht.
*Thureau-Dangin, F. & Le R. P. Dhorme: Cinq jours de Fouilles A' Ashârah (7.—11. Septembre 1923) [Extrait de la Revue Syria, 1924].
*Troje, L.: Die Dreizehn und die Zwölf im Traktat Pelliot. (Dogmen in Zahlenformeln). Ein Beitrag zu den Grundlagen des Manichäismus.
*Unger, E.: Die Reliefs Tiglatpilesers III. aus Arslan Tasch.
*Vialla, J.: La Sagesse du Bouddha.
Vuippens, P. I. de: Le Paradis Terrestre au troisième ciel. Exposé historique d'une conception chrétienne des premiers siècles.
*Wach, J.: Mahāyāna, besonders im Hinblick auf das Saddharma-Pundarīka-Sutra. Eine Untersuchung über die religionsgeschichtliche Bedeutung eines heiligen Textes der Buddhisten.
*Waddell, L. A.: The Indo-Sumerian Seals Deciphered. Discovering Sumerians of Indus valley as Phoenicians, Barats, Goths and Famous Vedic Aryans 3100 bis 2300 B. C.
*Waley, A.: The Year Book of Oriental Art and culture. Vol. I Text, Vol. II Plates.
Walleser, M.: Die philosophische Grundlage des älteren Buddhismus. 2., unv. Aufl.
*Weber, W.: Die Staatenwelt des Mittelmeeres in der Frühzeit des Griechentums.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski. (Zuschriften an den Verlag erbeten).

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von
Prof. Dr. Walter Wreszinski

Neunundzwanzigster Jahrgang

1926

Mit 3 Tafeln





J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig C 1
Blumengasse 2

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von
Prof. Dr. Walter Wreszinski

Neunundzwanzigster Jahrgang

1926

Mit 3 Tafeln



J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig C 1
Blumengasse 2



Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe

ZENTRAL ANTIQUARIAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
LEIPZIG 1967

F. Ullmann KG.III/29/2 Ag 509/157/67



Inhaltsverzeichnis Jahrgang 1926

Abhandlungen und Notizen.

Besprechungen.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

XXIX 1 **OLZ** Januar 1926

Georg Schweinfurth.

Von Adolf Erman.

In Georg Schweinfurth hat das alte Ägypten einen Freund verloren, der zwar kein Ägyptologe von Fach war, der aber doch mehr für seine Erforschung getan hat, als mancher der Hieroglyphen zu lesen versteht.

Schon seine erste große Reise, die ihn „in das Herz von Afrika" führte, hat befruchtend auf unsere Wissenschaft gewirkt, denn wie hätten wir uns je eine lebendige Vorstellung von dem Ägypten der Urzeit machen können, hätte uns Schweinfurth nicht in das Reich des Königs Munsa und seiner Mangbattu geführt?

Und als er dann später Jahr für Jahr in Ägypten weilte, da erschien ihm dieses nicht in dem Lichte, in dem die Ägyptologen und die Touristen es zu sehen gewohnt waren, sondern er schaute Land und Leute, Ruinen und Altertümer mit dem scharfen Blicke des Naturforschers.

Ich habe das Glück gehabt, ihn damals vor vierzig Jahren auf kleinen Streifzügen in Ägypten zu begleiten, und ich denke noch mit Freude an die Erziehung, die er mir dabei angedeihen ließ. — Wer sich mit dem Altertume eines Volkes beschäftigte, von dem verlangte er, daß er nicht nur auf Inschriften und Denkmäler achte, sondern auf alles und jedes, bis hin zu den Kehrichthaufen der antiken Ortschaften, die uns ja über die Nahrung ihrer Bewohner unterrichten können. Und wer in Ägypten Altertümer sammelte, der sollte stets vorbereitet sein, um auch das gebrechlichste Stück auf der Stelle zu bewahren, geradeso wie ein Botaniker oder Zoologe seine Beute zu sichern weiß. Es waren das ja Forderungen, die sich eigentlich von selbst verstanden, und wir haben uns denn auch seither bemüht, ihnen nachzukommen — wenigstens im Prinzip, denn im Drange der Geschäfte, die eine große Ausgrabung mit sich bringt, kann natürlich nicht auf alles mit gleicher Hingebung geachtet werden. Er selbst aber hat stets nach diesen Grundsätzen beobachtet und gesammelt und hat dabei glänzende Ergebnisse erzielt; ich erinnere nur an die Konservierung der alten Kränze und Pflanzen und an die Sammlung der sogenannten Eolithen.

Nicht minder fruchtbar wurde es für die Ägyptologie, daß er dann auch seine geographische Forschung immer wieder Ägypten zuwendete, das ja damals, wenn man von dem Fruchtlande absah, eigentlich ebenso eine terra incognita war, wie das dunkelste Afrika. Hier hat er vor allem die Wüstengebirge zwischen dem Nile und dem roten Meere durchzogen und hat auch hier alles mit gleicher Liebe und gleicher Schärfe beobachtet, die römischen Steinbrüche, die bösen Bischarin und die Klöster des Antonius und des Paulus. Und alles, was er gesehen hat, das hat er mit der großen Kunst der Darstellung, die ihm zu eigen war, auch dargestellt, treu und genau und doch so lebendig, daß der Leser glauben möchte, es selbst gesehen zu haben.

Was Schweinfurth auf seinen Reisen sammelte an Altertümern und Pflanzen, wurde den Museen zuteil, aber seine Ausbeute bestand ja noch in anderen oft noch wichtigeren Dingen, in zahllosen Notizen und in vortrefflichen Zeichnungen. Diesen Schatz behielt er in Händen, aber nur um auf das freigebigste daraus anderen mitzuteilen. Wer auch immer eine wissenschaftliche Frage an ihn richtete, dem gab er alles, was er in seinen Papieren hatte, und das war oft viel mehr als, man erhoffen durfte. Es war ihm eine Freude zu geben und zu helfen, und so als ein rechter Gelehrter, der bei seiner rastlosen Arbeit nur an die Wissenschaft denkt und nicht an sich selbst, wird er auch in der Ägyptologie fortleben. Möchte auch der scharfe frische Geist und die klare gesunde Vernunft, die ihm eigneten, in unserer Wissenschaft lebendig bleiben.

---

1. Ägyptisch , *ḏꜣhj* = syrisch צְהִיָא *ṣehija*.

2. Ägyptisch *ḥḏr·t* und kananäisch חֲזִיר = „Wildschwein".

Von Robert Eisler.

1. In der neuerdings wieder auflebenden Erörterung über die Gleichsetzung von *Kft.t* mit Φοινίκη[1] im Kanoposdekret wird immer

1) Eine zusammenfassende Behandlung dieser und verwandter Fragen prähellenischer Ethnologie der Mittelmeerküste vom Verf. dieser Zeilen im 3. Heft der von A. Dirr herausgegebenen Zeitschrift „Caucasica" ist im Druck.

wieder der Landschaftsname „Zahi“ gegen diese Gleichung ausgespielt. So heißt es noch in der von Georg Karo besorgten Neuauflage von Diederich Fimmen, Die kretisch-myken. Kultur, Leipzig 1924 S. 1814 unter Berufung auf H. R. Hall, the Oldest Civilization of Greece, London 1901, p. 162, der Name von Phönikien sei zur Zeit der 18. Dynastie „sicher *Zahi*“ gewesen. W. Dörpfeld, Homer's Odyssee, München 1925, S. 315 bestreitet das zwar, meint aber „*Zahi* kann das Libanongebiet oder irgend ein Teil der Küste von Palästina sein“. Nun hat K. Sethe in der Festschrift für F. C. Andreas S. 1113,3 und in der F. Hommel-Festschrift MVAG XXI 1916 überzeugend nachgewiesen, daß Ḏ3hj nicht Phönikien sein kann, sondern nur Palästina. Die bisher nicht erkannte Aussprache und Bedeutung dieses syrischen Namens zeigt, daß gerade das Libanongebiet und die von den Niederschlägen der Westwinde besser bewässerten Küstenlandschaften damit nicht gemeint sein können. Von aramäisch *ṣᵉhij* צהי „dürsten“ ist צְהִיָא *ṣᵉhija* „trockenes, dürres“ wörtlich „durstiges, lechzendes Land“[1] gebildet. Neben *ṣᵉhij* steht in der gleichen Bedeutung ṣᵉḥij, ṣᵉḥā und ṣᵉḥaḥ, sämtlich offensichtlich onomatopoetische Worte[2], die genau wie deutsch „lechzen“ mit dem Anlaut das Ankleben der Zunge am Gaumen, mit den mehr oder minder starken Hauchlauten den fliegenden Atem des Verdurstenden nachbilden wollen. Neben arabisch *ḍahija* „nil produxit terra“, ضَهْيَاء „mulier menstrua non patiens et mammis carens“ steht *eḍ-ḍâḥi* (mit ḥ), die Sandwüste (*nefûd*)[3].

Als Bezeichnung einer Gegend des Landes „wo Milch und Honig fließt“, kann sich also

1) Belege im Levyschen Targumwörterbuch.

2) Über die eine Zeitlang unterschätzte Wichtigkeit der Lautmalerei für die Sprachentwicklung vgl. neuerdings P. Kretzschmer, Glotta, 1924, S. 132 und die lehrreichen Beispiele auf S. 137.

3) Vgl. Rich. F. Burton, The Gold-Mines of Midian, London, 1878 p. 355: „the Ḍaḥi, the true desert“, dazu in d. Anm.: „Ḍaḥi“ says Ayrton, „is applied to the desert . . . κατ᾽ ἐξοχήν. Doughty, Arabia Deserta, Cambridge 1888 vol. II p. 570, in dem von de Goeje durchgesehenen Index and Glossary p. 570 und 675 „*eḍ-Ḍahi*, the Beduins say *eth-Ṭhahi*: wide waterless land, the *nefûd* between Teyma, Jauf and Hayil“. Dazu nach frdl. Mitt. v. J. J. Hess: *eḍ-ḍahi* (viel darüber in Lane's Dictionary) heißt bei den Ḥaḍar von *el-Quasîm* im Neǧd das *nefûd*, d. h. die Sandwüste. Huber, Journ. d'un voyage en Arabie, Paris 1891 p. 583: „ *el Ḍahy* .. toujours en usage pour désigner le *nefoud*“. Philby, The Heart of Arabia II 44 „a narrow strip of high Nafud called Arq Dhahi“. J. J. Hess verweist mich zu ägyptisch *ḏh*, dbj auf صوة، زوة، زور (pars terrae altior, duriorque, collis infra montem) زاة صاة.

ṣᵉhij, *ṣᵉhij*, *ṣᵉhija* „Dürre“, „Durstland“ nur auf die Wüste Juda und das wasserlose niedrige Hügelland hinter dem Küstenstrich[1] beziehen.

2. In der Erläuterung zum Lichtdruck Taf. 108 von Wreszinskis Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte II sagt der Verfasser (Anm. 2) „das Wort ḥdr·t, sonst als ‚Hyäne‘ oder ‚Springmaus‘ übersetzt, muß hier wohl einen andern Sinn haben; nach dem Determinativ denkt man an Kleinvieh, was auch einen guten Sinn ergäbe“. Das Wort kann wohl nur die ägyptische Umschrift eines Femininums von kanaanäisch חֲזִיר „Wildschwein“, „Eber“, aramäisch *ḥazira*, assyrisch *ḥumṣiru*, bzw. *ḥabaṣiru* sein. „Wir sind wie Herden von Wildsäuen, die der grimmblickende Löwe zerfleischt“, gibt im Mund der besiegten Verteidiger von Dapur einen vollkommen befriedigenden Sinn und auch lautlich ist die Umschrift ganz regelrecht.

Zum Hexateuchproblem.

Von Max Löhr.

Man hat sich gewöhnt, das hexateuchische Schrifttum im wesentlichen in vier verschiedene Quellenschriften aufzuteilen, und als die wichtigste Handleite bei dieser Quellenscheidung dient der Unterschied im Gebrauch der Gottesnamen. Dazu kommt als zweites, bald mehr, bald weniger hoch bewertetes Kriterium der Sprachgebrauch. Von den als Jahwist (J) und Elohist (E) erkannten Quellen pflegt man dann meist auf Grund einiger inhaltlicher Anzeichen die erstere dem Süd- und die letztere dem Nordreich zuzuweisen.

Daß die Gottesbezeichnung Jahwe bzw. Elohim keine unbedingt zuverlässige Handleite ist, dürfte nach den Arbeiten von Klostermann, Eerdmans, Dahse wenigstens von einigen zugegeben werden[2]; der „Sprachgebrauch“ galt ja wohl von jeher den meisten als sekundäres Argument.

1) „There is no water in the low hilly country behind the coast region“ A. Socin, Art. Palestine § 13 „Water“ Encycl. Bibl. 3539. Fürs Altertum vgl. Strabo XVI, 2 § 36 (aus Poseidonios) über den kümmerlichen wasserlosen und steinigen Charakter dieser Gegend.

2) Wie die Verschiedenheit im Gebrauch von Jahwe und Elohim zu erklären ist, — ob aus Rücksicht auf den Gottesdienst, wie vielleicht im Psalter, oder sonstwie, das vermag ich nicht zu sagen. Nur scheint es mir nach der schwankenden Überlieferung in MT und LXX sowie nach dem Gebrauch im sog. E und in einzelnen Kapiteln wie Ex. 18 bedenklich, gerade auf diese Verschiedenheit die Existenz einer J- und E-quelle zu gründen. Hinweisen möchte ich jedenfalls noch auf den Aufsatz von Houtheim, d. Gottesnamen in der Genesis, Ztschr. f. kath. Theol. 1910, 625 ff.

Mir ist an dieser Vierquellenhypothese nicht allein und nicht so sehr die Feststellung der Quellenschriften auf Grund der genannten Hilfsmittel problematisch, als vielmehr der ganze, durch diese Hypothese bedingte literarische Kristallisationsprozeß, dessen Resultat das heute vorliegende hexateuchische Schrifttum sein soll. Man vergegenwärtige sich das Verhältnis von J und E. Wie spärlich die „Elohimquelle" erhalten ist, wird ja fast allgemein zugegeben. Ein Blick in Eißfeldts Synopse ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, wobei noch zu bedenken ist, daß manches Stück, welches Eißfeldt unter E bucht, seiner Herkunft nach recht zweifelhaft ist. Nicht wenige Stücke, die früher für elohistisch galten, wie z. B. Ex 18. Jos 5, 2—9, sind jetzt in Kautzsch[4] in die Quellenschrift J hinübergenommen oder tragen das Zeichen JE. Zum Josuabuche bemerkt Sellin[3] S. 67: „alle tiefer eindringende Quellenanalyse hat bis jetzt nicht zu allgemein anerkannten Resultaten geführt." Und die als „gesichert" geltenden geringen Stoffe sollen das Recht geben, von einer „Elohimquelle" zu reden? — Nun ist ja wohl, so wie die Dinge liegen, ein gesichertes Resultat in der Frage nach Zusammensetzung und Entstehung des Hexateuchs keinesfalls zu erreichen; wir werden immer zu Hypothesen unsre Zuflucht nehmen müssen; nur scheint mir der teilweis mit bewußter Einseitigkeit begangene Weg rein literarkritischer Untersuchung, unter anderem auch wegen dieser Einseitigkeit nicht der geeignete zu sein.

Es wird heute wohl fast allgemein zugestanden, daß wir in „Israel" oder in dem „Volk Israel" zwei verschiedene Gruppen unterscheiden müssen, die ich mit ganz allgemeinem, möglichst wenig anfechtbarem Namen als Süd- und Nord-Israel bezeichnen möchte[1]. Wie ablehnend sich diese beiden in historischer Zeit gegenübergestanden haben, ist glücklicherweise schwarz auf weiß beweisbar. Ihre gegenseitige Abneigung ist aber doch nicht von ungefähr, sondern hat ihre Wurzeln, die allerdings nicht so deutlich zu Tage liegen. Süd-Israel, repräsentiert in historischer Zeit durch den Leastamm Juda, hat seinen Ausgangspunkt in Qadesch, wo Moses und die Leviten den Kult Jahwes pflegen. Das leere Zelt[2] ist sein Heiligtum, und die bildlose Verehrung der Gottheit ist für diesen „mosaischen" Jahwekult charakteristisch. Nord-Israel — das eigentliche Israel oder Haus Joseph oder Ephraim — aus Ägypten befreit, zieht durch das Ostjordanland von Süden herauf. Sein Heiligtum ist die Lade des Jahwe Zebaot. Es scheint nach Ex 32 einer bildlichen Darstellung der Gottheit nicht ablehnend gegenübergestanden zu haben.

Diese beiden Gruppen haben nicht nur eine grundverschiedene religiöse Tendenz — der nordisraelitische Kult des Kriegsgottes Jahwe mit dem sinnenfälligen Heiligtum der Lade involviert eine gewaltige Stoßkraft (Josua, Debora). In Süd-Israel fehlt eine sinnenfällige Repräsentierung der Gottheit, wie es die Lade ist. Das Zelt ist leer. Charakteristisch ist der Kleinmut der Menge in der Kundschaftergeschichte. Hier ist die Religiosität wesentlich depressiv —, auch ihre wirtschaftliche Lage ist verschieden, vor allem aber sind es ihre Schicksale in vorhistorischer Zeit. Demgemäß hat auch jede Gruppe ihre eigene, verschieden geartete Überlieferung. Das Deboralied läßt noch deutlich das gänzliche Fehlen eines Zusammenhangs zwischen Nord und Süd erkennen. Unter David und Salomo ist zwar ein politischer Zusammenschluß vorhanden, neben dem es jedoch an dezentralisierenden Tendenzen bekanntlich nicht fehlt. Bei Salomos Tode ist der Gegensatz in voller Schärfe wieder da. Ist es unter diesen Verhältnissen sehr wahrscheinlich, daß jemand in Juda das „jahwistische Quellenwerk" nicht nur mit seiner Verschmelzung der süd- und nord-israelitischen Tradition, sondern auch mit seiner unverhohlenen Sympathie für die nordisraelitischen Stoffe „in der zweiten Hälfte der Regierung Davids und der ersten Salomos ausgearbeitet" habe? — Es scheint mir das, zumal angesichts der Nichteinheitlichkeit des sog. Jahwisten, die sich nach verschiedenen Richtungen zu erkennen gibt, eine durchaus nicht leicht vollziehbare Vorstellung: J eine „Schöpfung der Davidisch-salomonischen Ära". J sowohl wie E geben ja nicht die süd- und nordisraelitische Überlieferung — „E, das nordisraelitische Sagenbuch" —, sondern Elemente der beiden Traditionen in einer panisraelitischen Verarbeitung[1]. Noch schwieriger wird die Sache, wenn man die Vereinigung von J und E ins Auge faßt. Steuernagel a. a. O. sagt S. 266: „Die Stellung des Rje zu seinen Quellen ist eine wechselnde". In solcher Allgemeinheit ist dieses Urteil unanfechtbar. Sieht man sich diesen Wechsel nun aber etwas genauer an, so ist er doch bei den einzelnen Büchern des Hexateuchs so stark, daß mir wenigstens Zweifel kommen, ob das immer derselbe R ist oder aber — und das dürfte näher liegen —, ob dieser R wirkliche

1) Ich verweise auf Wreszinski, Israel in Ägypten, Deutsche Rundschau Juni 1924, S. 251ff. Jirku, Wanderungen der Hebräer usw., d. alte Orient 24, 2. 1924. Albright, excavations and results at tell el fûl, annual of the american schools of oriental research IV, 1922/23. Meine Stellungnahme im Einzelnen zu diesen Arbeiten hier darzulegen, ist natürlich untunlich. Auch im Folgenden kann ich nicht alles im Detail erörtern.

2) Dieses Zelt wird nirgends „als Behausung für die heilige Lade charakterisiert", wie Steuernagel sich ausdrückt, Einleitung S. 213.

1) Vgl. noch Hartmann, Zelt und Lade, ZATW 1917/18 (37) S. 240.

„Quellenschriften" zur Verfügung hatte und nicht vielmehr mit mannigfachem, ihm zufällig überkommenen Traditionsmaterial arbeitete.

Um es schon gleich hier zu sagen, diese panisraelitische Betrachtungsweise bezüglich der Vergangenheit ist nicht vorexilisch, wenigstens nicht altvorexilisch, sondern tritt uns in schriftlicher Formulierung erstmalig im Exil entgegen, als man die Jahwegemeinde, „das ganze Haus Israel", Ez 37, 11, vgl. auch V. 22, wieder aufzubauen sich bemüht. Die verwandten Gedanken bei Jeremias c. 30 f. sprechen von einer religiösen Erneuerung Ephraims, während der Gedanke Ezechiels rein politisch ist. Dieser ezechielische panisraelitische Gedanke findet seine nachexilische Ausprägung in der Hoffnung auf Heimholung der Diaspora, wie sie Am 9, 11 f. Hos 2, 3. 3, 5. Jes 11, 13 u. ö. zum Ausdruck kommt[1].

Um sich im hexateuchischen „Labyrinth" zurechtzufinden, erscheint es mir von wesentlicher Bedeutung, soweit möglich die süd- und nordisraelitische Tradition aufzuspüren und diese beiden Traditionskomplexe, gesondert, zusammenzustellen[2]. Dadurch wird Abraham von Jakob-Israel, Moses von Aaron und auch von Josua getrennt[3]. Diese Auseinanderlegung lehrt alsdann nicht nur das Material, aus dem die Zusammenarbeitung gemacht ist, nach Umfang und literarisch-theologischem Charakter kennen; wir werden gleichzeitig auch einen Einblick gewinnen in die Prinzipien, nach denen die Zusammenarbeitung gemacht ist. Dabei wird sich, wie ich glaube behaupten zu dürfen, ein starkes Überwiegen des südpalästinischen Materiales und des südpalästinischen Interesses an der Gesamtüberlieferung kundtun. Und das wieder wird einen Fingerzeig geben für die Endredaktion.

Ich bestreite nicht, daß sich in den Resultaten, welche mit dieser Methode erzielt werden, Übereinstimmungen finden mögen mit den Ergebnissen der Wellhausenschen Theorie; wenn z. B. die Erwähnung Aarons in J bestritten wird, so trifft das völlig zusammen mit meiner Vermutung, vgl. weiter unten, daß Aaron in die nordisraelitische Tradition gehöre; andrerseits können Stücke, in denen es sich um das Zelt handelt, wie Ex 33 oder Num 12, schwerlich dem E zugeschrieben werden.

Um hier, ohne Vollzähligkeit natürlich, einige literarische Materialien zu nennen, wie sie der Endredaktion zur Verfügung gestanden haben, so hat das süd-israelitische kultische Gut, wie es z. B. Lev 1—8, 16. Dt. 12 ff. vorliegt, einen großen Umfang gehabt. Ferner sind zu erwähnen priesterlich-theologische Stoffe, wie vor allem der von der Sintflut, vom Paradies, die Beschreibung der Lade mit den Keruben Ex 25; dann ein Kranz von Erzählungen über Abraham, in den das verschiedenartigste Traditionsmaterial verwebt ist; über Jakob-Laban, über Joseph in Ägypten, über Josuas Kriegstaten u. a. m. Auch Namenverzeichnisse mannigfachen Inhalts dürften hierzu gerechnet werden, wie Gen 10 und 25: Angaben über die Grenzen der Stämme. Endlich alte Thorot, die jetzt in Überarbeitungen vorliegen, wie in Gen 17, Ex 12, Lev 16. Unter dem Genannten findet sich teilweis uraltes Material, wie z. B. in Lev 16, 2—10 und in Dt 12 ff.[1]. Dadurch daß man diese Stücke aus den Fesseln ihrer literarkritischen Kategorien befreit, bekommen sie wieder wenigstens teilweis den Charakter historischer Dokumente, in jedem Falle werden sie wieder lebendig.

1) Zu Jer 23,6 vgl. 33, 16.

2) Es ist doch wohl das Natürlichere, daß nordisraelitische Stoffe auch in nordisraelitischer Verarbeitung, südisraelitische in entsprechender, vorliegen. Über Ex 32 siehe unten.

3) Über Josua und Aaron siehe weiter unten.

Das AT. gibt selbst drei Gelegenheiten an, bei welchen man das pentateuchische Schrifttum entstehen sieht. Die erste bezieht sich auf die sog. „Vorgänge am Sinai" Ex 19—24. Ich muß hier eingestehen, daß ich mich vorläufig wenigstens über diesen ganzen Abschnitt nicht auskenne; nur das Eine ist mir klar, und das dürfte auch von jedem, der unbefangen die Verhandlungen über diese Kapitel nachgeprüft hat, zugegeben werden, daß die J—E-Theorie hier rettungslos in die Brüche geht. Sollte nicht doch ein historischer Kern in der Überlieferung von dem Zweitafelgesetz vorhanden sein? — und dieses Dokument die Grundlage für eine Koalition nordisraelitischer Gemeinschaften gebildet haben? — Dazu würde sehr gut die Nachricht passen, daß Josua das Gesetz veröffentlicht und das Volk d. h. Nord-Israel bei Sichem darauf verpflichtet, vgl. Jos 8, 30 ff., 24, 25 ff. (Dt 26, 16 ff. 27, 1 ff.), Stellen, die uns allerdings auch wieder in einer kaum mehr zu entwirrenden Verarbeitung vorliegen[2].

Die andere Gelegenheit, bei der wir einem bestimmten Teil unsers Schrifttums begegnen, ist m. E. die in Reg β 22 berichtete Auffindung des „Buches der Lehre". Dasselbe ist uns in Dt 12 ff. so erhalten, daß man jedesfalls den Versuch machen kann, es herauszuschälen. Dieses „Buch der Lehre", ausschließlich südisraelitisch, ist ein Gesetz, welches das kultische und soziale Leben der Jahwegemeinde der Südstämme nach ihrem Seßhaftwerden zu normieren beabsichtigt. Sein Inhalt ist teilweis uralt und darf m. E. größtenteils bis an die Schwelle der Jahwereligion zurückdatiert werden.

Die dritte und letzte Gelegenheit ist die Sammlung und Verarbeitung eines umfangreichen vorexilischen Materiales durch Esra und seine Helfer zur „Thora des Moses" oder „Thora Elohims" zum Zwecke des Wiederauf-

1) Vgl. hierzu meine Untersuchungen z. Hexateuchproblem II u. III.

2) Vgl. auch Steuernagels Urteil im Komm.² zu Dt.



baues der Gemeinde[1]. Hierbei spielt die Neueinrichtung des Kultus auf dem Zion eine große Rolle, sie erfolgt unter Benutzung der vorexilischen kultischen Praxis. Einen besonderen Raum beansprucht die Neuorganisation des Kultuspersonals: Aaron erscheint jetzt als der Ahnherr der jerusalemischen Priesterschaft. Die im „Buch der Lehre" zusammengefaßten Gesetze werden dem Ganzen, mit einer Einfassung versehen, angehängt. Von dieser Thora geschieden wird der vorwiegend nordisraelitische Traditionsstoff über Einnahme und Aufteilung des Landes. In judaistischer Bearbeitung wird er in einem besonderen Buche zusammengefaßt und folgt der eigentlichen Thora nach. Josua aber, der Held des Eroberungswerkes, wird zum Diener und Nachfolger des Moses gestempelt.

An der Überlieferung über Josua und Aaron läßt sich m. E. noch mit einiger Deutlichkeit die späte, exilische Bearbeitung erkennen. Die atliche Tradition über Josua[2] zeigt diesen größtenteils in selbständiger, kriegerischer und auch friedlicher Tätigkeit in dem nach ihm genannten Buche. Josua ist darnach ein ephraimitischer Kriegsheld, an dessen Historizität man so wenig zweifeln braucht wie an der von Helden anderer Stämme: Gideon, Ehud usw. Natürlich sind die Erzählungen über seine kriegerischen Erfolge nicht Historie im strengen Sinne des Wortes, sie bergen aber unter legendärer Verbrämung einen historischen Kern. Diese Stoffe wie ihre literarische Einkleidung ist einwandfrei nordisraelitisch. Diesen ephraimitischen Stammeshelden Josua hat man in der Endredaktion beim Rückblick auf den Geschichtslauf der Vergangenheit mit Moses nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich eng zu verknüpfen gesucht. Im Blick auf zahlreiche Analoga — David-Saul Sam. α 16, 21. Jonathan und sein (anonymer) Waffenträger Sam α 14, 1. Elias-Elisäus Reg α 19, 21. Elisaeus-Gehasi Reg β 5, 20. Jeremias-Baruch Jer 32. 36 u. ö. — wurde Josua der Diener des Moses, vgl. Ex 24, 13. 33, 11. Num 21, 28. Jos 1, 1. Eine Vergleichung von MT mit LXX zu Ex 24, 13 und 15 zeigt deutlich, daß die Worte „und Josua, sein Diener" eingeschoben sind. Derselbe Verdacht erhebt sich aber auch bei Ex 33, 11 und Num 11, 28, wo des Josua in der übrigen Erzählung nicht mit einer Silbe gedacht wird[3]. Auch in Ex 32, 17, wo Josua allerdings nicht ausdrücklich als Diener bezeichnet wird, scheint er eingeschaltet zu sein. Nicht allein, daß man nicht erfährt, wo er während der 40 Tage, als Moses auf dem Berge weilt, geblieben ist[1], die vv. 17 und 18 lassen sich aus dem Kontext ohne jede Störung entfernen. — Neben diesen Stellen, welche Josua als Diener des Moses ausgeben, steht eine Reihe andrer, in denen er als zweiter Moses erscheint. In Jos 5, 2—9 scheint eine Parallele zu Ex 4, 24—26 vorzuliegen[2], wie, etwas deutlicher erkennbar, in Jos 5, 13—15 eine solche zu Ex 3, 1—5. Josua promulgiert Jos 8, 30—35[3], vgl. Dt 27 das Gesetz zu Sichem, wie Moses am Sinai. Alle drei Stellen vindizieren dem Josua eine dem Moses gleichkommende Bedeutung, vgl. hierzu noch Jos 3, 7. 4, 14. — Sind oben genannte Stellen fraglos nordisraelitisch, so sind ebenso zweifellos die „Diener"-Stellen judäisch. Sie sollen offenbar den Ruhm Josuas auf das rechte Maß einschränken. Ist vielleicht gar die Fortsetzung zu Jos 5, 15 absichtlich unterdrückt? — Die Verschiedenheit in der Überlieferung über Josua und ihre unterschiedliche literarische Qualität — dort Einfügung, hier originale Erzählungsstücke — legt m. E. die Vermutung nahe, daß diese Einschränkung erst gemacht ist, als man das Ganze, es rückblickend betrachtend, zur Darstellung brachte, d. h. in den Tagen des Esra. Der Vollständigkeit wegen sind hier noch drei Stellen zu erwähnen, die wohl ebenfalls der Endredaktion zugehören, weil sie ganz zu deren Systematik passen: Ex 17, 8—16. Num 13 und 14. Num 27, 18 ff. (vgl. Dt 31, 7 f. 34, 9). In Ex 17 erhält Josua, der Kriegsmann, von Moses den Auftrag, die Amaleqiter zu bekämpfen. Sein Kampf steht in Widerstreit mit dem durch ein Wunder herbeigeführten Sieg. Die vv. 9. 10. 13 und 14 die Worte: „schärfe es Josua ein" sind eingefügt. In die Kundschaftergeschichte ist Josua mit der Gesamtbearbeitung eingetragen, um zu erklären, warum er im Unterschiede zu Moses den Boden des Westjordanlandes betreten hat; übrigens handelt er in dieser Geschichte wieder im Auftrage des Moses. Endlich wird in Num 27 Josua feierlich durch Handauflegung seitens des Moses zu dessen Nachfolger bestellt in Gegenwart des Priesters Eleasar.

Deutlicher aber noch als bei Josua scheint die Überlieferung über Aaron in ihrer vorliegenden Gestalt sich aus einer Endredaktion

1) Vgl. meine Untersuchungen z. Hexateuchproblem I S. 29 ff.

2) Ich benutze hier eine noch unveröffentlichte, teilweis aus meinem Seminar hervorgegangene Arbeit von Lic. Dr. Eva Gillischewski.

3) Eine weitere eingehende Begründung muß hier unterbleiben.

1) Nach Baentsch, Komm. z. St. hat man allerdings kein Recht, darnach zu fragen.

2) Leider ist Ex 4 ebenso dunkel und abrupt, wie Jos 5 fragmentarisch.

3) Über diese Stelle siehe oben.

zu erklären. Zweifel daran, daß Aaron der leibliche Bruder des Moses gewesen, sind schon des Öfteren laut geworden, vgl. z. B. Kittel, GJV[5 u. 6] I 330. Daß er als Priester galt und das Priestergeschlecht der Eliden sich auf ihn zurückführte, geht wohl aus Sam α 2, 22f. hervor, so auch Eerdmans IV 47. David übernahm mit der Lade ihren aaronidischen Priester, den Eliden Ebjathar, der von Salomo seines Amtes entsetzt wurde. Sein Ersatzmann Zadok wird stets ohne Namen des Vaters genannt, ein homo novus; ob überhaupt ein levitischer Priester? — Er hatte gewiß den Wunsch nach einem berühmten Ahnherrn. Nun müssen die südisraelitischen Priester, die Leviten, von den nordisraelitischen, den aaronidischen Priestern unterschieden werden. Während Jerobeams I. Priester keine Leviten sind, Reg α 12, 31, werden noch Ez 44, 15 die Priester des Zionheiligtums die Leviten, die Söhne Zadoks (nicht Aarons), genannt. Höchstwahrscheinlich im Exil, als man den durch die Zerstörung des Ziontempels abgerissenen Faden historischer Erinnerung neu zu knüpfen begann, ist der Wunsch Zadoks und seiner Nachkommen erfüllt, sie wurden Aaroniden. Diese „Berichtigung“ des Geschichtslaufs liegt später dem Stammbaum Chr α 5, 29 ff. zu Grunde: Zadok, ein Aaronide (und Aaron ein Bruder des Moses). So wird Aaron das einstige Haupt der Jerusalemer Priesterschaft, und die von Esra für die Kultpraxis auf dem Zion zusammengestellten Gesetze werden als Weisungen an Aaron formuliert bzw. von Jahwe durch Moses dem Aaron übermittelt. Dies bleibt auch für die Folgezeit das übliche Schema, vgl. Lev 16, und bezeichnend ist Lev 16, 32 f. die Einschaltung, welche besagt, daß man unter Aaron den jeweiligen Oberpriester des Ziontempels zu verstehen habe. In der atlichen Überlieferung erscheint nun bald Moses allein, z. B. Ex 24, wo er auch priesterliche Funktionen ausübt, oder Num 11 bei der Geistausgießung, bald ist Aaron sozusagen der Schatten des Moses, vgl. Ex 4, 1—12 mit v. 13 ff. Ex 7, 15—18 mit v. 19 ff. Ex 7, 26—29 mit 8, 1—8 u. ö. Aaron spielt in diesen Erzählungen eine ähuliche Rolle wie Josua. Er ist dem Moses dicht an die Seite gestellt, wenn auch nicht als sein Diener. Diese Erzählungen sollen den Ruhm des priesterlichen Ahuherrn erhöhen. In Ex 18, 12 scheint er, wenn nicht ein Versehen vorliegt, den Moses geradezu verdrängt zu haben. Jethro richtet das Opfermahl aus, ist also der Gastgeber. Erstaunlicherweise kommt Aaron mit den Ältesten zu Gast. Wie Aaron in der ganzen Geschichte nicht mit einem Worte vorkommt, so erscheint sonst des öfteren Moses von den Ältesten begleitet. — Bemerkenswert ist endlich noch, wie schonend Aaron Ex 32, 21—24 behandelt wird; wie hier geht er auch Num 12 straflos aus. Alles das erklärt sich am Besten aus einer Zeit, da Aaron zum Ahnherrn der Jerusalemer Priesterschaft geworden, also aus der Zeit der Endredaktion des Pentateuches durch Esra.

Man hat mir die zu häufige Annahme von Glossen und Retouchen vorgeworfen. Ich habe mit dieser Annahme in Smend einen Vorgänger. Vermutlich ist auch ihm der naheliegende Gedanke gekommen, daß der Text eines Werkes, das so stark gelehrtem Studium und erbaulicher Benutzung unterworfen war wie kaum ein andres Buch des Kanons, im Laufe der Zeit reichlich mit Beischriften, Glossen, Einschüben u. dgl. versehen worden ist. Umgekehrt muß ich wiederholen, was ich schon in meinen Untersuchungen I S. 2 A. 1 gesagt habe: „Es ist überraschend, wie leicht man in den andern Büchern des AT. Glossen und andern Textzuwachs anerkennt, während hier alles auf Quellenschriften verteilt wird.“ Eißfeldt, Synopse S. 27 zu Gen 18,6 teilt selbst das Wort „Feinmehl“ (soll Gries heißen) einer andern Quelle zu; ähnliche Beispiele S. 29 zu Gen 19,4, 9.

Ebenso ist gelegentlich von Staerk, ZATW, NF I (1924) S. 36 und von Eichrodt, OLZ 28 (1925) S. 383f. gegen meine Ansicht, daß eine Quellenschrift P in der Genesis nicht nachzuweisen sei, Stellung genommen. Eichrodt „berührt es reichlich seltsam“, daß ich frage, wie man nachweisen wolle, daß der Hauptbestand von Gen 1 und 6—9 aus derselben Feder stammen. Vielleicht war der Ausdruck „Hauptbestand“ ungenau. Indes zeigt die Darstellung S. 27f. deutlich, daß darunter z. B. bei Gen 1 die Erzählung der Schöpfungsherganges ohne das Tagewerkschema und den Sabbatpassus gemeint ist. Mich berührt es ebenso reichlich seltsam, daß E. als bewiesen ansieht, daß dieser Grundstock mit dem des angeblichen P-Berichtes über die Sintflut aus derselben Feder stammen. Erweislich ist, wie ich in derselben Anmerkung sage, und woran E. vorbeigeht, daß beide Grundstöcke von derselben Hand bearbeitet sein mögen. — Wenn Staerk in P ein „durch Ideen, geistliche Gesamthaltung und Stilcharakter gekennzeichnetes“ zusammenhängendes Schriftwerk sieht, so mag er „seiner wissenschaftlichen Überzeugung leben“, mir verbietet sich diese Ansicht um der Schwierigkeiten willen, von denen sie bedrückt wird: die Lückenhaftigkeit des angeblichen P-Bestandes, S. 10; der Umstand, daß dieser Bestand in Einzelheiten doch recht zweifelhaft ist, wie meine Untersuchungen zeigen; der Umstand, daß verschiedene chronologische Daten und formelhafte Wendungen teils sicher, teils höchstwahrscheinlich späterer Zuwachs sind, wie auch andere außer mir dargelegt haben. Und sollte der von mir angenommene Kompilator des ganzen Materiales Esra nur befähigt gewesen sein, zusammenzukleben? — Dürfen wir ihm nicht auch bestimmte Ideen, eine geistliche Gesamthaltung und sogar einen individuellen Stil zubilligen, was alles natürlicherweise auf sein Kompilationswerk überging, S. 31f.? —

Die vier hexateuchischen Quellenschriften sind Phantome. Wir haben gelehrtes, priesterliches und volkstümliches Literaturmaterial recht verschieden Alters — einige Stücke mögen bis in die Moseszeit hinaufreichen — im Hexateuch vor uns, das von Esra und seinen Leuten systematisch bearbeitet und zusammengefügt; das nach Esra unter dem Einfluß der Aufgaben,

die der Kultus und das übrige Gemeindeleben stellten, erweitert worden, und das zugleich als ein Gegenstand ständigen eifrigen Studiums und praktischen Gebrauchs im Kult gelegentlich glossiert und retouchiert worden ist.

Ein Felspsalm aus altarabischer Heidenzeit.

Von Hubert Grimme.

Man ist gewohnt, sich unter der Religion der vorislamischen Bewohner Nordarabiens, vor allem der Beduinen, etwas Primitives d. h. Formloses und Ideenleeres vorzustellen, so wie es Mohammed, ihr erbitterter Gegner, uns glauben macht oder ein Ibn el-Kalbi es im einzelnen ausmalt. Mit dieser Vorstellung arbeiten die Religionshistoriker, wenn sie von alt- oder ursemitischer Religion, wie sie sich in Nordarabien am längsten gehalten hatte, reden; ferner auch viele Alttestamentler, um den Zustand zu schildern, in welchem die Religion Israels vor ihrer Berührung mit der Kultur Kanaans sich befunden hätte. Im Banne dieser Anschauung steht auch die semitische Epigraphik und findet in dem Einzigen, womit sich das vorislamische Heidentum Nordarabiens inschriftlich selbst bezeugt, in den sogenannten thamudischen Inschriften, das religiöse Element kaum anders als in vereinzelten Götteranrufungen angeklungen, dagegen Alltäglichkeiten immer und immer sich breit machen, ‚in denen sich der Menschheit Schnitzel kräuselt'.

Nachdem die Minderwertigkeit der thamudischen Inschriften von anscheinend berufenen Seiten behauptet worden ist, ist sie bei solchen, die es bequemer finden, schwierige Inschriftenlesungen aus zweiter oder dritter Hand entgegenzunehmen, zum Dogma geworden und zugleich zum Grunde, sich nicht weiter um so nichtssagende Kritzeleien zu kümmern.

Ich bestreite nun nicht, daß zu dem großen Kapitel des Nichtwissenswerten auch Arabien seine Beiträge liefert: mit manchem dickleibigen Buche der islamischen Wissenschaft wie mit manchem wohlgeformten Verse der Ǵâhilijja. Aber von den thamudischen Inschriften behaupte ich, daß in ihnen Werte stecken, deren Bedeutung im umgekehrten Verhältnis zu ihrem meist sehr geringen Umfang steht. Denn jede von ihnen — man kennt ihrer zwischen 1700 und 1800 — ist eine religiöse Urkunde der altarabischen Heidenzeit, angebracht an einem Orte, der einstmals eine Götterstätte war. Den Nachweis dafür möchte ich demnächst in einem Buche unter Berücksichtigung aller bisher bekannten thamudischen Texte erbringen; als Vorbereitung darauf gebe ich im folgenden meine Lesung und Auffassung derjenigen thamudischen Inschrift, die sich wie durch Umfang so auch durch Mannigfaltigkeit ihres Inhalts vor allen anderen auszeichnet, nämlich die vom Ǵebel es-Serrā, einem eine starke Tagereise südlich von Ḥajel gelegenen Steinhügel. Kopien von ihr haben Ch. Huber und J. Euting am 27. und 28. Januar 1884 angefertigt, und zwar jeder von ihnen zwei[1]. Diejenigen Hubers sind in seinem 'Journal d'un Voyage en Arabie' auf S. 221 und 222 veröffentlicht; Eutings Kopien (Nr. 226 und 226 a) findet man bei E. Littmann 'Zur Entzifferung der thamudenischen Inschriften'. Über diese Kopien hinaus geht eine weitere Hubers vom 4. Mai 1884, veröffentlicht in seinem Journal S. 626; diese bisher von den Epigraphikern anscheinend übersehene, deren sorgsame Ausführung man aus den beigegebenen Bemerkungen zu einzelnen Buchstaben ermessen kann, lege ich meinen folgenden Ausführungen im wesentlichen zu Grunde. Sie gibt sich, wie folgt:

Von den 10 Zeilen dieser Inschrift gehören die dritte und vierte, sowie die siebente und achte enger zusammen. Die oberste hat auf Huber den Eindruck gemacht, als sei sie späteren Ursprungs. Das wird kaum richtig sein; höchstens könnte man annehmen, sie sei eine Art Überschrift.

Um das Verständnis der Inschrift vom Ǵebel es-Serrā hat sich bisher nur Enno

---

1) Eine ungenügende Kopie Hubers von seiner ersten Arabienreise übergehe ich.

Littmann bemüht, und zwar zweimal: erstmalig in seiner Arbeit 'Z. Entz. d. thamud. Inschr.' (1904) S. 66f., und später (1914) in einer Anmerkung zu J. Euting's 'Tagbuch einer Reise in Innerarabien, T. II' auf S. 116, wo er an seiner ersten Lesung und Übersetzung mancherlei ändert. Er läßt hier das Ganze der Inschrift aus 6 Einzelinschriften bestehen, aus deren Inhalt sich ergebe, 'daß verschiedene Leute ihre Götter anrufen um Hilfe oder um Rache. Ein anderer erzählt, was er damals tat und wie er sich nach seinem Freund sehnte.' Littmanns Ergebnis nach der Seite der Lesung und Deutung ist nun folgendes:

לעפפ בנ (ד)לות פפצע (רט)ב ותשוק אל חיי	A	Von 'Affâf, dem Sohne des Dalwat (?); und er presste Datteln aus (?), und sehnte sich nach Ḥijaij.
ב . . דֿדֿ ודד כשא בתמ	B	Bei (. . . Gottesname)! Gruß des Kašî '(?) an Taim.
הנהי סעדנ אביתעת	C	O Nhj! Hilf doch dem Abu-Jathi'at!
בנהי תעלי רמ־צהבנ הנה[י] בכ הסרר שמס מתעלי	D	Bei Nhj! Erhaben sei Râm-Ṣahbân (?). O Nhj, durch dich kommt die Freude. Die Sonne geht auf(?).
הרצֿו נקמ והבנהי	E	O Radu, räche den Wahab-Nhj!
בנהי בצ חתר ונמנ	F	Bei Nhj, Unglück (?) des Ḥâtir (?) und Naumân.

Littmann gesteht schließlich: 'Auch jetzt ist noch sehr vieles unsicher'. So muß man trachten, der Inschrift näher beizukommen und festeren Grund unter die Füße zu gewinnen. Dazu können wir uns eines wirksamen Mittels bedienen, das ich auf einem anderen Gebiete, dem der altsinaitischen Inschriftforschung, erprobt habe: nämlich der Vergleichung aller irgendwie ähnlichen Stellen untereinander. Verglichen mit den ṣafatenischen oder sinaitisch-nabatäischen Inschriften zeigen die thamudischen eine große Mannigfaltigkeit der Form und Ausdrucksweise; unter sich verglichen haben sie jedoch alle eine große Familienähnlichkeit, die so weit geht, daß entfernte Gegenden, wie der Ḥiġâz und der Neġd, oft mehr oder weniger genaue Dubletten einer Inschrift liefern, und daß kaum ein Begriff vorkommt, zu dem sich nicht Parallelen finden lassen. So hat ein Entzifferer immer das Ganze der von Huber (Sigl. H), Euting (E), Jaussen-Savignac (IS), ja auch Doughty (D) uns verschafften thamudischen Inschriften für die Erklärung der Einzelnen zu berücksichtigen, wodurch einmal viele unsicheren Lesungen leicht berichtigt werden, weiter auch in Dunkelheiten des Sinnes oft ein helles Licht fällt. Ich würde dieses scheinbar so selbstverständliche kritische Verfahren nicht besonders hervorheben, wenn meine Vorgänger es nicht vielfach außer Acht gelassen hätten.

Auch für die Inschrift vom Ġebel es-Serrā läßt sich sowohl hinsichtlich der Einzelbegriffe wie der Gedanken so viel Vergleichsmaterial herbeibringen, daß ihr Kommentar leicht zu einer Übersicht des Gesamtthamudischen ausgestaltet werden könnte. Wenn ich mich hier aber auf ein knappes Maß beschränke, so wird das wohl genügen, um die Richtung meiner Erklärung des Textes zu begründen; für manches Einzelne muß ich den Leser auf das Erscheinen meines oben erwähnten Buches vertrösten.

Ich lese nun die Inschrift folgenderweise:

1. לעפפ עו נלות ערפ חֿע
2. לה לב ותנ וק אל חצי
3. בדֿ . דֿדֿ ודד כשא / בדֿל
4. הלהי סעדנ אל התֿעת
5. כלהנ תעלי למצה כלהנ
6. בכ הסרר שמס / מתעלי
7. הרצֿו נקמ והב ל הנ
8. כלהנ עצה חֿל עלמנ

Zu der Buchstabenlesung bemerke ich:

Zeile 1. Es ist mir unklar, woher Littmann sein בנ genommen hat; alle Kopien zeigen hinter לעפפ zwei Punkte, von denen bei Huber der zweite der größere ist. Es geht nicht an, diese Punkte als Trennungszeichen anzusehen; denn nur der Einzelpunkt oder der vertikale Doppelpunkt kommt gelegentlich in der thamud. Schreibung als Trenner vor. Zweifellos liegen in unserem Falle Buchstaben vor. Eine ähnliche Zweiergruppe zeigt der Anfang von H 96/10 und H 46 oben, der verglichen mit dem ihm ähnlichen Ende von JS 442 und von H 530/87, wo das zweite Zeichen sicher ו ist, mich dazu führt, עו zu lesen, da ein עע sprachlich unmöglich wäre. — Zur Annahme eines ד vor לות liegt kein Grund vor; alle Kopien bieten deutlich נ. — Littmann hat den Punkt (=ע) hinter לות übersehen. — Der vierte Buchstabe von links kann nicht פ sein, da solches in Z. 1 dreimal mit Ausbauchung nach rechts vorkommt; man kann wohl nur an ein stark ausgebuchtetes ר denken.

Zeile 2. Gegen Littmanns רם sprechen alle Kopien; es liegen drei Buchstaben vor, von denen 1 und 3 gradgeschriebenes ל (wie oft in unserer Inschrift), zur Not auch נ sein könnten; der Zwischenbuchstabe wird erst lesbar, wenn man ihn als ein oben verstümmeltes ה nimmt. In Littmann's וחשוק ist das ש entschieden verfehlt, da ש in Z. 3 und 6 ganz anders aussieht und im Neġd selten ohne Krönchen vorkommt; m. E. liegt gewinkeltes נ vor. Hier sei daran erinnert, daß die thamudischen Schreiber innerhalb der gleichen Inschrift gerne von verschiedenen Möglichkeiten der Formung gewisser Buchstaben Gebrauch machen und z. B. nebeneinander rundes und viereckiges ו, kreis- und punktförmiges ע, hakiges und gerades ל usw. gebrauchen. — Das letzte Wort zeigt bei Euting und in Hubers ersten Kopien zu Anfang ח, dessen ungestielte, mit ט fast übereinstimmende Form z. B. durch JS 306 (= H 475 Z. 7) המנה המת חית 'o Bestimmer von Tod (und) Leben' gesichert ist; danach ist H.s ו zu verbessern. Durch die beiden letzten Buchstaben geht ein Riß im Stein; ich ergänze sie aus inhaltlichen Gründen zu צי (gegenüber L.s יי).

Zeile 3. Die Buchstaben 2, 4, 5 sind wohl nur als ד̇, ob auch von verschiedener Form, zu nehmen. Die Lesung des 3. Buchstabens lasse ich offen, da alle Kopien ihn anscheinend entstellt bieten. Der letzte Buchstabe der Ganzzeile ist deutliches ל; der vorletzte zeigt dreimal bei Huber und einmal bei Euting die Form von ד̇, so daß L.s חם abzuweisen ist.

Zeile 4. L.s אבי ist sicher in אלה zu verbessern, da nur eine Kopie auf ב deutet, alle anderen aber ל bieten und ה überall zu erkennen ist.

Zeile 5. Eutings חעלי scheint mir gegenüber Hubers חעלף? das Richtige. — L.s רם ist aus לם verlesen; ר ist in unserer Inschrift nie nach links ausgebuchtet. L.s Verbindungsstrich hinten מ ist freie Zutat.

Zeile 8. Huber begründet sein ע als 5. Buchstaben (gegenüber Eutings ב) in besonderer Anmerkung, ebenso sein ה̄ als 8. Buchstaben (gegenüber Eutings ח, wovon L.s חר ausgeht). Vor dem ה̄ haben alle Kopien ein ח, das ich aber aus inhaltlichen Gründen in das nahverwandte ה ändere. — Der 4. Buchstabe von hinten sieht wie ו aus, mag aber — wie öfters ein ו in den Kopien tham. Inschriften — eigentlich ע sein. Wie ich עלמנ (mit ל statt נ) schreibe, so transkribiere ich auch in Z. 4, 5 (2 ×), 8 den mit ב bzw. ה eingeleiteten Gottesnamen להי — bzw. להנ — gegenüber L.s נהי, ohne damit das Vorkommen des letzteren Namens leugnen zu wollen. Zu Ende von Zeile 7 ist kein Eigenname zu lesen, sondern die Wortgruppe וחב ל הנ.

Auf Grund meiner Transkription übersetze ich die Inschrift folgenderweise:

1. Zur Heilung neige dich(?)! Du bist edel, o Wissender, stehe bei!

2. Nahe dich mir, o Beständiger, und wache, o weiser Gott!

3. Bei dem Herr der . . . ist Heil, Versorgung in der Not.

4. O mein Gott, hilf mir! O Gott des Beistandes!

5. Bei unserem Gotte ist Erhöhung für den, der unserem Gotte anbefohlen ist.

6. Bei dir ist Freude, o erhabener Sonnengott.

7. O Ruḍu, räche und gib mir Ruhe!

8. Bei unserem Gotte ist ein Szepter, die Leitung der Wesen.

Kommentar:

Zeile 1. לעפפ ,Zur Heilung', gemäß H 373/8 עפפ פ ,Heilung an mir', entsprechend dem häufigen ודד פ (H 58 Mitte, H 80 = E 127) = ודד פי (JS 420) ,Heilung an mir'; ferner H 476, Z. 7 (+ JS 310) לענ עפפ ,Um Hilfe, Heilung!', viell. auch H 501 . . . בארנ הורע עפ ,In der Macht des ורע ist Heilung . . .'. Zu עפפ stellt das Klass.-Arab. sein عِفَاف ,Heilmittel'. Zum ganzen Präpositionalausdruck vgl. ähnliche wie לסלם (JS 712) ,Um Wohlbefinden!', לברא (JS 706, 721, 758) ,Um Befreiung!', לטבח ,Um Heilung!'. — Falls meine Lesung עו richtig ist, mag sie Imper. von עוי (= عوى oder عَوَّى) sein = ,neige (dich)'; von den oben erwähnten 4 Parallelstellen fügen zweie einen Gottesanruf (כהל, עתר) hinzu, was der überaus häufigen Verbindung von Imperativ und Vokativ in den thamud. Inschriften entspricht. — נלות : 2. pers. Perf. von נל (= نال). Die zweiradikaligen Verba des Thamudischen schieben — wie die entsprechenden hebräischen — im Perfekt zwischen Stamm und konsonantischer Endung anscheinend den Diphthong au oder ai ein, vgl. JS 416 עלות, JS 295 עלית ,ich war krank' (von על); so mag JS 520 נלית dasselbe wie unser נלות sein. Seine defektive Schreibung finde ich in der Inschrift Doughty Taf. 26, links oben ל נלת צלמ ,Du warst mir edelmütig, o Salm'[1]. Eine Nominalbildung von der gleichen Wurzel

1) Schreibung von צלמ wie üblich mit ligiertem צל und folgendem מ.

wird in dem mekkanischen Gottesnamen تَألَّة stecken. — ערף (=عَارِف): einer der vielen Gottesnamen des Thamudischen, die aus ursprünglichen Beinamen sich entwickelt haben; mit ה des Ausrufes in JS 568 (s. Z. 5). — חֿע: Imper. von יחֿע ‚beistehen‘, ebenso in JS 42 חֿע חם ‚Stehe bei, o Vollkommener!‘; das ihm entsprechende Nomen actionis lautet חֿעת (s. Z. 4).

Zeile 2. לה: Imper. von ולי (وَلِيَ) ‚nahe sein‘, geschrieben mit Lesestütze ה entsprechend dem klass. arab. قِهْ = قِ (wozu das Thamudische sowohl ק — s. gleich — wie auch קה — s. JS 358 — stellt). Hierzu wie zu der ganzen Wortfolge von Z. 2 liefern die tham. Inschriften des Ḥiǧāz mannigfache Parallelen, z. B.:

JS 229 (besser H 400 Z. 45 = E 759—60) לאס [1] בסעד לה ותנ וקנ צלם
‚Für ’Aus Sohn des Sa‘d! Sei nahe, o Beständiger, und behüte mich, o Ṣalm!‘
JS 27 לסעד ל ת ותנ וק אל תממ
‚Für Sa‘d! Sei nahe, komm (?), o Beständiger, und wache, o vollkommener Gott!‘
Doughty, Taf. 25 links: למעת ותנ וק
‚Du hast ein Zeichen [2] gegeben, o Beständiger, und wache!‘
Gott wird als וליו (‚der Nahe‘?) bezeichnet in
JS 35 סעדנ הב ... אל וליו הב חית אל וליו.
‚Hilf mir, gib ... o naher (schützender?) Gott! Gib Leben, o naher Gott!‘

לב: Kurzschreibung für לבי, wie ל neben לי, פ neben פי. לב ist die Präposition, die das Klass.-Arabische nur in der Ergebenheitsformel لَبَّيْكَ bewahrt hat, das Thamud. aber im Sinne von ‚hinzu‘ häufig verwendet, vor allem zum Ausdruck der Hinneigung eines Gottes zu einem Menschen, wie hier oder in

JS 488 רצׄ סעד לב המבאס
‚O Ruḍu! Hilf in Richtung zu dem Unglücklichen!‘
H 87/3 הכהל את מנה ודד לבנ
‚O Kâhil! Du bestimmst Heil in Richtung zu uns.‘

ותנ: ein Gottesname, der wohl bedeutet ‚der Beständige ‘(=وَاتِن); zu den obigen Beispielen für sein Vorkommen füge ich noch

JS 247 .... ותנ וקנ חל מת
‚... o Beständiger, und hüte mich! Löse den Tod!‘

ק: Imper. von וקי ‚hüten‘, fünf weitere Beispiele s. oben! — אל חצי: eine Verbindung wie אל מנע (H 520/41), אל על(י) (JS 542), האל הרמ (JS 450), wobei אל (wie sonst אלה) nur ‚Gott‘ schlechthin bedeutet. חצי (=حَصِيّ) ‚weise‘ findet sich verbunden mit Gott רצׄו in H 518/32, 532/91, allein für sich gebraucht in JS 389 ... בל חצי ‚... heile, o Weiser!‘ und JS 284 חצי עמ ל ‚O Weiser, sei mir hold!‘.

Zeile 3. Diese und die weiteren Zeilen beginnen entweder mit ב ‚bei, in‘ und einem Gottesnamen, worauf eine göttliche Eigenschaft folgt, oder mit ה ‚o‘ und einem Gottesnamen, woran sich ein Imperativ schließt. Der Gottesname von Z. 3 bleibt unklar infolge seines nicht sicher zu bestimmenden zweiten Konsonanten; doch gehört er zweifellos in eine Formklasse mit Namen wie דׄבל ‚Herr der Heilung‘ (H 89/13, JS 462 u. ö.), דׄודד ‚Herr des Heiles‘ (H 503/30), דׄבד ‚Herr der Macht‘ (JS 468, 506, 542), דׄנהי (H 643/8) u. a. — ודד: hier Nomen der Bedeutung ‚Heil‘, eine der häufigsten Vokabeln der thamud. Inschriften, von Littmann, Lidzbarski und Heß irrtümlich mit ‚Gruß‘ (an eine ferne Person) übersetzt, was die richtige Deutung vieler Inschriften verhindern mußte; wohl = وُدٌّ, da auch die Schreibung וד oft vorkommt. — כשא: ‚Nahrungsfülle‘ gemäß كَشِيَ ‚(mit Speise) gefüllt sein‘; nur an dieser Stelle vertreten. — בדלל: ‚im Elend (Not)‘ = بِذُلٍّ; das dazu gehörige Verb findet sich anscheinend in JS 219 דׄנ סלות בנת דלת ‚Ich hier bin elend, ..., in Not.‘

Zeile 4. הלהי סעדנ (vielleicht הלהי סעד ל, da sich H 292/74 הרצׄו סעד להמ findet): ‚Mein Gott, hilf mir!‘, oft vorkommende Bitte an die Götter, vgl. JS 327, 342[a], 392, 404, 492 u. ö. Der Begriff eines persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch war gemäß der Häufigkeit der Ausdrücke ‚mein Gott‘ und ‚unser Gott‘ in der thamud. Religion so stark ausgeprägt, daß in dieser Richtung der Islam kaum einen Fortschritt bedeutete. — אל חֿעת (gemäß אל חצי von Z. 2 wohl nicht אלה חֿעת abzuteilen): ‚Gott der Hilfe‘, wozu zu vergleichen H 476 Z. 5 (weniger gut JS 311):

ברצׄו חֿעת מנ אמ

1) Es ist bisher noch nicht erkannt, daß in den thamudischen Inschriften בנ ‚Sohn‘ immer — außer vor Laryngalen — als ב erscheint.

2) למעת ‚göttl. Zeichen‘ s. H 285/43, 296/48.



‚Bei Rudu ist Hilfe, Gunstbezeugung ‚Lohn'.

Zeile 5. בלהג תעלי: ‚Bei unserem Gott ist Erhöhung'; ‚Erhöhung' als Gottesgabe findet ich wieder in JS 368:

הרצו את מנ תעלי

‚O Rudu, du bestimmst (מנ = מנה) Erhöhung.'

למצה בלהג: מצה anscheinend Part. Pass. der 4. Form von וצי, also ‚anbefohlen'. Das Part. Activ, von Gott ausgesagt, könnte vorliegen in

JS 568 לעדרלי הערפי בל מצי ב.חנ

‚Für 'Azar'el: O Wissender, heile, o Anbefehlender . . . .'

JS 358 המלכ וצא וקה המצי ¹עמ

‚O Malik, mach rein und hüte; o Anbefehlender, sei hold!'

Zeile 6. Weiterer Preis der Götter, jetzt an Schams gerichtet. הסרר ‚Freude' (wofür auch סרר und מסרר vorkommen): häufig als Gottesgeschenk erwähnt. — שמס מתעלי: ‚o erhabener Sonnengott!'. Mit seinem ursprünglichen Namen kommt der Sonnengott außer hier nur noch JS 565 (. . . . השמס) und vielleicht JS 239 vor; seine üblichste Bezeichnung ist כהל ‚Starker' oder מלכ ‚Herrscher'. Statt מתעלי findet sich עלי als Göttername in JS 484, vielleicht auch Doughty, Taf. 28 rechts חפ לי עלי ‚Umgib mich, o Hoher!'.

Zeile 7. הרצו נקמ ‚o Rudu, räche!'. Daß Gott Rudu (bibl. רעו, palmyr. ארצו) Sternnatur hat und wohl den Venusstern bedeutet — wie z. B. R. Dussaud S. 144 von ‚Les Arabes en Syrie avant l'Islam' vermutet — sagt wohl auch der Personenname in JS 439 ככברצו ‚Rudu ist Stern'. Die Rache der Götter und überhaupt ihre Macht des Schädigens tritt in der thamud. Religion sehr hinter ihren segnenden und heilenden Äußerungen zurück. Zu נקמ vgl. (außer JS 388 und 359):

H 644 Z. 2 האלה ד אל נקמ

‚Dieser Gott ist ein rächender Gott',

was nahe an das alttestamentliche אל קנוא ונקמ יהוה (Nahum 1, 2) anklingt. — הב ל הנ: ‚Gib mir Ruhe!'. Der Imper. הב ‚gib' ist häufiges thamud. Sprachgut, vgl.:

H 59 Mitte, links und rechts,

רצו הב ל וד מענת

‚O Rudu, gib mir Heil, Hilfe!'

H 482 unten הב חל סערנ

‚Gib Kraft! Hilf mir!'

הנ in Pleneschreibung s. JS 317:

העתרסמ . . ודד הונ ונצר

‚O 'Atarsam . . . Heil, Ruhe, Schutz!'

Zeile 8. Hier findet sich einiges sonst ungebräuchliche Sprachgut. Dahin rechne ich עצה (= عَصًى) ‚Szepter'; immerhin ist die Idee, daß die Götter Herrschaft ausüben, auch sonst nachweisbar, vgl.:

JS 262 ברתנ מלכת

‚Bei Dātin (Gottesname!) ist Herrschaft',

H 501/18 הרצו בכ מלכת

‚O Rudu, bei dir ist Herrschaft'.

Den Herrscherstab der Götter zeigt uns im Bilde das Relief auf dem Stein von Teima. — חל עלמנ: wohl ‚Lenkung der Wesen'. חל als göttliche Eigenschaft s. in

H 256/17 בכ אלהנ חל ודד

‚Bei dir, unser Gott, ist Lenkung, Heil.'

עלמנ (= عَالَمِين) ‚Wesen' (nicht ‚Welten'!) lese und übersetze ich unter Vorbehalt, da man auch על מנ abteilen und diese Worte als die Imperative ‚Auf, sei günstig!' erklären könnte, wozu dann freilich der Zeilenanfang בלהג weniger passen würde. Wenn das Nabatäische zweifellos das Wort עלמ kennt, warum sollte es nicht auch im Thamudischen vorhanden gewesen sein? —

Die acht Zeilen der Inschrift vom Gebel es-Serrā sind alle auf den Ton der Anrufung und des Lobpreises der Götter gestimmt, wozu der Anlaß wohl die erwünschte oder bereits erfolgte Heilung (עפפ) ihres Urhebers war. Schon im Hinblick hierauf empfiehlt es sich, in ihnen eine formale Einheit zu sehen und nicht, wie Littmann meint, ein Konglomerat von 6 verschiedenen Inschriften. Für diese Einheitlichkeit spricht auch ihre Schreibung in gleicher Richtung, wobei die Anfänge — abgesehen von Zeile 2 — genau übereinander stehen, was den thamudischen Inschriften sonst fremd ist; ferner die gleichmäßige Disposition aller Zeilen, indem eine jede zwei Sätze zu je zwei Begriffen enthält. So ist es vielleicht nicht zu kühn, die Zeilen für Verse zu nehmen, allerdings nicht im Sinne der altarabischen Kunstlyrik, sondern der alttestamentlichen Poesie. Dann wäre das Ganze eine Art Gegenstück zu solchen Psalmen, die — wie z. B. Ps. 145 — eine Anzahl von religiösen Ideen in loser Verknüpfung aneinanderfügen. Aber wie man unseren Text auch benennen mag, seine Wichtigkeit als Urkunde der vorislamischen Religion Nordarabiens ist unbestreitbar. Hier erscheint uns der religiöse Geist der alten Araber in schlichter Würde, wobei die Majestät der Götter und die Kleinheit

---

1) Imper. von נעמ, bes. in Verbindung mit ל ‚mir' sehr oft gebraucht.

der Menschen in dem Gedanken der gegenseitigen Annäherung beider Teile einen gewissen Ausgleich erfahren, wie ihn später Moḥammed in seiner Idee von der Raḥma oder Menschenliebe Allahs betont, aber durch die von der unerbittlichen Strenge Allahs beim Gerichte wieder stark in Frage stellt. Die religiösen Gedanken der thamudischen Inschriften müssen alter semitischer Erbbesitz sein; denn ihr sprachlicher Ausdruck hat etwas durchaus Formelhaftes und zeigt im Neǵd wie im Ḥiǵāz, ja selbst noch in Ṭāif und auf der Sinaihalbinsel dasselbe Gesicht. So verdienen diese Inschriften in hohem Maße Beachtung, zunächst allerdings seitens der Epigraphiker, deren Sache es sein muß, die gewaltige Masse der bereits bekannten Texte genau durchzuarbeiten. Ist bisher bei der Deutung vieles mißglückt und vieles dunkel geblieben, so ist durchaus kein Grund vorhanden, dem ‚Ignoramus‘ einiger verzagten Geister Gehör zu geben. Mir scheint hier wie anderswo eher frohe Zuversicht auf Gelingen am Platze, und als Parole das Psalmwort angebracht:

סֹלּוּ לָרֹכֵב בָּעֲרָבוֹת·

Besprechungen.

1. **Räsänen, M.: Die tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen.** Helsinki 1920. (XVI, 276 S.) gr. 8°. = Mém. d. l. Soc. Finno-Ougrienne XLVIII. Fmk. 30 —.
2. **Ders.: Die tatarischen Lehnwörter im Tscheremissischen.** Ebd. 1923. = Mém. d. l. Soc. F.-Ougr. No. L. Fmk. 20 —.
3. **Wichmann, Y.: Tscheremissische Texte mit Wörterverzeichnis und grammatikalischem Abriß.** Helsingfors 1923. 8°. = Hülfsmittel für das Stadium der finno-ugrischen Sprachen V. Fmk. 20 —. Bespr. von Ernst Lewy, Berlin.

Durch diese drei Schriften werden wir in unserer Kenntnis des Tscheremissischen beträchtlich gefördert. Räsänen gibt eine sorgfältige, reichhaltige, vieles eigene bietende Sammlung der turko-tatarischen sehr zahlreichen Entlehnungen im Tscheremissischen, unter Berücksichtigung der hier beträchtlichen, uns hier so schwer zugänglichen russischen Literatur und aus lebendiger, in Kazan erworbener Kenntnis. Beide Bücher, besonders aber das erste, enthalten eingehende lautgeschichtliche Kapitel, die auch für die Turkologen von großer Wichtigkeit sind, da R. die türkischen Lautverhältnisse selbständig beurteilt und auch die z. T. sehr originellen Anschauungen Ramstedts berücksichtigt. Auch stellt er — m. W. zum ersten Male — eine Liste tscheremissischer Entlehnungen im Tschuwassischen (1. 238—74; 2. 88—89) zusammen, denen er auch eine Reihe etymologisch dunkler Wörter zufügt, die in beiden Sprachen identisch sind. Die schwierigste Frage bei der Behandlung der Lehnwörter ist auch hier die chronologische. Daß man hier anderer Meinung sein kann als der Verf., zeigt Wichmann in seiner lehrreichen Anzeige FUF. Anz. XVI. Eine rein lautliche Betrachtung von Lehnbeziehungen scheint nicht zu schlüssigen chronologischen Ergebnissen führen zu können. Hier wird die Lage durch die besonderen örtlichen Bedingungen noch verwickelter (westtscherem. nezer z. B. ist tschuw., osttscherem. načar tatar.; s. 1. 156, 2. 47). Dabei haben wir für die Feststellung der Entlehnungen andere als nur lautliche Mittel, da es ganze Begriffsreihen sind, für welche die den Türken benachbarten Finnougrier türkische Worte gebrauchen. Das tritt durch R.'s Arbeit schön hervor, weil er auch die Entlehnungen der verwandten Sprachen fast immer anführt (in 1. 202 wäre unter *sukem* ‚niederknien‘ noch mordwin. *s'ukun'ams* ‚sich bücken, sich verneigen . . .‘ Paasonen, Mordw. Chrest. 958; in 2. 40 unter *kör*(*a*) ‚erkennen‘, *köra* ‚nach, gemäß‘ noch moksha-mordw. *kor'e* ‚in Hinsicht auf . . wie ‚gemäß‘ Paasonen a. a. O. 282 anzuführen gewesen). So macht aber auch die tschuw. Herkunft der tscherem. *tar* ‚Miete‘ (1. 219) und *küwar* ‚Brücke‘ (1. 149) die fremde von syrjän. *med* ‚Lohn‘ (das FUF. XVI 197 ganz anders gedeutet wird) und mordw. *s'ed'*, ung. *híd*, finn. *silta* ‚Brücke‘ (*küwar* und *s'ed'* bedeuten beide auch ‚Diele‘; vgl. unser ‚brücken‘) wahrscheinlich. An Einzelheiten möchte ich noch anführen zu 1. S. 166 *owa* Budenz NyK. XXI 79; S. 181 *poslok* westtscherem. *pa.lsak* ‚der Preßstock, der Bockstock‘ (?) Ramstedt 95a; das S. 149 angeführte *ayar* ist awest. Sollte nicht *cäs* (1. S. 230) russ. (*sej*)*čas* und *zošto* ‚Blech‘ (1. 267) russ. *žest'* sein? Als tatarisch möchte ich, nach Belehrung durch W. Bang, auch tscherem. *arapteš* ‚Waldteufel‘ auffassen, das Budenz NyK. IV 439 bereits anführte. Bei *jolwa, d'olawa, jalawa* (1. S. 134) ‚Franse, Quaste‘ ist der Bedeutung wegen vielleicht auch tschuw. *jaraBa* ‚Quaste‘ . . . Paasonen 22 zu berücksichtigen. Die dann wohl nötige Annahme eines Wechsels zwischen *r* und *l* würde vielleicht auch ein anderes tscherem. Wort deutbar machen: *tolaše-* ‚sich bemühen‘ (dessen Beziehung auf *tolam* ‚kommen‘ 1. S. 2 mir ebenso wie Wichmann FUF. Anz. XVI 45 schwer denkbar erscheint): tschuw. *tə̂rə̂š-* derselben Bedeutung Paasonen 167 (vgl. tscher. *tə̂ršaš* ‚sich bestreben‘ aus kas. tat. *tyryš* ‚sich bemühen‘ 2. S. 69). Die Behandlung einiger bekannter Kulturworte wird auch weitere an Wortforschung interessierte Kreise anziehen, bes. 1. S. 223 *tòrək* ‚saure Milch‘ (das daselbst erwähnte mordw. *topo* klingt, wie schon einmal bemerkt, an nhd. *Topfen* an); bei 2. S. 60 *sijan* wären vielleicht noch russ. *isjan*



Berneker 440, arm. *zean* Hübschmann 150 zu erwähnen. Daß die arabischen und persischen Elemente besonders dem religiösen Gebiete angehören, macht die Religion der Tscheremissen, der „abrahamische Glaube“, von vornherein wahrscheinlich. Die Beziehungen der Türksprachen und des Tscheremissischen sind aber nicht nur auf den Wortschatz beschränkt (s. 2. S. 90). Doch sind diese Beziehungen, weil der Bau der finno-ugrischen und der turko-tatarischen Sprachen — nun einmal ganz abgesehen von der ural-altaischen „Hypothese“ — nahezu identisch ist, ungemein schwer zu fassen. Für mich ist das Merkwürdigste, daß das Tschuwaschische — soviel ich weiß, allein von allen Türksprachen — ein ausgebildetes Satzsandhisystem hat (s. Munkácsi NyK. XXI 8 Anm.), das dem Sandhisystem des Tscheremissischen und Mordwinischen unbedingt nahesteht. Zur Deutung dieses Umstandes fühle ich mich aber noch nicht gerüstet. — Räsänens Bücher sind für den Arbeiter auf diesen Gebieten unentbehrlich.

Wichmanns Texte bieten, außer dem, was der Titel verspricht, auch sehr lehrreiche Zusammenstellungen zur Lautgeschichte. In den Texten wird uns wenig Prosa geboten, obwohl doch die Tscheremissen einen großen Schatz an Märchen und Novellen besitzen; die Lieder sind doch z. T. recht schwer verständlich. Bei der genauen Lautbezeichnung ist leider nur die Wortbetonung festgehalten, so daß ich leider an diesem wichtigen Punkte meine Ergebnisse nicht nachprüfen konnte. Daß das ganze Buch mit der schon in so vielen fördernden Arbeiten erfolgreich bewährten Sorgfalt W.'s gearbeitet ist, brauche ich kaum hervorzuheben; es ist ein würdiges Seitenstück zu Paasonens Mordwinischer Chrestomathie. Wir dürfen diese Arbeit W.'s hoffentlich als Vorläufer einer großen Textedition und eines Wörterbuches ansehen. — Da die Etymologie im Wörterverzeichnis mit der größten Kürze erledigt wird, so auch hier nur einige Bemerkungen. Bei *mò.lə* 610 ‚ein anderer‘ wäre vielleicht noch finn. *molemmat* ‚beide‘ anzuführen; *tew(gečə)* ‚gestern‘ setzte ich immer mit ungar. *teg(nap)* ‚gestern‘ gleich. Bei 449 *kot* ‚Jahr, Zeit‘ wäre wohl russ. *god* ‚Jahr‘ zu nennen, bei 536 *loem* ‚fangen‘ russ. *lovit'* ‚fangen‘, auch wenn die Worte nicht zusammenhängen. Dagegen würde man unter 1151 *towar* ‚Axt‘ mit Unrecht die russische Quelle vermissen, da dies Wort soeben W. selbst glücklich aus dem Iranischen erklärt hat (Studia Orientalia I 370—71). Die Bedeutungen bei 1155 würden, wenn man sie so: 1. verstecken, 2. vergraben, 3. begraben ordnen dürfte, die russische Quelle wahrscheinlich machen; doch ist das wohl nicht sicher. Die Frage möchte ich anreihen, ob *pamaš* 724 auch ‚Brunnen‘ bedeutet? —

Falls mir noch ein Wort gestattet ist über das Verhältnis der vorliegenden Arbeiten zu meiner tscheremissischen Grammatik, so sind sie unabhängig voneinander entstanden; nur 2. kennt meine Arbeit bereits. Es wäre mir sehr zu statten gekommen, wenn ich 1. bei der Ausarbeitung meiner Grammatik vor mir gehabt hätte, weil da ein für meine Aufgabe verhältnismäßig unwichtiger Punkt bereits trefflich erledigt war. Trotz vieler Ergänzungen und Berichtigungen, die R. bietet, bin ich, trotz geringer Hilfsmittel, doch auch in nicht ganz auf der Oberfläche liegenden Dingen mit ihm zusammengetroffen. Ebenso finde ich manches, was ich festgestellt habe, durch W. bestätigt (den Illativ auf *-əš* oder *-əškə*, den Plural des Verbums im Präteritum auf *-n ulna*, nicht auf *-nna*); anderes (die Form auf *-eš* gilt bei W. als besonderer Lativ) wird die fortschreitende Forschung klarstellen.

Erodoto. Il primo libro delle Istorie. Commentato da **Vincenzo Costanzi.** Sec. edizione. Turin: Giovanni Chiantore 1924. (XXXV, 180 S.) 8° = Collezione di Classici Greci e Latini. L. 10—. Bespr. von W. Aly, Freiburg i. Br.

Die Neubearbeitung dieses Kommentars in der *collezione di classici Greci e Latini con note Italiane* 30 Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe gibt eine anspruchslose und brauchbare Hilfe für Schüler und Lehrer, ohne die Prätension originell sein zu wollen. Von neuerer Literatur ist der Artikel Jacobys benutzt. Erfreulich ist, daß sich z. B. die Lesung I 1 Ἡροδότου Θουρίου jetzt durchzusetzen scheint. Der Druck des Textes könnte etwas sorgfältiger sein.

Ridder, A. de et W. Deonna: L'Art en Grèce. Avec 67 figures dans le texte et 20 planches hors texte. Paris: La Renaissance du Livre 1924. (XXVIII, 430 S.) 8°. = L'Évolution de l'Humanité. Synthèse collective dirigée par Henri Berr. Fr. 20—. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Das Buch ist, wie das in der OLZ 1925, 358 besprochene von Glotz, la civilisation égéenne, in der Bibliothèque de Synthèse Historique erschienen, die die „évolution de l'humanité“ in wissenschaftlichen Darstellungen führender französischer Gelehrter einem weiteren Leserkreis vorführen will. Man kann sagen, daß der vorliegende Band eine glückliche Vereinigung von Wissenschaftlichkeit und Faßlichkeit für Leser, die nicht dem engeren Fachkreise angehören, darstellt; es bietet daher dem Orientalisten eine gute zusammenfassende Übersicht; dieser findet auch ständig Hinweise auf die orientalische Kunst, indem auf deren Einfluß auf die frühgriechische und andererseits auch auf die im

ganzen Kulturleben begründete Verschiedenheit griechischer und orientalischer Kunst aufmerksam gemacht wird. Dabei wird nicht wie gewöhnlich nur die stilistische Entwicklung gegeben, sondern der Hauptteil und die Hauptstärke liegt in der Verknüpfung der Kunst mit der Gesamtkultur der Griechen. Nach der Einleitung, die allein von de Ridder stammt und ein Zehntel des Buches ausmacht, beginnt daher Deonna (Professor in Genf) im ersten Teil mit: Le but de l'art — l'art et la cité; dabei wird u. a. behandelt: l'artiste et le public — l'art et la religion — la constitution publique — les événements historiques — les rangs de la société — les mœurs. Der zweite Teil: les agents de réalisation führt den Anteil der verschiedenen griechischen Stämme vor, der dritte: la réalisation behandelt les branches de l'art, les matériaux, les attitudes, l'anatomie, la draperie, la vision, der vierte zeichnet l'idéal et son évolution, der Schluß den Einfluß fremder Kunst auf die griechische und den dieser auf die übrige antike und die moderne und erörtert le miracle grec. Im ganzen wie im einzelnen kann man den Ausführungen nur zustimmen; zu bemängeln wäre einzig und allein das Messen der archaischen Kunst an der klassischen im engeren Sinne, wodurch das Negative, das Nochnichtkönnen, zu ungunsten der positiven Werte des archaischen Stils zu stark hervortritt; nicht ganz befriedigend ist die Auswahl der Tafelabbildungen, die einige für Nichtarchäologen zu wenig für die griechische Kunst repräsentative Werke geben, während eine Anzahl schematischer Skizzen im Text von außerordentlichem Werte sind.

Galling, Kurt: Der Altar in den Kulturen des alten Orients. Eine archäologische Studie. Mit zwei Abschnitten von Paul Lohmann und einem Vorwort von Hugo Greßmann. Berlin: Karl Curtius 1925. (VIII, 108 S. mit 16 Taf.) 4°. Gm. 26.—. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Greßmanns, daß er immer wieder mit Nachdruck auf die Monumente als „eine zweite gleichwertige Quelle neben der Literatur des Alten Testaments" hinweist und ihre Bearbeitung im „Zusammenhang mit der historisch-geographischen Umwelt" fordert. Eine erfreuliche Frucht dieser Anregung ist die vorliegende Arbeit, denn G. zeigt sich seiner Aufgabe, die über den Kreis der israelitischen Kultur weit hinausgreift, vollkommen gewachsen. Zwei Kapitel stammen von einem anderen Schüler Greßmanns, der im Krieg den Heldentod gefunden hat. 16 Tafeln mit den Abbildungen der besprochenen Altäre in Umrißzeichnungen wie Druck und Papier geben dem Werk eine ungewöhnlich gute Ausstattung.

Behandelt wird der ägyptische, altbabylonische, assyrische, syrisch-phönikische, persische und altkleinasiatische Altar und zwar nicht nur der Altar im engsten Sinne, sondern auch der oft ständerartige Räucheraltar und die Libationsgeräte. Jedes Kapitel hat eine Einleitung, die kurz, wenn nötig, die historischen, sonst die kulturellen bzw. religiösen Verhältnisse und Quellen gibt, bietet dann die Behandlung der Typen und schließt mit einer Aufzählung der Arten und Herausarbeitung des Wesens des Opfers überhaupt in der betreffenden Kultur. So durchzieht Klarheit, Zuverlässigkeit, saubere Methode und gesundes Urteil die ganze Arbeit.

Ich gebe eine kurze Übersicht mit einigen Bemerkungen. Die ägypt. Altäre zerfallen in A Steinaltäre und B bewegliche aus Ton, Holz oder Bronze. A. § 1 die Hoteptafel, die die in Stein umgesetzte Matte mit einem Napf mit Brotlaib ist, wobei, bezeichnend für das flächige Grundprinzip aller ägypt. Kunst, Napf und Brot als viereckiger Ansatz an der oblongen Platte gebildet wird. Nebenformen sind die Rundtafel und die oblonge Platte mit Spendebecken. § 2. Die Hoteptafel wird zu einem monumentalen Altar ausgestaltet, in Abusir u. a. a. O. § 3. Eine zweite Altarform ist der Stufenaltar, den Reliefs aus el-Amarna verdeutlichen. § 4. Schalenaltar. § 5. Tischaltar. B § 6. Altartische, rund und viereckig. § 7. Opferständer. § 8. Libationsgeräte: Flaschen, Standgefäße. § 9. Räuchergeräte.

Die Behandlung des mesopotamischen Altars durch Lohmann fällt ein wenig gegen die Abschnitte G.s ab. Vor allem ist sie vor 10 Jahren erfolgt, so daß G. eine Reihe von Nachträgen geben muß. Benutzt sind daher die unerfreulichen und nicht immer genauen Zeichnungen von Ward und noch nicht die guten photographischen Reproduktionen aus Webers Siegelbildern und neueren Katalogen; auch in der Datierung der Cylinder herrscht deshalb einige Unsicherheit; doch sind das Kleinigkeiten, die die Ergebnisse nicht berühren. Typus A. Absatzaltar, den jetzt die Tonhäuschen aus Assur, deren Deutung als Altäre in Hausform sich G. anschließt, veranschaulichen. Ein mit Quadraten gemustertes Beispiel auf einem Cylinder wird man nicht mit L. als aus Rohr geflochten, sondern als aus Ziegeln aufgebaut ansehen, trotzdem es nach der literarischen Überlieferung A. aus Rohr gegeben hat (vgl. Meißner, Babylonien und Assyrien II 76). B. Vasenaltar. Zu ihm ist die Licht verbreitende Behandlung Andraes in den arch. Ischtartempeln nachzutragen. C. Der Quaderaltar, der aber, da er nicht aus „Quadern", sondern aus Ziegelschichten besteht,

vielleicht besser Blockaltar hieße. Hinzuzufügen ist das vor dem Ninmachtempel in Babylon gefundene Beispiel (Koldewey, Tempel von Babylon u. Borsippa 6). E. Als Brandopferaltäre werden der von Nippur und ein Gebilde hinter dem gefesselten Rind auf der Geierstele angesprochen. § 6 zählt die Opfertischarten auf, § 13 die Gefäße für flüssige Opfer. Den großen Krug, aus dem zwei Figuren mittelst Röhren trinken, auch hineinzuziehen, geht aber doch vielleicht etwas zu weit. Auch ob man mit L. sagen kann: „ein Band des Vertrauens verbindet den Opferer und die Gottheit", scheint mir bei dem düsteren, auf die Furcht vor der zürnenden Gottheit eingestellten Charakter der babylonischen Religion zweifelhaft.

Das 3. Kap. über den assyrischen Altar, gleichfalls von L., bringt zunächst eine nützliche Übersicht über die Darstellungen von Opferhandlungen auf Reliefs. Als Typen werden dann unterschieden der Rundaltar mit dreieckiger Basis, der Zinnenaltar und der Bankaltar; letzterer wird von anderen als Kultsockel angesehen, wofür eine Darstellung mit Symbol (jetzt bei Meißner, Babylonien und Assyrien II 10) spricht. Wollte man L.s Deutung, der auch G. beistimmt, retten, so könnte man als Kompromißlösung vorschlagen, daß der Typus, wie G. es für hethitische und petraische Beispiele wahrscheinlich macht, beide Bedeutungen gehabt habe. Die Polster erklärt L. für die Rudimente von ursprünglich aufgeschichtetem Brennholz, von dem man an den Seiten Lagen habe übrig gelassen, um das Herunterfallen von brennenden Räucherhölzern zu verhindern; darüber befände sich noch die Nachahmung einer Altardecke. Es folgen der kandelaberförmige und der dreiseitige Räucheraltar, der löwenfüßige und die privaten Altartische, endlich für flüssige Opfer Hand- und Standgefäße. Die von Andrae behandelten Ständer fehlen noch in der Behandlung.

Wieder von G. stammt Kap. 4 „der A. im syrisch-phönikischen Kulturkreis" (einschließlich des petraischen). Er wendet sich mit Recht gegen die Theorie von der Entstehung des Altars aus der Massebe und nimmt unabhängige Entstehung an. Er stützt sich dabei auf die sprachliche Tatsache, daß es zwei verschiedene Bezeichnungen für Kultstein und Massebe gibt und kommt zu folgenden Thesen: „1. Der A. ist nach isr. Vorstellung von dem Augenblick an da, wo für die Zerstücklung des Opfertieres und das Niederlegen der Teile eine besondere, heilige Stätte, eben die Schlachtstätte (misbeach) erforderlich wird. 2. Davor liegt eine Epoche, in der man . . . Spenden an heiliger Stätte niederlegte, wobei Schächtung und Schlachtung als profaner Akt galten, und in der man das reine Blutopfer über der Massebe darbrachte . . . 3. Später hat man die Tiere . . . vor dem Altar geschächtet, das Blut der Massebe zugeführt, die Fleischstücke auf den Altar gelegt. Altar und Massebe stehen nebeneinander. 4. Durch den Zusammenhang mit der Massebe entwickelt sich der Altar über die verschiedenen Formen der Felsplatte, des Findlingsblockes und des Stein- (oder Erd-) Haufens zum Massebenaltar. Der Kultstein wird entweder hinten an den Altar angesetzt oder auf ihn gestellt. Neben der Einzelmassebe findet sich die Massebenreihe (ohne eine Mehrheit von Göttern darzustellen!); bei der Vierzahl der Masseben treten diese an die Ecken und werden im A. T. mißverständlich als Hörner bezeichnet. 5. Das Ganzbrandopfer, das vordem auf einer platten Altarfläche verbrannt wurde, und das aus räumlichen Gründen auf einem Massebenaltar der Art, daß der Kultstein in der Mitte stand, nicht dargebracht worden konnte, übernimmt den Hörneraltar, der die charakteristische Form des syr.-phön. Altars ist. 6. In der jüngsten Entwicklungsstufe treten das Weihrauchopfer, das an sich sehr viel älter sein mag, und der Hörneraltar zusammen. Hier sind die Hörner (= Masseben) völlig widersinnig und nur noch Ornament". Die starke kultische Bedeutung, die nach der lit. Überlieferung diese Hörner anfangs gehabt haben, scheint mir die, von mir zuerst gehegte, Ansicht zu widerlegen, daß sie von Anfang an Ornament und nichts anderes als die mehr oder minder getreue Nachbildung des assyrischen Zinnenornaments seien.

Beim persischen A. erklärt G. die Form des Doppelfelsaltars von Persepolis als Nachbildung eines Feuertempels; auch den „Feuertempel" auf parthischen Münzen faßt er m. E. mit Recht als „Zinnenaltar" in Tempelform auf. Weiter bespricht er den Tischaltar, den löwenfüßigen Bronzealtar, das kandelaberförmige Bronzebecken.

Von hethitischen A. werden festgestellt: 1. der Tischaltar, der sich in Öjük (sic), Fraktin und Jarre findet. Für das seltsame Gebilde auf dem A. von Fraktin, das G. für einen Falken erklärt, möchte ich noch eine andere Deutung vorschlagen: da der Unterkörper das Unterteil einer gewandeten menschlichen Figur darstellt, sehe ich in ihm einen Dämon mit Vogelkopf und Flügelarmen ägyptischer Art. Letztere hat Greßmann scharfsinnig auch für die Cherube auf der Lade Jahves erschlossen. In Analogie der syr.-phön. Massebenaltäre spricht G. den auf zwei Statuensockeln aus Boghaz-köi dargestellten A. mit zwei pfeilerförmigen Aufsätzen als einen solchen an (2. h. Typus); er

rückt diese Aufsätze, die Weber für Bergsymbole hält, daher an den hinteren Rand. Dann wird weiter das Libationsopfer und der Totenmahltisch, bei dem mir aber der sakrale Charakter zweifelhaft ist, auf nordsyrischen Grabsteinen, die G. 1250—750 datiert, besprochen. Den Schluß bilden die phrygischen Stufenaltäre, bei denen er sich der mir unwahrscheinlichen These Brandenburgs, daß die Stufen die Abbreviatur des sitzenden Götterbildes seien, allzu geneigt zeigt.

Der letzte Abschnitt behandelt die „Typenzusammenhänge innerhalb des alten Orients und die Einwirkung auf griechische Altarformen.“ Die Skepsis, die an sich natürlich besser ist als phantastische Abhängigkeitstheorien, ist hier vielleicht etwas zu weit getrieben. Für den Stufenaltar wird spontane Entstehung angenommen. Der Tierklaue an den Altartischbeinen wird Aufkommen im Zweistromland und Verbreitung von dort nach Westen bis Griechenland, hier im profanen Kunstgewerbe, zugeschrieben. Dies wird richtig sein, da sie beim Profanmöbel schon früh vorkommt, wie der Zylinder Perrot-Chipiez Hist. de l'Art II Abb. 3 zeigt. Der Zinnenschmuck wird als in Assyrien entstanden angesehen, von wo er auf die syr.-phön und pers. A. übergegangen ist; das gleiche wird für den kandelaberförmigen Räucheraltar behauptet. Mit Andrae und Frankfort (Stud. in the Early Pottery I 127ff.) nehme ich hier einen allgemeinen Zusammenhang zwischen Mesopotamien und Ägypten schon in den frühesten Zeiten an und leite die jungass. von den altass., eben gemeinmesopotamischen, Typen her.

Für den griech. Absatzaltar wird mit Reichel die Möglichkeit (nicht mehr) orientalischen Einflusses zugegeben, für den Volutenaltar ein non liquet aufgestellt, das wohl zu skeptisch ist, für die hellenistische Altarterrasse mit Recht orientalischer Einfluß angenommen, doch vielleicht allzu sehr auf speziell persischen beschränkt.

Schäfer, Heinrich: **Grundlagen der ägyptischen Rundbildnerei und ihre Verwandtschaft mit denen der Flachbildnerei.** Mit 10 Abb. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (40 S.) 8°. = Der Alte Orient. 23. Bd., 4. Heft. Rm. —75. Bespr. von H. **Wolff,** Königsberg i. Pr.

Mit der Arbeit, die das vorliegende dünne Heft füllt, schließt der ausgezeichnete Gelehrte ein dreißigjähriges Gedankenweben ab, wie er schreibt. Der bedeutsame Inhalt wirkt heute obendrein sehr „aktuell“. Nicht daß der Verfasser aus einer Einstellung auf moderne Kunst und ausgerüstet mit deren Theorien sein Gebiet untersuchte, wie das heute gern versucht wird. Umgekehrt vielmehr stellt er der heute zeitgemäßen Auffassung von ägyptischer Kunst immer wieder entgegen, was wir von dieser Kunst wirklich wissen.

Von Ägyptens Rundplastik vor allem will der Verfasser sprechen, und von ihren Grundlagen, nachdem er in einem früheren Werk die Darstellungsgesetze behandelte, die dem Relief und der Malerei Ägyptens gemeinsam sind. An der Hand einiger Abbildungen setzt er zunächst das ganz systematische Werkverfahren der ägyptischen Rundbildner auseinander.

Lehrreich für heutige Künstler und Kunstrichter könnten aber vor allem die weiteren Ausführungen sein, die sich mit der besonderen Eigenart der ägyptischen Auffassung beschäftigen. Daß die Geschlossenheit der ägyptischen Steinplastik aus dem Gebot des Werkstoffes entsprang, war wohl stets einleuchtend. Daß dieses „Gebot“ schließlich in den „Willen“ dieser Plastik aufgenommen wurde, erscheint durchaus glaubhaft. Es überrascht aber doch, wie sehr die Forderungen der Steinbehandlung als Fesselung empfunden wurden: bei denselben Motiven in Holz oder Metall wurde die Möglichkeit freierer Entfaltung durchaus benützt. Ja, es läßt sich erweisen, daß dieselbe Freiheit auch beim Stein im Grunde das erwünschtere gewesen wäre: statt der Füllungen findet man manchmal wirkliche Durchbrüche. Noch mehr: man findet auch unendlich oft Füllungen als „Löcher“ schwarz bemalt oder aber weiß bemalt, als „Nichts“. Auch das Bemalen der Plastiken entsprechend den Farben der Vorbilder oder das Einsetzen „natürlich“ glänzender Augen zeigt schließlich, wie sehr man doch an die Natur herandrängte. Die Versuchung, Formen aus einem Werkstoff auf einen anderen zu übertragen, lag im übrigen fern, da jedes Werk in dém Stoff in Angriff genommen wurde, für den es gedacht war. Vom Metall natürlich abgesehen.

Was zu der allgemeinen Schaffensgrundlage hinzutrat, um die Werke eben zu ägyptischen zu machen, sei mit Worten kaum zu sagen, meint der Verfasser. Es aus dem Seelenleben des Ägypters erfassen zu wollen, möchte ein richtiger Gedanke sein. Aber was die Religion etwa beträfe, so kenne er zurzeit noch niemand, der sich vermessen dürfe, wirklich ihren Geist fassen zu können. Die Verbindung mit der Baukunst war gewiß von vornherein gegeben, doch sei die Geschichte der ägyptischen Baukunst bisher kaum über das Technische hinausgegangen. Die Dichtkunst sei noch so gut wie unerforscht, und von der Musik Ägyptens wüßten wir überhaupt nichts.

Zum Verständnis der allgemeinen Grundlage ägyptischen Kunstschaffens aber führt der Verfasser uns über das Ereignis „Griechenland“.



Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit gegen heutige Torheit, griechische Kunst zugunsten der ägyptischen als Verirrung abtun zu wollen. Aber zwei entgegengesetzte Pole seien es allerdings. Und er gibt uns eine bewegende Schilderung des Risses, den griechische Anschauung — aus einer bestimmten Lage des griechischen Geisteslebens — damals in die Völker brachte: Kunst aus dem Sehen statt der bisherigen Kunst aus dem Wissen. Etwas umwälzend Neues, allenfalls der Erkenntnis der Perspektive vergleichbar. „Wahrnehmig“ und „vorstellig“ benennt der Verfasser die getrennten Arten. Bis 500 v. Chr. galt nur die vorstellige Art. Noch heute haben sie alle, zu denen der Einfluß griechischer Kunst nicht drang, insbesondere haben sie alle Kinder, und jeder von uns mußte einst den Übergang zur wahrnehmigen Art in sich durchkämpfen.

Aus dieser Gegenüberstellung wird deutlich, daß für alle Menschen, die nicht „griechisch lernten“, von allen Natureindrücken immer nur einige wenige lebendig genug wurden, um eine zur Wiedergabe wirksame „Vorstellung“ zu erzeugen. Daher ist es nicht ägyptisch empfunden, wenn wir heute ägyptische Rundwerke mitunter in Schrägansichten abbilden, denn die ägyptische Plastik war — in enger Beziehung zur ägyptischen Zeichenkunst — an rechtwinklig zueinanderstehende Ansichten gebunden, selbst in El Amarna, der freiesten Epoche. Aber diese „Richtungsgeradheit“ bedeutet kein Kunstwollen des Ägypters, bedeutet vielmehr eine Form der Naturerforschung (in dem Sinne, wie Adolf Hildebrand ihn gebrauchte). Ebenso, wie auch das griechische Gegenteil, die Richtungsfreiheit, oder wie Perspektive und anderes eine solche Naturerforschung bedeuteten. Mit Kunst haben alle diese Dinge wenig zu tun, sie haben ästhetische Bedeutung nur, insofern sie im Genuß hemmen oder fördern können, je nach der Erziehung des Beschauers. Wenn in solchen Fortschritten einst fälschlich Fortschritte der Kunst gesehen wurden, müsse man heute vor der gegenteiligen Auffassung warnen, als ob vorstelliges Zeichnen und richtungsgerades Rundbilden das wertvollere sei.

Denn daß heute ein Künstler wieder aus derselben Einstellung schaffe, wie die Ägypter, sei natürlich undenkbar, man müßte denn glauben, einen Menschen oder gar ein Volk so erziehen zu können, daß ihm mit Verkürzungen rechnende Flach- oder Rundbilder nie vor Augen kämen. Anderenfalls seien das Ergebnis eben nur Werke, die vielleicht ägyptisch aussähen, aber aus einem ganz anderen Geist geboren wurden.

Verständnis für die wahrhafte Art der ägyptischen Kunst zu wecken, obgleich es eine andere Art auf uns fremder Grundlage sei, sei eines der Ziele des vorliegenden Buches. Aus solcher Erkenntnis gerade werde hoffentlich echte und feste Liebe zur ägyptischen Kunst erwachsen.

Pridik, Alexander: **Mut-em-wija. Die Mutter Amenhotep's (Amenophis') III.** Dorpat 1924. (8 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Wolf, Berlin.

Das Ziel des Aufsatzes von Pridik ist der Nachweis, daß Mutemwija, die Gemahlin Thutmosis' IV und Mutter Amenhoteps III, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, identisch ist mit der Mitanniprinzessin, die Thutmosis IV nach Ausweis der Amarnabriefe geheiratet hat. Sein Gedankengang ist folgender: Thutmosis IV hat nur etwa 9 Jahre regiert. Da nach seinem Tode sein Sohn Amenhotep III sofort selbständig handelnd auftritt, muß dieser älter als 9 Jahre gewesen und also geboren worden sein, als sein Vater noch Kronprinz war. Das ist zweifellos richtig. Nun ist es weiter nach Pridik undenkbar, daß Thutmosis IV seine Ehe mit der Mitanniprinzessin vor der Thronbesteigung geschlossen hat. Einmal hätte Thutmosis IV nach der betreffenden Stelle der Amarna-Briefe selbst um die Hand der Mitannierin angehalten, müsse also schon König gewesen sein, ferner hätte der Fürst von Mitanni seine Tochter schwerlich einem Prinzen, selbst nicht dem Thronfolger gegeben, und schließlich scheine seine Thronfolge nach der Sphinxinschrift unsicher gewesen zu sein. Diese Gründe scheinen mir nicht unbedingt überzeugend zu sein. Warum soll der Fürst von Mitanni nicht eine seiner Töchter einem ägyptischen Prinzen gegeben haben? Wir wissen ja gar nicht, welche Gründe die Mitannifürsten veranlaßten, eine sich ihnen bietende Verbindung mit dem ägyptischen Königshause einzugehen. Und warum sollte nicht ein Prinz des ägyptischen Herrscherhauses durchaus ein ebenbürtiger Gatte für eine mitannische Prinzessin sein?

Pridik meint dann weiter, daß eine fremde Fürstentochter unmöglich die Rolle der offiziellen Königin neben den übrigen Haremsdamen hätte spielen können. Das hat Mutemwija allem Anschein nach nie getan. Im Gegensatz zu einer andern Gemahlin Thutmosis IV heißt Mutemwija niemals „Königstochter“, es gibt nicht ein einziges Denkmal mit dem Namen Mutemwijas aus der Zeit ihres Gemahls Thutmosis, sondern alle stammen aus der Zeit ihres Sohnes Amenhotep. Das spricht gerade sehr dafür, in Mutemwija, die offenbar zu Zeiten ihres Mannes eine untergeordnete Rolle gespielt hat, die Mitannierin zu erblicken.

Noch etwas anderes würde dazu passen. Hatschepsut hat auf den Wänden ihres Tempels

von Der el bahari die Geschichte ihrer Geburt darstellen lassen, in der ihre göttliche Zeugung durch Amon dargetan wird. Der Zweck dieser Bilder war offenbar der, durch Betonung ihrer göttlichen Abstammung sich ihren Gegnern gegenüber, mit denen sie ihr Leben lang um die Herrscherwürde stritt, zu legitimieren. Diese Darstellungen hat Amenhotep III in seinem Tempel von Luksor mitsamt den erklärenden Beischriften kopiert und auf sich übertragen. Sollte er vielleicht eine ähnliche Absicht gehabt haben und wegen seiner Abstammung von einer fremden Prinzessin genötigt gewesen sein, sich gleichfalls durch diese Geburtslegende zu legitimieren?

Der Beweis der Unmöglichkeit der Identität der Mutemwija und der mitannischen Prinzessin scheint mir nicht erbracht. Natürlich ist auch das Gegenteil, die Identität beider, einstweilen unbeweisbar.

Griffith, F. Ll.: **Oxford Excavations in Nubia.** Annals of Archaeology and Anthropology Vol. XI S. 115—25, 141—80; Taf. 14—72. Liverpool 1924. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die Fortsetzung des ebenso sorgsamen wie anschaulichen Berichtes von Griffith über seine Ausgrabungen in Nubien (vgl. OLZ 28 Sp. 73ff.) bespricht zunächst einige historische Fragen. Eine kurze Übersicht über die Geschichte Unter-Nubiens zeigt, wie dieses nie eine selbständige Rolle zu spielen vermochte, vielmehr stets eine leichte Beute seiner nördlichen oder südlichen Nachbarn wurde. Die Eindringlinge brachten jeweils ihre Kultur mit und pfropften diese gelegentlich den Eingeborenen auf. Sobald sich jedoch die Fremden zurückzogen, versank die wenig zahlreiche, wesentlich aus Nomaden bestehende einheimische Bevölkerung wieder in ihren althergebrachten ärmlichen, unentwickelten Zustand. Diese Tatsache erklärt die großen Lücken in der monumentalen Überlieferung des Landes nach dem Ende der 1., 12. und 19. Dynastie, dann mehrfach während der meroitischen und islamischen Zeit. Einige mit diesem Verlaufe verbundene Einzelpunkte werden vom Verf. besonders erörtert: Der Dodekaschoinos und seine Bedeutung, die meroitische Blüteperiode vom Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., die Kämpfe der Römer um die Südgrenze Nubiens, die Rolle der Blemmyer und Nobaten.

Der Ausgrabungsbericht selbst bringt einen kurzen Nachtrag zu der Schilderung der spärlichen Überreste des Tempels des Tut-änch-âmen zu Faras. Von außen angelehnt an die Nordwestseite seiner Außenmauern fand sich eine in den Boden eingesenkte Kammer, welche anscheinend in Verbindung zu anderen Anbauten des Tempels stand und eine Geheimkammer für dessen Schätze bildete, wie ähnliche kleine Schächte unter dem Fußboden größerer Häuser zu Tell el-Amarna nachgewiesen worden sind. Eingehend wird dann die meroitische Necropole bei diesem Tempel besprochen, in welcher über 2000 Gräber erschlossen wurden. Diese waren im allgemeinen von Ost nach West (der Nil als Süd-Nord-Linie genommen) gerichtet, der Tote lag ausgestreckt auf dem Rücken, sein Kopf nach Westen zu. Ausnahmen von dieser Lagerung kamen gelegentlich vor; nur 12, anscheinend der Blemmyerzeit entstammende Gräber zeigten Hockerstellung. Die Nekropole war im Altertum ausgeplündert worden, ihr Inhalt hatte durch Feuchtigkeit und weiße Ameisen gelitten, doch blieben trotzdem so zahlreiche Gegenstände erhalten, daß sich die Ausgrabung in vollem Maße lohnte.

In systematischer Weise stellt Gr. auf den Tafeln die Typen der verschiedenen Grabarten zusammen, veröffentlicht alle wichtigen Einzelstücke in Photographie oder Umrißzeichnung und schildert die Gegenstände in dem knapp gefaßten Texte. Auf Einzelpunkte und -Beobachtungen kann hier naturgemäß nicht genauer eingegangen werden. Von besonderer Wichtigkeit sind die hellenistischen Einflüsse, welche sich auf den Gefäßen Taf. 33, 45—53 und auf den Ringsteinen Taf. 60 in Dekoration und Technik zeigen. Dann die bei dem Bilde eines Negers (Taf. 52, S. 163) erkennbaren drei parallelen Schnittnarben auf der Backe, welche sich in ganz gleicher Weise noch jetzt bei Nubiern angebracht finden. Ein bronzener Spiegeldeckel (Taf. 56) klingt mit seinen sonderbaren eingeritzten Figuren von wirklichen und Fabeltieren fast an sassanidische Zeichnungen an. Sehr interessant sind ferner die in erhöhtem Relief gearbeitete, von vorn gesehene Gestalt einer Frau mit den für die meroitische Kunst charakteristischen herabhängenden vollen Brüsten (Taf. 65) und ein Ba-Vogel mit Menschenfüssen, die mit Sandalen bekleidet sind (Taf. 66). Die Veröffentlichung vor allem der Ausläufer hellenistischer Kunstrichtungen wird nicht nur den Ägyptologen, sondern auch den kassischen Archäologen eine Fülle von Material und Anregungen bringen.

Hopfner, Theodorus: **Fontes historiae religionis aegyptiacae.** Pars V. Bonn: A. Marcus & E. Weber 1925. (S. 711—932) = Fontes hist. relig. ex auctoribus Graecis et Latinis collectos ed. C. Clemen. Rm. 7—. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die Schlußlieferung des Werkes von Hopfner bringt zunächst eine Reihe byzantinischer Autoren, die durch die von ihnen verwertete ältere



Tradition auf einen gewissen Quellenwert Anspruch machen können, bis zu dem im 13. Jahrhundert lebenden Nicolaus Myrepsus hinab. Dann folgen nachzutragende Schriftstellerangaben, deren Aufnahme sich im Laufe der Ausarbeitung des Werkes als wünschenswert herausstellte, und einige Verbesserungen (S. 794 f., 932), wesentlich von Druckversehen. Ein alphabetisches Verzeichnis der benutzten Autoren zeigt, eine wie ausgedehnte und umfangreiche Literatur zu bewältigen war, ehe die von dem Verf. erstrebte und erzielte Vollständigkeit gewonnen werden konnte. Sehr eingehend ist das Sachregister (S. 803—932). Es begnügt sich nicht damit, bei den Stichworten die Stellen anzugeben, an denen dieselben vorkommen; es fügt weitergehend den einzelnen Stellen ihren wesentlichen Inhalt bei. Auf diese Weise gewinnt der Benutzer bei der Durchsicht des jeweiligen Artikels für jeden Gott, jedes heilige Tier, jeden Ort u. s. f. ohne weiteres eine Übersicht über alles das, was die klassische Literatur hierüber zu bemerken weiß. Es wird damit gleichzeitig für eine zusammenfassende Schilderung der ägyptischen Religion im Lichte der griechisch-römischen Überlieferung, für die Zusammenhänge der Quellenangaben der jeweils einschlägigen antiken Schriftsteller und sonstige ähnliche Untersuchungen eine feste Grundlage geschaffen. Das Werk erfüllt seine Aufgabe, als Sammlung aller klassischen Angaben über die ägyptische Religion zu dienen, in jeder Beziehung. In seiner Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wird es ein unentbehrliches Rüstzeug von bleibendem Werte nicht nur für den Ägyptologen, sondern auch für den klassischen Philologen, Kulturhistoriker, Religionsforscher bilden. Dem Verfasser gebührt für seine mühevolle, hingebende, selbstlose Arbeit der dauernde Dank der Wissenschaft.

Kling, Hans: **Griechische Papyrusurkunden aus ptolemäischer und römischer Zeit.** (P. bibl. univ. Giss. 1—16) = Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek I. Gießen: A. Töpelmann 1924. (38 S.) gr. 8°. = Schriften der Hessischen Hochschulen. Universität Gießen. Jahrgang 1924. Heft 4. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dies Heft eröffnet eine neue Reihe; während das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen seine Papyri längst durch E. Kornemann und P. M. Meyer herausgegeben hat, sind von den Papyri der Gießener Bibliothek bisher nur einzelne erschienen, begreiflicherweise die wichtigsten. So dürfte nur die Nachlese übrig bleiben, und die Texte, die Hans Kling zuverlässig und sorgsam erläutert vorlegt, enthalten in der Tat nichts Besonderes. Um so mehr Anerkennung gebührt dem Bearbeiter, wenn er auch an unscheinbare Stücke Fleiß und Scharfsinn wendet.

Meissner, Bruno: **Babylonien und Assyrien.** 2. Band. Mit 46 Text-Abbildungen, 55 Tafel-Abbildungen und 2 Karten. Heidelberg: C. Winter 1925. (VIII, 494, 24 S. u. 2 Karten.) 8° = Kulturgeschichtliche Bibliothek, hrsg. von W. Foy. I. Reihe, Band 4. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin-Lichterfelde.

„Der zweite Band der Kulturgeschichte Babyloniens und Assyriens handelt von der Wissenschaft. Diese verdient ihren Namen aber nicht in unserem Sinne, sondern sie ist rein theologisch.“ In der Tat könnte Band II unbedenklich als Darstellung der babylonisch-assyrischen Religion ausgegeben worden sein; denn der überwiegende Teil — Kapitel XIII bis XVIII, XXII, aber doch auch teilweise die restlichen Kapitel — behandelt Gebiete der Religion.

Kap. XIII schildert, die Reihenfolge der Götterliste „AN = ^{ilu}A-nu-um“ während, die bedeutendsten Gottheiten des babylonischen Pantheons, dann Sondergestalten der assyrischen Religion, und spricht weiter über die Darstellungsweise der Götter, über Hypostasen, Gleichsetzungen und Differenzierungen von Gottheiten, über Heroen, Dämonen und Fabelwesen. — Dieser vielgestaltigen Götterwelt gegenüber stets das Richtige in Tun und Lassen zu treffen bedurfte man eines spezialisierten Priestertums und eines bis in alle Einzelheiten geregelten Kultus. Von beiden ist in Kap. XIV (S. 52 ff.) die Rede. Die zahlreichen Priestergattungen werden, soweit das heute schon möglich ist, kurz charakterisiert; sodann die wichtigsten Kultgegenstände (wie Altäre, Tische, Wannen) nach Form und Anwendung besprochen. S. 79 ff. sind die Kulthandlungen geschildert: Gebet, Gesten, Opfer, Feste. Als Beispiel einer Festfeier wird S. 95 ff. das Neujahrsfest vorgestellt. — „Kosmologie und Theologie“ finden in Kap. XV (S. 102 ff.) eine Darstellung: wir hören von Weltschöpfung, dem Weltbild (wofür Abb. 27 auf S. 109 sehr anschaulich ist), von Urkönigen, der Sintflut, von Gedanken über das Weltende. Der Götter Wesen und Tätigkeit, Prädestination und jährlich erneute Schicksalsbestimmung am Neujahrsfeste, Manifestation der Götter in den Gestirnen usw.; Gott und Mensch; Mysterien, ewiges Leben, Unterwelt und Totengericht, endlich die wenigstens theoretisch mögliche Auferstehung der Toten sind die Stichworte für den weiteren Inhalt dieses Kapitels.

Der nächste Abschnitt XVI (S. 151 ff.) ist der religiösen Literatur gewidmet. Nach Besprechung etlicher Formalien werden Proben aus Hymnen und Gebeten, dem Weltschöpfungslied „*enuma eliš*“ und anderen Texten dargeboten. — Eine gesonderte Behandlung erfährt

in Kap. XVII (S. 198 ff.) die Magie. Auf Schritt und Tritt glaubte sich der alte Babylonier von Dämonen bedroht, deren unheilvollem Treiben zu begegnen Aufgabe der Beschwörungspriester war. Magische Zurüstungen, symbolische Handlungen, besonders aber das in den Beschwörungsformeln wirksam gedachte Zwingende Wort sollten dem mancherlei Bösen Widerspiel tun. Proben aus den Serien „*utukki limnûti*", „*šurpu*", „*maklu*" u. a. m. geben dem Leser einen Eindruck von dieser Nachtseite des alten Babyloniens. — Gewissermaßen eine Schwester„wissenschaft" der Magie ist die Wahrsagekunst (Kap. XVIII, S. 242 ff.). Neben den zufälligen Vorzeichen, deren Beobachtung und Deutung gewiß besonders alt ist, unter ihnen zumal die Beobachtung der „Schrift des Himmels" (Mond, Sonne, Venus), dann die atmosphärischer Erscheinungen wie Gewitter oder Erdbeben, aber auch Bewegungen von Tieren u. a. m., bildete sich ein ganzes System von künstlich hervorrufbaren Vorzeichen heraus: die Leberschau, die Becherwahrsagung mittels Öl. Zahlensymbolik, Tagewählerei, Träume, Prophezeiungen, Gottesurteile runden das Bild weiter ab.

Daß die Medizin (Kap. XIX, S. 283 ff.) zu einem sehr beträchtlichen Teile unter dem Einflusse des Dämonenglaubens in die Sphäre der Magie gerückt erscheint, nimmt nicht Wunder. Die Heilkunst geht auf die Götter zurück, unter denen einige „Ärzte" sind. — Die irdischen Ärzte scheinen nicht allzu zahlreich gewesen zu sein. In die wissenschaftliche Medizin ragt noch sehr viel „Volksmedizin" hinein. Aus medizinischen Texten lernen wir Krankheitsbeschreibungen, eine große Zahl von Heilmitteln aller möglichen Art, Heilungsvorschriften kennen. In Briefen sind uns Berichte assyrischer Ärzte erhalten. Über die Chirurgie liegen zur Zeit noch wenig Nachrichten vor. — Kap. XX (S. 324 ff.). „Die philologischen und historischen Wissenschaften." Die Grundlage aller Wissenschaft mußte in Schulen gelegt werden, die den größeren Tempeln angegliedert waren. Ebenda befanden sich Archive und Bibliotheken. Gründer der ersten „Königlichen Bibliothek" war Ašurbânipal. — S. 335 ff. wird zunächst die Keilschrift und ihre Erfindung dargestellt, dann durch viele Beispiele die damals wie jetzt gleich wertvolle Gattung der Vokabulare, Wörter- und Zeichenlisten vorgeführt. — Im Anschluß daran ein Überblick über die mancherlei chronologischen Texte von den Königs- und Limu-Listen bis zu den Königsinschriften und Chroniken gegeben, auch eine „Landkarte" im Bilde gezeigt. — Im XXI. Kapitel (S. 380 ff.) werden die Natur- und exakten Wissenschaften behandelt. Von besonderer Bedeutung ist hier das, was in Mathematik (z. B. in Feldberechnungen), in der Kalenderwissenschaft und Astronomie geleistet worden ist. — Der „Ethik und Moral" ist das letzte (XXII.) Kapitel (S. 419 ff.) gewidmet. Die Auszüge aus dem angeblich Mahnreden des Sintfluthelden Ut-napišti enthaltenden moralischen Traktat, aus den Spruchsammlungen und aus den pessimistischen Texten dürfen wohl besonders erwähnt werden.

Wie im ersten Bande ist mit Quellennachweisen nicht gespart worden; daß die Zitate manchem Benutzer von Wert sein werden, um den Anregungen, die Meißners Werk gibt, nachgehen zu können, bedarf keines Beweises. Die Abbildungen, insonderheit die des Bilderanhangs bieten erfreuliche Unterstützung des Textes. Weidner hat eine Liste der Könige von Babylonien und Assyrien (S. 439 ff.), sowie eine Karte des babylonischen Fixsternhimmels, Schwenzner eine prächtige Karte von Assyrien beigesteuert.

Daß ein Werk wie dieses jedem am alten Orient Interessierten ein willkommenes und bald unentbehrliches Nachschlagebuch sein wird, habe ich schon bei Anzeige des ersten Bandes ausgesprochen[1]. Ich möchte hoffen, daß des Verfassers Wunsch, seine vielfachen Zusätze und Verbesserungen in einer zweiten Auflage verwerten zu können, sich früher verwirklicht als man in unseren armseligen Zeiten anzunehmen wagt; inzwischen dürfte Ebeling, dem das Werk zugeeignet ist, den Assurtexten manch neue Kunde entrissen haben.

Keilschrifturkunden aus Boghazköi, Heft XII und XIII. Berlin: Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen. (Je 50 Blätter.) 4°. Bespr. von Ferd. Sommer, Bonn.

Das erste der beiden gleichzeitig erschienenen, von Ehelolf herausgegebenen Hefte bringt Texte rituellen und allgemein-religiösen Inhalts (allerhand Verzeichnisse, Bestimmungen für Feste, Besprechungen u. dgl.); philologisch wertvoll einige Duplikate, vorn auf dem Herausgebervermerk verzeichnet. Nachzutragen ist Nr. 59 = KBo II 3 (Vs. II = KBo II 3 I 58 ff., Rs. III = KBo II 3 III 11 ff.). Allgemeineres Interesse erheischen die mythologischen Erzählungen von Nr. 60 an, darunter als Nr. 66 ein Duplikat zu KBo III 7 (mit einigen nicht unwichtigen Varianten und Ergänzungen). Der Tenor der übrigen erscheint gleichartig mit dem dieser Nummer und der „Tafel von Yuzgat", im einzelnen noch sehr vieles unklar.

Heft XIII enthält allerhand von väterlichen Ermahnungen und Strafandrohungen be-

1) Siehe OLZ 1923, Sp. 63 f.



gleitete Verordnungen, die Tun und Lassen von Angestellten geistlicher und weltlicher Art mit pedantischer Genauigkeit festlegen [Nr. 1-10, 17—29, 32(?)]. Das wichtigste Stück sind die in mehreren Exemplaren vorliegenden „Gesinderegeln", deren umfangreichst erhaltenen Text Nr. 4 bietet: Da wird z. B. den „Tempelleuten" eingeschärft, daß alle Wertgegenstände Eigentum der Gottheit sind, daß ihnen selber Schätze nicht gehören dürfen, es sei denn als königliches Geschenk, das jedoch unter besonderen Vorsichtsmaßregeln registriert werden muß (4 II 25 ff.). Aber essen, trinken und — lieben dürfen sie wenigstens (73 ff.). Wehe freilich dem Priester, der die Nachtwache des Tempels unter sich hat und zu Hause bei seiner Frau erwischt wird (III 1 ff.)! — III 44 ff. regelt die Feuerwache beim Opferfest. — Nr. 20 ff. enthalten Instruktionen für militärische Unternehmungen usw.

Klingen naturgemäß manche Stellen an die Ausdrucksweise der „Gesetze" an (vgl. Nr. 9 II 1 ff.), so sind in passendem Anschluß daran vom Herausgeber einige Duplikatfragmente zu diesen letzteren angefügt, die hie und da eine kleine Ergänzung geben (Nr. 11—16, 30, 31). Daran reihen sich als weitere juristische Texte die drei Gerichtsprotokolle Nr. 33—35. 35 am besten erhalten. Es handelt sich darum, daß man Unterschlagungen und Diebstählen am Eigentum der Königin auf die Spur gekommen ist, und wir erfahren nun, zum Teil in recht lebendiger Darstellung, wie die Angeschuldigten ihr Tun zu erklären und zu rechtfertigen oder auch die Schuld von sich abzuwälzen versuchen.

Man wird das Heft trotz der stellenweise großen Schwierigkeiten, die namentlich durch eine hohe Zahl neuer Wörter verursacht werden, nicht nur als eine hochwillkommene Abwechslung im Einerlei der Rituale, sondern auch als eine Sammlung kulturhistorisch wichtiger Urkunden freudig begrüßen, die uns wieder mit einer neuen Seite des Lebens und Treibens im alten Hethiterreich bekannt machen.

Von graphischen Einzelheiten möchte ich 4 III 77 erwähnen, wo die Schreibung *wa-ar-ap-tum-* vor der Partikel „*-bat*" doch wohl darauf hindeutet, daß Hrozný mit seiner ursprünglichen Vermutung, die letztere sei *-mit* zu lesen (Bogh.-St. II 102[1]), Recht behalten wird: *wa-ar-ap-tum-mit* = *wa-ar-ap-tu* + *-mit*[1].

1) Das B. St. X S. 50 mit Anm. 2 über die Lesung des Zeichens ➤⟨ Gesagte wird hierdurch natürlich nicht berührt.

Wiener, Harold M., M. A., L. L. B.: **Early Hebrew History** and other studies. London: Robert Scott 1924. (VIII, 117 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

Von den in diesem Bande vereinigten Abhandlungen eine kurze Inhaltsangabe zu machen ist nicht leicht. Der Verf. erörtert zunächst in some factors in early Hebrew history gewisse Tendenzen, welche die Geschichte Israels von Anfang an beeinflußt haben. Dahin gehört vor allem die zentrifugale Neigung, die in der Psyche wie im Idealismus Israels begründet ist; dann die stark politische Tendenz, die in dem ganzen Werk des Moses hervortritt; endlich die zentralisierende Politik Davids und Salomos; but centrifugalism was scotched, not killed. Beachtenswert ist der Anhang zu dieser Abhandlung, der sich prinzipiell beschäftigt mit den Textdifferenzen zwischen MT und LXX in den Königsbüchern. — Die folgende Untersuchung the law of change in the Bible ist exegetisch-juristischen Inhalts, handelt von Gesetzen, die unveränderlich und solchen, die im Laufe der Zeiten eine Wandlung erfahren haben; dabei wird dem Sprachgebrauch des Wortes ʿôlâm im Sinne von perpetuity und von permanence eine eingehende Auseinandersetzung gewidmet. — In: the Biblical doctrines of joint, hereditary and individual responsibility liegt gleichfalls eine exegetisch-juristische Studie vor, die einen bemerkenswerten Beitrag zu den deutschen Untersuchungen über dieses Thema von Sellin, Gunkel und dem Referenten beisteuert. — Ein ausführliches Bibelstellen- und Sachregister erleichtert die Benutzung der einzelnen Abhandlungen.

---

1. **Kreglinger,** Prof. Richard: **La religion d'Israel.** Brüssel: Maurice Lamertin 1922. (385 S.) 8°. = Études sur l'origine et le développement de la vie religieuse III.
2. **Volz,** Prof. D. Paul: **Das Dämonische in Jahwe.** Vortrag auf dem Alttestamentlertag in München. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (41 S.) gr. 8°. = Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 110. Rm. 1—.
3. **König,** Prof. D. Dr. Eduard: **Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments** vergleichend, geschichtlich und exegetisch behandelt. Zweite u. dritte, allseitig ergänzte Auflage. Stuttgart: Chr. Belser 1925. (VIII, 379 S.) gr. 8°. Rm. 9—. Angezeigt von Joh. Hempel, Greifswald.

1. Mit hohem Lobe hat Hans Haas in dieser Zeitschrift (1922, 389 ff.) die beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes bedacht, namentlich den Abschnitt über die ägyptische Religion. Auch der 3., die israelitische Religion behandelnde, verdient Beachtung, um der reichen Anregungen willen, die der Verf. von seinen allgemeinen religionsgeschichtlichen Untersuch-

ungen her für den alttestamentlichen Stoff gewonnen hat. Es ist besonders für den deutschen Forscher von Interesse, neben das Bild, das Hölscher auf Grund der Wundtschen Völkerpsychologie von dem primitiven Substrat in Israels Religion gezeichnet hat, das ganz anders orientierte K.s zu stellen.

Ich gebe zunächst eine Analyse von Kap. I—VI. Kap. I zeichnet Le cadre historique für die Zeit bis zur Einwanderung. Die leichenverbrennenden, des dieux probablement hypochthoniens verehrenden Höhlenbewohner von Geser werden in der ersten Hälfte des 3. Jahrt. von leichenbegrabenden, Menschen opfernden, in Nordsyrien autochthonen (!) Semiten verdrängt. Von außen wirkt auf Palästina seit Sargon I der Einfluß Babyloniens, von dessen Göttern Ištar, Šamaš, Nergal, Sin, Jahve (!) im Westen heimisch werden, seit der 3. Dynastie der — weniger tiefgreifende — ägyptische Einfluß, der sich im Plan des salomonischen Tempels und in manchen Literaturformen spiegelt, ferner seit etwa 2000 der Einfluß der Hetiter — Jerusalem geradezu eine fondation hittite (!) — der freilich schwer genau zu fassen sei (verwiesen wird für die Kleidung des Hohenpriesters auf eine von Pottier Syria I 265 veröffentlichte Gottesstatue aus Karkemisch), und endlich — hier hätte sich tiefer graben lassen — vielleicht seit 2000, sicher seit 1500 der Einfluß der ägäisch-mykenischen Kultur. In dieser Welt sind Teile des späteren Israel seit Tutmose III in ihren späteren Wohnsitzen nachweisbar, kleine Gruppen aber unter Ramses II in Gosen, die sich unter Merneptah II aufmachen, in unzusammenhängenden Stößen in Palästina eindringen und ohne Zusammenhang untereinander bleiben. Seules des prophétesses inspirées réussirent de loin en loin à gagner un prestige relatif, bis David das Volk eint.

In Kap. II wird unter der nicht ganz eindeutigen Überschrift: Le matérialisme moral et religieux zunächst im allgemeinen für die noncivilisés und im besonderen für die nomadisierenden Semiten darzulegen versucht, wie bei ihnen die mentalité collective und das Unentwickeltsein der conscience individuelle es nicht zu einer Unterscheidung zwischen Geist und Leib kommen läßt, wie vielmehr auch alle geistigen Größen materiell gedacht sind. Chaque idée, chaque qualité, chaque défaut, chaque sentiment est une matière déterminée qui circule à travers le monde, qui temporairement séjourne dans un individu pour ensuite le quitter . . . . . et posséder autrui. Das wird sodann für das moralische Gebiet — le vice est une souillure matérielle —, für die „Gottes“vorstellung — 'el = mana, brahman, vigueur, force, vitalité — und für den Ritus — das Kraftgeladene ist gefährlich, tabou — durchgeführt und gezeigt, wie der Glaube an unpersönliche Kraftsubstanzen — nicht animistischer Dämonenglaube! — die Wurzel der Religion und Moral auch in Israel gebildet habe. In Kap. III (Les objets et les divins) werden unter diesem Gesichtswinkel die heiligen Steine, Bäume, Quellen. Tiere (Schlange, Stier, Schwein) und Menschen (Priester, Könige) besprochen; überall ist das erste, der unpersönliche Machtgehalt; die Belebung und die — freundliche (Unterordnung) oder feindliche (Unreinerklärung) — Auseinandersetzung mit dem Jahveglauben sind sekundär und zum Teil recht spät. Betrachtet doch noch Dtn. 32, 18 den Steinkult als orthodox (!). Besonders haftet die Kraft an gewissen Orten (Heiligtümern, Kap. IV), deren Boden selbst heilig und machtgeladen ist. Peu à peu cependant l'anthropomorphisme se développa; le dieu lentement cessa de se confondre avec le sanctuaire et devint une personne; mais même alors, il conserva des relations étroites avec le sol divin; il en fit sa résidence de choix. Dadurch gerade, daß es sich lokalisiert, verliert das numen seinen Charakter als puissance neutre, amorphe und gewinnt une individualité précise. Am Heiligtum offenbart sich die Gottheit nicht nur in Heilungen, sondern auch in Zukunftsvoraussagen, auch als inspiratrice ou tout au moins la protectrice der Regeln und Rechtssatzungen, nach denen das Zusammenleben der Menschen an den heiligen Orten (Oasen!) sich vollzog. Die bedeutendsten Heiligtümer sind: Sichem (Gott: Joseph!), Beth-Peor (Rechtssatzung: Dekalog), Bethel (Gott: Israel!), Beerseba (Gott: Isaak!), Qadeš (Gott: der im „Sinai“ [Dornbusch] sich offenbarende Gott, den man mit dem midianitischen Vulkangott Jahve identifizierte; Gesetz: Ex. 34). Dieser Jahve (Kap. V) ist, als Gott der Oase: Gott des Lebens und der Fruchtbarkeit, als Gott des Dornbuschs und des Vulkans: Gott des Feuers und der Gewitterwolke, er ist der das Leben in der Oase regelnde, dort seine Orakel erteilende Bundesgott, und er ist avant tout le dieu d'Israël, also an sein Volk als seine Machtsphäre gebundener, nur Israel schützender Gott. In Kap. VI, das besser zwischen III und IV stünde, wird La magie et le rituel behandelt und zwar werden La vie des images, la vie des mots, la formule magique, le serment et la prière, les rites mimétiques und endlich les rites de la végétation auf den Glauben an die machtgeladenen Handlungen und machtgeladenen Worte zurückgeführt.

Es kann meines Amtes an dieser Stelle nicht sein, die zugrundeliegende religionsgeschichtliche Theorie zu prüfen und mit dem Verf. darüber zu streiten, ob wirklich irgendwo die



mana-brahman-Anschauung in dieser Ausschließlichkeit sich durchführen läßt, bzw. wie von da aus die Entstehung des Glaubens an persönliche Gottheiten zu denken wäre. M. E. erklärt weder der reine Animismus noch der reine Manabrahman-Glaube die Erscheinungen zureichend. Für das spezielle Thema K.s sind drei andere Gesichtspunkte wichtiger:

a) Kr. schildert in Kap. I das hochentwickelte Kulturleben Vorderasiens vom 3. Jahrtausend an in seinen Beziehungen zu Palästina. Die Frage drängt sich auf: ist es wahrscheinlich, daß die — nach Kr. — im 2. Jahrt. teils in Palästina selbst, teils in Gosen ansässigen „Israeliten" von dem allen unberührt auf der primitivsten Stufe sollten stehen geblieben sein? Entweder man entschließt sich, in den „Israeliten" reine, in das Land einbrechende Nomadenhorden zu sehen und alle biblischen wie außerbiblischen Zeugnisse für einen „vormosaischen" Aufenthalt mindestens einzelner Teile im „Lande" zu streichen bzw. anders zu interpretieren oder man räumt mit dem Gedanken an die durchgängige Primitivität des ältesten Israel auf. Selbst für die Wüstenstämme gilt es, zwischen „Primitivität" und „Primitivität" zu unterscheiden. Wir sollten aus den Studien etwa Thurnwalds die Mannigfaltigkeit der Stufen innerhalb des Primitiven sehen gelernt haben und uns hüten, jeden Gegensatz gegen die höherentwickelten Kulturen als „primitiv" im Sinne der alleruntersten Stufe zu deuten.

b) Daß sich primitive Residuen in Menge im AT. finden, ist sicher, auch, ja gerade, Residuen des mana-brahman-Glaubens. Es fragt sich aber, ob auch nur für die älteste israelitische Zeit diese Dinge das Charakteristische gewesen sind, oder ob schon die frühesten uns zugänglichen Urkunden eine Religionsstufe zeigen, deren Gottesglaube dieser Welt entwachsen war. M. E. übersieht Kr. das Entscheidende, daß der Jahve des Deboraliedes und der Davidserzählungen als Volksgott in erster Linie Gott der Geschichte ist, in deren Dienst er auch die Naturereignisse stellt. An dieser Vorstellung ist das Bild der israelitischen Religion zu orientieren, von da aus ist den anderen Vorstellungen ihre Stätte im Rahmen des altisraelitischen Glaubens anzuweisen. Es ist methodisch verfehlt, auf Grund allgemeiner Theorien einzelne Stellen um der darin enthaltenen, im heutigen Text, wie Kr. selbst zugibt, im Sinne des orthodoxen Jahvismus umgebogenen, primitiven Reste willen als für die altisraelitische Religion kennzeichnend in Anspruch zu nehmen. Sie können für die Erkenntnis primitiver Vorstellungen in dem angegebenen abgestuften Sinne von größter Bedeutung sein, (und für die Folkloristik ist Kr.'s Arbeit trotz der unter c zu machenden Einschränkung auch neben Frazers Folk-Lore in the Old Testament [vgl. dazu jetzt die ausführliche Anzeige von Smith, Harvard Theolog. Rev. 1924, 63 ff.] von erheblichem Werte,) sind es damit aber noch nicht notwendig für die religion d'Israel.

c) Mindestens aber wäre das zu fordern, daß die Wiedergabe der herangezogenen Stellen genau wäre. Daran aber fehlt es leider häufig. Ich setze als Erweis einige Zeilen aus dem Kapitel Les animaux divinisés hierher, die blühende Phantasie an Stelle solider Exegese zeigen: Moïse, pour faire éclater ses pouvoirs divins aux yeux de l'incrédule pharaon, transforme en serpent la verge dont il est armé (Ex. 7, 9 ff.), et qui peut-être n'est autre que le serpent de bronce ultérieurement conservé dans le temple de Jérusalem, le nehoustan (2. Reg. 18, 4); pendant leurs pérégrinations, les Israélites faisaient de cet emblême de bronce une bannière, un signe de ralliement, dont les prodigieux pouvoirs apotropiques leur permirent de vaincre les attaques de Amalec (Ex. 17, 15). In dieser Art geht es weiter bis zu der auf Seite 89 zu lesenden Offenbarung: autant qu'aucun autre peuple (sic!) Israël adorait les animaux (sic!)! Das gewählte Beispiel ist vielleicht das krasseste, doch finden sich exegetische Unmöglichkeiten, auch Flüchtigkeiten auf Schritt und Tritt. Gerade wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, energisch daran arbeitet, die Mehrschichtigkeiten der israelitischen Religion und innerhalb derselben auch das primitive Substrat zur Geltung zu bringen — in der Überzeugung, daß gerade dann die innerhalb des A. T. erreichte Höhenlage in ihrer ganzen Bedeutung am klarsten heraustreten wird, wenn man zeigt, von welchen Grundlagen sie sich abhebt — wird die Art der Behandlung bei Kr. mit Bedauern sehen und energisch abwehren. —

Die spätere Geschichte der israelitischen Religion ist wesentlich kürzer behandelt; die vorexilische Zeit unter den Überschriften L'unification politique et religieuse (Kap. VII, pag. 169—183) und Le prophétisme — la moralisation de Jahveh (Kap. VIII, bis pag. 239), die exilische und nachexilische Zeit in Kap. IX. So sehr man auch in diesen Abschnitten über manche exegetischen, chronologischen, historischen Irrtümer des Verf. den Kopf schütteln mag — ich verzichte darauf, etwa pag. 173 mit ihrer Behandlung der Simsongeschichte herzusetzen — es ist keine Frage, daß hier, wo Kr. weniger von allgemeinen Theorien als von den Texten selbst zehrt, er dem AT. gerechter wird. Namentlich die sehr feine Abgrenzung des mysticisme de la foi (Profetie) gegenüber dem neu-

platonischen myst. de la raison und dem buddhistischen myst. de l'amour verdient alle Beachtung und nicht minder die klare Herausarbeitung der Antinomie: auf Zion residierender — die Welt beherrschender Gott.

2. Der auf dem Münchner Alttestamentlertag 1924 gehaltene Vortrag zeigt an dem erschöpfend beigebrachten Material, wie das „Dämonische" im Sinne des „Unheimlichen, Grauenvollen, Verderblichen, Grausamen, Feindlichen und fast Satanischen" zum „wesentlichen Bestand des alttestamentlichen Gottesglaubens überhaupt" gehört; wie eine „religiöse Grundstimmung", die „alles religiös und alles aus einer Quelle" erklärt, im Laufe der Geschichte des in der Wüste durch das grundlegende „schöpferische Erlebnis des Moses am Sinai" geformten Jahveglaubens zur „Aufsaugung" der Dämonengestalten und -geschichten gelangen mußte und endlich, wie das „friedliche Wohnen in Kanaan" und das „Hervortreten des Sittlichen und Geistigen im Gegensatz zum Naturhaften" dazu führte, daß „die Heiligkeit heilige Ordnung" wird, ohne daß doch das „Dämonische" ganz „aufgehoben" würde, dessen bleibende Bedeutung am Schluß herausgestellt wird. Ich kann dem nur voll zustimmen (vgl. Pastoralblätter 1922, 260f.). Es ist ja in der Tat eine merkwürdige Erscheinung, daß für das AT., wie noch hätte erwähnt werden können, die „Furcht Jahves" geradezu der Terminus für „Religion" gewesen ist, und daß in der Verkündigung Jesu der Satz mitteninnesteht: ὑποδείξω δὲ ὑμῖν, τίνα φοβηθῆτε (Lk. 12, 5!). Je lebendiger die Nähe der Gottheit empfunden wird, desto größer ist der „dämonische" Schrecken; das Verblassen des Glaubens an den nahen Jahve geht mit der Ausscheidung des Dämonischen und seiner Verselbständigung im „Satan" Hand in Hand. Auch das ist charakteristisch, daß die Erzählung von dem Siege des Erzvaters über einen Dämon (Gen. 32, 27ff.) nicht auf Jahve übertragen wurde (25 'iš; 31 'elohim appellat.); das Dämonische ist eine Seite an der Macht Jahves. Man wird des Wahrheitsgehaltes der israelitischen Religion gerade an diesem Punkte dann am meisten inne, wenn man die Darstellungen der bildenden Kunst durchmustert und sich fragt, wo denn die überragende Macht, die verzehrende Glut und die nahe Majestät Gottes vereinigt erscheinen. Dann am ehesten, wenn auf die — stets irgendwie unbefriedigend bleibende — Darstellung Gottes selbst verzichtet und nur sein Widerschein auf dem Antlitz des Moses oder des Jesaja von Kap. 33 gezeichnet wird. Und diesen Widerschein in den Worten des Moses, des Jahvisten und der Profeten geschaut und uns nahegebracht zu haben, ist ein Verdienst, für das wir Volz danken.

3. Gegenüber der ersten, in dieser Zeitschrift von W. Staerk 1924, 31f. besprochenen, Auflage weist die neue nur Änderungen in Einzelheiten auf, während der Gesamtaufbau und die geistige Haltung des Ganzen — auch die von Staerk herausgegriffene Stelle ([1]S. 76 = [2]S. 80) — unverändert geblieben sind. An neuer Literatur sind vor allem Hoelschers „Gesch. der isr.-jüd. Rel.", Staerks „Gemeinde des Neuen Bundes in Damaskus" sowie die Ezechielkommentare von Heinisch und Herrmann, hingegen noch nicht die 2. Aufl. von H. Schmidts „Großen Propheten" gelegentlich verwertet. Bei den „fraglichen Analogien" würde man Vervollständigung durch Heranziehung der durch C. W. Kaufmann ja in neues Licht gerückten altmexikanischen Erwartungen wünschen, wie sie etwa in den Berichten des Ferd. Cortez sich spiegeln, noch mehr aber es begrüßen, wenn exegetische Unmöglichkeiten verschwänden, z. B. die von Staerk herausgestellte oder die auf S. 5 in der Dreizahl der Geistwirkungen Jes. 11, 2 und der Arme auf jeder Seite der Tempelleuchter gefundene Verbindung von Öl und Geist Gottes.

Dürr, Dr. theol. et phil. Lorenz: **Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung.** Ein Beitrag zur Theologie des Alten Testaments. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1925. (XVI, 161 S.) 8°. Rm. 6—. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl (Thür.).

Es ist das unbestreitbare Verdienst H. Greßmanns, daß er zum ersten Male im Anschluß an H. Gunkel eingehend die Frage nach dem Alter und Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie untersucht und durch seine These von ihrem „vorprophetischen" Ursprung eine tiefgreifende Änderung in der Auffassung, wie sie früher etwa von P. Volz, J. Richter und in gemäßigter Form von W. Nowack vertreten wurde, herbeigeführt hat. Freilich, im einzelnen haben seine Ausführungen vielfach Widerspruch erfahren; so vor allem der Satz von dem außerisraelitischen Ursprung und der Entlehnung aus altorientalischen Mythen. Zwar wird fast allgemein zugegeben, daß die isr. Eschat. sich in altorientalischen Vorstellungen bewege und in den Einzelheiten mit vorisr., dem Mythus entstammenden Zügen und Bildern ausgeschmückt worden sei. Doch mehren sich die Stimmen, die mit E. Sellin den Ursprung der isr. Eschat. nicht in der Mythologie sehen, sondern in der Religion Israels selbst, deren ursprüngliche Bildung sie sei: spezifisch isr. und im Kern original, ein Nachwirken der großen Ereignisse vom Sinai. Ähnlich urteilt

auch L. H. Bleeker in seiner Rektoratsrede „Over Inhoud en Oorsprong van Israëls Heilsverwachting“, während dann W. Eichrodt den Ausgangspunkt in die Zeit der Not nach der ersten erfolgreichen Invasion in Kanaan legt als „Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten und die Sinaioffenbarung als dem Paradigma aller erhofften Gotteshilfe in Israel“. S. Mowinckel wiederum sieht die Wurzel der ganzen isr. Eschat. im Neujahrsfest. Seine psychologisch orientierte Erklärung geht dahin, daß etwa zur Zeit Salomos das Thronbesteigungsfest Jahwes einen Zug bekam, der hinführte zu einer Eschat., indem das Erlebnis zur Hoffnung umschlug.

Mit diesen verschiedenen Auffassungen setzt sich D. in vorliegender Arbeit auseinander, indem er speziell die Heilandserwartung herausgreift und für ihr Alter und ihren Ursprung eine neue These aufstellt. Zunächst weist er auf den innerisr. Ursprung der Messiasidee hin, indem er die angeblichen ägyptischen Parallelen, wie man sie hat finden wollen im Leidener Papyrus 334, Petersbgr. Pap. 1116 B, der Prophezeiung eines Lammes unter König Bokchoris und der Töpferweissagung unter König Amenopis, ablehnt, da hier gerade die wesentlichen Züge der isr. Heilandserwartung fehlen (S 1-15). Auch für das Babylonische und die außerbabylonischen Parallelen kommt er zu dem gleichen Ergebnis (S. 16-37). Obwohl ganz bestimmte stereotype Formeln und ein Schema vorliegen, die auf alte eschat. Vorstellungen und Erwartungen zurückzugehen scheinen, findet sich nirgends der messianische Endzeitskönig (so auch König u. a.); vielmehr sind diese Charakteristika aufzufassen als Kennzeichen einer guten Regierung und aus dem „Hofstil“ (auf den Greßmann hingewiesen) zu erklären. Den wichtigsten Teil der Arbeit bildet das dritte Kapitel (S. 38-73), in welchem Verf. fußend auf seinen bisherigen Arbeiten über Ez. und die Apokalyptik einen Lösungsversuch bietet. Gegen Greßmann, der hingewiesen hat auf den „bruchstückartigen Charakter“ und die „Zusammenhanglosigkeit und das Auseinanderklaffen der Unheils- und Heils-Eschat.“, betont Verf. die „logisch-psychologische“ und „historische“ Zusammengehörigkeit der beiden Seiten des einen Zentralgedankens vom „Kommen und Eintreten Jahwes zugunsten seines Volkes“. Freilich ist nicht mit Ed. Meyer in Israel des „Unheils-Heils-Schema“ als das Ursprüngliche anzusehen — dazu haben erst die Propheten der Not der Zeit folgend die Erwartung umgestaltet (S. 41) —, sondern mit Sellin ist der primäre Kern die Heils-Erwartung, deren notwendiges Korrelat das Unheil ist. Diese Heilshoffnungen sind dem Kern nach „innerstes isr. Volksgut, das bis in die ältesten Zeiten des Volkes zurückgeht“ (S. 43). Die „einzigartige religiöse Durchschlagskraft der Erwartung wurzelt in der einzigartigen Gottesvorstellung“: in dem Namen „Jahwe, d. i. des starken, vertrauenswürdigen, lebendigen Gottes, der da ist“ (S. 53; so auch König, Theol. d. AT. S. 88), in der Eigenart dieses Gottes und der Kraft, die „von dem Zauberwort Jahwe“ (S. 54) ausging. In längerer historischer Entwickelung gestaltete sich „allmählich jenes gewaltige Maß von Erwartungen, wie es aus der Polemik der Propheten als fertiges Volksgut uns entgegentritt“ (S. 55). Als „logisch-psychologische Folgerung“ dieser „Zentralidee“ ergab sich die Vorstellung eines Mittlers, eines „fürstlichen Segensträgers“. Man wird ohne weiteres anerkennen, daß eine allmähliche Ausgestaltung der Erwartungen das naturgemäß Gegebene ist; auch darin wird man dem Verf. zustimmen, daß schon die ältesten isr. Lit.-Denkmäler „von Hoffnungen auf Jahwe als Hort und Heil seines Volkes durchzogen sind“. Aber ich vermag nicht, wie D. es tut, in den Signalworten Num. 10,35 noch im Mirjamliede Ex. 13,21 oder dem patriotisch begeisterten Sang über Amalek Ex. 17,16 die Spuren spezifisch **eschat.** Gutes zu erblicken. Den Hauptbeweis für seine These führt der Herr Verf. unter Berufung auf die Bileamsprüche und den Judaspruch Gen. 49. Selbst wenn man in ihnen nicht vaticinia ex eventu (Gunkel) sieht oder die Bileamsprüche in die Zeit Sauls ansetzt (Greßmann), sondern auf Grund ihrer Sprache und ihres „geheimnisvollen Kolorits“ ihnen ein höheres Alter zuschreibt (Richterzeit), darf man das „echt apokalyptische: am Ende der Tage“ nicht pressen (vgl. König, Weissg. S. 103 ff., gegen Procksch), und bevor man mit Baentsch hier Eschat. erblickt — was an sich nicht unmöglich ist —, wäre doch noch zu erwägen gewesen, ob diese Worte nicht auf Ehud Jud. 3,12 ff. als auf einen rein politischen Helfer zu deuten sind (so König, Weissg. S. 111). Beim Judaspruch wäre noch die Frage eventueller späterer Weiter- oder Umbildung zu erörtern gewesen; mit der Bemerkung, daß die Annahme einer späteren Interpolation von Seiten vieler moderner Forscher „nicht ohne Tendenz“ ist, darf die Angelegenheit nicht abgetan werden. Zu Gen. 3 vermißt man eine, wenn auch nur kurze Auseinandersetzung mit Gunkels Auffassung; ebenso wie Ex. 3,14 sicherlich auch eine ätiologische Sage mit etymologischem Motiv vorliegt. Wenn Verf. **sagt:** „Ich habe bisher immer Wert darauf gelegt, daß der atliche Heilsvermittler von

Anfang an als eine Herrscherfigur erscheint" (S. 106), und wenn die Stellung des Königs so stark betont wird (S. 139), so wäre damit doch dann auch von Anfang an eine besondere Hochschätzung und Achtung vor dem Königtum als selbstverständlich zu erwarten; dann aber bleibt mir problematisch, wie in Jud. 9 Jothams Spottlied so evident das Königtum als solches prinzipiell verhöhnen konnte. — Das Schlußkapitel (S. 74-152) handelt von dem Einfluß gemeinorientalischer Motive, des „Hofstils", auf die Ausgestaltung des isr. Heilandsbildes. Ein reiches und anregendes Material wird hier in dankenswerter Weise vom Verf. ausgebreitet. Es werden behandelt: 1. der König der Gerechtigkeit, 2. die ewige Dauer und die Weltgeltung des mess. Königtums, 3. die mess Segensfülle, 4. besondere Namen des mess. Heilskönigs („Stern aus Jakob" und „Sproß Davids"), 5. der Mess. als guter Hirte und 6. der leidende Gottesknecht: die Weiterentwicklung des Gedankens gegenüber dem früheren, glänzenden Davidssproß zum Bild des Leidenden, Demütigen; „das Gegenbild des bab.-ass. Königs, geschaut im Glanze der Zukunft". — Die Literatur zu all diesen Fragen ist, soweit ich sehe, sorgfältig und ausführlich herangezogen. Nachzutragen wäre jetzt noch W. Rudolph. Der exilische Messias, Ein Beitrag zur Ebed-Jahwe-Frage, in ZAW 1925 mit seiner von Joh. Fischer wesentlich abweichenden Auffassung: der Dichter sah den Messias in einer bestimmten (nicht näher identifizierbaren) zeitgenössischen Persönlichkeit, deren Ergehen er mit seinen Liedern begleitet hat. Von Greßmann, Die älteste Geschichtschreibung usw., ist 1921 eine zweite Auflage erschienen (vgl. S. XV, Anm. 33). — Ausführliche und sorgfältige Register (S. 153-161) verdienen den Dank des Lesers.

Reider, Joseph, Ph. D.: **Prolegomena to a Greek-Hebrew und Hebrew-Greek Index to Aquila.** Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1916. (III, 160 S.) gr. 8°. Bespr. von M. Pleßner, Hamburg.

Der durch vorliegendes Werk eingeleitete Index will in Ergänzung der Oxforder LXX-*Concordance* die dort fehlenden hebräischen und aramäischen Äquivalente für die Vokabeln von *A*, sowie die semitischen Entsprechungen für jeden einzelnen Fall selbst bei sehr häufig vorkommenden Wortklassen, wie Zahlwörtern, Präpositionen und Konjunktionen geben. Wie notwendig eine sorgfältige Durchführung dieses Planes ist, zeigt Verf. an einer Reihe von mehr oder weniger schweren Schnitzern verschiedener Art, die die *Concordance* aufweist. Im Anschluß an diese Feststellungen wird deren gesamte Arbeitsweise ausführlich und dokumentiert kritisiert. Der Index selbst ist bereits fertig und liegt im Dropsie College; ein ähnlicher für Θ ist (1916) im Entstehen. Wenn auch Σ und die übrigen bei Hatch-Redpath angezogenen Übersetzungen in gleicher Weise bearbeitet sind, soll das Ganze als Ergänzung zur *Concordance* publiziert werden.

Verf. gibt nun in dieser seiner auf Anregung von Prof. Margolis entstandenen *Thesis* zunächst ein Kapitel über die Übersetzungsmethode von *A*. Er charakterisiert seine pedantische Anlehnung an den hebr. Text, die bis zur Nachahmung semitischer Konstruktionen geht. Ein weiteres Kapitel ist *A*s Kenntnis der hebr. Grammatik und des Lexikons gewidmet. Hier erweist sich besonders die Notwendigkeit des vom Verf. angefertigten Index; denn erst durch ihn gewinnt man einen Überblick über — um nur dies eine zu nennen — die eigenartigen etymologischen Vorstellungen von *A*, der ähnlich klingende Worte auch verschiedener Stämme und Bedeutungen durch dasselbe griech. Wort wiederzugeben bestrebt ist.

Kapitel 3 behandelt *A*s Exegese. Er wurde ja von der Synagoge für sich reklamiert, von der Kirche abgelehnt. Ein Urteil über die Berechtigung dieser Anschauungen ist bei einem so wörtlichen Übersetzer schwer zu fällen. Verf. gibt eine Liste aller Stellen, die für die Beurteilung von *A*s Exegese von Bedeutung sein können, z. T. mit ausführlichen Erörterungen. Das letzte Kapitel endlich beschäftigt sich mit dem *A* vorliegenden hebr. Text. Die Varianten werden sorgfältig klassifiziert; und es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie die Untersuchung überall bis hart an die Grenze dessen gelangt, was erst durch die bahnbrechende Hypothese von Wutz erschlossen werden kann. Die Einzeluntersuchung ist überall eingehend und umsichtig geführt.

Den Beschluß des Buches bilden Appendices. Der erste gibt in Listenform eine Darstellung von *A*s Graecität im allgemeinen und mit Vergleichung derjenigen der anderen Übersetzungen im besonderen. Nr. 2 behandelt *A*s Einfluß auf die syrische und lateinische Version, Nr. 3 den Niederschlag seiner Lesarten in Talmūd und Midrāš. Nr. 4 endlich untersucht die inhaltliche Berechtigung des Scholions zu 3 Kön 14, 1—20 im hexaplarischen Syrer.

Von der Vollständigkeit der zahlreichen Listen und damit der Richtigkeit mancher Thesen des Buches wird man sich erst durch längere Benutzung überzeugen können; ein Stellenindex hätte diese Prüfung sehr erleichtert. Auf jeden Fall handelt es sich um eine außerordentlich

fleißige, glücklich angelegte und sehr nützliche Arbeit, die den Dank der Wissenschaft verdient.

Vita Prophetarum auctore Muhammed Ben Abdallah al Kisai ex codicibus qui in Monaco, Bonna, Lugd. Bat. Lipsia et Gotha asservantur edidit Dr. Isaac Eisenberg. Lugduni-Batav.: E. J. Brill 1922—23. (XII, ٣٥٩ S.). Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Die Qiṣaṣ el anbijā des Kisāi sind zwar in der europäischen Forschung vielfach verwertet worden, seitdem vor allem Weil ihren Inhalt in seinen „Biblischen Legenden der Muselmänner" bekannt gemacht hat; abgesehen von Auszügen, wie sie z. B. Salzberger veröffentlicht hat, sind sie aber im Urtext unzugänglich geblieben. Eisenberg hatte einige Abschnitte des Werkes in früheren Veröffentlichungen in einer mit Anmerkungen versehenen hebräischen Übersetzung vorgelegt und hat auch, worauf er S. VII der vorliegenden Ausgabe hinweist, eine Charakteristik der Handschriften der Qiṣaṣ, in einem mir nicht zugänglichen Probeheft gegeben. Als Grundlage dient ihm die Leidener Handschrift, welche die kürzere Version des Werkes bietet, ohne daß die Varianten der auf dem Titelblatt genannten übrigen Handschriften mitgeteilt würden. Leider ist die Ausgabe durch eine sehr große Anzahl von Versehen und Fehlern entstellt, von denen viele bei größerer Sorgfalt und stärkerer Benutzung der Paralleltexte sich leicht hätten vermeiden lassen. Die umfangreiche Liste der „Emendations" (S. VIII—XII) ist keineswegs vollständig, und manche dieser „Emendationes" stellen sich als Verschlimmbesserungen dar; so wird مغبّر 73 Zeile 3 in مغيّر anstatt in das schon metrisch allein zulässige مغبّر „verbessert"; oder es wird für das 163 Z. 4 v. u. in den Text aufgenommene فالفيا vorgeschlagen فالقيا, anstatt فالفاه. Von Verbesserungen, die sich nicht von selbst verstehen, möchte ich eine zur Erwägung stellen: S. 73 Z. 4 ist تتل metrisch unmöglich, sollte etwa قفا zu lesen sein und auch eine der Handschriften diese Lesart bieten?

Al Ghasali: Das Elixir der Glückseligkeit. Aus den persischen und arabischen Quellen in Auswahl übertragen von Hellmut Ritter. Jena: Eugen Diederichs 1923. (177 S.; 8°. = Religiöse Stimmen der Völker. Rm. 3.50; geb. 5—. Bespr. von Hans Heinrich Schaeder, Breslau.

Die Aufnahme von Ghazālī's *kīmijā as-sa'āda* in die wertvolle Diederichs'sche Sammlung bedeutet einen dankenswerten Zuwachs zu den in ihr bisher allzu spärlich vertretenen islamischen Urkunden. In der von J. Hell übersetzten *bidājat al-hidāja* treten die für Gh. eigentlich bezeichnenden und seine religionsgeschichtliche Bedeutung begründenden Gedanken zu wenig hervor. H. Ritter hat sich nun das Ziel gesetzt, „Ghazālīs Lehre über das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zu Gott" — und damit ist der Kern seiner Theologie gefaßt — aus den Quellen zu dokumentieren. Da die bloße Wiedergabe des *kīmijā* — einer populären und im Orient viel gelesenen Epitome von Gh.'s großem systematischen Hauptwerk, dem *iḥjā 'ulūm ad-dīn*, die Ritter in einem Bombayer Druck und zwei Berliner Hdss. benutzt hat — manche wichtigen und charakteristischen Gedanken in allzu verkürzter Form geboten hätte, so hat der Verf. den guten Gedanken gehabt, in solchen Fällen auf den Text des *iḥjā* selber zurückzugehn. Seine Übersetzung ist vortrefflich und zeigt wieder die ihm eigene Gabe, orientalische Denkform und Diktion in klarem und schönem Deutsch und dabei mit feinfühliger Wahrung ihres eigenen Stils wiederzugeben. Für religionsgeschichtlich interessierte Nichtorientalisten ist sein Buch eine vortreffliche Einführung in die geistige Welt des markantesten islamischen Theologen, aber auch der Islamforscher wird aus ihm vielerlei Belehrung schöpfen.

Voran geht eine kurze, gedankenreiche Darstellung von Gh.'s geistiger Entwicklung. Sie wird hoffentlich dazu beitragen, daß einmal eine neue Analyse des *munqiḏ* — da auch die in vieler Hinsicht sehr wertvolle und förderliche Arbeit von H. Frick in der sogleich anzugebenden Richtung ergänzungsbedürftig ist — in Angriff genommen wird; mir wenigstens drängt sich der konstruierende, stilisierende Charakter der Schrift immer stärker auf, und ich zweifle, daß sie in ihren biographischen Partien wirklich als objektiver Bericht über Gh.'s innere Entwicklung dienen kann und nicht vielmehr als Zeugnis dafür, wie sie sich ihm von einem bestimmten Stadium in der rückblickenden Reflexion darstellte. Ob sich ihm nicht vor allem die beiden Gewissenskrisen, als er sie im *munqiḏ* beschrieb, tiefer und absoluter darstellten, als sie gewesen waren? Die Analogie des ersten Teiles mit der autobiographischen qaṣīde des Nāṣir i Chosrau, die nicht viel mehr als ein Menschenalter vor dem *munqiḏ* verfaßt wurde, ist so auffällig, daß sie die Vermutung nahe legt, es müsse hier der feste Typus einer literarischen Konfession vorliegen. (Ich mache auch schon hier darauf aufmerksam, daß das von Gh. aufgestellte vierteilige Schema der „Wahrheitssucher" — Theologen, Bāṭiniten, Philosophen, Ṣūfīs — genau so in einem dem 'Omar Chajjām zuge-

schriebenen Traktat [Christensen, MO I 1 ff.] wiederkehrt und wahrscheinlich dem Schema der vier Stufen bei den Lauteren Brüdern entspricht.) Anderseits ist der *munqiḏ* nicht vollständig: Gh.'s Weg zur Mystik wird nur noch angedeutet, — wie weit er führte, bis in das unwegsamste Dickicht der esoterischen Gnosis hinein, das lehrt uns jetzt in erschöpfender Weise die vortreffliche Bearbeitung der *miškāt al-anwār* durch W. Gairdner (*Asiatic Society Monographs* XIX, 1924). Wie weit liegen hier die klaren und großen Gedanken der *'ulūm ad-dīn* zurück! — Daß Gh.'s Auffassung vom Verhältnis der ṣūfischen zur prophetischen Erfahrung (S. 11) bis in die Anfänge der islamischen Mystik zurückreicht, daß seine Lehre vom „Herzen" (ibid.) das schon im 1. Jahrhundert d. H. formulierte *'ilm al-qulūb* aufnimmt und letztlich auf die Theologie des Koran zurückgeht, haben wir jetzt von Massignon gelernt. Gh. hat sein Bestes — auch das Beste seiner religiösen Theorie — eben von den Mystikern; was er an ihre Erfahrungen heranbringt, ist seine rastlos suchende und forschende Intellektualität, die ihn mit den verwandten großen Geistern des persischen Islam im 11. Jahrhundert verbindet. Sie ist der Grund seiner Größe, aber auch seiner ständigen Gefährdung und des erst im Tode aufgehobenen Konfliktes zwischen der schlichten Heilsgewißheit des *ṣāḥib al-qalb* und dem Raisonnement des Scholastikers und Dialektikers. Dieser Konflikt, der doch der stete Antrieb für Gh.'s Denkenergie war, ist wohl das eigentliche Problem seiner Persönlichkeit, dem nachzudenken Ritters schönes Buch aufs neue anregt.

---

1. **Nicholson**, Reynold A.: **Translations of Eastern Poetry and Prose.** Cambridge: University Press, 1922. (XIII, 200 S.) m. 5 Taf. 8°. 8 sh. 6 d.
2. **Much**, Hans: **Akbar, der Schatten Gottes auf Erden.** München-Dachau: Einhorn-Verlag 1925. (227 S.) 8°. Rm. 5—; geb. 7.50. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

1. In seinem Vorwort betont Nicholson, daß dieser kleine Band Übersetzungen aus arabischer und persischer Literatur nicht den Anspruch erhebe, eine Anthologie zu sein, welche einen wirklichen Überblick über die Hauptliteraturen des Islam zu bieten vermöge. Das ist insofern richtig, als die Mehrzahl der Nachdichtungen in keiner bestimmten Absicht entstanden sind, sondern eine zwanglose Sammlung dessen darstellen, was der Verfasser im Laufe seiner Studien für andere Arbeiten oder nur zu seiner eigenen Freude ins Englische übertragen hat. Dennoch kann man sich kaum eine bessere Einführung in die Dichterwelt des näheren Orients wünschen. Wohl fehlt die türkische Literatur gänzlich, wohl möchte man noch manche schöne Perle arabischer oder persischer Poesie vertreten sehen. Doch, die bedeutenderen Dichter und Schriftsteller sind im wesentlichen alle durch Proben vertreten; ein guter Teil davon zum ersten Male überhaupt, der größte aber zum ersten Male ins Englische übersetzt. Und diese Übertragung, sich nach Möglichkeit dem Original anschmiegend und doch flüssig, ist vorzüglich, wenn man auch hier und da manches anders wünschen würde. Dazu zeigt die Auswahl einen feinen Geschmack und vollkommene Beherrschung des Materials, wie es bei einem solchen Kenner der islamischen Literatur und Mystik wie Nicholson nur zu erwarten ist. Weniger glücklich ist die Illustration, welche Miniaturen aus Manuskripten des British Museum zur Grundlage hat; doch sind diese leider durchwegs von recht geringer künstlerischer Qualität, was umsomehr zu bedauern ist, als gerade in englischen Sammlungen sich nach dieser Seite vorzügliche Vorlagen hätten finden lassen. Das ändert aber kaum den guten Eindruck des kleinen, schlichten Buches.

2. Wer Hans Muchs literarische Tätigkeit kennt, ahnt wohl, was dieses sein neuestes Werk ihm bieten wird. Akbar, der Schatten Gottes auf Erden! Dieses Epithet orientalischer Herrscher, dies zill-i Ilāhī hat es Much angetan und seiner Phantasie Flügel geliehen. Und da setzte er sich hin und schrieb diesen historischen Roman. So wenigstens kann man nur sein Buch auffassen. Aber leider ist es weder historisch, noch eine Dichtung. Quellenstudien haben dem Verfasser recht ferne gelegen, und von einem Streben, das Wesen dieser großen Herrschergestalt Indiens verstehen zu wollen, ist nichts zu spüren. Selbst die neuere englische Literatur ist nicht zu Rate gezogen worden, die einzige Grundlage ist das für seine Zeit sicher großartige, aber längst veraltete Werk des Grafen Noer. Dieses aber hat Much um so gründlicher exzerpiert und paraphrasiert, und sich kritiklos auf seine den Problemen in keiner Weise gerecht werdende Einstellung verlassen. Akbar, der große Staatsmann, der größte vielleicht seiner Zeit, ist weder von Noer noch von Garbe verstanden worden. Ebensowenig der religiöse Grübler und Reformator! Much tritt nun dieses schon schiefe Bild erst richtig breit und schreibt einen Lobhymnus auf den Idealmenschen Akbar. Und nun nimmt er es mit der historischen Wahrheit nicht gar zu genau. Er zieht das ganze Brimborium moderner Pseudomystik des Ostens in seine Handlung, Laotze und Buddhismus, Avesta und Sufismus. Dann muß auch noch Meister Eckhart daran glauben, und die moderne Bibelkritik, um den Jesuitenmissionaren in den Mund gelegt zu werden, was jedem Historiker wie eine Groteske erscheinen muß. Und wie die Gedankengänge der Menschen werden auch die äußeren Dinge des Lebens und die Daten der Geschichte durcheinandergewirbelt. Namen in den absurdesten Schreibarten! Ereignisse kreuz und quer gemischt und verwechselt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Much läßt Akbars Thronverweser Bairam Khān in Afghanistan ermordet werden, aber in jedem Handbuch kann man es nachlesen, daß er zu Patan in Gujarāt sein Ende fand. Und so der Fälle in großer Zahl mehr. Freilich hat der Dichter ein Recht, mit der

Geschichte, die nur die äußerliche Fabel für ihn ist, frei zu schalten, sie seinen Zwecken gemäß umzubiegen, — wenn, ja wenn dies notwendig, um seine Gestaltung der Probleme und Charaktere prägnanter und reiner herauszuarbeiten zu können. Aber ist das Kunst, den Helden des Buches rein und makellos, übermenschlich und unproblematisch, ein blutloses Ideengespenst, weiß in weiß zu malen? Ist es Kunst, nur edle Geister und schwarze Scheusale zu malen? Wo ist Erfassung der Persönlichkeit, wo Ringen mit dem Zwiespalt des Geschehens? Lobhudelei ist nicht Dichtung. Und hinter den großen Worten bleibt nur eine armselige, unverstandene Paraphrase eines längst veralteten historischen Werkes. Eine mehr jener Schreibereien, die in einem flüchtigen, oberflächlichen Modejournalismus von der „Mystik des Ostens“ machen und das ernsthafte Studium der Kulturen des Orients in den Augen der weiteren Allgemeinheit in Verruf bringen!

Höver, Dr. Otto: **Kultbauten des Islam.** (16 S. Text u. 64 S. Abb.) gr. 8°. Leipzig: Wilhelm Goldmann 1922. Rm. 2.50; geb. 4 —. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Fünf von den 62 Tafeln enthalten Grundrisse, die übrigen Außen- oder Innenansichten der vorgeführten Denkmäler. Die Anordnung der Tafeln ist im allgemeinen geographisch, innerhalb der geographischen Gruppen chronologisch. Einer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Einleitung sind an den Rand Nummern der darnach folgenden Abbildungen als Belege beigeschrieben; aber nicht alle Abbildungen sind solcherweise mit einem Text in Verbindung gebracht, wie andrerseits im Text manches ausgeführt ist, wofür innerhalb der Tafeln keine Anschauung dargeboten wird. Daß von dem überaus umfassenden Material auf so beschränktem Raum nur ein kleiner Ausschnitt dargeboten werden konnte, liegt auf der Hand. So liegen aus dem maghribinischen Kulturkreise nur zwei Innenansichten der Moschee von Cordoba und zwei Ansichten der Giralda von Sevilla vor. Die Einleitung ist teilweise reichlich überschwenglich und allgemein, wobei das charakteristische Besondere oft außer Acht bleibt. Der Verf. spricht S. 14 von den nadelhaft schlanken Minarets und nennt die „massige und vierschrötige“ Form der Giralda kurzweg eine „Ausnahme“. Aber die viereckige *ṣumʿa* ist im maghribinischen Kreise (ostwärts bis Tunisien einschließlich) die einzige Form des Gebetsturmes (hundertfach hier begegnend) und bildet gerade einen besonders augenfälligen Unterschied dieses Kulturkreises von dem östlichen. — Die Abbildungen sind gut, z. T. (bei dem Oktavformat des Buches) zu klein, so daß schöne Einzelheiten oft nicht hervortreten. Im Ganzen sind die „Kultbauten“ ein Bilderbuch, in dem man gern blättert; Studienzwecken können sie kaum dienen und wollen es wohl auch nicht.

Arnold, Sir Thomas W.: **The Caliphate.** Oxford: Clarendon Press, 1924. (223 S.). 8°. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Sir Thomas W. Arnold sagt im Vorwort in vornehmer Bescheidenheit, er habe im vorliegenden Buch im Wesentlichen nur die Ergebnisse der Forschungen von Barthold, Becker, Caetani, Nallino und Snouck Hurgronje einem weiteren Kreise von englischen Lesern zugänglich gemacht. Wenn es auch richtig ist, daß das nicht einfache, durch tiefeingewurzelte Mißverständnisse verwirrte Problem der Bedeutung und Entwicklung der Chalifatsidee in der Hauptsache durch W. Bartholds grundlegende Arbeit in *Mir Islama*, I, 345—400, der C. H. Becker im *Islam*, VI, 350—412 zu weiterer Verbreitung und allgemeiner Anerkennung verholfen hat, gelöst ist, so kommt Arnolds Buch daneben doch noch ein nicht geringes Verdienst zu. Denn er hat ebenso wie die anderen obengenannten Forscher, deren Ergebnisse auch neben Barthold nicht vergessen werden dürfen, an mehreren nicht unwesentlichen Punkten, die noch näherer Klärung bedurften, die Forschung weitergeführt. Hervorgehoben sei einmal die Förderung der Untersuchung der Entwicklung der *Idee* des Chalifats im islamischen Kulturkreis, die in Kap. V (S. 70—76) und X (S. 121—128) des Arnoldschen Buches vorliegt. Und dann hat er — was Referent etwa gleichzeitig in Harrassowitz' *Ephemerides Orientales*, Nr. 24, S. 5 als ein Desideratum bezeichnete — unternommen, die Titulatur der Osmanen-Sultane aus dem reichen Material an Aktenstücken, das uns Ferīdūn[1] erhalten hat, einer genauen Untersuchung zu unterziehen[2].

Daß Arnold so eine Reihe von bisher nicht genügend geklärten Fragen ihrer Lösung zuführt, wie seine Darstellung übrigens durchaus auf selbst erarbeiteten reichen Quellenbelegen aufgebaut ist, hängt zugleich mit dem Grundunterschied zusammen, der seine Darstellung von den Vorarbeiten auszeichnet. Jene waren durchweg Spezialuntersuchungen, die ganz bestimmte Einzelfragen lösen wollten; sein Buch ist eine erschöpfende Gesamtdarstellung des Chalifats-

---

1) Daß die Authentizität der Dokumente bei Ferīdūn nicht über jeden Zweifel erhaben ist, ändert m. E. nichts an der Notwendigkeit dieser Aufgabe. Ich glaube auch kaum, daß der Wert des Ergebnisses dadurch wesentlich beeinträchtigt wird.

2) Die Durchsicht des reichen besonders in Kap. XI (S. 129—138) beigebrachten Stoffs scheint mir die immerhin beachtenswerte Tatsache zu ergeben, daß man es offenbar wesentlich anders empfand, wenn man dem Sultan (oder er sich selber) mit einer — sei es noch so deutlichen — Umschreibung die Chalifatswürde zuschrieb, was sehr oft der Fall war, als wenn man ihn (oder er sich) ganz einfach *chalīfa* nannte, was viel seltener ist und was vor allem der Sultan selbst im allgemeinen lieber vermieden zu haben scheint.

problems. Während jene der Natur der Sache nach nur an einen beschränkten Leserkreis herankommen können, ist sein Buch für alle bestimmt und geeignet, die der Kultur und Geschichte des islamischen Orients Interesse entgegenbringen; dem entspricht es auch, daß der gelehrte Apparat in Anmerkungen hinter dem Text verwiesen ist. Da man sich keine bessere Einführung denken kann — es sei noch besonders auf die ausgezeichneten Schlußworte S. 182 f. hingewiesen —, muß man dem vorzüglich ausgestatteten Buch, dessen Benutzung ein ausführlicher Index noch erleichtert, möglichst weite Verbreitung auch außerhalb Englands dringend wünschen.

---

1. **Hardy**, Georges: **Vue générale de l'Histoire d'Afrique.** Paris: Armand Colin 1922. (XX, 200 S.) kl. 8°. = Collection Armand Colin, Section d'Histoire et Sciences économiques, No. 25.
2. **Elgood**, Lieut.-Col. P. G.: **Egypt and the Army.** London: Oxford University Press 1924. (VIII, 382 S., 2 Karten.) 8°.
3. **Brévié**, J.: **Islamisme contre „Naturisme“ au Soudan français.** Essai de Psychologie Politique Coloniale. Préface de Maurice Delafosse. Paris: Leroux 1923. (XVI, 320 S.) gr. 8°. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

1. Der Verfasser, Generaldirektor des Unterrichts in Marokko, läßt einer Einleitung, in der er den allgemeinen Rahmen der Geschichte Afrikas zeichnet, in kompressem Druck die folgenden Kapitel folgen: I. L'Afrique avant l'Islam (S. 1—40). II. L'Islam en Afrique et le développement des empires indigènes (S. 41—89). III. L'Europe en Afrique et la stabilisation des sociétés africaines (S. 90—159). IV. La formation des nationalités africaines (S. 160—196). Die einzelnen Kapitel zerfallen in Unterabteilungen, z. B. in III. 3° Le partage de l'Afrique noire et la constitution des grands empires. 5° L'action de l'Europe sur l'Afrique: Les méthodes de colonisation. In den Unterabteilungen sind wieder kleinere Abschnitte durch fette Stichwörter übersichtlich hervorgehoben, z. B. in III: Un droit international africain — Les traités de partage — Les résistances de l'Afrique usw. Das Buch ist eine kolonialpolitische Synthese, in der der Verfasser von hoher Warte aus die großen Linien der Zusammenhänge und Entwicklungen afrikanischer Geschichte zu verfolgen und festzulegen sucht. Das gewaltige afrikanische Kolonialreich, das sich Frankreich geschaffen hat, die wichtigste Grundlage seiner jetzigen Machtstellung und seiner Zukunftshoffnungen, hat gewaltige Energieen der Franzosen, auch in wissenschaftlicher Richtung, ausgelöst. Insbesondere durch umfassende und eindringende geschichtliche, soziologische, volkskundliche, sprachliche und verwandte Forschungen, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist, hat Frankreich die Grundlagen, Gestaltungen und Zielrichtungen des gesamten Lebens der Völker, die es für immer an sich binden will, zu erkennen gesucht und tut dies je länger je mehr, um seine Einwirkung auf diese Völker, den eigenen Zwecken entsprechend, sicher einstellen zu können. Savoir pour prévoir. Daher gelangt das Buch in Kap. IV auch zu der letzten Unterabteilung: 4° L'Afrique de demain. In den vorhergegangenen, lesenswerten Unterabteilungen hat der Verfasser die neueren starken nationalen Bewegungen, besonders in Nordafrika, analysiert. Die Lage ist verschieden. Aber Gefahr ist da. „En face de ce grand péril commun, il faudrait que l'Europe fût unie.“ Das ist leider nicht der Fall. „Les résultats de ce défaut d'entente se précipitent.“ Europa muß endlich die ganze Ausdehnung seiner afrikanischen Pflicht, der Pflicht gegen seine „Mündel“, die noch nicht großjährig sind und vorzeitig sich emanzipieren wollen, erkennen, um diese Mündel — in deren Interesse — liebevoll richtig zu leiten. Man dürfe hoffen, daß andere Lösungen gefunden werden, als endgiltiger Bruch, politische Formen, „qui sans doute seront intermédiaires entre l'état de domaine colonial et l'état de nation indépendante“.

Angefügt sind ein Literaturverzeichnis und eine Karte.

2. Ägypten war für England im Weltkriege eine militärische Basis von gewaltigster lebenswichtigster Bedeutung. Als Stützpunkt militärischer Unternehmungen (Verteidigung des Suezkanals, Gallipoli-Expedition, Wüstenkämpfe im Westen, Palästina-Feldzug) war es mehr als ein geographischer Schauplatz militärischer Leitung und Verwaltung: Englands Maßnahmen in Ägypten schnitten auf das tiefste ein in die gesamten Verhältnisse des Landes (Erklärung des Protektorats; Absetzung von ʿAbbās Ḥilmi und die Bestellung neuer Herrscher; Egyptian Labour Corps, Camel Transport Corps; Inanspruchnahme öffentlicher Arbeiten, von Lebensmitteln, Geld, Baumwollertrag; Kriegsrecht und mannigfaltige Eingriffe in die Zivilverwaltung, usw.). Alle Geschehnisse und Entwicklungen nun, die im Krieg unmittelbar mit Ägypten in Verbindung standen oder durch den Krieg in Ägypten hervorgerufen oder beeinflußt wurden, militärischer Art und sonst, werden vom Oberstleutnant Elgood in seinem Buche eindringend dargestellt. Der Verf. hat über ein Menschenalter in Ägypten gelebt, hat in dieser Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Ägyptern aller Stände und Berufe gestanden, war im Kriegs-, Innen- und Finanzministerium tätig und leistete während des Krieges fünf Jahre in

Ägypten militärische Dienste. Auf solche Weise wohl vorbereitet, hat er die Aufgabe, die er sich in seinem Buche stellte, mit weitem Blick und größter Sachlichkeit gelöst. Er selbst stellt im Vorwort sein Buch als drittes zu zwei anderen: Milner habe in seinem Werke „England in Egypt" eine unvergängliche und wahrhafte Geschichte der Erfolge, die England im Anfange in Ägypten hatte, hinterlassen; Wilfred Blunt gab in seiner „Secret History of the English Occupation of Egypt" einen gleich lebendigen, freilich schmerzvollen Bericht über Fehlschläge der früheren Zeit. Nun bleibe es übrig darzustellen, „wie und warum Ägypten das Joch abwarf". Diese Aufgabe habe er in seinem Buche unternommen. In der Tat ist die Darstellung der Entwicklung der inneren Verhältnisse Ägyptens der eigentliche Kern des Buches. Elgood gibt eine weitausholende Vorgeschichte (in Abschnitt II), in der die Persönlichkeiten von Cromer, Gorst, Kitchener, ʿAbbās Ḥilmi, Muṣṭafā Kāmel, Saʿad Zaghlūl und anderen vor unseren Augen Leben gewinnen; er führt die Darstellung dann durch den Krieg hindurch bis zur Revolution März 1919. Er zeichnet die großen, charakteristischen Linien und füllt sie zu gleicher Zeit aus durch mannigfache lebensvolle, materiell wertvolle Einzelheiten. Von den Ägyptern urteilt er, sie seien, wenn rücksichtsvoll und ehrlich behandelt, leicht zu lenken. „Trouble begins when promises are broken" (S. 241). Auch die Darstellung der Kriegsereignisse ist durchweg sachlich und vornehm. Den Verdiensten des deutschen Führers Freiherrn von Kressenstein, wie auch sonst deutschen Leistungen, wird er vollkommen gerecht. Durch die Wichtigkeit der dargestellten Ereignisse und Entwicklungen, durch die Fülle der sachkundig dargebotenen Nachweisungen, durch überall gleichmäßige Sachlichkeit ist Elgoods Buch eine Geschichtsquelle ersten Ranges, die in der Tat den besten Büchern, die über Ägypten geschrieben sind, zuzuzählen ist.

3. „Naturisme" nennt Brévié, „animisme" Delafosse die fetischistische Zivilisation der Neger im französischen Sudan. „Islamisme contre Naturisme" will sagen, daß beide Gesellschaftsformen sich gegensätzlich gegenüberstehen, daß der „Naturismus" dem „Islamismus", soweit dieser nicht mit Gewalt oder durch obrigkeitlichen Einfluß verbreitet oder gestützt wird, Widerstand leistet, weiter aber auch, daß solche Selbstbehauptung des Fetischismus ein Programmpunkt der heutigen französischen Kolonialpolitik ist. Brévié in seinem weitschichtigen Buche, Delafosse in einer kürzeren Skizze (Revue du Monde Musulman 1922: L'animisme nègre et sa résistance à l'islamisation en Afrique Occidentale), beide aus Einblicken, die sie in leitender Stellung in Westafrika gewonnen, sind, jeder für sich, zu gleichen Ergebnissen gelangt. Brévié behandelt in einem ersten Teil seines Buches den Naturismus, in einem zweiten den Islamismus im französischen Sudan, in einem dritten die Beziehungen der französischen Kolonisation zu beiden. Überblicke über frühere Geschichte und eingehende Darstellungen von Gegenwartsverhältnissen beleuchten die gegenseitigen Beziehungen der islamischen und der fetischistischen Vorstellungen und Gesellschaftsformen. Im zweiten Teil des Buches bietet namentlich das dritte Kapitel (L'Islam Soudanais, S. 177—226) wertvolle materielle Mitteilungen. Die französische Eroberung war zunächst für den Islam in Westafrika vorteilhaft, da die Verwaltung, aus algerischen Traditionen heraus, den Islam begünstigte. Über die Fortschritte, die er damals machte, berichtet das zu jener Zeit geschriebene Buch von Le Chatelier: L'Islam au XIXe siècle. Im Senegalgebiet blieb die Stellung des Islams auch weiter stark (S. 254), anderwärts aber kam bald ein Wandel. 1903 und 1909 studierte die französische Verwaltung durch eingehende Umfragen die Verhältnisse [1]. Die Aufhebung der Häuptlingsgewalten, die Abschaffung der Sklaverei (nach 1900) schufen neue soziale Verhältnisse, durch welche die ackerbautreibenden Fetischisten auf eigene Füße gestellt und ihren alten Traditionen wieder zugeführt wurden. Die französischen Schulen traten in Wettbewerb mit dem Unterricht der Marabuts. Endlich brach die Organisation der eingeborenen Gerichtsbarkeit (Dekret vom 10. November 1903) den Einfluß der muslimischen Kadis. 1911 orientierte sich die französische Politik bewußt (durch Instruktionen, die S. 257—260 mitgeteilt sind) im Sinne einer Wiederherstellung der alten fetischistischen Institutionen und einer Eindämmung des islamischen Einflusses. „Il faut, en un mot, restituer au fétichisme sa forte personnalité de jadis que notre centralisation excessive est en voie de faire disparaître, faute de l'avoir suffisamment connue et appréciée." Der Islam, der sich seines Machtbereiches bewußt geworden ist und den Zusammenhang seiner einzelnen Teile zu stärken sucht, war auch in Westafrika unternehmend geworden und machte schon 1911 den Franzosen zu schaffen (S. 256). Es könnte sehr wohl, wenn der Islam sich in Westafrika ausbreitet, eine Verbindung zwischen diesem und dem Islam Nordafrikas herbeigeführt werden, die ägyptischen, tunisischen. algerischen Nationalisten könnten leicht für ihre umstürzlerischen Gedanken einen geeigneten Boden auch in West-

1) Das Material dieser Umfragen ist enthalten in dem Werke von Delafosse: Haut-Sénégal-Niger. Paris: Larose 1912, 3 Bde.



afrika finden (S. 252). So soll im französischen Sudan der Fetischismus das Gegengewicht gegen den Islam sein. Das letzte Kapitel (S. 293—314) entwickelt „la politique de demain“. — Für die Erkenntnis der tatsächlichen Entwicklung der Verhältnisse des Islams im französischen Sudan im Zeitraum 1912—1915 haben einen sehr schätzbaren dokumentarischen Wert die S. 362—392 mitgeteilten Verwaltungsberichte umfassend alle Distrikte, so Nioro, Goumbou, Sokolo, Djenné, Mopti, Bandiagara, Issa-Ber, Goundam, Tombouctou, Gourma, Gao, Dori, Say, Kayes usw. Die Berichte zeigen, daß der Islam langsam aus den ländlichen Bezirken zurückweicht und sich in den großen Handelsmittelpunkten zusammenzieht, sowie daß die fetischistische Gesellschaft allmählich sich vom islamischen Einfluß freimacht und neu sich aufbaut. Es könne also keine Rede davon sein, daß die Neger dem Islam schicksalsmäßig verfallen seien.

---

1. **Bolland**, Wely Bey: **Almanǧa küčük sarf.** Kleine deutsche Sprachlehre für Türken mit Schlüssel. (Methode Gaspey-Otto-Sauer). 2. Aufl. Heidelberg: Julius Groos 1924. (224. u. 58 S.) 8°. Rm. 2.65.

2. **Connor**, James und Franz **Bayer: Deutsch-Türkisches Konversationsbuch** zum Gebrauche für Schulen und auf Reisen. 2., verb. Auflage. Ebd. 1924. (VIII, 285 S.) 16°. Rm. 2.65. Bespr. von F. Giese, Breslau.

Beide Bücher, die natürlich nur für die ersten Anfänge berechnet sind, erscheinen in zweiter Auflage. Ein Zeichen, daß sie ihre Aufgabe erfüllt haben und recht viel benutzt worden sind. Vom wissenschaftlichen Standpunkte hätte man es sehr gern gesehen, wenn die Verbesserungen namentlich zu 2) sich etwas tiefer gestaltet hätten. Hoffen wir, daß die zweite Auflage auch unter den veränderten politischen Verhältnissen weiter gebraucht wird.

Luke, Harry Charles: **Anatolica.** London: Macmillan & Co. 1924. (XII, 205 S.). 8°. 16 sh. Bespr. von F. Taeschner, Münster i. W.

Lucus a non lucendo — Das Buch handelt nicht von dem, was wir Heutigen unter Anatolien verstehen, der Halbinsel Kleinasien, sondern von Ländern und Orten des Orients, die um Anatolien herumliegen: Teil I Athos, Saloniki, Adrianopel, das alte Serai in Konstantinopel; Teil II Zypern; Teil III das hl. Grab in Jerusalem, Petra; Teil IV Städte in Transkaukasien.

Es ist eine Sammlung von Essays, die meist schon einmal in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren; sehr flott geschrieben, und gut informiert. Der Verf. hatte als politischer Offizier und Beamter sich von Amts wegen mit den örtlichen Verhältnissen zu befassen. Sein Interesse gilt fast ausschließlich dem christlichen Bestandteile des Orients, und dessen Geschichte. Über die Verhältnisse nach dem Kriege erfahren wir mitunter interessante Einzelheiten, doch ist alles Politische geflissentlich gemieden. Wissenschaftliche Erkenntnisse zu bieten, war nicht die Absicht des Verf.

Grobba, Dr. Fritz: **Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges.** Hannover: Heinz Lafaire 1923. (VII, 201 S.) Lex. 8°. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

In übersichtlicher, durch statistische Tabellen und Gesetzes- und Verordnungstexte reich belegter Darstellung schildert der frühere Dragoman des deutschen Konsulats in Jerusalem, Grobba, der als Geschäftsführer der Getreidekommission Jerusalem 1916/7 und dann durch seine Tätigkeit im AOK IV in Damaskus (Ober-Etappeninspektion) 1918 das syrisch-palästinische Verpflegungswesen gründlich aus nächster Nähe kennen gelernt hat, die Gestaltung der Getreidewirtschaft in Syrien und Palästina während des Kriegs: die trotz ungesunder Grundbesitz- und Steuerverhältnisse an sich günstige Lage, da in nicht zu schlechten Jahren ein Ausfuhrüberschuß an Körnerfrüchten bestand; den Rückgang der Anbaufläche Herbst 1914 um etwa 10% und 1915 um etwa weitere 20% infolge der Einziehungen zum Heeresdienst, der Armenierverbannungen, der Beschlagnahmungen von Zugtieren und des Mangels an Saatgetreide, da zuviel requiriert worden war; schwere Schädigung der Ernten 1915 und 1916 durch Heuschreckenfraß und ungünstige Witterung; Verschärfung der Krise durch die fast unüberwindlichen Transportschwierigkeiten, die zusammen mit der Entwertung des Papiergelds und dem ungehemmten Getreidewucher den Preis so in die Höhe trieben, daß in den nicht produzierenden Gebieten, zumal in dem auf Subsidien aus dem Ausland angewiesenen Libanon, die Unbemittelten hungerten, auch wenn an sich noch Getreide vorhanden war; die Verbesserung der Aussichten für 1917 durch die Heuschreckenbekämpfung (in Syrien Dr. Bredemann) und die sehr bald sichtbaren Wirkungen des auf Anregung des deutschen Beirats im Landwirtschaftsministerium Dr. Bücher erlassenen Zwangsanbaugesetzes, aber Rückschlag infolge des Ausbleibens ausreichender Regenfälle, das zu einer Mißernte 1917 führte; Ernährungskatastrophe Frühjahr 1918, die wenigstens für die Armee durch Getreidezufuhr aus Konia behoben wurde; Erleichterung der Lage durch den ausgezeichneten Ausfall der Ernte 1918, die trotz der immer noch stark herabgesetzten Anbaufläche etwa einer Durchschnittsernte gleichkam.

Diese Darstellung ist eingeteilt nach Wirtschaftsjahren; bei jedem werden der Reihe nach die bestellte Fläche, die Ernte, die behördlichen Maßnahmen zu ihrer Erfassung und Verteilung, die Versorgung der Truppe und die Versorgung der Zivilbevölkerung behandelt. Der Schwerpunkt liegt neben der Feststellung der statistischen Tatsachen auf der kritischen Würdigung des Vorgehens der türkischen Militär- und Zivilbehörden; dadurch wird das Buch, das zunächst der Kriegsgeschichte und der Wirtschaftskunde von Syrien und Palästina dienen will, zugleich zu einem bedeutsamen Beitrag zur Kritik der jungtürkischen Verwaltung, der im Vergleich zu zahllosen anderen äußerst wohltuend wirkt wegen der ausgezeichneten Tatsachengrundlage und der vollen Sachkenntnis und Sachlichkeit des Verfassers, dem es nie um die Kritik als Selbstzweck, sondern stets um die Sache zu tun ist. Das Bild, das sich ergibt, ist nicht günstig: wirtschaftliche Einsichtslosigkeit bis in die höchsten Stellen, die durch Befehle wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten aus der Welt schaffen zu können glauben; organisatorisches und vor allem geschäftliches Ungeschick der türkischen Beamten, die sich auch bei Geschäftsabschlüssen als Obrigkeit fühlen und sich nicht entschließen können, die für den Geschäftsmann geltenden Normen als auch für sich bindend anzuerkennen; und vor allem, wieder bis in die höchsten Stellen, die Unredlichkeit, die die allgemeine Not benützt, die eigenen Taschen oder die Parteikasse zu füllen[1]. Wobei nicht verschwiegen werden darf, daß es Ausnahmen gegeben hat, vor allem den tüchtigen und rührigen Vali von Aleppo Bedri Bej, und daß auch die deutsche Etappe nicht immer mit dem wünschenswerten Geschick vorgegangen ist. Daß auch Grobba (S. 26) den ungeheuerlichen Vorwurf der Ententepresse, die Türkei habe bewußt die christlich-arabische Bevölkerung des Libanon und Beiruts verhungern lassen wollen, gebührend zurückweist, sei ausdrücklich festgestellt[2]. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Amerikaner 1917 die auf Betreiben der in Amerika lebenden Juden und Libanesen abgeschickten Getreideschiffe unter dem Vorwand von Verhandlungen über die Bedingungen der Verteilung so lange in Alexandrien zurückgehalten haben, bis Amerika in den Krieg eingetreten war.

1) Leider hat Grobba das umfangreiche Material über Getreideschiebungen, das er besitzt, nur zum kleinsten Teil veröffentlicht.

2) Den durch Hungersnot zugrunde gegangenen Teil der Bevölkerung des Libanon schätzt Grobba S. 115 auf nur $^1/_5$.

Den Schluß des Buches bildet eine durch den Mangel an zuverlässigem statistischem Material etwas beeinträchtigte Darstellung der Gestaltung der Getreidewirtschaft seit dem Krieg, in der die politischen Verhältnisse — vor allem auch der Gegensatz zwischen Zionisten und Arabern — ausgiebig berücksichtigt werden und der eine ausführliche, sehr interessante Einleitung[1] über die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung des Landes in den ersten Nachkriegsjahren und den Einfluß der neuen staatlichen Gliederung auf sie vorangeschickt ist.

Die Tatsachenangaben des Buches und die Übersetzungen sind, soweit ich sie an der Hand des im Frühjahr 1918 in Syrien von mir in militärischem Auftrag gesammelten Materials[2] nachprüfen konnte, im allgemeinen durchaus zuverlässig[3]; wobei zu berücksichtigen ist, daß man in der Türkei schon in normalen Zeiten großenteils auf Schätzungen angewiesen war, die u. U. weit voneinander abwichen.

Hedin, Sven: Ossendowski und die Wahrheit. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (111 S.) 8°. Rm. 2 —. Bespr. von E. Tiessen, Charlottenburg.

Die Aufnahme, die besonders das erste Buch des Polen Ossendowski gerade in Deutschland gefunden hat, war eine Krankheitserscheinung. Schon um der Nationalität seines Verfassers willen. Zugegeben, daß ein kleinerer Kreis von Führern in Wissenschaft und Politik solche inneren Widerstände beiseite setzen muß, um sich einen weiten Überblick zu wahren, so ist es doch eine wohl sogar für die Deutschen

1) Darin S. 116—8 ein auf eigener Erkundung beruhender Exkurs über das Mütessariflik Kerak.

2) Leider ist mir ein großer Teil davon nicht mehr erreichbar, besonders die wertvollen Angaben über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Vilajets Damaskus, die ich durch Vermittlung des Defterdars des Vilajets Lutfi Bej erhalten hatte.

3) Etwas verunglückt ist die Übersicht S. 21: für den Zehntertrag von Aleppo ist aus Tabelle 11 (S. 149) ein infolge von Additionsfehler um 2000 t zu niedriger Betrag eingesetzt; durch die Multiplikation mit 8 erhöht sich der Fehler auf 16000 t, und durch einen Additionsfehler in der Übersicht selbst (wenn nicht etwa in einem der anderen Einzelposten ein Druckfehler ist) auf 21000 t — über 2% der Gesamternte von Syrien! Der Verfasser hätte durch Abrundung der ja ohnehin nur im allergröbsten vielleicht brauchbaren und immer wieder neben ganz ungefähren Schätzungen stehenden Zahlen der türkischen Statistiken (auf volle Tausend t und Tausend *dönum*) viel Arbeit und Raum sparen können; dadurch wäre die Vermeidung solcher Irrtümer sehr erleichtert worden! — In Tabelle 25 (S. 162) stimmen die Summen von Spalte 2 und 3 nicht zu den Einzelposten; sie sind trotzdem richtig, es ist nämlich der in Spalte 6 angegebene Konsum des Libanon in Abzug gebracht, was gesagt sein sollte. — Unter den Mitgliedern der Ernährungskommission S. 165 fehlt versehentlich der Unterstaatssekretär des Finanzministeriums. — Ein störender Druckfehler ist *Dampfanlagen* S. 135 für *Dammanlagen*.

anormale Erscheinung, wenn das Buch eines Polen sozusagen Mode werden kann. Aber darum kann es sich natürlich hier nicht handeln, und das hätte auch Sven Hedin, bei all seinem bewährten Interesse an der Förderung alles Guten und Tüchtigen und an der Bekämpfung alles Wurmstichigen und Gefährlichen in Deutschland, kaum einen Anlaß zum Einschreiten geboten. Allenfalls kam dies als drittes Movimentum hinzu zu den beiden anderen Beweggründen, nämlich einmal der Auflehnung jeder wahrhaftigen Natur gegen die Lüge, sodann dem Bewußtsein, in diesem Fall die beste Sachkenntnis zur Entlarvung des Schwindels zu besitzen — also ein „Adel verpflichtet" in besonderen Verknüpfungen. Zunächst hat es leider nicht ausbleiben können, daß die öffentliche Stellungnahme Hedins gegen das Buch diesem wenigstens bei allen nur Neugierigen erst recht zum (buchhändlerischen) Erfolg verhalf. Und aus diesem Grunde und aus seinem untadeligen Ziel- und Pflichtbewußtsein ist es zu erklären, daß Hedin soviel Mühe und Zeit an eine solche Sumpfblase der Literatur gewandt hat und schließlich seinen einzelnen Aufsätzen sogar noch eine eigene kleine Schrift hat folgen lassen. Diese ist denn nun wohl der letzte und tödliche Schlag geworden, und die Ossendowski-Mode liegt hoffentlich in den letzten Zuckungen. Daß das Buch von O., um das es sich handelt, eine Reise durch Sibirien, die Mongolei und Nordosttibet ganz oder zum großen Teil überhaupt vortäuscht oder doch mit schrankenloser Phantasie unter der Vorspiegelung tatsächlicher Erlebnisse ausstattet, hat Hedin schon früher nachgewiesen. Hier trägt er all seine Kritik nochmals zusammen und beleuchtet auch die Schliche, mit denen O. und die an seinem „Erfolg" interessierten Kreise ihr auszuweichen versucht haben. Aber während Hedin früher wenigstens die Phantasie des Polen und ihre geschickte schriftstellerische Ausmünzung anzuerkennen sich gedrungen fühlte, hat er nun auch von diesem vermeintlich gerechten Zugeständnis zurücktreten müssen. Seine Annahme, es wäre alles in leidlicher Ordnung gewesen, wenn O. nur eingestanden hätte, daß er aus seiner Phantasie heraus geschaffen hätte, gilt auch nicht mehr. Denn es ist Hedin zudem gelungen, den einwandfreien Nachweis zu führen, daß O. ganz wesentliche und ausführliche Teile der Erfahrungen, die er unter seinen Mongolen gesammelt haben wollte, einem 1910 in Paris erschienenen, wenig bekannt gewordenen Buch des phantastischen Franzosen Saint-Yves „entlehnt" hat, ohne auch nur im mindesten auf diese Außenquelle hinzudeuten. Damit hat das Bild des O. eine solche Abrundung erfahren, daß man ihn und seine Schriften endlich überall mit verdienter Verachtung und vor allem Nichtbeachtung strafen sollte.

Tessitori, Dr. L. P.: Bardic and Historical Survey of Rajputana. 6 Hefte. Calcutta: Asiatic Society, 1917—1920. = Bibliotheca Indica, New Series. Bespr. von J. C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Einer der ersten Forscher in der neu-indischen Philologie, Tessitori, dessen vorzeitiger Tod einen großen Verlust auf diesem Gebiet bedeutet, erschließt uns hier einen Schatz verstreuter und bis heute noch unbeachteter mittelalterlicher Literatur von Rajputana. Drei Hefte, Nr. 1409, 1412, 1413 (S. 69, 94, 87) bilden ‚a descriptive Catalogue of Bardic and Historical Manuscripts'. Das erste Heft handelt über die in Prosa abgefaßten Chroniken des Jodhpur Staates, das zweite über die des Bikaner Staates und das dritte über dessen Barden-Dichtung. In den beiden letzten Heften hat Tessitori nur die Handschriften der Darbār-Bibliothek verarbeitet. Der Verf. hat in die in Prosa abgefaßten Chroniken alle Arten von Prosaschriften, die in Mārwāṛī als *khyāta* (Chronik), *vāta* (Geschichte), *vigata* (Bericht), *vaṃsāvaḷī* (Familien- und Geschlechtschronik), *pīḍhī* (Genealogie), *kahāṇī* (Erzählung) usw. bezeichet werden und die alle mehr oder weniger historischen Charakter tragen, mit eingeschlossen. Sowohl Barden-Dichtung und Gesänge als auch Werke über nicht-historischen Stoff, die sich in derselben Handschrift eingestreut fanden, sind ebenfalls beschrieben worden, wenn auch bedeutend flüchtiger. In den angeführten Auszügen werden die Teile, die Daten, Personen, Namen usw. enthalten oder neuen Aufschluß geben, bevorzugt. Einige Handschriften berichten Tatsachen und Begebenheiten zusammenfassend, aber ohne jegliche Ordnung, andere wollen die ganze Geschichte gewisser Zeitabschnitte geben. Wir finden dort Genealogien regierender Familien einerseits und Berichte über verschiedene Rajput-Kasten andererseits. Daß dieses alles für die Geschichtskenntnis wichtig ist, ist klar, aber es ist nicht weniger wichtig für die Kenntnis des Privatlebens der Rajput-Fürsten in jenen Tagen. Die Geschichten beschränken sich keineswegs nur auf die vorerwähnten Staaten, sondern sie erstrecken sich beinahe über ganz Nordindien einschließlich Gujarāt. Dann und wann finden sich einige wissenschaftliche Werke darunter, wie *Bhogal-Purāṇ*, eine kurze Abhandlung über Cosmographie und Geographie in Hindī; *Sālotar (Sālihotra)*, ein Abriß der wohlbekannten tierärztlichen Abhandlung in einem Gemisch von Mārwāṛī und Hindī; *Ghoḍā rā aukhadh*, ein kurzer Aufsatz über Tierheilkunde in Be-



zug auf Pferde. Volkstümliche Werke fehlen auch nicht, u. a. finden wir: *Hitopades-granth* im Guvāleri-Dialekt (Prosa mit eingestreuten Versen), *Vetāla-pacīsī rī Kathā* (Mārwāṛī-Prosa mit Versen untermischt; zwei leicht voneinander abweichende Fassungen); *Singhāsan-battīsī rī Kathā* (zwei Fassungen, die eine in Mārwāṛī, die andere in Jaipurī); *Gorā Vāḍal rī Kathā* (eine poetische Version der berühmten Geschichte der schönen Padamaṇī von Citoṛ und ihrer Verwandten Gorā und Vāḍal); *Rājā Bhoj rī panarmī Vidyā triyā-carita* (das fünfzehnte Wissen des Königs Bhoj: die Kenntnis der Frau); *Lukamān Hakīm apṇai beṭai kū̃ nasīhat* (die Ratschläge des Weisen Lukmān an seinen Sohn, in Mārwāṛī gemischt mit Urdū); *Dampati-vinoda* (eine Umarbeitung der bekannten Geschichten des Papageis und der Predigerkrähe, in Mārwāṛī-Prosa untermischt mit Sanskrit- und Mārwāṛīversen). Eine große und schöne Handschrift enthält eine von dem Munshī Lālā Hīrā Lāl im Jaipurī-Dialekt angefertigte Übersetzung von *Aīn-i-Akbarī*. — In Bezug auf die Barden-Gesänge, die manche Liebes- und Kampfgeschichte geben, sagt der Verf., daß sie abgesehen von dem oft beachtenswerten literarischen Wert, große Bedeutung haben, weil sie Licht auf das Leben der Rajputen im Mittelalter werfen, und weil sie — wenn sie wirklich aus der Zeit der erzählten Ereignisse stammen — dem Historiker eine Hilfe sind. Es fehlt leider in diesen Heften eine Inhaltsangabe oder ein Register zu Nachschlagezwecken.

Heft Nr. 1411 (S. 14 + 139) enthält eine kritische Ausgabe mit Noten und Glossar der *Vacanikā Rāṭhòṛa Ratana Singhajī rī* von Khiṛiyā Jagā. Das Werk ist in Ḍiṅgaḷa, d. h. einem literarischen oder poetischen Mārwāṛī verfaßt im Gegensatz zu Piṅgaḷa, das die Braja-Sprache zur Basis hat. Das Werk feiert den ruhmvollen Tod des Ratana Singha, der in der Schlacht von Ujain (1658 n. Chr.) fiel, wo er unter Jasavanta Singha gekämpft hatte. Dieser half Dārā gegen die vereinigten Streitkräfte seiner Brüder Aurangzeb und Murād im Kampf um den Kaiserthron. Tessitori behandelt in seiner meisterhaften Einleitung die Handschriften, literarische und philologische Fragen, die mit dem Gedicht verknüpft sind, und spricht über den Verf. des Werkes. Da das Gedicht zu den volkstümlichsten Bardenliedern Rajputanas gehört, konnte sich der Herausgeber eine große Menge von Abschriften des Werkes verschaffen. Aus dieser wurden 13 an der Zahl, von denen einige nur 30—40 Jahre nach der Zeit der Abfassung des Werkes datieren, für diese Ausgabe gewählt. Es ist interessant, daß die meisten von diesen Abschriften den Jaina gehören. Das Gedicht wurde sofort oder sehr bald nach dem Ereignis, das es erzählt, abgefaßt; jedenfalls fällt es in die zweite oder spätere Periode des Ḍiṅgaḷa, das von dem Anfang des 17. Jahrh. n. Ch. an datiert. Da aber der Sprachwandel sehr langsam vor sich ging, zeigt die *Vacanikā* im allgemeinen mehr Merkmale des Alt-Ḍiṅgaḷa (13.—16. Jahrh.) als solche des Ḍiṅgaḷa von heute. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in wenig bekannten und daher unbedeutend oder gar nicht veränderten Gujarātī-Werken. In Bezug auf die lexikographischen Besonderheiten bemerkt der Verf., daß sie weniger bedeutend sind, da die Barden in dieser Hinsicht konservativer waren als in Bezug auf die Grammatik. Auch Stil und Form der *Vacanikā* gehören der alten Periode an, wie schon der Name verrät. Das Werk ist in einer Art gereimter Prosa geschrieben, wo jede Phrase oder jeder Satz, gleichgültig ob lang oder kurz, sich mit der nächsten Phrase oder dem nächsten Satz reimen muß. *Dūhās*, *chappayas*, *gāhās* usw. sind eingestreut. Es unterscheidet sich von früheren Werken insofern, als es auch *chandas* enthält, und somit eine Neuerung bringt. Auch in Alt-Gujarātī finden sich Beispiele für solche gereimte Prosa, z. B. *Pṛthvīcandracaritra* von Māṇikyasundar Sūri, in den ‚Gaekwad's Oriental Series' Nr. 13: *Prācina Gurjarakāvyasangraha* veröffentlicht. Tessitori zeigt, welche Werke unserem Dichter als Vorbild gedient haben müssen, und berührt die dichterischen Kunstgriffe, deren der Verf. sich bedient hat. Die Anmerkungen handeln über Lesarten des Textes, Parellen von anderen Werken, über schwierige oder dunkle Worte usw., und das Glossar liefert uns eine Sammlung von höchst charakteristischen Ḍiṅgaḷa-Worten mit ihren Bedeutungen und ein vollständiges Register sowohl aller Eigennamen als auch der Pronominal- und Postpositional-Formen, die in der *Vacanikā* gebraucht sind.

Veli Krisana Rukamaṇī rī von Rāṭhòra Prinz Prithī Rāja bildet den Gegenstand des Heftes Nr. 1423 (S. 15 und 143), hier mit Anmerkungen und einem Glossar in Auswahl wie oben zum ersten Male veröffentlicht. Grierson erwähnt das Werk nicht, vgl. § 73 in ‚the Modern Vernacular Literature of Hindustan'. Es scheint, daß er Ḍiṅgaḷa-Arbeiten kaum beachtet hat, da seine Hauptquellen, die einheimischen Chrestomathien, darüber schweigen. — Tessitoris Einleitung handelt über den berühmten Verfasser, dessen Heldentum durch den dichterischen Genius nicht beinträchtigt wurde. Er war eine Zierde des Hofes Akbars und hatte das Glück, an dem Ruhm einiger seiner Feldzüge Anteil zu haben. Sein einzigartiger Genius und seine

ebenfalls einzigartige Frömmigkeit waren mit einer gewissen übernatürlichen Kraft gepaart, so daß er schon zu seinen Lebzeiten als ein Hellseher und ein Heiliger verehrt wurde. Er verlor niemals den Geist der Rajputen, er blieb immer ein Bewunderer von Mut und unbiegsamer Würde und ein geschworener Feind von Erniedrigung und kriechender Dienstbeflissenheit, wie aus einem hier wiedergegebenen Gesang über gewisse Gepflogenheiten Akbars zu ersehen ist.

Das hier veröffentlichte Gedicht ist das längste aus seiner Feder und ist um 1581 n. Ch. verfaßt. Es handelt über den Raub der Rukmiṇī von Kṛṣṇa bis hin zu der Geburt ihres Sohnes Pradyumna. Die Geschichte ist aus dem Bhāgavata-Purāṇa genommen, aber die künstlerische Einkleidung ist selbständige Arbeit des Dichters. Nur in vier Fällen konnte der Herausgeber eine so starke Übereinstimmung mit dem Original nachweisen, daß von einer Entlehnung die Rede sein kann. Das große Selbstlob des Dichters am Ende seines Werkes ist leicht verzeihlich, wenn wir seine wirklich hohen Verdienste erkennen. Die Tatsache, daß verschiedene Gelehrte sein Werk commentiert haben, weist auf den Wert desselben hin. Das Gedicht vereinigt glücklich Natürlichkeit des Ausdruckes mit sorgtältig durchgearbeitetem Stil. Es ist auch in Ḍiṅgaḷa geschrieben, dem Dialekt, der allein gemeinhin als geeignet für heroische, aber als zu rauh für erotische oder idyllische Stoffe gilt, hierfür wird Piṅgaḷa benutzt. Tessitori meint, daß unser Dichter diesen Irrtum beseitigt hat, weil, fügt er hinzu, das Gedicht nicht hätte musikalischer sein können, wenn er es in Piṅgaḷa geschrieben hätte, es aber dann an Natürlichkeit eingebüßt hätte. Einige Bemerkungen über das Metrum der Dichtung und eine Liste der Handschriften, die für die Ausgabe gebraucht worden sind, beschließen die Einleitung.

Das letzte Heft Nr. 1430 (S. 15 und 113) enthält *Chand rāu Jèta Sī rō*, ein Gedicht von Vīṭhū Sūjè Nagarajòta, einem Cārana im Solde des Rāu Jèta Sī von Bikaner um 1535 n. Ch. geschrieben. Der Dichter feiert in seinem Werk den Sieg des Fürsten über Kāmrān, ein Ereignis, das die mohammedanischen Historiker nicht erwähnen. Wie es in Barden-Gesängen Brauch ist, enthält dies Werk auch einen Bericht über die kriegerischen Heldentaten der Vorfahren des Jèta Sī und berichtet uns auf diese Weise einige Begebenheiten aus der frühen Geschichte von Bikaner. Alles dies hat Tessitori hier in seiner Einleitung zusammengestellt und verweist dann auf ein anonymes, aber selbständiges Gedicht gleichen Titels und über denselben Gegenstand, das er in der Bikaner Darbār-Bibliothek gefunden hat und das die Richtigkeit des Inhaltes unseres Gedichtes bestätigt und nicht selten Ergänzungen hinzufügt. Beide Dichtungen sind frei von falschen Darstellungen von Jèta Sī's Sieg über Kāmrām, wie sie in der späteren Bikaner Überlieferung vorkommen. Nach einigen Bemerkungen über das Metrum bespricht der Verf. die Handschriften, die er zur Herausgabe benutzt hat. Tatsächlich gibt es nur eine Handschrift, da die andere nur eine Abschrift dieser ist. Aber die Originalhandschrift stammt schon aus dem Jahre 1573 n. Ch., datiert also nur 38 Jahre nach der Abfassung des Werkes und ist durchweg genau. Dunkle Stellen sind selten. Am Schluß gibt Tessitori Anmerkungen und einen Namensindex.

Es wird nicht unangebracht sein, noch ein in derselben Reihe veröffentlichtes Heft ähnlichen Inhaltes, Nr. 1470 (S. 96), zu erwähnen, nämlich *Sūraja-Prakās* oder „Rājasthānī Balladen über Mahārāja Śrī Abhaisiṅghajī“ von Vijairāmota Kaviyā Karaṇīdāna. Das Werk ist von Paṇḍita Rāmakaraṇa Vidhyāratna von Jodhpur augenscheinlich aus drei Handschriften herausgegeben worden, aber ohne jegliche Einleitung usw., die vielleicht nachträglich gegeben wird, da noch weitere Hefte erscheinen sollen. Den größten Teil des vorliegenden Heftes nimmt die Geschichte von Rāma ein, wie es in solchen Werken üblich ist. Dieses Werk erinnert mich an Grierson a. a. O. § 370. Dort ist der Verfasser Karan Kabi Bandījan genannt, der das Gedicht *Sūrya Parkās*, 7500 Sloka lang, unter der Gönnerschaft des Abhay Siṅgh geschrieben hat. Es gibt die Geschichte von der Zeit des Jaswant Siṅgh bis herab zu Abhay Siṅgh (1638 bis 1731).

Saunders, Kenneth: **Lotuses of the Mahāyāna.** London: John Murray 1924. (63 S.) kl. 8° = The Wisdom of the East Series. 2 sh. 6 d. Bespr. von O. Stein, Prag.

Ursprünglich wollte der Herausgb. unter Mitwirkung Dr. M. Anesakis eine größere Anthologie des Mahāyāna-Buddhismus veröffentlichen, aber das Erdbeben in Japan vernichtete das Manuskript. In einer kurzen Einleitung über das Mahāyāna, das (S. 13) mit Bezug auf die Stellung zur vorbuddhistischen Moral als ein geläuterter und reformierter Hinduismus bezeichnet wird, sucht Saunders diesem System gerecht zu werden. Dies fällt ihm um so leichter, da er (S. 12) erklärt, daß die als orthodox geltenden Schriften des Hīnayāna nur eine der möglichen Interpretationen des Buddhawortes bieten. Allerdings sollte man nicht den Standpunkt, den der Historiker des Buddhismus einnimmt, vermengen mit dem des Forschers nach dem „Buddhawort“; der letztere wird immer dem Mahāyāna gegenüber skeptisch, ja ablehnend bleiben, dem ersteren sind beide Systeme nur Phasen der Entwicklung.

Zuerst gibt der Herausgb. Texte aus den Upaniṣaden, dann folgen kürzere Stellen aus Saddharmapuṇḍarīka,



Avatamsaka-Sūtra usw. bis zu den japanischen Dichtern (Kūkai um 744), und Lafcadio Hearn. — Das kleine Buch will eine Illustration zu Saunders Epochs in Buddhist History (Chicago University Press 1924) sein; hoffentlich gelingt es, diese Illustration in einem größeren Werke noch deutlicher zu machen.

Ronaldshay, Earl of: **Lands of the Thunderbolt**, Sikhim, Chumbi & Bhutan. Mit 32 Abbild. London: Constable & Co. 1923. (XVII, 266 S.) 8°. 17 sh. Bespr. von A. H. Francke, Gnadenberg.

Das Reisebuch eines liebenswürdigen Menschen, der einen offenen Blick hat für alles Schöne in Natur, Kunst und Geisteswelt und es versteht, den Leser fesselnd und anregend zu unterhalten. Die Reise durch die im Titel angegebenen Gebiete dient oft nur als Rahmen für Belehrungen über indischen und tibetischen Buddhismus, Archäologie und Geschichte der Bergstaaten. Wie bei Edwin Arnold gehört das Herz des Verfassers dem Buddhismus, obgleich ihm sein Gewissen noch nicht erlaubt, denselben über das Christentum zu stellen. Der Graf hat Einblicke tun dürfen in die Arbeit des „Archaeological Survey“ und weiß sehr interessant über die Ausgrabungen bei dem spätbuddhistischen Kloster Nalanda zu berichten. So wie er uns hier einen Blick tun läßt in die neuesten wissenschaftlichen Arbeiten eines Forschungsinstituts, dessen Veröffentlichungen nur wenigen zugänglich sind, öffnet er uns auch die Geschichtsquellen von Gebirgsstaaten, von deren Vergangenheit nur wenige unter den Gebildeten ein Weniges wissen. Und diese Geschichten weiß er so drollig zu erzählen, daß auch solche Leser, die eigentlich von jenen Ländern gar nichts zu wissen wünschen, am Schluß der geschichtlichen Kapitel dem Autor für seine Belehrungen Dank sagen. Graf Ronaldshay, der Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London, beweist durch das vorliegende Buch, daß er nicht nur einen prächtigen Humor, sondern auch einen scharfen Entdeckerblick für alles Wertvolle in der Welt besitzt. Die beigegebenen Photographien sind sämtlich sehr schön; zum Teil sind es geradezu Meisterwerke.

Hobson, R. L.: **The Later Ceramic Wares of China. Being the Blue and White, Famille Verte, Famille Rose, Monochromes, etc., of the Kang Hsi, Yung Chêng, Ch'ien Lung and other Periods of the Ch'ing Dynasty.** London: Ernest Benn 1925. (XXIX, 156 S. und 76 Tafeln). 4°. £ 5.5. — Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Dieses Werk bildet mit den beiden Vorgängern „The early ceramic wares of China“ und „Wares of the Ming dynasty“ eine Trilogie, welche die gesamte chinesische Keramik umfaßt. Es behandelt die Töpferkunst der letzten Ch'ing oder Mandschu Dynastie (1644—1912); für die Chinesen eine Herrschaft von Barbaren, unter der jedoch die Porzellankunst ihre höchsten technischen Triumphe und ihre letzte ästhetische Blüte erlebte. Die Erzeugnisse dieser Periode sind uns schon seit langer Zeit ziemlich genau bekannt, so daß der Verfasser im Texte nur wenig Neues bringen konnte; daher liegt der Hauptwert dieser Veröffentlichung in den hervorragenden Abbildungen — ungefähr 160, davon 26 in Farben —, die eine vollkommene Übersicht über alle wichtigen Typen dieser Zeit geben. Die Stücke selbst entstammen vorwiegend englischen Privatsammlungen, unter denen die bisher wenig bekannte des Mr. Leonard Gow durch ihre vorzügliche Qualität überrascht. Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war in Europa praktisch nur das chinesische Exportporzellan bei Sammlern bekannt, welches in großen Massen zu uns kam und bei seiner entschiedenen Überlegenheit über die besten unserer Erzeugnisse auch entsprechend bewundert wurde. Daß diese Exportware in früherer (K'ang-hsi) Zeit auch ganz vorzügliche Stücke enthielt, beweist die Sammlung Augusts des Starken in Dresden, die zum größten Teil in den Jahren 1694—1705 erworben wurde. Doch das Beste ist der Feind des Guten. Erst gegen Ende des letzten Jahrhundert kamen durch die Plünderung der kaiserlichen Paläste in Peking und durch die wirtschaftliche Not mancher chinesischer Sammler Porzellane an den Markt, welche die erste Qualität aus den besten Perioden in reinem chinesischen Geschmack repräsentieren. Manche Typen, die in China hochgeschätzt wurden, sind in Europa immer noch wenig bekannt, wie z. B. die kleinen Vasen und Schalen, welche den Schreibtisch des chinesischen Literaten schmückten, Steatit blau-weiß, einfarbige Glasuren und das sog. ku-yüch-Porzellan unter Ch'ien-Lung. Das Letztere war eine Nachahmung eines besonderen Mattglases in weichem Porzellan mit einem zarten Dekor in famille rose oder anderen Emaillefarben[1]. In der Literatur nehmen — auch nach Hobson — die Briefe des Jesuitenpaters d'Entrecolles 1712 und die Notizen des Direktors der kaiserlichen Porzellanmanufaktur unter Ch'ien Lung — T'ang Ying — immer noch die erste Stelle ein. Dem Ersteren verdanken wir eine interessante Beschreibung des riesigen Fabrikationszentrums Ching-tê Chên in der Provinz Kiangsi mit ungefähr 3000 Brennöfen und aller Einzelheiten des Betriebes, während T'ang Ying uns in authentischer Weise über die mannigfaltigen Erzeugnisse belehrt. Fast 90% der ge-

---

1) Für Einzelheiten über diese seltenen Stücke siehe die Beschreibung durch R. L. Hobson auf Seite 82.



samten chinesischen Produktion entstammen dieser Zentrale, die zweimal vollständig zerstört — während des San Fan Aufstandes 1674—1678 und wiederum 1853 durch die T'ai P'ing Rebellen — sich jedesmal in wenigen Jahren Phönix-gleich aus der Asche zu ihrer früheren Größe erhob. Man darf sich daher nicht wundern, wenn das vorliegende Werk fast ausschließlich die Erzeugnisse von Ching-tê Chên behandelt; von den gewiß zahlreichen kleineren Fabrikationsstätten in den anderen Provinzen sind nur einige wenige kurz erwähnt. Nur Tê-hua in der Provinz Fukien, welches seit der Ming Zeit bis auf den heutigen Tag künstlerisch vollendete Figuren und kleine Vasen in einem matten Porzellan mit dünner weißlicher Glasur produziert, ist noch ein ganzes Kapitel gewidmet.

Die mannigfaltigen Typen sind von Hobson in mustergültiger Weise und „quite up to date" beschrieben; die wechselnde Form, Technik, Paste, Glasur und Dekor werden äußerst eingehend behandelt. Leider folgt die Einteilung — nach alter Tradition — wieder den verschiedenen Dynastien mit ihren Hauptvertretern K'ang Hsi 1662—1722, Yung Chêng 1723—1735 und Ch'ien Lung 1736—1795. Wenn man auch nicht bestreiten wird, daß die Porzellankunst dem künstlerisch sympathischen Verständnis dieser Kaiser außerordentlich viel verdankt und daß auch die Erzeugnisse unter diesen Kaisern manche charakteristische — sie von anderen Herrschern trennende — Merkmale aufweisen, so wäre der Versuch einer Einteilung nach Material, Technik und Dekor für den Kenner entschieden interessanter gewesen. Auch würde eine solche Einteilung, die fortlaufend die Wandlungen der verschiedenen Typen schildert, dem angehenden Sammler ein viel klareres Bild vermitteln und ihm die Datierung seiner Stücke erleichtern. Hoffentlich wird eine derartige Neugruppierung, die nicht einmal besonders schwierig sein dürfte, in einer der kommenden Auflagen versucht.

Die keramischen Leistungen unter dem zweiten Kaiser der Mandschu-Dynastie, K'ang-hsi 1662—1722, dürfen künstlerisch wie technisch wohl als die besten dieser Periode bezeichnet werden. Natürlich ruht diese Blüteperiode des chinesischen Porzellanes ganz auf den Erfahrungen, welche in der langen Ming Zeit gesammelt worden waren; eigentlich Neues gibt es nur wenig, doch wurde die Fertigkeit bereichert, und die immer kühner werdende Technik schreckt vor keiner Schwierigkeit zurück. Neue Dekorationsmethoden werden erfunden, die verschiedenartigsten Techniken werden kombiniert, und die Produktion selbst stieg ins Ungeheure, so daß die Erzeugnisse sich nicht nur über Asien, sondern über die ganze zivilisierte Welt verbreiten konnten.

Mit vollem Recht setzt der Verfasser das Blau-Weiß-Porzellan der K'ang hsi Periode an die erste Stelle. Die vornehme, hochstrebende Form der Vasen mit ihrer feingeschlemmten Paste, dem reinweißen Grunde und dem saphirblauen leuchtenden Dekor unter der dünnen Glasur ist allerdings meisterhaft und unerreicht. Obwohl die Dekoration durch weitgehende Arbeitsteilung in etwas mechanischer Weise ausgeführt wurde, so ist sie doch auf den K'ang hsi Stücken niemals schlecht. Besonders fein in ihrer künstlerischen Linienführung wirkt die blaue Bemalung auf den sogenannten Hua-shih-Porzellanen, in denen das Kaolin der Masse zum Teil durch Steatit ersetzt wurde. Ausgezeichnete kleine Vasen, Schreib- und Teegerät wurden in dieser Technik noch viel unter Jung Chêng und Ch'ien lung angefertigt; leider gibt der Verfasser keine farbigen Abbildungen von diesen wunderbaren Schöpfungen.

Die nun folgenden polychromen Porzellane werden nach ihrer Technik in zwei große Gruppen eingeteilt, je nachdem die Emaillefarben direkt auf den Biskuitkörper oder über der Glasur aufgetragen wurden. Für alle Einzelheiten in dieser und in der folgenden farbenprächtigen monochromen Gruppe muß ich den Leser auf das Werk selbst und seine vorzüglichen Abbildungen verweisen. Tafel 6, eine Deckelvase in famille noire mit Pflaumenblüten, Päonien und Vögeln in Emaillefarben, sowie die Einzelfarbglasuren auf Tafel 21 und 22 sind Meisterwerke, auch in künstlerischer Hinsicht. Interessant sind die Bemerkungen des französischen Konsuls Scherzer (1881) über die Technik der im „grand feu" gebrannten Monochrome. Die farbige Glasur wurde bei Braun, Schwarz, Seladon und dunkelblau in 6—9 verschiedenen Lagen nacheinander aufgetragen um die nötige Tiefe und Gleichmäßigkeit in der Farbtönung zu erzielen[1].

Auch im 18. Jahrhundert wurde unter Yung Chêng und Ch'ien Lung die hohe künstlerische Tradition noch eine Zeit lang aufrecht erhalten; bald aber zeigte die aufs Höchste gestiegene Technik mit ihrer fast verwirrenden Fülle von Varietäten in Form, Farbe, Glasur und überladenem Dekor schon deutliche Zeichen des Verfalles. Die Dekoration wird beherrscht durch die Einführung der famille rose mit ihren schönen rubin-, rosa- und karminähnlichen Tönungen, die in äußerst zarten Emaillefarben meist von Cantoner Malern auf die Vasen und Schalen aufgetragen

1) Siehe M. G. Vogt, Recherches sur les porcelaines chinoises, Bulletin de la Société d'encouragement pour l'industrie nationale, Paris 1900, welches den Bericht M. Scherzer's über Ching-tê Chên enthält.



wurden. Außer dieser gibt es keine andere bekannte Glasur, die nicht mit Erfolg produziert worden wäre. Nachdem alle antiken Formen mit mehr oder weniger Erfolg kopiert worden waren, wandte man sich an die Nachbildung aller möglichen anderen Materien in Porzellan, z. B. Bronze, Cloisonné, Jade, Lack, Glas usw. Hier bewahrheitet sich wieder ein Ausspruch Ernst Grosse's aus seinen „kunstwissenschaftlichen Studien" Seite 251: „Jedenfalls ist die Kunst viel öfter an dem Überflusse ihrer technischen Mittel erstickt, als an ihrer Armut verkümmert; gerade wie der Mensch seine Gesundheit in der Regel nicht durch ein Zuwenig, sondern durch ein Zuviel einbüßt."

Im 19. Jahrhundert finden wir die chinesische Keramik völlig dekadent; nicht nur die künstlerische Ausführung, sondern auch das Material wurde schlechter. Die Paste ist grob und körnig, die Glasur ist voller Bläschen und bekommt einen fettigen Glanz. Besondere Aufmerksamkeit wird jedoch wieder dem Kopieren alter Typen zugewandt; so finden wir täuschend gute Nachahmungen von Ming Blau-Weiß und von einfarbigen Vasen in Türkisblau, Seladon und Rein-Weiß.

Zum Schluß bringt der Verfasser noch Kapitel über den europäischen Einfluß auf das chinesische Porzellan, die Töpferwaren der Ch'ing Dynastie, Ornamentik, Marken und Signaturen und „last not least" über die Form der keramischen Erzeugnisse. Eine genaue Einprägung der Umrißlinien und Form ist für den Sammler außerordentlich wichtig; der Kenner vermag oft hierdurch ein Stück auf den ersten Blick zu bestimmen. Jedenfalls ist das vorliegende Werk Hobson's durch seinen eingehenden Text und vor allem durch seine vorzüglichen Abbildungen ein guter Führer für jeden Liebhaber chinesischen Porzellans der letzten Dynastie.

Franke, Prof. Dr. O.: **Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges.** Braunschweig: Georg Westermann 1923. (XXIV, 408 S.) 8°. = Hamburgische Forschungen 10. Heft. Rm. 12 —. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

In seiner sehr eingehenden Darstellung der hohen Politik in den letzten beiden Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges geht der schon aus seiner früheren amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit mit den chinesischen Verhältnissen sehr vertraute Verf. davon aus, daß im Unterschied von einer europäischen Politik, deren Wetterwinkel die Balkanhalbinsel war, und einer Kolonialpolitik, zu der auch noch die von ihm nicht genannte Aufteilung Afrikas rechnet, eine „eigentliche Weltpolitik" erst begann, als die ostasiatischen Mächte auf die Interessengegensätze des Abendlandes zurückwirkten.

Nach einer Einleitung über die kolonialpolitische Vorgeschichte und den Besitzstand der Großmächte in Ostasien behandelt der Verf. den gewaltigen Stoff in 4 Abschnitten. Der erste beschäftigt sich sehr eingehend mit den Vermittlungsversuchen während des japanisch-chinesischen Krieges von 1894—1895 und dem Einspruch von Shimonoseki. Verf. war dabei als letzter noch heute Überlebender zugegen und gibt sich viele Mühe, die gegen Deutschlands Beteiligung gleich damals erhobenen Einwürfe zu entkräften. Allerdings sind die Zeugnisse aus japanischem Munde, die der „geschichtlichen Legendenbildung" entgegengestellt werden, wenig beweisend, da sie dem Gebote der Höflichkeit angepaßt sind. Daß Baron Kato nach Japans Eintritt in den Weltkrieg den Einspruch von Shimonoseki nicht als Grund angeben konnte, verstand sich, da die beiden Mitschuldigen, Rußland und Frankreich, nunmehr Japans Bundesgenossen waren, doch wohl von selbst. Daß bei Nichtbeteiligung an dem Einspruch „Deutschland durch den chinesischen Zorn politisch wie wirtschaftlich ausgeschaltet" (S. 102), eine „Abschnürung aller deutschen Entwicklungsmöglichkeiten in China" (S. 103) eingetreten wäre, ist doch kaum wahrscheinlich. Der zweite Abschnitt „Die Sphärenpolitik bis 1900" gibt ein Bild von dem damaligen „würdelosen Jagen" nach Konzessionen und eine Übersicht der Landabtretungen, die der chinesischen Regierung in Form von „Pachtverträgen" abgezwungen wurden. An der Durchfürung der deutschen Besitzergreifung von Kiautschou tadelt F. die unnötig schroffen Formen. In der Sache sind aber Frankreich, England und Rußland noch viel energischer vorgegangen. Diesen europäischen Einwirkungen suchte Japan durch eine Kulturpolitik zu begegnen, die nach F. schon deshalb keinen Erfolg haben konnte, weil „in der japanischen Brust zwei Seelen wohnen, eine asiatische und eine abendländische". Im wesentlichen führt aber F. die bei den italienischen Forderungen 1899 hervortretende Ermannung Chinas auf die Sinnesänderung der „leitenden Männer in Peking" zurück. Der dritte Abschnitt behandelt die „englische Bündnispolitik und den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges", also die Zeit von den Boxerwirren im Sommer 1900 bis Februar 1904. Es war die Zeit, in der nach den gemeinsamen Unternehmungen gegen die „Boxer" England und Deutschland gegenüber den russischen Uebergriffen in der Mandschurei einen Weltbund zur Erhaltung des ohnmächtigen chinesischen Reiches

betrieben (16. Oktober 1900), ohne aber Rußland und Amerika hineinziehen zu können. Wegen des Burenkrieges und der französischen pénétration pacifique in Marokko hatte England zunächst ein besonderes Interesse daran, die deutsche Politik als Vorspann gegen das übermütige Rußland zu gewinnen, ohne aber seine eigene Handelsfreiheit durch einen Anschluß an den Dreibund zu beeinträchtigen oder für das Deutschland zugemutete Risiko eines Krieges gegen Frankreich und Rußland eine Prämie zu bieten. Die diplomatischen Vorbereitungen wurden in London nicht durch den leitenden Minister Marquis von Salisbury und den deutschen Botschafter Graf Hatzfeld, sondern durch den Kolonialminister Chamberlain und den Botschaftsrat Baron Eckardstein geführt. Gegenseitiges Mißtrauen und die Deutschfeindlichkeit der englischen öffentlichen Meinung wegen der sich offenbarenden Überlegenheit der deutschen Industrie verhinderten jeden bindenden Abschluß. Dabei wurde von deutscher Seite der Gedanke angeregt, auch Japan, das sich durch die russische Abenteurerpolitik in Ostasien besonders bedroht fühlen mußte, in das Defensivbündnis einzubeziehen. Damit gewinnen die Enthüllungen des Baron Eckardstein und des japanischen Gesandten in London, Graf Hayashi, ein Interesse, das den Verf. zu ausführlichen Betrachtungen über ihren Inhalt veranlaßt, obwohl er seine starken Bedenken gegen ihre Zuverlässigkeit nicht verhehlt. Die Entscheidung fiel, als sich nach dem Regierungsantritt Eduards VII. die englische Politik zu der Überzeugung durchrang, daß Japan stark genug sei, auf eigene Faust einen Krieg gegen Rußland durchzuführen. Für seine ostasiatischen Interessen sicherte sich England durch den Abschluß des Bündnisses mit Japan am 30. Januar 1902. Damit war nach F. für Deutschland, dessen politische Leitung „infolge ihrer Ungeschicklickeit und ihrer Unerfahrenheit in weltpolitischen, namentlich ostasiatischen Dingen eine ungewöhnlich günstige Konstellation nicht auszunutzen verstand“ (S. 213), eine neue Lage geschaffen. Das letzte Jahrzehnt vor dem Weltkriege wird im vierten Abschnitt „Der Krieg und seine Folgen. Die Unverletzlichkeitsverträge. Einkreisung Deutschlands“ behandelt. Dabei wird der deutsch-englische Gegensatz als Urquell alles Unheils immer wieder betont, da die Londoner Regierung lieber ihre ostasiatischen Interessen opferte, als unter Mitwirkung Deutschlands für Erhaltung des status quo wirkte. Andere auf die Weltpolitik einwirkende Vorgänge, wie das gemeinsame Einschreiten Deutschlands und Englands gegen Venezuela (1902—1903) und der sich daran knüpfende Wettstreit um die Gunst Amerikas, die Überlassung Marokkos an Frankreich und die Balkanwirren, werden beiseite gelassen, um die Betätigung der verschiedenen Mächte in allen Grenzländern Chinas und bei den chinesischen Anleiheversuchen um so schärfer ins Licht zu stellen. Der Verf. sieht die einzige Möglichkeit einer Durchbrechung der von England zäh durchgeführten Einkreisung in dem Abschluß eines deutsch-russisch-japanischen Bündnisses, wofür aber „die deutsche politische Welt noch nicht reif war“. Mangels authentischer Unterlagen müssen viele auftauchende historische Fragen inbezug auf die englische, amerikanische und japanische Politik noch offen gelassen werden. Der Verf. sucht aus Sieberts „Diplomatischen Aktenstücken zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre“, dem Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II., den „Belgischen Aktenstücken“, Eckardsteins Buch „Die Isolierung Deutschlands“ und Trubetzkois Erzählungen sowie aus seinen eigenen Erinnerungen die Lücken nach Möglichkeit zu ergänzen. Besondere Aufmerksamkeit wendet er den Verständigungen Rußlands und Japans, den amerikanischen Eisenbahnplänen, der persischen und tibetanischen Politik Englands zu. Von seinem auf Ostasien beschränkten Gesichtsfelde aus erblickt er einen Fehler darin, daß Deutschland sich nicht entschließen konnte, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich-Ungarn und zur Türkei, ja sogar „auch die deutschen Orientunternehmungen zum Teil oder ganz zu opfern“. In einer Schlußbetrachtung wird noch einmal betont, daß dem „unglückseligen China“ ein Gebiet nach dem anderen entrissen wurde, indem man ihm „gleichzeitig die Versicherung seiner Freundschaft erneuert und die Achtung vor seinem Besitz verspricht“. Hat Deutschland auch im Weltkriege seine Mission, „für die Welt Befreier zu werden von angelsächsischer Mammonsknechtschaft und die Brücke zu schlagen zur asiatischen Geisteswelt“, nicht erfüllen können, so hofft doch nach dem Verf. Asien „heute sehnsüchtiger als je auf das Wiedererwachen und Wiedererstarken des deutschen Geistes mit neuer Erkenntnis“. Das Buch schließt mit der Prognose: „Im Osten wird der Tag zuerst aufgehen.“

Leider ist dem inhaltreichen Buche kein Register beigegeben, so daß es außerordentlich schwer fällt, die vielen Einzelheiten, auf die man gern zurückgreifen würde, wieder aufzufinden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Islamica, ed. A. Fischer. Vol. I. Fasc. I. Oct. 1924. Leipzig: Harrassowitz; London: Probsthain & Co. (VIII u. 141.)

Anspruch auf Vielseitigkeit darf gewiß ein Heft erheben, in dem A. Fischer bei Feststellung der richtigen Lesung des Namens „Imra'alqais" „Die arabischen Vorschlagvokale und das Alif al-wasl" untersucht und zugleich R. A. Nicholson „Iqbâl's Message of the East *(Payâm-i-Mashriq)*" nach seinem weltanschaulichen Gehalt und dichterischen Wert in die Weltliteratur eingliedert; in dem C. E. Wilson versucht, „The Common Ideals of Ṣûfî and Western Poetry" aufzuzeigen, während E. Bräunlich durch eine gewissenhafte lexikographische Untersuchung eine so wichtige Realienfrage wie „The Well in Ancient Arabia" klärt; in welchem einerseits E. Pröbster unter „Arabic Instruction in France" einen Überblick über die heutigen französischen Einrichtungen für den Unterricht im Arabischen gibt, während andererseits unsere Kenntnis alter Quellen durch Bekanntgabe zweier Handschriften erweitert wird, indem G. Bergsträßer aus unbeachteten Beständen der Ẓâhirîya zu Damascus „Das *kitâb al-lâmât* des Aḥmad ibn Fâris" herausgibt und D. S. Margoliouth in „A hitherto undiscovered Volume of Yâqût's Dictionary of Learned Men" den durch P. Cheikho aufgefundenen Schlußband des *irschâd al-arîb* beschreibt und seine baldige Veröffentlichung in Aussicht stellt.

Sowohl Fischer wie sein Schüler Bräunlich verstehen es, durch philologische Akribie Teilnahme für ihre Themen zu erwecken. Zunächst könnte es ja als nicht allzu belangreich erscheinen, mit welchem Vokal der Name des großen Dichters am Anfang (und beim r) zu lesen sei. Aber F. geht der ganzen Erscheinung des Vorschlagsvokals gründlich nach, auch in umfangreichen sprachvergleichenden Anmerkungen (S. 7 ff.), will als ursprünglichen unfesten Vorschlag nur *i*, sekundär auch *u*, niemals aber *a* gelten lassen, zieht in die Untersuchung auch den Artikel herein, für den er ein ursprüngliches *a*, also einen festen Vokal beansprucht, und lehnt den Unterschied der beiden Hamza als einen „reinen Mythus" (S. 29 ff.) ab. — Vertraut mit den klassischen Dichtern und den Schilderungen der Forschungsreisenden, kritisch selbständig gegenüber arabischen, vor allem aber auch europäischen Lexikographen, sichtet Bräunlich die durchaus nicht synonymen Ausdrücke für die Wasserstellen. Den kulturgeschichtlichen Teil führt der Aufsatz, der gleich dem von Fischer erst teilweise vorliegt, hier bis zum Bau des primitiven Augenblicks-Brunnens in der Wüste, des auf längere Dauer berechneten, und endlich des großen Brunnens für eine dauernde Siedlung. — Bergsträßer fügt seiner Ausgabe dankenswerter Weise die Photographie von zwei Originalseiten bei, um seine Vermutung vom hohen Alter der Handschrift zu begründen. Das Büchlein bringt in sehr bescheidener Aufzählung mit schlichten Beispielen nur fünf Arten des *la* und sieben des *li*. Daß derselbe um 395/1003 verstorbene kûfische Grammatiker dies *kitâb al-lâmât* anders ordnet als den betreffenden Abschnitt in seinem *Ṣâhibî fî fiqh al-lugha* (Cairo 1328), sich auch öfter dem baṣrischen Standpunkt nähert, möchte B. daraus erklären, daß das *kitâb al-lâmât* jünger sei. — Margoliouth bereichert seine Voranzeige u. a. durch die Wiedergabe des sehr ungünstigen Urteils von Ibn al-Qifṭî über die Person und Wissenschaft des Jâqût, eine sonderbare Probe gehässiger Eifersucht in den literarischen Kreisen.

Das Gemeinsame der Ṣûfischen und der Westlichen Dichtung sieht Wilson in dem Ideal des Unendlichen, in dem Ziel auf Gott als die absolute Einheit und unendliche Mannigfaltigkeit; verschieden aber seien die beiderseitigen künstlerischen Ausdrucksformen des Strebens nach diesem Ziel: die Dichtung des Ṣûfî als der Inkarnation der Weltseele sei Ruhe, nehme einen mehr feststehenden konventionellen Charakter an, die Westliche Dichtung hingegen werde unter dem klareren Bewußtsein von der Unerreichbarkeit der vollendeten Schönheit unruhiger, unbefriedigt fortschreitend. Betrachtet man eine solche These, die auf dem engen Raum (S. 109—111) nur aufgestellt, nicht dargelegt ist, mit jener Nachsicht, deren jede derartige Verallgemeinerung bedarf, so wird man die Andeutung, daß der Unterschied mit der Verschiedenheit der Religion zusammenhänge (S. 111), besonders beachten. Es würde gewiß eine zwar nicht ganz leichte, aber fördernde Studie ergeben, zu untersuchen, inwiefern selbst die so verwandt erscheinende, dogmatisch nicht gebundene Mystik eines Dshelâleddîn Rûmî einerseits und eines Angelus Silesius, Tersteegen und Schüler andererseits es doch widerspiegelt, ob sie aus dem Boden einer positiven Gesetzesreligion oder einer von Gnadensehnsucht lebenden Erlösungsreligion entsprossen ist. — Nicholsons Beitrag erfüllt das auf S. VIII gegebene Versprechen, daß die neue Zeitschrift auch besonders das persische Element des Islam beachten wolle. Der Übersetzer von Iqbâl's *asrâr-i-khudî* gibt feine Übertragungsproben aus *payâm-i-maschriq*[2] (Lahore 1924), vom Dichter als Antwort des Orients auf Goethes West-östlichen Diwan gedacht. N. zeichnet den philosophischen Inder als den Verehrer von Dschelâleddîn Rûmî und Goethe, die er sich im Paradiese treffen läßt, als den Schüler von Nietzsche und Bergson, der aber beiden gegenüber sich als Moslem behaupten will; als den guten Kenner, aber auch den Kritiker des Westens.

An kleineren Beiträgen für dies erste Heft lieferte noch Fischer eine Erklärung des Verses 585,9 aus der Fehde des Dscherîr und Farazdaq und eine Bemerkung über das Vordringen des einfachen Konditionals im Türkischen auf Kosten der Form auf *-erse*. Den Schluß bilden Bücherbesprechungen von Dirr (Samoilovič, *Einige Ergänzungen zur Klassifikation der Türksprachen*), R. Hartmann (Colin Ross, *Der Weg nach Osten*, ferner einige Behai-Literatur) und Bräunlich (Jaakub Kadri, *Eine Weibergeschichte und andere Novellen* übertr. von Duda). Die Hälfte der Aufsätze ist englisch geschrieben. Infolgedessen wechselt die Transkription.

Die „Islamica" treten als Beiband zur „Asia Major" auf. Leider gilt der Schlußsatz, mit dem Erich Schmitt in OLZ 1924, 784 seine Freude über das erste Heft der „Asia Major" dämpft, auch für die „Islamica": Das Einzelheft kostet Rm. 15—. Der Subskriptionspreis für die etwa 32 Bogen der vier Quartalshefte beträgt Rm. 50—! Wir sähen gern auch bescheideneren Seminar- und Privatbibliotheken den Bezug ermöglicht.

R. Strothmann.

Kirke og kultur 31 1924:

1 *F. Torm, Indledning til det NT. (J. A. O.).

5—6 K. L. Reichardt, Kristi livetshistorie gjengitt i et gammelt taoistisk verk.

7 Ole B. Meyer, Ton-seng-gwei. Et blad af den kinesiske hverdagsreligion.

Literis, an international critical review of the humanities II 1925:

1 31—35 *J. Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn (K. B. Wiklund; die Zugehörigkeit der Ugrier zu den „Finnougriern" in somatischer Hinsicht wird in Zweifel gezogen).

Münchner Jahrbuch für bildende Kunst N. F. I:

4 207—224 Fr. W. Fhr. v. Bissing, Über eine Grabwand aus Memphis in der Glyptothek König Ludwigs.

Museum 32 1925:
6 *E. A. W. Budge, Facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the British Museum (H. P. Blok). — *Bendall, Rouse, Śikshā-Samuccaya . . . by Śāntideva (B. Faddegon).
7 *F. Bilabel, Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (M. Engers). — *Sottas, Drioton, Introduction à l'étude des Hiéroglyphes (P. A. A. Boeser). — *K. F. Geldner, Der Rigveda I. (W. Caland). — *Stein, Grierson, Hatim's tales. Kashmiri stories and songs . . . (J. Ph. Vogel). — *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur (A. J. Wensinck).
8 *A. W. H. Odé, De uitgangen met R van het deponens en het passivum in de Indoeuropeesche talen (A. G. von Hamel). — *W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot (P. V. Sormant). — *M. Löhr, Untersuchungen zum Hexateuchproblem. I. (H. Oort). — *U. Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I. (E. van Hille). — *F. Cumont, Die Mysterien des Mithra (K. H. E. de Jong).

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1924:
1 13—18 F. Jacoby, Der Verfasser der Hellenika von Oxyrhynchos.

The Nation and the Athenaeum 36 1924:
4 *T. W. Arnold, The Caliphate (A. J. Toynbee).
6 *A. Goodrich-Freer, Arabs in Tent and Town (E. Muir). — *A. J. Koop, Early Chinese Bronzes (A. Waley).
7 G. Wallas, Palestinian Pioneers.
9 The Egyptian Crisis. — Britain in Egypt.
10 *St. King-Hall, Western Civilisation and the Far East (B. Russell).
11 South African Racial Difficulties.
12 *G. G. Mac Curdy, Human Origin: a Manual of Prehistory. — *J. de Morgan, Prehistoric Man (W. J. Perry).
13 The Contrast in India. — *A. C. Haddon, The Races of Man and their Distribution (W. J. Perry). — *L. Stoddard, Racial Realities in Europe. — *E. Huntington, The Character of Races.
14 The Case of Cyprus.

Neue Allgemeine Missionszeitschrift I 1924:
7 216 Oehler, China-Rundschau. — *H. Wedder, Die Bergdama II. — *J. Leipoldt, Sterbende und auferstehende Götter.
8 246 Oehler, China-Rundschau. — *A. v. Harnack, Mission und Ausbreitung d. Christentums⁴. — *Devaranne, Chinas Volksreligion. — *R. Hume, The worlds living religions.
9 Oehler, China-Rundschau. — *Walleser, Materialien zur Kunde des Buddhismus Heft 4—6. — *M. Sharp, Talks on Africa to-day. — *R. Boyd, Village folk in India.
10 315 Oehler, China-Rundschau. — *O. Schmitz, Die Christusgemeinschaft des Paulus. — *H. Kluin, Het Geistesleven der Natuurvolken. — *Sellin, Geschichte des israelitischen Volkes.
11 342 Oehler, China-Rundschau.
12 366 Oehler, China-Rundschau.
II 1925:
2 E. Sellin, Der Missionsgedanke im AT. — W. Oehler, China-Rundschau.
3 E. Sellin, Der Missionsgedanke im AT. — S. Zwemer, Das Gesetz wider den Abfall vom Islam. — *H. W. Schomerus, Die Wurzeln der Theosophie im indischen Denken.

Neue Kirchliche Zeitschrift XXXVI 1925:
1 P. Metzger, Noch einmal die Gottesnamen im Hexateuch.
2 P. Metzger, Noch einmal die Gottesnamen im Hexateuch.
3 W. Caspari, Die Gottesgestalt in Daniel.
4 M. Wagner, Der Menschensohn.

Ostasiatische Zeitschrift. Beiträge zur Kenntnis der Kunst und Kultur des fernen Ostens, hrsg. von Otto Kümmel, William Cohn und Erich Hänisch. Neue Folge, 1. Jahrgang (11. Jahrgang). Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1924. 4°, 332 S., 25 Tafeln.
Die Krise der letzten Jahre ist auch an der Ostasiatischen Zeitschrift nicht spurlos vorübergegangen. Schwer in ihrer Existenz durch die Inflation gefährdet, hat sie eine Stütze an der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft gefunden und ist als eine von deren Fachzeitschriften in den Verlag von de Gruyter & Co. übergegangen. Diese Erneuerung findet ihren Ausdruck in dem Beginn einer neuen Serie der Jahrgänge. Auch die Ausstattung ist wieder auf das alte Niveau gelangt. Doch sonst hat sich im Wesen der Ostasiatischen Zeitschrift nichts geändert. Wie bei jeder Zeitschrift, sind auch hier nicht alle Beiträge von gleicher Qualität, noch ist es möglich, im Rahmen eines kurzen Referats alle von diesen, besonders die kleineren, zu würdigen. Doch seien hier die wichtigsten Aufsätze herausgegriffen! Japan: Zwei Abhandlungen von Fritz Rumpf beschäftigen sich mit dem Farbenholzschnitt. „Die Anfänge des japanischen Farbenholzschnittes in Edo" ist eine scharfe Kritik an Julius Kurths Arbeiten. Man mag im Zweifel sein, ob eine persönlich so scharfe Polemik gegen diesen immerhin um dieses Gebiet hochverdienten Forscher berechtigt ist, mögen auch seine wissenschaftlichen Ergebnisse oft nicht zu halten sein. Immerhin wird man Rumpf dankbar sein müssen für die Fülle seiner neuen Erkenntnisse, die vor allem auch auf einer gründlichen Kenntnis der Geschichte des japanischen Theaters und seiner Darsteller beruhen. „Watatsumi und Shusubin" bringt eine interessante Studie über die geheime Prostitution der buddhistischen Nonnen und der Wattezupferinnen, die dadurch neben die Kurtisanen in den Interessenkreis der Holzschneider gelangt sind. China: Am wertvollsten ist vielleicht die Arbeit von Alb. Herrmann „Die ältesten chinesischen Weltkarten". In Weiterführung seiner Untersuchungen in Sven Hedins „Southern Tibet" weist der Verfasser nach, daß die ältesten geographischen Werke der Chinesen nicht direkt nach Originalbeobachtungen, sondern auf Grund von Provinzial- und Reichskarten der Regierung verfaßt worden sind. Aus des Konfuzius Yü-kung schält er einen großen geographischen Bericht heraus, dessen Beziehung zu dem Herrscher Yü wie Erklärung durch die konfuzianischen Kommentare er unbedingt als spätere Überarbeitung ablehnt; statt dessen versucht Herrmann, die Angaben des Yü-kung direkt mit dem Gesichtskreis der Chinesen zu verschiedenen Zeiten zu vergleichen, und kommt zu dem Ergebnis, daß die in ihm enthaltenen mit dem Reichsumfange Chinas in der Zeit Wen-wangs um 1125 v. Chr., also tausend Jahre nach Yü, übereinstimmen. Weiterhin behandelt er die Reichskarte der Chou-Dynastie, die Nachrichten über ihre Herstellung, und ihre Auswirkung im Erh-ya und Shan-hai-ching. Die Karte der Ch'in-Dynastie wird nur gestreift, auch diejenige der späteren Han auf Grund des Shui-ching-chu nur skizziert, vor allem die durch die Außenpolitik dieser Dynastie bedingte Vergrößerung des Gesichtskreises im Westen und Norden betont. Erst die von dem Minister der Chin-Kaiser, P'ei Hsiu (224—271 n. Chr.) entworfene Weltkarte wird wieder näher untersucht. Sie ist noch in einer Nachbildung in Hu Wei's Ausgabe des Yü-kung vom Jahre 1701 erhalten und die erste, welche eine weitgehende Kenntnis der Westländer verrät, des Tarimbeckens, Turkistans, Parthiens und Gandhāras, bis nach Bushir, Indien und Birma. Ebenfalls mit chinesischer Geschichte befaßt sich E. Hauer in „Die vierte der fünf großen Heimsuchungen Chinas", worin er eine Darstellung des Aufstandes des Li Tze-ch'eng gibt, welcher zur Unterhöhlung der Macht der Ming-Dynastie und damit zur Eroberung des Reiches der Mitte durch die Mandschus führte.. A Forke schildert „Schang Yang, den eisernen Kanzler, einen Vorläufer Nietzsches", jenen Staatsmann, welcher die Ch'in-Dynastie aus der Rolle kleiner Herzöge zu Herrschern eines allmächtigen Reiches emporhob. Ein Scheusal in den Augen aller guten Konfuzianer, ist doch dieser konsequente Verfechter des



Rechtes des Stärksten, der Allmacht des Staates über das Individuum, mit seiner Verachtung aller sogenannten Moral eine der interessantesten Persönlichkeiten Chinas. Sehr lesenswert sind endlich auch Boerschmanns „Pagoden der Sui- und frühen T'angzeit", ein neuer Beitrag aus des Verfassers speziellem Forschungsgebiet der chinesischen Architektur. Er unterscheidet unter diesen frühesten erhaltenen Bauten des Buddhismus in China drei Typen, die sich zwar alle an den spätindischen, turmartigen Stupa anschließen, aber in der Anlage des Oberbaues der Schirme und Stockwerke von einander abweichen. Den ersten nennt er nach der Pagode des T'ien-ning-sze-Klosters bei Peking T'ienning-Typ, bei welchem sich über dem Sanktuar die den zwölf Himmeln entsprechenden Ringdächer in konvex nach oben zusammenlaufender Linie dicht übereinander folgen, um über dem obersten Dache von der „Tauschüssel" und dem Schlußknauf der „Feuerperle" des Lichtes Buddhas gekrönt zu werden. Den zweiten Typ hat der berühmte Pilger Hüan Tsang nach China gebracht: die „Große Wildgans-Pagode", welche er zu Sianfu erbaute, ein Stufenbau in sieben, in Absätzen kleiner werdenden Geschossen, später noch oft nachgeahmt. Sie ist viereckig, kommt aber auch achteckig vor und leitet zum Typ der sogenannten „Ringpagode" über, einem achteckigen oder runden Turme von nach oben stets gleichbleibendem Durchmesser, auch dieser durch Ringdächer in eine wechselnde Anzahl von Geschossen geteilt. Der Pagode von Pi-yün-sze widmet Hänisch seine Transkription und Übersetzung der „Viersprachigen Gründungsinschrift des Klosters Pi-yün-sze" aus der frühen Mandschuzeit. Kleinere Aufsätze behandeln den Dichter Tu Fu (E. von Zach), Chinesische Maler (W. Cohn), das Erdbeben und der japanische Kunstverlust (Kümmel), eine Kuan-yin-Statuette aus Berliner Privatbesitz (W. Cohn) usw. Indien: Coomaraswamys „Notes on Rājput-Painting" und Goetzs „Studien zur Rājputen-Malerei II" setzen die vom Referenten im ersten Teile der letzteren Arbeit angeregte Diskussion über die Datierung der frühesten Miniaturen aus dem Kulturkreise der Rājputen fort, wobei Coomaraswamy einerseits einen um ein halbes Jahrhundert späteren Ansatz in die Regierungszeit des Grossmoghuls Jahāngīr (1605—1628) einräumt, Referent aber auf Coomaraswamys Einwendungen auch die Rāgmālā-Mss. aus Bundēlkhand statt in den Anfang des 18. Jahrhunderts in die Zeit ebendieses Kaisers setzt. Coomaraswamy benutzt die Gelegenheit zur Publikation neuen Materials, die „Studien zur Rājputen-Malerei" werden in einer Untersuchung über den Zusammenhang und das stilistische Verhältnis zwischen der altindischen Malerei und dem reinindischen Element der Miniaturen des 16. und 17. Jahrhunderts fortgesetzt. Die meisten übrigen Beiträge zeigen mehr oder minder polemischen Charakter im Zusammenhang mit der Gandhāra-Frage und den Berliner Museumsverhältnissen, in welch letzterem Falle vieles durch die inzwischen eingetretene Entwicklung wohl überholt sein dürfte; so Coomaraswamys „Invention of the Buddha Figure", Roordas „Indische Plastik im musealen Zusammenhange", Cohns „Indische Kunst im Bostoner Museum". Sonst wären noch zu erwähnen: W. Cohn, Fliegeraufnahme des Bōrōbudur und T. B. Roorda, Neuere Literatur über die Hindu-Javanische Kunst. Den Schluß bilden die üblichen Besprechungen, Bücher- und Zeitschriftenschau. Hermann Goetz.

Philologische Wochenschrift 45 1925:
4/5 *D. S. Margoliouth, The Homer of Aristotle (M. Wallies). — *H. Leisegang, Gnosis (W. Nestle). — *L. A. Mayer, Index of Hittite Names (A. Gustavs). — *Th. Hopfner, Fontes Historiae Religionis Aegyptiacae IV (F. W. v. Bissing). — *The Annual of the American Schools of Oriental Research IV (P. Thomsen).
6 *F Bilabel, Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (W. Weber). — *F. Preisigke, Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden (F. Bilabel). — *E. Kalt, Biblische Archäologie. — *Palästinajahrbuch d. Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft... zu Jerusalem (P. Thomsen).
7 *H. Endres, Geographischer Horizont und Politik bei Alexander d. Gr. 330—23 (H. Philipp). — *A. Götze, Kleinasien zur Hethiterzeit. — *E. Forrer, Ausbeute aus den Boghazköi-Inschriften. — *Ders., Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi (H. Philipp). — *F. Sommer, H. Ehelolf, Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana (A. Gustavs). — *S. Eitrem, Die Versuchung Christi (P. Thomsen). — H. Draheim, Homerische Doppelnamen.
8 *C. T. Seltman, Athens, its history and coinage before the Persian invasion.
9/10 *H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (E. Hermann). — *Bury, Cook, Adcock, The Cambridge Ancient History II (P. Thomsen). — *P. Jensen, Gilgamesch-Epos.... (H. Draheim).
11 *E. Kalinka, Das Pfingstwunder (K. Kunst).
12 *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (A. Posner). — *W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Gr. bis auf Mohammed. — *Ders., Ein Jahrtausend am Nil (W. Otto). — *H. Oppermann, Zeus Panamaros (K. Latte).
13 *J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles (W. Nestle). — *Catalogue des Manuscrits Alchimiques Grecs (F. Pfister).
14/15 *Origenes' Werke 7. Band, ed. W. A. Baehrens (P. Lehmann). — *E. Preuschen, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des NT.
16 *J. P. Harland, The Peloponnesos in the Bronze age (E. Kalinka). — *K. Wulzinger, C. Watzinger, Damaskus (P. Thomsen).
17 *M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia (E. Ziebarth). — O. Reuther, R. Koldewey und sein Werk.
18 *Festschrift für J. Wackernagel (E. Hermann). — *W. A. Oldfather, Locris and early Greek civilization (Kalinka). — *E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen (Thomsen).
19/20 *H. Raschke, Die Werkstatt des Markusevangelisten (W. Nestle). — *W. Nestle, Geschichte der griechischen Literatur II (Geffken).

Preussische Jahrbücher 200 1925:
1 (April) 54—73 A. Stein, Parteikämpfe im hellenistischen Alexandrien (Neues aus vergilbten Papyrusblättern).

Revue Archéologique Ve Série XX 1924:
310—15 E. Espérandieu, Les briques préromaines de Sextantio. — 316—25 J. Carcopino, Sur l'extension de la domination romaine dans le Sahara de Numidie. — 341 La religion minoenne (S. R.). — *E. Cuq, Les lois hittites. — *O. Weber, Assyrische Kunst. — *Sardis, VI. Lydian Inscriptions. — *O. Montelius, La Grèce préclassique. — *E. Faure, L'art antique (S. R.). — *F. Gilles de la Tourette, L'Orient et les peintres de Venise. — *Th. Zielinski, La Sibylle, Trois essais sur la religion antique et le christianisme (S. R.). — 376—421 R. Cagnat, M. Besnier, Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité romaine.

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1925:
V—VII U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Die griechische Heldensage 1.

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XXXI 1924:
4 310—12 A. Wiedemann, Die Mithrasdenkmäler von Memphis (über ein neues Stück in W.s Besitz).

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 40 1925:
1 *K. Haushofer, Japan und die Japaner. — *H. Jacobi, Die Entwickelung der Gottesidee bei den Indern... (Witte).
2 C. Clemen, Die Zeit Zarathuštrōs. — *H. v. Glasenapp, Madhvas Philosophie des Vishnuglaubens (Witte).

3 *J. Hertel, Muṇḍaka-Upaniṣad (R. O. Franke).
4 *H. und M. Driesch, Fern-Ost (Witte).
5 „Die größte und beste Stadt der Welt" (über Hangchowfu von Witte). — *W. Geiger, Samyutta-Nikāya (H. Haas).
6 C. Clemen, Altes Testament und Mysterienreligionen (über *Kittel, Die hellenistische Mysterienreligion und das A. T.). — *E. Norden, Die Geburt des Kindes (Witte). — *F. E. A. Krause, Ju-Tao-Fo (Witte).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*'Aly Ben 'Abderrahman Ben Hodeïl El Andalusy: La Parure des cavaliers et l'insigne des Preux. Traduction francaise. Précédée d'une étude sur les sources des Hippiatres Arabes.
Ammann, H.: Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I. Teil.
*Ancient Egypt. Sources of Information in the New York Public Library. Comp. by Ida A. Pratt.
*André, P. J.: L'Islam noir. Contribution à l'étude des confréries religieuses islamiques en Afrique occidentale, suivie d'une étude sur l'islam au Dahomey.
Bell, Sir Ch.: Tibet einst und jetzt.
Beyer, H. W.: Der syrische Kirchenbau.
*Binyon, L. u. J. J. O'Brien Sexton: Japanese colour prints.
*Blochet, E.: Catalogue des Manuscrits Arabes des nouvelles acquisitions (1884—1924).
*Bludau, A.: Die ersten Gegner der Johannesschriften.
*Böhl, F. M. Th.: Het Tijdperk der Aartsvaders. Rede, geh. bij de Overdracht van het Rectoraat der Rijks-Universität te Groningen.
*Burckhardt, G.: Ursprünge menschlicher Weltanschauung in altorientalischer Weltschöpfungs- u. Schicksalsdichtung. Eine Rede.
*Capovilla, G.: Menandro.
*Castagné, J.: Les Basmatchis. Le mouvement national des Indigènes d'Asie Centrale depuis la Revolution d'Octobre 1917 jusqu'en Octobre 1924.
Cheikho, Le P.: Les Poètes Arabes Chrétiens après l'Islam. 2.d fasc. Période Omayyade.
Christensen, A.: Le Règne du roi Kawādh I et le Communisme Mazdakite.
*Consten, H.: Mysterien im Lande der Götter u. lebenden Buddhas.
*Davies, N. de Garis: The Tomb of two Sculptors at Thebes.
*Documents d'Art Chinois de la collection Osvald Sirén.
*Dornseiff, F.: Das Alphabet in Mystik und Magie. 2. Aufl.
*Driver, G. R., u. L. Hodgson: Nestorius, the Bazaar of Heracleides. Newly transl. from the Syriac and ed. with an Introd., Notes and Appendices.
Dumézil, G.: Le Crime des Lemniennes. Rites et Légendes du Monde Égéen.
— Le Festin d'Immortalité, Étude de Mythologie comparée indo-européenne.
Eichrodt, W.: Ist die alt-israelitische Nationalreligion Offenbarungsreligion? Ein Vortrag.
Eisler, R.: Vorträge 1922—1923 II. Teil. Orphisch-Dionysische Mysterien-Gedanken in der christl. Antike.
*Enquête sur les corporations musulmanes d'artisans et de commerçants au Maroc. D'après les réponses à la circulaire résidentielle du 15. novembre 1923.
Feist, S.: Stammeskunde der Juden. Die jüdischen Stämme der Erde in alter und neuer Zeit. Historisch-anthropologische Skizzen.
*Foster, Sir W.: The English Factories in India 1665—1667.
Franke, O.: Der Ursprung der chines. Geschichtschreibung.
Giese, F.: Die altosmanischen anonymen Chroniken in Text u. Übers. hrsg. Teil II: Übersetzung.
*Godard, A., et S. Flury: Le Décor Épigraphique des Monuments de Ghazna. (Extrait de la Revue Syria, 1925).
*Harder, E.: Arabisch-Deutsches Taschenwörterbuch, Methode Gaspey-Otto-Sauer.
*Hesse, F.: Die Mossulfrage.
Holub, E.: Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas.
*Horowitz, Z., u. P. Horowitz: English-Yiddish and Yiddish-English Dictionary.
Jespersen, O.: Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Vom Verf. durchges. Übers. aus dem Engl. v. R. Hittmair u. K. Waibel.
Jevrejski Almanah za Godinu 5686. 1925—1926.
Kretschmer, P.: Die indogermanische Sprachwissenschaft. Eine Einführung für die Schule.
Kundsin, K.: Topologische Überlieferungsstoffe im Johannes-Evangelium. Eine Untersuchung.
*Lammens, H.: Le Calife Walīd et le Prétendu Partage de la Mosquée des Omayyades à Damas.
*Landauer, G.: Palästina. 300 Bilder. Einl. v. Sven Hedin. Mit ausführl. beschreibendem Text.
*Landersdorfer, S.: Die Kultur der Babylonier und Assyrer.
*Lens, A. R. de: Pratiques des Harems Marocains. Sorcellerie, Médecine, Beauté.
*Leroy, O.: Essai d'Introduction critique à l'Étude de L'Économie Primitive. Les Théories de K. Buecher et L'Ethnologie Moderne.
*Lüttichau, Graf von: Wiederaufbau am Goldenen Horn.
*Meillet, A.: Trois Conférences sur les Gâthâ de l'Avesta.
*Meyer, Eduard: Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung.
*Meyer, Ernst: Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer auf Grund der Papyri.
Michaelis, W.: Die Gefangenschaft des Paulus in Ephesus und das Itinerar des Thimotheus. Untersuchungen zur Chronologie des Paulus und der Paulusbriefe.
Moukhtar Pacha, Général M.: La Turquie, l'Allemagne et l'Europe depuis le Traité de Berlin jusqu'à la Guerre Mondiale.
*Die Pessach-Haggadah des Gerschom Kohen. 5287/1527.
Philipon, Ed.: Les Peuples Primitifs de l'Europe Méridionale. Recherches d'Histoire et de Linguistique.
Roeder, G.: Ägyptisch. Prakt. Einführ. in die Hieroglyphen u. die ägypt. Sprache mit Lesestücken u. Wörterbuch. 2., verb. u. verm. Aufl.
*Rodriguez, R. P. S.: Gramatica Hebrea. Versificacion Hebrea. Gramatica de Arameo Biblico. Antologia. Vocabulario Hebreo.
*Ronaldshay, Earl of: Indien aus der Vogelschau.
Ross, C.: Heute in Indien.
Rühle, O.: Sonne und Mond im primitiven Mythus.
Salhani, Le P. A.: Dîwân Al-Aḫṭal. Texte arabe. Publié pour la première fois d'après le manuscrit de St. Pétersbourg.
*Salmony, A.: Sculpture in Siam.
*Seidenstücker, K.: Pāli-Glossar.
Tafrali, O.: Le Trésor Byzantin et Roumain du Monastère de Poutna. I. Texte. II. Atlas.
*Wessels, C.: Early Jesuit Travellers in Central Asia. 1603—1721.
Williams, Ch. A.: Oriental Affinities of the Legend of the Hairy Anchorite. The theme of the Hairy Solitar yin its early forms with reference to „Die Lügend von Sanct Johanne Chrysostomo" and to other European Variants. Part I: Pre-Christian.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).

XXIX 2 **OLZ** Februar 1926

Die Ausgrabung von Kerma.

Von Alexander Scharff.

Zwei dickleibige Bände, auf die im Dollarlande übliche prächtige Weise ausgestattet, liegen jetzt vor, in denen George A. Reisner die gesamten Ergebnisse seiner 1913—16 in der Gegend von Kerma in Nubien unternommenen Ausgrabungen veröffentlicht[1]. Nicht jedem Fachmann wird das kostspielige Werk zugänglich sein[2], und manchen Wißbegierigen wird die durch endlose listenförmige Aufzählungen gestörte Lesbarkeit des Ganzen abschrecken. Darum dürften einige kurze Mitteilungen über den wesentlichen Inhalt dieses archäologisch ebenso wichtigen wie gründlich ausgearbeiteten Werkes vielleicht von Nutzen sein.

Kerma liegt in der Provinz Dongola, gegenüber der Insel Argo, auf dem Ostufer des Nils, nicht weit oberhalb des dritten Katarakts. Zwei große, heutzutage nur trümmerhaft erhaltene Ziegelbauten sind hier schon von Lepsius untersucht und abgebildet worden[3]. Reisner hat die Bezeichnungen der beiden Bauwerke den Lepsius'schen Angaben gegenüber richtig gestellt und spricht von den beiden Defûfa's[4], der näher am Nil gelegenen unteren oder westlichen und der entfernteren oberen oder östlichen. Zwischen der westlichen Defûfa und dem Nil wurde ein kleiner meroitischer Friedhof aufgedeckt, der uns hier nicht weiter beschäftigen soll; seine Funde sind ähnlich denen von Karanoğ[5].

Die Hauptmasse der untersuchten Gebäudereste und Friedhöfe gehört der Zeit des ägyptischen Mittleren Reiches (rund 2000—1700 v. Chr.) an.

Die westliche Defûfa ist ein rechteckiger Ziegelbau von 52,20 × 26,70 m, was ungefähr 100 × 50 ägyptischen Ellen entspricht. Die Höhe des Bauwerks beträgt heute 19,30 m. Die Defûfa, die auf den Bildern einen recht stattlichen Eindruck zu machen pflegt, hat also, verglichen mit einem großen Ziegelbauwerk auf ägyptischem Boden, nur ungefähr den halben Umfang der nördlichen Ziegelpyramide von Dahschûr, die auch an Höhe die Defûfa um 8 m überragt. Starke von einer gründlichen Einäscherung herrührende Zerstörungen haben eine genaue Innenaufnahme unmöglich gemacht. Klar erkennbar ist eigentlich nur ein Treppenaufgang aus Nilschlammziegeln, der in der Südhälfte der Westseite auf das Gebäude zuführt und sich im Innern in einer aufwärts führenden Treppe fortsetzt, die zu einem oberen Stockwerk oder auf das Dach geführt hat. Das Bauwerk ist, wie festgestellt werden konnte, später durch zwei kleine Anbauten vergrößert worden, außerdem fanden sich in seiner unmittelbaren Umgebung Reste älterer Ziegelbauten. Eine große Menge von Siegelabdrücken sind in der Defûfa und ihren Anbauten gefunden worden, was die Aufspeicherung von Waren in diesen Gebäuden wahrscheinlich macht. Rings um die Defûfa wurden frei liegende Scherben meist aus spätnubischer Zeit in größeren Mengen gefunden, was auf eine Ansiedlung mit der Defûfa als Mittelpunkt schliessen läßt.

Die östliche Defûfa, in ihren Resten äußerlich der eben besprochenen ähnlich, sieht bei genauerem Betrachten wesentlich anders aus. Sie hat an der südlichen Schmalseite ihren Eingang, von dem aus man in zwei durch einen kurzen Gang verbundene, rechteckige Räume gelangt, deren Decken von je einer Säulenreihe zu vier Säulen getragen wurden. In dem vorderen Raum fanden sich noch Reste der Wandbemalung: Giraffen und Schiffe. Vor der Südseite wurde eine Granitstele aus dem 33. Jahr Amenemhêt's III. (= 1816 v. Chr.) gefunden; von ihr wird weiter unten noch zu sprechen sein (s. Anhang). Das Ganze macht den Eindruck eines kapellenartigen Heiligtums. Die östliche Defûfa ist aber wohl weniger als Ortstempel aufzufassen, schon wegen der ziem-

1) G. A. Reisner, Excavations at Kerma, Vol. V und VI der Harvard African Studies, Cambridge, Mass., U. S. A. 1923. — Vorberichte in der ÄZ 52, 34 und im Bulletin des Fine Arts Museums in Boston Vol. XII Nr. 69 (1914) und Vol. XIII Nr. 80 (1915).

2) Auch der OLZ wurde das Werk nicht zur Anzeige zur Verfügung gestellt, obschon Reisner von dem jetzigen Herausgeber auf diese Grabungsstätte erst aufmerksam gemacht worden ist, der sie seinerzeit in Lepsius' Notizen gefunden hatte; die nachfolgenden Ausführungen stellen also keine Bücherbesprechung im üblichen Sinne dar. (Anm. des Herausgebers).

3) Lepsius, Denkmäler I 121 und Text V 245.

4) Defûfa (Dufôfa) soll nach dem englisch-nubischen Wörterbuch von Murray mit dem nubischen Wort „diffi", Dorf, Stadt, zusammenhängen; so Griffith im Journ. Eg. Arch. X S. 340.

5) Woolley — Mac Iver, Karanoğ, Vol. 4 der Eckley Coxe Expedition to Nubia, Philadelphia 1910.

lichen Entfernung von der andern Defûfa, in der wir den Mittelpunkt der Ansiedlung erkannt haben, sondern als Kultkapelle für einen oder für mehrere der großen Grabhügel, die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft liegen und sonst keinerlei Kulträume aufweisen. Diese Auffassung wird bestärkt durch eine ähnliche, kleinere Kapelle (von R. als K XI bezeichnet), die entsprechend zum Tumulus K X gehört hat.

Die großen Gräber von Kerma, die in der Nähe der östlichen Defûfa liegen, unterscheiden sich vollkommen von allen bisher aus Ägypten und Nubien bekannt gewordenen Grabarten. Es sind rundliche Hügelgräber, eingefaßt von einem Kreis aufrecht stehender, großer Steinplatten; vor dem südlichen Sektor sind Ochsenschädel aufgeschichtet. Auch die Gräber der nubischen C-Gruppe zeigen wohl kreisförmige Steinoberbauten[1], doch übertreffen die Tumuli von Kerma jene bei weitem an Größe; R. gibt die Innenfläche der größten Tumuli mit 200, 231,5, 437,35, 489,5 qm an. Das Innere ist nicht ganz einheitlich; wesentlich ist eine Gasse im Durchmesser, an der der Hauptbestattungsraum liegt. Die Wände der Gasse, sowie zahlreiche Zwischenwände, die von der Gasse nach der Peripherie führen, sind aus Ziegeln aufgeführt, um das lastende Erdreich zu stützen. An verschiedenen Stellen des Innern liegen ungleichmäßig tief kleinere Schachtgräber. Man muß also jeden Grabhügel als einen kleinen Friedhof auffassen — vielleicht für eine Familie — dessen Zuschüttung sich erst allmählich vollzog. Zwischen den Grabhügeln liegen schließlich Einzelgräber verstreut. Allen diesen Gräbern, den einzelnen wie den Haupt- und Nebengräbern der Tumuli, ist es nun gemeinsam, daß eine Hauptperson auf einem Bett (Angarêb) mit leicht angezogenen Knien und nach Norden gewendetem Gesicht liegt, oft mit einer Kuhhaut bedeckt; besonders bezeichnende Beigaben sind Ziegenschädel, Fächer aus Straußenfedern, Waffen. Auf dem Boden liegen ferner je nach der Größe des Grabes wenige oder viele Leichen in den verschiedensten Stellungen ohne jede Umhüllung und ohne irgendwelche Beigaben; verzerrter Gesichtsausdruck und krampfhafte Armbewegungen lassen ahnen, daß diese Unglücklichen einen gewaltsamen Tod durch Erstickung gefunden haben. Der geschilderte, sich bei allen Gräbern wiederholende Befund hat R. zu dem Schluß veranlaßt, daß die Nebenleichen die Angehörigen und Sklaven darstellten, die ihren Herren gewaltsam in den Tod hatten folgen müssen. Er begründet seine Auffassung eingehend[1] und vergleicht den Befund mit ähnlichen Bestattungsriten in Indien, dem sâti-burial.

Wie diese Gräber und Bestattungen in der Zeit des hochkultivierten Mittleren Reiches uns fremd und barbarisch anmuten, so zeigt auch der überwältigende Teil der Grabbeigaben, daß wir in diesem Friedhof von Kerma eine fremde, nur wenig von der ägyptischen beleckte Kultur vor uns haben. Es kann hier aus der mit peinlichster Sorgfalt zusammengetragenen Fülle nur einiges besonders Wichtige herausgegriffen werden. Für die Keramik sind kelchartige Becher besonders bezeichnend; sie sind rot poliert und innen, am Rand auch außen geschwärzt, ähneln also der bekannten schwarzrandigen Ware der Vorgeschichte; ihre niedrigen Formen mit ausladendem Rand und gerundet bis spitz zulaufendem Boden scheiden sie jedoch deutlich von jenen[2]. Merkwürdig sind ferner hohe Gefäße mit gerippter Außenfläche. Die für die nubische C-Gruppe so bezeichnenden schwarzen Näpfe mit weiß ausgeriebenen Zickzackmustern sind demgegenüber nur gering vertreten, ganz spärlich die sogenannten Tell el-Jahudîje-Kännchen, die zwar nach Junker nubischen Ursprungs sein sollen, aber auch von ihm nicht gerade mit der Kermakultur in Zusammenhang gebracht werden. Durchaus fremdartig wirken ferner die Fächer aus Straußenfedern, wohl als Einlagen verwendete dünne Elfenbeinschnitzereien, bei denen Giraffe und Vogelstrauß eine Rolle spielen, sowie auf Leder oder Tuch (Kopfbedeckungen?) aufgenähte Verzierungen aus Marienglas (Mica). Erwähnt sei auch die aus ungegerbtem Leder trefflich geschnittene Figur eines Nashorns. Eine bestimmte, zahlreich vertretene Dolchart, z. T. mit Scheide, dürfte ebenso einheimisch nubisch sein wie beilförmige Rasiermesser, deren Behälter z. T. noch erhalten sind. Daneben kommt aber auch natürlich ägyptisches Kulturgut vor, doch mehr, wie es scheint, bei Luxusartikeln. So fallen mehrere Bronzespiegel mit Falken auf der Papyrusdolde des Griffes auf; diese Spiegelart

1) Z. B. Junker, Kubanieh-Nord, Blatt 1—3.— Wichtig wäre hier ein Vergleich mit ähnlichen nordafrikanischen Grabanlagen; vgl. L. Frobenius, Der kleinafrikanische Grabbau in Praehist. Ztschr. VIII S. 33 Abb. 15.

1) Ohne auf die viel umstrittene Frage, inwieweit in den ältesten ägyptischen Gräbern Spuren ähnlich grausamer Sitten zu finden sind, hier näher eingehen zu können, möchte ich wenigstens erwähnen, daß ein guter Kenner des ägyptischen Bestattungswesens, G. Möller, jene grausame Sitte zum mindesten beim Grabe des Königs Ke-a der 1. Dyn. (Petrie, Royal Tombs I Taf. 60) als sicher angenommen hat (nach ungedruckten Aufzeichnungen).

2) Sie finden sich auch in den oberägyptischen „Pangraves“, z. B. Petrie, Diospolis Parva Taf. 38 oben rechts; vgl. über diese Zusammenhänge Junker, Kubanieh-Nord S. 31/32.



ist m. W. sonst nicht schon im Mittleren Reich nachgewiesen, ebenso wie die als Auszeichnungen verliehenen Fliegen, von denen u. a. zwei silberne gefunden wurden. Weiter sind Bruchstücke bemalter Fayenceschalen hervorzuheben, die außer den im Neuen Reich meist üblichen Lotosblumen, Säugetiere und Vögel in trefflichen Strichen zeigen. Schließlich seien die wenigen Statuenbruchstücke — nur zwei Statuen waren vollständig — erwähnt, die R. zu einer falschen Auffassung des Gesamtfriedhofes verleitet haben. Das wichtigste Stück darunter ist ein Teil einer lebensgroßen Statue des bekannten Gaufürsten von Siût, Hapdefai, das zusammen mit der wohlerhaltenen Statue seiner Gemahlin Sennu im Grabhügel K III gefunden wurde. Von Interesse ist ferner das Bruchstück einer Alabasterstatue des Königs [Hieroglyphen] *Sḫm-Rʿ ḫw-tȝwj*, der in die 13. Dyn. gehört und mit seinem anderen Namen Amenemhet-Sebekhotep II. heißt[1].

Soviel über die wesentlichsten während der Ausgrabung zu Tage geförderten Bauten, Gräber und Funde. Was nun ihre Auswertung für die Eingliederung in die ägyptisch-nubische Geschichte und Kulturbeziehung angeht, so ist m. E. ein Mittelweg zu halten zwischen R.'s Ausführungen und den Einwendungen Junkers[2]. R. ist wie gebannt durch die Statuen des Hapdefai und seiner Gemahlin und will in dem Hauptbestatteten des Tumulus K III jenen Gaufürsten erkennen[3], in denen der übrigen großen Gräber seine Nachfolger in der Verwaltung von Kerma. Ebenso gut könnte er ja in dem Hauptbestatteten des Tumulus K X, dem größten von allen, jenen König der 13. Dyn. sehen, weil seine Statue dort gefunden ist. R. formt aus seiner Annahme ein Geschichtsbild, das, wie wir gleich sehen werden, unmöglich richtig sein kann, vor allem aber verkennt er vollkommen den fremden, barbarischen Gesamtcharakter der Gräber, die, wenn auch nubisch, nicht einmal mit den Gräbern der C-Gruppe in Unternubien allzuviel gemeinsam haben. J. auf der andern Seite scheint mir, weil ihm das Gesamtmaterial noch nicht bekannt war, in seinen Entgegnungen da und dort zu weit gegangen zu sein.

1) Burchardt-Pieper, Handbuch der äg. Königsnamen S. 33 Nr. 147. Die unweit von Kerma auf der Insel Argo gefundene Statue eines Sebekhotep stellt den vierten König dieses Namens dar, a. a. O Nr. 155.

2) Kubanieh-Nord S. 19 ff. und der nub. Ursprung der sog. Tell el-Jahudîje Vasen S. 95 ff.

3) R.'s Aufsatz über das Grab des Hapdefai in Siut (Journ. Eg. Arch. V, 79) bringt gar keinen zwingenden Beweis für seine Ansicht. Zudem ist die angeblich dort fehlende Sargkammer, worauf Junker schon hingewiesen hat, im Grabe von Siût wohl vorhanden.

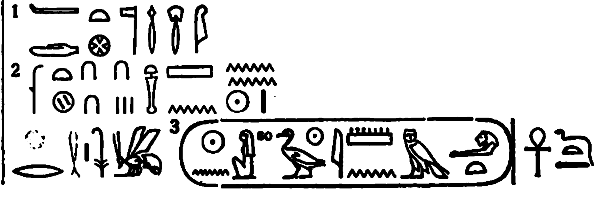
Ich will versuchen, von beiden Ansichten das Richtige herauszuschälen, und so ein ungefähres Bild von der Art und der Bedeutung der Ansiedlung von Kerma zu geben. Das älteste Datum für das Vorhandensein einer Ansiedlung bei Kerma bringen einige Gefäßscherben mit den Namen Pepi's I. und II. (6. Dyn., etwa 2350 v. Chr. nach den neuesten Ansetzungen Ed. Meyers), die in den bei der westlichen Defûfa gefundenen Resten älterer Ziegelbauten zutage kamen; auch in der östlichen Defûfa fand sich eine Alabasterscherbe mit dem Namen Pepi's I. Diese Funde sind gewiß mit den bekannten Grabinschriften der Gaufürsten von Elefantine aus der 6. Dyn. über ihre Handelszüge nach Nubien in Verbindung zu bringen und zeigen, daß ägyptische Waren schon bis über den dritten Katarakt hinaus gelangten zu einer Zeit, als noch nicht einmal Unternubien, d. h. das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt (von Assuan bis Wadi Halfa) der ägyptischen Herrschaft untertan war. Wir dürfen also wohl annehmen, daß Kerma schon in der 6. Dyn. ein mitten in Nubien gelegener Warenplatz für ägyptische Karawanen war. Das Bild bleibt zunächst dasselbe im frühen Mittleren Reich; mit den Gefäßscherben aus der 6. Dyn. zusammen ist je eine mit dem Namen Amenemhets I. und Sesostris' I. gefunden worden (12. Dyn., 2000—1935 v. Chr.)[1]. Über und neben jenen älteren Ziegelbauten ist dann die westliche Defûfa errichtet worden; aus dieser Zeit stammt der ägyptische Name von Kerma: [Hieroglyphen] *'Inbw-'Imn-m-ḥȝt mȝʿ-ḫrw* „die Mauern Amenemhets, des Seligen". Dieser Ortsname steht auf dem obenerwähnten Denkstein, der in der anderen, der östlichen Defûfa gefunden wurde (s. Anhang). Ein Beamter, namens Antef, berichtet, daß er einige 30000 Ziegel nach der [Hieroglyphen] *šnb·t* in *'Inbw-A.* geschafft habe. snb·t, sonst ein Wort für „Mauer", wird also die Bezeichnung für die östliche Defûfa sein, in der der Denkstein aufgestellt wurde. Wichtig ist vor allem, was J. übersehen hat oder nicht wissen konnte, daß der Denkstein in das 33. Jahr Amenemhets III. datiert ist, der Amenemhet des Ortsnamens dagegen durch den Zusatz „der selige" als verstorben bezeichnet ist, also der I. oder II. König dieses Namens gewesen sein muß. Mithin fällt die Errichtung der einen oder beider

1) Dies Nebeneinander von Scherben der 6. und der frühen 12. Dyn. zeigt wieder, daß hier keine allzugroße zeitliche Lücke klaffen kann, auf keinen Fall eine so ungeheure, wie sie Borchardt in seiner Chronologie annimmt.

Defûfas, für deren Instandsetzung oder Vergrößerung ein ägyptischer Beamter Amenemhets III. im Jahre 1816 v. Chr. Ziegel herbeigeschafft hat, in die Zeit vor der Eroberung Unternubiens durch Sesostris III. (1887—1849 v. Chr.). Dieser König legte als südliche Grenzfestung des ägyptischen Reiches Semne am zweiten Katarakt an; die bekannten Inschriften der Grenzsteine von Semne sehen aber keineswegs danach aus, als ob die ägyptische Herrschaft damals viel weiter nach Süden — und bis Kerma am dritten Katarakt ist es eine erhebliche Entfernung — gereicht hätte. Dieser Umstand scheint mir ausschlaggebend gegen R.'s Ansicht zu sein, daß die westliche Defûfa eine ägyptische Festung sei, und daß von diesem Stützpunkt aus Hapdefai als Gouverneur Sesostris' I. die Gegend von Kerma beherrscht habe. R. spricht sich zwar in der endgültigen Veröffentlichung nicht ganz so eindeutig für die Auffassung der westlichen Defûfa als Festung aus, wie J. bei seiner Entgegnung auf Grund der Vorberichte wohl angenommen hat, aber das bleibt doch auf alle Fälle mit J. festzustellen, daß die westliche Defûfa mit ihrem offenen Treppenaufgang, durch ihre ungeschützte Lage mitten in einer Ansiedlung und mit dieser im offenen Gelände, und durch die Unmöglichkeit der Unterbringung größerer Truppenmengen infolge ihrer Kleinheit überhaupt nicht mit einer richtigen ägyptischen Festung, wie etwa Semne, zu vergleichen ist[1]. Dazu kommt, daß die Aufzählung ägyptischer Festungen in einem Papyrus, der von Gardiner veröffentlicht[2] und etwa 100 Jahre vor der 18. Dyn., also um 1700 v. Chr., niedergeschrieben ist, bei Semne beginnt und von einer Festung in der Gegend von Kerma, die damals doch noch hätte bekannt sein müssen, nichts weiß. Wir werden also mit J. in der westlichen Defûfa eine aus dem seit der 6. Dyn. bestehenden Karawanenplatz hervorgegangene ägyptische Faktorei zu sehen haben, die mitten im Barbarenland für Handelszwecke von Ägyptern errichtet worden ist und wohl auch leicht befestigt war. Bereits erwähnt wurden die zahlreichen Siegelabdrücke, die in der Defûfa gefunden wurden, und die an eine Aufspeicherung von Waren denken lassen. Kerma wird damals eine blühende Ansiedlung gewesen sein, in der irgend ein nubisches Fürstengeschlecht herrschte, das sich in der oben beschriebenen barbarischen Weise in großen Grabhügeln bestatten ließ. Gegenüber der großen Zahl einwandfreier Fälle, in denen die mitbestatteten Leichen deutlich Spuren gewaltsamen Erstickungstodes zeigten, scheinen mir J.'s Einwände nicht stichhaltig. Dagegen wird jeder Kenner irgend einer wirklichen ägyptischen Bestattung sich mit J. nach der oben gegebenen Beschreibung der Bestattungen darüber klar sein, daß unmöglich Ägypter in diesen Grabhügeln beerdigt sein können. So verwildert wird man sich doch keinen Gaufürsten des Mittleren Reiches denken können, daß er bei seiner Bestattung im fremden Lande auf einen Sarg verzichtet, auf den Wunsch im Osten die Sonne zu schauen — die Leichen in den Grabhügeln blicken nach Norden — auf einen Denkstein und was dergleichen mehr ist. Die Statuenfunde sind diesen Unmöglichkeiten gegenüber leicht dadurch zu erklären, daß jene nubischen Barbaren, um ägyptischer, d. h. zivilisierter zu erscheinen, sich eingetauschte, geschenkte oder geraubte Statuen von ägyptischen Königen und Großen in ihren Gräbern aufstellen ließen. Es mag ja auch sein, daß Hapdefai selbst einmal auf einer Reise in Kerma war und die Statuen einem einheimischen Fürsten zum Geschenk gemacht hat. Soviel scheint mir jedenfalls völlig sicher, daß der ganze Friedhof, die Tumuli und die Einzelgräber, lediglich einheimisch-nubische Bestattungen enthält. Für den Ausgang des Mittleren Reiches haben wir dann nur noch zwei feste Punkte: die bereits erwähnte Statue eines Königs der 13. Dyn. und einige Siegelabdrücke mit den Namen von vier auch sonst bekannten Hyksoskönigen, Apophis, Scheschi, Secha-en-Re, Maat-ib-Re, und der in dieselbe Zeit gehörigen Königin Jenni. Möglicherweise ist schon in den Wirren der Hyksoszeit die ägyptische Faktorei, also die westliche Defûfa, überfallen und eingeäschert worden. Aus dem Neuen Reich ist nichts datierbares Ägyptisches in Kerma erhalten. Die einheimische Ansiedlung und der Friedhof werden an Bedeutung verloren, aber weiter bestanden haben, denn es wurde, wie eingangs erwähnt ist, ein nach seinen Funden sicher der meroitischen, also ein der ganz spätnubischen Zeit zuzuweisender Friedhof in der Nähe der westlichen Defûfa aufgedeckt.

Anhang.

Als Anhang sei der Text des mehrfach genannten Denksteins aus der östlichen Defûfa nach R's Veröffentlichung (V, 509) mitgeteilt.





1) Borchardt, Altäg. Festungen an der zweiten Nilschnelle, Blatt 1.

2) Journ. Eg. Arch. III, 184 ff.; vgl. dort S. 187 Anm. 1.

[1] [Beischrift zur geflügelten Sonnenscheibe]: der von Edfu, der große Gott, der buntgefiederte.

[2] Jahr 33, 1. Erntemonat, Tag 1, unter der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten [3] Ni-Maat-Re Amenemhet, der ewiglich lebe.

[4] Liste der Ziegel, die nach der Mauer (?) geschafft wurden,

[5] die in Inebu-Amenemhets des Seligen liegt; als eine Unternehmung des [6] Fürsten und einzigen Freundes, den sein Herr schickte [7] wegen seiner Vortrefflichkeit, um seine Grenzen festzumachen, [8] und wegen der Brauchbarkeit seines Rates; der Schatzmeister Antef, gezeugt von Sem-ib, [9] zur Zeit als er bei der Grenztruppe von Elefantine war. [Liste der Ziegel:] 35300.

ḏb·t „Ziegel“ steht singularisch, dem Brauch ägyptischer Aufzählungen entsprechend, obwohl die zugehörige Zahl ganz am Schluß der Inschrift erscheint.

śnb·t, gewöhnlich mit *s*, ein seltenes Wort für „Mauer“; ob eingestürzte Mauer wegen des Det. ? Vgl. *snb* „einreißen“.

n mit der Krone auf dem *nb*-Zeichen ist selten im Mittl. Reich; vgl. ÄZ 45, 125 (Sirenpowet).

śrwḏ tȝšw: ob danach anzunehmen ist, daß Amenemhet III. die Grenzen über Semne hinaus vorgerückt hat? Sonst ist nichts bekannt über eine weitere Ausdehnung Ägyptens im Mittl. Reich über den zweiten Katarakt hinaus.

pḫr·t ist trotz Fehlens eines Det. hier sicher die Bezeichnung für „Grenztruppe“, sowohl in Syrien (Sinuhe 242) wie in Nubien (de Morgan, Cat. des Mon. I 155, Grab des Sirenpowet) bekannt.

35300. Merkwürdig ist die Schreibung der Zahl. Wenn man die 5 vor den Hundertern stehenden Einer als solche wie sonst lesen wollte, käme 31305 heraus. Die Ziegel werden aber wohl kaum so genau auf 5 Einzelne durchgezählt worden sein. Wahrscheinlich hatte der Steinmetz keinen Platz mehr für 5 [hieroglyph]-Zeichen und half sich auf obige Weise. Diese Schreibung der Zahl 5000 ist sehr selten; vgl. *Sethe*, Von Zahlen und Zahlworten, S. 10.

Das „Sandfahren“ der Totenfiguren (wšbtiw)

„um den Sand der Ostseite zur Westseite zu fahren“.

Die früheste Erwähnung einer künstlichen Düngung im alten Ägypten.

Von Ludwig Keimer.

Michael Schnebel behandelt im 3. Kapitel (§ 2 S. 87 ff.) seiner „Landwirtschaft im hellenistischen Ägypten“[1] die künstliche Düngung. Ohne auf die hier berührten interessanten und schwierigen Fragen des näheren einzugehen, erlaube ich mir die Leser der OLZ auf eine höchst wichtige Vermutung von Professor Sethe hinzuweisen, der er in einem auf S. 93 des Schnebelschen Buches abgedruckten Briefe Ausdruck gegeben hat. Sethe äußert sich da über das merkwürdige „Sandfahren“ der Totenfiguren ([hieroglyph] Totenb. 6 ed. Naville) folgendermaßen: „Ich kann mir unter diesem Sandfahren eigentlich nur den Transport von Ruinenerde denken (aber Sand-Erde?). Sicher hat es bei den altägyptischen Städten auch solche Kehrichthügel gegeben, wie die, aus denen wir die griechischen Papyri und die heutigen Fellachen Sebach holen. Dagegen wird eine Hauptquelle für die Sebachgräber gefehlt haben: die Ruinen der Gräber und Tempel.“

Es ist das erste Mal, daß ich eine Erklärung für dieses eigentümliche „Sandfahren“ finde, eine Arbeit, die sich der Tote ebenso wie die anderen Ackerarbeiten im Jenseits von seinen wšbtiw abnehmen läßt. Erman im Kommentar zu seiner Chrestomathie S. 45* stellt mit Bezug

1) Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Dr. iur. Leopold Wenger und Dr. phil. Walter Otto, Professoren an der Universität München. Siebentes Heft. 1925.

auf das „Sandfahren" wenigstens die Frage „wozu?", während andere z. B. Ranke in der Neubearbeitung von Ermans „Ägypten" S. 357 diese Tätigkeit anscheinend als selbstverständlich ansehen[1]. — Prof. Sethes Vermutung halte ich für höchst wahrscheinlich. Nur glaube ich, daß es sich bei dieser künstlichen Düngung nicht in erster Linie um die aus den Schutt- und Scherbenhügeln ausgesiebte Erde handelt, die heute Sebach (eigentlich Sabch سَبْخ) d. i. Dünger schlechthin genannt wird. Sethe hat in seinem Briefe an Schnebel selbst darauf hingewiesen, daß in der pharaonischen Zeit „eine Hauptquelle für die Sebachgräber gefehlt haben werde: die Ruinen der Gräber und Tempel". Jedenfalls wird man daran festhalten müssen — auch bei Berücksichtigung der von M. Schnebel (besonders nach U. Wilcken) gesammelten Belege für den Gebrauch von Sebach in der Kaiserzeit[2] —, daß es in altägyptischer Zeit unmöglich genügend antike Ruinenhügel gegeben hat, die die für die Düngung eines großen Teiles der Äcker (besonders in Oberägypten!) nötige Menge an Sebach[3] produzierten. Aber es gibt heute in Oberägypten noch eine andere

1) An Erdbewegungen zu Planierungs-Arbeiten kann man bei diesem Sandfahren von der östlichen nach der westlichen Nilseite natürlich nicht denken.

2) Vgl. auch Plinius n.h. XIX 5 (26, 4), wo es mit Bezug auf die Rettiche heißt: Itaque etiam talibus aquis irrigantur (d. h. sie wurden zur Beförderung ihres Wachstums auch mit salzigem Wasser begossen) et in Aegypto nitro sparguntur, ubi sunt suavitate praecipui. Unter nitrum hat man hier wohl Erdeteile aus den Schutthügeln (= sebach) zu verstehen, die nach gütiger Mitteilung von B. Moritz bis zu 12% Salpeter (nitrum), Soda und Ammoniak enthalten. Allerdings ist auch die ṭafl-Erde salpeterhaltig (s. unten, besonders S. 4 Anm. 2 u. 3), so daß auch diese gemeint sein könnte. Vgl. auch πλοῖον ποτάμιον ἀμμοκοπρηγόν, das ich dementsprechend anders auffassen möchte als Schnebel (l. c. S. 91).

3) Über Sebach (sein Vorkommen, seine Zusammensetzung und seine Verwendung) gibt es eine große Literatur, die in diesem Zusammenhang nicht zitiert zu werden braucht. Hingewiesen sei nur auf Wilkinson-Birch, Cust. et Mann. II p. 395 (fast wörtlich übernommen durch Fernande Hartmann, L'agriculture dans l'ancienne Egypte p. 102); Antonio Figari-Bey, Studii scientifici sull' Egitto e sue adiacente .... Lucca T. I 1864, T. II 1865 (an verschiedenen Stellen); Alfred von Kremer, Ägypten 1863 S. 180 ff.; Heinrich Stephan, Das heutige Ägypten 1872 S. 103 ff.; Mackenzie and Foaden, Manures in Egypt and soil exhaustion, Cairo 1896; Parodi, Les engrais en Egypte, Cairo 1899; Marc-Antoine Savorgnan, La fertilisation des terrains en Egypte [Bull. de l'Union Syndicale des Agricultures d'Egypte 1901]; J. Gay-Lussac, Observations sur l'emploi des engrais en Egypte [Bull. Inst. Eg. 1887 II No. 8 p. 53 ff.]; Ventre Bey, Sol égyptien et engrais [Bull. Inst. Eg. 1889 II No. 10 p. 213 ff.]. W. Schubart, Ägypten von Alexander den Großen bis auf Mohammed (1922) S. 246: „Das Salz der Wüste und ihrer Grenzgebiete kam an den Rändern in Betracht (nämlich als Dünger), wo die Kanäle mit ihrer Wasserzufuhr nicht mehr ausreichten; aber es war offenbar auch außerhalb Ägyptens wohl bekannt; denn nur so wird Jesu Anrede an seine Jünger verständlich: „ihr seid das Salz der Erde" (vgl. hierzu die in der vorigen Anmerkung zitierte Plinius-Stelle). Für mehrere Literatur-Angaben habe ich Prof. B. Moritz zu danken. — Die Arbeiten des Franzosen Ringelmann stehen mir nicht zur Verfügung.

Art von Sebach, auf die hier kurz einzugehen ist. Dieses Düngematerial besteht aus natürlichem Mergelton, der in verschiedenen geologischen Schichten vorhanden ist und der an unzähligen Stellen beider Talseiten ausgebeutet wird, um dann als staubartiger Dünger auf alle Felder der Sommerkultur geworfen zu werden, die für die Nilüberschwemmung nicht erreichbar sind. Dieser Mergelton wird heute in Oberägypten طفل (ṭafl)[1], in Nubien und im Sudan „marōb" (wohl ein nubisches Wort) genannt. Einer der besten Kenner von ṭafl und anderen ägyptischen Düngerarten, der frühere Generaldirektor der ägyptischen Telegraphen, Ernest A. Floyer, hat sich über den ṭafl wiederholt geäußert[2]. Alle übrige Literatur beiseite lassend will ich im folgenden nach E. Floyers Aufsatz im Bulletin de l'Institut Egyptien (III. Série No. 5 p. 45 ff., ⟨1894⟩ Note sur l'emploi d'une argile comme fertilisant dans la Haute-Egypte) in aller Kürze das Wichtigste über ṭafl berichten und hinzufügen, was G. Schweinfurth in seinen Tagebüchern über den Gegenstand notiert hat[3]. Darnach wird man sich am besten ein Bild machen können von der Beschaffenheit und der Bedeutung des ṭafl-Düngers.

In den Monaten Mai und Juni kann man in Oberägypten beobachten, daß die Eingeborenen ihre Kinder, Boote, Kamele und Esel mit einer bläulichen Tonerde („une argile bleuâtre") beladen, die in den Gebirgen ausgebeutet und längs der Dämme aufgehäuft wird. Wenn die Früchte eine gewisse Höhe erreicht haben, wirft man den durch die Hitze zu feinem Staub pulverisierten Tonmergel auf die Felder. Diese Art der Düngung ist besonders üblich in der Gegend zwischen Girge und Edfu. Alle Bauern versicherten, daß man in dieser Gegend ohne ṭafl keine gute Ernte erzielen könne. Man findet den ṭafl auf beiden Ufern des Nils und transportiert ihn in Gegenden, wo er fehlt, mit Booten auf das entgegen-

1) Woher der Name kommt, konnte ich nicht feststellen.

2) Alle Veröffentlichungen Floyers machen einen außerordentlich zuverlässigen Eindruck; Schweinfurth schätzte sie sehr und erwähnt sie in seinen Arbeiten oft (vgl. Auf neubetretenen Wegen in Ägypten S. 235, 240, 250, 254. 264, 277, 309, 311). Besonders wichtig ist seine „Etude sur le Nord-Etbai". Le Caire 1893.

3) Da Schweinfurths Tagebücher nicht allgemein zugänglich sind, zitiere ich die wichtigsten Stellen wörtlich.

gesetzte Ufer. Die Lokalitäten, an denen der ṭafl gewonnen wird, sind oft so weit von den Fellachendörfern entfernt, daß die Esel nur einmal am Tage eine Ladung herbei schaffen können. Der Name ṭafl bezeichnet (ebenso wie einige andere arab. Namen) auch den Badeton in den Frauenbädern (z. B. erwähnt in 1001 Nacht) und ferner den Stoff, aus dem man die großen tönernen Wasserkrüge usw. formt. Die Erörterungen über die Frage, wie diese drei Arten von ṭafl sich zu einander verhalten, sind rein chemischer Natur und spielen hier keine Rolle[1]. Schweinfurths Tagebüchern entnehme ich folgende Notizen: 1901/1902 I p. 154/155. „Eine merkwürdige Erscheinung bot die ebene Kiesfläche in der Höhe der Schotterterrasse bei Tûd (im Norden von Erment im Osten von Luksor). Auf viele Kilometer war die Oberfläche mit Gruften durchwühlt. Man hatte hier Dungerde geholt, indem man den Sand und Tonmergel mühsam zwischen den Kieseln gesiebt hatte. Als Düngemittel soll man aber hiervon siebenmal mehr benötigen als vom guten Tafle von Esneh. Landleute behaupteten, daß auch die Tafle-Schichten von Muallah minderwertig seien im Vergleich zu denen von Esneh". Über die ṭafl-Schichten von Mualla berichtet Schweinfurth in seiner Studie „Über Bega-Gräber"[2]: „Da, wo der Nil oberhalb Thebens aus der nordwestlichen Stromrichtung in die nordöstliche einbiegt, liegt an der östlichen Gebirgskette, die hier der Fluß fast bespült, das kleine Dorf Mualla, an der Ursprungsstelle des nach ihm benannten Bewässerungskanals. Hier hatte der Generaldirektor der ägyptischen Telegraphen, Ernest Floyer, eine zur Feststellung des den Mergeln der Umgegend zukommenden Gehalts an salpetersauren Salzen dienende Versuchsstation angelegt. Am Fuße der sich bis zu 250 m erhebenden nahen Steilwand sind niedere Vorhügel gelagert, die bis auf 200 m Abstand an den Fluß herantreten. Die salzführenden Mergelschichten, die von den Eingeborenen als Dungerde (marob)[3] für ihre Felder ausgebeutet werden, treten hier an der Grenze zwischen Eozän und Kreide in großer Mächtigkeit zutage[1]." Ferner: Tagebuch 1904/1905 II S. 29 (unter Luksor): „Bei Ssamanieh hat sich ein Mr. Monson[2] niedergelassen, der Concessionär für Tafle im Gebirge ist und viel böses Blut unter den Eingeborenen macht, die gewohnt waren, sich von daher ihren eigenen Bedarf an Dünger selbst zu holen. Monson, der hier „Melek el gibâl" genannt wird, beschäftigt viele Araber mit ihren Kamelen. Er soll sehr wertvolle Nitrate aufgeschlossen haben". — 1898/99 S. 99 unter Luksor (Schweinfurth spricht über das neue Stauwerk von Assuan): „Ich glaube, daß in Oberägypten der jährliche Zuwachs durch den Nilton der Flußschwelle mindestens nicht beträchtlicher ist, als der jährliche Zuwachs durch das Aufschütten und Aufstreuen der Tafleh- Erde, des Sebbachs oder Marob (im Sudan nennt man solche Dungerde „Marôb")"[3]. 1903/1904 I S. 74 (unter Luksor, flüchtige Notiz): „Auf der Höhe der „Hochterrasse" — überall, wie bei Negga habesch Marôbsucher — und mit Tausenden von Grüften und Gruben durchwühlt"[4]. — 1903/1904 II S. 8 (unter Schaghab, 3 km SSW von Dababieh). „An beiden Seiten ist die Tiefe des Tals von ausgedehnten Halden der grauen Tafle-Mergel eingefaßt, die 20 m über den Rinnsal ansteigen". —

Endlich zurückkommend auf das „Sandfahren" der Totenfiguren glaube ich folgendes

1) Das chemische Gutachten [Nota zu p. 46 (Analysis) zu Floyers oben zitierten Aufsatz] besagt u. a.: „On peut supposer, que les trois taflas, celui d'engrais, celui de poterie et celui de bains proviennent de la même couche du Londonien inférieur. Et il reste à déterminer, en ce qui concerne le tafla d'engrais, de quelle substance il absorbe les acides".

2) In: Verhandl. d. Berl. Gesellsch. für Anthropol. 1899 S. 538—544; wieder abgedruckt in: Auf unbetretenen Wegen in Ägypten VI. Die Gräber der Uräthiopen (Blemyes, Bega) p. 269—299. Ich zitiere (oben) die in Frage kommende Stelle nach den „Unbetretenen Wegen" S. 276.

3) Schweinfurth hätte hier eigentlich nicht von marôb, sondern von ṭafl sprechen sollen, weil das erstere Wort in Ägypten nicht gebräuchlich ist.

1) Dazu vgl. man Schweinfurths Tagebuch 1898/1899 S. 102/103 (unter Mualla-Erment): „Die beste Tafle-Erde, die hier gegraben wird, soll 15 Prozent Kochsalz und 15 Prozent Salpeter enthalten, dazu etwas schwefelsaures Kali. Floyer behauptet, daß beide zusammen zum Düngen notwendig seien, und daß man dabei nicht nötig habe (?) die beiden Salze voneinander zu trennen. In England werde der Chilisalpeter stets mit Seesalz gemischt (?). — Die schwarzen Tafleschichten stehen am Fuße des Absturzes bei Mualla 50 m mächtig an."

2) Henry J. Monson hat sich auch mehrfach zur ṭafl-Frage geäußert. In einem kleinen Aufsatz in „The Egyptian Gazette" von Wednesday, February 15, 1911 unterscheidet er richtig zwischen Sebach der Schutthügel (Koms = debris of ancient towns) und ṭafl (Tafla = nitrate of soda, salt and clay mixture found in the desert in Upper Egypt).

3) Da mir diese Angabe geradezu unglaublich erschien, fragte ich bei Prof. Schweinfurth an, der aber für seine Meinung noch heute voll und ganz eintritt (Brief vom 1. Juli 1925): „Ich glaube, daß die Erhöhung durch das Ausstreuen der Tafle auf den Feldern (z. B. für Gemüse, Erbsen, Bohnen) mehr beträgt (natürlich lokal) als durch das jährliche Alluvium des Nils. Die Erhöhung durch Tafle schlage ich auf etwa $^1/_2$ Millimeter an; so intensiv ist die Verwendung der Tafle".

4) Vgl. Schweinfurths Karte von Theben (Baedeker[7] [1913] zu S. 244) westlich von Medînet Habu „Tafelgruben", „Salzgruben" und östlich vom Tal der Königsgräber „Marôbgruben".

sagen zu können: 1. Die Bezeichnung , Sand, für den feinen Mergelsand oder Tonstaub, der beim Ausstreuen auf die Felder direkt Staubwolken bildet, mag im ersten Moment etwas merkwürdig anmuten. Wenn man aber bedenkt, daß z. B. auch das griechische ἄμμος (ψάμμος) jede Art von Sand, lockerer Erde, Staub, Zement, Puzzuoli-Erde usw. bezeichnet, wird man immerhin zugeben müssen, daß die Gleichsetzung von ṭafl mit sehr wohl möglich ist.

2. Das Fahren des „Sandes" () wird völlig erklärt durch Floyers Bericht, in dem es ausdrücklich heißt: „Ceux endroits où sur l'une des rives le tafla manque, on l'y transporte en barque de la rive opposée". Die Angabe, daß der „Sand" von der Ostseite zur Westseite gefahren werden müsse, deutet doch wohl nur auf die Lage des Totenreiches im Westen hin. Aber man muß auch bedenken, daß die Hauptausbeute des ṭafl in den Gebirgen der Ostseite gewonnen wird.

3. Sethe (bei Schnebel l. c. S. 93) bemerkt mit Recht, daß die alten Darstellungen keinerlei Anhaltspunkte für eine Düngung der Felder bieten. Dem glaube ich aber auch wieder Floyers Worte entgegenhalten zu müssen: „Aucun fermier n'a pu se rappeller un temps, où le tafla n'était pas utilisé ..... Bien qu'il semble difficile de le croire, si l'emploi du tafla comme engrais a passé inaperçu pendant les 90 dernières années d'investigation scientifique, le silence d'âges plus reculés ne doit pas nous paraître étonnant. Dans la Haute-Egypte, l'été rend les recherches difficiles, quand elles sont faites loin du Nil aux ondes rafraîchissantes, et près de collines ardentes."

4. Die systematische Bearbeitung der griechischen Papyri (besonders durch U. Wilcken) hat ebenso wie die bisher kaum beachtete Pliniusstelle (s. o. Sp. 99 Anm. 2) gelehrt, daß zum mindesten in der Kaiserzeit Düngung mit Sebach-Erde in Ägypten bekannt war. Da aber im Altertum die Sebach-Erde unmöglich die Rolle gespielt haben kann, die ihr heute in Ägypten zukommt, ist es doch höchst wahrscheinlich — besonders angesichts des hohen Alters der meisten ägyptischen Einrichtungen —, daß die ṭafl-Düngung bereits im Altertum bekannt war. Heute gebührt ihr übrigens in Oberägypten (vgl. besonders Schweinfurths Angaben oben Sp. 101) im Vergleich zu dem aus den Ruinenhügeln ausgesiebten Sebach die bei weitem vorherrschende Stellung.

Diese Gründe stützen m. E. die Sethesche Hypothese. Wir dürfen es also für höchst wahrscheinlich halten, daß schon in pharaonischer Zeit die Felder bzw. gewisse Kulturen mit ṭafl und mit dem Sebach der Schutthügel (soweit diese eben vorhanden waren) gedüngt wurden.

Ein Lied von Mani.

Von Hans Heinrich Schaeder.

F. W. K. Müller zum Dank.

Manichäische Lieder sind uns aus Turfan in nicht geringer Zahl, wenn auch meist in mehr oder minder zerstörter Gestalt und voll von sprachlichen und sachlichen Rätseln, erschlossen worden. Daß einiges davon auf den Propheten selber zurückgeht, ist wohl möglich; für ein Lied, das im Norddialekt in dem Fr. M 4 (F. W. K. Müller, *Handschriftenreste* II 51) erhalten und dessen aramäische Urgestalt von M. Lidzbarski glänzend rekonstruiert worden ist (*Nachr. Gött. Ges.* 1918, 501 ff.) — zur Erklärung vgl. auch R. Reitzenstein, *Das iran. Erl. Myst.* 11 ff. —, darf man es wohl als so gut wie sicher annehmen. Ein Lied aber, das mit absoluter Sicherheit auf Mani selber zurückgeführt werden kann, ist in einer dem vorauszusetzenden Original sprachlich unmittelbar nahestehenden Gestalt bei einem syrisch-christlichen Autor, im 11. Buche von Theodor bar Kōnī's *ktābā ḏ-eskōljōn* erhalten, aber bisher unerkannt geblieben.

Daß Theodor für das Hauptstück der manichäischen Lehre: die Kosmogonie, deswegen unsre nach wie vor weitaus beste, auch dem Fihrist an Wert überlegene Quelle ist, weil er getreu — wenn auch mit störenden Kürzungen — eine Lehrschrift Manis ausschreibt, ohne sein Exzerpt mit den obligaten Entrüstungsschreien andrer Häreseologen zu unterbrechen, hat F. Cumont in seinem meisterhaften Kommentar (*Recherches sur le Manichéisme* I, 1908) erwiesen; weitere Bestätigungen wird eine demnächst erscheinende Bearbeitung der manichäischen Urmenschlegende bringen (R. Reitzenstein-H. H. Schaeder, *Studien zum antiken Synkretismus = Studien der Bibliothek Warburg 7*, Teil II, Kap. 2). Dort wird man auch Näheres zur Interpretation des hier zu besprechenden Textes finden, den ich nach der editio princeps von H. Pognon, *Inscriptions mandaïtes des coupes de Khouabir* (1898), 128, 9—14 unter Berücksichtigung der Kollation der Berliner Hds. (B) durch M. A. Kugener, bei Cumont l. c. 77, zitiere[1]. Es handelt sich um jene Szene im zweiten Akt des

1) Der Text der Gesamtausgabe von Addai Scher im *CSCO* bringt unsern Passus vol. II (66 der Reihe), 1912, p. 314, 25—315, 2 und bietet nichts Weiteres.



Schöpfungsdramas, in der der vom Urgott emanierte Bote, der „Lebendige Geist“ (*rūḥā ḥaijā* — im Fihrist *rūḥ al-ḥajāt* — in den Acta Archelai *ζῶν πνεῦμα* — bei Augustin *spiritus potens* — in den mittelpersischen und soghdischen (auch türkischen) Texten *vāð živanday* — in den türkischen Texten meist als Lehnwort: *vadživanta*, daneben auch *arïγ yil* „reiner Wind“ — im Traktat Pelliot desgl., *tsing-fong*) sich aufmacht, um den von den Teufeln gefesselten und betäubten Urmenschen zu wecken und aus der Hölle in die Lichtwelt zurückzuführen. Wie er seiner ansichtig wird, ruft er ihn von weitem an und der Urmensch antwortet. Ihre Wechselrede besteht nun aus zwei Strophen von je zwei Doppelversen, — sie zeigt also genau den gleichen strophischen Bau, wie das eingangs erwähnte, von Lidzbarski rekonstruierte Lied. Die Verse sind regelmäßig gebaut und zeigen — bis auf einen — die Dreihebigkeit, jene echt aramäische metrische Form, die nach M. Lidzbarskis Nachweisen (*Mandäische Liturgien* VIII—XV) von den beiden gnostischen Hymnen der Thomasakten über die Dichtung der Mandäer bis zu neuzeitlichen Liedchen von „nestorianischen Bauern in der assyrischen Ebene und den kurdischen Bergen“ die ostaramäische Poesie, soweit von außen unbeeinflußt, beherrscht[1]. Eine Ausnahme macht nur der dritte Vers der ersten Strophe, dessen erstes Wort die Symmetrie des Sinnes zu stören scheint: streicht man es, so ist, sachlich wie metrisch, alles in Ordnung. Die Einführungsformel „da sagte er“ u. ä. steht, wie in der mandäischen Dichtung (Lidzbarski l. c. XIV), außerhalb des Verses: sie ist sogar in der zweiten Strophe zwischen den beiden Strophenhälften wiederholt, obwohl sie demselben Sprecher — dem Urmenschen — angehören, — allerdings liegt zwischen beiden ein starker Sinneinschnitt. — Ich lasse nun den Text in der richtigen Abteilung — auf Vokale glaubte ich verzichten zu dürfen — mit Übersetzung folgen.

ܘܐܡܪ ܠܗ

ܫܠܡܐ ܠܟܝ ܛܒܐ ܕܒܝܬ ܒܝܫܐ

ܢܘܗܪܐ ܕܒܝܬ ܚܫܘܟܐ

[ܐܠܗܐ] ܕܥܡܪ ܒܝܬ ܚܝܘܬܐ ܕܪܘܓܙܐ

ܕܠܐ ܝܕܥܝܢ ܐܝܩܪܗܘܢ.

ܥܢܝܗ ܒܪܢܫܐ ܩܕܡܝܐ ܘܐܡܪ ܠܗ

ܬܐ ܒܫܠܡܐ ܡܝܬܐ

ܬܐܓܪܬ ܫܝܢܐ ܘܫܠܡܐ.

ܘܐܡܪ ܠܗ

ܕܐܝܟܢ ܫܠܝܢ ܐܒܗܝܢ

ܒܢܝ ܢܘܗܪܐ ܒܡܕܝܢܬܗܘܢ.

„Und er [der Lebendige Geist] sprach zu ihm [dem Urmenschen]:
Friede über dich, Guter, inmitten der Bösen,
Lichter inmitten der Finsternis,
[Gott,] Der wohnt inmitten der Tiere des Zorns,
Die ihre Ehre nicht kennen.
Da antwortete ihm der Urmensch und sprach zu ihm:
Komm zum Heil, bringend
Die Schiffslast von Frieden und Heil..
Und sprach (weiter) zu ihm:
Wie geht es unsern Vätern,
Den Söhnen des Lichtes in ihrer Stadt?“

Die Antwort wird bereits wieder in Prosa erteilt.

Stil und Szenerie stimmen aufs schönste zu den manichäischen Liedern, die uns Turfan wiedergegeben hat. Im zweiten Vers der zweiten Strophe bin ich mit Kugener und Cumont der Lesart von B gefolgt (Pognon las die unverständlichen Worte ܬܐ ܓܪܬ), habe aber statt ihrer Übersetzung (Kugener: „marchandise (œuvre)“, Cumont „denrée“) die Wiedergabe durch „Schiffslast“ vorgezogen, weil offenbar der bekannte Vergleich des Lichtgesandten mit einem Schiffer vorliegt (vgl. z. B. das bisher leider nur in F. C. Andreas' Übersetzung bekannte Fragment M 10 bei R. Reitzenstein, *Die Göttin Psyche* 100, dazu *Das iran. Erl. Myst.* 159), während der Vergleich mit einem Kaufmann m. W. nicht vorkommt. — Die „Söhne des Lichtes“ des letzten Verses sind — wie sich aus dem Zusammenhang des Mythos, vgl. besonders die Angaben des Chinesischen Traktates (*Journ. asiat.* 10 18, 1911, S. 520 Anm. 1) ergibt, ich kann das hier nicht ausführen — die fünf „Lichtglieder“ des Urgottes, die bei Theodor vorher (127, 7 Pognon) seine „Wohnungen“, *šḵīnāṯā*, heißen. Das ermutigt mich, in eben diesem Verse die graphisch leichte Verbesserung ܒܡܫܟܢܬܗܘܢ vorzuschlagen (der parallele Gebrauch des Wortes in der mandäischen Kultsprache ist allbekannt [vgl. jetzt M. Lidzbarski, *Ginzā* 7 A. 4] — für den jüdischen Gebrauch vgl. jetzt außer C. F. Burney, l. c. S. 35 ff., der den Begriff schlagend auch in Ev. Joh. 1, 14 nachweist, bes. H. L. Strack-P. Billerbeck, *Komm. z. NT aus Talm. u. Midr.* I 206 ff., II 314 f.), — doch weiß ich wohl, daß auch das Bild der „Stadt“ häufig und gerade in diesem Zusammenhange vorkommt.

1) Dasselbe Metrum zeigt übrigens auch der aramäisch-gnostische, den Od. Sal. inhaltlich nächstverwandte Hymnus, den C. F. Burney's Scharfblick im 19. Kap. des Ignatiusbriefes *ad Eph.* wiederentdeckt hat (*The aramaic origin of the fourth gospel*, 1922 [vgl. OLZ 1923, 332 ff.], S. 161 ff.).

Die nahe Verwandtschaft des edessenischen Dialektes, den Theodor schreibt, mit dem südbabylonischen, der für seine Vorlage vorauszusetzen ist, hat zusammen mit der vorbildlichen Zuverlässigkeit, die er bei der Benutzung derselben beweist, die originalgetreue Erhaltung dieses Stückes ermöglicht, das uns als erste zweifellos authentische Dichtung des babylonischen Propheten kostbar sein muß, und das ich, als ein verspätetes γενεθλιακόν in Ergänzung von *Asia Maior* II, dem hochverdienten „Erwecker Manis" — wie ihn unlängst W. Bang schön genannt hat — in Ehrerbietung darbringen möchte.

(*Breslau 17. VIII. 1925*)

Besprechungen.

Westermanns Weltatlas. 130 Haupt- und 117 Nebenkarten auf 106 Kartenblättern mit erläuterndem Text und einem alphabetischen Namenverzeichnis. Bearbeitet von Adolf Liebers unter Mitwirkung von zahlr. Sachkundigen. 13. Aufl. Braunschweig: Georg Westermann 1921. 22×26 cm. Rm. 30—. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Nach den grundstürzenden Ereignissen des Weltkrieges bestand mehr denn früher der Wunsch nach einem Atlas, in welchem Weltgeschichte, Weltgeographie und Weltwirtschaft gemeinsam zur Darstellung kamen. Diesem, besonders in den Kreisen der Kaufleute, Industriellen, Politiker und Volkswirtschaftler bestehenden praktischen Bedürfnis sucht der folgende, auch für höhere Schulen, Handelsschulen und Lehrerbildungsanstalten gedachte Atlas nachzukommen. Inhaltlich zerfällt das Werk in drei große Kartenabteilungen, entsprechend den vorher genannten drei Gesichtspunkten: 1. Weltgeschichte, 2. Geographie, 3. Weltwirtschaft.

In der ersten Abteilung werden nacheinander in übersichtlichen und technisch einwandfreien Kartenbildern die wesentlichsten Ereignisse des Geschichtsverlaufs im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit bis zum Jahre 1921 zur Darstellung gebracht. Den Text zu diesen Karten, der in aller Kürze neben den Kartenbildern abgedruckt ist, haben die Herren Dr. R. Müller und Dr. H. Winter verfaßt. Angaben über die kartographischen Quellen, welche dieser historischen Kartenserie zu Grunde liegen, werden nicht gegeben.

In der zweiten Abteilung der geographischen Kartenblätter von Europa und einzelnen Teilen Mitteleuropas, der europäischen und außereuropäischen Länder, wird vor allem Gewicht auf die Herausarbeitung des staatspolitischen Bildes gelegt, während die Darstellung des Terrains absichtlich zurückgedrängt wird. In diese Kartenfolgen eingestreut erscheinen drittens zahlreiche Wirtschaftskarten, denen jeweils allgemeine physisch-geographische und anthropo-geographische Darstellungen vorausgeschickt werden. Die wirtschaftsgeographischen Karten sind in der auch anderweitig in den Karten des gleichen Verlages angewandten und in der Geographie bekannten Methode von R. Barmm von diesem entworfen und gezeichnet worden. Sie benutzen zur Darstellung der Wirtschaftsverhältnisse in ihrer Größe abgestufte „Quadratbuchstaben" von verschiedener Farbe, durch welche vor allem die Ausfuhrwerte der verschiedenen wirtschaftlichen Produkte der zu betrachtenden Länder übersichtlich graphisch veranschaulicht werden. Diese Buchstaben entsprechen den Anfangsbuchstaben der in Frage kommenden Wirtschaftsprodukte, z. B. B (Baumwolle), E (Eisen), Z (Zucker), etc. Ihre Farben in gelb, grün, blau, schwarz deuten hin auf die jeweiligen Gruppen von Wirtschaftsprodukten, (z. B. gelb = Getreide, grün = sonstige Erzeugnisse der Pflanzenwelt, rot = Tierwelt, blau = Metalle, schwarz = sonstige Mineralien). Die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse bezieht sich auf die Zeit vor dem Kriege. Die zu diesen Wirtschaftskarten gegebenen Textangaben statistischer Art sind wie die historischen Erläuterungen der ersten Abteilung des Atlas links neben die jeweiligen Karten gedruckt, vielfach auch noch durch farbige Diagramme übersichtlich erläutert und beziehen sich auf die Zeiten vor dem Weltkriege. Das Material ist nach dem vorliegenden, besten statistischen Material zusammengestellt worden, benutzt aber nicht immer wirklich vergleichbare Zahlenreihen, stellt vielmehr notgedrungen häufig unvergleichbaren, aus den verschiedensten Zeiten stammenden Zahlenstoff nebeneinander. Die wirtschaftsgeographischen Karten Barmm's sind an sich die originellsten des ganzen Atlas, wenn es auch fraglich sein mag, ob die angewandte technische Darstellungsmethode eine restlos glückliche ist, besonders in den Gebieten, wo sich die verschiedenen Wirtschaftsprodukte in hochkultiviertem Lande stark räumlich drängen (vergl. z. B. die stark überfüllte Karte von Mitteleuropa S. 48). Am Schluß des Atlasses ist ein ausgiebiges Namensverzeichnis gegeben, welches den Gebrauch des lehrreichen Werkes erleichtert.

Fischer, Adolf: Orient. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924. (161 S., 2 Karten.) gr. 8°. Rm. 6 —. Bespr. von W. Heffening, Bonn.

A. Fischer berichtet uns seine Erlebnisse während der Sinai-Feldzüge in den Jahren 1915 und 1916, deren technische Vorbereitungen in seinen Händen lagen. Er ist einer der wenigen



Deutschen, die den Orient als Orient zu verstehen suchten und nicht wie die meisten Europäer sich über den Orientalen von vornherein erhaben dünkten. Seine eigenartige Darstellungskunst wirkt zunächst anziehend, dürfte aber manchen Leser auf die Dauer ermüden. Manche Schnitzer bei Dingen, die eine Kenntnis der arabischen Sprache und islamischen Kultur voraussetzen, wird man ihm gern verzeihen. Die fast überschwänglich lobende Kritik jedoch, die das Buch allerwärts erfahren, kann man vom fachmännischen Blickpunkte aus nicht ganz teilen.

Bassermann-Jordan, Ernst von: **Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren** unter Mitwirkung von Ludwig Borchardt, Joseph Drecker, Max Engelmann, Joseph Frank, Friedrich Karl Ginzel, Fritz Hauser, Albert Rehm, Karl Schoy, Eilhard Wiedemann u. Anderen. Bd. 1. Berlin: W. Gruyter & Co. 1925. Lieferung E. Die Theorie der Sonnenuhren von Joseph Drecker. (IX, 112 S. m. 140 Abb. auf 14 Taf.) 4°. Rm. 30 —. Bespr. von W. Kaufmann, Königsberg i. Pr.

Den Inhalt dieser Lieferung bildet ein interessantes Gebiet der angewandten Mathematik, nämlich die Theorie sämtlicher nachweislich ausgeführten Formen von Sonnenuhren vom Altertum bis in die neuere Zeit. Somit dürften die Kapitel über antike Sonnenuhren, über arabische Sonnenuhren, über die Verwendung der Sonnenuhr in der Astrologie auch für den Orientalisten von Interesse sein.

The Cambridge Ancient History. Edited by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock. Vol. II: The Egyptian and Hittite Empires to c. 1000 B. C. Cambridge: University Press 1924. (XXVI, 752 S.) gr. 8°. 35 sh. Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Der zweite Band des großen Sammelwerks ist dem ersten pünktlich binnen Jahresfrist gefolgt und hat das Versprechen erfüllt, die vollständige Geschichte der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu bringen. Er ist mit Karten und Plänen reicher ausgestattet und zeigt auch sonst vielfach einen Fortschritt über den ersten Band hinaus. So ist die einseitige archäologische Einstellung mancher Mitarbeiter, die dort beanstandet wurde (O L Z 1924 S. 448), jetzt fast überall einer mehr geschichtlichen Betrachtungsweise gewichen. Unvermeidlich sind bei der weitgehenden Arbeitsteilung — die Zahl der Mitarbeiter ist dreizehn! — viele Wiederholungen und manche Meinungsverschiedenheiten; doch haben die Herausgeber mit Recht auf die Ausgleichung aller etwaigen Unebenheiten kein Gewicht gelegt, da die Wissenschaft nur gewinnen kann, wenn Fragen, für die noch keine allgemein anerkannte Lösung gefunden ist, hier von verschiedenen Seiten her geprüft und beleuchtet werden.

Das Kernstück des Ganzen, seinem Umfang nach ein Viertel des Bandes, ist aus einem Gusse. Für die Geschichte des Neuen Reiches in Ägypten ist nämlich erfreulicherweise der berufenste Kenner gewonnen worden, der Amerikaner J. H. Breasted. Aufstieg, Blüte und Niedergang der ägyptischen Großmacht, die Regierungen und Persönlichkeiten von Thutmose III., Amenhotep III. und IV. (Echnaton), Ramses II. und III. nehmen Kap. III bis VIII ein und bedürfen keiner Empfehlung; es ist eine vermehrte und verbesserte Neuauflage der rühmlichst bekannten und durch die deutsche Übersetzung auch bei uns weit verbreiteten Breasted'schen Geschichte Ägyptens. Zur Ergänzung dienen Kap. IX über das Geistesleben Ägyptens in diesen Jahrhunderten von Peet und Kap. XV über die bildende Kunst in Ägypten und Vorderasien von Hall; beide Gelehrten setzen damit ihre Beiträge aus Band I fort. Dasselbe tun Thompson in der Geschichte Assyriens (Kap. X) und Cook in der Geschichte der Semiten in Syrien und Palästina (Kap. XIII und XIV), während Hogarth in Kap. XI über die kleinasiatischen Hetiter wiederholt für die Hetiterreiche in Nordsyrien schon auf Bd. III verweist. So ist für die Verteilung und Anordung des Stoffes sowohl zeitliches Nebeneinander wie Nacheinander berücksichtigt worden, und man wird später vielleicht gerade solche innerlich zuammenhängende Stücke aus mehreren Bänden als kleinere Einheiten innerhalb des Ganzen herausheben. In den Zeiten der 18. und 19. Dynastie gravitiert die Völker- und Staatenwelt Vorderasiens doch stark nach Ägypten hin, so daß bei der synchronistischen Behandlung in diesem Bande nicht wenige Dinge an mehreren Stellen und in verschiedenem Zusammenhange zur Sprache kommen. Das ganze Kap. XII von Hall über die Keftiu und die Philister handelt z. B. von Problemen, die auch anderwärts nicht zu umgehen waren. In allen diesen Teilen steckt gründliche Forschung und selbständiges Urteil, das sich fast stets durch Besonnenheit und Zurückhaltung auszeichnet, zumal wo die wissenschaftliche Arbeit noch im vollen Gange ist, wie bei der Hetiterfrage. Wo die Quellen eine zusammenhängende Geschichtserzählung ermöglichen, da verliert sie sich freilich mitunter in eine ermüdende Fülle von Einzelheiten, so daß man aufatmet, wenn man in solchen Abschnitten auf einen Ruhepunkt, einen Überblick und Rückblick, stößt.

Eine Übersicht geben allerdings auch schon die beiden von P. Giles verfaßten Einleitungskapitel über die Völkerschaften Kleinasiens (I) und Europas (II), und sie können den Zweck



der ersten Einführung ganz wohl erfüllen, obgleich sie sich natürlich mit ausführlicheren Darlegungen späterer Teile eng berühren. Sie weisen ihnen gegenüber einen Vorzug auf, indem sie unter dem Text die Belege aus der antiken Literatur verzeichnen. Es ist schon in der Anzeige von Bd. I (a. O. 447) bedauert worden, daß grundsätzlich auf Belege und Anmerkungen verzichtet wird; offenbar ist das auch manchem der Mitarbeiter recht unbequem geworden; nur hilft es nicht viel, wenn dann einer in der Bibliographie auf einmal ein ganzes Füllhorn von chronologisch geordneten Citaten ausschüttet (S. 680). Aber man vergleiche etwa das genaue Citat desselben Autors bei Giles S. 10,4 mit der Berufung auf sein Zeugnis im Text von S. 556 — Philipp von Theangela, dessen eigene Obskurität durch die seiner Vaterstadt noch überboten wird —, und man wird nicht mehr zweifeln, wie dem wissenschaftlichen Benutzer besser gedient ist.

Der Gegenstand bringt es mit sich, daß die untere Zeitgrenze des Bandes nicht überall gleichmäßig eingehalten werden kann. So wird in der Geschichte der Israeliten noch Salomo behandelt, und so wird bei den Bewohnern Europas noch öfter bis ins erste Jahrtausend v. Chr. hinabgegangen. Ein Kapitel (XXI) über das westliche Mittelmeergebiet von Peet, Ashby und Leeds würde überhaupt noch nicht am Platze sein, wenn es nicht durchaus den vorgeschichtlichen Resten von Nordafrika bis Schottland gewidmet wäre; es sei daraus der Abschnitt über Italien hervorgehoben, auch der über Malta, dessen verhältnismäßige Ausführlichkeit wohl einem englischen Publikum besonders willkommen sein wird.

In die älteste griechische Geschichte, die wieder ein reichliches Viertel des Bandes einnimmt, teilen sich fünf Gelehrte. Wace hatte früher die ägäische Kultur bis zum Höhepunkt der Entwicklung in Kreta dargestellt und gibt jetzt (Kap. XVI) im Anschluß daran eine vortreffliche Schilderung ihres allmählichen Sinkens in Kreta und der Herrschaft der mykenischen Kultur auf dem Festland, wo aber Thessalien doch eine besondere Stellung behaupte. Hier haben sich die Ansichten der maßgebenden Forscher in letzter Zeit geklärt und geeinigt. Dagegen stellt sich J. B. Bury, der führende englische Historiker des Griechentums und Hauptherausgeber des Werkes, in dem folgenden Kapitel (XVII) über die Achäer und den trojanischen Krieg in einen scharfen Gegensatz zu den seit langer Zeit geltenden Anschauungen, indem er bei Homer das getreue Bild der griechischen Staatenwelt des 13. Jhdts. zu finden glaubt und daraufhin die politische Karte des damaligen Griechenlands entwirft. Obgleich auch Wace sich gelegentlich mit ihm berührt, und obgleich mir persönlich jede konservativere Haltung gegenüber der Tradition an sich sympathisch ist, so glaube ich doch nicht, daß dieser Ruf: „Zurück zu Homer!" viel Anklang finden wird. Beiläufig sei bemerkt, daß von den zuerst in dieser Zeitschrift (1924 S. 113 ff.) veröffentlichten Forrer'schen Entdeckungen nur eben in einem Nachtrag (S. VIII, 1) Notiz genommen werden konnte; deren Tragweite ist zwar noch nicht zu übersehen, darf aber vorläufig auch noch nicht überschätzt werden. Was Bury weiterhin über Homer sagt (Kap. XVIII), ist für den Historiker zur Orientierung brauchbar und ausreichend; weil in dem Literaturverzeichnis ein und der andere gute deutsche Name fehlt, nicht aber un mensonge de la science allemande, sei für Fernerstehende eine Kritik dieser Kritik angemerkt: M. Pohlenz, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1919. XLIII 340—374. Die Kapitel XIX über die dorische Wanderung von Wade-Gery und XX über die griechische Besiedlung Kleinasiens von Hogarth sind befriedigend; sie zeigen durchweg das Streben, über die Vorlegung, Sichtung und Prüfung des gesamten Quellenmaterials hinaus zu positiven Ergebnissen und fest begründeten Gesamtbildern zu gelangen. Auch das Schlußkapitel (XXII) über griechische Religion und Mythologie von Halliday, das man an dieser Stelle noch kaum erwartete, ist in Anlage und Durchführung anerkennenswert.

Lob verdienen Zeittafeln und Register, insbesondere ein Namenverzeichnis zu den Karten, und die Herausgeber sind in der Lage, als Ergänzung des Gesamtwerks einen Tafelband in Aussicht zu stellen. Vorläufig beschränkt sich der bildliche Schmuck auf die Einbanddecke; die Ästhetik war für die Wahl nicht maßgebend, da es davon heißt (S. 411): No human being could possibly have been quite so ugly as Ikhnaton liked to be represented; aber es ist ein deutscher Fund und ein deutscher Besitz, der Berliner Kopf des Echnaton.

Die Besprechung war schon längere Zeit in den Händen der Redaktion, als die von V. Ehrenberg (Histor. Zeitschr. 1925, 132, S. 475 —479) erschien. Unsere Übereinstimmung im Urteil geht so weit, daß ich nicht nur meine Freude darüber aussprechen möchte, sondern kaum umhin kann, die vollständige Unabhängigkeit des einen von dem andern ausdrücklich zu betonen.

Gercke, Alfred †, und Eduard **Norden**: **Einleitung in die Altertumswissenschaft** unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausg. I. Bd. 9. Heft, Griechische Epigraphik von F. Freiherr Hiller v. Gaertringen. — Papyruskunde von W. Schubart. — Griechische Paläographie von P. Maas. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (81 S.) gr. 8°. Rm. 2.80. Bespr. von E. Kühn, Berlin.

Die von Gercke und Norden herausgegebene Einleitung in die Altertumswissenschaft ist seit ihrem ersten Erscheinen vor 15 Jahren um eine ganze Anzahl Abschnitte bereichert worden, die teils damals bereits in Aussicht genommen waren, aber ausfallen mußten, teils inzwischen sich einen Platz in dem ausgezeichneten Werke errungen haben. Das erste gilt von griechischer Paläographie und Epigraphik, das letzte von der Papyruskunde, die nun in einem 9. Hefte des 1. Bandes behandelt worden sind. Die drei Abrisse sind von ersten Vertretern ihrer Wissenschaftszweige geschrieben und haben jeder sein eigenes Gesicht, das eigenste die Papyruskunde von Schubart. Sie zeigt dieselben Vorzüge wie seine 1918 erschienene umfangreichere Einführung in die Papyruskunde, die in ihrer Eigenart neben Wilckens grundlegende „Grundzüge" trat: eine außerordentlich lebendige Durchdringung des Stoffes und eine bei aller strengen Wissenschaftlichkeit ganz persönliche fesselnde Darstellung, die einen diesen kurzen Abriß mit Freude in einem Zuge lesen läßt. Alles Wesentliche steht auf diesen rund 40 Seiten: der Bereich der Papyruskunde (und ihre Einreihung in die Altertumswissenschaft), die Papyri als Geschichtsquellen, die literarischen Papyri, die Urkunden, Sprache und Stil, die Schrift der Papyri, Buchwesen, Aufgaben werden behandelt. Eine Fülle von Gedanken und Problemen steckt hinter diesen Überschriften, nirgends ein Haften am einzelnen, sondern überall Einordnung in größere Zusammenhänge. echt historische Einstellung auf große Gesichtspunkte. Gesichtspunkte, sagt der Verfasser selbst, nicht Ergebnisse will er bieten, und so weist er auch überall auf die Aufgaben hin, die sich ergeben. Das ist etwas, was gerade in einer wissenschaftlichen Einführung sehr dankenswert und reizvoll ist. Dazu kommt ein weiteres Besonderes: daß der Verfasser an Beispielen für literarische und urkundliche Texte zeigt, wie Papyri bearbeitet, d. h. gelesen, ergänzt und erklärt werden.

Papyri und Inschriften haben, nicht nur in ihrem Quellencharakter, mancherlei Verwandtschaft und Beziehung, und doch sieht die Epigraphik von Hiller v. Gaertringen ganz anders aus. Auch seine Darstellung trägt zunächst einen ganz persönlichen Stempel: von Liebe für seine Wissenschaft erfüllt, geht er davon aus, wie er selbst zum Epigraphiker geworden ist, und führt uns in die lebendige Praxis der Epigraphik hinein. Dann kommt die Theorie, inhaltliche und formale Betrachtung der griechischen Inschriften zu Wort. Hier aber werden, von den Anfängen der Schrift ausgehend, von ihrer ältesten Anwendung bis in die römische Zeit nach Aktium nach einzelnen Zeitabschnitten die Inschriftgattungen in etwas erdrückender Fülle an Beispielen vorgeführt, sodaß beispielsweise Volksbeschlüsse, Rechnungsurkunden, Weihinschriften an verschiedenen Stellen wiederkehren. Obgleich aus den einzelnen Perioden die bezeichnenden Züge herausgehoben werden, wirkt doch diese historische Aufzählung, die inhaltlich Zusammengehöriges trennt, weniger klar als etwa die Einteilung der Papyrusurkunden bei Schubart, die einen besseren Überblick über das Stoffgebiet gewährt. Und andererseits verlieren sich die formalen und stilistischen Bemerkungen, die Haupttatsachen der Schriftentwicklung, Probleme und Aufgaben bei dieser Art der Betrachtung mehr. Daran ändert auch nichts, daß zum Schluß nochmals allgemeine Gesichtspunkte zusammengefaßt werden.

An dritter, letzter Stelle steht die Paläographie von Maas. Sie wird in diesem Rahmen neben Epigraphik und Papyruskunde, die es ja doch auch mit griechischer Paläographie zu tun haben, für den Verfasser in notwendiger Einschränkung zu einer „Einführung in die Probleme, die sich für den klassischen Philologen beim Aufspüren, Entziffern, Datieren, Lokalisieren von griechischen Handschriften des Mittelalters ergeben". So werden nach erfreulich klarer Themastellung dann auf knappem Raum klar und lehrreich die hier in Frage kommenden Dinge behandelt: Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen; die Sammlungen griechischer Handschriften und ihre Beschreibungen sowie Reproduktionswerke; Bibliotheks- und Buchwesen; Beschreibstoff und Buchform (Kodex, Palimpsest); Schreiberunterschrift und Datum; Bedeutung und Form der Buchstaben; Entwicklung der Schrift von der frühen Unziale zur Minuskel und ihren Abarten; Akzentuation, Worttrennung, Kürzungen und schließlich die schwierige Frage der Datierung undatierter Handschriften.

Deonna, Prof. W.: **L'Archéologie, son domaine, son but.** Paris: Ernest Flammarion 1922. (287 S.) kl. 8°. = Bibliothèque de Philosophie scientifique. Fr. 7.50. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Deonnas Buch ist in einer großen Serie erschienen, die Bibliothèque de Philosophie scientifique heißt, in der aber von dem, was wir unter Philosophie verstehen, wenig zu merken



ist. Sie ist ganz wesentlich naturwissenschaftlich und soziologisch eingestellt, und sogar in der Abteilung „Psychologie et Philosophie" ist kaum ein im höheren Sinne philosophischer Band enthalten. Die Archäologie wird hier in die Abteilung „Histoire Générale" eingereiht. Aber auch ihre Behandlung ist weniger historisch oder gar philosophisch als naturwissenschaftlich. In seinem Betreben, streng exakt vorzugehen, hat D. die Grenzen unserer Disziplin so weit gezogen, daß sie weder vor der Zeit noch vor dem Raum Halt machen: „Die Archäologie ist eine Geschichte und eine Wissenschaft der materiellen Kunst, d. h. eine durch alle möglichen Mittel erreichte Feststellung und Erklärung der materiellen Formen, welche die Menschheit geschaffen hat, ohne Beschränkung in der Zeit und im Raum, in dem was diese Formen Besonderes und Allgemeines besitzen" (S. 42. 271). Für ihn umfassen Kunst und Archäologie gleichermaßen „eine Streichholzschachtel oder ein Meisterwerk des Phidias" (S. 48). Und ebenso wie er die Grenzen dieser Wissenschaft über alles Maß weitet, so hat er auch von ihrer Bedeutung eine gewaltige Vorstellung: „Die Archäologie ist in unseren Tagen noch vor Allem eine schöne und verwickelte Geschichte, die zweifellos notwendig ist; aber sie muß auch danach streben, eine Wissenschaft zu sein, welche das Leben der ganzen Menschheit erklärt, so weit es in die Materie projiziert ist, und die allgemeinen Gesetze dieses Lebens" (S. 24, vgl. 279f.). Man sieht, daß für ihn die Archäologie im Grunde Anthropologie und Kulturgeschichte umfasst, beides aber durchaus materialistisch gesehen. Das kommt klar zur Geltung, wenn er behauptet, daß „die gesamte Kunst, d. h. die Gesamtheit der Techniken und der Künste, die von den Menschen geformte Materie, dem Wunsche des Menschen entspringt, der harten Natur zu entkommen, die seine materiellen und geistigen Bedürfnisse nicht befriedigen konnte" (S. 17), und wenn er den Standpunkt vertritt, daß in einer Natur, welche den Menschen alles geboten hätte, die Kunst niemals hätte entstehen können. „Die Kunstgeschichte, wie die Gesamtgeschichte, ist die des menschlichen Ringens um seine Existenz, die Geschichte des Ringens, durch welches der Mensch sich mehr und mehr von der Natur unabhängig macht" (S. 80 f.). Dem entsprechend stellt er folgendes System der Wechselbeziehungen zwischen der Natur, dem Menschen und der Kunst auf: „A) Natürliche Projektion, d. h. die Natur (alles was außerhalb des Menschen liegt und nicht von ihm geformt ist) wirkt 1. auf den Menschen, 2. auf die Kunst. B) Menschliche Projektion, d. h. der Mensch wirkt 1. auf die Natur, 2. auf die Kunst. C) Künstliche Projektion, d. h. die Kunst (Ergebnis der Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch) wirkt 1. auf die Natur, 2. auf den Menschen" (S. 106). Diese drei Projektionen sind das eigentliche Rückgrat des ganzen Systems, welches D. aufzubauen versucht. Es ist ein wenig anziehendes Gebäude, vieles davon wirkt banal, allem fehlt der belebende Geist. Das Ganze ist ein Musterbeispiel dessen, was eine rein materialistische Betrachtungsweise der Geisteswissenschaften hervorbringt oder vielmehr nicht erreicht. Und gerade darin wirkt auch dieses Buch merkwürdig altmodisch, obwohl der Verf. offenbar überzeugt ist, neue Wege zu gehen und zu weisen. Er hat mit reichhaltiger Belesenheit, vor allem französischer und englischer Schriftsteller und Dichter, eine Unmenge von Zitaten vereinigt, die nicht immer mit dem Thema eng zusammenhängen. Anderseits macht sich die Folge des allzu weit gespannten Rahmens störend in Einzelfehlern geltend. Ich will kein Gewicht auf das vielleicht dem Setzer verdankte ergötzliche Versehen legen, daß Plutarch den heiligen Augustin liest und zur Beichte geht (S. 95); aber wenn so wenige Beispiele aus der klassischen Archäologie angeführt werden wie in diesem Buche, so ist es doch ein starkes Stück, daß gesagt wird: „Am Heraion von Olympia trug man Sorge, die alten infolge ihres Alters eingestürzten Säulen genau zu ersetzen, um die alten architektonischen Grundsätze nicht zu ändern" (S. 9); fordern wir doch von jedem älteren Studenten, daß er wisse, wie gerade diese ersetzten Säulen in Form, Maßen und Stil nicht die alten Grundsätze, sondern die Zeit ihrer Errichtung widerspiegeln. Es ist für die ganze Richtung des Buches bezeichnend, daß über die mächtigen neuen Strömungen der Kunstwissenschaft und -philosophie, die von Riegl und Wickhoff, Wölfflin, Dessoir, Dvořak und ihren Schulen ausgegangen sind, ebenso wenig gesprochen wird, wie über die deutschen Leistungen auf dem Gebiet der Völkerkunde. Soviel ich sehe, ist außer einer Bemerkung über die Überschätzung „Winkelmanns" (S. 23) von deutscher Kunstgelehrsamkeit nur das hübsche Geschichtchen des Privatdozenten angeführt, der eine Doktorarbeit über das Äußere des Konstanzer Münsters schrieb, ohne jemals das Innere des Gebäudes betreten zu haben, „weil dieses nicht einen Teil seines Themas bildete" (S. 56). Ist dieses Schweigen gegenüber der deutschen Fachliteratur Zufall, oder entspricht es dem Geiste der Union interalliée des Académies, der wohl auch am Genfer See blüht? Ich weiß es nicht, und es würde



auch nur von Interesse sein, wenn das vorliegende Buch selbst interessanter wäre.

Springer, Anton: **Die Kunst des Altertums.** 12., verb. u. erweiterte Aufl. nach Adolf Michaelis bearb. von Paul Wolters. Leipzig: Alfred Kröner 1923. (XII, 608 S., mit 1078 Abb. i. Text, 8 Farbendrucktaf. u. 8 Taf. in Lichtdruck.) Lex. 8° = Handbuch der Kunstgeschichte Bd. I. Geb. M. 20—. Bespr. von L. Curtius, Heidelberg.

Dies Buch, durch drei Zeitalter kunstgeschichtlicher Forschung weiter gewachsen, gleicht einer alten Burg, an der Generationen gebaut, zugebaut und umgebaut haben, so daß schließlich trotz zahlloser Treppchen und Erkerchen, Zimmerchen und Säle auch noch das jüngste Geschlecht commod, ja gar modern wohnend sein Behagen darin findet. Und wenn später einmal eine Dissertation über die bis dahin vorliegenden 25 Auflagen verfaßt werden wird, mag sie textvergleichend die Entwicklungsgeschichte der Anschauungen über die Kunst des Altertums feststellen, und, sollte dann der Charakter des Buches nicht grundsätzlich geändert sein, noch in der letzten Auflage Worte finden, die von dem ersten Verfasser stammen und hundert Jahre alt sind.

Daß das Buch in seiner Art ein Meisterstück ist, wissen alle, die es benutzen, mehr die Gelehrten, als die Laien, für die es bestimmt ist, — aus einem gleich hervorzuhebenden Grunde. Der Verfasser, ein Künstler auch des Nichtwissens, hat zu seiner Ergänzung für die Bearbeitung des Kapitels, die Anfänge der Kunst, Carl Schuchardt, für die Bearbeitung des Orients F. W. von Bissing, zugezogen. Überflüssig zu sagen, daß es die besten Kenner ihres Gebiets sind, und daß der Leser von der ersten bis zur letzten Seite in der Wissenschaftlichkeit des Werkes geborgen ist, wie in Abrahams Schoß. Die Arbeit, die Wolters selbst an den Hauptteil des Bandes, die Kunst Griechenlands und Italiens, mit jeder Auflage aufs Neue verwendet, kann gar nicht überschätzt werden. Wäre hier zu einer eigentlichen Rezension, die viele Seiten umfassen müßte, Raum, so wäre es ein Vergnügen zu zeigen, wie das Buch nicht bloß durch die Aufnahme der wichtigsten neu gefundenen Denkmäler, sondern durch die gewissenhafteste Durcharbeitung des Textes der Forschung folgt, nicht nur der Forschung anderer, sondern der Forschung des Verfassers selber, die sich auf alle Gebiete der klassischen Kunst gleichmäßig erstreckt. Dabei geht es höchst gerecht zu. Zustimmung oder Ablehnung der zahlreichen Hypothesen, die ja das eigentliche Leben der antiken Kunstgeschichte ausmachen, verraten sich nur in vorsichtig ausbalanzierten Wendungen, und in dem ganzen Bande herrscht eine Temperatur redlichster Sachlichkeit wie in einer Oberrechnungskammer. Es ist schwer zu sagen, was an dieser Leistung mehr zu bewundern ist, das Vermögen, den ungeheuren Stoff in dem einen Bande so zusammenzudrängen, daß kein einziges wichtiges Monument und keine wertvolle neue Erkenntnis fehlt, oder die Gelehrsamkeit Wolters', die es ihm erlaubt, zu jedem der zahllosen, in dem Bande verarbeiteten Probleme von Kreta und Mykene ab bis zu Konstantin persönlich Stellung zu nehmen.

Nun kann es nicht die Aufgabe des Rezensenten sein, das Werk im einzelnen hier durchzugehen und Gelegenheiten zu ergattern, bei anderer Meinung sein eigenes Licht leuchten zu lassen, sondern es kann sich nur darum handeln, für neue Auflagen prinzipielle Wünsche auszusprechen. Diese bewegen sich in zwei Richtungen.

In jahrelanger Erfahrung habe ich bei Laien und Studenten, die das Buch lesen, immer das gleiche Urteil gefunden, das man als respektvolle Ablehnung bezeichnen könnte. Ich habe mich oft über ihre Gründe unterhalten und dabei folgende festgestellt. Die einen sagen, das Buch ist keine Kunstgeschichte, sondern eine archäologische Behandlung antiker Monumente, von denen die meisten Kunstwerke sind, aber diese kommen als Kunstwerke nicht zu ihrem Recht. Ich kann diese Behauptung nicht ganz entkräften. Wenn Schuchardt mit den Geräten der älteren Steinzeit beginnt (S. 1) und nachher von den bekannten sechs ältesten prähistorischen Stufen und ihren Menschenrassen spricht, von den ältesten Hausgrundrissen und überhaupt den älteren Kulturkreisen, so ist das für ein Handbuch der Prähistorie in seiner ideenreichen Knappheit vortrefflich, aber der Leser wird gleich zu Beginn des Buches nicht in der Richtung geführt, die er sucht. Im orientalischen Abschnitt sind beispielsweise die kleinasiatischen Felsgräber für den Archäologen gewiß bedeutsame Monumente, aber ihre kunstgeschichtliche Rolle ist provinziell, und so ist nachher der ganze älteste Abschnitt „Griechenland", „Troja" und „die ägäische Kunst" eine höchst wertvolle Behandlung dieser rätselvollen Epoche, aber eine archäologische, in der der Leser in zahlreiche Fragen verstrickt wird, die zwar mit der Kunstgeschichte zusammenhängen, aber ihr auch in dem gedrängten Bande den Raum wegnehmen. Und so geht das durch das ganze Buch.

Nun kann ja eine solche Darstellung immer nur einen Kompromiß durchführen, den ich selber als Verfasser eines gleichen, aber ganz anders gearteten Versuches sehr wohl kenne. Man

muß sich nur folgendes klar machen. Das Buch wendet sich an ein großes Publikum und soll es zur Kunstbetrachtung erziehen. Wenn wir heute ringsum beobachten, daß es für das Verständnis antiker Kunst schlechter erzogen ist, als für den Genuß der späteren Perioden, so liegt das wohl auch an uns. Weil dieses Handbuch zu stark positivistisch archäologisch belastet ist, verfehlt es seine Wirkung. Der Verfasser hat nicht Raum genug, die Ideengeschichte der Kunst darzustellen.

Damit hängt der andere Einwand zusammen, den ich oft von Studenten höre. Sie lesen das Buch auf meinen Rat, ja sie arbeiten es mit heißem Bemühen durch — und sind hinterher so klug wie zuvor. Sie haben nämlich garnicht gemerkt, wo die Probleme stecken. Der Gelehrte, der sie kennt, findet sie und freut sich, wenn er in einem scheinbar nebensächlichen Wort des Verfassers dessen gedankenreiche Entscheidung kennen lernt. Aber der Anfänger und der Laie liest bei dem dogmatischen Charakter der zu gleichmäßig dahinfließenden Darstellung darüber hinweg. Der Verfasser, der in dem Handbuch alles geben will, läßt seine Sonne scheinen gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte und hat daher keinen Raum für die wirkliche Darstellung der kunstgeschichtlichen Probleme. Wenn diese nur an wenigen Hauptstellen ausführlich entwickelt würden, wie etwa an den Giebeln von Olympia, bei Polyklet und beim Parthenon, wenn irgendwo der Unterschied zwischen griechischem Original und römischer Kopie packend dargestellt wäre, und wenn statt der leicht zu entbehrenden Villanovagefäße und Urnen, mitsamt der Situla von Watsch, der Nuraghe von Abbasanta und der Stadtmauer von Norba, der Verfasser Raum fände zu einer Schilderung der besonderen neuen Bedingungen der römischen Kunst, dann führe der Lernende besser, als wenn er sowohl über den Plan von Delphi und Olympia wie über den Grottentempel am Kynthos in Delos, über die polygonale Ausbesserung der Burgmauer von Mykene, über Sophilos und pompejanische Hauspläne auch noch unterrichtet wird. Durch diese Belastung mit kunstgeschichtlichen Denkmälern zweiten und dritten Ranges, deren archäologische Bedeutung wir keineswegs unterschätzen, verliert das Buch Spannung und Rhythmus und ermüdet den Leser.

Da hilft nur eine Radikalkur. Die ersten Abschnitte, die Anfänge der Kunst und der Orient müssen aus diesem Bande entfernt werden und im Rahmen des ganzen Handbuchs einen besonderen Band erhalten. Dort sind dann auch die Verfasser jener Abschnitte ihrer Fußfesseln ledig und können vor allem der ägyptischen Kunst den Anteil geben, der ihr gebührt. Im klassischen aber sind die archäologischen Raritäten in ihr Kabinett zu verweisen. Dann hat der Verfasser Platz und kann in seiner Geschichte von dem handeln, dem sie allein gilt: Dem Großen.

Nun haben wir aber auch mit dem Verlag ein Hühnchen zu rupfen. Denn das müssen wir schon sagen, illustrativ ist das Buch eines der geschmacklosesten, die wir kennen. Damit ist's nicht getan, auf den 576 Seiten 1078 Abbildungen zusammenzupressen, um „aktuell“ zu bleiben. Auch damit nicht, ihm 16 Tafeln von teilweise zweifelhafter Schönheit beizugeben. Sondern, wenn eine Kunstgeschichte die Kunstwerke, von denen sie handelt, abbildet, hat sie die Aufgabe, wir wollen sie nur negativ ausdrücken, die edlen Schöpfungen nicht um alle Wirkung zu bringen. Dazu ist nur dreierlei nötig: Die gute Reproduktion einer guten Vorlage, eine nicht zu starke Verkleinerung, und die richtige Anordnung des Bildes auf seiner Seite.

Die gute Vorlage, das ist bekanntlich bei antiken Kunstwerken der wundeste Punkt. Ich habe mich schon oft darüber ausgesprochen. Da ist beinahe alles noch zu tun, und Verfasser und Verlag verdienen keinen Tadel, wenn sie „behelfsmäßig“ verfahren, obwohl gefragt werden darf, ob nicht statt der schlechten Aufnahme nach dem Gyps des „Apollon von Thera“ Abb. 378, statt der kümmerlichen des Apoll von Tenea Abb. 381, der verblasenen der Akropolis-Kore Abb. 442, der jämmerlichen des Kritiosknaben Abb. 456 und zahlreicher anderer bessere Vorlagen aufzutreiben gewesen wären.

Mit der Reproduktion ist es schon ein ander Ding. Diese fällt dem Verlag zur Last. Offenbar kann dieser sich, wie alte Damen von ihrer Garderobe von anno dazumal, von seinen Ladenhütern, alten Holzschnitten der älteren Auflagen nicht trennen. Deshalb bleibt eine ganz abscheuliche Reproduktion der Ringer von Benihasan Abb. 74, die charakterlose der Maurer Abb. 72 nach Lepsius, die kümmerliche des Silbergefäßes von Mykene Abb. 262, die rohe des Theseionkapitells Abb. 302 stehen. Von der Arkesilasschale Abb. 399 gibt es gute Photographien, Abb. 405 die chalkidische Vase ist nach dem alten Gerhard reproduziert, der schöne Exekias Abb. 415 wieder ein Ladenhüter, der Polygnot in London Abb. 451 ebenso; die herrliche Pronomosvase, von der es doch Reichholds Zeichnung gibt, Abb. 582, ist abscheulich abgebildet. Natürlich haben auch Abb. 595 „Sieger mit Palme“ und der gemeine Holzschnitt nach dem Lysikratesdenkmal Abb. 599, der elende Abb. 670 in einer modernen Kunstgeschichte keine Existenzberechtigung mehr usw.



Aber was soll man dazu sagen, wenn die erhabenste Skulptur der Welt, die Tauschwestern aus dem Ostgiebel des Parthenon Abb. 516 in einem mit der Schere zurechtgeschnittenen Klisché erscheinen, mit fettigem Rand, als wären die hohen Damen in ein Schmalzfaß gefallen! Wollen wir mit solchen Bildern die Nation zur Antike erziehen? Ebenso Abb. 397, 463/4 Olympia!, 682, 688, Der betende Knabe in Berlin! 695, 699, 767 ff.

Der zweite große Fehler der meisten Abbildungen ist der: sie sind zu klein. Der Verfasser ist dabei ganz ohne Prinzip verfahren. Von den unzähligen Beispielen dieser Art nur ein paar Fälle: Die unvergleichliche Figur des Kritiosknaben, ein griechisches Original allerersten Ranges, erscheint in dem ärmlichen Bildchen Abb. 456, nebenan die Tyrannenmörder in zwei fehlerhaften Aufnahmen nach Abgüssen noch einmal so groß. Was soll der Leser mit der kläglichen Abbildung 373 der ephesischen Säule, was mit den puppenhaften der archaischen Frauenbilder 382 ff., mit der verblasenen der Metopen von Selinunt 417 anfangen? Weshalb wird der Diskobol des Myron 479 so stiefmütterlich behandelt, während hinten Marcussäule und Marc-Aurel halbe Seiten eingeräumt erhalten? So geht das weiter. Kein Wunder, wenn nachher junge Leute, die zuerst an dieses berühmte Handbuch geraten sind, erklären, die Antike sage ihnen nichts.

Aber der schlimmste Fehler ist die Anordnung der Bilder. Ein paar groteske Fälle: Auf den Seiten 22/23, 24/25, 26/27 sind jedesmal 6—7 Bilder zusammengepfercht, jedes in anderem Maßstab, hochbedeutendes neben weniger wertvollem, Rundskulptur neben Relief. Ein Bild, jedes zwar schon von Hause aus schlecht, vernichtet das andere. Von der herrlichen Berliner Göttin werden Abb. 437 in schlechten Reproduktionen nach vorzüglichen Berliner Aufnahmen Vorder- und Seitenansicht ganz enge nebeneinander gestellt mit der Wirkung, daß eine die andere zerstört. S. 229 wieder vier herrliche Bildwerke als „Salat". Auf S. 265 stehen enge nebeneinander zur „archäologischen Belehrung": die Amazone Mattei nach dem flauen Abguß, falsch beleuchtet, der ergänzte Bologneser Kopf der sogenannten Athena Lemnia, in der Abbildung noch abscheulicher wie in der Ergänzung, die „Athena Lemnia" im Abguß, falsch ergänzt, falsch ponderiert, falsch beleuchtet, falsch aufgenommen, und die Nattersche Gemme. Außer allen Fehlern der Aufnahmen vier verschiedene Maßstäbe nebeneinander! Das ist grauslich. Und so weiter durch den ganzen Band. Dagegen kann man nicht laut genug protestieren.

Auch hier hilft nur eine Roßkur. Hinaus mit der Situla von Watsch, den Buccherokannen, cyprischen Vasen, dem Bätyl der Aphrodite von Byblos, den panathenäischen Amphoren, dem Relief von Ariccia, dem platäischen Schlangensäulendreifuß und allen Bildern, die nur der archäologischen Erudition und dem Streit um das Aussehen verlorener Kunstwerke gelten! Kein Schade, wenn ein paar hundert schlechte Textbilder wegfallen! Vollständigkeit in einem so knappen Bande ist Phantom. Aber dafür die Kunstwerke, die vorhandenen, die wirklichen, die großen, so edel, so wirksam vorgestellt, wie es Format und Texteinteilung erlauben! „Kunstwerke sind Könige, und man muß warten von ihnen angesprochen zu werden." Hier aber erscheinen sie mit wenigen Ausnahmen wie die Bettler, so daß man vor ihnen davonläuft. Und wenn der Verlag statt des schlechten Papieres dieser Auflage in der nächsten besseres verwendet, dann werden auch die guten Vorlagen, die der Verfasser nicht müde wurde, aufzuspüren, ihren Dienst tun.

Wir wünschen, nicht mißverstanden zu werden. Nichts liegt uns ferner als den hohen Wert, den das Buch als gelehrte Leistung besitzt, herabzusetzen. Aber dieses Handbuch hat eine andere Aufgabe als eine rein wissenschaftliche. Es ist ein Buch der Erziehung. Und die Aufgabe der Erziehung hat der Teil der klassischen Altertumswissenschaft, der sich mit antiken Kunstwerken beschäftigt, verantwortungsbewußter anzupacken, als er es zum Schaden der deutschen Bildung jahrzehntelang getan hat.

Schäfer, Heinrich, u. Walter **Andrae: Die Kunst des Alten Orients.** Berlin: Propyläen-Verlag 1925. (686 S.) 4° = Die Propyläen-Kunstgeschichte Bd. II. Geb. Rm. 47 —; Hlb. Led. Rm. 50 —. Bespr. von N. de Garis Davies, Oxford.

Egyptian art has been the subject of a considerable number of works of late years. If we except the Bissing-Bruckman publication, few, if any, of them have contributed anything greatly above the obvious to our appreciation of the aesthetic life of Egypt, except the works of Schaefer, who here expresses his views anew in a more systematic form. The service has still to be rendered for Asia-Minor. Professor Andrae here makes a useful contribution to the subject, though it suffers from being overshadowed and out-balanced by the treatment of Egyptian art. That is as it should be, and perhaps always will be. At any rate, since the time is not yet ripe for a similar appreciation of the sister-art, the author may be commended as much for the self-restraint he has shown as for the soundness of his less penetrating introduction.

Criticism of this book naturally divides itself into a consideration of the illustrations and of the text. Praise and gratitude must, in any case, take first and chief place. It may be said without hesitation that this is the one book to be bought and consulted by those that desire a sound and concise acquaintance with the subject, and those that possess it need not place many others on the same shelf. It marks a considerable step forward even as regards selection and uniform adequacy of illustration, and above all in its courage in meeting an indispensable need by adding excellent reproductions in colour; though one does not see why Plates XI, XXIII, XXXI, which teach us little or nothing in this respect, should not have been replaced by others of value, among them one of ceiling-patterns, cloisonné work, or glass.

Had this book been intended to exhibit only the highest attainments in the arts of these peoples, we might have demanded, not steps merely, but a leap forward in methods of illustration. For in producing a work on ancient art it is fitting that modern arts and standards of taste should be exhibited at their very best, and that motives of economy should not be patent in the reproduction of ancient creations, in the making of which these considerations were so conspicuously ignored. But the aim of the book is different. It has been desired to bring all the witnesses needed to illustrate the text within the limits of the body of plates, and this has brought the number of subjects illustrated up to nearly a thousand. This rich variety could only be gained at some expense of aesthetic presentation. But nearly all that is possible within these limits has been done to give some impression of the masterpieces also. Perhaps the photographic reproductions do not in every case reach the level which to-day is well within the reach of this art, and in particular the pronounced tint given to many of them looks like a sop to the colour-loving public. Those on pp. 325, 534, are really deforming, and Plate II is unfortunate. But the only picture so unfair to the original that it should have either been omitted, or made the subject of a note, is that on p. 366; the delicate painting here feebly rendered is in reality so astounding an achievement that one is inclined to seek some special influences in the case. The few defects of the book leave it an admirably illustrated volume on the nature, the development, and the significance of the arts of Egypt, Mesopotamia, and its neighbours.

When one passes to the text, it is difficult to praise it too highly. Under a challenge to condense a critical study of Egyptian art and architecture into little more than one hundred pages, while sketching at the same time the history and customs of the people, Prof. Schäfer almost achieves the impossible, creating a picture of Egyptian civilisation out of which the contemporary art-forms spring, like flowers out of a specially prepared soil. It is especially to be commended that his sound sense, and his consciousness of the dignity and difficulty of the subject lead him to replace the usual flood of empty description and personal appreciation by considered and documented judgments, assigning to each object its place and value as an exemplification of technical powers, of aesthetic perceptions, or of movements of the national spirit. The layman may indeed sometimes be tantalized by the succinctness of these conclusions, and the paucity of supporting evidence. This is inevitable where, as in this book, references are excluded to all that does not lie within its covers. The absence of foot-notes makes the book more readable. But would it not have greatly aided the reader, whom it tempts to deeper study and criticism, if two or three pages of the book had been devoted to a guide, in which a certain number of specimens, typical of each sub-divided period and of each art-form within it, had been cited, with a note as to their place of exhibition and reproduction? The professional student will often long to have an expanded treatment of the author's views, e. g. on the relations of borrower and lender between Egypt and neighbouring peoples (pp. 28, 91, etc.), or on „die steigende Freude an sinnlichen Erscheinungen“ as the impulse in the development of Egyptian art. The reference to the relation between the El Amarna period and the Mycenean is very suggestive, and the late epoch in Egyptian art is especially well dealt with; the Ramesside period, on the other hand, is perhaps too one-sidedly and favourably judged.

Our lack of acquaintance with the spiritual development of the dwellers in the plains of Irak, and the diminution of grace and refinement in their arts in comparison with Egypt, justifies in great measure the contrast in length and character between the two essays. Owing to the peculiar physical conditions of the land, its art and architecture could not be transported without great modification to surrounding lands: it was in mental and literary superiority that Mesopotamia dominated its neighbours. Yet the infective power of its art also might well have been portrayed in greater detail in this case also: the power which the arts have had in spreading civilisation was worth dwelling on.



As the Egyptians were impressed by the contrary course of the river of Mesopotamia, so we may be by the opposite course of its development. In Egypt from the XVIIIth dynasty down, if not from a much earlier period, there is a decline which almost amounts to a fall in art-values, whereas it is in the last millennium of Mesopotamian history that its art shows a fruitful intimacy with nature and human existence, and personal, dramatic, and decorative emotions are added to that worship of Power which inspired the earlier work and produced the dignified statues of Tello-Lagasch. One almost feels as if the question of the Semitic elements in both races might be answered from their art; so much is the human, humourous, life- and nature-loving temper of the one in contrast with the rigid, gloomy, and constrained spirit of the other.

Most sober students of the subject, we think, will find their hesitating judgments falling happily into line with the authors', though continually modified, enlarged, and freshly illustrated by them, and they will meet with very few rocks of offence. Perhaps there is a stray one on p. 44, where the pure white background sometimes used by Egyptian painters is interpreted as equivalent to the mental nullity against which images appear. Can one imagine a simple artist of the fourth millennium painting a thoughtless moment white? As a description of certain bold architectural reconstructions Prof. Andrae's more modest „Ergänzungsversuch" is far preferable to „Zustand im Altertum"; though, perhaps, even his acceptance of Koldewey's attractive restoration of the Ziggurat of Babylon has too much security.

Having no preface, the book finds no place for an acknowledgment of the enormous debt to the previous labours of others, some of them very recent and many of them foreign, which has enabled this handsome volume to reach its high standard of effectiveness. The sources of the illustrations, other than those with the rank of „Tafel", are indeed noted in an Index. But there is no sign of permission for their use having been asked or granted, nor any gesture of the courtesy usual in such cases. Hence the book has the aspect of a raid, though conceived in a very different spirit.

In the „Berichtigungen" on p. 672, rectify „S. 418/9" to 468/9.

Wulzinger, Karl: Byzantinische Baudenkmäler in Konstantinopel. Auf der Seraispitze, die Nea, das Tekfur-Serai und das Zisternenproblem. Hannover: Heinz Lafaire 1925. (IX, 116 S. m. 45 Abb.) 4°. = Mittelmeer-Länder u. Orient. Sammlung kunstwissensch. Studien, hrsg. v. K. Wulzinger. Bd. 1. Rm. 22—; geb. 26—. Bespr. von Heinrich Glück, Wien.

In einer Zeit, in der in den Büchern das große Problememachen auf Grund längst bearbeiteten Materials Mode geworden ist und geistreiche Thesen die eigentliche Forscherarbeit zurückdrängen, ist es um so mehr zu begrüßen, wenn gediegene Facharbeit neues Material zuführt oder Ungeklärtes in einen sachlichen Zusammenhang zu bringen sucht. So ist im vorliegenden Buche der Wissenschaft und der Erkenntnis des Ganzen mehr gedient als durch persönliche Erlebnisergüsse. — Der erste Band der Buchfolge ist einigen Hauptfragen der byzantinischen Baugeschichte auf dem Boden Konstantinopels gewidmet, der sonst eingehenderen Untersuchungen aus mannigfachen Gründen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Vier Themen stehen im Vordergrunde: Die Seraispitze, die Nea, das Tekfur-Serai und das Zisternenproblem. Es handelt sich um Aufnahmen und Untersuchungen, die größtenteils noch vor dem Kriege (1911) von dem Verf. gemacht wurden. Die inzwischen von französischer Seite durchgeführten und in einem kurzen Bericht 1922 niedergelegten Untersuchungen waren nicht hinreichend genug, um die vorliegende Veröffentlichung wertlos zu machen. Das Hauptstück bildet ein Gebäudekomplex, dessen Fassade in die Seemauer nördlich des Indschili-Köschk fällt, innerhalb des alten Manganenviertels. Abgesehen von osmanischen Hinzufügungen scheidet W. drei Bauperioden, einen heute in der Mitte des Komplexes liegenden römischen Turm der alten von Septimius Severus zerstörten Stadtmauer, dem später (9. Jh.) nach mehrfachen Wiederherstellungen ein zweiter gegen das Meer hin vorgelegt wurde (Kentenarion?). In den anstoßenden Teilen, der dreischiffigen Tonnenhalle mit reicher Ziegelschmuckfassade und den den Turm im Winkel umgebenden Tonnen- und Kuppelräumen erkennt W. Teile des von Konstantin IX. Monomachos (1042—55) errichteten Georgsklosters, die zugleich als Substruktion der gleichnamigen Kirche dienten und deren Grundriß einigermaßen erkennen lassen. Hydraulischer Putz und Röhrenleitungen sprechen nach W. für eine spätere Benützung als Zisterne. Ich möchte im Hinblick auf die Übereinstimmungen dieser Anlage mit einer aus der Zeit des Romanos Lekapenos stammenden Badeanlage im Quartier Tschifte-Serai (s. Mitt. des deutschen Exkursionsklubs in Kpl., Neue Folge, 2. Heft, 1895, S. 22 ff.) die Möglichkeit in Betracht ziehen, ob es sich nicht auch hier um eine mittelbyzantinische Badeanlage handelt, bei der das Untergeschoß des alten Römerturms als Warmwasserreservoir benützt wurde; der Deutung W.s als Teil eines Klosters müßte dies nicht widersprechen. Im

Anschluß an die Ziegelfassade kommt der Verf. bereits auf das Tekfur-Serai zu sprechen, das er in einem späteren eigenen Kapitel der Zeit des Konstantin Porphyrogenetos zuweist, und gewinnt damit für erstere auch einen stilistischen Zeitansatz um 1100. Als ein besonderes Moment bemerkt W. in der dreischiffigen Halle und sonst die seitlichen Halb- (Viertel-) Tonnen, begnügt sich dabei aber leider nur mit dem Hinweis auf deren weite Verbreitung. Neben Spanien und Frankreich wäre hier schon auch das süditalienische Gebiet besonders zu nennen gewesen, wodurch nicht nur eine nähere Beziehung zu Byzanz, sondern auch eine im Sinne der Buchfolge gelegene Einstellung auf den weiteren Mittelmeerkreis möglich gewesen wäre.

Anschließend behandelt W. die Topographie der Seraispitze mit Beifügung einer aus den Plänen Stolpes und Mellings, sowie aus den Angaben Manbourys hergestellten Karte[1]. An Ergebnissen seien hier angeführt: Das doppeltürmige Tor an der eigentlichen Seraispitze hat nicht, wie allgemein üblich, als das der hl. Barbara, sondern als das des hl. Demetrius zu gelten. Ersteres ist vielmehr mit dem Deirmenkapu zu identifizieren, für das Millingen keinen Namen fand. Auch in der bereits von E. Unger (Arch. Anz. 1916) veröffentlichten „Zisterne" vermutet W. nach der Orientierung und anderen Anhaltspunkten die Substruktionen eines Kirchenvorhofes. Auf der Flucht dieser Substruktionen steht auch der Tschinili-Kiöschk, von dem W. eine Abbildung der bisher wenig beachteten Rückseite gibt[2]. Es wird dann die Lage der Kirche der hl. Barbara besprochen, des Kynegion und Kentenarion im Manganenviertel, das durch W.s Auffindung der Kirche des hl. Georg noch besser als bisher lokalisiert ist, ferner der Kirche des Erlösers Philanthropos, des Philopation und der Arkadiana-Thermen, von denen die französischen Ausgrabungen wichtige Reste zutage gefördert haben, und des Ajasma der Erlöserkirche beim Indschili-Kiöschk, des Hauses der Marina und des Hodegetria-Klosters. Nur für die Kirche des Michael Steiros war eine genauere Lokalisierung nicht möglich. Für die Gegend an der heutigen Seraimauer möchte ich noch die Möglichkeit einer Lokalisierung des mit dem „großen Bade Konstantins in der Nähe des Tzykanisterions" identischen Bades des Ökonomios hinzufügen, das wahrscheinlich dasselbe ist, das Basilius I. erneuerte. Trotzdem von einer Zerstörung (wohl nur Beraubung) unter Johannes Tzimiskes berichtet ist, dürfte die Stelle des heutigen Ishak-Pascha Hammam in Betracht kommen, da ich bei meinen Studien über die Topographie der Bäder Konstantinopels zu denselben Beobachtungen über das Festhalten der türkischen Bauten an byzantinischen Baulokalen gekommen bin, wie W. an anderen Zweckanlagen.

Als ein Hauptergebnis des Buches (II. Kapitel) muß aber die sicherlich sehr überzeugende Identifizierung der von Strzygowski aufgenommenen, zusammenhängenden Zisternen beim Bâb-i-humajûn (Bodrum I und II) mit einem Teil der Unterbauten der Nea des Basilios gelten. Höchst scharfsinnig rekonstruiert der Verf. aus dem Erhaltenen den ganzen, in seiner allgemeinen Anlage aus den Quellen bekannten Grundriß der Kirche mit Vorhallen und Atrium in seiner ursprünglichen Ausdehnung. Das III. Kapitel bringt dann die Abhandlung über das Tekfur-Serai, die nach einer eingehenden Darstellung des Baubefundes und einer feinen stilistischen Analyse zu einer Ansetzung des ersten Bauzustandes in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts unter Konstantin Porphyrogenetos kommt. Als kleine Richtigstellung, die aber für die kunsthistorische Einstellung hätte von großem Wert sein können, sei vorgebracht, daß die als Mosaikstifte bezeichneten Elemente der Bogenumfassungen des Obergeschosses, die Abb. 37, 12 viereckig gezeichnet sind, richtig in den Mörtel eingesetzte gebrannte Hohlzylinder sind, die sich nach außen als glasierte Blütenrosetten öffnen. Am Gebäude selbst konnte ich freilich 1916/17 nur ganz wenige erhaltene mit Mühe feststellen, da die plastischen Rosetten fast durchwegs abgebrochen sind, so daß tatsächlich der Eindruck von eingelegten Mosaikstiften entsteht; doch fand ich zufällig im Schutt den Rest eines solchen Stückes. In bezug auf dieses Motiv und die ganze Art der Mauergliederung hätten als ganz übereinstimmende und nächstliegende Parallelen die bulgarischen Kirchen von Mesembria und Tirnowo (B. D. Filow, Altbulgarische Kunst, u. sonst) herangezogen werden müssen, die allerdings erst dem 13./14. Jh. zugewiesen werden. Im IV. Kapitel tritt W. mit guten Gründen dafür ein, daß die Zisternen größtenteils als Substruktionen ehemaliger Bauten aufzufassen sind, wodurch nicht nur für die Topographie, sondern auch für die Rekonstruktion des Oberbaues

1) Es sei dazu bemerkt, daß während des Krieges das türkische Ministerium für öffentliche Arbeiten eine großzügige neue Vermessung der Stadt in Angriff genommen hat, von der ich 1917 bereits einen guten Teil zu topographischen Studien benützen konnte. Wie weit das Unternehmen inzwischen fortgeschritten ist, ist mir nicht bekannt; es sei darauf verwiesen, um bei künftigen topographischen Arbeiten das mühselige Kombinieren aus den an sich wertvollen alten Plänen zu sparen und eine moderne Plangrundlage überhaupt zu gewinnen.

2) Eine instruktivere Aufnahme hat Halil Edhem Bey bereits in den „Studien zur Kunst des Ostens" (Strzygowski-Festschrift) veröffentlicht.

selbst höchst wertvolle Anhaltspunkte geschaffen werden. Nachdem W. auf Grund von Grabungen einen ergänzenden Bericht über die untersten, im Schutt steckenden Teile der Bin-bir-direk vorgebracht hat, führt er eine solche Rekonstruktion an Hand der sogenannten Bodrumzisterne durch. Auf Grund des Strzygowski-Planes und eigener Ergänzungen ergibt sich eine Palasthalle mit seitlichen Risaliten und ein Hof mit umgebenden Gebäuden, das Ganze offenbar zum Palastkloster Myrelaion gehörig. Für die Einstellung in die Umgebung und die Lage zur benachbarten Myrelaionkirche ist ein Situationsplan, dessen Mangel der Verf. entschuldigt, freilich zu vermissen. Auch hier sei darauf verwiesen, daß inzwischen für dieses Viertel ein moderner Plan bereits ausgearbeitet ist, den ich selbst für Eintragungen von Resten, die gelegentlich der damaligen Straßenaushebungen zum Vorschein kamen, benutzen konnte. Zieht man weiter in Betracht, daß die an den Komplex anschließenden Ruinen des von mir veröffentlichten Kyslar-Aghassi-Hammam (Bad des Ober-Eunuchen) wahrscheinlich die Stelle des Bades des Eunuchen Niketas bei dem Bus aus der Zeit des Theophilus anzeigen, so darf man hoffen, daß neben dem alten Palastbezirk diese Gegend für byzantinische Forschungen am meisten fruchtbar gemacht werden könnte.

Dölger, Franz: **Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches** von 565—1453. 1. Teil: Regesten von 565—1025. München: R. Oldenbourg 1924. (XXX, 105 S.) 4°. = Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters u. der neueren Zeit. Hrsg. v. d. Akademien der Wissenschaften in München u. Wien. Rm. 13—. Bespr. von E. Caspar, Königsberg i. Pr.

Mit Freude ist es zu begrüßen daß von Krumbachers großem, im Jahre 1904 zuerst vorgelegten Plane ein erstes, und sogleich ein sehr wichtiges Stück endlich zur Verwirklichung gelangt ist. Für das schwer zugängliche, weit verstreute und trümmerhafte byzantinische Kaiserurkundenmaterial liegt nun das unentbehrliche kritische Nachschlagewerk in Regestenform vor, und es ist nur zu bedauern, daß zwischen Dölgers Regesten und dem zeitlich vorangehenden Versuch von O. Seeck Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311 bis 476 n. Chr. (Stuttgart 1919) eine halbhundertjährige Lücke klaffend geblieben ist. Die Anordnung der Dölgerschen Regesten ist auf äußerste typographische Raumersparnis eingestellt, die Verwendung von Siglen in knappster Buchstabenform ist weiter ausgedehnt als in irgend einem anderen Regestenwerk und auch weiter, als es für die Benutzung bequem ist. Darüber, daß eine Itinerarspalte durchweg fortgelassen ist, kann man verschiedener Meinung sein. Gewiß haben die Kaiser vorwiegend in Byzanz fest residiert und sind Itinerarangaben für sie sehr selten, aber ähnliches gilt auch für die Päpste in den meisten Perioden. Um so plastischer heben sich die Zeiten starker Ortsveränderungen in der Geschichte der Kurie in Jaffés Regesten heraus, und dasselbe würde hier durch eine Itinerarspalte für kaiserliche Kriegszüge erreicht worden sein.

Auch sonst sind einige technische Abweichungen von den bewährten Mustern der abendländischen Kaiser- und Papstregesten zu bedauern, wie im Einzelnen bereits Brandi in einer ausführliche Anzeige in Gött. Gel. Anz. 1925 S. 111 ff. ausgeführt hat. Bei den Zitaten aus den Monumenta Germaniae ist auch hier der häufig bei Forschern, welche ihren Arbeiten ferner stehen, begegnende Fehler zu bedauern, daß immer noch die veralteten Folioausgaben zitiert werden, wo völlig neue Bearbeitungen in der irreführend „in usum scholarum" bezeichneten Oktavserie vorliegen.

Für die sachliche Zuverlässigkeit des Gebotenen bürgt der bewährte Name des Bearbeiters. Daß Ergänzungen möglich sind, ist bei der Natur gerade dieses Materials und bei einem ersten Versuch nicht verwunderlich. Wie Brandi so bin auch ich in der Lage eine solche zu Dölger Nr. 784 beizusteuern. Die Briefe Leos sind jetzt neu ediert und z. T. abweichend von Dölger datiert durch Percy Ernst Schramm in Byzant. Zeitschr. 1925, S. 89 ff., vgl. schon vorher ders. in Hist. Zeitschr. 1924, S. 424 ff.

Michel, Dr. theol. Anton: **Humbert und Kerullarios.** Studien. Erster Teil. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1924. (VII, 139 S.) gr. 8°. = Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, XXI. Bd. Rm. 9—. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Die Hauptsache an diesen trefflichen Studien ist der m. E. geglückte Nachweis, daß der Kardinal Humbert, als politischer Vertrauensmann Leos IX. gerade den Griechen gegenüber, der Autor nicht bloß der bekannten kriegerischen ersten Epistel Leos IX. an Cerullarius ist — sie wird als „eine grandiose Kopie" des Briefes Humberts an Eusebius aufgezeigt —, sondern daß aus der Kanzlei Humberts auch der Papstbrief an Konstantin IX. Monomachos und der zweite Brief an den byzantinischen Patriarchen stammt, der nach der Schlacht von Civitella 1053 nach Byzanz gesandt worden ist. Dieser Nachweis ist umrahmt von einer guten Darstellung der Beziehungen zwischen Byzanz und Rom in den Jahren 963—1053, in der mit Recht das politische Moment als der eigentliche Drehpunkt erscheint, und von der mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehenen Edition der an den byzantinischen Kaiser ge-

richteten Schrift Humberts über das Filioque. In all diesen Studien tritt das Bild Humberts wesentlich schärfer hervor; er vertritt bereits die wesentlichen Ideen Gregors VII.; und wenn E. Caspar neulich die Einwirkungen Gregors des Großen auf Gregor VII. festgestellt hat, so zeigt Michel in exakter Untersuchung, daß auch Humbert in verschiedenen Hauptgedanken, vor allem in seiner Auffassung des Titels „ökumenischer Patriarch", von Gregor dem Großen abhängig gewesen ist.

Radin, Paul, Ph. D.: **Monotheism among Primitive Peoples.** With a foreword by J. Zangwill. London: George Allen & Unwin. (69 S.) kl. 8°. 1 sh. Bespr. v. Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Nach einem Vorwort Israel Zangwills setzt der Verf., welcher lange Jahre unter den Indianern Nordamerikas gelebt hat, auseinander, daß sich bei diesen sog. Primitiven entgegen der gewöhnlichen Auffassung doch die Vorstellung eines einzigen göttlichen Wesens findet und zwar nach zwei Richtungen hin entwickelt: als ein Schöpfergott, der aber nach Vollendung seines Schöpfungswerkes kein Interesse mehr daran nimmt, und als ein „Transformer, the establisher of the present order of things, ... and directly intervening in a very human way in the affairs of the world". Im folgenden werden Beispiele hierfür erbracht. S. 64 heißt es: „explicit monotheism, it is true, is rare among primitive peoples, but it is possibly not quite so uncommon as the literal reading of the facts might seem to indicate" Verf. glaubt aus seiner Erfahrung sagen zu können, daß eine kleine Zahl von Monotheisten (explicit monotheists) in jedem primitiven Stamm sich finden läßt. Wichtig ist noch S. 67 die Bemerkung, daß „in temperament and in capacity for logical and symbolical thought, there is no difference between civilized and primitive man".

Roeder, Günther: **Ägyptische Inschriften aus den Staatlichen Museen zu Berlin.** VIII. Heft (= Band II Heft 4). Verschiedene Inschriften des neuen Reiches (Schluß) und Indizes zu Band 1 und 2. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (IV, S. 393—676.) 4°. Rm. 37.80. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Das vorliegende Schlußheft des zweiten Bandes enthält vorwiegend Inschriften der Särge des späteren n. R. (Dyn. 21 ff.), der Uschebtis, Skarabäen und kleineren Stücke aus der Zeit des n. R.; es bietet also nicht gerade auffallend Schönes, wohl aber genug des Interessanten für besondere Untersuchungen, vor allem durch die bequeme Vergleichsmöglichkeit zwischen gleichartigen Texten. Die von den früheren Heften her gewohnte Anordnung der Textzeilen nach dem Original bewährt sich auch hier; bei den Särgen vor allem ist die prägnante und übersichtliche Beschreibung der fehlenden Abbildungen erfreulich und doch ein Ersatz für die wirklichen Bilder, deren Veröffentlichung nicht in den Rahmen dieses Inschriftenwerkes gehört.

Von vorzüglicher Bedeutung sind die beigegebenen Indizes zu Band 1 und 2, die das bisher veröffentlichte Material erst wirklich dem Benutzer erschließen; es sind dies die Verzeichnisse der vorkommenden 1. Titel, 2. Eigennamen, 3. Gottheiten, 4. Könige, 5. Orte und Gaue, 6. der Fundorte der einzelnen Stücke, 7. der Gegenstände selbst in sachlicher Anordnung, 8. ein Verzeichnis der Inventarnummern: eine vorbildliche Fülle von Indizes, für welche wir Fräulein H. Fischer-Hildesheim aufrichtig dankbar sein dürfen.

Joüon, Prof. le P. Paul: **Grammaire de l'Hébreu Biblique.** Rome: Institute Biblique Pontifical 1923. (XII, 541 S.) Parad. et Ind. (77 S.) gr. 8°. Bespr. von Pontus Leander, Göteborg.

Die hebr. Grammatik ist, nach Joüon (S. 1), die Grammatik des bibl. Texts in der Form, in der dieser von den Gelehrten der tiberischen Schule überliefert worden ist. Die bab. Überlieferung wird demnach auch durchgängig ignoriert, von ein paar kurzen Notizen abgesehen, die der Leser aber, mangels jeder Erwähnung, was die „prononciation babylonienne" eigentlich ist, nicht verstehen wird. In einer hebr. Gr., die keineswegs nur für den Anfängerbedarf berechnet ist, dürfte jedoch die vollkommen gleichwertige bab. Überlieferung nicht unbeachtet bleiben.

Um so vollständiger ist das Hebr. der Tiberer behandelt worden. Sogar zu der vielmals bearbeiteten Formenlehre vermag Joüon Neues beizusteuern; er verbessert Fehler bei seinen Vorgängern und bringt mehrfach feine Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die sich jeder Hebraist gerne notieren wird. Besonders erhebt sich aber seine Darstellung der Syntax sowohl durch das reichhaltige Material als durch die scharfsinnige Analyse desselben über alle früheren. Die Lektüre der Syntax ist auch um so genußreicher, weil sich der Verf. in diesem Abschnitt hauptsächlich an das Gebiet hält, wo seine wissenschaftliche Stärke liegt: die Beschreibung der uns in der Bibel vorliegenden Sprache, und sich um historische Erklärungen wenig kümmert.

Leider ist es aber nicht möglich, die hebr. Formenlehre nach derselben, rein deskriptiven Methode darzustellen, wie etwa die lateinische oder die deutsche. Der Bau der Sprache bringt es mit sich, daß man genötigt ist, die Formenkomplexe irgendwie miteinander zu verbinden und zu diesem Zwecke historische, oder doch pseudohistorische, Auseinandersetzungen vorzubringen. Als es noch keine eigentliche historische Sprachwissenschaft gab, auch nicht unter den Indogermanisten, haben sich die Verfasser hebr. Grammatiken über das geschichtliche Werden der Formen Gedanken gemacht — so

gut es eben ging. Aber wer die Hoffnung hegen will, die Erscheinungen, insofern das möglich ist, richtig zu erklären, der muß — und das soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden — das ganze sprachliche Material von diesem Gesichtspunkte aus durchmustern; durch die vergleichende Zusammenstellung dieses Materials mit dem von den verwandten Sprachen dargebotenen muß er sich ein Bild von der Ursprache machen und den Gesetzen nachgehen, nach denen sich jede der historisch gegebenen Sprachen entwickelt hat. Nur so vermeidet er die Gefahr, daß die eine Erklärung, ohne daß er es ahnt, die andere totschlägt. Er muß, kurz gesagt, Linguistik treiben.

L. Bloomfield hat in dem eben erschienenen 1. Heft der Zeitschrift „Language", des Organs der neubegründeten „Linguistic Society of America" geäußert: „The layman — natural scientist, philologian, or man in the street — does not know that there is a science of language". Er meint offenbar, daß die linguistische Methode, wie alle anderen, etwas ist, was gelernt werden, daß der Linguist, wie alle anderen Forscher, von Jugend auf geschult werden muß, daß die Kenntnis der deskriptiven Grammatik keineswegs für sprachgeschichtliche Forschung ausreicht. Er hätte gewiß allgemeineren Beifall geerntet, wenn er behauptet hätte, die Fähigkeit, linguistische Probleme zu beurteilen, sei etwas jedem Menschen Angeborenes.

In Anbetracht der Verdienste, die Joüons Grammatik in anderer Hinsicht auszeichnen, bedaure ich sagen zu müssen, daß seine Versuche, den hebr. Formenbau zu erklären, dem heutigen Stand der Sprachgeschichte durchaus nicht genügen.

Joüon hält noch an der alten, gekünstelten Auffassung von der Quantität der Vokale fest: ◌ָ ist nach ihm bald lang (z. B. in den Fällen, wo es aus einem ursem. *ā* stammt), bald „halblang" (wenn es durch die Dehnung eines *ă* entstanden ist); ◌ֵ und ◌ֹ, wenn aus *ĭ* bzw. *ŭ* entstanden, sind immer „halblang" usw.; er weiß sogar, daß der Quantitätsunterschied zwischen den langen und den halblangen Vokalen „considérable" ist (S. 22). Auch das Schwa medium tritt bei ihm wieder auf; es steht (S. 31) „nach einer abnormen, weder wirklich offenen, noch wirklich geschlossenen Silbe". Schon hieraus geht hervor, daß Joüon sich der modernen historischen Forschung, wie sie vor allem von Nöldeke, Sievers und Brockelmann gefördert wurde, widersetzt, und daß er von ihr nur einzelne, aus dem System losgerissene Sätze hat aufnehmen können. Und dieser Gegensatz ist bewußt: er bedauert sogar (S. 32), daß Kautzsch in der letzten Auflage seiner Gr. „unter dem Einfluß des Metrikers Sievers" das Schwa medium verworfen hat.

Eine Auseinandersetzung über all das würde natürlich einen zu großen Raum beanspruchen; auch möchte ich nicht längst bekannte Tatsachen in all zu großem Umfang zum soundsovielten Male wiederholen. Aber man gestatte mir zwei Bemerkungen.

Daß das Ṣērē in gewissen Fällen kurzes *ĕ* bedeutet, ist einwandfrei nachgewiesen worden. Denn es wird wohl niemand leugnen wollen, daß z. B. שֹׁלֵחַ und שֹׁלַח beide ein älteres *שֹׁלֵח (vgl. קֹטֵל)voraussetzen. Wenn nun dieses *שֹׁלֵח sich in den verschiedenen Status in dieser verschiedenen Weise entwickelt hat, so zeigt das doch, daß das *e* in dem einen Status etwas anderes ist, als in dem anderen. Das heißt aber, daß wie חוֹתָם im St. cstr. חוֹתַם lautet, so muß *qōṭēl* im St. cstr. *qōṭĕl* lauten. Denn der einzige Unterschied zwischen abs. קֹטֵל und cstr. קֹטֵל, den wir uns vorstellen können, ist eben der zwischen abs. חוֹתָם und cstr. חוֹתַם tatsächlich bestehende. Und hierdurch wird es uns möglich, den Wechsel שֹׁלֵחַ : שֹׁלַח zu erklären: abs. **šōlēḥ* > *šōlēaḥ*; cstr. **šōlĕḥ* > *šōlaḥ*.

Und nun ferner „die abnormen, weder offenen, noch geschlossenen Silben", unter denen sich Sievers in seinen „Metr. Studien" „überhaupt nichts zu denken" vermochte, und die auch kein Phonetiker auf der Welt versteht, eben weil eine Silbe entweder offen oder geschlossen sein muß! Joüon behauptet (S. 32) von מַלְכֵי, das er in der alten Weise *malᵉkē* liest: „Dieses Wort hat zwei Silben, aber die syllabische Teilung ist unmöglich". Da jedoch bekanntlich die Stellen im Worte, wo die Schallfülle schwächer ist als im unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden, Grenzen zwischen verschiedenen Silben bilden, so ist es ohne weiteres klar, daß ein solches Wort dreisilbig wäre: *ma-lᵉ-kē*. Ebenso ist es unmöglich, mit Joüon *i̯aʿᵃmoδ* als zweisilbig aufzufassen und noch dazu sogar die Silbengrenze mitten ins ᵃ zu verlegen, wie er wahrhaftig tut (S. 63). Jespersen hat die in gewissen Fällen vorliegende Schwierigkeit, die Lage der Silbengrenze festzustellen, hervorgehoben und durch Beispiele beleuchtet, aber er hat keine Schuld daran, daß Joüon sich für eine solche Silbenteilung auf ihn beruft (S. 68). — Aber warum hält Joüon denn an der Überlieferung des Schwa medium und der „abnormen, halbgeschlossenen" Silbe fest? Nur weil der folgende Konsonant in Formen wie מַלְכֵי kein Dageš hat (S. 31). Er teilt aber nicht mit, warum er die einstimmige Ansicht der Lin-

guisten verwirft, nach der der Vokal, der einmal die Spirantierung verursachte, geschwunden ist, aber die spirantische Aussprache sich dennoch behauptet hat: **malakē* > **malak̄ē* > *malk̄ē*[1].

Auch die Vorstellung von der „virtuellen Verdoppelung" begegnet uns hier noch. Die Laryngale werden zwar (S. 59 f.) in dem Hebr., das wir kennen, nicht mehr verdoppelt, aber sie können „eine schwache oder virtuelle Verdoppelung, d. h. eine mittlere Länge" haben. Verdoppelung eines Konsonanten besagt aber bekanntlich, daß der Konsonant sich auf zwei Silben verteilt, so daß die Silbengrenze in seinem Innern liegt. Entweder ist also der Konsonant verdoppelt oder nicht; ein Drittes gibt es nicht. Etwas ganz anderes ist es wiederum, daß ein nicht verdoppelter Konsonant doch lang sein kann. Für diese Erscheinung gibt es viele Beispiele im Schwedischen: in *kall* ist das *l* lang, aber natürlich einfach (in *kalla* ist es verdoppelt).

Seine überraschende Vermutung, daß א in Wörtern wie אָמַר oder בְּאֵר nicht gesprochen worden sei, begründet er (S. 65) mit der phonetischen Erwägung, daß es befremdend sei, wenn א, das am Ende des Wortes gefallen ist, doch am Anfang des Wortes oder der Silbe geblieben wäre, denn es sei viel leichter, das א am Ende als im Anfang zu sprechen. Gerade das Gegenteil ist richtig. So tritt dieser Laut im Deutschen, obschon in der Schrift unbezeichnet, fast vor jedem Anfangsvokal ein, aber (fast) nie am Wortende. Die Dänen haben diesen Laut auch nach Vokalen, und ihre Nachbarn lernen nur mit Mühe, solche dänische Wörter zu sprechen.

Bei seinen Ausführungen über die Entwicklung der hebr. Wortformen hat Joüon neben einzelnen, etwa von Nöldeke oder Brockelmann hergenommenen Sätzen, die er geglaubt hat gebrauchen zu können, immer wieder altererbte oder eigene Hypothesen vorgebracht. Ich habe mir bei jedem § der Formenlehre allerlei Notizen gemacht, muß mich aber leider auf einige Bemerkungen beschränken, die sich ganz kurz darstellen lassen. Die tiefgreifendsten würden zu viel Raum beanspruchen.

Es ist aus phonetischen Gründen sehr unwahrscheinlich, daß ein *o* durch den Pausaldruck zu *å* werden könnte (S. 80). Formen wie שָׁכֹלְתִּי und שָׁכָֽלְתִּי sind nebeneinander vorkommende Bildungen, von denen die eine nur im Kontext, die andere nur in der Pausa angetroffen wird, und zwar aus Gründen, die bei den zehn betreffenden Wörtern zum Teil verschieden sind[1]. — Die urspr. Form des hebr. Artikels ist nicht *ha* (mit kurzem *a*) (S. 84), denn dieses Demonstrativ läßt sich von dem in fast allen sem. Sprachen auftretenden Dem.-Element *hā* nicht trennen[2]. — Die Mask.-Form זֶה stammt nicht aus einem *zā* (wie das fem. *zō-ṯ*) (S. 86), denn eine solche Entwicklung gibt es im Hebr. überhaupt nicht. *zǣ* entsteht lautgesetzlich[3] aus **ðī*, das im Arab. als Fem. dient[4]. — Die Ursache dazu, daß die 1. Pl. des „Parfait inverti" nicht וְקָטַלְנֽוּ lautet, ist doch klar (vgl. S. 101): וְקָטַלְתִּי und וְקָטַלְתָּ wie אָנֹכִי und אַתָּה, aber וְקָטַלְנוּ nach אֲנַחְנוּ. — Joüon hat die Auffassung Bauers mißverstanden, wenn er sagt (S. 107), daß, nach gewissen modernen Philologen, „l'impérativ a précédé le futur". Ein protosemitisches **quṭul* wurde, nach Bauer[5], zugleich als Imp. und Inf. gebraucht und durch einfache Vorsetzung des Pers.-Pronomens konjugiert. Vergl. engl. „speak!", „to speak", „I speak". — Warum soll denn das *a* in קִטֵּל nicht das urspr. *a* sein, sondern eine „Schwächung" des *e* von קִטֵּל (S. 116)? Die Form hat ja auch nach Joüon urspr. ein *a* gehabt (**qattál*), das (jedoch nur in der tib. Überlieferung) unter dem Einfluß des „Futurums" mit einem *e* vertauscht worden ist. Wie sollte aber das schallschwächere *e* zu dem schallstärkeren *a* „geschwächt" worden sein! In der Tat stehn beide Formen, das ältere קִטַּל und das neugebildete קִטֵּל, im Sprachgebrauch neben einander. — יִמְצָא steht, nach Joüon (S. 154), für *יִמְצֵא und hat sein *a* nach Analogie von **i̯iglai̯* (woraus יִגְלֶה) erhalten. Ein Vergleich mit den übrigen sem. Sprachen hätte ihm aber gezeigt, daß die Verba tertiae laryngalis (und also auch ל״א) schon im Ursem. im „Futur" *a*-Vokal erhalten haben[6], obschon einige wenige später umgebildet wurden (wie im Hebr. יֵצֵא nach יֵשֵׁב). — Er erklärt גָּלָה aus **galai̯* (S. 158) und wundert sich mit Recht, daß dieses **galai̯* nicht **gålǣ* ergeben hat. Hätte ihm das nicht sagen sollen, daß die Linguisten doch Recht haben werden, wenn sie, wie קָטַל aus **qátala*, so גָּלָה aus **gálau̯a* er-

1) Etwas anderes ist es, daß in vereinzelten Fällen zur Erleichterung der Aussprache ein Hilfsvokal eingeschoben werden konnte, wie z. B. in בִּגְדֵי *biẓᵉδī*.

1) Le Monde Oriental 1909 174 ff.
2) Brockelmann, Grundriß I 316.
3) Ebenda, 144.
4) Eb., 321.
5) Tempora, S. 8.
6) Brock., Gr. I 194.



klären! Diese Form wurde nämlich, durch die ursem. Halbvokalelision[1], zu *gálā, woraus גָּלָה. — Sein Versuch, den Inf. גָּלוֹת zu erklären (S. 159), ist ein Schulbeispiel dafür, wie falsche Namen irreführen können: „Peut-être la langue, considérant l'inf. abs. comme une sorte de nom à l'état abs., et l'inf. cstr. comme une sorte de nom à l'état cstr., aura-t-elle associé גָּלוֹת à גָּלָה, comme p. ex. שְׁנַת à שָׁנָה". Die Namen Inf. abs. und Inf. cstr. (welch letzterer ja sowohl im St. abs. als im St. cstr. stehen kann) haben ja mit den Status des Nomens überhaupt nichts zu tun. Man sollte doch die von Stade eingeführten Namen, starrer Inf., bzw. (gewöhnlicher) Inf., annehmen. — In יָבוֹא soll (S. 173) das *ō* aus dem *u* der Tätigkeitsverba stammen, „das aus einem besonderen Grunde hier nicht zu *ū* geworden ist", während doch das akk. *ibā'* klar zeigt, daß יָבוֹא aus **ịabā'* entstanden ist.

Zur Syntax nur eine Bemerkung. Die Kategorien verbe d'action und verbe d'état, actif und statif, mit denen Joüon, zum Teil in Anlehnung an die indog. Grammatik, in der Tempuslehre operiert, sind zu Unrecht in die hebr. Verhältnisse hineingetragen. Im Slavischen, worauf der Verf. Bezug nimmt, haben ja die sog. Aspekte oder Aktionsarten eine ganz bestimmte Form, woran sie unzweifelhaft zu erkennen sind; יִהְיֶה aber hat doch, nach Joüon (S. 294), als verbe d'action und als verbe d'état genau die gleiche Form, d. h. die Aspekte werden eben im Hebr. nicht ausgedrückt.

1) Eb., 57.

Kittel, Rudolf: **Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1924. (IV, 100 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge, Heft 7. Rm. 3.60. Bespr. von Joh. Hempel, Greifswald.

Seine Studien über alexandrinische Feste und ihre Beziehungen zum AT., die uns bereits für das Adonisfest wertvolle Bereicherung geschenkt haben (OLZ 1924, 385 ff., DLZ 1925, 431 ff.), setzt Kittel in der vorliegenden Schrift für die Feste des 25. XII. und 6. I. fort. Das erstere wird, vor allem an der Hand des Epiphanius, aber auch des Hippolyt und des Kosmas von Jerusalem, als Geburtsfest des Helioskindes aus der Jungfrau (Jes. 7, 14 LXX Παρθένος), der 6. I. als Tag des Gottes Aion (LXX'el 'ōlam = θεὸς αἰώνιος) bestimmt, und zwar als Feste ausgesprochen mystischen Charakters. „Wurzeln und Vorstufen" dieser Feste liegen in der — freilich nur durch das Medium der spätbabylonischen Religion wirksamen — indoarischen Prajapati-Zrvan-Lehre auf der einen, in den ägyptischen Osirismysterien auf der andern Seite. Was brachten nun aber die nach 320 in hellen Haufen nach Alexandria strömenden Juden mit? Den Glauben 1. an das jungfraugeborene Gotteskind als Bringer der neuen Paradieszeit, 2. an die enge Verbindung von Gott und Zeit, 3. an die enge Vereinigung von Gott und Mensch im König und im Propheten, 4. an die kultische Gottesschau und die durch sie gesicherte Unsterblichkeit. (Vgl. jetzt ZDMG 1924, 82 ff.).

Man erkennt ohne weiteres die Bedeutung der K.'schen Ausführungen nicht nur für die allgemeine Religionsgeschichte, sondern auch für die at.liche Wissenschaft. Mit der Stellung des Jesaja zum Mythos, der Gottesschau im Kultus, der Jungfrauengeburt des Erretters werden zentrale Probleme aufgegriffen. Vor allem ist die Sicherheit hervorzuheben, mit der K. in der von ihm geleisteten religionsgeschichtlichen Arbeit den Eigenbesitz Israels in dem Gedanken der Weltvollendung, in der Verbindung von Mythos und Ethos, und in dem Gottesbesitz als der Unsterblichkeit und vollends der Schau des Gottesbildes übergeordnetem Gute heraushebt. Überraschen wird vielleicht, wieviel enger nach K.s Einzelausführungen die Beziehungen zwischen Israel und Ägypten im Vergleich zu den israelitisch-babylonischen in vorhellenistischer Zeit erscheinen. Ich glaube, man kann das nur unterstreichen. Die Geburt des Sonnenkindes von der Himmelsgöttin ist ein spezifisch ägyptischer, bisweilen ja mit nicht zu übertreffender Realistik dargestellter Glaube. Im babylonisch-vorderasiatischen Kreise hingegen begegnet ikonographisch die Mutter bald als Tierherrin (ZAW 42, 74 ff.), bald als Ährenträgerin, aber, so weit ich sehe, nie in Beziehung zur Sonne. Die Mutter des Šamaš (Ningal) spielt im Kult gar keine Rolle. (Allerdings vgl. jetzt Zimmern ZA 1924, 239.) Auch in den 5 Siegeln des Aion-Bildes bei Epiphanius möchte ich einen ägyptischen Einschlag sehen und an die 5 Namen der Königstitulatur erinnern; sollte in dem berühmten לםרבה Jes. 9, 6 nicht vielleicht doch mehr stecken als eine Dittographie des לם von שָׁלֹם, vielleicht ein 5. Name, sodaß wir für den Aufbau des Namens des יֶלֶד ein ägyptisches Schema gewännen? Endlich aber — und hier weiche ich von Kittel ab — vermag ich auch den Gedanken der jungfräulichen Mutter solange aus der babylonischen Astronomie nicht abzulesen, als nicht für die Spica ein entsprechender babylonischer Name nachgewiesen wird. (Auch für Arabien genügt mir die Gleichung Χααβοῦ-

Katibe nicht völlig.) Neben der LXX aber belegt für das ägyptische Judentum Philo (vgl. Leisegang, Pneuma hagion 43ff.; Norden, Geburt des Kindes 78 ff.) den dem Altägyptischen wie dem rabbinischen Judentum (und daher doch wohl auch der älteren palästinensischen Entwicklung) gleich fremden Gedanken der Jungfrauengeburt des Erretters. Stellt dieser Gedanke nicht doch vielleicht einen hellenischen Einschlag im Hellenismus dar? Angesichts gerade der von K. betonten Beziehung Eleusis-Alexandria würde ich ihn immer noch in Eleusis aus der Verbindung der Πότνια (Ἰσχυρά, Βριμώ) mit der jungfräulichen Burgherrin von Athen entstanden denken, bevor man in der Perserzeit mit der babylonischen Astrologie in Berührung kam und nun in der ährentragenden Göttin (Meißner, Bab. u. Ass. I. Abb. 45) die Παρθένος wiederfand.

Ich vermag also den voralexandrinisch-jüdischen Ursprung des Glaubens an die Geburt des Erretters aus der Jungfrau noch nicht als gesichert anzusehen, sehe aber ein Hauptverdienst der Kittelschen Arbeit darin, nachdrücklich auf die Probleme der Beziehungen zwischen israelitischer und ägyptischer Religion in vorhellenistischer Zeit hingewiesen zu haben. Ohne diese Beziehungen erklärt sich das spätere alexandrinische Judentum nicht zureichend.

Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten der Exegese zu erörtern; auf die Beziehung von Gott und Mensch komme ich an anderer Stelle zurück. Was aber noch ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist der Nachweis eines schon in den alten Erzählungsschichten sich findenden Schemas der Erretterverkündigung. Wir harren des 3. Bandes der „Geschichte des Volkes Israel"!

Smith, J. M. Powis: The Prophets and their Times. Chicago: The University of Chicago Press. (IX, 277 S.) kl. 8°. $ 2.25. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Unter Benutzung englischer und deutscher Vorarbeiten gibt der Verf. eine Darstellung der Wirksamkeit der israelitischen Propheten auf dem Hintergrund der politischen Schicksale und der sozialen Entwicklung Israels. Das Buch ist von streng wissenschaftlichem Standpunkt aus geschrieben, und wenn sich der Verf. auch seinen Vorgängern, wie er selbst sagt, reichlich verpflichtet fühlt, so fehlt doch seiner Darstellung keineswegs die persönliche Note. Ref. wie mancher Fachgenosse wird hier und da in der literarkritischen Beurteilung eines prophetischen Abschnittes wie demgemäß auch in seiner Interpretation von der Ansicht des Verf. abweichen; das tut aber dem wissenschaftlichen Ernst und Wert der vorliegenden Monographie keinen Abbruch. Der Verf. beginnt mit den ekstatischen Propheten (I: the sons of the prophets) und schließt mit dem Buche Daniel (XVI: Daniel and the Maccabees). Dazwischen liegen folgende Kapitel: II: prophetic leaders and the united kingdom — Debora, Samuel, Gad, Nathan. III: prophecy and the Syrian wars — Ahija, Jehu, Sohn des Hanani, Elija, Elisa. IV: Amos and Hosea. V: the Assyrian Peril: from Tiglath-Pileser to Sargon. VI: the Assyrian Peril: from Sargon to Sennacherib. VII: the prophets and the Scythians. VIII: vengeance and faith — Nahum. Habakuk. IX: Jeremiah and the fall of Jerusalem. X: the father of Iudaism — Ezechiel. XI: the rise of Persia and the unknown voice — Dtisa. XII: premature messianic hopes — Hagg. Zacharias I. Jes. 9 u. 11. XIII: the cry for vengeance — Jes. 56—66. Ob. Mal. XIV: a call to world-wide service — Jona. XV: a new outburst of prophecy — Joel. Zacharias II. Jes. 24—27. Sachregister und Stellenverzeichnis fehlen selbstverständlich nicht.

Skinner, John: Prophecy and Religion. Studies in the life of Jeremiah. Cambridge: University Press 1922. (VIII, 360 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Skinner ist vor einigen Monaten unerwartet einem Schlage erlegen; so ist dieses Buch, das uns verspätet zugegangen, sein Vermächtnis, denn den Druck hinterlassener Manuskripte hat er verboten. Es ist eine reife Frucht, die weit über die nur gelegentliche Einzelexegese hinaus zu einer lang bedachten Gesamtauffassung vordringt, wie wir ihresgleichen nicht besitzen. Über den Inhalt unterrichten am besten die Kapitelüberschriften: 1. Einleitung. Die Stellung der Prophetie in der israelitischen Religion. 2. Vorherbestimmung und Berufung. 3. Die Gefahr von Norden. 4. Israels zwei Religionen. 5. Der nationale Bußruf. 6. Jeremia und das Deuteronomium. 7. Auf Reformbahnen. 8. Der Prophet als Prüfer. 9. Unwirklicher Kult. Tempel und Opfer. 10. Prophetische Eingebung. 11. Persönliche Frömmigkeit. Das Innenleben Jeremias. 12. Der neue Feind von Norden. 13. Der Weg zum Leben und der Weg zum Tode. 14. Mit dem Rest in Mizpa. 15. Die Zukunft der Religion: a) Der Brief an die Verbannten. 16. b) Die Wiederherstellung Israels. 17. c) Der messianische König. 18. d) Der neue Bund. 19. Jeremias letzte Tage. In ZAW 1925, 141—47 hat Greßmann eine Auseinandersetzung mit Volz und Skinner über einen Jeremiatext veröffentlicht, die geeignet ist, Skinners Art deutlich darzutun.

Farley, W. J., M. A., B. D.: **The Progress of Prophecy.** A study of Hebrew Prophecy in its Historical development. London: The Religious Tract Society 1925. (XVI, 322 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Der Herr Verfasser hat seine Studie über den israelitischen Prophetismus geschrieben in der Absicht und Hoffnung, daß „a plain account of Old Testament prophecy in the light of modern scholarship may be helpful to the ordinary Bible reader, and perhaps in some ways useful even to teachers of Holy Scripture, theological students and preachers." Es ist ihm trefflich gelungen, diesem Zweck gerecht zu werden, da F. nicht in den Fehler so vieler populärer Darstellungen verfallen ist, welche aus dem Bestreben nach Verständlichkeit und Volkstümlichkeit die Probleme abschwächen und verwischen, daß so dem Leser ein einseitiges Bild gezeichnet wird, welches sich durch Unkompliziertheit auszeichnet. In geschickter Weise, durch Exkurse und Anmerkungen, versteht es F., den Leser überall in die Probleme und Fragenkomplexe, die mit dem Atlichen Prophetismus zusammenhängen, aufs beste einzuführen, ohne daß dadurch die Lesbarkeit und Verständlichkeit des gut geschriebenen Textes irgendwie Schaden nimmt. Die geschichtlichen Voraussetzungen für das Verständnis des Prophetismus werden ausführlich skizziert. Verf. steht auf modern-kritischem Standpunkt, und es ist mit Freude festzustellen, in wie weitem Umfange neue Gesichtspunkte der Wissenschaft verwertet sind. In Einzelheiten wird man mit F. hier und da zu rechten haben. So ist ihm entgangen die von Duhm (vgl. auch Procksch) vorgetragene These zu Hab 1,6 (lies: „Chittäer" statt „Chaldäer"), die von Sellin weiter ausgebaut worden ist (2,5 lies „der Grieche" statt „Wein"), wonach Hab in die Zeit Alexanders gegen 335/31 anzusetzen wäre. Auch bei Joel wäre zu sprechen gewesen von einem Kern und dessen apokalyptischer Weitergestaltung. Deuterojes ist hinter Jes behandelt, während sein Platz besser hinter Ez gehörte; ebenso hätten Jes 56/66, die als Anhang betrachtet sind (S. 83), als Tritojes gewürdigt werden können. Für Jesajas Berufung darf man wohl nicht von dem stark gefärbten Bericht 2. Chron 26, besonders Vers 16/20, ausgehen, dessen priesterliche Tendenz unverkennbar ist. Jes 21,11 (S. 145) gehört in spätere Zeit. „Der Menschensohn" erscheint als Titel nicht zuerst bei Henoch (und IV. Esra 13), sondern geht auf Dan 7 zurück, weshalb gerade dieses Buch wegen dieses besonderen Ausdrucks eine Würdigung für sich beanspruchen darf. Zur Frage der Verehrung fremder Götter (S. 35) hätte auf I. Reg 11,7 (II. Reg 23,13) auf Salomo verwiesen werden müssen, für den dynastische Interessen und politische Motive maßgebend waren.

Die Botschaft der Proph. an ihre Zeit und ihre Gedanken von bleibendem Wert sind gut herausgearbeitet. Die Tendenz des Buches geht dahin, zu zeigen „the progress of Hebrew prophecy until its culmination in Jesus Christus, who is at once the goal of this recorded religious development and the standard, by which it may at all stages be estimated." Wenn Verf. auch S. 300 den Begriff „progress" wieder einschränkt, so ist aufs Ganze gesehen damit doch in die historische Darstellung ein dogmatisches Moment hineingetragen, das den Verf. dahin bringt, dem Unterschied zwischen AT und NT viel von seiner Schärfe zu nehmen, die prophetischen Aussagen über Gott überdeutlich herauszuarbeiten und das Eschatologische bei den Propheten zu unterschätzen. Aber abgesehen davon ist das Buch durchaus verdienstvoll. Ein (wenn auch sehr knappes) Register und eine Zeittafel, die nicht immer ganz mit dem Text übereinstimmt, erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für den Laien. Modern-politische Entgleisungen (wie S. 116) wären besser unterblieben. Dadurch wäre Raum gewonnen für eine Würdigung Jer.s als Redner, für eine Behandlung der Visionen und symbolischen Handlungen bei Jer und Ez und eine Erwähnung von Ez 38/39.

Grimme, Hubert: **Der Koran.** Ausgewählt, angeordnet und im Metrum des Originals übertragen. Paderborn: F. Schöningh 1923. (228 S.) 8°. = Dokumente der Religion, VIII. Bd. Rm. 2.85.

Mahomet: Le Coran. Traduction nouvelle avec notes d'un choix de Sourates précédées d'une Introduction au Coran par Edouard Montet. Paris: Payot 1925. (270 S.) 8°. Fr. 12 —. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

So zahlreich die Versuche sind, die abendländischen Völker mit dem heiligen Buche des Islam vertraut zu machen — es gibt noch keine Übersetzung, die dem des Arabischen unkundigen Leser ein nach jeder Seite getreues Abbild des Urtextes böte. In den meisten Fällen führt das Bestreben, den wörtlichen Inhalt möglichst genau wiederzugeben, zu einer Verwischung des literarischen Gepräges. Wo umgekehrt der literarische Eindruck durch die Übersetzung erzielt werden soll, ist ein Verzicht auf wörtliche Treue unvermeidlich. Das Mißfallen an der Weitschweifigkeit und Unübersichtlichkeit des Urtextes führt immer wieder zu Kürzungen und Gruppierungen des Inhalts, die zwar den Reiz der Übersetzung erhöhen, aber nur um den Preis der Echtheit.

Es gehört großer Mut dazu, den Versuch zu unternehmen, eine Übersetzung zu liefern,

die „nur Stellen von besonderer Wichtigkeit und Schönheit“, „Stellen von bleibendem Wert“ bietet, und diese unter zwei weitauseinanderliegenden Gesichtspunkten, dem genetischen und dem ästhetischen, gewonnene Auslese zu einem ganz neuen Bilde zu gruppieren, das zeigt „wie Muhammed in der ganzen Zeit seiner Tätigkeit als Prophet ein Werdender blieb ..“. H. Grimme wagt diesen Versuch; ja, er stellt sich gleichzeitig auch noch die Aufgabe „bei der Übersetzung des Korans das Prinzip seiner Metrisierung und Rhythmisierung durchzuführen, soweit es ohne Zwang möglich ist“. Seine Vorstellung von der Rhythmik des koranischen Textes gewinnt G. durch Heranziehung der magrebinischen Lesart und durch eine den Forderungen der Koranphilologie Rechnung tragende Textkritik, deren Ergebnisse in der Übersetzung als Textänderungen deutlich kennbar gemacht werden.

G.s Versuch zeigt klar — und das allein ist schon ein Verdienst — wie vielseitig die zu lösenden Aufgaben des Koranübersetzers sind und wie unerreichbar die gleichzeitige Lösung dieser Schwierigkeiten ist. Was G. schließlich bietet, ist kein Abbild des Korans mehr, sondern eine auf gründlichster Kenntnis der Probleme und Methoden der Koranwissenschaft beruhende Rekonstruktion des Lehrsystems Muhammeds aus einem Drittel aller Koranverse. Als solche Rekonstruktion und als ein kühner Versuch, gleichzeitig die dem Koran eigene ästhetische Wirkung der Sprache, der Reime und des Rhythmus zu veranschaulichen, verdient G.'s Arbeit hohe Beachtung, und sie bringt nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann reichliche Anregung und Förderung. Daß ein so verwickelter Versuch auf den ersten Hieb vollkommen gelinge, kann nicht erwartet werden.

Die Verquickung der Textkritik mit einer für Laien bestimmten Übersetzung wirkt vielfach störend. Die von G. angenommenen rhythmischen Gesetze werden noch gründlich nachzuprüfen sein und können wohl kaum als „Metrum des Korans“ bezeichnet werden. Wie weit die Freiheit der Übersetzung gehen darf, um eine angenommene literarische Form darzustellen, wird immer strittig bleiben. Als Ganzes aber wird sich die Arbeit Grimmes in der Reihe der Versuche, „die Seele des Islam aufzuschließen“ ehrenvoll behaupten als ein Dokument gründlichster Sachkenntnis und als ein Schritt nach vorwärts.

Weniger vielseitig ist die Aufgabe, die sich der Genfer Islamitist Edouard Montet als Koranübersetzer stellt. Auch er bietet nur eine Auswahl von Suren; auch sein Buch ist für einen weiteren Kreis gebildeter Leser bestimmt. Wenn er aber im Vorwort seine Arbeit als „un essai d'application de la méthode scientifique et critique“ bezeichnet und von sich sagt „nous croyons être un des premiers à tenter un examen textuel“, so kommt dabei die Bedeutung der geleisteten Vorarbeiten im Verhältnis zu seinen Zutaten doch in ein schiefes Licht. Was Montet bietet, ist eine dem derzeitigen Stand der Koranwissenschaft entsprechende, in Einzelheiten auch selbständige Übersetzung von zwanzig Suren, deren Auswahl unter verschiedenen, z. T. aktuellen Gesichtspunkten getroffen ist. Daß die ausgewählten Suren ungekürzt wiedergegeben werden, ist ein Vorteil. Die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Suren beruhen in der Hauptsache auf Nöldeke-Schwally, die knappen Fußnoten verraten die Kenntnis der Korankommentare und des lebendigen Orients. Der Übersetzung geht eine Einleitung (S. 11—72) voraus, die nichts weiter sein will als „une simple étude de vulgarisation scientifique“. Als solche ist sie geschickt und einwandfrei, wenn man auch die Meinung des Verfassers nicht in Allem teilen wird.

Die edle Sprache und wohlüberlegte Wörtlichkeit der Übersetzung dürften dem gebildeten Leser den literarischen Eindruck des Urtextes ziemlich getreu vermitteln, obwohl auf jede Wiedergabe der gebundenen Redeform verzichtet wird.

A Catalogue of the Persian Printed Books in the British Museum. Compiled by Edward Edwards. London 1922. (968 S.) 4°. £ 5. 5 —. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Unter den im British Museum aufbewahrten Sammlungen orientalischer Druckwerke ist die persische Abteilung eine der reichhaltigsten, und wohl nirgends sind die persischen Drucke und Lithographien in solcher Vollständigkeit zu finden. Bei der Durchsicht des mit musterhafter Genauigkeit gearbeiteten Katalogs tritt immer wieder hervor, wie unendlich viel mehr als die persischen, die indischen Druckereien für die Verbreitung des persischen Schrifttums getan haben. Das gilt keineswegs nur für die zahlreichen Schriften indischer Verfasser (aufgefallen ist mir das Fehlen der in Delhi o. J. erschienenen lithographischen Ausgabe der Futūḥāti Fīrōzschāhī) oder solche, die sich auf indische Verhältnisse beziehen, sondern nicht minder auch für die persischen Klassiker. Die Zahl der in Persien erschienenen Ausgaben von Werken des Hafiz, Jalaluddin Rumi oder Sadi kann keinen Vergleich aushalten mit der der in Indien veröffentlichten und meist mit Randnoten oder Kommentaren, häufig auch mit Über-



setzung ins Urdu oder ins Englische versehenen Ausgaben. Das Persische ist ja in Indien bis ins dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein als Verwaltungsprache in Verwendung geblieben; das Studium der persischen Literatur war während des ganzen 19. Jahrhunderts nicht nur bei den Muhammedanern und den Parsis allgemein verbreitet, auch zahlreiche Hindus und Sikhs waren wohl mit ihr vertraut, und bei den Schülern und Studenten gehört auch heute noch unter den für die Examina zur Wahl stehenden „Klassischen Sprachen“ das Persische zu den beliebtesten. Der Katalog berücksichtigt nicht nur die persischen Texte, sondern ebenso alle sonst für das Studium der neupersischen Literatur und Sprache in Betracht kommenden Veröffentlichungen (merkwürdigerweise fehlt Lumsden, A Grammar of the Persian Language, 2 Bde. Calcutta 1810) und gibt über den Umfang dieses Schrifttums einen Überblick, wie er sonst nirgends zu gewinnen ist. Dieser Überblick wird noch bedeutend erleichtert durch den beigefügten Select Subject Index, der auf den Index der Titel folgt.

Neugebauer, Rudolf, und Julius **Orendi: Handbuch der orientalischen Teppichkunde.** Mit einer Einführung von Richard Graul. 152 teilweise ganzseitige Textabb. 1 Titelblatt, 16 mehrfarbige Tafeln, 12 Motivblätter, 1 Karte. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1923. (XII, 246 S.) 8° = Hiersemanns Handbücher Band IV. Rm. 6—. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Es hat sich seit der 1. Auflage des Jahres 1909 nichts geändert. Das Papier ist im vorliegenden Abdruck etwas schlechter und die Autotypien sind dementsprechend flauer. Allein die große Verbreitung beweist schon, daß das Buch auch heute noch dem Bedürfnis nachkommt, dem Sammler und Liebhaber orientalischer Teppiche, insbesondere der neueren Zeit, ein Leitfaden und Ratgeber zu sein. Zudem ist der Preis des Buches in Anbetracht der zahlreichen Farbtafeln ein niederer.

Kreyenborg, Herman: **The Seasons:** A Descriptive Poem, by **Cálidás.** In the Original Sanscrit. Der älteste indische Druck eines Sanskrittextes in Faksimile mit einem Geleitwort neu herausgegeben. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (XIV, 63 S.) 8°. Rm. 7.50. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Vier Gründe haben Kreyenborg veranlaßt, einen Faksimile-Neudruck des ältesten von William Jones 1792 geschaffenen Druckes von Kālidāsas Ṛtusaṃhāra herauszugeben: der wissenschaftliche Wert, die große Seltenheit, der vorzügliche Erhaltungszustand des Originalexemplars der Preußischen Staatsbibliothek und „die Bedeutung dieser ältesten Sanskrit-Inkunabel für die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt und für die Geschichte des indischen Buchdrucks im besonderen“. Der Druck der Erstausgabe geschah in Bengālī-Typen. Ein Eingehen auf die Fülle interessanter Einzelheiten des Rein-Typographischen, auf die merkwürdigen Eigenheiten der Orthographie und viele andere bemerkenswerte Besonderheiten der „Seasons“ behält sich Kreyenborg für eine Spezialabhandlung vor.

Das, Rajani Kanta: **Factory Legislation in India.** With an Introduction by John R. Commons. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1923. (XVI, 192 S.) 8°. Rm. 6—. Bespr. von O. Stein, Prag.

In einer Reihe von Werken (s. OLZ 1924, Sp. 327 ff.) hat sich der Verf. als Spezialist für die indische Arbeiterbewegung erwiesen. In diesem Buche, das auf das Jahr 1916 zurückgeht, — beigefügt ist nur das 5. Kapitel über den Factory Act von 1922 — setzt er seine Forschungen fort.

Aus Quellen, die teils schwer zugänglich, teils nur mühsam zu sammeln sind, ist ein Material zusammengetragen, das für die Geschichte der indischen Arbeiter-Gesetzgebung ebenso wichtig wie für die Geschichte der Industrie in Indien interessant ist. (So wurde z. B. die erste mit Dampf betriebene Fabrik 1863 in Bombay eröffnet.) Jene Debatten und Gesetze, Pressenachrichten, Petitionen und Kommissionsberichte, die Das wiedergibt, bilden die Etappen in der industriellen Entwicklung Indiens. Sie sind aber auch kennzeichnend für die Stellungnahme der englischen Industrie zu dem großen Problem der Industrialisierung der Kolonie; daß dabei die internationalen Vereinbarungen, wie die Berliner Konferenz 1890, noch mehr zu den Schwierigkeiten, die die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit in Indien hervorruft, beitrugen, ersieht man aus der Agitation, die sich an jene Konferenz in England und in Indien, sowohl von Seiten der Unternehmer als der Arbeiter, aber auch von Seiten der Philanthropen erhob. Der Factory Act, der am 1. Juli 1923 in Wirkung trat, hat vorläufig eine Lösung herbeigeführt: das Minimalalter für Kinder, die in Fabriken arbeiten, ist 9—12, das Maximalalter 14—15 Jahre, sie dürfen nicht mehr als 6 Stunden täglich, Erwachsene nicht mehr als 11 Stunden — oder 60 Stunden wöchentlich — arbeiten; endlich wurde auch gesetzlich ein Ruhetag in der Woche festgelegt, was für Indien deshalb wichtig war, da der Sonntag nicht jene Geltung besitzt wie in Europa. Das 6. Kapitel handelt von der Administrative; ein Inspektor ex officio der fabrikmäßigen Betriebe existiert schon seit 1912.

Trotz all dem bleibt das große Problem der indischen Arbeitergesetzgebung die Konkurrenz Englands, dessen Industrie entgegengesetzte Interessen verfolgt als Indien; dieses will in der Schaffung von Fabriken fortfahren, jenes Indien mehr als Lieferant der Rohstoffe und als Abnehmer der Produkte sehen. Die Gesetzgebung kann hier zwar vermittelnd eingreifen, aber die Lösung des Problems liegt doch wohl in der Entwicklung des politischen Problems England—Indien.

Köstenberger, Rudolf: **Sechs Jahre in Turkestan.** 2. Auflage. Graz: U. Moser 1925. (III, 107 S. und 7 Tafeln.) kl. 8°. Rm. 2.70. Bespr. von H. Goetz, Berlin.

Sechs Jahre in Turkestan! Man erwartet interessante Beiträge über Land und Leute. Aber nichts davon enthält Köstenbergers Buch; denn es sind Erinnerungen aus der sechsjährigen Kriegsgefangenschaft eines österreichischen gemeinen Soldaten in Russisch-Turkestan. Der Verfasser, seines Zeichens Buchdrucker, wurde mit seiner Maschinengewehr-Abteilung bei der Karpathen-Offensive von den Russen 1915 gefangengenommen und in dem Troitzkilager bei Taschkent interniert. Die nächsten zwei Jahre füllt die Geschichte der unsagbaren Leiden eines sich eintönig dahinschleppenden Lebens unter Hunger und Krankheit, wo der Tod die Gefangenen zu Abertausenden dahinrafft, während mit dem für sie bestimmten Gelde die russischen Offiziere ihre Taschen füllen. Die Revolution befreit sie; aber der Bürgerkrieg macht die Heimreise unmöglich und zwingt die Gefangenen zu einem jahrelangen Landsknechtsleben, bis der Sieg des Bolschewismus ihre endgültige Heimkehr sichert. Die Parteien spalten sich hier schon vor dem Sturz des alten Österreich. Von der Kerinski-Regierung wird die Tschechische Legion gegründet, auch die ungarischen Gefangenen lassen sich von ihr anwerben. Und deren Feindschaft treibt die Österreicher in die Arme der Bolschewisten. Köstenberger kämpft so mit seinen Landsleuten in der Roten Armee Turkestans, welches im Norden und Westen damals durch die Weißen Garden vom eigentlichen Rußland abgeschlossen ist. 1918 werden sie von den Sowjets nach Buchara geschickt, um den revoltierenden Emir zur Unterwerfung zu zwingen. Von da geht es mit dem Stepanowsky-Otrad nach Kuschka an der afghanischen Grenze, um das Kriegsmateriallager der dortigen Festung nach der Hauptstadt zu bringen, wobei im Gefangenenlager von Murghab der Haß der Nationen aus der Habsburgermonarchie sich in der Züchtigung des Lagerfeldwebels entläd. Kaum ist dies erledigt, kommt die Truppe an die Samara-Front. Die rote Armee ist zu Orenburg von den Tschechen und Uralkosaken belagert, und die Taschkenter Truppen versuchen sie zu entsetzen. Nach einer Niederlage bei Mertwitowska bei Ilezk gelingt die Eroberung von Ak Bulak, und der Vorstoß hat wenigstens so weit Erfolg, als der Orenburger Garnison nunmehr der Durchbruch nach Westen gelingt. Große Opfer hat er gekostet, viele sind furchtbar von den Kosaken verstümmelt, Stepanow, der mit General Dutow verräterische Verhandlungen angeknüpft hatte, ist gelyncht worden. Der Weg zur Heimat aber bleibt nach wie vor durch die antibolschewistischen Armeen verschlossen. Nun setzt die Rote Regierung die Österreicher in Transkaspien ein, an der Strecke, die zum Kaspischen Meer, und von da über Baku und Batum nach Hause führt. Denn in Aschabad haben Weiße Garden die Macht an sich gerissen und werden von den Engländern von Persien her unterstützt. Zuerst gelingt es der Roten Armee, die Weißgardisten, denen sich die Stationen bis zum Amu Darya angeschlossen hatten, in steten Kämpfen bis nach Duschak an der persischen Grenze unweit Meschhed zurückzutreiben. Wieder Greuelszenen, wie vor Orenburg, Soldaten verstümmelt, Gefangene gemartert, ein afghanischer Condottieri, Aziz Chan, von der Tscheka hingerichtet. Bis die anglo-indische Übermacht General Mallisons die Räumung des Gebietes westlich des Amu erzwingt und der Umsturz in Taschkent die Truppen dort notwendig macht. Denn durch den Verrat des Kommissars Ossipow war die Stadt Taschkent gänzlich von Militär entblößt worden und konnte so leicht von einer Verschwörung ehemaliger zaristischer Offiziere besetzt werden; die Sowjetbehörden wurden erschossen, die Fronttruppen erhielten den Befehl zur Auflösung. Doch entsetzte deren Kommandeur Kolusaew die Reste der Roten Armee in der Stadt und schlug den Aufstand nieder; 3000 Menschen ließ er an die Wand stellen, mehrere Tausend andere verschwanden in den Gefängnissen. Inzwischen war Orenburg frei geworden, und die Österreicher in der Sowjetarmee drängten nunmehr auf ihre Entlassung in die Heimat. Aber Kasakow, der Präsident Turkestans, hatte wenig Lust, diese tüchtige „Fremdenlegion" zu entlassen. Es kam zu einem Versuch, mit Gewalt die Heimreise zu erzwingen. Aber der Transport wurde nach einigen Stationen von russischer Miliz eingekreist, entwaffnet und in kleinen Trupps wieder der Roten Armee eingereiht; in den Kämpfen gegen Admiral Koltschak sind sie größtenteils aufgerieben worden. Köstenberger, welcher auch diesem Transport angehört hatte, war aber unterwegs



von einem bekannten Regimentsarzt gewarnt worden, hatte heimlich diesen verlassen und kehrte als Zivilist nach Taschkent zurück. Dort hat er noch ein Jahr als Drucker bei zwei bolschewistischen Zeitungen gearbeitet, bis er endlich durch die Nansenhilfe im Sommer 1920 über Moskau, Narwa und Stettin nach seiner Heimat Graz zurückkehren konnte. All dies wird knapp und schlicht erzählt, in einer Sprache, die in ihrer etwas hilflosen Unkompliziertheit und mit ihren Unarten des „Kaufmanns"-Deutsch, aber in ihrer peinlichen Klarheit den geistig interessierten Nicht-Intellektuellen verrät. Das ist aber auch der Charakter der Darstellung. Naiv wird alles hingenommen, kein Grübeln über die tieferen Gründe all der Ereignisse, keinerlei Stellungnahme oder Charakterisierung, keine weitere Beobachtung über den Kreis dessen, was von selbst an den Verfasser herantritt. Die Einstellung ist überwiegend probolschewistisch, aber mehr aus kritikloser Übernahme der offiziellen Auffassung als aus Überzeugung; denn das eigene Urteil über die Sowjetbehörden ist vernichtend. Beobachtungen über die Landesverhältnisse, die Bevölkerung und ihre Sitten finden sich kaum; was das Buch an solchen enthält, ist durchwegs den geläufigsten Handbüchern entnommen. Der Wert des Buches liegt daher einzig und allein in seinem Charakter als, wenn auch einseitiger, so doch tendenzloser und zuverlässiger Augenzeugen-Bericht aus den ersten Jahren der Bolschewistenherrschaft in Turkestan.

Elisséèv, Serge: La Peinture contemporaine au Japon. Paris: E. de Boccard 1923. (143 S. mit 81 photographischen Abbildungen.) gr. 8°. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Die Beteiligung japanischer Künstler an der Ausstellung der Société Nationale des Beaux-Arts in Paris von Mai bis Juli 1922 hat dem aus Tokio gekommenen Komitee Veranlassung gegeben, diese „Skizze über die moderne japanische Malerei" abfassen zu lassen. Der Autor ist ein Russe, der schon vor dem Weltkriege nach mehrjährigem Studium am Orientalischen Seminar in Berlin an der Universität Tokio sich eine gute Kenntnis japanischer Literatur und Kunst verschafft und den Doktortitel erworben hat.

In dem ersten Kapitel seiner Einführung gibt E. unter Hinweis auf die neuesten kunstgeschichtlichen Abhandlungen eine Reihe historischer Daten über die Entwicklung der japanischen Malerei seit dem Emporblühen der beiden Schulen von Tosa und Kano im 13. und 15. Jhdt. Er hebt dabei hervor, daß die chinesischen Einflüsse auch noch im 18. Jhdt. immer mehr Einfluß gewannen und weder von den naturalistischen Strebungen der Ukiyo-Schule noch von der durch die Holländer vermittelten Ölmalerei noch auch von der 1861 eingerichteten Schule für westliche Malerei erheblich betroffen wurden. Etwas ausführlicher geht der Verfasser auf die japanische Malerei in der Zeit von 1868—1900 ein. Er schreibt das Emporkommen europäischer Malweisen fremden Lehrmeistern, wie dem Engländer Charles Wirgman (1857—1891) und dem Italiener Antonio Fontanesi (1876—1883), einem Landschaftsmaler im Stile von Corot, zu. Dann kam ein Rückschlag zugunsten der nationalen und der chinesischen Malweisen. Japanische Maler, die sich für die westliche Kunst interessierten und bei europäischen Meistern in die Lehre gingen, fanden keine offizielle Anerkennung. Ihre Hauptvertreter waren N. Harada (gest. 1899), der in München bei Piloty studiert hatte, H. Yamamoto, von 1878—1884 ein Schüler des Malers Jérôme in Paris, und Marquis S. Kuroda, 1884—1893 in Paris unter Leitung von Raphaël Collin tätig. Diese Schrittmacher der westlichen Malerei hatten nach ihrer Rückkehr in die Heimat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Im dritten Kapitel über die charakteristischen Züge der modernen japanischen Malerei bemüht sich E., an der Hand der beigegebenen Abbildungen die Technik und traditionelle Auffassungsweise der japanischen Maler verständlich zu machen. Er berührt sich darin vielfach mit den „Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei" von William Cohn (Berlin 1908), die er aber nirgends zitiert. Häufig muß uns der Verfasser den dargestellten Gegenstand aus der Legende, einem Drama und selbst die Landschaft erst auseinander setzen, damit wir das Kunstwerk verstehen können. Dagegen ist vom Einfluß der westlichen Kunst meistens nur ein gewisser Realismus und die elementare Beachtung der Perspektive wahrzunehmen. Bilder, die völlig unter europäischem Einfluß stehen, namentlich die Ölgemälde, machen kaum noch einen japanischen Eindruck. Der Verfasser belehrt uns, daß sich die jungen Künstler in Japan den europäischen Strömungen des Kubismus und des Futurismus stark hingegeben haben, und daß einige von ihnen bloße Nachahmer des Picasso und des Matisse geworden sind. Als unmodern fällt auf den wenigen Abbildungen der hervorragendsten Werke zeitgenössischer japanischer Maler neuesten Stils die starke Hervorhebung der Konturen auf, die ja eigentlich der älteren japanischen Malweise nicht entspricht. Von den Farbenwirkungen, die bei den modernen japanischen

Malern eine größere Rolle spielen als bei den alten Meistern, kann man sich aus den beigegebenen einfarbigen Abbildungen keinen Begriff machen. Ein Namensverzeichnis und ein 10 Seiten umfassendes Sachregister sind beigegeben.

Kool, Catharina H.: **Das Kinderspiel im Indischen Archipel.** Inaug.-Diss. Zürich. Kempen: Thomas-Druckerei 1923. (144 S.) gr. 8°. Bespr. von F. Graebner, Köln.

Zweifellos eine fleißige Arbeit, die den Stoff aus der Literatur sehr gut zusammenträgt. Es ist aber eine Dissertation, und da verlangt man wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes. Darin versagt die Verfasserin im Wesentlichen. Allerdings kann man ihr das nur sehr teilweise zum Vorwurfe machen. Denn man kann wohl mit Recht sagen, daß in der Ethnologie im ganzen die besten Arbeiten der Stoffsammlung gewidmet sind. Für eine weitergehende Behandlung fehlt den meisten Autoren eine Methode, den meisten sogar eine vernünftige Problematik. Da ist es denn nicht erstaunlich, wenn Verfasserin sich im wesentlichen auf eine populär-psychologische Interpretation beschränkt, wozu der Vergleich mit europäischen Kinderspielen besonders verführt. Kulturgeschichtliche Probleme fehlen so gut wie ganz. Positive Kenntnisse nach dieser Richtung treten denn auch selten genug hervor. Daß irgendeine allgemeine Erscheinung bei primitiven Völkern weit verbreitet ist, bleibt ein schlechter Anhaltspunkt. Daß das Tabu besonders nach Polynesien weist, bildet einen Höhepunkt dieser Kenntnisse. Dabei wird dann gleich an unmittelbaren Einfluß von Polynesien her gedacht, der ältere Zusammenhang des melanesischen Neuguinea mit Polynesien gar nicht erwähnt. Also, wie gesagt, tiefgründige Kenntnis der Ethnologie verrät die Arbeit nicht. Selbst die Begründung der Zusammenhänge mit China und Indien ist ziemlich oberflächlich. Beim Material vermisse ich ein Eingehen auf die malayischen Pantuns und das Steinchenspiel, über die beide H. Overbeck gehandelt hat.

Wagner, H., und E. **Debes**: **Schulwandkarte von Afrika**, physikalisch-politische Ausgabe; Maßstab 1:6000000. Leipzig: Wagner & Debes 1924. Rm. 10—. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Die Karte ist die vierte Auflage der H. Wagner und E. Debes'schen gut ausgeführten Schulwandkarte. Sie gibt ein klares und plastisches Bild der orohydrographischen Verhältnisse des gesamten Kontinents, sowie der Gliederung der benachbarten Meeresgebiete, deren Tiefen durch Schichtflächenkolorit, ebenso wie die Höhen des benachbarten Kontinents durch Höhenflächenkolorit gekennzeichnet sind. Die ehemals deutschen Kolonialgebiete sind durch eine besonders schraffierte Signatur herausgehoben. Die übrigen politischen Grenzlinien sind durch rote Linien in das physikalische Bild eingetragen, wodurch das Kartenbild zu einem „physikalisch-politischen" erweitert wurde.

Hedin, Alma: **Mein Bruder Sven.** Nach Briefen und Erinnerungen. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (X, 410 S. m. 61 Abb.) gr. 8°. Rm. 15—. Bespr. von E. Tiessen, Charlottenburg.

Wieviele Fälle es in der Literaturgeschichte gegeben haben mag, in denen die Schwester zum Biographen eines berühmten Bruders wurde, weiß ich nicht. Sicher aber ist, daß dieser Fall: Alma und Sven Hedin zum wenigsten in vielen Hinsichten einzigartig ist. Er ist, möchte man fast sagen, ganz auf Liebe begründet, wie sie sich auch unter Geschwistern selten findet. Das könnte nun in puncto „Objektivität" bedenklich scheinen, aber hier ist die Vertiefung des gegenseitigen Verhältnisses soweit gediehen, daß auch sogar die Kritik sich in den Dienst der Liebe stellt, wie etwa der bedeutende Mensch seine Selbstkritik pflegt und gebraucht. Dazu kommt, daß es hier anscheinend nichts zu verbergen und nichts zu beschönigen gibt, obschon, nach dem bekannten „De mortuis nil nisi bene" zu schließen, das Schöntun in einer Biographie für einen Lebenden, zumal als Geburtstagsgabe, doppelt entschuldbar erschiene. Rein und klar wie das Landschaftsbild im Spiegel eines schwedischen Bergsees liegt dieser Lebensgang vor uns mit seinen hohen Gipfeln und auch mit seinen großen Tiefen. Da die Quelle der Schilderung zumeist aus Familienurkunden, also besonders aus den Briefen fließt, so war ein ungewöhnlicher Grad von Glück, Reinheit und Zuverlässigkeit des ganzen Hauses mit seiner näheren Umgebung die Vorbedingung für eine rückhaltlose Benutzung dieser Quelle. Und die Erfüllung dieser Bedingung, wie sie aus dem ganzen Buch spricht, ist eben das Außerordentliche an ihm. Der Mensch Sven Hedin mit seinem leidenschaftlichen Eintreten für alles Gute und Hohe im Hause und draußen, im Vaterland und in der weiteren Umwelt, mit seiner Kraft in der Freude und seiner Geduld im Leiden, tritt ebenwertig dem großen Reisenden und Forscher zur Seite, und wo man, hoffentlich noch in späten Zeiten, dies Buch als Lebensschilderung dieses seltenen Mannes schätzen wird, da wird auch die „Familie Hedin" fortleben als ein Vorbild von unvergänglichem Wert. Muß das überall in einer Besprechung dieses Werkes zunächst anerkannt und hervorgehoben werden, so interessiert an dieser Stelle selbstverständlich am meisten die Frage, was wir daraus an Neuem über die eigentliche Lebensarbeit Hedins erfahren, und zwar besonders, um diesen sehr weiten Begriff zu verengern, über die Entwicklung und den Ablauf seiner Forschertätigkeit. Der Gewinn ist sehr erheblich schon dadurch, daß alle Zusammenhänge auch in der An- und Ausspinnung der Pläne und Entwürfe gleichsam dokumentarisch bloßgelegt werden, was um so wertvoller ist, als Hedin über Unfertiges oder gar noch ganz Zukünftiges grundsätzlich niemals gesprochen hat. Es ist z. B. von hohem Reiz und auch von historischem Gewicht, nunmehr genau zu erfahren, wie von der hohen englischen Politik gegen seine letzte große Tibetreise gearbeitet wurde, und welchen Einfluß diese Hindernisse auf die Gestaltung der Reise ausübten. Ein zweites ist die Unmittelbarkeit der Stimmung, die in den Reisebriefen an die Eltern und andere Angehörige doch noch weit stärker herausleuchtet als den späteren Schilderungen, obgleich auch diese naturgemäß auf Tagebüchern aufgebaut sind.



Wen es gelüstet, den tibetischen Spuren Hedins zu folgen, wird hier noch genauer erfahren, welcher Summe an körperlicher und geistiger Tatkraft und an wissenschaftlicher, sprachlicher und „reisetechnischer" Durchbildung er bedarf. Ein drittes, woraus sich viel lernen läßt, ist die Aufklärung über die Entstehung der vielen, sehr verschiedenartigen und z. T. bekanntlich höchst umfangreichen und kostbaren Publikationen Hedins. Aber alles überwiegen wird doch die Freude, den nun Sechzigjährigen in seiner persönlichen Entwickelung zu erkennen, und das bleibt bei aller Fülle des Einzelinhalts der wichtigste Zweck und das vollkommen erreichte Ziel des Buches, dessen z. T. höchst persönlicher Bilderschmuck die Lebendigkeit des Worts glücklich ergänzt und steigert.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, herausgegeben von Werner Jaeger. Band I Heft 1. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1925. (100 S.) 4°. Rm. 10 —.
Eine neue Zeitschrift — und wirklich etwas Neues; das will nicht wenig besagen. Die Einführung des Herausgebers sucht aus Betrachtungen über das Verhältnis der Deutschen zum klassischen Altertum den Punkt zu finden, „wo sich die so gewaltig erweiterte Erkenntnis des Altertums, die durch die wissenschaftliche Arbeit eines Jahrhunderts seit den Tagen des Klassizismus gewonnen wurde, unserer geistigen Bildung von Neuem organisch einfügen kann". Aber noch so kluge und feine Gedanken würden dem neuen Unternehmen kein Lebensrecht gewähren; auf die Ausführung kommt es an. Und die erste Probe, das darf man bekennen, hat „Die Antike" bestanden. Eine solche Folge guter, z. T. ausgezeichneter Arbeiten in geschmackvoller Sprache wird man nicht so leicht wieder finden. Jeder Beitrag bleibt auf einer bemerkenswerten Höhe des Inhalts und der Darstellung; kein Verfasser prunkt mit Kenntnissen, aber jeder zeugt aus wohl gegründetem Wissen von einer Sache, die ihm am Herzen liegt; nirgends hat man das leidige Gefühl, als ließe sich der Gelehrte zum Nurgebildeten herab, sondern durchweg spürt man die Freude des wirklich Gelehrten, wenn er die Ehre hat, von seinen Dingen vor reifen Männern und Frauen, die auf der Höhe des Lebens und der Bildung stehen, sprechen zu dürfen.
Welcher der Beiträge mir selbst am besten gefallen hat, ist ohne Bedeutung; aber ich will nicht verschweigen, daß ich am meisten aus Paul Friedländers Gedanken über „Die griechische Tragödie und das Tragische" gewonnen habe; seine Worte über die Orestie des Aischylos zeigen tiefes Verständnis für den großen Dichter.
Ludwig Curtius, Die Aphrodite von Kyrene bringt zu wundervollen Bildern des kostbaren Werkes sehr lehrreiche Aufschlüsse über Zeit und Stil; im Tone hat er noch nicht ganz erreicht, was eine solche Zeitschrift fordert. Wenn Ernst Goldbeck vom Untergang des kosmischen Weltbildes der Antike spricht und uns von Platon und Aristoteles bis zu Galilei, Kepler und Newton geleitet, so ist schon der Gegenstand allgemeiner Teilnahme sicher, und der Verfasser weiß sie mit sicherer Hand auf das Wesentliche zu lenken.
Robert Zahn beschreibt eine kleine Terrakotte, die Perseus und Andromeda darstellt, mit der Anmut der Sachlichkeit, die ihm eigen und unnachahmlich ist.
Aus dem Aufsatze von Friedrich Klingner über Livius möchte ich vor allem, so hoch ich auch seine Betrachtung des Schriftstellers schätze, die Übersetzung hervorheben, die den Schluß bildet. Wie reif und groß erscheint hier Livius, wie reif und groß ist aber auch die Kunst des Übersetzers.
Bilder, Ausstattung und Druck sind so gut, wie man vom Herausgeber und vom Verleger mit Recht erwartet.
Alles in allem: ich freue mich auf das nächste Heft.
W. Schubart.

The Quarterly Journal of the Mythic Society (Bangalore) 14 1923/24:
1 10—22 R. Narasimhacharya, The Western Gangas of Talkad. — 23—28, 106—10 Sarat Chandra Mitra, Studies in bird-myths. — 29—38 A. Rangasvami Sarasvati, Mitradeva or Muladeva (Śunga-Dynastie). — 39—48 K. Rama Pisharoti, Bhasa's Pratima-natakam (contin., Act V, transl. and notes). — 49—58 K. Krishnamacharya, Glimpses of the ancient varna dharma.
2 73—81 F. Goodwill, Hutridroog and Huliyurdroog (2 Hügelforts bei Bangalore). — 82—88 R. Narasimhacharya, A new Rashtrakuta copper plate grant of A. D. 810 (Govinda III). — 89—105, 217—32 P. K. Gode, Psychology of emotions as represented in the Bhagavadgita.— 11—16 K. Varadachar, A glaring plagiarism in Kannada (Bhaṭṭakalankadeva nicht Verf. des Karṇātaka-śabdānuśāsana, sondern nur Kommentator mit mehrfach falschen Erkl.). — 117—19 R. Shama Sastry, Dice play on the first day of the white half of the month Kartika. — 120—24 K. G. Sankara, Some problems of Indian hist. (1. The name Venad. 2. The date of Mandalapurusha. 3. The use of solar signs in India. 4. The date of the Paripadal). — 125—29 T. N. Subramaniam, The Kotrankudi plates of Nandivarman II (Pallava, Skr. u. Tamil). — 130—40 H. Heras, S. J., The Jesuit influence in the Court of Vijayanagar (Anf. d. 17. Jh. in Chandragiri u. Vellore).
3 165—83 D. B. Ramachandra Mudaliar, Indian music. 184—89 A. S. Ramanath Ayyar, Two Tamil dances. — 190—210 R. Rama Rao, Origin and devel. of Sivaworship with spec. ref. to Virasaivism. — 211—16 Sarat Chandra Mitra, On a Santal aetiological folktale of the „Mann u. Fuchs" type. — 233—37 M. Hiriyanna, An Indian view of „present time" (Nyāya).
4 251—60 B. Raghavendra Rao, Dewan Purniah (Minister v. Haidar Ali u. Tippu). — 261—74 G. Ramadas, Hist. geogr. of the Kalinga under the Eastern Gangas. — 275—81 K. G. Sesha Aiyar, The Kośar and the Vamba Moriyar. — 302—11 A. S. Ramanatha Ayyar, Nalodaya and its author (the Kēraḷa poet Vāsudēva, 9. Jh.). — H. Heras, Venkatapatiraya I and the Portuguese (letter of Philip III of Spain to the king of Bisnaga). — 318—23 C. Hayavadana Rao, Rural habitation in South India.
W. P.

Revue Biblique 33 1924:
1 5 R. Dhorme, Les nouvelles tablettes d'El-Amarna. — 33 A. van Hoonacker, La succession chronologique Néhemie-Esdras (fin). — 65 R. Devresse, La chaine sur les psaumes de Daniel Barbaro. — 82 J. Jaussen, Le publicain ou le *aaššar* dans la tradition arabe. — 85 Fr. Leferbrière, La vallée du Jourdain et le fossé syro-africain. — 106 P. Dhorme, Palmyre dans les textes assyriens. — 108 Chronique (I. Croix byzantine de Madaba, II. Deux inscriptions latines militaires). — *Dom H. Quentin, Mémoire sur l'établissement du texte de la Vulgate (Fr. Lagrange). — *A. Rahlfs, Studien über den griechischen Text des Buches Ruth. — Ders., Das Buch Ruth griechisch als Probe einer kritischen Handausgabe der Septuaginta (E. Tisserant). — Bulletin (N. T. und A. T.).
2 161 R. Vincent, Le nouvel hypogée de Byblos et l'hypogée royal de Gezer (suite). — 188 M. Régnier, La distribution des chap. 25—28 du livre de Job. — 201 R. Abel, Topographie des campagnes machabéennes (suite).

— R. Dhorme, La fin de l'empire assyrien d'après un nouveau document. — 235 F. Abel, Où en est la question de Caphargamala? — J. Jaussen, Inscription arabe d'Orts. — 249 Chronique (La fête de saint Élie au mont Carmel). — *Old Latin Bible No. 7 Novum Testamentum Scti Irenaei Episcopi Lugdunensis.... with introduction by .... A. Souter (Fr. Lagrange). — *H. Vogels, Handbuch d. nt. Textkritik. (ders.). — *Ad. v. Harnack, Neue Studien zu Marcion (ders.). — *H. St. John Thackeray, The Septuagint and Jewish Worship (P. Dhorme). — *G. Dalman, Jesus-Jeschua (Fr. Lagrange). — *Th. v. Tichelen, S. Paulus. — Ders., In den patriarkentijd (J. Vandervorst). — Bulletin (N. T. und A. T.).

3 321 M. Lagrange, Où en est la dissection littéraire du quatrième Évangile? — 343 P. Dhorme, Les chap. 25—28 du livre du Job. — 357 L. Vincent, Le *sinnor* dans la prise de Jérusalem (II. Sam. V. 8). — 371 F. Abel, Topographie des campagnes machabéennes (suite). — 388 Ders., Une inscription médiévale de Saint-Jean d'Acre. — 391 Dom A. Wehnart, Note sur les évangiles datées de Troyes N. 960. — 396 J. Jaussen, Le mauvais œil. — 407 P. Dhorme, A propos d'une théorie strophique. — 420 Chronique (I. L'année archéologique 1923 en Palestine, II. Jérusalem, glanures archéologiques). — *F. Cavallera, Saint Jérome, sa vie et son œuvre (F. Abel). — *P. Vulliaud, La Kabbale juive, historie et doctrine (P. Dhorme). — Bulletins (origines chrétiennes, papyrus, apocryphes, hist. de religions, peuples voisins et Palestine).

4 M. Lagrange, L'hermétisme. — 498 R. Devresse, La chaine sur les psaumes de Daniel Barbaro (fin). — 522 P. Synave, Le Canon scriptuaire de St. Thomas d'Aquin. — 534 P. Dhorme, L'aurore de l'histoire babylonienne. — 557 Ders., Les achéens dans les textes de Boghaz-Keui. — 566 F. Abel, Marisa dans le papyrus 76 de Zenon et la traite des esclaves en Idumée. — 574 J. Jaussen, Le coq et la pluie dans la tradition palestinienne. — 583 Chronique (Découvertes récentes à Beit-Djebrin). — *.M Goguel, Introduction au N. T. (Fr. Lagrange). — *H Gousslen, Über georgische Druck- und Handschriften, die Festordnung und den Heiligenkalender des altchristlichen Jerusalems betreffend (F. Abel). — Bulletin (N. T. Syrie, Palestine).

Theologische Literaturzeitung 50 1925:

2 *Bertholet-Lehmann, Lehrbuch der Religionsgeschichte (C. Clemen). — *Chr. Bartholomae, Zaruthastra's Leben und Lehre (H. Haas). — *D. Völter, Die althebräischen Inschriften vom Sinai... (H. Duensing).

3 *C. Noyes, The genius of Israel (H. Greßmann).

4 *Neutestamentliche Apokryphen. — *M. Rh. James, The Apocryphal New Testament (J. Behm). — *H. F. Lutz, Viticulture and Brewing in the Ancient Orient (K. Galling). — *J. Hell, Von Mohammed bis Ghazâli. — *Al Ghasali, Das Elixir der Glückseligkeit, übers. v. H. Ritter (F. Horst). — *Th. Menzel, Türkische Märchen (F. Horst). — *A. Schulz, Das Buch Josue (H. Duensing). — *J. J. Bachofen, Das Lykische Volk... (E. Lohmeyer).

5 *P. Sarasin, Helios und Keraunos oder Gott und Geist (H. Haas). — *B. Gemser, De Beteekenis der Persoonennamen voor onze Kennis van het Leven en Denken der oude Babyloniërs en Assyriërs (H. Greßmann). — *O. Weber, Assyrische Kunst (M. Pieper). — *H. Greßmann, Die Aufgaben der Alttestamentlichen Forschung (J. Hempel). — *H. M. Wiener, Early Hebrew History and other Studies (H. Greßmann). — *J. Elbogen, Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung (W. Staerk). — *Calwer Bibellexikon (H. Holzinger). — *Biblische Zeitschrift (H. Windisch). — A. Debrunner, Ἐπιούσιος.

6 *R. Weill, L'installation des Israélites en Palestine et la légende des Patriarches (H. Greßmann). — A. Šanda, Moses und der Pentateuch (W. Baumgartner). — *H. M. Wiener, Das Hauptproblem des Deuteronomiums (O. Eißfeldt). — *O. Procksch, König und Prophet in Israel (O. Eißfeldt). — *H. Schmidt, Die großen Propheten... (W. Staerk). — *E. König, Die messianischen Weissagungen des A. T.s (W. Baumgartner). — *L. Köhler, Die Offenbarung des Johannes und ihre heutige Deutung (M. Dibelius).

7 *B. Mörner, Tinara. Die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits (Th. Steinmann). — *R. C. Temple, The Word of Lalla the Prophetess... of Kashmir (H. v. Glasenapp). — *F. Sommer, H. Ehelolf, Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana. — *M. Witzel, Hethitische Keilschrifturkunden (B. Meißner). — *C. J. Gadd, A Sumerian reading-book (B. Meißner). — *W. B. Stevenson, Grammar of Palestinian Jewish Aramaic. — *Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft (G. Dalman). — *S. Grünberg, Exegetische Beiträge (G. Dalman). — *J. Nikel, Grundriß der Einleitung in das AT. (O Eißfeldt). — *P. Volz, Das Dämonische in Jahwe (W. Baumgartner). — *L. Haefeli, Ein Jahr im heiligen Lande (G. Dalman). — *G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur (H. Frick). — *H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten (H. Koch).

8 *E. Kalt, Biblische Archäologie. — *S. Landersdorfer, Studien zum biblischen Versöhnungstag (C. Steuernagel). — *J. Herrmann, Ezechiel (H. Duensing). — *M. Brugsch, Arabisch-deutsches Handwörterbuch 1. (G. Dalman).

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft u. d. Kunde d. nachbibl. Judentums N. F. Bd. 1 (1924):

1/2 1—33 H. Greßmann, Die Aufgaben der alttestamentlichen Forschung (1. bisher Periode der Literarkritik, deren Ergebnisse auf dem Gebiet des Hexateuch nach wie vor Grundlage aller Wissenschaft vom AT., darüber hinaus aber der sichere Ertrag gering neben gewaltiger Übertreibung, die vom ganzen AT. für die vorexilische Zeit knapp ein Zehntel übrig lasse; 2. von jetzt an das vorderorientalische Zeitalter, das Israel ohne Vernachlässigung seiner Besonderheit in das Ganze des Vorderen Orients zu stellen habe, vor allem in bezug auf die Religionsgeschichte und die Archäologie und Kulturgeschichte im weitesten Sinn; 3. andrerseits müsse auf neuen Wegen das Verständnis des AT. von innen heraus gesucht werden, durch vorsichtige und zurückhaltende Textkritik, statistische Festigung der Metrik, Ausbau der Grammatik — vor allem der Syntax, politische Betrachtung der Geschichte ohne deuteronomistische Werturteile, literargeschichtliche Untersuchung der literarischen Gattungen und stoffgeschichtliche Untersuchung vor allem von Märchenmotiven, schließlich Vertiefung der Religionsgeschichte durch Herausarbeitung der treibenden Kräfte und Eindringen in das Wesen der Prophetie; alles Aufgaben, die eine neue Methodik der alttestamentlichen Wissenschaft zu präzisieren habe.) — 34—74 W. Staerk, Zur alttestamentlichen Literarkritik, Grundsätzliches und Methodisches (fordert Ersatz der formalen Quellenkritik durch methodische Stoff- und Ideenkritik. 1. Die Komposition von Ge. 1—11: an der Doppelheit P—J gegen Löhr festzuhalten, alle Versuche aber, in J mehrere Quellen, d. h. selbständige, sinnhafte, geschlossene Erzählungen nachzuweisen, gescheitert, wie auch der Versuch, in Ge. eine durchgehende Quelle E aufzufinden; die Unebenheiten und offensichtlichen Doppelheiten in der Urgeschichte von J nicht das Ergebnis von Verschmelzung verschiedener Quellen oder Sammlung von selbständigen Sagen, sondern vielmehr von Verarbeitung zersungener und verklungener, volkstümlich in sich verschiedene Motive harmonisierender Sagenstoffe im Dienst einer religiösen Ideologie. 2. Ge. 15: das Vorkommen von אלהים kein ausreichender Grund für Quellenscheidung, die nur unter Voraussetzung der Zusammengehörigkeit von 1—6 mit 7 ff. möglich; vielmehr 1—6 eine selbständige zum Ausdruck eines Gedankens der prophetischen Religion geschaffene Legende, deren Doppelheiten stilistisch als Zerdehnungen zu er-



klären; 7 ff. dagegen ein im Verhältnis zum Grundstück der prophetischen Erzählung jüngeres Element, beherrscht von der national-völkischen Einengung des Verheißungsglaubens, aufgebaut mit Benützung sehr alten Sagenstoffes). — 74—104 J. Hempel, Jahwegleichnisse der israelitischen Propheten (häufig der kurze *wie*-Vergleich, selten Fabel und Parabel, für die die innere Spannung zu groß; reich entwickelt die Allegorie, vorgebildet in den ebenso wie Träume konkret-realistisch oder häufiger symbolisch-allegorisch gedeuteten prophetischen Visionen; die Bilder konkret, und entsprechend dem Charakter des prophetischen Gottes-Erlebens überwiegend grausig: häufige Verwendung des im ganzen Orient als Erscheinungsform und Attribut von Gottheiten — Sonnengott, Ischtar, kleinasiatische Muttergöttin u. a. — verbreiteten, aber nicht durch innerisraelitische Polemik belasteten Löwen — im Gegensatz zum Stier, der als Vergleichsgegenstand gänzlich fehlt —, mit bedingt durch sein Vorkommen in der von ägyptisch-phönizischem Sonnenkult beeinflußten Ausstattung des salomonischen Tempels, umgekehrt Fehlen des in der späteren Kultdichtung beliebten Vergleichs mit dem schützenden Vogel). — 105—15 G. A. Cooke, Some considerations on the text and teaching of Ezekiel 40—48 (unter Benützung des Visionscharakters als Kriterium werden der Grundstock von 40—42, weiter 43, 1—12. 44, 1—25. 28—30a. 45, 13—15a. 46, 19—24. 47, 1—12 Ezechiel zugewiesen, darin weiter einige Dubletten ausgeschieden und der Rest als wegen inhaltlicher Verwandtschaft hinzugekommenes Material des entstehenden P erklärt; Ansatzpunkte zu apokalyptischer Verwendung und symbolischer Deutung; Stellung im Ganzen von Ez.'s Werk). — 116—36 K. Fullerton, The original conclusion to the book of Job (1. im Prolog Gegensatz zwischen der erbaulichen Erzählung von Hiob's ausdauernder Frömmigkeit und dem fast frivolen Motiv der himmlischen Wette; 2. Kernstück der Dialog 3—19 mit dem in 9 besonders klaren Zweck, die moralische Entrüstung über die orthodoxe Vergeltungslehre und ihre Gottesvorstellung auszudrücken; 3. die dritte Gesprächsreihe 21—31 sekundäre orthodoxe Umbiegung, 4. ebenso in 38 ff. die zweite Rede Jahwe's 40, 6—41, 26 und die zweite Antwort Hiob's 42, 1—6 sowie der Epilog 42, 10 ff., während 42, 7—9 eine dem Gedanken des Dialogs zustimmende Glosse sei und 5. die erste Rede Jahwes 38, 1—40, 2 mit ihrer deutlichen Ironie und die die bloße Erklärung der Unfähigkeit zu weiterer Erörterung enthaltende Antwort Hiob's 40, 3—5 ebenso wie der Prolog äußerlich in den Standpunkt der Orthodoxie einlenken, in Wirklichkeit aber das Problem des Leidens des Gerechten als unlösbar darstellen sollen; die Doppeldeutigkeit beabsichtigt als Mittel, dem Dialog, der für sich allein unbedingt abgelehnt worden wäre, Gehör zu verschaffen). — 136—45 H. J. Elhorst, Die deuteronomischen Jahresfeste (das Pesachfest des Urdeuteronomiums am Neumond des Abib — nicht im Monat Abib —, als nur die Familienhäupter auf éinen Tag in Jerusalem vereinend praktisch durchaus durchführbar und zur Pesachfeier des Josia stimmend; wahrscheinlich Pesach das einzige Jahresfest des von starken prophetischen Ideen getragenen, der Ackerbaureligion mißgünstigen Urdeuteronomiums). — 145—8 M. A. Canney, The goat-song (sucht anknüpfend an τραγῳδία Verbindungen zwischen hebr. *śē'ār* „Haar", *ś'ōrā* „Gerste", *śā'ir* „Bock" nebst ihren arabischen Äquivalenten und arab. *šā'ir* „Dichter"). — 148—53 F. M. Th. Böhl, Tud'alia I, Zeitgenosse Abrahams, um 1650 v. Chr. (und Auswanderung Abrahams aus Ḫarrān infolge des Einfalls der Ḫarri, nach denen diese Stadt benannt). — 153—4 Ch. Bruston, L'inscription des deux colonnes du temple de Salomon. — 154—5 A. Gustavs, Die syrischen Berge *Šá-ri-ja-na* und *Bi-i-šá-i-šá* in den Boghazköi-Texten (der erste der Hermon). — 156—63 H. Greßmann, Bemerkungen (1. Babylonische Mysterien; 2. Der Untergang Ninives; 3. Ausgrabungen der Davidstadt; 4. Heilige Tänze; 5. Kultlieder; 6. Wichtige Zeitschriftenaufsätze). — 163—4 A. C. Welch zu ZAW. 1921, 58 ff. — 164—76 K. Marti, Bibliographie. G. B.

3/4 177—208 H. Gunkel, Jesaia 33, eine prophetische Liturgie (Hauptteil des Kapitels der Gattung der prophetischen Rede angehörig, charakterisiert durch Beziehung zumeist auf die Zukunft, Dunkelheit, Bildersprache, Vermeidung deutlicher Hinweise auf die Gegenwart, springenden Stil, Schwanken des Tempus, Vorliebe für Anrede; 2. 7—9 zwei Nachahmungen von Volksklageliedern mit anschließenden Orakeln, das erste von Gebetscharakter, 14b—16 Nachbildung einer den feierlichen Eintritt in den Tempel begleitenden „Tora-Liturgie"; Datierung in nach-exilische Zeit auf Grund der Kunstform; Interpretation des Gesamtaufbaus und der einzelnen Abschnitte). — 209—21 Th. H. Robinson, Baruch's roll (bei Jer. wie sonst in der prophetischen Literatur drei Stil-Typen: A) poetische Orakelsprüche, B) prosaische biographisch-historische Erzählungen, C) Kunstdichtung und -Prosa in 1. Pers., bei Hagg. und Zach. ziemlich sicher und bei Ez. wahrscheinlich das Ergebnis der literarischen Tätigkeit der Propheten selbst; daher auch bei Jer. die hierher gehörenden Abschnitte 1, 1—13. 3, 6—18. 7, 1—8, 3. 11, 1—14. 13, 1—14. 14, 11—16. 18, 1—12. 24, 1—25, 29. 31, 23—32, 44. 35 in der Hauptsache ähnlich zu beurteilen, d. h. als der Inhalt der von Baruch geschriebenen chronologisch geordneten Rolle; vom Redaktor unseres Buches vorzugsweise diese Rolle, erst von 19 ab stärker die Biographie des Baruch benützt). — 222—44 F. G. Duncan, Millo and the City of David (Versuch, aus den literarischen Zeugnissen, hauptsächlich Josephus, und den Ergebnissen der Grabungen von 1923 auf dem Südosthügel [Ophel] Davidstadt und Millo zu lokalisieren: Jebusiterstadt auf dem Südosthügel, mit einer Zitadelle in ihrem nördlichen Ende; diese durch David stark zerstört, notdürftig durch eine Diagonalmauer neu befestigt; von Salomo die Zitadelle mit einem neuen Torturm wiederhergestellt, der Boden in ihr aufgefüllt — daher ihr neuer Name Millo —, und die Davidische Mauer bis zu diesem neuen Niveau abgetragen; — mit einem Plan). — 245—72 H. Schmidt, Die Ehe des Hosea (1. viele Züge für die allegorische Deutung unnötig oder störend, daher die Erzählung nicht als Allegorie erfunden, somit Bericht über wirkliche Ereignisse; 2. durch die frische Empörung von 2, 4 ff. ausgeschlossen, daß die Frau vor der Ehe Dirne gewesen wäre, also 3. ihr diese Bezeichnung erst im Rückblick gegeben, ebenso den beiden jüngeren Kindern die Bastardnamen an stelle ihrer in dem nicht zu beanstandenden Stück 2, 1—3 erscheinenden wirklichen Namen; 4. Gomer nach Trennung der Ehe wahrscheinlich Kedescha geworden und aus dieser Lage wieder losgekauft, wie auch 5. durch 4, 11 ff. nahegelegt werde, ihren Treubruch mit dem Treiben am Herbstfest beim Heiligtum in Verbindung zu bringen). — 272—96 H. Greßmann, Die neugefundene Lehre des Amen-em-ope und die vorexilische Spruchdichtung Israels (1. Übersicht über die bisherige Literatur; die Parallelen — auch aus Spr. 11—20. Jer. 17, 5 ff. u. a. — in hebräischem Text und Übersetzung des Ägyptischen; wörtliche Berührungen nur in dem Abschnitt Spr. 22, 17—24, 22, der allerdings gleichzeitig Berührungen mit Achikar zeige, was auf die assyrisch-ägyptische Zeit, die spätere Königszeit, weise; 2. volkstümliche Sprüche, Spruch- und Fabeldichtung, internationale Beziehungen; 3. Spruchdichtung in prophetischen Schriften, vor allem Jer. 17, 5—8 und Jes. 10, 15; innerhalb des Spruchbuchs die Sammlungen II—V mit überwiegend kurzen Sprüchen älter als I. VI; IV durch 25, 1 auf etwa 700 datierbar, also Entstehung des Inhalts von II—V im 8/7. Jahrh., I. VI bis in die persische Zeit; Königssprüche; kein prophetischer Einfluß, die Vergeltungslehre vielmehr der Prophetie bereits aus der Spruch-

dichtung überkommen; 5. Aussagen, Mahnungen, Zahlensprüche, alphabetische Lieder; 6. Träger der Spruchdichtung die Ältesten oder Weisen, insbesondere die Schreiber, ein Stand mit besonders starken internationalen Beziehungen und — vgl. den Papyros Anastasi I — hoher sozialer Stellung). — 297—313 W. Caspari, Neuere Versuche geschichtswissenschaftlicher Vergewisserung über Mose (eindringende Auseinandersetzung mit Greßmann, Staerk und Sellin auf dem Boden der methodischen Erwägung, daß das „Großbild" einer geschichtlich weit wirkenden Persönlichkeit, zu dessen ihr „Programm" darstellenden Zügen gehöre „nicht nur, was sie gewollt, was man vor ihr verlangt hat, sondern ebensosehr, was sie zustandegebracht oder hinterlassen hat", an „programmwidrigen" und dadurch in ihrer Tatsächlichkeit gesicherten Zügen kontrolliert werden müsse). — 313—37 H. Greßmann, Josia und das Deuteronomium, ein kritisches Referat (über G. Hölscher ZAW 1922, 161 ff.; Th. Oestreicher, Das deuteronomische Grundgesetz 1923; G. Hölscher Eucharisterion I 158 ff.; F. Horst ZDMG 1923, 220 ff.; E. Sellin, Gesch. d. israel.-jüd. Volkes I 1924, 282 ff.) — 337—46 E. König, Stimmen Ex. 20, 24 und Dt. 12, 13 f. zusammen? (gegen Oestreicher, Grundgesetz 104 ff., der beide Stellen ausgleichen will, indem er die zweite unter Berufung auf Dt. 23, 16 f. deutet als „an jedem Ort, den Jahwe erwählen wird..., daselbst sollst du deine Brandopfer darbringen"). — 346—65 H. Greßmann, Bemerkungen (1. Ausgrabungen in der Davidstadt; 2. Andere Ausgrabungen in Palästina; 3. Königsgräber in Byblos [mit Behandlung der Inschriften]; 4. Eine neue Geschichte des Altertums [Cambridge Ancient History]; 6. 353—65 Wichtige Zeitschriften-Aufsätze). — 366—8 K. Galling, Register. G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Bergsträßer, G.: Ḥunain ibn Isḥāq über die syrischen und arabischen Galen-Übersetzungen.
*Blondheim, S.: Les Parlers Judéo-Romans et la Vetus Latina. Étude sur les Rapports entre les Traductions Bibliques en Langue Romane des Juifs au Moyen Age et les Anciennes Versions.
*Buschan, G.: Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden. II. Teil: Europa und seine Randgebiete. 2. u. 3., vollst. umgearb. und wes. verm. Aufl.
*The Cambridge Ancient History. Ed. by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock. Vol. III: The Assyrian Empire.
*Conrady, A.: Alte westöstliche Kulturwörter.
*Dubnow, S.: Die alte Geschichte des jüdischen Volkes. Oriental. Periode. Vom Beginn der griech. Herrschaft in Judäa bis zu dessen Zerstörung durch die Römer. Autor. Übers. a. d. Russischen von Dr. A. Steinberg.
*Enzyklopädie des Islām. Lief. C.
Fiebig, P.: Erzählungsstil der Evangelien im Lichte des rabbinischen Erzählungsstils untersucht, zugl. ein Beitr. z. Streit um die „Christusmythe".
*Frobenius, L.: Vom Völkerstudium zur Philosophie = Erlebte Erdteile Bd. IV.
*Fuchs, E.: Dachreiter und verwandte chinesische Keramik des XV. bis XVIII. Jahrhunderts.
*—: Tang-Plastik. Chines. Grabkeramik des VII. bis X. Jahrh.
*Gaster, M: Die samaritanische Litteratur = Anh. z. Enzykl. d. Islam Bd. IV. Lief. C.
Glück, H., u. E. Diez: Die Kunst des Islam. Propyläen-Kunstgeschichte Bd. V.
Grünberg, S.: Exegetische Beiträge II. Folge.
Haase, F.: Altchristliche Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen.
Hallauer, J.: Die Vita des Ibrahim B. Edhem in der Tedhkiret el-Ewlija des Ferid ed-din Attar. Eine islamische Heiligenlegende.
Hebrew Union College Jubilee Volume (1875—1925).
Kauffmann, O: Aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse und Forschungen. 2. erw. Aufl.
Klinghardt, K.: Türkün Jordu. Der Türken Heimatland. Eine geogr.-politische Landesschilderung.
*Krause, F. E. A.: Geschichte Ostasiens II. Teil: Neuere Geschichte.
Lehmann, F. W. P.: Japan. Jedermanns Bücherei.
*Murasaki, Lady: The Tale of Genji. Transl. from the Japanese by A. Waley.
Nogales, R. de: Vier Jahre unter dem Halbmond. Erinnerungen aus dem Weltkriege. Autor. deutsche Ausgabe.
Obbink, H. W.: De magische Beteekenis van den Naam Inzonderheid in het oude Egypte.
*Perzyński, F.: Japanische Masken. Nō und Kyōgen Band I u. II.
Pulver, M.: Arabische Lesestücke.
Quell, G.: Die Auffassung des Todes in Israel.
*Scheftelowitz, J.: Alt-Palästinischer Bauernglaube in religionsvergleichender Beleuchtung.
Schmidt, C.: Der Kolophon des Ms. orient 7594 des Britischen Museums. Eine Untersuchung zur Elias-Apokalypse.
Schmidt, Hans: Der Mythos vom wiederkehrenden König im Alten Testament. Festrede.
*Schmitthenner, H.: Chinesische Landschaften und Städte.
*Soothill, W. E.: China and the West. A Sketch of their intercourse.
Spiegelberg, W.: Beiträge zur Erklärung des neuen dreisprachigen Priesterdekretes zu Ehren des Ptolemaios Philopator.
Steuernagel, C.: Der 'Adschlūn. Nach den Aufzeichnungen von Dr. G. Schumacher beschrieben. Lief. 1 und 2.
*Trautz, F. M.: Ceylon. Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen.
*Trinkler, E.: Quer durch Afghanistan nach Indien.
*Ungnad, A.: Babylonisch-Assyrische Grammatik. Mit Übungsbuch (in Transkription). 2. durchges. Aufl.
*Vatter, E.: Der australische Totemismus.
*Wackernagel, J.: Vorlesungen über Syntax. Mit besond. Berücks. von Griechisch, Lateinisch u. Deutsch.
*Waldschmidt, E.: Gandhara, Kutscha, Turfan. Eine Einführung in die frühmittelalterliche Kunst Zentralasiens.
Walles, J.: Messianska Folkförbund och Tidsåldrar. Enligt Bibeln och El-Amarna-Breven Samt Andra Källor.
Windfuhr, W.: Baba batra („Letzte Pforte" des Civilrechts). Text, Übers. u. Erklär. nebst einem textkritischen Anhang. = Die Mischna IV, 2.
Wirth, A.: Der Kampf um Marokko.
Wright, J.: The Geographical Lore of the Time of the Crusades. A Study in the History of Medieval Science and Tradition in Western Europe.
Wulzinger, K.: Die Piruz-Moschee zu Milas. Ein Beitrag zur Frühgeschichte osmanischer Baukunst. Sonderabdruck a. d. Festschrift zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Karlsruhe 1925.
*Wutz, F.: Die Psalmen textkritisch untersucht.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXIX 3 **OLZ** März 1926

Zum Ursprung der Tell-el-Jehudije-Vasen.

Von Max Pieper.

In einer ausführlichen Abhandlung hatte Junker die bis dahin rätselhaften schwarzen „Hyksosgefäße", die an verschiedenen Orten Ägyptens und Nubiens, besonders in Tell el Jehudije gefunden waren, für nubisch erklärt. Nur wenige, darunter Schreiber dieser Zeilen, hatten ihm zugestimmt. In der letzten Nummer der Ae. Z. versucht nun Hans Bonnet Junker zu widerlegen. Ich glaube, das letzte Wort über diese Frage ist noch nicht gesprochen, und möchte mit nachstehenden Bemerkungen nicht zurückhalten.

B. macht zunächst geltend, daß dunkler Ton mit farbig, meist weiß, ausgefüllten Ritzmustern in der neolithischen Keramik Vorderasiens weit verbreitet ist. Das ist gewiß richtig, aber derartige Technik findet sich auch anderswo. Auf diese Weise kann man die in Rede stehenden Gefäße auch vom Bodensee oder sonstwoher herleiten, denn die weiße Ritztechnik ist fast universell verbreitet[1].

Auf Cypern fanden sich Gefäße, den „nubischen" verblüffend ähnlich, sodaß mancher, so auch ich, auf Grund der reichen Londoner Sammlung die ganze Keramik aus Cypern und Phönizien herleiten wollte, in der Hoffnung, die Hypothese vom nordsyrischen Ursprung des Hyksosreichs dadurch stützen zu können. Das ist aber von den sachverständigen Archäologen übereinstimmend abgelehnt worden, und auch B. muß zugeben, daß die schwarzen Gefäße wenigstens in den Rahmen der cyprischen Keramik nicht hineinpassen. Woher stammen sie also? B. denkt an Kleinasien, aber von Übereinstimmung der kyprischen und phrygischen Keramik weiß er nur die schwarzrote Färbung anzugeben[2]. Das ist zu wenig.

B. glaubt ferner, aus Vorderasien schwarztonige Gefäße von gleicher Form wie die Tell-el-Jehudije-Vasen nachweisen zu können. Die Gefäße, die er abbildet — man bezeichnete solche Kannen bisher mit dem Verlegenheitsnamen phönikisch — haben aber mit den für nubisch erklärten Vasen nichts zu tun. Weder der lange Hals noch der an eine Schnur erinnernde Henkel, noch die kreisbogenartige Dekoration sind für die Jehudije-Ware charakteristisch. Das Formgefühl, aus dem beide Keramiken entstanden sind, ist vollkommen verschieden. Daß es in der Jehudije-Ware auch noch andere Formen gibt, beweist nichts. Jede Keramik eines Volkes zeigt verschiedene Typen nebeneinander.

Daß die eigentümliche Form unserer Gefäße, der bauchige Körper mit dem im Vergleich zu Vorderasien ziemlich kurzen, nicht, wie B. sagt, hohen Hals, in Nubien vorläufig keine Parallele hat, ist zweifellos richtig, das ist z. Z. noch das stärkste Argument gegen Junkers Hypothese, aber ich glaube, wir haben die schöpferische Kraft der Nubier unterschätzt. Die Ausgrabungen Reisners in Kerma zeigen, wie sich dort unter ägyptischer Einwirkung eine höchst eigenartige einheimische Kunst herausbildet[1]. Und so gänzlich fremdartig in der nubischen Keramik muten die Gefäße keineswegs an.

In meiner Besprechung von Junkers Arbeit in der O. L. Z. hatte ich als Bedenken angeführt, daß zwischen der sonstigen nubischen Keramik und den Jehudije-Vasen die Zwischenglieder fehlen, die Henkelkannen hätten in Nubien keine Vorläufer. Dies Bedenken kann ich nicht mehr aufrecht erhalten. Die Betrachtung der prähistorischen Keramik der verschiedensten Orte zeigt, daß sich der Henkel — ursprünglich scheint er nirgends zu sein — ganz von selbst einfindet, wo die Notwendigkeit es erfordert; ohne daß irgend ein Einfluß anzunehmen ist. Außergewöhnlich lange und hohe Henkel, sowie hohe Hälse, die nicht durch die Notwendigkeit geboten sind, finden sich zwar auch ziemlich häufig, aber auf einer ziemlich späten Entwicklungsstufe, die an den natürlichen durch den Zweck gebotenen Formen kein Genüge mehr findet. Das dürfte z. B. bei der syrischen und ungarischen Keramik der Fall sein.

Anderseits fügt sich die T. el-Jehudije-Ware eben nicht so in die vorderasiatische Keramik ein, wie B. das meint. Der hohe zylindrische Hals der vorderasiatischen Gefäße könnte sich wohl aus dem kurzen Hals entwickelt haben, aber nicht umgekehrt, wie es nach B. doch sein müßte. B. redet von „Vorstufen der Jehudije-Ware in Palästina"; die Jehudije-Ware selbst könne dort nicht entstanden sein, Palästina käme

1) Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2. Aufl. S. 268.

2) B. führt richtig aus, daß die schwarze Keramik Cyperns von der schwarzroten ebenda nicht getrennt werden kann.

1) Die von Reisner allerdings oft völlig falsch beurteilt wird.

nur als Durchgangsland in Frage. Wo sie entstanden sein soll, darüber weiß B. keine Auskunft zu geben; nur aus Nubien kämen sie gewiß nicht. Nun sind sie zwar häufig in Nubien gefunden, in Ägypten regelmäßig da, wo nubische Ansiedlungen aufgedeckt sind. B. macht dagegen geltend, daß sie in Nubien nur an Stätten aufgefunden sind, wo ägyptische Kolonien vorhanden waren[1].

Daraus folgt aber nur, daß die Vasen, deren oft recht künstlerische Form eine höhere Kulturstufe voraussetzt, eben dort auftreten, wo ägyptischer Kultureinfluß spürbar ist. Daß die nubische Keramik von der ägyptischen stark beeinflußt ist, leugnet ja niemand. Ägyptisch sind die Jehudije-Vasen nun einmal nicht, aber ihre Verfertiger waren an ägyptischen Formen geschult.

Daß die Krüge Öl enthielten, mag schon sein, aber deshalb brauchen sie nicht aus Syrien zu stammen. Wenn sie, worauf B. garnicht eingeht, sich am frühesten in Nubien nachweisen lassen, so ist eben das Wahrscheinlichste, daß sie dort auch heimisch sind.

B. erklärt am Schluß seiner Abhandlung, daß Junkers Material ebenso gut für die vorderasiatische wie für die nubische Hypothese sich verwerten lasse. Die Entscheidung glaubt er zu finden durch Heranziehung der in Gräbern von Tell-el-Jehudije gefundenen Bronzenadeln, die vorderasiatisch, aber nicht nubisch seien. Das ist kein Beweis gegen Junkers Hypothese. Daß in Tell-el-Jehudije Vorderasiaten gesessen haben, ist nie bezweifelt worden, daß dort syrische Importstücke selbst in nichtsyrischen Gräbern gefunden werden, nicht verwunderlich.

Die in Betracht kommenden Gründe, die B. für seine Theorie anführt, scheinen mir damit erschöpft.

Der Hauptgrund für die mehrfach hervorgetretene Abneigung, J.s Theorie anzunehmen, dürfte wohl der sein, daß wir bisher von einer Rolle der Nubier im Neuen Reich nichts wußten. Für nubische Söldner in Ägypten hat Junker Material beigebracht, die von ihm gleichfalls herangezogene Carnarvon-Tafel bezeugt doch mehr als B. wahrhaben will; nämlich, daß in Nubien ein Reich entstanden war, das nach Norden drängte und den thebanischen Königen gefährlich wurde. Daß Nubier damals als Söldner oder sonst nach Ägypten und weiter kamen, erinnert an bekannte Vorgänge der germanischen Völkerwanderung.

Es muß aber auch hervorgehoben werden, daß es für die Anwesenheit der Nubier in Cypern ein Zeugnis gibt, an das bisher noch niemand gedacht hat.

Im Bericht Herodots über die Kontingente, die Cypern beim Heereszug des Xerxes stellen muß, VII 90 heißt es: τῶν Κυπρίων τοσάδε ἔθνεά ἐστι, οἱ μὲν ἀπὸ Σαλαμῖνος καὶ Ἀθηνέων, οἱ δὲ ἀπὸ Ἀρκαδίης, οἱ δὲ ἀπὸ Κύθνου, οἱ δὲ ἀπὸ Φοινίκης, οἱ δὲ ἀπὸ Αἰθιοπίης, ὡς αὐτοὶ Κύπριοι λέγουσι. Die Angaben Herodots sind ja oft genug angezweifelt, aber mehr und mehr hat sich herausgestellt, wie oft die Herodotische Überlieferung richtig ist. Von den Angaben dieses Satzes sind die über die arkadischen und phönikischen Einwanderer zweifellos richtig, die über die kythnischen und athenischen zum mindesten durchaus glaubwürdig; so liegt gerade wegen ihrer Seltsamkeit gar kein Grund vor, die Angabe ἐξ Αἰθιοπίας, die als kyprische Lokaltradition angegeben wird, anzuzweifeln. Αἰθιοπία kann aber gar nichts anderes sein, als die südlich an Ägypten grenzenden Landstriche, Nubien im weitern Sinne.

Wie diese Nubier nach Cypern gekommen sind, wissen wir nicht, in dem Völkerwirrwar des 2. Jahrtausends ist vieles denkbar. Am einfachsten ist die Annahme: als Söldner.

Ich glaube nach dem, was ich angeführt, ist die Hypothese Junkers noch nicht widerlegt. Es zeigt sich aber wie bei so vielen Problemen altorientalischer Geschichte, daß hier verschiedene Disziplinen Hand in Hand gehen müssen. Die Ägyptologie allein kann das nubische Problem nicht lösen.

Eine neue Inschrift aus Byblos (um 900).

Von H. Bauer.

Die 1925 Sp. 129 ff. behandelte phönikische Inschrift zieht noch weitere Kreise. Wie es erst durch sie möglich geworden ist, die schon seit 40 Jahren bekannte Inschrift des Abîba'al richtig zu deuten (Sp. 137 f.), so trifft nun nahezu das Gleiche für eine andere Inschrift zu, über die Dussaud im neuesten Heft der Syria (VI 104 ff.) berichtet. Sie befindet sich auf einer Statue aus rotem Sandstein (nach dem Geologen M. J. Barthoux vom Mokattam bei Kairo stammend), die den Pharao Osorkon I. (etwa 924—895) darstellt und die von Wiedemann im Jahre 1881 in Neapel entdeckt worden war. W. erwähnte sie auch in seiner Ägypt. Geschichte (1884) und veröffentlichte 1895 die hieroglyphische Aufschrift. Im Jahre 1910 tauchte sie bei einem Antiquar in Paris auf, im Verkaufskatalog heißt es: „eine karische Inschrift, nachträglich hinzugefügt". Der Neffe des damaligen Käufers überwies das Denkmal vor kurzem dem Museum des Louvre. Die

1) Außerdem: kennen wir soviel rein nubische Friedhöfe, daß man sagen kann, die Gefäße kommen nur in ägyptisch-nubischen Orten vor?

Inschrift weist in allem eine große Ähnlichkeit auf mit der des Abîba'al. Wie diese auf einer Statuette Scheschonks steht, so jene auf einer Statue von dessen Nachfolger Osorkon, nur daß hier die drei Zeilen der Inschrift sich wie eine dreifache Halskette um die Kartusche legen, die die Statue auf der Brust trägt:

Die Inschrift selbst lautet:

1. מש ו ז פעל ו אלבעל ו מלך ו גבל ו ביח]רם
2. לב]עלת גבל ו ארתו ו תארך [ים
3. א]לבעל ו ושנתו ו עלו [ו גבל

Die Übersetzung bietet keine ernste Schwierigkeit, nur einige wenige Punkte seien besprochen. Das erste Wort bedeutet unzweifelhaft „Statue". In dem einzigen neupunischen Text (CIS, I, 149) in dem es vorkommt, wird es מאש geschrieben und im Lateinischen durch statua wiedergegeben. Zweifelhaft erscheint mir aber die von D. versuchte Herleitung des Wortes von מש „berühren". Ich wäre eher geneigt, an משל (< *mṯl*) zu denken, das in verschiedenen Sprachen den Ausdruck für Abbild, Bildsäule u. dgl. abgibt, vgl. südarab. מתל, nordarab. *miṯl* und *timṯāl*, akk. *tamšîlu*. Wie aus arab. *niṣf* mit progressiver Assimilation *nuṣṣ* wird oder syr. *neslaq* > *nessaq*, *nĕslūn* > *nĕssūn* (weitere Beispiele bei Brockelmann, Grundriß I 157 ff.), so könnte **mišlu* über **miššu* zu מש geworden sein. Jedenfalls wäre eine solche Entwicklung sowohl lautlich als auch semantisch einwandfrei.

Recht unsicher erscheint mir auch die Ergänzung am Ende der ersten Zeile: יחרם, das D. arab. *iḥrām* „consecration" gleichsetzen will. Es ließe sich doch auch an ein Substantiv יחל denken im Sinne von תוחלת „Hoffnung, Zuversicht". Sicher ist diese Ergänzung natürlich ebensowenig.

Bedenklich ist ferner die Gleichsetzung von ארתו (Z. 2 Mitte) mit hebr. עַל־אוֹדוֹת, also „seinetwegen" im Sinne von „für sich". Die parallelen Texte aus Phönikien lassen hier eher ein Wort wie „Herrin" erwarten. Da nun die Amarnabriefe die Existenz eines *add-* „Gott" oder „Herr" erweisen (vgl. die Namen Abdiaddi, Adda-dāni, Japaḫ-addi, Japtiḫ-adda, Rîbaddi usw.[1], im Brief 52, 4: *be-li-ia addi-ia*), so ließe sich אֲדַת als Fem. dazu auffassen.

Ich übersetze demnach:

„1. Statue, die gemacht[2] hat El(i)ba'al, König von Gebal, im Ver[trauen(?)
2. auf die[3] Ba]'alat Gebal, seine Herrin. Sie möge verlängern [die Tage
3. des El(i)ba'al und seine Jahre (der Regierung) über [Gebal!"

Man wird D. recht geben müssen, wenn er den Schluß zieht, daß sowohl die oben genannte Statue Scheschonks I. als auch die hier behandelte Osorkons I. Geschenke des betreffenden Pharao an den Fürsten von Byblos gewesen sind, und von diesem, mit einer phönikischen Widmung versehen, im Heiligtum der Ba'alat Gebal aufgestellt worden waren. Sie sollten Fürbitte für den Fürsten einlegen, die um so wirksamer sein mußte, als ja der Pharao selbst ein Gott war. Nun hat Montet vor kurzem bei seinen Grabungen zwei anscheinend zusammengehörige Fragmente gefunden, deren eines (Syria VI 102) ebenfalls eine Kartusche mit dem Namen Osorkons aufweist. Das Material ist derselbe rote Sandstein wie bei unserer Statue. Es würde sich also um zwei Statuen Osorkons handeln, die im Heiligtum der Herrin von Byblos aufgestellt wurden, und der Fundort der Fragmente wäre, wie Montet annimmt, dieses Heiligtum. Da das betreffende Gelände bereits enteignet ist und die Mittel zur Weitergrabung bewilligt sind, darf man hier vielleicht weitere überraschende Funde erwarten. —

Noch ein Wort zum Schluß der Aḥiram-Inschrift (1925 Sp. 133 f.), wo es jetzt nach der von Dussaud (S. 106 f.) akzeptierten Lesung Girons statt ספר ז heißen soll: ספר ה. Ich kann nicht finden, daß dadurch der Sinn wesentlich geändert wird. Wir würden dann eben zu übersetzen haben: „Geschrieben hat es לפף שרל" oder „seine (des Sarkophags) Inschrift ist von פף שרל". Jedenfalls erscheint mir die von D. vorgeschlagene Deutung: ימחס פרה לפף שרל „sa postérité sera abattue par le tranchant de l'épée" höchst unwahrscheinlich. Hier bietet jedes Wort einen Anstoß, wie ich nicht weiter auszuführen brauche.

1) Sollte dieser *Addu* auch in אדרם 2 Sam. 20, 24 stecken? Der Name wäre dann falsch vokalisiert.

2) Im wörtlichen Sinn genommen, ist das unrichtig. Aber es ist eben die herkömmliche Eingangsformel.

3) Oder: der B., von פעל abhängig.

Besprechungen.

Christ, Karl: Die Bibliothek Reuchlins in Pforzheim. Leipzig: Harrassowitz 1924. (V, 96 S.) Gr. 8°. = Zentralblatt für Bibliothekswesen, Beiheft 52. Rm. 7—. Bespr. von H. Bauer, Halle.

Der Verfasser, jetzt Direktor der Universitätsbibliothek in Halle, hat im Jahre 1913 als Bibliothekar des Preußischen Historischen Instituts in Rom bei seinem Suchen nach den altfranzösischen Handschriften der Palatina eine wertvolle Entdeckung gemacht. In einem Sammelband mit Abschriften von Bibliothekskatalogen fand er ein Verzeichnis der hebräischen und griechischen Handschriften und Drucke, die Reuchlin seiner Vaterstadt Pforzheim hinterlassen hatte. Wie fast alle Humanisten

war R. zeitlebens ein leidenschaftlicher Sammler von Büchern; besonders berühmt waren seine griechischen und noch mehr seine hebräischen Schätze, die er zum großen Teil auf seinen Reisen in Italien erworben hatte. Seine lang gehegte Absicht, dem Großneffen Melanchthon sein Teuerstes zu hinterlassen, hat er erst auf dem Sterbebette abgeändert und das Stift zum hl. Michael in Pforzheim zur Erbin seiner Bibliothek eingesetzt. Das Reuchlinsche Vermächtnis verschmolz allmählich mit der ebendaselbst untergebrachten markgräflichen Bibliothek, und so kam es, daß es (entgegen dem Willen R.s) deren wechselnde Schicksale teilte. Mit dieser wanderte es zunächst 1565 in die neu erbaute Residenz nach Durlach, im dreißigjährigen Kriege muß es schwere Verluste erlitten haben, 1765 hat es mit den übrigen markgräflichen Sammlungen in Karlsruhe eine endgültige Unterkunft gefunden. Die Karlsruher Bestände bildeten darum bis jetzt auch die Grundlage für die Rekonstruktion der Bibliothek R.s, und W. Brambach hat ihr in der „Festschrift der Stadt Pforzheim zur Erinnerung an den 400. Todestag Reuchlins“ (1923) eine eigene Monographie gewidmet. Darnach befinden sich in Karlsruhe 13 hebr. Handschriften, eine griechische Handschrift und 12 hebr. Drucke (ein 13. ist in Frankfurt). Aus den literarischen Zeugnissen über die Bibliothek, die der Verfasser bis ins 17. Jahrh. hinein verfolgt, ergibt sich noch die Benützung von acht griechischen Handschriften. Dem so gewonnenen Bestand gegenüber bietet nun das Verzeichnis der Palatina sehr viel mehr: für die hebr. Abteilung 36 Titel und 48 Werke, für die griechische Abteilung 55 Werke, wobei die zum Teil umfangreichen Sammelbände als Einheit gerechnet werden. Der Verfasser glaubt mit Recht, daß wir in diesem Verzeichnis ein annähernd vollständiges Inventar der Schenkung erblicken dürfen, nur eine hebr. Handschrift kann er als fehlend nachweisen. Als nicht zur Schenkung gehörig weist er noch vier verstreute Codices Reuchliniani nach (drei Tübingen, einen München), außerdem eine Reihe von literarisch bezeugten und jetzt verschollenen Handschriften, schließlich verschiedene Leihgaben, die Reuchlin auf Lebenszeit aus der Basler Dominikanerbibliothek entlehnt hatte.

Im zweiten Teil bringt der Verfasser das vatikanische Verzeichnis selbst und begleitet die einzelnen Nummern mit einem ausführlichen Kommentar, worin die besonders im hebr. Teil meist sehr ungenauen Titel fast alle identifiziert sind. Zahlreiche interessante Notizen werden eingeflochten, z. B. aus Anlaß der ersten großen Bibelausgabe Bombergs vom Jahre 1517 die Tatsache, daß die Universität Tübingen nicht weniger als hundert Exemplare davon für die Hörer Reuchlins aus Venedig kommen ließ. Die ganze Arbeit ist mit außerordentlicher Sorgfalt durchgeführt und gibt uns ein so vollständiges Bild von den hebr. und griech. Beständen der Bibliotheca Capnionis, daß es die künftige Forschung wohl nicht wesentlich ändern wird (die lateinischen und deutschen Bestände sind natürlich nicht behandelt worden). Zahlreiche Register gestatten eine bequeme Benützung. Zu dem S. 68 genannten „Theodor Abukara, Bischof von Kara“ möchte ich für Fernerstehende bemerken, daß der unter dieser Bezeichnung bekannte Verfasser eigentlich Theodor Abū Qurra heißt und Bischof von Ḥarrān war; wir besitzen über ihn eine treffliche Monographie von G. Graf (Paderborn 1910).

Illustrierte Länderkunde, herausgegeben von **Ewald Banse.** 10. und 12. Tausend, mit einem Titelbild und 55 Abbildungen auf 16 Tafeln. Braunschweig: Georg Westermann 1923. (VI, 342 S.) gr. 8°. Rm. 9—. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Banses besondere Einstellung zu dem schwierigen Problem länderkundlicher Darstellung und sein Ruf nach synthetischer, künstlerisch vertiefter Darstellung länderkundlicher Räume ist bekannt. Im vorliegenden Fall wird der Versuch gemacht, diesem Ziele nachzustreben, indem der Herausgeber gemeinsam mit einer Reihe von für seine Darstellungsweise gewonnenen Mitarbeitern eine Länderkunde der gesamten Erde schrieb.

Der Einteilung des Buches liegt eine neuartige Gruppierung der Erdoberfläche in „Erdteile“ im Banse'schen Sinn, d. h. natürliche Großlandschaften der Erde, zu Grunde. Eine angehängte Weltkarte veranschaulicht diese Einteilung. Danach gruppiert der Herausgeber die Darstellung der Erde in folgende Kapitel:

1. Orient, von E. Banse; 2. Europa, von dem mittlerweile verstorbenen W. Schjerning-Berlin; 3. Großsibirien und Mongolei oder Hochasien von Zugmayer-München; 4. Ostasien von Ernst Tiessen-Berlin; 5. Indien von Max Holzmann-Braunschweig; 6. Groß-Australien von Daněs; 7. Nigritien von Curd Schwabe; 8. Ost-Südamerika, Andina und Mittelamerika von Willi Ule-Rostock; 9. Kordilliera und Amerika von A. Oppel-Bremen; 10. Arctis und Antarctis von O. Nordenskjöld-Gothenburg. Das Buch wird zweifellos einen interessierten Leserkreis finden und seinen Zweck, geographisch anzuregen und zu belehren, gut erfüllen.



Sapper, Karl: **Die Tropen.** Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. (XII, 152 S. mit 40 Bildern). 8°. Gm. 3.50; geb. 5.50. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Unter den gegenwärtigen Geographen ist Karl Sapper einer der besten Kenner der Tropen. 12 Jahre hat er sich forschend und reisend in Mittelamerika, Mexiko und Westindien mit hohem wissenschaftlichen Erfolg betätigt. Daneben ist S. im Jahre 1908 im Auftrag des damaligen Reichs-Kolonialamts nach Neu-Mecklenburg im Bismarck Archipel gereist und hat im Anschluß daran auf Java und Ceylon Plantagenwirtschaft kennen gelernt und studiert.

Die Ergebnisse dieser zahlreichen tropischen Wanderjahre hatte Sapper erstmalig in Gestalt zusammenhängender Vorträge im Wintersemester 1918/19 in Straßburg i. E. verarbeitet. Später wiederholte er diese Vorlesungen nach seiner Vertreibung aus Straßburg im Sommersemester 1921/22 in Würzburg, wo er seitdem wirkt und neuerdings ein Amerikainstitut ins Leben rief.

Aus der Fülle seines großen Wissens über die Tropen und seiner eindringlichen Studien vorhandener tropischer Reisewerke ist das vorliegende Buch entstanden. Es vermehrt in glücklicher Weise unsre geographische Fachliteratur, in welcher so systematisch über diesen Erdraum bisher noch nicht geschrieben worden war.

Das Buch zerfällt in drei große Abschnitte. Im ersten wird die unbelebte Natur der Tropen geschildert. Es werden die klimatischen Eigentümlichkeiten, die Welt des Wassers in den Tropen, die Besonderheiten der Bodenverwitterung u. w. dargestellt. Im zweiten Teil wird die für das tropische Landschaftsbild vor allem wichtige Pflanzenwelt plastisch und anschaulich vor Augen geführt und gleichzeitig gezeigt, wie auch die Besonderheiten der Tierwelt der Tropen sich diesem ihrem Lebensraum trefflich anzupassen verstanden hat. Der dritte und letzte Teil behandelt den Menschen in den Tropen, sowohl den Eingeborenen wie den dorthin als Siedler und Plantagenleiter ausgewanderten Europäer.

Die Darstellungen sind vielfach durch eingestreute, gut ausgewählte Zitate aus klassischen Tropenschilderungen belegt (z. B. Humboldt, Wallace, Bates, Haberlandt, Günther, Volz usw.) und besonders schön und anschaulich durch beigegebene Bilder illustriert.

Dem Gesamtwerk gegenüber darf nicht verschwiegen werden, was Passarge in seinem letzterschienenen Heft der „Vergleichenden Landschaftskunde" S. V der Einleitung moniert, daß die Tropen in Sappers Darstellung vielleicht einheitlicher erscheinen, als dies den innerhalb des tropischen Klimagürtels der Erde denn doch vorhandenen klimatisch bedingten Unterschieden entspricht.

Jacob, Georg: **Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland, vornehmlich während des Mittelalters.** Hannover: Heinz Lafaire 1924. (98 S.) 8°. Rm. 2.80. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

Der Titel ist insofern etwas irreführend, als es sich nicht um eine Darstellung des Einflusses des Morgenlandes auf das Abendland, sondern um die Erörterung einzelner Zusammenhänge von östlichen und westlichen Kulturerscheinungen handelt, wobei die wichtigen Gebiete der Naturwissenschaften, der Medizin, der Philosophie und der Mystik ausgeschaltet, dafür aber Erscheinungen herangezogen sind, die man nur im weitesten Sinne noch als Kulturausflüsse bezeichnen kann, wie z. B. die Wirkung des Orients als Objekt der Malerei und Literatur, die natürliche Übertragung von Flora und Fauna u. dgl. In bunter Reihenfolge führt der Verfasser eine überraschende Menge von Tatsachen an, die die mannigfachen Beziehungen von Orient und Occident seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart beweisen. Von der vorgeschichtlichen west-östlichen Kulturbewegung ausgehend, stellt J. die Belege für die Ausstrahlung des Ostens gen Norden, bis zum Ostseebecken, zusammen, wendet sich dann unvermittelt der Gegenwart zu und erörtert den Anteil des Orients an unserer Religion — unserer Lautschrift — unserem Zahlungssystem — die Herkunft des Kompasses — des Papieres — des Buchdruckes — der Geldverkehrsmittel — wichtiger Erzeugnisse des Kunstgewerbes — östliche Elemente in Architektur und Malerei — die Herkunft von verschiedenen Gesellschaftsspielen — Genußmitteln — Pflanzen und Tieren — Kleidungsformen.

Diese rohe Aufzählung läßt wohl die Fülle und Verschiedenartigkeit des von J. gesammelten Tatsachenmaterials ahnen; von der Gründlichkeit und Selbständigkeit, mit der die einzelnen Stoffe in meisterhafter Knappheit behandelt sind, vermag sie allerdings keine Vorstellung zu geben, ebensowenig von der einzigen Schwäche des Schriftchens: dem tendenziösen Einschlag. Durch die ganze Schrift zieht sich das unverhohlene Bestreben, den Glauben an das „Klassische Dogma" d. h. an den Wert unserer humanistischen Bildung zu erschüttern. Es ist zweifellos ein Verdienst, vererbte Anschauungen und Werturteile in ein neues, kritisches Licht zu setzen, und J.'s Tatsachenmaterial redet eine eindringliche Sprache. Eben deshalb hätte

es der zahlreichen subjektiven Beigaben nicht bedurft, die zwar immer eigenartig, vielfach aber zu gallig sind, um überzeugend zu wirken. Daß nirgends die Tatsache erwähnt wird, daß auch der Orient durch die Schule des Klassizismus gegangen ist, daß auch der ägyptischen und westislamischen Kunst die Betonung der Horizontale in der Architektur nicht als ein unschöner „Strich durch die Natur" galt, u. dgl. kann bei der Tendenz der Schrift nicht überraschen. Aber schließlich liegt auch darin ein Vorzug der Arbeit, daß sie nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Widerspruch anreizt. Dem Schriftchen ist auf alle Fälle weiteste Verbreitung zu wünschen.

Kampers, Franz: **Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik.** Leipzig: B. G. Teubner 1924. (VIII, 178 S., 4 Tafeln). 8°. Rm. 12—; geb. 15—. Bespr. von Walter Otto, München.

Kampers hat sich seit seiner Dissertation über die tiburtinische Sybille im Mittelalter immer wieder mit dem bedeutsamen Problem der deutschen Kaiseridee in Prophetie und Sage beschäftigt und es von den verschiedensten Seiten zu beleuchten, vor allem die Wurzeln der deutschen Kaisermystik aufzudecken versucht. In dem vorliegenden Werke ist er bestrebt, zusammenfassend den Werdegang der abendländischen Kaisermystik darzulegen. Die Komposition des aus einem Vortrage herausgewachsenen Buches ist jedoch gerade in Anbetracht des hier vorliegenden zusammenfassendes Zwecks wenig glücklich. Man vermißt ein einleitendes Kapitel, das dem Leser eine präzise Übersicht über die wichtigsten Züge dieser Mystik verschafft — auch das Schlußkapitel über die Kaisersage bietet das Notwendige nicht —, und auch der Aufbau der Beweisführung ist nicht so, wie man sich ihn wünschte; die einzelnen Bausteine sind oft mehr einfach nebeneinander geschichtet, als daß sie kunstvoll in den Bau eingegliedert wären.

Als Züge bzw. als Wurzeln der Kaisermystik behandelt Kampers des näheren die Kosmokratorsymbole, die Adams- und Heilandsmystik, sowie die Erretterweissagungen; er versucht, all diese Gedanken in ihrer Entwicklung seit den ältesten Zeiten zu verfolgen. Er bringt hierfür ein außerordentlich reichhaltiges Material aus allen antiken Kulturen bei, wobei er sich jedoch von dem Gedanken leiten läßt: Ex oriente lux; vor allem weist er immer wieder auf Babylonien als das wichtigste Ursprungsland der hauptsächlichsten zur Bedeutung gelangten Gedanken hin, so daß das Buch geradezu als ein Ausfluß der panbabylonischen Richtung bezeichnet werden kann. So sicher es ist, daß Babylonien, sowie der alte Orient zur Ausbildung all dieser Gedanken sehr viel beigetragen haben, so unangebracht erscheint mir die grundsätzliche Einstellung von Kampers; man darf nicht als Prinzip für die Lösung der schwierigen Frage, wie die vorhandenen Aehnlichkeiten zu erklären seien, nur die Ausbreitung von Gedanken durch Übertragung von einer Stelle zur anderen in Rechnung stellen und die Möglichkeit, daß die Entwicklung auf Grund innerer Kräfte an verschiedenen Stellen denselben oder einen sehr ähnlichen Weg gegangen ist, so gut wie ganz außer Betracht lassen. Dazu kommt, daß Kampers auch in seinen einzelnen Folgerungen sehr oft viel zu wenig vorsichtig ist, auch manches ihm von anderer Seite übermittelte Material und fremde Auffassungen — ich denke hierbei auch gerade an Eisler und Jeremias — zu wenig kritisch verwertet und kosmisch-astrologische Deutungen viel zu sehr in den Vordergrund schiebt. Kampers vermag leider seine Phantasie nicht genügend zu zügeln, obwohl er sich sagen sollte, daß sich dies bei der dauernden Verwertung von Materialien aus fremden Gebieten besonders gefährlich auswirken muß. Es wäre ein neues Buch nötig, wenn man all die Bedenken, die man gegenüber den Kampers'schen Lösungen vorbringen könnte, vorlegen würde. Zur Illustration der Methode von Kampers sei daher nur einiges ganz wenige herausgegriffen.

So berichtet er z. B. (S. 15), daß Alexander der Große gleich nach seinen ersten Siegen von den begeisterten Joniern als neuer Inhaber der „mazdageschaffenen Herrlichkeit der Arier" das Beiwort εὐτυχής erhalten habe. Er muß dabei zugeben, daß dieses Beiwort in bezug auf Alexander für die jonischen Griechen nicht nachzuweisen ist; es begegnet vielmehr nur einmal in einem pseudo-demosthenischen Briefe in Verbindung mit Alexander, und zwar in einem den König in seiner Bedeutung herabsetzen sollenden Sinne im Hinblick auf das Glück, das tatsächlich Alexander seine Unternehmungen des öfteren stark erleichtert hat! Ebenso unbegründet ist alsdann die ohne jede Einschränkung ausgesprochene Behauptung (S. 47), die Heroisierung Alexanders in der Sage habe sich nach dem Vorbild des Gottes Oannes-Ea, überhaupt nach babylonischem Muster vollzogen. So habe sich Alexander auch mit seinem Kopfputz der Widderhörner, der uns bekanntlich auch des öfteren auf Bildnissen des Königs begegnet, dem Gott Oannes-Ea angeglichen; diese Hörner habe der König entsprechend der Sternensymbolik, nach welcher, gemäß dem Vorrücken des Frühlingspunktes, der Widder das Haupt des Kosmos ist wie vorher der Stier und nachher der Fisch, getragen. Zu der üblichen Deutung dieser Widderhörner als Ausfluß von Alexanders enger Verbindung mit dem Gott Amon wird überhaupt nicht Stellung genommen. Und schließlich noch etwas anstatt vielem anderen



Ähnlichen. Pseudo-Kallisthenes berichtet von einer Begegnung Alexanders mit dem Gott Sarapis in Äthiopien, den der König befrägt. Gerade in Anbetracht der Entstehung großer Teile des Pseudo-Kallisthenes in Ägypten und der geographischen Lokalisierung des Gottes liegt auch nicht die geringste Veranlassung vor, bei dem Gott nicht an den berühmten ägyptischen Gott zu denken; trotzdem behauptet Kampers, S. 126, hinter dem Gotte stecke vielleicht der babylonische Oannes-Ea, und zwar um deswillen, weil ja Alexander in der Sage ein anderer Gilgamesch sei und eine Sage von dessen Begegnung mit Oannes-Ea berichte!

Muß man somit den Aufstellungen von Kampers hinsichtlich des Hauptthemas seines Buches vielfach recht skeptisch, des öfteren sogar unbedingt ablehnend gegenüberstehen, so ist dies erfreulicherweise nicht in gleichem Maße der Fall bei dem angehängten großen Exkurs über das Labarum Konstantins, wenn sich auch hier im einzelnen manche sehr gewagte und nicht zu billigende Behauptungen finden. Es ist beachtenswert, daß gleichzeitig mit Kampers bei dem Versuch der Deutung der Entstehung des Labarum V. Gardthausen, Das alte Monogramm (1924) S. 73 ff., zu ähnlichen grundsätzlichen Feststellungen gelangt ist. Nach dem von beiden Forschern beigebrachten Material darf man es wohl als gesichert bezeichnen, daß Sonnenfahnen, die im vorderasiatischen Osten gebräuchlich waren, im besonderen auch das persische Reichspanier das Vorbild für das Labarum abgegeben haben, daß mit den Fahnen auch gerade deren Symbole eingewirkt haben, der Anschluß an orientalische Sonnensymbole besonders verständlich bei einem Herrscher wie Konstantin, der seit seiner Jugend dem Sonnenkultus ganz ergeben war. Freilich war der Kaiser, als er sich im J. 312 n. Chr. entschloß, ein neues religiöses Symbol zu schaffen, nicht mehr gewillt, sich einseitig an einen heidnischen Kult gegenüber dem Christentum zu binden; diese Zeit erschien ihm endgültig vorüber. Und dementsprechend hat er für dieses Symbol eine spezielle Form gewählt, die sein großes politisches Geschick wieder in hellstem Lichte erscheinen läßt. Konnte doch das zugrunde liegende Sinnbild des Sonnengottes von den Christen sehr wohl als das bei ihnen schon in Gebrauch befindliche Christus-Monogramm aufgefaßt werden, und dies ist auch offenbar sofort der Fall gewesen[1]. So sind zunächst beide Seiten — die heidnische und die christliche — zufriedengestellt gewesen, und Konstantin dürfte sich auch zuerst gehütet haben, sich in der Deutung des Symbols nach irgend einer Seite offiziell festzulegen[1]; erst später hat er dies getan, und die Christen haben es sich natürlich angelegen sein lassen, die spätere Deutung als die ursprüngliche erscheinen zu lassen. Die richtige Deutung der Entstehung des Symbols des Labarum und der Quellen, die hierüber berichten, verhilft uns somit auch zu näheren Feststellungen über die Zeit, in der Konstantin vom Sonnenverehrer zum Bekenner eines allgemeinen Monotheismus und schließlich zum Vertreter des Christentums geworden ist.

1) S. hierzu jetzt auch A. v. Premersteins Ausführungen Hist. Zeitschr. CXXXII (1925) S. 310. R. Grosse, Byz. Zeitschr. XXIV (1923/4) S. 371 bietet über das Labarum, das für ihn ein religiöses Symbol darstellt, nur Literatur; s. im übrigen Grosse s. v. Labarum bei Pauly-Wissowa XII S. 240 ff.

1) Dies scheint mir auch gerade die Inschrift zu zeigen, die auf dem nach dem Sieg an der milvischen Brücke in Rom errichteten Standbild Konstantins angebracht war. Es sei hierzu auch auf die im J. 319 n. Chr. in Tarraco herausgegebene Münze verwiesen, auf der zur Linken des Bildes des Sonnengottes ein Kreuzeszeichen angebracht ist; vgl. auch V. Schultze, Zeitschr. f. Kirchengesch. N. F. VII (1925) S. 324 f.

Kraft, Dr theol. Benedikt: **Die Evangelienzitate des heiligen Irenäus.** Nach Überlieferung und Textart untersucht. Freiburg, Br.: Herder & Co. 1924. (XII, 116 S.) gr. 8°. = Biblische Studien, begr. von Otto Bardenhewer 21. Bd., 4. Heft. Rm. 4 —. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Sorgsam werden in vorliegender Arbeit besonders die Evangelienzitate des Irenäus untersucht, um von hier aus einen Zugang zur Erkenntnis seiner Bibel zu erschließen. Der Verfasser prüft dafür die Überlieferung und Rezension der Bibel-Zitate aus den griechischen Fragmenten, für deren Beurteilung manche wertvolle Erkenntnis sich ergibt; sodann die Zitate aus der alten lateinischen Übersetzung, in denen alte neben jungen Textformen liegen, und bei denen man den Einfluß der lateinischen Bibeltexte auf den Übersetzer von den späteren Einwirkungen auf die einzelnen Handschriften scheiden muß; schließlich den armenischen Text, dem ebenfalls ein selbständiger Wert zugesprochen wird, der für die Rekonstruktion des griechischen Urtextes wichtig ist. In einem zweiten Teil werden die Evangelienzitate verglichen, und das Ergebnis dieser Vergleichung, die Textart also, wird festgestellt. Ganz allgemein ergibt sich da, daß der Irenäustext oft mit dem Westerntext oder auch mit dem ägyptischen Text in seinen verschiedenen Formen übereinkommt. Besonders wichtig, sicher aber auch bestreitbar, ist der Hinweis auf die Beziehungen zu einer griechischen Evangelienharmonie, die, im 2. Jahrhundert in Rom im Gebrauch, den Evangelientext des Irenäus bestimmt oder verwirrt hat.

Niederberger, Dr. theol. P. Basilius, O. S. B.: **Die Logoslehre des hl. Cyrill von Jerusalem.** Eine dogmengeschichtliche Studie. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1923. (XII, 127 S.) gr. 8° = Forschungen z. Christl. Literatur- u. Dogmengeschichte. XIV. Bd. 5. Heft. Rm. 6—. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Die Absicht dieser Studie ist es nachzuweisen, daß Cyrill von Jerusalem dem Gedanken nach den Glauben an die Homousie des Logos mit dem Vater gehabt habe, ohne daß er das Stichwort ὁμοούσιος gebraucht habe. Aber der Nachweis ist nicht geglückt. Abgesehen von der Tatsache, daß Cyrill weder ὁμοούσιος noch ὁμοιούσιος in den Katechesen verwendet, und abgesehen von seiner Polemik gegen unbiblische Spekulationen, muß als Ausgangspunkt für eine Betrachtung der Christologie des Cyrill die Verwendung des Ausdrucks ὅμοιος κατὰ πάντα, der auf eine bestimmte Partei deutet, bleiben; dazu kommen dann noch die Nachrichten bei Sokrates h. e. VI, 8 und bei Sozomenus h. e. VII, 7 sowie Harnacks Beobachtung der Ähnlichkeit zwischen der Christologie der Katechesen und derjenigen der formula μακρόστιχος.

Aber auch als Einführung in die Gedankenwelt Cyrills kann ich diese Studie nicht gelten lassen. Dafür hat der Verfasser lange nicht tief genug gegraben und sich nicht umfassend genug orientiert. Seine Übersichten über die Entwicklung der Logoslehre und der Christologie zeigen, daß er nicht einmal die neusten Arbeiten zu seinem Gegenstand kennt — Loofs' Arbeit über das Nicänum etwa in der K. Müller-Festschrift ist ihm nicht bekannt, um nur dies eine Beispiel zu nennen —, geschweige denn, daß er sein Problem aus der selbständigen Kenntnis der ganzen Fülle der spekulativen und dogmatischen Ideen der Zeit behandelt hätte. Nur dann aber wäre die Arbeit fruchtbar gewesen.

Herford, R. Travers: **The Pharisees.** London: George Allen & Unwin 1924. (248 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von Martin Dibelius, Heidelberg.

Herford hat bereits im Jahre 1912 nach mancherlei Vorstudien eine Darstellung des Pharisäismus veröffentlicht (Pharisaism, its aim and its method, deutsche Übersetzung von Rosalie Perles Leipzig 1913), die mit Recht Aufsehen erregte. Nicht nur die ausgebreitete und selbständige Quellenkenntnis des Verfassers, sondern erst recht seine Unbefangenheit und sein Einfühlungsvermögen ließen dies Werk eines christlichen (unitarischen) Theologen auch jüdischen Gelehrten als höchst wertvolle Leistung erscheinen. Dem neuen umfangreicheren Buch sind dieselben Vorzüge eigen. Das damals im Mittelpunkt der Arbeit stehende Problem, der Vergleich zwischen Pharisäismus und Christentum, ist nun in ein letztes Kapitel verwiesen; den wesentlichsten Inhalt des neuen Werkes bildet die Darstellung von Halacha und Haggada.

Eingeleitet wird dieser systematische Teil durch eine historische Untersuchung über Entstehung und Schicksale des Pharisäismus. Der Verfasser mißt dabei den historischen Angaben der Mischna mehr Wert bei, als man ihnen im allgemeinen zugestehen will. Die „Große Synagoge", die seit Kuenens Kritik den meisten als Gebilde späterer Konstruktion gilt, ist für H. eine geschichtliche Erscheinung: es sind die Sopherim, die zwei Jahrhunderte lang eine beständige Lehrautorität bildeten und dann, seit den Zeiten der Religionsnot, durch das Synedrium abgelöst wurden. Ich vermisse hier eine literarische Untersuchung der Nachrichten, die der Talmud über diese ältere Periode enthält; erst wenn diese Arbeit einmal getan sein wird, darf man über Wert und Unwert dieser ganz verstreuten Angaben ernsthaft reden; erst wenn wir wissen, welche Überlieferung den Urhebern jener Nachrichten zur Verfügung stand, wird aus der Kritik der literarischen Traditionen ein begründetes historisches Urteil hervorgehen können.

Mit aller gebotenen Vorsicht dagegen äußert sich H. über die Entstehung des Pharisäertums wie über die Anfänge des Konfliktes mit den Sadduzäern. Hier handelt es sich wohl in der Tat um allmähliche Entwicklungen; vor allem sind vorschnelle Urteile zu vermeiden, die etwa in den Sadduzäern die legitimen Abkömmlinge der Hellenisten erkennen wollen. Die Stellung der Sadduzäer wie auch der Pharisäer zur Politik beruht auf den wechselnden Zeitverhältnissen, hat aber keine grundsätzliche Bedeutung. Den entscheidenden prinzipiellen Unterschied zwischen beiden Richtungen möchte H. vielmehr (im Anschluß an Lauterbachs Aufsatz in der Festschrift für Kohler) in der verschiedenen Stellung zur mündlichen Tradition erkennen: die Verbindung von Thora und Tradition ist die für den Pharisäer am meisten bezeichnende Lehre, und in dieser Verbindung hat das Wort Thora seinen fest umrissenen Sinn, der nicht mit „Gesetz" wiedergegeben werden darf; Thora bedeutet vielmehr die Kundmachung des alle verpflichtenden göttlichen Willens, die Lehre Jahves, deren maßgebende Erklärung und Anwendung auf das gesamte praktische Leben dann die Halacha darbietet. In der Darstellung des Unterschiedes von Halacha und Haggada hat H. wertvolle Erkenntnisse seines älteren Werkes weiter ausgebaut: beide Größen liegen keineswegs auf der gleichen Ebene, und der von anderen Religionen herkommende Interpret muß sich hüten, der „dogmatischen" Lehre,



die im Judentum mit zur Haggada zählt, die Bedeutung beizumessen, die die Glaubenslehre im Christentum hat; das Traditionsprinzip der Pharisäer kommt vielmehr nur in der Halacha zur vollen Auswirkung.

In diesem Sinn hat H. dann auch das Wesen der Halacha im einzelnen dargestellt. Nicht der Glaube macht den Pharisäer, sondern das Tun des göttlichen Willens; auch die Gesetzesinterpretation dient diesem Ziel; Halacha kann nicht erfunden, sondern nur gefunden werden. Diese richtige Akzentsetzung, die der Eigenart des gesetzlichen Judentums gegenüber dem Christentum besondere Betonung gibt, macht wohl den größten Wert des Buches aus. Allerdings muß ich gestehen, daß die Einfühlung bisweilen zur Rechtfertigung wird, nicht zum Vorteil des historischen Bildes; wenn H. etwa die formale Gleichheit der Bindung durch die (jüdische) Halacha und durch das (christliche) Glaubensbekenntnis übermäßig betont, so verdunkelt er gerade die Erkenntnis der jüdischen Eigenart; und wenn er bei dem Vergleich zwischen Pharisäern und Propheten von einem Wechsel nur der Methode, nicht des Grundsatzes redet, so scheint mir auch dies keine glückliche Formulierung. Gerade in diesem Fall macht sich aber wohl ein anderer Mangel des Buches geltend: die soziologische Bedingtheit des Pharisäismus wird viel zu wenig beachtet, es ist eher ein Buch von pharisäischer Lehre als vom Wesen der geschichtlichen Erscheinung.

Aber von dieser Lehre erhält man ein zutreffendes und sehr lebendiges Bild. Auch dem Charakter der Haggada wird H. wesentlich gerecht, wenn er die unsystematische und sporadische Art des haggadistischen Materials im Talmud auf den Zusammenhang der Lehrtradition mit der Laienpredigt zurückführt; das ist eine Beobachtung, die für die ältere Zeit zweifellos zutrifft und von weittragender Bedeutung auch für die christliche Literatur ist. Auch in der Behandlung von Einzelfragen bietet dieser Abschnitt manches Bemerkenswerte; so warnt H. ebenso vor der Verzeichnung des jüdischen Gottesbegriffs ins allzu Transzendente wie vor der Überschätzung des persischen Einflusses beim Auferstehungsglauben.

In den beiden letzten Kapiteln wird das Verhältnis des Pharisäismus zu den konkurrierenden Gruppen der apokalyptischen und der christlichen Kreise dargestellt. Vom Quellenwert der neutestamentlichen Nachrichten über die Pharisäer sagt H. mit ansprechender Formulierung, daß ihnen im allgemeinen Beweiskraft zukomme, wie sie einem Außenseiter zu haben möglich sei; dagegen zeigten Einzelheiten wie die Darstellung der Korban-Praxis in Markus 7,5, daß entweder Jesus oder die Erzähler des Vorgangs mit der pharisäischen Halacha nicht vertraut gewesen seien. Wenn in diesem Zusammenhang Jesus selbst den Kreisen des Amhaarez zugerechnet wird, so will das bei der weiten Bedeutung, die H. der Bezeichnung Amhaarez eigen sein läßt, nicht eben viel bedeuten; andernfalls wäre daran zu erinnern, daß unter den Schimpfnamen, die Jesus von seinen Gegnern erhält, nach unserer Kenntnis der Name „Sünder" (= Amhaarez) fehlt.

Über alle kleineren Ausstellungen hinaus geht der Dank für diese in der Quellenbehandlung wie in der synthetischen Darstellung gleich hervorragende Leistung. Möchte auch dies Werk Herfords bald einen deutschen Übersetzer finden!

Gunn, Battiscombe: **Studies in Egyptian Syntax.** Paris: Paul Geuthner 1924. 4°. (XXV, 202 S.) Bespr. von A. Erman, Berlin.

Das Buch von Gunn ist mir eine besondere Freude gewesen. Einmal weil wir in ihm einen Ägyptologen kennen lernen, der wirklich Ägyptisch kann, und dann weil es Fragen aufwirft und Rätsel aufgibt, über die wir bisher in der ägyptischen Grammatik hinweggesehen haben.

Wir haben es ja in den letzten Jahrzehnten zu einer Kenntnis des ägyptischen Sprachbaues gebracht, die für die Praxis des Uebersetzens im Ganzen ausreicht, und wir sind nun geneigt, uns dabei zu beruhigen. Wer freilich die Augen offen hält, der stößt doch oft genug auf Dinge, für die in unserm grammatischen Bau kein Platz vorgesehen ist. Hier setzt nun Gunn ein, und wenn er sich dabei auch vielfach auf unsicherem Boden bewegen muß, so ist doch die Menge guter Ergebnisse verhältnismäßig groß.

Ehe ich dazu übergehe, diese Ergebnisse zu erörtern, muß ich aber ein grundsätzliches Bedenken aussprechen. Wir haben bisher — ich möchte sagen: instinktmäßig — das Ägyptische als eine Sprache von verhältnismäßig einfachem Bau behandelt, die sich mit so schlichten Ausdrucksmitteln behalf, wie wir sie in den semitischen Sprachen und im Koptischen finden. Gunn stellt dagegen höhere Anforderungen an das Ägyptische und sucht nach so feinen Nuancen des Ausdrucks, wie sie in hochkultivierten Sprachen vorkommen. Wenn es z. B. in der Geschichte des Schiffbrüchigen heißt: „ich lasse dir Opfer bringen, wie das einem Gotte getan wird, der die Menschen liebt", so nimmt Gunn (S. 103) Anstoß an dieser Übersetzung, denn es müsse doch heißen: „wie das einem Gotte getan werden sollte". Vielleicht würden wir so sagen, wenn wir uns streng logisch ausdrücken wollten

(was wir ja natürlich nur ausnahmsweise tun), aber ich fürchte sehr, daß ein Ägypter sich immer an dem unbestimmten Ausdruck genügen ließ; was gemeint war, verstand man ja auch so. Und es scheint mir zudem ein gefährliches Spiel, wenn wir gerade im Ägyptischen nach solchen Feinheiten suchen, in einer Sprache, von der wir ja nicht einmal die Vokale kennen!

Gunn besitzt wohl eine besondere Begabung zu scharf logischem Denken, und die zeigt sich auch in der Art, wie er die Formen bezeichnet und die Bedeutungen angibt, einer Art, die uns, die wir nicht so begabt sind, die Benutzung des Buches doch erschwert. Wo wir z. B. uns damit begnügten zu sagen „*nn* bedeutet: es ist nicht vorhanden" heißt es bei Gunn (S. 140): „the predicative *nn* predicates the simple state of non-existence". Und S. 110 sagt er von der Verbindung *n śḏm.n.f* „er hört nicht": it is used with virtually unlimited time-field in generalisations of the widest kind, in which the singular subject connotes a whole category; ich gestehe gern, daß ich das nicht verstanden hätte, hätte ich nicht aus den Beispielen ersehen, daß er meint, die Verbindung werde in ganz allgemeinen Behauptungen gebraucht. Allen Respekt vor diesem Scharfsinn; ich kann mir wohl denken, daß er bei der Durchforschung einer modernen gründlich bekannten Sprache zu Erfolgen führt, aber wir armen Teufel von Ägyptologen haben noch so grobe Arbeit zu tun, daß so feine Werkzeuge uns nur in Verlegenheit bringen.

Aber das sind Äußerlichkeiten, die keinen Ägyptologen davon abhalten sollten, das merkwürdige Buch durchzuarbeiten. Die Anregung und die Belehrung die er daraus gewinnt, lohnen die Mühe.

Zu den beiden sogenannten Relativformen, der imperfektischen *mrrt.f* und der perfektischen *mrt.n.f* „die welche er liebt, geliebt hat" fügt Gunn noch eine dritte, die er prospektive Relativform nennt. Sie hat im wesentlichen futurische Bedeutung und lautet m. *mrj.f*, f. *mrtj.f*; das j wird natürlich oft nicht geschrieben, doch erkennt man die Form auch dann bei den veränderlichen Verben, da ihr die Geminirung fehlt: *mr.f*. Ich bin im Ganzen geneigt, diese Entdeckung zu glauben. Gute Beispiele, sind *mrtj ìbk* „was dein Herz wollen wird" (S. 8), „laß mir bringen *gmt.k* was du finden wirst" (S. XV), „ihre Kinder *mś.ś nj* die sie mir gebären wird" (S. 9); „ich werde sie nicht töten, bis ich gehört haben werde *ḏdtj.tn rś* was ihr dazu sagen werdet" (S. 15); *m bw nb šmj f ìm* „an jedem Ort wo er gehen wird" (S. 16). Gunn möchte elf verschiedene Nuancen der Bedeutung unterscheiden, und in der Tat kommt man bei Fällen wie *r rḫtj r* „so daß Re es weiß" (S. 14) nicht mit der futurischen Auffassung durch, und ein *ìr ʿnḫtj ḫnwś ìm* mag auch etwa bedeuten „der gemacht hat das, wovon die Mücke leben kann" (S. 16). — Aber bedenklich kann es einen dann wieder machen, wenn solche Schreibungen auf *tj* als Varianten zu der gewöhnlichen imperfektischen Relativform auftreten: *ìḫ.t nb.t ʿnḫtj nṯr ìm* „alles wovon ein Gott lebt" (S. 33); *dd.t p.t, ḳmꜣtj tꜣ, ìnn.t ḥʿpj* „was der Himmel gibt, was die Erde erschafft, was der Nil herbeibringt" (S. 17); da kann man doch unmöglich das zweite Verbum anders auffassen als die beiden andern.

Wie die andern beiden Relativformen nach Gardiners Darlegungen auf passive Partizipien zurückgehen, so nimmt Gunn auch für seine prospektive Relativform einen solchen Ursprung an; ein Beispiel eines passivischen fem. Particips auf *tj* scheint *ḏdtj* „das was (dir) gesagt werden wird" (S. 29) zu sein; ein aktives *ḫprtj* „das was geschehen wird" (S. 37) halte ich für sicher.

Hübsche gelegentliche Bemerkungen bei dieser Untersuchung sind, daß auch von intransitiven Verben passive Participien der gewöhnlichen Art vorkommen: „ein Charakter *ḥtpw ìmf* mit dem man zufrieden ist" (S. 33) und weiter, daß die Form *śḏmtjfj* immer futurische Bedeutung hat (S. 35).

Sehr wichtig als Wegweiser beim Übersetzen ist das, was Gunn (S. 45 ff.) über die Hervorhebung feststellt: ein *ìn NN.* (resp. *śwt*) *śḏm* bedeutet „NN. ist es der hört", aber *ìn NN (śwt) śḏm.f* bedeutet „NN. ist es, der hören wird."

Die beiden Reihen der Pronomina absoluta, die wir zu unterscheiden pflegen, sind nach ihrem syntaktischen Gebrauch so zu verbinden: Sing. 1. *ìnk*, 2. *ṯwt*, *ṯmt*, 3. *św t*, *śtt*, Plur. 1. fehlt, 2. *nttn*, 3. *ntśn*. Die Formen *ntk*, *ntf* hält Gunn nach ihrem Vorkommen für sekundär (S. 46).

Daß *r* mit Infinitiv auch passive Bedeutung haben kann, ist nach Gunns Beispielen nicht zu bezweifeln: *mśw ntjw r mś.t* „Kinder welche geboren werden werden" (S. 66); das beruht natürlich darauf, daß der Infinitiv eigentlich ein Substantiv ist, das weder aktiv noch passiv ist.

Wir haben früher die n-Form in alten Götterreden usw. präsentisch übertragen: „ich gebe dir Leben usw." und haben dies erst neuerdings aufgegeben, weil Hermapion δεδώρημαί σοι übersetzt. Gunn zeigt jetzt, daß die erste Übersetzung richtig war (S. 69).

Das alte Passivum hat nicht, wie wir nach Sethe annahmen, eine Endung *jj* bei plura-

lischem Subjekt, sondern Gunn hält *sḏmjj* für eine besondere perfektische Passivform: „ist gehört worden" (S. 74 ff.).

Merkwürdig und, wie mir scheint, richtig ist die Form *sḏm.f*, die er Prospektiv nennt und die von *rdj* „veranlassen" und von *n sp* „es geschah (?) nicht" abhängt (S. 95). Bei den IIIae inf. endet sie auf *jj*.

Die zweite Hälfte des Gunnschen Buches ist der Negation in ihren beiden Formen gewidmet. Hier bringt er zunächst eine merkwürdige Beobachtung vor. In der historischen Erzählung entspricht dem *sḏm.nf* „er hörte" negiert ein *n sḏm.f* „er hört nicht". Gunn will dies letztere nun auch perfektisch fassen und bemüht sich, die anderen Fälle, wo *n sḏm.f* auch futurischen Gebrauch u.ä. habe, damit in Einklang zu bringen (S. 105 u. a.). Ich glaube, es wird überall nichts als „er hört nicht" bedeuten, und Gott weiß aus welchen stilistischen Gründen hatte man sich angewöhnt, diese Verbindung in der Erzählung zu verwenden. Etwa so: „er kam ... und er sah es ... und er merkt es nicht ... und er ging weiter". Das ist gewiß nicht logisch, aber die Logik bestimmt ja auch nicht den Sprachgebrauch.

Umgekehrt kommt die negierte n-Form auch mit nicht perfektischer Bedeutung in allgemeinen Behauptungen vor sowohl mit der Negation *n* (S. 111 ff.) als auch mit der Negation *nn* (S. 127). Ich sehe darin nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß ja die n-Form auch sonst in nachdrücklichen Aussagen, wie den oben angeführten Götterreden, steht. Wer weiß, ob das nicht sogar ihre ursprüngliche Bedeutung gewesen ist?

Die Verbindung *nn sḏm.f* „er wird nicht hören, er soll nicht hören" (S. 119) enthält nach Gunn eine besondere futurische Form, bei der die IIIae inf. nicht geminieren.

Ausführlich verbreitet sich Gunn auch über die Schreibung und die mutmaßliche Lesung der beiden Negationen; besonders interessant ist dabei der Nachweis, wie alt und wie früh (mR) man schon das Negationszeichen verwendet, um die Präposition *n*, das *n* in *nfr n* und das *n* der n-Form zu schreiben. Das genetivische *n* wird erst im nR und auch da nur selten so geschrieben (S. 83 ff.).

Was ich hier aufgeführt habe, erschöpft den Inhalt des Buches bei weitem nicht, und vor allem gibt es keinen Begriff von der Menge von feinen Bemerkungen und richtigen Übersetzungen, die es bringt. Bei allen Zweifeln und allen Bedenken im Einzelnen ist Gunns Werk eine bedeutende Leistung, die der Erforschung der ägyptischen Sprache einen neuen Anstoß gibt.

A. **Schmidt**, Prof. D. Dr. Carl: **Pistis Sophia.** Neu herausgegeben mit Einl. nebst griech. u. koptischem Wort- u. Namenregister. Hauniae: Gyldendalske Boghandel-Nordisk Forlag 1925. (XXXVIII, 456 S.) 8° = Coptico Consilio et Impensis Instituti Rask-Oerstediani edita II.

B. **Schmidt**, Carl: **Pistis Sophia.** Ein gnostisches Originalwerk des dritten Jahrhunderts aus dem Koptischen übersetzt. In neuer Bearbeitung mit einleit. Unters. u. Indices. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (XCII, 308 S.) 8°. Rm. 10.50; geb. 12—. Bespr. von W. **Spiegelberg**, München.

A. Einer der sprachlich wie literarhistorisch und theologisch wichtigsten koptischen Texte ist hier in endgültiger Gestalt von einem der ersten Kenner der koptischen Sprache und Literatur vorgelegt. Freilich war die bisherige Ausgabe der Pistis Sophia von M. G. Schwartze (1851) eine für ihre Zeit hervorragende Leistung, durchaus brauchbar. Aber sie ist vergriffen und auch keineswegs fehlerlos. So war eine Neuausgabe des koptischen Textes ein dringendes Bedürfnis, und man darf H. O. Lange (Kopenhagen) dankbar sein, daß er diese Arbeit in die Sammlung der Coptica aufgenommen hat, die durch die von der dänischen Regierung in so dankenswerter Weise ins Leben gerufene „Rask-Oersted-Stiftung" herausgegeben wird. Ebenso sehr wird man es ihm aber Dank wissen, daß er die wichtige Arbeit einem Forscher anvertraut hat, der auf dem Gebiete der gnostisch koptischen Literatur seit Jahrzehnten mit dem größten Erfolge tätig war und als ihr bester Interpret gelten darf. Er hat auch diese Aufgabe mit der größten Akribie und großem Scharfsinn in vorbildlicher Weise gelöst.

In der Einleitung ist die Geschichte und Beschreibung des Codex gegeben, der nach Schmidts früherer Entdeckung die Abschrift einer älteren Hs. ist und von zwei verschiedenen Händen herrührt. Was die Datierung anlangt, so entscheidet sich Schm. jetzt mit Woide für die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. Mit Recht hält er gegen Leipoldt an dem rein sahidischen Sprachcharakter[1] der Pistis Sophia fest und vertritt die gewiß richtige Anschauung, die er noch in einer besonderen Abhandlung näher zu begründen verspricht, daß das Werk ursprünglich griechisch abgefaßt gewesen sei. Über die Kapitel: „Titel und Komposition"; „Verfasser, Ort und Zeit" werden sich vor allem die Theologen zu äußern haben. Hier hat Schmidt selbst das wichtigste Material durch eigene glückliche Funde beigesteuert, und die Position der Forscher, die die P. Sophia dem Valentin oder dessen Schule zugeschrieben haben, wird, so weit ich mir als Nichttheologe auf Grund der jetzigen Darstellung von Schm. ein Urteil erlauben darf, kaum noch zu halten sein. Schmidt will das kopt. Werk mit Harnack in die 2. Hälfte

1) Der allerdings manches Altertümliche aufweist (s. u.).



des 3. Jahrh. setzen, d. h. die ersten drei Bücher, während er das letzte für älter hält.

Den Hauptbestandteil des Bandes bildet der koptische Text, der jetzt, wie schon gesagt, eine endgültige Gestalt gewonnen hat. Überall sind die nicht seltenen Fehler der Hs. verbessert und die Abweichungen von der ersten Schwartzeschen Ausgabe vermerkt, auf die übrigens in den Randziffern verwiesen ist. Natürlich wird man manchmal über die Notwendigkeit von Emendationen streiten können. Dabei muß beachtet werden, daß sich manche ungewöhnliche Form aus dem hohen Alter des Textes erklären kann. Ich würde z. B. ⲉⲧⲡϩⲟⲩⲛ 1[5], ϩⲣⲁï (statt ⲉϩⲣⲁï) 196[18], 151[2] oder ⲉⲧⲙ̄ⲡⲥⲏⲧ 7[21], 24[2] unangetastet lassen und möchte zu der letzten Verbindung, die Schm. durch ⲉⲧϩⲙ̄ⲡⲥⲏⲧ ersetzen will, daran erinnern, daß ⲛ < *m* hier altertümlich sein kann, wie vielleicht auch in 112[21] ⲛⲧⲟⲡⲟⲥ ⲉⲧⲙ̄ⲡⲭⲁⲟⲥ ⲙ̄ⲡⲉⲥⲏⲧ. Auch das gelegentliche ϩ̄ⲛ- statt ϩ̄ⲙ- 13[12], 231[15], 291[15] (?)[1] und ϩⲓϫ̄ⲛ- statt ϩⲓϫ̄ⲙ- 230[18], 231[8.10] vor folgendem ⲡ mag altertümlich sein[2], wie sicher ⲧⲣⲉï-, ⲧⲣⲓ- (statt ⲧⲣⲁ), wie Schm. selbst[3] gesehen hat. Zu den alten Formen gehört auch ϩⲁ, das mehrfach als Nebenform von ϩⲟ erscheint und die alte[4] auch im Achmimischen nicht mehr nachweisbare Vokalisation mit *a* zeigt. Auch die folgenden Formen ⲁⲟⲩⲱⲛ 328[10] statt ⲟⲩⲱⲛ, ⲙⲉϩ 117[18] st. ⲙⲏϩ, ⲙⲟⲩ[5] 101[22] st. ⲙⲁ würde ich stehen lassen. Von besonderem Interesse ist ⲛⲉⲥⲃⲱ 259[21], 280[17], wo beide Male das ursprüngliche ⲛⲓⲥⲃⲱ mit der volleren, älteren Form des Artikels in ⲛⲉⲥⲃⲱ von späterer Hand geändert worden ist. — ϩⲱⲱϥ 119[16], 127[20] ist die bekannte Adversativpartikel „aber", also sicher nicht in ϩⲱⲱⲥ (sic) zu ändern. In 46[6] würde ich ⲉϩⲉⲛⲙ̄ⲛⲧⲛⲟϭ herstellen. ⲉⲓⲉⲣⲏ 258[6] könnte einer der von Lacau (Recueil 31 (1909) S. 77ff.) besprochenen Kollektivplurale auf ⲏ von ⲉⲓⲟⲟⲣ sein (wie ⲧⲟⲩⲉⲓⲏ „Berge" von ⲧⲟⲟⲩ, ϩⲓⲙⲏ „Wellen" von ϩⲟⲉⲓⲙ). — Sollte nicht in ⲁⲩⲟⲩⲉϩ- (55[8] = Ps. 68[27] πρόσθες) die alte Imperativform von ⲟⲩⲱϩ mit vorgesetztem ⲁ erhalten sein? Daß von *wȝḥ* ein solcher Imperativ gebildet wurde, wissen wir ja aus der auf *'-wȝḥ* zurückgehenden Partikel ⲁⲩⲱ[1]. Ungewöhnlich und vielleicht fehlerhaft wäre nur die Schreibung ⲁⲩⲟⲩⲉϩ- statt *ⲁⲟⲩⲉϩ-[2].

1) Falls nicht besser ϩ̄ⲛ ⲛⲧⲟⲡⲟⲥ herzustellen ist.

2) Auch das boh. ϩⲉⲛ- und ϩⲓϫⲉⲛ- assimiliert das auslautende ⲛ nicht. 3) Ä. Z. 42 (1905) S. 141.

4) Vgl. Sethe: ZDMG 1923 S. 170.

5) Die Form ist sonst nur Faj. bekannt.

Unter den Registern sind die griechischen und koptischen Wortindices besonders wertvolle Beigaben, zu denen ich nur wenig zu bemerken habe. In ⲗⲁⲓ̈ⲛ(ⲟⲛ) ist ⲟⲛ die Partikel „auch". Danach ist auch im Text (212[7]) ⲟⲛ von dem vorhergehenden ⲗⲁⲓ̈ⲛ zu trennen[3]. Zu ⲣⲁⲛ hätte bei dem tonlosen ⲣ̄ⲛ- die ganze eigentümliche Wendung gegeben werden sollen, möglichst mit allen Zitaten. ⲱⲣⲓⲙⲟⲩⲑ ⲉⲣ̄ⲛ ⲕⲣⲟⲛⲟⲥ „Orimuth heißt Kronos" zeigt dieselbe merkwürdige Konstruktion, die aus ⲛⲓⲙ ⲉⲣⲉⲛ̄ⲕ (B): ⲛⲓⲙ ⲉⲣ̄ⲛⲧⲕ (S.) „wie heißt du?"[4] (wörtl. „wer ist in Bezug auf deinen Namen?") bekannt ist. Daß ⲟⲩⲏ⸗ (S. 429) altertümlicher sein soll als ⲟⲩⲃⲏ⸗, das doch dem altäg. Prototyp (*r wb* demot.) näher steht, ist mir sehr fraglich. Die zuerst von Sethe (Verbum II S. 439 A) richtig erklärte Wendung ⲧ̄ⲙⲡⲥⲟⲡ sollte unter ⲱⲡ stehen. ⲟⲩⲱ st. ⲟⲩⲱⲛ (S. 429) und ϩⲱⲛ st. ϩⲱⲡ (S. 440) sind Druckfehler.

Der Band schließt mit den neuen Lesungen, die Schm. noch nach dem Abschluß des Druckes vor dem Originalkodex des Brit. Museum gewinnen konnte. Der neuen in Aussicht gestellten Übersetzung und den weiteren Untersuchungen über die in der Einleitung des Buches nur kurz skizzierten literarhistorischen und theologischen Fragen darf man mit großen Erwartungen entgegensehen. Aber schon jetzt wird man dem Verfasser für diese vortreffliche Veröffentlichung danken, mit der er wieder ein wichtiges koptisches Quellenwerk in mustergültiger Form für die Wissenschaft zugänglich gemacht hat.

B. Inzwischen ist die in der obigen Besprechung angekündigte neue Übersetzung des gnostischen Werkes erschienen, die auf der letzten verbesserten Textausgabe beruht. Sie hat dadurch in Einzelheiten manche Änderungen gegenüber ihrer Vorgängerin erfahren und darf jetzt als unbedingt zuverlässig gelten.

Da der Verlag einen weiteren religionsgeschichtlich interessierten Leserkreis berücksichtigt wissen wollte, so hat Schm. in dankenswerter Weise eine Einleitung beigegeben, die in die Ideenwelt des Gnostizismus vortrefflich

1) S. W. Max Müller Ä. Z. 26 (1888) S. 94 und meine demot. Gram. § 55. 215.

2) Einige seiner Emendationen hat übrigens der Verfasser in den Nachträgen S. 453 ff. selbst zurückgezogen.

3) So schon in meinem kopt. Handwb. S. 51.

4) Siehe ibid. S. 102.

einführt. Besonders willkommen ist die kurze klare Orientierung über den Inhalt des Textes, die gleichzeitig ein Vademecum durch die wirren Gedankengänge des koptischen Werkes ist. Die Untersuchungen über Titel und Komposition, Verfasser, Ort und Zeit führen die entsprechenden Abschnitte der oben angezeigten Textausgabe weiter aus. Inwieweit Schm. hier gegenüber seinen Gegnern im Recht ist, darüber steht mir keine kompetente Entscheidung zu. Aber die Hauptergebnisse seiner eindringenden und scharfsinnigen Ausführungen sind mir sehr wahrscheinlich (S. LXXXI):

1. Die beiden Bücher des Cod. Bruc. sind die in der Pistis Sophia zitierten beiden Bücher Jeû.
2. Sie sind also älter als dieses Werk, zumal sie das Mysterienbuch der Sekte enthalten.
3. Dieses Mysterienbuch ist eine wesentliche Quelle des 4. Buches der Pistis Sophia gewesen, das chronologisch zwischen die Bücher Jeû und die 3 Bücher der P. S. zu stellen ist.

Damit ist auf eine der verwickeltsten Fragen der koptisch gnostischen Literatur helles Licht gefallen.

Herrmann, Prof. D. Johannes: **Hebräisches Wörterbuch zu den Psalmen.** Gießen: A. Töpelmann 1924. (VI, 58 S.) 8° = Einzelwörterbücher zum Alten Testament. 4. Heft, hrsg. von F. Baumgärtel. Rm. 1.40.

Hempel, Prof. Lic. Dr. Johannes: **Hebräisches Wörterbuch zu Jesaja.** Gießen: A. Töpelmann 1924. (VIII, 56 S.) 8° = Einzelwörterbücher zum AT. 2. Heft. Rm. 1.60. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Der Herausgeber dieser Sammlung, Prof. D. Fr. Baumgärtel, verschließt sich den Bedenken nicht, die gegen ein derartiges Unternehmen geltend zu machen sind, und vertritt durchaus den Standpunkt, daß für unsere Studenten die Benutzung eines großen Wörterbuches eine Notwendigkeit ist. Wenn er trotzdem an seiner Absicht festgehalten hat, so war für ihn maßgebend einzig und allein die schwierige wirtschaftliche Lage, die unsere Studenten nötigt, mit kleinen „Notwörterbüchern“ oder gar mit sogenannten „Präparationen“ zu arbeiten, die einmal sprachlich in keiner Weise fördern und, da andererseits ein Eingehen auf die besonderen Eigenheiten der Texte fehlt, nur das Verständnis des Hebräischen erschweren. So sollen diese Einzelwörterbücher in die Lücke treten und „wenigstens für die gelesensten Bücher zulängliches lexikographisches Handwerkszeug wohlfeil“ darbieten. Diese Absicht ist, soweit sich aus den mir vorliegenden Heften ein Urteil abgeben läßt, vollauf verwirklicht. Durch eine ganze Reihe von Abkürzungen ist bei sparsamster Raumausnutzung viel geboten; auch nicht belegbare Formen, unsichere Bedeutungen, Ketib und Qere, bildliche und parallele Ausdrücke sind kenntlich gemacht, einzelne Versionen und Konjekturen in wichtigen Fällen angegeben. Die Eigennamen finden sich in einem besonderen Verzeichnis.

Das MS. zu Herrmanns WB. ist entstanden in den Zeiten der schlimmsten Inflation, so daß naturgemäß „entsagungsvollste Beschränkung in der Stoffdarbietung“ zwingende Notwendigkeit war. Trotzdem ist bei aller Kürze etwas durchaus Gutes und Brauchbares geschaffen worden. Auch der Druck ist sorgfältig. Von der Notierung parallel gebrauchter Ausdrücke wäre gerade bei den Psalmen eine ausgiebigere Anwendung hochwillkommen gewesen; z. B.: S. 1 Spalte 2 Zeile 9: Kraft = parallel „Unrecht“ Ps. 94, 23; ebenda Zeile 10 ist zu ergänzen die Bedeutung „Schatzhaus“ zu Ps. 33, 7; ebd. Zeile 23 hätte vielleicht die Konjektur aus BHK Erwähnung verdient; S. 2 Sp. 1 Zeile 25 lies im Deutschen den Singular; an Druckversehen notiere ich S. 57 Sp. 2 Z. 30 die falsche Vokalisation und S. 1 Sp. 1 Z. 13: 78, 20 statt 25.

Hempel ist bei Abfassung seines MS. anscheinend nicht mehr in so starkem Maße wie Herrmann durch die ungünstigen Zeitverhältnisse eingeengt gewesen. So war es ihm ermöglicht, die Forderungen, die er im Th. Litbl. 1922, 293 hinsichtlich der Ausnutzung der geleisteten Textbearbeitung für die Sprachstatistik und hinsichtlich der Herkunftsbezeichnungen der Konjekturen aufgestellt hat, nun hier an seinem Teil zu verwirklichen. Anzuerkennen ist in seinem WB die Kenntlichmachung des Sprachschatzes von Proto- und Deuterojes.; doch das Hauptcharakteristikum an diesem WB ist die Notierung einer Fülle von Konjekturen, wobei auch wohl hier und da „der Rahmen des unbedingt Erforderlichen überschritten wurde“. Der Nachteil einer gewissen Subjektivität muß dabei in Kauf genommen werden, aber er wird reichlich dadurch aufgewogen, daß unsere Studenten, die zum großen Teil nicht einmal im Besitz der BHK sind, auf diese Weise einen besseren Eindruck von der am Text geleisteten Arbeit bekommen, als ein großes WB ihn ihnen geben kann. Wenn ich hierzu noch einige Ergänzungen machen möchte, so geschieht es nicht, um die von H. geleistete fleißige und wertvolle Arbeit zu verkleinern, sondern ich hoffe, im Sinn des Verf.s zur Bereicherung seines WB beizutragen.

An Ergänzungen schlage ich noch vor: Seite 1 Spalte 1 Zeile 12 den Zusatz: „nur von Jahwe gebraucht“; ebenda Z. 22: Jes 29, 5 = parallel zu „Spreu“; S. 2 Sp. 1 Z. 13: 24, 15 vgl. Delitzsch, Lese- und Schreibfehler 109b; S. 4 Sp. 1 Z. 36: 41, 24 den Parallelausdruck; Sp. 2 Z. 19: 21, 8 = Delitzsch 119b; Z. 32: 11, 4 = 136a Lag; Z. 34; 9, 18 = 4a; S. 5 Sp. 2 Z. 7: 37, 20 = 92 vgl. 2. Reg 19, 19; S. 6 Sp. 1 Z. 17: 48, 10 = 111; S. 11 Sp. 2 Z. 6: 45, 2 = 116d; S. 12 Sp. 2 Z. 9: = 106c; S. 17 Sp. 1 Z. 2: 44, 16 = 99b; Sp. 2

Z. 33f.: 44,11 = 72a; S. 19 Sp. 2 Z. 24: 2,6 = 126a; S. 20 Sp. 2 Z. 9: 43,8 = 34b; S. 26 Sp. 1 Z. 25: 58,9 = 33a; S. 27 Sp. 1 Z. 39: 54,9 = 5a; Sp. 2 Z. 2: 30,20 crr = 20 e; S. 31 Sp. 2 Z. 6 zu 42,22 notiere den Parallelausdruck; S. 34 Sp. 1 Z. 10: 1,31 = 16 Ch; S. 38 Sp. 1 Z. 12; 30,8 = 72b; Sp. 2 Z. 21: 42,19 = 99b; S. 39 Sp. 1 Z. 12: 25,2 = 108a; S. 40 Sp. 2 Z. 6: 24,11 = 95a, vgl. Parallelausdruck; S. 43 Sp. 2 Z. 19: 32,17 = 99b; S. 45 Sp. 1 Z. 21: 29,3 = 109b; S. 52 Sp. 1 Z. 32: vgl. 2. Reg. 19,26; Sp. 2 Z. 19: = 90c; S. 54 Sp. 2 Z. 3: 38,15 = 72b; S. 55 Sp. 1 Z. 14: 29,20 = 104b. Zum Eigennamen Phul 66,19 siehe BHK, Delitzsch 97a.

Bewer, Prof. D. Dr. Julius A.: **The Literature of the Old Testament in its Historical Development.** New York: Columbia University Press 1924. (XIV, 452 S.) gr. 8°. = Records of Civilization: Sources and Studies, ed. by James T. Shotwell. $ 3—. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

J. A. Bewer, aus jüngster Zeit den deutschen alttestamentlichen Fachgenossen besonders durch seinen „Text des Buches Ezra“ 1922 aufs Vorteilhafteste als scharfsinniger Philologe bekannt, legt uns als sein neuestes Werk eine geschmackvolle, mit warmer Begeisterung für den Gegenstand geschriebene alttestamentliche Literaturgeschichte vor. Sie ist das transatlantische Seitenstück zu K. Buddes schöner Geschichte der Althebräischen Literatur[2] 1909 und wie dieses Werk Teil eines nicht bloß für Theologen, sondern für Gebildete überhaupt bestimmten Sammelwerkes. Nur bietet Bewer weit mehr als der deutsche Kollege wörtliche Auszüge aus den hebräischen Quellen, während Budde im Unterschied zu seinem amerikanischen Konkurrenten den Akzent mehr auf die literarische Entstehung der einzelnen Bücher legt.

Der wissenschaftliche Standpunkt des Bewerschen Buches ist gemäßigt kritisch. Sein Heimatsschein ist die Wellhausen'sche Schule. Jüngste Weiterbildungen der Kritik, wie z. B. der noch nicht ausgetragene Streit um das Deuteronomium, die Bücher Jeremia, Ezechiel und Esra-Nehemia sind von Bewer, vielleicht auch nicht zum Schaden der Sache, nicht berücksichtigt, oder ihm bei der Abfassung seines Werkes noch unbekannt geblieben. „Habakuk“ ist S. 139 — trotz Duhm! — noch zu einem Zeitgenossen Nahums gemacht. Behandelt ist der ganze Stoff nach historischen Gesichtspunkten in 23 Kapiteln. Einzelne Literaturstücke wie z. B. das Bundesbuch (S. 37 ff.), oder das Deuteronomium (S. 124 ff.) werden genau analysiert. Schade, daß nicht allgemein so verfahren wird. Die in Kap. XIX unter „The Wisdom Literature“ behandelten Schriften: Proverbien, Hiob und Kohelet sollten auch unter dem Generaltitel mit genannt sein. Befremdend ist, daß in Kap. XX Psalmen und Hoheslied zusammengefaßt sind, besonders da der Verf. den von P. Haupt zuerst aufgewiesenen euphemistischen Stil des Hohenliedes zugibt. Feinsinnig ist, was Bewer über Pss. wie 16, 73 u. ä. S. 390 sagt. Er findet hier Verwandtschaft mit Joh. 17, 3. Zeichen gesunder historischer Kritik ist die Beziehung des 110. Ps. auf „the coronation ceremonies of Simon the Hasmonean in 142 B. C.“ S. 369. Den Beschluß macht ein Kapitel über „Canon and Text of the Old Testament“. Das ganze Buch ist ein erfreulicher Beweis für den großen gemeinsamen Besitzstand amerikanischer und deutscher alttestamentlicher Wissenschaft.

Simpson, D. C., D. D.: **Pentateuchal Criticism.** With an introduction by the Right Rev. H. E. Ryle, C. V. O. D. D. London: Oxford University Press. 1924. (XVI, 211 S.) 8°. 6 sh 6 d. Bespr. von W. Eichrodt, Basel.

Wir haben es in dieser Verteidigung der 4-Quellen-Theorie im Pentateuch mit einer populären Darstellung der Resultate der neueren Pentateuchkritik zu tun, die dem englischen Laien einen Einblick in die Hauptgründe der kritischen Auffassung und ihre Folgen für die historische und religiöse Einschätzung der alttestamentlichen Religionsgeschichte vermitteln will. Wir dürfen also nicht erwarten, hier mehr als die landläufige Behandlung der Pentateuch-Probleme zu finden und verstehen es aus dem Zweck des Buches, daß fast ausschließlich englische Literatur genannt wird. Die betonte Abwehrstellung des Vf. richtet sich einerseits gegen den Vorwurf, daß die kritische Bibelbetrachtung den christlichen Offenbarungsglauben antaste, andererseits gegen die Einwände von Wiener, Dahse u. a., die von der abweichenden LXX-Überlieferung aus das kritische Hilfsmittel der Gottesnamen im Pentateuch angreifen. Zu bedauern bleibt, daß dem Vf. die Pentateuchforschung im wesentlichen mit Wellhausen und Driver abgeschlossen scheint und daher die neuere Forscherarbeit, die doch manches in anderes Licht gestellt hat, überhaupt nicht zu Worte kommt. Das kann auch dem populären Zweck, für den sich das Buch sonst gut eignet, nur schaden.

Haller, Prof. D. Max: **Das Judentum.** Geschichtsschreibung, Prophetie und Gesetzgebung nach dem Exil. Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen. Mit Namen- und Sachregister. Zweite, verm. und verb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1925. (24*, 363 S.) gr. 8°. = Die Schriften des Alten Testamentes in Auswahl. II. Abt. 3. Bd. Rm. 8—; geb. 10—. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl (Thür.).

Mit dem Erscheinen dieses Bandes liegt die sogen. „Göttinger Bibel“ nunmehr vollständig in zweiter Auflage vor. Inzwischen haben sich aber auch die Stimmen gemehrt, sogar unter den Mitarbeitern am Werk, die gegen den

Auswahl- (und damit subjektiven) Charakter dieser Sammlung Einspruch erheben; so zuletzt W. Staerk bei der Besprechung von „H. Schmidt, Die großen Propheten" in Th. Ltz. 1925 Nr. 6. Diese Stimmen sind nicht neu; schon bei der ersten Auflage von Hallers Buch wurde die Forderung einer unverkürzten Darbietung der Texte von der Kritik erhoben. Und es ist anzuerkennen, daß H. bestrebt gewesen ist, in der Neuauflage dem, soweit es mit dem Gesamtplan des Werkes in Einklang stand, gerecht zu werden. So ist der Umfang des Buches um ein Sechstel angewachsen. Neu aufgenommen sind von früher nicht behandelten Texten Lev 11, 1—47; Jes 64, 9—65, 25; Dan 3 und 8; auch ist die sogen. Jes. Apokalypse wenigstens kurz erwähnt. Der Abschnitt über Deuterosacharja ist durch Jes 19, 1—25 erweitert zu einem Abschnitt über den Ausgang der Prophetie. Den einzelnen Büchern sind Einleitungen vorangestellt, die dem Leser sicher sehr willkommen sein werden. Allerdings scheint es mir für ein populäres Werk nicht geboten, für Joel (mit Driver) eine so scharfe Scheidung zwischen Proto- und Deuterojoel vorzunehmen, wie es hier auch schon rein äußerlich durch den Druck hervortritt. Dazu ist diese Frage doch noch nicht genug geklärt. Die Urkunden von Jêb, die in der ersten Auflage auf knapp zwei Seiten abgetan wurden, haben jetzt eine ihrem Wert mehr gerecht werdende Würdigung gefunden (S. 225/234). In den Erklärungen zeigt sich in Kürzungen oder Erweiterungen überall die nachbessernde Hand. Auch die Übersetzung, die dem Rhythmus des Urtextes besser angepaßt ist, und die textkritischen Bemerkungen zeugen von der Sorgfalt, mit der der Verf. das Ganze noch einmal durchgearbeitet hat. Die Einleitung über das Judentum zur Zeit seiner Entstehung ist besonders im vierten Abschnitt (Die religiöse Grundstimmung der Zeit) nicht unbeträchtlich erweitert. Auch der neu hinzugekommene Überblick über die Geschichte Vorderasiens im persischen und griechischen Zeitalter (S. 7*/13*) verpflichtet den Leser zu besonderem Dank. Ein ausführliches Namen- und Sachregister erhöht den praktischen Wert des Buches.

Mose ben Maimon: Führer der Unschlüssigen. Ins Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Adolf **Weiss**. 1.—3. Buch. Leipzig: Felix Meiner 1923/24. (1. Buch: CCCXXII, 394 S. 2. Buch: IX, 313 S. 3. Buch: VIII, 392 S.) gr. 8° = Philos. Bibl. 184 a—c. I.: Rm. 15.—, geb. 18.—; II.: Rm. 8.—, geb. 10.—; III.: Rm. 10.—, geb. 12.—. Bespr. von M. Plessner, Hamburg.

Das Erscheinen der ersten vollständigen deutschen Übersetzung der *Dalālat al-ḥā'irīn* hätte man gern mit ungeteilter Freude begrüßt; denn die Zahl derer, die heute an Übersetzungen bereits edierter Werke herangehen, ist nicht groß, obwohl die Editionen z. T. sehr alt sind und der Übersetzer reichlich Gelegenheit hätte, durch Nutzbarmachung der seitherigen Forschungsergebnisse das Verständnis gerade schwieriger Werke intensiv zu fördern. Da es sich nun gar um ein Hauptwerk der jüdisch-arabischen Philosophie handelt, das in der gesamten monotheistischen Welt ein solches Ansehen genossen hat wie der „Führer", so war man erst recht freudig gespannt, zumal mit diesem Buch erstmalig die orientalische Philosophie Eingang in die *Philosophische Bibliothek* gefunden hat. Leider hat dieser Anfang unter einem ungünstigen Stern gestanden; denn der deutsche Maimonides kann — so zufrieden man auch in vieler Hinsicht mit seiner bloßen Existenz sein mag — keinen Anspruch auf selbständigen wissenschaftlichen Wert erheben.

Muß es schon an und für sich als verfehlt gelten, daß W. die Übersetzung — warum, erfahren wir nicht — auf den hebräischen Text des Ibn-Tibbōn basiert — notabene ohne auch nur die benutzte Ausgabe zu nennen; bekanntlich gibt es keinen kritischen Text und differieren die Drucke —, so ist er noch außerdem eklektisch verfahren und hat, wo es ihm geeignet erschien, seiner Übersetzung die Lesarten des arabischen Originals oder der hebräischen Übersetzung al-Ḥarīzīs zugrunde gelegt, ohne in den Anmerkungen von Fall zu Fall darauf hinzuweisen. Die allgemeine Mitteilung darüber im Vorwort S. VII genügt keinesfalls; denn wie die Sache jetzt liegt, wird zu Unrecht der Eindruck erweckt, als sei der Text überall in Ordnung oder die Übersetzung nunmehr gesichert. Der arabische Text selbst ist trotz der ausgezeichneten Leistung Munks nicht in allen Punkten endgültig; dasselbe gilt für seine französische Übersetzung. Trotzdem hielt W. eine Kritik Munks für überflüssig; wenn sich nur nicht in seinen Transkriptionen arabischer Wörter eine so mangelhafte Kenntnis des Arabischen offenbarte, daß man behaupten muß, er wäre zu einer solchen Kritik garnicht imstande gewesen! Natürlich sind daher auch die Fehler Munks, so weit sie an Stellen auftreten, wo W. nach dem „Arabischen" — nicht eher nach dem Französischen? — übersetzt hat, übernommen.

Dies sind die von vornherein feststehenden Fehlerquellen, unter denen die Übersetzung leidet. Dazu kommt in der Ausführung selbst — von den Mißverständnissen und Fehlern abgesehen, die nicht eben selten sind, obwohl manche hätten vermieden werden können, wenn W. seinen Munk aufmerksamer benutzt hätte — vor allem die leidige Gewohnheit, eine vage Übersetzung zu geben und sie durch eine Anmerkung zu erläutern, obwohl eine genaue Übersetzung möglich gewesen wäre, die zugleich die Anmerkung überflüssig gemacht hätte. Die Beispiele sind so zahlreich, daß der Umfang des Buches bei Befolgung dieser Methode nicht unerheblich hätte herabgesetzt werden können. Wie wenig genau W. es mit dem Text nimmt, zeigt sich daran, daß in der Einleitung manche Textstellen besser übersetzt sind als im Text selbst. Man könnte W.'s Übersetzungsmanier noch verstehen, wenn dadurch ein besseres Deutsch erzielt worden wäre; aber auch dieses läßt zu wünschen übrig. Hinsichtlich

der Sinnwiedergabe ist sein Text im ganzen nicht einmal besonders fehlerhaft, — das war angesichts der Vorarbeiten auch garnicht möglich —; aber er nimmt auf den Wortlaut nur ungenügend Rücksicht und führt keinesfalls über Munk hinaus, bleibt sogar im Gegenteil hinter ihm zurück.

Soweit die Anmerkungen nicht von der oben charakterisierten Art sind, enthalten sie entweder Stellennachweise, die zum größten Teil von Munk stammen — W. hat sie wohl, wie Proben beweisen, sämtlich treulich nachverglichen —, oder inhaltliche Erläuterungen, die zum größten Teil wörtliche — oft verwässerte — Übersetzungen der Munkschen Anmerkungen sind, und zwar — so unglaublich das bei der Häufigkeit des Namens Munk in dem Buch klingt — ohne daß auch nur in annähernd allen Fällen die Quelle genannt würde, aber vielfach unter Weglassung der wertvollen Belege Munks. Was W. aus Eigenem hinzufügt — es befinden sich auch wertvolle Nachweise darunter —, verschwindet demgegenüber; daß durch seinen Anteil der Kommentar auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gebracht worden wäre, davon ist keine Rede, da die neuere Literatur durchaus unzureichend benutzt ist. Wohl aber finden sich nicht selten Fehler in W.'s Kommentar, auch falsche Angaben und massenhaft Erklärungen ohnedies klarer Stellen. Manche Anmerkungen paraphrasieren die Munksche Übersetzung, wo W. anders übersetzt hat, aber so, daß es aussieht, als ob beide dasselbe sagten. Mitunter scheint W. die Differenz garnicht bemerkt zu haben.

Manche Schwächen des Buches waren wohl nicht zu vermeiden, weil die Sammlung, in der es erscheint, auch auf ein nicht gelehrtes Publikum berechnet ist. Aber es fragt sich, ob die Laien, die an einer deutschen Übersetzung des „Führers" Interesse haben, überhaupt so zahlreich sind, daß auf sie Rücksicht genommen werden mußte. Und selbst zutreffenden Falles scheint es undenkbar, daß der Laie sich durch eine wissenschaftlich zuverlässigere Leistung gestört gefühlt hätte, wenn es ihm um die Kenntnis des Maimonides Ernst ist; eine Unterhaltungslektüre ist der „Führer" wohl für niemand. Aber W. hat sich offenbar überhaupt nicht klar gemacht, wer als Leser seines Buches in Frage kommt; wenigstens ist der auffallende Mangel an Einheitlichkeit des Niveaus, der sich besonders in der Einleitung bemerkbar macht, sonst garnicht zu erklären.

Sie umfaßt dreihundert Seiten, deren genaue Hälfte der Darstellung des Lebens und der Werke des Maimonides gewidmet ist und mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus beginnt! Die Darstellung ist weitschweifig, mit Räsonnements durchsetzt und verrät wenig Blick für das historisch Wesentliche und Interessante. Die zweiten 150 Seiten gelten der Darstellung des philosophischen Systems des Maimonides. Diese leidet vor allem daran, daß sie die historischen Voraussetzungen seiner Philosophie, oder vielmehr das, was W. darunter versteht, kurz am Anfang abtut und nun den Philosophen selbst in unzulässiger Weise isoliert. Behandelt werden nur metaphysische, psychologische und ethische Probleme, obwohl in einer Darstellung von 150 Seiten Umfang auch die Definition wenigstens der wichtigsten logischen Grundbegriffe wohl am Platze gewesen wäre. Ein erheblicher Teil der Darstellung ist mehr oder weniger wörtliche Paraphrase zusammenhängender Kapitel des „Führers" selbst; Belege für die Stellen, an denen sich die durch W. dargestellten Anschauungen des Maimonides finden, werden fast überhaupt nicht gegeben. W. zeigt sich in der Darstellung dogmatisch gebunden und wird des öfteren zum Apologeten seines Helden. Ich halte die ganze Anlage der Darstellung für verfehlt. Viel richtiger wäre es m. E. gewesen, sie ganz wegzulassen und dafür eine kurze, das zum Verständnis unumgänglich Notwendige enthaltende Einleitung zu schreiben und das Sachregister ganz detailliert auszuarbeiten, was auch im Interesse der Kontrolle der Richtigkeit der Darstellung manchmal sehr erwünscht gewesen wäre. Als Muster hätte W. dabei der ausgezeichnete große Index zu der Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft* in der *Philosophischen Bibliothek* dienen können.

Die Transkription ist systemlos und inkonsequent, die Druckkorrektur unsorgfältig. Dies letztere macht sich besonders störend in den Zitaten und im hebräischen Index bemerkbar.

Es war keine Freude, diese Anzeige schreiben zu müssen, zumal W. inzwischen verstorben ist und sich nicht mehr verteidigen kann. Aber es galt erstens, die Gründe aufzuzählen, aus denen diese Übersetzung, die auf lange hinaus die Grundlage für Zitate aus Maimonides bilden wird, mit größter Vorsicht zu benutzen ist, und außerdem, dem Verlag gegenüber, der für die großen Mittel, die er zweifellos in das Buch gesteckt hat, wärmsten Dank verdient, die Bitte zu begründen, in Zukunft bei Publikation solcher Werke, die hoffentlich auch weiterhin in der *Philosophischen Bibliothek* erscheinen werden, sich von Sachkennern beraten zu lassen. Gerade Werke, die für Laien bestimmt sind, müssen von durchaus über der Sache stehenden Fachmännern geschrieben werden; sonst wird nur Verwirrung gestiftet.

Efros, Israel: Philosophical Terms in the Moreh Nebukim. New York: Columbia University Press. (157 S.) = Columbia University Oriental Studies, Vol. XXII). Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die Terminologie der jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters ist verhältnismäßig nur selten zum Gegenstand von Spezialuntersuchungen gemacht worden, trotzdem sie für die hebräische Sprachgeschichte ein umfangreiches und wertvolles Material bietet. Im wesentlichen steht dieselbe unter dem Einfluß der arabischen Terminologie. Denn als die Juden im 10. Jahrhundert nach neunhundertjähriger Unterbrechung wieder anfingen, sich der Philosophie zuzuwenden, waren es nicht mehr wie zur Zeit Philos die Originalwerke der griechischen Denker, mit denen sie sich auseinandersetzten, sondern die arabischen bzw. die ins Arabische übersetzten griechischen Philosophen, und so schrieben auch die jüdischen Denker seit Saadia zunächst ausschließlich arabisch. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts begannen dann schon die Übersetzungen ins Hebräische. Von entscheidender Bedeutung



wurde Samuel Tibbons im Anfang des 13. Jahrhunderts unternommene Übersetzung von Maimonides دلالة الحائرين. Durch die Lektüre dieser Übersetzung „entwickelte sich der philosophische und überhaupt der wissenschaftliche hebräische Stil“[1]. Als Proben dieses Stiles seien hier nur die großen philosophischen Werke von Levi ben Geršom und Chasdai Crescas genannt.

Die vorliegende gründliche Arbeit von Efros, nur ein Ausschnitt aus seinem geplanten umfassenderen Werk, *Hebrew Philosophical Terminology*, ist daher unbedingt zu begrüßen. Die Termini werden in alphabetischer Reihenfolge mit englischer Übersetzung zusammen mit den arabischen Termini des Originals und den entsprechenden hebräischen Termini von Al-Charizis Übersetzung geboten. Dazu sind noch an vielen Stellen die von Maimonides gebrauchten Termini in ihrer genauen Bedeutung erklärt und auch zahlreiche Beiträge zur Exegese und Textkritik des Originals wie der Übersetzung gegeben. Von besonderem Wert sind die im Anhang mitgeteilten Bemerkungen von Louis Ginzberg zur Geschichte der Termini, in denen gezeigt wird, wie stark trotz des arabischen Einflusses die Übersetzer doch auch vom talmudischen und spätrabbinischen Sprachgebrauch abhängig waren. Zwei beigegebene Indices der arabischen und der von Al-Charizi gebrauchten hebräischen Termini erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Nachstehend noch einige Ergänzungen und Berichtigungen.

p. 28 הזהרה ist nicht *advice*, sondern *exhortation* (الزجر). — p. 31 Z. 10 lies *repetition*. — p. 77 Z. 7 *found* l. *founded*. — p. 78 Z. 4 מונד l. מוגד. — p. 83 מְשַׁתֵּף in der Bed. „Dualist“ ist schon in einer Barajta (b Sukka 45b, vgl. Mech 94b) belegt כל המשתף שם שמים ודבר אחר[2]. Dagegen ist der Gebrauch von החביר im Sinne von „jemand Gott gleichstellen“ in der Hymne אדון עולם[3] sicher eine Nachbildung von أشرك, da der Hiph. von חבר sich sonst nirgends in dieser Bedeutung findet. — p. 114 שָׁלַל für „negieren“ ist, wie Efros richtig angibt, Wiedergabe von سَلَبَ. Doch auch dieses geht auf στερέω zurück, das die Bedeutungen „berauben“ und „negieren“ vereint. — p. 130 בחירה „Willensfreiheit“ stand sicher schon im Original von Ps. Sal. 9, 4 τὰ ἔργα ἡμῶν ἐν ἐκλογῇ καὶ ἐξουσίᾳ τῆς ψυχῆς ἡμῶν τοῦ ποιῆσαι δικαιοσύνην καὶ ἀδικίαν[1]. — p. 130 Z. 7 v. u. טאהר l. טאהר (ظاهر). — p. 133 זוית „Winkel“ ist schon biblisch (ψ 144, 12) und talmudisch (Levy I 522) belegt und ist wahrscheinlich Lehnwort aus akk. *samîtu*, *zamîtu*. — p. 136 כַּת *category*, *class* ist ursprünglich akkadisch *kinattu* (OLZ 1903, 340). — p. 138 Z. 6 u. 7 ערץ l. עֹרֶץ (عرض). — p. 140 Z. 5 סיבב l. סובב. Vielleicht ist schon 1. Chr 11, 8 הַסָּבִיב für הַסֹּבֵב zu lesen, vgl. meine Analekten. Neue Folge 68 z. St. — p. 141 Z. 1 Hon. l. Hom.

1) Steinschneider, Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters S. 419. Durch einen Druckfehler ist dort S. 415 (§ 243 Z. 1) der Anfang des XII. statt des XIII. Jahrh. als Zeitpunkt der Übersetzung angegeben.

2) Ginzberg p. 144 weist mit Recht darauf hin, daß das Substantiv שִׁתּוּף *association* schon talmudisch ist.

3) והוא אחד ואין שני להמשיל לו להחבירה.

1) Vgl. meine Bemerkung OLZ 1902, 336.

Feghali, Michel T.: **Le parler de Kfarʿabîda** (Liban-Syrie), essai linguistique sur la phonétique et la morphologie d'un parler arabe moderne. Paris: E. Leroux 1919. (XV, 307 S.) Fr. 30 —.

Ders.: Étude sur les emprunts syriaques dans les parles arabés du Liban. Paris: H. Champion 1918. (XVI, 98 S.) Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Kfarʿabîda ist ein kleiner Ort von 8—900 Seelen an der Küste des Libanon, zwei Kilometer südlich von Batrûn. Seiner Lage und seines herrlichen Klimas wegen wird er im Sommer aus allen Gegenden des Libanon viel aufgesucht, dieser Verkehr muß natürlich die Sprache der Bewohner mit der ihrer Gäste ausgleichen. Feghali, der von A. Cuny in die Methoden der modernen Sprachwissenschaft eingeführt ist, hat sich die Aufgabe gestellt, den Dialekt dieses seines Heimatortes zu schildern, was um so dankenswerter, weil wir über die Dialekte Syriens noch lange nicht so gut unterrichtet sind wie über die des Maghrib. Seine Quelle war in erster Linie sein eigenes Sprachgefühl, das er in einigen Fällen durch Anfragen bei seinem Bruder, dem Generalvikar des maronitischen Patriarchen, sowie anderen Freunden und endlich auf einer Reise durch den Libanon i. J. 1913 durch das Studium anderer Dialekte ergänzen konnte. Die auf dieser Fahrt gesammelten Texte gedenkt er später zu veröffentlichen. Die Darstellung seines Heimatdialektes beschränkt sich auf Laut- und Formenlehre, sie ist ganz von den Methoden der modernen Sprachwissenschaft beherrscht und verdient in ihren tatsächlichen Mitteilungen sicher das gleiche Vertrauen wie durchweg in der Beurteilung des Materials. Zuweilen werden allerdings in der Lautlehre Erscheinungen besprochen, die, wie der Verf. meist selbst hervorhebt, eigentlich in die Formenlehre gehören und nur auf den ersten Blick lautlicher Natur

zu sein scheinen. In der Lautlehre läßt er auf die Beschreibung der einzelnen Lautklassen jeweils gleich ihr Verhältnis zum Lautstand des Klassisch-Arabischen und ihre durch besondere Einflüsse innerhalb das Dialektes bedingten Wandlungen folgen. In der Morphologie geht er zumeist vom Paradigma aus, das er dann historisch erläutert. Einige wichtigere Einzelheiten mögen hier kurz erörtert werden. Die Formen *waiš* „was?“, *wain* „wo?“ erklärt F. (S. 9) durch Dissimilation aus *i̯ai̯š, *i̯ai̯n, die ihrerseits durch Assimilation aus *'aiš*, *'ain* entstanden wären. Es kann aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß jene Formen vielmehr die Partikel *w* „und“ enthalten, die wegen ihres engen Anschlusses an den Wortkörper ihre Funktion eingebüßt hat, vgl. H. Bauer, ZDMG 68, 370. In Perff. ursprünglicher Verba 1. Hamz, wie *wadde͡b* „erzog“ (eb.) stammt der Anlaut der dialektischen Form bekanntlich aus dem Impf., wo er nach Ausweis der klassischen Schreibung schon im mekkanischen Dialekt als Hiatustilger entstanden war. Der Verf. ist nicht selten geneigt, Formen des Klassisch-Arabischen auch dann für älter zu halten als die dialektischen, wenn sie anerkanntermaßen sekundär sind. Nach einem bekannten Gesetz wird *a* in geschlossener, unbetonter Silbe, wenn es nicht wie in *maf'ūl* und *taf'īl* durch Systemzwang gehalten wird, einem folgenden *i* oder *u* assimiliert, während die Dialekte durchweg die ursprünglichen Vokale erhalten haben. Die Ursprünglichkeit des *a* erweist oft die Grundform von Fremdwörtern, die diesem Gesetz unterliegen; so ist *ṣārīǧ* (S. 16), abgesehen von dem Verlust des *h*, älter das kl. *ṣihrīǧ*. Ebenso ist *qattīl* (S. 100) älter als *qiṭṭīl*, *qattūl* (S. 101) älter als *quttūl*, aus denen jene nicht durch Dissimilation entstanden sind, wie S. 124 noch einmal gelehrt wird. In *kahrubā* > *káu̯rba* S. 16 liegt offenbar Epenthesis vor. Mit Recht hat der Verf. in seiner Grammatik wie in seiner Diss. den Einfluß des Aram. auf seinen Dialekt sorgfältig beobachtet und ist dabei sogar auf einige kanaanäische Fremdworte innerhalb des Aram. gestoßen. Doch ist er geneigt, diese fremden Einflüsse zu überschätzen. So will er S. 20 n 3, allerdings zweifelnd, das *ṭīni* „gib mir“ des Dialekts auf hebr. *ten* oder gar auf das bekanntlich nicht existierende *tel des Syr. zurückführen. Aber *ṭīni*, neben dem auch ein *ṭīk* „er wird dir geben“ steht, ist natürlich auf *'a'ṭini* zurückzuführen, und der abnorme Lautwandel erklärt sich wie in den von W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion (Palästra 135, Berlin 1921) S. 32 ff. besprochenen idg. Imperativen[1] daraus, daß sie funktionsschwach sind, da Situation, Ton und Gebärde den Befehl ausdrücken helfen. So erklärt der Verf. selbst schon den Imp. *ḫāi̯* „nimm f“, den er übrigens in der Formenlehre S. 142 nicht verzeichnet, ebenso wie das m. *ḫu* im Maghreb S. 54: „comme les formes très usitées ce terme est en dehors de la phonétique régulière“, womit allerdings das Wesen der Sache noch nicht getroffen ist. Dahin gehört auch die abnorme Gestalt von *šahhu* „le voici“, das Verf. S. 23 mit Recht auf *iqša'hu* zurückführt, während sein zweiter Vorschlag, es mit hebr. *šā'ā* „schauen“ zu verbinden, nicht in Betracht kommt. So erklären sich auch die den gewohnten Lautgesetzen sich entziehenden Impp. des Arab. *ḫuḏ*, *mur*, *kul*, des Syr. *zel* „geh“, *tā* „komme“, des Aeth. *bal* „sprich“ u. a. Solche Erscheinungen, auf die übrigens schon Jespersen, Phonetische Grundfragen, Leipzig 1904, S. 155 hingewiesen hat, sind auch sonst im Semit. schon beobachtet worden; vgl. Grundr. I § 44 d, wo indes der Begriff „Mangel an etymologischer Belichtung“ besser durch den der „Funktionsschwäche“ zu ersetzen ist; auf alle diese Fragen hoffe ich demnächst in größerem Zusammenhang zurückkommen zu können. Sehr fraglich ist es auch, ob die vereinzelten Fälle, in denen der Dialekt statt *q*, das sonst zu ' wird, *k* aufweist, mit dem Verf. S. 28 auf aram. Einfluß zurückzuführen sind. Bei *kazz* „Widerwillen haben“ = altarab. *taqazzaza* hat schon al-Busṭānī im Muḥīṭ (s. Dozy) an altarab. *kazza* erinnert, mit dem es im Dialekt kontaminiert sein könnte. Wie in *kaleḫ* „arracher“ < altar. *qalaḫa* steht der gleiche Lautwandel bei *l* in syr. *qᵉlahllāḥā*<ar. *kalḫ* „ferula“, das schon im frühen Ma im Maghrib belegt ist (s. Dozy). In *šarbūke* „filet“ liegt vielleicht ein Lehnwort aus syr. *šarbūqīṯā* vor, obwohl dessen Bedeutung „Fallstrick“ nicht genau dazu stimmt, das Wort ist aber sicher volksetymologisch an *šabaka* „Netz“ angelehnt, wenn nicht einfach ein Deminutiv der Form *qattūla* mit Dissimilation von diesem Wort vorliegt. In den vom Verf. angeführten Beispielen des Überganges *q*>*k* im Altaram. liegt bekanntlich Dissimilation vor, man hat also keinen Grund, dabei an den Einfluß vorsemitischer Bevölkerungen zu denken. Der sichere Takt, den der Verf. durchweg in etymologischen Fragen zeigt, hat ihn S. 44 imstiche gelassen. Er führt *qōšta „juste, habile“ mit Recht auf syr. *quštā* zurück, das ja schon ins Altarab. als *qist* eingedrungen ist. Den auch in älteren Lehnwörtern ganz regulären Wandel *š*>*s* glaubt er durch Einfluß von *qusṭās* erklären zu müssen, „mais le mot résulte de la combinaison de cl. *qusṭāsun* et de syr. *quštā* (emprunt au lat *constans*)“. Die Klammer ist wohl sicher nur an die falsche Stelle geraten, aber diese alte Etymologie von Fleischer ist sicher aufzugeben und das Wort mit Fraenkel WZKM VI 161 auf ζυγοστασία zurückzuführen. *Ḥörš* „Wald“ ist nicht, wie S. 45 geschieht, auf cl. *ḥarǧun* „fourré“ zurückzuführen, sondern auf das westaram. *ḥuršā*, hebr. *ḥoreš*. S. 52 wird *γauše* „Lärm“ auf altarab. *gauṯ* „Hilfe“ zurückgeführt, es gehört aber zu *γau̯u̯eš* und dies ist eins der im Semit. wie in den idg. Sprachen, namentlich im Arm., so häufigen Reimwörter, über die ich demnächst eingehend zu handeln gedenke, und nach *šau̯u̯eš* gebildet. Die Formen *ntakā* „stützte sich“ und *ntakel* „verließ sich“ sowie *ltafeq* „il s'est mis d'accord“ sind schwerlich durch Dissimilation eines anlautenden *tt* im 8. Stamme entstanden, wie S. 60 gelehrt wird. Die beiden ersten sind Neubildungen als 7. Stämme, nachdem die lautgesetzlichen Formen mit vereinfachtem *t* im Anlaut nicht mehr als Reflexiva empfunden wurden; das letztere aber ist mit *ltaqā* kontaminiert, sowie *lakkef* „il s'efforça de faire consentir à“ (S. 82) unter demselben Einfluß aus *kallef* umgebildet ist. Unter mancherlei wertvollen Bemerkungen verdankt der Verf. auch die S. 136 n 1 vorgetragene soziologische Erklärung des Schwundes der Fem.formen des Pl. im Verbum W. Marçais. Hier hätte aber daran erinnert werden sollen, daß schon in den altsemit. Dialekten Frauen, wenn sie von sich selbst reden, das Ms. gebrauchen (vgl. Grundr. II 49, wo die Beispiele jetzt noch vermehrt werden könnten). Das findet sich übrigens vereinzelt auch im Griech. s. das von Wackernagel, Vorlesungen über Syntax I 99 zitierte Beispiel Soph. Ant. 926. Aber auch einzelne Frauen reden von sich zuweilen schon im Sg. m., so 'Ā'iša bei Buḫārī, Krehl III 484, 1, vgl. Schmidt-Kahle 52, 5, 216, 4. So redet denn ein Mädchen im Altarab. ihre Gefährtinnen schon im Pl. m. an Maidānī II 83, 10. S. 205 wird *'īnai̯n* „Augen“ aus *'ai̯nai̯n* durch Dissimilation erklärt. In Wahrheit ist aber die Entwicklung von unbetontem *ai*>*i* in diesem Dialekt, wie Verf. S. 84

1) Zu denen noch arm. *ka* δέξαι Lc. 16, 67 neben sonstigem *kal* zu fügen ist, vgl. auch die „verbalen Interjektionen“ des Polnischen bei J. v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung, Heidelberg 1914, S. 70 und im allgemeinen jetzt E. Fraenkel I F 41, 343—418.

selbst zeigt, wo nur die Fassung nicht ganz glücklich ist, die normale. In der Remarque wird darauf hingewiesen, daß der Dual bei Adjj. immer durch den Pl. ersetzt wird. Das ist schon in klassischer Sprache zu beobachten wie in *na'laihi 'l'utuqa* „seine alten Schuhe" Jāqūt, iršād VI 31, 6, dabei wird, wie bei der gleichen Konstruktion im Irischen Übercharakterisierung vermieden. Vgl. Horn, Sprachkörper S. 54. In der Aufzählung der Nominalformen S. 255 fehlt die Form *quttail* als Deminutiv-Deteriorativ wie in *qörraiṣ* „Nesseln" (= syr. *qurṣlā*, Hoffmann, Script. sacri et prof. III 358 mit der Deminutivendung *l*, die ich jetzt anders beurteile als Grundr. I 402), das schon bei Bar Bahlūl und als *qorrais* bei Forskål belegt ist s. Löw, ar. Pfl. 356 n 2, mit der Nebenform *yörraiṣ* eb. 242, sowie in *qəbbäišė* „Fliegenschnepper" Feghali Empr. 47, 7; die Form findet sich auch in Damaskus, *lu'ēbāt* Bergsträßer I 71, 36 *furrēšę* 85, 2, *ḫubbēzę* 92, 28 (s. jetzt Littmann Zs. 4, 31 ff.). Bei der Erklärung des Pl. *haude* „diese" gegenüber kl. *hā'ulā* darf man wohl nicht, wie es S. 275 geschieht, *'alā*>*'a* vergleichen; denn dies geht doch von der Form vor dem Artikel *'alal-* aus, die durch Haplologie zu *'al-* wurde und die man dann in *'a-l-* zerlegte. *Hā'ulā* erschien vielmehr gegenüber dem sg. *hāḏā* übercharakterisiert, man begnügt sich daher mit der einen Pluralbezeichnung und gleicht die Endung dem Sg. an.

Der grammatischen Darstellung seines Dialekts hatte F. schon ein Jahr vorher als Dissertation von Alger eine Studie über die syrischen Lehnwörter in den Libanondialekten vorausgeschickt, die sich in einigen Punkten auf die Vorarbeit von Hobeika, Etymologie arabo-syriaque, Basconta 1902/4, (mir nicht zugänglich) stützen konnte. Während aber hier die Beobachtungen äußerlich aneinandergereiht sind, arbeitet F. schon in der Diss. mit den Methoden der modernen Sprachwissenschaft und widmet insbesondere den Lautverhältnissen schärfste Aufmerksamkeit. Er unterscheidet drei Klassen von Entlehnungen, solche, die sich durch einen nicht zu den arab. Gesetzen stimmenden Lautstand verraten, solche, die nur aus allgemeinen philologischen Gründen zu erkennen sind, und endlich solche, die als Lehnwörter gelten müssen, obwohl ihr Lautstand sie als arabische Originalwörter zu erweisen scheint. (Verf. etwas umständlich: cas ou le phonétisme arabe a été le plus fort et serait une contre-indication de l'emprunt, si ce dernier ne devait être reconnu pour d'autres raisons.) Die beiden letzten Klassen sollten eigentlich gegenüber der ersten eine bilden. Statt der etwas äußerlichen Einteilung hätte es sich empfohlen, eine chronologische Schichtung zu versuchen. Die Wörter, die statt syr. *š* auch im Arab. *š* zeigen, teilt Verf. seiner 2. Gruppe zu, die mit *s* für *š* der 3. In Wahrheit sind letztere bekanntlich die älteren, erstere die jüngeren Entlehnungen. F. sucht den älteren Lautstand meist künstlich zu erklären, so sei *söbbe* „Woche" aus *šabbḇā* an *sabt* „Sabbat" angeglichen (S. 73). Dabei ist aber übersehn, daß dies Wort selbst aus dem Aram. stammt und daß es im Altarab. noch in zwei Varianten vorliegt als *sabbat* „Zeitraum" (s. Lane) und als *sanbat* mit den Pl. *sanabāt* K. al-Mu'ammarīn 6 apu und *sanbatāt* b. Fāris Ṣāḥibī 79, 10. Den bekannten Lautverschiebungsgesetzen hat Verf. auch sonst nicht immer gebührende Aufmerksamkeit geschenkt; wenn er z. B. *rabš* „Schaufel" (S. 48, 8) mit Recht für ein Lehnwort aus syr. *rafšā* erklärt, „malgré ar. cl. rafš", so ist dabei übersehen, daß dies selbst schon durch seinen Lautstand als dem Arab. entlehnt sich erweist. Irrige Anwendung eines Lautgesetzes liegt auch vor, wenn er S. 49, 2 *yāhbūn* „Haufen von Heu oder Getreide" von syr. *yaḥbūrā* „dichter Rauch", das doch in der Bedeutung schlecht dazu stimmt, ableitet und annimmt, daß dies einem cl. ar. **waḥbūr* entsprechen müßte, während hier doch ein Fall der auch im Arab. nicht seltenen Nominalisierung des Impf. vorliegt. Der Wert der Untersuchung wird in einigen Punkten dadurch beeinträchtigt, daß der Verf. mit nicht genügend gesichtetem lexikalischem Material arbeitet. Syr. *šaḥhel* (S. 29) heißt immer nur „durchseihn", niemals „feilen" wie arab. *saḥala*, kann also nicht als *saḥhel* „il émonda, tailla, ébrancha la vigne" entlehnt sein; syr. *šaḥlef* eb. heißt nie „totondit", kann also nicht dem mit *saḥhel* synonymen *šaḥlef* zugrunde liegen. Syr. *šeraẓrāẓiāḇā* heißt immer nur „Halluzinationen, Phantasien", nie aber *étincelle* (S. 33), kann also nicht die Grundlage von *šarqūṭa* „étincelle" sein. Es gibt im Syr. kein *qelah* „secuit, dissecuit" (S. 75), kein *qafqef* „il se blottit, fut assis sur son derrière" (S. 68), kein *šeraṭ* „laceravit" (S. 65). Methodisch richtiger wäre es wohl gewesen, abgesehen von den kirchlichen Entlehnungen, den Ursprung von Wörtern des täglichen Lebens in westaram. Dialekten statt im Syr. zu suchen. So gibt es allerdings kein syr. *rebaṣ* „abundantius irrigavit" (S, 52), aber *rabaṣ* und *rabbeṣ* „il arrosa une terre avant de l'ensemencer en été" scheint in der Tat aus dem jüd. und christl. pal. aram. *rabbeṣ* „besprengen" zu stammen. Ebendaher scheint auch das nur vom Qāmūs überlieferte *barbaṣa* „bewässern" zu kommen; die eigentümliche Intensivbildung mit dem 2. vor dem 1. Radikal entspricht der mit dem 1. nach dem 2. im Christl. pal. in *balbeš* neben *belaš* „nachgraben", Horae sem. IX 39a, 19, vgl. 40a 1 (fehlt bei Schultheß, Gramm. 152). Von Bedenken, die man sonst gegen Etymologien des Verf. vorbringen könnte, seien nur noch wenige kurz besprochen. Das dial. *γarreṣ* „stechen, sich an einer Nessel brennen" will er 26, 7 und 41, 3 von einem angeblichen syr. *garres* „pupugit" ableiten; das Wort heißt aber nur „verderben, vernichten", und *γarreṣ* ist offenbar denominiert von dem oben besprochenen *γorraiṣa* „Nesseln", einer durch Assimilation an den 2. Radikal entstandenen Nebenform zu *qorraiṣa*. *Labša* „Kram, Plunder" (s. schon Dozy) ist schwerlich aus syr. *leḇāšā* „Gewand" entlehnt (S. 27, 5), sondern ein von *libās* ausgehendes Reimwort zu dem gleichbedeutenden *'afša*. Zwar wird auch in Bergsträßers Glossar zu den Ma'lulatexten, wo unser Wort neben dem aus dem Arab. entlehnten *ġalaṭ* „Vorräte" vorkommt (*lábešḫun uġálaṭḫun* „eure Sachen und Vorräte" 34, 17), aus einem aram. *lebša* „Kleider" abgeleitet; ich kenne aber nur ostaram. *leḇāša*, westaram. *leḇūšā* „Kleid". S. 28, 9 wird *'ekeš* „Tollpatsch" vom syr. *'āẓōšā* „stößig (Rind)" abgeleitet. Dabei ist aber übersehen, daß das Wort in der Bedeutung „Nichtsnutz" schon altarabisch ist, allerdings nur im Qām. nicht im S. belegt, wie Freytag irrig angibt, und daß dazu die Nebenform *'inqāš* gehört, „Schwächling", die TA mit einem Verse des Raǧazdichters Abū Nuḫaila, Zeitgenossen des al-'Aǧǧāǧ (Aġ. ² 18, 139 ff. b. Qot. Poesis 381) belegt und das Ibn Fāris als „wandernder Krämer" bezeugt. Das alles weist doch auf andere, dem angeblichen syrischen Etymon fernliegende Grundbedeutungen des Stammes hin. *Kezem* „zürnen" S. 38, 2 gehört wohl nicht zu syr. *gezam* „drohen", sondern zu altarab. *kaẓama* „seinen Zorn beherrschen" (Qālī ¹I 176, 2) vgl. oben zu *kasz*. *'Akrūt* „unedel" (39, 6) ist nicht vom syr. *'aẓrūḇā* „Roheit" abzuleiten, sondern ein Reimwort zu *subrūt* „arm" (b. as Sikkīt, Tahḏīb 16, 9), das von *'akar* „Bodensatz" (b. Sa'd V 161, 21, a. Nuwās 78 u., Baihaqī Schw. 596, 6) mit dem jüngeren Deteriorativ *'ukkār* (s. Dozy) ausgeht. *Fará'* „Zweige ausschneiden" (45, 67) ist doch besser als Denominativ vom altar. *far'* „Zweig" aufzufassen, denn als Lehnwort vom syr. *pera'* „zuteilen" = ar. *faraḍa*.

Dunkel ist die Etymologie von *'atrîne* „Heugabel", das jedenfalls nicht mit dem Verf. S. 59, 4 von *'am*, *'al* oder *'ad* + syr. *trēn* „zwei" abgeleitet werden darf. Ebensowenig darf natürlich *Ba'lzebūb* „ennemi du bien" als aus syr. *b*e*'eld*e*bābā* „Feind" unter dem Einfluß von gr. Βεελζεβούβ umgebildet angesehen werden (S. 80, 4), während es vielmehr einfach dessen aram. Urbild entstammt. Wie leicht man dazu kommen kann, die beiden Wörter zusammenzuwerfen, zeigt auch V. Christian in den Mitt. der Anthr. Ges. zu Wien LIVS II n 7, wenn er meint, ich hätte im Lex. Syr. 426 fälschlich *Beelsebub* aus ass. *bēl dabābi* abgeleitet, während es doch „Herr der Fliegen" sei; in Wahrheit ist a. a. O. natürlich nur von dem bekannten *b*e*'el d*e*bābā* „Feind" die Rede.

Rypka, Dr. Jan: Beiträge zur Biographie, Charakteristik und Interpretation des türkischen Dichters Sábit. 1. Teil. Prag 1924. Bespr. von Max Grünert, Prag.

Die Stambuler Tageszeitung „Pejám-i sabáh", die sich neben Politik mit literarischen Erörterungen über die Pflege des Studiums der alten osmanischen Dichtkunst befaßt, brachte vor nicht langer Zeit aus der Feder Ferid's, Prof. der alten türkischen Dichtkunst und des Persischen an der Stambuler Universität, eine Artikelserie, die er mit einer Abhandlung über den Dichter Sábit, einen der Vertreter der sogenannten Transition eröffnete, und das gab Dr. Rypka die Anregung zur vorliegenden Arbeit, die unter dem obigen Titel als Nr. VIII in den Veröffentlichungen der philosophischen Fakultät („Práce z vědeckých ústavů") der Prager Carls-Universität soeben erschienen ist.

Das Studium der alten osmanischen Dichtkunst, das leider noch viel zu wenig beachtet ist, bietet dem Turkologen neben seinem eigenartigen Charakter noch besonderes Interesse wegen des bis jetzt ungenügenden Zustandes der Lexikologie; auch gewährt die Beobachtung der Abhängigkeit der älteren türkischen Dichtkunst von persischer Denk- und Dichtungsweise manch lichtvolle Ausblicke.

Sábit ist ein türkischer Dichter slavischer Abstammung; nach den übereinstimmenden Berichten ist er etwa 1060 in Užice, einer Stadt mit muslimischer Bevölkerung im Vilajet Bosna, geboren.

Sábit, dessen eigentliche Schöpfung das Ghazel ist, hat einen umfangreichen Dîwân hinterlassen, der leider noch nicht gedruckt ist; dieser Aufgabe will sich Dr. Rypka, zur Freude aller Turkologen, nach Veröffentlichung dieses 1. Teiles unterziehen.

Dr. Rypka's vorliegende Arbeit ist eine umfangreiche Monographie eines altosmanischen Dichters, wie wir eine solche noch nicht besitzen. Mit erstaunlicher Belesenheit und kritischer Benutzung aller Quellen, mit unverkennbarer Lust und Liebe zu seinem Gegenstande hat er durch diese Publikation der Turkologie einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Diesen 1. Teil seiner Arbeit gliedert Rypka in 3 Kapitel: das 1. verbreitet sich über die „Kritik des Prof. Ferid" mit erklärenden Anmerkungen; das 2. Kapitel „zur handschriftlichen Überlieferung" ist für sich eine musterhafte Katalogisierung der im Orient und in Europa häufig vorkommenden Handschriften von Sábit's Dîwân; das 3. und umfangreichste führt den Titel „Sábit's Biographie. Mensch und Dichter", es ist eine Musterleistung! Mit besonderem Scharfsinn weiß Rypka das Leben und Dichten Sábit's, seinen Bildungsgang, sein wechselvolles Leben, das vielfach der Not preisgegeben war, seine Richterlaufbahn, Sultans Gunst und Enttäuschung in lebendiger Darstellung vor unser Auge zu führen und dies Alles aus Sábit's Dîwân selbst.

Wertvolle Bemerkungen über Sábit's Prosodie und Poetik, Seitenblicke auf Báqí und die zeitgenössischen Dichter sind verständnisvoll dem Texte eingeflochten.

Der vollständigste Küllijât-Kodex (S. 39), der uns Sábit's Vielseitigkeit als Dichter (Ghazele, Disticha, Edhem ü Hümá, Mi'rāğijje, Qasiden usw.) zeigt, wird wohl die Grundlage für eine Edition des Dîwân bilden, auf die alle Turkologen mit berechtigten Hoffnungen schon heute ihr Augenmerk richten.

André, P. J.: L'Islam et les Races. I. Les Origines, le Tronc et la Greffe. II. Les Rameaux. Paris: P. Geuthner 1922. (XXVI, 270 u. 325 S.) 8°. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Es ist ein merkwürdiges Buch, das der capitaine d'infanterie coloniale, der 1909/10 in Algerien, 1911/12 an den Gestaden des Indischen Ozeans, 1913—15 in Marokko und schließlich 1919/20 in Cilicien die islamische Welt eingehend kennen lernte, uns unter diesem Titel vorlegt. Es ist nach dem — etwas sehr begeistert klingenden — Geleitwort von H. Froidevaux dazu bestimmt und geeignet, als eine Art Handbuch für die Islampolitik zu dienen, indem es aus der Geschichte der islamischen Völker Lehren für die Zukunftspolitik zu schöpfen sucht: zweifellos ein höchst nützliches und dankenswertes Unternehmen.

Der erste Band zeigt nach einer Einführung in das Wesen des Islam, daß der „Stamm" des Islam, das alte Chalifenreich, den Keim der Zersetzung in sich trug, weil der Islam — aus arabisch-nomadischen Verhältnissen entsprungen und diesen Charakter nie überwindend — nicht die Fähigkeit hatte, die Kulturkräfte der ihm unterworfenen Völker sich wirklich einzuverleiben und darum nicht imstande war, sie zu einer Einheit zu verschmelzen. Die „Schößlinge" aus dem Stamm, die islamischen Sonderland-

schaften, führen daher ihr eigenes selbständiges Leben. Wohl erlebt der Stamm noch einmal eine Nachblüte durch das „Pfropfreis" der mongolisch-türkischen Überflutung; aber bei den Mongolen und Türken hat der Islam einen anderen Charakter angenommen, in dem sich die Religion (*Dīn*) dem *Jasa* und schließlich dem persönlichen Willen des Herrschers unterordnet. Der zweite Band schildert nach einer Darstellung der „Schismen und Sekten" die Entwicklung des Islam in den Sonderländern. Aus ihrer tatsächlichen Verschiedenheit schließt Verf. natürlich auf die Berechtigung und Möglichkeit einer Politik des *divide et impera*.

André ist zweifellos ein aufmerksamer Beobachter, der einen im ganzen richtigen allgemeinen Eindruck vom Wesen des Islam gewonnen hat; er ist ferner ein Mann mit umfassendem Interessenkreis, der sich eifrig bemüht hat, sich ein Bild von der Entwicklung der islamischen Völker zu gestalten; er hat schließlich eine ausgeprägte Neigung zu scharfsinnig durchgeführter Synthese.

Aber schon von seinen sprachlichen Kenntnissen bekommt man einen sonderbaren Eindruck[1]. Und daß ihm, sowie es sich um ein tieferes Verständnis des Islam handelt, sehr merkwürdige Vorstellungen mit unterlaufen, hat Strothmann (*Der Islam*, XIV, 137 f.), wenn auch milde, so doch hinreichend deutlich, dargetan. Noch bedenklicher aber ist, daß das Bild, das er von der geschichtlichen Entwickung der islamischen Völker zeichnet, mindestens an sehr vielen wesentlichen Punkten völlig schief ist. Was soll man etwa zu folgender Zeichnung der Geschichte Ägyptens bis zu den Ejjūbiden sagen: „L'Egypte fut d'abord une province de l'empire ommeyyade, puis de l'empire abbasside. Au IXe siècle, elle devint Etat indépendant avec les Fatimides chyites venus de Tunisie. La puissance des Fatimides d'Egypte battit en brèche celle des khalifes de Baghdad. Lorsque ces souverains furent renversés par l'invasion mongole (prise de Baghdad, 15 décembre 1055), le dernier émir des émirs El Malik Er-Raïm s'enfuit; son vizir Basasiry, pour sauver le khalifat arabe, proclama la déchéance des Abbassides et reconnut comme khalife le Fatimide El Mostansir. Mais Toghrul Bey réduisit bientôt à néant cette tentative: les Fatimides durent renoncer au khalifat. D'ailleurs en Egypte le pouvoir passait presque aussitôt à la dynastie des Eyyoubites (1171—1254) avec le Kurde Salah eddin" (II, 95)? Gewiß ist die Meinung Andrés hier nicht ganz so schlimm, wie es zuerst aussehen muß. Aber der Passus ist keineswegs vereinzelt! Und auf eine solche Geschichtsauffassung sollen Grundsätze der Islampolitik gegründet werden! Geradezu grotesk ist das Bild, das sich André von der Geschichte und dem Charakter der Osmanen macht: eigentlich wollte schon Orchan das Chalifat im vollsten Sinn des Worts beanspruchen: das ist unzweideutig gemeint I, 208 (vgl. dazu I, S. XV). Und auf demselben Niveau steht so gut, wie alles, was er von den Osmanen weiß!

Diese Verzeichnung kann man vielleicht etwas eher menschlich begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß Verf. gerade die drastischen Ereignisse 1919/21 in Cilicien zum Teil miterlebte. Erstaunlich bleibt aber, wie unklar seine Vorstellungen von den Geschehnissen im Orient in und nach dem Weltkrieg fast durchweg sind. Er hat sichtlich keinerlei Beziehungen zu Kreisen der französischen Diplomatie, deren Wege ihm bisweilen bedenklich sind. Aber auch wenn wir nicht vergessen wollen, daß 1922 noch manches sich nicht klar erkennen ließ, was heute offenkundig erscheint, wenn wir bedenken, daß er das Buch wohl noch unter dem frischen Eindruck der cilicischen Ereignisse schrieb; auch wenn man all dem noch so sehr Rechnung trägt, doch bleibt die Empfindung: politischen Blick hat der Verf. nicht. Sein Buch ist sympatisch durch die nicht immer diplomatische[1], aber gut soldatisch-vornehme Offenheit, es gibt in seiner unstreitig oft geistreichen Art wertvolle Anregungen; es ist höchst interessant als ein Dokument, das uns zeigt, wie und mit welchen Problemen sich die Welt des Islam heute einem, wohl nicht ganz kleinen, Teil des französischen Volkes darstellt. Das Buch kann jedem warm empfohlen werden, der bereits eine gewisse Kenntnis der islamischen Welt hat, aber nicht als eine Einführung in diese Kenntnis.

André sieht in der Gegenwart ein Wiederaufleben des islamischen Geistes in einem Streben nach Reformen, nach Modernisierung; aber daneben sieht er eine panislamisch-turanische Bewegung, im Bunde mit und geleitet von Bolschewismus und Pangermanismus: ersteres ist ihm nicht gefährlich, wohl aber die letztere, die sich mit dem ersteren verbinden könnte.

---

1) Man kann doch nicht mehr alle Schuld dem Setzer zuschieben, wenn als Namen der heiligen Monate I, 33 Anm. 1 angegeben sind: Moharrem, Radjal, Hadja, Zoukad -!!-; I, 15: „El Mokkat el Arab"; I, 58: „el-arkan el Islam".

1) Er wirkt für das Festhalten an der Entente der „christlichen" Mächte, Frankreich und England (II, 316 u. 319) gegen den Block Berlin-Moskau-Angora [!], und empfiehlt ein Bündnis Frankreichs mit Japan als „une garantie contre la mainmise anglo-saxonne sur le monde" (II, 320).

Wir wissen, daß viele Franzosen die ganze Welt nur durch das Fenster sehen können, das sich auf und über den Rhein öffnet. Wir können das nicht ändern. Aber es kann sehr schwere Folgen haben. André ist feinfühlig genug, um eine ernste Gefahr zu ahnen. Die Gefahr ist da. Es ist keine islamische Gefahr, so oft auch das Schlagwort Islam noch im Munde geführt werden mag. Soviel Achtung habe ich vor dem Scharfblick Andrés doch noch, daß er inzwischen längst erkannt hat, daß ein turanischer Panislamismus [!!] im Bunde mit Moskau und Berlin [!!] nie irgendwo anders, als in französischer Phantasie bestand. Die Zeit des Panislamismus ist längst vorbei. Die Gefahr liegt auch nicht schon in dem Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins der Kolonialvölker, das übrigens nicht so sehr das Werk Wilsons war, wie André meint, als die Wirkung französischer Militärpolitik. Die Gefahr liegt in dem Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen aller asiatischen und afrikanischen Völker. Der Kampf gegen die Vorherrschaft Europas ist eröffnet. Noch liegt es in der Hand Europas dafür zu sorgen, daß er sich nicht als ein Kampf um die Gleichberechtigung Europas fortsetzen muß. Die 11. Stunde hat längst geschlagen. Die Aussicht aus dem Fenster über den Rhein ist offenbar so schön, daß, wer sie sieht, keine Stunde schlagen hört. Ob auch den Glücklichen an Themse und Tiber keine Stunde schlägt?

Jacoby, Heinrich: **Eine Sammlung orientalischer Teppiche.** Beitrag zur Geschichte des orientalischen Teppichs an Hand von 47 durch die persische Teppichgesellschaft gesammelten Knüpfarbeiten der letzten vier Jahrhunderte. Berlin: Scarabaeus Verlag 1923. (XI, 140 S., 51 Tafeln, hiervon 4 in Farben und 100 Abb. im Text.) 4°. Rm. 40—; Halbl. 60—. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Eine Einführung von 16 Seiten gibt eine gedrängte Übersicht über die mutmaßlichen Anfänge der Knüpfkunst, nennt die führenden Werke der Teppichliteratur und charakterisiert kurz die Epochen bis zu der „Sudelei" mit chemischen Farben in den letzten Jahrzehnten. Die nun folgende Besprechung einzelner Stücke strebt schon deshalb keine streng systematische Darstellung an, weil nur Exemplare der persischen Teppich-Gesellschaft (Petag) besprochen werden. Zentralasiatische, indische und chinesische Teppiche scheiden hierbei gänzlich aus. Der Zweck der Veröffentlichung wie der unverkäuflichen Sammlung ist nicht allein Beiträge zur Forschung zu liefern, sondern auch gut erhaltene mustergültige Beispiele vorzuzeigen. Es soll das Auge des Sammlers geschärft und „mitgeholfen werden, den weiteren Verfall der Knüpfkunst wenigstens für kürzere Zeit aufzuhalten".

Bei jeder Tafel sind die Eigenschaften des Teppichs nach Größe, Knotenzahl, Material, letztem Besitzer und wahrscheinlicher Herkunft genau registriert. Die Abbildungen in Vierfärbendruck und Autotypie sind sorgfältig; besonders gut gibt aber das feine Schrumpelkorn der Lichtdrucktafeln das Wollige des Vlieses wieder, so daß die Betrachtung zu einem Genuß wird.

Für die Vasenteppiche schlägt J. auf Grund der fehlenden chinesischen Ornamentelemente statt der bisher üblichen Datierung in die 1. H. des 16. Jahrh. das 2. Drittel des 17. vor. Ein späterer Ansatz wird jedenfalls auch durch die naturnahe Wiedergabe einer sehr frei entwickelten Flora bekräftigt, wie sie auch in der Keramik und auf Miniaturen erst mit dem Anfang des 17. Jahrh. auftaucht. Besonders nachdrücklich setzt sich J. bei den von Martin und anderen als armenische Teppiche Bezeichneten für ihre Herkunft aus dem Kaukasus ein. Er vermag zwar gestützt auf gediegene technische Kenntnisse und interessante Ausführungen über die Färbverfahren die von Martin angeführten Beweisgründe stark zu erschüttern, nicht aber den Leser von der Richtigkeit seiner Anschauung voll zu überzeugen. Hierzu fußt sein Beweis vielzusehr auf Farbbeobachtungen, die man erst an zahlreichen Originalen kontrollieren müßte, um zu einer Meinung zu gelangen. Jedenfalls ist die Anregung wertvoll. — Schwere Rätsel stellt ein energisch, fast roh und gewaltsam gezeichneter Teppich (T. 22). J. ist geneigt nach der guten Erhaltung der unverändert angewandten braunen Naturwolle, nach der geringen Zahl verwendeter Farben, nach dem Fehlen der Saumlinie am Ornament auf ein hohes Alter, E. 15. Jahrh.s, zu schließen. Diese Datierung scheint uns schon deshalb fraglich, weil das streng und eckig gezeichnete Mittelschild eine Verwilderung der in Persien im frühen 16. Jahrh. häufigsten Eorm darstellt. Das Mittelmedaillon endigt in seinen zwei Spitzen in Querkartusche und Blatt mit eingerollten Enden. Als Herstellungsort kommt wohl nur der Kaukasus in Betracht. Dasselbe gilt für einen in seiner ungeschlachten Stilisierung nah verwandten Teppich (T. 23), der lediglich wegen des Vorkommens des Tschintamani von J. zögernd Kleinasien zugewiesen wird. Das Tschintamani war aber auch im westlichen Orient weit verbreitet. Es ist auch auf Fliesen keineswegs nur auf Isnik beschränkt und kommt z. B. ebenso in Damaskus häufig vor. Mit einem „Vogelteppichfragment" und einem Bergama mit ungewöhnlicher Drachenkampfborte betreten wir mit

Sicherheit kleinasiatischen Boden. Unter der großen Zahl weiterer Bergama, Uschak, Giördes, Milas und Ladik und sonstiger Kleinasiaten unbestimmter Herkunftszone befinden sich auch manche jüngere des 19. Jahrh., sofern sie sich durch ungewöhnliche Musterung auszeichnen. J. betont mit Recht, daß insbesondere anatolische Gebetsteppiche des 19. Jahrh. oft um ein volles Jahrhundert zu hoch datiert werden, weil sie strenge, aber teppichfremde Stickereimotive enthalten. „Je mehr der alten uns aus Uschaks, den sogenannten Siebenbürgnern oder den Teppichen der Hofwerkstätten bekannten, wenn auch schon stark abgewandelten Muster vorkommen, für um so älter dürfen wir die betreffenden Giördes, Kulas, Ladiks und Melas halten.“ — Eine besondere Stellung nimmt der prachtvolle, auch in Farben wiedergegebene aus der alten Handwerkszentrale Uschak stammende Teppich (T. 32) ein. Zwei weitere sehr ähnliche Stücke zeigen, wie stark sich noch die Ortstradition im 17. und 18. Jahrh. erweist, wenn auch das getreulich wiederholte Gerank erst etwas dünner und härter und dann auch lückenhafter und ärmlicher wird. Der Verfasser scheint geneigt, ohne nähere Beweise die Bezeichnung Uschak sehr weit auszudehnen. Er wendet sie sowohl auf Teppiche mit zackig geflammter Arabeske im Mittelfeld als auf Arbeiten an, die eher den von ihm auf Grund einseitiger Analogien mit Wandfliesen als kleinasiatische bezeichneten Damaskusteppichen nahestehen. Wir möchten nun aber auf Grund eben derselben Analogien mit der Keramik für eine Damaskener Manufaktur des 16./17. Jahrh. eintreten (T. 31), die etwas schwülstiges gefiedertes Rankenwerk und die lockeren Tulpen - Nelkenbuketts verwendete. Es scheint ganz unmöglich, daß, wie J. im Anschluß an Bode meint, „alle keramischen Wunderwerke dieser Zeit, wie sie als Wandfliesen die Moscheen Stambuls, Konias und Isniks und wohl vieler anderer Städte Kleinasiens schmückten, nicht wie man früher annahm auf Rhodos oder in Damaskus, sondern alle in Nicaea (Isnik) entstanden seien“. Dafür ist selbst die Masse der Fliesen und Teller, die wir heute noch besitzen, viel zu groß, und erhebliche technische und stilistische Verschiedenheiten bleiben unbeachtet. Rhodos- und Lindosware und Damaskus-Teller und -Fliesen sind heute noch im wesentlichen Sammelnamen, hinter denen sich zahlreiche kleinasiatische, ägäische und syrische Manufakturen verbergen. Dies wurde schon von Karabaček auf Grund von Signaturen erkannt. Hierzu und über die nachweislich damaskener Eigenfabrikation, bei der das charakteristische Bolusrot Kleinasiens und Konstantinopels fehlt, haben wir Material andern Orts zusammengestellt. Jedenfalls geht es nicht an, durch Zuweisung fast der gesamten unterglasurgemalten Halbfayencen des türkischen Reiches im 17./18. Jahrh. an Isnik als Fabrikationsort eine Grundlage zu schaffen, nach der dann auch viele höchst verschiedenartige Produkte der Textilkunst auf diesen engen Raum und seine nächste Umgebung versammelt würden. Wenn auch bis jetzt speziellere Studien auf dem Gebiete der heute noch manchen Orts lebendigen syrischen und ägyptischen Teppichindustrie fehlen, so sind die Verbreitung der bisher als Damaskusteppiche bezeichneten Gattung, die vielfache Nennung der tappeti damaschini in venezianischen Quellen des 16. Jahrh.s (Bode) u. dgl. zu gewichtige Gründe, um eine bisher gebräuchliche Bezeichnung fallen zu lassen.

Die beiden Holzschnitzereien mit Zypressen, Flechtbändern und frontalgestellten Blüten dürften mit dem 13. Jahrh. — Jacoby macht selbst Fragezeichen — wesentlich, um viele Jahrhunderte, zu früh datiert sein. Das ausgezeichnet ausgestattete Buch wird durch die Einstreuung weiterer Stücke aus anderen Zweigen des Kunstgewerbes und etliche Landschaften nach Gemälden und Photographien glücklich belebt.

A. **Soane, E. B.: Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language.** London: Luzac & Co. 1923. (XIII, 289 S.) kl. 8°. = Luzac's Oriental Grammars Series VI. 11 sh. 6 d.

B. **Gilbertson, G. W.: The Balochi Language. A Grammar and Manual.** Assisted by Ghâno Khân Haddiâni. London: Probsthain & Co. 1923. (XVI, 312 S.) 8°. 16 sh. Bespr. von H. H. Schaeder, Breslau.

A. Welches die zur Zeit nächstliegenden Aufgaben der kurdischen Forschung sind, ist nicht schwer zu sagen: die Erschließung der 1903 von A. von Le Coq herausgegebenen *Kurdischen Texte* mit ihrem reichhaltigen Material besonders fürs Kurmanǧī und den wertvollen Handschriften - Faksimiles zweier kurdischer Dichtungen, des *nōbār* des Aḥmäd i Chānī — von dem übrigens auch das Brit. Mus. eine Hds. besitzt — und des *mōlid än-näbī* des Mälā i-Bātā — diese letztere, vom Herausgeber im Vorwort zu Bd. I vermutete Zuweisung bestätigt der Text 94, 12 b, wo der Dichter sich nennt —; ferner des 1904 von M. Hartmann herausgegebenen *dīwān* des Mälā i Ǧizrī, der prachtvollen Sammlung von 42 Bachtiārī-Gedichten mit Übersetzung und vollständigem Glossar aus dem Nachlaß V. A. Žukovskij's (*Materialy dlja izučenija persidskich narěčij, časť treťja: Narěčie Bachtijarov Čeharleng i Heftleng*, Leningr. 1922), zuletzt und vor allem des Nachlasses von O. Mann (die Veröffentlichung seiner NW.-iranischen Aufzeichnungen stellt jetzt K. Hadank, OLZ

1925, 535, in hocherfreuliche Aussicht). Erst dann werden die als erste Zusammenfassungen hervorragenden, aber die individuellen Konturen der Einzeldialekte verwischenden Arbeiten F. Justis ersetzt werden können, — erst dann wird anderseits die Möglichkeit gegeben sein, aus den von Prym-Socin, O. Mann und Žukovskij gehobenen Schätzen eine Gesamtbetrachtung der kurdischen Volksdichtung zu schöpfen, die sich an Kraft und Eigenart wohl mit der serbischen vergleichen kann, — im Kontrast zu der, trotz vorhandenen Materialien, noch sehr unbekannten kurdischen Kunstdichtung, die lediglich schwächliche Repliken nach arabisch-persischen Mustern bietet.

Inzwischen ist jede Veröffentlichung willkommen, die stofflich Neues, d. h. korrekt aufgezeichnete Texte mit Übersetzung und Wörterverzeichnis bietet. Wer aber darüber hinausgehn und die Sprache darstellen will, kann dies nur nach fester sprachwissenschaftlicher Methode tun. Denn für eine „praktische“ Grammatik besteht wohl kaum irgendwo ein Bedürfnis (oder wäre dies seit den letzten Jahren für die englische Armee doch der Fall?). Insofern ist schwer zu ersehen, wem das Buch von Soane nützen soll. Von seinen Texten ist die gute Hälfte aus älteren Büchern übernommen, der Rest ist mit völlig unzulänglicher Lautbezeichnung, vor allem ganz ohne Betonungsangaben aufgezeichnet und bietet in Text und Übersetzung zahlreiche Anstöße, vor allem: das Wörterverzeichnis, das mehr als ein Drittel des Buches füllt, ist kaum benutzbar. Es ist nach englischen Bedeutungen geordnet und stellt neben je ein englisches meist eine Vielheit von kurdischen Worten, und zwar in drei Spalten: in der ersten stehen solche, die den beiden angeblichen Hauptgruppen der kurdischen Dialekte, der Northern Group (NG) und Southern Group (SG) gemeinsam sein sollen, in der zweiten solche, die nur in NG, in der dritten solche, die nur in SG vorkommen sollen. Eine Hervorhebung und Sonderung des Lehnwortbestandes fehlt völlig. Ein Beispiel mag das illustrieren: S. 182 stehen unter *brave* ohne jede Bemerkung nebeneinander: *juānmīr* [< np. *ǧuvānmärd* „Ritter“], *āzā* [< mir. *āzāδ*, = np. *āzād* „freigeboren, edel“], *dildār* [= np., „beherzt“], für NG: *shūrhiñgīw* [echt kurdisch, etwa „Säbelschwinger“, cf. Jaba-Justi s. v. *hingivtin*], *jindī* [arab.-türk. *ǧindī* < *ǧundī*, Redhouse, *Turk. Engl. Lex.* gibt bezeichnenderweise für das letztere „a soldier, a warrior“, für das erstere „an expert horseman, clever at all the old warlike exercises“], *bikair* [< np. *bäkār* „nützlich, tüchtig“ mit Imāla?], für SG: *matirs* [„Fürchtenichts“, ebenso np. *mätärs*]. Das an erster Stelle aufgeführte *juānmīr* kehrt dann S. 211 unter *gentleman* als *juāmīr*(!) wieder, daneben stehen *ujāghzā* [pers.-türk. *oǧaγzā* „Sohn aus (gutem) Haus“, zur Bildung vgl. *mīrzā*], *āghā* [= türk.]. Solche Zusammenstellungen, ohne die hier hinzugefügten Sinnpräzisierungen und Etymologien, sind wertlos.

Was nun die bereits erwähnte Einteilung der Dialekte anlangt (S. XII: „Southern Hakkārī and Mukrī (Sauj Bulaq), Bābān, Sulaimānia for the Southern Group, and Nothern Hakkārī and Erzerum and Bāyazid dialects for the Nothern Group“), so ist sie ebenso unbegründet und unbegründbar wie der Gebrauch des Namens *Kurmanji* als Gesamtbezeichnung für das Kurdische.

Über die Grammatik kann kein günstigeres Urteil abgegeben werden. Die Lautlehre fehlt, — der Verf. scheint (oder schien 1913) für solche Dinge keine Sympathie zu haben, da er sich S. IX über Justis Grammatik beschwert, weil in ihr 105 pages out of a total of 250 are devoted to lengthy dissertations on the vocalization and dissection of the vowel and consonant sounds, which for practical purposes might have been confined to twenty pages. (Doch ist es billig zu bemerken, daß der Verf. neuerdings einen eigenen, wenn auch recht merkwürdig ausgefallenen Versuch in dieser Richtung vorgelegt hat: *Notes on the phonology of Southern Kurmanji*, JRAS 1922, 191—226.) Die Formenlehre ist nach den Schemata einer europäischen Schulgrammatik abgehandelt, — man traut seinen Augen nicht, wenn man beim Nomen die sieben Kasus der griech.-lat. Grammatik, beim Verbum u. a. das simple regular verb, das regular compound verb und das irregular verb aufgezählt findet. Daß unter solchen Umständen charakteristische Bildungen wie das „verb in *-awa*“ (S. 78 f.) dunkel blieben, ist nicht zu verwundern; dabei war die richtige Erklärung seit 1906 durch O. Mann (*Md. d. Mukri-Kurden* 1, LXXIII f.) bekannt. Aber von O. Manns Werk nimmt der Verf. noch 1913, obwohl ihn A. Houtum-Schindler schon im JRAS 1909, 1123 f. nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, keinerlei Notiz, — ebensowenig wie er merkwürdigerweise seine eigenen vorangegangenen Arbeiten erwähnt (*A Southern Kurdish folksong in Kermanshahi*, JRAS 1909, 35—51; *Notes on a Kurdish dialect, the Shadi branch of Kermanji*, ibid. 895—921; *Notes on a Kurdish dialect, Sulaimania* (*Southern Turkish Kurdistan*), ibid. 1912, 891—940). Dagegen fand ich S. XI einen mir bis dahin unbekannten Titel: Chanykow, *Vermittelung in Sau'ḍ Bulak*, St. Petersburg 1856 — der mir erst klar wurde, als mir einfiel, daß P. Lerch im Vorwort zu seinen

Forschungen über die Kurden und die iranischen Nordchaldäer 1857 (S. VIII) erwähnt, es seien für ihn durch Chanykows Vermittlung in Souğbulāq Aufzeichnungen gemacht worden. Aber diese apokryphe Veröffentlichung Chanykows ist offenbar auch andern bekannt: sie erscheint in der Anzeige von Soane's *Elementary Kurmanji Grammar* (Baghdad, Governement Press 1919, anscheinend einem Auszuge aus dem vorliegenden Buche) im JRAS 1921, 288 von A. Mingana, der sie neben Chodzko's Aufsatz von 1857 und ausgerechnet noch J. de Morgan's *Mission scientifique* als eine derjenigen Arbeiten zitiert, die had already drawn our attention to the peculiarities of this Kurdish dialect, — aber erst durch Soane we have for the first time a comprehensive and clear survey of all its ramifications.

B. Ein sehr viel größeres Gewicht hat das Buch von Gilbertson, der auch ein *English-Balochi Dictionary* verfaßt hat. Obwohl die Darstellung oft von einer sehr persönlichen Eigenart ist[1] und auch nicht eigentlich wissenschaftliche Ansprüche erheben kann, — so wären z. B. die recht bedenklichen ethnologischen Bemerkungen des Vorworts besser weggeblieben und durch einen Hinweis auf den allgemein zugänglichen, vortrefflichen Artikel *Balōčistān* der *Enz. d. Isl.* von M. Longworth Dames, dem ersten Kenner dieses Gebietes, ersetzt worden —, so stellt es immerhin die bisher ausführlichste Grammatik des (Nord-)Balūčī und eine reichhaltige und mit dankenswerter Sorgfalt vorbereitete Materialsammlung dar. Besondern Dank verdient der Verf. dafür, daß er den Gebrauch der Nominal- und Verbalformen sowie der Partikeln durchweg in zusammenhängenden Sätzen illustriert, so daß seine Auffassung der sprachlichen Erscheinungen kontrollierbar ist.

Das Buch ist ausgesprochenermaßen auf praktische Zwecke abgestellt, vgl. bes. die Überschriften des zweiten (S. 219—278) und dritten (S. 279—310) Hauptteils: Conversational sentences bzw. Passages that have been set at higher standard Balochí examinations, with translation and notes. Aber obwohl keine neuen zusammenhängenden Texte geboten werden, wird man das Buch doch gern benutzen, um die vortreffliche Übersicht W. Geigers im *Grundriß* durch Details zu ergänzen, — zumal seitdem P. Tedesco (M O 15, 252) den Nachweis für die NW.-iranische Zugehörigkeit der Sprache erbracht und dadurch ihr Interesse erhöht hat.

Wie schon angedeutet, ist die von Gilbertson behandelte Sprache — wie in fast allen früheren Arbeiten — das Nordbalūčī, was bei ihm nirgendwo deutlich ausgesprochen ist. Seine Behauptung S. 7f. „on the whole, the differences in the speech of the men of the north and south are not very marked, and are becoming less so every day" wird auf starke Zweifel stoßen (vgl. die knappe und klare Darstellung bei M. L. Dames l. c.). Leider hat er es auch unterlassen, die Einwirkungen der Nachbarsprachen, vor allen des Neupersischen und noch mehr des Sindhī — Einwirkungen, die über die zahllosen Lehnworte hinaus tief in den Lautstand und Bau der Sprache hineinreichen, — als solche zu kennzeichnen. Aber erst nach Abhebung dieser fest aufliegenden Schichten kann man an den für die Iranistik eigentlich belangvollen Kern des Balūčī gelangen, der noch die Charakteristika der mitteliranischen Sprachstufe aufweist.

1) Z. B. S. 182: Balochí compounds are in reality verbal combinations rather than true compound verbs as we know them. The best known of these may be, for the sake of lucidity, classified as potentials, completives, continuatives, intensives, inceptives, nominals, frequentatives, permissives and desideratives. Their names are perhaps all that is formidable about them.

Rückert, Friedrich: **Die Hundert Strophen des Amaru.** Aus dem Sanskrit metrisch übersetzt. Nach der Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek herausgegeben von Johannes Nobel. Mit 5 Tafeln in Lichtdruck und 2 faksimilierten Seiten. Hannover: Heinz Lafaire 1925. (XV, 78 S.) gr. 8°. Rm. 6.50. Bespr. von O. Stein, Prag.

Eine Reihe von Neuausgaben Rückert'scher Übersetzungskunst hat dem Orientalisten gezeigt, daß der Dichter mit vollem Recht von sich sagen konnte: „Wer Philolog und Poet ist in Einer Person, wie ich Armer ..."

Neben der arabischen und persischen ist es die indische Literatur gewesen, die Rückert's episch-lyrisches Talent anzog. Eine Sammlung von hundert Liebesliedchen, wie man Amaru's Śataka bezeichnen kann, fand im Dichter des „Liebesfrühling's" einen verständnisvollen Leser, wenn er freilich auch diese Lektüre mit Mühe erkaufen mußte. Der Hgber berichtet über die Hilfsmittel, die Rückert zu Gebote gestanden: die Calcuttaer Ausgabe des Amaru vom Jahre 1808, als Lexikon benutzte er das 1819 von Wilson herausgegebene. Am 1. Mai 1830 waren 38 Strophen übersetzt, aber trotz Bopp's Beifall zu deren Publikation im Wendt'schen Musenalmanach (II, S. 127 ff.) war Rückert von seiner Leistung nicht befriedigt; seine Fortschritte im Sanskrit ließen ihn seine Fehler erkennen. Da er Mai 1832 in einem Briefe an Bopp von der Herausgabe spricht, muß im Frühjahr dieses Jahres die ganze Übersetzung fertig gewesen sein.

Die letzte Niederschrift, die mit dem Rückert'schen Nachlaß 1875 in die Preußische Staatsbibliothek gelangte, hat Nobel seiner Aus-

gabe zu Grunde gelegt. Er schickt ihr eine Charakteristik der Kunstdichtung der Inder voraus, begleitet sie teils mit eigenen, teils mit Rückert'schen Anmerkungen. Für diese Wiedererweckung des Sanskritisten Rückert werden dem Hgber die Indologen zu Dank verpflichtet sein, der Fernerstehende, der hier indische Liebeslyrik in ihrer edelsten Form kennen lernt, findet an der Einleitung und den Erläuterungen einen Wegführer. Aber auch der Germanist wird das Buch dankbar begrüßen können, zumal es ihm ein Bild des Dichters, eine Seite der Übersetzungs-Handschrift faksimiliert bringt. Das gut ausgestattete Buch schmücken noch andere Beigaben: ein Faksimile jener Ausgabe des Śataka sowie 4 Reproduktionen indo-mohammedanischer Kunst.

Moreland, W. H.: From Akbar to Aurangzeb. A Study in Indian Economic History. London: Macmillan and Co., 1923. (XIII, 364 S. und 2 Karten.) 8°. sh 15—. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Dieses neue Werk zur indischen Wirtschaftsgeschichte ist die Fortsetzung von des Verfassers früherer Arbeit „India at the death of Akbar". Hatte jenes sich mit der Zeit der Vormacht der Portugiesen zur See und der Blüte der Wirtschaft und Administration im Moghul-Reiche befaßt, so umreißt das vorliegende Buch jene Periode, wo nach dem Zusammenbruch der portugiesischen Seegeltung Engländer und Holländer sich in stetem Wettkampfe um den Handel im Indischen Ozean maßen, wo eine Politik des Raubbaues noch unter dem Scheine äußeren Glanzes die Wirtschaft des Moghul-Reiches unaufhaltsam in den Abgrund hineinsteuerte, der ein Jahrhundert später das erschöpfte und zerrissene Land den Briten als leichte Beute auslieferte. Moreland hat mit ungeheurem Fleiße die umfangreiche Literatur an Reisewerken, Berichten der Kaufleute und Behörden der konkurrierenden Handelskompagnien, offiziellen Geschichtswerken und Erlassen der Großmoghuls gesichtet, und das der großen Aufgabe gegenüber doch verhältnismäßig spärliche Material brauchbarer Angaben gesammelt und geprüft, um aus diesem die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit zu rekonstruieren. Grundtatsache ist die Verschiebung innerhalb des Indienhandels mit der Zunahme des Umsatzes. Die Schwierigkeit lag in der Beschaffung der Zahlungsmittel, da europäische Waren im Osten nur in sehr geringem Maße Absatz fanden. Gold und Silber konnte man aber nicht in größerer Menge exportieren, ohne die Wirtschaft Europas zu gefährden. Solange die Portugiesen den Indischen Ozean allmächtig beherrschten, konnten sie die zum Kauf der Gewürze nötigen Summen leicht durch Zölle, Handelslizenzen und Tribute beschaffen. Als dann aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts drei europäische Mächte um den Vorrang im Osten kämpften, mußte an deren Stelle ein kompliziertes Tauschsystem treten, das aus dem Zwischengewinn einer langen Kette von Warenaustauschen zwischen den einzelnen Ländern Asiens die gesuchten Spezereien Indonesiens beschaffte. Vor allem gelang es den Holländern bald, mit dem politischen Besitz der Gewürzgebiete ein wohlgerundetes Tauschsystem zu verbinden. Die Gewürze wurden gegen die in Indonesien sehr gesuchten vorderindischen Webereien eingewechselt; diese aber wurden in Bengalen, Masulipatam und Gujerat gegen Gold und Silber erworben, welches man aus Ostasien günstig bezog. Die Edelmetalle Chinas und Japans wiederum kaufte man für Rohseide und Leder aus Bengalen und Persien, wo man diese wieder für Gewürze zu Monopolpreisen erstand. Und erst der Überschuß aus dieser langen Handelskette, wie aus den Transitgebühren für Waren orientalischer Kaufleute, floß nach den Niederlanden ab. Der britische Handel dagegen wurde von den Holländern bald ganz aus Indonesien und Ostasien verdrängt, der Gewürzhandel wurde ein Monopol der letzteren. So warfen sich die Engländer auf das Geschäft in indischen Stoffen und Indigo und eroberten diesen nach und nach den europäischen Markt. Da die Holländer diesem Beispiel bald folgten, da auch der Gewürzhandel allmählich infolge der anderswerdenden Speisezubereitung zurückging, so wurden je länger desto mehr diese beiden Produkte zum Haupthandelsobjekt, neben denen jedoch auch Eisen, Kupfer, Salpeter usw. umgesetzt wurden. Was diesen Handel aber so erschwerte, war die Tatsache, daß weder der indische Weber noch der Indigopflanzer kapitalkräftig genug waren, um aus eigenen Mitteln zu arbeiten, da ihnen der hohe Steuerdruck kaum daß Nötigste ließ. Andererseits stand der europäische Kaufmann, wenn er keine feste Basis besaß, fast stets einem geschlossenen Ring der einheimischen Händler gegenüber, der einen preiswerten Kauf von vornherein boykottierte; dazu kam die unsichere Rechtslage, da es kein einheitliches Fremdenrecht gab. Man mußte also zu dem einheimischen System greifen, der Handelsniederlassung. Diese war durch ausführliche Verträge mit der Regierung des jeweiligen Landes geschützt; doch empfahl sich außerdem die Anlage einer Festung außerhalb dieses Territoriums, wohin man sich zurückziehen und die Küste blockieren konnte, da die Behörden jederzeit die Handelsverträge



lösen konnten, auch die Lokalverwaltung meist ungestraft sich herzlich wenig um diese Abmachungen kümmerte. Dann erst war es möglich, die indischen Lieferanten zu bevorschussen, und aus diesen Abschlüssen die entsprechenden Waren zu erhalten. Aber auch so war der Handel schwierig genug. Wohl war der Gewinn sehr erheblich, doch hatte man mit so viel Imponderabilien zu rechnen, daß häufige schwere Verluste diesen stark verminderten. Vor allem war der Markt großen, sehr plötzlichen Schwankungen unterworfen. Beim Kauf war die entscheidende, wenn auch unbeteiligte, Macht die einheimische Steuerbehörde. Sofort nach der Ernte wurde die Steuer, welche die Hälfte des Bruttoeinkommens des Bauern betrug, eingezogen. Der indische Bauer mußte daher zu jedem Preise verkaufen, große Warenmengen wurden plötzlich auf den Markt geworfen und verstopften diesen. Der Händler kaufte daher günstig, aber er mußte auf diesen Moment große Geldmittel konzentrieren, wodurch der Zinsfuß für Darlehen im Laufe des Jahres sehr wechselte. Noch schlimmer wurde dieser Steuerdruck in Zeiten der Dürre; denn da er den Bauern und Handwerkern keine Reserven ließ, so bedeutete solche Not deren Untergang. Grauenhaftes hat sich dabei abgespielt. Dem Kaufmann aber gingen so seine Kaufgebiete verloren, wo ganze Industrien ausstarben oder in der Qualität verfielen. So zerstörte die Hungersnot in Gujerat im Jahre 1630—31 die ganze Textilindustrie, da die Weber zu Tausenden starben, und machte eine Verlegung der britischen Einkäufe nach der Ostküste nötig. Endlich aber mußte man das stete willkürliche Eingreifen der Beamten durch Beschlagnahme oder Monopolisierung und Zwangsverkäufe fürchten, und ihre Bestechung, bei allen üblich, kostete schwere Summen. Beim Warenverkauf litten die Handelskompagnien vor allem unter dem langsamen Nachrichtendienst. Ein Absatzgebiet konnte oft ein Jahr schwersten Mangel an irgendwelchen Waren, Getreide, Indigo, Textilien oder anderen leiden, bis die auf die Monsumwinde angewiesenen Schiffe die Nachfrage zu befriedigen vermochten; da nun aber die Nachfrage in solcher Gegend inzwischen allgemein bekannt geworden war, folgte dann meist eine so starke Zufuhr, daß der Markt überfüllt ward und die Preise stürzten. Trotzdem hat sich im Laufe des Jahrhunderts der Preisstand kaum wesentlich verändert, obwohl die Preise sich zeitweilig bis um das Doppelte veränderten. Nur in Bengalen ist eine wesentliche Hebung des Preisniveaus festzustellen, welche dort wohl mit der ursprünglichen Knappheit an Zahlungsmitteln zusammenhängt. Da die Einkünfte dieser großen Agrarprovinz an den Moghul-Hof in Edelmetall abgeführt werden mußten, der Handel aber infolge des durch Seeräuber und andere Ursachen lange unterbundenen Seeverkehrs lange ungenügend war, so waren Gold und Silber hier sehr knapp und hatten eine fast doppelt so hohe Kaufkraft als im übrigen Indien; mit dem Aufblühen des Handels in Bengalen wurde die Edelmetalleinfuhr größer und die Preise stiegen nun auf den damaligen Standard. Eine ähnliche Schwankung ist bei Kupfer und Kupfergeld zu finden, da während des Bürgerkrieges zwischen Shāhjahāns Söhnen ein großer Teil der Kupfergruben versiegte oder verfiel, so daß die Preise für Kupfer stark anzogen. Wesentlich für dieses Festbleiben des Preisniveaus ist die Tatsache, daß eine größere einheimische Konsumentenschicht nicht existierte. So war ein bemerkenswertes Anschwellen des Volksreichtums und damit der allgemeinen Kaufkraft nicht möglich. Die Volksmassen lebten in bitterster Not, während eine kleine Militäraristokratie voll über den größten Teil der Staatseinkünfte verfügte und diese in sinnlosem Luxus verpraßte. Sie allein zog auf dem Umwege über die Steuerverwaltung letzthin den Gewinn, den der blühende Handel zur See Indien brachte, an sich; ihre Ansprüche bedingten aber auch die Konzentration des Handels auf raffinierte Textilien und Schmuck: Gold, Silber und Edelsteine. Und sie hat es auch verhindert, daß der Aufschwung des Handels dem indischen Volke zugute kam, daß vielmehr in dieser Zeit der allgemeine Wohlstand mit rasender Schnelligkeit vernichtet wurde. Akbar hatte die Bauern und Handwerker durch besoldete Beamte einschätzen lassen, und gemäß deren Einkommen die Steuern eingezogen. Seit Jahāngīr aber ging die Zentralverwaltung des Moghulreiches mehr und mehr zu dem schon in Dekkan üblichen Mißbrauch über, die Steuern der einzelnen Provinzen an den Meistbietenden zu verpachten, der nun durch gleiche Unterpächter das Land zu seinem Gewinne aussog und ruinierte. Dazu kam, daß die Beamten und Offiziere statt Sold ebensolche, kleine Steuerbezirke zur Ausbeutung angewiesen bekamen, die sie ebenfalls gründlichst ausplünderten. Die Folge war ein starker Rückgang der produzierenden Volksschichten, so stark, daß man die Bauern mit Gewalt zwingen mußte, ihren Grund zu bebauen. Auf der anderen Seite schwoll die Zahl der vom Umsatz und der Nutznießung dieser zurückgehenden Produktion lebenden Kreise ständig an. So entstand der Boden, auf dem der Zusammenbruch des Großmoghulreiches erfolgen

sollte. Ein an Zahl stets schwellendes Heer von Berufssoldaten, das aber kein Interesse am Sieg der kaiserlichen Sache hatte, auf den doch nur seine Entlassung gefolgt wäre. Sondern gleich den Söldnern des Dreißigjährigen Krieges zog die Armee in lässigem Kampfe den Krieg in die Länge, von dem sie lebte. Keine Energie Aurangzēbs half hier, die Armee kampftüchtig zu machen, während seine religiösen Edikte, die die Hindus noch mehr bedrückten, das Volk zum Äußersten trieben, die Bauern, welche auf ihrem Grunde nicht mehr leben konnten, Räuberführern und Rebellen in die Arme führten. So konnte es geschehen, daß die Marāthen das Reich zerschlagen, daß die einheimischen Fürsten sich selbständig machen konnten. So ist es geschehen, daß die mächtigen Moghul-Kaiser zum Spielball ihrer auf ergebene Truppen gestützten Generale werden konnten, bis sie schließlich, zu Schatten herabgesunken, alle Schmach über sich ergehen lassen mußten. Moreland zieht diesen Schluß nicht mehr. Er schildert in sorgfältiger Kleinarbeit die Wirtschaftsentwicklung der Zeit. Aber über den Rahmen seines speziellen Gebietes hinaus ist sein Buch eine Mahnung, wie sehr auch in Indien die wirtschaftlichen und politisch-kulturellen Faktoren ineinandergreifen. So außerordentlich wichtig uns die religiösen Probleme Indiens sind, die Indologie muß auch an die Wirtschaftsgeschichte herantreten, will sie Indiens Kultur verstehen. Es ist das große Verdienst Max Webers, dies erkannt zu haben; ist sein Versuch auch mißlungen, der Nachfolger muß kommen, der mit größerer orientalistischer Spezialkenntnis das Werk neu aufnimmt. Für die Moghul-Zeit werden inzwischen Morelands Arbeiten die Grundlegung sein.

Münsterberg, Oskar: **Chinesische Kunstgeschichte.** Band I u. II. Zweite, unveränderte Auflage. Esslingen a. N.: Paul Neff 1924. (XIII, 360 u. XIX, 508 S.). 4°. I: Rm. 22 —; geb. 30 —; II: Rm. 30 —; geb. 38 —. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Zu der nach dem Tode Münsterbergs erscheinenden Neuauflage bemerkt der Verleger, daß von jeder Veränderung abgesehen wurde; „denn eine Bearbeitung von fremder Hand hätte weder den Gesamtaufbau noch den Vortrag der Münsterbergschen Arbeit in der ursprünglichen Form und Frische aufrecht erhalten können.“ Nach des Verfassers eigenen Worten ist sein Werk „ein Versuch, zum ersten Male in zusammenhängender Weise eine Entwicklung der chinesischen Kunstsprache und ihre verschiedenen Ausdrucksformen darzustellen,“ ein „Unternehmen, zum ersten Male alle verschiedenen Einzelstudien zu sammeln, die vorhandenen Abbildungsschätze zu ordnen und auf Grund dieses umfangreichen Materials, bereichert durch eigene Anschauungen von Originalen, in freier Kritik ein einheitliches Gebäude der Kunst zu errichten“. Durch diese Worte ist die Arbeit im wesentlichen als Kompilation gekennzeichnet, und nach Lage der Dinge ist es verständlich, daß sie mit außerordentlichen Mängeln behaftet ist. Der erste Band behandelt die vorbuddhistische Zeit und die hohe Kunst: Malerei und Bildhauerei. Der zweite Band die Baukunst und das Kunstgewerbe: Bronze, Töpferei, Steinarbeiten, Buch- und Kunstdruck, Stoffe, Lack- und Holzarbeiten, Glas, Glasschmelzen, Horn, Schildpatt, Bernstein und Elfenbein. Als Materialsammlung ist das Werk der über 1000 Abbildungen und ständigen Literaturnachweise wegen von Wert, und der Verf. hat sich redlich bemüht, die verwickelten Zusammenhänge zu durchschauen und klarzulegen. Am Ende des zweiten Bandes werden seine Anschauungen über die Entwicklung und Stellung der chinesischen Kunst auf wenigen Seiten zusammengefaßt. Über die Prä-Hanzeit mit ihrer Bronzekunst, deren Zusammenhänge mit Nordeuropa, Rußland, Westasien und Sibirien, und den mittelasiatischen Mischstil der Hanzeit, deren römische, südchinesische und westliche Beeinflussung, schreitet er fort zur Entwicklung der Landschaftsmalerei, Vervollkommnung der Technik und Blüte des nationalen Kunstgewerbes in der T'angzeit, unter Betrachtung der buddhistischen, persischen und mittelasiatischen Einflüsse. Es folgt die Schilderung der Stimmungsmalerei, des großzügig zusammenfassenden Linienflusses der Formen in der Sungzeit, der kleinlich-naturalistischeren und gezierten Auffassung in der Ming- und schließlich der virtuosen Nachahmung alter Formen und Vorlagen und des fortschreitenden Erstarrungsprozesses während der Mandschuzeit. Die Thesen des Verf. sind vielfach anfechtbar, und daß oft grobe Irrtümer mit unterlaufen, tut den anregenden Gedankengängen leider Abbruch und mahnt überall zur Vorsicht. Die Behandlung bewegt sich in großen geschichtlichen Zusammenhängen. Es sollen hier nur wenige Bemerkungen gemacht werden, welche sich auf die Ausführungen über die buddhistische Kunst Chinas und deren Zusammenhänge mit Zentralasien und Indien beziehen.

Wenn I p. 43 gesagt wird: „Aus den Trümmern des griechisch-baktrischen Reiches am Oxusfluß hatten die Indoskythen, von den Chinesen Yuechi genannt, neue Staaten gebildet; sie wurden aber von einem anderen Volksstamm, den Hiungnu, den Stammesgenossen der Hunnen, im 2. Jahrhundert v. Chr. aus den eroberten Gebieten Mittelasiens vertrieben. So kam es, daß die Hiungnu Nachbarn des chinesischen Reiches



wurden", so steckt darin ein ganzes Nest von Mißverständnissen, und der bald folgende Satz, daß Chang Kien vom Kaiser Wuti ausgesandt worden sei, „um eine Studienreise (!) nach den westlichen Ländern Turkistan, Ferghana, Sogdiana, Baktrien und Parthien zu machen", läßt nicht darauf schließen, daß Münsterberg eine einigermaßen zureichende Vorstellung von den Zielen und Zwecken der Reise und den Zeitverhältnissen hatte.

Die charakteristischen Unterschiede von Buddha- und Bodhisattvadarstellungen waren dem Verf. nicht immer gegenwärtig. I, p. 166 ist die Abbildung eines Avalokiteśvara ekadaśamukha (elfköpfig) „Buddha" unterschrieben und II, p. 172 wird beim Hinweis auf Abb. 283, 284, welche die Kuan-yin darstellen, von Buddhagestalten geredet.

Auch die Unterscheidungsmerkmale der vier stets in voller Rüstung, mit bestimmten Attributen dargestellten Himmelskönige oder Welthüter von den halbnackten Torhütern oder Schutzgeistern scheinen Münsterberg nicht geläufig gewesen zu sein. I, p. 138 ist von dem „siegreichen Himmelsgeneral", der „auf dem gefesselten Halbgott Yakscha" steht, die Rede und eine Abbildung des Lokapāla Vaiśravaṇa (= Kubera) mit der Unterschrift: „Vaisravana (jap. Bishamon, indisch: Kubera) Gott des Reichtums ..." gegeben. I, p. 339 finden sich Abbildungen der Welthüter Vaiśravaṇa (Attribut: Caitya) und Dhṛtarāṣṭra (Attribut: Mandoline) mit der Bezeichnung „Torwächter".

Die athletenhaften Torwächter scheinen dem Verf. überhaupt zu denken gegeben zu haben. Er verrät uns bei deren Besprechung auch etwas über sonst unbekannte, ihm aber anscheinend vertraute vorbuddhistische Denkmäler und Göttergestalten Indiens. I, p. 164: „In übertriebener Muskulatur sind die Riesen aus dem Felsen gemeißelt, und der grimmige, aber lebenswahre Ausdruck der Gesichter steigert die wuchtige Wirkung. Der nackte Körper läßt deutlich erkennen, daß nicht in China, sondern in Indien das Vorbild zu suchen ist; wahrscheinlich sind es Gestalten der älteren indischen Religion, die in das buddhistische Pantheon übernommen sind." Sollen wir diese Gestalten in den „Hindugöttern Brahma und Putra" (!), welche nach I, p. 169 das buddhistische Pantheon vergrößerten, suchen? Auch II, p. 172 wird wieder davon gesprochen, daß die Türhüter „an ältere, vorbuddhistische Denkmäler Indiens" erinnerten. Zum „Gotte des Felsens" rückt einer dieser Torhüter II, p. 59 auf, wo in leiser Dissonanz zu den bisherigen Feststellungen eine Saite populärer Tränendrüsen-Theatralik erklingt: „Es war die Zeit, als inbrünstig betende Mönche die überlieferten hellenistisch-indischen Formen mit ihrem eigenen chinesisch-buddhistischen Geiste erfüllten. Eine steife Gandharafigur verhält sich zu dem lebendig bewegten Gotte des Felsens wie eine handwerksmäßige Bazarware zu einem Kunstwerke aus Meisterhand."

Dies möge genügen, um auf die mannigfachen Mängel des Werkes hinzuweisen; ganze Abschnitte liegen sehr danieder, doch gebietet die Pietät der Pionierarbeit und des Mutes des Verf.s, an ein derartiges Unternehmen heranzutreten, dankbar zu gedenken.

Tessmann, Günter: **Die Bubi auf Fernando Poo.** Völkerkundliche Einzelbeschreibung eines westafrikanischen Negerstammes. Hrsg. von O. Reche, Wien. Mit 200 Abbild. im Text, 9 Tafeln und 2 Karten. Hagen i. W.: Folkwang-Verlag 1923. (X, 238 S.) 4° = Schriften-Reihe, Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Bd. XIX. Rm. 15—. Bespr. von H. Baumann.

Diese erfreuliche ethnographische Monographie erscheint in einer weniger erfreulichen Reihe von Publikationen, die vom Folkwang-Verlag-Hagen herausgebracht werden.

Der Verfasser ist in der Ethnologie ein bekannter und verdienter Forschungsreisender, der mit seltenem Scharfblick vor allem die materielle Kultur der von ihm besuchten Naturvölker zu schildern wußte. Bei der Abfassung dieser vorliegenden Arbeit kam ihm vor allem sein jahrzehntelanger Aufenthalt im gegenüberliegenden Kamerun zustatten. Überall kann er Vergleiche ziehen, die um so wertvoller sind, als sie zumeist aus unpubliziertem Material Tessmanns stammen.

Die Bubi auf der spanischen Insel Fernando-Po sind nach Tessmann Verwandte der an der Ogowemündung seßhaften Galoa. Heute ist die Bevölkerung rassisch wie linguistisch klar in eine ältere (mit Pygmäen vermischte) Bevölkerung und eine jüngere mit selten regelmäßigen Gesichtszügen und etwas komplizierterer Sprache einzuteilen. In sprachlicher Beziehung sehr interessant sind die Angaben über die Töne des Bubi, die darauf ruhende Signalpfeifensprache und die Geheimidiome der religiösen Gemeinschaften.

Eine Fülle überaus archaischer Züge zeigt sich uns vor allem in der materiellen Kultur. Schon allein die sichere Tatsache, daß wir hier die afrikanische Steinzeit noch historisch erweisen können, ist für die afrikanische Ethnologie von allerhöchster Bedeutung. Aber auch sonst ist manches Kulturgut ein Zeichen hohen kulturellen Alters. Dazu gehört der Fellschurz und die Genitalverkleidung der Männer; der geflochtene Arm- und Beinschmuck, das Fehlen der Beschneidung und aller Körperverstümme-

lungen außer dem ethnologisch sehr alten Skarifizieren. Aber vor allem ist der „Hack"-bau der Bubi ein Beweisstück für die Urwüchsigkeit ihres Lebens. Nicht einmal die hölzerne Hacke, wie sie im gegenüberliegenden Festland auftaucht, wird benutzt. Einziges Ackergerät war der Grabstock als ausgesprochenes Männergerät. Mann und Frau arbeiten gleichmäßig auf dem Felde — also entgegen der westafrikanischen Arbeitsteilung. Angebaut wurden nur die alten Knollenfrüchte — aber keine Cerealien. Tabak wurde erst von den Europäern eingeführt. Die Küche des Bubi vermißt den Fufu-Brei des Negers.

Die Technik ist sehr schwach entwickelt. Das Schmiedehandwerk fehlte ursprünglich völlig. Das Fehlen des geschmiedeten Eisen wirkt sich in der ganzen materiellen Kultur aus. Spinnen und Weben sind unbekannt.

Dank der schwach entwickelten Technik fällt auch die technisch bedingte Ornamentik mit wenig Ausnahmen völlig fort, und die freie Phantasie der Bubi versteht es nicht, ihre Weltanschauung in Plastiken oder gar Malereien auszudrücken. Nicht einmal die primitiven Holzfiguren der sudanischen Splitterstämme sind hier zu finden.

Die Waffen sind überaus primitiv. Holzspeere mit und ohne Widerhaken und Büffelfellschilde sind die Ausrüstung des Kriegers. Seltsamerweise findet sich für die Vornehmen ein Büffelhautpanzer.

Auch die Musikinstrumente — Musikbogen, Langsflöte und Holzglocken sind Zeugen eines alten Kulturlebens.

Eigentümlich sind nur die fremdartig anmutenden Züge aus ihrer Kultur, welche eine straffe Sozialorganisation mit aristokratischen Prinzipien voraussetzen. Die Häuptlingsstellung ist ziemlich gefestigt. Große Furcht und Achtung vor dem Herrscher, ein gewisses Rituell und eine Schichtung der Bevölkerung in drei Klassen, Titelwirtschaft im Recht und Krieg sind sonst gewöhnlich Zeichen jüngerer Kulturen des Kontinents. Aber die Möglichkeit für die Schwester oder den Schwestersohn, zur Regierung zu gelangen (bei sonst herrschendem Vaterrecht), beweist, daß die jung eingewanderte Bubischicht, von der Tessmann immer schreibt, mit den Stämmen des Festlandes zusammengewohnt haben muß, welche in den königlichen Familien Mutterrecht erfordern oder gar in der ganzen Familienorganisation matrilinear gerichtet sind.

Zum Schluß sei noch auf das seltsame Vorkommen von einigen als „hamitisch" erkannten Kulturgütern hingewiesen. Hierhin gehört das heilige Feuer, der Holzspeer, die Muschelscheibenbänder um Arm und Bein. Auch der Feuerpflug (!) der Bubi ist in Afrika ja nordafrikanischer Herkunft (siehe Koloniale Rundschau 1923 S. 116 f.).

Bei den religiösen Kapiteln ist Kritik am Platze. Tessmann hat schon in seinem Pangwewerk eigenartige Anschauungen über Sünde, Sündenfall, Geschlechtssünde und ähnliches geäußert. Diese theoretischen Ausführungen sind oft schwer von den wiedergegebenen Tatsachen zu trennen und erscheinen daher oft bedauerlich; denn in einer Monographie, welche Quellenmaterial beisteuern soll, ist alles wichtiger, als aus ihm entwickelte Theorien, welche nicht mehr aus der Masse des Tatsachenbereiches eliminiert werden können.

Speiser, Felix: Südsee, Urwald, Kannibalen. Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln. Mit 132 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten. 1. u. 2. durchges. Aufl. Stuttgart: Strecker und Schröder 1924. (XII, 356 S.) Gr. 8°. Rm. 10 —; geb. Rm. 13 —.

Ders.: Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln. Mit 1610 Abbildungen auf 109 Tafeln und mit einer Karte. Berlin: C. W. Kreidel 1923. (457 S.) 4°. Bespr. von Paul Hambruch, Hamburg.

Der Verfasser hat den Lehrstuhl für Völkerkunde an der Universität Basel inne. Ausgedehnten Reisen in Nord-Amerika folgte in den Jahren 1910—1912 die Forschungsreise in das noch ziemlich unbekannte Inselgebiet der Südsee der Neu-Hebriden und Santa Cruz-Inseln. Seine Reiseeindrücke veröffentlichte er bereits 1913 in dem Buche: Südsee, Urwald, Kannibalen. Diese populäre Schilderung seiner Reise liegt nun in zweiter Auflage vor, verbessert, ergänzt und mit einem ausgewählteren Bilderschmuck versehen, als die erste Auflage ihn besitzt. Es ist schon zu verstehen, daß nach der ersten Auflage des Buches, von dem s. Z. gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe eine englische herauskam, eine zweite erforderlich wurde. Denn wir besitzen in deutscher Sprache nur sehr wenige Schilderungen, die die Schönheit und Ursprünglichkeit der Südseeinseln so plastisch und lebendig darstellen, das Außen- und Innenleben der Eingeborenen uns verständlich machen und die Verbrechen der „Zivilisation" anprangern, deren sich vor allem die Franzosen auf den genannten Inseln schuldig machen. Flüssig und lebendig geschrieben ist das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt, doch enthält es vieles Material, das wissenschaftlich neu, auch den Fachmann interessiert.

Die wissenschaftliche Bearbeitung seiner auf den Inseln gemachten Beobachtungen bringt das umfangreiche zweite Werk. In der trübsten Inflationszeit hergestellt ist es, rein äußerlich betrachtet, eine Glanzleistung deutscher Buch-



kunst. Dem entspricht der Inhalt. Was in dem populären Reisewerke nur angedeutet werden konnte, erfährt hier seine ausführliche, auch in Einzelheiten erschöpfende Darstellung. Obschon der Verfasser unter recht ungünstigen Umständen arbeiten mußte — die Zeit war knapp bemessen, der Aufenthalt auf den einzelnen Inseln stets nur kurz, die Eingeborenen mißtrauisch und übelwillig —, gibt das Ganze doch ein abgerundetes Bild der geistigen, ein erschöpfendes Bild der materiellen Kultur dieser Südseemenschen. Die Entdeckungsgeschichte der Inseln, ihre Kolonisation, Fauna, Flora, die somatische Anthropologie, die Psychologie der Eingeborenen wird ausführlich behandelt. Hausbau, Siedelung, Ernährung, Fertigkeiten werden eingehend beschrieben, ebenso Tracht, Schmuck, Waffen, Verkehr, Geldwesen. Nichts ist vergessen worden. Ungemein wichtig sind die Mitteilungen des Verf. über die gesellschaftliche und politische Organisation der Eingeborenen. Wir verdanken dem Verf. die zusammenhängende Schilderung der bisher nur oberflächlich gekannten geheimen Gesellschaften auf den Nord-Neu-Hebriden, deren Tätigkeit sich daselbst in allen Lebenserscheinungen, Familie, politischem Verband, Wirtschaft und Kunst auswirkt und im engsten Zusammenhang mit den religiösen Vorstellungen, auch der Zauberei, steht. Ein Kapitel über Musik, Tanz und bildende Kunst macht den Beschluß.

Objektivität zeichnet die Arbeit aus und stempelt das Werk zu einer der wertvollsten Monographien, welche wir über ein Südseegebiet besitzen. Leider wird über die Sprachen nichts mitgeteilt. Doch wird ersichtlich, daß vier, mindestens drei Kulturschichten hier über einanderlagern. Die Urbevölkerung — Verfasser stellte das Vorhandensein von Pygmäen mit einer ganz anders gearteten, von der den Küsten- und Hauptvölkern stark abweichenden Kultur im Innern der Nordinseln fest — ist nur noch schwach vertreten; Melanesier, von Norden her eingewandert, bilden die Hauptmasse der Bevölkerung, die im Süden und Osten in jüngerer Zeit vor allem von polynesischen Zuwanderern und deren Kultur beeinflußt wurden. Die durch diese Vermischung aufgeworfenen Probleme sind verwickelt, doch sehr interessant, und die Neuen Hebriden werden für das Studium dieser Dinge eins der wichtigsten Gebiete bleiben, deren Lösung allerdings schwierig ist, und die vielleicht gar nicht mehr erfolgen kann, wenn an diese Arbeit nicht in Kürze herangegangen wird. Denn die Eingeborenen sind heute bereits unter den Segnungen der weißen Zivilisation auf ein Zehntel ihres ehemaligen Bestandes zurückgegangen.

Frobenius, Leo: **Dämonen des Sudan.** Allerlei religiöse Verdichtungen. Jena: Eugen Diederichs 1924. (III, 373 S.) 8°. = Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Bd. VII. Veröffentlichungen d. Instituts f. Kulturmorphologie. Rm. 5.—; geb. 6.50.
—: **Volksdichtungen aus Oberguinea.** I. Bd. Fabuleien dreier Völker. Ebenda. (III, 356 S.) 8° = Atlantis usw. Bd. XI. Rm. 5—; geb. 6.50. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Die beiden Bände sind nach dem gleichen Schema angelegt wie die übrigen Teile der Atlantis-Sammlung; jeder behandelt mehrere geographisch oder kulturell zusammengehörige Stämme und bringt von jedem eine Anzahl von Märchen und Mythen, denen eine zusammenfassende Darstellung des geistigen Lebens des betr. Volkes vorausgeschickt ist. So werden im Bd. VII die Mande, die Bosso-Sorokoi, die Jukum und die Haussa, in Bd. XI die Bassari und Tim (beide im nördlichen Togo) und die Muntschi im Benuegebiet geschildert.

Es ist wieder eine ungeheure Menge Material in den beiden Bänden aufgehäuft, überwiegend Beobachtungen, die sich auf die Weltanschauung der besprochenen Völker beziehen, daneben aber auch Kapitel aus der materiellen Kulturkunde. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die das ganze von Frobenius gesammelte Material für unzuverlässig erachten, weil es durch die Vermittlung von Dolmetschern erkundet ist. Es kann freilich keinem Zweifel unterliegen, daß die Wissenschaft sehr viel mehr davon hätte, wenn uns das alles im Urtext und wörtlicher Übertragung vorläge; aber wenn wir nur solche Aufzeichnungen gelten lassen wollten, so müßten wir fast die ganze ältere ethnologische Literatur als wissenschaftlich wertlos verwerfen, denn wie viele Berichterstatter konnten die Landessprache sprechen oder schrieben gar die Aussagen der Eingeborenen wortgetreu nieder? Natürlich erfordern alle diese Angaben eine strenge kritische Nachprüfung, die ja auch bei anderen Autoren nötig ist, und die auch in diesem Falle sicher später einmal viele Irrtümer und Mißverständnisse richtigstellen, vermutlich aber die Hauptmasse der Angaben bestätigen wird. Man muß auch anerkennen, daß die bei Frobenius sonst besonders starke subjektive Färbung der Darstellung in diesen Atlantis-Bänden mehr zurücktritt; es handelt sich hier doch vornehmlich um die Wiedergabe beobachteter Tatsachen, deren Wert dadurch erhöht wird, daß sie zum größten Teil neu sind. Ja, von einigen bisher völlig unerforschten Stämmen, wie den Muntschi, erhalten wir hier die erste eingehende Nachricht.

Auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen ist in diesem Referat unmöglich; dazu ist die Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen zu

groß. Jeder Afrikanist wird in diesen, wie in allen Atlantis-Bänden Belehrung und Anregung finden. Leider sind die Korrekturen mit sehr geringer Sorgfalt gelesen worden, so daß besonders Bd. VII durch eine ungewöhnliche Menge manchmal geradezu grotesker Druckfehler verunziert wird, die besonders störend sind, wo es sich um Wörter aus Negersprachen handelt. Überhaupt läßt sich F. in der Schreibung von Eingeborenenwörtern eine sehr große Nachlässigkeit zu Schulden kommen; es kommt vor, daß dasselbe Wort auf einer Seite in zwei bis drei verschiedenen Formen erscheint.

Johanssen, Ernst: **Mysterien eines Bantu-Volkes.** Der Mandwa-Kult der Nyaruanda verglichen mit dem antiken Mithras-Kult. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (58 S.) 8°. = Missionswissenschaftliche Forschungen, herausgegeben v. d. Deutschen Gesellschaft f. Missionswissenschaft durch Prof. D. Carl Mirbt, Göttingen, Heft 3. Rm. 2.40. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

In den zwischen den Nilquellseen gelegenen zentralafrikanischen Landschaften gibt es einen Kult von Halbgöttern oder Heroen, der von Personen ausgeübt wird, in die von Zeit zu Zeit der Geist des Heros, mit dem jede in Verbindung steht, eintritt. In diesem Zustande der „Besessenheit" werden sie mit der betr. Gottheit identifiziert, führen deren Namen und geben nun als göttliche Wesen Ratschläge, erteilen Orakel usw. Diese Leute heißen in Kiziba z. B. Mbandwa, in Ruanda Imandwa oder Mandwa. Johanssen leitet diesen Namen von dem Verbum ukubanda, „Besitz ergreifen von jemandem im Sinn des Bezauberns" ab. Besonders gut bekannt ist das Mandwatum von Ruanda durch die sehr eingehenden Angaben des Pater Arnoux (Anthropos 1912/13). Auf diesen Forschungen, die er durch eigene Beobachtungen ergänzt hat, fußt auch der Verfasser der vorliegenden Broschüre, in der er auf die Ähnlichkeiten des Mandwa-Kults mit den antiken Mysterien aufmerksam macht und besonders einen nahen Zusammenhang mit den Mithras-Mysterien wahrscheinlich zu machen sucht. In der Tat finden sich Züge, die auffallend an die Mysterien des Altertums erinnern; besonders der Hauptzweck der Weihen, den unter die Mandwa Aufgenommenen nach dem Tode den Aufenthalt im „Paradiese" bei dem Heros Ryangombe zu sichern, wie auch die in die eleusinischen Mysterien Eingeweihten die Aussicht auf ein besseres Los im Jenseits hatten als die Ungeweihten. Für viele der kennzeichnenden Züge aber bietet sich ein weit näherliegendes Vergleichsobjekt in den Zeremonien der Jünglingsweihen, so z. B. für die Quälereien der Novizen, die heilige Sprache, die Erteilung eines neuen Namens, die strenge Geheimhaltung der Riten usw. Es könnte wohl sein, daß die antiken Mysterien sowohl wie der Mandwakult eine gemeinsame Grundlage haben, aus der sich die merkwürdigen Übereinstimmungen erklären. Andererseits muß man bedenken, daß die herrschenden Stämme in den genannten Gebieten Nomaden hamitischer Abstammung sind, die sehr wohl Elemente vorderasiatischer Religion mit sich gebracht haben können. Man denke nur an die in gleicher Richtung weisenden Mythen der Masai. Ein Beweis aber für den direkten Zusammenhang mit dem Mithras-Kult scheint mir nicht erbracht zu sein. Hoffentlich wird es dem Verfasser, der wieder in Ostafrika weilt, möglich sein, neues Material zur Lösung dieses interessanten Problems herbeizuschaffen.

Aus gelehrten Gesellschaften.

Preisaufgaben der Teylerschen Theologischen Gesellschaft zu Haarlem.

Das Christusproblem — sein Kern und seine Bedeutung für das geistige Leben der Menschheit. — Ursprung, Wert und Zukunft von außerkirchlicher Religiösität. — Eine kritische Abhandlung über Prof. R. Otto's Buch „Das Heilige".

Das Programm ist kostenfrei zu bekommen auf Anfrage bei den Direktoren der Teyler-Stiftung.

Druckfehlerberichtigung.

In meinen Zeitschriftenschaubeiträgen im vorigen Jahrgang der OLZ bitte ich folgende Druckfehlerberichtigungen vorzunehmen: Sp. 120 Z. 12 a. A. Ǧabrān / Z. 53 az-Zaijāt / Sp. 199 Z. 44 Littmann / Z. 48 ʿAin / Sp. 414 Z. 19 Rendiconti / Z. 21 1913 / Z. 56 אליהו.

G. B.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Archivum Romanicum IX:
1 77—104 L. Jordan, Die heutige Synthese in der Sprachwissenschaft (über Spitzer, Vossler, Hatzfeld, Sperber, Pauli).

Bulletin of the American schools of oriental research number 18, April 1925:
George A. Barton berichtet über our excavation in Iraq. Gegraben wird in Tar Khelan near Kirkuk. Gefunden wurde ein altassyrischer Palast, neun Räume, 60—70 Tontafeln; dazu kamen später 150. Soweit entziffert scheinen es Geschäftspapiere. Albright will Kirkuk mit dem assyrischen Arrapkha identifizieren. Letzterer gibt dann topographical researches in Iudaea. Der eine trip führte über chan ʿarrûb nach SO. ch. kuweizîbeh ist nicht chozeba Chr a 4, 22. Der andere trip galt der Schefelâ unter Benutzung des Frühzuges Jerusalem ab 4.40 bis wadi eṣ-ṣarâr. Auch hier werden verschiedene Identifikationen geboten die demnächst in einer Monographie über die Topographie von Juda eingehend behandelt werden sollen. Es folgt, wieder aus der Feder Albrights, die Beschreibung eines Ausflugs to Engedi

and Masada, handelt von den Wegen, die zur Spitze von Masada hinaufführen. Endlich gibt Clarence S. Fisher a plan for the systematic coördination of archaeological research in Palestine and Syria. Handelt von einer großzügigen gemeinsamen Erforschung aller historisch wichtigen Punkte in P. und S. nach gemeinsam festgesetzten Grundsätzen. Max Löhr.

Chemiker-Zeitung 49. Jahrg., 1925:
83 Robert Eisler, Der Babylonische Ursprung der Alchemie. (Setzt sich mit den von Meißner in „Babylonien und Assyrien“ mitgeteilten Übersetzungsproben assyrischer Texte auseinander, in denen der Verf. alchemistischen Inhalt glaubt erweisen zu können. Ich sehe darin vorläufig nur schwer deutbare technische Vorschriften mit der unvermeidlichen rituellen Einbettung.) J. Ruska.

Deutsche Rundschau 203 1925:
Juni Otto von Glasenapp, Goethe im Orient.

The Expositor 1925:
Juli (7) Current Issues (über *S. Schechter, Studies in Judaism; *F. J. Badcock, Reviews and Studies). — J. B. Harford, Since Wellhausen. — J. Gamble, The Philosophy of the Fourth Gospel. — *H. Willrich, Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur. — *M. Goguel, Jésus de Nazareth, Mythe ou Histoire?

The Geographical Journal LXV:
5 377 S. A. Stein, Innermost Asia, its Geography as a Factor in History. — 432 F. R. Maunsell, The Land of Elam. — Reviews: *L. A. Waddel, Phoenician Origin of Britons, Scots, and Anglo-Saxons.
6 473 S. A. Stein, Innermost Asia (mit Karte). — *G. Weigand, Ethnographie von Makedonien (M. J. N.). — *C. Wessels, Early Travellers in Central Asia (1603—1721) (E. W. G.). — St. King-Hall, Western Civilization and the Far East (W. W.).

Geografisk Tidsskrift XXVIII:
1 E. Storgaard, Vasco da Gama og Søvejen til Indien. — K. Rasmussen, Foreløbig Beretning om 5. Thule-Ekspedition fra Grønland til Stillehavet (mit hübschen Photographien). — W. Thalbitzer, Den 21. Amerikanist-Kongres 1924.
2 S. Larsen, Amerikas Opdagelse 20 Aar før Columbus. — *N. W. Nissen, Die sw.-grönländische Landschaft und das Siedlungsgebiet der Normannen; *E. Nordenskiöld, The Ethnography of South-Amerika . . . (K. Birket-Smith). — *K. Dahl, Bland Australiens Vilde; *Un Africain, Manuel de Politique Musulmane (V. Teisen).

Hermes 60 1925:
1 59—65 R. Holland, Britomartis.
3 338—47 L. Ziehen, Zu den Mysterien von Andania. L.
4 373—95 W. Capelle, Älteste Spuren der Astrologie bei den Griechen (ältester sicherer Hinweis, soweit bisher erkannt, Platon, Timaios 40 c. 9; das von Schöne herangezogene angebliche Hippokrates-Zitat bei Pseudo-Galen XIX 530 Kühn nicht astrologisch, ebensowenig die von Pfeiffer verwertete Stelle περὶ ἑβδομάδων Kap. 6; wohl aber setzt die Deutung von Träumen über himmlische Erscheinungen in Kap. 89 der um 400 verfaßten hippokratischen Schrift περὶ διαίτης die Bekanntschaft mit der Astrologie voraus, Heraklit [Vorsokr. 55 A 86] kennt die babylonische Ordnung Sonne—Mond—Morgenstern, und bei Ktesias [bei Nikolaos von Damaskos fr. 8 f. M.] bildet die Astrologie ein entscheidendes Motiv der Erzählung vom Sturz des Sardanapal). — G. B.
H. Willrich, Zum Brief des Kaisers Claudius an die Alexandriner. 1. Die jüdischen Gesandtschaften. 2. Die Gesandtschaft der Alexandriner. L.

The Hibbert Journal 23:
4 W. B. Smith, The Newer Testament. — C. J. Cadoux, The Gospel-Story and the Higher Criticism of to-day. — J. P. Bruce, Education in China. — J. E. Carpenter, Astrology in the Book of Revelation. — J. Moffat, Recent Theological Literature. — *W. B. Selbie, The Psychology of Religion (H. H. Scullard). — *F. C. Burkitt, The Religion of the Manichees (H. J. D. Astley).

Jahrbuch der asiatischen Kunst Bd. 2, 1925:
188—96 F. Babinger, Die großherrliche Tughra, ein Beitrag zur Geschichte des osmanischen Urkundenwesens (Wortbedeutung unsicher; ältestes Vorkommen des Wortes bei al-Kāšġarī; Zusammenhang mit dem ostasiatischen Handabdruck als Ersatz der Unterschrift; osmanisch erst seit etwa 1400, aber schon vorher bei Seldschuken und ägyptischen Mamluken, Verhältnis zu der bei diesen üblichen Fertigungsformel, der *'alāma*; Ausgestaltung bei den Osmanen; Handzeichen — *pence* — der hohen Würdenträger; — 46 Abbildungen). G. B.

Japanisch-Deutsche Zeitschrift 3 1925:
7 G. Haloun, Die Rekonstruktion der Chinesischen Urgeschichte durch die Chinesen (I. Die chinesische Frühgeschichte ist in der Chan-kuoh-Periode wissenschaftlich konstruiert worden. II. Inhalt und Entwickelung der Überlieferung über die Urzeit bis etwa zum 4. Jahrh. v. Chr. III. Die hochwissenschaftliche Rekonstruktion der Urzeit im 4. und 3. Jahrh. v. Chr.; — Versuch einer Skizze des wirklichen Verlaufs der ersten chinesischen Kultur von der Urzeit bis zum 3. Jahrhundert n. Chr.).

Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society (New Series) I:
April 1925 **1** 1—12 Sten Konow, Name and designation of the ruler mentioned in the Āra inscription. — 13—64 V. B. Diskalkar, Some unpublished copper-plates of the rulers of Valabhī. — 65—75 G. V. Acharya, Notes on some unpublished Valabhī copper-plates belonging to the B. B. R. A. S. — 76—94 A. Master, Stress Accent in Modern Gujarātī. — 95—102 P. V. Kane, The Tantravārtika and the Dharmaśāstra literature. — 103—17 V. S. Sukthankhar, Studies in Bhāsa VI. On the Prakrit of the dramas. — 118—21 N. B. Divatia, The oblique form and the dative suffix -s in Marāṭhī. — 122—25 H. Heras, The Portuguese alliance with the Muhammadan kingdoms of the Deccan. — 126—43 V. S. Sukthankhar, The Bhāsa Riddle: A proposed solution. — 144—58 C. V. Vaidya, The Date of the Bhāgavata Purāṇa. — N. B. Divatia, The ancient indian symbol for the foreign sound z. — V. S. Sukthankhar, The Sāta vāhanas. — *H. D. Griswold, The Religion of the Rigveda (R. Zimmermann). — *The Journal of the United Provinces Historical Society; *A. A. Macdonell, A practical Sanscrit Dictionary; *Sir Flinders Petrie, Religious Life in ancient Egypt (V. S. S.).

The Journal of Hellenic Studies 44 1924:
2 W. W. Tarn, The Political Standing of Delos. — W. H. Buckler, The Angora Resolution of the Stage Guild. — W. M. Ramsay, Note on the Angora Resolution. — V. G. Childe, A Gold Vase of Early Helladic Type. — M. Cary, The Greeks and Ancient Trade with the Atlantic. — E. R. Price, Pottery of Naucratis. — Ch. Walston, The Establishment of the Classical Type in Greek Art. — A. M. Woodward, Archaeology in Greece, 1922-24. — F. Studniczka, Once more Sophocles and not Solon. — *P. M. Meyer, Griechische Papyrusurkunden der Hamburger Stadtbibliothek I. — *Ch. Dugas, La Céramique Grecque. — *A. Osborne, Lychnos et Lucerna. — *Catalogue Raisonnée d'une Collection de Lampes en terre cuite trouvées en Égypte (H. B. W.). — *S. Smith, Babylonian Historical Texts (W. W. T.). — *R. Pettazoni, I Misteri, Saggio di una Teoria storico-religiosa (A. D. N.). — *A. B. Keith, The Sanskrit Drama. — *C. Pascal, Le Credenze d'Oltretomba nelle Opere Letterarie dell' Antichità Classica; *A. Rostagni, Il Verbo di Pitagora; *Kantharos, Studies in Dionysiac and Kindred Cults (H. J. R.). — *A. Cuny, Études Prégrammaticales sur le domaine des langues i.-europ. et cham.-sémitiques (J. F.). — *M. Schede, The Acropolis of Athens (S. C.). — *H.

J. W. Tillgard, Byzantine Music and Hymnography (A. H. F.-S.). — *St. Xanthoudides, The Vaulted Tombs of Mesarà (E. J. F.). — *The Cambridge Ancient History II (S.C.). — *H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt (N.H.B.).

45 1925:

1 E. Evans, 'The Ring of Nestor', a Glimpse into the Minoan Afterworld and a sepulchral Treasure of Gold Signet-Rings and Bead-Seals from Thisbê, Boeotia. — A. D. Nock, Studies in the Graeco-Roman Beliefs of the Empire (1. Divine Power; 2. Dedications in the Form 'Ἐξ ἐπιταγῆς etc.; 3. Mithraic Initiation; 4. The Honoured of Hecate). — M. N. Tod, The Progress of Greek Epigraphy 1923—24. — *W. Scott, Hermetica. — *R. C. Thompson, The Assyrian Herbal. — *Ch. H. Oldfather, The Greek Literary Texts from Greco-Roman Egypt (F. U. P.). *H. Ormerod, Piracy in the Ancient World. *C. R. Williams, Catalogue of Egyptian Antiquities, Gold and Silver Jewelry and Related Objects (A. W.).

Journal des Savants 23:

3/4 *F. Thureau-Dangin, La Correspondance de Hammurapi avec Šamaš-Hâsir (E. Cuq). — Henri Cordier † (H. D.). — *H. de Genouillac, Fouilles françaises d'El-Akhymer. Premières recherches archéologiques à Kich. I (V. S.). — *R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium (A. Puech). — *Byzantion Rev. internationale des Études byzantines, publiée par P. Graindor et H. Grégoire I. (Ch. Diehl).

Kunstchronik 59 1925:

15 H. Schmitz, Chinesische Möbel im Berliner Kunsthandel (mit 7 Abb.).

16 280 Chettitische Bronzestatuette (Abbildung); Neuerwerbung des Metropolitan Museum of Art in New York.

Literarisches Zentralblatt 76:

12 *Mrs. Leslie Milne, The home of an eastern clan. A study of the Palaungs of the Shan States (R. Fick).

Literaturblatt für Germanische u. Romanische Philologie 46:

5/6 *F. Braun, Die Urbevölkerung Europas . . . (E. Hermann).

Museum 32 1925:

9 *E. Littmann, 1001 Nacht in der arabischen Literatur (Snouck Hurgronje). — *A. M. Benedictsen, Les dialectes d'Awroman et de Pāwā, ... publ. par A. Christensen (V. F. Büchner). — *W. Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (P. A. A. Boeser). — *H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (W. Caland). — *C. Robert, Die griechische Heldensage III 2. 1 (J. Vürtheim). — *F. von Woess, Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemaerzeit und die spätere Entwicklung (D. Cohen).

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1924:

2 U. Kahrstedt, Grundherrschaft, Freistadt und Staat in Thessalien.

The Nation and the Athenaeum 37:

3 66 Zionism and Arabia.

5 144 *St. Rice, The Challenge of Asia; *J. W. Gregory, The Menace of Colour; *M. Harris, Egypt under the Egyptians.

6 170 Westminster, Mr. Churchill's Gallipoli. — 178 *L. Stein, Zionism (A. J. Toynbee).

8 239 *Original Letters from India (1779—1815). By Mrs. E. Fay.... by E. M. Forster (J. Beresford).

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 2 1925:

4 H. W. Schomerus, Die Wurzeln der Theosophie im indischen Denken. — J. Keller, Die Gottesvorstellung eines Bantuvolkes. Nyambe und Loba bei den Duala in Kamerun.

5 Y. Y. Tsu, Jesus Christus im Denken Chinas. — E. Müller, Das Bewährungsringen der Batakschen Volkskirche. — G. Jasper, S. S. Singhs Reisen im Westhimalaya.

6 A. Pettinen, Einige Züge des Gottesbegriffes der Aandonga.

Neue Kirchliche Zeitschrift 36 1925:

5 P. Feine, Jesus und Paulus. — J. Bergdolt, Zeitschriften-Rundschau.

6 J. Bergdolt, Zeitschriften-Rundschau.

Philologische Wochenschrift 45 1925:

21 *E. Weiß, Griechisches Privatrecht auf rechtsvergleichender Grundlage I (V. Ehrenberg). — *C. Blümel, Zwei Strömungen in der attischen Kunst des 5. Jahrh. (F. Koepp).

22 *W. Scott, Hermetica I (F. Pfister). — *M. Rostowzew, Očerk istorii drevnjago mira (E. Bickermann).

23 *J. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax II (S. Reiter). — *F. Poulsen, Delphische Studien (G. Karo).

24/25 *K. Marót, Zur religionsgeschichtlichen Wertung Homers (K. Latte). — *U. Wilcken, Griechische Geschichte (W. Ensslin). — *J. Kromeyer-G. Veith, Schlachtenatlas zur antiken Kriegsgeschichte; *Antike Schlachtfelder IV (R. Grosse). — *A. Dieterich, Mutter Erde (K. Latte). — *St. Xanthudides, The Vaulted Tombs of Mesarà (G. Karo).

26 *H. Dragendorff-E. Krüger, Das Grabmal von Igel (C. Watzinger).

Revue Archéologique V. XXI:

Janvier-Mars 1925 C. Emereau, Notes sur les origines et la formation de Constantinople: Les grands centres historiques de la ville. — P. Montet, ☥ La croix ansée des anciens Égyptiens. — W. Deonna, Les sciences auxiliaires de l'archéologie (archéologie, art et métapsychique). — É. Naville, Les temples ptolémaiques et romains. — *J. Capart, L'art égyptienne; *G. Jéquier, Manuel d'archéologie égyptienne; *H. de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich; *C. R. Williams, Gold and silver jewelry and related objects; *W. B. Cook, Catalogue of the Egyptological Library and the books from the collection of the late Ch. E. Wilbour; *Ch. R. Morey, Sardis V. I; *J. G. Frazer, Le folklore dans l'AT.; *C.-J. Gadd, A Sumerian reading-book; *Prince Omar Toussoun, Les finances de l'Égypte depuis les Pharaons jusqu'à nos jours; *P. Monceaux, Le manichéen Faustus de Milev; *Ch. Diehl, Constantinople; *J. Edgerton, The Panchatantra reconstructed; *G. Groslier, Angkor; *L. Mercier, Ali Ben Abderrahman . . . La Parure des cavaliers et l'Insigne des preux; *G. Soulier, Les influences orientales dans la peinture toscane (S. R.).

Revue Biblique 1925:

1—33 L. H. Vincent, Les fouilles de Byblos (Bericht über den Ertrag der drei ersten Kampagnen von Montet 1921—1923; — I. auf der Akropole ägyptischer Tempel aus dem Beginn des alten Reichs, darin sitzende Statuen des dem Amon angeglichenen „Herrn von Byblos“ und der an Isis erinnernden „Herrin von Byblos“; nördlich ein phönizisch-syrischer Tempel, bemerkenswert durch zwei wahrscheinlich gemeinsam ein Bauopfer darstellende Schatzfunde, der eine in situ unter dem Pflaster, der andere gestört in einem Tonkrug, in Art, Gefäßform und Inhalt an das Bauopfer des Šušinak-Tempels in Susa erinnernd; die älteren Stücke wohl dem ägyptischen Tempel entstammend, die jüngeren bis ins frühe Mittlere Reich herabreichend, neben ägyptischem und ägäischem Import überwiegend einheimische Erzeugnisse unter Stileinflüssen verschiedenen, vor allem ägyptischen Ursprungs; — II. 1. auf demselben Plateau die königliche Nekropole, bestehend aus 5 tiefliegenden Felsgräbern, Nr. 1 und 2, dieses unverletzt und außerordentlich reich ausgestattet, der 12. Dynastiean gehörend, 3 älter, 4 — erst 1851 gründlich ausgeraubt — unbestimmbar, 5 — auch geplündert, aber mit unversehrtem Eingang — der Zeit Ramses' II. 1295—1225 zugehörend, enthaltend drei Sarkophage und darunter den durch bemerkenswerte einheimische Reliefs und die sicher gleichzeitige phönizische Inschrift ge-



schmückten des Achiram; 2. Interpretation der Inschrift, paläographische und sprachliche Momente, die die Datierung bestätigen; — mit 5 Tafeln und Plan). G. B.

Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 1925:
VIII—XIII U. Wilcken, Der angebliche Staatsstreich Octavians im Jahre 32 v. Chr.
XVII U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Heldensage II.

Theologische Literaturzeitung 50:
9 *E. Sellin, Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes I (J. Meinhold). — *R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel (W. Staerk). — *J. Ziegler, Der sittliche Wert des Judentums (G. Beer). — *W. Novack, Schabbat (Sabbat) (G. Beer). — *A. Schulte, Die Psalmen und Cantica (H. Duensing). — *P. Fiebig, Jesu Bergpredigt (M. Dibelius). — *E. de Faye, Origène I (H. v. Soden).
10 *O. G. von Wesendonck, Über georgisches Heidentum (C. Clemen). — *O. Procksch, Die Genesis (J. Meinhold). — *Preuschen-Bauer, Griechisch-Deutsches Wörterbuch z. NT. (A. Debrunner). — *O. Schmitz, Die Christus-Gemeinschaft des Paulus im Lichte seines Genetivgebrauches (E. Lohmeyer). — *G. Horner, Pistis Sophia (C. Schmidt). — *A. von Harnack, Marcion (H. Koch). — *A. v. Harnack, Die Reden Pauls von Samosata . . . (F. Loofs).
11 *H. D. Griswold, The Religion of the Rigveda (R. O. Franke). — *K. Ziegler-S. Oppenheim, Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. — *A. Dieterich, Mutter Erde; *J. S. Griffiths, The Exodus in the light of Archaeology (H. Greßmann). — *J. Lindblom, Die literarische Haltung der prophetischen Literatur (F. Horst). — *J. Theiss, F. Delitzsch und seine „Große Täuschung" (J. Meinhold). — *J. Hänel, Alttestamentliche Sittlichkeit (J. Meinhold). — *H. Seeger, Die Triebkräfte des religiösen Lebens in Israel und Babylon (H. Greßmann). — *H. J. Bell, Jews und Christian in Egypt (H. v. Soden).
12 *G. Hölscher, Hesekiel (H. Duensing). — *E. König, Theologie des AT.s (W. Staerk). — *A. Causse, Israël et la Vision de l'Humanité (O. Eißfeldt). — *E. Buonaiuti, Detti extracanonici di Gesù (H. Koch). — *B. Violet, Die Apokalypsen des Esra und des Baruch in deutscher Gestalt (N. Bonwetsch). — *L. Burchardt, Die Legende von Barlaam und Josaphat (G. Ficker).

Tijdschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde 63 1923:
1 1—80 P. Wirz, Dies und jenes über die Sentanier und die Geheimkulte im Norden von Neu-Guinea. — 81—175, 259—401 Alb. C. Kruyt, De Toradja's van de Sa'dan-, Masoepoe- en Mamasa-rivieren (Celebes). — 176—211 H. T. Damsté, Heilige weefsels op Lombok. — 212—26 L. C. Westenenk, Boekit Segoentan en Goenoeng Mahaméroe uit de Sedjarah Melajoe. — 227—30 *Platen-Album bij het Gedenkboek Oud-Batavia (W. Fruin-Mees).
2 402—19 F. H. van de Wetering, De naamgeving op het eiland Rote. — 420—57 K. Weule, Die deutsche Völkerkunde vor, während und nach der Kriegszeit. — 458—73 V. I. van de Wall, Een memorie van een Banda'schen Gouverneur in de 17. eeuw (Jacob Cops). — 474—512 W. Ph. Coolhaas, Kroniek van het rijk Batjan. — 513—48 E. H. B. Brascamp, Houtleverantiees onder de O. I. Comp. — 549—55 J. de Ligny, Legendar. herkomst der kamfer Baroes.
64 1924:
1 1—172 Alfred Maass, Sternkunde und Sterndeuterei im malaiischen Archipel. — 173—95 M. A. Bouman, Ethnogr. aant. omtr. de Gouvernementslanden in de boven-Kapoeas, westerafd. van Borneo. — 196—206 P. V. van Stein Callenfels, De Kṛṣṇāyana aan Pantaran (Tempel-Reliefs). — 207—226 W. Fruin-Mees, Een Bantamsch Gezantschap naar Engeland in 1682. — 227—91 F. D. K. Bosch, Het Lingga-heiligdom van Dinaja. W. P.

Ungarische Jahrbücher IV 1924:
3—4 261—334 J. Markwart, Ein arabischer Bericht über die arktischen (uralischen) Länder aus dem 10. Jahrh. (mit sehr reichhaltigem, an Einzelheiten reichen Kommentar). — 335—52 Gy. Printz, Die Siedlungsformen Ungarns. — 405—07 K. Schünemann, Zur Herkunft der Siebenbürger Székler (auf Grund der bisherigen Forschungen läßt sich nur vermuten, daß die Székler wahrscheinlich „ein türkisches Volk sind, das vor dem Jahre 1100 nach Ungarn gelangt sein muß").
V 1925:
1 1—24 V. Thomsen, Aus Ostturkestans Vergangenheit (eine aus den Jahren 1914/15 stammende, mit literarischen Hinweisen ergänzte, eingehende Übersicht über die Expeditionen und ihre Ergebnisse in literarischer, sprachlicher und historischer Hinsicht; von H. H. Schaeder aus Thomsens Saml. Afhandl. III 293—324 übersetzt). — R. Gragger, Die ungarische Universität. — 41—48 W. Bang, Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut. 1. Hegemonius-Fragen. Κελεφός = kelepen des Codex Cumanicus. Eine unbekannte Quelle dieses Kodex (behandelt mit sachlichen und sprachlichen Ausführungen ein Prosastück des Cod. Cuman. Kuun, S. 164 mit Beifügung eines schönen Facsimiles). — 49—55 H. Junker, Türkisch šīmnu 'Ahriman' (Herleitung des türkischen Wortes aus dem Nord-iranischen unter Berücksichtigung der Schrift- und Lautgeschichte). — L. v. Buday, Neuere Bestrebungen zur Förderung des Handwerks in Ungarn. — *V. Thomsens Gesammelte Abhandlungen (H. H. Schaeder). — Statistisches über die ungarische Sprache (höchst interessante und auf anderen Gebieten weiter zu übende, auf diesem auch zu wiederholende Statistiken über das Verhältnis von Vokal und Konsonant im ungarischen (und anderen Sprachen), sowie über das Verhältnis einheimischer und entlehnter Wörter in der Rede [Tolnai]). — *A. Solymossy, Mese a jávorfáról. — *L. Mackensen, Das Märchen vom singenden Knochen. — *J. Bolte, J. Pauli, Schimpf und Ernst. — *W. Anderson, Kaiser und Abt (E. Mór). — *Diculescu, Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien (L. Schmidt). E. Lewy.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik, hrsg. v. Wilhelm Geiger. Bd. 3, H. 2. Leipzig 1925.
163—78 H. Lommel, Awestische Einzelstudien (Forts. von Bd. I 16ff. II 204ff.: 1. aw. *nas-*, *naš-* [aw. *nāš*, mit *niš* gehört zur √*nas verschwinden*]. 2. aw. *fra-vas* [Bedeutung: *fliegen*]. 3. aw. *baoiδišča*, Akk. Pl. von *baoiδah-* oder *baoiδā* [hat *š* für *χš* gemäß der jüngeren Sprache; diese Schreibung ist auch sonst häufiger im jAw. anzunehmen]. 4. *gouru.zaoϑra-*, Yt. 10, 113 [das Vorderglied entspricht nicht ai. *guru*, sondern ai. *ghora schrecklich*]. 5. Yt. 9, 26. 6. Doppel-yod als arsakidische Schreibung für *y* consonans. 7. aw. *zoyono- Waffe* [St. *saēna* erweist sich als allein berechtigt durch metrische Analyse gegenüber der Annahme von gleichbedeutendem *zaya-*]). — 179—86 H. Sköld, Woher stammen die ossetischen Lehnwörter im Ungarischen? (Nach Meinung des Verf. aus dem älteren Ostossetischen). — 187—200 W. Neisser, Altindisch *stáuti/stave*. (Präsentia des ai. Typus *stauti* [mit kurzem *u* in der Tiefstufe] haben unursprüngliches *au* für vorindisches *o*, wahrscheinlich vom Perfektum her). — 201—11 H. Zimmer, Zum Mahāvastu-Avadāna. (Das Mahāvastu-Avadāna ist nicht ein Pseudo-vinayawerk, sondern gehört entsprechend seiner Natur als avadāna [=*nidāna Bindung, Grundursache*] rite zum Vinaya). — 212—34 K. F. Johansson, Die Skr.-Wz. *phaṇ* und *phāṇṭa-* (ai. *phaṇ* heißt nicht *sich bewegen*, sondern *schäumen*, *gerinnen*, *aufschwellen* und steht in Beziehung zu *phal*; *phāṇṭa-* ist nicht Partiz. Pf. Pass. dazu, sondern ein Nomen *Verdickung*, *Anschwellung*). — 235—79 M. Lindenau, Die Skambhahymnen des Atharvaveda (Übersetzung und Interpretation von AV. X, 7 und 8.) —

280—318 O. Stein, Σῦριγξ und *suruṅgā* (vom Standpunkt der Indologie wie von dem der griechischen Philologie und Altertumswissenschaft gleich wichtige Untersuchung über das Vorkommen des Wortes. Gr. σῦριγξ, in der älteren Literatur *Flöte*, vom 2. Jh. v. Chr. an auch *unterirdischer Graben*, wurde ins Indische entlehnt: ai. *suruṅgā*; Belege nicht vor dem 3. bzw. 5. Jh.; kommt auch im Kauṭilīya Arthaśāstra vor und bildet deshalb ein weiteres Verdachtsmoment gegen das angeblich so hohe Alter [4. Jh. v. Chr.] dieses Werkes). W. L.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Adler, P.: Sachwörterbuch zur japanischen Literatur.
*Adler-Revon: Japanische Literatur. Geschichte u. Auswahl von den Anfäng. bis zur neuest. Zeit.
*Assyria and Babylonia. A List of References in the New York Publ. Library. Compiled by Ida A. Pratt under the direction of Richard Gottheil.
*Baalbek. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen i. d. J. 1898—1905. Hrsg. von Th. Wiegand. 3. Bd.
Baudot, Dom: Dictionnaire d'Hagiographie mis à jour à l'aide des travaux les plus récents.
Beck, W.: Das Individuum bei den Australiern. Ein Beitrag z. Problem der Differenzierung primitiver Gesellschaftsgruppen, im Zusammenhang mit dem psychologischen Problem der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung.
*Beckh, H.: Der Hingang des Vollendeten. Die Erzählung von Buddhas Erdenabschied und Nirvana. (Mahâparinibbânasutta des Palikanons). Übersetzt und eingeleitet.
*Bertholet, A.: Die gegenwärtige Gestalt des Islams.
*Boeck, K.: Indische Wunderwelt. Reisen und Erlebnisse in Britisch-Indien und auf Ceylon.
*Boerschmann, E.: Chinesische Architektur. Zwei Bände.
Cerulli, E.: Note su alcune popolazioni Sidama dell'Abissinia meridionale. I. I Sidama orientali.
*Collard, P.: Cambodge et Cambodgiens. Métamorphose du Royaume Khmêr par une Méthode Française de Protektorat.
*Diehl, E.: Inscriptiones Latinae Christianae Veteres II, 1.
*Ehrentreu, E.: Untersuchungen über die Massora, ihre geschichtliche Entwicklung und ihren Geist.
Eitrem, S.: Papyri Osloenses. Fasc. 1. Magical Papyri.
Erman, Ad. und H. O. Lange: Papyrus Lansing. Eine ägyptische Schulhandschrift der 20. Dynastie. Hrsg. und erklärt.
Esper, E. A.: A Technique for the Experimental Investigation of Associative Interference in Artificial Linguistic Material.
Études Asiatiques. Publ. à l'occasions du vingt-cinquième anniversaire de l'école française d'extrême-Orient par ses membres et ses collaborateurs. Tome I u. II.
*Feldmann, F.: Das Buch Isais. Übersetzt und erklärt. Erster Halbband, I. Teil. (Kap. 1—39.)
*Felten, J.: Neutestamentliche Zeitgeschichte, oder Judentum und Heidentum zur Zeit Christi und der Apostel. 2. u. 3. Aufl., zwei Bände.
*Forke, A.: Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift.
*Friedrich, J.: Aus dem hethitischen Schrifttum. Übersetzungen von Keilschrifttexten aus dem Archiv von Boghazköi. 2. Heft: Religiöse Texte.
Grohmann, A.: Allgemeine Einführung in die arabischen Papyri nebst Grundzügen der arabischen Diplomatik.
*Hölscher, G.: Die Ursprünge der jüdischen Eschatologie.
*Jeremias, A.: Babylonische Dichtungen, Epen u. Legenden.
Jirku, A: Das Alte Testament im Rahmen der altorientalischen Kulturen.
*Junker, H.: Ermenne. Bericht über die Grabungen der Akademie der Wissenschaften in Wien auf den Friedhöfen von Ermenne (Nubien) im Winter 1911/12. Mit einem Abschnitt von Hans Demel.
Jüthner, J.: Servius zu Vergils vierter Ekloge.
Karpelès, A.: Les Larmes du Cobra. Légendes de Lanka. Recueillies par Enid Karunaratné. Traduites et illustrées.
*Kittel, R.: Gestalten und Gedanken in Israel, Geschichte eines Volkes in Charakterbildern.
*Krom, N. J.: L'Art Javanais dans les Musées de Hollande et de Java. Ars Asiatica VIII.
*Litten, W.: Persische Flitterwochen.
*Mercer, S.: The Recovery of Forgotten Empires.
*Moreland, W. H., u. P. Geyl: Jahangir's India. The Remonstrantie of Francisco Pelsaert. Transl. from the Dutch.
*Mowinkel, S.: Psalmenstudien. VI. Die Psalmdichter.
Niedermayer, O. von: Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afganistan.
*Noguchi, Y.: Hiroshige. Traduit de l'anglais par Mlle M.-E. Maitre, agrégée de l'Université.
*—: Kōrin. Traduit de l'anglais par Mlle M.-E. Maitre, agrégée de l'Université.
*Oštir, K.: Vorindogermanische (=alarodische) Zahlwörter auf dem Balkan.
*Overbeck, H.: Malaiische Erzählungen. Romantische Prosa — Lustige Geschichten — Geschichten vom Zwerghirsch. Aus dem Malaischen übertragen.
*Philby, H.: Das geheimnisvolle Arabien. Entdeckungen und Abenteuer.
Piquet, V.: Le Peuple Marocain. Le Bloc Berbère. Ouvrage honoré d'une subvention de la Résidence Générale de la République Française au Maroc.
*Puxley, W. L.: Wanderungen im Queenslandbusch. Übertragen von Hildegard Kühn.
*Read, F. W.: Egyptian Religion and Ethics.
Revue des Études Slaves. Tome cinquième, Fasc. 1 u. 2.
*Rohde, H.: Der Kampf um Asien. I. Bd.: Der Kampf um Orient und Islam. II. Bd.: Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean.
*Rosen, F.: Persien in Wort und Bild.
*Sarre, F.: Die Keramik von Samarra. Unter Mitwirkung von Ernst Herzfeld. Mit Beiträgen vom Materialprüfungsamt der Technischen Hochschule Berlin und von Dr. Hans Arnold.
Schlatter, A.: Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian. 3. neu bearb. Ausgabe.
*Schmidt, Valdemar: Af et langt Livs Historie. 1836—1925. Gennemset af Carl Dumreicher.
*Sellin, E.: Einleitung in das Alte Testament. 4. neu bearb. Aufl.
*Steindorff, Ulrich: Märchen und Geschichten der alten Ägypter. In deutscher Sprache herausgegeben.
Sulzbach, A.: Targum Scheni zum Buch Esther. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen.
*Volz, P.: Die biblischen Altertümer. 2. Aufl. mit Nachträgen.
Wilhelm, R.: Die Seele Chinas.
Wininger, S.: Große jüdische National-Biographie mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk und dessen Freunde. I. Bd.: Abarbanel-Czernowitzer, Lief. 1—4.

Mit je einer Beilage der Verlagsfirmen H. Haessel, Leipzig, und Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).



XXIX 4 **OLZ** April 1926

Zu der ersten Lieferung des Wörterbuches der ägyptischen Sprache[1].

Von W. Spiegelberg.

Das Erscheinen der ersten Lieferung des Wörterbuches der ägyptischen Sprache ist ein Ereignis, an dem diese Zeitschrift nicht wortlos vorübergehen darf. Denn wenn dieses epochemachende Werk auch in erster Linie die Ägyptologie angeht, der es ein festes Fundament gibt, so ist doch sein Erscheinen keine innerägyptologische Angelegenheit, sondern für die weitesten Kreise der Sprachforscher von Bedeutung, insbesondere aber für diejenigen, welche sich mit den semitischen und afrikanischen Sprachen beschäftigen. Überliefert ihnen doch die beiden verwandte ägyptische Sprache vielfach die ältesten Formen urverwandter Wörter, ja darüber hinaus hat ein solch umfassendes Wörterbuch größte kulturhistorische Bedeutung. So bin ich der Aufforderung des Herausgebers gern nachgekommen, hier ohne auf Einzelfragen einzugehen mit einigen Worten auf das Lebenswerk unseres Altmeisters Adolf Erman hinzuweisen, der es durch alle Klippen und Hindernisse einer langen, mühseligen, oft stürmischen Fahrt nach 28 Jahren glücklich in den Hafen gesteuert hat.

Ich erinnere mich noch des Kopfschüttelns mancher Ägyptologen, zu denen auch ich gehörte, als im Jahre 1897 auf dem Pariser Orientalistenkongreß zum ersten Male der gigantische Plan eines neuen ägyptischen Wörterbuches von Adolf Erman bekanntgegeben wurde[2]. Nicht daß irgend einer daran gezweifelt hätte, daß der anerkannte Meister der ägyptischen Sprache, der Vater der ägyptischen Grammatik, der einzige Ägyptologe sei, der diese Riesenarbeit leisten könne, aber die Schwierigkeiten schienen so groß, daß mancher sich fragte, ob auch diese beste Kraft sie überwinden könne. Man dachte an andere lexikographische Arbeiten, insbesondere den Thesaurus linguae latinae, dem das neue Unternehmen seine Zettelsammlungsmethode entlehnt hat, und prophezeite gerade durch solchen Hinweis ein Scheitern des Unternehmens. Denn der Thesaurus verfügte über einen Stab von Mitarbeitern, die jederzeit in beliebiger Zahl aus dem großen Kreise der klassischen Philologen ergänzt werden konnten; vor allem aber das Material, aus dem er seinen Wortschatz sammelte, lag so gut wie vollständig und im Wesentlichen in zuverlässigen Textausgaben vor. Dagegen war die Zahl der Ägyptologen klein, die für die Mitarbeit geeignet waren und Zeit dazu hatten oder zu haben glaubten. Das größte Hindernis war aber die Beschaffenheit der damals vorhandenen ägyptischen Textveröffentlichungen, unter denen wenige für eine solche Arbeit brauchbar waren. Alle irgendwie wichtigen Texte mußten, wenn möglich, an den Originalen nachverglichen und die zahlreichen wertvollen Texte, die noch in den freiliegenden Tempeln und Gräbern Ägyptens oder in den Museen ungenutzt lagerten, erst neu aufgenommen werden. Das erforderte viele Reisen der beteiligten Gelehrten und auch — das wird der Kenner der Verhältnisse verstehen — viel diplomatisches Geschick. Dann aber mußte der so gewonnene korrekte Text so sicher übersetzt werden, wie das unter den besonderen Verhältnissen möglich war. Denn die junge Wissenschaft der Ägyptologie schritt in dem Zeichen des dies diem docet täglich fort. Neues wurde gefunden, Altes wurde verworfen, und dabei förderte gerade das neue Unternehmen dauernd das Verständnis der Texte. Das verlangte aber die ständige Kontrolle des einen Leiters, dem daraus eine schier übermenschliche Arbeit erwachsen mußte. So war der Zweifel und der Kleinmut der Skeptiker wohl zu verstehen. Aber er hatte nicht mit der ungewöhnlichen Tatkraft des Meisters gerechnet, vor allem nicht damit, daß dieser zwei nur ganz selten in einer Person vereinigte Eigenschaften besaß, einmal die für ein solches Werk notwendige wissenschaftliche Begabung, wohl die vielseitigste, die sich denken läßt, mit der gleichen Beherrschung der Sprache wie der Realien, und eine ebenso große organisatorische, welche die Fahrt nicht ins Uferlose wagte. Auch das Schicksal eines solchen Unternehmens hängt, wie das eines Segelschiffes, von dem Kapitän ab, der die Fahrt nach Wind und Wetter richten muß. Mit voller Fracht wollte das Schiff anfangs in weite Fernen steuern, jeder

1) Erman, Prof. Dr. Adolf, und Prof. Dr. Hermann Grapow: Wörterbuch der ägyptischen Sprache. Im Auftrage der Deutschen Akademien herausgegeben. Erste Lief. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (IV, 240, 16* S.) 4°. Rm. 17.50.

2) Er ist zum ersten Mal in der ägypt. Zeitschrift XXXV (1897) S. 111 veröffentlicht worden. Über den Fortgang des Unternehmens haben alljährlich die Sitzungsberichte der Berliner Akademie berichtet.

wichtige und irgendwie erreichbare Text sollte „verzettelt" werden, zu jeder Bedeutung alle Stellen im Wortlaut mitgeteilt oder zitiert werden. Da kam unversehens das Unwetter des Weltkrieges und dann fast noch schlimmer die Windstille der Inflation. Da hat Erman gezeigt, daß auch bei einem Wörterbuch wie in der Politik die „Kunst des Möglichen" in gefährlichen Lagen geübt werden muß, und daß auch hier das Sprichwort gilt „qui trop embrasse mal étreint". Er stellte den Kurs auf kürzere Fahrt und warf Ladung aus, glücklicherweise nicht ins Meer, sondern auf ein anderes Schiff, das sie in der mustergiltig geordneten Zettelsammlung des Berliner Wörterbuches in Verwahrung nahm, wo sie heute der Wissenschaft unter Grapows Leitung zur Verfügung steht. So konnte das Schiff glücklich und rechtzeitig das Land erreichen.

Wir können heute nur mit Bewunderung und Dankbarkeit vor dem geglückten Unternehmen stehen. Gewiß hätte mancher manches anders gewünscht, und eine große Lücke weist das Wörterbuch auf, das Fehlen des demotischen Wortschatzes, der doch viele Wörter enthält, die in dem hieroglyphisch-hieratischen Wörterbuch fehlen. Aber der Herausgeber hat zweifellos recht getan, die demotische Literatur auszuschließen und nur gelegentlich demotische Wörter mit heranzuziehen. Ein anderes Verfahren hätte das ganze Unternehmen um Jahre verzögert und damit vielleicht zum Scheitern gebracht. Denn das wichtigste war, daß der Mann bis zum Schluß am Steuer blieb, der die Fahrt gewagt hatte, der das richtige Augenmaß besaß, der sich auch in der „Beschränkung" als Meister erwiesen und eben dadurch der Ägyptologie schon nach 100jährigem Bestehen ein Werk geschenkt hat, auf das eine viel ältere Disziplin wie das Arabische noch heute vergebens wartet.

So darf die Wissenschaft sich zu dem Beginn des Abschlusses dieses bewundernswürdigen Werkes aufrichtig Glück wünschen und mit herzlicher Dankbarkeit seines Schöpfers denken, aber auch seiner vortrefflichen Mitarbeiter, vor allem Hermann Grapows, der seit mehr als 20 Jahren des Meisters verständnisvoller Mitarbeiter ist, der das endgültige Manuskript des Wörterbuches entworfen und mit Erman und Sethe gemeinsam „auch in den Einzelheiten durchberaten" hat. Daneben gilt aber der Dank der Wissenschaft auch den zahlreichen andern Mitarbeitern, unter ihnen u. a. den Herren Anthes und Burchardt, welche an der entsagungsvollen Arbeit der Sichtung der $1\frac{1}{2}$ Millionen Zettel gemeinsam mit dem Leiter gearbeitet haben, und ferner den mehr als 30 Gelehrten Europas und Amerikas, unter denen die „Vorbemerkung" die Herren Breasted, Gardiner, Lange und Sethe nennt, also neben deutschen auch amerikanische und englische Gelehrte. So ist diese Arbeit auch darin vorbildlich, daß sie sich frei von Völkerhaß gehalten hat bis zum Abschluß. Zuletzt hat Herr John D. Rockefeller jun. es durch eine reiche Spende ermöglicht, daß das Werk, das im Anfang der deutsche Kaiser durch namhafte Mittel unterstützt hat und dann die deutschen Akademien und das preußische Kultusministerium auf das Tatkräftigste gefördert haben, zu mäßigem Preise erscheinen kann, und ein dänischer Fachgenosse, Herr Erichsen, hat seine ungewöhnlich klare und saubere Schrift für den Manuldruck zur Verfügung gestellt, und der um die Ägyptologie seit langer Zeit hochverdiente J. C. Hinrichs'sche Verlag hat alles getan, um das Buch auch äußerlich würdig in die Welt ziehen zu lassen. So geht denn ein Meisterwerk seinem Abschluß entgegen, das noch vielen Generationen von Forschern die größten Dienste leisten wird, und das, wenn es eines Tages durch ein anderes ersetzt werden sollte, das durch das neue täglich der Erde entsteigende Material und verfeinerte Methoden einmal notwendig werden könnte (keiner der heutigen Ägyptologen wird das erleben) immer seine historische Bedeutung behalten wird, als ein „Denkmal der Ewigkeit", wie der alte Ägypter sagen würde, als ein unvergängliches Zeugnis selbstloser Hingabe und methodischer scharfsinniger deutscher Gelehrtenarbeit, das größte Denkmal unter den vielen, die sich Adolf Erman in der engeren und weiteren Wissenschaft errichtet hat.

Die Bedeutung Syriens und Kleinasiens für die Ausbildung der christlichen Ikonographie[1].

Von Georg Stuhlfauth.

Es ist eine nicht mehr bestrittene und nicht zu bestreitende bekannte Tatsache, daß in der Entwicklung der mittelalterlichen Ikonographie der Orient eine hervorragende Bedeutung hat. Aber „der Orient ist weit, und er hat nie, weder geistig noch künstlerisch, jene Einheit gehabt, welche eine oberflächliche Betrachtung in ihm zu entdecken glaubt". Daher auch der Mißbrauch, den das Wort „byzantinisch" erfährt, wenn es die Kunst des Orients bezeichnen soll. „In der Architektur des 6. Jahrhunderts zeigt sich für die oberflächlichste Beobachtung eine vollkommene Verschiedenheit zwischen

1) Jerphanion S. J., G. de: Le rôle de la Syrie et de l'Asie Mineure dans la formation de l'iconographie chrétienne. 55 S. (= S. 329—383); 3 Taf., 7 Textabb. = Mélanges de l'Université Saint-Joseph, Beyrouth (Syrie), T. VIII, 1922, fasc. 5.



den byzantinischen Denkmälern und denjenigen Ägyptens, Syriens, Kleinasiens, Mesopotamiens, Armeniens. Ja, in mehreren dieser Länder zeigen uns die erhaltenen Ruinen eine Menge von Lokalschulen. Sollte es in der Ikonographie nicht ebenso sein?" (4).

Mit diesen fest zupackenden Sätzen unternimmt Jerphanion, um Aufklärung zu schaffen, in Anlehnung an das ausgezeichnete Werk Gabriel Millet „Recherches sur l'iconographie de l'Évangile aux XIVe, XVe et XVIe siècles, d'après les monuments de Mistra, de la Macédoine et du Mont-Athos (=Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, fascicule 109), Paris, Fortemoing, 1916", und unter Verwertung besonderer eigener Forschungen in Kappadokien die sehr notwendige Aufgabe, für die (christliche) Ikonographie in den Jahrhunderten ihrer reichsten Entfaltung und Ausbildung, d. i. der Zeit vom 5. Jahrhundert bis zur Renaissance, „die Natur jener Einflüsse und die Strömungen zu präzisieren, denen sie entstammen" („préciser la nature de ces influences et les courants dont elles dérivent", 4). Die Wichtigkeit der Sache, nicht minder aber der Wert der von J. gebotenen, ebenso großzügigen als lehrreichen Abhandlung lassen es angezeigt erscheinen, daß wir über den Gang der Darlegungen und die Ergebnisse ausführlicher berichten.

Verfasser gibt zunächst eine Übersicht über die vorhandenen Kunstdenkmäler — Malereien, Mosaiken und bewegliche Gegenstände — des 5.—6. Jhs. aus den einzelnen ostchristlichen Ländern: Syrien, Kleinasien, Ägypten, Palästina, Mesopotamien, Kappadokien, nicht der Zyklen vergessend, die uns nur in Beschreibungen (Choricius von Gaza usw.) überliefert sind. „Ces constatations suffisent à montrer l'importance qu'eurent, au sixième siècle, dans le mouvement artistique, la Syrie et les régions avoisinantes: Palestine, Asie Mineure, Mésopotamie" (7). Keiner hat die Bedeutung dieser Länder lauter verkündet als Joseph Strzygowski. „Le caractère excessif de ses affirmations, n'a pas été sans soulever des protestations. Et M. Diehl, plus d'une fois au cours de son Manuel, a revendiqué les droits de Byzance. Dernièrement la question a été reprise par M. Millet . . ." (7). Und J. ist überzeugt, daß, ungeachtet einiger Vorbehalte in Einzelheiten, Millet's Lösungen, „dans leur ensemble, s'imposeront comme définitives" (8).

Über die von ihm angewandte Methode — „c'est, appliquée dans toute sa rigueur, la méthode comparative qu'a inaugurée Kondakov" (9) — hat M[illet] sich nicht des näheren ausgesprochen. J. holt dieses Versäumnis in einem interessanten, mit erläuternden Beispielen belegten Exkurs nach, um nunmehr, zur Sache selbst kommend, darzulegen, „comment, à la suite de ses analyses, on peut se représenter le développement de l'iconographie chrétienne" (15).

Am Anfang der ikonographischen Vorwürfe findet man zwei Traditionen: die antike, „hellenistische", und die orientalische, jene vornehm, in den Gesten gemessen, in der Komposition zurückhaltend und wohl ausgeglichen, idealistisch; diese durch und durch realistisch. Zu ersterer rechnet M. im 4. und 5. Jahrh. die Sarkophage und einige Elfenbeine, im 6. Jahrh. die Mosaiken von S. Apollinare nuovo in Ravenna, „qui montrent une iconographie plus développée mais conçue dans le même esprit tout antique". Zu letzterer gehören die syrischen Manuskripte in Florenz (Rabbulas), Paris, Etschmiadzin, die Ampullen von Monza, die Weihrauchfässer, der Codex Rossanensis und das Evangelienfragment von Sinope. Einige Vergleichungen — Brotvermehrung in Ravenna (Mosaik) und im Evangelienfragment von Sinope; Christus in Gethsemane in Ravenna (Mosaik) und im Codex Rossanensis — machen den Unterschied deutlich. Ein anderes Charakteristikum der orientalischen Tradition — M. hat es weniger betont, aber es ist wichtig — „ist der Geschmack an den Apokryphen" (18): verständlich, wie J. meint, daraus, daß die apokryphe Literatur im Orient geboren ist, und daß die orientalische Volksseele nach der apokryphen Ausmalung des Lebens Jesu in besonderer Weise verlangt. Die monzeser Ampullen oder die Weihrauchfässer, noch mehr zwei Hauptwerke orientalischer (syrischer) Kunst, die Elfenbeintafeln der Kathedra des Maximian zu Ravenna und die Säulen des Ziboriums in S. Marco zu Venedig, enthalten die Fülle apokrypher Szenen (Protevangelium Jacobi, Pilatusakten).

Ein ikonographisches Thema kann als Einzelbild behandelt sein. Häufiger ist es mit anderen Themen zu einer Folge vereinigt: il est engagé dans un cycle (20). M. hat das erste der vier Bücher seines Werkes dem Studium dieser allgemeinen Zyklen gewidmet, und er sieht dabei einen ständigen Gegensatz zwischen Byzanz und Orient sich offenbaren. „Mehr ins einzelne gehend und abgestufter ist das Studium der sogenannten Sonderzyklen": Christi Geburt, Christi Taufe, Christi Passion, Christi Begräbnis. „Hier ist M. zu ganz neuen Schlußfolgerungen gekommen. Seine Analysen haben ihn überzeugt, daß alle diese Zyklen von einer antiken Illustration des Evangeliums herkommen, bei der das Bild, zur Seite des Textes, eine vollständige und umständliche Erzählung bildete." Nichts davon ist erhalten. Aber M. glaubt, von den späteren Werken ausgehend,

sie, wenigstens zum Teil, wiederherstellen zu können. „Er vermutet, daß diese Illustration ursprünglich im hellenistischen Geschmack konzipiert und im Rotulus, wie für die Josuarolle des Vatikans, ausgeführt wurde... Proben dieser Schöpfung sind uns hauptsächlich durch den Miniaturisten des Gregor von Nazianz in Paris (Paris. Gr. 510) überliefert... Später wurde die Fassung verändert und vereinfacht...“ (20) „Diese Umarbeitungen vollzogen sich in verschiedenen Ländern unter dem Einfluß der entgegengesetzten Traditionen“. An dem Beispiel der Geschichte des barmherzigen Samariters nach zwei reich illustrierten Tetraevangelien des 11. Jhs., dem Codex Laurent. VI 23 einerseits, dem Codex Paris. Gr. 74 andererseits, zeigt sich, wie jenes, den Mosaiken der Apostelkirche in Konstantinopel sich nähernd, der hellenistischen Tradition (M. nennt sie die Redaktion von Alexandrien) folgt, während das zweite, von der orientalischen Tradition beeinflußt, sich den Mosaiken von Gaza anschließt und uns „die antiochenische Redaktion“ erkennen hilft (21—26).

„Passée la première période, il y a, pour l'art chrétien d'Orient, une époque obscure.“ „Indes selbst jetzt, scheint es, läßt Konstantinopel seinen Geschmack für die zurückhaltende und strenge Schönheit nicht fahren. Besser als der Orient bleibt es in der Linie der hellenistischen Tradition“ (26). Zeugnis dafür sind die reichen Manuskripte des 9. und 10. Jhs., die großen Mosaikwerke aus dem 11. Jh. „Noch mehr: getreu der Lehre seiner Theologen gefällt sich die Kunst Konstantinopels darin, unter dem Bilde einen tiefen Sinn zu suchen. Daher der dogmatische Charakter, welchen damals die Ausschmückung der byzantinischen Kirchen annimmt“ (26).

Der Orient dagegen wahrt den Geschmack an den lang ausgedehnten erzählenden Zyklen mit lebendig wiedergegebenen Episoden. „Aber Syrien, Palästina, Mesopotamien sind unter der muselmanischen Herrschaft für die christliche Kunst schon fast verloren. Kappadokien ist es, welches im 10. Jh. als Erbe der alten orientalischen Traditionen erscheint“ (26 f.). Zwar hat es seine Eigenart und gewisse eigene Motive, die es darstellt und hernach weitergibt. „Nichtsdestoweniger schließt es sich im ganzen durch seine Ikonographie eng an Syrien und Palästina an“ (27). Aus der Fülle der zur Verfügung stehenden Beispiele führt J. nur eines vor: die noch nicht veröffentlichten Deckenmalereien der Kirche Tokal Kilisse in Göreme aus dem 10. Jh. (Tf. I—II, S. 27—40; vgl. übrigens den Abschnitt „Die Doghaliklisse zu Gereme bei Urgüb“ in Hans Rott, Kleinasiatische Denkmäler aus Pisidien, Pamphylien, Kappadokien und Lykien, Leipzig 1908, S. 224 ff.), die mit der „Verkündigung“ beginnen und mit „Pfingsten“ schließen. Die Betrachtung dieses Zyklus ergibt eine wichtige Tatsache: die Einflüsse durchdringen sich. So wie Konstantinopel auch in den Zeiten seiner stärksten Selbständigkeit die Tradition des Orients über sich hat ergehen lassen, hat auch Kappadokien sich der Ausstrahlung der byzantinischen Einflüsse nicht entziehen können. In der ersten Hälfte des 10. Jhs. ist es fast noch ganz unberührt. Aber später, in der zweiten Hälfte des 10. Jhs., offenbaren sich diese Einflüsse wie in der Architektur (Gruppe der Säulenkirchen), so im Dekorationsstil und in der Ikonographie. „Der Unterschied springt in die Augen zwischen den beiden Teilen von Tokal Kilisse... Gleichwohl bleibt diese Dekoration durch sehr viele Züge kappadokisch“ (38 f.).

Wie hat die alte (kappadokisch-)orientalische Ikonographie nach außen gewirkt, im Okzident zuerst, sodann in Byzanz und bei den Slaven? Dieser Frage gelten die Schlußausführungen des Verfassers.

Schon lange weiß man, daß der Okzident im hohen Mittelalter beim Orient Anleihen gemacht hat. Es ist M.s Verdienst, die Behauptungen seiner Vorgänger präzisiert zu haben. Er weist nach, daß „die vom Okzident behandelten Themen sich an die Redaktion Antiochiens und an die kappadokische Ikonographie anlehnen, viel mehr als an die Redaktion Konstantinopels“ (40).

„Pour Rome, la chose est facile“ (40): Rom ist vom 6.—9. Jh. überschwemmt von Orientalen kirchlichen Charakters (Klöster von Ciliciern, Palästinensern, Armeniern, nicht von Byzantinern; auf 28 Päpste kommen 606—752 dreizehn griechischer Sprache: zumeist Syrer, einige aus Sizilien oder Unteritalien, sehr wenige „vielleicht“ aus Konstantinopel). Es ist natürlich, daß mit ihnen die ikonographischen Typen der orientalischen Tradition kamen: vgl. die römischen, ohne Frage von Orientalen ausgeführten Dekorationen dieser Epoche (S. Saba, S. Maria Antiqua, S. Maria in Cosmedin, Oratorium Johannes VII., Kapelle des hl. Zeno) und die später nachgeahmten, desgl. ikonographische Einzelheiten und Einzelthemen, von letzteren besonders den Descensus ad inferos.

Durch Vermittlung Roms, aber auch direkt (Pilger, Kaufleute, orientalische Mönche) gelangten die orientalischen Typen zu den karolingischen und ottonischen Miniaturisten. „Dès lors on ne sera pas surpris de voir la *Descente de croix* apparaître, presque en même temps, et sous sa forme la plus simple, en Cappadoce

et dans l'Évangéliaire d'Angers; de retrouver dans le *Codex Egberti* une *Résurrection de la fille de Jaïre* que la description de Choricius et le *Paris.* 74 permettent de restituer à Saint-Serge de Gaza" usf. Entlehnungen lassen sich auch für die byzantinische Tradition feststellen; „mais ils restent toujours moins nombreux" (44).

Mit der Zeit werden die Beziehungen zwischen Orient und Okzident immer enger: Mosaiken Siziliens und in S. Marco zu Venedig, Torcello, Murano usw. Vor allem aber fesselt unsere Aufmerksamkeit die große Bedeutung, welche die alten orientalischen, syrischen oder kappadokischen, Motive in gewissen Werken Italiens einnehmen, in denen eine unabhängige Kunst emporstrebt. „Deux décorations postérieures à l'an mille présentent des cycles qui, à certains égards, peuvent être dits vraiment romains: celle de Sant' Urbano alla Caffarella et celle de Santa Maria in Pallara. Néanmoins on y rélève quantité de traits qui trahissent l'influence orientale . . ." (45—47).

„Das 13. Jahrhundert bezeichnet eine neue Periode in der Geschichte der Beziehungen zwischen Orient und Okzident." Gründung des lateinischen Kaiserreiches in Konstantinopel. Hinüberfluten der byzantinischen Maler nach Italien. „C'est alors que l'on voit naître dans la péninsule cette ‚maniera bisantina' qui devait préparer l'éclosion du Trecento . . . Duccio, Giotto, Cavallini ont appliqué un génie original et neuf aux vieux thèmes que leur livrait la ‚maniera bisantina'" (47).

„Um die gleiche Zeit erneuerten auch Byzanz und die Slaven ihre Kunst. Byzanz bleibt unabhängig von Italien. In Mazedonien kann man die Spuren eines sienesischen Einflusses feststellen. Jedoch viel mehr im Stil als in der Ikonographie. Pour cette dernière, les innovations du quatorzième et du quinzième siècle oriental, grec aussi bien que slave, apparaissent à M. Millet comme un retour aux antiques traditions dont les peintres retrouvaient les témoins en de modestes localités, comme celles de Cappadoce, ou dans les manuscrits", die ihrerseits zurückweisen auf ältere Quellen bis zum Zyklus von Gaza oder demjenigen der Apostelkirche in Konstantinopel (48). „Byzantinische Renaissance."

Außerhalb Konstantinopels heben sich zwei Schulen im 14. und 15. Jh. von einander ab: die mazedonische, die sich in Altserbien und Mazedonien entfaltet, von wo aus sie die Russen erreicht, und, „mais faiblement", bis zum Athos und nach Mistra sich bemerkbar macht; die andere, mehr an Konstantinopel sich anlehnend, die im 16. Jh. ihre schönsten Werke kretischen Ikonenmalern verdankt und darum den Namen der kretischen Schule führt. „Mais ses origines, encore obscures, doivent être cherchées beaucoup plus haut et loin de la Crète": vielleicht in den griechischen Ateliers Venedigs. Ihr gehören an die Malereien der Peribleptos in Mistra vom Ausgang des 14. oder Anfang des 15. Jhs. In Konstantinopel hat sie sicherlich geblüht unter Manuel Paläologus und sich hier durchtränkt mit dem byzantinischen Geiste, welchen sie dann in die Klöster Thessaliens, auf den Athos und von da nach Rußland getragen hat. „Partout elle supplante l'école Macédonienne" (50). Folgt die mazedonische Schule der orientalischen Tradition mit leichtem Zufluß italienischer Anregungen, so ist für die konstantinopolitanisch-kretische Schule charakteristisch, daß sie sich auswirkt im Einzelbild, charakteristischer noch ihre Anlehnung an das byzantinische Ideal der Vornehmheit und der Distinktion (50 f.). „In ihrer Ikonographie aber hängt auch sie ab vom Orient." Ihre Quellen liegen für Mistra in Palästina, für den Athos über mancherlei Umwege in Kappadokien (51).

Der hier von Millet-Jerphanion gezeichnete Gesamtaufriß der geschichtlichen Bedeutung Syriens und Kleinasiens in der Bildung der christlichen Ikonographie wird im wesentlichen bestehen bleiben, auch wenn das Gefüge im einzelnen noch mancherlei Verschiebungen sollte erfahren müssen.

Solcher Punkte, die eine andersartige Beurteilung zu erheischen scheinen, oder über die das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, nenne ich, um einige wenige herauszuheben, folgende:

1. J. hat recht, wenn er zum Eingang seiner Abhandlung (3 Anm. 1) denjenigen entgegentritt, die die Entstehung der christlichen Kunst voll und ganz dem Orient zusprechen. Wenn er nun aber seinerseits geneigt ist, ihren Geburtsort ausschließlich in Rom anzunehmen, so ist zwar richtig, daß die ältesten Schöpfungen der frühchristlichen Kunst „nous ont révélés par Rome, qu'ils s'y montrent durant trois siècles, non pas d'une façon discontinue, mais s'enchaînant dans un ensemble organique dont nous pouvons suivre le développement." Allein sollte nicht trotzdem auch der Orient — Ägypten (Alexandrien), Kleinasien — an der Gestaltung der urchristlichen Kunst seinen Anteil gehabt haben?

2. „Un autre caractère de la tradition orientale . . . c'est le goût pour les apocryphes" (s. o. S. 238). Man muß demgegenüber doch fragen, ob nicht die hellenistisch-abendländische Kunsttradition den Geschmack an den Apokryphen mit der orientalischen in einem Maße teilt, daß der Satz, jener Geschmack sei für diese ein besonderes Charakteristikum, stark eingeschränkt werden muß. Vgl. hierzu u. a. mein Buch „Die apokryphen Petrusgeschichten in der altchristlichen Kunst", Berlin und Leipzig 1925. Diese Feststellung ändert nichts an der Tatsache, daß die apokryphe Literatur als solche im Osten ihre Heimat hat.

3. J. bezieht die Beschreibung des Nikolaos Mesarites ohne weiteres auf die Apostelkirche Justinians (4 f.) und übersieht völlig die sehr wichtige Kontroverse Heisenberg-Bees über Eulalios, s. die Verweise in den unter 2 genannten „Petrusgeschichten" S. 17.

4. Die Kathedra des Maximian bzw. die sie schmükkenden Elfenbeinschnitzereien nehmen M.-J. als ein Werk Syriens an (6, 18). Ich halte sie für ägyptisch.

5. Sind die Säulen des Ziboriums in S. Marco zu Venedig ein Werk des 6.—7. Jhs. (18, 43), d. h. noch altchristlich? Ihre syrische Herkunft bezweifle auch ich nicht; dagegen kann ich sie mir ikonographisch erst im Mittelalter, d. h. nicht vor dem 9. Jh. entstanden denken.

6. Wird man die Mosaiken von S. Apollinare nuovo in Ravenna schlechtweg der antik-hellenistischen Tradition zuweisen können (16), oder steckt in ihnen nicht wenigstens auch ein gut Teil der orientalischen Tradition?

Besprechungen.

Leeuw, G. van der: Einführung in die Phänomenologie der Religion. München: Ernst Reinhardt 1925. (161 S.) 8° = Christentum und Fremdreligionen, hrsg. von F. Heiler Bd. 1. Rm. 3.50, geb. Rm. 4.50. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Das Wertvolle des Buches liegt nicht in den jedem Religionswissenschaftler bekannten Stoffen, die es behandelt, sondern in seiner Methode. Die Religionsphänomenologie will im Unterschied von Religionsgeschichte, -philosophie und -psychologie das Wesen der Gegenstände des religiösen Lebens beschreiben, sagen, was Götter, Heilige, Engel, was Magie, Kultur, Mystik sind, und dazu anleiten, diese Phänomene zu „verstehen", ohne dabei zu werten, „gutzuheißen oder zu verwerfen". Daß trotzdem das ganze leicht und fesselnd geschriebene Buch von versteckten und oft auch klar formulierten Werturteilen durchzogen ist, sagt nichts gegen die Fruchtbarkeit der Methode selbst, es zeugt nur davon, daß ihre Anwendung dem Vertreter einer bestimmten Religionsform umso schwerer wird, je mehr er selbst eine religiöse Persönlichkeit ist. Die hier geübte Beschränkung auf die primitiven Erscheinungsformen des Religiösen, auf Mana, Fetischismus, Naturismus, Animismus usw., die aus Raum, Zeit und Kulturmilieu herausgelöst und nach inneren Merkmalen sachlich geordnet werden, so daß der Leser ständig über alle Erdteile und von einer Kultur in die andere zu springen hat, erleichtern die methodische Durchführung, die erst in dem höher greifenden letzten Teil über die „Richtungen religiöser Gedanken" auf das eigentliche Problem stößt. Richtig sieht der Verfasser, daß mit der Aburteilung der religiösen Denkformen als „primitive", „archaische" oder „vorwissenschaftliche" Logik nichts anzufangen ist, da diese heute noch neben der wissenschaftlich-rationalen Denktechnik weithin und überall da lebendig sind, wo noch Religion ist. Die Erforschung des religiösen Denkens in seiner Selbständigkeit bleibt die Aufgabe der Religionswissenschaft, wenn es ihr überhaupt daran liegt, zum tieferen „Verstehen" der religiösen Phänomene vorzudringen. Mit allgemeinen, meist psychologisch gedeuteten Beobachtungen, so wie sie L. im Anschluß an Jasper, Lévy-Brühl, Cassirer und Oldenberg bringt, ist nicht viel getan. Es gilt, erst einmal festen Boden unter den Füßen zu gewinnen und einzelne religiöse Texte auf ihre eigengesetzliche logische Struktur zu untersuchen, so wie ich es vorläufig in meinem „Apostel Paulus als Denker" getan habe und bald weiter fortsetzen werde, mit dem Ziele, die Regeln und Gesetze des nichtwissenschaftlichen Denkens ebenso exakt zu formulieren, wie es Aristoteles auf dem Gebiete des rationalen Denkens getan hat. Skeptisch schreibt L. zum Schluß: „Der Logik sowohl wie der Prälogik volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und so zu einer harmonischen Synthese zu gelangen — das ist die beneidenswerte Aufgabe des Theologen von heute. Sie scheint unmöglich?" Nein, sie ist nicht unmöglich, wenn das, was hier „Prälogik" heißt, erst wieder in seiner nicht psychologischen, sondern logischen Gesetzmäßigkeit eigener Art erfaßt ist und nicht nur nachgefühlt, sondern nachgedacht werden kann, eine Aufgabe, die schon Hegel sah, als er die rational-wissenschaftliche Logik als viel zu arm für die Erfassung des ganzen Geisteslebens kritisierte: „Die Vergleichung der Gestalten, zu denen sich der Geist der praktischen und der religiösen Welt und der Geist der Wissenschaft in jeder Art reellen und ideellen Bewußtseins emporgehoben hat, mit der Gestalt, in der sich die Logik, sein Bewußtsein über sein reines Wesen, befindet, zeigt einen zu großen Unterschied, als daß es nicht der oberflächlichsten Betrachtung sogleich auffallen sollte, daß dies letztere Bewußtsein den ersteren Erhebungen durchaus unangemessen und ihrer unwürdig ist" (Wiss. d. Logik I, Einl.). Hegel war bereits die Synthese zwischen religiösem und wissenschaftlichem Denken gelungen. Wer das dornenvolle Studium der großen Logik Hegels nicht scheut, wird finden, daß Cassirers Gedanke, jedes Kulturgebiet (Religion, Sprache, Kunst, Geschichte) habe seine eigene Logik, zuerst von Hegel gedacht und zugleich in seinen weltanschaulichen Konsequenzen verfolgt worden ist. Die heute als neue Wissenschaft auftretende „Phänomenologie der Religion" lag schon einmal in Hegels „Phänomenologie des Geistes", die alle Gebiete des Bewußtseins umfaßte, mit beschlossen. Sie wird in großem Stile erst wieder möglich sein, wenn wir, um zu erfahren, was religiöses Denken ist, unsere Zuflucht nicht mehr zu Indianern und Zulukaffern, zu mana und tabu, zu nehmen brauchen.

Münzer, Friedrich: **Die politische Vernichtung des Griechentums.** Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1925. (69 S.) = Erbe der Alten, Reihe II, Heft 9. Bespr. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Als ich im vergangenen Sommer hier in Göttingen über den „Zusammenbruch des antiken Staatensystems" gesprochen hatte (jetzt veröffentlicht in „Vergangenheit u. Gegenwart"), und die ungeheure technische und geistige Kultur des Hellenismus zeichnete, dann die Einkreisung Makedoniens, das Hineinzerren der westlichen überseeischen Republik zur Vernichtung des makedonischen Staates und daran die Vernichtung und Aussaugung der hellenischen Welt durch Rom, den erwachenden Orient und den Bolschewismus anschloß, fragte mich ein Vertreter der Neueren Geschichte, ob ich denn das auch wirklich glaube, oder ob das nur die künstlerische Freude an einer geistvollen Parallele sei. Ich habe schon wiederholt beobachtet, daß auch andere Vertreter der Alten Geschichte durch die schauerliche Genauigkeit der Parallele zwischen dem Niedergang des Hellenismus und dem eigenen Erleben alarmiert worden sind, ich freue mich aber ganz besonders, hier die kleine Schrift von Münzer, ebenfalls eine Reihe von Vorträgen, anzeigen zu können. Der eigentliche Kern ist die eingangs angegebene Reihe von Vorgängen; nur daß hier die politische Vorgeschichte als gleichberechtigter Teil aufgenommen ist. Und überall kann man nur freudig zustimmen: die Kernfrage der Beurteilung der Geschichte des Ostens nach 338 ist die nach der Nationalität der Makedonen, die M. mit Beloch, Hoffmann u. a. ganz glatt als Griechen behandelt, m. E. das einzig Mögliche. Die gewaltige Entwicklung des dritten Jahrhunderts wird skizziert (ich hätte hier gerade einem modernen Publikum die Entwicklung der Technik, des Verkehrs usw. nahe gebracht), die Eigenbrödelei der griechischen Poleis, ihre Unfähigkeit, sich einer großen Monarchie innerlich und dauernd einzufügen — bis es zu spät war.

Und dann folgt die Geschichte des politischen Zusammenbruchs: wie die Westgriechen nach langem eigenen Wirken zwischen den Mächten des Westens zerrieben im Schlunde des römischen Reiches verschwinden, wie dann das ungeheure Ringen des hannibalischen Krieges das Interesse des Ostens absorbiert, wie Philipp V. erkennt, daß es um die Grundlagen aller Kultur, Gleichgewicht der Mächte oder nivellierende Weltherrschaft Roms, geht, wie dann endlich Rom im Osten eingreift, mit dem Programm, die armen Griechen von der makedonischen Herrschaft zu befreien, wie das Hellenentum i. J. 196 wirklich am Ende aller Leiden, am Anfang einer neuen Periode von ewigem Frieden und Völkerversöhnung zu stehen glaubt. Und dann die große Enttäuschung, die Entdeckung, daß die Reibungsflächen sich vermehrt statt vermindert haben, daß alle schönen Worte nichts helfen, das Rom, das selber aus den Händeln der damaligen alten Welt gern hinaus will, immer wieder hineingezerrt wird, im Antiochoskrieg und in der ganzen nächsten Generation bis zum Versinken der ganzen hellenistischen Welt im Elend nach Pydna.

Ich könnte fast von jeder der 69 Seiten dieser Schrift einen oder ein paar Sätze in extenso zitieren und hinzusetzen, das sei die beste und treffenste Formulierung, die ich für diese Dinge je gefunden hätte; es ist richtiger, die Leser gerade dieser Zeitschrift, denen fachlich das dargestellte Gebiet ferner liegen mag, recht nachdrücklich zur Lektüre aufzufordern. Natürlich, es gibt einzelne Dinge, wo ich manches anders noch lieber sehen würde; aber das ist bei dem Zweck der Schrift ganz gleichgültig: ich würde, wie gesagt, die wissenschaftliche und technische Kultur, die erreicht war, schildern, um zu zeigen, welch ungeheure Chancen die römische Weltherrschaft vernichtet hat, daß die Menschheit dicht daran war, ohne den neuen Umweg durch das europäische Mittelalter, sozusagen vom 3. Jhdt. v. Chr. in das 19. n. Chr. einzugehen; ich würde stärker betonen, daß Makedonien eingekreist wurde, weil es der einzige noch wirklich monarchische Staat zwischen den Kabinettsregierungen im Osten war, daß es verschrien wurde, weil es noch ein Volksheer hatte statt der Söldner der Anderen. Ich würde auch das römische Freiheitsprogramm, das wir Liv. 37, 37, 7 haben, zitieren; jede Silbe ist hochaktuell; ich würde meinetwegen auch noch betonen, wie die ganze Welt auf Bestellung sich entrüstete, weil Makedonien endlich den Einkreisungsmächten ans Leben ging und dazu die Neutralität von Abydos verletzte. Bei der Darstellung des Zusammenbruchs ließe sich manches Wirtschaftliche noch plastischer fassen: das Nachgeben der Währungen, die Bolschewisierung von Kleinasien, Makedonien, Sizilien, überhaupt der Tod des Hellenismus zwischen dem italischen Hochkapitalismus und dem erwachenden Orient — aber genug, es soll nicht der Eindruck erweckt werden, als ob eine lange Reihe von Ausstellungen zu machen wäre; nichts liegt mir ferner.

Meyer, Dr. Ernst: **Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien.** Mit 5 Karten. Zürich: Orell Füssli 1925. (XVI, 186 S.) gr. 8°. Rm. 12.80; geb. 16 —. Bespr. von W. Judeich, Jena.

Die von dem Verf. gewählte Aufgabe, ein Bild der territorialen Verhältnisse Kleinasiens



in der hellenistischen Zeit zu zeichnen, war bei dem Stande unserer Überlieferung keine einfache und nur innerhalb bestimmter Grenzen lösbar. Aber es ist erfreulich, daß er sie in Angriff genommen und mit Fleiß und Energie das weitverstreute Material bewältigt hat. Wenn das Buch auch selbst für den Eingeweihten nicht leicht zu lesen ist, gibt es doch im ganzen eine wertvolle Grundlage für die weitere Forschung und füllt in der Tat eine Lücke aus.

Meyer beginnt in seinem ersten Abschnitt „Die Reiche der Diadochen“ mit der Schilderung der Zustände Kleinasiens unter Alexander d. Gr., für die schon eine Reihe tüchtiger Arbeiten vorlagen, bespricht demnach die Verteilung der Satrapien bis zu dem entscheidenden Vertrage von Triparadeisos (321), ferner das Reich des Antigonos und die Diadochenkämpfe nach seinem Tode (301). Der Schwerpunkt der Arbeit liegt aber in dem zweiten Abschnitt „das Staatensystem des dritten Jahrhunderts bis zum Frieden von Apamea“ (190). Hier werden in geographischer Folge von Süden nach Norden die Machtverhältnisse der verschiedenen Konkurrenten für die Herrschaft innerhalb Kleinasiens erörtert. Die Parteinahme der einzelnen Griechenstädte für den einen oder den anderen wird bestimmt. Nach Möglichkeit sucht M. auch die Stadtgebiete festzulegen und abzugrenzen, ein oft nicht genügend beachteter Gesichtspunkt. Auf die staatsrechtlichen Beziehungen der Städte zu ihren Oberherrn, die für einen Teil der hellenistischen Zeit mein Schüler Kurt Bier in einer nicht gedruckten Dissertation über „die politische Stellung der kleinasiatischen Griechen unter den Diadochen“ 1923 zu klären versucht hat, geht M. seinem Thema gemäß nicht näher ein. Es folgen endlich ein Anhang über „Kleinasien nach dem Frieden von Apamen“, ein Exkurs über die ältesten pontischen Könige, ein sorgfältiger Index und eine Anzahl Spezialkarten für die Veranschaulichung der Stadtgebiete und der Einflußgrenzen.

Die zahlreichen Kriege und Verwickelungen der Zeit werden gestreift, auch einzelne Streitfragen scharfsinnig erörtert. Ein reicher Inhalt, vielleicht in mancher Beziehung zu reich, denn wenn der Verf. sich mehr auf die tatsächlichen Feststellungen beschränkt hätte, wären manche seiner Ergebnisse schärfer herausgekommen. Man wünscht öfters mehr Zusammenfassungen, wie sie eigentlich nur für die ionischen Städte und namentlich in dem Schlußkapitel für das Seleukidenreich vorliegen. Auf der anderen Seite ließen sich natürlich die Fragen nicht ganz ausschalten. Im Eingang des Anhangs bespricht der Verf. die vielerörterte Bedingung des 190 zwischen Rom und Antiochos III geschlossenen Friedens über die Westgrenze des syrischen Reiches. Hier haben Viereck (Klio IX 371 ff.) und Cardinali (ebd. X 249 ff.) durchaus richtig gegen Th. Mommsen die Auffassung verteidigt, daß Halysfluß und Taurosgebirge als Grenzpunkte angesetzt worden seien, wie es die Überlieferung des Altertums übereinstimmend behauptet. M. sucht in etwas veränderter Form Mommsens Gedanken wiederaufzunehmen, weil der Halys nie die Grenze zwischen Rom und Syrien hätte bilden können, übersieht aber dabei, daß für das Jahr 190 unsere Kenntnis der Territorialgrenzen Kleinasiens im einzelnen viel zu gering ist, um daraus einen entscheidenden Grund herleiten zu können.

Die Karten hat der Verf. selbst entworfen; sie sind für die Einzelheiten auch nützlich, aber durch den ganz verschiedenen Maßstab für die Vergleichung wenig geeignet. Besser und kaum kostspieliger wäre es gewesen, wenn er eine Übersichtskarte Kleinasiens mit den wechselnden Einflußsphären und eine Anzahl kleiner, deutlich gezeichneter Spezialpläne gegeben hätte. Das Verdienst und der Wert der Arbeit im ganzen werden aber durch diese Ausstellungen in keiner Weise beeinträchtigt.

Aly, Wolf: Geschichte der griechischen Literatur. Bielefeld: Velhagen und Klasing 1925. (XVII, 418 S.) gr. 8°. = Die Handbibliothek des Philologen. Sammlung wissenschaftlicher Handbücher für das Studium der alten und neueren Sprachen. Rm. 8.—; geb. 9.—. Bespr. von F. Zucker, Jena.

Eine Geschichte der Literatur im strengen Sinne des Wortes, nicht eine Geschichte der Literaten will das Buch sein, das das griechische Schrifttum von den Anfängen bis zum Tod Kaiser Konstantins umfaßt. Woran es liegt, daß das vom Verf. selbst ausdrücklich so bezeichnete Ziel, im ganzen gesehen, nicht erreicht ist, wie trotz der ausgesprochenen Absicht, kein Handbuch zu schreiben, die „Geschichte der Literatur“ durch viel Handbuchmässiges beeinträchtigt wird, hat K. Latte, DLZ 1925 Sp. 910—13 ausgeführt. Ich brauche seine Begründung, der ich mich anschließen zu müssen glaube, nicht zu wiederholen und setze für das Folgende ihre Kenntnis voraus.

Zunächst ist es mir ein Bedürfnis, nachdrücklich hervorzuheben, daß energisches Durchdenken, gescheite, selbständige und lebhafte Auffassung an der Arbeit gewesen sind, den ungeheuren Stoff zu bemeistern. Über die Gebiete hinaus, in denen der Verf. nach Ausweis seiner früheren Publikationen von vornherein gründlich zuhause war, hat er sich bemüht, auf eigenen Wegen in die Gesamtentwicklung und in viele Einzelerscheinungen einzudringen,

und treffende, interessante, anregende, belebende Bemerkungen begegnen in nicht geringer Zahl.

Freilich fordert die literarische Beurteilung häufiger, als man angesichts dieser sich immer wieder erweisenden Qualifikation erwarten sollte, zu entschiedenem Widerspruch heraus, zu einem Widerspruch, der durchaus nicht etwa zum größeren Teil im Bereich mehr persönlicher Geschmacksurteile liegt; es genüge beispielshalber auf das über Sophokles' Elektra (S. 103 f.) und Euripides' Troerinnen (S. 116) Gesagte zu verweisen oder auf die gänzlich unbefriedigende Behandlung des Kallimachos (S. 235 ff.) oder auf die Zensur des Ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος von Bion von Smyrna: „niedlich, mehr nicht" (S. 282). Merkwürdiger aber ist angesichts der, wie ich wiederhole, immer wieder sich erweisenden Qualifikation, daß sich kaum eine literarische Würdigung findet, die als Ganzes wirklich Eindruck macht, daß die großen Erscheinungen — man vergleiche z. B. die Abschnitte über die drei Tragiker und über Thukydides — etwas matt herauskommen. Gerade im Hinblick auf den Leserkreis, für den das Buch doch wohl hauptsächlich bestimmt ist, wird man es bedauern, daß es dem Verf., dem keineswegs der Sinn für das Überragende oder Wärme der Empfindung fehlt, nicht gelungen ist, die großen Gestalten zu voller Wirkung erstehen zu lassen. Bei den Tragikern mag der Grund z. T. darin zu suchen sein, daß durch die verhältnismäßig ausführliche Behandlung der einzelnen Dramen die Züge des Gesamtbildes verzettelt sind. Im übrigen scheint, ohne daß es dem Verf. zu Bewußtsein kam, sein Hauptziel, das griechische Kunstwollen als solches in seinen verschiedenen Phasen und in der Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen aus „wertfreiem Verstehen" zur Darstellung zu bringen, in der bezeichneten Richtung Einfluß geübt zu haben.

Nicht nur der Vorführung der großen Erscheinungen, sondern auch der Darstellung der literarischen Strömungen und der Gattungen gilt ein Bedenken anderer Art. Das sichtliche Bestreben des Verf., möglichst viel Eigenes zu geben und das Bekannte möglichst in eigener Form und Gruppierung vorzutragen, scheint einen Teil der Schuld daran zu haben, daß sehr häufig wesentliche Momente fehlen. Jeder Vernünftige weiß, wenn gegenüber einer Zusammenfassung von der Art und dem Ausmaß der vorliegenden die Forderung größerer Vollständigkeit erhoben wird, daß nicht die Meinung sein kann, Desiderata zu präsentieren, deren Liste bei jedem Beurteiler anders ausfallen würde. Gerade wieder im Hinblick auf den eigentlichen Leserkreis des Buches, und gerade im Hinblick auf die Absicht des Verf. (S. VII): „Wer ein Stück griechischen Schrifttums in die Hand bekommt, soll in diesem Buche finden, wie er ihm nahe kommen kann", wird man wohl auf möglichste Vollständigkeit der wesentlichsten Momente Wert legen dürfen. Wenn ich mich nicht etwa über den Zweck des Buches im Irrtum befinde, so scheint mir, daß vielerorts Dinge fehlen, die nicht wohl entbehrt werden können. Um nur einiges und zwar Verschiedenartiges herauszugreifen: bei der Darstellung des homerischen Stiles ist von der Bedeutung der symmetrischen Komposition nichts gesagt; in den Erörterungen über die Tragödie ist die Entwicklung des Dramatischen ganz beiseite gelassen, Sophokles überragende dramatische Begabung, die Einstellung seiner Technik auf dramatische Wirkung nicht gewürdigt, bei der alten Komödie bleibt die Typik der Motive unberücksichtigt. Daß der Verf., der mit vollem Recht so großes Gewicht auf die „Sehform" legt, die für die hellenistische Dichtung so charakteristische Form des 2., 5. und 6. Hymnus des Kallimachos (dieselbe Callim. fr. 116 Schn. u. a. m.) nur eben streift, mit einer jedenfalls für nicht Unterrichtete kaum verständlichen Andeutung (S. 237), ist besonders auffallend.

Vielleicht darf eine Bemerkung über den Stil des Buches den Schluß machen. Verf. hat sich bemüht, ein lesbares Buch zu schreiben. Nicht selten möchte man wünschen, daß der Ton etwas höher gegriffen wäre, und häufiger, als man es auch einem Werk dieses Umfangs gerne nachsieht, haben sich starke Nachlässigkeiten des Ausdrucks eingeschlichen. Mit dem Wort „barock" wird mehrfach Mißbrauch getrieben.

Oppermann, Hans: Zeus Panamaros. Gießen: Alfred Töpelmann 1924. (VIII, 94 S.) gr. 8° = Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XIX. Bd. 3. Heft. Rm. 2.50. Bespr. von B. Schweitzer, Königsberg, Pr.

Untersuchungen, die wie die vorliegende unter Ausnutzung des gesamten Quellenmaterials einer an unmittelbaren und eindeutigen Zeugnissen religiösen Lebens reichen und historisch hellen Zeit die Formen bedeutender Lokalkulte festzustellen und ihre Wandlungen zu verfolgen suchen, können gar nicht genug angestellt werden. Die Erforschung der griechischen Religion und Mythologie würde hierdurch einen neuen Standpunkt für die Kritik ihrer bisherigen Ergebnisse, ihren Standpunkt für einen neuen Aufbau der Religionsgeschichte gewinnen. Denn der an den Ort gebundene und von Ort zu Ort verschiedene Gottesdienst bildete bis in die spätere Antike hinein den ausschließlichen Krystallisationspunkt religiösen Denkens und religiöser Betätigung. Seine Schicksale bestimmten die Geschichte der religiösen Vorstellungen und Mythen sehr wesentlich mit. Und eine so erreichte Kultgeographie der antiken Welt würde in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und in dem überall zu beobachtenden Übereinander der historischen Schichten die wichtigsten Triebkräfte der Entwicklung und die

natürlichen Mittelpunkte der Religionsausbreitung und -Assimilation aufdecken. Am lohnendsten gestaltet sich die Vorarbeit, wo sie sich wie in Karien einem uralten Kulturboden von bewegter Geschichte zuwendet.

Das Bild, das der Verf. hauptsächlich auf Grund von Inschriften und Münzen hellenistischer und römischer Zeit mit scharfsinniger und stets überzeugender Kritik entwirft, ist in den Hauptzügen etwa folgendes: Der ursprüngliche Name ist Ζεὺς Πανάμαρος. Die daneben begegnenden Formen Πανήμερος und Πανημέριος sind Erzeugnisse später Volksetymologie mit deutlicher Beziehung auf die Lichtnatur des Gottes. Der Name ist nicht zu trennen von dem Orte Πανάμαρα bei Stratonikeia und karischen Ursprungs. Durch die Bezeichnung Ζεὺς Κάριος, die nach der Gründung der griechisch-makedonischen Kolonie eine zeitlang üblich war, wird der ungriechische Charakter des Gottes ausdrücklich bestätigt. Er ist Mittelpunkt eines aus mehreren Dörfern zusammengeschlossenen Kultverbandes, des κοινὸν τὸ Παναμαρέων, das in eigentümlicher Weise sakrale und politische Ziele, Kompetenzen und Verfassungsformen miteinander verbindet: sicherlich eine uralte karische, vielleicht sogar allgemein kleinasiatische Erscheinung, da Verf. noch eine ganze Reihe ähnlich organisierter karischer Bünde namhaft macht. (Das ist eine bemerkenswerte Feststellung. Denn an den ältesten Kultstätten des festländischen Griechenlandes, das in vorgriechischer Zeit eng mit Kleinasien verbunden war, scheinen noch, ohne daß dies hier näher ausgeführt werden könnte, Reste einer ähnlichen Kultverfassung zu Tage zu stehen, und Delphi und die Amphiktyonen zeigen diese Form ins Große gesteigert.) Das Koinon von Panamara bildete denn auch im 2. und 1. Jh. vor Chr. eine politische Einheit und war als solche Gegenstand der rhodischen und römischen Politik.

Von den festlichen Begehungen fanden zwei, die Κομύρια und die Ἥραια, in Panamara, eines, die Παναμάρεια, in Stratonikeia statt. Der Name Komyrion für das Heiligtum, Komyria für das Fest ist wiederum karisch. Mysterien mit heiligen Mahlen und Weingenuß, zu denen nur Männer zugelassen sind, bilden den Kern. Daneben her gehen während des ganzen Jahres Haarweihen, die der Verf. mit Hilfe arabischer Parallelen glücklich aus dem Wunsche des Weihenden herleitet, eine dauernde Verbindung mit der Gottheit zu knüpfen. Wie die Frauen von den Komyrien, so waren die Männer von der Hauptfeier der Heräen ausgeschlossen. Über sie ist nichts bekannt, und man entschließt sich nur schwer, mit dem Verf. den Gedanken an Mysterien zu verbannen. Komyrien und Heraeen wurden abwechselnd alle zwei Jahre gefeiert und hatten getrennte, jeweils das Festjahr amtierende Priesterschaft. Die jährlich gefeierten Panamareen, nach des Verf. Urteil nicht älter als Sulla, sind das glänzendste Fest von Stratonikeia. Der Gott, in feierlicher Prozession auf einem Pferde eingeholt, beehrt die Stadt mit seinem Besuch und nimmt im Rathause Wohnung, wo ihm Rinder geopfert werden. Ölverteilung, öffentliche Speisung, gymnische und musische Agone schließen sich an. Die Priester wechselten jährlich durch Epangelie.

Der Verf. glaubt, daß Zeus Panamaros und Hera Teleia sich in mannigfacher Wandlung aus einem alten asiatischen Götterpaar, der großen Mutter und Attis-Papas herausentwickelt haben und zieht hierfür auch die hettitischen Götter auf den Reliefs von Jazyly-kaja heran. Spuren eines ἱερὸς γάμος, wie sie dann vorhanden sein müßten, scheinen jedoch zu fehlen. Trotzdem läßt sich diese Vermutung noch gegen die Zweifel K. Lattes (Phil. Wochenschr. 1925, 336) durch weitere Gründe stützen. Da das Problem von allgemeiner Bedeutung ist, darf es hier noch kurz behandelt werden.

In Kleinasien und Griechenland fehlt es nicht an Überresten vorgriechischer Religionsübung, welche die Feier des ἱερὸς γάμος in groben Umrissen erkennen lassen: jährlich einmal wird der männliche Gott, entweder sein Idol oder sein wichtigstes Attribut — oft die Doppelaxt —, in feierlichem Zuge nach dem Sitz der großen Erdgöttin gebracht, um dort die Vereinigung mit ihr zu feiern; ein einfacher Fruchtbarkeitsritus. Die Zeremonie selbst hat sich am deutlichsten erhalten in dem jährlichen Zug der von Doppelaxtträgern geführten Pythaïsten von Athen nach Delphi, der in klassischer Zeit nicht mehr verstanden einstens die Vermählung des Zeus Astrapaios mit der Erdgöttin von Delphi bedeutete. Im Osten, auf halbgriechischem Boden ist mehr davon übrig geblieben. Eine Votivstele in Smyrna (Schweitzer, Herakles Abb. 6) und ein pompejanisches Gemälde (Bull. archeol. Ital. N. F. I Taf. 4) stellen den Besuch des Gottes bei der Erdmutter bzw. Semele-Isis-Tyche dar. Der Gott ist entsprechend seiner untergeordneten Bedeutung kleiner gebildet als die Göttin, durch Strahlenkranz als Himmelsgott gekennzeichnet, trägt eine Doppelaxt und ist zu Pferde. Die interpretatio graeca in den kleinasiatischen Ländern nannte ihn bald Helios, bald Sozon, bald Apollon (vgl. Εἶσις und Ἥλιος ἐφ' ἵππῳ, Inschr. v. Perg. 336). Ist in Delphi-Athen noch der leere Festgebrauch in historischer Zeit übrig geblieben, so lehren uns die kleinasiatischen Denkmäler die hiermit in Beziehung stehenden Anschauungen von einer wohl jährlichen Vereinigung zwischen Himmelsgott und großer Mutter kennen. Den Text zu ihrer Darstellung liefert aber ein durch den Schleier der umgestaltenden und historisierenden griechischen Sage noch unschwer zu erkennender lydischer Göttermythos (Plutarch, Quaest. Graec. 45): Herakles — an die Stelle eines einheimischen Gottes getreten — übergibt der Omphale, welche ihre ursprüngliche Natur als lydische Göttermutter selbst noch in der Sage durch zahlreiche Züge verrät und auch in gräzisierter Form mit Herakles zusammen ihren Kult behalten hat, als Zeichen der Unterwerfung — nach der Sage —, als Zeichen der segnenden Vereinigung — nach dem Mythos — seine Doppelaxt; fortan bleibt sie priesterliches Herrschaftsabzeichen der lydischen Könige — dies vermutlich ein realer Zug —, welche hierdurch Nachfolger des Herakles im Dienst und in der Gunst der Göttin werden. Als älteste noch vorgriechische Schicht ist in Kleinasien und Griechenland das heilige Gerät, wahrscheinlich in Verwahrung eines Priester- und Herrschergeschlechtes, anzunehmen, das zu jährlichem Fruchtbarkeitszauber gebraucht wurde; daraus entwickelte sich mit dem Glauben an menschengestaltige Götter ein Jahresmythos mit ἱερὸς γάμος im Mittelpunkt. Gehört das Götterpaar von Panamara in diesen Kreis?

Auszugehen ist von den auch vom Verf. (86 ff.) besprochenen Panamareenmünzen von Stratonikeia. Sie zeigen auf der Vorderseite mit geringfügigen Variationen den Gott als Reiter mit Strahlenkrone und Chlamys, also mit Ausnahme der (aber auch sonst gelegentlich) fehlenden Doppelaxt in der Form der göttlichen Trabanten der großen Mutter, wie sie unter verschiedenen griechischen Namen auf lydischen und phrygischen Reliefs dargestellt sind. Auf der Rückseite aber und ebenso eng mit dem Zeus der Panamareen verbunden wie mit dem Reiter auf den oben besprochenen Denkmälern ist Hera Teleia abgebildet — als Kybele mit wehendem Schleier auf dem Löwen reitend. O. möchte die Gestalt des Zeus auf den Münzen allein aus dem Prozessionsgebrauch ableiten. Das wird unwahrscheinlich durch die Tatsache, daß sie einem im ganzen südlichen und vorderen Kleinasien verbreiteten und mit Kybele verbundenen Typus angehört. Der Gott reitet umgekehrt in der Prozession, weil er ein karischer Verwandter der kilikischen, lydischen und phrygischen Reitergötter ist.

Die enge Verbindung zwischen Zeus Pan und Hera Tel., welche die Münzen beweisen, hat auch der Kult festgehalten. Viele Inschriften sind Zeus und Hera zugleich geweiht. Die an den Heräen fungierenden Priester bezeichnen sich als Priester des Zeus Pan. Das Übergewicht des männlichen Gottes findet unschwer seine Erklärung in der starken Hellenisierung des Kultes. Priester und Priesterin, die gemeinsam an der Feier der Panamareen beteiligt waren, waren gewöhnlich Ehegatten. Steckt in dieser Eigenschaft noch der Überrest einer ehemaligen kultischen Funktion des Priesterpaares, einer Darstellung und Herbeiführung des ἱερὸς γάμος, abgeblaßt in griechischer Zeit zu einem bloßen Abbild des ehelichen Verhältnisses zwischen Zeus und Hera?

Das Hauptfest des Zeus und, wie die Münzen zeigen, beider Gottheiten waren die Panamareen. Aus den Andeutungen der Inschriften ist zu ersehen, daß der feierliche Einzug des Götterbildes und das sich daran anschließende Opfer in späterer Zeit den Hauptbestandteil bildete. O. möchte die Prozession als eine Erinnerungsfeier an die Übertragung des Festes nach Stratonikeia auffassen. Das wäre aber ohne Beispiel. Das einzige anzuführende, die jährlichen ἱσιτήρια zu Ehren der Artemis in Magnesia, wird aus der Inschrift, Dittenberger, Syll.[3] 695, nicht deutlich; vom Mitführen eines Kultbildes in der Prozession ist dort vollends nirgends die Rede. Ein weiteres Gegenargument ist es, daß Zeus Pan. in Stratonikeia ja gar keinen Tempel, auch nicht etwa seinen neuen Kultsitz hatte, sondern im Rathaus aufgestellt wurde. Also kann es sich auch nicht um eine jährlich wiederholte εἰσαγωγή handeln wie bei den großen Dionysien in Athen. Und welchen Inhalt soll das nach dem ältesten Namen des Gottes benannte Fest vor seiner Übertragung nach dem neuen Vorort des Bundes im 1. Jh. gehabt haben, wenn es später nur eben diese Übertragung feierte? So wird man zu der ohnehin naheliegendenAnnahme gedrängt, daß die beiden hervorstechendsten Züge des Festes, Prozession mit Götterbild und Besuch mit Opfer, schon dem älteren Fest vor seiner Lokalisierung in Stratonikeia angehörten. Πομπή, ἐπιδημία und ἄνοδος (Rückkehr nach dem Bergheiligtum) schließen sich zu einem Kreis feierlicher Handlungen zusammen, deren Würde in der Mitführung des Kultbildes lag, und deren Ziel nicht nur darin bestanden haben kann, den Wettspielen und der Ölverteilung die Weihe der Anwesenheit des Gottes zu geben, welche ja vielmehr erst der ἐπιδημία Glanz geben sollten. Galt der jährliche Besuch des Gottes, ehe sich über seinen Kult die gleichmäßige Prunkdecke der hellenistischen Staatsreligion gelegt hatte, einstens der Hera-Kybele und schloß sich an ihn das Fest ihrer jährlichen Vereinigung an? Das ist nur eine Hypothese, wenn sie auch durch die angeführten Parallelen nicht ferne liegt. Neue Funde und Untersuchungen lassen vielleicht einmal klarer sehen.

Greßmann, Hugo: Die hellenistische Gestirnreligion. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (31 S. u. 4 Tafeln) gr. 8° = Beihefte zum Alten Orient. Heft 5. Rm. 1.80. Bespr. von Karl Meister, Heidelberg.

Der Verfasser versucht in gemeinverständlicher Form, doch gestützt auf Belege und Literaturangaben, die Entwicklung der Gestirnreligion in Babylonien und ihre Ausbreitung in hellenistischer Zeit darzustellen. Sein Augenmerk ist dabei mehr dem Einfluß zugewendet, den die Gestirnreligion auf andere Religionen ausgeübt hat als der Entwicklung, die sie selbst im Laufe der Jahrhunderte, z. B. durch Ausbildung der Lehre von den Dekanen oder der Dodekaoros, erfahren hat. In der Deutung und Verwertung der literarischen und monumentalen Zeugnisse wird man dem gelehrten Verfasser meist gern folgen[1], und man wird dankbar wertvolle Forschungsergebnisse begrüßen, die in neuester Zeit besonders auf dem Gebiet der asiatischen Völker gewonnen worden sind. Hierdurch erhält die Schrift gelegentlich einen Vorsprung vor Bolls wunderschönem Büchlein 'Sternglaube und Sterndeutung' (Leipzig 1918[2]), das freilich an Reichtum des Inhalts, Tiefe der Gedanken und Feinheit der Darstellung immer noch unerreicht bleibt.

Fortescue, Adrian: The Uniate Eastern Churches. The Byzantine Rite in Italy, Sicily, Syria and Egypt. Edited by George D. Smith. London: Burns Oates & Washbourne 1923. (XXI, 244 S.) 8°. 1 sh. 6 d. Bespr. von Nikos A. Bees (Βέης), Athen-Berlin.

Der Verf. ist gründlich und vollständig gerüstet an seine Arbeit herangetreten. Die Darstellung ist klar und vorurteilslos, sie zeigt überall das Streben nach knapper, bündiger Form. Nach einem ausführlichen Verzeichnis der betreffenden Literatur (S. XI—XXI) bietet das Werk zunächst eine gute Einführung in das allgemeine Wesen der sogenannten unierten Kirchen, bespricht dann die griechischen bzw. albanesischen Kirchen Italiens, die den Papst als ihr Oberhaupt anerkennen, berichtet schön von dem Kloster zu Grottaferrata und dem griechischen Priesterkollegium in Rom (via del Babuino 149) und handelt endlich über die melkitische Kirche, die eigentlich in Syrien, Palästina und Ägypten seit ca. 200 Jahren eine fortwährende Ausbreitung aufzuweisen hat. Das Urkundenmaterial, welches sich auf die griechisch-albanesische Kolonisation in Italien bezieht und in den letzten Dezennien veröffentlicht wurde, hat Verf. nur zum Teil berücksichtigt. Es liegt auf der Hand, daß die griechischen Unierten Italiens zum größten Teil erst nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ihre griechische Heimat verlassen haben, um in Italien ein bleibendes Asyl zu suchen und zu finden; dies war öfters dann möglich, wenn die Anerkennung des Papstes als kirchlich. Oberhaupt vorausging.

Quibell, Mrs. A. A.: Egyptian History and Art. With Reference to Museum Collections. London: Society for Promoting Christian Knowledge 1923. (XII, 178 S. u. 15 Tafeln Abb.) 8°. 6 sh. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Das Buch ist eine knappe Darstellung der ägyptischen Geschichte mit stärkster Heran-

1) Die 'Astrologenbibel' der Nechepso-Petosiris ist nicht um 150 v. Chr. (S. 15), sondern vor 150 v. Chr. verfaßt (zuletzt Spiegelberg Sitz. Heid. Ak. 1922). Über den Ursprung der Planetenwoche (S. 27) Boll. Realenzyklopädie klass. Altertumswiss. unter Hebdomas.

ziehung der archäologischen Ergebnisse der Ausgrabungen und der Denkmäler in den Museen, bes. von Kairo, London und Amerika. Für die eigentliche Kunstgeschichte bleibt darin wenig Raum, die ästhetische Seite bleibt ganz zurück. Aber die Aufgabe, den Ägypten-Reisenden und anderen Freunden des ägyptischen Altertums, die englisch sprechen und englisch zu denken gewöhnt sind, eine übersichtliche und lesbare Zusammenfassung zu bieten, kann das Buch ausgezeichnet erfüllen. Es ist bis zu den neuesten Funden hin fortgeführt, und man findet eine geschickte Hineinarbeitung der Grabungen Reisners im Sudan, des Grabes des Tut-anch-Amon, der ptolemäischen Goldarbeiten aus Dendera von 1918 usw. Auch die Heranziehung gleichzeitiger Denkmäler aus Kreta, Syrien und Libyen wirkt belebend und wird weltgeschichtlich gerichtete Leser anziehen. Den besonders gut geratenen Kapiteln über die Frühzeit und das alte Reich sind die Grabungen des Gatten der Verfasserin zugute gekommen, ebenso das Leben in Sakkara, wo er lange Jahre hindurch General-Inspektor der Altertümer war.

Wenn ein ähnliches Buch einmal für deutsche Leser geschrieben werden sollte, so müßte es allerdings mehr auf deren Ansprüche zugeschnitten werden. Wenn die in Museen stehenden Grabkammern aus Mastabas aufgezählt werden, sollte Berlin nicht fehlen (die Hildesheimer stammt erst von 1925). Wir sind es gewöhnt, die literarischen Quellen stärker benutzt zu sehen, nicht erst von Herodot an; die Anführung von Sinuhe und dem Echnaton-Hymnus sind vereinzelt. Der Mangel an literarischen Kenntnissen wird bei der Darstellung der Hyksos, die mit dem Exodus unnötig verquickt ist, fühlbar. Ein wesentlicher Vorzug des Buches ist aber die Fortführung bis zur Eroberung durch die Araber, wenngleich nach dem Titel zu erwarten gewesen wäre, daß die ägyptischen Kunstwerke der späten Epochen stärker mitgeteilt würden.

Christian, Prof. Dr. Viktor: **Die Beziehungen der Nagadakultur in Ägypten zu Vorderasien und zur Ägäis.** (Kap. 4 der Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients[1]). Sonderabdruck aus Band 55 der Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien. Wien: Selbstverlag der Anthropol. Gesellsch. 1925. (38 S.) 4°. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Im Brennpunkt der Abhandlung steht die Erörterung über eine mögliche Einordnung der ägyptischen Vorgeschichte oder der Nagadakultur samt dem Anfang der Königszeit in die dunkle Zwischenzeit zwischen dem Alten und Mittleren Reiche. Fürwahr ein kühnes Unterfangen eines Nichtägyptologen, das geradezu eine Herausforderung der Ägyptologie bedeutet und derart eindringlich, beredt und dialektisch glänzend durchgeführt ist, daß man beim ersten Lesen glaubt, sich der Überzeugungskraft des Verf.s kaum entziehen zu können. Aber beim ruhigen Überlegen und Nachprüfen der Funde, von denen der Verf. eine erstaunliche Einzelkenntnis besitzt, fällt doch ein Beweisgrund nach dem andern in sich zusammen. Auch wenn man versuchen wollte zu scheiden zwischen wirklicher und falscher Vorgeschichte, wie Chr. vorschlägt, und etwa die Fundgruppe mit den weißfigurigen Tongefäßen herausreißen wollte, die an sich wohl am wenigsten Zusammenhang mit dem geschichtlichen Aegypten zeigt, so ergibt sich bald die Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens, denn die Funde der Vor- und Frühzeit sind derart ineinander verwoben, daß sie ein festgefügtes Ganze bilden, aus dem kein Stück herausgerissen werden kann, um an einer anderen Stelle eingeschaltet zu werden. Und daß ein Kunstwerk wie die Narmerpalette oder die Statue des Chasechem an den Anfang der ägyptischen Kunst gehören und unmöglich als Leistungen eines am Ende des Alten Reiches fremd eindringenden Volkes gelten können, ist für jeden, der einigermaßen Gefühl für die ägyptische Kunst hat, über jeden Zweifel erhaben.

Chr. geht aus von den teilweise schon lange bekannten, teilweise neu von Frankfort in seinem Buche Studies in early pottery of the Near East[1] hinzugefügten Berührungspunkten zwischen der babylonischen und syrisch-palästinensischen Kultur auf der einen und der ägyptischen auf der anderen Seite; auch Funde aus der Ägäis spielen dabei eine Rolle. Diese können allerdings nicht für Chr.s Theorie entscheidend mitsprechen, weil ihre Chronologie, was bei Chr. zu wenig betont ist, vorerst mit der ägyptischen unauflöslich verbunden ist; ändert sich die ägyptische Chronologie, so muß die zeitliche Ansetzung der Funde von Kreta und den Inseln ebenfalls geändert werden. Die berühmten Fragen, ob bei den Gefäßen mit Wellenhenkeln, den Rollsiegeln usw. Parallelerscheinungen vorliegen oder Beeinflussungen des einen Kulturgebietes durch das andere und welchem dann das höhere Alter gebühre, sind ja schon häufig erörtert worden. Chr. folgt Frankfort, der sich bei den meisten Dingen für Vorderasien als das ältere entschieden hat, ohne jedoch seine Vergleichungen in die Chronologien der verschiedenen Länder

---

1) Über Kap. 1—3 vgl. OLZ 28, 288.

1) Vgl. OLZ 27, 697.



einzuordnen. Auf Grund verschiedener Beobachtungen, deren Einzelaufzählung hier zu weit führen würde, gelangt Chr. zu einem zeitlich hinreichend gesicherten und zwar in das zweite Viertel des 3. Jahrtausends (also etwa 2750—2500 v. Chr.) gehörigen Kulturbild, das Susa (II. Schicht), Assur (Schicht H und G), Ur (die ersten beiden Schichten der neuen Ausgrabungen) und teilweise auch Nordsyrien umfaßt. Eine ganze Reihe gleichartiger Funde werden für diese Gegenden und für diese Zeitspanne auch außer den für Ägypten in Betracht kommenden angeführt. Auch sei betont, daß die zeitliche Einordnung ohne jede Bezugnahme auf die ägyptische Chronologie erfolgt ist.

Jetzt fragt Chr.: wie verhält sich Ägypten zu diesem in sich geschlossenen und zeitlich festgelegten Kulturbild? Sämtliche von Frankfort beigebrachten Parallelen zwischen Vorderasien und Ägypten unterzieht er einer genauen Prüfung, und jedesmal kommt er zu dem ähnlich lautenden Schlußsatz, der schon äußerlich dem Leser durch fetten Druck geradezu eingehämmert wird, daß die Parallelen zwar vorhanden sind, und daß in den meisten Fällen Vorderasien der gebende Teil ist, daß aber ein Zwischenraum von rund 1000 Jahren (3500 in Ägypten — 2500 in Vorderasien) klafft, selbst wenn man die niedrige ägyptische Chronologie Ed. Meyers anwendet, von der um noch 700 Jahre höheren Borchardt'schen ganz zu schweigen. Da nun die vorderasiatische Seite der Vergleichsgegenstände zeitlich fest verankert ist, scheint Chr. nur eine Änderung auf der ägyptischen Seite möglich zu sein. Die Möglichkeit, in Ägypten den gebenden Teil zu sehen, bleibt unerörtert; sie wäre aber wohl der Untersuchung wert, zumal wir weiter unten ein erhebliches Zusammenschrumpfen des Zeitraums von 1000 Jahren sehen werden. Chr. sieht zwei Möglichkeiten, von denen er die erste wegen der zu erwartenden noch größeren Schwierigkeiten von vornherein ausschließt: entweder müsse die Chronologie der Frühzeit und des Alten Reiches derart zusammengepreßt werden, daß sich die Kulturzusammenhänge mit Mesopotamien um 2500 v. Chr. ermöglichten, oder die Vorgeschichte und Teile der frühgeschichtlichen Funde müßten, wie eingangs ausgeführt wurde, in die berüchtigte Lücke zwischen Altem und Mittlerem Reich eingezwängt werden, die ja nach Ed. Meyer rund 300, nach Borchardt gar 700 Jahre betrage und bekanntlich so gut wie keine Denkmäler geliefert hat.

Chr. versucht also mit andern Worten die von der gesamten Ägyptologie längst aufgegebene „New-Race"-Theorie Petrie's zu neuem Leben zu erwecken und verlangt, sollte diese wirklich aufzugeben sein, eine nachdrücklichere Ablehnung, als sie durch Petrie in seiner Publikation Diospolis Parva geschehen sei. Um seiner Forderung zu genügen, fragte ich wegen eines besonders wichtigen Punktes bei Herrn Quibell an, nämlich was es für eine Bewandtnis mit den Bestattungen der New-Race habe, die in Gräbern der Alten Reiches gefunden seien (Naqada and Ballas Taf. 4, 16). Erwiese sich dieser in der Tat niemals geleugnete Befund als richtig, so wäre ja kein Zweifel, daß die New-Race-Gräber jünger sein müßten als die des Alten Reiches. Herr Quibell antwortete mir aber, daß es sich um eine besondere Bestattungsart in einem großen Tontopf gehandelt habe, die in einem Grab des Alten Reiches gefunden und zunächst für New-Race gehalten worden sei. Später habe er solche Topfbestattungen aber nie wieder in richtigen New-Race-Gräbern gefunden. Um was für eine Bestattung es sich gehandelt hat, schreibt mein Gewährsmann nicht, jedenfalls sei es keine „New-race"- oder vorgeschichtliche Bestattung gewesen. Obigen Befund wie das Meiste andere entnimmt nun Chr. den noch ganz unter dem Banne jener ersten Theorie stehenden Bänden über die Ausgrabungen bei Koptos, Negade und Ballas, Hierakonpolis, die in einer Zeit entstanden sind, als wissenschaftliches Ausgraben noch ganz in den Anfängen steckte. Wer will heute sagen, ob nicht etwa auch Pfannengräber neben den New-Race-Gräbern gefunden wurden, deren Funde ähnlich den vorgeschichtlichen sind und doch einer ganz anderen Zeit angehören? Chr. hätte neben dem Wirrwarr der veralteten Publikationen unbedingt neuere Werke, etwa Petrie's Prehistoric Egypt zu Rate ziehen müssen, bevor er diesen Vorstoß wagte. Leider muß zugegeben werden, daß wir kaum einmal in Ägypten Schichtbeobachtungen, wie etwa in Susa oder Assur, haben anstellen können. Das liegt aber nicht an den Ausgräbern, sondern an der Natur des Landes, das keine burgartigen Städte auf Hügeln kennt und uns in der Hauptsache einschichtig in der Wüste liegende Friedhöfe bewahrt hat. Was Chr. aus den dürftigen Berichten über die Schichtenfolge in Koptos und Hierakonpolis in sehr scharfsinniger Weise für seine These herauskonstruiert, scheint doch höchst unsicher und ist ihm selbst nicht von hoher Beweiskraft. Anderes mehr Allgemeines gegen Chr.s Theorie ist schon oben gesagt.

Nun zu einigen Einzelheiten, wobei es sich meist darum handeln wird zu zeigen, daß auch das Alte Reich Funde aufweist, die Chr. allein in der Vor- und Frühzeit und im Mittleren Reich, also im Sinne seiner Theorie, nachweisen zu können vermeint. Über die in Ur gefundenen Steingefäße aus der Zeit um 2250 v. Chr., die ägyptischen Steingefäßen der Vorzeit und des AR ähneln



sollen, schreibt Hall (Jour. Eg. Arch. IX, 190 Anm. 5), daß die den vorgeschichtlichen Gefäßen ähnlichen lokale Nachbildungen, z. T. aus persischem Alabaster seien, während die angeblich importierten Stücke den ersten vier Dyn. zugehörten. Nach der neuesten Chronologie Ed. Meyers, von der noch zu sprechen sein wird, wäre das die Zeit von rund 3200—2550, sodaß die zeitliche Spanne zwischen den ägyptischen und den Funden von Ur nicht allzu erheblich ist — vorausgesetzt, daß jene Steingefäße von Ur sich wirklich als ägyptisch erweisen.

Über die Rollsiegel ist zu sagen, daß Chr. die trefflich erhaltenen beiden Stücke aus Gold und Blassgold mit den Königsnamen Mykerinos und Dedefre (beide 4. Dyn.) nicht bekannt zu sein scheinen; das eine ist veröffentlicht von Möller bei Schäfer, Ägypt. Goldschmiedearbeiten S. 15 und Taf. 2 Nr. 7, das andere (Berlin Äg. Inv. Nr. 21609) ist noch unveröffentlicht[1]. Auch sei an die bekannte Darstellung des „Stempelschneiders" im Grabe des Ti (Steindorff, Ti, Taf. 133) erinnert, so daß das Rollsiegel also mit Sicherheit im AR nachgewiesen ist. Dem widerspricht keineswegs, daß am Ende des AR und in der Zwischenzeit neue Formen (die Prismensiegel) und eine neue Beschriftungsart erscheinen, die mit den fremden Knopfsiegeln nach Ägypten gekommen sein werden. Ohne hier auf die schwierigen Einzelfragen eingehen zu können, sei nur allgemein gesagt, daß sich die Zeichnungsart der von Chr. angeführten Siegel und der Knopfsiegel deutlich von den frühzeitlichen, ägyptischen unterscheidet. Man vergleiche z. B. die frühzeitlichen Siegel bei Reisner, Naga ed-Dêr I Taf. 44 mit dem Prismensiegel des Alten Reiches bei Mace, ebenda II Taf. 56a.

Warum soll die Fayence aus Vorderasien nach Ägypten eingeführt sein? Der gut ägyptische Wortstamm *ṯḥn* „funkeln" dient doch wohl seit uralter Zeit zur Bezeichnung für die westlichen Länder (Libyen), weil in deren einem (Wadi Natrun) die bestimmte Erde gewonnen wurde, die sich zu der „funkelnden" Fayence, (das ägyptische Wort dafür ist ebenfalls vom Stamm *ṯḥn* gebildet) glasieren ließ. Die Fayencekacheln der Stufenpyramide sind keineswegs umstritten, seitdem genau die gleichen Kacheln bei den Totentempeln der 5. Dyn. gefunden wurden (z. B. Berlin, Aeg. Inv. 16695). Bei Petrie Arts and Crafts ist auf S. 109/110 von Täfelchen mit dem Namen König Pepi's und von kleinen Toilettegefäßen aus der 6. Dyn. die Rede. Allerdings läßt sich für das Glas nichts derartiges anführen. Hier bleiben vereinzelt die vorgeschichtliche Glasperle und das Berliner Millefioristäbchen aus dem MR; in größerem Umfang wird das Glas erst im NR bekannt.

Die Ähnlichkeit vor- und frühzeitlicher Feuersteinmesser mit solchen aus Illahun besagt gar nichts, denn im AR kommen genau dieselben rohen Messer vor.

Der Greif fehlt keineswegs im AR: Borchardt, Sahure II Taf. 8. Der Löwe mit Schlangenhals scheint allerdings im AR nicht nachweisbar, aber für sein Vorkommen im MR darf neben dem bekannten Wüstenbild von Beni Hasan nicht die Hieroglyphe der Stadt Cusae (Frankfort a. a. O. S. 120 Fig. 12) angeführt werden, denn diese geht auf einen Mann mit zwei Schlangen zurück, der gerade im AR gut belegt ist (Lepsius, Denkm. II 80b). Gerade dies Beispiel zeigt, wie ein Fabeltier auch auf ägyptischem Boden aus einem bekannten Tierbilde leicht entstehen kann. So scheint es mir auch keineswegs erwiesen, daß der schlangenhalsige Löwe auf der kleinen Prunktafel von Hierakonpolis und auf dem Jagdbild in Beni Hasan unägyptisch sein soll. Hierbei sei gleich das Doppeltier mit erwähnt, das ebenfalls mehrfach im Alten Reich nachgewiesen werden kann und keineswegs unägyptisch zu sein braucht, schreibt man doch den bekannten Erdgott *ꜣkrw* in den Pyramidentexten mit zwei gegenständigen Sphinxvorderteilen (Sethe, Pyr. 555a bei N); ferner kommen die gegenständigen Stiervorderteile der Jagdpalette ebenfalls in den Pyramidentexten als Schreibung von *ḥnś* vor (Ebenda 416a).

Daß die Schminkstreifen an den Augen gegen das hohe Alter der Chasechemstatue aus Hierakonpolis sprechen sollen, ist seit dem Kampf um die Datierung der Chefrenstatuen in Kairo kein Beweisgrund mehr. Da die Chefrenstatuen sicher in der 4. Dyn. entstanden sind und Schminkstreifen tragen (Schäfer, Propyl. Kunstgesch. II S. 220), liegt keinerlei Grund vor, die Schminkstreifen einer künstlerisch jenen unmittelbar voraufgehenden Statue abzusprechen.

Die Angaben Chr. über die Ausgrabungen in Byblos sind unvollständig. Wohl bestand der bis jetzt von Montet[1] freigelegte Tempel in der Zeit von der 6. Dyn. bis zum Mittleren Reich, aber unter dem Pflaster dieses Baues fanden sich gerade die der Frühzeit und dem Alten Reich vor der 6. Dyn. zuzuweisenden Fundstücke (z. B. ein Rollsiegel ungefähr aus der 1. Dyn., ein Fayence-Affe wie aus den Königsgräbern von Abydos), sodaß man bei weiteren Grabungen wohl auf Tempelreste aus dieser noch älteren Zeit hoffen darf. Jedenfalls liegen in Byblos die Frühzeitfunde gerade unter denen der 6. Dyn., also vor ihnen, sodaß sie nur gegen Chr.s Theorie verwendet werden können.

Eine besonders wichtige Rolle spielt bei Chr. die Beschreibung der Skelettfunde auf dem vorgeschichtlichen Friedhof von Abusir el-Meleq, bei denen ein nordischer Einschlag bemerkt worden ist[2]; diese Skelettbeschreibung verbindet Chr. mit den Angaben Möllers über die Libyer zur Zeit des MR, der bekanntlich von der 6. Dyn. an blonde (nordische) Libyer, die Tuimah, nachweist. Dagegen ist nun zu sagen, daß sich unter den Topf- und Gerätfunden von Abusir el-Meleq auch nicht ein einziges Stück gefunden hat, daß auf einen Zusammenhang mit Libyen hinweist, ganz im Gegensatz zu den Gräbern der ältesten vorgeschichtlichen Kultur von Negade (Petrie's first civilisation, SD 30—38) mit der weißfigurigen Tonware als besonderem Kennzeichen. Was sich in Abusir el-Meleq an Fremdem findet, weist, wie ich in der bevorstehenden Veröffentlichung darlegen werde, gerade im Gegenteil nach Palästina. So liest sich auch Chr.s auf die blonden Libyer gebaute Theorie, die er durch Ägypten bis nach Palästina (blonde Amoriter) ziehen und dort einen semitischen Gegenstoß nach Ägypten entfesseln läßt, derart konstruiert, daß ihr kaum jemand Glauben schenken dürfte.

Wenn sich nicht alles, was Chr. als gemeinsam für die Frühzeit und das MR bezeichnet, im AR wiederfindet, so liegt das im wesentlichen an der anderen Art der AR-Funde. Aus dieser Zeit haben wir einerseits die Pyramidentempel, die recht wenig Kleinfunde gebracht haben, andrerseits die Mastabas und Felsgräber, bei denen sich die Beigaben im wesentlichen auf kleine Steingefäße beschränken, die um den Sarg herumstehen. Ausgedehnte Gräberfelder wie in der Vor- und Frühzeit fehlen ebenso wie die Hausruinen (erst Illahun im MR).

Wenn aber Chr. die klare Formenentwicklung vor allem bei den Ton- und Steingefäßen von der Vor- über die Frühzeit zum AR nicht sehen oder anerkennen will, so sei er darauf hingewiesen, daß z. B. eine richtige vorgeschichtliche Schminktafel bei der Ausgrabung des

1) Vgl. ferner Petrie, Scarabs Taf. VIII, 5 (Cheops) IX passim (Mykerinos, Dedkare) u. a. m.

1) Fondation Piot Bd. XXV S. 237 ff.

2) Müller, Die anthropol. Ergebnisse des vorgesch. Gräberfeldes von Abusir el-Meleq (27. Wiss. Veröff. der DOG) S. 305 ff.



Neuserretempels gefunden wurde, ebenso das Bruchstück eines korbähnlichen Steingefäßes, genau wie in den Königsgräbern von Abydos, im Sonnenheiligtum der 5. Dyn. Daß diese Dinge noch im AR in Gebrauch waren, will ich damit nicht behaupten, wahrscheinlich stammen sie aus dem Gräberfeld von Abusir, das noch der Frühzeit (wahrscheinlich der 2. Dyn.) angehörte. Ferner: was ist das *psš-kf*-Gerät des AR anderes als die Weiterentwicklung der sogenannten „schwalbenschwanzförmigen Lanzenspitze"[1] der Vorgeschichte? Ein trefflich poliertes Stück aus Feuerstein, genau wie die in den Königsgräbern von Abydos gefundenen, gehört zu den Funden des AR aus Abusir. Daß die 2. Dynastie — und weshalb dann nicht auch die 1.? — wirklich dem Alten Reich voraufging, zeigen ferner die Inschriften einer Mastaba der 4. Dyn., in denen Priester der Könige Perjebsen und Send der 2. Dyn. genannt sind (Moret in Fondation Piot XXV S. 280 Fig. 1). Schließlich sollen auch bei den neusten Untersuchungen an der Stufenpyramide von Sakkara (3. Dyn.) in deren Innerem typische Steingefäße der Frühzeit, z. T. mit Königsnamen, gefunden worden sein.

Diese Beispiele werden zur Genüge dargetan haben, daß die Vor- und Frühzeit nicht vor dem AR abgeschnitten und hinter diesem eingeschaltet werden kann. Vielerlei von den ältesten Funden läßt sich überhaupt nur erklären, wenn man eine lange Entwicklung vor dem AR annimmt, so das Vorkommen des Elefanten, der im MR zu den Fabeltieren gehört, und der Giraffe, die beide eine andere Landschaft verlangen, als wir sie im AR zu sehen gewöhnt sind, oder die ungeheuere Holzverschwendung in den Königsgräbern, die doch wohl sicher auf größere Waldbestände im ältesten Ägypten schließen läßt. Gerade der Holzbau lebt auch im AR noch nach im runden Türsturz der Scheintür und in den Decken mancher Gräber, die runde Holzstämme in Stein nachahmen —.

Durch den jüngst erschienenen Nachtrag Eduard Meyers zu seiner Geschichte des Altertums[2] ist nun aber auch der Zeitraum von 1000 Jahren, der zwischen den ägyptischen und den ähnlichen vorderasiatischen Funden klaffte und für Chr. die Veranlassung zu seiner ganzen Theorie gab, sehr beträchtlich zusammengeschrumpft. Ja, wenn wir den nach Meyer zulässigen Spielraum von 200 Jahren einmal von seinen Zahlen abrechnen und für die H-Schicht von Assur Andraes (nicht Chr.s) Ansetzung annehmen, so erhalten wir für die Übereinstimmungen zwischen Ägypten und Vorderasien rund die Jahreszahl 3000. So wären also alle voraufgehenden langen Auseinandersetzungen mit Chr.s Arbeit ohne weiteres unnütz gewesen, wie denn auch Meyer in einem Nachtrag zu der genannten Schrift Chr.s Arbeit und vor allem seine Methode rundweg abgelehnt hat. Sosehr ich ebenfalls glaube, die Unmöglichkeit der Chr.schen Theorie aus archäologischen Gründen erwiesen zu haben, so halte ich jene Übereinstimmungen zwischen Ägypten und Vorderasien, die Chr.s Ausgangspunkt bildeten, doch großenteils für vorhanden, welches Land auch immer der gebende Teil gewesen sein mag. Meyer geht doch wohl zu weit mit der Behauptung, Chr. wolle nach dem Dogma der Prähistoriker die einzelnen Bestandteile der ägyptischen Kultur überall von andern Ländern ableiten. Dies wird kein Archäologe unternehmen wollen. Aber an dem Vorkommen von dickbauchigen Gefäßen mit Wellenansätzen in Ägypten und Palästina, in beiden Ländern vereinzelt mit Henkeln, oder um nur noch etwas besonders Bezeichnendes zu nennen, an dem Vogel auf dem Fisch (oder der Schlange) neben einer bestimmten Schiffsart in Telloh und Ägypten (Frankfort a. a. O. Taf. XIII) wird doch niemand vorbeigehen können, ohne zu sagen: hier müssen Beziehungen sein! Ohne allen Einzelheiten bedingungslos zustimmen zu wollen, muß doch zugestanden werden, daß das Schlußkapitel von Frankforts Buch eine Fülle von derartigen Beziehungen bringt, die mir gewichtiger zu sein scheinen als die eine einzige Zahl von 955 Jahren im Turiner Papyrus, deren Begleittext keineswegs völlig erhalten und gesichert ist, und an der die gesamte Chronologie des 3. Jahrtausends in Ägypten hängt. Dazu kommt die sich nur bei der Subtraktion ergebende, keineswegs inschriftlich beglaubigte Zahl von 419 Jahren für die beiden ersten ägyptischen Dynastien. Man denke, ein Zeitraum so lang wie von Luther bis heute soll verteilt werden auf etwa 18 Könige, von denen also jeder rund 23 Jahre hätte regieren müssen. Die 18 Könige der 4. und 5. Dyn., also die Pyramidenerbauer, haben zusammen nur 300 Jahre regiert, so daß hier auf jeden König nur 16 $^{2}/_{3}$ Jahre im Durchschnitt entfallen. Ich kann zur Zeit diese neuste Chronologie weder ändern noch bessern, doch möchte ich glauben, daß künftige Funde eher einen Umsturz der ältesten ägyptischen Chronologie und zwar eine weitere Herabsetzung der Zahlen der beiden ersten Dynastien bringen werden als eine Aufhebung der bestehenden archäologischen Beziehungen zwischen Ägypten und Vorderasien in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends.

1) Über die Deutung als Eßgerät vgl. Schäfer in ÄZ 43 S. 67 Anm. 1.

2) Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. 1925.

---

1. **Eitan, Isr., L. ès S., Ph. D.: A Contribution to Biblical Lexicography.** New York: Columbia University Press 1924. (IX, 66 S.) 8° = Contributions to Oriental History and Philology No. 10. $ 2—.
2. **Joüon, P. Paul, S. J.: Notes de lexicographie hébraïque.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1925. = Mélanges de l'Université Saint-Joseph X, 1. Fr. 7—.

Bespr. von J. Hempel, Greifswald.

Bis die Zeit für ein neues großes hebräisches Wörterbuch gekommen sein wird — wann

werden die, die Friedrich Delitzsch's Manuskript in Händen haben, ihren Schatz der Wissenschaft zugänglich machen? —, kann die hebräische Lexikographie nur so gefördert werden, daß entweder einzelne Texte genau aufgearbeitet werden — wobei man freilich weit mehr Raum zur Verfügung haben mußte, als uns in der Inflationsnot für die „Einzelwörterbücher" zur Verfügung gestellt werden konnte — oder dadurch, daß man einzelne Stämme unter die Lupe nimmt. Letzteren Weg gehen Eitan wie Joüon, Eitan vor allem auf das Arabische, Joüon stärker auf LXX und Vulgata gestützt, beide darin übereinstimmend, daß sie — Eitan mit voller Absicht, vgl. § 16 — das akkadische Material beiseitelassen. Daß bei solcher Methode die wissenschaftliche Semasiologie, soweit sie auf die Ermittlung der Grundbedeutung ausgeht, nicht immer gefördert wird, muß einmal mit aller Schärfe ausgesprochen werden. So sehr man die Möglichkeit innerakkadischer Bedeutungsverschiebungen in Rechnung zu stellen hat, es geht nicht an, die ältesten semitischen Zeugnisse für die Bedeutung eines Stammes zu vernachlässigen, während man das Sprachbewußtsein des Diasporajudentums und der Gewährsmänner des Hieronymus heranzieht. Die Unsicherheit solcher Methode, die gewiß auch Zufallstreffer ergeben kann, zeigt sich am deutlichsten an dem einen Wort, das sowohl Eitan als auch Joüon behandeln, an dem Nomen גּוֹי. Eitan hält im allgemeinen die Bedeutung people fest, will aber für Zef 2,14 ein גּוֹי II = arab. جَوّ = LXX γῆ field for pasture, a wide valley konstatieren. Joüon hingegen geht auf Zef. 2,14 gar nicht ein, sondern leitet גּוֹי als Ḳaṭl-Form von einer Wurzel גוה < *גוי ab; als Femininum dazu betrachtet er גְּוִיָּה corps und „corps" zugleich als Grundbedeutung auch des Maskulinums. Eine parallele Entwicklung habe גֵּו dos = corps Jes (50, 6?) 51, 23 zu communauté, clan Hi 30,5, vielleicht auch (nach Rob. Smith, Kindship etc. p. 37) arab. بطن von „belly", spez. „mother's belly" zu clan durchgemacht. Von diesen Ableitungen kann keine befriedigen. Von einem Stamm mit konsonantischem u̯ (vgl. جِواء) könnte das hebr. Nomen nur *גֵּו (vgl. ḥai̯ < ḥii̯) bez. *גְּוִי lauten; daher kann גּוֹי weder zu جَوّ gehören noch masc. zu גְּוִיָּה sein. Vgl. zu den Stämmen, die zugleich med u̯ und ל״ה sind, Ges.-Bergstr. 17 r. Die von Joüon beigezogene hebräische bedeutungsgeschichtliche Parallele ist zudem selbst unrichtig. Jes 50,6 verlangt der Parallelismus zu לְחָיַי zwingend einen Körperteil, in Jes 51,23 hat Vulg. mit ihrem corpus tuum nur das plastische Bild verdorben, Hi 30,5 ist so korrupt, daß darauf nicht zu bauen ist. Zef 2,14 könnte man an sich nach 14 b. c an einen bautechnischen Ausdruck, nach 1. Reg 6,9 an גֵּב, Hi 13,12 bzw. 15,26 an גַּב denken und kål-ḥai̯i̯ōṯ bᵉgebæhå bzw. bᵉgabbæhå vorschlagen mögen, doch scheint mir das γῆ der LXX aufs genaueste die schon gemachte Konjektur גַּיְ(א) (so zuletzt Sellin) zu bestätigen; das γη wäre aus Unachtsamkeit aus der Transkription in die Übersetzung übernommen! גּוֹי „Volk" bleibt dann freilich etymologisch dunkel. Ich habe mich einen Augenblick gefragt, ob es irgendwie mit akkad. gabbu „Gesamtheit" zusammengehören könnte; bin aber davon abgekommen, da (vgl. akkad. gabbu Rücken = hebr. גַּב, גֵּו) auch hier ein konsonantisches ו zu erwarten wäre.

Im Einzelnen bemerke ich:

Zu 1. Eitan ist ein Meister in der Wiederholung seiner Gedanken; vgl. ZaW 1924, 358, wo für den Inhalt von § 20 ff. bereits drei (!) Abdrucke nachgewiesen werden. Für einen Teil der Einzeluntersuchungen kenne ich bisher wenigstens einen (vgl. OLZ 1924, 439, JBL 1924, ZaW 1925, 160) Abdruck. Eine vollständige Bibliographie würde wohl noch mehr Belege zu Tage fördern. Sein sehr richtiger Grundgedanke ist der, daß unsere Texte nur Bruchstücke der alten Literatur sind, daß daher die Sprache reicher gewesen sein muß, als sie uns erscheint. Es ist damit vor allem die Aufgabe gewiesen, homonyme Wurzeln zu scheiden und ohne weiteres sicher, daß dabei das an Lauten noch reichere Arabisch hervorragende Dienste leisten kann. Schade, daß er die methodisch lehrreiche Studie von Schultheß über Homonyme Wurzeln im Syrischen nicht zu kennen scheint. Ich gebe seine neuen Ansetzungen, soweit sie bisher in OLZ (1924, 439. 749) und ZaW (1925, 160) nicht geboten sind.

אָר (St. איר) to be strong and powerful = arab. آدَ (St. ايد) Hi 31,23.

הדביר תחת to subdue = arab. دبر Ps 18,48. 47,4.

חַטָּאת step, walk = arab. خَطْوَةٌ Prov 13,6 Hi 14,16; entspr. Verb חטא = arab. خطا to step, walk Hi 41,12.

חלש to snatch away, carry off, reap = arab. حلش Hi 14, 10, Ex 17,13, Jes 14, 12.

יוֹדֵעַ (St. ודע) to say farewell to, take leave of, leave = arab. وادع 1. Sam 21,3.

שרה to shine, gleam, flash = arab. سرى Hi 37,3.

Eine Einzelerörterung müßte tiefer in die Einzelexegese der zum Teil recht korrupten Stellen eintreten, als hier möglich ist. Die Anschauungen für חלש und חטאת erscheinen mir recht erwägenswert.

Zu 2. Joüon geht stärker von der Exegese aus, freilich vor allem auf der durch Hieronymus vorgezeichneten Bahn. Ich gebe auch hier eine Übersicht der Ergebnisse und schließe einige Bemerkungen dazu in [ ] ein.

אֹבֵד Prov. 31,6 Hi 29,13. 31,19 misereux (mit Ges.

Thes.). [Auch an die Antithese 'ōḇed: kål-haṭṭōḇ Dtn 26,5 hätte erinnert werden können.]

אור brasier Jes 31,9. 44,16. 47,14, Ez 5,2; vgl. arab. ورى [exegetisch nirgends zwingend, in Jes 44,16. 47,14 recht unwahrscheinlich. Sicherlich vermag dies Beispiel das oben über das konsonantisch ו Gesagte nicht zu erschüttern]. S. u. ירא.

אֲחֹרַנִּית en sense inverse Gen 9,23b 2. Reg 20,10 = Jes 38,8. In 1. Reg 18,37 lies אחריך (Gʰ; Ehrlich).

בַּאֲשֶׁר u. כַּאֲשֶׁר begegnen kausal, das erste Gen. 39,9. 23, Ḳoh 7,2. 8,4 (?), das zweite Num 27,14, Jdc 6,27, 1. Sam 28,18, 2. Reg 17,12. Mich 3,4, dagegen nicht Gen 26,29.

דבק Nach Jdc 20,45, 1. Sam 14,22, 1. Chron 10,2 ist auch Jer 42,16 das Hifil zu lesen; dagegen Ps 63,9 das Qal beizubalten. Das Hif. (mit und ohne אחרי) ist durch poursuivre de près, serrer de près, das Qal durch adhérer à, mit אחרי durch suivre wiederzugeben. [Statt der Konstruktion הדביק אחרי wäre besser die sinnliche Grundbedeutung des Stammes zum Ausgangspunkt gemacht, von dem aus sich nach Verben der Bewegung für הדביק אחרי die angegebene Bedeutung von selbst ergibt und die Konjektur in Jer 42,16 nicht zwingend erscheint.]

חָלוּץ wird gegen Ehrlich als „armé“ festgehalten und חָמוּשׁ genauer als armé complètement, de pied au cap gefaßt, dagegen Ed. Meyers Ableitung von ḥªmiššim abgelehnt. [Von welchem Etymon, wenn sowohl arab. حمس (Ehrlich) als خميس abgelehnt werden?]

ירא gehört zu وَرَأَ, da von ورع le ع final aurait dû se maintenir.

כָּשֵׁר Esth 8,5 ist (wie im Neuhebr.) Adjektiv, nicht perf.

למד hat folgende Bedeutungsentwicklung durchgemacht: être habitué (vgl. a-Impf.!), s'habituer, s'exercer, apprendre; לָמֵד instruit, edoctus, disciple. Jer 2,24. 13,23 lies לָמוּד. Die gleiche Bedeutungsgeschichte zeigt אלף.

In מַדּוּעַ (aus מָה u. pt. יָדוּעַ) hat sich יָדוּעַ von chose connue, connaissance zu chose entwickelt; מַדּוּעַ also scibile quid.

Für מְהוּמָה ist Ez 22,5, Am 3,9, Prov 15,16 מְאוּמָה* = מְאוּם souillure herzustellen; Hörfehler?

מַחְצֵב ist nicht (wie CIS I 132 u. Meša Z. 25) carrière, sondern (wie maḳtil-Formen oft; vgl. עֲגַל מַסֵּכָה) nom d'action: coupe, taille. Ebenso גְּזִית als ḳaṭil-Form.

מָסָךְ ist (da keine maḳṭal-Form) nicht nom d'instrument, sondern d'action: recouvrement, protection, dann besitzt es die valeur imprécise: ce qui recouvre ou protège.

מַעַל gehört nicht zu עול = arab. علّ (Pesch. ܥܘܠܐ), sondern zu עלה (Pesch. richtig: ܐܥܠܠܐ) = rébellion, religiös sacrilège, vor allem vom Eidbruch. [Späteste „theologische“ Auffassungen vom Heiligen, dessen Verletzung als crimen laesae majestatis erscheint, als Grundlage für die Bedeutung eines Stammes!].

נִיר braise (ḳiṭl-Form), dagegen נֵר (ḳaṭil-Form) luminaire [durch den Hinweis auf das נחלת von 2. Sam 14,7 gewinnt das Bild von dem verglimmenden letzten Funken (der mit dem Verlöschen der Nachtlampe in der Tat nichts zu tun hat) Reg I 11,36. 15,4, II 8,19 = 2. Chron. 21,7 stark an Lebendigkeit!].

סקל und רגם sind verba denominativa, deren Stammnomen durch אֶבֶן verdrängt ist; doch vgl. arab. رَجْمٌ.

Bei עתר wird die übliche Zusammenstellung mit عتر vertreten: sacrifier, chercher à rendre (Dieu) propice, prier (Dieu).

Auch פשׁע soll die Bedeutung se révolter, se rebeller, s'insurger erhalten. [Gerade die angeführten ältesten profanen Stellen Reg I 12,19 II 8,20 schließen den Zustand in sich, in den jemand durch פֶּשַׁע gerät; vgl. עַד הַיּוֹם הַזֶּה Das Verb dürfte denominativ sein: ein פֶּשַׁע anrichten gegen . .].

צִירִים entrailles, sicher in der Wendung נֶהְפַּךְ צִירִים Dan 10,16. 1 Sam 4,19, außerdem Jes 13,8. Nur Jes 21,3 douleurs (de l' enfantement). Die erstere Bedeutung die ursprüngliche. Eine entsprechende Bedeutungsgeschichte hat griech. ὠδίς, [das nur den einen Fehler hat, kein Körperteil zu sein!].

צָלַח descendre droit sur, tomber droit sur, foudre sur. [Wieder stark theologisch bedingte Ansetzung; der Geist kommt „von oben“! 2. Sam 19,18 zeigt, daß das rasche Eilen die entscheidende Bedeutung ist; auch der Geist überkommt den Recken usw. plötzlich, blitzschnell. Im übertragenen Sinne: rasch zum Ziele führen, gelingen.]

קָצִין chef, nicht (wie in der Antike nur Mich 3,9 Vulg.) juge. [Eine Vermutung, die bei der üblichen Ableitung von קָצָה das ן erklärt, vgl. bei Bauer-Leander S. 270 A. 2. Ich benutze diesen Hinweis zu der Bitte an eine unserer theologischen Rezensionszeitschriften, hebr. Grammatiken nicht wieder, wie mit B.-L. Schulgrammatik geschehen, einem Herrn anzuvertrauen, der weder die Elemente der Lautlehre noch der Wortbildung beherrscht, und daher durch seine schöne Schwa-Regel den hebräischen Unterricht, soweit ihn wir Theologen geben, heillos blamiert.]

שׂרה Gen 32,29 être fort unter Änderung von וַתּוּכָל in תוכל [Eine vorzügliche Konjektur, ebenso für Hos 12,5 die vorgeschlagene וַיָּשַׁר אֶת־מלאך, die freilich bei der üblichen Ansetzung = arab. شرى noch mehr zur Geltung kommt:

Mit einem Elohim hast du gekämpft,
Menschen wirst du obsiegen!]

שׁוּעַ deverb. pi. von imp. הוֹשִׁיעָה, wie arab. حمد, آمين, كبّر usw.

שִׁפְחָה urspr. celle qui verse l'eau sur les mains de sa maîtresse ou de son maître; vgl. die Bezeichnung des Elisa in 2. Reg 3,11.

Willing, Prof. Dr. Carl: **Hebräisch.** (Methode Toussaint-Langenscheidt. Original-Unterrichtsbriefe. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener.) Kursus II. Brief 19—36 mit 1 Beilage und Sachregister. Als Manuskript gedruckt. Berlin-Schöneberg: Langenscheidt 1925. (S. 317—616. Beilage 16, Register 11 S.) 4°. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Der jetzt vorliegende 2. Band, Lektion 37—72 umfassend, beschließt die Hebräische Grammatik Willings. Was über den 1. Band in dieser Zeitung 1925 Nr. 5 zu sagen war, gilt

auch für den Schlußband. Auf das Ganze gesehen eine fleißige, geschickte, verdienstliche Arbeit, für den Lehrer eine nützliche Anleitung zum Unterricht und für den Lernenden ein brauchbarer, etwas redseliger Führer. Nur müssen beide, Lehrende und Lernende, vor den unzähligen Druckfehler- und Flüchtigkeitskobolden auf der Hut sein, die wie in dem 1., so auch in dem 2. Band ihr neckisches Spiel treiben.

Ist doch wohl keine Seite davon verschont, auf der ein etwas längerer hebräischer Text steht. Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele! S. 319 הַקְּרְקַע, Seite 320 הָרְבִיעִי, Seite 321 יֹשבת (auch S. 526 מֹשֶׁה), S. 327 וַתְּקַח, S. 526 הַזֶּה, S. 605 רָאֵב (st. רָעֵב). Ein besonderer Unstern hat über dem Hochzeitspsalm 45 gewaltet (S. 327). Willing gibt Text und Übersetung wesentlich nach Duhm. 45,6 druckt W. בלב, übersetzt aber nach Duhms Verbesserung מְלֶב. 45,2 übersetzt er מעשַׂי „mein Lied“, schreibt dann aber מעשַׂי Nebenform von מַעֲשֶׂה. Ebenda rückt er מהיר hinter לשוני und beruft sich auf Duhm. Dieser belässt aber in der 2. Aufl. seines Kommentars (1922). מהיר an der überlieferten Stelle. In dem unpunktierten Texte von Ps. 45 druckt W. גביר st. גבור, 2 mal שבת st. שבט, טלכותך (S. 557 punktiert er מלכותו) st. מַל״, אוכירו st. ״יז. Ps. 2, 7 (S. 344) steht עֲלַי (so auch transkribiert ʿelaj) st. אלי. Für 2, 11 akzeptiert W. die Verbesserung Bertholet's נשקו ברגליו, setzt aber in den Text וְשקו ברגליו das er dann mit „hanget ihm an“ übersetzt. Ebenda 2,7 ילַדתיך st. יְלִ״ usw. usw.

Brief 19—27 führt einschließlich einer Übersicht über die israelitische Profetie unter Beigabe entsprechender hebräischer Texte die Geschichte des israelitischen Volkes bis zum J. 586 weiter. Brief 28—35 behandelt in Quellenauszügen die Sagenwelt Israels und die nachexilische Zeit. Sehr löblich ist in Br. 36 die Hereinziehung des hebr. N.T. (nach F. Delitzsch Ausgabe) und die auszugsweise Mitteilung von wichtigeren Evangelien-Texten. In der Syntax schließt sich der Verf. (S. 317) eng an Brockelmann an. Ein besonderes Verdienst ist Beilage 3: die wörtliche deutsche Wiedergabe der Priesterschrift (P) von Gen. 1—Ex. 24 und dann die Inhalts-Übersicht von Ex. 25—Jos. 19, 51.

Thomas, Rev. M. Bross, A. M., D. D.: The Biblical Idea of God. Lectures delivered before Lake Forest College on the foundation of the late William Bross. New York: Charles Scribner's Sons 1924. (VII, 197 S.) 8°. $ 1.50. Bespr. von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

Das Buch behandelt in sechs Kapiteln: I the biblical idea of God, concrete in presentation, personal, monotheistic, spiritual. Order in time of the books. II the bibl. idea of G. in the primitive and patriarchal periods, as set forth in Genesis. III in the mosaic period, or as found in Exodus, Leviticus, Numbers and Deuteronomy. IV during the period of the judges, the times of Elijah and Elisha, and in the writings of the prophets. V in the psalms, Job and Ecclesiastes. VI in the teaching of Christ and his apostels. Verf. redet, wie er selbst im Vorwort betont, für die, welche in der gegenwärtigen Zeit der Kontroversen nach einer Führung und einer Festigung ihres Glaubens suchen. S. 187 erklärt er die Kritik an der Bibel für „important and even necessary“. Aber diese Kritik muß „conservative and constructive“ sein. Daher wird denn der heutigen Wissenschaft vom AT S. 25 ff. kein gutes Haar gelassen. Einen wissenschaftlichen Wert kann m. E. das Buch nicht beanspruchen.

Sulzberger, Mayer, L. L. D.: The Status of Labor in Ancient Israel. Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1923. (V, 128 S.) gr. 8°. Bespr. von G. Beer, Heidelberg.

In ermüdender Breite bemüht sich Sulzberger um eine Geschichte der Begriffe *ger*, *jatom*, *'almana*, *tošab*, *sakir*, *ʿani* u. ä. im AT. S. 116 ff. gibt er eine zusammenfassende Übersicht über die Resultate seiner Untersuchungen. Danach sollen gerim ursprünglich die von den Hebräern unterworfenen Kananiter sein. *Tošabim* seien die *as a peasant population* angesiedelten kananitischen Vorfahren *while those who were not so settled worked for daily wage as sekirim* (S. 117). *Jatom* und *'almana*, oft zusammen mit *ger* genannt, seien die Hinterbliebenen des *ger* (S. 92). Wenn aber die gerim ursprünglich die unterworfenen Kananiter sein sollen, wie paßt dazu das Fluchwort über Kanaan Gen. 9, 25, der der עבד עבדים für Sem (= Israel) und Jefet sein soll? Vgl. auch 1. Kg. 9, 21. Vergeblich bestreitet S. (S. 30), daß Salomo Israeliten zu Frondiensten aushob. Zwar kann sich S. für seine Behauptung auf 1. Kg. 9, 22 berufen, aber die andere Nachricht 1. Kg. 5, 19 ויעל המלך שלמה מס מכל־ישראל ist unbedingt glaubhafter. War doch gerade der Despotismus Salomos gegen die eigenen Volksgenossen die Hauptursache für den Reichsbruch. Vgl. 1. Kg. 12, 4. 10 ff. S. meint freilich den Text 1. Kg. 5, 19 dahin umdeuten zu können, daß Salomo *„drafted their employers and thus imposed a tax on the employers“*! Lobenswert ist die gruppenweise Vorführung des Materials. Auch wird das Aufsteigen der *Gerim* zu einer gewissen Gleichberechtigung mit den Israeliten von S. richtig erfaßt, freilich bietet er hier nichts wesentlich Neues. Auch im einzelnen finden sich gute

Beobachtungen. Vgl. die Aufzählung der hebräischen Handwerkernamen S. 71/2. Oder so betont S. das Fehlen einer Bezeichnung für den eigentlichen Bettler. Zu weit aber geht die Behauptung S. 120: „*Classes of beggars or paupers there were none*". Prov. 6, 11 ist מהלך doch wohl soviel wie „Landstreicher". In Stellen wie Lev. 23, 42 ist אזרח בישראל (vgl. auch Ez. 47, 22) und Lev. 19, 39 אזרח מכם m. E. nichts anderes als das „israelitische Landeskind". Anders S. S. 62 ff. Auch die Deutung, die S. (S. 96) dem על־האבות Deut. 18, 8 auf Grund von Ri. 17, 10 gibt, kann ich mir nicht aneignen.

Was S. an einer historischen Erfassung des von ihm behandelten wichtigen Themas hindert, ist seine literargeschichtliche Befangenheit gegenüber den Texten: Mose ist der Vater der Gesetze. Jesaja (S. 103) hat Jes. 23 (!) verfaßt usw. Ganz unberücksichtigt bleibt die religiöse Umwertung der Begriffe *'ebjon* und *'ani* in den Psalmen. (S. 114 scheint *'ani* und *'ebjon* in ψ 37 und 109 von wirtschaftlich Armen verstanden zu werden).

Gewiß ist das Eindringen des Humanitätsgedankens in die Fremden-, Sklaven- und Arbeitergesetzgebung des AT ein Ruhmesblatt für Israel — S. bietet wohl fleißig gesammeltes Material, aber noch keine eigentliche Geschichte des ganz aktuellen Themas. Wenigstens kann ich in dem, was S. uns vorlegt, keine voll befriedigende geschichtliche Behandlung des Stoffes sehen.

Giese, Fr.: Türkische Märchen. Jena: Eugen Diederichs 1925. (VI, 304 S.) kl. 8° = Die Märchen der Weltliteratur, hrsg. von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert. Rm. 4—. Bespr. von **R. Hartmann**, Königsberg i. Pr.

Giese legt hier 66 türkische Märchen verschiedenster Art und Herkunft in — soweit möglich — wortgetreuer Übersetzung vor. Die Auswahl ist sichtlich von dem Bestreben geleitet, die verschiedenen Gattungen gleichmäßig zu Wort kommen zu lassen, und daneben ursprünglich wohl auch von dem Wunsch, möglichst viele Märchen zu bieten, die noch nicht ins Deutsche übersetzt waren.

Diese letztere Absicht ist freilich z. T. dadurch durchkreuzt worden, daß inzwischen auch Th. Menzel unabhängig von Giese zwei kleine Bände türkischer Märchen verdeutscht erscheinen ließ[1], und zwar darunter den größten Teil der von Giese als „Volksmärchen" bezeichneten Stücke. So liegt nun die hübsche Sammlung von 14 Märchen, die in Konstantinopel mehrfach

1) *Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes*, hrsg. von G. Jacob und Th. Menzel, II u. III: *Türkische Märchen* I u. II (Hannover 1923/4).

unter dem Titel *Billur Kjöschk* (Giese: Kristallpalast, im Text meist: Glaspalast; Menzel: Kristall-Kiosk) gedruckt wurde, und auf die zuerst Georg Jacob[1] mehrfach aufmerksam gemacht hatte, gleich zweimal deutsch vor. Ein Vergleich beider Übersetzungen zeigt, daß beide äußerst sorgfältig und im strengsten Sinne wörtlich sind (die Menzelsche wohl eher noch wörtlicher); die geringen Abweichungen beruhen wohl teilweise auf verschiedener Auffassung wirklich nicht ganz eindeutiger Ausdrücke, mehr gewiß noch auf kleinen Textunterschieden, wie sie sich bei den verschiedenen Drucken solcher Schriften stets zu finden pflegen[2]. Sie sind aber, soweit ich kontrolliert habe, so belanglos, daß es keinen Sinn hat, sie anzuführen[3].

Als weitere Beispiele von Volksmärchen gibt Giese Nr. 15—19 die Märchen, die er selbst aus dem Volksmund aufgenommen und in seinen *Materialien zur Kenntnis des Anatolischen Türkisch* (Halle a. S. 1907) in Transkription ediert hat. Wenn auch Nr. 15 „Der dankbare Fuchs" und Nr. 18 „Die drei Söhne des Padischahs" sich mit dem „Fuchs als Brautwerber" und dem „Meerroß" in Menzels zweiter Sammlung decken und sich auch sonst hier Anklänge an bereits bekannte Märchen finden (vgl. z. B. Nr. 16 „Dschihanschah" mit Nr. 12 von Kúnos' Volksmärchen aus Adakale), so scheinen sie mir doch, weil z. T. neu, im übrigen vielfach besser als die Parallelen, besonders wertvoll, zumal sie im eigentlichsten Sinn Volksmärchen sind.

Sehr dankenswert ist weiter der Hinweis auf die Pflege, die das Märchen unter dem nationalistischen Einfluß neuerdings in der Türkei gefunden hat. So gibt er als Nr. 20 ein Märchen, das Ömer Seifüddin im *Türk Jurdu* veröffentlicht hat, und das recht hübsch ist: nur erhebt sich hier doch die Frage, wieweit man hier von einem Volksmärchen reden kann. Gerne hätte man aus der Sammlung *Türk Masallary*, aus der das hübsche, aber zweifellos stark veredelte Märchen Nr. 21 „Der Obersterndeuter" stammt, etwas mehr gehört[4]. Vielleicht hätte auch das eine oder andere Stück

1) S. z. B. G. Jacob, *Türkische Volksliteratur* (Berlin 1901), S. 5 ff.

2) Ich besitze einen Druck ohne Datum, der gelegentlich von beiden Übersetzungen abweicht.

3) Bei Giese, S. 9 Z. 6 v. u., S. 16 Z. 8 v. u. „und da ist ein günstiger Wind nach Jemen" [bzw. Stambul] weiß ich nicht, ob er eine andere Lesart voraussetzt als اشته يمن پوپه يلكن, was aber auch Kúnos, *Materialien zur Kenntnis des Rumelischen Türkisch* I, 257, Z. 13 u. 260 Z. 8 v. u. bestätigt; Menzel S. 5, Z. 17 f. und S. 16, Z. 12 f.: „Das Hinterschiff-Segel auf!"

4) S. 3 sagt Giese zwar, er gebe in den Nrn. 19—21 Proben davon; aber da 19 u. 20 anderer Herkunft sind, wie er selbst sagt, bleibt als einzige Nr. 21 übrig.

aus Zija Gök Alp's *Altyn Yschyq*[1] hier Platz finden können.

Die übrigen 45 Märchen bezeichnet Giese im Unterschied von den ersten 21 als „Kunstmärchen" und dies gewiß mit Recht. 19 davon stammen aus dem *Tutiname*, 23 aus dem *Humajunname*, 3 aus den *Qyrq Vezir*. Das *Humajunname* ist gewiß vor allem deshalb so stark vertreten, weil es hiervon noch keine deutsche Übersetzung gab, während Giese sich für die beiden anderen Sammlungen an G. Rosen und Behrnauer anschließen konnte. Dieser Gesichtspunkt ist sehr berechtigt, und gerade in den Stücken aus dem *Humajunname* zeigt sich Gieses Übersetzungskunst im besten Licht: glänzend ist es ihm gelungen, diesen „gehobenen" Stil wiederzugeben, ohne den Schwulst des Originals abstoßend nachwirken zu lassen. — Von diesem Gesichtspunkt abgesehen freilich schienen mir die *Qyrq Vezir* eher mehr Berücksichtigung zu verdienen, da diese Sammlung vielleicht doch nicht ganz im gleichen Maß fremdes Gut ist und jedenfalls nicht ebenso stark „Kunst", sich vielmehr in mancher Hinsicht dem *Billur Kjöschk* nähert. Im übrigen wäre mein Wunsch für eine Neuauflage, daß gerade die eigentlichen Volksmärchen n o c h etwas stärker vertreten wären.

Als Ganzes vermag das Buch einen guten Eindruck von der gesamten Märchen-Literatur der Westtürken zu geben in ihren manigfachen Ausprägungen. Und die Übersetzung ist ganz ausgezeichnet. Möge der hübsche Band dem türkischen Volkstum neue Freunde gewinnen.

R u l a n d, Wilhelm: **Morgenländische Märchen.** München: Georg Müller 1924. (367 S.) 8°. Hldr. Rm. 12—. Bespr. von Theodor M e n z e l, Kiel.

Das gut ausgestattete Bändchen enthält eine etwas bunte Sammlung von 38 altindischen und 41 arabischen Märchen. Das Vorwort spricht davon, daß wiederholter Aufenthalt im Orient den Verfasser bezw. Nacherzähler dazu geführt habe, diese ausgewählten Märchen zu sammeln. Von Tanger bis Kairo habe er groß und klein sich im Kreis um den berufsmäßigen Märchenerzähler auf dem Marktplatz im Eingeborenenviertel kauern gesehen.

Um eine günstige Grundstimmung für seine Geschichten bei den Zuhörern zu schaffen, sucht der orientalische Erzähler durch ein die Wirklichkeit in kühner Weise verdrehendes Wortgewirr (ein sog. t e k e r l e m e bei den Türken) den Boden vorzubereiten. Das Vorwort scheint hier eine ähnliche Rolle zu spielen. Ich möchte es fast als das beste Märchen der Sammlung bezeichnen. Wer selbst theoretisch und praktisch mit den Sprachen des Orients zu tun hat, weiß, wie viel von solchen Behauptungen in der Regel der Wirklichkeit entspricht. Denn den Erzählungen der Eingeborenen lauschen und sie verstehen sind ganz verschiedene Dinge. Weiß ich doch selbst von einem Orientalisten der alten Schule, der stets schwärmerisch von den Beduinenerzählungen und Liedern sprach, denen er gelauscht, während er es stets vermied, von der Ergebnislosigkeit seines Lauschens ebenfalls zu berichten.

Es wäre ansprechender gewesen, wenn auch weniger eindrucksvoll, offen zu sagen, daß die Sammlung eine Auswahl von Lesefrüchten, im besten Falle von Stoffbearbeitungen, aus allen möglichen Büchern vorstellen, bis zu künstlichen sog. orientalischen Märchen, wie z. B. dem von H e l o k a n d e r, die nichts mit dem Orient gemeinsam haben als ein äußerliches Gewand.

Zweifelhaft ist, ob alle in der Sammlung gegebenen Sachen unter die Kategorie „Märchen" fallen. Die Grenzen schwanken ja. Es finden sich darunter außerdem mancherlei Anekdoten und historische Erzählungen, deren Märchenhaftigkeit nur in dem orientalischen Milieu liegt, ferner Skizzen, Novellen, lehrhafte Geschichten, illustrierte Weisheitssätze, Fabeln und, wie besonders die indischen Erzählungen von vornherein erwarten lassen, Gauner- und Schelmenstreiche.

Auf den Marktplätzen zwischen Tanger und Kairo dürfte der größte Teil der gebrachten Geschichten wenig Kurswert mehr haben, ganz abgesehen von den indischen Erzählungen.

Ein näheres Eingehen auf die einzelnen behandelten Stoffe erübrigt sich, da wir ja keine Originalerzählungen vor uns haben. Es sind lauter bekannte Motive, in mehr oder minder neuen Fassungsversuchen, zugleich aber in sklavischer Abhängigkeit in Bezug auf die Namen. Die indischen Namen kann ich nicht kontrollieren, die arabischen sind in mißverstandener Kopierung wohl aus englischen und französischen Quellen übel zugerichtet und werfen ein seltsames Licht auf die orientalischen Sprachkenntnisse des Nacherzählers, dem auch mancherlei Verstöße gegen die Anschauungen des islamischen Orient mit unterlaufen. So hat er, trotz der in den letzten Jahrzehnten bei uns stark entwickelten Teppich-Liebhaberei und Erkenntnis des orientalischen Teppichs keine klare Vorstellung davon, daß die orientalischen Teppiche nicht gewirkt und gewebt, sondern meist geknüpft werden (S. 279), daß sich Roßschlächterei und Handel mit Roßfleisch und -Fett im arabischen Orient nicht findet

---

1) Dessen Stücke ja wohl auch meist im *Türk Jurdu* standen.

(die Tataren werden als Pferdefleischesser verachtet) (S. 259), daß man im Orient nicht mit Kandare reitet, daß die Toten nicht verbrannt werden, selbst nicht bei Epidemien (S. 246).

Als Beispiele der seltsamen Namen möchte ich nur anführen: „Kalif Mohawikye, Sohn des Abn Sophia"; „Maruan, Sohn El-Hakans, des Herrschers von Medinek" (189); „Abdel Allah" (212); Kuzeymek, Sohn des Bisr (218); Ehrimek (219); El Hakan, der Sohn des El-Leyl, Statthalter von Derbem (239); Zu-l-Kelan, der Fürt von Hemyer; Hatim-El-Zai (237); Er Zahra (240); Zu-l-Jekaheyn (243); der Todesengel Azzail (247); Jafar (250) und Djafar (267); Agha, der Barmekide (266); Sal Eddin (279); Kerbela (als Personenname) (332); Mossul und El-Mosil.

S. 164 ist Druckfehler: er begrüßte sie als ihr (nicht „ihren") Befreier.

Farmer, Henry George, M. A.: **The Arabian Influence on Musical Theory.** London: H. Reeves 1925. (22 S.) 8° = Journal of the Royal Asiatic Society Part I. 2 sh. 6 d. Bespr. von E. Beichert, Freiburg i. Br.

Während man fast auf allen Gebieten westeuropäischer Kultur einen mehr oder weniger großen Einfluß des Orients geahnt und vielfach auch schon nachgewiesen hat[1], ist die Frage nach einer Beeinflußung unserer abendländischen Musik durch morgenländische noch wenig berührt worden[2]. Ausgenommen sei hierbei jedoch die Instrumentenkunde, wo in erster Linie Curt Sachs seit langer Zeit schon auf den Orient als die Heimat der meisten europäischen Musikinstrumente hingewiesen hat[3]. Von besonderer Bedeutung für das Abendland scheint gerade auch auf instrumentalem Gebiet die arabische Musik[4] gewesen zu sein. Um so mehr vermißt man dann in früheren Abhandlungen über arabische Musik, wie z. B. bei Kosegarten[5] oder Kiesewetter[6] ein näheres Eingehen auf diese Fragen. Daher ist es dankbar zu begrüßen, wenn H. G. Farmer in seiner kleinen Studie gerade einmal dieses Problem der Beeinflußung unserer westeuropäischen Musik durch die arabische scharf ins Auge faßt und Wege zu einer Lösung zeigt.

Als Übermittler arabischer Musik nach dem Abendland bezeichnet Farmer zunächst die wandernden Jongleurs. Durch sie sollen hauptsächlich die neuen Instrumente vom arabischen Spanien her nach Westeuropa Eingang gefunden haben. Von der großen Zahl der Instrumente, die Farmer an dieser Stelle als von den Arabern überkommene aufführt, seien hier genannt die Laute, die Guitarre und das Rebec, ein mittelalterliches Streichinstrument. Schon äußerlich weisen die Namen auf den fremden Ursprung hin. *Laute* ist arabisches *al-ʿûd*, *Guitarre* lautet entsprechend im Arabischen *qitâr* und für das *Rebec* findet sich die arabische Bezeichnung *rabâb*. Noch viele andere Instrumente weisen eine solche Namenverwandtschaft auf; es sei nur hingewiesen auf die Trommel, französisch *la caisse*, arabisch *qaṣʿa*, oder auf die *Fanfare*, deren Name sich in der arabischen Pluralform *anfâr* wiederfindet.

Mit den Instrumenten wurden auch musikalische Formen übernommen, und Farmer ist der Ansicht, daß manche Form mittelalterlicher Lied- und Tanzkunst arabischen Ursprungs sei[7]. Ferner soll die Art und Weise des Diskantierens, d. h. die Ausschmückung einer Melodie (Cantus) durch eine ihr gegenübergestellte höhere oder tiefere Gegenstimme (Discantus) von den Arabern übernommen sein[8]. Überhaupt hat nach Farmer unsere ganze mehrstimmige Musik in den arabischen Schulen Andalusiens ihre Heimat; zum Beweis führt er den spanischen Chronisten Vergilius von Cordoba an, der u. a. auch von zwei Lehrern für Musik an der Schule von

---

1) Vgl. Georg Jacob: Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland vornehmlich während des Mittelalters. (Hannover 1924.)

2) Auf die Beziehungen der arabischen Musik zur griechischen sowie zur mittelalterlichen im Abendland kommt neuerdings Robert Lachmann in seinen Forschungen über „die Musik in den tunisischen Städten" kurz zu sprechen; vergl. Archiv für Musikwissenschaft, V (1923) S. 136 ff.

3) Curt Sachs: Real-Lexikon der Musikinstrumente. (Berlin 1913.)

4) Vgl. Jules Rouanet: La musique arabe (1920), in Lavignac's Encyclopédie de la musique et Dictionnaire du Conservatoire; ferner Idelsohn: Hebräisch-orientalischer Melodienschatz, Bd. IV (Leipzig 1923), wo S. 52 ff. ein besonderes Kapitel über arabische Musik zu finden ist.

5) I. G. L. Kosegarten: Alii Ispahani liber cantilenarum magnus. (Greifswald 1840.)

Ders.: Die Moslemischen Schriftsteller über die Theorie der Musik, in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. V S. 137 ff. (Bonn 1844.)

6) Kiesewetter: Die Musik der Araber nach Originalquellen dargestellt. (Leipzig 1892.)

7) Die musikwissenschaftliche Forschung wird die Beweise hierfür noch zu erbringen haben; dabei könnte vielleicht die literarhistorische Forschung, die sich mit dieser Frage schon näher befaßt hat, wegweisend sein.

Vgl. Graf Schack: Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. (Berlin 1865.)

Singer: Arabische und europäische Poesie im Mittelalter, in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1918, Phil.-hist. Klasse Nr. 13. (Berlin 1918.)

8) Als Parallelerscheinung dürfte der Einfluß arabischer Kunst auf die Gothik in Architektur und Ornament anzusprechen sein.

Vgl. Diez: Studien zur Kunst des Ostens. (Wien 1923).

Steinbrecht: Schloß Marienburg[16]. (1922.)

Ders. Thorn im Mittelalter, in Baukunst des Deutschen Ritterordens, Bd. I. (Berlin 1883.)

Cordoba zu berichten weiß, und der dabei den Begriff „musica“ durch den Zusatz erklärt: „de ista arte quae dicitur organum“. Es fragt sich nur, welches die Bedeutung von „organum“ ist. Die mittelalterlichen Musiktheoretiker weichen in der Erklärung dieses Begriffes — wie Farmer selbst zugibt — stark von einander ab. Bedeutet organum wirklich Mehrstimmigkeit, so bleibt die weitere Frage, wie die arabischen Musiker Spaniens zu dieser Auffassung gekommen sind, da sich doch sonst im arabischen Kulturkreis — soweit er sich bis jetzt überschauen läßt — praktisch nur einstimmige Musik vorfindet. Ist die Mehrstimmigkeit überhaupt orientalischen Ursprungs, oder liegen ihre Quellen vielleicht doch in der griechischen Musik? Denn wir dürfen nicht übersehen, daß, wie z. B. in der Philosophie[1], so auch in der Musik die Araber die Vermittler griechischer Ideen durch griechisches Schrifttum für das Abendland waren. Auf diesem Wege fanden die „Harmonik und Rhythmik“ des Aristoxenos, ferner die dem Aristoteles zugeschriebenen „Problemata“, oder auch das in drei Büchern von Ptolemäus verfaßte Werk über die Musik (Ἁρμονικά) u. a. m. Eingang nach Westeuropa. Diese griechischen Werke bildeten ihrerseits wieder die Grundlage für die musiktheoretischen Spekulationen der Araber[2], von denen in erster Linie genannt seien Al-Kindî, Al-Fârâbî und Ibn Sînâ. Ihr Einfluß auf einen großen Teil unserer mittelalterlichen Theoretiker dürfte nach den neuesten Forschungen[3] als erwiesen gelten. Es seien hier nur die Namen eines Hermannus Contractus, Gundissalinus[4], Robertus Kilwardby und Gerhardus von Cremona angeführt. Für England, von wo aus allem Anschein nach ein besonders lebhafter Verkehr über die Normandie mit dem arabischen Spanien stattfand, kommen als Träger der neuen musikalischen Ideen besonders Alfred der Engländer, Adelard von Bath und Roger von Hereford in Betracht.

Dieser engen Fühlungnahme Westeuropas mit arabischen Theorien dürfte auch das Aufkommen der Mensuralmusik zu danken sein[5]. Dieses Mal waren es spanische Juden, die, hauptsächlich als Verbannte während der Muwaḥḥidverfolgung, ihre Glaubensbrüder im nordwestlichen Europa aufsuchten und hier die neuen musikalischen Theorien verbreiteten. So soll nach Farmer auch der *Ochetus* (latinisierte Form des arabischen Begriffs *îqâʿât*) als eine Sonderart des arabischen Rhythmus in unsere abendländischen Musik Eingang gefunden haben. Simon Tunsted und Johannes de Muris haben ihn dann in England bekannt gemacht.

Außer dieser unmittelbaren Vermittelung arabischer Ideen an Westeuropa wirkten die Juden auch durch Übersetzung der Werke der arabischen Musiktheoretiker, so besonders derjenigen Al-Fârâbîs, an der Verbreitung der arabischen Musikanschauung mit. Noch mehr aber als auf diese hebräischen Übersetzungen stützte sich die mittelalterliche Theorie auf die lateinischen Ausgaben eines Johannes von Sevilla und Gundissalinus. Später wurde dann auch diejenige des Gerhard von Cremona herangezogen, von dem wieder Vincentius von Beauvais abhängig ist. Für England war besonders das unter dem Einfluß der arabischen Theorie stehende Werk „de Musica“ Alfreds des Engländers von weittragender Bedeutung. Leider ist dasselbe nicht auf uns gekommen.

Von der Begeisterung unserer abendländischen Theoretiker für ihre arabischen Meister, ganz besonders für Al-Fârâbî, sind uns die Werke eines Walter Odington, Roger Bacon und Jeremias von Moravia Zeugen.

Nach dem 15. Jahrhundert hört dann mit dem Zusammenbruch der politischen Machtstellung Arabiens in Spanien auch sein Einfluß auf die Musik Westeuropas auf. Die großen Namen eines Ibn Sînâ und Al-Fârâbî leben in den folgenden Zeiten zwar noch weiter, verlieren aber immer mehr von ihrer einstigen Bedeutung. Der Sinn für ihre Werke und Ideen erlischt.

Der jüngsten musikwissenschaftlichen Forschung blieb es vorbehalten, erneut auf die Bedeutung der arabischen Musiktheorie für die Entwicklung der Musik im Abendland hinzuweisen. Doch läßt sich vorerst das ganze Problem nur in Umrissen erkennen, da es einerseits an einer allgemein zugänglichen Ausgabe der Werke dieser arabischen Theoretiker, besonders derjenigen Al-Fârâbîs, fehlt, andererseits auch eine Interpretation der musiktheoretischen Denkweise und der musikalischen Fachausdrücke Al-Fârâbîs noch nicht in Angriff genommen ist. Aber trotz des Fehlens einer endgültigen Lösung müssen wir doch H. G. Farmer danken, daß er Wege gewiesen und Fragen aufgeworfen hat, die der wissenschaftliche Erforscher mittelalterlicher Musik nicht

1) Überweg-Heinze: Grundriß der Geschichte der Philosophie II. Teil hrsg. von Matthias Baumgartner. (Berlin 1915.)

2) Kosegarten: Die Moslemischen Schriftsteller über die Theorie der Musik S. 147.

3) Walter Großmann: Die einleitenden Kapitel des Speculum Musicae von Johannes de Muris, ein Beitrag zur Musikanschauung des Mittelalters (Leipzig 1924), S. 47 ff. Vgl. dazu H. Besseler, Studien zur Musik des Mittelalters in Anh. f. Musikwissenschaft, Jahrg. VII (Leipzig 1925), S. 180 f.

4) L. Baur: Dominicus Gundissalinus, de divisione philosophiae. (Münster 1903.)

5) Als frühesten abendländischen Mensuraltheoristen nennt Farmer Franco von Cöln.

mehr übergehen kann, und die auch dem Orientalisten neue Ausblicke erschließen auf ein bisher leider zu stark vernachlässigtes Gebiet orientalischer Kultur und deren Einfluß auf das Abendland.

Un Africain: Manuel de politique musulmane. Deuxième édition. Paris: Éditions Bossard 1925. (189 S.) 8°. Fr. 7.50. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Es gibt für Frankreich eine doppelte „politique musulmane“: eine innere, mit der Frage: wie kann Frankreich, bei der gewaltigen, sich heut im Orient vollziehenden Umlagerung, in seinen von Muslimen bewohnten Kolonialgebieten seine Herrschaft behaupten, und eine äussere: welche Stellung soll es gegenüber den andren islamischen Völkern einnehmen. Der Verfasser des vorliegenden beachtenswerten Büchleins, ein Franzose, der zehn Jahre in Marokko, wahrscheinlich als Verwaltungsbeamter, gelebt hat, hat gut beobachtet und urteilt, aus umfassender Kenntnis der Dinge heraus, mit großer Sachlichkeit und seltenem Freimut. Vor allem sei es nötig, den Islam und die Muslime zu kennen. Um sodann dem Islam gegenüber sich durchzusetzen, bedarf es ebenso wohl der materiellen Stärke wie des moralischen Gewichts. „Memento tu regere“ sei eine unerläßliche Forderung. Bewilligen muß man den Muslimen, die man „schützt“, vernünftige Forderungen, die ihren Bedürfnissen und ihrer Sinnesart entsprechen, nicht aber ihnen aufdrängen, was sie gar nicht haben wollen, und was weder ihren Bedürfnissen noch ihrer Sinnesart entspricht. Den Eingeborenen in Nordafrika ist materieller Wohlstand, Sicherheit, Freiheit der religiösen und einheimischen Gewohnheiten im weitesten Ausmaß zu sichern — gegen die, welche Unruhe stiften und im Trüben fischen wollen, ist unnachsichtige Festigkeit zu gebrauchen. Die äussere „politique musulmane“ ist auf weite Sicht einzustellen. Eine „entente cordiale“, besser ein Bündnis Frankreichs mit der Türkei und mit Italien könnte die Gefahren bannen, die sich drohend am Horizont erheben. Ließe es Frankreich dahin kommen, daß die jetzt ihm unterstehenden islamischen Provinzen und Protektorate sich einem islamischen Bunde anschlössen, dessen Haupt in Stambul oder Angora wäre — „nous n'existerions plus en Méditerranée et ne pourrions plus prétendre au rang d'une grande nation“. Seine Themata handelt der Verfasser ab auf dem Grunde einer gedrängten Fülle tatsächlicher Feststellungen, die in einer kurzen Anzeige zu analysieren nicht möglich ist, und die wir der Aufmerksamkeit derer empfehlen, die sich über die hier vorliegenden Probleme der Gegenwartsgeschichte ernsthaft unterrichten wollen.

Klinghardt, Karl: Angora-Konstantinopel. Ringende Gewalten. Frankfurt a. M.: Societäts-Druckerei 1924. (265 S. mit Abb. auf Tafeln u. 4 Karten). 8°. Rm. 12.50. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Ein neues Buch über die neue Türkei! Es ist ein gutes Buch, was man von den Erscheinungen der früheren reichlichen Produktion über das Land nicht all zu oft sagen konnte, ein Buch, das man nur warm empfehlen kann. Der Verf. hat offenkundig eine ausgezeichnete Kenntnis des Landes, hat selbst an Ort und Stelle gehört und gesehen. Und er ist, wenn er auch aus seiner Sympathie für die Männer und Kräfte des heutigen Staates kein Hehl macht, sichtlich und mit Erfolg bemüht, so objektiv wie möglich zu sein. Aber mag sein Urteil in dem einen oder anderen Fall auch zu optimistisch sein, das Bild, das er uns zeigt, bleibt noch bewundernswert genug.

Die meisten, die das verzweifelte Ringen der Türkei um ihre Existenz bis zum Sieg am Sakaria, der Einnahme von Smyrna und schließlich dem noch größeren Sieg in Lausanne mit innerer Anteilnahme verfolgt haben, werden sich selbst wohl oft die bange Frage vorgelegt haben: Wenn einmal dieser heroische nationale Kampf ausgefochten ist, der alle Kräfte in Anspruch nimmt, was mag dann aus dem Land und dem Volk werden? Wird es dann noch die Kraft haben, sich in den Gefahren des Friedens zu behaupten, oder wird dem begeisterten Anlauf nach dem ersten großen Erfolg ein Rückfall in das alte Gehenlassen folgen? Immer mehr bekam in der letzten Zeit aus den verhältnismäßig dürftigen Berichten über die neue Türkei der Eindruck das Übergewicht, daß der militärische und politische Sieg nicht aus einem Strohfeuer momentaner Begeisterung geboren sei, daß in der Tat ein neuer Geist, neue Kräfte am Werke seien, wirklich nicht bloß einen neuen Staat, nein ein neues Volk zu schaffen. Klinghardts Buch zeigt, mag er auch, wie er in der Einleitung S. 9 sich ausdrückt, „grundsätzlich vermieden“ haben, „wissenschaftliches oder statistisches Material zu geben“, in einem höchst anschaulichen Bild von dem gesamten Leben Anatoliens und von den Problemen, denen der junge Staat sich gegenüber sieht, die verblüffende Stärke dieses neuen Geistes. Die Bewegung zur geistigen Wiedergeburt der Türkei, die seit einigen Jahrzehnten in der türkischen Literatur zu erkennen ist, und die — von Klinghardt, der nicht Orientalist ist, sondern anscheinend im praktischen Leben steht, nicht

erwähnt — gerade auch in Deutschland mit lebhaftem Interesse verfolgt wurde, scheint wirklich stark genug gewesen zu sein, dem türkischen Volk in seinen wichtigsten Teilen einen neuen Lebensgrund, ein neues Lebensziel zu geben. Trifft das zu — und es kann kaum mehr ein Zweifel daran sein —, so stehen wir vor einer der denkwürdigsten Umwälzungen der neueren Geschichte überhaupt. Und das Beispiel Japans, das Klinghardt — ebenso übrigens wie türkische Schriftsteller — zum Vergleich heranzieht, scheint dann nicht zu hoch gegriffen. Klinghardt macht auch dem Zweifler — und wer wäre das nicht bis zu einem gewissen Grade immer noch gewesen? — durchaus klar, daß kein Grund vorliegt, die Zukunft der neuen Türkei pessimistisch zu beurteilen.

Das schöne, mit vielen wertvollen Abbildungen (auch Porträts führender Persönlichkeiten) geschmückte Buch ist in jeder Hinsicht dazu angetan, das Interesse weiterer Kreise für das uns leider ferner denn je gerückte Land wachzuhalten oder wieder wachzurufen.

Roth, R., u. W. D. Whitney: Atharva Veda Sanhita. 2., verb. Aufl., besorgt von Max Lindenau. Berlin: Ferd. Dümmler 1924. (XIX, 390 S.) gr. 8°. Rm. 25 —. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Diese Neuauflage in Obraldruck ist eine Reproduktion eines verbesserten lithographierten Abdruckes der editio princeps. Die Seitenzahl ist also geblieben, dagegen sind infolge kleineren Formates die Zeilen um nicht ganz $1^1/_2$ cm, die Seitenlänge um 3 Zeilen der Erstauflage kürzer. Die Verbesserungen sind als solche im Text unerkennbar, aber nebst der verdrängten Lesart im Vorwort aufgezählt. Ausschließlich im Vorwort sind die Verbesserungen für die in L.'s Vorlage fehlenden Seiten 353—360 nachzusehen, da diese Seiten ohne Textänderung aus einem anderen Exemplar abgedruckt werden mußten; desgleichen gewisse andere Verbesserungen, die aus technischen Gründen im Text selbst unterbleiben mußten. Der Druck ist nicht überall ganz deutlich ausgefallen: so steht auf S. 384 (Textzeilen 3 u. 2 von unten) scheinbar सभव° statt सं॑भव° und गाबे statt क्राबे.

Der Neugestaltung des Textes liegt Whitneys in der Harvard Oriental Series erschienene Übersetzung nebst Kommentar zugrunde, in denen auch ein großer Teil der Mitarbeit Roths enthalten ist. Ziel des Herausgebers war, „den Text möglichst getreu so zu gestalten, wie ihn Whitney ultima manu ediert hätte". Er hat deshalb außer Whitneys eigenen Berichtigungen auch die von Lanman angemerkten Druckfehler und sonstigen kleinen Versehen berücksichtigt, ja „sogar einige kleine Akzentfehler, die Whitney und Lanman offenbar nur übersehen hatten, im Texte ohne jedes Bedenken verbessert". Im übrigen hat er strengste Beschränkung geübt: wo ihm eine Lesart als die von Whitney bevorzugte nur wahrscheinlich, nicht gewiß war, hat er dieselbe zwar in den Text aufgenommen, aber im Vorwort in der Liste der Korrekturen durch ein Fragezeichen gekennzeichnet; wo er zu keiner Entscheidung kommen konnte, hat er den Text unberührt gelassen und nur in der genannten Liste die betr. Lesart erwähnt.

Die Neuausgabe ist also ein Notbehelf, insofern eine nicht geringe Anzahl sicherer Verbesserungen, nämlich die meisten der in der Liste des Vorworts mit „Lies" eingeführten, im Texte nachzutragen sind. Sie hat ferner den Nachteil gegenüber der Erstausgabe, daß in ihr das ganze 20. = letzte Buch fehlt, weil es Whitney weder übersetzt noch kommentiert hat. Endlich ist bedauerlicherweise aus ökonomischen Gründen auch unterlassen worden, ein Verzeichnis der im Texte enthaltenen Konjekturen beizufügen.

Aber die Neuausgabe war eine dringende Notwendigkeit, und wir haben deshalb alle Ursache, Herrn Dr. L. für die große Mühe, die er auf sie verwendet hat, dankbar zu sein. Seiner in Aussicht gestellten Bearbeitung des 19. Buches und der Kuntāpa-Hymnen sehen wir mit Spannung entgegen.

Stutterheim, Willem: Rāma-Legenden und Rāma-Reliefs in Indonesien. München: Georg Müller 1925. (I, Textband. XX, 333 S.; II, Tafelband. 230 Taf. u. Index.) 4°. = Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen, hrsg. von Karl Döhring. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Einmal lebte vielleicht in der uralten Stadt Ayodhyā ein Königssohn, namens Rāma, der mit Sītā, einer Prinzessin von Videha, vermählt war. Durch die Kabalen seiner Schwiegermutter wurde er gezwungen, das Reich seines Vaters zu verlassen, und zog, von seiner Gemahlin und seinem lieben Bruder Lakṣmaṇa begleitet, nach Süden, wo diese drei Jahre lang in den Wäldern des Dekkan, die damals von Ureinwohnern und spärlichen brahmanischen Einsiedlern bewohnt waren, hausten. Nach vielen Abenteuern kehrten sie später nach Ayodhyā zurück, wo Rāma den Thron seines Vaters erstieg. So weit kann das alles historisch sein; denn ränkevolle Königinnen, nachgiebige Könige und sogar — trotz Kauṭilya II, 17 — gehorsame Königssöhne hat es seit jeher in Indien gegeben.

Bald setzte aber die Legendenbildung ein, und es sammelte sich um diesen Rāma ein Cyklus von märchenhaften Gedichten, die dann — vielleicht im 5. vorchristlichen Jahrhundert, vielleicht auch früher, denn darüber wissen wir nichts — von dem großen Dichter, dem Ādikavi Vālmīki, zu dem ersten der indischen Kunstepen, dem Rāmāyaṇa, verarbeitet wurden. Da ist Rāma gewissermaßen schon dem Menschlichen entrückt, indem er den Gegner und Besieger des riesenhaften Ungeheuers Rāvaṇa, der auf der fernen Insel Laṅkā haust und von dort aus die Welten der Götter und Menschen bedrängt, geworden ist[1]. Und wie sich die Proportionen des Rāvaṇa allmählich vergrößern und er als eine Reinkarnation eines dämonischen Wesens, das schon früher die Dreiwelt mit Untergang bedroht hat, betrachtet wird, so muß auch Rāma ins Gigantische wachsen. So ist er allmählich eine Inkarnation des Viṣṇu, des Gottes, der zur Zeit schwerer Not den Göttern und Menschen Rettung bringt, geworden. Vālmīki hat das vielleicht noch nicht gesagt oder geglaubt; es ist aber die notwendige Konsequenz der von ihm ins Gedicht verarbeiteten Volkssagen über Rāma.

Späterhin ist nun der Kampf mit Rāvaṇa etwas in den Hintergrund getreten, und man hat besonders an das Verhältnis Rāmas zu Sītā gedacht. Diese beiden — samt Lakṣmaṇa — sind die Lieblinge ungezählter Millionen Hindus geworden; und von Vālmīki bis Tulsī Dās haben hunderte von mehr oder weniger inspirierten indischen Dichtern die Sage des Rāma sich zur Aufgabe ihrer Kunst gewählt. So finden sich über ganz Indien eine noch ungezählte Menge von Rāma-Gedichten, von denen bisher wohl nur die wenigsten eingehend studiert worden sind, und die unter sich an einzelnen Punkten bedeutende Verschiedenheiten aufweisen. So finden sich auch innerhalb Vorderindiens Mengen von bildlichen Darstellungen der Rāma-Sage — wie sie ja z. B. schon von Bhavabhūti geschildert werden —, die uns, wenn sie genau untersucht sein werden, ein ungemein wertvolles Material auch zur Rekonstruktion der literarischen Quellen darbieten werden.

Es ist ein großes Verdienst des Herrn Stutterheim, daß er in seinem sehr beachtenswerten Werke ausführlich über die Divergenzen, die sich zwischen den verschiedenen Versionen des Rāmāyaṇa zeigen, ausführlich — wenn auch natürlich nicht erschöpfend — gehandelt hat. Das grundlegende Werk der Rāmāyaṇa-Forschung bleibt noch immer das berühmte Buch von Jacobi. Gegenstand seiner Untersuchungen bilden aber nur verschiedene Rezensionen von Vālmīkis Epos; es zeigt sich aber immer mehr, daß wir unseren Überblick auch auf andere Versionen sowohl inner- wie auch außerhalb Indiens erstrecken müssen. Weil Einzelheiten in späteren Versionen der Rāma-Sage sich nicht bei Vālmīki finden, dürfen diese nicht unbedingt als Neuerungen beurteilt werden; auch darf ein Zug, der sich nur bei Vālmīki findet, nicht immer den Anspruch auf absolute Priorität behaupten.

Stutterheim hat sehr verdienstvoll über Rāma in der Literatur und Volkssage sowie über die malayische und javanische Rāma-Sage gehandelt; dann verfolgt er mit Erfolg den Ursprung verschiedener Abweichungen der indonesischen Rāmāyaṇas, von denen sich die meisten — ja, wahrscheinlich alle — in verschiedenen indischen Rezensionen des Epos nachweisen lassen. Auf Grund des somit Auseinandergesetzten lassen sich nun weiter Vergleiche zwischen den verschiedenen Rāma-Sagen und dem Epos des Vālmīki, das natürlich bei weitem nicht alle lokale Varianten aufgenommen hat, durchführen.

Der spätere Teil des Textbandes behandelt dann Rāma in der bildenden Kunst und beschäftigt sich besonders eingehend mit den vom Verfasser untersuchten Reliefs der javanischen Tempelkomplexe von Lara Djonggrang und Panataran. Es folgen dann eingehende Vergleiche sowie einige Notizen über Rāma-Reliefs an dem Viṣṇu-Tempel in Deogarh. Den stattlichen ersten Band beschließen ausführliche Anmerkungen, die leider nach und nicht unter dem Texte gegeben worden sind, sowie ein Literaturverzeichnis und ein Index. Der zweite Band gibt, in ausgezeichneten Reproduktionen, die Reliefs von Lara Djonggrang — von denen mehrere durch ihre lebhafte und humorvolle Darstellung unsere Bewunderung erwecken — und von Panataran sowie mehrere Abbildungen von Material, das für die stilkritische Beurteilung der Hauptgegenstände der Untersuchung von Gewicht ist.

Herr Stutterheim hat mit großer Energie und Gelehrsamkeit seine Aufgaben verfolgt und ist gewiß zu den gewonnenen Resultaten zu beglückwünschen. Außerordentlich wichtig für die Forschung ist schon die Veröffentlichung dieser für die Bearbeitung der Rāma-Sage so beachtenswerten Reliefs; noch wichtiger ist aber der Versuch, der hier gemacht wird, das Verhältnis verschiedener Versionen des Rāmāyaṇa zueinander aufzuklären, und es muß der Wunsch hier ausgesprochen werden, daß sich Herr Stutterheim der weiteren Erforschung besonders

1) Daß sich in der Rāvaṇaepisode — wie man vielfach geglaubt hat — etwas Historisches birgt, glaube ich nicht. Es ist aber eigentümlich, daß in Südindien unter niedrigen Stämmen Rāvaṇa, nicht Rāma verehrt wird.

der indonesischen Rāma-Epen widmen wird, für die er so große Voraussetzungen besitzt. Einmal wird wohl die Forschung dazu kommen, eine vollständige Geschichte der Rāma-Sage in ihren verschiedenen Verzweigungen schreiben zu können. Notwendige Voraussetzung dafür sind aber detaillierte Untersuchungen über alle die Sonderversionen, in welchen die Sage jetzt vorliegt. Dabei wird es sich endlich zeigen, inwieweit Vālmīki die ursprüngliche Form der Sage — oder Sagen — erhalten oder umgeformt hat.

Bisweilen fühlt man sich wohl durch die Argumentation des Verfassers weniger überzeugt; aber dasjenige wissenschaftliche Werk ist noch nicht geschrieben worden, das gleich einen jeden überzeugt hat, und so etwas kann einem Autor nicht als Schuld angerechnet werden. Man möchte auch wünschen, der Verfasser hätte sich — besonders in dem früheren Teil des Werkes — etwas mehr bemüht, lange und kurze Vokale genau zu unterscheiden; das ist aber auch Nebensache. Es mögen schließlich ein paar kleine Bemerkungen und Fragen folgen, die aber auch nicht dazu da sind, den Wert des Werkes, der von dem Rezensenten sehr hoch geschätzt wird, zu schmälern.

Zu dem auf S. 16 gesagten mag bemerkt werden, daß nach südindischer Tradition Hanumat ein Sohn Śivas ist (vgl. z. B. Bull. S. O. S. II, 738); ebenso, wenn auf S. 56 berichtet wird, Rāma sei von einem Sohne Rāvaṇas in die Unterwelt weggeraubt worden. Der auf S. 33 erwähnte *Ki Subrisu* (l. *Kisub risu*) ist natürlich *Kaśyapa* (*ṛṣi*), der ja nach der Tradition Vater des Garuḍa ist; daß *Dasampani* (= *Sampāti*) und *Tjĕntaju* (= *Jaṭāyu*) als dessen Bruder aufgefaßt werden, ist nicht besonders wunderbar. Wenn auf S. 271 ein *Lasatien* als Vater des Rāvaṇa erwähnt wird, so soll der arg verstümmelte Name offenbar = *Pulastya* sein; übrigens deuten diese auf *-n* oder *-na* (z. B. *Bĕrdana* = *Bharata*) endigenden Namen offenbar auf tamulische Quellen hin.

Daß Baldæus (S. 85) nicht auf einer Linie mit dem gewissenhaften und gut unterrichteten Roger genannt werden darf, kann aus Bull. S. O. S. II, 731 ff.; III, 413 ff. gelernt werden. Wenn auf S. 86 statt Śiva in einem Bericht Adam dem Rāvana seine Gnade verleiht, so soll daran erinnert werden, daß im J. 1560 P. Ludovicus Froes über die Geburt des Gaṇeśa berichtete, dessen Eltern er als Adam und Eva bezeichnete (vgl. auch Baldæus ed. De Jong p. XVI f.); Rose Glossary of Tribes and Castes I, 260 berichtet auch, daß man im Punjāb bisweilen den Śiva als Bābā Adam bezeichnet. Die Identifikation entstammt offenbar muhammedanischen Quellen.

Was auf S. 96 über Gleichsetzung des Rāma Dāśarathi mit dem persischen Rāma Hvāstra vermutet wird, kommt einem als sehr unwahrscheinlich vor; daß Rāma bisweilen als Vater des Hanumat aufgefaßt wird, scheint mir inbetracht ihrer sehr nahen Verbindung nicht als besonders bemerkenswert. Auf S. 98 f. wird die gut bekannte Geschichte des *Bhasmāsura* gestreift — man wundert sich nur, daß dabei der Name dieser Person nicht genannt wird. Zu den auf S. 124 erwähnten indischen Wandmalereien kommen auch die von Jouveau-Dubreuil IA LII (1923), 45 ff. bei Sitannavāsal in Südindien gefundenen sowie natürlich ein Teil der zentralasiatischen.

Ganz bestimmt muß man aber opponieren, wenn der Verfasser (S. 125 f.) behauptet, die Lehre von den *avatāras* habe keinesfalls früher als in den ersten Jahrhundert n. Chr. Eingang gefunden. Dies ist natürlich ganz falsch, denn wir wissen ja, daß *avatāras* sehr viel früher da waren. Die ganze Frage ist aber an dieser Stelle auf den Kopf gestellt worden; es handelt sich nicht um das Alter der *avatāras* überhaupt, sondern vielmehr darum: wann wurde Paraśurāma zuerst allgemein als *avatāra* aufgefaßt? Bei Kālidāsa ist er das noch nicht, und es erscheint überhaupt zweifelhaft, ob er jemals außerhalb gewisser Gegenden Indiens allgemein anerkannt worden ist. Überhaupt erfordert diese interessante Gestalt dringend eine eingehende Untersuchung.

Daß in Lara Djonggrang sich auch ein Tempel des Brahmā befindet (S. 134), ist sehr interessant, wenn man sich der spärlichen Heiligtümer dieses Gottes innerhalb Indiens erinnert[1]. Wenn im Raghuv. XI, 66 Paraśurāma den Rosenkranz über das rechte Ohr geschlungen trägt (S. 150), so soll daran erinnert werden, daß bei gewissen Riten die *akṣamālā* so getragen werden muß. Daß Pulakeśin II. eine persische Gesandtschaft empfing, soll nach Foucher JA. 1921: 1, S. 220 f., 237 nicht mehr auf Grund eines Ajaṇṭā-Gemäldes behauptet werden. Auf S. 267 f. (n. 434) vermisse ich einen Hinweis auf Lüders' beachtenswerte Abhandlung in SBPrAW. 1916, s. 698 ff.

Diese sehr unvollständige Besprechung, die durch verschiedene Beschäftigungen des Rezensenten leider allzu lange Zeit verspätet worden ist, schließe ich mit dem Wunsch ab, wir mögen Herrn Stutterheim auf dem Gebiet, das er so verdienstvoll zu bearbeiten angefangen

1) Vgl. z. B. Barnett Hindu Gods and Heroes p. 111; Grant-Duff History of the Marathas (ed. 1921) I, 19 usw.

hat, bald wieder begegnen. Wir sind ganz sicher berechtigt, von ihm weitere wichtige Veröffentlichungen zu erwarten.

Kennedy, Melville T., M. A.: **The Chaitanya Movement.** A Study of the Vaishnavism of Bengal. Calcutta: Association Press und London: Oxford University Press 1925. (XII, 270 S.) kl. 8° = The Religious Life of India, ed. by J. N. Farquhar and N. Macnicol. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

Das Buch versucht zum ersten Male eine Gesamtdarstellung der religiösen Bewegung zu geben, die sich an den Namen des berühmten bengalischen Heiligen Caitanya (1486—1534) knüpft. Das erste Kapitel ist den geschichtlichen Voraussetzungen der Bewegung gewidmet, die drei nächsten handeln vom Leben Caitanyas, dann folgt eine Darstellung der Geschichte der Sekte sowie eine solche ihrer Lehre und ihrer Literatur. Zwei Abschnitte beschäftigen sich mit der sozialen Organisation und dem Kult der heutigen Caitanya-Anhänger, endlich wird das Verhältnis zum Christentum erörtert. Alles in allem ein sehr nützliches Werk, das unsere Kenntnisse von dem Reformator aus Navadvîpa zusammenfaßt und bereichert. Es ist freudig zu begrüßen, daß die bisher von Indologen wie von Religionshistorikern so arg vernachlässigte Geschichte des hinduistischen Sektenwesens jetzt endlich die ihr gebührende Aufmerksamkeit findet. In Einzelheiten bedarf Kennedys Werk der Berichtigung und Ergänzung; so hätte z. B. bei dem Abschnitt über die Lehre Baladevas Govindabhāṣya herangezogen werden sollen. Wenn der in bengalischer Schrift gedruckte Sanskrittext dieses wichtigen Werkes heute, soviel ich weiß, auch sehr selten geworden ist (ich selbst erhielt ein Exemplar durch die Freundlichkeit S. H. des Maharaja Birendrakishore Manikya Bahadur von Hill Tippera), so hätte doch wenigstens die in der Sammlung „Sacred Books of the Hindus" erschienene englische Übersetzung mit Nutzen verglichen werden können. Eine Erwähnung hätte auch Otto Sturbergs Berliner Dissertation über das Caitanyacaritâmṛta des Kṛṣṇadās verdient. Mit dem Schlußabschnitt „The Chaitanya Movement in Relation to Christianity" wird man sich kaum befreunden können. Es ist verständlich, daß ein von Young Men's Christian Association verlegtes Buch eines Missionars notwendigerweise einen Abschnitt über das Verhältnis des Dargestellten zum Christentum enthalten muß, und es ist ebenso begreiflich, daß bei einem Vergleich beider Religionen natürlich nur das Christentum gut abschneiden kann. Wenn man diese Momente aber auch berücksichtigt, so wird man trotzdem nicht umhin können, festzustellen, daß die Art und Weise, wie der Autor beide Religionen einander gegenüberstellt, wenig glücklich ist. Man kann nicht eine einzelne indische Sekte mit dem gesamten Christentum vergleichen und dann nach Belieben den einen oder anderen Punkt aus der langen Geschichte des christlichen Glaubens herausnehmen, um daran zu demonstrieren, im Christentum sei alles besser. Historisch richtiger wäre es gewesen, wenn der Autor eine bestimmte christliche Persönlichkeit, z. B. Caitanyas Zeitgenossen Luther, und die von ihm ausgehenden Bewegungen zu Caitanya in Parallele gesetzt und dann gezeigt hätte, wie bedeutsam die Unterschiede zwischen indischem und abendländischem Denken, trotz mancher Ähnlichkeiten, sind. Bei der von Kennedy geübten Weise zu vergleichen, hätte im übrigen auf manche überraschende Parallele zwischen dem Christentum und Caitanyas Lehre aufmerksam gemacht werden sollen, so, daß beide Glaubensformen die Ewigkeit der Höllenstrafen lehren (dies wird von Baladeva in seine Govindabhāyṣa im Anschluß an Madhva als Lehre Caitanyas angesehen) oder daß die fünf Stufen der Bhakti im Wesentlichen den fünf Staffeln entsprechen, welche Angelus Silesius in seinem „Cherubinischen Wandersmann" (II, 255) nennt.

Richter, Julius: **Indische Missionsgeschichte.** 2. Aufl. Gütersloh: C. Bertelsmann 1924. (570 S.) M. 9—. Bespr. von I. W. Hauer, Marburg.

Der als Missionsschriftsteller wohlbekannte Professor der Missionswissenschaft an der Berliner Universität hat uns mit der 2. Aufl. seiner Indischen Missionsgeschichte (Erster Band einer Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte) ein gewichtiges Werk geschenkt.

Die Einleitung gibt einen guten Überblick über die Geographie, die Völker und Sprachen des heutigen Vorderindien. Kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. die Bezeichnung der heutigen indoarischen Sprachen als „Tochtersprachen des Sanskrit" und die Behauptung, die arischen Einwanderer in Indien hätten sich den Namen „Arier" nicht als Volksnamen beigelegt (in dieser Fassung nicht richtig!), dürften in einer neuen Auflage in Anlehnung an fachmännische Darstellungen verbessert werden. Das kurze Referat über die Kasten S. 21 ff. ist präzis und klar, die einleitenden Bemerkungen über die Religionen Indiens dagegen sind ungenügend. Es folgt im I. Kap. eine Darstellung der Ausbreitung des Christentums in Indien bis zum Eintritt der evangelischen Mission. Einen gebührend breiten Raum nimmt die Geschichte der „Thomaschristen" ein. Der Verfasser hat sich gründlich orientiert und seine im allgemeinen rein sachlich berichtende Dar-

stellung wird in diesem Abschnitt da und dort eindringlich und fesselnd. Kaum genügend gewürdigt sind die römischen Missionsversuche. Vor allem scheinen mir die beiden großen Gestalten, Franz Xavier und Robert de Nobili, nicht positiv genug bewertet. Die machtvolle Persönlichkeit der beiden Missionare, die doch beim Erfolg ihrer Arbeit von ausschlaggebender Bedeutung war (besonders für Nobili trifft dies zu!), wird von der fast nur negativ-kritischen Betrachtung ihrer allerdings in manchen Stücken sehr angreifbaren Methoden ganz verdeckt. Auch der Abschnitt über die katholische Missionsarbeit im 19. Jahrh. gibt keine rechte Vorstellung von den Leistungen der katholischen Missionen, z. B. auf dem Gebiet des höheren Schulwesens. Diese Abschnitte müßten in einer neuen Auflage gründlich überarbeitet und erweitert oder fortgelassen werden. Vielleicht würde in einer „Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte“ ein Hinweis auf die vorhandene katholische Literatur, von einigen kritischen Bemerkungen begleitet, genügen. Sehr schön ist die Geschichte der dänisch-hallischen Mission, deren große Gestalten allerdings auch zu hingebender Darstellung anregen, und ganz ausgezeichnet ist der Bericht über die Entwicklung der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert, besonders die Schilderung des Zeitalters von W. Carey und A. Duff. Hier hat Begeisterung dem Verfasser die Feder geführt. Viel zu kurz scheint mir dagegen die deutsche Missionsarbeit im 19. Jahrh., besonders die der Basler Mission, behandelt zu sein. Einige der hervorragenden Gestalten, wie Hebich, Mögling, Gundert hätten eine eingehende Würdigung gelohnt, da sie um Grundsätzliches gerungen haben. Im V. Kap., „Der Missionsbetrieb“, zeigt Richter seine Hauptstärke: eine ganz außerordentliche Belesenheit auf dem Gebiet der Missionsliteratur, die überhaupt dem Buche das Gepräge gibt. Man staunt darüber, bis in welche Einzelheiten hinein der Verfasser Bescheid weiß. Dazu kommt in Kap. VI eine mit großem Fleiß zusammengestellte Statistik, die auch sachlich von Wert ist.

Am wenigsten befriedigen mich Kap. IV, „Probleme der indischen Mission“, und Kap. VII „der Kampf der Geister“. Auf 25 Seiten (Kap. IV) eine Art Auseinandersetzung mit den verschiedenen Religionen Indiens vom christlichen Standpunkte aus zu geben ist ein sehr gewagtes Unterfangen. Auch hier wieder ist die Auseinandersetzung mit den Kastenproblemen äußerst gründlich. Aber im religiösen Bereich ist der Verfasser der Gefahr nicht entgangen, mit Hilfe von schematischen Abkürzungen der indischen Religionen zu leichthin radikale Gegensätze zum Christentum zu konstatieren und zu verwerfen, wobei letztes Gemeinsames übersehen und die positiven religiösen Mächte nicht genügend gewertet werden. Man vermißt hier oft ein genügend tief bohrendes und sympathisches Eindringen in das innerste Wesen der indischen Religiosität in seinen verschiedenen Ausdrucksformen. Warum erwähnt Richter z. B. die Bhakti-Religion, die doch wahrlich nicht nur oberflächliche Verwandtschaft mit dem Christentum zeigt (vgl. z. B. R. Otto, Viṣṇu Nārāyaṇa, Texte zur indischen Gottesmystik), eben nur im Vorbeigehen und nimmt den indischen Pantheismus nur in seiner extremsten Form? Überhaupt: Ist „der indische Pantheismus“ ein so einheitlicher Begriff? Hier zeigt sich das Verhängnisvolle der schematischen Abkürzungen überaus deutlich. Kann man ferner den doch immerhin bedeutenden indischen Heiligen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, Rāmakṛṣṇa, aus dessen Leben und Aussprüchen heute noch in Indien Tausende, und viele der besten, Erleuchtung und Leitung nehmen, um einiger Seltsamkeiten willen einfach abtun als einen „der abenteuerlichsten Sanyasis, die in Kalkutta von sich reden gemacht, . . . dem Prof. Max Müller durch Abfassung seiner Biographie (Ram Krishna, his life and sayings, London 1898) zu einer unverdienten Berühmtheit verholfen hatte“?

Eine Anzahl störender Druckfehler und Versehen sollten in der nächsten Auflage verschwinden:

S. 105 1600 st. 1660; S. 212 1834 st. 1854 und 1843 st. 1834; S. 186 Anm. True yokefellows statt des peinlichen joke-fellows; S. 534 ist eine „Londoner physikalische Gesellschaft“ erwähnt: dies ist ein Versehen: es handelt sich um „The London psychical Research Society“ und muß wiedergegeben werden mit: „Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen“.

Zusammenfassend ist dem Werke auf dem eigensten Gebiete des Verfassers, dem der ev. Missionsgeschichte, um seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit willen vollste Anerkennung zu zollen. Es ist eine gute Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und der Hingabe an die Sache.

Shen-yi und Heinrich **Stadelmann: China und sein Weltprogramm.** Dresden: F. M. Gutewort 1925. (164 S.) gr. 8°. Rm. 7—. Bespr. von F. E. A. Krause, Heidelberg.

Es wird für uns immer von Wert sein, wenn ein Chinese sich ausspricht über die Wirkungen der westlichen Beeinflussungen auf das Leben und die Entwicklung seiner Heimat, über die Probleme der Modernisierung Chinas und die inneren Hemmungen für die Möglichkeit einer Erreichung gewünschter Resultate, über die Aufgaben und Aussichten des Neuen China.

Shen-yi ist ein überzeugter Anhänger der Richtung des kürzlich, am 12. März 1925, verstorbenen einflußreichen Reformers Sun J-hsien, in südchinesischer Aussprache Sun Yat-sen, dessen politische und soziale Theorien in China von der einen Seite begeistert ergriffen, von der anderen lebhaft bekämpft worden sind und heute noch werden. Die radikale Republikaner-Partei des Südens steht im schärfsten Gegensatze zur offiziellen Regierungs-Partei des Nordens.

Das vorliegende Buch ist ganz aus dem Geiste Sun Yat-sen's heraus geschrieben und verkörpert daher durchaus dessen Gedanken. Sein Hauptkern ist eine Darlegung des Programms, das Sun zum Aufbau des republikanischen China entworfen hat, und eine eingehende Erörterung seiner einzelnen Teile. Der Leser wird einen deutlichen Begriff erhalten von der Lebensarbeit des Mannes, seiner hohen Begabung für eine sozial-politische Führerrolle, und seinem tiefgehenden Einfluß auf die Volksstimmung des Landes, namentlich die Einstellung der jungen Generation des heutigen China mit ihren weitzielenden Plänen und nationalen Hoffnungen.

Den Ausgang nimmt die Schilderung von dem Unrecht, das China als Staat und Volk vom Auslande erfahren hat, von dem Eingreifen Englands beim Opium-Kriege bis zur politisch-wirtschaftlichen Bevormundung durch die fremden Mächte, die ihre Sonderrechte in China genießen, deren völlige Beseitigung nach dem Vorgange von Deutschland und Rußland die Voraussetzung bildet zu selbständiger Entfaltung des schwachen, aber an Produkten und Menschenkräften, sowie geistigen Werten reichen China. Mit bitteren Worten zeichnet Shen-yi das Wesen der unberechtigten Übergriffe, die der Westen in vielfacher Weise gegen das Eigenleben des Osten begangen, schildert den Prozeß allmählichen Erwachens des 400 Millionen-Volkes und die nach der Revolution laut gewordenen Forderungen nationalen Freiheitsstrebens. Sein Vorwurf, daß die Abendländer die Chinesen früher wie heut nicht richtig kennen, ist ebenso wahr, wie der Protest gegen fremde Vergewaltigung und Ausbeutung berechtigt erscheinen muß.

Daß bei der Schilderung der inneren Wirren der letzten Zeit in China manche Tatsachen verschoben sind, liegt an dem konsequent vertretenen Parteistandpunkt, der in der Beurteilung der Gegenströmungen nicht objektiv sein kann. Die Schwierigkeiten, die der reibungslosen Durchführung des hier vorgeführten „Aufbau-Programms“ entgegenstehen, werden wohl als zu einfach aufgefaßt. Die wahre Lage Chinas ist wohl durch das vielfache Ineinandergreifen so zahlreicher innerer und äußerer Faktoren als wesentlich schwieriger anzusehen. Die Zukunft wird lehren müssen, wieviel an dem kühn entworfenen Plane Sun Yat-sen's utopistisch ist und bleiben muß, wieviel davon das chinesische Volk in der neu begonnenen Ära wird praktisch verwirklichen können. Die großen und schweren Aufgaben der staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Umstellung des gewaltigen Organismus, mit dem eine systematische Erziehung der Volksmassen und zielbewußte Entwicklung des Nationalbewußtseins verbunden sein muß, erfordert den starken Optimismus, von dem dieses Buch Zeugnis ablegt. Jeder Freund Chinas wird wünschen, daß das Freiheits-Programm des großen Volkes in seinen Hauptrichtlinien zum Erfolge führen möge, ohne daß er wohl mit der Umgestaltung der chinesischen Welt zu ihren neuen Formen die Erwartung des Anbruches einer neuen Ära für die Menschheit überhaupt verbinden darf.

Was uns Shen-yi in seinem Buche sagt, wird manche Fragen anregen, die uns vielleicht in etwas anderer Weise als den Verfasser beschäftigen, die aber sicherlich auch von unsrem Standpunkte aus Probleme von ernster Bedeutung sind. Die Abschnitte, die Heinrich Stadelmann als Einführung und Schlußwort zu schreiben für notwendig befunden hat, freilich sind eine recht schmerzhafte Beigabe, die man nicht ohne Kopfschütteln und Bedauern lesen kann. Man muß sich dabei doch fragen, welchen Eindruck ein gebildeter Chinese gewinnen soll aus einer solchen Darstellung des europäischen Entwicklungsganges von einem höchst anfechtbaren Standpunkte, dessen Einseitigkeit mit den Tatsachen des historischen Bildes in starkem Widerspruche steht und gerade an dieser Stelle höchst unangebracht anmuten muß.

Voskamp, D. C. J.: **Chinesische Gegensätze.** Mit einer Vorbemerkung und Randbemerkungen von Fritz Wertheimer. Berlin: Ev. Missions-Gesellschaft 1924. (71 S.) 8°. Rm. 2—. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Das Büchelchen enthält zwei Beiträge von sehr ungleichem Werte, nämlich 1. Li Lien-ying, Das Lebensbild eines Obereunuchen am Kaiserhofe in Peking von Liang Yên, und 2. Pädagogische Briefe des Tsêng Kuo-fan. Ein Beitrag zur Kenntnis der Erziehung in China.

Der erste Aufsatz, der den Hauptteil des Buches einnimmt (S. 5—49), ist das minderwertige Lügengewebe eines haßerfüllten Kantonesen, der dem Pekinger Hofe um jeden Preis Schlechtes nachsagen will. Dr. Fritz Wertheimer (den das Vorwort des Herausgebers zu einem „feinsinnigen Chinakenner“ erhebt) hat das

erkannt, wenn er sagt: „Die Biographie des Obereunuchen der im Jahre 1908 verstorbenen großen Herrscherin ist vielleicht weniger eine streng ans Sachliche haltende Lebensbeschreibung, als ein modern-chinesisches Pamphlet". Als faustdicke Lüge möchte ich die Erzählung von der Kastration des Helden festnageln (S. 16). So, wie die Sache da geschildert wird, ist sie wegen der damit verbundenen Lebensgefahr absolut unmöglich, wie jeder Arzt bestätigen wird. Wer sich für diese intimen Dinge interessiert, findet Näheres in dem Artikel „Chinese Eunuchs" von G. Carter Stent im Journal of The North-China Branch of The Royal Asiatic Society des Jahres 1877. Ferner ist es nicht wahr, daß Kaiser T'ung Chih zuerst als Anrede den Namen Buddha in das Hofzeremoniell eingeführt hat und Tz'ĕ-hi den Namen „Alter Buddha" gewählt hätte. „Lao-Fo-yeh", d. h. „Herr Alter Buddha" ist schon zur Mingzeit Anrede für den Kaiser gewesen. Wenn der Pamphletist die Kaiserinnen Tz'ĕ-an und Tz'ĕ-hi zu Gemahlinnen des Kaisers T'ung Chi macht (Tz'ĕ-hi war die Mutter T'ung Chih's und die Gemahlin Hien Fêng's!) (S. 25), die Kaiserinwitwe Lü Hou der Handynastie († 180 v. Ch.) an das Ende der Mingdynastie (1644 n. Ch.) setzt (S. 35) und die Kaiserinwitwe Lung-yü, die Gemahlin Kuang Sü's, zu einer Witwe Hien Fêng's macht, die den Knaben Kuang Sü tröstet (S. 38), so zeugt das von einer solch verblüffenden Unkenntnis der jüngsten Geschichte der eigenen Heimat, daß der Schreiber sich selbst gerichtet hat. Befremdend bleibt nur die Tatsache, daß weder der feinsinnige Chinakenner noch der in China lebende Herausgeber auf diese Ungeheuerlichkeiten hingewiesen und sie richtiggestellt hat.

Während so der erste Beitrag nicht das Papier wert ist, auf das er gedruckt ist, bringt der zweite zehn Briefe aus der berühmten Sammlung Kia-sin, d. h. Familienbriefe, des großen Staatsmannes Tsêng Kuo-fan (1811—72), der zusammen mit Li Hung-chang der Taipingrebellion ein Ende gemacht hat, und enthält wertvollstes Gut erfahrener Lebensweisheit. „Die Familienbriefe, die unter den chinesischen Gelehrten ihrer klassischen Sprache wegen berühmt sind, die Briefe vornehmlich, die er an seine Söhne schrieb, und in denen er den Gang ihrer Studien sowie ihre Charakterentwickelung leitete, zeigen uns einen vornehmen edlen Geist und lassen uns einen schönen Blick tun in die Gedankenwelt eines hervorragenden philosophischen Schriftstellers, der in abgeklärter Form die ganze konfuzianische Ethik zum Ausdruck bringt und unablässig bemüht ist, die gewonnenen Erfahrungen in der strengen, antiken Selbsterziehung auf seine Söhne anzuwenden" (S. 53). Die Briefe erinnern sehr an die Briefe Senecas, und die Ähnlichkeit geht so weit, daß der Chinese mit einem guten Ratschlag zu enden pflegt wie der alte Römer, z. B.: „Die Energielosigkeit ist das größte Hindernis für eine Charakterentwickelung, und die Zerfahrenheit ist dein gefährlichster Fehler, und das ist es, was ich dir noch in später Abendstunde in meinem Soldatenzelte mit väterlicher Liebe mitteilen möchte" (S. 59).

Florenz, Prof. Dr. Karl: Wörterbuch zur altjapanischen Liedersammlung Kokinshū. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1925. (XI, 215 S.) 4° = Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. (Fortsetzg. d. Abhandl. des Hamb. Kolonialinstituts). Bd. 18 Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen Bd. 10. Rm. 16 —. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Von einer eingehenden Würdigung des Kokinshū-Wörterbuchs, die nur auf Grund längerer Arbeit damit und in der genannten japanischen Gedichtsammlung möglich ist, sehe ich hier ab. Nur auf eines sei mir erlaubt, kurz hinzuweisen: Das Wörterbuch ist nämlich durchaus nicht nur für das Kokinshū allein ausreichend, sondern auch höchst wertvoll für die zahlreichen an das Kokinshū sich anschließenden japanischen Lieder- und Gedichtsammlungen, wie Chokusenshū, Shūishū, Goshūishū, Kinyōshū, Shikwawakashū, Sensaiwakashū, Shinkokinshū usw. usw., deren Namen man in des Herrn Verfassers großer japanischer Literaturgeschichte (Leipzig-Amelang 1909) nachlesen mag.

Wie jeder Schritt von wahrer wissenschaftlicher Bedeutung weitere Wege eröffnet, so auch diese neueste Veröffentlichung des berühmten Japanologen. Schritt für Schritt kann, der Führerschaft dieses Werkes folgend, die an das Kokinshū sich anschließende japanische Poesie zur lexikalischen Ergänzung in Angriff genommen werden.

Die genannten Liedersammlungen sind nun ferner in der japanischen kulturgeschichtlichen Literatur der Tokugawazeit, in den sogenannten Maishozue, und anderen Orts- und Reiseweg-Beschreibungen immer wieder zitiert. So gewinnt das „Wörterbuch" auch für die Lektüre solcher jüngerer Bücher eine besonderer Bedeutung.

Die Poesie spielt in Japan aber auch heutzutage eine durch Tradition und Sprachcharakter eigentümlich bedeutungsvolle soziale Rolle. Jedes Jahr stellt etwa Mitte Dezember die Kaiserin allen poetisch Veranlagten im Lande Themata für Neujahrsgedichte, die in der kurzen Utaform von 31 Silben gefaßt sein müssen. So verzeichnet die nun schon acht Jahre erscheinende japanische Dichtermonatsschrift „Akebono"

(„Das Frührot"), z. B. in ihrer 85. Nummer (— die ich gerade zur Hand habe —) vom Dezember 1923 folgende Themata der japanischen Kaiserin:

1. Welche Familie hat blühende Pflaumen im Haus.
2. Frühlingsregen am Meeresstrand.
3. Der Frühlingsschnee sammelt sich auf der Kiefer.
4. Das Flugzeug oder Luftschiff.

Und — auch für derartige modernste Gedichte mit ihren zahllosen alten Entlehnungen ist das Kokinshū-Wörterbuch geradezu unentbehrlich!

Den vorstehenden aus meiner Praxis stammenden Bemerkungen zu der weit über den Titel hinausgehenden Bedeutung des neuen Florenzschen Werkes werden gewiß die Fachgenossen auf dem Gebiet der Japanologie gern weitere Beiträge hinzufügen; denn jeder wird dankbar dafür sein, daß auf dem so viel verkannten und doch so lohnenden japanologischen Gebiet wieder einmal etwas Großes geschaffen worden ist.

Ôhasama, Prof. Schûej: **Zen, der lebendige Buddhismus in Japan.** Ausgewählte Stücke des Zen-Textes übersetzt und eingeleitet. Herausgegeben von August Faust mit Geleitwort von Rudolf Otto. Gotha/Stuttgart: Perthes 1925. (XIX, 197 S.) 8°. geb. Rm. 5 —. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Der Verfasser, früher Hochschulprofessor in Tobata, jetzt 43ter Patriarch nach Rinsai der Zensekte in Japan, hat einen mehrjährigen Studienaufenthalt in Deutschland benutzt, von dem Geiste der Meditationsübungen, die noch von zahlreichen Laien geübt werden, ein möglichst wahrheitsgemäßes Bild zu geben. Es handelt sich dabei um eine religiöse Mystik, die bei ihren Anhängern durch unermüdliche Kontemplation eine Stärke und Einheitlichkeit des persönlichen Willens erzeugt, wie sie sonst nirgends ihresgleichen hat. Es ist daher erklärlich, daß sich in Japan bis auf den heutigen Tag viele Staatsmänner und Offiziere, Künstler und Gelehrte seit sechs Jahrhunderten mit größter Ausdauer solchen Übungen unterzogen haben. In Europa ist von den zahlreichen Anhängern des Zenismus der General und Gesandte in Korea, Vicomte Miura, am bekanntesten geworden, dem man eine Mitschuld an der Ermordung der koreanischen Königin im Oktober 1895 beimaß.

Entsprechend seiner Herkunft aus dem Buddhismus wird das System des Zen nicht als Philosophie. sondern als Religion ohne Dogma und Theologie gewertet. Dabei hat sich aber in dieser nur durch inneres Erlebnis zusammengehaltenen Gedankenwelt eine uralte Überlieferung dadurch erhalten können, daß die angesehensten Lehrer im Gedächtnis blieben und ihre Andachtsübungen, Meditationsaufgaben und sonstigen Schriften von eifrigen Jüngern noch heute studiert werden. In seiner Einleitung verfolgt der Verfasser die Geschichte der Meditationskunst in Indien bis in die Zeit vor Buddha zurück. Als erster Patriarch des Zenismus wird dann aber Buddhas Schüler Kasyapa bezeichnet, dem in Indien noch 27 Patriarchen folgten, bis mit dem großen Bodhidharma im Jahre 520 die Verpflanzung der Lehre nach China und damit eine ganz neue Epoche begann. Von nun an werden nur die chinesischen Patriarchen gezählt. Wie unzuverlässig die Überlieferung aber ist, sieht man daran, daß dem Bodhidharma bei seiner Ankunft in China ein Lebensalter von 120 Jahren und seinem Nachfolger, dem zweiten Patriarchen, eine Lebenszeit von 105 Jahren zugeschrieben wird. Als der eigentliche Gründer der zenistischen Erleuchtungslehre muß der sechste chinesische Patriarch Eno (638—713) gelten, von dem in China fünf Schulen und sieben Sekten, in Japan 16 Schulen und drei Sekten abgeleitet werden. Eine Buchgelehrsamkeit erstand dem Zenismus durch die nachgelassenen Schriften des 867 gestorbenen Rinsai, des Gründers der nach ihm benannten Sekte. Diese wurde im 12. Jhdt. nach Japan verpflanzt, wo sie in dem „Lehrer der Nation" Daio (1235—1308) ihren erfolgreichen Erneuerer fand, als ihr die Regenten in Kamakura und der Ritterstand ihre Gunst zuwandten. Aber auch noch im 17. Jhdt. kam ein Zenlehrer aus China nach Japan und gründete eine neue Sekte, die vom Hause Tokugawa unterstützt wurde, um gegen die inzwischen am Kaiserhofe in Kioto aufgeblühten Schulen ein Gegengewicht zu bilden. Mystische Bestandteile wurden auch noch später aus chinesischen und indischen Quellen in die Gedankenwelt des Zenismus hineingenommen. Oft wurden berühmte Patriarchen auch Gründer neuer Sekten. In den beigegebenen Tafeln werden daher die Reihen der Patriarchen nach Bodhidharma, der Patriarchen in China und der auf Japan beschränkten Patriarchen nach Rinsai besonders vorgeführt.

Als zweiten Teil seiner Mitteilungen über das Wesen des Zen gibt uns O. auf 30 Seiten poetische Übersetzungen von vier Andachtsübungen, die bei seiner Sekte in Japan gebräuchlich sind. Zwei kurze für die Gemeinde bestimmte liturgische Formeln sind „Reue" und „Gelöbnis" überschrieben. Dann folgt ein Chorgesang in japanischer Sprache, der von dem 19. Patriarchen der Rinsaisekte namens Hakuin (1683—1768) verfaßt ist, wozu O. einen ausführlichen Kommentar gibt. Viel älter und umfangreicher sind die dann folgenden chine-

sischen Gedichte über „den Stempel des Glaubens“ und „vom Erleben der Wahrheit“. Sie stammen aus dem 6. und 7. Jahrdt. Das erste verkündet, daß im Glauben des Unaussagbaren alle Verschiedenheiten im Inhalt des Gedachten verschwinden; da kommt also buddhistische Metaphysik zum Ausdruck. Spezieller auf Zenismus eingestellt und reich an Anspielungen, die der Erklärung bedürfen, ist der „Gesang des Erlebens“, aus dem man sich einen Begriff von dem in chinesischen Buddhaklöstern zur Zeit der Tang-Dynastie emporgekommenen Mystizismus machen kann.

Erst dann folgt auf 39 Seiten der interessanteste Teil des Buches, nämlich eine Auswahl von 31 Problemstellungen aus alter Zeit nebst den in der chinesischen Literatur aufgezeichneten meisterhaften Lösungen und je einem dazu gedichteten kleinen Hymnus. Die von dem die Meditation leitenden Mönche gestellten Fragen erscheinen uns oft sonderbar, z. B. (3.): „Warum trägt der Barbar in den westlichen Himmelsgegenden keinen Bart?“ Oder (13): „Warum kann der mächtige Meister seine Beine nicht heben?“. Oft ist erst eine Einleitung nötig, um den Sinn der Frage überhaupt verständlich zu machen. Die gegebenen Lösungen dringen nur selten in die Tiefe. Wenn sich dennoch noch heutigen Tages so viele Schüler zu den Meditierübungen drängen, so wirkt dabei neben der Neugierde der Wunsch mit, durch Versenken in sich selbst und durch Ausdauer zu einer Konzentration des Willens zu gelangen, die auf andere Weise schwer erreichbar ist. Auf das Erlebnis, nicht auf den Erkenntnisgewinn kommt es den Anhängern des Zen an.

Um die Verdeutlichung der Übersetzung hat sich der Herausgeber August Faust in Heidelberg, um die Formgebung der poetischen Stücke Dr. Herrigel bemüht. Der bekannte Religionsphilosoph Rudolf Otto in Marburg hat ein Geleitwort beigesteuert, in welchem er darauf hinweist, daß jede Mystik ihr eigenes Wesen von dem von ihr selbst geleugneten dogmatischen Untergrund ableitet. Diese Grundlage des Zen wird erst nach Erforschung der Dogmengeschichte des chinesischen Buddhismus erkennbar sein.

Kornerup, Ebbe: **Nye Japan.** Kopenhagen: Gyldendalske Boghandel 1922. (368 S.) 8°. Bespr. von E. Schmitt, Berlin.

Nach den literarisch vortrefflichen Skizzen des japanischen Lebens aus der Feder eines Pierre Loti oder Lafcadio Hearn ist es immerhin eine nicht leichte Aufgabe, Neues und literarisch Gleichwertiges über dieses Thema zu bringen. K. ist es in seinem neuen Buche „Nye Japan“ durchaus geglückt.

K., der in Dänemark als Reiseschriftsteller bereits einen guten Namen hat, ist in Deutschland leider ziemlich unbekannt, aber mit Unrecht. Diese seine neuen Skizzen aus dem japanischen Leben sind voll hinreißender Lebensfreude geschrieben und wirken eigentlich teilweise vielmehr als ein Ausschnitt aus einem Roman, denn es fehlt alles, restlos alles Wissenschaftliche, Didaktische. Den Kern des Buches bildet die Schilderung des Lebens auf der Biologischen Station in Misaki; wir lernen die Professoren kennen, die Studenten, Studentinnen, das Leben in dem kleinen Fischerdorf Misaki, das Leben und Treiben dreier fremder Besucher, eines schwedischen sowie russischen Naturwissenschaftlers und eines Dänen (d. h. des Verfs. selbst). Wir machen einen Ausflug nach Yokohama, nach Korea und China. Immer fesselt wieder die ursprüngliche, rein künstlerische Darstellung des Gesehenen, Erlebten. Es gibt kein Klügeln, Problematisieren in diesem lebenssehnsüchtigen Buche; es sind reine, ungebrochene Spiegelungen ursprünglicher Empfindungen, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt; nur ab und zu fühlt man etwas von nordischer Schwermut hindurch, aber der Gesamtton ist auf die junge Lebenssehnsucht gestimmt; daher so himmelweit verschieden von der müdezitternden Melancholie eines Pierre Loti. K. ist Däne, und es liegt eine transparente Klarheit in dem Stil und der eleganten Sprache, wie sie so charakteristisch für das leichte Dänisch ist.

Auch vorzügliche Naturschilderungen bringt das Buch, Kämpfe der Fischer mit einem Riesenpolypen, Taifungefahren, einen Schiffbruch an der Küste; dann die Wälder und Gärten, das Meer, der Fujiyama, und das Leben am Strande von Misaki: das ist alles lebendig geschildert und mit offenen Augen gesehen; und dazu mit dem Auge liebevoller Bewunderung. Nur über den Titel des Buches ließe sich streiten. In der Fassung verspricht er doch mehr, als das Buch hält. Wohl lernen wir das junge, neue Japan hier und da kennen, auch den Unterschied zwischen Korea und Japan; aber das bildet nicht den Kern des Buches. Dieser ist ein Ausschnitt aus dem Leben der Fischer in Misaki, und als solcher künstlerisch und volkskundlich von größtem Interesse und Wert.

Das Buch ist von Anfang bis zu Ende spannend und in einem graziösen Dänisch geschrieben und bringt so manche intuitiv geschaute Wahrheit, ausgedrückt in Worten uneingeschränkter Bewunderung: „Det er et Land, der har sin egen Stil, en gennemført Stil, der ikke lader sig ødelægge af Europa, hvor meget



man end prøver paa det . . . .". Und so sieht er denn auch in Japan das Land der Zukunft, denn es hat noch das, was allein eine Zukunft verspricht: Primitivität. — Man möchte dem Buche eine gute, künstlerisch gleichwertige Übersetzung wünschen.

Mitteilung.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns im Jahre 1929 bereitet ein Komitee eine kritische Gesamtausgabe der Schriften Moses Mendelssohns vor. Da es nach Möglichkeit alles erreichbare Material zu verwerten bestrebt ist, bittet es alle Besitzer von Handschriften, Erstdrucken oder Briefen Moses Mendelssohns um gütige Nachricht über dieselben und um evtl. leihweise Überlassung. Alle Zuschriften sind an die Adresse von Herrn Professor Julius Guttmann, Berlin NW., Wullenweberstr. 2 zu richten.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1923:
139 Chr. Blinkenberg, Jærnets Hjemstavn [Die Heimat d. Eisens dürfe in Pontos gesucht werden; cf. Winckler, MVAG 1913, Nr. 4 p. 61; Meißner ZDMG Bd. 72 p. 61]. 179 Sophus Müller, Fælles-Stilarter i Europas yngre Stenalder [Die Ornamentikformen der Tongefäße aus Neolithicum werden in ihrer Entwicklung und Ausbreitung vom Süden (Nubien, Mittelmeergebiet) bis Norden verfolgt].

Aegyptus V 1924:
4 313—325 G. Farina, Le vocali dell' antico egiziano (zu Sethes Aufsatz in ZDMG 77,205 mit eignen Zusätzen). — 326—330 S. Luria, ΑΓΛΩΤΤΙΑ (zu Pap. Oxyrh. XI 1364, Fr. a, Z. 13 ff.). — 331—336 Necrologi: (G. Lumbroso (Calderini), L. Valmaggi (A. C.), E. Griffini (Calderini), J. Partsch (P. de Francisci), E. Lattes (Calderini). — 337—344 Testi recentemente pubblicati. — 345—354 Aggiunti e Correzioni a Pubblicazioni di Papirologia e di Egittologia. — 355—366 Appunti e Notizie. — 367—368 *H. Grapow, Die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen (L. Keimer). — 368—369 *Papyri russischer u. georgischer Sammlungen [P. Ross. Georg.] hrsg. v. Gr. Zereteli I Literarische Texte, bearb. v. G. Zereteli u. O. Krüger (A. Calderini). — 369 *Ch. Wessely, Les plus anciens monuments du christianisme écrits sur papyrus II (Calderini). — 370 *H. Kling, Griech. Papyrusurkunden aus ptol. u. röm. Zeit (Calderini). — 371—374 Indice degli Autori. — 375—376 Indice della Vª Annata.

VI 1925:
1 1—26 C. Conti Rossini, Commenti a notizie di geografi classici sovra il Sudan Egiziano e l'Etiopia (1. Ptolemais Epitheras e i toponimici greci dell' Africa Orientale. 2. Gli Aethiopes Athei. 3. Il monte Garbaton. 4. Axoumitai kai Soboridai. 5. Sabat Μήλινος Λιμήν, regione di Corachio. 6. La regione di Iside. 7. Plinio VI 30). — 27—35 R. Biasutti, Egiziani ed Etiopici (über die anthropologischen Veränderungen in der Bevölkerung Ägyptens seit der Prähistorie). — 36—38 G. Lumbroso, Lettere at Prof. Calderini XXVIII (über Gesprächsbücher in zwei Sprachen, bes. über das von Schubart Amtl. Ber. 1909, 47 veröff. griech.-lat. Fragment). — 39—53 G. Farina, Contributo alla geografia dei „paesi barbari meridionali" dell' antico Egitto (I. Teil. Resultate: 1. ad occidente del Nilo, i Semḥéu „Libi", nel regno antico fin nel deserto di Bajûda. 2. lungo il fiume e ad oriente, i Nḥéšeu „Etiopi", il cui paese è detto Ti-nḥéšeu „Etiopia". 3. Ti-zete è la „Nubia" nella parte più bassa. 4. Ḥantḥennôfer all' incirca Dar Dongola. 5. Kôš nel medio regno intorno a Napata, nell' impero si estende verso l'Atbara. 6. Wawe'e nell' antico regno è sul lato di Korosko, nell' impero si estende a tutta l'Etbai. 7. Miṣô'e = Midoen, è la Trogloditica da Berenice in giù. 8. Kenze — Candei, sono ad oriente della Iª Cataratta. 9. Za'se è a sud della precedente. 10. Arôse dell' antico regno va nei pressi di Abu-ḥammed. 11. Jam a Berber). — 54—78 G. Furlani, La Giulia e la Dalmazia nel „Libro di Ruggero" di al-Idrîsî (Übersetzung der einschlägigen Stellen und Identifizierung der Namen im Anschluß an Tomaschek und Seybold; Prüfung der Angaben über Bevölkerung und Gebietszugehörigkeit, unter eingehender Berücksichtigung der gleichzeitigen und etwas früheren historischen Verhältnisse; Untersuchung der Namensformen mit dem Ergebnis, daß sie fast sämtlich lateinisch-italienisch, nicht slavisch oder griechisch sind). — 79—92 A. Calderini, Ricerche topografiche sopra il nomo Ossirinchite (I. Teil).

Al-Machriq XXII 1924:
1—12: 1—5 Ein (dem Kyrillos von Alexandrien oder dem Kyrillos von Jerusalem zugeschriebener) *mīmar* auf die Beschneidung Christi (nach den arabischen Hss. Paris 1516 und 2123 und einer Hs. in Beiruter Privatbesitz) hrsg. v. L. Cheikho. — As-saijid aš-šarīf al-Gurgānī (Verfasser der *Ta'rīfāt*), *Ar-Risāla al-ḥarfīja* (über die Bedeutung der arabischen Buchstaben) hrsg. von Dems. (nach der Hs. der Jesuitenbibliothek in Beirut). — 17—30. 100—14. 341—50. 438—48. 497—509. 586—98. 708—19 P. Ghaleb, Berühmtheiten des Maroniten-Kollegs in Rom (1. Bischof Butrus Ḍūmīṭ Maḫlūf, gest. 1707 oder 1708; 2. Patriarch Ǧirǧis 'Amīra, gest. 1644). — 30—9. 87—95. 218—28. 265—72. 351—63. 536—47 L. Cheikho, Bibliographie der christlich-arabischen Literatur (Schluß, umfassend *m—j*, sowie ein neues Alphabet Nachträge und Verbesserungen). — 52—60. 115—25. 173—81. 298—305. 372—80. 449—57. 528—35. 614—22. 719—27. 918—26. 966—78 Ders., Die nachislamischen christlich-arabischen Dichter (Forts.; II. Dichter der Umaijadenzeit: 1. Hudba b. al-Ḫašram, mit Rekonstruktion seiner *bā'īja* aus *Amālī*, *Ḥamāsa Baṣrīja* und *Ḫizāna*; 2. Mūsā b. Ǧābir; 3. Šam-'ala at-Taġlibī; 4. A'šā banī Taġlib; 5. A'šā banī abī Rabī'a; 6 Marqas aṭ-Ṭā'ī; 7. Nābiġat banī Šaibān, mit umfangreichen Bruchstücken aus der Literatur und aus seinem Diwan nach der eine Kopie der Kairiner Hs. darstellenden Hs. der Jesuitenbibliothek; 8. der Richter und Sänger Ḥunain al-Ḥīrī; 9. al-Aḫṭal at-Taġlibī, mit inhaltlich geordneten Proben aus seinem Diwan) (Forts. f.). — 126—30 Ders., Die Behandlung der Tollwut bei den alten Arabern (als Mittel Blut von Königen und Vornehmen; Belege aus den alten Dichtern). — 161—70 A. Khoury, Der maronitische Patriarch und Dschemal Pascha während des Kriegs. — 182—92. 272—81. 364—72. 417—27. 519—27. 604—13 I. Armalé, Die καθολικοί des Ostens (nur bis 581, also unter Ausschluß der späteren nestorianischen) und die syrischen *mafrjānā* (von der Begründung dieses Amtes als Gegengewicht gegen die nestorianischen καθολικοί im Jahre 559 — der Titel etwas jünger — an bis 1859; außerdem die Bischöfe der Adiabene; — anschließend an den Aufsatz des gleichen Verfassers Machriq XXI 494 ff., vgl. OLZ 1925, 120). — 192—5 H. Lammens, Die Gedichte des Kalifen Jazīd I. (im Anschluß an P. Schwarz, Escorial-Studien I 1922). — 195—200 R. Mouterde, Der Venustempel im römischen Beirut (mehrere z. T. noch unveröffentlichte lateinische Inschriften des 2. und 3. Jahrh. aus ihm, die erkennen lassen, daß Venus hier die Nachfolgerin der 'Aštart ist). — 200—6 S. Kh. Dahdah, Zwei neue Bücher über die Geschichte Syriens (S. Nassi, Histoire de Syrie 1924;

Petite histoire de Syrie et du Liban, Imprimerie Catholique 1924). — 206—18 L. Cheikho, Ein Opfer der Türkenherrschaft (Ǧabrā'īl Garǧūr 1831—1907, aus Jafa, Konsulatsdragoman in Jerusalem, Advokat dort, in Beirut und schließlich in Konstantinopel und dort auch journalistisch tätig; als politisch verdächtig 1902 nach Qastamuni verbannt und dort im Gefängnis gestorben). — 248—52 Ders., Die arabische Akademie in Damaskus (wohlwollende Stellungnahme anläßlich der Vollendung des ersten Jahrfünfts; Übersicht über wichtige Artikel in der *Maǧalla*). — 253—65 J. Médawar, Die Zeremonien der Heiligen Woche in der syrischen und der maronitischen Kirche. — 305—12 L. Malha, Archäologische Exkursion nach Marea, Taposiris und den Menas-Ruinen. — 321—35 L. Cheikho, Byblos geschichtlich, religionsgeschichtlich und archäologisch. — 337—41 R. Mouterde, Kult syrischer Gottheiten in Cordova (schlägt für die dritte Zeile der ARW XXII 117 ff. behandelten Inschrift die Lesung καὶ Κύπ[ρι] [ε]ὐ ἀρ[[στῃ] Να[ν]αίᾳ, vor.) — 401—12 *'Īsā As'ad, *At-ṭurfa an-naqīja min ta'rīḫ al-kanīsa al-Masīḥīja* 1924 (Kirchengeschichte von orthodoxem Standpunkt) (L. Cheikho). — 427—37 L. Cheikho, Das Dogma der Eucharistie in den orientalischen Kirchen. — 481—95 Ders., Der Nuṣairier-Staat *(ad-daula al-'Alawīja*, jetzt unter französischem Protektorat; geographisch-statistische und archäologische Übersicht auf Grund des offiziellen Petit guide touristique de l'Etat des Alaouides). — 511—9 *Afrām al-Baramūsī, *Al-Ḫarīda an-nafīsa fī ta'rīḫ al-kanīsa* 1924 (von koptischem Standpunkt) (L. Cheikho, der sich vor allem mit der Darstellung der Begründung des Patriarchats von Alexandrien auseinandersetzt). — 561—77. 696—702 S. Kh. Dahdah, *Al-amīr Bašīr aš-Šihābī al-kabīr al-ma'rūf bi-l-Mālṭī* (1768—1850; 1780—1840 Emir des Libanon, 1840 von der Türkei abgesetzt und seitdem in Malta; mit Bild). — 577—86 *B. Berloty, Annales de l'observatoire de Ksara (Liban) 1921 (Auszug: Begründung seit 1906; Gebäude und Instrumente; Entwicklung bis zum Krieg; Kriegsschäden — die schlimmsten Schädigungen durch die Bevölkerung in der Zeit zwischen dem Abzug der Zentralmächte und dem Einmarsch der Franzosen —; Wiedereinrichtung; Tätigkeit vor und nach dem Krieg; — mit einer Abbildung). — 623—9 *Amīn ar-Raiḥānī (vgl. OLZ 1925, 120), *Ar-Raiḥānījāt* (gereizte Bekämpfung des 1910 in 1. Aufl. erschienenen Buches, anläßlich des Erscheinens einer um zwei weitere Teile vermehrten Neuauflage) (L. Cheikho). — 728—37 J. abou Khater, Die Auswanderung und ihre schädlichen Wirkungen (eine die Auswanderung aus dem Libanon bekämpfende und zum Vertrauen zu Frankreich ermahnende Ansprache). — 761—76 L. Cheikho, Die Ruhmestitel des christlichen Damaskus (Übersicht über die Geschichte des Christentums in Damaskus von den Anfängen bis zur Gegenwart). — 777—80 Ders., Anekdoten aus Handschriften der Jesuitenbibliothek. — 810—8. 875—90. 954—65 F. Tawtel, Inspektionsreise (des Bischofs Gregorius Ḥaǧǧār) nach Galiläa (Zaḥle — Damaskus — Tiberias [Tabelle der Lebensmittelpreise dort] — el-Muǧār — er-Rāme — 'Elbūn — Dēr Ḥannā — Merǧ el-Baṭṭōf — Ḫirbet Umm el-'Amad — Ṭur'ān — Tabor — Qāna — Rēne — Mešhed — Jāfa bei Nazaret — Akko — Nazaret [Kirche des Jesusknaben der Jesuiten] — Šifā 'Amr-'Abellīn). — 819—29 L. Cheikho, Der Dichter Ṣāliḥ ibn 'Abdalquddūs (als *zindīq, dahrī* und *ṯanwī* berüchtigter Dichter der frühen Abbasidenzeit; Sammlung der Nachrichten über ihn und der Fragmente). — 890—905 *Risālat al-baṭrījark Miḫā'īl Ǧarwa as-Surjānī* (Anfang des 19. Jahrh.) *fī iṯbāt 'aqīdat al-maṭhar* (des Fegefeuers). — 905—14 L. Cheikho, Ibn Taimīja und die Wahhabiten (Leben und Lehre des ibn Taimīja, als Ergänzung zu dem Aufsatz des gleichen Verfassers über die Wahhabiten Machriq XVIII 35 ff.). — 978—83 T. Askarios, Zwei Anhänge im *Muntaḫab* des Ǧāfiqī (d. h. dem von Barhebraeus hergestellten Auszug aus dem *Kitāb al-Adwija al-mufrada* des al-Ǧāfiqī [gest. 650; Brockelmann I 488] nach der der Kairiner Bibliothek gehörenden Kopie einer Hs. im Besitz von Ahmed Pascha Taimur; 1. über die islamischen Sekten, 2. über Mani). — 1002—7 *Ṣūrat īmān as-saijid Iġnāṭijūs Mattai baṭrījark as-Surjān al-Ja'āqiba* (1782—1817) hrsg. v. I. Armalé (nach einer Hs. in Mardin). G. B.

American Journal of Semitic Languages and Literatures XL:

4 (Juli 1924): 225—30 S. Langdon, Selection of inscriptions excavated at Kish (3 Ziegel mit sumerischer Aufschrift aus der Zeit Samsu-iluna's, mit Autographien und der Photographie des einen; dazu ein wohl aus Babylon stammendes Papsukkal-Figürchen und ein Achat-Knauf mit dem Namen des Kurigalzu). — 231—51 W. F. Lofthouse, „Thus hath Jahveh said" (gegen die von Hines AJSLL XL 37 ff. — vgl. OLZ 1925, 194 — vertretene Verwandtschaft der Prophetie mit der Mystik, und ebenso gegen die Auffassung der Propheten als Ekstatiker, auf Grund einer Analyse von Jeremia's prophetischem Bewußtsein). — 252—8 J. M. P. Smith, Isaiah and the future (vertritt, u. a. gegen Budde, den einheitlich unheilverkündenden Charakter von Jesaja's Prophetie). — 259—68 E. Chiera, Notes on Langdon's „Sumerian and Semitic religious and historical texts" (Variantenmaterial zu den sumerischen religiösen Texten der ersten Dynastie und älterer Zeit, aus unveröffentlichten Nippur-Tafeln; Wahrscheinlichkeit der Herkunft auch der entsprechenden Langdon'schen Texte aus Nippur). — 269—76 I. Eitan, Ethiopic and Hebrew etymologies (קט Ez. 16,47; מְחִתָּה חתה; רנן; נתע Hi. 4,10; יקר Spr. 12,27). — 277—83 D. D. Luckenbill, The pronunciation of the name of the God of Israel (die Aussprache *Jahwę* unwahrscheinlich, weil finite Verbalformen als Gottesnamen sonst nicht vorkommen, und weil das Vorkommen von Imperf. III inf. auf ו neben der Schreibung יהוה in der Mesa-Inschrift die Lesung als ein solches Imperf. verbiete; für *Jāhô* auch als Lesung von יהוה). — 284—7 N. Liebschutz, An interpretation of Psalm 74 (auf Grund der Änderung von נינם in V. 8 in נְיַוְּנֵם „let us Grecianise them"). — 288 D. D. Luckenbill, On the writing of a few geographical names. — 288—92 Ders., The Egyptian earth-god in cuneiform (*Ki-ib* in der Götterliste bei Schröder, Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts 54). — 292—4 J. M. P. Smith, Butter and honey (in Jes. 7,15, wo zu übersetzen „he will be eating curds and honey when he knows how to differentiate between good and bad").

XLI:

1 (Okt. 1924) — 3 (Apr. 1925): 1—10 H. G. Richardson, The Semites (energischer Protest gegen die Übertragung des Ausdrucks „semitisch" von der Sprache auf die Rasse: tiefgehende Rasseverschiedenheiten der semitische Sprachen sprechenden Völker). — 11—6 O. R. Sellers, Intervals in Egyptian music (verteidigt gegen Sachs die Annahme, daß im alten Ägypten neben der 5-stufigen Skala eine 7-stufige diatonische Tonleiter in Gebrauch gewesen sei). — 17—23 L. Waterman, Abbreviated ideograms in the Assyrian letter-literature (Weglassung von Determinativen, von Teilen zusammengesetzter Ideogramme — vgl. פחה usw. für *bēl paḫāti* —; Verwendung der ersten Silbe im Sinne des ganzen Worts, als wäre sie ein Ideogramm, dessen phonetisches Komplement weggelassen werden könnte). — 24—33 E. G. H. Kraeling, The historical situation in Zech. 9 : 1—10 (wobei V. 11—7 als sekundär betrachtet werden; nicht nachexilisch, sondern aus der Zeit von Hizkia's Thronbesteigung). — 34—57. 183—91 A. J. Rustum, Syria under Mehemet Ali (Übersetzung von Einleitung und

Schlußabschnitt des in *Al-Kulliyyah, Journal of the American University of Beirut* im arabischen Text erschienenen Geschichtswerks des 1812 geborenen Naufal Ṭarābulsī, dessen Vater Niʿmatallāh Naufal als Beamter bei den Ereignissen eine Rolle gespielt hatte; Einführung über den Verfasser, über die stark vulgarisierende, den Stand der syrischen Schriftsprache vor al-Jāzīǧī wiederspiegelnde Sprache, über die syrische Erhebung gegen Mehmed Ali) (Forts. folgt). — 58—63 W. F. Edgerton, *Amēlu* and *muškēnu* in the code of Hammurabi (gegen die verbreitete Meinung, daß der H.-Kodex den *amēlu* strenger behandle als den *muškēnu*, die sich hauptsächlich auf eine falsche Übersetzung von § 8 gründe). — *C. A. Reisner, C. S. Fischer, D. G. Lyon, Harvard excavations at Samaria 1924 (J. M. P. Smith). — 66—70 *The Cambridge Ancient History I 1923 (D. D. Luckenbill). — 73—101 W. F. Albright, The evolution of the West-Semitic divinity *ʿAn-ʿAnat-ʿAttâ* (Übersicht über die Bevölkerungsverhältnisse und Kulturbeziehungen von Syrien und Palästina von prähistorischer Zeit an; — ענת, phönizisch der Ἀθηνᾶ σώτειρα νίκη gleichgesetzt, als Kriegs- und Fruchtbarkeitsgöttin neben ʿAštart im Neuen Reich in Ägypten eingedrungen, in Palästina nur noch in Spuren hauptsächlich in Ortsnamen erhalten, sei die Femininform zu dem im Namen ענמלך erhaltenen, mit Anu gleichgesetzten amoritischen Gott ען und identisch mit aramäisch *ʿAttā ʿAtā* עתי αθη u. ä., welche also als Göttin zu betrachten und von Attis zu trennen sei; Atargatis also nicht eine androgyne Zusammenstellung, sondern einer der Doppelnamen, die Identifizierung von Gottheiten ausdrücken; die anscheinenden Götternamen von Elephantine in Wirklichkeit Genetivverbindungen aus Appellativ und Gottesname im Sinne einer Hypostase: „name of ביתאל" „sacredness, sacred property of ביתאל", und so auch „providence, predestination of God", wobei zu der hierbei vorausgesetzten Bedeutung von ענת zu vergleichen ענות Ps. 45,5 „purposes" und Ps. 18,36 = 2. Sam. 22,36 „providence"; diese Bedeutung sei auch die ursprüngliche des Gottesnamens, der also von einer nicht-prophetischen Richtung gleichzeitig mit der Hypostasierung von שם und חרם in seiner Appellativbedeutung aufgenommen und hypostasiert worden sei; parallel die Entwicklung von *Ašir-Aširat*, ursprünglich geschlechtslos, dann in zwei verschiedengeschlechtige Gestalten zerspalten, von der auch später noch lebendigen Bedeutung „holy place, sanctuary" ausgehend). — 102—35 W. C. Graham, Harvard codices of the scholia of Barhebraeus (Beschreibung der beiden Handschriften, Reproduktion des die Scholien zum 3. Buch der Psalmen umfassenden Teils der einen, Kollation — in Autographie — der Scholien zu Numeri). — 136—8 D. D. Luckenbill, Assyrian *be-dák* „to spend the night" (von Delitzsch *middak* gelesen, was durch die anderen Formen *bi-dák* und *be-di* unmöglich gemacht wird, in Wirklichkeit zu *bâtu*). — 138—9 S. Feigin, ומלך אלקום עמו (Prov. 30:31 (baut Peiser's Vermutung aus, daß darin ein Gottesname קום o. ä. stecke). — *A. T. Olmstead, History of Assyria 1923 (Th. J. Meek). — 145—61 L. Keimer, Egyptian formal bouquets *(bouquets montés)* (Aufklärung des Herstellungsverfahrens mit Hilfe von ähnlichen von Schweinfurth in Tunesien beobachteten Buketts). — 162—4 D. D. Luckenbill, The first inscription of Shalmaneser V. (CT. XXXVII 23). — 165—73 Ders., The black stone of Esarhaddon (einige neue Lesungen; 1. the period of Babylon's desolation: nicht 10 Jahre, sondern 70, was umgekehrt — *Marduk .. eliš ana šapliš ušbalkitma* — 11 ergibt, die Zahl von Jahren, nach der der Wiederaufbau erfolgte; 2. Esarhaddon's name among the stars: Erklärung der Symbole auf dem oberen Teil des Steins). — 174—8 E. G. H. Kraeling, The early cult of Hebron and Judg. 16:1—3 (in Hebron Kult der Sonne — zugleich als Todesgott —: die Erzählung, daß Simson die Tore von Gaza auf den Berg vor Hebron trägt, Reminiszenz an das Eintreten des Sonnengotts am Abend über die Berge in die geöffneten Tore seines Ruhegemachs). — 179—82 W. H. Worrell, The formation of Arabic broken plurals (Versuch der Aufstellung von gewissen Regeln unter Benützung der Meinhof'schen Polaritätstheorie). — 192—3 H. F. Lutz, Was king Amenemhet I assassinated? — 193—4 E. G. H. Kraeling, Geographical notes (Hobah Ge. 14,15; Rachel und Reu; Hadrach). — 194—7 A. H. Krappe, The story of Eriphyle in Arabic legend (in der Erzählung von Bileam's Frau bei Weil, Biblische Legenden der Muselmänner 183ff., vgl. Apollodor Bibl. III 6,2). — 197—8 J. E. Hogg, „Love thy neighbor" (zur Wiedergabe von רע). — *C. R. Williams, Gold and silver jewelry (The New York Historical Society, Catalogue of Egyptian antiquities Nos. 1—160) 1924 (J. H. Breasted). *Th. G. Allan, The Art Institute of Chicago, A handbook of the Egyptian collection 1923 (C. R. Williams). *H. Frankfort, Studies in early pottery of the Near East I 1924 (Th. J. Meek). *J. A. Bewer, Der Text des Buches Ezra 1922 (Ch. C. Torrey). *P. Vulliaud, La Kabbale juive 1923 (A. Cronbach). G. B.

Annals of Archaeology and Anthropology XII 1925:

1/2 3—10 Doro Levi, Arcadia, an early greek Town: New italian Excavations in Crete (m. 6 Taf. aus nachminoischer Zeit, mit eigenartigen Bestattungen, unter den Beigaben zwei ägyptische Gefäße mit der Beschreibung nach „mykenischer" Bemalung. Sehr reiche und verschiedenartige Pottery). — 11—14 I. P. Droop, The Potterry from Arcadia, Crete. — 15—36 W. A. Heurtley, Report on an Excavation at the Toumba of Vardino, Macedonia (m. 12 Taf.). — 37—38 *T. F. Crane, The Exempla of Jacques de Vitry (W. R. Halliday). — 38—40 *The Cambridge Ancient History I. II (H. A. Ormerod). — 40—41 *C. I. Gadd, A sumerian Reading-Book (Sidney Smith). — 41—43 *St. Xanthoudides, The Vaulted Tombs of Mesará (A. M. Woodward). — 45—47 *Br. Meißner, Babylonien und Assyrien II (Sidney Smith). — 47—48 *Fr. Hrozný, Code hittite (Sidney Smith). — 48—50 *G. Contenau, La glypthique syro-hittite (C. I. Gadd). — 50—52 *H. de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich (C. I. Gadd). — 52—53 *L. Curtius, Die antike Kunst (T. E. Peet). — 53—54 *W. Wreszinski, Atlas zur altäg. Kulturgeschichte II (T. E. Peet). — 54 *Henri Sottas, Champollion, Lettre à Mr. Dacier (T. E. Peet). Wr.

L'Anthropologie 35:

1/2 37—46 M. P. Bovier-Lapierre, Le Paléolithique stratifié des environs du Caire. — 47—62 R. Verneau, Les récentes découvertes préhistoriques en Indochine. — 63 — 74 E. Licent — P. Teilhard de Chardin, Note sur deux instruments agricoles du Néolithique de Chine. — 75—96 A. Hertz, L'histoire de l'outil en fer, d'après les documents égyptiens, hittites et assyro-babyloniens. — *E. Pittard, Les Races et L'Histoire, Introduction ethnologique à l'Histoire (R. Verneau).

Archivio di Storia della Scienza VI 1925:

1 46—48 H. Wieleitner, Zur muslimischen und ägyptischen Gleichheitsauflösung (Parallele aus Alchwârazmî zu Rhind Nr. 28).

Bulletin of the Metropol. Mus. of Art XX 1925:

5 124—127 M. S. Dimand, Oriental Miniatures (m. 6 Abb.).
6 143—152 Frances Morris, An indian Hanging (m. Abb.; indisch-persischer Wandteppich des 17. Jahrh.).

Museum 32 1925:

10 *E. Täubler, Bellum Helveticum (A. H. Kan). — *A. van der Flier, Jezaja (J. L. Palache). — *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (Tj. de Boer). — *O. Viedebantt, Antike Gewichtsnormen und Münzfüße (J A. Vollgraff). —

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Adolph, H.: Organische Grundlagen der Religion. Eine formale Untersuchung.
Alemany y Bolufer, Sr. D. J.: Discurso leido ante la Real Academia de la Historia en la Recepción pública el dia 25 de enero de 1925. Contestación de D. Adolfo Bonilla y San Martin: La Lengua Aria, sus dialectos y paises en que se hablan; el polo norte, patria del pueblo ario y del Género Humano.
Artbauer, O.: Kreuz und quer durch Marokko. Das Ende des letzten Sultanats.
*Bauer, Th.: Die Ostkanaanäer. Eine philologisch-historische Untersuchung über die Wanderschicht der sogenannten „Amoriter" in Babylonien.
*Baumgärtel, Elise: Dolmen und Mastaba. Der Einfluß des nordafrikanischen Megalithgrabes auf die Entwicklung des ägyptischen Grabbaus.
*Baumgartner, W.: Untersuchungen zu den akkadischen Bauausdrücken. Sonderdruck aus Zeitschr. f. Assyriologie u. verw. Gebiete.
Beckh, H.: Von Buddha zu Christus.
*Ben Jehuda, F.: Thesaurus totius hebraitatis et veteris et recentioris. Vol. VI.
*Bergsträßer, G.: Die Geschichte des Qorantexts. Lief. 1.
Bernard, A.: Enquête sur l'Habitation Rurale des indigènes de la Tunisie faite par ordre de M. Lucien Saint, Résident Général de France à Tunis.
Bin Gorion, M. J: Messias-Legenden.
Blackman, A. M.: Das hundert-torige Theben. Hinter den Pylonen der Pharaonen. Übers. von Günther Roeder.
*Bodding, P. O.: Studies in Santal Medicine and connected Folklore. Part I. The Santals and Disease.
*Breuer, I.: Elijahu.
*Brockelmann, C.: Lexicon Syriacum. Editio secunda aucta et emendata. Fasc. 7.
Budge, Sir E. A., Kt.: The Mummy. A. Handbook of Egyptian Funerary Archaeology. Second Edition, revised & greatly enlarged.
*Budge, Sir E. A. Wallis: Babylonian Life and History. Second Edition. Rewritten throughout and englarged.
Burckhardt, C. J.: Kleinasiatische Reise.
Busbek, O. Gh. von: Vier Briefe aus der Türkei. Aus dem Lateinischen übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von W. von den Steinen.
Cacavelas, J., und F. H. Marshall: The siege of Vienna by the Turks in 1683. Translated into Greek from an Italian work published anonymously in the year of the siege by J. Cacavelas. Ed. from an unpubl. manuscript in the British Museum dated Bucharest 1686 with Introduction, Text, English Translation, Notes and Glossary by F. H. Marshall.
Carr, W. E.: Gregory Abu'l Faraj commonly called Bar-Hebraeus, Commentary on the Gospels from the Horreum Mysteriorum translated and edited.
Cassuto, U.: Il significato originario del Cantico dei Cantici. Sonderabdruck aus Giornale della Soc. Asiatica Italiana.
*Chirol, Sir. V.: India. With an Introduction by the Right Hon. H. A. L. Fisher.
Curtius, L.: Die antike Kunst I: Ägypten und Vorderasien.
Dempwolff, O.; Die L-, R- und D-Laute in austronesischen Sprachen. Sonderabdr. aus der Ztschr. für Eingeborenensprachen.
*Drexl, F.: Achmetis Oneirocriticon. Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum.
*Duhm, H.: Der Verkehr Gottes mit den Menschen im Alten Testament.
Dürr, L.: Wollen u Wirken d. alttestamentlichen Propheten.
*Ehelolf, H.: Wettlauf und szenisches Spiel im hethitischen Ritual. Sonderabdr. a. d. Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wiss.
*Erman, A.: Die ägyptischen Schülerhandschriften. Einzelausgabe aus d. Abhandlungen d. Preuß. Akad. d. Wiss.
Ernst, P.: Tausendundein Tag (Hazar jak Ruz). Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet. 2 Bde. Die Übertrag. von Bd. I sind von F. P. Greve, von Bd. II von P. Hansmann.
Francke, A. H.: Geistesleben in Tibet. (Allgemeine Missionsstudien, hrsg. von J. Richter u. M. Schlunk, Heft II).
Frobenius, L.: Dichten und Denken im Sudan Atlantis. Volksmärchen und Volksdicht. Afrikas Bd. V.
*Frois, P. L.: Die Geschichte Japans (1549—1578). Nach der Handschrift der Ajudabibliothek in Lissabon übers. u. kommentiert von G. Schurhammer u. E. A. Voretzsch. 1. Lief.
*Gaster, M.: The Samaritans, their History, Doctrines and Literature.
*Glasenapp, H. von: Der Jainismus. Eine indische Erlösungsreligion. Nach den Quellen dargestellt.
*De Groot, J. J. M.: Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. II. Teil: Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit. In vollständ. Zusammenfassg. übersetzt u. erläutert. Mit Unterstützung durch die Preuß. Akademie der Wiss. a. d. Nachl. des Verf., hrsg. von O. Franke.
*Haas, H.: Bilderatlas zur Religionsgeschichte. In Zusammenarbeit mit H. Bonnet, H. Gressmann. G. Karo, W. Kirfel, B. Landsberger, J. Leipoldt, E. Mogk, A. Rumpf, H. Zimmern u. A. hrsg. 8. Lief.: Die Ainu und ihre Religion von H. Haas.
Haloun, G.: Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt? 1. Teil.
*Herrmann, Ch.: Religion und Kunst im alten Babylon. Eine Einführung in den religiösen Gehalt der babylonisch-assyrischen Kunst.
Hofmayr, W.: Die Schilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Niloten-Stammes. Nach P. Banholzers F. S. C. und eigenen Aufzeichnungen dargestellt.
Huart, C.: La Perse Antique et la Civilisation Iranienne.
*Jacob, E.: Die altassyrischen Gesetze und ihr Verhältnis zu den Gesetzen des Pentateuch. Sonderabdr. a. d. Ztschr. für vergleichende Rechtswiss.
Jünger, A.: Kleidung und Umwelt in Afrika. Eine anthropogeographische Studie, zugleich ein Beitrag zur Frage nach den Grundprinzipien der Tracht.
Katara, P.: Finnisch-Deutsches Wörterbuch.
*Kees, H.: Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter. Grundlagen und Entwicklung bis zum Ende des Mittleren Reiches.
Kleintitschen, P. A.: Mythen und Erzählungen eines Melanesierstammes aus Paparatava, Neupommern, Südsee Gesammelt u. versehen mit Einleit. u. Erklär.
Klötzel, C. Z.: Die Straße der Zehntausend. Mit der Schmude-Expedition nach Persien.
*Kobe, W.: Mahatma Gandhi's Welt- u. Lebensanschauung.
*Kollecker, C. A.: Anhang zum Chinesisch-Deutschen Wörterbuch von Werner Rüdenberg. Enthaltend die 6400 Schriftzeichen mit ihren Aussprache- und Tonbezeichnungen in der Kantoner und Hakka-Mundart.
*Kromayer-Veith: Schlachten-Atlas zur Antiken Kriegsgeschichte. 3. Lief.: Röm. Abt. IV. Die Bürgerkriege von Caesar bis Octavian. 4. Lief.: Griech. Abt. I Von Marathon bis Chaeronea.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

Zur ägyptischen Wortkunde.

Von Fr. W. Frh. von Bissing.

1. „Mr“ angeblich Weberei. In der Literatur, mit Fragezeichen auch bei Erman-Grapow, erscheint ein Wort [Hieroglyphen] Weberei. Anscheinend beruht es ausschließlich auf der oft wiederholten Darstellung im Grab 3 zu Beni Hasan (ed. Newberry 1 Taf. 29). Neben Frauen, die an einem Webstuhl beschäftigt sind und deren Tätigkeit als [Hieroglyphen] weben, flechten bezeichnet wird, steht ein Eunuch. Seine Beischrift lautet: [Hieroglyphen]. Nun steht in der angrenzenden Szene bei einer völlig entsprechenden Figur [Hieroglyphen] Verwaltungsbeamter. Es kann danach nicht zweifelhaft sein, daß wir in dem ersten Eunuchen den „Gesindeaufseher“ zu sehen haben, dessen sonst [Hieroglyphen] oder [Hieroglyphen] geschriebener Titel an unserer Stelle, wie so oft die Beischriften in Beni Hasan, sehr vulgär geschrieben ist. Die Maler kennen sich in den Einzelgeheimnissen der Rechtschreibung offenbar nicht aus.

2. [Hieroglyphen] und [Hieroglyphen]. Im Koptischen ist ein Wort ⲱⲡϥ erhalten, das „einschließen, einsperren“ bedeutet. Es geht auf das ägyptische [Hieroglyphen] „einpacken, einschlagen“, dann der „Beutel“ zurück. Es ist, wie mir Herr Blok nachweist, dem ich für einige Hinweise dankbar bin, auch im Demotischen als [Hieroglyphen] (Rosettana Z. 13, S. 14 Hess) nachweisbar. Von demselben Stamm ist offenbar abgeleitet das im Koptischen als ⲱϥⲉ belegte Wort „auspressen“, (Zoëga 580), auch in ϣⲉⲛ̄ⲱϥⲉ das Walkholz (Guidi, Frammenti Copti 1888), das auf Altägyptisches [Hieroglyphen] zurückgeht. Über dies Wort hat Bénédite Monuments Piot XXV, zu Taf. VI, S. 14 gehandelt, wo über dem Auspressen weißer Lilien [Hieroglyphen] steht. Bénédite hat dazu aus dem Neuen Reich die Stelle Sethe Urkunden IV, 1075 gestellt [Hieroglyphen] „Re ist der Herr des Himmels, der König Ägyptens, er geht auf als Iton, er preßt Ägypten und die Wüste unter sich.“ Wir begegnen dem Wort im Mittleren Reich (Schäfer, Äg. Zeitschr. 37, 84), wo es bald [Hieroglyphen] bald [Hieroglyphen] bald [Hieroglyphen] geschrieben wird. Schaefer hat seine Bedeutung „auswringen“, gut dargetan, ebenso daß das Wort für „Brauer“ [Hieroglyphen] damit zusammenhängt. Es bezeichnet den, der im Korb die Maische durchknetet. Die verschiedenen Schreibungen des Mittleren Reichs scheinen mir darauf hinzudeuten, daß das ursprüngliche [Hieroglyphe] des Stammes in dieser besonderen Bedeutung „pressen, auswringen“ früh mouilliert resp. vokalisch geworden ist. érf wurde zu eʿif, dieses zu eʿeʿf, oʿf; die späte Aussprache ofe beruht wohl auf einer falschen Analogiebildung, kann jedenfalls m. A. n. nicht gegen die Herleitung aus alter Wurzel eʿrf angeführt werden.

3. [Hieroglyphen] sschn, weißer Lotos und weiße Lilie. Bénédite hat im 25ten Band der Monuments Piot durch die Veröffentlichung eines Reliefs im Louvre, zu dem ein Gegenstück sich im Museum Scheurleer befindet, den Nachweis erbracht, daß sšn, kopt. ϣⲱϣⲛ̄ nicht nur den weißen Lotos, sondern auch die weiße Lilie bedeutet. Der landläufigen Meinung gegenüber, die nach dem Vorgang der Alten das semitische Schuschan, griech. σοῦσον mit der Stadt Susa in Verbindung brachte, hat Lagarde in seinen „Mitteilungen“ (vergl. Hehn-Schrader, Kulturpflanzen und Haustiere[6] S. 254 f.) widersprochen und in σοῦσον ebenso wie in λείριον, lilium Lehnwörter aus dem Ägyptischen erkannt. Fraglich blieb aber die Zeit, in der die Lilie, die keine einheimische ägyptische Blume ist, im Niltal bekannt wurde. Die oft als Lilie bezeichnete Wappenpflanze von Oberägypten in dem bekannten Vereinigungszeichen und dann z. B. auf dem Pfeiler von Karnak stellt vielmehr eine der in Ägypten wildwachsenden Irisarten dar. Antwort auf die Frage gibt ein heute leider verschollenes Bild aus den Gräbern von Beni Hasan (?), Caillaud hat es mit ausdrücklicher Angabe dieser Her-

kunft in seiner étude sur les arts et les métiers abgebildet (danach bei Klebs, Reliefs des Mittleren Reichs S. 85); Rosellini in den Monumenti Civili Taf. 66 bildet es ab, sagt aber weder auf der Tafel noch im Text etwas genaueres. An der Datierung läßt der Stil keinen Zweifel. Rosellini, und nicht erst Frau Klebs, deutete die Darstellung richtig auf Parfumbereitung. Der Vergleich mit dem Louvrerelief (wo die Schreibung des Wortes sšn übrigens nur eine orthographische Variante, nicht eine neue Wortform darstellt) erlaubt die Feststellung, daß wir hier schon im Mittleren Reich die Bereitung von Lilienöl abgebildet finden.

Im Licht dieser Tatsachen gewinnt vielleicht eine Stelle bei Herodot II, 92 eine etwas erhöhte Bedeutung. Wenn der übertretende Fluß die Felder in Seen verwandelt, dann wachsen im Wasser κρίνεα πολλὰ τὰ Αἰγύπτιοι καλέουσι, λωτόν. Schon Wiedemann zur Stelle hat hervorgehoben, daß Lotos ein griechisches, kein ägyptisches Wort sei. Herodots Dolmetscher hat ihm offenbar gesagt, das seien Schoschen-Blumen, Schoschen bedeute auf Griechisch Lilie und Lotos. Schoschen, σοῦσον, wird schon damals ein in der Levante geläufiges Wort für Lilie gewesen sein. Dem Griechen aber klang es immer noch fremd, und Herodot übersetzte es mit κρίνον. Man wird danach die Stelle, in der, wie mein Freund und Kollege Vollgraff mir bemerkte, das Komma vor λωτόν gehört, übertragen dürfen: „im Wasser wachsen viele Lilien wie die Ägypter sagen, Lotos".

4. θρόον. Wir lesen bei Plutarch de Iside cap. 36: θρύῳ βασιλέα καὶ τὸ νότιον κλίμα τοῦ κόσμου γράφουσι, καὶ μεθερμηνεύεται τὸ θρύον ποτισμὸς καὶ κίνησις πάντων καὶ δοκεῖ γεννητικῷ μορίῳ τὴν φύσιν ἐοικέναι. Man hat lange erkannt, daß hier auf die Zeichen [Hieroglyphen], [Hieroglyphen], [Hieroglyphen] angespielt wird, deren Zusammenhang und Unterscheidung Sethe dargetan hat. Wie konnten die Zeichen aber als „Bewässerung und Bewegung aller Dinge" ausgedeutet werden? Man muß hier, glaube ich, von der Lesung des an zweiter Stelle gegebenen Zeichens als šmꜥ ausgehen und an das häufige Verbum [Hieroglyphen] gehen, fortgehen, sich bewegen denken, das mit dem Wort für Oberägypten, später auch Südägypten, fast den gleichen Lautwert hat. Geschrieben freilich wird es ganz anders, daher μεθερμηνεύεται, nicht γράφουσι. In dem Wort für „Bewässerung" liegt es dann am nächsten, die Jahreszeit [Hieroglyphen] ϣωм, die (ursprüngliche) Erntejahreszeit wiederzufinden. Der Gewährsmann des Plutarch wäre dann einem ähnlichen Irrtum zum Opfer gefallen, wie lange Zeit die Ägyptologen, in dem mu des Namens (der doch wohl von dem Wort für Ernte abgeleitet ist, das an einer mir von Blok. nachgewiesenen Stelle Dümichen Tempelinschriften 1, 54, 3 zufällig gerade mit šm gehen verbunden ist [Hieroglyphen] seine Ernte kommt) eine Andeutung des Wassers, der Überschwemmung zu finden. Denn daß die von Albright Rec. de trav. 40, 67 vorgetragene „Etymologie" von [Hieroglyphe] râsêy „what belongs to the headwaters (of the Nile)" zu Plutarchs Zeit Anhänger gefunden hätte, erscheint nicht eben wahrscheinlich.

Plutarch erklärt das Zeichen [Hieroglyphe] als θρύον, und dies übersetzt man mit Binse. Schon Lepsius im Kommentar von Parthey zur Stelle hat das für „rätselhaft" gehalten. Die Südpflanze kommt ja im Grab des Ptahhotep unter den Wüstenpflanzen vor. θρύον bedeutet aber bei Theophrast hist. plant. IX, 11, 57 ein Nachtschattengewächs, das in Gräbern und Schluchten zu finden ist. Diese tropischen Pflanzenarten, die eine stark betäubende Wirkung haben, erscheinen als Symbol des Oberägyptischen Königs viel geeigneter, als die in keiner Weise, gleich dem Papyros für Unterägypten, bezeichnende Binse. Vielleicht hat de Rougé Recht, wenn er in den in einer von Tuthmosis III. erneuerten Opferliste Sesostris III in Semne aufgeführten [Hieroglyphen] nicht Gerste des Südens, sondern Körner der Südpflanze (oder ihre Knollen) sieht.

5. Das angebliche Braunbier. Seit Maspero (études de mythologie etc. VI 340) es einmal hingeworfen hatte, liest man immer wieder, die Ägypter hätten unter ihren verschiedenen Biersorten auch dunkles, schwarzes Bier gehabt. Schlägt man indes die Stellen der Opfertafel nach (Dümichen Grabpalast des Patuamenap I, Taf. VII, 34, XIX, 19, Pyramidentexte ed. Sethe Kap. 37 ff.), so findet man stets [Hieroglyphen] und diesem „Bier, Krug, schwarz" entspricht an anderen Stellen (Dümichen ebenda, Pyramiden Kap. 36) „Wein Krug dunkel." In beiden Fällen steht daneben „Krug hell". Schon die nie geänderte Wortfolge muß stutzig machen. Dazu kommt aber daß ḥqt weiblich ist, und also auch, z. B. Pyramiden N. 285/6, das Adjektivum im Femininum dabei steht, wie wir ja oft genug von ḥqt nezmt (süßem Bier) mit der Femininendung lesen. Wir müssen also annehmen, daß die

Darbringung von Bier und Wein in dunkeln oder hellen Krügen irgend etwas besonderes war. So steht denn auch Pyramiden Sethe 33 a, b, Onnos 37 a, N. 264/5 ganz einfach [Hieroglyphen] weißer, dunkler Krug mit der Variante [Hieroglyphen]. Es trifft hier scheinbar wieder einmal zu, was in unserer Wissenschaft gar nicht so selten ist, daß die zunächst naheliegendste Erklärung verworfen werden muß aus grammatischen Gründen, daß wir aber den wirklichen Tatbestand nicht ansprechend zu erklären wissen.

6. [Hieroglyphen] iterti, die beiden Rohrhütten? Daß die ältesten Heiligtümer Rohrhütten waren, ist eine wohl allgemein verbreitete Annahme. Kristensen hat in seiner Arbeit über die Laubhütte (Mededeelingen K. Academie v. Wetensch. Letterkunde 56 Serie B 6 Amsterdam 1923) die Abbildungen der Iterti und verwandter Heiligtümer zusammengestellt. Aber der Gedanke scheint ihm nicht gekommen zu sein, daß Itert, die Einzelform zu dem häufigeren Iterti (Dual) wohl nicht, wie Erman-Grapow erklären „die beiden Seiten" heißt, sondern mit dem von Brugsch Wb. S. 145 f. behandelten Wort [Hieroglyphen] für Bast zusammenhängt, etwa die Basthütte, die Papyroshütte bedeutet. Es ist also, wenn diese Erklärung das Richtige trifft, eine Bezeichnung, die darauf hinweist, daß insbesondere die beiden uralten Reichsheiligtümer, über die in Kees und meinen Untersuchungen zu den Reliefs aus dem Heiligtum des Lathures mehrfach gehandelt ist, in ihrer Bauart noch den Ursprung aus vorgeschichtlicher Zeit erkennen ließen im Gegensatz zu den Hoftempeln nach Art des Sonnenheiligtums und den Mehrkapellenheiligtümern, wie sie uns ja seit dem Alten Reich gleichfalls bekannt sind.

Beobachtung des Frühaufgangs des Sirius in Ägypten.

Von Ludwig Borchardt und Paul Viktor Neugebauer.

Bei der Wichtigkeit, die der Frühaufgang des Sirius für die zeitliche Festlegung der alten Geschichte Ägyptens hat, scheint es merkwürdig, daß er bisher noch nicht von den mit diesen Fragen sich beschäftigenden Gelehrten wirklich beobachtet worden ist, um zu sehen, ob er eine leicht zu bemerkende, auffallende Himmelserscheinung oder ob er nur mit Schwierigkeiten oder gar nur unter besonders günstigen Umständen zu sehen ist, kurz: wie denn eigentlich das aussieht, von dem auf den ersten Seiten der Bücher über Geschichte oder Kulturgeschichte des alten Ägyptens so viel geschrieben wird.

Um sich diese Anschauung zu verschaffen, machte L. Borchardt erstmalig im Jahre 1924 den Versuch einer Beobachtung des Frühaufgangs des Sirius. Der Ort dieser Beobachtung war ungünstig gewählt. Es wurde vom Dache eines am Westufer des Hauptarmes des Nils gelegenen Hauses auf Gesire aus beobachtet; der Dunst über dem östlich davon liegenden Kairo verhinderte den klaren Überblick über den für den Aufgang des Sirius in Frage kommenden Abschnitt des östlichen Horizonts. Nur mehrere Tage nach dem des theoretischen Frühaufgangs konnte der Sirius, da Wind den Dunst vertrieben hatte, gesehen werden, nämlich am 7. August früh. An diesem Tage wurde er, allein über dem Horizont stehend, — Orion und die sonst zunächst liegenden Sterne waren nicht mehr sichtbar — noch bis rd. 14 Minuten vor dem Erscheinen des oberen Sonnenrandes klar und deutlich, wie eine weißliche Scheibe in der roten Morgendämmerung, beobachtet.

Aus diesem Beobachtungsversuche vom Jahre 1924 ergibt sich mit Sicherheit nur eines: das erste Wiederauftauchen des Sirius, des größten Fixsternes, in der Morgendämmerung ist — jedenfalls für Ägypten — eine so glänzende, auffallende Himmelserscheinung, daß die alten Ägypter, sobald sie sich überhaupt mit den Vorgängen am Himmel beschäftigten, nicht unaufmerksam an ihr vorübergehen konnten. Es ist danach durchaus erklärlich, daß sie diesen besonders auffallenden Frühaufgang als Beginn ihres Jahres — also danach eines Stern-Jahres — ansahen.

Der Versuch von 1924 wurde im Jahre 1925 wiederholt, dieses Mal unter etwas günstigeren Verhältnissen. Der Beobachtungsort war das Dach eines großen Grabes etwa 250 m östlich und etwa 25 m südlich von der Mitte der großen Pyramide bei Gise, die nach der Karte im Baedecker 29°58′ nördl. Breite und 31°8′ östl. Länge liegt. Der Ort hat eine Höhe von rd. 65 m über NN (Mittelmeerpegel). Die Stelle des Siriusaufgangs lag in den rd. 20 km entfernten Bergen bei Heluan, die Höchsterhebungen von rd. 200 m über NN haben. Die Sonnenaufgangsstelle lag in den rd. 15 km entfernten Höhen des Mokattam mit Höchsterhebungen von rd. 185 m. Genauere Bestimmungen der Höhen für die Stellen des Hundsstern- und Sonnenaufgangs wurden nicht vorgenommen.

Die Beobachtungen selbst wurden nur mit den Mitteln ausgeführt, die man auch bei den

alten Ägyptern voraussetzen kann[1], d. h. es wurde nur angenommen, daß man die Stelle des Siriusaufgangs aus früheren Beobachtungen oder aus der Lage des Sirius zu den bei seinem Aufgange bereits sichtbaren Sternen des Orion kannte. Es wurde also auf einem während der ganzen Beobachtungsdauer fest stehenden Tische ein dicker Kreidestrich in der Richtung der Aufgangsstelle — rd. 71° Ost von Süd — gezogen, über den weg visiert wurde. Zur Nachhilfe für die Augen der Beobachter wurden Zeiß-Feldstecher verwendet. Um eine Nachrechnung der Beobachtungen zu ermöglichen, wurde für rohe Höhenbestimmung ein Inklinatorium benutzt, das in einer Tangentenbussole von nur 8 cm Durchmesser angebracht war. Dies Inklinatorium wurde aus der freien Hand, ohne Stativ, verwendet. Ferner war, ebenfalls nur für die Nachrechnung, eine gut gehende Glashütter Uhr zur Hand, die vor Beginn der Beobachtungen einmal nach dem im Manahause stehenden Chronometer englischer Herstellung gestellt wurde, so daß die Zeiten wenigstens auf die Minute genau, und die Zeitunterschiede für die Nachrechnung brauchbar wurden.

Die Beobachtungen erstreckten sich auf die Zeit vom Morgen des 31. Juli (greg.) 1925 bis zum Morgen des 3. Aug. (greg.) 1925. Sie wurden ausgeführt von L. Borchardt, den A. Rusch unterstützte.

Die Witterung war, da der Beobachtungsort noch in dem vom Mittelmeer und der Feuchtigkeit des Nildeltas beeinflußten Gebiete liegt, nicht günstig.

Am 31. Juli (greg.) war der Himmel bereits $3^h30'$ bezogen und blieb es bis nach Sonnenaufgang.

Am 1. August (greg.) traten $3^h45'$ ziehende Nebel auf, von $4^h50'$ an war der Himmel bezogen. Zwischendurch war der Horizont zeitweise klarer, so daß L. Borchardt um $4^h22'$ mit dem Fernstecher durch den Dunst am Horizont an der Stelle, wo der Sirius zu erwarten war, einen Stern zu sehen glaubte.

Am 2. August (greg.) war der Himmel von $4^h5'$ an bewölkt.

Am 3. August (greg.) war die Witterung günstiger. Die wesentlichen Beobachtungen dieses Morgens sind die folgenden:

$4^h00'$	Kleinere Sterne im Osten verblassen.
$4^h10'$	Die weißliche Dämmerung erstreckt sich schon bis unter den Orion. Stelle des Sonnenaufgangs bereits leicht gelblich.
$4^h20'$	Durch Fernstecher glauben die Beobachter im oberen Teile des niedrigen Dunstes am östlichen Horizont etwas südlich von der Aufgangsstelle des Sirius einen Stern zu sehen.
$4^h42'$	Sirius mit freiem Auge sicher gesehen; er leuchtet weiß aus dem roten Scheine der Dämmerung hervor. Höhe auf ungefähr 2° bestimmt.
$4^h47'$	Orion nicht mehr zu sehen. Sirius durch rötlichen Dunst hindurch mit dem Fernstecher sichtbar.
$4^h55'$	Sirius noch zwischen roten Wölkchen, gelegentlich auch durch sie hindurch mit bloßem Auge sichtbar. Höhe ungefähr 7° roh gemessen.
$5^h16,5'$	Oberer Sonnenrand tritt scharf über dem Mokattam heraus.
$5^h17,5'$	Sonne bis zur Hälfte heraus.

Diese Beobachtung bestätigt nicht nur das, was aus der von 1924 über die Bedeutung und auffällige Erscheinung des Siriusfrühaufgangs hervorging, sondern sie gestattet auch, Schlüsse über den Sehungsbogen des Sirius zu ziehen, die für die Beurteilung der alten Angaben des Ptolemäus von Wichtigkeit sind.

Hierfür hat P. V. Neugebauer die folgenden Ermittlungen angestellt, indem er sich dabei der von ihm herausgegebenen Tafeln[1] bedient hat.

Beobachtungsort: 31°8′ östl. Länge, 29°58′ nördl. Breite.

Zuerst seien die Beobachtungen vom 3. August behandelt und zwar die folgenden fünf Daten:

I.	4^h20^m	Sirius zu sehen geglaubt
II.	4^h42^m	Sirius sicher gesehen, etwa 2° hoch
III.	4^h55^m	Sirius etwa 7° hoch
IV.	$5^h16,5^m$	Oberer Sonnenrand sichtbar
V.	$5^h17,6^m$	Sonne halb aufgegangen.

A. Berechnung der Uhrkorrektion aus IV und V.

Tafel 8	d = 221	
Tafel 9b	S = 6^h61.	Genäherte Zeit des Sonnenaufganges 5^h50 Ortszeit
Tafel 7	ZGl. = + 0.11.	

Zur genauen Berechnung der Zeit des Aufganges sind für diese Zeit die Koordinaten der Sonne aus Berliner Jahrbuch oder Nautical Almanac zu berechnen.

Ortszeit	5^h50	Für diese Zeit sind die Koordinaten d. Sonne	
Längendifferenz	+ 2.08	α 8^h85	δ + 17°7
Greenwich-Zeit	3.42		

1) Über die Fehler der alt-ägyptischen Uhren und über das einzige bisher bekannte altägyptische astronomische Instrument s. Borchardt, Altägyptische Zeitmessung (Berlin 1920) in v. Basserman-Jordan, Geschichte der Zeitmessung und der Uhren.

1) P. V. Neugebauer, Tafeln zur astronom. Chronologie (Leipzig, J. C. Hinrichs, Teil 1, 1912; Teil 2, 1914; Teil 3, 1922, erweiterte Aufl. v. Teil 3, 1925).



	Beob. IV (Oberer Rand)	Beob. V (Mitte der Scheibe)
Tafel 1 Halber Tagbogen t	6^h76	6^h76
„ 3 Korrektion f. ob. Rand t'	0.02	—
α	8.85	8.85
Sternzeit des Aufganges $\alpha - t$	2.07	2.09
Sternzeit Mitternacht ϑ	20.73	20.73
α-t-ϑ	5.34	5.36
Tafel B. Korrektion K	— 1	— 1
Ortszeit des Aufganges	5.33	5.35
	$5^h19.8'$	$5^h21.0'$
Beobachtete Zeit	5.16.5	5.17.6
Uhrkorrektion	+ 3.3	+ 3.4

Diese Uhrkorrektion ist noch zu verbessern, da die Sonne nicht genau im Horizont, sondern über Bergen von ca. 180 m Höhe in 15 km Entfernung beobachtet ist und der Standpunkt der Beobachter selbst 60 m hoch lag. Die Höhendifferenz von rund 100 m macht auf 15 km Entfernung 0°4 aus; 0°4 steigt die Sonne in 1^m0, und um diesen Betrag ist die Uhrkorrektion zu verkleinern. Für das folgende ist daher angenommen:

Uhrkorrektion $3^m3 - 1^m0 = 2^m3$ oder rund + 2 Minuten.

B. Für die Nachrechnung der Beobachtungen II—III wurde folgende kleine Tabelle berechnet (nach § 17):

Sternzeit	Höhe des Sirius	Höhe der Sonne Aug. 3
1^h2	— 2°0	— 11°2
1.3	— 0.8	— 10.1
1.4	+ 0.5	— 8.9
1.5	+ 1.7	— 7.8
1.6	+ 2.9	— 6.6
1.7	+ 4.1	— 5.4
1.8	+ 5.3	— 4,2
1.9	+ 6.5	— 2.9

Die Höhen sind wahre Höhen, ohne Refraktion.

	Beob. II	Beob. III
Beob. Zeit	4^h42^m	4^h55^m
Uhrkorrektion	+ 2	+ 2
Ortszeit	4 44	4 57
	4.73	4.95
Tafel B. K	+ 1	+ 1
	4.74	4.96
Sternzeit Mitternacht	20.73	20.73
Sternzeit	1.47	1.69
Höhe Sirius	1°3	4°0
Höhe Sonne	— 8.1	— 5.5
Sehungsbogen	9°4	9°5

Beob. II stimmt mit der Angabe „Sirius 2° hoch“ recht gut. Die Refraktion macht ca. 0°5 aus, also ist die scheinbare Höhe des Sirius etwa 1°8. Bei III ist eine Abweichung von 3° (Sirius 7° hoch) vorhanden, die jedenfalls ein durch die Kleinheit des Inklinatoriums erklärlicher Messungsfehler ist.

Beob. I ist dagegen verfehlt. Der Beobachtungszeit 4^h20^m entpricht die Sternzeit 1^h11, zu der Sirius noch unter dem Horizont steht.

Ergebnis: Aus den Beobachtungen scheint hervorzugehen, daß die überlieferte Größe des Sehungsbogens 11° für Sirius zu groß ist[1]. Das Ergebnis ist aber nicht zwingend beweiskräftig, weil das Wetter an den vorhergehenden Tagen entschieden ungünstig war.

Aus diesem Grund ist eine Wiederholung der Beobachtungen im nächsten Jahr dringend erwünscht. Hier die erforderlichen Daten für die Beobachtung: (Siehe Tabelle)

Erläuterung der Tafeln.

Tafel I enthält für Sirius und Sonne
Azimut des Aufgangs
Ortszeit des Aufgangs

Die Ortszeit ist für Orte auf dem Meridian 30°0 gleich der Uhrzeit (Osteuropäische Zeit). Für Orte östlich von 30° erhält man die Ortszeit, indem man zur Uhrzeit für jeden Grad nach Ost 4 Minuten zuzählt. Für Orte westlich von 30° sind für jeden Grad 4 Minuten abzuziehen.

Tafel II liefert direkt den Sehungsbogen. Ist z. B. unter 27° Breite der Siriusaufgang am 31. Juli früh gesehen worden, so ist der Sehungsbogen 9°1.

Die kritischen Tage für die Beobachtung des Siriusaufgangs sind durch besondere Einrahmung hervorgehoben.

Über die Ausführung der Beobachtungen sind noch einige Worte zu sagen. Das Azimut des Siriusaufgangs (s. oben) wird nach dem Kompaß festgelegt (Abweichung in Deklination etwa 1° West). Die Beobachtung selbst ist mit unbewaffnetem Auge zu machen; erst wenn Sirius sicher erkannt ist, darf der Feldstecher gebraucht werden. Zu empfehlen ist die Messung der Höhe von Sirius über dem Horizont.

Für die Verwertung der Beobachtungen sind folgende Angaben erforderlich:

1. Länge und Breite des Beobachtungsortes (nach einer guten Karte).
2. Höhe des Beobachtungsortes über dem Meer.

---

1) Diese Überlieferung ist auch in den Tafeln von Wislicenus, Tafeln zur Berechnung der jährl. Aufgänge und Untergänge, Leipzig (Publikation der Astronomischen Gesellschaft) und Neugebauer Tafeln III (1. Aufl. 1922) beibehalten worden. Neuere Untersuchungen von C. Schoch (The „Arcus visionis“ in the Babylonian Observations, Univ. Obs. Oxford 1924, und The „Arcus visionis“ of the planets in the Babylonian Observations“, London, Monthly Notices of the R. A. S. 1924 Suppl. 731) führen auf den noch kleineren Wert 7°7.

I. Aufgang von Sirius und Sonne.

Tag 1926	Sirius-Aufgang Azimut	Zeit	Sonnen-Aufgang Azimut	Zeit	Sirius-Aufgang Azimut	Zeit	Sonnen-Aufgang Azimut	Zeit	Sirius-Aufgang Azimut	Zeit	Sonnen-Aufgang Azimut	Zeit
	Breite 31°				Breite 30°				Breite 29°			
Juli 27.	71°	5h 5m	113°	5h14m	71°	5h 3m	113°	5h16m	71°	5h 2m	113°	5h19m
„ 29.	„	4 57	113	5 15	„	4 55	112	5 18	„	4 54	112	5 20
„ 31.	„	4 49	112	5 17	„	4 47	112	5 19	„	4 46	112	5 21
Aug. 2.	„	4 41	111	5 18	„	4 39	111	5 20	„	4 38	111	5 22
„ 4.	„	4 33	110	5 19	„	4 31	111	5 21	„	4 32	110	5 23
„ 6.	„	4 25	110	5 20	„	4 23	110	5 22	„	4 22	110	5 24
	Breite 28°				Breite 27°				Breite 26°			
Juli 27.	71°	5h 0m	113°	5h20m	72°	4h59m	112°	5h22m	72°	4h57m	112°	5h23m
„ 29.	„	4 52	112	5 21	„	4 51	112	5 23	„	4 49	111	5 24
„ 31.	„	4 44	111	5 22	„	4 43	111	5 24	„	4 41	111	5 26
Aug. 2.	„	4 36	111	5 24	„	4 35	111	5 25	„	4 33	110	5 27
„ 4.	„	4 28	110	5 25	„	4 27	110	5 26	„	4 25	110	5 28
„ 6.	„	4 20	109	5 26	„	4 19	109	5 28	„	4 17	109	5 29
	Breite 25°				Breite 24°							
Juli 27.	72°	4h56m	112°	5h25m	72°	4h54m	111°	5h27m				
„ 29.	„	4 48	111	5 26	„	4 46	111	5 28				
„ 31.	„	4 40	111	5 27	„	4 38	110	5 29				
Aug. 2.	„	4 32	110	5 28	„	4 30	110	5 30				
„ 4.	„	4 24	109	5 30	„	4 22	109	5 31				
„ 6.	„	4 16	109	5 31	„	4 14	109	5 33				

II. Sehungsbogen des Sirius.

Tag 1926	Geographische Breite 31°	30°	29°	28°	27°	26°	25°	24°	
Juli 27.	2°4	3°2	4°0	4°8	5°5	6°2	6°9	7°6	Kritische Tage für die Beobachtung!
„ 28.	3.3	4.1	4.9	5.7	6.4	7.1	7.8	8.5	
„ 29.	4.2	5.0	5.8	6.6	7.3	8.0	8.7	9.4	
„ 30.	5.1	5.9	6.7	7.5	8.2	8.9	9.7	10.4	
„ 31.	6.1	6.9	7.6	8.4	9.1	9.8	10.6	11.3	
Aug. 1.	7.0	7.8	8.5	9.3	10.0	10.7	11.5	12.2	
„ 2.	7.9	8.7	9.5	10.2	10.9	11.7	12.4	13.2	
„ 3.	8.8	9.6	10.4	11.1	11.9	12.6	13.4	14.1	
„ 4.	9.7	10.5	11.3	12.0	12.8	13.5	14.3	15.0	
„ 5.	10.6	11.4	12.2	12.9	13.7	14.4	15.2	15.9	
„ 6.	11.5	12.3	13.1	13.8	14.6	15.4	16.1	16.9	

3. Angaben über die Beschaffenheit des Horizontes am Aufgangspunkt des Sirius (Berge?, wie hoch, welche Entfernung?).

4. Zeitpunkt des Sichtbarwerdens des Sirius. Seine Höhe über dem Horizont.

5. Zeitpunkt des Erscheinens des oberen Sonnenrandes. Dazu Angaben über die Beschaffenheit des Horizontes daselbst wie bei 3. Diese Angaben sind hier besonders wichtig, weil aus ihnen der Fehler der Uhr abgeleitet wird.

6. Genaue Angaben über die meteorologische Lage (Ob klar oder Dunst am Horizont).

Beobachtungen in Alexandrien, dem Orte der Ptolemäischen Beobachtungen, würden besonders wertvoll sein.

Das islamische Damaskus[1].

Von G. Bergsträßer.

Die Zerstörung großer Teile von Damaskus durch die Franzosen nach dem Krieg hat der Aufnahme der Damaszener Baudenkmäler durch die Deutschen während des Kriegs über ihren wissenschaftlichen Wert hinaus einen dokumentarischen Wert verliehen; mit Stolz und Genugtuung, zugleich aber mit Schmerz und Trauer werden zumal die, die Damaskus kennen und lieben, das Damaskuswerk des Deutsch-Türkischen Denkmalschutzkommandos von Watzinger und Wulzinger[2] zur Hand nehmen, dessen zweiter die islamische Stadt[3] behandelnder Band jetzt vorliegt[4]. Es sei gestattet, bei der Besprechung dieses Bandes nicht wie bei der des ersten[1] nur die neuen Erkenntnisse herauszuheben, sondern ein Gesamtbild von dem behandelten Stoff zu entwerfen.

Den Kern des Buches bildet der topographisch angeordnete Denkmalskatalog (S. 46—143) mit Denkmalsbeschreibungen, die sich zum Teil zu Monographien auswachsen. Die umfangreichsten Abschnitte, über die Umaijadenmoschee und die Zitadelle, die ·Qalʿa[2], sind dem Katalog als besondere Kapitel nachgestellt (S. 143—165 und 166—182); an den über die Qalʿa schließt sich die Behandlung der Stadtbefestigung (S. 182—187). Dem gleichen topographischen Gesichtspunkt ließe sich das Kapitel über die Stadt als Ganzes (S. 27—36) unterordnen; es schildert das sehr alte Bewässerungssystem, das heutige parasitär in die alte rechteckige Blockteilung[3] eingenistete Straßensystem, und die radiale Ausstrahlung von Vorstädten nach Norden, Westen und Südwesten über den alten Mauerring hinaus[4].

Das in den topographisch geordneten Abschnitten dargebotene Material wird in einem vorangestellten zweiten Hauptteil „Baugeschichte von Damaskus"[5] (S. 1—27) ausgewertet. Der Hauptinhalt dieses Teils sei, in etwas anderer Gruppierung und unter Berücksichtigung der Denkmalsbeschreibungen, im Folgenden skizziert.

Eine umaijadische Baukunst gibt es nicht; die umaijadischen Bauten sind von syrischen Byzantinern im wesentlichen nach byzantinischer Kunstübung geschaffen: vor allem der Umbau der Johanneskirche zur Hauptmoschee durch al-Walīd von 86/705 an, bestehend aus Umgestaltung der Nordwand[6], Erhöhung der Giebel und einiger Mauern, Aufsetzung der Transeptkuppel und Eindeckung mit Blei, vor allem

---

1) Wulzinger, Karl und Carl Watzinger: Damaskus, die islamische Stadt. VIII, 208 S. 2°. M. 62 Taf. u. 57 Abbildungen im Text. (Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutsch-Türkischen Denkmalschutz-Kommandos herausgeg. v. Theodor Wiegand Heft 5.) Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter u. Co., 1924.

2) Watzinger hat die erste Untersuchung und Identifizierung der Denkmäler, die Anlage des topographischen Registers und die Verwertung der literarischen Quellen übernommen, Wulzinger den technischen und zeichnerischen Teil und die schließliche Ausarbeitung und Abfassung des Textes. Die Inschriften hat E. Littmann bearbeitet. — Ein großer Teil des Stoffes, besonders auch eine Anzahl von farbigen Aufnahmen, bleibt leider noch unveröffentlicht.

3) Für die antike und byzantinische Stadt ergeben sich eine Anzahl Nachträge. Ausgehend von einer Anregung E. Herzfelds (in seiner wertvollen Besprechung des ersten Bandes Deutsche Literaturzeitung 1922 Sp. 326—336) scheiden die Verfasser jetzt innerhalb des zum großen Teil von ihnen erstmalig als antik erkannten und zunächst nicht weiter zerfällten antiken Bestands der Umaijadenmoschee die Süd- und Ostpropyläen sowie die Turmaufbauten als relativ jüngere Zufügungen aus, wodurch sie die Möglichkeit gewinnen, den Rest, vor allem die Umfassungsmauer selbst, der Zeit des Pompejus zuzuweisen (S. 143ff.). Eine neu hinzugekommene Fliegeraufnahme (Taf. 59) erlaubt es, die Lage des Hippodroms in einer natürlichen Mulde im Norden außerhalb der Stadtmauer zu erkennen (S. 98f.). Byzantinischer Zeit werden zugewiesen die im inneren Befestigungsring der Qalʿa noch zum Teil erhaltene Erweiterung des antiken Lagers nach Westen (S. 167); der Grundstock der Turbe des Baibars nebst einem Teil der Mosaiken, die ein seltenes Beispiel für byzantinische Mosaiken profanen Charakters darstellen, und der Steinverkleidung der Innenwände (S. 60f.); die Säulen der Vorhalle — in situ — und der Hof der Moschee Zādāt ez-Zeinebīje (S. 48f.); und Teile der Mosaiken in der Umaijadenmoschee (S. 160). Mosaiken und Steinverkleidungen byzantinischer Zeit sind von den umaijadischen (in Moschee wie Turbe, s. S. 154. 159f.), aber von Byzantinern ausgeführten nicht leicht zu scheiden.

4) Der Band macht einen redaktionell nicht ganz so gut durchgearbeiteten und weniger ausgereiften Eindruck wie der erste; kleinere Mängel, Inkonsequenzen und Unfertigkeiten, aber auch Unstimmigkeiten zwischen verschiedenen Teilen des Textes oder Text und Abbildungen finden sich in ziemlicher Zahl. Auch die arabischen Namensformen befriedigen nicht immer. Auf die Anführung von Belegen und auf die Mitteilung von Nachträgen verzichte ich, um den Umfang der Anzeige nicht zu sehr auszudehnen. An dem Wert des Buches und dem Dank gegen seine Verfasser ändern solche Ausstellungen nichts.

1) OLZ 1922 Sp. 153ff.

2) Darin S. 173—175 Ergebnisse der Untersuchung von alten, sorgfältig und durchdacht hergestellten Pfeilen, eine erwünschte Ergänzung zu dem Aufsatz von J. Hein in Islam Bd. 14 S. 289ff.

3) Die Annahme, daß die rechtwinklige Blockteilung hellenistisch ist, wird gegen Herzfeld aufrechterhalten und durch die neue Fliegeraufnahme gestützt, die den sicher in erster Anlage hellenistischen Hippodrom in gleicher Orientierung wie das Straßennetz zeigt (S. 99). Die früheren Vermutungen über den westlichen Teil der via recta werden S. 80 modifiziert.

4) Im Anschluß daran wird S. 36—40 die von G. Hufnagel gezeichnete Ansicht von Damaskus von 1572 besprochen.

5) Mit Zeittafel S. 41—45 und einer besonderen Zeittafel für die Umaijadenmoschee S. 163—165.

6) Als byzantinische Nordfassade halten die Verfasser jetzt eine geschlossene Mauer (nicht Arkaden) für wahrscheinlicher (S. 153).

aber prunkvoller innerer Ausstattung (S. 147ff.); etwa gleichzeitig Wiederaufbau eines Stücks der nördlichen Umfassungsmauer und Errichtung des Nordminarets (S. 63 f.). Sonst sind Spuren umaijadischer Bautätigkeit vor allem in der Qalʿa, die im ganzen ihre byzantinische Gestalt bis um 600/1203—4 behalten hat (S. 166 ff. 176), nachzuweisen.

Nach dem Sturz der Umaijaden sinkt Damaskus zur Provinzstadt herab; aus den folgenden Jahrhunderten bis ins sechste sind nur ganz wenige Reste erhalten, die Qubbet el-Ḫazne im Hof der Umaijadenmoschee kurz vor 172/788—9 (S. 163), der Ausbau der späteren Turbe des Baibars zum Wohnhaus wohl vor 368/978—9 (S. 59) und die älteste Medrese von Damaskus 414/1023 (S. 72).

Auf diese Zeit des Niedergangs folgt in erstaunlich raschem Aufschwung die fruchtbarste Bauperiode von Damaskus, die eijūbidische. Nūreddīn's Mūristān nach 549/1154 und seine Medrese und Turbe nach 563/1167—8 zeigen einen merklichen östlichen Einschlag (S. 3 f.); unter seinen Nachfolgern tritt er wieder zurück. Die wichtigsten Bauten dieser Zeit sind die Turbe Ṣalāḥeddīn's 592/1196 mit jüngerer Kuppel (S. 65), die Moscheen el-Ḥanābilī mit zahlreichen byzantinischen Spolien (S. 130) 598/1201—2 und Zādāt ez-Zeinebīje (s. o. Sp. 317 Anm. 3) um 600/1203—4 (renoviert 811/1408—9), die Medreset el-ʿĀdilīje 615/1218—620/1223, eine namenlose Turbe (Bezeichnung DN V d) mit reichster, an spanisch-arabische Kunst erinnernder Stuckdekoration um 620/1223, die in ihrer durch Verwendung eines Schlüsselmaßes erzielten harmonischen Wirkung an die Antike erinnernde Moschee und Turbe des Rukneddīn 621/1224 (S. 135), und das stark antikisierende, prunkvoll und würdig ausgestattete, einen Höhepunkt syrischer Kunst repräsentierende Hospital des Qaimarī 646/1248—9 bis 655/1257 (S. 124 ff.). Ebenfalls in der eijūbidischen Periode ist von 602/1205—6 an der Hof der Umaijadenmoschee erneuert und gepflastert worden, wobei wahrscheinlich die neuen Arkadenpfeiler ihre phantasiereiche Stuckverzierung erhalten haben (S. 161); an der Stadtbefestigung ist während der ganzen Zeit gebaut worden, von Nūreddīn an, von dem vor allem mehrere größtenteils wieder verschwundene Tor-Außenwerke stammen, bis in den Beginn der nächsten Periode (S. 183. 185 f.); und vor allem hat nach kleineren Veränderungen im 6. Jahrh. die Qalʿa unter Melik el-ʿĀdil zwischen 604/1207—8 und 614/1217—8 ihre endgiltige Gestalt (deren erste Ausführung nur zu kaum ein Drittel noch vorhanden ist) erhalten: äußerer Befestigungsring um den alten herum, mit gewaltigen Türmen, darunter dem an der best geschützten Nordostecke gelegenen Löwen-Pelief - geschmückten Löwenturm als Bergfried, und mit zwei stark befestigten Toren im Osten und Norden (dazu eine Pforte im Süden) — das kaum befestigte Tor in der immer wieder zerstörten feindseitigen Westfront ist modern (S. 166 ff.).

Nach der furchtbaren Verwüstung der Stadt durch Hulagu 658/1260 belebte Baibars die Bautätigkeit aufs neue; seine Aufmerksamkeit galt zunächst der Wiederherstellungder Zitadelle. Sonst stammt von ihm die nach 670/1271—2 begonnene Medrese, in die der mehrerwähnte ursprünglich byzantinische Raum als nachmalige Turbe einbezogen ist. Der wichtigste Bau aus der Zeit seiner Nachfolger, der baḥritischen Mamluken, ist der erweiterte Neubau der aus dem 6. Jahrh. stammenden Turbet el-Ḫātūnīje, in seiner Nordfassade „ein Meisterstück exakter Verfugung und sauberer Werksteintechnik“ (S. 118), 709/1309—10. In der gleichen Periode ist zwischen 727/1327 und 730/1329—30 das Innere der Umaijadenmoschee neu, hauptsächlich mit Steinverkleidung, ausgestattet worden (S. 159), wobei die noch vorhandenen Mosaikreste auf die Südwand übertragen wurden (S. 160).

Die Eroberung Timur's 803/1400—1 hat weniger zerstört als die von Hulagu. Das Jahrhundert nach ihr bis zur osmanischen Eroberung (zirkassische Mamluken), eine Zeit der Verfeinerung und des Verfalls, ist arm an größeren Bauleistungen; fast die einzige ist die Moschee und Turbe des Türūzī 825/1422, geschmückt mit einzigartigen Fliesen mit phantastisch unerschöpflichen Mustern (S. 14. 93 f.), zugleich die einzige Vertikalfassade Kairiner Art in Damaskus (S. 6. 92). In der Umaijadenmoschee gehören in diese Zeit vor allem die alten Bronzetüren (S. 155), z. T. von 819/1416 (die ältesten, die Haupttüren des Westportals, noch aus dem vorhergehenden Jahrhundert), und die Erneuerung des Südwestminarets 893/1488 nach dem Brand von 884/1479, in der Qalʿa die Neuerrichtung des Südostturms 903/1497—8 und der Bau eines kleinen Turmes an der Nordfront 914/1508—9, beide gleich minderwertig (S. 177 f.).

Mit der osmanischen Eroberung 922/1516 beginnt wieder regere Bautätigkeit, großenteils unter persisch-türkischem Einfluß. Die vom Eroberer Selīm 923/1517 erbaute Moschee und Turbe Muḥjiddīn ibn el-ʿArabī's stellt ein Kompromiß zwischen arabischen und osmanischen Formen dar (S. 127); rein „osmanische Renaissance“ im Geiste des großen Meisters Sinān ist die Tekkīje, wenigstens in ihrem ersten Bauabschnitt, der Suleimānīje 962/1555, während der zweite, die Selīmīje 974/1566—7, Ansätze

einer Reaktion gegen die fremden Elemente zeigt (S. 111 f.). Zeitlich zwischen beiden Bauwerken steht als „Nachzügler mamlukischer Kunst" (S. 10) die Turbe des Luṭfī Pascha 957/1550. Arabisch mit osmanisierendem Minaret ist die mit kostbaren Dekorationsstücken verschiedener Herkunft geschmückte Moschee und Turbe Derwīš Paschas 979/1571—2 bis 987/1579 (S. 68 f.), stärker osmanisch der letzte bedeutende Sakralbau von Damaskus, die Sinān-Pascha-Moschee 994/1586 bis 999/1590—1 mit dem einzigen Minaret aus glasierten Ziegeln (S. 78); wahrscheinlich gleichzeitig mit ihr sind die kühnen Bogen des malerischen Sinānīje-Basars, der wohl das Vorbild der Damaszener gedeckten Basarstraßen darstellt (S. 88). Der „osmanischen Renaissance" verdankt Damaskus schließlich seinen schönsten Profanbau, den Asʿad-Pascha-Chan 1166/1753, dessen neunkuppelige hohe Halle „zu den eindrucksvollsten Innenräumen des vorderasiatischen Orients" gehört (S. 85).

Die letzten beiden Jahrhunderte haben sich noch mehr als schon die vorhergehenden dem Wohnluxus, der reichsten und geschmackvollsten Ausschmückung auch des bürgerlichen Wohnhauses[1], zugewandt; historistische Wiederaufnahme alter Stilelemente kreuzt sich mit europäischen Einflüssen, denen durch die aufkommende malerisch-phantastische Auffassung der Architektur das Eindringen erleichtert wird (S. 25 ff.). Geschmack und Können bleiben bis zum Eindringen europäischer Arbeitskräfte und europäischer Modeware auf hoher Stufe; selbst heutzutage ist noch viel handwerkliche Tüchtigkeit lebendig (S. 27). —

Trotz stärkster fremder Einflüsse hat die Damaszener Baukunst ein eigenes lokales Gepräge fast stets festzuhalten verstanden. Wir sahen, wie östliche Elemente unter den ersten Eijūbiden bald zurückgedrängt und die früh in voller Reinheit auftretenden osmanischen wenigstens eingeschränkt werden; selbst ägyptisches Wesen, obgleich dem Damaszener nächstverwandt, hat sich nicht voll entfalten können (s. oben Sp. 320 und unten Sp. 324). Dieses Beharrungsvermögen, das sogar antike Muster bis in die Eijūbidenzeit hat nachwirken lassen (s. o. Sp. 319), verdankt Damaskus einmal dem immer vor Augen stehenden Vorbild der Umaijadenmoschee, dann dem eingesessenen Handwerk das schon den Bruch zwischen vorislamischer und islamischer Zeit überbrückt hatte, und dessen alte Begabung für die Werksteintechnik, an oft wiederkehrenden Festungsbauten immer neu geübt und im 8./9. Jahrh. die Antike fast erreichend, auch dem Damaszener Baustil ihr Gepräge aufdrückt (S. 5 f. 129). Bauten wie die Tekkīje waren in Damaskus nur mit fremden Baumeistern und großenteils sogar Bauhandwerkern möglich (S. 16). —

Für den Moscheegrundriß ist in Damaskus bis zur osmanischen Eroberung die mehrschiffige Breithalle wie in der Umaijadenmoschee verbindlich[1], in der gelegentlich sogar ein Transept angedeutet wird (Ḥanābilī), mit fast nie fehlendem von Säulenhallen umgebenem Hof im Norden, dessen Dimensionen die schwierige Werksteintechnik drückt (S. 4 f.). Die Kuppel bleibt der Turbe vorbehalten, gern mit einer angebauten (Rukneddīn, Tūrūzī) oder jenseits des Eingangs liegenden (DN V d) Breitmoschee oder aber einem zweiten symmetrischen Kuppelraum auf der anderen Seite des Eingangs (Ḫātūnīje) zur Grabmoschee oder Grabmedrese verbunden. Seit der Mamlukenzeit wird diese Form zur Gewinnung von mehr Räumen mit dem vorher nur profan verwendeten Vier-Īwān-Grundriß — vier Hallen kreuzförmig um einen Hof — (z. B. Hospital des Qaimarī) zu meist freien, unregelmäßigen und auf malerische Wirkung berechneten Bildungen verquickt (S. 7 f.). Den schärfsten Gegensatz zu all diesen Formen bildet die zur Entfaltung ihres weiträumigen Grundrisses in die Ebene gelegte Suleimānīje mit Zentralkuppelmoschee und ihr vorgelagerter Vorhalle (S. 103. 106), während die im übrigen ähnlich angelegte Selīmīje schon wieder einen gedrängteren Grundriß zeigt (S. 112). Der Zentralkuppelraum beherrscht seit der Mitte des 10. Jahrh. alle größeren Moscheen und die gedeckten Chane (S. 16).

Für die Lage des Minarets ist das nördlich jenseits des Hofs gelegene Minaret der Umaijadenmoschee vorbildlich geworden, das errichtet wurde, weil die alten Türme, an den vom Hof abgewandten Ecken der Moschee gelegen, den Zweck nicht erfüllten. Die Suleimanīje mit zwei Minarets neben dem Zentralkuppelraum tritt in scharfen Gegensatz zu dieser örtlichen Übung (S. 105 f.), für die Selīmīje aber scheint wieder ein Nordminaret geplant gewesen zu sein (S. 113). — Für die Form des Minarets (S. 8 ff.) gilt die Beobachtung von Thiersch, daß der quadratische Typ der älteste und noch jetzt überwiegende ist; ihn zeigen z. B. auch die Tortürme, die zu den in den Torbauten meist vorhandenen Moscheen oder Betplätzen gehören. Oktogonaler Grundriß findet sich

1) Das Damaszener Wohnhaus findet in einem eigenen Kapitel S. 17—25 eine ausführliche und liebevolle Behandlung.

1) Die einzige Längshallenmoschee ist die eine nur in Spuren erhaltene wohl umaijadische Moschee nördlich der großen Moschee; wenn sie, wie es scheint, die Andalusīja ist, deutet schon der Name die Ortsfremdheit der Form an (S. 4. 63 f.).



unter ägyptischem Einfluß, mehrfacher Querschnittswechsel beim neuen Südwestminaret der Umaijadenmoschee, dessen Bauherr der ägyptische Sultan selbst war. Eine erste Annäherung an die schlanke osmanische Schaftform mit Kreisgrundriß und Spitze, wie sie rein in der Suleimānīje und wieder in der Sinān-Pascha-Moschee vorliegt, ist noch von achteckigem Grundriß aus das Minaret der Muḫjiddīn-Moschee (S. 16. 127); die Derwīš-Pascha-Moschee und andere haben die türkische Form, aber gedrungener.

In der Gestaltung der Kuppel überwiegt der seit der späteren Eijūbidenzeit entwickelte Typ mit zwei Tamburen, deren oberer niedriger und vieleckiger ist; die älteste Melonenkuppel ist die des Rukneddīn (S. 7). Die osmanische Kuppel sitzt auf niederem, einfachem Tambur. Isoliert und fremdartig in Damaskus ist die von persisch-irakischen Mustern abhängige aus Zellenwerk stufenförmig aufgebaute Kuppel von Nūreddīn's Medrese (S. 3). Die herrschende Bogenform ist der Spitzbogen, meist etwas gedrückt, oft leicht gestelzt und in der Kämpferzone hufeisenförmig eingezogen. An der Suleimānīje tritt statt dessen der Kielbogen auf, der aber bei der Selīmīje wieder durch den Spitzbogen ersetzt ist (S. 6. 109. 113).

Nischen (vor allem Tornischen), dann auch Kapitelle, Bogenansätze, Gesimse usw. sind bis zur türkischen Zeit sparsamer, später verschwenderisch reich mit Stalaktitenbildungen ausgestattet. Das einheimische Grundelement ist das Kehlblatt bzw. die spitzbogige Konche, die in älterer Zeit flach und großflächlich bleibt (S. 3. 111. 141). Später treten die Grate stärker hervor; sie werden vielfach unterschnitten und bleiben schließlich in türkischer Zeit allein übrig, vom Hintergrund losgelöst und zuweilen, wie am Asʿad-Pascha-Chan, durch spitzenartige Einsätze verbunden (S. 16. 26. 78. 84). Auch dieses jüngste arabische Stadium aber ist scharf geschieden von der seldschukisch-türkischen Form (z. B. Suleimānīje), deren Hauptelement der abwärts gekehrte, scharfkantige und glattflächige Pyramidenspitz ist (S. 3. 16. 111). Beiden Reihen gleich fremd sind die östlichen Stalaktiten des Mūristān Nūreddīn's (S. 3 f.) und die spanischen der Turbe DN V d (S. 122).

Als Schmuck der Außenwände besonders beliebt, so sehr, daß sogar die Suleimānīje dem Rechnung trägt (S. 109 f.), ist die auch in Kairo nicht fehlende Polychromie, erzielt durch Nebeneinander von dunklem Basalt, rötlichem Marmor und weißgrauem Kalk. Besonders die oktogonalen Minarets zeigen sie ausgiebig in abwechselnden Schichten und in Streifen mit Steinschnittornamenten (S. 9 f.). Der Schichtenwechsel findet sich, aber noch sehr sparsam verwendet, schon eijūbidisch; die ältesten Steinschnittornamente zeigt die Ḫātūnīje (S. 6 f. 118). Seit dem 9. Jahrh. wird der durchbindende Steinschnitt oder die einige Zentimeter tiefe Einlegearbeit, vielleicht infolge der Anforderungen, die die in ihren Umrißlinien komplizierten und in ihrer Farbe durch natürlichen Stein nicht immer wiederzugebenden Gründe der mamlukischen Wappen[1] stellen, durch eine einfachere Technik ersetzt: Ausfüllung der wenig vertieften Flächen mit farbigen Pasten (S. 11 f.). Die osmanische Kunstübung liebt dieses Schmuckmittel nicht; an der Selīmīje ist es trotzdem ausgiebig verwendet (S. 113).

Aus der Fläche tretender Schmuck wird erst in mamlukischer Zeit reicher; in der Zeit der Žirkassier dehnt er sich, gleichzeitig zarter werdend, zu breiten querliegenden Schmuckfeldern aus (noch Luṭfī-Pascha-Turbe) (S. 7. 10). Ausfüllung der Flächen von Minarets durch Blend- und Banddekoration annähernd nach ägyptischer Weise findet sich nur vereinzelt (S. 9).

Für die Innenflächen spielen neben opus sectile die Fliesen (S. 12 ff.) die größte Rolle, und zwar unter Glasur gemalte sog. türkische Halbfayence lokalen Ursprungs[2], die sich durch das Fehlen von Rot auszeichnet — auch in der Suleimānīje (S. 111). Sie treten, in hoher Vollendung, schon in der Türūzī-Moschee auf, also lange vor der osmanischen Eroberung — vielleicht hat sogar Damaskus den Osmanen die Kenntnis der Technik vermittelt —, und herrschen bis Ende des Jahrtausends, um dann rasch zu verschwinden. —

Wie viel von dem in diesem Buch Beschriebenen, wie viel auch von dem noch nicht näher Untersuchten mag in den letzten Monaten zerstört worden sein?

Besprechungen.

Windelband, Wilhelm: **Lehrbuch der Geschichte der Philosophie.** Elfte, durchgesehene Aufl., besorgt von Dr. Erich Rothacker. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (XI, 594 S.) gr. 8°. Rm. 15.—; geb. 17.80; in Hlbfr. 20.—. Bespr. von M. Wentscher, Bonn.

Die neue, wiederum von E. Rothacker besorgte Auflage des klassischen Lehrbuches der Geschichte der Philosophie von Windelband zeigt die gleiche dankenswerte Pietät gegenüber dem von W. selbst hergestellten Texte des Werkes, wie die früheren, seit dem

1) Das Buch enthält reiches Beispielmaterial zu diesen Wappen; vgl. S. 11 und S. 12 Anm. 1.

2) Aus gelegentlichen Funden machen die Verfasser wahrscheinlich, daß Damaskus jahrhundertelang auch für Gefäßkeramik eine der bedeutendsten Fabrikationsstätten Vorderasiens gewesen ist (S. 12 f.).



Tode des Meisters erschienenen Auflagen. Nur ganz geringfügige Änderungen, bzw. Zusätze, sowie Literatur-Ergänzungen sind eingefügt, die sich als durch die seitherige Forschung dringend gefordert erwiesen, und die durchaus als im Sinne W.'s selbst gelten dürfen. Auch für alle späteren Auflagen kann einem solchen Werke gegenüber nur die gleiche Zurückhaltung des jeweiligen Bearbeiters empfohlen werden, wie sie bisher geübt wurde. Das Windelband'sche Buch stellt ein in seiner Art vollendetes, in sich geschlossenes Meisterwerk dar, dessen unvergleichlicher Wert ganz wesentlich in der einheitlich-persönlichen Gesamtgestaltung liegt, der gegenüber jeder als ,Verbesserung' gemeinte Eingriff nur stilwidrig und verwirrend wirken könnte. Der Vorzug dieses Werkes, die genial und großzügig angelegte Darstellung der Geschichte der Philosophie nach der Entwicklung ihrer Probleme, wird niemals veralten können. Sie dient viel mehr der lebendigen, das eigene philosophische Suchen und Denken befruchtenden Einführung in das Gesamtgebiet der Philosophie, an der Hand des in der historischen Entwicklung dieser Probleme von der Menschheit bereits Erarbeiteten, als einer Übermittelung der historischen Besonderheiten und Zufälligkeiten dieser Entwickelung. Wer diese letztere sucht, wer wesentlich als Historiker an der Philosophie interessiert ist, wird ja in anderen Lehrbüchern, wie insbes. dem von Ueberweg und dessen Neubearbeitern, alles Nötige unschwer finden, um seinen Studien im Windelband die erwünschte Ergänzung zu geben. Für den an den Problemen der Philosophie selbst Interessierten bedarf es solcher Ergänzung nicht. Ihm wird das W.'sche Werk als willkommene Befreiung erscheinen von dem Ballast der längst für den Einzelnen unübersehbar gewordenen historisch-philologischen Kleinarbeit auf diesem Gebiete.

Haas, Prof. D. Hans: **Bilderatlas zur Religionsgeschichte.** In Zusammenarbeit mit zahlreichen Fachgelehrten herausgeg. Leipzig: A. Deichert 1924/25. 4°. 1. Lieferung, Germanische Religion, besorgt von E. Mogk. (IV, 54 Abb.) Rm. 1.40. 2.—4. Lief., Ägyptische Religion, bes. von H. Bonnet. (VIII, 166 Abbild.) Rm. 6.80. 5. Lief., Religion der Hethiter, bes. von H. Zimmern. (II, 18 Abb.) Rm. 2—. 6. Lief., Babylonisch-Assyrische Religion, bes. von B. Landsberger. (VI, 50 Abb.) Rm. 4—. 7. Lief., Religion des ägäischen Kreises, bes. von G. Karo. (XII S., 21 Taf.) Rm. 5.50. Bespr. von J. W. Hauer, Marburg.

Es ist keine Frage, daß ein Bilderatlas zur Religionsgeschichte bei dem heutigen Stand dieser Wissenschaft ein dringendes Bedürfnis war. Der Mangel an Anschauungsmaterial war auch für den akademischen Unterricht empfindlich. Nach den bis jetzt vorliegenden Lieferungen zu urteilen wird diesem Mangel nun durch musterhafte Leistungen abgeholfen. Die ausgewählten Darstellungen umfassen bei den meisten Heften den ganzen Bereich der betreffenden Religion. Die Hefte sind zwar nicht alle auf derselben Höhe, aber durchweg ist mit sicherem Griff das Bedeutungsvolle ausgewählt, Überhäufung ist vermieden, nichts Wertloses oder Unnötiges geduldet. Hier ging es jedem um die Sache, keiner wollte „interessant" sein. Man empfindet diese Zurückhaltung in steigendem Maße wohltuend, je ernsthafter man die Hefte durcharbeitet. Die beigegebenen Karten wird der Benutzer um so dankbarer begrüßen, als die gewöhnlichen Karten für die Religionsgeschichte versagen[1].

Die den Bildern vorausgehenden Einleitungen sind trotz ihrer Knappheit immer auch eine Art Einführung in die betreffenden Religionen. Sie zeigen uns nebenbei die verschiedenartigen Methoden der Forscher. Während z. B. bei Mogk eine ganz bestimmte religionsgeschichtliche Anschauung im Hintergrunde der Bemerkungen steht, deuten Karo und vor allem Zimmern einfach die Bilder ohne religionsgeschichtliche Theorien. Und gerade diese Verschiedenheit der Methoden erscheint mir instruktiv. E. Mogk hat in der 1. Lief. die Bilder in freier Weise in eine flüssige Skizze der Germanischen Religion hineingearbeitet und so verlebendigt. Ich hätte von ihm gerne den einen oder anderen Versuch von Einzeldeutungen der mehr problematischen Darstellungen gesehen. In Fig. 24 (Spange von Charnay) möchte ich eine Stilisierung der aus der Steinzeit herkommenden Fruchtbarkeitsgöttin sehen. Man vergleiche etwa die „Venus von Willendorf" mit dem Schließteil der Spange und die Ähnlichkeit springt in die Augen.

Die Reichhaltigkeit der 2.—4. Lief. (Ägypt. Rel.) wird einem erst deutlich, wenn man die Bilder im einzelnen durcharbeitet. Bonnet geht in seiner Einleitung in knappen aber klaren und durchdringenden Sätzen auf die wichtigeren Probleme der Ägyp. Rel. ein. Er versucht ihre komplexen Gebilde ganz richtig durch Verschlingung verschiedener Motive zu erklären. Doch glaube ich, daß zum Verständnis ihrer Entwicklung weitere religionsgesch. Vorgänge herangezogen werden müssen, so z. B. die Coelarisierung vieler ursprünglich nicht dem Himmel angehörender Gestalten. So ist die Himmelskuh doch ursprünglich nichts anderes als die Kuhgöttin, die in der coelaren Epoche der Äg. Rel. an den Himmel erhoben wurde, ohne daß sie damit der Erde verloren gegangen wäre, wie die Göttin Hathor bezeugt. Ein solcher Coelarisierungsprozeß ist ja bei der Gestalt des Osiris in den Pyramidentexten eigentlich noch Schritt für Schritt nachweisbar (Proben aus diesen Texte sollten um ihrer Bildhaftigkeit willen in einer zweiten Auflage nicht fehlen.)

---

1) Ich empfinde es deshalb als einen wirklichen Mangel, daß eine Karte gerade bei der Lieferung fehlt, wo sie am nötigsten gewesen wäre, bei der 7. (ägäische Religion.) Die Fundorte, deren genaue Lokalisierung doch für den Benützer der Bilder von Wichtigkeit ist, finden sich nur auf speziellen Ausgrabungskarten, die wenigen zur Hand sein werden.



Von dem mythologischen Prozeß der Coelarisierung wären dann die späteren kosmogonischen und philosophischen Spekulationen zu unterscheiden.

Die Bemerkung, daß die nicht sichtbaren Teile des Menschen in ihrer Gesamtheit dem Mana verwandt seien, müßte durch ein Wort erhärtet werden können. Ich halte diese Anschauung nicht für richtig. Ka und Ba haben beide als solche mit mana nichts zu tun. Es sind Seelenvorstellungen aus verschiedenen Schichten (die Vogelseele gehört wohl einer älteren Schicht an), die nach echt äg. Weise nebeneinander festgehalten wurden. Die unvereinbare Vielfältigkeit ist ja überhaupt bezeichnend für die primitiven Seelenvorstellungen. Bonnets Auffassungen von der Entwicklung des Tierkultes in Äg. kann ich nicht zustimmen. Gewiß ist der Tierkult in der spätägypt. Epoche mehr und mehr in den Vordergrund getreten und schließlich ganz ausgeartet. Aber er muß auch schon am Anfang der ältesten Geschichte Äg.'s eine Rolle gespielt haben. Das beweisen die bekannten vorgeschichtlichen Tafeln (24. 25.). Wenn Göttertiere feindliche Städte zerstören und Gefangene abführen, so muß auch Tierkult vorhanden gewesen sein, mindestens aber der Glaube an göttliche Tiere, der ohne Kult schwer denkbar ist. Daß solche primitive Elemente bei einsetzender Degeneration am Ende einer Kultur wieder stärker hervortreten und schließlich alles überwuchern, ist eine noch viel zu wenig beachtete Erscheinung im religionsgesch. Ablauf. Man darf aber die stark hervortretenden Gestalten einer solchen Entwicklungsepoche nicht einfach als späte Schöpfungen betrachten. Auch Erman macht in seiner hervorragenden Darstellung der äg. Rel. diesen Fehler. (Zu dem äg. Heft noch eine Nebenbemerkung: Der Artikel zu Sphinx sollte entweder das seither gebräuchliche (ob zwar falsche) Fem. oder das richtige Mask. sein. Wenn im Text das Mask. und beim Bild das Fem. gebraucht wird, so wirkt es verwirrend).

Lief. 5. (Rel. der Heth.) Das Bildermaterial ist etwas dürftig, aber die streng sachlichen Erklärungen, die mit großer Vorsicht gegeben werden, sind äußerst treffend. Man merkt den Kenner in jedem Satz. Allgemeine relig.-gesch. Probleme werden nicht berührt. Eigentlich setzt Zimmern die Kenntnis von E. Meyers Buch über die heth. Rel. voraus. Dieses Heft, so gut es an und für sich ist, bedarf bei einer Neuauflage der Erweiterung in jeder Hinsicht, obwohl die Kargheit des Heftes mit in unserer mangelhaften Kenntnis der heth. Religion begründet ist.

Lief. 6. (Bab.-Ass. Rel.) ist eine schöne, systematische Arbeit mit Verweis auf die wichtigste Literatur. Hier war die Schwierigkeit, aus der Überfülle des Stoffes das wertvollste auszuwählen. Sie ist gut gelöst worden. Instruktive relig.-gesch. Leitbemerkungen erleichtern auch dem Nichtfachmann ein eigenes Verständnis der Bilder. Die Deutung des bekannten Amuletts gegen die Labartu ist klassisch. Dagegen ist Landsbergers Vermutung, daß der häufige Typ der nackten Frau dem Zauber entstamme, sicher falsch. Ein Vergleich mit den bekannten minoischen Frauengestalten, und dieser mit denen des europäischen Festlandes bis hinauf zu den Formen der Altsteinzeit (die Venus von Willendorf und Brassempony u. a.) beweist, daß hier die Gestalt einer Tradition mit mannigfachen Abwandlungen vorliegt (vgl. bes. die Fig. 1—16 in Lief. 7): Die Frau mit dem unter den Brüsten gekreuzten und die Brüste haltenden Armen, ohne Zweifel die Fruchtbarkeitsgöttin. Die schematischen Darstellungen des minoischen Kulturkreises beweisen den Idol-Charakter dieser Figur. (Es wäre eine lohnende Aufgabe, diese Tradition bis herab zu den jüngsten babylonischen Darstellungen zu verfolgen.) Dabei können diese Figuren wohl auch als Zaubergegenstände benützt worden sein, wie Landsberger annimmt. Hier eine Frage: haben die kudurru wirklich Phallus-Form? Auf den ersten Blick erscheint das nicht so. Birgt etwa die Literatur einen Hinweis auf ihren phallischen Charakter? Auf Seite III müssen sich zwei Druckfehler eingeschlichen haben, die verwirrend wirken: 25 statt 26, und 26 statt 27.

Wohl die beste Leistung bis jetzt ist die 7. Lieferung (Ägäischer Kreis von G. Karo). Er gibt eigentlich einen Abriß der ganzen religiösen Entwicklung jenes Kulturkreises in chronologischer Ordnung. Die Bilder sind mit sicherem Blick ausgewählt und streng systematisch geordnet. Dabei arbeitet Karo mit einer erfrischenden Losgelöstheit von bestimmten Hypothesen. Doch scheint mir seine Vorsicht da und dort zu weit zu gehen. Warum soll man z. B. auf dem Bild 79 (das doch ohne Zweifel sakrale Bedeutung hat) nicht das Zeuskind und Amaltheia sehen dürfen? Das liegt bei der Lokalisierung der Sage im Bereich des Fundortes doch eigentlich auf der Hand. In einigen Deutungen weiche ich von den seinigen ab. So sind z. B. die Gestalten in Bild 87 nicht einfach als Dämonen, sondern auch als Maskentänzer zu fassen (die wohl Dämonen verkörpern mögen), die Doppelkleidung spricht dafür. (Vgl. 6. Lief. 38b. 39.) Fig. 5 scheint mir nicht das Ideogramm einer Frau zu sein, sondern ein Symbol, ähnlich dem ägyptischen Ideogramm der Vereinigung (vgl. 2.—4. Lief. 164, 5), und etwa dem indischen Symbol der zeugenden Fruchtbarkeit (Yoni-linga = Vereinigung der Zeugungsorgane) zu vergleichen. Es besteht in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit (ich denke natürlich nicht an Abhängigkeit der Kulturkreise, sondern an gleichläufige Erscheinungen, deren Ursprung ja nahe liegt). Das Material (der untere aufnehmende Teil Ton, der obere eindringende Stein) spricht für meine Deutung. Die Symbolhaftigkeit erklärt die merkwürdige Verwendung des verschiedenen Materials am besten.

Für unnötig halte ich Karos Zweifel an der Deutung des Doppelbeils als Symbol eines männlichen Gottes. Seine eigene Vermutung, die erwähnten Darstellungen könnten den Stier als vornehmstes Opfer bezeichnen und das Doppelbeil könnte als heilige Waffe bei seiner Opferung gedient haben, ist religionsgeschichtlich ganz unmöglich. Mir ist kein einziges Beispiel bekannt, wo Opfertier und Opferwaffe zum heiligen Symbol geworden wären, wenn nicht das Opfertier selbst göttlich verehrt wurde. Das Doppelbeil kommt schon in der Steinzeit als kultisches Symbol vor, und zwar verschiedentlich auf der Leibesmitte schematischer, und eben deshalb als sakral anzusprechender, Frauengestalten, so z. B. in der Kreidegruft von Courjeounet (vgl. Hörnes, Urgeschichte der Kunst S. 243 Fig. 67). Das weist doch darauf hin, daß dieses Doppelbeil Symbol eines sich mit dem Weibe vereinigenden männlichen Gottes ist. Was sollte das schwere Doppelbeil auf der andern Seite als Symbol einer Göttin, wie es von manchen gedeutet wurde. Als Symbol eines die Göttin ergänzenden Gottes, das der Göttin zugehört, ist es wohl verständlich. Im ägäischen Kreis finden wir das Doppelbeil ja überdies häufig in Verbindung mit dem Stier, der doch überall entweder Gott der zeugenden Fruchtbarkeit oder doch Tier des Fruchtbarkeitsgottes ist. Warum der männliche Gott im ägäischen Kreis nur mit dem Beil dargestellt wird, bleibt natürlich vorderhand ein Rätsel. Es mag Idiosynkrasie dieses Bereiches oder Zufall sein (denn wir haben ja doch ganz wenige männliche Darstellungen von Göttern in diesem Kreis), oder aber hat er neben der allbeherrschenden Göttin nur erst eine geringe Rolle gespielt. Nach meiner Ansicht war das Doppelbeil uraltes Symbol der Fruchtbarkeit, weil Symbol des Mannes, seine Form zugleich stilisierter Phallus mit Hoden. (Vgl. die Verwendung von Thor's Hammer bei der Hochzeit und sonst.) Dieses Symbol wurde verbunden



mit dem göttlichen Tier der Fruchtbarkeit, dem Stier, und ebenso mit dem (vielleicht höheren) Fruchtbarkeitsgott in menschlicher Form. Dieser wurde in der coelaren Epoche wie alle bedeutenden Götter coelarisiert. Der kretische Zeus ist coelarisierter Fruchtbarkeitsgott, woher seine Ähnlichkeit mit Dionysos. Dieser Zeus wurde dann beim Zusammenschlagen der kretischen und festländischen Kultur mit dem eigentlichen Himmels- und Gewittergott vereinigt, und das Doppelbeil dem Donnerkeil gleichgesetzt. Das ist Ζεὺς Λαβρανδεύς.

Zusammenfassend möchte ich der ganzen Sammlung gegenüber meine uneingeschränkte Anerkennung zum Ausdruck bringen. Der Herausgeber hat sich mit diesem Unternehmen kein geringes Verdienst um die Religionswissenschaft erworben. Auch der Verlag verdient volle Anerkennung für die feine, aber in den Grenzen des Möglichen bleibende Ausstattung (einzig das 1. Heft ist buchtechnisch nicht auf der Höhe).

Blavatsky, H. P.: Der Schlüssel zur Theosophie. 1. vollst. dtsch. Ausg. Leipzig: Theosophisches Verlagshaus. (XII, 308 S.) Gr. 8° = Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten über Ethik, Wissenschaft, Philosophie, zu deren Studium die Theosoph. Gesellsch. gegr. worden ist. Rm. 5—; geb. 7—. Bespr. von J. W. Hauer, Marburg.

Dieser „Schlüssel zur Theosophie" wurde erstmals englisch von Madame Blavatsky herausgegeben (London 1889). Das Buch erlebte mehrere Auflagen. Eine unvollständige deutsche Ausgabe fiel mehr oder weniger der Vergessenheit anheim. Nun hat sich „die literarische Abteilung des theosophischen Verlages", Leipzig, die Mühe genommen, das ursprüngliche englische Werk noch einmal zu übersetzen und mit bestimmten Ergänzungen (übrigens geringfügiger Art) zu versehen.

Die Ergänzungen sind gezeichnet mit D. H. Wer aber der Herausgeber ist (oder sind es „die Herausgeber"?), erfährt man aus dem Buche nicht. Ist es eine übertriebene Forderung, daß Bücher, die in der OLZ besprochen werden sollen, die Namensunterschrift der Herausgeber tragen, damit man weiß, an wen man sich zu wenden hat?

Das Buch gibt in Form von Frage und Antwort auf 308 klar gedruckten Seiten (Großoktav) einen kurzen Abriß über die wichtigsten theosophischen Lehren und eine Einführung in Art und Zweck der Theosophischen Gesellschaft. Hand in Hand damit geht eine Art Auseinandersetzung mit gewissen Formen (meistens Einseitigkeiten) der christlichen Weltanschauung und des Materialismus älteren Stiles. Deshalb sind die Probleme „Gott und Gebet", „Wesen der Natur und des Menschen", „Die Zustände nach dem Tode", „Wiederverkörperung oder Wiedergeburt", „Karma und Vergebung" besonders eingehend behandelt. Dabei ist das ganze Buch durchzogen von einem apologetischen Versuch zu Gunsten der Theosophischen Gesellschaft, der wohl im Jahre 1889 einen gewissen Sinn gehabt haben mag, aber heute stark anachronistisch anmutet.

Hinzugefügt ist ein ausführliches „theosophisches Wörterbuch" und ein Index, der teilweise „die Geheimlehre" und „die Entschleierte Isis" von Madame Blavatsky mitberücksichtigt. Selbst wer je, wie ich, versucht hat, sich durch die Mammut-Bände der „Secret Doctrine" und „Isis Unveiled" hindurchzuarbeiten, um zu erfahren, was die ursprüngliche Theosophie der Madame Blavatsky lehrte, wird dem Theosophischen Verlagshaus Leipzig dankbar sein, daß es diese nette Übersetzung des „Schlüssels", d. h. der kurzen Zusammenfassung der Theosophie, in so handlicher Form den deutschen Lesern unterbreitet, denn das ursprüngliche englische Werk ist nicht leicht zu bekommen.. Wer nicht allzuviel Zeit hat und sich in vorläufiger Weise über eine gewisse Richtung der anglo-indischen Theosophie unterrichten will, der mag zu diesem Buche greifen. Die Entwicklung ist allerdings seit 1889 weitergegangen, und es gibt heute verschiedene Richtungen der Theosophie, die alle Madame Blavatsky als ihre Meisterin betrachten.

Wer nun allerdings in dem Buche mehr sucht, als darüber unterrichtet zu werden, was die Theosophen der Richtung Blavatsky denken, wird enttäuscht sein. Es wird zwar in dem Buche der Anspruch erhoben, daß die ganze theosophische Bewegung von alters her bis auf unsere Tage erfaßt und in ihren Grundzügen dargestellt werde. Was aber geboten wird, ist eben die „Theosophie" der Madame Blavatsky, das seltsame Gemisch von geschichtlichen Überlieferungen, Hypothesen, Vermutungen und phantastischen Behauptungen einer stark okkult begabten Persönlichkeit, bei der Okkultismus und machtvolles seelisches Streben die Richtung auf Religion und Philosophie nehmen, wofür ihre beiden Riesenwerke glänzende Beispiele sind.

Die hier gemeinte Theosophie will nach ihren eigenen Worten auch der ernsten Wissenschaft dienen. Was sagt der namenlose Herausgeber zu der Wissenschaftlichkeit folgender Angaben im „theosophischen Wörterbuch"? S. 248: „Anima Mundi (lat. Weltseele) sanskr. Alaya". S. 251: „Arya. Wörtlich „Der Heilige". Einer, der die Wahrheit erkennt (arya-satyani), der den großen viergliedrigen Pfad (arya-marga) betreten hat, der zu Nirvana oder Mokscha führt. Man nannte diese Menschen ursprünglich Rischis, nun ist der Name zur Bezeichnung einer Rasse geworden und die Orientalisten berauben die Hindu-Brahmanen ihres Geburtsrechtes und haben alle Europäer zu Aryanern gemacht". (Ich denke, der Herausgeber oder Übersetzer sollte wenigstens wissen, daß das englische „Aryans" nicht mit „Aryaner", sondern mit „Arier" übersetzt werden muß.) Von der Schreibweise der Sanskritwörter und den Ausführungen auf S. 260 über Buddhi und über den Gegensatz von Budhismus (sic!) und Buddhismus will ich gleich gar nicht reden. Das schlimmste Stück in dieser Beziehung ist der Abschnitt „Chrestos". Es ist ein wahrer Hexensabbath Blavatskyscher Phantasien auf dem Hintergrund der Suetonius-Stelle von Chrestos (d. v. C. Claudius c. 25, 3), die sie allerdings nicht kennt oder nicht angibt. Chrestos, Pytho-Chrestos (sic!), Chrestes, Chresterios, Chrestiani, Christes, Christos werden nur so ineinandergewirbelt. Das mag genügen.

Auch eine Anzahl grober Fehler sind eingeschlichen. So wird auf S. 185 f. I. H. Connelly's Darstellung der christlichen Prädestinationslehre angeführt, aber seine Einwände dagegen nicht. Trotzdem fährt der Text fort: „So sagt der ausgezeichnete Schriftsteller", wobei natürlich Unsinn herauskommt, denn gerade das, was vorausgeht, behauptet ja nicht er, sondern seine christlichen Gegner, die er widerlegen will. Diese Widerlegung des „ausgezeicheten Schriftstellers" ist aber auf geheimnisvolle Weise verschwunden.

Mit der Theosophie als solcher habe ich mich hier nicht auseinanderzusetzen. Ihre gute Absicht anerkenne ich ganz. Aber dient es der gegenseitigen Verständigung, wenn in einem Buche, das vorgeblich die streitenden Religionen miteinander versöhnen will, in so unsagbar oberflächlicher Weise gegen zentrale christliche Erfahrungen und Glaubenssätze polemisiert wird, wie das auf S. 186, 193 ff., 205 ff. geschieht? Wenn das Madame Blavatsky, von Unverstand gereizt, 1889 tat, ist dies begreiflich und vielleicht verzeihlich. Aber der Herausgeber einer deutschen Bearbeitung des „Schlüssels" im Jahre 1924 sollte derartiges nicht mehr abdrucken, ohne wenigstens in seinen „Ergänzungen" den Versuch einer Vertiefung der Fragestellung zu machen, sonst bringt er sich in den Verdacht, in diesem Punkte nicht über

die „Meisterin“ hinausgekommen zu sein. Das Buch ist darum kein Beitrag zur geistigen Auseinandersetzung von heute, der offenbar vom Herausgeber beabsichtigt war. Es unterrichtet über die Anschauungen gewisser Theosophen, nicht mehr.

Köster, Aug.: Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeeres im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (38 S. m. 4 Taf. und 8 Abb.) gr. 8°. Rm. 1.50 = Beihefte zum „Alten Orient“, Heft 1. Bespr. von K. Kretschmer, Charlottenburg.

In der sehr inhaltreichen Arbeit wird gestützt auf ein sehr umfangreiches archäologisches Material besonders die chronologische Frage anregend behandelt.

Den Phönikern wurde früher nach dem Vorgang Movers' eine zu weit reichende Bedeutung für das Wirtschafts- und Kulturleben des 3. und 2. Jahrtausends zugeschrieben, und der Verf. sucht darzutun, daß die ohne Zweifel bestehenden Beziehungen der umliegenden Kulturländer zu Phönikien vornehmlich von jenen eingeleitet worden seien. Daher weist er auch den frühzeitigen Handelsbetrieb zur See nicht den Phönikern zu.

Die Ägypter waren allerdings kein Seevolk, aber dies schließt nach Ansicht des Verf. nicht aus, daß sie gelegentlich Rohstoffe aus dem Auslande mit eigenen Schiffen herbeischafften. Besonders Holz aus dem Libanon war für sie ein vielbegehrter Artikel. Um 2800 v. Chr. hatte König Snotra eine Flotte von 40 Schiffen zur Beschaffung von Zedernholz nach Phönikien ausfahren lassen, und um 2600 liegen uns die ersten Abbildungen ägyptischer Seeschiffe vor. In jener Zeit kann Schiffahrt und Handel der Phöniker noch nicht auf der Höhe gestanden haben, wie am Ende des 2. Jahrtausends.

Auch den Inselvölkern der ägäischen und kretisch-minoischen Kultur könne für so frühe Zeit ein ausgebreiteter Handelsbetrieb noch nicht eingeräumt werden, und bis gegen Ende des 3. Jahrtausends wäre der Verkehr zwischen Kreta und Ägypten vorzugsweise von ägyptischen Schiffen betrieben worden. Im 2. Jahrtausend trat aber die kretische Kultur gleichwertig neben die ägyptische, übertraf sie sogar in manchen Dingen, wie die archäologischen Funde bezeugen, und in der zweiten Hälfte, als Ägypten aufhörte, ein Weltreich zu sein, beherrschten die kretischen Schiffe den ganzen Seeverkehr.

Erst mit der Eroberung Kretas durch die Dorer war die kretische Kultur mit dem Untergang bedroht, ihre Handelsmarine verschwand und die Phöniker füllten die Lücke aus. Erst im letzten Viertel des 2. Jahrtausends stiegen sie zu historischer Bedeutung empor.

Weber, Wilhelm: Die Staatenwelt des Mittelmeeres in der Frühzeit des Griechentums. Stuttgart: W. Kohlhammer 1925. (52 S.) Gr. 8°. Rm. 1.80. Bespr. von F. Bilabel, Heidelberg.

Es ist sehr begrüßenswert, daß W. Weber den gedankenreichen Vortrag, den er auf der 1. Fachtagung für die klassische Altertumswissenschaft in Weimar über die Fragen der Frühgeschichte des Griechenvolkes und die es umgebende Staatenwelt gehalten hat, einem größeren Kreise zugänglich machte. Das Problem, das sich ihm insbesondere aus den Boghazköifunden ergeben hat, ist, ob nicht eine Revision unserer heute geltenden Ansichten in betreff der Glaubwürdigkeit der klassischen Traditionen (einschließlich Homers) über die „Urzeit“ des Hellenenvolkes am Platze sei. Zunächst zeigt sich ihm, was ja nicht neu ist, eine auffallende Parallelität zwischen den Perioden der kretisch-ägyptischen Geschichte. Neolithisch-frühminoisch in Kreta = Altes Reich in Ägypten, mittelminoisch = Mittleres Reich, spätminoisch = Neues Reich. Daß die Sache nicht ganz so glatt ist, wie W. meint, vielmehr eben doch Ueberschneidungen stattfinden, ist dem Kenner nicht verborgen. Nur im Groben gilt die Gleichung. Noch gesuchter erscheint die Parallelstellung der Perioden der babylonischen Geschichte, wo insbesondere die. Vertreibung der Kassitendynastie keineswegs einen tieferen Einschnitt bedeutet. Aber gut ist die Zeichnung der kretischen Perioden, die Hervorhebung des Anreizes durch das Ägypten der 12. Dynastie und die babylon. Ḫammurapidynastie auf die mittelminoische Ausbildung eines Seereiches. Ob die Erstarrung gegen Ende der mittelmin. Periode und der dann dort fehlende dynastische Impuls mit einem sich über Kreta ausbreitenden Hyksosreich zusammenhängen, ist eine Frage, die durch ein in Kreta gefundenes Fremdherrscherdenkmal m. E. noch nicht entschieden werden kann; die Möglichkeit will ich nicht leugnen.

Gut ist auch die kritische Stellungnahme zu den Forrerschen Achäerhypothesen, die unter Ablehnung der meisten Personennamengleichungen zwar das Achäerreich mit Recht bestehen läßt, aber seinen festländischen Umfang doch sehr einschränkt — zu ganz denselben Ergebnissen bin ich in meiner demnächst erscheinenden Geschichte Ägyptens und Vorderasiens vom 16.—11. Jahrh. gekommen. Diese Übereinstimmung ist um so wichtiger, als W. die vorderasiatischen Quellen meist nur aus zweiter Hand kennt.

Auch die Geschichte des ägyptischen Neuen Reiches ist im Ganzen mit scharfem historischem Blick erfaßt, wenn auch Einzelheiten wie die „schlichten Königsannalen“ (S. 26), die „vorauskombinierten und streng durchgeführten Feldzüge“

Thutmosis' III., die Schilderung von der folgerichtigen militärischen Erfassung Syriens und seiner staatlichen Durchdringung (das Gegenteil war der Fall!) und manches andere hier doch auf Kosten des nach ὕψος ringenden Stiles zu setzen sind, der z. B. das NR als „die letzte Aufblähung (!) der alten ägyptischen Kultur" (S. 11) erscheinen läßt. Die Parallelität der Entwicklung der orientalischen Anwohner der Ägäis mit der des kretisch-griechischen Kulturkreises ist hier wie in dem ḫattischen Geschichtsüberblick stark herausgehoben, wenn auch die Erklärung dieser Erscheinung kaum versucht wird, und für mich in gewissem Umfange eine selbständige Eigenentwicklung zumindest bis ins 16. Jahrhundert durchaus denkbar ist. Auch tritt ja das Neue Ḫattireich erst erheblich nach dem Erstarken des spätminoischen bzw. neuen ägypt. Reiches wieder bedeutsam hervor. Aus der ḫattischen Geschichte wird auf die typischen gleichen Anschauungen vom Verhältnis der Gottheit zum Menschen (z. B. im Leben Ḫattušils III., der Ištars Liebling ist) mit dem der homerischen Welt hingewiesen — hier hätte noch die göttliche Abstammung der oriental. Herrscher und mancher griech. Helden u. a. hervorgehoben werden können —, auch an die Ähnlichkeiten des Eides im 3. B. der Ilias mit den Schwüren in Ḫattitexten erinnert. Es sind verwandte Anschauungen zweifellos vohanden, und durch den Vergleich gewinnt die epische Welt der Griechen an Leben und Plastik.

Anläßlich des bekannten Seevölkereinfalls in das Agypten Merneptaḥs gibt W. dem Gedanken Ausdruck, der in der Gleichung Etrusker-Turša und deren als sicher erwiesenem Ursitz in Nordwestkleinasien seine Stütze findet, daß die Äneassage der Niederschlag der Auswanderung dieses Volkes aus den alten Siedlungen nach Westen bilde. Die griech. Sage von dem 1. Trojafeldzug wird ebenfalls mit diesem Zuge, der damals in einzelnen Teilen dieses Volk bis nach Ägypten verschlug, in Zusammenhang gebracht, während der von Homer verherrlichte Krieg auch für W. der Stoß der Achäer gegen Ḫatti ist. Der von den Griechen erzählte Uebergang der Seeherrschaft an die Lyder bereits im Jahrzehnt nach Trojas Untergang gilt ihm als ein Zeichen, daß nach Agamemnons Tod (um einen Namen zu nennen) auf griechischem Gebiet die Auflösung einer zentralen Macht in kleine Königtümer erfolgte, wofür auch der archäologische Befund der Kulturreste spreche.

An Einzelheiten, wie etwa der Mode gewordenen Gleichsetzung der Šekeleš mit den Einwohnern der Binnenstadt Sagalassos [1], der schon sprachlich unmöglichen Identifizierung Šardana mit Sardes (Sfard-) ist hier manches zu bessern, aber die Hauptideen, daß die klassische Überlieferung mehrfach historisches Gut, z. T. freilich sehr entstellt, enthalte, scheinen mir doch sehr der Überlegung und Prüfung wert zu sein, auf jeden Fall wird der Leser dankbar für die reichen Anregungen in lebendigster Form das Heftchen aus der Hand legen.

1) Wieviel wahrscheinlicher ist die alte Gleichsetzung mit den Sikulern, zumal in deren Gebiet ein Denkmal Ramses' II (Syrakus) gefunden ist, und sie sich als die seetüchtigen Vorbesiedler der wichtigsten späteren Griechenkolonien in Sizilien durch die archäolog. Funde deutlich erweisen!

Hönigswald, Prof. Dr. Richard: **Die Philosophie des Altertums.** Problemgeschichtliche und systematische Untersuchungen. 2. (unveränd.) Aufl. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (X, 432 S.) gr. 8°. Rm. 12—; geb. 15—. Bespr. von A. Goedeckemeyer, Königsberg i. Pr.

Was der Verfasser mit seinem Werke beabsichtigt, bringt in gewisser Weise schon der Titel zum Ausdruck. Es soll sich absolut nicht um eine Geschichte der alten Philosophie handeln, sondern allein um eine problemgeschichtliche Durchforschung derselben. Nicht das historische, sondern das systematische Interesse soll den Fortgang der Untersuchung bedingen. Und wie darüber gewisse historische Unzulänglichkeiten und Verschiebungen, leider auch direkte Irrtümer, in Kauf genommen werden müssen, so ist es auch nicht zu vermeiden, daß von allem Anfang an ein bestimmter Begriff der Philosophie vorausgesetzt wird: „Wissenschaftliche Philosophie ist das Problem von der systematischen Einheit möglicher Geltungsnormen in dem Begriff der Geltung".

Von diesem Zielpunkte aus durchforscht also das vorliegende Werk die Philosophie des Altertums, um die Ansätze und Anläufe dazu zu bestimmen; in einem ersten, relativ kurzen Abschnitt die Philosophie des primitiven Menschen und der kosmogonischen Mythen, und in einem zweiten, wesentlich längeren Teile die Philosophie der Griechen von Thales bis zum Neuplatonismus. Daß man dabei auf interessante Bemerkungen in Fülle stößt, ist bei einer Arbeit H.s selbstverständlich, und daß die ganze Tendenz des Buches auch dem Zeitgeiste entspricht, beweist das Erscheinen der zweiten Auflage. Und trotzdem kann man zweifeln, ob es nicht doch entgegen der Absicht des Verfassers eine Art von Rückübersetzung seiner systematischen Betrachtungen und Ergebnisse ins Historische ist und damit nur ein Ausdruck der, wenn nicht alle Zeichen trügen, bald überwundenen expressionistischen Strömung unserer Zeit, die in die Wissenschaft übertragen nur Bedenken erwecken kann.



Reitzenstein, Erich: **Theophrast bei Epikur und Lukrez.** Heidelberg: Carl Winter 1924. (108 S.) Gr. 8° = Orient und Antike, hrsg. von G. Bergsträßer und F. Boll †. Heft 2. Rm. 4.50. Bespr. von O. Regenbogen, Heidelberg.

Die Schrift geht aus von einem arabischen Text meteorologischen Inhalts, den G. Bergsträßer 1918 in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie mit Zusätzen von Boll zum erstenmale veröffentlicht hat. Die Handschrift, die ihn enthält, datiert ins Jahr 1446/47, geht zurück auf einen Übersetzer al-Ḥasan ibn Bahlūl, d. h. wahrscheinlich den bekannten syrischen Lexikographen Bar Bahlūl[1] (10. Jhrdt.). R. hat im 1. Kapitel zunächst andere arabische Schriften verwandten Inhalts (meteorologische Stücke aus der Kosmographie Ḳazwīnīs und aus den Abhandlungen der lauteren Brüder) in der Übersetzung herangezogen und verglichen. Es ergibt sich daraus und durch Beiziehung der antiken Parallelen, daß der vorliegende meteorologische Text zwar verstümmelt und verderbt, aber nicht durch Zusätze verfälscht ist. Daß er seinem Inhalt nach tatsächlich auf Theophrast zurückgeht, wird dann im 1. Kapitel nach dem Vorgange von Bergsträßer weiterhin mit durchschlagenden Gründen eingehend nachgewiesen und gesichert.

Kapitel II beschäftigt sich in seinem ersten Teile mit der Frage nach dem Verhältnis des arabischen Textes zu Lukrez (Buch VI). Dies Problem war bereits von Boll in den Zusätzen zu Bergsträßers erster Veröffentlichung angeregt worden: R. geht der Sache nun auf den Grund. Es zeigt sich, daß in der Behandlung der Ätiologie des Donners Lukrez noch reicher ist als der arabische Text, daß sich alle Erklärungen des Arabers bei Lukrez wiederfinden, die Anordnung des Lukrez dichterisch frei ist. Dagegen scheint der Pythokles-Brief die gleiche Reihenfolge, wie der Araber sie bietet, vorauszusetzen. Aus der durchgeführten Vergleichung von Lukrez, dem Pythokles-Briefe, dem Araber, den Vetusta Placita und der Aristotelischen Meteorologie — leider sind bei den Angaben über den Epikur-Brief (S. 35) ein paar unangenehme Versehen passiert — ergibt sich der sichere Schluß, daß Epikur den Theophrast „in weitestgehendem Maße" benutzt hat. Als Vermutung war das bereits von Usener (Epicurea XL/XLI) ausgesprochen worden. An einer Stelle ließ sich auch mit unserem bisherigen Material der Beweis erbringen; das zu zeigen, würde hier zu weit führen. Jetzt ist durch R.s Darlegungen die Sache jedem Zweifel entrückt. Ebenso überzeugend ist es, wenn R. annimmt, und er stützt diese Annahme mit gewichtigen Gründen, daß Epikur kein anderes Werk Theophrasts als eben die φυσικῶν δόξαι benutzt hat. Der Schlußteil des zweiten Kapitels zieht die Konsequenzen der bisherigen Resultate für die Beurteilung der Komposition und für die Frage nach der Vollendung des entsprechenden Lukrez-Abschnittes. Er setzt sich in polemischer Darlegung mit der Meinung von Giussani (IV 313) auseinander, daß gerade der Abschnitt über die Blitze (VI 160—378) chaotisch sei, und zeigt, daß auch in diesem Teile seines Gedichtes Lukrez sich eng an die Vorlage anschloß. Er kommt zu dem überzeugenden Ergebnis, daß der Text dieses Teiles, so wie er uns überliefert ist, doch vollendet sei und den vom Dichter selbst so gewollten Zusammenhang gebe: zu Umstellungen haben wir keinen Anlaß und kein Recht. Auch sonst werden gelegentlich Fragen der Komposition des Lukrezischen Gedichts berührt; so S. 25, inwieweit Lukrez ihm vorliegendes Material unter dem Gesichtspunkt künstlerischer Anordnung umgestaltet habe: hier würde man eine eingehendere Behandlung wünschen.

Das dritte Kapitel greift energisch die Fragen an, ob Lukrez in den meteorologischen Abschnitten Poseidonios herangezogen habe, und ob Lukrez neben oder vielleicht gar an Stelle von Epikur περὶ φύσεως jüngere epikurische Quellen benutzte. Die erste Hälfte dieses Abschnittes ist eine gründliche Auseinandersetzung mit der Arbeit von Rusch (Greifswald 1882), der die Hypothese von der Benutzung des Poseidonios durch Lukrez als erster auf die Bahn gebracht hat. Man erschrickt, wenn man sieht, auf wie schwachen Füßen eine allmählich zur communis opinio gewordene Ansicht eigentlich steht, und man bedauert, daß die gleich anfangs angemeldeten Bedenken von Brieger so wenig Wirkung getan haben. Mir scheint, daß R. mit dieser unglücklichen Hypothese endgültig aufgeräumt hat, und man freut sich des unbefangenen und unbeirrten Mutes, der diesen Schemen in den Hades zurückscheucht. Es zeigt sich vielmehr, daß im Material wie in den Veranschaulichungsformen Poseidonios (ob direkt oder wie sonst, bleibt offen) ebenso wie Lukrez (dieser durch Vermittlung Epikurs) viel von Theophrast übernommen hat. Nicht besser hält die Ansicht derer Stich, die meinten, daß Lukrez vornehmlich jüngere Epikureer benutzt habe. Man wird der Meinung von R. durchaus zustimmen können, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Lukrez Epikurs eigene Schriften, vornehmlich περὶ φύσεως als Hauptwerk, vor sich hatte (so auch ganz mit Recht von der Muehll im Vorwort seiner Ausgabe der Epikurbriefe p. IV),

1) Die Identität ist erkannt worden von J. Ruska (Arabische Alchemisten II, 1924, S. 35 Anm. 2).

daß er aber bei der Auswahl des überreichen Stoffes und wohl auch bei seiner Anordnung durch Epitomai nach Art des Herodotbriefes und andrer sich leiten ließ.

So glücklich im ganzen die Argumentationen dieses Kapitels sind: man wünschte doch an einigen Stellen ein gleichmäßigeres Eingehen auf alle Schwierigkeiten, die sich unterwegs zeigen; so wird S. 53 die Strabostelle II 3,7 über die Inder letztlich unverstanden vorübergelassen und S. 60 hätte die freilich vielverschlungene Pfade gehende Abhandlung von Fritzsche über den Magnet eine einläßlichere Kritik verdient; hier war, so scheint es mir, noch mehr, nämlich eine Bestätigung von R.s Ansicht auf einem anderen Wege, zu gewinnen.

Die Ergebnisse der Arbeit im großen überzeugen durchaus, und man kann dem Verfasser Glück wünschen, daß es ihm gelungen ist, eine Anzahl von wichtigen Positionen zu gewinnen oder doch zu sichern; dazu rechne ich: 1. die Vorlage des Arabers war Theophrast. 2. Epikur hat in περὶ φύσεως weitgehend Theophrast benutzt. 3. Lukrez benutzt Epikur περὶ φύσεως. 4. Benutzung des Poseidonios durch Lukrez ist nicht erweislich, vielmehr zeigt sich, daß im Stoff und z. T. auch in der Stoffgestaltung Poseidonios irgendwie mit Theophrast zusammenhängt. Dagegen kann ich den Nachweis der Unechtheit des Pythokles-Briefes · auch durch die Auseinandersetzung des Verf. S. 40f. nicht für erbracht ansehen; die Diskussion der einzelnen Argumente würde hier zu weit führen und wird an anderer Stelle gegeben werden. Einstweilen sei auf die Dissertation von K. Prehn de Epicuri ad Pythoclem epistula, Greifswald 1925, hingewiesen. Noch wichtiger aber als diese einzelnen Ergebnisse ist, daß wieder an einem Beispiel deutlich wird, wie ein einziger Text orientalischer Herkunft, von vergleichsweise gar nicht erheblichem Eigenwert, im Stande sein kann, auf weite Strecken hin verdunkelte Zusammenhänge in der Affiliation antiken Geistesgutes zu erhellen. Eine Mahnung, das Programm, das im Titel der Sammlung Orient und Antike liegt, nicht zu vergessen und so dem Anreger und Förderer auch dieser tüchtigen Arbeit wie vieler anderer, Franz Boll, den schuldigen Zoll der Dankbarkeit zu entrichten.

Bees, Dr. Nikos A.: Der französisch-mittelgriechische Ritterroman „Imberios und Margarona" und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen. Berlin-Wilmersdorf: Verlag der „Byzantinisch-neugriechischen Jahrbücher" 1924. (108 S.) gr. 8° = Texte und Forschungen zur byzantinisch-neugriechischen Philologie Nr. 4. Bespr. von E. Gerland, Bad Homburg v. d. Höhe.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Im 1. Teile behandelt der Verf. den mittelgriechischen Roman I. u. M. und seine französische Vorlage, im 2. Teile verfolgt er die Motive des Romans in den mannigfachen Gestaltungen der verschiedensten Literaturen. Dazwischen eingeschaltet ist eine Untersuchung über „einen merkwürdigen Prosaausläufer dieses Romans", nämlich eine athenische Volkssage von der Gründung des aus der Kunstgeschichte wohlbekannten, zwischen Athen und Eleusis gelegenen Klosters Daphni (S. 51ff.). Den Text dieser Volkssage teilt B. auf Grund einer modernen Aufzeichnung (Nr. 1729 der Griech. Gesellschaft für christliche Archaeologie in Athen) mit. Das Alter der Sage wird in geschickter Benutzung einer Niederschrift vom J. 1588, die sich in einer Miszellanhs. des Martin Crusius (Tübinger Univ. Bibl. Mb. 10, X. X. 4, p. 343—378) findet, erwiesen. Die weitere Untersuchung ergibt, daß die Cisterzienser, die während der Frankenherrschaft (13.—15. Jahrh.) das Daphnikloster in Besitz hatten, den bei den Griechen der damaligen Zeit bereits wohl bekannten Roman von I. u. M. absichtlich in ihrem Kloster lokalisiert und den Helden Imberios als Gründer des Klosters in Anspruch genommen haben, um auf diese Weise ihren Besitz als rechtmäßig erscheinen zu lassen. Denn Imberios entspricht der provenzalischen Namensform En Peire (S. 17), Margarona dem provenz. bzw. französ. Namen Maguelonne (S. 19). Es handelt sich um den aus den deutschen Volksbüchern wohlbekannten Ritterroman „von der schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln". Die Frankenherrschaft hat natürlich diesen Roman mit so manchen anderen westeuropäischen Überlieferungen nach Griechenland gebracht; der Ort der Rezeption dürfte im eigentlichen Griechenland, bzw. im Peloponnes oder auf den Inseln, nicht in Konstantinopel zu suchen sein (S. 33). Die Erzählung wurde bald ungemein beliebt. War nun der Gründer des Klosters der bekannte Romanheld und nicht, wie die alte Tradition erzählte, ein byzantinischer Kaiser, so mußte das natürlich für die Ansprüche der Cisterzienser sehr vorteilhaft sein.

Dies der Kernpunkt der Abhandlung; darum aber rankt sich eine Fülle weiterer Einzeluntersuchungen, die von der ungemeinen Belesenheit des Verfassers zeugen und seinem Spürsinn Ehre machen. Das Buch ist nicht nur für die mittel- und neugriechische Philologie, sondern für die Sagenforschung überhaupt und für die vergleichende Literaturgeschichte von großer Bedeutung.



Jackson, F. J. Foakes, and Kirsopp **Lake: The Beginnings of Christianity.** Part I: The Acts of the Apostles. Vol. I: Prolegomena I. The Jewish, Gentile and Christian Backgrounds. Vol. II: Prolegomena II. Criticism. London: Macmillan and Co., 1920 und 1922. (X, 480 und XIV, 539 S.) 8°. 18 und 24 sh. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Das erst spät zur Besprechung gelieferte Werk verdient gleichwohl eine Anzeige an dieser Stelle. Denn die beiden vorliegenden Bände eröffnen ein bedeutsames wissenschaftliches Unternehmen von ungewöhnlichem Ausmaß und weiter Zielsetzung: eine umfassende Darstellung der Geschichte des Urchristentums, seiner Theologie, seiner Institutionen usw. Die Grundlage des Ganzen soll zunächst ein vierbändiges (!) Werk über die Acta Apostolorum liefern — 2 Bände Prolegomena, 2 Bände Text und Kommentar, von denen die ersteren erschienen, die letzteren in Vorbereitung sind. Wie das ganze Werk als eine Reihe von Bänden von verschiedenen Bearbeitern angekündigt wird, so sind auch die Prolegomena zur Apostelgeschichte eine Sammlung von Beiträgen aus verschiedenen Federn. Kommt es bei solcher Anlage auch nicht zu der Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Darstellung wie in dem Werke eines Verfassers, so ergänzen sich hier die verschiedenen zusammenwirkenden Gelehrten-Individualitäten im ganzen glücklich und fruchtbar. Einzelne Beiträge sehr speziellen Inhalts freilich stellen kleine Monographien dar, deren Angemessenheit in dem Rahmen des Ganzen mir fragwürdig vorkommt. Den beiden vorteilhaft bekannten Herausgebern steht ein Stab von Mitarbeitern zur Seite, in dem sehr gute Namen aus der englisch-amerikanischen Fachwissenschaft begegnen, auch ein deutscher (H. Windisch) Den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Apostelgeschichte zeichnen in Bd. 1 Abhandlungen von Jackson-Lake und C. G. Montefiore nach der jüdischen, H. T. F. Duckworth und Clifford H. Moore nach der „heidnischen" Seite, während über ausgewählte Grundfragen der Entstehung des Christentums (Botschaft Jesu und Wahl der Zwölf, die Jünger in Jerusalem und die Entstehung des Heidenchristentums, Entwicklung der Anschauungen von Geist, Kirche und Taufe, dann besonders die Christologie) die Herausgeber sich verbreiten. Am besten gelungen und zu einheitlicher Wirkung gebracht ist das Bild des Judentums. Die hellenistische Umwelt des ältesten Christentums kommt mit den zwei an sich vortrefflichen Beiträgen über das römische Provinzensystem und das Leben im römischen Reich zu Beginn der christlichen Ära nicht zu ihrem Recht. Ebenso muß man fragen, ob die gedankenreiche und gründliche Erörterung einzelner Fragen zur urchristlichen Religion und Geschichte imstande ist, den „christlichen Hintergrund" der Acta wirklich zu umreißen. Aus der Fülle der literargeschichtlichen Probleme der Apostelgeschichte sind im Band 2 herausgegriffen die Komposition und der Zweck des Buches und die Frage der Identität des Verfassers von Lukasevangelium und Acta. Ersteres Problem wird wieder merkwürdig eklektisch behandelt in einer Reihe von lose aneinandergefügten, z. T. hervorragenden Einzeluntersuchungen über griechische und jüdische historiographische Tradition (Henry J. Cadbury und die Herausgeber), das Griechisch der Acta (J. de Zwaan), den Gebrauch der LXX in den Akten (W. K. L. Clarke), die „internal evidence" des Buches (Herausgeber), zu denen sich noch der ganz periphere Beitrag von F. C. Burkitt über den Gebrauch des Markus im Lukasevangelium gesellt. Die Verfasserfrage erfährt eine sehr geschickte Beleuchtung dadurch, daß ein Vertreter und ein Gegner der Tradition (C. W. Emmet und H. Windisch) im Rahmen der ein- und ausleitenden Aufsätze von Cadbury, Jackson und Lake ausführlich zu Worte kommen. Hier ist es einmal gelungen, die Beiträge verschiedener und verschieden gerichteter Autoren wirkungsvoll zusammenzufassen. Eine ausführliche Geschichte der Kritik der Apostelgeschichte beschließt den Band, für Deutschland, den eigentlichen Schauplatz dieser Geschichte, bearbeitet von A. C. Mc Giffert, für England von J. W. Hunkin. Der Gesamteindruck, den die beiden Bände hinterlassen, ist der einer nicht planmäßig genug angelegten Sammlung von durchweg tüchtigen Einzeluntersuchungen, die — nicht zu vergessen die Appendices! — die Forschung an mancherlei Punkten zu fördern berufen sind. Aber selbst die stattlichen Register sichern den vielen wertvollen Anregungen, die sich in den Sammelbänden z. T. an unvermuteter Stelle versteckt finden, nicht die gebührende Beachtung. Der geistigen Höhenlage und dem Ernst der wissenschaftlichen Durchdringung des Stoffes nach lassen diese Prolegomena den verheißenen Kommentar und die weitere Ausführung des großen Planes mit Spannung erwarten.

Dibelius, Martin: **An die Thessalonicher I II, An die Philipper.** 2., völlig neubearbeitete Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr 1926. (II, 76 S.) gr. 8° = Handbuch zum Neuen Testament, hrsg. von Hans Lietzmann 11. Bd. M. 2.—; geb. 3.—. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Dibelius' Erklärung der kleineren Paulusbriefe trug schon in der 1. Aufl. des Lietzmann'schen Handbuches ihre besondere Note: scharfe exegetische Erfassung der Einzelheiten und des Zusammenhangs, gut ausgewählter lexikalischer,

religionsgeschichtlicher usw. Apparat, selbständiges Urteil, anregende neue Fragestellungen. Von der vorliegenden neuen Bearbeitung der mazedonischen Briefe gilt dasselbe in noch höherem Maße. In der knappen fortlaufenden Erklärung und besonders in den stark ausgebauten literar- und religionsgeschichtlichen Exkursen bietet der Kommentar eine sehr gediegene Einführung in paulinische Probleme, wertvoll nicht nur für Fachstudium und Fachforschung, sondern für jede Beschäftigung mit der hellenistischen Religionsgeschichte.

Veldhoen, Nicolaas Gerrit: **Het proces van den apostel Paulus.** Alphen aan den Rijn: Drukkerij N. Samson 1924 (VII, 133 S.) gr. 8°. fl. 3.50. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Die Leidener juristische Doktordissertation eines holländischen Theologen. In fleißiger und sauberer rechtsgeschichtlicher Untersuchung prüft der Verf. das Bild, das die Acta von der Gefangennahme des Paulus, seinem Prozeß vor dem Statthalter in Cäsarea und seiner Berufung auf das Kaisergericht zeichnen, an den Rechtsquellen der Zeit nach und kommt zu dem Ergebnis, daß der Gang der Dinge wirklichkeitsgetreu dem geltenden Staats- und Strafrecht gemäß geschildert ist. V. hält sich im wesentlichen auf der Linie der Auffassung Mommsens, der ja auch Ed. Meyer (Ursprung und Anfänge Christentums III, 67) beigepflichtet hat, unter fruchtbarer Verwertung des inzwischen zugänglicher gewordenen Papyrusmaterials — bemerkenswert ist die Heranziehung des lateinischen Papyrus B. G. U. 628 für das Verständnis von Act. 28, 30 f. Zu der Exegese von Act. 24, 27 S. 66 ff. setze ich ein Fragezeichen.

Harnack, Adolf von: **Marcion, Das Evangelium vom fremden Gott.** Eine Monographie zur Geschichte der Grundlegung der katholischen Kirche. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (XVI, 236, 456*S.) gr. 8° = Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 45. Rm. 30 —; geb. 32.40. Bespr. von Karl Meister, Heidelberg.

Schon drei Jahre nach Erscheinen der 1. Auflage, die im 26. Jahrgang dieser Zeitschrift (1923), Sp. 579—582 besprochen wurde, liegt eine neue Auflage vor. Der Text ist im einzelnen verbessert, die Beilagen sind vermehrt worden. Insbesondere hat H. seine Abhandlung über den Laodicenerbrief (SPrAk, 1. November 1923), dessen Verfasser er für einen Marcioniten hält, aufgenommen und verwertet (doch vgl. Mundle, Zeitschr. Neutest. Wiss. 1925 S. 56 ff.). Die wertvolle Sammlung der Zitate und Referate der ‚Antithesen‘ Marcions, die die Grundlage unserer Kenntnis von der Lehre des großen Häretikers bilden, ist mit gutem Grund aus dem darstellenden Teil entfernt und unter die Beilagen eingeordnet worden; leider sind dabei recht viele Textfehler der 1. Auflage in die 2. übergegangen, die das Verständnis der häufig schwierigen Stellen noch mehr erschweren und gelegentlich den Leser zur Kontrolle durch die Originaltexte nötigen (z. B. auf S. 75, 1. S. 258*. 263*).

Mit den hauptsächlichen Einwendungen gegen seine Auffassung hat sich H. in seinen ‚Neuen Studien zu Marcion‘ (Leipzig 1923; vgl. OLZ a. a. O.) auseinandergesetzt. So ist die Darstellung mit Polemik nicht beschwert. Der Geist des Buches und — im allgemeinen — auch der Körper, den sich dieser Geist geschaffen hat, sind unverändert geblieben.

Möller, Georg: **Die Metallkunst der alten Ägypter.** Berlin: Ernst Wasmuth 1924. (71 S. Text 48 Taf.) gr. 8°. Rm. 8 —. Bespr. von Hans Bonnet, Leipzig.

Ein nachgelassenes Werk des 1921 verstorbenen Verfassers, geschrieben mit der Gründlichkeit und ruhigen Sachlichkeit, die alle seine Arbeiten auszeichnen, und gegründet auf eine auch in praktischer Erfahrung gewonnene Vertrautheit mit dem Stoff, die er bereits in mustergültiger Weise in der Beschreibung der Goldschmiedearbeiten des Berliner Museums bewährt hat. In schlichter, knapp zusammenfassender Darstellung, die nur bei dem wirklich Wesentlichen verweilt, aber gerade darum so anschaulich ist, daß sie auch dem mit dem Gegenstand weniger Vertrauten eine klare Vorstellung vermittelt, werden die dem ägyptischen Metallarbeiter und Goldschmied zur Verfügung stehenden Rohstoffe und die zu ihrer Verarbeitung angewendeten Verfahren aufgewiesen. Es sind dabei gewiß nicht neue Entdeckungen die vorgetragen werden. Wer Möllers eigene Arbeiten zu dem Gegenstand und vor allem Verniers Grund legendes Werk kennt, wird kaum neue Belehrung finden. Aber auch ihm bleibt das Buch mit seiner übersichtlichen und umfassenden Darbietung des Stoffes, nicht zum wenigsten auch durch seine reichen Literaturangaben und Belege, ein wertvolles Hilfsmittel. Man darf wohl sagen, daß nichts Wesentliches übersehen ist. Allenfalls wird man bei der Behandlung der Granulierung einen Hinweis auf den besonderen Charakter der Granulation zwischen Drähten vermissen.

Nicht weniger inhaltsreich ist das das Werk abschließende Kapitel über die Entstehung des ägyptischen Schmuckes und seine Stellung in der Mode. Auf Gund einer umfassenden Denkmälerkenntnis werden in ihm Aufkommen und Verbreitung der verschiedenen Arten von Schmuckstücken nachgewiesen und damit die

Grundlagen zu einer Geschichte des Schmuckes in Ägypten gelegt. So bietet das Werk nach der technischen und antiquarischen Seite eine — man darf wohl sagen — erschöpfende Darstellung des Gegenstandes. Wer ihm auch von der kunstgeschichtlichen Seite aus näherkommen möchte, wird in den reichen Bilderbeigaben Anhalt und Anregung finden.

Ranke, H.: Altägyptische Tierbilder. Leipzig: E. A. Seemann 1925. (10 S. Text, 20 Taf.) kl. 8° = Bibliothek der Kunstgeschichte. Hrsg. von Hans Tietze, Bd. 81. Rm. 1 —. Bespr. von H. Bonnet, Leipzig.

Daß sich auf so engem Raum der Reichtum, den die ägyptische Kunst auf dem Gebiet des Tierbildes entfaltet, auch nicht annähernd deutlich machen läßt, versteht sich von selbst. Der wenig befriedigende Eindruck des Bändchens kann drum nicht dem Verfasser zugerechnet werden, eher mag man ihm den Vorwurf machen, daß er die Aufgabe überhaupt übernommen hat. Es wäre in der Tat dringend zu wünschen, daß die Bibliothek der Kunstgeschichte ihre für eine Zeit, wo man gern nach erschwinglichen „Geschenkbänden" griff, verständliche Anlage mit dem empfindlichen Mißverhältnis zwischen der äußeren Ausstattung und der Dürftigkeit des Inhalts aufgäbe und ihren Mitarbeitern größeren Raum gewährte. Dann würde auch der in ihr liegende Gedanke der monographischen Behandlung von Einzelthemen sich fruchtbar erweisen, während sie in ihrer jetzigen Begrenztheit niemand recht zu dienen vermag.

Paton, David: Animals of Ancient Egypt. London: Oxford University Press 1925. (37 S.). 30 : 40 cm = Materials for a „Sign List" of Egyptian Hieroglyphs „E". $ 6 —. Bespr. von W. Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Der Untertitel des Buches lautet „Materials for a ›*Sign List*‹ *of Egyptian Hieroglyphs*". Man freut sich demnach, ein Gegenstück zu Möllers Paläographie zu finden oder wenigstens die Unterlagen für die Neuaufstellung einer Zeichenliste anstelle der nach Form, Inhalt, Umfang und Anordnung gleichermaßen veralteten Theinhardtschen. Und wenn es auch erst nur der Abschnitt E „Säugetiere" ist, so ist es doch vielleicht ein Anfang.

Nichts dergleichen liegt vor.

Da der Zweck des Buches mir nicht erfindlich ist, gebe ich eine genaue Beschreibung seiner Anlage, vielleicht weiß jemand anders sich daraus einen Vers zu machen.

Links sind durch senkrechte Linien 2 schmale Spalten geschaffen, deren erste mit der Überschrift *No.* die laufende Numerierung der einzelnen Abschnitte enthält, während die zweite mit der Überschrift *Erman*: offenbar auf ein mir völlig unbekannt gebliebenes Werk unseres Meisters bezugnimmt, — wenn nicht der peinliche Irrtum vorliegt, daß das *E* der Th.-Liste als Anfangsbuchstabe des Namens aufgefaßt ist. In dieser Spalte ist zu jeder Nummer der ersten eine zweite gesetzt, die sich teilweise mit der entsprechenden Bildbezeichnung in der Th.-Liste deckt, teilweise aber auch nicht. Es kommt, wie es nach manchen Beispielen den Anschein hat, darauf an, ob das einzelne Zeichen zur Schreibung eines oder mehrerer Wörter gebraucht worden ist. So ist z. B. gleich das erste Tier, bei Th. als springendes (E2) und als stehendes (E 1) Roß unterschieden, bei Paton in folgende Ordnungen geteilt:

No.	Erman:	
1	E 2 a	śśm סוסים „Horse".
2	E 2 b	schreitendes Roß[1]·ḥtr „Span "(of Horses)
3	E 2 c	ḳnw „War Horse".
4	E 2 d	schreitendes Roß ỉb'rꜣ „Stallion".
5	E 2 e	rnp „Colt".

Die stehenden Rinder werden in gleicher Weise unter folgenden, für den Kundigen bezeichnenden Stichwörtern behandelt: ỉwꜣ, kꜣ, ḥr-'nḏ = ḏb', wn-ḏw, ng, tp (ỉḥw), ḏ-t, ḥr-śꜣ, śr oder śmśw, śmꜣ, ḥtr, 'wt, ỉdrw, wḏww, mnmn-t, ỉrw, nḥbw, km, ḥm-t. Die vorderen Spalten verbrauchen dafür die Zahlen 6—25 bezw. E 3—E 6 mit den entsprechenden Unterabteilungen.

Zu diesen Abschnitten werden in der dritten, der Hauptspalte, hinter den Vokabeln und ihren Übersetzungen Belege gegeben, und zwar Textstellen, die nichts weiter bezeugen, als daß es die angeführten Lesungen eben wirklich gibt, und Abbildungen, die wegen ihrer Stillosigkeit dem einzig denkbaren Zweck, dem paläographischen, nicht gerecht werden können. Etliche rein zoologische Bilder finden sich übrigens auch, ohne sichtbaren Grund, eingestreut.

Soviel vom Gesamtinhalt. Auf Einzelheiten einzugehen hieße eine Leporelloliste von Unrichtigkeiten oft elementarer Art zusammenstellen.

Wozu ist solch ein Buch denn nun eigentlich gut, in das immerhin viel Arbeit und Geld hineingesteckt ist? Es wird ewig unbenützt in öffentlichen Bibliotheken stehen, einige Zeit noch die Antiquariatskataloge bevölkern, — brauchen wird es nie jemand.

---

1) Nicht bei Theinhardt.



Psalterii Versio Memphitica e recognitione Pauli de Lagarde. Réédition avec le texte copte en caractères coptes par Oswald H. Burmester et Eugène Dévaud — Louvain: Imprimerie J. = B. Istas 1925. (Bestellungen sind zu richten an Eugène Dévaud. Fribourg, Case postale 64.) Preis 15 Schw. fr. Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Seit längerer Zeit sind die in der bohairischen koptischen Mundart abgefaßten Stücke des alten Testaments (Pentateuch, Psalmen, Hiob, Propheten, Proverbien) bis auf den vor kurzem neu erschienenen Hiob vergriffen oder nur zu sehr hohen Preisen im Buchhandel zu erhalten. Daher war eine Neuausgabe dieser Texte ein dringendes Bedürfnis, und der als vortrefflicher Kenner der koptischen Sprache bekannte Herr Eugène Dévaud hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er mit Unterstützung von Herrn Burmester diese Lücke in der koptischen Literatur zu schließen unternommen hat. Die beiden Gelehrten beabsichtigen, die genannten Schriften nach den ältesten Handschriften herauszugeben und in besonderen Bänden die gesamten Varianten der übrigen bekannten Manuskripte beizugeben. Als Muster schwebte ihnen dabei Lagardes meisterhafte Psalterausgabe vor, und sie haben daher ihr großes Unternehmen mit einer Neuausgabe dieses Werkes begonnen. Sie ist glücklicherweise kein mechanischer („anastatischer") Neudruck geworden, denn statt der von Lagarde gewählten lateinischen Buchstaben, die doch ein recht unerfreulicher Notbehelf waren, erscheinen jetzt koptische Typen, und auch in Kleinigkeiten der Orthographie und der Auswahl der Varianten haben sich die Herausgeber von der Vorlage emanzipiert. Ich hätte das auch für die meist beibehaltenen Worttrennungen und für das unschöne Fragezeichen (?) gewünscht. Doch ändert das nichts an dem Gesamturteil, daß die neue Ausgabe die alte voll ersetzt und durch das koptische Typengewand übertrifft. So viel ich durch Stichproben feststellen konnte, ist der Druck, wie das von den beiden Herausgebern nicht anders zu erwarten war, musterhaft korrekt, und man kann daher dem Unternehmen nur den besten und schnellsten Fortgang wünschen. Mit besonderen Erwartungen wird man dem nächsten Band, den Proverbien, entgegensehen, der auf eigenen Quellenforschungen beruhend, nicht mehr wie dieser Psalterband in der Hauptsache ein unveränderter Abdruck sein, sondern eine neue Ausgabe bedeuten wird.

Nikel †, Dr. Johannes: Grundriß der Einleitung in das Alte Testament. Mit einem Vorwort v. Dr. Paul Heinisch-Nymegen. Münster i. Westf.: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1924. (XVI, 408 S.) 8° = Lehrbücher zum Gebrauch beim theologischen Studium. Rm. 6.60; gebd. 8 —. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Die Einteilung dieses Werkes ist die im allgemeinen bei atlichen „Einleitungen" gebräuchliche. Nach einem kurzen Ueberblick über Begriff, Aufgabe, Methode und Geschichte der Disziplin (S. 13) folgt die ausführliche „spezielle" Einleitung (S. 14—309). Name, Inhalt, Entstehung, Integrität und Glaubwürdigkeit der einzelnen (nach katholischer Auffassung) kanonischen Bücher wird eingehend besprochen, bei den Propheten außerdem über Persönlichkeit, Zeitverhältnisse, Bedeutung und literarische Einheit gehandelt. Wie es der Herr Verf. programmatisch in seiner „Genesis und Keilschriftforschung" ausgesprochen, sucht er auch hier das Wesentliche darin, nicht allein ausführlich über die kirchliche Tradition zu referieren, sondern eingehend die einzelnen Probleme zu präzisieren und Wege zu ihrer Lösung in verständlicher Form darzulegen. Freilich, die Ergebnisse sind durch die kirchlichen Lehrentscheidungen stark gebunden. Dadurch kommt in manchen Punkten etwas Zwiespältiges in das Werk hinein; nicht nur in der Pentateuchfrage, wo auf 20 Seiten über die neuere Kritik ein übersichtliches Referat gegeben wird (die religionsgeschichtliche Schule ist dabei nicht genügend gewürdigt), um dem schließlich die Entscheidung der päpstlichen Bibelkommission de Mosaica authentia Pentateuchi entgegenzustellen. Oder wenn ausführlich über die nachjesajanische Abfassung von Kap. 40—66 gehandelt wird mit dem Ergebnis, daß „für den Blick des Propheten die gewöhnliche Zeitenfolge nicht in Betracht kommt, daß vielmehr Fernes als gegenwärtig oder nahe bevorstehend bezeichnet werden kann und daß im Verhältnis zu relativ späteren Dingen frühere, die auch noch in der Zukunft liegen, als vergangen erscheinen können" (S. 180). Jedenfalls ist hervorzuheben, daß die Probleme deutlich herausgearbeitet sind. Angegliedert ist ein wesentlich kürzerer „allgemeiner" Teil (S. 310—384), in welchem Kanongeschichte, Text und Übersetzungen behandelt werden, und zwar dankenswerter Weise in einer Ausführlichkeit, wie man sie sonst in einem „Grundriß" anzutreffen nicht gewohnt ist. Die besondere Stärke des Buches liegt ganz ohne Frage in den den einzelnen Paragraphen vorangestellten Literaturangaben, die übersichtlich ein reichliches Material, auch aus Zeitschriften, bieten. Wenn sie im ersten Teil des Buches (etwa vom Jahre 1918 an) mancher Ergänzung bedürfen, so ist dieser Mangel damit zu entschuldigen, daß der Druck sich infolge der vielseitigen Arbeitsgebiete des Verf.s über fünf Jahre hingezögert hat.

Dompropst Dr. Nikel hat das Erscheinen dieses Buches nicht mehr erlebt. Es war ihm



nur noch vergönnt, die Korrektur zu lesen und Anordnungen über die Register (S. 385—407) zu treffen, die der Leser anderer Hand zu verdanken hat. Am 28. Juni 1924 ist er aus einem arbeitsreichen Leben heimgegangen. Sein Schüler und Fachgenosse Prof. Dr. Heinisch, der ihm persönlich nahestand, hat das Buch bevorwortet und uns ein pietätvolles, sympathisches Bild vom Leben und Wirken des Verstorbenen gezeichnet.

Herzog, Dr. P. Patricius, O. F. M.: **Die ethischen Anschauungen des Propheten Ezechiel.** Münster i. Westf.: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1923. (VIII, 164 S.) gr. 8°. Rm. 5.40 = Alttestamentliche Abhandlungen, hrsg. v. J. Nikel. Bd. IX, 2./3. Heft. Rm. 5.40. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl (Thür.).

Fußend auf Aug. Klostermanns 1877 erschienenem Beitrag zu besserer Würdigung von Ezechiels Schrift und Person unternimmt Herzog in vorliegender Abhandlung eine Art Ehrenrettung für das von der Parteien Haß und Gunst verwirrte Charakterbild des Propheten, den nur die einseitige Auffassung vieler moderner Forscher unter ungebührlicher und einseitiger Betonung seiner kultischen Forderungen zum „Vater des Judaismus“ gemacht habe. Zwar muß zugegeben werden, daß das kultische Interesse bei Ez. besonders stark ausgeprägt ist, aber darin ist kein Gegensatz zur Sittlichkeit zu sehen; vielmehr hat nach H. der wahre Kult eine starke sittliche Bedeutung, weil er „der Ausdruck innerer religiöser Überzeugung und Gesinnung“ (S. 9) ist. So wird denn S. 19—46 des Propheten Stellung zu den kultischen Forderungen behandelt. Ausgehend von Kap. 16 ergibt sich als Grundlage des Kultus das Verhältnis Israels zu Gott. Die von Ez. so ausdrücklich betonte „kultische Heiligkeit“ ist nicht bloß „kultische Reinheit“, sondern hat „nur Sinn und Bedeutung, wenn sie mit treuer Gesinnung gegen Jahve verbunden ist“ (S. 24). Auch aus den Stellen über kultische Einrichtungen und Gebräuche, „wenn man nicht mit den gefaßten Vorurteilen des religions- und kultgeschichtlichen Schemas an sie herantritt“ (S. 35), ergibt sich, „daß dem Propheten ein ideales Gottesvolk im wahren Sinne des Wortes vorschwebte, ein Volk, das der inneren Gesinnung entsprechend sich durch einen ebenso reinen, idealen Gottesdienst auch äußerlich als solches darstellen sollte“ (S. 36). Allerdings stand der damals herrschende (= falsche) Kult mit seinem Bundesbruch und Götzendienst in scharfem Gegensatz zu diesem Kultideal. Sodann werden (S. 47—100) die Grundlagen und die Verwirklichung der Sittlichkeit behandelt und anschließend ganz kurz (S. 100—104) die Vergleichslinien zu den vorexilischen Propheten gezogen, bei denen die ethischen Fragen im Mittelpunkt ihrer Predigt stehen und die Bedeutung des Kultus daneben zurücktritt, obwohl auch sie den Kultus (d. h. den wahren Kultus, nicht den herrschenden Synkretismus) nicht grundsätzlich verwerfen. Ihre scharfe Gegenüberstellung von Kult und Moral fehlt bei Ez., der sittliche Fragen nicht so ausführlich behandelt, bei dem dagegen, besonders in Kap. 40 ff. die Kultgesetze überwiegen. Die Erklärung für sein größeres Interesse an Fragen des Kultus ist zu suchen 1. in der Lage im Exil (S. 105—113), 2. in der Bedeutung des Kultus für den moralischen und physischen Bestand der Gemeinde (S. 113—134) und 3. in persönlichen Gründen auf seiten Ez.s: seinem Priestercharakter und seinem Temperament (S. 134—140). Kap. 40—48 enthalten das Ideal, das alle Kräfte des Volkes „zu höchster Entfaltung anspornen und ihm Glück und Frieden auf wohlgeordneter sittlicher und kultischer Grundlage verleihen soll“ (S. 142). Abschließend wird S. 144—159 Ez.s Einfluß auf die nachexilische Prophetie gewertet: trotz vielfacher materieller Berührungen finden sich bei ihnen viele selbständige Ansichten; daher besteht keine grundsätzliche formelle Abhängigkeit. S. 160/164 enthalten ein ausführliches Stellenregister. — Verf. hat unter guter Kenntnis und Verwertung der bis 1917 erschienenen wichtigsten Ez.literatur mit viel Scharfsinn seine Thesen durchgeführt. Besonders der zweite Hauptteil ist wohl geeignet, Ez.s Interesse am Kultus deutlich zu machen, auch wenn man Sach. 7, 3 anders wertet und im Verfassungsentwurf mit seiner weitschweifigen Pedanterie kein anspornendes Vorbild erblicken kann. Der entscheidende Punkt für die Beurteilung dieser Arbeit jedoch liegt in der Unterscheidung von „wahrem“ und „falschem“ Kult, in der ethischen Wertung des Kultgesetzes und in der Voraussetzung des Verf., daß die Religion Israels sich dadurch von anderen Religionen unterscheide, daß sie keine allmähliche Entwickelung aus den niedrigsten Stufen bis hinauf zum ethischen Monotheismus der Schriftpropheten durchgemacht habe (S. 5).

Greßmann, Prof. D. Dr. Hugo: **Die Aufgaben der Wissenschaft des nachbiblischen Judentums.** Gießen: A. Töpelmann 1925. (32 S.) gr. 8°. Rm. —.60. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Der aus ZATW abgedruckte Aufsatz ist ein neues erfreuliches Zeugnis für die immer mehr zunehmende Erkenntnis von der Bedeutung der Wissenschaft des nachbiblischen Judentums. Greßmann hat dieser Erkenntnis bereits mehrfach Ausdruck gegeben, so schon im Titel der von ihm redigierten ZATW, die nunmehr

auch „der Kunde des nachbiblischen Judentums" dienen soll, und in der Umgestaltung des Berliner Institutum Judaicum zu einem reinen Forschungsinstitut sowie in der Beteiligung an der Herausgabe der *Judaica, monumenta et studia*[1]. Die vorliegende Darstellung der Aufgaben dieser Wissenschaft wird allerdings dem Gegenstand nur zum Teil gerecht, indem sie eine Reihe von wichtigen Aufgaben ganz unerwähnt läßt und andere in ihrer Bedeutung unterschätzt. So vermißt Ref. neben den von Greßmann mit Recht geforderten kritischen Ausgaben und Übersetzungen der altrabbinischen Schriften jeden Hinweis auf verschiedene mindestens ebenso wichtige Postulate: eine umfassende philologische Bearbeitung des neuhebräischen und aramäischen Sprachguts, eine an Zunz anknüpfende, aber über seine Resultate hinausführende Literaturgeschichte des talmudisch-midraschischen Schrifttums, eine Religionsgeschichte des Judentums[2] bis zur Gegenwart. Greßmann (S. 10) meint, daß „die national-religiöse Bewegung, die mit der Sammlung des Talmuds ihren Abschluß fand, so wesentlich sie für den innerkirchlichen Prozeß des Judentums war, so bedeutungslos für die übrige Welt gewesen sei". Eine solche Annahme ist zwar weit verbreitet, hält aber einer geschichtlichen Prüfung nicht stand. Um nur einige Tatsachen herauszugreifen, sei hier auf die haggadischen Elemente bei den Kirchenvätern[3] hingewiesen, ferner auf den starken rabbinischen Einschlag in der Ideenwelt und im Kultus des Islam[4], auf den Einfluß der jüdischen Religionsphilosophie (spez. des „Führers der Irrenden" von Maimonides) auf die Entwicklung der Scholastik[5], auf die kulturgeschichtliche Bedeutung, die im Reformationszeitalter die den Juden verdankte Erhaltung der „Hebraea veritas" und zugleich der natürlichen Exegese der Heiligen Schrift erlangen sollte, und endlich auf die Anregungen, die im 17. Jahrh. Hugo Grotius und Selden[1] für ihre rechtsphilosophischen Theorien aus dem rabbinischen Schrifttum schöpften.

Nichtsdestoweniger ist das von Greßmann gebotene mit Dank zu begrüßen, so besonders seine nachdrückliche Forderung einer Neuausgabe der Pseudepigraphen und Apokryphen, bei Afterübersetzungen unter Rückübersetzung ins Griechische und von da eventuell weiter in die Ursprache. Am ausführlichsten behandelt Gr. eine Reihe von Aufgaben, die zwar alle sehr interessant und verlockend sind, aber teilweise doch schon nahe der Peripherie liegen. Dieselben betreffen die Wirkungen, die nicht von den Voll-, sondern von den Halbjuden ausgingen und die sich um drei Kreise drehen: die Zauberreligion, die Gleichstellung Jahwe's mit (Dionysos-) Sabazius und die Astralreligion. Rühmende Erwähnung verdienen auch die einleitenden Ausführungen. Dieselben zeichnen in kurzer anschaulicher Zusammenfassung die religionsgeschichtlichen Hauptprobleme, die die Entwicklung des Judentums vom babylonischen Exil bis zum Jahre 70 n. Chr. der Forschung stellt und in deren Mittelpunkt die Auseinander setzung mit dem Hellenismus steht.

Dubnow, Simon: **Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes.** Orientalische Periode. Von der Entstehung des Volkes Israel bis zum Ende der persischen Herrschaft. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Dr. A. Steinberg. Berlin: Jüdischer Verlag 1925. (XXXI, 486 S.) 8° = Simon Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart in 10 Bden. Orientalische Periode Bd. I. Rm. 15—. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Von dieser Weltgeschichte des jüdischen Volkes, welche von den Uranfängen Israels bis zur Gegenwart auf 10 Bände berechnet ist, und welche gleichzeitig in russischer, deutscher und hebräischer Sprache erscheint, liegt der abschließende Zyklus in der deutschen dreibändigen Ausgabe der „neuesten Geschichte des jüdischen Volkes", 1920—23 im jüdischen Verlag in Berlin erschienen, bereits vor. In dem hier anzuzeigenden 1. Bande behandelt der hochbetagte Gelehrte die orientalische Periode: von der Entstehung des Volkes Israel bis zum Ende der persischen Herrschaft in Judäa. Obwohl der Verf. dankbar anerkennt, wieviel er neben christlichen Forschern vor allem H. Graetz und seinen diesbezüglichen Arbeiten verdankt, betont er doch nachdrücklich den Unterschied zwischen seiner und des letzteren

---

1) Das Werk soll die Literatur und die archäologischen Funde des hellenistisch-byzantinischen Judentums etwa vom 3. vorchr. bis zum 5. nachchr. Jahrh. möglichst vollständig umspannen. Es soll in drei Abteilungen gegliedert werden: I. Hebräisch-aramäische Schriften hrsg. von Torczyner; II. Jüdisch-griechische Schriften hrsg. von Greßmann; III. Denkmäler, Funde und Inschriften hrsg. von Lietzmann.

2) Bezüglich der „Legenden" wäre S. 8 statt des wissenschaftlich unbrauchbaren Werks von Bin Gorion auf Ginzberg's bisher fünf Bände umfassende Sammlung hinzuweisen (vgl. OLZ XIII 122 ff.)

3) Siehe Ginzberg. Die Haggada bei den Kirchenvätern. I. Amsterdam 1898. II. Berlin 1900.

4) Aus der unübersehbaren Literatur seit A. Geiger's Preisschrift „Was hat Mohammed aus dem Judentum aufgenommen?" sei hier nur genannt Mittwoch, Zur Entstehungsgeschichte des islamischen Gebets und Kultes (Abh. der Preuß. Akad. d. Wiss. 1913, Phil.-hist. Kl. Nr. 2).

5) Vgl. Jakob Guttmann, Die Scholastik des 13. Jahrh. in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur. Breslau 1902.

1) Siehe Hermann Cohen, Jahrb. für jüd. Gesch. und Lit. 1900, 92 ff.



Auffassung der Aufgabe einer Darstellung der jüdischen Geschichte. Der Verf. vertritt die, wie er es nennt, „soziologische Auffassung". Zur Bestimmung dieses Terminus sagt er: ich könnte auch die Bezeichnung „nationale Auffassung" wählen, aber national ausschließlich im Sinne der Anerkennung eines nationalen Subjektes der Geschichte, nicht aber im Sinne einer subjektiven, nationalistischen Bewertung aller Geschichtserscheinungen, was ja in jeder Hinsicht tendenziös wäre. Die Darstellung ist selbstverständlich mit warmer Anteilnahme geschrieben, aber in keiner Weise schönfärberisch. Es muß anerkannt werden, daß sich der Vf. mit den wissenschaftlichen Problemen seines Themas nicht nur vertraut gemacht hat, sondern ihnen gegenüber auch eine selbständige Position einnimmt. Leider hat wohl einerseits der Zweck seines Werkes, eine für weite Kreise berechnete Darstellung zu bieten, wie ferner der leidige Raummangel verursacht, daß der Vf. von einer eingehenden Begründung seiner Position und Auseinandersetzung mit abweichenden Ansichten absehen mußte. Er sucht vermutlich aus diesem Grunde sich noch in einem Anhang prinzipiell zu einigen wichtigen Problemen zu äußern, wie zur Verwertung des Pentateuchs als Geschichtsquelle, zur Chronologie, zur Sinaigesetzgebung und zu den Einwirkungen des Parsismus. Alles in allem ist dieser Band eine wissenschaftlich und literarisch schätzenswerte Einleitung für die zu erwartenden nachfolgenden Bände.

Klein, Rabb. Dr. Samuel: **Neue Beiträge zur Geschichte und Geographie Galiläas.** Wien: Verlag Menorah 1923. (IV, 56 S.) 8° = Palästina-Studien Heft 1. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Der durch seine Beiträge zur Geographie und Geschichte Palästinas (1909) wohlbekannte Verfasser, jetzt Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem, hat durch obige Schrift, aber auch durch Heft 2 seiner „Palästina-Studien" mit dem Titel Maamarīm schōnīm lahakīrat ereṣ jisräēl (1924) und durch einen hebr. Aufsatz über die Synagogeninschriften Palästinas in Heft 2 der Schriften der Hebräischen Universität Jerusalems zur Förderung der Erkenntnis des Judentums (1925) vieles in der ersten Schrift Berührte genauer untersucht. Die jüdischen Nachrichten über die Verwüstung Galiläas, die nach 70 übriggebliebenen Orte, die Priestergemeinden Galiläas, die Gemeinden Obergaliläas nach 150 werden behandelt. Da das Material zumeist aus zufälligen Notizen besteht, kann das Resultat nicht absolute Vollständigkeit beanspruchen. Aber es war notwendig, die Übersicht über die aus der Literatur zu gewinnenden Einzelheiten durch ihre Zusammenstellung und genauere Erörterung zu erleichtern. Zu bedauern ist, daß die obenerwähnten neuesten Schriften über verwandte Stoffe hebräisch abgefaßt wurden und also nur einen beschränkten Leserkreis haben können. Erwähnt sei die darin mitgeteilte erst neuerdings aufgefundene aramäische Synagogeninschrift aus Kapernaum: „Gedacht ist zum Guten Zebida, der Sohn des Jochanan, der diese Säule gemacht hat. Möge sein Gedächtnis nie schwinden! Amen."

Thomsen, Peter: **Die neueren Forschungen in Palästina-Syrien und ihre Bedeutung für den Religionsunterricht.** Tübingen: J. C. B. Mohr 1925. (30 S.) gr. 8° = Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, 114. M. 1.20. Bespr. von Max Löhr, Königsberg.

Der Aufsatz bietet, wie vom Vf. zu erwarten war, gute Literaturangaben. Darin besteht sein Wert. Die Frage nach der Bedeutung der neueren Forschungen in Syrien-Palästina für den Religionsunterricht wird auf den letzten 10 Seiten eigentlich nur immer gestreift.

Brockelmann, Carl: **Syrische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Chrestomathie und Glossar.** 4., vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin: Reuther u. Reichard 1925. (XVI, 153, 202* S.) kl. 8° = Porta Linguarum Orientalium, Sammlung von Lehrbüchern für das Studium der orientalischen Sprachen. Bd. V. Rm. 13—. Bespr. von J. Schacht, Freiburg i. Br.

Brockelmanns Syrische Grammatik hat sich bereits in drei Auflagen so bewährt, daß eine Empfehlung der vierten, die gegenüber der vorhergehenden noch eine Reihe von Verbesserungen und Zusätzen aufweist, überflüssig ist.

Die grammatische Darstellung, die Paradigmen und die Chrestomathie sind bis auf ganz wenige Änderungen (41, 1; 85* 18 [vgl. die Nachträge]; 141* 4; 155*) durch ein mechanisches Verfahren nach der dritten Auflage reproduziert, und zwar so hervorragend, daß man den Text von einem neu gesetzten kaum zu unterscheiden vermag; Berichtigungen und Nachträge dazu stehen S. 155. Im Literaturverzeichnis sind die wichtigsten Neuerscheinungen nachgetragen, das Glossar hat viele Verbesserungen erfahren, und beide sind neu gesetzt; leider mußten hierfür syrische Typen gewählt werden, die sich von den früher verwendeten unvorteilhaft abheben. Hier sollte bei einer Neuauflage, die dem nützlichen Buche recht bald zu wünschen ist, wenn irgend möglich, Wandel geschaffen werden.

Brockelmanns Grammatik ist, wie bekannt, durchaus sprachgeschichtlich eingestellt. Ohne daß ich damit irgendwie gegen die Berechtigung dieses Standpunktes auftreten möchte, scheint es mir aber doch im Interesse des nicht bereits sachkundigen Benutzers dringend erwünscht, in die großgedruckten Paragraphen, die die gramma-



tischen Haupttatsachen bringen, nur soviel von der Theorie aufzunehmen, wie als unbedingt gesichert gelten kann; das ist aber nicht der Fall z. B. bei § 17 (cf. Nöldeke § 20 und Brockelmann selbst § 23) und § 100; auch in den kleingedruckten Teilen wäre eine deutlichere Scheidung des Sicheren vom Wahrscheinlichen und ganz Hypothetischen und eine Zurückdrängung des letzteren in diesem doch zur Einführung bestimmten Buche öfter von Nutzen, so § 56, 88 Anm., 159, 190 Anm. 1 und 3. Doch vermag das nichts an der Tatsache zu ändern, daß Brockelmanns Grammatik ein hervorragendes Hilfsmittel zur Einführung in das Verständnis der syrischen und überhaupt der semitischen Sprachgeschichte darstellt.

Ich füge hier ohne Streben nach Vollständigkeit einige Bemerkungen an, die selbstverständlich nur Kleinigkeiten betreffen können. § 1 Absatz 2 wäre eher von der Ausbildung der grammatischen Tradition zu sprechen. § 16 Anm. 3 muß es WS statt Altsyr. heißen, wie aus dem dort zitierten § 80 hervorgeht. Bei § 45 Anm. 1 wäre ein Hinweis auf § 62 erwünscht, auch bei § 69 Anm. 2 war auf § 45 Anm. 2 zu verweisen. Bei § 89 wäre vielleicht auch *tar'ā* zu erwähnen, bei § 114 *tanwai*, bei § 134 *šāṭīftā*, bei § 224 *meṣē* (alle diese Wörter kommen in der Chrestomathie vor).

Margoliouth, O. S.: Two South Arabian Inscriptions. Edited from Rubbings in the possession of Major-General Sir Neill Malcolm. London: Oxford University Press 1925. (8 S., 4 Abb.) gr. 8° = Proceedings of the British Academy Vol. XI. 2 sh. Bespr. von F. Praetorius, Breslau.

Aus einer großen Sammlung südarabischer Altertümer, Besitz eines parsischen Herren in Aden. Alle Gegenstände dieser Sammlung seien nach Aden gebracht aus einer Entfernung von „20 camels' marches", das seien ungefähr „300 miles". Die erste der beiden Inschriften ist dreizehnzeilig, aber leider unvollständig und mir wenigstens nicht durchweg verständlich (s. Zl. 5). Genannt in ihr ist der bekannte sabäische König אלשרח יחצב und sein ebenfalls längst bekannter Bruder יאול בין; eine Dankinschrift für siegreiche Kriegszüge. Die andere Inschrift, zehnzeilig, und beinah vollständig, nennt den auch bereits bekannten ausanischen König יצדקאל פרעם שרחעת. Die Ausanier sollen nach Glaser, Geographie S. 90 die Vorgänger der Raidaniten und Himjaren gewesen sein. Die Inschrift ist mir, trotz der Übersetzung von Margoliouth, wenig verständlich. Sie enthält auf Zl. 8 das Wort עלשוו, also wahrscheinlich על + Suffix שוו. Über dieses Suffix ist in dieser Zeitschrift 1925, Sp. 711 gehandelt worden. Wenn die vorliegende Inschrift sicher gedeutet sein wird, wird es sich zeigen, ob die über שוו ausgesprochene Vermutung stand hält oder nicht. — In der kleinen Schrift sind weiter vier Alabaster-Statuen ausanischer Fürsten abgebildet, die ebenfalls zu der oben erwähnten Sammlung gehören. Diese Statuen mit ihren langen Perrücken sehen zum Teil fratzenhaft und klobig aus, die vierte feiner, künstlerischer. Vielleicht war ein Meister aus Rūm dabei beteiligt; vgl. ZDMG 24, 179.

R. Brünnows Arabische Chrestomathie aus Prosaschriftstellern. In 3. Aufl., verbessertem Neudruck der 2. Aufl. v. 1913, hrsg. v. August Fischer. Berlin: Reuther & Reichard 1924. (XIV, ١٨٣, 162 S.) 8°. = Porta Linguarum Orientalium XVI. Rm. 11.—; geb. 12.—. Angezeigt von J. Schacht, Freiburg i. Br.

Der „Brünnow-Fischer", der ein auf gründlichster Kenntnis beruhendes, abgeschlossenes Kulturbild bietet, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium des Arabischen. Für die vorliegende dritte Auflage konnte die zweite von 1913 mit ganz wenigen Verbesserungen und Nachträgen auf S. 162 unverändert reproduziert werden, ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Buches. Es erübrigt noch zu bemerken, daß der Neudruck technisch hervorragend ausgefallen ist.

The Origins of the Islamic State. Being a translation from the Arabic accompagnied with annotations, geographic and historic notes of the Kitâb Futûḥ al-buldân of al-Imâm abu-l-'Abbâs Ahmad ibn Jâbir al-Balâdhuri. Part I by Philip Khûri Ḥitti. New York: Columbia Univ. 1916. (XI, 515 S.); part II by Francis Clark Murgotten, ebda. 1924. (XII, 296 S.) 8° = Studies in History, Economics and Public Law edited by the Faculty of Political Science of Columbia University, Vol. LXVIII [Whole Number 163 and 163 A]. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Die Eroberungsgeschichte des al-Balāḏurī wurde seit ihrer Publikation durch De Goeje (Leiden 1866) als Hauptquelle für die frühislämische Zeit in modernen historischen wie geographischen Darstellungen ausgiebig benutzt, so z. B. von Wellhausen, De Goeje, Sachau, Caetani, Lammens und Brooks; doch war sie weiteren Kreisen bis vor kurzem infolge des Fehlens einer Übersetzung nicht zugänglich. Bei der Fülle von Stoff, die das Werk auch dem Historiker des Abendlandes, insbesondere dem Byzantinisten, bietet, ist es freudig zu begrüßen, daß man gleichzeitig von zwei Seiten an seine Übersetzung ging. Während von der deutschen Version, die Prof. Rescher in Angriff nahm, bisher erst zwei bis S. 240 des arabischen Textes reichende Lieferungen (1917 und 1923) erschienen sind, von denen leider die erste bloß in 120, die zweite sogar nur in 60 Exemplaren gedruckt werden konnte, liegt die von zwei Schülern J. H. Gottheils (p. 1—316 von Ḫūrī Ḥittī, p. 317—474 von Murgotten) hergestellte englische bereits vollendet vor.

R. Hartmann bedauerte in seiner Besprechung der Rescher'schen Arbeit (Islam IX 265), daß ihr nicht ein Kommentar beigefügt wurde. Auch die englische Übersetzung entspricht diesem Wunsche nicht, da man einige spärliche Zitate arabischer Parallelstellen und ganz vereinzelte Hinweise auf moderne Darstellungen in den Fußnoten nicht als solchen bezeichnen kann. Aber auch so ist die Arbeit als ein verdienstliches und, wie Rescher an einem Abschnitt des Ḥittī'schen Teiles zeigte (Islam IX 268—70), gewissenhaft ausgeführtes Werk zu bezeichnen. Als textliche Grundlage dient ausschließlich die Edition De Goeje's; die Landberg'sche Handschrift blieb unberücksichtigt. Der Druck ist sorgfältig und übersichtlich angeordnet; dem Historiker würde es die Benutzung wesentlich erleichtern, wenn wie in Caetani's Annali dell' Islām über oder neben den Seiten die auf ihnen behandelten Jahre angemerkt wären. Jedem Band ist ein Index der Eigennamen beigefügt; der des ersten ist allerdings recht unvollständig.

Unsichere Lesungen finden sich hauptsächlich in den Ortsnamen, obgleich hier Yāḳūt, der Balāḏurī's Werk ausgiebig benutzt, an vielen Stellen zur Kontrolle dienen kann und von den Übersetzern auch oft angeführt wird. Dazu noch einige Bemerkungen:

I S. 167 sind die Namen des ǧund Filasṭīn, ǧ. al-Urdunn und ǧ. Dimašḳ unpassend mit Palestine, the Jordan und Damascus und S. 179 paenult. sawāḥil al-'urdunn mit „the littoral of the Jordan" wiedergegeben (vgl. dagegen R. Hartmann, Islam IX 266), obgleich wenige Zeilen vorher (Zl. 8 v. u.) ganz richtig „the sea-coasts of the province of the Jordan" übersetzt ist. — S. 194, 1: die Unrichtigkeit der Vokalisierung 'Irḳah hat van Berchem, Journ. As. 9e sér. XIX (1902), 393 nachgewiesen. Das hier zitierte „'Arqaq" bei Caetani III 801 ist natürlich Druckfehler für 'Arqah. — S. 197 ist statt Ḳubbash vielmehr Nikinnis (Le Strange, Palest. 516) zu lesen, vgl. R. Hartmann, ZDMG LXX 497, Anm. 4. — S. 203 ist al-Yusaiyid in al-Busaid (Ποσίδειον) zu verbessern (Wellhausen ZDMG LX 246). — S. 226 Mahrûba ist ebenso wie Mahrūna bei Yaḥyā b. Sa'īd al-Anṭākī (ed. Rosen, Zapiski Imp. Akad. Nauk XLIV 42,1 = p. 43, 29 der russ. Übers.) in Mahrūya (so Yāḳūt I 386, 6) zu verbessern, da es dem alten Μερόη bei Antiocheia (ZDPV 1924, 18 Nr. 311) entspricht (syr. Marūī Patrol. Orient. VI 698). — S. 229 convents of Ṭabâya and al-Fasîlah lies dair Ṭayāyā und dair al-Fasīlah (das „Araberkloster" und das „Steinbruchkloster", syr. dairā dhē-fesīlthā, vgl., Z. Semit. I 19 Nr. 8). — S. 230 Nikābulus (Nicepholis), lies (Nicopolis). — S. 231, 4 zu 'Arâjîn: „Sometimes 'Arshîn; Lammens MFO, vol. I, p. 240 note 3"; Lammens zeigt dort aber gerade, daß die von Le Strange vermutete Gleichsetzung beider Orte unmöglich ist. — S. 241 'Arbassûs ist vielmehr 'Arabsūs, Arabissos (vgl. darüber Tomaschek, Festschr. f. H. Kiepert 144). — S. 247 zu den ar-Rawâdîf vgl. Rosen, Zapiski a. O. 311, Anm. 261. — S. 279, 2 zu „Talbas": „Vowels uncertain". Es ist die heutige Insel Tilbis, nahe südlich von 'Anah, die Θιλαβοῦς νῆσος des Isidoros von Charax (Θιλαμοῦζα Asin. Quadr. bei Steph. Byz.?), vgl. Herzfeld-Sarre, Arch. Reise II 319, 3; also ist wohl auch hier Tilbis zu vokalisieren. — S. 282 statt Sala'ûs ist vielleicht mit Yāḳūt III 119 Salaghūs zu lesen; doch hat auch Ibn aš-Šiḥna p. 177, 17 ed. Bairūt 1909, hiṣn Sala'ūs. — S. 314 Jurna ist mit Andreas (bei M. Hartmann MVAG 1897, 141) Garnī zu lesen (armenisch Gaṙni, Tacit. XII 45 Gorneae). — S. 335, 1 „Rafḥ . . . modern Raf'" ist = Rafaḥ S. 213, das alte Raphia. — S. 381 'Aidhâb, das jetzige Aidip, s. C. H. Becker, Enz. d. Isl. I 222. — S. 397 „Jabal al-Jalîl [Mt. Galilee] in Syria". Es handelt sich hier nicht um Galilaea, sondern um ein öfters genanntes Gebirge (syr. Ṭūrā Galīlā) westlich von Ḥimṣ, vgl. Lammens, Mél. Fac. Orient. I 271 ff. und ZDPV XLVI 187 Nr. 184 Γαλιλαῖοι. — S. 419, 2 zu ar-Rûmîyah: „Perhaps a suburb of Madâ'in". Es ist bekanntlich das nahe unterhalb von al-Madā'in gelegene Neu-Antiocheia, das Chosrau 540 n. Chr. gegründet hatte (Streck, Babylonien 276; mein Art. Ktesiphon bei Pauly-Wissowa, Suppl.-Bd. IV col. 1115 seq.). — S. 460 Z. 3 „al-Fadhandûn" ist Ποδανδός, sonst wohl stets Badandūn (ohne Artikel) geschrieben, vgl. Le Strange, Palestine 407; Eastern Caliphate 135, 1.

II S. 31, 9 zu Ḥazzah: „I have been unable to identify this name". Aber schon G. Hoffmann, dessen „Anzüge" (sic) in der vorhergehenden Anm. zitiert werden, hat S. 237 seine Lage bestimmt („Dorf bei Erbil"). — S. 106, 2 „Sayâbijah"; vgl. zu diesem Volke Marquart, Festschr. f. Ed. Sachau (1915), 285, 5. — S. 147 oben ist der Text und die Übers. zu ändern nach Marquart a. O. 269 f. („drang [auf Kamelen] in die Wüste ein nach Bust"). — S. 219, 1: die Namensform Bīrūn, für die sich Murgotten auf einen Aufsatz Reinauds von 1845 (!) beruft, beruht doch nur auf einer Verwechslung mit al-Bērūnī's Heimat bei Ḫwārizm; die indische Stadt heißt an-Nīrūn, d. i. Haidarābād, das noch jetzt den Namen Nērūn-kōt führt (Marquart, Ērānšahr 189; Nallino, Albatenii opus astr. II p. XXIX). — S. 262 ff. vgl. dazu jetzt Lammens, La Mecque . . . (1924), 195 (= Mél. de l'Univ. St. Joseph, Beyrouth, IX 3 p. 291). — S. 227, 2 zu Uzain u. a. „Most of these places have not been identified". Uzain ist bekanntlich Uǧǧayini, das griechische 'Οζηνὴ βασίλειον (Ptol. VII, 1, 63), noch jetzt Uǧǧain (Ujain) in der Provinz Mālwā; der Ort ist dadurch berühmt, daß ihn die späteren arabischen Geographen mit der Ḳubbat al-arḍ gleichsetzten (Nallino, Gesch. d. arab. Astronomie S. 155). — S. 270 f. vgl. Lammens a. a. O. 123 (= Mél. a. O. 219).

Paret, Rudi: **Sīrat Saif ibn Dhī Jazan.** Ein arabischer Volksroman. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (III, 120 S.) 8°. Rm. 4.50. Bespr. von Th. **Menzel**, Kiel.

Es ist ein begrüßenswerter, seinerzeit schon von Martin Hartmann: Die Benī Hilāl-Geschichten (Ztschr. für afrik. und ocean. Sprachen IV, 4) angeregter Gedanke, die noch recht unbekannten arabischen Volks- und Heldenromane des näheren zu untersuchen und durch Spezialarbeiten über die einzelnen Romane zu fördern. Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit, nicht nur für die Zusammenhänge der Volksromane unter einander und ihre Geschichte neues Material zu finden, sondern auch die Volkskunde und die Märchen- und Legendenforschung zu fördern, da in diesen Romanen das phantastische Erzählungsgut ganzer Generationen verarbeitet zu sein scheint. Förderung fände vor allem auch die Frage der Wandererzählung und die des Zusammenhangs mit den Volksromanen anderer Völker, wie etwa des Sejjid Baṭṭāl-Romans bei den Türken.



Auf Anregung Littmann's behandelt Paret den arabischen Volksroman, die Sīrat des Saif ibn Dhī Jazan nach der vierbändigen Kairenser Ausgabe von 1322 h/1904-5 D. Die umfangreiche Erzählung, die wie die Geschichte von ʿAntar, Abū Zaid, den Benī Hilāl, Melik az-Zāhir, Dhūl-Himma noch jetzt von berufsmäßigen Erzählern vorgetragen wird und zu diesem Zwecke in 17 Abschnitte für 17 Erzählungspensen eingeteilt ist, bildet einen interessanten Beitrag zur Geschichte der arabischen und islamischen Volksliteratur und gibt einen guten Einblick in die Alltagswelt des Islam.

Die stark unter nachklassischen Einflüssen stehende Prosa der Erzählung, die zum Teil in Reimprosa übergeht, ist mit über 200 Gedichten durchsetzt, die aber mit dem Anfbau des Romans nichts zu tun haben. Der Autor (wahrscheinlich sind es mehrere) ist unbekannt. Auf Grund verschiedener Erwägungen, die schlüssig zu sein scheinen, bestimmt der Verfasser das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts als Entstehungszeit des Romans.

C. H. Becker hat in Islam I. P. 173. „Zur Geschichte des östlichen Sūdān" das Grundthema des Romans schon scharf präzisiert als den Gegensatz der islamischen Araber gegen die heidnischen Schwarzen und Abessinier. Saif b. Dhī Jazan ist der Heros des Arabertums im Kampfe mit den Negern, wie Sejjid Baṭṭāl es gegen die Griechen ist. Historisch erscheint die Hereinnahme des Abessinier-Königs Saif 'Arʿad (1344—72). Der Roman ist in die vorislamische Heldenzeit zurückverschoben, was aber nicht hindert, daß die Bekehrung zu dem noch gar nicht geschaffenen Islam und die Bestrafung für den Abfall davon das ständige Thema bildet.

Als Ort der Entstehung scheint bei dem Überwiegen der ägyptischen geographischen Bezeichnungen mit Sicherheit Ägypten angenommen werden zu können.

Paret hat es sich zur Hauptaufgabe gesetzt, eine gedrängte Inhaltsangabe des bunten Durcheinanders, das der Roman darstellt, der dreizehnjährigen Kampf- und Kriegsfahrten des Helden mit all dem Beiwerk von Märchenhaftem und Zauberwesen zu geben. Es liegt nicht an ihm, wenn der Gang der Ereignisse den europäischen Leser etwas verworren und unübersichtlich anmutet.

Anmerkungen, die noch etwas reichlicher hätten ausfallen dürfen, erläutern die Ausführungen. Den Beschluß machen arabische Verzeichnisse der in der Sīra erwähnten Personen- und Ortsnamen.

Eine systematische Bearbeitung des Inhalts und der vielen darin enthaltenen Stoffe wird, wie der Verfasser richtig hervorhebt, erst nach der genaueren Untersuchung auch der anderen arabischen Volks- und Ritterromane am Platze sein.

Briggs, Martin S.: **Muhammadan Architecture in Egypt and Palestine.** Oxford: Clarendon Press 1924. (XV, 255 S. Text, mit 1 Taf. und 252 Abb.) 4°. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Der vornehm ausgestattete Band legt keine neuen Forschungsresultate vor, sondern gibt lediglich auf Grund lebhafter während des Krieges gewonnener Eindrücke eine zusammenhängende Schilderung der islamischen Architektur in einem ihrer Hauptzweige, dem ägyptisch-syrischen. Es ist dies, wie der Verfasser betont, ein erster Versuch nach dieser Richtung in englischer Sprache. Durch die jedem Abschnitt vorgesetzten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Betrachtungen wird die Darstellung zwar gewiß einem weiteren Leserkreise anschaulich gemacht; für viele etwas näher mit dem Orient, seiner Kultur und seiner Baukunst bekannte Leser wird jedoch hierdurch der Umfang des Buches unnötig und ermüdend vergrößert, vor allem aber wird die Brauchbarkeit als Handbuch, die bei Diez und Saladin eine so glückliche ist, gefährdet. Und doch hätte uns eine knappe, übersichtliche und möglichst vollständige Zusammenstellung der Denkmalsreihen und ihrer Tatsachenbestände, selbst wenn sie keine Neuigkeiten enthält, gerade für den ägyptisch-syrischen Kreis dringend Not getan.

Ausführlich wird in Kapitel I nach Lammens, Lane-Poole u. A. die „Geburt des Islam" behandelt. Die byzantinischen, syrischen, koptischen und mesopotamischen Grundlagen für die ägyptisch-islamische Baukunst werden bejaht, die spätrömische und indische gestreift. Eingehend und mit seitenlangen Auszügen aus Lane-Poole ist Mohammeds Auftreten und die Schaffung des Prototyps einer Moschee erörtert. Wenn der Verfasser schreibt: „It is quite possible, however, that the miḥrāb found its prototype in the Christian ambo", so dürfte wohl statt miḥrāb mimbar zu lesen sein. Mit Recht werden die ältesten Denkmäler, Mekka und Medina, wegen ihrer starken Umgestaltungen als Zeugen der primitivsten Stufe abgelehnt und auf das sofortige Auftreten dreier Sakralbauformen (Dschâmiʿ, Qubbah und Madrasah) hingewiesen. — Bei der folgenden Behandlung, Aufzählung und stellenweise Charakterisierung der überwiegend sakralen Baudenkmäler wird die geschichtlich begründete Periodenteilung (Tuluniden, Fatimiden, Ejjubiden, Bahritische Mamluken, Circassische Mamluken und türkische Eroberung) zu Grunde gelegt. Solange es sich um Kairener

Denkmäler handelt, stehen dem Autor sowohl neuere Quellen, die Arbeiten des Comité de Conservation des Monuments, Herz Paschas, Cresswells und Alŷ Bahgats, als auch genauere persönliche Kenntnis zur Verfügung. In Palästina und insbesondere in Syrien ist die Darstellung weit lückenhafter. Es fehlen die kleinen Planskizzen, und oft mangelt den Namennennungen jegliche Angabe über das Aussehen des Denkmals. Besonders hier müßte der Verfasser auch seinen eigenen Abbildungen kritischer gegenüberstehen, z. B. beim Mimbar des Qâḍî Burhân ed-Dîn auf dem Ḥaram esch-Scherîf sich nicht mit der Angabe von der Errichtung im Jahre 1456 begnügen, sondern zwischen den Teilen des 15. Jahrh. und den, bei seinen Abbildungen stark ins Auge fallenden Zutaten des 18./19. Jahrh. scheiden. Abbildung 69 stellt übrigens nicht einen Torbogen in Damaskus dar — so stark im Sinne der Kreuzfahrerarchitektur behandelte Bogen gibt es in Damaskus überhaupt nicht — sondern den Eingang der Mekteb Ḥaldieh in der Ḥâret en-Nebi Dâûd in Jerusalem. Das nächste Analogon zur Moschee el Malikah Ṣafijjeh in Kairo von 1610 ist wohl die auch aus dem 6-Eck entwickelte Ahmed Pascha Moschee im Viertel Top Kapu (1555) oder die Moschee Mehmed Sokolli Paschas im Viertel Kum Kapu (1571), beide in Konstantinopel, schließlich auch die Eski Valide in Skutari (ca 1570), sämtliche ebenfalls aus der Sinan-schule, nicht aber die Adrianopler Selimije mit ihrer 8-eck-Lösung.

Dem Kapitel IX über die Wohnhäuser sind Darlegungen über das orientalische Familienleben, über klimatische, soziale und religiöse Verhältnisse vorausgeschickt; dann wird ein lediglich der Phantasie entnommenes altes Ideal- und Normalhaus beschrieben. Etliche Aufnahmen bisher ununtersuchter Häuser, und seien sie auch weniger typisch, sowie etliche neue photographische Innenaufnahmen wären jedenfalls vielen sehr erwünscht gewesen. Leider sind die wertvollen 1921 veröffentlichten Grabungsresultate Alŷ Bahgats in Fosṭâṭ noch nicht mit einbezogen. Dort ist der Ausgangspunkt des Kairener Hauses vom Hof-Iwan-haus deutlich geworden, während die in immer drangvollerer Enge gebauten jüngeren Häuser — und es sind nicht einmal ansehnliche —, deren Grundrisse herkömmlich in der Literatur weitervererbt werden, kaum mehr als typische Erscheinungen angesprochen werden können. An ihnen läßt sich zwar der Sinn und Zweck einzelner Bestandteile, aber nicht mehr ihre ursprüngliche gesetzmäßige Beziehung zu einander, ablesen. Selbst das aus Lane-Poole als typisch übernommene Haus ist gegenüber den ausgegrabenen in Fosṭâṭ stark verkrüppelt. Mit dem Hausbau, dem der Verfasser noch einige wenige Chane und eine Notiz über Bäder (weshalb nicht etliche neue Aufnahmen?) anschließt, leitet er zur Analyse des „sarazenischen" Ornaments über. Ausgehend vom Bilderverbot und seinen Grundlagen zählt er die relativ seltenen Mensch- und Tierdarstellungen als Ausnahmen, als erste Gruppe auf. Pflanzliche und geometrische Muster bildeten die 2. und 3. Gruppe. Insbesondere bei letzterer zitiert B. viele geistreiche Betrachtungen früherer Autoren, Doorées, Saladins und Gayets. Mit etwas Spott auf die allzu mystischen Lösungsversuche erörtert er die historischen Entstehungsmöglichkeiten, die Wirkung auf den Beschauer und die Werktraditionen. Mit stilkritischen Betrachtungen des Details befaßt sich das Buch wenig. Auch die Schrift, als Kufi und Nes-chi, ohne weitere Spezialisierung, wird in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Kapitel XI bis XIII betitelt sich Werkweisen in Stein, Marmor und Stuck, — in Holz, — in Metall, Glas und Keramik. Nähere Kenntnis der noch offenen Probleme verrät sich hierbei nicht, doch wird Bekanntes fachmännisch erörtert. Vorherrschende Schichthöhen und Steinlängen hängen übrigens mit den Bruchhöhen und Transportverhältnissen zusammen. Über eventuelle neue Beobachtungen von Aufzugsvorrichtungen (Wolfs- und Zangenlöcher), Versetzmethoden, Oberflächenbehandlung, Fugenbildung, Steinbruchherkünfte usw. erfahren wir nichts. Und doch läge hier der Schlüssel zu mancher anzweifelbaren Datierung, die Bestätigung mancher Bauinschrift. Auf das Vorhandensein und den Wortlaut letzterer ist ohnehin nie eingegangen, auch nicht in Zitaten, was dienlich gewesen wäre. Beim Stuckornament wäre die Frage der zweifellos durchweg vorhanden gewesenen alten Polychromie zu behandeln. Auch die Mosaik- und Opus-sectile-Technik bedarf nach Form der Anschlußflächen, des Mörtelbetts und des Materials der Untersuchung und Erwähnung. Wertvoll ist schon der Hinweis auf die vorkommenden Holzsorten, doch fehlt hier die Brücke zum Einzelobjekt. Ähnliches gilt für das Glas und Metall. Bei den Fayencen muß unbedingt von der Beschaffenheit der Glasuren und des Scherbens, sowie dem Dekorationsstil gesprochen werden. Ob am Tambur der Qubbet eṣ-Ṣachrah noch viel aus der Zeit Suleiman d. Gr. stammt, muß bezweifelt werden. Das Meiste dürfte weit späteren Renovationen angehören[1]. Wo in Damaskus soll sich der Brunnen Abb. 246 befinden?

1) Nach der mir erst während des Druckes zugänglich gewordenen großen Monographie E. T. Richmonds,



Der Schlußabschnitt singt ein berechtigtes Lob auf die Tätigkeit des Comités und versucht eine kurze Charakterisierung der ägyptischen Kunst und ihrer Beziehungen zu Europa. Es kann sich natürlich nur um Andeutungen handeln. Recht begrüßenswert sind die bibliographischen Notizen fast nach jedem Kapitel. An Abbildungen ist bis auf ein Fliegerbild Samarras, etliche flotte Handskizzen des Verfassers, die kleinen Aufnahmen aus dem Nildelta und aus Gaza, trotz beträchtlicher Zahl nicht allzuviel gegenständlich Unbekanntes oder ungewohnt Betrachtetes geboten. Den Plänchen fehlen die Maßstäbe. Einen besonderen Reiz verleihen dem Band eingestreute Wiedergaben der weichtonigen schon recht selten gewordenen Lithographien in der Art L. Roberts aus der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Druck und Aufmachung sind mustergültig.

Heffening, Willi: **Das islamische Fremdenrecht bis zu den islamisch-fränkischen Staatsverträgen.** Eine rechtshistorische Studie zum Fiqh. Hannover: H. Lafaire 1925. (XX u. 220 S.) 8°. Rm. 20—. = Beiträge zum Rechts- und Wirtschaftsleben des islamischen Orients, hrsg. von W. Heffening, Bd. I. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Es ist ein guter Gedanke, eine Einzelfrage aus dem islamischen Recht herauszustellen, und sicher ist das Fremdenrecht ein besonders dankbarer Stoff. Eben weil es nicht allein die Muhammedaner angeht, konnten sich hier die Faqīh's nicht in bloße erstarrende Theorien einspinnen und noch weniger mit ihrem Dogmatismus etwa die Handelspolitik der östlichen Staaten aufhalten. Und es ist beides ganz lehrreich: die fremdenrechtlichen Bestimmungen des Fiqh durch den Wortlaut der islamisch-fränkischen Staatsverträge mit ihrer an sich schon interessanten Wiedergabe arabischer Rechtsbegriffe zu kontrollieren, und andererseits letzte Spuren der religiös-moslemischen Einstellung gegenüber den Ungläubigen noch in den neusten Staatsverträgen wiederzufinden. So berührt denn H. dem Längsschnitt nach ein gewaltiges Material von den einschlägigen Qorānsätzen und dem Vertrag von Ḥudaibija an (S. 167—169) bis zu den betreffenden Paragraphen der neuen türkischen Verfassung vom 20. April 1340/1924 und den jetzigen persischen Versuchen zur Beseitigung der konsularischen Gerichtsbarkeit (S. 133, 131). Neben dieses rein orientalische Material tritt von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab, seit den Verträgen von Valencia mit Genua und Pisa, das zwischenstaatliche. Aber die Breitenausdehnung des Stoffes ist nicht geringer. H. erklärt es für „notwendig, erst einmal aus sämtlichen erreichbaren Fiqh-Werken zusammenzustellen, was das Fiqh in dieser Frage lehrt“ (S. 4). So berücksichtigt er denn neben den drei sunnitischen Hauptschulen auch die Imāmiten und die Zaiditen. Da die Werke der letzteren außer dem sog. *madschmū‘* des Zaid nur handschriftlich vorliegen, bringt H. in Beilagen größere Abschnitte von Texteditionen (S. 173—213) sowie Einzelsätze in den Fußnoten. In Belegen aus zweiter Hand kommen auch die Ḥanbaliten und die alten verschollenen Riten des Auzā‘ī und des Thaurī zu Wort.

H. geht mit Recht aus vom hl. Krieg und der Erteilung des Schutzes (*amān*) in den Eroberungskämpfen (S. 15ff.) und versucht dann (S. 28ff.), die Bestimmungen über den Fremden, den nicht dem islāmischen Staate angehörenden *Musta'min*, von denen für den nichtmuhammedanischen Angehörigen des muhammedanischen Staates, den *Dhimmī*, loszulösen. Das ist keine ganz leichte Aufgabe, da die vielen Ausdrücke für Schutz, Vertrag, Sicherheit, sowie die für den Staatsfremden und den religionsfremden Staatsangehörigen und den Ungläubigen aus einem Lande, mit dem Friede oder Vertrag besteht, lange Zeit durcheinander gebraucht werden und manche sie auch späterhin nie sauber getrennt haben. Darum hatte H. ein Kapitel zur „Terminologie“ vorausgeschickt (S. 9ff.). Nachdem dann aus den verstreuten Sätzen der einschlägigen Rechtskapitel die dem *Musta'min* zugebilligten Grundrechte und seine Behandlung in öffentlich - rechtlicher und in privatrechtlicher Hinsicht umrissen sind, veranschaulicht der dritte Abschnitt „Die historische Entwicklung des Fremdenrechts bis zu den islamisch-fränkischen Staatsverträgen“ (S. 87—116), worauf im 4. Kap. auf „Die Einflüsse des römisch-byzantinischen und des talmudischen Rechts“ hingewiesen, und in einem „Ausblick“ die Weiterführung bis zur Gegenwart angedeutet ist.

Es finden sich feine Bemerkungen in dieser Schrift, falls sie alle stichhalten: der Fortschritt in der juristischen Klarheit vom 2. zum 5. Jahrh. (S. 30), der Durchbruch des staatsrechtlichen Prinzips der Territorialität des Rechts gegenüber dem der Personalität (bes. 60; 63; 126f.), die Einschätzung des Ḥanefiten Sarachsī (126; 59f.) und des Ghazālī als Juristen (S. 163), ferner des *kitāb al-umm* von Schāfi‘ī mit seiner rechtsgeschichtlich sehr wichtigen, oft hier von H. herangezogenen Polemik. Auch der Widerstreit und der Ausgleich zwischen Theorie und Wirklichkeit erhält reichliche Beleuchtung. Bei der Frage des Einflusses fremden Rechts über-

---

the Dome of the Rock, Oxford 1924 sind von den sämtlichen Fliesen des Baues nur 54% älter als das 17. Jhh.

sieht Verf. nicht die Bedenken (S. 123f.) gegen voreilige Herleitung des Ähnlichen aus dem Früheren, dem gegenüber der warnungslose Hinweis auf Griffini in Anm. 1 zu S. 4 wohl mehr aus Versehen stehen geblieben ist. Die literarischen Beilagen gehen des öfteren in genaue Einzelheiten und auch auf handschriftliche Verhältnisse ein.

Nach dem Angedeuteten ist es sehr viel, was auf diesen engen Raum zusammengedrängt ist, und das hat seine Gefahren. Eben weil wir Interesse an dem in mancher Hinsicht dankenswerten Versuch nehmen, seien in wenigen Einzelbeispielen einschränkende Bemerkungen gestattet: In Wirklichkeit sind nicht „sämtliche erreichbaren Fiqh-Werke“ herangezogen. Wenn schon so viele Schulen berücksichtigt werden sollten, dann konnten auch wegen ihrer Eigenart die leicht zugänglichen chāridschitischen Ibāḍiten eingesehen werden. Eine Sammlung wie das *qāmūs al-scharīʿa* von Dschumaijil b. Chamīs al-Saʿdī bewahrt treu das alte Material. Sie selbst ist zwar jung, aber H. druckt bei den Zaiditen auch ab von Muḥammed b. al-Muṭahhar, der 728/1328f., und von Ibn al-Murtaḍā, der 840/1437 starb (s. Textbeilagen III u. V). Von ultraschīʿitischer Seite ist auch aus älterer Zeit mancher hierher gehörige Satz erreichbar. Das Zeugnis eines Ungläubigen, der nicht Staatsangehöriger (*Dhimmī*) zu sein braucht, wird in Angelegenheiten des Testamentes eines auf der Reise Verstorbenen, auch eines Moslem (s. S. 60 Anm. 3), wenn kein Muhammedaner zugegen war, z. B. auch von den Ḥanbaliten erlaubt; aber sieht man näher zu, dann ist dergleichen nur Theorie. Denn es können einfach zwei Angehörige des Toten auftreten und seine Glaubwürdigkeit verdächtigen (ʿAbdalqādir b. ʿOmar al-Schaibānī, *nail al-maʾārib*, Cairo 1324, II 273).

Solche Beobachtung führt auf das Grundsätzliche: Man kann das Thema auf verschiedene Weise anfassen. H. will d a s Fremdenrecht darstellen, berücksichtigt einzelnes von vielen Schulen und muß darum gelegentlich bekennen: „Es steht alles auf schwankendem Boden“ (S. 66). So erinnert die vorliegende Arbeit stark an die *ichtilāf*-Werke.

Schon bei einer einzigen Schule die leitenden Gedanken herauszustellen, ist sehr schwierig; bereits mancher einzelne Führer macht seine Wandlungen durch, die nicht immer in den *ichtilāf*-Werken, welche ja nicht Originalquellen sind, zu erkennen sind. So ist es der Imāmit Ṭūsī selbst, der im Gegensatz zu der Darstellung auf S. 41 den Bruch mit der moslemischen Majorität vollzieht und das Sühneopfer (*kaffāra*) für den getöteten Ungläubigen aufhebt. In den von Ibn al-Muṭahhar al-ʿAllāma al-Ḥillī, *muchtalaf al-schīʿa*, Teheran 1323/24, IV 271 Z. 12ff., herangezogenen beiden Stellen aus dem *mabsūṭ* herrscht noch eine gewisse Unklarheit. In dem *k al-chilāf* (nachträglich von H. als Buch erkannt, vgl. S. 165 d. 3 zu S. 62 Anm. 5) begründet dann gerade Ṭūsī selbst mit der ursprünglichen Vogelfreiheit der Ungläubigen im Gegensatz zu den Faqīh's, nämlich den nicht-imāmitischen, den Wegfall der *kaffāra*, und diese strenge Ansicht ist bei den Imāmiten herrschend geworden. (Das *k. al-mabsūṭ* ist lithographiert in Teheran 1271.) Bei den Schāfiʿiten ist bekanntlich schon allein das Schulhaupt wegen der „beiden Lehren“ stark problematisch. Man vergleiche zu den von H. auf S. 53 u. 74ff. zitierten Stellen noch *k. al-umm* IV 112 pu. ff. Daß Schāfiʿī die Frage, ob für einen von den Ungläubigen aus dem Vertragsland übergelaufenen Sklaven wenigstens der Wert erstattet werden müsse, mit Ja und Nein beantwortet, zwingt ihn, den Fall schärfer, juristisch-grundsätzlich durchzudenken und die Gegenseitigkeit anzuerkennen.

Daß auf S. 45 Anm. 2 der *ichtilāf*-Satz von Ibn al-Murtaḍā als Beleg auftritt, ist wohl ein Versehen. Er behandelt nur die Frage der Heilighaltung des Grabes eines staatsfremden Ungläubigen, z. B. ob es besät werden darf. Das erlauben von den Zaiditen al-Hādī und al-Muʾaijad, während der Imām Jaḥjā die gleiche Rücksicht wie für ein Moslemengrab fordert (s. auch ʿAbdallāh b. Miftāḥ, *muntazaʿ al-muchtār*, Cairo 1328, I 276). Damit sich nicht für den europäischen Nichtfachmann der Begriff des Fremden verschiebe, wäre, wenn man schon die verschiedenen Schulmeinungen nebeneinander und ineinander behandelt, darauf zu achten, daß die Sekten unter dem Ungläubigen, dem Fremden in Feindesland (*ḥarbī*) und dem „Feind Gottes, dessen Blut erlaubt ist“, oft den sunnitischen Muhammedaner verstehen und sich allein als gläubig bezeichnen. Das erfordert aber die Kenntnis der Einstellung jeder zitierten Autorität zur *takfīr*-Frage. Für die Imāmiten findet sich das Material z. B. in der Enzyklopädie des Madschlisī, *biḥār al-anwār*, Bd. XV (lith. 1330) Tl. III, bes. 13ff. Die auf S. 112 und ebd. Anm. 1 verzeichnete und von H. geschickt erklärte Unklarheit Ṭabarī's über die gegenseitige Aufhebung von Qorān 9,5f. und 47,5 findet sich auch sonst. Doch wird der Vers 9,6, von der Gewährung des *amān*, als abgeschafft überhaupt nicht erwähnt in Spezialwerken wie Abū Dschaʿfar al-Naḥḥās, *al-nāsich wal-mansūch*, Cairo 1323. S. 163ff. zu S. 220ff., auch nicht bei Abū'l-Qāsim Hibatallāh b. Salāma al-Baghdādī, *al-nāsich wal-mansūch* (a. R. von Abū'l-Ḥasan ʿAlī b. Aḥmed [b. Mattūje] al-Wāḥidī, *asbāb al-tanzīl*, Cairo 1315) S. 182ff. z. S. 289.

Zu der juristischen Literatur der Imāmiten seien an dieser Stelle nur einige Fragen H.'s beantwortet: Mufīd (S. 165 unter c) ist bestimmt Schüler von Ibn al-Dschunaid trotz der Unstimmigkeit in der Prinzipienfrage des Analogieschlusses. Damals war die Schule noch nicht fest umgrenzt. Von den großen Kanonikern hatte Ibn Bābūje sein Werk noch nicht abgeschlossen und der Scheich Ṭūsī war noch nicht aufgetreten. Von den in Anm. 7 auf S. 164 erfragten drei Juristen findet sich Ibn abī ʿUqail in den *ridschāl*-Büchern unter al-Ḥasan b. ʿAlī b. abī ʿUqail b. Muḥammed al-ʿOmānī, der zweite, Abū'l-Ṣalāḥ, unter Taqī b. Nadschm al-Ḥalebī; sie sind beide älter als Ṭūsī. Der dritte Ibn Idrīs, ist Muḥammed [b. Aḥmed] b. Idrīs al-ʿIdschlī al-Ḥillī. Mütterlicherseits Enkel des Scheich Ṭūsī war er ein Führer der Schīʿa von Ḥilla, das überhaupt bis tief in die Mongolenzeit hinein ein Vorort der Zwölfer war. Darum ist es nicht unbedenklich, den Verfasser des *muchtalaf al.-schīʿa* (hier S. 164 u. passim) bloß Ḥillī zu nennen. Er heißt bei den Imāmiten Ibn al-Muṭahhar oder gewöhnlich zum Unterschied von seinen überv vielen gelehrten Landsleuten, darunter auch mehreren Zeitgenossen, al-ʿAllāma schlechthin oder al-ʿAllāma al-Ḥillī.



Gewidmet ist die Schrift dem Gedächtnis von Martin Hartmann, auf dessen Studie „Die islamisch-fränkischen Staatsverträge" (Zeitschr. f. Politik XI 1—64) sie sich auch innerlich aufbaut.

Sarre, Friedrich: **Ardabil**, Grabmoschee des Schech Safi (Denkmäler persischer Baukunst Teil II). Unter Mitwirkung von Bruno Schulz. Berlin: Ernst Wasmuth 1924. (28 S., 21 Tafeln.) 36:53 cm. Rm. 50—. Bespr. von Ernst Diez, Wien.

Die vorliegende in der grünen Sayyidenfarbe bedeutsam gebundene Foliomappe ist der zweite Teil einer neuen Auflage der vergriffenen „Denkmäler persischer Baukunst", wovon die seldschukischen Bauten in einer „Konia" betitelten Mappe schon 1921 erschienen sind. Die Grabmoschee des Scheh Sefi (gest. 1334), des Ahnherrn, und des Schah Ismail (gest. 1524), des ersten Herrschers der Safawidendynastie, in Ardabil in der persischen Provinz Adsarbaidschan ist heute noch ein besuchter Wallfahrtsort der Schiiten, und Sarre bezeichnet die Palastterrasse von Persepolis, die Felsreliefs im Tal von Schapur und die Moschee von Ardabil als die Stätten, wo die Blütezeit der achämenidischen, sasanidischen und islamischen Epoche auf persischen Boden am augenfälligsten zur Erscheinung kommen. „An keinem anderen Orte Persiens, auch nicht in Isfahân, haben die in leuchtenden Mosaikfayencen ausgeführten farbigen Bekleidungen der Wände in den Höfen der weitläufigen Anlage eine reichere und künstlerisch vollendetere Verwendung gefunden, ist ihre Erhaltung verhältnismäßig so gut und von späteren Zutaten und Restaurierung so frei geblieben." Ein einzigartiges und daher besonders bedeutsames Gebäude der Moscheeanlage ist das Tschini Hane, ein zur Aufnahme chinesischen Porzellans bestimmter quadratischer, sternförmig abgetreppter Kuppelraum mit vier fünfseitigen Konchen im Achsenkreuz. Die Wände sind bis zu drei Meter Höhe mit Fliesen bekleidet und darüber als Noguldûnwände mit hölzernen Zwergnischen verkleidet, in welche die Gefäße gestellt wurden. Die wichtigste Bereicherung gegenüber der ersten Auflage bildet der neu hinzugefügte Abschnitt über die berühmten Prachtteppiche von Ardabil, deren schönster, der sogenannte „Ardebil-Teppich" sich bekanntlich im Victoria and Albert Museum befindet und inschriftlich 1539—40 datiert ist. Ein Gegenstück davon befindet sich in amerikanischem Privatbesitz (Captain de Lamar, früher Yerkes Collection). Von den beiden ebenfalls aus dem Moscheeschatz von Ardabil stammenden Tierteppichen besitzt Prof. Sarre den einen, das Metropolitan Museum den anderen. Ein fünfter aus Seide geknüpfter Teppich des 16. Jh. ist Fragment, indischer Herkunft und zeigt einen interessanten Dekor naturalistisch gezeichneter Bäume. Er wurde aus der Yerkes-Collection von Duveen Brothers gekauft. Sein jetziger Aufenthalt ist Sarre unbekannt. Es bleibt nur zu wünschen, daß Verfasser und Verleger die Neuausgabe des persischen Denkmälerwerkes fortsetzen. Die Bauten von Samarquand und Bochara böten die nächste geschlossene Gruppe.

Sir Asutosh Mookerjee Silver Jubilee Volumes. Vol. III, Orientalia Part I. Calcutta: University Press 1922. (X, 514 S.) Gr. 8°. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

Aus der Reihe der stattlichen Bände, welche Freunde und Bewunderer innerhalb und außerhalb Indiens dem nunmehr auch dahingegangenen, langjährigen Vizekanzler der Calcutta-Universität zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum im Jahre 1919 gewidmet haben, liegt uns ein Band mit 26 Abhandlungen aus dem Gebiete der Indologie vor.

Von Europäern sind drei Aufsätze: A. Foucher bringt Vorträge, die er im Dezember 1919 vor Studenten in Calcutta gehalten hat, unter dem Titel „The influence of Indian art on Cambodia and Java" in verkürzter Form. Seine bekannte Theorie über die Einführung des hellenistischen Apollotyps im ersten Jahrhundert nach Chr. nach Gandhāra wird hier erneut auseinandergesetzt. Die Besprechungen von Boro-Budur und Angkor-vat leiden unter dem Mangel an Tafeln. Interessant ist die Identifikation der von Chola 1. (1012—1042) laut Inschrift eroberten Orte *Kaṭāha* und *Śrīvijaya* mit dem heutigen Hafenort *Kedah* auf der malayischen Halbinsel und mit *Palembang* auf Sumatra. F. E. Pargiter diskutiert auf wenigen Seiten den Wandel des Rechtsbegriffs *ātatāyin* und sucht aus einem Zitat Āpastambas Folgerungen für die Datierung der Purāṇas zu ziehen. G. Howells, Principal des Serampore College, handelt über Ursprung und Geschichte der syrischen christlichen Kirche in Indien, wobei einleitungsweise eventueller christlicher Einfluß auf die Bhaktilehre der Gītā diskutiert wird.

Die übrigen Aufsätze haben Inder zu Verfassern, größtenteils Dozenten an der Universität Calcutta. Neben den Hindus finden sich auch einige mohammedanische Autoren. Der Wert der Arbeiten, die sich auf fast alle Gebiete der Indologie erstrecken, ist sehr verschieden. Wir finden z. B. ganz Wertloses über die „Piprava Relics" von Arun Sen, über die Kunst von Gandhāra von Gauranganath Banerjee u. a. m. Manche historischen Aufsätze lesen sich wie politische Pamphlete, so Akshaykumar Sarkars „Die Eigentümlichkeit der indischen Geschichte und der Genius

des indischen Volkes." Die vier Fragen, warum die Hindus immer wieder von Fremden besiegt worden sind, warum sie die materiellen Schätze ihres Landes nicht gehörig ausgenutzt haben, warum sie keine Eroberernation sind, und warum sie keinen organisierten Nationalstaat von Dauer zu Wege gebracht haben, werden einzeln erörtert und in dem Sinne beantwortet, daß ihnen nicht das Materielle, sondern nur das Ideelle wichtig war und ist, daß ihre Mission nicht Unterdrückung und Beraubung, sondern Liebe, Mitgefühl, Philosophie und Religion sei. Ein anderer derartiger Aufsatz über „frühe indische Seefahrt" von Ramaprasad Chanda sucht zu zeigen, daß der große und alte indische Seehandel erst von den Mohammedanern zum Aufhören gebracht worden sei und nunmehr wieder neu aufgenommen werden müsse, wobei einleitungsweise der Widerspruch zwischen dem alten orthodoxen Seefahrtsverbot und den alten Tatsachen östlich von Indien in ansprechender Weise zu klären versucht wird.

Von einer Reihe anderer lesenswerter Aufsätze kann hier des beschränkten Raumes wegen nicht näher gesprochen werden. Ich begnüge mich, die beiden, wie mir scheint, besten Arbeiten hervorzuheben. Die eine stammt aus der Feder von Dineschandra Bhattacharya, Sanskritprofessor am College in Dacca, und trägt den Titel „Pāṇinian studies in Bengal". Was uns der gelehrte Verfasser hier über die Entwicklung der Pāṇini-Schule in Bengalen von Jinendra (800 n. Chr.) bis Puruṣottamadeva (1150) auf 20 Seiten vorträgt, zeugt von wissenschaftlichem Geist und großer Sachkenntnis. Den lehrreichen Aufsatz zu analysieren, ist leider nicht möglich, es sei nur noch auf die Ankündigung einer wichtigen Ausgabe hingewiesen: der große Kommentar des Jinendrabuddhi zur Kāśikā mit Namen Kāśikā - vivaraṇa - pañjikā wird demnächst in 2000 Seiten von der Varendra Research Society in Rajshahi veröffentlicht sein. Die andere noch hervorzuhebende Arbeit „General introduction to Tantra philosophy" von Surendranath Dasgupta, dessen Name allen Indologen bekannt ist, beleuchtet die eigentümliche Mischung von Elementen der verschiedenen philosophischen Systeme in den Tantras, handelt von der Symbolisierung der philosophischen Position im Tantrasystem durch die Laute der Sprache und läßt durch seine inhaltreichen Darlegungen von dem zweiten, noch ausstehenden Bande der Philosophiegeschichte des Verfassers das Beste erhoffen.

Bonnerjea, Biren: **Praktische Grammatik der Bengalischen Umgangssprache.** Mit einem bengalisch-deutschen und deutsch-bengalischen Glossar. Wien: A. Hartleben 1925. (VIII, 90 S.) Kl. 8° = A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde. 133. Teil. Rm. 2.—. Bespr. von Joh. Nobel, Berlin.

Das kleine Buch ist eine recht gute systematische Einführung in die moderne Bengali-Sprache. Der Verfasser hat sich bemüht, nur das Allernotwendigste zu bringen. Besonders der Sanskritkundige wird sich mit diesem Hilfsmittel sehr leicht und schnell in die Eigentümlichkeiten des Bengali einarbeiten können. Der geringe Umfang des Buches darf allerdings über die Schwierigkeiten, die diese Sprache in mancher Beziehung bietet, nicht hinwegtäuschen.

Hinter den Hauptabschnitten der Grammatik sind einige Übungsbeispiele eingeschaltet. Am Schluß finden sich zusammenhängende Stücke, leider ohne Übersetzung. Sehr bedauerlich ist es, aber nicht die Schuld des Verfassers, daß die Bengali-Schrift nicht behandelt worden ist. Manche Bemerkungen bleiben darum etwas unklar. Schon aus diesem Grunde ist zu wünschen, daß das Buch möglichst bald vergriffen sein möge. In einer neuen Auflage darf der Verfasser nicht auf Schrifttafeln und entsprechende Übungsstücke verzichten.

Der äußeren Ausstattung des Werkchens hat der Verleger dankenswerte Sorgfalt gewidmet. Der Druck ist schön und sehr übersichtlich.

Es empfiehlt sich, von den Nachträgen auf S. 91 wenigstens den ersten vor Gebrauch der Grammatik zu lesen.

Wadia, Prof. P. A., u. G. N. **Joshi**: **The Wealth of India.** London: Macmillan & Co. 1925. (XI, 438 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

In diesem volkswirtschaftlichen Buche werden in zweiundzwanzig Kapiteln folgende Materien erörtert: die physikalischen Bedingungen, die Bevölkerung, das Einkommen Britisch-Indiens, die sozialen Einrichtungen und das ökonomische Leben, der psychologische Aspekt der Volkswirtschaft, die Agrarverhältnisse (der niedrige Ertrag, die Besitzverteilung, die Bebauungsmethoden, die ländliche Verschuldung und die Organisation), die Industrieen, die Fabrikarbeit und das Industriekapital, der geschäftliche Unternehmungssinn und die Hausindustrie.

Eine Beurteilung des Werkes vom Standpunkt der Methode wissenschaftlicher Volkswirtschaft liegt ebenso außerhalb der Kompetenz des Berichterstatters wie die Nachprüfung der tatsächlichen Angaben auf ihre Richtigkeit. Aber auch dem Laien auf diesem Gebiet ist es gestattet, den Eindruck der Sachlichkeit, den er von der Lektüre empfängt, zu konstatieren. Was man andeutungsweise in vielen politischen Büchern

und Tageszeitungen findet, das ist hier zu einem runden und eindrucksvollen Bilde zusammengestellt und empfängt durch Vergleichungen mit den anderen Ländern der Erde soviel Licht, daß sich jeder an Indien Interessierte belehrt finden wird.

In politischer Hinsicht ist das Buch noch von besonderem Interesse. Bei aller Sachlichkeit klingt der Ton der Bitterkeit, ja der Anklage gegen die britische Verwaltung Indiens fast in jedem Kapitel an. Ohne diesen Einzelheiten näher zu treten, mag die Stimmung der Verfasser durch die Übersetzung einiger Zeilen aus dem Schlußkapitel wiedergegeben werden:

„Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte eines unendlichen Kampfes der Seele um die ihr zukommende vollkommene Freiheit als der einzigen Voraussetzung für die Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Die Verwirklichung dieser Freiheit aber kann sich nur auf eine soziale und ökonomische Ordnung gründen, die von allem, woran wir gewöhnt sind, prinzipiell verschieden ist. In einem Zeitalter unvergleichlicher kömmerzieller Ausbreitung vermag sich der Mensch nationales Leben kaum anders vorzustellen als durch die Begriffe von Macht und Reichtum. Wir müssen uns in erster Linie von den Vorurteilen eines kommerziellen Zeitalters freimachen und im Sinne der Männer und Frauen denken, für die unsere sozialen nnd nationalen Einrichtungen da sind. Für uns Inder, die wir in den Traditionen der Seher und Heiligen aufgewachsen sind, ist es nicht schwierig, die Bedeutung spiritueller Werte zu realisieren, uns bewußt zu werden, daß Maschinen zur Arbeitsersparnis erfunden sind, d. h. uns Muße zur Besinnung geben sollen, nicht aber unsere Hast vermehren dürfen, daß Eigentum der Erweiterung des Lebens dienen muß, nicht seiner Hinderung und Verelendung; daß die erste Pflicht des Eigentumbesitzes nicht die Sicherung des privaten Einkommens und die Förderung des Einzelinteresses, sondern das Wohl der Gesellschaft ist . . ."

Wilhelm, Richard: **Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.** Lieder und Gesänge, verdeutscht. Mit 16 [eingedr.] Nachbildungen chines. Holzschn. Jena: Eugen Diederichs 1922. (131 Bl.) 8° Rm. 6.50. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Warum mußte W. ausgerechnet diesen Titel für sein Buch wählen und somit im Leser goethische Reminiszensen wecken, die er dann doch nicht stilistisch zu erfüllen vermag? Ein so ausspruchsvoller Titel fordert aber auch die literarische Kritik heraus.

Gewiß, manches ist nach goethischem oder auch uhlandschem (vgl. Lied S. 88) Vorbild recht gut gelungen, wie z. B. S. 25, 79, 65 u. a. Daneben aber ist auch manches arg verunglückt, wie z. B. S. 89 im Lied „Der Fischer im Schnee", wo es heißt:

Die Berge stehen kalt und öde,
Die Vöglein sind alle fortgeflogen.
Und einsam liegen alle Pfade,
Die Menschen sind davongezogen.

Das ist banal, aber charakteristisch für die Ungleichheit der einzelnen Stücke des Buches.

Doch nun zur philologischen Besprechung. Bei der Wiedergabe des Gedichtes T'ao Yüan Mings: Tu Shan-Hai-ching „Beim Lesen des Buches von den Bergen und Meeren" übersetzt W. Vers 2, Zeile 3 und 4 folgendermaßen:

Fern bin ich allem Lärm der Welt gerückt,
Nur Freunde halten oft den Wagen bei mir an.

Der chinesische Text lautet: 窮巷隔深轍、頗迴故人車。[1] Also in wörtlicher Übertragung: „Meine armselige Straße ist abgeschnitten von den tiefen Wagenspuren, und gänzlich abgewandt haben sich die Wagen alter Freunde". — Aus dem nachfolgenden Text geht klar und deutlich hervor, daß der Sprecher gänzlich allein und von der Welt zurückgezogen lebt, aufgehend in der ewigen Harmonie mit dem Universum. Die Interpretation W.s ist daher logisch unmöglich. Demzufolge müssen auch die folgenden Zeilen anders übersetzt werden, nämlich: „Ich freue mich an den Worten (des Shan-Hai-ching, nicht der Freunde!) und schenke mir selbstbereiteten (selbstgebrauten?! bei W.) Frühlingswein ein und pflücke meines Gartens Pflanzenkost". Die ganze Stelle lautet bei W.: „Erfreut bewirt' ich sie mit selbstgebrautem(!) Wein, Und meines Gartens Früchte setz' ich ihnen vor". — Auch die letzten drei Verse fasse ich anders auf: „Wenn ich dann den Blick schweifen lasse über die Bilder des Shan-Hai-ching und in einem Augenblick (俯仰 sc. 之間) das ganze Universum durchmesse (終): dann gibt es keine Freude mehr, die dieser gleichkommt". W. übersetzt: „Wenn ich durchblättre dann das Buch von Berg und Meer, Da breitet Erd und Himmel sich vor meinen Blicken: Und was bedarfs zu wahrer Freude mehr"?

Es ließe sich noch vieles bemerken, ich möchte mich aber aus Raummangel nur auf das eine Problem beschränken, das auf S. 6 in der „Sage vom Pfirsichblütenquell" auftaucht. Bei der Schilderung der Menschen jenes mythischen Landes, zu dem der Fischer auf dem Höhlenweg durch den Berg gelangt, heißt es

1) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin zur Verfügung gestellt.

bei W.: „Männer und Frauen trugen Kleider ganz wie draußen in der Welt, Greise im weißen Haar und Kinder mit ihren Zöpfchen: alle waren glücklich und zufrieden“. Der chinesische Text lautet: 男女衣著番如外人、黃髮垂髫、竝怡然自樂。 Diesen Satz übersetzt Grube in seiner „Geschichte der chinesischen Literatur“ (S. 256/7) so: „Die Männer und Frauen ... trugen durchweg fremdländische Tracht und hatten blondes Haar, das sie in Büscheln trugen. Alle schienen zufrieden und guter Dinge“.

Wie ist solche Verschiedenheit der Interpretationen überhaupt möglich? 黃髮 huang-fa, wörtlich „gelbes (= blondes) Haar“, läßt sich auch als Binom fassen und hat dem Tzʻe-Yüan zufolge dann die Bedeutung von „Greis“ (老人之稱) und 垂髫 ch'ui-t'iao, wörtlich „herabhängendes Schopfhaar“ bedeutet als Binom nach dem Tzʻe-Yüan „Kind“ (謂童幼也). Ebenso ist grammatisch ein doppelter Sinn aus dem 外人 wai-jên zu lesen, wörtlich heißt es „die Menschen draußen“, aber als Binom gefaßt „Fremder, Ausländer“. Welcher Sinn nun gemeint ist, läßt sich nur logisch ermitteln, wenn man die drei Sätze im Zusammenhang zergliedert. W.s Fehler besteht m. E. darin, daß er die ersten beiden, offensichtlich zusammengehörigen Sätze zerreißt, dem zweiten das Verbum nimmt und ihn dadurch einfach zum Subjekt des dritten Satzes macht. Auch vom rein logischen Standpunkt erscheint mir W.s Übersetzung sehr anfechtbar: was dem Fischer als Chinesen zuerst an den Fremden auffällt, ist die andere Kleidung, die ihn an die der Ausländer, der Fremden erinnert; dann ist es das blonde Haar, das er als Chinese nicht zu sehen gewohnt ist und schließlich die fremde Haartracht, die ihn an den Schopf der Chinesenkinder erinnert. Das ist ja psychologisch auch eine ganz richtige Reihenfolge; und zum Schluß bemerkt er, daß sie alle glücklich und zufrieden sind. In W.s Übersetzung ist der erste Satz ohne inneren Zusammenhang mit dem folgenden. Wie, oder sollten nur die Greise und die Kinder glücklich und zufrieden sein?! Der zweite Satz reiht sich in der grubeschen Interpretation logisch ein in die Aufzählung all der Seltsamkeiten dieses mystischen Volkes. Entgegnen könnte mir der Herr Übersetzer allerdings, daß in dem auf die leichte Prosadarstellung folgenden, anspielungsreichen eigentlichen Gedicht an der entsprechenden Stelle von Greisen und Kindern die Rede ist. Das jedoch erscheint mir noch kein zwingender Beweis, da die poetische Bearbeitung viele Freiheiten gegenüber dem Text der Sage enthält. Warum bringt überdies W. nicht die Übersetzung des interessanten Gedichtes? Auch den Laien hätte es interessiert zu sehen, was ein chinesischer Dichter aus seinem Stoff zu machen versteht.

Manches hingegen ist wieder trefflich gelungen, wie z. B. in „Wanderers Sehnsucht“ (S. 94) Strophe 3; die trotz mancher Freiheit gegenüber dem Original Stimmung und Bild getreu wiedergibt: „Ich möchte den Strom durchqueren im Boote: Eis hemmt den Lauf[1]: Möcht über der Berge Gipfel eilen: Schnee türmt sich auf“. Solche Stellen entschädigen wieder einigermaßen für stilistische Härten wie z. B. S. 69: „Ich mußte an (!) den Helden Tsau Mong De gedenken“.

So ist die Arbeit ziemlich ungleich in ihrem Wert. Die am Schluß gebrachten biographischen Notizen sind oft nur Exzerpte aus Giles' „Biographical Dictionary“ und enthalten mitunter Ungenauigkeiten; z. B. Wang An-Shih's Geburtsjahr ist 1021, nicht wie W. angibt 1026.

Die äußere Aufmachung des Buches ist ganz chinesisch gehalten und würde recht gut wirken, wenn der störende Bindfaden nicht da wäre, der grob wirkt wie ein Strick! Die 16 Reproduktionen chinesischer Holzschnitte helfen über manches hinweg, was einen in dichterischer Hinsicht an dem Buche enttäuscht.

Zusammenfassend kann ich nur mit dem Wunsche schließen: möge sich einmal ein wirklicher Dichter der vorhandenen guten Prosabearbeitungen berühmter chinesischer Gedichte annehmen und deutsche Äquivalente danach schaffen, damit die große Welt der Laien einmal einen Begriff des unnachahmlichen Schmelzes und feinen, duftigen Hauchs eines chinesischen lyrischen Gedichtes bekomme.

Koop, Albert J.: Frühe chinesische Bronzen. Deutsch übersetzt von Anna Simons und Maria von Faber du Faur. Englische Ausgabe. London: Ernest Benn 1924. Deutsche Ausgabe Berlin: Ernst Wasmuth A. G. 1924. Mit 110 Tafeln, darunter 6 in Farbendruck. (46 Textseiten.) 4°. Rm. 100—. Bespr. von O. Jaekel, Greifswald.

Ein Prachtwerk mit 110 Quarttafeln in Lichtdruck, einigen in Farbendruck dient wie fast alle größeren Werke über chinesische Kunstwerke vor allem der Anschauung. Es will mit den

---

1) Was E. v. Zach in seiner ausführlichen Arbeit „Li-Tai-Po's Gedichte, Buch III in der Asia Major Vol. I. Fasc. 2—4, S. 531 unverständlicherweise übersetzt mit: „Ich möchte über den Huang-ho setzen, den Strom der eisigen Grenzlande“, was sowohl logisch wie auch grammatisch hier eine Unmöglichkeit ist, da dieser Satz parallel mit dem folgenden gebaut ist.

wunderbar abgemessenen und stilistisch eigenartigen Werken ostasiatischer Kunst bekannt machen. Das geschieht durch ausgezeichnete photographische Reproduktionen, die nicht nur die Form und Ornamentik, sondern auch alle die unbeschreiblichen Feinheiten und Besonderheiten ihrer patinierten Oberfläche vortrefflich wiedergeben. Der besondere Vorteil dieses Werkes liegt darin, daß es nicht nur die Hauptstücke der chinesischen Bronzekultur, die verschiedenen Typen von Sakralgefäßen zur Darstellung bringt, wie das in anderen ähnlichen Werken der Fall ist, sondern auch die kleineren Objekte wie Bronzespiegel, Waffenteile, Gürtelhaken und Schnallen, Schmucksachen und Formen der Kleinkunst in großer Zahl abbildet, so daß man einen vollständigeren Überblick über das Gesamtgebiet dieser Bronzekultur bekommt. In der stilistischen Beurteilung und Beschreibung der einzelnen Objekte entfernt sich Koop insofern von der üblichen Wiedergabe chinesischer Kunsttradition, als er die einzelnen Objekte nicht mehr den einzelnen Perioden chinesischer Geschichte zuschreibt, also namentlich der Shang, Chou, Han, Tang, Sung und Ming-Periode, sondern daß er für die hier allein behandelten älteren Bronzen vier Stiltypen aufstellt und seine Objekte auf diese vier Kategorien verteilt.

Sein „Chou-Stil“ umfaßt in der Hauptsache die Gefäße mit stark modellierter Oberfläche, in der die „Vielfraßmaske“, das Taotieh — nach dem Referenten ein Löwenkopf — und das Relief mit dem „Wallroßdrachen“ (Kuci) — nach dem Referenten eine nordgermanische Drachenform — von den flachen Füllmustern, der eckigen Maeanders begleitet wird, und schroffgeformte Leisten und Henkel dem ganzen einen schweren düstern Charakter verleihen.

Einem Chin-Stil als zweiter Periode schreibt Koop vor allem die Gefäße zu, die bei sanfterer Gesamtform fein ziselierte flache Ornamentstreifen tragen und oft in einem größeren Teil ihrer Fläche glatt bleiben.

Der Han-Stil seiner dritten Periode ist weniger klar charakterisiert als eine schwächere Wiederholung des Chou-Stils, wobei aber dessen Kombination von Hoch- und Flachreliefs fehlt. Flache Hohlringe und Schuppen seien für diesen Stil ebenfalls typische Ornamente.

Der Tang-Stil wäre nach Koop dadurch ausgezeichnet, daß die Ornamentik mehr malerischen als plastischen Charakter zeigt und daß die strenge Gebundenheit sakraler Formen einem gewissen Naturalismus und fremden Einflüssen weicht.

Der Verfasser gibt zwar an, daß sich die von ihm abgebildeten Objekte zwanglos seiner Einteilung in obige Stiltypen fügen, aber dieser Optimismus wird kaum von allen Beschauern geteilt werden. Man kann bei vielen Objekten wohl im Zweifel sein, welchen Typen man sie zuschreiben soll, und wird auch in den vielen Formen, die den einzelnen Stiltypen angehängt sind, nur eine Bestätigung dafür erblicken, daß der Strom der Entwicklung auch hier in vielen Bahnen ungleichmäßig floß, und einem so großen Kulturkreise wie China ein einziges Schema nicht gerecht werden kann.

Koop hat mit der Aufgabe der chinesischen Dynastie-Rechnung in der Bronzekunst einen ersten Schritt zu der neuen vorurteilsloseren Bearbeitung der chinesischen Kunst getan. Eine Lösung dieses Problems wird aber, wie der Referent in der ethnographischen Zeitschrift Berlin 1924 dargelegt hat, erst dann möglich sein, wenn man die Vorstellung fallen läßt, daß vor der Hanzeit in China überhaupt schon hoch stilisierte Vasenformen entstanden seien. Dann wird man den Chou-Stil wahrscheinlich zwischen die Han- und die Tang-Periode einreihen.

Dickinson, G. L.: Briefe eines chinesischen Gelehrten. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von **A. Malata.** Celle: Niels Kampmann Verlag 1925. (58 S.) 8°. Rm. 3.50. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Struktur und Logik dieser acht „Briefe“ sind so unchinesisch, daß mir ein Engländer die Maske eines „chinesischen Gelehrten“ gewählt zu haben scheint, um der verlogenen Kultur des Abendlandes die Maske vom Gesicht zu reißen und seinen Landsleuten wie den Europäern überhaupt einige bittere Wahrheiten zu sagen, die im Munde des Gentleman „shocking“ sein würden. Nachstehend einige Proben:

„Gerade dies (die Unrast, das „business“) sind aber für uns Leute des Ostens Merkmale einer barbarischen Gesellschaftsordnung. Wir messen den Grad unserer Zivilisation nicht danach, wie viele Mittel zur Führung des Lebens angehäuft werden, sondern wie dieses Leben selber geführt wird. Wo wir keine feststehenden und menschlichen Einrichtungen, und weder Ehrerbietung für die Vergangenheit noch selbst Achtung für die Gegenwart, sondern nur gieriges Jagen nach Zukunft finden, können wir nicht eine wirkliche Gesellschaftsordnung erblicken... Und wenn wir auch die Größe Eurer praktischen und wissenschaftlichen Leistungen erkennen, so ist es uns doch unmöglich, eine Zivilisation vorbehaltlos zu bewundern, die so plumpe Umgangsformen, so niedere Moral und so wenig liebenswerte Erscheinungen wie jene hervorgebracht hat, die wir in Euren großen Städten begegnen.“ (S. 8/10). „Während der letzten

hundert Jahre war Eure Gesetzgebung nichts anderes als der ununterbrochene und fruchtlose Versuch, Eure verwirrten wirtschaftlichen Verhältnisse zu ordnen. Eure Armen, Eure Betrunkenen, Eure Arbeitsunfähigen, Eure Kranken und Eure Alten lasten auf Euch wie Nachtgespenster. Ihr habt selbst alle menschlichen und persönlichen Bande gelöst und versucht nun vergeblich, sie durch die unpersönliche Tätigkeit des Staatsbetriebes zu ersetzen." (S. 14). „Wo sind Eure Vorteile? Euer Volk ist zweifellos mit unwichtigen Lebensgütern besser ausgestattet wie das unsere, es ißt und trinkt mehr, schläft mehr — doch hier hören die Vorzüge auf. Es ist weniger heiter, weniger zufrieden, weniger fleißig, weniger fügsam. Die Beschäftigung dieser Menschen ist sowohl für ihren Körper wie für ihren Geist ungesund; sie sind eingezwängt in Städte und Fabriken, getrennt von der Natur und vom Bodenbesitz." (S. 29). „In den letzten hundert Jahren habt Ihr Eure ganze Gesellschaft zerstört. Eigentum, Heirat, Religion, Moral, Rang- und Klassenunterschiede, alle diese Dinge, die von höchster Bedeutung in den menschlichen Beziehungen sind, sind von Euch entwurzelt worden und fließen nun wie Schiffstrümmer den Strom der Zeit hinab." (S. 36). „Und gerade dieser Mann (Christus) mit seinen selbstverleugnenden Grundsätzen wurde zum Evangelium der westlichen Nationen, die der Typus alles Räuberischen, Heftigen und Aggressiven sind, gemacht. Kein Wunder, daß Eure Geschichte eine lange und beklagenswerte Erzählung voll Feindseligkeiten, Metzeleien, Aufruhren und Verwirrungen ist. Kein Wunder, daß in den Beziehungen zwischen den geistigen und weltlichen Mächten Kriege und Waffenstillstände einander folgten, die für die einen wie für die andern gleich schmählich waren. Kein Wunder, daß bis zum heutigen Tage jeder unter euch, der wirklich vom Geist der Religion erfüllt ist, mit Entsetzen vor jener Gesellschaft zurückschrickt, die vorgibt, die Ziele Christi zu ihrem Eigentum gemacht zu haben." (S. 46).

Es ist also kein Buch eines Chinesen über China, sondern ein Spiegel, der von einem angeblichen Chinesen dem Abendlande vorgehalten wird, ist aber trotzdem und deshalb gerade recht lesenswert.

Rattray, R. S.: Ashanti. Oxford: Clarendon Press 1923. (348 S.) 8°. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Dieses höchst beachtenswerte Werk will gewissermaßen nur ein Bericht über die vom Anthropological Department im Aschanti-Lande während des ersten Jahres seines Bestehens geleistete Arbeit sein. R., der Leiter dieses jungen Department, entwirft in ihm aber ein so eingehendes Bild des Aschanti-Volkes, wie es nur dem möglich ist, der sich in langjährigem ernstem Bemühen mit einem Volke abgegeben hat. Neben der anthropologischen Schulung R.'s, die sich auch auf andern Gebieten Afrikas schon bewährt hat, war es zweifellos vor allem seine Vertrautheit mit der Aschanti-Sprache, die ihm die Seele des Volkes und dessen Kultur in so hohem Grade erschlossen hat. Die Kenntnis der Sprache ermöglichte es ihm auch, das Vertrauen der Eingeborenen so sehr zu gewinnen, daß sie ihn sogar an ihre sonst ängstlich vor jedem profanen Auge gehüteten heiligen Plätze führten und ihn wie einen der Ihren an den religiösen Feiern teilnehmen ließen.

Eine ernste Mahnung für alle, die zu ähnlichem Werk hinausziehen, ja für alle, die überhaupt mit dem Afrikaner zu tun haben, bedeutet es, wenn R. wiederholt darauf hinweist, wieviel Irrtümer — nicht nur ethnographische, sondern selbst verhängnisvolle politische — auf den eingeborenen Dolmetscher zurückgehen. Selbst wenn der Dolmetscher seinem Volkstum auch durch den europäischen Einfluß noch nicht entfremdet sein sollte, ist er naturgemäß genötigt, Wörter der Eingeborenensprache für dem Europäer fremde Einrichtungen und Vorstellungen seines Volkes mit europäischen Wörtern wiederzugeben, deren Sinn sich unmöglich mit dem des Eingeborenen-Wortes decken kann. Und doch, „many such words, originally employed in a wholly wrong sense, have become, by long use, almost classical" (S. 90).

Es ist kein Zufall, daß R. mit der Darlegung des Verwandtschaftssystems der Aschanti beginnt; ist dieses doch gewissermaßen die Basis des Aschanti-Volkstums, ihres Rechts — das Mutterrecht ist hier noch von überragender Bedeutung — wie ihrer Religion, in der ja der Ahnenkult eine große Rolle spielt. R. begnügt sich aber nicht mit einer eingehenden Darstellung dieses Systems, sondern zeigt auch, von welchem Punkte aus sein Aufbau verstanden werden kann, daß das auf den ersten Blick so komplizierte System letzten Endes auf den Vorstellungen der Aschanti von der Vererbung beruht, d. h. auf ihren Vorstellungen darüber, was vom Wesen des Vaters und was von dem der Mutter auf das Kind übergeht. Daß die zahlreichen Kapitel über die Religion der Aschanti mit ihrer eingehenden Beschreibung der Zeremonien und der heiligen Gegenstände, mit der Wiedergabe der Gebete auf Aschanti und in englischer Übersetzung sowie manchem andern Wertvollen unschätzbares Material bergen, ist bei der Einstellung des Verfassers selbstverständlich. Mit welchem Geist er an diese Dinge herangetreten ist,



spricht R. selbst mit den Worten aus: „I approached these old people and this difficult subject (their religious beliefs) in the spirit of one who came to them as a seeker after truths, the key to which I told them they alone possessed, which not all the learning nor all the books of the white man could ever give to me . . .“ (S. 11). Was R. über den berühmten „goldenen Stuhl“, den Sitz der „Seele“ des Aschanti-Volkes, sagt, deckt die tiefere Ursache zweier blutiger Kolonialkriege auf, die die Engländer hätten vermeiden können, hätten sie diese Zusammenhänge damals schon gekannt. Den Linguisten wird das ausführliche Eingehen des Verfassers auf die Trommelsprache interessieren, wenn er auch nicht in jedem Punkte, z. B. hinsichtlich des Grades der Anpassung des Trommelns an die phonetischen Möglichkeiten der gesprochenen Sprache, den Ansichten R.'s beistimmen wird. Außer dem, was hie und da, z. B. bei Erwähnung der Tempel, über die Kunst der Aschanti gesagt ist, zeugt noch ein besonderes Kapitel über Goldschmiedearbeiten von dem bemerkenswert hohen Stande der Kunst bei diesem Volke und gibt Aufschluß über die rätselhaften „gold weights“. Schließlich werden noch steinzeitliche Funde besprochen und anthropologische Daten gebracht.

Eine Besprechung kann notwendigerweise nur eine schwache Vorstellung von dem überaus reichen und best fundierten Inhalt des Buches geben. Hingewiesen sei noch auf die bemerkenswert hohe Stellung, die nach dem Buche die Frau bei den Aschanti einnimmt, soweit hier der europäische Einfluß noch nicht zerstörend gewirkt hat; „it is the woman who bears the man“. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Rolle der klugen „Königin-Mütter“, deren besonderer Gunst sich R. erfreuen durfte, und denen er so manche wertvolle Auskunft verdankt. Verständige Worte fallen auch über die Probleme, die sich aus dem Zusammenprall der alten bodenständigen mit der fremden, nicht immer gerade wertvolleren europäischen Kultur ergeben. Sie verdienen auch anderwärts beherzigt zu werden, soweit es noch nicht zu spät ist; auch die Mission wird gut tun, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. — Die Vorwürfe, die R. S. 87 dem „German régime“ macht, richten sich an die falsche Adresse und sind nur als Ausfluß der Kriegspsychose verständlich. Sollten übrigens R. wirklich deutsche Arbeiten wie die von Spieth nicht bekannt sein!

Eine Karte und zahlreiche meist recht gute Photographien erhöhen den Wert des Buches, das zweifellos zu den besten zu zählen ist, die wir über Afrika besitzen.

Mitteilung.

Zu dem Aufsatz über Das „Sandfahren“ der Totenfiguren in der OLZ vom Februar 1926 Sp. 98 möchte ich die Leser auf meine Bemerkungen bei H. Gressmann, Theol. Literaturztg. Jahrg. 36 Nr. 5 Sp. 157 und auf die Angaben in meinen Nubischen Texten im Dialekte der Kunûzi unter Nr. 129; 376, 85 (hier und auf S. 281, sowie 285 bitte ich zu lesen *sĕbăḫ*, daneben auch *sîbăḫ*); 574 hinweisen, wo sie einige sachliche Ergänzungen finden und auch die richtige Form des nubischen Wortes, das *mârō* heißt. H. Schäfer.

Berichtigung.

In der Besprechung Kampers: „Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik“ in Nr. 3 Sp. 174 Anm. 1 Zeile 4 muß es heißen statt im J. 319: im J. 314.
Walter Otto.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

American Anthropologist 27:

2 W. Bogoras, Ideas of Space and Time in the Conception of Primitive Religion. — J. R. Kantor, Anthropology, Race, Psychology, and Culture. — *Frobenius-v. Wilm, Atlas Africanus; *Das unbekannte Afrika; *Hadschra Maktuba (A. R. Radcliffe-Brown).

Ancient Egypt 1925:

1 1 Flinders Petrie, The Ethiopian revival [über die Sammlung Frankland Hood, bes. über eine Fayenceplatte des Königs User-maat-Ra] — 3 E. S. Thomas, Deformation of the head [Die Kopfformen Amenophis IV und s. Familie sind als künstliche Deformationen d. Kraniums erklärt. Beispiele aus den Mangbettu cf. Herzog von Mecklenburg: The Congo, the Niger and the Nile]. — 4 Percy E. Newberry, A duplicate text of Horemheb's coronation inscription [Die Inschrift: Petrie, Memphis I. pl. IV]. — 5 R. O. Faulkner, The god Setekh in the pyramid texts [„... out of 101 speeches in which he is mentioned, he can be said definitely to have an evil character in 40 only, so that it is clear that during the O. K. *period* Setekh is by no means the universally hated deity ...“]. — 11 Flinders Petrie, The royal officials [Fortsetzung von A. E. 1924 IV p. 109 ff.; behandelt werden: „sealers, secretaries, Eyes and Ears, legates, orderlies messengers, scribes, inspectors, almoners, gardening, hunting, cooking, stores, porters, public works, granaries - Beamte, autographierte Belege]. — *W. Wreszinski, Atlas zur altägypt. Kulturgeschichte, Teil II, Lief. I (F. P.). — *A. Lucas, Antiques, their restauration and preservation. — *G. Jéquier, Manuel d'archéologie égyptienne. — *J. Capart, L'art égyptien I. — *Speleers, Les textes des Pyramides égyptiennes (M. A. Murray). — E. S. Thomas, Catalogue of the Ethnographical Museum of the Royal Geographical Society of Egypt. — *R. Dussaud, Les inscriptions phéniciennes du tombeau d'Akiram, roi de Byblos. — *Comptes rendus [de l'Acad. d. inscript.?] 1924 p. 208 [über französische Ausgrabungen in Byblos durch den „Soldat Collin“]. — *Metropolitan Museum of Art, New-York (The Egyptian Expedition 1923—24; H. E. Winlock, Haremhab, commander in chief of the armies of Tutankhamon). — *Grenfell-Hunt, The Oxyrhynchos papyri XVI. — *Hamada, Ancient sepulchre at Midzuo. — *Kendrick, Catalogue of Muhammadan textiles of Medieval period. — *St. Gaselee, Lettered Egyptian textiles in the Victoria and Albert Museum. — Periodicals [Inhaltsübersicht von Ä. Z. 59, 1]. — Notes and News [ad. A. E. 1924 p. 38 ff. — Arbeit d. British school of archeology in Egypt—Newton †].

2 33 M. A. Murray, The stele of the artist [C. 14 Louvre, cf. Sphinx XII p. 248, Rec. trav. XXXVI p. 154]. — 36 J. Tarrell (per F. Petrie), The great Pyramid Courses. — 40 M. Mogensen, A Tut-ankh-amon portrait at the Ny Carlsberg Glyptothek [E. 61, Samml. Sabatier, Auktionskat. Nr. 258, früher als Horemheb bezeichnet]. — 41 G. P. G. Sobhy, Studies in Coptic proper names [„In our days we can devide up the names into different groups (a) purely Egypt. names, (b) old Greek names, (c) purely Arabic names, (d) Mixture of Turkish names and Arabic names, (e) European names added to Arabic or to Turkish."] — 45 Flinders Petrie [Titulaturen der] Justice and revenue [cf. A. E. 1924 p. 109 ff., 1925 p. 11 ff.; behandelt werden: experts, scribes, secretaries, orders, judgements, laws, justices, court of six, court of thirty, other courts, procedure, judges, declarations, registers, records, police, prisons, treasury, accounts, tribute]. — *W. Scott, Hermetica I. — *Sir Herbert Thompson, The gospel of St. John according to the earliest Coptic manuscript. — *Ida A. Pratt, Ancient Egypt, sources of information in the New-York public library. — *A. Weigall, Ancient Egyptian works of art. — *Harold M. Wiener, Early Hebrew History. — Journals [Comptes rendus (de l'Acad. des inscript.) Aug.-Oct. 1924. Ä. Z. 59, 2]. — Notes and News [excavations of the British school, Baldarian civilization, discoveries at Saqqara and Gizeh]. O. Koeford Petersen.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik LIII 1925:
370—426 P. Wittek, Islam und Kalifat (Entstehung des Islam als Reaktion des spezifisch morgenländischen Monotheismus gegen polytheistische Elemente im Christentum; der Islam von vorn herein weltangepaßt, das Gesetz eine Kodifikation morgenländischen Daseins, aber trotzdem wesentlich Ideal; Rettung vor Erstarrung im Formalismus durch die von Ġazālī vollzogene Vermählung mit der Mystik; der Islam ein Kristallisationszentrum morgenländischen Daseins, das alles ihm Zugehörige aus der Verbindung mit dem Westen loslöst, ein Sonderungsprozeß, der um 1000 n. Chr. in das Stadium des Ausreifens tritt; — Überblick über die islamische Staatsgeschichte und die Entwicklung der islamischen Staatstheorie in diesem Rahmen). G. B.

ΑΓΓΕΛΟΣ, Archiv für Neutestamentliche Zeitgeschichte und Kulturkunde I 1925:
65—70 J. Jeremias, Der Eckstein („ראש פנה" = κεφαλὴ γωνίας = ἀκρογωνιαῖος bezeichnet nie den Grundstein oder einen zum Fundament gehörigen Eckenstein, möglicherweise einen der vier oberen Eckensteine, wahrscheinlich aber den über dem Portal befindlichen Schlußstein des Baues"). G. B.

Archives de Philosophie II:
3 (1924): „Pour l'histoire de la philosophie grecque": 1—23 M. Bouyges, „Notes sur les traductions arabes d'auteurs grecs (1. l'„économique" de Bryson?: Identifizierung des von Cheikho in Machriq XIX 161 ff. veröffentlichten Textes [vgl. OLZ 1922, 329 f.] mit dem οἰκονομικός des Pseudo-Bryson, mit Inhaltsangabe; 2. l'„économique" pseudo-aristotélicienne: in der Revue de l'Académie Arabe de Damas I von I. I. Malouf veröffentlichte arabische Übersetzung des ersten der griechisch-erhaltenen pseudo-aristotelischen Bücher über Ökonomik; 3. épître de Thémistius à Julien sur la politique, zu dem von Cheikho in Machriq XVIII 881 ff. veröffentlichten arabischen Text [vgl. OLZ 1922, 42], mit Inhaltsangabe). G. B.

Archivio di Storia della Scienza V 1924:
335—47 J. Ruska, Über den gegenwärtigen Stand der Rāzī-Forschung (Allgemeinverständlicher Bericht über R.s Plan einer Rāzī-Bibliographie auf grund sämtlicher arabischer Listen seiner Schriften und der bisherigen Bearbeitungen dieser Listen und über den Versuch der Gruppierung und Einordnung in die Biographie Rāzī's). G. B.

Bessarione, Rivista di Studi Orientali 1923:
G. Furlani, Unità e dualità di natura secondo Giovanni il Filopono (Text und Übersetzung eines syrischen Traktats, der die wörtliche Übersetzung eines griechischen Originals darstellt, nach der Hs. Vatic. 144). G. B.

Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge I 1924:
17—32 L. Dürr, Ursprung und Bedeutung der Bundeslade (Übersicht über die bisherige Forschung; — die Lade schon in den älteren Quellen Bundeslade und noch in den jüngeren Repräsentant Jahwe's; bei der Bundesschließung am Sinai die Lade geschaffen als Behälter der Vertragsurkunde und die *kappōreṯ* als Thron und Erscheinungsort Jahwe's, dessen Flügel zugleich die den Thron tragenden Keruben symbolisieren; der Bericht darüber in Ex. 32—4 bei E wie J ausgefallen). G. B.

British School of Archaeology in Jerusalem. Bulletin 1924:
6 64—73 Tanturah (Dora). III. The Site (Ortsbeschreibung mit Plan; Besiedlung von der späten Bronzezeit bis zur byzantinischen Periode). IV. Excavations, 1924 (teilweise Freilegung eines hellenistischen Poseidon (?)-Tempels mit römischen Umbauten auf Plattform am Westrand des Tell; Pläne und Bilder). 73—74 G. F. H[orsfield], Note on the Roman Tomb called Taba Būr, near Amman (Mausoleum, mit Plan). 74—77 P. L. O. Guy, Prehistoric and other Remains in the Huleh Bassin. Preliminary Survey (Steinzeitliche Einzelfunde und Gräber der frühen Bronzezeit 3 km SO von Ābil el-Ḳamḥ; Siedlungen der Bronzezeit: Ḳadas und Ābil, der Eisenzeit: Tell el-Ḳāḍi—Dan; Römisches: Bāniās; Kreuzfahrer: Hūnīn). 77-78 Notes and News (darunter römisches Mausoleum mit Reliefsarkophagen bei Tell Bārak NO. von Caesarea Pal.; Plan und Bilder). A. Alt.

Bulletin de l'Institut d'Egypte VI 1923/4:
115—33 G. Furlani, Triadi semitiche e trinità christiana (ablehnende Kritik von D. Nielsen, Der dreieinige Gott 1922). G. B.

Deutsche Literaturzeitung 46:
17 *A. v. Harnack, Marcion (H. v. Soden). — *A. Carnoy, Les Indo-Européens (H. Lommel). — *E. Meyer, Kleine Schriften (F. Münzer).
18 *Miscellanea Francesco Ehrle (A. v. Harnack). — *P. Volz, Der Prophet Jeremia (W. Staerk). — *R. Gauthiot, Essai de Grammaire Sogdienne (W. Lentz). — *Asia Major I. 2—4 (O. Franke). — *W. Lehmann, Zentral-Amerika I. 1. 2. (L. Schultze-Jena).
19 *P. Tischleder, Wesen und Stellung der Frau nach der Lehre des heiligen Paulus (J. Leipoldt). — *J. Goldziher, Vorlesungen über den Islam, 2. Aufl. von F. Babinger (C. Snouck Hurgronje).
20 *Kirjath Sefer. A Quarterly Bibliographical Review (L. Blau). — *J. Braun, Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung; *K. Galling, Der Altar in den Kulturen des alten Orients; *J. de Groot, Die Altäre des salomonischen Tempelhofes (H. W. Beyer). — *R. Paret, Sīrat Saif ibn Dhī Jazan. Ein arabischer Volksroman (R. Hartmann).
21 *A. Schulz, Die Bücher Samuel (M. Löhr). — *A. F. Stolzenburg, Anthroposophie und Christentum (W. Bruhn). — *E. Kühnel — H. Götz, Indische Malereien aus dem Jahāngīr-Album der Staatsbibliothek zu Berlin (J. Horovitz). — *M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels (W. Langenbeck). — *G. Schwalbe — E. Fischer, Anthropologie (F. Lenz).
22 *J. Herrmann, Hebräisches Wörterbuch zu den Psalmen (L. Köhler) — *G. Jacob, Geschichte des Schattentheaters, 2. Aufl. (E. Littmann). — *A. Pridik, Mut-em-wija (A. Scharff).
23 *Preuschen-Bauer, Grich.-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des NT.s (A. Deissmann). — *C. W. Williams, Gold and Silver Jewelry and Related Objects (A. Erman).

24 *J. Davidson, Thesaurus of Mediaeval Hebrew Poetry I (J. Elbogen). — *H. Achelis, Das Christentum in den ersten Jahrhunderten (H. Dörries). — *L. Woitsch, Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (O. Franke). — *C. J. S. Marstrander, Observations sur les présents i.-europ. à nasale infixée en Celtique (J. Pokorny).
25 *Sir Ch. Eliot, Hinduism and Buddhism (H. v. Glasenapp). — *Ch. Krause, Näsaketharī Kathā (J. C. Tavadia).
26 *H. F. Lutz, Viticulture and Brewing in the Ancient Orient (H. Gressmann). — *E. Bethe, Homer (H. Fränkel). — *A. Ippel, Der Bronzefund von Galjûb (G. Lippold). — *G. R. Driver, Letters of the First Babylonian Dynasty (B. Meißner).

Fogg Art Museum Notes II 1925:
1 3—18 Langdon Warner, Chinese Expedition (m. 13 Abb. 2 Plänen; einer davon enthält die Aufmessung einer buddhistischen Kapelle westl. Chinchow, die in einen Felsen nahe dem Gipfel eingehauen ist. Zeit: Anf. d. 6. Jahrh. nach dem Stil der ausgezeichneten Skulpturen, darunter 4 Elefanten mit Köpfen und Vorderbeinen in Rundplastik aus dem lebenden Felsen gemeißelt. — Ausgrabungen in Kara Khoto-Edzina; es werden einige Fresken und einige Tausend Exvotos in Gestalt kleiner Stiepas und runder Scheiben mit Bodhisattva-Figuren, ein Bronzespiegel u. a. Kleinigkeiten gefunden. — Photogr. Aufnahme der Höhlen von Tun Huang, Erwerbung einer Statuette des anbetenden Buddha a. d. T'angzeit). — Unter den Erwerbungen und Leihgaben: ptol. Reliefbruchstück, persische Miniaturmalerei d. 14. Jahrh., chinesische Gemälde.

Die Giesserei XII 1925:
3 P. Martell, Japanische Bronzen (gibt in größter Kürze technische Angaben über die Herstellung und Zusammensetzung japanischer Bronzen aus alter und neuer Zeit. In neuerer Zeit ist der Kupfergehalt stark zurückgegangen und dafür die Beimengung von Zinn und teilweise auch Blei entsprechend gestiegen. Kunstgewerblich kommen japanische Bronzearbeiten außer durch ihre treffliche Färbung auch dadurch in Betracht, daß sie meistenteils nach dem Verfahren „la cire perdue“ hergestellt sind, also Unterschneidungen nicht zu fürchten brauchen). Ludwig Rieß.

Jewish Quarterly Review N. S. XV 1924/5:
1 1—53 S. Poznanski, The Arabic commentary of abu Zakariya Yaḥya (Judah ben Samuel) ibn Bal'am on the twelve minor prophets (nach der nicht ganz vollständigen Israelson'schen Abschrift der Petersburger Hs.; mit einer Übersicht über ibn Bal'am's Bibelkommentare, einer kurzen Charakteristik des vorliegenden Kommentars, einer Liste der zitierten Schriften und einem Kommentar, der besonders die Quellen — hauptsächlich abū l-Walīd — und die Parallelen in des Verfassers sonstigen Schriften berücksichtigt). — 55—118 V. Aptowitzer, Observations on the criminal law of the Jews (I. Haggadic background: 1. die an Ge. 4,8 anknüpfende haggadische Kontroverse über die Art des Todes von Abel als Grundlage halachischer Grundsätze für die Todesstrafe; 2. die Todesstrafe für Unterdrückung eines prophetischen Auftrags in Halacha und Haggada; 3. falsche Zurückführung einer Lehrmeinung auf eine Autorität als Analogon solcher Unterdrückung; 4. haggadische Auswirkungen der halachischen Kontroverse über die rechtliche Stellung des nasciturus; — II. the talio in terrestrial and celestial jurisdiction: die pharisäische Lehre beschränkt im Gegensatz zu der sadduzäisch-samaritanischen die talio auf die göttliche Gerechtigkeit, während für die menschliche wegen der Unmöglichkeit genauer talio einheitlich Todesstrafe für Tötung und Entschädigung für Verwundung gilt; — III. the punishment for aldultery in Jewish law and in the code of Ḫammurabi: dort Erdrosselung, hier die nach jüdischer Auffassung mit ihr gleichwertige Ertränkung, im Gegensatz zu der sadduzäischen Steinigung; — IV. the exegetical foundation of the punishment of decapitation for murder: entweder Ge. 9, 6, oder Ex. 21, 20 in Verbindung mit Lv. 26, 25; — V. the status of the embryo in criminal law: Tötung des nasciturus ist nach alexandrinischer, gelegentlich in Palästina eingedrungener Lehre dann Mord, wenn er bereits geformt war, nach palästinischer zum Ḫammurabi-Kodex stimmender nicht; damit zusammenhängende kasuistische Fragen; Spuren der Lehre, daß der nasciturus stets als Mensch zu betrachten ist; Zusammenhang mit Differenzen in der griechischen Philosophie, innerhalb derer die Akademie diese letzte Anschauung vertritt, die Stoa die entgegengesetzte). — 119—121 A. Yellin, Notes on the Syriac versions of the story of Aḥiḳar as edited by J. R. Harris. — 123—32 *G. A. F. Knight, Nile and Jordan 1921 (J. Hoschander). *M. Gaster, The ketubah 1923 (L. M. Epstein). *A. Kaminka, רעיונות מרקום אברליום אנטונינום (hebr. Übersetzung) 683 (J. Reider). G. B.
2 141—212 A. W. Greenup, A fragment of the Yalkut of R. Machir bar Abba Mari on Hosea (I. 9—XIV. 1) ed., for the first time, from the Vatican ms. No. 291 Heb. (Text des bereits von Schechter identifizierten Fragments mit einer kurzen Einleitung über die Heimat des Autors — unsicher, am ehesten wohl Spanien — und seine Zeit — etwa ein Jahrhundert nach dem Jalqûṭ Šim'ōnī, der jedoch dem Verfasser nicht bekannt gewesen sein kann). — 213—39 L. D. Barnett, Two documents of the Inquisition (1. the case of Frey Diogo da Asumçaõ, eines 1603 in Lissabon verbrannten zum Judentum abgefallenen Kapuziners von teilweise jüdischer Abstammung; portugisischer Text des von der Inquisition veröffentlichten, auch seine Irrlehren enthaltenden Urteils nach der Hs. Or. 8698 des British Museum, mit Inhaltsangabe; — 2. the case of Don Lope de Vera y Alarcon, der ebenfalls zum Judentum abgefallen nach langem Prozeß 1644 in Valladolid verbrannt wurde; die verschiedenen historischen Nachrichten über den Fall; Text eines spanischen Briefes des daran beteiligten Inquisitors Moscoso, aus derselben Hs., mit Übersetzung). — 241—83 B. Halper, Recent Orientalia and Judaica (Jaussen and Savignac, Mission archéologique en Arabie II et Suppl. 1914; J. C. James, The language of Palestine and adjacent regions 1920; R. S. St. Macalister, The language of the Nawar of Palestine 1914; E. Littmann, Zigeuner-Arabisch 1920; M. T. Feghali, Etude sur les emprunts syriaques dans les parlers arabes du Liban 1918; Festschrift E. Sachau gewidmet 1915; L. Goldziher, Le dogme et la loi de l'islam 1920; Abu-Manṣur 'Abd-al-Ḳahir ibn Ṭahir al-Baghdadi, Moslem schisms and sects I transl. by K. Ch. Seelye 1920; Studia Semitica et Orientalia, Glasgow 1920; J. Pedersen, Der Eid bei den Semiten 1914; E. Reitemeyer, Die Städtegründungen der Araber im Islam 1912; H. Massé, Essai sur le poète Saadi 1919; Transliteration of Arabic and Persian, British Academy 1918; H. U. W. Stanton, The teaching of the Qur'an 1919; J. M. N. Kahil Bey, Syriens et Arabes 1919; J. Guttmann u. a., Moses ben Maimon II 1914; I. Davidson, Mahzor Yannai 1919; M. J. Bin Gorion, Die Sagen der Juden, Die zwölf Stämme 1919; Tractate Sanhedrin transl. by H. Danby 1919; E. M. Lipschütz, Vom lebenden Hebräisch 1920; The Magic Apples and other Jewish fairy tales and stories transl. by G. Friedlander 1920; J. L. Landau, Don Isaac Abravanel, A historical drama 1919; S. Greif, Dentistry in the Bible and Talmud 1918; H. Meiss, Anthologie juive, extraits de Talmud 2 me éd. 1919). G. B.
3 285—360 A. Danon, The Karaites in European Turkey, contributions to their history based chiefly on unpublished documents (Einleitung zur Veröffentlichung der in Konstantinopel gesammelten karaitischen Urkunden und sonstigen geschichtlichen Denkmäler: Geschichte der seit dem 11. Jahrhundert nachweisbaren



Gemeinde in Konstantinopel in vier Perioden, period of dispersion, Ausbreitung der Karaiten; period of centralisation, seit der Verpflanzung von Juden verschiedener Herkunft nach Konstantinopel durch Mehmed II. den Eroberer; period of organisation, durch Stiftungen, Regierungsprivilegien usw., seit der 2. Hälfte des 16. Jahrh.; period of communal emancipation seit der völligen Loslösung von der rabbinischen Gemeinde 1841; mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Tätigkeit und der Beziehungen zur rabbinischen Gemeinde, die zeitweise vollständig die geistige Führung in Händen hatte) (Forts. f.). — 361—88 J. Mann, Early Karaite Bible commentaries, second series (Forts. von JQR N. S. XII 435 ff,, vgl. OLZ 1923, 99) (A Ge. 2, 9—17; B Ge. 2, 18—9; C Ge. 2, 18—3, 1; D ein inhaltlich mit dem vorigen zusammenhängendes Fragment aus אוצר נחמר von Tobias b. Moses [11. Jahrh.] über die Entwicklung des Gesetzes von Adam bis auf Moses; E Ge. 4, 7—9; F Ge. 6, 5—6; G Ge. 15, 3—18; H Ge. 18, 1—8; I Ge. 46, 8. 42, 2; J Fragment eines Werkes über die zehn Gebote; — Text mit Inhaltsangaben und Kommentar). — 389—407 H. Flesch, An eighteenth century narrative of the attempted conversion of a Jewish girl in the time of Maria Theresia (Übersetzung einer 1788 geschriebenen deutschen Hs. mit jiddischen Bemerkungen aus Familienbesitz des Herausgebers). — 409—18 A. Marmorstein, The amidah of the public fast days (eine Anzahl neuer z. T. poetischer Fragmente zur Aufhellung der Geschichte dieses Gebets). — 419—20 I. Eitan, An Egyptian loan word in Is. 19 (שתתיה V. 10 = koptisch *štit* „Weber"). — 420—2 Ders., The crux in Prov. 27. 16 (übersetzt ohne Textänderung „whosoever retains her, retains the wind, or gathers [takes hold of] oil with [or in] his right hand"). *B. Felsenthal, Selections from his writings 1924 (H. G. Enelow). G. B.

4 427—66 C. Roth, Rabbi Menahem Navarra, his life and times (1717—1777); A chapter in the history of the Jews of Verona. („No more is desired than to attempt the reconstruction of the personality of a *typical* figure of the Italian Ghetto in the period of its decadence", auf Grund von Briefen und sonstigem Material im Besitz des Verfassers; S. 460—6 einige Gedichte und Briefe Navarra's). — 467—502 L. Jung, Fallen angels in Jewish, Christian and Mohammedan literature, A study in comparative folk-lore (Einleitung: Charakteristik der Haggada, Belege dafür, daß ihr autoritative Geltung nicht zukommt; Frage der Verbindlichkeit der parallelen Überlieferungen in der katholischen Kirche und im Islam; — 1. the nature of angels, 2. the two Satans: „The Satan of the Hebrew Bible is part and parcel of monotheism; there is but one power, God. The Satan of the New Testament is a product of several sources"; — ausführliche Wiedergabe des alttestamentlichen und jüdischen Materials, knappere des christlichen, sehr knappe des muhammedanischen) (Forts. f.). — 503—6 H. Loewe, The name אופיר („My present purpose is merely to attempt to show that אופיר cannot be regarded as a Hebrew or Arabic elative or diminutive"). — 507 I. Davidson, Note to JQR N. S. XV 409 ff.(s. o.). — *F. Rosenzweig, Sechzig Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi deutsch (S. S. Cohen). *J. Cohen, Religion 1923 (I. M. Casanowicz). *M. Anesaki, The religious and social problems of the Orient 1923 (Ders.). — 517—45 J. Reider, Recent Biblical literature (43 Nrn. nur zum Teil wissenschaftliche Literatur aus den Jahren 1914—20). G. B.

Journal of the Society of Oriental Research IX 1925:

126—8 F. Perles, Übersehenes akkadisches Sprachgut im AT. (הפרשדונה Ri. 3, 22 vielleicht zu *naparšudu* „entrinnen"; מאורת Jes. 11, 8 zu *mûru* „Tierjunges"; אפס Jes. 52, 4 *apuššu* u. ä. „Unterwürfigkeit"; סוד Ez. 13, 9 nach LXX zu lesen מוסר = *musarû* „Urkunde", das vielleicht auch in 'כמס Sir. 44, 4 a. R., ובמסרם Hi. 33, 16 gemeint; כארי Ps. 22, 17 zu *arâru* „binden"). G. B.

Islam XIV 1925:

3/4 199—288 E. L. Dietrich, Der Mahdi Mohammed Ahmed vom Sudan nach arabischen Quellen („Vorliegende Arbeit befaßt sich mit der Person des Moh. Ahmed und ihrer religiösen Bedeutung"; kommentierte Übersetzung ausgewählter Partien aus dem *Tā'rīḫ as-Sūdān* von Na'ūm Bej Šuqair, vor allem der Hauptmasse der darin wiedergegebenen eigenen Schriften des Mahdi und seines Nachfolgers; Schlußbemerkung: echt religiöser Grundzug im Mahdi, ursprünglich rein religiöser Charakter der Bewegung: Erlebniskern der nachträglich apokalyptisch ausgeschmückten Vision; die *mahdī*-Tradition benützt, aber über sie hinaus tiefgreifende Neuerungen; die politische Seite am Mahdi und an der Bewegung). — 289—360 J. Hein, Bogenhandwerk und Bogensport bei den Osmanen nach dem „Auszug der Abhandlungen der Bogenschützen" *telḫiṣ resāil er-rūmāt* des Muṣṭafā Kānī, ein Beitrag zur Kenntnis des türkischen Handwerks und Vereinswesens (Bogensport in Europa; in der Türkei von den Herrschern gefördert und geteilt, und als einziger Sport im Orient durch zunftmäßige Organisation geschützt; volkskundliche, technische und sportliche Literatur über den Bogen; die arabische Literatur, vor allem *Al-Wāḍiḥ* von einem nicht näher bekannten Ṭabarī und das *Kitāb al-Badā'i' wa-l-asrār* des a. Bakr Muḥ. b. 'Abdallāh b. Aṣbaġ al-Harawī al-Ḥull Ṭaura [8. Jahrh. d. H.], aus dem Auszüge mitgeteilt werden; die türkische Literatur, vor allem die Hs. Dresden 39, die sich als Vorlage von Gotha 10,3 und als von einem Pfeilmacher und Schützen Baxtiarzade Haği Hasan verfaßt herausstellt; das auf Befehl Mahmud's II. verfaßte Buch des Kani, die Person des Verfassers, Inhaltsübersicht; die dem Buch vorausgeschickte Sammlung von 40 Traditionen über das Pfeilschiessen von Abdullah Efendi in Übersetzung; Wiedergabe des Inhalts des Buches in der Ordnung: 1. legendäre Geschichte und religiöse Bedeutung der Bogenschießkunst nach den Anschauungen der Schützengilde, 2. Beschreibung von Bogen, Pfeil und Zubehör: die Bogentypen, die Rohstoffe, die Herstellung und Pflege, die Zunft der Bogenmacher; der arabische und der persische Bogen) (Forts. f.). — 361—77 J. H. Mordtmann, Die orientalischen Handschriften der Sammlung A. D. Mordtmann sr. (36 Handschriften, jetzt z. T. in der Hamburger Stadtbibliothek, z. T. in der Berliner Staatsbibliothek, einige im Besitz des Verfassers, 15 verschollen; — mit einem Anhang über den Historiker Sühejli, Divansekretär in Kairo, und den Dichter Ahmed b. Hemdem Ketxuda Sühejli, beide in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. d. H.). — 378 H. Meyerhof, 'Alî Bej Bahğat (gest. 27. März 1924). — 378—80 R. Salomon, Die Neuorganisation der orientalistischen Studien in Rußland (an Hand der drei ersten Hefte der von der „Allrussischen wissenschaftlichen Orientalischen Assoziation" herausgegebenen neuen Zeitschrift *Novyj Vostok* „Der Neue Orient"). — 380—2 Th. Nöldeke, 'Irāq (gegen Schaeder's iranische Etymologie Islam XIV 8, unter Hinweis auf eine gleichnamige Landschaft im Hidschaz; einige Bemerkungen zur Topographie und zur Ortsnamenetymologie). — 382—7 O. Rescher, Zum osmanischen Folklore (1. zur Symbolik des Apfels; 2. über wunderbare Aufschriften auf Steinen, Pflanzen und Tieren; 3. über einige orientalische Parallelen zur dänischen Literatur). — 387—8 Ders., Zu R. Hartmann's *Risālat al-Malāmatīja*. — 388—9 Ders., Zu ibn Qais ar-Ruqajjāt XII, 4. — 389—95 Ders., Ueber Scharfsinnsproben und verwandte Motive im orientalischen Folklore. — 395—7 Ders., Zur „Katze auf dem Kamel". — 397—401 Ders., Zu M. Steinschneiders „Rangstreitliteratur". — 401—2 Ders., Zu A. Christensens „Remarques

sur les facéties de ʿUbeid-i-Zākānī". — 402—6 P. Wittek, Eine türkische Fürstin auf dem Wandgemälde von Ḳuṣajr ʿAmra (die noch nicht identifizierte 5. Figur von links eine türkische Fürstin, die zur Zeit der islamischen Eroberung Buchara regierte; Name nicht sicher, meist einfach als *Ḫatun* bezeichnet). G. B.

Matematisk Tidsskrift 1925:
66—70 *T. E. Peet, The Rhind Mathematical Papyrus (O. Neugebauer).

Mélanges de l'Université Saint-Joseph, Beyrouth, VIII 1922:
8 479—519 M. Bouyges, Algazeliana I (Besprechung von: D. B. Macdonald, Article Al-Ghazālī dans l'EI. 1914. W. H. T. Gairdner, Al-Ghazālī's Mishkât al-Anwâr, Islam V 1914. I. Goldziher, Streitschrift des Gazâlī gegen die Bâṭinijja-Sekte 1916. M. Asin Palacios, Logia et Agrapha Domini Jesu apud Moslemicos 1916. W. R. W. Gardner, Al-Ghazali 1919. A. J. Wensinck, Bar Hebraeus's „Book of te Dove" 1919. H. Frick, Ghazâlî's Selbstbiographie 1919. S. M. Zwemer, A Moslem seeker after God 1920. J. Obermann, Der philosophische und religiöse Subjektivismus Ghazâlîs 1921. H. Bauer, Islamische Ethik I—III 1916—22). G. B.

IX 1923—4:
1—3 s. besondere Anzeige.
4 *L. Speleers, Les figurines funéraires égyptiennes 1923, und Le vêtement en Asie Antérieure ancienne 1923 (R. Mouterde). *H. Sottas u. E. Drioton, Introduction à l'étude des hiéroglyphes 1922 (Ders.). *A. Solari, Delle autiche relazioni commerciali fra la Syria e l'Occidente I 1916, und I Siri nell' Emilia antica, Aufsatz 1921 (Ders.). *F. Cumont, Il sole vindice dei delitti ed il simbolo delle mani alzate, Aufsatz 1923 (Ders.). — 447—55 *H. Grégoire, Recueil des inscriptions grecques chrétiennes d 'Asie Mineure I 1922 (Ders.). *J. N. Bakhuizen van den Brink, De oud-christelijk Monumenten van Ephesus 1923 (Ders.). *H. Monnier, Les novelles de Léon le Sage 1923 (Ders.). *E. Littmann, Jäger und Prinzessin 1923 (H. Lammens). *Discursos leidos ante la R. Academia de la Historia en la recepcion publica del señor D. M. Asin Palacios 1924 (Ders.). *H. A. R. Gibb, The Arab conquests in Central Asia 1923 (Ders.). *Islamica I, 1 1923 (Ders.). G. B.

X 1925:
1 s. besondere Anzeige.
2 51—4 A. Mallon, Une hache égytienne trouvée en Syrie (aus Bronze, mit einen Königsnamen *ś-ḥtpw;* nach Form von Namen und Titel ebenso wie dem archäologischen Befund ins Alte Reich, am ersten wohl 3.—4. Dynastie, zu setzen). G. B.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LV 1925:
64—8 *E. Frankfort, Studies in early pottery of the Near East I 1924 (V. Christian).

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, 2. Abt.: Westasiatische Studien XXVI. XXVII 1924:
1—82 G. Kampffmeyer, Die ägyptische Verfassung vom 19. Apr. 1923, arabischer und französischer Text mit einer Einführung in die Verfassungsgeschichte Ägyptens (Loslösung von der Türkei; Schaffung einer beratenden Kammer 1866 — dazu einige Dokumente — und eines Ministerrats 1878 durch Ismail Pascha; erzwungene Erweiterung der Rechte der Kammer 1882, aber erneute Einschränkung durch die Verfassung von 1883 nach der Besetzung durch England; Periode der englischen Herrschaft und der nationalen Bewegung gegen sie; Ausdehnung der englischen Herrschaft auf den Sudan; unbedeutende Zugeständnisse in der Verfassung von 1913; Ruhe während des Kriegs; Bildung des von Zaghlul Pascha geführten nationalen Komitees „Délégation Egyptienne", gegen englische Verfassungsänderungspläne 1918, Deportation von Zaghlul und einigen anderen, Revolution 1919, Freilassung von Zaghlul, ergebnislose Verhandlungen, beschränkte Aufhebung des Protektorats 1922, Verfassung 1923, vom „König" Fuad verliehen, und Abänderung des Wahlgesetzes 1924; inzwischen andauernde Unzufriedenheit im Lande, erneute Deportation von Zaghlul Ende 1921, Unruhen und Attentate, Freilassung von Zaghlul 1923, Ernennung zum Ministerpräsidenten Anfang 1924; Attentat gegen ihn wegen seiner Bereitwilligkeit, mit England zu verhandeln; ergebnislose Besprechungen in London Sommer 1924). — 83—136 Ders., Urkunden und Berichte zur Gegenwartsgeschichte des arabischen Orients (1. eine „Reihe geschichtlicher Aufsätze zum Verlauf der arabischen Sache von Anfang des Krieges bis auf diesen unseren Tag" aus der Damaszener Zeitung *Al-Mufīd* im arabischen Text; 2. die Abmachungen zwischen dem Groß-Scherifen von Mekka, Husain, und England vom Jahre 1916, nach Mitteilungen der französischen und englischen Presse und Angaben in dem Buch J. de V. Loder, The truth about Mesopotamia etc. 1923; der Vertragstext in verschiedenen Fassungen). — 137—251 Die türkische Verfassung vom 20. Apr. 1924: A. Türkischer Text mit deutscher Übersetzung von W. Bolland, B. Geschichtliche und systematische Übersicht nebst Anmerkungen zur Übersetzung von E. Pritsch (164—201 verfassungsgeschichtliche Entwicklung der neuen Türkei: die Verfassung von 1876 und ihre Fortbildung, die anatolische Bewegung seit 1919, die große Nationalversammlung von 1920 und ihre Tätigkeit, die provisorische Verfassung von 1921, Abschaffung des Sultanats 1922, Wirtschaftskongreß und Neuwahl der Nationalversammlung 1923, Annahme des Vertrags von Lausanne, Verkündung der Republik Okt. 1923, Kampfgesetzgebung gegen die Theologen und Abschaffung des Kalifats, die neue Verfassung; — 206—51 Grundzüge des neuen türkischen Verfassungsrechts). *Oriente Moderno I—IV 1921—4 (G. Kampffmeyer). — 260—88 *Rassegna Italiana del Mediterraneo Sept. 1922 — Dez. 1924 (Ders.). *Hespéris, Archives Berbères I—III, 2 1921—4 (Ders.). *G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur 1923 (Ders.). *J. Ancel, Manuel historique de la question d'Orient (1792—1923) 1923 (Ders.). *E. Browne, Arabian Medicine 1921 (O. Rescher). *v. Gleich, Vom Balkan nach Bagdad 1921 (Ders.). *H. v. Kiesling, Rund um den Libanon 1920 und Orientfahrten zwischen Ägeis und Zagros 1921 (Ders.). *Sitte und Recht in Nordafrika ges. v. E. Ubach u. E. Rackow 1923 (Pritsch). G. B.

Monde Oriental XVII 1923:
2/3 (erschienen 1924): 113—81 Th. Seif, Drei türkische Schattenspiele (ergänzende Mitteilungen über die Geschichte des Schattentheaters hauptsächlich aus einem Brief des Zia Bej, des Kommentators von ibn al-ʿArabī's *Al-Futūḥāt al-Makkīja*, und den *Istambol ejlenǧeleri* des Ali Riza Bej; Beschreibung des zugrunde liegenden Druckes, eines unvollständigen und verhefteten Exemplars von Teil I des *Šarqyly ve-qanto*[*lu*] *Qaragöz kitaby* hrsg. v. Ihsan Rehim, gedruckt in der Hurriet Matbaasy; die Stücke *Iki qysqanǧ qary, Tahir ile Zühre* und *Qaragözün evlenmesi* in Text — in arabischer Schrift — und Übersetzung mit ausführlichen Anmerkungen). — 182—230 H. S. Nyberg, The Pahlavi documents from Avromān (1. Neue Umschreibung und sehr eingehende Interpretation des iranischen Pergaments, dessen Verständnis von Cowley angebahnt und von Unvala nicht gefördert worden war, während die Lesung von Andreas nicht veröffentlicht ist; einige Vorschläge für die Deutung der in Photographie beigegebenen schlecht erhaltenen iranischen Aufschrift auf dem einen griechischen Dokument; — 2. Remarks on the Aramaic ideograms — mit Erklärung einer großen Zahl von diesen —: graphischer Zusammenfall von ע mit ו im sasanidischen Pehlevi; Ver-

wendung dieses ו = ע als Vokalzeichen für *e*, besonders auch im Anlaut an Stelle von zu erwartetem א, und von עו für *ē*; daher präformativlose Verb-Ideogramme mindestens zum Teil als Imperative aufzufassen, wie ובירונתן = *kartan* „tun" von עבר und וזלונתן = *šutan* „gehen" von אזל; Verwendung des Imperativs zum Ausdruck der Gegenwart erklärlich aus dem Zusammenfall der 2. Pers. Plur. des Imperativs mit der 3. Pers. Sing. und der 2. Pers. Plur. des Indikativs im Pehlevi; Formen wie חזיתונתן = *dītan*] „sehen" zu erklären als flektiertes Partizip *ḥāzēn-tōn*; im Avromān-Text noch verschiedene Ideogramme für Präsens, Präteritum und passives Partizip, schon im arsakidischen Teil der Hadschiabad-Inschrift nur noch éin Ideogramm für alle Formen des Verbs. — S. 217 Anm. 2: „There can .. be no doubt that the Aramaic of the Sasanian ideograms is closer akin to Mandaic than to any other Aramaic dialect."). — 231—3 Ders., Zu Horten's „Die Philosophie des Islam" (zur Frage des indischen Ursprungs der *fanā'*-Lehre; „Hier kam es nur darauf an, die eigentümlichen Arbeitsmethoden eines Vielschreibers, die übrigens seinen Lesern aus jeder seiner tausend und aber tausend Seiten wohlbekannt sind, an einem konkreten Beispiel scharf zu beleuchten."). — 234—41 H. Grimme, Hebräisches *šārāšīm-ķādāšīm* und das altsemitische *s*-Kausativ (der 3. Radikal beider Worte der Kausativ-Exponent, die ursprüngliche Wurzel III *w*, woraus sich das Festhalten des *u*-Vokals in der ersten Silbe erkläre; Liste von Wurzeln, in denen ein *s* (*š*) an erster oder letzter Stelle den gleichen Ursprung habe). — 242—54 A. Zanolli, La pena escatologica del gelo in documenti della letteratura armena. G. B.

Muséon XXXVII:
169—99 H. Grimme, Der südarabische Levitismus und sein Verhältnis zum Levitismus in Israel (כתרב der „Leviteninschriften" = in feierlicher Weise weihen, גזז = ganz zu eigen geben, בשׂל = als Pfand geben, שׂברר = innere, kultische Reinigung, שׂמתע = innere Rettung und Befreiung, לואן oder לואתן = Pfand, רית = Pflichtschuld; Inhalt der Inschriften Verpfändung von Personen an ein Heiligtum als Entgelt für kultische Reinigung und damit verbundene Vermögensvorteile für die Dauer des dadurch geschaffenen Zustandes; hebr. לוי Nisbe zu **lēw* < **lēw'*, also = auf ein Tempelpfand bezüglich, die Leviten urprünglich solche schließlich in das Eigentum des Heiligtums übergegangene Pfänder). G. B.

The Nation and the Athenaeum 37:
9 265 A. Ponsonby, Popular Archaeology.
10 291 Popular Archaeology (Briefe).

Petermanns Geographische Mitteilungen 1924:
216—8 H. Grimme, Einflüsse der Steppennatur Arabiens auf die altarabische Sprache (tiefe Lage der Lautbasis mit reicher Entwicklung der Laryngale neben wenigen Labialen Wirkung der Steppenluft; scharfe Beobachtung von Distanzen ausgeprägt in Differenzierung der Demonstrativa und des Tempusausdrucks; Unterscheiden von Einzelheiten bei einer Vielheit sich zeigend in der Mannigfaltigkeit der Pluralbildung; Lebhaftigkeit des Wortbildungstriebs, die zu einer Ueberfülle von Ausdrücken für das Wahrgenommene führt). G. B.

Philologische Wochenschrift 45 1925:
27 *R. Pettazzoni, La religione nella Grecia antica fino ad Alessandro (O. Weinreich).
28 *W. Aly, Geschichte der griechischen Literatur (K. Kunst). — *Th. Hopfner, Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber; *L. Thorndike, A History of Magic and Experimental Science . . . (O. Weinreich). — *C. Pascal, Le credenze d'oltro-tomba nelle opere dell' antichità classica (O. Weinreich).

Rendiconti della R. Accademia Nazionale dei Lincei, cl. di sc. morali, storiche e filologiche, Serie V Vol. XXXIII 1924:
77—80 G. Furlani, Di una raccolta di indovinelli in lingua siriaca (kurze Aufzählung von 28 Rätseln aus einer Sammelhandschrift im Besitz von Paul Sbāţ). — 81—8 G. Pinza, Ricerche su la topografia di Cartagine punica (Lokalisierung der Stadt im südlichen Teil der Halbinsel, mit der Zitadelle auf der Höhe des südlichen Ausläufers und dem Kriegshafen in der Lagune westlich davon; — mit Plan). — 93—118 D. Levi, Il concetto di KAIROC e la filosofia di Platone (Fortführung der Untersuchungen RANL XXXII 260 ff., vgl. OLZ 1925, 414). — 186—99 F. Beguinot, Sul trattamento delle consonanti *B*, *V*, *F* in berbero (Beispiele für einen wohl analogisch zu erklärenden Schwund von sei es ursprünglichem, sei es aus *b* entstandenem *f*/*v* im Auslaut von Verbalwurzeln; Beispiele für durch den Akzent veranlaßten Schwund im Inlaut; die alten Formen am besten in den Dialekten von Audschila und Ghadames erhalten). — 200—6 P. Bosch, Il problema della ceramica iberica (Bericht über seine eigenen Arbeiten: geographische und chronologische Gruppenbildung, Feststellung von Völkerindividuen, Anknüpfung an die geschichtlich bekannten Völker; Ergebnis: seit paläolithischer Zeit im Norden ein europäisches Element, die späteren Basken, im Süden ein weit über Spanien hinaus vordringendes afrikanisches Element, die „Ligurer"; in neolithischer Zeit Einwanderung der Iberer aus Afrika in die östlichen Küstengebiete, denen wohl als zweite Welle in jüngerer Bronzezeit die Tartessi folgen; in der frühen Eisenzeit, seit 600, Eindringen der Kelten; im 5. und 4. Jahrh. unter griechischem Einfluß iberischer Kulturaufschwung, im 3. Iberisierung des größten Teils der Halbinsel). — 253—62 P. Romanelli, Del nome delle due Leptis africane (die neben Leptis belegte Form Lepcis ausschließlich das spätere L. Magna, dessen eigentlichen Namen sie darstellt; Zusammenfall beider Namen erst seit Plinius). G. B.

Repertorium für Kunstwissenschaft XLV:
179—89 W. Heffening, Eine Burgruine im Taurus (etwa 1800 m hoch zwischen Bozanti und Qarapunar über dem Tschaqyt-Tal gelegen, wahrscheinlich nicht der Straßenbefestigung dienend, sondern Hofburg eines armenischen Barons aus der Zeit des feudalen kleinarmenischen Reichs in Kilikien [Ende des 11. bis Ende des 14. Jahrh.]; alter Name nicht feststellbar; — mit zahlreichen Abbildungen). G. B.

Revue des Etudes Juives LXXVII. LXXVIII:
154. 155/6 (Okt. 1923—Juni 1924) 97—126 B. Heller, Tendances et idées juives dans les contes hébreux (1. le prophétisme; 2. le rabbinisme, a) formation des contes rabbiniques, b) contes en rapport avec la Halacha, c) contes pieux, d) contes exégétiques; 3. influence mahométane; 4. influence chrétienne; 5. philosophie et polémique; 6. Hassidisme [les contes de Rabbi Nahman ben Simha]: Judaisierung fremden Erzählungsstoffes durch äußere Angleichung — Einsetzung des Rabbi für den Heiligen u. ä. — oder Umbiegung der Tendenz, daneben aber originale Schaffung neuer Erzählungen). — 127—65. 35—84 M. Ephraim, Histoire des Juifs d'Alsace et particulièrement de Strasbourg depuis le milieu du XIIIe jusqu'à la fin du XIVe siècle (bibliographie; A. bref apperçu de la situation des Juifs en Alsace jusqu'au milieu du XIIe siècle; B. situation légale et histoire des Juifs à partir de la moitié du XIIIe siècle jusqu'à la fin du XIVe, 1. leur situation vis-à-vis des empereurs, 2. vis-à-vis des évêques, 3. les rapports des Juifs avec les villes [particulièrement avec Strasbourg], histoire extérieure des Juifs, 4. leur situation vis-à-vis de l'église, 5. leurs impots; D. la situation économique des Juifs à Strasbourg). — 166—76 A. Marmorstein, Les persécu-



tions religieuses à l'époque de R. Yohanan b. Nappacha (Anspielungen auf ein Verbot der Jom-Kippur-Feier und der Rezitation des Schema vor 279 im Talmud). — 177—99. 102—48 J. Régné, Catalogue d'actes pour servir à l'histoire des Juifs de la couronne d'Aragon 1291—1327 (Forts. u. Schluß; Nrr. 3045—3456). — 200—2 D. Sidersky, Les trois formes du cycle lunaire du comput juif (die anerkannte gehe, wie schon von Mahler erkannt, von der Wegführung ins Exil 587 aus, die beiden anderen von der Auffindung des Gesetzes 622 und der Zerstörung des zweiten Tempels 70). — *I. S. Zuri, Rabbi Akiba (hebr.) 1924 (A. Back). — LXXVIII 1—4 D.-S. Blondheim, Échos du Judéo-Hellénisme, étude sur l'influence de la Septante et d'Aquila sur les versions néo-grecques des Juifs (gegen die These von dem nachwirkungslosen Untergang des hellenistischen Judentums). — 15—34 N. Porgès, Élie Capsali et sa chronique de Venise (Forts.; 7. Wirkung der Einnahme Verona's durch die Kaiserlichen 1509 — Flucht vieler Juden, darunter C., nach Venedig — und der Rückeroberung und Plünderung Padua's durch die Venezianer; 8. Auswanderung von C. nach Kreta; 9. C.s Talmudkenntnis, Hochschätzung der Kabbala und Aberglaube; 10. biographischer Ertrag der Chronik; 11. C.s Stil) (Forts. f.). — 85—101 J. Weill, Notes sur l'histoire des Juifs en Espagne et Portugal au XVe siècle (1. Vincent Ferrer — dominikanischer Judengegner — et les Juifs de Téruel [Aragon] au début du XVe siècle; 2. extraits du *Libro horadado*— Dokumentensammlung im städtischen Archiv in Madrid — du conseil Madrilène concernant les Juifs de Madrid au XVe siècle; 3. le voyage de Jérome Munzer en Espagne et Portugal 1494—5 et les Juifs et Marranes de ces pays). — 149—55 S. Krauss, La vie des rues dans l'antiquité (verteidigt die traditionelle Lesung und Auffassung von יושבי קרנות als „qui s'asseoient aux coins des rues" gegen Perles, Kouk und Zoller). — 156—9 M. Ginsburger, Un médecin juif à Paris au XIIe siècle (mit Namen Zour; nach einer Notiz in der Hs. ms. fr. 1357 der Bibl. Nat.). — 160—7 *P. Joüon, Grammaire de l'Hébreu biblique 1923 (M. Lambert). *J. Marty, Les chap. 56—66 du livre d'Ésaie 1924 (Ders.). *H.-M. Wiener, Das Hauptproblem des Deuteronomiums 1924 (Ders.). *B. Halper, Descriptive catalogue of Genizah fragments in Philadelphia 1924 (J. Weill). G. B.

Rivista degli Studi Orientali X:
2/3 (1924) 169—211 G. Gabrieli, Saggio di bibliografia e concordanza della storia d'ibn Ḫaldūn (Liste der Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen unter Berücksichtigung auch der nur kleine Teile umfassenden, und der Monographien über den Autor und sein Werk; kurze Inhaltsübersicht — 3 Seiten — nach der Bulaqer Ausgabe; ausführliche Seitenkonkordanz für die Geschichte der Berbern zwischen de Slane's Text, seiner Übersetzung und dem Bulaqer Druck). — 212—45 S. G. Mercati, Intorno all'autore del carme εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά, ecc. (Leone Magistro Choirosphaktes) (darin S. 221 f. eine Stelle aus einem Brief des Genannten über eine Gesandtschaft nach Bagdad in den Jahren 905—8 n. Chr.; dazu S. 245—8 Übersetzung der einschlägigen Stellen aus A. A. Vasiljev, Vizantija i Arabij 1902). — 249—64 P. Vannutelli, De Evangeliorum origine (geht aus von der These, daß die synoptischen Evangelien im wesentlichen Übersetzungen der gleichen hebräischen Vorlage seien; Liste von Stellen, die sich als erweiterte oder abweichende Wiedergabe eines anderwärts einfach übersetzten Wortlautes auffassen lassen, mit reichem Parallelenmaterial aus den griechischen Übersetzungen des AT.). — 265—80 E. Cerulli, Una raccolta amarica di canti funebri (eine 1910 in Addis Abeba von Ḫerūy Walda Sellāsē veröffentlichte Sammlung von 48 Strophen je mit kurzer Angabe des Anlasses ihrer Entstehung, von denen C. den größten Teil in Text und Übersetzung mit Erklärung der in ihnen vorliegenden Wortspiele wiedergibt). — 281—2 Ders., Di alcune monete raccolte sulla costa somala. — 283 I. Guidi, Il verso su Fahd in RSO IX, 375. — 284—92 G. L. Della Vida, La sottoscrizione araba di Riccardo di Lucera (unter einer Urkunde vom Jahre 1284; Facsimile, Lesung und Erklärung, mit dem Ergebnis, daß es sich tatsächlich um die Unterschrift des als Richardus Miles bekannten Araberführers handelt, was von Egidi verneint worden war). — 293—314 G. Furlani, Leggi assire, art. 15, e leggi hittite, artt. 197—8 (*a-i-la* phonetische Schreibung von *amila* mit versehentlich ausgelassenem *-mi-*; Art. 197 der hetitischen Gesetze in seinem ersten Teil identisch mit den — mit Koschaker — anzusetzenden Grundformen von Artt. 12. 14 der assyrischen Gesetze, und ebenso in seinem zweiten Teil mit Art. 15; *idukkušunu* Sing., ebenso wie das bisher fälschlich als Plur. übersetzte *inaquru*). — 315—20 Ders., Il manoscritto siriaco 9 dell' India Office (Sammelhandschrift, einzige syrische Handschrift dieser Bibliothek). — *W. Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte Lief. 1—14 (G. Farina). *König Echnaton in El-Amarna, 16 Bilder v. C. Siemens, Text v. G. Auer 1923 (Ders.). 322—7 *H. Sottas, E. Drioton, Indroduction a l'étude des hiéroglyphes 1922 (Ders.). 327—32 *F. X. Steinmetzer, Die babylonischen Kudurru als Urkunden untersucht 1922 (G. Furlani). *H. Zimmern, Hethitische Gesetze übs. 1922 (Ders.). *A. Deimel, Die Inschriften von Fara I 1922 (Ders.). *Orientalia I num. 7 1923 (Ders.). *P. Koschaker, A. Ungnad, Hammurabi's Gesetz VI 1923 (Ders.). *F. Hrozny, Code hittite 1922 (Ders.). 345—9 *J. Lewy, Studien zu den altassyrischen Texten aus Kappadokien 1922 (Ders.). 349—55 *F. Stummer, Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen 1922 (Ders.). 355—60 *E. F. Weidner, Politische Dokumente aus Kleinasien 1923 (Ders.). *Missale iuxta ritum Ecclesiae Apostolicae Antiochenae, in Seminario Scarfensi de Monte Libano 1923 (I. Guidi). *A. Moberg, Le livre des splendeurs, la grande grammaire de Barhebraeus, texte syriaque 1922 (Ders.). *W. H. Worrel, The Coptic manuscripts in the Freer collection 1923 (Ders.). 365—9 *E. A. W. Budge, Baralam and Yewāsef, Ethiopic version 1923 (C. Conti Rossini). *Vāsavadattā, being a translation of an anonymous Sanskrit drama, Svapnavāsavadattā, by V. S. Sukhtankar 1923 (F. Belloni-Filippi). *E. Lüders, Buddhistische Märchen 1921 (Ders.). *J. Deny, Grammaire de la langue turque 1921 (L. Bonelli). — 375—6 C. A. N(allino), Nachruf auf R. Basset. G. B.

Rivista Trimestrale di Studi Filosofici e Religiosi IV:
210—8 *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur 1922 (G. Furlani). — 257—87 G. Furlani, Tre discorsi metrici d'Isacco d'Antiochia sulla fede, I (Übersetzung von Bickell Nr. 2 = Bedjan Nr. 63, Bickell 1 = Bedjan 62 und Bickell 6 = Bedjan 59). — 345—50 *Ch. Fichtner-Jeremias, Der Schicksalsglaube bei den Babyloniern 1922 (G. Furlani). — 351—7 *E. Westermarck, The Moorish conception of holiness (baraka) 1916 (Ders.). — 486—99 *H. Leisegang, Pneuma hagion 1922 (Ders.). G. B.

Saat auf Hoffnung 62:
2 F. Spemann, Ausblicke (aus „Jerusalem, Wittenberg und Rom"). — Die Einweihung der Universität Jerusalem. — A. Jonsen, Festtage in Jerusalem. — R. Gjessing, Gustaf Dalman.

Zeitschr. f. math. u. naturw. Unterricht LVI 1925:
129—137 H. Wieleitner, Zur ägyptischen Mathematik (zur neuen Ausg. des Pap. Rhind von Peet, sehr ausführlich und instruktiv).

Zeitsch. f. Missionskunde u. Religionswiss. 40:
7 H. Rust, Wesen und Arten der Mystik. — *B. Russel, China und das Problem des fernen Ostens (Witte). — *M. Schmidt, Völkerkunde (Devaranne).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Aiyar, L. V. R.: A brief Account of Malayalam Phonetics.
Annuario delle Colonie Italiane 1926.
Archer, J. C.: Mystical Elements in Mohammed.
Aufhauser, J. B.: Antike Jesus-Zeugnisse. 2. verm. u. verb. Aufl.
Bell, E.: Prehellenic Architecture in the Aegean.
*Bezold, C.: Ninive und Babylon. 4. Aufl. bearb. v. C. Frank.
*Chisda-Goldberg, L.: Der Osirisname „Roi". Ein Osirisname in der Bibel.
Deniker, G.: Le Mécanisme Phonologique du Parler de Pékin. Précédé le deux Notes sur les Alphabets et sur les Méthodes phonologiques.
*Dutt, N.: Early History of the Spread of Buddhism and the Buddhist Schools. With a Foreword by N. Law.
Feldmann, F.: Das Buch der Weisheit übersetzt und erklärt. Mit erzbischöfl. Druckerlaubnis. (Die Heilige Schrift des Alten Testaments übers. und erklärt.)
*Frazer, Sir J. G.: Folk-Lore in the Old Testament. Studies in comparative Religion, Legend and Law. Abridged Edition.
Gabirol, S. ibn: Choice of Pearls. Translated from the Hebrew. With Introduction and Annotations by the Rev. A. Cohen.
Gairdner, W. H. T.: The Phonetics of Arabic. A Phonetic Inquiry and Practical Manuel for the Pronunciation of Classical Arabic and one Colloquial (the Egyptian).
Ganzfried, Sch.: Kizzur Schulchan Aruch. Mit Punktation verseh. Ins Deutsche übertr. v. S. Bamberger. Lief. 1.
*Götze, A.: Ausgewählte hethitische Texte historischen und juristischen Inhalts transkribiert.
Harnack, A. von: Die Briefsammlung des Apostels Paulus und die anderen vorkonstantinischen christlichen Briefsammlungen. Sechs Vorlesungen aus der altchristlichen Literaturgeschichte.
Herford, R. T.: Pirkē Aboth. The Tractate „Fathers" from the Mishnah, commonly called „Sayings of the Fathers". Edited with Introduction, Translation and Commentary. Published under the Auspices of the Alexander Kohut Memorial Foundation.
Hombert, M.: La Papyrologie grecque. Leçon d'ouverture faite au Doctorat en Philologie classique le 27 octobre 1925. Extrait de la Revue de l'Université de Bruxelles No. 2.
*Howardy, G.: Fra Faraos Land. De vidunderlige Opdagelser og udgravninger i Ägypten. Gennemset af Vald. Schmidt.
*Jacoby, F.: Die Fragmente der griechischen Historiker. (F. Gr. Hist) II. Teil. Zeitgeschichte A. Universalgeschichte u. Hellenika. C. Kommentar zu Nr. 64-105.
Kampffmeyer, G.: Damaskus. Dokumente zum Kampf der Araber um ihre Unabhängigkeit. Vorabdruck aus „Welt des Islam".
Kolbe, W.: Beiträge zur syrischen u. jüdischen Geschichte. Kritische Untersuchungen zur Seleukidenliste und zu den beiden ersten Makkabäerbüchern.
Kulenkampff, W. D.: Die Weisheiten des Omar Khajjam. Nach der englischen Übersetzung von Fitzgerald ins Deutsche übertragen.
*Kurth, J.: Die Geschichte des japanischen Holzschnitts. I. Bd. Einleitung. Von den Anfängen bis Harunobu.
De Lacy O'Leary: Colloquial Arabic. With Notes on the vernacular speech of Egypt, Syria and Mesopotamia and an appendix on the Local Characteristics of Algerian Dialect.
Lange, H. O.: Das Weisheitsbuch des Amenemope aus dem Papyrus 10, 474 des British Museum hrsg. und erklärt.
*Leander, P.: Zwei Sachverständige für hebräische Sprachwissenschaft. Eine kleine Erwiderung.
Macalister, R. A. S.: A Century of Excavation in Palestine.
Malinowski, B.: Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft. (Auf den Trobriand-Inseln, östlich von Neu-Guinea, Südsee.) Aufsatz enthalten i. d. Ztschr. f. Völkerpsychologie und Soziologie.
Masse, L.: Kim, Yen, Kièou. Roman. Traduit de l'annamite.
Mekilta, Sefer. Nidpas be-'ir Qostantina rabati šenat ha-Elohim 5 (275) (1515) 'al jad ha-Meḥoqeq ṣe'ir ha-Meḥoqqim Astruq de Mulon. (Hebr.)
Midraš ha-mekilta. Nidpas be-bet Dani'el Bomberge bi-šenat (5) 305 (1545) li-jeṣirah po Winiṣiah. (Hebr.)
Mittwoch, E.: Die traditionelle Aussprache des Äthiopischen. (Abessinische Studien, hrsg. v. E. Mittwoch 1.)
*Newman, L. I.: Jewish Influence on Christian Reform Movements. (Columbia Univ. Oriental Series Vol. XXIII.)
Nuoffer, O.: Afrikanische Plastik in der Gestaltung von Mutter und Kind.
Petrie, Fl.: Tombs of the Courtiers and Oxyrhynkhos. With Chapters by Alan Gardiner, Hilda Petrie and M. A. Murray.
Reichart, Frs. A. u. M. Küsters: Elementary Kiswaheli Grammar or Introduction into the East African Negro Language and Life.
— Key to the Elementary Kiswaheli Grammar. Method Gaspey-Otto-Sauer for the study of modern languages.
Reinhardt, K.: Kosmos und Sympathie. Neue Untersuchungen über Poseidonios.
*Renou, L.: La valeur du parfait dans les hymnes védiques.
Rodenwaldt, G.: Der Sarkophag Caffarelli. 83. Winckelmannsprogramm der Archäol. Gesellschaft zu Berlin.
Schmidt, W. u. W. Koppers: Völker und Kulturen. I. Teil: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker.
Schwartz, E.: Aus den Akten des Concils von Chalkedon. Abhandl. d. Bayr. Akad. d. Wiss., Philosph.-philolog. u. histor. Klasse. XXXII, 2.
Serres, J.: La Politique Turque en Afrique du Nord sous la Monarchie de Juillet.
Sethe, K.: Die Vokalisation des Ägyptischen. Sonderabdr. a. d. Ztschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellschaft.
Shepard, A. M. C.: Sea Power in Ancient History. The Story of the Navies of Classic Greece and Rome. With a Foreword by W. A. Moffet.
Sifra, Sefer. Nidpas be-bet Dani'el Bomberge bi-šenat (5) 305 (1545) li-jeṣirah po Winiṣiah. (Hebr.)
Sifrē, Sèfer. Nidpas be-bet Dani'el Bomberge bi-šenat (5) 306 (1546) be-Winiṣiah. (Hebr.)
Spittel, R. L.: Wild Ceylon. Describing in particular the lives of the present day Veddas.
*Steindorff, G.: Die Blütezeit des Pharaonenreichs.
*Tavernier, J.-B.: Travels in India. Translated from the original French Edition of 1676 with a biographical sketch of the Author, Notes, Appendices etc. by V. Ball. Second Edition ed. by W. Crooke. In two volumes.
*Thompson, R. C.: Proceedings of the Royal Society of Medicine. Section of the History of Medicine. Hrsg. J. D. Rolleston.
Vatter, E.: Religiöse Plastik der Naturvölker.
Wachtsmuth, F.: Der Backsteinbau, seine Entwicklungsgänge u. Einzelbildungen im Morgen- u. Abendland.
Wilhelm, R.: Kung-Tse. Leben und Werk.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXIX 6 **OLZ** Juni 1926

Herr Professor Wreszinski ist von seiner Ägypten-Expedition zurückgekehrt und hat die Arbeit in Königsberg wieder aufgenommen.

Der Ursprung des ägyptischen Seelenvogels.

Von Wilhelm Spiegelberg.

Es ist mehrfach beobachtet worden, daß der in den Pyramidentexten enthaltene nur für den Pharao bestimmte Totenglaube im Laufe der Zeit seine Exklusivität verloren hat, also mehr und mehr demokratisiert worden ist[1]. Vielleicht ist das so zu erklären, und wie ich glaube auch schon erklärt worden, daß zunächst die Gauherzöge des mittleren Reiches, die ja kleine lokale Könige waren, die Vorrechte der Pharaonen der früheren Zeit nicht mehr respektierten und nicht nur manche ihrer Attribute und Ceremonien, sondern auch ihren Totenkult und Totenglauben übernahmen. Nachdem aber einmal der Pharaonenkultus bei den Großen Aufnahme gefunden hatte, stieg er wieder zu dem Volk hernieder, und mancher exklusive Brauch des Königtums wurde nun widersinnig. So waren die Kronen und Zepter, die man dem toten König in seine Grabpyramide legte, in den Gerätefriesen der Särge der Großen des mittleren Reiches noch zu verstehen, aber als Grabbeigaben eines ägyptischen gemeinen Mannes der Spätzeit hatten sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und wurden nun zu magischen Amuletten, die den Toten im Jenseits schützen sollten[2].

Diese Verbreiterung von Anschauungen, die ursprünglich nur für den Pharao galten, ist nun auch sonst anzutreffen. So hat Sethe[3] gewiß mit der Annahme recht, daß zunächst nur der tote König mit Osiris identifiziert wurde, ehe diese Gleichsetzung auf alle Ägypter übertragen wurde, und auch der „Ka" wird wohl in der ältesten Zeit nur dem Pharao[4] geeignet haben als sein besonderer Schutzgeist, der auch als seine andere Wesensform aufgefaßt wurde[5], etwa wie der König der „Sohn des Rê" auch als Rê selbst betrachtet wurde. Dann wurde dieser Ka jedem Ägypter zum Teil, als sein unsterbliches zweites Wesen. Auch die Vorstellung, daß der Tote mit dem Sonnengott in seinem großen Schiffe täglich über den Himmel fährt, war ursprünglich gewiß nur auf die Könige beschränkt, die mit ihrem Vater Rê die tägliche Sonnenreise machten.

Ich habe mich nun gefragt, ob nicht eine andere Seelenvorstellung, „der Seelenvogel" *bꜣ* „Ba" (Abb. 1), einen gleichen Ursprung haben könnte. Es liegt ja nahe, dieses Wesen, das als ein Falke[1] mit Menschenkopf[2] und zwar mit dem von dem Pharao getragenen Götterbart, dargestellt wird, also mit Königskopf, zunächst als eine Erscheinung des Königs zu erklären, ähnlich wie sein Sphinxbild, jenes Mischwesen



Abb. 1

von Löwe und König. In der Tat wird die Himmelfahrt des toten Pharao in den Pyramidentexten oft mit dem Fluge eines Falken verglichen, in dessen Gestalt er sich auch selbst verwandelt. So heißt es von dem Pharao-Falken: „Deine beiden Schwingen sind ausgebreitet wie die des Falken mit großen . . .?" (Pyr. 1048). „Dieser König küßt den Himmel wie der Falke" (891). „Seine Federn sind Falkenfedern, wenn er aufsteigt(?) unter seine Brüder, die Götter" (546)[3].

Diese Stellen geben nun die richtige Erklärung für ein Statuenbruchstück, das Flinders Petrie[4] bekannt gemacht hat, und das er dem Mykerinos zuweisen will. Ob das letztere richtig ist, läßt sich nicht mit voller Sicherheit behaupten, obwohl die Ähnlichkeit mit den bekannten Mykerinosköpfen auffallend ist. In jedem Fall stellt der Kopf einen König der 4. Dynastie dar.

1) Breasted: Religion and Thought in Ancient Egypt S. 272 ff.
2) Vgl. dazu Schäfer: Ä. Z. 43 (1906) S. 66 ff.
3) Ä. Z. 43 (1906) S. 70 in dem Aufsatz von Schäfer.
4) Breasted: a. a. O. S. 55.
5) Siehe zuletzt van der Leeuw: A. Z. 54 (1918) S. 57 ff.

1) Vgl. die Notiz bei Chairemon, daß die Hieroglyphen die Seele durch einen Falken bezeichnen (ἀντὶ ψυχῆς ἱέρακα). 2) oft auch mit Menschenarmen.
3) Weiteres Material bei Breasted a. a. O. S. 109.
4) Ancient Egypt 1923 S. 1.

Das Wichtigste aber ist, daß die Rückseite (Abb. 2) des Kopfes und der Schulter stilisierte Vogelfedern, zweifellos Falkenfedern zeigt, die zu 2 Flügeln gehören, die die Schultern des vorn menschlich gebildeten Körpers (Abb. 3) überragen. Die unter der Brust abgebrochene Figur möchte der Herausgeber als Sitzfigur ergänzen, schwerlich richtig. Denn die Flügel lassen sich schlecht mit einem Thron vereinigen. Viel wahrscheinlicher ist mir, daß die Figur stand oder schritt

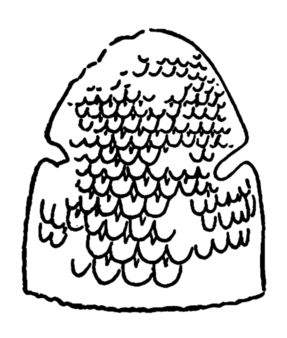


Abb. 2



Abb. 3

und die Flügel sich bis auf den Boden in gerader Linie fortsetzten, so daß sie ähnlich aussah wie die *Bꜣ*-Gestalt der Seele, mit dem einzigen Unterschied, daß der vordere Körper menschlich gestaltet, also noch nicht in den Vogelleib übergegangen war.

Ich glaube also, daß wir auf Grund der Pyramidentexte das neue Bruchstück als den zum Aufstieg in den Himmel bereiten König in Falkengestalt aufzufassen haben, und daß wir in diesem Mischwesen aus König und Falken das Urbild des Seelenvogels vor uns haben. Aus der Seele des Königs, die zunächst ihm allein zukam, ist später allgemein die Seele jedes Ägypters geworden. Aber der Kopf mit dem Königsbart[1] hat die königliche Herkunft des Seelenvogels noch deutlich bewahrt[2], der dann seinen Flug als allgemeiner Seelenvogel über die ganze Welt genommen hat.

1) Beachte die späte Darstellung des Osiris in Philae (Champollion Mon 93 = Bonnet: Äg. Religion, Bilder Nr. 157), wo der Kopf außer dem Bart auch noch den Uräus trägt.

2) Der von Flinders Petrie herangezogene Falke der Chephrenstatue hat mit unserm Stück nichts zu tun. Er bedeutet den Gott Horus, den Schutzgott der Pharaonen. Daß die Seele des toten Königs sich in einen Falken verwandelt, hängt natürlich mit der sonstigen königlichen Rolle des Falken zusammen, mit dem der Pharao gern identifiziert wird. — Es ist merkwürdig, wie nahe Petrie der Wahrheit war, wenn er am Schluß seiner Notiz sagt: „This is a parallel of the king in its guise fit for the heavens". Man kann freilich mit Petrie in dem Fragment auch den als Falken dargestellten lebenden Pharao sehen. Aber die oben angeführten Stellen der Pyramidentexte legen die hier vertretene Deutung sehr viel näher.

Zu den altindischen Gottesnamen im Mitannivertrag.

Von Hannes Sköld-Lund.

In seiner Mitteilung (MDOG 1907, Nr. 35, p. 51), worin er der staunenden Welt zuerst die Kunde von dem altindischen Einfluß im Mitannireich brachte, hat Winckler darüber sein Befremden ausgesprochen, daß drei von den altindischen Gottheiten „das Gotteszeichen im Plural haben, während es bei Indra im Singular stehe". Er geht von der Voraussetzung aus, daß *ilâni* etwa im Sinne vom hebräischen *elohîm* oder phönizischem *elîm* gebraucht sei. Es wäre auch wirklich erstaunlich, wenn eben der Obergott der Inder, Indra, mit einem Singular bezeichnet würde, während die übrigen durch einen Plural beehrt wurden.

Die Sache ist aber von indologischem Standpunkt aus sehr leicht erklärlich.

Die betreffenden Stellen lauten:

ilâni mi-it-ra-aš-ši-il ilâni u-ru-w-na-aš-ši-el
var. *a-ru-na-aš-ši-il*
ilu in-dar ilâni na-ša-a[t-ti-ia-a]n-na
var. *in-da-ra na-š[a]-at-ti-ia-an-na.*

Die *nāsatya* sind, wie schon Andreas erkannt hat, die Aśvinen, die Zwillinge, welche häufig im Rigveda mit Indra zusammen auftreten. Ursprünglich waren sie wahrscheinlich keine Vertragsgottheiten. Wenn sie als solche auftreten, so liegt das wohl eben an ihrem Beinamen *nāsatya*. Dieser wird im Rigveda häufig *na-asatya* gelesen, und schon Aurṇavābha, ein Vorgänger Yāskas und von diesem (Nirukta 6, 13) zitiert, etymologisiert das Wort als aus *na* ‚nicht' und *a-satya* ‚unwahr' bestehend: sie seien die Wahrhaften.

Mitra dürfte dagegen eine Vertragsgottheit gewesen sein (so Prof. E. Lehmann und nach ihm Prof. Herbert Petersson in seiner Antrittsvorlesung im Herbste 1924). Im Rigveda tritt er sehr oft mit Varuṇa zusammen auf, und Bohnenberger meint sogar, er sei ursprünglich nur ein Epitheton dieses Gottes gewesen. Tatsache ist, daß sie so fest verschmolzen sind, daß ihre Namen oft zu einem sogenannten *Dvandva*-Kompositum zusammengesetzt auftreten. Syntaktisch ist dies Kompositum deshalb eigentümlich, weil beide Zusammensetzungsglieder im Dual auftreten! Also *mitrâvāruṇā*. Aber auch dort, wo *mitra* und *varuṇa* von einander getrennt auftreten, kommt dieselbe syntaktische Eigentümlichkeit zum Vorschein, indem zuweilen beide Namen im Dual auftreten, obgleich nur der eine Mitra und der eine Varuna gemeint werden.

Man sieht also, daß *ilâni* bei denjenigen Gottheiten auftritt, welche im Rigveda im Dual

erscheinen. Daß nicht der semitische Dual gewählt wurde, liegt daran, daß im Akkadischen dieser Numerus nur bei solchen Gegenständen gebraucht zu werden pflegt, welche von Natur zusammengehörig sind.

Einen Schluß darauf, ob wir hier mit einem indischen, einem iranischen oder etwa einem arischen Volk zu tun haben, läßt die hier hervorgehobene Tatsache nicht zu. Denn auch im Avesta kommt dieselbe grammatische Eigentümlichkeit vor, indem auch einzeln auftretende Komponenten von Dvandva-Komposita dieser Art im Dual auftreten.

Daß bei Indra der Singular des Gotteszeichens steht, ist also nur normal. Übrigens braucht die Form *indar(a)* nicht der Unzulänglichkeit der Keilschrift zugeschrieben werden, denn im Rigveda kommt *indara* statt *indra* nicht selten vor.

Besprechungen.

Dornseiff, Franz: Das Alphabet in Mystik und Magie. 2. Aufl. Leipzig: B. G. Teubner 1925. (VII, 195 S.) gr. 8° = ΣΤΟΙΧΕΙΑ, Studien zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft, hrsg. von Franz Boll, Heft VII. Rm. 8—; geb. 10—. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Diese zweite Auflage des von mir 1923 in Nr. 7 Sp. 317 f. dieser Zeitschrift besprochenen wertvollen Buches ist ein auf photomechanischem Wege hergestellter Neudruck der ersten. Neugesetzt sind nur die Nachträge und Berichtigungen, die jetzt mehr als einen Bogen umfassen und noch eine Fülle interessanten Einzelmaterials bringen.

Basanavičius, Dr. J., und Adalbert Srba: Über die Sprachverwandtschaft der alten Thraker und heutigen Litauer. Wilna: Dr. Basanavičius 1925. (23 S.) 4° = Sonderabdruck aus der Lietuviu Tauta. Bespr. von F. Specht, Halle a. S.

Die beiden Verfasser suchen den Nachweis zu erbringen, daß die heutigen Litauer die Nachkommen der alten Thraker sind, die „aus mehrfachen Anlässen, hauptsächlich wegen der mörderischen Römerkriege“ nordwärts gezogen sind. Ihr Beweismaterial ist die bekannte thrakische Ringinschrift aus Ezerovo, die Kretschmer, Glotta 6, 74 ff. veröffentlicht hat. Sie deuten sie aus baltischem Sprachmaterial und übersetzen: „Rolis hat eine von der Strömung nicht gefährdete Uferstelle des Flusses Esko für eine Brücke erwählt, aber, sieh da, des Ringes Denkspruch hat zu Dzuptamis eingraviert Elta“.

Basanavičius ist seinem Berufe nach Arzt und hat für die Erweckung des litauischen Nationalgefühls die allergrößten Verdienste. Srba ist Pfarrer in einem mährischen Gebirgsdorfe und hat mancherlei über litauische Syntax veröffentlicht. Aber sie sind doch beide Dilettanten, denen die Kenntnis der historischen Grammatik und die nötige philologische Schulung fehlt. Das merkt man trotz des großen Fleißes, den sie angewandt haben, und trotz der verblüffenden Sicherheit, mit der sie ihre Deutungen vortragen, auf Schritt und Tritt. Zustimmung wird daher ihre Arbeit nirgendwo finden können.

Otto, Prof. Dr. Walter: Kulturgeschichte des Altertums. Ein Überblick über neue Erscheinungen. München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1925. (X, 175 S.) 8°. Rm. 6—. Bespr. von Bruno Meißner, Berlin.

Ottos Buch ist hervorgegangen aus einem Sammelreferat über eine Reihe von Schriften zur Kulturgeschichte des Altertums, das ursprünglich in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erscheinen sollte. Da dasselbe sich schließlich für eine Zeitschrift aber als zu umfangreich erwies, legt es uns hier der Verfasser in Buchform vor. Diese Entstehungsart und der geringe zur Verfügung stehende Raum bringt es mit sich, daß wir „nicht eine systematische Darstellung der antiken Kultur als Ganzen“ erhalten, sondern nur die Erörterung „einer Reihe in letzter Zeit viel behandelter und umstrittener Fragen“. Trotz dieser Beschränkung findet man in Ottos Buch aber ungeheuer viel Anregung und Förderung, weil er zu jeder von ihm besprochenen Arbeit kritisch Stellung nimmt und nebenher noch manche wichtige Probleme in tiefgründiger Weise anpackt. Bewundernswert ist dabei die Literaturkenntnis des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten seines Faches, die ihn befähigt, uns die gesamte Kultur von den Anfängen der Geschichte bis zum beginnenden Mittelalter vor Augen zu führen.

In dem ersten Kapitel erörtert er die Begriffe „Altertum“ und „Kulturgeschichte“. Als Völker des Altertums sieht er mit Recht nur die Mittelmeerwelt und Vorderasien nebst Ägypten an, während er Zentralafrika und Ostasien ausschließt. Die untere Grenze des Altertums setzt er in Übereinstimmung mit A. von Gutschmid für den Westen und Osten verschieden an. Gegenstand der Geschichte ist nach O. nicht nur die politische Geschichte, sondern auch „Land und Leute, die von diesen vollbrachten Taten, Staat und Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft und Technik, ebenso wie Sitte und Recht, Philosophie und Religion, Wissenschaft, Literatur und Kunst“. Eine zentrale Stellung in der Entwicklungsgeschichte nimmt der Staat ein, ohne den ein Fortschritt der Menschheit unmöglich ist. Als höchstes Ziel der kulturgeschichtlichen Forschung denkt sich O. „die Ergründung des Menschheitsgeistes im Sinne Herders“.

Das zweite Kapitel führt uns zu den Völkern des Orients. Bei den Ägyptern, die zuerst traktiert werden, diskutiert er vor allem die Frage nach ihrer ethnologischen Stellung. Er ist der Meinung, daß wir hier eine Mischrasse vor uns haben, in der semitische, nubische und

libysche Elemente zu einem neuen Volke amalgamiert sind. Die chronologischen Ansätze Borchardts hält O. wohl für möglich; jedenfalls ist eine sichere Entscheidung auch durch die neueste Arbeit Ed. Meyers über diesen Gegenstand (Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens) noch nicht herbeigeführt. Untersuchung erfordern vor allem noch die Fragen, inwieweit den Zahlenangaben des Turiner Königspapyrus zu trauen ist, und inwieweit die Dynastien in Ägypten — wie ja auch in Babylonien —, die in unseren Quellen hintereinander aufgezählt werden, in Wirklichkeit nebeneinander regiert haben. Schon darum ist die Diskussion des Problems, ob die ägyptische Kultur die babylonische beeinflußt habe oder umgekehrt, vorläufig müßig, abgesehen davon, daß unsere Anschauungen durch neue Funde andauernd modifiziert werden. So wurde z. B. von Ägyptologen behauptet, daß die Babylonier in der Mathematik nur einfache Rechentabellen gekannt hätten; aber wir wissen jetzt, daß sie bereits zur Zeit der ersten Dynastie von Babel ganz komplizierte Rechenaufgaben gelöst haben. Ebenso erfahren wir aus Hammurapis Gesetz, daß Chirurgen bereits zu seiner Zeit Operationen an den Extremitäten und Augen auszuführen verstanden; aber wir besitzen leider bisher keine medizinischen Werke, in denen wir über diese Dinge nähere Auskunft erhalten.

In dem nun folgenden Abschnitt über die Kultur Babyloniens und Assyriens kann ich mich O.s Ausführungen über eine prähistorische Rasse, die vor Sumerern und Semiten Babylonien bewohnt haben soll, nicht anschließen; er wird sich dabei durch die Hypothese Thompsons haben bestechen lassen, die übrigens auch Thureau-Dangin (Rev. d'Assyr. XVIII, 151 f.) mit guten Gründen ablehnt. Die Sumerer werden vermutlich vor den Semiten ganz Babylonien besessen haben (man bedenke, daß bereits die Könige der 1. Dynastie von Ur sumerische Namen haben und sumerisch schreiben), haben auch als erste Assyrien und Mesopotamien (Assur; so O. S. 26 selbst; Tell Halâf) kultiviert, und sind erst allmählich durch die Semiten südwärts zurückgedrängt worden. Die Behauptung O.s, daß die ältesten Kulturüberreste in Nippur geradezu einen semitischen Charakter tragen (S. 25), hätte doch bewiesen werden müssen. Macht etwa die Inschrift des Lugal-zaggisi einen semitischen Eindruck? Auch die Rolle, die O den Chaldäern in späterer Zeit zuschreibt (S. 28), bedarf ebenso wie Spenglers Ansicht über diesen Gegenstand noch des Beweises. — Die ältesten Bewohner von Assyrien (S. 25 f.) werden gewiß nicht der sog. kleinasiatischen Volksgruppe angehört haben, sondern sie waren Subaräer (wie ja ihr Land von jeher Subartu hieß), die damals ganz Mesopotamien bevölkerten. Natürlich bestand die spätere Bevölkerung Assurs außer den Subaräern und den sumerischen und semitischen Kolonisatoren auch noch aus anderen Elementen; so hat, um nur eins zu erwähnen, Tukulti-Ninurta I. zirka 30000 Hethiter in seinen Staat verpflanzt, die dort vermutlich eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie in Preußen die französischen und salzburgischen Emigranten.

Sehr interessant sind O.s Ausführungen zum babylonischen Wirtschaftsleben, das er sehr hoch einschätzt, und dessen Wirkung auf die Umwelt er anschaulich schildert. Allerdings hat er ganz recht, einen bis nach Spanien reichenden Einfluß des babylonischen Handels vollkommen abzulehnen.

Es folgt nun eine Würdigung der Kultur der Hethiter, die als Mittler von Waren (Eisen) und Ideen (Haruspizien; Astronomie) eine weit größere Bedeutung hatten, als wir es noch vor kurzem für möglich hielten. Auf dem Gebiete der Jurisprudenz waren sie gelehrige Schüler der Babylonier, bauten aber ihr Recht in ganz selbständiger Weise aus. Wichtig ist O.s Hinweis auf das Vorhandensein eines echt historischen Sinns bei den Hethitern, der den andern Völkern des Alten Orients meist fehlt.

Kürzer sind die Bemerkungen zur israelitischen Kultur. Erwähnen möchte ich aber O.s Hypothese, die auch meiner Anschauung entspricht, daß die Juden erst in der babylonischen Gefangenschaft zu dem Händlervolk geworden sind, als welche wir sie noch heute kennen.

Bei den Phöniziern ist momentan die Frage nach der Schrifterfindung besonders aktuell, über die O. in zusammenfassender Weise referiert.

Die altarabische und altiranische Kultur hat in letzter Zeit keine erschöpfende Behandlung erfahren; daher kann sich der Verf. hier mit wenigen Bemerkungen begnügen.

Das dritte und letzte Kapitel behandelt die Kulturgeschichte des Mittelmeerkreises. Trotzdem auch dieses, speziell die einleitenden Abschnitte über die ägäische und mykenische Welt, dem Orientalisten sehr interessante Einblicke und Vergleichsmomente gewähren, muß ich es mir versagen, hierauf noch näher einzugehen, weil der mir zur Verfügung stehende Raum erschöpft ist.

Allen Freunden des Orients sei die Lektüre dieses ausgezeichneten Buches wärmstens empfohlen, das uns wie kein anderes in die Probleme der Kulturgeschichte des Altertums einführt.

Wurz, Erwin und Reinhold: **Die Entstehung der Säulenbasen des Altertums unter Berücksichtigung verwandter Kapitelle.** Mit 338 Abbild. im Text. Heidelberg: Carl Winter 1925. (IV, 149 S.) 4° = Zeitschr. f. Geschichte der Architektur, hrsg. von Fritz Hirsch, Beiheft 15. Rm. 20.—. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Für die altorientalische Forschung ist das Thema dieser umfangreichen und mit 338 Abbildungen reich illustrierten Abhandlung insofern von Bedeutung, als zweifellos eine ganze Reihe der schönen Architekturformen des griechischen Kunstgebietes in Vorderasien und besonders in dem altkultivierten Mesopotamien ihren Ursprung hat oder wenigstens von dort aus stark beeinflußt war. Niemand wird bezweifeln, daß die Dattelpalme, phoenix dactylifera, dabei eine große Rolle gespielt hat. Von ihr leitet sich eine Anzahl, nach und nach immer abstrakter werdender Ornamente ab, die zunächst eine hohe symbolische Bedeutung von Fruchtbarkeit und Wohlergehen hatten und namentlich im Kult der lebenschaffenden Ischtar gefunden werden. E. Wurz hat mit großem Fleiß alles zusammengetragen, was irgend von der Dattelpalme hergeleitet werden könnte, vieles zweifellos auch in richtigem Verständnis der stilistischen Umbildungen des von der Natur Gegebenen. Die Palme gab wie im Leben, so in der Kunst mit allen ihren Teilen: mit Wurzelschossen, Stamm und Stammknollen, Krone und einzelnen Wedeln, Blütenscheiden und Blütentrauben und endlich mit den herrlichen Fruchttrauben, Nützliches wie Vorbildliches. Da ihre Ausstrahlungen so vielfältig sind, liegt es nahe, den Fall zu verallgemeinern, wie es Wurz getan hat, und überhaupt alles von der Phoenix herzuleiten, was ja nicht eben schwer ist, wenn man in die schon sehr späten und durch allerlei Mühlen hindurchgegangenen Ornamente hineinsieht, was man will und braucht. Ein an sich richtiger Gedanke wird dadurch zu Tode geritten, und man bedauert zum Schluß, diesem Ritt bis zu Ende gefolgt zu sein.

Für die Säule und speziell für ihre Basis und ihr Kapitell ist ein so weit getriebenes Aufspüren von Beziehungen besonders gefährlich, weil das Palmenland Mesopotamien in der Baukunst ursprünglich ohne Säulen auskommt, und weil dort sicherlich nicht die Heimat des Gedankens liegt, daß eine Säule vom Fuß bis zum Kopf von der Palme abstamme. Es kommt bei diesen Untersuchungen ja nicht auf jedes säulenartig aussehende Gebilde und Ornament an, sondern auf den tragenden Bauteil, der eben in einer anderen Baukunst als der mesopotamischen entwickelt ist, in Ländern, die schon am Wohnhaus die offene, von schlanken Stützen getragene Halle hatten. Es entsteht etwas ganz anderes, wenn Palmenornamente, wie sie sich aus allen Teilen der fruchtbaren Phoenix entwickelt haben, an jene tragenden Stützen als Ornamente gebunden und gefügt werden. Merkwürdigerweise ist der Vorgang auch in dem anderen Palmenlande, in Ägypten, der gleiche. Weiter würde ich mit dem Beziehungsuchen nicht gehen. Die Alten wußten zweifellos ebenso genau, wie die heutigen Palmenbesitzer, daß der Dattelpalmenstamm ein sehr fragwürdiges „Bauholz" ist. Es ist überhaupt kein richtiges Holz, sondern ein Faserbündel, und seine Tragfähigkeit ist in senkrechtem und wagerechtem Sinne auf die Dauer unbedeutend.

In dem III. Teil der Abhandlung ist versucht, eine Entwickelung der Basis- und Kapitellformen von Kreta-Mykenae, Ägypten, Mesopotamien, Phönizien, Cypern, Palästina, Persien, Indien, Kleinasien bis zu den Griechen, Etruskern und Römern zu geben. Auch der Islam ist nicht vergessen.

Dabei ist sicherlich eine Menge wertvollen Materials zusammengetragen, es kann aber im Rahmen dieser kurzen Anzeige nicht im einzelnen darauf eingegangen werden. Vielfach führt es vom Thema so weit ab, daß ich nicht recht einsehen konnte, weshalb es mit herbeigezogen wurde.

Schmidt, Valdemar: **Af et langt Livs Historie. 1836—1925.** Gennemset af Carl Dumreicher. Kopenhagen: J. Frimodt 1925. (128 S.) 8°. Bespr. von O. Koefoed-Petersen, Kopenhagen.

„Af et langt Livs Historie" (Aus d. Geschichte e. langen Lebens) führen, und zwar mit Recht, als Titel diese posthum erscheinenden Erinnerungen des bei seinem Tode fast 90jährigen Begründers der dänischen Assyriologie und Ägyptologie, Prof. Dr. Vald. Schmidt. Aber nur 128 Seiten sind bei der Drucklegung seiner umfangreichen Darstellung, an deren Ausarbeitung er, von seinem Verleger aufgefordert, die letzten drei Jahre seines Lebens tätig war, herausgekommen. Alle, die V. S. nahegestanden haben, bedauern, daß wir nicht mehr erhalten können. Mehr als 60 Jahre war er in der Arbeit der Wissenschaft tätig. Von diesen langen Arbeitsjahren wußte er so Manches zu erzählen.

Ausführlich erzählt er die Geschichte der Familie von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu seiner Geburt. Mit dem Eintritt der Hauptperson ändert sich die Komposition des Buches vollständig; die Darstellung wird ganz annalistisch und auf den letzten Seiten ganz lapidar; so faßt er alles aus den Jahren 1908—14 in wenigen Zeilen zusammen.

Die allzu kurzgehaltenen Mitteilungen des Verf. werden durch zwei Nachschriften ergänzt. Der Herausgeber sucht die feine und selbstlose Persönlichkeit V. S. darzustellen, und Frk. Mogensen würdigt seine Bedeutung für die dänische Forschung, die auch in treuer Erinnerung seinen Namen im Gedächtnis bewahren möge.

Lange, H. O.: Aegyptiske Aeventyr. Kopenhagen: G. E. C. Gad 1925. (139 S.) 8° = Aeventyr fra mange Lande. Under Medvirkning af Arthur Christensen, H. O. Lange, D. Simonsen og J. Østrup udgivet af Poul Tuxen. Bespr. von O. Koefoed-Petersen, Kopenhagen.

Dieses hübsch ausgestattete Buch erscheint als 4. Band der von Dr. Poul Tuxen herausgegebenen Sammlung orientalischer Märchen „Aeventyr fra mange Lande" und will in dänischer Übersetzung H. O. Langes das Beste der volkstümlichen altägyptischen Märchenliteratur geben. So liegt der Inhalt des Buches fest und wir finden hier, ganz wie in den „Contes populaires" von G. Maspero, die wohlbekannten literarischen Texte (Pap. d'Orbiney, Pap. Westcar, die Märchen vom verwünschten Prinzen und dem Schiffbrüchigen, die Geschichte des Sinuhe) aus alter und neuer Zeit, die historischen Romane; doch ist in dieser Sammlung die demotische Literatur nur durch ein Stück, den Zyklus vom Setna, repräsentiert. Anderseits finden wir hier, als Probe der letzten Entwicklungsstufe der ägyptischen Literatur, die christliche Klosterlegende „vom goldenen Evangelienbuch des Johannes". Die Einführung und die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Märchen sind sehr kurz gehalten, das Buch will aber nicht eine Darstellung der ägyptischen Literatur oder eine Einführung sein, sondern den Lesern die alten Texte selbst vorlegen, damit sie aus der Quelle schöpfen können. Möge dies Buch, wo das Dänische gelesen und verstanden wird, recht viel dazu beitragen, die Kenntnis von der altägyptischen schönen Literatur auszubreiten.

Ranke, Hermann: Alter und Herkunft der ägyptischen „Löwenjagd-Palette". Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. Eingegangen am 2. Februar 1925. Heidelberg: Carl Winter 1925. (12 S.) gr. 8° = Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrg. 1924/25. 5. Abhandlung. Rm. 1.40. Bespr. von T. E. Peet, Liverpool.

This article is an ingenious attempt to determine the age and place of origin of the so-called Lion Hunt Palette preserved in fragments partly in the Louvre partly in the Egyptian Department of the British Museum. The author begins by pointing out that the existing ornamented palettes from early Egypt can be divided into two groups, an earlier (vorzeitlich) and a later (frühzeitlich). The characteristics of the earlier group are the haphazard arrangement of the figures over the space to be filled, the complete filling up of the ground, the lack of any distinction of size between main and subsidiary figures or groups, and the absence of all traces of writing. This group comprises the smaller hunt palette from Hierakonpolis, the animal palette in the Louvre and the battlefield palette, partly in the British Museum and partly in the Ashmolean Museum at Oxford. The later group is marked by a division of the space into horizontal registers, by the larger size of the more important figures, and by the appearance of signs having the nature of writing. In this class may be placed the Narmer palette, the Cairo fragment with trees and animals on the one side and fortresses on the other, and the Louvre fragment of a somewhat similar palette.

This latter group is dated by the Narmer palette to about the moment of the unification of the Two Lands. Of the other group it can only be said that it is earlier than this event.

The author next observes that the Lion Hunt Palette falls into neither of these two categories, for while in style and arrangement it has almost all the features of the earlier yet it possesses one most vital characteristic of the later, namely two signs which must be definitely classed as writing. This is the dilemma. Dr. Ranke's solution is very neat. The other palettes, he believes, are Upper Egyptian in origin — a belief supported in most cases by their provenance — while the Lion Hunt comes from Lower Egypt, where he thinks, as indeed most of us do, that civilization was distinctly in advance of Upper Egypt in the predynastic period, and where one would therefore not be surprised to find writing in existence when it was still unknown higher up the Nile valley. In other words, for him, the Lion Hunt is of the same date as the earlier group of Upper Egyptian palettes, but bears hieroglyphs because it comes from a more civilized area.

In support of this Lower Egyptian provenance the author cites several facts. The wearing of the animal's tail attached to the girdle is characteristic of the Libyan chiefs who lived on the edge of the Western Delta, the ostrich feather in the hair points in the same direction, and the double axe carried by more than one hunter, though not known to us from the Delta, is less strange in an area bordering on the Mediterranean (compare its occurrence in Crete) than in Upper Egypt where, despite the thoroughness with which the ground has been excavated, it has never been found. All these indications point to the Delta. But Dr. Ranke has a stronger piece of evidence still. Three of the huntsmen carry standards, and a fourth was probably to be found on the missing fragment. These standards correspond to the hieroglyphs for east and west, which Sethe has ingeniously shown to have stood originally for the east and west portions respectively of the Delta, or in other words to have had a Lower Egyptian origin.

Tentatively Dr. Ranke makes the suggestion that the palette commemorates an organised expedition against predatory lions, in which warriors of both halves of the predynastic Delta took part, an expedition of such importance as to have been commemorated by the carving of this palette.

Dr. Ranke has made out a very strong case for his theory, and with regard to the Delta

origin of the palette he is certainly right. On the other hand from this fact, once established, we might argue in a very different way. It might reasonably be held that all these palettes belong to one and the same artistic milieu. There are stylistic details in the Lion Hunt which serve to link it with each of the other palettes of the two groups, and if the Lion Hunt is Lower Egyptian work it might be argued that the rest are too, despite their Upper Egyptian provenance. This is not a perfect train of reasoning, but the conclusion is one which some Egyptologists are inclined to accept. In this case the Lion Hunt would perhaps hold a place midway between the earlier and later groups. It has affinities with both, and its two signs, if they be fairly representative of the script of the time, indicate a system of writing considerably less developed than the hieroglyphs of Narmer. Here, however, we are frankly in the region of conjecture, and Dr. Ranke is perhaps wiser in assuming, until the contrary can be proved, that what is found at Hierakonpolis is likely to be of Upper Egyptian origin.

Lang, Dr. Karl: **Ka, Seele und Leib bei den alten Ägyptern.** St. Gabriel-Mödling bei Wien: „Anthropos". Administration 1925. (S. 55—S. 76.) 4° = Revue Internationale d'ethnologie et de linguistique Anthropos". Sonderabdruck Band XX, 1925. Bespr. von H. Kees, Göttingen.

Die neue Darstellung bedeutet keine Förderung des vielbehandelten Themas, sie ist methodisch falsch angefaßt. Statt eine Vervollständigung des ausgiebigen ägypt. Materials und eine Vertiefung seines Verständnisses zu versuchen, begnügt sich der Verf. einleitend mit einer oberflächlichen Übersicht über die Ergebnisse einiger Vorarbeiten. Sonst glaubt er weiterzukommen, indem er aus aller Welt, von der hochstehenden indischen Philosophie bis zu Anschauungen sog. primitiver Völker, Eskimos, Neger usw., Seelenvorstellungen heranzieht, um daraus Rückschlüsse auf den Glauben der Ägypter abzuleiten. Wie man derartiges Material in kritischerer Weise vergleicht, hätte ihm G. van der Leeuw's Aufsatz: ‚External Soul, Schutzgeist und der ägypt. Ka' (ÄZ. 54, S. 57 f.), den L. nicht zu kennen scheint, zeigen können. Infolge mangelhafter Kenntnis der Grundlagen ägypt. Religion erscheinen solche Entstellungen, wie: „Bei den Ägyptern wurden durch einen bestimmten Kopf, den ein Gott oder eine Göttin trug, die individuellen göttlichen, inneren Eigenschaften bildlich zum Ausdruck gebracht" (S. 67 Anm. 36)! Weitschweifende Etymologien müssen Unterstützung bringen. Die Ergebnisse sind daher vielfach schief und willkürlich. Z. B. wird der Begriff *šʿḥ* L. zur „Kontur" in Anlehnung an Wiedemann. *Kꜣ* soll als Ausdruck der Schattenseele etymol. und dem Sinn nach arab. hebr. *ḫjl* „Vorstellung" entsprechen. *Bꜣ* soll die Hauchseele sein: „Ba ist einfache Labial-Onomatopöie. Brennende Öllampen (Flamme) auf den Gräbern der alten Ägypter sind ebenfalls ein Symbol der Ba-Seele". So erhält L. eine willkürlich beschränkte Dreiheit des Menschen: Ka = Schattenseele, Ba = Hauchseele, und Leib (nichtindividuelle Materie).

Blok, Henri Peter: **De beide volksverhalen van Papyrus Harris 500 verso.** Leiden: E. J. Brill 1925. (XVI, 190 S.) gr. 8°. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die vorliegende sorgsame und nutzbringende Doktorschrift behandelt die Erzählung von der Einnahme von Joppe und die Geschichte vom Verwunschenen Prinzen wesentlich vom sprachlichen Standpunkte aus. Die einzelnen Teile des Textes werden in Umschrift und Übersetzung wiedergegeben, Ergänzungsmöglichkeiten für die Lücken im Papyrus erörtert, die einzelnen in den Berichten vorkommenden Worte in ihrer Bedeutung in dem Papyrus und sonst in der ägyptischen Literatur besprochen. Für die reichhaltigen lexikalen Feststellungen stand dem Verf. das Zettelmaterial des Berliner Wörterbuchs zur Verfügung. Auf den Sachinhalt wird in der Arbeit selbst nicht im Zusammenhange eingegangen, wenn sich auch diesbezügliche Einzelbemerkungen im Verlaufe der Wortbesprechungen ergaben, wie S. 9 ff. über die Āpuri-u, S. 24 f. über Paederastie, S. 27 ff. über den Vergleich des Königs mit dem Löwen, usf. Anhangsweise werden die Grundlagen der Joppe-Erzählung festzustellen gesucht und wird ausführlicher auf die Bedeutung des ägyptischen Schai „Schicksal" und der mit diesem in Verbindung gebrachten Geburtsgottheiten und des Kreises der sieben Hathoren eingegangen. Indizes der behandelten ägyptischen, koptischen, semitischen, afrikanischen Wörter beschließen das Buch.

Dem Ganzen vorangeschickt ist eine Übersicht über die ältere Literatur über den Papyrus, über die Zeit seiner Niederschrift und über seinen jetzigen Zustand. Bei ersterer könnte nachgetragen werden, daß die von Maspero seiner Ausgabe zugrunde gelegten photographischen Aufnahmen gleich nach Erscheinen des Werkes bei Mansell in London käuflich waren. Die auf ihnen beruhenden Tafeln geben kein rein mechanisches Faksimile. Behufs ihrer Herstellung hat Maspero mit großer Sorgfalt die auf den Photographien erkennbaren Schriftzüge mit autographischer Tinte nachgezogen. Dann wurden Abzüge auf weißem Untergrund

gefertigt (einige derselben verdanke ich Maspero selbst), diese mit den Photographien verglichen und dann die endgültigen Tafeln hergestellt. Bei der Erörterung der Frage, ob von dem Papyrus vor seiner Beschädigung durch eine Explosion eine Abschrift genommen worden sei, ist mehrfach angenommen worden, der Ägyptologe Eisenlohr habe eine solche besessen. Dies beruht anscheinend auf einer Verwechslung mit der Tatsache, daß die Harris Papyri durch Vermittlung von Eisenlohr an das British Museum gelangt sind. Jedenfalls befand sich in dem handschriftlichen literarischen Nachlasse, den die Gattin des verstorbenen Kollegen mir zur Verfügung stellte, keine Originalabschrift des Papyrus; die in ihm vorhandenen Auszüge aus dem Texte gehen auf die Veröffentlichungen zurück.

Bror Olsson: Papyrusbriefe aus der frühesten Römerzeit. Inaugural-Dissertation. Uppsala: Almquist & Wiksells 1925. (XII, 238 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Achtzig Briefe aus dem ersten Jahrhundert der Römischen Kaiserzeit werden hier im griechischen Texte mit deutscher Übersetzung und ausführlichen Erläuterungen vorgelegt, lauter Stücke, die schon veröffentlicht sind. Der Verf. hat sich mit Erfolg bemüht, die Texte zu berichtigen und alles zu erörtern, was zur Klärung der Sprache wie des Inhalts beitragen kann. Wer die Lage der Dinge kennt, wird weit reichende Ergebnisse nicht erwarten, sondern zufrieden sein, wenn er im Einzelnen Fortschritte über die ersten Ausgaben hinaus findet. Die Einleitung behandelt allgemeine Fragen, besonders Form und Entstehung des Briefstils. Der Verf. schätzt den Einfluß des Orients, zumal Ägyptens, hoch ein, weist aber selbst darauf hin, daß jedes Ergebnis unsicher bleibe, solange nicht ein Ägyptologe sich an der Untersuchung beteilige. Der Fall liegt wohl etwas weniger einfach, als es auf den ersten Blick scheint, schon deshalb, weil es vermutlich auf demotische Briefe ankäme.

Olssons Art, die Briefe zu behandeln, setzt eigentlich den Plan voraus, mit allen so zu verfahren; auch die Ptolemäerbriefe haben seit Witkowskis Epistulae so zugenommen, daß eine neue Sammlung lohnen würde. Aber man sieht kaum ab, wie eine so große Aufgabe gelingen sollte. Immerhin wird schon der Ausschnitt, den Olsson gibt, allen willkommen sein, die der griechischen Papyrusbriefe bedürfen, ohne die vielfach schwer zugänglichen Erstausgaben erreichen zu können.

Rodriguez, R. P. Segundo M.ª, Redentorista: **Gramatica Hebrea**, Versificacion Hebrea, **Gramatica de Arameo** Biblico, Antologia, Vocabulario **Hebreo-Español y Arameo** Biblico-Español de Toda La Biblia. **Tercera edicion** notablemente corregida y augmentada. **I: Elementos** De Hebreo (VIII, 56 S.), 1924; **II: Morfologia y sintaxis** (IV, 4*, 89, 47, 88 S.). Gr. 8°. 1925. Madrid: Administración de El Perpetuo Socorro; Paris: Paul Geuthner; Freiburg i. Br.: Herder. Brosch. 20, geb. 24 pesetas; 75 frcs; 16 RM. Bespr. von Max Rudolph, Arnstadt (Thür.).

Infolge der Wiedereinführung des hebräischen Studiums in Spanien entstand diese hebräische ‚Encyclopädie', die alles dem jungen Studenten fürs erste Nötige in einem Bande vereinen will (unvorhergesehene Umstände bewirkten die selbständige Ausgabe von I in etwas anderem Format und Druck ein Jahr vor II). Ein ebenso kurzes und umfassendes derartiges Werk gibt's weder im Deutschen noch Spanischen. Die erste neuere hebräisch-aramäische Grammatik nebst Lexikon in spanischer Sprache! Verf. stützt sich auf die neuere einschlägige, besonders auch deutsche Literatur (cf. von nicht deutsch geschriebenen Grammatiken: V. Zapletal, Gram. ling. hebr., 1921³; J. Touzard, Grammaire hébraïque, Paris 1923⁵; R. P. Joüon, Grammaire de l'Hébreu Biblique, Roma 1923). Neuere spanische Grammatiken finden sich nur wenig. Cf. 1903: T. Sucona y Vallés (Tarragona), E. Nácar Fuster (Salamanca), M. Gonzáles (Barcelona); 1918—19: D. B. Ubach (Montserrat), Goñi-Labayen (Pamplona). Dabei bleibt Rodriguez' Standpunkt im allgemeinen ein praktischer. So schreibt Verf. u. a.: Wir sprechen nicht über die entgegengesetzten Meinungen von Bergsträßer und Bauer, ob die hebräische Sprache eine gemischte Sprache ist oder nicht, und über das Wesen der Tempora, da diese Frage noch ungeklärt und nicht wichtig für ein Handbuch scheint. Auch übergehn wir die phonetischen und syntaktischen Ansichten von R. P. Joüon über Klangfarbe der Vokale und Aussehn der Zeitformen, da wohl jene Auffassung das Verständnis der Formen nicht erleichtert. Andre semitische Sprachen ziehen wir nicht zu Vergleichen heran, da es uns verfehlt dünkt, eine Sprache durch andre unbekannte Sprachen zu erklären. Verf. sucht die Grundgesetze der hebräischen Sprache einfach aufzustellen, ohne eine Sprachphilosophie zu entwickeln.

Teil I enthält die Elementos de hebreo (Schrift, Akzente Überblick über Verb und Partikeln). Darin stehn sechs kurze Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Hebräischen ins Spanische, mit vorhergehendem Vokabular und folgender Análisis. In Libro II gibt's 14 solche, doch ohne Vokabular und Analyse; im ganzen also Übungsstoff in knappem Umfange.

Lib. II bringt die Morfologia, die Formenlehre (principios generales und particulares; p. 1—55); lib. III die Sintaxis (p. 57—89). Vier Apéndices bilden den Schluß: I: Hebräische Verslehre, mit Übersicht über die neuern Metriker (p. 1—6), cf. z. B. E. Podechard, Notes sur les Psaumes; Revue Biblique 1918. — II: Elementos de arameo biblico (p. 7—17). Neben Marti und Strack wird hier benutzt: Goñi-Labayen, Breve apéndice de aram. bibl.; Pamplona 1919. — III: Die Antologia (p. 20—47) berücksichtigt kurz fast alle alttestamentlichen Schriften. — IV: In dem Diccionario haben wir das erste vollständige spanische Wörterbuch, nicht nur für die Lesestücke, sondern für die ganze hebräische und aramäische Bibel (freilich in elementarer Kürze, ohne etymologische Ableitungen, Vergleichungen, Stellenangaben). Es zerfällt in drei Abschnitte: 1. Voc. hbr.-esp. (p. 1—70), 2. Lista de nombres propios (p. 71—81), 3. Voc. aram.-bibl. (p. 82—88).

Wie wir sehn, verfolgt dies Unterrichtswerk im wesentlichen praktische Zwecke. Es erstrebt wissenschaftliche Haltung, stellt sich recht freundlich zur deutschen Wissenschaft, doch will und kann es auf wenig Seiten keine ins einzelne gehende streng wissenschaftlich historisch-kritisch-comparative Darstellung des ungeheuren Stoffes bieten (kann auch nicht etwa den Gebrauch des hebräischen vollständigen A. T. überflüssig machen). Jedenfalls besitzt Rodriguez praktisches, pädagogisches Geschick. Er liefert ein sorgfältig gearbeitetes, sehr übersichtlich gruppiertes, wohlfeiles, gut ausgestattetes [nur an einzelnen Stellen ist der bei Drugulin erfolgte hebräische Druck allzu klein geraten] Handbuch zur ersten Einführung ins Verständnis des alttestamentlichen Urtextes. Die Bedeutung des Werks liegt besonders darin, daß es dem bisherigen Mangel an zusammenfassenden modernen Hilfsmitteln für das Studium des A. T. in spanischer Sprache praktisch abhilft. Darum wird das Buch vor allem in Spanien und ‚bei seinen Töchtern' (wie Verf. hofft) mit Recht willkommen geheißen werden.

Böhl, Dr. F. M. Th.: **Het Tijdperk der tartsvaders.** Rede. Gehouden bij de Overdracht van het Rectoraat der Rijks-Universität te Groningen op Maandag 21. September 1925. Groningen: J. B. Wolters 1925. (26 S.) gr. 8°. fl. —.75. Bespr. von W. Caspari, Kiel.

Reiseerinnerungen aus Palästina mit Würdigung der Ausgrabungen, die bisher unsere Kenntnis von den Kananäern bereichert haben (S. 7), leiten zu der von Goethe empfundenen Zurückhaltung der Genesis, Kap. 12—50, gegenüber dem großen Weltgeschehen über, um durch Kap. 14 die Fühlung mit letzterem wenigstens für einen wichtigen Augenblick zu suchen. Des Verf.s frühere Bemühungen, die kgl. Gegner Abrahams in der Zeit des ägyptischen neuen Reichs unterzubringen, werden vor einem größeren Publikum wiederholt und verbessert: Tid'al ist der erste bekannte Hetiter dieses Namens, seine Zeit zwischen 1600 und 1450. Arjok ist ein indogermanischer Name, Haran = die Stadt der Ḫarri, Amrafel ein Name, der nach einem Brauche der Kassitenzeit gebaut ist; Sin'ar ist das Land Ḫana, südlich der Ḫabur-Mündung. Hüsings Hypothese, die Ḫabiri seien Elamiter, wird freundlich erwogen; die in den Amarna-Briefen genannten zählen unter sich auch Abraham. Echnaton ist etwa von ihm mittelbar beeinflußt. Begünstigt wird noch die Hypothese Procksch's von einem in Palästina verbliebenen Lea-Volk. Auch die biblische Zeitberechnung soll den Aufstellungen zu Hilfe kommen. Zu diesem Behufe werden vier Generationen 200 Jahren gleichgesetzt. Sehr fraglich ist wohl einstweilen, wie man sich die Aperiû in Bet-San 1300 v. Chr. vorstellen soll. Die biblische Nachricht über Kedor-Laomer versagt noch völlig. Im allgemeinen sind weitergreifende Behauptungen über biblische Gestalten des zweiten Jahrtausends mit der gebotenen Zurückhaltung vorgetragen.

Bruno, Liz. Arvid: **Gibeon.** Leipzig: A. Deichert 1923. (VII, 152 S.) gr. 8°. Rm. 3.50. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Der Herr Verf. geht in seiner E. Sellin gewidmeten Untersuchung der Frage nach, wie in altisraelitischer Zeit die Führung der Hauptstraße durch das Land Benjamin gewesen ist, und sucht den Nachweis zu führen, daß die Hauptstraße (gewöhnlich mit mesillah bezeichnet) nicht mit der heutigen Landstraße über er-ram, en-nasbe und el-bire identisch sein kann, sondern westlich von Jerusalem über Gibeon geführt habe. An Hand einer Reihe topographischer und exegetischer Einzeluntersuchungen kommt Br. zu dem Ergebnis, daß die alten Stammesgrenzen allem Anschein nach mit den alten Wegen, besonders mit den Hauptstraßen, zusammenfielen, und daß wir aus Jos 15 und 18, verglichen mit anderen Stellen, dazu geführt werden, zwei Ba'alorte anzunehmen: Kirjatje'arim oder Ba'ala an der Dreiländerecke (Juda, Benjamin, Dan) und Kirjat ba'al in Benjamin, westl. v. Jerus., identisch mit Ba'al-peraṣim und Pereṣ-'Uzza. Die Hauptstraße verlief nach Br. von Betel über Rama (die Stadt Samuels, gleichzusetzen mit ram-allah und nicht mit er-ram), Gibeon, Miṣpa (welches entsprechend der älteren Überlieferung auf dem Nebi Samwil bei Gibeon zu suchen ist) nach Ba'al-peraṣim und bog wahrscheinlich, der Grenze folgend, nach Westen

ab. Bei Ba'al-peraṣim mündete eine Nebenstraße, die von Jerus. über Millo (den äußersten Punkt des von David gebauten Festungsgürtels, den Schlüssel Jerus.s) kam. Dadurch wurde B.-p. zu einem strategisch wichtigen Knotenpunkt.

Verf. geht in seiner Untersuchung auf neuen Bahnen; so ist es natürlich, daß er in nicht allen Punkten auf Zustimmung wird rechnen können. Besonders das zweite Kapitel „Gibeon als Residenz Sauls" (S. 48—87) wird unbedingt Widerspruch hervorrufen. Bedenken prinzipieller Art erheben sich gegen die Gleichsetzung: Gibea Gottes = Gibea Sauls = Gibeon und gegen die Identifizierung des berühmten alten Heiligtums Gibeons mit der Höhe auf dem Nebi Samwil (Miṣpa), das dem Heiligtum von Nob gleichzusetzen sei. Näherliegend und einleuchtender wäre doch die Annahme, daß die Bamah Gibeons auf der Höhe von Ed-dschib selbst zu suchen sei, zumal die Entfernung vom N. Samwil über 2 km beträgt. Auch die Beweisführung des dritten Abschnittes „Wie Gibea eine israelitische Stadt wurde" (S. 88—142) wirkt nicht überzeugend. Jud. 19—21 wird eingehend analysiert und in zwei Quellen zerlegt: eine judäische (J) und eine efraemitische (E), mit denen der Bericht in Gen 34 in Form der Vätersage (aus einer benjaminitischen Hexateuchquelle B) eng zusammengehört. Ist auch das übermäßig wilde Konjizieren, wie es uns in des Verf.s „Micha" begegnete, etwas eingedämmt, so sind die Aufstellungen doch noch reichlich kühn, und Br. wird an Hand der von Wutz neu aufgestellten Gesetze (ZAW 1925 S. 115 ff.) noch mancherlei für die Textkritik zu lernen haben. Ein empfindlicher Mangel ist, daß dem Buche keine Karte mit des Verf.s Eintragungen beigegeben ist; zu bedauern ist, daß Br. anscheinend die Ausgrabungen Albrigths auf tel-el-ful (vgl. Paläst. Jahrb. 18/19) unbekannt sind. Aber trotzdem ist anzuerkennen, daß Br., der mit viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu Werke geht, in manchen Punkten glückliche Erklärungen gefunden hat. So in der Annahme, daß Kiš nicht in Gibea, sondern in Ṣela' wohnte; in der Gleichsetzung von Samuels Rama mit ram-allah und der Identifizierung von Miṣpa mit dem N. Samwil. Auch darin wird man ihm Recht geben, daß die Hauptstraße durch Benjamin an Ed-dschib (oder Dscheba) vorbeiführte und nicht über Jerus. ging, das infolge seiner ungünstigen geographischen Lage sowohl in der N.S.- wie in der W.O.-Richtung nicht ein Knotenpunkt großer Straßen gewesen sein kann (vgl. dazu jetzt: Alt, Jerusalems Aufstieg in ZDMG 1925 S. 6).

Popper, William: **Studies in Biblical Parallelism. Part III.** Parallelism in Isaiah, Chapters 11—35 and 37, 22—35. Berkeley: University of California Preß 1923. (IV, S. 445—552.) 8° = University of California Publications Semitic Philology, Vol. I, Nr. 4. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Part II dieser Studie zur Verstechnik des Jesaja, wo Jes. 1—10 behandelt worden ist (Vol. I Nr. 3 pp. 267—444; in Part I hatte L. J. Newmann Parallelism in Amos behandelt, Vol. I Nr. 2 pp. 57 ff.), liegt mir nicht vor, ich kann mich auch nicht besinnen, die Arbeit in der OLZ angezeigt gesehen zu haben. Von den oben genannten Teilen der umfangreichen Studie spricht Nr. 1 auf p. 450—455 von den lexikalischen und syntaktischen Konstituanten der Parallelismen, d. h. rhythmischen Sinngruppen von 2 oder mehr Stichen unterschiedlicher Länge, in denen der Dichter demselben Gedanken formal doppelten Ausdruck gibt durch synonyms and syntactic correspondences extending to at least two of the main words in each; p. 456—549 handelt von den Formen der Parallelismen: Distichen, Tristichen, Verbindungen solcher; Quatrastichen, Pentastichen, Monostichen. Nr. 2 enthält die kritisch gesichteten Texte der Dichtungen in Jes. 1—35 und 37, 22 ff. Sie sind durch Überschriften gegeneinander abgegrenzt, die Verf. aus dem Inhalt frei gebildet hat.

Ohne Frage hat P. auf einen wichtigen Punkt in der poetischen Formgebung alttest. Dichtungen hingewiesen, wenn er die Aufmerksamkeit auf beabsichtigte innere Bindungen der Verse und Versgruppen durch logisch-syntaktische Beziehungen lenkt; aber seine Theorie läßt nun ihrerseits die Grundfrage nach der formal-rhythmischen Gliederung der Elemente der Sinngruppen (der Reihen und Perioden) ganz außer acht — es fehlt, soviel ich sehe, jede Auseinandersetzung mit Sievers. Darum sind ihr Ergebnis nicht prophetische Dichtungen von erkennbarer rhythmischer Struktur, im Ganzen und in den Konstituanten der auf Wort- und Satzakzent beruhenden formal-logischen Glieder der Strophen, sondern Gebilde, die man als freie Rhythmen oder rhythmische Prosa bezeichnen könnte. Die Textkritik P.'s ist, weil im Dienst der Parallelismen-Theorie stehend, nicht objektiv. Ref. kann in der Arbeit keine positive Förderung des Problems der hebräischen Verskunst sehen.

Eberharter, Prof. Dr. Andreas: **Das Buch Jesus Sirach oder Ecclesiasticus,** übersetzt und erklärt. Mit erzbischöfl. Erlaubnis. Bonn: Peter Hanstein 1925. (VIII, 167 S.) gr. 8°. Rm. 4.20 = Die Heilige Schrift des Alten Testaments. VI. Bd., 5. Abt. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Vorliegender kurzgefaßter Kommentar unternimmt den Versuch, auf knapp 15 Seiten „Ein-

leitung“ einen Überblick über die ausgedehnten literarischen Fragen des Buches Sirach zu geben. Der Verfasser ist Jesus, ein aus Jerusalem stammender Schriftgelehrter und Zeitgenosse des Hohepriesters Simon II; er ist der Sohn eines nicht näher bekannten Eleasar und schrieb zwischen 187 und 171. Wahrscheinlich ist, daß er den Volksschatz an von den Vätern überlieferten Sitten und Gewohnheiten nicht ungenutzt ließ (vgl. Ewald), aber der Hauptteil der Sprüche entspringt seiner eigenen „Denkarbeit“, gefördert durch seine reiche Lebenserfahrung. Er hat sich nach E. „im Lauf der Jahrzehnte mehrere solche Sammlungen von Sprüchen angelegt, die er bei der Schlußredaktion durch die Marke „Weisheit Israels“ kenntlich machte“. Sein Enkel, der Übersetzer des Werkes, kam im 38. Jahre des Ptolemäus VII. Physkon Euergetes II. nach Ägypten. Nach kurzer Würdigung von Zweck und Darstellungsweise des Buches wird über die Textbeschaffenheit gehandelt. Die Syrische Übersetzung nach dem hebr. Urtext mit ihren dogmatisch bedingten Auslassungen wird nicht genügend gewürdigt, die von ihr abhängige arabische Übersetzung wird gar nicht erwähnt. Von den von LXX abhängigen Übersetzungen ist nur die Vetus Latina genannt, deren Wert m. E. zu hoch eingeschätzt ist. Nach einer Erörterung des „kanonischen Charakters“ des Buches Sir. folgt die Übersetzung, welcher, um den einheitlichen Charakter nicht zu beeinträchtigen, nicht der hebr. fragmentarisch erhaltene Text, sondern der LXX-Text von Swete (1922) zugrunde gelegt ist; doch ist der hebr. Text zu notwendigen Emendationen reichlich herangezogen. Konjekturen sind vermieden, dagegen werden Texterweiterungen wenigstens bis Kap. 25 in der Erklärung angemerkt, mußten dann aber bedauerlicherweise aus Raummangel für den Rest des Kommentars fortgelassen werden. Die Erklärung beschränkt sich darauf, den mehr oder minder engen Zusammenhang der einzelnen Abschnitte und ihres Inhalts darzulegen. Geleitet ist diese Arbeit von der Tendenz, zu zeigen, „daß kein vernünftiger Grund“ vorliegt, „der ein Recht gibt, an der von der Kirche“ in der vierten Sitzung des Trienter Konzils getroffenen Entscheidung über gleiche Verehrung und gleiches Ansehen der deuterokanonischen Schriften wie der protokanonischen „zu rütteln“. Über Einzelheiten der Übersetzung, die durchaus selbständig vorgeht, soll nicht gerechtet werden. Doch hätte eine reichere Zahl von Belegen die zahlreichen Anklänge und Anlehnungen an die vorliegenden kanonischen Schriften (S. 8) wesentlich verdeutlicht, und durch Absätze bzw. stärkeren Druck bei gleichen Anfängen wäre die literarische Eigenart mehr zum Ausdruck gekommen. Ein derartig kurz gefaßter Kommentar wie der vorliegende stellt immer große Anforderungen an die Selbstverleugnung eines Verfassers, zumal für ein eingehenderes Studium derartige Arbeiten nicht genügen, sondern man auf die großen fachwissenschaftlichen Werke (in diesem Falle R. Smend) angewiesen bleibt.

Albrecht, D. Dr. Karl: **Bikkurim** (Erstlinge). Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang. (Die Mischna, hrsg. von G. Beer und O. Holtzmann, I. 11.) Gießen: Alfred Töpelmann 1922. (VIII, 64 S.) Gr. 8°. Rm. 2.25. Bespr. von W. **Staerk**, Jena.

Albrecht hat sich um die Holtzmann'sche Mischnaausgabe schon durch die Bearbeitung von 3 Traktaten der Ordnung Zeraim (Kilajim, Challa und Orla) verdient gemacht. Seine Ausgabe des kleinen Traktats über die Aparchen zeigt ihn wieder als zuverlässigen Führer in philologischen und antiquarischen Dingen. Zugrunde gelegt ist der vokalisierte Mischnatext des Codex Kaufmann (Budapest), für den Abschnitt IV die Tosephta. Zum Vergleich werden Lowe's und Goldschmidt's Ausgaben, die Mischnajoth Neapel 1492 ff. und die Codices Hamburg 18 und München 95 herangezogen. Für die Zwecke, die die Holtzmann'sche Mischnaausgabe im Auge hat, reicht dieser kritische Apparat aus. Für die Sacherklärung sind die alten Kommentare mit Nutzen verwertet worden. Die knappe Einleitung handelt vom Aufbau des Traktats und von der alttestamentlichen Grundlage seiner Materie. Dabei schließt sich Albrecht mehr an Wellhausen als an Eißfeldt an. Philo und Josephus, Mekhilta und Siphre werden zur Durchführung einer kurzen Geschichte der Aparchen herangezogen.

Über die im Kommentar gebotenen Erklärungen wird man hin und her andrer Meinung sein können, doch sind Albrechts Urteile immer beachtenswert. Benutzer seiner Ausgaben, die nicht selber philologisch und sachkritisch Stellung nehmen können, dürfen bei ihm sicher sein vor abwegigen Hypothesen und groben Irrtümern auf Grund unzureichender Kenntnis des Gegenstandes.

Mit jedem neu erscheinenden Traktat dieser Mischnaausgabe, die jetzt (wie es scheint) wissenschaftlich solider fundamentiert ist als im Anfang, erhebt sich für den Ref. die Frage: wozu die Beigabe einer Übersetzung bei durchaus zureichender Kommentierung? Die sprachlichen Schwierigkeiten der Mischna sind wirklich nicht so groß, daß Benutzer dieser Ausgabe nicht ohne den verdeutschten Text auskommen könnten. Ich bedaure es im Interesse der Studierenden, daß man diese Mischna mit ihrem

brauchbaren Text und ihrem im ganzen zuverlässigen Kommentar durch die Beigabe der Übersetzung für die Seminararbeit unmöglich gemacht hat. Umsomehr, als auch Strack in den späteren Auflagen und Ausgaben seiner Mischnatexte diesen Fehler gemacht hat; denn nun fehlt es an handlichen und billigen Texten für Seminarübungen, in denen die Theologen an Hand der Originale ein Urteil über Mischna und Talmud gewinnen können — was doch wahrlich dringend nötig ist, um dem oberflächlichen Reden über diese Zeugnisse des alten Judentums ein Ende zu machen und um das Studium des N. T.'s durch wirkliche Kenntnis der jüdischen religiösen Bewußtseinsgehalte und Motivationen zu ergänzen. Für tüchtige Studenten hat es keinen Reiz, sich in einen Mischnatext hineinzuarbeiten, der sie ständig durch die Eselsbrücke der Übersetzung in der eigenen geistigen Leistung beschränkt. Das sage ich auf Grund von Klagen meiner Schüler über diesen Übelstand. Darum sollte neben dem Holtzmann-Beer'schen Unternehmen die von Strack begonnene Ausgabe von Traktaten in der pädagogisch mustergültigen Art seiner früheren Arbeiten (Pirqe Abhoth, Abhoda Zara, Schabbath) wieder aufgenommen und fortgesetzt werden. Ich darf auch auf die von mir in Lietzmann's kleinen Texten veröffentlichte Probe einer Ausgabe der Mischna für Seminarübungen verweisen.

Talmud jeruschalmi. Im Offset-Verfahren hergestellte Reproduktion der Editio prima Bombergiana Venedig 1523. Berlin: Sepharim-Verlag 1925. Bespr. von W Windfuhr, Hamburg.

Nachdem vor einiger Zeit Herm. L. Strack mit seiner photolithographischen Wiedergabe des Münchener Manuskriptes Nr. 95 eine der wichtigsten Quellen des babylonischen Talmudtextes weiteren Kreisen bequem zugänglich gemacht hat, geschieht nunmehr ein Gleiches durch den Sepharim-Verlag in Berlin für den jerusalemischen Talmud, indem er die Reproduktion der im wesentlichen auf dem berühmten Leidener Codex Scaliger Nr. 3 vom Jahre 1289 beruhenden, von Daniel Bomberg 1523/4 zu Venedig gedruckten und gleichsam zur Mutter aller späteren Ausgaben gewordenen Erstausgabe in einem handlichen Bande der Öffentlichkeit übergibt. Wer in diesen Dingen arbeitet, hat es bei diesem Literaturwerk mehr noch als beim Babli oftmals schon schmerzlich empfunden, daß er einen, soweit er erhalten ist, vollständigen Text nicht in eigener Bibliothek zur Hand haben konnte. Dem ist mit dieser preiswerten Ausgabe aufs Glücklichste abgeholfen.

Über das Werk selbst und seinen Textbestand ist, da es sich um eine Reproduktion handelt, hier nichts zu sagen. Da die kritische Bearbeitung noch recht lange wird auf sich warten lassen, muß und wird der Benutzer einstweilen die Mängel des alten Druckes in Kauf nehmen gegen den Vorteil des Textbesitzes überhaupt. Die technische Herstellung im Offset-Druck, d. i. Reproduktion über photographische Platte, Zinkplatte, Gummizylinder auf das Papier, ist ganz vorzüglich gelungen. Sie vermittelt, abgesehen von den neu hinzugefügten Ziffern der Druckbogenzählung, ein peinlich genaues Bild des Originals. Wohl um dem Buche ein handlicheres Format zu geben, hat man das Original auf vier Fünftel verkleinert. Dieser Vorteil wird allerdings dadurch aufgewogen, daß nun die Buchstaben kleiner geworden sind, als manchen Augen bei längerem Gebrauche dienlich sein mag. Allein die Leser rabbinischer Druckwerke sind ja durch die Kommentare an mancherlei Augenpulver ohnehin gewöhnt. Dieser Gedanke aber führt noch auf einen sehr wichtigen Punkt der Beurteilung. Steht auch der gewiegte Kenner schon dem babylonischen Talmud ohne Raschi recht oft ratlos gegenüber, so noch öfter und ratloser dem manchmal nur notizenhaft und zusammenhanglos andeutenden jerusalemischen, bei dem überdies noch größere textliche Schwierigkeiten hinzukommen. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß der Verlag, wenn er es möglich machen kann, dieser völlig kommentarlosen Ausgabe eine noch viel weitergehende Benutzbarkeit schaffte durch Herausgabe eines besonderen Kommentarbandes, was allerdings die Überwindung erheblicherer Schwierigkeiten erfordert, als die der Textausgabe selbst. In der Hoffnung auf ihn darf man dem Werke eine umso größere Verbreitung wünschen.

Neubecker, Prof. Dr. Friedrich Karl: **Russisches und orientalisches Eherecht.** (Osteuropa-Institut in Breslau, Vorträge und Aufsätze, I. Abt.: Heft 1). Leipzig: B. G. Teubner 1921. (18 S.) 8°. Bespr. von Jakob Neubauer, Würzburg[1].

Die vorliegende Arbeit des im Jahre 1923 verstorbenen, um die Rechtsvergleichung hochverdienten Heidelberger Gelehrten hat den Zweck, einen Überblick über die Entwicklung des russischen Eherechts zu bieten, der, vom Mittelalter ausgehend, über das bis zum Umsturz in Geltung befindliche Recht des Swod Sakonow (von 1833), sowie die Vorarbeiten für eine Reform des bürgerlichen Rechts aus der zaristischen Zeit bis zur Gesetzgebung der Bolschewisten führt. Daran anknüpfend wird auch das Eherecht der anderen Oststaaten Europas mit überwiegend griechisch-katholischer Bevölkerung gestreift. In der Einführung hat N. noch kurz allgemein über die verschiedenartigen Möglichkeiten einer Kombination von kirchlichem und staatlichem Eherecht

1) Zufolge eines Versehens, das mit einer in den Vorjahren stattgehabten Übersiedlung des Referenten zusammenhängt, ist das Manuskript der Besprechung der Schriftleitung verspätet zugegangen.



orientiert, die die heutige Gesetzgebung der europäischen Staaten vielfach aufweist.

Von den einzelnen Materien des Eherechts ist, soweit es im Rahmen der vorliegenden Arbeit Neubeckers möglich war, das Güterrecht eingehender behandelt und (in Kapitel V) vom Verf. in eine eingehende Auseinandersetzung über die Streitfrage eingetreten, ob im moskauischen und russisch-litauischen Recht des 14.—17. Jahrhunderts Gütergemeinschaft oder Gütertrennung das herrschende System gewesen sei. N. bekennt sich eindeutig zu der Ansicht, daß nur die vollkommene Gütertrennung als „gesetzlicher Güterstand" gegolten habe (S. 8). Es versteht sich von selbst, daß ein eigenes Urteil in dieser Frage nur auf Grund eingehenden Studiums der russischen Rechtsquellen jener Zeit möglich ist. N. folgert jedoch seine Behauptung u. a. schon daraus, daß über die Regelung der Rechte beider Gatten an Mitgift und Wittum überhaupt Eheverträge geschlossen werden. Also, meint N., müsse der gesetzliche und regelmäßige Güterstand die völlige Gütertrennung gewesen sein; wozu hätte es denn sonst besonderer Verträge bedurft? Das ist vom Standpunkte eines modernen Rechts aus gesehen dogmatisch ganz richtig gedacht. Der vergleichende Rechtshistoriker wird hier jedoch gegen den Verf. den Einwand erheben, daß dieser Schluß für primitive Rechtsverhältnisse keineswegs zwingend ist. In solchen mögen die Parteien oftmals Urkunden errichten, um Wirkungen sicherzustellen, die bereits durch den geltenden Rechtsbrauch festgelegt sind. Was zu jener Zeit Recht war, deckt sich vielfach mit dem Inhalt der Urkunden und kann bekanntlich sehr oft allein aus diesen Urkunden erschlossen werden, weil uns andere Quellen als diese Urkunden für das Recht solcher Epochen überhaupt nicht zur Verfügung stehen. Der Verf. müßte also, wie wir in der Tat annehmen, seine Stellungnahme auf andere, durchschlagendere Argumente gründen oder dartun können, daß der Zustand des russischen Rechts im Mittelalter die hier vorgebrachten Erwägungen ausschließt.

Für die älteste Zeit geht auch N. davon aus, daß entsprechend der Gewaltunterworfenheit der Frau in personenrechtlicher Beziehung eine solche auch auf dem Gebiete des Vermögensrechts bestanden habe, das gesamte Frauenvermögen also der Gewalt des Mannes unterworfen war (S. 7). Wenn nun auf diese Periode mit dem 14. Jahrhundert eine Zeit völliger Gütertrennung folgt, wo die Frau über ihr Vermögen ganz frei verfügen kann, so läge hier ein plötzlicher Umschwung vor, den der Verf. allein durch das damalige Eindringen römisch-rechtlicher Anschauungen, die durch andere Rechte vermittelt wurden, erklären kann (vgl. S. 8). Nach der Theorie Wladimirski-Budanows hingegen, die Neubecker bekämpft, würde die russische Rechtsgeschichte hier eine Parallele zu der mancher Gebiete Deutschlands bilden, wo die eheherrliche Muntgewalt der Volksrechte am Frauenvermögen allmählich in eine Verschmelzung von Frauen- und Mannesgut, die Gütergemeinschaft, übergeleitet wird. Eine Gütertrennung schon im 14. Jahrhundert, wie sie N. annimmt, ließe sich freilich unter e i n e r Voraussetzung auch aus der genuinen Entwicklung des russischen Rechts begreifen, wenn wir nämlich eine solche Gütertrennung bereits für die älteste Periode des russischen Rechts vermuten dürften und so von einer Vorstellung ausgehen würden, die etwa der Fickers vom urgermanischen Recht entspräche. Mit einer solchen Möglichkeit, die in der wirklichen Rechtsgeschichte kein Analogon hat (bekanntlich ist die Behauptung Fickers für das germanische Recht allgemein auf das Entschiedenste zurückgewiesen worden), rechnet jedoch selbst N. nicht, wie aus den bereits zitierten Ausführungen hervorgeht.

Der nächste Abschnitt enthält eine scharfe Kritik des Swod Sakonow, sowohl vom Standpunkte der Rechtspolitik als dem der juristischen Technik aus (Kap. VI). Den größten Teil dieser Ausführungen hält N. auch gegenüber dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches von 1910 aufrecht, wenn derselbe auch manche Verbesserungen aufweist (VII). Jener Entwurf ist inzwischen längst durch die Dekrete der Bolschewisten überholt (VIII), über deren Eherecht N. (S. 17) urteilt, daß „in technischer Hinsicht die erheblichsten Mängel vorliegen. Inhaltlich bedeutet diese neue Gesetzgebung zum Teil einen Fortschritt, indem verrottetes Recht weggefegt wurde; aber sie bedeutet auch wieder einen erheblichen Rückschritt, indem die Ehe zu einem einseitig kündbaren Vertrage herabgewürdigt wird"[1].

Wir wissen dem Verf. für seine Schrift vielen Dank. Sie bietet uns zuverlässige Belehrung von autoritativer Seite über ein Rechtsgebiet, das sonst denen, die nicht der russischen Sprache mächtig sind, schwer zugänglich ist, denn die Zahl der vorhandenen Bearbeitungen von russischem Recht in einer der westeuropäischen Sprachen ist gering. Darüber hinaus läßt es den Rechtshistoriker ahnen, welche reizvollen Probleme die russische Rechtsgeschichte bietet, und so den Wunsch entstehen, auch die russischen Rechtsquellen, vor allem die der älteren Zeit, möchten bald zünftiger rechtsgeschichtlicher Bearbeitung unterzogen werden. Dann würde es auch gelingen, die vielfachen Fäden zu entwirren, die hier nach dem Orient führen, und ein klares Bild von den Kulturen zu gewinnen, die auf das russische Recht eingewirkt haben.

Vincent, Hugues et F.-M. **Abel**: **Jérusalem**, Recherches de Topographie, d'Archéologie et d'Histoire. Tome second: Jérusalem nouvelle, Fasc. III: La Sainte-Sion et les Sanctuaires de second ordre. Préface par M. le Marquis de Vogüé. Paris: J. Gabalda 1922. (VI, S. 421—668). Dazu Taf. XLIV—LXVI. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Das in der Gegenwart ohne Zweifel bedeutsamste vorwiegend archäologische Werk über Jerusalem, das die Grabeskirche schon behandelt hatte, wendet sich nun zu den Heiligtümern des Zion, den Jakobuskirchen, dem Praetorium, der Via dolorosa und ihren Kapellen, dem Jesus-Thron auf dem Tempelplatz und der Kirche Johannes des Täufers, sodaß also die übrigen Kirchen älteren Ursprunges einem weiteren Bande vorbehalten bleiben. Stets wird von Abel das Geschichtliche, von Vincent das Archäologische mit Ausgang von der gegenwärtigen Gestalt der Bauwerke besprochen. Gute Abbildungen und Pläne sind beigegeben. Das Resultat der Untersuchungen entspricht den Verhältnissen. Keine volle Sicherheit besteht für den Zusammenhang der Zionskirche mit dem Versammlungsort der Jünger Jesu nach seiner Himmelfahrt, von welchem die Stätte des letzten Mahles Jesu zu trennen ist. Für das Prätorium des Pilatus wird der Herodespalast und die Burg Antonia als gleich möglich betrachtet,

1) Über die bolschewistische Ehegesetzgebung informiert jetzt u. a. Kurt Friedländer, Das sowjetrussische Eherecht in seiner Bedeutung für das in Deutschland geltende internationale Privatrecht (Zeitschrift f. vergleichende Rechtswissenschaft Bd. 41, 1925, S. 168—240).



während die ältere Tradition irriger Weise an einen Ort des Tales zwischen Ost- und Westhügel Jerusalems gedacht habe. Damit wird der jetzigen Via dolorosa im Grunde jede sichere Basis genommen, ohne irgendwelchen besseren Ersatz. Man hat aber den Eindruck, daß ihr doch die Möglichkeit der „Echtheit" gelassen werden sollte. Der „Jesusthron" des Tempelplatzes wird zur Kapelle der Ruhe Jesu im Bereich der Antonia in Beziehung gesetzt und als Kreuzfahrerbau klassifiziert. Mit Recht wird besondere Aufmerksamkeit der Arikonchen Kirche Johannes des Täufers gewidmet, welche als ein Bau aus der Mitte des 5. Jahrhunderts und somit als die älteste erhaltene Kirche Jerusalems erkannt wird. Das Resultat der dort in letzter Zeit vorgenommenen Grabungen konnte noch nicht bekannt sein. Zu bedauern ist, daß auch anderwärts keine Grabungen den sichtbaren Befund ergänzt haben, und daß das Untergeschoß des Coenaculum offenbar auch diesen Forschern unzugänglich geblieben ist. Die unvollkommenen Grabungen des Deutschen Vereins vom heiligen Grabe vor dem Bau der Kirche von Mariae Heimgang geben Vincent die Möglichkeit, ohne Rücksicht auf ihr vermeintliches Resultat den Grundriß der alten Zionskirche so zu rekonstruieren, daß der jetzige Bau keinen Teil von ihr enthält, also die traditionelle Stätte des Todes der Maria nicht besetzt hat, während sie im Bereich des dazu gehörenden Klosters der deutschen Benediktiner zu suchen wäre. Es ist schmerzlich, daß hier ebenso wie beim Bau der Erlöserkirche deutsche archäologische Forschung nicht herangezogen worden ist. Die Vorgängerin der Erlöserkirche wird S. 647 als ein Neubau der Kirche Sancta Maria Latina betrachtet, ohne klar zu machen, wie sich diese auf die Angaben des Johann von Würzburg gestützte Identification zu der Mitteilung von La Citez de Jherusalem verhält, welche deutlich Sancta Maria Major an diese Stelle setzt.

Dalman, D. D. D. Gustaf: **Hundert deutsche Fliegerbilder aus Palästina** ausgewählt und erläutert. Mit Verzeichnis des palästinischen Bildbestandes des Bayerischen Kriegsarchivs von P. Dr. A. E. Mader, S. D. S., Bericht über die Fliegerabteilung Nr. 304 von Staatsarchivar Freiherr von Waldenfels und Palästinakarte von W. Goering. Gütersloh: C. Bertelsmann 1925. (158 S.) 4° = Schriften des Deutschen Palästina-Instituts, hrsg. von G. Dalman, 2. Band. Rm. 20 —; geb. 25 —. Bespr. von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

Die vorliegende zweite Publikation des Deutschen Palästina-Institutes aus der Feder G. Dalmans bedeutet ein außerordentlich wertvolles Hilfsmittel für die Erkenntnis und das Verständnis des palästinischen Landes. Diese 101 Fliegeraufnahmen sind für den Einblick in die geologische Struktur des Landes von größter Bedeutung, indem sie uns beispielsweise an der Westküste des Toten Meeres und im Ostjordanland an den Felswänden und Gesteinsabtreppungen die geologischen Schichtlinien ablesen lassen. Aber auch die Verkehrsgeographie durch die auf den Bildern in leuchtendem Weiß hervortretenden Straßen und Wege; die Siedlungskunde durch die deutlich erkennbaren Unterschiede in der Anlage und Bauart der einzelnen Ortschaften, je nachdem es eine europäische Siedlung, eine jüdische Kolonie oder eine arabische Haufensiedlung, Stadt oder Dorf ist; endlich auch die Archäologie durch Aufnahmen wie die von Dscherasch, ʿAmmân u. a. erfahren durch die Übersicht aus der Vogelperspektive eine ganz wesentliche Bereicherung. — Diese Luftbilder zerfallen in Horizontal- und Vertikalaufnahmen, sowie — die häufigste Art — Schrägaufnahmen. Letztere zeigen z. B. bei den Küstenaufnahmen vom Mittelländischen und Toten Meere alle Vorsprünge und Einbuchtungen mit einer Genauigkeit und vor allem Anschaulichkeit, wie man sie auf einem gewöhnlichen Kartenbilde vergeblich sucht. — Es sind im vorliegenden Bande erstens dargeboten 101 Fliegeraufnahmen aus folgenden Teilen Palästinas: judäisches Bergland 38, judäisches Hügel- und Küstenland 6, Samarien und Galiläa 13, die Mittelmeerküste 11, Jordantal und Totes Meer 17, Ostland und Norden 16. Das Material für das Philisterland und den Süden ist einstweilen ausgeschlossen. Doch steht zu hoffen, daß zugleich mit der Veröffentlichung des Bildbestandes des Deutschen Reichsarchivs noch eine Nachlese von Bildern aus jenen und anderen Teilen des Landes veröffentlicht werden wird. — In die gegebenen Bilder muß man sich natürlich erst gründlich hineinlesen, bewaffnet mit einer guten Lupe und durch Auflegen des transparenten Netzes sowie mit Hilfe der eingehenden Beschreibung, welche D. jedem einzelnen Bilde vorangestellt hat. Aber auch so bietet die Sammlung leichter und schwerer zu lesende Bilder, so daß nur ein eifriges Studium aller Einzelheiten einen wirklichen Gewinn aus dem Werke gewährt. Ein gewöhnliches Bilderbuch ist es nicht. Unter Benutzung eines Episkops liefern die Bilder, wie Ref. festgestellt hat, ein instruktives Material für Vorlesungen über Palästina. Zweitens enthält der vorliegende Band ein Verzeichnis der palästinischen Fliegerbilder des Bayerischen Kriegsarchivs, hergestellt und eingeleitet von P. Dr. Mader. Aus dieser Einleitung ist hervorzuheben ein Abschnitt über den Wert des Luftbildes für die verschiedenen Zweige der Palästina-Wissenschaft, über die Arten der Luftbilder und über praktische Winke

für ihre Benutzung. Es folgt eine Darstellung der Tätigkeit und der Schicksale der Bayerischen Fliegerabteilung 304 in Palästina 1917/18 durch Staatsarchivar v. Waldenfels und endlich eine Übersichtskarte von Palästina nebst Begleitworten dazu von Kartograph Wilh. Goering. Den Abschluß bildet ein topographisches Register. Der Verlag hat dem ganzen Werke eine ebenso vornehme wie gediegene Ausstattung gegeben.

Landauer, Georg: **Palästina.** 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text. München: Meyer & Jessen 1925. (XII, 244 S.) 4°. Geb. RM. 20.—. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Bilderwerke über Palästina gibt es in Hülle und Fülle. Eine neue Sammlung wird deshalb leicht zweifelnde Fragen nach ihrer Berechtigung und Zuverlässigkeit auslösen. Aber solche Fragen verstummen gewiß gegenüber der Tatsache, daß Sven Hedin die einführenden Worte geschrieben hat. Zu dieser aus tiefem Gefühl und größter Begeisterung emporquellenden Schilderung des Landes, die mit ihrer lebendigen Kürze ein Meisterwerk ist, liefern die Bilder den brauchbarsten Anschauungsstoff. Sie führen dem Beschauer Palästina vor, wie es wirklich ist, mit seiner Landschaft, seinen Bewohnern, seinen alten und neuen Denkmälern menschlicher Kunst. Mit Jerusalem beginnend wandert man nach Bethlehem und Hebron, über Bethanien nach Jericho und zum Toten Meere, nach Norden bis zur galiläischen Grenze, im Westen nach Jaffa und Haifa und zuletzt hinein in das galiläische Bergland. Daran schließen sich Bilder von den Bewohnern und ihren Beschäftigungen, den Städtern, Fellachen, Beduinen, den Religionsgemeinschaften. Die wichtigsten Reste des Altertums sind berücksichtigt, und zuletzt werden die jüdischen Kolonien mit ihren z. T. erstaunlichen Fortschritten der letzten Jahrzehnte vorgeführt. Ein sehr knapp gehaltenes Schlußwort des Herausgebers leitet geschickt durch die Sammlung und hebt überall das Bedeutsame hervor. Auswahl und Anordnung der Bilder sind vortrefflich gelungen, ebenso die Wiedergabe im Druck, so daß gar manche Aufnahme wie ein Kunstwerk wirkt und das gesamte Werk allen Lesern die größte Freude bereitet.

Neben diesen Vorzügen stehen jedoch einige Mängel, die nicht verschwiegen werden dürfen. Die Bilder beschränken sich (von den archäologischen Aufnahmen aus ʿammân, ğeraš und eṣ-ṣanamên abgesehen) auf das Westjordanland bis zur Nordgrenze von Galiläa. Das Ostjordanland und Syrien sind ganz beiseite gelassen. Das entspricht der heutigen politischen Einteilung, aber dann durfte in der Einführung nicht 3068 m als höchste Erhebung des Landes angegeben werden. Für flüchtige Beschauer mag ja eine Unterschrift genügen wie bei 85b „im Gebirge Juda", 87 „Grab eines arab. Heiligen in Judäa", 96 „arabisches Dorf", 157 „Schalensteine und alter Steinwall in Judäa", 181b „Ruine einer Kreuzfahrerburg in Galiläa". Ernstere Leser verlangen mit Recht genauere Angaben. Einige Bilder sind leider nicht ganz richtig oder gar falsch beschriftet. So wäre zu lesen: 3 Blick vom Bahnhofe, nicht vom Hinnomtale; 30 von der Nordostmauer statt von der Ostmauer, 38 Himmelfahrtkapelle statt Grab der Hulda, 39 Himmelfahrtstelle der Russen, 48 Mündung des Siloahkanals, 63 Blick auf die Wüste Juda statt Gebirge Juda, 71 Straße Jerusalem-Jericho, 117 ʿain ṭâbṛa statt Bethsaida. Vom Frankenberge ist bei Bethanien 64 schlechterdings nichts zu sehen. Auch in den Text haben sich Fehler eingeschlichen, wenn behauptet wird, der Tempelplatz heiße heute Moriah (S. IX taucht sogar die Omarmoschee wieder auf), nebi samwîl sei das von David befestigte Mizpah, die Kreuzfahrer (lies Byzantiner) hätten in der Wüste Juda Befestigungen und Klöster angelegt, in Samaria sei die Palastruine des Omri erhalten, das römische Tor im Russenbau bei der Grabeskirche gehöre zur 2. Stadtmauer. Sehr verbesserungsbedürftig ist schließlich die Umschrift der orientalischen Namen, so 170 Thaanek, 229 dschami nebi el Hakim (lies ḥâšim) in Gaza, 230 Sephfela, 238 umm el amid, 241 Ejn Charod u. a. m. Es ist dringend zu wünschen, daß in einer gewiß bald nötigen 2. Auflage solche Schönheitsfehler beseitigt werden. Denn Bilder aus Palästina sind bei den unaufhaltsamen Veränderungen im heiligen Lande geradezu Urkunden und oft wertvoller als Beschreibungen (darum sollten sie auch datiert sein). Sie verlieren aber diesen Wert, wenn die Veröffentlichung nicht in allen Einzelheiten zuverlässig und richtig ist. Doch sollen diese Ausstellungen nicht die Anerkennung für die großartige Leistung des Herausgebers beeinträchtigen, die um so berechtigter ist, als er es verstanden hat, in völlig sachlicher Art von all den tiefgehenden Gegensätzen zu reden, die im Lande bestehen oder sich neuerdings gebildet haben, wenn man auch deutlich erkennt, daß seine Zuneigung der von ihm verheißungsvoll betrachteten Arbeit des Zionismus gilt.

Granovsky, Dr. A.: **Probleme der Bodenpolitik in Palästina.** Berlin: Jüdischer Verlag 1925. (138 S.) Gr. 8°. Rm. 2.50; geb. 3.50. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Die vom Verf. vertretene Bodenpolitik in Palästina besteht darin, daß der Keren Kajemeth, d. h. der Bodenfonds der zionistischen Organi-



sation, möglichst rasch den besten Kulturboden des Landes, aber auch das Gebiet rings um die Städte, ankauft und, wo nötig, Ameliorationen vornimmt, ohne sich auf weitere Unterstützung der Kolonisten einzulassen. Dabei soll er aber den Boden als Nationalbesitz in der Hand behalten und nur parzellenweise verpachten, wobei bei dem Kulturlande der Pächter stets wirklicher Kolonist sein muß. Eine Anleihe, deren Sicherheit der städtische Besitz bilden müßte, könnte zu rascherem Landerwerb die Mittel bieten. Dabei wird zugegeben, daß das Ziel der Rentabilität der vorhandenen Kolonien noch nicht erreicht sei, und der Versuch einer palästinischen, nicht bloß jüdischen Bodenpolitik nicht gemacht.

Gaudefroy - Demombynes: Le Pèlerinage à la Mekke. Étude d'Histoire Religieuse. Paris: Paul Geuthner 1923. (VIII, 332 S. u. 1 Tafel.) Gr. 8° = Annales du Musée Guimet. Bibliothèque d'Études, Tome XXXIII. Bespr. von J. Schacht, Freiburg i. Br.

Das anregende und flüssig, wenn auch stellenweise etwas breit geschriebene Buch zerfällt in zwei Teile; die Kapitel des ersten sind: I. Le territoire sacré (*haram*). II. La Ka'ba. III. und IV. Les petits édifices autour de la Ka'ba. V. La mosquée sainte (*el mesjid el harâm*). VI. Les portes du mesjid el harâm; die des zweiten: I. Le départ du pèlerin isolé; la caravane du mahmal. II. La sacralisation du pèlerin (*ihrâm*). III. La visite des lieux saints de La Mekke (*'omra*). IV. Les tournées rituelles à la Ka'ba (*tawâf*). V. La course entre Eç Çafa et El Marwa (*sa'y*). VI. bis VIII. Le hajj. IX. Fin du hajj. X. Le retour du pèlerin; caractère obligatoire du hajj; le hajj de remplacement.

Verf. selbst bezeichnet in der Einleitung (S. III) diese Studie als Vorarbeiten und „notes pour une étude des rites du pèlerinage", für deren Zusammenfassung er auf seine Institutions musulmanes verweist, und deren hauptsächlichste Ergebnisse auch das Schlußwort kurz skizziert (S. 323f.); ihr Ziel ist, die „transformation des rites d'une religion encore amorphe" und „leur adaptation à une religion organisée" (diese Gegenüberstellung halte ich übrigens gerade hier für nicht unbedenklich) darzustellen (S. II): „ce sont les faits religieux qui ont été considérés ici" (S. III). Aus diesem Rahmen, für den auch der Untertitel berechnet ist, fallen Kapitel V und VI des ersten Teils, die die Baugeschichte der Einfriedigung des mekkanischen Heiligtums und ihrer Tore behandeln, heraus, und auch die vorhergehenden Kapitel sind wenigstens teilweise baugeschichtlich; doch war das durch den Gegenstand geboten.

Die Form der Arbeit ist, wie Verf. hervorgehoben hat, die von zwanglosen Studien; das gibt ihm die Möglichkeit, auf Vollständigkeit zu verzichten (S. 323), zugleich aber auch anziehende Einzelheiten einer eingehenden Besprechung zu unterziehen und vor allem sehr umfangreiche Auszüge aus seinen Quellen in Übersetzung zu bieten.

Es ist ein Wagnis, nach Snouck Hurgronjes Studie Het Mekkaansche Feest und Wellhausens Darstellung in den Resten arabischen Heidentums ein derartiges Werk über den Ḥaǧǧ zu veröffentlichen. Nicht als ob aller Stoff bereits verarbeitet wäre: die Baugeschichte des mekkanischen Heiligtums ist noch fast gar nicht behandelt, für die religionsgeschichtliche Betrachtung von Ḥaǧǧ und 'Umra bleibt noch ein weites Feld übrig, und auch die entsprechenden Bestimmungen des Fiqh sind in allen Einzelheiten von einem europäischen Gelehrten noch nicht dargestellt worden; gerade auf diesen Gebieten setzt Verf. ein und hat die Forschung, wie ich gleich von vornherein bemerken möchte, namentlich auf den beiden ersten nicht unerheblich gefördert. Es liegt hier aber besonders nahe, die späteren Leistungen mit den früheren zu vergleichen, und wenngleich niemand dem Verf. daraus einen Vorwurf machen kann, daß er die souveräne Meisterschaft und intuitive Sicherheit Snouck Hurgronjes und Wellhauses nicht erreicht, so weist das Buch doch abgesehen davon einige Mängel auf, die hätten vermieden werden müssen, und die nun den Gesamteindruck nicht ganz so günstig gestalten, wie es die sicher vorhandenen Vorzüge erwarten ließen.

Die baugeschichtlichen Teile gehören zu den wertvollsten des Buches; was sich aus den vom Verf. herangezogenen Texten herausholen ließ, hat er wohl wirklich herausgeholt. Das Bedauern, daß nicht alle literarischen Quellen verwertet sind, das angesichts des Fehlens einer Untersuchung der Denkmäler selbst besonders stark ist, soll den Dank dafür nicht schmälern, daß hier zum erstenmal der Versuch einer Baugeschichte des mekkanischen Heiligtums geboten wird. Dem Appell des Verf. an die muslimischen Gelehrten, die Monumente selbst zu untersuchen, kann man nur Erfolg wünschen; ob er ihm in absehbarer Zeit wirklich beschieden sein wird, ist freilich eine andere Frage.

Wenn Verf. die Bestimmungen des Fiqh behandelt, hat man bisweilen den Eindruck, daß er hier nicht ganz zuhause ist, wie aus den folgenden Proben, unter die ich einige ergänzende Bemerkungen einreihe, hervorgehen wird. Zu S. 2 vergl. aš-Šâfi'î, Umm II 144. Süre 5,95 ist vom Ḥaram überhaupt nicht die Rede, wie man nach S. 9/10 annehmen muß, vielmehr handelt es sich um den Muḥrim im allgemeinen, dem ja auch nach der Šarî'a das Jagen überall verboten ist; da sich der Qorân zum Jagen des Nicht-Muḥrim im Ḥaram überhaupt nicht äußert, kann auch keine Rede

davon sein, daß die gesetzliche Praxis das qorānische Verbot trotz seiner Beschränkung auf den Muḥrim verallgemeinert habe (S. 10; vergl. vielmehr Snouck S. 52. 56). S. 16 ist die Entwicklung der von Muǧāhid vertretenen Ansicht dem natürlichen Verlauf gerade entgegengesetzt dargestellt: weil man infolge der bewußten Durchbrechung des Iḥrām den Ḥaǧǧ für nichtig ansah, war man gezwungen, den Qorānvers anders zu deuten. S. 77 Z. 17 ist de la Ka'ba ein Versehen für du Zemzem. S. 155 und auch sonst wäre eine deutliche Scheidung zwischen Gebräuchen, die wāǧib oder Sunna sind oder nur zu den Ādāb gehören oder im Gesetz überhaupt nicht vorgesehen werden (auch solchen, die bei jeder Reise empfohlen oder die dem Ḥaǧǧ eigentümlich sind), am Platz gewesen. Die Ungenauigkeiten häufen sich bei der Schilderung der Annahme des Iḥrām S. 168: daß die Nīja bei jedem religiösen Akt erforderlich sei, ist unrichtig; bei der Wallfahrt kann die Nīja nach ḥanbalitischer Lehre entweder auf einen Ḥaǧǧ oder auf eine 'Umra oder auf den Qirān gehen oder zunächst unbestimmt gelassen und dann spezialisiert oder auch widerrufen und durch eine andere ersetzt werden; die Nīja im Sinne des Gesetzes, um die es sich hier doch handelt, hat mit einer mehr oder weniger starken Äußerlichkeit im Kultus nicht das Geringste zu tun; die rituelle Reinheit und daher auch Ġusl oder Wuḍū' oder Tajammum sind bei der Annahme des Iḥrām nach den Šāfi'iten nicht unbedingt erforderlich, sondern nur empfehlenswert; beim Tajammum reibt man nur Gesicht, Hände und Unterarme ab, nicht les parties du corps qu'il s'agit de purifier — ganz abgesehen davon, daß durch dies Verfahren eher das Gegenteil von physischer Reinigung bewirkt wird. Bei den öfter wiederkehrenden Anführungen von Ansichten „verschiedener Autoren“ hätte besser nach Schulen geschieden werden müssen; was soll man z. B. denken, wenn einem S. 262 folgender Passus begegnet: „Les auteurs les plus importants estiment qu'il est obligatoire . . . Malek et Chaféi le considèrent comme un rite de sunna, sans obligation. Mais certains auteurs, notamment deux chaféites, professent que . . .“, und das ist nur ein Beispiel unter vielen. Nicht selten wird nur die Ansicht einer einzigen Schule dargelegt, ohne daß darauf ausdrücklich aufmerksam gemacht wird, ja selbst mit Ausdrücken, die die betr. Ansicht als allgemein bezeichnen (vergl. S. 59 Anm. 1 mit S. 64); der nicht bereits sachkundige Leser, der die kurze Quellenangabe in der Anmerkung nicht beachtet, kann dadurch leicht in die Irre geführt werden. Fehlerhaft sind die Ausdrücke „devoir de tradition, *sunna*“ S. 213 Z. 1 und „recommandation traditionelle, une *sunna* qui est *mustahabb*“ S. 231 Z. 5 v. u. Fast noch schlimmer ist es, wenn S. 303 tatsächlich dasteht: „. . . le *tahçib* est une action recommandable *mustahabb*, mais qui n'a aucun caractère d'obligation: ce n'est pas une sunna“ mit der Anm.: „Le *fath el mu'in* p. 491 emploie pourtant ce mot“. Ähnlich heißt es S. 321 „*haǧǧ* d'expiation (*qadhâ*)“. S. 289 vermißt man eine Erwähnung der Rolle der Basmala bei jeder Schlachtung und der zugrundeliegenden Qorānstelle; auch die Bestimmungen über Geschenke, die man der Ka'ba macht, hätten in diesem Zusammenhang Erwähnung verdient (vergl. z. B. aš-Šaibānī, *kitāb al-maḫāriǧ* Kap. 17, 30ff. meiner in Kürze erscheinenden Ausgabe). Die Bestimmungen über den *tārik aṣ-ṣalāt* werden S. 314 unrichtig angedeutet. Um so mehr freue ich mich, als nachahmenswerten Zug die ausgiebigere Berücksichtigung der Šī'iten hervorheben zu können.

Äußerst peinlich empfindet man die übergroße Sorglosigkeit des Verf. in der Behandlung der 'Arabīja. Beständig heißt es Sofian eth Thûri o. ä., *bad'a*, „deux *reka'ât*“, *jumâ'* (für ǧimā') u. a. Eine lange Liste weiterer Fehler lasse ich weg.

Die relionsgeschichtlichen Teile, auf die Verf. das Hauptgewicht legt, sind wieder sehr wertvoll. Hier ist der Übergang der alten heidnischen Bräuche in den Islām meist treffend geschildert. Als Glanzstellen des Buches wären die Darlegungen S. 11 (über das Fischen von Seetieren). 37 (Erklärung des Ḥiǧr). 186 (über das Verbot des Parfümierens; zur cohabitation rituelle vgl. aber unten). 227 Anm. 4 (*wuqūf* beim *sa'j*). 239 (Parallele zwischen der Ka'ba und der Moschee al-Ḫaif). 281 (über die Iḥrāmkleidung) zu nennen. Natürlich wird es bei einem so schwierigen Thema stets Punkte geben, über die man verschiedener Meinung sein kann, und zu einigen von ihnen gestatte ich mir folgende Bemerkungen. Zunächst ist mir aufgefallen, daß Verf. den wichtigen Aufsatz von Lammens „Le culte des Bétyles et les processions religieuses“ (Bull. Inst. Fr. Arch. Orient. 1919, 39 ff.) nicht zu kennen scheint. Dem neuen Versuch, die Kleidung der Frau im Iḥrām zu erklären (S. 177), kann ich nicht beistimmen. Was die 'Umra anlangt, so ist dem Verf. S. 193 ff. zweifellos der Beweis gelungen, daß die Mekkaner sich bestrebt haben, die 'Umra des Raǧab als bedeutungsvolles Fest zu erhalten, bis sie schließlich dem Einfluß des Ḥaǧǧ unterlag; das ist aber die durch Muḥammad eingeführte 'Umra gewesen; wie die 'Umra in der Heidenzeit ausgesehen hat, darüber sagt Verf. selbst kein Wort; das Ergebnis von Snouck, daß ein Zufall im Leben Muḥammads die gegenwärtige 'Umra geschaffen habe (was S. 193 Anm. 1 nicht ganz richtig wiedergegeben wird), lehnt er — mit Unrecht — ohne jeden Beweis ab, während doch die von ihm selbst S. 226 gut beleuchteten Tatsachen Snoucks Anschauung nur bestätigen. Daß S. 206 selbst die Möglichkeit erörtert wird, daß schon in vorislāmischer Zeit Ṭawāf und rituelles Gebet verbunden gewesen seien, kann ich mir nur daraus erklären, daß Verf. sogar in den ganz deutlich islāmischen Bestandteilen des Ḥaǧǧ Reste des Heidentums sucht, ein Bestreben, durch das er sich auch sonst zu höchst gezwungenen Interpretationen hat hinreißen lassen. Verf. glaubt S. 207, daß beim Ṭawāf weniger innere Sammlung als bei der Ṣalāt verlangt wird; aber auch während der Ṣalāt kann man an alle möglichen weltlichen Geschäfte denken, ohne daß ihre Gültigkeit dadurch beeinflußt wird; daß bei der Ṣalāt mehr äußere Sammlung vorgeschrieben ist als beim Ṭawāf, ist eine Folge der verschiedenen äußeren Umstände, unter denen beide stattfinden. Das angebliche Grab Adams in al-Ḫaif bildet doch keine Parallele zu der Ka'ba als Mittelpunkt der Welt, wie S. 239 Anm. 3 behauptet wird, ebensowenig wie das angebliche Grab der Eva

in Gidda. Das S. 258 unten angeführte Ḥadīṯ erklärt sich ganz einfach als plump anti-umaijadisch. Für einen entschiedenen Fehlgriff halte ich die Behandlung der Fragen, die mit der Desakralisation (S. 298) und dem Tamattuʿ (S. 305 ff.) zusammenhängen. Verf. nimmt einen zwangsweisen rituellen Koitus nach der Desakralisierung außerhalb des sonst gestatteten Geschlechtsverkehrs, also rituelle Prostitution, noch in islāmischer Zeit an, wozu er nur durch gezwungene Interpretation eines Ḥadīṯ gelangen kann. Wie es in weit zurückliegenden Zeiten des Heidentums gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntnis, aber unmittelbar vor dem Aufkommen des Islām hatte der Koitus, dessen Ausübung nach dem Fallen der Fesseln des Iḥrām man leicht verstehen kann, m. E. keine spezifisch rituelle Bedeutung. Und zum Tamattuʿ sagt Verf. S. 307: „c'est la permission de contracter un mutaʿa, d'avoir des rapports sexuels" in der eben beschriebenen Weise, eine Auffassung, die dem deutlichen Wortlaut von Sūre 2, 192 geradezu ins Gesicht schlägt. Die Mutʿa-Ehe ist vom Tamattuʿ, der ja bisweilen auch Mutʿa heißt, streng zu scheiden, und daß ʿUmar beide Verfahren verboten haben soll, berechtigt noch nicht, sie durcheinander zu werfen. Ich kann hier natürlich keine Behandlung der ganzen Frage geben; es genüge die Feststellung, daß auch die Tatsachen, die Verf. zur Bestätigung seiner Ansicht aufführt, sich von dem alten Standpunkt Snoucks aus (Snouck S. 56 ff.) restlos erklären lassen.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Darstellungen Snoucks und Welthausens auch nach der Arbeit des Verf. unentbehrlich bleiben und dem, der sich mit der Pilgerfahrt zu den mekkanischen Heiligtümern erst bekannt machen will, zweifellos mehr zu empfehlen sind als sie. Gleichwohl müssen wir, weit entfernt davon, die Bemerkung von Lammens, Recherches de Science Religiense 1918, 146 Anm. 2 zu variieren, das Buch des Verf. trotz der Ausstellungen, die wir zu machen hatten, — „weil nur des Trefflichen Irrtümer gezählt werden" — als eine tüchtige Leistung und eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnis dankbar begrüßen.

Al-Ghazâlî: Die kostbare Perle im Wissen des Jenseits aus dem Arabischen übersetzt von Mohammed Brugsch. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (118 S.) 4°. Rm. 6.—. Bespr. von H. Bauer, Halle a. S.

Das hier in Übersetzung vorliegende Buch ist eine der jüngsten Schriften al-Ghazzālīs, wie sich aus der Erwähnung seiner früheren Werke darin ergibt. Der große Imām redet hier nicht als Mann der Wissenschaft, sondern als Sprachrohr der islamischen Gemeinde. Er bringt daher auch mancherlei volkstümliche Anschauungen über das Leben nach dem Tode, die der Islam aus den umgebenden älteren Religionen oder sonst woher aufgenommen hat, und die keine dogmatische Geltung erlangt haben, wenn er in dieser Hinsicht auch zurückhaltender ist als etwa der Verfasser der 1872 von M. Wolff herausgegebenen Muhammed. Eschatologie. Die „kostbare Perle" wurde im Jahre 1878 von dem Schweizer Arabisten Gautier auf Grund von acht stark voneinander abweichenden Handschriften mit einer französ. Übersetzung herausgegeben, eine im ganzen treffliche Arbeit (vor kurzem erschien davon ein Neudruck), vgl. die kurze Anzeige von H. Thorbecke in ZDMG 32, 222 f. Man kann also nicht sagen, daß die vorliegende Übersetzung einem dringenden wissenschaftlichen Bedürfnis entspricht, und hätte viel lieber eine der zahlreichen anderen Schriften Gh.'s übersetzt gesehen. Da indes in den landläufigen Büchern über den Islam die Eschatologie ohne Zweifel zu kurz kommt, so kann diese Schrift in gewisser Hinsicht als Ergänzung dienen.

Leider ist der Übersetzer seiner Aufgabe nicht ganz gerecht geworden. Die Übersetzung leidet unter zu großer Wörtlichkeit, so daß stellenweise das Verständnis erschwert wird; es finden sich aber auch allerlei direkte Unrichtigkeiten. Die ganz spärlichen Anmerkungen sind für Nicht-Arabisten unzureichend. Auch vermißt man eine, wenn auch ganz kurze Aufklärung über den Verfasser des Werkes.

Aus der Liste der Verbesserungen, die sich mir bei der Lektüre ergeben haben, seien hier die wichtigsten ausgewählt:

Schon der Titel des Werkes wird durch die allzu wörtliche Übersetzung des *fī* unverständlich; richtiger: „Die kostbare Perle, enthaltend das Wissen vom Jenseits" oder „über das W. vom J."

S. 5. *maʾāl* nicht „Ausgangspunkt", sondern richtiger „Endpunkt". *ahl al-ikrām* nicht „den Ehreerweisenden", sondern „denen Ehre zu erweisen ist" oder „erwiesen wird".

S. 6. *mā asifu lak bi-naql ʿan il-intiqāl min ḥāl ilā ḥāl* nicht „indem ich dir von Fall zu Fall von dem, was berichtet worden, weiter berichte", sondern „was ich dir der Überlieferung entsprechend berichte hinsichtlich des Übergangs von einem Zustand in den anderen".

S. 7. *taṣdīq* und *takḏīb* statt „bewahrheiten" und „Lügen strafen" besser: „glauben" und „nicht glauben". — „sich meinen Büchern zu widersetzen im Gebot und Verbot", gemeint ist: „sich den Geboten und Verboten zu widersetzen, die in meinen Büchern enthalten sind".

S. 14. *lā mahāla* statt „das ist kein Unsinn" einfach „ohne Zweifel".

S. 16. Zu „*al-Amīn*" müßte bemerkt werden, daß hier damit der Erzengel Gabriel gemeint ist. — *fī ḥaqq mālihi* nicht „bei dem, was als Anrecht auf seinen Besitz besteht", sondern einfach „hinsichtlich seines Besitzes".

S. 21. „die dem vierten Stand angehören und weiter hinauf" ist ganz unverständlich, es müßte wenigstens auf die Ausführungen auf S. 40 verwiesen werden



S. 23. „und Zeuge seiner Waschung war und seines Begräbnisses" hat so keinen Sinn, lies: „und er wird seine Waschung und sein Begräbnis mit ansehen". — Desgleichen ist die wörtliche Übersetzung von *'abd* mit „Knecht" statt „Mensch" an dieser Stelle ganz mißverständlich.

S. 24. *ma'ānī* ist eine oft sehr vage Bezeichnung für unkörperliche Wesenheiten wie Eigenschaften u. dgl. In der Übersetzung kann man das Gemeinte verdeutlichen oder einfach schreiben: „Dinge"; so auch hier entweder „Tatsachen" oder „Dinge", nicht „Gedankengänge". — *āṯār* sind nicht „alte Urkunden", sondern einfach „Überlieferungen".

S. 26, Z. 4. „Also" ist zu streichen.

S. 27. *haihāt* hier nicht „weg damit", sondern etwa „tut nichts!" — Statt „wenn er auch auf Erden kein Schreiber war" lies: „wenn er auch auf Erden nicht schreiben konnte". — Statt „wie an einem einzigen Tage" lies: „wie eines einzigen Tages".

S. 28. (er ist wieder) *ka-hai'atihi 'inda l-ġarġara* nicht „in der Form wie beim Todesröcheln", sondern „in derselben Lage wie".

S. 32. *kašafnā* ist nicht „wir haben durchforscht", sondern „wir haben dargelegt".

S. 33. „zerteilen sich ihre Zustände" ist unverständlich, gemeint: „es gestaltet sich die Lage der einzelnen verschieden".

S. 39. Statt „mancher richtet sich erst nach zwei oder drei Monaten in seinem Grabe auf" lies: „mancher bleibt nur zwei oder drei Monate in seinem Grabe".

S. 40 Mitte. Hinter „zurückließe" ist ausgefallen: „es waren drei Jahrzehnte gemeint", so daß der Zusammenhang unverständlich bleibt.

S. 41. *aulijā'* nicht „Günstlinge", sondern, der gewöhnlichen Übersetzung entsprechend, „Heilige".

S. 45. *minhum al-mustaqirr* nicht „unter ihnen gibt es den, der ausruft (?)", sondern „solche, die unbeweglich bleiben" (der Artikel generell zu fassen, so öfters!) im Gegensatz zu *al-ṭawwāf* „solche, die umgehen".

S. 46. *'alā l-sirr* nicht „nach dem geheimen Gedanken", sondern etwa: „in der geheimnisvollen Weise".

S. 47 oben. Wenn die Welt nach ihren *arbāb* und *aṣḥāb* gefragt wird, so sind damit nicht ihre „Großen" und ihre „Herren" gemeint, sondern „diejenigen, die es mit ihr hielten".

S. 50. Statt „das ‚Erhöhte' ist die hochgehobene Sache wie der Hügel" lies „*amt* ist etwas sich Erhebendes wie z. B. ein Hügel"; desgleichen statt „das Krumme" lies: *'iwaǧ*. Es sollen ja doch die beiden selteneren arabischen Worte erklärt werden. (So erfährt auch S. 31 wer es nicht weiß, daß „Ferkel" ein junges Schwein ist.)

S. 52. Statt „daß ich in diesem kurzen Untergewande versammelt werde, sonst nichts" (*lā ġair*) lies: „daß ich nur mit diesem Hemd bekleidet auferweckt werde".

S. 54. *lā jaḫruǧ min hāḏā l-ḥadīṯ 'alā mā nuqaddiruhu* nicht „es geht aus dieser Überlieferung nicht hervor, worauf hin wir bestimmt sagen könnten", sondern „es widerspricht nach unserer Annahme dieser Überlieferung nicht, daß ...". (Thorbecke.)

S. 62. *li-wuǧūd ḥāl dūn ḥāl* nicht „weil ein Zustand besteht, der unter einem anderen liegt", sondern etwa „weil ein bestehender Zustand den anderen nicht aufkommen läßt".

S. 66 oben. Vgl. zu dieser Stelle in der „Wiederbelebung", die Gautier nach S. 50 Anm. 1 nicht hat finden können, Islam. Ethik II, 20ff.

S. 71. *uḏḏuḫira* nicht „man hat verächtlich gemacht", sondern „sie (des Propheten Fürbitte) wurde (wie ein Schatz) aufgespart" (Thorbecke).

S. 95. Statt „im *Ṣaḥīḥ* steht" lies „in einer authentischen Überlieferung heißt es"; *al-dimā'* wörtlich mit „die Blute" zu übersetzen, geht doch nicht an. — Statt „Gott belebt sie wieder zu vollkommen schönem Leben" lies „G. begrüßt sie mit schönem Gruß" (*juḥajjīhim bi-taḥīja ṭajjiba*). *al-makfūfīn* nicht „die so Betroffenen", sondern einfach „die Blinden".

S. 100. *al-qijām bi-ḥaqq Allāh* nicht „sich der Wahrheit Gottes zu stellen", sondern „die Pflichten gegen Gott zu erfüllen" oder „sich mit Gott zu beschäftigen". — Statt „Wer mit einer dieser vier Sachen heimgesucht ist, der denke an ihren Meister" (*ṣāḥibahu*) lies etwa „der denke an das betreffende Vorbild" (wie kurz zuvor angeführt).

S. 106. *'uqūq*, das sich in dem Worte *uff* „pfui" ausdrückt, ist nicht „Ungehorsam", sondern etwa „unehrerbietiges Verhalten".

S. 111. *ǧurdan murdan* nicht „ganz unbehaart", sondern „nackt und bartlos".

S. 114. Statt „einer von den Vorfahren, die Bücher verfassen" einfach „ein Schriftsteller der alten Zeit".

S. 117. Statt „Neuerungen, die das Religionsgesetz auffrischen möchten" lies „N., die über das R. kommen" (*ṭārija*).

Druck und Ausstattung sind, wie wir es bei dem neuen Verlag gewohnt sind, ganz vorzüglich, ja geradezu üppig.

Ibn al-Haitham (Alhazen), Schaich Ibn 'Alī al-Ḥasan ibn al-Ḥasan: Über die Natur der Spuren ⟨Flecken⟩, die man auf der Oberfläche des Mondes sieht nach einer bisher unedierten Handschrift in der Bibliothek zu Alexandria aus dem Arab. zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Carl Schoy. Hannover: H. Lafaire 1925. (XI, 33 S.) gr. 8°. Rm. 3.60. Bespr. von Martin Pleßner, Hamburg.

Die vorliegende Abhandlung Alhazen's zeigt uns von neuem, welche Gelehrsamkeit, welche kritische Fähigkeit und wieviel wahren Forschergeist ihr Verfasser besaß. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß der leider so früh verstorbene Übersetzer uns mit ihr (unter Zuhilfenahme einer Abschrift von dem Unikum der Bibliothek des maǧlis baladī, die er von Herrn Dr. Meyerhof erhielt,) bekannt machen konnte. Die einleitenden Bemerkungen optischer und astronomischer Natur, die zugleich auch die oben gerühmten Eigenschaften des Verfassers ins beste Licht rücken, erleichtern Verständnis und Würdigung der Abhandlung beträchtlich.

Nicht ganz so günstig ist der Eindruck der Publikation vom Standpunkte des Arabisten. Der Verfasser wird auf dem Titel und in der Überschrift *Ibn* (statt *Abū*, so zuletzt noch Suter in EI s. v. Ibn al-Haiṯham) *'Alī* genannt. Der arabische Titel der Schrift (nach Schoy, EI s. v. al-Ḳamar *fī mā'ijat al-aṯar allaḏī fī waǧh al-qamar*) ist in dem Buch nirgends zu finden. Sch. behauptet, die Schrift werde nur von Ibn abī Uṣaibi'a erwähnt. Es kann sich aber nur um die *maqāla fī 'l-aṯar allaḏī fī 'l-qamar* (II 98,13; Schoy gibt keine Stelle an) handeln; diese steht jedoch auch bei Ibn-al-Qifṭī ed. Lippert (1903), 168, 14 (L. schreibt *fī 'l-uṯr*). Über die Beschaffenheit der Hs. erfährt man nichts, obwohl in der Übersetzung nur an verschwindend wenigen Stellen zum Ausdruck kommt, daß Sch. sich über den Text nicht klar war; ob er ihn emendiert hat und auf Grund welches hslichen Befundes, wird nirgends gesagt. Die Überlieferung wissenschaftlicher Werke ist aber im allgemeinen nicht so gut, daß man etwa annehmen könnte, die Lesung des Textes sei überall sicher ge-

wesen. Auch ob die Übersetzung wirklich so wörtlich ist, wie Sch. behauptet, steht nicht fest; das einzige Kontrollierbare, die Überschrift, ist jedenfalls nicht wörtlich übersetzt, sondern offenbar nach dem anscheinend abweichenden Wortlaut des Titels in der *ḫātima* gegeben. An einigen Stellen scheint, soweit ein Laie in Astronomie und Optik das beurteilen kann, der Sinn nicht ganz getroffen zu sein. Auch fehlt die *basmala* zu Beginn des Textes, umso auffälliger, als das Lob Allāhs und die Bitte für den Propheten am Schluß mit übersetzt sind.

Migeon, Gaston: **L'Orient Musulman.** Musée du Louvre documents d'art. Paris: A. Morancé 1922. (Zwei Tafelbände 4° in Mappen. — Armes, Sculpture, Bois etc. 40 S. 52 T. — Cristaux de Roche, Verres émaillés et Céramiques. 56 S. 51 T.) Fr. 150.—. Bespr. von Karl Wulzinger, Karlsruhe.

Im Juli 1922 wurde die Neuaufstellung islamischer Kunsterzeugnisse im Louvre eröffnet. Die wenigen, aber kostbaren Gegenstände, welche das Museum schon vor dem Jahre 1885 besaß, wurden trotz mancher Ressortwiderstände vereinigt und ergaben zusammen mit den seit 1890 zahlreich einlaufenden Schenkungen und den zwischen 1904 und 1908 besonders häufigen Neuerwerbungen von Objekten des islamischen Kulturkreises eine eigene neue Abteilung des Louvre, die unter der Obhut G. Migeons steht. Die Aufstellung der Sammlungen ist eine sehr glückliche und würdige. Den Kern bildet der hohe helle luftige Mittelsaal im 3. Stock des Pavillon Sully, auf der Westseite des Louvrehofes, in der Mittelachse der ganzen Anlage.

Diese Zusammenfassung der islamischen Sammlungen hat das Bedürfnis nach einem neuen Katalog nach sich gezogen. Als solcher kennzeichnen sich die beiden vorliegenden Bände schon dadurch, daß sie eine nummernmäßige Aufzählung der Objekte bringen und weit mehr Gegenstände nennen als abbilden. Die hübsche handliche Ausgabe ist aber durch ihre losen, das Vergleichen erleichternden Tafeln, die kurzen einführenden Texte zu jedem Kunstzweig und durch die Vielseitigkeit des Gebotenen sehr geeignet, auch abgesehen von einer Verwendung als Museumskatalog, die wertvollsten Dienste zu leisten. Es ist eine Art Handbuch des islamischen Kunstgewerbes und jedenfalls eine willkommene Ergänzung zu dem praktischen Manuel d'art musulman II., Arts plastiques et industriels Paris 1907, ebenfalls von G. Migeon. Um eine rasche Übersicht über das Behandelte und somit auch über die heutigen Bestände der neuen Louvreabteilung zu geben, führen wir den Inhalt der Hauptabschnitte an und setzen bei jedem zwei Ziffern bei, von denen die erste die Anzahl der Gegenstände, die zweite die der Abbildungen bedeutet.

Band I: Sculptur in Stein und Marmor (11, 8); Holzschnitzereien (12, 6); Elfenbeinschnitzereien (10, 8); Schmuck (1, 0) — sollte sich hier nicht noch manches und Bemerkenswertes in den Schätzen des Louvre finden, was in die islamische Abteilung gehört? —; Bronzen und Eisen (18, 13); Waffen (10, 4); Kupfer graviert und tauschiert (62, 28); Teppiche und Gewebe (14,6); illuminierte Handschriften, Miniaturen und Zeichnungen (42, 21).

Band II: Bergkristall (2, 2) — ein Krug und ein Kelch aus dem Kirchenschatz von St. Denis —; Emaillierte Gläser (19, 14); Keramik (287, 87).

Bei diesem letzten Abschnitt sind folgende Unterabteilungen gemacht, wobei aber keine scharfen Abgrenzungen zu erreichen waren. Unsere Bezeichnungen sind eben noch zu engherzig, zufällig und konventionell. I. unglasierte Ware, II. persisch-archaïsche Keramik, emailliert, graviert und gemalt, III. persisch-archaïsche, lüstrierte Keramik, IV. Raqqa, V. Fostat, VI. syrisch-ägyptische Keramik, VII. Inselware, VIII. Rhages, persische Sternfliesen, IX. Sultanabad, X. persische Keramik verschiedener Technik, u. a. Kaschan, XI. persische Keramik der Sefewiden-Zeit, XII. türkische Keramik Kleinasiens (Kutahja) und der Inseln (Rhodos), syrische Keramik des 16./17. Jahrh. (Damaskus), XIII. spanisch-maurische Keramik.

Besonders unter den Bronze- und Kupferobjekten sind eine Fülle inschriftlich gut datierter und lokalisierter Beispiele, die geeignet sind, weiteren Forschungen als Fixpunkte zu dienen. Der größte Teil der Inschriften ist noch von dem verstorbenen ausgezeichneten Epigraphiker Max van Berchem gelesen. Die technischen Unterscheidungen in der Beschreibung der Objekte könnten — ohne daß hierdurch der erfreulich knappe Text wesentlich länger würde — etwas schärfer und inhaltsreicher sein. Es wäre z. B. wünschenswert zu erfahren, ob es sich bei einem Werkstein um einen dichten Kalk, einen muscheligen Kalk oder um eine Sandsteinart handelt. Bei Holzschnitzereien müßte die Holzart ev. durch mikroskopische Untersuchung ermittelt werden. Über Farbton und Patinierung der Bronzen erfahren wir nichts. Zu den Tauschierungen wäre anzugeben, ob es eine eingelegte oder aufgeschlagene oder versenkt-aufgeschlagene Tauschierung ist. Eine Teppichbeschreibung sollte auch das Material der Ketten- und Schußfäden nennen und die Noppenzahl für 10 cm² angeben. In der Keramik spielt Farbe und Korn des Scherbens, sofern er sichtbar wird, die Durchsichtigkeitsgrade der Glasur, Dichte und Art der Krakelur eine Rolle. Die Ver-

wendung von Modeln und Stempeln, wie bei dem Sevilla-Krug Nr. 289, wäre ebenso hervorzuheben, wie die Malweise mit oder ohne Randvorzeichnung, die Engobierung, das Verlaufen der Farbe in der Glasur u. dgl. Des öfteren, wie bei den Fliesen Nr. 245 T. 43, fehlt jegliche Farbangabe. Man kann diese meist heute schon außer nach ihrem Aussehen auch nach ihrer Entstehung benennen (ein Kupferoxydblau oder -Grün, ein Kobaltblau, eine Chromfarbe, ein Manganviolett etc.). Selbst wenn man gelegentlich ein Fragezeichen beisetzen muß, so kann doch die vergleichende Kritik bei Beurteilung anderer Gegenstände daraus Nutzen ziehen. Gerade für die, welche nicht so glücklich sind, die Originale oft besichtigen zu können, würde der wissenschaftliche Wert des Buches durch solche möglichst knappe präzise technische Angaben wesentlich gesteigert. Nur auf dem Wege verschärfter technischer Beobachtungen im Verein mit zweckmäßig aufgezeichneten Ausgrabungsbefunden werden wir über die insbesondere in der Keramik noch vorherrschende Unsicherheit ganz allmählich hinauskommen. Einige Nummernverwechslungen (Pl. 14 Nr. 35 statt 33 Pl. 19 [68]), sowie etliche Namensverdrehungen (etwa Chehel-Situm statt Tchehil-Soutoun oder mirhab statt mihrab) sollten in künftigen Auflagen, die ja vielleicht zu erwarten sind, ausgemerzt werden. Zu einer Reproduktion der Farbtafeln nach Handkolorit statt nach Farbaufnahmen hat man sich wohl im Hinblick auf das bei den Miniaturen vorkommende Gold entschlossen. Die malerische Wiedergabe ist dabei übrigens sehr geschmackvoll. Jeder Kunstfreund wird sich über Farbtafeln wie die des Teppichs aus der Kathedrale in Mantes (persisch 16. Jhh.) und über den seidenen Tierteppich, in dessen Medaillon ein Reiter mit gekrümmtem Dolchmesser gegen einen Drachen kämpft, herzlich freuen. Für die wissenschaftliche Verwendbarkeit der Bände ist es wertvoll, daß das feine Korn der Lichtdrucktafeln eine Betrachtung durch Vergrößerungsgläser gestattet. Zahlreichere Literaturangaben und die Verweise auf ähnliche Dinge in anderen Sammlungen Europas sind als besondere Vorzüge anzuführen.

Babinger, Franz: **Die frühosmanischen Jahrbücher des Urudsch** nach den Handschriften zu Oxford und Cambridge erstmals hrsg. und eingel.[1] Hannover: H. Lafaire 1925. (XXIV, 140 S.) Gr. 8° = Quellenwerke des islamischen Schrifttums, Bd. 2. Rm. 12—. Bespr. von G. Bergsträßer, München.

Das literarische Problem der Quellen für die frühosmanische Geschichte war schon nach dem bisherigen Stand unseres Materials verwickelt genug[1]; durch die von Babinger entdeckte, bisher kaum dem Namen nach bekannte Chronik des Uruğ erfährt es eine weitere Komplizierung, wenn auch der neue Stoff andrerseits alte Fragen beantworten hilft.

Von den beiden Handschriften des Uruğ nennt nur die Oxforder den Namen des Verfassers; trotzdem und trotz zahlreichen Abweichungen im einzelnen ist es sicher, daß die Cambridger Handschrift nicht eine nur im allgemeinen verwandte Chronik, sondern direkt eine Bearbeitung der Chronik des Uruğ enthält, wie das auch der Herausgeber S. XII ausspricht.[2] Zwar enthält nun auch die Oxforder Handschrift dieses Werk keineswegs in seiner Urgestalt — schon der Sprachcharakter beweist das Gegenteil —; trotzdem dürfen wir von ihr ausgehen bei dem vorläufigen Versuch, die Chronik des Uruğ literarisch einzuordnen. Bei diesem Versuch beschränke ich mich auf eine Prüfung des Verhältnisses zum Anonymus Giese.

Im ersten Drittel des Buchs sind die Entsprechungen in groben Umrissen folgende[3]:

Uruğ Oxford	Anonymus längere Fassung	Anonymus kürzere Fassung
Anfang — 4,16	—	—
—	Anfang — 4,5	—
4,16—5,3	4,5—18	vorhanden
5,3—9	—	—
5,9—7,7	4,18—6,2	vorhanden
—	6,2—14	—
7,7—8,13	—	—
8,13—9,7	6,14—7,7	vorhanden
9,7—11,24	—	—
11,24—12,18	7,7—21	vorhanden
—	7,21—11,28	—
12,18—14,16	11,28—13,16	vorhanden
14,16—19	—	—
14,20—19,12	13,22—17,14	vorhanden
19,12—21	—	—
—	17,14—19,6	—
19,21—23,6	19,6—23,10	vorhanden
—	23,10—24,3	—
23,6—24,20	24,3—25,8	vorhanden
—	25,8—26,10	—
24,20—27,5	26,10—28,29	vorhanden
27,5—28,14	—	—

usw.

1) Auch mit türkischem Titel, und unter diesem auch in rein türkischer Ausgabe mit türkischer Einleitung.

1) Vgl. zuletzt F. Giese, Janus I 28 ff. und MOG I 49 ff., P. Wittek ebenda 77 ff., und zu diesen beiden J. H. Mordtmann Islam XIII 152 ff.; weiter P. Wittek Islam XIV 94 ff.

2) Der stärkste Eingriff des Bearbeiters ist die völlige Streichung der Vorgeschichte Konstantinopels, die der Oxforder Uruğ enthält (allerdings mit einer großen Lücke S. 70 = Anonymus Giese 78, 16—110, 22).

3) Daß in der kürzeren Fassung des Anonymus die

Dieses Bild besagt, daß die kürzere Fassung des Anonymus nur solche Abschnitte enthält, die die längere mit Uruğ gemein hat. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Uruğ älter ist als der Anonymus[1], läßt sich dieser Befund nur so erklären, daß die längere Fassung des Anonymus eine Erweiterung der kürzeren mit Hilfe von Material verschiedenen Ursprungs (u. a. Ahmedi) ist, und daß die kürzere Fassung des Anonymus eine kürzende Bearbeitung des Uruğ ist, die sich von dem Cambridger Text[2] durch viel stärkere Heranziehung anderer Quellen unterscheidet. Übereinstimmungen des Oxforder Uruğ mit der längeren Fassung des Anonymus gegen die kürzere[3] beweisen, daß diese Fassung uns nicht in ihrer ursprünglichen Form erhalten ist; auch die von der sonst verdächtig einheitlichen Überlieferung gelegentlich abweichenden Handschriften M_2 L Giese's[4] bleiben nur teilweise Uruğ etwas näher[5, 6] — Die weiteren Schlußfolgerungen aus diesen Ergebnissen zu ziehen ist hier nicht der Ort. —

Die Ausgabe entspricht nicht ganz den berechtigten Ansprüchen. Die beiden Handschriften sind hinter einander abgedruckt. „Nur einzelne sinnfällige Schreibfehler wurden hin und wieder verbessert, im übrigen aber auch offenkundige Irrtümer . . unberichtigt wiedergegeben . . . Mit Hilfe der Giese'schen Ausgaben (so!) wurden auch hin und wieder falsche Lesarten berichtigt, jedoch nur in Fällen, die jeden Zweifel ausschlossen" (S. XVIII). Die gegenseitigen Entsprechungen der beiden Texte sind nicht markiert, so daß das Auffinden der jeweiligen Parallelstelle ziemlich mühselig ist. Ein Register, das dies und überhaupt die Benützung erleichtern würde, fehlt. Die Einleitung geht in vielen Notizen und Nebenuntersuchungen erheblich über ihr nächstes Ziel hinaus, läßt aber Notwendiges vermissen, wie eine textliche Charakterisierung der beiden Handschriften und eine genauere Bestimmung ihres Verhältnisses; auch die für jedes tiefere Eindringen unentbehrliche Konkordanz mit dem Anonymus Giese fehlt.

Ein großer Teil dieser bedauerlichen Mängel ist durch die Notwendigkeit äußerster Sparsamkeit in der Herstellung des Buchs verursacht worden[1], die auch durch Unterstützungen von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung nicht beseitigt wurde. Ein anderer Teil fällt der außerordentlich betrüblichen Tatsache zur Last, daß dem Herausgeber „die Cambridger Handschrift erst nach erfolgter Drucklegung des Oxforder Textes zugänglich wurde" (S. XIX)[2]. Allerdings kann schon hier dem Herausgeber der Vorwurf einer Übereilung nicht erspart bleiben, die darin lag, daß er den Druck der Oxforder Handschrift begann, ehe ihm die Cambridger, von der man aus seinen eigenen Worten schließen muß, daß er sie bereits kannte, auch zugänglich wurde. In noch höherem Grade ist der Herausgeber für den Rest der Mängel verantwortlich, die hauptsächlich dadurch verschuldet sind, daß er einen Mittelweg eingeschlagen hat zwischen den beiden m. E. allein möglichen Wegen, der Konstitution eines eigenen Textes auf der einen und dem diplomatischen Abdruck der Handschriften auf der anderen Seite. Dies ist besonders bedenklich im Hinblick auf den Versuch einer prinzipiellen Rechtfertigung, den der Herausgeber S. XIX unternimmt: „Im übrigen muß hier gesagt werden, daß sklavische Wiedergabe der Vorlage bei diesen und ähnlich gearteten Texten nur von Übel ist. . . Gewisse, auf Versehen, falsche Schreibungen, mundartliche Eigenheiten usw. zurückzuführende Abweichungen bei einem Text, wie sie (so!) die *tewârîch-i âl-i ʿOsmân* darstellen, peinlich genau zu verzeichnen, wäre eitle Mühe und Zeitverlust; die Hauptsache bleibt hier die geschichtliche Überlieferung." Der Herausgeber ist hier einer merkwürdigen Unklarheit verfallen. Wenn auf grund mehrerer Handschriften ein kritischer Text konstituiert wird, kann allerdings die Anführung zu vieler belangloser Varianten vom Übel sein; z. B. kann man mit Recht fragen, ob Giese in seiner höchst anerkennenswerten Ausgabe des Anonymus nicht des Guten zu viel getan hat. Auch wo auf grund nur éiner Handschrift der Versuch gemacht wird, einen möglichst ursprünglichen Text zu gewinnen — es sei davon abgesehen, ob bei einem Text nach der Art der frühosmanischen Chroniken

---

poetischen Einlagen der längeren sämtlich fehlen, ist in der Tabelle nicht besonders zum Ausdruck gebracht.

1) Von allem anderen abgesehen geht dies schon daraus hervor, daß bei den im Anonymus fehlenden Abschnitten des Uruğ sich zwar leicht erklären läßt, warum sie weggelassen werden konnten, nicht aber, wie sie hätten zugesetzt werden sollen.

2) Der im übrigen, so viel ich sehe, direkte Beziehungen zu der kürzeren Fassung des Anonymus nicht hat.

3) Uruğ 4,25 = Anon. 4,14 *ve viläjetini*: f. (und so Uruğ 80,25, wohl zufällig) / Uruğ 6,8 = Anon. 5,9 *aty(n) tepdi*: *aty ile* / Uruğ 6,9 = Anon. 5,11 *yrmaqdan*: *čün Sülejmān šāh-i merḥūmy Furāt yrmağyndan* / Uruğ 14,2 = Anon. 13,8: hinzu *oğlyndan qyzyndan mälyndan bir ḥabbesini almadylar* / usw. Charakteristisch für die kürzere Fassung des Anonymus sind Zusätze, die sich auf gleichzeitige Ereignisse in Ägypten und im Iraq beziehen, zu Uruğ 25,4 = Anon. 26,17, Uruğ 27,4 = Anon. 28,28, usw.

4) Daß M_2 „im Stil und in der Ausdrucksweise solch erhebliche Abweichungen von den übrigen *tewârîch-i âl-i ʿOsmân* aufzeigt, daß F. Giese in seinem *apparatus criticus* ständig, fast Zeile für Zeile, diese Unterschiede verzeichnen mußte" (S. XVII), trifft nicht zu: nicht M_2 allein, sondern sämtliche Handschriften der kürzeren Fassung zeigen diese Abweichungen.

5) Uruğ 12,20 = Anon. 12,1 *čoqlyq* Uruğ und M_2 L: *čoq* Anonymus längere Fassung, f. kürzere Fassung / Uruğ 24,9—10 = M_2 L zu Anon. 24,24 f. in der längeren Fassung ganz, in der kürzeren teilweise; usw. Vor allem findet sich der Abschnitt Anon. 55,19—27 (nur längere Fassung und M_2 L), nach Giese's Liste S. 420 f. der einzige längere Abschnitt, in bezug auf den M_2 L von den übrigen Handschriften der kürzeren Fassung abweichen, bei Uruğ 45, 19—46,3 im wesentlichen wieder, in einem M_2 L näher stehenden Wortlaut, und der stark abweichende Schluß von M_2 (Giese im Apparat zu 69, 14) berührt sich mit Uruğ 57,8—60,20 viel enger als das entsprechende Stück der übrigen Handschriften des Anonymus (Giese 69, 14—71,10). — Umgekehrt fehlt Uruğ 12,17 das *jağma itdiler* von M_2 L Anon. 7,20; Uruğ 13,2 = Anon. 12,6 hat *gider* gegen M_2 *giden*, beides unwesentlich; usw.

6) Daß man M_2 „ohne Bedenken als die Chronik des Urudsch ansprechen" könne (S. XVII), ist also, wenigstens nach Giese's Kollation, nicht ganz zutreffend.

---

1) Z. B. war nach S. VII Anm. das Namenverzeichnis bereits nahezu fertiggestellt.

2) In einem Brief an mich vom 3. Febr. 1926 drückt Babinger den Sachverhalt vielmehr so aus: „Die Oxforder Handschrift habe ich . . gehabt und ihr Druck war bereits so gut wie zu Ende, als die Cambridger auftauchte." (Korrekturzusatz.)



ein solcher Versuch sinnvoll wäre —, ließe sich eine Beschränkung auf die wichtigeren Abweichungen der Handschrift von dem erschlossenen Text noch rechtfertigen. Aber wo, wie eingestandenermaßen hier, jede Handschrift für sich mit einem großen Teil ihrer Fehler abgedruckt wird, ist nicht der geringste Anlaß vorhanden, nicht auch ihre übrigen Besonderheiten und Fehler treu wiederzugeben.

Angenommen, die Handschriften wären vor Beginn des Druckes beide zugänglich gewesen, so hätte sich die Notwendigkeit des Sparens mit den Forderungen der Wissenschaftlichkeit und der bequemen Benutzbarkeit aufs schönste aussöhnen lassen. Die Cambridger Handschrift enthält eine Bearbeitung. Es war daher, so reizvoll es sein mag, die Tätigkeit dieses Bearbeiters zu verfolgen[1], möglich und zulässig, auf diesen Text ganz zu verzichten, so weit er nicht den Oxforder Text berichtigt[2] und ergänzt oder aber etwa Material anderen Ursprungs aufgenommen hat. Auch wenn man alle Stellen einrechnet, deren Beurteilung irgendwie zweifelhaft ist[3], wozu vor allem viele gehören, an denen der Cambridger Text mehr bietet als der Oxforder[4], ergibt sich doch ein Apparat recht geringen Umfangs; es würde also ein sehr großer Teil des jetzt durch den Abdruck der Cambridger Handschrift in Anspruch genommenen Raums frei für Index, Konkordanz und andere nützliche Beigaben. Aus Sparsamkeitsgründen und aus Rücksicht auf die türkischen Leser hätte der Apparat hinter den Text gestellt werden können, wenn das auch die Benützung unbequemer gestaltete.

Nach diesem Programm wäre es, ohne größeren Kostenaufwand, allerdings mit sehr viel mehr Arbeit, möglich gewesen, eine ganz bedeutend wertvollere Ausgabe herzustellen. Das Bedauern über die versäumte Gelegenheit soll aber nicht den Dank gegen den Herausgeber mindern, dessen unermüdlicher Spürsinn uns diese wichtige neue Quelle geschenkt hat.

1) Es hätte wohl zu den Aufgaben des Herausgebers gehört, dies zu tun und die Hauptergebnisse in der Einleitung mitzuteilen.

2) 3,7 ein Verb etwa nach 79,6 zu ergänzen / 3,17 l. *mağrūr* 79,16 / 4,1 fehlt das *d* von *gözediği* (so 79,17); Druckfehler? / 4,13 vor *islām* nach 80,11 *ve* zu ergänzen / 5,15 *jigirmi*: 81,12 *altmyš* / 6,9 l. *Ğa'ber*, wie richtig 82,2 (und 6,6, gegen 81,23); Druckfehler? / 7,8 *san-ki* (l. so, vgl. Z. 10) *Zāl ve Sām-i Nerīmān idi* ist, wie 82,24 ff. zeigt, Dublette zu Z. 10 f. / 7,20 l. *šebīxūn* 83, 8; ب Druckfehler für ن? / 8,4 l. *tuġ* 83,17 / usw. In manchen Fällen entscheidet erst der Vergleich mit dem Anonymus Giese sicher für die Ursprünglichkeit des Cambridger Textes: 4,22 fehlt *Oġuz ṭā'ifesinden idiler* 80,22, vorhanden (mit geringer Abweichung) Anon. 4,11 / 5,3 *doquz*: 81,1 *dört*, und so Anon. 4,17 / 8,14 *bir 'ağeb duš*: 83,24 *'ağeb vāqi'a*, Anon. 6,17 *duš .. bir 'ağeb vāqi'a* neben einander / usw. Sonstige Fehler des Oxforder Textes z. B. 8,8 كلى يورر, l. wohl *gelivir* (83,19 vielmehr *gelijor*, mit geändertem Satzbau); unklar auch 6,4 *dijūb*, 8,9 das alleinstehende ى (Druckfehler?), 10,3 *janynda*; usw. Die sehr verbesserungsbedürftigen Namen der Genealogie 4,16 ff. = 80,15 ff. habe ich dabei unberücksichtigt gelassen.

3) Erheblichere Differenzen, bei denen nicht die eine Version ohne weiteres als die ursprüngliche erkennbar ist: 4,24 *bin*: 80,24 *tuman* (das 4,25 folgende كزار ist wohl aus *er* 80,24 verderbt) / 5,17 f.: 81,13 ff. / 5,25 كجمل: 81,18 كوجكبنجى, wenn dies nicht einfach Fehler / 6,2 *vardyqda*: 81,20 *virdikde* / 6,14 *sürmelü*: 82,6 *Sa'd?* (wohl Fehler) / 7,3 *tutalar*: 82,19 *tutdylar* / 8,8 *qošu*: 83,20 *qaršu* / 10,6: 85 15 f. / usw.

4) Glosse 80,24 : 4,25; — falsche Wiederholung 80,19 : 4,19; 81,1 : 5,2; — Ergänzung 83,15 : 8,2 f.; — unklar 81,10 : 5,13; 82,8 ff. : 6,15 f.; 82,23 f. : 7,8 f.; 84,16 f. : 9,5; usw.

Hesse, Fritz: Die Mossulfrage. Mit 4 Karten. Berlin-Grunewald: Kurt Vowinckel 1925. (V, 68 S.) 8°. = Beihefte zur Zeitschrift für Geopolitik, Heft 1, 1925. Rm. 3.50. Bespr. von J. H. Kramers, Leiden.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, die politische Seite der Mossulfrage in knapper Form zu beleuchten. Der Zweck ist wohl, dem zeitunglesenden Publikum eine bessere Einsicht in die Frage zu gewähren, als die vielfach tendenziös gefärbten Pressenachrichten es gestatten. Dies ist dem Verf. im allgemeinen gelungen, vor allem dadurch, daß er die vielfach weit überschätzte Rolle der Ölfrage für Mossul auf ihre richtigen Proportionen zurückgeführt hat.

Die erste Hälfte des Buches ist einer übersichtlichen Geschichte der Mossulfrage gewidmet. Es wird gezeigt, wie durch den Krieg von den früheren Konkurrenten in der Konzessionenjagd im Gebiet der Bagdadbahn erst Rußland, dann Deutschland und schließlich auch Frankreich ausgeschieden worden sind, bis England, als es endlich glaubte, das Zweistromland für sich monopolisiert zu haben, auf einmal in der Türkei selbst seinen hartnäckigsten Mitbewerber erkennen mußte. Für die Schilderung der historischen Vorgänge hat der Verf. die wichtigsten offiziellen Veröffentlichungen benutzt, einschließlich des am 7. August 1925 veröffentlichten Berichts der Völkerbundkommission. Wichtig sind die Bemerkungen über die Konferenz von San Remo (1920), wo es schließlich England gelang, Frankreich zum Verzicht auf die ihm infolge des geheimen Abkommens Sykes-Picot zukommenden Teile des Mossulvilayets zu bewegen. England erkannte dagegen Frankreichs Ansprüche an auf Beteiligung mit 25% an den Ölfeldern ganz Mesopotamiens, während es dem König Faisal in Damaskus die moralische Unterstützung gegen die Franzosen entzog. Da nun damals nur das Ölabkommen veröffentlicht wurde, hat man in der Folgezeit die Mossulfrage ausschließlich als eine Ölfrage betrachtet. Es folgte dann am 21. 10. 21 der Grenzvertrag zwischen Angora und Frankreich, welcher einen Frontwechsel Frankreichs zu Gunsten der Türkei zur Folge hatte.

Nach der Erörterung dieser wichtigen Tatsachen (S. 10—15) ist die Beschreibung der Lage Englands in Irak etwas weniger vollständig (S. 15—18), wahrscheinlich, weil sie sich fast ausschließlich auf offizielle Daten

stützt. Eine wertvolle Quelle würde hier eine Übersetzung des auf den Irak bezüglichen Teiles Teiles von Amīn al-Raiḥānī's Buch „Mulūk al-'Arab“ (Beirut 1924/25) bilden. Für weiteres Studium der heutigen Irakzustände wäre eine wichtige Quelle „Ta'rīḫ al-Ḳadīja al-'Irāḳīja“ von Muḥammed al-Mahdī al-Baṣīr (Bagdad 1342/1924). Die Frage, weshalb der ursprüngliche Mandatsentwurf vom 7. 12. 20 nicht bestätigt und in ein Vertragsverhältnis umgewandelt worden ist, beantwortet der Verf. mit dem Hinweis darauf, daß sich dieser Entwurf auf den Vertrag von Sèvres stützte, der schließlich nicht ratifiziert wurde; der wirkliche Grund scheint aber zu sein, daß das Irak-Parlament von einem Mandat (intidāb) nichts wissen wollte. Dieselbe Opposition hat später zur Abänderung des ursprünglichen Vertragstextes mit England geführt (S. 25).

Bei der Behandlung der Ölfrage (S. 34—39) hebt der Verf. deutlich und m. E. richtig hervor, daß im Grunde England viel höheren Wert auf den territorialen Besitz des Landes legt als auf die Ölvorräte.

Die Darstellung, welche der Verf. im dritten Kapitel von der geopolitischen Bedeutung der Mossulfrage gibt, ist zu kurz und zu fragmentarisch, um eine Quelle für die Kenntnis des Mossulgebietes zu sein (S. 40—57); der Zweck der Schrift ist ja nur politische Orientierung. Die auf S. 44 gegebenen Import- und Exportziffern treffen eigentlich nur zu für die Zeit der englischen Okkupation, als der ganze mesopotamische Handel über Bagdad und Basra geleitet wurde. Vor dem Krieg war der Handelsverkehr mit Syrien und Anatolien; ja sogar mit Konstantinopel viel lebhafter, ohne jedoch größer zu sein als der Handel nach Bagdad. Die Kennzeichnung der Kurden als grausam (S. 47) stimmt nicht zu den Berichten über dieses Volk; auch kann man nicht behaupten, daß die Religion bei ihnen eine so untergeordnete Rolle spielt, da doch bekanntlich die Abschaffung des türkischen Kalifates eine Ursache der Abkühlung zwischen Türken und Kurden gewesen ist. Übrigens ist die seit dem Vertrag von Sèvres entstandene Frage der kurdischen Autonomie sehr wichtig. Seitdem im Anfang die Engländer die Autonomiebestrebungen begünstigt haben, ist Suleimaniye im Begriff ein kurdisches geistiges Zentrum zu werden; die Episode des pro-türkischen Scheich Maḥmūd steht mit dieser Bewegung in nicht sehr enger Beziehung. Die aufgeklärten Kurden sind weder Engländer- noch Türken-freundlich und träumen von einem künftigen Kurdenstaat. Die Behandlung der Christen auf S. 49 ist zu knapp, um richtig sein zu können. Die beiden nach Heimat und Dialekt verschiedenen Gruppen der katholischen Syrer oder Chaldäer und der Nestorianer oder Assyrer hätten unterschieden werden müssen.

Schließlich liefert der Verf. wichtige Betrachtungen über die mutmaßliche Wirkung der drei Eventualentscheidungen, wobei er eine Zuweisung des ganzen Mossulgebietes an den Irak als die am wenigsten hoffnungslose Lösung der Frage betrachtet. Dies ist auch in Übereinstimmung mit dem Ergebnis der Völkerbundkommission. Bei der Beurteilung des Problems spielt immer eine wichtige Rolle die Erwägung, daß der Zugang von Mossul nach Anatolien nur auf einem Weg, dem Tigristal, möglich ist. Man sollte aber dabei nicht vergessen, daß es die 1921 festgesetzte französisch - türkische Grenze ist, die dem Mossulgebiet westlich des Tigris einen unnatürlichen Riegel vorschiebt. Denn wenn z. B. diese Grenzlinie etwas südlicher gezogen worden wäre, dann bildete Mossul eine natürliche Fortsetzung der nordsyrischen türkischen Gebiete und sähe auf der Karte nicht aus wie ein von der Türkei abgeklemmter Gebietsstreifen. Das Gebiet zwischen Mossul und Nissibin ist zwar Steppe, aber als strategischer und ökonomischer Weg von großer Bedeutung; hätte doch auch die Bagdadbahn diese Strecke durchlaufen müssen.

Zur Berichtigung einiger Ungenauigkeiten sei darauf hingewiesen, daß der türkische Nationalpakt vom 28. 1. 20 in Konstantinopel zustande kam und nicht in Angora (S. 14). Weiter, daß die Ölstelle von Gayara (Ḳijāra) nicht östlich (S. 35), sondern westlich des Tigris liegt, halbwegs zwischen Schergat und Mossul. Ein Verzeichnis der Ölvorkommen auf einer der vier beigefügten sehr deutlichen Kartenskizzen wäre erwünscht gewesen.

Nioradze, Dr. Georg: **Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern.** Mit 64 Abbildungen im Text und auf Tafeln und einer Karte. Stuttgart: Strecker und Schröder 1925. (VIII, 121 S.) Bespr. von **Paul Hambruch**, Hamburg.

Dies Buch wird vor allem dem Religionswissenschaftler wertvoll werden. Über die Begriffe „Schamane“ und „Schamanismus“ herrschen bei uns die einander oft widersprechendsten Ansichten und Vorstellungen. Nicht zuletzt deshalb, weil uns die ansehnliche darüber vorhandene russische Literatur unbekannt bzw. unzugänglich war. Dem hilft das Buch des Verfassers, eines Georgiers, der darin seine erweiterte Dissertation der Allgemeinheit vorlegt, gründlich ab. 119 Quellenwerke, überwiegend russisch, zählt das Literaturverzeichnis auf. „Schamane“ ist nicht auf das Sanskritwort „Sraman“ d. i. Bettelmönch zurückzuführen, sondern es leitet sich ab von dem mandschu-

rischen „Saman“, dessen Wurzel „Sam“ in einigen mongolischen und mandschurischen Wörtern wiederzufinden ist und einen gewissen erregten, unruhigen Zustand bezeichnet. Das Wort Schamane oder „Saman“ bedeutet demnach einen erregten ruhelos hin- und herspringenden Menschen. Das Wort ist nur bei den Jakuten, Burjäten und Tungusen gebräuchlich. Andere sibirische Völker haben dafür andere Bezeichnungen. Noch heute wird der Schamanismus von manchen für eine der urwüchsigsten Religionen gehalten, ja, einige sahen in ihm das Religionssystem der ural-altaischen Völker. Das ist nicht richtig. Die Schamanisten selbst, z. B. die Jakuten, warnen davor, auch der Regierung gegenüber, den Schamanismus mit einer Religion zu verwechseln. Und bei näherem Bekanntwerden mit dem Schamanen sieht man klar, daß das charakteristische für ihn die Ausübung seiner Tätigkeit als Zauberer, Wahrsager und Heilkünstler ist, eine Tätigkeit, die weit unter der Rolle eines Priesters steht. Wir haben daher, im Einklang mit der Vorstellung der Anhänger des Schamanismus, in dieser religiösen Erscheinungsform weniger ein bestimmtes religiöses System als vielmehr ein religiöses Entwicklungsstadium zu erblicken, an dessen Resten noch jetzt ein großer Teil der Bevölkerung Nordasiens mit großer Zähigkeit festhält.

Diese Feststellungen des Verfassers werden in seinem Buche nun eingehend bewiesen. Und die Untersuchung, in der er eine große Objektivität und Kritik beweist, ergeben die Richtigkeit seiner Schlüsse. Er unterrichtet uns über die schamanistische Weltanschauung; den Totenkult, das Jenseits, die Vorstellung von der Seele des lebenden Menschen, den Zustand der Seele unmittelbar nach dem Tode des Menschen, die Geister, die Verbindung der Geister mit Gegenständen, Pflanzen und Tieren, und die Ursachen der Krankheiten, des Todes und aller Mißgeschicke. Ein zweites Kapitel ist dem Schamanen selbst gewidmet: dem persönlichen, dem Familien-Schamanentum, seiner Psychologie, der Rolle der Frauen im Schamanentum, der Eignung und Vorbereitung der Schamanen, ihrer Weihe, der Tracht, ihrer Abzeichen, der Embleme, dem Glauben der Schamanen an sich selbst und an ihre Macht und ihrer Stellung im Volke, schließlich ihrer Bestattung. Eingehende Literaturnachweise erhöhen die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Buches, das eine oft schmerzlich empfundene Lücke in unserm völkerkundlichen Wissen jetzt ausfüllt. Ausgezeichnete Photos und viele Zeichnungen, nach Gegenständen des Hamburger Museums, unterstützen den Text und formen das Buch zu einer Abhandlung, der weiteste Kreise Interesse entgegenbringen werden, die zu den erfreulichsten Neuerscheinungen in der völkerkundlichen Literatur gehört.

Müller, F. Max: The Sacred Books of the East translated by Various Oriental Scholars. Vol. X. Part I: The Dhammapada, a Collection of Verses, being one of the Canonical Books of the Buddhists, translated from the Pâli by F. Max Müller. Part II: The Sutta-Nipâta, a Collection of Discourses, being one of the Canonical Books of the Buddhists, translated from Pali by V. Fausböll. Second Edition. London: Oxford University Press 1924. (LXIII, 99 u. LXIII, 212 S.) 8°. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Der vergriffene 10. Band der Sacred Books ist wieder erschienen. Er enthält Max Müllers Dhammapada-Übersetzung und die Übersetzung des Suttanipâta durch Fausböll. Die Neuausgabe ist ein auf photographischem Wege hergestellter Abzug der zweiten, verbesserten Auflage von 1898 und macht die verdienstvollen Arbeiten wieder zugänglich.

Neumann, Karl Eugen: Die letzten Tage Gotamo Buddhos, aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahâparinibbânasuttam des Pâlikanons übersetzt. 2. Aufl. München: R. Piper & Co. 1923. (XXVIII u. 282 S.) kl. 8°. Rm. 4.—; geb. 5.—.

Beckh, Dr. Hermann: Der Hingang des Vollendeten. Die Erzählung von Buddhas Erdenabschied und Nirvana (Mahâparinibbânasutta des Palikanons), übersetzt und eingeleitet. Stuttgart: Verlag der Christengemeinschaft 1925. (158 S.) 16° = Christus aller Erde, eine Schriftenreihe. Bd. 18/19. Rm. 2.—. Besprochen von Otto Strauß, Kiel.

Diese beiden Übersetzungen gehören in einem gewissen Sinne zusammen, indem sie mehr geben wollen, als eine philologisch einwandfreie Wiedergabe des Textes. Für beide, den dahingegangenen Wiener Forscher Karl Eugen Neumann wie für den mit Rittelmeyer in Stuttgart wirkenden Hermann Beckh ist das Mahâparinibbânasutta mehr als ein historisch wichtiges Dokument aus alter Zeit und ferner Gegend, das mit den Mitteln nüchterner Wissenschaftlichkeit bearbeitet werden muß, sie empfinden es vielmehr als die Quelle noch heute lebenswichtiger Erkenntnisse, und zwar der eine in direkter Hingabe an die Lehre des Buddha, der andre als bedeutsame Etappe auf dem Wege: „daß vor der großen Erdenverwandlungstat des Christus, durch die dann auch das Leiden des Irdischen verwandelt, der Druck des Irdischen hinweggenommen wird für die durchchristete Seele, die Menschheit zuerst noch einmal machtvoll auf dieses Leiden des Irdischen hingewiesen werden sollte, ist der weltgeschichtliche Sinn der Leidensverkündigung Buddhas“ (Beckh S. 12).

Über Neumanns Übersetzung als philologische Leistung ist nach den ausführlich belegten Urteilen R. Pischels u. R. O. Frankes nichts mehr zu sagen, aber auch sein schönes Streben, die weihevolle Stimmung des Pālitextes wiederzugeben, hat nach meiner Empfindung bei weitem nicht die Resultate gezeitigt, die Beckhs Arbeit anziehend machen. Um dem Leser den Unterschied der beiden Übersetzungen vor Augen zu führen, gebe ich einige Zeilen aus dem Anfang des 5. Kapitels. In Kusinārā, im Sāla-Hain der Mallas, spricht der Buddha zu Ānanda: „Iṅgha me tvaṃ Ānanda antarena yamakasālānam uttara-sīsakaṃ mañcakaṃ paññāpehi, kilanto 'smi Ānanda, nipajjissāmīti". Dies geschieht, der Buddha legt sich nieder und die Erzählung fährt fort: „Tena kho pana samayena yamaka-sālā sabba-phāliphullā honti akāla-pupphehi. Te Tathāgatassa sarīraṃ okiranti ajjhokiranti abhippakiranti Tathāgatassa pūjāya. Dibbāni pi mandārava-pupphāni antalikkhā papatanti . . ." Die beiden Pālistellen lauten bei Neumann: „Sei so lieb, Anando, und lasse mir zwischen ein paar Bäumen eine Bahre mit dem Scheitel nach Norden aufstellen: ich bin müde, Ānando, und möchte mich hinlegen". „Damals nun waren die zwei Kronbäume in voller Knospenpracht aufgegangen, außer der Blütezeit. Von denen wurde der Leib des Vollendeten bestreut, überstreut, über und über bestreut, dem Vollendeten zu Ehren. Und Blüten vom himmlischen Korallenbaum flatterten aus den Lüften nieder..." Bei Beckh: „Geh hin, ich bitte dich, Ananda, und bette mir zwischen zwei Zwillings-Salabäumen die letzte Lagerstatt, das Haupt nach Norden; ich bin müde, Ananda, ich will mich niederlegen". „Obwohl es damals ihrer Blüte Jahreszeit nicht war, standen die beiden Zwillings-Salabäume dennoch in voller Blütenpracht, in aufgebrochener Blütenknospe Überfülle, und Blütenschauer ließen sie auf des Vollendeten Leib herniederregnen, herniederrieseln, herniederströmen, zu ehren den Vollendeten der Erde, und Blüten, himmlische, vom Blütenbaum im Paradiesesgarten schwebten flatternd aus der Luft herab . . ."

Diese kleine Probe wird, denke ich, den poetischen Reiz und die anmutige Feierlichkeit der Beckhschen Übertragung fühlen lassen. Die streng philologische Bindung ist freilich gelockert, aber dem Geiste des Originals geschieht kein Abbruch. Der Lernende und der Forscher werden immer zuerst zu Rhys Davids' und R. O. Frankes Übersetzungen greifen und greifen müssen, aber sie werden doch Hermann Beckh für eine Stunde der Erhebung dankbar sein.

Glasenapp, Helmuth v.: **Indien.** München: Georg Müller 1925. (124 S. Text, 248 Tafeln) 4° = Der Indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen, hrsg. v. Karl Döhring. Rm. 32—. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Der Nutzen wissenschaftlicher Bilderbücher wie des vorliegenden ist insbesondere für Indien deutlich, wo der Fülle der Textpublikationen und wachsenden Zahl der Darstellungen noch lange kein genügendes Anschauungsmaterial die Wage hält, zumal wenn das Material, wie hier, ganz aus unveröffentlichten Beständen (des Berliner Museums f. Völkerkunde) geschöpft ist. Die Mehrzahl der Tafeln gibt Aufnahmen von Land und Leuten wieder, der Rest bildet kleinere Kultplastik und Gerät ab. Über die Form solcher Bilderbücher kann man verschiedener Ansicht sein, und G.s Publikation wird bei manchem Benutzer Wünsche unerfüllt lassen, die nicht unberechtigt sind. Der Wunsch nach „Mehr" freilich, den ihr interessantes, technisch gut reproduziertes Material erregt, ist unzertrennlich von solchen Publikationen, wenn sie stofflich Niveau haben, ist ein Kompliment und zugleich ein Echo der Resignation, die den Herausgeber beschleicht, wenn er in der Fülle des Materials sich aus buchtechnischen Gründen bescheiden muß. Die Breite kulturgeographischen und völkerkundlichen Stoffs einer so schichtenreichen und ausgedehnten Kulturwelt wie Indien läßt sich auch in einem stattlichen Bande nur andeutend einfangen. — Leider vermißt der Benutzer angesichts des bunten Inhalts zwei Hilfen, die der Herausgeber ihm hätte gewähren können: eine bequeme Ordnung des Bildstoffes und textliche Ausführungen, die als spezieller Kommentar das anregende, fragenreiche Anschauungsmaterial aufhellten.

Die Tafeln sind in 2 Gruppen geordnet „Volk und Kultur", „Länder und Städte". Und folgen in dieser Teilung der in zwei Kapitel gegliederten Einleitung. Geht man aber die Bilder durch, so bleiben sie eigentlich durchgängig die Antwort darauf schuldig, warum sie im einen oder anderen Teil auftreten. Man könnte den größeren Teil der Tafeln ihre Plätze wechseln lassen, ohne daß dadurch ein Ordnungssystem zerstört würde. (Man könnte sogar dadurch Ordnung schaffen.) Beide Tafelteile ergänzen sich in der Weise, daß jeder für sich dasselbe leisten will, Zusammengehöriges scheint absichtlich geschieden und auf zwei Gruppen verteilt zu sein. Teil I bringt eine Ansicht des Delhitors der Festung Agra (Taf. 8), Teil II eine ganz ähnliche Ansicht desselben Tors (Taf. 148); ebenso muß man sich 2 Ansichten der Jâma Masjid in Agra auf Tafel 98 und 149 zusammensuchen, und Bilder der Taj Mahal



verteilen sich auf Taf. 99 (Teil I) und 150/51 (Teil II). Ebenso scheint kultische Plastik ohne ersichtlichen Grund verstreut: sachlich und stilistisch gehört die Schlußtafel 248 (Râma und Lakschmana) mit Taf. 79 (Ganescha) zusammen, wobei offen bleibt, ob beide in den I. oder II. Teil gehören. Die Zweigliederung des Tafelmaterials bleibt ein leeres Echo der Texteinteilung und wirkt sich in keiner Ordnung aus. Teil I („Volk und Kultur") bringt Taf. 19 das Brustbild eines Rajputen, Teil II („Länder und Städte") zeigt denselben in ganzer Figur (Taf. 175). Die Anordnung der Bilder ist gleichsam musikalisch, eingangs auftauchende Themen kehren später in leichter Variation wieder. Am klarsten scheinen das die Elefanten begriffen zu haben, deren ponderante Erscheinung unbekümmert über den Plan des Buches hinwegstapft und bald beim Fang (Taf. 5) und in Staats- und Kriegskostüm (6/7), bald beim Kampf (176) und nochmals im Staatskostüm (177) und schließlich. — hier schließt sich ein verborgener Ring—noch einmal beim Fang (206/07) zwischen anderen Dingen (Bauten, Menschen, Landschaft) so refrainhaft wiederkehrt, wie in Rilkes Gedicht auf das Kinderkarussell im Jardin du Luxembourg „... und dann und wann ein weißer Elefant.."

Für die weiteren Kreise, die dieses lehrhafte Bilderbuch fesseln soll, hat diese Anordnung wohl ihren Reiz: in ihr folgen sich die Eindrücke so zwanglos und bunt wie auf einer Vergnügungsreise. Für weitere Kreise ist auch die Einleitung bemessen. Im Gegensatz zu den verwegenen geschichtsphilosophischen Phantasien Fuhrmanns, die in den älteren Schwesterpublikationen (des Folkwangverlages) gespenstige, aber mitunter doch auch genialische Streiflichter auf die Zeugnisse ferner und früher Kulturen warfen, herrscht hier trockene Sachlichkeit. Der Leser erhält hier im I. Teil gedrängte Referate über Völker, Sprachen, Wirtschaft, Religionen und Geschichte und im II. Teil eine knappe Länderkunde, die einen erwünschten Überblick über einen in der deutschen Fachliteratur vernachlässigten Gegenstand gibt. G. beschränkt sich, auf engem Raum Bekanntes zu resümieren, und das ist schade. Eine Reihe persönlicher Aperçus, die sich angesichts des interessanten Bildermaterials aufdrängen, hätte auch weiteren Kreisen die Problematik der bildhaft vorgeführten Kultur nähergebracht, als diese etwas konsistente Lektüre, die sich wie ein Hierseberg vor das Schlaraffenland der Bilder legt. Das Bild einer Brahmahnenfrau z. B. (Taf. 13), deren Typus sich leicht in einer osteuropäischen Landschaft nachweisen ließe und von recht reinem arischen Blute zeugt, symbolisiert mit seinem Gegensatze zu ethnologisch grundverschiedenen anderen Typen das Rassen- und Kastenproblem, das allem politischen Schicksal in Indien bis heute zugrundeliegt, und die Eigenart religiösen Lebens wesentlich bestimmt hat. Es ist schade, daß G. in der Einleitung die Gelegenheit nicht wahrgenommen hat, die Bilder selbst sprechen zu lassen, die soviel zu sagen haben, indem er selbst mehr von ihnen sagt. Ein paar spezielle Anmerkungen „Zu den Bildern" (S. 48/53 und 100/04) verbleiben im Bädekerhaften.

---

1. **Haas**, Prof. Dr. Hans: **Die Buddha-Legende** auf den Flachreliefs der ersten Galerie des Stûpa von Boro-Budur, Java. Verkleinerte Wiedergabe der Umrißzeichnungen von F. C. Wilsen. Leipzig: Otto Harrassowitz 1923. (8 S. und 120 Abb.) 4°. = Veröffentlichungen des Forschungs-Instituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig. Gm. 4.—
2. **With**, Karl: **Java.** Buddhistische und brahmanische Architektur und Plastik auf Java. Neue gekürzte Ausgabe mit 116 Abbildungen. Hagen i. W.: Folkwang-Verlag 1922. (47 S.) 4°. = Schriftenserie, Geist, Kunst und Leben Asiens, hrsg. von Karl With, Bd. I. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

1. Javas „hindu-javanische" Kunst hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf sich gezogen. Die Holländer haben mit dem ihnen durch die Gunst des Schicksals anvertrauten Pfunde wohl gewuchert und uns, allen voran, in reichem Maße mit prachtvollen Publikationen beschenkt. Als neuere Literatur erwähne ich hier nur: Krom und van Erps „Beschrijving van Barabudur" (Gravenhage 1920), Kroms „Inleiding tot de Hindoe-Javaansche kunst" (2. Aufl. Gravenhage 1923) und Stutterheims „Râma-Legenden und Râmareliefs in Indonesien" (München 1925).

Im Vordergrund des allgemeinen Interesses hat lange Zeit hindurch der Stûpa von Bârâbudur gestanden und, von dessen Reliefschmuck, vor allem die 120 Illustrationen zur Buddhalegende. Haas gibt nun die zeichnerischen Aufnahmen dieser Szenen durch F. C. Wilsen von 1849 in Verkleinerung nach Leemans „Boro-Boedoer of het eiland Java, ... (1873)", dazu die Überschriften der Szenenerklärungen nach Krom. Die Publikation erfolgt, um nicht die „bereits für die Herstellung der 120 Klischees aufgewendeten Kosten ganz verloren sein zu lassen". Haas plante nämlich, nach einer „Neuherstellung des Urtextes" des Lalitavistara eine Übersetzung desselben mit den entsprechenden Lichtbildaufnahmen der Bârâbudurreliefs herauszubringen und den Aufnahmen die Wilsen'schen Zeichnungen verdeutlichend an die Seite zu setzen.

Wir können das Motto des Herausgebers: „Daß etwas sprießt, aber nicht zum Blüh'n gedeiht, ach ja, das gibt's" nur unterschreiben.

2. Karl With hat bereits 1920 in seinem „Java" versucht, dem deutschen Leser das Gebiet der indo-javanischen Kunst nahe zu bringen. Die zweite Auflage von 1922 ist in Text und Bildteil stark gekürzt. Das Buch ist in dem Folkwang-Verlag erschienen und in der Sturm- und Drangperiode indischer Kunstbetrachtung entstanden. Diesen Umständen ist wohl die ein wenig ungepflegte Sprache zuzuschreiben, welche die einführenden Abschnitte beherrscht. Unter einem Schwall von Abstraktionen, Definitionen und Gleichsetzungen werden in philosophischer Verbrämung allgemeine Gedanken vorgetragen, welche um die Pole Erotik und Metaphysik kreisen und ihre Exponenten und Personifikationen in den Gestalten von Buddha und Śiva finden. „Alle religiöse und künstlerische Gestaltung ist Auswirkung dieser beiden Kräfte: des erotischen Diesseitsgefühles und der metaphysisch gerichteten Geistigkeit". — Das Dilemma zwischen einem Ruheplatz an den sündenbefreienden Ufern der Gaṅgā und einem am sinnebetörenden Busen einer Schönen wählen zu müssen, hat schon manchen indischen Dichter zu mehr oder weniger poetischen Ergüssen veranlaßt. Da ist mit Witz und Spott, aber einfach und klar gesprochen, ohne philosophische Systematisiererei. Statt dessen erscheint bei With ein alter Gedanke in immer neuen vornehmen Mäntelchen als „sinnliche Tatsächlichkeit und Übersinnliche Ausdrucksgröße", „Diesseitsgefühl und metaphysische Spekulation", „erotischer Erlebnistrieb und spekulativer Erkenntnisdrang". Es würde vielleicht ratsam erscheinen, sich objektiver in den Geist der Zeiten zu versetzen „und mit redlichem Gefühl einmal . . . . . ." Es möchte dann z. B. auch klarer werden, was an dem Satze „Indischer Geist, das ist die höhere Spannung der Transzendenz, die Sammlung intuitiver Kräfte im Bewußtsein des Ich, ohne vom Intellekt abgesogen und geschwächt zu werden", richtig ist.

Das Werk ist durch eine reiche Folge guter Tafelabbildungen (112) ausgezeichnet. Der Hauptanteil (27) entfällt auf den Bârâbudur. Von diesem sind Gesamtansicht, Teil der Außenseite, Wasserspeier, Terrassenumgang, Treppenaufgang, Kreisterrassen - Umgang und eine Anzahl von Reliefs und Buddhagestalten gegeben. Reich ist auch der Tjaṇḍi Prambanan (Lara Djonggrang), das Hauptwerk brahmanischer Religiösität, bedacht. Tjaṇḍi Mendut, Tjaṇḍi Kalasan, Tjaṇḍi Sewu u. a. sind vertreten [1], dazu kommt eine Menge von Steinskulpturen und Bronzen aus Museumsbesitz.

Nach den wenig erfreulichen Abschnitten „Verhältnis von Indien und Java", „Der indische Mensch", „Śiva und Buddha", „Gestaltung" kommt With zum sachlichen Teil seiner Einführung: „der Entwicklung Mitteljavas und Ostjavas" (man sucht diese Kapitelüberschrift des Inhaltsverzeichnisses im Text vergeblich). Unter den Überschriften: „Mitteljava, Allgemeines", „Mitteljava, Architektur", „Mitteljava, Bildplastik", „Ostjava, Allgemeines", „Architektur", „Plastik" trägt With einiges Nützliche zusammen, über das hier in Grundzügen referiert werden soll.

Die erste Periode der hindu-javanischen Kunst, die sogenannte klassische Zeit hat ihre Heimat in Mitteljava, den Provinzen von Surakarta, Djogjakarta, Kedu. Sie umfaßt das 8.—10. Jahrhundert. Ins 8. Jahrhundert gehört der Bârâbudur und andere buddhistische Bauten wie Mendut, Sewu, Sari. Ins 9. soll Prambanan zu setzen sein, ins 10. der śivaitische Banon und das buddhistische Kloster Plaosan. Etwa um die Jahrtausendwende bricht dann die Entwicklung plötzlich ab, und der Schwerpunkt der javanischen Kunst scheint nach Ostjava verlegt [1]. „Anscheinend ganz unvermittelt treten dann in Reliefs des 12. und 13. Jahrhunderts klar ausgeprägte malaischvolkstümliche Elemente in Erscheinung. Statt sinnlicher Anschaulichkeit, voll plastischer Klarheit und naturalisierender Üppigkeit: eine phantastische Ornamentalisierung, strenge Linienführung und abstrahierende Körperbildung", d. h. „die Umwandlung des indischen Reliefs nach der Auffassung und dem Vorbild des Schattenspiels, des Wayang". Gute Beispiele geben die Friese des Panataran und die Reliefs vom Djago.

With gelangt zu dem Schluß, daß sich die Entwicklung auf Java als eine Umkehrung dessen darstellt, „was in künstlerischen Abläufen wie China, Ägypten, Griechenland und Westeuropa als Gesetz erscheint; wo das vollplastisch organische, frei modellierte, universal empfundene und anschauungsreiche Bild am Ende der Entwicklung steht, das bockhafte, analytisch zerlegte, isoliert empfundene und vorstellungsmäßig erfundene Bildsymbol aber am Anfang". — Stutterheim hat sich in seinem obengenannten grundlegenden Werke nachdrücklich gegen With und das allgemein verbreitete Märchen vom Verfall der hindu-javanischen Kunst gewandt. Er weist überzeugend nach, daß wir es nicht mit

1) Aus Ostjava besonders Panataran und Djago.

1) Die Provinzen Kediri, Pasuruhan und Surabaja bilden die Hauptzentren der künstlerischen Entwicklung, die erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Invasion des Islam unterbrochen wird. Die stilistischen Unterschiede von und gegenüber der klassischen Periode sind augenfällig und bezeugen einen interessanten Vorgang.

einem Verfall, sondern einem aufblühenden Magicismus zu tun haben, mit der Übernahme des Formenschatzes der Indoarier, welcher seinerseits schließlich auf Übernahme und Verarbeitung des Formenschatzes der Hellenen zurückgeht, durch die Javanen.

Fuchs, Eduard: **Tang Plastik.** Chinesische Grabkeramik des VII. bis X. Jahrhunderts. Mit 6 farbigen und 53 schwarzen Tafeln. München: Albert Langen 1924. (625 S.) 4° = Kultur- und Kunstdokumente, hrsg. von Ed. Fuchs, Bd. I. Rm. 30 —.

— **Dachreiter** und verwandte chinesische Keramik des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Mit 6 farbigen und 52 schwarzen Tafeln. Ebd. 1924. (625 S.) 4° = Kulturund Kunstdokumente, hrsg. von Ed. Fuchs, Bd. II. Rm. 30 —. Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Es sind dieses die zwei ersten Bände in dem Programm der Bücherreihe „Kultur- und Kunstdokumente". Verfasser schreibt in dem allgemeinen Vorwort: „Wir wollen durch systematisches Zusammentragen von Kultur- und Kunstdokumenten der verschiedensten Art und durch eine möglichst wirkungsvolle Ausnutzung der hochentwickelten, modernen Reproduktionsverfahren den ideellen Besitzstand der geistig Interessierten nach Kräften vermehren". „Die sinnfällige und charakteristiche Wiedergabe der Kunstwerke ist hierbei das Hauptziel", und dieses ist dem Verf. auch in vollem Maße gelungen. 6 farbige und 53 schwarze Quarto-Tafeln illustrieren in ausgezeichneter Weise T'ang-Plastik, jedoch mit der Einschränkung, daß in diesem Werken nur die keramische Gräber-Plastik der T'ang-Zeit und von dieser auch nur die figürliche ausgewählt wurde. Bei dem umfassenden Titel des Buches ist das Fehlen der künstlerisch sehr hochstehenden Vasen, Urnen und anderer Gefäße dieser Zeit nicht recht verständlich.

Obwohl der Verf. in seinem Literaturverzeichnisse auch das Werk von R. L. Hobson „Chinese Pottery and Porcelain 1915" anführt, das auf ungefähr 20 Seiten mit 33 guten Abbildungen eine umfassende Übersicht der Grabkeramik dieser Periode aufweist, schreibt er merkwürdigerweise in seinem Vorwort: „Es gibt z. B. über die T'ang-Zeit noch keine einzige Publikation, die das Dokumentenmaterial aus dieser glanzvollen Epoche Chinas in einer solchen Form vorführte, daß man auch nur einen annähernd richtigen Begriff von der unermeßlichen Schöpferkraft dieser Epoche bekäme". Ebenso befremdend wirken die Versuche des Verf. auf S. 17—,19 — den Ersatz der früheren, menschlichen Totenopfer durch Grabbeigaben aus Ton und Holz nur durch die Einführung der Geldwirtschaft, des mobilen Besitzes und durch die veränderte wirtschaftliche Basis der chinesischen Gesellschaft zu erklären. Alle kulturellen und künstlerischen Probleme des damaligen China finden nach seiner Meinung ihre volle Erklärung nur „durch die gewaltige, in der gesamten Vergangenheit unserer Erde jeden Vergleich ausschließende wirtschaftliche Expansion". Etwas komisch wirkt es, wenn Verf. auch die Realistik und lebendige Bewegung der T'ang-Figuren als die notwendige Folge der aufblühenden und lebendigen Wirtschaftslage darstellt. Wir lesen auf S. 41: „Die Zeit ist in jenen Jahrhunderten in China aus ihrer großen Ruhe erwacht und lebendig geworden, denn Handel bedeutet stets gesteigertes Leben und Bewegung. Also mußte in erster Linie Leben und Bewegung in die Kunst der T'ang-Zeit kommen und mußte diese sich vor allem dadurch von der Kunst vergangener Zeiten unterscheiden". Verf. scheint nicht zu wissen, daß diese Veränderung der Form in der natürlichen Weiterentwicklung und dem gesetzmäßigen Ausleben einer jeden Volkskunst begründet liegt.

Gewiß war das erste Auftreten der Gräberkeramik der T'ang-Zeit vor ungefähr 20 Jahren für die meisten Sammler ostasiatischer Kunst eine Überraschung ersten Grades. Verf. geht jedoch in seinem Enthusiasmus für diese Kunst entschieden zu weit, wenn er diese doch vorwiegend fabrikmäßig aus Formen gepreßten Grabfiguren zu den gewaltigsten Kunstschöpfungen der Zeiten rechnen will, die für unser modernes Empfinden voll verständlich sind (siehe Vorwort).

Unter den Abbildungen sind als künstlerisch hochstehend besonders hervorzuheben: Tafel 1. Eine stehende Frau, Kopf unglasiert, Körper in grün, gelb und brauner Glasur.

3. Lokapala, auf einem liegenden Stiere stehend, der Helm ist mit dem Vogel Hō-ō, dem Wappen der chinesischen Kaiserin, geziert.

6. Stehende Ente, polychrom glasiert.

50. Schreitendes Pferd mit polychromer Glasur und Spuren bunter Bemalung.

An der Bezeichnung der Abbildungen ist nur wenig auszusetzen.

Tafel 7 ist nicht der Gott des Westens, der stets mit Helm dargestellt wird, sondern ein Tempelwächter, wahrscheinlich Lokapala des Südens.

In Tafel 21 vermag ich nicht den Kopf eines Wächters, sondern nur ein Dämonenhaupt zu sehen.

Auch Tafel 34: Mann auf asiatischem lamaartigem Reittier dürfte nicht richtig bezeichnet sein. Ich sehe in dem Reittier nur ein schlecht geformtes Kamel; nebenbei ist das Lama in Asien unbekannt und es wird auch in seinem Lande — Südamerika — nicht als Reittier benutzt.

II. Band. In dem Text von ungefähr 50 Seiten behandelt Verf. die überragende Bedeutung des Daches bei allen chinesischen Bauten, einschließlich der Pagoden und Ehrenpforten. Schon seit der Han-Zeit mit hartgebrannten, glasierten Ziegeln bedeckt, ist es ein wirksamer Schutz gegen die wolkenbruchartigen Regengüsse, Sturm und tropische Sonnenglut. Dieser schützende Charakter wird betont und verstärkt durch die sogenannten Dachreiter, welche als symbolische Schutzgottheiten First, Giebel und Ecken krönen.

Sehr interessant sind die Ausführungen des Verf. über die symbolische Bedeutung dieser Figuren. An der Spitze aller Schutzgottheiten steht der Drache, für den Ostasiaten „das Symbol der größten Naturkraft, die durch Wind und Regen die Austrocknung des Bodens bekämpft“. Gleichzeitig ist er der Geist des ewigen Wandels, der Geist des Lebens selbst. Ihm folgen in der Häufigkeit der Darstellung der Fo-Hund, eine Kombination von Hund und Löwe, welcher die geistige Macht des Buddhismus verkörpert; der Vogel Hō-ō, das Wappentier der Kaiserin; der Kriegsgott Kuan-yü, bewaffnete Helden zu Pferde und freundlich gesinnte, schützende Dämonen. Der Chinese denkt sich jedoch nicht nur die Form dieser schützenden Figuren beseelt; auch die Farbe hat gewissermaßen ihre Seele und dadurch symbolische Bedeutung. So ist das kaiserliche Gelb die Farbe der Macht; Grün und Blau, welche auch bei dem Bau des Himmelstempels vorwiegen, das Symbol des Friedens; Rot die Farbe der Freude und des Glückes.

Wenn der Verf. die charakteristische Form und Konstruktion des chinesischen Daches allein aus dem Zweckgedanken eines wirksamen Schutzes ableitet, so ist er ursprünglich gewiß vollkommen im Recht. Ich kann mich jedoch nicht dem Gedanken verschließen, daß die sanft aufgebogenen Enden des geradlinigen Firstes, sowie die Bekrönung der Ecken zum Teil dem natürlichen, ästhetischen Schönheitsbedürfnisse der Chinesen entsprungen sind; auch ist der ursprünglich rein symbolische Charakter der Dachreiter später teilweise verloren gegangen und hat sich in eine mehr ornamentale Bedeutung umgewandelt. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß die reinen Formen dieser Schutzgottheiten später verwischt wurden und wir Mischformen und stark stilisierte Kombinationen der verschiedensten Tier- und menschlichen Gestalten vorfinden.

Die 58 Abbildungen sind durchweg vorzüglich und geben ein reiches Bild von „dem sinnvoll plastischen Ausdruck der chinesischen Phantasiewelt“.

In der Bezeichnung der Abbildungen sind dem Verf. einige Irrtümer unterlaufen. Tafel 9: „Buddhistischer Priester auf Hahn“ ist ein taoistischer Sennin, der auf dem Vogel Hō-ō reitet. Tafel 29b: Der taoistische Heilige, auf Wolken stehend, ist nicht ein Kuei, sondern einer der Pa Hsien und zwar Ts'ao-ku-chin, der mit seinen Klapperhölzern den Takt angibt. Tafel 31 ist nicht ein taoistischer, sondern buddhistischer Priester. Tafel 34 ist nicht ein Bauer zu Pferde, sondern ein Krieger, wie die unter dem flatternden Gewande hervorschauende Rüstung zeigt. Tafel 44: Delphin, über den Wogen des Meeres sich erhebend, dürfte der in der chinesischen Sage so bekannte Karpfen sein, welcher sich nach Überwindung des Wasserfalles in einen Drachen verwandelt. Die sitzende Kuan-yin auf Tafel 56 hält nicht den kleinen Buddha, sondern einen chinesischen Knaben im Arm. Sie stellt die in China so sehr verehrte kinderschenkende Göttin dar.

Wenn auch die künstlerische Bedeutung dieser aus Formen geprägten — zum Teil mit der Hand nachmodellierten — Keramik von dem Verf. überschätzt wird, so sind wir ihm doch für die vorzügliche Zusammenstellung dieser kraftvoll stilisierten Plastik und die Erläuterung ihrer reichen Symbolik zu Dank verpflichtet.

Abadie, Maurice: Les Races du Haut-Tonkin de Phong-Tho à Lang-Son. Préface de M. Paul Pelliot. Paris: Soc. d'Édit. Challamel 1924. (VIII, 194 S. u. 44 Taf.) 4°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Im Jahre 1906 erschien das Buch: Ethnographie du Tonkin septentrional von dem Commandanten E. Lunet. de Lajonquière, ein Buch, das uns eine Fülle von neuem Material über die Völker dieses Teiles von Tonkin gab. Jetzt ist von dem Lieutenant-Colonel M. Abadie gewissermaßen eine Fortsetzung dieser Arbeit erschienen in dem Buche Les Races du Haut-Tonkin. Der Verfasser gibt vorerst eine kurze, aber genügende Übersicht über die Geographie des Landes, dann eine historische Betrachtung und eine Übersicht über die allgemeine Einteilung der Eingeborenen in Stämme. Hier wird auch kurz auf die Hilfsquellen des Landes und seine physische Beschaffenheit eingegangen. Dann beginnt der Hauptteil. In vier umfangreichen Kapiteln erfolgt die Besprechung der großen Völkergruppen der Thai, Man, Meo und Lolo. In jeder dieser Hauptgruppen werden die einzelnen Völksstämme, die zu ihr gehören, abgehandelt, und wiederum wird uns eine Fülle von neuem Material zuteil, das uns instand setzt, einen genauen Begriff von dem Leben und Treiben dieser Völker, sowie ihrer Kultur zu bekommen. Der Verfasser hat



in einem jahrelangen Aufenthalt mit großen Entbehrungen in diesen einsamen Gegenden keine Mühe gescheut, um das ganze reiche Material zu sammeln und zu verarbeiten. Aber eines ist beinahe völlig mißlungen, das sind die Abbildungen. Mit Bildern in Größe 6×5½ kann man in der Völkerkunde nun mal nichts anfangen, trotz aller Schärfe der Bilder. Für ethnographische Zwecke darf man unter keinen Umständen unter 13×18 Photogröße herabgehen. Eine Anzahl solcher Bilder ist ja auch beigegeben und diese illustrieren gut die betreffenden Stämme. Aber der Rest ist schlecht. Und das ist bedauerlich, denn der Wert dieses sonst recht instruktiven Buches wird ganz erheblich dadurch beeinträchtigt. Zu dem Buche hat der bekannte französische Sinologe P. Pelliot ein kurzes Geleitwort in Gestalt eines Briefes geschrieben, das als Vorwort gegeben wird.

Karamisheff, W.: Mongolia and Western China. Social and Economic Study, Illustrated. Tientsin: La Librairie Française 1925. (XXVII, 401 S., 3 Karten.) 8°. $ 10—. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Das Buch verfolgt rein praktisch-wirtschaftliche Zwecke. Der Verf. will ausländische Unternehmer für das dem fremden Handel noch unerschlossene Westchina (die Provinzen Sinkiang und Kansu) und die Mongolei interessieren und schildert in acht Kapiteln: 1. Westchina und die Mongolei als Einfuhr- und Ausfuhrmarkt; 2. die Handelszentren der Mongolei, Sinkiangs und Kansus; 3. Westchina; 4. das Transportproblem; 5. Frachtverkehr und Automobiltransport in der Mongolei und Westchina; 6. die Bodenschätze des Landes (Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Zink, Graphit, Kohlen, Salz, Petroleum); 7. die industriellen Möglichkeiten (Milchwirtschaft, Wollzucht, Viehzucht und Fleischexport, Häute- und Ledergewinnung, Pferdezucht, Eierproduktion, Murmeltierzucht zwecks Pelzgewinnung, Schweinezucht zwecks Borstengewinnung, Fischerei) und 8. seine Schlußfolgerungen. Eine Übersicht der 1918 in der Äußeren Mongolei erfolgten Volks- und Viehzählung und drei Karten (Mongolei, Sinkiang und Kansu) sind dem Buche angehängt.

Der Kaufmann wird dem Werke manches Wissenswerte entnehmen können.

Sieber, J.: Die Wute. Lebenshaltung, Kultur und religiöse Weltanschauung eines afrikanischen Volksstammes. Berlin: Dietrich Reimer 1925. (XI, 114 S. m. 10 Textbildern u. 10 Lichtdrucktafeln.) gr. 8°. Rm. 4—. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Die Wute waren zur Zeit der Besitznahme Kameruns durch die Deutschen der herrschende Stamm im Gebiet zwischen Sanaga und Mbam. Ein ausgesprochenes Kriegervolk, haben sie auch der deutschen Herrschaft anfangs starken Widerstand geleistet. Heute ist ihre Macht gebrochen und ihre Volkszahl sehr zurückgegangen, z. T. wohl infolge der häufigen Fehden der einzelnen Häuptlinge untereinander, hauptsächlich aber nach Siebers Meinung wegen der erschreckenden Kinderarmut der Frauen. Eine wissenschaftliche Monographie über die Wute gab es bisher noch nicht, nur vereinzelte Notizen in Reisewerken und Zeitschriften; um so erfreulicher ist es, daß wir hier von einem guten Kenner von Volk und Sprache eine wenn auch keineswegs erschöpfende Darstellung erhalten, die zumal über Familie, soziale und politische Verfassung und über Religion die ersten authentischen Nachrichten bringt.

Die Wute sind Sudanneger und zwar in Kamerun das am weitesten nach Süden vorgedrungene Volk dieser Sprachfamilie. Sie wohnen unter Bantustämmen, die sie z. T. beherrschen, und mit denen sie sich ohne Zweifel stark gemischt haben. Demgemäß ist auch ihre Kultur ein Gemenge verschiedenartiger Bestandteile. Sehr bemerkenswert sind die starken Reste ehemaligen Mutterrechts, die sich besonders in der Stellung des Mutterbruders zeigen. Leider sind die Angaben hierüber nicht immer ganz klar. So heißt es z. B. S. 43, daß der Vater oder der Mutterbruder den Brautpreis erhalte; aber man erfährt nicht, in welchem Falle der eine oder der andere dazu berechtigt ist. Die Kinder gehören dem Vater, kommen aber im Falle seines Ablebens unter die Vormundschaft des Mutterbruders. Das Kind erhält auch meistens den Namen des Mutterbruders, der sich verpflichtet fühlt, „sein Kind" öfters zu beschenken (S. 39, 48). Der Mutterbruder ist auch — neben den Brüdern und Kindern des Erblassers — erbberechtigt (S. 65), alles Anzeichen, die auf Sippenverfassung mit Mutterrecht deuten. Aus Siebers Angaben läßt sich die Existenz einer solchen Organisation in Sippen in der Gegenwart nicht erschließen; sie scheint im Verfall zu sein. Auch die Angaben über die Ehehindernisse (S. 49) ergeben kein klares Bild von der üblichen Heiratsordnung; doch besteht wenigstens theoretisch Exogamie der Totemgruppen. Blutsbrüderschaft scheint nicht bekannt zu sein; an ihre Stelle tritt der Freundschaftsschluß durch gemeinsames Essen (S. 57).

Der Religion der Wute schreibt Sieber mit Entschiedenheit einen ausgesprochen animistischen Charakter zu. Aber seine eigenen Angaben sprechen durchaus nicht dafür. Von einem Totenkult berichtet er eigentlich nichts, abgesehen von den Totenfeiern für verstorbene Häuptlinge, die aber nur bei besonderen Anlässen stattfinden (S. 54, 75, 85). Die Seelen-

vorstellung ist eine zweifache: Bildseele (Schatten) und Lebensseele. Höchst merkwürdig aber ist es, daß nicht wie sonst die erste, sondern die zweite nach dem Tode des Menschen weiterexistiert (S. 73 f.). An der ganz bestimmten Angabe Siebers ist nicht zu zweifeln. Aber von einem regelmäßigen Kult der Seele ist, wie gesagt, keine Rede. Viel wichtiger ist ein deutlicher Dualismus zwischen einem guten und einem bösen Prinzip (mẹn und ngadir), die von Anfang an mit einander im Kampfe liegen. Sieber übersetzt mẹn auch mit Gott, der die Welt geschaffen habe, und spricht auch von guten und bösen Geistern, obwohl er selbst sagt, daß bei den Naturgeistern das persönliche Moment fehle (S. 75). Wahrscheinlich sind die Ideen der Wute selbst unklar und schwanken zwischen der Vorstellung von persönlichen Dämonen und der einer unpersönlichen Macht. Totemismus ist vorhanden und gilt, wie schon erwähnt, als Ehehindernis; die Totemgenossen haben eine gemeinsame Tätowierung, und das Totemtier — nur Tiere scheinen Totem zu sein — wird sogar als Stammvater der Gruppe angesehen; aber die Mitteilungen über das Verhalten zum Totem sind widerspruchsvoll (z. B. über das Eßverbot des Totemtiers S. 87 und 89). Zauberei soll nach dem Verf. früher verboten gewesen sein; als Urheber ihrer jetzigen Verbreitung hat er die Haussa in Verdacht. Aber er unterscheidet selbst zwischen den Lederamuletten der Haussa, die wohl heute als besonders „starke Medizin“ gelten mögen, und den eigentlichen Zaubermitteln der Wute, und die magischen Praktiken, die er erwähnt, scheinen durchweg einheimisch und alt zu sein.

In den hier nicht näher erwähnten Abschnitten bespricht der Verf. die übrigen Kulturzweige: Behausung und Hausrat, Wirtschaft und Ernährung, Handwerk und Handel, das Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode, Heerwesen, Rechtspflege, Kunst, Spiele usw. Hoffentlich wird der Wunsch des Verf., noch einmal auf sein Arbeitsfeld zurückkehren zu können, erfüllt; er wird dann die Lücken, die sein Buch noch aufweist, mit Leichtigkeit ausfüllen können.

Mitteilungen.

Durch ein Versehen beim Ausdrucken des Bogens sind in der Rezension Karl v. d. Steinen: Die Marquesaner und ihre Kunst (Paul Hambruch, Hamburg) 1925, Sp. 755 die Zeilen 27—44 v. o. stehen geblieben. Die Redaktion legt Wert darauf, festzustellen, daß sie diese persönlichen Angriffe durchaus mißbilligt und daß sie s. Zt. alles getan hat, um den Druck zu verhindern, doch wurde ihre Absicht durch eine Reihe von Zufällen vereitelt.

In Nr. 1 der Nachrichten für die Mitglieder der DMG ist auf Seite 2 bei Angabe der Sektionen des Orientalistentages unter Nr. 1 das Wort Assyrien irrtümlich ausgelassen worden. Es muß heißen: 1. Sprache und Kultur Ägyptens, Assyriens und Kleinasiens, und drei Zeilen weiter:
Assyrien und Kleinasien. Obmann: Prof. Dr. Poebel usw.

Zu OLZ 1925, Sp. 129 ff. 277.

Von F. Perles.

In der OLZ 1925, 129ff. besprochenen phönizischen Inschrift möchte ich das vorletzte Wort der zweiten Zeile (der letzte Buchstabe ist unsicher!) 𐤊𐤔𐤕𐤓 lesen, d. i. כשתר = akkadisch *kuštâru* „Zelt“ spez. „Königszelt“ (Delitzsch 361. Muss-Arnolt 391. 455).

Der auf einem samaritanischen Ostrakon vorkommende Name עגליו ist nicht mit Jirku (OLZ 1925, 277) als „Kalb ist Jau“ (!!) zu erklären, sondern als „schnell ist Jau“; vgl. den (aramäischen) Namen עגלבול = עגלבעל (Lidzbarski 336[a]) und punisch מהרבעל (ebd. 306[b]).

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Glotta 14 1925:
3/4 A. Nehring, Griech. τίταξ, τιτήνη und ein vorgriechisches k-Suffix. — G. Maresch, Der Name der Tyndariden. — P. Kretschmer, Die protindogermanische Schicht.

Göttinger Gelehrte Anzeigen 187 1925:
1—3 *H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes (W. Levison). — *The Oxyrhynchos Papyri. XVI. (K. Fr. W. Schmidt). — *S. Lovén, Über die Wurzeln der Tainischen Kultur I (G. Friederici). — *L. Wiener, Africa and the Discovery of America I (G. Friederici). — *E. Nordenskiöld, The Ethnography of South America (G. Friederici). — *The Cambridge Ancient History (H. Kees). — *H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I (P. Groebe). — *Champollion Le Jeune, Lettre à M. Dacier (Neudr.) (E. G. Roeder). — *S. Ranulf, Der eleatische Satz vom Widerspruch (H. Lipps).
4—6 *F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker (W. Aly). — *W. Neisser, Zum Wörterbuch des Rgveda. 1. (E. Sieg). — *A. Moberg, The Book of the Himyarites (Th. Nöldeke). — *C. H. Armbruster, Initia Amharica 2. (J. Guidi). — *G. Steindorff, Kurzer Abriß der koptischen Grammatik (J. Schleifer).
7—8 *Stand und Aufgabe der Sprachwissenschaft. Streitberg-Festgabe (E. Hermann). — *E. H. F. Beck, Die Impersonalien (E. Hermann). — *E. Cassirer, Die Philosophie der symbolischen Formen (H. Lipps). — *L. und Chr. Scherman, Im Stromgebiet des Irrawady (R. Fick).
9—10 *St. Xanthoudides, The vaulted Tombs of Mesará (M. P. Nilsson). — *H. Grapow, Die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen (H. Kees). — *F. Schulthess, Grammatik des Christlich-Palästinensischen Aramäisch (H. Duensing). — *B. Laum, Heiliges Geld (U. Kahrstedt). — *A. B. Drachmann, Atheism in pagan antiquity (F. Dornseiff).

The Hibbert Journal XXIV 1925:
1 *R. Dunkerley, The unwritten gospel: Ana and Agrapha of Jesus (J. C. Mantripp).

Historische Zeitschrift 133 1925:
1 K. Galling, Die neuen Funde von Byblos. — *Die Gottesgemeinde vom Sinai und das nachmalige Volk Israel (K. Galling). — *F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker I. (W. Otto).



Indogermanische Forschungen 43 1925:
2 J. Friedrich, Die 1. Pers. Sing. des hethitischen Imperativs.

Islamica I 1925:
2—3 145—226 A. Grohmann, Arabische Eichungsstempel, Glasgewichte und Amulette aus Wiener Sammlungen (Beschreibung von 202 ägyptischen Stücken, von denen 60 abgebildet sind, aus den Jahren 122/740 bis zur Mamlukenzeit. Da, wo identische von Vorgängern bearbeitet sind, stellen die Lesungsvorschläge vielfach Korrekturen dar, besonders gegenüber Casanova, Catalogue des pièces de verre ... [1893]. Gegen letzteren werden auch die zahlreichen Pasten besonders aus der ersten Fāṭimidenzeit nicht als Amulette, sondern als amtliche Gewichte angesehen). — 227—262 M. Heepe, Über Palatalisationserscheinungen und andere i-Wirkungen in den Bantusprachen (Scharfe Kritik an der Hamburger Dissertation von W. Eiselen, Die Veränderung der Konsonanten durch ein vorhergehendes i in den Bantusprachen [1924]. Das Problem der Erhaltung von Explosivlauten oder der Veränderung zu Frikativen, die Begründung durch Einflüsse eines voraufretenden i oder durch latente Nasalwirkungen sei weder ganz noch richtig erfaßt, und die Hauptquellen der Ergebnisse, nämlich die einschlägigen Untersuchungen von Heepe, seien verschwiegen und dies dadurch verschleiert, daß sie falsch aufgefaßt und dann zurückgewiesen seien; ebenso werden Bleek und Torrend gegen Entstellungen in Schutz genommen; Eiselen arbeite mit den Begriffen etymologischer und phonetischer Erscheinungen, verwechsele sie aber und wende sie fehlerhaft an). — 263—287 E. Berthels, Die paradiesischen Jungfrauen (Ḥūrīs) im Islam (Anregung, das Vorbild zu sehen in den zoroastrischen Kanīks, den Personifikationen der guten Werke des Toten in idealen Mädchengestalten. Sie seien von Muhammed materialisiert, aber von der Mystik wieder vergeistigt worden: Belege aus Ibn al-ʿArabī, Nedschmeddīn al-Kubrā, Nāṣireddīn Ṭūsī, Auḥadeddīn Kirmānī und den erbaulichen Erzählungen des ʿAfīfeddīn al-Jāfiʿī. Wenn die Hypothese Ḥūrī = Kanīk nicht erwiesen sei, dann doch der zoroastrische Einfluß auf die Mystik in dieser Frage). — 288—343 E. Bräunlich, The Well in ancient Arabia (Fortsetzung: die Vorrichtungen zum Wasserschöpfen, die einzelnen Teile und die Benennungen des Brunnens. Sehr exakt, mit vielen Verbesserungen besonders zu Freytag's Wörterbuch). — 344—356 J. Kratschkovsky, Zur Entstehung und Komposition von Abū 'l-ʿAlā's Risālat al-ġufrān (Die eigentliche Quelle des ersten Teils, einer Parodie der traditionellen Eschatologie, ist nicht die Himmelfahrtslegende, sondern der Qorān selber; der zweite folgt ironisch im äußeren Gang ganz dem [gegen Asin Palacios als noch vorhanden bewiesenen] Brief des Ibn al-Qāriḥ an den Verfasser). — 357—364 F. Tauer, Zu al-Maqrīzī's Schrift al-Ḫabar ʿan al-bašar (Beschreibung auch der bei Brockelmann II 40 Nr. 10 [das nicht zitiert ist] fehlenden Konstantinopeler Handschriften, zur Hälfte Autographien. Dies jetzt vollständig aufgefundene, anscheinend jüngste Werk des M. ist, wie schon Nöldeke in ZDMG XL 306 zeigte, nur unvollendeter Entwurf einer Kompilation, der aber manche sonst vergessene Einzelheiten aufbewahrt). — 365—389 A. Fischer, Imraʾalqais, die arabischen Vorschlagsvokale usw. (Fortsetzung: Für die Lesung Amraʾalqais u. ä. kann man nicht spätere dialektische Formen mit Übergängen von i zu a, vor allem nicht mit festgewordenem a anführen; nabatäische Namen wie אמראל und אמרשא will F., soweit nicht die epigraphische Unsicherheit überhaupt Zurückhaltung gebietet, in ihrem ersten Bestandteil lieber von אמר ableiten). — Ders., Zur Wurzel ألّه (אלה) (Aufklärung des Irrtums, als ob es ein Verbum ألّه gäbe etwa mit der primären Bedeutung „von einem Dämon ergriffen sein", und daß demgemäß إله als Nomen der „Dämon" sei). — 398—399 Sprechsaal (Nachträge zu Heft 1 von G. Bergsträßer und A. Fischer). — 400—404 *O. von Niedermeyer, Afghanistan (R. Hartmann). R. Strothmann.

Japanisch-Deutsche Zeitschrift für Wissenschaft und Technik 3 1925:
10 331—5 H. Schneider, Rassereinheit und Kultur (bespricht auch die Entstehung der ägyptischen und babylonischen Kultur).

The Journal of the Palestine Oriental Society V 1925:
1 1—16 Stephan H. Stephan, Lunacy in Palestinian Folklore (Sammlung arabischer Ausdrücke für geistige Störungen, Erklärungen aus dem Volksmunde und Sprichwörter). — 17—54 W. F. Albright, The Administrative Divisions of Israel and Judah (Quellen: 1. Kön. 4, 7 ff., die königlichen Krugstempel, die Ostraka von Samaria, die ägyptischen Denkmäler, die Amarnabriefe, die assyrischen Listen. Im NR, aber wohl aus älterer Zeit übernommen, ist Gaza für Palästina, Simyra für Syrien die Hauptstadt. Örtliche Präfekten waren die *ḫazânûti*, an der Spitze der Distrikte standen *awîlu* oder *šarru*. Die Ergebnisse der Davidischen Volkszählung findet man Num. 1 und 26. Salomos Verwaltungsbezirke nennt 1. Kön. 4, 7 ff. Die Ostraka von Samaria lassen 9 Steuerbezirke erkennen, die Krugstempel 5 in Juda für die Zeit von 750—590 v. Chr.). — 55—57 M. Eliash, The Cuthites and Psalm 74 (der Psalm ist in Nehemias Zeit verfaßt). — 58—60 L. A. Mayer, Le Blason de l'Amîr Salâr (schwarzer Balken auf einem weißen, runden Schild bei einer arab. Inschrift v. J. 702 H. an dem Minaret des ḥaram eš-šēḫ ʿAlī Bakkā in Hebron).
2/3 61—63 M. L. Margolis, Presidential Address (will im Anschluß an den vermuteten Antiochenischen Text εἰς γαι ορος ε in Jos. 15, 9 עי lesen, ebenso 18, 15 nach εις γαειν עִימָה. Daraus ergibt sich als Ort עי, plur. עים im Gebirge Ephron). — 64—68 L. A. Mayer, Arabic Inscriptions of Gaza II (Gründungsinschrift 802 H. von der Moschee des ibn ʿOṯmân mit Wappen des Stifters, ʿAlâ ad-dîn Āqbuṛa aṭ-Ṭūlūtumri). — 69—74 S. Tolkowsky, Gideons 300 (andere geschichtliche Vorgänge zeigen, daß 300 gerade die geeignete Zahl zu einem erfolgreichen Vorstoß ist). — 75—81 J. A. Jaussen, Inscription arabe du sanctuaire de Sitt Sulaymiyah, au mont Ebal, à Naplouse (über die Wiederherstellung des Heiligtums durch Nūri al-Ašrafi 836 H.; Bemerkungen über die aus Ägypten stammende Heilige). — 82—84 S. Tolkowsky, New Light on the History of Jaffa (die Zerstörung der Hafenanlagen wurde 1336 von dem Sultan en-Nâṣir Nâṣir ed-dîn veranlaßt). — 85—91 A. Mallon, Les Hyksos et les Hébreux (die Hyksos sind nicht die Hebräer, sondern eine Masse, gemischt aus Semiten, Kanaanitern, Amoräern und vielleicht kleinasiatischen Splittern. Ihre Kunst ist bisher nicht erkennbar). — 92—155 St. H. Stephan, Animals in Palestinian Folklore (mit 32 S. arab. Text. Sammlung und Erläuterung von 513 Sprichwörtern). — 156 f. *D. C. Simpson, Pentateuchal Criticism (W. F. Albright). — 158 f. *J. Eitan, A Contribution to Biblical Lexicography (W. F. Albright). — 159—161 *C. J. Gadd, A Sumerian Reading-Book (W. F. Albright). — 162 Treasurer's Report. P. Thomsen.

The Journal of the Royal Asiatic Society 1925:
July 399—404 A. Stein, Notes on Tirahi. — 405—16 G. Grierson, On the Tirahi language. — 417—49 D. S. Margoliouth, The origins of Arabic poetry. — 451—78 L. C. Hopkins, Metamorphic stylization and the sabotage of significance. A study in ancient and modern Chinese writing. — 479—86 J. N. Farquhar, The organization of the Sannyasis of the Vedanta. — S. Langdon, A hymn

in strophes to Ur-ninurta. — F. G. Bailey, Dentals and cerebrals in Sina. — F. W. Thomas, „No-le“ and „Ratuara“. — K. G. Subrahmanyam, Some notes on Mr. Keith's interpretation of a Mahabhasya passage. — A. M. Blackman, An additional note on the Cambridge Ancient History I. — D. S. Margoliouth, The Jamharat al-Ansāb and al-Tijān fī Akhbār Qaḥṭān. — S. Smith, Assyriological notes (Adumu, Adumatu, Nabonidus sickness; Abubu; Anu and Adapa, Ea and Mummu). — L. Giles, Chinese printing in the 10. century. — A. S. Tritton, A conflate story in Tabari. — A. S. Beveridge, „Badaun“ or „Badāyūn“? — *K. P. Jagaswal, Hindu Polity (F. W. Thomas). — *L. de la Vallée-Poussin, Indo-européens et Indo-iraniens; *D. B. Spooner, Annual report of the Archaeological survey of India 1921—2; *F. J. Monahon, The early history of Bengal; *I. D. B. Gribble, A history of the Deccan; *St. Rice, The challenge of Asia; *S. K. De, Studies in the history of Sanskrit poetics; *I. F. Blumhardt, Catalogue of the Bengali and Assamese Manuscripts in the library of the India Office; *Ders., Catalogue of the Oriya Manuscripts in the library of the India Office; *W. Caland, Das Śrautasūtra des Āpastamba; *S. Divākara, Sammatitarka; *F. M. Müller, The Dhammapada; *Ch. Krause, Nāsaketarī Kathā; *H. Goetz-L. J. Munk, Gedichte aus der indischen Liebesmystik ...; *R. Schmidt, Nachträge zum Sanskrit-Wb.; *A. K. Coomaraswamy, Catalogue of the Indian collections in the Museum of Fine Arts, Boston; *Plâté Limited, Ceylon (L. D. Barnett). — *Catalogue raisonné of the Būhār Library II; *F. Tauer, Histoire de la campagne du Sultan Suleyman Ier contre Belgrade en 1521; *R. Paret, Sīrat Saif ibn Dhī Jazan; *G. le Strange, Baghdad during the Abbasid caliphate; *C. I. Lyall, The Mufaḍḍalīyāt III.; *Chr. Bartholomae, Die Frau im Sasanidischen Recht; *M. Barakatullah, The Khilafet; *Ph. K. Hitti, An abridgement of al-Baghdâdî's Characteristics of Muslim sects; *I. Ruska, Arabische Alchemisten; *G. Wiet, Maqrīzī; *O. Rescher, Beiträge zur Maqamen-Literatur; *A. Guillaume, The traditions of Islam (R. A. Nicholson). — *S. Langdon, The Babylonian epic of creation (Winckworth). — *E. Ebeling, Liebeszauber im AO. (S. Langdon). — *A. Stein, Memoir of maps of Chinese Turkestan und Kansu (Oldham). — *A. S. Schwarz, Die hebräischen Handschriften der Nationalbibliothek in Wien; *F. C. Burkitt, The religion of the Manichees (M. Gaster). — *F. A. Fraser, Tanggu Meyen and other Manchu reading lessons (O'Brien-Butler). — *Chinese Art (Hobson). — *R. L. Hobson, The later ceramic wares of China (F. Ayscough). — *Bibliographie des oeuvres de H. Cordier; *Mission Pelliot en Asie Centrale (A. C. Moule). — *R. C. Temple, The word of Lalla the prophetess; *M. P. Charlesworth, Trade routes and commerce of the Roman empire; *W. Forster, A descriptive catalogue of the printings, statues etc. in the India Office (J. Charpentier). — *Journal of the Gypsy Lore Society IV 1. — H. Cordier † (E. D. Ross). **Octobre** 623—38 A. C. Woolner, Sanskrit names of drugs in Kuchean. — 639—54 H. G. Farmer, Arabic musical manuscripts in the Bodleian Library. — 655—71 C. P. T. Winckworth, A Seleucid legal text. — 673—8 I. N. Samaddar, The Bargi invasion of Bengal. — 679—96 B. F. C. Atkinson, The treatment of indo-european *ŏ in Armenian. — E. Mackay, Sumerian connexions with ancient India. — F. Krenkow, The Kitab al-Jim of Abu 'Amr Ash-Shaibani. — A. H. Sayce, The decipherment of the Hittite hieroglyphic inscriptions. — W. Haig, „Badaun“ or „Badāyūn“. — A. C. Moule, Chinese printing in the 10 century. — S. Langdon, Philological note on Nalbaš šamê = Ishtar. — S. Langdon, Philological note on the epic of Gilgamish XI 88. — *I. Baillet, Inscriptions grecques et latines des tombeaux des rois ou syringes à Thèbes; *H. R. Hall, Hieroglyphic texts from Egyptian stelae ... in the British Museum VII; *J. A. Pratt — R. Gottheil, Ancient Egypt; *A. Weigall, A history of the Pharaohs; *R. C. Thompson, On the chemistry of the ancient Assyrians (A. H. Sayce). — *M. Rh. James, The apocryphal NT; *E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen; *M. Maimonides, Führer der Unschlüssigen, übers. v. A. Weiß (M. Gaster). — *W. C. Smith, The Ao Naga tribe of Assam (J. P. Mills). — *J. Hertel, Indoiranische Quellen und Forschungen 1.—3. (J. Charpentier). — *C. M. Enriquez, Races of Burma; *Report of the Archaeological Survey of Burma, 1924; *J. G. Scott, Burma from the earliest times to the present day, *J. G. Scott, Burma; *W. A. Graham, Siam; *L. E. Armstrong — Pe Maung Tin, A Burmese phonetic reader (R. G. Brown). — *G. Dumézil, Le festin d'immortalité; *Ch. Bell, Tibet, past and present; *J. Hornell, The boats of the Ganges, The fishing methods of the Ganges; *N. Annandale, Plant and animal designs in the mural decoration of an Uriya village; *A. H. Longhurst, Pallava architecture; *R. D. Banerji, The temple of Siva at Bhumára; *The influences of Indian art; *R. H. Ellis, A short account of the Laccadive islands and Minicoy; *R. Sewell, The Siddhantas and the Indian calendar; *A. Meillet, Les langues du monde; *A. C. Haddon, The races of man; *V. A. Smith, The early history of India (E. H. Johnston). — *F. E. Pargiter, Vocabulary of peculiar vernacular Bengali words; *E. F. Thompson — A. M. Spencer, Bengali religious lyrics; *S. Kumar, N. Datta, J. A. Chapman, Vaishnava lyrics done into English verse; *S. N. Singh, History of Tirhut (W. S. Page). — *R. Hartmann, Eine islamische Apokalypse aus der Kreuzzugszeit; *J. C. Archer, Mystical elements in Mohammed; *J. Schacht, Das Kitāb al-Ḥiyal fi'l-Fiqh ..; *The subject index of periodicals; *C. H. Becker, Islamstudien I; *J. Schacht, Das Kitāb al-Ḥiyal wa'l-Maḫārij . . . (G. L. M. Clauson). — *S. M. Shirokogoroff, Social organization of the Manchus (L. C. Hopkins). — *G. Horner, Pistis Sophia; *C. Schmidt, Pistis Sophia übers. und herausgegeben (W. E. Crum). — *S. Bhuyan, Barphukanar Git (P. R. Gurdon). — *R. Basset, 1001 contes; *Nuwairi (Shihāb ad-Din Aḥmad ibn 'Abd al-Wahhāb), Nihāyat al-Arab fī Funūn al-Adab; *G. Ramiro, Historia de los Musulmanes de España y Africa; *Ibn Manẓūr, Akhbār Abī Nuwās; *G. W. Gilbertson, English-Balochi colloquial dictionary (F. Krenkow). — *M. Walleser, Manorathapūraṇī; *J. Takakusu — M. Nagai, Samantapāsādikā (L. de la Vallée-Poussin). — *G. T. Tsybikov, Buddist palomnik u svjatynj Tibeta (M. King). — *A. T. Clay, Epics, hymns, omens and other texts (T. G. Pinches). — *J. H. Mordtmann, Quellenwerke des Islamischen Schrifttums I. (D. S. Margoliouth). — *Th. W. Arnold, Survivals of Sasanian and Manichaean art in Persian painting; *J. Morier, The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England; *The Ahad nameh; *R. A. Nicholson, The Mathnawī of Jalālu 'd-dīn Rūmī; *S. N. 'Ali — Ch. N. Seddon, The supplement to the Mirat-i-Ahmadi; *E. I. Holmyard, Chemistry to the time of Dalton; *R. P. Masani, The conference of the birds; *D. G. Hogarth, The wandering scholar; *S. P. Aigar, The Sri Malam Malayalam Series (R. P. Dewhurst). — *J. G. Frazer, Adonis (T. G. Pinches). — *R. E. Enthoven, The folklore of Bombay; *L. A. Waddell, The Indo-Sumerian seals deciphered; *T. Lehtisalo, Entwurf einer Mythologie der Jurak-Samojeden; *T. Kopernicki, Matériaux pour servir à l'étude de la langue des Tsiganes Polonais; *H. Kreyenborg, The seasons by Cálidás; *O. v. Glasenapp, Indische Gedichte; *F. Edgerton, The Bhagavad Gita; *V. G. Bhat, The Bhagavadgītā; *K.-R. Qanungo, History of the Iats; *Indian historical records commission II; *D. R. Bhandarkar, Asoka; *B. Ch. Law, Ancient Mid-Indian kṣatriya tribes I.; Jolly-Schmidt, Arthaśāstra of Kauṭilya; *R. L. Kanjilal — P. J. Zadov, Nilamatapuranam; *J. J. Meyer, Das Arthaśāstra des Kauṭilya; *A. K. Pisharoty, Bhasa's

works; *B. Ch. Law, Heaven and hell in Buddhist perspective (J. Charpentier). — L. W. King † (W. Haig). — C. Goblet d'Alviella † (F. W. Thomas). — R. G. Bhandarkar † (F. W. Thomas). — A. T. Clay † (A. H. Sayce).

Sitzungsberichte der Physikalisch-Medizinischen Sozietät in Erlangen LIV—LV 1922/3:
197—214 M. Meyerhof, Über Klima und Gesundheit im alten Kairo nach 'Alî b. Riḍwân (11. Jahrh. n. Chr.) (Übersetzung des 6. Kapitels seiner Schrift *Fî daf' maḍârr al-abdân* nach zwei Kairiner Hss.; Vergleich der klimatologischen und medizinischen Angaben mit dem heutigen Befund und des topographischen Materials mit den Ergebnissen der neuen Ausgrabungen in al-Fusṭâṭ; — mehrere Abbildungen aus den Ausgrabungen und Skizze von al-Fusṭâṭ um 1050 n. Chr.). G. B.

Theologische Literaturzeitung 50:
13 *C. Clemen, Religionsgeschichtliche Bibliographie (A. Bertholet). — *B. Meißner, Babylonien und Assyrien (H. Greßmann). — *F. Schulthess, Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch (E. Bräunlich). — *C. G. Montefiore, The Old Testament and After (A. Bertholet). — *J. Hergenröther, Handbuch der allgem. Kirchengeschichte. Nachträge (G. Krüger). — *Revue d'Histoire Ecclésiastique XX (W. Köhler). — *Acta Conciliorum Oecumenicorum ed. E. Schwartz. I. (H. Koch).

Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 41:
1/2 A. Dirr, Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker. (1. Gewohnheitsrecht, islamisches Recht und russisches Gesetz; 2. Rechte und Pflichten der Gastfreundschaft; 3. Mord innerhalb der Familie; 4. Die Wahl der Schuldigen bei Mordtaten; 5. Die Abschaffung schädlicher Bräuche). — *Ägyptus III. IV. V. 1. 2; *U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit (P. M. Meyer). — *C. A. Nallino, Il diritto musulmano nel Nomocanone siriaco cristiano di Barhebreo (G. Furlani). — *E. Rabel, Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung (L. Adam). — *F. Graebner, Das Weltbild der Primitiven (H. König).

Zeitschrift für Semitistik 3 1924:
1. 2 1—16 H. Grimme, Flüsterelemente in semitischen Sprachen (Flüstervokale oder vielmehr Flüstersilben vor allem im Marokkanischen — gegen Fischer und Stumme —, abnehmend bis nach Tunis und vereinzelt sogar Ägypten; im Altarabischen vor allem der Vokal des Artikels; im Hebräischen die Schwa und Chatef sowie die Vokale enttonter geschlossener Silbe vor Makkef; entsprechend Biblisch-Aramäisch). — 17—26 V. Christian, Die Entstehung der semitischen Kasusendungen (Nom. *-u* identisch mit Somali Subjekts-Partikel *wa ba*, sem. *wa* „und", dem Vokal von *šū* „er", dem ägyptischen Mask.-Suff. *-w*, dem schilhischen Mask.-Präf. *u w*, dem Bedauye Mask.-Zeichen *-b*, weiter dem Imperf.-Vokal *-u*; usw.). — 27—52. 212—35 G. Furlani, Bruchstücke einer syrischen Paraphrase der „Elemente" des Eukleides (Text und Übersetzung des die 40 ersten Konstruktionsaufgaben umfassenden Bruchstücks der Hs. Cambridge University Library Gg. 2. 14; Vergleich mit dem Griechischen und den beiden erhaltenen arabischen Bearbeitungen mit dem Ergebnis, daß das Syrische eine ein wenig kürzende Übersetzung der arabischen Bearbeitung von al-Ḥaggāg ibn Jūsuf ibn Maṭar ist, als deren Urheber Severus bar Šakkū und Barhebräus in betracht kommen). — 53—71. 153—77 A. Götze, Die Nachwirkung der Schatzhöhle (Forts. u. Schluß) (Pseudo-Dionysius von Tell-Mahrē, mit Kollation der umfangreichen Entlehnungen; al-Ja'qūbī, für den die Schatzhöhle als Quelle auch der Partien über die Richter- und Königszeit sowie des chronologischen Gerüsts erwiesen wird; Ṭabarī, verhältnismäßig wenig; Eutychius von Alexandrien, besonders für die Zeit bis Abraham, mit Abweichungen hauptsächlich auf grund von Genesis und Buch der Jubiläen; vereinzelt al-Mas'ūdī; die Leidener arabische Pentateuch-Katene, nur indirekt durch Eutychius und Adam-Buch; Salomon von Baṣra; Michael Syrus; Barhebraeus). — 72—3 F. Praetorius, Zum Micha-Schluß (metrische Bemerkungen zu Gunkel ZS II 145 ff.). — 74—88 O. Rescher, Bemerkungen zur arabischen Philologie (1. Zu Freytag's Proverbia III; 2. Zu K. Merkle, Die Sittensprüche der Philosophen 1921 — dazu 254—5 M. Pleßner —; 3. Zu Myhrman's Ausgabe von as-Subkī; 4. Zu Reckendorf's Arabischer Syntax: *al-aqrab fa-l-aqrab* u. ä.; 5. Zu den Schriften aṣ-Ṣaġānī's; 6. Zu äth. *zenām* „Regen"; zu arab. *ṯ* = *f*; 7. Zu Baihaqī ed. Schwally). — 89—115. 256—95 F. H. Weißbach, Beiträge zur Kunde des Irak-Arabischen (1. 60 *ḥôurâb*, Vierzeiler des Reimschemas *abcb* [Abarten *abab aaba* u. ä.]; 199 *ḥôusât*, Einzeiler; 42 *ṙina lâmī*, Vierzeiler des Reimschemas *aaab*, wobei *b* stets = *ēja* oder -*ija*; Umschrift, Übersetzung, Kommentar). — 116—35 S. Euringer, Ein abessinisches Amulet mit Liedern zu Ehren der Heiligen Gabra Manfas Qeddus, Johannes und Kyros (aus dem Münchner Ethnographischen Museum, enthaltend ein *malke'* „Bild" — ein die einzelnen Glieder des Heiligen preisendes Lied — auf den ersten der drei in 17 durchgereimten fünfzeiligen Strophen, und ein *šellāsē* — Lied des Reimschemas *abbb* — in sieben Strophen auf alle drei; Text, Übersetzung, Kommentar und Einleitung; — 136—7 Bemerkungen dazu von E. Littmann). — 138—45 *A Volume of Orient. studies presented to E. G. Browne 1922 (O. Rescher). — 145—50 *Th. Menzel, Türkische Märchen I. II. 1923. 1924 (Ders.). — *E. Ubach u. E. Rackow, Sitte und Recht in Nordafrika 1923 (Ders.). — *M. Weisweiler, Buntes Prachtgewand üb. d. guten Eigenschaften d. Abessinier I 1924 (Ders.). — 178—93 A. Schulz, Exegese im Alten Testament (Versuch, erklärende „Beischriften" nachzuweisen in Ge 16, 12. Dt 11, 30. Jos 2, 2 f. 3, 3. 5, 10 ff. 22, 11. 24, 22. Ri 3, 2. 4, 2. 7. 17. 23 f. 6, 25 f. 28. 7, 5 f. 11. 10, 8. 1 S 1, 9. 3, 3. 9, 27. 25, 13. 2 S 8, 2 Jer 6, 27). — 194—211 W. Caspari, Sprachliche und religionsgeschichtliche Bedeutung des Namens Israel (1. Lautliche Bedenken gegen die Sachsse'sche Gleichsetzung mit Jeschurun und Ableitung von *jāšār*, der gegenüber an der alten Deutung „Gott kämpft" festgehalten wird; 2. der Name vor-jahwistisch, aus der *Ēl*-Religion stammend, wohl als Losung eines Stammverbands zum Stammnamen geworden; 3. Übersicht über andere Namen gleicher Bildung — vor allem Ismael —, sämtlich ursprünglich Personen- oder Heiligtumsnamen und erst unter dem Einfluß von Israel z. T. zu Stammnamen geworden; 4. außer-alttestamentliche Namen mit *ilu* an zweiter Stelle durchweg Personennamen). — 236—46 E. Littmann, Arabische Inschriften aus Abessinien (elf Grabsteine aus dem 7. Jahrh. d. Hedschra, veröffentlicht von P. Ravaisse in La France Illustrée 27. Okt. 1923; acht in archaistischem Kūfī mit durchgezogener Grundlinie, drei in archaistischem Ranken-Kūfī). — 247—53 O. Rescher, Neuerwerbungen der Universitätsbibliothek von Constantinopel (darunter 18 Schriften der *munāẓara*-Literatur). — 296—305 U. Melzer, West- und ostaramäische Formen im Mittelpersischen (in der Buch-Sprache 20 westaramäische Imperf.-Formen mit Präformativ *j*- gegen vier ostaramäische mit Präformativ *n*-). — 306—20 H. Heepe, Das Problem der *i*-Wirkungen in den Bantusprachen (1. gegen die Hamburger Dissertation von W. Eiselen „Die Veränderung der Konsonanten durch ein vorhergehendes *i* in den Bantusprachen" [Zeitschr. f. Eingeb.spr. XIV, 81 ff.], in der Heepe's Erkenntnisse ohne ausreichende Quellenangabe benutzt und seine, Bleek's und anderer Ansichten entstellt wiedergegeben seien; 2. über die Anlautveränderungen beim Verbum im Pongwe, die ebenfalls nicht mit Meinhof als Nasal-, sondern als *i*-Wirkungen aufzufassen seien). G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Armeniaca. Zeitschrift f. d. Erforschung d. Sprache u. Kultur Armeniens. Hrsg. von K. Roth. Fasc. 1.
Bachofen, J. J.: Der Mythus von Orient u. Occident. Eine Metaphysik der Alten Welt.
Barande, H.: Aux Pays du Mirage. Syrie et Palästine.
*Baumgärtel, Fr.: Hebräisches Wörterbuch zur Genesis.
Baumgartner, W.: Das Buch Daniel.
Bousset, W.: Die Religion des Judentums im späthellen. Zeitalter. In 3., verb. Aufl. hrsg. v. H. Greßmann.
Browne: The Vanishnig Tribes of Kenya. A Description of the Manners and Costums of the Primitive and Interesting Tribes Dwelling on the Vast Southern Slopes of Mount Kenya and their fast disappearing native Methods of Life.
A Chinese-English Dictionary. Comprising over three thousand Characters with Pronunciations, Translations, Illustrative Sentences and Idiomatic Phrases.
Christie, Ella: Through Khiva to Golden Samarkand. The Remarkable Story of a Woman's Adventurous Journey alone through the Deserts of Central Asia to the Heart of Turkestan.
*Dölger, F.: Regesten der Kaiserurkunden des oström. Reiches v. 565—1453. 2. Tl.: Regesten v. 1025—1204.
Ebert, M.: Vorgeschichtl. Jahrbuch. Für die Gesellsch. f. vorg. Forschung hrsg., Bd. I. Bibliographie des Jahres 1924.
Ehrenberg, V.: Alexander und Ägypten.
Enriguez, C. M.: A Burmese Arcady. An Account of a long and intimitate Sojourn amongst the mountain Dwellers of the Burmese Hinterland and of their engaging Characteristics and Customs.
Fischer, J.: Zur Septuaginta-Vorlage im Pentateuch.
Formichi, C.: Il Pensiero Religioso Nell'India prima dell Buddha.
Francke, A. H.: Felseninschriften in Ladakh.
Fridrichsen, A.: Le Problème du Miracle dans le Christianisme Primitif.
Mahatma Gandhi: Jung-Indien. Aufsätze a. d. J. 1919—1922. Auswahl von Romain Rolland u. Madeleine Rolland.
Goodrich-Freer, A.: Arabs in Tent and Town. An Intimate Account of the Family Life of the Arabs of Syria, their Manner of Living in Desert and Town, their Hospitality, Customs and Mental Attitude with a Description of the Animals Birds Flowers and Plants of their Country.
*Gressmann, H.: Altorientalische Texte zum Alten Testament. 2. Aufl. 1. Lfg.
*Hommel, Fr.: Ethnologie u. Geographie des Alten Orients.
Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte. Band II. (XVI) 1923. Begr. von M. Dvořák, hrsg. von D. Frey und H. Tietze.
Ilbert, Sir Courtenay, and Rt. Hon. Lord Meston: The New Constitution of India. Being three Rhodes Lectures.
Kennet, A.: Bedouin Justice. Laws and Customs among the Egyptian Bedouin.
Keysser, Ch.: Wörterbuch der Kâte-Sprache, gesprochen in Neuguinea. Deutsch u. Engl.
König, E.: Die Psalmen, eingel., übers. und erklärt. Lief. 1.
*Kuhn, G.: Erklärung des Buches Koheleth.
De Lacy O'Leary: The Difnar (Antiphonarium) of the Coptic Church (First Four Months) from the Manuscript in the John Rylands Library, Manchester, with fragments of a Difnar recently discoverd at the Der Abu Makar in the Wadi n-Natrun
*Law, N.: Studies in Indian History and Culture.
*Lehnert, G.: Geschichte des Kunstgewerbes. III. Das Kunstgewerbe d. gotisch. Zeit.
*Löhr, M.: Das Ritual von Lev. 16. (Untersuchgn. z. Hexateuchproblem III.)
*Mieses, M.: Die jiddische Sprache. Eine hist. Grammatik d. Idioms d. integralen Juden Ost- und Mitteleuropas.
Paquda, Bachya ben Joseph ibn: Duties of the Heart, transl. from the Arabic into Hebrew by Jehuda ibn Tibbon: Intr. and Treatise on the Existence and Unity of God with English Transl. by Moses Hyamson.
*Peirce, H., and R. Tyler: Byzantine Art. With one hundred Plates in Collotype.
*Quell, G.: Das kultische Problem der Psalmen. Versuch einer Deutung des religiösen Erlebens in der Psalmendichtung Israels.
*Ranke, H.: Koptische Friedhöfe bei Karâra und der Amontempel Scheschonks I. bei el Hibe. Bericht über die badischen Grabungen in Ägypten in den Wintern 1913 und 1914.
*Ricciotti, G.: Sant'Efrem Siro. Biografia-Scritti-Theologia.
*Rice, C.: Persian Women and their Ways. The Experiences and Impressions of a long Sojourn amongst the Women of the Land of the Shaw with an Intimate Description of their Characteristics, Customs and Manner of Living.
*Riem, J.: Die Sintflut in Sage und Wissenschaft. 4. u. 5. Ts.
Sauer, J.: Neues Licht auf dem Gebiete der christl. Archäologie.
Schwartz, Ed.: Acta Conciliorum Oecumenicorum jussu atque mandato Societatis Scientiarum Argentoratensis. I, 4; I, 5; IV, 2.
Schweitzer, A.: Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse u. Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas.
*Simon, M.: Hiob. Übersetzt und herausgegeben.
*— Jeremia. Ausgewählt und übersetzt.
*Söderblom, N.: Das Werden des Gottesglaubens. Untersuchungen über die Anfänge der Religion. Deutsche Ausgabe, hrsg. v. R. Stübe. 2., neubearb. Aufl.
Spiegelberg, W.: Ägyptologische Mitteilungen.
*Stratz, C. H.: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. 4. Aufl.
*Tamil Lexicon. Published under the authority of the University of Madras. Vol. I, Part II.
*Taubes: Hanâšî.
*Theodor, J.: Bereschit Rabba mit krit. Apparat u. Kommentar, nach dem Ableben d. Verfassers bearbeitet und ergänzt von Ch. Albeck, Lief. X u. XI.
Torres, J. F.: Los Vasos de la Alhambra. Publicado en el Boletin de la Sociedad Espagnola de Excursiones. Tomo XXXIII.
Tritton, A. S.: The Rise of the Imams of Sanaa.
Tschudi, R.: Das Chalifat.
Vahid, H.: A Condensed Dictionary English-Turkish Pronouncing and Explanatory and including Current Historical and Geographical Names.
Vischer, W.: Der Prediger Salomo übersetzt mit einem Nachwort und Anmerkungen.
Vulliaud, P.: Le Cantique des Cantiques d'après la Tradition Juive.
*Wagner, H., u. E. Debes: Hebräischer Atlas.
Weisl, W.: Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute.
Wilhelm, R.: Die chinesische Literatur. Heft 1.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).

XXIX 7 **OLZ** Juli 1926

Zur Datierung des Schatzes von Athribis.

Von W. Spiegelberg.

Im September 1924 wurden auf der Ostseite des Tell Atrib an der Stätte des alten Athribis (heute Benha) im Delta zwei zerbrochene Krüge mit Silberklumpen gefüllt gefunden. Davon waren manche Stücke Metallbarren, die größte Zahl jedoch Amulette, Ringe und andere Schmucksachen, aber in solchem Zustande, daß die Vermutung des Herausgebers R. Engelbach[1] richtig sein dürfte, daß die beiden Krüge alte, zum Einschmelzen bestimmte Silbersachen aus der Werkstatt eines Silberschmiedes enthielten. Was die Datierung anlangt, so äußert sich Engelbach so: „they all seem to date between the XXVIth dynasty and Ptolemaic times, but none of them permit us to date them more precisely“.

Das letztere ist ein Irrtum. Denn es findet sich unter den auf den beigegebenen Lichtdrucktafeln abgebildeten Stücken eine „silver-gilt plaque“ (S. 183) mit folgender Inschrift (I) 1 [Hieroglyphen] 2 [Hieroglyphen] ? sic, die eine Datierung ermöglicht. Sie lautet in Übersetzung etwa „Die große Mut, die Herrin von *'šrw* (bei Karnak)[2], sie gibt (oder gebe) Stärke und Sieg dem Fürsten *Bek-en-nife*“[3]. Ein „Fürst“ dieses Namens ist auch sonst bekannt. So wird in der Pianchistele (Z. 18) (II) ein [Hieroglyphen] genannt, der zu den Gegnern des Äthiopenkönigs gehörte. Ein [Hieroglyphen] erscheint auf dem Bruchstück einer Berliner Statue (no. 8806) (III), die aus Athribis stammt, und Erman[4] wollte daher in ihm den von Assurbanipal in Athribis eingesetzten Fürsten *Bukkunanni'ipi* (IV) sehen. Die Schenkungsstele (V) eines [Hieroglyphen] mit dem Datum des 14. Jahres des Schechonk III stammt aus der Umgegend von Heliopolis[1]. Welche von diesen vier [Hieroglyphe] *Bꜣk-n-nfj* miteinander identisch sind, wage ich nicht zu entscheiden. Zeitlich wäre es nur für II (um 730 v. Chr.) und V (um 745 v. Chr.) möglich, die andrerseits von dem Namensvetter aus der Zeit des Assurbanipal (IV um 666 v. Chr.) verschieden sein müssen. Dagegen könnte es sich bei I, II, III, die den kurzen Titel [Hieroglyphe] führen, um dieselbe Person handeln. Wahrscheinlich gehören diese „Fürsten“ ([Hieroglyphe]) mit dem nicht gerade häufigen Namen *Bꜣk-n-nfj*, die fast alle mit der Stadt Athribis zusammenhängen[2], derselben hier wohl beheimateten Familie an. Das gilt auch für unser in Athribis gefundenes Silberplättchen, dessen Hieroglyphen auch auf den Ausgang des „neuen Reiches“ weisen, insbesondere in die libysche Periode, jedenfalls nicht in die Saïten- oder gar Ptolemäerzeit.

Damit wäre für ein Stück des Fundes die ungefähre Datierung in das Jahrhundert von 750—660 gewonnen, und auch die übrigen Schmucksachen lassen sich in dieser Zeit stilistisch gut unterbringen. Sie können freilich auch etwas früher oder später angesetzt werden. Denn die Datierung solcher Schmucksachen ist noch eine heikle Sache, und da es sich nach den obigen Bemerkungen um alte „ausrangierte“ Silbergegenstände handelt, so könnten hier solche aus den verschiedensten Zeiten zusammengeworfen sein. Die Platte kann daher mit der

1) Annales du Serv. Antiq. XXIV (1924) S. 178 ff.

2) Lies *nb·t 'šrw* mit nachgeschriebenem [Hieroglyphe]. Man darf aus diesem Epitheton natürlich nicht auf die thebanische Herkunft des Stückes schließen.

3) Engelbach hat den Namen nicht erkannt. Wenn auch [Hieroglyphe]? in dem sehr undeutlichen Lichtbilde nicht zu erkennen ist, so kann doch an der Lesung des ganzen n.pr. kein Zweifel sein.

4) Aeg. Zeitschr. 31 (1893) S. 63.

1) Annales du Serv. Antiq. XVI (1916) S. 61.

2) Wohl auch der *Bꜣk-n-nfj* der Pianchistele Z. 18. Sein ältester Sohn hatte ein Truppenkommando in dem 11. unteräg. Gau. Oder sollte [Hieroglyphen] (Athribites) statt [Hieroglyphen] (11. unteräg. Gau) zu emendieren sein??

Datierung des 7. Jahrh. nur einen terminus post oder ante quem für die mit ihr gefundenen Stücke geben.

Besprechungen.

Philips' Atlas of the British Empire. Illustrating the Historical Development, Physical and Climatic Features, Natural Resources, Trade and Economic Development, Characteristic Scenery, Flags and Badges of the British Empire. With full descriptive notes a. index. London: G. Philip & Son 1924. (IV, 64 S. u. XII S.) gr. 8°. £ —.2.6. Bespr. von Wilhelm Dibelius, Berlin.

Vorliegender Atlas bietet in knappem Umfange (32 Kartenseiten) eine Übersicht über das britische Weltreich, im wesentlichen in politischer Darstellung, jedoch mit kleinen Nebenkarten, welche Klima, Bevölkerungsdichte, Produkte, geschichtl. Entwicklung, Handelswege usw. auf kleinstem Raume andeuten, auch Wappen und Flaggen berücksichtigen. Dazu kommen 12 Seiten Namenindex und 31 Seiten populärer geographisch-politischer Darstellung mit statistischen und geschichtlichen Angaben, auch einigen Illustrationen. Der Atlas leistet durchaus, was man bei dem billigen Preise von einem volkstümlichen Buche verlangen kann.

Autran, C.: Introduction à l'étude critique du nom propre grec. Première, deuxième et troisième fascicule. Paris: Paul Geuthner. je Fr. 20 —. Bespr. von H. Jacobsohn, Marburg.

Das, was der Verfasser will, geht aus der Einleitung, die fast das ganze erste Heft füllt, deutlich hervor. Die beiden andern, bislang erschienenen Hefte enthalten den Anfang eines Verzeichnisses der antiken topographischen Namen der Balkanhalbinsel, die nach den Prinzipien der Einleitung gedeutet werden. Für den Verf. zeigt sich die Einheit der Mittelmeerkultur des Altertums auch in der geographischen Namengebung: alle die Völker, die Anteil an dieser Kultur hatten, wie die sog. kleinasiatischen Völker, die Semiten, die Ägypter, die Hellenen, haben auch in den topographischen Namen, die sich in der Welt des ägeischen Meeres finden, starke Spuren hinterlassen. Daß die Orts-, Berg- und Flußnamen Griechenlands großenteils nicht von den indogermanischen Einwanderern herrühren, sondern sehr häufig auf die von diesen unterworfene praehellenische Bevölkerung zurückgehen, ist heute eine von allen geteilte Anschauung. Der Verf. aber zieht weiterhin auch semitische (arabische!), libysche, ägyptische Ortsnamen zum Vergleich heran! Hier läßt er nicht die Vorsicht walten, die für den Vergleich lautlich anklingender Eigennamen aus verschiedenen Sprachen überall geboten ist. Er vertraut der Überlieferung, wo sie von phönizischen und andern Siedelungen auf griechischem Gebiet berichtet. Dagegen kann man nicht scharf genug den ablehnenden Standpunkt hervorkehren: Wissenschaft ist keine Spielerei, und eine solche Methode, wie sie Verf. anwendet, öffnet jeder Willkür Tor und Tür.

Man muß über einen großen Teil dessen, was Verf. über die Personennamen sagt, dasselbe Urteil fällen. Vieles ist einfach unbrauchbar. Daß Ἴναχος, Κέκροψ, Δαναός aus Ägypten kommen, wird der antiken Historiographie ohne weiteres geglaubt und der Satz Herodots, daß die meisten griechischen Götternamen aus Ägypten stammen, einfach übernommen. So sind denn auch eine Anzahl etymologischer Deutungen unmöglich.

In der Einleitung geht Verf. davon aus, daß der Heroenname Πολυ-νείκης, wenn man den Namen als ‚multum rixans' faßt, wie er vom griechischen Standpunkt aus zu deuten ist, ein böses Omen enthielte, und daß kein Vater einem Kinde solch unglückverheißenden Namen gäbe, da die Benennung eines Kindes mit besonderer religiöser Scheu erfolge: nomen = omen. Weiter aber bestreitet er, daß unter den griechischen zweistämmigen Namen solche seien, deren Zusammensetzung, wie man bisher annahm, sinnlos ist, wie etwa Λυσί-κριτος, Λυσί-φαντος usw. In solchen Fällen will er, wenn ich ihn recht verstehe, Wiedergabe fremder, nichtgriechischer Namen durch die Griechen, also doch wohl sog. Volksetymologie annehmen. Er bringt als Parallele aus der Zeit des Hellenismus das bekannte Beispiel des Namens des ägyptischen Gottes Ἀρποκράτης = ägypt. Har-pe-chrot ‚Horus das Kind'. Wie weit diese Annahme für Namen historischer Zeit vor dem Hellenismus im ganzen verkehrt ist, brauche ich wieder nicht zu erörtern. Aber für die Namen der Heroen darf man unter Umständen mit solcher Auffassung rechnen, und so wäre es überhaupt falsch, trotz des scharfen Einspruchs, den man gegen so viele Aufstellungen des Verf. erheben muß, das Buch nur negativ zu beurteilen.

Es ist ein wirkliches Verdienst vom Verf., zu unterstreichen, wie viele der ungedeuteten Namen der Heroenzeit aus der vorgriechischen Sprachenwelt des ägeischen Meeres stammen können. Für eine Reihe von Namen wie Μίνως, Ῥαδάμανθος usw. bezweifelt das ja kein Mensch mehr, es ist wohl seit den ältesten Zeiten immer wieder betont worden. Aber ob dasselbe nicht auch für Αἴγισθος, Αἰνείας, Ζῆθος, Κάλχας, Κένταυρος, Κόδρος, Ὀρφευς usw. usw. gilt, diese Frage darf man mit Recht stellen. Wo ein heroischer oder auch ein Göttername mit unsern Mitteln

nicht zu deuten ist, bleibt diese Möglichkeit immer offen, ist freilich aber noch nicht damit bewiesen. K. Meister hat in seiner ‚Homerischen Kunstsprache‘ 227 darauf bereits in verdienstvoller Weise hingewiesen, wenn ich ihm auch nicht in allem folgen kann. Aber wenn Verf. sich auf W. Schulzes Nachweis über den Einfluß etruskischer Namengebung auf das lateinische Onomastikon beruft, so übersieht er ganz, daß W. Schulze solchen Einfluß von den Suffixen her sichergestellt hat, mit denen die etruskisch-lateinischen Namen gebildet sind. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, geben eine Parallele dazu die griechischen Namen auf -εύς (Meister a. a. O.), da das Suffix -εύς, bei Namen sowohl wie bei Appellativen, noch ganz rätselhaft ist. Man darf dabei an das erinnern, was über ungriechische Herkunft von βασιλεύς vorgebracht ist. Merkwürdig, daß auf italischem Boden das Suffix *-ārius*, älter *-āsius*, das sich in seiner Funktion mit der von -εύς so vielfach deckt, ebenfalls bislang mit idg. Mitteln nicht gedeutet werden kann.

Unter den griechischen Appellativen, die Verf. aus dem ägeischen, vorgriechischen Kulturkreis ableitet, nennt er grade so viel falsche wie richtige Beispiele. Beachtenswert scheint mir, daß er θεός unter die vorgriechischen Wörter einreihen möchte. Da unter den Götternamen der Griechen höchstwahrscheinlich einige von der vorgriechischen Bevölkerung übernommen sind, könnte es auch θεός sein.

Das Verzeichnis der geographischen antiken Namen der Balkanhalbinsel enthält sehr zahlreiche willkürliche Zusammenstellungen. Für jeden, der es nicht mit schärfster Kritik benutzt, ist es eine große Gefahr. Wer aber die Gleichungen unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß hier alles zusammengetragen ist, was irgendwie an die betr. Namen anklingt, wird dankbar anerkennen, unter diesem Wust auch das Material bequem beieinander zu haben, dessen Zusammenordnung in den Bereich des wissenschaftlich Möglichen fällt.

Hermetica, the ancient Greek and Latin writings which contain religious or philosophic teachings ascribed to Hermes Trismegistus edited with English translation and notes by **Walter Scott.** Volume II: Notes on the corpus Hermeticum. Oxford: Clarendon Press 1925. (V, 482 S.) 8°. Bespr. von Ludwig Fahz, Frankfurt a. M.

Der zweite Band dieses Werkes bringt einen ausführlichen Kommentar zu dem Corpus Hermeticum. Jedem dieser 18 Abschnitte geht eine Inhaltsangabe voraus; es folgen Quellenstudien, Bemerkungen über das Alter und die Herkunft dieser Kapitel und über die Beziehungen der einzelnen Kapitel zueinander, sowie Exkurse über die Bedeutung einzelner Stellen unter Heranziehung von Parallelen und Hinweisen auf verwandte Gebiete: eine gewaltige Arbeit, auf die der Verfasser mit Recht stolz sein kann.

Bauer, Prof. D. Walter: **Das Johannes-Evangelium.** 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr 1925. (IV, 244 S.) 8° = Handbuch zum Neuen Testament, hrsg. von Hans Lietzmann, Bd. 6. Bespr. von Ernst Lohmeyer, Breslau.

Es ist in der Tat eine völlig neu bearbeitete Auflage, in der der Kommentar W. Bauers zum Johannes-Evangelium vorliegt; schon der wesentlich vergrößerte Umfang, der von 189 auf 244 Seiten gewachsen ist, zeigt das zur Genüge. Keine Seite ist unverändert geblieben, ganze Partien neu eingefügt, eine Fülle neuer Literatur einbezogen; und alle diese Ergänzungen zeigen die gleiche Umsicht in der Heranziehung philologisch-historischen Materials, die Vorsicht in der Behandlung exegetischer Fragen, die Einsicht in die geistige und religiöse Atmosphäre hellenistischer Zeit, die von der ersten Auflage her bekannt ist.

Was aber dieser Neubearbeitung ein besonderes Gepräge gibt und ihr den Charakter eines neuen Werkes verleiht, ist dieses, daß die durch Lidzbarskis Ausgaben in vorbildlicher Weise zugänglich gemachten mandäischen Quellen in überreicher Fülle zur Erklärung herangezogen sind. Und was den Fachgelehrten bisher wahrscheinlich schien, das ist hier zu einer durchgehenden Anschauung gebracht, daß in diesen Quellen, in ganz eigentümlicher Fassung und oft sehr später Form, ein Material vorliegt, aus dem der geistige und religiöse Hintergrund des Johannes-Evangeliums, der eines spätjüdischen Gnostizismus, in weitem Maße rekonstruierbar erscheint, besonders wenn man seine Nachwirkungen in späteren Werken, den Oden Salomos wie den Briefen des Ignatius und apokryphen Akten, aber zum Teil auch in spätjüdischen Apokryphen, wie den Testamenten der 12 Patriarchen, und anderen hinzu nimmt. W. Bauer hat sich im ganzen und mit wohlbegründetem Recht begnügt, dieses Material auszubreiten; seine sachliche Bedeutung und geschichtliche Stellung zu erforschen, erfordert eine Fülle von Arbeit, die in einem Kommentar nicht geleistet werden kann und der Mitarbeit der Orientalisten dringend bedarf. Aber diese Materialverwendung an sich ist höchst dankenswert; und sie trifft zusammen mit einer ganz ähnlichen Arbeit, die vor einigen Monaten R. Bultmann veröffentlicht hat (Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 24 (1925) 100—146).

Die Fülle der im einzelnen geleisteten Arbeit und der mannigfachen Förderung hier anzudeuten, ist nicht der Ort. Wohl aber lassen sich, um

nur einiges kritisch hervorzuheben, zwei Fragen nicht ganz unterdrücken. Die eine betrifft das Verhältnis des 4. Evangeliums zu den synoptischen Evangelien. Nicht genügend scharf scheint bisweilen das Problem gestellt, ob der „Johannes" des 4. Evangeliums den in den synoptischen Evangelien benutzten Stoff oder auch seine literarische Fixierung in dem Matthäus-, oder Markus-, oder Lucas-Evangelium gekannt hat. Wenn, wie mir wahrscheinlich scheint, nur von Stoffkenntnis gesprochen werden kann, wenn dem 4. Evangelium wohl τὸ εὐαγγέλιον bekannt war, aber nicht τὰ εὐαγγέλια, so wird die Frage nach dem Verhältnis zu der sog. Logiaquelle (Q) brennend; und sie scheint gerade auf Grund des neu herangezogenen Materiales auch neu gestellt werden zu müssen. Die zweite Frage betrifft die sprachliche Gestalt des Evangeliums: ist es ursprünglich griechisch oder ursprünglich aramäisch geschrieben? Daß die letztere Frage, die C. F. Burney (The aramaic origin of the fourth gospel) so energisch und mit mustergiltiger Akribie bejaht hat, den Kommentar so selten durchzieht, ist schade; denn sie wäre geeignet, das Vorurteil von dem hellenischen oder hellenistischen Charakter des Johannesevangeliums, zu dessen Beseitigung der Kommentar schon viel geleistet hat, vollends zu zerstören.

Aber trotz solcher und anderer Fragen gebührt dem Kommentar das unbestreitbare Verdienst, durch die reiche Darbietung vor allem mandäischer Zeugnisse einen neuen Grund für die vertiefte Erkenntnis des Johannesevangeliums gelegt zu haben.

De Faye, Eugène: **Gnostiques et Gnosticisme.** Étude critique des documents du gnosticisme chrétien aux IIe et IIIe siècles. 2e édition augmentée. Paris: Paul Geuthner 1925. (II, 547 S.) gr. 8°. Fr. 60—. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Eine umfassende Untersuchung über den Quellenwert der gnostischen Texte ist hier mit einer sich eng an den Wortlaut der Dokumente anschließenden Darstellung der gnostischen Systeme, von denen jedes in seiner Originalität herausgearbeitet wird, verbunden. Im wesentlichen wird dieselbe Methode verfolgt, die ich in meinem Buche „Die Gnosis" (Leipzig, Kröner 1924) angewandt habe. Ausgegangen wird von den wörtlich überlieferten Fragmenten und gesicherten Berichten. An ihnen werden die übrigen Überlieferungen gemessen, als echt anerkannt oder verworfen. Die Ergebnisse aber sind zum Teil andere. Der theologischen Tradition auf diesem Gebiete folgend, mißtraut der Verfasser den langen, oft wörtlichen Auszügen, die Hippolytos in seinem Elenchos (Philosophumena) bringt. So wird die Μεγάλη ἀπόφασις dem Simon Magus abgesprochen, der Bericht des Hippolytos über Basileides, da nicht vereinbar mit der Darstellung bei Irenaeus, verworfen. Bei der Schilderung der Gnosis der Naassener wird die von Reitzenstein herausgearbeitete ältere heidnische Schicht nicht erkannt. So erscheinen gerade die ältesten gnostischen Systeme, in denen sich die vorchristlichen Motive am frischesten erhalten haben, auch hier als sekundäre Gebilde, und die ganze durch die letzten deutschen Forschungen erschlossene Perspektive wird wieder verschoben, so daß wir fast bei der Auffassung anlangen, mit der Hilgenfeld in seiner Ketzergeschichte die moderne Erforschung der Gnosis begann. Der Grund dafür, daß der Verfasser hier fehl greift, liegt in seiner Beschränkung auf den Inhalt der gnostischen Quellen selbst, der hingenommen wird, ohne daß zunächst die Frage aufgeworfen und beantwortet wurde, in welche geistige Atmosphäre die einzelnen Bruchstücke gehören, und was sich aus ihr für das Alter und die Echtheit ergibt; er liegt ferner in der zu oberflächlichen Erfassung des philosophischen Sinnes der Systeme selbst, die es unmöglich macht, den inneren Zusammenhang einzelner wörtlich überlieferter Fragmente mit den Exzerpten und Berichten zu erkennen, so daß häufig große, in ganz originaler Sprache abgefaßte Auszüge nur deshalb als Fälschungen verworfen werden, weil sie mit dem Sinne eines kleinen an anderer Stelle überlieferten Fragmentes nicht übereinzustimmen scheinen. Statt daß man, wie es hier geschieht, einen eigentlichen Valentinos und den der Philosophumena, einen eigentlichen und einen Pseudo-Simon, einen wahren und einen Pseudo-Basileides usw. unterscheidet, sollte man doch wenigstens den Versuch machen, zu einer einheitlichen Auffassung zu kommen. Daß ein solcher Versuch sofort gelingt, wenn man die zu unrecht verdächtigten langen wörtlichen Auszüge bei Hippolytos als die ursprünglichen, die Berichte des Irenaeus, soweit sie nicht von Ptolemaios und Markos handeln, als die abgeleiteten und nach einem durchsichtigen Schema entstellten Quellen betrachtet, habe ich in meinem Buche gezeigt, so daß ich für alles übrige darauf verweisen kann. Trotz der gegen die Behandlung und Wertung der Quellen zu erhebenden Einwände gehört das große Werk auch in seiner zweiten, die wichtigsten inzwischen erschienenen Arbeiten berücksichtigenden Auflage zu dem für die Kenntnis und die weitere Erforschung der Gnosis unentbehrlichen Rüstzeug.

Maspero, Gaston: **Geschichte der Kunst in Ägypten.** Deutsche Übersetzung von A. Rusch. 2. Aufl. mit 574 Abbild. und 4 farb. Tafeln. Stuttgart: Julius Hoffmann 1925. (XVI, 334 S.) kl. 8° = Ars Una Species mille Bd. 4. Bespr. von W. Wolf, Berlin.

Die zweite Auflage stellt einen unveränderten Abdruck der ersten dar, lediglich ergänzt durch einen Nachtrag über den Grabschatz des Königs Tut-anch-amun aus der Feder von G. Steindorff. Sicherlich hat der Verlag recht getan, bei einem Werke, das so sehr den Stempel der Persönlichkeit des verstorbenen Verfassers trägt, auf eine Neubearbeitung zu verzichten. Der Reiz des Buches wäre verloren gegangen, ohne daß etwas Ganzes hätte neu geschaffen werden können. Dagegen scheint es dem Ref. bedauerlich, daß der Verlag sich nicht entschlossen hat, die von Maspero sehr sorgfältig zusammengestellten Literaturangaben, die den Wert des Buches wesentlich erhöhten, ergänzen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft bringen zu lassen. Auf den Ersatz einer Anzahl unzureichender Abbildungen durch neue, nach besseren Vorlagen hergestellte, hat man wohl wegen der schwierigen Wirtschaftslage verzichten müssen. Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß das reizvolle Buch dem deutschen Leser wieder zugänglich geworden ist.

Fränzel, Oberstudiendirektor Dipl.-Ing. K., Direktor der staatlichen preußischen Schiffsingenieurschulen: **Die Cheops-Pyramide** und ihre elementare Lösung mit einem elementar-mathematischen Anhang. Stettin: Leon Saunier 1924. (85 S.) Gr. 8°. Rm. 2.20. Bespr. von L. Borchardt, Kairo.

Verf. leitet erst aus den Maßen einer steinernen Riesenschlange bei Adams City, Ohio, U. S. A., einer Steinkreisanlage in der Nähe von Danzig und einer „verhältnismäßig recht brauchbaren Erdmessung“, die er „bereits im ganz grauen Altertum“ als vorliegend „behauptet“ einige Maße ab, die er „Altmeter“ und „Elle“ nennt, und aus denen „durch π-Spielereien die assyrische Elle, eine große Anzahl altägyptischer Ellen und das alte germanische Maß, das wir heute den „englischen Zoll“ nennen“, hervorgegangen sein sollen. Dann führt er noch ein „gänzlich neues Maß“ ein, das „Chni“, das er als 0,999965 inch aus der von dem oben erwähnten Steinkreise abgeleiteten „Kreiskonstanten 206181,81“ — Anzahl der Bogensekunden des dem Radius gleichen Bogens bei Annahme von $\pi = 22/7$ — errechnet.

Mit diesen Maßen eigner Erfindung rechnet Verf. nun chni-theoretisch einige 30 Oktavseiten lang an so gut wie allen Längen der Cheops-Pyramide herum, wobei dann noch a-E, b-E, c-E und d-E (a-Elle, b-Elle usw.) in die Erscheinung treten, die 20,5 bzw. 20,495, 20,506 20,507 Chni, 20,6162 Chni, 20,742 bzw. 20,8333, und 21 Chni usw. betragen. Das einzige von all diesen Maßen, mit dem in Wirklichkeit die Pyramide beim Bau gemessen worden ist, und das Verf. in den guten Aufnahmen in Perrings Operations aus den Baulinien der alten Werkmeister hätte abgreifen können, ist b-E (20,6182 Chni = 20,6182 · 0,999965 inch = 20,6182 · 0,999965 · 25,4 mm = 0,52368 m), die altägyptische Elle.

Als Anhang sind 55 „elementare Schulaufgaben“ gegeben.

Diese Inhaltsangabe zeigt wohl zur Genüge den Geist, aus dem dieses Buch entstanden ist. Es gehört in die leider seit dem letzten Dammbruch von etwa 1921 bislang noch immer nicht versiegte Flut der Zahlenmystik, π-Theorie usw. an der großen Pyramide von Gise, wenn auch der Verf. so tut, als stehe er über den Verfechtern jener Theorien.

Damit könnte man das Heft zu den übrigen Kuriosen dieser Art stellen, wenn nicht das Amt und das Vorwort des Verf. den Fall verschärfte.

„Vorliegendes Heft ist als Lehrheft (fakultatives) für die staatlichen Schiffsingenieurschulen verfaßt und für Seeleute bestimmt“, sagt der Direktor der staatl. preuß. Schiffsingenieurschulen, der es verfaßt hat. Die jungen Leute sollen sich am Inhalt des Heftes belehren und die Aufgaben des Anhangs womöglich durchrechnen, damit sie, wenn „ihnen an Ort und Stelle fast nur okkulte Schriften in die Hand gedrückt“ werden, dagegen gefeit sind. An Ort und Stelle wird den jungen Leuten nichts in die Hand gedrückt. Jedes deutsche Reisehandbuch, das die jungen Leute meist mithaben und eifrigst studieren, gibt ihnen als „unparteiischer Führer“ die einfachen, nackten, wissenschaftlich begründeten Tatsachen über Maße und Baugeschichte der Pyramide. Mit seinem Heft treibt der Verf. nur den Teufel durch Beelzebub aus. Es ist nur zu wünschen, daß die jungen Schiffsingenieure, die dieses „(fakultative) Lehrheft“ in die Hände bekommen, mehr wissenschaftliche Kritik haben als ihr Direktor.

Junker, Hermann: **Die Kultkammer des Prinzen Kanjnjswt im Wiener Kunsthistorischen Museum.** Wien: Kunsthistorische Sammlungen 1925. (27 S., 12 Abb.) 8°. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Gegen Ende der 1912—4 unternommenen ergebnisreichen Wiener Grabungen bei der Cheops-Pyramide wurde die Kultkammer des Anfang 1913 aufgefundenen und in dem Vorberichte von Junker (Anzeiger Akademie Wien 1913 Nr. 14 S. 13 ff.) geschilderten Grabes des Prinzen Kanjnjswt für das Wiener Kunsthistorische Museum erworben. Infolge der politischen Verhältnisse hat das Denkmal

erst jetzt Aufstellung und gleichzeitig eine anschauliche, anregende, von guten Tafeln begleitete Beschreibung durch den Entdecker gefunden. Der Name des Vaters des Prinzen wird in dem Grabe nicht genannt, doch spricht das Vorkommen der Namen des Snefru und des Cheops, die Lage des Baus im Gräberfeld, der Stil des Ganzen für eine Entstehung der Anlage in der 2. Hälfte der 4. Dynastie. Die schön ausgeführten Reliefs sind ziemlich flach, aber kräftig gearbeitet, die Modellierung der Körper sorgsam, die Innenzeichnung der Hieroglyphen bis in die Einzelheiten durchgeführt.

Die Darstellungen sollen das Grab als ein Haus für die Ewigkeit erscheinen lassen und stellen dementsprechend wesentlich Szenen aus dem täglichen Leben des Toten dar: Den Toten mit Familie und Beamten, den Speisetisch mit den das Mahl darbringenden Priestern und Dienern, das Herbeibringen der Opfergaben, das Schlachten der Rinder, die große Speiseliste, die Fahrt des Toten in einem Segelboote von der Stadt Dep zum Gabenfeld, darunter die in einem geruderten Papyrusboote nach Heliopolis. Beachtenswert ist eine Gruppe von Schreibern, denen zur Aufbewahrung der roten und schwarzen Tusche einmal die übliche Palette, sonst dagegen eine große, flache Muschel (Psammobia coerulescens? Vgl. die Diorit-Nachbildung von Spatha rubens bei Lortet und Gaillard, Faune momifiée II S. 121, 324 f.) dient.

Lindblom, Johannes: **Die literarische Gattung der prophetischen Literatur.** Eine literargeschichtliche Untersuchung zum Alten Testament. Uppsala: A.-B. Lundequistska Bokhandeln 1924. (III, 122 S.) Gr. 8° = Uppsala Universitets Årsskrift 1924, Teologi. 1. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle (Saale).

Mitten in seinem Buche (S. 63) sagt der Verf.: „Ich habe mit dieser Abhandlung erstrebt, die Aufmerksamkeit auf die mittelalterliche Revelationsliteratur zu richten, in dem festen Glauben, daß wir dort für das Verständnis der prophetischen Literatur des Alten Testaments viel zu lernen haben". Dieser „feste Glaube" ist richtig und wichtig, und wer vorher etwa daran gezweifelt haben sollte, den wird die Arbeit des Verf. eines Besseren belehren. So darf man dem Verf. wünschen, daß sein Ziel, die Aufmerksamkeit der Alttestamentler auf die mittelalterliche Revelationsliteratur zu lenken, erreicht werden möge, um so mehr, als seine Thesen im einzelnen der Nachprüfung und der Ergänzung bedürfen.

Nachdem das 1. Kap. (Problem und These) die mit der Feststellung einer besonderen prophetischen Stilform und mit der Abgrenzung der literarischen Einheiten im prophetischen Schrifttum (Reden?, Sprüche?) verbundenen Schwierigkeiten und Unsicherheiten erörtert hat, handelt das 2. Kap. von der mittelalterlichen Revelationsliteratur (Birgitta von Schweden, Mechthild von Magdeburg u. a) und das 3. Kap. von der prophetischen Literatur als Revelationsliteratur. Der entscheidende Gesichtspunkt ist hier dieser: Hier wie dort handelt es sich um literarische Produkte, die eine Schilderung dessen darstellen, was ekstatisch veranlagte Personen im inspirierten Zustande gehört und gesehen, getan und erlebt haben, d. h. um Revelationen. Als Sammlungen solcher Revelationen sind die Schriften der Propheten zu verstehen, nicht etwa als Zusammenstellungen von wirklich gehaltenen Reden bzw. von Exzerpten daraus oder von Sprüchen. Die Revelationen haben den öffentlichen Reden der Propheten als Grundlage gedient, aber sie sind nicht mit ihnen identisch. Betrachtet man die prophetischen Schriften als Sammlungen solcher Revelationen, so wird manche auffallende Erscheinung verständlich: Mysteriöse Stimmen, Wechsel in der Person des Redenden und des Angeredeten, Sprunghaftigkeit und Zusammenhangslosigkeit, plötzlicher Umschlag der Stimmung u. dgl. Das alles kommt in einer und derselben mittelalterlichen Revelation vor, und so muß auch bei den Propheten damit gerechnet werden, daß ein und dieselbe literarische Einheit eine Fülle formeller und inhaltlicher Verschiedenheiten umspannt, während der Versuch, die literarischen Einheiten mit den einzelnen „Gattungen" (Orakel, Scheltrede, Weheruf, Segen, Fluch, Leichenlied usw.) gleichzusetzen, in die Irre geht. Wichtiger für die Erkenntnis der Einheiten ist die genaue Beobachtung von Formeln wie „So spricht Jahwe"; was zwischen solchen Phrasen steht, darf und muß zunächst als literarische Einheit, als eine Revelation begriffen werden. Das 4. Kapitel führt dann die vorher aufgestellten Thesen am Buche Amos durch, indem es dies als eine Sammlung von 15 Revelationen verstehen lehrt. Ein Anhang über die prophetische Orakelformel („So spricht Jahwe") beschließt das Buch.

An beachtenswerten Einzelheiten mag herausgehoben werden: Die Nebeneinanderstellung der nach Birgittas eigenen Worten als Vision empfangenen Regula Salvatoris, der Klosterregel des Birgittiner-Ordens, und der Vision Hesekiels vom neuen Tempel usw. in c 40—48 (S. 28f.); das Verständnis der „Gürtel-Revelation" von Jer. 13 (S. 51f.); die Exegese von Amos 1,2 (S. 69—73 „Es ist nicht das Gericht Gottes, das hier geschildert wird, sondern die Stimme Gottes, und zwar dieselbe Stimme Gottes, die sich in den folgenden Orakeln vernehmen läßt").

Andererseits scheint mir der Verf. den Bogen zu überspannen, wenn er auch die „Konfessionen“ Jeremias, seine Monologe als „revelatorische Monologe“ verstehen will (S. 50). Hier steht ja Jeremia seinem Gott als selbständige Person gegenüber und empfindet sich nicht als sein Instrument. Bedenklich ist auch, daß der Verf. in Kap. 4 die Formel „Ausspruch Jahwes“ einige Male streichen muß, um seine Einteilung des Amos-Buches in 15 Revelationen durchführen zu können, wie überhaupt die Bestimmung der einzelnen Einheiten nicht ohne willkürliche Grenzfestsetzung möglich ist. Schließlich behält — das wird der Verf. aber auch nicht leugnen wollen — das Suchen nach „Gattungen“ in den Schriften der Propheten auch dann ihr Recht, wenn die eigentliche literarische Einheit des prophetischen Schrifttums die Revelation ist. Denn die Revelation umfaßt mannigfache Gattungen, nicht selten solche, die wir nur oder fast nur aus dem prophetischen Schrifttum kennen lernen. Aber darin wird der Verf. wohl recht behalten, daß die Herausschälung der Gattungen noch nicht die Auffindung der literarischen Einheiten in den Prophetenbüchern bedeutet.

Praetorius, Franz: **Die Gedichte des Amos.** Metrische und textkritische Bemerkungen. Halle: Max Niemeyer 1924. (III, 46 S.) gr. 8°. Rm. 3 —. Bespr. von J. Herrmann, Münster i. W.

Praetorius hat schon mehrfach Untersuchungen zu einzelnen Stellen des Amos veröffentlicht (ZAW 1914, 42—44; 1915, 12—26; SBAW 1918, 1248 ff.). Diesmal folgt er dem Texte des ganzen Buches Vers für Vers, auch hier, wie er besonders hervorhebt, fast nur von dem Interesse an der metrischen Form geleitet. Als Ergebnis seiner metrischen Auffassung des Textes bietet er den hebräischen Text in Umschrift so, wie er seiner Meinung nach vorzutragen war, d. h. so, daß er viele Schwas und sonstige Vokale da ganz fortläßt, wo sie nach seinem Gefühl im Gedicht verstummen sollten. Als ein seine Anschauungen gut charakterisierendes Beispiel möge sogleich 1, 3—4 dienen; die Worte stellen sich ihm ohne jede Änderung folgendermaßen als drei Siebenfüßer dar:

3 kō amár yahwḗ: ʿal dammásq w^{e}ʿal árbaʿā́
šlōšā́ fišʿḗ
lō ^{a}šībā̂n — nu, ʿál baḥrūṣót habbarzā̂l
dūšám thaggilʿád,
4 w^{e}šilláḥti éš b^{e}bḗt wak^{e}lā́ arm^{e}nṓt bän
ḥ^{a}za'él, h^{a}dád.

Es ist nun in Dingen der alttestamentlichen Metrik, soweit ich zu sehen vermag, noch immer schlecht streiten; aber ich glaube dessen sicher sein zu dürfen, daß auch anderen Fachgenossen diese metrische Auffassung sich nicht als überzeugend darstellen wird, wahrscheinlich aus denselben Gründen wie mir, vielleicht auch aus anderen. Das Buch Amos bietet freilich eine solche Fülle von textkritischen, literaranalytischen, exegetischen Schwierigkeiten, daß über die metrische Auffassung des Textes vielfach schwer Einhelligkeit der Ansicht zu erzielen sein wird, wenn man bedenkt, wie umstritten sowohl die metrischen Grundsätze sind wie die Art ihrer Anwendung im einzelnen. Jedenfalls müßte hier die metrische Untersuchung m. E. nur in Verbindung mit all den anderen den Text und sein Verständnis betreffenden Fragen geführt werden. Praetorius hat in der vorliegenden Arbeit bewußt davon abgesehen; ob das nach Lage der Dinge wirklich angeht? — Weiter wird die Stellungnahme zu Praetorius' Ergebnissen bestimmt werden durch Fragen der textkritischen Methode überhaupt und der methodischen Verwertung metrischer Erwägungen bei der Textkritik insbesondere. Was damit gemeint ist, mag ein Beispiel veranschaulichen. Zu Am. 2, 13—16 sagt Praetorius: „Die letzte Strophe, V. 13—16, die Strafe verkündend, geht in vier Siebenfüßern. Diese sind aber in V. 13 b β + V. 14 durch vier Dreifüßer durchbrochen worden. Vielleicht Arbeit desselben Mannes, dem wir den Dreifüßer V. 11b verdanken. Diese vier Dreifüßer entstanden zusammen am Rande und sind auch zusammen in den Text überführt worden, noch nicht auf die einzelnen Siebenfüßer verteilt; nur der erste dieser Dreifüßer V. 13 b β ist an die richtige Stelle gekommen . . . die in V. 14 enthaltenen drei Dreifüßer sagen in recht farbloser Weise ungefähr dasselbe, was die drei Siebenfüßer in V. 15—16 viel kraftvoller ausdrücken“. Nach weiterem läßt Pr. die vier Siebener folgen und ordnet ihnen die vier Dreifüßer bei in der Ordnung, wie sie seiner Vermutung nach beizuordnen sind:

13 hinnē anōkī́ meʿī́q̣ taḥtēkā̂m ka^{a}šā̂r taʿīq
hā́ʿ^{a}galā́,
ham^{e}léā láh ʿamī́r.
15 w^{e}tōfés haqqā́št lō yaʿmód; w^{e}qál b^{e}raglā̂u
lō yímmaléṭ.
14 w^{e}abád manṓs miqqál.
15 w^{e}rōkéb hassū́s loĩmalléṭ nafšṓ 16 w^{e}ammī́ṣ
lō yimṣā́ libbṓ
14 w^{e}ḥazáq loĩ'amméṣ kōḥō.
16 baggíbbōrī́m ʿarṓm yanū́s bayyóm hahhū́.
Num yahwḗ.
14 w^{e}gibbṓr loĩmalléṭ nafšṓ.

Mir erscheint diese Aufteilung von V. 14 weder inhaltlich auch nur wahrscheinlich noch metrisch irgendwie überzeugend, vor allem aber eine

solche Behandlung des Textes methodisch nicht angängig. — Im übrigen gebührt den Bemerkungen eines Semitisten, der wie Praetorius sich so eingehend mit der alttestamentlichen Metrik beschäftigt hat, selbstverständlich die sorgfältige Beachtung aller, die sich mit Amos beschäftigen.

Posner, Rabbiner Dr. A.: **Das Buch des Propheten Michah.** Text, Übersetzung und Erklärung nebst ausführlichen Beilagen. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1924. (VIII, 124 u. 16 S.) kl. 8°. Rm. 2.50; geb. 3.25. Bespr. von J. Herrmann, Münster i. Westf.

Der Verf., Rabbiner in Stuttgart, hat dieses Büchlein geschrieben, um in jüdischen Kreisen die Bibel wieder heimisch zu machen, mit der sie nach seinen langjährigen Erfahrungen so wenig noch vertraut sind. Mit einer Prophetenschrift hat er begonnen, weil die Prophetie die jüdische Ethik predigt, wie sie in dem vervollkommneten Reich der Zukunft Eigentum aller Völker werden soll. Es ist einerseits als Handbuch für Kurse gedacht, soll aber anderseits auch der Einzellektüre und dem Einzelstudium dienen. Eingerichtet ist es so, daß Posner zunächst das ganze Buch Micha versweise übersetzt und kommentiert, mit kurzen Zusammenfassungen am Ende der Kapitel. Unter Verwertung dessen, was dabei zu lernen ist, handelt er dann in einer Anzahl Beilagen über Person, Zeitgeschichte, Heilsprophetie, Persönlichkeit des Micha, über die sprachliche Kunst und die chronologische Ansetzung seiner Reden, ihre Anklänge in Deuteronomium und Jesaja und ihre Verwendung im Talmud (der letzte Abschnitt ist auch für den Fachmann wertvoll). Hebräischer Text und kurzes Glossar sind beigegeben.

Auch jeder Nichtjude, der dem Studium des AT mit innerem Anteil gegenübersteht, wird sich über das kleine Buch grundsätzlich freuen wegen seiner Absicht, die Beschäftigung mit dem AT bei den Juden zu beleben, und in seiner Ausführung ist das Buch sympathisch. Daß der Verf. bei seinen Lesern nur geringe Bekanntschaft mit der wissenschaftlichen Forschung voraussetzen kann (vgl. z. B. die Anm. auf S. 1), möge man bei der Beurteilung bedenken. Auf die nichtjüdische wissenschaftliche Literatur Bezug zu nehmen, versagt er sich wohl mit Rücksicht auf den Zweck, und die Leser, für die das Buch bestimmt ist; doch ist sie ihm offenbar nicht unbekannt. Kritik an der Überlieferung, auch Textkritik, kann nicht in Betracht kommen. Es ist aber für uns keineswegs uninteressant, zu sehen, wie der Verf. dennoch mit dem Text auszukommen versucht. Das Buch ist so mit Liebe geschrieben, daß man es gern lesen muß; man wird es aber auch mit Gewinn lesen. Möge es bei denen, für die es bestimmt ist, Nutzen und Segen stiften.

Gunkel, Hermann: **Die Psalmen** übersetzt und erklärt. Lfgn. 1—5. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1925. (je 96 S.) gr. 8° = Göttinger Handkommentar zum Alten Testament, hrsg. v. W. Nowack. II. Abt., 2. Bd., 4. Aufl. je Rm. 3—. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Da die dritte Auflage des von Baethgen bearbeiteten Psalmenkommentars seit etwa zehn Jahren vergriffen war, ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß jetzt endlich eine neue Auflage aus Gunkels Feder erscheinen kann. Aber was G. uns hier schenkt, ist unendlich viel mehr als eine verbesserte und auf den augenblicklichen Stand der Probleme fortgeführte „überarbeitete vierte Auflage"; es ist ein vollständig neues Werk, das in seiner großzügigen Anlage — abgesehen von „Einleitungen" und „Registern" ist es berechnet auf etwa 8 Lieferungen von je 6 Bogen — auch weit über den zur Zeit besten Psalmenkommentar im Sellin'schen Sammelwerke hinausführt. Mit Kittels Arbeit gemeinsam ist ihm die von Staerk angefochtene Anordnung der Psalmen nach dem MT, die gute Lesbarkeit des Textes und der Erklärung (auch für den Nichttheologen), das Verdeutlichen des Rhythmus durch den besonderen Druck (abgesetzte Zeilen und Halbzeilen) und durch Angaben über die Zahl der Hebungen am Rande. Darüber hinaus kommt es dem Herrn Verf. zunächst einmal auf möglichst genaue Wiederherstellung des stark beschädigten Textbestandes an; anzuerkennen ist die eingehende philologische Begründung, die Achtung vor dem vorliegenden Textbestand und die Vorsicht im Konjizieren, die lieber ein Fragezeichen setzt, als daß sie den Text nach subjektivem Geschmack sich zurechtmodelt. Die Übersetzung ist, wie bei G. eigentlich ja auch nicht anders zu erwarten, getreu und in ihrer künstlerischen Vollendung dem Hebräischen kongenial. Die Erklärung ist eine Aufgabe, zu der G. mit seinem feinen ästhetischen Empfinden und seiner Fähigkeit, sich liebevoll und sorgfältig in das Verständnis und die Gedankenwelt einer Dichtung hineinzuversenken, besonders prädestiniert erscheint. Jeder Psalm wird erst einmal auf seine Gattung hin untersucht; damit wird eine gewaltige Vorarbeit geleistet für die leider noch immer nicht geschriebene israelitische Literaturgeschichte. Dann folgt eine genaue Analyse und Gliederung des Inhalts und Erörterung der Probleme. Gedankengehalt, Vergleichungen mit anderen Dichtungen der biblischen und außerbiblischen Religionsgeschichte, Einleitungsfragen werden erörtert; Strophenbildung und Verwertung des Einzelpsalms im NT angemerkt. Die darauf folgende exegetische Erklärung ist im Gegensatz zu Kittels knappen Bemerkungen wesentlich ausführlicher. Verf. hat es mit großem Geschick vermieden, eine



Art Kompendium aller exegetischen Versuche zu geben; vielmehr greift er mit sicherem Blick für das Wesentliche unter Berufung auf die wichtigste Literatur die Hauptfragen heraus und hilft dem Leser durch zahlreiche Parallelstellen zum Vordringen in das Verständnis des Textes.

Eine Auseinandersetzung im einzelnen ist bei der Fülle des verarbeiteten Stoffes und der Fülle neuer Gedanken natürlich in dieser Anzeige unmöglich. Zusammenfassend ist nur zu sagen, daß uns hier eine überaus wertvolle Leistung vorliegt, und daß man mit Spannung warten darf auf die versprochene Auseinandersetzung mit Wutz und auf die „Einleitungen", die nun das ganze Material und die zahlreichen Einzelbeobachtungen zusammenfassend verarbeiten werden. Besonderer Dank gebührt noch dem Verlage, daß er das Werk ebenso wie auch Duhms Jesajakommentar mit deutschen Lettern drucken läßt.

Mowinckel, Sigmund: **Psalmenstudien.** I. Åwän und die individuellen Klagepsalmen. (VI, 181 S.) II. Das Thronbesteigungsfest Jahwäs und der Ursprung der Eschatologie. (XVI, 347 S.) III. Kultprophetie und prophetische Psalmen. (VI, 118 S.) IV. Die technischen Termini in den Psalmenüberschriften. (VI, 52 S.) V. Segen und Fluch in Israels Kult und Psalmendichtung. (VIII, 144 S.) VI. Die Psalmdichter. [Videnskapsselskapets Skrifter. II Hist.-Filos. Klasse 1921, 4. 6. 1922, 1. 2. 1923, 3. 1924, 1.] Oslo: Jacob Dybwad in Kommission. Bespr. von Joh. Hempel, Greifswald.

Niemand kann mehr als der Referent bedauern, daß die Besprechung dieses grundlegenden Werkes erst jetzt erscheinen kann. Schuld daran vermag er sich nicht beizumessen, da ihm das Besprechungsexemplar des VI. Bandes erst Mitte Januar 1926, also zwei Jahre nach Erscheinen, zuging. Eine Anzeige der einzelnen Teile aber erschien ihm untunlich, da sie zu eng ineinandergreifen. Die Verzögerung hat immerhin den Vorteil, daß über Einzelheiten hinweg die großen Linien sich schärfer erfassen lassen, auch inzwischen Gelegenheit gewesen ist, in Einzelforschung und Kollegarbeit die Thesen M.s in Ruhe zu prüfen.

Die geistesgeschichtliche Stellung der „Psalmenstudien" tritt bei genauerem Zusehen deutlich heraus. M. gehört zu jenen Protestanten, die, so sehr sie in der evangelischen Theologie und Bibelkritik wurzeln und so wenig sie etwa daran denken möchten, von dieser „Freiheit eines Christenmenschen" zu lassen, doch in dem protestantischen Kult mit seiner zentralen Stellung und ausschließlichen Herrschaft der Wortverkündigung sich nicht mehr heimisch fühlen. Ein solcher Prozeß mußte eintreten. Je weniger das der Predigt zugrundeliegende Textwort unmittelbar als „Wort Gottes" auch an den einzelnen empfunden wird, das eine Botschaft an ihn hat, desto mehr muß die Sehnsucht einem Kult sich zuwenden, der nicht nur Rede, sondern Tat ist. Mir kommen in diesem Zusammenhang stets Gottfried Kellers Worte in den Sinn, mit denen er in seinen „Leuten von Seldwyla" das Eindringen der Kunst in den reformierten Kult begründet: „Die Gemeinde hatte sich drei Jahrhunderte für stark genug gehalten, allen äußeren Sinnenschmuck zu verschmähen, um das innere geistige Bildwerk der Erlösungsgeschichte um so eifriger anbeten zu können. Jetzt, da auch dieses gefallen vor dem rauhen Wehen der Zeit, mußte der äußere Schmuck wieder herbei, um den Tabernakel des Unbestimmten zieren zu helfen". Im Lichte der Sehnsucht nach einem Kult, der Tat und schöpferisches Handeln ist, sieht M. die Psalmen Israels.

Sie sind Kultlieder im eigentlichen Sinne. Das gilt von den individuellen Klagepsalmen (I). Die פעלי און sind Zauberer, die durch geheime Praktiken den Beter krank und siech gemacht haben. So erklärt sich die enge Nebeneinanderstellung von Krankheit und Feinden in vielen Stücken, so erklärt sich die enge Verwandtschaft mit den entsprechenden babylonischen Liedern, so erklärt sich, daß die Feinde des öfteren „dämonische" Züge tragen. Auf ähnliche Gedanken war schon Ad. Lods (RHR 1918, 276 f.; vgl. jetzt Marti-Festschrift 181 ff.) gekommen, ohne sie ausführlicher darzustellen. Nicht Konventikelfrömmigkeit, sondern Kultus, Reinigung und Befreiung von 'aun tritt uns in den Klagepsalmen (und Dankliedern) entgegen; in den Riten, auf die die Texte anspielen, und dem Orakel, das sie in dem oft recht abrupten Übergang von Klage und Jubel voraussetzen, wird die Art ihrer kultischen Verwendung deutlich. Als die kultische Krankenheilung zurücktrat, wurden diese Lieder auf das leidende Volk bzw. die leidende Stadt umgedeutet.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß M. mit diesen Thesen der Psalmenforschung eine kräftige Anregung gegeben hat; die übliche Datierung, die sie überwiegend in die Spätzeit verlegt, wäre in demselben Augenblick unmöglich, in dem ihre Verwurzelung in so primitiven Vorstellungen sichergestellt wäre. Diese Lieder sind in einen großen religionsgeschichtlichen Zusammenhang hineingebaut, ihrer rein literarisch-ästhetischen Einordnung ist ein für allemal ein verdientes Ende bereitet. Aber das ist die Frage, ob M. sie nun an der richtigen Stelle eingliedert. Er weist selbst darauf hin, daß wir ihre Erhaltung im Psalter nur dem Umstand zu verdanken haben, daß man sie bildlich deutete, ihnen ein anderes Verständnis

unterlegte, als ihnen von Haus aus eignete. Wann ist das geschehen, und in welcher Weise ist die Umdeutung vollzogen? Sicher ist m. E., daß die Redeweise unsrer Klagepsalmen und daß überhaupt die Sitte, derartige Lieder zu singen, in uralt-magischen Vorstellungen des Orients wurzeln. Das hatten wir — trotz der Andeutungen von Lods — übersehen, und das herausgehoben zu haben, ist M.s bleibendes Verdienst. Sind aber diese Lieder auch in Israel noch als Klagen über kaššapu und kaššaptu gesungen worden, oder bedeutet ihr Eindringen in den israelitischen Kult zugleich eine innere Umgestaltung? Zweifellos hat auch der alte Israelit an Hexen und Hexenmeister geglaubt, hat Frauen gekannt, die die schwarze Kunst beherrschten. Die baʿalat ʾōḇ von 1. Sam 28, 7, deren Praktiken H. Schmidt uns kürzlich verstehen gelehrt hat, ist des Zeuge. Wir hören auch von Kämpfen gegen diese Leute, die das Gesetz vorschreibt und die Obrigkeit führt, immer aufs neue führen muß. Aber wir finden merkwürdigerweise dem babyl. nišu u mamit entsprechende Termini überhaupt nicht, das der kaššaptu äquivalente mekaššepāh nur in Ex 22, 17 M.T., also unsrer ältesten Quelle, während alle späteren die „Zauberei" im Zusammenhang mit verbotener Zukunftsschau bringen, und wir hören von einem „Seelenfang" von „Prophetinnen", deren Treiben am ehesten an die babyl. Praktiken erinnert, nur innerhalb der babylonischen Gola, wo also der Fremdeinfluß auf der Hand liegt (Ez 13, 17 ff.). Daß diese Weiber als mitnabbeʾōt bezeichnet werden, verstärkt das eben über die Zusammenhänge von kæšæp und Wissen um das Kommende Gesagte. So scheint der „Zauberer" in Israel Konkurrent des prophetischen Orakels, aber nicht des priesterlichen Anspruchs auf alleinige Beherrschung der „Macht" gewesen zu sein. Gewiß, die „Feinde" benutzen, dem Frommen zu schaden, auch die Waffe des Fluches, aber sie sind nicht „berufsmäßige" Hexenmeister, vielmehr Menschen wie alle anderen Glieder des Volkes auch. Die von ihnen ausgesagten Handlungen sollen, so fleht man, Jahves Rache herausfordern, weil sie gegen den Frommen gerichtet sind, nicht weil sie als solche gegen ein göttliches Gesetz verstoßen. Geht doch auch der „Fromme" mit gleicher Waffe, mit dem Gegenfluch wider sie an, ohne dabei einer Übertretung eines göttlichen Gebotes sich bewußt zu werden! Auch die Handlungen, die von den „Feinden" ausgesagt werden, sind oft genug rein bildlich gemeint, von dem Kriege und der Jagd, speziell der Vogelstellerei, hergenommen, also nicht einmal verblaßte Zauberhandlungen, deren sich nur relativ wenige sicher aufzeigen lassen (Blas-, Pfeil-, Netz-, Bindezauber).

Zu dem gleichen Ergebnis, der Annahme, daß die gemein-orientalische Stilform des magischen Krankenheilungsrituals in Israel in sehr früher Zeit, sicherlich vor der Zeit, in der unsere Psalmen entstanden, ihrer magischen Verwurzelung weithin enthoben war, führen nun zwei andere Beobachtungen. Einmal darf man die Volksklagelieder, die im Aufbau, Wortschatz und innerer Haltung außerordentlich verwandt sind, nicht beiseite lassen. Vielleicht neigt M. bei aller souveränen Beherrschung der Psalmen dazu, die jeweils ins Auge gefaßten Lieder zu stark isoliert anzuschauen. Diese Volksklagelieder aber rechnen durchweg mit gewöhnlichen Menschen als Feinden und menschlichen Waffen, die sie führen; wo die Überwelt im Spiel ist, ist Jahve der „Feind". Für sich allein würde dies Argument nicht ausreichen; man kann sich ihm durch die Erwägung entziehen, daß wider das Volk der Gott, wider den Einzelnen der Dämon oder der dämonische Mensch stünde; aber das andere tritt sofort daneben, daß von jenen im Babyl. so stark ausgebildeten, nach dem Schema „Wie...so" gebauten, magischen Riten der Bannbrechung nichts, und von den gegen die Dämonen gerichteten Zeremonien in Israel kaum etwas erhalten ist (vgl. etwa 1. Sam 16, 23). Die in den Klagepsalmen erwähnten Sühneriten richten sich gegen die eigene Verschuldung, nicht gegen Fremdbann, und sind zudem gutes Teils nur mehr bildlich gemeint. So hat M. m. E. darin recht, daß er die kultische Wurzel der Klagepsalmen im alten Orient überhaupt aufgezeigt und auch das aufgedeckt hat, wie stark der Sprachgebrauch der israelitischen Lieder in diesen Kultzusammenhängen wurzelt, aber darin weiche ich von ihm ab, daß ich in den „Feinden" unsrer Psalmen Hexen und Hexenmeister nicht mehr zu sehen vermag. Der Erweiterung des Begriffs ʾāwæn, die M. jetzt VI, 17 A. 3 vornimmt, vermöchte ich eher beizutreten, doch bleiben mir auch da noch gewisse Bedenken.

Kultisch sind für Mow. sodann (II) die „Thronbesteigungslieder". Kultus ist „schöpferisches Drama", auch der israelitische Neujahrskult am großen Herbstfest mit seiner Jahveprozession, den mimischen Kämpfen gegen die „Feinde" und den dem Jahvismus im Grunde fremden Vegetationsriten. Neuschöpfung der Welt und Neukönigtum Jahves sind die beiden Grundmotive, die das Fest durchziehen. In der Zeit kurz nach David von den Kananäern übernommen, in seinem Kultmythus historisiert (die „Feinde" nicht der „Drache", sondern die

geschichtlichen Feinde Jahves, d. h. Israels, die Neuschöpfung als Erneuerung des Bundes), durch die Verlegung des Jahresanfangs auf das Frühjahr im Exil zerschlagen, bildet dies Fest die Grundlage der israelitischen Eschatologie, deren einzelne Züge in dem Inhalte des Thronbesteigungsfestes aufgezeigt werden. Schafft aber ursprünglich der Neujahrskult die Heilsgaben der Thronbesteigung, Segen, Sieg, Fruchtbarkeit usw. eben als schöpferisches Drama, so läßt mit der Zeit die „ursprüngliche Lebensfrische“, „die Naivität“ in der Auffassung der kultischen Wirklichkeiten im Zusammenhang mit der allgemeinen Änderung der Kultur nach, und damit flauen die religiösen Erlebnisse im Kultus ab. Was die Gegenwart nicht mehr hat, verlegt sie in die Zukunft, ein Wandel, in dem sich die ungemeine Vitalität der israelitischen Religion spiegelt.

Nicht mit Unrecht hat Hoelscher diesen 2. Band der Psalmenstudien „vielleicht die genialste alttestamentliche Arbeit der letzten Jahre“ genannt, vor allem insofern er gezeigt habe, „daß der Ursprung der Eschatologie weder in politisch-nationalen Wünschen noch in bloßen mythologischen Vorstellungen zu suchen ist, sondern im Kern des religiösen Erlebens selbst“ (Die Ursprünge der jüdischen Eschatologie 1925 S. 8 ff.). Auch den Weg vom Erlebnis zur Hoffnung, den M. geht, hält Hoelscher für an sich möglich, möchte aber seinerseits den Ursprung der Eschatologie erst bei Deuterojesaja, nicht, wie M., vor Amos suchen. Dieser Streit steht hier nicht zur Besprechung; es kommt immer wieder auf die Frage hinaus: enthält, was wir bei den Propheten von Zukunftsbildern finden, disjecta membra eines großen, uns zufällig nie in seiner Ganzheit überlieferten Gemäldes, oder haben wir es mit selbständigen Einzelzügen zu tun, die sekundär zu einem Ganzen verwuchsen? Der große Vorzug der These M.s ist, daß er eine ursprüngliche Einheit wirklich verständlich macht, und daß er zugleich das „Eschatologische“ im strengen Sinne erklärt: dieser Jahvetag der Zukunft ist unwiederholbar und unüberbietbar, nicht in der Zeit, sondern nach der Zeit. Wenn ich gleichwohl Bedenken hege, so wurzeln sie einmal in der Tatsache, daß in der prophetischen Zukunftserwartung, sowohl in ihrer Thesis als ihrer Polemik gegen die „Volkseschatologie“, die in den Thronbesteigungspsalmen herrschenden Züge nicht mit der zu erwartenden Deutlichkeit, zudem in wesentlich anderer Akzentsetzung begegnen, und sodann, daß in der älteren Prophetie noch eine so wenig schematische Ausprägung der Zukunftserwartung uns entgegentritt, daß gerade hier, wo von dem noch lebendigen Feste her die Umrisse am schärfsten sichtbar sein müßten, die Ungebundenheit am stärksten ist. Daß aber das Neujahrsfest, das M. zunächst ohne Kenntnis der Zimmernschen Veröffentlichung in SSGW 1918, 5 im wesentlichen richtig erschlossen hatte, einen starken Beitrag zur Eschatologie geliefert hat, ist m. E. von M. sichergestellt; für den israelitischen Kult hat er eine bedeutsame Seite neu entdeckt, den Glauben an das Geschichteschaffende des gottesdienstlichen Dramas.

Kultisch sind drittens für M. jene Psalmen zu verstehen, in denen Jahve selbst redend eingeführt ist (III), die „prophetischen Psalmen“. Neben dem Priester, der das Losorakel handhabt, steht der „Nabi als Kultdiener“, als Institution, wie sie Jer 29, 26 voraussetzen soll. Er hat den Offenbarungsmittler alten Typs, den „Seher“, verdrängt und wird selbst von dem Tempelsänger als dem Tradenten „längst fixierter prophetischer Psalmen“ abgelöst. Hier liegt in der Tat ein wichtiges, bisher nur wenig gesehenes (vgl. Theol. Lit. Bl. 1922, 292) liturgiegeschichtliches Problem. Wann ist die freie Gottesstimme im Kult, durch deren zuvor unbekannten Inhalt der altisraelitische Kult seine Spannung und seine innere Glut erhielt, der Lesung bzw. dem Vortrag festgelegter Texte gewichen und der Kult so mit einer ungleich temperierteren Stimmung erfüllt worden? So führt dieser dritte Band an das Problem der Entstehung einer kultisch-heiligen Schrift heran.

Band IV, eine Besprechung der technischen Termini in den Überschriften, eignet sich nicht für eine kurze Inhaltsangabe. Der Leitgedanke ist die Aufsuchung der kultischen Veranlassung derselben; ganz ohne Gewaltsamkeiten geht es dabei nicht ab. Mit Band V habe ich mich in ZDMG 79, 20 ff. so ausführlich auseinandergesetzt, daß ich wohl darauf verweisen darf. Ich stimme, nur das möchte ich hier wiederholen, darin mit M. völlig überein, daß den Begriffen von „Segen“ und „Fluch“ in den Psalmen wie dem israelitischen Kult eine magische Wurzel eignet, bin aber auch hier der Meinung, daß diese primitiven Anschauungen weiter zurückliegen, stärker sublimiert sind, als das bei M. heraustritt. Mir scheint die starke Übereinstimmung mit griechischen Vorstellungen dafür zu sprechen, daß wir hier vor einem uralten, gemeinorientalischen Residuum stehen, dessen Geschichte bis auf unsre Psalmen reicher gewesen ist, als hier deutlich wird.

Relativ am wenigsten befriedigt hat mich der Schlußband, die Verfassernamen betr., so viel feine Einzelbemerkungen er auch enthält. Echte Verfasserangaben sind: lᵉ'âsâp̄, lᵉ'ēṯân, lᵉḥēmân und liḇnē ḳōraḥ, hingegen nicht lᵉḏâu̯īd

und lišlōmōʰ. Diese sind vielmehr nach Analogie von lᵉʿānī Ps 102, 1 zu deuten: „zum Gebrauch für . . .“. Die „Davidpsalmen“ wollten „für David“ gedichtet sein, wobei zugleich daran gedacht war, daß durch den Gebrauch durch David ein solcher Psalm als „besonders wirkungskräftig, gottwohlgefällig“ erwiesen und damit für den weiteren Gebrauch in ähnlichen Fällen empfohlen sei. Sehr früh ist dieses lᵉ dann als lᵉ auctoris mißverstanden worden; eben darum aber, weil diese Auffassung nichts als ein Mißverständnis ist, ist es grundsätzlich verfehlt, unter den lᵉḏåṷīḏ-Psalmen nach „echten“ zu suchen. Auch die Leichenklagen über Abner und Saul-Jonathan stammen nicht von ihm. Alle Situationsangaben in den Psalmen sind dann erst recht wertlose Spekulationen. In Wahrheit sind unsre Psalmen, deren kultischer Charakter noch einmal stark betont wird, „im Kreise des Tempelpersonals entstanden“. Der stark konstruktive Charakter dieser Ausführungen, insonderheit die Ableitung des lᵉ auctoris bei einem Teil der Psalmen aus einem Mißverständnis, während es bei einem anderen eine echte Verfasserangabe darstellen soll, liegt auf der Hand.

Sicher wird niemand M.s Werk anders als stark bereichert und mannigfach angeregt aus der Hand legen. In den Verhältnissen der Kriegs- und der ersten Nachkriegszeit ist es begründet, daß der Verf. nicht immer bemerkt hat, daß einzelne seiner Gedanken schon vor ihm von anderen ausgesprochen wurden; ich nenne neben Lods etwa Max Weber und Ed. Meyer. Die Anerkennung der selbständigen Kraft, mit der M. ein neues Gesamtbild der Psalmen, ihrer Entstehung und ihres Gebrauches gezeichnet hat, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Daß er auch ohne Kenntnis der von ihm zunächst übersehenen Zimmernschen Neujahrstexte den Verlauf des Neujahrskultes richtig erschlossen hatte, ist wohl der schlagendste Beleg für seine Fähigkeit, den Texten die hinter ihnen liegenden kultischen Realitäten abzuspüren. Vor allem aber ist der deutsche Forscher gehalten, dem Norweger dafür den aufrichtigsten Dank zu sagen, daß er sein großes Werk in unsrer schwersten Zeit in unsrer Sprache und in steter Fühlungnahme mit unsrer deutschen Wissenschaft geschrieben hat. Der Ehrendoktor der Gießener Theologischen Fakultät, der Bd. 5 gewidmet ist, ist Zeichen einer Anerkennung und eines Gefühles der Verbundenheit, das nicht nur die Gießener Fakultät beseelt.

Groot, Pfarrer Dr. Joh. de: **Die Altäre des Salomonischen Tempelhofes.** Eine archäologische Untersuchung. Stuttgart: W. Kohlhammer 1924. (VI, 88 S. m. 9 Abb.) gr. 8° = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament, hrsg. v. Rudolf Kittel, Neue Folge. Heft 6. Rm. 3.60. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

In dieser Abhandlung wird nach einer Einleitung über die Zahl der Altäre, den kleineren und den größeren Altar, die Altäre und das Altargesetz von Ex 20 und über die religiöse Bedeutung der Altäre gehandelt. In einem Anhang folgen Gedanken über die Treppe des Ahas-Altars und die Hörner (scil. an Altären). Es ist sehr viel, bisweilen entlegenes Vergleichungsmaterial aus der vorderasiatischen Welt herbeigetragen. Meist sind die Kombinationen und Schlüsse mit großer Vorsicht gemacht. Natürlich ist angesichts der at.lichen Überlieferung über das fragliche Problem ohne Hypothese gar nicht auszukommen. Trotzdem kann ich mich nicht wohl für vom Verf. überzeugt erklären, daß, worauf es ihm in der Hauptsache ankommt, ursprünglich zwei Altäre im Salomonischen Tempel gestanden haben. Das reiche außerisraelitische Material als specimen eruditionis et diligentiae in allen Ehren, aber was soll das, wenn die atlichen Texte einer nach dem andern exegetisch vergewaltigt werden? — Ich kann hier meine Bedenken nur in aller Kürze vorbringen.

Die Unterscheidung Wieners von offiziellen und Laienaltären wird als „schwache Altartheorie“ in einer Anmerkung kurzerhand beiseite geschoben. Sie aber ist von wesentlicher Bedeutung. Die Altäre, von denen in Ex 20 die Rede ist, sind ad hoc errichtete Laienaltäre, vgl. meine Ausführung in Schriften d. Königsbrg. gelehrt. Gesellschft. I, 6, S. 205 f. — Die Stellen, welche einwandfrei Einen Opferaltar im Jahweheiligtum voraussetzen, kann man doch nicht einfach unterdrücken. — Wie Reg α 8, 64 zu verstehen ist, dazu vgl. a. a. O. S. 206. — Reg β 16, 15 ist לְבַקֵּר nicht mehr mit: das will ich mir überlegen o. dgl. zu übersetzen. Das Wort bedeutet irgendeine am Altar zu vollziehende Kultushandlung. — Reg β 12, 10 bedeutet: zur rechten Hand des in den Tempelbezirk Eintretenden. — Da der eine offizielle Altar an den großen Festen — wenn z. B. „ganz Israel“ zu Silo am Herbstfest zusammenkam — nicht ausreichte, so errichtete sich jede Partei auf geweihtem Boden ihren Privataltar. Demgemäß werden „die Altäre“ in Am 3, 14 neben „dem Hörneraltar“ und vielleicht auch „deine (d. i. die dir errichteten) Altäre“ in Ps 84, 4 zu verstehen sein. Oder woher weiß der Verf., daß mit diesen Pluralen genau zwei Altäre gemeint sind? — Die LXX weichen, was Aussagen über das Salomonische Heiligtum betrifft, wiederholt von MT ab; die Verläßlichkeit ihrer LAA ist mir sehr zweifelhaft. — Ezechiels Tempelbeschreibung glattweg auf den Salomonischen zu deuten, ist doch auch nicht mehr so ohne weiteres zulässig.

Reifenberg, Adolf: **Architektur und Kunstgewerbe im alten Israel.** Wien: R. Löwit 1925. (68 S.) gr. 8°. Rm. 2.50. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Die kleine Schrift bietet eine gute Zusammenstellung von Abbildungen, welche sich auf palästinische Architektur und Kunstgewerbe beziehen, wie beides von der ältesten israelitischen bis in die römische Zeit größtenteils durch die dortigen Ausgrabungen uns bekannt geworden ist. In dieser Zusammenstellung liegt der Wert des Heftchens. Die vorangehende kurze Beschreibung dazu bringt nichts Neues, ist aber nicht frei von einigen Ungenauigkeiten.

Ginzberg, Louis: **The Legends of the Jews.** V. Philadelphia: The Jewish Publication Society of America 1925. (XI, 446 S.) 8°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Ginzbergs großes Werk über die jüdischen Legenden, dessen erster Band vor 16 Jahren hier[1] angezeigt wurde, hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt, indem es zunächst den ungeheuren, in den Quellen zerstreut vorliegenden Stoff übersichtlich geordnet vorlegen und dann denselben religionsgeschichtlich und folkloristisch ausschöpfen wollte. Die erstgenannte Aufgabe war mit dem 1913 erschienenen vierten Bande zu Ende geführt worden, und nun nimmt mit dem vorliegenden, die Noten zu Band I und II (von der Schöpfung bis zum Exodus) umfassenden Bande die Lösung der zweiten Aufgabe einen vielverheißenden Anfang. Doch während die ersten vier Bände auch für genießende Leser geschrieben waren, wendet sich dieser wie die beiden noch weiter in Aussicht genommenen Bände ausschließlich an wissenschaftliche Kreise. Nur wenige werden indessen die ganze Summe von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn zu würdigen wissen, die in diesen so anspruchslos scheinenden Noten niedergelegt ist. Ein kurzes, aber gehaltreiches Geleitwort gibt ein anschauliches Bild von der Bedeutung und den vielseitigen Beziehungen des Gegenstandes. Ginzberg weist zunächst mit Recht darauf hin, daß nicht nur der Reichtum des Materials selbst, sondern auch besonders die Tatsache, daß es aus jüdischen Quellen stammt, von Interesse für vergleichende folkloristische Studien ist. Denn die Juden, die er treffend als *the great disseminators of folk-lore* bezeichnet, stellen häufig das fehlende Glied bei der Wanderung von Legenden aus dem Orient nach dem Okzident und umgekehrt dar. Besonders wichtig ist Ginzbergs Hinweis auf den inhaltlich und formell in die Augen fallenden Konservatismus des jüdischen Volksgeists, den er an der engen Verwandtschaft des haggadischen Schrifttums einerseits mit den Pseudepigraphen andrerseits, mit Philo und weiter mit den Kirchenvätern illustriert. So bieten die zahlreichen Nachweise der Abhängigkeit der Kirchenväter von jüdischen Quellen gleichzeitig auch ein hohes Interesse für die Patristik. Selbst da, wo die Noten für den flüchtigen Betrachter nur Quellenangaben zu bieten scheinen, liegt oft das Resultat tief eindringender Forschung vor, die manchmal die älteste Gestalt einer Legende, manchmal auch die Wanderungen eines Motivs, manchmal auch nur die richtige Erklärung einer dunkeln Stelle oder die Eruierung einer Lesart betrifft. Der sechste Band soll die Noten zu Bd. III—IV bringen und dann der siebente, das Werk abschließende Band neben Exkursen einen Stellenindex und eine vollständige Bibliographie bieten. Hoffen wir, daß dieselben bald erscheinen und so das unübersehbare Material für weitere Forschung bequem zugänglich gemacht wird.

1) XIII 122 ff.

Abraham, Meyer, Rabbin, gradué du séminaire israélite de France, Docteur ès Lettres etc.: **Légendes juives apocryphes sur la vie de Moïse,** La chronique de Moïse, L'ascension de Moïse, La mort de Moïse. Paris: Paul Geuthner 1925. (113 S.) 8°. Fr. 25.— Bespr. von Bruno Violet, Berlin.

Meyer Abraham gibt in diesem Buche drei Texte nebst Einleitung und bibliographischen Mitteilungen, die das Interesse der Fachkenner verdienen. Er selber hält den dritten Traktat für den wertvollsten.

1. Die Chronik Moses ist nach A. eine midraschische Einzelschrift, die sich hauptsächlich auf das sefer hajjāšār stützt, sie erzählt die apokryphe Geschichte Moses von der Geburt bis zum Tode, wobei besonders die Erziehung am Hofe des Pharao, die Feindschaft des Balam, die Gestalt der Zippora hervortreten. Der Text ist in der französischen Übersetzung des Paul Paradis 1539 mit Anmerkungen dargeboten.

2. Die Himmelfahrt (ascension) Moses läßt ihn durch die sieben Himmel und durch die zwei Gärten (Paradiese) der Gehenna und des Eden wandern. Diese Schrift ist nicht zu verwechseln mit der von Clemen in Kautzsch' Pseudepigraphen des A.T. dargebotenen gleichnamigen Schrift, die eine assumptio Mosis ist, eine Aufnahme des gestorbenen M. in den Himmel. Abrahams Traktat geht auf das Buch Henoch (ich glaube, mehr das slavische als das äthiopische) zurück und auf Höllen-Apokalypsen. Die Schilderung der Himmel, durch die Metatron den Mose führt, bietet manches Interessante, z. B. den ersten Himmel mit seinen vielen Fenstern (Öffnungen für das Licht = Sternen?). Die Höllenfahrt enthält charakteristisch jüdische Züge, Strafen für die Sabbatschänder und Verächter der Waisenschüler (25), für die, welche das Geld der Israeliten verbrachten und die mündliche Thora leugneten (26), für die,

welche Israeliten zwangen, verbotenes Fleisch zu essen, und für die Abtrünnigen, die Gottes unaussprechlichen Namen den Heiden verrieten usw. Dieser Text ist aus dem Hebr. mit Benutzung eines jemenitischen MS. von A. ins Französische übersetzt.

3. Der Tod Moses schildert die Ankündigung des Todes und Moses Gedanken in dieser letzten Erdenfrist, sowie seinen Kampf gegen den bösen Engel Samaël, der die Seele entführen will, und die endliche Einholung der Seele durch Gott selber. Hier ist eine besonders eingehende Einleitung mit genauester Untersuchung der Geschichte dieses Traktats, Bezeichnung der Manuskripte, Ausgaben und Übersetzungen, gegeben.

Das Buch bietet dem Legendenforscher viel Material, aber es ist auch für dogmengeschichtliche Forschung interessant zu sehen, daß eine richtige „Mosologie“ bestanden hat, die der Christologie wenig nachgibt. Wieviel Muhammed aus Schriften wie die jemenitische Himmelfahrt Moses aufgenommen, und ob Dante nicht auch aus dieser jüdischen Überlieferung Stoff gewonnen hat, sollte m. E. genau untersucht werden. Alles in allem ein wertvolles und anscheinend gut gearbeitetes Buch.

Die Pessach-Haggadah des Gerschom Kohen 5287/1527. (Monumenta Hebraica et Judaica ediderunt Benzion Katz et Heinrich Löwe Vol. I.) Berlin: Joseph Altmann 1926. (14 S. Text, 77 S. Hebräisch.) 4°. Rm. 15—. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die vorliegende Reproduktion der nur in drei Exemplaren erhaltenen Prager Pessach-Haggadah ist geeignet, weiteren Kreisen ein wenig bekanntes Gebiet der jüdischen Kulturgeschichte zu erschließen. So ablehnend sich im allgemeinen das strenge Judentum früherer Zeiten jeder künstlerischen Betätigung entgegenstellte, hat es doch schon seit dem neunten Jahrhundert die Handschriftenillustration gepflegt und seit Erfindung der Buchdruckerkunst beachtenswerte Leistungen auf dem Gebiet des Buchschmucks und der Buchillustration aufzuweisen. Mit besonderer Vorliebe wurde die Pessach-Haggadah ausgeschmückt, und eine der schönsten Proben davon bietet die hier in natürlicher Größe wiedergegebene Ausgabe. Dieselbe ist zwar nicht, wie es in dem beigegebenen instruktiven Begleittext heißt, der älteste illustrierte Druck der Haggadah[1], aber das kann ihren ästhetischen Wert nicht verringern. Reiches Material über die Illustration hebräischer Handschriften und Drucke bieten die Veröffentlichungen von Julius von Schlosser[1], David Kaufmann[2] und Heinrich Frauberger[3].

1) Vgl. Frauberger in dem nachstehend Anm. 3 verzeichneten Werke S. 91 und A. Marx im „Register“ 1925/26 des Jewish Theological Seminary of America S. 138.

1) (Zusammen mit David Heinrich Müller) Die Haggadah von Sarajevo. Eine spanisch-jüdische Bilderhandschrift des Mittelalters. I. Textband. II. Tafelband. Wien 1898.

2) Zur Geschichte der jüdischen Handschriftenillustration (Anhang zu dem vorgenannten Werke = Ges. Schr. III 173 ff.). — Les cycles d'images du type allemand dans l'illustration ancienne de la Haggada (REJ XXXVIII 74 ff.; deutsch in Ges. Schr. III 229 ff.).

3) Verzierte hebräische Schrift und jüdischer Buchschmuck. Mit 120 Abbildungen. Frankfurt a. M. 1909 (Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler V/VI).

Baer, Fritz: Untersuchungen über Quellen und Komposition des Schebet Jehuda. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1923. (VII, 85 S.) Gr. 8° = Veröffentl. d. Akademie f. d. Wissenschaft d. Judentums. II. Bd. Gm. 2.40; geb. 3.50. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Zu meinem Bedauern kann ich erst sehr verspätet diese wertvolle Untersuchung zur Anzeige bringen. Denn die apologetisch eingestellte Anekdotensammlung, die unter dem Titel „Zuchtrute Judas“ und auf den Namen des Salomo ben Verga (Ende des 15. und Anfang des 16. Jhdts.) überliefert ist, ist ein Stück mittelalterlich-jüdischer Tradition, das längst eine erneute quellenkritische Analyse und Charakteristik des Werkes, seines Autors und seiner Quellen, verdient hatte. Was darüber früher gesagt worden war, bedurfte der Nachprüfung und Ergänzung. Der erste Herausgeber und Übersetzer des Werkes in Deutschland, Oberrabbiner Dr. Wiener in Hannover (1855/56), hat leider den versprochenen 3. Teil (Untersuchungen über den Inhalt des Sch. Jehuda) nicht erscheinen lassen. Graetz und Kayserling genügen nicht. Loeb, der zuerst eine eindringende Quellenkritik versucht hat (Rev. des Études Juives 24, 1ff.), blieb in der Analyse stecken. Hier setzt nun Baer's Untersuchung ein und bringt die Quellenfrage, das Verhältnis des Sch. J. zu den nachweisbaren Quellen und das Problem der Komposition des Buches zum Abschluß. Nach Baer's überzeugender Beweisführung ist der Sch. Jehuda das Werk einer einzigen, geschlossenen Persönlichkeit, die aufgrund verschiedener Quellen diese trotz vielen legendären und typischen Materials wertvolle Sammlung von Zeugnissen über Israels Prüfungen in der Welt angefertigt hat.

Im 1. Kapitel wird das Verhältnis des Sch. J. zu Salomon Usque's Consolaçam ás tribulaçoens de Israel (15. Jhdt.) untersucht (Pastorellenaufstand von 1320 [vgl. Chevalier, Topo-Bibliographie II 2301 und den kurzen Artikel



von Deutsch REPrTh. [3] XIV 760f.], Verfolgungen in Spanien, England und Frankreich, der Schwarze Tod). Das Ergebnis ist: Verga und Usque müssen dieselbe Quelle, die aber nicht der זכרון השמדות des Prophiat Duran (13./14. Jhdt.) gewesen ist, benutzt haben. Das 2. Kapitel untersucht Verga Nr. 40, die Disputation von Tortosa (Wiener S. 68ff.), indem es diesen Bericht mit dem von Halberstamm veröffentlichten Parallelbericht und dem Vaticanischen Protokoll (Cod. Vat. 4069, nach Ehrle Quellen und Forschungen 1906, 580f. von dem Notar Garcias Alvarez de Alarcon verfaßt) konfrontiert und so über Loeb hinausführt: literarische Beziehungen zwischen Verga und dem Parallelbericht sind nicht festzustellen; Verga hat die von ihm benutzte Quelle, den Brief des Bonastruc aus Gerona v. J. 1413, nach seinem Geschmack überarbeitet. Im 3. Kapitel werden Berichte unbekannter Herkunft untersucht: Verga Nr. 10 (Wiener, S. 30ff.), der von Gonzalo Martinez, dem Untergebenen des Joseph b. Ephraim b. Benveniste, versuchte Pogrom v. J. 1339, schon von Graetz nach seinem geschichtlichen Werte richtig erkannt; Nr. 3 und 4 und 9 (Wiener S. 2f. und 29f.), die Verfolgung durch die Perser i. J. 244, die Legende vom Schwert des Ben Tumard v. J. 1112 und der Disput der Juden mit dem Westgotenkönig Sisebut ca. 800 n. Chr. —, Stücke, die teils auf Bearbeitungen von Abraham b. Dawid's Chronik ספר הקבלה (Neubauer, Mediaeval Jewish Chronicles I) zurückgehen werden, teils Erfindungen sind. Über diese Phantasiestücke im Sch. J. handelt Baer ausführlich und mit feinsinniger Kritik in Kapitel V, S. 61ff. Endlich Verga Nr. 34—36 (Wiener S. 64ff.), Nachrichten deutscher Herkunft; vielleicht geht Nr. 36 auf die aus jüdisch-deutschen Texten bekannte sog. Wiener Gezera v. J. 1421 zurück, vgl. Steinschneider Catalogus libr. hebr. Bibl. Bodleianae Nr. 3476. Das folgende Kapitel behandelt das Verhältnis des Sch. J. zu Josippon und Abravanel. Aus Josippon ist viel mehr herüber genommen, als die Zitate im Buche erkennen lassen, vgl. Nr. 1, 2, 7, 12, 32, 64, auch den Brief in Nr. 35 (Wiener, S. 69), der angeblich aus dem Lateinischen übersetzt ist; von Abravanel's Schriften manche geschichtliche Einzelheit, die unser Verf. zur Staffage benutzt, vgl. Baer, S. 58ff. Das vorletzte Kapitel bespricht die Einflüsse eigner Erlebnisse und von Mitteilungen der Zeitgenossen auf die Ausgestaltung des Buches; das letzte führt uns die Persönlichkeit des Autors und die Bedeutung seines Buches in einer kurzen Skizze vor: Salomo b. Verga, vielleicht aus Sevilla stammend, lebte seit 1492 in Portugal, wurde Maranne, entkam 1507 nach Italien (Neapel?) und vollendete hier sein Werk, „innerhalb des christlichen Kulturkreises die erste von einem Juden in hebräischer Sprache verfaßte Schrift über die Judenfrage". —

Es wäre sehr erwünscht, daß sich ein Sachverständiger einmal daran machte, die längst vergessene und veraltete Chrestomatie Zedner's durch eine gute Auswahl historischer Stücke aus der reichen jüdischen Literatur des Mittelalters zu ersetzen. In diesem, dem Studium des Neuhebräischen aufhelfenden Sammelwerke müßte der Schebet Jehuda möglichst reich vertreten sein.

Langer, M. D. Georg: **Die Erotik der Kabbala.** Prag: Verlag Dr. Josef Flesch. [Komm.: L. Staackmann, Leipz.] 1923. (167 S.) 8°. Rm. 5—; geb. 6—. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Wenn Ref. nachträglich noch dieses sonderbare Buch zur Anzeige bringt, so geschieht das eigentlich nur in Rücksicht auf den Verleger, der zu seinem Rechte kommen soll. Das Buch selbst könnte auch unbesprochen bleiben, wenigstens in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wie die OLZ. Zu lernen ist daraus, von geschichtlich-biographischen Einzelheiten abgesehen (z. B. S. 33 ff. 60 ff.), kaum etwas anders als die bedauerliche Tatsache, daß die Psychoanalyse Freud'scher Observanz und H. Blühers Inversionstheorie dem Verf. den Kopf verwirrt haben. Zum Beweis setze ich nur einen Satz her (S. 97): „Wir sehen, daß der Eros der Bote ist, durch welchen uns Gott die Tora noch vor der sinaitischen Offenbarung geschickt hat. Dieses Ergebnis unserer bisherigen Untersuchung entspricht vollkommen sowohl der jüdischen Überlieferung, wie sie uns im Talmud, Midrasch und Sohar erhalten ist, als auch der modernen psychoanalytischen und archäologischen Forschung." Das wäre also so etwas wie die Grundlegung einer psychoanalytisch orientierten Wissenschaft vom Judentum, — ein für die Kulturkrisis unserer Zeit bezeichnendes Gegenstück zu Becks anthroposophisch begründeter Sprachwissenschaft. Wir dürfen uns dann auch nicht wundern, daß der Verf. hellseherische Fähigkeiten hat und diese in den Dienst dieser neuen Wissenschaft stellt. So kann er den tragischen Konflikt zwischen dem mann-weiblichen und mann-männlichen Typ der Erotik von den Tagen des trefflichen Gelehrten Luzzato, der keinen Geschmack am Heiraten hatte, sondern sein Studium und seine Schüler liebte, zurückverfolgen über das talmudische und biblische Zeitalter "bis vor die Sintflut"! Wenn nur die mysteriöse Kunst prähistorischer Tiefenschau nicht so eng verbunden wäre mit prälogischem Denken!

---

1. **Schultheß**, Friedrich: **Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch** hrsg. v. Enno Littmann. Mit Nachträgen von Theodor Nöldeke und dem Herausgeber. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (XVI, 159 S.) gr. 8°. Rm. 9—; geb. 11—.
2. **Stevenson**, Wm. B., D. Litt.: **Grammar of Palestinian Jewish Aramaic.** Oxford: Clarendon Press 1924. (96 S.) kl. 8°. 1 sh. 6 d. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

1. Der Dialekt der palästinischen Melkiten ist die einzige altaramäische Literatursprache, die bisher eine grammatische Darstellung nicht gefunden hatte. Diese Lücke füllt das Buch

von Schultheß aus; Littmann hat sich dadurch, daß er sich der mühevollen Aufgabe der Veröffentlichung des hinterlassenen Manuskripts unterzogen hat, den lebhaftesten Dank nicht nur der Semitisten, sondern auch der Neutestamentler erworben.

In seinem Vorwort spricht Schultheß von dem Plan einer besonders auf den Gebieten der Aussprache und der Syntax tiefer eindringenden, streng wissenschaftlichen Darstellung des Dialekts. Es ist sehr zu beklagen, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist. Denn so sehr wir uns freuen, daß überhaupt Schultheß seine in jahrzehntelangem Studium erarbeitete unvergleichliche Kenntnis des christlich-palästinischen Aramäisch in Form einer Grammatik niedergelegt hat, so störend empfinden wir die Beschränkungen, die ihm bei der Ausarbeitung des vorliegenden Buches durch dessen gegebene Gestalt auferlegt waren. Aus der Vorrede geht hervor, daß der Band von Haus aus für die Porta Linguarum Orientalium bestimmt war; die Anlage folgt ihrem wohlbekannten Plan: Elementargrammatik, fast ohne Stellenangaben, Literaturübersicht, Chrestomathie ohne Mitteilungen über die Textgrundlage, Glossar; es fehlen nur die Paradigmen. Dieser Plan ist entworfen und durchaus bewährt zur ersten Einführung in die orientalischen Hauptsprachen; er ist völlig ungeeignet für eine erstmalige Bearbeitung eines Dialekts, bei dem die Spärlichkeit der erhaltenen Denkmäler, die Unvollkommenheiten und Schwankungen der schriftlichen Wiedergabe und das Fehlen jeder grammatischen Überlieferung es ganz unmöglich machen, das behutsame Abwägen aller Deutungsmöglichkeiten des tunlichst vollständig mit genauen Stellenangaben vorzulegenden Materials zu ersetzen durch das apodiktische und durch ausgewählte Beispiele ohne Stellenangabe erläuterte Regelwerk der Elementargrammatik. Am empfindlichsten stört das Fehlen der Stellenangaben, das schon dem Herrn Herausgeber seine Arbeit außerordentlich erschwert hat; wären sie wenigstens vorhanden, so könnte der Benutzer auf ihnen weiterbauend zu eigenen grammatischen Auffassungen kommen. So ist ihm, wenn er nicht die Arbeit ganz von neuem leisten will, jede Nachprüfung unmöglich gemacht[1], und er kommt über eine große Reihe von Fragezeichen, die er zu Schultheß' Angaben setzen muß, nicht hinaus.

Die meisten dieser Fragezeichen werden, wie auch Littmann in seinem Vorwort andeutet, der von Schultheß vorgenommenen Rekonstruktion der Aussprache gelten. Selbstverständlich war diese in der Tat eine wichtige Aufgabe der grammatischen Darstellung; doch konnte bei dem Fehlen jeder genaueren Vokalbezeichnung und dem „bunten Wechsel in der.. Schreibweise“[1] (S. VIII) von vorn herein nicht zweifelhaft sein, daß diese Aufgabe nur zum kleinen Teil wirklich lösbar ist. So kann es als fraglich erscheinen, ob es sich empfahl, die gewonnenen Vorstellungen von der Aussprache in größerem Umfang in Transkriptionen niederzulegen; daß weithin, besonders in der Syntax, nur die Umschrift dargeboten wird, ist entschieden zu mißbilligen. Alles, was über die Vokalisation und überhaupt die Aussprache gesagt ist, — in erster Linie Gebrauch und Bedeutung der Vokalbuchstaben und der Punkte in den einzelnen Handschriftengruppen, zumal im Verhältnis zu Vokalreduktion und Wortton, — bedarf völliger Neuuntersuchung. Dabei ist ein Hilfsmittel heranzuziehen, das Schultheß zwar gekannt[2], aber anscheinend in seiner Wichtigkeit nicht erkannt hat: das heutige Westaramäisch, der Dialekt von Maʿlūla. Denn wenn dieser auch keineswegs direkt vom christlich-palästinischen Aramäisch der Literatur abstammt, so steht er ihm doch verwandtschaftlich nahe genug, um es vielfach überraschend zu beleuchten. Eine nähere Untersuchung des Verhältnisses beider Dialekte wird die künftige Grammatik des Maʿlūla-Aramäischen vorzunehmen haben, allerdings von dem umgekehrten Gesichtspunkt aus, festzustellen, was unsere Literatursprache zur Aufklärung der Vorgeschichte jenes Volksdialekts beizutragen vermag. Hier nur wenige Beispiele für die Dienste, die der Dialekt von Maʿlūla Schultheß hätte leisten können. Die Tragfähigkeit der handschriftlichen Überlieferung als Grundlage für die Rekonstruktion der Aussprache weit überschätzend glaubte Schultheß, aus der willkürlichen Setzung zahlreicher Rafe-Punkte in jüngeren Handschriften auf völlige Aufgabe der Konsonantenverdoppelung, bis zur Spirierung ehemals verdoppelter Begadkefat (S. 16), aus gewissen lautlichen Merkmalen auf Abschwächung der Laryngalartikulation (S. 19) schließen zu dürfen. Der Dialekt von Maʿlūla hätte ihn zur Vorsicht mahnen können, denn er besitzt

1) So weit nicht Schultheß' Lexikon die Belege aufzufinden erlaubt; allerdings verzeichnet es den seit 1903 hinzugekommenen nicht unbeträchtlichen Stoff noch nicht.

1) Der übrigens bei Schultheß bisweilen schlimmer aussieht, als er tatsächlich ist. S. 7 § 10,2 z. B. wird angegeben, daß die langen Vokale im Inlaut plene oder defektiv geschrieben würden. In Wirklichkeit aber überwiegt, wie zum Teil aus den anschließenden Einzelangaben selbst hervorgeht, bei inlautendem $\bar{a}$ die Defektiv-, sonst die Pleneschreibung ganz erheblich, und die Abweichungen sind im allgemeinen auf gewisse Gruppen von Fällen beschränkt.

2) Er nennt S. 100 die Arbeit von Parisot, nicht allerdings die weit wichtigeren schon 1915 erschienenen Prym-Socin'schen und sonstigen Texte.



die Gemination und (im allgemeinen) die explosive Aussprache der verdoppelten Begadkefat, und er hat, obgleich er jene lautlichen Erscheinungen teilt, wohl erhaltene Laryngale. Maʿl. Mask. *ḥrēna* gegenüber Fem. *ḥrīṯa* konnte vor Gleichsetzung des Vokals der beiden ch.-p. Formen (S. 34 unten) warnen, maʿl. *berča* für *barṯā* oder besser *bartā* gegen *bᵉrāṯā* (S. 43 Z. 23) in die Wage fallen, maʿl. *ešna* gegen die Aussprache *šennā* (S. 44 Z. 10) entscheiden, maʿl.-*ōi* -*ōje* zu anderer Beurteilung der entsprechenden ch.-p. Bildungen (S. 50 Z. 25 f.) führen, maʿl. *qarrīpča* für *qarrībtēḵ* (S. 51 Z. 3), maʿl. *ḥammeš* für dieselbe Aussprache ch.-p. (S. 51 Z. 15), maʿl. *ṯmōn* für *tᵉmānē* (S. 51 Z. 20) sprechen, maʿl. *app* vor der kategorischen Ablehnung eines ch.-p. *aḇ* (S. 76 Z. 18) schützen können[1]; vor allem aber hätte das Studium der neu-westaramäischen Aussprache gezeigt, daß mit Schwankungen der Aussprache in ganz wesentlich höherem Maße zu rechnen ist, als das Schultheß tut.

Auch über die Behandlung der Aussprache hinaus ließen sich mancherlei Einwände machen: gegen Schultheß' syntaktische Deutungsweise; gegen seine Terminologie, die mit Ausdrücken wie „Gleitlaut" „Ablaut" „Mischung" „Kontamination" etwas unvorsichtig umgeht; und gegen seine Gesamteinstellung, der es gelegentlich an geschichtlichem Bewußtsein fehlt[2], vor allem darin, daß er bei seinen sprachgeschichtlichen Erklärungen nicht ein für alle Mal von der aramäischen Spracheinheit[3] ausgeht, sondern von Fall zu Fall sehr verschieden weit zurück, oft im Ursemitischen liegende Ansatzpunkte wählt: er hat verkannt, daß die Aufgabe der grammatischen Darstellung eines so schlecht bekannten Dialekts nicht Ableitung gemein-aramäischer Formen aus ursemitischen, sondern nur Ableitung der Dialektformen aus den bekannten gemein-aramäischen sein kann.

Alle diese Bedenken ändern natürlich nichts daran, daß Schultheß' Grammatik ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellt, das wahrscheinlich auf lange hinaus unersetzt bleiben wird. Der Wert der Literaturübersicht (54 Nummern) und die Nützlichkeit der reichen Textauswahl (26 Seiten) und des Glossars als erste Einführung in die christlich-palästinische Sprache und Literatur werden durch diese Bedenken ohnehin nicht berührt. Die Chrestomathie enthält Stücke aus dem Evangeliar und dem Lektionar (darunter den ganzen Jona), die Legenden des Steinmetzen Eulogios und der 40 Märtyrer vom Sinai, eine erbauliche Betrachtung über Mönchstugenden (vor allem die Keuschheit), Proben aus Kyrill von Jerusalem und Ephraem und Stücke zweier sonst unbekannter Predigten.

Eine große Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen von Einzelheiten enthalten bereits die Bemerkungen von Nöldeke und Littmann; einige weitere seien hier zusammengestellt, unter Ausschluß von allem auf Aussprache und Transkription oder auf prinzipielle Fragen Bezüglichen. S. 10 Z. 3 ff. Offenbar ist ܐ als einheitliches Vokalzeichen für *ē* (*ĕ*) gemeint. Z. 20 „phonetischen Schreibung" l. „Konsonantenschreibung". S. 22 Z. 16. Die Wiedergabe des σ von Μισαηλ durch ܙ ist kaum durch Assimilation erklärbar. S. 32 Z. 22. 26 füge hinzu die Schreibungen ܐܠܗ (z. B. S. 125 Z. 17), ܐܠܗܘܢ (z. B. S. 110 Z. 5). S. 35 Z. 13 füge hinzu die Schreibung [Syriac] (z. B. S. 107 Z. 3, 110 Z. 5). S. 42 Z. 34 ff. Die Gemination in *'abbā* usw. stammt kaum aus *'emmā*, sondern aus dem interjektionalen Charakter des Wortes (vgl. auch die Bemerkungen von Nöldeke und Littmann S. 156 zu S. 81 § 156, 3); dafür spricht auch die nicht seltene Schreibung mit [Syriac], die mir als Wiedergabe von ursprünglichem *b* sonst wohl nicht begegnet ist (allgemeiner Schulthess § 7, 3). S. 49 Z. 9 Die Endung von [Syriac] = σύνδομοι ist wohl, wie oft, einfach Wiedergabe des -οι (also -*īn*, nicht -*āīn*). S. 50 Z. 20 ff. wären vielleicht auch Schreibungen wie [Syriac] und [Syriac] (beides z. B. S. 113 Z. 5) zu erwähnen. S. 57 § 132, 2. Die Aufzählung ist nicht ganz vollständig. Zu [Syriac] „solange, während" Z. 22 — genauer „während, solange noch" — wäre auf die auffällig an hebr. עוד erinnernde Konstruktion — mit Nominalsatz, meist dem Hauptsatz vorangehend — hinzuweisen (z. B. S. 105 Z. 30, 107 Z. 1, 113 Z. 4, 120 Z. 3, 126 Z. 7, 128 Z. 19. 23). S. 58 Z. 16: auch [Syriac] ohne ܠ (z. B. S. 105 Z. 33). S. 62 Z. 33 ff. wären auch Schreibungen wie [Syriac] (z. B. S. 127 Z. 21) anzuführen. S. 71 Z. 1 [Syriac] steht ganz für sich. S. 93 Z. 31 „die Ausführung" l. „der Inhalt". S. 95 Z. 4 ff. Unter den Korrelativkonstruktionen sollten auch solche wie [Syriac] „je mehr er ihm gab, desto mehr verarmte er" (S. 124 Z. 23) genannt werden. Z. 9. Die Umschreibung des Fragepronomens durch ܕ [Syriac] gehört

---

1) Auch zu einer Bemerkung von Littmann kann der Dialekt von Maʿlūla angezogen werden: S. 152 zu S. 44 § 85 r lehnt Littmann die Differenzierung *pemmā*: *pim(m)ᵉmōi* ab, es spricht aber für sie der entsprechende Wechsel maʿl. *qerša* (betont): *qiršō* (unbetont) u. o.

2) Ein auffälliger, zweimal wiederkehrender Irrtum in dieser Richtung scheint zu sein S. 33 Z. 16 f. „nach Analogie von samaritanisch . ." und S. 40 Z. 18 f. „dem synonymen ja. . . angeglichen". Wenn die betreffenden Muster samaritanisch bzw. jüdisch-aramäisch, also nicht christlich-palästinisch sind, ist nicht abzusehen, wie eine christlich-palästinische Form an sie angeglichen worden sein soll. Oder will Schultheß die Muster auch für das Christlich-Palästinische bzw. den ihm zu grunde liegenden Volksdialekt reklamieren, oder aber die Angleichung in eine Periode anderer Dialektverteilung verlegen? Dann hätte er sich aber anders ausdrücken müssen.

3) Nur wo etwa die Formen der verschiedenen aramäischen Dialekte nicht aufeinander zurückführbar sein, also Nachwirkungen vor-aramäischer Dialektspaltung vorliegen sollten, wäre das Zurückgehen über die aramäische Spracheinheit hinaus begründet gewesen.

nicht hierher. S. 97 Z. 15f. verdiente auch ܚܙܐ mit verbaler Apposition (Imperf. z. B. S. 114 Z. 13, Part. z. B. S. 125 Z. 9) Erwähnung. — Das Glossar ist vielfach knapper als erwünscht. Bei dem Schwanken der Orthographie und der Wichtigkeit der Schreibungen für die Feststellung der Aussprache wäre bei jedem Wort die Anführung sämtlicher Varianten, auch derer, die in Grammatik und Texten nicht vorkommen, empfehlenswert; auf jeden Fall aber sollten die in den Texten vorkommenden, wenigstens so weit sie auch in den jeweils angeführten Grammatikparagraphen nicht erwähnt werden, angeführt sein. Also Sp. 129b ܐܡܪܝܢ (S. 125 Z. 11), Sp. 130a ܐܣܩܪܐ (S. 116 Z. 3), ܐܠܗܐ (S. 121 Z. 21) und ܐܠܦܐ (S. 121 Z. 30), ܐܪܟܢܘܗܝ (S. 108 Z. 22), Sp. 131a ܒܥܝܢ (S. 106 Z. 35), Sp. 131b ܒܗܘܬܐ (S. 110 Z. 8), Sp. 134a ܚܫܒܘܢܐ (S. 110 Z. 19), Sp. 134b ܚܫܠܘܢ (S. 107 Z. 17), Sp. 135a ܛܠܫܗ (S. 127 Z. 16), ܟܠܟܘܢ (S. 127 Z. 19), Sp. 135b ܠܒܘܫܢ (S. 126 Z. 4), Sp. 136b ܡܟܠܬܗܘܢ (S. 110 Z. 27), ܡܠܟܘܣ (S. 117 Z. 27), Sp. 137b ܢܫܡܬܐ (S. 109 Z. 5), Sp. 138b ܣܒܠܬܗ (S. 108 Z. 31), Sp. 139a ܥܡܛܢܐ (S. 115 Z. 26, vgl. S. 127 Z. 17. 29), Sp. 140a ܦܚܠܬܐ (S. 112 Z. 10), Sp. 141a ܟܠܝܠܐ (S. 106 Z. 21), Sp. 141b ܩܘܛܪ (S. 128 Z. 3), Sp. 142a ܦܪܝܫܘܬܐ (S. 122 Z. 28), Sp. 142b ܩܪܝܢ (S. 109 Z. 22), Sp. 143b ܩܪܝܢܐ (S. 125 Z. 3), ܩܡܨܐ (S. 108 Z. 34) und ܩܡܨܝܐ (S. 109 Z. 1), Sp. 145b ܫܠܟܘܣ (S. 128 Z. 32), Sp. 146a ܬܫܒܘܚܢ (S. 116 Z. 1), ܐܬܚܩܢ (S. 106 Z. 35). Folgende in der Chrestomathie vorkommende Worte fehlen, so viel ich sehe, ganz: Sp. 135b ܗܘܪܝܢ (Plur.) ὡραῖοι (S. 110 Z. 21), Sp. 141a ܟܠܟܠܬܐ πρᾳεῖς (S. 106 Z. 13), ܥܢܢܐ „Wolken“ (S. 128 Z. 20). Anderwärts sind die Bedeutungsangaben unvollständig: Sp. 133a ܗܘܝܢ ܕ (S. 108 Z. 4) oder ܗܘܝܢ ܡܐ ܕ (Z. 3) auch „wie“, Sp. 134a der Plur. ܣܡܠܟܘܢ auch „Wunder“ (S. 109 Z. 34), Sp. 136a ܡܢ ܥܘܠܡ usw. mit Negation οὐδέποτε (S. 113 Z. 14), Sp. 142a ܦܪܝܫܘܬܐ auch „Zügellosigkeit“ (besonders im Reden) (S. 122 Z. 28), Sp. 143a ܩܕܡܝܢ auch πρῶτον (S. 106 Z. 35); dazu einige Fälle, in denen wenigstens die Grammatik die fehlende Bedeutung nennt: Sp. 131a ܒܓܠܠ ܕ auch γάρ (S. 111 Z. 4) (Grammatik „weil“), Sp. 138a ܟܡܕܠܟܘܢ ܕ auch „so daß“ (S. 109 Z. 30), Sp. 138b ܡܢ ܕ auch „nachdem“ (S. 117 Z. 23), Sp. 140b ܥܠ auch „solange“ (s. o.). — Von den nicht zahlreichen stehen gebliebenen Druckfehlern, die mir aufgefallen sind, nenne ich nur einige, deren Verbesserung nicht selbstverständlich ist: S. 42 Z. 12 ܘ l. ܘ, S. 66 Z. 23 ja l. ja., S. 103 Z. 24 ܐܬܒܠܬܐܬ, S. 105 Z. 19 ܐܘܪܝܢ, S. 108 Z. 35 ܐܬܡܪ l. ܐܬܡܪܬ?, S. 110 Z. 26 ܠܟܘ l. ܦܐ? Ein kleiner Schönheitsfehler ist die häufige Verwendung von ܠܐ für die Ligatur ܦ.

2. Während Schultheß' Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch eine Pionierleistung ist, ein erster Vorstoß in noch unerforschtes Gebiet, stellt sich die Behandlung der nahe verwandten jüdisch-palästinischen Dialekte durch Stevenson als einer der praktischen, handlichen und übersichtlichen englischen Leitfäden (*textbooks*) dar, die, ohne die Forschung wesentlich zu fördern, doch um Verbreitung und Zugänglichmachung ihrer Ergebnisse entschiedene Verdienste haben. Durchweg auf Dalman's grundlegender Grammatik des jüdisch-palästinischen Aramäisch fußend, aber auch die einschlägigen Angaben in Kahle's Masoreten des Ostens berücksichtigend stellt Stevenson die beiden Hauptdialekte, den der älteren Targume einerseits und den des Talmud Jeruschalmi und der Midrasche andrerseits, neben einander dar; als Ergänzung und historischen Hintergrund fügt er das Biblisch-Aramäische hinzu, leider unter Ausschluß des eng zugehörigen sonstigen Altaramäischen. Die Darstellungsform wechselt je nach dem Grad der Verschiedenheit der drei Dialekte geschickt zwischen einheitlicher Behandlung unter Hinweis auf einzelne Abweichungen und völlig getrennter Behandlung in besonderen Paradigmen und Paragraphen.

Über Dalman hinausgehend berücksichtigt Stevenson auch erhebliche Teile der Syntax, wodurch das kleine Buch selbständigen wissenschaftlichen Wert gewinnt. Auf insgesamt etwa 15 von den 87 Textseiten (den Rest füllen Paradigmen) bespricht Stevenson knapp den Gebrauch der Pronomina (darunter kurz auch konjunktionale Verwendung von ד), der status des Nomens, des Hilfsverbs איה (ליה) und vor allem der Verbalformen. Seine Angaben sind im wesentlichen durchaus treffend, wenn auch etwa in der Tempuslehre das Haften an überkommenen Bedeutungskategorien ein tieferes Eindringen und ein schärferes Erfassen der charakteristischen Gebrauchstypen verhindert hat. Belege werden reichlich gegeben, meist nur in der Form von Stellennachweisen; für den talmudisch-midraschischen Dialekt sind sie in durchaus zweckmäßiger Weise Dalman's Aramäischen Dialektproben entnommen.

Druckfehler und Versehen sind mir wenige aufgefallen; störend sind gelegentliche unberechtigte Dagesch in anlautender Begadkefat nach auslautendem Vokal, wie יומא דין S. 19 Z. 16. Ein vereinzeltes Mißverständnis ist אריסי טב (Dialektproben S. 24 2. Abschn. Z. 13) S. 23 letzte Zeile als Beispiel für Adjektiv im stat. abs. neben determiniertem Substantiv; das טב gehört in Wirklichkeit zum Folgenden: „geht deine Arbeit gut?“

Das Buch ist also zur Einführung und als bequeme Übersicht sehr zu empfehlen.

1. **Enzyklopaedie des Islam.** Geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der mohammedanischen Völker. Im Verein mit hervorragenden Orientalisten herausgegeben von M. Th. Houtsma, A. J. Wensinck, A. Schaade, T. W. Arnold und H. Basset. Lieferung 30 (Kano-Ḳārūn). Lieferung B (S. 65—128) (Ṣāḥib Ḳirān-Sām Mirza). Leiden: E. J. Brill und Leipzig: Otto Harrassowitz 1925.
2. **Desgl.** Lfg. C. Sām Mirza-Sarèkat Islam. Leiden: E. J. Brill u. Leipzig: Otto Harrassowitz 1925. (S. 129—176.) 4°. Lfg. 31: Kārūn-Ḳazān (S. 833—896). Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

1. Mit erfreulicher Beschleunigung nähert sich der zweite Band (Lieferung 30) seinem Ende und schreitet der vierte Band (Lieferung B) fort. Beide Lieferungen enthalten wieder neben zahlreichen kürzeren auch eine Reihe ausführlicher Artikel von denen „Karmaṭen“ von Massignon und „Ṣalāt“ von Wensinck hervorgehoben seien; der letztere verwertet, wie manche andere Artikel auch bereits das in Wensincks Index traditionum gesammelte Material. Zu Margoliouth' Artikel über die Karāmiya ist noch nachzutragen, daß auch die Ġoriden bis in die Frühzeit des Ġijāṯ ad-dīn (558 H) sich zu dieser Lehre bekannt hatten (Ṭabaqāt i Nāṣiri 77), und daß ein angesehener Vertreter der Richtung damals Professor an der Madrasa zu Afšīn in Ġarġistān war. Wir besitzen also Zeugnisse für ihre Verbreitung in den östlichen Gebieten bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts.

2. Von den größeren Artikeln dieses Heftes verdienen besondere Hervorhebung „Samaritaner“ (dazu noch ein besonders paginierter Anhang „Die Literatur der Samaritaner“) von M. Gaster, „Sarazenen“ von J. H. Mordtmann und „Sarèkat Islam“ (noch nicht vollendet). Auch wer die samaritanischen Einflüsse auf den Islam nicht so hoch einschätzen kann wie Gaster, wird seinen Mitteilungen manche Belehrung entnehmen. Bemerkenswert ist z. B. die Abkürzungsmethode der samaritanischen Schreiber (S. 136b), vor allem auch im Hinblick auf die Buchstabenzusammensetzungen am Anfang vieler Suren; G. erklärt sie, ohne die Arbeiten Bauers und Goossens' zu kennen, im wesentlichen so wie diese. S. 149a ist Bilgrāmi für Balgrāmi zu lesen.

Gauthier, Prof. Leon: **Introduction à l'étude de la philosophie musulmane.** L'esprit sémitique et l'esprit aryen. La philosophie Grecque et la religion de l'Islam. Paris: Ernest Leroux 1923. (III, 135 S.) Gr. 8° = Collection de la Revue du monde musulman. Bespr. von H. S. Nyberg, Uppsala.

Diesem Buche liegt der ganz richtige Gedanke zugrunde, daß eine Gedankenwelt nur aus ihren historischen, psychologischen und soziologischen Bedingungen wirklich verstanden werden kann. Da dem Verf. die islamische Philosophie das Ergebnis des Zusammenpralles griechischen Denkens mit islamischer Religion ist, so ergibt sich für ihn die Aufgabe, die entscheidenden psychologischen Merkmale der beiden sich begegnenden Welten aufzudecken, um sie gegeneinander abzugrenzen. Im großen und ganzen geht er dabei von Renan aus. Wie er, findet auch Gauthier im Monotheismus Muhammeds den treuesten Ausdruck eines „semitischen“ Geistes, der am reinsten im Arabertum ausgeprägt sei, während ihm die griechische Philosophie als ein ebenso treuer Ausdruck eines „arischen“ Geistes gilt. Geist ist ihm gleichbedeutend mit Rasse, die er freilich nicht in biologischer, sondern ausschließlich in psychologischer und soziologischer Bedeutung aufgefaßt haben will und als die Summe der Gefühle, Gedanken, Glaubenssätze und Neigungen, die sich innerhalb eines bestimmten Kulturkreises konstant feststellen lassen, definiert (S. 9). Nach einer eingehenden, sich auf alle Gebiete des Lebens beziehenden Analyse des arabischen Geistes kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß dem Semitismus ein esprit séparatiste eigentümlich sei, eine im Glauben und Denken, im Essen und Sich-Kleiden, in der Kunst und in der Sprache zutage tretende Neigung, Gegensätze getrennt zu lassen und unvermittelt aneinander zu reihen. Im Gegensatz dazu sei der „arische“ Geist fusionniste, sei überall bestrebt, die Gegensätze durch Einschiebung von Zwischengliedern zu beseitigen, zu überbrücken und zu versöhnen (S. 66—67). So bestechend und geistreich eine solche Konstruktion auch erscheinen mag, so ist doch Verf. der bei solchen allgemeinen Formeln immer drohenden Gefahr nicht entgangen, ganz Ungleichwertiges unter einen Hut zu bringen. Schon die Tatsache, daß das Material seiner Beobachtungen größtenteils aus Tunis genommen ist, ist bedenklich; weiß doch ein jeder, daß der reine „Semitismus“, der im Islam vorliegt, nicht nur Einfluß übt, sondern auch selbst beeinflußt wird und sich fast nie rein auswirkt, ganz besonders nicht auf dem Gebiete des täglichen Lebens. Übrigens sind durchaus nicht alle Erscheinungen des Lebens Ausflüsse eines schöpferischen Geistes; schon längst versteinerte Gewohnheiten spielen eine ungeheure Rolle, und solche lagen gewiß fertig vor, lange bevor die Araber das Land betraten. Gewiß ist der Abstand zwischen europäischem und orientalischem Alltagsleben gewaltig, aber das rührt nicht so sehr vom Geiste, als vielmehr von Verschiedenheit der Kulturstufen her. Könnten wir das tägliche Leben des Volkes in der Antike näher, so würde wahrscheinlich dem Verf. der Unterschied zwischen „Semitismus“ und „Ariertum“ weit geringer erscheinen; und ein Festmahl bei

einem schwedischen Bauern alten Stiles würde dem parisisch erzogenen Franzosen gleich große Überraschungen bieten wie die tunesische Küche. Besonders unglücklich ist die Konstruktion auf dem sprachlichen Gebiete; hier muß entschieden Front gemacht werden, selbst auf die Gefahr hin, mit gewissen Modetheorien des Tages in Widerspruch zu geraten. Die semitischen Sprachen sollen den esprit séparatiste dadurch zeigen, daß sie sehr harte Laute (ḥ ḫ ' q ṣ ṭ) dicht neben „verweichlichten" (z, ḏ, ṯ, vom Verf. unrichtig als dḏ, tṯ charakterisiert) bestehen lassen — ist dann der Verf. auch bereit, z. B. den kaukasischen Völkern einen esprit séparatiste zuzuschreiben? Die Natur der semitischen Vokale ist zwar auffallend, aber für völkerpsychologische Zwecke nicht zu verwerten; übrigens ist es unrichtig zu behaupten, es gebe deren nur a, i, u. Auf dem syntaktischen Gebiete figuriert natürlich die falsche Gegenüberstellung der angeblichen Parataxe des Arabischen und der angeblichen Hypotaxe der „arischen" Sprachen. In der griechischen und römischen Rhetorenschule wurde gewiß die Unterordnung sehr weit getrieben, und unsere modernen Sprachen tragen leider Gottes allzu viele Spuren dieser Unart, aber das Altgermanische oder die iranischen Sprachen unterscheiden sich in nichts von der Stufe des literarischen Arabisch, das wahrlich Mittel genug zur Unterordnung besitzt und auch gebraucht. Die ursprüngliche Natur des *wāu al-ḥāl* ändert nichts an der Tatsache, daß es von den Arabisch Sprechenden als unterordnend empfunden wird; wie im Arabischen, so sind auch in den indogermanischen Sprachen die meisten Partikeln ursprüngliche Adverbien oder Nomina, die auf einer sehr jungen Stufe unterordnend geworden sind. Das Fehlen der Kopula im Nominalsatz war ursprünglich für das Idg. ebenso charakteristisch wie für das Sem., und noch das Pehlewi bewahrt diesen Zug ziemlich treu. Diese ganze heutzutage sehr beliebte Art, semitische Sprachen psychologisch zu deuten, ruht auf unzulänglicher Kenntnis des Sprachlebens und kann nur zu Trugschlüssen führen; von dieser Kritik wird aber nicht nur der Verf. betroffen.

Auf den höheren geistigen Gebieten ist der Gesichtspunkt des Verf. unleugbar fruchtbarer; das 2. Kapitel über die Entwicklung der griechischen Philosophie gibt sehr interessante Ausblicke, und auch das 3. Kapitel über den Gottesbegriff Muhammeds und die Hauptprobleme der islamischen Theologie liest man gern, wenn auch hier nichts wesentlich Neues vorgebracht wird. Einzelne Behauptungen sind zu beanstanden: *ǵinnī* ist nicht das französische *génie* (S. 102 Fußn. 3), und die Muʿtazila ist nicht liberal zu nennen (S. 115); sie ist vielmehr eine streng apologetische Richtung. Zum Schluß summiert Verf. die Differenzpunkte zwischen der griechischen Philosophie und der islamischen Theologie und gibt eine klare und übersichtliche Analyse der kleinen Schrift des Averroes *Faṣl al-maqāl fīmā baina l-ḥikma wa-l-šarīʿa min al-ittiṣāl* (gedruckt im Sammelband *Kitāb falsafat Ibn Rušd* Kairo 1328) und seines Versuches, Religion und Philosophie mit einander auszusöhnen. S. 126: *al-qiyās al-ḫiṭābī* ist natürlich nicht „arguments oratoires", sondern eine Beweisführung, die sich auf die Offenbarung in ganz äußerlichem Sinne gründet, auf das *ḫiṭāb Allāh al-mutaʿalliq bi'afʿāl al-ʿibād*, was die gewöhnliche Schuldefinition des *ḥukm al-šarʿī* ist.

Das Buch ist laut der Vorrede schon in den Jahren 1908—1909 entstanden und trägt darum der letzten Entwicklung der Islamforschung keine Rechnung. Es ist aber wegen des energisch vorgenommenen Versuchs einer Rassenanalyse interessant, und unzweifelhaft arbeitet es mit Ideen, die in der neuesten Phase der französischen Islamforschung maßgebend gewesen sind.

Bertholet, Alfred: **Die gegenwärtige Gestalt des Islams.** Tübingen: J. C. B. Mohr 1926. (39 S.) gr. 8° = Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, Heft 118. Rm. 1.20. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Diese Zusammenstellung aus den Werken der europäischen Forschung berichtet in anspruchsloser Weise auch von volkstümlichen Religionsvorstellungen und ihren Auswirkungen, von nur obenhin islamisiertem Aberglauben, von dem Modernismus, den Bebā'ī, den Wahhābiten usw. Das Büchlein ist geeignet, allzu populäre Anschauungen über Fatalismus, Mehrehe, Sklaverei, hl. Krieg oder über die Bedeutung des Qorān und des Religionsgesetzes für die islamische Wirklichkeit zu beseitigen. Weiter Suchende werden durch Quellenhinweise angeregt. Die notwendig gewesene Beschränkung auf nur 27 Seiten für den Text brachte gewisse Gefahren; wenn z. B. bei der Erwähnung der Mystik die Schilderung einer jener Ordensübungen, wie sie oft beschrieben sind, den Hauptraum einnimmt (S. 27 f.), dann könnte sich der Hörer leicht über die innere, auch religiöse Kraft islamischer Mystik täuschen.

Der Vortrag wurde auf der allgemeinen Missionskonferenz zu Göttingen 1925 gehalten. Da wäre vielleicht angezeigt gewesen, die Bemerkung, daß Europa viel „von seinem moralischen Prestige durch den Krieg verloren hat" (S. 20), näher dahin zu erläutern, daß dieser Verlust vor allem auch das Christentum, und zwar in erster Linie die Protestantische Mission trifft infolge des ingrimmigen Missionsbruderkrieges während des Weltkrieges. Hier werde zum Ausgleich mit Schäden in der Islamwelt nur erinnert an das Petersburger Kriegsapostolat von J. Mott, noch heute Vorsitzendem des Internationalen Missionsrates; an die Verquickung angeblich religiöser Aufgaben mit politischen Zielen; an die Schmähung und Ausstoßung glaubensgenössischer Missionen durch Kirchen- und Missionsmänner wie Ogilvie, Heatherwick und Geistesverwandte; an die Beraubung der Brudergesellschaften unter dem Schutze von Kanonen (vgl. dazu die Missionsschriften wie Church Mission Gazette April 1917 S. 73; Christian Advocate 11. Mai 1917; Glasgow Herald 25.

Mai 1917; Extract from the Deliverance of the General Assembly of the Church of Scotland 28. Mai 1920; Berichte der Berliner Miss. Ges. 1921 S. 89; Allgem. Miss. Zs. 1921 S. 275; Evang. Miss. Magazin 1917 S. 399 ff., 1919 S. 262 ff., 1922 S. 240; u. ö.).

Von Mohammed bis Ghazâlî. Quellentexte aus dem Arabischen übersetzt und eingeleitet von Joseph **Hell.** 2. Aufl. Jena: Eugen Diederichs 1923. (XX, 155 S.) 8° = Religiöse Stimmen der Völker, hrsg. von Walter Otto. Bespr. von H. Bauer, Halle a. S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Interesse, das die sog. weiteren Kreise der Religion des Islam entgegenbringen (oder in der Zeit der Türkenbegeisterung entgegenbrachten?), daß diese 1914 zum erstenmal erschienenen Quellentexte eine neue Auflage erleben dürfen. An der Auswahl der Texte hat sich nichts geändert, und man wird diese Auswahl, wenn sie auch zum Teil willkürlich getroffen ist, billigen müssen. Nur statt der Korantexte, mit denen wir anderweitig genügend versorgt sind, hätte ich lieber eine entsprechende Auswahl charakteristischer Ḥadīthe, etwa aus Buḫārī, gesehen. Die Übersetzungen weisen gegenüber der ersten Auflage allerlei Verbesserungen auf, leiden aber noch an einer gewissen Unfreiheit gegenüber dem Original, so daß sie sich stellenweise nicht leicht lesen. Auch Mißverständnisse des Sinnes sind noch manche stehen geblieben. Abgesehen von den im Islam XIV, 142 ff. verzeichneten seien hier die folgenden Verbesserungsvorschläge gemacht. (Ich bemerke, daß ich direkt nur die *bidājat al-hidāja* des Ghazālī vergleichen konnte.)

S. 32, Z. 6. Statt „wir verleugnen keinen Muslim" lies „wir erklären keinen Muslim für ungläubig". Im Text wird *takfīr* stehen.

S. 41, Z. 20. Statt „unser Herr ist beschrieben (wohl *mauṣūf*) mit den Attributen ... und geschildert" lies „begabt", meinetwegen auch „beeigenschaftet".

S. 44, Z. 10. Statt „die gute, die böse, die süße und die bittere — alles kommt von Allāh" lies „das Gute, das Böse usw.".

S. 47, Z. 26. „Er (der Islām) hält die Mitte zwischen der Übertreibung und der Kürzung, zwischen dem Vergleichen und dem Verwerfen" ist geradezu unverständlich. Lies etwa: „... zwischen dem Zuviel und Zuwenig, Gott menschliche Eigenschaften zuzuschreiben und ihm die Eigenschaften überhaupt abzusprechen". Es handelt sich wohl um die Ausdrücke *ifrāṭ, taqṣīr, tašbīh, taʿṭīl.* Hier wie auch sonst ist es nötig, die Ausdrucksweise ganz umzugießen, damit sie verständlich und lesbar werde.

S. 57, Z. 15. Der Name des bekannten Muʿtaziliten lautet nicht Dschabâi, sondern al-Dschubbāʾī.

S. 67, Z. 3 v. u. Der Ausdruck vom „Satan, der in ihren Adern fließt" ist nur verständlich als Anspielung auf eine Tradition, die lautet: „Der Satan durchfließt euch wie das (in den Adern) fließende Blut".

S. 78, Z. 20. Die von Hell mißverstandene Stelle übersetzt Ritter: „Wehe über den Unwissenden, weil er einmal nicht gelernt hat, wehe aber über den Gelehrten, da er tausendmal das nicht angewandt hat, was er weiß!" Vielleicht wird man besser „einmal" und „tausendmal" zu „wehe" ziehen, also „einmal wehe ..., tausendmal wehe aber ...".

S. 93, Z. 9. Statt „seine Weise, (die Dinge) den schlechten Lehrern zu verschleiern" (*kaifījat talbīsihi ʿalā ʿulamāʾ as-sūʾ*) lies „die Art, wie er die schlechten Gottesgelehrten betrügt".

Z. 11. Statt „sie erkaufen sich die Welt um den Preis der Religion" lies „sie geben für das Irdische ihr Seelenheil dahin".

S. 95, Z. 21. Statt „vielleicht rettest du dich auf einen mittleren Standpunkt, der nicht zu deinem Vorteil und nicht zu deinem Nachteil ist" (*fa-laʿallaka tanǧū kafāfan lā laka walā alaika*) lies „vielleicht kommst du gerade noch durch, indem du weder Plus noch Minus (oder: weder Verdienst noch Schulden) hast".

S. 96, Z. 7 (auch S. 150). Statt *suḥūr* (Morgenmahl) lies *saḥūr.*

Z. 26. Statt „Erwerb des Lebensunterhaltes, wie du es gewohnt bist" (*tastaʿīnu bihi ʿalā dīnika*) lies „..., womit du deinem Seelenheil dienst."

S. 97, Z. 19. Statt „der Überschuß (*faḍl*) der Zeit vor Sonnenaufgang" lies „der hohe Wert ...".

S. 98, Z. 2. Statt „über die Vorzüglichkeit (dieses Tuns) ist schon Unzähliges gesagt worden" (*wa-qad warada fī faḍl ḏālika mā lā juḥṣā*) lies „über den hohen Wert dieses Tuns gibt es eine Unmenge von Traditionen."

Z. 8. Statt „Fehler des Redens" (*malġajāt*) lies „Verfehlungen mit der Zunge".

Z. 18. *maʾṯūr ʿan rasūl A.* heißt nicht „bevorzugt vom Propheten", sondern „überliefert von ...". So auch S. 104, Z. 10.

S. 99, Z. 23. Statt „die Schätze der Welt verlassen dich" (*lan tuġnija ʿanka*) lies „helfen dir nichts".

S. 100, Z. 6. „Stelle dir deine Hoffnung nicht als lang vor" (*lā tuṭawwil amalaka*) ist unverständlich, gemeint ist: „Rechne nicht auf ein langes Leben!"

Z. 27 ist Zitat aus Sure 38, 88.

S. 101, Z. 29. Statt „Buße zu tun" (*takfīr*) lies „Sühne zu leisten".

S. 102, Z. 8. „beim Erheben" ist wohl zu streichen und im Text zu lesen *rafʿan* für *dafʿan.*

Z. 25. Es ist hier im Text nicht von den langen, mittleren, kurzen Suren überhaupt die Rede, sondern nur von denen des *Mufaṣṣal*, etwa von Sure 50 an beginnend; vgl. ZDMG 75, 16 oben.

S. 103, Z. 7. „Verbeugungen" können bei einer Rakʿa nicht nach Belieben hinzugefügt werden, es handelt sich vielmehr um „Lobpreisungen".

S. 105, Z. 25. „(Stunde?)" ist natürlich zu streichen.

Z. 28. Statt „keiner von den Leuten soll stehenbleiben, so daß (auch) der Imām bleibt" lies „... soll aufstehen, bis (bevor) der Imām aufsteht".

S. 109, Z. 16. Statt „man erzählt auch" (*fī l-ḫabar*) lies „in einer Tradition heißt es".

Z. 22. Statt „bemühe dich, das Fastenbrechen innerhalb der Grenzen des Erlaubten zu halten" (*ʿalā taʿām ḥalāl*) lies „..., nur mit gesetzlich Erlaubtem das Fasten zu brechen".

S. 113, Z. 4 v. u. Statt „wenn du betrübt bist seinetwegen, so ist das Zeichen dafür, daß du ihn nicht bloßstellen und öffentlich verleumden willst; in der Äußerung der Betrübnis über seine Schuld liegt eine ausgesprochene Verleumdung" lies „..., so zeigt sich das darin, daß ...; wenn du deine Betrübnis über seine verborgene Schuld nach außen hin kundgibst, so gibst du damit die verborgene Schuld (selbst) kund".

S. 115, Z. 5. Statt „der Satan führt niemals die Törichten zu den Edlen, um ihnen das Gute zu zeigen" (*... abadan jastaǧirru l-ḥamqā ilā š-šarr fī maʿriḍ al-ḫair*) lies „der Teufel verleitet stets die Toren zum Bösen unter dem Schein des Guten". Einen Plural *šarfā* „Edle" gibt es übrigens nicht.

S. 118, Z. 32. *mā ẓannuka* ist zu übersetzen: „Was soll man erst sagen?" nicht „was denkst du dann erst?"

S. 119 Mitte ist Rede und Gegenrede falsch abgeteilt und dadurch der Sinn verwirrt. Statt „Allerdings" usw. ist zu lesen: „Das hat Gott tatsächlich einigen seiner Diener getan. (Hier ist die Rede des zweiten redend Eingeführten zu Ende und der Verfasser fährt fort:) Wenn du diese beiden Männer (also) reden hörtest, so würdest du sie für Toren halten" usw.

Z. 1 v. u. Statt „durch Geduld im Verzicht auf die Sinnengenüsse innerhalb weniger Tage" lies „dadurch, daß du es über dich bringst, eine kurze Weile auf die sinnlichen Genüsse zu verzichten". Auch sonst in diesen Abschnitten ist *ṣabr* mit „aushalten, durchhalten" zu übersetzen, nicht mit „Geduld".

S. 121, Z. 11. Statt „schmutziger Geiz (*šuḥḥ mutāʿ*), unbeherrschte Sinnlichkeit (*hawā muttabaʿ*)" lies „Geiz, dem nachgegeben, Leidenschaft, der gefolgt wird".

Z. 5 v. u. ist nun auf das vom Propheten verurteilte *hawā muttabaʿ* Bezug genommen. Statt „die Liebe zur Macht ist eine der herrschenden Leidenschaften" (*ḥubb al-ǧāh min al-hawā l-muttabaʿ*) lies also „die Ruhmsucht gehört zur ‚Leidenschaft, der gefolgt wird' ".

Zu S. III Mitte ist noch zu bemerken, daß *ḏ*, *ṯ*, *ġ* keine Aspiraten sind, sondern Spiranten, und daß *ḥ* nicht stimmhaft, sondern stimmlos ist; ferner zur Anmerkung auf S. 152, daß *Radschab* der siebente und *Schaʿbān* der achte Monat ist, nicht umgekehrt.

Und noch eine grundsätzliche Bemerkung: In späteren dogmatischen Schriften, wie z. B. bei al-Ašʿarī, scheint es mir durchaus nötig, Allāh einfach durch „Gott" wiederzugeben. Die Beibehaltung von Allāh wirkt auf den Leser geradezu irreführend, da sie den falschen Schein erweckt, der Gott oder wenigstens der Gottesbegriff des Islam sei ein wesentlich anderer als im Christentum oder Judentum. In Wirklichkeit ist der Gottesbegriff innerhalb des Christentums kaum weniger verschieden als der zwischen Islam und Christentum überhaupt.

Hartmann, Richard: **Eine islamische Apokalypse aus der Kreuzzugszeit.** Ein Beitrag zur Ǧafr-Literatur. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1924. (28 S.) gr. 8° = Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse, 1. Jahr, Heft 3. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Die Weissagung bei Ibn al-ʿArabī, *muḥāḍarat al-abrār wa-musāmarat al-achjār* (Cairo 1324) I 197ff., deren Übersetzung M. Horten bereits in „Religiöse Gedankenwelt des Volkes im heutigen Islam" (Halle 1918) S. 304ff. als Beleg für die volkstümlichen Endzeiterwartungen aufgenommen hatte, übersetzt und untersucht Hartmann hier genauer. Vor allem gelingt ihm die Bestimmung des von Horten übersehenen zeitgeschichtlichen Teilgehaltes. Die astrologische Einkleidung mit der auf das Jahr 561 (nach Hartmann genauer: Ṣafar 562 / Dezember 1166) angegebenen Konjunktion des Jupiter und Saturn und die bestimmte Erwähnung geschichtlicher Ereignisse, wenn auch z. Tl. mit verschleierten Namen, führen in die aufgeregten letzten Zeiten der egyptischen Fāṭimiden, der Niedermetzelung ihrer schwarzen Garden im J. 1169, des Eingreifens der Zengiden durch Schīrkūh, des Saladin und der Kreuzfahrer unter König Amalrich im J. 1167 und 68 und der spannenden Erwartung infolge des Aufkommens der Almohadenmacht in Nordwestafrika, von woher einst die Fāṭimiden neues Schicksal über Egypten gebracht hatten. Da noch deutlich auf die Eroberung Jerusalems durch Saladin angespielt wird, so läßt H. die Apokalypse im wesentlichen etwa um 1180 entstanden sein, wenn auch die Weissagung einer Belagerung der Taborburg des Eijubiden Muʿaẓẓam ʿĪsā durch Gog und Magog eine Überarbeitung beweist zwischen den Jahren 1211 und 17, also zu einer Zeit, als Ibn al-ʿArabī schon im Orient weilte.

Mit Recht verzichtet H. darauf, jeden Einzelzug genau geschichtlich festzulegen, da solche Weissagungen nicht für den Einzelfall jedesmal ganz neu entständen. Auch hier geht, wie H. zeigt, der erlebte Teil fließend in den erwarteten, und dieser in die übliche Eschatologie mit dem Sufjānī, Mahdī, Jesus und Antichrist über, und auch für die Darstellung des zeitgeschichtlichen Teils werden ältere Formen wieder aufgegriffen, die ursprünglich an früheren ähnlichen Ereignissen mit ähnlichen Erwartungen hafteten. So möchten wir z. B. die große apokalyptische Chuṭbe ʿAlī's auf die Eroberung von Bagdad bei Muḥammed Bāqir al-Chōnsārī, *rauḍāt al-dschannāt* (Teheran 1306) IV 233 ursprünglich etwa auf den Einzug der Būjiden beziehen; erst durch eine Glosse (s. d. Text!) wird die Weissagung auf die Mongolen gedeutet. Im *taʾrīch* des Waṣṣāf (Text bei Hammer-Purgstall S. 57) erhält dann dasselbe Ereignis wie hier das bei Ibn al-ʿArabī seine astrologische Einkleidung in dem Gedicht, das die Schiʿiten von Ḥilla an den glaubensgenössischen letzten ʿAbbāsiden-Wesir Ibn al-ʿAlqamī senden.

In zwiefacher Hinsicht erweitert H. seine Einzeluntersuchung: einmal durch allgemeine Beobachtungen zur *malḥama*-Literatur mit Beispielen, so einer Weissagung aus al-Būnī und Ibn Ṭalḥa, die an die Tage des Chalifen al-Moqtadir anknüpft, das Aufkommen der Fāṭimiden, die Kriege der Kreuzfahrer und Griechen, den Sieg des Zengiden Nūreddīn Maḥmūd vorführt, dann die nächsten Hoffnungen ausmalt und endlich zu den Ereignissen der Endzeit übergleitet (S. 26f.).

Über solche speziell politisch-geschichtliche Apokalypsen hinaus führen H.'s Bemerkungen zur okkulten Literatur überhaupt, dem *dschafr*, der Gestirn- und der Buchstaben- und Zahlenkabbala mit ihrer Technik, dem *basṭ*, *taksīr* und *tafṣīl* (S. 20ff.). Eine Reihe von Drucken und



Lithographien, von denen wir hier einige namhaft machen möchten, gestattet uns einen reichlichen Einblick in die auch in jüngster Zeit noch durch zumeist kurze, vielfach anonyme Broschüren vermehrte Literatur: Wie schon H. in Anm. 51 zu Ahlwardt's Berliner Katalog Nr. 5912 und 5915 bemerkt, berechtigt die Nennung des Propheten Daniel als des Verfassers noch nicht, an eigentliche Apokalypsen im Sinne des biblischen Buches Daniel zu denken. Die ihm zugeschriebene arabische *qurʿat al-anbijāʾ*, lith. Bombay o. J., 16 S., ist ein Losbuch auch für Fälle des Privatlebens. Man tippt nach dreimaliger Rezitation von Sūre 1 mit verbundenen Augen auf eine Tafel mit 27 Prophetennamen und findet dann die gesuchte Auskunft in demjenigen der 27 beigefügten Losteile (*sahm*), das den Namen des betreffenden Propheten trägt. Das Los Adam z. B. ermuntert, einen beabsichtigten Plan auszuführen, dabei aber vor Frauen auf der Hut zu sein. Wie die Prophetennamen zeigen, handelt es sich hier um gemeinislamische Zukunftsenthüllung. Das Wesen des im Titel mit Ms. Berl. 5912 gleichlautenden, mir leider noch unzugänglich gebliebenen *k. al-malḥama* des Daniel, lith. Teheran 1307, läßt sich aus einer vereinzelten Notiz „fil-ghaiba" nicht eindeutig feststellen, da das ja auch auf die Verborgenheit des Mahdī gehen könnte. Eine astrologische Einkleidung liefert Selīm al-Ḥanefī, „der Prediger von Mossul", in dem arabischen *al-kaukab al-darrīja fī ʿilm uṣūl al-dschafrīja*. o. O. u. J. (Bombay), 38 S. Das arabische *k. al-zājradschāt* von Muḥammed Ghazālī, lith. Bombay 1317, ist Kommentar zur Risala *al-Sabtīja* des Abū ʿAbdallāh Muḥammed al-Sabtī, gest. 618/1221. (Ahlwardt III 551 hat die Angabe: Aḥmed b. Dschaʿfar al-Sabtī abū'l-ʿAbbās, gest. 601/1204.) Ferner seien genannt *al-madāchil fī ʿilm al-dschafr* (arabisch) Bombay 1311, 32 S.; *kaschf al-sātiʿ fī ḥall dschafr* (so. ohne Art.) *al-dschāmiʿ* (arabisch) Bombay o. J., 11 S. mit angefügtem *zājradschāt al-ʿālam*, 12 S.; Mahmūd Dihdār, *surra man raʾā* oder *al-maqṣad al-aqṣā* (persisch) Bombay 1318, 16 S. und ders., *zubdat al-alwāḥ* (persisch) Bombay 1329 (mein Exemplar ist unvollständig). Als Autoritäten für diese Schriften erscheinen außer den Būnī, Ghazālī, Ibn al-ʿArabī u. a. natürlich die angeblichen alten Geheimbücher: das *sifr Adam*, das *dschafr* der unfehlbaren Imame, nicht bloß des Dschaʿfar al-Ṣādiq; es wird in *madāchil* (27,7) genannt: *al-dschufla al-ghaibīja*, wie denn überhaupt die Erklärung von „dschafr" als „Fließ" des eben entwöhnten Schaf- oder Ziegenlammes, als „Pergament", noch ganz allgemein ist (vgl. zur Frage D. B. Macdonald in EJ I 1036f.).

Streng schīʿitisch ist auch das persische *miftāḥ al-muschkilāt*, das sich auf die wohlverwahrte Tafel der hl. Jungfrau, das *maṣḥaf Ḥaḍrat Fāṭime* beruft. Den Zusammenhang mit dem nicht-muhammedanischen Okkultismus bekundet die Rolle Platons (vgl. auch Bergsträßer in „Islam" XIII 228 oben). Die von ihm gefundenen und ihm durch einen 1400jährigen Greis erklärten Geheimtafeln, *alwāḥ al-dschawāhir li-Iflāṭūn* (arabisch) sind lithographiert in Bombay 1311, 20 S., mit einem persischen Anhang: Empfehlung wirksamer Anrufnamen Gottes, S. 21—24. Das Bild der Menschengestalt mit den eingetragenen Buchstabengruppen nach den vier Elementen auf S. 10 ist aus religiöser Scheu unvollständig gelassen, so daß die „Feuer"buchstaben für das Haupt im Leeren stehen. Auch die persischen Gesetze Platons, *nawāmīs Iflāṭūn*, Bombay 1317, 16 S., gehören in unsere Literatur; Aristoteles und Hippokrates sind die Astrologen für die persischen *asrār al-niqāṭ*, Bombay 1311, 16 S. Als innerlich verwandt berühren sich mit *malḥama* und *dschafr*, wie oben das Beispiel von Daniel's Losbuch zeigt, auch das *isticḥāra*-Gebetsraten (s. Goldziher EJ II 600f.) sowie gewisse Abschnitte in den Traumbüchern, besonders da, wo Sterne, auffällige Konstellationen und Sternschnuppen, Buchstaben, Zahlen, Schwerter, Heere, Erdbeben, Feuerbrände usw. erscheinen; man vergleiche z. B. das immer wieder gedruckte *k. fī taʿbīr al-ruʾjā* (arabisch), angeblich vom alten Überlieferer Muḥammed b. Sīrīn (EJ II 447).

In der großen Zwölfer-Encyclopaedie des Muḥammed Bāqir b. Muḥammed Taqī al-Madschlisī *biḥār al-anwār*, Bd. I o. J. u. O. (Teheran) S. 167, im Kapitel *gharāʾib al-ʿulūm min tafsīr abǵ(a)d* wird eine erbauliche, religiös okkulte Deutung der Buchstaben aus dem Geheimwissen des 7 Monate alten Jesus offenbart in einem Bericht, der in seinen Einzelheiten eine deutlich erkennbare Steigerung der Erzählung vom 12jährigen Jesus im Tempel ist. Derartige Quellenangaben veranlassen uns, H. zuzustimmen, wenn er (S. 16) kein besonderes Gewicht legt auf die Klärung der Frage nach der Vorlage des Ibn al-ʿArabī, dessen Gewährsmann die Apokalypse in dem „Buch des Ibn ʿIṣma" gelesen haben will; doch ist es eine ganz ansprechende Hypothese H.'s, der Name könne durch Verschreiben aus Ibn ʿAqib entstanden sein, zumal dieser Name, wie H. auf S. 27f. nachweist, stark schwankt. Das oben genannte *kaschf al-sāṭiʿ*, S. 3, schreibt: „Ibn Aʿqab" und erzählt gleich al-Būnī, wie dieser mythische Lehrer von seinen Schülern Ḥasan und Ḥusain jene zwei Äpfel erhielt, welche ihnen vom Pro-

pheten, dem sie Gabriel aus dem Paradiese gebracht hatte, geschenkt waren. Der magische Hintergrund, nicht der Name, ist auch uns das Wichtigste. Diese Frucht, deren Genuß übernatürliche Erkenntnis bringt, hat ein merkwürdiges Seitenstück in einer anderen wunderbaren Frucht; zu dem paradiesischen Baum der Erkenntnis tritt ein paradiesischer Baum des Lebens. Von diesem reichte der Engel Gabriel dem Propheten während der Himmelsreise eine reife frische Frucht. Sie ward in seinen Lenden zu einem Samentropfen; aus dem entstand noch in selbiger Nacht nach der Rückkehr des Propheten auf die Erde im Beilager mit der Chadīdscha der Fruchtkeim der hl. Jungfrau. Der Prophet hat der Hausüberlieferung zufolge diese Geschichte selbst erzählt und sie mit den Worten geschlossen: „So oft ich mich nach dem Dufte des Paradieses sehnte, sog ich den Duft meiner Tochter Fāṭime ein" (*biḥār al-anwār* Bd. X [lith. 1301] S. 3).

Es ist ein mehr als interessantes Gebiet, oder vielmehr in seiner Krausheit und seinen Wiederholungen oft gar nicht mehr ein interessantes, aber wegen der von allzuvielen Muhammedanern bis heute ihm beigelegten Bedeutung ein für uns sehr wichtiges Vorstellungsgut, dem Hartmann's Studie gilt, und gerade eine solche einzelbegründende Untersuchung, wie sie hier vorliegt, kann uns dem wirklichen Verständnis näherführen; nur den Dank dafür galt es, wenn wir hier auf einiges weitere Material hinwiesen.

---

1. **Bouyges**, Maurice, S. J.: **Le „Kitab ad-din wa'd-dawlat"** récemment édité et traduit par Mr. A. **Mingana**, est-il authentique? Beyrouth, Juillet 1924. (16 S.)
2. **Ders.: Le „Kitab ad-din wa'd-dawlat"** ... n'est pas authentique. Beyrouth, Juin 1925. (4 S.) Bespr. von Georg **Graf**, Donaualtheim.

A. Mingana (Manchester) hat auf Kosten der John Rylands Library i. J. 1922 zuerst die englische Übersetzung, dann 1923 den arabischen Text einer Schrift veröffentlicht, welcher für die Geschichte der Polemik zwischen Islam und Christentum große Bedeutung zukommt. Sie führt den Titel kitâb ad-dîn wa'd-daula (The Book of Religion and Empire) und will das Werk eines ʿAlî ibn Rabban Ṭabarî sein, der vom (nestorianischen) Christentum zum Islam übergetreten war und am Hofe des Kalifen Mutawakkil (847—861) eine Vorzugs- und Vertrauensstellung eingenommen hat. Auf dessen Anregung, aber auch zu seiner und der ʿAbbasiden Verherrlichung entstand die genannte Apologie des Islam (darum von dem Herausgeber A semi-official Defence and Exposition of Islam genannt). Einen breiten Raum nimmt in ihr die Heranziehung alt- und neutestamentlicher Schriftstellen ein, welche unter Anwendung von Wortspielen und mannigfachen Um- und Mißdeutungen als Weissagungen für Muhammed und die islamische Welt ausgelegt und ausgeklügelt werden (vgl. die Besprechung von Th. Nöldeke in Deutsch. Lit. Ztg. 1924, 1, 22—28).

Ein Zweifel an der Echtheit des Werkes ist nicht von vornhinein ausgeschlossen, wie der Herausgeber wiederholt glauben machen will (vgl. P. Peeters in Anal. Boll. 1924, 202, welcher das Buch unter die supercheries littéraires einreiht). M. Bouyges hat in der unter 1. angezeigten Broschüre seine Bedenken zusammengestellt, m. E. unnötigerweise in der feierlichen Form eines offenen Briefes an den Direktor der John Rylands Library, wo die als einzige geltende Handschrift als Nr. 631 der Crawford-Collection aufbewahrt ist. Es sind hauptsächlich folgende Einwände: „Das Buch der Religion" hat, soweit bis jetzt bekannt, keine literarische Bezeugung. Argumentation, Wortschatz und Stil muten modern an. Vorkommende muʿtazilitische Ausdrucksweisen wären in der Umgebung des Kalifen nicht möglich gewesen. Das dem Kalifen zugeschriebene Dekret wegen der Christen unterscheidet sich im Sprachgebrauch wesentlich von demjenigen, welches der Geschichtsschreiber Ṭabarî von dem gleichen Fürsten überliefert. An moderne Methode erinnert die sorgfältige und durchgehende Nennung der Abschnitte und Verse, aus welchen der Verf. seine Schriftzitate schöpft („notre polemiste met une sorte de coquetterie à donner des indications précises"). Er zitiert im allgemeinen nach der Peschiṭto; wo er aber irrt, entsprechen seine Zahlen unserer Einteilung. Er soll des weiteren (nach B.) Unkenntnis zeitgeschichtlicher Dinge verraten (z. B. bezüglich der Ausbreitung der Sprachen). Die Stelle, in welcher er einer Schrift seines Onkels Jaḥjâ ibn Nuʿman Erwähnung tut, soll interpoliert sein. Entstellungen biblischer Geschichten, wie sie im Buche häufig sind, seien bei einem ehemaligen Christen undenkbar. Auch sonst offenbare das Werk Mangel psychologischer Einheitlichkeit. Weil aber der Annahme einer modernen Unterschiebung das Alter der Hs (616 H. = 1219 Chr.) entgegensteht, hätte der Herausgeber — meint B. — die Frage der Authentizität ausführlicher erörtern, die Unstimmigkeiten lösen und auch die Glaubwürdigkeit des handschriftlichen Datums erhärten sollen. Auch vermißt B. die für die Ausgabe eines so wichtigen Schriftstückes erforderliche kritische Exaktheit; in diesem Punkte hat B. sicherlich recht.

Der Forderung des Briefschreibers nach genaueren Mitteilungen über die Hs entsprach der Direktor der John Rylands Library in Notes



and News des Bulletin of JRL, Vol. 9 (1925) S. 10, worin er feststellt, daß eine nachträgliche Untersuchung des Ms durch namhafte Gelehrte, Orientalisten und Orientalen (unter letzteren auch der Scheich ʿAbd al-Karim-Murad von Fez!) ebenso übereinstimmend das gleiche Urteil über seine authenticity gefällt haben, wie jene, welche schon vorher für seine Publikation verantwortlich waren. A. Mingana nahm seinerseits Stellung zu den erhobenen Zweifeln an der Echtheit, aber nur en passant in einer Anmerkung eines Artikels „Remarks on Ṭabari's semi-official Defence of Islam“ (a. a. O. S. 237), ohne sie im einzelnen zu widerlegen. Darnach ist die Hs „absolutely genuine and authentic in every respect“. Ebenso kategorisch erklärt er wiederholt die Echtheit des Werkes selbst, „which is absolutely incontestable“. Er betont im besonderen, daß die im Buche berührten Zeit- und Kulturverhältnisse denen der Abbasidenzeit konform sind.

Diese Erklärungen genügten B. nicht, und er stellte in seinem zweiten, sehr kurzen Briefe die These auf, daß das umstrittene Buch von einem modernen Pseudo-Ṭabarî im 20. Jahrhundert verfaßt sei. Daß er die Beweise für seine Schlußfolgerung nicht veröffentlichen kann, entschuldigt er mit dem Mangel der Mittel zur Drucklegung, welche (im Juni 1925) 50 syrische Pfund = 1000 Francs gekostet hätte. — Damit kann freilich die Diskussion über das für die Geschichte der islamisch-christlichen Polemik gewiß bedeutsame Werk nicht abgeschlossen sein.

Bergsträßer, G.: **Zum arabischen Dialekt von Damaskus.** I. Phonetik — Prosatexte. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (IV, 111 S.) 8° = Beiträge zur Semitischen Philologie und Linguistik, hrsg. v. G. Bergsträßer. H. 1. Rm. 6.50. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Wenn B. einleitend bemerkt, daß von den arabischen Dialekten Syriens bisher nur die von Jerusalem und Umgebung, von Beirût und z. T. von Ṣaidâ ausreichend bekannt seien, so kann man heute ruhig sagen, daß es so tiefdringende und sorgfältige Untersuchungen über einen syrisch-arabischen Dialekt, wie sie B. hier vorlegt, bisher überhaupt nicht gegeben hat.

Dieser erste Teil enthält nur erst die Phonetik und die (Prosa-) Texte. Dabei ist zu beachten, daß B. (S. 7) die phonetische Darstellung so gegen die Lautlehre abgrenzt, daß letztere „das System der funktionellen Lautverschiedenheiten und die Verschiebungen innerhalb dieses Systems“ behandele, erstere aber „die Verschiedenheiten innerhalb jeder einzelnen funktionell einheitlichen Gruppe“. Wenn jemand, der sich für Phonetik vielleicht weniger interessiert, daraus aber schließen würde, die „Phonetik des arabischen Dialekts von Damaskus“, die B. S. 4—50 gibt, habe mehr für engste Spezialisten Interesse, so wäre das ein völliger Irrtum. Denn die 5 Abschnitte, die 1) den Vokalen *i* und *u*, 2) dem *a*, 3) den übrigen Vokalen und der Betonung, 4) den Konsonanten, 5) der Satzmodulation gewidmet sind, behandeln in der methodischen Darstellung der Erscheinungen der arabischen Sprache (der Christen) von Damaskus so viele für das Wesen der semitischen Sprachen grundlegende Probleme, daß sie für jeden Semitisten von größtem Interesse sein müssen. Ganz besondere Förderung verdanke ich dem Abschnitt über die „Gleitlaute“ *i* und *u* und dem über die Betonung. Zwar hütet sich B. mit Recht davor, über seinen eigentlichen Gegenstand, einen bestimmten Dialekt, hinauszugehen. Aber so vorsichtig man gewiß gegenüber allzu raschen Verallgemeinerungen sein muß, an dem Beispiel dieses einen Dialekts werden gewisse charakteristische Züge auch der *ʿarabijja* in einer Weise unserem Verständnis nahe gebracht, wie dies bisher kaum je geschehen ist, und auf anderem Wege als der Beobachtung eines lebenden Dialektes gar nicht geschehen kann, ja, wir können ruhig sagen, charakteristische Züge der semitischen Sprachen überhaupt, wie ich auch fast den Eindruck habe, daß B.s Damaszener Dialekt-Studien gelegentlich unmittelbar für seine Auffassung der hebräischen Lautlehre von Bedeutung geworden sind[1]. Auf jeden Fall wird auch jeder Hebraist aus B.s Darstellung der Phonetik wertvollste Anregung schöpfen können, wenn ihre Kenntnis nicht besser geradezu als unentbehrlich zu bezeichnen ist. — Nachdrücklich sei hier noch darauf hingewiesen, daß das Kapitel über die Satzmodulation wohl für den Bereich der Semitistik erstmals ein Problem in Angriff nimmt, dessen Wichtigkeit immer deutlicher erkannt wird.

Die Texte sind so gewählt, daß sie „die wirklich gesprochene Sprache“ zeigen. Daher behandeln sie vorwiegend Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen Lebens. An den Abschnitt I, eine von B.s Hauptgewährsmann herrührende „in sich geschlossene kleine Schrift, verfaßt nach dem Muster von Cron's *Petit Parisien*“, die vorzüglich als Mittel zur praktischen Einführung in die Umgangssprache — zugleich auch sachlich in das Damaszener Leben — geeignet erscheint, schließen sich, von verschiedenen Gewährsmännern stammend, Abschnitte über Obst und Gemüse, die Handwerke, ferner Rezepte und Gespräche und

---

1) Ich denke an Stellen wie B.s *Hebräische Grammatik* (Leipzig 1918), S. 135 (§ 35 d).

schließlich 4 kurze Berichte über Ereignisse nicht weit zurückliegender Vergangenheit an. Formelhafte und sprichwörtliche Redensarten und übertragene Ausdrücke bilden den Abschluß. Nur den letztgenannten Teilen sind Übersetzungen, bzw. Erklärungen beigegeben, die hier aber auch ganz unentbehrlich sind. Die eigentlichen Texte dürften in der Tat im wesentlichen mit den vorliegenden Hilfsmitteln verständlich sein. Im wesentlichen! — so daß auch ihr Verständnis nicht bloß erleichtert, sondern auch gefördert werden wird durch das hoffentlich bald mögliche Erscheinen des angekündigten Glossars des gesamten Wortschatzes von Damaskus. Immerhin ist es nicht so, daß das Buch ohne die Fortsetzung ein Torso wäre. Es ist auch so schon als in sich abgeschlossenes Ganzes benutzbar und ein sehr dankenswerter Beitrag zur Kenntnis der Damaszener Sprache nicht bloß, sondern auch zum Verständnis des Semitischen überhaupt.

Etwas mehr über Paruck, Sasanian Coins.

Von Jehangir C. Tavadia, Hamburg.

Christensens Besprechung dieses Werkes (OLZ, Nov.-Dez. 1925) zeigt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Daß der Besprecher nicht alles gesagt hat, ist klar, und es ist auch nicht meine Absicht, eine durchgehende Kritik des Werkes zu geben. Doch scheint es mir notwendig, einiges Weitere mitzuteilen. Der Verfasser des Buches ist kein Gelehrter, sondern ein Dilettant, wie z. B. Edward Thomas es war. Diese Feststellung soll den Verfasser nicht herabsetzen, sondern veranlassen, seine Leistungen etwas nachsichtig zu betrachten. Sein Dilettantismus erklärt manchen Verstoß, der uns in dem Buche entgegentritt. Der Verfasser hat gute Kenntnisse von sasanidischen Münzen, aber sonst kennt er weiter nichts in bezug auf Sprachen, Geschichte usw. So wäre es viel besser gewesen, wenn er nur über die Münzen, ihre Legenden usw. geschrieben und auch dabei durchaus unnötige Wiederholungen vermieden haben würde. Das hätte das Buch bedeutend verbilligt und seinen Wert gehoben, indem es allen Iranisten zugänglich geworden wäre. Was aber erstaunlich ist und weswegen ich diese Zeilen überhaupt schreibe, ist, daß der Verfasser einige Abschnitte anderer Autoren abgeschrieben hat, ohne den nötigen Hinweis auf seine Entlehnungen zu machen. Ich habe dem Journalisten G. K. Nariman von den Parallelabschnitten Kenntnis gegeben, und er hat dieselben in Bombayer Zeitungen veröffentlichen lassen. Um Raum zu sparen will ich diese hier nicht wiederholen, sondern nur auf die betreffenden Stellen verweisen. Der größte Teil des ersten Aufsatzes 'Summary of the Literature on Sasanian Numismatics' ist fast wörtlich aus Haugs Essay on Pahlavi (separat gedruckt und auch in An old Pahlavi-Pazand Glossary von Destur Hoshangji Jamaspji Asa und Martin Haug abgedruckt) genommen. Man vergleiche diesen mit dem Haug'schen von S. 3 unten bis S. 10 und von S. 12 unten bis S. 15. Des Verfassers Ausführungen über Pahlavi (S. 22—23) sind aus Nöldekes Aufsatz über 'Pahlavi' in Encyclopaedia Brittanica 9th ed. XVIII, 134 ff. fast wörtlich genommen. Ich habe diesen Aufsatz zur Hand gehabt, aber ich verweise auf: Aufsätze zur persischen Geschichte, Leipzig 1887, also auf die deutsche Ausgabe, weil diese hier allgemein zugänglich ist. Die Abschnittfolge ist verändert. Wegen des Abschnittes I s. den Anfang von Nöldekes Aufsatz. Kann jemand verstehen, was die Änderung Parucks am Anfang „other works of critical character“ aus „some other works“, die zusammen mit den Übersetzungen des Awesta die Pahlavi-Literatur bilden, bedeutet? Ich nicht. Aus dieser Änderung und dem, was folgt, kann man schließen, daß Paruck ohne Verständnis abgeschrieben hat. Den ersten Teil des 2. Abschnittes findet man auf S. 156 unten bis S. 157. Den zweiten Teil dieses Abschnittes, mit den Worten 'Ibn Muqaffā' beginnend, findet man S. 151 unten bis S. 152 und den letzten Teil, auf der letzten Zeile der S. 22 beginnend, steht auf S. 157 oben. Der 3. Abschnitt (= S. 23, 1. Abschnitt) ist auf S. 156 oben zu finden. Hier nennt Paruck in der Anmerk. die Arbeiten von Haug und Nöldeke. Weder dieser Verweis noch seine Worte in bezug auf die Haug'sche Arbeit in der Einleitung S. X lassen darauf schließen, daß der Verfasser aus deren Arbeiten abgeschrieben hat. — Die beiden folgenden Abschnitte über die Transkription des Pahlavi sind aus West, 'Pahlavi Literature' § 110 im Grundriß der iran. Philologie 2. 122 genommen. Die Anmerk. 2 erwähnt diese Tatsache nicht, und was sie berichtet, nämlich über West, 'The extent, language and age of Pahlavi literature', ist vielleicht auch aus dem Grundriß abgeschrieben, da diese Arbeit in Bombay kaum zugänglich ist. Ist es nicht sonderbar, daß durchaus gegensätzliche Ansichten über die Natur des Pahlavi — und diejenigen Nöldekes und Wests sind solcher Art — ohne den geringsten Anstoß bei dem Verfasser zu erregen, nebeneinander gesetzt sind? Wenn nach Christensen einige Teile der 'Bibliography' „einen etwas veralteten Eindruck“ machen, so wundert mich das nicht, da Paruck scheinbar nur E. Wilhelm (and B. B. Patel), Catalogue of Iranian Literature ... 1901 kennt und sicher benutzt hat, ohne Verweis. Man vergleiche die erläuternden Angaben über das eine oder andere Werk. — Wegen der Einheitlichkeit mußte ich die Schreibung Pahlavi statt Pahlavī durchführen.

Rosen, Friedrich: Shumā Fārsī hārf mīzānīd? Neupersischer Sprachführer. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin: Ferd. Dümmler 1925. (XII, 142 S.) 8°. = Kochs Sprachführer. Geb. Rm. 5 —. Angezeigt von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Die erste Auflage des hier anzuzeigenden Buches von 1890, der noch eine englische Bearbeitung von 1898 und ein anastatischer Neudruck gefolgt sind, war die erste Behandlung der heutigen Umgangssprache Persiens. Daß die dritte Auflage trotz gründlicher Durchsicht in allem Wesentlichen mit jener übereinstimmt, beweist, wie meisterhaft sie war. So ist das Buch, wofür ja schon der Name des Verfassers bürgt, auch in seiner neuen Gestalt jedem, der persisch sprechen lernen will, aufs wärmste zu empfehlen und dem Orientalisten, der sich für die neueste Entwicklung des Persischen interessiert, geradezu unentbehrlich; philologische Genauigkeit und praktische Sprachbeherrschung sind hier in glücklichster Weise vereinigt.

Auf kurze Bemerkungen über Schrift und Aussprache folgen eine zugleich knappe und vollständige Darstellung der Grammatik (S. 5—30), ferner eine Sammlung der gebräuchlichsten Wörter, nach sachlichen Kategorien geordnet

(S. 31—71), Sätze und Gespräche (S. 72—92), neun kleine Erzählungen (S. 93—95), endlich umfangreichere Proben aus der modernen Literatur in der Umgangssprache, vor allem aus den Tagebüchern von Schāh Nāṣir ed-dīn, auch zwei Szenen aus einem Schwank von Mīrzā Malkom Khān (S. 96—142), alles persisch (in Umschrift) und deutsch.

Tădkără-i šāh Ṭahmāsb. Šārḥ-i vākāī' vä aḥvalāt-i zindăgānī-i šāh Ṭahmāsb-i Ṣafăvī bä-ķalām-i ḫodăš. Ausgabe von 'Abd ăš-šukūr, Direktor der Druckerei Kāviānī u. Āftāb. Berlin-Charlottenburg: Kāviānī, 25 Moḥarrăm 1343 (= 26. Aug. 1924.) Bespr. von K. Süßheim, München.

Die Memoiren Šāh Ṭahmāsp I. (1524—1576) sind dem europäischen Publikum nicht unbekannt. Sie behandeln Ereignisse der persischen Politik der Jahre 1524—1562, zum Teil in apologetischer, jedenfalls aber doch interessanter Weise. Teufel hat die Memoiren Ṭahmāsp I. vor mehr als 40 Jahren zum Gegenstand einer wertvollen Studie in der ZDMG (1883) gemacht. Er hat dabei besonders der Rivalität der türkischen Stämme, welche die Grundlage der Ṣafaviden-Herrschaft in Persien bildeten, seine Aufmerksamkeit geschenkt und äußerst wichtige Ergebnisse zutage gefördert. Die äußere Politik des Perserreiches unter Ṭahmāsp I. wurde durch diese inneren Kämpfe beständig und schwer geschädigt und ihrerseits wurden die Bürgerkriege in Persien durch die unglücklichen Feldzüge gegen die Osmanen immer wieder von neuem angefacht. Die letzte ausführliche Besprechung der Memoiren Šāh Ṭahmāps's bei Edw. Granv. Browne: A History of Persian Literature in Modern Times, Cambridge 1924, S. 84—91.

Zuerst sind die Memoiren, wenn auch mit Auslassungen, welche $^1/_8$ des Werkchens umfassen, im Jahre 1302 d. H. (= 1885) von Ṭanī äd-doulä Moḥammäd Ḥaṣan Ḫān im 2. Bd. seines Kitāb Maṭla' uš šams nach einer Teheraner Handschrift gedruckt worden (vgl. Edw. Edwards: Catalogue of the Persian books in the British Museum, London 1922, Spalte 480; Edw. Granv. Browne a. a. O. S. 456; derselbe: The Press and Poetry of Modern Persia, Cambridge 1914, S. 161). Paul Horn hat dann in der ZDMG (1889) eine kritische Textausgabe und 1891 eine geschmackvolle deutsche Übersetzung mit schätzungswerter Vorrede und erklärenden Exkursen veranstaltet. Horn hat somit das Werkchen dem engeren Kreise der Gelehrten wie einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Abgesehen von gelegentlicher freien Handhabung der Übersetzung lassen sich Horn nur selten sachliche Mißverständnisse nachweisen: so hat er die in den Handschriften falsch geschriebenen Ortsnamen 'Arabkir (Text S. 609 Z. 14; Übersetzung S. 61) und Čemiškesek (Text S. 609, Z. 14; S. 625, Z. 3 v. u.; S. 626, Z. 3 v. u.; Übersetzung: S. 61, 83, 84) nicht als solche erkannt. 'Arabkir und Čemiškesek sind Orte im Stromgebiet des oberen Euphrat. Vielleicht ist auch در ایلی, welches, anscheinend im südlichen Georgien gelegen, 1552 Ziel einer Unternehmung persischer Parteigänger war (S. 633, Z. 4 v. u.; Übersetzung S. 94), eine Nebenform von Dwīl, Dwīn. Man wird auch Iķūt (Text S. 636, Z. 13; Übers.: S. 66) als türkisches Wort Ai-ķūt lesen. Bemerkenswert ist, daß der Name von Šāh Ṭahmāsp's aufständigem Bruder in den Memoiren des Šāh's stets Āl-ķāsb oder Āl-kāsb geschrieben wird, während doch die osmanischen Historiker und die europäischen Darstellungen alter und neuer Zeit eine Namensform Elķāṣṣ (القاص) haben.

Horns Ausgabe und Übersetzung bleiben auch heute noch mustergültig. Nun sind aber in neuerer Zeit zwei weitere Ausgaben des persischen Textes der Memoiren Ṭahmāsp I. erschienen, ohne daß die Herausgeber von der Teheraner Ausgabe, von Teufels Studien oder von Horns Leistungen eine Ahnung hatten. Man kann denken, wie diese Neuausgaben ausgefallen sind. Der englische Oberstleutnant Craven Douglas Phillott, der verdienstvolle Herausgeber verschiedener persischer Werke (Dīvān-i Sarḫoš 1906; der wertvollen ķavānīn-i ṣayyād 1908; eines faras-nāmé 1910) hat 1912 in der Bibliotheca Indica (New series, No. 1319) nach zwei Handschriften, von welchen eine vor mehr als 100 Jahren für Dībī Lumsden hergestellt war, einen Text der Memoiren geliefert mit aus den beiden Handschriften geschöpften, zahlreichen falschen Lesarten.

Von den Memoiren findet sich in der Berliner Staatsbibliothek ein 3. Handschrift, welche nach obigem Exemplare Lumsden's angefertigt und mit den Kalkuttaer Handschriften nahezu identisch ist. Auf Grund dieser Berliner Handschrift und des Druckes von Kalkutta (die Namen Phillotts und der Bibliothea Indica werden dabei verschwiegen) hat nun der Direktor der persischen Druckerei Kāviānī in Berlin im Jahre 1924 eine Ausgabe hergestellt, welche durch die Überfülle von Missverständnissen und Druckfehlern Phillotts Ausgabe weit in den Schatten stellt. Die Berichtigung auch nur der wichtigsten sprachlichen, geographischen und historischen Irrtümer der Kāviānī-Ausgabe würde Seiten dieser Zeitschrift füllen.

Die Kāyiānī-Druckerei in Berlin hat schon einige sehr wertvolle persische Werke den

Persern wie dem europäischen gelehrten Publikum geschenkt. Es wäre zu wünschen, daß der Kāviānī-Verlag in Zukunft jeweils seine Pläne mit einer Reihe literarisch geschulter Personen, auch mit europäischen Gelehrten bespräche, damit der Verlag wie das Publikum vor schwerem Schaden bewahrt bleibe.

Castagné, Joseph: **Les Basmatchis.** Le mouvement national des Indigènes d'Asie Centrale depuis la Révolution d'Octobre 1917 jusqu'en Octobre 1924. Paris: E. Leroux 1925. (VIII, 88 S. mit 5 Tafeln.) kl. 8°. Fr. 7.40. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Das Wort *Basmatschi*, das in seinem heutigen technischen Sinn bei uns wohl durch Colin Ross' *Weg nach Osten* zuerst bekannt wurde, scheint fast eine der des Wortes „Geusen" parallele Bedeutungswandlung durchgemacht zu haben: von der Bedeutung „Bandit" geht es durch die Entwicklung der Tatsachen hinüber in die des nationalen Freiheitskämpfers. Freilich übersehe ich nicht, wie weit diese Verwendung — die durch den Untertitel des Werkchens klar angedeutet ist — dem Empfinden des turkestanischen Volkes entspricht, wie weit sie etwa mehr abendländische Ausdrucksweise ist.

Wir wissen aus mancherlei Berichten (z. B. eben Colin Ross), daß die Folgen der russischen Revolution bei den orientalischen Völkern Rußlands weniger in einer wirklichen Bolschewisierung, als vielmehr einem starken Erwachen nationalen Bewußtseins bestanden. Die vorliegende Schrift ist m. W. der erste Versuch, die Bewegungen des Widerstands gegen das russisch-bolschewistische Regiment in Turkestan, die natürlich von den verschiedensten Motiven ausgehend und in dem von Natur zerklüfteten Lande örtlich getrennt und verschieden verlaufend allmählich in eine nationale Richtung einzumünden scheinen, unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammenfassend darzustellen. Der Versuch des Verf., der sich nicht bloß auf russische u. a. Zeitungsberichte und authentische Aktenstücke beruft, sondern teilweise offenbar Augenzeuge war, ist höchst dankenswert, wenn er auch über vieles, z. B. das phantastische Eingreifen Enwer's („l'épopée d'Enver-Pacha" nennt es Verf.) und sein tragisches Ende gewiß keine endgiltige Klarheit schaffen konnte! Enwers letzte Motive und Ziele, sein wechselndes Verhältnis zu den russischen Machthabern, das sind Dinge, die sich vielleicht nie mit voller Sicherheit erkennen lassen. Aber während es bisher kaum möglich war, in das Chaos der vereinzelten, gewiß oft verzerrten Nachrichten über Turkestan irgendwie Ordnung zu bringen, so sind auf Grund dieser kleinen Schrift auch die neuesten Berichte über politische Bewegungen in jenen Ländern, wo offenbar bis heute den bolschewistischen Waffen die völlige Herstellung der Ruhe nicht gelang, doch einigermaßen zu verstehen[1]. Und die Leistung des Verf. ist — wenn man nicht Anforderungen stellt, die an den Absichten des Verf. und der Ausführbarkeit gemessen unbillig sind — durchaus anerkennenswert.

Godard, André, et S. **Flury**: **Le décor épigraphique des monuments de Ghazna.** (Extrait de la Revue Syria, 1925.) Paris: Paul Geuthner 1925. (S. 58—90) 4°. Fr. 50.—. Bespr. von E. Diez, Wien.

Die Franzosen erwarben 1922 das Recht, in Afghanistan Ausgrabungen zu machen. Darauf begab sich eine Mission unter Führung von A. Foucher dorthin, um die archäologisch interessanten Stätten zu besuchen und ein Ausgrabungsprogramm auszuarbeiten. Dieser Anlaß bot A. Godard Gelegenheit, die beiden noch stehenden Turmdenkmäler des Maḥmûd von Ghazna und seines Urenkels Mas'ûd III., sowie die noch erhaltenen Grabinschriften aufzunehmen. In der Aufnahme der bis zum Weltkrieg für Europäer so gut wie unzugänglichen Denkmäler waren den Franzosen schon die Deutschen zuvorgekommen, da Hauptmann O. v. Niedermayer, den ich im Herbst 1914 auf seiner Durchreise durch Wien über die aufzunehmenden Denkmäler instruiert hatte, 1915 ein Mitglied seiner militärischen Afghanistan-Expedition Lt. Dr. Voigt zwecks Aufnahme der Denkmäler nach Ghazni schickte. Von Voigts Aufnahmen war leider nur die von der Grabschrift des Maḥmûd wissenschaftlich brauchbar, doch brachte N. eine vorzügliche afghanische Aufnahme des Turmes des Mas'ûd mit, die umso wertvoller ist, als sie den Turm in seinem älteren Zustand vor der Abtragung des Restes des cylindrischen Schaftes gibt. Alle diese Aufnahmen habe ich bereits in meiner „Islamischen Baukunst in Chûrâsân" (Folkwang — G. Müller 1923) publiziert, und der Turm des Mas'ûd ist außerdem in Niedermayer-Diez Afghanistan abgebildet. Aber erst auf Grund der Godardschen Detailaufnahmen konnte nunmehr S. Flury die epigraphische Bearbeitung der Inschriften vornehmen. Diese Bearbeitung wurde in die besten Hände gelegt. S. Flury in Basel ersetzt uns heute schon, soweit dies möglich ist, unseren zu früh dahingegangenen, freilich kaum ersetzbaren Genfer Epigraphiker Max van Berchem. Flurys paläographisch-ornamentale Schriftanalysen, für die er sich eine

1) Die Zeitungsberichte usw. scheinen mir hier wie sonst wieder einmal stark hinter ihrer Zeit zurückzubleiben, wenn sie immer von islamischen Bewegungen sprechen: die Zeit der islamischen Bewegungen ist, scheint mir, im Prinzip vorbei; es sind jetzt fast immer mehr nationalistische Bewegungen.



eigene Methode angeeignet hat, und an denen er in seinem stillen Buen Retiro in seinen freien Stunden mit kleinmeisterlicher Geduld, wie sie solche Arbeit erfordert, und mit ausdauerndem Fleiß arbeitet, sind von grundlegender Bedeutung. Flury hat im Lauf der letzten 15 Jahre schon eine Reihe wertvoller Arbeiten teils ornamentgeschichtlicher, teils epigraphischer Art über Inschriften in Kairo, Dijarbekr, Persien, Zanzibar und Ghazni geliefert und setzt letztere nunmehr auf Grund der neuen Aufnahmen fort.

So wenig auch von Ghazni erhalten ist, so ist es im Vergleich zu anderen Städten Persiens, wie Balkh, Merv und Nîschâpûr doch viel, zumal es sich in dieser schon 1149 vom Ghoriden Sultân Ala eddîn aus Rache für den Tod seines Bruders zerstörten Stadt nur um älteste iranisch-islamische Bauten und Inschriften des 10.—12. Jahrh. handelt! Die zutage liegenden und von Flury in dieser vorläufigen Studie behandelten Inschriften sind: Das Grab des Subuktegîn, des Vaters von Mahmûd, der 387 d. Fl. (997) starb, die Türme des Mahmûd von Ghazna (998—1030) und seines Urenkels Mas'ûd III, (1099—1114) mit ihren Inschriften, deren letzte Teile freilich mit der Abtragung der cylindrischen Spitzen verloren sind; die prächtige Grabinschrift des Mahmûd, die Grabinschrift eines Unbekannten um 1200, dessen Kenotaph bereits mit indischer Ornamentik geschmückt ist, endlich eine Reihe von Grabinschriften und Inschriftfragmenten des 11. und 12. Jh. Die Ausbeute ist also, wie man sieht, sehr reich, und die Ausgrabungen werden noch Vieles dazu bringen. Der bisherige Stand unseres Wissens von der Entwicklung der ostiranischen Epigraphik und epigraphischen Ornamentik wird durch die vorliegende Publikation mächtig gefördert; hier herrscht überraschende Vielfältigkeit und Abwechslung. Flury erklärt diese in anderen Städten ungewohnte Reichhaltigkeit der Formen überzeugend durch die Berufung von Künstlern aus allen Teilen des Reiches durch Mahmûd, der über große Reichtümer verfügte, und durch seine Nachfolger. Die „Leiturgie“ brachte hier ähnliche Mannigfaltigkeit wie in Mschatta und Samarra. Mit vollem Recht beschließt Flury seine Ausführungen mit dem Urteil, daß man die Bedeutung der bisherigen Ausbeute gar nicht überschätzen kann.

Schmidt, Richard: **Elementarbuch der Śaurasenī** mit Vergleichung der Māhārāṣṭrī und Māgadhī. Für den Gebrauch in den Vorlesungen zusammengestellt. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (46 S.) gr. 8°. Rm. 2.40. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Aus Bedürfnis nach einem handlichen Leitfaden für die Śaurasenī, den bei weitem wichtigsten Prosadialekt der altindischen Dramen, hat Schmidt bereits 1914 einen möglichst knapp gehaltenen Leitfaden zum Gebrauch für Vorlesungen abgefaßt, der erst zehn Jahre später zum Druck gelangt ist. Pischels Grammatik hält Schmidt für selbst von Fachgelehrten fast nicht zu lesen. Auf 10 Seiten stellt er die wichtigsten Regeln der Lautlehre zusammen und gibt sodann auf etwa 18 Seiten die Formenlehre. Es schließen sich einige Seiten mit Textproben an, für Śaurasenī und Māhārāṣṭrī aus der Karpūramañjarī (ed. Konow), für Māgadhī aus der Śakuntalā (ed. Pischel), mit chāyā und Tabellen der Konsonantengruppen.

Lacôte, F.: **L'Histoire romanesque d'Udayana, roi de Vatsa.** Les Classiques de l'Orient. Paris 1924. 8°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Diese Übersetzung aus dem Sanskrit ins Französische behandelt einen Ausschnitt aus dem Kathā-Sarit-Sāgara, dem Ozean der Ströme der Erzählungen, dem schönsten Märchenbuche Indiens, das dem Somadeva zugeschrieben wird. Die Übersetzung ist flott geschrieben und bringt eine Einführung und erklärende Noten, da sich das Buch an das große Publikum wendet. Was aber nicht gut ist, das sind die Bilder, die nicht nach Originalen angefertigt, sondern von einem modernen Maler im Stile der Illustrierung von Tausend und eine Nacht in Holz geschnitten sind. Sie passen nicht in ihrer Neuheit zu dem alten Text.

Consten, Hermann: **Mysterien** im Lande der Götter und lebenden Buddhas. Mit 9 Bildtafeln und einem farbigen Einbandbilde. Berlin: Vossische Buchhandlung 1925. (251 S.) 8° = Bücherei eines freien Lesebundes Bd. III. Rm. 7—. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Augenscheinlich haben die Erfolge Ossendowskis bei diesem Buche Pate gestanden. „Die Handlung erzählt, wie ein Schamane und Fürst des Altai durch das Schicksal durch ganz Asien herumgetrieben wird, dabei lernt man die gesamten Religionen Zentral-Asiens mit ihren geheimnisvollen Zeremonien und ihrer grauenhaften Mystik kennen“ sagt der Verf. in der Einführung auf S. 8 und „Den Handel, die Lebensweise und die Gewohnheiten der Leute habe ich so geschildert, wie sie sich bis zum Jahre 1914 seit Jahrhunderten in ein und derselben Weise immer wieder vollzogen. Als historischen Hintergrund zu der Handlung wählte ich die Zeitepoche des großen chinesischen Kaisers Kanghi“ auf S. 9. Alles in allem: eine Indianergeschichte à la Karl May, deren Besprechung nicht vor das Forum dieser Zeitschrift gehört.

Götz, Hermann, und Rose Ilse-Munk: Gedichte aus der indischen Liebesmystik des Mittelalters (Krishna und Rādhā). Leipzig: Asia Major 1925. (XXV, 177 S., 12 Taf.) 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

In dieser Anthologie viṣṇuitischen Liebeslyrik sind ausgewählte Gedichte des Caṇḍīdās, Keśavadās, Sūrdās, Vidyāpati Thākur, Govindadās, Harknāth Jhā u. a. nach den Stufenfolgen des Liebesspieles zwischen Kṛṣṇa und Rādhā vereinigt. Ein Urteil über die Übersetzung ist schon dadurch erschwert, daß Texte dieser mittelalterlichen Dichter schwer zugänglich sind, ja nicht einmal den Hgbn. immer vorgelegen haben. Es ist ein Verdienst, auf eine ganz vernachlässigte Literaturgattung so nachdrücklich hingewiesen zu haben, deren Bedeutung sich nicht in einer ästhetischen Würdigung erschöpfen läßt, vielmehr für die Geschichte per Mystik zu verwerten wäre. Zwölf Miniaturphotographien, die aus dem 17.—19. Jhrdt. stammen, zeigen die Wechselwirkung zwischen Religion und Kunst in Indien. Die Einleitung hätte übersichtlicher sein können. (mārga ist masc.)

Satis Chandra Vidyābhūṣaṇa, Mahāmahopādhyāya: A History of Indian Logic (Ancient, Mediaeval and Modern Schools). Calcutta: University Press 1921. (XLII, 648 S.) gr. 8°. Bespr. von O. Strauß, Kiel.

Am 25. April 1920 ist Satis Chandra Vidyābhūṣaṇa (den Titel erhielt er 1892 auf Grund eines Sanskritexamens von einer Sabhā in Nadiya) in seinem fünfzigsten Lebensjahr gestorben, nachdem er fast 10 Jahre Principal des Sanskrit College in Calcutta gewesen war. In ihm ist ein Typus dahingegangen, der für die eigentümliche Krisis der indologischen Wissenschaft im Indien der letzten Jahrzehnte höchst bezeichnend war. Die Zeit ist noch nicht gekommen, dieses wichtige und interessante Kapitel der indischen Wissenschaftsgeschichte zu schreiben, da wissenschaftlich-kulturelle und nationalpolitische Triebkräfte neue Formen zu bilden im Begriffe sind. Aber ein kurzer Hinweis auf die Stellung, die Satis Chandra in diesem Kapitel einst einnehmen mag, dürfte hier doch am Platze sein: er repräsentiert, kurz gesagt, den Übergang von dem Pandit der alten Tradition, der, Meister in einem Śāstra, von den anderen Wissenszweigen nur die dazu traditionell notwendigen Ergänzungen kennt, zu dem modernen Gelehrten, der mit den kritischen Methoden des Westens vertraut ist und einen vollkommen anderen, weil erweiterten Horizont besitzt. Nun soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten sowohl früher als auch heute dieses Übergangsstadium schon überwunden worden ist; wenn wir aber den Durchschnitt der gelehrten Produktion ins Auge fassen, wird man die Merkmale eines solchen Überganges, nämlich gewisse Schwächen und Mängel moderner indischer Arbeiten, die dieser Krisis zuzuschreiben sind, schwerlich ableugnen können. Es zeigt sich die merkwürdige Tatsache, daß ein völlig neuer Aspekt der Wissenschaft nicht von Kreisen einer festen alten Tradition einfach durch Abschütteln derselben „gelernt“ werden kann, sondern daß offenbar nur ein langsamer Umbildungsprozeß mit all den Schwierigkeiten, die eine innere Revolution mit sich bringt, erst nach Generationen eine vollendete Umformung bewirkt. Das Schlagwort „Forschung“ (research), das Satis Chandras großer Gönner, einer der stärksten Männer des modernen Bengalens, der nun auch dahingegangene Asutosh Mookerjee den besten der Hindustudenten immer wieder predigte, bezeichnet das neue Ideal, das die alte indische Gelehrsamkeit ablösen soll. Daß Satis Chandra nach diesem Ideal gestrebt hat, kann nicht bezweifelt werden. Den Grundlagen einheimischer Sanskriterziehung hat er bald buddhistische und jinistische Studien hinzugefügt, hat sich unter Lama-Leitung ernstlich mit Tibetisch beschäftigt und mit Hülfe des Englischen auch eine gewisse Bekanntschaft mit westlicher Bildung gewonnen. Die Frucht dieses arbeitsreichen Lebens ist das vorliegende Buch, in welchem er das Wissen der Pandits in Verbindung mit der kritischen und entwicklungsgeschichtlich orientierten Methode des Westens auf den riesigen Stoff der Geschichte der indischen Logik, so gut er es eben konnte, anzuwenden versucht hat.

Das Buch gliedert sich in drei Teile: die alte, die mittelalterliche und die moderne Schule der indischen Logik. Von diesen drei Teilen des Werkes ist der zweite ein mit kleinen Veränderungen und Zusätzen versehener Neudruck der Doktorthese des Verfassers, die 1909 unter dem Titel „History of the mediaeval School of Indian Logic“ als erste Nummer der „University studies“ in Calcutta erschienen ist.

Wenden wir uns nun zur Charakterisierung dieses Werkes, so tauchen drei Fragen auf: Was wäre das Ideal der Geschichte einer indischen Logik, wie weit ist ein solches Ideal heute erreichbar, und was hat uns Satis Chandra gegeben? Die Geschichte einer Logik ist die Entwicklungsgeschichte der logischen Begriffe. Wie diese sich aus der ersten Selbstbesinnung des Denkens bei den rituellen und metaphysischen Spekulationen, bei der Analyse der Sprache der heiligen Texte herausbilden, wie sich ihr Wert in der öffentlichen Disputation feststellt, das würde die Vorgeschichte bilden

zu den grundlegenden Dokumenten der ersten systematischen Behandlung. Dann setzt die doppelte Entwicklung ein: die Fortbildung der Begriffe, oft unter der täuschenden Hülle beibehaltener alter Namen, innerhalb der Schule und die Weiterbildung durch den Einfluß anderer Schulen, sei es, daß man das fremde Gut in den eigenen Besitz einarbeitet, sei es, daß man in Angriff und Verteidigung die eigene Stellung fester zu fundieren und auszubauen lernt. Ein besonderes Kapitel bildet endlich die Durchdringung der späten technischen Logik, die, wenn auch erkenntnistheoretisch nicht weiterführend, methodische Ergebnisse nicht geringer Qualität zeitigt. Aber all das ist heute für keinen noch so guten Kenner erreichbar. Eben erst beginnen wir z. B. zu sehen, wie weit Vātsyāyana über den Sūtraverfasser hinausgegangen ist. Damit steht die sehr schwierige Interpretation der Nyāyasūtras aus sich selbst, unabhängig von Vātsyāyana, als Aufgabe vor uns. Noch eindringlicher fordern die Vaiśeṣikasūtras ohne ihren späten Kommentar verstanden zu werden. Die Werke des großen buddhistischen Logikers Dignāga sind noch nicht einmal in bequem lesbarer Form herausgegeben; der tibetische Text selbst harrt noch seines ersten Erklärers; erst dann würde sich die Frage über das Verhältnis Praśastapādas zu Dignāga entscheidend beantworten lassen. Das Musterwerk indischer Geistesschärfe, der Tattvacintāmaṇi, ist weder in eine europäische Sprache übersetzt, noch durch einen erleichternden, wirklich erklärenden Sanskritkommentar dem Verständnis näher gebracht worden. Und dies sind doch nur einige wenige der bekanntesten Schwierigkeiten, von zahllosen anderen ganz zu schweigen. Von einer Geschichte der indischen Logik im Sinne einer ernstlichen Begriffsgeschichte kann also heute noch keine Rede sein. Es ist daher begreiflich, daß Satis Chandras Werk mehr ein ausführlicher Katalog der wichtigeren logischen Werke als eine wirkliche Geschichte der Logik darstellt. Der Inhalt der Werke wird sehr verschieden behandelt: Bald finden wir eine ausführliche Analyse wie bei den Nyāyasūtras und beim Tattvacintāmaṇi, bald die Wiedergabe einiger einzelner Gedanken, bald eine Übersetzungsprobe (Śabdaśaktiprakāśikā), bald (bei gewissen Werken Dignāgas) nichts als den tibetischen Titel mit Angabe der Stelle im Tanjur, bald einen reinen Katalog von Autoren und Werken, der gelegentlich durch eine unerhebliche Anekdote verlängert ist (Kommentare zum Tattvacintāmaṇi). Aber nirgends wird der Geschichte der Begriffe nachgegangen. Und wenn es auch, wie schon begründet, unmöglich scheint, dies für das ganze, noch so wenig beackerte Gebiet zu tun, so schwer empfindet man doch die völlige Abwesenheit von Versuchen, wenigstens an einigen Stellen eine geistesgeschichtliche Darstellung zu geben.

Trotz dieser Mängel ist Satis Chandras Werk ein wertvoller Besitz. Nicht nur gibt es einen Überblick über ein Schrifttum, das noch nie so zusammengestellt worden ist, sondern es ist auch voll von Einzelheiten und Hinweisen, für die jeder Arbeiter auf dem Gebiet der indischen Logik dankbar sein muß. Die großen Aufgaben künftiger Generationen werden in Satis Chandras Werk durch seine Mängel wie durch seine Vorzüge jedem ernsthaften Leser lebendig.

Examples of Indian Art at the British Empire Exhibition 1924. With an introductory and critical note by Lionel Heath and foreword by the Earl of Ronaldshay, London: The India Society 1925. (31 S. und 17 Tafeln). 4°. 25 sh. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Gegenüber der großen Reklame, welche für sie gemacht wurde, war die Wembley-Ausstellung eine schwere Enttäuschung. Statt der erwarteten repräsentativen Reichsschau fand man nur einen ungeheuren Bazar kolonialer Firmen und privater Vergnügungsunternehmer. So war auch die indische Kunstausstellung eine Enttäuschung. Es ist von indischer Seite mit Recht kritisiert worden, daß die britische Regierung auf der Indian Art Conference in Wembley zwar viele schöne Worte für die Kunst Indiens, aber nicht den Weg zu Taten gefunden habe. Sie hat sich auch nicht an der Ausstellung beteiligt, sondern überließ alles einer Vereinigung von Kunstfreunden, der India Society. Man muß anerkennen, daß die India Society sich nach besten Kräften bemüht hat, neben den modernen Malereien der Calcutta School of Arts im Kunstpavillon und der Bombay School of Arts im India Pavillon eine gute Ausstellung altindischer Kunst in der Zentralhalle des letzteren zusammenzubekommen. Aber freilich, sie war mit Ausnahme weniger Leihgaben aus dem India Office, British und South Kensington Museum gänzlich auf Privatsammlungen und Kunsthandlungen angewiesen. Was da zusammenkam, war eine interessante Sammlung von Miniaturen, einigen wenigen Plastiken und Bronzen; der größere Teil der indischen Kunst jedoch war nicht vertreten. Unter den Sammlern wären besonders zu nennen: Professor W. Rothenstein, Eumorphopoulos, J. C. French, Mrs. Herringham, C. Ricketts, C. W. M. Hudson, C. Rutherston, L. Binyon und Luzac. Um diese in Privatbesitz verborgenen Schätze auch nach Schluß der Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu halten,

hat denn der Ausschuß der India Society beschlossen, einen ausführlichen beschreibenden Katalog derselben zu veröffentlichen, und dessen Ausarbeitung Mr. Lionel Heath, dem Direktor der Lahore School of Arts übertragen.

Dieser Katalog liegt uns nunmehr vor. Aber er ist eine neue Enttäuschung; denn die Art und Weise, wie Mr. Heath sich seiner Aufgabe entledigt hat, muß doch Befremden erregen. Nicht nur, daß er davon abgesehen hat, den angekündigten ausführlichen Katalog wirklich zu geben und sich mit einer kurzen Liste der ausgestellten Objekte begnügt, die er durch einen einleitenden Text und eine Auswahl schöner Beispiele ergänzt! Daß er zu einer gründlichen Arbeit nicht die Zeit gefunden hat, wie er angibt, mag zu den Mißgeschicken gehören, die ja auch sonst im Leben die besten Absichten oft unmöglich machen. Daß aber das Wenige, was bleibt, eine geradezu peinliche Ahnungslosigkeit von dem zu behandelnden Stoff zeigt, ist in diesem Falle kaum zu entschuldigen —, in einer offiziösen Publikation, und dabei durch jemand, der doch zu Lahore direkt an der Quelle einschlägiger Kenntnisse sitzt! — Es geht nicht an, dauernd zu erklären, daß über die Objekte nähere Angaben fehlten, oder daß über irgendein Problem nichts bekannt sei, wenn ein Blick in die einschlägige Literatur oder ein Gang durch jedes Londoner Museum die nötige Aufklärung hätte geben können. Aber Mr. Heath kennt anscheinends weder die ausländische Literatur, noch sogar die englische der letzten zwanzig Jahre. Und wenn er glaubt, an Coomaraswamys Arbeiten Kritik üben zu müssen, so ist es nicht, weil es Besseres an deren Stelle setzen kann, sondern weil er in längst überholten Anschauungen noch befangen ist. Unter diesen Umständen erübrigt sich jede nähere Kritik seiner Einleitung. Immerhin lohnt es sich, den schönen, bei dieser Bearbeitung jedoch wertlosen Abbildungen einige Bemerkungen zu widmen. Da sie mit Ausnahme einer Gandhāra-Skulptur durchwegs indische Miniaturen betreffen, möchte ich hier die gröbsten Fehler richtigstellen.

pl. 1. Unidentified portrait. — „Bild des Fīl Safīd Goshtīgīr, Dieners Jahāngīr's“ laut Inschrift!

pl. 3. Hunting scene (Bāz Bahādur of Mālva), middle of 17th century. — Ende des 18. Jahrhunderts.

pl. 4. Unidentified portrait, about 1710. — Sultān Parvīz, Bruder Shāhjahāns.

pl. 5. Outdoor entertainment - - musical performances and acrobats. — Die Akrobaten sind jedoch Sufis bei einem religiösen Tanz. Vgl. Binyon-Arnold, Court Painters of the Grand Moghuls, pls. 18 und 19.

pl. 6. Raja hawking on horseback, late Moghul work. — Ein Offizier Aurangzēbs, um 1700.

pl. 7. Women at a shrine. — Bhairavī Rāginī.

pl. 8. Krishna and attendant Gopis, Rājasthānī, early 17th century. — Westhimalaya (Jammu?) um 1700.

pl. 9. Hunting scene, Rajput, late 17th century. — Sikhreiter auf der Jagd, Panjāb, Anfang des 19. Jahrhunderts. Vgl. Jahrbuch der Asiatischen Kunst 1925.

pl. 10. Unidentified portrait of a Raja (Rajput), Lucknow, late 17th century. — Karak Singh, Herrscher der Sikh, Lahore, um 1840. Vgl. ebda.

pl. 11. Sadhus under a Banyan tree. Jammu, late 17th century. — Moghulschule, Mitte des 18. Jahrhunderts.

pl. 12. Lady and peacock, Kangra school, late 17th century. — Anfang des 19. Jahrhunderts.

pl. 14. Women at the shrine of Siva. Very typical late Kangra painting. — Bhairavī Rāginī, Moghul-Rājasthānī (Jaipur), erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Bei der nicht geringen Literatur des letzten Jahrzehnts über indische Miniaturmalerei benötigen diese Verbesserungen an dieser Stelle keiner erneuten Begründung. Aber der Unterschied zwischen Heath's Angaben und dem jetzigen Stand der Forschung ist zu augenscheinlich, um eines weiteren Kommentars zu bedürfen. Schade um die gute Absicht der India Society!

---

1. **White,** Sir H. Th., K. C. J. C.: **Burma.** Provincial Geographies of India. Cambridge: University Press 1923. (X, 226 S.) 8°. 8 sh. 6 d.
2. **Thomann,** Th. H.: **Pagan.** Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst. Heilbronn: W. Seifert 1923. (186 S., 98 S. Abb., 10 farb. Taf., 1 Karte.) gr. 8°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

1. Ein weiteres Buch in der bekannten Serie von Provinz-Geographien des Indischen Weltreiches, zu dem ja Burma gerechnet wird. Die ganze Serie wird von Sir T. H. Holland herausgegeben. Das Buch, das mit reichem Bilderschmuck versehen ist, bringt alles Wissenswerte dieser reichen Provinz, sei es auf geographischem, sei es auf ethnologischem Gebiete usw. Dieses Buch sowie das im Folgenden besprochene, letzteres sich spezialisierend, geben uns wieder Material über ein Land, dessen Kunde bisher von uns Deutschen im Verhältnis zu den anderen Ländern Hinterindiens viel zu wenig gepflegt worden ist. Von neueren nenne ich nur die Bücher des ermordeten Brunnhofer, „An Hinterindiens Riesenströmen“, und das kleine, aber inhaltreiche Buch von L. u. Chr. Scher-

mann, das von mir im Juliheft der OLZ 1924 besprochen worden ist.

2. Der Titel dieses Buches hält nicht, was er verspricht. Wohl erfahren wir mancherlei über die Tempelkunst Birma's, aber was sollen Aufsätze über die nichtbirmanischen Bevölkerungstypen in seinen Grenzgebieten, also rein ethnologisches Material in diesem Buche über Kunst? Wozu ein Kapitel über die Eingeborenen der Andamanen und die dortigen englischen Strafkolonien? Nur weil der Verfasser auf seiner Reise nach Birma auch dorthin gekommen, mußte dies gänzlich abwegige Kapitel in das Buch, das im übrigen flott geschrieben ist. Was den sonstigen Inhalt anbelangt, so erhalten wir Kunde über die Geschichte Pagans und seine tausend Tempel, aber daneben auch über die Schwe Dagon Pagode in Rangun. Ein Kapitel handelt über Leben und Treiben des Klostervolkes, ein anderes über Land und Leute von Birma. Dazwischen kommen Übersetzungen einiger Inschriften nach der englischen Übersetzung von Tun Nyein (1899). Zum Schluß eine Chronik nach den Regierungspublikationen von Britisch Birma, zum großen Teil auf einheimischer Tradition beruhend. So erhalten wir dankenswerte Einblicke in dieses ferne Land, aber das Buch über Tempelkunst muß erst noch geschrieben werden. Dem Buche sind eine Anzahl Tafeln beigegeben, darunter wieder rein ethnographische, und eine Anzahl prachtvoll ausgeführte bunte Tafeln, von denen eine wieder andamanischen Frauen zuteil wurde. Möge dieses Buch aber ein Anstoß für unsere indischen Forscher sein, auf den Gebieten der Kunst, Archäologie und Religion Birmas, die unlösbar zusammenhängen, tiefer zu schürfen.

Conrady, August: **Alte westöstliche Kulturwörter.** Leipzig: S. Hirzel 1925. (19 S.) 8° = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. 77. Band. 1925. 3. Heft. Rm. —.75. Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Indem er frühere Versuche, Beziehungen verschiedenster Art zwischen der chinesischen Kultur einerseits und dem übrigen Eurasien anderseits nachzuweisen, ablehnt oder mindestens als stark bedenklich bezeichnet, unternimmt es der Verf. in dieser, wohl seiner letzten Schrift, einige Wortgleichungen als trotz allem beachtlich darzutun. Es sind das: 1. chin. *mit* „Honig", das mit „arm. *melo*, auch *meyr* gesprochen" (wohl: altarm. *melu*, *mełr* gemeint) verglichen wird (warum nicht mit oss. *mud*?), aus dem 4. vorchristl. Jahrhundert; 2. altchin. *sir* „Seide", wozu als mongolische (? warum nicht iranische: **sērika-*) Weiterbildung das in gleicher Zeit übernommene LW. σηρικόν gehöre; 3. chin. *lak* „sauere Milch, Kumys, Butter", aus **klak*, das aber wegen der Herstellungsart eher mongolisch als indogermanisch (gr. γλάγος usw.) benannt sein soll, obwohl kein mongolisches Etymon bisher aufzutreiben war. Aus dem Jungarmenischen wird aber zum Vergleich (Zufall?) *garak* „Butter" herangezogen; 4. chin. *kuen-di* „Bergpferd", das zu ind. *kuṇḍī* gestellt wird; 5. chin. *k'uen*, *k'un* „Hund", das zu dem bekannten idg. Worte gehört. Hinweis auf die weite Verbreitung des Hundetotems in Nordchina: „Hundinge", Hunnen (dann könnten ja auch die Saken „Hundinge" sein, zumal ihr iranisches Volkstum ganz unwahrscheinlich ist, s. GIrPh. II. 139, Anm. 7); 6. chin. *ma(r)*, *ma(l)* „Pferd" zu ahd. *marh* usw.; 7. chin. *ǵan* „Gans" zu ai. *haṃsa* usw.; 8. chin. *ngō*, *ngū* „Rind" zu dem bekannten idg. Wort, aber auch zu sumer. *gu* zu stellen. Die größte Schwierigkeit für diese Zusammenstellungen erblickt Conrady in der Erklärung der Wanderung dieser Wörter über so weite Räume, wie sie hier in Frage kommen. M. E. spielt für die Verbreitung von Wörtern in Asien der Raum aber nur da eine Rolle, wo er zugleich mit Hindernissen übersät ist. Derlei von entscheidender Bedeutung gab es aber für die hier in Frage stehenden Reitervölker und Nomaden nicht. Es ist ein Verdienst Conradys, erneut auf die Notwendigkeit der Erforschung der Wanderwörter hingewiesen zu haben, auch wenn der von ihm gewagte Wurf schließlich nicht in allen Stücken zum Ziele geführt haben mag. Die Tocharer scheint Conrady als Vermittler darum abzulehnen, weil er die Gleichsetzung Marquarts mit Ta-hia, älter *d'āt-γa* oder *d'āi-γa* nicht billigt.

Tanner, P. de: **Chinese Jade, ancient and modern.** Descriptive catalogue, illustrating the most prominent pieces of a collection of jade articles, with spezial reference to sepulchral jades. In two Volumes. Berlin: Dietrich Reimer, Ernst Vohsen 1925. (I: 35 S. Text, 64 Taf. II: 22 S. Text, 53 u. 7 Taf.) 23,5 : 32 cm. Rm. 120—. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Das Werk umfaßt zwei Querfoliobände; der erste enthält eine kurze Einführung, 6 S. allgemeine Bemerkungen, 14 S. Beschreibungen, sodann 64 photographische Tafeln mit kurzen Angaben über die dargestellten Stücke und 17 S. mit den chinesischen Inschriften, ihrer Umschrift und Übersetzung; der zweite besteht aus 11 S. Beschreibungen, und 53 photographischen Tafeln und 6 S. mit den chinesischen Inschriften, ihrer Umschrift und Übersetzung, wozu noch 7 farbige Tafeln kommen und ein Real-Index der auf allen Tafeln dargestellten Tiere, Gegenstände usw. Die Ausstattung ist einwandfrei, das Werk, ein lediglich beschrei-

bender Katalog der Jade-Sammlung des Herrn P. von Tanner, kann als eine gute und recht lehrreiche Arbeit angesprochen werden. Der Herr Verfasser betont auch, daß er „nur einen beschreibenden Katalog", aber in keiner Weise eine wissenschaftliche Studie seines Gegenstands beabsichtigt hat. Er will dem ernsthaften Sammler zeigen, was man noch in China finden kann, und erklärt seine Erwartungen übertroffen, wenn mit Hilfe seines Werkes neue Ansichten über einzelne antike Riten und Gebräuche gewonnen und neue Forschungen angeregt werden.

Der Herr Verfasser war im chinesischen Seezolldienst; er ist Deutschbalte und nicht, wie die französische Übersetzung seines deutschen Adelsprädikats, sowie die Abfassung seines Werks in englischer Sprache vermuten lassen, Franzose oder Engländer. Er hat sein Werk englisch abgefaßt und, um ihm weitere Verbreitung zu sichern, es so auch herausgegeben.

Die dargestellte Jade-Sammlung ist mir ziemlich gut bekannt, da sie längere Zeit als Leihgabe in der ostasiatischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin war.

Das Buch kann nun von verschiedenen Seiten einer Würdigung unterzogen werden. Namentlich erheischen von sinologischer Seite die Übersetzungen der Inschriften eine genaue Nachprüfung an der Hand der chinesischen einschlägigen Literatur. Aus dem Werke von B. Laufer über Jade, Chikago 1912, das nach des Herrn Verfassers Angaben ihm die Veranlassung zu dem Buch gegeben hat, ist ersichtlich, daß man es auf diesem Gebiete schon längst mit einem Spezialstudium zu tun hat, das auch bei der zunehmenden Beliebtheit von Jade-Gegenständen und namentlich Jade-Kunstwerken, in den nächsten Jahren recht aussichtsreich und für die Praxis bedeutungsvoll erscheint.

Hier sei jedoch der museale und völkerkundliche Gesichtspunkt allein zu Grund gelegt. Da ist zunächst über die Sammlung selbst zu sagen, daß sie, die etwa ein Dutzend gewaltiger Kisten füllt, auf ein Aussuchen und Auswählen nur hervorragender Stücke verzichtet hat und tatsächlich zeigen zu wollen scheint, „wieviel" 1913 bis 1919 in China im Hafen von Kiukiang durch Kauf von Händlern aus Hunan, Honan und Anhui hat zusammengebracht werden können. Die Sammlung entstammt also nicht eigenen Ausgrabungen; sie läßt somit im allgemeinen die Angabe über den Fundort vermissen. Es bedarf keines Hinweises, daß darunter besonders der museale und ethnographische Wert leidet. Die vorwiegende Zugehörigkeit der Stücke zu den Grab-Beigaben erklärt ferner, daß beim überwiegenden Teil derselben von einem künstlerisch hohen Wert nicht gesprochen werden kann. Kleinere Jade-Schmuckstücke und dgl. sind aber vielfach sehr hübsch (s. z. B. I., Tafel 1—4).

Trotz der vorstehend erwähnten Einschränkung bleibt die Darstellung so zahlreicher Jade-Gegenstände, wie sie die beiden Bände bringen, unbedingt verdienstlich; ethnographisch enthält dadurch das Werk eine Menge positiv Wertvolles und vermittelt die Anschauung eines gewaltigen Gebietes chinesischer Volkskunst und Volkskunde, das religions- und ritualgeschichtlich noch weitgehend der Bearbeitung harrt. Bedauerlich ist, daß der Herr Verfasser die ihm gerade hier in Berlin gebotene Gelegenheit nicht benutzt hat, einen Sinologen zur Bearbeitung der zahlreichen Inschriften heranzuziehen. Wie einige Stichproben zeigen (s. die Stücknummern 701, 801, 848, 1090, 1096 u. a. m.) liegt die Verifizierung der Inschriften offenbar sehr im argen. Nach Aussage des Herrn Verfassers sind zwar alle Umschriften und Übersetzungen der vielfach in antikisierenden Zeichen oder Siegelschrift auf den Jadestücken angebrachten Inschriften von einem chinesischen Literaten besorgt, aber ihre Nachprüfung an der Hand des Liki, Ili und anderer klassischer Werke, sowie des Peiwönyünfu usw. ist dadurch nicht überflüssig geworden. Die darin liegende große Arbeit dürfte sich für den der in das Studium der chinesischen Grab-Beigaben aus Jade einzudringen wünscht, durchaus lohnen. Es liegt da eine Fülle von Studienmaterial vor, das hoffentlich doch noch einen fachkundigen Liebhaber finden wird.

Erst wenn diese notwendige sinologische kritische Nachprüfung quellenmäßig erfolgt ist, wird man das Buch, eins der ersten seiner Art und Ausführlichkeit, vom musealen und ethnographischen Standpunkt aus voll begrüßen können, zumal die Verlagsbuchhandlung keine Kosten gescheut hat, die vom Herrn Verfasser außerordentlich hübsch ausgewählten und zusammengestellten Farbentafeln in der glänzenden Ausführung beizugeben, für die der Verlag einen wohlbegründeten Ruf genießt.

Noguchi, Yone: **Kôrin.** Avec Gravures sur Bois, Héliotypies et Vignettes et un Frontispice en Couleurs. Traduit de l'anglais par Mlle. M.-E. Maitre, agrégée de l'Université. Paris: G. van Oest 1926. (44 S.) Gr. 8° = l'Art au Japon. Fr. 25.—.

Ders.: Hiroshige. Avec Gravures sur Bois, Héliotypies et Vignettes. Traduit de l'anglais par Mlle. M.-E. Maitre, agrégée de l'Université. Paris: G. van Oest 1926. (43 S.) Gr. 8° = l'Art au Japon. Fr. 25.—. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Ein japanischer Literat, der lange in Amerika gelebt hat und schon vor dreißig Jahren Ge-

dichte und Aufsätze in englischer Sprache veröffentlicht hat, ist zu der Ehre gelangt, daß zwei seiner begeisterten Lobreden auf charakteristische japanische Maler in französischer Übersetzung dem europäischen Publikum der Kunstinteressenten dargeboten werden. Über Korin, den 1716 gestorbenen Genius der Dekorationskunst, gibt es das 1903 und 1904 erschienene Prachtwerk von Shichi Tajima „Masterpieces selected from the Korin School, with biographical sketches of the Artists of the School and some critical descriptions", dessen zweiter Band sich sehr eingehend mit dem Meister und seiner Stellung in der ostasiatischen Kunst beschäftigt. Dazu hat seinerzeit der hervorragende japanische Kunstkenner Viscount R. Kuki lehrreiche Erörterungen geschrieben. Damit will und kann Noguchi nicht in Konkurrenz treten. Vielmehr bietet er uns einen ganz subjektiv gehaltenen Essay über seine Auffassung dekorativer Kunst, speziell bei der Darstellung von Blumenmotiven. Er sieht die hervorragende Bedeutung Korins darin, daß er auf jede persönliche Zutat in der Darstellung der Blütenpracht verzichtet und sie „auf dem Papier, der Seide oder dem Lacküberzug frei ihre eigene Schönheit singen oder geflissentlich ihre natürliche Schweigsamkeit bewahren läßt". Seiner Theorie zuliebe läßt Noguchi die berühmtesten Werke Korins fast ganz beiseite, obwohl in den bildlichen Beigaben der berühmte Hahn, der Wasserfall von Nunobiki und einige andere Hängebilder nicht fehlen. So gut wie gar nicht wird auf die charakteristische Technik Korins eingegangen. Nur die vollendete Meisterschaft, mit der Korin oft den leeren Raum innerhalb des Bildrahmens wirken läßt, ist wenigstens erwähnt. Wegen der Bedeutung, die japanische Kunstbeurteiler den Malerstempeln beimessen, sind zwei Tafeln mit den von Korin verwandten Signaturen beigegeben. Der Verfasser macht sich einige bewundernde europäische Äußerungen über Korins Kunst zu eigen, begnügt sich aber sonst mit ästhetischen Spintisierungen, wie sie bei den Teezeremonien in Japan üblich sind.

Noch mehr auf seinen persönlichen Geschmack und den Gegensatz zu europäischer Malweise ist das Bändchen über Hiroshige eingestellt. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß ein wesentlicher Teil davon von ihm bei der Gedächtnisfeier zum 60. Todestage des Künstlers 1918 in Tokio verlesen und dann für die New Yorker Kunstzeitschrift „Arts and Decoration" überarbeitet wurde. Noguchi beruft sich auf persönliche Erlebnisse, um die mystische Idee auszuführen, daß die Betrachtung einer Landschaft nicht nur allen Japanern, sondern auch den künstlerisch begabtesten Europäern nur soweit gelingt, wie sie etwas von den Augen des Hiroshige in sich haben. „Das blaue Auge" der Europäer erscheint daher als barbarisch im Vergleich mit dem „schwarzen Auge" derjenigen Japaner, die sich von der Degeneration durch fremde Einflüsse frei gehalten oder, wie der Verfasser selbst, wieder befreit haben. So soll „zwischen den Landschaften um London und um Paris unter der Oberfläche verborgen dieser naive Künstler aus Japan, Hiroshige, zu finden sein" (S. 13). Der berühmte Whistler „betrachtete und beschaute die Landschaften an den Ufern der Themse mit den Augen des Hiroshige". In dieser Gleichsetzung findet Noguchi auch einen Anlaß, Gedichte, die er einst auf Whistlers Gemälde „Old Battersea Bridge" in der Tate-Galerie gemacht hat, in französischer Übersetzung einzuschieben. Noch verstiegener ist das französische Widmungsgedicht, das dem Bändchen vorangesetzt ist. Solche Verzückung kommt in der Prosa des Vortrages, bei dem offenbar Bilder gezeigt wurden, immer wieder zum Durchbruch; es werden dafür auch amerikanische Eideshelfer herbeigezogen, aber keine Erklärungsgründe sachlicher Art gegeben. Die in Schwarzdruck wiedergegebenen 19 Landschaftsbilder bilden keine genügende Grundlage, um die Reize von Hiroshiges Farbendrucken richtig zu würdigen. Der Verfasser beklagt es, daß die Japaner Hiroshige nicht so hoch einschätzen, wie seine europäischen Bewunderer. Aber auch bei uns wurde ja auch in der Blütezeit des Japonismus und des Sammelns japanischer Holzschnitte Hokusai höher geschätzt als Hiroshige.

Die sehr schwierige Aufgabe, Noguchis überschwenglichen englischen Stil in gutes Französisch zu übersetzen, hat Fräulein M.-E. Maitre sorgfältig gelöst.

Moss, Rosalinde: **The Life after Death in Oceania and the Malay Archipelago.** London: Oxford University Press 1925. (247 S. m. 2 Karten.) 8°. Bespr. von Otto Dempwolff, Hamburg.

Die Verfasserin kommt nach sorgfältiger Durcharbeit von 201 Schriften über das im Titel enthaltene Thema ungefähr zu folgendem Ergebnis:

Die wenigen primären Jäger dieses Gebietes haben für die Seelen ihrer Verstorbenen nirgends ein „Jenseits" lokalisiert. Erst die seßhaften Völker stellen sich ein Land der Toten zunächst auf Erden in unbekannter Gegend unklar vor, legen es aber alsbald im Anschluß an örtliche Erscheinungen, wie Vulkane oder unzugängliche Bergwälder, topographisch fest. Ergebnis von

Bestattung in Höhlen ist die Verlagerung dieses Jenseits in eine „Unterwelt". Dies ist die Anschauung bei „autochthonen" Völkern, insbesondere bei Papua und Melanesiern (zwischen denen nicht immer scharf geschieden wird). Dagegen knüpfen die seefahrenden Völker, insbesondere Indonesier und Polynesier, ihre Lokalisierung des Jenseits an die Erinnerungen historischer Ereignisse bei ihrer oder ihrer Vorfahren Auswanderung. Die Seelen der Verstorbenen werden in die Heimat zurückgesandt, beim Verblassen der Tradition wird das Jenseits in eine mythische Insel oder in Gestirne verlagert. Völkermischung zwischen Seefahrern als Eroberern und Autochthonen als Besiegten führt in vielen Teilen der Südsee zur Annahme von zwei getrennten Orten für die Seelen der Toten, einem überseeischen „Himmel" für die höheren Stände der Eroberer, einer unterirdischen „Hölle" für das gewöhnliche Volk. Die so begründete Bewertung setzt sich zuweilen weiter in die Idee von Belohnung der „Guten" und Bestrafung der „Bösen" um; letztere findet sich aber schon vorbereitet in der Ausnahmestellung, die besondere Todesarten, wie Unglücksfälle mit unauffindbarer Leiche, in den Bestattungsgebräuchen veranlaßt haben.

Einige Ausdrücke aus Eingeborenen-Sprachen werden nicht übersetzt; bei manchen läßt sich die Bedeutung aus etymologischer Analyse ermitteln. Z. B. S. 5 Timorlaut: *nusnitu* ist UAN. (Ur-Austronesisch) *nut'a (ni) nitu* „Insel der Seelen", S. 6 Leti: *nusiata* ist UAN. *nut'a (ni) ata* „Insel von Menschen", S. 45 Futuna: *fale-mate* ist UAN. *balaj (ni) pataj* „Halle der Hinübergegangenen". S. 61 ist Dajak: *bruwa* (ebenso wie Ngadju-Dajak: *hambaruę*, Maanjan-Dajak: *amiruę*) auf das Zahlwort UAN. *duva* „zwei" zurückzuführen, es bedeutet „das zweite Ich, der Doppelgänger" (vgl. Brandstetter: „Wir Menschen der indonesischen Erde" I, S. 9), also einen mit Bewußtsein verbundenen Seelenbegriff und nicht den bewußtlosen Seelenstoff, wie Malai: *semangat* aus UAN. *t'-um-anət* „Lebenskraft" mit Infix *-um-* aus UAN. *t'anət* „warmer Hauch". Die wiederholt vorkommenden Worte *nitu*, *anitu*, *anitsch* gehen auf UAN. *nitu* „Schatten, Bild, Seele", *hanitu* „abgeschiedene Seele, Gespenst, Ahnengeist" zurück.

Pulver, Max: Arabische Lesestücke. Leipzig: Grethlein u. Co. 1925. (97 S.) kl. 8° = Seldwyla-Bücherei XI. Angezeigt von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Kein Hilfsmittel zum Studium des Arabischen, wie man nach dem Titel vermuten könnte, sondern Skizzen von einem Ausflug nach dem Magrib. Das Büchlein erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche, und für ein literarisches Urteil ist hier nicht der Ort. Als besonders interessant und anschaulich sei auf den Abschnitt über die „Aissaoua" hingewiesen, zugleich aber sei der unerfahrene Leser gewarnt, den philologischen Angaben, die hier und da sich finden, ohne weiteres Glauben zu schenken. Im ganzen wird er, das möchte ich betonen, nach der Lektüre einen zutreffenden Eindruck von den skizzierten Teilen des islamischen Nordwestafrika davontragen.

Lens, A.-R. de: Pratiques des Harems marocains. Sorcellerie, Médecine, Beauté. Avec une préface par les docteurs Speder et Lepinay. Paris: Paul Geuthner 1925. (XVI, 95 S.) gr. 8°. Fr. 15—. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Dies Büchlein ist von einer Dame geschrieben, welche — so sagt das Vorwort der Drs. Speder und Lepinay — sich für Medizin interessiert, Zutritt zu den Harems hatte und es verstanden hat, den alten Weibern ihre Geheimnisse zu entlocken. Die Sprachkenntnis der Verfasserin, welche das Vorwort ihr nachrühmt, kann leider nicht aus ihrem Werkchen geprüft werden, da sie Rezepte und Beschwörungen nur in französischer Übersetzung gibt. Nur einige wenige Drogennamen erscheinen in der Ursprache und sind von mir an anderer Stelle (Islam Bd. XV) besprochen worden. Die Verf. gibt auch nur die Rezepte ohne Kommentar, und man erfährt nicht, warum man bei Sumpffieber Schlamm aus einem Brunnen holt und dabei eine Begrüßung spricht. Natürlich sind die Brunnengeister (*'afārīt*) gemeint, und man sagt ihnen am nächsten Tage, daß der Kranke gut geschlafen habe, auch wenn das nicht der Fall war. Blaues Papier spielt eine große Rolle, wie wohl überhaupt in der arabisch sprechenden Welt die blaue Farbe als heilsam zu gelten scheint. In buntem Durcheinander folgen Brennmale und Heilmittel aus der griechischen und altarabischen Schulmedizin, Hausmittel, Kunstgriffe von Einrenkern und Beschwörungen. Bei den Heilmitteln gegen Syphilis fällt das Fehlen des Quecksilbers und der Sarsaparilla auf, bei den Kinderkrankheiten die geringe Zahl von Erwähnungen von Amuletten und Geisterbeschwörungen, die doch in Marokko eher noch verbreiteter sein müssen, als in den anderen Ländern Nordafrikas, wo überall gerade die Marokkaner einen großen Ruf als Amulettschreiber und Beschwörer genießen. In den Abteilungen „Sterilität, Fruchtbarkeit, Impotenz, Frauenkrankheiten" sind die Beschwörungen ebenfalls kaum erwähnt, dagegen häufig unter den Mitteln zur Erzielung einer glücklichen Ehe. Sehr reichhaltig ist die Sammlung von Schönheitsrezepten, und diese ist wohl der interessanteste Teil der kleinen Schrift, welche im Übrigen dem Orientalisten nicht viel bietet.

Klingenheben, August: Die Präfixklassen des Ful. Berlin: Dietrich Reimer 1924. (S. 189—222 u. S. 290 bis 315.) gr. 8°. = Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen, XIV, 2—4. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Diese mit großer Sorgfalt und hervorragender Stoffbeherrschung gearbeitete Studie bedeutet für die Erkenntnis des in seinen Wortklassen überaus komplizierten Ful einen bedeutenden Fortschritt, wenn sie auch nicht alle Fragen löst. Das Ful hat eine doppelte, lautlich wie funktionell ganz verschiedene Klasseneinteilung durch Prä- und Suffixe. In dies System Ordnung gebracht zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Ich selber habe meine Ful-Aufnahmen in Lome aus dem Jahre 1907 veröffentlicht in dem Handbuch der Ful-Sprache Berlin 1909, eine Arbeit, auf die Klingenheben häufig und nicht selten kritisch Bezug nimmt. Aus zwei Gründen hauptsächlich konnte ich den im Ful vorliegenden wichtigen sprachlichen Problemen nicht so, wie ich gewünscht hätte, nachgehen: die mir zur Aufnahme zur Verfügung stehende Zeit war beschränkt, sie umfaßte einige Monate und betrug täglich höchstens



eine bis zwei Stunden, soweit nicht durch Reisen oder Krankheit Unterbrechungen eintraten. Sodann verfolgte meine Arbeit praktische Zwecke, wie ich in dem Vorwort ausdrücklich hervorgehoben habe, sie sollte dem Unterricht am Oriental. Seminar in Berlin dienen. Diesem praktischen Ziel entsprechend habe ich mich mit der Aufstellung einer Personen- und Sachenklasse als dem für die Erlernung wichtigsten Prinzip des Anlautwechsels begnügt und die Vergrößerungs- und Verkleinerungsklasse als Unterabteilung in anderem Zusammenhang behandelt, ohne allerdings die Bedeutung der Nasalverbindungen in diesen Klassen genügend deutlich aus meinem Material ersehen zu können. Den vier Klassen Meinhofs: Personen, Sachen, Vergrößerung, Verkleinerung stellt nun Klingenheben eine fünfte hinzu: die neutrale Klasse, die keinen Anlautwechsel kennt und der wohl zum großen Teil jüngeres Sprachgut angehört. Nun ergibt sich aber, daß das Suffix-Klassensystem mit dem durch Präfixe in Zusammenhang steht: jede Suffixklasse gehört auch einer bestimmten Präfixklasse an, und zwar richtet sich die Präfixklasse eines Nomens nach seiner Suffixklasse. Aber auch die Anlautform des Adjektivs richtet sich nicht, wie bisher angenommen, nach dem Anlaut des Substantives, sondern nach dessen Suffixklasse. Dies Resultat hat sich im Ost- wie im Westful ergeben, muß also als gemeinfulisch angesehen werden. — Die Bedeutung der sog. Größenklasse ist aber zweifelhaft, sie enthält Tiere, die durchaus nicht groß sind, z. B. Würmer. Daraus ergibt sich die weitere wichtige Frage, ob nicht etwa die von uns Europäern aufgestellte Bedeutung der Präfixklassen etwas Sekundäres sei, und die Präfixe mit ihr ursprünglich gar nichts zu tun haben. Die Antwort auf diese Frage werden uns vielleicht die sudanischen Klassensprachen geben, und Kl. selber macht dazu in einem Nachtrage einen ersten Versuch, indem er das Biafada daraufhin untersucht. Zu beachten ist, daß damit das Ful an die übrigen westsudanischen Klassensprachen heranrückt, mit denen es zweifellos eng zusammengehört.

An Einzelbemerkungen führe ich nur einige an: Kl. rechnet S. 312 mit der Möglichkeit, daß die 5., von ihm gefundene Klasse ohne Anlautwechsel eine junge Errungenschaft sei, ich habe sie Handbuch 21 auf den Einfluß Fremder und auf Fremdwörter zurückgeführt, was nicht weit auseinander liegt; tatsächlich sind unter den 7 von mir gefundenen Beispielen 4 sicher Fremdgut, bei anderen ist es unbestimmt, z. B. be'ditọọ Kleinhändler; meine Annahme war also von da aus berechtigt. S. 198 Anmerkg.: daß ich albatšẹ aus Versehen als Singular übersetzt hätte, stimmt nicht, wie schon die im Wörterbuch dem Wort beigefügte Komposition zeigt. S. 208: Verbindungen wie ne'do djalnowo fasse ich als appositionell auf: ein Mensch, (der) ein Spaßmacher (ist). Da meine „Erzählungen in Fulfulde“ nach dem „Handbuch“ erschienen sind, konnte ich natürlich in diesem Formen, die mir in jenem zum 1. Mal entgegentraten, nicht berücksichtigen, denn ich kannte sie ja noch nicht. S. 291: Der Stamm hol- kommt im Handbuch nicht nur als holtu vor, sondern auf S. 57 als Verb unter hola, holina, holta, holtira und in holtirẹ. S. 214: Daß ich der Sprache fremde Bildungen in den Gewährsmann hineingefragt (!) hätte, muß ich zurückweisen, ein solches Verfahren widerspricht meiner Arbeitsmethode.

Doch will ich durch solche Bemerkungen, die sich vermehren ließen, weder mir noch anderen die Freude an der schönen Arbeit nehmen.

Brauer, Dr. Erich: **Züge aus der Religion der Herero.** Ein Beitrag zur Hamitenfrage. Mit 9 Karten. Leipzig: R. Voigtländer 1925. (IV, 122 S) 4° = Staatliche Forschungsinstitute in Leipzig, Institut für Völkerkunde, Erste Reihe: Ethnographie und Ethnologie. 7. Bd. Rm. 10.—. Bespr. von C. Meinhof, Hamburg.

Mit großem Fleiß und eindringendem Scharfsinn hat der Verfasser die Religion der Herero zu erforschen gesucht und ihre Beziehung zu den Religionen der andern Rinder hütenden Stämme in Afrika nachgewiesen. Der Stoff war schwer zugänglich. Gelegentliche Bemerkungen bei verschiedenen Schriftstellern, die nicht alle gleich zuverlässig sind, mußten zusammengetragen werden, und das alles war dann kritisch zu sichten und zu ordnen. Der ferner Stehende wird doch erstaunt sein über die Fülle des Stoffes, da man noch vor zwei Jahrzehnten nur sehr dürftige Kenntnis von den Religionen Afrikas besaß.

Als besonders interessant möchte ich hervorheben die Darstellung der Milchzeremonie bei den Nyoro, S. 52, die beweist, daß E. Hahn recht hatte, wenn er das Milchtrinken als eine ursprünglich religiöse Handlung ansah, die zunächst nur Königen und Priestern zustand. Außerdem sind mir die Ausführungen über das heilige Feuer sehr wichtig gewesen.

Das Buch verdient von allen Religionsforschern gelesen zu werden, da der Verf. für die Religion der Herero nicht nur in andern afrikanischen, sondern auch in asiatischen und europäischen Religionsformen Analogien aufgewiesen hat. Es werden aber auch die Ergebnisse der afrikanischen Linguistik durch das Werk des Verf. bestätigt, was um so bedeutsamer ist, als der Verf. den neueren Stand der Forschung auf diesem Gebiet noch nicht eingehend kennen konnte.

Wenn wir von Buschmännern und Pygmäen absehen, haben wir es in Afrika zunächst mit einer Sprachgruppe zu tun, die wir im wesentlichen zu den isolierenden Sprachen rechnen müssen. Wir nennen sie „Sudansprachen“. Da sich hier und da noch heute Inseln solcher

Sprachen auch im Bantugebiet vorfinden, ist es wohl nicht zweifelhaft, daß das Gebiet dieser Sprachen sich früher weiter südlich ausdehnte als jetzt. Außer diesen „Sudansprachen“ gibt es nun zunächst Klassensprachen, deren Hauptvertreter sind: das Ful, das Bantu und einige Sprachen von Kordofan. Allerlei Mischformen — „bantoide“ Sprachen — übergehe ich hier der Kürze halber.

Als dritte Gruppe kommen hinzu die Hamitensprachen einschließlich des Hottentottischen, die das grammatische Geschlecht besitzen. Der Anthropologe macht im großen und ganzen nicht drei, sondern nur zwei Unterschiede, Neger und Hamiten, wobei wieder allerlei Unterformen und Mischformen hier übergangen werden. Im Bantugebiet treten beide Typen auf, oft in demselben Volk, am auffallendsten in Ruanda und den Nachbarreichen, aber auch z. B. bei den Ila. Ethnographisch sind die Neger Hackbauern, die Hamiten Hirten. Im Bantugebiet erscheinen beide Wirtschaftsformen, wobei es typisch ist, daß in Ruanda die negerische Schicht Hackbau, die „hamitische“ Oberschicht Viehzucht betreibt. Es ist nun immer für Anthropologen und Ethnographen störend, daß diese „hamitische“ Schicht sich einer Bantusprache bedient. Da nun aber die Verwandtschaft des Ful und des Bantu heute mit aller Bestimmtheit als nachgewiesen betrachtet werden kann, vgl. die Ausführungen von A. Klingenheben in Z. f. Eing. Spr. Bd. 15, S. 180—213, ist das nicht merkwürdig, sondern das Bantu ist eben die Sprache der „hamitischen“ Rinderhirten, die der negerischen Ackerbaubevölkerung aufgezwungen ist. Man kann deshalb nicht sagen, daß die Herero das einzige Bantuvolk sind, das nur Viehzucht treibt, S. 1, denn die Tussi und Hima sind auch reine Viehzüchter. Die ihnen unterworfenen Hörigen sprechen natürlich die Sprache ihrer Herren. Daß dabei viele Worte der negerischen Urbevölkerung in die Sprache der Herren eingedrungen sind, ist selbstverständlich.

Die Frage nun, ob Bantu bzw. Ful mit den Hamitensprachen verwandt sind, möchte ich bejahen. (Ich denke dabei freilich nicht nur an das Lehngut, das aus Hamitensprachen in manche Bantusprachen eingedrungen ist, vielleicht auch ins Herero.) A. Klingenheben möchte die Frage heute noch offen lassen. Aber ich glaube, daß die fortschreitende Erforschung der Hamitensprachen uns hier Gewißheit geben wird. Jedenfalls kann man nicht die Hackbauern in Ruanda als „Bantuschicht“ bezeichnen, vgl. S. 99. Sprachlich sind Hackbauern und Hirten in Ruanda Bantu. Aber es ist wahrscheinlicher, daß die Hörigen die Sprache ihrer viel intelligenteren Herren sprechen als umgekehrt.

Dem Verfasser ist zu wünschen, daß er bald in möglichst nahe persönliche Berührung mit Afrika kommt, dann werden auch die linguistischen Schönheitsfehler, die seine Arbeit noch aufweist, verschwinden, die allerdings dem trefflichen Buch nicht sonderlich schaden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Acta Orientalia, Vol. IV, Pars 2, Leiden 1925, S. 142—160, L. Woitsch, Beiträge zur Kenntnis der Pekinger Umgangssprache.
Schon während seines amtlichen Aufenthaltes in Peking hat der V. im Jahre 1908 Beiträge zum Pekinger Suhua und einige Hsieh-hou-yü im Drucke der Peitang-Presse erscheinen lassen und damit die von seinem Kollegen von Zach betretene Bahn verfolgt, indem er die Gelegenheit benutzte, Angaben des chinesisch-englischen Wörterbuches von Giles zu berichtigen und zu ergänzen. In dem vorliegenden Beitrage zur Pekinger Umgangssprache gibt W. wieder eine Reihe von meist noch unbekannten Ausdrücken der Pekinger Umgangssprache und verweist mit seinen Nummerangaben wieder auf das Wörterbuch von Giles.
Ich habe selber zwölf Jahre als Dolmetscher der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Peking gelebt und glaube, auf dem Gebiete des Pekinger Suhua einige Kenntnisse zu haben. So wünschenswert es an sich ist, daß solche lokalen Ausdrücke gesammelt werden (ich erinnere an die im Langenscheidtschen Verlage erschienenen „Parisismen“ und „Londinismen“), so gefährlich ist es, meines Erachtens, solche „Slang“-Ausdrücke ohne vorherige gründliche Sichtung und ohne besondere Kenntlichmachung durch diakritische Zeichen in ein großes Wörterbuch der allgemeingiltigen Sprache einzuschmuggeln. Also lieber ein Spezialwörterbuch für „Pekinismen“ der chinesischen Reichshauptstadt, als Ergänzungen zum Giles. Denn man muß als Ausländer bei der Anwendung des lokalen Suhua sehr vorsichtig sein, wenn man nicht in guter Gesellschaft ebenso unangenehm auffallen will, wie etwa ein Chinese, der seine deutsche Rede mit Berliner Suhua würzt.
Bei den einzelnen Ausdrücken vermisse ich die wörtliche Übersetzung und Erklärung. P'a-shan-hu z. B. (S. 149) ist nicht nur der Name einer unserm wilden Wein entfernt ähnlichen Kletterpflanze, sondern auch der Name der von zwei Kulis getragenen Bergtragstühle, in denen vornehme Pilger die Klöster der Westberge zu besuchen pflegen; die wörtliche Übersetzung von p'a-shan-hu ist „Bergerklimmender Tiger“. P'i-hua bedeutet nicht „leeres Gewäsch“, sondern wörtlich „Furz-Rede“ (man sieht an diesem Beispiel, daß auch die chinesische Volkssprache Kraftausdrücke bevorzugt) und übertragen „Quatsch“. Ta-ko (S. 150) heißt „rülpsen“. Bei den fünf Eigenschaften des Haushahnes bedeutet wên nicht „Stimme“, (S. 159), sondern „farbenprächtige Schönheit“ (vgl. Tz'e-yüan, Mao 169). T'ai-ha-kou (S. 155) ist das mongolische taiga nohai und bedeutet einen kastrierten Hund.
Wenn der Verf. S. 159 sagt: „Noch möchte ich den hübschen Spruch erwähnen, den ich einst an der Tür eines Hauses in Peking gefunden habe: ch'u mên chien fu, „Möge dir, wenn du aus dem Hause gehst, das Glück begegnen“, so beweist er, falls kein Lapsus calami vorliegen sollte, damit, daß er nicht viel aus dem

Gesandtschaftsviertel herausgekommen ist, denn der Spruch steht in Peking und in allen Städten, Flecken und Dörfern der ganzen Umgegend fast vor jedem zweiten oder dritten Hause auf der der Haustür gegenüberliegenden Wand. Er bedeutet wörtlich: „Heraustretend aus der Tür schaue Glück", nämlich das auf der gegenüber liegenden Wand stehende Schriftzeichen fu, d. h. „Glück". Wenn der Verf. ferner glaubt, das Wort „Hoppo" sei eine Verballhornisierung des chinesischen ho-po und eine Verwechslung mit dem ho-po-so, dem „River Police Inspector", so befindet er sich auf dem Holzwege (S. 160). Schon Giles hat in seinem Glossary of Reference, Shanghai 1900, S. 125 die Ableitungen von hu-pu und ho-po erörtert und die richtige hinzugefügt: „A well-known native work, however, states that kuan-pu, the Superintendent of Customs, is called in English Hoppo." E. Hauer.

Al-Machriq XXIII 1925:

24—36. 107—16. 217—24. 274—81. 439—48. 498—505. 594—605. 656—64. 764—73. 844—8. 893—902. L. Cheikho, Die nachislamischen christlich-arabischen Dichter (Forts.: 10. al-Quṭāmī at-Taġlibī, mit einer Auswahl aus dem Diwan; 11. Ka'b b. Ǧu'ail at-Taġlibī; 12. al-'Udail b. al-Farḫ, mit zahlreichen Fragmenten, das umfangreichste die *lāmīja* zum Lob der Wā'il; 13. al-'Aggāg b. Ru'ba, mit Auswahl aus dem Diwan; — III. Dichter der Abbasidenzeit: 1. abū Qābūs, mit einem Teil eines Trauergedichts auf *'ain* aus der *Gamharat al-islām* des 'Amīdaddīn b. al-Ġanā'im Muslim b. Maḥmūd aš-Šīrāzī [so!] nach der Hs. Leiden 480; 2. Isḥāq b. Ḥunain; 3. Sa'īd at-Tustarī; 4. a. l-Ḥasan b. Ġassān; 5. al-Mauṣilī; 6. Jaḥjā b. 'Adī; 7. Ṯābit b. Hārūn; 8. Bišr b. Hārūn; 9. 'Isā b. Farruḫunšāh [so!]; 10. b. Biṭrīq; 11. b. Buṭlān al-mutaṭabbib ar-rāhib, mit dem Text seiner in Form eines Briefes abgefaßten Beschreibung seiner syrischen Reise nach b. al-Qifṭī und Jāqūt; 12. a. Tammām aṭ-Ṭā'ī; 13. Sā'id b. Sammās; 14. 'Aun ar-rāhib; 15. b. Margar al-Išbīlī; 16. Zabīnā; 17. Rabīb; 18. Sa'īd; 19. Amīnaddaula al-'Alā' b. Mūṣalājā; 20. a. Naṣr b. Mūṣalājā) (Forts. f.). — 36—44 S. Sayegh, Mgr. Addai Scher, Erzbischof von Seert (wegen seiner Beziehungen zu der russenfreundlichen kurdischen Fürstenfamilie Bedrḫān Beg hochverratsverdächtig, auf der Flucht Juni 1915 erschossen). — 54—9. 125—31. 194—200. 292—8. 372—7. 458—63. 517—23. 618—25. 668—72. 774—7. 864—8. 941—8 L. Cheikho, Beirut, seine Geschichte und seine Denkmäler (verfaßt im Auftrag des Vali Azmi Bej, dem Ch. ein günstiges Zeugnis ausstellt; I. vorislamische Zeit, 1. Lage, 2. Geologie, 3. Name, 4. Alter, 5. Anfänge, 6. assyrisch-griechische Zeit, 7. Seleukidenzeit, 8. Aufstieg unter den Römern, 9. Religion, 10. die Rechtsschule, 11. Handel und Gewerbe, 12. berühmte Männer, 13. Erdbebenkatastrophen im 6. Jahrh.; II. islamische Zeit, 1. Araberherrschaft, 2. erste Eroberung durch die Kreuzfahrer und Rückeroberung durch Ṣalāhaddīn, 3. zweite Besetzung durch die Kreuzfahrer, 4. die Familie Ibelin, 5. Kreuzfahrerbauten, 6. Mamlukenzeit) (Forts. f.). — 63—7. 225—7. 304—7. 377—84. 464—8. 755—63. 818—24. Ders., Die arabische Literatur im ersten Viertel des 19. Jahrh. (I. 1900—1908, 1. Überblick, 2. muslimische Autoren, darunter as-saijid al-Afġānī, aš-šaiḫ Muḥammad 'Abduh, Maḥmūd Paša Sāmī al-Bārūdī, 'Abdallaṭīf aṣ-Ṣairafī, Ibrāhīm Bej al-Muwailiḥī, 'Ā'iša at-Tīmūrīja; 3. christliche Autoren, darunter Ǧamīl Bej Naḫla al-Mudauwar, Dr. Bašāra Zalzal, Ḫalīl Ġānim, Rašīd aš-Šartūnī, Naǧīb Ḥubaiqa, Ḫalīl al-Ḫūrī; 4. Orientalisten (Forts. f.). — 131—43 A. Salhani, Die Ersetzung des klassischen Arabischen durch das vulgäre (gegen den Aufsatz von Mārūn Ġuṣn „Leben und Tod der Sprachen", in dem er die Ersetzung des nicht mehr lebensfähigen klassischen Arabisch durch die Dialekte fordert; die Existenz einer Vulgärsprache wird überhaupt bestritten, die Sprache der Ungebildeten unterscheide sich nur durch Fehler von der der Gebildeten). — 161—76 L. Cheikho, Die Ansprüche der Vulgärsprache gegen die klassische (in ähnlichem Sinn; die Entgegnungen von Ġuṣn auf den Aufsatz von Salhani berücksichtigend). — 241—52 Ders., Erwähnungen von Fastenzeit, Ostern und Pfingsten bei arabischen Historikern. — 282—92. 384—9. 448—58. 536—44. 574—90. 741—55. 810—8 I. Armalé, Syrer in Ägypten (1.—8. kirchliche Beziehungen zwischen Syrien und Ägypten; 9. syrische Kirchen und 10. Klöster in Ägypten, besonders 11. das große Kloster im Ṣa'īd, 12. die Schule im Kloster der Gottesmutter im Ṣa'īd, 13. die Beziehungen des Klosters eš-Šerfe im Libanon zu Ägypten; 14. die Nestorianer, 15. die Maroniten, 16. die Katholiken in Ägypten). — 299—304 Eine Kaside zum Lob von Ibrahim Pascha von Ägypten (gelegentlich seiner Eroberung von Syrien 1831) hsg. v. L. Cheikho (nach einer Handschrift in seinem Besitz). — 321—52 L. Cheikho, Das goldene Jubiläum der Universität St. Joseph (1. Baugeschichte, 2. Unterricht, 3. Zweiganstalten, besonders Bibliothek und Druckerei, 4. Wirksamkeit nach außen, 5. Lehrer und Schüler). — 401—10 G. Levenq, Der geographische Kongress in Kairo. — 410—9 L. Cheikho, Echo der Jubiläumsfeier der Universität St. Joseph. — 420—33. 506—16 P. Ghaleb, Berühmtheiten des Maronitenkollegs in Rom (vgl. Machriq Bd. 22 S. 17 ff., s. o. Sp. 298) (Metropolit Isḥāq aš-Šidrāwī † 1650). — 434—6 R. Mouterde, Die Prozession der Vermählung des Jupiter im Tempel von Damaskus (neue Ergänzung einer schon von Waddington behandelten Inschrift; einige kleinere neugefundene Inschriften). — 523—36 E. Hacho, Der Libanon als Sommeraufenthalt. — 561—7 *Muḥammad Kurd 'Alī, *Ḫiṭaṭ aš-Ša'm* Bd. I 1925 (H. Lammens). — 625—7 A. Torrend, Der Getreideschädling *sūne* (eurygaster maurus) in der Biqā'. — 664—7 *Chauvet, Le chameau 1925 (G. Levenq). — 673—85 I. Kratchkowsky, Die christlich-arabischen Handschriften der Bibliothek in Petersburg (alphabetisch nach Verfassern, als Ergänzung zu Cheikho's Bibliographie). — 721—33 *P. Collinet, Histoire de l'école de droit de Beyrouth 1925 (L. Cheikho). — 733—41 R. Mouterde, Eine Reise nach dem Hermon (über Qal'at eš-Šaqīf—Ḥāṣbeijā). — 778—91. 824—43. 908—26 F. E. Bostany, Suleimān el-Bustānī (1856—1925, Lehrer und Journalist in Beirut, große Reisen, Abgeordneter, Mitglied der 1. Kammer, Handelsminister bis zum Krieg, Mitwirkung bei den Friedensverhandlungen; — seine Persönlichkeit, seine Politik, seine wissenschaftliche und literarische Tätigkeit). — 849—63. 930—44 F. Tawtel, Eine apostolische Reise in den Hauran (1. Überblick über seine Geschichte; 2. die griechisch-katholische Diözese Hauran, mit Behandlung einer Reihe von Ortschaften; 3. die Tätigkeit der Jesuiten im Hauran). — 881—92 J. Médawar, Die Missionsausstellung im Vatikan. — 926—30 L. Cheikho. Der Hut als Kopfbedeckung der Türken und Araber. G. B.

L'Anthropologie XXXV 1925:

3—4 E. Licent-P. Teilhard de Chardin, Le paléolithique de la Chine. — R. Verneau, La prétendue parenté des Négroides Européens et des Boschimans. — H. Breuil, Notes de voyage paléolithique en Europe centrale III. Les cavernes de Moravie. — P. Rivet, Les origines de l'homme Américain. — P. Descamps, Le cannibalisme, ses causes et ses modalités. — Communication 351: Arne, Les plus anciens rapports entre la Chine et l'Occident. — *Crawford, The origin of civilisation; *Padtberg, Zwerge als Stammväter des Menschengeschlechtes? (M. B.). — *Le Rouzic-Saint-Just-Péquart, Carnac (M. B.). — *T. J. Arne, Den aeldsta bebyggelsen vid Bosporen (O. Janse). — *Chr. Blinkenberg, Jaernets Hjemstavn (O. J.). — *Ch. Whitehead, The magic, psychic, ancient

Egyptian, Greek, and Roman medical collections . . . (D. Réal).

Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, herausgegeben von Werner Jaeger. Band I Heft 2. 112 Seiten, 15 Tafeln. Heft 3. 82 Seiten, 11 Tafeln. Heft 4. 88 Seiten, 8 Tafeln. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1925. Preis des Jahrgangs: 40 RM.

Der Eindruck, dem ich in dieser Zeitschrift Worte verliehen habe, als ich das erste Heft der Antike anzeigte, bleibt unverflacht, indem ich die drei folgenden Hefte überschaue. Hier wird wirklich etwas gegeben, was nicht alltäglich ist: ein Versuch, dem gebildeten Deutschen der Gegenwart das Altertum in seiner Schönheit, seiner Größe, seiner Tiefe nahe zu bringen, ohne der Würde des Gegenstandes noch der Würde des Empfängers etwas zu vergeben. Man langweilt uns nicht mit verlorenen Einzelheiten, sondern fordert ernste Aufmerksamkeit für große Dinge; man verlangt Liebe zur Sache und den Willen zum Denken, und was mehr ist, man versteht, beides zu wecken. Der Versuch ist ein Erfolg geworden; die Zeitschrift geht zwischen den beiden Klippen, ästhetischem Kunst- und Literaturgesäusel auf der einen Seite, seichter Anbiederung an das Gemüt der Familie auf der anderen, sicheren Schrittes hindurch. Verdienen die Verfasser der Beiträge dafür ehrlichen Dank, so erst recht der Herausgeber, denn er ist es doch wohl, der dem Ganzen Haltung und Stil vorschreibt. Die Mitarbeiter müßten Wunschgestalten sein, wenn sie alle in gleichem Maße das erfüllten, was sie sollen und wollen. Da sie Menschen sind, bleibt hier und da ein Beitrag etwas zurück; aber die Billigkeit fordert zu sagen, daß hier und da auch ein andrer besonders hoch steigt. Ich fühle mich nicht berufen, Urteile abzugeben; um es tun zu dürfen, müßte man alle Lebensregungen des Altertums überschauend mitleben können, wie es nur selten ein Auserwählter vermag. Aber als ein williger Leser, der zu lernen und zu denken bereit ist, wage ich auszusprechen, was ich meine.

Heft 2 beginnt mit einem Aufsatze von W. Weber, Der Siegeszug des Griechentums im Orient, der besonders die Wirkung griechischen Geistes auf den Osten, auf Iran, Baktrien, Indien in den Jahrhunderten nach Alexander dem Großen gedankenreich betont. Voraus geht ein Überblick über die Beziehungen des Griechentums zum Osten von frühester Zeit bis auf Alexander den Großen, den ich gern entbehren würde; denn hier bietet der Verfasser, dessen reichen Geist ich verehre, in künstlich gesteigerter Sprache wenig Inhalt.

Dem Hellenismus, vor allem dem dritten Jahrhundert v. Chr., gelten die folgenden Aufsätze: K. Latte, Religiöse Strömungen in der Frühzeit des Hellenismus und von U. v. Wilamowitz eine deutsche Übersetzung des Kleanthes-Hymnus. Damit werden wir in Fragen eingeführt, die im Mittelpunkte der Forschung stehen, in die große religiöse Bewegung, aus der schließlich das Christentum geworden und Sieger geworden ist. Insofern führt der nächste Beitrag die Linie weiter: K. Holl, Urchristentum und Religionsgeschichte, eine bewundernswert klare Antwort auf die Frage: wodurch hat das Christentum gesiegt? Durch den Glauben, daß Gott nicht den Reinen, sondern den Sünder zu sich emporhebe, sagt der Verfasser. Ich halte dies für mindestens einseitig; aber wie es durchgeführt wird, das hab' ich mit lernender Freude gelesen.

Leider hat Otto Toeplitz, Mathematik und Antike an mir nur einen halben Erfolg erreicht; aber das liegt an mir, weil ich garnichts von Mathematik verstehe und nur die schöne Klarheit der Gedanken, die sich vielfach gegen Oswald Spengler kehren, bewundern konnte.

Ferdinand Noack berichtet in seinen Archäologischen Entdeckungen in Tripolitanien über die mächtigen Trümmer, mehr als Trümmer von Leptis Magna und Sabratha. Da fesselt der Gegenstand schon durch Neuheit und lockende Bilder.

Im 3. Heft belehrt uns G. Karo über altetruskische Baukunst. Vor allem die Nekropolen, unter ihnen an erster Stelle die von Caere mit den seltsamen Grabkegeln, sind noch sichtbare Beweise für die Herkunft der Etrusker aus Kleinasien, die heute wohl niemand mehr bestreitet. Möge der Verf. uns recht bald noch mehr von diesem merkwürdigen Volke und seiner Kunst erzählen.

Vielleicht ist es eine einseitige Vorliebe, die mir vor allem wertvoll gemacht hat, was Julius Stenzel, zur Entwicklung des Geistbegriffes der griechischen Philosophie ausführt. Wie dieser Begriff in seiner Entfaltung von Parmenides bis in Platons Phaidros, vom ganz objectiven Denken bis zum Problem des denkenden Ich hier verfolgt wird, das ist ein Beispiel für den Weg, die Probleme jener Zeit dem Menschen von heute, freilich nur dem Denkenden, nahe zu bringen.

Dann schenkt uns wieder R. Zahn Kleinigkeiten aus Alt-Athen, zwei bemalte Tongefäße, in sehr schönen Abbildungen, und mit einer ebenso wohl begründeten wie reizvollen Erklärung, der man die Liebe zu diesen köstlichen Werken abfühlt. Die kleine Bemerkung, die Zahn im 4. Hefte unter dem Titel Junger Sieger, mit einer Bildtafel, anfügt, ergänzt nur den ersten Aufsatz.

Es ist erfreulich, daß Eugen Täubler, Ein Weg zu Caesar, sich mit Gundolfs Buche auseinandersetzt; es liegt wohl an mir, daß ich die vielfach guten Gedanken mehr wortreich verschleiert als kurz gesagt fand. Zu Gundolf Stellung zu nehmen ist schwer, denn um urteilen zu können, müßte man ebenso gebildet sein wie er, und ich wenigstens kenne niemand, der es wäre.

Im 4. Hefte setzt P. Friedländer seine Betrachtung über Die griechische Tragödie und das Tragische fort, wieder mit tiefem Verständnis für das innere Wesen der Dichtung und das Erlebnis des Dichters. Wie er hier die Gestalt des Sophokles aus seinem Werk gewinnt, den Dichter, der die Tragik des Einzelmenschen geschaffen hat, dem Aischylos gegenüberstellt, das hat mir wenigstens viel gegeben.

In ganz anderem Sinne finde ich mich durch K. Lehmann-Hartleben, Köpfe der Trajanssäule, belehrt. Auch die Bilder sind ein Verdienst des Verfassers, ebenso was er darüber sagt, noch mehr die Wahl des Gegenstandes überhaupt. Wie haben die Bildner dieses Werkes, das doch eigentlich niemand recht betrachten konnte, liebevoll und klar die Köpfe der Völker herausgearbeitet, die mit oder gegen Trajan an der Donau kämpften. Bei zweien der Germanenköpfe war mein erster Gedanke: Bamberg, und zwar die Propheten. Aber dazwischen liegt die strenge Stilisierung seit der Konstantinischen Zeit, und so muß man, um das Gemeinsame zu sehen, die Bamberger Köpfe in die Natur lösen oder die der Trajanssäule des Zufälligen entkleiden.

Am wenigsten vermag ich mit W. F. Otto, Apollon und Artemis, anzufangen. Über seine Auffassung mit ihm zu rechten, bin ich außer Stande; aber die Sprache, die poetisch sein möchte, die Betrachtung, die groß werden will und doch, um ein Lieblingswort des Verf. anzuwenden, nur sublim ist, hat mir kein Vertrauen abzugewinnen vermocht.

Endlich verdient R. Harder allen Dank dafür, daß er uns unter der Bezeichnung Plotin, Der Abstieg der Seele in die Leibeswelt, einen Blick in die Gedanken eines großen und tiefen Mannes erschließt. Mir scheint es der Nachahmung wert; ich meine, viele würden dankbar sein, wenn die Antike uns manchmal aus schwer zugänglichen oder schwer verständlichen Werken der Alten etwas kundig übersetzen und erläutern lassen wollte.

W. Schubart.

Anzeiger für deutsches Altertum 44 1925:
3 *H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (F. Hartmann).
Archiv für Anthropologie XX 1925:
2—4 E. Mjöberg, Beiträge zur Kenntnis der Eingeborenen von Nord-Queensland. — W. Scheidt, Die Stellung der Anthropologie zur Völkerkunde, Geschichte und Urgeschichte. — H. Hein, Das Urbild der babylonischen Tempeltürme. — K. Dannenberg, Die Töpferei der Naturvölker Südamerikas. — P. Wirz, Zur Anthropologie der Biaker, Nuforesen und der Bewohner des Hinterlandes der Doreh-Bai. — *B. Mörner, Tinara; *A. A. Goldenweiser, Early Civilisation (P. Hambruch). — *R. Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen (H. Damm).
Archiv für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfheilkunde Bd. 111:
E. Wiedemann, Zur Geschichte des Heuschnupfens (erwähnt im Schriftenverzeichnis des Rāzī). G. B.
Archiv für slavische Philologie 40 1925:
1/2 Brückner, Mythologische Thesen (nicht nur von Bedeutung für slavische Forschung).
Archiv für Religionswissenschaft 23 1925:
1/2 Erste Abteilung, Archiv für Religionswissenschaft. I. Abhandlungen. 1—14 Preuß, Das Problem der Mondmythologie im Lichte der lokalen Spezialforschung. (Die lunare Deutung mancher Mythen bei den Uitoto, die Pr. schon in seinem großen Werke über diese vorgetragen hatte, wird zu rechtfertigen versucht — wohl nur z. T. mit Erfolg.) — 15—24 Pahncke, Meister Eckeharts Lehre von der Geburt Gottes im Gerechten. (Über die Arbeit wird besser erst berichtet, wenn auch der Schluß erschienen ist.) — 25—33 Nock, Eunuchs in ancient religion. (Die Kastration im Kult der Kybele, der syrischen Göttin, der Hekate, der Aphrodite von Aphaka und der skythischen Muttergottheit, in dem sie sich übrigens wohl nicht nachweisen läßt, wird aus der Forderung der Keuschheit für Priester erklärt — gegenüber der von N. selbst angeführten Deutung bei Prudentius usw. kaum überzeugend.) — 34—44 Weber, Androgeos. (Von der Arbeit gilt dasselbe wie von der von Pahncke.)
II. Berichte. 45—150 Weinreich, Gesamtantike und griechische Religion 1915 (1914)—1924 (1925).
III. Mitteilungen und Hinweise: Berichte über die in der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft zu Hamburg im S. S. 1924 gehaltenen Vorträge. — 151—155 F. Schöffel, Religion als objektiver Tatbestand. (Wo Religion selbst und unmittelbar redet, ist ihre Sprache eine Bezeugung des Objektiven, das ohne Zutun des Menschen gilt. Aber eben dieses Selbstzeugnis der Religion wird heute bestritten; darum erhebt sich die Frage nach der Wahrheit der Religion. Sie ist deshalb zu bejahen, weil die Erfahrung, wenn sie wahr sein soll, nach der Totalität und nach der Einheit der Wirklichkeit in der Totalität verlangt, die nur als religiöse erfaßt werden kann.) — 155—158 Niemeyer, Religiöse Wandlungen des Mittelalters im Spiegel der Baukunst. (Die Entstehung der christlichen Basilika sowie des bewegten Höhenraums des romanischen und gotischen Mittelalters wird aus Wandlungen des religiösen Bewußtseins erklärt.) — 158 f. Meyer-Benfey, *Evelyn Underhill „Mysticism". (Charakteristik des Buchs mit einer allgemeinen Einleitung, in der wie üblich von Mystik in sehr verschiedenem Sinne die Rede ist.) — 166—174 Hallo, Zusätze zu Franz Dornseiff: Das Alphabet in Mystik und Magie.
Zweite Abteilung: Beiträge zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft in Stockholm. 185—192 Sjövall, Zur Bedeutung der altkretischen Horns of Consecration. (Dieselben werden als ursprüngliche Feuerböcke, auf die die Heiligkeit des Herdes übergegangen sei, erklärt.) C. Clemen.
Archivio Giuridico Bd. 93 (4. Serie Bd. 9) 1925:
1 114—32 G. Furlani, Il diritto penale in Assiria (Übersetzung der Artt. I 1—24. 40. 47. 49—58. II 7—10. 14. 15. 19. 21 und einiger Fragmente; ausführlichere Behandlung von Diebstahl, Abtreibung und Ehebruch; Übersicht über die verhängten Strafen). G. B.
The Asiatic Review XXI 1925:
Juli 67 M. Dadabhoy, Some notes on the existing trade relations between England and India. — P. T. Etherton, The Chinese crisis. — A. Chatterton, Agriculture and mechanical engineering in India. — P. Fagan, Some thoughts on the future of Islam. — M. J. Meade, The Maharajah Scindia of Gwalior. — F. Oldrieve, The viceroy's leprosy appeal in India. — G. E. di Palma Castiglione, Asia and the international labour organization. — The Opium trade. — F. H. Brown, Indian students in Great Britain. — N. N. Gangulee, The problem of rural life in India. — E. Morgan, An ancient philosopher's view of the perfect life (Huai-nan Tzŭ). — *Earl of Ronaldshay, India (St. Rice). — *H. Whitehead, Indian problems (E. R. Martin). — *J. N. Samaddar, The economic condition of ancient India. — *The influences of Indian art (J. C. French). — *A. M. Raymond, L'art Islamique en Orient (L. M. R.). — *A. M. Raymond, Angora (L. M. R.). — *W. Stutterheim, Rāma-Legenden ... (E. B. Havell). — *H. Armstrong, Turkey in travail (W. E. D. Allen). — *P. Azan, Récits d'Afrique (L. M. R.). — *St. Rice, Tales from the Mahabharata (J. N. C. Ganguly). — *The Ocean of Story (H. Das). — *R. Basset, 1001 Contes; *L'histoire rômanesque d'Udayana; *F. L. Woodeword, Buddhist stories; *C. A. Kincaid, An anthology of Indian tales (F. R. Scatscherd). — B. E. Smythe, Nestorian geography and similar problem. — W. R. Dawson, Everyday life in the pyramid age.
October 68 Maharaja of Patiala, The league of nations. — Lady Chatterjee, Labour legislation in India. — J. Wilson, The Indian currency policy. — K. K. Kawakami, The pacific problem. 1. Japan's relations with America. — S. L. Gulick, Liberal America's attitude towards Japan. — E. H. Parker, The psychology of the Chinese. — Montagu de P. Webb, Recent progress in India. — J. C. Johnston, The praises of Fuji. — St. Rice, The Brahmans. — *W. L. Hare, A conference on some living religions within the empire (F. H. Tyrrell). — *J. H. Nicholson, The re-making of the nations. — *R. R. Rau, Present-day banking in India; *H. L. Chablassi, Indian currency and exchange. — *S. Banerjea, A nation in making (H. Das). — *M. O'Dwyer, India as I know it (J. C. Johnston). — *M. L. Darling, The Punjab peasant in prosperity and debt (P. Fagan). — *Th. Arnold, The caliphate (L. Massignon). — *A. Guillaume, The traditions of Islam (L. Massignon). — *E. G. Mears, Modern Turkey (L. M. R.). — *Indian Art at the British Empire Exhibition 1925 (J. C. French). — *G. R. Driver, Letters of the 1. Babylonian dynasty (W. R. Dawson). — *R. O. Winstedt, Shaman, Saiva and Sufi; *Houdini, A magician among the spirits (F. R. Scatcherd). — H. Gidney, The status of the Anglo-Indian community under the reforms scheme in India. — Ph. C. Coote, A traveller in Java. — W. R. Dawson, Assyria and Egypt (*R. C. Thompson, The chemistry of the ancient Assyrians; *J. Capart, Thèbes; *L. Speleers, Le Papyrus de Nefer Renpet; *F. Petrie—G. Brunton, Sedment; H. Thompson, The gospel of St. John according to the earlist Coptic Ms.). — L. A. Waddell, Dynasty of Haryashwa or the Sumerian Uruash („Urnina") as imperial kings of Kish, Erek and Lagash in Mesopotamia about 3100—2900 B. C. — F. R. Scatsherd, Spiritualism: the facing of facts (über *The Life of Sri Ramakrishna). — G. Willoughby-Meade, Ghost and vampire tales of China.
The Edinburgh Review 242:
493 F. G. Kenyon, The Jews in Roman Egypt.
494 G. Drage, The riddle of Japan. — W. A. J. Arch-

bold, A new Indian constitution. — *L. Thomas, With Lawrence in Arabia.

Englische Studien 60:

1 37—57 G. Hübener, König Alfred und Osteuropa (S. 39 u. f. werden die Maegþas mit den Magyaren identifiziert [vgl. Ung. Jahrb. II. 225 F. Mezger, III 400 A. Brückner]; S. 54 u. f. 'Sitten der Esthen').

The English Historical Review XL 1925:

159 H. Dodwell, Warren Hastings and the assignment of the Carnatic. — *F. J. Monahon, The early history of Bengal (A. B. Keith). — *J. S. Battye, Western Australia. A history; *A. G. Price, The foundation and settlement of South Australia (W. K. Hancock).

160 A. C. Wood, The English embassy at Constantinople 1660—1762. — *Th. S. Ashton, Iron and steel in the industrial revolution (R. H. Tawney).

Euphorion 26 1925:

2 270—7 F. Babinger, Fragmentistenbriefe (10 Briefe von Fallmerayer 1843—1858 aus dem Besitz der Berliner Staatsbibliothek, mit Kommentar). G. B.

The Expositor 1925:

8 J. B. Harford, Since Wellhausen II. — W. W. Cannon, Some notes on Nahum I.—II. 3. — J. P. Naish, The ten best books on Proverbs — H. Ranston, The Orphic mysteries. — *W. Fairweather, Jesus and the Greeks... (L. A. Muirhead).

9 J. B. Harford, Since Wellhausen III. — H. J. Flowers, The fourth commandment. — *G. Dupont, Le fils d'homme (W. H. Cadman).

10 J. B. Harford, Since Wellhausen IV. — *B. Olsson, Papyrusbriefe aus der frühesten Römerzeit.

11 J. B. Harford, Since Wellhausen V. — J. R. Cameron, Jesus and art. — *L. Brun, Die Auferstehung Christi in der urchristlichen Überlieferung. — *D. Plooj, A further study of the Liège diatessaron; *Selected poems by Jehudah Halevi (R. Mackintosh).

Folk-Lore XXXVI 1925:

1 E. Douglas Van Buren, Archaeologists in antiquity. — H. A. Rox, Some Indian folklore in the "Lay of Alha". — *R. Basset, 1001 Contes ... (M. Gaster).

2 J. H. Hutton, Some astronomical beliefs in Assam. — P. P. H. Hasluck, Algerian folktales II. — H. W. Woodword, Bondei folktales 1. — M. A. Murray, Egyptian finger-counting rhyme. — J. Gompers, Serbian and Jewish folklore. — *R. Pettazzoni, I misteri; *E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen (M. Gaster). — *W. C. Smith, The Ao Naga tribe of Assam (J. Shakespear). — *A. Dirr, Caucasian folk-tales (A. R. Wright).

Kirke og Kultur 32 1925:

1 53 Ed. Lehmann, Religionens tärskel, en kritisk vurdering.

6 331 N. v. Arseniew, Det russiske menneske og den orientalske kirkes aand.

8 484 G. Johnson, Tsk av jödisk sjeleliv. — *Springer, Handbuch d. Kunstgeschichte I (S. Eitrem).

9 539 S. Mowinckel, En Jeremia-skizze.

Literarische Wochenschrift 1925:

2 *M. Löhr, Beiträge zur Geschichte des Chassidismus 1. (E. König).

4 *W. Otto, Kulturgeschichte des Altertums (F. Geyer).

5 *H. Delbrück, Weltgeschichte 1. 2. (A. Cartellieri).

6 *M. Horten, Die Philosophie des Islam (H. Haas).

7 *H. Gunkel, Geschichten von Elisa (E. König). — *F. Heiler, Sādhu Sundar Singh (O. Stein).

8 *E. Lehmann, Die Religionen (E. Herr).

9 *H. Gunkel, Die Psalmen (E. König). — *H. Schneider, Gesammelte Aufsätze (A. Scharff).

10 *A. Lucas, Die Deutschen in Indien (O. Stein).

11 *R. Lambert, Lexique hiéroglyphique (G. Roeder).

12 *Vom Alten Testament. K. Marti zum 70. Geburtstage (E. König).

13 *A. D. Mordtmann, Anatolien (C. Brockelmann).

14 *F. E. A. Krause, Geschichte Ostasiens (C. Martini). — *W. Weber, Der Prophet und sein Gott (Merbach).

15 *E. Sievers, Die Johannesapokalypse (W. Larfeld). — *J. Capart, Thèbes (F. W. v. Bissing). — *J. Castagné, Les Basmachis (C. Martini).

16 *M. Löhr, Das Deuteronomion (R. Kittel). — *Th. Hopfner, Fontes historiae religionis Aegyptiacae (H. Haas). — *G. Morgenstierne, Über das Verhältnis zwischen Cārudatta und Mrcchakatikā (B. Liebich).

18 *A. Miethe, Das Land der Pharaonen (A. Scharff).

19 *A. Grohmann, Allgemeine Einführung in die arabischen Papyri (H. Bauer). — *S. Eitrem, Magical Papyri (K. Preisendanz).

20 *A. Ungnad, Das Wesen des Ursemitischen (E. König). — *K. Lehmann-Hartleben, Die antiken Hafenanlagen (F. Geyer).

21 *O. Strauß, Indische Philosophie (R. O. Francke).

22 *Bilderatlas zur Religionsgeschichte 7 (F. Pfister). — *H. Wilcken, Griechische Geschichte (O. Th. Schulz). — *J. Friedrich, Aus dem hethitischen Schrifttum (E. König). — *R. Hartmann, Eine islamische Apokalypse aus der Kreuzzugszeit (E. Gerland). — *K. Wulzinger — C. Watzinger, Damaskus (H. Bauer).

23 *J. Rypka, Beiträge zur Biographie des türkischen Dichters Sābit (C. Brockelmann). — *M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (K. H. Jacob-Friesen). — *F. Bilabel, Griechische Papyri (K. Preisendanz).

24 *E. Wunderlich, Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer (E. Boehlich).

1926:

1 *L. Troije, Die 13 und die 12 im Traktat Pelliot (C. Clemen).

2 *E. Brauer, Züge aus der Religion der Herero. Ein Beitrag zur Hamitenfrage (K. Beth).

3/4 *H. Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte 8. Die Ainu (F. Pfister). — *H. Gomperz, Die indische Theosophie . . . (O. Stein). — *S. Dubnow, Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes (S. Baron). — *Earl of Ronaldshay, Indien aus der Vogelschau (A. Hillebrandt).

Theologische Blätter 3 1924:

1 *S. Mowinkel, Psalmenstudien II (P. Volz).

2 *H. W. Hertzberg u. G. Bertram, Gunkel-Festschrift. — *E. Williger, Hagios (M. Dibelius).

3 *K. L. Schmidt, Buber und der Chassidismus. (Der Artikel verdient Beachtung. Wer sich über diese Bewegung und über Martin Buber unterrichten will, muß sich vor allem mit den von B. herausgegebenen chassidischen Geschichten und Legendensammlungen beschäftigen. Die Gesch. des Rabbi Nachman stellt eine Sammlung von Märchen dar, deren Urheber 1772—1810 vielleicht als der letzte jüdische Mystiker anzusprechen ist, der in der Zeit der beginnenden Entartung des Chassidismus wirkt, der einzige Märchendichter unter den Juden. Wichtiger für den Theologen ist die Legende des Baal-schem (1907), die von „einem erhabenen Ethos und einer beziehungsreichen Metaphysik getragen ist". Über seine Nachfolger gibt uns „der große Maggid und seine Nachfolge" 1922 Aufschluß, das ist der 1792 gestorbene Rabbi Dow Bär von Mesritsch, der größte unter den Jüngern des Baal-schem. Alle drei Sammlungen hat Buber mit reichen literar- und religionsgeschichtl. Erörterungen eingeleitet. Der ersten Sammlung geht eine Abhandlung voraus, die die Größe und die Grenzen der jüd. Mystik im Rahmen der allgemeinen Gesch. der Mystik verdeutlicht. Besonders wichtig ist das Vorwort und Geleitwort zum „Großen Maggid"; hier sind die großen religions- und geistesgeschichtl. Zusammenhänge aufgezeigt. Über die hier in Betracht kommenden Fragen spez. über die Stellung zu Jesus u. dem Urchristentum hat sich Buber selbst in seinen Reden über das Judentum (Rütten & Loening) u. „Ich und Du" (Inselverlag 1923) geäußert, letztere Schrift hat das Gepräge von

religionsphilosophischen Prolegomena, die mitten in diese Fragen hineinführen. Der Sinn der religionsphilosophischen Arbeit Bubers liegt darin, daß er gewissermaßen die Quintessenz des Chassidismus geschaut hat. Die von K. L. Schmidt aufgeworfene Frage, inwieweit der Chassidismus etwas Gesetzliches und Messianisches an sich hat, ob er darin noch Gemeinsames mit dem allgemeinen Judentum hat oder ob er sich von diesem entscheidend abhebt, beantwortet M. Buber selbst in Nr. 7 S. 160 dahin, daß 1. der Chassidismus ganz und gar gesetzlich ist, er „nimmt die Überlieferung ihrem gegenwärtigen Stande nach in ungeschmälerter Geltung hin, aber er läßt sie in seinem Licht eine neue Beseeltheit, einen neuen Sinn gewinnen", 2. ist der Chassidismus ganz und gar „messianisch". Der eschatologische Antrieb erstirbt nicht . . . aber die Arbeit um des Endes willen — das nicht zu „bedrängen" ein alter Spruch gebietet — ordnet sich der steten Wirkung auf die inneren Welten durch die Heiligung alles Tuns unter; in der Stille reifen Ahnungen eines zeitlosen Heils, das der Augenblick erschließt; nicht mehr eine angesetzte Handlung, sondern die Weihung alles Handelns wird entscheidend sein. Der jüd. Messianismus ist damit in ein entscheidendes Stadium getreten, evangelisch gesprochen aus dem ἁρπάζειν in das ζητεῖν. Aber die Intensität und Unablenkbarkeit seiner Zukunftsrichtung wird dadurch nicht geschwächt. Erlösung geschieht immer und überall, aber die Erlösung der Welt wird am Ende der Tage sein).

4 W. Baumgartner, Altes und Neues aus dem Orient zum Alten Testament (*A. Jirku, Altorientalischer Kommentar zum A. T.).

6 *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums, 3. Bd. (R. Schütz). — *H. L. Strack und P. Billerbeck, Kommentar zum N. T. aus Talmud und Midrasch, 2. Bd. (W. Windfuhr).

8 M. Kegel, Der Bildungswert des Hebräischen. — *Fr. Preisigke, Vom göttlichen Fluidum nach ägypt. Anschauung; ders., Die Gotteskraft der frühchristl. Zeit (R. Bultmann).

9 *L. Köhler, Deuterojesaja (W. Staerk). — *H. Haas, Buddha in der abendländischen Legende? (H. Frick).

10 *E. Norden, Die Geburt des Kindes. (K. L. Schmidt).

4 1925:

1 *Loofs, Paulus von Samosata (L. Fendt). — *F. Heiler, Sadhu Sundar Singh; *R. Rolland, Mahatma Gandhi (H. Frick).

6 H. W. Hertzberg, Aus dem Jerusalemer Altertumsinstitut.

7 *C. Schmidt, Pistis Sophia (H. Greßmann).

8/9 G. Bertram, Septuaginta und Urchristentum. (B. geht von der Tatsache aus, daß die Septuaginta in der hellenistischen Welt die Bibel der ältesten christl. Gemeinden gewesen ist. Denn das AT. in seiner hebr. Textgestalt steht nicht hinter der werdenden Religion, sondern sein Geist, seine Frömmigkeit wird der christl. Gemeinde vermittelt im griech. Gewande in den Formen hellenistischer Denk- und Redeweise. Zwei Tatsachen sind dafür die Voraussetzung: Die Uniformierung der religiösen Vorstellungen vom ersten bis zum letzten Blatt der Sept. und die universalistische Ausprägung des Gottesbegriffs und der damit zusammenhängenden relig. Vorstellungen. Diese Septuag. war ferner nicht nur das Eigentum der hellenistischen jüd. Gemeinde, sondern sie hat auch die synkretistischen Religionen der heidn. Umwelt beeinflußt, ja sie ist geradezu Missions- und Propagandabuch der jüd. Gemeinde geworden, und die Religion der Septuag. ist tatsächlich Erfüllung der religiösen Strömungen im Hellenismus, der national-moralischen und der kultisch-mystischen, die nach Garantien des Heils, nach Erlösung der Menschen strebte und in der alttestamentl. Heilsgeschichte wie in der Prophetie Kräfte göttlicher Heilandstätigkeit sich auswirken sah. Auch im entstehenden Christentum gehen die national-ethische und kultisch-mystische Linie nebeneinander her. Auch dem Paulus und den Christen ist das heilige Buch das Buch der Verheißung geworden. Es enthielt die Typen und Vorbilder, die längst geprägten Formen, in denen sich den Christen die christl. Heilsgeschichte darstellte, ja es war vorausweisende Darstellung der Heilsgeschichte. die in Jesus von Nazareth Wirklichkeit geworden war, Von hier aus begreift sich, daß die alttestamentl. Weissagung, speziell auch in der Form der Septuag. geschichtsbildend gewirkt hat, vgl. Jes. 7, 14 und die Geschichte der Jungfraugeburt. Freilich kann davon keine Rede sein, daß die neutestamentliche Geschichte ihren Inhalt aus dem AT. gewonnen hat, nur ihre Prägung ist durch das AT. bestimmt, denn die griech. Übers. steht nach kultureller Umwelt, sprachl. Ausdruck und spezif. religiöser Terminologie dem NT. am nächsten. So erhält manches an sich recht profan anmutende neutestamentl. Motiv erst seinen religiösen Gehalt oder doch seine Stellung in der christl. Kultgesch. dadurch, daß es in die Terminologie des heil. Buches gefaßt und so als Erfüllung gekennzeichnet wird.

Für die Ausprägung des Messiasbegriffs im NT. ist bedeutungsvoll der der Septuaginta entnommene Begriff „Menschensohn" Dan. 7, 13 gl. Ps. 8, 5 Hebr. 2, 6 ein offenbar ganz allgemein auf die Menschen bezügliches Wort und in die christologische Sphäre gezogen. Darin offenbart sich die Stärke des neutestamentl. Christusglaubens, denn die Kraft eines Glaubens bewährt sich darin, wie weit er von seinem Kern aus und mit seinen zentralen Vorstellungen die ihm zugängliche heilige und profane Überlieferung zu durchdringen vermag. So durchdringt die Christusfrömmigkeit das AT. und macht es zu einem christl. Buch. Diese Entwicklung ist nicht mit der urchristl. Zeit abgeschlossen, sondern setzt sich fort in der Geschichte der Exegese und der Übersetzungen. B. erinnert an Hag. 2, 7 u. die Übers. von Luther u. in der Vulg. Liegt hier eine Entwicklung zum messian. Verständnis jenseits der Septuag. vor, so zeigt Num. 24, 17 gegenüber dem hebr. Text eine stärkere Betonung der wohl ursprünglichen jüdisch-messian. Vorstellung, und zwar taucht hier der Terminus auf, der offenbar die Beziehungen zwischen der jüd.-messian. Vorstellung und der Anthropostheologie der Umwelt herstellte u. der damit auf den religionsgeschichtlichen Hintergrund wohl auch der evangelischen Menschensohnvorstellung hinweist. Die jüdisch-hellenistische Adamtheologie, die unter dem Einfluß der iranischen Anthroposmythologie gebildet ist, hat insofern auf die christl. Beurteilung Adams eingewirkt, als die Kirche ihn keineswegs immer unter dem Gesichtspunkt des Sündenfalles betrachtet hat, sondern unter dem der Versuchung. Damit wird er ein Typus der Rettung und der Heiligen, der schwer versucht wird, aber durch Gottes Gnade aus dem Fall errettet wird. Dementsprechend tritt Adam in die Reihe der christl. Heiligen ein. Die Auffassung des Sündenfalls als Versuchung deutet bereits auf den Typus der Peirasmoi, unter dem das ganze Leben Jesu betrachtet wird, er ist der Kämpfende und Überwindende und damit das Vorbild für den Kampf der Christen gegen die Versuchungen. In ähnlicher Weise wie das Peirasmos der Sept. auf das Leben Jesu übertragen wird, geschieht das mit dem Oneidismos der Sept. auf die Leiden Jesu.

In anderer Weise bestimmt der Ausdruck „Drangsal", den die Sept. von den Leiden gebraucht, die vor dem Kommen des Gottesreiches über die Welt hereinbrachen, die Auffassung vom Leiden Christi. Damit wird der ganze Komplex apokalyptischer Erwartungen aus der alttestamentl. Sphäre der Sept. in die Christusfrömmigkeit des Neuen Testaments hineingezogen. Diese Apokalyptik war ein wertvolles Gegengewicht gegenüber der

rationalistischen Mystik, ohne sie wäre das Christentum im gnostischen Mysterismus untergegangen. Daneben hat die Septuag. dem Christentum den Stoff geboten für die eigentümlich reiche Ausprägung der kultischen Vorstellungen, die das Christentum zur synkretistischen Religion stempelten. Besonders ist hier die Opfertypologie zu nennen. Vor allem geht das Kreuz im christl. Kultus auf Einfluß der Septuag. zurück. Das Symbol des Kreuzes in der üblichen Gestalt entstammt nicht so sehr historischer Überlieferung als dem christlichen Verständnis scheinbar die Heilsgesch. voraussagender alttestamentl. Stellen, vgl. Ez. 9, 4 Apk. 7, 3. Dabei ist bezeichnend, daß sich die älteste christl. Überlieferung keineswegs an die eigentl. Kreuzform gebunden erachtet. Neben Stauros steht im NT. Xylon, öfter hat auch der Baum des Lebens und die Arche Noahs eine Beziehung zum Kreuz. Was hier von einzelnen Wendungen usw. gilt, gilt schließlich vom ganzen AT.: es ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Eigentum der Kirche geworden und zwar bereits in der vorchristl. Übersetzung der Septuag., die ein Spiegelbild der jüd. hellenist. Frömmigkeit liefert, aus der die christl. hervorgegangen ist.) — *W. Bousset, Apophthegmata, Stud. z. Gesch. d. ältesten Mönchtums (W. Michaelis).
10 *W. Weber, Der Prophet und sein Gott (Hans Schmidt).
11 M. Dibelius, Fr. Preisigke und sein Werk.
12 *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu (H. W. Hertzberg).

W. Nowack.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Andrae, T.: Der Ursprung des Islams u. das Christentum.
Beer, G.: Kurze Übersicht über den Inhalt der Alttestamentl. Schriften.
Bellini, R.: Notizie di Preistoria (Gli Uomini dell'età della Selce e delle Caverne).
Bruck, E. F.: Totenteil und Seelgerät im griechischen Recht. Eine entwicklungsgeschichtl. Untersuchung zum Verhältnis von Recht und Religion mit Beiträgen zur Geschichte des Eigentums und des Erbrechts.
*The Cambridge Ancient History. Vol. IV. The Persian Empire and the West.
*Çāntideva: In Cammino verso la Luce. Per la prima volta tradotto dal Sanscrito in Italiano da Giuseppe Tucci.
Caskel, W.: Das Schicksal in der altarabischen Poesie. Beiträge zur arab. Literatur- u. z. allg. Religionsgeschichte. Mit Nachträgen von A. Fischer.
Contenau, G.: La Civilisation Phénicienne.
*Crooke, W.: Religion and Folklore of Northern India. Prepared for the Press by R. E. Enthoven.
*Dubnow, S.: Weltgeschichte des jüd. Volkes Band III: Die Geschichte des jüdischen Volkes im Orient.
*Etherton, P. T.: In the Heart of Asia.
Gall, A. Frh. v.: βασιλεία τοῦ θεοῦ. Eine religionsgeschichtliche Studie zur vorkirchlichen Eschatologie.
*Geldner, K. F.: Die Zoroastrische Religion (das Avesta).
*Gröber, K.: Palästina, Arabien und Syrien. Baukunst, Landschaft, Volksleben.
*Hackin, J.: Formulaire Sanscrit-Tibétain du Xe Siècle, édité et traduit.
Hackmack, A.: Der chinesische Teppich.
Hell, J.: The Arab Civilization. Translated from the German by S. Khuda Bukhsh.
Hombert, M.: Quelques papyrus des Collections de Gand et de Paris. Extrait de la Revue Belge de Philologie et d'Histoire IV, 4.
*Jean, Ch. F.: La Littérature des Babyloniens et des Assyriens.
Jury, A., et G. Dedebant: Étude sur le Régime des Pluies au Maroc et Carte provisoire de la Répartition des Pluies.
Karma: Astrology of the Ancient Egyptians.
*Kittel, G.: Die Probleme des palästinischen Spätjudentums und das Urchristentum.
*Köster, A.: Seefahrten der Alten Ägypter.
*Kreglinger, R.: L'Evolution religieuse de l'Humanité.
*— La Religion d'Israël. Deuxième Edition, revue et augmentée.
Lévi, S.: L'Inde et le Monde.
— Vijñaptimātratāsiddhi. Deux Traités de Vasubandhu Viṃśatikā (la Vingtaine), accomp. d'une explication en prose et Triṃśikā (la Trentaine) avec le commentaire de Sthiramati.
Lévi-Provençal, E.: Extraits des Historiens arabes du Maroc. Textes d'explications à l'usage des étudiants.
Lists of Manuscripts, collected for the Government Manuscripts Library by the Professors of Sanskrit at the Deccan and Elphinstone Colleges, since 1895 and 1899, compiled by the Manuscripts Department of the Bhandarkur Oriental Research Inst., Poona.
Löwy, E.: Die griechische Plastik. 4. Aufl. Text- u. Tafelband.
Marti, K.: Kurzgefaßte Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache, Literatur, Paradigmen, Texte und Glossar. 3., verb. Aufl.
Michel, B., et le Cheikh M. Abdel Razik: Cheikh Mohammed Abdou, Rissalat al Tawhid. Exposé de la religion musulmane, traduite de l'arabe avec une introduction sur la vie et les idées.
Morse, H. B.: The Chronicles of the East India Company trading to China. 1635—1834. Vol. I—IV.
Pieris, P. E.: Portuguese Maps and Plans of Ceylon 1650.
Pignatorre, Th.: Ancient and Mediaevel Architecture.
*Preiß, L., u. P. Rohrbach: Palästina und das Ostjordanland. Mit 214 Tiefdrucken u. 21 farb. Taf.
Schulte, A.: Die Psalmen und Cantica übersetzt u. z. prakt. Gebrauch erklärt. 3. Aufl.
*Scott, W.: Hermetica. The Ancient Greek and Latin Writings which contain Religious or Philosophic Teachings ascribed to Hermes Trismegistus. Vol. III.
*Sīlācāra, B.: The Majjhima-Nikāya. The First Fifty Discourses from the Collection of the Medium-Length Discourses of Gotama the Buddha. Freely rendered and abridged from the Pali. Attham, hi nātho saraṇam avoca na byañjanaṃ. Second edition.
*Thureau-Dangin, F.: Lettres de Ḫammurapi à Šamaš-Ḫâṣir.
*Unger, E.: Sumerische und akkadische Kunst = Jedermanns Bücherei.
Vâsvâni, T. L.: Indische Schriften. Eingel. v. E. Schwiedland. Bd. I: Die Gestalten der Zukunft u. das arische Ideal. Bd. II: Indiens Kultur u. seine islamischen Mitkämpfer.
Vollgraf, C. W.: Over den Oorsprong der Dionysische Mysteriën.
Whitehead, G.: In the Nicobar Islands.
Wolf, W.: Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres.
*Wulff, O., u. W. F. Volbach: Spätantike und Koptische Stoffe aus ägyptischen Grabfunden in den Staatl. Museen, Kaiser-Friedrich-Museum, Ägypt. Museum, Schliemann-Sammlung.
Ximenez, S.: L'Asie Mineure en ruines.
*Zenker, E. V.: Geschichte der chines. Philosophie zum ersten Male aus den Quellen dargestellt. Bd. I: Das klass. Zeitalter bis zur Han-Dynastie (206 v. Chr.).
Zimmern, H.: Das babylonische Neujahrsfest. (Der Alte Orient Bd. 25, Heft 3).

Mit einer Beilage des Verlages Fritz Klopp, Bonn.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXIX 8 **OLZ** August 1926

Neuere Literatur über den Bektaschi-Orden.

Von Herbert Jansky.

Seit G. Jacob seine grundlegenden Werke „Beiträge zur Kenntnis des Derwisch-Ordens der Bektaschis“ (Berlin 1908) und „Die Bektaschijje in ihrem Verhältnis zu verwandten Erscheinungen“ (München 1909) veröffentlicht hat, ist in der Bektaschi-Literatur des Orients eine Reihe von Neuerscheinungen zu verzeichnen, die unsere Kenntnis über diesen Orden in manchen Stücken um ein Beträchtliches erweitern. Strebt man nach einer Einteilung dieser Werke in Hinblick auf ihren Ursprung und ihren Charakter, so scheidet man sie am besten in solche, die von Mitgliedern des Ordens meist zu apologetischen Zwecken geschrieben, und solche, die von Außenstehenden hauptsächlich aus wissenschaftlichen Gründen verfaßt worden sind.

Zu den wichtigsten Erscheinungen der ersten Gruppe zählt das von Aḥmed Rifḳī verfaßte Werk „Bektāšī sirri“ (Das Bektaschi-Geheimnis), fünf Bände zu je 160 Seiten, Stambul 1328 H. Der Inhalt des ersten Bandes besteht hauptsächlich in der Zurückweisung der von Isḥaḳ Efendi in seinem Werk „Kāšif ul-asrār wa dāfiʿ ul-ašrār“ (teilweise übersetzt von Jacob in „Beiträge zur Kenntnis des Derwisch-Ordens der Bektaschis“ S. 40 ff.) erhobenen Anklagen. Im zweiten Bande gibt sich der Verfasser in seinen dort geführten Untersuchungen über die Geschichte des Bektaschi-Ordens gleich zu Beginn als Anhänger des das Zölibat haltenden Teiles des Ordens zu erkennen, indem er in längerer Abhandlung nachzuweisen trachtet, daß Ḥāǧǧī Bektāš Welī zeit seines Lebens unverheiratet war, daß der ihm folgende Großmeister Ḫiẓr Bālī Sulṭān (bei Aḥmed Rifʿat, Mirāt ul-maḳāṣid fī dafʿil-mafāsid S. 182 Ḫiẓr Lāle Sulṭān genannt) und dessen früh verstorbene Brüder nicht seine leiblichen, sondern seine geistigen Nachkommen, d. h. durch die Wirkung seines Gebetes aus der Ehe zwischen Idrīs Ḫoǧa und Ḳadynǧyḳ Ana entsprossen seien und daß endlich der Urenkel des Ḫiẓr Bālī Sulṭān, Bālim Sulṭān, der „Zweite Pīr“, bis an sein Lebensende das Zölibat gehalten habe, sodaß es zu keiner Zeit direkte Nachkommen von Ḥāǧǧī Bektāš Welī gegeben habe. Das kräftige Unterstreichen einer bereits anerkannten Behauptung (vgl. Mirāt ul-maḳāṣid S. 187) ist eine Erwiderung auf die in die Zeit der Abfassung des Buches fallenden Bestrebungen des Čelebī Aḥmed Ǧemāleddīn Efendi in Ḳyršehir, wo sich bekanntlich bis zur Aufhebung der Derwisch-Orden im Sommer 1925 das Mutterkloster befand, der sich als direkten Abkömmling von Ḥāǧǧī Bektāš Welī bezeichnete und auf diese Weise die Zuwendung von Wakufgütern seitens der Regierung erreichen wollte. Die Stützung der angeführten Thesen und die Polemik gegen Aḥmed Ǧemāleddīn füllen nahezu ein Viertel des zweiten Bandes. Es folgen einige kurze biographische Notizen über berühmte Angehörige des Ordens in früherer Zeit, darunter Abdāl Mūsā Sulṭān, Ḳaiġusuz Sulṭān, Ṣafīj-i Ḫaṭājī u. a. Darauf wird auf über 60 Seiten die Katastrophe behandelt, welche im Jahre 1826 die Janitscharen und mit ihnen den Bektaschi-Orden betraf. Der Verfasser bringt seitenlange Zitate aus den diese Vorgänge behandelnden Historikern Luṭfī Efendi und Ǧewdet Paša, sowie aus dem „Üss-i ẓafer“ des Esʿad Efendi. Wo er selbst das Wort ergreift, sucht er die Bektaschis von den gegen sie erhobenen Vorwürfen reinzuwaschen und als ein Opfer der absolutistischen Regierung und ihrer fanatischen Ratgeber hinzustellen, wobei seine Ausdrucksweise zuweilen bereits stark an jene der Neuerer von Angora erinnert. Im Weiteren erscheint eine Liste der Vorsteher der das Zölibat haltenden Derwische (müǧerred babalary) im Mutterkloster zu Ḳyršehir von Bālim Sulṭān bis auf die Zeit der Abfassung des Werkes. Sie deckt sich vollständig mit jener des Mirāt ul-maḳāṣid S. 187 f. (wiedergegeben bei Jacob, Die Bektaschijje usw. S. 26), ist jedoch außerdem mit biographischen Notizen versehen. Einige verstreute Bemerkungen über verschiedene Fragen beschließen den zweiten Band. Der dritte Band enthält eine auf genealogische Tabellen, kaiserliche Handschreiben und Regierungserlässe gestützte Verteidigung aus der Feder des erwähnten Aḥmed Ǧemāleddīn gegen die Behauptungen und Angriffe Aḥmed Rifḳī's. Der vierte Band enthält eine Erwiderung Aḥmed Rifḳī's auf diese Verteidigung bestehend aus einer Reihe weiterer Argumente zur Stützung der im zweiten Bande aufgezählten Thesen, einer Abhandlung über die Erbfolge der Großmeister des Ordens und einer Schilderung der infolge verschiedener Zwistigkeiten unter den Derwischen recht unerquicklichen Verhältnisse

im Mutterkloster, Ausführungen, die reich an interessanten Einzelheiten sind. Der fünfte Band wird am Schlusse von Bd. 4 als bereits im Drucke befindlich bezeichnet und soll eine Fortsetzung der Erwiderung Aḥmed Rifḳī's sowie eine Darstellung der Ordensregeln enthalten. Ich konnte ihn bisher weder zu Gesicht bekommen noch mit Sicherheit feststellen, ob er tatsächlich erschienen ist.

Einen vielfach gegenteiligen Standpunkt vertritt Müngī Baba (Šeiḫ Meḥmed Ṣürejjā) in seiner Broschüre „Ṭarīḳat-i ʿalijje-i bektāšije", Stambul 1340 (1338) H. Sie ist eine verbesserte und inhaltlich wesentlich vermehrte Neuauflage der Abhandlung „Bektāšīlik we Bektāšīler" des selben Verfassers, Stambul 1332 (1330) H. Ihr Zweck ist die Verteidigung der Bektaschis gegen die von vielen Seiten erhobenen Anwürfe. Sie ist in der Form eines Dialogs zwischen Müngī Baba und einem gewissen Rāğī Efendi, welcher in den Orden eintreten will und daher von Müngī Baba in allem unterwiesen wird, abgefaßt. Der Verfasser operiert sehr viel mit Koran und Ḥadīṯ. Als höchstes Ziel des Ordens stellt er die Selbsterkenntnis hin, die mit der Erkenntnis Gottes gleichbedeutend ist (man ʿarafa nafsahu faḳad ʿarafa rabbahu). Daß die Bektaschis der Šīʿa angehören, wird nicht geleugnet, doch versucht der Verfasser in längerer Erörterung jeden Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten abzustreiten. Es folgt die Silsile des Ordens und ein Bericht über das Leben des Ḥāğğī Bektāš Welī. Danach wäre dieser verheiratet gewesen und hätte auch Nachkommen hinterlassen. Auf die Frage des Zölibates geht der Verfasser nicht näher ein, jedenfalls aber gibt er dessen Bestehen zu, wenn er sich auch selbst offen zu jener Richtung bekennt, die am Zölibat nicht festhält. Als heilige Bücher des Ordens läßt Müngī Baba nur Koran und Ḥadīṯ gelten, jede Beziehung zum Ǧāwīdān und zum Ḥurūfītum überhaupt wird verleugnet. Den Schluß bildet die Erklärung einiger Zeremonien und Formeln. Das Bestehen des sogenannten Bektaschi-Geheimnisses wird durchaus in Abrede gestellt. Im Anhang findet man einige Gedichte und Lieder, welche teils vom Verfasser selbst, teils von anderen Bektaschi-Derwischen stammen.

Eine wichtige Publikation neuesten Datums, deren Kenntnis ich einem liebenswürdigen Hinweise von Herrn Professor F. v. Kraelitz-Greiffenhorst verdanke, ist die durch Neğīb ʿĀṣim unter dem Titel „Bektāšī ʿilm-i ḥāly", Stambul 1925, auf Grund zweier Hss. vorgenommene Edition eines Teiles eines alten von einem gewissen Meḥmed Seifeddīn Ibn Ẕūʾl-fiḳārī Derwīš ʿAlī verfaßten Bektaschi-Buches. Im Vorwort gibt der Herausgeber eine sehr flüchtige und knappe Beschreibung der beiden in seinem Privatbesitze befindlichen und von ihm unter dem obigen selbstgewählten Titel teilweise edierten Hss. Die Beschreibung enthält keinerlei nähere Angaben über den Verfasser oder die Zeit der Entstehung des Werkes, bzw. der Hss., ja nicht einmal über deren Schriftduktus oder dgl. Das Werk besteht aus zwei Teilen, von denen Neğīb ʿĀṣim nur den zweiten unter genauer Beibehaltung der altertümlichen Orthographie der Hss. veröffentlicht hat. Im Vorwort bringt er auch die Inhaltsangabe des nichtedierten ersten Teiles. Dieser umfaßt u. a. Gebete zu Muḥammad, ʿAlī, Fāṭima und den zwölf Imamen, mehrere Zijāretnāme's für die Wallfahrten zu den Gräbern Ḥusein's, ʿAlī's, Fāṭima's und der zwölf Imame, schiitische Totengebete, arabische Formulierungen der Nijja zu den rituellen Waschungen und Gebeten sowie Vorschriften für die Verrichtung dieser Handlungen. Das Vorwort umfaßt neun Seiten, die restlichen zwanzig Seiten des Werkes dienen der wörtlichen Wiedergabe des zweiten Teiles. Dieser enthält eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Schilderung der Zeremonien bei der Aufnahme eines neuen verheirateten Mitgliedes in den Bektaschi-Orden mit stellenweisen kleinen Exkursen des Verfassers, sowie eine Darstellung der Zeremonien des ʿĀšūrā-Festes. Letztere ist nur in einer der beiden Hss. enthalten. Die Edition ist deshalb besonders wertvoll, weil sie die ausführlichste und interessanteste Darstellung der genannten Zeremonien enthält, welche uns bekannt ist. Jedoch wäre die Publikation auch des ersten Teiles des Werkes von Wichtigkeit.

Mit den von den Bektaschis bei ihren Zeremonien und Zusammenkünften gesungenen Liedern macht die von Derwīš Rūḥullah herausgegebene Liedersammlung „Bektāšī nefesleri", Stambul 1340 H., bekannt. Sie enthält an hundert Lieder von siebenunddreißig verschiedenen Dichtern von den ältesten Zeiten bis auf die jüngste Gegenwart.

In diese Reihe gehört auch der Dīwān des Meḥmed ʿAlī Ḥilmī Dede Baba, Pōstnišīn der Šāh Ḳuly-Tekje in Merdiwenkjöi (gest. 1325 = 1907/8 D.), herausgegeben von Aḥmed Mehdī Baba, Āšğy an der selben Tekje, Stambul 1327 H. (vgl. Jacob, Die Bektaschijje usw. S. 51 Anm. 3). Die Ausgabe enthält eine kurze Lebensbeschreibung und ein Bildnis des Dichters.

Im Gegensatz zu den bisher aufgezählten Schriften, welche sämtlich von Mitgliedern des Ordens herrühren und dementsprechende Standpunkte vertreten, steht die interessante Schrift „Bektāšīlik we edebiāty" (Das Bektaschitum

und seine Literatur) von Besīm Atalaj, Abgeordneten von Aḳseraj (Stambul 1340 H.). Das Werk beruht, wie der Verfasser in der Vorrede ausführt, auf dessen durch zehn Jahre in allen Teilen Anatoliens betriebenen Studien über den Orden. Es ist durchaus neutral und verfolgt einen lediglich nationalen Zweck, nämlich die Vermehrung der Kenntnis von den Einrichtungen des türkischen Volkes. Der erste Teil des Buches besteht aus etwas ungeordneten Bemerkungen über historische Stellung, innere Organisation, Verbreitung, geistige Grundlagen sowie Sitten und Gebräuche der Bektaschis. Sie sind Schiiten und zwar Anhänger des ğaʿfaritischen Madhab, dabei ein rein türkischer Orden. Es folgen Bemerkungen über die Persönlichkeit des Ḥāğğī Bektāš Welī, die Beschreibung verschiedener Zeremonien und Darstellung der verschiedenen Strömungen innerhalb des Ordens. Auf das ethnographische Gebiet begibt sich der Verfasser bei der Besprechung der nomadischen Taḫtağy's und Čepni's sowie der Dorfbektaschis. Die ersteren, welche sämtlich dem Orden angehören, bezeichnet er als reine Turkmenen. Im Folgenden bespricht er das Zölibat, die Beziehungen zum Schamanismus, analoge Gebräuche bei den Bektaschis und den Kalmüken sowie in besonders ausführlicher Weise das Ḥurūfītum, von dem er sagt, daß es im Laufe der Zeit mit dem Bektaschi-Orden zu einer unlöslichen Einheit verschmolzen sei. Endlich finden wir einige Worte über Seelenwanderung und Pantheismus. Von den 122 Seiten des Buches sind 66 der Bektaschi-Literatur gewidmet. Die hier gebrachte Sammlung von Bektaschi-Liedern ist außerordentlich reichhaltig und interessant. Dem Werke, welches zweifellos eine der allerwichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Erforschung der vorderasiatischen Sekten darstellt, ist eine Karte beigegeben, aus welcher die Verbreitung der Bektaschis in Anatolien und einem Teil von Rumelien ersichtlich ist.

Gleichfalls vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus behandelt Köprülüzāde Meḥmed Fuʾād Bej den Bektaschi-Orden in seinem Artikel „Bektāšīliğiñ menšaʿlary" (Der Ursprung des Bektaschitums), erschienen in der Zeitschrift Türk jurdu II 8 (Mai 1341 H.) S. 121—140 (Vortrag, gehalten auf dem internationalen religionsgeschichtlichen Kongreß in Paris im Jahre 1923). Der Verfasser kommt, indem er das Auftreten der dem Bektaschitum nahestehenden oder ähnlichen Bewegungen bis in die Zeit der ersten Berührungen der Türkvölker mit der islamischen Kultur zurückverfolgt, abweichend von der Ansicht europäischer Gelehrter, zu dem Schlusse, daß der Bektaschi-Orden nicht unter dem Einflusse persischer und christlicher Ideen entstanden, sondern, in vorislamischen Überlieferungen wurzelnd, dem Boden rein türkischen Volkstums und Glaubens entsprossen sei. Auch auf diesen Artikel wurde ich von Herrn Professor v. Kraelitz-Greiffenhorst aufmerksam gemacht.

Schließlich sei auf eine Erscheinung in der türkischen belletristischen Literatur hingewiesen, welche ebenfalls den Bektaschi-Orden zum Gegenstande hat. Es ist dies der Roman „Nūr Baba" von Jaʿḳūb Ḳadrī (Stambul 1339 H.=1923 D.). Der Roman, in dem geschildert wird, wie Nigār Ḫānym, eine junge Frau aus einer vornehmen Konstantinopler Familie, von dem Bektaschi-Scheich Nūr Baba langsam aber sicher in dessen Netze gezogen wird, bis sie ihre Familie und ihre Kinder verläßt, um für immer in der Tekje des Scheichs Aufenthalt zu nehmen, ist, wie die meisten Werke Jaʿḳūb Ḳadrī's, glänzend in seinem psychologischen Aufbau und in der Technik der Darstellung. Seine Würdigung vom literarischen Standpunkte aus überschreitet den Rahmen dieser Zeilen. Als eine Quelle für die Forschung über den Bektaschi-Orden kann das Buch indessen nicht gelten, obwohl der Verfasser, der sich im Vorwort selbst als Mitglied des Ordens bezeichnet, sein Werk auf Grund persönlichen Schauens und Erlebens geschrieben hat. Denn sein Streben, durch dieses Buch einen Schlag gegen bestimmte Kreise und Personen innerhalb des Ordens zu führen, ist zu offenkundig, als daß ihm Objektivität zugebilligt und das von ihm entworfene Bild irgendwie verallgemeinert werden dürfte. Als Schilderung des Milieus durch einen modernen Schriftsteller, zumal vom Range Jaʿḳūb Ḳadrī's, ist der Roman jedoch auch dem Wissenschaftler wertvoll.

Ebenfalls der belletristischen Literatur gehört an das Buch „Bektāšī hikjājeleri" (Bektaschi-Erzählungen) von Süleimān und Ḥaḳḳī (Stambul 1338 H.), eine Sammlung von Schwänken und heiteren kleinen Erzählungen aus den Kreisen der Ordensmitglieder.

Zusammenfassend können wir sagen, daß uns das hier besprochene Material über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Bektaschi-Ordens zwar im Allgemeinen keine neuen Aufschlüsse gibt, dagegen für die Erweiterung unserer Kenntnis über die Zustände innerhalb des Ordens vom Jahre 1826 bis auf die Gegenwart, über seinen geistigen Inhalt und seine Ordensregeln von außerordentlichem Werte ist. Die Ergebnisse dieser Ausbeute bin ich im Begriffe, in einer größeren Arbeit, welche bereits der Vollendung entgegengeht, zur Veröffentlichung zusammenzufassen. In

diesem Zusammenhange möchte ich mir auch die Bemerkung erlauben, daß ich für Mitteilungen über Quellen, die mir angesichts der Unübersichtlichkeit des türkischen Büchermarktes etwa entgangen sein sollten, außerordentlich dankbar wäre.

Besprechungen.

Kretschmer, Prof. Dr. Paul: **Die indogermanische Sprachwissenschaft.** Eine Einführung für die Schule. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1925. (61 S.) 8°. Rm. 2.—. Bespr. von F. Sommer, München.

Es ist für die engere Fachwissenschaft wie für das breitere Publikum gleich erfreulich, wenn der Kontakt zwischen beiden nicht, wie früher so häufig und gelegentlich auch jetzt noch, von Halb- oder Ganzdilettanten hergestellt wird, sondern durch anerkannte Autoritäten. In solchem Fall bleibt als einzige Frage für die Kritik, ob der Verfasser für den ihm vorschwebenden Leserkreis verständlich und klar geschrieben hat. Sie ist im vorliegenden Fall durchaus zu bejahen. Kretschmer hat — man möchte beinahe sagen den Mut gehabt, ganz elementar zu schreiben, und damit die gestellte Aufgabe bestens gelöst. Das Büchlein, ursprünglich im Auftrage des albanischen Unterrichtsministeriums verfaßt und nur mit einigen zweckentsprechenden Veränderungen deutsch erschienen, bringt in knappster Form die notwendige Orientierung in folgenden drei Abschnitten: 1. Die indogermanischen Sprachen. 2. Geschichte und Methode der indogermanischen Sprachwissenschaft. 3. Urgeschichte der Indogermanen. Erhebt K. naturgemäß nirgends den Anspruch, seinen Fachgenossen etwas Neues sagen zu wollen, so braucht andrerseits auch der Referent nicht Dinge breit zu treten, in denen er sich mit ihm in Meinungsverschiedenheit weiß, und er wird insbesondere die Darstellung des einen oder anderen Punktes, die er anders gewünscht hätte, mit der durch den Umfang der Schrift diktierten Kürze zu entschuldigen bereit sein. Wie denn z. B. die Problemkette Illyrer — Messapier — Veneter — Albaner (S. 19 ff.) viel komplizierter und umstrittener ist als sie in K.'s an sich schon vorsichtiger Behandlung erscheint. Das ergibt sich ja auch bei K. selbst aus der Gruppierung, in der nachher S. 53 Illyrer und Veneter eingereiht erscheinen.

Bedauern muß ich, daß K., allerdings nicht auf eigener Forschung fußend, S. 37 f., 56 ff. durch die Übernahme der Bezeichnungen „kanisisch" und „Kanisier" für „hethitisch" und „Hethiter" auch hier zur Verbreitung dieser nach meiner Überzeugung ganz unberechtigten Terminologie beiträgt[1] und gleicherweise manche Einzelheiten des Kapitels „Hethiter und Achäer" als Tatsachen gibt, bei denen es sich bestenfalls um Möglichkeiten, vielfach zum mindesten um Unwahrscheinlichkeiten handelt. Das hätte nicht geschehen sollen, bevor die einschlägigen Texte einer kritischen Forschung zugänglich gemacht sind. Ich fürchte jetzt schon, daß der Aiolerkönig Eteokles (S. 57) sich sehr bald wieder in Orchomenos begraben lassen kann.

Für eine Neuauflage wäre es vielleicht gut, wenn K., um das Buch noch weiteren Kreisen bis ins letzte lesbar zu machen, auch die griechischen Beispiele in lateinischer Umschrift geben wollte. Gewiß, dem, der's tut, krampft sich das Innere zusammen, aber —.

Mariès, Louis: **Le DE DEO d'Eznik de Kołb** connu sous le nom de „Contre les sectes". Études de critique littéraire et textuelle. Paris: Paul Geuthner 1924. (VIII. 212 S.) gr. 8° = Extr. de la Revue des Études arméniennes, 1924, fsc. 2; 1925, fsc. 1. Frs. 25.—. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Eznik hat in der Geschichte der armenischen Literatur stets eine ganz besondere Stellung eingenommen; von der ersten Ausgabe des Textes zu Smyrna 1764 angefangen bis zu den seit 1826 einsetzenden Venediger Ausgaben und schließlich bis zur Übersetzung von J. M. Schmid 1900 hat er die Gelehrten ständig beschäftigt, sowohl als ehrwürdiges Dokument der klassischen armenischen Sprache, wie auch als religionsgeschichtlich-theologische Quelle von hervorragendem Werte. Als besonders widrige Fügung des Geschicks mußte es daher erscheinen, daß das einzige, unersetzliche Manuskript, wie man hatte annehmen müssen, im Jahre 1845 zu Smyrna verbrannt war.

Umso größer war daher die Überraschung und die Freude der Armenisten, als H. Y. Adjarian den Text des Eznik am 25. April 1902 im Etschmiadziner Kodex Nr. 1111 (= Kat. Kareneanz Nr. 1091)[2] wieder auffand. Die wichtigsten Ergebnisse, die sich aus der Prüfung der Handschrift ergaben, legte er im Verein mit G. Tēr-Mkrtčean schon 1904 der Gelehrtenwelt vor[3]. Damit war die kritische

1) Zu dem Material, das s. Z. Forrer ZDMG, NF. I 192 ff. vorgelegt hat, kann hier nur angedeutet werden, daß aus der Art seiner Formulierung für den Kenner auch nicht der geringste Grund für die Bezeichnung der Sprache als „kanisisch" zu gewinnen ist. — Will man denn absolut „hethitisch" aus den bekannten Gründen nicht gelten lassen, so sollte man wenigstens „nasisch" sagen. Das hat den Vorzug, wirklich bezeugt zu sein.

2) Cf. A. Manandian, Zeitschr. f. armen. Philol. II (Marburg 1903) p. 33.

3) *Քննութիւն և Համեմատութիւն Եզնկայ Նորագիւտ Ձեռագրին.* Wien 1904.



Grundlage gelegt zu einer den Ansprüchen der modernen Wissenschaft genügenden Textausgabe. Die vorliegende Monographie, eine gute Arbeit aus der Schule A. Meillets und F. Maclers, will ein weiterer Schritt zur Förderung dieses Zieles sein und ist m. E. auch tatsächlich ein wertvoller Beitrag zur höheren Kritik des Textes.

In der Einleitung (p. 5—16) macht Mariès kurze Angaben über Werk und Autor, Entstehungszeit und Literatur. Dabei hat er sich allerdings etwas zu sehr auf Schmids Einleitung zu seiner Übersetzung verlassen[1]. Verdienstlich ist dagegen sein Nachweis, daß der Etschmiadziner Kodex mit dem angeblich verbrannten Smyrnaer Manuskript identisch sei (p. 14 f. cf. p. 207 f.).

Der Hauptteil ist in zwei große Abschnitte gegliedert, und zwar quellenkritische (p. 17—93), und textkritische (p. 95—193) Untersuchungen. Gleich im ersten Kapitel des ersten Teiles legt uns M. seine eigentliche Hauptthese vor. Er geht davon aus, daß die herkömmliche Einteilung des Werkes in Bücher und Kapitel keinerlei handschriftliche Grundlage besitze (p. 17), ebenso sei der Titel „Wider die Sekten“ o. ä. durchaus willkürlich (p 31). Daran anknüpfend zeigt nun M. p. 19 ff., daß Titel und Einteilung sich auch mit dem Inhalt nicht vertragen, daß sich bei der traditionellen Auffassung Unklarheiten, ja sogar Widersprüche ergeben. Seine Analyse p. 23 ff. bringt ihn zu dem Resultat, daß bei Eznik nicht vier voneinander unabhängige polemische Traktate vorliegen, sondern „un traité sur Dieu, un De Deo, comme on dit dans les cours de théologie, où, à l'occasion de thèses positives, telles ou telles catégories d'adversaires sont réfutées“ (p. 22). Hierbei wird der Stoff in zwei ungleiche Stücke geteilt, die sich für den rechtgläubigen Standpunkt des Eznik ohne weiteres ergeben und auch im Texte sich leicht voneinander trennen lassen: der erste, weitaus größere Teil richtet sich gegen die Ungläubigen (Nichtchristen), er fällt mit den Büchern I–III der üblichen Einteilung zusammen; der zweite Teil, entsprechend dem sogenannten IV. Buch, bekämpft die Irrgläubigen (Häretiker)[2].

Es wird Sache der Theologen sein, sich mit dieser Theorie auseinanderzusetzen; vom philologisch-historischen Standpunkt aus scheint sie durchaus gerechtfertigt. Die Aufgabe der bei M. folgenden Abschnitte ist es nun, sie zu erhärten.

Im Kapitel über die Quellen (p. 34—94) stellt er in dankenswerter Weise die bisherigen Ergebnisse zusammen: die Berührungen mit der Apologie des Aristides (p. 34 ff.), mit Basilios v. Kaisareia (p. 37), Methodios v. Olympos (p. 38) und Hippolytos (p. 39), die Kalemkiar nachgewiesen hat, die Parallelen zum Zrvanitismus bei Eznik, die Nöldeke und Carrière beigebracht haben (p. 39 ff.), endlich Epiphanios (p. 54 f.).

Daran schließt M. noch eine ganze Anzahl von Parallelen, die er neu gefunden hat[1]: Origenes (p. 56), Diodoros von Tarsos (p. 57 f.), Achilles Statios (p. 57 f.), vielleicht auch Gregor v. Nyssa und Theodoret (p. 58).

Für den so wichtigen Abschnitt über Markion konnte M. bereits Harnacks neue Arbeiten benutzen und die dort aufgezeigten Berührungen des Eznik mit Irenaeus und Adamantios berücksichtigen (p. 60 ff., 64 ff.)[2]. Endlich hat er, einigen Bemerkungen Burkitts weiter nachgehend, Zusammenhänge von Ezniks Darstellung mit der des hl. Ephräm des Syrers festgestellt (p. 68 ff.). Anerkennenswert ist nun die Vorsicht, mit der M. immer wieder dieses so reiche Material beurteilt. Direkte Entlehnungen, wie im Falle des Methodios, lassen sich nicht so leicht nachweisen; Eznik hat seine Quellen oft sehr frei verwertet, gekürzt, umgestellt usw. (cf. p. 35. 37. 39. 54. 85 ff.).

In vielen Fällen ist Benutzung gemeinsamer Quellen zu vermuten. Nur in einzelnen Fällen hat Eznik versehentlich in seinen Text nicht passende Phrasen seiner Quellen wörtlich stehen lassen (direkte Rede statt der indirekten, cf. p. 88 f.). Hier wirft M. die Frage auf, wie diese „lapsus“ entstanden sein könnten, und weist p. 89 f. darauf hin, daß Eznik wahrscheinlich sein Werk diktierte und bei der „Revision“ einige derartige Fehler übersah. Alles in allem hat er sehr sorgfältig gearbeitet und seinem Stoff ein durchaus individuelles Gepräge gegeben (cf. p. 92 f.). Wenn M. p. 90 f. vermutet, daß sich durch weitere Forschung sicherlich noch andere Quellen des Eznik feststellen lassen werden, so können wir daraus ermessen, welche Aufgaben besonders der patristischen Forscher nun harren.

Fast noch bedeutsamer erscheinen uns daneben die Probleme, die M. im zweiten, textkritischen Teil seines Werkes — wir müssen wohl sagen, zu behandeln beginnt. Er sucht die Eigentümlichkeiten der von Eznik benutzten griechischen Texte festzustellen (p. 95 ff.), sehr vieles ist in seinen Aufstellungen, wie nicht anders zu erwarten, noch fraglich, einiges schon einleuchtender, wie z. B. sein Nachweis (p. 96 ff. bes. p. 99 ff.), daß Eznik zwei verschiedene Methodios-Hss. benutzt habe. Auch die Art, wie Eznik übersetzt hat, wird geprüft (p. 104 ff.); das Ergebnis ist nicht überraschend: nach der Art, wie er seine Quellen überhaupt benutzt, darf man sich nicht wundern, wenn er hie und da Zusätze macht bzw. Korrekturen anbringt (p. 110 ff.). Allerdings lassen sich ihm auch Mißverständnisse nachweisen (p. 112 ff., p. 124 ff.). In vielen Fällen konstatiert M., daß erst eine kritische Neuausgabe des Textes die letzte Entscheidung bringen könne.

Im zweiten Kapitel des zweiten Teiles (p. 129 ff.) prüft M. den Text selbst und nimmt ihn in Schutz gegen die Angriffe von Kalemkiar und Adjarian (p. 130 ff., 134 ff.), die beide erhebliche Umstellungen vornehmen wollen, — immer gestützt auf die Handschrift (cf. p. 144). Ebenso lehnt er die von Adjarian angenommenen Lücken ab (p. 145 ff.), weist dagegen nach, daß die beiden Ausgaben einmal gegen die Handschrift eine irrtümliche Umstellung vorgenommen haben, um eine, wie M. wohl richtig annimmt, in Wirklichkeit vorhandene, aber nur ganz kleine Lücke im Text zu vermeiden (p. 150 ff.).

In seinem letzten Abschnitt untersucht M. dann die

---

1) Er hätte sonst p. 10 noch das Zeugnis des echten Koriwn in seiner Biographie des sel. Mašt'oç, Venedig 1894, p. 32, 30 f. nachtragen müssen, das entschieden wichtiger ist als das des daraus abschreibenden Ps. Moses Xorenaçi, Gesch. Arm. III 60, p. 258, 26 ff. ed. Ven. 1865. An der entsprechenden Stelle des „falschen“ Koriwn, ed. Ven. 1894 p. 32, unten, Zl. 4 — welches Stück wieder aus Ps. Moses interpoliert ist — wird Eznik ebenfalls genannt, aber ohne Angabe des Geburtsortes. Über diese und die sonstigen, traditionell auf Eznik bezogenen Stellen cf. H. Gelzer, Zeitschr. f. armen. Philol. I (1902) 150 f.

2) Die Gründe, weshalb in diesem Stück gerade die Lehre des Markion als Vertreterin der Häresien κατ' ἐξοχήν gewählt ist, hat m. W. zuerst Harnack, Zeitschr. f. wissensch. Theol. 19, 1876, 91 f. angedeutet und sich später ähnlich ausgesprochen; ihm folgt auch M. p. 59 f.

---

1) Z. T. mit Unterstützung von P. J. Lebreton, cf. p. 34, n. 1.

2) Er erwähnt auch die Didascalia apostolica (p. 59 f.), die aber ganz sicher nicht direkt benützt sind, wie er selbst zugibt.

wirklichen Textfehler (p. 157ff.); er überblickt kurz die diesbezüglichen Konjekturen von Norayr N. Biwzandaçi, Kalemkiar[1] und Adjarian[2] (p. 160f.) und versucht auf Grund der Kollation der Handschrift durch Adjarian selbst Verbesserungen, zum Teil mit Benutzung der nachweisbaren griechischen Originalquellen (p. 161ff.), zum größeren Teil nach dem armenischen Text allein (p. 175ff.). An sehr vielen Stellen wird die Übersetzung von Schmid, an der auch Kalemkiar mitwirkte, verbessert und berichtigt, die ja nur die beiden Textausgaben hatte benutzen können. Diese Verbesserungen sind zum Teil einleuchtend; in manchen Fällen, besonders dort, wo auch M. sich nur durch eine Konjektur zu helfen weiß, wird man, wie er einmal selbst zugibt (p. 180), Zweifel hegen dürfen. Aber die Zahl dieser Textfehler ist verhältnismäßig gering, 117 Fälle (p. 192); mit Recht hält M. p. 193 den Text unter den obwaltenden Umständen für sehr gut überliefert.

Auf die reiche Fülle des Inhalts näher einzugehen, verbietet leider der Raum; es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß auch M. p. 39ff. dem Problem des Zrvanitismus bei Eznik m. E. keine zwingende Lösung abgewonnen hat. Schon Karakašian, Krit. Gesch. d. Armenier (arm.), Tiflis 1895, IV, 119 hat die von M. nach Meillets Vorgang angenommene Unechtheit des Edikts des Mihrnerseh bei Ełišē p. 20f. ed. Ven. 1859 behauptet; Gelzer, Zeitschr. f. armen. Philol. I, 1902, 152f. und noch Meyer, Urspr. u. Anf. d. Chr. II. (1921) p. 84, A. 3 halten es für echt. Die Quellenfrage dürfte verwickelter sein als M. p. 53f. annimmt[3]; sie wäre nur durch eine langwierige Analyse einigermaßen aufzuhellen. Über den Zrvanitismus in Persien wissen wir so gut wie nichts; die Notiz des Damaskios, De prim. princ. cap. 125 bis, vol. I., p. 322, 8ff. ed. Ruelle (Paris 1889) (nach Eudemos von Rhodos) beweist das hohe Alter dieser Lehre, das Vorkommen des Zrvan in den manichäischen Turfan-Texten (F. W. K. Müller, Abh. d. Preuß. Akad. 1904, Anh. II., p. 29. 55. 74. 102) eine ziemliche Verbreitung derselben; aus der orthodoxen mazdaistischen Pehlewi-Literatur scheint sie ausgemerzt zu sein. M. hat sich auf die hier angedeuteten Momente nicht eingelassen; sie sind aber wesentlich. Dies nur als Hinweis, welch schwierige Probleme der höheren Kritik bei Eznik noch harren!

Schließlich noch einige Äußerlichkeiten. M. hat sich offenbar vorgenommen, die armenischen Namen, besonders die modernen, möglichst einheitlich zu transskribieren, und zwar nach der altarmenischen Aussprache. Das paßt aber nicht für die modern westarmenischen Namen: der bekannte Mechitharist und Eznikforscher heißt Kalemkiar, nicht Galemkhear, und hat sich z. B. in seinen deutschen Publikationen immer Kalemkiar geschrieben. Dann ist aber das Prinzip doch wieder durchbrochen. M. schreibt Adjarian nach der westarmenischen Aussprache (und herkömmlichen Schreibung), seinem Prinzip gemäß hätte er Ačaṙean schreiben müssen. Den Namen des Herausgebers der Ełišē-Ausgabe, Moskau 1892, schreibt er p. 41: Johannissian, p. 200: Hovhanniseanç; letzteres ist die moderne (west- und ostarmenische) Aussprache, M. müßte seinem Grundsatz getreu eigentlich Yovhanniseanç umschreiben. Am korrektesten wäre es wohl (cf. A. Baumgartner, ZDMG 40, 1886, 457. 459 A. 1), moderne Aussprache und Originalschreibung nebeneinander zu setzen.

Die Bibliographie (p. 197—206) will nicht vollständig sein, ist aber doch etwas akzessorisch. Der Artikel von H. Gelzer, Eznik und die Entwicklung des persischen Religionssystems, Zeitschr. f. arm. Philol. I, 1902, 149—63, von M. p. 39 erwähnt, hätte auch in die Bibliographie aufgenommen werden sollen. Nach dem, was sonst in den Literaturnachweisen zu finden ist, hätte M. mit demselben Recht auch das Werk Norayr N. Biwzandaçi's, *Կորիւն Վարդապետ և Նորին Թարգմանութիւնք*, Tiflis 1900 nennen können, u. a. m.

Das sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis ersetzt doch nicht ganz das leider fehlende Register; besonders ein Index der behandelten Stellen wäre dankenswert gewesen.

Doch das sind alles nur Kleinigkeiten, gemessen an dem sonstigen Wert des Buches, das bei aller Kritik doch immer wieder maßvolle Zurückhaltung walten läßt. Es wäre gut, wenn wir viele Sonderuntersuchungen nach dem Muster dieses Werkes hätten. Die armenische Literaturgeschichte könnte dabei nur gewinnen.

1) Die Stellen (in Schmids Übersetzung und Anmerkungen) cf. bei M. p. 160, n. 3.

2) *Քննութիւն* usw. p. 83ff.

3) So wäre das Verhältnis der griechischen, armenischen und syrischen Berichte (Eznik, Ełišē, syrische Märtyrerakten, Theodoros von Mopsuhestia und Theodoros bar Kônî) zu Šahrastânîs Nachrichten (p. ١٨٣, 6ff. ed. Cureton = I, 271ff. übs. Haarbrücker) erst noch festzustellen.

Söderblom, Nathan: Manuel d'Histoire des Religions. (Manuel de C. P. Tiele revu et augmenté.) Édition française par W. Corswant, Professeur à l'Université de Neuchâtel. Paris: Ernest Leroux 1925. (XII, 683 S.) 8° = Bibliothèque histoire des religions. Fr. 30—. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Diese französische Übersetzung des bekannten Tiele-Söderblom'schen Kompendiums der Religionsgeschichte gibt im wesentlichen den Text der 5. deutschen Ausgabe wieder; nur an einigen wenigen Stellen hat Söderblom einen Zusatz gemacht. Der Übersetzer hat die Literaturangaben immer an den Schluß des betreffenden Abschnitts gestellt, unter den angeführten Arbeiten die französischen den anderssprachlichen, unter denen aber die deutschen obenan stehen, vorangehen lassen, die Fehler der deutschen Ausgabe vielfach verbessert und neue Erscheinungen hinzugefügt. So hat die Übersetzung auch für diejenigen, die sonst nicht nach ihr greifen werden, ihren Wert; außerdem ist das Register sehr erweitert worden und so von 15 auf 39 Seiten angewachsen.

Roeder, Günther: Ägyptisch. Praktische Einführung in die Hieroglyphen u. die ägyptische Sprache m. Lesestücken u. Wörterbuch. 2., verb. u. verm. Auflage. München: C. H. Beck 1926. (XVI, 100 u. 64* S.) 8° = Clavis Linguarum semiticarum VI. geb. Rm. 9—. Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Die neue Auflage ist ein Beweis dafür, daß diese kurzgefaßte ägyptische Grammatik neben der längst vergriffenen großen Grammatik von Adolf Erman in der porta linguarum orientalium und ihrer komprimierten Gestalt in dem „kurzen Abriß" (s. OLZ 1925 S. 213) sowie den im Ausland erschienenen Grammatiken ihre Existenzberechtigung hat. In der Tat ist dieses aus der Praxis des Unterrichts herausgewachsene Büchlein sehr geeignet, Lernende auch ohne Lehrer in die altägyptische Schrift und Sprache

so weit einzuführen, daß sie sich an leichtere Texte wagen können. Über die Literatur, die Schrift und die Sprache ist das Notwendigste gesagt, die Grammatik ist in großen Zügen unter Ausschaltung strittiger oder seltener sprachlicher Erscheinungen und Beschränkung der Lautlehre auf das praktisch Notwendigste klar und straff entwickelt, die Lesestücke sind gut ausgewählt und knapp kommentiert, die Schriftzeichen übersichtlich geordnet, das Wörterbuch zweckmäßig zusammengestellt — kurz ein praktisches Büchlein, das als einführende Grammatik dem Anfänger die besten Dienste leisten wird. So wird man dem Verfasser wie dem Verlag dankbar sein, daß sie sich zu dieser neuen, wesentlich verbesserten und vermehrten Auflage entschlossen haben.

Read, F. W.: Egyptian Religion and Ethics. London: Watts & Co. 1925. (VIII, 152 S.) kl. 8°. 3 sh. 6 d. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Das vorliegende Werk wendet sich an weitere Kreise und denkt, wie die Bemerkungen S. 93, 116 zeigen, besonders an Besucher des British Museum. Entsprechend dieser Einstellung wird wesentlich englische Literatur angeführt, von französischer wird gelegentlich Maspero genannt, von deutscher außer Sethes Pyramidentexten Ermans Religion in der englischen Ausgabe von 1907, nicht in der verbesserten zweiten deutschen Auflage von 1909. Der Verf. betont vor allem die magischen Grundgedanken der ägyptischen Religion, wie sie in erster Reihe bei den mit dem Tode und der Unsterblichkeit zusammenhängenden Vorstellungen in die Erscheinung treten. Das Widerspruchvolle der verschiedenen Lehren und die Schwierigkeit ihrer Einzeldeutungen wird im Verlaufe der Darlegungen gekennzeichnet und das Ganze durch eingestreute Übersetzungen ägyptischer Texte belebt.

Die Ausführungen beginnen mit einer Behandlung der Sonnengötter von Heliopolis, des Osiris und seines Kreises, besonders Horus und Set in ihrem gegenseitigen Verhältnis, der wichtigsten sonstigen Gottheiten des Pantheon, einiger Göttersagen. Hieran schließt sich eine eingehendere Erörterung der Frage, in wie weit sich in Ägypten Henotheismus oder Monotheismus vorfand und im Zusammenhange damit eine Besprechung der Religionsreform Amenophis' IV. Mit Recht entscheidet sich der Verf. gegen die Annahme eines wirklichen Monotheismus. Bei dem für eine etwaige Originalität der Gedanken der Aten-Hymnen wichtigen Kairener Hymnus an Amon-Râ wird der älteren Datierung der erhaltenen Handschrift in die 19. Dynastie oder noch später gefolgt (S. 43, 64), auf die schwerwiegenden paläographischen Gründe, die für eine Niederschrift in der 18. Dynastie sprechen, nicht eingegangen. Nach einer Schilderung der Bestattungsgebräuche und der üblichen Opferformeln folgen eine knappe Skizzierung der Pyramidentexte und umfangreichere Darlegungen über das Totenbuch, die wechselnde Anordnung seiner Kapitel, die angebliche Auffindung einiger Stücke im Alten Reiche, die Kommentierungen im 17. Kapitel, das Totengericht und das negative Sündenbekenntnis. Anschließend hieran werden Verschiedenheiten der Unsterblichkeitslehren geschildert und Nachdruck auf die diesbezüglichen pessimistischen Texte gelegt. Das nächste Kapitel bilden eine Erman folgende Übersicht über Das Buch von dem, was ist in der Tiefe, und eine Erwähnung der von Budge festgestellten Ähnlichkeiten zwischen seinen Angaben und Schilderungen in der gnostisch-ägyptischen Pistis Sophia. Zum Schluß werden einige der Lebensregeln der Papyri Prisse und Ani besprochen.

Beschreibung der ägyptischen Sammlung des Niederländischen Reichsmuseums der Altertümer in Leiden, Bd. XII. Statuetten. Von Dr. P. A. A. Boeser. Mit 38 Abb. auf 12 Taf. u. 55 Figuren in dem Text. Haag: Martinus Nijhoff 1925. Bespr. von Hermann Ranke, Heidelberg.

Boeser veröffentlicht hier aus dem Bestande der Leidener Sammlung 46 Statuetten von Königen und Königinnen, Priestern, Schreibern und anderen Privatleuten, meist aus Bronze, Kalkstein und Holz — eine Frauenstatuette aus Silber (Nr. 35) und einige aus Elfenbein (45—47) sind darunter — und 44 Totenfiguren (sogen. „Uschebti") aus Holz, Stein, Ton und Fayence, sämtlich dem NR und der Spätzeit angehörend. Dazu kommen — eigentlich nicht als „Statuetten" zu bezeichnen — zwei Bildhauermodelle der Spätzeit von Königsbüsten (5 u. 6), drei Salbgefäße des NR, deren Griffe in Gestalt eines nackten Mädchens gearbeitet sind, und drei Kalksteinbetten mit liegenden nackten Frauenfiguren (48—50). Von diesen 98 Stücken werden nur 34 in — meist ausgezeichnet gelungenen — Lichtdrucken wiedergegeben. Bei der Beschreibung der übrigen wäre, wenn schon auf eine Photographie verzichtet wurde, ein etwas genaueres Eingehen auf Stil und Tracht vielfach erwünscht gewesen. Bei Stücken, die auch in den Leemans'schen „Monumenten" nicht abgebildet sind, wird so nicht einmal die zeitliche Einordnung möglich. Auch die Veröffentlichung der Aufschriften ist nicht immer ganz vollständig.

Von den Statuetten der Privatleute stammen wohl die meisten aus Gräbern, aber auch die Gruppe der Tempelstatuen — die wohl einmal

eine eingehende Sonderbehandlung verdiente — ist durch eine Anzahl interessanter und zum Teil sehr fein ausgeführter Beispiele vertreten. Hierher gehören die vielleicht von dem gleichen Künstler gearbeiteten Statuetten des *ḫʿj-m-tj* (21) und des *ỉmn-nḫt.w* (22), von denen der erste der Sohn des zweiten gewesen zu sein scheint. Die Inschrift auf 21 enthält die Bitte: Ptah-Sokaris möge geben, daß der Name des *ḫʿj-m-tj* „in seinem Tempel bleibe" — in ihm war also die Statuette offenbar aufgestellt[1]. Und wenn die Inschrift von 22 dem Dargestellten wünscht, daß alles, was auf dem Altar des Amon-Rêʿ in Karnak dargebracht werde, auch dem *ỉmn-nḫt.w* vorgelegt werde, so werden wir uns die Statuette doch wohl im Amon-Tempel von Karnak aufgestellt zu denken haben.

Auch die Hockerstatuette eines „Vorstehers der Priester des Onuris" Amenhotpe gehört hierher, der zugleich Leiter der Arbeiten in den Tempeln des Osiris und der Isis gewesen ist. Sie enthält ein Gebet an die Isis mit der Bitte, sie möge an „allem, was auf ihren Altar kommt", täglich und (vor allem) an allen ihren Festen, „die in ihrem Tempel stattfinden", den Dargestellten teilnehmen lassen, wird also wohl in einem Tempel oder einer Kapelle der Isis in This gestanden haben.

Von den Uschebtis, die vielfach den Text von Totb. Kap. 6 tragen, sind auf Tafel XI drei hervorragend schöne aus Holz geschnitzte Stücke des NR zusammengestellt. Darunter die Figur eines Vorarbeiters und Kornspeicherschreibers (Nr. 55), die Spiegelberg in seinen „Arbeitern" schon veröffentlicht hatte. Zu diesem Mann des einfachen Volkes, der eine schlichte Perücke trägt und den Oberkörper unbekleidet läßt, stehen in bezeichnendem Gegensatz ein „Stellvertreter" (die zweite Hälfte des Titels ist mir unklar) und ein „[Vorsteher] vom Schatzhause des Herrn der beiden Länder". Beide haben viel reichere Frisuren und kostbarere Gewänder. Der erste (Nr. 56) hat einen Kragen um die Schultern, trägt Armbänder und einen Halskragen und hält statt der simplen Hacken des Vorarbeiters die Symbole der Totengötter in den gekreuzten Händen. Der andere (57) ist ganz in ein gefälteltes Leinenkleid gehüllt, das von den Schultern bis auf die Knöchel hinabfließt und beide Arme bedeckt. Beide halten das Abbild ihrer eigenen Seele auf der Brust, einen Vogel mit Menschenkopf und ausgebreiteten Schwingen.

Nr. 3. „Kopfschmuck des Harpokrates"? Löckchenperücke und Götterkrone. **10.** „Bronzestatuette einer Königin." Warum nicht abgebildet? Die Inschrift verstehe ich nicht. **22.** Erwähnt „Amon, den Gänserich mit lieblicher Stimme", der den Dargestellten „aus dem Munde der Menschen errettet" — also in Erfüllung eines Gelübdes in dem Tempel geweiht? **27.** Der Mann heißt *ḏd-mn.w* und ist Sohn des *ḏd-ỉnḥr.t-ʿnḫ.f* (so?). Die Figur eines Privatmannes mit dem mumienartig eingehüllten Körper und dem „Haarbeutel" auf einem mit dem Vereinigungszeichen geschmückten Königsthron ist merkwürdig. Ebenso die Form des Gerätes, das sie an Stelle des „Szepters" in der Linken hält. Oder ist Ähnliches bekannt? Nach der Kopie von Boeser scheint auch in der Inschrift etwas nicht zu stimmen (die Einfügung von „Osiris *ḏd-mn.w*" zwischen dem Namen des Gottes Osiris und den Worten „er gebe Leben usw."). **30.** Der Name ist *nfr-rnp.t*. **31.** Eine Holzstatuette in „Hocker"stellung!, m. W. ganz selten. **32** und **35.** Warum keine Abbildungen? **33.** Eine amüsante Fayencestatuette: Kauernder Flötenspieler, auf seinen Schultern hockend ein Affe, der an einer Frucht knabbert. **36.** Nackte Holzstatuette eines Mädchens, von seinen Eltern geweiht. **37.** Weibliche Sitzfigur aus Kalkstein, grob gearbeitet, vor ihren Unterschenkeln eine Uschebtifigur (?). Ob wirklich eine „Sängerin"? **54.** Holzfigur der ʻAnchereʼ, an deren Sockel der Papyrus mit dem berühmt gewordenen „Brief eines Witwers an seine verstorbene Frau" befestigt war. Warum nicht abgebildet? **56.** Lies „in dem großen Westen von Memphis" — damit ist die Herkunft der Figur gegeben. **57.** Der zweimal begegnende Name des Toten ist jeweils auf ein herausnehmbares Holzstückchen geschrieben. Das Uschebti war also anfangs für eine andere Person bestimmt. **58.** Interessant ist ein Vergleich der groben Ausführung dieses Steinfigürchens — über dessen „Schönheit" man wirklich verschiedener Meinung sein kann — mit der feinen Ausführung von 56, bei fast gleichem Vorwurf. Interessant auch die Andeutung des Hemdes bei 58 mit den Seitenschlitzen, durch die die Arme und Hände durchgesteckt sind. (Dasselbe Motiv bei 64 bis zur Unkenntlichkeit stilisiert.) **60.** Hemd, Schulterkragen und Schurzgewand. Ungewöhnlich der Name: *ḥsj.f-šmś.w-św* „Er lobt die, die ihm folgen". Der Mann ist aber kein Priester, sondern ein „königlicher ʻTruchseßʼ, mit reinen Händen". **77.** *ḥsj* ist hier wohl Zusatz zum Namen, „der Selige", vgl. Ranke, Keilschr. Mat. S. 28 und Anm. 2. Hier wäre z. B. eine Abbildung wegen der zeitlichen Einordnung erwünscht gewesen.

King, W. J. Harding, F. R. G. S.: **Mysteries of the Libyan Desert.** A Record of three Years of Exploration in the Heart of that vast waterless Region. With 49 Illustr. & 3 Maps. London: Seeley, Service & Co. 1925 (348 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Das Buch berichtet in ansprechender Weise von den während der Jahre 1909 bis 1911 unternommenen Reisen des Verfassers durch z. T. bis dahin unbekannte Gebiete der libyschen Wüste. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen hat der Verf. schon vorher in Fachzeitschriften veröffentlicht. Das vorliegende Buch wendet sich an ein breiteres Publikum. Es entwirft ein anschauliches Bild von der Wüste, den charakteristischen Verschiedenheiten ihrer Bodengestalt, für die die Sprache der Eingebo-

1) Ebenso wohl die Statuette des „Urkundenschreibers des Kronprinzen und Schatzhausschreibers im Hause Thutmosis IV." Ramose (Nr. 23), die ein Gebet an Ptah enthält und zugleich die Bitte an Horus und Atum, daß „diese Statue dauernd folge" an dem Sokarisfeste des „Mauerumzugs".

renen auch verschiedene Termini technici aufweist, von ihren Oasen und ihren Bewohnern. Wir erfahren dabei mancherlei von der Lebensweise und den Vorstellungen der letzteren sowie von der Art ihres Islams; natürlich ist auch von den Senussi öfter die Rede. Den Schluß des Buches bilden Abschnitte über die Fauna der Wüste, über geographische Feststellungen, Käferarten und Felseninschriften. Abgesehen von dem belehrenden Inhalt des Buches wird der Leser auch die in ihm geschilderten Erlebnisse des Verfassers mit Spannung verfolgen. Interessant war mir u. a. die Legendenbildung, die sich in der Phantasie der Eingeborenen an die Person des deutschen Forschungsreisenden Rohlfs geknüpft hat, der das Gebiet 35 Jahre vor dem Verf. durchzog. Klare Photographien und Zeichnungen illustrieren den Text.

Schweinfurth, Prof. Dr. Georg: **An der Küste des Roten Meeres.** Berlin: Ullstein 1925. (157 S.) kl. 8° = Wege zum Wissen Bd. 36. Rm. —.85; Hlw. 1.35. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

Mehr als 60 Jahre nach Beendigung der Expedition (18. August 1864) hat der vor kurzem im 89. Lebensjahr verstorbene Georg Schweinfurth einen Neudruck seiner „Reise an der Küste des Roten Meeres“ in einer populären Sammlung erscheinen lassen. Die Aufnahme der Reisebeschreibung in die „Wege zum Wissen“ beweist die große Beliebtheit der Schriften des Verfassers in den weitesten Kreisen.

Demjenigen, der Schweinfurths persönliche Bekanntschaft machen durfte, ruft die Lektüre des schlichten Reiseberichtes die Erinnerung an jene anspruchslosen, ruhigen und doch so frischen Plaudereien wach, in denen Schweinfurth aus seinem reichen Leben erzählte, und in denen eine Fülle von auch für den Fachmann wertvollen Einzelbeobachtungen wie Selbstverständlichkeiten enthalten waren. Die in erster Linie natürlich für den Botaniker und Zoologen bestimmten Ausführungen sind von fast gleichem Interesse für den Arabisten, der sich von einer ganzen Reihe von Wüstentieren und -pflanzen eine genauere Kenntnis erwerben kann, denn obwohl die Reise nur die afrikanische Küste des Roten Meeres berührt, liefert sie wegen der Ähnlichkeit der Fauna und Flora mit jenen der arabischen Halbinsel auch reiche Ausbeute für diese. Sogar viele arabische Namen kehren wieder, leider in keiner sehr glücklichen Transkription.

Die eigentliche Reise, deren Route auf einer beigegebenen Skizze verdeutlicht wird, erstreckte sich von Koṣēr (26° nördl. Breite) bis Suākin (19° nördl. Br.) und zurück und wurde größtenteils auf einer kleinen Barke zurückgelegt, die dicht unter der Küste entlang segeln und überall Landungsmöglichkeiten an dem ungastlichen Gestade der Ababde und Bischarin finden konnte. Von den Landungsplätzen aus unternahm der damals jugendliche Forscher Ausflüge in das Hinterland. Gelegentlich ließ er auch die Barke allein weitersegeln und zog selbst, um besser sammeln zu können, bis zum vereinbarten Treffpunkt zu Fuß oder Kamel auf dem Lande.

Schon während dieser ersten Reise offenbarte Schweinfurth für die Ethnologie und Geographie jenes Interesse, das später zu den bekannten vielseitigen Entdeckungen führen sollte.

Woolley, C. Leonard: **Excavations at Ur of the Chaldees.** (23 S.) gr. 8° = Sonderabdruck aus The Antiquaries Journal, vol. III,4. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Zu meiner Besprechung in OLZ 1925 Nr. 7/8 Sp. 471 ff. hat sich Woolley mit einigen Bemerkungen geäußert, die erfreulicherweise schon geeignet sind, einen Teil meiner Zweifel zu zerstreuen. Freilich werden wir erst dann ganz einig über die Beantwortung der entstandenen Streitfragen werden, wenn die endgültigen Veröffentlichungen mit allen Unterlagen erschienen sind. Bis dahin ist es dem Ausgräber natürlicherweise nicht möglich, für alle Beobachtungen und Behauptungen die Beweise anzutreten, wenn er seine vorläufigen Berichte aussendet. Eine Kritik an diesen Berichten, wie die meine, die sich an Dingen stieß, welche neuartig waren und zum mindesten nicht als neuartige hervorgehoben wurden, verliert sich leicht ins Negierende.

Zu der Frage, ob der Tempel Ē-NUN-MAH, an dessen Existenz ich gar nicht zweifle, in dem fünfräumigen Gebäude wiedergefunden sei, bringt jetzt Woolley als vollgültigen Beweis die Tatsache bei, daß in Mauern und Fußböden Inschriften von Kudur-Mabug (Dupl. von S. A. K. 1. 210. Nr. 6 [a]) und von Nabonid (I. R. 68 Nr. 6) in situ gefunden seien, außerdem Kegelinschriften mit dem Namen des Baues von Kudur-Mabug in den Fundamenten des Gebäudes. Ein Dupl. der Kegelinschrift des Nūr-Adad (S. A. K. 1. p. 208. Nr. 4) sei im Schutt des Baues gefunden. Die Form des Gebäudes, das Woolley als Heiligtum bezeichnet, fand ich damals „unerhört“. Wenn nun aber bewiesen wird, daß hier tatsächlich ein Tempel vorliegt, so wird sie eben „erhört“, und wir bekommen die bisher immer noch schmerzlich vermißten Vorstufen zu den vielen bekannten spätbabylonischen Tempeln. Den Beweis sieht Woolley in der zäh beibehaltenen überlieferten Grundrißgestaltung und den immer wieder neu herge-

stellten „Altären“ im Inneren des Baues, die mir aus der Darstellung und Beschreibung nicht genügend klar geworden waren, ferner in steinernen Weihgefäßen, die sich in den Räumen gefunden haben und Inschriften aus der Zeit der Dynastie von Agade bis herab zu Ibi-Sin von Ur tragen. Ebenso glaubt Woolley den schönen späten Schatzfund für den Tempelcharakter ins Feld führen zu dürfen, weil er sich dabei erinnert an die in Susa gemachten „Depotfunde“ von Kostbarkeiten, die dem Tempel als Bau geweiht waren. Als Grabbeigabe, für die ich den Schatz seinerzeit hielt, kann er nicht angesehen werden, da, wie W. schreibt, weder hier noch im weiten Umkreis Gräber gefunden worden sind, ausgenommen ein 5 m unter den Fundamenten gefundenes Grab aus der ersten Dynastie von Ur.

Gibt man nun zu, daß der fünfräumige, von Magazinen umgebene Bau der Tempel Ē-NUN-MAḪ ist, so ist die nächstliegende Frage: Wie verhält sich diese Gestaltung zu den spätbabylonischen Tempeln? In diesen sind Langräume unbekannt, die Kulträume sind ausgesprochene Breiträume. Woolleys Ē-NUN-MAḪ hat nur einen mittleren, breitgelegenen Eingangsraum, dahinter aber zwei Langräume und ebenso zu beiden Seiten je einen Langraum. Diese Anlage stammt schon aus dem 3. Jahrtausend, und sie wird nach W. bestätigt durch einen zweiten Tempel in Ur, den der Nin-Gal, gebaut von Kuri-Galzu, und einen dritten der gleichen Göttin, gebaut von Sinbalāṭsu-iḳbi. In beiden, sagt er, gebe es eine breite Eingangshalle mit einer Tür zum Kultraum und zwei Seitentüren zu den beiden Flankenzimmern. In Ē-NUN-MAḪ sei die Verdoppelung des Kultraums dadurch erklärt, daß der Tempel zwei Gottheiten geweiht gewesen sei. So kommen hier die fünf, in den beiden anderen Tempeln nur vier Räume zustande.

Diese sehr interessanten Fragen werden wir noch besser beurteilen können, wenn die zeichnerischen Belege dafür herausgegeben sein werden. Wichtige Erkenntnisse sind zu erwarten, wenn festgestellt werden könnte, ob ähnlich wie in Assyrien zwei Tempeltypen, der breiträumige und der langräumige nebeneinander und dabei doch in entwicklungsgeschichtlicher Abhängigkeit voneinander gestanden haben. Vorerst kann ich eine solche Entwickelung an den Gebäuden in Ur nicht erkennen. Aber es wäre doch möglich, daß der für Babylonien schon durch das Wohnhaus gegebene Breitraumtypus im Tempelbau infolge irgendwelcher äußerer Einflüsse verlassen worden ist. Ein kurzes Eingehen des Vorberichts auf dieses wichtige Problem würde wahrscheinlich meinen zuerst erhobenen Widerspruch ganz überflüssig gemacht haben. Vertrauen wir also auf den Schlußbericht!

Palästinajahrbuch des Deutschen Evang. Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes herausgegeben von Prof. D. Dr. Gustaf Dalman. 21. Jahrg. (1925). Mit 4 Abbildungen auf Tafeln, 1 Textskizze u. 2 Karten. Berlin: E. S. Mittler u. Sohn 1925. (118 S., 2 Tafeln, 2 Karten.) Gr. 8°. Rm. 4 —; geb. 5 —. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

S. 5—58: A. Alt, Das Institut im Jahre 1924. Seinen sehr ausführlichen Bericht eröffnet Alt mit einem Rückblick auf das Jahrzehnt seit 1914 in seiner Bedeutung für das Institut und seine Arbeit. Das Jahr 1924 kann, wenn auch noch viel zur vollen Entfaltung der Tätigkeit des Instituts fehlt, als eine Wendung angesehen werden; hat doch in diesem Jahr wieder der erste Lehrkursus seit dem Kriege stattgefunden. Es folgen Beschreibungen der Ausflüge und der traditionellen größeren Reise der Kursusteilnehmer unter Alts Führung, beides mit außerordentlich reichhaltigem Material an Beobachtungen und Vermutungen vor allem zur historischen Geographie Palästinas bis in die vorisraelitische Zeit des Landes zurück. — S. 58—89: G. Dalman, Die Nordstraße Jerusalems. Erschöpfende Untersuchung über den Verlauf der aus der israelitischen Geschichte bekannten Meridionalstraße des Gebirgslandes von Palästina, die in eingehender Auseinandersetzung mit Bruno's neuer Hypothese (Gibeon, 1923) diese überzeugend erledigt. — S. 90—100: G. Dalman, Die Lilie der Bibel. Einleuchtende Bestimmung der Bedeutung von šōšannā und ntl. κρίνα τοῦ ἀγροῦ. — S. 100—116: A. Alt, Judas Gaue unter Josia. Eine glänzende Untersuchung, nicht minder wichtig als Alts Aufsatz in der Festschrift für Kittel (1913, S. 1—19). Alt erkennt in Josua 15, 21—62 + 18, 11—28 + 19, 2—7* + 19, 41—46 ein historisch-geographisches Dokument aus dem Endstadium der Territorialgeschichte des Reiches Juda, ein Ortsverzeichnis des Reiches Juda aus der Zeit des Josia, das Rückschlüsse auf die ältere Geschichte des jüdischen Gausystems bis zu Rehabeam hinauf gestattet, aber auch die neue Grenzbestimmung der Babylonier von 586 (bzw. nach Alts scharfsinniger Vermutung 597!) und die Bezirkseinteilung der persischen Provinz Juda in Neh. 3 in neues Licht rückt.

Hebrew Union College Jubilee Volume. (1875—1925). Board of Editors: D. Philipson, Chairman; H. G. Engelow; K. Kohler; J. Z. Lauterbach; J. Mann; J. Morgenstern; W. Rosenau. Cincinnati: Hebrew Union College 1925. (VI, 521 S.) 8°. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Die Festschrift dieser ersten jüdischen Akademie in Nordamerika liegt als ein statt-

licher Band von 521 Seiten vor, in Druck und Ausstattung wie in der Menge und wissenschaftlichen Bedeutung der Beiträge ein Zeugnis für die finanzielle Sicherheit und umfassende gelehrte Arbeit dieser amerikanischen Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, unter deren Lehrern und Schülern viele Namen begegnen, die auch bei uns Geltung haben.

Eine ausführliche Geschichte der Akademie aus der Feder von David Philipson, dem derzeitigen Präsidenten derselben, eröffnet den Jubiläumsband. Ihr hat der frühere Präsident, Dr. Kohler, in ernsten, beweglichen Worten ein Nachwort angefügt als a great desideratum in its curriculum today, nämlich die Schaffung eines Lehrstuhls für vergleichende Religionsforschung, aber auch die Sorge um — men of the spirit, men of vision, not of mere mentality! — W. Rosenau-Baltimore sucht auf Grund von Ez. 37, 15 ff. die Existenz der exilischen 10 Stämme für das 6. Jahrh. und deren Bedeutung für die Zukunftshoffnung zu erweisen. — Buttenwieser behandelt die wichtige exegetische Frage der Tempora in der Sprache der Psalmen (the precative perfect in conditional and temporal sentences). — Morgenstern hat das Gottesurteil bei den Semiten und im alten Israel zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht, die an dem Beispiel von Num. 5 die von der geistig-sittlichen Jahwe-Religion vollzogene Umwertung alter magischer Riten aufzeigt. — Englander will die Tradition über die אנשי כנסת הגדלה dadurch als geschichtlich zu halten suchen, daß er dem term. techn. einen ganz anderen Sinn gibt, als fast allgemein angenommen wird. Die כנסת soll die Gemeinschaft Israel sein, und die „Männer“ deren Führer während der Zeit vom Beginn der persischen Herrschaft bis auf Simon den Gerechten. Der Beweis dafür scheint mir nicht gelungen zu sein. — Cohen hat den 1. Teil einer Studie vorgelegt, deren Thema die Bedeutung Palästinas und im besonderen des Zion für die religiöse Ideologie des Judentums ist. Dabei ist aber m. E. der Widerspruch zwischen der universalen Gottesidee und dem Glauben an Zion als der Stätte der Anbetung Gottes schlechthin, nicht scharf genug herausgehoben. — Lauterbach führt mit der Themafrage nach Herkunft und Bedeutung des Namens כלה für die babylonischen ješiboth und halbjährigen Konferenzen der Gelehrten in ein Problem der Geschichte dieser babyl. Akademien ein. Er erklärt כלה (כלא) als Abbreviatur für כנסת לומדי התורה bzw. כ׳ ל׳ אורייתא, die in Palästina übliche Bezeichnung der noch nicht zur ישיבה gehörigen Gelehrten. Sehr ansprechend! — J. Mann, Gaonic Studies (1. The last period of the Sura Gaonate; 2. A responsum by Sherira Gaon and his son Hai on the calendar; 3. New documents of the Babylonian Gaonin; 4. Ergänzung zu dem Aufsatz des Verf. in J. Q. R. N. Ser. IX, 148 ff. aus einem Geniza-Fragment; 5. Bruchstück einer Klage über Verfolgung (Cairo Collection Nr. L 278) — wertvolle Texte aus den Geniza-Funden sind abgedruckt). — Wolfson hat eine von großer Belesenheit in der philosophischen Literatur des Mittelalters zeugende Abhandlung über The classification of sciences in mediaeval Jewish philosophy beigesteuert — bedeutend für die Anfänge der Wissenschaftslehre. — Abrahams (Cambridge University) führt mit einer kulturgeschichtlichen Skizze über Pico della Mirandola in die Ideologie der Renaissance, in der Plato und Cabbala die Wegführer zu einer Mystik jenseits der Kirchenlehre geworden sind. — Enelow (New-York) gibt unter dem Titel Raphael Norzi: a rabbi of the Renaissance eine klare systematische Darstellung der Ethik und Religion des rabbinischen Judentums Italiens im 16. Jahrh. — Marcus' Notes on Sephardic Jewish History of the sixteenth century sind, weil aus diplomatischen Archiven geschöpft, nicht bloß für die Geschichte der portugiesischen und spanischen Juden wichtig, sondern auch für den Historiker der Geschichte Westeuropas und bes. Englands. — Idelsohn behandelt Song and singers of the synagogue in the eighteenth century, with special references to The Birnbaum Collection of the Hebr. Union College Library, ein interessantes Kapitel aus der leider in nichtjüdischen Kreisen völlig unbekannten Geschichte der synagogalen Musik. — Bettan, Early reform in contemporaneous Responsa führt in den Kampf ein, in den die rabbinische Orthodoxie gegen die aufkommende Reformbewegung am Anfang des 19. Jahrh. eintrat. — Reider (Dropsie College) spricht über Negative tendences in modern Hebrew literature, die als Skeptizismus und Pessimismus, Mystik und Erotik aus der engen Beziehung der jüdischen Literatur zu der ost- und westeuropäischen Literatur aufwuchsen. — Cronbach behandelt im Anschluß an den amerik. Soziologen Covley (Human nature and the social order 1902) The social implications of prayer nach den drei Gesichtspunkten the factors of prayer, the effectiouness of prayer, the moral value of prayer. Merkwürdig, daß Verf. Heiler's große Analyse des Gebetslebens nicht erwähnt! — Neumarck, The philosophy of Judaism and how it should be tought — eine nach dem Tode des Verf. herausgegebene Antrittsrede vom J. 1908, die zwei Fragen

behandelt: Was ist Philosophie des Judentums? und Wie ist sie zu lehren? Verf. definiert: a Jewish philosophy cannot properly be called by this name if it does not include all branches of modern Jewish science.

Sanda, Prof. Dr. A.: **Moses und der Pentateuch.** Münster i. W.: Aschendorff 1924. (VIII, 420 S.) gr. 8° = Alttestamentliche Abhandlungen, hrsg. von † Dr. J. Nikel, Breslau, IX, 4. 5. Rm. 14—. Bespr. von Wilhelm Caspari, Kiel.

Es ist zwar nicht in der wissenschaftlichen Aufgabe begründet, wenn man die Erforscher des Pent. in konfessionelle Gruppen gliedert. Die Zugehörigkeit eines Forschers zu einem bestimmten Bekenntnis ist seine persönliche Angelegenheit und, neben seinen Forschungen am Pent., nur ein accidens. Tatsächlich jedoch besteht eine konfessionelle Gruppierung der Pent.-Forscher auch heute. Unter vielfacher jüdischer Zustimmung hat vornehmlich eine evangelische Hochschultheologie die Arbeit der Quellenscheidung am Pent. durchgeführt, bis in eben diesem Lager seit einigen Jahren eine zunehmende Ermattung der Bemühungen um Quellenscheidung beobachtet werden mußte. Unter dem Eindrucke dieser Wendung kam viel darauf an, welche Stellung die aufstrebende katholische Forschung zu dem Pent.-Problem einnehmen würde. Hatte das katholische Traditionsprinzip auch viele Absagen an die pent. Quellenscheidung hören lassen, so konnten sie sich doch aus dem mit einem Traditionsprinzip häufig gepaarten konservativen Geschmack erklären. Aus dem Begriff Tradition folgte die ablehnende Haltung jedoch nicht; er ist einer Befruchtung der Tradition durch Wissenschaft offen. Auch Quellenscheidung konnte Tradition werden. Und hätte nicht in dem Augenblicke, als der evangelischen Gruppe weithin das Zutrauen zur Quellenscheidung verloren ging, durch eine kluge Schwenkung nun gerade die gesunkene Fahne vom anderen Lager aufgenommen und neu entrollt werden können? Durch Šanda ersehen wir, daß diese Aussicht nicht besteht. Er legt uns eine ausführliche Streitschrift vor, vielleicht den Vorboten eines Kommentars, die den Nachweis der Unzulänglichkeit erst der sprachlichen, dann der inhaltlichen Verschiedenheiten für eine Quellenscheidung übernimmt, um dann hauptsächlich das Verhältnis des Inhalts zu den geschichtlichen Tatsachen darzulegen. Dies Buch hat also die Bestimmung oder Wirkung, das gegenwärtige Mißtrauen zur Quellenscheidung zu fördern und anzustacheln. Während aber im evangelischen Lager eine neue Fragmentenhypothese an die Stelle der Quellenscheidung drängt, will Šanda die personale Einheit des Ganzen so weit herstellen, daß ein und derselbe Verf. Bücher, Bruchstücke teils gesammelt, teils hervorgebracht habe und eine nachmosaische Herausgabe lediglich für ihre Vereinigung gesorgt habe, während der Wortlaut im einzelnen und überall noch viele Jahrhunderte im Flusse geblieben sei. Er spricht dieser Gesamtanschauung eine größere „Probabilität" zu als der Quellenscheidung. Unvermeidlich ist eine fortwährende Auseinandersetzung mit den Anhängern letzterer. Daß an diesen vieles getadelt werden darf, werden sie selbst nicht bestreiten. Man bedenke nur die außerordentliche Breite der einer Quellenscheidung huldigenden Fachliteratur und die unermüdliche Nachprüfung der Beweismittel. An den älteren derselben fanden Spätere immer wieder Mängel. Die Methode war nicht von Anfang anerkannt; sie mußte allmählich gefunden, erprobt werden. Das Ziel war und blieb ein hypothetisches. Die Quellenschriften konnten nur entworfen, nicht aber in noch unvermischter Gestalt irgendwo wieder aufgefunden werden. Man formuliert diese Sachlage, indem man die Quellenscheidung eine Arbeitshypothese nennt. Der Streit wird in der Tat, darin stimme ich Šanda noch bei, darum geführt, wer die größere Probabilität für sich habe und welche Gesamtanschauung das Werden des Pent. befriedigender — das ist aber nicht = einfacher — erkläre. Ich verneine rundweg, daß die personale Einheit des Pent. — ob mit Šandas Kautelen oder mit anderen — den Vorzug verdiene, weil ein Urheber eine einfachere Gesamtansicht vom Pent. gestatte als die Annahme einer kollektiv-sukzessiven Entstehung. Einfachheit in diesem Sinne ist ja gar nicht das Ziel, zu dem wissenschaftliche Aufhellung eines Tatbestandes verpflichtet ist, sondern eher eine Art Submissionsverfahren, das sich der logischen Unterschiebung, an der es leidet, nicht bewußt zu sein scheint. Wohl wiederholen sich Quellenscheider, bis zur Ermüdung des Lesers, und kommen dabei nicht einmal zu einem bündigen Schluß. Aber Šanda wird davon nicht nur, solange er sich mit ihnen beschäftigt, notgedrungen infiziert, sondern auch auf den eigenen Wegen, die er einschlägt, ist es ermüdend, immer wieder zu hören, dies und das Unmosaiche sei eben Modernisierung, posthume Textbearbeitung, ja die methodischen Voraussetzungen, deren er bedarf, gehen von Kapitel zu Kapitel ohne Klärung mit und vertragen auch keine. Auf Rechnung der Erben setzt Šanda eine Menge von Splittern und Schnitzeln, die viel zu groß ist, als daß sie so, wie sie abfällt, einfach liegen gelassen werden könnte. Das war ja die Gewissenhaftigkeit der bisherigen Kritik, daß

sie dergleichen Abfälle schichten wollte, sollte sich auch die Folge ergeben, daß der Pent. selbst eine Schichten-Lagerung sei. Für Šanda ist Schreiben-Können beständig gleichbedeutend mit Veranlagung zu schriftstellerischer Erzeugung. Er ruht darauf aus, daß Muhammed den Qoran großenteils erzeugt habe; so müsse auch der Gründer der israelitischen Religion die Fürsorge für die Überlieferung seines geistigen Werks selbst in die Hand genommen haben. Weiß Šanda nicht, daß für Muhammed gerade die Stärke anderer zeitgenössischer Religionen durch ihr Buch eine ausgesprochene Triebfeder gewesen ist, um darin hinter jenen nicht zurückzubleiben? Der Wettbewerb fällt doch für die Mose-Zeit schlechthin fort! Šanda ist glücklich über einen altsemitischen Namenszug — 'ḥṭb aus dem noch altägyptischen Kahun —, als ob der betreffende Phöniker irgendwie midjanitisches Schreibwesen verbürgen könnte. Die Samariter von 420 werden ohne Zögern mit denen von 537 — warum nicht gleich mit denen von 670? — gleichgesetzt, damit der Pent. damals schon seinen Abschluß erlangt haben müsse. Fortwährend liest man von einer Zusammensetzung des Pent. aus „hl" und „profanen" Stücken, als ob damalige Bücher diesen Gegensatz überhaupt gekannt hätten. Die Analogie Zaratustras soll für kodifikatorische oder doch protokollare Tätigkeit Moses sprechen; aber der naheliegende Schluß aus der Natur des Avesta auf die des Pent. unterbleibt. Es gab evolutionistisch gesinnte Pent.-Forscher und gab, öfter noch, evolutionistisch gefärbte Äußerungen in Forschungen zum Pent. Nicht angängig ist es jedoch, die evolutionistische Weltanschauung als Voraussetzung und wesenhaften Bestandteil der Quellenscheidung hinzustellen; so weit ist doch Prag nicht von Bonn, Jena, Basel, Wien entfernt. In Syrien-Palästina muß es Gesetzbücher nach Art des Hamurabi, des altassyrischen und hetitischen Rechtsbuchs gegeben haben, deshalb kommt das Bundesbuch aus — Gosen. Mag Verf. recht haben, in ṭene ägypt. dnj, in begappo Ex 21,3 ägyptisch ḥ'f zu erkennen, seine übrigen, aus dem Inhalt des Gesetzbuchs geschöpften Beweise für ägyptische Heimat stehen alle auf der Höhe der Bemerkung zu 'âm nokri 21, 8 (S. 177). „Diese Gründe", sagt Verf., „sind zwar nicht durchweg durchschlagend", verleihen aber der These — im Verein mit Erwägungen aus der Geschichte Israels — alle erreichbare Haltbarkeit. Ich frage nun, ob es die Quellenscheider schlimmer treiben. Aber ihrer ist — der Subjektivismus! Hart nebeneinander liest man: „Das Verbot der Gedankensünden paßt zur allgemeinen Superiorität des mosaischen Standpunktes". „Erst vom 5. Gebote an werden die Grundsätze unter den rein rechtlichen Gesichtspunkt gebracht." Und jenes Verbot ist das 9. oder 10.! Hört der rechtliche Gesichtspunkt schon wieder auf? Vollends soll jene Superiorität eine religiöse sein! Hier läge doch eine ethische vor! Für den Stil der paränetischen Gesetze S. 168 sorgt Šanda in Einzelheiten geschickt. Ist aber der Wechsel paränetischen und deskriptiven Gesetzesstils im Bundesbuche gleichgültig? S. 183 erfahren wir, Mose wäre nicht gotterleuchtet, wenn er über Monotheismus und dessen untrennbare enge Verknüpfung mit der Sittlichkeit keine klaren Begriffe hätte. Für wen wird in der, übrigens verdienstlichen, Abfertigung Navilles S. 256 der Satz geformt: keilinschriftliche Bücher gab es nie, nur Steine? Nichts anfangen läßt sich mit dem Gegensatze, ein Gesetz berücksichtige den Ackerbau, nicht aber städtische Verhältnisse; heute besteht ja dieser Gegensatz. Ebenso unzuverlässig ist der Begriff: ein in Ägypten bereits *in nuce* vorhandener Stamm (S. 341). Weshalb wird in den Ausführungen über die Stammesnamen S. 338 gerade das Entscheidende nicht erwähnt? Warum sind die Volkseponymen von Gen 10 teils historische Individuen, teils keine? Die von Šanda großenteils anerkannten Unstimmigkeiten der biblischen Urgeschichte liegen, sagt er, in den schriftstellerischen Vorlagen und nicht in dem angeblichen literarischen Entstehungsprozeß dieser Urgeschichte (S. 165) und berechtigen daher nicht zu einer literarischen Aufteilung derselben. Sobald sich aber ergeben hat, daß die Unstimmigkeiten unter den Stücken, in denen sie auftreten, Reihenbildung veranlassen, ist es mit dieser Gewißheit aus. Gesetzt, der Redaktor dieser Kapitel heiße Mose, so bleibt ihr Problem so, wie es die Quellenscheider gesehen haben. Einen apodiktischen Befehl, das Rätsel als psychologisches innerhalb der Individualität des Redaktors stehen zu lassen, werden sie schwerlich annehmen.

Verschwiegen sei auch nicht, daß Šanda, von episodischen Ausnahmen (S. 28. 166. 276) abgesehen, einfach von dem synagogalen Wortlaut des Pent. ausgeht; ja er pocht darauf, daß die textliche Erhaltung des Pent. geradezu ideal sei (S. 389 F), leugnet also die besondere Schwierigkeit der Pent.-Forschung, eigentlich nur einen Textzeugen zu besitzen und andere Textgestaltungen erst mühselig erschließen zu müssen, geradewegs ab, indem er die talmudisch bezeugte späte Unifizierung des Wortlauts an den Anfang der Entwicklung projiziert. Er kennt ja nur epigonische Deviation vom Original, nicht einen hierzu rückläufigen Prozeß der Aufarbeitung von Deviationen; anders freilich S. 30, doch ohne die notwendige Folgerung zu ziehen. Daß hier eine angestammte Versäumnis der

Quellenscheider vorliegt, ist durch Dahse bekannt geworden. Wer aber die Quellenscheider bekämpft, ist nicht genötigt, in ihre Fehler zu verfallen. Šanda untersucht, ohne die in der OLZ 1918 veröffentlichte Studie Kletzels zu beachten, die Vorkommen der Personalpronomen anoki und ani äußerlich statistisch, um bestimmte zahlenmäßige Proportionen zu begründen. Als bloß errechnete könnten sie freilich wenig beweisen. Aber vor allem ist die Grundlage der Erhebungen unsicher. Man kann nicht umhin, damit zu rechnen, daß die Pronomina, ähnlich wie die vielen Gottesnamen, vielfach aus nachträglicher Verdeutlichung stammen, worüber nur die Zeugen-Vergleichung aufklären kann. Für diese fehlen leider noch die Vorarbeiten in unserem Falle. Weil nämlich Trommius die ἐγώ nicht inventarisiert hatte, hielten sich noch Hatch-Redpath von dieser Aufgabe für befreit. Ich habe wenigstens den Vaticanus zum Vergleich herangezogen. Das ist freilich auch noch nicht diejenige Methode, wie sie sein soll, ergibt jedoch schon, daß anoki nebst prâd in Gen 50, 5 unsicher ist. Hinwieder gibt es ἐγώ über den Hebräer hinaus in 21, 30; 24, 14. 47; 27, 4. 6; 41, 40, wozu wohl auch noch 12, 11; 31, 41 (hinter sa-na) kommen, während 13, 9 *bis*; 30, 13; 41, 9 geradewegs dem Übersetzer zugerechnet werden können. Waren jene Überschüsse des Gri sonst ani oder anoki? Läßt sich der Schluß vermeiden, daß die Hinzufügung der Pronomina auch schon einen Teil der gemeinschaftlichen Vorkommen in den Zeugen umfaßt? Diese Beobachtungen sprächen sogar zugunsten Šandas, der gern mit einer, allerdings nach ihm lieber originalen, stilistischen Angleichung rechnet (S. 31). Doch die Unzulänglichkeit seiner textkritischen Unterlage untergräbt seine Behauptungen.

Einzelne Versehen, wie über das Augsburgische Bekenntnis (S. 181), über Jahwe des Elohisten (s. dagegen Steuernagel, Einl. S. 148) fallen wenig in das Gewicht. Das Buch ist, obwohl es die Fachliteratur etwa von Erdmanns ab wenig auf sich wirken läßt, eine Arbeit von hingebendem Sammelfleiß, restloser und sehr kenntnisreicher Dialektik, und der Verf. hat persönliche Opfer für seine Veröffentlichung gebracht. Im Rahmen einer Besprechung, der unmöglich noch weiter gedehnt werden kann, läßt sich nicht eine Widerlegung leisten, nur ein Protest. Sollte dieser hie und da zu lebhaft lauten, so hat das seine Ursache in Umfang und Inhaltfülle des Buches selbst und nicht zuletzt in der Tatsache, einem Gelehrten von anerkanntem Range gegenüberzustehen. Möchte sein Buch der quellenscheidenden Schule eindringlich vorstellen, ob die heute um sich greifende Entmutigung denn durch die Sache geboten war. Mag die so lange getragene Fahne der einen und anderen Hand entfallen, diejenigen, welche sich das Zeugnis geben dürfen, daß sie in der Religionsgeschichte nicht Evolutionisten sind, haben dazu m. E. keine Veranlassung.

Staerk, Prof. D. W.: **Das Problem des Deuteronomiums.** Ein Beitrag zur neusten Pentateuchkritik. Gütersloh: C. Bertelsmann 1924. (65 S.) 8° = Beiträge zur Förderung christl. Theol. XXIX, 2. Rm. 2—. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Die alttestamentliche Wissenschaft steht wieder einmal im Kampf um Wellhausen. Soweit dabei der Pentateuch in Betracht kommt, handelt es sich besonders um die richtige Einschätzung des Deuteronomiums. Hier spitzt sich zur Zeit das Interesse auf Kap. 12 (und die davon nicht zu trennenden Kap. 2. Kön. 22/3): das Kultuszentralisationsgesetz zu. Eben der Name Kultus-„Zentralisations"-Gesetz ist umstritten.

Mit Oestreicher (Das deuteronomische Grundgesetz = Beitr. zur Förd. christl. Theol. XXVII, 4), der zuerst Deut. 12 einer das Kultmonopol Jerusalems wegdisputierenden Kritik unterzogen hat, glaubt Staerk (S. 33) Deut. 12, 14 במקום אשר־יבחר יהוה באחד שבטיך so übersetzen zu müssen: „An jedem maqom, den Jahwe erwählen wird in irgendeiner deiner Ortschaften". Vielleicht legt St. diese Übersetzung einmal einem Semitisten von Fach vor — ich fürchte, er wird bei ihm kein Glück damit haben! Ich für meine Person muß als Alttestamentler bei der von Dillmann, einem Nicht-„Wellhausenianer", gebotenen Erklärung (Numeri, Deuteron. und Josua 1886 S. 294) beharren und Deut. 12, 5/14 so interpretieren (V. 5): ihr dürft euch nur an den Ort halten, den Jahwe aus allen euren Stämmen heraus (מכל־שבטיכם) d. h. in einem derselben (באחד שבטיך V. 14) erwählen wird. Daß mit dem Ort, den Jahwe aussucht, um dorthin seinen Namen zu setzen (V. 5 לשום את־שמו שם), bzw. ihn dort wohnen zu lassen (לשכן שמו שם V. 11), nur Jerusalem gemeint ist, zeigen Stellen wie 1. Kön. 9, 3. 11, 36 bzw. Jerem. 7, 12. Neh. 1, 9. Alle diese Stellen zitiert bereits Dillmann.

Vergebliche Liebesmühe ist es auch, in 2. Kön. 22/23 den Kultuszentralisations-Gedanken zu bestreiten. 2. Kön. 23, 8a. 9 werden sämtliche (כל־הכהנים) bisher an den judäischen „Höhen" amtierenden und durch das Jerusalemer Kult-Alleinrecht abgebauten Priester nach Jerusalem überführt (vgl. Deut. 18, 6/7), und in Jerusalem — nirgend anderswo — wird ganz gemäß der

Forderung Deut. 16 das Passa 2. Kön. 23, 21—23 gefeiert.

Ich kann nicht recht begreifen, wie ein so bewährter alttestamentlicher Exeget und Forscher wie Staerk sich für die Hypothese Oestreichers hat gewinnen lassen.

Krauß, Prof. Dr. Samuel: **Synagogale Altertümer.** Berlin: Benj. Harz 1922. (VIII, 470 S. m. 4 Abb. u. 22 Taf. 8°. Rm. 12—. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Der hochverdiente Herausgeber der die jüdischen Privataltertümer behandelnden Talmudischen Archäologie (I—III) Samuel Krauß legt uns nun als ein neues bewundernswertes Erzeugnis seiner ausgedehnten Sammeltätigkeit die „synagogalen Altertümer" vor. Die Stoffsammlungen sind unter die sechs Rubriken verteilt: 1. Namen und Entstehung. 2. Gemeinden und Synagogen. 3. Verbreitung der Synagogen. 4. Die Synagoge als Bauwerk. 5. Innere Einrichtung. 6. Heiligkeit der Synagogen. Dem Verf. kommt es auf die Realien an. Er hat daher die seiner Meinung nach in ein theologisches Werk gehörenden Gebete, Riten, Liturgien der Synagoge usw. von seiner Darstellung ausgeschlossen. Er hat recht daran getan. Denn für diese Gebiete besitzen wir das schöne Werk von J. Elbogen, Der jüdische Gottesdienst 1913 (jetzt auch in 2. Aufl.). Zu eben dieses Buches drittem Abschnitt S. 444—510 bildet aber Krauß neues Werk eine glückliche Ergänzung nach der stofflichen Seite hin.

Es will mir dünken, als ob Kr. der jüdischen Tradition gegenüber gebundner ist als Elbogen. Wenn z. B. Elbogen (S. 451) die Nachricht, daß in Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus 394 oder gar 480 Synagogen vorhanden waren, für übertrieben oder unwahrscheinlich hält, liegt nach Krauß S. 200 „an und für sich" „in der großen Zahl nichts Unmögliches". S. 216 gilt für Kr. als gut begründet, daß die Synagoge von Schāf-Jeṯiḇ bei Nehardea in Babylonien, wie die jüdische Sage lautet, auf den 596 verbannten König Jechonja zurückgehe. Elbogen sagt nur (S. 446), daß man in talmudischer Zeit diese Synagoge aus der Zeit der Exulanten ableitete. S. 444 sieht Elb. in den מועדי אל Ps. 74, 8 Synagogen. Krauß will, da er den Psalm in die chaldäische Periode setzt, unter den מועדי אל die Versammlungsstätten des Tempelgebiets (S. 50 f.) verstehen. Wie paßt dann aber dazu: sie haben a l l e deine heiligen Versammlungsstätten i m L a n d e verbrannt? Nach Kr. sind die ältesten Synagogen, bzw. Jahwetempel außerhalb Palästinas in tempelloser Zeit entstanden, so die schon genannte Jechonja-Synagoge (S. 95 f.), der Jahwetempel in Elefantine, dessen Gründung er etwa 530 v. Chr. (S. 78) ansetzt und der Oniastempel in Leontopolis c. 160 v. Chr. (S. 82 ff.). Den geschichtlichen Ausgang der Synagoge möchte Kr. in dem Gemeindehaus (בית חעם) sehen (S. 55), eine jüdische Tradition benutzend, die aber Elb. (S. 446) nicht aufrecht erhalten mag.

Beide Gelehrte stimmen aber darin überein, daß wir in den Zusammenkünften der Juden zwecks Belehrung in der Wohnung eines Propheten — etwa eine Situation wie Ezech. 33, 31 — wichtige Ansätze zu den nachmaligen „Synagogen" zu finden hätten (Kr. S. 55, Elb. 446). Eine Synagoge soll nach Kr. (S. 71) die לשכת הגזית „die Quaderhalle" auf dem Tempelberg sein. Eine große Bedeutung scheint für Kr. (S. 5 f.) immer noch die כנסת הגדולה Pirke âboṯ I, 2 zu besitzen.

Sehr richtig bemerkt Kr. (S. 11), daß im NT das Wort συναγωγή Jak. 2, 2 noch neutral gebraucht sei und hier speziell die christliche Gemeindeversammlung, wie ich hinzufüge, bedeutet, während später bekanntlich ἐκκλησία die Kirche und συναγωγή, d. i. eben die Synagoge, strikte geschieden sind. Im christl. paläst. Aramäisch scheint כנישתא „sogar das gewöhnliche Wort für ‚Kirche' gewesen zu sein" (S. 12); vgl. auch im Arabischen كنيسة = „Kirche".

Möchte es Herrn Krauß vergönnt sein, seine Talmudische Archäologie und die synagogalen Altertümer nun noch durch die politischen Altertümer zu ergänzen — das wäre die Bekrönung seines Lebenswerkes: er kann gewiß sein, daß er auch für die „politischen Altertümer", wofür er schon reichlichst Stoff gesammelt hat, dankbarste Benützer finden wird.

Dubnow, Simon: **Die alte Geschichte des jüdischen Volkes.** Orientalische Periode. Vom Beginn der griechischen Herrschaft in Judäa bis zu dessen Zerstörung durch die Römer. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Dr. A. Steinberg. Berlin: Jüdischer Verlag 1925. (604 S.) gr. 8° = Weltgeschichte des jüdischen Volkes von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart. In 10 Bänden. Orientalische Periode Bd. II. Rm. 16—; Hld. 22—. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Der zweite Band dieses Dubnowschen Werkes behandelt die Zeit vom Beginn der griechischen Herrschaft in Judäa bis zu dessen Zerstörung durch die Römer, also einen Zeitabschnitt, der ebenso reich ist an wechselnden äußeren Schicksalen wie bedeutsam bezüglich der inneren Entwicklung der jüdischen Gemeinde. Der Verf. hat im Rahmen jener ersteren gerade dem letzteren Thema seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und es ist lehrreich, ihm, der über das gesamte jüdische und außerjüdische Quellenmaterial souverän verfügt ebenso wie über die einschlägige wissenschaftliche Literatur darüber, zu folgen in seinen Darstellungen des Pharisäismus und Sadduzäismus, der Tendenzen, der Gegensätze, die letzten Endes rein politische waren, und nicht zum wenigsten der inneren Wandlungen dieser beiden Richtungen; ebenso zu hören, wie er Philo in seiner jüdischen sowohl wie geistesgeschichtlichen Bedeutung beurteilt; auch was er über die Essäersekte und über die Entstehung des Christentums zu sagen hat. Überall trifft man auf ein wohlbegründetes sachliches Urteil. Wiederholt setzt sich D. mit seinen Vorgängern wie Graetz und Chwolson, Wellhausen und Ed. Meyer, aber stets in rein wissenschaftlicher Argumentation

und sachlich vornehmer Form auseinander. Irgend eine Gehässigkeit, wie sie sich beispielsweise Ed. Meyer in seiner Darstellung von der Entstehung des Christentums nicht versagen kann, wird man bei D. gegen die Christen und etwa den Apostel Paulus vergeblich suchen. Das Werk dürfte nicht nur dem Althistoriker und Alttestamentler, letzterem z. B. mit seiner Beurteilung mancher Psalmen, der Bücher Koheleth, Daniel, Esther, sondern auch dem Spezialforscher auf neutestamentlichem Gebiete manche wertvolle Anregung bieten. Beigefügt ist auch hier wieder ein Anhang, in welchem Details gegeben werden über Quellenkunde und Methodologie (betrifft Josephus, Philo, Apokryphen, Talmud); Sadduzäer, Pharisäer, Essäer; den damaszenischen „Neuen Bund"; die Entstehung des Christentums im Lichte der politischen Geschichte Judäas; und zur Geschichte der Juden in Alexandrien. Eine Bibliographie, bestehend aus Quellen- und Literaturnachweisen, genealogische Tabellen, ein Namen- und Sachregister bilden den Abschluß dieses Bandes.

A Volume of the Book of Precepts by Ḥefeṣ b. Yaṣliaḥ, edited from an Arabic ms. in the Library of the Dropsie College, translated into Hebrew, and provided with critical notes and an introduction by B. Halper, M. A., Ph. D. Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1915. (IV, 278 S.) gr. 8°. Bespr. von Martin Plessner, Hamburg.

Welch schmerzlichen Verlust die Wissenschaft durch den frühen Tod B. Halpers erlitten hat, zeigt dieses Buch mit aller Deutlichkeit. Es darf als Muster dafür gelten, wie man eine Edition eines bisher unbekannten Textes anlegen soll. Ausstellungen sind fast nur in formaler Hinsicht zu erheben; und auch diese sind relativ nebensächlicher Natur. Ich beschränke mich daher im wesentlichen auf ein Referat über seine wichtigsten Ergebnisse[1].

Das der Ausgabe zugrunde liegende Ms. ist eine Handschrift aus der Genīzā in Kairo[2] und enthält ein Fragment der ältesten arabischen Zusammenstellung der „613 Gebote und Verbote"[3] des Pentateuchs, nämlich des *K. aš-šarā'i'* von Ḥēfeṣ Ibn-Jaṣlīaḥ, und zwar ein Stück des 3., das ganze 4. und ein Stück des 5. *faṣl*, im ganzen 50 vollständige und am Anfang und am Ende je eine unvollständig erhaltene Verordnung, die sich mit Schäden, Opfern und Reinheitsgesetzen befassen[1]. Wir kennen drei Systeme, die 613 Gebote zu gruppieren und zu zählen, das der *Halākōt gedōlōt*, das des Ḥēfeṣ und das des Maimonides.

Daß das von den Decisoren oft zitierte *Sēfer Ḥēfeṣ* mit dem ebenfalls öfter genannten *K. aš-šarā'i'* von R. Ḥēfeṣ identisch ist, wissen wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts[2]. Über den Verfasser selbst erfahren wir jetzt aus einem anderen, im Jewish Theological Seminary of America (vgl. S. 12) befindlichen Genīzāfragment, daß er in Mosul gelebt hat. Sonst wissen wir nur noch einige Titel, die er geführt hat, und daß er blind gewesen ist. Wann er gelebt hat, ist unsicher. Der erste Autor, der ihn zitiert, und zwar als bereits gestorben, ist Ibn-Gannāḥ. Der Text der von Ḥēfeṣ zitierten Bibelstellen deckt sich so weitgehend mit dem der Übersetzung Sa'adjās[3], daß ein innerer Zusammenhang bestehen muß. Halper will, mindestens hypothetisch, die Priorität des Ḥēfeṣ annehmen. Doch erscheint seine Beweisführung zu rational und nicht historisch (S. 19); ich glaube vielmehr angesichts dessen, daß sich die Gemeinsamkeiten zwischen beiden viel weiter als nur auf die termini technici erstrecken, daß bis zum wirklichen Beweis des Gegenteils an der Priorität Sa'adjās festgehalten werden muß. Ein solcher Beweis liegt natürlich nicht darin, daß, wie Halper S. 20ff. zeigt, die beiden Stellen (nicht im *K. aš-šarā'i'*), an denen Ḥēfeṣ angeblich Sa'adjā zitiert, nicht von Ḥēfeṣ stammen. Gegenüber Halpers Bemühungen, Ḥēfeṣ möglichst früh anzusetzen, besteht also m. E. vorläufig nur die Möglichkeit, die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts für ihn anzunehmen. — Im übrigen handelt dieser 2. Abschnitt der *Introduction* von anderen Werken des Verf. und von seiner Philosophie, wie sie sich nach den beiden ersten Gesetzen seines Buches darstellt, die in hebräischer Sprache

1) Das ganze Buch auch in JQR, N. S. IV 519—76, V 29—90, 345—441, VI 97—156.

2) Jetzt im Dropsie College; vgl. des Verf. *Descriptive Catalogue of Genizah Fragments in Philadelphia* (1924), s. die Anzeige v. Prof. Elbogen in OLZ 1925, 495ff. (Auch abgedruckt in JQR, N. S. XII 397—433, XIII 9—52, XIV 189—268, 505—565.) Die Hs. ist Nr. 121 der Sammlung.

3) Halper gibt zu Anfang seiner *Introduction* die vorhandenen Zeugnisse für die Annahme dieser Zahl und zeigt, daß sie auf tannaitischer Tradition beruht.

1) Die Gesetze über die Schäden sind nach Halpers Ansicht versehentlich an diese Stelle geraten und gehörten nach des Verf. Absicht an einen anderen Platz, was sehr einleuchtet.

2) Halper gibt einen guten Überblick über die Geschichte der wissenschaftlichen Arbeit an Ḥēfeṣ. — Die Einwände gegen die Identifizierung werden am Schluß des Abschnitts umsichtig und überzeugend widerlegt.

3) Mitunter gibt uns das Fragment die Möglichkeit, Sa'adjās Bibeltext zu emendieren (S. 17); in den Einzelheiten kann ich Halpers Meinung nicht überall teilen.

im Kommentar des Jehūḏā Ben-Barzillaj zum *Sēfer Jeṣīrā* erhalten sind[1], sowie von einigen weniger wichtigen Dingen.

Abschnitt 3 ist eine Charakteristik des *K. aš-šarā'i'*. Da die erhaltenen 63 Seiten etwas weniger als ein Zwölftel des Ganzen ausmachen, muß das Buch ohne die Einleitung, die die Prinzipien der Gruppierung und die Polemik gegen die *Halāḵōṯ geḏōlōṯ* enthalten haben muß, aber leider verloren ist, gegen 800 Seiten umfaßt haben. Nach Ausweis von Zitaten war es in mindestens 36 *faṣl* eingeteilt, die wieder Unterteile haben. Die Gesetze sind nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert, innerhalb derselben nach Ge- und Verboten. Soweit über den Inhalt der einzelnen *fuṣūl* etwas aus Zitaten ermittelt werden kann, teilt Halper es mit.

Da Maimonides sich oft auf Ḥēfeṣ beruft und halachisch sowie besonders in der Einteilung von Ḥēfeṣ abweicht, so gibt Abschnitt 4 eine Inhaltsübersicht des erhaltenen Fragments und vergleicht die einzelnen Gesetze in beiderlei Hinsicht mit dem *Sēfer ham-miṣwōṯ* des Maimonides. Das Ergebnis hinsichtlich der Einteilung wird in einer Tabelle (S. 84) veranschaulicht; hierauf folgt eine Zusammenstellung der von Maimonides abweichenden Prinzipien des Ḥēfeṣ, soweit das Fragment sie erkennen läßt. Natürlich verhehlt Halper nicht, daß keiner von beiden ohne Inkonsequenzen auskommt, da die Zahl 613 eben in den Pentateuch hineininterpretiert ist.

Ein wenig dürftig ist Abschnitt 5, die Charakterisierung des arabischen Stils des Buches, ausgefallen. Allerdings wäre es nötig, das Judenarabische im Zusammenhang zu untersuchen. Da dies aber noch nicht geschehen ist, wäre es besser gewesen, die vielen und zum Teil recht anfechtbaren Allgemeinheiten über diese Sprache etwas abzukürzen und dafür an Stelle einzelner Beispiele das ganze im Buche vorliegende Material zu sammeln; so, wie er ist, kann dieser Abschnitt jedenfalls niemand etwas nützen.

Es folgt noch eine Beschreibung der Handschrift[2], eine Zusammenstellung sämtlicher Hinweise auf Ḥēfeṣ in der rabbinischen Literatur, deren besondere Verdienstlichkeit ausdrücklich betont zu werden beanspruchen darf[3], und die Darlegung der vom Herausgeber befolgten Editionsprinzipien. Mit letzteren kann ich mich nur zum Teil einverstanden erklären. Halper hat ediert, als ob es sich um eine Inschrift handelte, das Ms. Buchstaben für Buchstaben und Punkt für Punkt reproduziert, seine eigenen Lesungen dagegen in die Anmerkungen verwiesen. Das umgekehrte Verfahren zwingt nicht zu der geringsten philologischen Ungenauigkeit und hat den Vorteil, einen hintereinander lesbaren Text zu bieten. — Manchmal möchte ich anders lesen. — Der Edition sind eine Fülle von sprachlichen Anmerkungen — verschiedener Qualität — beigegeben; auch sind die außerordentlich zahlreichen Zitate aus der Bibel und der rabbinischen Literatur sämtlich nachgewiesen. Daß die hebräische Übersetzung das durchgängige Verständnis des Herausgebers für den Text beweist, braucht angesichts der glänzenden Leistung, die das Buch repräsentiert, nicht besonders hervorgehoben zu werden; der Sinn dieses Unternehmens will mir aber nicht recht einleuchten. Manches hätte ich anders wiedergegeben; auch finden sich kleine Fehler, die aber den Wert des Ganzen kaum beeinträchtigen.

Zum Schluß sei es mir gestattet, den ganz besonders guten Stil der Einleitung zu rühmen. Sie ist mit solcher Liebe zu philologischen Problemen geschrieben, daß sie sich geradezu spannend liest und man nie müde wird, dem Autor zu folgen.

1) Abgedruckt S. 31 ff. Sollte die philosophische Eigenart des Textes nicht für die Datierung verwendbar sein?

2) Vgl. auch JQR, N. S. III 317, XIII 31.

3) Nur hätte bei jedem Testimonium angegeben sein sollen, an welcher Stelle der *Introduction* es besprochen ist. Das gleiche gilt von den besonders behandelten Textstellen, zumal dem Buch jeder Index fehlt.

Hurgronje, C. Snouck: **Verspreide Geschriften.** Voorzien van een Bibliographie en Registers door A. J. Wensinck. Deel V: Geschriften betreffende Taal- en Letterkunde. Bonn: Kurt Schroeder 1925. (419 S.) gr. 8°. Rm. 9—; geb. Rm. 10—. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Hier bietet der Herausgeber, J. A. Wensinck, die linguistischen Studien des Verfassers dar. Mehrere sind den Sprachen des Niederländischen Kolonialreiches gewidmet und entziehen sich stofflich unserm Urteil. Doch erkennt auch der Fernerstehende, wie Sn. H. hier die Erforschung von Eingeborenensprachen, z. B. jener der Atjèher, auf wisssenschaftliche Grundlagen stellt, indem auch für sie verlangt wird, die elementare Unterscheidung zwischen Laut- und Schriftlehre durchzuführen (Nr. XCVIII, vgl. S. 177 ff.). Dem Semitisten erleichtert Sn. H. die Einfühlung in diese Phonetik durch die interessanten Beispiele der Aussprache arabischer Worte, welche mit der Religion zu den Inländern gedrungen sind. Auch den Abschnitten aus der Formenlehre und der Syntax, wie der sehr klärenden Gliederung der hinweisenden Fürwörter nach den Sphären der drei persönlichen (*Atjèhsche Taalstudien*, CIII S. 292 ff.), wird der Philologe

mit großem Genuß und guter Förderung folgen. Ins Hinterland von Atjèh führt Nr. CIV, die Erzählung von der blauen Prinzessin im Gajō-See in reichlich kommentiertem Gajō-Urtext mit holländischer Übersetzung. Drei Aufsätze behandeln wieder Ḥadhramōt, seine Sprache und sein Volkswesen; der letzte, Nr. CVII, zeigt das elende Los der armen Feldarbeiter. Sie bleiben armselige Tagelöhner bis in ihre Glaubensvorstellung hinein und haben ihr kümmerliches Dasein zur religiösen Weihe erhoben in der niedrigen, wenig ethischen, und doch letzthin rührenden Heiligengestalt des Saʿd ès-Suwênî, d. h. etwa: des lieben armen Ackerberieselers Saʿd. An den Eingang des Bandes hat Herausgeber die *Mekkanischen Sprichwörter und Redensarten* gestellt. Von den 15 Aufsätzen sind 10, zumeist die auf das Kolonialreich bezüglichen, in holländischer, die 5 andern in deutscher Sprache verfaßt.

Goldziher, Prof. Dr. Ignaz †: **Vorlesungen über den Islam.** 2., umgearb. Aufl. von Franz Babinger. Mit einem Bild des Verfassers und einem Geleitwort von C. H. Becker. Heidelberg: Carl Winter 1925. (XII, 406 S.) 8° = Religionswissenschaftliche Bibliothek, hrsg. von W. Streitberg, 1. Rm. 12—; geb. 14—. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Es ist noch in erster Linie Goldziher selbst, der auch in dieser erweiterten Umarbeitung zu uns spricht auf Grund der von ihm selbst in seine Handexemplare eingetragenen kleinen Abänderungen und reichlichen Ergänzungen. So sind aufgenommen die Ergebnisse der inzwischen fortgeschrittenen europäischen Forschung wie C. H. Becker's Hinweis auf den Zusammenhang zwischen islamischer Dogmenbildung und christlicher Polemik oder R. Hartmann's Untersuchungen zur Frage der Herkunft des Ṣūfītums (vgl. S. 88 f. und 159 zu S. 95 und 160 in der 1. Aufl.). Vor allem beschenkt uns die ungemeine Belesenheit des Verfassers in den Originalquellen noch nachträglich mit vielen Beispielen, die nun die Thesen des alten Textes noch reichlicher begründen und lebendiger veranschaulichen. Angedeutet seien hier solche frischen Belege für das gegenseitige Verhältnis der Gesetzes-*madhhab*; für die durch Streitfragen bedingte Gestaltung von Lebensbeschreibungen; für die unter dem Angriff der Muʿtaziliten geförderten Auswüchse des Anthropomorphismus; für wahhābitische Ereiferung (vgl. S. 49, 66, 104, 270 gegen S. 52, 66, 108, 293 in der 1. Aufl.). Dem Herausgeber gebührt unser Dank für die Art, wie er in genauer Einfühlung den Text durch das neue Material Goldzieher's gut geglättet um ein Viertel vermehrt hat. Er selbst hielt sich stark zurück, obwohl bei Themen wie Chalifat und allislamische Bewegung große Versuchung zu Eingriffen vorlag (vgl. S. IX); auch z. B. das wenige über Ḥallādsch Gesagte ist nicht abgewandelt worden (S. 155 ist im Index ausgefallen). Bei solcher achtenswerten Pietät hätten auch die Paragraphenziffern, welche bisher die sechs Hauptabschnitte angenehm übersichtlich machten, stehen bleiben können, vielleicht auch die wissenschaftlichen Fremdworte. Das übrigens hier nicht folgerichtig durchgeführte sprachliche Reinigungsbestreben ist im Werk eines andern gewagt.

Die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Buches ist besonders erhöht durch die Vermehrung der Anmerkungen um nicht weniger als die Hälfte auf mehr als 900. Wie sehr der Dank dafür auch dem Herausgeber gebührt, zeigt die gewissenhafte Art, mit der jene Literatur nachgetragen ist, die erschien, seitdem der Altmeister das Buch aus der Hand hat legen müssen.

C. H. Becker's Geleitwort nach dem photographischen Bilde umreißt in feinen Strichen das geistige Bild des Verfassers, Forschers und Menschen Ignaz Goldziher.

Al-Ghazzālī's Mishkāt al-Anwār („The Niche for Lights"). A translation with introduction by W. H. T. Gairdner. London: Royal Asiatic Society 1924. (VIII, 98 S.) 8° = Asiatic Society Monographs, Vol. XIX. Bespr. von H. Bauer, Halle a. S.

Die *miškāt al-anwār* („Lichternische") ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten und in einer bestimmten Hinsicht aufschlußreichsten Werke al-Ghazzālī's. Ausgehend vom sog. Lichtvers (Sure 24, 35) und von einer bekannten Tradition („Gott hat siebzigtausend Schleier von Licht und Dunkelheit; zöge Er sie hinweg, so würde der Glanz Seines Antlitzes jeden verbrennen, der Ihn mit seinem Blick erreicht"), handelt er im ersten Teil von den verschiedenen Arten des natürlichen und übernatürlichen Lichtes und von Gott als dem Ur-Licht, im zweiten Teil über die Bedeutung der Symbole überhaupt, die für ihn mehr sind als bloße Bilder, im dritten Teil folgt dann die Anwendung des Gesagten auf den Lichtvers und die genannte Tradition. Besonders lehrreich ist im letzten Abschnitt die Einteilung der Menschen in vier Klassen, je nachdem ihnen Gott verhüllt wird (1.) durch einen Schleier von Dunkelheit, (2.) einen Schleier gemischt aus Dunkelheit und Licht, (3.) einen Schleier aus reinem Licht oder sie (4.) Gott unverhüllt erkennen. Einige Äußerungen in diesem Abschnitt haben schon sehr früh Anstoß erregt und Gh. in den Verdacht gebracht, als ob er eine pantheistische Emanationslehre vertrete. In einem gehaltvollen und tiefgehenden Aufsatz: Al-Ghazālī's Mishkāt al-Anwār and the Ghazālī-Problem

(Der Islam V [1914] 121 ff.) hat schon vor Jahren W. H. T. Gairdner, Missionar und Schuldirektor in Kairo, diese Frage behandelt und, wie ich glaube, mit guten Gründen nachgewiesen, daß jener Verdacht auf einem Mißverständnis beruht. Nunmehr legt er uns eine gediegene Übersetzung des Werkchens vor, die besonders zu begrüßen ist. Es wird dadurch auch den Nicht-Arabisten die Möglichkeit gegeben, an philosophischen und religionswissenschaftlichen Problemen des Islam mitzuarbeiten, mit denen das kleine Häuflein der Arabisten allein nicht fertig werden kann.

Der Übersetzung geht eine gut orientierende Einleitung von 42 Seiten voraus, in der besonders die Frage nach dem Wesen des *Muṭāʿ*, des „Vicegerent", des Bewegers der obersten Sphären, eingehend erörtert wird. Unabhängig von Macdonald und Nicholson, die zu einer ähnlichen Ansicht gekommen sind, sucht G. wahrscheinlich zu machen, daß der *Muṭāʿ* mit dem „Geist Gottes" identisch ist, von dem im Koran (Sure 17, 87) die Rede ist. Diese Lösung erscheint in der Tat befriedigend. Nun findet es aber G. (mit Recht) „startling" (Islam V, 128), daß nicht nur die Bewegung der obersten Sphären Gott abgesprochen wird, sondern daß nicht einmal der Befehl zur Bewegung von Gott ausgehen soll, vielmehr sei diese Funktion von Gott einem Wesen übertragen, dessen Natur unklar gelassen sei. So auch hier in der Einleitung S. 7 unten. Ich glaube, daß diese ganze Schwierigkeit verschwindet, wenn man an der betreffenden Stelle (Übers., S. 96) statt *amara* einfach *umira* liest: „sie wenden sich von dem, der die Himmel bewegt und der mit ihrer Bewegung beordert ist (*allaḏī umira bi-taḥrīkihā*)" usw., so daß also der Befehl zur Bewegung doch von Gott ausgeht.

Was die Übersetzung selbst betrifft, so hätte man bei der Wichtigkeit dieses Schriftchens und bei seinem geringen Umfang wünschen mögen, daß der Übersetzer der Sicherheit halber die ihm zugänglichen Handschriften herangezogen hätte. Indes scheinen die beiden im Druck vorliegenden Ausgaben im allgemeinen einen guten Text zu bieten. Der Übersetzer benutzte die Ausgabe Kairo (Maṭbaʿat aṣ-Ṣidq) 1322 d. H., ich besitze nur den Sammelband (Maṭbaʿat as-Saʿāda) 1325, der (aus Versehen?) eine Seite weniger enthält (es fehlt alles, was in der anderen Ausgabe auf S. 49 steht mit den letzten Zeilen von S. 48).

Noch ein paar Einzelheiten:

S. 20, Z. 8 statt Sure 81, 23 lies: 81, 21. So auch in Z. 11 statt 87, 23.

S. 38, N. 2. *Ittiḥād* ist doch wohl besser mit „identity" wiederzugeben als mit „identification", wenn man nicht lieber „union" sagen will. Hier wie auch sonst oft ist eben der Infinitiv geradezu zum Substantiv geworden.

S. 51, Z. 19 statt „then the error is unveiled" lies: „dann wird der Schleier hinweggezogen" (mein Text hat: *jankašif al-ġiṭā*).

ib. Z. 25 statt „thy vision this day is iron" lies: „dein Blick ist heute scharf (*ḥadīd*)". Das Zitat stammt aus Sure 50, 21, nicht 22, 50.

S. 66, Z. 18 statt „light is a form (*maʿnā*) that lies behind all colour" wohl einfacher: „das Licht ist etwas, das . . ." Mehr besagt *maʿnā* hier nicht; vgl. oben Sp. 429 o.

S. 77. *Ḥašawīja* kann nicht gut mit „Materialisten" übersetzt werden, da dieses Wort bei uns eine andere Bedeutung hat; auch *Bāṭinīja* = „Spiritualisten" ist nicht einwandfrei. Man wird die Ausdrücke belassen oder andere Übersetzungen suchen müssen. *Ḥašawī* ist oft „Anthropomorphist", aber nicht überall. — Statt „whoever abstracts and isolates the outward from the whole is a Materialist, and whoever abstracts the inward is a Spiritualist" (*fallaḏī juǧarrid al-ẓāhir Ḥašawī wallaḏī juǧarrid al-bāṭin Bāṭinī*) deutlicher: „Wer nur den Wortsinn gelten läßt, ist ein Ḥ., wer nur den geistigen Sinn gelten läßt, ist ein B."

S. 78, Z. 18 ist *waraʿ* mit „reverence" übersetzt, gemeint ist aber die peinliche Gewissenhaftigkeit. In „Isl. Ethik III" habe ich dafür nach langem Schwanken das Wort „Behutsamkeit" gewählt.

S. 81 unten. Mit *inkašafa lanā* (übers. „it has been revealed to us") meint der Verf. einfach: „es ist mir klar geworden"; der Ausdruck findet sich häufig in diesem Sinn.

S. 88, Z. 24. „Allāh is in, by, and for himself glorious (*mutaǧallin*). A veil is necessarily related to those from whom the glorious object is veiled" (*wajakūn al-ḥiǧāb bil-iḍāfa ilā maḥǧūb lā maḥāla*) ist nicht recht deutlich. Gemeint: „Gott ist an sich, in sich und für sich klar erkennbar, ein Schleier ist ohne Zweifel (nur) vorhanden in bezug auf einen Verschleierten" (der in unserem Fall sozusagen seine eigene Dunstschicht nicht mit seinem Blick durchdringen kann).

S. 93, Mitte. Bei „they worship the Sun, which, they say, is the Greatest of All" ist zu verweisen auf Sure 6, 78.

S. 96, Z. 8 v. u. Statt *amara* wäre zu lesen *umira* und gemäß dem Obigen zu übersetzen.

Noch ein Wort über das „Ghazzālī-Problem", d. h. die Frage, ob und inwieweit Gh. eine esoterische heterodoxe, speziell pantheistische Lehre vertreten habe. Daß Gh. in keinem seiner Bücher, auch nicht im vorliegenden, eine solche Lehre ausspricht, darf wohl als gesichert gelten. Wo er hier (S. 65) mit der Anführung des Ausspruches von al-Ḥallāǧ: „*ana al-Ḥaqq*" (hier übers. „I am the One Real") und ähnlichen an den kritischen Punkt herankommt, läßt er plötzlich den Vorhang fallen und bedeutet dem Leser, daß er ihm beinahe schon zuviel gesagt habe und er nicht mehr vertragen könne. Ich habe den Eindruck, daß Gh. entschieden bestrebt war, an dem Dualismus zwischen Schöpfer und Geschöpf festzuhalten, daß er aber immer wieder von dem Gedanken der Allwirksamkeit Gottes, des „Gott alles in allem", wohl auch von mystischen Erfahrungen überwältigt wurde, ohne auch nur für sich den rationellen Ausgleich zu finden. Daher seine Rede von den „unmitteilbaren Geheimnissen" u. dgl. Aber stehen nicht die Besten unter uns noch heute an demselben Fleck?

Cheikho, Le P. Louis, S. J.: **Les Poètes arabes chrétiens après l'Islam.** 1. fasc.: période de transition. — 2. fasc.: pér. Omayyade. Beyrouth (Syrie): Imprimerie catholique 1924—1925. (S. 1—238.) 8°. Bespr. von R. Geyer, Wien.

Seiner Auswahl christlicher Dichter vor dem Islam läßt der noch immer rüstige und unternehmende Jesuitenpater nunmehr eine solche der christlichen Dichter im Islam folgen. Er bewährt dabei seine altbekannte Sachkunde und Belesenheit, die seinen Arbeiten den großen Wert als Textsammlungen verleihen, während allerdings seine teils literar-, teils religionsgeschichtlichen Thesen unter einer gewissen und begreiflichen Einseitigkeit und Befangenheit leiden, die man dem liebenswürdigen Manne gerne verzeiht, die ihnen aber einen großen Teil ihrer Wirkung nimmt. In die vorliegende Sammlung christlicher Dichter hat er auch den Rajazdichter al-ʿAjjâj aufgenommen auf Annahmen hin, die m. E. nicht genügend stichhaltig sind, den Mann für einen, wenn auch später zum Islam übergetretenen, Christen zu halten. Die Annahmen sind: erstens, daß unter den verschiedenen überlieferten Lesarten des Reimwortes in der 'Urjûzah XI (nach Ahlwardt) *aš-šabar* die einzig mögliche und verläßliche sei, und zweitens, daß dieses Wort hier, wie in einem Verse des ʿAdî ibn Zaid, „Evangelium" oder „Meßopfer" bedeute; beide Annahmen sind aber bestenfalls blasse Möglichkeiten, die, um zu Wahrscheinlichkeiten zu werden, durch kräftigere Tatsachen gestützt werden müßten.

Trotz solchen Einwänden muß aber ausdrücklich betont werden, daß die Sammlung der christlichen Dichter der Islamzeit einen großen Wert besitzt und uns in bequemer Übersicht eine Menge von Nachrichten zusammenstellt, die die Erwartung Cheikho's rechtfertigen, daß sie als Beiträge zu einer Geschichte des Christentums im islamischen Orient gewertet und geschätzt werden.

Wulzinger, Karl: **Die Piruz-Moschee zu Milas.** Ein Beitrag zur Frühgeschichte osmanischer Baukunst. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Karlsruhe 1925. (27 S., 11 Abb.) 4°. Bespr. von Heinrich Glück, Wien.

Wulzinger bringt zunächst an Hand von zwei Abbildungstafeln eine wertvolle Zusammenstellung der seldschukischen und frühosmanischen Moscheetypen, von denen er unterscheidet: 1. Gewölbte Stützenhallen (Volksmoschee), 2. nach der Tiefe gereihte Kuppelsäle mit seitlichen Nebenräumen (Privatmoschee) und 3. die Großkuppelmoschee. Während die erste Art schon im 16. Jahrh. als ausgestorben gelten kann, erscheint die letztere als wichtigste und hängt entwicklungsgeschichtlich mit dem zweiten Typus zusammen. Was das letztere anlangt, so zeigt W. die allmähliche Vereinheitlichung der Raumteile der Privatmoschee, die ihrerseits als überwölbte Hofmedresse gelten kann, und deren Einmünden in den Großkuppeltypus, wie ich es bereits mehrfach vertreten habe. Dementsprechend verweist er auch auf die Unrichtigkeit der geläufigen Meinung, daß den Türken diese Raumgestaltung als reife Frucht durch das Vorbild fast ein Jahrtausend vorher entstandener Bauten (Sophienkirche) in den Schoß gelegt worden wäre. Mit Recht wendet sich W. auch gegen die Überschätzung der Abhängigkeit der Privatmoschee von dem byzantinischen Kirchenbau (Kreuzkuppelkirche). Dagegen scheint mir die Frage nach der Entstehung der meist fünfteiligen Stützenvorhalle durch den immerhin vorsichtig gemachten Hinweis auf die Ähnlichkeit mit dem byzantinischen Narthex nicht gelöst. Immerhin muß der unvoreingenommene Blick des Verfassers, der sich trotz der Kürze dieser Abhandlung im Zusammendenken der sonst spezialistisch geschiedenen Komplexe der christlichen (byzantinischen) und islamischen Entwicklung äußert, besonders hervorgehoben werden.

Der zweite Teil der Abhandlung bringt die Beschreibung der 797 = 1394 (sic!) datierten Piruz Bej Dschami in Milas (Mylasa), deren Grundrißschema neben einer zweiten wertvollen Neuaufnahme, der Imaret Dschami in Philippopel aus der Zeit Murad I., schon in den Gesamtüberblick des ersten Teiles eingestellt wurde. Es handelt sich um den besonderen Fall des auch sonst geläufigen Typus mit fünfteiliger Vorhalle, der vor dem größeren Kibla-Kuppelraum einen kleineren, gedeckten „ehemaligen Hofraum" mit zwei seitlichen Kuppelräumen aufweist. Dieser tieferliegende Mittelraum ist hier mit einem „Übereckgewölbe" überdeckt, wie sie unweit von Mylasa das bekannte antike Grabmal aufweist, so daß dem Verf. in diesem Falle eine direkte Einwirkung der antiken Kunst erweisbar erscheint. Dies zugegeben, sei immerhin aus eigener Anschauung bemerkt, daß diese Deckenform auch heute noch im vorderasiatischen Hochlande volkstümlich in Holz verwendet wird. Der rechte Kuppelraum der Moschee, dessen Inneres nicht untersucht werden konnte, scheint, nach Anhaltspunkten zu schließen, einen älteren, aus der Zeit der Mentescheherrschaft stammenden Grabkomplex einbezogen zu haben. Im Inneren ist sonst nur der reich geschmückte Mihrab beachtenswert, das Äußere ist durch seine den Bau ganz überziehende prächtige Marmorverkleidung, die reichen Tür- und Fensterumrahmungen und die schönen steinernen Schrankengitter besonders reizvoll. Die Pfeiler-



vorhalle mit Mittelkuppel und Seitentonnen scheint trotz Restaurierung im 19. Jahrh. im wesentlichen unverändert, das Minarett an der Rückseite neu. Eine kurze, auch für die Kunstgeschichte wertvolle Übersicht über die Geschichte des islamischen Milas mit reichen Literaturangaben schließt die Abhandlung.

Manassewitsch, B.: **Lehrbuch der arabischen Sprache** für den Selbstunterricht. Mit besonderer Berücksichtigung der vulgär-arabischen Sprache, samt einer arabischen Chrestomathie mit deutscher Übersetzung und einem deutsch-neuarabischen Glossar. 5. Aufl. Wien: A. Hartleben 1925. (VIII, 186 S.) kl. 8° = A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde 23. Teil. Rm. 2.—. Bespr. von J. Schacht, Freiburg i. Br.

Nach dem Vorwort der Verlagsbuchhandlung S. VIII ist die vorliegende Ausgabe „ein im wesentlichen unveränderter Abdruck" der vierten von H. Bohatta besorgten Auflage des Lehrbuches von Manassewitsch. Es war von Anfang an für Autodidakten bestimmt, „erwachsene strebsame Leute, die sich durch das Selbststudium Kenntnisse aneignen wollen" (Vorrede S. VI). Zugrundegelegt ist die neuarabische Schriftsprache, daneben werden einige Eigentümlichkeiten von Vulgärdialekten behandelt.

Der Inhalt ist recht bescheiden: außer der Schrift und Aussprache wird nur die Formenlehre behandelt, die Syntax fehlt vollkommen bis auf einige zufällige Bemerkungen. Ungenauigkeiten und Fehler finden sich in Menge: so wird das ض S. 28 definiert als „ein emphatischer Dentallaut, der gesprochen wird, während die Zunge umgebogen und mit der Unterseite an Zähne und Zahnfleisch gepreßt wird"; Unkundige seien vor der Einleitung noch ganz besonders gewarnt. Die Terminologie ist vorsintflutlich. Als Lexika werden S. 139f. Freytag, Kazimirski und Wahrmund empfohlen.

Wenn wenigstens pädagogische Vorzüge die inhaltlichen Mängel weniger stark empfinden ließen! Doch steht es auch hiermit schlimm: auf die Schriftlehre folgen zwar Leseübungen in arabischer Schrift und Transkription mit interlinearer und freier Übersetzung, aber sonst gibt es nur eine „Chrestomathie" S. 144—154, bestehend aus 4 kurzen Suren und 10 kaum längeren Fabeln, die trotz der beigefügten deutschen Übersetzung dem Lernenden, der das Buch durchgearbeitet hat, nur halb verständlich sein kann. Die grammatische Darstellung selbst krankt an Redseligkeit, bringt innerhalb der gebotenen Kapitel viel Überflüssiges und läßt noch mehr Notwendiges aus. Am nützlichsten dürfte noch das kleine deutsch-neuarabische Glossar S. 155—186 sein.

---

1. **Arnold**, Sir Thomas W.: **Survivals of Sasanian and Manichaean art in Persian Painting.** Oxford: Clarendon Press 1924. (VIII, 23 S. m. 17 Abb.) 8°.
2. **Burkitt**, F. C.: **The religion of the Manichees.** Donnellan Lectures for 1924. Cambridge: University Press 1925. (VIII, 130 S. u. 3 Abb.) 8°. 6 sh. Bespr. von W. Lentz, Berlin.

1. Dieses Büchlein ist frisch und anregend geschrieben und schön ausgestattet und ist recht dazu geeignet, das Interesse weiterer Kreise für die besonderen Verhältnisse der persischen Malerei zu wecken.

Der Verf. lenkt den Blick auf die mannigfachen Anklänge an sasanidische Motive in der späten Buchmalerei. Er greift gewöhnliche Darstellungen wie Engelbildnisse, Jagdszenen, Trinkgelage des Königs im Garten aus den Miniaturen in Handschriften heraus und stellt sie geschickt mit Erzeugnissen der alten Kunst zusammen.

Er erklärt den Zusammenhang aus einer ununterbrochenen Maltradition in Persien und macht besonders darauf aufmerksam, wie vielen feindlichen Gewalten zum Trotz sich diese erhalten habe.

Allerdings möchten wir glauben, daß die oft angeführte Feindschaft des Islam gegen figürliche Darstellungen zum mindesten in Persien niemals so stark gewesen sei. Und was weiterhin die Mongolen betrifft, in denen Arnold eine der zerstörenden Mächte sieht, so scheinen gerade sie spätsasanidische Kunstübung, turkistanisch abgewandelt, wieder nach Persien zurückgebracht und im ganzen eher anregend auf die persische Kunst gewirkt zu haben; vgl. E. Kühnel, Miniaturmalerei im islamischen Orient, 2. Aufl. 1922 (Die Kunst des Ostens, hrsg. v. W. Cohn, Bd. 7); dort auch die ältere Literatur.

Die manichäische Schule trennt der Verf. schon durch die Fassung des Titels von der sasanidischen ab. Die Verhältnisse sind hier schwieriger, weil es bis jetzt nicht gelungen ist, die wenigen Reste der manichäischen Malerei in derselben Weise wie sasanidische Motive mit anderen Darstellungen zu verknüpfen. Gewiß hat sich Mani aber schlechtweg der damals herrschenden Formen, eben der sasanidischen, bedient, und seine Nachfolger werden auch hierin sein Vorbild getreulich nachgeahmt haben. Uns sind im wesentlichen nur Darstellungen gewisser Zeremonien mit geistlichen und weltlichen Würdenträgern erhalten, von denen der Verf. auf Abb. 12 und 13 Proben gibt. Ob die Manichäer Gottheiten — zu denen auch Jesus zählt — oder das Lichtparadies oder Dinge, mit denen sich sonst ihre Phantasie beschäftigte, auch bildlich darstellten, halte ich keineswegs für sicher. Es wäre durchaus möglich, daß sie irdische Farben für Bildnisse des Lichtes, „das seinesgleichen nicht hat", und seiner Glieder für zu schwach gehalten hätten. Freilich ist nach der andern Seite vor einem Schluß ex silentio zu warnen. A.s Gedanke, daß sich vielleicht manche sonst ganz vereinzelt dastehende Motive aus Einwirkung manichäischer Überlieferung erklären werden, mag durchaus fruchtbar werden. Haben doch die Manichäer z. B. auch bei der Verbreitung von Erzählungsstoffen in den Westen gewiß eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Nur glaubte ich darauf hinweisen zu sollen, daß sasanidische und manichäische survivals nicht in der Weise parallel

zu setzen sind, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag.

2. Unsere Kenntnis des Manichäismus ist in den letzten zwei Jahrzehnten durch bedeutsame Erschließungen neuer Quellen bereichert worden. Obenan steht die Entdeckung der manichäischen Originalliteratur durch F. W. K. Müller im Jahre 1904. Sie hatte die Veröffentlichung wichtiger Texte in verschiedenen Sprachen zur Folge; Literatur bei A. v. Le Coq: Die manichäischen Miniaturen. Berlin: D. Reimer 1923 (Buddhistische Spätantike Bd. 2). Ergänze: C. W. Mitchell: S. Ephraim's Prose Refutations of Mani, Marcion and Bardaisan, compl. by A. A. Bevan and F. C. Burkitt. 2 Bde. London 1912. 1921. P. Alfaric, Un manuscrit manichéen (Revue d'histoire et de littérature réligieuses N. S. Bd. 6, S. 62—98) 1920.

Die erweiterte Kunde über den Manichäismus machte neue Zusammenfassungen nötig. A. v. Harnack - F. C. Conybeare, Manichaeism (Encyclopaedia Britannica, 11. Aufl. 1911 s. v.). A. A. Bevan (Encyclopaedia of Religion and Ethics, hrsg. v. J. Hastings 1915 s. v.). F. Legge: Manes and the Manichaeans, (Forerunners and rivals of Christianity Bd. 2, S. 277—357) Cambridge: Univ. Press 1915. P. Alfaric: L'evolution intellectuelle de St. Augustin, Bd. 1, S. 65—225. Paris: Nourry 1918. S. Lindquist: Manikeismens religionshistoriska ställning. Diss. phil. Uppsala 1921. O. G. von Wesendonk: Die Lehre des Mani. Leipzig: Harrassowitz 1922. A. V. W. Jackson: Manichaeism — once a rival of Christianity and Zoroastrianism. Six Lectures 1923 (The University of Chicago The Haskell Lectures Sept. 1924) [mir nur im Auszug bekannt]. Edv. Lehmann: Der Manichäismus (Lehrbuch der Religionsgeschichte, hrsg. v. E. Lehmann und A. Bertholet, Bd. 2, S. 264—79) 1925. A. H. Newman: Introductary Essay on the Manichaean Heresy (Ante-Nicene and Post-Nicene Fathers Bd. 4, S. 5—36) New York 1909 ist mir bis jetzt nicht zugänglich geworden; und H. Greßmannn: La réligion Manichéenne, Revue de Théologie et de Philosophie: Lausanne, war bei der Abfassung dieses Artikels noch nicht erschienen.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich selbst bereits früher an der Erforschung des Manichäismus beteiligt. Er schrieb die Einleitung zu der erwähnten Ephraim-Ausgabe von Mitchell und gab eine Skizze der manichäischen Religion im Journal of Religion Bd. 2, 1922, S. 263—76.

Sein neues Buch besteht aus drei Vorlesungen aus dem Jahre 1924. Es ist mit einigen Reproduktionen Berliner manichäischer Bilder geschmückt und ist als Einführung in die Gedankenwelt des großen Persers recht zu empfehlen. Es behandelt zunächst kurz die Geschichte des Manichäismus, bespricht dann die Quellen und wendet sich am Schluß des ersten Vortrags zu einem Abriß der manichäischen Kosmogonie. Beigegeben ist eine Bemerkung über die Namen der fünf „geistigen Glieder" des Lichtvaters im Syrischen. Den Hauptteil des zweiten Abschnittes bildet nach einer Besprechung der Rolle Jesu eine Darstellung der manichäischen Heilslehre mit eingehender Betrachtung der Vorschriften und Beichte. Die dritte Vorlesung versucht Manis Lehre aus den Anschauungen Marcions und Bardaisans abzuleiten. Ein Anhang stellt 1. die Stufen der Hierarchie, 2. die Namen der Elemente, 3. die wenigen manichäischen Bruchstücke in syrischer Sprache zusammen. Beigegeben ist eine Übersicht über das christlich-sogdische Lektionar von Müllers Soghdischen Texten I (Abhandl. d. Akad. d. Wiss. Berlin 1912), obgleich der Verf. zugibt, daß die christlichen Elemente im Manichäismus nicht von nestorianischen Nachbarn in Turkistan ausgegangen, sondern bereits von Mani selber in die Lehre hineinbezogen worden sind.

So wohl gelungen mir die beiden deskriptiven Teile des Buches erscheinen, so wenig kann ich der Herleitung des Manichäismus aus Marcion und Bardaisan zustimmen. Nicht weil ich einen Einfluß von dieser Seite her für unmöglich hielte. Aber der Verf. unterschätzt ganz offensichtlich den wesentlichen Bestandteil, den die iranische Religion in Manis System ausmacht. Den Dualismus, den fundamentalen Gegensatz zwischen Licht und Finsternis, fand Mani in Iran vor, und das awestische Pantheon kehrt bei Mani ebenfalls wieder. (Übrigens sind auch die Anschauungen des Verf. von den sprachlichen Verhältnissen Irans ungenau.)

Richtig ist der Hinweis auf die Bedeutung Jesu im Manichäismus, wenngleich Weg, Art und Stärke dieses Elements unklar bleiben.

Buddhistische Einflüsse auf den Manichäismus hält der Verf. für unursprünglich und in unsere Originalquellen erst in Turkistan eingedrungen.

Heute, wo das Problem des Manichäismus die wissenschaftliche Welt von verschiedenen Gesichtspunkten her fesselt und beschäftigt, kommt B.s Buch zweifellos einem Bedürfnis entgegen. Vielleicht würde es sich aber angesichts der Schwierigkeit der Materie empfehlen, bei derartigen Zusammenfassungen dem Leser alle Lücken und Unsicherheiten unsrer Kenntnis bewußt zu machen und nicht von vornherein das komplizierte Gebilde dieser synkretistischen Religion aus dem einen oder anderen Nachbarsystem abzuleiten. Trotzdem enthält dieses Werk

im ganzen eine klare Darstellung der Lehre und ist durchaus dazu angetan, dem Wunsch des Verf.s entsprechend, das Interesse für die Entdeckungen in Turkistan zu steigern und zu wecken.

Hertel, Johannes: **Die arische Feuerlehre.** I. Teil. Leipzig: H. Haessel 1925. 8° = Indo-iran. Quellen und Forschgn. VI. Rm. 20 —.

Ders.: Die Methode der arischen Forschung. Leipzig: Ebd. 1926. (80 S.) 8° = Indo-iran. Quellen und Forschgn. Beiheft zu Heft VI = Sächs. Forschungsinstitute in Leipz. Forschungsinstitut f. Indogermanistik. Indische Abt. Nr. 4 u. 5. Rm. 5 —. Bespr. von Hch. **Junker**, Hamburg.

Der Leipziger Sanskritist Joh. Hertel hat soeben den ersten Teil seiner Arischen Feuerlehre erscheinen lassen und ihr gleichzeitig eine methodologische Betrachtung als gesondertes Heft beigegeben, worin er sich über seine Grundsätze ausspricht und deren Berechtigung an Beispielen nachzuweisen sucht. Auch findet hierbei eine Auseinandersetzung mit den Beurteilern von Hertels bisherigen Arbeiten auf arischem Gebiete statt. Verf. wendet sich scharf und vielfach voll beißender Ironie gegen den bloßen Glauben an die Richtigkeit und den Wert der einheimischen Überlieferung über die alten arischen Denkmäler, wie sie in den Veden und den Gāθās vorliegen, betont die Notwendigkeit, Veda und Awesta im steten Hinblick aufeinander zu interpretieren und spricht hierbei der einheimischen Ausdeutung jeglichen Wert ab. Man wird zweifellos dem Verf. darin zustimmen müssen, daß nur derjenige Stellung zum Inhalt der Texte wie ihrer einheimischen Ausdeutung zu nehmen berufen ist, der die Überlieferung in ihrem ganzen Umfange selber kritisch zu lesen und zu beurteilen vermag, nicht aber, wer sie nur aus Übersetzungen kennt. Auch ist Hertel ganz gewiß im Rechte, wenn er behauptet und nachzuweisen sucht, daß die europäische gelehrte Übersetzung und Ausdeutung der altarischen Überlieferung vielfach sich unkritisch auf ungeprüfte Annahmen und Voraussetzungen gelehrter Vorgänger stützt. Ungerecht dürfte es aber sein, ein solches Urteil ganz uneingeschränkt auf alle und auf alles anzuwenden. So vortrefflich Hertels Forderung ist, zunächst einmal die Quellen aus sich selber heraus zu interpretieren, und die indische wie die iranische Tradition als für die Deutung der alten Texte grundsätzlich mindestens ebenso unmaßgeblich anzusehen, wie irgendeine Ausdeutung eines europäischen Gelehrten, so gewiß hat aber auch die Tradition diesseits und jenseils des Indus einen Anspruch darauf, als ein eigenwertiges Ganzes wissenschaftlich untersucht zu werden. Ob man sie dann zum Führer bei der Ausdeutung der alten Texte machen will, ist eine ganz andere Frage. Ein reiner „Traditionalismus“ hat in Europa, abgesehen vielleicht von den allerersten Mitteilungen über Veda und Awesta, nie bestanden. Die europäische Gelehrsamkeit zog die einheimische Tradition stets nur dann heran, wenn sie allein nicht weiter kam. Auch der Textradikalismus hat, vor allem auf iranischem Gebiete, seine nicht wegzuleugnenden Gefahren. Das Neue und Bedeutungsvolle des Hertelschen Verfahrens kann man daher auch gar nicht in seinem Antitraditionalismus, sondern hat es vielmehr in seiner Forderung zu erblicken, Veda und Awesta aus dem gleichen Gesichtswinkel heraus und bei gegenseitiger Beleuchtung zu betrachten. Diese Betrachtungsweise erscheint mir allerdings außerordentlich verheißungsvoll und man sollte den Wegen, die hier Hertel eingeschlagen hat, ohne alle persönliche Voreingenommenheit und falsche Anhänglichkeit an herrschende Lehrmeinungen, vielmehr mit sachlich interessierter Kritik nachgehen.

Schärfe im Ton ist dabei ganz unangebracht. Sie läßt sich ja schließlich bei einem im Kampfe für seine Anschauungen stehenden Gelehrten noch entschuldigen. Absprechende Überheblichkeit der Kritik aber kennzeichnet nur diese.

Hertel verspricht, in seiner Arischen Feuerlehre die religiösen Ausdrücke im Veda und Awesta systematisch zu untersuchen, ein gewiß sehr notwendiges Beginnen, dessen Wert vor allem derjenige richtig einschätzen wird, der selber versucht hat, sich als Philologe die arische Weltanschauung zu rekonstruieren. Im bisher vorgelegten ersten Teile der Feuerlehre werden yakṣá, citra, dhénā und vásu, sowie ihre iranischen Entsprechungen behandelt. Eine endgültige sachliche Würdigung ist aber erst dann möglich, wenn der Verf. seine Anschauungen noch ausführlicher begründet haben wird. Schon jetzt aber kann gesagt werden, daß der arische Philologe und Religionsforscher zu Hertels Lehre künftig ernsthaft wird Stellung nehmen müssen. Es kann ja ohnehin kein Zweifel darüber bestehen, daß unsere Anschauungen über das Ariertum in der nächsten Zeit einer starken Veränderung unterworfen sein werden. Die Hertelsche Lehre scheint hierbei berufen, die Rolle eines wichtigen Fermentes in den kommenden Auseinandersetzungen zu spielen.

Waley, Arthur: **The Year Book of Oriental art and Culture 1924—1925.** Vol. I: Text. Vol. II: Plates. London: Ernest Benn 1925. (XI, 142 S., 60 Tafeln.) 4°. £ 5.5.—. Bespr. von H. **Goetz**, Berlin.

Mit dieser neuen Veröffentlichung hat Waley, ziemlich zur selben Zeit, als in Deutschland

das Jahrbuch der Asiatischen Kunst und Artibus Asiae begründet wurden, in England die erste Zeitschrift über die Kunst des Orients geschaffen. Denn als solche wird man sie trotz ihres weitergreifenden Titels nicht nur wegen der, nur für eine solche üblichen, anspruchsvollen Ausstattung mit 60 Lichtdrucktafeln in eigener Mappe ansehen müssen, sondern auch der Inhalt umfaßt nur drei unter einundzwanzig Beiträgen, die teilweise aus dem Gebiet der Kunstforschung herausfallen. Indessen vermißt man doch einigermaßen eine sachliche Ordnung der meist sehr interessanten Beiträge, in denen ziemlich wahllos China, Indien, Islam u. a. aufeinanderfolgen, kurze Notizen zwischen großen Abhandlungen zerstreut sind. Was jedoch der Qualität der einzelnen Beiträge keinen Abbruch tut.

China: — Plastik der älteren Epochen: Leigh Ashton, A Note on the Confrontation of Animals in Chinese Art, S. 9—10, sucht an einigen Werken der Chou-, Tʻang- und Yüan-Epoche mesopotamische und sassanidisch-muslimische Einflüsse nachzuweisen. S. Bosch Reitz, Chinese Incised Scroll Designs, S. 50, behandelt die Zeichnungen auf einer Grabtür des Metropolitan Museum und eines Sarkophags der Sammlung C. T. Loo, beide aus der Tʻang-Zeit stammend. A. Salmony, The Summer Exhibition at the Musée Cernuschi in Paris, S. 51—57, bespricht die Sonderausstellung der Sammlungen Lartigue, Sirén und Wanniek; erstere Han- und Tʻang-Keramik, die zweite Plastiken und Keramiken der Wei- und Tʻang-Epochen, besonders aus Tchang Te fou in Honan, letztere diverse Skulpturen und Töpfereien, großenteils aus Chou lou sien in Tschili, sowie „hunnische“ und chinesische Bronzen aus Hoch an. Malerei und Kunstgewerbe neuerer Zeit: A. Waley, Yün Shou-P'ing, called „Nan-t'ien“, 1633—1690, S. 1—3, veröffentlicht einen neunteiligen Setzschirm dieses Malers mit prachtvollen Pfauen und Strauchwerk aus der Sammlung Morton Sands, nebst biographischen Noten aus Hua Ch'eng Lu und Kuo Ch'ao Hua Chih. In The Tsun Shêng Pa Chien of Kao Lien, S. 80—87, bringt derselbe Verfasser die Übersetzung dieser für die Sung-Keramik so wichtigen Notizen aus der großen K'ang Hsi-Enzyklopädie; doch muß selbst ein so bedeutender Kenner ostasiatischen Porzellans wie R. L. Hobson, der hierzu eine Reihe Bemerkungen beigetragen hat, bekennen, daß die Klassifizierung des Ch'ai-, Ju-, Kuan- und Ko-Porzellans trotz der neuen Untersuchungen von Eumorfopoulos nach wie vor unbefriedigend bleibt. Ein interessantes Stück bringt der kleine Aufsatz von W. King, A Document in Ming Porcelain, S. 31—32; es ist eine 1892 vom Victoria and Albert Museum erworbene Flasche aus blau-weißem Porzellan mit einer verkehrt gestellten Inschrift: „Isio mandou fazer Jorge Anr[ique]z na era de 1557 reina[ndo. . . .]“, also eine von einem Portugiesen im Gründungsjahre der ersten europäischen Niederlassung zu Macao bei einem chinesischen Töpfer in Auftrag gegebene Arbeit. Das Wesen der bürgerlichen Kleinkunst der Ming-Zeit sucht K. With, Small Chinese Carvings in Steatite, S. 102—113, zu charakterisieren. With glaubt in ihnen nicht nur Bijouterien sehen zu dürfen, vielmehr handelt es sich um eine Weiterentwicklung der älteren, aristokratisch-monumentalen Kunst unter den mittleren Klassen, seit diese durch die Agrarreformen zu Reichtum gekommen. Dabei wird das Stoffliche deren Bedürfnissen angepaßt unter Betonung der Schutzgottheiten wie Ti-tsang und Kuan-Yin, und der heiligen Heroen wie Konfutze und der Tao-she. Künstlerisch aber herrscht ein Synkretismus, der den aus Malerei und Plastik überkommenen Motiven neue, vermenschlichtere Seiten abgewinnt. Ins Literarische führt die Abhandlung von Louise Strong Hammond, The Tunes of Chinese Poetry, S. 114—129, hinüber, welche der eigentümlichen konventionellen Intonation von Gedichten beim Vortrag gewidmet ist, ähnlich dem Sprechgesang der katholischen Geistlichkeit; Notenbeispiele illustrieren diese Intonationen an einer Reihe Dichtungen.

Japan: — The Collection of Nō-Masks in the Section of Eastern Asiatic Art in the Berlin Museum, von Perzynski, S. 4—8, ist eine Teilstudie zu dem Material, das dieser inzwischen in dem großen Werke über „Japanische Masken“ verarbeitet hat. Die Berliner Masken entstammen der Sammlung des Daimyō Maëda von Toyama und wurden teils zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, teils von den Schnitzern Shigeyoshi und Mitsumoto um dessen Mitte angefertigt; künstlerisch stehen sie nicht ganz auf der Höhe der älteren Vorbilder und sind hastig gearbeitet, zeigen jedoch teilweise neue und originelle Züge. W. H. Edmunds regt S. 42—49 im Anschluß an das vollständige Exemplar der Yedo Kinkō Hakkei der früheren Samuel Collection eine vollständige Sammlung der Three Great Hakkei of Hiroshige und ihrer Varianten an, jener Werke, welche zu den ersten gehören, die uns den Japanholzschnitt vertraut gemacht haben.

Innerasien: — Von den drei Arbeiten über dieses Gebiet ist diejenige von A. von Le Coq, Two Clay Figurines from Qyzyl (Chinese Turkestan), S. 41, nur eine kurze Beschreibung der Figuren eines halbnackten, knienden Mannes und eines Mönchs. Dagegen liefert Strzygowski

eine umso längere Abhandlung über The Nortern Stream of Art from Ireland to China, and the Southern Movement, S. 88—99, in der er seine Theorie der Zweiheit einer südasiatisch-mediterranen figuralen Kunst und einer nord-eurasischen ornamentalen, die er schon anderswo mehrfach behandelt, weiterentwickelt, und zwar auf Grund des Vergleichs altirischer Ornamentik mit derjenigen frühchinesischer Bronzegefäße. Doch wird man sich nicht des Eindrucks erwehren können, als ob hier Strzygowski aus der Ähnlichkeit des künstlerischen Ausdruckes verwandter Kulturstufen geographische Zusammenhänge zu konstruieren suche. Ornamentale Gestaltung ist fast stets Ausdruck junger Kulturen, wie figurale diejenige hochentwickelter Zivilisation; die geographische Gruppierung ergibt sich aber folgerichtig aus den wirtschaftlichen Voraussetzungen, und es ist keineswegs notwendig, hier neue geographische Kunsteinheiten anzunehmen. Befriedigender, weil nüchterner den Tatsachen folgend, ist die Untersuchung von Thomas W. Carter über The Westward Movement of the Art of Printing, S. 19—28. Der Verfasser nimmt die längst allgemein anerkannte These von dem chinesischen Ursprung des europäischen Buchdruckes, besonders des Blockdrucks, neu auf und versucht auf Grund der neuesten Funde die Wanderroute dieser Kunst schärfer zu fassen. Die chinesischen Klassiker sind ja zuerst im 10. Jahrhundert gedruckt worden aber die ältesten erhaltenen Drucke sind buddhistische Texte der japanischen Kaiserin Shotoku von 770 und aus Tun-huang vom Jahre 868; daran schließen sich die uigurischen Drucke des 10. bis 13. Jahrhunderts, welche Le Coq zu Turfan gefunden hat. Mit den Mongolen, welche die Kultur der Uiguren übernahmen, kam der Druck im 13. Jahrhundert nach Persien, wo 1294 zu Tabriz Papiergeld gedruckt wurde und Rashid-ad-din die chinesische Druckmethode beschrieben hat. Noch nicht klar ist die Stellung der ägyptischen Drucke der Sammlung Erzherzog Rainer, die noch vor 1350 fallen, über die aber alle Nachrichten fehlen. Die weitere Wanderung der Drucktechnik nach Europa selbst ist aber unsicher, anscheinend liegen verschiedene Wege vor.

Indien sind nach China die meisten Beiträge gewidmet. Hinterindien ist durch J. Przyluski, The Legend of Krishna Dvaipāyana at the Bayon of Angkor-Thom, S. 62—65, und G. Elliot Smith, Animal Standards in Indonesia and their Cultural Significance, S. 70—79, vertreten. Przyluski erklärt eine von Coedès in Notice Archéologique sur la Bayon d'Angkor-Thom, 1913, als die Legende Pradyumna's, des Sohnes Krishna's und der Rukminī gedeutete Reliefolge als die des Krishna Dvaipāyana, die sich im Mahābhārata, Ādiparvan 63, findet, und verweist auf die chinesische Sage von Pao-sseu. Elliot Smith macht auf die Strukturgleichheit der Nāga-Standarten von Alor (bei Timor) mit den altägyptischen Gaustandarten aufmerksam. Seiner Aufstellung von Beziehungen zwischen indonesischer und altägyptischer Kultur wird man indessen doch skeptisch gegenüberstehen müssen, wenn es auch wünschenswert wäre, diese Probleme weiter zu verfolgen. Denn daß hier in einer gewissen frühen Schicht Zusammenhänge zwischen Indien und dem Westen vorliegen, dafür sprechen noch mehr Tatsachen; aber ob dies nur Parallelen oder direkte Beziehungen waren, das wird vorerst noch ein sehr großes Fragezeichen bleiben. Coomaraswamy veröffentlicht drei Miniaturen aus dem 17. Jahrhundert, ein schönes rājputisches Blatt von Dīpaka Rāga, S. 29—30, mit einem jener reizenden Gedichte, von denen er schon früher Proben in seinen Hindī Rāgmālā Texts publiziert hat; und Two Mughal Paintings with Portraits of 'Alī Mardān Khān, S. 66—69, Ereignisse aus den Jahren 1625 und 1640 darstellend. Doch ist die Künstlersignatur falsch gelesen; sie muß heißen: 'Amal-i Kamtarīn-i Khānazādān Būlāqī Walad-i Hoshang „Werk des Geringsten der Hausangestellten Būlāqī Sohn des Hoshang" (vgl. meinen Aufsatz: Zur Biographie der Indischen Miniaturmaler, Jahrbuch der Asiatischen Kunst 1925, S. 143). Sehr wichtig ist auch das Material, das A. Voretzsch über Indian Costumes ca. 1600, S. 11—18, bringt, eine Reihe alter Bilder aus der Jesuitenkirche von St. Roque in Lissabon, die die Missionstätigkeit des heiligen Xavier in Indien schildern. Sie scheinen auf Originalstudien in Indien zurückzugehen, und Voretzsch glaubt aus ihnen die damalige Trachten Südindiens ablesen zu können. Insofern füllen sie eine Lücke, die die indischen Miniaturen lassen, genügen aber noch nicht, um zu sicheren Schlüssen zu kommen. Vielleicht hilft hier ein Vergleich mit gewissen Miniaturen und den bedruckten Stoffen, die Culin publiziert hat, etwas weiter.

Islamischer Orient: — K. A. C. Creswell diskutiert das Problem des seinerzeit von F. R. Martin aus der Hagia Sophia-Bibliothek zu Konstantinopel erworbenen arabischen Manuskriptes, welches man zuerst für die „Abhandlung über die Automaten" des Philo von Byzanz gehalten hat. Doch handelt es sich um das gleichnamige Werk des al-Jazārī, auch können auf Grund der Ornamentik die Miniaturen nicht 1206 unter Saladin, sondern erst zwischen 1351 und 1354 für al-Malik as-Sālih Salāh-ad-Dīn

Sälih von Agypten geschaffen worden sein. Das Bodleian-Manuskript ist 1486, das Leydener 1561, das indische Bodleian Anfang des 17. Jahrhunderts anzusetzen. Die berühmte Miniatur stellt ein Tabl-khānah dar, wie es damals vielfach nach sassanidischem Vorbild errichtet wurde. A. F. Kendrick, A Persian Velvet, S. 58—61, bringt einen persischen, figuralen Samtrest des 17. Jahrhunderts, der, wahrscheinlich aus Jaipur, vom Victoria and Albert Museum erworben worden ist. E. Kühnel, Three Mosul Bronzes at Leningrad, S. 100—101, endlich beschreibt einige neue Stücke aus dem Museum Baron Stieglitz, aus dem 13. Jahrhundert.

Besprechungen: — Coomaraswamy, Catalogue of the Indian Collections in the Museum of Fine Arts, Boston I—II; Portfolio of Indian Art (A. Bose). Leigh Ashton, Introduction to the Study of Chinese Sculpture (d'Ardenne de Tižac). H. C. Gunsaulus, Japanese Sword-Mounts in the Field Museum (A. J. Koop). A. B. Lewis, Block Prints from India for Textiles.

Caland, W.: Twee oude fransche Verhandelingen over het Hindoeisme. Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks, deel XXIII No. 3. Amsterdam: Akademie der Wissenschaften 1923. (XII, 195 S.) 4°. fl. 3.50. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Das Buch enthält zwei wichtige Abhandlungen zur Religion und Kultur Vorderindiens. Im Vorwort bespricht der Verfasser die Grundlagen für die Texte, den mutmaßlichen Verfasser und die Zeit des Entstehens. Daß von der ersten Abhandlung schon größere Stücke (so von E. Jaquet, Recherches sur la religion des Malabars. Ouvrage extrait d'un manuscrit inédit de la Bibliothèque royale) veröffentlicht bzw. verwendet worden sind, hat den Herausgeber nicht abgehalten, den ganzen Text, unter Weglassung der christlichen theologischen Betrachtungen, unverkürzt noch einmal zu drucken. Mit Recht, denn solche Quellen wie die vorliegenden, die uns reichen Aufschluß über das damalige Leben und Treiben jener Zeit in Südindien und in Bengalen geben, müssen uns im Zusammenhange zugänglich sein.

Die erste Abhandlung führt den Titel: Relation des erreurs qui so trouvent dans la religion des Gentils Malabars de la coste de Coromandel dans l'Inde. Eingeteilt ist diese Abhandlung in sieben Kapitel von sehr unterschiedlichem Umfange. Die vier ersten Kapitel führen uns Religion und Kosmogonie vor. Kap. 1. Des erreurs touchant la Divinité. 2. Des erreurs touchant le Paradis et l'Enfir. 3. Des erreurs touchant les ames. 4. Des èrreurs touchant le monde. Das 5. Kap. betrachtet Des erreurs touchant les hommes, das 6. De leur politique, gouvernement et mariages. Kap. 7 De l'etablissement de la mission du Maduré. Letzteres Kap. gibt uns interessante Aufschlüsse über die Stellung der Europäer in der Meinung der Eingeborenen, ferner über das Leben in der Mission, die Art und Weise der Jesuiten, sich äußerlich den Brahmanen anzuähneln, um dem Volke nicht aufzufallen.

Die zweite Abt. war bisher gänzlich unbekannt. Sie führt den Titel: La Gentilité du Bengala = Das Heidentum von Bengalen. Diese Abt. gibt eine Menge Erzählungen aus den alten Sagenkreisen und dem Mahābhārata und Rāmāyaṇa, inhaltlich z. T. sehr merkwürdig, wie z. B. Schöpfung der Erde und Menschen, Entstehung der Kasten, Kämpfe der Riesen mit den Göttern, Quirlung des Milchmeeres, Über Heirat, Tod, Verbrennung, Kosmologische Geschichten, Die Kämpfe der Kauravas mit den Padnuiden, Rāmageschichten, unter anderem die merkwürdige Erzählung von der Gefangennahme Rāmas durch die Riesen, worauf schon Caland besonders hinweist. Ebenso wie auf den Bericht über Alexanders des Großen Eroberungen und merkwürdige Erlebnisse in Indien unter dem Namen Sicander. An diesen Text schließen sich die zahlreichen Noten und Indices.

Pendse, Sitaram Vasudeo, B. A., M. C. P., F. R. C. I.: **Rasataraṅgiṇī.** Bombay: Macmillan & Co. 1923. (16, 456 u. 56 S.) 8°. R. 2. 8 as.

Patwardhan, W.B., B. A.: **Vāgvihāra.** Ebd. 1924. (4 u. 228 S.) 8°. R. 1. 4 as.

Sardesai, G. S., B. A.: **Mahārāṣṭrācyā itihāsātīl sopyā goṣṭī.** Ebd. 1923. (75 S.) 8°. 6 as.

Vernacular Text—books Revision Committee: Gujarati Infant's Primer, Gujarati Reading Series, Books 1—7. Bombay: Bennett, Coleman & Co., Ltd. „The Times of India" Office 1924. Rs. 2. 13 as.

— Marathi Infant's Primer, Marathi Reading Series, Books 1—7. Ebd. Rs. 2. 13 as. Angez. von Jehangir C. Tavadia, Hamburg.

Das erste Werk Rasataraṅgiṇī ist eine Anthologie aus den Werken von 48 Dichtern aus der frühesten Zeit bis auf den heutigen Tag. Jedem Abschnitt ist ein kurzer Lebensabriß des betreffenden Dichters vorangestellt. Außer einigen Fußnoten findet man auch ein Glossar. — Das zweite Buch Vāgvihāra bringt eine Auswahl von 13 Prosastücken neun moderner Schriftsteller. Der gebotene Lesestoff ist verschiedenen Gebieten entnommen; Romanen, Dramen, Naturbeschreibungen, Kritiken, sozialen Problemen usw. — Das dritte Büchlein enthält leichte Erzählungen aus der Geschichte Mahārāṣṭras, die wohl als Anfangslektüre zu gebrauchen sind. Diese Marāṭhī-Bücher, die

gut ausgestattet und gleichzeitig wohlfeil sind, werden sicher willkommen sein.

Die beiden letzten Anzeigen betreffen Schulbücher in Gujarātī und Marāṭhī, die im Auftrag vom Department of Public Instruction, Bombay, verfaßt sind und den üblichen Lese- und Lehrstoff bieten. Dieser ist nach folgenden Gesichtspunkten eingeteilt: Allgemeines und Literarisches, Geschichte und Geographie, Naturkunde und Naturwissenschaften. Der Text wird häufig durch Bilder belebt. Jeder Band ist einzeln käuflich und kann zur Einführung in die betreffende Sprache benutzt werden.

Dasanga Durga, The, or the Saptasati with ten Angas complete, to which is added the Karika of Gaudapada (the preceptor of Sankaracharya's preceptor Govindapada). Third edition. Calcutta: W. Thacker, Spink & Co. 1924. (253 Bl.) 16°. Rs. 2 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Wenn den Kern dieser Publikation auch ein wohlbekannter Text, das Devīmāhātmya, bildet, das im Mārkaṇḍeyapurāṇa seinen Platz gefunden hat, so sind die Beigaben, die um diese 13 Kapitel gruppiert sind, von keinem geringeren Interesse. Denn bis jetzt hat man über die Liturgie und das Ritual bei der Rezitation des Devīmāhātmya aus europäischen Quellen fast gar nichts erfahren können; wiewohl solche Māhātmya-Texte in Indien haufenweise zu haben sind, hat sich noch niemand mit der Beschreibung des Rituals befaßt, wie ja die wissenschaftliche Tantra-Forschung, unter der die Zurückführung des Kultes auf seine Komponenten zu verstehen ist, kaum begonnen hat.

Es würde daher eine genauere Inhaltsangabe dieser neuen Auflage und Ausgabe über den Raum einer Anzeige hinausgehen; erwähnt sei nur, daß vedische Hymnen verwendet werden, denen man ein tantrisches Pendant folgen läßt; daß es eine ganze Kommentatoren-Literatur gibt (die obige Ausgabe ist nicht kommentiert), daß es, ganz analog der Brāhmana-Literatur, Leute gegeben hat, die eine ins Einzelne gehende Opferordnung ausgearbeitet haben. Und wenn auch viel Wust an der Sache beteiligt ist, für den Religionsforscher und Kulturhistoriker darf ein Werturteil nicht zur Vernachlässigung einer großen Literatur führen, die für Millionen mehr bedeutet als der Veda.

Banerjea, Sir Surendranath: **A Nation in making.** Being the Reminiscences of Fifty Years of Public Life. London: Oxford University Press 1925 (XV, 420 S.) 8°. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Banerjeas Leben ist vom Anfang bis zum Ende ein Kampf gewesen, ein Kampf, den er jahrzehntelang gegen die Übergriffe des landesfremden Beamtentums führte, in den letzten Jahren gegen seine eigenen Landsleute, soweit ihre politischen Ideale von den seinen verschieden waren. Nur die Knabenzeit verläuft friedlich, die Wanderjahre schon, der erste Aufenthalt in England, sind ausgefüllt durch den zähen Kampf des jungen Studenten um seine Rechte. Es gelingt ihm der Prüfungskommission, die unüberwindlich scheinende Hindernisse in den Weg legt, den Eintritt in den vielbeneideten Indian Civil Service abzutrotzen, der damals noch und bis in die letzten Jahre hinein als ein nach Möglichkeit von Indern rein zu haltendes Reservat gehütet wurde. Aber nicht lange kann er sich seines Erfolges freuen; ein geringer Verstoß wird ihm zum Fallstrick, er muß seinen Abschied nehmen. Nun aller Fesseln ledig, wirft er sich mit Leib und Seele in den Kampf für die Rechte seines Volkes, befehdet die herrschenden Gewalten in Wort und Schrift, erleidet Geld- und Gefängnisstrafen und läßt sich weder durch Drohungen noch durch die scheinbar unerschütterliche Entschlossenheit des Gegners in seinem Widerstand gegen die Teilung seiner Heimatprovinz Bengalen lähmen; damals war es, daß T. W. Stead seinen Vornamen in ein anspornendes "Surrender not" umwandelte. Er erlebt seinen größten Triumph, die Aufhebung der Teilung, das Einsetzen einer Ära wenn auch widerwillig und zögernd gemachter Zugeständnisse an die Forderungen der gemäßigten Politiker und schließlich die Einführung der Montagu-Chelmsfordschen Reformen. Mit dieser nimmt die politische Laufbahn des einstigen Volkstribunen, dessen feurige Beredsamkeit die Massen zu immer neuem Widerstand begeistert hatte, einen unerwarteten Abschluß: er tritt als Minister in das Kabinett des Gouverneurs von Bengalen ein. So spiegeln sich in der Darstellung des eigenen Lebens die letzten 50 Jahre indischer Geschichte, wobei der Anteil von Banerjeas Heimatprovinz noch etwas bedeutender erscheint, als er es in Wirklichkeit gewesen ist. Auch ist Banerjea selbst doch nicht immer ganz auf dem Wege der rein verfassungsmäßigen Agitation geblieben, den verlassen zu haben er seinen indischen Gegnern vorhält. Denn auch in den von ihm geleiteten Feldzügen hat es an Gewalttätigkeiten nicht gefehlt, und wenn er persönlich sie verabscheute und verurteilte, so haben das die Führer der Non-Cooperation nicht minder getan. Der „impatient idealist" von ehemals, der kein „Nein" der Mächtigen als endgültig hinnehmen wollte, ist sehr ungehalten über seine modernen Nachfolger, welche diarchy und ähnliches nicht wenigstens für ein paar Jahre als „settled fact" anerkennen wollten. Der Unterschied liegt nicht sowohl in den Kampfesmethoden, wie in der veränderten Bewertung des einstmals als vor-

bildlich anerkannten Westens: Banerjea hat bis zu seinem Tode — er ist bald nach Erscheinen des Buches gestorben — unerschüttert an den Idealen des britischen Liberalismus festgehalten, die Jüngeren haben das Vertrauen zu seinen Worten verloren.

---

1. **Wilhelm**, Richard: **Die Seele Chinas.** Mit 36 Abb. Berlin: Reimar Hobbing 1926. (356 S.) gr. 8°. Rm. 10.60; geb. 14 —.
2. **Schmitthenner**, Prof. Dr. Heinrich: **Chinesische Landschaften und Städte.** Mit 58 Abb. auf Tafeln und 12 Karten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. (XI, 304 S.) 8°. Rm. 12 50.
3. **Boerschmann**, Ernst: **Chinesische Architektur.** 340 Tafeln in Lichtdruck: 270 Tafeln mit 591 Bildern nach photographischen Vorlagen und 70 Tafeln nach Zeichnungen, 6 Farbentafeln und 39 Abbildungen im Text. 2 Bände. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. 1925. (I. Bd.: V, 94 S. Text, 170 Taf.; II. Bd.: V, 68 S. Text, Taf. 171—340.) 4°. Rm. 160 —.
4. **Soothill**, Prof. W. E.: **China and the West.** A Sketch of their intercourse. London: Oxford University Press 1925. (VIII, 216 S.) 8°. 10 sh. 6 d.
5. **Salzmann**, Erich von: **Gelb gegen Weiß.** Aus dem Freiheitskampf Asiens. Mit 56 Abbildungen und 1 Kartenskizze. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (321 S.) kl. 8°. Rm. 9.50. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

1. Der allen Chinainteressenten wohlbekannte Verf. hat hier Gelegenheit gehabt, seine besondere Begabung voll entfalten zu können: scharfe Beobachtung, gesundes Urteil, meisterhafte Darstellung und glänzenden Stil. Auf Grund seiner langjährigen Beziehungen zu Chinesen aller Volksschichten im Lande der Mitte sucht er dem gebildeten deutschen Leser ein Bild von China und seinen Bewohnern zu entwerfen. In zwanzig Kapiteln behandelt er, von einer launigen Schilderung seiner Anfangseindrücke in der frischgegründeten Kolonie Tsingtau ausgehend, die Geburtswehen der neuen Zeit in Gestalt der Boxerunruhen, die chinesischen Reformen, die Revolution, die Kämpfe der Militärmachthaber, das neue China, eine Reise nach dem Grabe des Konfuzius, den heiligen Berg Taischan, die Höhlentempel von Yünkang, das Landleben, die alten chinesischen Mandarine in Tsingtau, den in Tsingtau lebenden Mandschuprinzen Kung, die Bettler, Diebe und Räuber, die christliche Mission, Chinas Zaubergärten, Peking, Okkultismus und verwandte Strömungen, die chinesischen Feste, das gesellschaftliche Treiben und die Auseinandersetzung zwischen Ost und West. Hervorheben möchte ich daraus das äußerst lesenswerte Kapitel 14 über die Mission in China, die schöne Beschreibung Pekings in Kapitel 16 und die prächtigen Naturschilderungen in Kapitel 18. Ich halte das Buch für das Beste, was über das China der letzten 30 Jahre geschrieben worden ist und hoffe, daß recht viele Leser daraus reiche Belehrung schöpfen mögen.

Überflüssig ist es daher, eine Reihe von Versehen pedantisch richtigstellen zu wollen. Daß z. B. Nanking nicht der Sitz der Regierung Shih-huang-ti's gewesen ist (S. 44), oder daß der Name des Sommerpalastes I-ho-yüan nicht wegen eines fatalen Anklangs an die Boxerzeit in Wan-shou-shan umgeändert worden ist (S. 35), kann dem deutschen Leser gleichgültig sein. Mit ganzem Herzen stimme ich aber folgenden Ausführungen zu: „Keine ‚gelbe Gefahr', das inhaltsleere Gespensterphantom des europäischen schlechten Gewissens, kein blutiger Agrar-Kommunismus, kein ‚Bolschewismus' in diesem Sinne ist von China zu erwarten, wohl aber die feste Entschlossenheit, Herr im eigenen Hause zu werden, die jahrhundertelange Knechtung durch europäische Anmaßung zurückzuweisen, eine gleichberechtigte Nation unter anderen zu sein und gemeinsam mit ihnen an der großen Menschheitssache mitzuarbeiten. Das sind die Ziele von Jung-China". (S. 91) — „Rußland stützt und fördert China in seinem Kampf um die Unabhängigkeit. Darum wird Peking eine neue Bedeutung gewinnen als eines der Zentren, wo Weltpolitik getrieben wird. Es ist leicht, sich über den Bolschewismus aufzuregen, wie England das tut, und — oberflächlich. Hier liegen Weltprobleme vor: Neuerstarken und Vordringen der kontinentalen Masse gegen die ozeanische Aggression. Wer hier zu schauen versteht, kann Blicke in die Zukunft der Menschheit tun." Wie W. glaube auch ich an eine große Zukunft des chinesischen Volkes.

Die Beigabe des Reklameporträts vor dem Titelblatte ist wohl nur eine Entgleisung des Verlages.

2. „In einem versagt aber unsere moderne Literatur über Ostasien: im Geographischen. Die Werke der Jesuiten, die im 18. Jahrh. einen so großen Einfluß ausübten, galten als geographische Werke, was sie im Grunde auch waren. In unserer Zeit blieb die Geographie aber fast ganz zurück . . . Einen kleinen Teil der Lücke glaube ich mit dem vorliegenden Buche auszufüllen. Ich habe versucht, die chinesischen Landschaften, die ich im Jahre 1913 als Reisebegleiter meines lieben Lehrers und Freundes Alfred Hettner kennen lernte, in ihrer natürlichen und kulturellen Eigenart als länderkundliche Individuen darzustellen. Richthofen hat die Quellen angeschlagen, aus denen ich schöpfe. Wenn ich es wage, meine Beobachtungen und die Ergebnisse mancher Gespräche und fleißiger Literaturstudien zu kleinen Charakterbildern zusammenzufassen, so



geschieht dies im vollen Bewußtsein der Grenzen meines Könnens. Ich spreche und lese weder chinesisch noch japanisch. Vieles ist mir dadurch verschlossen geblieben; aber ich habe die Gegenden und Städte gesehen, von denen ich erzähle.“ (Einleitung S. 3/4). In sechs Kapiteln schildert der Verf. Peking und Umgebung, Schantung, die nordchinesische Tiefebene, die chinesische Lößlandschaft, das Gebiet der Yangtzemündung und seine Städte und das Südtor Chinas und seine Städte, d. h. Kanton, Hongkong und Macao.

Das Buch unterscheidet sich von den üblichen Reiseschilderungen nur durch die eingeflochtenen geographischen Betrachtungen, die wohl meist auf Richthofen und Thießen zurückgehen, denn, um eigene Beobachtungen machen zu können, ist der Herr Verf. doch wohl zu schnell gereist, und noch dazu nur auf einigen der gewöhnlichsten großen Verkehrsstraßen. Ich bin geographischer Laie, muß aber doch dem Fachmanne in einem Punkte energisch widersprechen. S. 113/4 heißt es: „Durch den Charakter der chinesischen Kultur geht ein eigenartiger Riß, der sich schon im ersten Jahrtausend v. Chr. bemerkbar macht und in den beiden Weisen des Chinesentums, in Konfuzius und Laotze, seine Verkörperung gefunden hat. Laotze ist tief gärend phantastisch und, wenn auch rückwärts gewandt, so doch bis zum Umstürzlerischen extrem. Er ist für den Geographen der Vertreter der südlichen Bergländer mit ihren Gegensätzen und Verschiedenheiten, ihrer verworrenen und phantastischen Wald- und Gebirgsnatur. Konfuzius dagegen ist nüchtern, klar und kritisch, praktisch, nicht eigentlich tief und trotzdem unendlich weise. Er ist demokratisch und doch dem Throne treu, auf die Erhaltung des Alten bedacht — der echte Vertreter des Bauerntums der chinesischen Tiefebene.“ Die einzige Quelle für die Lebensumstände des später Lao-tze genannten Li Erh ist das 63. Kapitel des Shih-ki, der „Geschichtlichen Aufzeichnungen“ des großen Historikers Sse-ma Ts'ien. Danach ist Li gerade in der fruchtbaren Tiefebene der Provinz Honan geboren, südlich vom Huangho, annähernd einen Grad westlich vom Meridian von Peking. Er ist also ein Sohn der nordchinesischen Tiefebene gewesen, während der zu K'ü-fou im bergigen Schantung geborene Konfuzius gerade ein Sohn der Berge war. Konfuzius ist auch kein Vertreter des Bauerntums gewesen. Er stammte im Gegenteil aus einer Adelsfamilie, sein Vater war ein Klient der Herzöge von Lu und Kommandant einer festen Stadt.

Auch andere Irrtümer finden sich in dem Buche, so z. B. auf S. 15, wo wieder einmal die alte Mär auftaucht, daß aus dem Bilde zweier Frauen unter einem Dache das Schriftzeichen für „Unfrieden“ entstanden sei. Solch ein Schriftzeichen gibt es überhaupt nicht.

Der langjährige Generalinspektor der chinesischen Seezölle, Sir Robert Hart, hatte auf Grund seiner Erfahrungen das Wort geprägt: „Je kürzere Zeit jemand in China ist, desto dicker wird das Buch, das er über China schreibt“. Der alte Herr hat Recht gehabt.

3. Der Verf. hatte zuerst als Militärbauinspektor der deutschen Besatzungstruppen in China das Land der Mitte kennen und lieben gelernt und war dann auf eine im Reichstage erfolgte Anregung hin der Kaiserlichen Gesandtschaft in Peking auf drei Jahre beigegeben worden, um die chinesische Baukunst zu studieren. In dem vorliegenden Prachtwerke faßt B. das Ergebnis seiner Studien zusammen.

Der erste Band behandelt auf 85 Seiten Text und 170 Tafeln in zehn Abschnitten Stadtmauern, Eingangstore, die chinesische Halle, Massivbau, Pavillons, Türme, Zentralbauten, Gebälk und Säulen, Dachschmuck und geschnitzte Hausfronten. Eine Abhandlung über das Gebiet chinesischer Architekturformen geht voraus. Der zweite Band behandelt auf 47 Seiten Text und 170 Tafeln in zehn Abschnitten Brüstungen, Sockel und Friese, Mauern, glasierte Terrakotta, Reliefs, Wegaltäre, Gräber, Denkmalsteine, Pailou und Pagoden. Eine Abhandlung über das Wesen chinesischer Architektur bildet den Schluß.

Das Werk ist keine sinologische Leistung, sondern das Fazit der Lebensarbeit eines Künstlers und Architekten, der es wie selten jemand verstanden hat, in seinen Aufnahmen die Harmonie von Menschenwerk und Natur festzuhalten und den Bauwerken der mannigfachsten Art die dem Auge des Beschauers wohlgefälligste Seite abzugewinnen. Das Studium der Bildtafeln bereitet nicht nur jedem künstlerisch Interessierten einen hohen ästhetischen Genuß, sondern wird auch allen denen, die das Schicksal einmal nach China geführt hat, manche liebe Erinnerung wachrufen. B. ist der erste Fachmann, der die chinesische Architektur auf Reisen in 14 Provinzen in ihrer ganzen Vielseitigkeit studiert hat, und wir wollen stolz sein, daß diese Kulturarbeit vor dem gänzlichen Ruin der alten Baudenkmäler in China von einem Deutschen geleistet worden ist.

4. Das Buch ist für das große Publikum bestimmt und behandelt in 15 Kapiteln die frühesten Beziehungen Chinas zum Auslande, den Verkehr mit der Fremde vor der Eroberung Chinas durch die Mongolen, die Buddhisten, Araber, Christen usw. in China vor dem Mon-

goleneinfall, die Mongolen, Marco Polo, die ersten europäischen Missionare und den Sturz der Mongolen, die Eröffnung des Seeweges und die Ankunft der Engländer, Chinesische Expansion und die Ankunft anderer Nationen, die Handelsbeziehungen Englands, Opium und den Opiumkrieg, die Taipingrebellion und den „Arrow"-Krieg, das Seezollwesen, Aufstände und die Kriege mit Frankreich und Japan, die Reformen, die Reaktion, die Revolution und ihre Folgen und schließlich „Osten und Westen".

Das Buch eines Oberflächlichen für Oberflächliche. Auf so trübe Quellen wie Henri Cordiers „Histoire Générale de la Chine et de ses relations avec les pays étrangers" und Parkers „A Thousand Years of the Tartars" sollte sich ein Oxforder Professor nicht berufen. (Vorwort, S. V und VI.) Wes Geistes Kind dieser frühere Missionar und „Translator of the Wenchow New Testament" ist, ergibt sich aus einer Äußerung, die sich auf S. 170 findet. Nachdem Mr. Soothill die Ansprache, die Kaiser Wilhelm II. gelegentlich der Entsendung des Kreuzergeschwaders unter dem Prinzen Heinrich nach Ostasien hämisch glossiert hat, fährt er fort: „Such was the „gospel" Germany sent to China to avenge the murder by outlaws of two of her Christian missionaries, who would have been the first to cry, „Father, forgive them, for they know not what they do". Which was the greater „outlaw", the brigand or the Kaiser, history has already told."

Sutor ne ultra crepidam! Mr. Soothill sollte lieber Chinesisch lernen, was er noch sehr nötig hat.

5. Der Verf. hat in diesem Buche Reiseberichte vom Januar bis zum Juni 1925 zusammengestellt, in denen er seine Wiederausreise nach Peking schildert, die ihn von Ägypten über Palästina, Mesopotamien, Persien und Indien nach Singapore, Hongkong, den Philippinen und China geführt hat. Von China handeln nur die letzten 20 Seiten.

Der Verf. glaubt, in allen besuchten Ländern eine zunehmende Gärung beobachtet zu haben, die über kurz oder lang zu offenem Kampf gegen die Vormachtstellung des weißen Mannes werden muß. „Der Stein ist im Rollen. Wohin die Reise gehen wird, weiß noch kein Mensch, besonders kein Engländer. Wer aber sehen will, der sieht die gewaltige Entwicklung." (S. 185.) „Eine ungeheuerliche Propaganda wird über ganz Asien gehen. Ihr Losungswort wird sein: ‚Asien den Asiaten!' Los von den Fremden, Selbstbestimmung, Freiheit, fort mit aller Kontrolle, politisch und wirtschaftlich, durch militaristische Großmächte. Geister des Widerstandes werden aufgerufen werden, die man in Tokio wohl kennt und einschätzt, von denen man sich aber in London und Washington noch keinen umfassenden Begriff zu machen scheint. Der Seemannsstreik Chinas gegen England im Frühjahr 1922 in Hongkong sollte eigentlich eine schwere Warnung sein vor dem, was kommt." (S. 230.)

Das Buch ist in der bekannten Art des Verf. flott geschrieben und jedem, der mit dem Osten zu tun hat, als unterhaltsame und zum Nachdenken anregende Lektüre angelegentlichst zu empfehlen.

Borrmann, Martin: Sunda. Eine Reise durch Sumatra. Mit 25 Bleistiftzchngn u. Aquarellen von Sigfried Sebba. Frankfurt a. M.: Frankf. Soc.-Druckerei 1925. (364 S.) 4°. Rm. 25—. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

Deutsche Bücher von den Sunda-Inseln sind seit dem Kriege selten zu uns gelangt, die wenigen, die erschienen, gehörten der unterhaltenden Literatur an und wandten sich demgemäß an ein größeres Lesepublikum, wie es auch Borrmann tat.

In dem vorliegenden Werk folgen wir den Spuren eines Schriftstellers, der, wie er sagt, durch die zunehmende Tunnelverstopfung des eigenen Lebens zu dem Entschluß gelangte, neue Lebenseindrücke bei den Antipoden zu sammeln. Sein Reiseziel war der nördlichere Teil Sumatras, die Bataklánder kennen zu lernen und damit einen Abstecher nach der Insel Nias zu verbinden. In Sumatra führte das Auto den Verfasser durch die von ihm besuchten Landschaften.

Mich persönlich interessierte, an dem Buch einst und jetzt vergleichen zu können. Bekanntlich war es in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — 1887 — Joachim Freiherr von Brenner, dem es gelang, damals zum erstenmal die noch unabhängigen Batakländer von Deli aus zu durchqueren. Heute hat eine solche Reise den Vorzug, dem Vergnügen gewidmet zu sein. Die immer weiter fortschreitende Kultur durch Ausdehnung von Plantagen, die damit Hand in Hand gehende Verbesserung der Fahrstraßen ermöglicht dem Auto, seinen Siegeszug durch die Welt fortzusetzen, bedingt aber auch das Schwinden alter Sitten und Kultur.

In der Literatur haben uns bereits eine ganze Anzahl namhafter deutscher Reisender mit den Batakern bekanntgemacht. Ich nenne Junghuhn, meinen alten verstorbenen Freund Hofrat Dr. Hagen, von Brenner, Warneck, den vorzüglichen Religionsforscher, Prof. Volz, Dr. Winkler, daran schließen sich noch zahlreiche holländische Forscher.

Wer exotische Reiseeindrücke liebt, unterhalten sein will, für den bildet das Werk des Verfassers in der schönen Literatur eine Be-

reicherung. Es ist mit der Phantasie eines Schriftstellers geschrieben, der eine Fülle guter Informationen seiner Gastgeber in sich aufnahm, um sie in seinem Sinne den Lesern zu veranschaulichen, ältere Sachen aus Studien zu Rate zog.

Borrmann ging als völliger Neuling heraus, noch ungeschminkt eigenes Urteil durch Sehen und Hören in sich zu verarbeiten. Aus der Fülle seiner Beobachtungen kann ich hier nur kurz auf einige hinweisen. S. 114 die Beobachtung javanischer Gebärden, S. 139—140 Zauberer und Mondfinsternis. Besonders interessant ist mir Kap. VI, Tabak-Exkurs, gewesen, in dem die heutige Gewinnung des berühmten Sumatra-Sandblatts anschaulich zum Ausdruck kommt. Fesselnd sind auch die Eigenarten der Landschaft Silindung beschrieben. Zu dem besten Abschnitt zähle ich die Eindrücke, die der Verfasser über die Sumatra-Deutschen gewonnen hat und die beachtenswert sind.

Das Werk ist im Druck glänzend ausgestattet, die von Sebba hinzugefügten Aquarelle sind zu skizzenhaft ausgeführt, um volle Wirkung zu erzielen, wesentlich besser scheint mir der Eindruck der Bleistiftzeichnungen, wenn es sich um Typen handelt.

Endlich noch eine kleine Berichtigung. Für einen Neudruck dürfte es sich empfehlen, statt der holländischen Schreibweise für das fremdsprachliche Material die deutsche Form anzuwenden. S. 20 schreibt der Verfasser: „Tuan“ in der malaiischen Weise „Toean“. Das scheint mir linguistisch nicht ganz richtig, da Toean die holländische Schreibart ist und der Eingeborene, Malaie, schreibt ڤون, tuwan; beim Sprachgebrauch wird das w gewöhnlich verschluckt.

Czermak, Wilhelm: **Zur Sprache der Ewe-Neger.** (Ein Beitrag zur Seelenkunde.) Innsbruck: Fel. Rauch. (39 S.) gr. 8° = Supplementa Africana, Erste Folge. 2 s. Fr. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Die Arbeit will die Ewe-Sprache „von innen“, von der Seele des Negers aus und als deren Ausdrucksmittel verstehen. Dies kann nach Meinung des Verfassers nur aus Intuition heraus geschehen. „Man muß zuerst in die Tiefe greifen, was gleichbedeutend ist mit dem Versuch, etwas Ganzes anzuschauen ... ohne kräftige, intensive Bewegung des Fühlens, ohne Einfühlung kann es nicht gelingen, ein Ganzes zu schauen ... wer sich an jene Momente zurückerinnert, wo er ohne Reflexion, ohne begriffliches Denken — augenblicklich, blitzartig und unmittelbar ‚Alles‘ an einem Menschen, einer Situation, einer Begebenheit verstanden hatte, der hält den Schlüssel in der Hand, die Psyche des schwarzen ‚Bruders‘ von innen zu sehen, sich auf den Standpunkt des ‚Primitiven‘ zu stellen, um mit dessen Augen in die Welt zu schauen.“ Daß gerade im Ewe die Sprache in vielen ihrer Wortbildungen als unmittelbare Reaktion auf einen empfangenen Eindruck zu verstehen ist, daß für viele ihrer Ausdrucksmittel die Anschauung eines Ganzen statt der Einzelteile charakteristisch ist, weiß jeder Kenner, und es wird von Czermak mit einer Reihe ansprechender Beispiele belegt. Notwendig ist bei derartigen Untersuchungen freilich, zumal bei einsilbigen Wörtern, die fast alle nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehen, sorgfältiges Beobachten der Laute und strenge Scheidung des Nicht-Zusammengehörigen. Dem wird Verf. nicht immer gerecht, ganz verfehlt ist auf S. 23 Anmerkung die Zusammenstellung von nu Mund, no Brüste, no trinken mit dem nọ in hanọ. Die vier Stämme haben rein gar nichts miteinander zu tun. Bedauerlich ist die „neue“ Orthographie, für die allerdings der Verfasser nicht verantwortlich ist; sie wird dem Lautbestand der Sprache in keiner Weise gerecht und verwischt wichtige Unterschiede, sie bedeutet daher einen beklagenswerten Rückschritt.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Acta Orientalia IV 1925:
138—141 F. W. v. Bissing, Zur Geschichte des Silbers und Elektrons (ḥḏ = Silber seit der 3. Dyn. belegt, es wurde wohl bei der Safaja-Bai, unfern des Mons Claudianus, gewonnen. Das hethit. had wohl Lehnwort a. d. Ägypt. Elektron, ḏ³m, mit 20—25% Silbergehalt ist bis ins NR belegt, [Hieroglyphen] ist nicht ʼACHMOC, sondern letzteres bezeichnet immer das ungemünzte Metall). W.

Aegyptus VI 1925:
2/3 93—113 F. Bilabel, Zur Doppelausfertigung ägyptischer Urkunden IV—VIII. — 117—120 S. Eitrem, Additional remarks on the magical papyrus P. Leid. V (Forts. v. IV 183). — 130—176 G. Gabrieli, Lettere di Ippolito Rosellini al prof. Costanzo Gazzera. — 177—226 H. J. Bell - W. E. Crum, A greek-coptic Glossary (Pap. London 1821, von der Hand des Dioskoros; 4 Kolumnen, die in der Länge des Papyrus laufen, nicht in der Höhe, zweimal durchkorrigiert. Das Koptische dient zur Erklärung des Griechischen, nicht, wie meist, umgekehrt). — 227—246 A. Calderini, Il „Glossario Lumbroso“ e la sua pubblicazione (m. Zusatz „Saggi del ‚Glossario Lumbroso‘“). — 247 U. Monneret de Villard, Iscrizione di ʿAnibah. — 248—254 L. Keimer, Georg Schweinfurth (Nekrolog). — 255—261 Testi recentemente pubblicati. — 262—268 Aggiunte e correzioni. — 269—272 Appunti e notizie. — 273—277 *H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt (G. Ghedini). — 277—279 *Bror Olsson, Papyrusbriefe a. d. frühesten Römerzeit (G. Ghedini). — 280 *U. Monneret de Villard, Les couvents près de Sohag (A. Calderini). — 281 *Fr. Bilabel, Griechische Papyri (A. Calderini). — 281—282 *A. v. Lecoq, Die buddhisti-

sche Spätantike in Mittelasien III/IV und *Ders., Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittelasiens (U. Monneret de Villard). — 283—284 *Schäfer-Andrae, Die Kunst des alten Orients (L. Keimer).
4 285—288 H. Henne, Tell Edfou (Bericht über drei Campagnen, die vorzüglich arabisch-koptische Funde brachten, aber auch Älteres bis zu Feuersteinwerkzeugen). — 297—312 G. Munno, L'eco della scoperta dei geroglifici raccolta delle pubblicazioni periodiche italiane contemporanee. — 330—334 H. Henne, Deux papyrus grecs du Musée du Caire. — 335—338 Testi recentemente pubblicati. — 339—340 Aggiunti e correzioni. — 341—381 Bibliografia metodica. — 382—385 Indice degli Autori.
W.

Ancient Egypt 1925:
3 65 Flinders Petrie, The royal Magician (der Opfertanz d. ägypt. Königs „is parallel to the action of the African rain-maker) — 71 N. Flittner, An unpublished wooden statuette (Ermitage Sml. Golenischeff: Invent. de la coll. égypt 1891 Nr. 737) — 74 V. Struve, A stamp of king Amenhetep III („in form of goose, turning its head on his back") — 77 Ders., A wood stamp of Hermitage Collection — 79 Flinders Petrie, The Rulers (cf. Anc. Egypt 1925, 3: Vezir, Viceroy, over all the land, over S. & N,. over old capitals, Peer *uo*, Mayors *ur*, Council, Lords *sar*, Elders, Fraternities, Dignities, chiefs *heqa*, Rulers *her tepsa*, Conductors, *seshem*, Name officials, orderers *repot*, Leaders *hatio*, Nobles *so*, Sidesmen *ges* Conservators *osmer*, Town rulers) — *H. Grimme, Althebräische Inschriften vom Sinai (T. G. Pinches) — *Ch. Boreux, Etudes de Nautique égyptienne — *E. Pittand, Les races et l'histoire — *C. R. Williams, Gold and silver jewelry and related objects — *E. Naville, L'Age du cuivre en Egypte — *Hieroglyphic Texts from Egyptian Stelae etc. in the British Museum, Part VII — O. le Roi, Die Ornis d. Sinai-Halbinsel. — *L. Keimer, Die Gartenpflanzen im alten Ägypten I. — *A. Kaiser, Der heutige Stand der Mannafrage.
4 97 A. H. Sayce, Grant of sovereignty over Carchemish to his son Biyassilis by the Hittite king Subbi-luliuma [Keilschrifttexte aus Boghazköi I No. 28]. — 98 G. W. B. Huntingford, Egypt in Africa [cf. Anc. Egypt 1914 pp. 115—127, 159—170; „.... notes on certain customs and beliefs current in East Africa ...." I *The chief as priest* cf. Hollis, The Massai p. 324; Hollis, The Nanda p. 49 f, II *Mundanae spirit world* cf. Hollis, The Nanda p. 41 and Anc. Epypt 1914 pp. 26, 28, 162; Giraldus Cambrensis, Itinerarium Kambriae B. I Kap. VIII; III *Every object has its spirit*, IV *Sacred fig-trees* cf. Hollis, The Nanda p 86 f, Hollis, The Massai p 338; V *Contracted burial* cf Hollis, The Massai p. 304; VI *Recess graves*, Hollis, The Massai p. 305; VII *Offerings to the dead* „The Awa Syan offer once a year to the spirits of the dead a small amount of "*ekiu*": *Eleusine coracana* VIII "*The hyaena*" cf. Anc. Egypt 1914 p. 118; Hollis, The Massai p. 305, Hollis, The Nandi p. 70, 7]. — 100 M. A. Murray, Royal inheritance of XIX Dynasty. — 105 W. M. Flinders Petrie, The Cultivators and their land [Fortsetzung s. Stud., in Anc. Egypt 1924 p. 109 begonnen. In diesem Aufsatz werden besprochen: landowners, *rekhytu* 1120—28; tenants, *merut* 1129—38; serfs, *thesu* 1141—48; peasants, *sekhti* 1150—58; other classes 1154—69; captives 1170—79; fields 1180—1204; landlows and bailiffs 1205—28; lakes 1232—40; canals 1241—52; inundation 1253—61; gardens 1264—70]. — *J. Capart & M. Werbrouck, Thèbes, la gloire d'un grand passé. — *D. Paton: Animals of Anc. Egypt. — *H. Schäfer & W. Andrae, Die Kunst des alten Ostens. — *P. Montet, Les scènes de la vie privée dans les tombeaux égypt de l'anc. empire. — *Ugo Monneret de Villard, Les couvents près de Sohâg. — *N. Flittner, The pottery and glaze-wares of Tell-Amarna [=Annual of the Russian Institute of History of Arts, vol. I pp 137—164], russisch (S. Yeivin). — *A. Erman, Ein ägypt. Quelle der Sprüche Salomons [=Sitzungsberichte, Berlin, 1924 XV] (L. B. E.). — *W. Wreszinski, Die Kinder Israel in Ägypten [= Deutsche Rundschau CXCIX pp. 251—68] (L. B. Ellis). — *T. J. Arne, Palaeontologia Sinica. Painted stone age pottery from the Province of Honaw. — *Coptica ed. by W. E. Crum & H. I. Bell with an introduction by R. Campbell-Thompson (M. A. Murray). — *K. Hamada & S. Umehara, a Royal Tomb, "Kinkan-tsuka" or the gold crown tomb at Keishu and its treasures. — *Annals of Archeology, Liverpool 1924 vol. XI part 4. — Journals [Referat von Annales du service XXII—XXIV] — Flinders Petrie, Note on the safety of Karnak. — Notes and News [Ausgrabungstätigkeit d. engl. Gesellschaften im Winter 1925/26]. Otto Koefoed-Petersen.

Annals of Archaeology and Anthropology XII 1925:
3/4 57—172 F. Ll. Griffith, Oxford Excavations in Nubia (s. besonderes Referat). — 173—174 A. H. Sayce, The Site of Kizzuwadna (nicht am Schwarzen Meer, sondern Kataonien). — 208—209 *E. Diez, Die Kunst der islamischen Völker (J. P. Droop). W.

Anthropos XXI 1926:
1—37 A. Wiedemann, Der Geisterglauben im alten Ägypten.

Anzeiger d. Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Klasse 1925 Nr. XV—XVII:
147—154 H. Junker, Bericht über die ägypt. Expedition im Frühjahr 1925 (Aufnahme und Vermessungsarbeiten in der Grabung an der Cheopspyramide, soweit sie vor dem Kriege nicht hatten beendet werden können).

Bässler-Archiv IX:
*Sv. Lovén, Über die Wurzeln der tainischen Kultur I Materielle Kultur (K. Th. Preuss).

Biebricher Tagespost 1925:
Nr. 216. 217 G. Kraus, Dr. Seligmann Baer, ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (mit einem Brief von Franz Delitzsch über ihn vom 15. 1. 1882).
G. B.

Bonner Jahrbücher 130 1926:
147—179 A. Wiedemann, Ein ägyptischer Sarg der Saitenzeit im akademischen Kunstmuseum in Bonn (m. 2 Taf. einem [illegible] gehörig). — 193—198 A. Wiedemann, Ein ägyptisches Amulett aus Bonn (rechteckige Platte aus weißem Glasfluß, Vorderseite Horusauge, Rückseite Pferd vor einem Gefäß, das W. als nfr anspricht, über seinem Rücken 3 Zeichen, zweifelnd als ḥ'-n-r' gedeutet).

Bull. Metropol. Mus. Arts XX 1925:
8 201—205 M. S. Dimand, Palmettes in Near Eastern Rugs (m. 9 Abb. von der altägypt. Lotuspalmette bis zum Ornament eines türkischen Teppichs vom Ende d. 16. Jahrh.). — 205 Ludlow S. Bull, The Tomb of two Sculptors at Thebes (betr. Davies' Publikation).
10 (Oktober). 237—239 M. S. Dimand, Recent accessions in the Near Eastern Coll. (Syrische und persische Pottery, indische Miniaturbilder).
11 (November). 261—264 Gisela M. A. Richter, Three red-figured greek vases (m. 6 Abb.).
12 297—301 Gisela M. A. Richter, Black-figured Vases, recent accessions (m. 10 Abb.).
XXI 1926:
1 4—6 Albert M. Lythgoe, A gift to the egyptian collection (Schwarze Basaltstatue Sesostris' I, sitzend, ohne Kopf).
2 38—43 Ambrose Lansing, An Old Kingdom scribe (sitzende Statue eines R'-htp aus grauem Granit, Saqqara).
3 72—76 The Seager bequest (Slg. von ägyptischen, vorderasiatischen, mittelmeerinsularen Antiquitäten).

2. **Teil des Bull.** März 1926:
3—4 Albert M. Lythgoe, The egyptian Expedition 1924 bis 1925 (Übersicht über die Arbeiten der 3 Unter-

nehmungen). — 5—32 H. E. Winlock, The Museums Excavations at Thebes (m. 40 Abb. Neue Grabungen wurden nicht unternommen, sondern die älteren aufgearbeitet, Pläne und Zeichnungen vollendet, die Einzelfunde konserviert und aufgenommen). — 33—40 Ambrose Lansing, The Museums Excavations at Lisht (m. 7 Abb. Auch hier nur Aufräumungs- und Vermessungsarbeiten am Tempel Sesostris' I, dessen Plan große Ähnlichkeit mit dem des Sahure-Tempels aufweist). — 41—51 N. de Garis Davies, The graphic work of the Expedition (m. 6 Abb. Die Gräber Nr. 100 [Rechmere] und 40 [Huje] wurden beendet. Sehr instruktive Übersicht über die Darstellungen auf den Wänden der Wesirgräber). W.

4 102—105 M. S. Dimand, Coptic Textiles (m. 6 Abb.).
5 123—126 S. C. Bosch Reitz, Tenjin Engi, a thirteenth-century japanese painted scroll of the Kamakura period (m. 2 Abb.).

Bulletin et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris 1924:
1-2-3 H. Boussac, La peinture impressionniste chez les anciens Egyptiens. — H. Boussac, Les Rasch-rasch.
VII. Reihe. 5. Band.
4-5-6 F. Regnault, Une visite au musée du Congo Belge.

Bulletin de la Société Archéologique d'Alexandrie 1925:
21 58—77 G. Furlani, Giovanni il Filopono e l'incendio della biblioteca di Alessandria (genauer Vergleich der Stellen im *Fihrist* und bei ibn al-Qiftī mit dem Ergebnis, daß dieser seine Vorlage durch Kombination und freie Fantasie mit Hilfe der kurzen Notiz des 'Abdallaṭīf über die Zerstörung der Bibliothek durch 'Amr erweitert hat, also als historische Quelle nicht in Betracht kommt, so daß die historische Kritik sich nur noch mit jener Notiz zu befassen hat; — Anhang: Aristeas-Brief als letzte und *Liber de mensuris et ponderibus* als direkte Quelle der Erzählung des *Fihrist* über die Gründung der Bibliothek). G. B.

Bulletin de la Société „Union musicologique" V:
1 1. C. Sachs, die Tonkunst von Bali [Besprechung von J. Kunst en C. J. A. Kunst-v Wely, Studièn over Javaansche en andere indonesische musik I. De toonkunst von Bali, Batavia 1925].

Comptes Rendus de l'Academie des Sciences de Russie 1925:
23—6 P. Jernstedt, Koptisches ⲙⲉϣⲉ „du (Frau) weißt nicht". J. erweist durch neue Stellen Sethe gegenüber die Richtigkeit der Ermanschen Erklärung von ⲙⲉϣⲉ als *b-rḫ-t* „du (Frau) weißt nicht".
Spiegelberg.

Deutsche Literaturzeitung 46 1925:
27 *H. Grimme, Der Koran (J. Horovitz). — *H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (W. Schultz). — *W. Spiegelberg, Demotische Grammatik (K. Sethe).
28 *F. Preisigke, Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden (U. Wilcken). — *G. Scholem, Das Buch Bahir (F. Perles). — *W. Caland, Das Śrautasūtra des Āpastamba (A. Hillebrandt).
29 *Chr. Eckert, Altvater Nil (A. Scharff).
30 *Streitberg-Festgabe (A. Debrunner).
31 *E. Fascher, Die formgeschichtliche Methode (A. Jülicher). — *W. Otto, Kulturgeschichte des Altertums (U. Wilcken).
32 *J. W. Povah, The new Psychology and the Hebrew Prophets (H. Greßmann). — *G. Vico, Die neue Wissenschaft ... (A. Brunswig). — *W. Reimpell, Geschichte der babylonischen und assyrischen Kleidung (V. Müller). — *G. R. Galwan, Servant of Sahibs; Als Karawanenführer bei den Sahibs (A. H. Francke).
33 *Hazofeh, Quartalis Hebraica I—IX (L. Blau). — *J. Nobel, F. Rückert, Die hundert Strophen des Amaru (O. Strauss). — *E. Reitzenstein, Theophrast bei Epikur und Lucrez (J. Mewaldt). — *A. Jirku, Die Wanderungen der Hebräer (K. Galling). — *M. Moukhtar Pascha, La Turquie, l'Allemagne et l'Europe (A. Hasenclever).
34 *G. Hölscher, Hesekiel (J. Hänel). — *G. Hardy, The Monumentum Ancyranum (E. Kornemann). — *J. Kaerst, Weltgeschichte, Antike und deutsches Volkstum (E. Hohl).
35 *P. Herzog, Die ethischen Anschauungen des Propheten Ezechiel (F. Stummer). — *L. Bloomfield, Tagalog Texts (W. Lehmann). — *S. Eitrem, Papyri Osloenses I. Magical Papyri (K. Preisendanz). — *C. Praschniker, Muzakhia und Malakastra (E. Weigand). — *E. F. Weidner, Politische Dokumente aus Kleinasien (E. Ebeling). — *O. Müller-Kolshorn, Azmi Effendis Gesandtschaftsreise an den preußischen Hof (G. B. Volz).
36 *J. Forchhammer, Die Grundlagen der Phonetik (D. Westermann). — *R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel (E. Sellin). — *C. Wessels, Early Jesuit Travellers in Central Asia 1603—1721 (A. H. Francke).
37 *P. Vuillaud, La Kabbale Juive (H. Gressmann). — *F. Heichelheim, Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich (H. Willrich). — *J. Witte, Sommer-Sonnentage in Japan und China (O. Franke).
38 *Hebrew Union College Annual I. (L. Blau). — *Sitte und Recht in Nordafrika (R. Hartmann). — *E. Hanslick, E. Kohn, E. G. Klauber, C. F. Lehmann-Haupt, Einleitung und Geschichte d. alten Orients (J. Lewy).
39 *M. Sturmann, Althebräische Lyrik (W. Staerk). — *L. Brun, Die Auferstehung Christi in der urchristlichen Überlieferung (W. Michaelis). — *B. Karlgren, A Mandarin phonetic Reader.. (W. Simon). — *V. Ehrenberg, Neugründer des Staates (H. Swoboda). — *W. M. Mc Govern, To Lhasa in Disguise (A. H. Francke).
40 *E. Sievers, Die Johannesapokalypse (G. Kittel). — *A. Sulzbach, Targum Scheni zum Buche Esther (L. Blau).
41 *A. Forke, Chinesische Mystik (E. Schmitt). — *E. Meyer, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien (U. Kahrstedt).
42 *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu II (E. Sellin).
43 *E. Hermann, Berthold Delbrück (H. Jacobsohn). — *T. R. Glover, Herodotus (F. Jacoby).
44 *C. Chiera, Sumerian religious texts (B. Meissner). — *H. Fichtner, Die Medizin im Avesta (H. E. Sigerist).
45 *G. Jacob, Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland (R. Hartmann).
46 *O. Bardenhewer, Geschichte der altchristlichen Literatur 4. (A. Baumstark). — *A. B. Drachmann, Atheism in Pagan Antiquity (O. Weinreich).
47 *E. Littmann, Morgenländische Wörter im Deutschen (R. Hartmann). — *E. Pernice, Gefäße und Geräte aus Bronze (J. Sieveking). — *E. Meyer, Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien (E. Meyer). — *The Young East. A monthly review of Buddhist life and thought (O. Franke).
48 *F. Jacoby, Die Universitätsausbildung der klassischen Philologen (J. Stenzel). — *H. Grimme, Althebräische Inschriften vom Sinai (H. Grapow).
49 *B. Laum, Heiliges Geld (M. P. Nilsson). — *St. Langdon, Excavations at Kish (B. Meissner). — *M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (G. Karo).
50 *A. Meillet—M. Cohn, Les Langues du Monde (E. Lewy).
51 *M. Steinschneider, Gesammelte Schriften I. (L. Blau). — *H. Gunkel, Die Psalmen (W. Staerk). — *E. Leumann, Die neueren Arbeiten zur idg. Metrik (P. Maas).
52 *G. Dumézil, Le crime des Lemniennes (M. P. Nilsson). — *E. Waldschmidt, Gandhāra, Kutschā, Turfān; *A. von Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens (W. Lentz).

47 1926:
1 *E. Sellin, Geschichte des israelitisch-jüdisches Volkes

(A. Jirku). — *H. v. Glasenapp, Der Jainismus (H. Jacobi). — *K. I. Beloch, Griechische Geschichte (U. Kahrstedt).
2 *M. Löhr, Das Deuteronomium (K. Galling). — *F. Sarre, Ardabil (E. Herzfeld).
3 *Hebrew Union College Annual II. (L. Blau).
4 *Ex Oriente. Ed. by Reikichi Kita (E. Schmitt). — *R. Koldewey, Das wieder erstehende Babylon; *Heitere und ernste Briefe (hrsg. v. C. Schuchhardt). (W. Andrae). — *North Manchuria and the Chinese eastern railway (O. Franke).

The Geographical Journal 66 1925:
1 *Steuart Erskine, The vanished cities of Arabia (E. W G. M.). — *S. Guyer, My journey down the Tigris (A. S. E.-S.).
2 H. St. J. B. Philby, The dead sea to 'Aqaba. — *The Earl of Ronaldshay, The heart of Âryâvarta (F. W. T.). — *O. Sirén, The walls and gates of Pekin (D. W. F.). — *A. Keith, The antiquity of man (E. A. P.). — Names in Palestine.
3 P. Cox, Some excursions in Oman. — Ryder, The demarcation of the Turco-Persian boundary in 1913-14. — F. de Filipi, Storia della spedizione scient. Italiana nél Himàlaia Caracorùm e Turchestàn Cinese (1913—14) (T. G. L.). — *E. B. Havell, The Himalayas in Indian art (C. E. L.). — *C. E. Vulliamy, Our prehistoric forerunners (E. A. P.).
4 A. A Pallis, Racial emigrations in the Balkans during ... 1912—14. — *Lord Curzon, British government in India (R.). — *M. J. Newbigin, The mediterranean lands, an introductory study in human and historical geography (J. L. M.). — *L. Thomas, With Lawrence in Arabia (D. G. H.). — *Japanese Government Railways, Guide to China (P. M. R.).

Geografisk Tidsskrift 28 1925:
3 E. Mikkelsen, Ekspeditionen til Scoresbysund med Formaal at forberede Koloniseringen.
4 Jordskaelvet i Japan 1. Sept. 1923. — K. Wulff, Fra Malajstaterne. I. Nogle Sakai-billeder fra Malakahalvøen.

Giornale della Società Asiatica Italiana N. S. Bd. 1 1925/6:
1 1—22 G. Furlani, Yahu, Sapdu e una presunta iscrizione di Mosè (archäologischer Ertrag der Flinders-Petrie'schen Sinaiexpedition; Kult der Hathor = Ištar und des Spt, der nach Völter mit Jahu zu identifizieren; ausführlicher Bericht über Grimme, dessen Entzifferung und historische Deutung als „sbagliate da cima a fondo e del tutto fantastiche“ abgelehnt werden; Hinweis auf eigene Kollation eines der Originale, die ergibt, daß Grimme Risse und Beschädigungen im Stein als Zeichen gelesen hat). G. B.

Jahrbuch d. Deutsch. Archaeol. Instituts XXXVIII/XXXIX 1923/24:
3/4 180—241 Fr. Wilh. Frh. v. Bissing, Untersuchungen über die „phoinikischen“ Metallschalen (I. Die Datierung des Fundes v. Nimrud [Ende des 7. Jahrh.]. II. Die äg. Nachbildungen in Fayence und anderem Material. III. Die einzelnen Fundgruppen [ausf. Katalog aller in Betracht kommender Gefäße]. IV. Die Einheitlichkeit des Typenschatzes der Vorbilder unserer Fundgruppen).

קרית ספר A Quarterly Bibliographical Review II 1925:
1 A. Sukenik, Bibliographie der 1924 erschienenen Zeitschriftenartikel zur Palästinakunde. — Kuk, R. Jakob Sikili's Werke. — Lewin, sēfer hazzikkārōn (jemenitisches Ms.). — Riwkind, Bemerkungen zu alten hebr. Drucken. — G. Scholem, Drucke von Koretz (Forts.). — B. Dünaburg, Aus S. J. Rapoport's Archiv (Forts.).
2 *Assaf, Quellen zur Geschichte des jüdischen Unterrichtswesens (Dünaburg). — *Preuschen, Griech.-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des NT's (M. Schwabe). — Sukenik, Bibliographie ... (Schluß). — G. Scholem, Der Kabbalist R. Abraham ben Eliezer Halevi. — Tauber, Wer ist der Verfasser der Bibel-Konkordanz jā'īr nāthīb? — Assaf, Piutim und Selihoth der gaonäischen Periode. — D. Baneth, Fragment eines polemischen Briefes von Samuel Hannagid. — Dünaburg, Mendelssohn und der Streit um Wessely's Dibrē šālōm weᵉmeth. — A. Marx, Ein neuer Bücher- und Handschriftenkatalog. — Tauber, Bemerkungen zu Riwkind's Artikel.
3 *Löhr, Das Deuteronomium (H. Wiener). — *Preuschen, Wörterbuch. 2. Lief. (M. Schwabe). — *Lewin, ginzē ḳedem III (Assaf). — *Briggs, Muhammadan Architecture in Egypt and Palestine (H. R.). — *Richmond, The Dome of the Rock in Jerusalem (H. R.). — *R. Hartmann, Eine islamische Apokalypse aus der Kreuzzugszeit (D. Baneth). — S. Krauß, Ein handschriftliches Gebetbuch nach Isaak Luria's Ritus. — Dubnow, Sind die Briefe des Ba'al Šēm echt oder gefälscht? — Probst, Statistisches Material zur Geschichte der jüdischen Zeitschriften 1667—1920. — Tauber, Drucke von Koretz (Forts.).
4 *Jerusalem 1926, Bibliographie: Rešūmōt IV (B. Dünaburg). — *Scheftelowitz, Altpalästinensischer Bauernglaube (H. Pick). — *Harder, Arab.-Deutsches Taschenwörterbuch (D. Z. B.). — *Casanova, Mohammed et la fin du monde II (D. Z. B.). — Artikel: D. Sassoun, Die 'Aḳēdā. — S. H. Kuk, Der Midrasch Mē haššilōah. — G. Scholem, Der Kabbalist R. Abraham Hallevi (Nachtrag). — Tauber, Bemerkungen zum Buchschmuck in hebr. Mss. — Spivak, Bibliographie über den Wein bei den Juden. — A. Yellin, Aus Genisa-Fragmenten der Nationalbibliothek. F. P.

Kunstchronik 59 1925:
17/18 *A. Ippel, Pompeji (H. Wachtler). — A. U. Pope, Datierte Seidenteppiche im Mausoleum zu Kum in Persien.
19 M. H., Vom Pekinger Kunstmarkt.
23 Demel, Die Kultkammer des Kaninisut.
24 *Expedition E. v. Sieglin (A. Köster).
26 *E. Klippel, Das alte Ägypten (W. Wolf). — H. Stönner, Plastiken aus der buddhistischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin.
28 Antiken in der Eremitage.
31 E. v. Sydow, Kunst und Wirtschaft bei den Naturvölkern.
32 Die Attische Göttin (mit Bild).

Literarisches Zentralblatt 76 1925:
13 *Das Werden. Russische zionistische Sammelbücher (A. Luther).
14 *Bury, Barber, Bevan, Tarn, The Hellenistic Age (Arnim). — *E. Montet, Histoire de la Bible (A. Paust). — *H. M. Wiener, Early Hebrew history ... (R. Reitzenstein). — *W. E. Soothill, The three religions of China (R. Fick).
17 *F. G. Holweck, A Bibliographical Dictionary of the Saints (A. Paust).
18 *W. M. Mc Govern, To Lhasa in disguise; *H. Harcourt, Sidelights on the crisis in India (R. Fick). — *A. Coomaraswamy, The Dance of Siva (R. Fick). — *R. A. Nicholson, Jalalu'ddin Rumi, The Mathnawi; *Th. W. Arnold, Survivals of Sasanian and Manichaean art in Persian painting; *A. Weigall, Ancient Egyptian works of art (R. H. Reitzenstein).
22 *E. Sparn, Las grandas bibliotecas de la Russia Bolsheviki Europea (= Acad. Nacional de Ciencas Miscelána Nr. 10). — *Library of the Congress. A list of American doctoral dissertations printed in 1922 ... in 1923 prepared by Mary Wilson Mac. Naiv.
23 *E. Jung, La revolte arabe vol. I 2 (R. H. Reitzenstein). — *St. Langdon, Excavations at Kish vol. I (Ders.).
24 J. Meigs, The story of the seaman (W. Spohr).

Literis II 1925:
2 *G. Murray, The rise of the Greek epic (G. Rudberg). — *F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus (A. H. Krappe). — *J. Jordan, Rumänische Toponomastik I (S. Pușcarin).

3 *E. Stange, Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen (A. v. Harnack). — *O. Jespersen, The Philosophy of Grammar; *Die Sprache (O. Funke). — *H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (A. Meillet).

Mannus 17. Bd.

1/2 35 G. Wilke, Weitere Beiträge zur Frage der Mondmythemotive in der vorgeschichtlichen Kunst. — 72 H. Porter, Zur Frage der Steinspaltung in vorgeschichtlicher Zeit. — 81 W. Schulz, Über Hausurnen. — *C. Diculescu, Die Gepiden (M. Jahn). — *Nils Åberg, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit; Ders.: Goten und Longobarden in Italien (W. Gaerti). — *W. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung (F. Bork). — *J. Strzygowski, Die Krisis d. Geisteswissenschaften (H. Kühn). — *J. D. Želizko, Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner (H. Kühn). — *Hoernes-Menghin, Urgeschichte d. bildenden Kunst in Europa (H. Kühn).

3. 237 G. Kossina, Nordische oder asiatische Urheimat der Indogermanen? — *F. Pandler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (K. F. Wolff). — *H. Schneider, Gesammelte Aufsätze (W. Schultz). — *E. Daqué, Urwelt, Sage und Menschheit (ders.). — *L. Frobenius & H. Obermaier, Hádschra Máktuba (H. Kühn). — *W. Schultz, Die germanische Familie in der Frühzeit (M. Jahn).

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LV 1925:

2/3 P. Bosch-Gimpera, Die Vorgeschichte der Iberer. — *W. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung (K. Spieß). — *E. J. Rapson, Ancient India; *H. v. Glasenapp, Der Hinduismus; *R. Garbe, Die Bhagavadgītā; *Indische Erzähler (R. Bleichsteiner).

LVI 1926:

1/2 J. Loewenthal, Spuren der Isländerfahrten in Nova Scotia. — P. Steffan, Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. — E. Beninger, Eine Darstellung eines Mondkalenders der germanischen Bronzezeit. — *S. Langdon, Excavations at Kish (V. Christian).

Modern Philology XXIII 1925:

1 A. R. Nykl, Arabic-spanish etymologies.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 68 1924:

Heft 1—3 (Januar—März) ist eine Huldigung für Immanuel Löw zu seinem 70. Geburtstage mit Beiträgen namhafter jüdischer Gelehrter. A. Warschauer hat einen Nekrolog auf den 1913 verstorbenen Posener Rabbiner Prof. Dr. Bloch beigesteuert. S. Kraus spricht über das Lebenswerk des Jubilars, das sprachwissenschaftliche Studium der Fauna und Flora bei den Semiten, durch das sich Löw einen Ehrenplatz in der Orientalistik erworben hat. M. Wiener's lehrreicher Aufsatz über jüdische Frömmigkeit und religiöses Dogma kommt in diesem Hefte zum Abschluß; es ist eine kleine Monographie von fast 60 Seiten geworden. M. Eschelbacher bespricht Probleme der talmudischen Dialektik (Schluß des Aufsatzes in Heft 4—6). Rieger bringt weiteres Material zu der von Hablitzel aufgedeckten Tatsache, daß sich Hrabanus Maurus bei seinen Erklärungen zur Schrift nicht persönlicher Belehrung durch einen jüdischen Gelehrten bedient hat, vgl. Bibl. Studien XI, 3. — *Strack-Billerbeck, Kommentar zum N. Test. I (von M. Krengel; sehr wertvoll!); *Festschrift für den dänischen Gelehrten Prof. O. Simonson (Freudenthal); *Perles, Analekten zur Textkritik des A. T.s Neue Folge (Gans); *Muckle, Der Geist der jüdischen Kultur u. das Abendland (Heinemann); *Ungnad, Kulturfragen 1. bis 3. Heft (E. Jacob); *Zeitlin, Megillat Taanit (Guttmann); *Spanier, Die Toseftaperiode in der talmudischen Literatur (Rosenthal); *Cohn, Judentum (Joseph); *Nordau, Zionistische Schriften 2. Auflage (Cohn). — Bücherschau, Zeitschriftenschau. Heft 4—6 (April—Juni): Lewkowitz, Kant's Bedeutung für das Judentum. — Elbogen, Synagogale Poesie, ein Literaturbericht (handelt über die 2. Auflage von Zunz' großem Werke „Die synagogale Poesie des Mittelalters“ (1920 bei Kauffmann erschienen). — Jacob, Gott u. Pharao I. (läßt die exegetischen Lösungsversuche zu Ex. 4, 21 u. Par. Revue passieren). — Eschelbacher (Schluß, vgl. o.). — Marmorstein, Mitteilungen zur Geschichte und Literatur aus der Geniza, 4 Fragmente einer alten Gebetsordnung (vgl. Jahrgang 67 Heft 1/3, 4/6 u. 10/12), eine wichtige Ergänzung zu Elbogen's Geschichte des jüd. Gottesdienstes. — Perles, Zur biblischen Fauna und Flora. Ein nachträglicher Beitrag zur Festnummer für J. Löw. — Rosenthal, Liturgisches. — *Ben-Jehuda, Thesaurus Totius Hebraitatis Bd. IV u. V (Krauß); *Gesenius, Hebr. u. Aram. Handwörterbuch, 16. Auflage (Mieses); *Jirku, Altorientalischer Kommentar zum A.T. (Heinemann); *Kaminka, רעיונות מרקום אברליוס אנטונינוס (Posner); *Staerk u. Leitzmann, Die jüdisch-deutschen Bibelübersetzungen (Gans); *Dubnow, Neuste Geschichte des jüdischen Volkes, 3. Bd. (Stern); *Theilhaber, Der Untergang der deutschen Juden, 2. Auflage (Cohn). — Bücher- und Zeitschriftenschau. W. Staerk.

Museum XXXII:

11—12 *P. L. Vaidya, Études sur Āryadeva et son Catuḥśataka (J. Rahder). — *Ch. F. Jean, Sumer et Akkad (C. van Gelderen).

XXXIII:

1 *Féghali-Cuny, Du genre grammatical en Sémitique (L. J. Palache). — *J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles (Brinkgreve). — *G. Ferrand, Instructions nautiques et routiers arabes et portugais des 15e et 16e siècles. I. (Ph. S. van Ronkel).

2 *B. Gemser, De beteeknis der persoonsnamen voor onze kennis van het leven en denken der oude Babyloniërs en Assyriërs (H. Th. Obbink). — *A. Moberg, The book of the Himyorites (A. J. Wensinck). — *H. Sköld, Lehnwörterstudien (A. Kluyver). — *H. M. Wiener, Early hebrew history and other studies (H. Oort). — *H. Frankfort, Studies in early pottery of the Near East I. (F. W. v. Bissing). — *G. Slater, The Dravidian element in Indian culture (W. Caland). — *B. Verhagen, De tragische maskers van Hellas (W. E. J. Kuiper).

3 *Roth, Whitney, Atharvavedasaṃhitā. 2. Aufl. von M. Lindenau (W. Caland). — *E. Meyer, Kleine Schriften II. (U. Ph. Boissevain). — *Sv. Ranulf, Der eleatische Satz vom Widerspruch (Brinkgreve). — *Gaudefroy-Demombynes, Le Pélérinage à la Mekka (C. Snouck Hurgronje).

4 *R. Dahms, Ilia and Achilleïs (M. Valeton). — *Weber-Rieß, Weltgeschichte in 3 Bänden (H. Brugmans). — *G. Contenau, La Glyptique Syro-Hittite (J. Six).

Die Musik XVIII:

2 85 H. Reich, Antike und moderne Mimusoper und operette und der Papyrusfund von Oxyrhynchos.

Nationaltidende 3. IX. 25 Aften:

Ditlef Nielsen, Vor Kulturs Oprindelse (Besprechung von The Cambridge ancient history I—II).

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 2 1925:

7 J. Keller, Nyikob ba me in Bali (Kamerun). — J. Sandegren, Der nationale, christliche Rat in Indien.

8 G. Kilpper, Die chinesischen Missionsschulen im Feuer der christenfeindlichen Bewegung.

9 Der Nationalrat der christlichen Kirchen in China.

10 Christliche Kirche und Rassenfragen. — G. Klipper, Ein neues Dokument a. d. Zeit der Nestorianermission in China? — Die äthiopische Propaganda.

11 St. Lehner, Zur Sprachenfrage. Einführung des Jabem in Markhamtal. — Opium.

12 Jul. Richter, Rasse und Mission. — P. Hannig, Gegenwartsfragen der deut. Mission. — Das Arbeiterproblem im Belgischen Kongostaat. — *J. Sandegren, Sydindiens rovarkaster och dens religiosa värld. — Inhaltsverz., Namen- und Sachregister d. Jahrgang II (1925).

Rivista di Antropologia XXVII 1925:
1—18 Giulio Farina, Su alcune leggende intorno alle invasioni semitiche nell' Egitto predinastico.

Sitzungsber. d. Bayerisch. Akad. d. Wiss. 1925, 6. Abh.:
W. Spiegelberg, Demotica I (1. Die Lesung des Titels „Vorlesepriester, Zauberer" i. d. demot. Texten. 2. Ein Protokollrest a. d. Zeit des Ptolemaios Philometor. 3. Ein demot. Tieromen [?]. 4. Der Schwur bei dem Stier. 5. Demotische Inschriften a. e. Sarkophage. 6. Ein demot. Schuldiktat [?]. 7. Ein demot. Vokabular. 8. Ein demot. Ausdruck für „alle". 9. dj r (ϯ ⲉ) „schlagen". 10. Die libysche Aphrodite. 11. Die Etymologie von ⲘⲚϢⲀ. 12. Šj-wr, eine Bezeichnung f. d. Nil. 13. Zu den demot. Formeln d. Mumienschilder. 14. Die demot. Inschr. einer Mumienbinde d. Münch. ägypt. Sammlung. 15. Ein demot. Ostrakon d. röm. Kaiserzeit a. ders. Slg. [m. Taf.]. 16. Eine demot. Fluchtafel aus Ḳûs. 17. Demot. Notizen a. einer Schreibpalette [m. Taf.]. 18. Ein demot. Eid aus Gebelên. 19. Demot. Inschr. einer Kindermumie).

Sitzungsber. Berlin. Akad. d. Wissensch. 1925, XVIII:
244—260 Ed. Meyer, Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung.

Völkerkunde, Beiträge zur Erkenntnis von Mensch und Kultur II 1926:
4/6 79—84 Paul Hambruch, Die Entstehung von Nan Matol im Staate Matolenim auf Ponape (Ost-Karolinen) (mit Übersetzung der einheimischen Legende).
85—90 Günther Roeder, Erziehung und Unterricht im alten Ägypten. — 90—103 F. E. A. Krause, Die Organisation der chinesischen Familie. — 113—120 Fr. W. v. Bissing, Zur Theorie der Anfänge der Skulptur, besonders in Ägypten. — 121—124 W. Wanger, Samen- und Felderweihe b. d. zulusprechenden Völkern. — 127—134 Fr. Pfister, Zur vergleichenden Religionswissenschaft II Primitive Religionen und religionslose Kulturen.

Ztschr. f. Ethnologie 1924:
5/6 176—179 Valentin Müller, Die Petroglyphen von Demir-Kapu (zu Luschans Aufsatz in ders. Ztschr. 1922, 177. ff. L.'s Ansetzung vor d. 3. oder 4. Jahrt. scheint nicht haltbar, da die dargestellten Pferde und Reiter die Bilder in den hethitischen Kulturkreis verweisen, Zeit 2. Jahrtausend). W.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Abou l-Hosein Abderrahim Ibn Mohammed Ibn Osman el-Khayyat: Le livre du Triomphe et de la Réfutation d'Ibn Er-Rawendi l'Hérétique. Texte Arabe, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique conservé dans la Bibliothèque Egyptienne du Caire, avec une introduction des notes et des index par H. S. Nyberg.

Bartholomae, Ch.: Zur Kenntnis der mitteliranischen Mundarten VI.

*Davies, N. d. G.: The Tomb of Huy, Viceroy of Nubia in the Reign of Tutʿankhamūn (Nr. 40). Copied in Line and Colour. With explanatory Text by A. H. Gardiner.

Delafosse, H.: Les Ecrits de Saint Paul II: La Première Épitre aux Corinthiens. Traduction nouvelle avec Introduction et Notes.

*Dutt, N. M.: The Baroda Library Hand-Book. With Introduction by Sir Manubhai Nandshankar Mehta. Fourth Edition with 15 Illustr. and Diagrams.

Engel, W.: Die Schicksalsidee im Altertum. Religionswiss. Untersuchung.

Gabriel-Rousseau: Le Mausolée des Princes Saʿdiens à Marrakech. Préface par Edmond Doutté. Texte arabe et Traduction des Inscriptions par Félix Arin. Text- u. Tafelband.

*Gaekwad's Oriental Series. Publ. under the authority of the Government of H. H. the Maharaja Gaekwad of Baroda. Bd. 1—13, 15—18, 21—24, 26 and Suppl. to the Mirat-I-Ahmedi.

Goldschmidt, L.: Der Babylonische Talmud mit Einschluß der vollst. Mišnah hrsg. nach der ersten zensurfreien Bombergschen Ausgabe (Venedig 1520—23). IV. Bd.: Jabmuth Kethuboth, Nedarim.

Grimme, H.: Die Lösung des Sinaischriftproblems. Die altthamudische Schrift. Mit einem Anhang Thamudische Parallelen zu den altsinaitischen Inschriften.

*Kokumin Nenju Gyoji. Das Jahr im Erleben des Volkes. Berecht. Übersetzung a. d. Japanischen von A. Barghoorn, E. Keyssner, H. van der Laan, G. Rudolf, E. Simonis.

The Hebrew University Jerusalem 1925—26.

Holborn, H.: Deutschland und die Türkei 1878—1890.

Homburger, L.: Le Groupe Sud-Ouest des Langues Bantoues.

Ibraim Rifaat Pascha Mirat ul Haramain. 2 Bde. (Arabisch).

Innsbrucker Jahrbuch für Völkerkunde und Sprachwissenschaft in Verb. mit W. Planert und W. Oehl hrsg. von Albert Drexel. I. Band 1926.

*Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1926. Unter redaktion. Leitg. von Hans Jaeger hrsg. von Gerhard Lüdtke. II. Jahrg.

*Meyer, J. J.: Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben. Das Arthaçastra des Kautilya. Aus d. Sanskrit übers. u. m. Einleitg. u. Anmerkungen versehen. Lief. II.

*Müller, F. W. K.: Eine soghdische Inschrift in Ladakh. Sonderabdr. a. d. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss.

*Otto, R.: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen u. s. Verhältnis z. Rationalen. 14., neu durchges. Aufl.

Pedersen, J.: Israel, its Life and Culture. I—II.

Praetorius, F.: Die Gedichte des Hosea. Metrische u. textkrit. Bemerkungen.

Schmidt, C., u. B. Moritz: Die Sinai-Expedition im Frühjahr 1914. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss.

*Spiegelberg, W.: Die Glaubwürdigkeit von Herodots Bericht über Ägypten im Lichte der ägyptischen Denkmäler.

Steuernagel, C.: Hebräische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Übungsstücken u. Wörterverzeichnis. 7., vielf. verb. Aufl.

*Strack, H., u. P. Billerbeck: Die Briefe des Neuen Testaments und die Offenbarung Johannis. Erläutert aus Talmud und Midrasch.

*Unger, E.: Sumerische und Akkadische Kunst.

With, K.: Chinesische Kleinbildnerei in Steatit.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).

XXIX 9 **OLZ** September 1926

Zur Deutung einiger archaischer Siegelbilder.

Von R. Heidenreich.

Unter der großen Menge der archaischen Siegelzylinder fällt eine geschlossene Gruppe besonders auf, sowohl durch ihre eigentümliche Technik, als auch durch die von den üblichen Motiven abweichenden, sich immer wiederholenden Darstellungen. Die Zylinder seien zunächst hier alle angeführt.

1. Weber, Altorient. Siegelbilder Nr. 426.
2. Catalogue de Clercq I, Pl. I, 5.
3. Louvre, Catalogue par L. Delaporte, Pl. 32, 2. (S. 448)
4. Louvre Pl. 32, 3. (S. 449)
5. Louvre Pl. 32, 4. (S. 450)
6. Louvre Pl. 32, 5. (S. 451)
7. Louvre Pl. 32, 6. (S. 452)
8. Louvre Pl. 69, 1. (A. 110)
9. Louvre Pl. 69, 2. (A. 111)
10. Louvre Pl. 69, 3. (A. 112)
11. Louvre Pl. 69, 4. (A. 113)
12. Morgan 134 Pl. XIX. (Ward)
13. Morgan 135 Pl. XIX.
14. Southesk Qe 1. Pl. X.
15. Southesk Qe 2. Pl. X.
16. Coll. Cugnin Pl. I, 5. (Legrain)
17. Brüssel 588 p. 91. (Speleers)
18. Hogarth, Hittite Seals Pl. II, 25.
19. Hogarth, Pl. II, 33.
20. Hogarth, Fig. 56, p. 55.
21. Hogarth, Fig. 59, p. 57.
22. Ward, The seal-cylinders of Western Asia Nr. 502
23. Ward Nr. 502a.
24. Ward Nr. 503

Ein weiteres sah ich im Museum van Oudheden zu Leiden[1], von einem anderen Stück, wahrscheinlich im Britischen Museum, befindet sich ein alter Abdruck in meinem Besitz. Die Gruppe ist in mehrfacher Hinsicht von großem Interesse. Fast alle Stücke haben eine leicht konkav geschwungene Außenwand. Sie beweisen, daß der Bohrer, oder wenigstens eine bohrende Technik schon in sehr alter Zeit in Gebrauch gewesen ist. Denn da das erstgenannte Stück (Weber 426) aus Farah stammt, kann es kaum viel nach 3000 entstanden sein[2]. Das Alter der bohrenden Technik ist auch nicht auffällig, wenn man bedenkt, daß der Bohrer ja schon zu der unbedingt notwendigen Längsdurchbohrung der Zylinder erforderlich war, die

1) Menant, Rapport, in Archives des Missions scientifiques et littéraires, III. série, Tom. V, p. 416, Nr. 6. Für die Erlaubnis zum Nehmen von Abdrücken bin ich Herrn van Wijngaarden zu Dank verpflichtet.

2) Vgl. Deimel, Liste der arch. Keilschriftzeichen S. 3 ff.; Unger Z. f. Ass. XXXIV, S. 198 f.; Deimel, Wirtschaftstexte a. Farah S. 1 ff.

alle aufgezählten Stücke außer Nr. 18 und 20 haben, die zur Klasse der sogenannten loop-bore seals gehören[1]. Aber auch diese sind am Henkel durchbohrt, damit sie an einer Schnur getragen werden konnten.

Eine Benützung des Schleifrädchens ist in dieser alten Zeit natürlich an keiner Stelle nachzuweisen.

Die Tatsache, daß bisher kein einziges gutes Stück der Gattung gefunden wurde, ist wohl daran schuld, daß noch keine richtige Deutung der Darstellungen dieser Zylinder gegeben worden ist. Und trotzdem ist diese ganz einfach. Menschliche Gestalten hocken nach orientalischer Art auf sehr niederen Sitzen und beschäftigen sich mit einem Gegenstand, der entweder vor ihnen aufgestellt ist, oder den sie mit erhobenen Armen halten. Bei einigen ist das lange Haupthaar angedeutet. Um ihre Tätigkeit zu erklären, müssen wir von zwei anderen Monumenten ausgehen. Zunächst von dem sicher sehr alten Siegelzylinder Louvre Pl. 69, 9 (A 117), dessen Bild Delaporte nicht richtig gedeutet hat. Eine Frau sitzt auf dem gleichen niederen Sitz wie die Figuren der oben genannten Zylinder und hält in der Hand nichts anderes als eine Spindel, während ihr ein Diener eine weitere Spindel und ein Gefäß, wohl voll Wasser zum Benetzen der Finger, bringt. Links sitzt auf der Erde eine Dienerin, welche die Wolle vorbereitet, während vor ihr keine Gefäße, sondern weitere Spindeln stehen oder liegen. Daß wir diesen Vorgang richtig erkannt haben, beweist das längst bekannte Relief einer Spinnerin (Dél. en Perse I, Pl. 11; Meißner, Babylonien und Assyrien I. Taf. Abb. 121). Die spinnende Frau des Reliefs ist ohne Zweifel eine vornehme Dame, der ein Diener mit seinem Fächer Kühlung verschafft.

Das breite, doppeltürige Portal auf dem archaischen Zylinder wird kaum bedeuten, daß die spinnende Frau sich in ihrem Hause befindet, zumal wir derartige Andeutungen der Örtlichkeit in dieser alten Zeit sonst nicht kennen. Es muß das große Tor eines Tempels[2] sein,

1) s. Hogarth a. a. O. S. 54.

2) Die Tatsache, daß man ein Tor gewissermaßen als Abbreviatur für einen Tempel benützt, kann bei der großen Bedeutung des Tores für den vorderasiatischen Tempel nicht weiter auffallen. (Vgl. L. Curtius, Antike Kunst I, S. 234.) Der gleiche Vorgang ist auch aus

das eben nur andeutet, daß die spinnende Frau in irgendeiner Beziehung zu diesem Tempel steht. Es ist nun in der Tat überliefert, daß die Tempelverwaltungen Spinnerinnen beschäftigten (siehe Meißner a. a. O. I. S. 254, dort Zitate), und solche müssen auch die anderen Frauen auf den Zylindern darstellen, zumal sie in größerer Anzahl beieinander sitzen. Es hindert uns nichts, anzunehmen, daß wir hier die Siegel dieser Damen vor uns haben. Die Zylinder sind aber noch in anderer Hinsicht von Interesse. Charakteristisch ist bei den älteren Stücken die Reihung der Figuren, die allmählich in eine antithetische Anordnung übergeht.

Die Bohrarbeit unterscheidet sich von der später im Assyrischen üblichen durch ihre Grobheit. Die gebohrten Löcher werden anfangs durch Herausschaben des Zwischenstückes miteinander verbunden, später tritt eine Auflösung der ganzen Figur in gebohrte Punkte ein, und einige Zylinder zeigen den völligen Verfall des Motives, das den Steinschneidern kaum noch klar gewesen sein kann (Louvre Pl. 16, 20 u. 23, S. 82 u. S. 90), da die Figuren ganz zu einem rein dekorativen Kreis- oder Punktmuster geworden sind.

Das Material der Gruppe ist sehr wenig einheitlich, es werden Marmor, Kalkspat, Porphyr, Jaspis, Steatit, einmal sogar gebrannter Ton genannt, doch sind, wie in der archaischen Zeit überhaupt, Marmorarten verschiedener Tönung vorherrschend.

Ägypten bekannt, so auf der Stele des Königs Zoser (Schäfer, Von ägypt. Kunst, Taf. 5).

Besprechungen.

Tafrali, Prof. Dr. O.: **Le trésor byzantin et roumain du monastère de Poutna.** I. Texte (X, 87 S.). II. Atlas (60 Taf.). 4°. Paris: Paul Geuthner 1925. Fr. 150—. Bespr. von Georg **Stuhlfauth**, Berlin.

Das früher österreichische, jetzt rumänische Kloster Putna, 627 m in herrlichster Karpatenlandschaft (Bukowina) gelegen, von Stephan d. Gr. (1457—1504) gegründet und von dem Architekten Theodoros 1466—1470 erbaut, ist das Ziel zahlreicher Besucher nicht bloß wegen der strahlenden Natur, die es umgibt, sondern vor allem auch wegen seines großen und kostbaren Kirchenschatzes, den es zum guten Teil den fürstlichen Zuwendungen seines Stifters verdankt. Dieser Schatz konnte wie durch ein Wunder aus den wiederholten schweren und schwersten Heimsuchungen des Klosters bis auf die Gegenwart gerettet werden. Er umfaßt Gegenstände verschiedenster Art; sein Hauptwert aber besteht in einer wundervollen, nur einmal so in der Welt vorkommenden Sammlung byzantinischer und moldavischer kirchlicher Wirkereien und Gewebe, die zu den schönsten und interessantesten gehören, die man kennt. Die meisten der Stoffe, aber auch der sonstigen Stücke sind datiert (in der byzantinischen Weltära, die mit dem 1. September 5509 v. Chr. beginnt). Weniges geht über das 15. Jahrh. zurück; im allgemeinen gehören die Dinge dem 15.—18. Jahrh. an. Innerhalb dieser Periode bietet der Kirchenschatz von Putna der byzantinischen Kunstgeschichte und der byzantinischen Ikonographie sowie der Forschung hinsichtlich der byzantinischen Priestergewandung ein ausgezeichnetes Material.

Tafrali hatte den Vorzug, die Schränke des Klosters bis in die verborgensten Tiefen mit dem Ergebnis mancher Neufunde durchsuchen und ihren Inhalt aufs genaueste studieren zu dürfen. Er hatte aber überdies das Vorrecht, als erster die einzelnen Gegenstände photographieren zu können. So entstand sein schönes Katalog- und Abbildungswerk, dessen einer Band den einleitenden und beschreibenden Text und dessen anderer Band in einer Mappe auf 60 vortrefflichen Lichtdrucktafeln zu 50 der 124 Katalognummern Abbildungen (Ganz- und Detailaufnahmen, alle in Schwarz-weiß) enthält. Schade nur, daß nicht wenigstens von den Stoffen einige Farbentafeln gegeben sind! Der Katalog verzeichnet und beschreibt Nr. 1—20 Kreuze, Nr. 21—28 Ikonen, Nr. 29—62 Liturgische Gegenstände (Weihrauchfässer, Fächer, Kelche, slavische Evangeliarien mit Silberdeckeln [Nr. 56: 13. Jahrh.] u. a.), Nr. 63 „Bahut“ (d. i. einen Zypressensarg des 14. Jahrh. mit Flachreliefs: Passionsszenen u. a.), Nr. 64—121 Stoffe, Nr. 122—124 Reliquien bzw. deren Behälter. Eine kunstgeschichtliche Auswertung der Denkmäler ist von T. nicht unternommen. Eine große Unbequemlichkeit ist es, daß er versäumt hat, zu den Katalognummern jeweils die Tafel bzw. Tafeln anzugeben, auf welchen die etwaige Abbildung zu finden ist; nicht einmal ein Gesamtverzeichnis gibt hier die notwendige Hilfe; man muß es also selbst anfertigen, da es um so unentbehrlicher ist, weil mit der Reihenfolge der Katalognummern die Reihenfolge der Abbildungen und Tafeln nicht parallel fortschreitet. Doch ist dem Katalog eine erschöpfende Bibliographie angefügt, die ihrerseits das reiche wissenschaftliche und kulturelle Interesse bezeugt, welches dem Kloster nach den verschiedensten Seiten hin namentlich seit der Mitte des 19. Jahrh. zugewendet worden ist.

Wach, Joachim: **Meister und Jünger.** Zwei religionssoziologische Betrachtungen. Leipzig: Ed. Pfeiffer 1925. (76 S.) 8°. Rm. 3.—; geb. 4.— Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Wach, dessen „Religionswissenschaft" erst neulich (Jahrg. 1925 Sp. 836f.) hier angezeigt wurde, gibt in der vorliegenden Broschüre ein Beispiel der von ihm dort empfohlenen „formalen Religionssystematik". Er schildert in einer ersten Betrachtung, die schon in der „Freideutschen Jugend" 1922 erschienen war, den Unterschied von Meister und Lehrer, Jünger und Schüler und veranschaulicht in einer zweiten je den ersten dieser Begriffe namentlich an Jesus und Buddha, bzw. ihren Jüngern. Dabei wird freilich die Stellung beider zum Opfer oder zu den Frauen zu sehr einander angenähert und das Verhältnis Jesu zu seinen Jüngern gelegentlich nach dem Johannesevangelium dargestellt, das doch auch jenes im Lichte seiner besonderen Christologie auffaßt. Aber im übrigen ist die Herausarbeitung jener idealtypischen Begriffe ungemein lehrreich und dankenswert. Den Schluß bilden sehr ausführliche Anmerkungen und Literaturnachweise, die die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers auch auf andern als den berührten Gebieten beweisen. Befremdend wirkt nur die prinziplose Verwendung der Antiqua in dem sonst in Fraktur gedruckten Heft.

Studia Orientalia edidit Societas Orientalis Fennica I. Commentationes in honorem Knut Tallqvist. Helsingforsiae 1925. (396 S.) gr. 8°. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Eine recht bunte Sammlung von Aufsätzen aus verschiedenen Gebieten der Orientalistik und darüber hinaus ist es, die hier dem verdienten finnischen Assyriologen zu seinem 60. Geburtstage von Freunden und Schülern dargebracht wird; eine Besprechung kann daher nur sehr summarisch erfolgen.

Dem Hauptarbeitsgebiete des Gefeierten, der Assyriologie, ist etwa ein Drittel aller Untersuchungen gewidmet:

Gadd, On Two Babylonian Kings (S. 25—31) berichtet von einem bisher unbekannten sumerischen Könige A-anni-padda von Ur (Sohn des bisher halbmythischen Mes-anni-padda), von dem die britisch-amerikanischen Ausgrabungen in Ur 1923/4 eine Weihinschrift zutage gefördert haben; auf einer anderen Inschrift desselben Fundes nennt sich Rammān-apal-idinnam (2. Dynastie von Isin), dessen Herkunft bisher strittig war, Sohn des ^{d}NIN.ŠER-ukīn. — Holma, Die assyrischen Vogelnamen des Omentextes K. 3557 (S. 69—71). — Langdon, Assyriological Comments on Some Difficult Passages (S. 97—101) bringt u. a. eine neue Hypothese zu der bekannten aramäischen Transkription אנושת des Gottesnamens *Ninurta* und möchte *Anūššat* lesen (= *An-aš-šat* Bezeichnung des Ninurta Reisner, Hymnen S. 144, 19). — Meißner, Zu Maqlū III 170—173 (S. 114—115). — Poebel, *Sipa*(*d*) „Hirte" im Sumerischen (S. 116—124) erweist *sipa*(*d*) als Lesung des sumerischen Wortes für „Hirte", das bisher meist *sib* gelesen wurde. — Schott, Verkappte Sätzevergleiche im Akkadischen (S. 253—258) bringt Belege dafür, daß das Akkadische für Vergleiche, die wir mit *wie wenn, als ob* einführen, *kīma* mit einer Infinitivform verwendet. — O. Schroeder, Über einige Keilschrifttexte aus Assur (S. 259—267) gibt Bemerkungen zu KAV 154 und 102 und teilt zwei unveröffentlichte Geschäftsurkunden mit. — Weidner, Ein astrologischer Kommentar aus Uruk (S. 347—358) bespricht VAT 7850 + AO 6486, das ein Kommentar zur 52. Tafel der Serie Enuma Anu Enlil ist. — Weißbach, Zur neubabylonischen Chronologie (S. 359—369) nimmt Stellung zum letzterschienenen Hefte von Kugler, Sternkunde und Sterndienst in Babel.

Das neue Zweiggebiet der Hethitologie ist vertreten durch Ehelolf, Ein einheimischer und ein entlehnter Huldigungsterminus im Hethitischen (S. 9—13); er setzt das hethitische Verbum *ḫaliia-* mit akk. *kamāsu* „niederknien" gleich und leitet das Nomen *uškiškattallaš* als „Verehrer" von akkadisch *uškēn* ab.

Jensen, Der Königssohn beim Teufel (ein finnisches Märchen babylonischer Herkunft) (S. 83—96) gibt einen neuen Beitrag zu dem Thema „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur"; er behandelt eine finnische Parallele zur Jason- und Jakob-Sage.

Ins alttestamentliche Gebiet spielt hinüber Puukko, Die altassyrischen und hethitischen Gesetze und das Alte Testament (S. 125—166).

Ganz der alttestamentlichen Forschung gehören folgende Untersuchungen an: Gyllenberg, Gott, der Vater, im AT und in der Predigt Jesu (S. 51—60) behandelt den Gebrauch der Bezeichnung Gottes als Vater, die uns aus der Predigt Jesu besonders vertraut ist, im AT. — Hjelt, Die Bedeutung des *'āwen* im AT (S. 61—68) bietet eine lexikalische Studie zu hebr. אָוֶן. — Itkonen, Edom und Moab in den Psalmen (S. 78—82) will an ein paar schwierigen Stellen in Pss. 12 und 36 unter Vornahme textkritischer Änderungen Erwähnungen der Edomiter und des Königs Meša von Moab finden. — Saarisalo, Gedanken

über die Stelle von Benjamins Mispa (S. 238—241).

Über das Alte Testament hinaus greift Gulin, Die Nachfolge Gottes (S. 34—50), der den alttestamentlichen Ausdruck הָלַךְ אַחֲרֵי אֱלֹהִים „hinter Gott hergehen" mit entsprechenden Wendungen in Babylonien, Griechenland und dem Neuen Testament vergleicht.

Zwei Arbeiten behandeln altchristliche Themata: Lindblom, Altchristliche Kreuzessymbolik (S. 102—113) und Rein, Die mythologischen Anspielungen in den Acta disputationis Acacii (S. 176—193).

Religionswissenschaftlicher Art ist Holmberg, Der Todesengel (S. 72—77), der sich mit den Anschauungen einiger Völker Rußlands vom Tode beschäftigt.

Dazu kommen ein paar einzelnstehende Aufsätze aus verschiedenen Zweigen der Orientalistik: Der Ägyptologe Ranke, Eine Bemerkung zur „Narmer"-Palette (S. 167—175) beseitigt einen jahrzehntealten Irrtum hinsichtlich einer bilderschriftlichen Darstellung des uralten Königs Narmer (=Menes?)[1]: Die sechs angeblichen Lotosstengel, die man bisher als „6000 besiegte Feinde" gedeutet hat, sind vielmehr Papyrusstengel und bezeichnen das besiegte Unterägypten, dessen Hieroglyphe später mit drei Papyrusstengeln geschrieben wird.

Dem Tocharischen gewidmet ist die Arbeit von Reuter, Bemerkungen über die neuen Lautzeichen im Tocharischen (S. 194—237). Der Verfasser setzt darin seine in der „Festskrift tillägnad Hugo Pipping" (1924), S. 452—461 begonnenen Studien zur tocharischen Lautlehre fort und sucht den Lautwert einer Reihe von Schriftzeichen zu bestimmen.

Gustav Schmidt, Zum Konjugationssystem des Abchasischen (S. 242—252) führt uns in das noch wenig bearbeitete Gebiet der nordkaukasischen Sprachen.

Das von A. M. Tallgren behandelte prähistorische Thema The Copper Idols from Galich and Their Relatives (S. 312—341) muß auch den Altorientalisten interessieren. Vorgeschichtliche Kupferidole aus Galič (Nordrußland) zeigen auffallende Ähnlichkeit mit hethitischen Götterbildern, so daß die Annahme eines südlichen Einflusses auf jene vorgeschichtliche nordrussische Kunst nahe liegt. In denselben Kreis gehören auch die etwas jüngeren Funde aus Kazbek im Kaukasus.

Religions- und wirtschaftsgeschichtliche Einflüsse des Orients auf das Rom der späteren Kaiserzeit erörtert Flinck, Eine neue mithrische Inschrift aus Ostia (S. 14—25), das arabische Vorbild eines altspanischen astronomischen Werkes O. J. Tallgren, Sur l'Astronomie espagnole d'Alphonse X et son modèle arabe (S. 342—346).

Endlich gibt Stenij eine Übersicht über Die orientalischen Studien in Finnland während des ersten Halbjahrhunderts der Universität zu Helsingfors 1828—75 (S. 271—311).

Lebhaftes Interesse herrscht in Finnland naturgemäß für die finnisch-ugrischen und verwandten Sprachen, die wir nicht eigentlich zu den orientalischen Sprachen zu rechnen pflegen. Dieser Forschungszweig ist in der Festschrift durch drei Aufsätze vertreten: Donner, Über soghdisch *nōm* „Gesetz" und samojedisch *nom* „Himmel, Gott" (S. 1—8) hält samojedisch *nom* „Himmel, Gott" für Entlehnung aus soghdisch *nōm* „Gesetz"[1] durch Vermittelung von uigurisch *nom* „Gesetz, heiliges Buch". — Setälä, Ein urindoeuropäisches Wort im Finnisch-ugrischen (S. 268—270) denkt für tscheremissisch *pundaš* „Boden" und Verwandte an Entlehnung aus der indogermanischen Ursprache (vgl. lat. *fundus* „Grund" usw.). — Wichmann, Tscher. *tà·βar* „Axt" (S. 370—371) spricht sich für Entlehnung dieses Wortes aus dem Iranischen aus.

Zum Schluß behandelt Sirelius, Die Vogel- und Pferdemotive der karelischen und ingermanländischen Broderien (S. 372—388) die Entlehnung von Stickereimotiven in den genannten russischen Provinzen aus dem Kulturkreis des Mittelmeeres.

Die Festschrift mutet äußerlich fast an, als sei sie für einen deutschen Gelehrten bestimmt; deutsche Forscher sind daran in nicht viel geringerer Zahl als die Nordländer beteiligt, und die deutsche Sprache ist auch bei den nordischen Gelehrten die fast allein herrschende. So kann die Schrift zugleich als ein Symbol der deutsch-finnischen Freundschaft gelten.

Erman, Adolf: Die ägyptischen Schülerhandschriften. Einzelausgabe a. d. Abhdlgn. d. Pr. Ak. d. Wissensch. Jahrg. 1925. Phil.-Hist. Kl. No. 2. Berlin: In Komm. W. de Gruyter & Co. 1925. (32 S.) 4°. Rm. 3.50. Bespr. von H. O. Lange, Kopenhagen.

Es ist lebhaft zu begrüßen, daß der Verfasser sich vorgenommen hat, diese ganze Klasse von hieratischen Handschriften zu behandeln. Er war vor anderen dazu berufen, denn keiner hat sich eingehender und mit größerer Ausbeute mit diesen Handschriften beschäftigt. Dies

1) Für Nichtägyptologen wohl am bequemsten zugänglich (mit der bisherigen Erklärung) bei Erman, Die Hieroglyphen (Sammlung Göschen Nr. 608), S. 14.

1) Das soghdische Wort ist seinerseits aus griech. νόμος entlehnt.



bezeugt eine Reihe von Schriften von der Neuägyptischen Grammatik ab bis zu der Ausgabe von Papyrus Lansing.

In dieser Abhandlung dreht es sich um die Äußerlichkeiten und den Zweck dieser Handschriften. Es wird überzeugend dargelegt, wie sie entstanden sind, wie das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler war, aus welchen Quellen die Texte geschöpft sind; dazu kommt im Anhang eine sehr nützliche Übersicht des Inhalts der Briefsammlungen.

Dabei kommt allerlei neues heraus, z. B. die neue Teilung der Anastasi-Papyri. Der Verf. wünscht, daß irgendeiner die Äußerlichkeiten der größeren hieratischen Papyri einmal genau in bezug auf Klebungen, Rückseiten usw. untersuchen wollte; er selbst hat nur nach den Publikationen arbeiten können. Die Zuteilung einzelner Handschriften zu bestimmten lokalen Verwaltungen ist interessant und wertvoll. Die ganze Untersuchung ist, wie bei dem Altmeister der Ägyptologie immer, mit methodischer Klarheit durchgeführt, und er hat sich dadurch aufs neue die Dankbarkeit aller Fachgenossen erworben.

Capart, Jean: **Thèbes.** La Gloire d'un grand Passé. Avec la collaboration de Marcelle Werbrouck. Brüssel: Vromant & Co. 1925. (362 S.) 4° = Fondation égyptologique Reine Élisabeth. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Für die wissensdurstigen und begeisterungsfähigen Ägyptenreisenden aller Kulturstaaten gibt es von Fachleuten geschriebene Bücher, die auf die Sehenswürdigkeiten vorbereiten oder das Gesehene festhalten und vertiefen sollen. Die Ägyptenfreunde französischer Zunge haben in dem anzuzeigenden Prachtwerk ein solches Erinnerungsgeschenk erhalten, elegant geschrieben und verschwenderisch ausgestattet. Ruhm und Schönheit des hunderttorigen Theben, seiner Tempel und Gräber, werden von einem berufenen Kenner verkündet. Wissenschaftliche Neuigkeiten, die einer Würdigung in unsrer Fachzeitschrift wert wären, sind von einem solchen Buche weder zu verlangen, noch zu erwarten. Wegen seiner zahlreichen und guten Abbildungen ist das Buch aber auch für den Fachmann von bleibendem Werte.

Heichelheim, Fritz: **Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich.** Leipzig: Dieterich 1925. (VI, 109 S.) gr. 8° = Klio, Beiträge zur alten Geschichte, hrsg. v. C. F. Lehmann-Haupt u. E. Kornemann, 18. Beiheft. (N. F. V.) Rm. 7.50. Bespr. von Walter Otto, München.

Trotz der vielen Arbeiten, welche Probleme des Hellenismus behandeln, ist eins der wichtigsten, die Geschichte der griechischen Kolonisation in dieser Zeit, der dritten großen Wanderung, bei der Griechen in die weite Welt hinausgeführt worden sind, bisher im Zusammenhang noch nicht behandelt worden. Die kleine Schrift von Heichelheim stellt einen willkommenen Beitrag zu dieser wichtigen Frage dar; gehört doch die weit überwiegende Menge der uns bisher bekannt gewordenen auswärtigen Bevölkerung des Ptolemäerreiches der griechischen Nationalität an, zu der alle Gegenden, in der Griechen wohnten, ihre Vertreter gestellt haben. Bisher kennen wir allerdings nur etwas über 1000 Hellenen aus dem ptolemäischen Ägypten mit Namen; wenn wir aber bei Bewertung dieser Zahl die Zufälligkeit des Fundmaterials und auch seine verhältnismäßige Geringfügigkeit und zwar gerade an Orten, wo wir besonders viele Hellenen erwarten müssen, wie etwa in Alexandrien, Naukratis und Ptolemais, in Betracht ziehen, so geben uns auch diese wenigen Namen einen guten Begriff von der riesigen Bedeutung und Ausdehnung der letzten großen griechischen Kolonisation. Die ausländische Bevölkerung des Ptolemäerreiches, in der neben Griechen ebenso Iranier wie Kleinasiaten und Semiten, nichtägyptische Afrikaner nicht minder als nichtgriechische Europäer in nicht unbeträchtlicher Anzahl, zu vielen Hunderten, vertreten sind, zeigt uns aber auch, daß die Zeit des Hellenismus nicht allein eine griechische Wanderung gebracht, sondern daß damals der Drang in die Ferne auch die anderen Völker der Mittelmeerwelt ergriffen hat, auch dies ein Zeichen der Einheit, die sich in ihr in hellenistischer Zeit herausgebildet hatte. Zusammenstellungen, wie sie Heichelheim bietet, sind natürlich zu raschem Veralten verurteilt; es sei hier nur daran erinnert, daß ein einziger kürzlich veröffentlichter Berliner griechischer Papyrus uns mit zehn bisher nicht bekannten Fremden in Ägypten für die Zeit des 2. Jahrhunderts v. Chr. bekannt gemacht hat, darunter mit Leuten aus Karthago, Massilia, Elea, Thessalonike, Sparta und anderen, also einer recht internationalen Gesellschaft (Wilcken, ÄZ LX S. 86 ff.).

Heichelheim bietet übrigens nicht nur die Namenlisten, sondern er versucht auch die räumliche Verteilung der Fremden und durch Feststellung ihres Berufes auch den Einfluß, den sie auf den ptolemäischen Staat und die Kultur der Zeit ausgeübt haben, klarzulegen. Zur Vorsicht mahnt er allerdings und mit gutem Recht, gegenüber allen Versuchen, gerade auf Grund der überlieferten Heimatsbezeichnungen den geistigen und wirtschaftlichen Einfluß, den einzelne griechische Gemeinden auf Ägypten ausgeübt haben, schon jetzt näher umgrenzen

zu wollen. Doch ließe sich immerhin wohl jetzt schon mehr für mancherlei grundsätzliche Fragen aus dem Material herausholen, als dies bei Heichelheim der Fall ist; es rächt sich hier die wenig glückliche Anlage des Buches, das eine wirkliche Prosopographie der einzelnen Persönlichkeiten, d. h. die unbedingt nötige Grundlage jeder derartigen Forschung[1], leider nicht bietet.

Näher befaßt der Verfasser sich mit der schwierigen Frage der staatsrechtlichen Stellung der verschiedenen Ausländergruppen, einer Frage, die schon vor längerer Zeit zum erstenmal Schubart, Klio X, S. 62 ff. angeschnitten hat, die seitdem schon des öfteren wieder aufgegriffen, die aber auch durch Heichelheim noch nicht endgültig geklärt worden ist. Man sollte in Zukunft versuchen, sich die staatsrechtlichen Probleme, die hier das Ptolemäerreich bietet, durch Parallelen aus der mittelalterlichen Geschichte, aber auch gerade aus der neuesten Zeit klarzumachen, wo ja die sog. nationalen Minderheiten die Bildung öffentlich-rechtlicher Körperschaften, territorial oder personell organisiert, erstreben, die die enge Verbindung unter sich, die Wahrung aller ihnen speziell am Herzen liegenden Belange gewährleisten. Wenn also die Frage als Ganzes und im einzelnen noch weiterer Untersuchung bedarf, die hier wegen Raummangels leider nicht geleistet werden kann, so hat es doch Heichelheim recht wahrscheinlich gemacht, daß in der späteren Zeit — er sieht in der Zeit um 150 v. Chr. den Wendepunkt — die uns begegnenden Heimatsbezeichnungen zumeist nur noch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse der auswärtigen Bevölkerung bezeichnen, so daß bei ihren Trägern nicht mehr ohne weiteres auf das ehemalige Bürgerrecht in einem Staate, das Heimatsrecht in irgendeinem ausländischen Gebiete geschlossen werden darf. Man konnte eben damals Bezeichnungen wie etwa Κρής, Μακεδών, Μυσός, Πέρσης ohne jede Mitwirkung der betreffenden Heimatsbehörden von den ptolemäischen zuerteilt erhalten. Somit sind natürlich für die Spätzeit ethnische Schlüsse über die ausländische Bevölkerung allein auf Grund der Heimatsbezeichnung in sehr vielen Fällen nicht mehr am Platze. Die von Heichelheim vermutete Umorganisation der auswärtigen Bevölkerung um 150 v. Chr. ist nach ihm aus militärischen Gründen vorgenommen worden.

1) Die Namenlisten können natürlich eine solche nicht ersetzen.

---

1. **Meißner,** Prof. Dr. Bruno: **Die Kultur Babyloniens und Assyriens.** Leipzig: Quelle & Meyer 1925. (IV, 24 Bilder- u. 108 Text-S.) kl. 8° = Wissenschaft u. Bildung, 207. Rm. 1.60.

2. **Landersdorfer,** Abt Simon: **Die Kultur der Babylonier und Assyrer.** 2., neubearb. Aufl. Mit 32 Tafelb. u. 1 Karte. München: Kösel & Pustet 1925. (IX, 242 Text- u. 18 Bilder-S., 1 Karte.) kl. 8° = Sammlung Kösel, 61. Rm. 4—. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin-Lichterfelde.

Zwei für einen weiteren Kreis bestimmte, gemeinverständlich gehaltene Darstellungen der Kultur Babyloniens und Assyriens. — Meißner, dem wir bereits ein umfassendes zweibändiges Werk „Babylonien und Assyrien" (Heidelberg, Winter, 1920 und 1925) verdanken, gibt hier nicht etwa nur einen Auszug aus seinem großen Werke, sondern hat sich bemüht, „alles dem neuesten Stande der Wissenschaft anzupassen". Daher wird das schmucke blaue Bändchen auch den Besitzern des Hauptwerkes willkommen sein. — Landersdorfer druckt im wesentlichen den Text der 1913 erschienenen 1. Aufl. erneut ab, jedoch nicht ohne in Einzelheiten zu ergänzen. Die Leser werden es dankbar begrüßen, daß beiden Arbeiten ein Register und ein Bilderanhang beigegeben ist, bei L. ersetzt der letztere in erfreulicher Weise die unbefriedigenden Strichzeichnungen der 1. Aufl. Schlecht weggekommen ist in beiden Fällen die Kartenbeigabe; bei dem verfügbaren Normalraum ist sie zu klein, um deutlich zu sein. Für die gewiß in absehbarer Zeit nötig werdenden Neuauflagen wäre ein Kartenblatt doppelten Ausmaßes vielleicht erreichbar?, bei L. müßte die Liste der Namen der Ruinenorte eine Ausbesserung erfahren.

Durch Wort und Bild werden die beiden Bändchen hoffentlich vielen Interesse zu weiterer Beschäftigung mit assyriologischer Literatur erwecken und somit an ihrem Teile dazu mithelfen können, daß die Ergebnisse der assyriologischen Arbeit allgemeiner bekannt werden.

Rosenberg, J.: **Assyrische Sprachlehre und Keilschriftkunde** für das Selbststudium. Grammatik, Syllabar, Chrestomathie u. Vokabular a. Grundl. d. assyr. Keilschriftzeichen f. einf. Silben methodisch u. leichtfaßlich bearb. Zweite, unver. Aufl. Wien: A. Hartleben, o. J. (VIII, 180 S.) 8° = A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde 66. Rm. 2—. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin-Lichterfelde.

Daß eine assyrische Sprachlehre, die vor 25 Jahren in erster Auflage erschien, jetzt ohne andere Veränderungen als die Korrektur einiger bereits damals angemerkter Druckfehler in „2., unveränderter Auflage" herauskommen konnte, erregt von vornherein Befremden; denn man kann nicht ungestraft ein volles Vierteljahrhundert assyriologischer Forschung als nicht vorhanden übergehen. Die Folgen merkt man

bereits bei oberflächlicher Durchsicht etwa von Syllabar oder Vokabular: falsche Lesungen und schiefe oder falsche Übersetzungen, die normalerweise längst vergessen sein sollten. — Ob es in einem zum Selbstunterricht bestimmten Elementarbuch wirklich am Platze ist, bis auf eine Umschriftprobe (S. 60 ff.) ängstlich die Umschrift zu meiden und dafür in weitestem Umfange vom Transponieren in einfache assyrische Silbenzeichen Gebrauch zu machen, soll dahingestellt bleiben. Nur darf man wohl erwarten, daß die Transposition einwandfreie Wortbilder herstellt! Statt dessen finden sich hier mancherlei unassyrische, seltene, fehlerhafte, ja unmögliche Schreibungen, so daß der nach diesem Buch Lernende oft in Gefahr kommt, sich gerade das einzuprägen, was allenfalls ausnahmsweise in den Urkunden auch einmal vorkommen mag. Das ablehnende Urteil, das Peiser in dieser Zeitschrift über die 1. Auflage abgab (s. OLZ 1900, Sp. 336 f.), gilt ebenso für die vorliegende 2., die ohne gründliche Um- und Überarbeitung nicht hätte erscheinen dürfen.

Driver, G. R., M. A.: Letters of the First Babylonian Dynasty. Oxford: University Press 1924. (XV. 87 S. u. 31 S. Autogr.) 4° = Oxford Editions of Cuneiform Texts. The H. Weld-Blundell Collection Vol. III. 15 sh. Bespr. von A. Walther, Berlin.

Diese Ausgabe bietet aus der im Ashmolean Museum befindlichen Sammlung H. Weld-Blundell 87 altbabylonische Verwaltungs- (auch andere) Briefe in Keilschrift, dazu die meisten in Umschrift und Übersetzung; ferner Umschrift und Übersetzung des größern Teils der Early Babylonian Letters from Larsa, die Lutz im 2. Bande der Babylonischen Texte der Yale Oriental Series 1917 veröffentlicht hat. Ein kurzes Verzeichnis ausgewählter Wörter und Namen verwertet außer diesen beiden Textausgaben, Driver und Lutz, noch Thureau-Dangins 1924 als Band VII der Textes cunéiformes aus dem Louvre herausgegebene und in der RA XXI (La correspondance de Ḫammurapi avec Šamaš-ḫâṣir; auch als Sonderabdruck) behandelte Lettres de Ḫammurapi à Šamaš-ḫâṣir.

Die Oxforder Tafeln sind zur großen Hälfte nach Larsa an Šamaš-ḫāzir (allein oder z. B. an ihn und Marduk-nāṣir, an ihn, Sin-mušallim und ihre Genossen) gerichtete Briefe des Königs Ḫammurabi (aus Sippar oder Babylon) und des Beamten Awīl-Ninurta (vielleicht aus Babylon). Von andern Personen sei nur noch der aus Kings Ausgabe bekannte Sin-idinnam erwähnt; er begegnet uns einigemal als Briefschreiber, Empfänger oder als Beamter, der sich früher mit den vorliegenden Fällen befaßt hatte.

Die Gegenstände der Briefe (Verwaltung und Rechtsentscheidung; beides berührt sich oft im Lehnswesen) sind die aus den früheren Königsbriefen bekannten. Th.-D. gibt in der Einleitung seiner Correspondance usw. einen Überblick über die Verwaltungs- und Wirtschaftsverhältnisse.

Driver hat gegen Lutz, der auch einige Texte behandelt hatte, viel verbessert. Aber so willkommen Drivers Bearbeitung auch in der vorliegenden Gestalt ist, so stört doch überall ein Mangel an Sorgfalt, der augenscheinlich auch öfter auf den Keilschrifttext selbst übergreift. Vielfach (auffällig z. B. bei den Flächenmaßen) wechselt Drivers Erklärung. Neben den Ergebnissen der neueren Forschung stehen veraltete und willkürliche Auffassungen, und oft fehlt der Sinn für das grammatisch und literarisch Mögliche. Beispiele: *ir-ri-is-su-nu* (oder *zu** statt Drivers *su*) (they) have indeed raised (Dr. 17, 18), *-nu* als emphatische Partikel, statt „ihren Bauer" = *itti errēšišunu* (16, 24) „von ihrem Bauer"; *ḫiblētūa ... im-ti-id* (Dr. 59, 9 f.) Einzahl trotz der richtigen Keilschriftwidergabe mit *-da*; *ušparrizanni* (Dr. 67, 24) statt der schon orthographisch näher liegenden Lesung *uštamriṣanni*; *ulammidaninni* (Dr. 79, 5) statt *ulammiduninni*; *Šamaš liballiṭaka* (L. 26 u. ö.) statt *liballiṭka*; *Inbi-ilišu* = „der Mondgott (ist) sein Gott" (L. 40, 1), während doch *ilišu* fast durchweg Genitiv ist; *bāru* und *barū* verwechselt (S. 75) usw. Für die Auffassung des ganzen Zusammenhangs siehe z. B., wie Driver seine Nr. 40 übersetzt, indem er die Einsicht der im Archiv liegenden Urkunde noch zur Rede des Beschwerdeführenden zieht, oder die Bestreitung der (selbst aus Drivers fehlerhafter Lesung erkennbaren) Briefeigenschaft von Lutz 145. Daß aus Briefen wie dieser zuletzt genannte viel mehr herausgeholt werden kann, als Driver getan hat, wiegt schwerer als die einzelnen Ungenauigkeiten. Aber auch diese hindern öfter das Verständnis und bleiben hoffentlich in Drivers nächster Veröffentlichung weg.

Langdon, S., M. A.: Excavations at Kish. The Herbert Weld (for the University of Oxford) and Field Museum of Natural History (Chicago). Expedition to Mesopotamia. Vol. I. 1923—1924. With 50 Plates. Paris: Paul Geuthner 1924. (VIII, 128 S.) 4°. 30 — sh. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

In der Nov.-Dez.-Nummer der OLZ konnte ich den I. Teil der „Premières Recherches archéologiques à Kich" von Henri de Genouillac besprechen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß fortan ein glücklicherer Stern über dieser hochbedeutsamen und äußerst altertümlichen Ruine walten möge. Langdon hat de G.'s Ergebnisse nicht mehr benutzen können, sein Bericht beginnt also ganz von vorn. Was ich auch bei ihm vermisse, ist die genauere topo-

graphische Aufnahme der Hügelgruppe. Es wird uns auch hier vorerst nur eine Skizze gegeben, die knapp für die erste Orientierung ausreicht. Hoffentlich wird sie bald durch einen genauen Lageplan ersetzt, der ja schon deshalb notwendig ist, weil die heutige Ruinenoberfläche ein letzter geschichtlicher Zustand vor der doch immerhin schweren und bisweilen tötlichen „Operation“ einer Ausgrabung ist, und weil später oft genug nach ihm gefragt werden kann. Wie dringend eine wirkliche Aufnahme notwendig ist, lehrt der Vergleich von Langdons Pl. XXXII und de Genouillac's Pl. 39. Das einzige, was in beiden übereinstimmt, ist der Name des Hügels El Ḫasneh = Khuznä und die Tatsache, daß sich die Hügel von West nach Ost aneinanderreihen. Sonst aber sucht man vergeblich nach Übereinstimmung, sei es auch nur in den Hauptlinien der großen Fluß- und Kanalläufe und der größeren Hügelkomplexe. Jedes Auge sieht eben im Gelände anders, es muß gemessen werden!

L. beginnt mit einer Geschichte von Kisch, zusammengestellt aus der bisher bekannten Keilschriftliteratur (Kap. I). Dann kommt eine kleine Abhandlung über den Tempel Ḫarsagkalamma und seinen Kult (Kap. II). Erst in Kap. III erscheinen dann einige Bemerkungen über die „Topographie von Kisch“, die aber ebensowenig wie die beigegebenen photographischen Aufnahmen zum völligen Verständnis der Kartenskizze hinreichen. Wie eine gute topographische Aufnahme vor jeder Ausgrabung aussehen kann und muß, zeigt schon der kleine Plan von Warka in Loftus, Travels and reseearches. Damit kann man arbeiten.

Kap. IV bringt eine Zusammenstellung früherer Forschungen und Grabungen in Kisch. Dann folgt Kap. V ein Exkurs über Rassen- und Sprachenprobleme. Jetzt endlich in den Kapp. VI, VII, VIII erfahren wir etwas über ausgegrabene Gebäude, nämlich über den Tempel Emeteursag mit einer Zikurat Unirkidurmaḫ, von der auf Tafel XLIV der Grundplan gegeben wird, dann über den Palast aus sumerischer Zeit, schließlich über die Bibliothek, Bit akkil. Zu diesen Bauten muß sich, bevor man sie beurteilen kann, erst der Architekt noch äußern. In Kap. IX gibt L. seine Ansichten über den wahren Schreibgriffel und die Schreibkunst der Babylonier bekannt, was durch die Tafeln XXIX, XXX und XXXI erläutert wird. Mir scheint aber nicht ganz neu, was da gezeigt wird. Die in Kap. X beschriebene Tafel mit Bilderschrift (dargestellt auf Tafel XXXI) hingegen bietet uns zweifellos etwas Neues, eine Urform der Schrift. Die Überbleibsel der ganz alten Kulturen, die diese Ausgrabungen gebracht haben, sind ja überhaupt wohl ihr wertvollstes Ergebnis, und wir können hoffen, daß sie uns auf diesem Gebiete noch vieles Überraschende bescheren werden. So die schönen Einlegefiguren auf den Tafeln VI, XIII, XXXVI—XLIII, die etwa der gleichen Zeit angehören, wie die in Tell el Obêd gefundenen ganz ähnlichen. Diese Auspizien sind günstig: Es gibt hier bei Oheimir Fundstellen für Sachen aus dem 4. Jahrtausend, die unmittelbar an der Oberfläche des Ruinenfeldes liegen, also auf die denkbar einfachste und billigste Weise auszugraben sind. Die Stelle ist in L.'s Skizze mit P bezeichnet und auf Tafeln III, 3 und IV, 1 in der Ansicht wiedergegeben. Baumaterial und Keramik erinnern mich lebhaft an Fara und datieren diese Bauten um 3000. Das tut auch L. ganz richtig in Kap. VII mit dem sumerischen Palast, in dem er eine Reihe merkwürdiger Rundpfeiler freigelegt hat.

In einem Appendix ist am Schlusse des Bandes der Versuch gemacht, die Skelett- und besonders die Schädelfunde anthropologisch auszuwerten. Vorher aber in Kap. XII, das nur locker mit dem Thema zusammenhängt, sind Ergebnisse kleiner Ausflüge in das Gebiet südlich von Kisch zusammengestellt.

Der Band ist übrigens reich mit guten Lichtdrucktafeln ausgestattet, die es ermöglichen, die gewonnenen Funde und Bauten in ihrer äußeren Erscheinung zu beurteilen. Wenn die Expedition in den folgenden Bänden gute Aufnahmen der Gebäude und Querschnitte vorzulegen hat, die L.'s Beschreibungen für den Fachmann beweisen und erläutern, werden die großen Opfer, die sie der Wissenschaft bringt, nicht umsonst gebracht sein und den Dank der Welt verdienen.

Sellin, Prof. D. Dr. Ernst: **Einleitung in das Alte Testament.** Vierte, neu bearbeitete Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. (XV, 176 S.) 8° = Evgl. theol. Bibl., hrsg. v. B. Beß. Rm. 6,80. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Das Aufsehen, das Sellins Einleitung bei ihrer ersten Veröffentlichung im Jahre 1910 und die daraus entstandene Kontroverse mit Cornill hervorrief, gehört nunmehr der Vergangenheit an. Wenn jetzt schon eine vierte Auflage erscheinen kann, so ist das ein deutliches Zeichen dafür, daß die ATliche Wissenschaft im Lauf der Jahre mehr und mehr vom Wellhausenianischen Radikalismus abgerückt ist. Sie hat wieder mehr Achtung bekommen vor dem gegebenen Textbestand und der Überlieferung. Die Alleinherrschaft der an sich durchaus berechtigten und unbedingt notwendigen, aber durch ihre Einseitigkeit leicht sehr gefährlichen Literarkritik, welche das AT isolierte, scheint endgültig



überwunden zu sein. Sie hat weichen müssen einmal einer religionsgeschichtlichen Betrachtung, welche Israel und seine Literatur mit hineinstellt in den allgemeinen Kulturzusammenhang Vorderasiens, das Gemeinsame in Kultur und Weltanschauung herausarbeitet, ohne die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten des AT zu verwischen, und zu der Erkenntnis führt, daß wesentlich mehr älteres Gut im AT enthalten ist, als die verhältnismäßig späte schriftliche Fixierung bzw. Redigierung ursprünglich vermuten läßt. Zum andern hat ergänzend hinzuzutreten eine literaturgeschichtliche Betrachtung, die allerdings noch in den Anfängen steckt und über einige Monographien zur Gattungs- und Stilforschung bisher kaum hinausgekommen ist.

Der Herr Verf. geht auch in der neuen Auflage auf dem 1910 von ihm eingeschlagenen Wege weiter; auch die Anordnung und Einteilung ist die gleiche geblieben: Geschichte des Textes; Entstehungsverhältnisse und -zeiten der einzelnen Bücher mit einem kurzen und doch dankenswerten Anhang über Apokryphen und Pseudepigraphen; Geschichte der Sammlung und Kanonisierung. Es war für Sellin nicht leicht, neben den Vorbereitungen für seine neue Forschungsreise seine Einleitung auf den Stand der neuesten Publikationen zu bringen, zumal gerade die letzten Jahre an Neuerscheinungen überaus fruchtbar waren. Um so dankenswerter ist zu begrüßen, daß die neueste Literatur zur Pentateuchfrage (einschließlich Löhr) eingearbeitet und kritisch gewürdigt ist. Auch die Paragraphen über die großen Propheten sind unter Berücksichtigung der Arbeiten von Mowinckel, Dürr, Rudolph, Greßmann, Horst, Hertzberg und Hölscher umgestaltet; ebenso ist bei Hos (datiert 745—725) und Am, die wieder besonders im Brennpunkt der wissenschaftlichen Arbeit stehen, der erzielte Fortschritt deutlich gekennzeichnet. Bei den Psalmen sind vor allem die Untersuchungen von Mowinckel und Stummer berücksichtigt; bei den Prov die neu gefundene Lehre des Amen-em-ope und die darüber entstandene Literatur. Geändert ist — um das Wichtigste zu nennen — die Auffassung von Dt 32, das einem Zeitgenossen des Tritojes in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zugeschrieben wird; auch wird Jes. 33 nicht mehr als echt angesehen, sondern im Anschluß an Gunkels Aufsatz in ZAW 1924 als prophetische Liturgie aus nachexilischer Zeit gewertet. Auch sonst spürt man überall die Sorgfalt, mit der S. sein Buch überarbeitet hat.

Die Literaturangaben sind im Gegensatz zu Nikels Grundriß knapp und auf das Wichtigste beschränkt; von Gunkels Gen hätte statt der dritten die vierte, wenn auch unveränderte Auflage (1917) genannt werden können; ebenso vielleicht auch schon sein seit 1925 im Erscheinen begriffener Psalmenkommentar. Daß die englische Literatur nur vereinzelt Berücksichtigung gefunden, ist gerechtfertigt durch den Hinweis auf die von W. Montgomery 1923 veranstaltete englische Übersetzung der dritten Auflage, die eine ausführliche Bibliographie englischer Kommentare und Einzeluntersuchungen von Prof. Peake enthält. Eine chronologisch geordnete Übersicht über die Entwickelung der ATlichen Literatur und ein Register von fast sechs Spalten erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Und doch möchte man wünschen, daß dieses Register noch ausführlicher wäre. Wenn auch Sellin scharf geschieden wissen will zwischen Literaturgeschichte und Einleitungswissenschaft (S. 4), so wäre mit Rücksicht auf ihre „lebendigste Wechselwirkung" auch im Register eine Aufzeichnung der verschiedenen Gattungen zum mindesten erwünscht; z. B. unter „Psalmen": Kultpsalmen, Königspsalmen (stehen sub verbo: Könige), Danklieder, Hymnen, Thronbesteigungslieder, Krankheitspsalmen, Klagelieder; ferner „Liturgien" (prophetische und Toralieder); Schwertlied; Orakel über die Stammväter; Schwur bei der Lade. „Gog" ist zweimal aufgeführt; leider hat der Setzerkobold arg dabei seine Hand im Spiel gehabt; es muß heißen: „Gog bei Ezechiel 101; bei Joel 108; bei Obadja 112; in Esther 151". Die Anwendung verschiedener Typen erleichtert die Orientierung. Auf knappem Raum ist unter Ausscheidung alles Unwesentlichen eine Fülle von Material ausgebreitet; die Probleme sind klar herausgestellt. Möchte auch dieser neuen Auflage der alte Erfolg beschieden sein, daß sie recht vielen zum Führer und unentbehrlichen Berater werde.

Grünberg, Dr. S.: **Exegetische Beiträge.** II. Folge. Berlin: Druck v. H. Itzkowski 1925. (36 S.) gr. 8°. Bespr. v. Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Auch in dieser Zusammenstellung exegetischer Erörterungen zum AT — über das erste Heft vgl. diese Zeitung 1925 Sp. 493f. — legt der Verf. den Finger auf beachtenswerte Schwierigkeiten des MT, nämlich Jes 3, 10. 5, 1. 7. 19, 10. 21, 1. Jer 3, 2. 17, 13. Hos 1, 6. 2, 2. 11, 4. Im Zusammenhang damit werden noch andere Stellen ausführlicher behandelt, wie Gen 41, 56. Dt 28, 30. Jud 18, 8. Sam α 13, 8. Jes 13, 16. Ez 23, 41. Zach 10, 9. 14, 2. Ps 45, 10. Dan 5, 23. Neh 2, 6. Chr β 8, 11. Ob der Verf. mit seinen Erklärungen in jedem einzelnen Falle vielseitige Zustimmung finden wird, lasse ich dahingestellt; dankenswert ist jedenfalls die Zusammenord-

nung der bisherigen exegetischen Ansichten, wie sie die Versionen widerspiegeln und wie sie von den bisherigen jüdischen und christlichen Erklärern geboten sind. Die neuesten Auslegungen, wie z. B. von Volz und Sellin, allerdings vermißt man. Bei den Worterklärungen, die an mehreren Stellen gegeben werden, benutzt der Verf., wie schon im ersten Hefte, ausgiebig das Mittel der metathesis literarum; zu משפח Jes 5, 7 wird wahrscheinlich mit Recht auf akkad. sapâḫu verwiesen.

Eißfeldt, Prof. D. Dr. Otto: **Die Quellen des Richterbuches** in synoptischer Anordnung ins Deutsche übersetzt samt einer in Einleitung und Noten gegebenen Begründung. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (X, 116 u. 66* S.) Gr. 8°. Rm. 9 —; geb. 10.50. Bespr. von L. Dürr, Braunsberg.

Dieses Buch ist die direkte Fortsetzung der 1922 erschienenen „Hexateuch-Synopse" von demselben Verfasser. Auch die Anlage ist die gleiche: An eine kurze systematische Übersicht über die „Quellen des Richterbuches" (S. X) schließt sich die Einleitung (S. 1—116), umfassend eine eingehende „Analyse der einzelnen Erzählungen", sowie die Darlegung über die „Entstehung des Richterbuches". Dann folgt eine Übersetzung des ganzen Buches in synoptischer Anordnung nach den einzelnen Quellen (1*—58*) und zuletzt kurze Noten zu einzelnen Versen und bestimmten Wiedergaben des Textes (S. 59*—66*).

Die Erzählungen werden auf drei Quellen zurückgeführt, nämlich auf die bereits in der Pentateuch-Synopse charakterisierten Fäden: L, J und E. Mit diesen werden sogar direkte Berührungspunkte aufgezeigt; vgl. S. 55 f. Eißfeldt zeigt auch hier eine feine Einfühlung in die Quellen, die vielleicht manchmal etwas zu subtil geraten ist, indem sie m. E. dem altorientalischen Stil zu wenig Rechnung trägt. Aber die Analyse dürfte gelungen sein. Ein Meisterstück ist z. B. die Zerlegung von Ri. 2,10—3,6. Ebenso fein ist die Herausarbeitung und Charakterisierung einer bereits mit „theolog. Pragmatismus" arbeitenden Quelle E, die sich besonders in der Beurteilung des Königtums nach Art der 2. Quelle in 1. Sam. kundgibt (s. S. 56. 58 f. 63. 107. 109. 110. 111. 112). Ihr werden dann viele Stücke zugeeignet, welche die Kritik bisher dem RD zugeschrieben hat. Besonders wichtig ist auch die Analyse von C. 17. 18 und 19—21, wo er im wesentlichen auch bereits die beiden vordeuteronomischen primären Quellen L und J nachweist.

Zugleich werden eine Reihe wertvoller Gesichtspunkte für die Quellenforschung und Exegese überhaupt gewonnen. Vor allem warnt der Verfasser mit Recht vor der gerade jetzt wieder mehr herrschend gewordenen Annahme von späteren ausgedehnten Zusätzen (Ergänzungshypothese! S. 74). „Die Erzählungswerke sind bestimmt als ganze addiert worden" (S. 108 vgl. 110), ja es ergibt sich sogar eine Abhängigkeit der Quellenfäden, indem diese in einem literarischen Verhältnis stehen (S. 89). „Allzugroße Eingriffe in den Wortlaut des Überlieferten haben auch den Redaktoren ferngelegen (S. 111. 37). Die „kleinen Richter" werden als zu den Quellen gehörig erwiesen. Hinsichtlich der zeitlichen Ansetzung der Ereignisse nimmt der Verfasser an, daß „die Quellen, wenn anders sie überhaupt als fortlaufende Geschichtsdarstellungen aufgefaßt werden dürfen, eine Aufeinanderfolge (wenn auch keine successio continua) der Richter gegeben haben" (S. 69. 114). „Tatsächlich mögen (indes) die Richter wenigstens z. T. nicht nach einander, sondern neben einander gelebt und gekämpft haben; die Quellen, nicht erst die Redaktoren haben sie aufeinander folgen lassen." (S. 69). „Sie haben von einem Nacheinander mehrere Richter aufgezählt, die Israel aus Feindesnot errettet haben, aber sie haben sich die Folge von Not und hilfreicher Richter-Regierung nicht als eine ununterbrochene Kette gedacht, auch E nicht". (S. 114).

So ergibt sich tatsächlich, worauf auch der Verfasser aufmerksam macht, eine von der bisherigen Annahme wesentlich verschiedene Auffassung hinsichtlich „der Entstehung des Richterbuches"! Besonders wird der bisherige „Anteil von RD am Richterbuch der üblichen Meinung gegenüber stark verkürzt". (S. 114). „Das vordeuteronomische Richterbuch ist umfangreicher gewesen als man es sich gemeinhin denkt" (S. 108). Auf spätere Hände wird nur „die Bearbeitung der Zahlen und die Überarbeitung von Kap. 19—21 zurückgeführt" (S. 116). Die „mit so großen Schwierigkeiten verbundene Annahme eines RP", der die von RD ausgeschiedenen Stücke als Material zur Herstellung eines neuen Richterbuches benutzt und aus einem noch isoliert vorhandenen Werke des RJ umfangreiche Stücke in das Buch des RD nachgetragen habe (S. 107), ist also ganz vermindert.

Dazu kommt dann noch eine das hebräische Original sehr genau wiedergebende, zugleich aber flüssige Übersetzung des ganzen Buches. Es ist bekannt, daß gerade nach dem Erscheinen der „Hexateuch-Synopse" eine der literar- und quellenkritischen Arbeit feindliche Bewegung eingesetzt hat. Eißfeldts Buch ist ein Beweis, daß eben diese Forschungsarbeit noch „lebenskräftig und zukunftstark ist" und daß sie bei aller Berechtigung einer Warnung des Verfassers vor einer „Vermengung der sachlichen und

historischen Kritik der Stoffe mit der rein literarischen Kritik der Quellen" (S. 69. 81) doch auch für jene noch fruchtbare Arbeit zu leisten vermag (vgl. nur die Bemerkungen S. 96 Anm. 1 u. 4 zu c. 17 u. 18!). **Dieses Buch bedeutet eine gewaltige Vertiefung und Förderung unserer Arbeit am Richterbuche.**

Noch eine weitere Hinzufügung zur Erklärung eben unseres Buches möge dem Rezensenten in diesem Rahmen gestattet sein. Da wir anscheinend nicht mehr hoffen dürfen, daß das eine der beiden Lebenswerke des verstorbenen Fr. Delitzsch, sein „Hebräisches Glossar" jemals der Allgemeinheit zugänglich werden wird, möchte ich einige wertvolle Worterklärungen hier wiedergeben, die uns eben Fr. Delitzsch gelegentlich der „kursorischen Lektüre des Richterbuches" im Kolleg gegeben hat. C. 3, 19: פְּסִילִים übersetzt D. mit „Steinbrüchen", von päsal „behauen"! — c. 3, 22. 23: מִסְדְּרוֹן = „Luftloch". Da ein Söller ohne Gegenzug nicht möglich ist, ist so zu übersetzen; vgl. akk. sadâru sich in Schlachtreihe stellen, mit jem. streiten, ihn bedrängen, daher sâdiru = der Bedränger, also jenes auch der Ort, wo man Zuflucht suchen kann. פַּרְשְׁדֹן ist, worauf bereits Zimmern bei Ges.-Buhl hinweist, wieder ein Schlupfloch, von akk. paršâdu = fliehen. — c. 3, 24: הֵסֵךְ רַגְלָיו „seine Notdurft verrichten, das gewöhnlich gedeutet wird als „seine Füße bedecken" (so auch Eißfeldt), übersetzt D. „seine Füße spreizen", von akk. sakâku, Grundbedeutung „spreizen", dann „bedecken". — c. 4, 15 שְׂמִיכָה, das auch Eißfeldt mit „Teppich" übersetzt, erklärt D. sehr gut von שָׂמַךְ = stützen: etwas, worauf man sich im Orient stützt, d. i. am Fußboden des Zeltes der „Fußbodenteppich". Jeruba'al c. 6 ff. deutet er mit anderen (so auch Lagrange), als „Gründung, Kind Ba'als", von Uru-Ba'al, vgl. Urumilku bei Sanherib, und Jerusalem = Uru-Salim sowie das hebr. יְרוּאֵל. c. 13, 23: כָּעֵת ist akk. kinanna = um diese Zeit, gleichzeitig. — c. 14, 9: וַיִּרְדֵּהוּ אֶל־כַּפָּיו „und er löste ihn ab in seine Hände" einfach „er nahm ihn in seine Hände", Stamm רָדָה II (neben רָדָה I treiben, daraus beherrschen) = nehmen, fassen; davon akkad. rittum die Hand! — 14, 12: חֲלִיפָה = „was wechselt", d. s. Garnituren, Anzüge. — 14, 15: הַלְיָרְשֵׁנוּ „um ausziehen, auszurauben" korrigiert Delitzsch sehr einfach: הֲלְרִישֵׁנוּ, indem das ursprünglich in der 2. Stufe übergeschriebene Jôd an falsche Stelle geraten ist, Wurzel רוש = arm sein, also Hif. „habt ihr uns denn hierher gerufen, um uns an den „Bettelstab zu bringen?". — 14, 18: עֶגְלָה hat auch Eißfeldt „wenn ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt hättet". Del. verweist mit Recht auf das Femininum und darum zu übersetzen „mit meiner Kalbin". Dies entspricht altoriental. Einstellung, wo solche Bezeichnungen gerne Personennamen waren und außerdem entspricht dies ganz der Situation; vgl. im Griechischen δάμαλις! — 15, 19: wird allgemein übersetzt Und J. spaltete die „Vertiefung" im Kinnbacken". Del. mit Recht einfach „spaltete den „Backenzahn" in dem Kinnbacken, so daß Wasser herausfloß"; „Backenzahn" הַמַּכְתֵּשׁ von כָּתַשׁ zermahlen, zerreiben = das womit man die Speisen zermahlt, der „Backenzahn". — Endlich noch 17, 3. 4: פֶּסֶל וּמַסֵּכָה wird gewöhnlich unter Ausschaltung des 2. Wortes einfach mit „Schnitzbild" wiedergegeben. Doch gerade die Zusammensetzung entspricht dem altoriental. Tatsachenbestand. פֶּסֶל ist „Schnitzbild, Holzbild" also der Kern des Bildes und מַסֵּכָה dazu der Metallüberzug, wie wir es in den akk. Beschreibungen immer lesen; vgl. nur H. Zimmern, Babyl. Neujahrsfest, 2. Heft S. 150 und ebenso KB VI, 2 S. 30 f. Die beiden Termini gehören also zusammen und müssen übersetzt werden: „Metallüberzogenes Schnitzbild".

Allgeier, Prof. Dr. Arthur: **Das Buch des Predigers oder Koheleth** übers. u. erklärt. Bonn: Peter Hanstein 1925. (VII, 55 S.) gr. 8° = Die Heilige Schrift des Alten Testamentes, hrsg. v. F. Feldmann und H. Herkenne, VI, 2. Rm. 1.80. Bespr. von L. Köhler, Zürich.

Ein sehr sorgfältiger Kommentar mit guten Einleitungen und Literaturangaben. Das Hebräische ist transkribiert und Emendationen fast ein wenig verschämt untergebracht, die Einheit wird festgehalten, die wissenschaftliche Haltung ist durchgehends gewahrt, wenn man auch manchmal die kurze, andeutende Fassung der Probleme bedauert. Die Knappheit des Raumes hinderte offenbar.

Kittel, Prof. Dr. Rudolf: **Gestalten und Gedanken in Israel.** Geschichte eines Volkes in Charakterbildern. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. (XII, 524 S.) 8°. Rm. 16—. Bespr. von Wilhelm Caspari, Kiel.

Die Ausstattung des Buches hat viele Vorzüge. Mit Raum ist nicht gespart. Textproben aus dem Alten Testament können reichlich eingelegt werden, und das ist immer gut, zumal die Übersetzung, wenn sie sich einmal sicherer gibt, als sie ist, doch immer wohl überlegt und wissenschaftlich verarbeitet ist. Im ganzen ist das Buch gut gedruckt und auch fließend ge-

schrieben. Wer die wissenschaftliche Lage einzelner Fragen kennt, kommt leicht auf die Frage nach der Berechtigung solcher Popularisierungen, die auf dem Hintergrunde eines selbstverfaßten gelehrten Werkes über denselben Gegenstand stehen, wohin sie sich im Bedarfsfalle zurückziehen. Es wird von Deuterojesaja und sogar von einem, von ihm zu unterscheidenden zweiten Unbekannten erzählt, obgleich über ihrem Haupte doch die Existenzfrage, nach dieser Darstellung nun aber leider auch die Gewissensfrage schwebt. Bedenklich ist, wenn gegen Jonatan der Verdacht einer Beteiligung am Plane eines Staatsstreichs erhoben wird. Hat er uns dazu Anlaß gegeben? Aber diejenigen, die vermutlich dieses u. a. nicht hingehen lassen werden, wollen doch nicht verkennen, daß K. viel gute Tradition verarbeitet und in Fragen wie Hoseas Ehe, Davids angeblichem Einverständnis mit Attentaten richtig urteilt. Die Terminologie, z. B. „Israel, Kronprinz", kommt dem Laien weiter entgegen, als ihm dienlich ist. „Gedanken" wären auch in Psalmen (trotz S. 156, 392, 472f.), Sprüchen, Hiob enthalten gewesen.

Greßmann, Prof. H.: **Die Spruchweisheit Israels im Zusammenhang der Weltliteratur.** Berlin: K Curtius 1925. (57 S.) 8° = Kunst und Altertum, 6. Bd. Rm. 2 —; geb. 3 —. Bespr. von Friedrich Stummer, Würzburg.

Aus einem kurzen Überblick über die uns erhaltenen Reste der altorientalischen Weisheitsliteratur leitet der Verfasser das Recht ab, von Israel auszugehen, über dessen Spruchdichtung wir am besten Bescheid wüßten und das im Durchgangsland „nicht nur für die Heere, sondern auch für die Gedanken der vorderorientalischen Völker" (S. 8) wohnte. Er skizziert uns zunächst die Spruchdichtung (Sprüche, Rätsel, Fabeln) in der älteren Königszeit. Hier werden die Nachrichten des AT.s über Salomon und die Königin von Saba besprochen, der Eingang des 19. Psalmes gewürdigt, in welchem Greßmann im Anschluß an H. Torczyner (The riddle in the Bible, Hebrew Union College Annual I, 125 ff.) einen Zusammenhang mit der Rätseldichtung feststellen zu können glaubt (S. 13 ff.) und außerdem schon die Lehre von der Harmonie der Sphären (S. 14 ff.) ausgesprochen findet, und die Fabeln des Jotham (Ri 9, 8 ff.) und Joas (2 Kön 14, 9) erörtert (S. 22 ff.). Aus der jüngeren Königszeit behandelt der Verfasser, was aus Propheten und Psalmen einschlägig ist, namentlich die unter sich und mit der aus der Zeit um 1000 v. Chr. stammenden Weisheit des Amen-em-ope verwandten Stellen Jer 17, 5—8 und Ps 1, 3—5 (S. 30ff.), besonders ausführlich natürlich das Buch der Sprichwörter. Hier ist sehr dankenswert, daß die durch ihre nahen Berührungen bedeutsamen Stellen des biblischen Buches und der Weisheit des Ägypters Amen-em-ope nochmals übersichtlich zusammengestellt sind (S. 36 ff.). Auch auf den Zusammenhang mit dem altaramäischen Achikarbuche wird hingewiesen (S. 45 f.). Es folgt (S. 47—54) eine Würdigung der „Schreiber", dieser Träger der internationalen Weisheitsliteratur, und zuletzt — leider etwas kurz (S. 54—57) — eine Darlegung des Eigenständigen in der Weisheitsliteratur Israels, die im wesentlichen eine Huldigung vor dem Buche Hiob ist.

Es ist ja nun klar, daß Vollständigkeit bei einer Schrift dieses Umfangs gar nicht angestrebt werden kann. Immerhin ist es mir aufgefallen, daß von den alttestamentlichen Büchern Koheleth überhaupt nicht erwähnt wird, ebensowenig wie das ägyptische „Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele" und die einschlägigen akkadischen Texte, welche E. Ebeling in seiner Schrift „Ein babylonischer Kohelet" (Berlin 1922) zusammenfassend bearbeitet hat. Meines Erachtens gehören sie mindestens ebenso hierher wie das Buch Hiob. Manches hätte ich dafür gerne vermißt, wie z. B. die oben angeführte „Sphärenharmonie" im 19. Psalm oder die Behauptung vom Vorkommen des Totengerichts in Ps 1 (S. 31). Auch daß Jes 10, 15 eine Fabel nachklingt, in der sich das erste Emporringen des Menschengeistes zum Gefühl der Überlegenheit über die bis dahin oft göttlich verehrten Werkzeuge und Waffen ausspricht (S. 28 f.), erscheint mir als eine sehr kühne Behauptung. Prov. 22, 29 möchte ich איש מהיר nicht mit „Schreiber" übersetzen, wie S. 34 und 39 geschieht. Der Parallelismus mit dem Spruche des Amen-em-ope, wo vom „Schreiber" die Rede ist, ist ja evident. Aber das gibt noch kein Recht, den hebräischen Ausdruck ebenso zu übersetzen. Was der Ägypter dem „Schreiber" an Ehre zubilligt, spricht der alttestamentliche Autor dem „geschickten Manne" (איש מהיר) überhaupt zu: darin darf man wohl eine Auflehnung gegen das Monopol der Schreiberzunft sehen.

Diese Bedenken hindern nicht anzuerkennen, daß in dem kleinen Büchlein ein sehr reicher Stoff zusammengedrängt und in lebendiger Form geboten wird. Man wird auf manche Einzelheiten und Möglichkeiten aufmerksam, die zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand anregen. Daß der Verlag dem Schriftchen eine gefällige Form gegeben hat, möchte ich nicht unterlassen zum Schlusse eigens zu erwähnen.

Quell, Priv.-Doz. Lic. Gottfried: **Die Auffassung des Todes in Israel.** Leipzig: A. Deichert 1925. (48 S.) gr 8°. Rm. 1.50. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Vorliegender Schrift, die eine erweiterte Fassung einer Leipziger Habilitationsvorlesung ist, kommt es weniger auf eine erschöpfende Darstellung der Auffassung des Todes in Israel an, als vielmehr darauf, das vorhandene Material übersichtlich zu gruppieren, Israels Gedanken über den Tod in ihrer seelischen Grund-

age zu bestimmen und, soweit es möglich ist, ihre Entwicklung anzudeuten. Der Herr Verf. sucht die israelitische Auffassung zu entwickeln einmal aus der Behandlung der Leiche (Bestattung, Verbrennung, Trauerbräuchen) und zweitens aus der religiösen Reflexion. Abgesehen vom Menschenopfer, in welchem sich eine positive Auffassung des Todes als „eines Werte schaffenden Vorgangs, als einer Rettung bringenden Tat“ zeigt, indem das Leben als das Wertvollste, was der Mensch zu geben vermag, der Gottheit dargebracht wird, ist die Auffassung des Todes vorwiegend negativ: „Der Tod ist ein Übel, das immerhin durch richtige Handhabung der Totensitte erträglich gemacht werden kann“ (S. 11); „das Grab ist die schützende Behausung der Toten, in der sie Lebenden ähnlich, von ihrer Familie versorgt, ihr Dasein fortsetzen“ (S. 27). Während sie einerseits geradezu Elohim sind (S. 25), entsprechend der animistischen Weltanschauung, wird durch den Jahvismus ihre numinose Bedeutung aufgehoben: sie werden zu Refa'im, zu schwachen und körperlosen Schattenwesen, die in die Scheol verbannt sind (S. 28). Diese Unterwelt ist für Jahve wie etwas völlig Fremdes; sein Verhältnis zu ihr ist schwer zu bestimmen, da die verschiedenen Auffassungen hier unausgeglichen nebeneinander stehen. So kam es zu einer Kompromißbildung: die Scheolvorstellung blieb geduldet, durfte aber die in ihr liegenden religiösen Kräfte nicht fruchtbar werden lassen. Das Problem des Todes blieb in der Scheoltheorie in seiner Tiefe und in seiner religiösen Größe unerfaßt. Weite Kreise in Israel fanden sich daher mit gesteigertem Lebensgefühl und irdischer Verflachung ab, da der Jahvismus zunächst für die Problemlösung nicht hinreichend religiöse Kraft noch positive Werte aufbrachte. Es blieb die Kluft zwischen Leben und Tod, zwischen Jahve und dem Nichts. Nur vereinzelt findet sich ein Weiterringen um die letzten Fragen des Lebens (wie Jes 25, 8; Job 14, 14; Ps 16, 49 [73]; Ez 37, das aber als politische Allegorie und schon wegen Vers 3 „Herr, Du weißt es“ kaum hierhergehört) bis hin zu der ethisch vertieften Zuversicht der Frommen, wie sie in der Jes Apokalypse 26, 19 und Dan 12, 2 zum Ausdruck kommt. — Die Schrift ist mit viel Umsicht und Sorgfalt verfaßt; vor allem sei hervorgehoben, daß in dankenswertester Weise das archäologische Material eingehend gewertet ist. Vielleicht hätte die Religionsgeschichte stärker, als es geschehen ist, herangezogen werden können. Denn gerade durch diese Vergleichung fällt erst das rechte Licht auf Israels Ringen und Streben.

Jean, Charles-F.: **Le Milieu biblique avant Jésus-Christ.** I: Histoire et Civilisation, 1922. II: La Littérature, 1923. Paris: Paul Geuthner. (XXI, 331; XXX, 617 S.) gr. 8°. Fr. 25 — u. 50 —. Bespr. von Gerhard Kittel, Greifswald.

Das Werk will, wie der Titel sagt, die Umwelt der Bibel von den Anfängen, das heißt von der prähistorischen Zeit, bis auf Christus schildern. Dieser gewaltige Stoff wird so zur Anschauung gebracht, daß der erste Band auf etwas über 200 Seiten in Form einer Skizze die Geschichte Mesopotamiens, Ägyptens, Kanaans, der ägäischen Kultur, Persiens, der hellenistisch-römischen Mittelmeerkultur, zuletzt des Judentums der römischen Zeit erzählt, und diese Erzählung durch Zeittafeln und eine über 100 Seiten lange „Table alphabéthique des matières et Lexique“ mit kurzen, stichwortmäßigen Angaben zu den Namen und Orten ergänzt. Der zweite Band legt es vor allem darauf an, Übersetzungen ausgewählter Texte aus der Literatur der Biblischen Umwelt zu geben, von sumerischen Stücken bis auf die Epikureer und bis auf die Psalmen Salomos. Der dritte abschließende Band soll bringen: „L'Histoire des idées religieuses et morales dans le Milieu biblique“.

Blondheim, Prof. D. S.: **Les Parlers Judéo-Romans et la Vetus Latina.** Étude sur les Rapports entre les Traductions bibliques en Langue romane des Juifs au Moyen age et les Anciennes Versions. Paris: Édouard Champion 1925. (CXXXVIII, 247 S.) Gr. 8°. Fr. 60.—. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die im vorliegenden Werk vereinigten Studien, von denen bisher nur ein Teil in der *Romania* und in der *Revue des Études juives* erschienen ist, bieten weit mehr, als der Titel ahnen läßt. Selbst der Untertitel *Étude sur les rapports entre les traductions bibliques en langue romane des juifs au moyen âge et les anciennes versions* deutet noch nicht den Reichtum der gewonnenen Ergebnisse an. Der Verfasser, Professor der romanischen Philologie an der John Hopkins University in Baltimore, hat weit über sein Spezialfach hinaus auch die klassischen und semitischen Sprachen in den Kreis seiner tiefen Forschungen gezogen, und so bringt sein Werk für jedes dieser Gebiete eine Fülle von neuen Aufschlüssen.

Den Kern des Werkes bildet das vergleichende Wörterbuch der jüdisch-romanischen Mundarten des Mittelalters[1]. Der jüdische Charakter dieser Mundarten (französisch, provençalisch, katalanisch, spanisch, portugiesisch, italienisch), deren älteste Proben bis ins 11. Jahrh. hinaufreichen und die eine merkwürdige, aber nur wenig gekannte Parallele zum Jüdisch-Deutschen[2] darstellen, macht sich nach drei Richtungen hin bemerkbar: Zunächst erscheint der Text durchweg in hebräischer Transkription, oft auch vokalisiert, so daß sich daraus wichtige Schlüsse für die damalige Aussprache ziehen lassen. Sodann ist der Gegenstand nahezu aus-

1) S. 1—135 nebst Zusätzen und Berichtigungen 171—179.

2) Vgl. OLZ XXI 196ff.

schließlich biblisch oder liturgisch, indem zuerst nur Glossen, dann zusammenhängende Übersetzungen der Heiligen Schrift und des Gebetbuchs, später auch selbständige religiöse Texte[1] uns entgegentreten. Endlich aber zeigt auch der Wortschatz all dieser Mundarten eine Reihe von Eigentümlichkeiten, die die gleichzeitigen nichtjüdischen Texte nicht kennen. Die genaue Untersuchung dieser Eigentümlichkeiten führte nun den Verf. zu dem überraschenden Ergebnis, daß ein beträchtlicher Teil derselben mit dem Sprachgebrauch der Vetus Latina übereinstimmt. Über den Gebrauch der Vetus Latina bei den Juden ist allerdings nichts überliefert. Da aber auch sonst keinerlei Nachricht über das Schrifttum der Juden lateinischer Zunge sich erhalten hat, ist das argumentum e silentio hier nicht am Platze. Blondheim sucht nun weiter nachzuweisen, daß die Vetus Latina schon selbst unter jüdischem Einfluß entstanden ist, und läßt offen, ob derselbe durch zum Christentum bekehrte Juden geübt wurde, oder auf mündlichen Verkehr mit Juden zurückzuführen ist, oder gar auf literarischem Wege bzw. vermittels mündlicher Tradition sich vollzogen hat. Er zieht selbst die Möglichkeit einer jüdisch-lateinischen Bibelübersetzung, die älter als die Vetus Latina war, in Erwägung. Jüdischen Einfluß in der Vetus Latina stellt er nicht nur in der Methode der Übersetzung fest, die sich gegenüber der LXX ganz ähnlich äußerte, wie in dieser Jahrhunderte früher gegenüber dem hebräischen Urtext, sondern auch in dem so starke Berührungen mit der Vulgärsprache aufweisenden Wortschatz.

Als wichtigstes Resultat seiner Untersuchungen zieht der Verf. den Schluß, daß eine ununterbrochene, auf das Altertum zurückgehende biblische Tradition bei den mittelalterlichen Juden bestanden habe. Er verschließt sich auch nicht dem scheinbar sehr ernsten Gegenargument, daß ein Teil des Wortschatzes der jüdisch-romanischen Texte zwar eigentümlich jüdischen Charakter trage, aber keinen Anknüpfungspunkt in der Vetus Latina finde. Er entkräftet aber dieses Argument, indem er an vielen überzeugenden Beispielen zeigt, daß neben der Vetus Latina auch durch andere Kanäle die jüdische Tradition zu den europäischen Juden gedrungen ist. So weist er nach, daß die mittelalterlichen jüdisch-griechischen Bibelübersetzungen in ihrem Sprachgebrauch aufs stärkste von der LXX und von Aquila abhängig sind, und daß wiederum in den westlichen Ländern auch deutliche Spuren sowohl der Vulgata als auch (besonders in Spanien) der jüdisch-arabischen Bibelübersetzungen sich feststellen lassen.

Der Wert der Blondheim'schen Untersuchungen wird noch wesentlich durch die beigegebenen reichen Indices erhöht, die erst eine völlige Verwertung des fast unübersehbaren Materials ermöglichen.

[1] So die altfranzösische Elegie auf den Märtyrertod von 13 Juden, die 1288 in Troyes von der Inquisition verbrannt wurden.

Albeck, Chanoch: Untersuchungen über die Redaktion der Mischna. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1923. (IX, 165 S.) gr. 8° = Veröffentl. d. Akademie f. d. Wissenschaft d. Judentums, Talm. Sekt., II. Bd. Rm. 2.40; geb. 3.50. Bespr. von Gerhard Kittel, Greifswald.

Daß die Mischna in ihrer heutigen Form im wesentlichen in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von R. Jehuda dem Fürsten, genannt Rabbi, redigiert worden ist, steht fest. Ebenso zweifelt kein ernsthafter Beurteiler, daß dabei ältere Stoffe verarbeitet worden sind. Wohl aber ist eine noch umstrittene und bisher sehr wenig zur Klärung gebrachte Frage, in welchem Verhältnis diese Stoffe zu der Schlußredaktion standen. Am verbreitetsten ist die Meinung, erst diese Schlußredaktion habe den Stoffen ihr festes Gepräge und ihre feste Form gegeben, indem sie aus der Fülle des vorhandenen losen Traditionsstoffes auswählte und Sätze und Ordnungen nach einheitlichem System zu einem Ganzen baute. Danach würde die Form unserer heutigen Mischna nicht nur im ganzen, sondern auch im einzelnen von Rabbi stammen. Auf der anderen Seite haben David Hoffmann (Die erste Mischna und die Kontroversen der Tannaim) und Halévy (Dorot Harischonim) weitgehende und teilweise phantastische Hypothesen vertreten, daß der Wortlaut vieler Mischnapartien schon zur Zeit der Schulen Hillels und Schammais, ja gar zur Zeit der „Großen Synagoge" redigiert worden sei.

Albeck sucht den richtigen Weg zwischen beiden Extremen zu finden, indem er die Fragestellung auf die Grundlage exakter Einzeluntersuchung bringt, von der aus sie allein zur Entscheidung kommen kann. Er stellt z. B. fest, daß eine Mischna, die inhaltlich zu verschiedenen Traktaten gehörige Dinge zusammenfaßt, gewöhnlich in den betreffenden Traktaten wörtlich wiederholt wird, und daß nicht etwa der Zusammenhang so zerrissen wird, daß die eine Partie in dem einen und die andere in dem anderen Traktat gesondert mitgeteilt würde. Daraus folgt: die Redaktion erlaubte sich in die innere Komposition einer Mischna keine Eingriffe. Wird aber derselbe Lehrsatz in den verschiedenen Mischnajot verschieden gelehrt, dann bedeutet dies: diese Stücke stammen aus verschiedenen Schulen, die den Inhalt in verschiedener

Form und in verschiedenen Zusammenhängen lehrten. Auch hier hat dann die Redaktion nicht die Traditionen der einzelnen Schulen ausgeglichen, sondern dieselben treu und unverändert weiter überliefert. Durch Untersuchung der Spuren verschiedener Schulen sowohl in einem und demselben als in verschiedenen Traktaten und des Sprachgebrauches dieser verschiedenen Schulen ergibt sich für Albeck: 1. die vorredaktionellen Halakot hatten einen in den verschiedenen tannaitischen Schulen teilweise verschiedenen Wortlaut und Zusammenhang; 2. die Redaktion Rabbis ließ die Spuren dieser Verschiedenheiten nicht nur in den verschiedenen, sondern auch in einem und demselben Traktat unverändert stehen; 3. diese Redaktion wollte also nicht ein einheitliches kanonisches System für das praktische Leben schaffen, sondern allein den vorhandenen Stoff der verschiedenen Schulen geordnet zusammenstellen; 4. Hoffmann und Halévy gegenüber weist Albeck nach (vor allem durch eine Untersuchung des Traktates Edujot), daß die ersten Anfänge einer Mischnaredaktion nicht vor der Zusammenkunft von Jabne liegen können; von hier an, das heißt aber erst nach der Tempelzerstörung, begannen die verschiedenen tannaitischen Schulen, den Stoff zu ordnen, wobei vor allem Aqiba eine wichtige Rolle gespielt zu haben scheint. In einem zweiten Teil des Buches sucht Albeck Nachträge und nachträgliche Randglossen zum Text der Mischna aufzuweisen.

Die Untersuchungen des Verf. sind um so verdienstlicher, als es bisher wenige ihresgleichen gibt. Doch ist es gut, wenn er im Vorwort warnt, nun mit den Begriffen „verschiedene Schulen, Nachträge, Randglossen" mechanisch und methodelos zu operieren und damit ein Zerrbild entstehen zu lassen.

Steinschneider, Moritz: Gesammelte Schriften herausgegeben von Heinrich Malter und Alexander Marx. I. Band: Gelehrtengeschichte. Berlin: M. Poppelauer 1925. (XXVI, 627 S.). 8°. Bespr. v. F. Perles, Königsberg i. Pr.

Steinschneider's wissenschaftliche Lebensarbeit, die sich ununterbrochen fast 70 Jahre, von 1838 bis zu seinem 1907 im 91. Lebensjahre erfolgten Tode, erstreckt hat, umfaßt so viele teilweise weit von einander abliegende Gebiete und ist an so vielen heute oft unzugänglichen Stellen verstreut, daß es wohl niemand gibt, der sie in ihrem ganzen Umfang überblicken und würdigen kann. Noch erstaunlicher erscheint die Summe und die Qualität seiner Leistung, wenn man erwägt, daß er niemals in seinem Leben auf einem ihm angemessenen Posten gestanden hat, vielmehr unter ungünstigen Verhältnissen und in völlig ungeeigneter Stellung sich die Zeit zur Forschung förmlich erst erkämpfen mußte. All diesen Hemmungen zum Trotz hat Steinschneider neben seinen allbekannten großen Werken etwa 1400 Abhandlungen und Rezensionen in nicht weniger als 119 verschiedenen deutschen, hebräischen, italienischen, französischen, lateinischen und englischen Zeitschriften, Enzyklopädien, Sammelwerken u. ä. veröffentlicht, die selbst wieder 430 Bände bzw. Jahrgänge umfassen. Die Notwendigkeit, dieses ungeheure Material der Forschung wieder zugänglich zu machen, springt in die Augen und ebenso die Schwierigkeit, vor welche sich hier die Herausgeber gestellt sehen. Ref. freut sich festzustellen, daß die beiden Herausgeber ihre Aufgabe in der denkbar vollkommensten Weise gelöst haben. Sie sind nicht nur treue verständnisvolle Schüler Steinschneider's, sondern auch, jeder in seiner Art, würdige Erben seines Geistes. Der eine von ihnen, der am 5. April 1925 in der Vollkraft des Schaffens abgerufene Heinrich Malter, hat schon in jungen Jahren den in Ersch und Grubers Enzyklopädie erschienenen grundlegenden Artikel „Jüdische Literatur" ins Hebräische übersetzt und seitdem namentlich auf dem Gebiet der jüdisch-arabischen Literatur das Werk des Meisters fortgesetzt[1]), während der andere, Alexander Marx, der Hüter und Mehrer der heute bedeutendsten Sammlung von Hebraica und Judaica[2]), an bibliographischer Kenntnis des jüdischen Schrifttums unerreicht dasteht.

Über Wert und Gehalt der Arbeiten von Steinschneider ist kaum ein Wort zu verlieren. Am kürzesten charakterisiert sie ein Wort, in welchem er selbst 1902 zusammenfaßt, welches Ziel ihm allezeit vorschwebte: „Der Zentralpunkt für alle jene Untersuchungen war die Beziehung der jüdischen Literatur zu anderen Literaturen des Mittelalters, insbesondere auf dem Gebiete der Wissenschaften"[3]. Dem vorliegenden ersten Bande, der die Arbeiten zur Gelehrtengeschichte enthält, sollen noch eine Reihe weiterer Bände folgen. Das materielle Zustandekommen der Herausgabe ist dem Philanthropen Jakob Schiff in New York und dem Hebrew Union College in Cincinnati zu verdanken. Der erste Band sollte noch bei Lebzeiten Steinschneider's zu seinem 90. Geburtstage erscheinen. Das von 1924 datierte Vorwort der beiden Herausgeber schildert die

1) Vgl. OLZ 1923, 20—21.

2) Library of the Jewish Theological Seminary of America in New York. Dieselbe besitzt auch alle Handexemplare von Steinschneiders Veröffentlichungen.

3) Arabische Literatur der Juden S. XLIX. Die Sperrungen rühren von Steinschneider selbst her.

äußeren Schwierigkeiten, die die lange Verzögerung verschuldeten, und erklärt auch die Gründe für den höchst bedauerlichen Fortfall der ursprünglich geplanten Nachträge zu den hier gesammelten Aufsätzen. Malter's schon 1906 geschriebene Einleitung enthält nicht nur eine Würdigung von Steinschneider's wissenschaftlicher Bedeutung, sondern bietet auch prinzipielle Ausführungen über die verschiedenen Typen gelehrten Schaffens. Mit Recht wendet er sich dabei gegen die Verkleinerung Steinschneider's, den laienhafte Unkenntnis bisweilen zum „bloßen Bibliographen" stempeln möchte. Durch seine tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit ebenso wie durch seinen kritischen Scharfsinn hat Steinschneider mehr neue Tatsachen erschlossen als irgend ein anderer Vertreter der Wissenschaft vom Judentum. Aber als Typus möchte Ref. doch Zunz, der schöpferisch neue Wege ging und als erster den Urwald des rabbinischen Schrifttums lichtete, noch höher stellen.

Autran, C.: La Grèce et l'Orient ancien. (= Babyloniaca, études de philologie assyro-babylonienne, t. VIII, fasc. 3—4, (S. 129—218.) Paris: Paul Geuthner 1924. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Ausgehend von den bekannten Tatsachen, daß im Kleinasien der griechischen Zeit griechische, kleinasiatische und iranische Kulturelemente zu einer Einheit verschmelzen und daß das Griechentum selbst eine Mischung aus indogermanisch-griechischen und ägäischen Bestandteilen darstellt, sucht der Verfasser nach weiteren Berührungen des vorgeschichtlichen Griechenland mit dem Orient und kommt dabei zu folgenden Ergebnissen: 1. In vorgeschichtlicher Zeit sind arische Volksteile nicht nur in Vorderasien (Kleinasien, Syrien, Palästina), Iran und Indien, sondern auch in Ägypten, Griechenland, Italien und selbst Spanien nachweisbar. Den Beweis liefert der Verfasser nach längst überlebter, aber für sprachwissenschaftliche Dilettanten immer wieder reizvoller Methode mit Gleichklängen von Appellativen, Orts- und Völkernamen[1]. Die Arier sind identisch mit den Kariern (S. 141), die sizilischen Elymer sind Kolonisten aus Elam (S. 146), die Hirpiner in Samnium gehören zur Landschaft Hyrcania südlich des Kaspischen Meeres (S. 150), und Segesta in Sizilien ist ein *Sakastana* „Sakenort" (S. 146). Die Isis ist (S. 156) wie Demeter eine Muttergöttin, eine Γαῖα εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί (Hesiod Theog. 117). ἕδος findet der Verfasser in [Hieroglyphe] *ꜣśt*, dem Schriftzeichen für Isis (eigentlich ein Thronsessel, *ś.t*), wieder, er deutet die Hieroglyphen also etwa nach der Methode der spätgriechischen Schrift des Horapollo aus. Und da er *ꜣś.t* nach Art der älteren Ägyptologen *aś-t* liest, muß es natürlich mit altind. *ās-* „sitzen" zusammengehören. Ähnliche Scherzchen bei den Appellativen: altind. *nam-* „sich verneigen" = neuäg. *nmʿ* „schlafen", hebr. *nūm* „schlummern", gr. νυστάζειν (S. 161) usw. Der Nil, bei Äschylus Αἰθίοψ „der Schwarze" genannt, ist = vedisch *nīla-* „blauschwarz" (S. 162). 2. Neben dem arischen läßt sich ein sehr früher sumerischer Einfluß auf das ägäische Gebiet nachweisen, ja die sumerische Sprache ist mit dem Indogermanischen verwandt, gleichsam nur ein „allotropischer Zustand" von ihm (S. 197). Beweis: ein paar Dutzend ähnlicher Gleichklänge[1] wie die oben erwähnten, z. B. sum. *gar* „machen" = altind. *kar-* „machen", gr. κρ-αίνω (S. 186), lat. *mūrus* (< *moiros!*) zu sum. *mur* „umschließen" (S. 188), altind. *uṣaḥ* „Morgenröte" (gr. ἕως, ἠώς < *αυhως) = sum. *u(d)-sar* „Neumond" (S. 192), sum. *an* „Himmel" = gr. ἀνά (S. 200), sum. *til* „vollenden" = gr. τέλος (S. 205), sum. *ud* „Sonne, Tag" = altind. *ud* „heraus" (S. 206f.) usw.[2].

Als aufheiternde Lektüre für trübe Stunden ist die Schrift sehr zu empfehlen. Den beteiligten Wissenschaften aber mag vor weiteren welterschütternden Entdeckungen des phantasiebegabten Verfassers bange sein.

Baalbek, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in d. J. 1898 bis 1905, hrsg. von Theodor Wiegand. Bd. 3. Mit 213 Textb. u. 24 [2 farb.] Taf. (XI, 145 S.). Berlin: W. de Gruyter [in Komm.] 1925. 2°. Rm. 60 —. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Theodor Wiegands tatkräftigem Wirken ist es zu danken, daß nunmehr das ganze Werk der Ausgrabung von Baalbek vollendet vorliegt. Damit ist nun endlich, 20 Jahre nach Schluß der Ausgrabungen, die selbstverständliche, aber oft so lässig erfüllte Pflicht der Berichterstattung

---

1) Dem Verfasser ist die Lektüre des interessanten Aufsatzes von E. Littmann, Sprachliche Seltsamkeiten aus Morgenland und Abendland, ZDMG N. F. 1 (1922), S. 270—281 dringend zu empfehlen, vielleicht wird er dann in der Verwendung solcher zufälligen Gleichklänge etwas vorsichtiger.

1) Autran beschränkt sich also hier auf einen Vergleich des indogermanischen und sumerischen Lexikons. Inzwischen hat er auch die Flexion in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen in der Schrift: Sumérien et Indo-Européen: l'aspect morphologique de la question. Paris (Geuthner) 1925. Da ich das Buch noch nicht habe einsehen können, habe ich kein Urteil darüber, ob es sich in denselben Bahnen bewegt wie die hier besprochene Schrift.

2) Daß einzelne sumerische Kulturwörter von den Indogermanen entlehnt wurden, ist natürlich richtig, vgl. die trefflichen Ausführungen von Ipsen Idg. Forsch. 41 (1923), S. 174 ff.

über die gemachten Beobachtungen und die gewonnenen Ergebnisse erfüllt. Schwerwiegende Gründe haben die Vollendung des vorliegenden Werkes verzögert: Krieg, Not und Tod. Ihnen zum Trotz ist das Ganze groß, schön, vornehm und vorbildlich geworden. Über die ersten beiden Bände, die von den antiken Bauten in Baalbek handeln, ist früher berichtet (OLZ 1924. Sp. 205 ff.). Der III. Band bringt das mittelalterliche Baalbek, hauptsächlich also das Wirken der arabischen Machthaber, welche die römischen Tempelruinen zu einer starken Festung ausgebaut und sich auch in der Stadt Baalbek durch Moscheen und Gräber verewigt haben. An diesen Dingen pflegte man bis vor nicht zu langer Zeit achtlos vorüberzugehen. Aber schon zur Zeit der deutschen Ausgrabungen war das Interesse für die islamische Kunst so stark, daß es die Architekten der Grabungsleitung für ihre selbstverständliche Pflicht ansahen, den arabischen Ruinen die gleiche Sorgfalt zu widmen, wie den römischen. Zu gleicher Zeit fanden sich auch die Bearbeiter der zahlreichen Herrscher- und Wesir-Inschriften ein. Im Anfang 1898 war B. Moritz bei der Voruntersuchung, dann M. Sobernheim bei der eigentlichen Aufnahme und Herausgabe beschäftigt. Das Ergebnis ist beträchtlich: Es werden 39 Inschriften vorgelegt, die sich nicht bloß auf bestimmte Teile der Bauten beziehen und diese datieren helfen, sondern auch wirtschaftliche Erlasse, Regierungsverordnungen darstellen und auf das Leben und Treiben des islamischen Baalbek belebendes Licht werfen. Sobernheim hat sie benutzt, um eine Geschichte des mittelalterlichen Baalbek zu schreiben, aus der man eigentlich erst recht den Eindruck gewinnt von der Stärke der Geschlechter, die zeitweise in Syrien herrschten und Bauten von staunenswerter Größe und Monumentalität hervorgebracht haben. Diese Menschen waren ebenso groß in ihren wilden Tücke und Grausamkeit wie in ihrer Tapferkeit und Großmut. Ohne diese Größe würde man es nicht verstehen, daß die Burg von Baalbek aus Blöcken hochgetürmt werden konnte, die mit denen der römischen Tempel wetteifern und wie diese fast an die Grenze des Fabelhaften gehen.

Der im Kriege gebliebene H. Kohl war mit der besonderen Bearbeitung der arabischen Burg betraut, von ihm stammen die Aufnahmezeichnungen und Beschreibungen, deren sich D. Krencker für die Herausgabe mit Takt und Aufopferung angenommen hat. So ist dem tüchtigen Manne hier ein schönes Denkmal gesetzt. Seine Aufgabe war umfangreich. Kohl blieb nicht bei der getreuen Aufnahme der Ruinen stehen, sondern machte sich den Aufbau in ergänzten Schnitten klar und versuchte, den zum Teil recht verwickelten Befestigungsanlagen durch perspektivische Wiederherstellungen beizukommen. In der Natur der Sache lag es, daß in der Beschreibung „die antiken Bauten als Teile der arabischen Burg“ von den rein arabischen Hinzufügungen getrennt gehalten werden. Dadurch hilft man gleichzeitig dem Verständnis der römischen Tempel. Als dritter Teil tritt hinzu, was die spätarabische Besiedelung zur Veränderung des Tempelkomplexes beigetragen hat. Hierzu hat D. Krencker viel Ergänzendes beigesteuert. Man findet da Bemerkungen über das arabische Wohnhaus, die neuerdings durch O. Reuthers Arbeiten auf diesem Gebiete, zuletzt durch seinen Aufsatz über die syrischen Liwanhäuser (Qāʿa) ergänzt worden sind.

Zum vorliegenden Bande steuerte O. Reuther aus eigenen nachträglichen, lange nach der Ausgrabung angestellten Beobachtungen ein längeres Kapitel über die islamischen Bauten außerhalb der Burg bei, in der wir Aufnahmen der Moscheen und Gräber finden, willkommenes Material aus einer Zeit und Landschaft, über die bisher noch wenig gearbeitet ist.

Endlich ergreift F. Sarre als berufener Fachmann über die Kleinfunde das Wort, die man glücklicherweise bei den Ausgrabungen nicht als gänzliche Nebensächlichkeit behandelt hat, nur weil sie nicht antik waren. Die Hauptmasse stellt die Keramik, innerhalb deren sich einige schöne farbige Stücke fanden. Sie sind durch ausgezeichnete autochrome und schwarz-weiße Tafeln sowie durch gute Zeichnungen von Maria Luise Sarre wiedergegeben. Auch einige Gläser, Waffen und Bronze-Beschläge kommen zur Darstellung. Alles in allem ist dieses Ergebnis zwar nicht reich, aber doch in der sicheren Hand eines Kenners wertvoll für die Belebung des übrigen Befundes.

Ein Namenverzeichnis beschließt den Text. Man hätte nur noch ein ausführliches Sachregister gewünscht. Denn die Masse des in diesen drei großen Bänden Gebotenen ist schon fast übergroß und für den Suchenden nur schwer zu übersehen.

Wir aber wollen schließen mit dem Ausdruck der Freude und des Dankes, daß die große Tat vollbracht ist.

Beyer, Hermann Wolfgang: Der syrische Kirchenbau. Mit 105 Abb. u. 3 Taf. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1925. (VIII, 183 S.) 4° = Studien zur spätantiken Kunstgeschichte. Im Auftr. d. Deutschen Arch. Instituts hrsg. v. R. Delbrück u. H. Lietzmann. Rm. 28—; geb. 32—. Bespr. von Val. Müller, Berlin.

Das Buch zeugt von einer ausgezeichneten Methode und gutem Können. Der Verf. stellt

sich mit Recht auf den Standpunkt, daß, ehe das Problem der altchristlichen Basilika in seiner Gesamtheit gelöst werden kann, zuerst eindringende Untersuchungen über die Sonderformen, die die einzelnen geographisch wie völkisch verschiedenen Gebiete zeigen, anzustellen seien, wobei jedesmal das gesamte Material vorzulegen und eine möglichst genaue Entwicklung festzustellen ist.

Ein erster Teil gibt eine kurze Übersicht über die zunächst sich ergebenden „Kunstkreise" mit ihren typischen Merkmalen. Mit Recht werden die Bauten Konstantins an die Spitze gestellt, die einmal „eine bewußt demonstrative", in die Weite gehende Wirkung haben sollten, andererseits als mit riesigen Mitteln aufgeführte Prachtbauten nur wenig nachgeahmt werden konnten. Dann werden besprochen: Italien, Nordafrika, Syrien zunächst summarisch, Palästina, Sinai, Ägypten, Äthiopien, Mesopotamien, Kleinasien, die Bauten Justinians und der Adrialänder. Es ergibt sich daraus klar, daß in den Jahrhunderten zwischen Konstantin und Justinian Sondertypen entstanden und Sonderentwicklungen vor sich gegangen sind.

Der umfangreichste Teil, in dem zugleich der Hauptwert des Buches liegt, ist der zweite: Geschichte des syrischen Kirchenbaus. Wieder ergibt sich auf geographischer Grundlage eine Unterteilung in verschiedene Typen: Nordsyrien, Ḥaurân, Mittelsyrien. Dabei ist Nordsyrien (Antiocheia und sein Hinterland) am wichtigsten. Auch hier bewährt sich das methodische Vorgehen des Verf., der einige inschriftlich datierte Bauten zum Ausgangspunkt nimmt, um sie stilistisch verwandte gruppiert und durch Füllung der Lücken eine Entwicklungsgeschichte feststellt. Dadurch gelingt es ihm, weiter zu kommen als der Amerikaner Butler, dessen monumentales Aufnahmewerk ja andererseits die Grundlage überhaupt abgibt. Beyers Ergebnis ist kurz folgendes: auf einfache, schmucklose Formen in der 2. H. des 4. J. folgt im 1. Viertel des 5. J. eine erste Blütezeit mit reicheren Ornamenten. B. glaubt hier das Wirken einer bestimmten Persönlichkeit erkennen zu können, des Markianos Kyris, der in ein paar Inschriften genannt ist. Dann setzt eine Weiterentwicklung zum „2. Babiskaer Stil" ein. Daneben steht der „Kathedralstil". In ihm sind die großen Bauten von Ḳalʿat Simʿân, Dêr Termânîn, Ḳalb Lauzeh, Ruwêḥa errichtet. Mit Recht meint B., daß dieser reiche Stil nicht im Binnenlande, wo ja allein Bauten erhalten sind, entstanden, sondern aus Antiocheia übertragen sei. Durch den Vergleich der Ornamentik von Ḳalʿat Simʿân mit der einer inschriftlich festdatierten Kirche gelingt B. auch die Festlegung dieser vier Kathedralen in die Zeit 460—90, während man früher nur das Jahrhundert 460—560 angeben konnte. Nach diesem Höhepunkt bringt das 6. J. „das volle Austönen des wuchtig angeschlagenen Akkordes, aber kaum einen neuen Klang" und um die Wende zum 7. „zeigt sich ein leises Nachlassen der künstlerischen Kraft". Die Eroberung durch die Araber (Schlacht bei Jermuk 636) versetzt dieser Kunst dann den Todesstoß.

Der nächste Abschnitt gilt dem Ḥaurân, der einen ganz selbständigen Kunstkreis mit allerstärkster örtlicher Eigenart bildet. In der Konstruktion übt das Material einen großen Einfluß, denn in diesem holzarmen Lande ergab sich mit dem einheimischen Basalt eine eigenartige Dachbildung durch eine Reihe von Gurtbögen; die Härte des Steins war außerdem einer weitergehenden Ornamentierung nicht günstig. Die lokale Tradition, die schon ganz ähnliche „heidnische" Bauten hervorgebracht hatte, veranlaßte verschiedentlich eine große Kürze in der Längsrichtung und eine Querstellung der Gurtbögen, die erst im Laufe der Zeit unter fremdem Einfluß der normalen Längsstellung wich.

Das 3. Gebiet „Mittelsyrien" (zwischen Emesa und Palmyra) steht zu den beiden anderen Kreisen in Beziehung, weist aber auch eine Sonderart auf. Hier baut man mit Basalt, wie im Ḥaurân, aber nur Longitudinalarkaden; ihre Größe und Wucht, wie untersetzte Stützen sind charakteristisch und erinnern an den Ḥaurân.

Der 3. Hauptteil behandelt „Die Einzelformen und ihre Herkunft". Da der Verf. in der Vorrede des Buches gerade die Frage nach der „Herkunft der Basilika" mit Recht zurückgestellt wissen wollte, wird man mit dem so betitelten 1. Abschnitt nicht rechten; denn hier geht es etwas zu summarisch zu und die antiken Typen mit Innenstützen werden allzusehr in einen Topf geworfen. Auch im 2. Abschnitt über die lokale Form der nordsyr. Basilika scheint er mir in der Polemik gegen eine Hypothese von H. Glück zu weit zu gehen. Wenn im Ḥaurân auch kein „Breithaus" vorliegt, so möchte ich doch die Verkürzung gegenüber dem sonst üblichen Maß, die Querstellung der Bögen und, in Nordsyrien, die anfängliche Lage des Eingangs in der Längswand auf das ureinheimische „Breithaus" zurückführen. Auch daß „die Grundform aller nordsyr. Architektur das einfache rechteckige Haus mit hölzernem Giebeldach und dreieckiger Giebelfront an den Schmalseiten" gewesen sei, wird ihm nicht jeder glauben. Ich möchte auch auf das ausgezeichnete Buch von Swoboda, Römische und romanische Paläste hinweisen, das B. nicht nennt, das aber, trotzdem es aus Syrien nur die Profanarchitektur

behandelt, auch für die Erfassung der Formprinzipien des Kirchenbaus nützlich ist.

Die Eigenart des „dreiteiligen Presbyteriums" leitet B. mit Recht von vorchristlichen Formen ab. Wenn er sich aber trotz Bedenken der Behauptung von Oelmann anschließt, daß dieser Bauteil ursprünglich ein selbständiges Gebilde gewesen sei, so kann ich ihm nicht folgen. Da eine Auseinandersetzung hier zu umfangreich würde, will ich nur darauf hinweisen, daß die Amerikaner kürzlich in Bet-San die Dreiteilung des „Adytons" schon in der 2. H. des 2. Jahrtaus. v. Chr. gefunden haben. Nützlich ist dann die Übersicht über die vorchristlichen „Zweiturmfassaden" und die Turmbauten überhaupt, für die die syrische Baukunst von jeher eine Vorliebe hatte und die in christlicher Zeit wieder durchschlägt. B. folgt hier den Ausführungen von Oelmann und anderen, ersterem vielleicht wieder zu sehr in der Herleitung des Fassadenprinzips aus Ägypten. Die nächsten Abschnitte behandeln die Vorhalle, die Pfeilerbasilika, die Kapitellformen, die Ornamentik — diese etwas kurz, doch spielt sie ja für den Kirchenbau selbst keine wesentliche Rolle —, Antiocheia, Einzelzüge. Mit einem Überblick auf die kunstgeschichtliche Bedeutung des syrischen Kirchenbaus, seine Wirkung auf die altchristliche Architektur anderer Länder und einem ebenso wichtigen wie dankenswerten Hinweis auf die große Ähnlichkeit des romanischen Kirchenbaus, welches Problem eine weitgehende Untersuchung erfordert, schließt das treffliche Buch.

Es sei bemerkt, daß die Arbeit den 1. Band der „Studien zur spätantiken Kunstgeschichte, herausgeg. v. dtsch. archäol. Institut" bildet, ein begrüßenswertes Zeichen der Zusammenarbeit von klassischen und altchristlichen Archäologen und der Erweiterung des Aufgabenkreises dieses Instituts unter seinem rührigen Leiter.

Die Legende von Barlaam und Josaphat zugeschrieben dem heiligen Johannes von Damaskus. [Aus dem Griechischen übersetzt von Ludwig Burchard.] München: Theatiner Verlag 1924. (VII, 299 S.) 8°. Rm. 6 —. Bespr. von Albrecht Götze, Heidelberg.

Das Buch macht keinerlei wissenschaftliche Ansprüche. Vielmehr hat es den Zweck, die reizvolle Legende, die in christlicher Umbildung vom Buddha berichtet und ursprünglich mittelpersisch verfaßt zu den Arabern und nach Europa gewandert ist, weiteren Kreisen, vor allem wohl katholischen, bekannt zu machen. Die einzige deutsche Übersetzung stammt aus dem Jahre 1847, so daß die vorliegende neue Übersetzung einem Bedürfnis entspricht. Zur Erklärung werden, meist im Anschluß an Ernst Kuhns bekannte Arbeit, einige Noten beigefügt, die wenigstens die notwendigsten sachlichen Hinweise geben.

Wright, John Kirtland: **The Geographical Lore of the Time of the Crusades.** A Study in the History of mediaeval Science and Tradition in Western Europe. New York: Americ. Geogr. Society 1925. (XXI, 563 S.) 8° = American Geographical Society. Research Series No. 15. $. 5 —. Bespr. von E. Honigmann, Breslau.

Seit Lelewel seine umfangreiche Géographie du Moyen Âge (5 vol. mit Atlas, 1852—57), ein seltsames Gemisch von Phantasie und umfassender Gelehrsamkeit, geschrieben hat, wagte sich fast niemand mehr an diese schwierige Aufgabe, die von ihrem Bearbeiter ungewöhnlich vielseitige Kenntnisse verlangte. Wohl erschienen verschiedene Gesamtdarstellungen der Geschichte der Geographie, von denen aber die einzige umfangreichere, Beazleys *Dawn of Modern Geography* (1901), fast völlig auf die Entdeckungsgeschichte beschränkt war und die Entwickelung der physikalischen Kenntnisse beiseite ließ. Andererseits wuchs die Zahl der Spezialuntersuchungen über weitere oder engere Teilgebiete dieser Disziplin in Büchern und Zeitschriften aller Kulturländer und -sprachen mehr und mehr an und wurde immer schwerer zu übersehen. Durch sie wurde ein gewaltiger, ganz verschiedenartig bearbeiteter Stoff angehäuft, der freilich immer noch weit hinter den Massen zurückblieb, die einst Lelewel auf den ersten Wurf zu bewältigen versucht hatte. So wurde es für jeden Fernerstehenden unmöglich, unser jetziges Wissen über die geographischen Kenntnisse des Mittelalters zu überblicken; und da bei einem Grenzgebiete zwischen den Domänen verschiedener Fachgelehrter, wie es jede Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters notwendig sein muß, selbst fast jeder Spezialforscher einem Teile der Materie ferner steht, muß auch ihm eine Zusammenfassung der neueren Forschung äußerst wünschenswert erscheinen, wenn er sich einen Überblick über sie verschaffen will.

Der Bibliothekar der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft, J. K. Wright, hat diesen Versuch unternommen, und er ist ihm, wie ich gleich betonen möchte, meiner Ansicht nach voll geglückt. Allerdings liegt uns in seinem Werke weder eine Darstellung der ganzen mittelalterlichen Geographie vor, da es nur die Zeit von 1100 bis 1250 umfaßt, noch haben wir es wie bei Lelewel mit einem Versuch zu tun, den Gehalt der Quellen bis zum äußersten auszuschöpfen. Doch soll in diesen Feststellungen keineswegs ein Vorwurf gegen den Verf. liegen. Denn die zeitliche Beschränkung des Umfanges rechtfertigt sich schon dadurch, daß der landläufige Begriff „Mittelalter" bekanntlich längst

nicht mehr als eine Einheit aufgefaßt wird, während die Kreuzzugszeit einen historisch und kulturell scharf umrissenen Zeitabschnitt bildet. Wright klammert sich übrigens nicht an die Grenzen dieser Epoche, sondern setzt in den ersten drei Kapiteln auseinander, was das Altertum, das westliche Christentum vor 1100 und die islamische Welt zu den Kenntnissen der behandelten Zeitperiode beigesteuert haben. Auch die Forderung einer restlosen Ausschöpfung der Quellen wäre angesichts einerseits der vielen noch unpublizierten Texte, andererseits der hohen Ansprüche, die man heute an die Lösung einer solchen Aufgabe stellt, ein ganz unbilliges Verlangen.

Auf die einleitenden Kapitel folgt eine Aufzählung der abendländischen Quellen der Kreuzzugszeit, darunter auch der Übersetzungen aus arabischen Geographen, sowie ein kurzer Abschnitt über die Stellung, die der „*Cosmographia*" innerhalb des scholastischen Quadriviums und der allgemeinen Wissenschaftsklassifikationen angewiesen wurde (Kap. 5).

Der zweite Hauptteil (Kap. 6—13) hat „The Substance and Character" der geographischen Kenntnis der Kreuzzugszeit zum Gegenstand. Hier unterrichtet uns der Verf. über die verschiedenen Gebiete der physikalischen Erdkunde, wie Kosmogonie, Sphäristik, Zonen-, Antipoden- und Klimatalehren, Bewohnbarkeit der Erde, Meteorologie und Klimatologie (im modernen Sinne); ferner über Meereskunde, Vulkanismus, Seismologie u. dgl., über astronomische Geographie, Kartographie und schließlich über die Bekanntschaft Westeuropas mit den einzelnen Ländern der Ökumene. Auffallend ist hier die überaus dürftige Kenntnis des Vorderen Orients bei den abendländischen Gelehrten, obgleich es doch in allen Kulturländern Westeuropas schwerlich einen Ort gab, der nicht einen oder mehrere ehemalige Kreuzfahrer beherbergte (p. 293).

Wie der Verf. in dem Vorwort (p. XX) erklärt, hat er für sein Werk, die Erweiterung seiner Dissertation (Harvard Univ. 1922), abgesehen von den drei ersten Kapiteln im wesentlichen Primärquellen benutzt. Der kurze Abriß der antiken Grundlagen der mittelalterlichen Geographie zeugt zwar von umfassender Kenntnis der neueren Literatur, läßt aber doch erkennen, daß W. hier weniger zu Hause ist. Dem äußeren Schein nach haben gewiß Eratosthenes und Poseidonios einen schwächeren Einfluß auf das Mittelalter ausgeübt als Plinius, Solinus, Martianus Capella; aber das Wenige, was sich bei diesen noch an tiefen und bleibenden Gedanken findet, geht doch fast immer mittelbar auf griechische Forschung zurück.

Bisher unveröffentlichtes handschriftliches Material benutzt W. in dem Abschnitt über Klimata und geographische Positionsbestimmungen (Kap. X u. Anmkgn. dazu), ein Gebiet, auf dem sich gerade der Einfluß des Morgenlandes deutlich erkennen und abgrenzen läßt. Seine Ausführungen nehmen hier z. T. auf seine Vorarbeit „*Notes on the knowledge of latitudes and longitudes in the Middle Ages*" in der „Isis" V (1922/3) 75—98 Bezug, wo er u. a. die Marseiller Tafeln veröffentlicht hat (S. 87 f.), die ganz aus arabischen Originalquellen stammen. Freilich sind darüber noch eingehendere Untersuchungen nötig; außerdem bedürfen die Angaben des Verf.s über die sieben Klimata, die auf der Auffassung Josef Fischers (Ptol. und Agathodaem. 89—93) beruhen, mehrfach der Verbesserung, wie ich an anderer Stelle eingehender nachzuweisen gedenke.

Für die Leser dieser Zeitschrift sind besonders das 3. Kap. (S. 77—87) und ein Teil des 4. (S. 95—101) wertvoll (s. o.), ferner ein Abschnitt über jüdische Reisende (Benjamin v. Tudela und Petachja von Regensburg; S. 117 f.). Die arabische Wissenschaft bespricht W. nur, soweit sie unmittelbaren Einfluß auf die westeuropäische ausübte, also vor allem die Übermittler des „Aristotelianismus", wie Ibn Sīnā, Ibn Rušd und al-Biṭrūǧī, ferner die Übersetzer und Benutzer des ptolemäischen Almagest und der Geographie, unter letzteren besonders al-Ḫwārizmī, al-Battānī (hier hätte vielleicht auch die [genauer datierbare?] spanische Version der geographischen Tabellen al-Battānīs in Nallinos Ausg. II 216 ff. Erwähnung verdient) und die „Toledaner Tafeln" nebst dem Kommentar zu ihnen von az-Zarqalī, ferner al-Edrīsī und die sog. „Chorasmischen Tafeln" (d. h. die des Ḫwārizmī), die Adelard von Bath übersetzte und die vielleicht aus dem auf indische Quellen zurückgehenden „kleinen *kitāb as-Sindhind*" stammten. Von Übersetzern werden Adelard von Bath, Petrus Alphonsi, Johannes von Sevilla, Plato Tiburtinus, Gerhard von Cremona u. a. eingehender behandelt.

Auf kleinere Änderungen, Berichtigungen oder Zusätze, die sich bei den umfassenden Kenntnissen des Verf.s und der Sorgfalt des Inhalts wie des Druckes nur ganz vereinzelt vornehmen ließen, will ich verzichten und nur für die weitere Ausgestaltung der Bibliographie, deren Reichhaltigkeit und Genauigkeit jedem, der sich mit diesen Gebieten beschäftigt hat, Bewunderung abnötigen wird, für eine etwaige zweite Auflage einige wenige Vorschläge beifügen: zu den Abschnitten über die Nilquellen und die Nilschwelle (S. 30; 60; 304) sind die wichtigen Arbeiten von Partsch, Abh. d. Sächs. Ges. 1909, 593 ff., Capelle in Ilbergs Jahrb. XXXIII 317 ff. und Corssen Philolog. LXXIV 16 ff. nachzutragen; zum Kap. III über die physikalische Erdkunde der Araber die zahlreichen Beiträge von Eilh. Wiedemann in den Sitzungsber. der phys.-med. Sozietät in Erlangen

z. B. 1912, S. 1—40. 113—25); zur Erforschung Afrikas durch arabische Reisende (S. 87) die Tübinger Diss. von Storbeck, Die Berichte der arab. Geogr. des MAs über Ostafrika (Berlin 1913) und das Werk von Marquart, Die Benin-Sammlung des Reichsmus. f. Völkerkde. in Leiden (1913), zu der des nördlicheren Europas G. Jacob, Studien in arab. Geographen Heft 1—4 (1891/2); zur Ansicht, Jerusalem sei der Mittelpunkt der Erde (S. 259), vgl. schon Isidor. *etym.* XIV 3, 21; zur Lokalisierung von Gog und Magog (S. 287) vgl. de Goeje, De Muur van Gog en Magog (in: Verslagen en Mededeelingen der k. Ak. v. Wetensch., Afd. Letterk., 3e reeks, deel V, Amsterd. 1888); zur Arbeit von Mžik (S. 530) über Afrika bei al-Ḫwārizmī (den übrigens Nallino nicht herausgegeben [*edited*] hat, wie Wr. S. 523 sagt) vgl. die Rezension Ruska's, Geogr. Zeitschr. XXIV 80. Die Bezeichnung Äthiopiens (und Südarabiens) als „India" (S. 303) war schon im späteren Altertum weit verbreitet, vgl. die Belege bei Aigrin, *Dictionn. d'hist. et de géogr. eccles.* III (1924) 1160 f. und in meinem Art. Libye bei Pauly-Wissowa, Realenz. XIII 168 f. und 185.

Guyer, Dr. S.: **Meine Tigrisfahrt** auf dem Floß nach den Ruinenstätten Mesopotamiens. Berlin: Dietrich Reimer 1923. (VII, 234 S. m. 22 Abb.) Rm. 4.80. Bespr. von O. Reuther, Dresden.

Reisebeschreibungen aus dem vorderen Orient gibt es mehr als genug, und die aus jüngster Zeit, in der so mancher deutsche Soldat es für nötig befand, als ein zweiter Moltke seine besonderen Erfahrungen und Erlebnisse während des Krieges in Syrien, Palästina und dem Zweistromlande zu Papier zu bringen und drucken zu lassen, sind durchaus nicht besser als die älteren. Wer Land und Leute wirklich kennt, legt die meisten dieser Bücher mit bedauerndem Lächeln aus der Hand und denkt sich sein Teil. Guyers Buch ist anderer Art. Er ist zwar nicht auf unbekannten Pfaden gewandelt und schildert seine Karawanenreise von Aleppo über Biredjik, Urfa und den Djebel Tektek nach Diyarbekr und die Fahrt auf dem Schlauchfloß von dort den Tigris hinab durch die Bergwildnisse Kurdistans hinunter bis Bagdad, aber er schildert, was er gesehen und erlebt hat als Kenner, der sich während eines längeren Aufenthaltes als Mitglied der Samarra-Expedition in den Geist des Landes einleben konnte und dazu auch befähigt war wie die wenigsten derer, die glauben, ein Reisehandbuch schreiben zu müssen. Der Kunsthistoriker, dessen Spezialgebiet die Baukunst des altchristlichen Orients ist, kommt selbstverständlich besonders zu Wort, aber auch da, wo Guyer auf seinem Felde ackert, läßt er den Fachmann dahinten und spricht von den Ruinen der Kirchen von Farkin mit der gleichen lebendigen Frische wie von der gewaltigen Landschaft der Tigrisschluchten oder einem Erlebnis auf einer Kurdenburg, deren Insassen er die Geschichte von Tells Apfelschuß erzählt.

Glück, Heinrich, und Ernst **Diez**: **Die Kunst des Islam.** 13 Seiten Textabb. u. Karten, 509 S. mit 524 Abb, ferner 39 Taf., von denen 13 farbig sind. Berlin: Propyläen-Verlag 1925. (100 S. Text und 90 S. Anm. zu den Abb.) 4° = Propyläen-Kunstgeschichte Bd. V. Rm. 40 —; Hlwd. 47 —; Hldr. 50 —. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Die beste, auch heute noch unentbehrliche deutsche Darstellung der Kunst islamischer Völker ist im Jahre 1915 als ein Band des Handbuches der Kunstwissenschaften erschienen und hat Ernst Diez zum Verfasser. Während aber damals das Ziel war, eine Denkmalsgeschichte zu geben, geht das heute vorliegende Werk, bei dem E. Diez mit H. Glück zusammen arbeitet, auf eine genetische Darstellung aus. Die Übersicht über den Denkmalsbestand hatte sich nicht zuletzt durch die Forschungen und Veröffentlichungen beider Autoren speziell auf dem türkisch-kleinasiatischen bzw. persisch-turkestanischen Gebiet in dem letzten Jahrzehnt stark erweitert. Diese Fortschritte kommen in der geistreichen und sehr komprimierten, dabei aber doch flüssigen Darstellung zur Geltung, ohne daß auf den Einzelbefund näher eingegangen oder eine systematische Aufzählung der Namen und Daten gegeben wäre. Neues Unbekanntes an Tatsachenmaterial darf man nach dem Zweck des Buches nicht erwarten.

Dagegen wird Anteil und Rolle des arabischen, persischen und türkischen Volkstums an der Schöpfung islamischer Kunst klug abgewogen. Einer anfänglich starken Überschätzung des arabischen, später des persischen Elementes gegenüber wird das türkische Zuströmen betont und die Bedeutung des Nomadentums auch in den arabischen Völkerschaften hervorgehoben. Dagegen treten die älteren ererbten übernommenen Grundlagen aus den eroberten Kulturgebieten etwas zurück. Neben diesen Voraussetzungen im Schaffen der Achämeniden, Parther, Sasaniden und Syrer, welche zum Teil nach Bildwahl und Text durch W. Andrae wiedergegeben sind, wird die Eigenart nomadischen Denkens (Transzendentalismus des Wanderlebens) und ihre Wirkung auf Groß- und Kleinkunst (Unbeschränktheit und Richtungslosigkeit des Räumlichen) überzeugend dargestellt. Nach ihren besonderen Arbeitsgebieten behandelt H. Glück die frühen Reiche des Islam und die ägyptisch-syrischen Gebiete bis zu ihrer osmanischen Eroberung, den schon zu Beginn islamischer Staatenbildungen abgespaltenen nordafrikanisch-spanischen Westen und die wichtige Kette kleinasiatischer, armenischer und türkischer Reiche, E. Diez dagegen den persisch-turkestanischen Osten einschließlich Indiens.

Zu den einzelnen Abschnitten dürfen wir vielleicht einige zum Teil berichtigende Bemerkungen machen:

Die Erbauung des Minarets der großen Moschee in Aleppo ist erst fehlerhaft mit dem 10. Jahrhundert (S. 22), dann richtig mit 1090/91 (S. 29) angegeben. Beide auf Seite 188 abgebildete Inkrustationsfassaden aus Damaskus sind mit ähnlichen aus derselben Stadt verwechselt. Die obere stammt von der kleinen Moschee es-Sakîfa 815 h (1412 D) und ist somit um ein halbes Jahrhundert älter als das Vorkommen an der noch werksteingerechteren Ṣâbûnîje. Das untere Bild zeigt nicht die Medreset er-Rifâʿî, sondern die Turbe Lutfi-Paschas vom Jahre 957 h (1550 D) und zwar vor ihrem 1917 vorgenommenen Umbau. Die abgebildete Westfassade wurde abgetragen und in etwas veränderter Zusammensetzung von Ornamentfeld und Nische gegen die Dschemal-Pascha Straße nach Süden gerichtet neu aufgebaut. — Glück sieht in der Umwandlung des weit gedehnten Medresehofes zur hochstrebigen vertikalen Anlage (Hassan-Moschee in Kairo usw.) eine Folge der türkischen Einwirkung. Hierbei scheint mir eine Komponente, der Zeitstil, unberücksichtigt zu bleiben, der auch innerhalb der turkvölkischen Bauentwicklung selbst, ebenso wie im Abendlande, zu verfolgen ist. Wohltuend berührt die Entschiedenheit, mit welcher für eine eigene osmanische Entwicklung des Großkuppelbaugedankens eingetreten und die oberflächliche Redensart von der Nachahmung der Sophienkirche abgelehnt wird. Ihr Typus war deshalb auch Durchgangsstadium, nicht Endziel. — Das auf Seite 269 dargestellte reiche Hausinnere mit gestufter vielröhriger Zierfontäne ist der Hauptraum im Strandhaus (Jaly) der Köprülü in Kanlydscha am Bosporus vom Anfange des 18. Jahrhunderts.

Für E. Diez sind bei der Beurteilung der Kunstleistungen der Iran-Zone seit 1915 die indo-buddhistischen und ostasiatischen Einflüsse noch entschiedener in den Vordergrund getreten. Die Rolle des Islam in Indien wird auf eine Mitwirkung bei dem dortigen höchst „variabeln Eklektizismus" beschränkt. Daß das zurückflutende Zusammentreffen persischer mit indischer Kunst zu keiner einheitlichen Verschmelzung, zu keinem indo-islamischen Stil führte, wird schärfer als früher erkannt.

Bei der im Verhältnis zum ganzen Umfang des Buches in Wort und Bild breiten Behandlung des Kunstgewerbes fußen die beiden Autoren vornehmlich auf der Münchner muhammedanischen Ausstellung 1910 und drucken deren Katalogbeschreibung ab. Bei der Seltenheit und Kostbarkeit des dreibändigen Tafelwerkes ist es in der Tat höchst begrüßenswert, daß dieser „verborgene Schatz von Aufschlüssen" allgemeiner zugänglich gemacht wird. Die Abbildungen besonders dieses kunstgewerblichen Teiles sind ganz hervorragend. Treffliche, knapp gefaßte stilistische und technische Definitionen bieten eine sichere Einführung. In der Besprechung der Miniaturen ist das dem Europäer besonders in der Neuzeit Fremde der „objektiven, marionettenhaften Darstellung" als wesentlicher Zug immer wieder zweckmäßig betont.

AL-'AḪṬAL: Dîwân. Texte arabe, publié pour la première fois d'après le manuscrit de St. Pétersbourg et annoté par le P. A. Salhani, S. J. Cinquième fasc., Part. 2. Beyrouth: Imprimerie catholique 1925. (S. 507—603.) 4° Bespr. von R. Geyer, Wien.

Mit dieser Lieferung ist der Abschluß von Salhani's Ausgabe des Dîwâns vollendet und man kann den Herausgeber dazu beglückwünschen. Die Lieferung enthält Nachträge zu den vorangegangenen Lieferungen, ein Reimverzeichnis zu den drei Dîwânhandschriften und den Naqâ'iḍ, Personen- und Ortsverzeichnisse u. dgl. m. Es wäre erwünscht gewesen, wenn nicht nur das Reimverzeichnis, sondern auch die übrigen Register die Handschriften von Bagdad und der Caprottischen Sammlung neben der Petersburger berücksichtigt hätten.

ʿAlqama ben ʿAbada, Dîwân, accompagné du Commentaire d'Al-Aʿlam aš- Šantamarî. Edité par Mohammed **Ben Cheneb.** Alger: Jules Carbonel, Paris: Edouard Champion 1925. (196 S.) 8°. = Bibliotheca Arabica, publiée par la Faculté des Lettres d'Alger. Bespr. von Fehim Bajraktarević, Belgrad.

Bekanntlich macht die Lektüre altarabischer Gedichte oft nicht unbedeutende Schwierigkeiten, wenn dieselben nicht mit einem ausführlichen, mehr die Realien und den Sinn als überflüssige, ohnehin bekannte Worterklärungen und Wiederholungen bietenden Kommentar versehen sind. Leider gehören viele arabische Scholien zu der letzten Gruppe und helfen zu dem richtigen Verständnis der Dichter eigentlich sehr wenig oder überhaupt nicht. Als eine rühmliche Ausnahme von der Masse solcher Kommentare kann man die Leistungen des Jûsuf ibn Sulaimân *al-Aʿlam* aus Santa Maria in Spanien († 1084 D) mit Recht bezeichnen. Man braucht dabei nur seinen vortrefflichen, vom Grafen Landberg in seinen „Primeurs arabes" veröffentlichten Kommentar zu Zuhair's Gedichten zu erwähnen. Mit der vorliegenden Arbeit des gelehrten Algierer Arabisten wird al-Aʿlam's Kommentar zum bekannten, bereits von Socin und Ahlwardt edierten altarabischen Dichter ʿAlqama gleichfalls der Gelehrtenwelt übergeben.

Der Herausgeber, obwohl ein geborener Araber, ist mit den europäischen wissenschaftlichen Methoden wohl vertraut und hat bis jetzt mehrere tüchtige Werke geliefert. Sein vortreffliches und interessantes Buch über „Abû Dolâma, poète bouffon de la Cour des premiers Califes abbasides", erschienen in Algier 1922, muß besonders hervorgehoben werden. Mit derselben Gelehrsamkeit und dem gleichen Eifer hat er auch die vorliegende Arbeit ausgeführt, nur hat er sich diesmal ausschließlich (außer im französischen Titel, welcher neben dem arabischen steht) seiner Muttersprache, des Ara-

ischen, bedient. Auf den ersten acht Seiten 3—10) gibt Herr Ben Cheneb einen kurzen, ach den auf S. 11—12 aufgezählten Quellen erfaßten Abriß über die Lebensumstände ʿAlqa-na's, dann nennt er die bis jetzt erschienenen Ausgaben des Dichters und beschreibt die bei lieser Edition benutzten Handschriften. Die olgenden Seiten (17—156) bringen den Text ler Gedichte sowie al-Aʿlam's Kommentar zu lemselben. Folgende Zusammenstellung mag las Verhältnis zu Ahlwardts Ausgabe veranschaulichen:

Ben Cheneb		Ahlw.	Ben Cheneb		Ahlw.
Gedicht I	=	II	App. IV	=	App. III
„ II	=	XIII	„ V	=	„ IV
„ III	=	I	„ VI	=	Dīwan V
„ IV	=	III	„ VII	=	„ X
„ V	=	IV	„ VIII	=	„ XI
„ VI	=	VI	„ IX	=	„ XII
„ VII	=	VII	„ X (nur ein Vers)		fehlt bei Ahlwardt.
„ VIII	=	VIII	„ XI „ „ „		„
„ IX	=	IX	„ XII „ „ „		„
App. I	=	App. I	„ XIII „ „ „		„
„ II	=	„ V	„ XIV (6 Verse)		„
„ III	=	„ II			

Den Schluß des Buches bilden vier nützliche Verzeichnisse, von denen das erste die vorkommenden Worterklärungen, das zweite die Personen- und Stamm-, das dritte die geographischen Namen und endlich das vierte die Versmasse der Gedichte bzw. Fragmente enthält. Aus dem ersten dieser Verzeichnisse sieht man, daß beinahe tausend Wörter vom Kommentator oder, wenn dieser unklar oder ungenügend war, vom Herausgeber selbst erklärt worden sind. Die oft sehr wertvollen Anmerkungen des Letzteren erhöhen wesentlich den praktischen Wert dieser willkommenen Ausgabe.

Kurz und gut, das neueste Buch M. Ben Chenebs stellt einen vortrefflichen Beitrag zur arabischen Philologie dar und kann allen, die sich mit der schwerverständlichen Poesie der alten Araber beschäftigen, warm empfohlen werden.

Litten, Wilhelm: Persische Flitterwochen. Mit 64 Abb., 5 Schrifttaf. u. 6 Kartenskizzen. Berlin: Georg Stilke 1925. (V, 444 S.) Gr. 8°. Rm. 13—; geb. 15—. Bespr. von O. G. v. Wesendonk, Berlin.

Die „Persischen Flitterwochen“ erzählen nicht etwa einen Liebesroman, der auf dem Boden Irans spielt, sie schildern die Erlebnisse Wilhelm Littens, Dolmetschers der deutschen Gesandtschaft in Teheran und Konsuls in Täbris, von seiner im September 1913 erfolgten Vermählung an. Litten hat die politischen Vorgänge in Persien in zwei 1920 erschienenen Schriften gewürdigt[1]. In den „Flitterwochen“ bietet er an der Hand seiner Aufzeichnungen ein Bild der aufregenden Stunden, die er nach dem Ausbruch des Weltkrieges in Persien und der Türkei, wie später als Reserveoffizier an der Westfront, in englischer Gefangenschaft und in der schweizer Internierung durchmachte, um durch das Ende des Völkerringens und den Umsturz an der Rückkehr nach Täbris verhindert zu werden. Fehlt dem Buche auch die Kraft der Schilderung, wie sie W. O. v. Hentigs Darstellung seiner Diplomatenfahrt nach Kabul und O. v. Niedermayers „Unter der Glutsonne Irans“ auszeichnet, so gewährt Littens sehr ins Einzelne gehendes Buch einen um so genaueren Einblick in die Stimmungen, von denen die in Persien befindlichen Deutschen während des Weltkrieges erfüllt wurden. Eine nützliche Beigabe sind zahlreiche Abbildungen und mehrere Übersichtskarten, mit denen das Buch ausgestattet ist. Einer wissenschaftlichen Würdigung entzieht sich dieses ganz auf das persönliche Erlebnis abgestellte Werk ohnehin, so daß dem Verfasser auch bei der Umschreibung orientalischer Namen und Worte volle Freiheit zuzugestehen ist. Mit Vorliebe transkribiert Litten, der am Orientalischen Seminar zu Berlin das Neupersische lehrt, übrigens auch arabische und türkische Ausdrücke in persischer Weise.

1) „Wer hat die persische Neutralität verletzt?“ und „Persien, Urkunden und Tatsachen zur Geschichte der europäischen ‘pénétration pacifique’ in Persien 1860—1919“, beides bei W. de Gruyter, Berlin.

Christensen, Arthur: Le Règne du roi Kawādh I et le Communisme Mazdakite. Kopenhagen: Andr. Fred Høst & Søn 1925. (127 S.) Gr. 8° = Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historic-filologiske Meddelelser IX, 6. Bespr. von A. Götze, Heidelberg.

Der Verfasser, der sich bereits früher durch die Arbeit „L'empire des Sassanides“ um die Kulturgeschichte Persiens verdient gemacht hat, liefert uns in dieser Akademie-Schrift eine sorgfältige Untersuchung über die Regierung des Sassaniden-Königs Kawādh I. und seine Beziehung zu den Mazdakiten.

Im ersten Teile werden die Quellen gegeben und analysiert. Neben Josua Stylites, Prokop und Agathias beschäftigt sich Chr. vor allem mit der arabisch-persischen Tradition. Dieser liegt nach seinen Ergebnissen nicht nur das *Xᵛatāi-nāmak* bzw. dessen Übersetzung im *Sijar-al-mulūk* des Ibn al-Muqaffaʿ zugrunde. Vielmehr gab es mehrere — jetzt verlorene — arabische Bearbeitungen des *Xᵛatāi-nāmak*, die auch andere Quellen, nebeneinanderstellend oder harmonisierend, benutzt haben. Und die uns erhaltenen Berichte sind ebenso verfahren. Trotz der verwickelten Verhältnisse vermag der Verf. einleuchtend 4 Zweige der Überlieferung

zu scheiden. Davon erweist er den 2., vertreten durch Ibn Qutaiba, Eutychius und gewisse Teile des Ṭabarī, entgegen Nöldekes Ansicht, daß hier das *Xᵛatāi-nāmak* ausgezogen sei, aus heterogenen Elementen als deutlich kompiliert. Am nächsten steht der Pahlavī-Quelle der 3. Zweig: Dīnawarī und die anonyme Chronik *nihājatu 'l-irab fī aḫbāri 'l-furs wa'l-'arab.* Die romanhaften Bestandteile des 4. Zweiges — dazu gehören u. a. das *Kitāb al-aġānī*, Ṯa'ālibī und Firdausī — führt Chr. unter Verweis auf das *Sijāsat-Nāmah* des Niẓām-al-Mulk glücklich auf das mittelpersische *Masdak-nāmak* zurück. Es versteht sich von selbst, daß auch Šahrastānī's Nachrichten über die Mazdakiten und überhaupt alle erreichbaren Materialien gewürdigt werden.

Mit dieser sorgsamen Quellenanalyse, die hier nur ganz kurz ihren wichtigsten Ergebnissen nach gekennzeichnet werden konnte, bereitet der Verf. bereits die Abschätzung ihres Wertes vor und darauf aufbauend die Synthese in einem 2. Teil unter dem Titel: „exposé de l'histoire de Kawadh et du Mazdakisme". Um nur das zu betonen, was sich auf den Mazdakismus bezieht, so wird hier gezeigt, daß diese Lehre anfangs rein religiös war. Vom Manichäismus ausgehend lehrte sie, daß die Verstrickung des Lichts in die Finsternis nicht nach einem Plan, sondern durch blinden Zufall erfolgt ist. Der Mensch muß daran denken, die Seele von der Materie zu befreien. Daran kann er durch Enthaltsamkeit von tierischer Nahrung mitarbeiten. Blutvergießen wirkt der Befreiung entgegen. Die Gewalttat wurzelt in der Ungleichheit der Besitzverhältnisse; diese muß daher beseitigt werden, die wirtschaftlichen Güter und die Frauen müssen zum gemeinsamen Besitz aller gemacht werden; gegenseitige Hilfe ist das höchste Gebot. Die sozialen Theorien der Mazdakisten — von hämischen Gegnern, bes. was die Frauengemeinschaft angeht, verzerrt wiedergegeben — waren religiös bestimmt und von untergeordneter Bedeutung. Kawādh hat im ersten Teile seiner Regierung, mit den Mazdakisten sympathisierend, durch soziale Gesetzgebung versucht, die schreienden Unterschiede der Besitzverhältnisse, wie sie im persischen Feudalstaate vorhanden waren, zu beseitigen. Im Laufe der Jahre hat sich dann das Soziale im Mazdakismus in den Vordergrund gedrängt und führte zu Gewalttaten gegen die besitzende Klasse, zur Besitzergreifung ihres Grundbesitzes und ihrer Frauen. Kawādh ging aber erst dann gegen die Sekte vor, als sie begann, sich in die große Politik zu mischen und versuchte, die Frage der Ernennung eines Thronfolgers zugunsten ihres Parteigängers Kāūs zu entscheiden. Die Führer wurden bei einer Disputation erschlagen und damit die Bewegung der Einheitlichkeit beraubt. Die Mazdakiten wurden für rechtlos erklärt und ihr Besitz eingezogen. Nichtsdestoweniger lebte ihre Lehre bis in die islamische Zeit weiter.

Christensen gebührt das Verdienst, zum ersten Male unter Verarbeitung aller Quellen das Bild eines Sassaniden-Herrschers gezeichnet zu haben. Dazu hat sich seine ursprüngliche Absicht, den Mazdakismus zu untersuchen, ausgeweitet.

Nariman, G. K.: **The Ahad Nameh.** Bombay: K. A. Fitter, Secretary of the Iran League, u. Leipzig: Otto Harrassowitz 1925. (XXVIII, 16, 12 S.) kl. 8° = The Marker Literary Series for Persia No. I. Published under the patronage of the Iran League, Bombay. Angezeigt von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Das Büchlein ist eine Frucht des neuen Kurses in Persien, der manche Parallele zu der jungtürkischen Bewegung bietet (freilich auch viele grundlegende Verschiedenheiten): man ist bestrebt, im Iranier zuerst den Landsmann zu sehen und nicht den Angehörigen einer andern Religion. Die ganze höchst interessante Entwicklung verdient dringend die Aufmerksamkeit der Orientalistik. An dieser iranischen Bewegung nehmen auch die Parsen von Indien, die ja unter viel günstigeren Bedingungen lebten als ihre Glaubensgenossen in Persien, starken Anteil, und aus diesem Gesichtspunkt heraus ist 1922 die Iran League in Bombay gegründet worden. Eine Aufgabe dieses Bundes, deren Wichtigkeit das Vorwort gebührend hervorhebt, ist die Hebung der Bildung unter den Zoroastriern Persiens, und der erfolgreichste Weg dazu die Beeinflussung der Jugend.

Für die Jugend geeignete Lektüre soll zunächst einmal beschafft werden, und, da die Unkenntnis der Parsen gegenüber der arabischen Literatur aufhören soll, werden hier, im Sinne jenes Programms recht geschickt ausgewählt, drei (nicht bloß zwei, wie es S. VII heißt) Zoroastriern erteilte Schutzverträge (daher auch der Titel *'Ahdnāme*), einer von Muhammed und zwei von Ali, geboten, die beiden ersten arabisch, der dritte persisch, alle drei entnommen einer 1861 erschienenen Veröffentlichung von Sorabji. Es war nicht zu vermeiden, daß das Arabisch der mit Rücksicht auf ihren Inhalt gewählten Stücke keineswegs fehlerfrei ist, was ihren pädagogischen Wert natürlich beeinträchtigt; auch Schlimmbesserungen finden sich leider; ferner wäre ein etwas korrekterer und deutlicherer Druck von Vorteil gewesen. Die beigegebene Übersetzung ist bis auf einige Mißverständnisse richtig.

Mindestens ebensoviel Nachdruck wie auf den Texten liegt auf dem programmatischen Vorwort, das sich mit der Stellung der Zoroastrier im alten Islam beschäftigt und ganz in der Richtung der oben gekennzeichneten Einstellung liegt. Die Tendenz hat der Richtigkeit der Ausführungen nicht geschadet: es ist eine nicht ungeschickte, anspruchslose Zusammenstellung einiger Daten und Gesichtspunkte, die dem Fachmann allerdings nichts Neues bringt und auch nicht bringen will. Hier werden auch Zweifel an der Echtheit der mitgeteilten drei Urkunden erhoben — tatsächlich sind sie sicher unecht —, aber es wird darauf hingewiesen, daß sie gleichwohl für die Stellung des alten Islam gegenüber den Zoroastriern bezeichnend sind. Die Schuld für den unleugbaren Niedergang der Zoroastrier in Persien wird zum Hauptteil ihnen selbst zugesprochen; was die tatsächlichen Bedrückungen durch die Muslims anlangt, so wird da-

gegen auf den toleranten Geist des islamischen Gesetzes verwiesen; durch die Araber wurden die Zoroastrier nicht so sehr belästigt wie durch ihre zum Islam übergetretenen ehemaligen Glaubensgenossen. Der Zukunft gelten Hoffnung und Wünsche des Verfassers, denen man sich von Herzen anschließen kann.

Schomerus, Prof. Dr. H. W.: **Indien und das Abendland.** Wernigerode: Verlag „Die Aue" 1925. (160 S.) kl. 8°. Rm. 3—. Bespr. von J. von Negelein, Erlangen.

Der Zweck des vorliegenden Büchleins ist es, den weiten Kreisen, „die keine Zeit und vielleicht auch keine Lust haben, dicke Bücher über Indien zu lesen, die sich aber doch gern über die wichtigsten Probleme unterrichten lassen wollen, die Indien uns christlichen Europäern bietet" — diesen Kreisen „einen kurzen Einblick in die äußeren und inneren Beziehungen zu gewähren, die zwischen Indien und dem Abendland besonders in religiöser und politischer Beziehung bestanden haben und noch bestehen". Der Verfasser gibt deshalb im ersten Kapitel eine Darstellung der Berührungspunkte zwischen Indien und dem Westen bis zur Entdeckung des Seeweges durch Vasco da Gama, sodann einen kurzen Überblick über die Entwicklung der indischen Religion (Kap. 2) und deren Hauptelemente (Kap. 3), sowie über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im alten Indien (Kap. 4), über das politische und religiöse Indien von 1500—1800 n. Chr. (Kap. 5), die Herrschaft Englands über diese Kolonie (Kap. 6) und das Verhalten der Inder gegenüber der englischen Herrschaft (Kap. 7), endlich über die Arbeit der christlichen Mission seit 1800 (Kap. 8) und das indische Geistesleben unter dem Einfluß der europäischen Kultur und des Christentums.

Der Stoff ist also reich gegliedert, sein Löwenanteil wie auch das Herz des Verfassers gehören aber der christlichen Missionstätigkeit an. Ihr gegenüber tritt auch die Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Indien und Europa zurück. Auffällig ist hier die fast völlige Übergehung der handelspolitischen gegenseitigen Interessensphären und das gedrängte, aber sehr absprechende Urteil über die englisch-indische Kulturarbeit, dem die abweichende, sorgfältig abwägende, auf genauester Sachkenntnis beruhende Kritik Sten Konow's entgegengehalten werden muß. Die Darstellung ist in formeller wie sachlicher Hinsicht für den christlichen Leser bestimmt, der nicht indische Religionen, sondern indisches Heidentum und dessen „Greuel", nicht Götter, sondern Götzen kennt und in das Gebet des Verf. (S. 132) einstimmt: „Gott schenke der indischen Christenheit mehr solche apostolischen Gestalten [wie Sundar Singh]". — Darüber hinaus verleugnet Sch. seinen protestantischen Bekenntnischarakter mit nichten. Wenn er Dubois', des für die Wissenschaft vielleicht bedeutendsten christlichen und katholischen Missionars, Selbstkritik seiner Erfolge zitiert: „In dem langen Zeitraum von 25 Jahren, währenddessen ich sie [die Inder] aufs genaueste kennen lernte und als ihr geistiger Führer unter ihnen lebte, konnte ich nicht sagen, irgendwo auch nur einen einzigen aufrichtigen und ungeheuchelten Christen unter den Indern gefunden zu haben" — so fehlt unserem Buche ein ähnliches Bekenntnis aus protestantischem Munde.

Die gegebenen Daten sind im allgemeinen richtig, mangelhaft allerdings die Fixierung der Grundbegriffe des niederen und höheren Vedānta, falsch die Aufstellung, daß die Kinderehe in Indien die Regel sei (S. 118), einseitig die Verurteilung der englisch-indischen Sozialpolitik und die Zurückführung der Analphabetenverringerung auf die christliche statt auf die buddhistische und christliche Missionsarbeit. Schwerer wiegt, was der Verf. verschweigt. Es wird von Sch. nicht gesagt, was es sei, wodurch viele Missionare die Verbitterung der indischen Bevölkerung wachgerufen haben und teilweise noch heute wachrufen; nicht von ihrer Vernichtung indischer Kulturdenkmäler gesprochen; nicht erwähnt, daß der Bekehrte durch den Übertritt zum Christentum die Kaste und mit ihr seine Stammesverwandtschaft, Familie und sein Volkstum verliert. Es wird das Urteil kritischer Kenner wie etwa Garbe's oder Deussen's über diese Missionare unterdrückt. Es wird verschwiegen, daß nicht nur das Christentum, sondern auch der Hinduismus missionierend gewirkt hat und daß nicht die Schlechtesten unserer Nation es waren, die eine solche Metanoësis verstanden und billigten. Von den Zukunftsaussichten des Christentums in jenem Weltteil wird geredet und der Zusammenbruch der materialistischen Weltanschauung in Europa als ein für das junge Christentum Indiens günstiges Moment hingestellt, aber unerwähnt gelassen, daß Rationalismus und Materialismus in den ältesten Sitzen des Christentums ihre frühesten Wurzeln geschlagen haben und daß hieraus für den Wahrheit suchenden Inder mit größter Eindringlichkeit sich die Befürchtung ergeben muß, daß ihm zugleich mit europäischem Geist und europäischem Christentum das Gift jener kulturfeindlichen und unsittlichen Lehren eingeimpft werden soll. Immer wieder wird von der rohen Magie und dem finsteren Aberglauben der hinduistischen Religionsgemeinschaften gesprochen. Und doch liegt der Hinweis darauf so nahe, daß der reli-

giöse und traditionelle Volksaberglaube Indiens turmhoch über der Magie unserer Astrologen und Kartenleger steht, deren Zahl und Macht unter uns Christen beständig zunimmt. — Der Weltkrieg ist wenig geeignet, Indien in das Schlepptau christlich-abendländischen Denkens und Fühlens zu bringen. Hat er doch selbst uns an dem Glauben irre werden lassen, daß irgendwelche metaphysischen Mächte zu wirksamen Bindungen der niedrigsten menschlichen oder untermenschlichen Instinkte verwandt werden können.

Sch.'s Arbeit ist auf einen in den Punkten der Religion und Weltanschauung gleichartig eingestellten Leserkreis berechnet; sie wendet sich nicht an die orientalistische Forschung als Wissenschaft im engsten Sinne, deren Ziel es sein muß, den Orient neben den Okzident zu stellen, ihn erkennend zu durchdringen und wertfrei zu beurteilen. Das ist nicht des Verfasser's Lebensaufgabe, der jetzt als Professor für Missionswissenschaft an der Universität in Halle wirkt. Hier bedarf es einer reinlichen Scheidung. Es wäre ein Unglück für die deutsche Wissenschaft, wenn der christliche Bekenntnismut in der indischen Philologie oder Religionsgeschichte sein Objekt zu finden glaubte. Leider weisen manche Zeichen der Zeit darauf hin, daß dem so ist.

Väth, Alfons, S. J.: **Der hl. Thomas, der Apostel Indiens.** Eine Untersuchung über den historischen Gehalt der Thomas-Legende. 2., stark verm. u. völlig neub. Aufl. Mit ein. Karte. Aachen: Haverius Verlagsb. 1925. (VII, 91 S.) 8° = Abhandlungen aus Missionskunde u. Missionsgeschichte. 4. H. Rm. 2.50. Bespr. von Arthur Allgeier, Freiburg i. Br.

Zu dieser Arbeit, die in erster Auflage 1918 erschien und jetzt völlig umgearbeitet vorliegt und auch die Aufmerksamkeit des Orientalisten verdient, bringt der Verfasser seltene Voraussetzungen mit: er hat mehrere Jahre in Indien gelebt und die Malabarküste selbst bereist. Zunächst analysiert V. die Thomasakten, legt sodann die Handelsbeziehungen zwischen Indien und dem Westen während des ersten christlichen Jahrhunderts dar, um schließlich auf diesem Hintergrund die Befunde der indischen Archäologie und die einheimische Tradition zu verhören. Die Untersuchung erfolgt umsichtig und vorsichtig und gelangt zu dem seit A. v. Gutschmid nicht mehr ganz verwunderlichen Ergebnis, daß nichts Wesentliches im Wege steht, die Missionsreise des Apostels nach Vorderindien und sein Martyrium in Mailapur als historische Tatsache anzunehmen. Erwünscht wäre jetzt einmal eine allseitige überlieferungsgeschichtliche Untersuchung der syrischen Thomaszeugnisse.

Payne, C. H.: **Scenes and Characters from Indian History** as described in the works of some Old Masters, compiled and edited with historical and explanatory notes. London: Oxford University Press 1925. (VIII, 251 S.) kl. 8°. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, Hamburg.

„For perspective, proportion, and sequence of cause and effect, we go to the scientific historian: for atmosphere and life, to those who wrote amidst the scenes they describe." Mit diesen prägnanten Worten beginnt das Vorwort des zur Besprechung vorliegenden Werkes. — Der Verf. hat einsichtsvoll das Wort „the scientific historian" gewählt, weil auch der Historiker, wenn er zur Schule Macaulays gehört, „atmosphere and life" schafft. — So hat Payne in diesem Buche eine Reihe von Augenzeugen zusammengestellt, die uns von den Tagen Alexanders und des buddhistischen Indien an bis hin zu dem Mogul- und Marathen-Zeitalter die verschiedensten Szenen beschreiben und Persönlichkeiten vorführen. In einigen Fällen erzählen die Augenzeugen selber, in anderen beruhen die Erzählungen auf den Berichten der Augenzeugen. ‚Alexander the Great in India' ist aus Plutarchs *Lives* nach A. H. Cloughs verbesserter Übersetzung von Dryden genommen; und Plutarch hat, wie er behauptet, Alexanders eigene Briefe benutzt. Die Berichte der Versammlungen in Kanyakubja (Kanauj) und Prayāga (Allāhābād), hier unter dem Titel ‚*The Master of the Law*' gegeben, sind aus S. Juliens *Voyages des Pèlerins Buddhistes*, Paris 1853, übersetzt, worunter sich die Übersetzung der von seinem Schüler und Freund Hwui Li verfaßten Lebensbeschreibung des großen chinesischen Reisenden Hiuen Tsiang befindet. ‚Vijayanagar in the fifteenth Century' ist aus Abdu-r-Razzāḳs *Matlau-s-Sadain* nach der Übersetzung in Elliots *History of India, vol. IV*. Razzāḳs Werk ist eigentlich die Geschichte Timurs und seiner Nachfolger von 1304—1470, aber es enthält auch einen sehr interessanten Bericht von des Verfassers Reisen in Indien. ‚Vasco da Gama at Calicut' beschreibt den Anfang der direkten Verbindung zwischen dem westlichen Europa und Indien. Dieser Bericht ist zwei Werken entlehnt: 1. aus Ravensteins ‚*A Journal of the first Voyage of Vasco da Gama, 1497—99*', einer Übersetzung von *Roteiro da Viagem de Dom Vasco da Gama à India*, dem persönlichen Tagebuch eines Mitgliedes der Expedition; 2. aus *Astley Collection of Voyages and Travels*, worin die gekürzte Übersetzung von Castanhedas *Historia do Descobrimento e Conquista da India* enthalten ist. ‚Battle of Khanwah' beschreibt uns in den Worten Bābars aus seinen berühmten Memoiren seinen Feldzug gegen die Rajputen unter Rānā

Sang. Das nächste Kapitel ‚Founding the Mogul Empire' erzählt uns von den Versuchen Humāyuns und Akbars, Indien von den Afghanen zurückzuerobern und ihren Erfolgen, die sie der Tapferkeit und der Klugheit Bairām Khāns verdanken. Dieser Bericht ist aus Briggs Übersetzung von *Firishta* genommen. ‚Akbar — a Portrait' und ‚The Rebellion of Prince Khusru' sind aus *Histoire* (1610) von Pater Pierre du Jarric übersetzt, der sich seinerseits in dem ersten dieser Berichte hauptsächlich auf Pater Monserrates *Relaçam do Equebar, Rei dos Mogores* stützt, der, als Mitglied der ersten Jesuiten-Mission bei dem Groß-Mogul, in ständigen und intimen Verkehr mit ihm getreten war. ‚A Visit to Sivaji' ist aus einer Handschrift genommen, die in den *Factory Records* der India Office Bibliothek enthalten ist. Sie ist ein Tagebuch von Henry Oxinden, der nach Rahiri gesandt war, wo der Gründer des Marathenreiches zu der Zeit zum König gekrönt wurde, mit dem er wegen eines Vertrages unterhandeln sollte. ‚The Court of the Great Mogul' ist aus Dr. V. Balls *Travels in India of J. B. Tavernier* genommen, ein Übersetzung des letzteren *Six voyages en Perse et aux Indes, 1676*. Das beschriebene Fest ist die Feier des 47. Jahrestages von Aurangzebs Geburtstag. — Es war wirklich ein glücklicher Gedanke des Verf., diese Auswahl aus der indischen Geschichte der Öffentlichkeit zu übergeben und so auf die Originale hinzuführen und einzuladen, dieselben selbst im Ganzen zu genießen. Der Wert des Buches wird noch wesentlich durch zahlreiche historische und erklärende wissenschaftliche Anmerkungen erhöht. Der einzige Mißstand in den Noten ist die Ungenauigkeit in der Erklärung orientalischer Worte. Einige Verbesserungen: S. 19, Anmerk. 1: *kalyāṇa* wird im Sanskrit als Segensgruß gebraucht: ‚Heil!' ‚Glück sei mit euch!' ‚*Kallyan* (richtig *kalyān*) *ho!*' ist Hindī. — S. 53, Anmerk. 1: Das Sanskritwort ist *vijaya; vijay* ist Hindī. — S. 95, Anmerk. 1: Arabisch *tāmbūl* ist ein indisches Lehnwort, Sanskrit *tāmbūla*; und der Betelverkäufer *tambolī* oder *tamolī* leitet seinen Namen aus dem Sanskrit *tāmbūlika* her. — S. 186, Anmerk. 3: Das Wort *pādšāh* von *pād* ‚Thron' und *šāh* ‚Herr' herzuleiten, sollte man den eingeborenen Munšī überlassen, besonders da wir seit 1893 Horn, *Grundriß der neupersischen Etymologie* besitzen. Ich lese *pādšāh salāmat* heraus und nicht *pād salāmat* aus ‚*Pad Iausalamat*' von Du Jarric. Das erstere und nicht das letztere ist die gebräuchliche Form des Königsgrußes. Du Jarric mag das fremde Wort nicht richtig erfaßt haben, aber die ihm gegebene Erklärung davon hat er wahrscheinlich nicht mißverstanden. Wenn der Verf. diakritische Zeichen in ein paar Fällen gebraucht, warum gebraucht er sie nicht in allen Fällen? Es sollte wenigstens *a* und *ā* unterschieden werden, denn diese Laute sind nicht kurzes und langes *a*, sondern stellen ganz andere Lautwerte dar. — Der Namensindex ist leider auch nicht vollständig. — Der Verleger hat nicht versäumt, dem fesselnden Buch eine gute Ausstattung zu geben.

---

1. **Boeck**, Dr. Kurt: **Indische Wunderwelt.** Reisen und Erlebnisse in Britisch-Indien und auf Ceylon. Leipzig: H. Haessel 1925. (V, 213 S., 180 Abb.) gr. 8°. Rm. 6—; geb. 9.50.
2. **Kauffmann**, Oscar: **Aus Indiens Dschungeln.** Erlebnisse und Forschungen. Bonn: Kurt Schroeder 1923. 2., erw. Aufl. (388 S., 228 Abb. und 2 Karten.) gr. 8°. Rm. 8—; geb. 10—. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

1. Das vorliegende Buch bildet den dritten Teil einer „Indien" betitelten Neuausgabe der Reisewerke Kurt Boecks, deren erste beide Bände „Im Banne des Everest" und „Indische Gletscherfahrten" seine wertvollen Forschungen im Himalaya behandeln. Unser Buch dagegen ist den Reisen des Verfassers in der nordindischen Ebene und dem Süden gewidmet und entspricht im wesentlichen den darauf bezüglichen Kapiteln von „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal". Doch gibt es keine fortlaufende Reiseschilderung, sondern eine zusammenfassende Darstellung der Eindrücke verschiedener Reisen. Diese sind sehr lebendig und anschaulich beschrieben und zeugen von guter Beobachtung. Und die photographischen Aufnahmen bringen manch schwer zu fassendes Bild intimen Volkslebens und Glaubens. Hervorzuheben wären die Pagodeneinweihung in Rangoon, die Bilder und Schilderungen aus dem kultischen Leben eines Brahmanen, und die Stadt- und Hochzeitsbilder aus Jodhpur. Damit soll freilich noch lange kein Lob dieses Buches gesungen werden! So interessant und empfehlenswert es für jeden ist, der Indien und indische Kultur nicht kennt, so ermüdend muß es auf alle diejenigen wirken, die auch nur einigermaßen mit diesem Lande vertraut sind. Fast all diese Örtlichkeiten und Themata kennt man schon aus Dutzenden von Büchern bis zum Überdruß. Immer dieselben Städte, immer wieder dieselben Bauten und Sehenswürdigkeiten, immer wieder dieselben an der Oberfläche haftenden Bemerkungen über Land und Leute. All diese Globetrotter reisen mit Luxusdampfer und Schnellzug fast dieselbe, im Baedeker in allen Einzelheiten vorbereitete Route von Ceylon über Madura und Madras nach Bombay, von da über Jaipur nach Delhi, von

da über Benares nach Calcutta — — —, und fühlen sich dann bemüßigt, alle über diesen selben Weg ein Buch zu schreiben. Gibt es denn sonst keine Sehenswürdigkeit in Indien? Wer geht denn nach Ellora oder Ajantā, wer nach Travancore oder Kanara, wer nach Bundi, Bhartpur, oder nach Khajuraho, oder Orissa? Und warum? Weil sie fast alle keine Ahnung weder vom gegenwärtigen noch vom vergangenen Indien haben und nicht wissen, wo heute das geistige Leben Indiens glüht, noch wo seine Vergangenheit gebrandet. Und so glauben sie auch auf „Entdeckungen" ausgehen zu müssen, wo es nichts zu entdecken gibt und laufen blind vorbei, wo ungeahnte Wunder ihrer harren. Auch unser Verfasser kann von diesem Vorwurf nicht freigesprochen werden. Außer Jodhpur, auf das ihn ein Anglo-Inder aufmerksam gemacht hat, sind es nur die vom Strom der Cook-Reisenden „mitgenommenen" Städte, die er uns wieder schildert. Außer den oben schon erwähnten Fällen wärmt vielfach auch er den in allen Indienbüchern immer wieder breitgetretenen Unsinn sinnloser Fremdenführer-Legenden auf, wie die vom Qutb-Minār oder vom „bösen Aurangzēb", um nicht noch mehr aufzuzählen. Gibt es denn keine auch dem Laien verständliche Literatur über die indische Geschichte und Kultur? Gibt es denn keine Möglichkeiten, dem Verständnis indischer Religion und Kunst näher zu kommen? Sind nicht die Zaubererkünste, deren „Erforschung" Boeck ein ganzes Kapitel widmet — anscheinend ist er recht stolz darauf —, schon in den Reisewerken des 17. Jahrhunderts erklärt worden? Dem Verfasser soll damit kein persönlicher Vorwurf gemacht werden. Aber es muß doch einmal ausgesprochen werden, daß der jetzige Schlendrian in der Indienreiseliteratur aufhören muß, daß man verlangen kann, daß einem nicht immer wieder dasselbe, und im Besonderen dieselben veralteten Irrtümer, vorgesetzt werden. Um ein Buch über Indien zu schreiben, genügt es noch lange nicht, die Augen für das offen zu halten, was man als „Sāhib" zu sehen bekommt, sondern man muß sich auch ernsthaft orientieren, um das Wesentliche überhaupt zu finden und zu verstehen.

2. Anders ist das Buch Oscar Kauffmann's. Kein Kompendium über Indien, sondern das durch und durch einseitige Buch eines leidenschaftlichen Jägers! Das hat seine Vor- und Nachteile. Kauffmann sucht nicht die Stätten des Fremdenverkehrs, sondern nach Jagdgebieten. Er führt uns daher in wenig bekannte Gegenden, in die Dschungeln Indiens, wohin sich außer den englischen Forstbeamten nur selten ein Europäer verirrt. Als Gast des Vizekönigs in dessen Residenz zu Simla geht er zuerst in die Wälder der östlichen Central Provinces von Bhōpāl über Sāgar, Jabalpur und Rāipur nach Calcutta, dann in die Bergforsten Kaschmirs, die Nilgiris und westlichen Gebirge Mysores. In drei weiteren Reisen durchstreift er die Bergdistrikte Cochin's, Chittagong und Assam, dann wieder die Dschungeln der Westghats in Nord-Kanara und endlich das obere Birma. Herrlich sind seine Schilderungen des Urwalds und seines Tierlebens, spannend die gefährlichen Jagden auf menschenfressende Tiger, „Rogue"-Elefanten, Gaur's und Hirsche, Geflügel und Antilopen. Dazwischen Betrachtungen über anglo-indische Forstwirtschaft und die primitiven Stämme des Urwalds, wie über die Lokalrassen der einzelnen Wildarten. Auf der anderen Seite wirkt die außerordentliche Breite der Erzählung auf den Nichtjäger vielfach ermüdend, und die Schilderung von Land und Leuten bleibt mehr als spärlich, was freilich zum guten Teile durch interessante Aufnahmen aus jenen weniger bekannten Gebieten ausgeglichen wird. So bleibt das Buch auch wissenschaftlich auf der Höhe; denn wo der Verfasser in die Breite geht, beherrscht er auch seinen Stoff als Zoologe, wo er aber in ethnographischen Dingen weniger beschlagen ist, gesteht er es auch ehrlich ein oder geht nicht weiter darauf ein. So wird man gerne den etwas dilettantischen Schluß verzeihen, in seiner Mischung Gobineau'scher Rassentheorie und Rousseau'scher Naturromantik, und dem doch etwas peinlich wirkenden, begeisterten Zitat aus den Elaboraten einer so zweifelhaften Persönlichkeit wie E. Fuhrmann. Sehr, sehr einseitig, — aber dies gut! Kein Buch, das über Indien orientiert, wie das Boeck's, aber Jagdberichte aus Indien, und diese um so gründlicher und nicht so alltäglich!

Meillet, A.: Trois conférences sur les Gâthâ de l'Avesta, faites à l'université d'Upsal pour la fondation Olaus Petri. Paris: Paul Geuthner 1925. (72 S.) 8° = Bibliothèque de vulgarisation, tome 44. Fr. 7.50. Bespr. von Jehangir C. Tavadia, Hamburg.

Der Verf. schickt seinen drei lehrreichen Vorträgen eine interessante Einleitung voraus. Er verweist und kritisiert kurz hierin auf die verschiedenen Interpretationen der Gāϑās von Darmesteter, Bartholomae, Andreas und Wackernagel. Die Übersetzung von Geldner (in Bertholets religionsgeschichtlichem Lesebuch) übergeht er, obwohl sie Erwähnung verdient. — M. möchte nicht allen Gāϑās die Autorschaft Zaraϑuštras zusprechen, weil er manchmal darin in der dritten Person erwähnt ist. — Weder diese Tatsache noch die der Ver-

schiedenheit im Ton — hier persönlich, dort scholastisch wie in Y. 50, nach M. — ist überzeugend; wenigstens kann man solche Begründungen nicht als Beweise ansehen. Die Ausführungen des Verf. über die linguistischen Verschiedenheiten zwischen den Gāϑās und dem jungen Awesta sind sehr wichtig. Obgleich das letztere sich auf einer weiter entwickelten Sprachstufe befindet als die ersteren, hat das junge Awesta einige Archaismen bewahrt, die in den Gāϑās verloren oder die im Verschwinden begriffen sind. Auf diesen Punkt kommt der Verf. im ersten Vortrag zurück. Ferner wird nachdrücklich betont, daß die Sprache des jungen Awesta keine Fortsetzung derjenigen der Gāϑās sei. Das junge Awesta hat den Wortschatz des Gemein-indo-iranischen treuer bewahrt als die Gāϑās es getan haben, z. B. in der Namengebung der drei Gesellschaftsklassen. Bartholomaes Theorie in Zarathuštras Leben und Lehre S. 13, daß der Prophet für diese und jene Gottheit neue und ungebräuchliche Namen gewählt habe, „in der bewußten Absicht, sie dadurch als eine andere, neue erscheinen zu lassen und die Erinnerung an die gleiche oder ähnliche alte auszulöschen", läßt sich wenigstens auf diesen Fall nicht anwenden. Der inhaltliche Unterschied zwischen den Gāϑās und dem des jungen Awesta ist viel größer als der linguistische. Die Gāϑās — um in den Worten M.'s zu reden — spiegeln den religiösen Eifer, die lebhafte Intelligenz der Iranier in ihrer ganzen Glut wieder, und das Awesta bewahrt noch nicht einmal die Asche davon.

Der erste Vortrag handelt über die Datierung Zaraϑuštras. Der Verf. nimmt das heimische überlieferte Datum an, d. h. kurze Zeit vor den großen Achämeniden, und fügt hinzu, daß die religiöse Umwälzung der politischen vorangegangen sei, und daß beide aus denselben Ursachen entsprungen seien. Die Gāϑās zeigen klar, daß ein politischer Führer als religiöser und wirtschaftlicher Schutz in jenen Tagen ernstlich und heiß ersehnt wurde. Das indo-iranische Staatensystem war noch im Schwange, d. h. jeder Stamm hatte seinen eigenen Häuptling ohne eine Zentralgewalt. Diese wurde zuerst von Darius aufgerichtet und so der in den Gāϑās ausgedrückte Wunsch erfüllt. Vergl. hierüber Hertels Zeit Zoroasters, S. 41 ff. M. behauptet nicht bestimmt, wie es aber Hertel tut, daß Vištāspa der Gāϑās und derjenige der alt-persischen Inschriften ein und dieselbe Person seien, aber er gibt zu, daß solche Gleichsetzung nicht ausgeschlossen zu sein braucht. An anderer Stelle (S. 55) berührt M. die Frage, ob nicht Gaumata, dessen erster Namensteil — gau = Rind — in den Gāϑās eine so große Rolle spielt, der die alten Opferstätten zerstört hatte und den Darius unterwirft, nicht ein Anhänger Zaraϑuštras gewesen sei, was Darius nicht war. Hertel macht a. a. O. Gaumata zu Zaraϑuštras Feind und Darius zu seinem Glaubensheld. Für diese beiden Theorien sind die Beweise schwach. — Auch in bezug auf die Heimat des Propheten nimmt M. die einheimische Tradition, also West-Iran, Raγā, an. Er stützt seine Annahme mit linguistischen Gründen. Die Sprache des Awesta im allgemeinen und die der Gāϑās im besonderen unterscheiden sich von den Sprachen der östlichen Provinzen, wie von Sogdien und Khotan, und ähneln den Dialekten der westlichen Gruppe. Diese Tatsache wird nicht durch die sich auf geographische Angaben stützende Hypothese umgestoßen, daß das Awesta im östlichen Iran entstanden sei. Seine Verfasser können ihren eigenen Dialekt benutzt haben und nicht denjenigen des Ortes, an dem sie arbeiteten. Christensen erklärt diese Unstimmigkeit auf andere Weise in seinem lehrreichen Aufsatz: „Quelques notices sur les plus anciennes périodes du Zoroastrisme" (Acta Orientalia IV 81 ff.). Er sagt (S. 83), daß die Eigentümlichkeiten des Westens in der Sprache des Awesta von seinen westlichen, also medischen, Redakteuren stammen können. M. hält die Sprache der Gāϑās nicht für viel älter als das Altpersische, obgleich er die verschiedenen Formen, in denen der iranische Gott in den Gāϑās, im jungen Awesta und in den altpersischen Inschriften erscheint, in Rechnung zieht. Nach meiner Meinung ist dieser Punkt nicht so wichtig. Warum sollen wir denn nicht in Betracht ziehen, daß wir es hier mit verschiedenen Dialekten zu tun haben und nicht mit den drei aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen eines und desselben Dialektes?

Im zweiten Vortrag verbreitet sich der Verf. zunächst über die verschiedenen Transkriptionen der Gāϑās und ihre Prosodie. Er erklärt, daß die Strophen der Gāϑās, ungleich den vedischen Strophen, inhaltlich nicht eng miteinander verbunden sind, weil die dazwischenliegenden Prosateile, wie solche auch in verschiedenen anderen Literaturen zu finden sind, verloren gegangen sind. Bartholomaes Versuch, einen Zusammenhang zwischen den Gāϑāstrophen herauszulesen, sieht er für erzwungen an, wie auch seine Bemühungen, alles und jedes übersetzen zu wollen. M. erläutert seinen Standpunkt mit der Besprechung von Yasna 29, aber ich finde, er hätte das an einem anderen Stücke besser tun können.

Der letzte Vortrag berichtet über die Lehre der Gāϑās, vom positiven wie vom negativen Standpunkt aus. M. sieht keinen Dualismus in

den Gāϑās, da, obgleich Gut und Böse in scharfen Gegensatz zueinander gesetzt sind, eine böse Macht als Widerpart zu Ahura Mazdāh unbekannt ist. Der Verf. führt aus, daß die vedische Religion die Religion des erobernden Adels, die Religion der Gāϑās diejenige von bedrückten Bauern und Hirten sei. Hertel geht einen Schritt weiter und erklärt, daß die Religion der Gāϑās gegen die der Veden kämpfe (die Zeit Zoroasters, S. 58). Der Schrei nach Gerechtigkeit und Frieden hat in jener Tatsache seinen Grund und da er in dieser Welt oft unerhört verhallt, werden Gerechtigkeit und Frieden in der anderen Welt versprochen und erwartet. Und so entsteht der Glauben an das Jenseits. M. meint, daß diese religiöse Revolution, die ökonomischer und sozialer Natur war, zu der politischen führte. Die Stammeshäuptlinge wurden schwach und die Gründung des Kaiserreiches wurde möglich.

Schomerus, H. W.: **Sivaitische Heiligenlegenden.** (Periyapurāṇa und Tiruvātavūrar-Purāṇa.) Aus dem Tamil übers. Jena: Eugen Diederichs 1925. (XXXI, 305 S.) 8° = Religiöse Stimmen der Völker, hrsg. von Walter Otto. Texte zur Gottesmystik des Hinduismus Bd. II. Rm. 8—; geb. 10—. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Diese aus dem Tamil übersetzten Geschichten und Gedichte, die wir hier und im Bd. I zum ersten Male in vollendeter Übersetzung erhalten, bringen für uns eine neue Art von Literatur, die von dem größten Werte für die Beurteilung der religiösen Einstellung eines großen Teiles der Bevölkerung des heutigen Indiens ist. Neben älteren Heiligenlegenden aus dem Periyapurāṇa bietet uns Schomerus auch jüngere Literatur. Allen gemeinsam eigen aber ist die tiefe gewaltige Frömmigkeit und Innigkeit, die vielfach in ekstatische Mystik ausklingt: Die Bhakti, die völlige geistige Hingabe und Vereinigung mit dem Gott. Dazwischen kommen, ebenfalls von tiefer Frömmigkeit durchdrungen, einfache Geschichten, die uns von den vielfachen Taten des großen Gottes S'iva berichten, einfach auch in ihrer Darstellung. Vor allem möchte ich auf die in Versen und freien Rhythmen mitgeteilten Stücke aufmerksam machen, die uns den besten Begriff dieser tiefinnigen Gottesmystik geben. Daß uns dieses Gebiet von Schomerus erschlossen worden ist, dess müssen wir ihm Dank wissen. Gewiß ist es schwer, diese Legenden hintereinander zu lesen, aber die eingestreuten Verse lassen unsern Geist immer wieder aufs Neue in die Tiefen dieser Spekulation eintauchen.

Glasenapp, Helmuth von: **Der Jainismus.** Eine indische Erlösungsreligion. Nach d. Quellen dargestellt. Mit 3 farb. u. 28 schw. Taf. Berlin: Alf Häger 1925. (XV, 505 S.) 4° = Kultur und Weltanschauung, hrsg. von H. v. Glasenapp. I. Rm. 25—, geb. 30—. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

In der neuen Periode der indischen Selbstbesinnung hat auch der Jinismus seine Stimme wieder lauter erhoben, um seine Eigenart dem andrängenden Hinduismus entgegenzustellen. Diese im hohen Altertum entstandene Religion hat ja das Glück gehabt, sich bis in die heutige Zeit im Mutterlande zu erhalten und kann sich so mit Recht rühmen, etwa 2700 Jahre in Indien zu blühen. Trotz mannigfacher Beschäftigung hervorragender Gelehrter mit dem Schrifttum der Jinisten fehlte bisher eine Zusammenfassung alles dessen, was man heute über Lehre und Geschichte des Jinismus weiß. Diese Lücken füllt das vorliegende, prächtig ausgestattete Werk H. v. Glasenapps aus. Zwar macht es die noch ausstehende Behandlung des Jinismus im Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde nicht überflüssig, denn dort werden die Probleme des alten Kanons vor allem erörtert werden müssen, aber es bringt so viel in entlegenen modernen Quellen Verborgenes, es ist mit solchem Fleiß zusammengetragen und läßt die Vertrautheit des Verfassers mit dem großen Stoffe so deutlich fühlen, daß jeder, der sich über Jinismus orientieren will, gern zu diesem Buche greifen wird.

Der Inhalt ist in sieben Abschnitte gegliedert: Einleitung, Geschichte, Schrifttum, Lehre, Gesellschaft, Kultus, Schluß. Vorzügliche Abbildungen schmücken den Band, der sehr schön gedruckt ist.

Hillebrandt, Prof. Dr. Alfred: **Buddhas Leben und Lehre.** Berlin: Ullstein 1925. (155 S.) kl. 8° = Wege zum Wissen. Bd. 38. Rm. —85; Hlw. 1.35. Bespr. von J. v. Negelein, Erlangen.

Unter den in deutscher Sprache geschriebenen gemeinverständlichen Darstellungen des Buddhismus ragten bisher drei hervor: Oldenberg's in vielen Auflagen erschienenes Werk, Pischel's Büchlein und Beckh's Buddha. Während das erstere unter großem Aufwand an Rhetorik den Leser in die Grundelemente indischen Denkens einführt, Probleme geschickt aufwirft, jedoch, wie uns scheinen will, zu häufig das Seltsame und uns Fremdartige der geistigen Gestaltungen vor uns hinstellt, in stofflicher Hinsicht aber sich auf die Verwertung des südbuddhistischen Kanons beschränkt, gibt Pischel's gedrängte Auseinandersetzung unter dem Aufwande einer überragenden Gelehrsamkeit in schlichter, klarer Form das Wesentlichste von dem, was südlichem und nördlichem

Buddhismus gemeinsam ist, was beide von einander sondert, was Legendenliteratur und was die Funde von Chinesisch-Turkestan für die Frage des Einflusses des Buddhismus auf das Christentum lehren und archäologische Entdeckungen auf dem indischen Mutterboden an historischem Material beisteuern können. Weniger Verbreitung hat Beckh's in weitgehendem Maße tibetische (nordbuddhistische) Quellen mit intuitivem Scharfsinn durchdringendes, für die Aufhellung des buddhistischen Denkens sehr wesentliches, wenngleich von den theosophischen Ideen Steiners wohl nicht unbeeinflußt gebliebenes Werk gefunden. Hierzu kommt nun Hillebrandt's Darstellung. Es ist selbstverständlich, daß sie auf dem engen, dem Verf. zugewiesenen Raum an Material nicht viel Neues bieten kann. Ist es doch ihr Zweck, den Unkundigen über die wesentlichsten Tatsachen des dargestellten Gebietes zu unterrichten, wodurch Wiederholungen unvermeidlich werden. Aber von dem, wonach der Laie fragt, wird er das Meiste beantwortet finden. Er erfährt von „Buddhas Heimat und Jugend", der „Zeit vor und um Buddha" (dem Aufkeimen der philosophischen Ideen und Formen, die der Buddhismus übernommen, die er umgestaltet hat und voraussetzt), den „Denkmälern der Lehre" (darunter dem südbuddhistischen Kanon, seiner Entstehung und Fortbildung, den Inschriften), der „Predigt von Benares" (Ethik, Meditation), dem „Nirvāṇa", dem „beabsichtigten Agnostizismus", der „Kausalitätsreihe", der „Seele", „Buddhas Person und Lehrweise", der „Gemeinde" (woselbst auch über den König Aśoka, über Reliquienkultus, König Kaniṣka, vergangene und zukünftige Buddhas geredet wird), dem „Niedergang" [des Buddhismus in Indien], „Buddhismus und Abendland". Dies alles wird in gemeinverständlicher Sprache von seiten eines Verfassers, dessen Kenntnisse und Urteil über jeden Zweifel erhaben sind, dargestellt.

Wir gewinnen den Eindruck, daß die vorliegende Arbeit aus einer Reihe von Aufsätzen entstanden ist, die, ohne miteinander in engster Verbindung zu stehen, bedeutsame Probleme des buddhistischen Geisteslebens und der buddhistischen Welt behandeln. Anderenfalls wäre es kaum verständlich, daß der Verf. den zweiten seiner Aufsätze nicht vor den ersten gestellt und nicht mit dem dritten, der das Material gibt, begonnen hat, ferner, daß eine zusammenhängende Betrachtung über Buddhas Leben fehlt. Auch über die seinem Tode unmittelbar vorausgehenden Ereignisse und sein Hinscheiden selbst erfahren wir nichts, obwohl oder vielleicht gerade weil hier das Ergreifendste sich bietet, was das äußerst gemütsarme Indien aufzuweisen hat. Es zeigt sich darin das Bestreben, einer ungesunden, mit den Tatsachen nicht genügend rechnenden Begeisterung entgegenzutreten — eine Neigung, die sich namentlich auch in der geringeren Bewertung der Upaniṣads Geltung verschafft. Daß jene Literaturgruppe in wissenschaftlicher Hinsicht (Traumtheorie) ganz auf dem Standpunkt ihrer Zeit steht, ist unbezweifelbar. Aber dadurch wird doch die Tiefe ihres philosophischen Ernstes nicht aufgehoben. Wenn Schopenhauer und Nietzsche, wenn Deussen (um einen modernen Forscher zu nennen) sie neben das Beste stellen, was der Menschengeist erdacht hat, so kann ein solches Urteil unmöglicherweise ganz vernachlässigt werden. Daß sie befruchtend auf abendländisches Denken gewirkt hat, wissen wir alle. Doch auch der Orient hat viel von ihr gelernt. Der aus ihr hervorgewachsene Vedānta ist es, dem die persische Mystik ihr Bestes verdankt. Ihre Gottesliebe ist nichts als die schwärmerische Versenkung in das Brahma, ihre Verachtung der rituellen Formen stammt von dort, von dort ihr Pessimismus, das Dogma der Weltentsagung und das dazu führende Stufensystem (System der Grade), desgleichen ihre Symbole, soweit sie nicht dem Parsismus oder dem frühen Christentum entlehnt sind. (Der die göttlichen Geheimnisse verhüllende Schleier [پرده] ist der Schleier der das Brahman umgebenden Erscheinungswelt usw.) Wichtig ist H.'s von mir vollauf geteilte Erkenntnis, daß wir bezüglich des Verständnisses der Upaniṣads noch ganz in den Anfängen stehen. Sicher aber scheint es mir zu sein, daß diese eine Geheimlehre enthielten. Der ihnen gemeinschaftliche Kern war Gegenstand der freiesten Diskussion, der Weg aber, auf dem jeder einzelne Upaniṣad-Verfasser zu seinem Ziel gekommen zu sein glaubte, wurde von ihm sorgfältig verschwiegen bzw. nur einem begünstigten Schüler mitgeteilt. Nur so ist die große Anzahl dieser nicht zu einem Kompendium vereinigten Einzelschöpfungen, deren jede zu ihrem Problem eine Sonderstellung einnimmt, nur so deren Gliederung in einzelne brāhmaṇas zu verstehen — denn unter brahmaṇa hat man doch „Geheimexegese" zu begreifen. Das noch mit Attributen versehene (niedere) Brahman (brahma niyutvat usw.) verlieh dem Begünstigten — nur diesem — weltliche und metaphysische Vorteile. Diese wenigen Erleuchteten bildeten allmählich eine Ahnenkette (pravara). Aus einer von diesen — der der Gotamas — ist Buddha hervorgegangen. Er verließ, wie wahrscheinlich sein königlicher Ahn und nachweis-

lich mancher von dessen fürstlichen Zeitgenossen, Reich und Herrschaft, um sich, wie jener, dem Streben nach dem „ewigen Heil" hinzugeben. Darin bestand ja gerade das Neue, das Unerhörte, in der Person und Wirksamkeit Buddhas, darin seine dem Brahmanismus unverständliche sittliche Großtat, daß er die Erlösung verkündete, statt sie zum Reservatrecht zu machen. — Bedeutsam und von mir durchaus gebilligt (sowie seit langem aufgestellt) ist H.'s Annäherung des Brahman- an den Nirvāṇa-Begriff als die metaphysische Zentralvorstellung der Upaniṣad- bzw. buddhistischen Periode, im wesentlichen auch die Übersetzung von brahman mit „Wachstumszauber" (S. 37 Anm. 1). Ich würde übersetzen: „Triebkraft", „Innere Energie". In der Pflanze liegt nicht nur der Wachstumszauber, sondern auch gegebenenfalls die Kraft zu töten oder zu heilen, als deren brahman verborgen.

Zur Darstellung der Karman-Idee (S. 47 f.) dürfen wir vielleicht hinzufügen, daß der bekannte Passus, nach dem ein in die andere Welt gegangener Mensch von seinen guten Taten wie von Verwandten begrüßt wird, kaum die typischen Elemente des Seelenwanderungsglaubens voraussetzt und auffällig an persische Ideen (die eigne Seele, in Gestalt eines 15jährigen Mädchens den Ankömmling in der anderen Welt begrüßend) anklingt. Diese Analogie scheint kaum eine zufällige zu sein. — Die außerordentlich große Schwierigkeit, die darin liegt, daß der Buddhismus theoretisch eine Seele leugnet, sie aber praktisch als Vorbedingung für das Karman-Prinzip voraussetzt, kann m. E. nur dadurch gelöst werden, daß man annimmt: ihm schwebte als Endziel die Auflösung aller Seelen ins Reich des Nirvāṇa vor, worunter man ein raum- und zeitloses Medium, d. h.: die Substanz verstand. Sie ist identisch mit dem amata, dem ewigen Heil, das H. sehr richtig nicht mit „Unsterblichkeit", sondern dem „Unsterblichen" übersetzt. (Es handelt sich hier nicht um ein Attribut der Körperlichkeit oder deren einzelnen Wesenheiten [„der unsterbliche Gott"], sondern um die Negation der Raum- und Zeitbedingtheit.) Die Substanz besitzt die Qualität der Unwandelbarkeit, die im Begriff des „Unsterblichen" verborgen liegt. (Deshalb nach dem Veda amṛtam = hiraṇyam: das Gold ist der Ausdruck des „Unsterblichen", weil es unwandelbar ist.) Sie besitzt zugleich die Qualität der ewigen Wonne (und ist auch in dieser Hinsicht mit dem Brahman identisch, in dessen vollendete höchste Wonne der im traumlosen Tiefschlaf Befangene eingeht). Ihr gegenüber müssen alle Objekte der Erscheinungswelt als zeit- und raumbedingt, vergleichsweise irreal, wandelbar („sterblich") und deshalb leidvoll angesehen werden. Dies gilt auch von den Seelen. Von einer Seelensubstanz, einem effektiven Bestehen von irgendwelchen Gebilden (auch Seelen) neben dem Nirvāṇa kann deshalb in keiner Weise gesprochen werden. Diesem höchsten Prinzip als dem ens realissimum gegenüber gibt es weder ein Sein noch ein Nichtsein, sondern nur ein Geschehen, in dessen Strome auch die Seelen schwimmen und von ihm nach dem in der Kausalitätsformel niedergelegten Gesetze gebildet und umgebildet werden. Innerhalb dieser natur- und weltgesetzlichen Abläufe bestimmen die saṃkhāras das Los der einzelnen Seelen. Die Übersetzung dieses schwierigen Terminus mit „Bildekräfte" (Beckh) und „Prädispositionen" (Pischel) scheint mir hier völlig zu genügen. (Zu den Literaturangaben von H. S. 83 Anm. 1 könnte noch hinzugefügt werden: Geiger, Z. f. Buddhismus; ferner: Childers, Pali-Lex. u. saṃkhara und Lex. d. Pali-Text-Soc. u. dem gleichen Wort.) Unter „Wahngebilden" (H.) dürfte der Laie leicht psychopathische Erscheinungen verstehen, was hier keineswegs zutrifft. Ein jeder dem Weltlichen zugewandte Wunsch begründet die Wirksamkeit solcher samkharas, die, wenn sie einen geeigneten Nährboden gefunden haben, wie Bazillen auf der Kultur aufgehen. Diese zu vernichten, dient (mit H.) zweifellos nicht die mettā, sondern, wie schon Pischel dartut, der Gleichmut. Ich vermute, daß dieser Begriff wie so manches andere (der Satz vom Leiden, die Auffassung von der Erlösung vom Leiden als von einer Krankheit [Buddha als Seelenarzt!]) der Medizin entlehnt ist, die in der Abgewogenheit der physischen und psychischen Kräfte (des sattva, rajas und tamas) die Vorbedingung für den körperlichen und sittlichen Gesundheitszustand sieht. — Wichtig ist Beckh's Hinweis darauf, daß die Elemente der Kausalitätsreihe (das gleiche gilt im speziellen von dem viññāna s. Oldenberg, Buddha[6] 258) jenseits der Individualität stehen. Diese Formel ist nur dann zu verstehen, wenn wir uns des Veda erinnern, der dem ṛta, als dem nach dem Gesetz der heiligen Ordnung ablaufenden Gestaltenwechsel, das Reich des Unvergänglichen gegenüberstellt, dessen Pforte, wie ich alsbald erweisen zu können hoffe, der Polarstern als das Bild der Dauer im Wechsel bildet. In dieser Hinsicht ist die Erzählung von der Gewinnung der beiden hervorragendsten Schüler Buddhas, der Sariputta und Moggallana, lehrreich: beide suchen „das Unsterbliche", das Amṛta, das in irgendeiner Form, etwa auch in



der des Brahma, zu erstreben im Zuge der damaligen Zeit lag, und beide finden es in Form des die Kausalzusammenhänge an der Wurzel vernichtenden Nirvāṇa. — Innerhalb der „Dogmatik" des Systems wäre noch hervorzuheben, daß der Buddhismus das volkstümliche Pantheon nicht leugnet, sondern eher noch vergrößert, und innerhalb der Sozialethik zu betonen, daß er von einer Gleichheit aller Menschen nur innerhalb des Ordens redet, die Kaste als solche aber keineswegs antastet. — Der Kernpunkt der Ethik ist zweifellos die mettā. Ob man dieses Wort mit „Wohlwollen" oder mit „Liebe" übersetzt, scheint mir ohne Belang zu sein. Die von Oldenberg und Hillebrandt angezogene Fabel von dem Buddha, der durch die Macht der mettā einen wilden Elefanten zähmt, spricht jedenfalls nicht gegen die letztgegebene Übertragung. Der Glaube, daß, wo Liebe herrscht, d. h.: durch ein religiöses Genie zur Herrschaft gebracht wird, der Wolf neben dem Lamm schläft, findet sich auch in der christlichen Heiligenliteratur und gehört der menschlichen Utopienwelt in weitester Verbreitung an. Der vom Buddhismus gewiesene Weg, eine solche Liebe in sich zur Entwicklung zu bringen, ist sicherlich nicht der unserige; er ist eben indisch; aber er hat — und nur hierauf kommt es an — zum Ziel geführt. Nirgends ist Liebe mehr geboten, Haß mehr unterdrückt worden, als im und durch den Buddhismus. Die von ihm angelegten Raststätten, Schatten spendenden Bäume, die Brunnen, die Hospitäler lehren es. Ob man die Schöpfer solcher Werke „wohlwollend" oder „liebevoll" nennt — was will es besagen? Es ist gleichwohl zu bemerken, daß der Buddhismus mit besonderem Nachdruck die Heiligkeit der Empfindungen predigt, die zwischen Eltern und Kindern bestehen sollen. Hier versagt doch offenbar die Version von mettā durch „freundliches Wohlwollen". Sicher ist, daß kein Keim von Leidenschaft in ihr enthalten sein darf, aber nicht minder gewiß, daß sie „rechtes Denken" und „rechtes Tun" in vollstem Maße einschließen darf und soll. — Sie wurde, wie die gesamte Lehre, in einem uns höchst fremdartig erscheinenden Stil gepredigt. Jede Predigt hat zweierlei Zwecke: auf das Gemüt der Hörer unmittelbar zu wirken und im Gedächtnis bewahrt zu werden. Beides erreicht der buddhistische Stil, der übrigens dem des Alten Testaments bisweilen sehr stark ähnelt (vgl. Prediger Salom. 3, 1 ff.), in vollendeter Weise. Durch seine Wiederholungen gibt er dem Gemüt, was der Verstand leicht von sich abstoßen kann, als unverlierbares Eigentum. Durch seine Schemata macht er die Einzeltatsache zum Gliede eines fest gefügten Ganzen und dadurch zum sicheren Verstandesbesitz. Wenn wir die wichtigsten Predigten Buddhas nicht nur dem Sinne, sondern auch dem Wortlaut nach überliefert zu finden glauben können, haben wir dies — in einem schriftlosen Zeitalter lehrte Buddha — nur jenem Predigtstil, dem ältesten der Welt, zu verdanken. Wie sehr die Form der Lehre geeignet war, sich in Herz und Gemüt der Hörer einzuschmeicheln, wie mächtig sie die indische Phantasie fesselte, stellt H. in einem besonders hervorhebenswerten Kapitel seines Buches, das uns den Buddhismus von einer neuen Seite erschließt, dar (S. 93—102).

Vieles ist es, was der Verf. uns gibt. Vieles bleibt der Zukunft vorbehalten. Ich darf auf zwei Seiten des Themas aufmerksam machen: auf das Problem der Stellung des Buddhismus zu Staat und Familie (seine soziale Mission); und ferner auf sein Verhältnis zum Brahmanismus, mit dem im Kampfe der Buddhismus seinen Sondercharakter angenommen hat. Es ist gewiß, daß die schlichte Demut seiner Anhänger sich als Gegenstück zum Stolz und Kastenhochmut der Brahmanen entwickelte, daß deren Scheingelehrsamkeit und Streben nach Macht, die systematische Begünstigung eines niederen Aberglaubens als Machtfaktors ein bedeutsames Gegengewicht in der Ablehnung aller Magie und deren Verdrängung durch eine schlichte und hohe Ethik fand. Für die Bewertung des Buddhismus als Religion im engeren und eigentlichsten Sinne ist dies sicherlich von höchster Wichtigkeit. An die Stelle eines polyhistorischen Scheinwissens trat ein volkstümlicher, noch heute mustergültiger Sittenkanon. Das christliche: „Eins ist not" war auch dem Buddhismus nicht fremd.

---

1. **Ronaldshay, Earl of: India, a Bird's-Eye View.** Mit 24 Abb. u 1 Karte. London: Constable & Co. 1924. (XIII, 322 S.) 8°. 18 sh.
2. **Ders.: Indien aus der Vogelschau.** Mit 40 Abb. u. 1 Karte. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (228 S.) 8°. Rm. 13 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Nichts kennzeichnet die Aufnahmefähigkeit des Publikums für indische Reisebeschreibungen besser als die Tatsache, daß trotz der bereits genügend vertretenen Literatur von dem Buche des Earl of Ronaldshay innerhalb eines Jahres (1924) zwei Auflagen herauskommen konnten und daß innerhalb eines weiteren Jahres (1925) eine deutsche Übersetzung den Verleger gefunden hat.

1. Man kann gerechterweise dem Ronaldshay'schen Buche nicht vorwerfen, ausgetretene Pfade zu wandeln; der Autor des 1923 er-

schienenen Werkes „Lands of the Thunderbolt“[1] hat es nicht auf Reiseerlebnisse abgesehen — sie spielen sogar eine verschwindende Rolle in dem neuen Buche —, er will vielmehr seinen Landsleuten einige Kapitel der indischen Geschichte, einen Ausschnitt aus Indiens Architektur und Archäologie, ein Bild der sozialen und industriellen Verhältnisse, eine Einführung in die religiöse Gedankenwelt, einen Hinweis auf die Abhängigkeit der Bewohner vom Klima bieten, kurz — er will die Engländer Indien sehen und verstehen lehren.

Zunächst führt der Verf. den Leser in die Welt der Tatsachen; schrieb doch vor nicht langer Zeit Sir John Strachey, das grundlegendste Wissen über Indien sei — seine Nichtexistenz. Wenn dieses Wort auch zum Teil eine tiefe Wahrheit enthält: die Sprache der Zahlen belehrt den Engländer, daß von 440 Mill. Bewohnern des Imperiums 320 Mill. Inder sind. Während das 2. und 16. Kap. den ersten Reiseeindrücken und einem Jagderlebnis im Jungle gewidmet sind, das 3. eine Übersicht hauptsächlich über buddhistische Architektur bietet, betritt der Verf. in Kap. 4—8 politischen Boden: es handelt sich ihm um das Nordwestgebiet, das das Einfallstor nach Indien war und bis heute eine wunde Stelle ist. Die Verwaltungsgrenze fällt nicht mit der politischen Grenze zusammen, in dem dadurch gebildeten Vakuum gegen Afghanistan siedeln Stämme, deren Verläßlichkeit der Feindschaft gegen England proportional ist. Darum ist der Zustand eigentlich ein latenter Kriegszustand, der jederzeit zu einem akuten Konflikt mit Baluchistans Nachbarn, Afghanistan, führen kann, was oft nur durch die feinfühlige, diplomatische Gewandtheit der englischen Offiziere verhindert wird. Kap. 8 schildert den 3. afghanischen Feldzug, 1919—1921; man erfährt recht traurige Zahlen, die an Menschenleben und Geld hier aufgewendet wurden — und werden; dabei ist der Friede, wie bemerkt, stets bedroht. Ein historisches Kapitel (9) vermittelt die kurze Geschichte des Eindringens des Abendlandes, von Vasco da Gama bis zur Schlacht von Plassey (1757) und leitet über zu einer verwaltungsrechtlichen Schilderung: in Kap. 10 der englischen Verwaltung, in 11 der Selbstverwaltung, nach der Vergangenheit hin auf den neuen Darstellungen der altindischen Lehrbücher, für die Gegenwart auf Erfahrungen und auf Statistiken beruhend. Kap. 12 bestätigt die alte Weisheit, daß das Dorf die Grundlage des Staates in Indien ist; nun folgt ein volkswirtschaftlicher Teil, Kap. 13 und 14 umfassend, der den Beginn und das Vordringen der Industrie darstellt und auf den Reichtum des Landes hinweist, dessen Schätze noch nicht gehoben sind: Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft, mineralische Stoffe; sie alle harren noch der Zukunft, wo rationeller Betrieb die Bewohner glücklicher machen könnte — wenigstens nach westlichen Anschauungen. Ein anderes Indien zeigt nämlich Kap. 15; ausgehend von Tagores (auch an deutschen Universitäten vorgetragener) Message of the Forest läßt der Autor den Leser einen Blick werfen auf Stämme, bei denen Kindesmord ein den Göttern wohlgefälliges Opfer ist, auf Leute, denen die Eisenbahnschienen als Kopfpolster und Fußlehne dienen, selbst wenn der Zug heranbraust. Welche Schwierigkeiten es da zu überwinden gilt, um die Kharwal Nuts, die zu den Criminal Tribes gehören, zu annehmbaren Menschen zu machen oder um Verfälschungen der Schmelzbutter zu vermeiden, die zu kleinen Revolutionen aus religiösen Motiven führen, das lehrt das 17. Kap. Dies hängt mit der soziologischen Gestalt Indiens zusammen, zu deren Reichtum noch der Islam beigesteuert hat: Kap. 18 und 19 sind daher dem Islam gewidmet, 20 der religiösen Frage, 21 dem Hinduismus. Das Fazit aus diesem mosaikartigen Buch suchen die Schlußkapitel (22—24) zu ziehen: das psychische Element, den Pessimismus, zu erklären; der Verf. findet als physische Ursache die Krankheiten, unter denen die Malaria die Hauptrolle spielt, als geistige die Karmanlehre.

1) Vgl. OLZ 29, 1926, Sp. 73.

Man sieht aus dieser Inhaltsübersicht, daß es keine Durchschnitts-Reisebeschreibung ist; das Buch ist eine Analyse Indiens, wenn auch keine systematische, so doch um so interessanter, weil sie ein Engländer vornimmt, der dank seiner Stellung manches sieht und viel mehr weiß als ein Fremder. — Das beigegebene Bildermaterial vermeidet, wie die Darstellung, die Wiederholung des Bekannten.

2. Für deutsche Leser ist durch Rickmer Rickmers' Übersetzung gesorgt; gegen die Sprache der Übersetzung ist kein Wort zu sagen, aber die Wiedergabe indischer Ausdrücke, schon in dem Original nicht fehlerfrei, hätten einer fachkundigen Hand bedurft (die Rig Weda, das Ahimsa); auch die Karte ist gegenüber der englischen Ausgabe im Hintertreffen geblieben. Darüber kann man jedoch hinweggehen und jedem, der sich für Indien interessiert, dieses Buch nur empfehlen.

Trautz, Friedrich M.: Ceylon. Mit 128 Abb. München: Georg Müller 1926. (XV, 129 S.) 4° = Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellgn., hrsg. von Karl Döhring. Rm. 32—. Bespr. von Joh. Nobel, Berlin

Der besondere Wert des vorliegenden Werkes beruht auf den schönen und sorgfältig ausgewählten Abbildungen, die zum Teil auf eigene Aufnahmen zurückgehen. Sie geben in gut geordneter Folge eine anschauliche Schilderung von Land und Leuten der Insel Ceylon, von den buddhistischen und hinduistischen Tempelanlagen und ihren Skulpturen und Statuen, von einzelnen Kunstgeräten und schließlich von Schauspielern sowie von Masken und Holzfiguren, die bei bestimmten Tänzen und Spielen Verwendung finden.

In der Einleitung hat Trautz versucht, eine Monographie von Ceylon zu geben. Die Anordnung des Textes ist dieselbe wie die der Tafeln, so daß sich beides gut ergänzt. Der Verfasser hat die vorhandene und von ihm verzeichnete Literatur benutzt und die hier und da verstreuten Angaben zu einem Ganzen verarbeitet. Besonders ausführlich hat er die Geschichte behandelt. Trautz betont selbst, daß es nicht in seiner Absicht gelegen habe, die Literatur um ein neues Fachwerk zu bereichern. Dem Fachmann bietet daher das Buch kaum etwas Neues. Aber die gefällige und leicht ver-

ständliche Darstellung verleiht dem Werk einen besonderen Vorzug und wird den Lesern, für die die Bände der Sammlung bestimmt sind, recht willkommen sein.

Im Literaturnachweis ist auf S. 108 Zeile 3—5 zu streichen.

Zimmer, Heinrich: **Karman. Ein buddhistischer Legendenkranz,** übersetzt u. herausgegeben. München: F. Bruckmann 1925. (224 S.) kl. 8°. Rm. 4 —; geb. 5 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Eine vollständige Übersetzung des Divyāvadāna fehlt; ins Deutsche ist diese für die Geschichte der buddhistischen Literatur schon durch ihre Sprache interessante Legendensammlung auch auszugsweise noch nicht übertragen worden. Gewiß sind nicht alle Stücke von gleichem Wert, die in der Sanskritausgabe 33 Kapitel bilden; aber eine Übersetzung kann auch für Nichtindologen, so für den vergleichenden Märchenforscher, Ethnologen Arbeitsmaterial bringen. Z. B. aus dem von Z. übersetzten Jyotiṣkāvadāna läßt sich die als Dacca-Muslin bezeichnete Baumwollseide hervorheben, die so fein ist, daß der Brahmane ein Doppelgewand in dem Stock seines Sonnenschirmes verstecken kann; man vergleiche damit das Wunderkleid in der Nußschale; auch die den Zollschmuggel anzeigende, selbsttätige Glocke erinnert an ein im Okzident und Orient verbreitetes Motiv.

Z. hat freilich seine vier Geschichten, die Divyāv. XVIII (p. 228 ff.); XX (p. 290 ff.); XIX (p. 262 ff.) und XXVI (p. 348, 19—356, 5) entsprechen, nicht mit Rücksicht auf solche Momente ausgewählt, maßgebend für die Auslese war „ihr künstlerischer Wert und ihre Bedeutung als Typus". In einem Beiwort sucht er nach diesen beiden Richtlinien die Erzählungen zu werten. — Einen Hinweis verdient bei dieser Gelegenheit die im Divyāvad. 285, 15; 377, 1; 428, 11 vorkommende Aufforderung an den Erzähler, diese oder jene Schilderung ausführlich zu geben, ein Beweis, daß diese Geschichten zum Hören, nicht zum Lesen bestimmt waren. Der Erzähler hatte also dem Geschmack seines Publikums weitgehendst entgegenzukommen volle Freiheit. Solche Schilderungen, stereotyp und fixiert, sind aus der jinistischen Literatur bekannt (z. B. im Uvāsagadasāo); die spätbuddhistische Avadāna-Literatur hat ähnliches (Speyer, Avadānaśataka II, p. XVIII f., Winternitz, Ind. Lit. II, S. 218 f., 304 A. 3), aber sie ist dem Erzähler gegenüber freier als die jinistische, in der er an Typen gebunden ist. — Die Übersetzung ist in einem gewählten und gefeilten Deutsch gegeben; hervorgehoben sei das Novum unter den vielen Wiedergaben von Tathāgata als „der in Wahrheit Gekommene". Möge Z. die ebenso wertvolle als die Mühe lohnende Arbeit auf sich nehmen, eine vollständige Übersetzung des Divyāvad. zu liefern, der ein Kommentar vom indologischen und allgemeinwissenschaftlichen Standpunkt beigegeben werden müßte.

Duyvendak, J. J. L.: **The Diary of His Excellency Ching-Shan,** being a Chinese Account of the Boxer Troubles. Publ. and transl. Leiden: E. J. Brill 1926 (VIII, 85 u. 48 S.) gr. 8° = Ex Actorum Orientalium volumine III excerptum. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

In dem zuerst 1910 von J. O. P. Bland und E. Backhouse bei William Heinemann in London veröffentlichten Buche „China under the Empress Dowager" war als Kapitel XVII der Auszug eines Tagebuches mitgeteilt worden, das der mandschurische Würdenträger Ching-shan im Sommer 1900 geführt hatte. „The Diary was found by the translator in the private study of Ching Shan's house on August 18th and saved, in the nick of time, from being burnt by a party of Sikhs" (a. a. O. S. 252). Die losen Blätter mit den in flüchtiger Kurrentschrift hingeworfenen Notizen waren später von Mr. Bland dem Britischen Museum übergeben worden.

Der als Dozent der Sinologie an der Universität Leiden wirkende Herr Verf. hat sich der Mühe unterzogen, das beim Einbinden in große Unordnung gekommene Manuskript wieder zu ordnen, die dem Europäer unleserliche Kurrentschrift von seinem Assistenten Yeh Fêng-yin entziffern zu lassen und mit Genehmigung Mr. Bland's eine Übersetzung des vollständigen Textes anzufertigen, die sinologischen Anforderungen besser entspricht als die rein journalistische Leistung der ersten Paraphrase. Dank gebührt dem Verf. besonders für die Feststellung zahlreicher literarischer Anspielungen und Zitate, mit denen der gelehrte Mandschu nach chinesischer Sitte seine Aufzeichnungen verbrämt hat.

Der Inhalt des Tagebuches zeigt klar, daß die fremden Gesandtschaften in Peking ihre Rettung einzig und allein dem passiven Widerstande des mandschurischen Großkanzlers Jung-lu zu verdanken gehabt haben. Kein Historiker der Boxerzeit wird an diesem Buche vorübergehen dürfen.

In der Übersetzung hätte manches genauer sein können. So bedeutet z. B. der Name der Boxer I-ho-t'uan nicht „Bands of Justice and Harmony", sondern „Truppen der Einmütigkeit der Pflichterfüllung" und ist eine Anspielung auf einen Satz des Iking (vgl. P'ei-wên-yün-fu XX, S. 27a). Shêng-kia ist auch nicht der

„Heilige Wagen“ (Sacred Chariot), sondern der „Wagen des heiligen Herrschers“ oder, besser, der „Wagen Seiner Majestät“. Die Mandschuversion dieses Binoms lautet „enduringgei sejen“, woraus man ersehen kann, daß shêng Genitiv durch Anteposition ist; die Bedeutung „Herrscher“ kommt durch die Respektslücke zustande. Für shêng hat sich leider die Übersetzung „heilig“ eingebürgert, obwohl wir dabei sofort an kirchliche Heiligkeit denken. Die Chinesen verstehen darunter lediglich den höchsten Grad menschlicher Weisheit und Tugend.

Overbeck, Hans: **Malaiische Erzählungen.** Romantische Prosa — Lustige Geschichten — Geschichten vom Zwerghirsch. Aus dem Malaiischen übertragen. Jena: Eugen Diederichs 1925. (VI, 277 S.) 8° = Insulinde Bd. II. Auswahl a. d. Schriftentum d. Malaien. Rm. 6.50; geb. 9.50. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

Mit der Sammlung Insulinde bringt der rührige Jenenser Verlag von Eugen Diederichs eine Serie Bände heraus, die uns mit der den meisten Lesern unbekannten Literatur der Malaien vertraut machen sollen. Ich empfinde es als eine besondere Wertschätzung, dieses köstlich alte Kulturgut in die deutsche Literatur eingeführt zu sehen und den Deutschen damit zugleich die Seele der braunen Inselkinder, wie sie sich uns in ihren Märchen, Mythen und Erzählungen gibt, zu erschließen. Der Verleger betont dies treffend in seinen einleitenden Worten zur Sammlung Insulinde: „Aus tropischem Blut und überquellender Phantasie wächst hier eine geistige Welt vor uns herauf, der indischen verwandt in farbig wechselnder Üppigkeit, von ihr verschieden durch stark aktiv kriegerisches Element.“

Die von Overbeck in formvollendeter Art wiedergegebenen malaiischen Erzählungen, in denen das arabisch-islamitische Motiv hin und wieder uns den Märchenzauber an Fürstenhöfen mit all seinen Traditionen zeigt, entstammen in diesem Bande fast ausschließlich der Literatur des „Goldenen Chersones“, der Halbinsel Malakka. Mit feiner Hand hat es Overbeck verstanden, uns in diese Literatur einzuführen.

Wer diese malaiischen Erzählungen in sich aufnimmt, kann aus ihnen alte Weisheit wie einen Jungbronnen plätschern hören. Entzückend gewählte Abbildungen von großer künstlerischer Schönheit mit einem nicht zu verkennenden Stimmungszauber sind eingestreut worden. Ein reizend geschmackvoller Batikeinband nach altjavanischem Muster mit dem Göttervogel Garuda gibt dem Werke ein äußerst vornehmes und stilschönes Ansehen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

American Anthropologist 27 1925:
3 *F. Edgerton, The Panchatantra reconstructed (A. M. Hocart). — *T. C. Hodson, The primitive culture of India (A. H. Gayton).
4 E. Sapir, The Hokan affinity of Subtiaba in Nicaragua. — G. B. Phillips, The metal industry of the Azteca. — *A. L. Krocher, Anthropology (G. A. Dorsey). — *P. Radin, Monotheism among primitive peoples (R. H. Lowie). — *Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (R. H. Lowie). — R. H. Lowie, Primitive religion (E. C. Parson). — *R. E. Enthoven, The folklore of Bombay (A. M. Hocart). — *J. H. Driberg, The Lango, a nilotic tribe of Uganda (E. H. Hooton). — R. H. Lowie, Five as a mystic number.
28 1926:
1 1—174 A. J. Hallowell, Bear ceremonialism in the northern Hemisphare (verbreitet sich auch über die ural-altaischen und die indogermanischen Völker). — 230 K. M. J. Herskovitz. The cattle complex in East Africa. — *Schmidt-Koppers, Völker und Kulturen I (R. H. Lowie). — *M. R. Verneau, Les récents découvertes préhistoriques en Indochine (R. H. Lowie). — *W. H. Rassers, De Pandji-Roman (N. J. Spykman). — *P. Schebesta, Unter den Zwergen von Malakka (R. H. Lowie).

Annals of the Bhandarkar Institute. Vol. 5. 1923/24. Vol. 6. 1924/25. Poona: Bhandarkar Oriental Research Institute 1924—25. 8°.
Das zu Ehren von Rāmkṛṣṇa Gopal Bhandarkar gegründete Institut kann im nächsten Jahr auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken: der 6. Juli, der Tag seiner Gründung, ist zugleich der Geburtstag R. G. Bhandarkars, des Nestors der Sanskritphilologie, der in diesem Jahre seinen 90. Geburtstag feiert. Das Institut hat sich schon jetzt durch seine Veröffentlichungen, vor allem die Government Oriental (Hindu) Series, in der Gelehrtenwelt einen Namen gemacht; auch die beiden letzten Bände der von ihm herausgegebenen „Annals“ legen Zeugnis ab von dem ernsten Streben und dem weiten Blick, wodurch sich das Institut und seine Mitglieder, unter denen als derzeitiger Sekretär des Instituts und Herausgeber der Annals Dr. V. G. Paranjpe besonders zu nennen ist, auszeichnen.
Dasjenige Ziel des Bhandarkar-Instituts, an dessen Verwirklichung die Indologie des Abendlandes das größte Interesse hat, ist die Herausgabe eines kritischen Textes des Mahābhārata. Als eine Probe dieser endgültigen Mahābhārata-Ausgabe hat das Bhandarkar Institute 1923 das Virāṭaparvan mit kritischen und erläuternden Anmerkungen und einer Einleitung von N. B. Utgikar erscheinen lassen. Professor M. Winternitz widmet dieser Probe in dem 5. Band der Annals eine eingehende Besprechung und weist auf einige methodische Fehler hin, die dem vorliegenden Text anhaften und die bei der geplanten kritischen Mahābhārata-Ausgabe unbedingt vermieden werden sollten: dahin gehöre z. B., daß zwei Malayalam-Handschriften benutzt seien, die nur Kopien wären und bei denen nicht feststünde, ob der Abschreiber ein durchaus zuverlässiger Gelehrter sei. W. stellt für die kritische Mahābhārata-Ausgabe mit Recht die Forderung auf, daß die Original-Handschriften in allen Fällen den Herausgebern oder den diesen als verläßlich bekannten Mitarbeitern zugänglich gemacht werden sollten. Trotz der Ausstellungen, die W. an der Probe zu machen hat, gelangt er aber zu dem Schluß, daß die Grundsätze, nach denen der Text des Virāṭaparvan

herausgegeben ist, auf die endgültige kritische Mahābhārata-Ausgabe anwendbar seien und daß man das *Editorial Committee* dazu beglückwünschen könne, in N. B. Utgikar den rechten Mann an die richtige Stelle gesetzt zu haben.

Aus dem reichen und vielseitigen Inhalt der beiden Jahrgänge der Annals kann hier nur Einzelnes hervorgehoben werden. Der 5. Band der Annals wird mit einem Aufsatz von Gopinath Kaviraj eröffnet über die Rolle, die der Begriff *pratibhā* in der indischen Philosophie spielt. Wörtlich bedeutet *pratibhā* „Aufleuchten, Erleuchtung"; man kann darunter eine über Sinne und Vernunft hinausgehende, die Wahrheit unmittelbar erfassende Wahrnehmung verstehen, ungefähr das, was wir als „Intuition" zu bezeichnen pflegen. Gopinath verfolgt die Geschichte der *pratibhā*-Lehre in den verschiedenen philosophischen Schulen, zunächst im Nyāya-Vaiśesika, Yoga und, besonders ausführlich, bei den Vaiyākaraṇas, den Grammatikern wie Patañjali, Bhartṛhari, Puṇyarāja, Helarāja u. a. In der Literatur des Vedānta kommt das Wort *pratibhā* nur selten vor, aber die Lehre war sicherlich ebenso anerkannt, wie im Buddhismus und Jainismus; nur die Mīmāṃsakas nehmen einen gegensätzlichen Standpunkt ein und leugnen die Möglichkeit eines Allwissens irgendwelcher Art.

Von den übrigen Aufsätzen des Jahrgangs 1924 ist als umfangreicher zu erwähnen eine Arbeit über die Vākāṭakas von S. K. Aiyangar, dem Verfasser des 1911 erschienenen „Ancient India", der davon ausgeht, daß die Anfänge der Gupta-Ära noch in Dunkel gehüllt sind, daß aber dieses Dunkel etwas gelichtet werden könne durch das Studium dessen, was von den Vākāṭakas aus den Purāṇas, Inschriften und anderen Quellen bekannt sei. Aiyangar weist schließlich darauf hin, daß den Vākāṭakas die Rolle einer Brücke zwischen den Āndhras und Calukyas in der Geschichte des Dekkhan zuzuweisen sei.

Unter den Beiträgen zum Jahrgang 1925 ist der Aufsatz des bekannten Iranisten J. J. Modi über König Akbar und die von ihm veranlaßten persischen Übersetzungen aus dem Sanskrit deshalb von besonderem Interesse, weil er veranlaßt ist durch den Plan der kritischen Ausgabe des Mahābhārata und weil Modi auf zwei in der Moola Feroze Library vorhandene, für die Sanskrit-Philologie bedeutsame Handschriften aufmerksam geworden ist, von denen die eine eine persische Übersetzung der ersten fünf *parvans* des Mahābhārata und die andere eine solche des Yoga-vāsiṣṭha enthält.

Ich möchte dieses kurze Referat nicht schließen, ohne dem Bhandarkar Institute für die bereitwillige Hilfe, die es der Göttinger und auch wohl anderen deutschen Bibliotheken durch Übersendung seiner Veröffentlichungen in der Zeit unserer größten Not geleistet hat, auch an dieser Stelle zu danken und ihm weiteres Gedeihen und reiche wissenschaftliche Erfolge zu wünschen. R. Fick.

L'Anthropologie XXXV:

5/6 P. Bosch-Gimpera—L. Pericot, Les Civilisations de la Péninsule ibérique pendant le Néolithique et l'Enéolithique. — E. Chantre—E. Pittard, Contribution à l'étude anthropologique des Achanti. — M. Delafosse, Survivances africaines chez les nègres „Bosch" de la Guyane. — *Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (G.-H. Luquet). — *P. Mitra, Prehistoric India. Its place in the world's culture (M. Boule). — *L.-A. Waddell, The Phoenician Origin of Britons, Scots and Anglo-Saxons ... (R. V.). — *Meillet-Cohen, Les Langues du Monde (R. V.). — *A. F. Legendre, Il n'y a pas de race jaune (D. Réal). — *F. M. Savina, Histoire de Miao (E. Patte). — G. Schweinfurth † (R. Verneau).

Archiv für Musikwissenschaft VII:

1 1 C. Sachs, Ein babylonischer Hymnus (cf. Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. 22. V. 24. Notenschrift von VAT. 9307).

The Asiatic Review XXII 1926:

April (Nr. 70). The Asian Circle, general introduction (St. Rice). — C. Kaye, Lord Reading's viceroyalty, then and now. — G. Macmunn, Iraq and al Mausil. — S. P. Fayan, A survey of recent indian constitutional development. — S. H. d'Egville, India and empire parliaments. — S. W. Haig, Sayyid Husayn Bilgrami. — M. J. Meade, Gwalior. — E. Haward, The indian legislature. — K. M. Panikkar, The position of indian states. — C. E. Luard, Some views of an indian ruler on the administration of an indian state. — J. Caldwell-Johnston, Five uta of Old Japan. — L. A. Waddell, „Sumerians" as Phoenicians and „Canaanites". — St. Rice, Hindu pessimism. — *P. Weale, Why China sees red; *Woodhead, The truth about the Chinese republic; *O'Neill, The quest for god in China; *Pao Chao Hsieh, The Government of China; *Oriental, Occidental interpretations of the far eastern problems (C. D. Bruce). — *O. Leroy, Essai d'introduction critique à l'étude de l'économie critique (N. M. Penzer). — *T. J. Tambyah, Foregleams of god, a comparative study of Hinduism, Buddhism and Christianity; *Ward-Sterling, The Hung-society (N. M. Penzer). — *Tawney, The Kathāsaritsāgara (M. F. R. Martin). — *The Cambridge Ancient History. — *F. E. Murgotten, The origins of the islamic state (D. S. Margoliouth). — *Ch. Diehl, History of the Byzantine empire (J. P. R.). — *P. Basu, Indo-aryan polity. — *Annual report of the archaeological survey of India 1922—3 (E. B. Havek). — *A. B. W. Kennedy, Petra. — *H. Ch. Candee, Angkor the magnificient (M. E. R. Martin). — *A. B. Fyzee-Rahiman, The music of India (St. Rice). — *E. A. W. Budge, The mummy (W. R. Dawson). — Ders., *Kings and queens of ancient Egypt. — *D. H. Kulp, Country life in South China. — *R. Desjardins, Avec les Sénégalais par de là l'Euphrate. — *A. B. Satthe, Memoires of H. H. Sh. Sh. Chatrapat, maharaja of Kolhapar. — *Prof. R. Williams's statement exhibiting the moral and material progress and constitution of India (1924—5); *Dodwell, A sketch of the history of India (1858—1918) (R. Craddock). — *P. S. Cannon, Citizenship in India (V. Lovett). — *A. C. Das, Ṛgvedic culture; *B. Rajagopalam, The growth of civilization; *Theosophy as the basic unity of national life; *A. S. P. Aygar, Indian afterdinner stories (F. R. Scatcherd).

Atlantis VIII:

9 Chr. Collin, Homeros og vor folkeats first Kulturkamp I.
10 Chr. Collin, Homeros og vor folkeats first Kulturkamp II.

The Cambridge Historical Journal I:

1 1 J. B. Bury, A lost Caesarea.
2 121 J. S. Reid, Some aspects of local administration in the Roman Empire. — 178 J. L. Morrison, Lord Agin in India 1862—63. — 201 J. B. Bury, A forgotten prophecy (Greece 1820—21).
3 319 F. E. Adscock, On *Thucydides* III. 17. — 323 Rechberg and Bismarck on the question.

Deutsche Literaturzeitung 47 1926:

5 *J. Landauer, Palästina (E. Sellin). — *J. Hallauer, Die Vita des Ibrahim b. Edhem (R. Hartmann).
6 *B. K. Sarkar, Die Lebensanschauung des Inders (O. Strauß). — *M. Dimand, Die Ornamentik der ägyptischen Wollwirkereien (H. Kees).
7 *H. W. Beyer, Der Syrische Kirchenbau (C. Watzinger). —*H. Hackmann, Laien-Buddhismus in China (E. Schmitt).
8 *A.-K. De Lens, Pratiques des harems marocains (E. Pröbster).

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 4 1926:

1 H. Zimmer, Zur Rolle des Yoga in der geistigen Welt Indiens. — E. Hoffmann, Pauli Hymnus auf die Liebe.

The Edinburgh Review 243 1926:
495 V. Chirol, The World Problem of Colour (*H. H. Dawson, South Africa). — J. O. P. Bland, The Peking Conferences. — H. D. Davray, France in North Africa. — H. J. Bell, A Greek Adventurer in Egypt (*M. Rostovtzeff, A Large Estate in Egypt in the 3 Century B. C.).
496 G. Pilcher, Lord Reading's Indian Viceroyalty. — E. Bevan, Idolatry (u. a. über *Lajpat Rai, The Arya Somaj; *W. Scott, Hermetica; *R. H. Charles, The Decalogue). — *F. Ayscough, A Chinese Mirror.

The English Historical Review 41 1926:
161 *J. Serres, La Politique Turque en Afrique du Nord sous la Monarchie de Juillet (D. S. Margoliouth). — *Farmer, Clues for the Arabian Influence on European Musical Theory (D. S. M.). — *W. H. Moreland, Jahangir's India (W. F.).
61 1926:
162 *P. Basu, Indo-Aryan Polity (A. B. K.). — *F. S. Rodkey, The Turco-Egyptian Question in the relations of England, France, and Russia 1832—41 (W. M.) — *K. R. Qenango, History of the Jats (W. F.). — *B. Banerji, Begam Sarum; *S. Banerjea, A nation in making; *Abbot, Sind (H. D.).

The Expositor 1925:
12 Dec. C. B. Harford, Since Wellhausen. — W. W. D. Gardiner. — O. S. Rankin, An Utterance of Salomon. — *G. B. Gray, Sacrifice in the Old Testament; *G. W. Wade, Micah, Obadiah, Joel and Jonah; *D. E. Hart-Davies, Jonah; *H. Ranston, Ecclesiastes and the Early Greek Wisdom Literature; *M. Haller, Die Schriften des AT.s; *The Cambridge Ancient History III. (T. H. Robinson). — *P. Chiunnelli, Il Salmo d'Oro (W. M. M.). — *M. Th. Houtsma, Textkritische Studien zum AT. I. (J. Moffat).

Gads danske Magasin 20:
April O. Olufsen, Indtryk fra Marokko, Liveti Marokkos Storbyer.

The Geographical Journal 67 1926:
1 H. G. Thompson, From Yunnan-Fu to Peking along the Tibetan and Mongolian Borders. — F. Rodd, The Origin of the Tuareg. — *P. W. Harrison, The Arab at home (D. G. H.). — *W. Weston, A Wayfarer in Unfamiliar Japan (O. R.).
2 F. K. Ward, Explorations in South-Eastern Tibet. — K. Rasmussen, The Fifth Thule Expedition (1921—24). — W. Ivanov, Notes on the Ethnology of Khurasan. — *A. Sloan, Wanderings in the Middle East (E. W. G. M.). — *R. W. G. Hington, Nature at the Desert's Edge: Studies ... in the Baghdad Oasis (A. F. R. W.). — *E. R. Christie, Through Khiva to Golden Samarkand (L. V. S. B.). — *Ph. C. Visser, Naar Himalaya en Karakorum (W. A. T.).
3 A. G. Church, The inter-relations of East African Territories. — F. Rodd, Three maps of the Sahara. — *H. C. Luke, Mosul and its minorities (E. A. P.). — *A. de Carle Sowerby, The naturalist in Manchuria (D. C.). — *G. E. Harvey, History of Burma (C. E. L.). — *H. H. Prince Omar Toussoun, Mémoire sur l'histoire du Nil (H. G. L.).
4 J. P. Mills, The Assam-Burma frontier. — W. G. Ivens, Notes on the Spanish account of the Solomon Islands 1568. — *O. Jessen, Südwest-Andalusien . . . zur Tartessosfrage (R. Aitken). — *B. W. Kennedy, Petra (J. L. M.). — *H. R. Caldwell, Blue Tiger.

Hermes 61 1926:
2 235—37 R. Holland, Zu den Indika des Ktesias.

The Hibbert Journal XXIV 1926:
2 A. S. Pringle-Pattison, Prayer and Sacrifice as a Commentary on Man's Ideas of God. — G. M. Sargeant, Dance and Design in Greek Life. — W. D. Hambly, The Significance of Corporal Marking. — *R. Kittel, The Religion of the People of Israel (H. J. D. Astleg).
3 J. M. C. Crum, The document 'Q'. — *W. P. Paterson, The nature of religion (W. G. de Burgh). — *Ch. F. Nolloth, The fourth evangelist; *L. A. Muirhead, The message of the fourth gospel (A. Nairne).

Historisches Jahrbuch 45:
1 1 A. Allgeier, Das gräco-ägyptische Mysterium im Lukasevangelium. — 21 E. Eichmann: Studien zur Geschichte d. abendländischen Kaiserkrönung. — 57 E. Kluge: Kritische Anmerkungen zu den Gedichten d. Publilius Optatianus Porphyrius.

Johns Hopkins Alumni Magazine Bd. 14 1925/26:
1 5—11 M. Bloomfield, Philology. — 40—7 Semitic Languages (Übersicht der Dozenten und wissenschaftlich tätigen früheren Schüler und ihrer wichtigeren Veröffentlichungen). G. B.

Journal of the American Oriental Society Bd. 45:
4 311—5 P. Haupt, The ending of the Semitic genitive (behandelt u. a. die Imperf.-Präformative, Person.-Pronomina, nota accusativi, Nisben-Endung -ī, יש „vorhanden sein"). — 316—8 Ders., Brief Notes (hebr. כי כ). — 318—20 Ders., The etymology of Egypt. *ṯsm*, greyhound. (zu arab. *msk* nebst Verwandtschaft). — 320—2 Ders., The origin of the name Veadar (<*watar-Adar*). — 322—3 Ders., Hebr. *ărs*, cedar <Ass. *irêšu*, balsamic juice. G. B.

Journal of Biblical Literature Bd. 44 1925:
1/2 123—53 R. Kittel, Der Gott Bet'el (I. Belege für Betel als Gottesname, hauptsächlich aus Elephantine, wo der Gott als Erscheinungsform Jahwe's aufzufassen, darunter Doppelgottheit חרמביתאל; Parallelen zum Übergang der Namen heiliger Dinge in Gottesnamen; — Anm. S. 128 f. gegen Identifizierung mit Βαιτύλιον u. ä. wegen der mangelhaften Lautentsprechung; — II. Interpretation der von Lévi und Dussaud als Belege für den Gott Betel im AT. angeführten Stellen 1. Sam. 10, 3. Gen. 35, 15. Jer. 48, 13. Gen. 31, 13. 28, 20—2. 33, 22. 46, 3. 31, 53, mit dem Ergebnis, daß höchstens bei Jeremia der Gott vielleicht vorliegt, und daß insbesondere die Auffassung von האל ביתאל Gen. 31, 13 als „der Gott Betel" sprachlich unmöglich ist; — III. gegen Weill's Versuch, in Gen. 35 und 28 den Gott Betel zu finden. „So weit wir bis jetzt wissen, ist Bet'el in alter Zeit in Israel und vermutlich bei den Kanaanitern Ortsname gewesen. Der Übergang zum Gottesnamen ist sekundär; er vollzog sich, soweit wir zur Zeit sehen können, in Phönikien gegen Ende der vorexilischen Zeit, bei den Juden am Ende derselben oder im Exil."). G. B.

Journal of the Bombay branch of the Royal Asiatic Society I 1925:
2 193—224 P. V. Kane, The predecessors of Vijñāneśvara. — 225—37 I. M. Unvala, Syntheticism in Indian iconography. — 238—45 S. K. Aiyangar, Pañcamahāśabda in the Rājataraṅgiṇī. — 246—51 K. R. Pisharoti, Kerala-nāṭaka-cakra. — 252—58 H. D. Velankar, Prince Sambhājī as a poet. — Pisharoti, Nāga worship in Kerala. — St. Abdul Kadir, Qiwāmī's Kriddle. — S. N. Tadpatrikar, Was Garga a Jaina? — *S. Lévi, Deux nouveaux traités de dramaturgie indienne; *Festgabe Adolf Kaegi ... (V. S. S.). — *J. Hertel, Die Zeit Zoroasters; *Achaemeniden und Kayaniden (I. C. Tavadia). — *F. Edgerton, The Bhagavadgita ... (D. P. Thakore). — *S. Kumar Das, The economic history of Ancient India (P. V. Kane). — R. G. Bhandarkar † (R. Z.).

Journal des Savants 23:
5/6 *G. E. Rizzo, Il teatro greco di Siracusa (O. Navarre). — *Anatolian Studies . . . to W. M. Ramsay (B. Haussoulier). — *P. H. Lammers, La Mecque à la veille de l'hégire (Cl. Huart).
7/8 R. Lantier, Les civilisations néolithique e énéolithique dans la péninsule Ibérique (über *Bosch Gimpera, Ensayo de una reconstruccion de la etnologia prehistorica de la peninsula iberica; El problema etnologico vasco y la arqueologia). — *F. R. Glover, Herodotus

(M. Croiset). — *D. Nielsen, Der dreieinige Gott ... I. (R. D.). — *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur (R. D.). — *L. Bréhier, L'art Byzantin (Ch. Diehl). — *Rivista della Tripolitania (A. M.).
9/10 *F. Chalandon, Histoire de la première croisade. (H.-F. Delaborde). — *A. Meillet — J. Vendryes, Traité de grammaire comparée des langues classiques (A. Ernout). — *E. Cavaignac, Population et capital dans le monde méditerranéen antique (A. Merlin). — *Mélanges offerts à M. G. Schlumberger (L. Bréhier).

The Journal of Theological Studies 26 1925:
104 W. M. Christie, The Jamnia period in Jewish history. — St. A. Cook, The religion of the Manichees (über *F. C. Burkitt, The religion of the Manichees). — F. C. Burkitt, Pistis Sophia again. — *M. Goguel, Jésus de Nazareth, mythe ou histoire? *E. Buonaiuti, Gnostic fragments (J. F. B.-B.). — *F. Hrozný, Code Hittite; *G. Contenau, Éléments de bibliographie Hittite; *The fall of Niniveh (C. F. Burney).

27 1926:
105 29—42 G. H. Dix, The Enochic Pentateuch. — 58—62 C. H. Turner, Marcan usage: notes, critical and exegetical, on the 2. gospel. — *W. Scott, Hermetica I. (J. M. Creed). — *R. Draguet, Julien d'Halicarnasse (W. Telfer). — *W. Jaeger, Aristoteles (C. C. J. Webb).

The Nation and The Athenaeum 37 1925:
15 The government and India. — *M. O'Dwyer, India as J knew it.
16 B. Russell, British policy in China. — *Earl of Ronaldshay, The heart of Aryavarta (Olivier).
17 A. M. F. O'Dwyer, A diehard in India. — *L. Thomas, With Lawrence in Arabia (E. Candler).
20 *C. Malmignati, Through inner deserts to Medina; *M. Forbes-Leith, By car to India.
22 The Mosul report. — The new Maroccan adventure. — *A. Waley, The year-book of oriental art and culture 1924—25 (R. F.).
23 *G. Murray, Five stages of Greek religion (T. R. G.).
25 *M. L. Darling, The Punjab peasant in prosperity and debt. — *S. S. Banerjea, A nation in making.
26 Mosul and common sense. — *M. Martin, Le Docteur Koreff (1783—1851).

38 1926:
6 *E. B. Riley, Among Papuan head-hunters; *M. Mordecai, Indian dream lands. — *R. L. Hobson, Catalogue of the G. Eumorfopoulos Collection of Chinese, Corean and Persian pottery and porcelain I.
7 China: A task for the league?
8 J. M. Kenworthy, The allies and the former German colonies.

Nordisk Missionstidskrift. 36. Bd. 1925:
1 1 Bittmann, Missionen og Verdensituationen. — *H. Ussing, Ill. Missionshistoire (Bergmann).
2 49 H. Ussing, Verdenskrigens Indflydelse paa Missionen. — 61 B. Elle, Gudstro, gudsnavne og gudsdyrkelse paa Madagaskar. — 77 J. Faurholdt, Den protestantiske Mission i Nykaledonien. — Fra Elfenbenskysten. — *Ad. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 4. Aufl. I—II (F. M.). — *Chuangtse, Den äkta urkunden (F. M.). — R. Nathorst, Kinas kvinna i fortid og nutid (F. M.).
3 97 Alfr. Nielsen, Aftner i Damaskus. — 116 A. Oxbjerg, Renaissance-Bevegelsen i Kina. — 132 Fr. Munck, Den 15 kontinentale Missionskonference: Bremen-Missionsefteretninger. — *World Missionary Atlas. — *R. Rolland, Mahatma Gandhi. — *Zoo, Kina for Kristus (F. M.).
4 153 Alfr. Nielsen, Aftner i Damaskus III—IV. — 176 P. A. Bording, Lidt santalsk statistik.
5 197 B. Elle, Gudstro ... paa Madagaskar (cf Bd. 36 p. 61—76). — Den nordiske Missionskonferens i Stockholm 1925. — *Fr. Heiler, Østens og Vestens Apostel, Sadhu Sundar Sing. — *N. Rodín, Blandt Kopter og Muhammedaner i Faraonernes Land (F. Munck).
6 270 H. F. Jørgensen, Muhammedaner-Missionens Stilling for Tiden. — *Norenius, Bland Zulun och Karanger. — Navne- og Sagregister. — Insholdsfertegnelse til Bd. 36.

Der Orient 1925:
9/10 115 E. Stier, Armenische Theologen in Deutschland.

Oriente Moderno IV 1924:
10 (Ottobre). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti: 597—600 Riassunto della situazione; Notizie varie: 600—660.
11 (Novembre). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti: 661—666 Riassunto della situazione; 666—675 La Costituzione turca del 20 aprile 1924; 675—680 Decreto etiopico 31 marzo 1924 contro la schiavitù (offiz. französ. Übers.); Notizie varie: 681—707. Sez. economica; Notizie varie: 708—716 (Convenzione commerciale russo-persiana — Situazione economica e commerciale della Turchia nel 1923 — Situazione economica e finanziaria dell' Egitto nel 1923).
12 (Dicembre). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti: 717—722 Riassunto della situazione; 722—725 La legge sulla nazionalità mesopotamica; Notizie varie: 725—781. — Sez. culturale: 782—783 *A. Fantali, Guida della Libia del Touring Club italiano, Milano 1923 (F. Beguinot); 783—784 *R. Grousset, Le réveil de l'Asie, Paris 1924 (A. Giannini); 784 *K. Strupp, Documents pour servir à l'histoire du droit des gens, Berlin 1923 (A. Giannini). — Sez. economica: Notizie varie. 785—788 (Situazione economica e finanziaria dell' Egitto nel 1923 [fine]).

V 1925:
1 (Gennaio). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti; 1—2 Riassunto della situazione; 2—5 Decreto 5 dicembre 1924 sulla costituzione dello „Stato della Siria" (französ.): 5 Decreto 5 dicembre 1924 costituente lo „Stato degli 'Alawiti" autonomo (französ.); Notizie varie: 6—51. — Sez. culturale: 52—60 A. Palmieri, J volumi IV e V (1923—24) della rivista russa Novyj Vostok; Notizie varie: 61—63 (L'apostolato die Rabindra Nath Tagore. — Inaugurazione della Facoltà di Scienze Giudaiche nell' Università ebraica di Gerusalemme); 63—64 *G. Glotz, La civilisation égéenne, Paris 1923 (Luigi Pernier).
2 (Febbraio). Sez. politico-storica: 65—80 A. Giannini, La Costituzione turca; Cronaca e documenti: 80—82 Riassunto della situazione; 82—83 Il decreto 19 gennaio 1925, n. 15, sulla nazionalità libanese (französ.); Notizie varie: 83—109. — Sez. culturale, Notizie varie: 110—114 (Per la nuova Università Egiziana governativa del Cairo — Per una riforma della moschea-università al-Azhar al Cairo); 114—118 *G. Levi Della Vida, Storia e religione nell' Oriente semitico, Roma 1924 (M. Guidi); 118—119 *R. Basset, Mille et un contes, récits et légendes arabes, I, Paris 1924 (C. A. Nallino); 119—120 *P. Sbath, Al-Machra', [Cairo 1924] (J. Di Matteo).
3 (Marzo). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti: 121—123 Riassunto della situazione; 123—124 Il trattato 26 dicembre 1915 fra l'Inghilterra ed il Negd; Notizie varie: 125—153. — Sez. culturale: 154—156 *al-Machriq XXI, Beirut 1923 (F. G.); 157—169 *E. Carusi, Diritto e filologia [gegen Nallino's Gli studi di E. Carusi sui diritti orientali], Bologna 1925 (C. A. Nallino); 169—170 *G. Stefanini, I possedimenti italiani in Africa, Firenze 1923 (F. Beguinot); 170—171 *Muhammad Ḫaznahdār, Dīwān, Tunisi 1342 (E. Rossi); 171—173 *H. H. Johnston, La colonizzazione dell' Africa, traduzione del Generale U. Cavallero, Torino 1925 (F. Beguinot); 174—175 *C. Bergna, La missione francescana in Libia, Tripoli 1924 (E. Rossi); 175—176 *P. Odinot, Les Berbères, Paris 1924 (F. Beguinot).

4 (Aprile). Sez. politico-storica, Cronaca e documenti: 177—178 Riassunto della situazione; Notizie varie: 179—210. — Sez. culturale: 211—214 *al-Machriq XXII, Beirut 1924 (F. G.); 214—215 *Th. W. Arnold, The Caliphate, Oxford 1924 (C. A. Nallino); 215—216 *A. Guillaume, The Traditions of Islam, Oxford 1924 (C. A. Nallino); 216—217 *S. M. Zwemer, The law of apostasy in Islam, London [1925] (C. A. Nallino); 217—218 *Christian literature in Moslem lands, New York [1924] (C. A. Nallino): 218—219 *E. Ubach u. E. Rackow, Sitte und Recht in Nordafrika, Stuttgart 1923 (C. A. Nallino); 219—220 *Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes, hrsg. von G. Jacob u. Th. Menzel, I. II, Hannover 1923/4 (G. Levi Della Vida); 220 *Jahrbuch der asiatischen Kunst I, Leipzig 1924 (C. A. Nallino). — Sez. economica; Notizie varie: 221—224.

5 (Maggio). Sez. politico-storica: 225—234 M. M. Moreno, La situazione interna dell' Egitto dall' uccisione del Sirdār ad oggi; Cronaca e documenti: 234—236. Riassunto della situazione; Notizie varie: 236—267. — Sez. economica: Notizie varie: 268—272.

6 (Giugno). Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 273—274 Riassunto della situazione; 274—278 Decreto 9 aprile 1925 sul nuovo ordinamento amministrativo del Grande Libano (französ.); Notizie varie: 279—318. — Sez. culturale; Notizie varie: 319—322 (Il Congresso internazionale di Geografia al Cairo nell' aprile 1925); 322—324 *Les langues du monde par un groupe de linguistes sous la direction de A. Meillet et M. Cohen, Paris 1924 (E. Cerulli); 324—326 *C. Bergna, Tripoli dal 1510 al 1850, Tripoli 1925 (E. Rossi); 326—327 *J. Zoller, Tre millenni di storia I, Firenze 1924 (M. Guidi); 327—328 *L. Stein, Zionism, London 1925 (M. Guidi); 328 *Ch. Weisman, Saggi e discorsi, a cura di D. Lattes e di M. Beilinson, Firenze 1924 (M. Guidi); 328 *Salāmah Mūsā, Ašhar qiṣaṣ al-ḥubb at-ta'rīḫiyyah, Cairo 1925 (J. Guidi).

7 (Luglio). Sez. politico-storica: 329—345 V. Castellani, La riforma giurisdizionale a Tangeri I; Cronaca e documenti: 346—348. Riassunto della situazione; Notizie varie: 348—388.

8 Agosto). Sez. politico-storica: 389—397 V. Castellani, La riforma giurisdizionale a Tangeri (fine); Cronaca e documenti: 398—400 Riassunto della situazione; Notizie varie: 400—433. — Sez. culturale: Notizie varie: 434—439 (Per l'organizzazione della nuova Università egiziana. — Sulla questione dell' unità linguistica dei Turchi della Russia europea ed asiatica); 439—443 *Un Africain, Manuel de politique musulmane, Paris 1925 (M. M. Moreno); 443—444 *Ḥalīm Dammūs, Qāmūs al-ʿawāmm, Dimašq 1923 (K. Lokotsch).

9 (Settembre). Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 445—448 Riassunto della situazione; Notizie varie: 448—500.

10 (Ottobre). Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 501—503 Riassunto della situazione; 503—507 Decreto reale 24 luglio 1925 sulla cittadinanza palestinese; 507—513 Relazione presentata il 26 settembre 1925, sulla questione della schiavitù, alla Società delle Nazioni; Notizie varie: 513—531. — Sez. culturale: 532—543 M. M. Moreno, È lecito ai Musulmani tradurre il Corano? (referiert eingehend über die auseinanderlaufenden Meinungen über die durch die türkische Reformbewegung akut gewordene Frage, besonders bei den Ägyptern); 543—549 *A. N. Mandelstam, La société des Nations et les Puissances devant le Problème Arménien, Paris 1925 (U. Faldati); 549—551 *E. Herzfeld, Paikuli Monument and Inscription of the early history of the Sasanian empire, Berlin 1924 (A. Pagliaro); 551—557 *F. I. Bieber, Kaffa I, Münster i. W. 1920 (E. Cerulli); 557—559 *M. Chaine, La chronologie des temps chrétiens de l'Égypte et de l'Éthiopie, Paris 1925 (C. Conti Rossini); 559—560 *D. Lattes e M. Beilinson, Il Sionismo nel pensiero dei suoi capi, Firenze 1925 (M. Guidi). — Sez. economica; Notizie varie: 561—564 (L' economia turca sotto il nuovo regime).

11 (Novembre). Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 565—567 Riassunto della situazione; 567—572 Decreto-legge 20 ottobre 1925 sulla carriera diplomatica egiziana (französ.); 572—574 Decreto-legge 27 ottobre 1925 sulle associazioni politiche in Egitto (französ.); Notizie varie: 574—603. — Sez. culturale: 604—613 E. Rossi, Una scrittrice araba cattolica Mayy (Marie Ziyādah); 614—620 *M. von Tiling, Die Sprache der Jabarti, Berlin 1922 u. dies., Jabarti-Texte, Berlin 1925 (E. Cerulli); 620 *A. Rundt e R. A. Bermann, Palestina. Impressioni di viaggio, traduzione di D. Lattes e M. Beilinson, Firenze 1925 (M. Guidi).

12 (Dicembre). Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 621—624 Riassunto della situazione; Notizie varie: 624—688. R. Hartmann.

Palestine Exploration Fund 1925:

July: Sixth quarterly report on the excavation of the eastern hill of Jerusalem. By the Rev. J. Garrow Duncan. An Hand einer ausgezeichneten photographischen Aufnahme wird die Innenseite der jebusitischen Mauer beschrieben, ihre Ausbesserung durch Salomo aufgezeigt. Die Außenmauer geht zurück in die judäische Königszeit. Die „Hiskias"-Mauer besteht aus einem doppelten Steinwall mit Erdfüllung. Ihre strategische Bedeutung wird hervorgehoben. Gefunden wurden wieder zahlreiche Scherben von Lampen u. a. Gebrauchsgegenständen sowie Krughenkel, auch beschriftete, und zwar von der altkanaanäischen bis zur makkabäischen Zeit. — Narrative of a journey from Rome to Jerusalem. Erster Teil der Übersetzung des Reiseberichtes eines Franziskanerpilgers aus dem 16. Jh. — In notes and queries identifiziert Rev. A. T. Richardson das alttestamentliche Silo (statt mit dem heutigen Seilūn) mit beit silo nahe bei tunia in the Wady Imyash.

Oktober: The excavation of the foundations of the supposed third wall of Jerusalem. Nach dem Mauerwerk besteht kein Zweifel, daß wir hier die von Herodes Agrippa gebaute dritte Mauer vor uns haben, der aufgedeckte Tatbestand stimmt mit den Angaben des Josephus überein. Das Verhältnis dieser Mauer zur zweiten bleibt ungelöst, und damit auch die Fragen, welche mit dieser zweiten Mauer und ihrem Verlauf zusammenhängen; mit Abbildung. — Some Arab coins from Ophel and Siloam. By Rev. T. Crouther Gordon. Beschrieben werden die 9 Münzen und ihre Legenden; sie stammen aus der Zeit von den Omajjaden bis zu den Mamlukensultanen und geben Zeugnis von dem Handelsverkehr Jerusalems in dieser Zeit; mit Abb. — The so-called Maccabaean pottery. By Gerald M. Fitz Gerald. Die Bezeichnung „makk. Tonwaren" wird aus verschiedenen triftigen Gründen beanstandet und empfohlen, ihren Gebrauch, weil irreführend, einzustellen. — Narrative of a journey from Rome to Jerusalem. Fortsetzung. — A. Jewish tomb-stone. By A. E. Cowley. Eine hebräische Inschrift aus der Gegend von Ghôr eṣ-Ṣâfieh, 433 n. Chr.; mit Abbildungen. — The inscription of Ahiram, king of Byblos. By Stanley A. Cook. Ein Referat über die bekannte von Montet 1923 gefundene Inschrift aus dem 13. Jh. v. Chr. auf Grund der französischen und deutschen Arbeiten darüber. — In notes and queries gibt W. F. Albright seine Lesung des bekannten hebräischen Ostrakons, das bei den englischen Ausgrabungen am Ophel gefunden ist. Max Löhr.

Philologische Wochenschrift 45 1925:

29/30 *A. Pridik, Der Mitregent des Königs Ptolemaios II. Philadelphos (H. Berve).

31 *K. Marót, Der Eid als Tat (O. Weinreich). — *F. Stählin, Das hellenische Thessalien (F. Hiller v. Gärtringen).

— *W. R. Bryan, Italic Hut Urns and Hut Urn Cemeteries (G. Karo).
32/33 *L. R. Farnell, Greek Hero Cults and Ideas of Immortality (O. Weinreich). — *The Oxyrhynchos Papyri. XVI. (R. Helbing). — *H. Willrich, Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur (C. Mengis).
34 *T. Frank, Latin quantitative speech as affected by immigration (A. Klotz). — *A. Pridik, Mut-em-wija, die Mutter Amenhoteps III. (F. W. v. Bissing).
35/36 *J. Vogt, Römische Politik in Ägypten (W. Kunkel).
37 *E. Klippel, Das alte Ägypten von der Urzeit bis auf Alexander (F. W. v. Bissing).
38/39 *A. v. Blumenthal, Aischylos (K. Rupprecht).
40 *A. O'Brien-Moore, Madness in Ancient Literature (R. Fuchs).
41/43 *E. Hoffmann, Die Sprache und die archaische Logik (W. Nestle). — *M. P. Charlesworth, Trade-Routs and Commerce of the Roman Empire (W. Enßlin). — *Anatolian Studies presented to W. M. Ramsay (Ruge).
44/45 *G. Burckhardt, Heraklit; *K. Vorländer, Die griechischen Denker vor Sokrates; *W. Uxkull-Gyllenband, Griechische Kulturentstehungslehre (W. Nestle). — *H. Kling, Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Univ.-Bibl. (K. F. W. Schmidt). — *H. Volkmann, Demetrius I. und Alexander I. von Syrien (H. Berve). — *L. E. W. Adams, A Study in the Commerce of Latium from the early Iron Age through the 6. Century B. C. (W. Enßlin).
46 *F. Münzer, Die politische Vernichtung des Griechentums (H. Berve). — *K. H. E. de Jong, De Magie bij de Grieken en Romeinen (A. Kraemer). — *A. W. Persson, Staat und Manufactur im römischen Reiche (W. Enßlin).

Philologus 81:
3 256—74 J. Morr, Die Landeskunde von Palästina bei Strabon und Josephos.

Preußische Jahrbücher 203 1926:
1 E. Daniels, Delbrücks Weltgeschichte (S. 40 über Zeno; weiter das antike Judentum).

Revue archéologique tom XXI:
Avril-Juin: 322 Naville, Un traité égyptien de morale (Besprechung von Budge, The teachings of Amen-em-Apt cf. OLZ 1924 Sp. 241.); S. R., Nouvelles tombes à Gizeh, la tombe de Paheqman; L. D., Les fouilles d'el Obeid; S. R., Fouilles d'Ur, le respect des antiquités en Babylonie, le cheval sumérien (cf. Times 5. III. 25); La mission Kozloff, l'Ashmolean Museum en 1924. — *Ed. Philipon, Les peuples primitifs de l'Europe meridionale (S. R.). — *E. Cavaignac, Chronologie (S. R.). — *P. Richer, Le nu dans l'art, Egypte Chaldée Assyrie (S. R.). — *G. W. Elderkin, Kantharos (S. R.). — *H. Sechat, Phiadias (S. R.). — B. T. Aguirre, La ceramica iberica de Numancia (S. R.). — *A. Grenier, Le genie romain dans la religion l'art et la pensée (S. R.). — J. Declareuil, Rome et l'organisation du droit (S. R.). — *E. Pais, Storia dell' Italia antica I (S. R.). — *M. Durry, Musée de Cherchell (Description de l'Afrique du Nord) (S. R.). — *H. Delafosse, Le IVe Evangile (S. R.) — *H. Pernot, Pages choises des Evangiles (S. R.). — *M. Gognel, Jesus de Nazereth. — *A. Loisy, Les actes des apôtres (S. R.). — P. Casonova, Muhammed et la fin du monde II. (S. R.). — *Ch. Appleton, L'origine de l'exogamie (S. R.).
XXII 1925:
Juli-Sept.: G. Seure, Archéologie Thrace (Documents inédits ou peu connus). — P. Roussel, Les travaux de l'École française d'Athènes à Delphes et à Délos. — W. Deonna, Christos propylaios ou „Christus hic est". — G. Poisson, Tantale, roi des Hittites. — J. Mouquet, Les Stoechades sont-elles nosîles d'Hyères? — *G. M. A. Richter, The craft of Athenian pottery (M. Massoul). — Froehner † (S. Reinach). — G. Bénédite, Le temple de Karnak. — *C. Autran, La Grèce et l'Orient ancien; *D.-J. Paruck, Sâsânian coins; *P. Montet, Les scènes de la vie privée dans les tombeaux égyptiens de l'Ancien Empire; *F.-J. Arne, Painted stone age pottery from the province of Honan, China; *H. Mansuy, Contribution à l'étude de la préhistoire de l'Indo-Chine (S. R.).
O. Koefoed-Petersen.

Revue de deux Mondes 15. V. 26:
241 H. Gelarié, Pages de gloire au Maroc. — 366 H. Bordeaux, Voyageurs d'Orient IV: les modernes.

La Revue musicale VII:
224 R. Schade, Le plus vid opéra du monde. — 228 H. Furst, Misiques persanes.

La revue de Paris 33. Jahrg.
10 10. V. 26. A. Lefranc, Le premier voyage d'Ernest Renan en Italie.

Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1925:
18—21 E. Meyer, Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung. — E. Ehelolf, Wettlauf und szenisches Spiel im hethitischen Ritual.
22—25 O. Franke, Der Ursprung der chinesischen Geschichtsschreibung. — C. Schmidt, Der Kolophon des Ms. orient. 7594 des Brit. Museums. Eine Untersuchung zur Elias-Apokalypse.

Summary of Events of Jewish Interest, published monthly, except May, July and August, compiled by the Department of Information and Statistics of the Bureau of Jewish Social Research for the American Jewish Committee, New York. Jan. 1925 bis Apr. 1926 (Vol. IV 5–9, V 1—8), umfassend die Ereignisse vom 1. XII. 24 bis 31. III. 26.
Dieses Mitteilungsblatt hat es sich zur Aufgabe gemacht, unter Ausschluß jeder partei- oder wirtschaftspolitischen Rücksichtnahme die historischen und statistischen Nachrichten über die Juden in aller Welt ihrem wesentlichen Inhalt nach übersichtlich zu publizieren. Das Material ist in 9 Abschnitte aufgeteilt: 1. Judaism, Religion, Law, Education, and Culture, nebst guter Bibliographie der Neuerscheinungen für alle 9 Abschnitte, 2. Anti-Semitism, Discrimination, and Excesses and Pogroms, 3. Emigration and Immigration, 4. Minority Rights, Nationalism, and Kindred Subjects, 5. Miscellaneous Items, 6. Palestine and Zionism, 7. Communal Life, 8. Distress and Relief, 9. Biographical and Personal Items and Necrology. Innerhalb der Abschnitte sind die Nachrichten nach Ländern geordnet; jede Mitteilung wird mit Quellenangabe veröffentlicht. Bei den Möglichkeiten, die einem amerikanischen Büro zur Verfügung stehen, kann es nicht wundernehmen, daß die Berichterstattung sehr umfangreich und sorgfältig geleistet werden kann, und daß stets die besten Quellen zitiert werden. M. P.

Svensk Missionstidskrift 13 Årg. 1925:
1/2 1 [Söderblom] den kristna missionens väsen. 11 Edv. Rodhe: Vad missionen har skänkt teologien. 66 P. Sandgren, Kristendomens gennombrott i Indien — *det 19 årh. B. Karlgreen, Østasien; Mohr, Kolonialpolitiken; Konow, Indiens Kulturer; Østrup, Islam (Sandgren).
3/4 119 K. E. Laman, Religiös nationalism bland folken i Afrika. — 164 G. Lindblom, Naturfolkens beröring med västerländsk Kultur. — *World Missionary Atlas (Sandgren).
5 246 S. Alm, Språkstudier på missionsfältet.
6 *Norrenius, Bland Zuluer och Karanger (A. K.). — *N. Rodén, Bland Kopter och muhammedaner i faraonernes land (A. K.).

Theologische Literaturzeitung 50 1925:
14 *A. B. Keith, The Sāmkhya system; *H. Hackmann, Laien-Buddhismus in China (R. O. Franke). — *K. Satomi, Ein neues Licht aus Osten, der Nitschirenismus; *R. P. Masani, The Conference of the Birds (H. Haas). — *H. Bruppacher, Die Beurteilung der Armut im AT. (O. Eißfeldt).

15 *E. Lehmann, Die Religionen (C. Clemen). — *M. Schlunk, Die Weltreligionen u. das Christentum (J. Richter). — *K. Galling, Der Altar in den Kulturen des AO.s (B. Meißner). — *H. G. Enelow, Is the Jew a Menace to Western Civilization? (O. Beer). — *H. Windisch, De tegenwerdige stand van het Christusproblem (Th. Siegfried). — *G. Mehlis, Plotin (H. Leisegang).
16 *K. Holl, Urchristentum und Religionsgeschichte (A. Jülicher). — *H. Pinard de la Boullaye, L'Étude comparée des Religions (H. Haas). — *W. Geiger, Zschr. f. Buddhismus und verwandte Gebiete (R. O. Franke). — *H. Bauer, Zur Frage der Sprachmischung im Hebräischen; *A. Ungnad, Das Wesen des Ursemitischen (H. Duensing). — *A. H. Edelkoort, Uittocht en Intocht (Th. Siegfried). — *H. Willrich, Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur (M. Dibelius).
17 *M. T. Kennedy, The Chaitanya Movement (H. Haas). — *Klauber, Lehmann-Haupt, Geschichte des AO.s (H. Greßmann). — *M. Salzman, The Chronicle of Ahimaaz (H. Greßmann). — *H. Grimme, Althebräische Inschriften vom Sinai (H. Duensing). — *J. Hempel, Hebr. Wörterbuch zu Jesaja; *J. Hermann, Hebr. Wörterbuch zu den Psalmen (W. Baumgartner). — *A. Guillaume, The Traditions of Islam (W. Heffening). — *M. Löhr, Beiträge zur Geschichte des Chassidismus (C. Steuernagel). — *F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus (P. Glaue.) — *J. H. Oldham, Christianity and the race problem (J. Richter).
18 *H. Fichtner, Die Medizin im Avesta (F. Strunz). — *Bauer, Leander, Hebräische Schulgrammatik (F. Horst). — *H. Brockhaus, Die Kunst in den Athos-Klöstern (Ph. Meyer).
19 *H. Jensen, Geschichte der Schrift (R. Fick). — *A. v. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums (E. v. d. Goltz). — *K. Müller, Kirchengeschichte (E. Kohlmeyer).
20 *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (W. Betzendörfer). — *Schäfer-Andrae, Die Kunst des AO.s (H. Ranke). — *G. Dalman, Orte und Wege Jesu (M. Dibelius). — *E. Meyer, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien (E. Lohmeyer). — *Voskamp, Chinesische Gegensätze (H. Haas). — *Oehler, China und die christliche Mission (J. Richter).
21 E. Unger, Namen im Hofstaate Nebukadnezars II. — *F. Cumont, Le culte égyptien et le mysticisme de Plotin (E. Peterson). — *M. Thilo, Das Buch Hiob (C. Kuhl). — *B. Olsson, Papyrusbriefe aus der frühesten Römerzeit (A. Debrunner). — *G. Brandes, Die Jesus-Sage (M. Dibelius).
22 *E. Wunderlich, Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer (E. Peterson). — *P. Rießler, Die heilige Schrift des Alten Bundes (P. Volz). — *C. Steuernagel, Das Deuteronomium (H. Duensing). — *R. Kittel, Die hellenistische Mysterienreligion und das AT. (W. Baumgartner). — *G. Chumnos, Old Testament Legends (G. Ficker).
23 *H. King, Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek (Peterson). — *Voßler, Geist und Kultur in der Sprache (Güntert). — *Dickinson, Indien, China und Japan (Haas).
24 *[Karl-Marti-Festschrift] Vom Alten Testament (Steuernagel). — *Hopfner, Fontes hist. rel Ägypt. (Ranke). — *Brun, Die Auferstehung Christi in der urchristlichen Überlieferung (Dibelius).
25 *Hertel, Achaemeniden und Kayaniden (Franke). — *Buhl-Festschrift (Hölscher). — *S. Mowinckel, Profeten Jesaja (Ders.). — Oriens Christianus (Meyer). — *Stoïcorum veterum fragmenta (Schmitz).
26 *F. Max Müller, The sacred books of the East, vol. X part I sec. ed. (Franke). — H. Beckh, Von Buddha zu Christus (Ders.). — *Grapow, Die bildlichen Ausdrücke im Ägyptischen (Ranke). — Jirku, Wanderungen der Hebräer im III.—II. vorchristl. Jahrtausend (Gustavs). — *J. Friedrich, Aus d. hett. Schrifttum (Ders.). — *Schlatter, Geschichte Israels von Alexander d. Großen bis Hadrian (Dalman). — *Witte, Sommer-Sonnentage i. Japan (Haas). — *Girgensohn, Religionspsychologie, Religionswissenschaft und Theologie (Ritschl). — Ders., Die Religion, ihre psychischen Formen und ihre Zentralidee.
51 1926:
1 Ohasama, Zen (R. O. Franke). — *Studia Orientalia I (K. Galling). — *T. Longo, I libri storici dell' AT.; *E. Comba, I libri dei Profets d'Israele; *I libri poetici dell' AT. (O. Eißfeldt). — *Stephan, Psalmenschlüssel (L. Fendt).
2 *O. v. Glasenapp, Indische Gedichte (R. O. Franke). — *E. L. Dietrich, Die endzeitliche Wiederherstellung bei den Profeten (K. Galling). — *F. C. Burkitt, The Religion of the Manichees (K. Holl).

Theologische Studien und Kritiken 1925 (96./97 Jahrgang):
1 Sonderheft: Alttestamentliche Forschungen. S. 1—89 K. Budde, Der Abschnitt Hosea 1—3 u. seine grundlegende religionsgeschichtliche Bedeutung. In Auseinandersetzung mit den Arbeiten der letzten Jahre bis zu Adolf Heermanns Abhandlung in ZAW 40 (1922) legt Budde mit ebenso großer Wärme wie Gründlichkeit seine Anschauung über die so viel, auch seitdem schon wieder mehrfach behandelten Kapitel dar, denen er, als Ganzes gewürdigt, eine außerordentliche Bedeutung innerhalb der Entwicklung der biblischen Religion zuweist. — S. 90—143 Lic. Rudolf Abramowski, Zum literarischen Problem des Tritojesaja. Abramowski glaubt unter Beobachtung typischer Wendungen des Stils, der Benutzung älterer Schriftsteller wie überhaupt der literarischen Verwandtschaft wie der Einheit des Inhalts und der Situation in Jes. 56—66 außer einer größeren Anzahl von Einschüben und redaktionellen Zusätzen ein Konvolut von Schriftstücken neun verschiedener Verfasser erweisen zu können, bei deren Reihenfolge man jeden ordnenden Gesichtspunkt, auch jede Spur von chronologischer Ordnung vermisse; fünf davon, darunter auch Stücke von wenigen Versen, sucht er sogar näher zeitlich zu bestimmen. — S. 144—171 H. Guthe, Zum Passah der jüdischen Religionsgemeinde. Die Arbeit beschäftigt sich mit der Frage nach den Zwischengliedern zwischen der von Dt. 16 geforderten Feier und dem Passahfest zur Zeit Jesu, wie es uns in den Evangelien und bei Josephus entgegentritt. Nach Guthe läßt sich beim Passah im Unterschied von anderen jüdischen Festen die allmähliche Umbildung von Dt. 16 bis zu 2. Chron. 38 in den Hauptzügen verfolgen und weiter aus Jubil. 49 ersehen, wie zäh die spätere Zeit trotz aller Schwierigkeiten an dieser Errungenschaft festgehalten habe; Ex. 12, 1—13 ist nach seiner Meinung nicht ein altes Stück echter Überlieferung, sondern die Festlegende zum Passah des Judentums. — S. 172—181 Julius Boehmer, Das Millo. Boehmer versteht das Wort מִלּוֹא als eine qiṭṭōl-Bildung zu מלא, also ein echt und gut hebräisches Wort, das er unter Vergleichung anderer Worte dieser Bildung als „das Füllende“ oder „der Füller“ erklärt, d. h. „was in außerordentlicher Weise (Piel!) füllt, und besonders, wo es nottut (aufs Festungswesen angewandt), eine Lücke im Festungswerke ausfüllt“, danach בֵּית מִלּוֹא „das Bauwerk bei dem millo, zur Aufnahme der es verteidigenden Mannschaften“, also Turm, Kastell, Kaserne oder wie sonst der Zusammenhang erfordert. Der Millo von Jerusalem war ein Festungswerk in der Schlucht zwischen Tempelplatz und Davidsburg, also südlich vom Tempel; später stand an dieser Stelle die Akra. Einen millo gab es auch in Sichem (Jud. 9, 6. 20) wie wahrscheinlich noch in manch anderer Stadt. Das Fehlen des Artikels in Jud. 9, 6. 20 mag eine rein redaktionelle Erfindung sein, die den

millo zu Sichem (nachdem הַמִּלּוֹא zu einer festgeprägten Bezeichnung des jerusalemischen Millo geworden war) von dem zu Jerusalem klar unterscheiden sollte (?).
S. 238—262 Leonhard Fendt, Das Gebet. Der Aufsatz ist eine sehr empfehlende Einführung in Friedrich Heilers bekanntes religionsgeschichtliches Werk.
1926 (98./99. Jahrgang):
Aus diesem Sonderheft Lutherana IV wird Leser der OLZ, die an der Sonderabteilung „Luthers deutsche Bibel" der Weimarer Lutherausgabe Interesse haben, in einem größeren Aufsatz von O. Albrecht („Aus der Werkstatt der Weimarer Lutherausgabe, S. 83—142) der Abschnitt S. 133ff. interessieren, der Bemerkungen zu den bisher erschienenen 5 Bänden enthält, insbesondere zu dem 1923 erschienenen 4., der besonders wertvoll ist. J. H.

Theologisk Tidsskrift. 4 Räkke VI 1926:
1 *J. Herrmann u. F. Baumgärtel, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der LXX (Johs. Pedersen).
2 *Εὐχαριστήριον ... Festschrift für H. Gunkel (Mosbech).
3 *F. v. Hügel, Essays on the philosophy of Religion (J. Nörregaard). — *M. Goguel, Jésus de Nazareth (Torm), Th. Zahn, Die Offenbarung des Johannes (Ders.).
4 273 J. C. Jacobsen, Fr. Buhl. — *S. Mowinckel, Profeten Jesaja.
VII. Bd.:
1 34 Aage Bentzen, Deuteronomiumsproblemerne (Referate und Besprechungen der letzten Jahre Deuteronomiumsliteratur). — *K. M. Gandhi, Hind Swaraj (H. Fuglsang-Damgaard). O. K.-P.

T'oung Pao XXIV:
1 P. Pelliot, Henri Cordier. — 16 G. Tucci, Un traité d'Āryadeva sur le „Nirvāṇa" des hérétiques. — 32 Ed. Erkes, Chinesisch-amerikanische Mythenparallelen. — 54 P. Pelliot, La *kin kou k'i kouan*. — 61 Ders., Le mot *bigni* (ou *begni?*) „vin" en turc. — 64 Ders., Encore à propos des *Elementa linguae tartaricae*. — 66 A. C. Moule, Carriages in Marco Polo's Quinsai. — *R. Basset, Mille et un contes, récits et legendes arabes I (P. Pelliot). — *J. Hackin, Formulaire Sanskrit-tibétain du X siècle (Ders.). — *O. Pelka, Ostasiatische Reisebilder im Kunstgewerbe des 18. Jahrh. (Ders.). — *O. Sirén, The walls and gates of Peking (Ders.). — **Wei chou tsong che tchouan tchou* („Commentaire sur les biographies des agnats impériaux dans l'histoire de Weï") (Ders.) — Notes bibliographiques — Revue des périodiques (Mitteilungen des Seminars für orient. Sprachen XXVI u. XXVII Erste Abteilung ostas. Studien, Jahrbuch d. as. Kunst, Ostasiatische Zeitschrift II, 1, The young East). Livres reçus — Chronique — Nécrologie (A. Conrady). O. K.-P.

Vor Ungdom 1925:
Juni 311 N. Jul, Om Skoleforholdene i (det moderne) Ägypten.

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Bd. 31:
2/3 137—92 V. Christian, Die deiktischen Elemente in den semitischen Sprachen nach Herkunft, Anwendung und Verwandtschaft untersucht (I. *n m ' j l r b w* sowie verschiedene Vokale, aus Interjektion *hā* mit mehr oder weniger starker Nasalierung entstanden; 1. hinweisend: als Pronomen [dazu z. B. auch *lau*], Artikel, von pronominalen Umschreibungen der Genetivverbindung mit Weglassung des Regens ausgehend als adjektivbildende Prä- und Suffixe, vor allem bei Partizipien, Nisben und Ordinalia, weiter nomina loci usw., Abstrakta, Kollektiva und Pluralen, beim Diminutiv als Abart des Kollektivs, als Prä- und Postposition, Energicusendung und Verbalpartikel; 2. fragend sowohl Partikeln als Pronomina; 3. verneinend; II. *s š h* hinweisend: als Pronomen, Genetivexponent, Adverbialendung *-iš*, Präfix des Elativs, Konjunktion, Hilfsverb, Verbalpräfix; selten fragend; III. *t d*, hinweisend: als Pronomen, Genetivexponent, Femininendung, Prä- und Postposition, Konjunktion, Hilfszeitwort; IV. *k g* hinweisend: als Pronomen, Prä- und Postposition, Konjunktion, Hilfszeitwort; auch fragend; V. Substantivierung des Demonstrativums für Besitz und Besitzer, weiter Verwandtschaftsnamen, Mann; als Klassenzeichen; VI. Demonstrativelemente *n t s* in der semitischen Verbalstammformbildung; — unter ständiger Heranziehung des Hamitischen und auch des Sumerischen). G. B.
Bd. 32:
2/3 134—6 K. Mlaker, Zum arabischen Agathangelos (Verwechselung von [Arźn] Alźnik' und [Arzen von] Artanuǰi). G. B.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde 29 1924:
*Izvestja na narodnaja etnogr. Muzeji v Sofija (A. Haberlandt). — *M. Haberlandt, Einführung in die Volkskunde.

Ymer 1925:
2 161 E. Manke, Babwendes Kalebassristninger som Kulturdokument. — *M. Abadie, Les races du Haut-Tonkin (J. Frödin). — *E. v. Rosén, Vom Kap nach Kairo (K. G. Lindblom).

Zeitschrift für Ethnologie 56. 1924:
5/6 133 Hubert Schmidt, Prähistorisches aus Ostasien („Ein Beitrag zur vorzeitlichen Kunst. Europa — Asiens; die ältesten Kulturen Chinas und Japans europ. Ursprungs; teils aus Nordeuropa, teils aus dem Dnjepr-Donau-Balkan-Gebiete abgewandert"). — 169 P. Schesesta, Die Negritostämme d. malaiischen Halbinsel. — 176 V. Müller, Die Petroglyphen von Demir-Kapu. — 187 P. Wirz, Ethnographische Skizzen aus Neu-Guinea. — 190 Ida Hahn: Spinnen und Weben im Orient und Europa. — 208 H. Virchow, Die armenische Wiege. — 211 C. Schuchhardt, Germanische Burgen und slawische Rundlinge. — *A. C. Haddon, The races of Men (H. Virchow). — *Max Schmidt, Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre (Termer). — *C. Arriens, Mosaik d. Völkerlebens (M. Schmidt). — *F. Speiser, Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln (Thurnwald). — *A. Schachtzabel, Im Hochland von Angola (Ankermann). O. K.-P.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 40 1925:
8 Witte, Eine Propagandaschrift der neuen Religion Japans, der Omotokyo. — *A. Dieterich, Mutter Erde (L. Troje). — *H. Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte (Witte). — *H. M. Wiener, Early Hebrew history (Hoeber). — *P. Volz, Das Dämonische in Jahve (Hoeber).
9 Witte, Zwei Abschnitte aus den Rekai-Monogatari der Omotokyo.
10 R. Otto, Indischer Theismus. — Devaranne, Konfuzius in Japan.
11 Devaranne, Konfuzius in Japan.
12 F. Risch, Wilhelm von Rubruk. — R. F. Merkel, Eine wiedergefundene Handschrift Ziegenbalgs („Generalbeschreibung des Malabarischen Heydenthums").

Zeitschrift für Musikwissenschaft 8 1925:
3 140 B. Szabolcsi, Probleme der alten ungarischen Musikgeschichte II.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 35 1925:
1 B. Kohlbach, Die Gebetstracht bei den Juden.

Zeitschrift für Vergleichende Rechtswissenschaft 41:
3 305—18 J. Jolly, Über die alte politische Literatur Indiens und ihre Bearbeiter. — 319—87 E. Jacob, Die altassyrischen Gesetze und ihr Verhältnis zu den Gesetzen des Pentateuch. — *J. Schacht, Das Kitāb al-ḥijal walmaḫāriǧ; *C. Snouck Hurgronje, Verspreide Geschriften II; Ch. Bartholomae, Die Frau im sasanidischen Recht (E. Pritsch). — *G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde (L. Adam).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Autran, C.: Sumérien et Indo-Européen. L'Aspect morphologique de la Question.
Bally, Ch.: Le Langage et la Vie.
*Berve, H.: Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage. I. Bd. Darstellung, II. Bd. Prosopographie.
*Boreux, Ch.: L'Art égyptien.
Brown, J. T.: Among the Bantu Nomads. A record of forty years spent among the Bechuana a numerous et famous branch of the Central South African Bantu, with the first full Description of their ancient customs, manners and beliefs. With an Introduction by A. R. Radcliffe-Brown.
*Budge, Sir E. A. W.: Egypt.
*— The Rise and Progress of Assyriology.
*Coomaraswamy, A. K.: Pour comprendre l'Art hindou. Traduction de Jean Buhot avec tableau chronologique, index et bibliographie sommaire autorisée par les Trustees du Musée de Boston et revue par l'auteur.
Dejouany, A. u. L. Belbéze: Les Alliés à Constantinople. Le Service de Santé du Corps d'Occupation Français. Son Oeuvre militaire, médicale et sociale.
*Diez, E.: Die Kunst Indiens. (Handbuch d. Kunstwiss.)
*Ebeling, E., Meissner, B. u. E. F. Weidner: Die Inschriften der altassyrischen Könige.
*Feldmann, F.: Das Buch Isaias übers. u. erklärt. 2. Halbband, 2. Teil. (Kap. 40—66.)
*Friedrich, J.: Staatsverträge des Ḫatti-Reiches in hethitischer Sprache. 1. Teil: Die Verträge Muršiliš II. mit Duppe-Tešup von Amurru, Targašnalliš von Ḫapalla und Kupanta-dKal von Mira und Kuwalija.
*Froger, F.: Relation du premier Voyage des François à la Chine, fait en 1698, 1699 et 1700 sur le Vaisseau „l'Amphitrité" hrsg. von E. A. Voretsch.
*Foucart, M. G.: La belle Fête de la Vallée.
*Gothein, Marie Luise: Indische Gärten.
*Granet, M.: Danses et Légendes de la Chine ancienne. Tome I, II.
Grimm, G.: The Doctrine of the Buddha. The Religion of Reason.
*Gunkel, H: Die Psalmen, übers. u. erklärt. 6. Lief.
*Heepe, M.: Jaunde-Wörterbuch. Unter Mitwirkung von P. H. Nekes PSM bearbeitet und hrsg.
*Hoppe, F.: Palästina.
*Jennings, W.: Lexicon to the Syriac New Testament (Peshiṭta) with copious References, Dictions, Names of Persons and Places and some various Readings, Revised by Ulric Cantillon.
Keith, A. B.: The Religion and Philosophy of the Veda and Upanishads.
Keller, J.: Goldkörner im heidnischen Urgestein. Ein Vergleich der Sitten und Gebote Israels, hauptsächlich im Pentateuch, mit denen der Heiden in Kamerun.
Krause, G.: Bali. Volk, Land, Tänze, Feste, Tempel.
Luschin von Ebengreuth, A.: Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 2. stark verm. Aufl.
Lohmeyer, E.: Die Offenbarung des Johannes.
Loewe, H.: Catalogue of the Manuscripts in the Hebrew Caracter, collected and bequeathed to Trinity College Library by the Late William Aldis Wright.
Meillet, A.: La Méthode comparative en Linguistique historique.
Meinhof, C.: Afrikanische Bibelübersetzungen. Ein kurzer Überblick für Freunde der Bibel und der Mission.
*Midrasch chamesch Megilloth. Aggadischer Midrasch zu den Fünf Rollen, ed. princeps Pesaro 1519. (Hebräisch.)
Moessel, E.: Die Proportion in Antike und Mittelalter.
*Mott, J. R.: The Moslem World of To-Day.
Nicholson, R. A.: The Mathnawí of Jalálud'ddín Rumí, edited from the oldest Manuscripts available: with critical notes, translation and commentary. Vol. II containing the translation of the first & second books.
Niebergall, F.: Praktische Auslegung des Alten Testaments. Methodische Anleitung zu seinem Gebrauch in Kirche und Schule. Im Anschluß an „Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl". II. Bd.: Die Propheten. Mit Namen-, Sach- und Stellenregister. 2. Aufl.
*Ormerod, H.: Piracy in the Ancient World. An Essay in Mediterranean History.
Otto, W. F.: Die altgriechische Gottesidee. Vortrag, gehalten vor der Vereinig. der Freunde des „Humanistischen Gymnasiums", Berlin.
Preisendanz, K.: Akephalos. Der kopflose Gott. (Beihefte zum Alten Orient, H. 8.)
Randall-MacIver, D.: Villanovans and early Etruscans. A Study of the early iron age in Italy as it is seen near Bologna, in Etruria and in Latium.
*Rawlinson, H. G.: Intercourse between India and the Western World from the earliest Times to the Fall of Rome. Second Edition.
Reichelt, K. L.: Der chinesische Buddhismus. Ein Bild vom religiösen Leben des Ostens. Aus dem Norwegischen übers. von W. Oehler.
Ring, E.: Israels Rechtsleben im Lichte der neuentdeckten assyrischen und hethitischen Gesetzesurkunden.
—: Israels Sociala Lagstiftning.
*Rostovtzeff, M.: The social and economic History of the Roman Empire.
Ruben, W.: Zur indischen Erkenntnistheorie. Die Lehre von der Wahrnehmung nach den Nyāyasūtras III. 1.
Ruska, J.: Tabula Smaragdina. Ein Beitrag zur Geschichte der Hermetischen Literatur.
*Schmidt, Hans: Gott und das Leid im Alten Testament. (Vorträge der theol. Konferenz zu Gießen.)
*Sellin, E., Wolf Wilhelm Graf von Baudissin. Gedächtnisrede, geh. am 17. 2. 1926 in der Aula der Berliner Univ.
*Sethe, K.: Der Ursprung des Alphabets. Die neuentdeckte Sinaischrift. Zwei Abhandl. zur Entstehungsgeschichte unserer Schrift. Aus den Nachricht. v. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1916/17 neu abgedruckt.
*Simpson, C.: The Psalmists. Essays on their religious experience and teaching, their social background and their place in the development of Hebrew Psalmody by H. Gressmann, H. Wheeler Robinson, T. H. Robinson, G. R. Driver, A. M. Blackman.
*Speleers, L.: Les Arts de l'Asie Antérieure ancienne.
*Steuernagel, C.: Der 'Adschlun. Nach Aufzeichnungen von G. Schumacher beschr. Lief. 3.
*Taeschner, F.: Das anatolische Wegenetz nach osmanischen Quellen, II. Band.
*Tisserant, E.: Inventaire sommaire des manuscrits arabes du fonds Borgia à la Bibliothèque Vaticane. Estratto dalla Miscellanea Fr. Ehrle, V. Roma, Biblioteca Vaticana, 1924.
*Tremayne, A.: Records from Erech Time of Cyrus and Cambyses (538—521 B. C.).
Unna, J.: Der Gaon Saadia, sein Leben und seine Werke.
*Vidalenc, G.: L'Art Marocain.
*Vold, K.: Den Babylonisk-Assyriske Religion. Fremstillet i Sammenhaeg efter sine Kilder.
Zumoffen, G.: Géologie du Liban.
— Carte Géologique du Liban.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXIX 10 **OLZ** Oktober 1926

Zum Deutschen Orientalistentag in Hamburg 1926.

Die Schlumberger-Festschrift[1].

Von A. Heisenberg, München.

Gustav Schlumberger, der Meister der französischen Byzantinistik, hat im Jahre 1924 sein achtzigstes Lebensjahr vollendet. Das Gedächtnis des Tages hält eine Festschrift fest, zu der eine große Anzahl in erster Linie französischer Gelehrter ihre Beiträge vereinigt haben, Byzantinisten, Orientalisten, Kenner der Geschichte des Abendlandes, klassische Philologen, Archäologen und Numismatiker. Schlumberger begann sein Lebensarbeit als Numismatiker. Gleich das erste Werk des Elsässers über die Bracteaten Deutschlands war ein großer Wurf. Dann führte ihn das Studium der Münzen, Siegel und Bullen in die Geschichte der Kreuzzüge, der fränkischen Eroberungen im östlichen Mittelmeer und im byzantinischen Reiche, endlich in die Geschichte des Orients selbst. Die Sigillographie de l'Empire byzantin (1884), seitdem vielfach ergänzt, niemals überholt und auch jetzt noch keineswegs ausgeschöpft, wies neue Wege in das Studium der inneren Verwaltung des byzantinischen Reiches. Der politischen Geschichte widmete Schlumberger neben zahlreichen kleineren Arbeiten sein großes Werk über Kaiser Nikephoros Phokas und die drei prachtvollen Bände der Épopée byzantine.

Der Vielseitigkeit seines Lebenswerks entspricht die Mannigfaltigkeit der in der Festschrift vereinigten Arbeiten. Einer eleganten lateinischen Dedikation in sapphischen Versen von Chatelain läßt Blanchet, der sich mit Millet in die Mühe der Redaktion geteilt hat, eine chronologisch geordnete Bibliographie der Arbeiten von Schlumberger folgen. Die Beiträge selbst sind meist nicht sehr umfangreich, aber mit ganz wenigen Ausnahmen von einer Gediegenheit des Inhalts, daß sie, um das höchste Lob auszusprechen, des Mannes würdig sind, dem sie Dank und Glückwunsch darbringen sollen. J. Zeiller, Le premier établissement des Goths chrétiens dans l'empire d'Orient, verteidigt glücklich seine frühere Annahme, daß die christlichen Goten schon vor 376 die Donau überschritten hätten, während N. Jorga, Le Danube d'Empire, zu beweisen sucht, daß es schon vor dem Bulgareneinbruch an der unteren Donau ein romanisches Reich gegeben habe, dessen Bewohner außerhalb der Städte auch unter der Bulgarenherrschaft ihre Nationalität bewahrt hätten. H. Cordier, Turcs et Byzance, legt in allgemeinen Umrissen die Beziehungen zwischen Türken und Byzantinern bis zur Vernichtung des Sassanidenreiches durch die Araber dar, P. Batiffol, Une épisode du concile d'Éphèse (juillet 431), schildert vornehmlich nach den von Bouriant herausgegebenen, von Kraatz ins Deutsche übertragenen koptischen Akten die Teilnahme des Volkes von Konstantinopel an der Verurteilung des Nestorius, die in leidenschaftlichen Akklamationen an den Kaiser zum Ausdruck kam. J. Gay gibt Quelques remarques sur les papes grecs et syriens avant la querelle des iconoclastes, eine allgemeine Übersicht, die aber eingehend das Eingreifen der Exarchen von Ravenna in die Papstwahl in der Zeit von 678 bis 715 behandelt. Der Gründung von Dara (Anastasiopolis) in Mesopotamien ist der Beitrag von P. Collinet gewidmet, Une „ville neuve" byzantine en 507, doch gestehe ich, daß mir der Sinn des Versuches, zwischen Städtegründungen in Frankreich und im Orient eine Parallele durchzuführen, nicht recht klar geworden ist. Unter dem Titel Note sur la novelle XXX de Justinien περὶ τοῦ ἀνθυπάτου Καππαδοκίας erläutert E. Cuq Einzelheiten aus dem Strafrecht der Hethiter, das in seiner Milde eine hohe Kulturstufe verrät. P. Fournier handelt De quelques infiltrations byzantines dans le droit canonique de l'époque Carolingienne; er führt sie auf den Mönch griechischer Herkunft Theodoros zurück, der im Jahre 668 Bischof von Canterbury wurde. Einige Bedenken erweckt mir der Artikel von F. Martroye, L'origine du curopalate. Aus lateinischen Quellen sucht M. zu zeigen, daß das Amt des κουροπαλάτης, des Kommandanten der Palastgarde,

1) Mélanges offerts à M. Gustave Schlumberger à l'occasion du quatre-vingtième anniversaire de sa naissance (17. octobre 1924). I. Histoire du Bas-Empire, de l'Empire byzantin et de l'Orient latin. — Philologie byzantine. II. Numismatique et sigillographie. Archéologie. Paris: Paul Geuthner 1924. (XXXI, 1—282; 283—578 S.; mit 41 Taf. u. 100 Fig. im Text.) 4°. Frs. 200—.

schon im 4. Jahrh. existiert habe, während es bisher erst aus der Zeit des Kaisers Anastasios zu belegen war. Jedenfalls ist meines Erachtens das aus dem 14. Jahrh. stammende Buch des Kodinos über die Hofämter nicht als Quelle für die Zustände des 5. Jahrh. zu verwerten. So konservativ sind Hof- und Staatsverwaltung in Byzanz nicht gewesen, es liegen dazwischen auch die einschneidenden Änderungen der Komnenenzeit. In ihren Notes sur deux inscriptions d'Ombos zeigt G. Rolland aufs neue ihre eindringende Kenntnis des byzantinischen Heerwesens in Ägypten, während die von B. Haussoullier, Dédicace d'un stratège des Thrakésiens, nach einer leider sehr unvollkommenen Abschrift von Rayet mitgeteilte Inschrift aus Kemer-Keupri in der Nähe von Magnesia am Mäander nichts ergibt als den Titel des Strategen dieses Themas. In einwandfreier Weise zeigt Ch. Diehl, De la signification du titre de 'proèdre' à Byzance, daß der Titel πρόεδρος (τῆς συγκλήτου) und später πρωτοπρόεδρος immer nur eine Dekoration, niemals eine Amtsbezeichnung gewesen ist. Von besonderem sprachlichen und geschichtlichen Interesse ist ein in Kairo gefundener, von Th. Reinach, Un contrat de mariage du temps de Basile le Bulgaroctone, mitgeteilter jüdischer Ehevertrag, der im Jahre 1022 in der lydischen Stadt Mastaura abgeschlossen wurde. R. gibt eine eindringende Analyse des Inhalts, besonders der einzelnen Gegenstände der Mitgift, und damit eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der griechischen Lehnwörter im Hebräischen. Das griechische βραχιάλιν, βραχιόλιν stammt übrigens direkt aus dem lateinischen brachiale und darf nicht auf agr. βραχιόνιον zurückgeführt werden. E. Renauld übersetzt die Geschichte des Kaisers Basileios II. aus den Memoiren von Michael Psellos, J. Laurent, Arméniens de Cilicie: Aspiétès, Oschin, Ursinus, zeigt, daß diese drei Namen nicht, wie bisher meistens angenommen, eine einzige, sondern verschiedene Persönlichkeiten bezeichnen. In die Geschichte der Kreuzzüge führen auch die folgenden Beiträge: J.-B. Chabot, Un épisode de l'histoire des croisades, übersetzt aus der von ihm herausgegebenen syrischen Chronik (Scriptt. Syri sér. III t. XIV—XV) den Bericht des Bischofs Abou'l-Faradj bar Choumna über die Eroberung von Edessa im Jahre 1144; H.-F. Delaborde, Philippe le Borgne, roi de France, handelt über die Persönlichkeit und den Beinamen dieses französischen Königs; Ph. Lauer veröffentlicht mit ausführlichem Kommentar, der in erster Linie die lateinischen Quellen heranzieht, Une lettre inédite d'Henri I[er] d'Angre, empereur de Constantinople, aux prélats italiens (1213?).

Weniger zahlreich als die Beiträge zur Geschichte sind die Abhandlungen aus dem Gebiete der byzantinischen Philologie. H. Delehaye, Le martyre de Saint Nicétas le Jeune, teilt die noch nicht bekannte Passion eines Niketas mit, der zur Zeit des Kaisers Andronikos II. Palaiologos durch die Türken den Märtyrertod erlitt. H. Pernot, Remarques sur quelques formes byzantines, handelt über die Formen ἀλώπηξ, ἀλωπώ, ἀλεποῦ — die letztere Form ist meines Erachtens erst aus ἀλ'πού, nicht durch Lautwandel aus ἀλωποῦ entstanden —, über die Neutra auf -ιν statt -ιον, bekanntlich ein sehr schwieriges Problem, das schwerlich in solcher Kürze, wie P. es versucht, erledigt werden kann, ferner über angebliche Spuren des korfiotischen Dialekts bei Glykas und über ἀναγκάζω in der Bedeutung ‚nötigen, auffordern'. E. Jeanselme, Les calendriers de régime à l'usage des Byzantins et la tradition hippocratique, erläutert sehr hübsch das von Boissonade herausgegebene Jatrosophion des Hierophilos, C. F. Crispo, Appunti di toponomastica Calabra, zeigt an den Ortsnamen in Calabrien die dauernden Wirkungen der griechischen Sprache und ergänzt so ausgezeichnet das kürzlich erschienene Buch von Rohlfs über Griechen und Romanen in Unteritalien. Mit zwei griechischen Abenteurern aus Cypern, die im 17. Jahrh. ihr Unwesen in Frankreich trieben, macht uns L. Serbat bekannt, Voyage et aventures en France d'Athanase et Nicolas Constantios Caliméra, Grecs de Chypre (1665), endlich teilt H. Grégoire, Un continuateur de Constantin Manassès et sa source, eine bisher unbekannte Fortsetzung der Chronik des Manasses in 79 Versen mit, die ihren Stoff aus Niketas Akominatos geschöpft hat und vielleicht schon am Anfang des 13. Jahrh. entstanden ist.

Eine dritte Abteilung ist der Numismatik und Sigillographie gewidmet. J. de Morgan, Évolutions et résolutions numismatiques, zeichnet die großen Zusammenhänge der Entwicklung der Numismatik von den altgriechischen Münzen bis zum Ausgang des Mittelalters, P. Casanova, Dénéraux en verre arabes, untersucht gläserne arabische Münzgewichte aus dem 1. Jahrh. der Hedschra, J. B. Bury, A misinterpreted monogram of the sixth century, deutet das Monogramm auf der Münze bei Sabatier pl. XVII 5, das bisher als der Name Justinians verstanden wurde, auf den Kaiser Justinus und die Kaiserin Sophia; es kehrt auf einem Siegel wieder, das die beiden prägen ließen, als sie (zwischen 572 und 578) das große Waisenhaus errichteten. G. Millet gibt eine in die Geschichte der byzantinischen Verwaltung, insbesondere des Steuerwesens tief

eindringende Studie Sur les sceaux des commerciaires byzantins. Eine Kleinigkeit sei angemerkt: auf der Bleibulle pl. XII 1 glaube ich statt ἄνδρας δόντων das übliche ἀνδραπόδον sicher zu lesen, das erste o steht sehr klein am Ende von Zeile 2 hinter Π, das zweite o ist für ω verschrieben; mit Unrecht ist Millet hier Pančenko gefolgt, Schlumberger hatte früher bereits richtig ἀνδραπόδων gelesen. Ganz im Gebiete des Abendlandes bleiben die Beiträge von A. Dieudonné, L'ordonnance de 1204 sur le change des monnaies en Normandie, und von M. Prinet, Les anciennes armoiries de l'évêché d'Autun.

Ungemein reichhaltig ist die Abteilung Archaeologie ausgestattet worden. In die assyrische Zeit führt R. de Mecquenem, Cylindre-cachets de la collection G. Schlumberger, eine Publikation von sechs Steinzylindern, welche die bereits früher in der Revue d'assyriologie et d'archéologie erschienene Arbeit ergänzt. V. Scheil handelt über L'époque du cheval en Élam et en Basse-Mésopotamie. F. Cumont beschreibt Une patère de l'époque parthe mit dem Brustbild der Atargatis, R. Dussaud legt Fragments d'architrave provenant de Sidon, etwa aus dem 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung, vor. J. Marquet de Vasselot, Quelques exemples des relations artistiques entre l'orient et l'extrême-orient, zeigt, daß im frühen Mittelalter Erzeugnisse der chinesischen Keramik bis nach Mesopotamien gebracht wurden und byzantinische Stoffe chinesischen Seidenwebern als Muster dienten. Warum der Artikel von C. Jullian, Sainte Geneviève à Nanterre, in diese Abteilung gestellt worden ist, wird nicht recht klar, seine Phantasien würden übrigens auch anderswo kaum am Platze sein. Eine ausgezeichnete Studie über die arelatensischen und aquitanischen Sarkophage bringt E. Michon, Les sarcophages chrétiens de l'école d'Aquitaine (der eigentliche Titel ist sehr umständlich). O. M. Dalton erläutert mit gewohnter Meisterschaft A gold pectoral cross and an amulatic bracelet of the sixth century. Das Kreuz trägt griechische Inschrift, das Ornament verrät orientalischen Einfluß. Das Armband zeigt das bekannte Bild des Reiterheiligen und die ersten sechs Verse des 90. Psalms; in der Wiedergabe der Inschrift der Innenseite, die den hl. Sisinnios nennt, hat der Setzer merkwürdigerweise versagt. P. Orsi, Giojelli bisantini della Sicilia, setzt seine in der Byz. Zeitschr. XIX begonnene Veröffentlichung von Denkmälern byzantinischer Kleinkunst in Sizilien (Ringe und Ohrringe) fort. Un détail des harnachements byzantins, den Kopfschmuck der kaiserlichen Pferde, behandelt N. Kondakov und zeigt, bis in welche Weiten der barbarischen Völker des Balkans und des Orients das Vorbild des byzantinischen Kaiserhofes gewirkt hat. A. Kingsley Porter, Wreckage from a tour in Apulia, lenkt die Aufmerksamkeit auf einige Meisterwerke byzantinischer Kleinkunst in Unteritalien, die Bronzetüren von Monte S. Angelo, 1076 in Konstantinopel gegossen, und die etwas älteren Fresken von Carpignano. G. de Jerphanion, Un coffret italo-byzantin du XIII[e] siècle, macht ein Holzkästchen aus der Sammlung Wolkonsky in Rom bekannt. Drei byzantinische Skulpturen, die bestimmt waren, als Rahmen für Ikonen zu dienen, behandelt L. Bréhier, Les voussures à personnages sculptés du musée d'Athènes. Sie zeigen den starken Zug zur Rundplastik in der Zeit der Palaiologen. Auf Sculptures de l'orient latin aux musées de Constantinople, Grabsteine und Wappenschilder von Genuesen und Venetianern aus Cypern, Rhodos und Galata weist J. Ébersolt hin. H. Omont, Un guide du pélerin en Terre sainte au XIV[e] siècle, veröffentlicht aus cod. lat. 36 der Bibliothek von Évreux den Text der Pilgerfahrt. C. Enlart, Ferronneries catalanes dans le Levant, zeigt, daß die Erzeugnisse katalanischer Schmiedekunst seit dem 13. Jahrh. nach den Ländern des östlichen Mittelmeeres ausgeführt wurden. Illustrationen des Akathistoshymnus, insbesondere die Belagerung von Konstantinopel im Jahre 626 bilden den Gegenstand des Wandschmuckes in den Kirchen der Bukowina, O. Tafrali, Le siège de Constantinople dans les fresques des églises de Bucovine, widmet ihnen eine wertvolle Studie. F. Macler legt Un feuillet de tétraévangile arménien aus einer Handschrift der Sammlung Sevadjan vom Jahre 1592 vor, M. Prou eine prachtvolle Toile brodée du XI[e] ou XII[e] siècle au trésor de la cathédrale de Sens mit Szenen aus der Geschichte Davids. Über Bischofsstäbe, die mit einem Sudarium geschmückt sind, handelt R. Fage, Les voiles de crosses; A. Blanchet, Les deux ponts anciens d'Orthez in der Landschaft Béarn weist das Bild der Brücken auf Gewichten vom Jahre 1274 und 1515 nach. A. de Laborde, Un manuscrit de Marianus Taccola, revenu de Constantinople, beschreibt mehrere Handschriften, die das im Jahre 1449 verfaßte und reich illustrierte Werk De machinis libri X enthalten. Die Omar-Moschee in Jerusalem diente den Malern des Abendlandes vielfach als Vorbild zur Darstellung des salomonischen Tempels; P. Durrieu, Le temple de Jérusalem dans l'art francais et flamand du XV[e] siècle, behandelt die ganz andere Auffassung des Tempels in den Werken von Jean Fouquet. M. Roy, Le plafond de la

chambre d'apparat de Henri II au Louvre (1556) teilt die Urkunde mit, durch welche Sibecco von Carpi den Auftrag zur Ausführung der Decke erhielt, die jetzt im Louvre-Museum aufgestellt ist.

Der letzte Beitrag von W. H. Buckler, The monument of a Palaiologina, führt angemessen wieder nach Byzanz zurück. Auf einer zerbrochenen Marmorplatte des Ottomanischen Museums steht die Grabschrift einer Palaiologin Maria neben ihrem Relief; sie zu identifizieren gestatten die Quellen nicht. Der epigraphische Charakter zwingt übrigens nicht dazu, die Zeit zwischen 1275 und 1325 anzunehmen, ich halte auch das 12. Jahrh. nicht für ausgeschlossen. In diese Zeit paßt der Stil des Gewandes und des Gedichts, vor allem die schlichte Bezeichnung als Παλαιολόγου θυγάτηρ, die nach 1259, als die Palaiologen den Thron bestiegen hatten, sehr viel prunkvoller gelautet haben würde. Den Anfang des Gedichts verstehe ich nicht dahin, daß Maria verheiratet gewesen und dann gegen ihren Willen ins Kloster gegangen wäre, sondern daß vor der Hochzeit ihr Verlobter starb und sie deshalb aus Gram der Welt entsagte und sich dem himmlischen Bräutigam verlobte.

Mein Bericht ist trotz alles Bemühens um Knappheit ausführlich geworden, aber der Inhalt hat Anspruch darauf; selten habe ich eine Festschrift mit einer solchen Fülle von ausgezeichneten Arbeiten gesehen. Die Ausstattung ist glänzend, Tafeln und Textabbildungen verdienen mit wenigen Ausnahmen Lob. Reiche Inhaltsverzeichnisse erleichtern die Benützung des Ganzen. Eine wertvolle Beigabe besonderer Art bildet das von S. der Nersessian, einer Schülerin Millets, sachlich geordnete Verzeichnis der Illustrationen in den großen Werken Schlumbergers, Nicéphore Phocas und Épopée byzantine.

Ein frühgeschichtlicher Fund aus dem Delta.

Von Alexander Scharff, Berlin.

Hierzu Tafel I.

In Band 19 des Bulletin de la Société Archéologique d'Alexandrie von 1923 berichtet E. Breccia, der Direktor des alexandrinischen Museums, auf S. 152 ff. (dazu Taf. XVIII-XXII) über eine kleine Ausgrabung unweit Alexandriens, die eine Anzahl Feuersteingeräte und drei Tongefäße ergab. Vorsichtig überschreibt er seinen Aufsatz „Vestigia neolitiche nel Nord del Delta". Während meines kurzen Aufenthalts in Alexandrien im Mai dieses Jahres durfte ich dank dem überaus freundlichen Entgegenkommen Herrn Professor Breccia's die Stücke in die Hand nehmen, messen und mir darüber Aufzeichnungen machen. Auch erhielt ich die Erlaubnis, den Fund in mir geeignet erscheinender Weise weiter zu verwerten und zu veröffentlichen. Schließlich verdanke ich einen Satz von Photographien sämtlicher Stücke ebenfalls der Güte Herrn Professor Breccia's. Für alles sei ihm auch an dieser Stelle nochmals mein herzlichster Dank ausgesprochen.

Der Fundort liegt am Kôm el-Kanâter, 5 km südwestlich von der Eisenbahnstation Abu Hommos und 39 km südwestlich von Alexandrien. Der Kôm ist ein alter Stadthügel, der heute ein Fellachendorf trägt, im übrigen aber von Sebbachgräbern durchwühlt und abgetragen wird. Im Sebbach wurden von Zeit zu Zeit ptolemäische Bronzemünzen, Lampen, Scherben von späten Henkelkrügen u. ä. gefunden; ferner sollen am westlichen Hang des Hügels Reste eines großen Kalksteingebäudes gestanden haben, die zum Bau moderner Dorfhäuser verwendet wurden; schließlich hat Breccia selbst eine steinerne Wasserleitung auf einige 10 m hin festgestellt. Der Ruinenhügel wurde daraufhin überwacht, und als ein Grundbesitzer ein größeres, unbebautes, aber von Sebbachgräbern gründlich durchwühltes Stück Land kaufen wollte, wurde eine Versuchsgrabung veranstaltet. Diese ergab offenbar als einziges Resultat die erwähnten Feuersteingeräte und Tongefäße, — fürwahr ein seltsames Ergebnis hier im nördlichsten Delta!

Die genaue Fundstelle liegt in den unteren Sebbachschichten, in einer Ebene mit, manchmal auch ein wenig unter den umliegenden bebauten Landstrichen. Daraus ergibt sich, daß die Funde älter sein müssen als die jetzt im Schutt des Kôms verschwundene Ansiedlung ptolemäischer Zeit. Wann diese Siedlung entstanden ist, läßt sich nicht sagen; irgendwelche auf die Pharaonenzeit weisende Funde sind nicht gemacht worden, wodurch aber keineswegs bestritten wird, daß hier schon etwa im Neuen Reich ein elendes Fellachendorf bestanden und sich bis in die ptolemäische Zeit hinein erhalten hat. Die Funde selbst stammen nicht aus Gräbern, sondern sie gruppierten sich frei herumliegend um einen Platz von einigen 10 qm, was auf eine Siedlung schließen läßt. Von Resten von Ziegeln, Abfällen u. dgl., was sonst eine Siedlung zu bezeichnen pflegt, ist allerdings anscheinend nichts bemerkt worden.

Während Breccia zur näheren Bestimmung des Fundes von den Feuersteingeräten ausgeht und sich mit älteren und jüngeren Ansichten über das Vorhandensein und die Dauer der Steinzeit in Ägypten auseinandersetzt, möchte ich hier von den drei gefundenen Töpfen ausgehen, die mir den Fund unzweideutig festzulegen scheinen; außerdem werde ich nur zwei besonders klar dazupassende Feuersteingeräte mit heranziehen. Mein Ergebnis ist fast genau dasselbe wie das Breccia's.

Für die ägyptische Vor- und Frühzeit im allgemeinen spricht vor allem, daß die Tongefäße mit der Hand — nicht auf der erst seit der Pyramidenzeit bekannten Töpferscheibe — geformt sind. Das eine Töpfchen (Alexandrien Nr. 21674; hier Abb. 6 auf Taf. I) ist typisch für die gewöhnliche grobe Ware der Vorgeschichte, Petrie's R-Gruppe. Es ist 9,2 cm hoch, ohne Standfläche und ganz ungleichmäßig gearbeitet. Der Hals ist leider weggebrochen, die jetzige obere Öffnung beträgt 3,5 cm. So ist es nicht möglich, dieses Stück zu Vergleichszwecken heranzuziehen. Um so besser ist dies bei den beiden anderen Töpfchen möglich, die unter den Funden von Abusir el-Meleq so genaue Gegenstücke haben, als stammten sie mit jenen zusammen aus derselben Fabrik. Ich meine die beiden Töpfchen Nr. 78 und 79 meiner Publikation der Funde von Abusir el-Meleq (49. Wiss. Veröff. der DOG, S. 26/27 und Taf. 15). Die folgende Gegenüberstellung zeigt den Zusammenhang deutlich (vgl. Abb. 1 und 2, 3 und 4 auf Taf. I):

Kôm el-Kanâter.	Abusir el-Meleq.
1) Alexandrien Nr. 21673. H. 9 cm, Dm. der Öffnung 2,4 cm; keine Standfläche; rot poliert mit deutlichen Politurstrichen.	2) Publ. Nr. 78 = Berlin Nr. 18581. H. 9,5 cm, Dm. der Öffnung 2,2 cm; keine Standfläche; rot poliert.
3) Alexandrien Nr. 21672. H. 9,8 cm, Dm. der Öffnung 3,5 cm; keine Standfläche; hellgrauer Ton; nicht poliert[1].	4) Publ. Nr. 79 = Berlin Nr. 18596. H. 9,6 cm, Dm. der Öffnung 3,3 cm; keine Standfläche; hellrot poliert.

Der einzige unbedeutende Unterschied ist der, daß im zweiten Falle das Gefäß von Abusir el-Meleq hellrot poliert, das andere unpoliert ist; das Material der beiden Stücke ist trotzdem dasselbe, der harte gelbgraue Ton, der für die späte Vorgeschichte so bezeichnend ist. Die beiden Töpfchen von Abusir el-Meleq, für die ich in der Veröffentlichung keine genauen Gegenstücke anzugeben vermochte, zählen nun beide zu jenem merkwürdigen Grabfund, zu dem u. a. das steinerne Kamelgefäß (Nr. 209 der Publ.), das dreiteilige Gefäß aus Inselmarmor (Nr. 210), das Tongefäß in Fischform auf einem durchlöcherten Untersatz (Nr. 87) gehören. Dieser Grabfund (s. S. 68 und 80 der Publ.) läßt sich

1) Die von Breccia zu den Tongefäßen beigebrachten Gegenstücke stimmen weder genau in den Formen, noch im Material; die zitierten Gefäße bei Quibell, Archaic Objects Pl. 36 Nr. 11856, 11860 z. B. gehören zur groben Ware (R-Gruppe).

auch ohne inschriftliche Zeugnisse nach den Formen der Beigaben mit Sicherheit an das Ende der Vorgeschichte oder in den Anfang der Königszeit datieren, andererseits zeigt er besonders deutlich die kulturellen Zusammenhänge mit den Ländern im Norden und Nordosten Ägyptens (Inseln, Syrien bis hin nach Susa). Etwas von den fehlenden Zwischengliedern aus dem Delta finden wir nun in unsern Töpfchen aus Kôm el-Kanâter, die nicht von jenen aus Abusir el-Meleq zu trennen sind. Diese deutliche Verbindung von Funden aus dem Delta mit solchen von Abusir el-Meleq — und gerade weil sie sich auf seltene Stücke von Abusir el-Meleq erstreckt — zeigt wieder, daß der ägyptische Name von Abusir el-Meleq, „das unterägyptische Abydos“ (S. 1 der Publ.), wirklich auf eine ursprüngliche Zugehörigkeit des Ortes zum ägyptischen Norden hinweist. Wegen dieser augenfälligen Beziehung zu Abusir el-Meleq zweifle ich nicht daran, daß der Fund von Kôm el-Kanâter ebenfalls in die Zeit kurz vor oder in die 1. Dyn. zu setzen ist.

Dazu stimmen nun besonders zwei Feuersteinmesser aus der Menge der übrigen aufs beste überein. Es sind dies das Messer mit einem aus demselben Stück gearbeiteten Griff (Abb. 8 auf Taf. I; die Spitze des Messers ist abgebrochen), das in Abusir el-Meleq noch fehlt, aber sonst von der 1. Dyn. an häufig belegt ist[1]; ferner die kleine, annähernd rechtwinklige Klinge (Abb. 5 auf Taf. I) mit glatter Unterseite, erhöhtem Rücken und vier ungemein scharfen Kanten, die vor allem von Steindorff in Gräbern der 2. Dyn. bei Abusir (dem durch die Pyramiden der 5. Dyn. berühmten Abusir, das nahe dem Deltarande liegt) gefunden worden sind[2] (Abb. 7 auf Taf. I). Da die übrigen Feuersteingeräte sich, wie Breccia gezeigt hat, ebenfalls in die Zeit um die Wende der Vor- und Frühzeit einordnen lassen, die beiden eben besprochenen, besonders bezeichnenden Messer aber vorgeschichtlich noch nicht zu belegen sind, so wird man mit einiger Sicherheit annehmen können, daß der gesamte Fund aus dem Anfang der Königszeit, wahrscheinlich aus der 1. Dyn. stammt.

Wenn auch der Fund von Kôm el-Kanâter weder reichhaltig, noch vielseitig, noch ansehnlich zu nennen ist, so trägt er seine außergewöhnliche Bedeutung dadurch in sich selber, daß er aus dem nordwestlichen Delta stammt.

1) z. B. Petrie, Abydos I, Pl. XVIII.

2) Die Grabung ist bedauerlicherweise noch nicht veröffentlicht; die Funde, besonders prachtvolle Alabastervasen, befinden sich zum größten Teil in der Leipziger Universitätssammlung. Nicht so ausschließlich wie in Abusir kommen diese Klingen auch sonst in der Frühzeit vor, z. B. Petrie, Abydos I, Pl. XXV, 290.

Je weiter wir in der ägyptischen Geschichte hinaufgehen, um so dürftiger wird unsere Kunde vom Nordreich, das offenbar schon vor der zweiten, vom Süden ausgehenden Einigung Ägyptens unter Menes einen machtvollen Staat mit der Hauptstadt Heliopolis gebildet hatte[1]. Auch lassen die wenigen verschiedenartigen und zerstreuten Funde noch keinerlei Gesamtbild einer ältesten Deltakultur entstehen. Vor kurzem hat Ranke nachgewiesen, daß die sogenannte „Löwenjagdpalette" im Delta entstanden ist[2], — ein großes Tongefäß der Art der spätvorgeschichtlichen harten Ware mit einer noch unerklärten Königstitulatur (?) ältester Zeit wurde bei El-Beda am Suezkanal gefunden[3], — schließlich sei auf die eigentümlichen geschwärzten Tongefäße hingewiesen, die während Junkers Grabung in Turah beim dortigen Bahnhof gefunden wurden[4] und ebenso bei Arbeiten an der zu den Pyramiden von Gise führenden Chaussee (also fast gegenüber von Turah) zutage getreten sein sollen[5]; da diese Gefäße weder zu jenen des Friedhofs von Turah, noch zu anderen geschwärzten Gefäßen (etwa aus Abusir el-Meleq) passen, sieht Junker in ihnen eine noch nicht näher bestimmbare Deltakeramik. Hier sind mehr Fragen als Antworten, und es bleibt nur die schwache Hoffnung, daß vielleicht doch noch einmal weitere Funde aus dem Delta hinzukommen, wie sie uns Breccia durch den Fund von Kôm el-Kanâter beschert hat.

Eine Statue des Chnumwidders aus der Zeit des Cheops (*Ḫw·f Ḫnmw*).

Von Heinrich Schäfer, Berlin.

Hierzu Tafel II.

Im Laufe des letzten Jahres hat die Berliner ägyptische Sammlung ein mächtiges Bruchstück eines Bildwerkes aus fast gleichmäßig schwarzem Stein im Kairischen Kunsthandel erworben, vor allem weil darauf in wunderschönen und großen, mit feinen, aber sicheren Linien eingegrabenen Schriftzeichen die beiden Namen des Königs Cheops (um 2680) standen (Abb. 1 und 2)[6], nämlich der Horosname: *Mḏdw Ḥr*[7] (Abb. 1) und der Name als König von Ober- und Unterägypten: *Ḫw·f Ḫnmw*[7] (Abb. 2). Ferner aber lockte uns das Stück, weil es, obgleich stark beschädigt, doch ein achtunggebietendes Bildhauerwerk war. Dazu kam schließlich noch der Reiz des Geheimnisvollen. Denn über

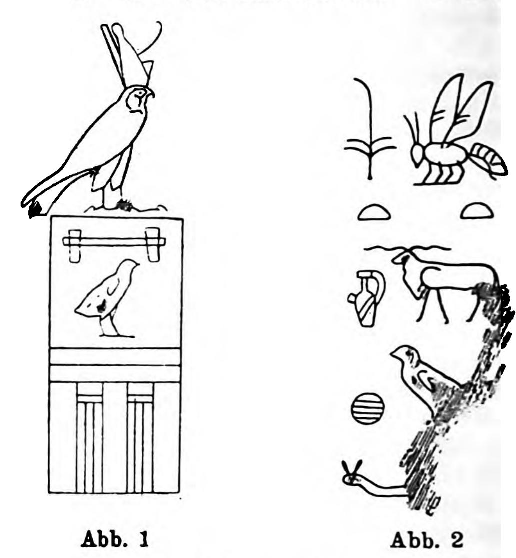


Abb. 1 Abb. 2

seine eigentliche Natur waren alle Beteiligten unsicher. Die von zwei Seiten ausgesprochene Meinung, es sei eine riesige Kaulquappe, blieb schließlich das einzige, was der Vorstellung wenigstens Etwas bot.

Ich zeige das Werk in Abb. 3 in der Lage, in der wir es immer sahen, und in der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem genannten Tiere nicht zu leugnen ist. Die eirunde „Liegefläche" ist ein wie rauh gestockter, aber im Ganzen

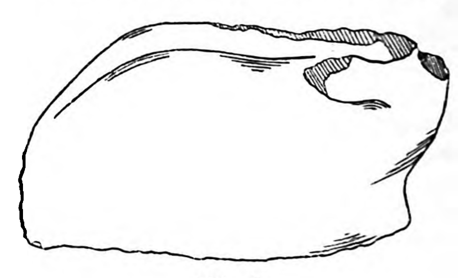


Abb. 3

ziemlich ebener Bruch; sie mißt 40 cm in der Länge und 23 cm in der größten Breite. Von dem Tiere selbst glaubten wir zu sehen: die gerundete „Unterkiefer"linie, die tief eingebohrten „Augen"löcher und unter ihnen „Kiemen"; dahinter den unter einem längsgefurchten buckligen „Kamm" sich dick wölbenden „Leib"; schließlich den Abfall zum „Schwanz".

Es gab allerdings einiges, was mich störte. Wenn ich das Stück mit dem Schriftzeichen der Kaulquappe (Abb. 4)[1] verglich, wollte mir der Ver-

---

1) s. meine Veröffentlichung der Funde von Abusir el-Meleq, S. 82.

2) H. Ranke, Alter und Herkunft der ägyptischen Löwenjagdpalette, Sitzungsber. d. Heidelberger Akademie, Jahrg. 1924/5, 5. Abh.

3) Annales du Serv. XIII, S. 119 Fig. 3 u. Taf. 13.

4) H. Junker, Bericht über die Grabungen usw. auf dem Friedhof in Turah, Wien 1912 (Denkschr. der Wiener Akad. Bd. LVI), S. 2 Abb. 1.

5) Nach mündlicher Mitteilung Junkers.

6) Halbe Größe der Urbilder. Die Zeichnungen zu diesem Aufsatze verdanke ich der freundlichen Hilfe des Herrn E. Zippert. 7) Die Lesungen der Namen nach Sethe.

1) Nach Davies, Ptahhetep Bd. 1 Taf. 9.

lauf der „Kehl- und Maul“linie nicht recht gefallen. Schlimmer schon war es, daß ich mich stets fragte, warum man „eingelegte Augen“ in so gewaltige, 4 cm breite und 7 cm tiefe, mit dem Hohlbohrer hergestellte Löcher gebettet haben sollte. Zu ihrer Befestigung hätten doch viel flachere Gruben genügt. Solche Bedenken verhehlte ich meinen Besuchern nicht, blendete aber sie wie mich doch immer dadurch, daß ich gleich von der Kaulquappe als wahrscheinlichster Deutung sprach.

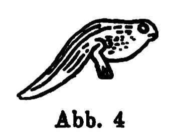


Abb. 4

Schließlich hat mir mein Kollege Theodor Wiegand den Nebel von den Augen genommen und meinen Blicken die wahre Richtung gegeben. Als ich ihm das Stück zeigte, bat er mich, keine Deutung auszusprechen, und sagte dann nach kurzem Überlegen: „das ist ein Ziegenbock“. Seitdem geht es wie bei jenen Narrbildern, wo der eigentliche Sachinhalt durch Verkehren der Richtungen und Umhüllen mit ablenkendem Beiwerk dem suchenden Blick entzogen wird. Hat das innere Auge des Beschauers einmal die Hüllen durchdrungen, so begreift man nicht, wie man jemals anders hat sehen können. Nun (Taf. II) ist die „Kehl- und Unterkiefer“linie von Abb. 3 die des Nackens, die „Augenlöcher“ haben einst die wohl metallenen Hörner festgehalten, die „Kiemen“ sind die Ohren, der dicke „Leib“ und der flach gefurchte „Kamm“ bilden zusammen die Hals- und Brustmähne. Das eigentliche Gesicht ist leider vom Hörneransatz bis zur Kehle weggebrochen. Was früher wagerechte „Liege“fläche war, ist nun der senkrechte Bruch, der etwa von der Mitte des Nackens bis vor den nicht mehr erhaltenen Beinansatz läuft.

Befriedigt fühlen wir den Alb der Ungewißheit von uns genommen; wären wir doch auch schon erfreut genug gewesen, wenn nur die Kaulquappe sich bestätigt hätte. Aber daß uns Wiegand aus dem Volke der Raniden in das der Caproviden geführt hat, wollen wir gerade in diesem Falle als besonders erwünschten Fund betrachten.

Denn wenn wir diesen schönen Fund nur ein ganz klein wenig schleifen, um ihm den rechten Glanz zu geben, indem wir nicht von einem Ziegen-, sondern von einem Schafbock sprechen, dann fällt uns sofort der oben gegebene Name des Cheops ein: *Ḫw·f Ḫnmw* „Sein Schutz ist (der Gott) Chnum“. Es besteht ja offenbar ein innerer Zusammenhang zwischen dem Inhalt dieses Namens und dem des ganzen Bildwerkes, auf dessen Brust er, dem Beschauer zugewendet und im Gegensinne zum andern Namen, stand. Das Tier im Königsnamen und in der Statue ist Ovis longipes palaeoaegyptiacus mit seiner Mähne und den vom Kopfe gerade seitwärts gerichteten, um die Längsachse gedrehten Hörnern (Abb. 5 und 6)[1]. So also haben wir

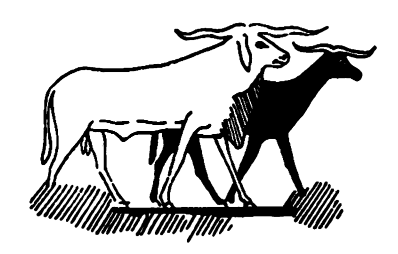


Abb. 5

uns auch unser Statuenbruchstück zu ergänzen. Denken wir dabei an ein stehendes Tier, so mag die Figur von den Sohlen bis zum Hörnerkamm etwa 80 cm hoch gewesen sein. Die Ohren des Tieres, die im Schriftzeichen (Abb. 2) des Namens zufällig fehlen, stehen in vorgeschichtlichen Bildern noch aufrecht; seit der Pyramidenzeit sehen wir sie als Folge der Zähmung meist hängen wie an unserem steinernen Kopfe[2].

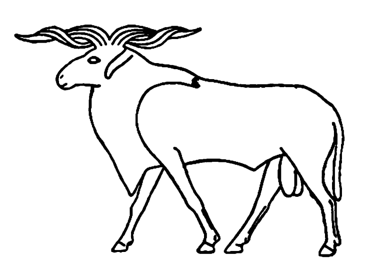


Abb. 6

Ovis longipes palaeoaegyptiacus, das seit dem Beginne des Neuen Reiches bekanntlich aus Ägypten verschwindet[3], ist das heilige Tier des Gottes Chnum, unter dessen besonderem Schutze sich König Cheops fühlte, wie eben sein Name *Ḫw·f Ḫnmw* zeigt. Daß er dabei an die Form dachte, unter der Chnum in der Stadt *Ḥr wr* im 16. oberägyptischen Gau verehrt wurde, hat Breasted vor Jahren gezeigt[4]. In jener Gegend lag ein Ort, der noch im Mittleren Reiche (um 1900 v. Chr.) *Mnʿ·t Ḫw·f w(j)*

1) Abb. 5 nach einem Herdenbilde bei Newberry, El Bersheh Bd. 1 Taf. 25. — Abb. 6 nach einem 8,5 cm hohen Schriftbilde aus dem Grabe des Hemiun in Hildesheim (4. Dynastie).

2) 3) M. Hilzheimer bei Borchardt, Sahure Bd. 2 Text S. 178.

4) Breasted, A history of Egypt S. 116.

„Amme des Cheops“ hieß. Schon Wiedemann[1] hatte geschlossen, daß dieser Name auf besonders enge Beziehung zu Cheops deute. Während er aber an die Gründung des Ortes durch den König dachte, nimmt Breasted wohl richtiger an, daß es sein Geburtsort gewesen sei.

So haben wir durch die neue, endgültige Deutung ein in jeder Beziehung bedeutendes Werk aus der Zeit des Erbauers der großen Pyramide gewonnen, das gewiß einst seinen Totentempel geschmückt hat.

1) Wiedemann, Gesch. Ägypt. S. 178.

Zur altägyptischen Tierheilkunde.

Von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Über die Behandlung leidender Tiere im alten Ägypten unterrichtet uns außer den nicht seltenen Darstellungen der die kalbenden Rinder unterstützenden Hirten[2] nur der dem MR angehörende Veterinärpapyrus von Kahun[3], dessen Transcription und Übersetzung durch Griffith in allem wesentlichen noch giltig ist. Maspero hat dazu im Journal des Savants 1897, 212 folg. eine inhaltreiche Rezension geschrieben; beiden Arbeiten ist gemeinsam, daß sie sich auf die Feststellung des Textes und seine Übersetzung beschränken.

Sachlich haben sich mit dem Papyrus Oefele[4] und Neffgen[5] befaßt, doch leiden die Arbeiten beider an dem gleichen Mangel: sie mußten die für die einzelnen Ausdrücke notwendigerweise unbestimmten Übersetzungen der sehr zerstörten und mit unbekannten Wörtern durchsetzten Texte vergewaltigen, ihnen ganz bestimmte Bedeutungen unterlegen, um daraus ihre sachlichen Schlüsse ziehen zu können. Diese können hinwiederum den Ägyptologen nicht befriedigen, der weiß, wie sie zustande gekommen sind.

Im folgenden gebe ich eine neue Übersetzung und stelle im Anschluß daran einige grundsätzliche Ergebnisse zusammen.

Betrachten wir die einzelnen Abschnitte, so finden wir

1. **Auf zwei** ganz zusammenhanglosen Fragmenten A und E:

Überschrift (Fragm. A) Diagnostik der Augen eines Fisches ....

Symptomatologie oder **Therapie (Fragm. E)** .... Fisch .....

2. **Fragment B:**

Überschrift Diagnostik der Augen eines Vogels bei .....

3. **Größeres Fragment** (Zeile 5—11):

Überschrift verloren.

Symptomatologie 5 .... seine beiden Augen sind geöffnet, 6 .... in seine .... sein (eines) Bein ist[a] ... 7 ... sein (anderes) Bein, ohne daß Schmerzen (?)[1] in ihnen 8 sind. Der Geruch seiner Ausdünstung ist gleich dem des 9 ʿmʿmw[2].

Therapie ..... sehen ... 10 .... [3] ... 11 ... wšʿ·w[4] ....

4. **Größeres Fragment** (Zeile 12—15):

Überschrift verloren.

Symptomatologie ..... (die Wurzeln) 12 seiner Zähne (schmerzen) .... 13 ... in Schwäche (?)[5] ..... sein 14 .... er ist müßig .... 15 Hund ....

Mit diesen vier Abschnitten ist wegen ihrer Lückenhaftigkeit nichts anzufangen, umso interessanter sind die folgenden drei.

5. Zeile 17—33.

Überschrift 17 (Diagnostik der Augen eines .... mit einem) Wurmnest[6].

Symptomatologie 18 .... Wurm(nest) .. 19 .... 20 ...., aber 21 nachher streckt er sich widerstrebend (?)[7] auf die Erde, und er bleibt so 22 liegen.

Diagnose Das nennt man „Rätselhaftes 23 Niederbeugen“[8].

---

2) Vgl. Klebs, Die Reliefs des AR 62, des MR 89. — Wie Ehelolf mir freundlichst mitteilt, ist von Veterinärmedizin in Mesopotamien zufälligerweise so gut wie nichts erhalten, obschon nicht nur der Tierart munaʿišu, sondern sogar Spezialisten wie Rinder- und Eselsärzte (Cod. Hamurabi § 224, Greßmann, Altoriental. Bilder und Texte 164) genannt werden. Die einzige Stelle, die vielleicht als Veterinärtext angesprochen werden kann, Cuneif. Texts XIV 41 Rm 362 Z. 1, enthält möglicherweise ein Mittel gegen irgendeine Pferdekrankheit (s. Meißner, Babyl. und Assyr. II 318). Auch das hethitische Schrifttum, soweit bisher bekannt, hat uns nichts Tiermedizinisches überliefert. Die „Pferdeinschriften“, die Forrer ZDMG N. F. I 252 folg. als Unterlage für eine Art Stadiumsbetrieb gedeutet hat, sind neuerdings von Sommer in Sommer-Ehelolf, Bogh.-Stud. X 39 als Anleitungen zur systematischen Akklimatisierung und Abhärtung nach Kleinasien importierter Pferde erklärt worden. Im AT fehlt, soweit ich sehe, jede Nachricht von Tierbehandlung.

3) Hieratic Papyri from Kahun and Gurob VII, Text 12—14.

4) ÄZ 37, 55; Dtsch. Tierärztl. Wochenschr. 1899 Nr. 37; Archives de Parasitologie IV 523.

5) Der Veterinärpapyrus von Kahun, Berlin 04.

---

1) Hier fehlt in Griffith' Transkription [Hieroglyphen], also jw rd·f ...

2) [Hieroglyphen] ×. Griffith übersetzt: there is no standing [Hieroglyphen] upon them.

3) Der Vierfüßler ʿmʿmw ist noch nicht sicher bestimmt, alte Vermutungen sind Ichneumon und Ratte wegen des langen kahlen Schwanzes.

4) hier steht das Tier nochmals.

5) zu wšʿ·w s. u. S. 730 Anm. 3.

6) ... ? [Hieroglyphen] ... kann natürlich auch zu „... im [Hieroglyphen] Arm ...“ ergänzt werden.

7) Der Krankheitsname ist sonst nicht belegt, vgl. aber Eb. 593 [Hieroglyphen] = Hearst 143; ganz ähnlich Eb. 198 a. Ferner Pap. Berl. 3038, 154 [Hieroglyphen] in der Diagnose [Hieroglyphen] genannt.

8) [Hieroglyphen] Maspero: winselnd. Griffith verbindet zweifelnd Z. 15, wo von einem Hunde die Rede ist, mit dieser Vorschrift, ich sehe keinen Grund dafür. 8) kś·w jmn·w.

Therapie	Er soll besprochen werden. Ich soll 24 meine Hand in seine ḥm·w [1] versenken, indem eine Schüssel 25 Wasser neben mir steht. Die Hand des Mannes komme 26 und streiche die Wirbelsäule seines Rückens [2]. 27 Der Mann soll 28 jedes Mal seine Hand in der Schüssel Wasser abreiben, wenn Klebriges [3] (?) 29 an der Hand ist, bis du geronnenes Blut daraus förderst oder sonst etwas [4] 30 daraus oder ḥs'·w [5].
Prognose	31 Du erkennst, daß er gesund wird, wenn ḥs' kommt.
Zusatzbemerkung	Ferner: 32 nimm [6] deine Finger in acht und ... seine ... 33 er ist in .... [7]

6. Zeile 34—56.

Überschrift	34 Diagnostik der Augen eines Rindes, das an Wind [8] leidet.
Symptomatologie	35 Wenn ich (ein Rind) sehe, (das an 36 Wind leidet): es ist in einem Zustand, daß seine Augen triefen, 37 seine Schläfen geschwollen [9] sind, die Wurzeln seiner 38 Zähne rot sind und sein Nacken 39 erhoben [10]:
Therapie	Es soll besprochen werden. Es soll auf seine 40 eine Seite geworfen werden, man soll es mit 41 kaltem Wasser begießen, seine Augen und seine 42 Hufe und sein ganzer Körper soll mit ḫnš oder 43 šww [11] eingerieben werden, und es soll vom (Hirten) 44 gebäht werden bis zum Stinken [12].... 45 ... der Hirt .... 46 ... (es werde) untergetaucht vom (Hirten in) 47 Wasser und [13] es werde aus dem Untertauchen herausgenommen.
Zusatzbemerkung	48 Wenn es vom Wasser entfernt ist, soll es mit den 49 ḫnš der Pflanze ḳ'd·t eingerieben werden [1].
Fortsetzung der Therapie	Mache ihm einen 50 Aderlaß an seiner Nase und an seinem Schwanz.
Prognose	Sage 51 dazu: es ist operiert; es wird daran 52 sterben oder es wird davon 53 leben.
Weiterbehandlung	Wenn es nicht gesund wird, wenn es unter deinen Fingern 54 geschwollen [9] ist und seine Augen zufallen [2], so lege um 55 seine Augen eine am 56 Feuer erhitzte Scherbe, um die Triefäugigkeit zu vertreiben.

7. Zeile 57—69.

Überschrift	57 Diagnostik der Augen eines Rindes, das an wš'·w [3] im Winter leidet.
Symptomatologie A	58 Wenn ich ein Rind sehe, das an wš'·w) 59 im Winter leidet, es ist dgmj [4], 60 seine Augen sondern eine Feuchtigkeit ab [5],
Therapie	so mach ihm einen Aderlaß wie 61 vorher.
Symptomatologie B	Wenn ich ein Rind sehe, 62 das an wš'·w im Winter leidet in der Kälte (?), 63 derweil sie nämlich im Sommer eingetreten ist, 64 seine Schläfen sind geschwollen [6], seine Augen triefen, sein Herz ist langsam 65 und geht nicht..
Diagnose	..66 . wrmj·t [7] 67
Therapie	... so sollst du alle seine Glieder mit .... 68 .. hbhb machen [8], wie es bei 69 einem an šk·t Leidenden gemacht wird.

1) Maspero ϩⲓⲱⲙⲉ, wohl unmöglich.

2) Das Determinativ zu pśd deutlich [hieroglyph] *iw* kommen: er soll also von vorn nach hinten [hieroglyph] streichen.

3) [hieroglyphs] sicher verschrieben, gemeint ist [hieroglyphs].

4) [hieroglyphs] als ganz allgemeiner Ausdruck.

5) [hieroglyph] Absonderung von teigartiger Beschaffenheit. In den med. Pap. wird ḥs' mit und ohne nähere Bestimmung als Droge verwendet, niemals aber als Körperabsonderung genannt; ob Verwechslung mit ḥś Kot?

6) In diesem wie auch in den folgenden Abschnitten wechseln die Personenbezeichnungen: ich, der Mann, du. Mit „der Mann" wird wohl der Hirt oder ein anderer Gehilfe des Arztes bezeichnet.

7) Der Text der Therapie ist wohl durch Einschiebsel in Unordnung gekommen; die Vorschriften über die Schüssel Wasser und ihren Gebrauch sind spätere Zutat. Der ursprüngliche Text mag gelautet haben: Versenke deine (eine) Hand in seine ḥm·w, deine (andere) Hand komme und streiche die Wirbelsäule seines Rückens, bis du geronnenes Blut daraus förderst oder sonst etwas oder ḥs'·w. Du erkennst, daß er gesund wird, wenn ḥs' kommt. Notabene nimm deine Finger in acht.... — Dieser Zusatz enthält wohl die Warnung vor der Infektion, die zu verhindern auch der Zweck der Einschiebsel war.

8) nf·t 9) wdn 10) twn = geschwollen?

11) Beides nicht sicher feststellbare Gurken- oder Melonenarten. 12) r ḫnš

13) lies etwa wnḫr·twf r jwḥ jn mnjw m mw.

1) Eine Ersatzbehandlung. Die kriechende (Eb. 294) Pflanze ḳ'd·t ist noch nicht bestimmt, ḫnš muß ein saftiger Teil der Pflanze sein.

2) tmtm, vgl. ⲧⲙⲧⲙ „lasten" Spiegelberg, Kopt. Hdwb. 146.

3) [hieroglyphs] wš' w werden Eb. 556, 563/4 als Begleiterscheinung von šf·wt genannt, ebenso in Eb. 591; in Eb. 592 treten sie als Begleiterscheinung der Krankheit wnm-snf auf. Allein stehen wš'·w in Eb. 589, Eb. 662 als wš'·w n mt. Die Behandlung der wš'·w heißt stets śgr. zum Schweigen bringen. — Wš ·w m pr·t ist eine Saisonkrankheit, doch tritt sie nach Symptomatologie B gelegentlich auch im Sommer auf, wenn er kalt ist, so ist der Passus [hieroglyphs] wohl zu verstehen, oder handelt es sich um einen verschleppten Fall?

4) Griffith: blind. Ob etwas wie „benommen"?

5) [hieroglyphs] Griffith: dick; vgl. Eb. 766 d jr kn·f ḥr·ś jr·ḥrk nf sp·w n šwt wbn·w wenn er davon eine Flüssigkeit absondert, so mache ihm ein Mittel die Wunde zu trocknen.

6) wdn. 7) Nach Eb. 20 ein Krankheitsstoff, den man ausharnen kann.

8) [hieroglyphs] so auch Eb. 856a, in der Parallele Pap. Berl. 3038, 163a. das simplex [hieroglyphs], ist ein Ausdruck für vertreiben. Die [hieroglyphs] engere Bedeutung „ein-

Das Bruchstück des Veterinärpapyrus enthält 7 mehr oder weniger verstümmelte Abschnitte, von denen der letzte in 2 Teile zerfällt, die von der gleichen Krankheit unter verschiedenen Bedingungen handeln.

Ein vollständiger Abschnitt enthält Überschrift, Symptomatologie, Diagnose, Therapie, Prognose. Dazu treten dann noch gelegentliche Einschiebsel und Zusätze.

Die vier erhaltenen Überschriften beginnen übereinstimmend mit den Worten „Diagnostik der Augen". šš'w ist in den Überschriften über medizinische Abschnitte nicht ganz selten. Der Kahuner Papyrus über Frauenkrankheiten beginnt mit diesem Ausdruck alle 17 Vorschriften auf den beiden ersten Seiten, die mit einer einzigen Ausnahme aus einer die Überschrift bildenden kurzen Symptomatologie, formulierter Diagnose und Behandlungsvorschrift bestehen. Ebenso verhält es sich mit dem einzigen Abschnitt auf S. 3, der mit šš'w beginnt. Eb. 188 und 857—877, Berlin. Pap. 3038, 153 und 161 enthalten ausführliche Symptomatologien und formulierte Diagnosen vor den therapeutischen Verordnungen, während 3038, 158 sich in der Art des Kahuner Pap. kürzer faßt.

Die Bedeutung von šš'w in medizinischen Texten wird ganz klar aus Eb. 855: „Der Ausdruck ʿmd-jb, Mattigkeit des jb, er bedeutet, das Herz klopft nicht oder die Pulse des Herzens sind stumm, sie sind unter deinen Händen nicht festzustellen (n wn·t šš'w·šn). Das kommt von der Luft, mit der sie gefüllt sind".

šš'w ist also die Feststellung, die Diagnostik. Der moderne Mediziner würde einen solchen Abschnitt mit „Pathologie und Therapie" überschreiben. —

Alle Abschnitte behandeln die Diagnostik aus den Augen, doch begnügt sich der ägyptische Arzt nicht mehr mit diesem einen Merkmal, vielmehr trägt er alle pathologischen Züge zusammen, um aus ihnen die Diagnose herzuleiten. Er versucht auch nicht das einzelne Symptom zu heilen, sondern geht darauf aus, das Leiden selbst zu beheben; nur in Abschn. 6 wird, wenn die Allgemeinbehandlung erfolglos bleibt, für die triefenden Augen im besonderen etwas verordnet.

Die zu behandelnden Tiere sind 1. ein Fisch, 2. ein Vogel, 3. vielleicht wieder ein Vogel, denn es ist nur von seinen zwei Füßen die Rede, 4. vielleicht ein Hund, 5. ?, 6. und 7. ein Rind. Da nur in der Gefangenschaft gehaltene Tiere beobachtet werden und nur für ihre Heilung eine Sorge vorliegen konnte, müssen wir annehmen, daß ebenso wie die vierbeinigen Haustiere und das Geflügel, dessen Fang und Domestizierung wir von den ältesten Zeiten her kennen, auch Fische in Teichen gehalten worden sind. Vielleicht gehören hierher die Darstellungen von Fischen in den Teichen der Gärten, vgl. m. Atlas I 92, 222.

Auf die Überschrift folgt in jedem Abschnitt die Symptomatologie, die über den Ausdruck und den Zustand der Augen hinaus an Merkmalen anführt, was zur Kennzeichnung der Krankheit. dient. Die Lücken im Papyrus haben mehrfach gerade den Fortfall der an den Augen bemerkbaren Symptome verursacht, doch werden sie gewiß überall wie da, wo wir es kontrollieren können, an der ersten Stelle gestanden haben.

Die Diagnose nennt den Namen der Krankheit; sie ist nur in Abschn. 5 sicher, in Abschn. 7b vielleicht erhalten. In Abschn. 6 und 7a hat man sie ausgelassen.

Man kennt Saisonkrankheiten und Fälle, die außerhalb der gewöhnlichen Jahreszeit vorkommen.

Die Therapie besteht in Besprechung und causaler Behandlung. Der Wortlaut der Besprechung wird nicht angegeben, offenbar wird von dem Benutzer des Buches erwartet, daß er sie kennt. Neben dem gebildeten Arzt steht „der Mann" und „der Hirt" in den Abschn. 5 und 6, sie haben die groben Arbeiten zu leisten, die Entleerung der ḥm·w und das Baden des Tieres.

Die Behandlung besteht aus kalten Übergießungen, Bädern, Abreibungen, Bähung, Ausräumung der krankhaften Sekrete und schließlich dem Aderlaß, dessen Anwendung aber als gefährlich gilt, da das Tier an ihm auch eingehen kann. Man weiß im Notfall ein Mittel durch ein anderes zu ersetzen, die Hydrotherapie durch Applikation stark feuchtigkeithaltiger Pflanzenteile. Innere Mittel sind in dem Fragment nicht erhalten.

Man weiß schon etwas von der Gefährlichkeit der Infektion der Hände durch den Krankheitsstoff und schreibt deshalb ihre Reinigung in Wasser vor.

So ist es nicht wenig, was der Veterinärpapyrus von Kahun zu unserem Wissen von den allgemeinmedizinischen Kenntnissen der Ägypter beiträgt.

---

reiben, massieren", die man nach dem Zusammenhang hier annehmen möchte, widerspricht dem, daß in den beiden Stellen innere Mittel verordnet werden. Andererseits wird die Kopfkrankheit šk·t Hearst 76 = Eb. 248, hier genannt, durch Einreibung geheilt. — Vor hbhb fehlt der Name einer Droge.



Zur Namengebung der Ägypter.

Von Hermann Ranke, Heidelberg.

In einer Gruppe männlicher und weiblicher 'ersonennamen der ägyptischen Spätzeit wird as Leben des Namenträgers mit dem Ausspruch einer Gottheit in Verbindung gebracht. olche Namen sind z. B. *ḏd-mnṯ.w-ỉw.f-ʿnḫ* oder *'d-ȝś.t-ỉw.ś-ʿnḫ*, die man mit „Month spricht, nd er lebt“, „Isis spricht, und sie lebt“[1] u. ä.[2] u übersetzen pflegt. Die gleiche Bildung ist ach den Sammlungen des Berliner Wörteruches mit den Namen der Götter *ỉʿḥ*, Amon,)nuris, Osiris, Ptah, Month, Ḥaʿpi, Horus, Chons, 'hot und den Göttinnen Isis, Bastet, Maʿat, Iut, Neith belegt, aber nicht etwa so, daß die Aännernamen stets den Namen eines Gottes, ie Frauennamen den einer Göttin enthielten, ondern neben *ḏd-mnṯ.w-ỉw.f-ʿnḫ* z. B. ist auch *ld-mnṯ.w-ỉw.ś-ʿnḫ*, neben *ḏd-ȝś.t-ỉw.ś-ʿnḫ* auch *ld-ȝś.t-ỉw.f-ʿnḫ* belegt. Wäre unser Material eicher, so würden wir also weibliche wie männiche Bildungen dieser Namensform mit allen n der Spätzeit zur Namenbildung verwandten Föttern und Göttinnen erwarten dürfen. Die 'rage ist, was diese Namen bedeuten, welche Anschauung oder welcher Brauch ihnen zugrunde iegt.

Die einzige mir bekannte Stelle in der ägypischen Literatur, die über die Zeit und Art der Namengebung etwas aussagt, ist die des Papyrus Westcar (10, 7ff., vgl. Erman, Literatur S. 74f.), n der die bei der Geburt der drei künftigen Könige ielfende Isis jedesmal einen Satz ausspricht, ler die Geburt des Kindes erleichtern soll Diese Sätze sind offenbar als Zaubersprüche gelacht, die auf den Namen des betreffenden Kindes anspielen, z. B. „sei nicht stark (*wśr*) n ihrem Leibe in diesem deinem Namen *wśr-rf*“. Sie erweisen sich also als Erfindungen einer päteren Zeit, die die schon als bekannt vorausgesetzten Königsnamen durch einen zauberkräftigen Ausspruch der entbindenden Isis zu erklären sucht. Eine solche Erfindung setzt aber mit Notwendigkeit voraus, daß die enge Beziehung eines bei der Geburt gesprochenen Satzes zu dem Namen des zur Welt kommenden Kindes den Lesern oder Hörern des Westcar-Märchens geläufig war. Erinnern wir uns in liesem Zusammenhange daran, daß die große Mehrzahl der unverkürzten ägyptischen Personennamen die Form eines Satzes hat, und daß von liesen Satznamen weitaus die meisten religiösen Inhalts sind, so drängt sich die Vermutung auf,

1) Steindorff, ÄZ 27 (1889), 41. 30 (1892), 50. Spiegelberg, ÄZ 42 (1905), 84.

2) Mallon: 'Dieu dit: il est vivant', vgl. Journ. Eg. Arch. 10, 204.

daß solche religiösen Satznamen — wie etwa *rʿ-nfr* „Rê ist gut“, *ỉmn-ḥtp.w* „Amon ist gnädig“, *ptḥ-ỉỉr-dj-św* „Ptah ist es, der ihn gibt“ usw. usw. — dem gleichen Anlaß ihren Ursprung verdanken können wie jene Zaubersprüche im Märchen: die Geburt des Kindes zu beschleunigen oder zu erleichtern; und es wäre wohl verständlich, wenn solche bei der Geburt des Menschen hilfreichen, ja sie erst ermöglichenden Sätze, als ein dauerndes Amulett für den Träger, zum Namen des Betreffenden geworden sind[1].

Ich glaube, daß von diesem Gesichtspunkt aus die eingangs erwähnte Gruppe von Personennamen eine Erklärung finden kann — freilich nur, wenn man die Namen etwas anders übersetzt, als es bisher geschehen ist. Und das scheint mir in der Tat möglich.

Namenbildungen dieser Gruppe sind erst vom Ende des Neuen Reiches ab bezeugt[2], also aus einer Zeit, in der eine dem Demotischen immer mehr sich nähernde Form des „Neuägyptischen“ die Sprache des ägyptischen Volkes gewesen ist. Im Neuägyptischen hat aber das Tempus *śḏm.f* schon häufig die im Demotischen gewöhnliche perfektische Bedeutung[3], und auch die im Demotischen häufige futurische Bedeutung des „Präsens II“ hat sich offenbar schon im Neuägyptischen herausgebildet[4]. Setzen wir diese Bedeutungen ein, so kommen wir zu der Übersetzung „Isis hat gesagt, daß sie leben wird“

1) Ganz ähnlich werden Gen. 29, 32ff. die Namen der Söhne Jakobs in Verbindung gebracht mit Aussprüchen, die Lea und Rahel bei ihrer Geburt getan haben sollen. Die durch die Westcar-Stelle für Ägypten bezeugte Sitte wird also auch im ältesten Israel bestanden haben, dessen unverkürzte Personennamen ja auch in der Mehrzahl aus Sätzen religiösen Inhalts bestehen. Für Babylonien ist aus dem gleichen Grunde dasselbe anzunehmen, Beweise dafür fehlen m. W. noch. — Auch die Stelle Gen. 38, 27ff, auf die Frau von Halle mich aufmerksam macht, gehört natürlich hierher, und ebenso Gen 25, 24ff.

2) Die ältesten datierbaren Namen dieser Bildung — die Kurznamen wie *ḏd-mnṯ.w*, *ḏd-ȝś.t* usw. eingerechnet — scheinen der 21. Dyn. anzugehören, vgl. z. B. Annales 8, 5. 10. 11. 13f 22. Von der 22 Dyn. an werden sie immer häufiger. Aus der Zeit vor der 21. Dyn. wäre nur der in seiner Lesung nicht ganz sichere Name *ḏd-mw.t-ʿnḫ.f*(?) auf einem angeblich der 20. Dyn. angehörenden Holzsarg in Helsingfors zu nennen, der gleichzeitig eine sprachlich ältere Form darstellen würde (zur futur. Bedeutung des Tempus *śḏm·f* im Neuäg. vgl. Sethe, Verbum II. 159), und mit dem der am Schluß dieses Aufsatzes genannte Name *ḏd-ȝś.t-wȝḥ ś* zusammenzustellen ist. In der älteren Zeit scheinen Namenbildungen mit dem Worte *ḏd* überhaupt zu fehlen. Auf der MR Stele Nr. 35 der Münchener Glyptothek steht, wie ich einer freundlichen Kollation des Originals durch Spiegelberg entnehme, nicht *ḏd-wśr.t* (so Dyroff-Pörtner S. 9), sondern *ḏd tw* (*nf*?) *wśr*, also der bekannte MR Name *wśr*.

3) Sethe, Verbum II, 152ff. Spiegelberg, Demot. Gramm. § 120.

4) Vgl. Erman, Neuäg. Gramm. 228. Spiegelberg, a. a. O. § 159.

oder „Isis hat gesagt: sie wird leben“ — ein Satz, dessen Inhalt im Munde der Mutter oder der Hebamme bei der Geburt des Kindes alsbald lebendige Bedeutung gewinnt. Wir brauchen nur anzunehmen — was bei der Zunahme des Orakelwesens im spätern Ägypten[1] nichts Auffallendes hätte —, daß die Schwangere vor der Geburt im Tempel der Isis Antwort auf die in ihr brennende Frage gesucht[2] und sie in der ersehnten Form „das Kind wird lebendig zur Welt kommen“ erhalten hat, und daß auf das so erhaltene Orakel der bei der Geburt mit Zuversicht ausgesprochene Satz Bezug nimmt. Die merkwürdigen Namen *ḏd-ỉmn-ḥr.w-ỉw.f-ʿnḫ*[3] und *ḏd-ptḥ-ḥr.w-ỉw.f-ʿnḫ*[4] „Amon und Horus (bzw. Ptah und Horus) haben gesagt: er wird leben“ könnten dann darin ihre Erklärung finden, daß besonders ängstliche oder vorsichtige Eltern es für ratsam gehalten haben, für die ihnen so wichtige Frage zwei Orakel in Anspruch zu nehmen[5] [6]. —

Zur Datierung der Aḥiram-Inschrift von Byblos.

Von Wilhelm Spiegelberg, München.

Es ist seltsam, daß trotz mancher Meinungsverschiedenheiten in der Interpretation der Inschrift des Aḥiram-Sarges und des in dem Grabschacht gefundenen Graffito in e i n e m Punkt völlige Einmütigkeit besteht, obwohl dazu am allerwenigsten Veranlassung ist, in der Datierung in das 13. vorchristl. Jahrhundert — und zwar auf Grund von zwei Kanopenfragmenten mit dem Namen Ramses' II. Von diesen hat sich das eine in dem Schutt des zu der Grabkammer V führenden Schachtes gefunden, in welcher das andere Bruchstück mit demselben Namen lag. Ich will dabei die mykenisch-kyprischen Scherben beiseite lassen, die Montet[1] erst durch die Ramsesfragmente datiert hat.

Diese Kanopenbruchstücke verlieren aber jeden Datierungswert, wenn man die von Montet in seinem Berichte klar hervorgehobene Tatsache berücksichtigt, daß das Grab nicht intakt gefunden, sondern bereits im Altertum erbrochen worden ist, nach Dussaud auf Grund von Scherbenfunden im 8.—7. vorchristl. Jahrhundert[2].

Man kann sich danach also folgende Geschichte des Grabes vorstellen: [...] *sbaʿal* machte, wie Dussaud gewiß richtig aus der Inschrift herausgelesen hat, nicht nur den Sarg mit der Inschrift, sondern auch das Grab für seinen Vater Aḥiram. Dieses wurde im 8.—7. vorchristl. Jahrhundert geöffnet und beraubt und stand fortan schutzlos offen. Als nun die umliegenden mit ägyptischen Grabbeigaben der verschiedensten Zeiten gefüllten Gräber geplündert wurden, mögen Grabräuber vorübergehend in diesem zugänglichen Grab ihren Raub deponiert haben, und so mögen die Kanopenbruchstücke, die einmal in einem ganz anderen Grabe standen, hierher gelangt sein. Für eine solche Fundgeschichte[3] gibt es in der Totenstadt von Theben viele Parallelen, wenn man die Geschichte derjenigen Gräber nachprüft, die von der altägyptischen Zeit bis zur römischen Kaiserzeit benutzt und immer wieder geplündert worden sind. Nur ein intaktes Grab, wie das des Tutanchamon, gibt für seinen Inhalt die Gewähr der Datierung. Davon kann aber bei dem Aḥiramgrabe gar keine Rede sein. Die möglicherweise zufällig in das Grab geratenen Bruchstücke mit dem Ramsesnamen sind weder ein terminus post noch ante quem. Dagegen gewährt in letzterer Hinsicht der oben erwähnte Befund einen zeitlichen Anhalt, weil er dazu zwingt, das Grab wie die Inschriften vor das 8.—7. Jahrhundert zu setzen, d. h. vor den Zeitpunkt, in dem es erbrochen wurde. Wie weit man aber vor diese Zeit zurückgehen will, das läßt sich nur aus dem Schriftcharakter der phönizischen Schriften erschließen. Mit anderen Worten, die Entscheidung steht ausschließlich

---

1) Otto, Priester u. Tempel I, 397 u. Anm. 4; II, 337.

2) Vgl. Gen. 25, 21ff., wo Rebekka vor der Geburt ihrer Zwillingssöhne von Jahwe ein Orakel erbittet und erhält („und Jahwe sprach zu ihr“!).

3) Louvre, Apisstele 218 = Recueil de trav. 22, 25.

4) Annales 15, 146.

5) Nach Abschluß dieses Aufsatzes werde ich durch W. Spiegelberg auf Sethes mit der meinen im wesentlichen übereinstimmende Übersetzung der Namen unserer Gruppe („Gott NN sagte, daß er [der Träger des Namens] leben solle“, Bürgschaftsurkunden 334, § 5) aufmerksam gemacht. — Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß mir die Bedeutung des anscheinend zu unserer Gruppe gehörenden häufigen (Kurz-?) Namens *ḏd-ḥr*, den die Griechen durch Τεως wiedergeben, ganz unklar ist.

6) Mit der hier besprochenen Namengruppe eng verwandt ist der einmal, und zwar auf einer Stele des spätern Neuen Reiches (Leiden V 24 = Boeser, Beschreibung 6, Taf. 26, 54) belegte Frauenname *ḏd-ỉś.t-wḏ̓ḥ.ś*, der etwa mit „Isis hat gesagt: sie wird dauern (d. h. am Leben bleiben)“ zu übersetzen sein wird. Zu der Form *wḏ̓ḥ.ś* ist das Sp. 736, Anm. 1 erwähnte *ʿnḫ.f* (?) in *ḏd-mw t-ʿnḫ f* (?) zu vergleichen.

1) Er sagte zunächst in dem ersten Bericht (Syria IV S. 342) „Dans le puits, on a ramassé des tessons de poterie décorés qui appartiennent a une époche bien plus récente: les Ramsès ou même les Psammétik“.

2) C. R. de l'Acad. Inscr. 1924 S. 100 „Cette tombe avait été violée quand M. Montet l'a ouverte: la date de la violation est fournie par les tessons de céramique chypriote du VIII—VII siècle recueillies dans la terre qui remplissait le puits“.

3) Man kann sie natürlich in Einzelheiten auch anders rekonstruieren. Ich habe ihr aber eine bestimmte Formulierung gegeben, weil sich so die ganz willkürliche Deutung der Fundumstände und bisherigen Fundberichte am klarsten erkennen läßt.

ei dem phönizischen Epigraphiker, der auf die beiden Kanopenfragmente mit dem Namen Ramses II nicht die geringste Rücksicht zu nehmen braucht.

Nachtrag:

Um zu dem obigen negativen Beitrag auch ein positiven zu geben, möchte ich eine neue Deutung für ein rätselhaftes Wort der auf der Osorkon-Statuette (Syria VI S. 100 ff.) befindlichen phönizischen Inschrift geben. Sie ist geweiht לבעלת גבל ארתו, was Dussaud übersetzt „à Baʿalat-Gebal pour lui même". Ist es zu kühn, in ארתו das noch unbekannte Femininum von אר mit Suffix der 3. Pers. masc. Sing. zu sehen und zu übersetzen „der Herrin von Byblos, seiner Gebieterin"?

Urkundenwesen und Publizitätsschutz im römischen Ägypten[1].

Von P. Koschaker, Leipzig.

Die grundsätzlichen und schwierigen Fragen des Urkundenwesens und Immobiliarsachenrechts im griechisch-römischen Ägypten, die zuletzt bei Mitteis in den von ihm und Wilcken herausgegebenen „Grundzügen und Chrestomathie der Papyruskunde" (1912) II_1, S. 90 f. eine zusammenfassende Darstellung gefunden hatten, sind in den letzten Jahren erneut von einer Reihe namhafter Forscher aufgerollt worden. Den gelehrten Untersuchungen B. Schwarz' über „die öffentliche und private Urkunde im römischen Ägypten" (Abhdlgn. d. sächs. Akad. ph. h. Kl. 31 Nr. 3, 1920) folgte die Abhandlung J. Partsch's über „Die griechische Publizität der Grundstücksverträge im Ptolemäerrechte" (Freiburger Festschrift zum 50 jährigen Doktorjubiläum O. Lenels 1921 S. 77—203), besonders wertvoll, weil sie, wie dies der der Forschung vorzeitig entrissene Gelehrte auch in seinen sonstigen Arbeiten tat, das Recht des Ptolemäerstaats dem gesamten Rechte Griechenlands einordnet. Zu diesem ist jetzt auch die Darstellung von E. Weiß in seinem griechischen Privatrecht I 243 f. zu vergleichen. Auf Partsch folgte das hier angezeigte Buch von Woeß, dessen Ergebnisse der Verf. zum Teil schon vor Jahren in einem Artikel: „Die juristische Funktion der Bibliotheke Enkteseon" (in der Sammelschrift „Aus der Werkstatt des Hörsaals, Papyrusstudien und andere Beiträge", Innsbruck 1914) angedeutet hatte. Fast gleichzeitig mit ihm erschien endlich die originelle, wenn auch nicht ganz durchsichtige Schrift Schönbauers „Beiträge zur Geschichte des Liegenschaftsrechts im Altertum" (1924).

Es handelt sich um die βιβλιοθήκη ἐγκτήσεων, jene Einrichtung im Dienste des privaten Grundstücksverkehrs, die in der ersten Kaiserzeit in den Gauen Ägyptens geschaffen wurde und die man, seit sie das erstemal in den Papyrusurkunden auftauchte, mit dem modernen Grundbuch verglichen hat. Freilich unter Vorbehalten, die eher stärker wurden, je mehr das Material anwuchs. So zuletzt noch Mitteis, der zum Vergleiche das französische Inskriptions- und Transkriptionssystem heranzog, d. h. es gibt bei Grundstücksrechten auch einen außerbücherlichen Erwerb, der aber nur inter partes Geltung hat und Wirkung gegen Dritte erst durch Eintragung ins öffentliche Register erlangt. Insofern stößt des Verf.s Polemik gegen Mitteis ins Leere, wenn er ihn als Vertreter des Eintragungsprinzips bezeichnet. Denn dieses besagt, daß der rechtsgeschäftliche Erwerb eines Grundstücksrechts erst mit der Eintragung zustandekommt. Aber der Widerspruch des Verf.s geht viel tiefer. Die βιβλ. ἐγκτ. ist überhaupt kein Grundbuch, die in ihr geführten Übersichtsblätter (διαστρώματα) keine Grundbuchsblätter. Sie ist vielmehr Übersichtsamt und Urkundensammlung für die notariellen Urkunden ihres Gaues und übt in dieser Funktion neben anderen Amtsstellen, z. B. den Pächtern der Umsatzsteuer (ἐγκύκλιον), dem munizipalen Exegeten bei Kontrakten Minderjähriger und Frauen eine weitgehende Kontrolle über die Legitimation der Parteien zu Verfügungen über Grundstücke und auch Sklaven. Zu diesem Zwecke wird ein komplizierter Apparat in Bewegung gesetzt: Antrag (προσαγγελία) des Veräußerers an das Besitzamt, dem Notar nach Prüfung der Sachlage die Ermächtigung (ἐπίσταλμα) zur Errichtung der Vertragsurkunde zu erteilen, daraufhin Anmeldung (ἀπογραφή) des Erwerbs durch den Erwerber beim Besitzamte, das dann die Rechtsänderung in das διάστρωμα einträgt. Das Funktionieren dieses komplizierten Mechanismus in allen seinen Einzelheiten unter sorgfältigster Würdigung des umfangreichen Quellenmaterials in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung zergliedert zu haben, ist ein bleibendes Verdienst des Verf.s und man wird seinem Hauptergebnisse, daß die βιβλ. ἐγκτ. kein Grundbuch ist, daß das für den Rechtserwerb entscheidende Moment in der Beurkundung des Rechtsgeschäfts verbunden mit der Eintragung der Urkunde in das Vertragsregister des Notars

---

1) Woeß, Friedrich v.: Untersuchungen über das Urkundenwesen und den Publizitätsschutz im römischen Ägypten. München: C. H. Beck 1924. (XX, 389 S.) 8° = Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. Veröffentlichungen des Instituts für Papyrusforschung an der Universität München, herausgegeben von L. Wenger und W. Otto, VI. Heft. Rm. 18 —.

und nicht in der Verbuchung beim Besitzamte liege, gerne zustimmen, nicht minder — wenigstens grundsätzlich, denn, um die letzten Fragen zu klären, reicht das Material wohl nicht hin — seiner Ablehnung des Vertrauensschutzes des gutgläubigen Erwerbers. Hierfür sprechen schon die skizzierten Funktionen des Besitzamts, die präventiv die Verfügung des Nichtberechtigten zu verhindern trachteten und daher das Prinzip des öffentlichen Glaubens des modernen Grundbuchs entbehrlich machten. Daß gleichwohl dieses System nicht lückenlos war, weil es einerseits nicht alle Veräußerungsurkunden erfaßte, andrerseits in der Praxis mangelhaft angewendet wurde, gehört auf ein anderes Blatt.

Der Gegenstand der Arbeit bedingt es, daß der Verf. nur die Kaiserzeit in den Kreis seiner Untersuchung zieht. Die Publizitätseinrichtungen der Ptolemäerzeit werden nur in der Einleitung im wesentlichen im Anschluß an Partsch kurz behandelt, wie auch andrerseits die juristische Zergliederung des Erwerbsvorgangs, insbesondere beim Kauf aus dem Rahmen des Themas fällt. Hier werden weitere Untersuchungen anknüpfen müssen, die einerseits mit den Forschungen *Partsch's*, andrerseits mit der Schrift *Schönbauers*, die die außerordentlich schwierige Frage der καταγραφή von neuem aufgerollt hat, sich werden auseinandersetzen müssen. An neuem, allerdings außerägyptischem Material ist die wichtige Pergamenturkunde aus Dura in Mesopotamien bei *Cumont*, Rev. de phil. 48, 98 dazugekommen. Sie zeigt uns die Eintragung der Liegenschaftsverfügung ins Register abhängig von der Zahlung der Steuer und der κηρύκειον, setzt also anscheinend ein vorhergehendes Aufgebotsverfahren wohl mit Ausschlußwirkung gegen dritte Einspruchsberechtigte voraus. Es ist bemerkenswert, daß ein öffentliches Aufgebot der Veräußerung, das nicht nur in griechischen Rechten begegnet, sondern auch im orientalischen Rechte heimisch ist, für Ägypten nicht nachgewiesen werden kann. Das Kontrollsystem der Kaiserzeit schließt es geradezu aus, und wenn dieses, wie der Verf. wahrscheinlich macht, gegenüber den Einrichtungen der Ptolemäerzeit keine materielle Rechtsänderung, sondern nur eine organisatorische Neuerung bedeutet, so ist ein Aufgebotsverfahren auch schon für diese Periode immerhin unwahrscheinlich.

Ägyptologische Beobachtungen in Palästina und Syrien.

Von Günther *Roeder*, Hildesheim.

Während des archäologischen Kongresses im April 1926 habe ich Syrien kennen lernen können; von den Eindrücken möchte ich einiges wiedergeben, das mir für Ägyptologen bemerkenswert scheint.

Die vom Suezkanal nach Palästina führende Eisenbahn läuft, nicht weit von der Küste entfernt, ungefähr ebenso wie die antike *Karawanenstraße*. Man bleibt noch lange auf ebenem, sandigem Wüstenboden, in dem nur vereinzelt Palmen mit künstlicher Bewässerung wachsen. Auch El-Arisch liegt noch völlig auf Wüstenboden, unter dem alter Kulturboden vorhanden sein mag, der die Palmen ernährt; im Altertum hat er vielleicht frei gelegen, aber im ganzen muß das Gebiet immer unfruchtbar gewesen sein. Vor Gaza beginnt die Wüste allmählich von der Küste zurückzuweichen, hier und dort zeigen sich ausgedehntere Stellen von Lehmboden, und allmählich ziehen sie sich zusammen, so daß man dann dichte Grasbestände vor sich hat, die im April mit blühenden Blumen durchsetzt waren. Sträucher stehen zuerst dünn, später dichter und zuletzt bilden sie Haine; auch die Palmen werden zahlreicher und treten zuletzt in geschlossenen Beständen auf. In dieser Übergangsgegend wird die Ergiebigkeit des Bodens vermutlich davon abhängen, wie weit man ihn bewässert und den Wüstensand von ihm fernhält. Ich könnte es mir wohl vorstellen, daß sorgfältige Bodenbearbeitung hier im Altertum die Möglichkeit zu dichterer Besiedlung und größeren Erträgen geschaffen hat.

An der *Küste* entlang erstreckt sich die *Ebene* der Philister in gehöriger Breite bis hinauf an die Bucht von Haifa, vor der das Karmelgebirge sich als absperrender Riegel vorschiebt. Dieses Küstenland müssen die Ägypter ebenso wie die Hebräer und andere Völker, die aus der Wüste dorthin kamen, als reich begrüßt haben. Es muß sie durch seine Bodenerträge bestochen haben, die nicht wie in Ägypten nur am Flußufer, sondern in der weiten Ebene gewonnen wurden. Der gänzlich veränderte Landschaftscharakter dieses Gebietes, das ähnliche Erzeugnisse wie Ägypten hervorbrachte, mußte einen Ägypter durch die andere Bewirtschaftungsart im höchsten Grade überraschen. In ihm lagen Städte wie Gaza, Askalon, Lydda und Joppe, die den Ägyptern reiche Erträge versprachen und durch ihre natürliche Lage die ersten Stützpunkte der nach Palästina Vordringenden sein mußten.

Östlich von diesem Küstenland liegt das *Gebirge* als eine geschlossene Masse, die sich im Westen ziemlich scharf gegen die Ebene absetzt. Steigt man in einem der Täler, in denen das Wasser zur Küste hin abfließt, hinauf, so ist die Vegetation zunächst noch üppig,

wird aber bald spärlich und ist an den Abhängen kümmerlich. So bleibt es im ganzen Kern des Gebirges von Judäa, der kaum fließendes Wasser hat. Wir haben uns auf der Reise oft gefragt, wie viele Leute hier wohl im Altertum gewohnt und wovon sie gelebt haben mögen. Man könnte für das Altertum wohl mehr Brunnen in den Tälern und eine sorgfältigere Bewässerung der unteren Abhänge annehmen, aber der Landschaftscharakter kann grundsätzlich nicht anders als heute gewesen sein. In Judäa ist er wegen der dünnen Grasnarbe trostlos, nach Norden zu wird es in Samaria etwas besser und dann in Galiläa wesentlich reicher. Aber im ganzen kann dieses Gebirge um seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse willen nicht begehrenswert gewesen sein; man darf wohl nicht annehmen, daß auch diese Höhen mit den Zedern des Libanon vollständig bestanden gewesen sind.

Und doch liegen in diesen Gebirgsländern eine große Zahl von Städten, die im Altertum vielleicht noch bedeutender gewesen ist, wenn man für die heutigen Ortschaften eine lange Geschichte anerkennt und die zahlreichen Tells hinzurechnet. Über das ganze Gebirgsland sind Festungen verstreut, die in die Zeit des ägyptischen Einflusses zurückreichen und bei genauer Untersuchung gewiß noch ältere Reste ergeben werden. Hier müssen die Städte gelegen haben, in denen die Stoffe, Ton- und Metallwaren und sonstigen Erzeugnisse syrischen Gewerbefleißes gearbeitet worden sind, um deren willen die Aegypter in das Land kamen. So manche von ihnen mag durch Jahrhunderte ägyptische Festung gewesen sein. Da ist am Gebirgsrande im Westen Gezer, durch Macalister untersucht. In Samaria zunächst Sichem, in dem Sellin seine Grabungen fortsetzt, dann Sebastia, in dem Reisner die oberste Schicht abgehoben hat. Endlich in Galiläa an der Ebene Esdraelon (Jezreel) am Berge Tabor, die zum erstenmal wieder fruchtbaren Boden in größerer Ausdehnung darbietet, im Osten Beisan und im Westen Megiddo. In Megiddo steht Fisher jetzt im Anfang der Abtragung des Tells, die er in den letzten Jahren in Beisan schon bis zu einem gewissen Grade durchgeführt hat. Die anschauliche Art der Grabung unter Erhaltung eines Abschnittes in voller Höhe läßt in Beisan die einzelnen Schichten deutlich erkennen, die dort übereinanderliegen. Was hier als Folge der übereinandergelagerten Schichten deutlich in die Augen springt, wird die Ausgrabung auch an anderen Tells zeigen: die nacheinander erfolgte Besiedlung und Bebauung in den einzelnen Epochen. Man erkennt meistens oben frühchristliche oder römische Schichten; darunter jüdische; und dann ägyptische gleichzeitig mit hethitischen. Historische Folgerungen zu ziehen, ist im Einzelfalle bei flüchtigem Besuch nicht leicht. Die Ausgräber haben auf Grund ihrer Beobachtungen an einem umfangreichen Material, soweit nicht inschriftliche Zeugnisse vorliegen, eine Chronologie nach Stein-, Bronze- und Eisenzeit eingeführt; diese wird später einmal, mit der ägyptisch-vorderasiatischen Geschichte verbunden, eine wichtige Grundlage werden.

Eine Welt für sich ist das breite Jordantal, das im Osten des Gebirgslandes als scharfe Trennungslinie von Norden nach Süden verläuft. Schon in Galiläa liegt der See Tiberias 200 Meter, die Mündung in das Tote Meer gar 400 Meter unter dem Meeresspiegel, so daß das ganze Jordantal Wärme mit Wasserreichtum verbindet und eine üppige Vegetation hat. Wenn man z. B. von dem 800 Meter hoch im Gebirge gelegenen Jerusalem nach Jericho hinunterfährt, so erlebt man dabei eine Wandlung der Landschaft, die den Ägypter an den Abstieg aus seinen Wüstenbergen in das Niltal oder an die Ankunft im Fajjum und den Oasen erinnern mußte: unten in Jericho ist man heute von Palmen-, Bananen-, Orangen- und Mandelbäumen umgeben, die das ganze Tal mit ihrem Duft erfüllen. Auch hier scheint es mir nur eine Frage der Arbeit zu sein, wie weit man dem Boden durch Bewässerung Erträge abringt. Das kann im Altertum in weit höherem Maße geschehen sein als heute.

Im Ostjordanland, das heute einen eigenen Staat Transjordania bildet, liegen die Ruinen von römischen Städten zutage, von denen wir Gerasa (Djerasch) und Philadelphia (Ammân) besucht haben. Genauere Untersuchung wird uns auch die Besiedlung der älteren Zeit lehren. Die fruchtbaren Täler des wasserreichen Landes sind heute dünn besiedelt, könnten aber weit mehr Menschen ernährt haben.

Syrien, das heute durch sein französisches Protektorat politisch von Palästina getrennt ist, beginnt dicht nördlich der Bucht von Haifa und Akka und bietet eine ganz andere Landschaft dar als Palästina. Für den südlichen Teil, den ich allein gesehen habe, sind die beiden Gebirgszüge des Libanon und des Anti-Libanon charakteristisch, zwischen denen eine fruchtbare Ebene sich an Baalbek vorbei nach Homs hinaufzieht. Am Meere tritt das Gebirge fast überall bis dicht an die Küste heran, so daß dort der fruchtbare Streifen am Ufer meist fehlt. Dafür sind aber die Berge von wasserreichen Tälern durchzogen, und auch viele Abhänge haben fruchtbaren Boden; an ihnen müssen wir uns die ausgedehnten Wälder von Nadelholzbäumen denken, die das Ziel der ägyptischen Züge seit früher Zeit gewesen sind.

Syrien hat wie Palästina eine Reihe von Hafenstädten, von denen viele eine lange Geschichte hinter sich haben. Bei Tyrus und Sidon ist es ganz klar, daß die alte Stadt auf einer Insel lag, die mit dem Festland durch einen Damm verbunden war. Byblos nimmt auf dem Festland ein großes Viereck ein, in dem merkwürdigerweise auch die Fürstengräber, und zwar unmittelbar am Meeresufer, liegen; eine so innige Verbindung von Wohn- und Totenstadt ist bei den anderen Hafenorten nicht vorhanden und überrascht besonders, wenn man dann erkennt, wie stark im übrigen der ägyptische Einfluß in den Fürstengräbern von Byblos vorherrscht.

Die oben erwähnte Ebene von Baalbek hat von der Küste her über den Libanon hinweg keinen anderen Zugang als den von Berūt aus. Dort muß auch im Altertum die Zugangsstraße gelegen haben, und zwar hat sie, wie die Beobachtung lehrte, am Nahr el-Kelb dicht nördlich von Berūt angesetzt. Deshalb sind dort die Denkinschriften Ramses II. und Assarhaddons angebracht; sie bezeichnen die Stelle, von der aus die ägyptischen Heere in das Innere zogen bzw. die assyrischen vom Euphrat her die Küste erreichten. Als Einzelheit erwähne ich, daß die obere Stele Ramses II. durch eine zweiflügelige Holztür verschlossen gewesen ist, von denen drei Angellöcher in den Felsen eingearbeitet erhalten sind; der Denkstein war also wie ein Altar hergerichtet.

Am Nordende der Ebene von Baalbek lag Kadesch, die Festung der Hethiter, dicht südlich von Homs. Die Heere der Pharaonen, die um diese Stadt gekämpft haben, können von Süden her auf keinem anderen Wege gekommen sein als auf der Straße, deren Beginn an der Küste durch die Denksteine am Nahr el-Kelb bezeichnet wird. In Homs an der nördlichen Öffnung dieser Ebene liegt neben der Stadt ein mächtiger Tell, von einer türkischen Festung gekrönt. In den unteren Teilen des Hügels erkennt man ältere Mauern, und wenn die Verwendung sehr großer Ziegel von etwa 40 cm Breite in Verbindung mit einer vorspringenden Böschungsmauer nicht täuscht, haben wir hier eine hethitische Festung vor uns.

Palmyra liegt weit östlich von allen übrigen Ansiedlungen, heute tief in der Wüste und von der fruchtbaren Ebene östlich von Homs, die roten Sandsteinboden hat, getrennt durch eine Kalksteinsteppe, deren Fruchtbarkeit nach Osten hin ständig abnimmt. Palmyra selbst liegt in einer Senke, die heute so gut wie unfruchtbar ist und keine andere Bewässerung erfährt als durch einen Bach mit schwefelhaltigem Wasser. Die Lage von Palmyra ist ähnlich wie die von Damaskus, und durch den Vergleich der beiden Städte lernt man verstehen, wodurch Palmyra im Altertum eine große Bevölkerung ernähren und eine so reiche Stadt werden konnte, wie Damaskus es heute ist. Man denke sich in Palmyra von den umgebenden Bergen ebensoviele Bäche mit klarem Wasser herabströmen wie vom Anti-Libanon her nach Damaskus, und das Rätsel ist gelöst. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß Palmyra im Altertum ebenso wenig und ebenso schlechtes Wasser gehabt hat wie heute. Hier müssen Quellen versiegt und Bäche verschwunden sein, vielleicht auch Erdboden von den Bergen der Umgebung samt den Zedern, die man heute in Syrien vergeblich sucht. Westlich von Palmyra gibt es jetzt nur den einen einzigen Brunnen von Ain-Beida. Aber die Bodensenke, durch die man dort fährt, macht durchaus den Eindruck, als ob dort früher viele derartige Brunnen gewesen sind und Äcker und Gärten dort ebenso bestellt wurden wie weiter westlich auf dem roten Sandsteinboden nahe Homs. Ist meine Beobachtung richtig, so haben wir damit einen zusammenhängenden Streifen von mehr oder weniger ergiebigem Fruchtland, der sich von der syrischen Küste her bis nach Palmyra hin erstreckte und diese Stadt mit Syrien verband und verschmolz, von dem sie heute durch Vegetationslosigkeit abgesondert ist. Ähnliche Verhältnisse, die uns als Ägyptologen interessieren müssen, können auch an anderen Orten im Altertum bestanden haben.

Zum Schluß möchte ich nur noch das große Material erwähnen, das in den Museen Syriens und Palästinas vorhanden ist, vor allem in Berūt und Jerusalem, aber auch in vielen kleineren Städten. Wir werden es im Zusammenhang mit den Ergebnissen der Ausgrabungen, bei denen fest datierte Stücke gefunden sind, sorgfältig zu untersuchen haben, um den Einfluß zu ermitteln, den die Ägypter auf die syrischen Erzeugnisse ausgeübt haben bzw. die syrischen Stücke festzustellen, die nach Ägypten eingeführt oder dort nachgeahmt worden sind.

Der libysche Text der Massinissa-Inschrift von Thugga.

Von Carl Meinhof, Hamburg.

In seiner Bearbeitung der Massinissa-Inschrift von Thugga, die in punischer und libyscher Sprache abgefaßt ist, hat M. Lidzbarski eine Umschrift und eine Übersetzung des punischen Textes gegeben[1]), die ich nur bewundern, aber nicht

---

1) Eine punisch-altberberische Bilingue aus einem Tempel des Massinissa. Berliner Akademie d. W. 1913. S. 296—304.

ritisieren kann. Von dem libyschen Text gibt er ine sehr klare Nachzeichnung, die ich im folgenlen zugrunde lege, da ich nicht imstande bin, sie achzuprüfen. Sie ist im wesentlichen auch icher richtig, einige Bedenken werde ich im olgenden anführen. Eine vollständige Umchrift gibt L. nicht, da die Lesung einiger Zeichen noch zweifelhaft war. Ich will im folgenlen versuchen diese Umschrift zu geben. Die Übersetzung der berberischen Worte werde ich eider nicht sehr viel weiter fördern, als sie chon L. gelungen ist. Außer L. hat J. B. Chabot im Journal Asiatique Tom. XI. p. 267 —279 die Inschrift behandelt und auf S. 269 ine auf genauem Studium des Originals begründete Abschrift gegeben, die in einigen Punkten die Lesung von L. berichtigt. Ich weiche allerdings in Zeile 4 von Ch ab. Vgl. ferner B. Dussauds Lesung im Bulletin archéologique 1914, p. 38—42. Ich zitiere nach Chabot.

L.s Deutung von *gld* durch *agellid* „König" st unbestreitbar richtig. Die Form *gldt*[3] (s. unten) wird entsprechend dem heutigen Sprachgebrauch als Femininum mit Deminutivbedeutung aufgefaßt; *u*- „Sohn", *d*- „und" sind längst bekannt.

Ich gebrauche im folgenden einige Abkürzungen: A Alt-Berberisch, Ch Chabot, H Halévy bzw. Halévy, Études Berbères, Paris 1875 (die beigefügte Ziffer bezieht sich auf die Nummer der Inschrift), L Lidzbarski, M die Massinissa-Inschrift, P Punisch[1], T die ältere Thugga-Inschrift vgl. Lidzbarski, Nordsem. Epigraphik I, p. 433. Z Zeile.

Die meisten Zeichen sind aus T schon bekannt. Auch in M schreibt man wie in T im Anschluß an P, aber abweichend von den Grabinschriften, linksläufig und mit der obersten Zeile beginnend.

Darnach war der Lautwert folgender Zeichen ganz unbestritten: ⊙ *b*, | *n*, X *f (p)*[2], ≯ *š*, ⊐ *m*, | *l*, ⊓ *d*, ═ *ẉ*, ≀ *ị*, ≔ *k*, ○ *r*.

Dabei erscheint nun in M auch die runde Form ↄ für *ṃ*. Dies und das Vorkommen von X neben + für *t* war schon aus den Grabinschriften bekannt und wird hier bestätigt. Statt der liegenden Form in T erscheint hier für *g* regelmäßig Г, statt der eckigen Form für *t̄* finden wir in M die runde ≯. Auch in M treten wie in T die beiden Zeichen X und ⊏, letzteres neben der runden Form ᑕ für *s*-Laute auf. L hat recht, daß die alte Ansicht, nach der X dem צ des P, und ⊏ dem ס entspricht, nicht haltbar ist. Sie wird durch die Umschreibung von *sḍḷn* zwar scheinbar bestätigt, aber durch die übrigen Entsprechungen widerlegt. Die Auskunft von L p. 297, daß eines der beiden Zeichen dem ש des P entsprechen könnte, hilft uns nicht weiter, da wir den Lautwert des ש nicht genau kennen. Es ist deshalb wohl am einfachsten, einstweilen X als das häufigere mit *s* (genauer wäre s^1 zu umschreiben und ⊏ bzw. ᑕ mit s^2. Das siebente Zeichen in Z 2 von M trägt bei L noch einen Punkt im Halbkreis. Ch schreibt aber ᑕ. L hat sicher recht daß ‒ als *z* zu lesen ist und dem P ז entspricht; vgl. *sllsn* in Z 1 und *zmr* in Z 4. Mithin ist die Lesung von O. Blau[1]) in T Z 7 richtig, und wir haben in *zl* dort das Wort für Eisen, das ja noch in modernen Berbersprachen vorkommt[2], z. B. Kabyl. *uzzal* „Eisen". Außer den Zeichen für *t* und *t̄* finden wir in T noch ein Zeichen ⊐̄], das einem ח̄ des P entspricht. Man kann zweifelhaft sein, ob der Laut als interdentales *s* oder als *ts* aufzufassen ist. Das Zeichen fungiert, wie wir sahen, als Femininendung bzw. Deminutivendung in *gldt*. Da in den heutigen Berbersprachen sowohl interdentales *s* (ث) wie *ts* neben *t* dialektisch gesprochen wird, ist nicht zu ermitteln, welche Aussprache hier die richtige wäre. Auch im A scheint meist *t* gesprochen zu sein, denn ⊐̄] erscheint außer in T und M nur in der Sinai-Inschrift H 17. Ich schreibe deshalb dafür *t*[3].

≡ steht in M in Z. 2 und 3 am Ende der Worte. Ich halte es für identisch mit dem ⁝ des Tifinagh, das wir *γ* (غ) lesen. So erscheint es auch in T in Z 6[3] und ist nach meiner Meinung in Z 7 nach *zl* auch zu lesen. So schon H. Ich halte dies *γ* für eine Art pronominale Kopula in der Bedeutung „das ist, das sind". In den Grabinschriften ist es häufig, hier um 90° gedreht.

Das Zeichen ⊦ fehlt in T, erscheint aber

---

1) Statt der punischen Zeichen schreibe ich im folgenden aus drucktechnischen Gründen die hebräischen.

2) Nur das vorletzte Zeichen der ersten Zeile in M hat eine etwas abweichende Form.

---

1) ZDMG. Bd. 5 p. 37 f. So auch Judas, Nouvelle analyse de l'inscription libyco-punique de Thugga. Paris 1869. p. 41.

2) H irrt also völlig, der ‒ dem א gleichsetzt und durch *a* umschreibt, und auch sein Vorschlag, | in den vertikalen Grabinschriften *a* zu lesen, ist verfehlt. | bedeutet dort ebenso wie in den horizontalen Zeilen *n*, wie schon von andern erkannt ist; vgl. die Bilinguen H. 74. 83 und die Korrektur dazu H p. 177. ‒ ist auch dort *z* zu lesen, in lateinischer Umschrift natürlich *s*; vgl. die Bilingue H 34. Damit entfällt auch H's Vorschlag, das Zeichen ന in T als *z* zu lesen, obwohl es im P in Z 5 mit ז wiedergegeben wird, und H's Konstruktion der A Schreibung des Namens זמר mit ന. Der Name wird, wie wir in M sehen, mit ‒ und nicht mit ന geschrieben. ന ist „emphatisches" *z* des A, das, da der Laut im P nicht vorhanden war, natürlich durch ז wiedergegeben wurde. Im Tifinagh, der heutigen Schrift, hat man dafür das Zeichen ⵥ, das gut damit übereinstimmt.

3) H schreibt hier fälschlich ⁚. Ch liest א. Aber א des P wird ja im A von M und Ṫ niemals geschrieben.

häufig um 90° gedreht in den Grabinschriften. Von H wird es ohne Grund mit = gleichgesetzt und *ou* bzw. *v* gelesen. Wenn man die sämtlichen Zeiten des A mit dem punischen Alphabet vergleicht, so fehlt eine Entsprechung für ח, und da χ in echten Berberworten vorkommt und im Tifinagh ein Zeichen :: für χ im Gebrauch ist, erscheint mir die Lesung χ bzw. *ḥ* plausibel[1]. In M kommt es in Z 1. 4. 5 vor, jedesmal gefolgt von *k*, und man kann die Bedeutung „Männer" für χ*k* vermuten. Eine Erklärung aus modernen Dialekten kann ich leider nicht geben. Ch liest ⊦ als ꜩ, s. Z 4.

Das Zeichen H in M Z 4 kommt in T nicht vor, aber öfter in Grabinschriften. H hält auch das für identisch mit = und liest *ou* bzw. *v*, m. E. ohne Grund. Ich vermute, daß es gleich dem Zeichen ⌶ des Tifinagh ist, das als *ž* zu lesen ist[2].

So weit die Zeichen. Nur der Vollständigkeit halber füge ich hinzu, daß ich vermute, daß A ||| dem ק des P und dem modernen Zeichen ... entspricht, aber A ≡ dem ה des P und dem modernen Zeichen ⁝. In den Grabschriften sind die Zeichen um 90° gedreht. H und Ch lesen die Zeichen anders.

Was nun die Deutung von M anlangt, so würde der Beginn wohl gut zu der Übersetzung des P von L passen.

Z 1. χ*k* „die Männer". Das folgende Zeichen ist nach Ch *n* zu lesen, d. i. Zeichen des Genitiv. Das folgende *t* faßt Ch zusammen mit *bgg* zu dem Ortsnamen, den er als Thugga deutet. Anders L. Wir haben zu übersetzen: „Die Männer von *tbgg*". Das *bn* des folgenden Wortes erinnert an semitisches *bn* „bauen". Vielleicht war es damals schon wie heute Lehnwort im Berberischen. Dann folgt *i̯* nach Ch. Das letzte Zeichen des Wortes bringt eine ganz ungewöhnliche Form, vielleicht ist es H. Das Wort müßte etwa „Tempel" oder „Haus" bedeuten.

Z 2. Ich halte es für möglich, daß das zweite Zeichen nicht ⊙, sondern ○ ist, und daß man zu lesen hat *s²r s²ndγ*, was nach P 10 Jahre bedeuten müßte. Das berberische Wort für 10 heißt heute *mᵉrâu̯* oder ähnlich. Das steckt sicherlich nicht darin. Vielleicht handelt es sich in *s²r* um ein semitisches Lehnwort, vgl. עסר im P. Dann müßte *s²nd* „Jahre" heißen. Daß es mit P שת zusammenhängt, ist allerdings sehr unwahrscheinlich, obwohl dafür eine alte Form **šnt* anzusetzen wäre. Das schließende *γ* bedeutet nach dem Obigen „sind es".

Es folgt dann *s²gdt²*. Das müßte etwa bedeuten „des Königtums". *s²* ist möglicherweise Präposition; vgl. *si-*, *s-* „par, avec, en, depuis" etc. Huyghe, Dictionnaire Kabyle-Français, Paris 1901 p. 268. Vielleicht ist hinter *g* das *l* aus Versehen ausgelassen, und wir hätten zu lesen *gldt²* „Königtum"[1]. Das folgende Wort kann ich nicht deuten. Nach Ch ist *s̱isγ* zu lesen.

Z 3. Wenn das von L zu Anfang vermutete X wirklich dasteht, kann ich es nicht erklären. Bei Ch fehlt es. Das fünfte Wort lese ich *mu̯sny* und übersetze: „*mu̯sn* waren". Den Titel kann ich nicht deuten, aber *-n* halte ich für Pluralendung wie unten in *mni̯n* und in T Z 6 und 7. Das vor dem vorletzten Worte der Zeile stehende *d* bedeutet „und". So auch L.

Z 4. Im zweiten Wort ist das zweite Zeichen unleserlich. Entsprechend dem P vermute ich *s²*. Dann folgt χ*k*, das wir an den beiden andern Stellen, wo es vorkam, als „Männer" gedeutet haben. Das sechste Wort lesen wir nach dem Obigen *gžb*. Das P hat hat nach Ch *u̯gzbi̯*. Es handelt sich um einen libyschen Titel, das P müßte also ein Versuch sein, die Laute des A wiederzugeben. Wenn nun meine Lesung des H als *ž* richtig ist, so kann es im P kaum anders als durch ז wiedergegeben werden. Das anlautende *u̯* halte ich, abweichend von L, mit Ch für „und", wenn es nicht ein anlautendes *u* andeuten soll. Das *i̯* des P kann ein Versuch sein, ein etwa auslautendes *i* des A zu schreiben. Die Zeile schließt mit dem Titel, dem רבמאת entspricht, von dem aber leider nur die beiden ersten Zeichen erhalten sind, die wie bei dem Titel in Z 3 *mu̯* lauten.

Z 5. *šmn* ist eine Kürzung von עבראשמן im P. Im dritten Wort ist eine Umstellung entweder im P oder im A vorgenommen. P: *gldgi̯ml*, A: *gldgmi̯l*. *gld* bedeutet „König", das andere kann ich nicht deuten. Das vorletzte Wort der Zeile lese ich *gldm*χ*k*. Da es nach dem P „Herr der 50 Männer" bedeutet und *gld* „König" heißt und χ*k* nach Z 1 „Männer", muß *m* hier Zahlzeichen für 50 sein. So schon L. Anders Ch.

Z. 6. Hier muß *mni̯n* „die Aufseher" bedeuten. Das schließende *-n* wird auch hier Pluralzeichen sein. Weiteres kann ich nicht erklären. Das letzte Wort der Zeile lese ich *drš*. *d* bedeutet wie oben „und", *r*[*š*] ist *Ariš*

---

1) Damit würde sich für eine in Grabinschriften häufige Formel die Lesung χ*rmm*, P חרמם ergeben.

2) Da ⁼, ⦶ und H sämtlich einem ז des P entsprechen, liest Ch alle drei als *z*.

1) Auch in modernen Berbersprachen bildet man Abstrakta mit Hilfe des affigierten *t-* oder *-t*.

2) L liest P מצ[-]י, Dussaud מצנחי, Ch מצנכי. Im A ist das zweite Zeichen unlesbar. Da es sich um einen libyschen Titel handelt, vermute ich mit Ch, daß P und A übereinstimmen müssen, und daß das Zeichen im A X war. Dann wird das dritte Zeichen im P nicht צ sondern ח sein, und wir haben im P מצחכוי und im A *msχku̯* zu lesen. Das schließende *i̯* fehlt auch hier im A wie in *u̯gzbi̯*. Ch liest ⊦ als ץ und liest im A מצנכו.

zu lesen wie im P. Das unleserliche Zeichen dahinter wird doch wohl, wie L andeutet, *u̯* zu lesen sein, da vor dem nächsten Wort *u̯* „Sohn des" fehlt[1]. So auch Ch.

Darnach lese ich die Inschrift folgendermaßen: (Die in runde Klammern gesetzten Zeichen sind zweifelhaft, Ergänzungen stehen in eckigen Klammern.)

χk . ntbgg . bni̯fš(ž) . msnsn . gldt^{2} *. u̯gi̯i̯ . gldt*^{2} *. u̯zllsn . šft̄*
s^{2}*(r)s*^{2}*ndγ . s*^{2}*g[l]d t*^{2} *. si̯sγ . gld . mku̯sn*
šft̄ . gldt^{2} *. u̯fšn . gldt*^{2} *. mu̯snγ . šnk . u̯bni̯ . u̯šnk . dšft̄ . u̯m(g)[n]*
u̯tnku̯ . m(s)χku̯ . mgn . u̯i̯rštn . u̯s^{2}*di̯ln . gžb . mgn . u̯šft̄ . mu̯(. . .)*
u̯šmn . gldt^{2} *. gldgmi̯l . zmr . u̯msnf . u̯šmn . gldmχk . m[ql]*
u̯ši̯n . gldt^{2} *. u̯mgn . gldt*^{2} *. mni̯n . ši̯n . u̯nkkn . u̯ft̄š . dr[šu̯]*
šft̄ . u̯šnk.

Ein Faksimile der Abzeichnung von L gebe ich mit freundlicher Erlaubnis des Verf.

1. Männer von *tbgg* (bauten) . . . . . *Masinisan*, dem Herrn, dem Sohn des *gi̯i̯*, des Herrn, des Sohnes des *zllsn*, des Suffeten,

2. Zehn (Jahre waren es im Königreich . . . .) des Königs *Mikiu̯san*.

3. [Zur Zeit des] *šft̄*, des Herrn, des Sohnes des *fšn*, des Herrn; *mu̯s* waren *šnk*, der Sohn des *bni̯*, des Sohnes des *šnk*, und *šft̄*, der Sohn des *mgn*,

4. Des Sohnes des *tnku̯*; *m(s)χku̯* war *mgn*, der Sohn des *i̯rštn*, des Sohnes des *s*^{2}*di̯ln*; *gžb* war *mgn*, der Sohn des *šft̄*, [des Herrn der Hundert],

5. Des Sohnes des *šmn*, des Herrn; König des *gmi̯l* war *zmr*, der Sohn des *msnf*, des Sohnes des *šmn*; König der 50 Männer war *m[ql]*,

6. Der Sohn des *ši̯n*, des Herrn, des Sohnes des *mgn*, des Herrn; *mni̯* waren *ši̯n*, der Sohn des *nkkn*, des Sohnes des *ftš*, und *rš*, [der Sohn]

7. Des *šft̄*, des Sohnes des *šnk*.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß diese Lesung von der Lesung des P durch L durchweg abhängig ist.

1) Die Inschrift bestätigt wieder, was wir schon aus T wußten, daß die alte libysche Schrift ebenso wie das heutige Tifinagh eine reine Konsonantenschrift ist. Der Vorschlag von H, einige Zeichen als Vokale zu lesen, ist also von neuem als unmöglich erwiesen.

„Kappadokische" Tontafeln und Frühgeschichte Assyriens und Kleinasiens.

Von Julius Lewy, Gießen.

Schon Jahrzehnte bevor der Boden Kleinasiens an der Stätte des heutigen Boghazköj reiche „hethitische" Keilschriftschätze hergab, erfuhr die Assyriologie von einer besonderen Gattung Tontafeln, welche teils über Konstantinopel, teils direkt aus Ḳaiṣarīje, dem einstigen Μαζακα-Caesarea des alten Königreiches Kappadokien, in die öffentlichen und privaten Sammlungen Europas und Amerikas in ständig wachsender Anzahl gelangten. Verschiedene ungünstige Umstände, insbesondere eine starke Einseitigkeit der publizierten Bruchteile dieses Materials und das Scheitern zweier Versuche, die von den Eingeborenen ausgebeutete Fundstelle am Kültepe bei Kara-Öjük — etwa 18 km nordöstlich von Ḳaiṣarīje — genau zu ermitteln und auszugraben, bewirkten indessen, daß den schwierigen historischen und sprachlichen Problemen, die bereits durch die Existenz, das offenkundige hohe Alter und die sprachliche Besonderheit der Tafeln gegeben waren, fast 40 Jahre lang meist nur die ephemere Aufmerksamkeit zuteil wurde, die für die Rekonstruktion größerer Zusammenhänge nutzlose Einzelfunde hervorzurufen pflegen. Und als

dann in den Jahren 1919 bis 1921 von Contenau und S. Smith so viele Kültepe-Texte veröffentlicht wurden, daß der damit begründete neue Zweig der Keilschriftforschung zu neuen und umfassenderen Fragestellungen kommen konnte (vgl. OLZ 1923, 533 ff.), da zeigte sich, daß andere inzwischen in Angriff genommene Aufgaben, vor allem auch die Erforschung der hethitischen Denkmäler und der Assurfunde, den wenigsten Assyriologen Zeit zur intensiven Beschäftigung mit diesen, wie sich jetzt ergab, altassyrischen Texten ließen, in welchen überraschenderweise die Städte Kaniš und Buruš-ḫanda eine besondere Rolle spielen, kleinasiatische Städte also, deren Namen bis dahin nur aus ganz anders gearteten babylonischen oder hethitischen Quellen bekannt geworden waren.

Eine Veröffentlichung in den „gemeinverständlichen Darstellungen" des Alten Orients, die das über diese beiden und etwa 30 weitere uralte Städte Kleinasiens bis zum Januar 1925 langsam bekannt gewordene Material ausnutzt[1], hat unter solchen Umständen naturgemäß zunächst eine zweifache Aufgabe: einerseits muß sie Orientalisten und Historikern die Einarbeitung in ein noch junges Spezialgebiet der Assyriologie erleichtern, andererseits zahlreichere Leser eines den Fortschritten der Orientalistik ohne selbständiges Urteil gegenüberstehenden weiteren Kreises über die ersten Ergebnisse und die Aussichten dieses Gebietes zuverlässig unterrichten. Eine weitere, dem Verfasser der vorliegenden Arbeit offenbar besonders am Herzen liegende Aufgabe ist mit dem speziellen Inhalt des größten Teiles der „kappadokischen" Texte gegeben: dadurch, daß uns hier beträchtliche Teile der Abmachungen und der Korrespondenz erhalten sind, durch welche verschiedene in den Städten Kappadokiens Handel treibende Großkaufleute mit ihren Geschäftsfreunden, mit ihren reisenden Angestellten oder auch mit ihren Geldgebern in Assur einst verbunden waren, liefern die Tafeln „ein lebendiges Bild — wenn auch nur einen kleinen und örtlich wie zeitlich begrenzten Ausschnitt aus dem Gesamtbilde — der ältesten Weltwirtschaft, die man bisher aus recht vagen archäologischen Zeugnissen wie Töpferwaren oder Siegelzylindern zu rekonstruieren versucht hat" (S. 4).

Bei der Herausarbeitung speziell dieser dritten der vom Materiale selbst gestellten Aufgaben stand Landsberger, der sich an der Erforschung der „kappad." Tafeln bereits früher durch einige wertvolle Beiträge beteiligt hat[1], besonderen Schwierigkeiten gegenüber, die die Undurchsichtigkeit vieler sonst unbekannter termini technici des kaufmännischen Brief- und Urkundenstiles des beginnenden 2. Jahrtausend v. Chr. mit sich bringt. Seinen erfolgreichen Übersetzungen aus fast 60 Texten, deren Mehrzahl bisher entweder noch gar nicht oder nur unzureichend behandelt war, sowie verschiedenen in die Darstellung eingestreuten lexikalischen Ergebnissen muß daher eine besondere Bedeutung zuerkannt werden, wenn auch nicht unerwähnt bleiben kann, daß sie durch vom Verfasser sogenannte „leichte Retuschen", durch im Druck meist gleichfalls unkenntlich gebliebene Auslassungen und Kürzungen schwieriger Stellen, mitunter auch durch Fehlübersetzungen beeinträchtigt werden, und daß — um eine Äußerung Landsbergers über den gleichen Stoff behandelnde etwas ältere Untersuchungen zu zitieren — bei der Deutung der erwähnten termini technici auch ihn „mehrfach die jederzeit mit Erklärungshypothesen hilfsbereit beispringende Phantasie über die großen Schwierigkeiten hinweggetäuscht hat, die hier noch zu überwinden sind".

Hierfür sei wenigstens ein Teil der Belege angeführt: a) ungenaue Deutung von Fachausdrücken: *be'ulatum* (S. 29) ist schwerlich ein „Übereignungsbetrag" (sic), für den sich ein Mittelloser in die „Hausgenossenschaft" und patriarchale Gewalt des Zahlenden begab, sondern nach TC 88, Liv 14 usw. wohl eine (der *tadmiqtum* verwandte) gewinnbringende Beteiligung des Angestellen am Geschäfte des Prinzipals, die ihm unter Umständen durch einen Vorschuß auf seinen Lohn bzw. durch ein zinsloses Darlehn ermöglicht wird; *ṭuppum ḫarmum* (S. 13 u. ö.) bezeichnet nicht die „gesiegelte Urkunde" — „siegeln" hieß auch in Kappadokien *kanākum* —, sondern wahrscheinlich die „in Hülle eingeschlossene Tafel", „Doppelurkunde", mit anderen Worten: das sog. Case-tablet; *šaḫātum* (S. 17 u. ö.) heißt nicht „abrechnen", sondern (ähnlich wie in den Amarnabriefen) „gegen jemanden vorgehen", „angreifen". Die häufige Formel (*x Minen Silber*) *ni-is-ha-zu si-a šá-du-a-zu šá-bu* übersetzt L. (S. 21) „die Prozente dafür sind zugeschlagen, die Provision davon ist einbegriffen", aber *ša'ūm* heißt auch in unseren Texten „schauen", *šabbūm* „sättigen"; daher erinnert mich Herr Prof. R. Laqueur, dem ich als einem Kenner der antiken Wirtschaftsgeschichte das hier verborgene Problem mit der wörtlichen Übersetzung „dessen Herausreißungen (= Proben??) angeschaut sind, mit dessen Gebühren (??) sie befriedigt sind" vorlegte, wahrscheinlich mit recht an die griechischen δοκιμασταί, ἀργυροσκόποι usw., an die römische *spectatio*[2]. Von hier aus wird dann auch fraglich, ob in Wendungen wie *a ba-zu-ur-tim erābum* (*à ba-zu-ri-im*

1) Der Alte Orient Bd. 24 Heft 4: **Benno Landsberger,** Assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem dritten Jahrtausend. 35 S. 8°. J. C. Hinrichs, Leipzig 1925.

1) So vor allem in dem Artikel „Solidarhaftung von Schuldnern in den babyl.-assyr. Urkunden" ZA N. F. 1 (35), 22 ff.

2) Grundlegend für die für Kappadokien erst noch genau zu untersuchende Frage: R. Herzog, Tesserae nummulariae, Gießen 1919; weitere Literatur bei Pringsheim, Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 15, 513 ff.

ilākum) *a-šar ba-zu-ur-tim* mit Landsb. (S. 24) ein terminus technicus *pazzurtum* (*Kleider*-)*Magazin* gefunden werden darf, oder ob hier nicht vielmehr an eine Wurzel *baṣārum* bzw. an den hebr. *mᵉbaṣṣēr* zu denken ist. b) Fehlübersetzungen: *me-šú šá a-ma-kam NN du-šá-ma-ú* bedeutet doch wohl nicht „wie konntest du dort den NN so ärgern?" (S. 17 zu TC 25, 3 f.), sondern eher „wie kannst du dort NN vernehmen lassen („rufen")?" *-en A-šir a-mu-ur-ma na-ba-aš-ta-ga e-ti-ir* (TC 5, 15 ff.) verdeutscht L. (S. 31) durch „besuche den En-Assur und rette dein Leben". Aber wie ein sonst unbekannter *En-Assur* jemanden retten soll, ist umsoweniger einzusehen, als es vorher heißt „kannst du nicht in der Stadt dem Gotte Assur zu willen sein?"[1] Übersetze also vielmehr „schaue das Auge Assur und rette dadurch deine Seele". S. 13 kann L.'s Übersetzung und Interpretation von TC 73 schon deshalb nicht richtig sein, weil sie dem Subjektswechsel in Z. 13 nicht Rechnung trägt, aus dem hervorgeht, daß nicht Pūšu-kēn, sondern Dan-Assur nach Assur reist[2]. *anakam šá A-šur-ma-lik mār Šú-Ištar áp-ki-da-ku-nu-ti* (TC 96, 13 ff., bei L. S. 16) heißt natürlich nicht „das Blei, das Assurmalik Sohn des Šu-Ištar euch übergeben hat", sondern „das Blei für A. habe ich euch übergeben".

Die gerade an diesem letzten Fall deutlich werdende flüchtige Arbeitsweise des Verfassers, die auch schon seinen oben Sp. 752[1] namhaft gemachten Artikel mehrfach (z. B. S. 31 Zeile 2; S. 34 f.) beeinträchtigte, hat auch dazu geführt, daß die von ihm übersetzten Texte gelegentlich unter falschem Zitat erscheinen: Was von Landsb. TC 23 genannt wird (S. 12 und 35), ist in Wahrheit die Tafel Cont 27, desgl. sein TC 88 (S. 18 und 35) vielmehr Cont 21. Einen 26 Zeilen langen Text wie Gol 15 als übersetzt zu bezeichnen (S. 35), wenn ohne jeden Hinweis auf die Kürzung ganze 6½ Zeilen (17—23 auf S. 23) übertragen werden, ist ebenfalls irreführend.

Die sieben Abschnitte („Mutterstadt und Kolonien", „die Organisation des Handels", „Zahlungsmittel, Handelsartikel und Warenverkehr", „der Kredit", „die Gerichtsbarkeit", „einige Privatbriefe", „die einheimische Bevölkerung"), in welche Landsberger die aus insgesamt 364 Tafeln und Tafelfragmenten[3] ausgewählten 58 Textproben nebst Einzelerläuterungen und verbindenden Bemerkungen gliedert, sind in der Mehrzahl dadurch gekennzeichnet, daß der Verf. glaubt, unser Material rühre von assyrischen Kolonisten her, die, unter der Schutzherrschaft eines zu Burušḫaddum residierenden Fürsten eines kleinasiatischen Reiches stehend, „autonome Kolonien", als eigene Verwaltungskörper der Kaufmannsgilden organisierte „Handelskommunen" (assyrisch *kārum* „Hafen" genannt), im fremden Lande gebildet hätten, welche „wir etwa mit denen der Genueser und Venezianischen Kaufleute in Byzanz oder den Levantestädten vergleichen können" (S. 5). Und diese Ausdeutung eines trotz der Menge der Texte doch allzu einförmigen und daher besonders spröden Materials hat den Verf. auch verleitet, seiner Studie, welche in noch etwas größerem Umfange als andere Veröffentlichungen des Alten Orients auf den sonst üblichen wissenschaftlichen Apparat verzichtet, den gewagten Titel „assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem dritten Jahrtausend" zu geben. Und zwar obwohl seine Auffassung schon bei ihrer kürzeren ersten Formulierung in der Zeitschrift für Assyriologie (N. F. 1 [35], 223 ff.) scharfen Widerspruch erfuhr[1] und obwohl dem Verf. selbst nicht ganz entgangen ist, daß seine Thesen nicht recht erklären können, „wie ein in den wichtigsten Artikeln (Metall, Holz, Wolle) auf den Import angewiesener Staat zu so dichter Besiedlung und Städtegründung gelangen konnte wie der babylonische". Unter diesen Umständen ist es Pflicht des Ref., soweit es der beschränkte Raum erlaubt, hier wenigstens noch die wichtigsten der „historischen Voraussetzungen" nachzuprüfen, deren Hervorhebung ja auch der Verf. einen größeren einleitenden Abschnitt (S. 2—8) widmen zu sollen glaubte.

I. Assyrer und einheimische Bevölkerung Kappadokiens.

Von einem „deutlichen und übereinstimmenden Zeugnis unserer Quellen", wonach die Assyrer — als deren Schützlinge — von der einheimischen Bevölkerung Kleinasiens sich streng geschieden haben sollen, kann nicht gut gesprochen werden. Denn beide Elemente mit Hilfe der vielen unakkadisch aussehenden Eigennamen reinlich zu trennen oder Verschiedenheiten der rechtlichen Gewohnheiten, bei der Ausstellung von Verpflichtungsscheinen etwa in der Bevorzugung der Haftungsklausel *kaspum ina qaqqad šalmišunu u kīnišunu rakis*, sicher nachzuweisen ist unmöglich[2]. Des wei-

1) So Landsb. gewiß richtig gegen Ref. ZA N. F. 2 (36), 22[1].

2) Eine wirkliche Intepretation der Urkunde wird allerdings nicht eher möglich sein, als bis wir etwas über das für unsere Texte gültige Wertverhältnis des Goldes zum Silber wissen. [Dies ist jetzt der Fall: ein Brief der Sammlung Rosenberg lehrt soeben, daß es wie 8 : 1 war; demgemäß ist die Urkunde mit Hilfe der im § 101 des Codex Ḫammurapi deutlich werdenden Gewohnheit erklärbar].

3) Das von Landsb. ausgenutzte Material, das ich in dem (zwischen Abfassung und Erscheinen z. T. wieder veralteten) Artikel „kappadokische Tontafeln" im Reallexikon der Vorgeschichte zusammengestellt habe, ist unmittelbar nach Abschluß der Arbeit Landsbergers (s. S. 34) durch einen 2. Band der Cuneiform Texts from Cappadocian Tablets in the British Museum vermehrt worden. Diese 60 Geschäftsbriefe sowie die von mir mittlerweile durchgesehenen Texte des Stambuler Museums (160 z. T. stark beschädigte Tafeln), der Berliner Sammlung Hahn (ca. 40 Texte) und der Universität Gießen (desgl.) sind im folgenden mit zwei unwesentlichen Ausnahmen jedoch nicht herangezogen worden.

1) s. Ref. ebd. 2 (36), 19 ff.

2) Diese Klausel speziell, deren Anwendung keineswegs auf Texte mit nicht-akkad. Personennamen beschränkt ist (s. Ref. ZA N. F. 1 [35] S. 146 Anm. 2 am Ende), erscheint, wie Herr Dr. David mir freundlichst

teren ist es reine Willkür, im *rubā'um* (nach Landsb. = Fürst) und seiner Gattin (*rubā'tum*) einheimische Herrscher eines kleinasiatischen Reiches, im „Palaste" (*ēkallum*), der ebenfalls in den Briefen der assyr. Kaufleute mehrmals genannt wird, den Sitz dieses ihres kleinasiatischen Schutzherrn zu finden. Was nämlich den ersteren anbetrifft, so machen es, wie ich ZA N. F. 2 (36), 24 f. gezeigt habe, die historischen Texte aus Assur zum mindesten wahrscheinlich, daß *rubā'um* im älteren Assyrischen Synonymum zu *iššakkum* ist, während andererseits die „kappad." Texte selbst keineswegs beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, daß nur Burušḫaddum Sitz eines *rubā'um* gewesen wäre[1]. Hinsichtlich des *ēkallum* aber lehrt schon der § 40 des sog. altassyr. Rechtsbuches KAV Nr. 1, dessen Entstehung letzten Endes bis in die Zeit der „kappad." Tafeln zurückreicht, daß sich, wenn nicht in jedem Dorf, so wenigstens in jeder größeren Provinzstadt ein solcher befand und, kurz gesagt, u. a. auch Sitz der Polizei war. Da dies Zeugnis aus mittelassyrischer Zeit mit den ausführlicheren Nachrichten, die das Gesetzbuch Ḫammurapis (bes. die §§ 109 und 32) und die altbabyl. Briefliteratur für die den „kappad." Urkunden gleichzeitige Epoche Babyloniens liefern, durchaus übereinstimmt, ist auch für Kappadokien zunächst zu vermuten, daß der *ēkallum* Organe einer Zentralregierung aufnahm; als solche ohne weiteres greifbar sind die *si-ip-ru šá a-lim^ki* „die Boten der Stadt", welche entsprechend der überragenden Stellung der „Stadt" (d. i. Assur, s. Ref. OLZ 1923, 538; Landsb. selbst S. 8) hier stets vor allen anderen mit gleichen oder ähnlichen Aufgaben befaßten Instanzen, speziell vor *qārum* und *wabartum* (hierzu s. unten Abschnitt III) rangieren; ihnen auch den in den einzelnen Orten Kappadokiens erscheinenden *rubā'um* (s. o.) an die Seite zu stellen, scheint mir jetzt[2] schon deswegen erlaubt, weil uns die Texte gelegentlich auch einen *TUR ru-ba-im* nennen und damit für eine Proportion „kapp." *ru-ba-um* : *TUR ru-ba-im* = altbabyl. *iššakkum* : *mār iššakkim* sprechen[1]. Und wenn wir schließlich nachprüfen müssen, ob wirklich eine „*innere Wahrscheinlichkeit*" (so Landsb. ZA N. F. 1 [35], 228) die Annahme eines Schutzverhältnisses zwischen schützenden Kleinasiaten und beschützten Assyrern erfordert, so ist, um sowohl das Grundsätzliche als auch den Sonderfall der ältesten babyl.-assyr. Durchdringung Kleinasiens zu berühren, auf der einen Seite hervorzuheben, daß die Möglichkeit wirtschaftlicher Expansion, insbesondere auch die Anlage geschlossener Handelsniederlassungen, auch im Alten Orient in erster Reihe eine Folge militärischer Stärke zu sein pflegte[2], auf der anderen aber, daß wir aus besten Quellen wissen, daß nach der Zeit der uns erhaltenen „kappad." Tafeln verschiedene assyr. Herrscher, vom alten Šamši-Adad, dem „Unterjocher des Landes zwischen Euphrat und Tigris", bis zum späten Assarhaddon ihre Herrschaft bis in das Gebiet der in unseren „kappad." Texten genannten Städte auszudehnen vermochten, wie ja denn auch in den früheren Jahrhunderten des 3. Jahrtausends zum mindesten die altakkadischen Herrscher Sargon und Narām-Sin in die gleichen Gebiete von Kaniš und Burušḫanda vordrangen[3]. Lassen wir also einmal die „innere Wahrscheinlichkeit" oder vielmehr die Analogie gelten, so wird das Verhältnis der Assyrer zu den Nichtassyrern Kappadokiens nicht das schutzbedürftiger Kaufleute zu ihren Beschützern, sondern vielmehr dasjenige sein, welches der militärischen Überlegenheit der Heimat sichere Auswanderer oder Handels-

mitteilt, auch in den von ihm und Ebeling bearbeiteten mittelassyr. Texten aus Assur selbst in kaum veränderter Form.

1) In demselben Grade nämlich wie Cont 27 (bei Landsb. [unter der irrigen Nr. TC 23] auf S. 12) von Landsb. für einen *rubā'um* in Burušḫaddum herangezogen wird, muß natürlich auch TC 39 (bei Landsb. auf S. 24) für einen *rubā'um* in Tuḫpija (= „hethit." *Tuḫuppijaš* [Maier-Garstang, Index of Hittite Names I 47 u. ö.], in Kültepe-Texten vor allem noch Gol a [Babyloniaca II 42] Z. 13 als *Du-uḫ-bi-a* belegt) geltend gemacht werden. (Diesen Umstand hat leider auch Ref. ZA N. F. 2 (36), 25 übersehen. Auch hätte schon damals auf eine Notiz von Sayce [Mus. Journ. 9, 148 ff.] über einen „Prince of Waskhane" hingewiesen werden sollen; da wie Tuḫpija so auch Wašḫanija [nach Gol 21] einen *wabartum* [s. u.] besitzt, braucht nämlich dieser Hinweis durchaus nicht so wertlos zu sein wie die übrigen a. a. O. zu findenden Mitteilungen von Sayce.)

2) S. die vorige Anm.

1) Übrigens würde sich auch in dem Fall, daß man dem „kapp. „*rubā'um* eine mehr religiöse Stellung zuspricht, wie ich es a. a. O. in Erwägung zog, Landsb.'s Annahme eines „einheimischen" kleinasiat. *rubā'um* erübrigen, da ein Assurtempel, wie er uns in Urḫu direkt bezeugt ist (Landsb. S. 11), mindestens auch für die übrigen *qārū*, also u. a. Kaniš, Waḫšušana, Burušḫaddum und Durḫumid (s. u.), anzunehmen ist.

Zum altbabyl. *mār iššakkim* und *iššakkum* (dessen Stellung anders ist als diejenige des *Patesi* älterer Zeiten [s. Ed. Meyer, G. d. A. I, 2³ 554 ff.]), vgl. jetzt Thureau-Dangin RA 21, 2; 10 Zeile 1 ff., zum *ēkallum* auch Walther, Das altbabyl. Gerichtswesen S. 260. Für „Paläste" in Kappadokien s. noch den Landsb. noch nicht zugänglich gewesenen Text CCT II 47a, der einen *ēkallum* in Waḫšušana nennt, sowie auch VAT 6209 (s. ZA N. F. 2 [36], 27³) mit einem *ēkallum* in Šamuḫa, welches gleich Wašḫanija, Tuḫpija usw. einen *wabartum* (s. u. sub III) hat.

2) Klare Belege hierfür liefert ja auch das Alte Testament; s. z. B. I Reg 20, 34.

3) Šarri-tamḫari-Epos (VS XII Nr. 193) Vs. 9 ff.; CT XIII 44 Vs. II 5; Boghazköjtexte in Umschrift II Nr. 3 Vs. 11.



eisende der Bevölkerung eines Vasallenstaates oder der eroberten Provinz gegenüber einnehmen. Und wie der Ref. teilweise bereits früher hervorhob (ZA N. F. 2 [36], 22 f.), enthalten die Kültepe-Texte denn in der Tat auch allerlei Nachrichten über Einrichtungen der Verwaltung und des Gerichtswesens in den assyr. Handelszentren Kappadokiens, die sowohl jede für sich als insbesondere in ihrer Gesamtheit die Folgerung gestatten, daß jene altassyr. Kaufleute Untertanen eines von Assur aus regierten Großreiches waren, dessen Organisation von derjenigen des annähernd gleichzeitigen altbabylonischen Staates Ḫammurapis nur wenig verschieden war. Derartige vom Materiale selbst geforderte Schlüsse glaubt Landsb. freilich (ZA N. F. 1 [35], 225; AO 24, 4, 6) a limine abweisen zu können: „nicht nur daß die Tafeln keinerlei assyrischen Beamten in Kappadokien erwähnen, ein solches assyr. Großreich zur Zeit der Dynastie von Ur, wo Assur ein armseliges, vielleicht nur nebenamtlich verwaltetes Patesi-tum war, ist undenkbar" und „auch die folgende Periode, in der wir Babylonien in drei Teilreiche gespalten sehen, eine Zeit, in welche das Eindringen der sog. Westsemiten in Nord- und Südbabylonien fällt, brachte kaum eine größere Machtentfaltung von Assur, die mehr als ephemere Bedeutung gehabt hätte".

Indessen auch hier zeugen Einzelbeobachtung wie allgemeine orientalische Geschichte gegen Landsb.: den in den Kültepe-Texten genannten Beamten wie dem *rabi mugē* oder *rabi sikkitim* eigenen assyr. Bezeichnungen; der *alaḫḫinum* insbesondere, in welchem Landsb. einen einheimischen Soldaten sieht, erscheint, wie mir Ebeling schon vor Jahren bemerkte, auch in den mittelassyr. Urkunden, die, nach dem wenigen zu urteilen, was darüber bisher bekannt geworden ist, den altassyr. aus Kappadokien überhaupt in mancherlei Hinsicht verhältnismäßig nahestehen dürften. Die Möglichkeit der plötzlichen Bildung eines altassyr. Großreiches vom Tigris bis zum Halys aber wird nur leugnen, wem das Entstehen und Vergehen altorientalischer Herrschaften, etwa derjenigen des Lugalzaggisi, des neubabylonischen oder des medischen Reiches, nicht gegenwärtig ist. Somit könnten nur chronologische Schwierigkeiten, etwa die Notwendigkeit, die Assur und assyrische Rechtsprechung erwähnenden Kültepe-Texte in die Zeit babylonischer Suprematie über Assur zu versetzen, der Einordnung unserer Texte in ein nicht sehr lange Zeit bestehendes assyrisches Großreich widersprechen. Derartige Hindernisse bestehen jedoch, wie der folgende Abschnitt zeigen möge, nicht.

II. Das Alter der Kültepe-Texte und die Blüte Assyriens unter Ilušumma und seinen nächsten Nachfolgern.

Zur Datierung der Kültepe-Texte dienen seit 1911 zwei mit Siegelabrollungen versehene sog. Case-Tablets. Das Siegel der einen Urkunde, die über einen *dīn ālim*, eine gerichtliche Anordnung der „Stadt" (d. i. Assur, s. o. Sp. 755), aussagt, lautet auf den Namen „Šarrum-kēn Priesterfürst des Gottes Assur, Sohn des Ikunum Priesterfürsten des Gottes Assur"; die Tafel ist somit um einige Jahrzehnte älter als Ḫammurapi, dessen 1. Regierungsjahr — nach den Ansätzen Ed. Meyers[1] — 1947 v. Chr. war. Die zweite Urkunde, deren Text von der Norm der zahlreich bekannten Verpflichtungsscheine kaum abweicht, trägt auf einer ihrer fünf Siegelabrollungen den Namen eines Schreibers Ur-Lugalbanda, der sich als Knecht des „Ibbi-Sin, Königs von Ur, Königs der vier Weltgegenden" bezeichnete. Da man nun im Hinblick auf solchen Befund gewohnt ist, als Zeit der Abfassung dieser Tafel die letzten Jahre der 3. Dynastie von Ur, speziell die Zeit Ibbi-Sins (2204—2180) anzunehmen, liegt es ja nahe, mit Landsb. zu meinen, die uns bekannten „kappad." Texte erstreckten sich, z. T. sogar noch einige Jahrhunderte älter als Ibbi-Sin, von Šarrum-kēn an aufwärts über längere Zeiträume des 3. Jahrtausends, gehörten insbesondere aber jener Zeit der Vormacht Urs über das „armselige Patesi-tum Assur" an.

In Wirklichkeit jedoch — und zwar unabhängig von der Frage, ob das Siegel des Ur-Lugalbanda hier in zweiter Verwendung erscheint oder nicht[2] — sind die Tafeln, die die Unterlage für Landsbergers Aufstellungen abgegeben haben, nicht der Zeit des Ibbi-Sin, sondern vielmehr ausschließlich derjenigen Šarrum-kēns zuzuweisen. Diejenigen Texte nämlich, welche unter Verwendung der altassyr. Monatsnamen nach einem Jahreseponymen (*li-mu-um*) datiert sind, welche ferner die teils schon oben erwähnten, teils noch zu besprechenden Nachrichten über *rubā'um*

1) Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens S. 25.

2) Diese Frage aufzuwerfen, hat leider auch der Ref. bei seiner früheren Behandlung des Gegenstandes (OLZ 1923, 538 ff.) versäumt, weil Thureau-Dangin, der erste Herausgeber des Textes (RA 8, 142 ff.), erklärt hatte „l'hypothèse d'un réemploi tardif est tout à fait improbable". Die neuerdings von Dr. Eißer und mir beobachteten Prinzipien der Sieglung der altassyr. Rechtsurkunden lehren jedoch, daß wir auf dem betreffenden Case-Tablet zwar tatsächlich fünf Siegelabrollungen erwarten müssen, diese aber den beiden Schuldnern Dakniš und Ḫuruta und den drei Zeugen Zilulu, Aššur-dan und Ikunum zuzuschreiben sind, so daß für eine Sieglung durch einen in dem Texte selbst nicht erwähnten Schreiber Ur-Lugalbanda vermutlich kein Platz bleibt.

und *ēkallum*, über *ālum*, *qārum* und *wabartum*, über *dīn ālim* und *dīn qārim*, *bīt ālim* und *bīt qārim* usw. usw. bringen, sind dadurch charakterisiert, daß in ihnen immer von neuem die gleichen, untereinander großenteils engst verbundenen Personen begegnen, und zwar derart, daß regelmäßig nur das Nebeneinander, nicht aber auch das Nacheinander von Großvater, Sohn und Enkel bezeugt wird, und daß die Epoche, über die die Tafeln aussagen, auf nicht mehr als höchstens zwei bis drei Generationen geschätzt werden kann[1].

Das Zeitalter, in welches demgemäß die gerade auch für Landsbergers abweichende Darstellung ausschlaggebend gewesene große Masse der Kültepe-Texte durch die von Šarrum-kēn beglaubigte Entscheidung der „Stadt" gerückt wird, ist nun durchaus keine Zeit politischer Ohnmacht Assyriens gewesen: Ilušumma, der Urgroßvater und 3. Vorgänger des Šarrum-kēn hat, wie wir teils aus einer babyl. Chronik[2], teils aus seinen eigenen Inschriften[3] erfahren, nicht nur Ḫammurapis fünftem Vorgänger Sumuabu (2049—2036) als unabhängiger Fürst gegenübergestanden, sondern sogar auch die Verhältnisse Babyloniens, insbesondere der alten Vororte Akkad, Nippur und Ur, neuzugestalten vermocht, ein Unternehmen, das, wie die ganze spätere assyr. Geschichte lehrt, größere Ausdehnung und entsprechende Macht Assyriens zur Voraussetzung hat. Daß aber auch Šarrumkēn noch selbständig war und seine Unabhängigkeit nicht etwa an die aufstrebende Dynastie Sumuabus verloren hatte, dafür zeugt im Einklang mit dem, was wir aus anderen Quellen über die zunächst geringe Macht der Vorfahren Ḫammurapis erfahren, das Šarrumkēns Siegel tragende „kappad." Aktenstück selbst mit dem ausdrücklichen Vermerk *kunukki waklim* „Siegel des *waklum*"; denn (*w*)*aklum* „Richter" ist uns, wie ich bereits ZA N. F. 2 (36), 24 belegt habe, speziell als der Titel bekannt, den im Laufe der Jahrhunderte mehrere unabhängige Priesterfürsten von Assur sowohl in Inschriften an Profanbauten als auch insbesondere in juristischen Texten bevorzugt haben[4].

Die Einreihung der Kültepe-Texte in das als älteste uns bekannte Blütezeit Assyriens zu bezeichnende Zeitalter Šarrum-kēns läßt es schließlich auch wenig geraten erscheinen, die „kappad." Tontafeln uneingeschränkt ein Erzeugnis des dritten Jahrtausends zu nennen. Die Kombination der altbabylonischen Quellen und der assyrischen Königslisten mit den bekannten Angaben Salmanassars I., Tiglatpilesers I. und Assarhaddons liefert nämlich, wie ich an anderer Stelle — infolge Raummangels freilich nur in aller Kürze — zu begründen versucht habe[1], folgende auch Šarrum-kēn umfassende Tabelle auf unsere Zeitrechnung reduzierbarer Daten der Frühgeschichte Assyriens:

Errišums I. Tod: 2000
Ikunum, Šarrum-kēn, Puzur-Aššur II., Aḫḫi-Aššur } 4 Herrscher = ca. 48 Jahre
Rīm-Sins Herrschaft über Assur : ca. 1952—1940[2]
Errišu II. : ca. 2 Jahre
Šamši-Adads I. Thronbesteigung: kurz vor 1937[3]

1) Zu einem ganz ähnlichen Resultat wird voraussichtlich das neuerdings ausgegrabene Material führen: bei meinem Besuche des Kültepe im Oktober 1925 faßte Herr Prof. Hrozný seinen auf Grund seiner ersten größeren Funde gewonnenen Eindruck in den Worten „eine Generation" zusammen. Das gleiche lehrt schließlich auch die Tatsache, daß die 364 von Landsb. benutzten Texte nur ca. 30 verschiedene līmu-Beamte als Jahreseponymen kennen lehren.

2) L. W. King, Chronicles concerning early Babylonian Kings II 119.

3) Assur 20488 u. Dupl. (Vortrag von E. Forrer auf dem Leipziger Orientalistentag 1921). [Vgl. AOB I, 9.]

4) Beachtenswert ist in diesem Zusammenhange die in Assur bis dahin beispiellose erhebliche Bautätigkeit des Ilušumma und seiner nächsten Nachfolger (die meisten Belege schon bei Weidner, MVAG 1915, 4, 35f.); denn auch diese hat, wie die spätere Geschichte des Landes lehrt, eine Epoche militärischer Macht und wirtschaftlicher Blüte Assyriens zur Voraussetzung.

1) Siehe DLZ 1926 Sp. 567 ff. [Daselbst Sp. 571 lies natürlich: a) „zuvor war der Tempel meines Herrn Assur, den vormals Ušpia gebaut hatte, verfallen, und Errišu hatte (ihn neu) gebaut. 159 Jahre waren seit der Regierungszeit des Errišu dahingegangen und er war wieder verfallen und deshalb hatte Šamši-Adad (ihn neu) gebaut. (Weitere) 580 Jahre waren dahin gegangen, aber ......". Wenn mir gegen die Ausführungen der Sp. 572 von kompetenter Seite bemerkt wird, ein längerer Aufschub des Neubaues des Assurtempels könne für die Zeit so bedeutender Herrscher wie Arik-dēn-ili und Adad-narari nicht in Frage kommen, so sei demgegenüber hier nur hervorgehoben, daß sich jene Könige nach Ausweis ihrer vom früheren und späteren Gebrauch so erheblich abweichenden Titulaturen in erster Reihe doch als Herrscher von Enlils Gnaden betrachtet zu haben scheinen.]

2) Die m. E. auch aus der Stele Ḫammurapis (IV 55—59) zu entnehmende Katastrophe, die Rīm-Sin von Larsa durch die Eroberung der Hauptstadt dem altassyr. Reich Ilušummas und seiner fünf Nachfolger bereitete, läßt auch verständlich erscheinen, warum der altassyr. Bazar am Kültepe, soweit ich sah, keine Spuren gewaltsamer Zerstörung zeigt, sondern den Eindruck friedlicher, durch den bloßen Lokalbefund schwer erklärlicher Räumung erweckt.

3) Der Name des Vaters dieses Šamši-Adad I., des Vasallen Ḫammurapis (s. VAB 5 Nr. 284, 12; vgl. auch VAB 6 Nr. 40), ist uns unbekannt: die leider auch ZA N. F. 2 (36), 27 angenommene Kombination des BE VI 1 Nr. 18, 44 genannten *Be-el-DA-bi* mit ᵈ*Enlil-ka-bi* (KAH I 51 b, 12 ff.) scheitert schon deshalb, weil Meißner und Ungnad (OLZ 1921, 17) gezeigt haben, daß Sinmuballiṭs Zeitgenosse *Bēl-ṭābi* nach Ḫirītu gehört.

Išme-Dagan I.
[. . . . .]aššat | Šamši-Adad I.
Rimuš | und 6 weitere
ŠI-Ninua | Herrscher
Šarrûma-Adad | = ca. 96 Jahre[1]
Errišu III.
Šamši-Adads II. Thronbesteigung: ca. 1841[2]
Išme-Dagan II.
Šamši-Adads III. Tod: kurz nach 1766
14 Könige bis zu Erîba-Adad I. = ca. 380 Jahre
Aššur-uballiṭs I. Thronbesteigung: ca. 1380.

(Schluß folgt.)

Neue Kontrakte aus Babylonien[3].

Von B. Landsberger, Leipzig.

Dank gründlicher Arbeit der Philologen und Rechtshistoriker können heute die Urkunden der Hammurabi-Zeit als eines der am besten erforschten Teilgebiete der Assyriologie gelten. Nur hier ermöglicht es die Sammlung von Kohler (Koschaker) und Ungnad[4], den verarbeiteten Stoff rasch zu überblicken, während z. B. die neubabylonischen Schwestern der altbab. Kontrakte, obgleich seit Jahr und Tag in Menge bekannt, der Vergessenheit anheimgefallen sind. Das wache Interesse der Juristen bürgt dafür, daß es sich hier um mehr als eine Modeerscheinung handelt. Aber von dem etwa in den Jahren 1910—16 auf assyriologischer Seite entfalteten Eifer ist heute nicht mehr allzuviel zu spüren. Und doch bringen die neuen Texte immer wieder neue Formen des Rechtsgeschäftes, fordern immer tiefere Klärung der termini.

1) Mit Šamši-Adad I. und seinen drei nächsten Nachfolgern rivalisierten, wie Ed. Meyer, Die ältere Chronologie 14 f. nachgewiesen hat, Adasi und sechs weitere Fürsten. Da Assarhaddon den Adasi als den *mukîn šarrûti māt Aššur* „der (fort)bestehend machte das Königtum Assyriens" rühmt, darf weiter vermutet werden, daß Adasi dem von Šamši-Adad I. verdrängten Hause Errišus II. angehörte und die Oberherrschaft Ḫammurapis nicht anerkannte.

2) Šamši-Adad II., dessen Taten ja aus KAH I 2 und der Tirqa-Inschrift ZA 21, 248 bekannt sind, müssen auch die Bauziegel vom Assurtempel KAH II 16 und Dupl. zugeschrieben werden, und zwar schon deshalb, weil nach Assarhaddons Zeugnis Errišums I. Neubau des Assurtempels erst 1874, also nicht schon unter Šamši-Adad I., reparaturbedürftig wurde. Im übrigen führen die Namen Šamši-Adads und seines Sohnes zu der Vermutung, daß durch Šamši-Adad II. die Dynastie Šamši-Adads I. von neuem zur Herrschaft kam.

3) Chiera, Edward: Old Babylonian Contracts. Philadelphia: University Museum 1922. (114 S. u. 100 Taf.) 4° = University of Pennsylvania, The University Museum, Publications of the Babylonian Section. Vol. VIII No. 2.

4) Deren siebenter Band wird die hier besprochene Textausgabe enthalten. Sein Manuskript ist zum großen Teile fertiggestellt. [Nr. 135 findet sich nach einer Umschrift Langdon's als Nr. 1654 schon im 6. Bande.]

Dieser Band ist eine unmittelbare (durchpaginierte)[1] Fortsetzung von UM VIII 1, vom gleichen Autor. Die Nummern 1—182 bringen Urkunden aus Nippur[2], im großen und ganzen zeitlich angeordnet. Nr. 103 f., 106 f., vielleicht 167 und wahrscheinlich 157[3] gehören der Dynastie von Isin an, Nr. 105 der Regierung des Sin-erîbam von Larsa, Nr. 108—156, 179 f., 182 den Königen Rîm-Sin, Ḫammurabi und Samsu-ilûna, Nr. 158 bis 163 sind aus der Kassitenzeit (Nr. 160 vom 7. Jahre eines rätselhaften Königs dEnlil-á-maḫ); der Rest ist altbabylonisch, aber undatierbar. Nach Nr. 120 muß Ḫammurabi schon in seinem 29. Jahre vorübergehend in Nippur als König anerkannt gewesen sein. In dieser Tafel (wie auch in der eng dazugehörigen Nr. 117) geben ihm die Schreiber von Nippur, wie sie es von altersher gewohnt waren, das Gottesdeterminativ. Als regulärer Herrscher hat Ḫamm. dies verboten[4]. Keine altbab. Urkunde von Nippur geht über Samsu-ilûna 29 hinaus. — Aus Sippar stammen Nr. 183—261[5], von Immerum bis Ammi-ṣaduqa (nicht chronologisch geordnet); Nr. 255, 263—265 aus Südbabylonien.

Die Kopien Chiera's verdienen uneingeschränktes Lob, auch die beiden Verzeichnisse von Personennamen (1. für die Urkunden aus Nippur, 2. für die übrigen) sind im allgemeinen brauchbar. Freilich haben sich besonders in das zweite manche unverstandene Appellative eingeschlichen, so *A-du-mi-a-bi-šu* Vater des Aḫuni, lies dafür: *A-ḫu-ni-ia um*(!)*-mi-a-ni-šu*; *Da-da-la-ma-sú-ú* lies É.DA (*edakkum*[6]) *ma-la ma-sú-ú*; *É-a-pa-ši* lies ḫun-gá *a-pa-lim*; *E-da-kum* lies *êdakkum*[6]; *E-ri-ib-bitum* lies *êrib bîtim*; *Ḫa-ar-tum* für *su-ḫa-ar-tum*; *Ia-ab-li-ia-di* lies *Ia-ab-li-ia* KI; *Î-li-ra-bi-nu-um* für *Mâr-ì-li ra-bi-*<*a*>*-nu-um*; *Ilât-sa-am-ta* lies AN.ZA.QAR *ša*; *Ki-ir-ri-i-si-in-ê-a* = *kirri* (vgl. Nr. 242, 3) *isin Ea*; *Bêltija-ta-ab* lies *ù Mu-da-du*; *Pa-ak-ri-šu* vielmehr *pagrišu*; *ru-uk-bu-um* kein Eigenname; *Ru-uk-su* lies *ru-ug-ba*; SAL+KU dLugal-gú-dû-a lies *ênti* d*L.*; *Šam-ḫu-ru* lies *uḫḫuru*. Diese Fehldeutungen (denen sich noch die Fälle des Verlesens der Personennamen selbst anreihen ließen) sollen zeigen, daß Chiera nicht tief in seine Texte eingedrungen ist, und somit den Rezensenten rechtfertigen dafür, daß er bei der folgenden Inhaltsschau nicht an die Übersetzungen, die Verf. einer Auswahl der Texte (42 davon) beigibt, sondern an diese selbst sich hält.

Nippur als heilige Stadt gibt sich durch den großen Prozentsatz der von Priestern und Nonnen herrührenden Urkunden zu erkennen. Die durch fortgesetzte Erbteilung meist schon auf wenige Tage im Jahre zusammengeschrumpften Einnahmen aus Tempelämtern können (die eigentlichen Priesterämter wohl nur innerhalb der eigenen Kaste) verkauft werden. Außerdem hatten die Priester noch den Nutzgenuß von dem Tempel

1) Nur in der Liste p. 211 ff. („Description of the Documents") ist bei den Zitaten die fortlaufende Seitenzählung nicht berücksichtigt, hier ist jedesmal zu den Seitenangaben die Zahl 110 zu addieren.

2) Davon Nr. 1—102 in UM VIII 1, sämtlich Dyn. von Isin und Larsa.

3) Datiert nach dem Bau der „großen Mauer von Nippur"; wahrscheinlich Anfang der Dyn. von Isin, nicht 3. Dyn. von Ur.

4) Erst in der Kassitenzeit kam dieser Brauch wieder auf: Nr. 159.

5) Aus den Sammlungen Khabaza, Shemtob, Prince des Pennsylv.-Museum. Dies vermerkt Chiera bei den Übersetzungen, leider aber nicht in der „description of documents".

6) „Seitenbau" Nr. 201, 1; 205, 3; 224, 1 vgl. BE VI 1, 47 und 49.

gehörigen Feldern (a-šag gišgar[1]). Das gewöhnliche Wort für „Priester" ist in Nippur guda, das die Akkadier mit *pašīšu* „Gesalbter" wiedergeben, also deutlich eine Kasten-, nicht Funktionsbezeichnung. Das guda-Amt ist meistens kumuliert mit dem des „Ältesten", buršuma, das vielleicht der stellvertretenden Einführung der Adoranten vor die Gottheit dient, so nach Nr. 169, 7ff.: nam-bur-šu-ma dumu Nibru KI dumu Ì-si-in KI ù dumu kur MAR.TU. Eine höhere Kaste ist wohl der nu-eš = *nisakku*. Dazu die Hilfsämter: nuḫaldim „Koch" (Nr. 178); niduḫ „Pförtner" (Nr. 133: Pförtneramt der drei Tore von Ekur, des Schatzhauses vom Tempelteile ekur igigal, zugleich Wächteramt über alle Statuen). Während die eigentlichen Priesterwürden als PA.DINGIR bezeichnet werden, sind die Ämter des PA.É „Hausvorsteher" (nach Nr. 166 III 15 ist dieses Amt im Besitze einer Nonne, die es an einen Freigelassenen verschenkt) und des (lù)-nigdabba, d. i. wohl des Einnehmers der gewisser Opfergaben[2], ein PA.LUGAL, also wohl dem König verantwortlich, aber gleichfalls veräußerbar (Nr. 131; 135; 138). Nicht als vererbbar, bzw. verkäuflich belegt sind die Stellungen des gala (Kultsängers) und nar (Musikers). — Die Nonnen (SAL.ME = ukur = *nadītu*[3], die dem Ninurta heilig sind (nur einmal SAL ME dItu[run]gal Nr. 104, 5) leben wie die *nadītu* des Šamaš in Sippar, in einem eigenen Stadtbezirk (ki-ukurra Nr. 105, 2 u. 7; 142, 1; 166 III 13; 177, 10 u. 14; 181 passim; auch Nr. 7, 6), in ihren eigenen Häusern. Ihr Erbgut wird von den Brüdern verwaltet, die sich dafür zur Alimentierung der Schwester verpflichten (Nr. 116); ausgedehnten Feldbesitz, wie in Sippar, haben sie anscheinend nicht, aber, wie dort, besitzen sie „Ringgeld" und Sklaven; Nr. 166 ist ein Verzeichnis von Schenkungen der *nadītu* an Freigelassene und Verwandte (stets Schwestern oder deren Töchter), vermutlich bei gleichzeitiger Adoption dieser. Von einer solchen handelt der Schluß des Textes. Die Nonnen unterstehen einem PA ukurra Nr. 112, 17 (vgl. 168, 26), bzw. maškim ukurene Nr. 142, 26/25.

Das weltliche Nippur macht mit seinen schablonemäßigen Geschäften (in der Mehrzahl Häuserhandel, kleine Getreidedarlehen) einen provinziellen Eindruck. Für die Bedeutung seines Hafens (*kār Nippur* Nr. 125, 6/7)[4] gibt es noch keine Belege. Indes liefert uns Nr. 151 das sumerische Formular für die Kommenda: Zwei tabba erhalten von einem damgar Geld zum Handel mit Schafen. Dieses dürfen sie aber nicht schlechtweg zum Einkauf verwenden, sondern sie müssen „ihren Kopf abmühen; sie sind damit auf die Reise gegangen und werden nach deren Beendigung das Kapital an den Geldgeber abführen, den Gewinn ([nig-agal]la Z. 14) untereinander gleichmäßig teilen; (die Einrede:) Er hat es mir (nur) in Kommission gegeben, oder es (nur) bei mir deponiert! (gizkim-ám-ti-la ù ám-mi-ib-kid-kid = *iq-pam izibam* VS 9, Nr. 182f., 7f.) wird der Geldgeber nicht gelten lassen(?)". — Felderwirtschaft: Das kultivierte Feld ist nicht, wie in Sippar, ašag abšen[5], sondern ašag gúg še, phonetisch wohl *eqlum ur-ba-ta-num* BE VI 2, Nr. 26 I 19 u. III 1, so wegen gúg = *urbatu*, sonst „Schilf", hier wohl „Halm". — Nr. 134 gibt Feldmaße: 1. Die Fläche (IŠ) von Feldern, die geeggt (giš-ùr-ra Z. 3 u. 32) und vorgepflügt (apin-šu-kin Z. 5, 26, 28f.) werden, aus Längs- und Breitseite (uš und sag), diese in GAR gemessen, da die Flächeneinheit SAR ein Quadrat von 1 GAR Seitenlänge ist; 2. die Saatmenge wird nicht aus uš und sag errechnet, sondern aus uš und abšen. Wenn die Saatmenge, in sila ausgedrückt, = z, uš (in GAR gegeben) = u; 1 abšen = a ist, so gilt in 5 von den 7 zahlenmäßig sicheren Beispielen approximativ die Gleichung: $z = \frac{u \times a}{60}$. Danach war abšen vielleicht die Einheit einer zur bequemen Berechnung der Saatmenge vorgenommenen Querteilung der Felder. Aber wie kommt es zu dieser Bedeutung? — Feldpacht mit Getreidevorschuß an den Pächter Nr. 122. — Unterstützungsdarlehen (šu-buluggenannt), bei Gesundung rückzahlbar Nr. 140. — Für die Sonderstellung des Sonnengottes als Gott des Volkes, die praktisch in seiner Fürsorgetätigkeit sich zeigte, spricht es, daß selbst in Nippur nur er unbefristete Darlehen vergab: Nr. 150, wo Nannar und Inanna dem Uta als Zeugen dienen; befristet Nr. 127. — Strafprozeß vor dem *puḫru* von Nippur[1] Nr. 173.

Für die Kassitenzeit charakteristisch ist der Tauschhandel von Mobilien, wobei die Werte in Gold bemessen werden, so Nr. 159; in Nr. 163 wird auf Veranlassung der Partei A die Partei B gemäß königlichem Edikt vom *guennakku* zur Zahlung von 10 Schekel Gold an C verurteilt; mit einer Sklavin in diesem Werte ist C nicht zufrieden, er verlangt Barzahlung, ist aber schließlich mit der Abgeltung der Schuld in Vieh einverstanden und wiederholt mehrmals die *lā ragāmu*-Forme. — Barzahlung in Gold für eine Sklavenfamilie (1 alte Frau mit Tochter, Sohn und Schwiegertochter). Verkäufer ist ein Priester der Ninlil[2], Käufer ein Sklave (lù-sag) des Enlil-Kidinni, (Stadt-) Archivar von Nippur, Nr. 162. — Garantie für Sklaven (vgl. Ungnad, OLZ 1907, 145) Nr. 161.

Urkunden aus Sippar. Darlehen, Redensart *qāti* NN. *nasḫat*: a) *qāti* B (Schuldner) *nasḫat*: die Schuld geht auf einen Dritten über, der binnen Monatsfrist zu zahlen hat (vgl. ZDMG 69, 502 Anm. 4) Nr. 216; b) *qāti* A (Gläubiger) *nasḫat*: die Forderung geht auf einen Dritten über, dem der Schuldner binnen 10 Tagen zu zahlen hat, Nr. 245[3]; c) *qāti* A (Gläubiger) *itti* C (Bürge) *u* B (Schuldner) *nasḫat*: die Schuld (oder ein Teil davon) ist vom Bürgen bezahlt, Nr. 207[4]. — Personenmiete: *itti pagrišu u ra*[*manišu*] bei Selbstvermietung Nr. 257, 2. — In Nr. 196 vermietet sich ein „Pflüger" für die Dauer des Bedarfes (*adi paṭār erēšim*[5]) gegen ein Schekel Monatslohn und Beköstigung (= 2 qa Speise, 3 qa Getränk pro Tag). Er haftet für „Augen, Hörner[6], Hufe und Schwanz" (der Zugrinder). „Wenn er den Rindern die Geschirre abnimmt (GUD.(!)HI.(!)A *u-ra-aq-ma*), muß er das Geld für die Geschirre (*kasap i-ni-tim*) bezahlen." Entzieht er sich irgendwie[7] der Arbeit, verliert er den Lohn. — Feldpacht. Ein Teil des Feldes ist Neubruch und bildet ein *šiluḫu* Nr. 253, 17. — Das Verhältnis zweier Gesellschaftspächter zueinander regelt Nr. 200, wobei der am Arbeitsertrag (*mānaḫtu*) minder beteiligte Gesellschafter sich verpflichtet, nicht zu reklamieren. — Die von

1) Ideogr. PAD, entlehnt als neubab. *keskerru*.

2) Für nigdab in dieser Bedtg. s. Kult. Kal. 94[2] und 95.

3) Die Ansetzung mit *ṭ* bewährt sich nicht. Wohl einfach „die Brachliegende", d. h. zwecks Kindererzeugung nicht Befruchtete, mit dem beliebten Vergleich von Frau und Feld.

4) Diese Quittung illustriert Darlehensgeschäfte nach Art von VS 9, 83f.

5) So, nicht eššen, nach Scheil, RA 21, 52.

1) Drei Mörder werden hier zum Tode verurteilt.

2) Verkauft er seine eigene Familie?

3) Hier *qātāt* A *u* A_1 *nasḫat* wohl schlecht für *nasḫa*.

4) Für *nasḫat* hier *naḫsat*. Versehen oder vulgärsprachliche Metathesis?

5) Vergl. VS 7, Nr. 87, 4, beidemal *erēšu* wohl = „pflügen".

6) *qannī* für *qarnī* (wie *annu* für *arnu*, *gunnu* für *gurnu*).

7) *inappuš* (?), *inassaḫ*, *inaddi*, *ittallak*.

Koschaker, Hamm. Ges. VI 119 behandelte Kombination von Garten- mit Feldpacht Nr. 246. — Nr. 226: Aus dem Lehnsgut eines Soldaten war widerrechtlich Privateigentum geworden, das betreffende Feld wurde an A verkauft. Der König zerbricht die Tafel, der Soldat kehrt in sein Feld zurück. „Dafür, daß der Kaufkontrakt, der bei A war, zerschlagen wurde und dafür, daß es sich wirklich um ein in die Lehnsliste[1] eingetragenes Feld handelt, haftet B." — Nr. 183 (ebenso CT 4,18 b und vielleicht AJSL 29, 300) bucht Ausgaben des *sagû* aus bestimmten Anlässen: a) *biblu*-Gaben, wohl aus Anlaß der Installierung einer Novize, an diese selbst und ihren Bruder[2]; b) für Festschmäuse am Tage des *sebût šattim* (s. Kult. Kal. 85), am „Schicksalstage der Nonnen", am Tage des ab-è (-Festes) der Nonnen (s. Kult. Kal. 85 f.). — Nr. 194 Inventaraufnahme der Innenausstattung eines Tempels des Ea und der Damkine (nach IV 10 und 19 wohl Teil eines Annunītu-Tempels).

Von den Urkunden aus Südbabylonien bemerkenswert Nr. 264: Prozeß vor den *wardi šarrim* mit Eid vor der Doppelaxt, wohl im Tempel alallamaḫ von Ur (so wohl Z. 15 nach Z. 35 zu ergänzen). Die Söhne eines Adoptierten schwören, daß ihr Vater nicht enterbt wurde und behalten ihre Anteile am *pašīšu*-Amt im Tempel der Bau und des Nergal.

Mit diesen dürftigen Proben ist nur ein geringer Teil des Inhalts dieses reichen Bandes ausgeschöpft.

Koldeweys „Das wieder erstehende Babylon" in neuer Auflage[3].

Von Julius Jordan.

In dieser noch vom Verfasser bearbeiteten Neuauflage werden uns zu den in den ersten drei Auflagen bis zum Jahre 1912 veröffentlichten die Ergebnisse der Ausgrabungen an der Zikurat Etemenanki, am westlichen Teil der Südburg und an der Hauptburg des Kasr sowie am Hügel Babil gegeben, so daß diese gedrängte Übersicht über die Erforschung Babylons nunmehr alles enthält, was die deutschen Ausgrabungen in ihrem 18-jährigen Verlaufe bis zum Jahre 1917 ermittelt haben.

Ein Vergleich zwischen den rekonstruierten Perspektiven von Etemenanki (Abb. 119, Seite 186) der alten und der neuen Auflage zeigt die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis vom babylonischen Turm in seinem Peribolos. Zwischen den Seiten 190 und 191 ist die bereits in der Nr. 59 der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft vom Mai 1918 veröffentlichte und ausführlich begründete Wiederherstellung des Turmes von Koldeweys Hand eingeschaltet, die sich bekanntlich im wesentlichen auf die nachgewiesenen Ruinenreste und die inzwischen wieder im Original aufgefundene und von P. Scheil veröffentlichte Tontafelinschrift des Anubelschunu stützt und die sich entgegen vereinzelten ablehnenden Beurteilungen und einem anderen Rekonstruktionsvorschlag von Dombart-München als die bei unseren heutigen Kenntnissen wahrscheinlichste durchzusetzen beginnt.

Der westliche Teil der „Südburg" des Kasr liegt nun mit seinen beiden Haupthöfen samt -gemächern für den König und die Königin sowie mit den anstoßenden Wohnungen für Personen des königlichen Haushaltes im genauen Plan vor und rundet damit das Bild der monumentalen „Südburg" zu einem an Großartigkeit, an Viel- und Weiträumigkeit kaum zu übertreffenden Ganzem ab.

Auch für die „Hauptburg" ist ein großer Teil der Raumgruppierung durch einen Grundplan belegt und die größere Reichhaltigkeit an künstlerischen und wissenschaftlichen Schätzen, die Nebukadnezar und seine Nachfolger, wie die Inschriften behaupten, gerade in diesem Palastteil aufgehäuft hatten, durch Funde bestätigt.

Nebukadnezars Palast im Hügel „Babil" wird als Sommerpalast angesprochen, dessen wesentliche Grundrißgestalt durch einen neuen schematischen Plan belegt wird.

Auf dem neu beigegebenen Plan Abb. 256 gewinnen wir jetzt einen vorzüglichen Überblick über die gewaltige Bauleistung Nebukadnezars und zugleich über Lage und Gestalt der meisten Monumentalbauten, der Befestigungsanlagen der inneren Stadt, der Wohnstadt im „Merkes" und des griechischen Theaters, deren Kenntnis wir der deutschen Ausgrabung unter Koldeweys Leitung verdanken.

„Damit sind die wichtigsten Punkte der großen, berühmten Stadt so gut wie erledigt" schreibt Koldewey mit berechtigter Genugtuung im Vorwort zu der neuen Auflage, die an Gediegenheit und Vornehmheit der inneren und äußeren Ausstattung die früheren Auflagen dieses einzigartigen Buches womöglich noch übertrifft.

Das Motiv der Kindesunterschiebung in einer hethitischen Erzählung.

Von Hans Ehelolf, Berlin.

Wenn hier der Keilschriftedition vorgegriffen und ein Abschnitt aus einem hethitischen Text zunächst in Umschrift vorgelegt wird, so recht-

1) *mu-da-si* Rs. 4; zu kombinieren mit *gu-da-si-e* CT 4, 19a, 23 f., worin also Ungnad, Bab. Br. Nr. 228 mit Recht eine Art Kataster vermutete, genauer ein Register der Lehen (so gegen ZDMG 69, 526). Vielleicht ist das erste Zeichen mit unserer Stelle *mu* zu lesen und Lehnwort aus sum. muda-zu „mit Namen wissen".

2) Das *biblu* besteht aus Lebensmitteln, die teilweise beim Festschmaus verzehrt werden, einem Gürtel für den Bruder, zwei Ringen für die Schwester. Das gleiche Wort bezeichnet Gaben an die Familie der Braut bei Eheschließung.

3) Koldewey, Robert: Das wieder erstehende Babylon. Die bish. Ergebn. d. Deutsch. Ausgrabg. Vierte, erw. Aufl. Mit 270 [7 farb.] Abb. u. Plän. u. ein. Bildnis d. Verf. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (VII, 334 S.) gr. 8°. Rm. 25—; geb. 27—.

fertigt das der Inhalt und die Stilform des Stückes. Es handelt sich um einen Passus aus Bo 2024, einer verhältnismäßig großen (26 × 20 cm), leider stark beschädigten Tontafel mit je 2 Koll. zu rund je 70 Zeilen auf Vorder- und Rückseite. Der Zusammenhang des Ganzen, wenn er überhaupt bestand, läßt sich bei dem schlechten Erhaltungszustand der Urkunde nicht gewinnen. So viel ist deutlich, daß der Text zunächst (Kol. I) rituelle Vorschriften bietet, daß sodann bis zum Schluß der Tafel erzählende Abschnitte offenbar verschiedenartigen Inhalts folgen.

Kol. IV 18ff. erscheint ein Fischer (LÙŠÚ.PIŠ; vgl. Ungnad VB VI, Anm. b zu Nr. 216) im Selbstgespräch (*nu-za* LÙŠÚ.PIŠ *PA-NI* ZI-*ŠU* (19) *me-mi-iš-ki-u-ṷa-aṇ ḍa-a-iš*; vgl. KUB VIII 65, 15). Aus seinen (lückenhaft erhaltenen) Worten ergibt sich wenigstens das mit Sicherheit, daß er keinen Sohn besitzt (22—23: DUMU-*áš-mu ku-it* (23) NU GÁL), und vielleicht darf man aus dem Folgenden schließen, daß ihn deshalb die Sonnengottheit darben läßt. — Zz. 25b—28:

(25 b) LÙŠÚ.PIŠ DUMU-*an ki-*. [. . .] . . [.
(26) *kar-ap-ta na-an ku-un-ke-eš-ki-u-ṷa-an da-a-iš na-a*[*n*?(-) .] . . . [.
(27) *du-uš-ki-iš-ki-it na-an-za-kán ÚR-ši da-a-iš na-an ar-ḫ*[*a*[1]
(28) *pí-e-da-* *áš*

d. h. dem Sinne nach mit Übergehung der lexikalisch unklaren Stellen[2], daß der Fischer ein Kind (einen Säugling, wie sich zeigen wird) an sich nimmt und es fortträgt.

Es folgt nunmehr nach einem Trennungsstrich der eigentliche uns hier angehende Abschnitt (29—36):

(29) LÙŠÚ.PIŠ URU*úr-ma* URU-*ri a-ar-áš na-áš-kán I-NA* Ē-*ŠÚ an-da*
(30) *pa-it na-áš-za-kán* GIŠŠU.A-*ki*[3] *e-šá-at nu* LÙŠÚ.PIŠ *A-NA* DAM-*ṢỤ́*
(31) *me-mi-iš-ki-u-ṷa-an da-a-iš me-ma-aḫ-ḫi-it-ta ku-it nu-mu* GEŠTU(K)-*an pa-ra-a*
(32) *e p*[4] *ku-u-un-za* DUMU-*an da-a nu-kán* Ē ŠA(G)-*ni*[5] *an-da i-it nu-za-kán*
(33) *I-NA* GIŠ.NA(D)-*áš* GAM *še-eš-ki nu xy*[6] *pa-i nu* URU-*áš da-pí-an-za iš-dam-ma-áš-zi*
(34) *nu kiš-an me-ma-an-zi* DAM LÙŠÚ.PIŠ-*ṷa-za* IBILA-*an ha-áš-ta*
(35) *ṇụ-uṇ-na-áṣ̌ ku-iš*[7] NINDA-*an ku-iš*[7]*-ma*[8]*-an-na*[9] (!) KAŠ[10]*-eš-šar ku-iš*[7]*-ma*[8]*-an-na-áš*
(36) UZUI̯Ă *ú-da-i* SAL-*áš* ZI-*an-za ḫa-ad-da-an-za* usw.

„Der Fischer kam in die Stadt Urma. Er ging in sein Haus und setzte sich auf (seinen) Stuhl. Dann begann der Fischer zu seiner Frau zu sagen: „Was ich Dir sagen werde, (dem) halte mir das Ohr hin[4]. Nimm diesen Knaben, geh in den ŠA(G)-*Tempel*[5] hinein und leg Dich (dort) auf einem (dem) Lager nieder! Und dann erhebe ein Geschrei[6], daß es die ganze Stadt hört! Dann wird man so sagen: ‚Die Frau des Fischers hat einen Sohn geboren'. Dann wird uns *der*[7] Brot, *der*[7] Bier, *der*[7] Fett bringen . . . . .“

Es folgen bis Z. 39 weitere Worte des Fischers, soweit verständlich, Gedanken allgemeiner Natur über das Verhalten einer klugen und guten Frau. Dafür spricht der im Text mitgeteilte Anfang, und darauf weist der Schluß dieses Passus: (38) *nu-kán* LÙ-*áš* (39) [*me-mi-*]*i̯a-an Ú-UL ṷa-aḫ-nu-uz-zi* „Und sie verdreht nicht die Rede (ihres) Mannes.“ Von den letzten sechs Zeilen der Tafel, denen noch eine einzeilige Tafelunterschrift DU]B II (?) KAM ŠÁ m. [. . . .]. NU TIL (= „nicht zu Ende“) folgt, sind nur Spuren erhalten, die jedoch deutlich erkennen lassen, daß die Frau den Weisungen ihres Gatten nachkommt. — Man wird annehmen dürfen, daß die Erzählung auf der folgenden Tafel fortgesetzt ist.

Über das Inhaltliche und Formale dieses eigenartigen Literaturstückes zu urteilen, steht mir nicht zu. Auch weiß ich nicht, ob man berechtigt ist, die Erzählung als „Märchen“ zu bezeichnen. Sie erinnert mich, wenn ich überhaupt Parallelen beibringen soll, eher an ägyptische als an akkadische literarische Texte.

Anmerkungen.

1) Man beachte die in diesem Texte häufiger begegnende auffallende Verteilung des Praeverbs und zugehörigen Verbs auf zwei Zeilen (wie hier in dem Mitgeteilten noch Z. 29 und 31).

2) Es scheint von Liebkosungen und Spielen (cf. für *dušk-* KBo V 3 III 37) die Rede zu sein, und schließlich setzt der Fischer das Kind auf seinen Schoß. Ob darin irgendwelche sexuelle Symbolik zu suchen ist, bleibt offen, erscheint nach dem Zusammenhang wenig wahrscheinlich.

3) GIŠŠU.A hat die hethitischen Komplemente *-ḫi* (so die Regel; z. B. KBo II 2 III 28, KUB V 1 IV 42, VI 17 II 7, XVI 16 Vs. 8), *-ḫé* (KUB VI 13, 2; deutlich auf dem Original), *-ki* (außer in unsrem Text noch Bo 9469, 1) und endlich *-ki-it-ti* (KUB XV 31 I 42 = 32 I 45), das nach Fällen wie *ambaši(ti)*, *uzuḫri(ti)*, (*a*)*naḫi*(*ta*) (B.-St. X 63, 66) zu beurteilen sein mag, obwohl das *-tt-* auffällt.

4) Wörtlich: „halte heraus“. Die gleiche Phrase KUB VI 45 I 26 = 46 I 27; zu ergänzen KUB XV 1 II 36, IV 19 (bemerkenswert die Symbolik: Geloben eines Ohres; vgl. Verwandtes im Omen KUB VIII 83, 10—11); KUB XIV 13 I 19—20 (*iš-ta-ma-n*[*a-an* statt GEŠTU(K)-*an*). — Wäre nur von unsrer Stelle aus zu urteilen, so könnte man zu der Annahme verführt werden, daß der Fischer seiner Frau den listigen Plan ins Ohr flüstert; jedoch beweisen die Gebetsstellen die allgemeine Bedeutung „aufmerksam hinhören“ der Redensart.

5) Daß die Geburt bei den Hethitern außerhalb des Hauses stattfand, zum mindesten stattfinden konnte wissen wir aus KBo V 1, und daß speziell das Ē ŠA(G) als

ultische Lokalität mit der Geburt auch sonst zu tun at, zeigt der KBo V 1 eng verwandte Text KUB IX 22, er dieses „Haus“ im Zusammenhang mit einem Weibe, em *ḫattiliš*-Priester und dem *ḫarnau* nennt, die sämtlich uch KBo V 1 begegnen (III 8, 25, 35, 42). Andrerseits ezeugen zahlreiche Stellen, vor allem solche aus dem og. Festritualen, daß das É ŠA(G) auch anderen reliiösen Zwecken diente. — Die Situation ist nicht recht urchsichtig, denn man sollte meinen, daß gerade an o offizieller Stätte, die doch auch mit dem nötigen ersonal versehen zu denken ist, der Betrug nicht urchzuführen gewesen wäre. Soll man deshalb annehmen, aß das É ŠA(G) auch eine profane Örtlichkeit, etwa eradezu „Schlafzimmer“ sein kann, spielt sich also die cheingeburt im Hause des Fischers ab? Die sonstigen ahlreichen Belege für É ŠA(G) sprechen nicht dafür.

6) Stark beschädigt und offenbar auch korrigiert. Jnklar bleibt selbst, ob ein oder zwei Zeichen dastanden. Man erwartet bei der Kürze der Zeichengruppe ein deogramm mit folgendem akkusativischen Komplement. Ein -*an* kann zur Not Rest der Gruppe sein. Der Anfang sieht wie AŠ (ÁŠ wäre *rigmu*), allenfalls wie KU us. — An der Bedeutung ist nach dem Zusammenhang nicht zu zweifeln. Zu *pā*- vgl. akkad. *rigmu nadānu* Am. Kn. 147, 13).

7) Unsicher. Ich kann *kuiš* im Hauptsatze in dieser Anwendung bisher nicht belegen.

8) Über dies -*ma* bei Komplementärbegriffen (Brot, Bier; Rind, Schaf; essen, trinken; sehen, hören; oben, unten) an anderer Stelle.

9) Es fehlt ein -*aš*.

10) So, nicht etwa *pí-eš-šar*, ist wegen der häufigen Folge NINDA, KAŠ zu lesen. Bezeugt ist auch KAŠ-*eš-ni-it ya-al-ḫi-it ta-ya-l[i-it*: Bo 4846, 7.

Probleme der alttestamentlichen Forschung.

Von Joh. Hempel, Greifswald.

Mit größter Dankbarkeit begrüße ich die Gelegenheit, die mir von der Schriftleitung geboten wird, an dieser Stelle einige grundsätzliche Dinge auszusprechen, die mir bei meinen Arbeiten je länger je mehr wichtig geworden sind. Sie betreffen einmal die Stellung Israels im Rahmen der altorientalischen Welt und sodann die Stellung der alttestamentlichen Wissenschaft im Gesamtbereich der Orientalistik.

Die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte haben die volle Eingliederung Israels in die Welt des alten Orients gebracht. Israel ist uns ein altorientalisches Volk, sein heiliges Buch ein altorientalisches Buch, seine Religion eine altorientalische Religion. Innerhalb dieses Rahmens aber ist die Stellung Israels keineswegs eindeutig bestimmt. Schon die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Schichten der semitischen Welt ist nicht ohne weiteres gegeben, weder sprachlich noch sachlich. Ohne die Annahme eines Mischcharakters wird (trotz der nach der sprachlichen Seite hin erfolgten energischen Einsprache G. Bergsträßers[1] gegen die bekannte These H. Bauers[2]) schwerlich auszukommen sein. Wenn dem aber so ist, welches sind die Komponenten? Gehört eine von ihnen zu den Hyksos[1], eine andere vielleicht zu den Chabiru?[2] An welcher haftete der Israelname? Wie ist die Verwandtschaft mit den „Ostkananäern“ zu verstehen?[3] Eine eindeutige Antwort haben diese Fragen noch nicht erhalten. Damit hängt ein anderes eng zusammen. Welches ist die kulturelle und geistige Höhenlage der in das Land einbrechenden „israelitischen“ Scharen, und damit: nach welchen Analogien haben wir uns auch ihre religiöse Vorstellungswelt zu denken? Stehen sie auf der Stufe der vorislamischen arabischen Beduinen, oder stehen auch sie unter dem starken Einfluß der sie umgebenden Kulturen der Großreiche, speziell Ägyptens? Man mag die Bedeutung des Persönlich-Schöpferischen im Leben des Moses so stark betonen als man will — ich persönlich tue es in hohem Maße —, die Frage nach der kulturellen Struktur seiner Schar ist damit keineswegs bedeutungslos geworden. Die Bewertung der Reste primitiver Anschauungen, die sich innerhalb des AT. finden, hängt wesentlich an ihrer Beantwortung; sind es schon für das älteste Israel Reste aus vergangener Zeit oder sind sie noch längere Zeit starke Wirklichkeiten des religiösen Lebens, mit denen der Jahveglaube ernsthaft zu ringen hatte und die auch in seiner Welt noch Heimatrecht besaßen?[4]

Und dann der Zusammenprall mit den Religionen Kanaans und der Großreiche! Daß bei aller grundsätzlichen Ablehnung auch die „legitime“ Jahvereligion sich dem Einfluß derselben nicht entziehen konnte und sich ihm nicht entzogen hat, ist allgemein erkannt. Welches sind aber genauer die Abgrenzungen dieses Fremdeinflusses? Man ist heute geneigt, die kananäische Vermittlung höher einzuschätzen als ehedem[5], auch die gegensätzliche

---

1) OLZ 26 (1923) Sp. 253 ff.

2) Zur Frage der Sprachmischung im Hebräischen, Halle 1924; vgl. auch Driver bei Peake, The people and the book, Oxford 1925 S. 73 ff.

1) Zum Hyksosproblem vgl. jetzt Pieper, OLZ 28 (1925) Sp. 417 ff.

2) Zu den Ḫabiru vgl. Jirku, Die Wanderungen der Hebräer, Alter Orient 24,2 Leipzig 1925. — Mit Pieper die Ḫab. zu den Hyksos zu rechnen, erscheint chronologisch nicht gesichert; sie begegnen in Palästina im 15. Jahrhdt. als eine neue Größe, in Ägypten aber erst unter Ramses II., da der Papyrus Harris 500 [Erman, Lit. S. 217] strenggenommen ja nur für die Zeit der 19. Dynastie und nur für Palästina beweiskräftig ist [vgl. seine Datierung durch Ranke ATB² S. 68].

3) Zu den „Ostkananäern“ vgl. Th. Bauer, Die Ostkananäer Leipzig 1926.

4) Zum Problem vgl. OLZ 29 (1926) Sp. 45; die Stellung zu den genialen „Psalmenstudien“ Sigm. Mowinckels ist weithin durch die Entscheidung über diese Frage bestimmt.

5) Als typisch darf vielleicht gelten Dussaud, Les origines cananéennes du sacrifice israélite, Paris 1921.

Beeinflussung durch die Herausbildung religiöser Antithesen schärfer ins Auge zu fassen[1]. An die Stelle der einseitigen Berücksichtigung Babyloniens ist die stärkere Beachtung Ägyptens getreten[2]; die hethitische Religion und Kultur wird immer wichtiger. Und neuerdings zwingen die Grabungsergebnisse, den Einfluß der Ägäis als jüngstes Problem ernsthafter aufzunehmen. Solange die Einwanderung der Philister als stärkste Quelle der Beeinflussung von der kretisch-mykenischen Kultur her galt, konnte sie als nebensächlich erscheinen, da die dauernden Gegensätzlichkeiten auf der einen, die Nichteroberung der Philisterstädte in der Küstenebene auf der anderen Seite eine direkte wie eine indirekte (durch Assimilation der unterworfenen Bevölkerung) Beeinflussung stärkeren Ausmaßes unwahrscheinlich machten. Seitdem wir aber wissen, daß wenigstens in einer später israelitischen Stadt ein stark „mykenisch" beeinflußtes Herrengeschlecht auf der Burg saß (Bethsean)[3], und daß die ägäischen Funde in Syrien wie in Südpalästina bis in die Zeit des mittleren ägyptischen Reiches hinaufreichen[4], stehen die Dinge grundsätzlich anders. Dadurch aber tritt eine andere Tatsache in neue Beleuchtung, die starke Parallelität griechischer und israelitischer Anschauungen, vor allem in den Vorstellungen von Segen und Fluch, in den Eidesformeln[5], auch in der Entwicklung der Anschauungen von Schuld und Sühne. Wer Kurt Lattes Aufsatz „Schuld und Sühne in der griechischen Religion" auf sich wirken läßt, wird ja auf Schritt und Tritt an den entsprechenden Gang in der israelitischen Religion erinnert[6]. Haben wir es hier mit parallelen Erscheinungen zu tun? Gewiß! Eine direkte gegenseitige Beeinflussung zwischen dem AT. und Aischylos hat es nie gegeben, und auch die Ähnlichkeit des Eides im Buch Γ der Ilias mit dem hethitischen Formular[7] scheint mir nicht notwendig für Abhängigkeit zu sprechen. Aber liegt nicht beiden Entwicklungen das gleiche Substrat zugrunde, eine Gemeinsamkeit der Anschauungen der kleinasiatisch-ägäischen Welt[1], wie sie auf anderen Gebieten, im künstlerischen[2] wie im religiösen ja mit Händen zu greifen ist? Wenn etwa auf einem spätminoischen Siegel[3] die kretische Berggöttin in der gleichen Haltung erscheint wie $1^1/_2$ Jahrtausende später der Gott des kleinasiatischen Mons Argaeus auf Münzen der Kaiserzeit[4], so haben wir den schlagendsten Beweis dafür, wie stark die Gemeinsamkeit der religiösen Konzeption gewesen sein muß, wenn sie zu so verschiedenen Zeiten und an so getrennten Orten ohne jede Möglichkeit der Anregung des späten Künstlers durch die frühe Ausprägung sich einen so ähnlichen Ausdruck geschaffen hat. Nun muß freilich gerade auf dem Gebiete der Anschauungen von Segen und Fluch die Gemeinsamkeit, die auch mit arabischen und babylonischen Vorstellungen und Sitten besteht, vor einer Ableitung des ganzen Komplexes aus der Ägäis warnen. So wenig die assyrische Ištar, weil sie auf den Reliefs häufiger in hethitisch beeinflußter Darstellung begegnet, zu einer kleinasiatischen Göttin wird, sondern ihre babylonisch-semitischen Züge bewahrt[5], so wenig lassen sich die gemeinsemitischen Elemente in den genannten Anschauungen leugnen. Nicht einmal das gelingt, etwa die „ägäischen" Züge sauber herauszuschälen. Immerhin steht die Gemeinsamkeit der israelitischen Formeln mit gewissen griechischen, vor allem den Fluchtafeln von Knidos, aber auch attischen Formeln, wie sie bei den Rednern, den Tragikern und — in satirischer Umbiegung — bei Aristophanes begegnen, so selbständig neben der Verwandtschaft mit babylonischem Gute, daß mir hier der Rückgang auf eine gemeinsame Vorstufe doch wahrscheinlich dünkt. In meinem Aufsatz diesen Schluß auszusprechen, hinderte mich vor allem der Umstand, daß mir angesichts der auf diesem Gebiet sicher nachweisbaren Übernahme kananäischen Gutes ein solches Hineinragen „ägäischer" Elemente in die israelitische Welt chronologische Schwierigkeiten machte. Was uns die Keramik des 2. Jahrtausends belegt, schien mir eine hinreichend breite Basis für die An-

1) Zum Problem vgl. Greßmann, ZAW 42 (1924) S. 13.
2) Die Ermansche Entdeckung der ägypt. Quelle von Prov. 22—24 wird da hoffentlich einen Umschwung im Großen bringen; vgl. Sellin, DLZ N. F. I (1924) Sp. 1883 ff. Auch Kittel, Hellen. Mysterienreligion und AT. [BWAT N. F. VII] Stuttg. 1924 weist stärker nach Ägypten als nach Babylonien.
3) Vgl. Thomsen, Reallexikon der Vorgeschichte II (1925) S. 4 f., auch sein zusammenfassendes Referat ebenda I (1924) S. 44 ff.
4) Vgl. Greßmann, ZAW 43 (1925) S. 239 f.
5) Vgl. ZDMG 79 (1925) S. 20 ff.
6) ARW 20 (1920/21) S. 254 ff.
7) Vgl. Weber, Die Staatenwelt des Mittelmeers in der Frühzeit des Griechentums, Stuttg. 1925, S. 39 f. und dazu Bilabel OLZ 29 (1926) Sp. 333.

1) Vgl. E. Meyer, Gesch. d. Altert. I, 2³ S. 759 ff.
2) Vgl. die Verfolgung eines einzelnen Motivs, des Doppeltieres, durch Val. Müller, OLZ 28 (1925) Sp. 785 ff.
3) Abb. bei Karo, Rel. d. ägäischen Kreises [Haas, Bilderatl. zur Religionsgeschichte VII] Leipzig 1925, Abb. 66.
4) Catal. Greek Coins in Brit. Mus., Bd. Galatia VIII, 12 (Vespasian); X, 6 (Hadrian).
5) Vor allem das Sternsymbol; vgl. namentlich die Asarhaddonstele und dazu Thureau-Dangin RA 21 (1924) p. 196, der sich (ebenda p. 197 u. 2) auch gegen die Ableitung des Typus des auf dem Tiere stehenden Gottes aus der hethitischen Kunst ausspricht.

nahme eines tiefer greifenden Einflusses nicht zu bieten, ein Nachleben von Vorstellungen und Sitten einer alten vorsemitischen Bevölkerung aber doch eine zu vage Vermutung. Heute wage ich auf Grund der Funde in Bethsean und Byblos zuversichtlicher zu urteilen. Am wahrscheinlichsten würde ich (neben einem durch den Handel vermittelten Import ägäischer Keramik) ein Eindringen von Norden her (im Zusammenhang mit dem Hyksossturm, ev. auch mit dem Vordringen der Amurru[1]) halten, auf dem gleichen Wege, auf dem das ekstatische Prophetentum aus Kleinasien nach Syrien gekommen ist, das ekstatische Prophetentum, in dessen Hinübergreifen nach Griechenland wir eine spätere Parallelerscheinung zu dem auf unserem Gebiet postulierten doppelten Ausstrahlen von Kleinasien aus sowohl nach Israel als nach Griechenland vor uns hätten. Möglich ist freilich auch ein Hinübergreifen zur See von Kreta (oder auch Kypros?) her, wenn anders wir uns die ägäischen Funde in Gezer als Reste einer längst vor den Philistern von der Inselwelt herübergekommenen Wanderschicht denken dürften. Einige Sicherheit vermag da nur eine erneute Untersuchung der Stadt- und „Palast"-Anlagen zu geben, ob sie irgendwie spezifisch kretische Grundrißzeichnung und Bauart aufweisen, wie sie für den Dagontempel der philistei-schen Zeit durch Jdc. 17, 29 sichergestellt ist[2].

Mit dem allen ist freilich das entscheidende Problem nur vorbereitet. Allen diesen Fremdeinflüssen gegenüber hat die israelitische Religion ein ganz außergewöhnliches Maß von Selbständigkeit bewahrt; auch wo sie sich fremdem Gute nicht verschlossen hat, hat sie es nie mechanisch übernommen, sondern stets innerlich assimiliert. Fremdes ist zu Eigenem, Altes zu Neuem geworden. Gerade ein Vergleich mit den entsprechenden griechischen Anschauungen, Sitten und Institutionen macht das aufs allerlebhafteste deutlich. Die Propheten und das Orakel von Delphi! Die Feststellung dieser Eigenart in der Ausgestaltung überkommenen und übernommenen Gutes ist eine der Hauptaufgaben der alttestamentlichen Forschung gewesen; so sehr ihr die Problemstellung und auch die Probleme selbst im einzelnen von der allgemeinen Orientalistik mit Einschluß der Archäologie zuwuchsen und so sehr sie durch

1) Auf ein Eindringen im 2. Jahrt. würde das Nebeneinander der Formen Kinaḫi und Kinaḫna in den Amarnabriefen führen, wenn man mit Stähelin (Wackernagel-Festschrift 150 ff.) in dem -na ein kleinasiatisch-ägäisches Suffix sehen darf. Man hat doch den Eindruck, daß es sich noch nicht durchgesetzt hatte, also erst kurze Zeit im Gebrauch war.

2) Vgl. Gunkel, Reden und Aufsätze, Göttingen 1913, S. 52.

diese Sachlage in Abhängigkeit von der allgemeinen Orientalistik notwendig geraten mußte, so sehr war sie auf der anderen Seite gezwungen, eine eigene Methode zur Bewältigung ihrer speziellen Aufgabe auszubilden. Je länger desto mehr mußte sich die Erkenntnis aufdrängen, daß mit einem Vergleich der Begriffe, der Institutionen, der Sagen und Mythen nicht auszukommen ist, daß vielmehr jeweils die Stellung und Bedeutung im Gesamtleben der beiderseitigen Geisteswelten zu verarbeiten ist, ganz abgesehen von der Zurückhaltung, die durch den ideographischen Charakter gerade religiöser Begriffe bedingt ist. So drängten die Notwendigkeiten der Arbeit von selbst vom Einzelnen zum Ganzen, vom Äußeren zum Inneren und Innersten, um von da aus dann den Vergleich zu vollziehen, und die Eigenart nach Stoff und Form, vor allem aber in der Werthöhe zu ermitteln. Eine solche Arbeit führt die alttestamentliche Forschung von selbst aus einer einseitigen Bevormundung durch die allgemeine Orientalistik in die Nähe der Religionspsychologie und der systematischen Theologie. Vor allem die von Wilh. Koepp geforderte „Strukturerhellung" wird ein wesentliches Hilfsmittel sein dürfen[1]. Zugleich aber bedeutet diese Methode eine Bereicherung der Orientalistik überhaupt, indem solche Untersuchungen auch der Erkenntnis der orientalischen Religionen überhaupt zugute kommen. Man darf da wohl vor allem auf H. Seegers schönes Buch verweisen[2].

Für eine solche Arbeit, die ich die frömmigkeitsgeschichtliche zu nennen gewohnt bin — ihr Charakter als geschichtliche Arbeit bewahrt sie vor einem Ausarten in mystische Wesensschauphantasien — ist es nun aber ein dringendes Bedürfnis, das Material zu mehren und neue Maßstäbe seiner Auswertung zu schaffen. Die Stoffbereicherung kann bei der Lage der Dinge auf alttestamentl. Gebiet nur von der Archäologie her kommen. Möchte Ernst Sellin auf dem tell balāṭa eine große Beute, vor allem Inschriftliches, beschert sein! Wie man versuchen kann, den archäologischen Befund von seiten der Exegese zu ergänzen, habe ich an anderer Stelle gezeigt[3], die Möglichkeit der

1) Einführung in das Studium der Religionspsychologie, Tübingen 1920, S. 92 ff. Einen wertvollen Versuch in dieser Richtung unternimmt das mir soeben in letzter Stunde zugehende Werk von Gottfried Quell, Das kultische Problem der Psalmen, Stuttgart 1926. Vielleicht darf ich auch auf meinen Aufsatz God and the world in the religious faith of Jeremiah, Journ. of Religion IV (1924) p. 32 ff. und mein im Druck befindliches Buch: Gott und Mensch im AT. verweisen.

2) Die Triebkräfte des religiösen Lebens in Israel und Babylon, Tübingen 1923.

3) ZAW 42 (1924) S. 74 ff.

Auswertung archäologischer Funde für die Frömmigkeitsgeschichte hat Quell im vergangenen Jahr an einem instruktiven Beispiel aufgewiesen[1], nachdem nicht lange vorher Pilz seiner Arbeit über die Funde weiblicher Gottheiten in Palästina eine entsprechende Zuspitzung gegeben hatte[2]. Auch als theologische Disziplin, ja gerade als theologische Disziplin ist die alttestl. Wissenschaft ein wertvolles Glied der Orientalistik. Getrieben von ihrem Interesse an der Eigenart und dem Eigenwert des AT., das ihr als Glied der Theologie innewohnt, drängt sie zur Ausbildung und Bewährung geisteswissenschaftlicher Methoden, die auch die Erforschung der übrigen orient. Religionen und Kulturen zu fördern und zu vertiefen geeignet sind.

Weglassung und kürzere Lesart im Alten Testament.

Von W. Caspari, Kiel.

Die einzig dastehende Verbreitung des Bibeltextes durch Handschriften und alte Übersetzungen vergrößert die Arbeit einer Herstellung des ältesten erreichbaren Wortlauts ins Ungemessene[3] und verundeutlicht durch unvorhergesehene Erfahrungen Ziel und Weg der Arbeit. Es wäre wahrscheinlich richtiger gewesen, die textkritische Arbeit hätte erst die Erfahrungen abgewartet, welche an der übersichtlicheren Textüberlieferung der antiken Klassiker gesammelt werden durften, und hätte sich dann dem unförmigeren, schwerer zu durchdringenden, Gegenstande genähert. Aber die Entwicklung der Wissenschaft richtet sich gewöhnlich nicht nach dem pädagogischen Ideal. Textvergleichung und Textverbesserung haben sich gleichsam mit dem Wagemute Ahnungsloser zuerst auf den durch die Mannigfaltigkeit seiner Bezeugung mühevollsten Text gestürzt. Aber erst an der übersichtlicheren Überlieferung der Klassiker kamen sie zu einer bewährten Arbeitsweise und rascher zu vergleichsweise festen Ergebnissen. Diese beiden wirkten im 19. Jahrhundert segensreich auf die Arbeit am Bibeltexte zurück.

Die zwanglose Geschichte des neutestamentlichen Textes lehrte unwidersprechlich, wie Religionsgemeinschaften der Neigung folgen und erliegen, den Text der Schriften, aus denen sie ihr geistiges Leben regeln, zu uniformieren. Ohne die durchdachten und daher besonders schwer zu entwirrenden Textausgleichungen eines Origenes und anderer altkirchlicher Rezensenten fortzusetzen, erhob das humanistische Zeitalter eine so ziemlich zufällig vorgefundene Textgestalt des Neuen Testaments auf den Thron, deren Siegeslauf durch einen rein technischen Umstand, die Einführung des Buchdrucks, begünstigt wurde. Auch die mit ihren Erfahrungen unmittelbarer in der Vergangenheit wurzelnde römische Kirche gedachte doch wesentlich dem gleichen Verfahren zu huldigen, als sie eine andere, die vatikanische Textgestalt, zum Normaltexte ernannte. Aber es war nun einmal nicht der receptus der Humanisten. Die Uniformierung kam also diesmal nicht zu dem erstrebten Ende. Daneben ließen sich die Spuren der früheren Textbewegung mit dem besten Willen nicht beseitigen. Der Antrieb zur Textkritik konnte jederzeit wieder einsetzen.

Anders hatte sich die Sachlage am Alten Testament gestaltet. Hier schien wirklich die Uniformierung gesiegt zu haben, begünstigt durch die Hinfälligkeit des Stoffs abweichender älterer Handschriften. Man hatte einerseits nur noch das Ende der Entwicklung in der Hand, andererseits aber in den Übersetzungen weit zurückliegende und ihrer Natur nach nur indirekt kenntliche Anfänge. Ihr entwicklungsmäßiger Zusammenhang mit jenem war geradezu unkenntlich geworden. Mit dem Tatbestande suchte man sich durch gewagte Urteile abzufinden, deren Nachwirkung noch keine Textbearbeitung völlig hat überwinden können. Die Abweichungen in den Übersetzungen sollten auf Verwahrlosung der einzelnen Vorlage, auf Unfähigkeit der Übersetzer, auf ein Bestreben nach Raumersparnis und sogar auf Sorglosigkeit gegenüber der Textmenge ihrer Vorlage zurückgehen. Die meisten dieser stets kooperativ angewandten Erklärungen haben schon auf den ersten in den Text gerichteten Blick so viele Beispiele vom Gegenteil gegen sich, daß ihre systematische Durchführung scheitern muß.

Unter diesen Umständen kam es entscheidend darauf an, Spuren einer vor der Uniformierung des Textes stattgefundenen oder ihr glücklich entgangenen Textbewegung beizubringen, zu erkennen und zu sammeln. Allein dieses Verfahren eröffnete eine gegründete Aussicht, fehlende Glieder der zwischen Anfang und Ende verdeckten Textbewegung wieder einzusetzen und so den Zusammenhang der Entwicklung bloßzulegen. Wirklich hat englischer Wohlstand

---

1) Die Auffassung des Todes in Israel, Leipzig 1925. — Auch hinsichtlich der Ausmalung des Unterweltsschicksals treten ja die Ähnlichkeiten zwischen der griechischen und der israelitischen Anschauung wieder deutlich hervor; man vergleiche das Verhalten der Antigone und der Riṣpa! Auf diesem Gebiete ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß größere Funde von Grabbeigaben uns den ägäischen Einfluß noch deutlicher verraten werden; vgl. immerhin auch jetzt schon — neben dem Fund von Bethsean — die Ergebnisse der Grabung Mackenzie's in Ain Shems PEF Ann. II (1912/13).

2) ZDPV 47 (1924) S. 167f.

3) Vgl. Vogels, Neutest. Textkritik (1923) S. 1.

nd Eifer im 18. Jahrhundert zwei, wenn im anzen betrachtet, hervorragende Sammlungen ergangener Textbewegung geliefert, die eine ür den ins Griechische übersetzten, die andere ür den unübersetzten Text. Abgesehen davon, aß die Sorgfalt der Sammlung im einzelnen otgedrungen ungleich sein mußte, lag der auptsächliche Mangel der englischen Arbeit inerseits darin, daß die nicht oder nicht sicher on der griechischen ausgegangenen Übersetzungen und Umschreibungen in andere alte prachen noch wegblieben, andererseits darin, aß das Gesamtgebiet der verglichenen unbersetzten Textgestalten noch zu eng war und ei weitem nicht an die Grenzen der jeweiligen erbreitung des Judentums über die alte Welt eichte. Die lange Zwischenstrecke vom Anfang is zur Uniformierung wurde also noch immer icht übersichtlich und klar.

Erst neuerdings glückte es dem Spürsinn nd Sammlerfleiß Kahles, Wandel zu schaffen. uf einem ganz anderen Wege — „das Schriftwort n der rabbinischen Literatur“ — hat Aptowitzer rund zu einer Erkenntnis der Entwicklung es unübersetzten Textes gelegt. Wohl schon m 1. christlichen Jahrhundert hatte sich ein niformierendes Bestreben des Pentateuchs angenommen; v. Gall ist bei umsichtiger Prüfung er samaritanischen Abzweigung seiner Textiberlieferung zu dem Ergebnis gekommen, die orstellung von dem einheitlichen Archetyp er verschiedenen Textgestalten gehöre der elehrten Legende an. Inzwischen ist aber uch die Zeit für eine Erkenntnis der fehlenden lieder der Textentwicklung günstiger geworden. nfolge der Nachwirkung der in mehreren Konessionen, ja Religionen anerkannten Lehre von er Verbal-Inspiration war das 18. Jahrhundert och nicht in der Lage, das kolossale Material, as es beigebracht hatte, in dem Sinne sprechen u lassen, den das Material gefordert hätte. Wohl hat der italienische Nachfahre Kennicotts, e Rossi, manches merkwürdige Zusammentreffen Kennicottscher Ausfälle oder Neben-Lesarten nit syrischen, altlateinischen und anderen entegenen Übersetzungen angemerkt, aber nur elten daraus den Schluß gezogen, der sich araus aufdrängen sollte. Hernach aber tauchte, war nur gelegentlich und an versteckter Stelle, n Wellhausens Textarbeit der richtige Wegweiser auf: Eine Hinzufügung bezeichnete ieser Gelehrte als leichter vorstellbar wie eine Weglassung. Dieser Grundsatz hätte sich nter der Herrschaft der Verbalinspiration unnöglich auswirken können. Sie mußte es fast nvermeidlich mit der lectio amplior halten, wenn auch glückliche Inkonsequenzen dem chlimmsten Umsichgreifen derselben vorbeugten.

Jetzt aber kann neben den von der klassischen Philologie gelernten Grundsätzen der lectio difficilior und vetustior auch die lectio brevior durchgeprobt werden. Mit größerer Folgerichtigkeit als das bisher geschehen, suchte ich sie in meinem Kommentar zu den Samuelbüchern 1926 auf einen verhältnismäßig leichter zu beurteilenden und unwichtigeren Gegenstand, auf erzählende Literatur, anzuwenden, ohne freilich die beklagte Enge der Holmes-Parsonschen Grundlage schon soweit überwinden zu können, wie es der ideale Umfang der Aufgabe erheischt. Jedes neue Material aus den zu erwartenden Sammlungen von Rahlfs, von Brooke und Mac Lean kann über die heutigen Ergebnisse hinausführen, z. B. wenn Moskauer, bisher nur aus Stichproben bekannte, Handschriften zugänglich werden sollten.

Selbstverständlich unterliegt die Handhabung des Grundsatzes der lectio brevior unumgänglichen Kautelen, wie der Erwägung der aberratio oculi, die zu diesem Zwecke erst selbst eine wissenschaftlich einwandfreie Fassung erfahren muß, und der habituellen Schwäche des argumentum e silentio. Eine Heranziehung der Kennicottschen Ausfälle habe ich noch gar nicht gewagt. Es scheint nämlich, daß die unübersetzte Textgestalt noch andere Möglichkeiten einer aberratio eröffnet, als man für gewöhnlich berücksichtigt. Von zwei nebeneinanderstehenden Wörtern, die sich gar nicht, wenigstens nicht in unserem Auge, ähnlich sehen müssen, scheint das eine ausfallen zu können, wenn sie nur gleich lang sind. Eine beachtliche kürzere Lesart wäre dies also noch nicht. Der Ausfall dürfte sich aus einer schon durchgeführten Herrschaft des wortetrennenden Zwischenraums sowie aus der besonderen Lage des Abschreibers gegenüber einer ihm nicht mehr angeborenen Sprache hinlänglich erklären.

Soviel darf aber schon heute ausgesprochen werden, daß auch in den von Kennicott gebuchten Ausfällen eine Fülle probehaltiger lectiones breviores vorliegt, für deren Auswertung jetzt die Zeit kommt[1]. Was Lagarde intuitiv von den griechischen Handschriften gesagt hat, daß nämlich nicht einmal die „schlechteste“, d. i. die jüngste oder entlegenste ganz

---

1) raʿ Jes. 56,2 verselbständigt den letzten Gedanken des V., um ihn zugleich zu einer Selbstverständlichkeit herabzudrücken; das Wort fehlt Kenn. Hdschr. 109. Aber wie käme eine zweite Hand zur Beseitigung des Wortes auch im Marchalianus? — Zutreffend fehlt nach I. Reg. 21, 22 II 21, 6 in Jes. 65, 3 oti nach Kenn. Hdschr. 126 und Justin; obj ist entweder vorsichtig in alpauaj enthalten, oder schroff oti, doch nicht beides zugleich. — 65, 4 ist Hdschr. 180 baççurim vielleicht besser als syr. ben çurim, gewöhnliches hebr. banneçurim vielleicht nur Mischung aus beiden kürzeren Gestalten.

ohne Wert für die Herstellung des originalen Wortlauts sei, dürfte auch am unbedenklichsten von ihren Ausfällen gelten und auf die unübersetzten Handschriften übertragen werden. Hier ist augenscheinlich manches nicht zu unterschätzende Gut aus der der Uniformierung vorausgegangenen Textbewegung „stehen" geblieben. Es wäre nicht das erstemal, daß unsere Zeit gemahnt wird, wieviel sie der riesigen Gelehrsamkeit des 18. Jahrhunderts schuldet und noch immer von ihr befruchtet wird. Ehe dieser Nachlaß ausgenutzt ist, wird man auch nicht zu zuverlässigen Behauptungen über Stil oder Metrum eines alttestamentlichen Schriftstellers vordringen können.

Vorläufer des Deuteronomiums.

Von Hugo Greßmann, Berlin.

Das Dtn. ist in der Zeit Josias fest verankert, und alle Versuche, die man in neuester Zeit gemacht hat, um es von dort loszureißen, sind gescheitert. Aber die in ihm enthaltenen verschiedenen Schichten lehren unbestreitbar, daß es langsam geworden und gewachsen ist. Die Kritik hat in der Regel ihr Augenmerk nur darauf gerichtet, die nachexilischen Nachläufer festzustellen; aber grundsätzlich ist gegen die Möglichkeit nichts einzuwenden, daß sich im Dtn. selbst Vorläufer aus der Zeit vor Josia finden. Die „dtn."-istische Bewegung, deren literarischer Niederschlag hauptsächlich im Dtn. vorliegt, ist in Wirklichkeit sehr viel älter; denn sie ist überall da vorhanden, wo wir praktische Auswirkungen der prophetischen Verkündigung auf anderen Lebensgebieten wahrnehmen. So ist, um nur ein Zeugnis anzuführen, dessen Geschichtlichkeit nicht gut angefochten werden kann, die Beseitigung der ehernen Schlange im Tempel von Jerusalem zur Zeit Hiskias eine Folge der „dtn."-istischen Bewegung. Je mehr diese wuchs, um so mehr steigerten sich die kultischen Reformpläne; sie führten zunächst zur weiteren Reinigung des Tempels von Jerusalem von allem heidnischen Unrat und schließlich zu der ganz phantastischen Forderung einer vollständigen Zerstörung aller Heiligtümer außerhalb Jerusalems. Daß diese Utopie unter Josia dennoch (beinahe) Wirklichkeit wurde, ist nur begreiflich, wenn sie nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel niederfiel. Mit anderen Worten: Das Dtn. muß viele Vorläufer gehabt haben, und wenn sie uns nicht erhalten sind, so muß man sie als verloren gegangen voraussetzen. Aber es sind uns deren eine ganze Reihe erhalten; hier soll nur kurz auf Dtn. 27 verwiesen werden und was damit zusammenhängt.

Da befiehlt Mose dem Volk, sobald es den Jordan überschritten habe, solle es große Steine aufstellen, sie mit Kalk übertünchen und die Worte „dieses" Gesetzes darauf schreiben. — Beiläufig bemerkt, aus dieser Sitte des Kalkanstrichs mit gemalten (schwerlich eingeritzten) Buchstaben erklärt sich die beklagenswerte Tatsache, daß bei den Ausgrabungen in Palästina keine Inschriften gefunden werden. — Unmittelbar darauf (V. 4) wird derselbe Befehl noch einmal wiederholt; wir haben hier also zweifellos eine Variante vor uns. Sie weicht von der ersten Fassung nur darin ab, daß sie die Stätte nennt, wo die Steine errichtet werden sollen: auf dem Ebal. Dort will ja jetzt Tonneau (Revue Biblique 1926 XXXV 1 S. 98 ff.) den Altar Josuas wieder entdeckt haben, begreiflicherweise ohne Inschriften. Wenn man nun bedenkt, daß das Dtn. in Jerusalem entstanden ist, so muß man sich billig wundern, daß als der erste Ort nach dem Überschreiten des Jordans Sichem genannt wird und daß dort ein grundlegender Akt vollzogen sein soll. Selbst wenn dies geschichtliche Tatsache gewesen sein sollte, was aber von vornherein sehr unwahrscheinlich ist, so fühlten sich die „Dtn."isten doch sonst so wenig an die Geschichte gebunden, daß sie z. B. die Gesetzgebung Moses vom Sinai nach dem Gefilde Moabs verlegten, offenbar weil der Sinai bereits vergeben war. Wenn also ein grundlegendes Bekenntnis zu Jahve oder zu seinen Forderungen auf dem Boden des Westjordanlandes notwendig war, dann würden judäische Verfasser es zweifellos nach Juda verlegt haben. Wenn Sichem oder der Ebal genannt wird, so haben wir eben keine judäischen, sondern nordisraelitische Verfasser vor uns. Die erste Variante (V. 1—3), die den unbequemen Ort nicht nennt, ist judäische Überarbeitung der älteren nordisraelitischen Überlieferung. Mit anderen Worten, der ursprüngliche Kern von Dtn. 27 reicht in die Zeit vor 722 zurück.

Wir können aber noch einen Schritt weiter kommen. Der Befehl, den Mose gibt, wird von Josua mit ausdrücklicher Berufung auf Mose ausgeführt nach Jos. 8, 30ff. Nun haben wir aber noch eine andere Variante in Jos. 24, und, wie Bin Gorion erkannt hat, enthält eben dies Kapitel die älteste Fassung des fünffach überlieferten Tatbestandes; denn hier handelt Josua nicht auf Befehl Moses, sondern auf eigene Faust. Erst die jüngere Tradition hat ihn zum Handlanger Moses gemacht, weil man das Bedürfnis hatte, alles von Mose unmittelbar abzuleiten. Der Inhalt der Überlieferung in Jos. 24 ist, kurz gesagt: Israel verpflichtet sich in einem Vertrage bei Sichem, nur Jahve zu

ienen als dem Gotte, der es aus Ägypten efführt hat, und alle anderen Götter zu entɔrnen. Als Zeuge wird ein großer Stein auferichtet; nach jüngerer Fassung wird der 'ertrag von Josua in das Gesetzbuch Gottes eschrieben. Wäre der Vertrag geschichtlich, o wäre die ganze folgende Geschichte Israels nverständlich. Denn es wäre unbegreiflich, 'ie Israel zum Baal und zu den fremden Göttern bfallen konnte, nachdem es sich feierlich auf ie alleinige Verehrung Jahves verpflichtet und lle fremden Götter aus seiner Mitte beseitigt hatte. os. 24 ist eine Sage, und eine solche Sage onnten die Erzähler erst erfinden, als sie durch irkliche Begebenheiten dazu angeregt wurden.

Wenn Dtn. 27 in die Zeit vor 722 zurückeicht, dann muß Jos. 24 noch älter sein. Andererseits kann man die Entstehung aller lieser Sagen nicht in die Zeit vor Elia verlegen; lenn erst das Auftreten Elias bezeichnet den roßen Wendepunkt im religiösen Leben Israels. Er war es, der zum ersten Male Israel vor die Entscheidung stellte: entweder Jahve oder Baal. Erst seit seiner Zeit konnte sich das Volk auf lleinige Verehrung Jahves gegen Baal und die remden Götter verpflichten. Der Gotteskampf uf dem Karmel (I Reg. 18) kann nicht das Urbild von Jos. 24 sein; denn erstens ist er elbst Sage, und zweitens wird hier noch ein Kampf vorausgesetzt, während das Bekenntnis zu Jahve bei Josua bereits als fast selbstverständlich gilt. Dieser Unterschied erklärt sich nicht nur daraus, daß die Sage verpflichtende Kraft haben und das Volk erziehen soll, sondern auch daraus, daß Jos. 24 jünger sein wird als I Reg. 18. Das erste unzweifelhaft historische Bekenntnis des Volkes zur alleinigen Verehrung Jahves ist uns aus dem Jahre 836 überliefert, als Athalja gestürzt und Jehoas auf den Thron erhoben wurde (II Reg. 11, 17), eine Folge der Wirksamkeit Elias und Elisas. Von diesem Datum muß man ausgehen; es ist das älteste Zeugnis der „dtn.“-istischen Bewegung. Hier hören wir zum ersten Male ausdrücklich von einer eidlichen Verpflichtung des Volkes „vor Jahve“, wovon bei Jehu noch nicht die Rede ist. Die älteste Widerspiegelung dieses geschichtlichen Ereignisses ist I Reg. 18: der Gotteskampf auf dem Karmel, der noch mit Blut getränkt wird. Vielleicht ein Viertel Jahrhundert jünger ist die Sage Jos. 24: der Bundesschluß bei Sichem zur Zeit und auf Veranlassung Josuas, der die Beseitigung der fremden Götter beim Volk schon ohne Kampf durchsetzt. Vielleicht wieder ein Viertel Jahrhundert später — es mag um 750 zur Zeit des Amos und Hosea gewesen sein —, da war bereits Mose zum Führer und Ahnherrn der „dtn.“-istischen Bewegung geworden. Um 700 erfolgte die Entfernung der ehernen Schlange aus dem Tempel von Jerusalem. Unter den Greueln Manasses um 650 reifte das Dtn. langsam heran.

Zum altpalästinischen Aberglauben.

Von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

In seinem Buch über den altpalästinischen Bauernglauben[1] behandelt Scheftelowitz: Geisterglaube, Beseeltheit lebloser Dinge, Beeinflussung überirdischer Wesen, Apotropaea, Fruchtbarkeitsgebräuche, Magie, die von lebenden und toten Menschen ausgehenden Kräfte, Vorbedeutungen, Volksfeste, Sitten ohne magischen Einschlag, das Weltbild; dazu kommt neben Nachträgen und Sachregister ein Schluß, in welchem die Stellung der offiziellen Religion zum Bauernglauben, Beharrungskraft primitiver Ideen u. a. behandelt wird. — Es ist hier mit bewundernswertem Fleiß eine Überfülle von Material zusammengetragen, nur kann ich mich des Eindrucks bisweilen nicht erwehren, als sei dem Verf. die Herrschaft über seinen Stoff entglitten und seien ihm im Eifer des Sammelns des öfteren Ungenauigkeiten untergelaufen. Das Buch will über den altpalästinischen — so ist doch wohl richtiger statt „altpalästinensischen“ zu sagen — Bauernglauben handeln. Man erfährt größtenteils, was aus Talmud und rabbinischer Literatur, gelegentlich auch, was aus dem AT sich zu diesem Thema beisteuern läßt; streckenweise aber, z. B. S. 38 ff., 74 ff., 82 ff. u. ö., liest man von abergläubischen Bräuchen etc., die gar nicht speziell der bäuerlichen, sondern ebenso auch der städtischen Bevölkerung eigen gewesen sind. Das Thema „Bauernglaube“ scheint dem Verf. in diesen Partien abhanden gekommen. — In einzelnen Fällen ist für mich wenigstens der primitive Ursprung einer Sitte recht anfechtbar. Hier macht der Eifer des Sammelns und die Freude am Systematisieren — das gilt übrigens nicht nur von der vorliegenden Sammlung — dem wirklichen Leben gegenüber blind. Wenn heute Moslems und Christen in Palästina bei Krankheitsfällen geloben, nach erfolgter Genesung Linsengerichte an Arme und Gefangene auszuteilen, dann soll hier eine ursprünglich den Dämonen zugedachte Spende durch den Islam [bzw. das Christentum] einen anderen Sinn erhalten haben, S. 41 A. 1. Prächtig in der Theorie. Indes kann es nicht ebensogut oder natürlicher als der Ausfluß der Freude aufgefaßt werden, die andre zur Mitfreude stimmen will? — Allerdings macht diese Erklärung bei weitem nicht einen so gelehrten Eindruck. Kaum weniger ge-

1) Scheftelowitz, Prof. Dr. J.: Alt-Palästinensischer Bauernglaube in religionsvergleichender Beleuchtung. Hannover: Heinz Lafaire 1925. (VIII, 181 S.) 8°. Rm. 9.50; geb. 11—.

zwungen erscheint mir die Deutung S. 45 A. 1 mit den heißen Dämpfen von einer Hühnersuppe, in welche erstere ein Kranker das Gesicht halten muß. Diesem Heilverfahren bei den Arabern Palästinas soll „ein stellvertretendes Huhnopfer" zugrunde liegen. — Bildliche Ausdrücke bei Dichtern zumal aus der Spätzeit des AT's sollte man nicht pressen. Der Verf. erschließt S. 175 Nachträge (zu S. 5) aus Jes 24,23: der Mond errötet, die Sonne schämt sich (gemeint ist, daß beide Gestirne vor der kabod Jahwes ihren Glanz verlieren), daß „Sonne und Mond nach altisraelitischer Auffassung belebte Wesen" sind. — Fraglich ist für mich auch, wenn der Verf. im Anschluß an Frazer sagt, die Ansicht der modernen Parsen, daß der menschliche Körper tenement of clay sei, „stamme wahrscheinlich aus dem AT". Die Vorstellung vom „staubgeborenen", aus Lehm geformten Menschen ist uralt und über die ganze Völkerwelt verbreitet. Wer will da im einzelnen Falle einen literarischen Ursprung nachweisen? — Bedenklicher aber als solche Einzelheiten ist die m. E. irrige Meinung des Verf.'s, daß „der offizielle israelitische Kult" „ohne magische Zutaten" sei. Er kommt darauf S. 43 ff. beim Opfer und S. 78 bei den Schellen am hohenpriesterlichen Gewand und dem Schofarblasen zu sprechen. Gewiß steht in dieser Hinsicht der Jahwekult turmhoch über andern antiken Kulten, wie etwa denen des Zweistromlandes. Andererseits hat er doch auch zweifellos „magische" Elemente — man denke an den Heiligkeitsbegriff — in sich aufgenommen. Das konnte gar nicht anders sein. Er hat sie überwunden. Er ist als der einzige der antiken Kulte über das materielle Stadium zu einem rein geistigen Gottesdienst vorgedrungen. Die „lichten göttlichen Ideen der jüdischen Religion" werden durch dieses Eingeständnis der Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, wie der Verf. S. 170 selbst sagt, „nicht geschädigt". Dann aber doch fort mit aller verkehrten Apologetik! — Unrichtig ist S. 136 A. 1, daß der Freitag für den Moslem „der wöchentliche Ruhetag" ist. Ebenso S. 156 A. der Satz: daß man nach Jud 7, 5 f. „diejenigen Israeliten für minderwertig hielt", welche das Wasser nach Art der Hunde aus der Quelle leckten. Diese 300 werden ja gerade als die Tapferen zum Kampfe auserwählt. Damit entfallen auch Schlußfolgerungen und Analoga zu obigem Satze. S. 176 schließt sich der Verf. der Zimmernschen irrtümlichen Verwendung des Wortes „Sündenbock" an, vgl. mein Ritual von Lev 16 S. 17 A. 2. — S. 78 und 84 muß es statt Dt heißen Num.

Graf Baudissin's Kyrios-Werk.

Von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Baudissin's Lebensarbeit hat der Erforschung der alttest. Religion in ihrem Zusammenhang mit den Religionen der semitischen Völker gegolten, und zwar sind es zwei große Ideen gewesen, denen er da mit besonderer Aufmerksamkeit nachgegangen ist, die Idee: Gott der Herr, und die andere: Gott das Leben. Diese beiden Ideen geben nach ihm der in den semitischen Religionen überhaupt und so auch in der alttest. vorliegenden Gottesvorstellung ihr Gepräge. In der alttest. Religion aber haben sie eine eigenartige Entwicklung durchgemacht und eine Ausgestaltung erfahren, in der sie die christliche Religion übernehmen konnte und übernommen hat. Ganz verständlich wird die in der israelitisch-jüdisch-christlichen Religionsgeschichte vorliegende Entwicklung der beiden Ideen nur, wenn man ihren Zusammenhang mit allgemein-semitischen Vorstellungen im Auge behält, und eben darum hat B. sich nicht nur um die Erforschung der alttest. Religion bemüht, sondern um die der semitischen Religionen überhaupt.

In des Verf. Aufsatz „Vom Lebenswerk eines Religionshistorikers, Wolf Wilhelm Graf Baudissin, † am 6. Februar 1926"[1] sind die eben gegebenen Andeutungen weiter ausgeführt. Dort ist auch gesagt, daß B.'s um die Idee: Gott das Leben kreisenden Gedanken ihren Abschluß gefunden haben in dem Buche von 1911 „Adonis und Esmun. Eine Untersuchung zur Geschichte des Glaubens an Auferstehungsgötter und an Heilgötter", und daß die der anderen Idee zugewandte Arbeit zusammengefaßt ist in dem als druckfertiges Manuskript hinterlassenen, mehr als 100 Druckbogen füllenden, Werke „Kyrios als Gottesname im Judentum und seine Stelle in der Religionsgeschichte", das demnächst, vom Verf. herausgegeben, im Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen erscheinen soll. Dies große Werk, das „Kyrios-Werk", soll hier, soweit der beschränkte Raum das zuläßt, beschrieben werden. Eine Festnummer wie die vorliegende ist gerade der rechte Ort dazu. Denn der Gewißheit darf zuversichtlich Ausdruck gegeben werden, daß B.'s Kyrios-Werk als ein höchst wertvoller, für Jahrzehnte bedeutsam bleibender Beitrag zur Religionsgeschichte der semitischen Völker beurteilt werden wird. Des darf sich ein Orientalisten-Tag, insbesondere ein deutscher, wohl festlich freuen, und diese Freude braucht nicht durch Wehmut darüber getrübt zu werden, daß der Schöpfer des Werkes nicht mehr unter den Lebenden weilt. Denn der 78jährige hatte sein Werk getan, als ihm ein sanfter Tod die Augen schloß.

Ausgangspunkt der im Kyrios-Werk geführten Untersuchung ist die merkwürdige Erscheinung, daß das Judentum, das alexandrinische wie das

1) ZDMG, N. F. Bd. 5 (1926), Heft 2; s. auch Ernst Sellin, Wolf Wilhelm Graf v. Baudissin, Gedächtnisrede. Gießen 1926.

palästinische, in einem bestimmten Zeitpunkt den alten Namen seines Gottes, Jahwe, aufgegeben und durch die eigennamartigen Appellativa Kyrios und Adonaj, „Herr", ersetzt hat. Die Formulierung der ersten Hälfte des Werk-Titels „Kyrios als Gottesname im Judentum" ist durch diesen Ausgangspunkt bestimmt. Der Ersatz des alten Gottesnamens durch eigennamartig gebrauchte Appellativa mit der Bedeutung „der Herr" läßt sich aber nur dann ganz verständlich machen, wenn man der Auffassung Gottes als des Herrn über die Grenzen Israels hinaus nachgeht bis zu den Anfängen der Religion der semitischen Völker. Indem die Untersuchung diese Aufgabe angreift und durchführt, wird ihr letzter Gewinn ein Beitrag für die Erkenntnis des Herauswachsens der jüdischen Gottesvorstellung aus einer gemeinsamen Gottesvorstellung in den Anfängen des Semitismus. So erklärt sich die zweite Hälfte des Titels „und seine Stelle in der Religionsgeschichte".

Der ersten Hälfte des Titels entsprechen von den drei Teilen des Werkes die ersten beiden mit den Überschriften „Der Gebrauch des Gottesnamens Kyrios in LXX" und „Die Herkunft des Gottesnamens Kyrios in LXX", während der dritte Teil „Der Gottesname Kyrios der LXX und die Entwicklung des Gottesbegriffs in den Religionen der semitischen Völker" die in der zweiten Hälfte des Titels angedeutete Frage beantwortet. Teil 1 und 2 sollen einen ersten größeren Band des Werkes füllen, Teil 3 einen zweiten kleineren.

Die gewöhnliche Meinung über das Aufkommen von Kyrios und Adonaj als Ersatz für Jahwe ist die, daß das Kyrios der LXX Wiedergabe des geschriebenen oder für Jahwe gesprochenen Adonaj des hebräischen Textes sei. Aber diese Annahme steht auf sehr schwachen Füßen. Der Gottesname Kyrios der LXX ist früher bezeugt als der Gottesname Adonaj. Wenn das auch noch kein für die Priorität des Kyrios entscheidendes Argument bedeutet, so muß doch die Behandlung der Frage jedenfalls von dem zuerst, eben in LXX, bezeugten Kyrios ausgehen und untersuchen, ob sich dieses Kyrios als Schöpfung der Übersetzer oder als Wiedergabe von Adonaj erkennen läßt. Zur Ermöglichung dieser Erkenntnis bedarf es einer Teilung des hier in Betracht kommenden chaotischen Materials nach dem Gesichtspunkte, ob κύριος einem יהוה oder aber einem אדון entspricht. So ist der, den Gebrauch des Gottesnamens Kyrios in LXX behandelnde, erste Teil wieder in zwei Abteilungen gegliedert. Die erste hat zum Gegenstand „κύριος in LXX an Stelle von יהוה und anderen Gottesbenennungen des mas. Textes mit Ausschluß der Namen אדון, אֲדֹנִים und אֲדֹנָי", die zweite „κύριος in LXX an Stelle von mas. אדון, אֲדֹנִים und אֲדֹנָי".

Die erste Abteilung, die κύριος in erster Linie als Ersatz für יהוה behandelt, erörtert in der Reihenfolge der biblischen Bücher alle hierher gehörenden Belege, um die Bedeutung festzustellen, die die Übersetzer ihrem für יהוה gesetzten κύριος beigelegt haben. Genaueste Beobachtung des Gebrauchs von κύριος mit und ohne Artikel, seiner Verbindung mit einem Genitiv oder einem Epitheton und ähnlicher Erscheinungen soll jene Feststellung ermöglichen. Dabei wird, da die Artikelsetzung bei κύριος nur so verständlich gemacht werden kann, auch die bei θεός mit behandelt. Außer vielen Neben-Ergebnissen — textkritischen Feststellungen, Angaben über das Alter der LXX-Übersetzung bei den einzelnen Büchern u. a. — wird diese Antwort auf die Hauptfrage gewonnen: Das Schwanken der Artikelsetzung bei κύριος — im Gegensatz zu der bei θεός — macht es wahrscheinlich, daß die Verwendung von κύριος als Ersatz für יהוה von den LXX-Übersetzern eingeführt worden ist. Die von ihnen in das κύριος hineingelegte Bedeutung aber ist nicht so sehr die des Gebieters als die des den Seinigen angehörenden Herrn, des Großen und Mächtigen, auf dessen Hilfe die ihm Angehörenden sich verlassen können.

Die zweite Abteilung, die κύριος in LXX an Stelle von אדון, אֲדֹנִים und אֲדֹנָי untersucht, prüft ebenfalls alle hier in Betracht kommenden Stellen. Die Ergebnisse lassen sich etwa so zusammenfassen: אדון und אֲדֹנִים als Gottesnamen werden überall durch appellatives κύριος wiedergegeben. Während die Vokative אֲדֹנָי und אֲדֹנָי יהוה in LXX gut bezeugt sind, haben die Übersetzer die in referierender Rede gebrauchten Gottesnamen אֲדֹנָי, אֲדֹנָי יהוה und אֲדֹנָי יהוה nicht vorgefunden. Geschriebenes אֲדֹנָי ist erst entstanden aus der Aussprache Adonaj für יהוה. Als sie üblich geworden, war es unausbleiblich, daß auch im Text יהוה oft in אֲדֹנָי verschrieben wurde. Ebenso ist das vor oder hinter nichtvokativischem יהוה stehende אֲדֹנָי erst in einer auf die LXX-Übersetzer folgenden Zeit in den hebräischen Text eingedrungen. Die LXX-Übersetzung enthält keinen positiven Hinweis auf die Aussprache Adonaj für יהוה.

Der zweite, die Herkunft des Gottesnamens Kyrios in LXX behandelnde Teil enthält außer einem einleitenden ersten noch sieben Kapitel mit folgenden Überschriften: Die Ursprünglichkeit des Namens Kyrios in LXX; Der Name אֲדֹנָי; Der Eigenname אֲדֹנָי und für יהוה gelesenes Adonaj; Redaktionelle Einsetzung von אֲדֹנָי für יהוה und in Verbindung mit יהוה; Bezeugung des Namens אֲדֹנָי außerhalb der LXX; Entstehungszeit der Lesung Adonaj für יהוה; Der Gottesname κύριος der LXX, das אֲדֹנָי des alttest. Textes und das ethnische Gottesepitheton κύριος. Die wichtigsten Ergebnisse des zweiten Teils aber sind diese: Die Übersetzer haben κύριος als Wiedergabe für יהוה darum gewählt, weil ihnen אדון die einzige appellative Gottesbenennung des AT zu sein schien, die als Ersatz für den Eigennamen יהוה in Betracht käme und κύριος diesem אדון am ehesten entsprach; andere Gottesbenennungen wie אֱלֹהִים standen auch anderen Göttern zu, אדון aber war für den frommen Juden der eine Gott. Es kam hinzu, daß die Übersetzer im nichtjüdischen Hellenismus ihrer Umgebung das Gottesprädikat κύριος schon vorfanden, ein Prädikat übrigens, das dem semitischen Orient entstammt, zu dem altkanaanäisch-phönizischen adon in Beziehung steht und, wie dieses und das alttest. אדון, Gott als den den Seinigen angehörenden Herrn bezeichnet. Das κύριος der LXX hat dann den palästinischen Juden die Anregung zur Wahl des Gottesnamens אֲדֹנָי gegeben, nicht so, daß sie κύριος einfach übersetzt hätten, sondern in der Weise, daß sie das alte vokativische אֲדֹנִי (אֲדֹנָי), das — in der Gebetssprache viel gebraucht — unter Abschleifung der vokativischen Funktion und der Suffix-Bedeutung fast als Nominativ „der Herr" empfunden wurde, für das längst unverständlich gewordene יהוה

lasen und dann auch schrieben. Übrigens ist אדני ursprünglich auch in der Anrede an Gott אדני gesprochen und erst später, als es zum Eigennamen wurde, אדנָי. Dadurch sollte der Gottesname von dem in der Anrede an einen Menschen gebrauchten אדנִי unterschieden werden, und die Schreibung mit ָ unterstrich noch die Einzigartigkeit des Plurals. Etwa zu Beginn der christlichen Ära ist der Gottesname אֲדֹנָי aufgekommen. Obwohl durch κύριος veranlaßt, unterscheidet sich אֲדֹנָי doch darin von ihm, daß es nicht den den Seinigen angehörenden Herrn bezeichnet, sondern den, der absolut Herr ist, den Allherrn. In אֲדֹנָי spiegelt sich also die um den Beginn unserer Ära im palästinischen Judentum verbreitete Auffassung von Gott als dem einzigen Beherrscher Israels und der Völkerwelt, der im Gesetz seinen Willen kundgetan, während das κύριος die ältere Vorstellung von dem Verhältnis Israels zu Jahwe als dem ihm angehörenden festgehalten hat.

Den am Schluß des zweiten Teiles bloß angedeuteten Gedanken, daß das κύριος die ältere Vorstellung von dem Verhältnis nicht nur Jahwes zu Israel, sondern der semitischen Gottheiten zu ihren Verehrern überhaupt enthalte, und daß die durch אֲדֹנָי ausgedrückte Gottesvorstellung das Ergebnis einer Sonderentwicklung der alttest. Religion sei, wird dann im dritten Teil „Der Gottesname Kyrios der LXX und die Entwicklung des Gottesbegriffs in den Religionen der semitischen Völker" breit ausgeführt. Eine erste, „Die Verbreitung der Auffassung der Gottheit als des Herrn bei den Semiten" behandelnde Abteilung bietet einen bisher noch nie gegebenen erschöpfenden Überblick über die Gottesnamen mit der Bedeutung „Herr" oder einer verwandten bei den Semiten. Die Kapitelüberschriften mögen den außerordentlich reichen Inhalt dieser Abteilung wenigstens andeuten: Die Gottesnamen ēl und ilâh (ĕlōah); Die Gottesnamen mit der Bedeutung „Herr" bei den Semiten mit Ausnahme der Hebräer; Die Gottesnamen mit der Bedeutung „Herr" und analoge Gottesepitheta bei den Hebräern; Die Gottesnamen der ältesten Hebräer; Jahwe und der Begriff des Herrn.

Die zweite Abteilung hat dann „Die Entwicklung der Auffassung der Gottheit als des Herrn bei den Semiten" zum Gegenstand. Wieder muß die Angabe der Kapitelüberschriften eine genauere Inhaltsangabe ersetzen: Der Gott der Herr als Gott des Stammes; Der Stammesgott als Vater des Stammes; Der Stammesgott und das Recht; Der Stammesgott und die Natur; Die Gottesverehrer und der Gott; Der Sinn des Begriffs „Herr" in den semitischen Gottesnamen; Der Gott als Herr des Volkes und Gott als der Herr in absolutem Sinne; Das Kyrios der LXX als Ergebnis der Entwicklung des Gottesbegriffs im Semitismus.

Einige Sätze aus dem zuletzt genannten Kapitel legen die den dritten Teil mit seinem gewaltigen Material zusammenhaltende Idee und damit zugleich den Grundgedanken des ganzen Buches in besonders anschaulicher Weise dar; sie mögen daher die Beschreibung des Kyrios-Werkes beschließen: „Es ist die uralte Vorstellung vorzugsweise von dem Herrn des Stammes als seinem Vater, die sich bis in das κύριος hinein erhalten hat. Aber auch die andere Auffassung der ältesten Zeit von einem Rechtsverhältnis zwischen dem Gott und seinen Verehrern, von ihm als dem Richter, klingt noch nach in dem κύριος, der Gedanke an den Gott, der als den Seinen angehörend ihre Rechte regelt und wahrt. In der Entwicklung der Stammesreligion zur Volksreligion und darüber hinaus in der Umwandlung des partikularistischen Gottesbegriffs zu einem universalistischen ist die Benennung ‚unser, mein Herr' oder ‚unser, mein Gott' im Judentum und auch in der praktischen Religiosität des Islam immer festgehalten worden mit einer Verbreitung und einer Zähigkeit, die sich in keiner Religion eines nichtsemitischen Volkes des Altertums beobachten lassen. Die Auffassung des Gottes als des zugehörenden Herrn liegt in den Religionen der semitischen Völker auch da vor, wo sie nicht durch ein ‚unser' oder ‚mein' zum Ausdruck kommt."

Verwendung alttestamentlicher Psalmen zu astrologischen Zwecken im spanisch-jüdischen Mittelalter.

Von Martin Pleßner, Hamburg.

Die Münchener Zauberhandschrift Hebr. 214, die als umfangreichsten Text ein hebräisches Kompendium der demnächst im Druck erscheinenden angeblich von Maǧrīṭī (Br. I 243) stammenden *ġājat al-ḥakīm*[1] enthält, ist von Steinschneider nicht nur in seinem Münchener Kataloge[2] beschrieben worden; sondern sie bildet auch den Hauptgegenstand seiner wichtigen Abhandlung *Zur pseudepigraphischen Literatur insbesondere der geheimen Wissenschaften des Mittelalters. Aus hebräischen und arabischen Quellen*[3]. In beiden Schriften des genannten Bibliographen findet sich je eine Notiz, die beide, soweit meine Kenntnis reicht, bis heute völlig unbeachtet geblieben sind, obwohl sie auf eine m. W. völlig singuläre Erscheinung in der Zauberliteratur hinweisen. Im Katalog S. 95 heißt es: „f. 101 מזלות הי"ב טזמורי latein.: (so) פלה אקטי מיאש איקלישיאש ליבאבי". Und in der *Pseudepigr. Lit.* S. 13 steht: „Bl. 138 (137 ist Druckfehler!) b sind *Psalmen* für die 7 Planeten, die 12 Sternbilder (מזלות) und die 28 Mondstationen (מחנות הלבנה) angegeben". Gegenüber der hiermit festgestellten Tatsache, daß ein Jude — und daß der Schreiber, der übrigens auch zugleich der Schreiber der *ġājat al-ḥakīm* ist[4], ein

---

1) Vgl. Ritter, *Picatrix, ein arabisches Handbuch hellenistischer Magie*. Vorträge der Bibliothek Warburg 1921/22 (Leipzig-Berlin 1923), S. 94—124.

2) *Die hebräischen Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München*. 2. Aufl. 1895.

3) Nr. 3 der ersten Sammlung der „Wissenschaftlichen Blätter aus der Veitel Heine Ephraim'schen Lehranstalt (Beth ha-Midrasch)" in Berlin. 1862.

4) Das Stück fol. 138 ff. gehört aber nicht zur *ġāja*, wie Steinschneider im Katalog vermutete. Durch

olcher war, kann, wenn es nötig sein sollte, ewiesen werden — Psalmen als Gebete an strale Mächte empfahl und einzeln aufzählte, ritt selbst die für einen Juden sehr auffällige Form zurück, in der diese Psalmen erscheinen. Sie sind nämlich in lateinischer Sprache, aber nit hebräischen Buchstaben notiert.

Es liegt ja nun nahe, die bewußte Mitwirkung von Juden an der Empfehlung alttestamentlicher Psalmen für astrologischen Gebrauch mit dem Hinweis darauf zu bestreiten, daß der Abschreiber dieser transkribierten Texte ihren Sinn nicht verstanden habe. Dafür scheint zu sprechen, daß in den Transkriptionstexten so unmögliche Wortabtrennungen vorkommen, daß man für ihren Urheber nur schwer die Kenntnis des Lateinischen in Anspruch nehmen kann. Die Handschrift liefert aber untrügliche Beweise, daß der Verfasser dieser Texte nicht nur verstanden hat, was er schrieb, sondern auch, daß er Jude war, mindestens aber, daß der jüdische Abschreiber ihren Sinn verstehen mußte. Denn erstens enthalten die Texte Fehler, die nur einem Kenner des Lateinischen passiert sein können (s. unten). Zweitens heißen die Texte מזמורים. Drittens erscheint mehrfach zu den lateinischen Anfangsworten der Psalmen ihre Nummer, und zwar sowohl nach der Zählung der Synagoge wie der Kirche. Viertens aber erscheint sogar einmal im Text der Psalmenanfang in hebräischer Sprache vor der lateinischen Übersetzung.

Das Problem ist nun folgendes: Hat der Verfasser eine christliche Quelle benutzt, worauf die lateinischen Texte und die Vulgatazählung hinzudeuten scheinen; oder stammt die Erfindung astrologisch verwendbarer Psalmen wirklich von ihm selbst, und kleidete er sie nur in das lateinische Gewand, um nur wenigen Juden verständlich zu sein und Verfolgungen zu entgehen? Mir selbst sind in der Literatur Mitteilungen über astrologische Psalmen und weitere Beispiele für solche, die ja am ehesten zu einer Lösung der Frage führen könnten, völlig unbekannt; und ich wäre für jede Nachricht über das Vorkommen solcher Psalmen außerordentlich dankbar.

Der beschränkte Raum verbietet leider eine vollständige Publikation der ziemlich umfangreichen Texte an dieser Stelle. Ich gebe daher hier nur eine Probe; das Übrige soll so bald wie möglich an geeigneter Stelle nachfolgen.

Fol. 101b Mitte

diese Festellung wird die Basis der Diskussion zwischen Eisler und Scholem (MGWJ LXX, 1926, S. 196 ff., 202 ff.) nicht unwesentlich verschoben. [Korrekturzusatz.]

מזמורי הי"ב מזלות

טלה	אקטי ליבאבי איקלישיאם מיאם וכו'
שור	דיאוש אבריבוש יושטריש
תאומים	טי דיסיט אנימאם דיאוש אין ציון
סרטן	דומינוש ריגנאבית דיקורפורי
אריה	אין קונברטינדו
בתולה	נישי דומינוש
מאזנים	ביאטיאו מנישקי טימי נטדומינום
עקרב	
קשת	שיפי איקשפנגנאבירונט לי
גדי	דיפרופונדיש
דלי	שנפירי פלומינה
דגים	לאבדה אנימה מיאה

Anmerkungen.

Widder. *Ad te levavi oculos meos.* Ps. 122 (123). Steinschneiders Abschrift war fehlerhaft. Die Verschreibung von *Ad te* ist wohl dem Schreiber zur Last zu legen; aber die Ersetzung von *oculos meos* durch *ecclesiam meam* konnte nur einem Kenner des Lateinischen passieren.

Stier. *Deus auribus nostris.* Ps. 43 (44). Verschreibung von *nostris*!

Zwillinge. *Te decet hymnus Deus in Sion.* Ps. 64 (65). Nur ein Kenner des Lateinischen konnte *hymnus* durch *animas* ersetzen und *Sion* richtig wiedergeben.

Krebs. *Dominus regnavit decorem.* Ps. 92 (93). *Decorem* ist durch *de corpore* ersetzt, aber vom Schreiber, vielleicht auch schon vom Verfasser, nicht getrennt.

Löwe. *In convertendo.* Ps. 125 (126).

Jungfrau. *Nisi Dominus.* Ps. 126 (127).

Wage. *Beati omnes qui timent dominum.* Ps. 127 (128). Die ungeheuerlichen Worttrennungen können wohl nur einem des Lateinischen Unkundigen zur Last gelegt werden.

Skorpion. Der Text fehlt; das Papier ist unbeschädigt. In der Reihenfolge der Psalmen entsteht keine Lücke, so daß man den fehlenden Psalm nicht ergänzen kann.

Schütze. *Saepe expugnaverunt me.* Ps. 128 (129). Ob לי für *me* verschrieben ist oder eine Übersetzung darstellen soll, ist schwer zu sagen.

Steinbock. *De profundis.* Ps. 129 (130). Wieder fehlt die Worttrennung.

Wassermann. *Super flumina.* Ps. 136 (137). *Super* ist korrumpiert; נ steht für ו, und am Ende ist ein י zu viel.

Fische. *Lauda anima mea.* Ps. 145 (146).

Daß die Liste in ihrer ursprünglichen Form vorliegt, muß bezweifelt werden. Ein Verhältnis zwischen der Bedeutung des einzelnen Tier-

kreiszeichens und dem zugehörigen Psalm besteht offenbar nicht; vielmehr scheint sich die Tendenz zu zeigen, die Psalmen wenigstens zum Teil in ihrer ursprünglichen Reihenfolge zu geben. Diese wird jedoch beim Skorpion gestört.

Über die Transkriptionstechnik und -grammatik sowie über die Rückschlüsse auf die Aussprache des Lateinischen zur Zeit der Abfassung der Texte kann erst gelegentlich der Veröffentlichung der übrigen Stücke gesprochen werden, wo auch Belege für die hier unbelegt gebliebenen Aussagen nachgetragen werden sollen.

Der Terminus סימן bei den Rabbinen.

Von W. Windfuhr, Hamburg.

Neben der Notwendigkeit, über kleine und kleinste Realien Bescheid wissen zu müssen, ist es vor allem der komplizierte Apparat der rabbinischen Terminologie, durch den das Verständnis nicht nur der talmudischen Diskusion selbst, sondern auch zum guten Teile das der vom Talmud abhängigen späteren jüdischen Literatur dem Uneingeweihten so außerordentlich erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht wird. Die präzise Kürze ihrer Ausdrucksweise, von den Amoräern als bequemes Hilfsmittel meisterlich gehandhabt, wandelt sich dem spätgeborenen Leser ihrer schriftlichen Hinterlassenschaft zum Siegel, unter dem der Sinn einer Gedankenfolge oftmals unfaßbar verschlossen liegt. Manches wurde, besonders von jüdischen Gelehrten, zur Aufhellung dieses dunklen Gebietes getan. Doch sind ihre Arbeiten, weil meist hebräisch geschrieben und nur in großen Bibliotheken vorhanden, im täglichen Gebrauch kaum benutzbar. Was sonst vorliegt von Buxtorf bis zu Levys Wörterbuch und Bachers Terminologie, läßt den Suchenden gar zu oft noch im Stich. Hier weiter zu helfen durch scharfe deutsche Erfassung und Fixierung der hebräisch-aramäischen Vorlage ist eine Aufgabe, die nichtjüdischen Gelehrten vielleicht um so eher gelingen kann, weil sie, gleichsam von außen kommend, nicht von Jugend an gewohnt sind, in eben diesen stereotypen Ausdrücken zu denken und zu schreiben. Einen einzelnen derartigen Terminus, und noch dazu einen selteneren, hier herausgreifen, heißt nun freilich nichts weiter, als einen Tropfen auf einen heißen Stein fallen lassen. Allein weniger in der Darlegung selbst, als vielmehr im Aufzeigen der für jüngere, diesem Gebiete der Wissenschaft zugekehrte Orientalisten lohnenden Aufgabe mag ihr Wert gefunden werden.

Das mit großer Wahrscheinlichkeit vom griechischen σημεῖον herzuleitende Wort סימן bedeutet „Kennzeichen", wie es etwa der Verlierer eines Gegenstandes angeben muß, um wieder in den Besitz seines von einem anderen gefundenen Eigentums zu gelangen (B meș 2,7); oder durch welches sich gleichnamige Personen voneinander unterscheiden, deren Vorfahren ebenfalls durch Gleichnamigkeit bis ins dritte Glied in der gewöhnlichen Weise keine Möglichkeit der Unterscheidung bieten (B bat 10,7). Von dieser Grundbedeutung abgeleitet ist die für das Schächten prägnante Bedeutung סימנים „Halsgefäße" der Schlachttiere, die aber hier beiseite gelassen werden kann. Weiter deckt das Wort den Begriff des guten oder bösen „Vorzeichens", wie man es etwa nach der bösen Seite hin im Niesen oder im Irrtum beim Gebet sah (Berak 24 b und 5,5).

Darüber hinaus aber ist nun סימן, aramäisch סימנא, zu einem Terminus der Gelehrtensprache geworden im Sinne von „Merkwort". Solcher Merkworte bedurfte es als mnemotechnischer Anhaltspunkte in einer Zeit, wo das Aufschreiben des Traditionsstoffes wenn auch nicht völlig unterblieb, so doch aus religiösen Bedenken oder aus rein materiellen Ursachen starker Einschränkung unterlag. Man schätzte sie deshalb als Gedächtnisstütze nach Raba höher als selbst die persönliche Erfahrung, das Sehen mit eigenen Augen (Chul 95 b letzte Zeile); ja, ohne sie ist nach Rab Chisda Kenntnis der Gesetzeslehre überhaupt nicht zu erwerben (Erub 54 b gegen Ende). Die Merkworte dienen des näheren einem zwiefachen Zweck. Entweder fassen sie einen einzelnen, in sich geschlossenen Gedankenkomplex zusammen und bilden für ihn ein Charakteristikum, oder sie sollen die Reihenfolge mehrerer derartiger Gedankenkomplexe sicherstellen. Für die erste Art der Anwendung finden sich zwei Beispiele Chul 45 a. Dort schließt die Disskusion darüber, ob ein geschlachtetes Tier zum Genusse erlaubt sei, dessen Luftröhre siebartige Durchlöcherung aufweist, mit den Worten: אמר רב פפא וסימניך נפיא „Rab Pappa sagte: Dein Merkwort sei נפיא Sieb!". Mit diesem einen Wort wird die ganze Diskussion und ihr Ergebnis kurz bezeichnet. Bei weiteren Verhandlungen brauchte man sich daher einfach nur auf sie mit naphja zu beziehen. Ebenso macht weiter unten auf der Seite Rabbi Samuel bar Nachmani das Wort חייתא chajatha „Sack" zu so einem Charakteristikum für die Diskussion über die Genußzulässigkeit eines Tieres, bei welchem die einem Sacke gleichende Hirnhaut Löcher aufweist. — Die zweite Art der Anwendung des Ausdruckes läßt sich wenige Seiten vorher erkennen. Chul 43 b oben wird der Text unterbrochen durch die Zeile דרס חתיכות בסכין מטאה סימן

Diese vier zusammenhanglosen Worte דרס „(ein wildes Tier) hat mit den Klauen geschlagen“; חתיכות „Fleischstücke“, בסכין „an dem Messer“, טמאה „ist unrein“ fassen für das Gedächtnis die vier Rechtsfälle zusammen, die unmittelbar folgend in der Weiterführung der Diskussion benutzt werden, und bestimmen deren Reihenfolge. Ähnlich liegt die Sache Chul 43 a mit der Wortreihe הלכות חבר כזית מרה וקורקבן סימן: הלכות „Rechtssätze“, חבר „Kollege“, כזית „wie eine Olive“, מרה „Galle“ und קורקבן „Vogelmagen“. Jedoch stehen in diesem Falle die einzelnen Worte nicht für einzelne, scharf voneinander gesonderte Rechtsfälle, sondern sie bezeichnen lediglich den Fortschritt der nachfolgenden in sich zusammenhängenden Gedankenführung, so wie man etwa in dem Manuskript einer zu haltenden Rede gewisse Stichworte unterstreicht, um sie dem Gedächtnis besonders sicher einzuprägen. Daß es sich in solchen Fällen nicht immer um sinnlose Wortreihen handelt, zeigt E. Ehrentreu (Beiträge zur semitischen Philologie und Linguistik, hersgg. von G. Bergsträßer, Heft 6: Untersuchungen über die Massora. Hannover 1925. Seite 38 Anm. 2) an Chul 4 a מכנים איזמל בזכרים „er verhüllt das Messer wegen der Knaben“, und Ketub 50 a קטנים כתבו וכוו „die Kleinen unterschreiben und vergeuden“.

Hatten in den bisher herangezogenen Beispielen die Merkworte als dem Text selber entnommene Stichworte eine unmittelbar erkennbare Beziehung zu der Gedankenreihe, die sie auslösen sollen, so ist das durchaus nicht immer der Fall. Es gibt auch sozusagen freie oder uneigentliche Merkworte. Chul 46 a Mitte heißt es: וסימניך עשירין מקמצין „Dein Merkwort sei: Reiche Leute sind raffig“. Mit diesen völlig frei gewählten Worten wird die übertriebene Sparsamkeit des aus der reichen Familie des Nasi stammenden Rabbi Simon zum Haken gemacht, an dem die Erinnerung sich halten kann. Von ihm war eben vorher berichtet worden, daß er eine rituell nicht ganz einwandfreie Leber, die von einem ärmeren Gelehrten weggeworfen wurde, noch für genießbar erachtet.

Des weiteren findet sich noch eine übrigens nicht sehr große Anzahl von Merkworten, die deshalb Schwierigkeit bereiten, weil sie nicht durch den Zusatz סימן ausdrücklich kenntlich gemacht sind. Auch dafür liegt ein Beispiel Chul 42 a letzte Zeile vor. Es ist die Rede von den organischen Fehlern, die ein geschlachtetes Tier zum Genusse untauglich machen. Über die 18 in der voraufgehenden Mischna aufgezählten Fälle ist man sich einig. Nun erhebt sich die Frage: Gibt es darüber hinaus noch andere Fälle? Sie wird beantwortet mit dem Satze: והא איכא בסגר „Aber da ist ja noch בסגר !“. Das sinnlose Wort בסגר wurde gewonnen aus der eine neue Fehlergruppe andeutenden Wortreihe בהמה „Vieh“, חסרון „Mangel“, גלודה „abgehäutetes (Tier)“ und חרותה „Palmzweig“ durch Herausnahme je eines Buchstabens aus jedem Wort. Die übliche Wahl des jeweils ersten Buchstabens war hier nicht angebracht, da sowohl das zweite wie das vierte mit einem ח beginnen. Man wählte daher bei ihnen den mittleren Stammkonsonanten. Diese Buchstaben haben hier dieselbe Funktion, die in den vorhergehenden Fällen von den ganzen Worten versehen wird. Daß solchen Merkworten gegenüber das Lexikon nicht weiterbringt, ist klar. Bei ihnen hilft nur zunächst einmal Weiterlesen und Befragung der Kommentare. Eine bisher noch nicht befriedigend gelöste Kunst aber bleibt es, derartige Partien des Talmud in glattes und gut verständliches Deutsch zu übertragen.

Hebräische Handschriften in Deutschland.

Von I. Elbogen, Berlin.

Gleichzeitig mit der Einladung zur Mitarbeit an dieser Festnummer erhielt ich von einem Freunde die Nachricht, daß er in Urkundenbänden der Stadt Pappenheim ein Stück Talmud, Stücke des Raschi-Kommentars und hebräische Dichtungen in alter Handschrift aufgefunden hat. Vor etwa 30 Jahren entdeckte man in der Stadtbibliothek zu Trier, daß nicht weniger als 130 Handschriften- und Inkunabeln-Bände an den Einbanddeckeln hebräische Fragmente enthielten, zusammen etwa 300 Blatt, aus denen sich 15 verschiedene Handschriften zusammenstellen ließen; sie stammten alle aus der Bibliothek des Klosters Clausen an der Mosel[1]. Auf ähnliche Weise hat man neuerdings in der Nationalbibliothek in Wien an die 200 Bruchstücke verschiedener hebräischer Handschriften entdeckt, ohne daß es möglich gewesen wäre, sämtliche Bestände durchzusehen[2]. Dieselbe Beobachtung wird man in zahlreichen deutschen Bibliotheken machen können.

Hebräische Handschriften sind weit häufiger anzutreffen als man vermutet, es gibt unter den älteren fürstlichen oder städtischen Bibliotheken selten eine, die gar keine hebräischen Handschriften, zumindest ein geschriebenes Stück der Bibel, besitzt. Als Folge der Judenvertreibungen oder der Einziehung der Klöster,

1) Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. d. Judent. Bd. 39, S. 264 f.; vgl. das. Bd. 31, S. 371.

2) A. Z. Schwarz, Die hebräischen Handschriften der Wiener Nationalbibliothek, Leipzig, Hiersemann, 1925, S. XVI.

durch Schenkung, durch Kauf oder aus dem Nachlaß von Humanisten sind in diese Sammlungen in geringerer oder größerer Zahl hebräische Handschriften gelangt. Ein großer Teil davon ist überhaupt nicht verzeichnet und in der Öffentlichkeit bekannt, private Sammlungen entziehen sich fast vollständig der öffentlichen Kenntnis. Aber auch, wo die Handschriften katalogisiert sind, leiden die Verzeichnisse an großen Mängeln und vielfachen Irrtümern. Selbst ein Heros der hebräischen Bibliographie wie Moritz Steinschneider hatte seine Grenzen und vor allem seine Eigenheiten; seine Meisterschaft im Entziffern und Identifizieren der Handschriften ist gewiß unerreicht, aber er verfuhr doch bei seinen Arbeiten mit einer gewissen Willkür, seine Verzeichnisse sind bald ausführlicher, bald summarischer, je nachdem der Gegenstand sein Interesse wachrief. Seit Steinschneider aber hat die Technik des Katalogisierens riesige Fortschritte gemacht, heute werden Eigentümlichkeiten der Handschriften, wie z. B. Herkunft und Zeichen des verwendeten Papiers, zur Ermittelung des Alters und Ursprungs benutzt, was man in früheren Zeiten nicht kannte. Es scheint ein dringendes Gebot, daß alle in öffentlichen und privaten deutschen Bibliotheken vorhandenen hebräischen Handschriften oder Bruchstücke von Handschriften nach einheitlichen Gesichtspunkten — ähnlich wie es bei dem Gesamtverzeichnis der Inkunabeln geschieht — fachmännisch aufgenommen werden.

Ein riesiger Besitz an Kulturgut ist in diesen Handschriften vorhanden, dessen Bedeutung und Wert durch eine zusammenfassende einheitliche Beschreibung erst ins rechte Licht treten würde. Deutschland ist in diesem Gebiet stark ins Hintertreffen geraten. Es hat schon im vergangenen Jahrhundert ohne Not viel an englische und amerikanische Bibliotheken abgegeben oder verkaufen lassen, deren Bestände den eigenen Besitz stark überflügelt haben. Vollends aber durch die Funde in der Genisa von Kairo sind nicht nur ungeheure Massen von Handschriften nach fremden Ländern gelangt, sondern durch die zahlreichen ungeahnten Entdeckungen, besonders auch unliterarischer Texte, haben die alten Handschriften bedeutend an Wert eingebüßt.

In Deutschland sind, soweit bekannt, derartige Genisa-Fragmente an öffentlichen Stellen nur in Frankfurt a. M. und in Heidelberg vorhanden, beide Sammlungen aber sind noch nicht in einem der Öffentlichkeit zugänglichen Katalog verzeichnet. Aber gerade weil unser Besitz gering ist, bedarf er der Pflege und sorgsamen Behandlung, gerade weil wir arm sind, müssen wir das geringe Gut zusammenhalten und zusammenfassen, damit die einheitliche Übersicht seinen vollen Wert zur Geltung kommen läßt.

Einen Zweig gibt es, in dem die Genisa-Fragmente die alten Handschriften nicht entwertet haben, das sind die *Illustrationen.* Soweit mir bekannt, haben sich illustrierte Handschriften in der Genisa bisher so gut wie gar nicht gefunden, es ist auch schwer anzunehmen, daß sie in den Jahrhunderten und den Ländern, aus denen die wertvollsten Genisa-Fragmente stammen, sehr zahlreich waren. Hier behalten die früher bekannten Handschriften ihren vollen Wert, aber leider ist das Studium der Illustrationen hebräischer Handschriften ein arg vernachlässigtes Gebiet. Von den Kunstschätzen dieser Art, welche deutsche Bibliotheken bergen, bieten die Handschriftenkataloge überhaupt keine Vorstellung. Sie bemerken wohl ganz allgemein, ob ein Codex illustriert ist oder nicht, aber sie teilen nichts von Art und Inhalt der Illustrationen mit — obwohl die Auswahl der dargestellten Gegenstände, obwohl Stil und Farbe sehr häufig die Ermittlung des Alters und Ursprungs der Handschriften erleichtern könnten. Selbst wo die künstlerische Seite der Handschrift studiert und dargestellt worden ist, hat es häufig an der nötigen Sachkunde gefehlt. Die sächsische Landesbibliothek in Dresden z. B. besitzt eine prachtvoll illustrierte Machsor-Handschrift, die im Verzeichnis der illustrierten Handschriften sächsischer Bibliotheken selbstredend eingehend beschrieben ist; aber daß in den Illustrationen z. B. der gesamte Zodiacus dargestellt ist, wurde nicht erkannt, obwohl die Abbildung der einzelnen Sternbilder erwähnt ist. „Eine Geschichte der jüdischen Handschriftenillustration wird nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gar vielen noch als eine Reise nach Nirgendheim oder als ein Unternehmen erscheinen, das an den Gesetzesvorschlag des ungarischen Königs mit der Überschrift „de strigis, quae non sunt“ erinnert. Jedenfalls begibt sich derjenige, der dieser Aufgabe sich zuwendet, auf ein Gebiet, von dem bislang keine Landkarte existiert.“ So schrieb D. Kaufmann[1] vor einem Menschenalter und seitdem ist nur wenig geschehen, um dieses Gebiet besser bekannt zu machen.

Welche kunst- und kulturhistorische Bedeutung diese Studien haben können, hat J. v. Schlosser in Wien gezeigt, der einen besonderen deutschen Typ der Hagada-Illustration festgestellt hat[2]. D. Kaufmann hat diese Anregung weiterverfolgt und eine Reihe ähnlicher Hand-

1) Ges. Schriften III, 173.

2) D. H. Müller u. J. v. Schlosser, Die Haggadah von Serajewo, Wilu 1898.



chriften in öffentlichen und privaten Sammungen analysiert. Das Prachtstück einer illutrierten Hagada, welches die Landesbibliothek n Darmstadt aufbewahrt, wird demnächst in iner abschließenden fachmännischen Beschreiung bekannt gemacht werden. D. Kaufmann at sich weiter bemüht, zu zeigen, wie die verchiedenen Gruppen von Handschriften die Künstler angezogen haben, welche Gegenstände m Anschluß an die einzelnen Literaturzweige ur Darstellung gebracht worden sind, und er at auf eine ganze Reihe illustrierter Handchriften in deutschen Bibliotheken hingewiesen[1]. Auf eine Reihe, aber bei weitem nicht auf alle[2]. Die Mehrzahl bleibt nach wie vor unbekannt.

Das erste Beispiel einer vollen sachverständigen Beschreibung des künstlerischen Teiles hebräischer Handschriften hat m. W. A. Z. Schwarz im Verzeichnis der Handschriften der Wiener Nationalbibliothek gegeben. Fachmänner mögen darüber entscheiden, ob das von ihm gewählte Schema beizubehalten ist oder nicht — was aber den Inhalt anlangt, so sollte endlich einmal damit Ernst gemacht werden, in einem *Gesamtkatalog* der in Deutschland vorhandenen *hebräischen Handschriften* auch ihre künstlerische Gestalt ausführlich zu beschreiben.

Christentum und Judentum.

Von P. Fiebig, Leipzig.

Es fehlt bisher noch an einer großzügigen, umfassenden, zunächst rein geschichtlichen Behandlung der mannigfachen Beziehungen, in denen Christentum und Judentum von den Anfängen des Christentums an bis zur Gegenwart zueinander gestanden haben und stehen. Diese Lücke auszufüllen, hat sich L. I. Newman zum Ziel gesetzt. Sein Buch *Jewish Influence on Christian Reform Movements*[3] ist, trotz seines Umfangs, nur ein Teil jenes umfassenden Planes, und zwar der 2. Band, der vor dem 1. Band erscheint. Den 1. Band des Gesamtwerkes kündigt N. im Vorwort S. X unter dem Titel an: *Jewish foundations of Christianity*. Der 3. Band soll den Titel haben: *The convergence of modern Christianity and Judaism*. Der vorliegende 2. Band beschäftigt sich in erster Linie mit dem jüdischen Einfluß auf christliche sektiererische Bewegungen des Mittelalters. Besonders ausführlich werden behandelt: die Katharer, Albigenser, Waldenser, Passagier, das Vorgehen der Inquisition gegen das Judaisieren und die Juden, die Hussiten, Zwingli, Servet. Am Schluß des Buches finden sich kurze Studien über den jüdischen Einfluß im Bilderstreit (um 750), über Martin Luther und die Juden, über den amerikanischen Puritanismus. Professor Richard Gottheil von der Columbia Universität hat dem Buche ein kurzes Vorwort beigegeben.

Den Begriff „jüdischer Einfluß“ faßt N. sehr allgemein und umfassend, außerdem breitet er behaglich das Einzelmaterial aus. Das sind vor allem die Gründe für den großen Umfang des Buches. Es ist eine reiche Stoffsammlung und Sammlung der einschlägigen Literatur. Schon deswegen hat es seinen Wert. Es beschränkt sich auch nicht auf die genannten Bewegungen, sondern greift weiter zurück und zieht auch spätere Zeiten heran. Es behandelt Themata, die durch die gesamte Geschichte des Christentums hindurch für den Kirchengeschichtler und nicht minder für den vergleichenden Religionsgeschichtler wichtig sind. Eine Fülle von Gesichtspunkten kommen bei dem Begriff „jüdischer Einfluß“ in Betracht: vor allem der Einzelnachweis für den Einfluß des Alten Testaments im Lauf der christlichen Geschichte, die Wirkung der Ablehnung des A. T.s durch Häretiker auf die Betonung auch des A. T.s durch die Kirche, der Einzelnachweis über die Geschichte der hebräischen Kenntnisse bei Vertretern der Kirche und Sektierern, ferner über die Wirkungen der jüdischen Bibelkommentatoren und Philosophen auf Christen, der persönliche Verkehr zwischen Christen und Juden, die Geschichte der gegenseitigen Apologetik und Polemik, die Frage, ob der Gegensatz gegen die Bilderverehrung und gegen die Dreieinigkeitslehre „jüdischer“ Einfluß ist, die gelegentliche Tatsache direkter Übernahme von Sabbat, Beschneidung, Gesetz in das Christentum, die Geschichte des Vorwurfs des „Judaisierens“, die Geschichte jüdischer Proselyten, d. h. der Übertritte vom Christentum zum Judentum und umgekehrt der getauften Juden, der Einfluß religiös-sittlicher Vorbilder des A. T.s auf Christen, der Gedanke, das Christentum sei das „wahre Israel“ usw. S. 124 f gibt N. eine kurze Übersicht über die einzelnen Punkte in Kultus, Leben, Lehre des Christentums von den Anfängen bis zur Gegenwart, in denen er jüdischen Einfluß wirksam sieht. Diese Übersicht schließt mit den Worten: There is no sphere of the thought-life of Western Christendom in which Jewish influence, either literary or personal, cannot be found.

---

1) Das. S. 187 ff., vgl. bes. S. 190 Anm. 1, 193 f.

2) Besonders die Zeitschrift Rimon, Berlin 1922—1924, hat sich um die weitere Erschließung dieser Kunstschätze bemüht.

3) Newman, Louis Israel, Ph. D.: Jewish Influence on Christian Reform Movements. New York: Columbia University Press 1925 (XXIX, 706 S.) 8° $ 7.50 = Columbia University Oriental Series Vol. XXIII.

Es kann unmöglich an dieser Stelle alles Einzelne, was N. aufweist, nachgeprüft werden. Ich beschränke mich auf folgende Bemerkungen: N. ist Jude und faßt seine Aufgabe in der Hauptsache so, daß er den jüdischen Einfluß auf das Christentum untersucht, während das Umgekehrte, der Einfluß des Christentums auf das Judentum, bei ihm zurücktritt. Auch diese Kehrseite aber gehört zu allseitiger Behandlung des Themas. Vermutlich läßt N. sie im 3. Bande mehr zur Geltung kommen. Band 2 ist fast durchweg rein geschichtlich gehalten. Schon der Titel aber deutet an, daß N. das Judentum als dem Christentum überlegen ansieht, daß nach N. dem Judentum die Kraft innewohnt, das Christentum zu reformieren. Nach S. 126 wird N. im 3. Band mit seinen dogmatischen Überzeugungen hervortreten; er sagt, dann werde geboten a summary of the general conclusions to be drawn from a study of the relationships of Judaism and Christianity throughout the ages. Wenn er als Ergebnis der gesamten Entwicklung eine gegenseitige Annäherung von Christentum und Judentum sieht, so dürfte das mehr von amerikanischen Verhältnissen aus gesehen sein, als daß es auf die heutige Lage in Deutschland in dieser Richtung paßt.

An Einzelheiten sei hervorgehoben: In sechs Abschnitten behandelt N. „Martin Luther's debt to Jews and Judaism“: 1. Die Anklage des „Judaisierens“ durch die Papisten; 2. Luthers Gebrauch der Anklage des „Judaisierens“; 3. Luthers Bemühung, die Juden zu bekehren; 4. Luther und die Sabbatarier; 5. Jüdischer literarischer Einfluß auf Luther, hier die Unterabteilungen a) Luthers Interesse am Hebräischen, der Kabbalah und den Rabbinen, b) Luther und zeitgenössische jüdische Konvertiten; 6. Luthers Einfluß auf die Juden, a) Luther und die „jüdische Reformation“, b) folgt hier merkwürdigerweise nicht. N.'s Äußerungen über Luther bringen, wie sein Buch überhaupt, viele lehrreiche Einzelheiten und Literaturangaben, aber den Nerv des Unterschiedes zwischen Luther und dem Judentum, der in dem Gegensatz „Gesetz und Evangelium“ liegt, berührt N. nicht. Es heißt doch sowohl Paulus als Luther verzeichnen, wenn N. sagt, daß Paulus sich *first* called a „Hebrew of the Hebrews“, *later*, however, when the Jewish people refused to follow him into his new faith, he repudiated them, ebenso, daß Luther und die Reformation, both in ideas and through its most important representatives, had Judaic inclinations, und dann sei Luther's work a German nationalist-religious movement geworden. Für die innerchristliche Bedeutung der Reformation zeigt N. kein Verständnis, während er bei der „jüdischen Reformation“ (Moses Mendelssohn usw.) hervorhebt „yet the Jewish Reformation arose on a Jewish group background“. Derartiges hatte offenbar Prof. Gottheil im Auge, als er, das Wertvolle an N.'s Werk anerkennend, am Schluß seines Vorwortes die Worte schrieb. One may not always agree with the conclusions at which Dr. N. arrives, or one may wish to reserve judgment; but in every topic with which he deals, he has gone to the ultimate sources; and in laying his material clearly before us and in thus making it possible for us to form our own opinion, he has rendered a valuable service to the study of medieval religious thought. N.'s Einzelnachweise sind eine wertvolle Ergänzung der üblichen kirchengeschichtlichen Darstellungen nach der Seite der Beziehungen zum Judentum hin. Aber er kann doch nicht den Nachweis erbringen, daß das Judentum nun immer und überall der das Christentum zum Fortschritt treibende Faktor und die eigentliche Quelle der Häresie gewesen sei. Die Katharer und Albigenser waren Dualisten. Das ist doch zweifellos nicht jüdisch. Mögen sie auch mannigfache Beziehungen zu Juden gehabt haben, wie N. sorgfältig aufweist, so ist doch Jüdisches nicht der Nerv ihrer antikirchlichen Haltung. N. gibt das S. 156 ff. auch durchaus zu und betont dann mit Recht, daß der Dualismus der Ketzer die Betonung des A. T.s innerhalb der Kirche zur Folge gehabt hat. Andererseits weist N. auf die dualistischen Neigungen der damaligen jüdischen Mystik hin und spürt hier Zusammenhänge mit den dualistischen Sekten auf. S. 176 ff. folgt dann eine sehr lehrreiche Darstellung über die „Qabbala im mittelalterlichen Christentum“. Bei den Waldensern hebt N. m. E. über all den Einflüssen des A. Ts. doch den innerchristlichen Ursprung und Nerv zu wenig hervor. Bei den Passagiern ist natürlich der jüdische Einfluß ganz deutlich. Aber hier zeigt sich doch auch, daß solcher Einfluß, der sich auf Sabbat, Beschneidung, Speisegesetze erstreckt, unmöglich als Beweis für die These N.'s dienen kann, daß das Judentum dem Christentum zu Reform und Fortschritt verhelfe. Ich breche hier ab. Es ist, denke ich, die Licht- und Schattenseite des Buches von N. deutlich geworden. Das Buch N.'s, wie seine weiteren Pläne, erweckt den Wunsch, es ins Deutsche übersetzt zu sehen. Schon als reiche Fundgrube für Forschungsmaterial und Literatur würde es das verdienen, außerdem als anregendes Mittel, die bisher noch immer zu sehr vernachlässigte, gründliche, religionsgeschichtlich hochbedeutsame, wissenschaftliche Vergleichung zwischen Christentum und Judentum großzügig in Deutschland zu fördern.



berreste der kanaanäischen Unterschicht in den aramäischen Sprachen.

Von H. Bauer, Halle a. S.

Es ist bekannt, daß die kanaanäischen prachen, von denen wir außer dem Hebräischen ur noch das Phönikische einigermaßen, das Ioabitische allein durch eine Inschrift, und die ibrigen gar nicht kennen, in den letzten ahrhunderten v. Chr. vollkommen durch das ramäische verdrängt worden sind. Da nun ine Sprache kaum jemals zugrunde geht, ohne n der siegenden Sprache mannigfache Spuren u hinterlassen, so dürfen wir von vornherein nnehmen, daß sich in den aramäischen Sprachen llerlei Überreste der kanaanäischen finden verden. Sie sind natürlich nur dann mit Sicher- eit zu erkennen, wenn sie die spezifisch kanaan. auteigentümlichkeiten aufweisen, zu denen vor llem der Übergang von $\bar{a} > \bar{o}$, die sog. Vor- ondehnung und die Pausaldehnung zu rechnen ind. (Es ist aber sehr wohl möglich, ja die prachlichen Tatsachen scheinen darauf hin- uweisen, daß es kanaan. Dialekte gegeben at, in denen die Vortondehnung fehlte.) Man at bisher auf derartige kanaan. Überreste kaum eachtet, obwohl die Unmöglichkeit, gewisse ram. Formen aus dem Aramäischen zu erklären, len Linguisten mancherlei Verlegenheit bereitet at. Ich will im folgenden nur einige be- eichnende Beispiele für das, was ich meine, nführen, eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes kann hier naturgemäß nicht in Frage kommen.

Wenn in unseren syrischen Grammatiken unter den Präfixen auch ein *mā* (mit langem *ā*) genannt wird[1], so liegt es auf der Hand, daß die betr. Wörter *māzōnā* „Nahrung" und *māqōrā* „Zisterne" kanaan. Lehnwörter sind; beide sind ja auch im Hebräischen, das zweite in der Bedeutung „Quelle", vorhanden. Das gleich gebaute *māḥōzā* „Stadt", das offenbar mit akk. *maḫāzu* identisch ist, läßt sich im Kanaan. nicht nachweisen, aber es kann nur durch ein kanaan. Medium ins Aramäische gedrungen sein.

Eine spezifisch aramäische Form des Nomen agentis, die im Syrischen von jedem aktiven Verbum gebildet werden kann, ist *qātōl*; und doch ist sowohl das *ā* als auch das *ō* dieser Form nach den Lautregeln des Aramäischen völlig unerklärlich[2]. Dagegen ist *qātōl* eine gut kanaan. Bildung, sei es daß man sie sich aus *qatul* (hebr. עָמוֹק) oder aus *qatāl* entstanden denkt. Letzteres wäre die vorauszusetzende Grundform für die in allen semitischen Dialekten verbreitete Intensivform *qattāl*. Ob die Form *qātōl* schon in der fraglichen kanaan. Sprache so lebendig war oder ob sie es erst im Syrischen geworden ist, läßt sich nicht ausmachen.

Dieselbe Form (aber mit Reduktion des ersten Vokals) liegt vor in jüd.-aram. אֲחוֹרָא Rückseite (hebr. אָחוֹר), אֲחוֹרֵי „hinter". Als Angleichung an letzteres erklärt sich תְּחוֹתַי „unter". Davon ist syr. *tᵉḥōṯ* kaum zu trennen, wenn auch ein *ᵃḥōr* im Syrischen nicht (oder nicht mehr) vorhanden ist. Reduktion des ersten Vokals auch in syr. *gᵉðōlā* „Locke", *ḥᵉðōzā* „Brautführer", *sᵉzōlā* „Traube", *šᵉfōlā* „Saum"; desgleichen in bibl.-ar. נְהוֹרָא „Licht" und חֲשׁוֹכָא „Finsternis".

Ganz unaramäisch mutet das aram. Wort für „Proselyt" an: גִּיּוֹרָא. Es ist offenbar eine Form wie hebr. גִּבּוֹר. Hierher gehört auch syr. *debbōrā* „Wespe", *debbōrtā* „Biene", sowie der Vogelname *gijjōlā*.

Kanaanäisch müssen auch sein Wörter wie syr. *mappōḥā* „Blasebalg", *maqqōrā* „Schnabel" (neben aram. *maqqārā*). In der Regel sind sie durch die Endung *-īṯā* erweitert: syr. *mappōḥīṯā* „Inspiration", *mašrōqīṯā* „Flöte", *maʿmōðīṯā* „Taufe", *maṭṭōfīṯā* „Tropfen" u. a.

Als kanaan. erweisen sich durch die Vortondehnung die *qātīl*-Formen wie *kārīkā* „Webebaum", *zāqīftā* „Keule", *zārīftā* „Regenguß", *šāṭīftā* „Alabastergefäß", Pl. *pāsīqāṯā* „brevia".

gāzartā „Insel", das aussieht wie ein akt. syr. Partizip, ist als solches gar nicht zu verstehen, es erklärt sich aber zwanglos als Fem. von einem kanaan. *גָּזִיר „abgeschnitten"; zur Endung vgl. hebr. גְּבֶרֶת „Herrin" neben גְּבִיר. Das ähnlich gebaute *nāmarṯā* „Höhle" soll aus akk. *nabārtu* stammen, es müßte dann aber gleichfalls durch das Kanaanäische hindurchgegangen sein.

Ferner gehört hierher die Endung *-ōn* (für aram. *-ān*): bibl.-ar. דִּכְרוֹן „Denkwürdigkeit", *רַעְיוֹן „Gedanke", *שִׁלְטוֹן „Herrscher", syr. *nesjōnā* „Versuchung", *dāwōnā* „Elend"; desgleichen auch die Deminutivendung *-ōn* und wohl auch *-ōs*, letzteres von einem unbekannten Muster ausgegangen.

Kanaanäisch ist sicher auch die Endung *-ōṯā* bei Bildungen von Stämmen tert. inf. wie *ṣᵉlōṯa* „Gebet", *mᵉsōṯā* „Labmagen", *mᵉḥōṯā* „Schlag"; vgl. die hebr. Infinitiv-Endung וֹת- < *-āt* < *-ajat* oder *-awat*.

Wie altes *ā* im Kanaan. zu *ō* geworden ist, so in gewissen kanaan. Gebieten auch das im Hebr. (wie in רָם) erhaltene oder sekundär (wie in יָד) entstandene *ā*. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Name des Buchstabens Jod. Daß diese Erscheinung auch im Phön. verbreitet war, zeigen die Worte *Hirom* für חִירָם(א), *Ulom* „Αἰών" für עוֹלָם, *edom* „Blut" für דָם[1]. Auch diese Entwicklung spiegelt sich in einzelnen syrischen Worten wieder. So erklärt sich *šīfōr* „Posaune" aus *šōfōr (hebr. שׁוֹפָר) wie hebr. רִישׁוֹן aus *rōšōn. Aus einem kanaan. *ḥōð* (wie יוֹד) = syr. *ḥað*, hebr. אֶחָד, entsteht durch Vorsetzung der Präpos. ל und ב das im Aram. weit verbreitete *lᵉḥōð* und *balḥōð* „allein".

Auch die Fem.-Endung *-ā* (aus *-at*) ist auf kanaan. Gebiet vielfach zu *-ō* geworden, vgl. phön. *milkō* „Königin", aber auch die Städtenamen Japho, Akko, Megiddo, Jericho. So erklärt sich die seltsame Form רִבּוֹ[2] (aus *rabbā) „10000", syr. *rebbō*, aber auch bibl.-ar. בְּלוֹ „Tribut" aus *bilat von יבל (akk. *biltu*).

Aus dem Aram. nicht zu verstehen und darum als Kanaanismen zu betrachten sind ferner die Wörter mit

1) Nöldeke, 2. Aufl., S. 74; Brockelmann, 4. Aufl., S. 56.

2) Vgl. Barth, Nominalbildung, S. 176 f. und andererseits Brockelmann, Grundriß, I, 343 f.

1) Vgl. P. Schröder, Phön. Sprache, S. 90 und 125.

2) Hebr. רִבּוֹ wird wohl mit Recht als Aramaismus angesehen; es muß aber im Aramäischen selbst ein alter Kanaanismus sein.



ē im Vorton wie bibl.-ar. *גְּזֵרָה „Beschluß“, *יְקֵדָה „Brennen“, *שְׁלֵוָה „Ruhe“, syr. *n^efēšā* „Erholung“, *k^emēnā* „Hinterhalt“, *r^eḇēḇā* „Schrecken“[1].

Die syr. Form *'ālef* „tausend“ erinnert an die hebr. Pausalform, so daß wir dieses Wort ebenso wie רְכַן als ein wohl durch den Handel verbreitetes kanaan. Lehnwort ansehen dürfen. Man kann fragen, ob nicht auch die sonst nur im Kanaan. vorhandene Dehnung der Poss.-Suffixe wie *-āk* und *-ānā* aus der kanaan. Unterschicht stammt, und dasselbe gilt für die auf *-ōn* und *-ēn* ausgehenden Pl.-Formen der Pronomina der 2. und 3. Person.

Sehr selten sind wir in der Lage, ein Wort lediglich aus der Kenntnis des Wortschatzes heraus als kanaan. Lehnwort zu bezeichnen; so z. B. bibl.-aram. *רֵו „Aussehen“, da das Verbum ראה „sehen“ nirgends im Aramäischen vorhanden ist.

Ganz außer Betracht geblieben sind solche aram. Wörter, die sich durch die Entwicklung der ursemitischen Spiranten als Entlehnungen erweisen. Diese sind ja ohne weiteres als Fremdlinge kenntlich und auch größtenteil als solche erkannt worden. Vielfach nimmt man hier aber Herkunft aus dem Akkadischen an (die Entwicklung ist ja dieselbe wie im Kanaan.), wo m. E. die aus dem Kanaan. ebenso gut möglich ist oder noch näher liegt; z. B. bei syr. *z^ekā* „unschuldig sein“ oder *sakkūrā* „Totengeist, Zauberer“[2]. Gerade die Totenbeschwörung ist doch etwas spezifisch Kanaanäisches.

Bemerkt sei noch, daß die Überschrift dieses Aufsatzes selbstverständlich nicht so aufzufassen ist, als ob die hier namhaft gemachten Kanaanismen alle genau auf demselben Boden gewachsen sein müßten, auf dem wir sie später antreffen; es ist vielmehr sehr wohl möglich, daß sie aus einer benachbarten noch lebenden kanaan. Sprache übernommen worden sind. Wir werden uns die Sache so vorzustellen haben, daß wie die späteren Kanaanäer so auch die Aramäer zum Teil zweisprachig waren und daß sie die kanaan. Fremdlinge ins Aramäische eingeführt haben. Manche von diesen mögen (etwa den germanischen Lehnwörtern im Finnischen vergleichbar) die einzigen Überbleibsel von kanaanäischen Sprachen sein, die sonst für uns spurlos verschollen sind.

Der neuaramäische Dialekt von Maʿlūla[3].

Von E. Littmann, Tübingen.

Über den eigenartigen und sprachgeschichtlich sehr wichtigen Dialekt von Maʿlūla im Antilibanus und den beiden Nachbardörfern, die einzigen Überreste des einst weit verbreiteten Westaramäischen, sind wir nun durch das Verdienst Bergsträßers viel besser, gründlicher und sicherer orientiert, als es bisher je der Fall war. B. hat nicht nur die Sammlungen Prym's und Socin's vom Jahre 1869 in Damaskus mit Hilfe eines Eingeborenen nachgeprüft und endlich der Wissenschaft zugänglich gemacht, sondern auch mehrere von Stumme aufgezeichnete Texte herausgegeben und vor allem selbst neue Texte aufgezeichnet. Von den letzteren freilich gibt er in den hier zu besprechenden Büchern nur wenige, den größten Teil davon hat er in der ZAss. Bd. 32, S. 103—163 veröffentlicht. Der ungeheure Fortschritt, den die Wissenschaft auf diesem abgelegenen und schwierigen Gebiete dank der mühsamen und gewissenhaften Arbeiten B.'s gemacht hat, wird ohne weiteres klar, wenn man die ersten Aufnahmen, etwa die von Burton und Drake, mit den von B. bearbeiteten Sammlungen und besonders mit seinen eigenen Aufnahmen vergleicht. Daß er auch Bliss und Parisot überholt hat, versteht sich bei seiner sprachwissenschaftlichen Schulung und seiner Kenntnis der semitischen Sprachen von selbst.

I. Über die Texte und ihre Übersetzungen hat Nöldeke in einem Aufsatze in der ZAss. 31, S. 203—230 mit gewohnter Meisterschaft so eingehend unterrichtet, daß kaum etwas zu sagen übrig bleibt, zumal hier nicht der Ort ist, viele Einzelheiten zu besprechen; auch wird B. eine Grammatik dieser Mundart in absehbarer Zeit herausgeben. Es können also nur einige wenige Kleinigkeiten nachgetragen werden. Von vornherein sei hervorgehoben, daß es mir ohne die Übersetzung und ohne das Glossar unmöglich gewesen wäre, mich in diese Sprache einzuarbeiten. Ein paar Druckfehler (außer den auf S. 95 von B. gegebenen Verbesserungen) mögen hier notiert werden. So ist S. 2, Z. 5 zu lesen *ubaḥšaṯ* (mit *ṯ*); S. 2, Z. 19 *ʿpḫauṯa* (mit *ḫ*); S. 3, Z. 7: *šunīṯa* (mit *ī*); S. 8, Z. 34: *qašīša*; S. 17, Z. 28 ist *ciōrca* zum vorhergehenden Worte zu ziehen; S. 21, Z. 1: *bīḏe* (mit *ḏ*). Doch diese Dinge wird der aufmerksame Leser selbst leicht verbessern. Eine Textverbesserung möchte ich auf S. 20 am Schlusse der Geschichte No. 6 vorschlagen. Dort steht *uqʿōken ubillidde ẓinnaʿīm ẓʿṭaiẓeb ʿīš essāmʿīn*; die Übersetzung lautet: „und so saßen sie da. Mit Lust und Vergnügen erfreue Gott das Leben der Zuhörer“. Der arabische Vers ist natürlich aus der Schlußformel arabischer Märchen herübergenommen; aber dort beziehen sich „Lust und Vergnügen“ auf das Leben der Helden der Erzählungen, gerade so wie es in deutschen Märchen heißt „und sie

---

1) Die syrischen Wörter hat man als Deminutiva (Form *quṭail*) auffassen wollen. Das ist natürlich nur eine Verlegenheitserklärung.

2) Brockelmann, Lexicon Syriacum, 2. Aufl. S. 196 (nach Zimmern).

3) Bergsträßer, Prof. Dr. G.: Neuaramäische Märchen und andere Texte aus Maʿlūla hauptsächlich aus der Sammlung E. Prym's und A. Socin's herausgegeben. Leipzig: F. A. Brockhaus 1915. (XXII, 95 S.)

Ders.: Neuaramäische Märchen und andere Texte aus Maʿlūla in deutscher Übersetzung hauptsächlich aus der Sammlung E. Prym's und A. Socin's herausgegeben. Ebd. 1915. (X, 110 S.)

Ders.: Glossar des neuaramäischen Dialekts von Maʿlūla. Ebd. 1921. (V, 123 S.) = Abhandlungen f. d. Kunde d. Morgenlandes, hrsg. von der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, XIII. Bd. Nr. 2 u. 3, XV. Bd., Nr. 4.

ebten herrlich und in Freuden; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“ In den von nir herausgegebenen Modern Arabic Tales findet sich lie Formel häufig, so z. B. S. 36, 5—6, S. 53, 7—8, . 69, 5—6; S. 36 ist zu umschreiben *wa'a'adū bil-lidde pin-na'im — taijab alla 'êš is-sāmi'in*. Also wäre das nach *qa'ōlun* zu streichen und zu übersetzen „und ie saßen (d. h. blieben, lebten) in Lust und Vergnügen — Gott erfreue das Leben der Zuhörer!“ Während in lieser Schlußformel die arabischen Wörter stehen geblieben sind, werden in anderen Fällen arabische Redensarten übersetzt. So ist mir der Ausdruck „von eichtem Gewicht, aber hohem Wert“ (S. 50, 23) aus arabischen Märchen geläufig; er findet sich u. a. auch n 1001 Nacht, ed. Macnaghten I S. 342, Z. 8. Wörtlich übersetzt ist *haṭpunnil-iḥṭōba u'allunnil-ižyōba* (S. 47, 27) aus *katabu 'l-kitāb wa'allu 'ž-žawāb*, vgl. Mod. Arab. Tales 85, 22; 206, 4 u. ö. Socin übersetzt: „So setzten sie den Heiratskontrakt auf und vollzogen die Sache“. Aber B. bemerkt mit Recht, daß die Übs. unsicher ist Übs. S. 53). Der Ausdruck besagt, daß der Ehekontrakt mit allen Formalitäten (Protokollen der Aussagen) niedergeschrieben wurde. — Der Name Georg erscheint hier in Nr. 54, 35 und 38 in der Form *žurjes*. Auch bei arabisch sprechenden Christen in Syrien und Palästina habe ich die Form *žurjis, žirjis* (oder mit *ǧ* im Anlaut) gehört. Ich weise darauf hin, weil diese Form einmal von Seybold bezweifelt wurde.

Prym und Socin haben ihre Übersetzung manchmal etwas frei gestaltet, um sie lesbarer zu machen. Ich muß gestehen, daß die etwas wörtlichere Übs. bei B. mir angebrachter erscheint, da es sich hier ja nicht um literarische, sondern um philologische Zwecke handelt. So wäre z. B. *qerša* genauer durch „Piaster“ zu übersetzen als durch „Groschen“, obgleich dies morgenländische Wort aus „Groschen“ abgeleitet ist; aber wir pflegen diese Münze des Orients als Piaster zu bezeichnen. Die *mkarainō* sind eigentlich nicht „Pferdetreiber“, wie Prym übersetzt; man könnte eher sagen „Maultiertreiber“. B. gibt es im Glossar richtiger durch „Pferdeknechte“ wieder. Gelegentlich sind in den Übs. bei Prym und Socin Worte ausgelassen oder hinzugefügt, ohne daß dies bezeichnet wäre; B. ist bei seiner Übs. genauer verfahren. Allerdings wird bei P. und S. der allgemeine Sinn kaum dadurch beeinträchtigt. So ist Text S. 3, Z. 24 *yu'abdō* „und Sklaven“ in der Übs. weggefallen; ebenso S. 9, Z. 2 *auq* „wohlan“; ferner S. 19, Z. 3—4 die Worte *melle: bālki māhakịa · melle*: „Er sprach zu ihm: ‚Vielleicht redet sie [doch]!‘ [Jen]er sagte zu ihm“; S. 19, Z. 23 die Worte: *umrōl-lmarfaqta* „und zu dem Kissen sprach sie“. In den Texten B.'s ist mir nur eine einzige Auslassung begegnet: S. 90, Z. 3 *mpaiṭa* „aus dem Hause“. Der Anruf *yirraḥ* (so 8,6; 26,31; 36,9. 15. 17. 24; 57,22, *yurraḥ* 57, 5), (teilweise aramaisiert zu *wrōḥ* (Glossar S. 74), wird von P. und S. meist durch „wehe dir“ übersetzt; aber B. hat im Glossar „wehe! heda!“ Es ist das arab. *wilak*, ein derber, ungehaltener Anruf, der durch „du da!“ oder „heda!“ am ehesten wiederzugeben ist. Wenn man wirklich ein „Wehe“ aussprechen will, gebraucht man die vollere Form *wail-*, bzw. *wallaḥ* (m.) 71, 24, *wališ* (f.) 19, 23; vgl. meine Besprechung von Siegel's Dialekt des Ṭūr 'Abdīn. (OLZ, 1926).

Der Dialekt von Ma'lūla steht natürlich in engen Beziehungen zu den westaramäischen Mundarten, die uns nur literarisch überliefert sind. Gewisse Ähnlichkeiten zwischen ihm und dem Christl.-Paläst. hat bereits Parisot erkannt; aber Nöldeke hat (ZAss. 31, S. 207) hervorgehoben, daß dessen Angaben nicht alle Stich halten. Andererseits könnte man Parisot's Angaben noch um einige vermehren. Da ist vor allem die Anfügung der Verbalsuffixe vermittels *-nn-*; vgl. Schultheß, Gramm. § 153. Die Form *iīb* Text 12, 9 „es gibt“, u. ö. erinnert lebhaft an das christl.-pal. [*i*]*īb* < **iʼhīb* (gegeben) in der Bedeutung „ist vorhanden“; vgl. Schultheß, Gramm. § 151, 2 d; 182, 2 Anm. 2. Man braucht hier also nicht die Präpos. *b*(*i*) zu Hilfe zu nehmen, und man kann sich fragen, ob nicht auch *ōb* und *yōb* auf **hʼwō iʼhīb* zurückgehen. In dem christl.-pal. ܐܢܚ „wir“ ist sicher die Ma'l.-Form *anaḥ* zu erkennen, wie Nöldeke annimmt, nicht eine „Ablautform“ (Schultheß, Gramm. § 56, Anm. 2). Einige andere grammatische und lexikalische Eigentümlichkeiten, die der Ma'l.-Dialekt mit dem Christl.-Pal. gemeinsam hat, finden sich aber auch in den übrigen aram. Dialekten.

Ganz rätselhaft sind die Wörter *či* (*ču, čū*) „nicht“ und *'aža* (*'ažža, 'aǧa*) „warum“. Das „neusyr.-kurdische“ *ku (ciu)*, das Parisot (Journ. As. 1898, I, S. 503 Anm.) heranzieht, liegt doch zu weit ab und ist zu unsicher; auch an pers. *či*(*h*) „was?“, das etwa wie arab. *mā* zur Negation geworden wäre, ist kaum zu denken. Vorläufig kann ich nur auf die Wurzel *tm*(*m*) verweisen, da ja *tm* im Altägypt. unter gewissen Bedingungen negative Sätze bildet; *tm*(*m*) würde dann eben „zu Ende“ = „nicht mehr vorhanden“ bedeuten. Lautlich wäre diese Gleichung möglich, da *t* in Ma'l. häufig zu *č* wird, und da Endkonsonanten gelegentlich abfallen, vgl. *qō* < *qōm* „steh auf“ (wobei allerdings das Verhältnis der Wurzeln *qwj* und *qwm* zueinander nicht ganz klar ist), *šqō* < *šqōl* „nimm“, *činja* „ich weiß nicht“ zur Wurzel *jd'*. Aber diese Erklärung ist auch nur ein Notbehelf. Für *'aža* (*'ažža*) „warum?“ hat Nöldeke, da *ž* (*ǧ*) auf arab. Ursprung hindeutet, zweifelnd die Etymologie *'a ai šai* vorgeschlagen. Vielleicht liegt es, im Hinblick auf ägypt.-arab. *lê* (< *li-ai*), noch etwas näher, an **'a-aija* zu denken, da *aija* in syr.-arab. Dialekten vorkommt. Der Übergang von *ij* (*ii*) > *ǧǧ* oder von *j* > *ǧ* ist im Semit. zwar selten, aber doch nicht ganz unbekannt; vgl. Brockelmann's Grundriß I, S. 139.

Das Wort für „Fuß“ lautet in Ma'l. *reǵra* (vgl. auch *rigri* „mein Fuß“ und *ruǵrō* „Füße“). Damit haben wir die Zwischenstufe zwischen *rigl* und *'igr*, und die manchem befremdliche Etymologie *rigl* > *rigr* (Assimilation) > *'igr* (Dissimilation) ist gesichert.

In Ma'l. nehmen zwar die Partizialkonstruktionen ziemlich stark überhand, aber sie haben

durchaus noch nicht das alte Verbalsystem verdrängt. Vor allem findet sich von der Umschreibung des Perfekts durch das Part. Pass. (durch die dann das log. Objekt zum grammat. Subjekt wird), wie sie in den nordöstlichen aramäischen Dialekten durchgedrungen ist, hier noch keine Spur. Darüber vergleiche man vorläufig Nöldeke's Besprechung S. 215 u. 221.

Über den Inhalt der Texte hat Nöldeke bereits wichtige Mitteilungen gemacht. Dazu möchte ich ein paar Nachträge liefern. Die Josefs-Geschichte (Nr. 5) hat Nöld. treffend charakterisiert. Josef heißt dort *ịause* bzw. *ịaus-máḥasna* „der schöne Josef". Die Vollform *yawsef* ist noch bei Parisot, JA. 1898, II, S. 152 belegt. Bezeichnend ist es, daß er hier fast immer „der schöne Josef" heißt, wie denn ja Josef bei den Mohammedanern als das Urbild aller Schönheit gilt und *Jusuf* im Türk. für einen schönen Mann überhaupt gebraucht wird. In der Geschichte von „Blumer" (Nr. 9) haben wir einen Teil der Rahmengeschichte von 1001 Nacht als selbständige Erzählung, und zwar sowohl die Erzählung von Leuten, die von ihren Frauen betrogen und von ihrem Schmerze geheilt werden, als sie sehen, daß es anderen ebenso geht — dies Motiv kommt in modernen arab. Erzählungen als eigene Geschichte vor —, als auch die Geschichte von dem Dämon, den seine Frau in kühner Weise hintergeht; aus dem Dämon ist hier freilich ein Fellache geworden. Diese zweite Geschichte findet sich als eigene Erzählung auch im Syntipas der 1001 Nacht (meine Übersetzung, Bd. 4, S. 365—367), und im selben Syntipas (ebendort S. 330—341) ist eine Parallele zur Geschichte der Frau mit den eingesperrten Liebhabern enthalten (Bergstr. Nr. 18); dies ist aber ein beliebtes Motiv in manchen modernen arab. Anekdotenbüchern. Nr. 21 erinnert wiederum stark an 1001 N., einmal durch die „Einschachtelung", dann aber auch durch die einzelnen Geschichten, so entspricht die Parabel von dem Jäger und dem Falken (Bergstr., Übs. S. 72/73) ziemlich genau einem Teile der variierten Syntipas-Erzählung (vgl. meine Übs. Bd. I, S. 64/65). Auf ʿAlī Zaibaq, der aus den ägypt. Stücken in 1001 N. bekannt ist und hier in Nr. 24 erscheint, hat Nöld. bereits hingewiesen; neu ist hier, daß dieser Bandenführer und Raubritter *en miniature*, wie ihn die Romantik der Spießbürger sich vorstellt, sogar zum Sultan werden soll. Nr. 31 ist das deutsche Märchen vom „Machandelboom". Nöld. verweist hierzu auf Oestrup's Contes de Damas S. 22. Inzwischen ist eine neue Version aus Palästina hinzugekommen; vgl. Schmidt-Kahle, Volkserzählungen aus Palästina, S. 22*f. u. S. 187 f. Auch in B.'s Texten ZAss. Bd. 32 finden sich Motive aus 1001 Nacht. Nr. Vq „Der geblendete Menschenfresser" ist natürlich die Polyphemgeschichte, die heute im Orient weit verbreitet ist; vgl. meine Bemerkung in „Stimmen des Orients" (Kirchheim-Teck) I, Nr. 1, S. 11 f. Die heutigen Versionen werden wohl auf die Sindbad-Geschichte in 1001 N. zurückgehen; dort steht sie Bd. 4, S. 132 ff. meiner Übs. Auch B.'s Nr. V r „Lebendig begraben" stammt aus „Sindbad"; vgl. Bd. 4, S. 157 ff. Im übrigen hat B. sich in sehr dankenswerter Weise bemüht, Texte aufzuzeichnen, die uns das Volksleben in Maʿlūla kennen lehren.

II. Durch sein Glossar der Mundart von Maʿlūla hat B. sich ein neues Verdienst um die Erforschung dieser Mundart erworben; es ist für das Studium der Texte unentbehrlich und bereichert unsere Kenntnis des semitischen Wortschatzes in erfreulicher Weise. Wenn ihm auch noch kleine Unvollkommenheiten anhaften, auf die B. in der Einleitung gewissenhaft hinweist, so kommen sie doch gegenüber dem Geleisteten überhaupt nicht in Betracht. Nur eins werden manche mit mir bedauern, daß dies wichtige Nachschlagebuch in Autographie hat erscheinen müssen. So deutlich die Schrift ist[1], so wäre doch ein Wörterbuch in Typendruck (zumal keine orientalischen Typen vorkommen) übersichtlicher und rascher zu gebrauchen gewesen, besonders auch wegen der Möglichkeit, verschiedene Typen anzuwenden. Doch wir wollen uns freuen, daß wir dies Buch nun besitzen und benutzen können. Daß B. die nur sporadisch in Listen auftretenden arab. Wörter nicht aufgenommen hat, ist durchaus zu billigen; sie können oft nur auf einer Notauskunft beruhen. Die in den Texten vorkommenden Wörter und Formen jedoch sind mit vorbildlicher Genauigkeit gebucht; es ist wahrlich keine kleine Arbeit gewesen, alle die oft so seltsamen Formen zu erkennen und zu analysieren.

Einige Bemerkungen möchte ich hier anfügen. S. 6 zu *ʿrṭ* II: Auch im Syr. ist *ʿarreṭ* „pedere" belegt; die Stellen aus den Laughable Stories, die Brockelmann in der 2. Aufl. seines Lex. gebucht hat, hatte ich mir auch bereits notiert. — S. 9: Zu *ʿžl* ist hinzuzufügen: „*ʿažle* ‚sein Ende' 36, 28, arab. *ʾaǧal*". Das ʿ jedoch ist unerklärt. — S. 15 unter *bsṭ*: *inebsaṭ* 5, 33 ist Imperativ. — S. 17 unter *ʾwc*: Das türk. Wort für Zimmer ist mir im Arab. als *ʾôda* oder *ʾôḍa* bekannt. — S. 60 zu *klēsja* (*qlēsja*): Es ist auffällig, wie die verschiedenen christlichen Sprachen des Orients in der Bezeichnung der „Kirche" auseinandergehen. Das griech. ἐκκλησία, das wir hier in Maʿlūla finden, ist dort sonst nur wenig gebräuchlich und meist durch andere Ausdrücke ersetzt.

---

1) Die Autographie ist, wie mir B. mitteilt, von seiner Frau ausgeführt worden.



— S. 51 zu *kōza* „Petroleum, Lampe“. Das Wort ist freilich aus dem arab. *kâz* entlehnt; aber dies ist das europäische Wort „Gas“, das ja eine willkürliche Erfindung ist. Wie hier der Inhalt auch für das Gerät gebraucht wird, so bedeutet *lamba* in Abessinien erst das Gerät und dann den Inhalt, also „Lampe“ und „Petroleum“. — S. 51 zu *la* „nicht, nein“. In der Bedeutung „nein“ wird gern *lā* bzw. *lāa* gesagt; so auch hier 19,15. — S. 53: Zu *lukk.l*, *luqul* „als“. Es kommt auch in der Bedeutung „wann“ vor, entsprechend dem arab. *'iḏā*, und ist aus *l-waqt-l* entstanden. Das - wird auch im Christl.-Paläst. (wie im übrigen Aramäisch) gern bei Zeitangaben gebraucht; und gerade bei der Übernahme des arab. *waqt* kommt Wechsel von *q* und *k* vor, vgl. Tigrē *waqt* und *wᵘkad*. — S. 58 zu *mwr*: Eigentlich wäre *mōra* „Herr, Besitzer“ besser unter einer Wurzel *mr(')* anzusetzen. — S. 59: Bei *misti* „Inneres“ denkt man unwillkürlich an arab. *wasṭ* und äth. *wəsta*. Auch in neuarab. Dialekten Syriens wird dies Wort zur Präpositionsbildung verwandt; so habe ich in Nordsyrien gehört *fasṭlminnu* „darin“ = **fī wasṭ i-minhu*. — S. 59 zu *mtt*: *metṭⁱ zamōna* 14,5 „eine Spanne Zeit“ < arab. *muddit zamān*. — S. 69 zu *qlqs*: *qulqasīṭa* wird doch wohl eher die „Kolokasie“ als die „Kartoffel“ sein. — S. 69 zu *qls*: Das Wort *qalles* „ein wenig, eine Weile“ gehört natürlich zum Stamme *qll*, von dem es ein Diminutiv mit *s* ist; vgl. übrigens äth. *nəstit*, Dim. zum Stamme *n's*. — S. 70 zu *qwr*: Das Wort *qūr-* „bei, neben“ gehört vielleicht ursprünglich zur Wurzel *qrb*. — S. 83 zu *sūža*: 6,6 ist *sūž* ohne Variante gegeben. Die Etymologie des Wortes ist unklar und die Übersetzung der Stellen 6,2 und 6,6 ist bei Prym auch nicht ganz sicher. — S. 88 zu *šch* „finden“: Hier ist *šchacci* 4,26 angegeben. Nun steht aber 4,26 die Form *šchaci* (mit *h*) und Prym übersetzt: „(sie) wünschte mich“. Danach muß man annehmen, daß hier die arab. Form *ištahat* vorliegt; dann wäre diese Stelle unter *šch* zu streichen und S. 89 unter *šhj* nachzufügen. — S. 95: Die Wurzel *tġj* scheint eine Kontamination von arab. *tġj* und *tjh* zu sein. — S. 100 zur Wurzel *'tj*: Es ist interessant, daß die Bedeutung von arab. *ǧâ* „zur Welt kommen“ und *ǧâb* „zur Welt bringen“ sich hier bei dem entsprechenden aram. Worte wiederfindet. — S. 102: Bei *ṯēn* wäre vielleicht auch auf *ṯēn jōma* 6,32 u. ö. „am nächsten Tage“ = arab. *tânī jôm* hinzuweisen. — S. 105: Bei *zmr* wäre ein Verweis auf *smr* angebracht.

Zum Schlusse sei noch einmal der dankenden Anerkennung gegenüber dem Verf. und dem Wunsche, daß seine Grammatik des Ma'lūla-Dialektes bald erscheinen möge, hier Ausdruck gegeben.

Bedr-Oḥod und Kerbela.

Von R. Strothmann, Gießen.

Mitte März 624 überfiel beim Orte Bedr Muhammed mit einigen 300 mitausgewanderten Mekkanern und Freunden aus Medina an die 1000 seiner Landsleute von Mekka, die dann zur gleichen Zeit des folgenden Jahres am Berge Oḥod ihn zwar nicht in die Flucht schlugen, aber ihm schwere Verluste zufügten und ihn selbst verwundeten. Am 11. Oktober 680 wurde der etwa 1 Jahr nach Oḥod geborene Enkel Muhammeds, Ḥusain, bei Kerbela am Euphrat mit ungefähr 70 Getreuen niedergemacht durch Truppen von Muhammeds Nachfolger in der Herrschaft. So der bekannte Tatbestand. Dort ein arabischer Kleinkrieg, echt arabisch auch in seinem äußeren Anlaß, einem der landsüblichen Karawanenüberfälle; hier einer der vielen, und zwar in seinem tatsächlichen Ausmaß einer der kümmerlichsten Aufstände der legitimistischen Rechtspartei. Aber der Sieg von Bedr, nicht aufgehoben, sondern nur bestätigt unter dem Ernst des Rückschlags von Oḥod durch die überlegene Haltung, mit der Muhammed das Unglück umwertete zu innerer Festigung seiner Gefolgschaft (Qor. III 117 ff., bes. 160, 173), wird, vom Propheten zielbewußt erstrebt (VIII 40), der einigende Bürgerkrieg, der das Weltreich und die Weltkirche ermöglicht, wie er Erinnerung und Hoffnung bis zur Gegenwart ist. Das Schlachten von Kerbela bedeutet politisch wie religiös den unheilbaren Riß in der Islamgemeinschaft: „Wenn ihr mich tötet“, läßt man in den Kerbela-Büchern den Ḥusain sprechen, „werdet ihr nimmermehr gemeinsam beten, nimmermehr Gewand und Rüstung anlegen zum gemeinsamen Kampf auf dem Pfad Gottes“. „Ḥusain gab seine Seele dahin als Lösegeld für die Religion seines Großvaters. Erst infolge seines Martyriums erzitterten die Grundfesten des Reiches der gottverfluchten Omaijaden. Da erst, als er zur Seligkeit einging, ward ihr Unglaube, Irrwandel und ihre ewige Verdammnis offenbar; hätte er sich mit ihnen friedlich verständigt, dann wäre ihr Sultanat (!) gestärkt worden und die Menschheit über sie im Zweifel geblieben.“ So ist auch Kerbela gleich Bedr, oder mehr noch als die geschickt-diplomatisch später in die friedliche Eroberung von Mekka ausmündende Bedr-Politik ein *furqān*, eine Erlösung durch Scheidung. Und sie erst vollendete für die Schī'iten den Islam, stellte neben Muhammed als die Verkörperung gottgeschenkten menschlichen Erfolges das „abgeschnittene Haupt und den blutbeschmutzten Körper“ des Dulders. Sie lehrte tiefer in die unergründliche Huld Gottes schauen, der nicht nur einst den Sieg mit dem glückverheißenden Namen „Vollmond“ verliehen hatte, sondern der jetzt an der sinnfälligsten Wirklichkeitstatsache erfüllend bewies, was er in der Offenbarung nur in Sprüchen und alten Zeichengeschichten gelehrt hatte, daß er zur Seligkeit führen wolle durch *kerb* und *belā'*, Trübsal und Heimsuchung, wie sich fromme Sprachkunde die heilige Märtyrerstätte deutet. Begreiflicherweise hat sich die Tendenzerzählung frühzeitig beider Ereignisse bemächtigt, sich z. B. bemüht, als Tag von Bedr den Freitag anzusetzen, wie denn auch der Unglückssamstag für Oḥod nicht einhellig bezeugt ist. Aber Unstimmigkeiten in Neben-

dingen sind hier für uns ebenso unwesentlich, wie das Symbol In-hoc-signo unabhängig bleibt von der kritischen Forschung über den Kampf an der Milvischen Brücke. Uns geht es hier darum, was diese Schlachtennamen den Betroffenen bedeuten, denn so sind sie Ausdruck für das innere Erleben des Geschehenen, und so wirken sie als bestimmende Antriebe in der Geschichte weiter.

Die Berichte haben den Charakter der echt innerarabischen Stammesfehden nicht verwischt. Die Gedichte beider Parteien zu Bedr und Oḥod unterscheiden sich nach Anlage und Hauptgehalt nicht von den Kampfgesängen der alten Beduinen bei ihren Kriegen wegen Weideplätzen und angeschossenen Kameleutern oder bei der berühmten Bruderfehde ob des Betrugs beim Pferderennen. Gerade mit letzterer vergleicht Muhammeds heidnischer Oheim Tālib Bedr als ein Unglück für die gesamten Mekkaner einschließlich Muhammed, und er müht sich, das Rachegefühl allein gegen die Medinenser zu wenden. Muhammeds Spezialdichter, Ḥassān b. Thābit, singt zu Bedr das übliche Ṡelbstlob, die Schadenfreude und das Bekenntnis: „das Schwert ist unsre Zuversicht und Ehre!“ Streicht man das auch nicht in ungewohnten Tönen hier nun auf Muhammed als den Führer ausklingende Lob, so sind etwa die Gesänge besiegter Ungläubiger, wie des al-Ḥārith b. Hischām, der bei seiner Göttin al-Lāt schwört, oder des Abū Usāma Muʿāwija b. Zuhair, welcher unter dem Schwur bei den rötlichen Statuen und heiligen Steinen auch in der Niederlage noch die Hilfe Allahs preist, durchaus edler zu nennen. Die Moslemen haben uns ganz objektiv auch die gegnerische Poesie mitteilen wollen. (Echtheitsfragen kümmern uns nach dem oben Gesagten hier nicht). Der Eindruck der Gleichheit mit den alten Heidengesängen würde sich noch verstärken, wenn man sich nicht genötigt gesehen hätte, einzelne der gröbsten Schmähungen zu streichen, es ist aber bezeichnend, daß sich solches auch am moslemischen Gesang des Ḥassān als Pflicht erwies (I H 523). Sehr lehrreich ist es, wie Muhammed die ihm zur Verfügung stehende Presse zu inspirieren verstand und sie mit frommen Kriegsparolen religiös aufzumachen sich bemühen mußte. „Wegen seines Stammes“ angegriffen zu sein, hatte Kaʿb b. Mālik bei Oḥod das Gefühl; „um des Glaubens willen“ heißt jetzt nach der persönlichen Korrektur des Propheten der offizielle Wortlaut. Der tapfere Fremdling Quzmān lehnt es freilich ausdrücklich ab, für etwas anderes als Stammesehre gekämpft zu haben, und verzichtet auf das Paradies, indem er sich nach schwerer Verwundung selbst den Gnadenstoß gibt.

Es sind die gleichen Erbfeinde-Familien, zwischen denen das Trauerspiel von Kerbela vor sich geht. Durch die ältesten Berichte bis hin zu den neueren Passionsspielen gellt der Schrei: Durst! in ermüdender Wiederholung, und doch in seinem Naturalismus so erregend wie ein Kehrwort: Hunger! im sozialistischen Tendenzdrama; auch nichtschīʿitische Erzähler übernehmen, wie Ṭabarī (II 311 f.) von Abū Michnaf, den Heerbefehl des omaijadischen Statthalters ʿObaidallāh b. Zijād an den General ʿOmar b. Saʿd: „Schneide den Ḥusain und die Seinen vom Wasser ab! Keinen Tropfen sollen sie kosten, wie man es mit dem so schmählich behandelten frommen, unschuldigen Fürsten der Gläubigen ʿOthmān gemacht hat“. Dieser ʿOmar ist der Sohn des Saʿd b. abī Waqqāṣ, der als Sieger von Qādesīja das Perserreich vernichtete. Wäre der Gegensatz zwischen Schīʿa und Sunna von Haus aus der zwischen Persien und Arabien, dann hätte man diese Tatsache hetzend auswerten können. Aber jene Dinge, die sich heute in den Mirakelszenen so erfolgreich an das Nationalgefühl wenden, wie die Heimkehr der Schahrbānū, Jezdegerd's Tochter und Husain's Witwe, oder wie die Befreiung der Fāṭime II entstammen erst einer späteren Zeit, da es wieder eine Art persischer Selbständigkeit gab und man soweit Abstand gewonnen hatte, daß ein mit Kerbela gleichzeitiger Perserkönig erfunden werden durfte. Die älteren *maqtal*-Bücher lassen in Wirklichkeit arabische Familien untereinander streiten: „Wieviel Haare habe ich auf dem Haupte und im Bart?“ fragt nach Ibn Bābūje Saʿd den ʿAlī zur Verhöhnung des Glaubens an das geheimnisvolle Wissen der Imame. „Auf deinem Kopfe steht kein Haar, an dessen Wurzel nicht ein Satan säße. Aus deinem Hause kommt der böse Kerl — der kleine ʿOmar trippelte gerade vor dem Vater Saʿd —, welcher mein Kind Ḥusain erschlagen wird.“ So sieht in Schīʿitenaugen der Kern der Urgemeinde aus: Haß der Söhne zurückverlegt zwischen 2 der 10 Genossen des Paradieses! Der verantwortliche Statthalter ʿObaidallāh ist der Sohn von Muʿāwija's Freund und Helfer Zijād, dem Manne der dunklen Herkunft. Noch adlig in Ketten, würdigen die Gefangenen den Statthalter keines Blickes, und zum Volke gewandt sprechen sie: „Der Sklave ist nun König geworden über den Adligen. Von heute an seid ihr Araber Knechte; dem Kind der Reinen habt ihr den Tod, dem Sohn der Hure die Herrschaft gebracht!“ Als die Todesbotschaft nach Medina gelangt und aus den Häusern der ʿAliden jammernde Totenklage stöhnt, stellt der Statthalter ʿAmr b. Saʿīd b. al-ʿĀṣ mit befriedigter



Genugtuung fest: „Zerrissene Gewänder für jene, die um ʿOthmān zerrissen wurden!" Dann besteigt er die Kanzel; Zeugen melden sich später, welche die Sätze gehört hätten: „Wurf für den Wurf (auf ʿOthmān); Stoß um Stoß!" Und der Chalif selbst: Er ist bei den Schīʿiten natürlich nicht peinlich berührt durch den Ausgang der Tragödie, sondern stochert mit roher Wollust im Munde des abgeschnittenen Kopfes: „O, wenn das meine Ahnen von Bedr noch erlebt hätten, wie die Chazradsch zuckten unterm Lanzenwurf! Frohlocket, jubilieret in Freude!" Und das Gefolge: „O Jezīd, möge deine Hand nicht schwach werden! Wir haben ihnen für Bedr ein Gleiches heimgezahlt; Oḥod, ein Tag, dem von Oḥod ebenbürtig! Ich müßte nicht vom Sprosse Chindif sein, wenn ich nicht Rache nähme an den Kindern Aḥmed's (Muhammeds) für das, was er getan!" Es soll ja auch sonst am Omaijadenhofe gesungen sein, dies Triumph- und Rachelied von Oḥod mit Variationen „nach der Religion des Zibaʿrī" (Ṭab. III 436). Und wie die Großen, so die Helfer: Da ist der Fluch über Qais (n. a. Muḥammed) b. al-Aschʿath, als Unterführer an Ḥusain's Blute mitschuldig, Bruder von Ḥasan's Frau und angeblicher Giftmörderin, und Sohn jenes „Verräters", der nach der Ṣiffīn-Schlacht den ʿAlī dem Schiedsgerichtsbetrug auslieferte. Da ist die geradezu symbolische Erscheinung des ʿAbdallāh b. ʿAfīf. Für die ʿAlidensache hat er in der Kamelschlacht das rechte, bei Ṣiffīn das linke Auge geopfert; hat dann, die andere Seite des Schīʿitentums pflegend, sich täglich von morgens bis abends geistlichen Übungen in der Moschee gewidmet. Jetzt auf dem Höhepunkt des Schīʿitendramas opfert er sein Leben, indem er im Dankgottesdienst die aufreizende Siegespredigt des Ibn Zijād mit scharfen revolutionären Zwischenrufen unterbricht. Als er von den Schergen zur Hinrichtung abgeführt wird, schreit er den Stammesschlachtruf der Azd. Alles, was südarabisch ist, gerät in Aufruhr. Straßenkämpfe in Kufa sind das erste Nachspiel.

Fortzeugender Haß zweier Geschlechter, weniger veredelt als verbittert durch die beiderseitige Mannentreue — der Nibelungen Not! Man begreift die schon sehr alte Erzählung: Der Chalif Jezīd habe dem Sohn des Erschlagenen, dem Zain al-ʿĀbidīn, oder dem erst 11jährigen Neffen ʿAmr b. al-Ḥasan zur Austragung der Sache den Zweikampf mit seinem Sohn Chālid anheimgestellt. Bei Bedr einst folgten ʿAlī, Ḥamza und ʿObaida der Herausforderung Ebenbürtiger durch den Mekkaner ʿOtba. Aber hier, gegen gemeine Mörder, heißt es: „Gib mir ein Messer und ihm eins, damit ich ihn bekämpfe!" Jezīd aber antwortet mit dem Sprichwort über den mythischen Achzam: „Die Sorte kennt man von ihrem Vater her! Eine Schlange kann eben nur eine Schlange erzeugen." **Rache** ist der erste Leitgedanke. Man beachte vor allem die Ansprachen von Ḥusain's Schwester Zainab, besonders jene mit dem Thema: „O unser Gott, fasse du an unser Recht! Nimm du Rache an unserem Bedrücker! Laß du herniederfahren deinen Grimm!" Dem Jezīd schreit sie zu: „Nur dein eigen Fell hast du aufgeschlitzt, nur dein eignes Fleisch zerschnitten!" So übt sie, wenigstens in der Phantasie, an dem Enkel der „Leberfresserin" Vergeltung dafür, was die Großmutter Hind bei Oḥod an der Märtyrerleiche des „Gotteslöwen" Ḥamza, des Oheims der Zainab, gefrevelt hatte. In ausführlichen Abschnitten wird „Gottes Strafe an den Mördern" auf diese alle und für alle Zukunft ausgedehnt. Bei Bedr herrscht die Schadenfreude, bei Oḥod der Trost, daß die toten Feinde in der Hölle sind, bei Kerbela wird kräftig ausgemalt, wie die siegreichen Mörder dereinst, von angepaßten Strafen gepeinigt, ewig in der Hölle büßen müssen. Aber das Gericht wirkt schon hier. Schauerlich enden unter dem fortwirkenden Fluch von Kerbela Jezīd (s. *Islam* IV 80—86), seine Helfer und die ganze Omaijadenbrut. Noch viele wollen später jenen ruhelosen Büßer gesehen haben, der beim Umgang um die Kaʿba schrie: „Vergib mir, o Gott! Aber ich weiß, daß du nicht vergeben wirst". Da lindert keine Zusprache, daß „Gott dem Flehenden Sünden vergibt, so zahlreich wie die Tropfen des Regens und die Blätter im Walde, so schwer wie die festgegründeten Berge". Es war einer der Träger, die Ḥusain's Haupt zu Jezīd brachten. So wird die Siegestrophäe zur Unheilslast, das Unglück der Niederlage zum Sieg. Man beachte den Gegensatz neben dem Gemeinsamen: Ḥusain persönlich tapfer gleich Muhammed; aber dort Stolz auf den Strategen, der die Mekkaner vom Wasser abschneidet, hier das verehrende Mitleiden mit dem Dürstenden.

Das **Religiöse** schält sich erst langsam heraus und hat zunächst, da man innerlich zu sehr mit dem „verfluchten Marterheer" beschäftigt ist, die Wirkung, das Menschliche noch zu unterstreichen, da man, wie einst Muhammed gegen die Väter der jetzigen Herrn der Gläubigen, mit denselben Worten „auszieht auf dem Pfad Allahs" gegen die „Feinde Gottes" und die „Knechte Satans". Und auch hier wird wie vor Bedr im Traum der ʿĀtika und des Dschuhaim b. al-Ṣalt die Angst in den Gegner verlegt, bangt doch ʿOmar b. Saʿd geradezu vor seinem eignen Sieg. Es ist noch der alte Glaube an das verborgene, je und

dann in nebelhaften Vorzeichen aufblitzende Schicksal, wie es auch durch die Todesahnung des Ḥusain sowie die Bedr-Lieder der Heiden und die Oḥod-Lieder der Muhammedaner zieht (vgl. dazu W. Caskel, *Das Schicksal in der altarabischen Poesie*, Leipzig 1926, S. 15, 17, 57). Aber dies Verhängnisgefühl wird durchbrochen von der Paradieseshoffnung, und der Schicksalsmacht stemmt sich entgegen in Muhammed vor Bedr die fast trotzig auf Allahs Versprechen pochende Zuversicht und vor Oḥod die Beruhigung, daß es nur „eine Scharte an der Schwertklinge" setzen werde, in Ḥusain aber der Glaube, daß sein Martyrium Heil bringe.

Bei solch vertrauensvollem Verbundensein mit dem Überirdischen mögen die bisherigen irdischen Bindungen zerreißen: Abū Ḥudhaifa findet unter Muhammed's Worten Trost, als die Leiche seines gefallenen heidnischen Vaters ʿOtba in die Zisterne geworfen wird. Am Euphrat setzt al-Ḥurr Staats- und Heeresdisziplin wie Stammverwandtschaft beiseite und wirbt um den Märtyrertod gegen seine eigene Partei. ʿOthmān b. Zijād verwünscht seinen Bruder, den Statthalter, und das ganze Geschlecht, daß es ein Kainsmal trage bis zum Auferstehungstage. Einst führte der Sieg von Bedr und die durch Oḥod nur gefestigte Politik des Propheten dem Islam als dem Erfolg neue Bekenner zu, doch unbefangen wird neben hoher Begeisterung auch recht nüchterne Stimmung aus der Umgebung des Propheten mitgeteilt, so die scharfe Kritik des alten Ḥāṭib b. Omaija an dem Paradiesesschwindel, durch den man bei Oḥod seinen jungen Sohn in den Tod getrieben habe. Den Ḥusain will kein Jünger verlassen, obwohl es freigestellt und die Aussichtslosigkeit deutlich vorgehalten wird, und nachher kommen neue Bekenner, nur um Märtyrer zu werden; so ist auch hier das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Alles ist um einen bedeutenden Grad heißer und schärfer. Unentschlossenheit und berechnend abwartende Neutralität wie die der Benū Ghifār bei Bedr gibt es nicht; die Bußpredigten an die treulosen Kufier (denen in den ersten moslemischen Jahrhunderten so manche kennzeichnende Predigt gehalten oder wenigstens zugedacht wurde), künden ewige Verdammnis; die an die lauen Munāfiq von Medina waren im wesentlichen nur eine andere schroffere Form von Muhammeds Kirchenpolitik, die Herzen zu gewinnen.

Bezeichnend ist die Reichweite der legendären Ausgestaltung. Daß Satan und die Engel mitkämpften, ist bei allen Berichten uranfänglich. Doch mit der Teilnahme der Engel bei Oḥod weiß man nichts Rechtes anzufangen, und der wohl authentische Ausspruch des Propheten mit dem allegorischen Trost, daß die Leiche des Märtyrers Ḥanẓala b. abī ʿĀmir von den Engeln gewaschen sei, wird schlicht berichtet. Aber im ganzen Islam ist keine herrlichere Totenfeier gehalten worden als jene, an der sich die Schīʿa erfreut; da steigen die Engel hernieder mit einer Schale aus Hyazinth und Smaragd, darin Wasser des Lebens, mit Gewändern und Balsamen aus dem Paradies, waschen und salben den Rumpf, treten feierlich in Reihen, und Gabriel hält eine Toten-*ṣalāt* von ungemischter Freude über den Eingang ins Paradies; am Haupte aber werden heimlich unterwegs von übertretenden Juden und christlichen Mönchen die feierlichen Exequien vorgenommen, während die wüsten Träger Wein trinken.

Die kosmische Erweiterung, von der dort kaum Anfänge vorliegen, bezieht hier die ganze Natur- und Geisteswelt mit ein: Die Sonne verkehrt sich in Finsternis, die Wolken in Blut; die Eule hält den Kufiern auch ihre dumpfe Bußpredigt, ein anderer Vogel bringt einen Tropfen Blut aufs Grab des Propheten; Steine tränen, Bäume verdorren. Man kann an Kreuzschnabel, Trauerweide und Christdorn denken; aber nur zur Veranschaulichung des Psychologischen, nicht zur Herleitung, wie denn auch jener Hauptesträger zwar ein Ahasver, aber nicht der Ahasver ist, oder wie die 14 heiligen Fürsprecher bei den Zwölfern, Muhammed, Fāṭime und die 12 Imame, selbst wenn die heiligen Zahlen eine gemeinsame Herkunft hätten, in keinerlei Abhängigkeit von den 14 Nothelfern stehen.

Was Bedr und was Kerbela bedeuten, wird aber am besten daran veranschaulicht, wieweit beide heilsgeschichtlich ausgeweitet sind. Ersteres ist im Qorān in erkennbaren Versen festgelegt. Der Schīʿit hat den gleichen Qorān, also auch das gleiche Bedr. Daß einige Ultras in plumper Fälschung eine schīʿitische Sūre einzuschieben versucht haben, ist mehr kurios, als religionsgeschichtlich wichtig. Solcher Mittelchen bedarf der Glaube nicht. Das Geschriebene bleibt dasselbe, das Hineingelesene ist anders. Wo immer von Trübsal, Verfolgung und göttlicher Rettung die Rede ist, findet der Fromme seine Kerbela prophezeit; er liest das hl. Buch so, wie der Verfasser des Hebräerbriefes das Alte Testament lesen lehrte. Man vergleiche in den Kerbela-Büchern die Abschnitte: „Wie Allah Husain's Martyrium verkündet hat" oder „Verse, die sich auf Ḥusain beziehen". Und über den Qorān hinaus werden in einem Mythenkranz von Adam an, nach Art der *Schatzhöhle*, aber durchaus eigenartig und bis zu Muhammed und ʿAlī weitergeführt, alle



Heilsgestalten und -geschichten Verkünder und τύποι für Kerbela. Als Noah den letzten Nagel in die Arche schlägt, brechen Strahlen und rote Tropfen daraus hervor; und Gabriel weissagt das zukünftige Geschehen. Vor allem gewinnt jetzt Ismael, erst spät von Muhammed in den Islam aufgenommen, und der statt seiner geopferte Widder tieferen Sinn für den Glauben als Vorbild des Opferlamms von Kerbela, während Bedr nur verglichen wird mit Siegen religiöser Nationalhelden wie Gideon-Saul (Qor. II 247—51) und so den schlicht theistischen Glauben an den Lenker der Geschicke darstellt. Weiter läßt es sich nicht dehnen. Vergessen ist es nicht, aber es ist nur ein Teil und Anfang geworden. In seinen Ansprachen zu Kufa, Damaskus und Medina läßt man den Zain al-ʿĀbidīn das Erbe der Ahnen aufnehmen: „Ich bin der Sproß des Besten der Kreatur, des Siegels der Propheten, des Helden von Bedr und Oḥod ... Ich bin der Sohn dessen, der da geschlachtet ward, dessen Gut geraubt, dessen Familie gefangen wurde, der da duldend getötet ward. Das ist mein Ruhm!" Während für seinen religiösen Militarismus Muhammed die Losung ausgeben mußte: Weinet nicht! werden hier die Klagegesänge Höhepunkt, die als Passionslieder von aufwühlendem Weinen um das caput cruentatum zur Freude umspringen. Dem Unbeteiligten muß all dieses, dazu die Wunder als Wahnsinn gewordene Erregung erscheinen. Nüchterner Kritik scheint nichts standzuhalten: Eben gellt noch der Schrei nach Wasser. Dann schreitet Ḥusain 19 Schritt in die Qibla-Richtung, gräbt dort, und eine frische Quelle sprudelt hervor; aber in der nächsten Szene ruft es wieder: Durst!

Und doch hat dieser Wahnsinn seine Idee und weiß sehr wohl, was er will. Denn wo soviele Wunder geschehen, könnte man auch das letzte und größte bemühen: daß Ḥusain nicht zu sterben brauchte. Einige haben es gefordert, d. h. auch der Kerbela-Glaube hat seine Doketisten. Der Symeon von Kyrene, auf den „Ḥusain, während er selbst in den Himmel entrückt wurde, seine Gestalt warf", so daß er statt seiner getötet wurde, ist Ḥanẓala b. Asʿad al-Schāmī. Der Doketismus ist immer sekundär. Er stellt sich ein, wenn man das große Leid nicht mehr versteht und, selbst verschont, seine Segnungen ohne es selbst hinnehmen zu können meint; er ist zugleich ein Zurückzucken vor dem letzten Schritt einer folgenschweren inneren Notwendigkeit: diese Passion, damit sie solche überirdische Wirkung habe, zu verbinden mit dem Epiphaniegedanken (vgl. dazu: *Zum Problem Schīʿa* in Katalog Harrassowitz 405, 1—9). Aber der Doketismus als Ausdruck dieser letzten Hemmung wird abgelehnt. Man will die ganze bis zur Neige durchgekostete Passion, um genötigt zu sein — denn der Glaube ist auch Nötigung —, den Passionshelden der Gottheit, bei den verschiedenen Richtungen in verschiedener Abstufung, anzugleichen. So wurde die kümmerliche geschichtliche Tatsache des Putsches von Kerbela zum Glaubensartikel: hier ist mehr als die Hedschra, hier ist mehr als Bedr. Die offizielle Dogmatik, z. B. der Zwölfer, müht sich, diesen Wunschglauben zu disziplinieren, den Ḥusain unter Muhammed zu stellen und neben die anderen Märtyrer-Imame, deren Passion bezeichnenderweise zumeist erst zu erdichten war. Aber bei der Bewertung einer Religion ist die lebendige Volkstheologie nicht minder beachtenswert: Durch die ganze Auferstehungsszene der Muḥarram-Spiele geht die bange Frage: Quem patronum rogaturus? Vergebens leisten Adam und die anderen Propheten Fürbitte. Selbst Muhammed, der Held von Bedr, verzweifelt. Dann erscheint der Geopferte von Kerbela, und der Fürsprecher ist da.

Die Keramik von Samarra.

Von Georg Karo, Halle a. S.

Ausgrabungen in den Ruinen einer Stadt, die nach kurzem Bestehen freiwillig von ihren Bewohnern geräumt wurde, bilden ein entsagungsvolles Unternehmen; denn abgesehen von seltenen Zufällen sind wertvolle Einzelfunde dort kaum zu erwarten. Das gilt in ganz besonderem Maße von Samarra, der merkwürdigen Khalifenstadt am Tigris, die in weniger als einem halben Jahrhundert (838—883 n. Chr.) sich aus dem Nichts zu einer Länge von dreißig km entwickelte — also der Entfernung von Berlin nach Wildpark! — um dann endgültig verlassen zu werden. Naturgemäß haben die letzten Bewohner alles Wertvolle und Brauchbare mitgenommen. So müssen wir dem um die vorderasiatische Archäologie verdientesten Forscherpaare, Ernst Herzfeld und Friedrich Sarre, ganz besonders dankbar sein für ihre selbstlose Arbeit auf diesem gewaltigen Trümmerfelde; und die hier erzielten Erfolge sind ebenso überraschend wie erfreulich. Herzfeld's Publikation der Häuser von Samarra und ihrer eigenartigen Dekoration ist in dieser Zeitschrift schon besprochen worden (1924, Nr. 10, S. 616 ff.). Sarre's vor kurzem erschienener Band über die Keramik [1] besitzt die gleichen Vorzüge: sorg-

1) Friedrich Sarre, Die Keramik von Samarra. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1925. IX 108 S.

samste Sammlung und Sichtung des Materials, streng methodische Ordnung, erschöpfende historische und kunstgeschichtliche Verwertung, vorsichtige Zurückhaltung in den Schlußfolgerungen, musterhafte Illustration, in der neben Herzfeld's ungemein anschaulichen und lehrreichen Zeichnungen vor allem die prachtvollen Farbentafeln der Firma O. Schlicht in Dresden zu loben sind.

Naturgemäß ist die Keramik von Samarra zum größten Teil in traurig trümmerhaftem Zustande erhalten. Die einheimische Ware ist kenntlich an dem guten gelblichweißen Ton, der scharf gebrannt einen vorzüglichen Scherben ergibt und zahlreiche Töpfereien gespeist hat. Außer den in und unmittelbar bei der Khalifenstadt gelegenen Werkstätten gab es deren auch in der weiteren Nachbarschaft; zum Teil bestanden sie seit spät-sasanidischer Zeit, einige erweisen sich als christlich durch die Verwendung des Kreuzes in der Ornamentik.

Die größte Masse bildet natürlich das einfache, unglasierte Gebrauchsgeschirr, große fußlose Wassergefäße, die in den Höfen oder Trinkhallen der Häuser auf Holzgestellen standen, und kleinere Vasen, Krüge, Schalen u. ä. Nur wenige sind unverziert, die große Mehrzahl trägt einfache, aber gefällige Ornamente in Gravierung, Kerbschnitt, Barbotine oder Stempeltechnik. Auch Formschüsseln kommen bei kleinen Vasen vor. Die runden oder rechteckigen Stempel umfassen auch figürliche Darstellungen, Steinböcke, Widder, Hirsche, Antilopen, Büffel, Lämmer, Trappen, sasanidische Greifen mit Pfauenschweifen. Man spürt deutlich die uralte Tradition. Die Friese von Hirschen auf einem Kruge im Britischen Museum (S. 10, Abb. 22) gemahnen an frühgriechische und etruskische Reliefkeramik. Auch in den meist einfachen Flächenmustern, die sich z. T. mit den Gipstäfelungen der Hauswände berühren, wird weitere Forschung noch allerhand antike Nachwirkungen feststellen, nicht minder in manchen Formen der Krüge und Schalen (z. B. S. 6 und Taf. 2), den Henkeln mit Palmetten oder Tierköpfen (S. 19, Taf. 4). Eine wenig zahlreiche rote Ware und die Scherbe einer Formschüssel (S. 22, Taf. 9, 13) erinnern an Sigillata. Die von Herzfeld im Anhang I (S. 79 ff.) eingehend behandelten eingestempelten Inschriften sind Meistersignaturen der typischen Formel „Werk des . . . .“; bisweilen wird der Vatername hinzugefügt, oder ein Spruch: „Vertrau auf Allah und Er wird Dir genug sein“. Eine vereinzelte griechische Inschrift C I A gibt leider keinen Sinn.

Die musterhafte Veröffentlichung dieser bescheidenen Gebrauchsware ist um so willkommener, als sich ähnliche Keramik zwar über ein ungeheures Gebiet, von Persien über Ägypten und Nordafrika bis Cordova, verstreut findet, aber fast nichts davon publiziert ist. Die genau datierten Funde von Samarra geben nun eine feste Grundlage, die zur näheren Zeitbestimmung anderer Ruinenstätten unschätzbare Dienste leisten kann.

Dies gilt erst recht von den reichen Serien glasierter Keramik (S. 23 ff.). Die grobe, einfarbig blaugrün glasierte Ware, unverziert oder mit sehr einfachen Ornamenten in Ritzung, Kerbschnitt oder Barbotine, ist keineswegs der unglasierten in den Formen gleich: man spürt eher eine gewisse Gegensätzlichkeit, vor allem bei den großen Vorratsgefäßen, die mit ihrer klaren Profilierung von Hals und Fuß und den drei kleinen Henkeln auf der Schulter fast an Mykenisches gemahnen könnten (natürlich ohne wirklichen Zusammenhang). Auch das dünnwandige feine Geschirr, grün, blau und gelb glasiert, hat bis auf einzelne Ornamente kaum mehr Beziehungen zur Antike; es weist eher den Weg zu den Formen des späteren Mittelalters (S. 29 f., Taf. 7—8). Unter den Reliefscherben kommt das sogenannte Mschatta-Motiv vor (Zickzack und Kreisrosetten, Taf. 9, 14).

Echt islamisch in ihren Ursprüngen ist die Goldlüster-Glasur, welche die dem Gläubigen verbotenen Gefäße aus Edelmetall ersetzen sollte. Wir finden sie in Samarra in ihren Anfängen (S. 32 ff.), und nach diesen Stücken lassen sich entsprechende, in Persien und Ägypten gefundene datieren. Bezeichnend unantik sind auch Formenschatz und Verteilung des Ornaments auf den Gefäßen. Samarra bietet technisch bereits die höchste Vollendung. Wenn unseren Mustern der Lüstermalerei solche auf Fliesen von Kairuan in Ägypten entsprechen, die nachweislich im IX.—X. Jahrh. aus Bagdad gebracht waren, so bestätigt das die mesopotamische Herkunft dieser Technik, die von Persien bis Italien und Spanien eine so große Entwicklung erleben sollte. Nach dem feinen gelbweißen „Samarra-Ton“ wird sich vielleicht direkter Export nach Persien, Ägypten, Algier, Spanien feststellen lassen. Die flüchtige Zeichnung der Ornamente steht im Gegensatz zu den unerreicht schönen Farben (Taf. 14 ff.). Der Goldlüster spielt oft ins Olivfarbige, auf weißem, ganz selten blauem Grunde stehen die Muster und Figuren in braun, goldgrün, goldgelb (Taf. 13). Das Herrlichste aber ist ein bisher

mit 202 Textbildern und 39 Tafeln, darunter 12 in Farbendruck. 4° (= Forschungen zur islamischen Kunst, herausg. von Fr. Sarre, II: Die Ausgrabungen von Samarra, Band II.)



unbekanntes Rubin- oder Kirschrot, das teils allein, teils mit gelb, braun, violett verbunden auftritt (Taf. 17).

Eine andere, von Susa und Raghes bereits wohlbekannte Gattung (S. 44 ff.) zeigt rahmfarbene Zinnglasur, bisweilen mit kobaltblauer Bemalung und grünen Überlaufflecken. Hier mischt sich in sehr lehrreicher Weise Sasanidisches in Form (z. B. der Kannen mit drei kleinen Füßen, Abb. 98) und Ornament mit Anklängen an chinesische Keramik der T'ang- und Sung-Periode (Taf. 18—20). Ein schönes, wohl einst als Wandschmuck verwendetes System von glasierten und mit Lüsterfarben bemalten Fliesen (S. 50 ff.) geht letzten Endes wohl auf späte Mosaiken zurück. Im einzelnen sind ihm sasanidische Gewandmuster eng verwandt (vgl. Herzfeld, Am Tor von Asien 121 ff.).

Nicht minder wertvoll ist die **ostasiatische** Keramik, die als kostbares Luxusgeschirr fast nur im Khalifenpalaste vorkam. Wenn man früher die Erfindung des chinesischen Porzellans erst in die Sung-Periode (nach 963 n. Chr.) setzte und danach die zentralasiatischen Fundstätten solchen Porzellans datierte, rückt dies alles nun um ein volles Jahrhundert hinauf. Echtes, weißes Porzellan, das früheste bisher bekannte (S. 61 f.), ist in Samarra selten, häufiger Steinzeug mit Glasur in verschiedenen Tönen (Seladon, blaugrün, hellgrün, gelbbraun, auch weiß und farblos), sowie farbiger Überlaufglasur.

Neben dem ostasiatischen Import erscheinen in den Privathäusern mesopotamische Nachahmungen, die sich z. T. von den Originalen kaum unterscheiden lassen (S. 65 ff.).

Besonders wichtig ist unter diesen einheimischen Nachahmungen die sogenannte „byzantinische" Gruppe mit Sgraffitti unter der Glasur. Sarre und Herzfeld nehmen für sie ein Herstellungszentrum am Euphrat oder in Syrien an, das durch Export und lokale Filialen bis nach Persien, Kleinasien, Byzanz, Südrußland gewirkt hätte (S. 71 ff.). An der Hand des sicher datierten Materials von Samarra sollte diese Keramik nun auch in Griechenland genauer untersucht werden, wo sie bei den meisten Ausgrabungen, z. T. in vorzüglichen Stücken, zutage kommt. Dann erst wird sich feststellen lassen, ob der Osten oder der Westen hier die Priorität besitzt und wie weit die Fäden über ganz Asien hinwegführen.

Man sieht, wie weittragend die Ergebnisse sind, die Sarre seinen trümmerhaften Funden entlockt hat, und stellt dankbar und freudig fest, daß hier entsagungsvolle und streng methodische Forschung ihren Lohn in sich trägt. Der Archäologe darf mit dem Wunsche schließen, daß der angekündigte Schlußband des Werkes, der die wichtigen prähistorischen Scherben enthalten wird — darunter spätminoische, die bisher auch nicht annähernd so weit im Osten nachgewiesen waren — recht bald erscheinen möge.

Sachstudium im arabischen Orient.

Von Gustaf **Dalman**, Greifswald.

In der Überzeugung, daß ebenso das mir als Theologen am nächsten stehende Palästina wie der arabische Orient überhaupt dessen bedarf, daß sein Wesen gerade auch nach der sachlichen Seite hin, seine Wirtschaft, seine Arbeit und seine Sitte noch genauer erfaßt werde, ehe der erdrückende Einfluß des Okzidents seine Eigenheit verwässert und tötet, hatte ich seit 1899 meinen Aufenthalt in Palästina und Syrien zu derartigen Studien verwandt. Hier sei nur erzählt, in welcher Richtung ich vorigen Sommer in Jerusalem zu arbeiten suchte. Möchte der einfache Bericht anderen ein Ansporn sein, in dieses weite Arbeitsgebiet einzutreten, aber auch die Orientalen selbst daran erinnern, daß sie in der ihnen eigenen Form der Menschheitskultur einen Schatz besitzen, den sie nicht ohne weiteres in fremde Münze umtauschen sollten, sondern durch eigene Arbeit auf alter Grundlage höheren Zielen zuführen.

Von April bis September 1925 hatte ich meinen Wohnsitz in dem nahe Jerusalem gelegenen Aussätzigenasyl der ev. Brüdergemeine, dessen aus allen Teilen Palästinas stammende arabische Insassen, fast ausschließlich ländlicher Herkunft, Gelegenheit gaben, für vieles aus berufenem Munde den nötigen Kommentar zu erhalten. Die nächstgelegenen Dörfer bēt ṣafāfa, šerafāt und mālḥa waren unschwer zu erreichen. Ihr Kulturland reichte bis in die unmittelbare Umgebung meiner Wohnstätte.

Selbstverständlich konnte die mich umgebende Natur nicht unbeachtet bleiben. Hier suchte ich durch Sammlung von Gesteinproben, aber auch von Erdproben, welche die Voraussetzungen für die Landwirtschaft des Landes gegenständlich machen, früher Gesammeltes zu ergänzen. Als Pflanzenfreund hatte ich Gelegenheit, von der Zeit der Anemone coronaria im März (in dessen Anfang ich schon in Jerusalem anlangte) bis zu der vor dem Regen emporschießenden Urginea maritima die wilde Pflanzenwelt meiner Umgebung zu beobachten und zu sammeln, auch ihre arabischen Benennungen aufs neue zu erfragen. Sie bildete den Übergang zu den Kulturen meiner ländlichen Umgebung, Weizen und Gerste im Frühjahr, im

Sommer Gurken und Bohnenarten, auch Sesam, ergänzt durch alles, was in Jerusalem auf dem Markte erschien. Zum Säen kam ich zu spät, aber die in Palästina vorkommenden drei Typen des Pfluges und die Typen des Jochs konnte ich nach früher von mir für das Deutsche ev. archäologische Institut erworbenen Exemplaren in bezug auf ihre Zusammensetzung genau bestimmen, wie dann ebenso die Typen der Dreschtafel und der Wurfgabel, auch den Dreschschlitten nach einem aus Aleppo stammenden Exemplar. Ich sah indes das Getreide blühen und reifen, samt dem Unkraut der Grasarten, Disteln und Dornpflanzen. Nicht nur der viererlei Acker eines Gleichnisses Jesu, sondern auch die Arten der Getreide- und Gemüsepflanzen ließen sich beobachten. Dann kam die Ernte, und ich stellte mich mit der Reißsichel unter die Schnitter, um ihre Arbeit genau zu erfassen, sowie dann mit der Wurfgabel auf die Tenne von silwān, um das aus Deutschland längst verschwundene Worfeln zu lernen, damit beides richtig beschrieben werden könne. Von der Tenne führt der Weg zu den Getreidekästen in den Häusern der Bauern. In scherafāt, mālḥa und bettīr, aber auch in größerer Ferne in ʿēn ʿarīk, wurden Häuser verschiedener Typen (auch anderwärts ein Beduinenzelt) vermessen und ihr Inventar aufgenommen, die Backhäuschen und Bienenhütten besucht, das Backen beobachtet. Selbst in einer Vorstadt Jerusalems gaben Backöfen nach einem in Palästina sonst nur im Norden eigenen Typus Anlaß zum Studium.

Von den Fruchtbäumen waren Oliven, Feigen und Granatäpfel mit der Entwicklung ihrer Früchte ganz in der Nähe zu sehen. Mir fehlte bisher aus eigener Anschauung die Kenntnis des arabischen Pfropfens. Ein Bauer aus ʿēn ʿarīk pfropfte nun im Garten des Asyls Oliven, und ich konnte die Ausführung und weitere Entwicklung in Augenschein nehmen. Von der Verwendung der Früchte in ihrer Heimat berichteten mir Aussätzige. Aber bei Jerusalem steht auch eine große, nicht mehr benutzte Ölkelter aus älterer Zeit. Diese vermaß ich, hatte daneben Gelegenheit, bei den im Gange befindlichen Ausgrabungen im Bereiche des alten Jerusalem eine Ölkelter aus römischer Zeit zu sehen, die man wegen der für die Preßschrauben bestimmten Kreuze in der Wand für ein Mönchsgefängnis gehalten hatte.

Die Anlage der Weingärten und die Behandlung der Reben lernte ich aufs neue kennen, während aus bekannten Gründen die Herstellung des Weines nach alter Sitte aus dem Lande fast vollständig verschwunden ist. Bei Jerusalem werden alle hier wachsenden Trauben frisch gegessen. Anderwärts hatte ich früher die Herstellung von Traubenmelasse (dibs) und Rosinen mir beschreiben lassen.

Die Kleidung der Araber war ein weiteres Gebiet der Untersuchung. Ihr Aussehen und die Bezeichnungen ihrer Teile waren mir bekannt. Aber ich hatte sie nie vermessen und ihren Schnitt festgestellt. Dafür lieferten mir die Insassen des Asyls das Material einschließlich der Kopfbedeckung der Frauen, deren Machart mir jetzt erst klar wurde. Die Kopfbedeckung der Männer bot Neues, weil einer der Kranken mir zeigen konnte, wie die wollenen Kopfringe gemacht werden. Das alteinheimische Weben von Zeltteppichen und Mantelstoff hatte ich früher schon gelernt und in kleinen Modellen ausgeführt.

Arabische Töpferei gibt es nicht in Jerusalem. Aber ihre Produkte, die Keramik des heutigen Bauernhauses, auch die diesem eigenen hölzernen Gefäße wurden nach Form und Zweck bestimmt. Tischler und Maurer zeigten und benannten mir ihre Geräte.

Von arabischer Sitte konnte ich diesmal nur wenig sehen. Eine Hochzeit ließ ich mir beschreiben und notierte eine kleine Zahl von Gesängen.

Diese ganze Arbeit hätte ich an verschiedenen Punkten Palästinas wiederholen wollen, um über die sachlichen und sprachlichen Unterschiede vollständig klar zu werden und manches gründlicher zu tun, was ich auf früheren Ritten nur kurz abgemacht hatte. Aber die Verhältnisse erlaubten keine längere Entfernung von Jerusalem. So mußte ich zufrieden sein, dort allerlei getan zu haben und mit einer Sammlung von Notizen, Zeichnungen und photographischen Aufnahmen in die Heimat zurückzukehren. Daß ich drei Monate lang außerdem an den alten Felsengräbern Jerusalems in Gemeinschaft meines Sohnes archäologisch tätig war, sei nur nebenbei erwähnt.

Den Schluß mögen drei ʿatāba-Verse machen, die ich aufzeichnete.

ʿatāba mā tsalli ḳalb maǧrūḥ
walā lēh ḳalb ifāriḳhum wala jerūḥ
ana lanṭīk lad-dallāl jā rūḥ
wiš lī fīk min baʿd il-eḥbāba.

ʿAtāba verläßt nicht ein verwundetes Herz,
und hat kein Herz, sich von ihnen zu trennen und zu gehn.
Ich gebe dich dem Ausbieter, o Geist,
was hab' ich an dir, wenn die Freunde tot sind!

nizil damʿi ʿala ḥdūdi ḥebr ǧāz
ubīdi lesbur eṯ-ṯiāb[1] bḥebr ǧāz
uf'aija šarʿ.jā-ḥbābi -l-heǧr[1] ǧāz
uf'aija dīn fāraḳna-l-eḥbāba.

1) Auch heǧr „Unrecht" wäre wohl möglich.

Meine Tränen rannen über meine Wangen reine Tinte,
und mit eigner Hand färb' ich die Gewänder mit reiner Tinte.
Aber nach welchem Gesetz, ihr Freunde, ist der Weggang recht,
und nach welcher Religion verließen wir die Freunde?
tell il-ʿadas, tell il-ʿadas, tell il-ʿadas
jā šiʿūrin ʿala-z-zēn jā ḥabl il-maras
tindah ʿala-n-nāṭūr etḳullo jā taras
bil-ʿağal ṣubb il-ḳahwe laḥbāba
Tell il-ʿadas, Tell il-ʿadas, Tell il-ʿadas![1]
Die Haare des Schönen sind wie ein Seil von Bindfaden.
Du rufest dem Feldhüter, sagst zu ihm: „Du Schurke!
Eilig gieß ein den Kaffee den Freunden!"

1) Ortsname, vielleicht die Heimat der Geliebten.

Zur Frage der Echtheit der altarabischen Poesie.

Von E. Bräunlich, Greifswald.

Auch denjenigen Arabisten, die sich nicht speziell mit der altarabischen Poesie beschäftigt haben, ist es bekannt, daß kaum ein Vers, der an mehreren Stellen überliefert ist, sich in diesen verschiedenen Zitaten in identischer Form findet. Bei dem vielleicht beispiellosen Reichtum der Sprache an synonymen oder fast synonymen Ausdrücken einerseits und dem straff schematisch-analogistisch durchgebildeten Charakter der Wortbildungslehre des Arabischen andererseits konnte es trotz der relativ starren Fügung metrischer Bindung im arabischen Versbau leicht geschehen, daß eine große Zahl von Varianten in viele Verse Eingang fand, solange die Überlieferung ausschließlich auf mündlichem Weg fortgepflanzt wurde. Aber mit der schriftlichen „Fixierung" wurde die Sache infolge der bekannten Mangelhaftigkeit der arabischen Schrift beinahe noch schlimmer. Wir müssen es deshalb als ein großes Glück ansehen, daß auch nach der Einführung der Papierindustrie durch die Barmakiden und dem seither in größerem Stile möglich gewordenen Niederschreiben schöner und wissenschaftlicher Literatur noch lange Zeit die mündliche Forterbung vom Lehrer auf den Schüler, gegebenenfalls unter Zugrundelegung des schriftlichen Textes, das Ideal der Erwerbung muslimischer Gelehrsamkeit geblieben ist. Denn nur dieses System kann uns die Kontinuität der Tradition über die einmal als richtig anerkannte Lesung alter Texte einigermaßen gewährleisten.

Wenn wir so die spätere Überlieferung der uns hier interessierenden altarabischen Poesie etwa seit dem 3. Jahrhundert als gewissenhaft hinnehmen können, so erhebt sich doch die Frage, wie es denn mit der Zuverlässigkeit der ältesten Tradierung der Gedichte steht, von dem Augenblick an, da sie den Mund des Dichters verlassen haben, bis zu der Zeit, da sie den Gegenstand der Sammlungen und Vorlesungen der großen Humanisten bildeten. Wenn wir unter vorsichtiger Schätzung die Entstehung der Mehrzahl der vorislamischen Gedichte nur wenige Jahrzehnte vor das Auftreten Muḥammeds zurückdatieren, so handelt es sich um einen Zeitraum von rund 200 Jahren. Kürzlich ist nun D. S. Margoliouth, nachdem schon früher Nöldeke, Ahlwardt, Sir Charles Lyall u. a. sich zu dem Problem geäußert hatten, erneut an seine Untersuchung herangetreten[1].

Das Gebäude der Margoliouthschen Beweisführungen ruht auf folgenden Pfeilern: a) Verhältnis der Inschriften zu den Versen, b) Verhältnis des Qur'ān zu den Versen, c) Zuverlässigkeit der Überlieferer, d) Inhalt der Poesie.

Wenn auch das Verständnis der südarabischen Inschriften noch Schwierigkeiten bereitet, so kann man doch schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß sie nicht metrisch abgefaßt sind, wenigstens nicht in den aus der arabischen Poesie geläufigen Versmaßen. Da die Völker, von denen diese Inschriften stammen, zweifellos eine weit höhere Kultur besessen haben als die Beduinen, von denen die Poesie ausgegangen ist, so erblickt M. darin eine unerträgliche Diskrepanz, daß die unzivilisierten Beduinen gehabt haben sollen, was jenen fremd war. Selbst abgesehen von der chronologischen Verschiedenheit ist nun jedoch das Aufblühen einer künstlerischen Begabung in primitiven Lebensformen keineswegs so unerhört; ich erinnere, um nur wenige Beispiele herauszugreifen, an die meisterhaften Felszeichnungen der Buschmänner oder des europäischen Paläolithikums, oder um den speziellen Verhältnissen inhaltlich näher zu bleiben, an die satirischen Lieder und Gegengedichte — fast ist man versucht, *naqā'iḍ* zu schreiben — der grönländischen Eskimo und an die dem arabischen *hiğā'* an Unflätigkeit nichts nachgebende Schmähdichtung der Bewohner der Salomoinseln.

Wenn die Sprache der arabischen Poesie sich von sämtlichen südarabischen Dialekten der Inschriften stark unterscheidet, so beweist das nur, daß diese Reiche von Staats wegen keinen Anteil an der gemeinsamen Kultur der Beduinenpoesie nahmen, ohne daß damit die

1) The Origin of Arabic Poetry in *JRAS* 1925, S. 417 bis 449. Margoliouth hatte schon früher mehrfach die Frage gestreift.

gelegentliche Beteiligung einzelner ausgeschlossen erscheint, da schon in vorislamischer Zeit viele Südaraber zweisprachig gewesen und es nicht erst durch das „einigende Element des Islam“ geworden sein werden, dessen Einwirkungen auf die Stämme überhaupt noch jahrhundertelang schwerlich hoch zu veranschlagen ist (vgl. Snouck Hurgronje, Mekka I, 147). Die offizielle Geschiedenheit der südarabischen Reiche von der Beduinenpoesie verliert alles Auffällige, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Südarabische nicht einen der arabischen Dialekte, sondern eine eigene semitische Sprache darstellt. Die zahlreichen nordarabischen Dialekte konnten sich dagegen zu einer Hochsprache zusammenfinden. Wie schon Brockelmann, Grundriß I, 23 durch Parallelen erwiesen hat, hat die Annahme einer von den Dichtern verschiedener Stämme gebrauchten, noch wesentlich schriftlosen Hochsprache nichts Bedenkliches.

Daß diese Hochsprache noch die Dialekte durchschimmern ließ, beweisen uns die recht zahlreichen ausdrücklichen Angaben der etwas späteren Grammatiker und Lexikologen; die Unterschiede würden aber noch viel stärker hervortreten, wenn uns die Vokalisation in jedem Einzelfall durch phonetische Zeichen und nicht nur im allgemeinen durch die drei *aškāl* bekannt wäre. Stecken wir auch hinsichtlich der Dialektologie des Altarabischen noch in den Anfängen, so läßt sich doch mit Bestimmtheit die Behauptung widerlegen, daß die vorislamische Poesie schlechthin im „Dialekte des Qur'ān“ abgefaßt sei.

Der Wortschatz ist nicht nur umfangreicher als der des Qur'ān, sondern auch als jener der alten Prosa. In vielen beiden gemeinsamen Worten variiert die Bedeutungsnuance. Zu den bekannten, teilweise sogar die historische Orthographie des Gemeinarabischen beeinflußenden Verschiedenheiten der Lautlehre[1] treten gelegentlich solche der Formenlehre, an die Vermeidung der für den textus receptus des Qur'ān[2] unanstößigen Bildungen mit radikaler Gemination nach *-ā* oder ihre Zerdehnung in *a'a* im Verse reiht sich eine nicht ausschließlich durch den Inhalt bedingte Verschiedenheit der Diktion und freiere Wortstellung in der Poesie. In die syntaktischen Besonderheiten vieler Verse gewähren uns Sībawaih und die Šawāhidwerke Einblick.

Der Qur'ān steht der Poesie bekanntlich sehr unfreundlich gegenüber. Die vereinzelt vorkommenden Sätze, die nach dem einen oder anderen Metrum gelesen werden können[1], sind zweifellos unbeabsichtigt. Es ist offenkundig, daß die *āјāt* des Qur'ān nicht dasselbe sind, was später als *ši'r* „Gedicht“ bezeichnet wurde. Es wäre daher von Muḥammed müßig gewesen, diesen Unterschied so stark zu betonen, wenn ihm nicht noch die Vorstellung von dem Wesen des *šā'ir* im älteren Sinne (vgl. Goldziher, Abhandlungen I, 17 f.; 24; 59) geläufig gewesen wäre. Dieser Nebensinn tritt besonders augenfällig an den Stellen (LII, 30, LXIX, 31) in die Erscheinung, an denen sich der Prophet dagegen wehrt, als *šā'ir* zu gelten, denn hier steht *šā'ir* in unmittelbarem Zusammenhang mit dem *kāhin*, der ja von Haus aus dem *šā'ir* nahe verwandt ist (s. Fischer in EI II, 669b). An anderen Stellen (z. B. XXXVI, 69; XXVI, 224) tritt der alte Sinn ganz zugunsten des neuen zurück. Man darf also nicht schließen wollen, daß zur Zeit Muḥammeds überhaupt noch nicht *ši'r* im uns geläufigen Sinne existiert habe.

„Habt Ihr ein Buch, in dem Ihr studiert?“ fragt Qur'ān LXVIII, 37 die Mekkaner und erwartet, daß sie negativ antworten müssen. Darin erblickt Margoliouth ein gewichtiges Argument dafür, daß die vorislamische Poesie — ihr Vorhandensein überhaupt vorausgesetzt — jedenfalls nicht schriftlich niedergelegt gewesen sein kann, da die Gegner sonst ja mit vielen Büchern hätten aufwarten können. Aber schon Stellen wie VI, 157 und XXXII, 2, die M. ebendort zitiert, hätten ihn darauf führen müssen, daß nicht der Besitz irgendwelcher Bücher gemeint sein kann, sondern nur der eines solchen, das inhaltlich mit dem Qur'ān übereinstimmt oder wenigstens annähernd vergleichbar ist. Muḥammed hätte ja sich selbst desavouieren müssen, wollte er die von ihm bekämpfte Poesie als Gegenstück zu seiner Offenbarung anerkennen. Übrigens würde bei Margoliouth's Exegese mit dem Fehlen schriftlicher Poesie nichts gewonnen sein, da die Mekkaner, wie andere Araber, bestimmt die Schreibkunst gekannt, also auch irgendwelche „Bücher“ gehabt haben.

In dem stereotypen Bestand an Motiven der altarabischen Poesie und in der relativ lockeren Aneinanderreihung der einzelnen Verse liegen innere Gründe für das Entstehen von Fälschungen. Jener mußte Interpolationen, diese eine Unsicherheit über die Reihenfolge der Verse

1) Wright, Grammar[3] I, Anm. zu § 131.
2) Beachte indes Nöldeke, Zur Grammatik des klassischen Arabisch § 5.

1) Beispiele bei Wright, Grammar II 359. Eine eigene Arbeit darüber verfaßte aš-Šihāb al-Ḥiǵāzī († 875), die nach Ahlwardt's Verzeichnis der arabischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Berlin (Bd. VI) als Spr. 1094, 7 = Nr. 7159 erhalten ist; vgl. Brockelmann, Lit. II, 18.



begünstigen. Während der langen, nur mündlichen Übermittlung der Poesie mußten sich auch bei größter Gewissenhaftigkeit der Überlieferer Gedächtnisfehler einstellen. Aber auch die Möglichkeit absichtlicher Fälschungen aus verschiedenen Gründen kann nicht in Abrede gestellt werden. Eine Reihe von Anekdoten über die Aufdeckung von Fälschungen durch arabische Philologen hat schon Ahlwardt, Bemerkungen über die Echtheit der alten arabischen Gedichte, zusammengestellt. Margoliouth fügt zu diesen noch eine weitere Anzahl hinzu. Immerhin zeigt doch die häufige Wiederholung derselben Anekdoten, daß es sich im Verhältnis zu der Masse der Gedichte um eine mäßige Zahl von Fälschungen handelt. Auch bietet uns die Eifersüchtelei der einzelnen Gelehrten untereinander eine ziemliche Gewähr dafür, daß alle gelungenen Entlarvungen und begründeten Verdächtigungen auf uns gekommen sind. Sir Charles Lyall (The Mufaḍḍalīyāt II, p. XIX) vermutet sogar, daß wenigstens ein Teil solcher Angaben Erfindungen mißgünstiger Nebenbuhler sind, und wie bedenklich es ist, mit Margoliouth die poetischen Überlieferungen der Philologen als Schwindel, dagegen alle Nachrichten über derartige Enthüllungen durch eben dieselben Gewährsmänner als Wahrheit anzusehen, möge an zwei Beispielen gezeigt werden.

Das eine betrifft die bekannte Erzählung (Aġānī V, 172 f.), wie Ḥammād ar-Rāwija vor al-Mahdī zur Erklärung des merkwürdigen Anfangs von Zuhairs Qaṣīde دَعْ ذَا (ed. Ahlwardt Nr. 4, 4 = ed. Landberg, S. 146) ein paar Verse[1] extemporiert, die tatsächlich Aufnahme in das Gedicht gefunden haben. Zum Eid getrieben, muß Ḥammād jedoch bekennen, daß er die Anfangsverse interpoliert habe. Die auf den ersten Blick historisch anmutende Szene soll sich in dem von al-Mahdī erbauten Palast in ʿIsābād abgespielt haben. Al-Mahdī ist 158 zur Regierung gekommen, Ḥammād aber 155, n. a. 156, gestorben. Dadurch wird der Glaube an die Historizität einigermaßen in Zweifel gezogen, die M. nicht durch die Parenthese beseitigen kann — "the occasion must have been before his Caliphate" —, denn in der ganzen Geschichte tritt al-Mahdī als Chalife auf, und der Bau des Palastes fand erst nach seiner Thronbesteigung (nach aṭ-Ṭabarī III, 502 im Jahre 164) statt[2].

Das andere Beispiel betrifft al-Ḫalīls Lehre von der Metrik und ihre Ableitung aus dem Material der Beduinenpoesie. Darüber sagt M.: "when Khalīl (ob. 170) produced, his metrical system, learned, he averred from the Arab tribes, one of his contemporaries wrote a book to prove the whole system a fiction". Schlägt man die Stelle (Jāqūt, Iršād II, 366) auf, so findet man, daß diese Widerlegung al-Ḫalīls keineswegs als gelungen betrachtet wurde, wenigstens Jāqūt und seine (indirekte) Quelle Ibn Durustawaih († 347) lehnen sie ab, wie der Einschub „so behauptet er[1]“ und der Zusatz „und er[1] war ein Lügner“ beweisen. Gegen die Authentizität der Ḫalīl'schen Ableitung ist damit also nicht viel ausgesagt. Wir dürfen uns nicht einem übertriebenen Skeptizismus hinsichtlich des von den Philologen überlieferten poetischen Materials und einer blinden Leichtgläubigkeit hinsichtlich ihrer gegenseitigen Herabsetzung hingeben.

Natürlich ist die Glaubwürdigkeit verschiedener Überlieferer verschieden, und manche mögen ihren schlechten Ruf mit Recht verdienen. Aber die Mehrzahl ist doch recht zuverlässig gewesen. Die genealogischen Arbeiten der Araber können gewiß nicht den Anspruch der Geschichte erheben, aber sie sind uns für die Kenntnis des arabischen Altertums doch von unschätzbarem Wert. Zu derselben günstigen Beurteilung der genealogischen Tradition kommt auch G. Levi Della Vida bei der Vorbereitung seiner Edition der wichtigen Ǧamhara von Ibn al-Kalbī (s. RSO X, 1925, S. 411, Anm. 2). Diese Genealogen sind z. T. dieselben Gelehrten, die auch Sammlungen altarabischer Gedichte vornahmen.

Eine Stütze für die Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Sammler altarabischer Poesie sieht M. in der Uneinigkeit darüber, wer der Erfinder einzelner Gedichtgattungen sei, ferner in gewissen Anachronismen bei der Zuteilung einzelner Verse an Persönlichkeiten der Vergangenheit. Zweifellos Beweise für die Unzulänglichkeit ihrer wissenschaftlichen Methode und Erkenntnis, aber nicht für ihre Unglaubwürdigkeit. Denn hier handelt es sich ja gar nicht darum, ob sie in zuverlässiger Treue das gesammelte und überkommene Material weitertradieren, sondern um selbsterfundene Hypothesen, die wir wegen ihrer Plumpheit um so leichter bemerken und ausscheiden können.

Es ist schon lange aufgefallen, daß die Gedichte der vorislamischen Zeit außerordentlich wenig über die Religion der alten Araber aussagen. Man hat diesen Umstand darauf

1) In der Darstellung im K. al-Aġānī sind es nur zwei Verse; M. spricht offenbar im Anschluß an den wirklichen Bestand unserer Ausgaben von dreien.

2) Vgl. zum Vorhergehenden auch noch Lyall, a. a. O., S. XVIII.

1) Gemeint ist Barzach, über den Flügel, Gramm. Schulen, 157 zu vergleichen ist.

zurückgeführt, daß muslimische Gelehrte Anstoß an dem heidnischen Inhalt von ursprünglich religiösen Stellen genommen und sie daher ausgemerzt haben. Das wird sicherlich bisweilen geschehen sein. Man darf indes diese Änderungen nicht überschätzen. Die Träger der Poesie, die Beduinen, sind eben zu allen Zeiten sehr wenig religiös gewesen und können in dieser Hinsicht wiederum nicht mit den Völkern der südarabischen Inschriften auf eine Stufe gestellt werden. Dazu kommt, daß die Beduinenpoesie durchaus noch nicht mit der Kultur und dem realen Leben der alten Araber identisch ist, sondern eine über die Wirklichkeit hinausgewachsene, in spezifischer Projektion geschaute, stereotypisch-literarische Form der Kultur und des Lebens zeigt[1]. Wie die Sprache und Metrik interdialektisch und wesentlich konstant, so sind die Motive und Themata intergentil und relativ starr. Deswegen neigt Caskel[2] mit Recht zu der Annahme, daß die „Stammescharakter tragenden Götzen“ vielleicht nie in der Poesie heimisch gewesen sind, im Gegensatz zu dem Schicksalsglauben und dem Glauben an Omina, die religiöses Gemeingut waren, und im Gegensatz zu Allāh, der ja wenigstens dem Namen, wenn auch vielleicht nicht der einheitlichen Vorstellung nach schon in vorislamischer Zeit über allen Stämmen stand[3]. Es ist demnach nicht verwunderlich, wenn der Name Allāh so häufig in der Poesie erscheint. Das bloße Vorkommen des Gottesnamens Allāh darf nicht als zureichender Grund für die Beanstandung eines Verses angesehen werden, noch weniger die Form *al-ilāh*. Anders steht es mit solchen Versen, in denen wörtlich qur'ānische Phraseologien enthalten sind und von denen M. eine Anzahl von Fällen nachweist. Hier gilt Ahlwardts Forderung, „sowohl sie selbst als den Zusammenhang, in welchem sie stehen, und den Namen des Dichters, dem sie zugeschrieben werden, aufmerksam jedesmal [zu] prüfen“[4]. Danach würde ich ʿAbīd Nr. III, 11 nicht ohne weiteres für muslimisch beeinflußt halten, weil der ganze Zusammenhang (Vers 7—12) einheitlichen Aufbau zeigt und durchaus beduinischen Charakter trägt. Dagegen ist ʿAbīd I, 23 um so eher der Interpolation verdächtig, als eine Überlieferung nach diesem Vers noch zwei weitere, z. B. durch das Vorkommen der Worte: وَاللّٰهُ لَيْسَ لَهُ شَرِيكٌ[5], als zweifellos unecht erweisbare Verse einschiebt.

Auch in der Diktion von ʿAbīd XXIV, 2 erblickt Margoliouth mit Recht qur'ānische Sprache; er hätte aber nicht unerwähnt lassen sollen, daß der Herausgeber des Dīwāns dieses ganze Gedicht für untergeschoben hält (s. S. 15; 53 f.).

Es ist nun hier nicht möglich, alle von M. angeführten Stellen, unter denen sicherlich eine größere Anzahl islamisches Gepräge trägt, nachzuprüfen und zu besprechen. Vielleicht darf ich aber noch generell folgendes hinzufügen. Die bloße Anspielung auf Geschichten der Vorzeit, die auch im Qur'ān vorkommen, scheint mir noch keine Abhängigkeit solcher Verse vom Qur'ān und damit ihre muslimische Entstehung zu beweisen. Sie können sehr wohl zu dem in der Ǧāhilīja gangbaren Bestand der *asāṭīr al-auwalīn* gehören, deren Übernahme in seine Offenbarungen die ungläubigen Mekkaner dem Propheten höhnend vorwarfen. Hierhin rechne ich die Erwähnung von ʿAd, Ṯamūd und Iram in der Poesie, auch wenn zwei von ihnen oder alle drei vereint vorkommen. Wenn ich gleichwohl mit Margoliouth Fragment III, 4 des ʿAmr Ibn Qamīʾa für unecht halte, so geschieht das aus anderen Gründen: die alleinige Überlieferung des Fragmentes in al-Buḥturī's Ḥamāsa macht es mir verdächtig, und die historische Unwahrscheinlichkeit, die von Lyall in der Note erwähnt ist, schließt seine Echtheit aus.

Grundsätzlich ablehnend muß ich mich der Anschauung Margoliouth's gegenüber verhalten, daß trotz der „scheinbaren Kontinuität“ in der überlieferten Dichtung die herkömmliche Gruppierung der Themen, beginnend mit der Erinnerung an die in den verschiedensten Stellen lokalisierten erotischen Erlebnisse und fortfahrend mit Wanderungen und Irrfahrten bis zu der Verbreitung über Heldentaten von „oft unmoralischem Charakter“ sich logisch am ehesten erkläre, wenn man das Schema als auf Grund von Qur'ān XXVI, 224—226 erfunden annähme. Denn abgesehen davon, daß die Reihenfolge der drei angeblichen Vorbilder der Themata im Qur'ān nicht damit übereinstimmt, ist es auch für mein Gefühl sehr viel unwahrscheinlicher, daß Muslime die Form der offenkundig verpönten Poesie nach dem Muster von ein paar herabsetzenden Worten ersonnen und zu der erreichten Höhe ausgebildet haben sollen, als die Annahme, daß der Qur'ān an dieser und anderen Stellen ziemlich matt gegen etwas Vorhandenes polemisiert. Wenn M. vermißt,

1) In diesem Sinne ist der Ausdruck Qûr'ān XXVI, 226 über die Dichter zu verstehen: „sie sagen, was sie nicht tun“.

2) Das Schicksal in der altarabischen Poesie, 1926, S. 54.

3) Vgl. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums, 1887, S. 184 ff.

4) Echtheit, S. 27; cfr. Lyall, The Poems of ʿAmr Son of Qamīʾa, S. 4.

daß der Qur'ān sich nicht scharf gegen anerkannte Muster von Gedichten, nach denen weiter geschaffen wurde, wendet, so liegt das daran, daß die Zeit, in der diese Muster entstanden waren, zu fern war, als daß noch einzelne von ihnen den Gegenstand eines konkreten Angriffes abgeben konnten. Das abstrakte Schema manifestierte sich in vielen Einzelgestalten. Übrigens war den Dichtern die Vorstellung von mustergültigen Vorbildern in der Qaṣīde nicht fremd, s. Rhodokanakis, Al-Ḫansā' und ihre Trauerlieder, S. 124, nur gab es keine Einhelligkeit über die Verfasser solcher Muster mehr.

Gerade die *marāṯī*-Poesie ist durch und durch heidnisch und unislamisch, man kann sie wohl als beibehaltene Form der Ǧāhilīja verstehen, aber nicht als Erzeugnis islamischer Kultur. Und verhält es sich mit den Aufstachelungen zur Blutrache und den Verherrlichungen der Stammesgegensätze, die zu überwinden oder wenigstens in Vergessenheit zu bringen der junge Islam als vornehmste Pflicht betreiben mußte, nicht ebenso?

Daß trotz allem Konservativismus der Gedichte auch muslimisches Milieu organisch in die Poesie hineinwachsen konnte, zeigen manche Dichter der frühen ʿAbbāsidenzeit, z. B. al-ʿAbbās b. al-Aḥnaf, dessen Dīwān jetzt von J. Hell in „Islamica" II analysiert wird.

Wären „alle angeblich vorislamischen und vielleicht alle vorumaijadischen Verse" Fälschungen, mithin frühestens in umaijadischer Zeit entstanden, so wäre schlechterdings nicht einzusehen, warum die um die gleiche Epoche zunächst als Hilfswissenschaft für die Qur'ān-exegese aufgeblühte Philologie doch schon sehr bald die älteren vor den umaijadischen Versen als *šawāhid* bevorzugt, denn dann ständen jene ja doch der Sprache des Qur'ān nicht näher als diese.

Endlich ist es auch kein Zufall, wenn E. Littmann in seinem Vortrag, Tausendundeine Nacht in der arabischen Literatur, zu dem Ergebnis kommt, daß das echt Arabische in der Sammlung neben der Sprache vor allem in der reichlichen Einstreuung von Gedichten und Versen besteht. Zwar stammt ein großer Teil der Gedichte erst aus spätislamischer Zeit, aber gerade der häufig sehr lose Zusammenhang zwischen Geschichte und poetischem Einschub zeigt, daß es sich um ein Überlebsel traditioneller Form handelt, um das Fortwirken des literarischen Stiles der mit vorislamischen *ašʿār* untermischten Aijāmgeschichten.

Neue Quellen zur arabischen Adabliteratur.

Von W. Björkman, Hamburg.

Vor einigen Jahren schien es, als hätten in der Ausstattung der neu erscheinenden Bücher Morgen- und Abendland ihre Rollen vertauscht. Kairo überraschte uns mit einer Reihe von vortrefflich ausgestatteten Textausgaben, während die europäischen Druckereien oft mehr oder weniger gelungene Lithographien herausbrachten. Auch in den letzten Jahren hat man in Kairo auf eine gute Ausstattung der Bücher Gewicht gelegt, und gleichzeitig sind die Herausgeber bestrebt, durch Vergleichung der erreichbaren Handschriften und Anwendung kritischer Methode die Qualität der Texte zu heben. Im folgenden sei kurz auf einige Neuerscheinungen hingewiesen, die mir zunächst im Zusammenhang mit Studien zu Qalqašandī und seinen Quellen wichtig waren, die aber auch allgemeines Interesse beanspruchen können.

Die Maṭbaʿa salafīja in Kairo, in der auch andere von der Maktaba ʿarabīja in Bagdad herausgegebene Texte erschienen sind, druckte 1341 das verloren geglaubte, jetzt in Bagdad zum Vorschein gekommene Adab al-kuttāb von Abū Bekr M. b. Jaḥjā aṣ-Ṣūlī, hrsg. v. M. Bahǧat al-Aṯarī (272 S., 12 Piaster). Ṣūlī ist ein Zeitgenosse von Ibn ʿAbdrabbihī, und sein Werk bildet eine interessante Ergänzung zum ʿIqd. Es geht über den Rahmen von Ibn Qutaibas Adab al-kātib (mit dem seine sprachlichen Abschnitte z. T. wörtlich übereinstimmen) hinaus und enthält auch eingehende sachliche Anweisungen für den Schreiber der Staatskanzlei (dīwān ar-rasā'il). Dem Finanzschreiber gilt ein besonderer Abschnitt über Steuererträge usw., wobei auch Ägypten berücksichtigt ist.

Ṣūlī hält es noch für nötig zu bemerken, er habe der Kürze halber die Isnāde weggelassen. Öfters nennt er Ibr. b. al-ʿAbbās aṣ-Ṣūlī (st. 243/857, H Ḫ III 291) als Quelle, während er sich selbst durch qāla Abū Bekr einführt. Er eifert gern gegen die Ungläubigen, zeigt sich aber selbst manchmal nicht ganz firm in Fragen des Islam. Unter den zitierten Dichtern finden sich Ibn ar-Rūmī und Ibn al-Muʿtazz.

Schwert und Feder als Symbole der Militär- und Zivilämter kommen viel vor; das soll schon griechisch sein und das Schwert unter der Feder stehen. Die Rangunterschiede der Beamten sind von größter Bedeutung: wegen zu niedriger duʿā-Stufe entschuldigt man sich, für zu hohe dankt man erfreut oder — ist gekränkt, wenn man Ironie wittert! Vor zu hohen Anreden wird noch allgemein gewarnt. Schreibende Mädchen werden besungen, sie sollten es aber lieber doch nicht lernen, und Liebesbriefe sind am

besten zu verbrennen. Schlechte Schrift ist Zeitverschwendung, ja sogar ein Beweis für einen schlechten Charakter oder ein böses Gewissen. Einmal kommt das Schreiben auf den geschorenen Kopf eines Sklaven vor. In einem interessanten Abschnitt von den Sprachfehlern (laḥn) finden sich Behauptungen wie: die meisten Gelehrten machen Sprachfehler, oder: bei Mädchen wirken Sprachfehler gerade hübsch und faṣāḥa häßlich. In Briefen an Höherstehende muß der Name des Absenders aus Ehrerbietung rechts am Rande stehen, was schon an die vor Ehrfurcht umgelegte Penǧe der Statthalter auf türkischen Urkunden gemahnt.

Ein Jh. später lebt Qābūs, dessen stilistisch bedeutsame Rasā'il von einem nicht näher bekannten Abdarraḥmān b. 'Alī al-Jazdādī (fehlt Ḥ Ḫ V 240) unter dem Titel Kamāl al-balāġa gesammelt sind. Sie sind jetzt nach zwei Bagdader Hss. herausgegeben worden von Muḥibbaddīn al-Ḫaṭīb, Kairo, maṭb. salafīja 1341, 112 S., 6 Piaster. Sowohl der alte Bearbeiter wie der jetzige Herausgeber sind begeistert von dem einfachen und klaren saǧ' des Qābūs. Jazdādī untersucht die Rasā'il nach rhetorischen Gesichtspunkten und stellt nicht weniger als 14 neue rhetorische Formen fest. Inhaltlich sind es Privatschreiben an Ismā'īl b. 'Abbād und andere Wezire, die weniger für die Geschichte als für die Kulturgeschichte und Biographie ergeben. Am Schluß einige kurze Abhandlungen philosophischen Inhalts, worin Qābūs z. B. eine nafs nāṭiqa nicht nur für den Menschen, sondern auch die anderen Lebewesen beansprucht und sich gegen die aḥkām an-nuǧūm wendet.

Ein Zeitgenosse des Qābūs ist Mihjār ad-Dailamī, dessen Dīwān in einer schönen Ausgabe der Kairoer Bibliothek erscheint, hrsg. von A. Nasīm, bisher Bd. 1 = alif bis rā, 1344/1925, 426 S., 16 Piaster. Er war Magier von Geburt und nahm 394 den Islam an, blieb aber auch als Muslim Šī'it. Dies zeigen seine Gedichte vielfach, und darin liegt ihre Bedeutung: sie lehren uns die Bujidenzeit von einer neuen Seite kennen. Was den Inhalt betrifft, so ist Mihjār im Grunde nur ein in Versen schreibender kātib: sein Dīwān besteht aus Briefen an prominente Persönlichkeiten: Glückwünschen zu den Festen nairūz, mihrǧān, 'īd al-aḍḥā, an-naḥr, al-fiṭr; Lob der Gönner und der ahl al-bait (die ṣaḥāba aber kommen schlecht weg) u. ä. Empfänger sind Hilāl aṣ-Ṣābi', Ibn Mukram und weniger bekannte, vielfach mit fremden persischen Namen. S. 348 f. beschreibt er die technische Einrichtung eines Springbrunnens.

Wenig später lebte im Westen Abū Isḥāq al-Ḥuṣrī al-Qairawānī, dessen reichhaltiger Zahr al-ādāb schon früher am Rande des 'Iqd in schwer benutzbarer Form gedruckt war. Er ist jetzt von Zeki Mubārak in 4 Bänden (Kairo, al-maṭb. ar-raḥmānīja 1925, 45 Piaster) neu herausgegeben worden in moderner absatzreicher Form, wobei der Hrsg. jedem Absatz eine Überschrift gegeben hat. Besonders dankenswert ist aber die Anfertigung von eingehenden Registern: eines verzeichnet die Reime der zitierten Verse, ein weiteres die vorkommenden Gegenstände (mauḍū'āt), soweit sie nicht in den folgenden Spezialregistern über Lebensläufe (tarāǧim), Lob, Spott, Trauer, Witze u. a. aufgeführt sind. Eine Liste der im Wortlaut wiedergegebenen Rasā'il enthält Namen wie Ibn al-'Amīd, Ibn 'Abbād, Mīkālī, Ibn al-Mu'tazz, al-Badī', Abul-'Ainā, aṣ-Ṣābi' u. a.

Von großer Bedeutung für das Studium der Geographie und Kulturgeschichte ist das Erscheinen der Masālik al-abṣār des Ših. Ibn Faḍlallāh al-'Omarī, das von dem rührigen Zeki Paša seit Jahren vorbereitet war. Der erste Band liegt als Ausgabe der Kairoer Bibliothek in vorzüglicher Ausstattung vor, gedruckt 1342/1924, 398 S., 16 Piaster. Die Masālik sind die Hauptquelle Qalqašandīs, doch gerade der erste Band ist nicht von ihm benutzt. Dagegen zeigt ein Vergleich des u. d. T. Waṣf Ifrīqīja wal-Andalus von Ḥ. Ḥasanī 'Abdal-Wahhāb in Tunis 1922 herausgegebenen Stückes der Masālik mit Qalq. V 99 ff., wie sehr der Kompilator gekürzt hat, so daß er von der Reichhaltigkeit der Masālik kaum einen Begriff gibt. Was Ibn Faḍlallāh auszeichnet, ist sein selbständiges Denken und seine kritische Stellungnahme gegenüber seinen (recht zahlreichen und im allgemeinen gewissenhaft angeführten) Quellen. Eine Zusammenstellung dieser Quellen, unter denen er auch eine Karte (lauḥ ar-rasm) nennt, wäre ein lohnendes Unternehmen.

Ein längerer Abschnitt des ersten Bandes handelt von den berühmten Bauten der Erde, zunächst von der Ka'ba und den großen Moscheen in Mekka, Damaskus, Jerusalem, Cairo und Cordoba. Dabei werden architektonische Einzelheiten unter Anwendung von Fachausdrücken behandelt, die seitdem überhaupt in Vergessenheit geraten sind. Der Hrsg. hat sich besonders dafür interessiert und diese Dinge nach Möglichkeit an Ort und Stelle nachgeprüft. Er gedenkt ein Verzeichnis der Termini technici zusammenzustellen, auch zu dem praktischen Zweck ihrer Wiedereinführung ins Arabische an Stelle europäischer importierter Termini. Er ist auch bemüht, die vorkommenden fremden Namen richtig zu erkennen und zu schreiben, was im Qalqašandī-Text lange nicht überall erreicht worden ist.

Nach S. 31 äußerte der 749/1348 gestorbene Iaḥmūd b. Abi-l-Qāsim al-Iṣfahānī in Cairo die Vermutung, daß auf der anderen Seite der Erde Länder aus dem Meere hervorragen könnten — vas der Hrsg. mit Stolz als ein Vorausahnen Amerikas bucht. Ebenso erfüllt ihn die Notiz S. 68, daß der letzte Sultan aus dem Hause ler Banū ʿAbdalmu'min auf der Flucht vor den Meriniden (667/1269) an die Quelle des Nils gelangt sei, mit Genugtuung: also lange vor len „Franken“! Wie dem auch sei, die Masālik verraten einen bemerkenswert fortgeschrittenen Standpunkt und eine fast modern anmutende Einstellung ihres Verfassers zu seinem Gegenstand: wir stehen hier eben schon an der Schwelle ler Neuzeit. Dem Hrsg. aber können wir für hre „Wiederbelebung“ nur dankbar sein.

Eine Schrift von ibn ar-Rawandī.

Von Joseph Schacht, Freiburg, Br.

H. S. Nyberg hat uns das kitāb al-intiṣār, ine Streitschrift des Muʿtaziliten al-Ḫaijāṭ gegen bn ar-Rawandī, in einer glänzenden Ausgabe nit arabischen Prolegomena und Anmerkungen vorgelegt[1].

Schon Nybergs Einleitung ist eine ganz hervorragende Leistung. Zunächst behandelt sie die Geschichte der Handschrift[2], dann den Verfasser des Werkes, seinen Inhalt und seine Veranlassung, daran anschließend ibn ar-Rawandī, endlich die fā'idat al-kitāb — alles in einem wundervollen Arabisch, bei dessen Lektüre man mit reiner Freude erkennt, daß hier die schwierige Aufgabe der Verbindung arabischen wissenschaftlichen Stils mit europäischer wissenschaftlicher Methode glänzend gelöst ist.

Die bisweilen recht mühevolle Textherstellung nach der einzigen Handschrift ist mit größter Sorgfalt geschehen; ich hätte nur folgende kleine Verbesserungen in Vorschlag zu bringen: S. 23 Z. 1 streiche و vor تعالى; انّ ist nicht bloß hinter dem Verbum قال, sondern auch hinter dem Substantivum قول stets als إنّ aufgefaßt: so richtig jenes ist, so wenig möchte ich dies mitmachen, zumal es S. 40 Z. 2 eine Textänderung nach sich zieht; S. 45 Z. 10 würde ich تتلهّب lesen; S. 63 Z. 18 muß محرّما gelesen werden: die Anm. S. 196f. sieht an dem Wesentlichen vorbei, daß das istiḥlāl des Weingenusses rein verstandesmäßiges kufr ist, während es hier gerade darauf ankommt, daß solches nicht vorliegt, vielmehr nur die einfache Übertretung des Verbotes, dieser Gesichtspunkt kommt ja in den fiqh-Büchern ausgiebig zur Sprache; S. 84 Z. 5 lies doch wohl des Parallelismus wegen فى قول المؤمن لا اله إلاّ الله, S. 98 Z. 2 aus demselben Grunde مَن الحقّ منهم و مَن المبطل; S. 139 Z. 14 wäre die Lesung خلاف كبير vielleicht vorzuziehen; S. 148 Z. 16 ist für كما شهر einfach اشهر zu lesen (Bedenken gegen die Lesart der Handschrift äußert Nyberg selbst in der Anmerkung S. 224); S. 162 Z. 19 scheint mir die Änderung التديّن wenn auch lange nicht sicher, so doch vielleicht erwägenswert; endlich ist S. 163 Z. 14 nach Z. 5 ابرار zu lesen.

Die Anmerkungen erläutern Schwierigkeiten des Textes und bringen reiche Belege und Parallelennachweise aus verschiedenen Werken. Von ihrem Stil ist dasselbe zu rühmen wie von dem der Einleitung. Daß die ausführlichen Indizes mit größter Sorgfalt gearbeitet sind, ist bei Nyberg selbstverständlich; ebenso wie ein eingehendes Inhaltsverzeichnis erleichtern sie die Übersicht über das Buch wesentlich.

Mit Recht kann Nyberg am Ende seiner Vorrede S. 21 den in jeder Beziehung musterhaften Druck hervorheben; erwähnenswerte Druckfehler sind mir nur S. 134 Z. 5 (lies لجهمِ) und im Index S. 249 Z. 11 (lies لأبن الروندى) aufgefallen.

Es liegt auf der Hand, wie bedeutsam diese Schrift in mehr als einer Beziehung sein muß. Zunächst haben wir in ihr ein von jeder späteren Bearbeitung freies Originalwerk eines Muʿtaziliten. Grundlegend Neues über die Muʿtazila lernen wir aus ihm allerdings nicht. Es wäre auch sonderbar, wenn es anders sein sollte. So ist auch das letzte Kapitel der Einleitung fā'idat al-kitāb mehr als captatio benevolentiae gegenüber der ägyptisch-islāmischen Geisteswelt geschrieben denn als Verarbeitung neuer, durch den Text vermittelter Erkenntnisse für die Orientalistik. Freilich erfüllt es so, wie es ist, eine höchst bedeutsame Aufgabe, und Nyberg

---

1) Le Livre du Triomphe et de la Réfutation d'Ibn r-Rawendi l'Hérétique. Par Abou l'Hosein Abderrahim bn Mohammed Ibn Osman el-Khayyat .... Par H. S. Nyberg .... Le Caire: Imprimerie de la Bibliothèque Égyptienne 1925. Le Comité de Composition, de Traduction et de Publication. (Auch mit arabischem Titel.) 66 u. 252 S.) 8°.

2) Zu dem S. 13 erwähnten ibn Ṭūlūn möchte ich noch nachtragen, daß sich eine Anzahl kleinerer Schriften von seiner Hand, z. T. Werke von ihm selbst, in der Bibliothek zu Leiden befindet; eins von ihnen hoffe ich selbst herausgeben zu können.

flicht auch neue eigene fawā'id in seine Darstellung ein; diese stehen aber — so dankbar wir auch für sie und ein Kapitel über die Muʿtazila aus Nybergs Feder überhaupt sind — in keiner unmittelbaren Beziehung zum kitāb al-intiṣār, das uns an neuem Stoff für die Muʿtazila vielmehr nur prinzipiell weniger wichtige Einzelheiten liefert, diese allerdings in reichster Fülle. Sie ermöglichen uns, um von anderm abzusehen, die Persönlichkeiten einer Reihe hervorragender Muʿtaziliten schärfer zu fassen. Selbst wenn auch sie fehlten, würde der Text doch als muʿtazilitisches Originalwerk stets unersetzlich sein.

Wichtiger noch als für die Kenntnis der Muʿtazila selbst ist die Schrift für das Studium der Diskussionen zwischen ihr und den andern inner- und außerislāmischen religiös-philosophischen Richtungen nach Fragestellung und Methode, wobei sich natürlich auch für diese Richtungen manche Erkenntnisse ergeben, denen besondere Wichtigkeit zukommt, da wir über sie andere vom späteren doxographischen Schema[1] unberührte Quellen kaum besitzen. So wird das kitāb al-intiṣār allem Anschein nach mehr um der nicht-muʿtazilitischen Richtungen als der Muʿtazila willen studiert werden.

Eine dieser Richtungen sind die Rāfiḍa, und unter ihnen ragt die eindrucksvolle Gestalt des früheren Muʿtaziliten ibn ar-Rawandī, gegen den al-Ḫaijāṭ seine Schrift gerichtet hat, hoch empor. Der Hauptwert des kitāb al-intiṣār liegt gerade darin, daß es uns ermöglicht, die in ihm bekämpfte Schrift ibn ar-Rawandīs mit dem Titel kitāb faḍīḥat al-muʿtazila zu rekonstruieren, da al-Ḫaijāṭ die Abschnitte, gegen die er polemisiert, zunächst im Wortlaut gibt. Den Gedankengang einiger Teile der Schrift ibn ar-Rawandīs möchte ich hier wenigstens skizzieren.

Zweck des Buches. Die Muʿtazila hat gegen die Šīʿa polemisiert und ihr Übertreibungen von ġulāt angehängt. Diese Angriffe haben auf die Allgemeinheit Eindruck gemacht. Verf. will demgegenüber zeigen, daß die Muʿtazila ungläubig ist, ungläubiger als Juden und Christen, was bisher nur deshalb nicht geschehen ist, weil die Šīʿiten sich wenig mit dem kalām befassen.

Probe der Polemik gegen die Muʿtazila. Der Muʿtazilit abul-Huḏail hat behauptet, Allāhs Allmacht und Wissen hätten eine Grenze — das ist absurd; im Paradies trete schließlich ein Zustand vollkommener Ruhe ein — das ist gleichfalls absurd und führt in seiner Konsequenz zur Lehre der dahrīja; übrigens haben auch die Muʿtaziliten Ibrāhīm an-Naẓẓām, Muʿammar, ʿAlī al-Aswārī und al-Ǧāḥiẓ einer Ansicht gehuldigt, die die Lehre der dahrīja zur Konsequenz hat. Was weiter an-Naẓẓām anlangt, so beschränkt er durch die Lehre, daß Allāh das aṣlaḥ tun müsse, Allāhs Allmacht; desgleichen Muʿammar durch die in seiner Lehre liegende Konsequenz, daß Allāh seine ganze Schöpfung nicht vernichten könne; ebenso al-Aswārī durch die Lehre, daß Allāh nicht anders handeln könne als er wisse oder sage, daß er handeln werde; endlich auch al-Ǧāḥiẓ dadurch, daß er erklärt, Allāh könne die einmal geschaffene Welt nicht wieder vernichten — konsequent müßte er dann auch behaupten, daß Allāh die Welt nicht aus nichts habe erschaffen können. Was weiter die Schöpfung der Welt angeht, so hat Ṯumāma behauptet, Allāh habe sie vermöge einer ihm innewohnenden Anlage geschaffen, was in seiner Konsequenz auf kufr hinausläuft. — Nach an-Naẓẓām hat Allāh überhaupt keine Freiheit, ferner hätte er alles, was er tut, schon vor aller Ewigkeit tun müssen, was absurd ist. So hat auch die Ansicht eines Anhängers an-Naẓẓāms, des abū ʿAffān ar-Raqqī, zur Konsequenz, daß die Welt ewig ist. Auch sonst beschränkt an-Naẓẓām mit der Mehrzahl seiner Anhänger Allāhs Allmacht. Ferner hat er behauptet, der Qorʾān beweise nicht das Prophetentum Muḥammads und könne nachgeahmt werden. Weiter meint er, Glaube und Unglaube gehörten demselben Genus an, seien also ihresgleichen, und Allāh strafe den einen Menschen und verzeihe seinesgleichen; nicht vom Ungläubigen komme die Schlechtigkeit des Unglaubens, sondern von Allāh (dies ist auch die Ansicht der Ḍarrārīja und eines großen Teiles der Muʿtazila).

Das sind die groben Umrisse des Gedankenganges von etwa einem Achtel des Buches. Eine derartige Skizze läßt freilich nicht erkennen, wie die Bekämpfung der Muʿtaziliten an den verschiedensten Punkten ansetzt und durch konsequente Fortentwicklung und geschickte Kombinierung ihrer eigenen Ansichten von ihrem eigenen Standpunkt aus zeigt, wie sich aus ihnen unhaltbare Folgerungen ergeben: um das zu leisten, müßte man schon das Ganze übersetzen. Bei der Lektüre des Buches von al-Ḫaijāṭ wird es schwer, einen durchgehenden Faden zu gewinnen; liest man nur die Abschnitte aus ibn ar-Rawandī hintereinander, so gruppiert sich die vorher anscheinend ganz ungeordnete Masse um einige wenige Hauptpunkte, sodann auch um gewisse Persönlichkeiten. Wenigstens das dürfte diese kurze Zusammenfassung des Inhalts deutlich gemacht haben.

1) Dessen Unzuverlässigkeit an vielen Stellen des kitāb al-intiṣār geradezu mit Händen zu greifen ist.



us den späteren Abschnitten möchte ich als esonders interessant noch die politischen Streitragen S. 60ff., 97ff. hervorheben. S. 103 beinnt ibn ar-Rawandī die Widerlegung des kitāb adīlat al-mu'tazila von al-Ǧāḥiẓ, so daß wir tellenweise die Ansichten von drei einander ekämpfenden Autoren nebeneinander haben.

Aus dem wenigen, das ich über Nybergs ublikation sagen konnte, wird man den Einruck gewonnen haben, daß hier eine höchst edeutsame Veröffentlichung vorliegt, für die wir icht dankbar genug sein können. Das Prolem der Mu'tazila als Ganzes hat sie — on Nybergs Einleitung abgesehen — der ösung kaum nähergebracht, al-Ḫaijāṭ selbst mit einem manchmal reichlich naiven Schimpfen nd Poltern ist kein Problem, wohl aber steht unmehr ibn ar-Rawandī als großes Problem or uns. Das kitāb al-intiṣār hat die Aufgabe estellt, zugleich aber auch die wichtigsten Iittel zu ihrer Lösung gegeben. Daß er aus ußeren Gründen, aus verletztem Ehrgeiz, der Iu'tazila den Rücken gekehrt hätte, wie al-Ḫaijāṭ unterstellt, davon kann keine Rede sein. Vohl wesentlich dieselben Gedankengänge, die r in seinem Buch gegen die Mu'tazila vorbringt, verden seine eigene Entwicklung einst bestimmt aben. Als ihm innerhalb der Mu'tazila kein Platz für seine selbständigen Ansichten mehr lieb, war er gezwungen, sich von ihr zu trennen. ls ist mir sehr zweifelhaft, ob er es war, von em der erste Angriff ausging. Im Grunde ist r doch stets Mu'tazilit geblieben — sowohl in einer Methode und Fragestellung, was ihm al-Ḫaijāṭ beständig vorwirft, wie auch in fundanentalen Lehren wie 'adl und tauḥīd; demgegenber ist es gleichgültig, daß er, wie so mancher ndere, nach äußerlichen und in ihrer Anwenung unsicheren Kriterien, z. T. auf Grund von erminologischen Subtilitäten, nicht zur Mu'tazila erechnet wird. Man hat bisweilen fast den Eindruck, daß gerade ein halb unbewußtes Geühl dieser inneren Verwandtschaft al-Ḫaijāṭ so eftig werden läßt. Diese Verschwisterung von 'tizāl und tašaiju' bewirkt nicht in letzter Linie, aß ibn ar-Rawandīs Gestalt so reizvoll erscheint.

Der Ursprung des Islams und das Christentum[1].

Von J. Horovitz, Frankfurt a. M.

Den Versuch einer Abgrenzung der jüdischen nd christlichen Einflüsse auf die Entstehung les Islam hat zuletzt W. Rudolph in seiner Schrift „Die Abhängigkeit des Qorans vom Judentum und Christentum" (Stuttgart 1922) unternommen. Diese Schrift hat das Verdienst, mit großem Fleiß und gutem Urteil die Ergebnisse der Forschung der letzten Jahrzehnte zusammenzufassen und gleichzeitig — ohne daß das in der Absicht des Verfassers gelegen hätte — darzutun, wie weit wir noch von einer wirklichen Lösung der Aufgabe entfernt sind. Eine außerordentlich reichhaltige, erst nach Rudolphs Schrift zu Ende geführte Materialsammlung hat dann L. Cheikho in seinem Buch „An-naṣrānīja wa ādābuhā bain 'arab al ǧāhilīja" (Beyrouth 1919—23) vorgelegt, aus der aber das wirklich Brauchbare noch herauszuholen ist; denn nicht nur ist Cheikho bei der Suche nach Zeugnissen sehr unkritisch verfahren, er hat auch vieles aufgenommen, das sich auf die Zeit nach Muhammads Tode bezieht, für die Ursprünge des Islam also überhaupt ausscheidet. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, T. Andrae, durch sein Buch über die „Person Muhammads" als ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiet der islamischen Geistesgeschichte bewährt, ist sich viel zu sehr im klaren über die noch der Lösung harrenden Vorfragen, als daß er sich heute schon an eine abschließende Behandlung des Problems wagen würde; er hat aber weit mehr getan, als bloß — was er als Ziel seiner Arbeit bezeichnet — „künftigen Untersuchungen einige Richtlinien zu bieten, nach denen die ganze Frage ihrer Lösung wird näher gebracht werden können".

Nachdem es sich als unmöglich erwiesen hat, alle christlichen Elemente des Koran aus der Einwirkung einer der uns bekannten Richtungen allein zu erklären, stellt sich Andrae die Frage, ob sich nicht „die verschiedenartigen Bestandteile als Entlehnungen aus verschiedenen christlichen Richtungen und Sekten" deuten lassen. Er will daher versuchen festzustellen, welche christlichen Entlehnungen sich auf bestimmte Richtungen zurückführen lassen, ob Muhammad mit den so ermittelten Richtungen in Beziehung getreten sein und auf welchem Wege die Übermittlung stattgefunden haben könne. Einleitend (S. 7—32) behandelt er die Verbreitung des Christentums in Arabien, wobei er es für Naǧrān wahrscheinlich macht, daß der ursprüngliche Monophysitismus seit der persischen Eroberung Südarabiens dem Nestorianismus habe weichen müssen. Der Frage der Verbreitung christlicher Vorstellungen und Gedanken unter den heidnischen Arabern geht er dann in dem Abschnitt „Dichter und Hanifen" (S. 33—58) nach, wobei er insbesondere die Gedichte des Umaija untersucht und mit Recht ihm manche der bisher für echt gehaltenen

---

1) Andrae, D. Tor: Der Ursprung des Islams und as Christentum. Upsala och Stockholm: Almquist & Vikselle Boktr. A.-B. 1926 (IV, 206 S.) gr. 8° = .-A. aus Kyrkohistorisk Årsskrift 1923—25. Rm. 6 —.

(weil nicht nachweisbar koranisch beeinflußten) Verse abspricht. Erst dann wendet er sich dem eigentlichen Thema zu und behandelt insbesondere „Die eschatologische Frömmigkeit des Propheten“ (S. 59—175) mit großer Ausführlichkeit. Im Gegensatz zu den Apokalyptikern hat sich Muhammad niemals, trotz seines ursprünglichen Glaubens an die Nähe des Gerichtstages, auf die Festlegung eines Zeitpunktes eingelassen; er will überhaupt nicht wie jene über die letzten Dinge belehren, sondern seine Hörer erschüttern, dadurch, daß er ihnen Auferstehung, Gericht und Hölle anschaulich vor Augen führt. Eine Durchnahme der Hauptstücke der koranischen Eschatologie — auch die bisher stiefmütterlich behandelte Frage der šafāʿa wird erörtert — führt zu dem Ergebnis, daß angesichts der sowohl im Judentum wie im Christentum nachweisbaren Parallelen eine sichere Entscheidung nicht zu treffen sei, jedenfalls nicht, so lange die einzelnen Stücke getrennt behandelt werden. Das Besondere der koranischen Eschatologie liegt nicht in dem Nachdruck, mit welchem sie die Vergänglichkeit des Diesseits der ewigen Dauer des Jenseits gegenüberstellt, sondern in der Stimmung der Furcht vor dem Eintritt der Stunde, welche sie beherrscht. Diese Stimmung hatte der entstehende Islam mit dem ägyptischen Mönchtum gemeinsam, welches die syrische Kirche so nachhaltig beeinflußt hat. Daß es sich aber nicht nur um die gleiche seelische Einstellung handelt, sondern daß Muhammads Predigt von der der syrischen Mönche abhängig ist, zeigen die weitgehenden Ähnlichkeiten in Gedanken und Worten; wie Muhammad von der ġafla seiner Landsleute, so reden die syrischen Prediger von der mahmᵉjānūṯa der Kinder der Welt, und insbesondere die Homilien des Afrem, der bei Monophysiten, Nestorianern und Melkiten in gleich hoher Achtung steht, sind reich an Parallelen zu koranischen Wendungen. Eine Lehre, welche bereits Aphraates kennt, die aber später mit besonderer Zähigkeit von den Nestorianern festgehalten wurde, ist schon von Grimme im Koran nachgewiesen worden, die Lehre vom Seelenschlaf der Toten; nur die Märtyrer sind von ihm ausgenommen, da sie unmittelbar nach ihrem Tode zu Gott zurückkehren, und genau wie der Nestorianer Išai (ḥajjē lᵉwāṯ Allāhā) sagt Muhammad in Sure 3, 163 von den Märtyrern: bal aḥjā ʿinda rabbihim. In der häufig wiederholten Predigt von den Zeichen Allāhs, welche nicht nur sein Dasein und seine Allmacht erweisen, sondern auch die Auferstehung verbürgen, folgt Muhammad sogar dem gleichen Schema, das die christliche Missionsverkündung verwendet. Auch in den Lehren von den sittlichen und religiösen Pflichten (S. 176—96) finden sich zahlreiche Ähnlichkeiten mit christlichen Forderungen; so stimmt das nestorianische Laiengebet mit den ursprünglichen Gebetszeiten des Koran überein. Endlich werden auch (S. 196—201) die christlichen Entlehnungen in den erzählenden Abschnitten gestreift und zuletzt (S. 201—6) noch ein Wort darüber gesagt, auf welchen Wegen Muhammad mit dem syrischen Christentum bekannt geworden war. Die nestorianische Mission hat sich sicher die Gelegenheit nicht entgehen lassen, welche die nordarabischen Märkte ihr boten, und Muhammad hat nach dem Muster der Reden, denen er bei solchen Gelegenheiten lauschen konnte, später, ohne sich dessen bewußt zu sein, seine eigenen Predigten komponiert. Schon der Gebrauch des Gottesnamens Raḥmān ist ein Anzeichen dafür, daß die nestorianische Mission von Südarabien aus nach Mekka vorgedrungen war.

Die Beweise, die Andrae für seine Annahmen vorbringt, konnten in dieser nur einige der wesentlichen Gedanken hervorhebenden Inhaltsangabe nicht angeführt werden. Nur das sei gesagt, daß A. zahlreiche Entlehnungen beobachtet hat, die seinen Vorgängern völlig entgangen waren, und auch in solchen Fällen, wo die Entlehnung nicht als erwiesen angesehen werden kann, ist jedenfalls der Hinweis auf die Ähnlichkeit verdienstlich. Insbesondere die Verfolgung der nestorianischen Spuren hat zu sehr beachtenswerten Ergebnissen geführt; es ist aber kaum nötig hervorzuheben, daß A. nicht alles Christliche im Koran von den Nestorianern herleitet, er gedenkt ausdrücklich auch des Anteils der abessinischen Monophysiten.

Bevor Muhammad mit seiner ersten Predigt hervortrat, war ihm durch Angehörige verschiedener Religionsgemeinschaften und Sekten Kunde von ihren Lehren und Gebräuchen zugekommen, und die Frage, welche dieser Einflüsse noch in seinen Worten im Koran nachklingen, kann — soweit sie für uns heute noch lösbar ist — nur so gelöst werden, daß die Literaturen all dieser Gemeinschaften in ähnlicher Weise durchgearbeitet werden, wie das A. für Afrem und die Nestorianer getan hat; aber auch die heidnische Poesie darf nicht außer acht gelassen werden. Mit Recht hebt A. die weitgehende Übereinstimmung der koranischen Paradieseschilderungen mit denen Afrems hervor; wenn aber die Vorstellung von den himmlischen Gastmählern aus der Fremde stammt, so hat Muhammad bei der Ausmalung ihrer Freuden die Muster nachgeahmt, welche ihm die Dichter in ihren Beschreibungen irdischer Trinkgelage darboten.

In einer kurzen Anzeige ist es unmöglich, u dem vielen Neuen, das A.'s Buch bietet, im inzelnen Stellung zu nehmen. Nur einige venige Einzelheiten seien kurz berührt, in denen ch von ihm abweiche. Sehr fraglich ist es nir, ob aus Sure 85 Folgerungen für Muhammads Teilnahme für die Christen Nagrāns" (S. 201) ezogen werden können; ich habe an anderer Stelle (Koranische Untersuchungen 12, 92) aus-inandergesetzt, warum ich in dieser Sure einen Hinweis auf ein der Vergangenheit angehörendes Ereignis nicht sehen kann. Irrigerweise bezieht A. den S. 37 und dann wieder 194 von ihm ach L. A. III 301 angeführten Vers al-Aʿšā's uf den Gottesdienst der Nestorianer; er ent-tammt dem berühmten Loblied des Dichters auf Muhammad, welches Thorbecke in den „Morgen-ändischen Forschungen" behandelt hat, und ist ein wichtiges Zeugnis für den Gottesdienst des rühen Islam. Es besteht kein Grund, mit A. F. 46 in ad-dijār in einem Verse des ʿAdī einen Ortsnamen zu sehen; es sind einfach die Zeitgenossen des Nūḥ gemeint, die in ihren Wohnungen geweilt hatten. Daß „die Lehre Muhammads von der Offenbarung mit der judenchristlichen Lehre vom Prophetenzyklus Berührungen aufweist, die unmöglich zufällig sein können" (S. 8), scheint mir zuviel behauptet; die Gemeinsamkeit besteht nur darin, daß beide Male die Zahl der Boten oder Propheten sieben beträgt. Zum Seelenschlaf (S. 160) hat sich auch Fraenkel ZDMG LVI 71 geäußert und hat in diesem Zusammenhang auf die Homilie des Jakob von Serug über die Siebenschläfer verwiesen; wenn auch die Verfasserschaft zweifelhaft ist (s. Baumstark 158), so doch nicht die monophysitische Herkunft dieser Version. Die koranische Wendung maqām rabbihī (S. 86) hat Grimme ZA XXXVI 160 mit Recht aus dem Südarabischen hergeleitet, wo mqm rbk genau entspricht und Wendungen wie wḥmdu mqm ʾlmqh u. ä. nicht selten sind. Trotz solcher und ähnlicher Meinungsverschiedenheiten aber möchte ich zum Schluß mein Gesamturteil dahin zusammenfassen, daß Andrae durch sein neues Buch die Erforschung der islamischen Ursprünge in hervorragender Weise gefördert hat.

Muslimische Fetwās über die Samaritaner.

Von Eugen Mittwoch, Berlin.

Unter den Nichtmuslimen nehmen von jeher die Ahl al-kitāb, die „Schriftbesitzer", das sind die Angehörigen der Religionsgemeinschaften, die sich zu einem offenbarten Buche bekennen, eine bevorzugte Stellung ein. Die wichtigsten einschlägigen Bestimmungen, die zum Teil schon auf den Koran (vor allem Sure 5, Vers 7) zurückgehen, sind folgende: die Ahl al-kitāb genießen gegen Entrichtung der Ǧizja, der Duldungssteuer, die Ḏimma, den Schutz der islamischen Macht, es ist den Muslimen erlaubt, Frauen von den Ahl al-kitāb zu heiraten und die von ihnen geschlachteten Tiere zu essen. Unbestrittenerweise haben zu allen Zeiten Christen und Juden zu den Ahl al-kitāb gehört. In gewissem Sinne wurden auch die Maǧūs zu ihnen gerechnet, doch nur insoweit, als sie die Ǧizja leisten durften und dafür die Ḏimma zugestanden erhielten. Das Konnubium mit ihnen und die Anerkennung ihrer Schlachtung wurde ihnen hingegen niemals eingeräumt. Zudem herrschte auch nie rechte Einigkeit darüber, wer eigentlich unter den Maǧūs zu verstehen sei. Aber auch in bezug auf Christen und Juden tauchten mit der Zeit Zweifel auf, wer nach islamischem Recht in Wahrheit zu ihnen gehöre. Im besonderen ergaben sich Meinungsverschiedenheiten über die Sekten, die aus dem Christentum und Judentum hervorgegangen waren oder zu ihnen in Beziehung standen.

Die kleine samaritanische Gemeinde in Nablus, dem Sichem der Bibel, besitzt eine Sammlung von Fetwās, die durchweg die Frage behandeln, ob die Samaritaner nach dem islamischen Religionsgesetz zu den Ahl al-kitāb zu rechnen seien. Von dieser Sammlung besitze ich eine Abschrift, ein Quartheft von 43 eng beschriebenen Seiten. Von den Fetwās sind die meisten nach ḥanafitischem Recht erteilt. Etwas geringer ist die Zahl der Gutachten nach schāfiʿitischem Fiqh, während nur zwei Fetwās dem ḥanbalitischen Maḏhab folgen. Die Männer, an die man sich mit der Bitte um Entscheidung gewandt hatte, wirkten als Muftīs in Jerusalem, Jaffa, Hebron und in Nablus selbst. Die Fetwās sind in dem Sammelbande, wie gewisse Anzeichen ergeben, chronologisch geordnet. Das Datum des ersten Fetwā, das „Muḥammad b. ʿAbdarraḥīm al-Ḥusainī al-Ḥanafī" gezeichnet ist, läßt sich, obwohl es nicht genannt ist, mit Sicherheit bestimmen. Von den darin zitierten Werken sind die beiden jüngsten die Fetwā-Sammlung des Ḫairaddīn b. Aḥmad al Fārūqī[1] und der Kommentar zu at-Timirtāšī's „Tanwīr al-abṣār" von al-ʿAlāʾī[2]. Diese beiden Autoren sind 1081 bzw. 1088 H. = 1670 bzw. 1677 n. Chr. gestorben. Der Verfasser des ersten Fetwā muß also um das Jahr 1700 n. Chr. gelebt haben. So ist er zweifellos mit dem Muftī von Jerusalem Muḥammad b. ʿAbdarraḥīm al-Ḥusainī identisch, der, wie wir aus Ḥ Ḫ VI S. 617 wissen,

---

1) Brockelmann II. S. 314.

2) Dieser Autor ist auch unter dem Namen al-Ḥaṣkafī bekannt; so a. a. O. S. 311.

um das Jahr 1115 H. = 1703 n. Chr. eine ḥanafitische Fetwā-Sammlung herausgegeben hat[1].

Auf das erste Fetwā folgt eine kurze, in Reimprosa geschriebene Approbation von ʿAbdalġanī al-Ḥanafī, der nicht als Muftī, sondern als Faqīh zeichnet. Die Annahme liegt nahe, daß dies der berühmte Mystiker und Verfasser zahlreicher Werke ʿAbdalġanī b. Ismāʿīl an-Nābulusī[2] war, der in Damaskus lebte, dessen Familie aber aus Nablus stammte. Aus einem der drei auf uns gekommenen Reiseberichte ʿAbdalġanī's wissen wir, daß er im Jahre 1101 n. Chr. eine Reise nach Jerusalem unternommen hat, auf der er sich auch in Nablus aufgehalten hat. Bei dieser Gelegenheit dürfte ihm das erwähnte Fetwā mit der Bitte vorgelegt worden sein, auch seinerseits zu ihm Stellung zu nehmen.

Die Fragestellung, die dem ersten Fetwā zugrunde liegt, ist noch ziemlich einfach gehalten. Der Muftī wird um eine Entscheidung gebeten, ob „die Samaritaner, die seit geraumer Zeit in Nablus wohnen“, Ahl al-kitāb sind, ob die Ehe mit ihnen gestattet ist, ob die von ihnen geschlachteten Tiere gegessen werden dürfen, ob sie gegen Leistung der Ǧizja den Schutz des Islam genießen, so daß es nicht gestattet sei, sie zu bekämpfen, ihr Vermögen zu plündern, ihre Frauen fortzuführen. Bei den späteren Fetwās gehen die Fragesteller weit mehr auf Einzelheiten ein. So wird z.B. um Entscheidung darüber gebeten, ob die Samaritaner hohe Häuser errichten, ob sie Moscheen betreten dürften, ob es den Muslimen erlaubt sei, sie zu besuchen und zu bewirten und ihre Leichen zu waschen, ob es geduldet werden dürfe, daß ein Samaritaner seidene Gewänder anlege oder goldene und silberne Gefäße benutze. In verschiedenen Fällen wird im besonderen eine Auskunft darüber verlangt, ob es wahr sei, daß die Samaritaner, wie allgemein geglaubt werde, ein Kalb anbeten und wie es sich mit ihrem religiösen Brauche verhalte, den Vorderbug (ḏirāʿ) der geschlachteten Tiere zu verbrennen.

Die Fetwās kommen ausnahmslos zu dem Resultate, daß die Samaritaner Ahl al-kitāb seien. Zu diesen gehören, so wird zu wiederholten Malen ausgeführt, alle diejenigen, die „eine himmlische Religion bekennen, an einen Propheten glauben und sich auf ein offenbartes Buch stützen“. Die Samaritaner glauben an die Thora, nur denken sie in einigen Einzelheiten anders als die Juden. Sie sind — so wird des öfteren bemerkt — der Ansicht, daß die in ihren Händen befindliche Thora korrekter sei als die der Juden und Christen. Ihr Prophet ist Moses, sie bekennen die Einheit Gottes, glauben an die Auferstehung der Toten und an Paradies und Hölle. In einem Fetwā heißt es sogar, daß die Samaritaner zugeständen, auch Muḥammad sei ein Prophet gewesen, der freilich im besonderen an die Araber entsandt worden sei.

So entscheiden sämtliche Muftīs, daß die Samaritaner die Ǧizja zu leisten und dann Anspruch auf den Schutz der islamischen Macht haben. Ihre Schlachtung wird anerkannt, das Konnubium mit ihnen wird gestattet, es wird den Muslimen erlaubt, mit Samaritanern freundschaftlichen Verkehr zu pflegen und ihre Leichen zu waschen. Auch in bezug auf alle anderen oben erwähnten Fragen werden die Samaritaner den Ahl al-kitāb gleichgestellt.

Daß die Samaritaner ein Kalb verehren, bezeichnen die Muftīs geradezu als eine Verleumdung. Dieser Volksglaube sei dadurch entstanden, daß der Verfertiger des goldenen Kalbes im Koran (Sure 20, Vers 87 f.) as-Sāmirī genannt werde. Er habe einem Stamme angehört, auf den vielleicht auch die Herkunft der Samaritaner zurückgehe. Aber davon abgesehen hätten diese mit ihm nichts zu schaffen. Auch die Samaritaner hielten die Verfertigung des goldenen Kalbes für eine schwere Sünde der Israeliten, für die sie die verdiente Strafe empfangen hätten. Im übrigen habe die Geschichte vom goldenen Kalbe vor der Offenbarung der Thora an Moses gespielt. Nachdem Moses die Thora von Gott empfangen habe, hätten die Israeliten aufrichtige Reue an den Tag gelegt.

Die Sitte der Samaritaner, den Vorderbug (ḏirāʿ) der geschlachteten Tiere zu verbrennen, wurde in der volkstümlichen Anschauung mit dem im Ḥadīṯ überlieferten und in den Lebensbeschreibungen des Propheten erwähnten Vorgange in Verbindung gebracht, daß eine Jüdin, um Muḥammad aus dem Wege zu räumen, dem Propheten den vergifteten ḏirāʿ eines Schafes gebracht habe[1]. In Erinnerung an dieses Ereignis und aus Haß gegen den Propheten, der durch ein Wunder vom Tode errettet worden sei — so legte man sich die Sache zurecht —, äßen die Samaritaner den ḏirāʿ nicht, sondern übergäben ihn dem Feuer. Demgegenüber führen einige Muftīs in ihren Rechtsgutachten aus, wie es sich mit diesem Brauche in Wahrheit verhalte. Es werden hierbei aus der einschlägigen Literatur, den Werken über qiṣaṣ al-anbijāʾ und anderen Büchern, verschiedene alttestamentliche Erzählungen ausführlich wieder-

1) Eine kurze Biographie von ihm gibt al-Murādī, silk ad-durar, IV. S. 52.

2) Brockelmann II. S. 345. — Sollte der daselbst II. S. 310 genannte ʿAbdalġanī b. Ismāʿīl ein anderer Autor oder nicht vielmehr mit dem obigen identisch sein?

1) Siehe z. B. Ibn Saʿd I. 1 S. 113 unten. — Dort ist nicht von einem dirāʿ, sondern von einem ganzen Schafe die Rede.



gegeben. Den Anfang macht die Geschichte von Bileam, dem Sohne des Beor (Bal'ām b. Bā'ūrā'), der die Israeliten habe verfluchen sollen, sie statt dessen aber habe segnen müssen (Numeri Kap. 23—24). Im Anschluß daran werden die im folgenden Kapitel geschilderten sittlichen Verfehlungen der Israeliten erzählt und diese, ganz wie in der jüdisch-midraschischen Auslegung[1], auf einen heimtückischen Rat, den Bileam seinem Auftraggeber Balak erteilt habe, zurückgeführt. Pinehas aber, der Sohn Eleasars und Enkel Aarons, sei als Eiferer aufgetreten und habe den Stammesfürsten Simri mitsamt der Frau, mit der er Unzucht getrieben habe, mit dem Speere durchbohrt[2]. Nun wird — wiederum in enger Anlehnung an die jüdisch-traditionelle Auslegung[3] — zu der Tat des Pinehas die im Deuteronomium, Kapitel 18, Vers 3 erteilte Vorschrift in Beziehung gesetzt, daß Vorderbug, Kinnlade und Magen der Opfertiere den Priestern zu übergeben seien. Dieser Verpflichtung — so entscheiden die Muftīs —, kämen die Samaritaner nach und gäben den ḏirā' der Schlachttiere einem Nachkommen des Pinehas, wenn sie einen solchen erreichen könnten. Seien sie dazu aber nicht in der Lage, so müßten sie ihn verbrennen, da er ihnen zum Genuß nicht erlaubt sei.

Die bis in Einzelheiten gehende Vertrautheit mit der jüdisch-traditionellen Auslegung, die bei der Wiedergabe der erwähnten alttestamentlichen Berichte zum Ausdruck kommt, konnte hier nur angedeutet werden. Ich werde in anderem Zusammenhange ausführlicher darauf zurückkommen. Die Vertrautheit ist eine so innige, daß sie den Muslimen nur durch Renegaten vermittelt worden sein kann.

Zum Schluß sei nur noch kurz auf eine merkwürdige Parallele hingewiesen, die in einigen Fetwās aufgestellt wird. Danach gehören zu den Ahl al-kitāb die Juden und die Christen; in dieser Hinsicht sind aber „zu den Juden ebenso die Samaritaner zu rechnen, wie zu den Christen auch die Franken und die Armenier". Diese Gegenüberstellung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß unter den verschiedenen Maḏhabs durchaus keine Einmütigkeit darüber herrschte, ob diejenigen Christen, die erst in islamischer Zeit das Christentum angenommen haben, im Sinne des islamischen Religionsgesetzes als „Naṣārā" und somit als Ahl al-kitāb zu betrachten seien oder nicht.

1) Siehe z. B. Talm. Bab. Tr. Sanhedrīn 106a.
2) Der Text der Fetwās stimmt in bezug auf die obigen Erzählungen zum Teil wörtlich mit den Berichten in den qiṣaṣ al-anbijā' überein; vgl. z. B. Ṯa'labī, Kairo 1301, S. 180 ff.
3) z. B. Talm. Bab. Tr. Ḥullīn 134b.

Zum literarischen Problem der frühosmanischen Chroniken.

Von F. Giese, Breslau.

Die türkischen Studien haben seit dem Weltkriege sowohl in der Türkei wie im Abendlande einen starken Aufschwung erfahren. Daß Deutschland dabei nicht schlecht abschneidet, wird rein äußerlich schon dadurch dokumentiert, daß in der von Köprülüzade Mehmed Fu'ād herausgegebenen تورکیات مجموعه‌سی Band I S. ٣٣٢ die deutsche Literatur mehr als ebensoviel Seiten wie die englische und französische zusammen einnimmt. Hinsichtlich der Bedeutung der Leistungen fällt der Vergleich noch viel ungünstiger für die beiden Länder aus. Köprülüzade konstatiert darum auch, daß in Frankreich die turkologischen Studien ایی زماندن بری چوق زیاده آزالمشدر und in England اوزون زماندن بری چوق مهملدر.

Auf dem Gebiet des Osmanisch-Türkischen hat man sich neben der Bearbeitung einzelner Gebiete der ältesten osmanischen Geschichte besonders bemüht, die ältesten uns erhaltenen geschichtlichen Texte, von deren Vorhandensein man bis dahin meistenteils keine Ahnung hatte, zu veröffentlichen. So ist der Abschnitt über die Osmanen in Šükrullāhs persischer Universalgeschichte von Theodor Seif in den MOG II, 63 herausgegeben und übersetzt. Die arabisch geschriebene Geschichte des Mehmed Pascha[1] ist in türkischer Übersetzung in den تورك تاريخ انجمنی مجموعه‌سی Nr. 2 (79) S. ٨٥ und Nr. 3 (80) ١٤٢ gedruckt worden. Von meinen تواريخ آل عثمان ist die Übersetzung im 17. Bande der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes erschienen. Eine neue Edition des Ta'rīḫ des 'Āšikpašazāde auf Grund mehrerer Handschriften an Stelle des unbrauchbaren Konstantinopler Druckes liegt druckfertig in meinem Schreibtisch, bis das Geld zum Druck beschafft ist. Babingers Ausgabe des Uruğ[2] ist leider durch Schuld der Kaviani-Druckerei mißlungen, so daß die Benutzung vorläufig erschwert wird. Da Menzel den Nešrī, Babinger den Behištī und Mordtmann den Rūḥī herauszugeben planen, so besteht wenigstens die Aussicht, daß, falls die Geldmittel nicht versagen, in einigen Jahren die meisten ältesten

1) Vgl. den Artikel Ḳaramānī Meḥmed Pasha von Babinger in EI.
2) s. die Besprechung Bergsträßers in OLZ Juni-Nummer 1926.

osmanischen Geschichtswerke in den Texten vorliegen.

Bevor alle diese Texte veröffentlicht worden sind und uns also ein Blick über das Ganze der Entwicklung dieses Schrifttums ermöglicht wird, tappen wir noch vielfach im Dunkeln. Leider muß eingestanden werden, daß eigentlich bei jeder neuentdeckten Handschrift immer neue Rätsel entstehen. Bis jetzt ist uns noch kein älteres datiertes Exemplar erhalten. Die wenigen datierten Abschriften sind verhältnismäßig jung, und jede Abschrift enthält Abänderungen, Hinzufügungen und Auslassungen des Abschreibers, so daß es schwer ist, das Original herauszuschälen. So ist es rätselhaft, daß gerade die beiden besten Handschriften des ʿĀšikpašazāde in der Einleitung statt Bajezid Jildirim Bajezid II haben. Aber auch die späteren türkischen Historiker enthalten Angaben, die sich nicht mit dem decken, was uns die ältesten Handschriften geben.

So meldet uns ʿAtā in seinem Ta'rīḫ, daß unter den Geschichtsquellen, die er selber gesehen habe — منظور عاجزی اولان — das Ta'rīḫ des 'Uruğ Bej sich befunden habe, das die Ereignisse Sultan Osmans und Sultan Orchans enthalten habe, während die von Babinger herausgegebene Chronik des Uruğ bis zum Jahre 899 h geht. Es wäre eigentlich ein starkes Stück von Ungenauigkeit, wenn ʿAtā den größeren Teil der Chronik[1] einfach übersehen haben sollte. Es bleiben also nur die zwei Möglichkeiten: entweder hat ʿAtā das Buch überhaupt nicht gesehen und redet ins Blaue hinein, oder aber der von Babinger herausgegebene Text ist nicht der Uruğ, den ʿAtā meint, und die Einfügung des Namens, die nur in der Oxforder Handschrift steht, ist eine Fälschung eines späteren Abschreibers. Um das erstere behaupten zu können, müßte man erst das Werk des ʿAtā auf seine sonstige Zuverlässigkeit untersuchen, das zweite könnte ebenfalls erst nach sehr eingehenden Untersuchungen und Vergleichungen behauptet werden. Ich bin geneigt, die erstere Möglichkeit anzunehmen, habe aber keine Beweise dafür. Jedenfalls ist es für unsere Forschung bedauerlich, daß der Uruğ, den uns Babinger beschert hat, nicht so alt ist, wie wir nach ʿAtā annehmen durften.

Ein anderer Widerspruch zwischen dem, was die späteren türkischen Historiker behaupten, und dem, was die Quellen bieten, ist folgender. ʿĀlī gibt uns in seinem künh ulaḫbār eine Liste des Stammbaumes der Osmanen, von der er behauptet, daß sie sich bei ʿĀšikpašazāde finde, während sie in Wirklichkeit bei Nešrī steht. Nun wäre ein solches Versehen ʿĀlīs immer noch verzeihlich, aber auch die Annahme bleibt möglich, daß das Exemplar des ʿĀšikpašazāde, das ʿĀlī vorgelegen hat, einen anderen Stammbaum enthielt, als die uns erhaltenen Abschriften[1]. Auch in meiner beabsichtigten Ausgabe des ʿĀšikpašazāde stimmt der Stammbaum nicht mit dem Nešrīs überein. Ein Zeichen, daß wir uns nicht ohne weiteres auf das uns erhaltene Material verlassen können.

Von Wichtigkeit ist die Frage, ob die beiden Kreise von Geschichtserzählungen, die wir feststellen können, nämlich der Kreis um die تواریخ آل عثمان und Uruğ einerseits und der um ʿĀšikpašazāde und Nešrī andererseits, unabhängig voneinander sind und vielleicht eine gemeinsame Quelle wiedergeben, oder ob sie auch in gewissen Fällen Abhängigkeit voneinander verraten.

Aus der Stelle اسحاق بك افندیسی پاشا یکت پاشا یکت کم im Uruğ S. ۲۹, 16 und ۹۷, 19 und پاشا اسحاق افندیسیدر A ۲۸, 3 verglichen mit یکت کم اول اسحاق بکوك افندسدر وهم اتاسی کبدر bei Aš[2] u. N (cfr. Wittek MOG I 94) ergibt sich m. E. ganz notwendig der Schluß, daß sie aus Aš entnommen sein muß, da sich durch die näheren Beziehungen ʿĀšikpašazādes zu Ishak Bej ihre Aufnahme in sein Geschichtswerk an dieser Stelle erklärt, während das für die anderen nicht gilt. Wenn auch nicht mit gleicher Sicherheit, so doch mit großer Wahrscheinlichkeit möchte ich für eine andere Stelle dasselbe behaupten. Es betrifft das die Erwähnung des Faḍl ullah von Gebze (Uruğ ۱۵, 11 und ۸۹, 12 فضل الله غازی کم هنوز غازیلریمزده کلیبولیده تکیه‌سی واردر اقچه قوجه نسلندندر und فضل الله قاضی‌کم شمدکحالده A ۱۴, 6 کلیبولیده تکّسی واردر اقچه قوجه نسلندندر vgl. mit Aš C ۳۹, 4 und Ur. ۴۰, 16 und ۱۰۸, 5 und A

1) In Babingers Ausgabe endet die Erzählung von Orchans Regierung auf S. 10, während das ganze Ta'rīḫ 75 Seiten umfaßt.

1) Ich verweise auf die sehr sorgfältige Arbeit P. Witteks: Der Stammbaum der Osmanen in Der Islam Bd. XIV S. 94 ff.

2) In dem Konstant. Druck fehlt allerdings S. ۳۴, 12 die Stelle; in meiner Ausgabe ist sie aber vorhanden. Ich bezeichne im folgenden mit A die von mir herausgegebenen تواریخ آل عثمان, mit Aš C den Konstantinopler Druck des ʿĀšikpašazāde und mit Aš G meine Ausgabe desselben, mit N die Wiener Handschrift des Nešrī.



١٥١, 23 vgl. mit Aš C ٨٣, 20 ff.). Ich halte es für wahrscheinlicher, daß ʿĀšikpašazāde, durch seine persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen (cfr. Aš C ٨٤) veranlaßt, der Urheber dieser Stelle ist als Uruğ. Auch daß beide aus einer gemeinsamen Quelle abgeschrieben haben könnten, ist für diese Stellen unwahrscheinlich. So dürfte dann auch wohl für die anderen fast übereinstimmend lautenden Stellen in den beiden Geschichtsquellen ʿĀšikpašazāde als das Original anzusehen sein. Allerdings nicht der ʿĀšikpašazāde, den wir kennen, auch nicht der, den meine Ausgabe bietet, sondern ein Ur-ʿĀšikpašazāde, mit dem sich Wittek in den MOG I, 77 ff. sehr eingehend befaßt hat. Einen solchen können wir auf Grund obiger und anderer Erwägungen annehmen, ebenso können wir aus der Wahrscheinlichkeit, daß der Verfasser nicht erst bis in sein hohes Alter gewartet haben wird, um seine geschichtlichen Erinnerungen zu schreiben, auf ihn schließen, ganz besonders scheinen die wie Buchschlüsse aussehenden Stücke in seinem Werke diese Annahme zu rechtfertigen, aber über das Aussehen eines solchen Ur-ʿĀšikpašazāde können wir vorläufig nichts Genaueres sagen. Wittek ist in dem genannten Aufsatz geneigt, ihn für sehr verschieden von dem erhaltenen zu halten. Ich glaube das kaum. Er mag ohne Verse geschrieben sein und im einzelnen abweichen, aber in der Hauptsache wird er wohl ähnlich — abgesehen von dem Schluß — ausgesehen haben. Jedenfalls ist der Text, der Nešrī zugrunde gelegen hat, nicht viel von meiner Ausgabe verschieden. In den MOG II, 151 hat Wittek den Cod. Paris. Turc. 118 eingehend besprochen, in dem er „die Hauptquelle oder doch wenigstens ein Derivat der Hauptquelle ʿĀšikpašazādes" zu erkennen glaubt. Ich kann mich dem nicht anschließen. Der Text entspricht, abgesehen von stilistischen Abweichungen, in der Anlage und Ausdehnung durchaus meiner Ausgabe, allerdings ohne die Gedichte und die persönlichen Bemerkungen ʿĀšikpašazādes. Die Quelle müßte dann fast ebenso alt sein wie der daraus abgeleitete Text des ʿĀšikpašazāde. Das halte ich für sehr unwahrscheinlich. Ich sehe das Werk für die Redaktion eines späteren Bearbeiters an. Es enthält sehr wenig, was sich in meiner Ausgabe nicht findet. Vielleicht ist folgende Stelle, die in unseren Handschriften des ʿĀšikpašazāde verloren gegangen ist, hier erhalten. In dem Kampfe mit Timurlenk hat die Handschrift S. 86, 1 nach جنك ایتدیلر Aš C ٧٨ 11 folgendes: تمورلنك بونلری كورجك ایتدی هی یمان اشقلر نچون جنك ایدرسز ایتدیلر هی خانم بونلر افلاق عسكریدر; bei Nešrī steht: تمور درویشان تقصیر نكردند دیدی; bei A ٤٠, 7: تمور كافر چرسنی كورجك درویشلر صنب ایتدی هی یمان اشقلر نه قتی جنك اتدلر ددی یاندن ایتدیلر خانم اشقلر دكللردر كافرلردر ددلر. Im Uruğ fehlt die Stelle.

Das Verhältnis wird nun noch komplizierter, wenn, wie Bergsträßer in der genannten Besprechung von Babingers Uruğ festgestellt hat, die längere Fassung des Anonymus eine Erweiterung der kürzeren mit Hilfe von Material verschiedenen Ursprungs ist. Ich habe diese Möglichkeit, die ich bisher nie in Betracht gezogen habe, noch nicht genügend durchdacht und die Texte noch nicht daraufhin untersucht, so daß ich auf die Schwierigkeiten nicht näher eingehen will.

Jedenfalls bedarf es noch sehr vieler eingehender Untersuchungen und weiterer Texte, ehe wir über das Verhältnis dieser Schriftwerke im klaren sein werden.

Neues zur Sinān-Forschung.

Die bisherige Forschung über Sinān.

Von **Heinrich Glück**, Wien.

In seinem Aufsatz: Die türkische Renaissance (Bemerkungen zum Schaffen des großen türkischen Baumeisters Sinān)[1] hat F. Babinger die Forderung des Zusammenarbeitens von Kunsthistorikern und Orientalisten aufgestellt, um die noch in den Anfängen steckende Forschung über türkische Kunst und besonders über die osmanische Glanzperiode weiter zu bringen. Auf meine Anregung hat dann Babinger im Jahrbuch d. asiat. Kunst 1924 eine höchst dankenswerte Zusammenfassung über die Quellen zur osmanischen Künstlergeschichte gegeben. Beim heutigen Stande der Forschung konnte sie von Fehlern freilich nicht ganz frei sein. Jedenfalls läßt sie erkennen, daß wir ohne die Hilfe eines Dritten, des türkischen Gelehrten selbst, nicht auskommen können, der durch die Publikation der türkischen Quellen uns vielfach erst das schwer erreichbare Material zugänglich machen muß. So bot erst die 1897 erfolgte Drucklegung von Musṭafa Sāʿī's Teskeret ül-bünjān-i qodscha miʿmār Sinān (Denkschrift über die Bauten des alten Baumeisters Sinān) eine gewisse Grundlage für den eingangs erwähnten Aufsatz Babingers und damit für die

1) Beiträge zur Kenntnis des Orients, hrg. v. H. Grothe, XI (1914) S. 67 ff.

europäische, bis dahin ziemlich kritiklose Sinānforschung überhaupt. So wertvoll diese Ausgabe ist, so ist doch zu beachten, daß sie bereits eine Redaktion aus zweiter Hand, eben des Dichters Sāʿī, des Zeitgenossen Sināns, wiedergibt, und daß sie eine Einleitung des Herausgebers Ahmed Dschewdet enthält, deren Angaben gewöhnlich fälschlich als zur Quelle gehörig verwendet werden. Sāʿīs Schrift geht auf eine von Sinān selbst verfaßte kürzere Darstellung seines Lebens und seiner Werke zurück, die in einigen Details abweicht und ebenfalls zweimal gedruckt vorliegt[1], das eine Mal bereits 1873! Man hätte sich nun füglich auf diese beiden Hauptquellen, das heißt einerseits auf die Schrift Sināns selbst, sowie die seines Zeitgenossen Sāʿī stützen können, um so mehr, als aus den (verschiedenen) Einleitungen beider zu ersehen ist, daß sie noch vor dem Tode Sināns verfaßt wurden (s. u.). Sowohl die türkischen Herausgeber, noch mehr aber die europäischen Gelehrten haben durch mannigfache unnütze Problematik und Aufnahme anderer unbelegter Nachrichten in viele Fragen des Lebens und der Werke Sināns eine heillose Verwirrung gebracht, von der es schwer ist, die Forschung zu reinigen. Ja selbst die dritte wichtige Quelle, die heute noch erhaltene, von Sāʿī verfaßte Grabinschrift des Meisters bot in neuerer Zeit Anlaß zu einer wohlgemeinten, wenn auch — wie unten gezeigt wird — irrtümlichen Änderung des bisher angenommenen Todesjahres Sināns[2]. Bevor ich hier in Zusammenarbeit mit Herrn Agha-Oglu einige der geläufigen Unrichtigkeiten vorbringe und Agha-Oglu selbst die Frage nach Herkunft und Tod des Meisters behandelt, sei im kurzen der Inhalt jener drei Hauptquellen angeführt, wobei freilich zu betonen ist, daß der Urtext der beiden ersteren nicht erreichbar[3] und die Richtigkeit der gedruckten Ausgaben nicht geprüft ist, und daß auch die gedruckten Wiedergaben der Grabinschrift[4] nicht fehlerfrei sind.

Die Schrift des Sinān selbst gibt (mit Auslassung der Einleitung und der schriftstellerischen Formulierungen und Ausschmückungen) folgenden Tatbestand: „Ich, der Chefarchitekt Sinān, Sohn des ʿAbd ül-Mennān, bin während der Regierung des Sultan Selim Chan († 1518), Sohnes des Sultan Bajesid, als Dewschirme (= Kandidat der Blutsteuer, auf Grund welcher die Einhebungen zum Janitscharendienst vorgenommen wurden) gekommen und habe während der Regierungszeit des verstorbenen Sultan Suleiman Chan als Janitschare die Feldzüge gegen Rhodos (1522) und Belgrad (1521) mitgemacht; als ich Atlysegbān (= berittener Jäger) wurde, beteiligte ich mich an dem Feldzug nach Mohač (1526), wurde dann zum Jaja-baschy (= Hauptmann der Fußtruppen) und später zum Zenberekdschi-baschy (Chef der Feuerwerker) ernannt, und habe den Feldzug nach Bagdad (1534) mitgemacht. Als ich zurückkam, wurde ich Chasseki (= Leibgardeoffizier) und begleitete den Sultan auf dem Feldzug nach Korfu und Bolia (1537) und nach Kara-Bogdan (1538). Um diese Zeit wurde ich zum Hofarchitekten ernannt (1539 nach Sāʿī) und habe mit Gottes Hilfe eine Anzahl von Gebäuden errichtet, welche ich hier in zwölf Abschnitten wiedergebe". Es folgt die namentliche Aufzählung von 312 Bauten (die detaillierten Zahlenangaben s. u.).

In der Schrift des Sāʿī ist ebenfalls Sinān in erster Person sprechend eingeführt. Sie unterscheidet sich von der Teskeret ül-ebnije durch größere Ausführlichkeit, die aber, bei vielfacher Benutzung des Wortlautes der ersteren, meist nur in schriftstellerischer Ausschmückung und eingestreuten, über den Prosatext sachlich nicht hinausgehenden Gedichten besteht. Vereinzelt, wie bei der Bestellung Sināns zum Hofarchitekten, bei der der Abgang des Vorgängers geschildert wird, ergeben sich genauere Anhaltspunkte; so läßt auch (S. 22) die Bemerkung, daß er unter Sultan Selim die arabischen und persischen Länder kennen gelernt habe, darauf schließen, daß Sinān auch den ersten persischen (1514) und den ägyptischen Feldzug (1516—1518) als Janitschare mitgemacht habe[1]. Es folgt dann auch hier die Liste der Bauten, die aber gegenüber der Aufzählung Sināns eine bedeutende Vermehrung, nämlich 334, aufweist. Im einzelnen ist das Zahlenverhältnis folgendes (die Zahlen des Teskeret ül-ebnije sind in Klammern beigesetzt): Moscheen 81 (73), Kapellen 50 (49), Medresen 55 (50), Koranschulen 7 (7), Armenküchen 15 (17), Krankenhäuser 3 (3), Wasserleitungen 7 (7), Brücken 8 (7), Paläste 33 (27), Karawanseraien 17 (18), Speicher 6 (5), Bäder 33 (31), Türben 19 (18)[2]. Aus der größeren Zahl ist zu schließen, daß Sinān dem Sāʿī noch weitere Angaben machte oder inzwischen weitere Bauten aufgeführt hat. Merkwürdig ist nur, daß Sāʿī eine kleinere Zahl von Armenküchen und Karawanseraien angibt als Sinān selbst, wie denn auch die namentliche Anführung der Gebäude in einigen Fällen nicht übereinstimmt. Hier wäre noch ein kritischer Vergleich nötig, der manche Aufschlüsse bieten könnte. Auf diese Liste der Bauten folgen schließlich bei Sāʿī noch sieben kürzere Abschnitte, in denen ausführlicher berichtet wird über: 1. die Schah-Sadeh Moschee, 2. die Wasserleitungen, 3. die Suleimanije, 4. die Säulen der Suleimanije, 5. einen Brunnenbau im Park der Mihr-mah Sultanin, 6. die Tschekmedsche-Brücke und 7. die Selimije in Adrianopel.

In der textlich bereits bekannten Grabinschrift sind als Hauptwerke des Meisters nur die Suleimanije, die Wasserleitungen und die Tschekmedsche-Brücke erwähnt. Sonst ist (in dichterischer Übertreibung) von mehr als 400 Mesdschid (Kapellen) und von 80 Orten die Rede, an denen er Moscheen errichtete. Über Leben und Tod s. u. bei Agha-oglu.

1) Einmal in Konstantinopel als „Teskeret ül-ebnije" ohne Jahr, und in: Architecture ottomane 1873 in türkischem Text, S. 56.

2) F. Babinger, Sināns Todesjahr, in: Der Islam IX (1919), S. 247.

3) Die Urschrift der Teskeret ül-ebnije ist bisher überhaupt nicht festgestellt, von der der Teskeret ül-bünjān gibt der Herausgeber Ahmed Dschewdet an, daß sie sich bei dem Sekretär der Staatsverwaltung in Konstantinopel Hafis Behdschet Effendi befinde. Mehrere diesbezügliche Anfragen blieben erfolglos.

4) Eine in der Teskeret ül-bünjān, die andere in der Hadīqat ül-dschewāmiʿ, s. Babinger, a. a. O.

1) Siehe darüber Ahmed Refiq: ʿĀlimler we Sanʿatkārlar (Konstantinopel 1924), S. 1ff.

2) Bei Babinger, Türkische Renaissance, a. a. O. S. 74 sind mehrfach falsche Zahlen angegeben, so daß die Gesamtzahl von 343 zustandekommt. Auch in seiner Aufzählung sind mehrere Lesefehler.

Diese drei Quellen bieten also die Grundlage für ine kritische Sichtung des Lebens und der Werke inäns. Was zunächst die Werke anlangt, so ist zu beonen, daß von den über 300 Bauten bisher nur ein eringer Bruchteil festgestellt ist. Von Moschee-, apellen-Bauten und Türben sind außer den von Gurlitt, ie Baukunst Konstantinopels (1912), veröffentlichten Iauptwerken und der Selimije in Adrianopel[1] keine ufnahmen vorhanden. Bei einigen bezieht sich die nteilnahme Sinäns nur auf die Wiederherstellung bzw. Jmänderung. Bezüglich der Bäderbauten konnte ich ine Anzahl dem Meister angehörige Werke in Kontantinopel feststellen und in Aufnahmen veröffentichen[2]. Ist unsere Denkmälerkenntnis somit schon auf uropäischem Boden höchst dürftig und fast nur auf Konstantinopel beschränkt, so liegen von Bauten auf asiaischem Gebiet überhaupt keine Aufnahmen vor. Noch öser aber ist es, daß sich im Laufe der Zeit in das Werk inäns Bauten eingeschlichen haben, die mit ihm nichts u tun haben. Besonders verwirrend ist dies bei der Selimije in Konstantinopel, die vielfach als erstes Hauptverk Sinäns angeführt wird[3]. In den beiden Listen commt sie nicht vor, was bei einem kaiserlichen Bau icherlich nicht als Übersehen gewertet werden kann. Die Errichtung des Baues fällt nach der Inschrift (s. Djelal Essad, a. a. O.) in das Jahr 929 (1522), in eine Zeit also, in der Sinän noch seine ganze Karriere als Janitschare vor sich hatte und immer auf Feldzügen war, um erst 1539 Hofarchitekt zu werden! Auch die eitgenössischen Schriftsteller berichten nichts über eine Anteilnahme Sinäns[4]. Die Verwirrung beginnt erst mit Ewlijä Tschelebi († nach 1679)[5], dessen mit der Baunschrift nicht übereinstimmende Erbauungsdaten 927 bis 933 (1520—26) auch Hammer übernimmt[6]. Dort heißt es: „Die Meister der Geometrie wunderten sich bei der Betrachtung der auf vier Mauern ohne Säulen ruhenden Kuppel und sagten: ‚Hier hat (wohl) der alte Baumeister Sinän seine Meisterschaft gezeigt'." Das klingt wie vom Hörensagen und in dem Sinne einer Rechtfertigung der Güte des Baues. Etwa anderthalb Jahrhunderte nach der Entstehung des Baues taucht also erst diese an sich verdächtige Zuschreibung an Sinän auf. Als zweiter fälschlich zugeschriebener Bau ist die durch ihr Sechskuppelschema aus der Reihe der Konstantinopler Moscheen herausfallende Piali Pascha Moschee zu nennen[7], die durch irrtümliche Lesung mit der in den Listen genannten Bali Pascha Moschee in Stambul (Jeni Bagtsche) verwechselt wurde[8]. Die 1573 erbaute Piali Pascha Moschee ist übrigens auch bezüglich ihrer Inschriften zum Anlaß eines Irrtums geworden, da diese sowie die Inschrift am Grabe Sinäns dem schon 1555/6 gestorbenen Kalligraphen Kara Hissari zugeschrieben wird[9]. Andererseits wird die Zuschreibung der (Sokolli)

1) Or. Archiv I, S. 1ff., 51ff.

2) H. Glück, Die Bäder Konstantinopels (Probleme des Wölbungsbaues I), Wien 1921.

3) Architecture Ottomane 1873, S. 5; Djelal Essad, Constantinople, 1909, S. 195; C. Gurlitt, Baukunst Konstantinopels 1912, S. 66; Fr. Babinger, Die türkische Renaissance S. 73.

4) So Ferdī in seinem Tārich-i Sultān Suleimān (Wiener Kodex Bl. 17 u. 19).

5) Konstantinopler Ausgabe 1314, I, S. 147, 148.

6) Hammer, Constantinopolis I, S. 403; dazu auch Hammer, Gesch. d. osman. Reiches (2. Aufl.) II, S. 20.

7) Siehe C. Gurlitt, Baukunst Konstantinopels S. 80f.

8) Babinger, Die türkische Renaissance, a. a. O., S. 78, Nr. 11. Als Ortsbezeichnung sollte stehen: bei der Türbe des Chosrew Pascha.

9) Vgl. C. Huart, Les calligraphes et miniaturistes de l'orient musulman, 1908, p. 116, und dazu unsere

Mohammed Pascha Moschee beim Asab-Qapu in Galata an Sinän durch Ewlijä Tschelebi (I, 430) von Babinger als ein Irrtum bezeichnet[1]. Babinger läßt Sinän freilich bereits 1578 sterben (s. u.), während die Erbauungszeit der Moschee nur ein Jahr früher fällt; übrigens ist die Moschee, entgegen der Behauptung Babingers, ohnehin in beiden Listen der Werke Sinäns als am Asab-Qapu gelegen angeführt. Ihre Zuschreibung an Sinäns Nachfolger Dā'ūd Agha beruht aber auf einer Verwechslung mit der Mohammed Agha Moschee, die als dessen Werk allerdings mehrfach beglaubigt ist[2]. Neben solchen Zu- und Abschreibungen innerhalb des Gesamtwerkes Sinäns, aber auch anderer Künstler, krankt die historische Grundlegung der türkischen Kunstentwicklung aber auch an einer Unsicherheit bei den Datierungen der Werke, die nicht nur durch die Verschiedenheit der Ären und deren Umrechnung zu erklären ist. Als ein Beispiel, wie selbst bei den größten Werken türkischer Architektur eine verwirrende Fülle von Zeitansätzen besteht, sei ohne detailliertere Belege auf Sinäns Suleimanije hingewiesen. Abgesehen von der um ein Jahrhundert irrigen Datierung Gossets (1650) wurde als Beginn des Baues angegeben: von Hammer, Saladin, Gurlitt u. a. 1550, von Edhem Pascha, Djelal Essad u. a. 1556, während das richtige Anfangsjahr nach dem verläßlichen Petschewi (Wr. Kodex, Bl. 206/7) 956 d. H. = 1549 A. D. ist. Als Vollendungsdatum wird angegeben: von Edhem Pascha und Saladin 1556, von Djelal Essad und Gurlitt und neueren 1566, von Hammer 1555. Von diesen entspricht das erstgenannte Datum 1556 insofern den Tatsachen, als das im Inschriftchronogramm gegebene Jahr 964 wenigstens in den beiden ersten Monaten noch dem christlichen Jahre 1556, im übrigen aber 1557 entspricht. Die richtige Bauzeit der Suleimanije ist also mit 1549—1557 anzusetzen.

Herkunft und Tod Sinäns.

Von Mohammed Agha-Oglu.

Trotz der lebhaften Aufmerksamkeit, der sich der Baumeister Sinän bei den Kunsthistorikern und Orientalisten erfreute, sind nicht allein seine Werke, sondern auch seine Lebensgeschichte in Ungewißheit gehüllt.

Nach der heutigen in der abendländischen und zum Teil auch in der türkischen Fachliteratur herrschenden Ansicht soll er der „Sohn eines griechischen Christen namens Christo gewesen sein"[3]. Als historische Beweise zieht man gewöhnlich drei Anhaltspunkte in Erwägung, und zwar: Daß erstens in einer „Qujūdāt-i mühimme" betitelten Sammelschrift sein Vater Christo genannt ist, daß er zweitens als Dewschirme während der Regierungszeit des Sultan Selim I. (918/1512—926/1520) aus der anatolischen Stadt Qaisarīje nach Stambul kam,

Richtigstellung in Thieme-Beckers Künstlerlexikon (unter Kara Hissari).

1) Jahrbuch der asiat. Kunst, 1924, S. 36.

2) Außer in dem von Babinger angeführten Sidschill-i 'Osmānī II, 325 (sic!) auch in der Hadīqat ül-dschewāmi' I, 197f. und in der Bauinschrift.

3) Fr. Babinger, Die türkische Renaissance, in „Beiträge zur Kenntnis des Orients", herausgegeben von H. Grothe. Bd. IX 1914 Halle, S. 72.

und endlich, daß drittens, sein Name Sinān ben ʿAbd ül-Mennān ist.

Wie weit diese Hauptargumente als richtige Beweisgegenstände für die Herkunftsfrage in Betracht kommen können, soll hier ganz flüchtig geprüft werden. Ahmed Dschewdet erwähnt in seinem Vorwort zur „Teskeret ül-bünjān" des Dichters Mustafā Sāʿī eine arabische Sammelschrift „Qujūdāt-i mühimme" und sagt, daß dieses von einem anonymen Verfasser geschriebene Sammelwerk ihm neben „Teskeret ül-bünjān" als Hauptquelle für die Lebensdarstellung des Baumeisters diente. Nach ihm ist in dieser Schrift unter anderen Notizen auch von Sinān die Rede. Um die Richtigkeit der dortigen Angabe glaubhaft zu machen, bringt er die betreffende Stelle in Übersetzung, woraus zu sehen ist, daß der anonyme Verfasser der Zeitgenosse des Baumeisters gewesen war. In dieser Schrift nun, nach Ahmed Dschewdet, ist der Vater des Baumeisters ein gewisser Christo[1].

Meine wiederholten Versuche, die genannte arabische Schrift in die Hände zu bekommen und selbst zu untersuchen, blieben bis heute erfolglos. Niemand der von mir befragten Fachleute und selbst der, auch in Europa bekannte, jetzt verstorbene große Bibliograph der Türkei Brussali Mohammed Tahir Bey, konnte mir Näheres über die „Qujūdāt-i mühimme" sagen. Selbst der Benutzer der Schrift, Ahmed Dschewdet, schrieb mir im Herbst 1924, daß er die Schrift vor 25 Jahren durch zweite Hand benutzt habe und sich heute nicht mehr erinnern könne, wo die Schrift war und wer ihm damals die Angaben über Sinān gegeben hat. Wir haben es also hier mit einer rätselhaften Schrift zu tun, deren Echtheit als historisches Dokument nicht feststellbar ist. Zwar zitiert Ahmed Dschewdet uns eine Stelle aus der Schrift, wo der Name Sināns erwähnt ist (S. 8), aber es ist von vornherein unmöglich genau zu sagen, auf welchen Baumeister Sinān diese Worte sich beziehen, wozu noch der Umstand kommt, daß dem Verfasser auch das Entstehungsdatum der Schrift unbekannt ist.

Wir haben unter uns bekannten türkischen Künstlern nicht weniger als vier Baumeister, die Sinān hießen, von denen drei in der alten Hauptstadt Stambul und einer in der neuen Hauptstadt Angora tätig waren. Der älteste von diesen ist der Erbauer der im Jahre 831—1427 vollendeten Imaret-Dschami in Angora, Ustād Sinān ben Ahmed ben Abū-bekr[2]. Der zweite ist der Baumeister der alten Mohammedije-Moschee in Stambul, Miʿmār Sinān el-ʿAtīq (s. unten), und endlich sind der dritte und vierte unser Miʿmār Sinān und sein Schüler, der ebenfalls Sinān hieß und dessen Persönlichkeit noch historische Beglaubigung erwartet. Es fragt sich nun, von welchem Miʿmār Sinān in den „Qujūdāt-i mühimme" die Rede sein kann? Eine direkte Antwort zu geben ist außerordentlich schwer, doch ist es nicht ausgeschlossen zu glauben, daß diese Angabe sich nicht auf unseren Miʿmār Sinān, sondern auf den Baumeister der alten Mohammedije Moschee bezieht. Ich habe an einer anderen Stelle festgestellt, daß der Hofbaumeister des Sultans Mohammed II. nicht der Christodulos der abendländischen Schriften, sondern Sinān-eddīn Jūsuf ben ʿAbdullāh Miʿmār el-ʿAtīq der türkischen Quellen ist. An gleicher Stelle habe ich auch bemerkt, daß er zweifellos christlicher Herkunft war, so daß die irreführende und falsche Angabe des Demetrius Kantemir einige Berechtigungen haben kann[3]. Ich möchte nun hier eine weitere, für unsere Frage besonders wichtige Erklärung bringen. Ahmed Dschewdet sagt, daß in den „Qujūdāt-i mühimme" der Baumeister „Qodscha Sinān" und sein Vater „Christo" genannt sind (siehe S. 7 u. 8 Anm. 1 des Vorwortes). Wenn der Name mit dem Beinamen „Qodscha" in die ursprüngliche arabische Form übertragen wird, so entsteht nichts anderes als „Sinān el-ʿAtīq". Der Name in dieser arabischen Form kann zweifach verstanden werden: Erstens „Der alte Sinān" und zweitens „Der freigelassene Sinān" *oder* „Der Sklavensohn Sinān", denn das arabische Wort „ʿAtīq" bedeutet auch „der Sklavensohn"[1]. Andererseits findet hier der Name Christodulos ein Gegenstück im Namen Christo, aber ohne das Endwort „δοῦλος", dem auch das arabische „ʿAtīq" in der Bedeutung entspricht. Also haben wir damit einen Anhaltspunkt, der uns zu einem bestimmten Schluß führt. Wir können mithin, wie ich glaube, annehmen, daß der Name Christodulos der griechisch-christliche Familienname des als Türken und Mohammedaner assimilierten Baumeisters der alten Mohammedije Moschee ist, und gleichzeitig feststellen, daß die wenigen, uns durch mehrere Hände überlieferten Angaben der „Qujūdāt-i mühimme" sich auf denselben Baumeister Sinān el-ʿAtīq beziehen.

Das zweite Hauptargument, das die griechische Herkunft Sināns beweisen soll, ist, wie schon oben angedeutet wurde, seine Aushebung als Dewschirme und sein späterer Dienst im Janitscharenkorps. Wir wissen dank der wertvollen Zusammenfassung von J. H. Mordtmann in der „Enzyklopädie des Islam" (Bd. I. S. 992 f.), daß schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und zwar mit dem Beginn der Regierungszeit Sultan Selims I. im Jahre 918/1512, neben den Christenkindern auch die Kinder der Türken und Juden zum Ersatz der Janitscharenmannschaft ausgehoben wurden. Wir wissen noch weiter, daß die bis dahin auf die europäischen Landesteile beschränkte Aushebung das erstemal unter Selim I. auch auf Anatolien erweitert wurde[2]. Sinān war einer von denen, die während dieser Aushebung nach Stambul kamen. Damit ist auch dieses Argument nicht auf einem sicheren historischen Boden begründet, denn der uns bekannte Baumeister der Ahmedije Moschee in Stambul, Mohammed Agha, kam unter Suleiman d. Gr. ebenfalls als Dewschirme aus Rumeli (Europäische Türkei) nach der Hauptstadt, wo er seinen Janitscharendienst machte und später zum Hofarchitekten bestellt wurde, und war Sohn eines Türken namens ʿAbdullāh Muʿīn[3].

Es ist ein grober Fehler zu behaupten, daß der Name Sinān derjenige Name sei, der den zum Islam bekehrten Christen mit dem ursprünglichen Namen Josef beigelegt wurde. Auf Grund einer Zusammenstellung von ein paar Beispielen, wie es J. v. Karabacek gemacht hat, kann keineswegs die Richtigkeit der Behauptung belegt werden[4]. Gewiß, einige hervorragende Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts, die Sinān hießen, waren nach Herkunft nicht Türken (siehe ebendort). Aber man kann einerseits Hunderte von Individuen mit nicht türkisch-mohammedanischer Herkunft zusammenstellen, die Mohammed, Rustem, Chosrau, Qassim und mehrere andere Namen trugen, andererseits ebensoviel Türken aufzählen, die den Namen Sinān oder Sinān-eddīn Jūsuf gehabt haben. Aus rein technischen Gründen möchte ich hier die Frage nicht mit einer Reihe von Beispielen belegen. Eine flüchtige Durchsicht der biographischen Werke wie „Scheqāʾiq-i Noʿmānije" des Taschköprü Sāde, „Sidschill-i ʿOsmānī" Mohammed Surejjā's und des allgemein zugäng-

1) Seite 8 des Vorwortes. Anmerkg. 1.
2) Mubarek-Ghalib, Angora. S. 53. Stambul 1341.
3) Die Gestalt der alten Mohammedije Moschee und ihr Baumeister. In Zeitschr. Belvedere April-Maiheft 1926. Wien, S. 83 ff.

1) Schams-eddin Samy, Qāmūs-i türki. Bd. II. S. 927. Stambul 1318.
2) Ahmed Refiq, ʿĀlimler we Sanʿatkārlar. S. 4. Stambul 1924. Vgl. auch „Teskeret ül-bünjān" S. 23.
3) Djelal Essad, Constantinople etc. Paris, 1909 p. 265 ff.
4) Abendländische Künstler zu Konstantinopel. I. Teil, S. 28—29. Wien 1908.

chen „Qāmūs ül-E'lām“ Schams-eddin Samy's kann uns as bezeugen.

Karabacek bringt als zweiten Beweis für seine Be-auptung eine Stelle aus dem bekannten Lexikon „Fer-ang-i Schu'ūrī“ (Bd. II. S. 95. Stambuler Ausgabe), wo esagt wird: „Die zweite Bedeutung (von Sinān) ist ūsuf, indem man die, welche Jūsuf hießen, auch Sinān ennt“. Diese Deutung ist zweifellos richtig, aber es andelt sich hier um ein rein dichterisches Wortspiel, as nicht als Gesetz gelten kann. Denn das Wort Sinān edeutet arabisch „die Lanze“, und der biblische Name ūsuf ist in der alten persischen und türkischen Lite-atur die Personifikation der menschlichen Schönheit, wie man sie nur mit der Lanze erjagen kann“.

Fr. Babinger sagt in seinem Aufsatz „Die türkische enaissance“ folgendes: „Christo soll sein Vater ge-eißen haben, ben 'Abd al-mennān, d. h. Sohn des Dieners es Wohltäters (= Allah), nannte er sich als Osmane“ S. 72). Das ist wiederum eine Behauptung, die keinen esten Grund hat. Man pflegte die Väter der zum slam bekehrten Christen gewöhnlich nicht 'Abd ül-Iennān, sondern 'Abdullāh, d. h. Gottesdiener, zu nennen, as ja ein besonders verbreiteter und beliebter Name er Islamvölker selbst ist. 'Abd ül-Mennān, wie 'Abd ül-Vāsi', oder 'Abd ül-Wāhid, die fast gleiche Bedeutung aben, ist ein sehr seltener Name, welcher fast nie vorkommt nd keineswegs hier auf die nichttürkische Herkunft es Baumeisters hinweisen muß.

Nach dieser kritischen Betrachtung möchte ich nun in unbekanntes Dokument bringen, das uns einen sehr wichtigen Anhaltspunkt für die Herkunft des Baumeisters ietet. Es handelt sich um eine Notiz aus dem un-ekannten Geschichtsbuch „Tārich-i Edirne“ 'Urfi Mo-ammed Aghas. Wie der Besitzer des Kodex, Dr. Rifat Osman Bey, mir freundlich mitteilt, ist die Handschrift uf 158 Blätter geschrieben, von denen 68 die Ge-chichte Adrianopels enthalten und die übrigen 90 Blätter, wie aus der Signatur zu sehen ist, von einem ewissen Mohammed 'Ali Mo'ulewi mit historischen und iterarischen Notizen versehen sind. Auf dem Blatt 125 es Kodex ist wörtlich folgendes berichtet: „Der Er-auer der Selimije-Moschee in Edirne, der Sachverstän-lige Meister Sinān ben 'Abd ül-Mennān, war ein frommer Greis, der über 100 Jahre lebte und während seines ufenthaltes in Edirne die Gastfreundschaft in dem, im Stadtviertel Mirmiran gelegenen Hause meines Groß-vaters, des Ketchuda (d. h. Hausmeister) des alten Serai, 'Abdullāh Agha genoß. Eines Nachts ordnete er lie Zeichnungen und Rechnungen der (hier ist ein Wort unlesbar, es muß „Selimije“ sein) Moschee. Der Meister Sinān erzählte meinem Großvater, daß sein Großvater Toghan Jūsuf Agha ein Meister der Tischlerei war, und laß er im Jugendalter in der Werkstube seines Groß-vaters gearbeitet habe. Der Bau der Sultan Selim Moschee wurde Ende Rabi I 976 begonnen und für die Grundsteinlegung wurden 300 Schafböcke geschlachtet.“ [1]

Die Notiz stammt, wie aus dem Inhalt und der Signatur zu sehen ist, aus der Feder 'Abdullāh Aghas, Enkel des Mohammed 'Ali Mo'ulewi, wahrscheinlich des früheren Besitzers des Kodex. Wann der letztere lebte, läßt sich nicht genau feststellen. Dagegen ist die historische Persönlichkeit seines Großvaters 'Abdullāh Agha durch eine Angabe Mohammed Surejjās im „Si-dschill-i 'Osmānī“ gesichert, nach der er unter Sultan Selim II. lebte und Kammerherr war (Bd. III. S. 363). Ich glaube diese Feststellung des Zeitgenossen Sināns weist allein schon auf die Echtheit der Überlieferung hin.

1) Ich verdanke die nähere Angabe über den Kodex, so auch die photographische Aufnahme der zitierten Stelle Herrn Dr. Rifat Osman Bey.

Also ist in dieser zeitgenössischen Überlieferung der Großvater des Baumeisters mit einem alttürkischen Namen Toghan Jūsuf genannt, was für unsere Frage von besonders entscheidender Bedeutung ist. Wie konnte der Baumeister griechischer Herkunft sein, wenn sein Großvater ein Türke war? Damit fällt die bisherige Ansicht in nichts zusammen.

Es braucht hier nicht besonders betont zu werden, daß bei manchen abendländischen Forschern noch heute eine bestimmte Tendenz mitspielt, die ich nicht besser wiedergeben kann als mit den Worten A. Gossets: „Ces ottomans, peuple de pasteurs et de guerriers, n'ayant ni art ni artistes.“ [1] Für die Forscher mit dieser Tendenz waren selbstverständlich alle Künstler, die in den türkischen Ländern tätig waren, Nichttürken. Für Dem. Kantemir ist unser Baumeister ein Vetter des sogenannten Christodulos, also ein Grieche [2]. Scarlatos Byzantios, der die Kantemir'sche Angabe nicht verstand, macht den bekannten Baumeister der Bajesidije-Moschee in Stambul, Chaireddīn, zum Neffen des Christodulos [3]. Selbst ein Forscher der neueren Zeit, H. Wilde, will merkwürdigerweise aus der „Feinheit der reichen Skulpturen“ der Jeschil-Dschami in Brussa in dem inschriftlich beglaubigten Baumeister Iljās 'Ali einen Griechen sehen [4]. Von solchen humanistischen Tendenzen sollten sich doch wenigstens Orientforscher heute befreien können!

Wie die Frage nach der Herkunft des Baumeisters, so ist auch die nach seinem Todesjahr trotz der mehrmaligen Behandlung in der türkischen und abendländischen Fachliteratur bis auf den heutigen Tag noch nicht definitiv und befriedigend festgestellt. In zeitgenössischen Quellen, so auch in der obenerwähnten „Tesker. bün.“ des Dichters Mustafa Sā'ī finden wir über das Ableben Sināns kein einziges Wort. Die Frage wäre schwierig zu beantworten, wenn wir nicht eine wichtige Urkunde besäßen. Ich meine die vom Dichter Mustafa Sā'ī verfaßte Grabinschrift, die vollständig erhalten ist. Die ganze Inschrift besteht aus 15 Versen, die in ebensovielen Feldern 'geordnet und auf dem „Münādschāt-Fenster“ innerhalb des Grabmals angebracht sind. Die zwei vorletzten Verse, die das Todeschronogramm enthalten, lauten folgendermaßen: رحلتینك ساعی داعی دیدی تاریخنی — کچدی بو دمده جهاندن پیر معماران سنان, d. h. „auf sein Ableben sagte der betende Sā'ī (dieses) Chronogramm: Er ging vorüber in diesem Augenblicke aus der Welt, der Älteste der Baumeister, Sinān“ [5].

Es ist sehr merkwürdig, daß diese Stelle der Inschrift, die das Todesdatum des Baumeisters uns ankündigt, in mehreren alten türkischen Schriften [6] falsch zitiert wurde

1) Les coupoles d'Orient et d'Occident. Paris 1889, pag. 131.

2) Geschichte des osmanischen Reiches. Hamburg 1745, Bd. I. S. 158, Anm. 17.

3) Konstantinopel usw. Athen 1851, Bd. I. S. 577.

4) Brussa. Berlin 1909, S. 37. Inschrift ebendort. S. 43.

5) Franz Babinger übersetzt das Wort کچدی ins Deutsche „es schied“ (s. H. Groth'sche Beiträge. Bd. XI. S. 76). Richtiger bedeutet aber das Wort „Er ging vorüber“ von dem Verbum کچمك — vorübergehen, passieren. Das ist von Bedeutung für unsere Frage.

6) 'Abd ül-Rahmān Edirnewi, Enīs ül-Müsāmirīn, Kodex der Wr. Nationalbibliothek, Bl. 15; Hüssejn Effendi Aiwānserai, Hadīqat ül-Dschewāmi'. Bd. I. S. 99; Edhem

und erst in neuerer Zeit einerseits von Fr. Babinger in Deutschland (Zeitschr. „Der Islam“ Bd. IX. S. 247), andererseits ebenfalls von Ahmed Refiq in der Türkei (ʿÂlimler we Sanʿatkârlar S. 33) in ihrer richtigen Lesung publiziert wurde. Nach diesem korrigierten Chronogramm müßte der Baumeister im Jahre 986 = 1578 gestorben sein, was aber in Wirklichkeit auch nicht der Fall gewesen ist. Schon Edhem Pascha (1873), später Ahmed Dschewdet (1897) und Djelal Essad (1909) haben trotz der falschen Lesung des Chronogramms als Todesjahr dieses Datum (986) angegeben, freilich ohne nähere kritische Betrachtung, die auch Fr. Babinger nicht ausstellt.

Es ist mir absolut unbegreiflich, wie zwei solche namhafte Türkeiforscher wie J. H. Mordtmann und Fr. Babinger bei der genauen Prüfung der Grabinschrift an Ort und Stelle (s. „Der Islam“) nicht bemerkt haben, daß dasselbe Inschriftfeld, wo das Chronogramm sich befindet, auch das Datum in Ziffern enthält. Ich gebe hier eine genaue Kopie der betreffenden Stelle der Inschrift, aus welcher klipp und klar zu ersehen ist, daß zwischen den Worten جهاندن und معماران über dem پیر das Datum ٩٩٦ (996) ganz deutlich und lesbar angebracht ist.

Welches ist nun von diesen beiden das richtige Todesdatum des Künstlers? Oben wurde darauf hingewiesen, daß das erste Wort des Chronogrammes کچدی ins Deutsche übertragen „er ging vorüber“ bedeutet, so daß das ganze Chronogramm in seinem Worlaut: „er ging vorüber in diesem Augenblicke aus der Welt, der Älteste der Baumeister, Sinān“ zu übersetzen ist. Für die Kenner der türkischen Sprache ist es ganz augenfällig, daß wir es hier mit einer ungewöhnlichen Satzbildung zu tun haben, die in der türkischen Schriftsprache nie vorkommt. Die unzähligen Schriftbeispiele zeigen uns, daß man damals im 16. Jahrhundert in der Literatur den Tod mit dem Wort Auswanderung zu bezeichnen pflegte. Diese Bezeichnung hat ihre Wurzel in der Weltanschauung der Orientalen, die das Ableben des Menschen nicht anders als eine Auswanderung nach dem Jenseits betrachten. Diese Anschauung spiegelt sich nun auch in der Sprache wieder. Daher wendet man bei solchen Fällen gewöhnlich das Verbum کوچمك, d. h. umziehen, auswandern an. So z. B. lautet ein Chronogramm, das uns den Tod des bekannten Theologen Ahmed-i Buchāri im Jahre 994 d. H. verkündet, folgendermaßen: هو دیوب کوچدی احمد بخاری d. h. Hu (O Gott) sagend ist Ahmed-i Buchāri ausgewandert[1].

Pascha, Archit. Ottom., türk. Text. S. 56; Ahmed Dschewdet, in dem Vorwort zur „Tesk. bün.“ S. 15; Ewlijā Tschelebi, Anm. d. Herausgebers, Bd. I. S. 324.

1) Mohammed Zia, Istambul we Boghasitschi. Bd. I, S. 338. Anm. 1 (Stambul 1336).

Wie konnte nun ein Dichter wie Mustafa Sāʿi einen solchen groben Fehler gemacht haben? Wenn wir die Schwierigkeiten, die uns bei der Bildung eines Chronogrammes begegnen, ins Auge fassen wollen, so wird es aus sich selbst heraus verständlich, warum der Dichter in diesem Falle nicht das gewöhnliche Verbum کوچمك, sondern کچمك angewendet hat. Der Hauptzweck eines Chronogrammes ist das Ausdrücken irgendeines Datums durch Worte: deshalb soll man solche Worte zusammenbringen, deren Buchstabenzahl das gewünschte Datum ausmachen. Die Gesamtzahl der Buchstaben, der hier im Chronogramm gegebenen Worte, کچدی ausgenommen, bildet 949. Also mußte der Dichter für die Ergänzung noch ein Wort finden, dessen Buchstabenzahl 47 bildet, کوچدی aber macht nur 43 aus. Also war er gezwungen, dieses Wort durch کچدی zu ersetzen. Aber trotz dieser Ersetzung entspricht das Chronogramm, wie wir oben gesehen haben, nicht dem wirklichen Todesdatum des Künstlers, weil das Wort کچدی nur 37 ausmacht.

Es kann nun kein Zweifel darüber bleiben, daß dieses letzte Wort nicht in der Form, in welcher wir es in dem Chronogramm vor uns haben, geschrieben war, sondern کیچدی d. h. mit einem „ی“. Diese willkürliche Veränderung der Orthographie, welche in der türkischen Schriftpraxis nicht selten vorkommt, war notwendig für die Vermehrung der gesamten Buchstabenzahl des Wortes auf 10. Damit sollte die Buchstabenzahl des Chronogrammes کیچدی / 47 + بو / 8 + دمده / 53 + جهاندن / 113 + پیر / 212 + معماران / 402 + سنان / 161 = 996 ausmachen, was das wirkliche Todesdatum des Baumeisters ist. Aber کیچدی ist hier ohne „ی“ auf dem Stein angebracht, was zweifellos ein Fehler des Steinmetzen ist. Das ist nicht der einzige Fehler in der Grabinschrift. So z. B. das Wort کهکشان des achten Verses ist hier in der Form کهشان angegeben. Damit ist nicht 986 das tatsächliche historische Sterbejahr Sināns, sondern 996, was ja mit dem Datum in Ziffern übereinstimmt. Dieses Datum wird durch andere Tatsachen gesichert. Oben wurde schon betont, daß in der „Teskeret ül-bünjān“ des Dichters Mustafa Sāʿi keine Rede von dem Tod des Künstlers ist. Wenn wir aber das Entstehungsdatum dieser Schrift feststellen, so findet unsere Feststellung noch eine weitere Bestätigung. Wann wurde nun die Schrift verfaßt? Sie ist nicht datiert, aber das Entstehungsdatum festzustellen ist auch nicht schwer. Wie alle alten türkischen Schriften, beginnt auch die „Teskeret ül-bünjān“ mit einer Lobrede an Gott und den Propheten. Unmittelbar nach dieser Einleitung sind der Sultan Murad III., der Thronfolger Mohammed und endlich der Großwezir Sijāwusch Pascha gepriesen. (S. 17—21). Es ist nun ohne weiteres klar, daß die Schrift während der Regierungszeit des obengenannten Sultans, also zwischen 982/1574 und 1003/1595 entstanden ist. Einen weiteren noch genaueren Anhaltspunkt bietet die Erwähnung des

Großwesirs Sijāwusch Pascha. Wir wissen, daß er unter dem Sultan Murad III. dreimal mit der Würde des Großwesirats bekleidet wurde, und zwar das erstemal von 990—992, das zweitemal von 994—997 und das drittemal von 1000—1001[1]. Damit muß die Schrift in einer dieser drei Zeitperioden verfaßt sein. Die letzte einzige übrige Zeitspanne kommt überhaupt nicht in Betracht, weil um diese Zeit der Künstler schon längst gestorben war, was, wenn die Schrift in diesen Jahren verfaßt worden wäre, erwähnt sein müßte, was aber nicht der Fall ist. Andererseits kommt das erste, vom Jahre 990—992 dauernde Großwesirat ebenfalls nicht in Betracht, weil die letzte, von dem Baumeister im Jahre 994 errichtete Moschee Chodscha Chosrau in Konstantinopel in der beigefügten Liste der Bauten angegeben ist (siehe S. 29 der „Tesk. bün."). Die Jahre 996 und 997 von der zweiten Großwesirats-Zeit können ebenfalls nicht die Entstehungszeit der Schrift sein, aus dem einfachen Grunde, weil das erste das Todesdatum des Baumeisters ist. Mithin kommen als Entstehungsjahre der „Teskeret ül-bünjān" nur die Jahre 994 und 995 in Betracht. Damit ist der Baumeister Sinān nicht im Jahre 986, wie es Fr. Babinger glaubt festgestellt zu haben, sondern 996 gestorben. Wie konnte sonst Mustafa Sā'ī, der auch der Verfasser des Todeschronogrammes ist, in der in dem oben gezeigten Jahre geschriebenen Schrift das Ableben seines Freundes nicht erwähnt haben?

Dafür sprechen noch zwei von Ahmed Refiq publizierte Urkunden[2]. Die erste Urkunde stammt aus dem 12. Rabi II 991 = 5. Mai 1583 und ist von Sultan Murad III. an den Kadi der Insel Mytilene erlassen, wo auf Wunsch des „Hofarchitekten Sinān" Bau- und Zimmerleute für Konstantinopel bestellt werden. Die zweite ist am 18. Muharrem 994 = 9. Januar 1586 erlassen, wo wieder „der oberste Hofarchitekt Sinān" erwähnt wird. Nach den oben angeführten Erklärungen ist es kritiklos, diese Dokumente auf den Schüler des großen Architekten, der auch Sinān hieß und dessen Persönlichkeit noch nicht historisch geklärt ist, zu beziehen[3]. Damit können wir mit vollem Recht 996 d. H. = 1588 als wirkliches Todesdatum des Baumeisters betrachten.

1) Hammer, Gesch. d. osmanischen Reiches, Bd. II. S. 848; Mohammed Surejjā, Sidschill-i 'Osmānī Bd. III. S. 116.

2) Istambul hajāti (aus türkischen Staatsarchiven herausgegebene Urkundensammlung), Stambul 1333. S. 43 f. Deutsche Texte s. bei G. Jacob, „Deutsche Übersetzungen türkischer Urkunden" Heft IV, S. 8 f. Kiel 1920.

3) Vgl. dazu bereits die Einwände bei G. Jacob, Deutsche Übers. v. türk. Urk. 4, S. 6 Anm. 4 und Fr. Sarre in „Kunstchronik" 1912. S. 775.

Moderne Regungen in der 'Irākischen Kunstdichtung der Gegenwart.

Von Arthur Schaade, Hamburg.

Über die arabische Kunstdichtung im heutigen 'Irāk unterrichtet eine von dem 'irākischen Historiker und Literaturkritiker Rafā'īl Buṭṭī verfaßte Blütenlese, *Al-Adab al-'aṣrī fī 'l-'Irāk al-'arabī*, „Die zeitgenössische Literatur im arabischen 'Irāk". Dieses Sammelwerk, auf das ich durch einen freundlichen Hinweis von Herrn Dr. Walter Björkman aufmerksam wurde, umfaßt bisher zwei Bände von 224 und 182 Seiten (beide gedruckt Kairo 1923). Ein dritter Band Gedichte sowie drei Bände Prosa sollen folgen. Die beiden ersten Gedichtbände enthalten Proben aus den Werken von 16 'irākischen Dichtern der Jetztzeit. Unter ihnen scheinen mir Djamīl Ṣidḳī al-Zahāwī, Ma'rūf al-Ruṣāfī, 'Abd al-Ḥusain al-Uzrī[1] und Muḥammed al-Ḥusain Āl Kāshif al-Ghiṭā', rein als Dichter gewertet, am höchsten zu stehen. Vielleicht könnte man ihnen noch Muḥammed Riḍā al-Shabībī und Ḥabīb al-'Ubaidī anreihen[2]. Erfreulicherweise schickt der Verfasser der Anthologie den Gedichtproben meistens eine kürzere oder längere Einleitung voraus, welche über die Herkunft des betreffenden Dichters, seine bisherigen Lebensschicksale und Werke, sowie über seine Geltung im Orient belehrt. Zu wünschen wäre nur, daß bei einer Neuausgabe des Werkes so weit wie möglich bei jedem einzelnen Gedicht Entstehungszeit und besondere Veranlassung angegeben würden (bei einer Anzahl ist das bereits geschehen!).

Soweit ersichtlich, ist von den hier vorgeführten Dichtern Djamīl Ṣidḳī al-Zahāwī (geb. 1863 in Baghdād von kurdischen Eltern) der älteste an Lebensjahren. Dabei ist er aber gleichzeitig einer der jugendlichsten, wenn nicht der jugendlichste in seinem Denken und Fühlen, in seiner ganzen Weltanschauung. Das erklärt sich daraus, daß er geistig in den Naturwissenschaften und in der Naturphilosophie wurzelt. Aber auch die anderen Dichter sind mit wenigen Ausnahmen alle mehr oder minder Modernisten. Einige gemeinsame Züge lassen sich leicht herausarbeiten.

Die Sprache ist zwar schriftarabisch, hält sich aber im allgemeinen doch frei von gar zu veralteten Wörtern und Wendungen. Jedes Gedicht hat seine besondere, individuelle Überschrift. Neben der Ḳaṣīdenform mit durchgehendem Reim treten hin und wieder auch Strophengedichte auf, Muwashshaḥs und andere. Und vor allem: der eine und der andere von diesen Dichtern versucht sich auch in der erzählenden Dichtungsart, die ja bekanntlich bei den altarabischen Dichtern

1) So auszusprechen nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Lektor al-Dudjaili-London.

2) Über Ma'rūf al-Ruṣāfī hat bereits R. Geyer in der *Oesterr. Monatsschrift für den Orient*, XL, 1914, S. 36—38 gehandelt, und im Anschluß an ihn M. Hartmann in der *Welt des Islams*, II, 1914, S. 321—323; über einen weiteren 'irāḳischen Dichter, 'Abd al-Muḥsin al-Kāẓimī, M. Hartmann in der *Welt des Islams*, III, 1915, S. 153. Ich verdanke die Kenntnis dieser Abhandlungen (von denen mir diejenige R. Geyers z. Zt. unzugänglich ist) G. Kampffmeyers Artikel „Arabische Dichter der Gegenwart" in den *Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin*, Jahrg. XXVIII, 1925, Abt. II, S. 249 ff. (hier speziell S. 251—253).

fast ganz fehlte. Was dabei herauskommt, ist einstweilen allerdings meist nur Kolportage in Versen, wie Muhammed al-Hāshimī's „Ballade" von dem jungen Mädchen, welches ein Polizist verführt, um es dann anzuzeigen, oder es sind ausgesprochene Tendenzdichtungen, wie Kāẓim al-Dudjailī's Schilderung seines eigenen Zusammenstoßes mit der Baghdāder Polizei. Auch in Khairī al-Hindāwī's Epos „Zainab und Khālid", der tragischen Liebes- und Lebensgeschichte eines mutigen politischen Agitators, der mit Frau und Kind im Kampf für seine Ideen untergeht, stört das viele phrasenhafte Füllwerk und die dick aufgetragene politische Tendenz, wenngleich anzuerkennen ist, daß der Dichter verschiedene Motive aus den altarabischen Beduinengeschichten und aus seiner heimatlichen Umwelt nicht ungeschickt verwertet hat. Immerhin: der Bann ist gebrochen, die Bahn für die weitere Entwicklung frei! — Zur Natur haben verschiedene dieser 'irākischen Dichter ein persönlicheres Verhältnis, als es früher bei ihren Landsleuten und Kunstgenossen die Regel war. Man lese z. B. in Muhammed Riḍā al-Shabībī's Gedicht „Ṣaidā'" die Schilderung eines Schneefalls im Frühling und der dadurch hervorgebrachten landschaftlichen Gegensätze. Auch das Reisen wird höher bewertet als früher im Orient (allerdings mehr wegen der Bereicherung des Wissens, als des Gemüts; vgl. Muhammed al-Husain's „Aufenthalt bei Tadmur"). Ein starker Realismus macht sich oft, gelegentlich sogar unangenehm bemerkbar. So schildert al-Zahāwī in seinem langen Trauergedicht auf die syrischen Notabeln, die wegen nationalistischer Umtriebe während des Weltkrieges von den Türken hingerichtet wurden, die Qualen des Gehängtwerdens mit einer Anschaulichkeit, die gewissen russischen Schriftstellern Ehre machen würde. Demselben Realismus begegnen wir gelegentlich in den sehr beliebten Gedichten, welche die Dichtung selbst zum Gegenstande haben, so bei al-Zahāwī gegen Schluß seiner *Lāmīya*: „Die Poesie ist etwas, das den Geist des Hörers zusammenzucken läßt, wie jemand zusammenzuckt, der sich aus Versehen an einem Leitungsdraht elektrisiert". Sind solche gar zu sehr ins Technische gehenden Vergleiche auch kaum nach unserem Geschmack, so sind sie doch als Zeichen geistiger Gährung mit Beifall zu begrüßen, ebenso wie al-Ruṣāfī's Betrachtungen über die Grenzen der dichterischen Darstellung (in den „Einfällen eines Dichters") oder Muhammed Riḍā al-Shabībī's energisches Eintreten für Natürlichkeit in der Dichtung (in dem Gedicht „Zwischen dem 'Irāk und Syrien").

Obwohl die in Buṭṭī's Anthologie bisher zu Worte gekommenen Dichter, soweit ich feststellen kann, durchweg Muslime sind, wenden sich die meisten von ihnen doch bewußt von den alten Disziplinen ab und bewundern die Wissenschaften und die Technik der Neuzeit, manchmal nach unserem Empfinden sogar weit über Gebühr. Klagt der Scheich al-'Ubaidī noch über den Niedergang der religiösen Studien in Mossul, so hat al-Ruṣāfī für die ehrwürdigen alten Wissenschaften nur noch ein höfliches Bedauern, und al-Dudjailī sieht in den Büchern über Pflichtenlehre und scholastische Philosophie nicht viel mehr als verstaubte, wertlose Scharteken („Die Zukunft"). Von der modernen Wissenschaft dagegen erwartet al-Zahāwī, daß sie eine Zeit heraufführen werde, „wo der Tod stirbt" (*tamūtu fīhi' l-manūnu*), ja in seinem Gedicht „Die Kraft der Wissenschaft" apostrophiert er sie: „O Wissenschaft, du Inbegriff aller Leitung für die Menschen! Gott und die Frommen mögen über dich die Ṣalāt sprechen!" — eine Forderung, der orthodoxe Muslime kaum zustimmen werden, ebensowenig wie wir dem Kompliment, das uns der blinde Muhammed Mahdī, übrigens ein glühender Patriot, in seinem Gedicht „O Wissenschaft" spendet: „Sie [die Europäer] haben den Himmel erreicht und dir [der Wissenschaft] bei den Sternen, hoch über dieser Erde, eine Ehrenhalle errichtet!" (vgl. Faust, 1. Teil, erste Wagner-Szene!)

Demgegenüber stimmt die Betrachtung des Verfalls und der Rückständigkeit im Orient die Dichter natürlich traurig (Belege beinahe auf jeder Seite). Immer wieder ermahnen sie ihre Landsleute, sich aufzuraffen. So al-Zahāwī in dem Strophengedicht „Seufzer": „O du faules, nichtsnutziges Volk, wach auf! Wie lange willst du noch in Unwissenheit schlafen?!" und noch eindrucksvoller vielleicht al-Ruṣāfī in dem Gedicht „Kraft", worin er seine Mitbürger höhnisch zum Schweigen, zum Stumpfsinn und zur Unterwürfigkeit antreibt.

Aber auch die Orientalen können dieselben Höhen erreichen wie die Europäer, davon sind die Dichter überzeugt, und sie werden sie erreichen. Haben sie nicht ihren Fārābī, ihren Ibn Sīnā und ihren Rāzī aufzuweisen? (al-'Ubaidī in seinem langen historischen Gedicht „Tafeln der Wahrheit"). Haben die Araber nicht einst Byzantiner, Perser und Goten zu Paaren getrieben? (passim). Und das Mittel zum Wiederaufstieg? Neben kriegerischer Ertüchtigung Schulen und nochmals Schulen! (al-Zahāwī und die meisten andern). Der Glaube an die Heilkraft der Bildung, speziell der Schulbildung,

artet manchmal sogar in Aberglauben aus, in ein greuliches Bildungsphilisterium. So bei Muḥammed Mahdī in einem Gedicht, das zur Spende für die Baghdāder Schulen auffordert: „Ohne die Schulen (*Madāris*) würden ihre [der angehenden Staatsbürger] Sinne nichts taugen, ihre Einsicht (*Ra'y*) sich nicht erheben und ihre Charaktere nicht gut werden".

Die Erneuerung des Ostens muß durch die Orientalen selbst geschehen (Muḥammed Mahdī in dem Gedicht „Entsprechend unserem Aufstieg werden wir geehrt werden"). Damit kommen wir zu demjenigen Thema, das in unserer Gedichtsammlung am häufigsten behandelt wird: Vaterland und Nation. Es lassen sich drei Richtungen dieses Nationalismus feststellen: eine all-arabische, eine syrisch-'irāḳische und eine spezifisch 'irāḳische. Die letztgenannte, mit König Faiṣal als Kristallisationszentrum, ist wohl die jüngste, doch dürften die anderen sich daneben behaupten. Der spezifisch 'irāḳische Patriotismus kommt in zahlreichen, allerdings (wie Buṭṭī selbst zugibt) nicht immer ganz spontan entstandenen Huldigungsgedichten für König Faiṣal zum Ausdruck, von dem die Erneuerung des 'irāḳischen und arabischen Glanzes erwartet wird (Muḥammed Mahdī und andere), sowie in der Proklamierung von drei hervorragenden Männern, die einstmals auf dem Boden des heutigen 'Irāḳ gewirkt haben, zu 'irāḳischen Nationalhelden. Diese Männer sind Hārūn al-Rashīd (bei den verschiedensten Dichtern), der Lakhmide al-No'mān b. al-Mundhir, der bei Muḥammed Mahdī, in dessen Gedicht „Das Eifern (*Ghairat*) des No'mān", eine große nationalistische Rede hält, und (bei 'Abd al-Ḥusain al-Uzrī, gegen Ende des Gedichtes „O Wissenschaft!") — Hammurabi, der 'Irāḳier, der zuerst auf der Erde Ordnung geschaffen habe. (Gilgamesch haben die 'irāḳischen Dichter anscheinend noch nicht entdeckt!) — Die syrisch-'irāḳische Richtung vertritt unter anderen Muḥammed Riḍā al-Shabībī, der in Syrien und dem 'Irāḳ nur „ein Vaterland" sieht und diejenigen verflucht, die diese beiden Länder auseinandergerissen hätten („Zwischen dem 'Irāḳ und Syrien", Vers 3). — Die schönste poetische Ausprägung hat aber der all-arabische Nationalismus gefunden. Al-'Ubaidī hat ein schwungvolles Strophengedicht geliefert, „Die arabische Halbinsel" (*Djazīrat al-'Arab*), in dem jede Strophe mit einem Kehrreim schließt wie „Nicht den Himmel möchte ich als Vaterland eintauschen für die arabische Halbinsel!" (*Lastu arḍa 'l-samā'a lī waṭanan badalan min Djazīrati 'l-'Arabi*). Dieses Gedicht würde sich ganz anders zur arabischen Nationalhymne eignen, als al-Ruṣāfī's Nachahmung der „Marseillaise". Und Muḥammed Ḥasan Abu'l-Maḥāsin erklärt in einem Gedicht „Die Geschichte des Ruhmes wird sich wiederholen": „Nicht der 'Irāḳ allein ist mein Vaterland, sondern das Land meines Volkes ist alles auch mein Land!" (*Laisa 'l-'Irāḳu bi-mawṭinī, huwa waḥdahu, fa-bilādu ḳawmī kulluhunna bilādī*). Wer denkt bei diesen beiden Stellen nicht an unser „Deutschland, Deutschland über alles!" und „Was ist des Deutschen Vaterland?"!

Die 'Araber sollen sich zu einer Einheit zusammenschließen, einer „arabischen Brüderschaft" (*Ikhā' 'arabī:* Muḥammed al-Ḥusain Āl Kāshif al-Ghiṭā'). Einmal, bei Muḥammed Mahdī, kommt auch „die arabische Nationalität" (*al-Djinsīya al-'arabīya*) vor.

Diese Mahnung zum Zusammenhalten beschränkt sich nun aber nicht auf die Muslime der arabischen Länder, sondern erstreckt sich auch auf Juden und Christen. So sagt al-Zahāwī in dem langen Gedicht „Unwissenheit und Wissen":

„Seit vielen Jahrhunderten haben wir und haben unsere Moscheen gelebt, obwohl neben ihnen Kirchen standen. . . .

Und wir werden weiter leben, Turbanen und Hüten löbliche Ehre erweisend.

Ja, wir werden leben in einer arabischen Einheit, die geordnet wird von der Wissenschaft und gelenkt von der Gerechtigkeit." —

Ja, al-'Ubaidī (der Abbildung nach ein Scheich! Eine Biographie von ihm liegt leider noch nicht vor) erklärt in einem Gedicht „Die heiligen Bücher", Juden, Christen und Muslime hätten sich in gleichem Maße gegen ihre Offenbarung vergangen, und al-Dudjailī fordert in einem Gedicht „Das soziale Leben" nicht mehr und nicht weniger als die Vereinigung der Religionen auf der Erde zu einer Einheit (!) und erklärt in einem patriotischen Gedicht „Belange und Sorgen" (*Shu'ūn wa-Shudjūn*), die vaterländischen Pflichten gälten gleichmäßig für die Anhänger von Moses, Christus und Muḥammed.

Diese immer wiederkehrende Mahnung zur Eintracht ist natürlich nicht unbeeinflußt durch Erwägungen der politischen Nützlichkeit. Aber solche Erwägungen haben immerhin Äußerungen heftigen Hasses gegen Europäer und Nichtmuslime stark zurücktreten lassen[1].

Ein freiheitlicher Geist zeigt sich auch in der Stellungnahme verschiedener Dichter zur Frauenfrage. Freilich, wenn al-Ruṣāfī in

1) Vereinzelt finden sich solche Äußerungen, durch besondere Anlässe hervorgerufen, trotzdem. Man braucht also wohl nicht anzunehmen, daß Buṭṭī — der selber Christ ist! — tendenziös ausgewählt hat.

seinem programmatischen Gedicht „Die Frau im Orient" behauptet, „die Orientalen hätten ihre Frauen zur Verschleierung gezwungen und ließen sie nur vermummt ausgehen; . . . sie wähnten, daß die Frauen hienieden zu nichts gut seien, als zum Einhüten und zum Geschlechtsverkehr; . . . als Kinder von Sklavinnen (!) aufgewachsen, seien die Orientalen selbst Sklaven geworden und fügten sich willig jeder fremden Tyrannei", so erregt er damit den Widerspruch des besonnenen Scheichs ʿAbd al-Ḥusain al-Uzrī, der mit Recht geltend macht, der Schleier hindere nicht die geistige Bildung der Mädchen; das Wissen hänge ja nicht von Äußerlichkeiten ab[1]. — Der Philosoph al-Zahāwī, der einmal einen Zeitungsartikel „Die Frau und ihre Verteidigung" beinahe mit dem Leben büßen mußte (vgl. sein schönes Gedicht „Djamīl und Buthainā"), geht auf Äußerlichkeiten wie Verschleierung oder Nichtverschleierung überhaupt nicht ein. Umsomehr klagt er darüber, daß die persönlichen Eigenschaften der Braut dem Werber überhaupt nichts gälten, und daß die junge Frau von ihrem Manne in der Regel lieblos und gleichgültig behandelt werde.

Allerlei ließe sich noch sagen über die Stellung der verschiedenen Dichter zu naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und philosophischen Fragen: über den Darwinismus al-Zahāwī's, über den gesellschaftlichen Pessimismus Muḥammed Riḍā al-Shabībī's und al-Zahāwī's, über al-Ruṣāfī's Sozialismus, über al-Dudjailī's nietzscheanische Einstellung gegenüber dem „Schwachen" und über seine militaristischen und gewaltpolitischen Anschauungen, über al-Zahāwī's Bekenntnis zum Glauben an die Unendlichkeit der Welt und zum absoluten Determinismus, über die ṣūfische Verschmähung des Paradieses bei ʿAbd al-ʿAzīz al-Djawāhirī und über vieles andere mehr; leider verbietet es der hier zur Verfügung stehende Raum, darauf näher einzugehen.

Das Gesagte dürfte aber genügen, um zu zeigen, daß die arabische Kunstdichtung der heutigen ʿIrāḳier ein Gegenstand ist, mit dem es schon lohnt, sich einmal näher zu beschäftigen. Bei der Wertung dieser Literatur darf man natürlich nicht vergessen, daß es sich um eine ganz junge Literatur handelt, trotz gewisser archaischer Elemente, die sie, wie jede Literatur, mitschleppt. Von letzteren wird einiges wohl mit der Zeit von selbst verschwinden. Das hoffe ich vor allem von der Ḳaṣīdenform, die an manchem inhaltlosen Füllwort schuld ist, und von der (wohl auch in der Ḳaṣīde wurzelnden) Vorliebe für Kompositgebilde, eine Vorliebe, welche die Beschränkung auf ein Thema und dessen restlose Ausschöpfung verhindert. Andere Mängel beruhen gerade auf der Jugend dieser Literatur, vor allem der oft unerträglich lehrhafte Ton (sogar bei al-Zahāwī in dem Gedicht „An die Leute des Rechts": „Der Orient schmachtet in Banden, während der Westen frei ist. Und zwischen beiden Teilen ist folgendes der Unterschied... [*sic!*]) oder die an Volksversammlungen erinnernde Rhetorik (z. B. bei al-Ruṣāfī, wenn er in einem Gedicht gegen die Fürsten und Prinzen, die auf Kosten der Untertanen ein faules Schmarotzerleben führten, sagt: „Nach der Lehre des Sozialismus ist das doch widersinnig!") oder auch die Neigung zur sentimentalen Tragik im Bänkelsängerstil (ʿAlī al-Sharḳī's „Weinendes Waisenkind" und anderes). Mit zunehmender Reife werden diese Schalen von der jungen Frucht der ʿirāḳischen Dichtung abfallen, und dann wird diese Frucht vielleicht auch den Saft entwickeln, den ich in ihr am meisten vermisse: den Humor. Die jung-ʿirāḳischen Dichter nehmen sich selbst und ihre äußeren und inneren Erlebnisse vorläufig noch viel zu tragisch, als daß sie sich über sich selbst erheben und über sich — lachen könnten. Gelegentliche bissige Bemerkungen im Stile der alten Hidjā'-Poesie oder unfreiwillige Komik, wie sie in der Selbstüberschätzung einiger Dichter und in ihrer Überschätzung anderer Orientalen zum Ausdruck kommt, sind dafür doch nur ein unvollkommener Ersatz. Aber auch für die ʿirāḳische Dichtkunst wird sich hoffentlich das bewahrheiten, was al-Zahāwī in seinen „Einfällen" (*Khaṭarāt*) der Kunst und Wissenschaft im allgemeinen prophezeit:

Sa-yartaḳi 'l-ʿilmu fawka 'rtiḳā'ihi wa'l-funūnu
(Kunst und Wissenschaft werden sicher über ihre jetzige Höhe hinaus sich erheben).

1) Nicht zu eigen machen möchte ich mir die weiteren Argumente ʿAbd al-Ḥusain's: der Schleier sei notwendig, um die jungen Mädchen und Frauen vor der Verführung durch dreiste Männer zu behüten. Die Frau selber sei ja ihrer Natur nach „wie das Wasser, das nur durch ein Gefäß zusammengehalten werden könne".

Nationales Schrifttum bei den Orientvölkern im heutigen Rußland.

Von Wolfgang Lentz, Berlin.

Rußland ist für den Orientalisten eine nie versiegende Quelle neuer Erkenntnisse. Beherbergt es doch mehr als hundert Völkerschaften, die der europäischen Kultur relativ fern stehen und die man heute dort auch offiziell unter dem

Sammelnamen „Völker des Orients der Sowjetunion“ zusammenfaßt. Da sind außer den turkotatarischen Stämmen und den verschiedenen kaukasischen Völkern (an die wir wohl zunächst denken), iranische, ugro-finnische, mongolische Völkerschaften zu nennen, und auch die kleinen sibirischen Stämme wie Samojeden, Tungusen usw. gehören hierher: ethnisch, sprachlich, politisch, kulturell eine Buntheit und Mannigfaltigkeit, die in so unmittelbarer Nachbarschaft mit den alten Hochkulturen Europas und Asiens ihresgleichen sucht.

Seit der Entstehung der Sowjetunion haben alle diese Völker eine nationale Selbständigkeit und sind im Begriff, mit Hilfe der Sowjetregierung ihre Eigenkultur selbständig auszubauen. In Moskau besteht ein Komitee zur Erforschung der Sprachen und ethnischen Kulturen der Orientvölker der U. S. S. R., das die Aufgabe hat, die verschiedenen Völker in dieser Arbeit zu unterstützen. Dadurch spielt sich vor den Augen der wissenschaftlichen Welt ein Vorgang von eminent prinzipiellem Interesse ab, der für die Typologie derartiger Umwandlungsprozesse gewaltiges Material zu liefern verspricht: ein Problem, dessen Lösung bis heute aus Mangel an authentischem Beweismaterial meist auf deduktivem Wege gesucht werden mußte.

Über Arbeit und Ziele in dieser Richtung berichtete im April dieses Jahres der Präsident des genannten Instituts Prof. Nikolaj Jakowleff in einem Vortrag in der Berliner Gesellschaft zum Studium Osteuropas „Die Entwicklung des Nationalschrifttums der Völker des Orients der Sowjetunion (mit besonderer Berücksichtigung der Entstehung ihrer Nationalalphabete)“, der demnächst in der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift „Osteuropa“ erscheinen soll. Ein kurzes Referat gab H. Findeisen in der Deutschen Literaturzeitung 1926, H. 21, Sp. 1017. Ich spreche Herrn Prof. Jakowleff auch an dieser Stelle meinen Dank für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in seine Materialien aus.

Jakowleff hat sich besonders um die ethnologische und sprachliche Erschließung der Völker des Kaukasus verdient gemacht. Ein kabardisch-russisch-englisches Wörterbuch von ihm ist im Verlag des Komitees in Moskau im Druck. In russischer Sprache veröffentlichte er zwei weitere Arbeiten über diese Sprache: Таблицы фонетики кабардинского языка und Словарь примеров к таблицам фонетики кабардинского языка (= Travaux de la Section des langues du Caucase septentrional de l'Institut Oriental à Moscou No. 1 und 2) Москва: Изд. Института Востоковедения 1923. Als größere ethnographische Publikation sei sein Buch über die Inguschen genannt: Ингуши. Москва: Госиздат 1925.

Von den hundert Orientvölkern Rußlands besaßen bei der Entstehung der Sowjetunion nur fünf eine seit alters schriftsprachlich niedergelegte kulturelle Tradition: Georgier, Armenier, Aserbeidschan-Türken, Wolga-Tataren und Özbegen. Das gibt von dem Umfang und den Schwierigkeiten der Aufgaben schon einen Begriff. Diese erstrecken sich (sieht man von der Ordnung der autonomen Verwaltung und von der Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ab) auf Gebiete des kulturellen Lebens, die in unsrer Kulturwelt entweder längst geregelt oder in weitem Maße spezialisiert sind.

Nehmen wir zunächst die Frage der Verkehrs- und Literatursprachen. Hier lassen sich die Faktoren der Entstehung von „internationalen“ Sprachen in den verschiedensten Abstufungen beobachten. Im allgemeinen erwies das bisher verarbeitete Material das wirtschaftliche Übergewicht als ausschlaggebend. Städte und Industriezentren spielen dabei eine Hauptrolle. Elemente aus wirtschaftlich und sozial weniger entwickelten Völkerschaften verlieren, in diese Zentren versprengt, leicht ihre Muttersprache. Der umgekehrte Fall kann eintreten, wenn die Städte von geringerer Bedeutung sind, wie im Gebiet der Jakuten; die Sprache dieses Volksstamms wird infolge seiner ökonomischen Überlegenheit auch von den russischen Ansiedlern angenommen!

Gilt es praktisch regulierend in die bestehenden Verhältnisse einzugreifen, so ist bei Völkern einer relativ niedrigen Kulturstufe, die dialektisch stark zersplittert sind, häufig schwer zu entscheiden, welcher Dialekt der allgemeinen Umgangssprache des Gebiets zugrunde gelegt werden soll. Oft stehen diese Völkerschaften bereits unter der Einwirkung der Sprache eines wirtschaftlich mächtigeren Volkes, die weithin als Verkehrssprache gebraucht und die bei ihnen neben der Muttersprache üblich ist. Bei diesen zweisprachigen Völkern sind nun wieder verschiedene Grade der Beherrschung der Verkehrssprache möglich. Im allgemeinen kann sie als anerkannt gelten, wenn sie bereits von mehr als der Hälfte der Frauen und Kinder gebraucht wird.

Diese Umstände sind wichtig für den Aufbau des Schulunterrichts, der zweiten der in diesen Kreis gehörigen Aufgaben. Erstrebt wird die Durchführung des Unterrichts in der nationalen Sprache, je nach dem Charakter der kulturellen Durchdringung, bis zur Universität. In der Praxis fehlt es einstweilen an Lehrern und einheimischen Kulturforschern, so daß z. B. der Hochschulbetrieb in Kasan meist noch, in Taschkent gänzlich russisch abgehalten wird. Das Moskauer Komitee bildet auch nationale

Forscher aus. Was den Schulunterricht z. B. in Sibirien betrifft, so ist er bei vielen Völkern einstweilen nur Projekt; es liegen Pläne für Wanderschulen und Schulinternate vor.

Mit der Frage nach der Beschaffung der für den Unterricht nötigen Literatur hängt eng zusammen das Problem der nationalen Alphabete. Abgesehen von gelegentlichem Widerstand einzelner Volksstämme gegen die Einführung der Schrift überhaupt oder gegen ein bestimmtes System liegen hier phonetische und technische Aufgaben von ebensolcher Bedeutung als Kompliziertheit. Das umfängliche Material hat aber schon eine Praxis gezeitigt, die allmählich der hier obwaltenden Schwierigkeiten Herr zu werden verspricht. Interessant ist das Vordringen des lateinischen Alphabets, z. B. bei einer Anzahl der Völker im Kaukasus, wie der Osseten, die bis vor kurzem noch ein aus dem Russischen abgeleitetes Alphabet gebrauchten.

Auf die kulturphilosophische Seite der russischen Orientfrage kann in diesem kurzen Hinweis nicht eingegangen werden. Zu einer Systematisierung von Kulturen nach abendländischen Gesichtspunkten mag man stehen wie man will: für die Wissenschaft dürften sich sehr erfreuliche Ergebnisse aus der Tätigkeit der Russen auf diesem Gebiet schon jetzt herausstellen: eine große Zahl von Sprach- und Literaturproben in offiziellen, von den Einheimischen gebrauchten Schriften; die Gründung zahlreicher volkskundlicher Gesellschaften und Zeitschriften und schließlich auch die Heranbildung begabter Orientalen zur Erforschung und zum Interesse an ihrem eigenen Volkstum.

Darüber hinaus scheint mir in der Art der Forschung auch ein methodischer Gewinn zu liegen. Jakowleff nennt die Arbeit seines Komitees „angewandte Kulturwissenschaft". Hier liegt m.E. eine Verbindung wissenschaftlicher Forschung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens vor, die der Forschung ebenso nützt wie der Praxis. Die Fragestellungen erwachsen aus gegenwärtigen, durchaus lebendigen Kulturerfordernissen. Die Blickrichtung auf die Verwertbarkeit läßt sogleich Untergeordnetes ausscheiden. Auf der anderen Seite ist nur durch gewissenhafte Einzelforschung und sorgfältige Sammlung und Verarbeitung des Materials ein getreues Bild des Volkstums und damit eine Grundlage zur Förderung seiner Eigenkultur zu gewinnen.

Möchten unsere Bibliotheken durch rechtzeitige Beschaffung der Literatur eine rege Mitarbeit unserer Orientalisten an der Fülle der ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Aufgaben ermöglichen! Bei der Menge lexikalisch unerforschter orientalischer Sprachen sind literarische Originalität und künstlerischer Wert der Texte nicht maßgebend. Fibeln und populäre Übersetzungsliteratur aus dem Russischen sind für uns vielfach die einzige Möglichkeit, in so viel unbebautes Neuland den ersten, entscheidenden Schritt zu tun. Die bedeutenderen Völker haben vielfach bereits eigene Zeitungen und nationale Druckereien. Vor allen Dingen sind wichtig die vielen örtlichen volkskundlichen Zeitschriften.

Es sei verstattet, dabei den Wunsch auszusprechen, das Moskauer Komitee möge die Anknüpfung und Pflege von Verbindungen mit russischen Forschern und örtlichen Verlagen freundlichst unterstützen. (Adresse: Комитет по изучению языков и этнических культур Восточных народов СССР., Москва, Берсеневская набережная 18.)

Iranica.

Von Hch. Junker, Hamburg.

1. Die Krone der Anāhita.

Yt. 5. 128 ist von dem Kopfschmuck der Anāhita die Rede. Bartholomae bezeichnet ihn, ebenso wie andere, als ein Diadem. Schon nach dem entsprechenden armen. Wort *psak*, aus iran. **pusāk*, kann es sich auch, nach der weiteren Beschreibung des Kopfschmuckes muß es sich sogar um eine Krone handeln. Schwierig und entscheidend ist die Deutung des Wortes aw. *raθakara-*, das nach AirWb. 1517: „wie ein Wagen(kasten) gestaltet" heißen soll, eine unmögliche Form für eine Krone. In der Tat zeigt das sāsānidische Relief der Anāhita von Naksch i Rustem die Göttin mit der Mauerkrone und einem unten hervortretenden Reif (Diadem), sowie mit den flatternden Bändern (Sarre-Herzfeld, Iranische Felsreliefs 85, Sarre, Kunst des alten Persien, 1923, T. 81), wie die awestische Beschreibung verlangt. Nur würde man die Krone eher vier- als achtzackig halten. Die zackige Mauerkrone hat die Gestalt der Zinnen eines festen Lagers oder einer Burg. Man muß also für aw. *rǎθa-* eine Bedeutung „befestigter Platz, königliche Pfalz, Burg" erschließen und ein miran. *rǎh* dafür erwarten. Nun hat W. Bang (Muséon 36 [1923], 216, Anm.) gezeigt, daß in den türk. manichäischen Fragmenten die „Lichtschiffe" (*naves* des Augustin) Sonne und Mond sich in einem *ordu* befinden, und daß dem das *rǎhē* der pers. Texte (F. W. K. Müller HR. II. 38) entspricht, für das Bang die Bedeutung „Feldlager, Pfalz, Palast" voraussetzte. Dies *rǎhē* ist daher mit dem aw. *rǎθa-* zu verbinden und etymologisch etwa an lat. *ratis*, lit. *rěti* „aufschichten" anzuschließen. Eine Ableitung von dem gleichen

h liegt offenbar auch in bal. *rāhak* vor, für as Gilbertson (Balochi Language, 1923, S. 15, 54, 168) die Übersetzungen „farmer, cotter, ultivator, crofter“ gibt. *rāh* ist also der zu erteidigungs- und damit Siedlungszwecken abegrenzte, gesicherte Raum, d. h. eine burgler stadtartige Siedlung. Die Krone der Anāta ist sonach mit hundert Sternen (?) besetzt, olden, achtzackig, wie eine Burg gestaltet nd mit Bändern geschmückt.

. Zur Lesung der Hephthaliten-Münzen.

In dem Catalogue of the Coins in the Indian Iuseum, Calcutta, Oxford 1906, hat Vincent .. Smith auf Tafel 25 Nr. 1 eine sāsānidischephthalitische Münze abgebildet und S. 234 ehandelt. Die Münze hat eine dreifache Leende in Brāhmī-, Pahlavī- und „hephthalitischer“ chrift. Mit letzterer werde ich mich an anderer telle beschäftigen. Die in Anschluß an Thoaas gegebene Lesung der Phl.-Schriftzeichen ls: *Šaf tansaf tef*, welches meine: *Śrī Tansaf eva*, ist weder persisch, noch richtig. Auch ie Fortsetzung: *ṭarxān Xurāsān malkā*, bei der as erste Wort allerdings als zweifelhaft beeichnet wird, ist irrig. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen Prof. Nützels vom Berliner Kaiser-Friedrich-Museum verdanke ich 8 Abgüsse der gleichen Münze aus dem dortigen Kabinett, was eine breitere Basis für die Lesung bgibt. Die Pahl.-Schrift steht r. u. l. von iner angeblichen Lichtgottheit. Völlig sicher st nunmehr die r. Legende: *tiγīn Xorāsān šāh*. kyn ist auch auf der Smithschen Tafel deutich erkennbar. Auf der ersten Seite steht: *hptwhpt'****. Abgrenzung und Gliederung der letzten 3 Zeichen ist unklar. An Stelle von Zeichen 1 und 5 kann auch: ' oder *s*, statt Nr. 4 auch: *n*, *r*, *l*, zur Not auch *k*, gelesen werden. Die Schlußzeichen sind kaum anders als: *'t*, *'prn* (*'prr*), *ypvr*, *yprn*, zur Not auch: *bp*.. zu lesen, wobei jeweils im Falle der Lesung mit *p* auch der Wert *č* (*ǰ*) möglich ist. Zu einer völlig eindeutigen Lesung reicht das mir vorliegende Material nicht aus. Es bleiben aber trotzdem nur wenige sinnvolle Deutungen übrig. Am nächsten liegt: *haft u haftāδ*. Man erwartet ohnehin eine Angabe über das Regierungsjahr, aus dem die Münze stammt. Aber die Höhe der Zahl steht dieser Ausdeutung im Wege. Liest man statt *haft u*, was möglich ist: (*H*)*awδal* oder (*H*)*aftal*, so sollte man darauffolgend einen Namen erwarten, also etwa: *Sp*(*i*)*δafarn* (*-farr*), wobei aber die Plenescheibung des mittleren *-a-* und die Kurzform der *-r-* auffällig, wenn auch nicht unmöglich, wären. Man erhielte so eine zusammenhängende Legende: „*Haftal Sp*(*i*)*δafarn-tiγīn*, *Xorāsān šāh*“, „der Haftal Spiδafarn-tiγīn, der Xorāsān Šāh“ (vgl. die Zusammensetzungen mit *-tiγīn* in Justis Airan. Namenbuch 514 und bei F. W. K. Müller SBerlinAW. 1913 [Mḫrn.] 9. 32). Die Brahmīlegende bestätigt zwar die Lesung *tiγīn*, gibt aber sonst keinen Anhalt für die Pahlavīlesung. Es steht da: *Śrī Vāhi tigin devanārina* auf der r. Seite des Königsbildnisses. Die am besten erhaltenen Berliner Münzen Nr. 4 und 10 lesen deutlich: *Vāhi*, die weniger gut erhaltenen Nr. 9, 5 und 3 ebenso bestimmt: *Vāhi*; Nr. 3 außerdem ganz deutlich *tigin*, während bei den anderen Münzen vielleicht auch *tigīn* gelesen werden könnte. *-na* in *-nārina* ist überall leicht erkennbar. Die Tendenz zur Verlängerung des r. Abstriches gestattet aber auch die Lesung *-ta*. Auf der l. Seite steht: *Śrī Hitivira veralāva parameśvara*. Statt *ve* kann auch *dhe*, *ce* und vielleicht *e* gelesen werden, statt *va* auch *dha*, *ca*.

3. Iranische Lehnwörter im Türkischen.

In der Orchoninschrift I (ZDMG. 78 [1924-25], 151) wird als Besitzer eines grauen Pferdes *Išbara Yamtar* genannt. In letzterem Namen vermutet Bang ansprechend das Wort *yām-dār* „Post-halter“. Mir scheint, daß auch hinter *Išbara* sich eine iranische Lautung verbirgt. F. W. K. Müller (Doppelblatt aus einem man. Hymnenbuch, 1913, 39) hat bereits mit diesem Namen den Mḫrn. 119 auftretenden des Schreibers Šp'r' Xr'čvr verglichen. Augenscheinlich liegt hier das miran. **as(pa)bāraγ*, das im Np. zu *suvār* wird, zugrunde. Anlautendes *a-* mußte abfallen. Das türk. *ĭ-* ist vorgeschlagen. Sei es durch haplologischen Silbenschwund (**aspabāra-* > **asabāra-*) oder, da die sonderpersische Lautgestalt **assabara-* vorausgesetzt werden muß, in jedem Falle konnte man ein türk. **išbāra* erwarten. Die Form mit *-š-* in dem Worte für „Pferd“ kommt in den Pāmīrmundarten und im Afghanischen vor, worauf schon SBerlinAW. 1910. 312 ff. hingewiesen ist. Türk. *išbara* ist demnach „Reiter, Ritter“.

Erinnerungen an Edward G. Browne † 5. Januar 1926[1].

Von Fr. Rosen, Berlin.

Vom Herausgeber der OLZ erhielt ich vor einiger Zeit die Aufforderung, eine Besprechung des vierten und letzten Bandes der großen Persischen Literaturgeschichte E. G. Brownes[1] zu schreiben. Ich übernahm diese Aufgabe gern und wollte

1) Browne, Edward G.: A History of Persian Literature in Modern Times. (A. D. 1500—1524). London: Cambridge University Press 1924. (XVI, 530 S.) 8°. 35 sh.

sie dazu benutzen, gewissermaßen als Einleitung einige Worte über die Persönlichkeit und das Werk eines Mannes zu sagen, dessen frühzeitiger Tod für die Orientalistik und für einen sehr ausgedehnten Freundeskreis einen schweren Verlust bedeutet. Bald fand ich aber, daß es mir nicht möglich war, mit wenigen Strichen und gewissermaßen als Beiwerk ein Bild Brownes zu zeichnen. So entschloß ich mich, meinen Aufsatz zu teilen, indem ich heute über Browne im allgemeinen einige Worte sagen und dann gesondert eine Besprechung des letzten Bandes seiner Literaturgeschichte Persiens folgen lassen will.

Ich hatte Browne 1903 auf dem Orientalistentage in Hamburg kennen gelernt, aber wir fühlten uns beide wie alte Freunde, standen wir doch auf demselben Boden des Interesses für Persien und für die neupersische Literatur, und hatten wir doch schon lange, ohne zu korrespondieren, in Fühlung gestanden. Wir machten die Dampferfahrt auf der Elbe mit, zu der sich zu unserer größten Freude auch Andreas eingefunden hatte. Unterwegs fing Browne an, Persisch mit mir zu sprechen, sei es aus unwillkürlicher Neigung, sei es, um mir vielleicht auf den Zahn zu fühlen. Es hat wohl kaum einen Europäer gegeben, der Persisch so fließend, *musälsäl*, sprechen konnte. Und doch war er nur ein Jahr in Persien gewesen. Indessen hatte er vorher und danach wohl hunderte von persischen Büchern gelesen. Hierin hat es ihm wohl keiner gleichgetan. Im Sprechen hat er aber den angeborenen englischen Akzent niemals ganz überwunden. Brownes Buch „A year among the Persians" ist ein köstliches Buch, nicht minder unterhaltend als belehrend. Es soll demnächst von Sir E. Denison Ross neu herausgegeben werden.

In Kopenhagen 1908 trafen wir uns wieder auf dem Kongreß. Er hatte seine junge Frau mitgebracht, die ich dort kennen lernte. Sie war, das war schon damals zu sehen, sein ganzes Lebensglück.

Wir standen in der Folgezeit in brieflichem Verkehr, der sich meist auf die Lage Persiens bezog. Diese ging ihm so sehr zu Herzen, daß er mir im Jahre 1913 nach Lissabon schrieb, er sei durch die Nachrichten aus Persien physisch krank geworden. Dies war tatsächlich der Fall. Er konnte den Gedanken nicht verwinden, daß England, nachdem es 1907 mit Rußland in Gestalt von Interessensphären das Land aufgeteilt hatte, nunmehr die ärgsten russischen Vergewaltigungen des wehrlosen Volkes duldete und die Unterdrückung aller Bestrebungen unterstützte, welche auf die Hebung des Landes gerichtet waren. So hatte, um nur ein Beispiel zu nennen, als Rußland die Entlassung des amerikanischen Finanzsachverständigen Morgan Shuster verlangte, England dieses ungeheuerliche Ansinnen unterstützt, was Persien die letzte Hoffnung auf die Reform seiner Finanzen raubte. Noch viel schlimmer freilich war für Browne der Kampf gegen den Verleumdungskrieg, den die englische Presse gleichzeitig gegen die freiheitliche Bewegung des persischen Volkes führte. Er schrieb mir damals nach Lissabon, ob ich gar kein Mittel wüßte, um diesem Zustande ein Ende zu machen? Ob nicht Deutschland irgend etwas für Persien tun könnte? — Ja, was wollte das politisch isolierte und von allen Seiten bedrohte Deutsche Reich für Persien tun, das es weder zu Lande noch zu Wasser mit seinen Machtmitteln erreichen konnte? Deutschland hatte gerade genug an seinen Marokkoerfahrungen; es konnte nicht noch einmal gegen die ganze Welt für ein in seiner Selbständigkeit bedrohtes Land in die Schranken treten. Das einzige, was in dieser Lage für Persien geschehen konnte, hat dann Browne selbst getan: die Einwirkung auf die öffentliche Meinung Englands durch aufklärende schriftstellerische Arbeit. Sein Buch „The Persian Revolution" hat der Sache des neu aufstrebenden persischen Volkes mehr geholfen, als es ein Dutzend scharfer diplomatischer Noten vermocht hätten, denn jede englische Regierung nimmt auf die öffentliche Meinung des eigenen Landes mehr Rücksicht als auf alles, was von außen kommen kann. Browne war der beste Freund und der mächtigste Bundesgenosse, den die Perser jemals gefunden haben. Er bewährte sich als Freund des ganzen Landes und als Freund jedes einzelnen. Jeder gebildete Perser kennt seinen Namen und zollt ihm Dank und Verehrung.

Aber die Kämpfe und Mühen, die er auf sich genommen hatte, rieben ihn auf, vielleicht mehr noch als das Übermaß an wissenschaftlicher Arbeit. Noch bevor er an der Schwelle des Greisenalters angelangt war, fühlte er, wie seine Gesundheit schwankte, seine Kräfte nachließen. Er hatte schon als Jüngling den Entschluß gefaßt, eine Geschichte der persischen Literatur zu schreiben. In dem ursprünglichen Plan sollte dies in einem starken Bande geschehen. Aber schon allein die Prolegomena füllten dieses Maß. Die vier großen Bände, in denen jetzt das ganze Werk vorliegt, erschienen einzeln nacheinander. Die ersten beiden Bände tragen den Titel: „A Literary History of Persia". Nicht eine Literaturgeschichte im landläufigen Sinne wollte er schreiben, sondern die Geschichte Persiens unter besonderer Berücksichtigung seiner Literatur. Diese Richtschnur ist auch in den beiden letzten Bänden beibehalten worden, welche den Namen „History of Persian Literature" tragen. Das Werk führt von den ältesten



Zeiten bis auf unsere Tage und schließt, wie es ja der Gegenstand erheischt, eine eingehende Behandlung des Islam in seiner ursprünglichen Gestalt und in seinen späteren Entwicklungsformen auf persischem Boden in sich.

Die Vorteile der Verquickung der politischen mit der literarischen Geschichte eines Kulturvolkes liegen ja auf der Hand, aber es sei mir doch gestattet, auf die wohltuende Wirkung hinzuweisen, die der Leser bei einer fortlaufenden und interessanten Erzählung empfindet. Hierin liegt die eigentliche Bedeutung der viel gebrauchten Redensart „das Buch liest sich wie ein Roman". Brownes Schreibweise zeigt, daß ein wissenschaftliches Buch nicht langweilig zu sein braucht. Sein Stil ist ungezwungen und einfach, oft mit Humor gewürzt. Er hält sich fern von reiner Abstraktion oder von Hinweisen auf vielleicht nicht allgemein bekannte Dinge. Alles wird durch Beispiele und Zitate klargemacht. Der Umstand, daß in den ersten beiden Bänden persische Schriftzeichen nicht verwendet sind, hat Browne genötigt, sich im allgemeinen auf englische Übersetzungen der von ihm angeführten Literaturproben zu beschränken. Dies hat ihn wohl in erster Linie dazu geführt, auch die poetische Form in seinen Übersetzungen wiederzugeben, und gerade dies ist ihm vortrefflich geglückt. Ich könnte mir denken, daß ein gebildeter Laie, der kein Wort Arabisch oder Persisch versteht, das Buch mit ebensoviel Genuß lesen könnte wie der Fachmann. Bei letzterem tritt allerdings noch die Bewunderung für die Treue der Wiedergabe hinzu. Auch die beiden letzten Bände sind reich an schönen poetischen Übertragungen der hier auf Persisch zitierten Stellen.

Der erste Band behandelt die Entwicklung der persischen Nation und Literatur von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis Firdousi. Band II führt von Firdousi bis Sa'di, also die erste Hälfte der klassischen Periode. Band III schildert die Mongolenzeit, 1265—1502, d. h. politisch bis zur Begründung des unter den Sefeviden wieder geeinigten Perserreiches. In diesem Bande wird die sonst wenig beachtete schiitisch-theologische Literatur der Sefevidenzeit einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Band IV führt den Leser bis zum Jahre 1924. Mit dem Abschluß des letzten Bandes, der, wie gesagt, noch besonders besprochen werden soll, hat Browne sein großes Lebenswerk beendet. Er hat damit ein monumentum aere perennius regalique situ pyramidum altius errichtet, das auf absehbare Zeit die Grundlage aller zusammenfassenden Betrachtungen der Literatur im Zusammenhange mit der Geschichte Persiens bilden wird. Zwar werden im einzelnen viele Ergänzungen und auch manche Berichtigungen erfolgen, aber diese werden das Gebäude nur stützen, nicht stürzen.

Mit der Vollendung dieses Werkes waren die Kräfte des Meisters erschöpft. Ein schweres Herzleiden warf ihn nieder und verbot ihm, jemals wieder an die Arbeit zu gehen. Wenn 1925 doch wieder eine erhebliche Besserung eintrat, die ihm zwar nicht seine Arbeitskraft, aber doch seine Lebensfreude und seinen Humor wiedergab, so hatte er dies wohl in erster Linie seiner Gattin zu verdanken, deren „companionship" vielleicht mehr noch als ihre Pflege ihn dem Leben zurückgab. Es ist gerade ein Jahr her, daß ich die Freude hatte, ihn noch einmal zu sehen und seine anregende Gesellschaft zu genießen. Ich hatte ihn auf seiner schönen Besitzung Firwood in Cambridge besucht und einen sonnigen Sommersonntag bei ihm zugebracht. Stundenlang saßen wir auf dem Rasenplatze an seinem Hause. Er war so lebhaft wie immer, mitteilsam und voller Interesse, seine Anekdoten bald auf Englisch, bald auf Persisch erzählend. Nur daß er im Liegestuhl lag, deutete auf seine geschwächte Gesundheit. Er lud mich ein, in diesem Juni oder Juli wiederzukommen und einige Wochen bei ihm zuzubringen. Als ich ihn schließlich gegen Abend verließ, war ich nicht ohne Hoffnung für seine weitere Genesung. Freilich hing sein Leben an einer Persönlichkeit, seiner klugen und liebenswürdigen Frau. Da sie viel jünger war als er, konnte sie wohl der Anstrengung der hingebenden Pflege gewachsen sein. „Be sure to come next summer!" rief sie mir noch nach.

Wenige Wochen danach erhielt ich die Nachricht von ihrem Tode. Es war mir sofort klar, daß Browne ohne sie nicht lange am Leben bleiben würde. Er folgte ihr Anfang Januar 1926.

Ich habe in Browne nicht nur den Gelehrten, sondern nicht minder den Mann von Herz und Charakter geschätzt. Auch uns Deutschen ist er durch Krieg und Propaganda hindurch ein treuer Freund geblieben. Er hat sich hierin nicht beirren lassen, auch da, wo er selbst für seine Gesinnung, die er nie verbarg, zu leiden hatte. Mancher deutsche Orientalist hat von ihm die vortrefflichen Ausgaben orientalischer Texte des Gibb Memorial Fund, den er verwaltete, als Geschenk erhalten. Diese willkommenen Gaben hat er auch nach dem Kriege wieder seinen deutschen Freunden zukommen lassen. Eine solche Haltung erforderte in England bis vor kurzem nicht unerheblichen persönlichen Mut.

Ich hätte noch vieles über Brownes wissenschaftliche Seite zu sagen, doch will ich den mir

gewährten Raum nicht zu weit überschreiten. Die Leser der OLZ werden in der Aprilnummer der Zeitschrift der Royal Asiatic Society einen schönen Nachruf aus der Feder seines früheren Schülers und späteren Kollegen Professor R. A. Nicholson finden, der wohl in erster Linie dazu berufen scheint, das Werk Brownes als Forscher und als Universitätslehrer fortzusetzen.

Zum *Šahrastānīhā i Ērānšahr.*

Von Jehangir C. Tavadia, Hamburg.

So nenne ich den Text, der in *Pahlavi Texts* (ed. by Jamaspji Dastur Minocheherji Jamasp-Asana, Bombay 1897), S. 18—24 zu finden ist. Der Herausgeber hat ihn *Šahrīhā i Ērān* genannt. Dieser Titel ist sicher falsch, obgleich er allgemein übernommen worden ist. Denn der Text handelt nicht über *Šahrīhā*, sondern über *Šahrastānīhā*. Und diese beiden Worte sind sicher keine Synonyma — in mp. Der Fehler ist augenscheinlich darauf zurückzuführen, daß man nicht auf den Unterschied der Bedeutung von *šahr* im np. und der im mp. geachtet hat. Im mp. bedeutet *šahr* Land und nicht Stadt. An dieser Stelle erwähne ich nur die Punkte, die von meinen Vorgängern, wie Blochet und Modi, die den Text vollständig behandeln, und wie Marquart, der ihn gelegentlich zitiert, falsch verstanden oder nicht gewürdigt worden sind. Ich behalte die Zählung des Herausgebers bei. Die Titel der iranischen Bücher gebe ich in der üblichen Abkürzung, während ich die der übrigen Bücher ausschreibe.

Die Städte sind in vier Gruppen durch Benennung der vier Hauptteile des Reiches: *pa kust i Xᵛarāsān, pa kust i Xᵛarbarān, pa kust i Nīmrōž* und *pa kust i Āδurwāδyān*, geteilt. Der Text ist verdorben, manchmal ist die richtige Reihenfolge der Städte unterbrochen, die ich hiermit wiederherstelle: I. 2—20; II. 21—27, 54—57, 31—32 [33]; III. 34—53; IV. 58—59, 28—30; — [60]. Am Ende eines jeden Teiles redet der Verfasser von einer Gruppe von Städten zusammenfassend. Hier ist der Text nicht immer klar; vielleicht handelt es sich dabei um spätere Zutaten.

2. Siyāvaxš erscheint hier als Erbauer der Stadt *Samarkand*, was sich aus folgendem erklären läßt: Bekanntlich ist er der Erbauer des (mythischen) *Kang-diž*, des Schlosses von *Kang* (G Bd. 209. 8 f.; V Yt. 3. 25; Šn. Vullers 2. 1720 ff., letzteres mit geographischen Einzelheiten, die mit G Bd. 198. 9 f. = K 70. 3 zu vergleichen sind), und *Khang* ist eine chinesische Bezeichnung für *Samarkand* (Tomaschek, Zentralasiatische Studien, S. 135, *Sitzungsberichte, Wien* 1877).

7. „*uždēst-čār-ē i šiv*, ein Götzentempel des *Śiva*". Wenn diese Lesung richtig ist, dann ist die Erwähnung des *Śiva* nicht ohne Interesse. Eine Münze von Ōhrmazd II. zeigt diesen Gott mit dem Bullen (Paruck, *Sāsānian Coins*, S. 90; s. Münze 183). *ē i šiv* kann auch als *šān* gelesen werden. Dann würde es bedeuten: „ihre (der *Dēw*) Götzentempel".

8. Der Name der Stadt (?) ist nach leichter Korrektur *Āvāžaγ* zu lesen; arm. *Dzin Avasak*, np. *diž i Āvāza*. Die Botschaft des Spandiyāδ lautet folgendermaßen: „*nēžaγ i man bē nigīrīδ, har kē pa nēžišn i īn nēžaγ bē nigīrēδ, kē andar ō Ērānšahr duwārēδ*. Sehet doch meine Lanze! Wie wird der in das Königreich Iran einfallen, der immer auf den Stich dieser Lanze sieht?"

18. Ich lese: „*šahrastān Kōmis Panjbur* (?) *i Aži Dahāk paδ šawastān karδ*. Panjbur(?), Aži Dahāk's Haremsvorsteher, gründete die Stadt *Kōmis*" (Vgl. 49). Die letzten Worte sind mir nicht klar.

19. „*šahrastān* 5 (*panj*) *Xusrav i Kavāδān ka*(*rδ*); *Xusrav-šāδ* (*u*) *Xusrav-mostāwāδ u Visp-šāδ-xusrav u Hubōy-xusrav* (*u*) *Šāδ-farraxᵛ-xusrav-karδ nām nihāδ*. Xusrav, Sohn des Kavāδ, gründete fünf Städte; er nannte sie . . . ." Wegen der ersten, zweiten und letzten Stadt vgl. Yākūt's *Xusrav-šāh* (l. ° *šāδ*, 2. 443), *Xusravābāδ* (2. 441) und *Xusravjird* (= °*karδ*, 2. 441).

20. *frasp-ē* ist vielleicht Mauer. *šah-arašn* ist np. *šāhraš* (aus *šāh* + *araš*). *dastkarδ* ist weder 'Griff', wie Modi und seine Nachfolger wollen, noch die Stadt 'Dastkarδ', wie Blochet annimmt, da sie im Westen liegt. Das Wort heißt Ansiedelung, Grundstück, Landstrich, vgl. *deh u dastkarδ* (Kn S. 4. 19) und *dastkarδ u vyāγ* (AVn. 15. 10 f.). Die Pahlavī Übersetzung, V. 5. 10 Spiegel 36, gibt dieses Wort als Glosse für *vīs* (*vīsa*) und *xānaγ* für *mān* (*nmāna*). Hier ist der Unterschied zwischen *nmāna* und *vīsa* nicht derselbe wie in der Reihe *nmāna-paiti, vīsa-paiti, zantu-paiti* usw. Beide Worte müssen hier ‚Wohnung' bedeuten; *nmāna*: gewöhnliches Haus, *vīsa*: etwas besonderes, Herrenhaus, Hof. Vielleicht ist diese Bedeutung an unserer Stelle vorzuziehen. Die Sache wird ganz anders, wenn in Wirklichkeit *šāδ farraxᵛ-xusrav* der offizielle Name der Stadt Dastkarδ wäre, wie Herzfeld ohne Beleg angibt (*Paikuli* 164 f.).

22. Eine verdorbene Wiederholung des Vorangehenden.

25. Hieraus geht hervor, daß die Gründung des Vasallenstaates *Hērat* (*Ḥīra*) in den Tagen von Šahpuhr I. stattfand.



26. Dies gibt den Beinamen Yazdkarδ's I. als *d p r*, was zweifelsohne zeigt, daß die überlieferte Form *dafr* bei Hamza und anderen (Nöldeke, *Gesch. d. Pers. u. Arab. z. Zeit d. Sasaniden*, 72, Anm. 4) keine Entstellung sein kann.

28. „*Armāīl ēnyā až framān i Armāīl.* Armāīl oder (wörtl. andererseits) auf Befehl Armāīl's." — Die Lesung *ēnyā* ist aus Inschriften bestätigt (Herzfeld, *Paikuli* 132); Bartholomae's Lesung *ēnīh* (*Über ein sasan. Rechtsbuch* 10) ist dadurch hinfällig geworden. So hat die echte Tradition — also Pāzand — diesmal wieder etwas Richtiges bewahrt: *anyā Frahang*; *ainā* Mx, Šgv. Warum sagt Herzfeld noch immer: „The PhlB. writing is ambiguous"?

33. Dies scheint eine späte Zutat, da Yaman unter persischem Namen in 50 besprochen ist.

35. Der Name der Stadt ist *Raxᵛaδ* (vgl. np. *Raxᵛad*, *Raxad* bei Nöldeke, *Gesch. d. Pers. u. Arab. z. Zeit d. Sasaniden*, 156, Anm. 1) anstatt (?) *Haraxᵛaδ* aus Aw. *Haraxᵛaiti*, ap. *Hara(h)uvati*.

38. *šahrastān Zrang naxust vijastaγ Frāsiyāγ i Tūr karδ u-š varžāvand ātaš Karkōy ānōy nišast u-š Manōščihr andar ō Paδašxᵛārgar karδ* (l. *grift*) *u-š Spandarmaδ pa zanīh xᵛāst u Spandarmaδ andar ō žamīγ gumēxt šahrastān awērān karδ u-š ātaš awsārδ* ...... Der einzige Fehler ist leicht zu erklären: *karδ* und *grift* haben ein und dasselbe Logogramm, oder es steht da: *k n t* (=*karδ*) für *k n p t* (=*grift*). Die Übersetzung — ohne Gewalt — muß so lauten: „Zuerst erbaute der verfluchte Frāsiyāγ, der *Tūr*er, die Stadt *Zrang*, und er legte dort das strahlende Feuer *Karkōy* an und er nahm Manōščihr in *Paδašxᵛārgar* gefangen und er verlangte Spandarmaδ zur Frau, und Spandarmaδ mischte sich in die Erde, machte die Stadt wüst und sie löschte das Feuer aus ..." Diese Gefangennahme von Manōščihr ist bekannt, auch GBd. erzählt dieses Ereignis, sogar zweimal 211. 13 ff., 231. 5 ff.; das übrige ist etwas Neues.

39. Dies scheint eine Interpolation zu sein. Die Stadt *Karmān* ist nichts anderes als die Stadt *Vēh-arδašīr* (Le Strange, *The Lands of the Eastern Caliphate* 304 ff., Schwarz, *Iran im Mittelalter* 221). Da aber über diese im folgenden gesprochen wird, muß *Karmān* irgendeinen anderen Ort bezeichnen. Wir können an *Sīraγān*, die frühere Hauptstadt der Provinz, denken; aber in *Nāmaγīhā i Manōščihr* ist diese Stadt immer unter ihrem eigenen Namen erwähnt, und die geographische Lage paßt nicht mit der gegebenen Reihenfolge. Auch den Gründer der Stadt, Pērōž(ān) Karmān-šāh, kennen wir nicht.

46. Der Beiname Ōhrmazd's I. ist hier mit *t g* gegeben, was im *Frahang* mit *nēv* (*nēw*), der Held, wiedergegeben ist. Man hat angenommen, daß *t g* kein Logogramm, sondern ein iranisches Wort ist — *tak*, *takīk*. Darüber habe ich meine Bedenken: das Wort *tagī* (d. h. *takīk*) rezitiert der Priester täglich mehrere Male in seinem Gebet (*Srōš bāj*), und daher ist anzunehmen, daß *t g* ein anderes Wort ist. In Turfān-Pahlavī finden wir nur *nēv* (*nēw*). Salemann (*Manichäische Studien* I. 99) liest *t b* statt *t g* und Andreas hat im Pahlavī-Psalter die richtige Form gefunden. Ähnliche Schreibfehler weist das Logogramm von *gandom*, Weizen, auf, *ʻa g* statt *a b* (Fr. Müller [?] WZKM [?], aber man ist ihm nicht gefolgt). — Was wir zu beachten haben, ist, daß *dilēr* und *mardāna* (Nöldeke, a. a. O. 43. Anm. 2) bloße Übersetzungen aus dem Arabischen und nicht ursprüngliche Beinamen sind — auch wenn Herzfeld, der den Text kennt (er zitiert Modi, als ob er ihn enthielte), nur sie angibt (*Paikuli* ... 41).

51. Der Name der Stadt ist nicht klar.

52. *Askar* ist der arabische Name des Ortes, und wenn wir die zweite Stadt *Vēh-arδašīr* lesen, befinden wir uns wieder im Westen. — Die Worte nach *u-š* lese ich „*ōδāγ i Arang*, Quelle des Tigris" (vgl. G Bd. 208. 13 f., Pahlavī Übersetzung V. 1. 20, Spiegel 77). Sollen wir auch *Gay* (*Ispahān*), 53, nach dem Westen verlegen?

60. Dies ist eine späte Zutat, wie wir aus der isolierten Stellung schließen können.

Ein Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittel-Asiens[1].

Von O. Stein, Prag.

Mit Neid konnte bisher der Asienforscher, insbesondere der Indologe, auf ein Werk wie Wreszinskis Ägyptischen Bilderatlas blicken. Während fast ein Überfluß an Darstellungen und Reproduktionen asiatischer Kunst zu herrschen beginnt, eine Zeitschrift der andern die Existenz erschwert, die Fachkreise selbst die Übersicht verlieren, liegt das Wissen um jene Dinge, die zum asiatischen Menschen gehören, wie er gelebt hat, wie er gewohnt hat, wie er gekleidet war, welche Geräte er benutzt hat, sehr im Argen. Das, was die klassische Philologie „Privataltertümer" nannte, ist nur die notwendige Ergänzung jenes Bildes, das der Historiker aus literarischen oder monumentalen Quellen gewinnt, es ist die Wirklichkeit jenes antiken Menschen, der sonst das bleiben muß,

1) Le Coq, A. v.: Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittel-Asiens. Mit 255 Abbildungen. Berlin: D. Reimer 1925. (107 S.). 4°. Rm. 30 —.

was er ohne Heranziehung dieses Illustrationsmateriales ist: eine leblose Figur, eine papierene Rekonstruktion.

Aber abgesehen von diesem speziellen Wert für eine Wissenschaft, bietet ein Buch, wie es jetzt v. Le Coq den Asienforschern vorlegt, einen höchst wichtigen Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte. Wie fruchtbar einmal eine Reihe von Bilderatlanten der antiken Welt sich auswirken könnte, läßt sich nur aus den vorsichtigen Andeutungen v. Le Coqs entnehmen (z. B. Fig. 78, Miniatur aus einer Pariser Bibelhandschrift um 845 n. Chr.). Der Verf. spricht es selbst aus, daß sich die Forschung auf diesem Gebiete noch sehr in den Anfängen befindet; nicht nur die Verstreutheit des Materials trägt die Schuld, vielleicht noch mehr der hohe Preis der Publikationen, die nicht einmal in allen Bibliotheken vorhanden sind (z. B. Sir Aurel Steins Serindia), dann aber eine gewisse Abgeschlossenheit der einzelnen Disziplinen. Vor allem wäre die klassische Archäologie berufen, das in den Expeditions-Ergebnissen vorliegende Material, wie es v. Le Coqs große Publikation der buddhistischen Spätantike darbietet, historisch und stilgeschichtlich zu untersuchen, und es ist keine übertriebene Behauptung, daß damit für die Beziehungen von Ost und West eine solide Grundlage geschaffen würde.

Schon in der kurzen Einleitung, die, wie das „anspruchslose Bilderbuch", in der Zeit des Umzuges der Abteilungen im Preußischen Völkerkundemuseum und der Aufstellung der neuen Turfansäle daselbst entstanden ist skizziert v. Le Coq die Wellen gegenseitiger Beeinflussung des Orients und Occidents. Die in älteste Zeiten zurückreichenden Verbindungen durch den Handel, an denen auch China und — durch Vermittlung in Südrußland wohnender Völkerschaften — die klassische Welt beteiligt waren, bereiteten das nach Alexanders Eroberungszug einsetzende Vordringen hellenistischer Kunst und Kultur nach Ostiran, Indien westlich des Indus, nach dem Panjāb und andere Gebiete im NW Indiens vor; von hier aus beginnt der Siegeszug des Buddhismus über Kaśmīr und Afghānistān nach Turkistān, China, Korea, Japan sowie nach Hinterindien und die Inselwelt[1]. Die neue Kunst — die vorhergehende Periode dürfte doch wesentlich achämenidischen Charakter gehabt haben — brachte nicht nur eine Bereicherung und Änderung des Buddhatypus, sie vermittelte auch neue Techniken, z. B. die Steinmetzkunst. Dieser Welle von West nach Ost folgte zu Ausgang des Altertums die Gegenwelle der Völkerwanderung von Ost nach West; sie, deren Vorboten im Osten lange vorher schon erschienen waren und das Staatenbild Ostasiens und Indiens tiefgehend geändert hatten, darf nicht nur als ein zerstörendes Phänomen gewertet werden: unter den Völkern dürften die Alanen, die sich in Portugal und Frankreich ansiedelten, manches östliche Gut mitgebracht haben. Und wiederum erfolgt ein Gegenstoß: die Araber führen dem Osten (und Westen) die aus Byzanz und Persien entlehnten Kulturelemente zu; das Zeitalter der Kreuzzüge rezipierte wohl mehr östliche Güter als es westliche nach dem Osten leitete. In derselben Richtung waren die östlichen Wikinger tätig, die aus Rußland und Konstantinopel Kulturgüter mit sich brachten.

China hat durch die bis zum 8. Jahrh. n. Chr. hauptsächlich aus Indern, Iraniern und Tocharern bestehenden Völkerschaften Ostturkistāns die Bekanntschaft mit der Gandhārakunst gemacht, aber es verstanden, derselben seinen Stempel aufzuprägen. In der Zeit der T'ang-Dynastie (600—900 n. Chr.) vermag China den Völkern Ostturkistāns, die an die westlich beeinflußte Kunst gewohnt waren, das chinesische Element näher zu bringen, aber eine sichtliche Sphäre seiner Kultur schafft es sich im Osten, in Ostasien und Hinterindien. Als sich im 8. Jahrh. das tatkräftige Volk der Uiguren in Ostturkistān festsetzte und im 10. Jahrh. das ganze Land unterworfen hatte, übernahm es in der Skulptur das hier noch vorhandene hellenistische Vorbild, wenn auch abgewandelt, in der Malerei hingegen war China sein Lehrmeister. Kulturell den Mongolen überlegen, besetzten die Uiguren die Ämter, durchsetzten das mongolische Volkstum mit uigurischem Blut; als aber die Mongolen bis nach Mitteleuropa vordrangen, da vermittelten sie dem Westen vielleicht manche Errungenschaft des Ostens, unter anderem wahrscheinlich den Buchdruck mit beweglichen Typen.

Die bildlichen Darstellungen sind eine so reiche Quelle, daß die einzelnen Kapitel, unter denen v. Le Coq seine feinen Beobachtungen subsumiert, nur eine Auslese darstellen. Wenn von der Kleidung der Männer und Frauen die Rede ist, so mag der Kulturhistoriker daran seine Freude haben; der Ethnologe aber wird diesen Bildern eine andere Seite abgewinnen können; der Kunsthistoriker dürfte auf seine

1) Vgl. A. v. Le Coq: Die Brücke zwischen dem Hellenismus und dem Chinesentum (Velhagen & Klasings Monatshefte, 38. Jahrg., 1923/24, 2. Bd., S. 409—421; W. Weber, Der Siegeszug des Griechentums im Orient (Die Antike, Bd. 1, S. 101—145). Nur bibliographisch bekannt ist mir Marquet de Vasselot, Quelques exemples des relations artistiques entre l'Orient et l'Extrême-Orient (Mélanges G. Schlumberger, Paris 1925, tome II).

Rechnung kommen, denn z. B. der Maler aus der „Höhle der Maler“ (Fig. 4) sieht aus, als wäre er aus Ägypten nach Qyzil ausgewandert. Für die Männertracht läßt sich ostsassanidischer Ursprung wahrscheinlich machen, für die Frauentracht nicht; aber der Historiker der Mode wird bei Betrachtung der letzteren (hauptsächlich von Fig. 19) überraschende Vorläufer moderner Zeiten finden; so schaut die Kleidung der Fig. 19 wie ein Kostüm aus, die Damen der Fig. 22 sehen einer mittelalterlichen deutschen Rittersfrau zum Verwechseln ähnlich. Die Waffen waren Panzer, Helm, Schild, Schwert (Dolch, Säbel), Keule, Wurfaxt, Wurfschlinge, Bogen und Pfeil (beide mit Köcher). Zur Ausrüstung des Helden gehörte auch die Fahne, die Geißel für den Reiter, der auch Steigbügel benutzte. Für jedes dieser Rüstungsstücke läßt sich eine kleine Kulturgeschichte schreiben, und das tut der gelehrte Verf., leider nur zu kurz. Der Indologe wird hier besonders dankbar sein müssen; zwar kennt man Namen genug für die Kriegertracht, aber eine lebendige Vorstellung fehlt und man darf wohl aus dem hier gebotenen Abbildungsmaterial auch für Indien manchen Rückschluß ziehen.

In dem letzten Abschnitt faßt v. Le Coq Gemälde, Skulpturen und Architektur zusammen. Um nur ein Beispiel zu geben: der Drache, das frühere „Staatstier“ Chinas, leitet sich von hellenistischen Hippocampen, Tritonen und anderen Seetieren und Seegöttern her, die die Gandhārakunst übernommen und dem fernen Osten weitergegeben hat. Der Ganymed des Leochares, des Skopasschülers, erscheint in Afghanistān auf einer Skulptur als Garuḍa, der schlangenfeindliche mythische Vogel und Reittier Viṣṇus, wie er eine Schlangengöttin entführt, er läßt sich auf einer sassanidischen Goldvase des Wiener Museums und in — Qyzil in der Kassettenhöhle wiederfinden. Das kīrtimukha genannte Relief, ein Kopf mit breiter Nase, hervorquellenden Augen, großem Mund, meist mit vorgestreckter Zunge wird von dem Verf. überzeugend auf das Gorgoneion zurückgeführt; bis nach Java (dort Banaspati genannt) und China hat sich diese aus Terrakotten bekannte klassische Schöpfung als wirksames Vorbild erwiesen, auf Wandgemälden Turfans findet es sich als wasserspeiender Dämon wieder. Geradezu frappierend ist die Verknüpfung von Holbeins Totentanz mit einem Gemälde des Rotkuppel-Tempels zu Qyzil (Fig. 226, um 700?); wenn auch das Bild selbst keine Aehnlichkeit aufweist (Tänzerin und Tod), so läßt sich gedanklich wohl die Verbindungslinie ziehen. Und welchem Kulturkreis wäre es naheliegender gewesen, die Freuden dieser Welt als dem Leiden, das Leben dem Tode unterworfen darzustellen als dem buddhistischen? Als Vermittler würden, nach v. Le Coqs Vermutung, die Manichäer in Betracht kommen. In der Architektur scheint Persien maßgebend gewesen zu sein, das hat — wie oben angedeutet — schon für die vor den Maurya liegende Architekturperiode Indiens gegolten, das scheint auch für Ostturkistān bis China richtig zu sein; das Laternendach und der Kuppelbau finden sich heute noch.

Aus seinen reichen Schätzen an Material und Kenntnissen hat v. Le Coq nur eine Auslese gegeben; vieles hat er wohl unterdrückt, was den Lesern manche interessante Überraschung bereitet hätte[1]. So dankbar man diese wertvolle Publikation begrüßen mag, der Verf. entgehe nicht dem Vorwurf, daß er so sparsam gewesen ist; wo einmal der Anfang gemacht ist, heißt es weitergehen: es fehlt ein indischer Bilderatlas. Niemand hat reichere Quellen zur Verfügung, niemand ist geeigneter für eine solche Aufgabe. Und darum sei hier öffentlich wiederholt, was Ref. des öfteren dem Verf. privat nahegelegt hat: v. Le Coq schenke uns einen indischen Bilderatlas.

Milarepa[2].

Von A. H. Francke, Berlin.

Diese Arbeit Bacots wird gewiß von allen Freunden tibetischer Studien freudig begrüßt werden. Hier bekommen sie doch nicht nur eine kleine Kostprobe aus einem Gebiet der tibetischen Literatur, wie so oft schon, sondern ein vollständiges Werk, und noch dazu eins, welches glatt und angenehm zu lesen ist, ohne daß dem Leser auf jeder Seite ein paar Sätze zugemutet werden, die ebenso geheimnisvoll sind, wie man sich den orientalischen Grundtext nur irgend vorstellen kann. Bacot hat zu seiner Arbeit aber auch eingeborene Gehilfen gehabt, die sich brauchbar erwiesen: einen Geshe Kachen Dongrub, welcher die zwei tibetischen Manuscripte von Anfang bis Ende verglich, und einen Lama Dousamdap (?) Kazi, welcher für die beiden letzten Kapitel sogar eine englische Übersetzung lieferte. Obgleich ich nicht in der Lage bin, die gegebene Übersetzung mit dem tibetischen Text zu vergleichen, da derselbe

---

1) Darf man etwa die devatā-Figuren aus Chotscho (Fig. 180—186) mit den „Tanten“ des Athener Museums vergleichen?

2) Bacot, Jacques: Le poète tibétain Milarépa, ses crimes, ses épreuves, son nirvana, traduit du Tibétain avec une introduction et un index. Quarante bois de Jean Buhot, d'après une iconographie tibétaine de la vie de Milarépa. Paris: Bossard 1925. (302 S.) 8° = Les Classiques de l'Orient. 30 — Fr.

nicht beiliegt, habe ich doch die Überzeugung gewonnen, daß die Übersetzung zuverlässig ist.

Mit Milarépa's Namen sind zwei tibetische Werke verknüpft: das Glu-abum, „die 100000 Lieder“ und das rNam-thar die „Lebensgeschichte“ des Dichters. Es ist das letztere Werk, verfaßt von seinem Schüler Ras-chung, welches hier in französischer Übersetzung vorliegt. Von den „100000 Liedern“ welche Bacot übrigens höher bewertet als das „Leben“, hat uns Jäschke die erste Probe beschert; ihm folgten Rockhill, Graham Sandberg und Laufer. Nach einer Einleitung, in der über die Besonderheiten der Schule des Milarépa, — welche übrigens noch besteht, — und seine Stellung im Lamaismus geredet wird, folgt die Lebensbeschreibung des Helden, eigentlich eine Selbstbiographie. Denn Ra-schung läßt den Dichter als Erzähler seiner Geschichte auftreten und fügt von sich aus nur wenige Worte jedem Kapitel bei. Erst erzählt Ras-chung, wie Milarépa dazu gebracht wurde, über sein Leben zu reden, und dann berichtet er nach jedem Kapitel von der Wirkung der Worte des Heiligen auf seine Zuhörer. Zum Schluß behält Ras-chung des Wort ganz und gar, um vom Tode Milarépas zu berichten. Es ist sehr nützlich, daß die Worte Ras-chungs und die Milarépas im Druck durch zweierlei Typen unterschieden worden sind.

Der erste Teil des Buches handelt von den Verbrechen Milarépas. Daß dieser als Jüngling einen Kursus im Zaubern durchmachte, wird ihm nach tibetischer Auffassung noch nicht als Sünde angerechnet. Die Sünde bestand vielmehr darin, daß er seine Zauberkunst dazu anwandte, sich und seine Mutter an den Verwandten, die ihnen ihr Gut genommen hatten, zu rächen. Mit Hilfe seiner Zauberkraft gelang es ihm, 35 seiner Verwandten umzubringen, und bei einer anderen Gelegenheit, ihnen die Ernte durch Hagel zu zerstören.

Die Süßigkeit des Rachegefühls hielt nicht lange an; Milarépa wurde vom Beruf des Zauberers angeekelt und fortgetrieben. Ihn zog es zum Bessern. Er wollte ein Heiliger werden. So begab er sich zum Gelehrten Mar-pa, der, wie jedermann wußte, eine erhabene Lehre mitzuteilen hatte, und flehte um Belehrung.

Dazu kam es nicht so bald, denn für Milarépa galt es zunächst, noch Buße zu tun für die schwarze Magie (Magie, mit der man anderen schadet), welche er getrieben hatte. Und die Buße war lang und schwer. Der Schüler bekam nacheinander Türme zu bauen, welche immer vor der Vollendung vom Auftraggeber zerstört wurden. Der erste Turm hatte den Grundriß eines Kreises, der zweite den eines Halbmonds, der dritte den eines Dreiecks, und der vierte den eines Vierecks. Diese Arbeit, welche viele Jahre lang dauerte, brachte dem Geprüften schwere Wunden auf dem Rücken und veranlaßte ihn schließlich zum Davonlaufen. Er kommt allerdings bald von seinem neuen Lehrer zurück, da ihm das die Entlassung bezeugende Zeugnis Mar-pas fehlt. Endlich wird die Schuld Milarépas als gesühnt anerkannt. Er darf sich als angenommen betrachten, und ihm wird nun die geheime Lehre von Marpa mitgeteilt. Von besonderen Geheimnissen ist da freilich keine Rede. Alles paßt ganz schön ins Mahāyāna-System, oder kommt dort doch schon irgendwie vor, so daß wir verwundert fragen, wie man denn Milarépa und seine Schule hat zu Häretikern machen können. Dann könnte man alle roten Sekten dorthin rechnen.

Was das Buch so anziehend macht, ist der frische Ton der Erzählung und das echt tibetische Kolorit der Vorgänge. Marpa als grober Pädagoge, als wütend drohender Hausherr und dabei doch als tief schürfender Philosoph ist eine so außergewöhnliche Figur, daß sie es jedem Orientalisten antun muß. Dazu das Leben der Eremiten in den einsamen Tälern, der Eremiten, die aber doch noch wie Marpa am Familienleben mit Frau und Kind festhalten, ist so seltsam, daß wir gern einmal einen Blick da hinein tun.

In betreff der eingestreuten Lieder bemerke ich, daß sich auch hier einiges findet, was an Milarépas mGur-'abum und schließlich an die religiöse Volksdichtung von Ladakh erinnert. So hat das Lied S. 151, 2, zunächst eine Anspielung an den „Löwen mit der Türkisenmähne“, dann eine solche an die „Tigerin“, darauf eine an den „Garuḍa“ und zum Schluß eine an den „Geier“, ebenso S. 154—56 (vgl. Hochzeitslieder I und II). Auch sonst finden wir in diesen Liedern häufig den Gebrauch der volkstümlichen Parallelismen (siehe z. B. das Lied von der „Unbeständigkeit“ S. 182, 3), welche der indisch-buddhistischen Dichtung fremd sind.

Man mag fragen, ob wohl all das Erzählte auf Wahrheit beruht, und ob nicht hier und da Mythologisches hineinspielt. Nun, im Großen und Ganzen dürfen wir wohl dem Bericht trauen, obgleich die Mythologie manchmal deutlich kenntlich wird, wie z. B. bei den Türmen, deren Grundrisse an die Kontinente der buddhistischen Kosmogonie erinnern. Vielleicht hängt der Abschnitt vom Bau der Schloßtürme zu religiöser Sühne überhaupt mit alten Bonpoideen zusammen. So spielt der Bau eines Schlosses als gutes Werk eine große Rolle im Zer-myig der Bonpos.

Auch die Illustration des Buches ist sehr elungen. Man hat drei tibetische Gemälde us Bacots Besitz in die einzelnen Szenen zerchnitten und diese in der Art mittelalterlicher Iolzschnitte wiedergegeben.

Dr. Sven Hedin's „Southern Tibet".

Von F. M. Trautz, Berlin.

I.

Mit seinem großen Werke „Southern Tibet", „Discoveries in former times compared with my wn researches in 1906—1908," Stockholm 917—1922, hat Dr. Sven Hedin seinem Lebensverk endgültig wissenschaftlichen Charakter ufgedrückt[1]. Es kann in unserer spezialisieenden Zeit für sein Sondergebiet, Tibet, eine Bedeutung beanspruchen, wie sie etwa für Asien vor bald hundert Jahren Carl Ritter's großes „Asien"-Werk besaß, das heute noch eine Fundgrube ersten Ranges darstellt. In bezug uf Gründlichkeit und Methode musterhaft, wird uch Sven Hedin's Southern Tibet auf Jahrzehnte hinaus eines der wenigen großen Standwerke für die historische Geographie Zentralasiens bleiben. Seine Bedeutung erscheint damit jedoch keineswegs erschöpft (s. „Die chinesischen Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedin's in Lou-lan", behandelt von August Conrady, Stockholm 1920); sie erstreckt sich vielmehr auch auf das historische, namentlich religionsgeschichtliche, buddhologische und ethnographische Gebiet, und zusammen mit den Ausgrabungen Albert v. Le Coq's und Sir Aurel Stein's müssen auch Sven Hedin's Funde von der zentralasiatischen kulturgeschichtlichen und technologischen Forschung mit herangezogen werden.

Es sind schon einige vortreffliche Besprechungen erschienen, z. B. die von P. Fickeler in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in München, Bd. XVIII, 1. u. 2. Heft 1925 u. a. m. Ferner sorgt ein ausgezeichnet ausgestatteter, vom schwedischen Generalstabe unentgeltlich erhältlicher Prospekt mit Karten und Bildbeigaben und ausführlicher Inhaltsangabe der neun Text- und drei Tafelbände dafür, daß sich jeder ernstlich Interessierte eingehend über das Werk orientieren kann. Es kann daher die in der OLZ mit Recht in jeder Besprechung verlangte „Inhaltsangabe" des großen Werkes hier kurz gefaßt werden:

Bd. I. Lake Manasarovar and the sources of the great Indian rivers. — From the remotest antiquity to the end of the eighteenth century. XXXII and 293 S., 1 Abb. und 53 Karten.

Bd. II. Lake Manasarovar and the sources of the great Indian rivers. — From the end of the eighteenth century to 1913. XII und 330 S., 82 Abb. und 24 Karten.

Bd. III. Transhimalaya. XI und 369 S., 99 Abb. und 31 Karten.

Bd. IV. Kara-korum and Chang-Tang. XI und 428 S., 160 Abb., 9 Photo-Panoramas und 24 Aquarelle.

Bd. V. Zur Petrographie und Geologie von Südwesttibet. Von Anders Hennig. 220 S., 21 Textfig., 11 Taf. und 2 geolog. Übersichtskarten (1:5000000).

Bd. VI. Teil I. Die meteorologischen Beobachtungen, bearb. von Prof. Dr. Nils Ekholm. VII und 134 S.

Teil II. Les observations astronomiques, calculées et rédigées par Dr. K. G. Olsson. 86 S.

Teil III. Botany, by Prof. Dr. C. H. Ostenfeld.

(I) A list of the places where plants where collected by Dr. Sven Hedin. S. 11—23.

(II) A list of flowering plants from Inner Asia, collected by Dr. Sven Hedin, determined by various authors and compiled by C. H. Ostenfeld and Ove Paulsen. S. 27—100, mit 6 Abb. im Text und 8 Tafeln (I—VIII).

(III) Musci, collected by Dr. Sven Hedin, determined by V. F. Brotherus and N. Bryhn. S. 101—103.

(IV) Bacillariales aus Innerasien, gesammelt von Dr. Sven Hedin, bearbeitet von Friedrich Hustedt. S. 105—152, mit 17 Abb. (Tafel IX und X).

(V) Algen aus Zentralasien, gesammelt von Dr. Sven Hedin, bearbeitet von N. Wille. S. 153—195, mit 27 Fig. (Taf. XI).

Bd. VII. History of exploration in the Kara-korum Mountains. XII und 605 S., mit 21 Abb. und 103 Karten.

Bd. VIII. Teil I. The Tsung-ling Mountains by Sven Hedin and Albert Herrmann S. 1—88.

Teil II. Die Westländer in der chinesischen Kartographie von Albert Herrmann. S. 91—406.

Teil III. Zwei osttürkische Manuskriptkarten, unter Mitwirkung von A. v. Le Coq herausgegeben von Albert Herrmann. S. 407—431.

Teil IV. Chinesische Umschreibungen von älteren geographischen Namen. Zusammengestellt von Albert Herrmann. S. 433—452. XVI und 456 S. und 29 Karten.

Bd. IX. Teil I. Journeys in Eastern Pamir by Sven Hedin. S. 1—85.

Teil II. Osttürkische Namenliste mit Erklärungsversuch von A. v. Le Coq. S. 87—123.

Teil III. Zur Geologie von Ost-Pamir. Auf Grundlage der von Sven Hedin gesammelten Gesteinsproben. Von Bror Asklund. S. 125—180. Mit zehn Tafeln und einer geologischen Übersichtskarte.

Teil IV. Eine chinesische Beschreibung von Tibet. Vermutlich von Julius Klaproth. Nach Amiot's Übersetzung bearbeitet. Herausgegeben von Erich Haenisch. S. 1—66.

Das Goldstromland im chinesisch-tibetischen Grenzgebiete. Nach dem großen Kriegswerk vom Jahre 1781 dargestellt von Erich Haenisch. S. 67—130. Mit fünf Aufnahmen des Verfassers und drei Kartentafeln.

Teil V. General-Index. S. 1—176 (Bearbeitet von Frl. Dr. Stelzner).

Kartenmappe I. Index map of Dr. Sven Hedin's Journey in Tibet 1906—1908 by H. Byström (Scale 1:5000000).

---

1) S. zur Entstehung und „Fragestellung":
The Geographical Journal for April, 1909; S. 353—440 (mit Karte) Dr. Sven Hedin's Journeys in Tibet 1906—1908, enthaltend:
I. General Narrative. By Dr. Sven Hedin.
II. Discoveries in Southern Tibet. By Dr. Sven Hedin.
III. Scientific Results of Dr. Sven Hedins Expedition. By Lord Curzon of Kedleston, G.C.S.I., G.C.I.E.
IV. What we have learnt from Dr. Sven Hedin. By Colonel Sir T. H. Holdich, K.C.M.G., K.C.I.E.
V. Reply by Dr. Sven Hedin.

1. General map of Central Asia and Tibet, by H. Byström (Scale 1:7500000).

2. General map of East Turkestan and Tibet, in 15 sheets by Otto Kjellström and H. Byström (Scale 1:1000000).

3. Special map of Dr. Sven Hedin's Route through Tibet 1906—08 in 26 sheets by O. Kjellström and H. Byström (Scale 1:300000).

4. General map of the great Kara-korum Glaciers by H. Byström (Scale 1:500000).

5. Map of Dr. Sven Hedin's travels in Eastern Pamir 1894—1895 by H. Byström (Scale 1:500000).

Kartenmappe II. Hypsometrical maps in 52 sheets, with special use of Dr. Hedin's Panoramas, constructed and drawn by Colonel H. Byström. Scale 1:200000.

Atlas of Tibetan Panoramas. 105 Doppelseiten.

Es ergibt sich nun ferner aus dem vorstehenden eine, besonders im 1., 8. und 9. Bande zum Ausdruck kommende, große orientalistische Bedeutung des Werkes. Sie kommt überhaupt dem zentralasiatischen Gebiete zu, wo sich, wie die dortigen Funde beweisen, geradezu alle Gebiete der Orientalistik die Hand reichen. Es ist dem auch von Sven Hedin in hervorragender Weise Rechnung getragen. Die Abschnitte aus der Feder A. v. Le Coq's, des Sinologen Professor Dr. E. Haenisch (Leipzig) und von Dr. Albert Herrmann (Berlin) legen davon beredtes Zeugnis ab. Jeder dieser Aufsätze verlangt in seiner Eigenart als berufenen Kritiker einen Fachgelehrten. Keine spätere Kritik kann in Frage stellen, daß darin sehr erhebliche orientalistische Pionierarbeit geleistet ist.

In der vorliegenden Besprechung soll nun, und zwar auf Grund besonderer Rücksprache mit Herrn Dr. Sven Hedin und von ihm ermutigt, versucht werden, von japanologischer Seite her womöglich einige japanische Literatur zu dem gewaltigen in „Southern Tibet“ behandelten Gegenstande beizubringen und zu erschließen. Herr Dr. Sven Hedin war sich der Tatsache durchaus bewußt, daß für die europäische Öffentlichkeit die japanisch geschriebene Literatur eigentlich gar nicht existiert, weil sie kaum ein Mensch bei uns fließend lesen, und bei dem großen Mangel an japanologisch gebildeten Arbeitskräften nur verschwindend wenige, vereinzelte Gelehrte sie, buchstäblich im Schweiße ihres Angesichts, „zu übersetzen“ vermögen. Dazu kommt, daß für Einzelfragen, gerade auf so entlegenen wissenschaftlichen Gebieten — und es gibt bereits im europäischen Sinne ausgezeichnete Fachgelehrte dafür an den japanischen Hochschulen —, die japanische fachmännische Beratung unentbehrlich bleibt; das wird jeder, der ernstlich solchen Arbeiten nachgeht, immer wieder bestätigt finden. Sind nun die japanischen Werke schon schwer und langwierig zu erschließen, so sind sie auch noch äußerst umständlich zu beschaffen. Herr Dr. Sven Hedin hat sich mit seinen ausgezeichneten Beziehungen in Japan voll dafür eingesetzt — seit über $2^1/_2$ Jahren —, daß dem Berichterstatter japanische Literatur zum vorliegenden Gegenstand aus Japan zugesandt wird. Der japanische Buchhandel aber hat sich von den schweren Verlusten durch das Erdbeben 1923 noch nicht erholt. Wie weiter unten im einzelnen ausgeführt wird, sind unter den vor wenigen Wochen eingetroffenen, hochwillkommenen Japonica noch wichtige Lücken, von denen niemand weiß, ob und wann sie durch neue Sendungen geschlossen werden können. *So ist jede auf derartigen Voraussetzungen beruhende Berichterstattung nicht nur äußerst mühselig und zeitraubend, kommt also naturgemäß spät, sondern muß auch trotz aller Bemühungen leider meistens unvollständig bleiben; sie kann daher auch nicht mit dem Maß gemessen oder den Ansprüchen gerecht werden, wie man sie in andern längst bei uns eingeführten Disziplinen stellen darf, in denen zahlreiche Fachgelehrte tätig sind.*

Bell, der Verfasser von „Tibet einst und jetzt“, Leipzig, Brockhaus 1925, berichtet (S. 241 ff.), daß zu seiner Zeit, also in den letzten 20 Jahren etwa ein halbes Dutzend Japaner in Tibet gewesen seien, darunter ein japanischer Instrukteur zur Ausbildung tibetischer Truppen, ein japanischer Theologe im Kloster Sera und der japanische buddhistische Priester Ekai Kawaguchi. Letzterer hat ein, trotz mancherlei Längen, sehr lesenswertes Buch veröffentlicht, das außer der japanischen Urausgabe auch englisch erschienen ist: „Three Years in Tibet“ (Benares, London 1909). Es wäre zu wünschen, daß eine fließend geschriebene deutsche Übersetzung herauskäme, die sicherlich auf eine gute Aufnahme beim deutschen Lesepublikum rechnen könnte. Es werden in dem Buch, das auch volkskundlich und geographisch viel Anziehendes bietet, eine Menge buddhistischer Fragen behandelt. Auch zieht es in feiner Weise und niemals absichtlich den Schleier von manchen Seiten des tibetischen religiösen Lebens, deren sich der abendländische Okkultismus für seine Zwecke in unbedenklicher und vielfach durch keine Sachkenntnis getrübter Weise zu bemächtigen sucht.

Wenn es dem Berichterstatter auch leider noch nicht gelungen ist, die von Bell erwähnten übrigen Japaner festzustellen, so können doch — hauptsächlich dank Dr. Sven Hedin's eigener Mitwirkung — einige neuere Bücher von Japanern über zentralasiatische historisch-geographische bzw. buddhologische Fragen hier genannt werden. Hoffentlich wird es möglich sein, in nicht allzu ferner Zeit auch einiges vorwiegend Geographische aus japanischen Zeitschriften

der Tagesliteratur zu erhalten. Das wichtige weibändige Werk von Aoki Bunkyō 青木文教[1], Himitsu no kuni 秘密ノ國, das Land des Geheimnisses (Tibet), gehört auch zu den seit über zwei Jahren erbetenen Desideraten; was bisher darüber bekannt geworden ist, erweckt nicht geringe Erwartungen.

Die folgenden Werke sind nicht der Wichtigkeit, sondern der Reihenfolge des Eintreffens nach aufgeführt; sie sollen später eingehender Berichterstattung unterliegen:

1. Teramoto Enga 寺本婉雅, Uten kokushi 于闐國史 Geschichte des Landes Choten von Teramoto Enga. 171 S. 1921.

2. Hori Kentoku 堀謙德, Kaisetsu Daitō Saiikiki, 解說大唐西域記, Ta T'ang Hsiyüchi, mit Erläuterung und Erklärung von Hori Kentoku. 1140 S.; chinesischer und Sanskrit-Namen-Index, große Namen-Tafel, 2 (leider sehr kleine) Karten. 1912.

3. Hadani Ryōtei 羽溪了諦, Saiiki no Bukkyō 西域ノ佛教, Der Buddhismus in den (chinesischen) Westländern von Hadani Ryōtei. 506 S.; chinesischer und Sanskrit-Namen-Index. 3. Aufl. 1923. —

Es liegt auf der Hand, daß so umfangreiche Werke, selbst für eine kurze Charakteristik und Inhaltsangabe, den Fachgelehrten (Buddhologen, Sinologen, Tibetanisten) mit auf den Plan rufen. Für eine einleitende Vorbemerkung dürfte aber das Vorstehende genügen; die späteren Einzelbesprechungen werden in der Überschrift als im Zusammenhang mit Sven Hedin's Southern Tibet stehend bezeichnet sein. —

Im deutschen innerasiatisch interessierten Leserkreise gehört das kostspielige „Southern Tibet" i. allg. zu den unerschwinglichen Schätzen; mit nur um so größerer Dankbarkeit gedenkt man bei uns des hochherzigen Verfassers, der auch nach Deutschland, an Private wie an Bibliotheken, eine ganze Reihe von Exemplaren überwiesen hat. So ist jetzt sein größtes, reifstes Werk in Reichweite so ziemlich eines jeden Deutschen gerückt, der sich dafür interessiert oder es für seine Arbeit gebraucht. —

Dieser einleitende Abschnitt kann nicht abgeschlossen werden, ohne Herrn Dr. Sven Hedin selbst an dieser Stelle den herzlichsten Dank auszusprechen für sein großes Tibet-Werk, worin er der deutschen Orientalistik eine wertvolle Gabe geschenkt hat, und gleichzeitig auch persönlich für die gütige Unterstützung bei der Besorgung der erwähnten einschlägigen japanischen Literatur.

1) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin zur Verfügung gestellt.

Indische Philosophie[1].

Von Priv.-Doz. Betty Heimann, Halle a. S.

Eine glückliche Disposition hat Kafka seinem Sammelwerk „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen" gegeben. Band I seiner Sammlung brachte „Das Weltbild der Primitiven" von dem Bonner Ethnologen Fr. Graebner, als II. Band folgt O. Strauß mit seiner Darstellung der indischen Philosophie. Diese chronologische Reihenfolge birgt auch eine inhaltliche: gibt Graebner eine Darstellung des Primitiven nicht nur in der Höhenlage, wie wir sie an den jetzt lebenden Primitiven beobachten können, sondern rekonstruiert er auch kühn aus dem jetzigen Stand rückwärts einen niedrigeren Stand der Entwicklung, so gibt der zweite Band der Sammlung das Bild des Primitiven in einem Stadium der Höchstkultur, wie wir es nirgendwo außer eben in Indien feststellen können. Nur in Indien ist die einzigartige Vereinigung von primitiver und Hoch-Kultur zustande gekommen, einerseits weil hier die Abhängigkeit und das Verwachsensein mit der Natur zu allen Zeiten gleich stark geblieben ist (es ist dort kaum eine technische Kultur notwendig geworden, die den Menschen aus der Abhängigkeit von der Natur befreit!), andererseits weil die geographische Lage Indien in den Jahrhunderten der Konsolidierung seiner Kultur vor fremden Einflüssen geschützt hat. In stetem Zusammenhang mit den sich immer gleichbleibenden natürlichen Gegebenheiten wird diese Kultur immer weiter verfeinert, ohne die primitiven Grundlagen zu verlassen. — So lassen sich auch auf dem Gebiet der indischen Philosophie Grundgedanken herausstellen und bis in ihre feinsten Konsequenzen verfolgen, die ihren Ursprung in primitiven Vorstellungen der Frühzeit haben. Es sind dementsprechend nur wenige spezifische Grundgedanken, die mit ihren vielfachen und komplizierten Verästelungen die Gesamtheit des indischen spekulativen Denkens darstellen. Getragen von der allen gemeinsamen Grund-Anschauung sind es gleichsam kollektivische Gedanken, die nicht einer bestimmten Zeit und dem Hirn eines bestimmten Individuums entsprungen sind. So legt auch der Inder keinen Wert darauf, die Entstehungszeit eines philosophischen Werkes und die Biographie des

1) Strauß, Otto: Indische Philosophie. München: Ernst Reinhardt 1925. (286 S.) 8° = Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, hrsg. von Gust. Kafka, Abt. 1, Band 2. M. 4—; geb. M. 5.50.



Autors festzuhalten; häufig werden die Werke, wenn überhaupt namentlich ein Autor genannt, mythischen Sehern der Vorzeit zugeschrieben oder wir finden unter den wenigen Namen historischer Autoren solche, denen man rein literarische resp. einzelwissenschaftliche Werke ebenso wie philosophische Texte zuschreibt (wie z. B. Aśvaghoṣa und Patañjali) oder man macht ein und denselben Autor zum Vertreter zweier sich diametral gegenüberstehender philosophischer Richtungen (wie es z. B. bei Gauḍapāda der Fall ist). — Diese von europäischer Entwicklung so verschiedene Einstellung des indischen Geistes bedingt auch eine andere Methode der Darstellung der indischen Philosophie. Es bietet daher Schwierigkeiten, eine europäische, historisch-biographische Betrachtungsweise der einzelnen philosophischen Systeme nacheinander auf Indien anzuwenden. Strauß hat dieses Problem empfunden und es zu lösen versucht, indem er ein Kompromiß eingeht zwischen historisch-chronologischer und doxographischer Anordnung des Stoffes. Er teilt nämlich seinen Gesamtstoff ein in „Anfänge und Entwicklung der philosophischen Ideen" (1. Teil) und in „Systeme" (2. Teil). Das wäre in großen Zügen eine doxographische Einteilung, auf deren Notwendigkeit er auch im Vor- und Nachwort hinweist (Seite 15 und Seite 253). Innerhalb der Unterabteilungen dieser Hauptteile versucht er aber in chronologischer Reihenfolge vorzugehen, um das wenige uns bekannte textkritische und biographische Material nicht gänzlich außer acht zu lassen. Dieses Kompromiß zwischen den beiden Darstellungsarten führt naturgemäß zu unerwünschten Wiederholungen; so muß der Verfasser z. B. dreimal die Grundideen der Sāṃkhya-Philosophie auseinandersetzen, weil er chronologisch das Sāṃkhya in den Upaniṣaden, das Sāṃkhya im Epos und das systematische Sāṃkhya durch Einschub anderer Kapitel voneinander trennt und doch in jedem einzelnen Abschnitt eine geschlossene Darstellung der Hauptprobleme geben will. Das gleiche gilt auch von den weit auseinanderstehenden Darlegungen über den älteren und den späteren Buddhismus. — Weitere Wiederholungen entstehen dadurch, daß dieselben, durch alle Systeme durchgehenden Probleme innerhalb der einzelnen Systeme jedesmal von neuem entwickelt werden, so das Geist-Materie-Problem mit seinen spezifisch indischen Abwandlungen als Problem von Einheit und Vielheit, Ruhe und Tätigkeit, Absolutes und Relatives; so das Kausalitätsproblem, die Erlösungs- und Karmalehre, und so die in verschiedenen Systemen wiederkehrende Atomtheorie. Bei einer rein doxographischen Anordnung, wie sie dem Verfasser selbst vorschwebt und die ja auch mit dem von ihm gegebenen Material durchaus durchführbar erscheint, würden diese Wiederholungen fortfallen und damit trotz der vorgeschriebenen Kürze der Darstellung Raum gegeben sein für die Behandlung derjenigen Probleme, deren Nichtbehandlung der Verfasser selbst bedauert (z. B. Seite 150, 190, 201, 220, 225, 235, 243). — Auch an anderen Stellen, die der Autor nicht ausdrücklich hervorhebt, würde man ausführlichere Darstellungen wünschen, so z. B. über die früheste Zeit, die Ṛgveda-Periode, und über die Spätzeit indischer Philosophie im Mittelalter. Zwar sind gerade diese Epochen vielleicht mehr religiös als philosophisch orientiert, aber in Indien sind ja Religion und Philosophie fester miteinander verknüpft als anderswo, und anderenorts legt gerade Str. selbst auffallend viel Wert auf die irrationalen Momente indischen Geistes (cf. z. B. seine Stellung zum Yoga p. 202!). — Im besonderen vermißt man nun in der Behandlung der Früh-Periode, um einzelne Probleme herauszugreifen, eine etwas ausführlichere, tiefer schürfende Ableitung der durch alle Systeme sich erhaltenden Grunddogmen der Wiedergeburts- und Karma-Lehre. — Dagegen sind andere Teile ausführlicher als in einer so kurzen Darstellung zu erwarten ist, behandelt: so die bis ins Einzelne gehende Inhaltsangabe der Brahmasūtras (Seite 230 ff.), so die sprachphilosophischen Probleme (z. B. S. 168—169), so die interessanten Hypothesen über die verschiedenen Überlieferungszweige, die dem epischen und dem systematischen Sāṃkhya zu Grunde liegen (S. 129 und 177), so die Betrachtung über die Überlieferungszufälligkeiten der verschiedenen System-Variationen. Erklärbar und gerechtfertigt sind diese Ausführlichkeiten in der Behandlung dadurch, daß es sich hier um besondere Arbeitsgebiete des Verfassers handelt, über die er auch Neues und Eigenes zu sagen hat; so ist z. B. auch zu werten die besondere Betonung des Sanskritkanon gegenüber dem Pālikanon beim Buddhismus und im Zusammenhang damit seine eindringenden Ausführungen über die formale Logik.

Ebenso wie Strauß glücklich die Anti-Analogie zwischen Europa und Indien in der Gesamtdisposition betont, versucht er sich auch im Einzelnen in der Terminologie von europäischen, spezifisch belasteten Begriffen fern zu halten, obgleich er sich doch nicht scheut vor gewissen europäisch festgelegten Ausdrücken wie „Kausalitätsformel" für die buddhistische Abhängigkeitskette und vor anderen belasteten Termini wie „Korrelat" usw. Im allgemeinen aber versucht er anerkennenswerterweise die Sanskrit-

Termini in noch philosophisch unverbrauchten Ausdrücken wiederzugeben, so z. B. im Anschluß an die Etymologie Seite 13 anvīkṣikī mit „nachprüfender Forschung" und Seite 187 saṃkalpa mit „Ordnen", Seite 163 wird guṇa in den Wahrnehmungstheorien des Nyāya-Vaiśeṣika mit „Vorzug" (nämlich in dem Kontakt des Sinnesvermögens mit dem Gegenstand) wiedergegeben. — Selbstverständlich entstehen bei diesem anerkennenswerten Versuche auch Übersetzungen, bei denen man anderer Meinung sein könnte: Seite 81: Kṣetrajña = Ortskenner (wie Str. mit Deussen fraglich übersetzt) oder die Übersetzung von Pṛthak resp. Pṛthaktva (S. 205, 215, 256) „mit gesonderter Unabhängigkeit und Vereinzelung". Sehr auffällig ist die Übersetzung von Āptavacana (S. 260/61) mit „sprachlicher Mitteilung" (cf. dazu die Ausführungen S. 168).

In all dem bisher Erwähnten hat also Strauß bewußt einen Gegensatz zu europäischen Begriffen und Methoden der Philosophie herausgearbeitet. Ein weiterer bedeutsamer inhaltlicher Unterschied zwischen europäischer und indischer Philosophie tritt bei der Darstellung von Strauß noch nicht stark genug hervor, (wenn er ihn auch andeutet), nämlich der, daß der ganze Problemkomplex, der sich an die Gottesidee anschließt und der in Europa philosophisch ausgebaut und in die Systeme irgendwie einfügbar ist, in Indien eigentlich außerhalb der Konsequenz des indischen philosophischen Denkens liegt und da, wo er in den Systemen auftritt, störend wirkt, wie Strauß selbst hervorhebt. Das indische Denken, das auf die Grundvorstellung von mechanisch wirkenden Naturgesetzen aufgebaut ist (Saṃsāra-Karma-Lehre usw.) schließt einen Gottesbegriff aus oder macht ihn zum mindesten überflüssig; so macht das Dogma von der mechanischen Emanation und Resorption der Welt und die spätere Lehre von der Ewigkeit und Selbständigkeit der Atome einen Gott in seiner Schöpferfunktion, so die naturgesetzliche Ethik der Karma-Lehre Gott in seiner Richter- und Lenkerfunktion, so der Gedanke der Selbsterlösung des Menschen einen Gott in seiner Gnadenfunktion überflüssig resp. schränkt ihn ein. Strauß fragt aber bei der Behandlung der verschiedenen Systeme immer wieder nach der Stellung zum Gottesbegriff, weil er in der Gottesvorstellung auch für Indien ein Postulat des nicht philosophisch und literarisch fixierten Volksbewußtseins sieht (bhakti!). Bei jedem einzelnen System aber gibt Strauß zu, wie philosophisch unzureichend die Verknüpfung mit dem Gottesbegriff ist, z. B. (Seite 151) Gott als Aufseher bei der automatischen Abwicklung des Karmangesetzes oder Gott als Zähler der ewigen, selbstschöpferischen Atome (S. 150/51). Ebenso weist Strauß auf die überflüssige Stellung Gottes selbst beim „theistischen" Yoga hin. Ansätze zu einer philosophischen Ableitung des Gottesbegriffes aus dem Ātman-Begriff der Upaniṣaden, die in ihrer Metaphysik noch am nächsten von allen philosophischen Systemen dem religiösen Empfinden und deshalb einer Gottesvorstellung stehen, sind nicht durchgeführt und auch wohl kaum durchführbar (cf. H. Jacobi, Entwickl. d. Gottesidee b. d. Indern, Bonn 1923 z. B. p. 16; 22 f. — Über J.'s Versuch, den Gottesbegriff aus dem Nyāya-System abzuleiten, s. m. Referat über J.'s Buch in DLZ 1926).

Vorsichtig wie das Problem des Theismus, behandelt Strauß auch alle andern augenblicklich noch von Indologen umstrittenen Probleme der indischen Philosophie, so z. B. das Ṛgveda-Problem, ob die Göttergestalten von Mikrokosmisch-Sozialem aus ins Makrokosmische erweiterte Gedankenkonzeptionen sind oder, wie die ältere Auffassung meint, ob den Ṛgvedischen Göttergestalten makrokosmische Naturphänomene zugrunde liegen, die noch in den festgewordenen Personifizierungen durchschimmern. Ebenso vermeidet Strauß eine entschiedene Stellungnahme zu den Hauptproblemen der Brāhmaṇa- und Upaniṣad-Periode z. B. zu dem noch ungeklärten Verhältnis der Begriffe Ātman und Prāṇa zueinander (Seite 39). — An anderen Stellen beschränkt sich Strauß, was bei einer so kurzen Darstellung und bei dem Fehlen der nötigen Vorarbeiten wohl auch nicht anders möglich ist, auf das Referieren, wo man gern einen Hinweis auf das Problematische oder lieber Erklärungen wünschte, so gibt er z. B. ein unkritisches Referat der nicht ohne weiteres einleuchtenden Kategorien des Vaiśeṣikasystems.

Fein differenziert und verhältnismäßig schon übersichtlich (doxographische Methode!) hebt sich bei Str. heraus, wie sich die einzelnen Grundprobleme innerhalb der Systeme wandeln und entwickeln entsprechend dem jeweiligen Stand der Gesamtforschung. So stellt Str. z. B. die Variationen des Erlösungsbegriffes dar in den verschiedenen Schichten der Upaniṣaden und im älteren Buddhismus (cf. S. 83 f., S. 89, S. 93): Die Erlösung wird zuerst kosmogonisch-transzendent erfaßt als Einswerden der feinmateriellen Einzelseele mit dem feinmateriellen Brahman, dann als Eingehen in eine höhere Wesenheit schlechthin, ferner als Befreiung der Einzelseele aus den Verstrickungen der Materie auf Grund der Identifikation der Einzelseele mit einer reingeistigen Weltseele, weiter als Erlangung der absoluten Unabhängigkeit, oder psychologisch gewendet: Erlösung = Aufgeben

der bewußten Persönlichkeit, Erlöschen der psychischen Lebensfunktionen usw.

So bietet Strauß, sowohl in der Gesamtanlage, als auch in der Behandlung der einzelnen Probleme — in höherem Maße als die in den letzten Jahren erschienenen zusammenfassenden Darstellungen des Auslands — reiche Anregung für den Indologen, reiche Anregung und allerdings auch Schwierigkeiten für den weiteren allgemein philosophisch interessierten Leserkreis.

Zum kosmologischen System in der ältesten indischen Literatur.

Von Julius v. Negelein, Erlangen.

Ich gehe von den beiden R. V. Stellen I 164. 15 und IX 86. 5 f. aus. Was die erstere anlangt, so übergehe ich die unklare Übersetzung Ludwigs; Hillebrandt und Geldner (Übers. S. 208) beziehen die erstere Stelle auf die Monate des Jahres. Das ist aber angesichts deren Bezeichnung als ṛṣi's (trotz ganz vereinzelter, entgegenstehender Beispiele) von vornherein höchst unwahrscheinlich. Auch sonst gibt die Deutung Geldner's zu Zweifeln Anlaß. Nicht um sechs Zwillingspaare (sechs Paare von Monaten), sondern um sechs Wesen, also drei Zwillingspaare, die dem Einen Sonderling gegenüberstehen, muß es sich handeln. — Nach Geldner's Übersetzung scheint sthātre = „während er feststeht", sich auf den „Siebenten" der Ṛsi zu beziehen, was unmöglich ist, da gerade dieser, nach ihm der Schaltmonat, nicht feststeht, sondern wandert. Nach seinem Komm. handelt es sich um das Jahr, das alle Monate in sich begreift. Aber abgesehen davon, daß hier das Bild gänzlich durchbrochen wird — die Monate bewegen sich als Radspeichen, das aus ihnen bestehende Rad steht fest! — ist die gegebene Übersetzung unverständlich, denn weder Tage noch Speichen „bewegen sich zitternd", noch auch „verändern sie sich der Form nach". Die Ṛṣi sind nicht nur paarweise (Geldner), sondern alle zusammen geboren, d. h.: eines Stammes, cf. R. V. 1. 64. 4 von den Maruts: sākam jajñire svadháyā divó nárah. Gerade von himmlischen Erscheinungen wird die gemeinschaftliche Geburt betont: Kārttikeya ist der gemeinschaftliche Sohn der sechs Kṛttikās[1]. Geldner kann téṣām des Textes, seiner Deutung entsprechend, nur auf die Zwillinge (im Gegensatz zu dem Einling) beziehen. Das ist aber unmöglich, denn es gehört offensichtlich zu sākaṃjānām, d. h.: zu allen sieben. Der Verweis auf M. Bh. 1. 3. 146 ist dankenswert. Der mystische Vers lautet: trīṇy arpitāny atra śatāni madhye ṣaṣṭiś ca nityaṃ carati dhruve'smin. Gemeint ist aber nicht „das Jahr als das feste Rad", denn die Metapher stammt aus der Beobachtung des Jahreskreislaufs, sondern: „360 [Speichen] sind eingekeilt in der Mitte. Immer bewegt es sich in diesem Festen". Das „es" ist das Rad mit seinen 360 Speichen, das deutlich als madhyam bezeichnete dhruvam, der unveränderliche Mittelpunkt, die Nabe des Rades; der Komm. denkt an den periodischen Ablauf der mikro- und makrokosmischen Vorgänge und zieht das schöne alte Bild des Wasserschöpfrades heran[1], dessen Gefäße sich an einer unendlichen Kette bewegen, während die Achse still steht, um die sie sich drehen. Es handelt sich also in R. V. 1. 164. 15 mit äußerster Wahrscheinlichkeit um das Siebengestirn und seine polare Achse, die ja auch sonst als das madhyam[2] der Welt bezeichnet wird. Daß damit der Polarstern gemeint sei, behaupte ich nicht, obwohl in sthātré, das ich für den Loc. sing. eines Neutrums sthātrám halte, der Begriff des Feststehens wie des Regierens liegt. Sicher ist, daß von dem periodischen Umlauf um einen ruhenden Mittelpunkt geredet wird; ferner, daß die hier zutage tretende kosmographische Anschauung grundlegend geblieben ist bis in die spätesten Zeiten und namentlich in den Purāṇen immer wiederkehrt: um den Polarstern oder eine abstrakte „Nordgegend" bewegt sich die gesamte Himmelshalbkugel[3].

1) Es werden ganze Ahnenlisten von Sternen, die in einer Gruppe zusammenstehen, gebildet; s. u. S. 906 Anm. 1.

1) Anschauliche Beschreibung eines solchen bei E. Wiedemann, Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften X (Sitzgsber. d. physik.-med. Sozietät Erlangen B. 38 [1906] S. 332). Als Bild des Makrokosmus bekanntlich weit verbreitet und von Goethe (Faust) übernommen.

2) s. A. Hillebrandt, Ved. Mythol. III 421: der Polarstern wird als „Säule" der Gestirnwelt, als brahman (d. h.: als deren magische Triebkraft; zugleich als Urgottheit), als der „Unbewegliche" (dhruva, acyuta, avyathamāna) und deshalb als Zentralpunkt (nabhya) des Weltalls bezeichnet und im Ritual zusammen mit den 7 ṛṣi, welche gelegentlich die gleiche Benennung erfahren (sapta ṛṣayaḥ = divo madhyaṃ; s. Hillebrandt a. a. O. Anm. 4), genannt. Diese Verlegung des Siebengestirns vom Norden [s. z. B. Sat. Brāhm. 2. 1. 2. 4.: amī hy uttarāhi saptarṣaya udyanti; der Norden heißt nach H. 15 (Zitat aus Pet. Wb. u. saptarṣi) die saptarṣipū[ji]tā diś] nach dem Mittelpunkt des Weltalls gehört bereits dem jungen Veda an. Es ist dies, wie ein anderer Zusammenhang zeigen wird, von besonderem Interesse: von der uttarā hat sich die dhruvā oder madhyamā diś als fünfte Himmelsrichtung abgezweigt.

3) Über die Wichtigkeit des Polarsterns im kosmologischen System muß an anderer Stelle gesprochen werden. Hier sei nur des Passus Bṛhatsaṃhitā 13. 11 gedacht. Danach ist der dhruva (Polarstern) als nāyaka (Tanzmeister), die Nordgegend als prabhuṇā yuktā nāyikā (d. h.: als eine mit ihrem Tanzmeister als Lehrer — eben dem Polarstern — versehene Berufstänzerin) aufzufassen — yato nartakyā upadeśo nāyaka ācāryo

Er ist, wie beim Wagen der Lenker (sthātar), die treibende Kraft im Weltall, der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen. Mit dem Siebengestirn erscheint er aufs engste vereinigt. Diese „sieben Ṛṣi“ sind eine mythische Einheit, die einer komplexen Beobachtung entspringt. Man erstaunt über den Mangel der hier zutage tretenden Differenzierungsgabe, welche eine so schematische, wunderliche und phantastische Sternkarte ermöglicht, wie diejenige es ist, welche der Verfasser der Bṛhatsaṃhitā vor uns entrollt[1]; über eine Gestirnauffassung, die es ermöglicht, die Arundhatī am Stern Alcor des Großen Bären zwar zunächst diesem Stern, sodann aber auch gelegentlich polyandrisch sämtlichen sieben Ṛṣi zur Gattin zu geben. Wir verstehen es unter diesen Umständen vollauf, daß Al-Birûnî nicht einen einzigen Inder fand, der ihm einen Stern aus dem „Drachen“ mit Namen nennen konnte, sobald Al-Bir. bei Betrachtung des Sternenhimmels auf ihn wies[2], obwohl eine Reihe solcher Namen für dessen Einzelsterne vorhanden war. Das gleiche gilt vom Großen Bären. Den richtunggebenden Polarstern eng umkreisend, ist er das weitaus am meisten beobachtete Sternbild. Die Namen von sieben aus der obersten Urgottheit (Brahman) emanierten Weisen gelten auch seinen Sternen. Aber nur Vasiṣṭha hat als Gatte der Arundhatī einen fixierten Platz innerhalb dieser Einheit. Die anderen Namen können wir nicht topographisch identifizieren. Besonders eigenartig ist es, daß, der Himmelsbeobachtung zuwider, ihrer je zwei zu einer Einheit zusammengefügt werden. Ath. Pariś. 52. 10, 2c—3b = Atharvamuni in Adbhutasāgara 206 = Hir. II. 19. 1 (Hillebrandt, Myth. III 421 Anm. 3) bringt Eigennamen der saptarṣayaḥ, die Śat. Brāhm. 14. 5. 2. 6 zu folgenden Komposita zusammenfügt: Gotama-Bharadvājau, Viśvāmitra-Jamadagnī, Vasiṣṭha-Kaśyapau, Atriḥ[1]. Letzterer ist der ekajaḥ, die übrigen sind die ṣáḍ yamā́ḥ, und zwar sākaṃjānāṃ devajā́ ṛ́ṣayaḥ von R.V. 1. 164. 15— wobei der letztere Terminus sie als devarṣayaḥ gegenüber den brahmarṣayaḥ und anderen ṛṣi-Gruppen besonders hervorhebt. Sie sind als astrale Gebilde der Urgottheit, dem deva schlechthin, entsprungen. — Eigenartig ist endlich das víkṛtāni rūpaśáḥ von pāda d unseres Textes. Ich glaube, daß zu dem vorausgegangenen iṣṭā́ni víhitāni ein rūpāṇi ergänzt werden muß und daß der Sinn der von uns besprochenen Stelle dieser ist: die himmlischen sieben Weisen gehören dem gleichen Stamm an (sākaṃjā́ḥ; sie sind nämlich aus dem Brahman emaniert); sechs von ihnen sind Zwillingspaare; der siebente (Atri) steht für sich allein da; die Körper (rūpāṇi, öfter von der Materie der Gestirne gesagt) derselben sind nach göttlichen Gesetzen (bezüglich ihres gegenseitigen Abstandes usw.) verteilt und verändern sich[2], während sie um den Polarstern kreisen. — Es ist, wie angedeutet, möglich, daß auf ein siderisches Kräftezentrum hingewiesen wird, das mit dem dhruva nicht unbedingt identisch ist. Wenigstens wird er nicht als solcher bezeichnet.

Dagegen nehme ich mit voller Bestimmtheit seine auch namentliche Erwähnung in R. V. 9. 86. 5 f. an. Diese wichtige Stelle vergleicht den Soma mit dem dhruva, der, vollständig entsprechend der Terminologie der astrologischen Texte, als prabhū, d. h.: der Regent

---

bhavati. Das Siebengestirn ist das glänzende Geschmeide dieser Himmelsrichtung, das sie kreisend umgibt und den Eindruck einer einreihigen Kette von Lotusblumen gewährt, ihr dadurch Schönheit und Licht verleihend (sahāse'va), der Polarstern aber sakala-jyotiś-cakrasya .... bhrāmakaḥ (der bewegende Punkt des ganzen Gestirnkreises). Die tägliche scheinbare Bewegung des gestirnten Himmels wird also auf den Polarstern zurückgeführt, der am obersten Punkt der Weltachse steht und den Großen Bären wie die ganze (obere) Himmelshalbkugel zur Rotation zwingt; cf. die Übersetzung von Albirûnî bei Sachau I 389 f., wo allerdings die 7 alten Weisen zu Mädchen gemacht werden.

1) Der Aufgang des Siebengestirns erfolgt im Osten nach „einigen“ (!) im NO. Am meisten östlich steht Marīci, westlich davon Vasiṣṭha, im W. von letzterem Aṅgiras; darauf folgt Atri. Nächst ihm Pulastya, sodann Pulaha, später Kratu — in dieser Weise sind sie in der Richtung von O. aus einander benachbart (! Bṛh. S. 13. 4—6). Der hier zutage tretende Gedanke, daß die saptarṣayaḥ eine von O. nach W. reichende Kette bilden, erklärt die mehrfach (z. B. von Kirfel, Kosmographie 35) zitierte Stelle Ś. B. 13. 8. 1. 9: nach ihr wird die „Gegend der Lebenden“ in den Raum zwischen den Aufgang des Siebengestirns und den Untergang der Sonne verlegt; d. h.: der Mensch lebt im O. (bzw. NO.), S. und W. (der Norden ist die Gegend der Götter; häufig!).

2) s. Al-Birûnî in Sachau's Übersetzung I 241.

1) Eine gleichnamige Liste bringt eine Anukramaṇī der Naigeya-Schule der Sāmasaṃhitā (s. Weber, Ind. Stud. 17. 349) und eine Ahnenliste des Āśv. Śr. S. (12. 15. 7). Diese Identität der genannten Namen beruht nicht auf einem Zufall. Die Sterne sind ja Ahnen. Wie beim Opfer die Namen von drei ṛṣi in der pravara-Formel genannt werden müssen und die diese tragenden Persönlichkeiten im Verhältnis von Vater zu Sohn stehen sollen (Beispiel: Vasiṣṭha, Śāktya, Pārāśarya; cf. Weber, Ind. Stud. 9. 324), so greift dieser pravara, ganze Gruppen von Richtung gebenden Dauersternen zu mythischen Einheiten zusammenfassend, auch auf die siderische Namengebung über. Auch dies zu zeigen, muß einer Sonderdarstellung vorbehalten bleiben.

2) In der Anschauungswelt Indiens sind diese Sterne durchaus nicht tote kosmische Objekte, sondern Ahnenseelen, die auf dem Firmament stehen und dort (von der naturwissenschaftlichen Betrachtung völlig losgelöste) charakteristische, durch die Tradition geheiligte Symbole und Formen zeigen. „vikṛtāni rūpaśaḥ“ kann deshalb besagen sollen, daß diese Sterne „verschieden an Gestalt“, ihre weltgesetzlichen Kreise ziehen.

der Gestirnwelt bezeichnet wird. Dem prabhós te satáḥ in 5b entspricht dhruvásya satáḥ in 6b, wobei „satáḥ“ den Vergleich zwischen dem Soma und dem Polarstern herstellt und zu übersetzen ist: „er [der Soma], der in Wahrheit [d. h.: in dem das Mysterium des Soma enthüllenden Vergleich] der Führer, der Polarstern ist“. Als solcher ist er viśvácakṣas und vyānaśí, also mit Attributen ausgestattet, die Himmelskörper schmücken; als solchen umgeben ihn von beiden Seiten die raśmáyaḥ, worunter doppelsinnig die Fellstücke, auf und unter denen er gepreßt wird, und die Strahlen des Gestirns zu verstehen sind; als solcher herrscht er über die ganze Welt (5d) und wird, einer zweimal (5b und 6b) gebrauchten·Wendung zufolge, als der von den ketávaḥ, d.h.: von der Gestirnwelt Umkreiste dargestellt. — Die hier zutage tretende kosmographische Anschauung ist also durchaus alt. Somapresse, Ölmühle, Wasserschöpfrad, Töpferscheibe — das waren die alten Prototypen des sterngeschmückten, rotierenden Universums. In ihrem Mittelpunkt aber ruhte der Polarstern.

Die „gebildeten“ Cārvākas.

Ein Beitrag zur Kenntnis des indischen Materialismus.

Von Otto Strauß, Kiel.

In den Ernst Kuhn gewidmeten Aufsätzen zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients (München 1916) hat Alfred Hillebrandt den lehrreichen Versuch gemacht, die Hauptsätze eines verloren gegangenen Cārvākatextes aus den Darstellungen Haribhadras, Śaṃkaras, Mādhavas und der Sāṃkhyatexte (Nachweisungen l. c. S. 24) zusammenzustellen. Die Frage, ob es ein eigentliches Lehrbuch des Materialismus je gegeben habe oder ob es sich nur um eine Weltanschauung handelt, für deren Alter ja der buddhistische und jinistische Kanon Zeugnis ablegen, soll hier nicht erörtert werden. Was die Lehre selbst betrifft, so hat sie offenbar in vielen Schattierungen existiert, wie auch Hillebrandt andeutet und schon früher von F. Otto Schrader (Über den Stand der indischen Philosophie zur Zeit Mahāvīras und Buddhas, Straßburg 1902, S. 52 ff.) gezeigt worden ist. Die Anschauung, welche aus den von Hillebrandt zusammengestellten Sätzen hervorgeht, kann man in ihrer strengen Konsequenz als den groben Materialismus bezeichnen. Danach entsteht das Bewußtsein (*caitanya*) aus der Mischung der vier Elemente Erde, Wasser, Feuer, Luft bei ihrer Umbildung zum Körper in ähnlicher Weise wie die Rauschkraft aus der Mischung von Gärstoffen (*madaśaktivat* vgl. z. B. Śaṃkara und Bhāskara ad B. S. 3, 3, 53; Sarvadarśanasaṃgraha, Cārvākadarśana, Anfang). Damit ist also die Seele als selbständiger Faktor geleugnet, und dadurch die Seelenwanderung und das Karmangesetz mit all seinen ethischen Konsequenzen. Um aber das Fortleben der Seele nach der Auflösung des Leibes und damit das Karmangesetz zu bestreiten, ist offenbar eine Leugnung der Seele selbst nicht nötig, nur ihre Ewigkeit braucht negiert zu werden. Und so hat es denn auch nach Aussage des buddhistischen wie des jinistischen Kanons verschiedene Lehrer im Altertum gegeben, die die Seele als gleichberechtigten Faktor neben den (vier oder fünf) Elementen und eventuell noch weiteren Faktoren anerkannten und ihr spezifische Funktionen zuschrieben, aber ihre Verbindung mit dem Leibe so einschätzten, daß sie ohne denselben, also nach seinem Zerfall im Tode nicht weiter existieren konnte.

Diese Lehre findet nun in einem späteren Text der Nyāyaschule eine hübsche Formulierung, welche hier als eine kleine Ergänzung zu Hillebrandts oben genanntem Aufsatz mitgeteilt werden soll. Jayanta Bhaṭṭa, den Keith (Karma-Mīmāṃsā, S. 15) in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ansetzt, behandelt in seiner Nyāyamañjarī (ed. V. S. S. 1895) in zwölf Lektionen die Gegenstände des Nyāyaśāstra. In der siebenten Lektion (S. 467) kommt er nach scharfer Ablehnung der dem Ātmanbegriff feindlichen Buddhisten auf die Lehre der Cārvākas zu sprechen, und zwar führt er zuerst die „gebildeten“ (*suśikṣitāḥ*) Cārvākas ein, welche den Erkenner als einen selbständigen Faktor ansehen, ihm eine Existenz über den Leib hinaus aber absprechen. Indem er diese widerlegt, erklärt er ironisch, daß dann noch die Lehre des „alten“ (*cirantana*) Meisters Cārvāka den materialistischen Wünschen besser diene, obwohl sie natürlich auch falsch sei. Der alte Meister aber lehrte eben jene grobe Form des Materialismus, in der, wie schon gesagt, das Bewußtsein ein Mischungsprodukt der Elemente ist.

Ich möchte die Stelle folgendermaßen übersetzen:

Hierzu sagen die gebildeten (*suśikṣita*) Cārvākas: Solange der Leib währt, besteht ein einheitliches Erkennerprinzip. Wer aber, der des Nachdenkens usw. fähig ist, wird hinsichtlich dessen die streitbare Behauptung aufstellen, daß es doch noch über den Leib hinaus existiere! Denn was für ein Erkenntnismittel soll es für diese Behauptung geben? Und nicht geht der Erkenner, nachdem er den

früheren Leib verlassen hat, in einen anderen Leib über. Wenn dem nämlich so wäre, dann müßte er sich ja auch der in vergangener Geburt wahrgenommenen Gegenstände erinnern, wie er sich der im Kindesalter wahrgenommenen erinnert. Wir sehen nämlich in der besonderen Art von Erinnerung (die die Ātmanlehre ihm beilegt), bei der doch sowohl seine Ewigkeit als auch sein Unterschied gegenüber dem Leib eingeschlossen sein soll, keinen Grund dafür, daß er sich nur des in seiner jetzigen Geburt Wahrgenommenen erinnert, aber nicht dessen, was er in einer anderen Geburt wahrgenommen hat. Deshalb existiert der Erkenner nicht über den Leib hinaus, und in diesem Sinne die Wichtigtuerei (*kurukurvī*)[1] mit dem Reden über das Jenseits, das auf der Lehre vom ewigen Ātman beruht, beiseite lassend, möge man behaglich dasitzen. Wie er sagt: Solange das Leben währt, möge er behaglich leben, es gibt nichts, das dem Tode entzogen wäre. Wie sollte der zu Asche gewordene Stille wiederkommen?[2]

Darauf wird erwidert: Nicht genau sozusagen ist die Eleganz des Meisters Cārvāka von dir durchstudiert worden (suśikṣitam). Du darfst doch nicht vergessen, daß du gesagt hast: es gibt ein einheitliches begleitendes Erkennerprinzip, solange der Körper währt. Nun ist aber das mit Existenz untrennbar verbundene Vergehen der Dinge nicht selbstbedingt, sondern durch einen anderen Grund verursacht, so ist diese Sache durch einen überaus süß geführten Streit mit den Buddhisten festgestellt. Und nicht kann irgendein Vergehensgrund für den Erkenner irgendwo gefunden werden, auch wenn man lange danach sucht, noch kann ein solcher, wenn man ihn schon nicht sinnlich wahrnimmt, konstruiert werden. Denn der Ātman ist nicht, wie ein Stück Zeug usw., ein aus Teilen bestehendes Ganzes, so daß man verstehen könnte, daß er durch Auflösung usw. der Teile verginge. Kein Entstehen wird beim Ātman wahrgenommen, woraus man sein Vergehen, weil er damit (d. h. mit dem Entstehen) unlöslich verbunden wäre, wenn er auch keine Teile hat, verstehen könnte, so wie man es beim Karman usw versteht (bei dem das alles zutrifft). Auch ist der Ātman nicht Eigenschaft von etwas, so daß er durch Vergehen der Grundlage oder durch Auftreten anderer entgegengesetzter Eigenschaften der Vernichtung anheimfallen könnte. Auch kann man nicht sagen: „Was soll man denn den Grund seines Vergehens erschließen, wird doch sein Vergehen schon mit den Sinnen wahrgenommen", denn man sieht ihn niemals wie den Leib verbrennen oder von Vögeln zerrissen werden. Wenn also der Ātman existiert, weil man weder sein Vergehen sieht noch den Grund seines Vergehens erschließen kann, dann muß er eben als ewig gelten. Deshalb ist die Geistigkeit der Elemente (als Ātmanersatz), wie sie der alte Meister Cārvāka gelehrt hat, ein besserer Stützpunkt für die, deren Herzen an dem leicht auf irgendeine Weise erlangbaren Wohlbefinden hängen, das auf der Befriedigung durch die Jenseitsleugnung beruht; wenn aber ein Erkennerprinzip, solange das Leben währt, bestehen soll, dann kommen diese auf die Jenseitsleugnung gerichteten Wünsche nicht auf ihre Rechnung. Und da auch der Standpunkt der Geistigkeit der Elemente vorher widerlegt worden ist, können wir sagen: Es existiert ein ewiger Erkenner im Überweltlichen . . . . .

1) Vgl. Wackernagel, Altindische Grammatik II, 1 § 124 b.

2) Denselben Śloka zitiert Mādhava im Sarvadarśanasaṃgraha mit unwichtiger Variante.

Verfall und Erhaltung der Religion im Jaina-Kanon.

Von Walther Schubring, Hamburg.

Mahāvīra's Scheiden hatte, so weiß das Jinacariya zu berichten, Wirkungen verschiedener Art. Die augenblicklichen waren den Göttern (§ 125 f.), dem bevorzugten Jünger (§ 127) und den nächstbetroffenen Fürstlichkeiten (§ 128) spürbar. Die Zukunft deutete sich in großem und kleinem Zeichen an: ein Gestirn erschien für zweitausend Jahre in Uttaraphālgunī (§ 129), und eine neue Insektenart trat ins Leben (§ 132). Solange nicht jener bösartige Himmelskörper Bhāsarāsi das Mondhaus verlassen hat, werden die Nirgrantha ungeehrt sein (§ 130 f.), und nun jenes Kerbtier Findmichnicht (Aṇuddharī) aufgetaucht ist, das man nur bemerkt, wenn es sich bewegt, wird die Zucht gefährdet. Denn viele zwar, aber nicht alle lehnen ein Almosen ab, das durch ein Lebewesen von solcher Winzigkeit ungenießbar wird (§ 133).

Wenn Vinayavijaya zu § 130 angibt, daß jene zweitausend Jahre mit dem Regierungsbeginn von Dharmadatta, dem Nachfolger des berüchtigten Kalkin, abgelaufen sein sollten, so kann dem hier nicht nachgegangen werden. Es genügt, die Unbefangenheit zu bemerken, mit der auf Zeiten der Ungunst und des Verfalls angespielt wird. Ist sie hier nur ein Zeugnis mehr für die auch sonst bekannte Nüchternheit der jinistischen Weltansicht, so ruht die Selbstbescheidung, wo sie sich in größerem Maßstab findet, auf dem Grunde des Systems. Mahāvīra, den die Viyāhapannatti 20, 8 sagen läßt, seine Lehre werde 21 000 Jahre bestehen, spricht

sub specie aeternitatis. Denn eine Welt, die ewig dauert, erlebt nicht das Eingehen aller zu den Erlösten. Sie erlebt vielmehr nach dem Aufschwung der wahren Religion deren Verfall; aber aus jedem Verfall rettet sie ein neuer Heilfinder. So mag, wem ein hohes Gut vergangen, sich mit dessen einstiger Wiederkehr getrösten. Gleichwohl hat er die Pflicht, das Hergebrachte nach bester Kraft zu bewahren.

Auch dieses Gegenstück des Verzichts hat im Kanon der Jaina seine Vertreter, die Angacūliyā und die Vaggacūliyā, welch letztere anscheinend auch Uvangacūliyā und in falscher Gedankenverbindung auch Vangacūliyā genannt wird, sofern dieser Name nicht auf der Aussprache von *vagga* beruht. In der Ang. (Berlin Ms. 2565), die die Anga krönt wie den Meru sein Aufsatz (I), handelt es sich um den Wert der ununterbrochenen Überlieferung und des Unterrichts in den heiligen Texten. Nur die vom Lehrer mittels der von Mahāvīra begründeten Feierlichkeit (III) regelrecht Aufgenommenen sind Träger der Tradition (II). Die sich etwa selbst zum Mönch machen, sind Ketzer (IV). Durch die Schmähungen, mit denen sie solchen begegnen, die sie nach ihrem Gaṇa oder ihrem Lehrer fragen, entwerten sie ihr Verdienst (V). Leute dieser Art wissen sich auch in einem Gaṇa einzuschleichen, wobei denn wohl die Lehrer ein Auge zudrücken. Die Aufdeckung führt dann zu Streit und zur Spaltung unter der Laienschaft (VI), indem diejenigen Laien, welche jenen anhängen, bestimmt werden, den Gaṇa zu verlassen, zumal wenn die Vorgesetzten Gleichgültigkeit zeigen. Das hat dann wieder auf die Guten eine schlechte Wirkung (VII). Diese macht sich auch bei den unbeteiligten Laien geltend (VIII). Rühmlich sind unter den vier Arten von Laien die brüderlich, mütterlich oder väterlich beistehenden, dagegen nicht die, welche den Gaṇa wechseln und Ketzern anhängen (XIX). Rühmlich sind die Lehrer nur, wenn sie Mönche, die sich der Weihe entzogen haben, nicht aufnehmen. Andernfalls müssen sie die Beichte gemäß Vavahāra 1, 34 vollziehen (XX). Ein Schluß (XXI) beendet diese Belehrung Jambu's durch Suhamma.

Wie man sieht, vermittelt die Ang. ein Bild wenig erbaulicher Zustände. Die nach ihrem geistlichen Stammbaum schonend Befragten sitzen auf dem hohen Pferd. Sie wollen mit ihren Brüdern so wenig Gemeinschaft haben wie der Schwan mit der Krähe, das Roß mit dem Esel, und drehen unter Anwürfen den Spieß um. Die Traditionslosigkeit rechtfertigen sie mit dem Hinweis auf die vier *patteya-buddha*. Ihre Laien beteiligen sich an dem Gezänk. Die Ang. ist nun aber nicht nur zeitgeschichtlich, sondern auch, und zwar in ihrem Mittelteil, textgeschichtlich bemerkenswert, ja hier sogar rätselhaft. Wir finden dort die Begriffsbestimmungen von Gaṇa und *āyariya*, dabei auch den aus Ṭhāṇa 4, 4 (vgl. WZKM 3, 331) bekannten Vergleich der letzteren mit Körben (IX). Es folgen die Erfordernisse zur Weihe als *āyariya* (X) und für die anderen Lehrerstufen (XI—XV), die Wahl der Zeit für das Studium der Texte (XVI), die Feierlichkeiten beim Unterricht und die Verteilung des Stoffs (XVII), endlich der Ruhm dieses von Mahāvīra eingeführten Lehrplanes und die Brandmarkung derer, die ihn nicht befolgen (XVIII). Die Andersartigkeit fast dieses ganzen Mittelteils ist augenfällig; mit einer Wendung aus V darf man sagen: *nimbarukkhe ambaphalāni honti*, sofern man die gegen 50 Strophen in X—XVII der lebhaften Auseinandersetzung gegenüber bevorzugt. Jene Abschnitte nun finden sich im Āyāravihi wieder, den man bei Weber, Verz. II 829 ff. vergleiche. Es sind Ang. X—XV gleich Āyāravihi 11—16, XVI f. gleich 9 f. Das Sanskrit in der Prosa des Āyārav. ist ins Prakrit übertragen worden, die Ślokas in 11 aber sind Sanskrit geblieben, und geblieben ist auch die in der Ang. natürlich nicht passende Angabe *dāraṃ 9*. Die Vorlage ist hier und da etwas gekürzt, dafür hat die Ang. in X eine Strophe mehr. Mit einer einfachen Einschiebung von Teilen des Āyārav. in die Ang. haben wir es gleichwohl nicht zu tun. Denn IX und XVIII stellen, indem sie äußerlich die Belehrung Jambu's fortsetzen und wieder aufnehmen und inhaltlich den Mittelteil vorbereiten und abschließen, unverkennbar Überleitungen in den benutzten älteren Text dar. So wäre der Āyārav.-Teil ein Gemisch aus Prakrit und Sanskrit nach Cuṇṇi-Art, unter Vereinheitlichung zugunsten des Prakrit von der Ang. sozusagen umbaut worden — wenn er nicht selbst dadurch, daß in seiner Übersicht über die Kanontexte (10) die Ang. vorkommt, diese voraussetzte. Das gegenseitige Verhältnis stellt also heute noch ein Rätsel dar, denn das Auskunftsmittel, jene Übersicht als Zufügung anzusehen, erscheint zu billig.

Am Schluß verweist die Ang. nach den Worten *sāhūṇaṃ hīlanti mamâvi hīlissanti* auf die „Uvangacūliyā". Sicherlich ist damit die Vaggacūliyā gemeint, denn von ihr liegt wenigstens ein *ajjhayaṇa* namens Suyahīlaṇuppatti, „das Aufkommen der Mißachtung des heiligen Textes", vor (Ms. 2387). Den im Stil der kanonischen Vagga gehaltenen Bericht, den Sejjambhava's Schüler Jasabhadda, der Lehrer Bhaddabāhu's und Saṃbhūyavijaya's, Bh.'s Jünger Aggidatta über die nächsten 63, stets gemeinsamen Daseinsformen der 22 sündhaften Verehrer einer He-



täre Kāmalayā in Mahilā gibt, leiten 12 Āryā ein, und 9 beschließen sie. In diesen letzteren wird der Eintritt des *suya-hīlaṇa*, bis zu dem die Prosa-Erzählung ihre Helden begleitet, für das Jahr 1699 nach Samprati (dem Enkel Aśoka's) geweissagt, dieser selbst aber ins Jahr 291 nach Mahāvīra vorbestimmt. Zu dieser Zeit, also 1990 n. M., erscheint im Geburts-Nakṣatra des Stifters der 38. *gaha* Dhūmakeu, um 333 Jahre darin zu verweilen. Nach seinem Abzug in das Sternbild der Fische wird der Aufschwung der Kirche einsetzen.

Blicken wir zum Jiṇacariya zurück, so finden wir die Berichte, dort vom 30., hier vom 38. *graha* in der Reihe, die am Ende der Sūrapannatti mitgeteilt wird, nicht in Übereinstimmung. Dabei zeigen die Worte *samaṇāṇaṃ nigganthāṇaṃ no udie pūyā-sakkāre . . . bhavissai*, daß der Verfasser der Vagg. aus dem Jiṇacariya mindestens § 130 kannte. Da die Raumnot verbietet, hier mehr als die Tatbestände zu geben, sei auch von der naheliegenden Bewertung der eben verglichenen Angaben abgesehen. Wir müssen diesen letzten Widerspruch zu den übrigen stellen, welche Ang. und Vagg. uns aufgeben, und uns in der literarischen Frage ebenso vorläufig bescheiden, wie sie es in der Lebensfrage ihrer Religion endgültig tun.

Francisco Pelsaerts Bericht über Indien[1].

Von H. Goetz, Berlin.

Pelsaert's Name ist in der Geschichte der Erschließung der Indischen Meere wohlbekannt. Seine furchtbare Sturmfahrt 1629 mit der „Batavia“, der Schiffbruch an einer kleinen Koralleninsel westlich von Australien, die Meuterei und seine abenteuerliche Bootsfahrt zurück nach Java sind ein beliebtes Thema vieler Seefahrergeschichten gewesen. Weniger bekannt ist aber, daß er der Verfasser einer außerordentlich wichtigen Schrift über das Großmoghul-Reich und den holländischen Handel in Indien ist, welche er auf Grund seiner siebenjährigen Tätigkeit als Faktoreileiter in der Hauptstadt Agra für den Direktor van den Broecke in Surat 1626 ausgearbeitet hat. De Laët hat sie teilweise für sein De Imperio Magni Mogolis benutzt, ebenso Thévenot für seine Relation de divers Voyages, als Ganzes aber ist sie vom Direktorium der holländischen Ostindien-Kompanie geheim gehalten worden, um ihre wertvollen Handelserfahrungen keinem Konkurrenten zugute kommen zu lassen. Nun hat W. H. Moreland, der sich durch seine gründlichen Untersuchungen zur indischen Wirtschaftsgeschichte, „India at the Death of Akbar“ und „From Akbar to Aurangzeb“, einen guten Namen gemacht hat, in Verbindung mit dem Historiker Geyl diese „Remonstrantie“ nach dem Originalmanuskript im Reichsarchiv im Haag herausgegeben. Über ihren Inhalt mag eine Übersicht der einzelnen Kapitel orientieren: 1. Die Hauptstadt Agra, 2. Der Handel Agras und des östlichen Hindustan, 3. Indigo, 4. Der Handel von Gujarāt, 5. Der holländische Handel in Nordindien, 6. Die Provinzen im Norden und Westen von Agra, 7. Kashmir, 8. Burhanpur (Dekkan) und Gujarāt, 9. Gewürz- und Drogenhandel, 10. Produktivität und Ertrag des Landes, 11. Verwaltung, 12. Lebensweise, 13. Aberglaube, 14. Indische Religion, 15. Muhammedanische Hochzeiten zu Agra. Auf die vielen wichtigen Angaben über Münzwesen, Währung, die einzelnen Handelswaren usw. kann hier nicht eingegangen werden. Aus den allgemeinen Kapiteln sei die Schilderung Agra's hervorgehoben, ferner die scharfe Charakterisierung des damaligen Lebens. Gegenüber allen jenen, die aus dem Zeitalter Jahāngīr's und Shāhjahān's die ideale Blüteepoche Indiens machen wollen, muß man auch hier wieder feststellen, daß dem Glanz des luxuriösen Lebens der Moghul-Aristokratie ein fürchterliches Elend der unteren, schwer bedrückten Volksschichten gegenüberstand. Diese über dem Glanz der damaligen Kunst nur zu oft vergessene Tatsache ist ja schon aus einer Reihe zeitgenössischer Berichte bekannt; doch gibt Pelsaert's Schrift hierzu neue, interessante Streiflichter, so seine drastische Schilderung der Regierungsmethoden der großen Kaiserin Nūrjahān, wie der autokraten und doch so unsicheren öffentlichen Stellung der Großen und ihres verschwenderischen, aber meistenteils innerlich faulen Privatlebens. Die Übersetzung ist sorgfältig, die Anmerkungen gründlich, der Index gegenüber dem wertvollen Material indessen wohl etwas zu sparsam. Jedenfalls kann man den Herausgebern für die Erschließung dieser wichtigen zeitgenössischen Quelle für die Blütezeit der Moghulkultur nur dankbar sein.

1) Moreland, W. H., and P. Geyl: Jahangir's India. The Remonstrantie of Francisco Pelsaert, translated from the Dutch. Cambridge: W. Heffer & Sons 1925. (XVI, 88 S.) 8°.

Lu Hsiang-schan der Begründer des chinesischen Idealismus.

Von Alfred Forke, Hamburg.

Die Anfänge des chinesischen Idealismus reichen bis in die alte Philosophie zurück, aber zu Bedeutung gelangt diese Anschauung, wonach die Welt nur unsere Vorstellung ist und außerhalb unseres Geistes keine selbständige Existenz besitzt, erst in der neueren Philosophie

der Sung- und Ming-Zeit. Lu Tdchiu-yuan, von den Chinesen meist mit seinem Beinamen Lu Hsiang-schan genannt, 1140—1192 n.Chr., war der erste, welcher den Idealismus ausführlicher begründete und in den Mittelpunkt seiner Lehre stellte. Seine Vorgänger waren über gelegentliche Andeutungen noch nicht hinausgekommen. Schon Tschuang-tse I, 26 v. hatte das Leben einen großen Traum genannt. Die Welt war also nur etwas von den Menschen Erdachtes und Erträumtes, aber keine Wirklichkeit. Das wahre Sein sollte man erst erkennen beim großen Erwachen in Tao. Daran knüpfte offenbar der Taoist Kuan Yin-tse im zehnten oder elften Jahrhundert nach Christus an, indem er fragte: „Wie weiß man, ob nicht der jetzige Himmel und die Erde nur Gedankengebilde sind“ wie Himmel und Erde, von denen man träumt und die auch nicht aus Erde bestehen? Himmel und Erde können im Traum, in einem Spiegel oder im Wasser erscheinen. Beseitigt man diese Zustände, so fallen Himmel und Erde weg. „Ihre Existenz hängt von diesen Bedingungen, nicht von ihnen selbst ab. Wenn daher der Weise Himmel und Erde entfernen will, so entfernt er nicht diese, sondern sein Wissen“ (Kuan Yin-tse, Kap. 2, 4 v.). Der phantasievolle Schao Kang-tchieh, 1011 bis 1077 n. Chr., betrachtete das menschliche Herz oder den Geist als das Urprinzip und ließ daraus die Dinge der Welt hervorgehen. Den Sung-Philosophen war auch der indische Idealismus aus den Übersetzungen der buddhistischen Schriften sehr wohl bekannt und mag einen gewissen Einfluß ausgeübt haben.

Lu Hsiang-schan geht in seinen Betrachtungen vom Universum aus. Der Mensch scheint ein Teil desselben zu sein; er steht inmitten der Unendlichkeit von Raum und Zeit. Aber „die inneren Angelegenheiten des Universums sind meine inneren Angelegenheiten und meine inneren Angelegenheiten sind die inneren Angelegenheiten des Universums“. Das heißt, daß alles, was in der Welt geschieht, seinem innern Wesen nach nur Vorgänge in meinem Innern sind, denn „Das Universum ist mein Herz (Geist) und mein Herz ist das Universum“ (Brief an Tschu Tchi-tao). Mein Geist aber ist nichts anderes als die Weltvernunft. Der Satz: „Mein Herz ist die Vernunft“ wurde die Grundlage des ganzen Systems.

Jedes geistige Wesen, welches je gelebt hat oder leben wird, ist stets mein Geist oder die Weltvernunft, denn es gibt nur eine, wenn sie auch in mannigfachen Formen erscheint. Sollte irgendwo in der Welt vor hunderttausend Generationen ein Heiliger gelebt haben oder nach so unendlich langer Zeit erscheinen, so würde es immer derselbe Geist und dieselbe Vernunft sein.

Die Welt ist ein Ausfluß meines Geistes, Himmel und Erde sind dadurch erst Himmel und Erde. „Alle Dinge sind in mir vorhanden, man muß nur die Vernunft begreifen“, dann wird man es verstehen (Sammlung der Aussprüche, Yü-lu). Ganz pantheistisch klingt es nun allerdings wieder, wenn der Philosoph die Vernunft das ganze Universum durchdringen und erfüllen läßt, wodurch alle Dinge geordnet werden. Das soll wohl nur bedeuten, daß die Dinge und ihre regelmäßigen Wandlungen aus der Vernunft oder dem Denken hervorgehen. Wie für den Kosmos, so ist diese Vernunft auch die Norm für die Ethik und die Staatskunst. Sie erfüllt die ganze Welt und wohnt auch im menschlichen Herzen, denn sie ist mit diesem ja identisch. Sie ist die Lebensquelle für alle Wesen und die Norm für ihre Handlungen.

Diese Auffassung des menschlichen Geistes als weltsetzende Vernunft erklärt den Gegensatz zwischen Lu Hsiang-schan und Tschu Hsi in der Frage des Wissens und des Studiums. Während Tschu Hsi lehrt, daß man Wissen nur durch eifriges Studium erlangen kann, indem man das Wesen der Dinge zu erkennen sucht, erklärt Lu Hsiang-schan: „'Die Untersuchung der Dinge und die Vollendung des Wissens' soll nur die Dinge in meinem Herzen erleuchten“ (Sammlung der Aussprüche). Wir haben alles Wissen in uns, denn unser Geist ist ja die Weltvernunft und alles Wissen ist in dieser enthalten. Von außen kann nicht das geringste hinzukommen, daher ist das Studium äußerer Dinge unnütz, es handelt sich nur darum, die in unserem Geiste schlummernde Erkenntnis zu wecken. Selbst die sechs Klassiker haben nur den Wert von „Fußnoten“, von Notizen zur Unterstützung des Gedächtnisses. Ich selbst habe ja als Weltgeist die Klassiker verfaßt. Darum habe ich es auch nicht nötig, in anderer Fußtapfen zu treten und von ihnen Weisheit zu lernen. Die Wissenschaften sind für mich nur etwas Fremdes, das meinem Wissen nichts hinzufügt.

Trotz ihres Gegensatzes verkehrten beide Philosophen sehr freundschaftlich. Erst ihre Anhänger bekämpften sich heftig. Der Kampf der beiden Schulen, der Dualisten und der Idealisten, ist für die Philosophie der Sung-Dynastie charakteristisch. In der Ming-Dynastie fand Lu Hsiang-schan in Wang Yang-ming, 1472—1528, einen Nachfolger, der den Idealismus noch weiter ausbaute und als Philosoph noch größere Bedeutung gewann.

Zur Geschichte des Tso-tschuan.

Von Fritz Jäger, Hamburg.

Die Tso-tschuan-Frage ist neuerdings durch Frankes Untersuchungen zum Tsch'un-ts'iu wieder aufgerollt worden. Es sind vor allem zwei Probleme, die dieses durch die Fülle des Tatsachenmaterials wie durch seine sprachliche Form hervorragende Geschichtswerk der ausgehenden Tschou-Zeit der Wissenschaft aufgibt: einmal sein Verhältnis zum Tsch'un-ts'iu und zum andern die Geschichte seiner Entstehung. Was seine Stellung zum Tsch'un-ts'iu angeht, so wird das Ergebnis, zu welchem hier Franke gelangt ist, kaum mehr umzustoßen sein: danach ist das Tso-tschuan ursprünglich kein Kommentar des Tsch'un-ts'iu gewesen, sondern ein selbständiges Geschichtswerk, das Liu Hin zu Beginn der christlichen Ära in der kaiserlichen Geheimbibliothek aufgefunden und dann aus bestimmten Erwägungen politischer Art für die allein richtige Auslegung des Tsch'un-ts'iu ausgegeben hat. Dieser Sachverhalt erscheint so einleuchtend, daß man sich wundern muß, wie die Grube'sche Hypothese, wonach das Tso-tschuan und nicht das Tsch'un-ts'iu als das eigentliche Werk des Konfuzius zu betrachten sei, immer noch Anhänger findet. Ungeklärt ist dagegen noch größtenteils die Entstehungsgeschichte des Tso-tschuan. Nach dem Bericht des Schi-ki soll ein gewisser Tso K'iu-ming, ein Landsmann und wahrscheinlich auch Zeitgenosse des Konfuzius, auf Grund der geschichtlichen Aufzeichnungen des Meisters ein „Tsch'un-ts'iu des Tso" verfaßt haben; darunter hat die landläufige Tradition von jeher das uns bekannte Tso-tschuan verstanden. Der Bericht des Sse-ma Ts'ien wurde nun von Franke einer eingehenden Kritik unterzogen; er kam dabei zu dem Schluß, die fragliche Stelle im Schi-ki müsse der „geniale Fälscher" Liu Hin interpoliert oder wenigstens entsprechend abgeändert haben, eine Annahme, für welche sich m. E. ein bündiger Beweis nicht erbringen läßt. Während also Franke die Glaubwürdigkeit der traditionellen Entstehungsgeschichte stark erschüttert, sieht er andererseits davon ab, auf die Frage, wann und von wem eigentlich das Werk verfaßt wurde, eine positive Antwort zu geben. Ebenso erörtert er das Verhältnis des Tso-tschuan zum Kuo-yü als über den Rahmen seiner Arbeit hinausgehend nicht weiter; die Klärung dieser Frage ist aber für die Geschichte des Tso-tschuan deshalb von Bedeutung, weil die Verfasserschaft des Kuo-yü von Sse-ma Ts'ien gleichfalls jenem Tso K'iu-ming zugeschrieben wird. Unter solchen Umständen verdient eine kürzlich von Wilhelm[1] vorgeschlagene Lösung des ganzen Problems Beachtung. Auch Wilhelm steht auf dem Standpunkt, daß das sogenannte Tso-tschuan keineswegs ein Kommentar zum Tsch'un-ts'iu des Konfuzius ist, sondern ein selbständiges Geschichtswerk. Dieses habe mit dem heutigen Kuo-yü ursprünglich eine Einheit gebildet und eine zusammenhängende, über den Zeitraum des Tsch'un-ts'iu hinausgehende Darstellung der Geschichte der verschiedenen Staaten gegeben. Erst Liu Hin habe dann das Gesamtwerk, das vielleicht den Titel „Tsch'un-ts'iu des Tso" trug, auseinandergenommen und in Annalenform angeordnet, wodurch das seines Kernstückes beraubte Kuo-yü wesentlich an Wert einbüßte. In der Verfasserfrage hält Wilhelm an der Geschichtlichkeit des Tso K'iu-ming fest und setzt dessen Lebenszeit nicht viel später als die des Konfuzius an. Diese Erklärung hat tatsächlich große Wahrscheinlichkeit für sich, und es wäre zu wünschen, daß Wilhelm sie eingehender darlegt und begründet. Die Forderung Grubes, das Tso-tschuan auf seinen Inhalt, seine Darstellungsweise sowie auf die Geschichte des Textes hin zu prüfen und so an Stelle der fehlenden äußeren eventuell innere Gründe sprechen zu lassen, stellt noch immer eine Zukunftsaufgabe der Sinologie dar[2].

Wie die Entstehungsgeschichte des Tso-tschuan vorläufig noch im Dunkeln liegt, so sind auch seine weiteren Schicksale trotz Legges Forschungen (Chinese Classics, Vol. V, Prolegomena S. 24 ff.) erst streckenweise aufgehellt. Vielleicht kann deshalb eine im Hou-Han-schu (Kap. 66) überlieferte, bisher noch unbekannte Episode ein gewisses Interesse erwecken, zumal da diese sehr nahe an die Zeit des für die Geschichte des Werkes so bedeutsamen Liu Hin heranführt. An der genannten Stelle wird von einem heftigen Kampf um das Tso-tschuan berichtet, der in den ersten Jahren der späteren Han-Dynastie unter den Hofgelehrten entbrannte. Der Streit drehte sich darum, ob für dieses Werk von Staats wegen beamtete Gelehrte (*po-schi*) ernannt werden sollten, wie es solche für die klassischen Bücher seit dem Han-Kaiser Wu-ti gab. Gegen die beantragte Aufnahme des Tso-tschuan in den staatlichen Kanon wendet sich ein gewisser Fan Scheng, der Sachwalter des angegriffenen Werkes heißt Tsch'en Yüan.

1) Vgl. R. Wilhelm, Chinesische Literatur S. 33/34 (= Handbuch der Literatur-Wissenschaft, hrsg. von O. Walzel, Lieferung 59) und Kung-tse, Leben und Werk (= Frommanns Klassiker der Philosophie XXV) S. 201 Anm. 76.

2) Das Verständnis des literarischen Charakters des Tso-tschuan hat neuerdings M. Granet (Danses et Légendes de la Chine ancienne S. 67 ff.) gefördert, auf die Entstehungsgeschichte des Werkes geht er aber nicht weiter ein.

Die Kenntnis der von beiden Parteien vorgebrachten Gründe und Gegengründe vermitteln uns am besten die Quellen-Dokumente selbst[1].

Zu jener Zeit richtete Han Hin eine Eingabe an den Thron, worin er den Wunsch aussprach, man möge für das Yi-king des Fei und das Tsch'un-ts'iu des Tso Gelehrte einsetzen. Der Kaiser gab diesen Vorschlag zur Beratung weiter. Im 1. Monat des 4. Jahres (= 28. n. Chr.) berief man die höchsten Würdenträger sowie die Gelehrten zur Audienz nach der „Wolkenterrasse"; der Kaiser sprach: „Der Gelehrte (*po-schi*) Fan Scheng trete vor und gebe ein Gutachten ab". Fan Scheng erhob sich und entgegnete: „(Das Werk des) Tso hat nicht Konfuzius zum Urheber, sondern stammt von (Tso) K'iu-ming. Hier gibt es auch keine Überlieferung vom Lehrer auf den Schüler; außerdem wurde es von den früheren Kaisern nicht aufbewahrt. Somit ist kein Grund vorhanden, (Gelehrte dafür) einzusetzen". Darauf disputierte er mit Han Hin, Hü Schu und anderen, und erst als die Sonne im Mittag stand, hörten sie auf. Fan Scheng zog sich zurück und richtete an den Thron eine Denkschrift, worin er ausführte: „Ich habe gehört ..... Eure Majestät sind darob tief bekümmert, daß die (konfuzianische) Lehre Schwächen und Lücken zeigt, und bemühen sich (deshalb) um die klassische Wissenschaft; Ihr Bestreben ist auf umfassende Belehrung gerichtet. So kommt es, daß die Irrlehren sich eifrig herandrängen. Kürzlich hat eine Behörde gebeten, für das Yi-king des King Gelehrte einzusetzen; von allen Untertanen jedoch, die sich damit zu befassen haben, weiß niemand etwas Rechtes vorzubringen. Sobald King aufgenommen ist, fühlen sich (die Anhänger des) Fei zurückgesetzt und die des Tsch'un-ts'iu des Tso erwarten dann auf Grund dieses Beispiels ebenfalls die Einsetzung (von Gelehrten). Ist aber für King und Fei die Sache durchgeführt, so wird auch Kao[2] an die Reihe kommen. An Schulen des Tsch'un-ts'iu ferner gibt es die des Tsou und Kia. Läßt man es dahin kommen, daß für Tso und Fei Gelehrte eingesetzt werden, so werden Kao, Tsou, Kia und die verschiedenen Richtungen der fünf Klassiker gleichfalls die Anstellung (solcher) verlangen; sie alle haben gewisse Gründe anzuführen und werden hinterlistig darum kämpfen. Wenn man ihnen folgt, gibt man die Wahrheit preis, wenn nicht, gibt man die Menschen preis. Ich fürchte, Eure Majestät werden sicherlich bis zum Überdruß noch davon zu hören bekommen .... Die beiden Schulen des Fei und Tso haben jetzt keinen Führer und widerstreiten in vielem den (Lehren der) alten Herrscher. Frühere Geschlechter schon haben Zweifel an jenen geäußert. So wurde King zwar (in den staatlichen Kanon) aufgenommen, doch alsbald wieder gestrichen. Bedenkliche Wege darf man nicht beschreiten und bedenkliche Handlungen nicht ausführen. Die Lieder und Urkunden waren schon vor langer Zeit verfaßt, und doch reiste Konfuzius noch überall umher und zog Beobachtungen ein bis zu seinem 60. Lebensjahr; dann kehrte er von Wei nach Lu zurück und brachte die Festlieder und Opfergesänge in Ordnung[3]. Jetzt haben Eure Majestät soeben erst das Reich begründet und noch sind die Grundgesetze nicht gefestigt. Obwohl man staatliche Lehranstalten errichtet hat, gibt es noch keine Schüler; das Schi-king und Schu-king werden nicht erklärt, Riten und Musik finden keine Pflege. Wenn man also bittet, den Tso und Fei (in den staatlichen Kanon) aufzunehmen, so handelt es sich hier keineswegs um eine dringende Aufgabe der Regierung ..... Ich wünschte, Eure Majestät möge das, was den früheren Herrschern zweifelhaft erschien, als zweifelhaft betrachten und das für glaubwürdig halten, was ihnen glaubwürdig erschien, und damit zeigen, daß Sie zur wahren Quelle zurückkehren und nicht eigenmächtig handeln. Wenn die Dinge in der Welt so verschieden sind, so liegt das daran, daß sie keinen gemeinsamen Urquell haben ..... Die fünf klassischen Werke haben von Konfuzius ihren Ausgang genommen. Ich erlaube mir, die ‚Fehler des Tso, im ganzen 14 Punkte' zu überreichen". Als die Gegner auf Sse-ma Ts'ien hinwiesen, der häufig (das Werk des) Tso zitiere, überreichte Fan Scheng aufs neue 31 Punkte, in denen Sse-ma Ts'ien den fünf klassischen Werken widerspreche und die Worte des Konfuzius fälsche und welche es nicht erlaubten, das Tsch'un-ts'iu des Tso (in den staatlichen Kanon) einzutragen.

Den weiteren Verlauf dieses literarischen Streites lernen wir aus der Biographie des Tsch'en Yüan kennen. Das Mittelstück bildet auch hier eine Denkschrift über das Tso-tschuan, in welcher sich Tsch'en Yüan als beredter Anwalt des Werkes erweist. Damit setzte er übrigens nur die von seinem Vater überkommene Tradition fort; dieser wird ausdrücklich als Kenner des „Tsch'un-ts'iu des Tso" bezeichnet und soll darin den Usurpator Wang Mang unterwiesen haben.

Zu jener Zeit ging man mit dem Plane um, das Tso-tschuan (in den staatlichen Kanon) aufzunehmen. Der Gelehrte (*po-schi*) Fan Scheng führte nun in einem Thronbericht aus, (die Lehre des) Tso sei seicht und wertlos, es gehe nicht an, (sein Werk) aufzunehmen. Als Tsch'en Yüan das hörte, begab er sich in den Palast und überreichte dem Kaiser eine Denkschrift, worin er sagte: „Eure Majestät haben durch Anwendung friedlicher Mittel wie von Waffengewalt die Ordnung wieder hergestellt und die Menschen auf den rechten Weg zurückgebracht. Tief bekümmert über die Verfälschung der klassischen Lehre und die Verwirrung des Richtigen und Falschen laden Eure Majestät jedesmal, wenn Sie eine Audienz geben, die Untertanen ein, über die heilige Lehre zu disputieren. (Eure Majestät) wissen, daß (Tso) K'iu-ming ein großer Weiser und der persönliche Schüler des Konfuzius war, während Kung-yang und Ku-liang nur das durch Überlieferung Gehörte an die folgenden Generationen weitergaben. Darum befahlen Sie, den Tso aufzunehmen und erkundigten sich überall, ob das angängig sei oder nicht; damit wollten Sie zeigen, daß Sie nicht eigenmächtig handeln, sondern die Entscheidung völlig den Untertanen überlassen. Jetzt gehen die Kritiker ganz in dem auf, was sie gelernt haben, bewahren eigensinnig das von alters her Gehörte und halten an leeren, durch Überlieferung empfangenen Äußerungen fest; damit verleugnen sie die Grundsätze des eigenen Erlebens und der wirklichen Tatsachen. (Die Lehre des) Tso ist verwaist und zählt nur wenig Anhänger; so wurde sie von fremden Schulen ganz verdrängt. Nun eignen sich die besten Töne nicht für die Ohren der großen Masse ... und der größte Schatz entspricht nicht dem, was die Menge liebt ... Tschung-ni (Konfuzius) ward trotz seiner Vollkommenheit von der Welt nicht aufgenommen, wieviel mehr mußten die noch vorhandenen seiner auf Bambus und Seide geschriebenen Schriften von allen, die nur die Worte anderer nachplappern, beiseite geschoben werden; das ist doch ganz selbstverständlich. Wer außer Eurer höchsterleuchteten Majestät könnte die Sache beurteilen? Ich habe er-

1) Bei der Übersetzung sind der Raumersparnis halber alle sachlich unwichtigen Stellen ausgelassen. Aus dem gleichen Grund ist die Zahl der Anmerkungen aufs äußerste eingeschränkt.

2) Kao (Liang), King (Fang) und Fei (Tschi) sind Vertreter besonderer Schulen des Yi-king.

3) Vgl. Lun-yü IX 14.

gebenst davon Kenntnis genommen, was der Gelehrte Fan Scheng und seine Anhänger erörtert und dem Thron berichtet haben, daß nämlich das Tsch'un-ts'iu des Tso nicht aufgenommen werden könne und Sse-ma Ts'ien im ganzen in 45 Punkten Verstöße begangen habe. Meiner Ansicht nach ist das, was Fan Scheng und seine Anhänger vorbringen, nicht konsequent, es sind lauter zusammengestoppelte, kleinliche Ausführungen und dreiste, belanglose Worte. Sie greifen den Umstand, daß die Jahreszahlen (im Tso-tschuan) nicht ganz übereinstimmen, heraus und stempeln ihn zu einem großen Fehler; sie weisen darauf hin, daß es Kleinigkeiten ausläßt, und machen daraus ein großes Vergehen ... So verschleiern sie die erhabenen Schönheiten (des Tso-tschuan), und es trifft hier das Wort (des Konfuzius) zu: Eine kleine Kritik bringt ein Wort zu Fall, ein kleines Wort bringt die Wahrheit zu Fall[1]. Wenn Fan Scheng und Genossen weiterhin sagen, die früheren Kaiser hätten den Tso nicht als klassisches Werk (*king*) angesehen und deshalb auch keine Gelehrten dafür eingesetzt und die späteren Herrscher müßten sich diesem Vorbild anschließen, so ist dagegen meine bescheidene Ansicht folgende: Falls die späteren Herrscher sich nach der Handlungsweise der früheren richten müssten, so hätte P'an-keng seine Residenz nicht nach Yin verlegen und der Herzog von Tschou den Plan zur (Erbauung der) Stadt Lo nicht entwerfen dürfen[2]; Eure Majestät dürfte dann auch nicht (in dem Gebiet) westlich der Berge residieren. Ehemals schätzte der Kaiser Hiao-wu[3] den Kung-yang, der Kronprinz Wei jedoch liebte den Ku-liang. Da erhielt der Thronfolger Befehl, den Kung-yang und nicht den Ku-liang zu studieren. Als der Kaiser Hiao-süan[4] noch ein gewöhnlicher Bürger war, hörte er, der Thronfolger Wei habe den Ku-liang geschätzt. Daraufhin studierte er für sich allein jenes (Werk); als er dann den Thron bestiegen hatte, veranstaltete er in der Steinkanal(-Halle) eine Disputation, und (seitdem) kam Ku-liang in die Höhe und existiert bis heute zusammen mit dem Kung-yang. So hat sowohl der frühere wie der spätere Kaiser seinen besonderen Standpunkt vertreten, man braucht also nicht einander nachzuahmen ..... Jetzt herrscht eine gewisse Waffenruhe und die Feindseligkeiten sind eingestellt; so richte man sein Augenmerk auf die heiligen Künste und wende seine Gunst den Gelehrten und Gebildeten zu ... und nehme den Tso (in den Kanon) auf, um die Grundgedanken der alten Weisen zu erläutern und die Zweifel der Gelehrten zu beseitigen. Damit wird ein fester Grund für die kommenden Geschlechter gelegt und die Nachwelt ist aller Zweifel enthoben; dann wird das ganze Reich sich großen Glückes erfreuen. Ich habe in meiner Einfalt das Wort meines Lehrers wiederholt: O könnte ich im groben Gewand (des einfachen Mannes aus dem Volk) zur Audienz erscheinen und im Thronsaal mich niederwerfen, um des Konfuzius wahre Lehre vorzutragen und das alte dem (Tso) K'iu-ming angetane Unrecht wieder gutzumachen ..."

Die Eingabe wurde zur Beratung weitergegeben. Fan Scheng erörterte mit Tsch'en Yüan die Frage aufs neue; im ganzen hielt man über zehnmal der höchsten Stelle hierüber Vortrag. Schließlich nahm der Kaiser die Lehre des Tso (in den Kanon) auf. Die Ritualbehörde wählte vier Gelehrte aus, darunter den Tsch'en Yüan an erster Stelle; da aber Tsch'en Yüan kurz zuvor sich so ereifert hatte, nahm der Kaiser den nächstfolgenden, den *sse-li ts'ung-schi* Li Fong. Darauf fanden unter der Gelehrtenschaft lärmende Dispute über die Aufnahme des Tso statt, und von den höchsten Würdenträgern an debattierten die Beamten am Hofe oft hierüber. Als Li Fong dann an einer Krankheit starb, wurde Tso wieder (aus dem Kanon) gestrichen.

Aus diesen Dokumenten ersehen wir, wie umstritten noch am Anfang der späteren Han-Dynastie die Stellung des Tso-tschuan war. Es läge nahe, daraus gewisse für die Geschichte des Werkes bedeutsame Schlüsse zu ziehen; um aber hier zu einem sicheren Urteil zu kommen, müßte man noch weitere Quellen heranziehen, was leider der zur Verfügung stehende Raum verbietet. So sei zum Schluß nur noch auf einen Punkt hingewiesen: der gewichtigste Einwand, den Fan Scheng gegen das Tso-tschuan erhebt, betrifft die Tatsache, daß darin „die Jahreszahlen nicht ganz übereinstimmen". Leider ist diese Angabe so allgemein gehalten, daß sich der wirkliche Sachverhalt nicht mehr genau erkennen läßt. Es erscheint mir aber sehr wahrscheinlich, daß die Fragestellung dort eine ganz ähnliche war wie in den bereits von Franke angeführten Untersuchungen von Iijima Tadao, der auf Grund astronomischer Kalenderangaben den Nachweis zu erbringen sucht, daß das Tso-tschuan eine Fälschung aus der Zeit der ersten Han-Dynastie ist[1]. Darüber wird an anderer Stelle noch mehr zu sagen sein.

1) Dieses Wort steht im Ta Taï Li-ki (Kap. Siao-pien).

2) Über P'an-keng, einen Kaiser der Yin-Dynastie, vgl. Chavannes, Mém. Hist. I 193/4; über die Gründung von Lo-yang ebenda S. 243.

3) Der bekannte Han-Kaiser 140—87.

4) Süan-ti (regierte 73—49 v. Chr.) war ein Urenkel des Wu-ti und ein Enkel des oben genannten Kronprinzen Wei; dieser empörte sich später gegen seinen Vater, was zur Degradierung seiner Familie führte.

1) Nach jahrelangen Bemühungen wurde mir kürzlich die Arbeit von Iijima, die Franke selbst nicht zugänglich war, aus Japan zugesandt, wofür ich auch an dieser Stelle Herrn Ministerialdirektor Schidehara vom japanischen Unterrichtsministerium meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Die Untersuchungen Iijima's waren ursprünglich in der *Tōyō gakuhō* erschienen und liegen, nachdem die Restbestände dieser Zeitschrift durch das große Erdbeben vernichtet sind, jetzt in einem stattlichen Neudruck vor, der den Titel trägt: *Shina kodai shiron* (= Bd. 5 der *Tōyō bunko ronsō*); vom Tsch'un-ts'iu und Tso-tschuan handeln S. 378—418.

Das erwachende China[2].

Von E. Hauer, Berlin.

Der Verf., der anscheinend im Rahmen der um Kanton wirkenden Baseler Mission Südchina gesehen hat, schildert in 7 Kapiteln seine Eindrücke und Erfahrungen auf folgenden Gebieten: 1. Das nationale Erwachen (Die Entstehung des Nationalbewußtseins / Die Auswirkung des nationalen Bewußtseins in der Gegenwart), 2. Die Industrialisierung Chinas

2) Oehler, Lic. Dr. W.: Chinas Erwachen auf dem nationalen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und religiösen Gebiet. Erlebtes und Erforschtes. Wernigerode: Verlag „Die Aue" 1925. (137 S.) kl. 8°. Rm. 2.50.

(China ist nicht Japan / Verkehrsmittel und -wege in China / Der Bergbau / Die chinesische Hausindustrie / Das Fabrikwesen), 3. Die Lage des chinesischen Bauernstandes (Die Art des Ackerbaus in China / Die soziale Lage des chinesischen Bauern), 4. Die Reform der Familie (Gattenwahl und Verlobung / Hochzeit und Ehe / Familienbesitz), 5. Die chinesische Lebens- und Weltanschauung (Die Sitte (li) / Die Natur (tao)), 6. Die Renaissance-Bewegung (Die alten Führer Kang Ju wai (sic!) und Liang Ki tschao / Die „Neue Gedankenflut“), 7. Die Religion im heutigen China (Die chinesische Volksreligion / Der chinesische Buddhismus / Andere religiöse Bewegungen der Gegenwart / Einwurzelung des Christentums in China).

Das anspruchslose Büchlein gibt einen lesenswerten Überblick über die genannten Themata. Besonders interessant sind die Mitteilungen über das Fabrikelend mit seinen Hungerlöhnen („In den Haarnetzfabriken arbeiteten 17000 Frauen und 1000 Männer 10 Stunden am Tag für 6 Cent = 12 Pfennig!“), wo der Verf. richtig voraussieht, daß die moderne Industrie zu einem furchtbaren Fluch für das chinesische Volk werden kann, wie sie es für das japanische z. T. geworden ist (S. 42). Kenner des alten Peking werden mit Vergnügen erfahren, daß zur Zeit der schlimmsten Dürre des Sommers 1924 die republikanische Regierung die heiligen Bronzetafeln aus dem Drachengott-Tempel von Han-tan-hien hat nach Peking bringen und in feierlichem Umzuge herumtragen lassen, also genau dasselbe getan hat, was früher der Kaiser tun mußte (S. 108). Hervorzuheben sind endlich die Angaben über das ganz merkwürdige Erwachen des Buddhismus in den allerletzten Jahren (S. 111 ff). „Einfach bewundernswert ist der Fortschritt, den das buddhistische Schulwesen in jüngster Zeit gemacht hat. Die buddhistischen Gemeinden haben in den letzten fünf oder sechs Jahren eine ganze Reihe von höheren Schulen ins Leben gerufen. Die bedeutendsten sind das Hwayam-College in Hankau, die buddhistischen Seminare von Wutschang und Nanking, die Buddhistenschule von Anking und das buddhistische Institut von Tschangscha. Sie stehen auf der Höhe der Regierungsschulen vom gleichen Grad, lehren aber außer den notwendigen Lehrfächern Englisch, Sanskrit und vor allem die buddhistischen Regeln und Schriften.“ (S. 115).

Wenn der Verf. einmal Muße und Gelegenheit finden sollte, De Groot's Werke „The religious System of China“ und „Universismus“ zu studieren, würde manches unverständlich Gebliebene (wie z. B. Wesen und Zweck des Totengeheuls, mit dem man nicht um den Verschiedenen klagen, sondern durch das man die fortgegangene Seele zurückrufen will) oder nur oberflächlich Gestreifte (wie z. B. Fêng-schui, Li, Tao) in klarem Lichte erscheinen.

Liederreigen und Liebeswerben in Altjapan.

Von Karl Florenz, Hamburg.

Die ältesten japanischen Geschichtsbücher, das um 712 n. Chr. entstandene Kojiki und das 720 vollendete Nihongi, berichten nicht nur von Haupt- und Staatsaktionen, sondern auch von allerlei romantischen und intimen Dingen. Die geschilderten Vorgänge mögen so, wie sie da mit allen Einzelheiten aufgeschrieben sind, vor dem Richterstuhl der historischen Kritik oft nur schlecht bestehen können; trotzdem wäre es verfehlt, ihnen darum alle ernstliche Beachtung versagen zu wollen, denn auch in den künstlich zurechtgemachten Geschichten verbirgt sich nicht selten ein wertvoller Kern von kultur- und literaturgeschichtlicher Bedeutung.

Die obengenannten Quellen erzählen uns wiederholt von den Liebeswerbungen hoher Herren — nur den Vornehmen, nicht aber dem Volke, schenkt ja die alte Geschichtsklitterung fast ausschließlich ihre Beachtung — und lassen diese ihre Werbung bei der Auserwählten entweder unmittelbar persönlich anbringen oder durch einen Mittelsmann besorgen. Von letzterem Verfahren, das übrigens später unter chinesischem Einfluß die alleinige Regel beim ganzen Volke, bei hoch und niedrig wurde, hören wir unter anderem in einer Episode, wo der erste Kaiser Jimmu (angeblich 7. Jahrhundert v. Chr.) die Zahl seiner Nebenfrauen um ein reizendes Mitglied zu bereichern unternahm. Er hat in einer Gruppe von Mädchen, die draußen im Freien lustwandeln und spielen, das schöne Fräulein Isukeyori erblickt, und wie ein Troubadour oder Minnesänger unseres Mittelalters schickt er einen seiner Mannen, einen gewissen Ôkume, als „Singerlein“ ins Treffen vor, um seine Werbung zu melden. Nach kurzem neckischen Zwiegesang, worin das Mädchen zuerst den Brautwerber um seiner Schlitzaugen willen verspottet, von diesem aber schlagfertig heimgezahlt bekommt, ergibt sich Isukeyori-hime (hime = Fräulein) und empfängt in der nächsten Nacht den fürstlichen Gemahl in ihrem Hause; später wird sie Mitbewohnerin des kaiserlichen Palastes und der Kaiser feiert bei ihrem Einzug durch ein Liedchen ihr erstes Zusammensein „im feuchten Hüttlein auf schilfbewachsener Heide auf ausgebreiteten Binsenmatten“.

Diese Episode, die vom Kojiki in die allerälteste, noch stark sagenhafte Zeit verlegt wird,



deutet in einigen Zügen auf eine japanische Volkssitte hin, welche wir zu Beginn der eigentlich historischen Zeit, d. h. im 5. Jahrhundert n. Chr., allgemein verbreitet finden. Ich meine das Uta-gaki, „Lieder-Hecke, Lieder-Zaun“, auch Kagai, „abwechselndes Singen“ genannt. Es war dies ein Volksfest, bei dem das Absingen von Liedern, aus dem Stegreif gedichtet, im Mittelpunkt stand, ein eigentümlicher und doch nicht einzig dastehender Brauch, zu dem wir Seitenstücke in nah und fern, im alten Korea wie noch jetzt in unseren Alpenländern finden.

Die Teilnehmer am Utagaki, vornehmlich junge Männer und Weiber jeglichen Standes, zogen im Frühling und Herbst hinaus auf die Berge oder versammelten sich an einem öffentlichen Platze, z. B. auf einem belebten Marktplatz wie dem Flecken Tsubaki-ichi „Kamelien-Markt“ im Lande Yamato, vergnügten sich bei Speise und Trank und bildeten Gruppen und Reihen. Daher eben der Ausdruck „Lieder-Zaun“, d. h. Lieder-Reihen oder Lieder-Reigen. Abwechselnd sang man herüber und hinüber, bald im Chor, bald einzeln. Die Chorgesänge waren natürlich meist überlieferte, eingelernte Gesänge; beim Einzelgesang aber wurde durchaus improvisiert. Der eine sang dem anderen zu, und dieser antwortete im Gegengesang Bei dem verhältnismäßig freien und ungezwungenen Verkehr der Geschlechter untereinander im ältesten Japan boten solche Liederreigen-Feste vortreffliche Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebesverhältnissen und zum Liebeswerben. Der Jüngling machte sich an die Erwählte heran, ergriff sie bei dem langwallenden Ärmel ihres Kleides, und während er sie so festhielt, sang er seine Werbung, auf welche sie ebenfalls im Gesang bald zustimmend, bald abweisend antwortete.

Wenn sich mehrere Freier um dasselbe Mädchen bewarben, konnte es zwischen den Nebenbuhlern zum Sängerkrieg voll Spott und Herausforderung kommen, was manchmal weitere ernstliche Folgen nach sich zog. Unsere Quellen, sowohl das Kojiki als das Nihongi, haben uns die Schilderung eines solchen Liederwettstreites, den sie für das Ende des fünften Jahrhunderts (das Nihongi nennt das Jahr 498 n. Chr.) ansetzen, mit den dabei gesungenen Liedern erhalten. Die Überlieferung ist in beiden Quellen leider unvollständig, besonders die Darstellung des Kojiki in diesem Falle sehr lückenhaft und unordentlich. Wenn man aber die beiden Quellen nebeneinander hält, sie sich gegenseitig ergänzen läßt und in die Darstellung etwas bessere Ordnung bringt, wie es schon die älteren japanischen Kommentatoren Motowori Norinaga und Tachibana no Moribe versucht haben, so bekommt man ein ganz anschauliches Bild des Herganges.

Prinz Woke, der älteste Sohn des Kaisers Ninken, zur Zeit unserer Erzählung Kronprinz, aber kurz darauf Kaiser (Kaiser Buretsu), bewarb sich um Kage-hime, die Tochter eines vornehmen Adligen. Kage-hime unterhielt jedoch schon ein heimliches Verhältnis mit Shibi, einem Sohn des sehr mächtigen Groß-Omi (hier etwa Reichskanzler) Heguri no Matori. Wegen der hohen Stellung des kronprinzlichen Bewerbers scheute sich Kage-hime, den Mittelsmann, den der Kronprinz an sie abgeschickt hatte, ohne weiteres abzuweisen, und sie ließ daher dem Prinzen sagen, daß sie ihn auf dem demnächst stattfindenden Uta-gaki auf dem Kamelienmarktplatz erwarten wolle. Sie trafen sich dort der Verabredung gemäß, aber als der Prinz sich in den Reigen mischte und den Ärmel des Mädchens ergriffen hatte, wurde er von seinem glücklicheren Nebenbuhler Shibi, der sich zwischen beide drängte, beiseite geschoben. Da ließ der Prinz den Ärmel Kage-hime's fahren, wendete sich dem Gegner zu und sang ihm ein zunächst noch harmloses Liedchen ins Gesicht, wobei er auf den Namen Shibi's, den man als „Thunfisch“ auslegen kann, anspielte:

„Durch die Brandung der Salzflut daher (K u. N)
Kam spielend ein Thunfisch geschwommen
Und hat mein Gemahl an die Seite
Seiner Flossen genommen“.

Shibi hakt schlagfertig in die Anspielung auf seinen Namen ein, und es entspinnt sich ein Wechselgesang, der immer beleidigender und drohender wird.

Shibi: „O Fischersmann! Du wolltest wohl gern (K)
Den großen Fisch, den Thunfisch, spießen!
Doch steht er nun hier!
Du Thunfisch-spießender Fischersmann!
Das möchte Dich schier verdrießen!“

Prinz: „Mit dem großen Schwert, (N)
Das im Gürtel mir hängt,
Hier siehst Du mich stehn. —
Und zieh ich's auch nicht, so wisse doch,
Daß die Liebste mir nicht soll entgehn!“

Nun spielt Shibi höhnisch auf den verfallenen Zustand des kronprinzlichen Wohnhauses, des „Großen Palastes“, und damit auf des Prinzen schlechte wirtschaftlichen Verhältnisse an, worauf der Prinz entgegnet, wenn sein Palast verfallen, also das Reich in Unordnung sei, so läge das an der jämmerlichen Verwaltung durch den Kanzler, Shibi's Vater, an der Mißwirtschaft seiner Sippe:

Shibi: „Wie hängt doch so schief (K)
An den Ecken das Dach
Des „Großen Palastes“ herunter!“

Prinz: „Der Zimmermann taugt nichts! (K)

Drum hängt auch so schief
Das Dach an den Ecken herunter.“

Die nächsten vier oder fünf hiernach einzugliedernden Strophen nehmen auf die Hochzeitshütte Bezug, worin sich nach uraltem Brauch das neuvermählte Paar einzuschließen pflegte. Die Vermählungshütte wird dabei unter Anspielung auf ein uraltes Hochzeitsliedchen der „achtfache Zaun“ (ya-he-gaki) genannt. Shibi äußert, der Prinz solle sich doch nicht einbilden, Shibi würde ihm seinen achtfachen Zaun abtreten (N); Prinz Woke erklärt es als reine Großmut seinerseits, wenn er nicht schon darin stünde (K). Dann drohen beide gegeneinander, daß es auch mit dem bestgefügten achtfachen Zaun ein wackliges Vergnügen sein werde. Shibi kündet dem Prinzen an, sein Zaun würde zerschnitten und verbrannt werden (K); der Prinz verheißt dem Gegner ein mit Getöse von unten einsetzendes Erdbeben, welches den Zaun zertrümmern würde (N).

Schließlich bricht der Prinz das Wortgefecht ab, wendet sich wieder zu Kage-hime und spricht seine Werbung aus, indem er ihr seine Liebe kündet, mit den Versen:

„Wenn Kage-hime, (N)
Die mir zur Rechten steht,
Eine Perle wäre,
Wär' eine weiße Seeohr-Perle sie,
Die Perle, die ich liebe“.

Statt ihrer antwortet Shibi mit einer Strophe, deren erste Hälfte auf einem unübersetzbaren Wortspiel (tare „hängen“ und tare „wer?“) aufgebaut ist, deren zweite Hälfte aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt:

„Des hohen Prinzen (N)
Gürtel aus Streifengewebe,
Verknotet hängt er herab; —
Wer immer, mich ausgenommen, es sei,
Sie will nichts von ihm wissen.“

(Tiefere Bedeutung: ich habe schon den Gürtel bei ihr gelöst und bei ihr geschlafen, der Prinz aber wird ihn nicht bei ihr lösen können.)

Der Prinz wußte nun, daß Shibi die Kagehime schon zu eigen besaß, und daß man ihn genasführt hatte. Wütend beschloß er den Untergang seines Nebenbuhlers und ließ ihn noch in derselben Nacht durch die Mannen eines hohen Vasallen überfallen und töten. Das war das Ende des Liederspiels.

Die Vornehmen scheinen sich in den nächsten Jahrhunderten allmählich von der Beteiligung an den Liederreigen zurückgezogen zu haben, da sich ihre Aufmerksamkeit immer mehr den aus China eingeführten Spielen und Vergnügungen zuwandte. Das große prächtige Utagaki, welches die Kaiserin Shōtoku im Jahre 770 in Nara veranstaltete, und worüber uns im Fortgesetzten Nihongi ein ausführlicher Bericht erhalten ist, war augenscheinlich nichts weiter als ein historisches Hoffest, bei dem das Volk keine Rolle spielte. Hiernach hören wir wenig mehr von den Utagaki. Doch wäre es unrichtig, daraus schließen zu wollen, daß der Brauch abgekommen war. Es fehlen uns nur die literarischen Belege in den offiziellen Geschichtsquellen. Der Brauch hat sich vielmehr beim Volke auf dem Lande, wenn auch in etwas veränderter Art und Umrahmung, bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar vor allem in den Bon-odori genannten Tanz- und Gesangsspielen, zu denen sich an den Abenden des buddhistischen Allerseelenfestes die in ihre besten Sommergewänder gekleidete Bevölkerung zusammenfindet. In der kreisförmigen Aufstellung beim Singen und Tanzen lebt auch äußerlich formal der „Zaun“ des alten Utagaki noch fort.

Zur japanischen Literatur[1].

Von F. E. A. Krause, Heidelberg.

In einem modernen Teetisch-Format wird ein Büchlein vorgelegt, dessen Kern eine deutsche Übertragung der „Anthologie Japonaise“ von M. Revon, Professor an der Universität Tōkyō bildet, einer im Original recht verdienstvollen Zusammenstellung von Proben aus allen Zweigen und Perioden der japanischen Literatur. Um den Inhalt des französischen Werkes dem deutschen Leser „näherzubringen“, hat der Herausgeber seine Übertragung mit eigenen Bemerkungen und Noten, Einführungen und Verbindungen versehen und namentlich als selbständige Tat in einem besonderen Bändchen ein „Sachwörterbuch“ angefertigt.

Die Angabe des Titels: „Geschichte und Auswahl“ entspricht kaum dem Inhalt, denn Revon's Chrestomathie ist durch die Erläuterungen Adler's in keiner Weise zu einer Geschichte der japanischen Literatur geworden. Die Behauptung im ersten Satz der Einführung: „Das japanische Schrifttum, das hier zum erstenmal in Deutschland in einem Überblick vorgelegt wird“, erscheint allzu kühn. Von den „zünftigen Japanologen“ hat P. Adler keine gute Meinung, mit G. Aston und K. Florenz geht er recht unsanft um, indem er sie als „aus dem Kleinbürgertum hervorgegangene Schulmeister“ bezeichnet und ihre Werke für „völlig unzureichend“

1) Adler-Revon: Japanische Literatur. Geschichte und Auswahl von den Anfängen bis zur neuesten Zeit. Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlagsanstalt A.-G. (430 S.) kl. 8°. = Taschenbücher der Literatur 1. Bd. Rm. 9—; geb. 12—.

Adler, Paul: Sachwörterbuch zur japanischen Literatur. Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlagsanstalt. (136 S.) kl. 8°. Rm. 5—; geb. 7—.

rklärt, die den Leser „schmählich enttäuschen“ nüssen und ihn „großartig im Stiche lassen“. Herr Adler unternimmt nun, wie er treffend elbst erklärt, „einen verzweifelten Versuch“, ei dem er sich dem Stoffe gegenüber fühlt „wie ein etwas zu selbstbewußter Bergsteiger zu den Bergen“. Er empfindet „die scheinbar große Anmaßung dieser Arbeit“, was immerhin Aufrichtigkeit neben der Anmaßung verrät, und rhofft den Beifall von einem „künftigen (nicht zünftigen) Japanologen“, „in dessen Hände das Ding vielleicht gerät“. Einstweilen aber ist es n die Hand wissenschaftlicher Beurteiler gekommen, die sich das Ding etwas näher ansehen und dabei eine Verwunderung nach der anderen erleben. Freilich wird Herr Adler meinen, daß „Japanologen“ hilflose Schulmeister sind, „aus deren Werken sich eine Anthologie herber Kathederblüten herstellen ließe“, und gewiß nicht zugeben, daß diese bedauernswerten Fachleute sich bei ihrer „in sich selbst grundlosen“ Arbeit auch gelegentlich einige Gedanken über das Wesen ihres Stoffes machen mögen, denn er stellt ja bei den „bedeutendsten europäischen Japanologen“ nur „durchaus zweideutige Verdienste um die geistige Verarbeitung“ fest.

Wir schätzen selbstbewußte Bücher, nur darf der Scherz nicht zu weit getrieben werden. Fast hat uns das Pathos der „Einführungen“ zu beiden Bändchen, namentlich zum Sachwörterbuch, im Bewußtsein aller Schwierigkeiten der Japanwissenschaft mutlos und kleinlaut gemacht, so daß wir nun große Dinge erwarten möchten von der ersten Erfassung Japans, die uns P. Adler bringen will. Bei näherer Betrachtung des Inhaltes aber verwandelt sich dieses beklemmende Gefühl des gescholtenen Nichtwissers in gerechte Empörung und starke Belustigung. Wir können uns nur einem Urteil des Herausgebers ohne Zögern anschließen, daß er seine eigene Arbeit als „Anmaßung“ empfindet. Das gerechte Urteil kann nur lauten auf dreiste Anmaßung eines zwischen japanischen Worten herumstolpernden unwissenden Dilettanten!

Des Eingehenden erscheint eine Besprechung nicht möglich, weil der Unrichtigkeiten und Sinnlosigkeiten allzuviele sind. Wir lesen einen Wust von Worten und Namen, bei dem japanische Gegenstände beständig mit europäischen in der unglücklichsten Weise zusammengestellt und verglichen werden, ohne jeden ersichtlichen Grund und Zweck. Das Sachwörterbuch bietet ein Allerweltsragout, das notwendig an Bastians allgewaltige Mixturen erinnert. Mit der japanischen Sprache steht P. Adler auf sehr schlechtem Fuße, und er rächt sich für die Schwierigkeiten, die sie ihm boshafterweise bereitet, durch eine souveräne Verachtung von Kleinigkeiten. Die Orthographie ist überall ungenau und inkonsequent, die Schreibungen wechseln in lustigen Varianten ab, lange Vokale sind nirgends berücksichtigt, es wimmelt auf jeder Seite von Druckfehlern der gröbsten Art, die doch bei der Korrektur hätten beseitigt werden müssen (oder sind einige Hundert davon dem Herausgeber gar nicht störend aufgefallen?). Die sachlichen Unrichtigkeiten und vielen Schnitzer aus Unkenntnis nachzuweisen, verbietet der Mangel an Raum. Wir begnügen uns mit einer Blütenlese kleiner Perlen, die sachlich und stilistisch gleich belustigend sind.

S. 132: „Wa, chines. = Wo, ältere Bezeichnung Japans“ [Wa ist 和 (chines. ho), Wo ist 倭。] „Waga, Wakan, in Zusammensetzungen soviel wie japanisch“ [waga 我 jap. = ich, wir, unser; Wa-Kan 和 漢 sinojap. = Japanisch-Chinesisch (Kan = Han).] „Waga-Kusha, nationale Richtung des Neukonfuzianismus“ [Wa-gaku-sha 和 學 者 der Japan-Gelehrte].

S. 71: „Kanga-Kusha, Sinologen“ [Kan-gaku-sha 漢 學 者。].

S. 62: „das Wakan(Japan)-Kongo(China)-bun“, auf S. 71 „Waka-Kanko-bun“ [Wa-Kan 和 漢 (Japanisch-Chinesischer) Kon-gô 混 合 (gemischter) bun 文 (Stil!)]

S. 29: „Li-tai-po (von den Japanern Hakko-rako-ten gelesen)“ [李 太 白 wird Ri Tai-haku gelesen; Haku Raku-ten ist die jap. Lesung für Po Lo-tʻien 白 樂 天, Beiname von Po Chü-i!].

S. 155: „Yami, Unterweltsgott (Sanskrit Yama) s. Ema“ [Yo-mi 黄 泉 ist das Totenreich des Shin-tô, das mit der buddhistischen Hölle und dem indischen Yama (jap. Em-ma 閻 魔) nichts zu tun hat].

S. 121: „Tanka, sinojap. für Mikaya-uta“ (soll heißen Mijika-uta 短 歌。].

S. 65: „Kagura (= Kami-gura Göttergerüst)“ [Kagura 神 樂 Götter-Musik, Götter-Tanzlied].

S. 62: „Der Konsonant n des Auslauts ist verkürzt aus um“ [statt mu].

S. 59: „Hotogisu“ [statt Hototogisu 杜 鵑。].

Von den zahlreichen Namenentstellungen: „Nabinogu“ (f. Nobu-naga), „Tsema Kiang“ (f. Sze-ma Kuang), „Teishin“ (f. Ten-jin 天 神), „Shingo“ (f. shin-zô 新 造), „Ama-no-hashidati“, „Yoshitsuno“, „Hinaki“ (f. hinoki 檜), „Shirige“ (f. Shiragi), „Kasugadaiojin“ (f. Ka-

suga-dai-myô-jin), „Kusanaghi“ (f. Kusanagi), „Mobinaga“ (f. Mori-naga), „Manyakana“ (f. Man-yô-gana), „Wen-choang“ (f. Wên-chʻang), „Hiye-sani“ (f. Hi-ei-zan), „Taiho-Rynu“ (f. Tai-hô-ryô), „Kiato“ (f. Kyô-to), „Amitaba“ (f. Amitâbha), „Boddhitharma“ (f. Bodhidharma), u. v. a. m.

S. 40: „Ema (skr. Yama) Unterweltsgott, Richter jenseits des Seelenflusses neben der Flußgöttin (vgl. Gilgamesch und Charybdis), mit dem Schuldbuch (wie in westl. Lehren) und den zwei Zeugen (abgeschnittenen redenden Köpfen, vgl. Kopfjäger).“

S. 72: „Kissen (Schlafholz, vgl. Jakobs Traum)-buch, s. Makura no Soshi.“

S. 75: „Kusa-Soshi (Allerlei Skizzen oder Stinkhefte), Kolportageliteratur des 18. Jahrh.“ [Die leichten Novellen waren in der bei Frauen beliebten Hiragana und cursiv (sô-sho 草書) geschrieben und hießen daher kusa-zô-shi 草雙紙; mit kusaru 臭 hat dies nichts zu tun.]

S. 82: „Okuninushi wird durch einen herabgewälzten glühenden Stein verbrannt (vgl. Julblock; auch der Eber Gullinbursti gehört dazu — wie zum Adonis-Adonaj-Tammus-Mythus) und wie Osiris u. a. wiederbelebt; er verbirgt sich dann zwischen Bäumen (Phänomen des Sonnenunterganges, Steine zwischen Bäumen vielfach als Zeitmesser der Sonnenhöhe und Zauber von der Art Josuas).“

S. 88: „In dem alten Shintokult wird die Ohonusa, ein mit Bändern geschmückter Zauberstab, in die Höhe gehalten, an den Shintotempeln sind Strohseile angebracht, an den Stäben Papierbänder (Go-hei). Das Flatternde an den Gewändern, am Körper, ist in allen alten Kulturen beliebt und erklärt sich nur für eine unwissende Schneiderästhetik als ‚Mode‘ (ein Begriff ohne jeden Inhalt). — So erklärt sich z. B. die Rede des Jesaias gegen die bänder- und schellenbehangenen, nämlich abgöttischen, Töchter Zions, vgl. auch die katholischen Firmlinge, Umzüge, Bänder an den Kleidern slavischer Brautwerber, an Pferdekummeten nebst anderen Amuletten, Säuglingstr.).“

S. 89: „Stab oder Zepter sind überall Erfordernis, später Attribut und Symbol priesterlicher Herrschaft und der Häuptlingswürde, sofern sie aus dieser hervorgegangen; in anderen Fällen die Lanze, wie z. B. beim deutschen König. Der späte Westen kennt Bischofs- und Kreuzesstab, vgl. auch Thyrsus, Maibaum, Weihnachtsbaum, die sogenannte Geißel des Pharao. In China bedeutet das Zeichen für Stab auch Regierung (Wasserlenkung). Auf den rein materiellen Prügel kann kein Symbol und konnte niemals irgendeine Herrschaft begründet werden, da ein solcher, falls ungeweiht, auch für den anderen überall bereit lag. Auch der Viehstecken kann nur abgeleitet sein. Viehzucht bekanntlich nach neueren Feststellungen erst eine Tempelfunktion.“

S. 101: „Spätere Reigen sind die buddhistischen Bo-nodori [!]. Aus China glückbringende, (nunc pede libero pulsanda tellus, graecorom.) Stampftänze der arch. Zeit mit dem Refrain: Lebet 1000(0) Jahre! Ähnliche Tänze noch heute (mandsai!).“

S. 109: „Die eigentlichen Schriften Altjapans gehen alle auf China zurück, und werden bez. Weise auf Kobo Daishi, den großen Magier, der im japanischen Mittelalter eine Geltung, wie etwa Gerbert und Albertus Magnus zusammen, hat, zurückgeführt. Die chinesischen Schriften selbst sind bekanntlich Ideogramme, die auf Hieroglyphen zurückgehen, wie das prähistorische dem Gelben Kaiser 2650 v. Chr. zugeschriebene Ku-wen. Das noch ältere mit den Hexagrammen des Iking zusammenhängende Pa-kwa soll eine Knotenschrift, ähnlich den amerikanischen ersetzt haben.“

S. 111: „Zu Beginn des 9. Jahrhunderts gelangen die Japaner endlich zu ihrer nationalen Kursiv-Silbenschrift (Hiragana, in älteren Transkr. Firakana, ethmologisch unsicher, auch Weiber- (=weltliche) Schreibung, vgl. die jiddische Weiberschrift, genannt).“

S. 119: „Tai, eine Meerbrasse, die ‚Rote Frau‘ (daher ihr blutiger Mund), verwandt mit der Dorade der Römer, Attribut des Glücksgottes Ebidsu (vgl. Fuchs).“

S. 125: „Tee, im 9. Jahrhundert genannt, um 1200 gewöhnlich, einst neuer Gott (wie Dionysos bei den Griechen), doch dem Zeitcharakter entsprechend rein zeremonieller Kult, besonders nach 1400 am Hofe d. Yoshimitsu. Teezeremonie (chan-oyu [!]) mit Vorzeigung alter kultischer Keramik.“

S. 126: „Auch Ratten sind bei der Bauart der japanischen Wohnhütten häufig, Rattenwander stets Vorz. von Verlegungen der arch. Residenzen (sinkendes Schiff); die Ratte neben dem Reissack Attribut des japanischen Reichtumsgottes (vgl. übrigens Goethes Hochzeitslied, doch wohl eine Mäusehochzeit?, Ratten und anderes Ungeziefer in Westdeutschland und Frankreich im Mittelalter häufig in judiziellen Formen exorzisiert).“

S. 133: „Aus dem Hainkult stammt wohl das Blütenfest (Hanani [!]), wo besonders nach Yoshino gewallfahrtet wird (wie in Berlin nach Werder, in Dresden nach Cossebaude, beidemale auf altem Wendengebiet). — Man unternimmt auch Wallfahrten mit asketischen Verschärfungen; auch ‚Hundert Wallfahrten‘, wobei

an sich mit je einem Schritt zum Tempel und
ırück (Springproz.?) begnügt. Ein Abkommen
iit der höheren Macht, das keineswegs gegen
en Sinn der immer und überall mit einem
est von Magie behafteten religio verstößt. Auch
ne römische Straßenbahndirektion hat ähnlich
ne Rundfahrt zum Besuche der Apostel-
Ablaß-)kirchen für die Pilger des Heiligen Jahres
ingerichtet. Manche Wallfahrtsstätten waren
ohl seit alters Heilstätten (s. Moxa)."

S. 134: „Westliches Land = Paradies, s. Taois-
ıus, Horai, Jo-do. Nach buddhistischer Legende
nden sich die Frauen dort als Männer, vgl.
ie andere Lösung der geschlechtslosen Engel,
chon in der bekannten Evangelienstelle."

Diese Auswahl aus Adlers schauderhaftem
laborat, die beliebig fortgesetzt werden könnte,
ıag genügen. Wir hoffen, daß der Verfasser
s bei diesem einen Werke seiner verblüffenden
apan-Erkenntnis bewenden lassen wird.

Die Form der Kawi-Dichtung.

Von Walther Aichele, Hamburg.

Das Kawistudium steht, obwohl es an Alter
ler Sanskritphilologie nahekommt, noch immer
n seinen Anfängen. Es ist dies eine Folge
ler Tatsache, daß bisher nur einige wenige,
venn auch ausgezeichnete Forscher die uns
rhaltene reiche altjavanische Literatur be-
ırbeiteten und zur Aufhellung ihrer mannig-
achen sprach- und kulturgeschichtlichen Probleme
eitrugen. Aus dieser Sachlage ist es zu er-
klären, daß bislang noch nicht die Frage be-
andelt wurde, welcher literarischen Gattung
lie ältesten uns überkommenen und an Kunst-
vert zugleich höchststehenden Schöpfungen
ler indonesischen Poesie, die im 10. bis 14. Jh.
ı. Z. entstandenen Kawigedichte, zuzurechnen
eien. Das sie bezeichnende Wort *kakawin*,
las in seiner formalen Bildung genau dem Sans-
krit *kāvyam* entspricht, weist nun bereits auf
hren besonderen Charakter hin. In der Tat
rgibt ihre nähere Untersuchung, von der hier
in das Wesentliche wenigstens andeutender
Bericht mitgeteilt werden soll, ihre völlige
Abhängigkeit vom indischen Kunstepos,
nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form.
Wie für den indischen Kunstdichter, so dienen
auch für den altjavanischen Nachahmer die
Begebenheiten der großen indischen Epen, die
bei beiden zumeist den Inhalt ihrer Dichtungen
ausmachen, in der Hauptsache nur zum Aus-
druck ihrer Ideen und ihrer dichterischen Ge-
staltungskunst. So wird sich, um ein Beispiel
zu nennen, dem Leser des Kawi-Rāmāyaṇa
immer wieder der Eindruck aufdrängen, daß
ihm der Dichter in der Gestalt Rāmas das
Idealbild des Herrschers vorführen will. —
Dieselben Versmaße, die die indischen Kunst-
dichter verwendeten, finden wir, auch hier von
Sarga zu Sarga, aber auch innerhalb der ein-
zelnen Gesänge wechselnd, in den altjavanischen
Kawigedichten wieder.

Wie getreulich auch die Alaṃkāras, die so
beliebten Verszierden der indischen Kunst-
dichtung, und zwar sowohl die sprachlichen
Künste, wie die poetischen Bilder und Vergleiche,
nachgebildet wurden, mögen die folgenden Pa-
rallelen zeigen. Ich folge dabei Daṇḍin's Kā-
vyādarśa (abgekürzt: D.), hrsg. von O. Böntlingk.

Der Anuprāsa[1], die Wiederkehr gleicher Laute
(D. 1, 55 ff.), begegnet uns häufig in den verschiedenen
Kawigedichten, besonderer Beliebtheit erfreut er sich,
ebenso wie das Yamaka, bei dem Dichter des Rāmā-
yaṇa (= R.). Z. B.:

māring manuk muni měne matakut ya kasrang[2] (*m, ma, k*)
R. $2_{25\,c}$

mong mona munggu ri guhānya humīs awaknya (*m, mo, gu*)
R. $2_{26\,b}$

mong māri mabrata warěg ya kěnas kidang kweh (*m, r, k*)
singhātisāhasa mahas ring alas madasyu (*s, as*)
R. $2_{27\,b\,u.\,c}$

*těkwan sarwwa manik tawingnya sinawung sākṣāt sěkar
ning suji* (*s*). Bhārata-Yuddha $5_{1\,c}$.

*mwang pekāmrang ri jöng ning giri hana ring alas riny
jurang ring lwah ajro* (*r*). Bhārata-Yuddha 30, 5 d.

Die Wiederholung mehrerer Silben, das Yamaka
(D. 3_{1} ff.), erscheint z. B. R. $23_{11\,d}$:

*mawěrö warěg laga lagi n panorakěn asing musuh
lagilagi* oder R. $23_{12\,c}$:

*umaděg sang Anggada gadādi ta pwa giněgö humöng
hati nira.*

Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf das Yamaka
in Sang 24 (der Schilderung der Merkwürdigkeiten des
durch Wunder wiedererstandenen Langkāreiches) und in
Sang 25 des R. (Heimfahrt Rāmas mit der wieder-
gewonnenen Sītā), deren Text darum dem Übersetzer
ganz besondere Schwierigkeiten bereitet.

Nun kann das Yamaka, wie in den indischen Kunst-
gedichten, an verschiedenen Stellen des Verses stehen.
Am Anfang der vier Pādas begegnet es z. B. R. 16_{15}
mit *manda*, am Anfang zweier Pādas: R. $26_{20\,c\,u.\,d}$:
tuhamu yuh — bapamu yuh. Aus einer gelegentlichen
Endstellung des Yamaka hat sich in Indien wahrscheinlich
(vgl. H. Jacobi, Bhavisatta Kaha von Dhaṇavāla S. 51* f.)
der Reim entwickelt, der nun als Verszierde, wenn auch
nicht häufig, auch in Kawigedichten verwendet wird. Im
Rāmāyaṇa finde ich ihn $7_{25\,a\,u.\,b}$: *cañcala — yañcala*,
$10_{34\,b\,u.\,d}$: *tūtūtanya sinādhyā — tanya sinādhyā*, 16_{30}
(Reimworte: *madalěm — dilěm — samalěm — malěm*),
16_{35} (*sulasih — mangasihasih — ngasih — asih*),
16_{37-40} (*asisihan — winasěhan — kasihan — kasihan*;
winasěhan — masěsěhan — awurahan — winarahan;
makayukayu — rahayu — kayu — gumuyu; magi-

---

1) Unter den zahlreichen Sanskritworten, die durch
gelehrte Bildung ins Kawi und von da auch z. T. in die
Volkssprachen gelangten, findet sich von den verschie-
denen Termini für die Alaṃkāras nur das Wort *upamā*.

2) Die Raumbeschränkung gebot es, diese Stellen un-
übersetzt zu lassen und andererseits die unten angeführten
Gleichnisse und Bilder meist ohne Kawitext zu geben.
Aus derselben Ursache mußte ich auf eine Begründung
verzichten, wo ich hier und da in der Übersetzung eine
von der meiner Vorgänger abweichende Auffassung zum
Ausdruck brachte.

wangan — tangan — ahangan — abayangan), 21$_{144}$ (*kita — kita — pratihata — lalita*), 26$_{20\ c\ u.\ d}$ (*aku yuh — puyuh*), und 26$_{48}$ (immer auf *rāt* endend). Reime hat ferner auch Sang 97 des Nāgarakṛtāgama (s. Kern, Verspreide Geschriften VIII S. 120).

Für das verschränkte Yamaka (D. 3$_{51}$ ff.), die Übereinstimmung der Endsilben eines Pāda mit den Anfangssilben des nächsten, gibt wieder das altjavanische R. eine Reihe Beispiele. Vereinzelt tritt es z. B. 26$_{21\ b,\ c}$ auf:

minaki citta nikang kula bartiti
titisi yāmṛta . . .

Über eine größere Reihe von Pādas ausgedehnt finden wir es R. 2$_{19\ a-d}$, 16$_{24-29}$, 24$_{81-86}$, 25$_{113}$,26$_{12-15}$. Zur Erläuterung sei der Kürze wegen nur R. 2$_{19}$ angeführt:

sakweh nikang talaga tan hana tanpa tuñjung
tuñjungnya tan hana kurang paḍa mesi kumbang
kumbangnya kapwa muni tan hana tanpa śabda
śabdanya karṇnasuka tan hana tan manojña.

In R. 16$_{24-29}$ hat der Unverstand eines Abschreibers das Yamaka an einigen Stellen zerstört. Vers 24, c, d gibt er *ikomurub — mara n gĕsĕng* statt des ursprünglichen, aber selteneren *ikomarab*. Das auslautende *b* bietet dabei keine Schwierigkeit, da gewiß schon in der Kawiperiode wie im heutigen Ost- und Mitteljavanisch die stimmhaften Verschlußlaute im Auslaut stimmlos werden. Drei weitere Verstöße gegen Versform und Sinn leistet sich der Abschreiber in Vers 26 und 27:

kucur nikang wway umĕlĕkah sakeng watu
wĕtunya śītala tuwi yālilang maho
amogha teka milu maweh panas ikā
ri kāla ning priyawiraha tatan matīs.

atīta sang wiraha karih niroṣadha
sadharmma lāwan ikana sang kĕneng unĕng
upāya tan hana kawĕnang madŏmana
manah kĕneng madanaśarāgni tīkṣṇa ya.

In diesen beiden Versen fallen nämlich *maho — amogha, ikā — ri kāla* und *unĕng — upāya* aus der von Vers 24 bis 29 durchgeführten Yamakagliederung heraus. *Amogha* gäbe zwar noch einen Sinn, aber statt *ikā* fordert der Zusammenhang den Dativ (*rikā*), und der Satz, daß es für den von der Geliebten Getrennten so wenig eine Heilung gäbe wie für den von Liebessehnsucht (*unĕng*) Gequälten, ist eine Tautologie. Das Yamaka führt uns nun zum ursprünglichen Wortlaut, und wir setzen für *amogha teka: aho yateka*, für *ikā: rikā* und für *unĕng: upas* „Gift". Darnach lautet die Übersetzung dieser Verse:

„Sprühend strömt das Wasser aus dem Fels,
kühl kommt es heraus, hell und klar.
Aber ach, auch es bringt ihm (nämlich dem nach seiner Sītā sich sehnenden Rāma) nur wieder neue brennende Qual.
Denn ist man von der Geliebten getrennt, erscheint es nicht kühl.

Schrecklich! Für den von der Geliebten Getrennten gibt es doch keine Heilung!
So wenig wie für den, der von Gift verzehrt wird.
Da ist kein Mittel, das zur Ruhe brächte
ein Herz, das getroffen ist von Kāmas versengendem Pfeil."

Diese kurze Probe mag immerhin zeigen, wie es um die Treue der Textüberlieferung in den Kawischriften bestellt ist.

Das verkehrte Yamaka (D. 3$_{72}$ ff.) — womit Verse oder Verszeilen bezeichnet werden, die von vorn wie von hinten silbenweise gelesen gleichlautend sind —, diese „Zierde" hat, vielleicht infolge der Schwierigkeit ihrer Bildung, bei den Kawidichtern offenbar, und zum Glück, keine begeisterte Aufnahme gefunden. Als einziges Beispiel kann ich hierfür den 97. Gesang des Nāgarakṛtāgama nennen (Vgl. Kern, Verspreide Geschriften VIII, S. 120). Eine Zeile daraus genüge zur Veranschaulichung:

matarung tuhu wany aprang, prangnya wahu turung tama.

Der Dichter des Nāgarakṛtāgama hat sich im 96. Gesang leider auch auf die Verstiegenheit indischer Verskünstler (s. D. 3$_{95}$) eingelassen, Verse zu fabrizieren, in denen ein einziger Konsonant vorherrscht (Vgl. Kern, a. a. O. S. 119), z. B.:

tan tatatīta tan tutĕn, tan tĕtĕs tan tut ing tutur, 96$_{2}$.

Weitgehend ist die Übereinstimmung der altjavanischen mit der indischen Kunstdichtung in der Verwendung und Wahl der Gleichnisse. Gewiß angeregt durch die indischen Vorbilder, gestaltet der Kawidichter aber auch so manches eigene Bild voll Anschaulichkeit und Farbe, Kraft und Wärme der Empfindung.

Die indischen Poetiker teilen die Vergleiche und Bilder im Wesentlichen ein in die Upamā (das Gleichnis, D. 2$_{14}$ ff.), das Rūpaka (das Gleichnis mit versteckter Unterscheidung von Bild und Gegenbild, D. 2$_{66}$ ff.) und die Utprekṣā (die witzige Deutung, D. 2$_{221}$ ff.). Allen drei Formen begegnen wir in den Kawigedichten wieder, am häufigsten natürlich der Upamā. Ich führe eine Reihe solcher Gleichnisse an, die ihr Vorbild im indischen Kunstepos haben. Die vielgeliebten Vergleiche indischer Kunstdichter des Frauengesichtes mit der Lotosblüte (s. Daṇḍin, Kāvyādarśa 2$_{16}$ ff.) oder mit dem Monde (s. Daṇḍin, 2$_{22}$ usw.) hat auch das Kawigedicht (s. R. 11$_{58}$ u. 7$_{24}$). Die Augen der Geliebten gleichen Rehaugen (R. 7$_{27}$—Kālidāsa, Raghuvaṃśa, im Folg. abgek.: Rgh., 8$_{60}$, 9$_{58}$), die Pracht ihrer Locken dem Pfauenschweif (R. 7$_{25}$—Rgh. 9$_{67}$). Die Zweige erinnern an Hände (R. 16$_{40}$—Rgh. 9$_{35}$). Zwei Nachbarberge sehen aus wie die Brüste der Mutter Erde (R. 11$_{72}$—Rgh. 4$_{51}$). Von den Metaphern, die im indischen Kunstepos zum Ausdruck des Gleichnisses verwendet werden (s. D. 2$_{57-65}$), ist in den Kawigedichten am häufigsten das Bild des „Besiegtseins" nachgeahmt worden (*sor*, bzw. *kasoran*). So R. 6$_{145}$: „Die Sonne wird besiegt von dem Mächtigen (näml.: Vālin)", oder R. 11$_{70}$: Die Wogen des Meeres von Langkā besiegen durch ihre Schönheit die Götterwelt.

Auch in Rūpakagestalt haben sich eine Reihe von Bildern aus der indischen Kunstdichtung in den Kawigedichten eingefunden, wie: Der Fürst ist ein Wunschbaum (R. 6$_{148}$, 21$_{10}$—Rgh. 6$_{6}$, 14$_{48}$) oder ein Berg (R. 3$_{77}$—Daṇḍin, Kāvyādarśa 2$_{85}$). Ein Wunschbaum, ein Waringin (aus: *war-* = *ber-* und *ingin* „begehren"), ist auch Sītā für die Trijaṭā, R. 21$_{40}$.

Mit Vorliebe werden Naturvorgänge in das Rūpaka gekleidet. So R. 6$_{128}$:

„Die Baumzweige, vom sanften Wind bewegt,
sind Tänzerinnen, die die Bäume fröhlich umtanzen,
und übermütig stimmen die ausgelassenen Bienen den Begleitgesang an".

Zu dem Bild der tanzenden Baumzweige ist Rgh. 9$_{35}$ zu vergleichen. Einzelne Kawidichter, wie Mpu Sĕdah, der Verfasser des Bhārata-Yuddha (1157 u. Z.), lieben den Vergleich mit dem Schattenspiel, der im indischen Kunstepos freilich nicht nachgewiesen ist. Ein sich auf dieses Spiel beziehendes Rūpaka, das ich den bisher zusammengestellten Belegen für das Alter des Schattenspiels auf Java anreihen möchte, steht Bhārata-Yuddha 6$_{4b}$:

māri tinarkka wayang kayu nika tĕkap ing mangĕbun gĕlungan

d. h. „vorüber (war die Stunde), da (die Schönen) die (im Morgennebel) ihre Locken betauen[1] lassen,

1) Der Tau soll den Haaren einen besonderen Glanz geben.



Wajangfiguren, (in Wirklichkeit) die Bäume, zu sehen meinen.“

Zu *tarkka*, das mit „zu sehen meinen“ übersetzt ist, vgl. man Wṛtta-Sañcaya, Strophe 48: *kawitarkka*, „poetische Auffassung“ und die Lehnübersetzung dieses Ausdruckes Bhāratayuddha 50_{8}: *hiḍĕp ning mangö*.

Das Rūpaka, an das der Dichter hier erinnert, finden wir weiter ausgeführt in dem mit dem Bhāratayuddha etwa gleichzeitigen Kawigedicht Wṛtta-Sañcaya, Strophe 93:

„Die Berge, bespannt mit einem Kĕlir (dem Schattenschirm), dem durchsichtigen, feinen Nebel, gewährten einen Anblick, als trügen sie Schattenfiguren, die Bäume.“ — In diesen beiden Beispielen scheint mir die ohne Vergleichspartikel gegebene, ungewöhnliche Nebeneinanderstellung von Bild und Gegenstand (*wayang kayu* bezw. *wayang tahĕn*): „Wajangfiguren, (nämlich) Bäume“ angelehnt zu sein an die zusammengesetzte Rūpakabildung des indischen Kunstdichters (vgl. D. 2 $_{66, 69}$ ff.). Das zuletztgenannte Rūpaka (Wṛtta- S. 93) wird noch weitergeführt:

„Die hohen Bambusrohre, durch die der Wind weht, sind dabei die Flöten (die das Spiel begleiten)“,

ein Vergleich, den auch das Bhārata-Yuddha hat (50_{5}) und der uns aus dem Indischen ebenfalls bekannt ist (Rgh. 4 $_{73}$).

Als Beispiel für die Utprekṣā sei R. $12_{1c, d}$ angeführt: „Vorüber war's mit der Schönheit des Nachtlotos, er schloß sich, wurde trocken und welk nur darum, weil er die Schönheit des leuchtenden Taglotos sah.“

Ferner etwa R. 2 $_{8, 9}$, 6 $_{117}$, 16 $_{19}$ Arjuna-Wiwāha, 16.

Die lange Trennung von Rāma und Sītā gibt dem Dichter des Kawi-Rāmāyaṇa wiederholt Anlaß, die Apahnuti oder Nihnuti anzuwenden, eine Verzierde, die eine allgemeine Anschauung in ihr Gegenteil umkehrt (s. D. 2, 304 ff.). Ein Beispiel (R. 16 $_{26}$: das kühle Quellwasser erscheint dem von der Geliebten Getrennten heiß) ist uns bei der Besprechung des verschränkten Yamaka bereits begegnet. R. 3 $_{28}$ ist es Sandelholz, R. 6 $_{128}$, 8 $_{170}$, 17 $_{108}$ ein sanftwehender Wind und R. 17 $_{106}$ der Mondschein, die, anstatt Kühlung zu bringen, die Flammen im Herzen nur noch mehr auflodern lassen. Vgl. außerdem R. 6 $_{119, 121, 122}$ und zur letztgenannten Stelle Rgh. 14 $_{48}$.

Wie die indischen Kunstepen (vgl. D. 2 $_{359}$ ff.) so vereinigen oft auch die Kawidichtungen mehrere Bilder und Vergleiche in einem einzigen Bilde. So R. 6 $_{126\,a-c}$:

śabda ning bhramara matta ya apuya
yak rĕngö ya mahuyang hati mapanaś
tulya parwwata sĕḍĕng matunu murub.

Im zweiten und dritten Pāda liegt nämlich die uns soeben begegnete Nihnuti mit einer Upamā vor, während der erste wegen des in *apuya* enthaltenen dubitativen u-Suffixes nach meinem Sprachgefühl eine in Frageform gekleidete Saṃśayopamā (ein auf einem Zweifel beruhendes Gleichnis, s. D. 2 $_{26}$) enthält. Es gibt im Kawi genug Beispiele dafür, daß — ebenso wie im Malaiischen — um eine Frage auszudrücken, die Partikel *apa* stehen (R. 6 $_{61}$, 21 $_{69}$) oder fehlen kann. Im letzteren Falle wird gewiß, genau wie es im Malaiischen geschieht, die Frage durch Stimmhebung zum Ausdruck gebracht. Vgl. etwa R. 10 $_{84}$:

nā ta sinādhyā sang tuhu wīra
śrī ya ta tūtūtanya sinādhyā.
āpan ikā bwat cañcala mengā
yāta matangnyā n tan ya sinādhyā?

„Das aber ist es, wonach der wahre Held zu streben hat: das Glück sei sein Ziel, das er erreichen muß.
Da es nun einmal so launisch und flüchtig ist,
sollte er ihm darum etwa nicht nachstreben?“

Demnach bedeutet die obige Stelle:
„Sollte das Summen der Bienen etwa Feuer sein?
Wenn ich es höre, steht mein Herz in Glut und Hitze gleich einem Berg, wenn er in Flammen lodert.“

Eine andere Auffassung dieser Stelle hat Kern, Verspr. Geschr. VIII, S. 234. Eine Rūpakareihe, die wieder eine Saṃśayopamā (*wintang kĕmbanga*) enthält, findet sich Bhārata-Yuddha 50_{7}, in einer Strophe, die es wert ist, hier wiedergegeben zu werden:

endah lwir mahurup langö gagana len bhūmī sĕḍĕng ning kulĕm
kaywan yāngdadi megha megha matĕmah kaywan hiḍĕp ning mangö
wintang kĕmbanga kĕmbang angjrah atĕmah wintang haneng ambara
lwahnyādadyan urut mahā ng urut adadyan lwah larinyā-laris.

[Man beachte auch hier das Yamaka: *megha-megha, kĕmbanga-kĕmbang, larinya alaris.*]

„Wundersam, wie die Schönheit des Himmels und der Erde in der Nacht ineinander übergeht:
Zur Wolke wird der Wald, zum Wald die Wolke, so scheint es dem Dichter.
Sollten die Sterne wohl Blumen geworden sein? Die Blumen zerstreuen sich und werden zu Sternen im Himmelsraum.
Die Flüsse wandeln sich in Wolkenstreifen, die Wolkenstreifen drängen zu Flüssen zu werden, die in sanftem Lauf dahinziehen.“

Die besondere Rūpakaform dieser Strophe (mit „werden zu“) ist D. 2 $_{67}$ f. behandelt. Den Vergleich von Blumen mit Sternen s. auch R. 6 $_{118}$ u. 16 $_{31}$. Mit einer Utprekṣā, die eine Upamā enthält, sei die Betrachtung der Bildersprache geschlossen:

„Und Bambusstauden[1] standen da und neigten sich unruhig zitternd, so als wollten sie ihn (=Rāma) mit ihren Zweigen, die gleich Händen waren, verehrungsvoll begrüßen.“ (R. 16 $_{40}$.)

Ein Bild, das sich übrigens Arjuna-Wiwāha, Strophe 16, aber als reine Utprekṣā, wiederfindet.

Daß aber nicht nur die sprachlichen und bildhaften Schmuckmittel des indischen Kunstepos in den Kawigedichten nachgeahmt wurden, sondern auch andere Schilderungen bei passender Gelegenheit ihren Eingang fanden, dafür ist wohl Bhārata-Yuddha 2 $_{7-10}$ ein Fingerzeig[2]. Hier wird der Einzug Kṛṣṇas in Hāstinapura zur Beratung mit den Kurufürsten geschildert, — ein Ereignis vor allem für die Damen, die neugierig und aufgeregt sich an die Fenster drängen, wobei sie durch ihre Hast in allerlei mehr oder weniger peinliche Situationen geraten. Das Vorbild dieser Szene finden wir bei Aśvaghoṣa, Buddhacarita 3, 13 ff., wo der Eindruck des jungen Prinzen Siddhārtha (des späteren Buddha) auf die Frauen von Kapilavastu bei seiner ersten Ausfahrt bebeschrieben wird, eine Schilderung, die als Vorlage zu nehmen ja auch ein Kālidāsa nicht verschmäht hat (Kumārasambhava 7 $_{56}$ ff., Rgh. 7 $_{5}$ ff.).

Unsere Betrachtung hat also ergeben, daß die altjavanischen Kawigedichte nicht unmittelbar auf den alten indischen Epen beruhen, sondern daß die späteren, aus jenen schöpfenden Kunstepen ihre Anreger waren. Sie zeigt

1) Kawi *ho gaḍing* enspricht lautgesetzlich malaiischem (*h*)*aur gading*, ebenso wie *ho rwi* mal. (*h*)*aur duri* (= Benennungen für best. Bambusarten). Eine „Mißform“ *ho* aus *wwah* „Frucht“ kommt auch semasiologisch nicht in Frage.

2) Vgl. ferner R. 21 $_{130}$ ff., die Apotheose Rāmas, die — worauf mich Dr. Poerbatjaraka aufmerksam machte — auf Bhagavadgītā 10 $_{19}$ ff. beruht.

aber auch, daß der Einfluß und die Pflege des indischen Geisteslebens an den javanischen Fürstenhöfen des Mittelalters stärker war, als wir bisher sehen konnten. Auf eine Frage allerdings, die im engsten Zusammenhang mit unserem Thema steht und eigentlich an erster Stelle zu behandeln gewesen wäre, kann hier nicht mehr eingegangen werden: ich meine das Sprachproblem. Wie für das indische Kunstepos die Regel forderte, daß es in Sanskrit abgefaßt wurde (D. 1 87), so können unmöglich die ebenso für literarische Feinschmecker bestimmten Kawigedichte die altjavanische Volkssprache verwendet haben. Beobachtungen an der Sprache selbst bestätigen nun in der Tat diese Auffassung, die mich veranlaßte, bei der Behandlung des Themas statt der gegenwärtigen Bezeichnung der Sprache als „Altjavanisch" die alte Benennung „Kawi" wiederaufzunehmen. Freilich würde es zu weit führen, sollte hier auch nur die Richtung angedeutet werden, in der ich den Weg zur Lösung des sprachlichen Problems sehe. Als heutige javanische Fortsetzung der alten Kawisprache kann ich jedenfalls nur das Krâmâ mit seinen Abstufungen ansehen, dessen besonderes Charakteristikum — die Auslautänderungen — im Keim schon im Kawi vorhanden ist. Dafür, daß das Kawi und seine Dichtung auch die Sprache und Poesie anderer indonesischer Völker, wohl bis zu den Philippinen, beeinflußt haben, sind Anzeichen genug vorhanden. Diese Ausstrahlungen zu verfolgen wird eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben der indonesischen Philologie sein.

Literatur: Râmâyaṇa. Oudjavaansch heldendicht, uitg. door H. Kern, 1900 (abgek. R.). Gesang 1—6 ist ins Holländische übersetzt von Kern in Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië, Deel 73; Gesang 7—13 ebenda, Deel 78—82, von H. H. Juynboll.

Bhârata-Yuddha. Oudjavaansch heldendicht, uitg. door J. G. H. Gunning, 1903.

H. Kern, Arjuna-Wiwâha, Zang 1 en 2, 1871.

H. Kern, Wṛtta-Sañcaya. Oudjavaansch leerdicht over versbouw 1875 (wieder abgedr. in Verspreide Geschriften IX, p. 67 ff.).

H. Kern, De Nâgarakṛtâgama. Oudjavaansch lofdicht op koning Hayam Wuruk. Verspr. Geschr. VII (1917), 227 ff., VIII (1918), 1 ff.

Zur javanischen Kunst[1].

Von R. Fick, Göttingen.

Spricht man bei uns von javanischer Kunst, so taucht neben dem Bild des gewaltigen Borobudur der Gedanke auf an das javanische Schattenspiel, an die Wayang-Szenen-Bilder. Wir sind geneigt, die Marionette des Wayang eher als eine Merkwürdigkeit denn als eine Ausdrucksform von künstlerischer Qualität anzusehen. Neuerdings ist man aber glücklicherweise von dieser Ansicht zurückgekommen: G. Jacob gibt in seiner „Geschichte des Schattentheaters" (2. Aufl. Hannover: Lafaire 1925) eine eindrucksvolle, die künstlerische und volkspsychologische Bedeutung stark unterstreichende Schilderung einer Wayang-Vorstellung, und auch Krom vertritt in dem vorliegenden Werk die Meinung, daß die Figur des Wayang, wenn sie ihren Schatten auf den Schirm wirft, von hervorragender Schönheit sein kann.

Ob das Schattenspiel in Java eingewandert und indischen Ursprungs ist, kann heute noch nicht entschieden werden; Krom erblickt in den Figuren des Wayang eine Anlehnung an primitive indonesische Riten und stellt auf jeden Fall fest, daß der indonesische Teil der nationalen Seele Javas niemals besser begriffen wurde als durch diese Art religiöser Kunst. Man darf ja bei Beurteilung der javanischen Kunst nicht vergessen — diese Tatsache hebt Krom mit Recht nachdrücklichst hervor —, daß überall im Orient die Kunst eng mit der Religion verknüpft ist und daß der orientalische Künstler niemals ein Werk seines eigenen Willens schafft in der Absicht, irgend etwas Schönes ins Leben zu rufen, sondern daß die Verwirklichung seines Werkes abhängig ist von einer höheren Macht, von der er sich inspiriert fühlt.

Hält man sich diesen Einfluß der Religion vor Augen, so versteht man den Entwicklungsgang der javanischen Kunst, wie ihn Krom uns in meisterhafter Klarheit und Gründlichkeit vorführt. Die javanische Kunst par excellence ist die Kunst des Mittelalters, die Kunst der Hinduperiode. Als die Hindus die Insel kolonisierten, hatte ihre Kunst schon einen sehr hohen Grad erreicht, und in bezug auf Denkmäler und Skulpturen hatten die Indonesier ihnen nichts Vergleichbares entgegenzusetzen. Den bevorzugten Platz, den die Hindukunst von Java einnimmt, verdankt sie zweifellos der großen Menge von erhaltenen Bruchstücken, der Schönheit und dem Reichtum ihrer Darstellungen, aber noch mehr dem ursprünglichen Charakter, der sie deutlich von ihrer Umgebung unterscheidet.

Das Kunstwerk des Indo-Javaners, mag es sich um ein Bauwerk oder eine Skulptur handeln, bleibt eine Einheit und wurde als solche empfunden: in der Konzeption offenbart sich das indische Element und in der Ausführung der javanische Charakter. Indisch ist ohne Zweifel die Systematisierung, durch die die alte indo-javanische Kunst charakterisiert wird, und

1) Krom, N. J., Prof. an der Universität Leyden: L'art javanais dans les musées de Hollande et de Java. Paris et Bruxelles: G. van Oest 1926. (80 S. 60 Taf.) 4° = Ars Asiatica. 8.



die sich so herrlich äußert in den ungeheuren Tempelgruppen und in der Zuteilung von verschiedenen Funktionen an die Teile der isolierten Heiligtümer. Mit Starrheit ist das System des Haupttempels im Mittelpunkt und der Nebentempel rund herum aufrecht erhalten, wobei jeder seinen eigenen Platz einnimmt und sein besonderes Amt ausfüllt, während alle an dem beabsichtigten Zweck mitarbeiten und so ein Ganzes bilden. Diese Kraft, die großen Linien aufrecht zu halten und die richtunggebenden Grundsätze genau anzuwenden, ist ein Kennzeichen indischen Einflusses. Javanisch ist hingegen die Umformung der verschiedenen dekorativen Motive, der unbegrenzte Wechsel, dem sich der Künstler auslieferte, ohne die Grenzen des vorgeschriebenen Motivs zu brechen und die unerläßliche und als solche gefühlte Symmetrie preiszugeben. In dem so verstandenen dekorativen Beiwerk zeichnete sich Indonesien von jeher aus, und die Detailarbeit des indonesischen Künstlers ist es, die uns inne werden läßt, mit welchem Geist, mit welcher Kühnheit und mit welchem Raffinement sogar die indischen Motive verändert wurden derart, daß sie bisweilen in ein und demselben Gebäude völlig voneinander abweichen.

Gegen 750 vollzieht sich in der indo-javanischen Kunst ein Wechsel, der einer Veränderung in den politischen Beziehungen Javas entspricht. Einer der verschiedenen kleinen hinduisierten Staaten des Archipels, das Königreich von Śrīvijaya, nahe bei dem heutigen Palembang, hatte nach und nach seine Macht auf die benachbarten Länder ausgedehnt, und im Laufe des 8. Jhdts. wurden die Prinzen der Dynastie, die in Srīvijaya herrschte, die Śailendras, auch die Gebieter des zentralen Java. Die Periode der Śailendras ist diejenige der großen Denkmäler des Mahāyāna, deren berühmtestes der Borobudur ist, der großartige Stupa, der einen einzigartigen Platz in der orientalischen Kunst einnimmt und den eine enge Verwandtschaft verknüpft mit dem benachbarten Tempel von Mĕndut und mit dem beinahe gleichzeitigen von Kalasar ebenso wie mit der ungeheuren Tempelmasse von Sewu.

Als gegen Mitte des 9. Jhdts. die Dynastie der Śailendras aus Zentral-Java verdrängt wurde und die primitiven Herrscher ihre Macht wieder erlangten, war diese politische Restauration nicht etwa von irgendeiner künstlerischen Reaktion begleitet. Der Kunstcharakter dieser Periode drückt sich am besten aus in dem majestätischen Tempel von Lara Djonggrang zu Prambanan, der die Verherrlichung des Śivaismus ist wie der Borobudur diejenige des Buddhismus gewesen war.

Zu Beginn des 13. Jhdts. hat die Dynastie, die ihren Ursprung auf Zentral-Java zurückführte und die das lebende Band mit der Vergangenheit bildete, einem neuen Herrschergeschlecht Platz machen müssen, dessen erster aus der Hefe des javanischen Volkes hervorgegangen war. Unter der neuen Dynastie, die ihre Hauptstadt in Singasari und später, seit dem Ende des 13. Jhdts., in Majapahit hatte, schickt Java sich an mit Śrīvijaya zu rivalisieren und nach der Oberherrschaft im Archipel zu streben. Die Kunst von Singasari und Majapahit ist zwar noch indo-javanisch, aber mit einem starken Überwiegen des zweiten Elements. In dem wichtigsten Heiligtum des Śiva im östlichen Java finden wir eine Menge von Spuren, große und kleine Bauwerke Seite an Seite, durcheinander, bisweilen von einer außerordentlichen Schönheit, aber ohne den geringsten Zusammenhang. Sie tragen das Kennzeichen von verschiedenen Epochen und Stilen, und obwohl ihr Platz durch die Erfordernisse des Kultus bestimmt ist, geht doch daraus eine unzusammenhängende Masse von Tempeln und Terrassen hervor, die jeder Symmetrie beraubt scheint. Diesen Mangel an Einheit kann man bei jedem Bauwerk beobachten: an dem hauptsächlichen Tempel von Panataran hat man absichtlich an den Reliefs der Terrassen eine verschiedene Komposition und einen verschiedenen Stil angebracht.

Man sieht in dem Aufgeben der indischen Tradition und in dem Wachsen des Einflusses der indonesischen Mentalität gemeinhin einen Rückschritt, und in gewissen Sinne ist es auch sicherlich ein solcher, denn die Kunst verliert allmählich einige ihrer besten ursprünglichen Eigenschaften. Aber andererseits ist doch, dank dieser Entwicklung im indonesischen Sinne, die indo-javanische Kunst das getreue Abbild der Kulturentwicklung im allgemeinen, und indem sie verwarf, was nicht mit der javanischen Seele übereinstimmte, wurde sie in den Stand gesetzt, eine nationale Kunst zu werden und zu bleiben.

Das 15. Jahrhundert führte den raschen Verfall der Macht der javanischen Herrschaft und der Blüte der javanischen Kunst herbei. Aber der Verfall des mächtigen Königreichs hätte sich sicher nicht mit solcher Schnelligkeit vollzogen, wenn nicht ein neuer Faktor mitgespielt hätte: die Fortschritte des Islam. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts war die Nordküste von Sumatra schrittweise islamisiert worden. Aber erst seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts, seit die Bekehrung von Malakka dem Islam in diesem Handelshafen ersten Ranges einen Mittelpunkt in der Nähe des Archipels schuf, ist ein

Wandel in Java klar zu bemerken. Dieser in der Periode des religiösen Übergangs eintretende Wandel war jedoch begleitet von einer starken Anhänglichkeit an die alte Tradition; das offenbart sich besonders deutlich in der Architektur. Man hat ohne Zweifel fortgefahren in dem traditionellen Geschmack zu bauen, ohne sich durch den Wechsel der Bestimmung des Gebäudes beeinflussen zu lassen: der indo-javanische Stil war der nationale javanische Stil geworden und wurde als solcher empfunden. Nicht weniger bemerkenswert ist die Tatsache, daß trotz dem Verbot von Bildern der alte Wayang nicht etwa aufhört zu existieren, daß er im Grunde nicht einmal islamisiert worden ist, da er noch heutzutage die Helden der Mahābhārata in Szene setzt. Überall, wohin wir unsere Blicke lenken, sehen wir denselben Vorgang: der Islam paßt sich dem Bestehenden an, und wenn er etwas in dem javanischen Kulturgebiet ändert, so tut er es sozusagen gegen seinen Willen.

In der modernen javanischen Kunst unterscheiden wir klar zwei Kategorien: die eine umfaßt alles, was auf der indo-javanischen Tradition fußt, die andere ist die indonesische, von der man das Gegenstück auf den nichthinduisierten Inseln des Archipels finden kann. Man errichtet nicht mehr in dem einheimischen Geschmack große Baulichkeiten, die durch ihre Ausmaße den alten Denkmälern vergleichbar sind; der Javaner von heute zeichnet sich vielmehr in den feinen Arbeiten der Kleinkunst aus.

Als Ergänzung des Textes geben die 60 Tafeln in ihrer ausgezeichneten Reproduktion eine, wenn auch nicht erschöpfende, so doch hinreichende Vorstellung von dem Wesen der javanischen Kunst und ihrer verschiedenen Epochen. Die Originale befinden sich in den Museen von Java und Holland; zum Glück aber ist der beste Teil der javanischen Kunst — wie Krom treffend bemerkt — an Ort und Stelle in den alten Denkmälern von Java erhalten.

Die Sprachverhältnisse in der Südsee.

Von Otto Dempwolff, Hamburg.

Zum Gebiet der Südsee-Sprachen werden hier aus linguistischen Gründen alle Eingeborenen-Sprachen von Madagaskar bis zur Oster-Insel, von Hawai bis Neuseeland, einschließlich Australiens gerechnet.

Unter ihnen ist die indonesische Sprachgruppe am besten durchforscht. Rund 40 Einzelsprachen sind in Texten, Grammatiken und Wörterbüchern ausführlich bearbeitet, und von weiteren etwa 60 liegen Proben aller Art vor. Einige dieser Sprachen besitzen eine reiche Literatur, z. B. Malai, Java, Batak, Bugi, Tagalog und Madagaskar; aus dem Alt-Javanischen sind Schriftdenkmäler erhalten, die bis zum 8. Jahrhundert p. C. zurückreichen. Die durch W. v. Humboldt begonnene Sprachvergleichung dieser Gruppe hat einen gemeinsamen Wortschatz von rund 1500 meist zweisilbigen Wortstämmen als Erbgut nachgewiesen, die zum Teil auf einsilbige Wortwurzeln zurückgeführt werden können. Auf der sicheren Grundlage semasiologischer Übereinstimmung und regelmäßiger Lautentsprechung ist allmählich (durch van der Tuuk, Kern, Brandstetter u. a.) eine indonesische Ursprache konstruiert worden, deren Lautsystem sich im Anschluß an Lepsius' Standard-Alphabet mit den folgenden Buchstaben wiedergeben läßt:

		a		
	i	*ə*	*u*	(*ə* ist der „Pepet“ genannte Murmelvokal)
		h		
p	*b*	*v*	*m*	
t	*đ*	*l*	*n*	Dazu kommen homorgane Nasalverbindungen der Verschlußlaute:
	ḍ	*ḷ*	(*ṇ*)	
ť	*ď*	*j*	*ń*	*mp*, *mb*, *nt*, *nd*, *ṇḍ*, *ńť*, *ńď*, *ńk'*,
k'	*g'*			*ńg'*, *ṅk und ṅg*.
k	*g*	*γ*	*ṅ*	

Auch eine Anzahl von Formelementen in Gestalt von Präfixen, Infixen (durch Transposition von Präfixen entstanden) und Suffixen läßt sich in diese Ursprache projizieren. Sie dienen hauptsächlich dazu, die durch den Wortstamm benannte Vorstellung in Kategorien und Unterkategorien zu überführen, die jedoch mit unseren Wortarten: Verbum transitivum und intransitivum, Adjektivum usw. nicht immer kongruent sind. So werden durch *ma-* „Zustands“-worte gekennzeichnet, die ungefähr unseren Eigenschaftsworten mit dem Hilfszeitwort „sein“ entsprechen, und dieser Zustandsbegriff wird durch *γa-* als vorübergehend, durch *ba-* als dauernd präzisiert; *ta-* trennt eine Kategorie von „Ereignis“worten ab, für deren Wiedergabe wir uns der Ausdrücke „zufällig“, „ungewollt“ u. dgl. bedienen müssen. Zur Verknüpfung mehrerer Begriffe mit einer Vorstellung, also zu Wortabwandlungen im Sinne unserer Deklination und Konjugation, werden Formelemente nur in bescheidenem Umfang verwendet; am Substantiv kann das Possessiv-Verhältnis durch Suffixe ausgedrückt werden, die auf ursprachliche Formen zurückgehen, z. B. auf *-ṅku* „mein“, *-mu* „dein“, *-ńa* „sein“, und am Verbum muß in einigen Sprachen das Subjekt durch Präfixe oder Suffixe angegeben werden, die dann oft auf die ursprachlichen Pronomina personalia zurückgehen, auf *aku* „ich“, *kavu* „du“, *ija* „er“ usw.

Den Satzbau beherrscht die Regel, daß der erläuternde Satzteil (Apposition, Attribut, Objekt) und der Nebensatz dem zu erläuternden Satzteil folgen. Neben dem jetzt herrschenden prädikativen Satzbau finden sich zuweilen, so im Dajak, Spuren von attributiver Ausdrucksweise, die beispielsweise die Aufforderung „du sollst sehen“ durch eine Form wiedergibt, die wörtlich „dein Sehen“ bedeutet.

Harmonisch durchgebildete indonesische Sprachen sind nur auf den Philippinen, z. B. Tagalog, auf den großen Sunda-Inseln, z. B. Toba-Batak, sowie in Borneo, z. B. Ngadju-Dajak und in und bei Celebes, z. B. Tontemboan, Sangir, zu finden. Die anderen weisen mehr oder weniger starken Lautverfall, Erstarren von Formelementen oder gar Änderungen im Satzbau auf, besonders auffallend die Sprachen der Molukken.

Mit der indonesischen verwandt ist die polynesische und die melanesische Sprachgruppe, wie zuerst durch W. v. Humboldt bzw. H. C. von der Gabelentz nachgewiesen ist. Von etwa 6 polynesischen und 10 melanesischen Einzelsprachen, z. B. Samoa, Maori, Hawai, Fidji, Mota, Tuna, sind zureichende Bearbeitungen vorhanden, über weitere rund 20 bzw. 50 liegen Proben vor. Die Verwandtschaft erstreckt sich auf ungefähr 600 gemeinsame Wortstämme, auf eine Anzahl gleicher Formelemente und auf die Grundregeln des Satzbaus. Sie ist derart lautgesetzlich fundiert, daß man Indonesisch, Polynesisch und Melanesisch, wozu nach Thalheimers Feststellungen auch die meisten mikronesischen Sprachen, z. B. Ponape zu rechnen sind, als „Malaio-Polynesisch“ (W. v. Humboldt) oder „Austronesisch“ (W. Schmidt) zusammenfassen kann. Auch in diesen östlichen Sprachen zeigen sich phonetische und grammatische Verfallserscheinungen, denen das Auftreten neuer Laute (Velarlabiale), neuer Formen (Tempus-Partikeln) und fremder Worte gegenübersteht. Der Gedanke, daß hier Sprachmischungen in wechselndem Grade vorliegen, der schon für die Molukken-Sprachen nahe liegt, läßt sich für diese Gruppen nicht mehr abweisen; er ist für das Melanesische bereits von Fr. Müller geäußert. Die fremde Mischungskomponente ist in Sprachen zu suchen, die in jenen Teilen der Südsee von den Molukken über Neuguinea bis zu den Salomon-Inseln beheimatet sind, in den Papua-Sprachen.

Der Ausdruck „Papua-Sprachen“, in der Bedeutung wie ihn zuerst S. Ray eingeführt hat, ist insofern negativ aufzufassen, als damit diejenigen Südsee-Sprachen zusammengefaßt werden, die mit den austronesischen und australischen Sprachen nicht verwandt sind. Von etwa sieben solcher Einzelsprachen liegt brauchbares Material gedruckt vor, z. B. vom Galela, Monumbo und Kâte, von rund 20 weiteren nur kleine Proben. Es ist noch nicht gelungen, einen einheitlichen Wortschatz aufzufinden oder gar eine Ursprache zu konstruieren. Gemeinsam aber scheint ihnen zu sein, daß sie als Formelemente Suffixe bevorzugen, die sie verwenden, um einerseits zum Substantiv und Verbum mehrere Unterkategorien auszubilden, andererseits das Substantiv mit zahlreichen „Kasus“ (u. a. Instrumentalis, Finalis) und das Verbum mit komplizierten „Tempus“ (nahe und ferne Vergangenheit oder Zukunft) und „Modus“ (Potentialis und Irrealis) abzuwandeln. Im Satzbau, der durchaus prädikativ ist, herrscht die Regel, daß der erläuternde Satzteil und der Nebensatz dem zu erläuternden vorangehen.

Derartige grammatische und syntaktische Erscheinungen sind von S. Ray und W. Schmidt bei einigen melanesischen Sprachen aufgedeckt und zum Beweis für deren papuanische Mischungs-Komponente verwertet worden; sie lassen sich aber in verschiedenem Umfang in allen östlichen Sprachen und auf indonesischem Gebiet jedenfalls in den Molukken-Sprachen nachweisen, so daß auch bei diesen ein papuanischer Einschlag wahrscheinlich ist.

Die australische Sprachgruppe umfaßt rund 200 Einzelsprachen; doch ist kaum über fünf brauchbares Material vorhanden, wie z. B. über das Aranda. Sie ist von W. Schmidt in eine hypothetische Gliederung gebracht; für einige dieser Sprachen liegt eine Parallelsetzung mit Papua-Sprachen insofern nahe, als die Funktionen der Formelemente und die Grundregeln des Satzbaus die gleichen sind.

Über die — ausgestorbene — Sprache von Tasmanien, sowie über die — lebenden — Sprachen der Andamanen und einiger anderer kleiner Inseln liegen noch keine abgeschlossenen Untersuchungen vor, die es gestatten, sie zu anderen Südsee-Sprachen in bestimmte Beziehung zu setzen.

Mehrere Theorien, die die Südsee-Sprachen genealogisch von Sprachen der umgebenden Kontinente ableiten sollen, haben ernster Kritik nicht standhalten können. Nur der Versuch von W. Schmidt, durch Vergleich von Wortwurzeln Beziehungen zwischen den austronesischen und austroasiatischen Sprachen, z. B. dem Monkhmer, aufzudecken, hat Anerkennung, aber noch keine eingehende Nachprüfung gefunden.

Die Erforschung der Südsee-Sprachen liefert der allgemeinen Sprachwissenschaft reichen Stoff für viele Probleme, wie die Werke von Steinthal-Misteli, Graf von der Schulenburg, F. N. Finck

u. a. beweisen. Ihre Ergebnisse sind auch von der Sprachphilosophie, z. B. durch Cassirer, und von der Völkerpsychologie, z. B. von Wundt, Thurnwald u. a. herangezogen; sie erschließt aus der geschriebenen Literatur der Indonesier und aus den mündlichen Traditionen aller beteiligten Völker wertvolles Material, um historische Einflüsse klarzustellen (Kern, Brandes, van Ronkel u. a.) und kulturelle Zusammenhänge zu deuten (P. Smith, Gräbner u. a.), sie ist der Völkerkunde eine unentbehrliche Hilfswissenschaft geworden. Ihre Weiterentwicklung ist zum großen Teil eine Materialfrage: es fehlt für viele Einzelsprachen an phonetisch einwandfrei niedergeschriebenen Texten aus Eingeborenenmund und an größeren Wörtersammlungen. Zum kleineren Teile ist der Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis auf diesem Gebiet bedingt durch die Personalfrage; gegenwärtig widmen nur wenige Linguisten ihr Interesse diesem Sonderfach, und an den Hochschulen Deutschlands ist es nur in Berlin und Hamburg vertreten.

Gottesvorstellungen der heidnischen Galla.

Von Maria v. Tiling, Hamburg.

Die Galla, eine der Hauptgruppen der hamitischen Bevölkerung Abessiniens, sind noch heute größtenteils Heiden. Auch bei den zum Islam oder zum Christentum übergetretenen ist die Bekehrung rein äußerlich geblieben; heidnische Gottesvorstellungen, Feste und Sitten sind bewahrt worden.

Die Religion der Galla[1] ist eine Art Polytheismus, der sich teilweise noch auf animistische Grundlagen zurückführen läßt. Die Götter- und Geisterwelt wird überragt von einem höchsten Gott *Wāk'a*; nächst ihm kommt der Göttin *'Atētē* die größte Bedeutung zu. Im folgenden sollen diese beiden Göttergestalten charakterisiert werden. Als Quellen sind hauptsächlich die Gallapublikationen von Tutschek, Paulitschke und Cerulli benutzt, namentlich die darin enthaltenen Lieder und Gebete (zitiert als T., P. und C.).

Die dem Gotte *Wāk'a* zugeschriebenen Eigenschaften sind annähernd dieselben, die dem Christengott beigelegt werden. Er ist allgegenwärtig, allmächtig und allwissend, was oft in kindlich-naiver Weise ausgesprochen wird, z. B. „wenn ich ein oder zwei Menschen kenne, so kenne ich sie, weil ich sie mit meinem Auge gesehen habe; du, selbst wenn du sie nicht mit deinen Augen gesehen hast, kennst sie mit deinem Herzen". Die Allgegenwart Gottes ist allerdings nicht so ganz abstrakt zu nehmen, es ist mehr ein vielfaches in der Natur Lokalisiertsein, besonders im Himmel, auf Bergspitzen und in hohen Bäumen. Hier scheinen alte animistische Vorstellungen zugrunde zu liegen, obgleich — wie auch Littmann hervorhebt — die Galla über den Standpunkt des reinen Animismus hinausgewachsen sind.

In Gebeten und Liedern wird *Wāk'a* bald mit dem Himmel, bald mit der Sonne identifiziert. Das Wort *Wāk'a* selbst bedeutet ursprünglich „Himmel". Beinamen *Wāk'a*'s sind: *gurača (-i) Wāk'* „schwarzer (bzw. dunkelblauer) Himmel" (P. Nr. 10), *bīftun k'ara soddoma* „Sonne mit dreißig Strahlen" (T. Nr. 1). Hier ergibt sich eine Parallele zu dem „schwarzen" und „roten" Gott der Massai. Nach den von Cerulli kürzlich publizierten Sidama-Gebeten nennen auch diese ihre höchste Gottheit den „roten" oder den „schwarzen" Gott. Es scheint in dieser Farbenzuweisung eine gemeinsam hamitische Vorstellung vorzuliegen. Ein anderer Beiname Gottes ist der „alte" oder mit einer Art Steigerung des Adjektivs „alt" der „uralte" Gott.

Die Funktionen *Wāk'a*'s sind die eines Gottvaters. Er spendet den Menschen das Leben und gewährt seine Erhaltung, er schützt vor Unglück und versorgt die Menschen mit Nahrung. Daher wird er um Frieden und Wohlergehen, um Vieh und Korn gebeten[1]. Die an *Wāk'a* gerichteten Gebete zeigen eine große Tiefe des religiösen Gefühls; es spricht aus ihnen ein unerschütterliches Vertrauen zu dem Gott, der alles gewähren, aber auch alles versagen kann. In einem nach Schluß eines langen blutigen Krieges verfaßten Gebet heißt es im Hinblick auf all die Greuel des Krieges: „Du hast zugelassen, daß all dies geschah, warum hast du das getan? Du weißt es!" Eine fast fatalistisch anmutende Ergebenheit in Gottes Willen, von dem alles abhängt, spricht sich an anderer Stelle in den Worten aus „stürzt ein verfallenes Haus wohl zusammen ohne Gottes Zutun?"

Die Galla verrichten ihr Gebet stehend, und diese Stellung wird bewußt in Gegensatz gebracht zu der gebückten Haltung bei der Arbeit. „Aufrecht stehend rede ich zu Gott", — „man beugt sich nieder, um . . . . zu ernten, man erhebt sich, um zu Gott zu beten." Ähnliche Wendungen finden sich mehrfach am Schluß von Gebeten und sollen — wie Cerulli angibt — ausdrücklich den Gegensatz zu den Gebetsübungen der Christen und Muhammedaner

---

1) s. Littmann in „Hastings, Encyclopaedia of Religion and Ethics", unter Abyssinia.

1) Vgl. A. Werner: „A Galla ritual prayer", Man, Vol. 14, Nr. 64.



betonen, deren Kniebeugen und religiöse Waschungen Anlaß geben zu oft wiederholtem Spott von seiten der heidnischen Galla (C. Nr. 18 u. a.).

Außer durch Gebete wird *Wāk'a* durch Opfer verehrt (Näheres s. Littmann, a. a. O.). Dabei handelt es sich meist um „Bittopfer", die — in Verbindung mit dem Gebet — den Menschen in nähere Beziehung zur Gottheit bringen und diese günstig stimmen sollen. Andere Opfer kann man als „Dank-" oder „Sühnopfer" auffassen. Wer einen Feind getötet hat, schlachtet eine Ziege, ehe er sein Haus betritt; für einen erlegten Elefanten ist ein Ochse zu opfern! Neben dem „Schlachtopfer", bei dem ein Teil des Fleisches verbrannt, das übrige gegessen wird, existiert das „Trankopfer", dem ein Ausspeien des Getränkes — Milch oder Bier — vorangeht. Wie bei anderen Hamiten hat das „Ausspeien" oder das „Bespeien" eines Menschen die Bedeutung eines Segens bzw. eines Abwehrzaubers (vgl. Bari, Massai, Nandi)[1].

Während die Gestalt des *Wāk'a* sich äußerst klar darstellt, stößt man bei der Beurteilung der zweiten oben genannten Gottheit der Galla auf eine ganze Reihe von Problemen. *'Atētē* oder *Mārām* („Maria") — wie sie auch genannt wird — ist im Gegensatz zu *Wāk'a* als ausgesprochen weiblich aufzufassen[2]. „Mutter", „kleine Mutter" sind häufige Anreden an sie. *'Atētē* stellt das mütterliche Prinzip dar und wird in unmittelbare Beziehung gebracht zu Fruchtbarkeit und Geburt; von einer kinderlosen Frau heißt es „*Mārām* war gegen sie!" Die Verehrung *Wāk'a*'s ist von staunender Ehrfurcht getragen, *'Atētē* wird mit tiefer Innigkeit geliebt. Als Göttin der Fruchtbarkeit, des Kindersegens ist sie ganz besonders die Göttin der Frauen, denen der eigentliche Ritus des *'Atētē*-Festes vorbehalten ist (abgesehen vom Opfer selbst). Daß Frauen an einem religiösen Ritus teilhaben, ist im allgemeinen für Afrika ungewöhnlich.

Beachtenswert ist die sonderbare Verschmelzung von *'Atētē* und *Mārām*, die wohl nicht nur eine bloße Namensübertragung ist. Worte wie „O *'Atētē*, die Zeit (deines Festes) ist gekommen, — höre uns, o *Mārām*!" finden sich in demselben Liede, und Gebete an *'Atētē-Mārām* erinnern stellenweise so sehr an Hymnen an die Jungfrau Maria, daß ihr heidnischer Ursprung erstaunlich erscheint. In dem Liede C. Nr. 133 liegt sicher Einfluß des abessinischen Christentums vor.

Eine weitere Eigentümlichkeit des *'Atētē*-Kultes ist seine allgemeine Ausübung bei den Gallastämmen Abessiniens, haben doch selbst die zum Islam übergegangenen Galla ihn teilweise behalten. Berücksichtigt man nun die Tatsache, daß der Marienkult in Abessinien ebenfalls nicht nur von den Christen, sondern auch von Muhammedanern ausgeübt wird, daß dort ebenfalls die besondere Innigkeit der Verehrung auffällt und auf eine frühere heidnische Göttin zurückzuweisen scheint, so legt dies alles die Vermutung nahe, daß der Marienkult der Abessinier in seiner besonderen Form und der *'Atētē*-Kult der Galla irgendwie miteinander in Beziehung stehen, vielleicht sogar auf ein und dieselbe Wurzel zurückgehen: eine alte heidnische Gottheit, die jedenfalls als weiblich aufzufassen wäre. Wo könnte der Ursprung einer solchen Göttin liegen?

Von den mutmaßlichen Ureinwohnern des Landes, den Negern, wird sie kaum herzuleiten sein, denn weibliche Gottheiten sind bei diesen ungewöhnlich. Die Eweleute haben allerdings ein Götterpaar, das als männlich und weiblich aufzufassen ist und in der Rollenverteilung etwa dem Donar und der Freya entspricht[1]. Im allgemeinen aber ist eine Differenzierung nach dem Geschlecht bei den Gottheiten der afrikanischen Neger nicht bezeugt. Bei den heutigen Hamiten Ostafrikas kommen — soviel mir bekannt ist — weibliche etwa der *'Atētē* entsprechende Gottheiten auch nicht vor. Von den aus der heidnischen Zeit der Abessinier überlieferten Göttergestalten *Maḥrem*, *'Astar*, *Beḥēr* und *Medr* werden die drei ersten Ares, Zeus und Poseidon gleichgesetzt, also als männlich angesehen. *Astar* ist bei den Abessiniern „Himmelsgott" und *Medr* „Erdgott"[2]. So lassen sich nirgend klare Beziehungen aufdecken. Geht man allerdings zurück auf ältere semitische Auffassungen der Gottheit *'Astar*, bzw. *Ištar*, so findet man sie als ausgesprochen weiblich charakterisiert und in Beziehung zum Geschlechtsleben stehend. *Nanai-Ištar* gilt als „Venusgöttin"[3] und der *'Atētē-Mārām* ist der

1) Auch durch Bestreichen mit Blut oder Butter kann der Mensch geweiht oder entsühnt werden. Dies geschieht unter anderem bei den Hochzeitszeremonien (C. Nr. 34 u. S. 120), bei der Heimkehr eines siegreichen Kriegers (C. Nr. 68) und bei der Adoption eines Kindes (T. Manuskript). Die magische Bedeutung, die hiernach dem Blut und der Butter der Herdentiere beigelegt wird, ist ebenfalls charakteristisch für hamitische Religionsanschauungen, und es gibt dafür viele Parallelen, z. B. bei den Massai und den Kaffitscho (vgl. auch E. Brauer „Züge aus der Religion der Herero", 1925, S. 61 ff.).

2) *Wāk'a* ist sicher männlich, es werden ihm als Gaben schöne Pferde und schöne Frauen angeboten.

1) s. Spieth „Die Ewestämme" S. 67*.

2) Die (sabäische) Göttin *Dat-Ba'dan* kommt nur einmal in einer ganz frühen Inschrift vor. Über *'Astar* in Abessinien s. Littmann, Aksum-Expedition IV, S. 13 u. 58.

3) Vgl. E. Meyer, Gesch. d. Altert. I, 2 § 371 ff.

Freitag, der „Venustag“ geweiht. Sie wird sogar als „Freitag“ angeredet. Auf diese sonderbaren Anklänge möchte ich nur hindeuten.

Wenn einerseits der *'Atētē*-Kult im Vergleich mit anderen hamitischen Religionen als Sonderheit erscheint, so fügt er sich andererseits innerhalb der Religion der Galla völlig in ihre religiöse Vorstellungswelt ein. Sogar die für *Wāk'a* geltenden magischen Farben werden auch auf *'Atētē* angewandt, vgl. Cerulli Nr. 133 Z. 76/77 „Maria, du rote Mutter, o Maria! Du Neger meines Herzens, o Maria!“ (Ähnliches Z. 25, 31, 39).

Neben der Frage nach dem Ursprung dieser Göttin steht die schon oben erwähnte, wie der Name der christlichen Jungfrau Maria auch bei den heidnischen Galla auf *'Atētē* übergegangen sein kann. Cerulli vermutet, daß diese Verschmelzung zurückzuführen sei auf alte Reste christlicher Marienverehrung in abessinischen Gebieten, die von heidnischen Galla erobert wurden. Wenn man schon zur Erklärung des christlichen Marienkultes den Einfluß einer heidnischen Göttin annimmt, so ist es wohl möglich, daß die Mariengestalt, die die Galla aus dem abessinischen Christentum kennen lernten, manche ihrer „Göttin-Mutter“ verwandte Züge aufwies, und daß damit eine Gleichsetzung gegeben war. Wir kämen so auf eine kaum mehr nachzuprüfende Wechselwirkung.

Damit ist das Problem des *'Atētē*-Kultes natürlich keineswegs gelöst. Vor allem wäre zu untersuchen, wie es mit diesem Kulte steht bei den Galla, die nicht mit abessinischen Christen in Berührung gekommen sind. Darüber ist mir nichts bekannt. Ferner ist zu beachten, daß der Name *'Atētē*, der, soviel ich sehe, mit keinem Galla-Wort in Beziehung steht, sich vom amharischen *'atēt* „Glück, Reichtum“ her gut erklären ließe, denn *'Atētē* ist auch die Göttin des Glückes und Wohlergehens (C. S. 127).

Die Gruppierung der westafrikanischen Sprachen.

Von Diedrich Westermann, Berlin.

Die sprachliche Gliederung Westafrikas ist eine außerordentlich reiche. Nicht nur ist die Zahl der Sprachen unverhältnismäßig groß, sondern es herrschen auch ganz verschiedenartige Sprachtypen. Selbst manche Einzelsprachen entfernen sich so weit von allen anderen, daß es schwer erscheint, sie klar erkennbaren Gruppen zuzuteilen und so Ordnung in die Masse zu bringen.

Westafrika, d. h. das vom Senegal und Niger umschlossene Gebiet, umfaßt zunächst Sprachen zweier gänzlich verschiedener Einheiten, die herkömmlich als Hamiten- und Sudansprachen bezeichnet werden. Zu den ersteren gehören Haussa und Ful. Es ist natürlich, daß auch sie infolge des langen Zusammenlebens Merkmale ihrer Nachbarsprachen angenommen, daß sie insbesondere ihren Wortschatz aus ihnen bereichert haben. Noch größer und weitreichender sind die Wirkungen, die sie selber auf ihre Umgebung ausgeübt haben. Aber bei alledem kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Haussa und Ful in ihrem ganzen Habitus, lautlich, grammatisch und etymologisch sich deutlich von den Sudansprachen unterscheiden und etwas Eigenes sind. Das Haussa ist näher mit den Berberdialekten verwandt als mit irgendeiner Sudansprache. Das Ful dagegen, obwohl dem Allgemeinbegriff „hamitisch“ zugeordnet, steht dem Haussa wie auch dem Berberischen fern. Andererseits aber hat es ein wichtiges Merkmal mit vielen Sudansprachen (und dem Bantu) gemein: die Klasseneinteilung der Nomina. Und zwar ist nicht nur das Prinzip in beiden Fällen das gleiche, sondern auch die zu der Einteilung verwendeten Affixe sind wenigstens großenteils dieselben. Hier lassen sich also tiefgehende Beziehungen nicht von der Hand weisen. Soweit Westafrika (und das ganze Bantugebiet) in Betracht kommt, ist das Prinzip der Klasseneinteilung materiell und formell, unbeschadet mancher Eigenentwicklung im einzelnen, einheitlich, es ist deshalb auch anzunehmen, daß es nur einmal entstanden ist, also von einem Punkte seinen Ausgang genommen hat. Welches dieser Punkt ist, welche Sprache oder Sprachgruppe also die gebende gewesen ist, wissen wir heute nicht. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß in manchen westafrikanischen Sudansprachen das Klassensystem beweglicher, lebendiger ist als im Ful und im Bantu. Im Gola hat das Klassenaffix deutlich eine demonstrative Bedeutung, es kann präfigiert oder auch suffigiert werden, und das Nomen wird auch ohne Affix verwendet.

Die Gruppen der westafrikanischen Sudansprachen sind folgende:

I. Die Kwasprachen.
II. Die Benue-Croßfluß-Gruppe.
III. Die Sprachen der Restvölker in Togo.
IV. Die Gursprachen.
V. Die westatlantische Gruppe.
VI. Die Mandingosprachen.

Die Kwasprachen sind an der Küste Oberguineas verbreitet und umfassen folgende Untergruppen:

a) Die Ewe-Tschigruppe in Togo und auf der Goldküste,



b) Die Lagunensprachen im Küstengebiet der Elfenbeinküste,
c) Die Krusprachen von der östlichen Elfenbeinküste die liberianische Küste entlang bis westlich des Paulsflusses,
d) Yoruba
e) Die Nupegruppe
f) Die Ibogruppe
g) Die Edogruppe (Benin)

} in Nigerien

Vielleicht gehört hierzu h) das Idžo̱ in Südnigerien.

Merkmale der Gruppe 1 sind: 1. Das Vorwiegen von Wortstämmen einfachster Form, d. h. solcher, die nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehen. 2. Die etymologischen Tonhöhen: jede Silbe hat eine ihr eigene Tonlage, die sie von gleichlautigen, aber etymologisch verschiedenen Silben bzw. Wortstämmen scheidet: Ewe tó Berg, tò Büffel (der Akut bezeichnet hohen, der Gravis tiefen Ton). 3. Vokalische und nasale Nominalbildungspräfixe: Tschi ko̱ gehen, o̱-ko̱ das Gehen; ḍa schlafen, n-na < n-ḍa das Schlafeṅ. Alle drei Merkmale finden sich auch in anderen Gruppen, sind ihnen aber nicht so charakteristisch wie hier.

Das Verbreitungsgebiet der Gruppe II ist gekennzeichnet durch ihren Namen, es wird im wesentlichen umschrieben durch den Unterlauf des Niger, den Benue- und Croßfluß. Die Sprachen dieser Gruppe sind nicht so einheitlich wie die der vorangehenden, manche sind nicht genügend bekannt, um ihre Zugehörigkeit sicher feststellen zu können; es handelt sich also um eine vorläufige Sammelbezeichnung. Eine wichtige Untergruppe ist das Efik mit seinen Verwandten, das wie andere Sprachen der Gruppe morphologisch zum Nordwestbantu in engeren Beziehungen steht. Neben Wortstämmen einfachster Form finden sich zahlreicher solche mit Momentanauslaut (k t p). Das Efik hat die vokalischen und nasalen Nominalpräfixe der Kwasprachen, daneben aber besonders in seinen Dialekten deutliche Ansätze zu einer Klasseneinteilung, die in anderen Sprachen der Gruppe vollständig ausgebildet ist. Efik bak teilen, u-bak das Teilen; bat rechnen, i-bat Rechnung. Im Uwet: ke-kup Knochen.

Gruppe III umfaßt die Sprachen einer Reihe von Stammesresten und -splittern in Mittel- und Südtogo. Es sind sämtlich Klassensprachen; sie verwenden zur Klassenbildung vorwiegend Präfixe, einzelne Sprachen daneben Suffixe. Morphologisch und im Wortschatz stehen sie den Kwasprachen nahe; die große Mehrzahl der Wortstämme hat einfachste Form. Likpe di-bí Frucht, bo-be̱ das Kommen; Nyangbo ba-nu-no̱ die Menschen, Stamm -nu- Mensch.

Nördlich anschließend ist das Gebiet der Gruppe IV, die sich in folgende Untergruppen gliedert:

a) Die Mossigruppe im Norden Togos und der Goldküste und dem anschließenden französischen Gebiet.

b) Die Grussigruppe zwischen dem schwarzen und roten Volta innerhalb des 10⁰ und 13⁰ n. Br.

c) Die Temgruppe mit Hauptverbreitungsgebiet in der Landschaft Tschaudjo des mittleren Osttogo.

d) Das Bargu (Borgu, Barba) im nördlichen Osttogo und dem angrenzenden Dahome.

e) Die Gurmagruppe, nordöstlich und nördlich von Togo. Einzelne Gruppen der Gurma leben in Mitteltogo.

f) Das Kiliṅá (Tšelaṅá) in Sugu (Dahome).

g) Die Senufo- oder Siena-Gruppe auf der nördlichen Elfenbeinküste.

h) Das Songai am Mittelniger.

Die Zugehörigkeit des Songai zu dieser Gruppe ist eine lose; es hat keine Klasseneinteilung und auch etymologisch ist es mit den Sprachen der Gruppe nicht nahe verwandt. Es nimmt also eine selbständige Stellung ein, steht aber der Gruppe IV näher als einer anderen.

Auch die Senufodialekte entfernen sich etwas von dem Gemeintypus der Gruppe; ihre Zugehörigkeit ist aber nicht zweifelhaft, sie haben Klassensuffixe und zeigen auch etymologisch deutliche Verwandtschaft mit den übrigen Unterabteilungen der Gruppe IV. — Bargu und Kiliṅá habe ich einzeln aufgeführt, weil sie einerseits wohl den Untergruppen a, b, c, e nahestehen, aber doch gewisse Sonderentwicklungen zeigen.

Die Sprachen der Gruppe IV sind im Unterschied zu denen der Gruppe III in der Hauptsache Suffixsprachen, doch verwenden Tem und Gurma neben Suffixen auch Präfixe. Morphologisch sind die Sprachen nicht einheitlich. Während Wortstämme einfachster Form häufig sind, ist in manchen Sprachen, so besonders im Mossi, durch das Hervortreten des dynamischen Akzentes häufig ein Ausfallen unbetonter Vokale erfolgt, wodurch Wörter mit sonst ungewohnten Konsonantenverbindungen entstehen. Mossi bi-γa Kind; bū-γa Ziege; niṅkudba Henker pl. aus nĩ Mensch, ku töten, -da Personenendung, -ba Pluralendung. Gurma li-yu-li pl. a-yu-l-a Kopf, Stamm -yu-.

Die Sprachen der Gruppe V sind verbreitet in dem Gebiet, das im Osten annähernd vom 10. Längengrad, im Norden vom Senegal, im Westen und Süden vom atlantischen Ozean begrenzt wird. Einzelne Sprachen, so das Adjukru, liegen östlich dieses Bereiches. Gemeinsam ist der Gruppe die nominale Klasseneinteilung, meist durch Präfixe, vereinzelt durch

Suffixe, so im Kissi (bei dem aber aus dem vorliegenden Material eine Klasseneinteilung kaum nachweisbar ist), während das Gola Prä- und Suffixe zugleich verwendet. Temne r-im pl. s-im Wort; Gola e-dī oder e-dī-lẹ der Kopf, pl. ma-dī oder ma-dī-ma.

In Wortbau, Wortbestand und Grammatik zeigen aber die Sprachen dieser Gruppe starke Abweichungen, so daß von hier aus eine Verwandtschaft nicht in allen Fällen erweisbar ist. Manche sind offenbar stark von fremden, wahrscheinlich nordafrikanischen Idiomen beeinflußt worden. Aus dem teilweise spärlichen Material ergeben sich vorwiegend auf Grund des Wortbesitzes folgende Unterabteilungen: A. eine Ostgruppe, die den östlich sich anschließenden Gruppen nähersteht: a) Temne-Baga-Landoma, Bulom-Krim-Mampa; b) Limba, c) Kissi, d) Gola, e) Tene, f) Adjukru auf der Elfenbeinküste. B. eine Westgruppe g) Djola (Fulup und Filham), h) die Bissao-Bolamasprachen: Bola oder Bolama, Sarar oder Schadal, Pepel oder Bissao (Bissago), Kanyop oder Manyako; i) Biafada und Padjade, k) Banyun, Nalu, Bulanda, l) Konyagi, m) Bidjogo, n) Wolof und Serer mit sehr starker Eigenentwicklung.

Besser bekannt ist die Gruppe der Mandingosprachen im Westsudan; sie reicht teils bis an den Südrand der Sahara, südlich und westlich an den Ozean und östlich an den schwarzen Volta. Einzelne Gruppen wohnen auf der Goldküste, in Togo, ja in Nordnigerien (die Boko). Sie zerfallen in zwei nach dem Zahlwort für zehn benannte Gruppen, das der Hauptmasse nach nördliche Mande-tan und das südliche Mande-fu.

Das Mandingo oder Mande bildet eine deutliche, eng verwandte Einheit. Die herrschende Wortform ist nicht der aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehende Wortstamm; diese einfachste Form fehlt nicht, tritt aber zurück hinter zweisilbigen Stämmen. Die vokalischen und nasalen Wortbildungspräfixe fehlen oder sind höchstens in Ansätzen vorhanden. Das direkte Objekt steht zwischen Subjekt und Prädikat.

* * *

Bildet nun jede dieser sechs Gruppen eine unabhängige Einheit, oder sind alle oder doch einzelne Gruppen untereinander genetisch verwandt? Von einer genetischen Verwandtschaft kann geredet werden, wenn sich in der Lautentwicklung, im grammatischen Bau und im ursprünglichen Wortbestand ein Gemeinbesitz zeigt Als ursprünglich erweist sich der Gemeinbesitz an Wortstämmen dadurch, daß nach Ausscheidung der Lehn- und Wander- (Kultur-) Wörter sich lautgesetzlich die Identität von Wortstämmen in mehreren Sprachen nachweisen läßt.

Von vornherein ergibt sich, daß die Verwandtschaft keine so enge sein kann wie im Bantu, es braucht nur daran erinnert zu werden, daß es sich um Sprachen mit und ohne Klasseneinteilung handelt, also ein wesentliches Moment der Einheitsbildung im Bantu hier fehlt. Aber auch abgesehen davon hat jede Gruppe ein so kräftiges Eigenleben ausgebildet, daß die Zusammengehörigkeit aller wohl zweifelhaft erscheinen kann. Die Verhältnisse liegen etwa so, daß die Sprachen einer Gruppe, z. B. des Mandingo, untereinander in dem gleichen Maße verwandt sind wie die Einzelsprachen des Bantu untereinander. Eng zusammengehörig, besonders etymologisch, erweisen sich die Gruppen I—IV, V und VI weichen erheblich ab. Wollte man eine Mandingosprache mit einer Sprache der Gruppe II oder III vergleichen, so würde das Ergebnis (in etymologischer Hinsicht) unbefriedigend sein. Man muß vielmehr zunächst jede Gruppe für sich untersuchen und ihren Eigentypus herausarbeiten, erst dann kann man der Frage nach einem Gemeinbesitz nähertreten.

Eine solche Untersuchung ergibt in allen drei Beziehungen, lautlich, grammatisch und etymologisch, klare Gemeinsamkeiten. Diese können nach der Art ihres Auftretens, ihrem engen Verflochtensein mit dem gesamten Sprachbau und ihren Funktionen nicht der jüngeren Sprachgeschichte angehören, sondern bilden alten Gemeinbesitz, sie sind eine Unterströmung ursprünglichen Sprachgutes, die von späteren Einwirkungen und Entwicklungen vielfach überdeckt, aber nirgends ganz unterdrückt worden ist. Worin der Gemeinbesitz besteht, habe ich für mehrere Kwasprachen zu zeigen versucht in meinen Westsudanischen Studien I, II und III in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Band XXVIII und XXIX.

Mitteilungen.

Dr. W. Solf: Über den fernöstlichen Mahāyana-Buddhismus.

Bekanntlich hat die altberühmte Asiatic Society in Tōkyō unlängst den Deutschen Botschafter, Exzellenz Dr. W. Solf, zu ihrem Präsidenten gewählt, ein Ereignis, das auch für Fernstehende die hohe persönliche und wissenschaftliche Bedeutung des so geehrten ersten Repräsentanten des Deutschen Reiches im Fernen Osten beleuchtet. Bei der am 21. April d. J. in der Deutschen Botschaft in Tōkyō abgehaltenen ersten Sitzung der Gesellschaft unter dem Vorsitz von Exzellenz Solf, hat nun der neue Präsident eine Ansprache gehalten

über das Thema „Mahāyāna, das geistige Band, das den Fernen Osten umschließt". Seine Ausführungen (in englischer Sprache) sind von hoher orientalistischer Bedeutung; sie beginnen mit der Bemerkung, daß der Botschafter seine Stellung insbesondere dahin auffaßt, die Ideen des Westens und des Ostens, also vor allem auch geistige Güter, nicht nur die materiellen Produkte, zum Nutzen der beteiligten Völker auszutauschen. Während aber der Westen den sprach- und schriftgewandten Ostasiaten schon offen liegt, und die europäischen Literaturen ihnen zugänglich und zum Teil vertraut sind, ist das umgekehrte kaum der Fall. Die geistigen Schätze Japans ruhen noch hinter dem Stacheldraht der chinesischen Zeichenschrift, worin Japan auch den Schlüssel besitzt zu dem riesigen Erbe Alt-Chinas. Das geistige Leben des Fernen Ostens, tief verwurzelt in dem in Europa länger und besser bekannten von Indien, tritt am deutlichsten in Japan in dem überaus hochstehenden Mahāyāna-Buddhismus zutage. Dieser allein kann in Ostasien, an Bedeutung und Tiefe dem Shintōismus, Konfuzianismus und Taoismus vielfach überlegen, den indischen und europäischen philosophischen Systemen an die Seite gestellt werden. Er ist unerreicht in seiner Fähigkeit, sich der Eigenart des einzelnen Gläubigen jeweils anzupassen, und zeichnet sich, z. B. vor dem Hīnayāna-Buddhismus, durch das Bodhisattva-Ideal aus, das ihn auf eine Höhe mit den größten Erlösungsreligionen hebt.

Exzellenz Solf weist darauf hin, daß dieser hohen Bedeutung des Mahāyāna-Buddhismus, der an Anhängerzahl dem Christentum überlegen ist, im Rahmen der abendländischen Bildung durchaus noch nicht der Platz eingeräumt ist, der ihr gebührt, wird doch z. B. die griechisch-römische Religion oder selbst der Islam wesentlich mehr berücksichtigt. An diesen bedauerlichen, Abhilfe fordernden Umstand wird dann die Folgerung geknüpft von der Notwendigkeit eines Instituts für Mahāyāna-Philosophie und Religion. Eine derartige Hochschule in Tōkyō oder Kyōto ins Leben gerufen und durch Professoren-Austausch mit dem deutschen Geistesleben in enge Verbindung gebracht, hat die hohe Mission auf wissenschaftlicher Grundlage zu übernehmen, die höchsten geistigen Güter des Westens und Ostens auszutauschen. —

Man kann dieser von weltumfassendem Weitblick und tiefem wissenschaftlichen Urteil zeugenden Forderung nur beipflichten und weiteste Beachtung wünschen. Die Verwirklichung des Solf'schen Gedankens wird den Grundstein legen für den wahren Kulturaustausch, der in wechselseitigem, hingebenden Studium von Sprache, Schrifttum und Religion beruht.

Im übrigen kann nur auf die überzeugenden Ausführungen selbst verwiesen werden; sie sind erschienen in der Monatsschrift The Young East, Mai 1926, S. 377—384 und zu beziehen von The Young East Publishing Office, Hongo, Tōkyō. (Preis des Monatshefts 30 sen zuzügl. Porto ca. 80 Pfg.) F. T.

Als die von Koldewey im September 1903 eingeleitete, dann von Andrae durchgeführte Ausgrabung von Assur im April 1914 vollendet war, wurde der deutsche Anteil an den Funden auf dem Dampfer „Cheruskia" verfrachtet, der, vom Kriegsausbruch überrascht, den damals noch neutralen Hafen von Lissabon anlief. Bei dem Eintritt Portugals in den Krieg wurde die Ladung beschlagnahmt und später nach Porto übergeführt. Jetzt endlich haben die von unserem Gesandten Dr. Voretzsch geschickt geführten Verhandlungen den Erfolg gehabt, daß die portugiesische Regierung die Gesamtheit der assyrischen Altertümer an die Deutsche Orient-Gesellschaft zurückgegeben hat im Austausch gegen eine Sammlung von Gegenständen aus fast allen Abteilungen der Berliner Museen, die, durch ausgewählte Gipsabgüsse vermehrt, den Interessen der portugiesischen Studenten und Altertumsfreunde besser dienen dürfte. Andrerseits ist es sehr zu begrüßen, daß, dank den redlichen Bemühungen einsichtsvoller portugiesischer Gelehrter, die Ergebnisse einer derart systematischen Grabung nunmehr in die Hände derer zurückgelangen, die allein auf Grund der genauen Fundbeobachtungen ihren wissenschaftlichen Wert voll auszuschöpfen vermögen. — Die Sendung ist soeben in Berlin eingetroffen; sie wird noch langwierige, sorgfältige Behandlung erfordern. Wir wollen hoffen, daß die zum Teil recht heiklen Gegenstände, wie insbesondere die ungebrannten Tontafeln, durch den jahrelangen Verbleib in den Kisten nicht allzu sehr gelitten haben.

Berlin, den 30. 8. 26. B. G.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

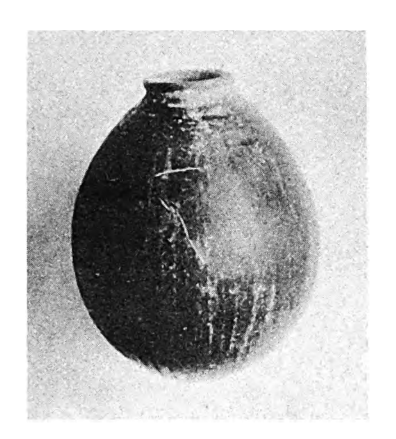
Aichele, W.: Zigeunermärchen. Hrsg. unter Mitwirkung von M. Blok u. Joh. Ipsen.
*Alföldi, A.: Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien. 2 Bände.
Bauer, L.: Das Palästinische Arabisch. Die Dialekte des Städters und des Fellachen. Grammatik, Übungen und Chrestomathie. 4. Aufl.
Bergsträßer, G.: Hebräische Grammatik mit Benutzung der v. E. Kautzsch bearb. 28. Aufl. von Wilh. Gesenius' hebräischer Grammatik. Mit Beiträgen von M. Lidzbarski. 2. Teil: Verbum. Mit Register zu Teil 1 u. 2.
*Blaufuß, H.: Kephtharitische Inschriften. Ein Versuch zu ihrer Deutung.
*Bodding, P. O.: Santal Folk Tales. Vol. I.
*Chéron, G.: Le Dialecte Sénoufo du Minianka. (Grammaire, Textes et Lexiques).
*Cremer, J.; Matériaux d'Ethnographie et de Linguistique Soudanaises Publiés par les soins de la Société Française d'Ethnographie avec le concours de la Colonie de la Haute-Volta. Tome I: Dictionnaire Français-Peul. (Dialectes de la Haute-Volta). Tome II: Grammaire de la Langue Kasséna ou Kassené, parlée au Pays des Gourounsi. Tome III: Les Bobo. (La Vie Sociale).

Croon, L.: Lastentransport beim Bau der Pyramiden. Doktor-Ing.-Diss.
*Dubarbier, G.: La Chine contemporaine politique et économique.
Dürr, L.: Die Wertung des Lebens im Alten Testament und im antiken Orient. Ein Beitrag zur Erklärung des Segens des vierten Gebotes.
*Ebersolt, J.: La Miniature Byzantine. Ouvrage accompagné de la reproduction de 140 miniatures.
*Eißfeldt, O.: Vom Lebenswerk eines Religionshistorikers (Wolf Wilhelm Graf Baudissin).
*Enzyklopaedie des Islām. Lief. E: Senna — Shaikhzāde.
Filchner, W.: Quer durch Ost-Tibet.
*Forrer, E.: Forschungen. I. Bd. 1. Heft: Die Arzaova-Länder. II. Bd. 1. Heft: Astronomische Festlegung des Soppiluljomas, Morsilis und Amenophis IV; Zur Lage von Kizzuvadna; Gargamis und Astata; Die pippid-Sprache.
*Fougères, G.: Les premières Civilisations.
*Frazer, Sir J. G.: The Worship of Nature, Vol. I.
Friedensburg, F.: Die Münze in der Kulturgeschichte. 2. Aufl.
Galarza, Graf V. v.: Dialoge über die Weisheit (arabisch). 4 Bände.
*Gilbert, F. R.: Das ABC der Chinaschrift.
Goodnow, F.: China an Analysis.
*Hall, T.: Japan in Silhouette.
Harden, J. M.: An Introduction to Ethiopic Christian Literature.
*Hell, J.: Der Diwan des Abu Du'aib, übers. u. hrsg.
Hildesheimer, E.: Rekonstruktion eines Responsums des R. Saadja Gaon zum jüdischen Gesellschaftsrecht.
*Hilzheimer, M.: Natürliche Rassengeschichte der Haussäugetiere.
*Hirschfeld, H.: Literary History of Hebrew Grammarians and Lexicographers, accompanied by unpublished Texts.
Holmes, J. H.: Way back in Papua.
Honor, L.: Sennacherib's Invasion of Palestine. A Critical Source Study.
Hsieh, P. C.: The Government of China. (1644—1911)
*Hultzsch, E.: Māgha's Śiśupālavadha. Nach den Kommentaren des Vallabhadēva u. des Mallināthasūri ins Deutsche übertragen.
Jirku, A.: Der Kampf um Syrien-Palästina im orientalischen Altertum.
Lewy, E.: Tscheremissische Texte, I.: Text; II.: Übersetzung.
*Lha-mo, Rin-Chen: We Tibetans. An intimate picture, by a woman of Tibet .... With a historical Introduction by L. M. King.
*Massignon, L.: Annuaire du Monde Musulman. Statistique, Historique, Social et Economique. Seconde Année (1925) Fasc. I.
*Mielziner, M.: Introduction to the Talmud. Historical and Literary Introduction, Legal Hermeneutics of the Talmud, Talmudical Terminology and Methodology, Outlines of Talmudical Ethics. Third Ed.
Miller, K.: Arabische Welt- u. Länderkarten des 9. bis 13. Jahrhunderts in arab. Urschrift, latein. Transkription u. Übertragung in neuzeitl. Kartenskizzen. Mit einleit. Texten hersg. I. Bd. 1. Heft. Dazu: Islam-Atlas Nr. VI. Die Karten des Mittelmeeres.
*Minerva. Jahrbuch der Gelehrten Welt. Gegründet von R. Kukula u. K. Trübner unter redaktioneller Leitung von F. Epstein, hrsg. von G. Lüdtke. 28. Jahrg. 1926. 3 Bände.
*Mironov, N. D. u. S. M. Shirokogoroff: Śramana-Shaman. Etymology of the word Shaman. S.-A. a. d. Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society.
Montet, E.: Histoire du Peuple d'Israël depuis les origines jusqu'à l'an 70 après J.—C.
*Mžik, Hans von: Bibliothek arabischer Historiker und Geographen. 1. Bd.: Das Kitāb al-wuzarā' wa-l-kuttāb des Abū ʿAbdallāh Muḥammad Ibn ʿAbdūs al-Ǧahšiyārī. In Faksimile hrsg. nach dem handschriftl. Unikum der Nationalbibliothek in Wien (Cod. Mixt. 916). 3. Bd.: Das Kitāb ṣūrat al-arḍ des Abū Ǧaʿfar Muḥammad Ibn-Mūsā al-Ḫuwārizmī.
*Nerses von Lampron: Erklärung der Sprüchwörter Salomo's, hrsg. und übers. von Prinz Max, Herzog zu Sachsen. III. Teil.
Oriental Studies, published in commemoration of the fortieth Anniversary (1883—1923) of Paul Haupt as Director of the Oriental Seminary of the Johns Hopkins Univ. Baltimore. Under the Editorial Direction of C. Adler a. A. Ember.
Paris, A.: Documents d'Architecture Berbère sud de Marrakech.
Pavry, Jal Dastur Cursetji: The Zoroastrian Doctrine of a Future Life. From Death to the Individual Judgment.
*Prorok, Byron Khun de: Digging for lost African Gods. The Record of five years archaeological Excavation in North Africa. With Notes and Translations by Edgar Fletcher Allen.
*Reitzenstein u. H. H. Schaeder: Studien zum antiken Synkretismus aus Iran und Griechenland.
*Reuther, O.: Die Innenstadt von Babylon (Merkes). 2 Bde. (47 Wiss. Veröff. der DOG).
Saville, W. J. V.: In unknown New Guinea. A Record of 25 years of personal observation and experience .... With an Introduction by Bronislaw Malinowski.
Scharff, A.: Die archäologischen Ergebnisse des vorgeschichtl. Gräberfeldes von Abuṣir el-Meleq. Nach den Aufzeichn. Georg Möllers bearb. (49. Wiss. Veröff. der DOG).
*Schmidt, R.: Nachträge zum Sanskrit-Wörterbuch. In kürz. Fassung von O. Böhtlingk. Lief. VI.
*Schmidtke, F.: Die Japhetiten der biblischen Völkertafel.
*Schmitt, E.: Konfuzius. Sein Leben und seine Lehre.
*Schott, A.: Die Vergleiche in den akkadischen Königsinschriften.
*Shirokogoroff, S. M.: Social Organization of the Manchus. A study of the Manchu Clan Organization.
*Smith, J. M. Powis: The Psalms, translated.
*Soulié de Morant, G.: Exterritorialité et Intérêts étrangers en Chine. Préface par M. St. Pichon.
*Strothmann, R.: Die Zwölfer-Schīʿa. Zwei religionsgeschichtliche Charakterbilder aus der Mongolenzeit.
*Tachibana, S.: The Ethics of Buddhism.
*Urquhart, M.: Women of Bengal. A Study of the Hindu Pardanasins of Calcutta. Second Edition.
Weller, F.: Das Leben des Buddha von Aśvaghoṣa. Tibetisch und deutsch hrsg.
Weller, H.: Wâsawadattâ. Ein Schauspiel nach Bhâsa, übers.
*Weynants-Ronday, M.: Les Statues vivantes. Introduction à l'étude des statues égyptiennes. Préface de Jean Capart.
*Woodhead, H. G. W.: The Truth about the Chinese Republic.
Wüstenfeld-Mahler'sche Vergleichungs-Tabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung. 2. Aufl. Im Auftrage der DMG neu redigiert sowie mit einem Anhange: „Das türkische Sonnenjahr" erweitert und hrsg. von Ed. Mahler.
Zimmer, H.: Kunstform und Yoga im indischen Kultbild.


Mit einem Prospekt des Verlages Alfred Töpelmann, Gießen, über Graf Baudissin's Kyrios-Werk, der der Beachtung der Leser empfohlen wird.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

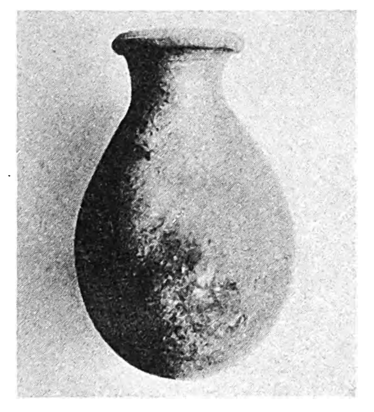




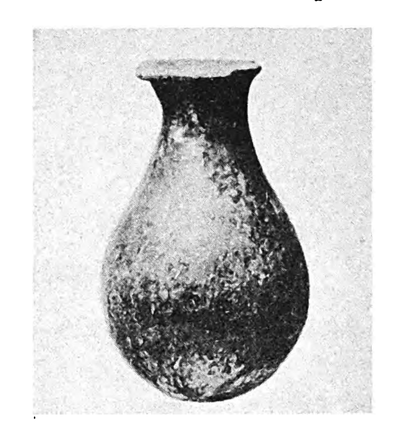
1. von Kom el-Kanater



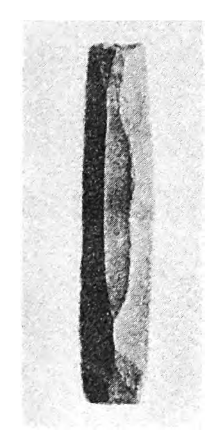
2. von Abusir el-Meleq



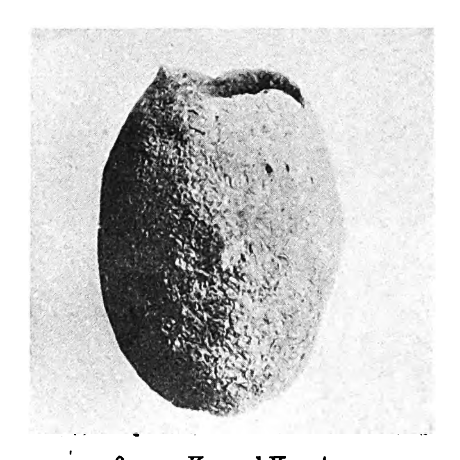
3. von Kom el-Kanater



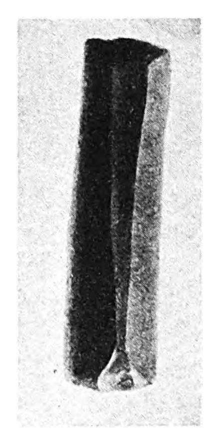
4. von Abusir el-Meleq



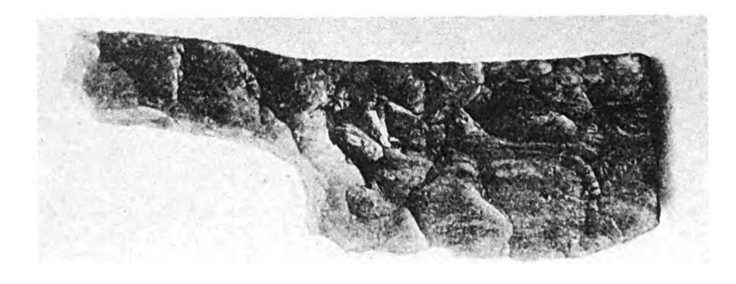
5. von Kom el-Kanater



6. von Kom el-Kanater

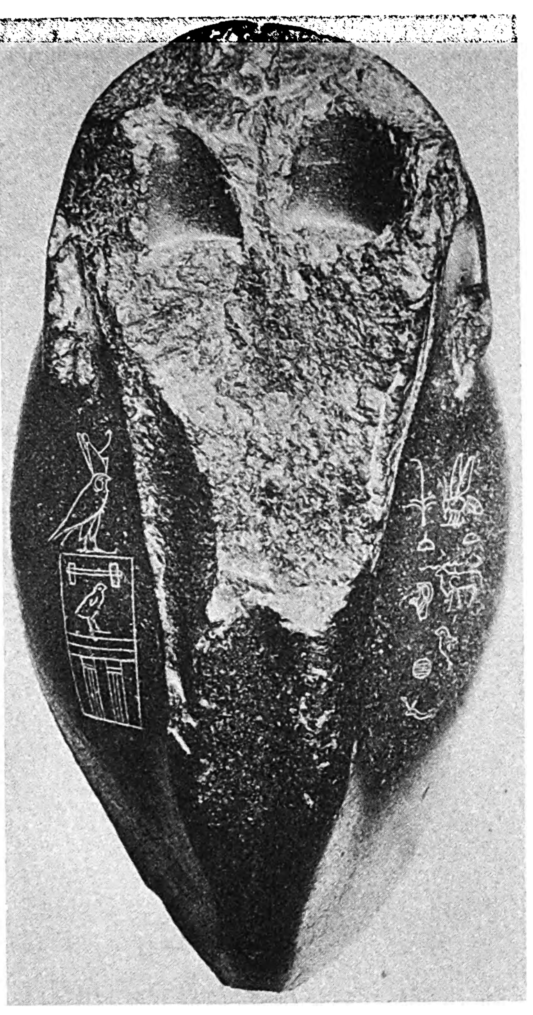


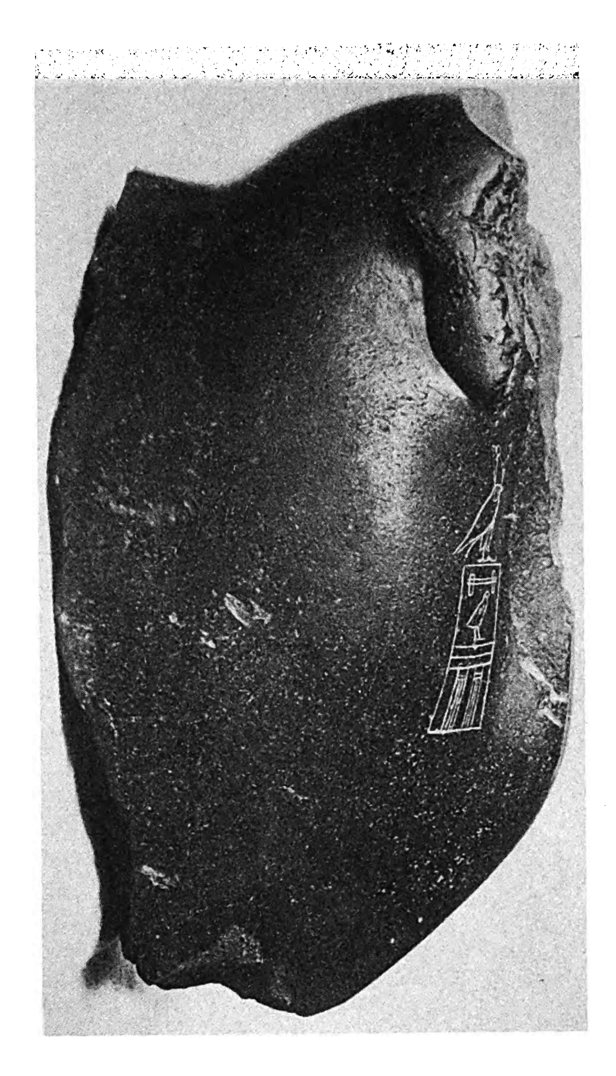
7. von Abusir bei Gise



8. von Kom el-Kanater







Teil einer Widderstatue mit dem Namen des Königs Cheops.
Berlin 22572.
(Die Schriftzeichen sind für die Aufnahme mit weißer Kreide gefüllt.)



Dreiteiliger japanischer Farbenholzschnitt des Utamaro (um 1800),
darstellend in der Mitte, neben einem Hofwagen mit Bedienung, die Dichterin Sei Shōnagon, wie sie aus der Hand eines vor ihr knieenden Boten ein Gedicht des Fujiwara Yukinari in Empfang nimmt (um 1000 n. Chr.).

XXIX 11/12 **OLZ** Novbr./Dezbr. 1926

Noch einmal ΤΕΡΠΩΛΗ.

Von Walter Wreszinski.

Als ich OLZ 27,570 die Darstellungen der Tafelaufsätze, die die Griechen nach Strabo mit ΤΕΡΠΩΛΉ bezeichneten, zusammenstellte, bemerkte ich, daß alle diese Kunstwerke unter der nubischen Beute erscheinen und daß sie demgemäß bis zur Zeit Ramses' II nubische Motive aufweisen, daß unter Ramses X aber an deren Statt syrische verwendet worden seien. Ich hatte damals notgedrungen unterlassen, auf die Prunkgefäße der syrischen Beute einzugehen, die, in ihrer Bestimmung ähnlich, dem gleichen Zweig des Kunstgewerbes entsprossen, ihre Formen einer grundsätzlich anderen Vorstellung und einem anderen Formwillen verdanken.

Das Prunkgefäß, dessen Wesen und Formen uns Schäfer in seiner allbekannten schönen Studie (Die altäg. Prunkgefäße mit aufgesetzten Randverzierungen = Sethe, Untersuchungen IV 1, Leipzig 1905) nahegebracht hat, ist vor allem ein Gefäß, zumeist ein Kelch oder eine Schale auf einem Fuß, selten nur, daß dieser fehlt. Die aufgesetzten Verzierungen sind Zufügungen ohne selbständige Wesenheit; sie entspringen der Vorstellung vom Gefäße als eines Teiches oder Sumpfes, in dem manchmal eine Insel liegt, und dementsprechend stellen sie Pflanzen oder Tiere dieses Milieus dar. Die Weiterbildungen sind nicht sehr häufig; insbesondere wird die Ornamentik des Randes wenig verändert, nur daß manchmal der libierende König dargestellt wird. Die Insel wird stärker umgestaltet. Aus dem einfachen Block wird durch Hinzufügung einer ägyptischen Krönung ein Architekturgebilde, das sich weiter zum Palast oder Palasteingang entwickelt. Dementsprechend führt der Weg von der Darstellung des Getiers im Dschungel über das sich tummelnde Kälbchen zum rein dekorativen Fabeltier, dem liegenden Sphinx. Auch der Aufsatz des am meisten überladenen, inhaltlich wirren Prunkgefäßes aus der Beute Thutmosis' III (Abb. 1 = Schäfer Abb. 115) ist ohne die Grundlage des Gefäßes nicht denkbar. Das Mittelteil, die architektonisch ausgestaltete Insel, eine Mauer mit der üblichen Krönung als Sockel, darüber ein Portal, beides zusammen vielleicht eine Darstellung des Palastes, ganz oben aber Pflanzen und Tiere des



Abb. 1

Sumpfdickichts, wird durch die beiden aufgerichteten Löwen mit den barocken Henkeln verbunden, die Krieger auf den Wagen, wohl der König, der aus seinem Schloß gekommen ist, fahren zwischen Lotusblättern einher. Man sieht, es ist das alte Motiv mit unpassenden Zusätzen.

Ganz anders steht es mit den Tafelaufsätzen aus der nubischen Beute. Sie sind nicht aus der Verzierung von Gebrauchsgegenständen, deren Zweck sie dadurch nicht einmal zu verändern brauchten, erwachsen, sondern Gebilde der freien Phantasie, nur als Augenweide gedacht, zu keiner praktischen Verwendung geschickt. Anders als die Gefäße der „syrischen" Beute, die die Anregungen und Vorlagen zu ihrer Ausschmückung ausnahmslos aus Ägypten genommen haben, zeigen die ΤΕΡΠΩΛΑΙ nubisches Lokalkolorit.

Da aber beides, syrische Prunkgefäße und nubische Tafelaufsätze, aus ägyptischen Werkstätten stammt, ist es nur selbstverständlich, daß sich Zwischenformen und Übergänge finden. Eine Annäherung an die Gefäßform stellt die Verwendung der flachen, mit dem schwarzweißen Fell nubischer Rinder überzogenen Körbe dar, in die manche ΤΕΡΠΩΛΑΙ gesetzt wurden, wobei die Negerköpfe, die ringsherum neugierig über den Rand der Umzäunung sehen, die den Kraal umgibt, — so nämlich ist der Korbrand zu deuten, — (Schäfer Abb. 43 =

Atlas I 158/9), den Blüten und Entenköpfen auf dem Rande der Prunkgefäße entsprechen. Noch weiter geht die Verquickung, wenn sich die Motive mischen, an die Stelle des Negerkraals der syrische Migdol tritt, freilich unter Beibehaltung einiger Bestandteile der ursprünglichen Komposition (Schäfer Abb. 44 = Atlas I 224).

Das letzte Glied in der Kette ist das Prunkgefäß mit dem Migdol, das unter der syrischen Beute Ramses' II an der linken Seitenwand des Vorhofs des Sethostempels in Abydus erscheint (Abb. 2). Hier ist die ursprüngliche Vorstellung vom Gefäß als einem Teich völlig

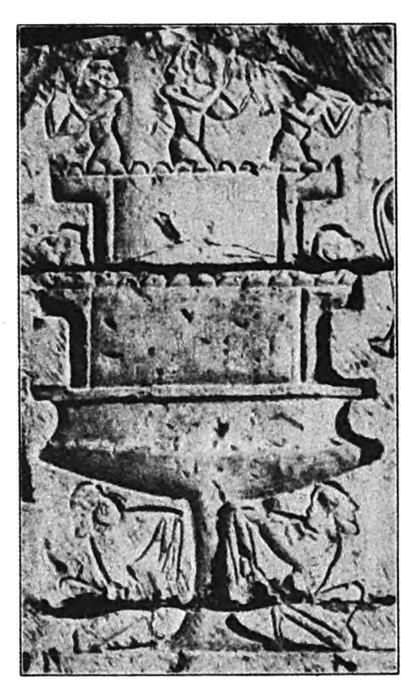


Abb. 2

aufgegeben; der Rand ist frei, die Insel, die ja auch sonst schon Veränderungen nach der architektürlichen Richtung (s. o.) erfahren hat, ist zur syrischen Feste geworden, auf deren Zinnen, wie man es von den Kriegsbildern kannte, die um Gnade flehenden Einwohner stehen.

„Kappadokische" Tontafeln und Frühgeschichte Assyriens und Kleinasiens.

Von Julius Lewy, Gießen.

(Schluß.)

III. Zur Organisation des Reiches des Šarrum-kēn und zur Geschichte der Stadt Kaniš.

Im Mittelpunkt der Verwaltung (wie wohl auch des Handels) des kleinasiatisch-kappadokischen Teiles des Reiches Šarrum-kēns stand die uralte, schon von Narām-Sin von Akkad bekämpfte Stadt Kaniš: die uns überkommenen Anweisungen oder Berichte, deren Absender nicht Privatpersonen waren, gehen regelmäßig entweder von Kaniš aus oder dorthin[1]; ein hierhergehöriger Text insbesondere (TC 1) handelt, wie Landsberger als erster hervorgehoben hat, von einer Auflage der „Stadt" (Assur), deren Einziehung von den Orten Kappadokiens über Kaniš erfolgen sollte. In den Schreiben dieser Klasse und ebenso in den Protokollen über Gerichtsverhandlungen u. dgl. wird Kaniš aber nicht unter dem (ja auch in den späteren „hethitischen" Texten aus Boghazköj gebräuchlichen) einfachen Namen erwähnt, sondern – wie ebenfalls erst Landsberger erkannt hat – als *ga-ru-um Kaniš* bezeichnet. Dieses auch mehreren anderen, jedoch nicht allen kleinasiatischen Sitzen assyrischer Kaufleute von amtswegen beigelegte Prädikat, welches schon vom Ref. zu einem auch in Ḫammurapis Reich in Verbindung mit Städtenamen erscheinenden Worte *KAR*, *ka-ru* gestellt worden war, erklärt nun Landsb. für einen speziell der Kaufmannssprache zugehörigen terminus technicus *kārum* mit einer ursprünglichen Bedeutung „Hafen", dann „Stapelplatz", „Faktorei", „Kolonie" oder „Handelskommune". Allein, selbst wenn wir glauben könnten, die späteren Assyrerkönige, wie z. B. Tukulti-Ninurta I. oder auch noch Sanherib und seine Nachfolger, hätten etwa einer in der Nachbarschaft Assurs neu gegründeten Residenz oder einer neu eroberten und mit Assyrern neu besiedelten Festung in den Grenzmarken die Namen „Tukulti-Ninurtas Stapelplatz" oder „Sanheribs Handelskommune" beigelegt, warum die Kültepe-Texte die Städte Kaniš, Burušḫaddum, Waḫšušana usw. *ga-ru-um Ga-ni-iš*, *ga-ru-um Bu-ru-uš-ḫa-tum* usw. usw. nennen, bei anderen, gleichfalls noch in den Boghazköj-Texten erwähnten, also gewiß nicht nur für kurze Zeit entstandenen Orten, z. B. Wašḫanija, Tuḫpija, Šamuḫa, dagegen von einer „Wohnstätte", „Station von" (*wabartum ša*) Wašḫanija, Tuḫpija usw. usw. sprechen, diese Frage wird mit der Übersetzung Landsbergers deshalb nicht befriedigend beantwortet, weil die kaufmännische

---

1) Schon im Hinblick hierauf möchte ich meinen früheren, jetzt auch von Landsb. (S. 5) übernommenen Zweifel an der Gleichung *Kültepe* = *Kaniš* nicht mehr aufrechterhalten. Hierbei sei auch bemerkt, daß die gelegentlich begegnende Ansicht, nach der der Kültepe auf den gebräuchlichen Karten nicht eingetragen sein soll, insofern irrig ist, als der Hügel zwar ohne seinen Namen, sonst aber annähernd richtig — östlich der Straße Kaiṣarī-Siwas und in nächster Nähe des an seinem Nordostende befindlichen Dorfes Kara Ew — u. a. auch auf der Kiepertkarte markiert ist. Als Benennung des Dorfes hörte ich *Kara Öjük* in der Tat eher seltener als das wohl synonyme *Kara Ew*, das gelegentlich auch *Kara Jīw* gesprochen wurde.



Tätigkeit der Assyrer hier wie dort die gleiche war und weil die Angehörigen eines *wabartum* (terminus technicus anscheinend: *bīrūtum*) wie in der Ausstattung mit einem *ēkallum* so auch hinsichtlich ihrer Rechtsfähigkeit nicht schlechter gestellt waren als diejenigen eines *ga-ru-um*.

Wie man unter diesen Umständen nicht wagen wird, den Unterschied zwischen *ga-ru-um* und *wabartum* auf dem Gebiete von Handelsprivilegien u. dgl. zu suchen oder *wabartum* mit Landsb. a priori als „kleinere“ Handelsniederlassung anzusprechen, so besteht auch sprachlich keine Notwendigkeit zu Landsbergers These *kārum* = *Gesamtheit der tamkarū*[1]. Denn in der Wurzel *qr'*, deren Bedeutung „versammeln“ kaum zweifelhaft ist[2], bietet das Akkadische eine Etymologie für „kappad.“ *ga-ru-um*, altbabyl. *KAR*, welche dies Appellativum als *qar'um* > *qārum* „Versammlungsort“ zu dem von der gleichen gemeinsemitischen Wurzel abgeleiteten hebräischen *qirjā* [**qarjā*, vgl. phönizisch *qart*] stellt und insbesondere auch erlaubt, die Unterscheidung von *qārum*, *wabartum* und den außer diesen schließlich auch noch erscheinenden *ālāni* („Ortschaften“) in militärischen und Verwaltungs- bzw. Verkehrstechnischen Erfordernissen begründet zu finden. Bei solcher Loslösung von Landsbergers Grundgedanken wird es nämlich zunächst möglich, in ausgezeichneter Übereinstimmung mit dem bereits erwähnten Brauche der späteren Zeit, die vorwiegend neu eroberten Festungen einen mit *KAR* zusammengesetzten Namen zu teil werden läßt, im *qārum* einen durch Mauern geschützten, durch städtische Selbstverwaltung seiner Bewohner ausgezeichneten Vorort eines größeren Gebietes zu sehen, im *qārum Kaniš* also einen des „Landes Kaniš“ (TC 18, 42: *ma-at Ga-ni-iš*), im *qārum Burušḫaddum* einen des „Landes B.“ (*ma-at B.*[3]), im *qārum Ḫaḫḫum* einen im „Gebirge Ḫ.“ (s. unten Sp. 966[7]) gelegenen usf. Entsprechend präsentieren sich dann die anscheinend viel zahlreicheren „Stationen“ als die für die Warentransporte notwendigen Karawanseraien bzw. die (von Landsb. ZA N. F. 1 [35], 225 vermißten) Militärposten, die die Straßen sicherten, und die *ālāni* endlich als die Dörfer außerhalb der großen *qārū*[1].

Wie es dazu kam, daß im Verkehr des *ālum* (der Assurstadt i. S. von römischem *urbs*) mit dem kleinasiatisch-kappadokischen Reichsteil der *qārum Kaniš* vor den anderen *qārū* („*municipia*“) nebst den jedem einzelnen *qārum* untergeordneten Stationen rangierte, ist aus dem bisher bekannten Materiale kaum zu entnehmen; am nächsten liegt vielleicht die Vermutung, daß Kaniš in älterer Zeit in Kappadokien und den angrenzenden Gebieten eine Hegemonie errungen hatte, die auch nach seinem Anschlusse an Assur noch nachwirkte.

Ebenso unbekannt sind die Geschicke der Stadt Kaniš in den Jahrhunderten zwischen Šarrum-kēn und dem Hethiterreich von Boghazköj, in welchem ihre Götter und ihr Kultsänger bekanntlich hervorragendes Ansehen genossen. Wenn aber Landsberger im Hinblick auf das Schweigen der ältesten historischen Inschriften der hethitischen Könige glaubt äußern zu sollen, daß sie „schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends zerstört und bedeutungslos geworden sein muß“, und zur Erhärtung dieses argumentum e silentio hinzufügt „eine Erwähnung des Landes Kaniš in einem historischen Text des Königs Muršiliš (ca. 1350) ist offenbar archaistisch“, so ist das deswegen recht gewagt, weil wir hierbei annehmen müßten, daß König Ḫattušiliš III. — nur diesen, nicht Muršiliš kann Landsb. gemeint haben — Gefallen daran fand, den Bericht über seine erste Mannestat und deren Vorgeschichte mit zahlreichen archaistischen Benennungen zu verschönern: von dem bei Ḫattušiliš (großer Text § 6, s. jetzt Götze, MVAG 1924, 3, 14 ff.) im Zusammenhang mit Kaniš genannten Städten begegneten uns ja Turmittaš, Tuḫuppijaš und Ḫaḫḫaš als Durḫumid[2], Tuḫpija[3] und Ḫaḫḫum[4] ebenfalls bereits in den Kültepe-Texten.

---

1) Zu einer Übersetzung „Gildenkaufmann“, welche Landsb. für den aus Babylonien so gut bekannten terminus *tamqarum* propagiert, liegt keine Veranlassung vor, *t.* bedeutet auch in den Kültepe-Texten den (staatlich konzessionierten?) „Geschäftsmann“, „Geschäftsfreund“.

2) Beachte die bei Delitzsch HWB 352 sub כרה I angeführten Belege für den Gebrauch der Wurzel zum Ausdruck des Versammelns von Truppen sowie ferner die Ähnlichkeit der altbabylonischen Redensart *ištu ilušu iqterušu* (Belege VAB 5, 531 s. v. *qarū*) mit dem bekannten ebenfalls von der Gottheit gesagten alttestamentlichen „zu den Vätern versammeln“.

3) So in einem [jetzt zu OCT III 28a, 29 zu stellenden] Text im Besitze der Frau Dr. Hahn.

1) Damit entfällt auch meine früher (ZA N. F. 2 [36], 19 ff.) vorgeschlagene Lesung *karrum* mit einer Bedeutung „Ratsversammlung“. Irrig war auch, wie mich Landsb. gelehrt hat, die Annahme einer solchen in Assur selbst. [Wenn in den soeben erschienenen Notizen der Tageszeitungen mit einem Hinweis auf die Auffindung des „Bazars von Kaniš“ an eine Gleichung *qārum* = Bazar gedacht sein sollte, so wäre m. E. dagegen einzuwenden, daß der zuerst von Landsb. gebührend hervorgehobene völlige Parallelismus von *ālum*^{ki} und *qārum Kaniš*^{ki}, *bīt ālim* und *bīt qārim* wohl doch verbietet, im *qārum* nur einen Teil einer Stadt zu erblicken.]

2) Die (nicht ganz sichere) Gleichung *D/Turḫumid* = *Turmitta* hat Landsb. selbst (ZA N. F. 1 [35], 224[1]) zur Diskussion gestellt.

3) s. oben Sp. 755[1].

4) Diese der hethitischen Form vorangegangene akkadisierte auf *-um* erscheint außerhalb der Kültepe-Texte bekanntlich schon bei Gudea (Statue B 6, 34).

Prinzipienfragen der semitischen, speziell der hebräischen Grammatik.

Von B. Landsberger.

Bauer's Büchlein „Zur Frage der Sprachmischung im Hebräischen, eine Erwiderung"[1], dessen Titel a potiori gilt, ist nicht nur eine Auseinandersetzung mit Bergsträßer's „Mitteilungen zur hebräischen Grammatik", die 1923 in dieser Zeitschrift erschienen sind[2], sondern auch eine Ergänzung der bekannten Arbeiten Bauers über die Entstehung des semitischen Sprachbaus. Nicht um Haaresbreite weicht er von seinen früheren Positionen ab. Eine systematische Kritik der allgemeinen und speziellen Methoden B.'s[3], sowie seiner einzelsprachlichen Voraussetzungen würde mehr als ein ganzes Heft füllen. Wir müssen uns begnügen, einige wesentliche Punkte kurz zu beleuchten.

B. hat die Sprachvergleichung bis zu dem Punkte geführt, wo die Reaktion einsetzen muß gegen die Überspannung der genetisch-konstruktiven Methode der Spracherklärung. Das in seiner Struktur klar gezeichnete „Protosemitisch" B.'s (im Gegensatze zu der auseinanderfallenden, von Fall zu Fall konstruierten Menge von Kompromißformen, welche die Sprachvergleichung als ursemitisch bezeichnet) liefert die Handhabe dafür, Zwecke und Möglichkeiten dieser Methode abzugrenzen. Zustimmen müssen wir B., wenn er den semitischen Sprachbau als Endprodukt eines langen Ausgleichungsprozesses betrachtet und überall energisch auf die Rekonstruktion (zunächst isolierter) vokalhaltiger Wurzeln dringt. Die Tendenz der Sprache zur Systembildung und Schematisierung ist unverkennbar. Aber die Begriffe „primitiv" (urtümlich) und „undifferenziert" dürfen nicht miteinander verwechselt werden, wie dies eine schematische Entwicklungshypothese, zu deren Vollender auf sprachlichem Gebiete B. erkoren war, auf der ganzen Linie der Kulturforschung getan hat. Gerade sog. primitive Sprachen (z. B. Afrika-Sprachen) weisen eine Überfülle von Differenzierungen auf, die unserem Verständnis schwer zugänglich sind. Die Ursprache B.'s kann daher nur eine durch unerlaubte Vereinfachung des Bestandes an Bedeutungen erzielte Abstraktion sein. Sie sieht so aus: Ein Urverbum, das weder Zeitstufe noch Aktionsart unterscheidet, ein wohl ähnlich undifferenziertes Urnomen, beide vertreten durch ein buntes Chaos verschieden lautender Bildungen, in die erst eine willkürlich schaltende Analogie etwas Ordnung bringt. Sowohl der hier vorausgesetzten Bedeutungsarmut der Formen, wie dem Mangel an durch gemeinsame Bedeutung zusammengehaltenen Bildungstypen, aber auch dem Minimum an Unterscheidung, nämlich der von Verb und Nomen, muß widersprochen werden; gerade diese ist durchaus keine selbstverständliche Voraussetzung, sondern, wenn wir von dem eigentlichen Gegenstandsbegriff, dem Primärsubstantiv, absehen, häufig fließend: das gleiche Thema kann sowohl dekliniert wie konjugiert, sowohl attribuiert wie prädiziert werden. — Was den Wert der sprachlichen Rekonstruktion für die Erklärung des Auseinandergehens der Einzelsprachen betrifft, so muß auch hier die Grenze richtig gesteckt werden: Wohl ist es, um die individuelle Physiognomie der Einzelsprache zu erfassen, wichtig, zu erkennen, in welchem Maße ihre Erscheinungen durch die Vorgeschichte determiniert sind, sowohl hinsichtlich des Sprachmaterials wie der Struktur, dagegen können wir nicht, ohne die Züge der Einzelsprache zu verwischen, sie ausschließlich durch ihre historische Determiniertheit erklären, wie dies die Tendenz B.'s ist, der durch eine Art arithmetischer Kombination aus einfachen Grundelementen, Themen sowohl wie Bedeutungen, die Konjugations-Systeme der Einzelsprachen gewinnt. — Was schließlich den eigentlich philologischen Wert der „historischen" Spracherklärung, also etwa zur Aufhellung komplizierter syntaktischer Gebilde, wie der tempora consecutiva des Hebr., anlangt, so kann diese nie und nimmer die analytische Beobachtung der Sprache zwecks Ermittelung der bei ihrer Bildung maßgebenden Bedeutungskategorien ersetzen. Wir können nichts erklären, ehe wir es verstehen, und gerade auf diesem Wege zum Verständnis durch Ausfindigmachen der der betreffenden Sprache adäquaten Bedeutung der Themen und Formen ist erst eine geringe Strecke zurückgelegt, so insbesondere beim Akk., aber auch das Hebr. gibt uns trotz der fundamentalen Leistung Drivers noch viele Rätsel auf.

Im Einklang mit diesen prinzipiellen Bedenken stehen die Schwierigkeiten, die bei dem Versuche, die Ursprache zu rekonstruieren, sofort auftauchen: Gehen die Einzelsprachen hinsichtlich Themen und Bedeutung auseinander, so wird es stets subjektiv sein, ob wir dieser oder jener Sprache den Vorzug der Konservierung alten Gutes beimessen oder ob wir

1) Bauer, Hans, Zur Frage der Sprachmischung im Hebräischen. Eine Erwiderung. Halle: Max Niemeyer 1924. (34 S.) 8°.

2) Sp. 253—260 und 477—481.

3) B. in dieser Anzeige = Bauer; Bg. = Bergsträßer.



gar alle Erscheinungen als „einzelsprachliche Neuerung“ aus unserer Rekonstruktion auschalten. Hat das gleiche Thema in zwei Sprachen verschiedene Bedeutung, wie z. B. hebr. *ịaqtul* und akk. *ikšud*, so verfällt man nur zu leicht in den Fehler der alten Wort-Etymologie, die Grundbedeutung in einem allgemeinen Oberbegriff zu suchen (also Schema: Tisch, Bett: Hausgerät), wie denn in der Tat B. die Bedeutung von protosem. *ịaqtul* auf Null reduziert. Der Subjektivität ist es auch stets unterworfen, welche von den je nach der Anwendungsweise einem verbalen Thema zukommenden mannigfachen Bedeutungen wir für primär ansehen. Schließlich sind aber Bedeutungen von verbalen Themen verschiedener Sprachen häufig überhaupt disparat, weil sie einem anderen Begriffssystem angehören, z. B. wenn die eine Sprache Aktionsarten, die andere Zeitstufen mit Hilfe des betreffenden Themas unterscheidet. Allen diesen Schwierigkeiten ist B. durch eine grandiose Vereinfachung aus dem Wege gegangen, indem er alles auf den gemeinsamen Nenner der subjektiven Zeitstufe bringt, deren er zudem nur zwei Grundtypen unterscheidet: Präteritum und Präsens. Aus einer allgemeinen Grundbedeutung wie Präsens können nun (nach dem Prinzip der Differenzierung des Undifferenzierten) je nach Bedarf nicht nur die in den einzelnen semitischen Sprachen meist thematisch streng geschiedenen Kategorien momentane und dauernde Gegenwart, Zeitlosigkeit, perfektisches bzw. resultatives Präsens abgeleitet werden, sondern auch Futurum, Imperfektiv, Stativ und Durativ. So ist für B. die Grundbedeutung von akk. *ikšud* das Präteritum, obgleich diese nachweislich jung ist (in Wirklichkeit bedeutet *ikšud* den Punktual, sowohl vergangen wie gegenwärtig); akk. *ikašad* nach B. Präsens, obgleich dieses Thema in Wirklichkeit Durativ, Imperfektiv und Futurum bezeichnet.

Mit dieser Charakterisierung der Methode begnügen wir uns und verzichten darauf, das Gebäude der Bauer'schen Deduktion wie auch die von Bergsträßer daran angebrachten Verbesserungen wiederzugeben. Dagegen schälen wir aus der B.'schen Beweiskette einige Einzelprobleme heraus, die wir nicht definitiv lösen, aber für die Lösung vorbereiten.

A. **Die festen Punkte für die Rekonstruktion vor-einzelsprachlicher Sprachperioden.** Folgende Gemeinsamkeiten zwischen Westsemitisch und Akkadisch muß jeder Lösungsversuch berücksichtigen:

1. Gleichheit von Thema, Konjugationsart und Bedeutung:

a) Imperativ[1],

b) Stativ, nicht nur adjektivisch (er ist alt), sondern auch allgemein zuständlich (er weiß). Arab., Hebr., Akk. stimmen hier überein (jedoch Akk. niemals Thema *qatal*); auch die Hamitensprachen kennen diese Konjugationsart, s. Basset, Manuel de langue Kabyle § 36: Verbes qualificatifs ou d'état.

2. Gleiche Konjugationsart, gleichartiges Thema und ähnliche Bedeutung: akk. *ikaššad*, äth. *jᵉnag(g)er* (Haupt'sche Gleichung). Daß das akk. Thema ablautet, s. unten sub D, das äth. nicht, ist unwesentlich. Beide ausschließlich indikativisch[2].

3. Gleiche Konjugationsart, gleiches Thema, verschiedene Bedeutung: akk. *ikšud* (Punktual, Perfektiv, erst in jüngerer Entwicklung Präteritum), hebr. Durativ, Imperfektiv, Futurum, Jussiv (hinter *wa-* und *'ā̈z* Folgetempus); arab. Präsens, Futurum, Jussiv, Gleichzeitigkeitstempus.

4. Gleiches Thema, ungleiche Konjugationsart, verschiedene Bedeutung: akk. *i-kašad*, hebr. *qātal* usf. (Barth'sche Gleichung)[3].

B. berücksichtigt 1b) nicht genügend in der Meinung, daß 4 damit in Widerspruch steht. Aber dem ist nicht so, da das akk. Präsens und Permansiv ihrem Thema nach gleichartig sind (*-kaša/i/ud* bzw. *kaši/ud*). Beide sind Durative, das erste fientisch, das zweite stativisch, das erste präfigierend, das zweite postfigierend, z. B. *i-rapud* „er läuft“, aber *rakib* „er befindet sich auf einem Vehikel“, „fährt“. Wenn das Akk. Stative der Form *kašad* nicht kennt[4], so dürfen wir trotzdem Formen des Hebr. vom Typus *lābaš*, *lāmad* als ursprünglich nicht mißtrauen. Dies führt uns auf

1) Dagegen kann der Jussiv nicht zu den gemeinsamen Konjugationen gezählt werden, denn der Befehl (Wunsch) liegt bei der Verbindung *lū*, bzw. *aị* + *ikšud* in dem *lū* bzw. *aị*, das sich mit dem „Präteritum“ nur wegen dessen perfektivischer Aktionsart verbindet. *lū* kann auch mit Adjektiven und Substantiven gebraucht werden.

2) Selbst der vorsichtigste Forscher wird hier eine vor-einzelsprachliche Gemeinschaft annehmen. Unwahrscheinlich ist voneinander unabhängige einzelsprachliche Neubildung. Die neueste von B. wiedergegebene Erklärung der äth. Form als Analogiebildung nach dem Subjunktiv der zweiten und dritten Form ist höchst gekünstelt.

3) So muß die Gleichung richtig formuliert werden und nicht: „akk. *ikašad* ist gleich hebr. *qatal*“, woraus man dann fälschlicherweise folgerte, daß auch der postfigierende Typus einstmals Futurbedeutung gehabt habe.

4) Rezensent möchte eine Form **lamad*, **rakab* auch für das Protoakk. hypothetisch annehmen, die durch den sich ausbreitenden Permansiv-Typus *kašid* verdrängt wurde. Für diese sprachliche Bewegung siehe sofort unten.

B. Entstehung der Perfekt-Bedeutung von *qatal*. Wir haben demnach im Hebr. a) adjektivische Stative der Form *qatil* und *qatul*; b) eigentlich zuständliche Stative der Form *qatal*. Diese beiden Typen können wir nicht auseinanderreißen. Da nun der Begriff „Nomen" als Substantiv und Adjektiv umfassend für das Sem. nur bei sehr äußerlicher Betrachtung Geltung hat, Substantiv und Adjektiv aber sowohl ihrer Bildung wie ihrem Gebrauche nach einen voneinander durchaus verschiedenen Begriffstypus darstellen, da ferner die Möglichkeit, ein Substantiv zu konjugieren, im Akk. sehr vereinzelt[1], in den übrigen Sprachen überhaupt nicht nachzuweisen ist, da schließlich die Bildungsweise von a) und b) sich genau deckt, so werden wir nicht den Stativ als ein konjugiertes Nomen, sondern umgekehrt das Adjektiv als einen besonderen Typus des Stativs ansehen[2]. Ohne weiteres verständlich ist die Entwicklung des Stativs zum Perfektum (Knudtzon, Sarauw, Bergsträßer). Wie aber bei solchen Verben, die ihrer Bedeutung nach kein Stativ bilden können, insbesondere beim Typus *iaqtul* : *qatal*?[3] Daß es sich hier um eine, sei es nach Analogie vom Typus *labaš* (Knudtzon), sei es durch Ablaut zu Thema *qtul* entstandene Neubildung des Westsemitischen (Bergsträßer) handelt, ist unwahrscheinlich. Es liegt vielmehr, wie B. mit Recht gegen Bg. einwendet, wahrscheinlich eine alte, gemeinsemitische Bildung vor (s. obige Tabelle sub 4). Der Typus *iaqūm* : *qām* zeigt, daß im Hebr. (und Aram.), im Gegensatz zum Akk., wo sich für den Stativ auf der ganzen Linie das Thema *kašid* durchgesetzt hat, das Ablautthema (s. unten sub D) als Stativ (sogar als adjektivischer) dient, das gleiche Thema, welches im Akk. mittels Praefigierung das „Praesens" (Durativ) bildet. Ein solcher Stativ ist aber bei Verben wie „töten" der Bedeutung wegen unmöglich. Wäre ein fientischer Durativ des Typus *iaqatal* für das Hebr. nachzuweisen, so wäre *qatal* leicht zu erklären aus der Proportion *ialabaš* : *labaš* = *iaqām* : *qām* = *iaqatal* : x. Diese Proportion wäre gleichzeitig mit der Entstehung der Perfekt-Bedeutung in Funktion getreten. Da aber ein solcher Durativ für das Westsem. nicht sicher nachzuweisen ist, so werden wir vielleicht uralte Verquickung der Stativ- mit der Perfekt-Bedeutung annehmen müssen, welche schon das Bildungsprinzip beherrscht.

C. Priorität des Imperfekts? Aus Abschnitt B geht hervor, daß wir einen Dualismus Fiens: Stativ (der durchaus zum Verb gehört) als uranfänglich betrachten müssen[1]. Unmöglich vom Stativ zu trennen ist aber im Akk. dessen Schwesterbildung, der fientische Durativ *ikašad*. Wollen wir das Fehlen dieser Konjugationsart im Westsem. erklären, so gibt es zwei Möglichkeiten: 1. Sie ist völlig verloren gegangen. Dafür könnte das Äth.-Südarab. sprechen, wo bei der Tätigkeitsklasse des Verbums (*j'nager*, hauptsächlich bei dieser Klasse hatte der fientische Durativ Bedeutung) offenbar die Funktion als Aktionsart verloren und nur die indikativische sich erhalten hat. Das gleiche Motiv, Verlust der Denkform der „objektiven Zeit", konnte im Westsem. zu gänzlichem Verschwinden dieser Konjugationsart geführt haben[2]. 2. Das Akk. (und eine diesem verwandte Dialektgruppe, zu der das Südarab.-Äth. gehört) hat zu Fiens und Stativ einen Mitteltypus geschaffen, *ikašad*. Dies ist mir weniger wahrscheinlich, was hier aber nicht ausgeführt werden kann. — Je nach der Entscheidung über diese zwei Möglichkeiten muß die Bedeutungsverschiebung von *iaqtul* erklärt werden.

D. Der Ablaut beim sem. Verbum. Durch die Beobachtung eines formalen Prinzips bei der Bildung von *iašlam* zu *šalim*, von *qatal* zu *iaqtul* hat Bg. eine Entdeckung gemacht, die für das gesamte Konjugationsschema des Sem. von Bedeutung ist. Hier gilt es zunächst, eine klare Terminologie zu schaffen:

---

1) Offenbar durch Veranalogisierung vom Adjektiv her. Der Gebrauch ist sehr eingeschränkt und teilweise nur poetisch. Normaliter heißt es wie in den anderen Sprachen: *wardum anāku*.

2) Für alle hier behandelten Fragen bereite ich eine ausführliche Darstellung in einer Arbeit über das akk. Verbum vor, eine Art Auszug daraus in diesem Jahrgang der „Islamica".

3) Recht ungereimt ist die B.'sche Annahme eines alten Adjektivs *qatal* = „einer, der (einmal) getötet hat". Denn 1. zeigt keine Sprache eine Spur davon (etwas völlig anderes ist das Gewohnheitsadjektiv *gannāb*, das mit dem fientischen Durativ des Akk. nachweislich zusammenhängt); 2. der Umstand, daß A. getötet hat, reicht überhaupt zur Bildung eines Qualifikativs von A. nicht aus. Keine semitische Sprache hat dergleichen gebildet, und hier soll ein solches Qualifikativ gebildet worden sein, ehe noch die Sprache eine Ausdrucksform für „A. hat getötet" gefunden hat.

1) Auf die Urtümlichkeit dieses Dualismus weist auch der Umstand hin, daß bei zwei korrespondierenden Aktionsarten, die ein Vorgangsbegriff vereinigt und von denen die eine stativisch, die andere fientisch ist (Beispiel: sitzen, sich setzen), keine sem. Sprache verschiedene Wurzeln ausgebildet hat. Hier waren diese beiden Bedeutungen ursprünglich auf verschiedene Themen der gleichen Wurzel verteilt.

2) Reste des fientischen Durativs kann man im Westsem. nicht sicher nachweisen. Dafür ließe sich anführen das Gewohnheitsadjektiv *gannāb* und vereinzelte Pi"el des Hebr. wie *i'zammer*, *i'dabber*, in denen vielleicht verkappte Durative stecken (vgl. akk. *isammar*). Daß sekundär in eingeschränktem Gebrauch wieder Aktionsarten sich entwickelt haben, ist kein Gegenargument

In einem Beispiel wie akk. *illik* „er geht (auf die Straße)“ und *illak* „er geht (auf der Straße)“ wird durch den Vokalwechsel eine Differenzierung der Bedeutung bewirkt. Wir wollen annehmen, daß dieses mit gegensätzlichem Vokal versehene Wortpaar von Urzeit in der Sprache vorhanden ist. Eine Schicht von Sprechenden dehnt nun diese Differenzierungsart in mechanischer Weise auf andere Wurzeltypen aus und erzeugt so ein „Differenzierungsschema“. (Die „Polarität“, welche mit unserer Erscheinung das Moment der Gegensätzlichkeit innerhalb eines Wortpaares gemeinsam hat, möchte ich dagegen auf den reziproken Gegensatz beschränkt wissen. Sie ist stets ausdrückbar durch die Proportion $a:b = b_1:a_1$, Beispiel s. unten sub E.) Das Differenzierungsschema beim semitischen Verb nenne ich nach dem Vorbilde des Germanischen „Ablaut“. Nun ergeben sich folgende Regeln: a) Ähnlich wie im Hamitischen gibt es auch im Semitischen starre und vokalverändernde (ablautende) Wurzeln; b) der Ablaut geht stets von *i* oder *u* zu *a*; c) ursprünglich *a*-haltige Wurzeln sind starr; d) im Akk. besteht Ablautverhältnis nur zwischen „Prät.“ und „Präsens“, entsprechend im Westsemitischen normalerweise zwischen Imperfekt und Perfekt, beim Typus *šalim*, *qatun* aber auch zwischen Perfekt und Imperfekt; e) manche Themen sind in einer Einzelsprache starr, in der anderen ablautend, so *qatun* im Hebr. ablautend, im Arab. starr; Pi῾el und Hif῾īl im Hebr. und Aram. starr, in den anderen Sprachen ablautend; f) eine andere thematische Änderung als den Ablaut in obiger Abgrenzung kennen die sem. Sprachen nicht.

E. Die tempora consecutiva des Hebräischen wurden von B. früher durch Mischung zwischen jungem und archaischem Sprachgebrauch erklärt[1]. Diese Erklärung hat Bg. bezüglich des Typus *hālak ụaįįiqtol* übernommen, zu dem der Typus *iēlēk ụeqātal* nach der Proportion $a:b = b_1:a_1$ (Polarität, s. sub D) hinzutrat. Daß von den Sprechenden hier wirklich nur ein rein formales Schema angewendet wurde; daß in *ụeqātal*, wenn es innerhalb dieses Schemas gebraucht wird, ebensowenig die Zeitbedeutung dieses Themas durchschimmert, wie etwa in dem polaren Schema der Zahlworte die Bedeutung des „Feminin“-Zeichens *t* noch irgendwie bewußt ist, dieser Sachverhalt wird wohl von jedermann zugegeben werden. Eine andere Frage ist es aber, ob die Polarität hier wirklich einen neuen Typus zeugend oder nur einen vorhandenen verallgemeinernd und schematisierend aufgetreten ist. Ihre Legitimation als zeugendes Prinzip der Sprache muß jedenfalls noch nachgewiesen werden. Die Erklärung des Schemas *hālak ụaįįiqtol* aus Sprachmischung hat nicht nur prinzipielle Bedenken: ebenso wie die angebliche archaische Futurbedeutung von *halak* nur einer überaus fraglichen Erklärungshypothese entstammt[1], so ist es mir auch zweifelhaft, ob jemals hebr. *įiqtol* präterital war, denn diese Bedeutung ist im Akk. durchaus sekundär und darf nicht in ursemitische Zeit verlegt werden. Suchen wir daher nach einer inneren Erklärung, so finden wir in anderen Sprachen Parallelen für folgenden Gebrauch: die Nachzeitigkeit eines Vorganges speziell beim Erzählungsfortgang wird durch das Nebeneinanderstellen gegensätzlicher Zeitstufen ausgedrückt. So akk. *illikma iktašad*, wobei freilich die Reihe aaab(bb) und nicht wie im Hebr. abb usf. lautet. Hier ist die Entstehung des Schemas klar: *iktašad* ist ein Präsens (als Zeitstufe), das dem Präteritum gegenübergestellt wird, um die Nachzeitigkeit auszudrücken. Ebenso im Šilḥ: Hier wird das Fiens angewendet, „um ein an der Spitze des Satzes stehendes erzählendes Faktum . . . weiterzuführen“ (Stumme, Handbuch des Schilḥischen von Tazerwalt, S. 60); im Suaheli: „Wenn in der Erzählung mehrere Imperfekta, alle oder nur das letzte durch die Konjunktion ‚und‘ angeschlossen aufeinanderfolgen, so gebraucht man für das zweite Imperfektum und die folgenden eine besondere Form der Vergangenheit“ (Seidel, Praktische Gramm. der Suaheli-Sprache, S. 29). Für die Entstehung von *hālak ụaįįiqtol* kann man dem Akk. analog eine Gegensätzlichkeit der Zeitstufen (Präteritum und Präsens) annehmen, vielleicht aber auch einen Gegensatz des Aspektes: zuständlich und eintretend. Wie dem auch sei: in demselben Maße, wie man sich der Zeitstufen-, bzw. Aspektbedeutung von *ụaįįiqtol* nicht mehr bewußt war und nur noch das Schema Nachzeitigkeit = Gegensatz der „tempora“ apperzipierte, konnte man dieses Schema auch umkehren und dadurch die polare Entsprechung schaffen.

F. Das Problem der schwachen Verba leidet vielleicht noch etwas unter seiner Geschichte aus einer Zeit, wo man sich von dem Begriff der Konsonantenwurzel noch nicht befreit hatte. B. dringt energisch darauf, hier vokalhaltige Wurzeln zu finden. Dies ist durchaus zu billigen, das Rezept B.'s freilich, das jeweilige Imperfekt-Thema einfach für die Urwurzel zu erklären, kann ich nicht gutheißen. Hier sind viel kompliziertere Wege ein-

1) Für B.'s jetzige Erklärung s. unten sub G.

1) s. oben Sp. 970 Anm. 3.



zuschlagen, wie ich es versucht habe[1]. Ob ein ursprünglich kurzer oder langer Vokal zwischen den beiden Konsonanten steht, darauf kommt es in der Tat nicht so stark an. Mir erscheint die Erkenntnis besonderer Bildungs- und Bedeutungsklassen, die sich unmöglich in die Schemata des starken Verbums fügen, am wichtigsten. Im einzelnen: die Verba med. gem. lassen sich überhaupt nicht einheitlich beurteilen, da hier drei Klassen ineinandergeflossen sind, die aber im Hebr. noch deutlich isoliert sind. Durchaus recht geben muß ich B. gegenüber Bg. hinsichtlich der langvokaligen Ansetzung der med. *u̯*, in der Erklärung von *mēt* aus *mau̯it* und von *bōš* aus *bāš*. *qām* scheint mir nicht so unerklärlich, daß man zu einer Entlehnung aus einer über das Urkanaanäische sich lagernden Sprache von Eindringlingen die Zuflucht nehmen müßte (dazu s. sub G.). *qām* steht zu *māqōm* (aus *maqām*) im gleichen Verhältnis wie *qāṭal* zu *dābār*. In beiden Fällen hat die geschlossene Silbe den ursprünglichen Vokal unverändert gelassen. Dieses *qām* der 3. Person Pf. hat das damit identische „Partizip" *qām* vor dem Übergang in *ō* bewahrt (ebenso wie *šālēm* als 3. Pf. und „Partizip" im Grunde identisch und gleichlautend sind). Gerade umgekehrt liegt es nicht nur bei *ṭōb*, wo die Bildung des Pf. vom Adjektiv ausgegangen ist, sondern auch bei *nākōn*, wo gleichfalls zu dem Adjektiv das Perfektum hinzugebildet wurde[2]. Zu diesem Adjektiv-Typus vgl. *nābōn*, dem kein Perfektum zur Seite steht. Dieses Nif'al ist durchaus nicht paradigmatisch, da die Verba med. *u̯* im allgemeinen kein Nif'al bilden, sondern beschränkt sich auf wenige Beispiele, die mit *nākōn* eine Bedeutungsgruppe bilden, wie z. B. *nāmōṭ*. Auch *gēr* neben *gār* muß nicht durch Sprachmischung, sondern kann durch Bedeutungsverschiedenheit erklärt werden, die man etwa als Dauer- gegenüber Übergangszustand bestimmen kann.

G. Die Sprachmischung innerhalb des Hebräischen muß ich mit Bg. strikte ablehnen. Wenn Lautgesetze Ausnahmen zeigen, die ein ganzes Paradigma (*qām*, *śām*) oder eine ganze häufige Nominalklasse (*gannāb*)[3] umfassen, so wird es kaum möglich sein, für eine solche den Grammatiker beunruhigende Erscheinung Sprachmischung als Erklärungshypothese einzuführen. Denn daß die Fremdsprache gerade in diesem säuberlich abgegrenzten Umfange die sprachgesetzlich richtigen Formen spurlos entwurzeln kann, dies anzunehmen setzt wohl ein Übermaß an Hypothesengläubigkeit voraus. Überall gibt sich das Überlagern einer Fremdsprache als Aufpfropfung des fremden Sprachgutes zu erkennen, wofür ja die semitischen Mischsprachen (Aram. + Akkad. im Neubabylonischen, Hebr. + Aram.) die naheliegende Parallele liefern, was wir aber im Hebr. nicht finden können. Dieses ist nicht ein Akk. mit darübergelagertem Westsemitisch, sondern seiner Struktur und seinem Lexikon nach zum Westsemitischen gehörig, aber durch eine große Anzahl von „Isoglossen" mit dem Akk. verbunden. Nach dem sub E. Gesagten ist es wohl überflüssig, es als unmöglich zu erklären, daß der polare Typus der Nachzeitigkeit dadurch entstanden ist, daß von den beiden hier nebeneinandertretenden gegensätzlichen tempora das eine der Eigen-, das andere der Fremdsprache entnommen wurde. Hier hat B. seine Vorliebe dafür, syntaktische Erscheinungen nach Art eines Additionsexempels zu erklären, offenbar irre geführt. Selbst wenn B. hinsichtlich der Herkunft des Sprachmaterials hier recht hätte, so wäre damit die Erscheinung selbst noch nicht erklärt.

Anhangsweise sei hingewiesen auf Leander, Pontus, Zwei Sachverständige für hebräische Sprachwissenschaft. Eine kleine Erwiderung. Halle: Max Niemeyer 1926. (7 S.) 8°.

Mit Recht beschwert sich L. über zwei Kritiker, die zwar wenig Erfahrung in sprachwissenschaftlichen Dingen, dafür aber ein umso sichereres Urteil über diese haben. Die eine der Kritiken ist in dieser Zeitschrift 1925, Sp. 240 erschienen. Es muß zugegeben werden, daß es unmöglich ist, Kritiker zu finden, die sowohl im Hebräischen zu Hause, als in Fragen der Sprachwissenschaft beschlagen sind. Aber wenn sie um des ersten Vorzuges willen zu Kritikern bestellt worden sind, dann sollten sie innerhalb ihrer Sphäre bleiben.

Besprechungen.

Buschan, Dr. Georg: **Illustrierte Völkerkunde** in zwei Bänden. Unter Mitwirk. von A. Byhan, A. Haberlandt, M. Haberlandt, R. Heine-Geldern, W. Krickeberg, R. Lasch, W. Volz hrsg. II. Teil: Europa und seine Randgebiete. Zweite u. dritte, vollst. umgearb. u. wes. verm. Aufl. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. (XXIV, 1154 S.) Mit 43 Taf., 708 Abb. u. 6 Völker-, Sprachen- und Hausformenkarten. 8°. Rm. 28—. Hlw. 32 —; Gzl. 37 —. Bespr. von Max Friederichsen, Breslau.

Mit vorliegendem Bande ist nach etwas über zwei Jahren die große, von Dr. Buschan herausgegebene Illustrierte Völkerkunde vollendet. Nachdem in dem 1. Band Afrika und Amerika, im zweiten Band Australien, Ozeanien und Asien bearbeitet worden war, handelt es

---

1) s. den Sp. 971 Anm. 2 angekündigten Artikel.

2) Ebenso ist bei *mēt* sicher das Perfektum vom Adjektiv aus gebildet.

3) Es ist durchaus möglich, den Typus *gannāb* auf *qaṭṭal*, nicht *qaṭṭāl* zurückzuführen, beide finden sich im Akk., der erste als Adjektiv (Gewohnheit), der zweite als Substantiv (Beruf). Im Hebr. könnte der erste, in den übrigen semitischen Sprachen der zweite durchgedrungen sein.

sich hier um die völkerkundliche Darstellung Europas. Da in den bisherigen Handbüchern der Völkerkunde Europa und sein Volksleben unzureichend behandelt und oft stark vernachlässigt wurde, so ist es von doppeltem Interesse, daß der stärkste Band des ganzen Werkes gerade diesem Erdteil gewidmet worden ist. Bei Lektüre des Buches wird der Leser erkennen, daß trotz der von Europa ausgehenden, weltbeherrschenden Voll-Kultur doch in manchen Gegenden unseres Kontinents noch viel urwüchsige Volkskulturen, viel altväterische Sitten und Gebräuche vorhanden sind, welche in ihrer Eigenart zu beschreiben ein besonders dankenswertes Ziel des vorliegenden Bandes sein mußte.

In die Darstellung des völkerkundlichen Bildes Europas haben sich geteilt die Professoren Dr. Michael und Dr. Arthur Haberlandt und Dr. Arthur Byhan. Von Prof. Dr. Michael Haberlandt stammt die Schilderung der indogermanischen Völker (S. 1—304). In ihr wird der baltische und der slavische Völkerkreis, sowie der germanische und romanische nacheinander in den verschiedenen Teilen des europäischen Kontinents erörtert. Dieser Darstellung schließt sich Dr. Arthur Haberlandt an mit einer inhaltreichen, auf geschichtlicher Grundlage entwickelten Schilderung der volkstümlichen Kultur Europas, in welcher nacheinander die Wirtschaft, Siedlung, Hausgeräte und Handwerk, die Hauskunst, Gesellschaft und Weltanschauung behandelt wird (S. 304—658). Von Dr. Arthur Byhan stammt die Schilderung der kaukasischen Völker, der Turkvölker Rußlands und der finnischen Völker (S. 659—1022). Im Schlußabschnitt (S. 1023—1059) behandelt Dr. Arthur Haberlandt die Ägypter, die hellhäutigen Nordwestafrikaner und die Guantschen.

Wie in den bisherigen Bänden ist auch in diesem Schlußband in erster Linie Wert darauf gelegt, den stofflichen Besitzstand und die Art des Siedelns und Wohnens der einzelnen beschriebenen Völker unter Hinzuziehung reichen Bildmaterials, besonders von Zeichnungen der in ethnographischen Museen erreichbaren Originale zur Darstellung zu bringen. Das Anthropologisch-Rassenkundliche tritt demgegenüber fast völlig zurück. Die beigegebenen Karten sind von den jeweiligen Verfassern der Abschnitte entworfen. Die nach Tetzner gegebene Karte des sprachlichen Ausbreitungsgebietes der Litauer (S. 19) entspricht, soweit es die ostpreußischen Grenzgebiete betrifft, heute nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen. Es muß im national-politischen Interesse bedauert werden, daß durch diese Darstellung den in jeder Beziehung unberechtigten litauischen Wünschen auf diese ostpreußische Grenzgebiete erneut Stoff geboten wird. Bei einer Neuauflage des Buches sollte diese Karte wegbleiben.

Misch, Georg: Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel. Leipzig: B. G. Teubner 1926. (VII, 418 S.) Gr. 8°. Rm. 14—; geb. 16—. Bespr. von Otto Strauß, Kiel.

Dieses Buch unternimmt es, den Leser dadurch in die Philosophie hineinzuleiten, daß es ihm eine Reihe charakteristischer Dokumente des Altertums vorführt, um „eine Anschauung von der Sache zu geben, deren Begriff die Überschrift feststellen will". Mit Hegel ist der Verfasser der Ansicht, „daß der geschichtliche Verlauf der Entwicklung der Philosophie mit dem systematischen Gang ihrer Ausbildung im Grunde eins ist". Das Anschauungsmaterial, welches „durch das Medium der Geschichte in die dauernde Philosophie" einführen soll, entstammt den drei großen philosophischen Kulturkreisen des Altertums: dem indischen, dem chinesischen und dem griechischen. Und hier darf gleich der Freude darüber Ausdruck gegeben werden, daß die Fachphilosophie endlich die Notwendigkeit empfunden hat, ihren so lange auf das Mittelmeerbecken beschränkten Horizont nach Osten hin zu erweitern. Mit dieser Vergrößerung ist hier in einem neuen Sinne Ernst gemacht worden. Darstellungen der indischen, der chinesischen Philosophie als Kapitel, Heft, Band einer Gesamtgeschichte der Philosophie sind seit einiger Zeit teils ausgeführt, teils geplant, aber die Hineinstellung asiatischer Spekulationen in eine systematische Darstellung der Philosophie als solcher scheint mir eine neue Stufe der wissenschaftlichen Betrachtung zu bezeichnen. Denn nun wird dem Denken des mittleren und fernen Ostens Gelegenheit gegeben, an der Lebendigkeit teilzunehmen, die die griechische Geistesgeschichte für Europa hat, und von zwei drohenden Gefahren frei zu werden: von der Gefahr, der Fachphilosophie als ein reizvoller, aber sinnloser Ausflug ins Exotische zu erscheinen, und von der Gefahr, unklaren Köpfen zur Befriedigung träumerischer Wünsche zu dienen. Gegenüber diesem freudig zu begrüßenden Unternehmen, auch das räumlich Ferne als menschlich Nahes zu betrachten, kommt die Frage, wieweit sich der Spezialkenner mit den notwendig auftretenden Wertungen innerhalb solcher Betrachtung einverstanden erklären vermag, erst in zweiter Linie. Gestellt und beantwortet wird sie freilich werden müssen, und dies soll hier in Kürze für den Indien betreffenden Abschnitt geschehen.

Vorher aber muß der Leser noch etwas näher mit dem originellen und reizvollen Charakter des Werkes bekannt gemacht werden.

Das Ganze zerfällt in zwei ungleich große Teile, deren erster „Das metaphysische Wissen am Anfang der Philosophie“ (1—99) eine großzügige Einleitung zu dem zweiten bildet: „Der erste Gang der Philosophie“ (103—399). Dieser Hauptteil gliedert sich in drei Reihen: 1. „Die Ausbildung der Lehre von Geist und Seele in der indischen Philosophie“. 2. „Die Ausbildung der sozialen Ethik in der Philosophie der Chinesen“. 3. „Die Begründung der Naturwissenschaft in der Philosophie der Griechen“. Aber mit der Mitteilung dieser Hauptgliederung des Ganzen ist es hier nicht getan. Es ist nicht Pedanterie, daß das Inhaltsverzeichnis 10 engbedruckte Seiten umfaßt, denn es ist gleichsam das Repetitorium der leitenden Gedanken, nach denen die Auswahl der geistigen Schätze aus vier Kulturen und dreitausendjähriger Geschichte zusammengestellt ist. Und diese Schätze sind ausgewählt und angeordnet, um Grundlegung und Aufbau der philosophischen Hauptprobleme systematisch zu illustrieren. Die Texte der großen Schöpfer sprechen selbst, der Führer begnügt sich, sie mit ihrem Namen aufzurufen, sie begrifflich zu kennzeichnen und, nachdem sie gesprochen haben, zusammenfassend ihren systematischen Wert und ihre geschichtliche Bedingtheit anzudeuten. Dies Zurücktreten des Führers erzeugt nicht nur eine ganz eigenartige Lebendigkeit, wenn wir z. B. die Seher der Upaniṣaden, die Weisen des Tao-te-king, Heraklit, Eckehart, Bruno und Schopenhauer über die Immanenz des Transzendenten reden hören, sondern der Zusammenklang dieser Stimmen ist auch von eigenartiger Schönheit. So hat der Untertitel „Eine philosophische Fibel“, der vom Verfasser wegen der Wechselbeziehung von Bild und Wort gewählt ist, hier auch den weiteren Sinn, daß der Leser dieser Fibel über dem Reiz der Bilder, über der Entdeckerfreude beim Erkennen des Bildes die Schwierigkeiten vergißt, die „den Weg in die Philosophie“ mühsam machen.

Was nun die Stellung des Verfassers zu den Problemen der indischen Philosophie betrifft, so ist vor allem hervorzuheben, daß er sie außerordentlich tief erfaßt und oft in überraschend neuer Beleuchtung zeigt, so daß jeder Indologe die nicht immer leicht verständlichen Darlegungen mit größtem Nutzen durcharbeiten wird. Hier auf Einzelnes einzugehen, wie etwa auf die interessante Betonung der Bedeutung der medizinischen Heilkunde für die Entwicklung der Philosophie, verbietet der enge Rahmen dieser Besprechung. Ein Wort nur muß über die Beurteilung der Wiedergeburtslehre gesagt werden, denn in dieser Kritik, die Misch an einem Zentrum indischen Denkens übt, liegt ein methodisches Problem des Buches. Die Bedeutung des Seelenwanderungsdogmas hat er vollkommen erfaßt, aber er sieht seine Unzureichendheit darin, daß auch das sittlich Gute hier nicht das Letzte ist, sondern das Ideal jenseits von Gut und Böse liegt. Dadurch fällt für ihn die Selbstverantwortung der Person aus, wird das handelnde Leben seiner metaphysischen Würde entkleidet, dem Bewußtsein von dem Eigenwert des Sittlichen der Boden entzogen (S. 124 ff.). Diese Verurteilung ist natürlich vom Standpunkt des Verfassers aus berechtigt — die Anordnung Indien, China, Griechenland hat ja sachliche Bedeutung — aber dennoch drängt sich mir das Gefühl auf, daß solche Wertung mit fremden Maßstäben irgendwie ungerecht ist, daß die Wiedergeburtslehre fordern durfte, von innen her mit ihr adäquaten Maßstäben gemessen zu werden. Zwar bringt der Verfasser auch diese zum Ausdruck, aber so eng verquickt mit seiner subjektiven Wertung, daß der Leser, der die Dinge hier zum ersten Male kennen lernt, kaum imstande sein würde, den Eigenwert des Dogmas zu begreifen, wenn ihm nicht das Tor zum eigenen Urteil durch die nun folgenden schönen Textübersetzungen geöffnet würde; für den aber, der schon mit den Dingen vertraut ist, bedeutet die Beurteilung des Verfassers hier wie sonst eine willkommene Anregung zur erneuten Durchprüfung seiner selbsterarbeiteten Auffassung.

Endlich ist noch die philologische Seite der umfangreichen Textproben zu berühren. Vor allem muß hier mit Befriedigung festgestellt werden, daß sich der Verfasser nicht mit dem einfachen Abdruck bewährter Übersetzungen begnügt, sondern dank der Mitarbeit Emil Siegs vielfach Verbesserungen bringt, so daß auch nach dieser Seite hin die Indologie gefördert ist. Besonders ist dies bei der Sāṃkhyakārikā geschehen, deren deutsche Wiedergabe unbeschadet der Verdienste Garbes und Deußens an Durchsichtigkeit und Glätte bei strenger Wörtlichkeit viel gewonnen hat. Ich bringe als Beispiel K. 15 a:

bhedānāṃ pariṇāmāt samanvayāc chaktitaḥ pravṛtteś ca

Garbe: „Weil die einzelnen Dinge begrenzt sind, weil sie durchdrungen sind, weil sie infolge der Kraft hervorgehen“ . . .

Deußen: „Weil alles einzelne begrenzt, weil es gleichartig, weil's aus einer Kraft hervorgeht“ . . .

Sieg-Misch: „Weil (aber) das Geteilte begrenzt ist (und) nach Vermögen und Tätigkeitsdrang (untereinander) zusammenhängt“...

Ich mache auf die neue Auffassung der Konstruktion von *samanvayāc chaktitaḥ pravṛtteś*

za aufmerksam. Ferner scheint mir die Übersetzung von *pravṛtti* durch „Tätigkeitsdrang" glücklich, da nun *pravartate* in 16a durch die Übersetzung „es drängt zur Tätigkeit" in gute Beziehung gesetzt ist.

Ist so in der Übersetzung des Ganzen mannigfacher Fortschritt zu konstatieren, so scheint mir die Wiedergabe der Termini weniger glücklich. Daß man Wörter wie *prakṛti*, *guṇa* usw. eigentlich nicht übersetzen sollte, wird man zugeben; andererseits ist es in einem Buche wie dem vorliegenden untunlich, den Leser mit einer Fülle indischer und chinesischer Termini zu belasten, so daß ein Kompromiß erforderlich war; durch die Übersetzung von *guṇa* durch „Mächte", von *prakṛti* durch „Urgrund" scheint er mir jedoch nicht befriedigend zustande gekommen.

Im ganzen aber wird kein Indologe an dieser neuen Wiedergabe der Sāṃkhyakārikā vorübergehen dürfen. Und wer immer für indische Philosophie Interesse hat, wird zu diesem Buche greifen müssen und dem Verfasser dankbar sein.

Lehnert, Prof. Dr. Georg: **Geschichte des Kunstgewerbes II:** Das Kunstgewerbe der vorromanischen u. d. rom. Zeit. (112 S. u. 31 Taf.) III: Das Kunstgewerbe der gotischen Zeit. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1926. (112 S., XXXII Taf.) kl. 8° = Sammlung Göschen 820 u. 926. Je Rm. 1.50. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Durch ein Versehen ist der seit längerer Zeit bereits erschienene Band liegen geblieben, er wird gleichzeitig mit dem dritten angezeigt.

Bei der Besprechung des ersten Bandes glaubte ich die allzugroße Knappheit im Text und die Dürftigkeit und Kleinheit der Abbildungen rügen zu müssen. Für die beiden vorliegenden Bände kann das nicht gelten, namentlich der zweite zeigt eine viel größere Ausführlichkeit, die gelegentlich, so bei dem Ursprung der Karolingischen Kunst und bei der Frage der Entstehung der alten deutschen Kaiserkrone über das Laienbedürfnis hinausgeht. Der dritte Band ist wieder kürzer gehalten, nicht zu kurz für seinen Zweck.

Auf dem Gebiete mittelalterlicher Kunstgeschichte bin ich Laie, ich habe kein Recht, Einwendungen zu erheben. Nur wünschte ich bei der Besprechung der altdeutschen Kaiserkrone, die in Laienkreisen immer noch auf Karl d. Gr. zurückgeführt wird, einen Hinweis darauf, wie diese Legende entstanden ist. Die Besprechung der Karolingischen Kunst steht unter dem Einfluß von Falke's Arbeiten. Ich halte Strzygowki's Einwendungen dagegen nicht für begründet, aber vielleicht empfiehlt sich in der 2. Auflage ein Hinweis auf seine Schule.

Die Abbildungen sind wesentlich besser als im ersten Band, doch müßten so wichtige Stücke wie die beiden aus dem Goldschmuck der Kaiserin Gisela abgebildeten in größerem Format gebracht werden.

An den drei Bänden zeigt sich die fortschreitende Besserung im deutschen Buchgewerbe.

Wie weit die Bändchen ihre Leser finden, bleibt abzuwarten. Als Schüler haben wir sehnsüchtig nach Büchern über deutsches Kunstgewerbe geschaut und nur J. v. Falkes Geschichte des deutschen Kunstgewerbes in die Hände bekommen. Hoffentlich ist in der heutigen Jugend das Interesse für die kunstgewerblichen Meisterwerke ihrer Vorfahren mindestens ebenso rege. In einer Zeit, wo der oberste Grundsatz ist, der Jugend mehr zu bieten, als sie verdauen kann, hat man daran einige Zweifel.

Rostovtzeff, M.: **The social and economic History of the Roman Empire.** Oxford: Clarendon Press 1926. (XXV, 695 S.) Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Der Gegenstand dieses Buches gehört nicht in den unmittelbaren Interessenkreis der OLZ, und deshalb hat sie ihm nur eine „kurze Anzeige" zugedacht. Mit umso größerer Schnelligkeit, Lebhaftigkeit und Dankbarkeit glaube ich aussprechen zu müssen, daß wir darin ein Meisterwerk von höchstem Werte zu begrüßen haben. Ich glaube sogar sagen zu dürfen, daß seit Mommsens fünftem Bande der Römischen Geschichte kaum ein zweites Werk über die Kaiserzeit erschienen ist, das sich als Ganzes damit vergleichen ließe.

Von den zwölf Kapiteln sollen die drei ersten über die Zustände der letzten republikanischen Zeit, über die Wiederaufbaupolitik des Augustus und über das Regiment der Julier und Claudier — nicht ganz glücklich The Military Tyranny of the Julii and Claudii betitelt — die Einleitung bilden und das letzte über den orientalischen Despotismus des Diocletian und Constantin und das Problem des Verfalls der Antike den Schluß; das Haupt- und Kernstück sind die fünf Kapitel über die aufgeklärte Monarchie der Flavier und der Antonine und die drei über die Militärmonarchie und die Militäranarchie des 3. Jahrhunderts. Die etwa 430 Seiten der Darstellung stützen sich auf 140 mit enggedruckten Anmerkungen und 60 Tafeln mit ebensoviel Seiten erläuternden Textes. Um von diesen letzteren Teilen zunächst zu sprechen, so liegt hier eine Bibliographie für die gesamte Geschichte und Kultur der Kaiserzeit vor, wie sie zur Zeit reichhaltiger kaum zu geben wäre. Ich gestehe, daß ich in

diesem in Amerika von einem Russen verfaßten Buche sogar deutsche Monographien und Zeitschriften verwertet gefunden habe, die mir bisher nicht bekannt gewesen sind. Dabei alles aus erster Hand, durchweg das Neueste, auch das noch bisweilen aus Eigenem berichtigt und ergänzt, begleitet von kurzer, treffender Beurteilung, die selbst in der Polemik ruhig und sachlich bleibt. Doch noch wertvoller ist die ungeheure Fülle der Belege und der kritischen Erörterungen von Einzelfragen, die in den Anmerkungen zusammengedrängt sind. Das sind nicht die von Hand zu Hand weitergegebenen Zeugnisse, sondern hier offenbart sich eine erstaunliche Beherrschung der Inschriften und der Papyri, der entlegeneren Literaturerzeugnisse, der Rechtsquellen und des gesamten archäologischen Materials. Es ist zum ersten Male in diesem Umfange Ernst gemacht mit der Durcharbeitung der Funde und Entdeckungen jeder Art vom kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkt; allein die Auswahl und Erklärung der auf den vorzüglichen Tafeln vereinigten Abbildungen — es fehlen darunter sogar Inedita nicht, ebenso wie unter den Papyri! — ist eine hervorragende Leistung. Wo Andere noch lange mit den Vorarbeiten beschäftigt sind, gibt R. auf fester und breiter Grundlage gesicherte Ergebnisse. Er geht keiner Frage aus dem Wege, sondern packt jede energisch an und streut überall neue Anregungen aus.

Die auf solchen Fundamenten ruhende Darstellung beschränkt sich nicht auf die Geschichte der Gesellschaft und Wirtschaft, sondern setzt sie in engste Verbindung mit der gesamten politischen und Kulturentwicklung, wobei natürlich die geistigen, sittlichen und religiösen Verhältnisse hinter den materiellen zurücktreten müssen. Die Geschichte der Gesellschaft ist nicht bloß und nicht vorwiegend die der höheren Stände; die herrschenden Schichten der Bevölkerung unterlagen vielmehr in dieser Zeit einer wiederholten Umbildung und Erneuerung. Die römische Nobilität wurde in der leitenden Stellung abgelöst durch die italische Munizipalaristokratie. Deren Platz nahm dann im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit die „Bourgeoisie" aus dem Reiche ein, der wohlhabende und gebildete Mittelstand aus den Städten der Provinzen. Die wirtschaftlichen Bedingungen dieses Aufstiegs der Städte und ihrer Bewohner werden mit besonderer Liebe und Gründlichkeit dargestellt; der Orientalist sei namentlich auf die Behandlung von Kleinasien, Syrien, Ägypten in Kap. VII und auch XI aufmerksam gemacht. Die Hauptquelle des allgemeinen Wohlstands war und blieb die Landwirtschaft; ihr zunächst kam der Handel, während die Industrie in weiterem Abstand folgte. Aber das Bürgertum zog nur den Nutzen und Vorteil aus der hochgesteigerten Bodenkultur, während die Last der Arbeit auf den unzähligen Massen des Landvolks lag. Eine tiefe Kluft öffnete sich daher immer gähnender zwischen Besitz und Arbeit, Privilegierten und Proletariern, Stadt und Land. Im dritten Jahrhundert entbrannte der lange schwere Kampf der unterdrückten und gequälten Bauern gegen die bevorzugten Klassen; diese erlagen, und mit ihnen sank die Blüte des Reiches dahin; die staatliche Zwangswirtschaft machte jede neue Erhebung unmöglich. Entscheidend war die Zusammensetzung der Wehrmacht des Reiches. Solange sie sich wesentlich aus den Italikern und dann aus den Städtern rekrutierte, haten diese die Oberhand; je ausschließlicher der Schutz des Reiches den Bauern, den roheren und zurückgebliebeneren Bevölkerungsteilen anheimfiel, umso mehr gewannen die zerstörenden, kulturfeindlichen Mächte an Kraft. Gerade alle diese wichtigen Zusammenhänge hat R. beständig ins Auge gefaßt und vorzüglich herausgearbeitet; innerhalb der dem flüchtigen Blick einförmig erscheinenden Jahrhunderte sieht er lebendige Bewegung und fortwährende Veränderung; die politischen Programme der einzelnen Kaiser enthüllen sich ihm mit einleuchtender Klarheit. Neben dem Verhältnis von Regierung und Untertan, Volkswohlstand und Wehrkraft, Stadt und Land, Militär und Zivil würdigt er in vollstem Maße das zwischen dem Reich und seinen Nachbarn, dem Westen und dem Osten, dem Römertum und dem Griechentum. Auch wo die Grundgedanken nicht neu sind, werden sie mit neuem Material und mit neuen Argumenten begründet; zu allen streitigen Fragen nimmt der Verf. selbständig Stellung und oft findet er für seine Urteile so ausgezeichnete und bei aller Knappheit erschöpfende Formulierungen, daß man sich am liebsten die Sätze herausschreiben möchte, um sie nicht zu vergessen.

Im Jahre 1913 habe ich in einem vierstündigen Ferienkurs den Versuch gewagt, über wirtschaftliche Zustände der Kaiserzeit zu sprechen. Von dem, worauf ich damals Wert legte, vermisse ich bei R. eines, nämlich die Berücksichtigung der statistischen Daten. Aber sie sind spärlich, und die Ergebnisse der ihnen gewidmeten Arbeiten sind wenig sicher; schließlich ist das eine Aufgabe für sich. Wenn ich damals aus R.'s 1910 erschienen Studien zur Geschichte des römischen Kolonats reiche Belehrung empfing, so kann ich heute seinem neuesten, gediegenen und glänzenden Werke nur die rückhaltloseste Bewunderung zollen

und die nachhaltigste Wirkung voraussagen. Die tadellose Ausstattung ist des Inhalts würdig; für die sorgfältigen Register wird jeder Benutzer mit dem Verfasser dessen Gattin zu danken haben.

Bezold, Prof. Dr. C.: **Ninive und Babylon.** Vierte Aufl. bearb. von C. Frank. Mit 160 Abb., dar. 6 mehrfarb. Taf. Bielefeld: Velhagen und Klasing 1926. (IV, 179 S.) 4° = Monographien zur Weltgeschichte. Bd. 18. Rm. 9 —. Bespr. von Julius Jordan, Murnau.

Der Bearbeiter der vierten, neuen Auflage der allseitig geschätzten Bezoldschen Monographie verspricht im Vorwort Berücksichtigung der neuen Funde, um die unser Wissen von Babylonien und Assyrien seit dem Jahre 1909, in dem die dritte Auflage erschien, bereichert worden ist. Beim Durchblättern hatte ich aus den um viele neue, vortreffliche Darstellungen vermehrten Abbildungen den Eindruck, daß dieses Versprechen gehalten worden sei. Neben mehreren farbigen Tafeln zumeist von emaillierter Keramik aus Assur stehen ausgezeichnete Wiedergaben von Ruinenaufnahmen und Kleinfunden aus Nippur, Lagasch, Ur, Kisch, Babylon, Assur u. a. m., die eine wertvolle Ergänzung des Bildermateriales der früheren Auflage bieten und auch, soweit im Rahmen der Monographie erforderlich, einen hinreichend vollkommenen Überblick über das Wesentliche geben.

Die Anordnung der Abbildungen im Text oder auf besonderen Seiten ist nicht immer geschmackvoll, und die Unterschriften unter den Bildern sind oft mit zu großen Lettern gedruckt. Das sind Kleinigkeiten, die aber bei einem Buche, dessen besonderer Wert gerade in dem reichen Abbildungsstoff besteht, nicht außer Acht gelassen werden sollten.

Die Art, den Koldeweyschen Wiederherstellungsversuch des Turmes von Babel durch Hinzufügung der Worte „(sehr unwahrscheinlich)" zur Unterschrift der Abbildung zu diskreditieren, ohne im Text auch nur die geringste Begründung für diese subjektive Auffassung zu geben, muß ich, der Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Bauforscher des alten Orients gewiß, ablehnen[1]. Daß diese auf dem Ruinenbefund und auf vorsichtigster Einschätzung aller übrigen Gegebenheiten beruhende Rekonstruktion des besten Kenners der babylonischen Baukunst zum mindesten nicht „unwahrscheinlicher" ist als die zum Vergleich daneben gestellte von Dombart, über deren Wahrscheinlichkeit nichts gesagt ist, wird Bearb. aus dem inzwischen in Nr. 64 der MDOG erschienenen kurzen Aufsatze Andraes haben entnehmen können. Gerade bei einem für einen größeren Kreis bestimmten Buche, dessen besonderen Wert die Abbildungen ausmachen, halte ich eine Kritik in dieser Form für bedenklich und überflüssig.

Im Text ist gegen die früheren Auflagen nur sehr wenig geändert. Die Änderungen beziehen sich im Wesentlichen nur auf Umschriften und Übersetzungen von Inschriften, auch einige Umstellungen und kleine Erweiterungen sind vorgenommen, viele Fremdwörter ausgemerzt, und das Kapitel über die babylonisch-assyrische Kunst ist neu abgefaßt worden. Mir scheint, als wäre eine gründlichere Umgestaltung des Textinhaltes auf Grund der vielen neuen Erkenntnisse am Platze gewesen. Die Menge des neu gewonnenen Inschriftenstoffes und seiner bereits zu vielversprechender Synthese vorgeschrittenen Bearbeitungen läßt sich heute m. E. nicht mehr in die alte Form eines kulturgeschichtlichen Überblicks aus dem Anfang unseres Jahrhunderts pressen. Das heißt die Leistungen und Ergebnisse der assyriologischen und archäologischen Erforschung Babyloniens und Assyriens der vergangenen zwei Jahrzehnte denn doch zu niedrig bewerten. Hier genügt die Vervollkommnung des bildlichen Anschauungsmaterials nicht allein. — Doch haben sich hier offenbar Rücksichten auf Wünche und Bedingungen des Verlages geltend gemacht, für die der Bearbeiter der Neuauflage nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Die neubeigegebene Übersichtskarte bedeutet eine dankbar zu begrüßende Bereicherung des im Übrigen vorzüglich ausgestatteten Buches.

1) Doch s. zu d. Frage demnächst Dombart in dieser Zeitschr. — D. Red.

Tenner, Prof. Ernst: **Ein hethitischer Annalentext des Königs Muršiliš II.** (KBo V 8 = Bo. 2022.) Text, Übersetzungsversuch, sprachliche Anmerkungen. Sonderdruck aus der „Jubiläumsfestschrift der II. Städt. Realschule zu Leipzig". Leipzig 1926. Bespr. von H. Ehelolf, Berlin.

Diese unter Anleitung von Joh. Friedrich entstandene Arbeit erweitert die Reihe der monographischen Bearbeitungen hethitischer Keilschrifttexte in erwünschter Weise. Behandelt ist der zu den Annalen Muršiliš II. gehörige Text Bo 2022 = KBo V 8, für dessen erste Kolumne außerdem das (übrigens bereits von Hrozný als solches erkannte) Duplikat Bo 2606 verwertet ist.

Die Umschrift ist nicht frei von Druckfehlern (die freilich, wie der überaus häufig abgesprungene Akzent über KÚR, dem Verfasser nicht zur Last fallen werden) und Versehen.

I 5: *Ma-ri-iš-ta-ja*; 39: *ta-me-e-da-az*; II 12: *nu ku-it*; II 34: *ma-aḫ-ḫa-*]*an-ma-za-kán*; hinter II 33 und III 10 fehlen die Paragraphenstriche; IV 5: URU*Ka-la-a-áš-ma A.NA* ohne Lücke dazwischen. — Eine Kollation der beiden Tafeln hat folgendes ergeben: Bo 2606 I 12 (nicht 11) l. *te-eš-ḳi-ja-si*; I 32 Ende ist an *-ub-ba-ma*

nicht zu zweifeln; II 24: die B. St. X 67[1] gewagte Ergänzung URU BÁ[D-*eš-š*]*ar* ist nach den Spuren auf dem Original und vollends auf einer vor Jahren angefertigten, mir erst neuerdings bekannt gewordenen Photographie nicht zu halten. Positives weiß ich nicht zu sagen. II 41 l. *nu mu-k*[*i*-. III 35 verbietet das Original, zwischen *I.NA* und ÍD*Da-ḫa-ra* ein KÚR einzufügen, wodurch auch die Stelle nur an Plastik verlieren würde.

Die Übersetzung, die der Verfasser zurückhaltend nur einen „Versuch" nennt, ist umsichtig und mit der gebotenen Vorsicht angefertigt. Es bedarf keines Wortes, daß man verschiedentlich anderer Meinung sein, auch die Zahl der Fragezeichen hie und da noch vermehren kann. Doch sind mir Stellen, an denen ich die Auffassung des Verfassers über Kleinigkeiten hinaus entscheidend berichtigen könnte, nicht begegnet.

Der Kommentar, bei dem Stande der Hethitologie immer noch der wichtigste Teil einer derartigen Arbeit, erörtert in erster Linie sprachliche Fragen. S. 97 f. gibt eine ausführliche Zusammenstellung der Belege und Bedeutungen für das Präverb *parā*, S. 98 f. sind die Formen von *šak*- „wissen" zusammengetragen, S. 99 behandelt das Nomen *šenaḫḫ*-, S. 101 wird für die Partikel *-pít* eine Bedeutung „trotzdem" nach konzessivem Nebensatz wahrscheinlich gemacht.

An Berichtigungen und Zusätzen zum Kommentar, teilweise, wie ausdrücklich bemerkt sei, unter Verwertung noch unveröffentlichten oder erst kürzlich veröffentlichten Materials, das Folgende.

S. 98: *parā ḫuittiịa*- kann an der von Götze Ḫattušil S. 90 fragend dafür zitierten Stelle KBo II 4 I 21 (so!) f. unmöglich „vorziehen, fördern" heißen, wird vielmehr die Bedeutung „abschließen" (zu ergänzendes Objekt vielleicht ursprünglich die „Tür" selbst) haben, also dem von Sommer B. St. VII S. 1 ff. behandelten *ḫatk*- nahestehen. Man beachte, daß das *parā ḫuittiịa*- des Tempels zur letzten Handlung am Tage gehört, und vergleiche Bo 5455, 14 ff.: GIM-*an ne-ku-uz-za meḫur ki-šá-r*[*i* (15) *nu-kán šá-šá-an-nu-uš da-a-i nu-kán* É DINGIR*LIM* (16) *pa-ra-a* SUD-*an-zi* LÚSANGA-*ma-kán* LÚḪAL-*ịa PA.NI* KÁ-*áš še-šá-an-zi*: „wenn es Abend wird, stellt er die *š*.-Gefäße hin (häufig in den Ritualen; stets für den Schluß des Tages vorgeschrieben). Dann schließen sie den Tempel ab. Der Priester aber und der Seher schlafen vor dem Tore (vgl. zur Sache KUB XIII 4 III 1 ff.)". — Für das KBo II 4 I 22 dem *parā ḫuittiịa*- folgende *šiịanzi*, das an anderer Stelle ausführlich zu behandeln ist, läßt sich auf eine in ähnlicher Sphäre liegende Bedeutung schließen. Bo 2417 III 36: URU-*an ḫa-at-kiš-nu-zi*[, ibd. 39 (nach §-Strich): *nu an-da ši-ịa-an* UR[U-; Bo 2438 IV 16: É *ši-ịa-an-na-áš IŠ.TU* É.*ŠÚ i-ịa-zi* UD XVIII KAM (folgt §-Strich; danach *lu-uk-kat-ti-ma*). Da weiter dieses *šiịa*- mit einem Stein (NÁ) zu tun hat, im Zusammenhang mit Rechts- und Staatsurkunden genannt wird, ferner fraglos zu dem Schreiberhandwerk in Beziehung steht, endlich dem É *ši-ịa-an-na-áš* ein É NÁDUB zur Seite steht, halte ich eine Bedeutung wie „siegeln" und letzten Endes Identität mit dem B. St. X S. 36 f. behandelten *šā*- „aufdrücken" für sehr naheliegend. Auch das Akkadische kennt ein *kanāku ša bīti*, ein „Versiegeln des Hauses".

S. 98 Anm. 2: s. schon Ungnad OLZ 1923 Sp. 571 f.

S. 99 (I 10): zu *šenaḫḫa* noch KUB XIV 3 I 26 und jetzt auch KUB XVI 13 II 7[1].

S. 103 (II 28): Ich habe bisher nicht daran gezweifelt, daß *ša-a-áš-du-uš* trotz seiner auffallenden Schreibung mit *-a-* zu gut bezeugtem *šaštaš* (= GIŠNA(D)) „Bett, Lager(stelle)" gehört. Faßt man nur die Bedeutung weit genug (KBo IV 4 III 36 heißt ja *šašti* geradezu „im Schlafe"), so besteht auch kein Grund zu solchem Zweifel. Und an den vom Verf. zitierten Stellen KBo V·11 liegt vollends diese Bedeutung vor.

Etymologisch scheint *šaštaš* mit der Wurzel *šeš*- zusammenzugehören, die der ursprünglichen Form *šešd*(*t*)- verdächtig ist. Nur Andeutungen: man vergleiche eine Stelle wie KUB XV 34 II 22 f., wo *mi-ịa-a-*[*tar*] *ši-iš-du-ụa-ar*, mit der Verbindung *ma-a-ú še-eš-du* oder *ma-a-i še-eš-zi* (z. B. KBo III 7 I 5 u. 7; KUB XII 43, 2, 3). *šešzi* also = **šešt-zi*. Damit fände auch das sonst rätselhafte Iter.-Dur. *šeškišk*- (KBo IV 2 IV 31; KUB V 10 Vs. 28; KUB XVI 16 Vs. 27, Rs. 19) als assimiliert aus **šešt-išk*- seine Erklärung. Stellen, an denen *šaštaš* (GIŠ NA(D)) in Verbindung mit *šeš*-, *šeškišk*- erscheint (KUB XVI 9 II 5, KUB V 10 Vs. 28), erklärten sich sodann als Paronomasien.

S. 103 (II 38): Einen weiteren klaren Beleg für *kuašk*- als Iter.-Dur. zu *kuen*- bietet die für die staatsrechtlichen Anschauungen und Gepflogenheiten der Hethiter ungemein lehrreiche Inschrift KUB XIII 2, die u. a. Anweisungen darüber enthält, wie sich der hethitische Befehlshaber im unterworfenen Lande in Fragen des Kultus und der Rechtspflege zu verhalten hat. III 11 ff.: *ka-ru-ú-li-ịa-az-ịa ma-aḫ-ḫa-an* KUR. KUR-*kán an-da ḫu-ur-ki-la-áš* (12) *iš-ḫi-ú-ul i-ịa-an ku-e-da-ni-áš-kán* URU-*ri ku-áš-ki-ir na-áš-kán* (13) *ku-ụa-áš-kán-du ku-e-da-ni-ma-*

1) Vgl. auch KUB III 14 Vs. 9.



áš-kán URU-*ri ar-ḫa par-ḫi-iš-ki-ir* (14) *na-áš-kán ar-ḫa par-ḫi-iš-kán-du*[1] „Und wie früher die Rechtsbestimmung über ein Kapitalverbrechen[2] in den (betr.) Ländern getroffen war: in welcher Stadt man sie (die Verbrecher) zu töten pflegte, da soll man sie (weiterhin) töten; in welcher Stadt man sie aber des Landes zu verweisen pflegte, da soll man sie (weiterhin) des Landes verweisen“[3].

Die gleiche Erleichterung der Trikonsonanz *nsk* durch Elision des *n* (s. bereits Tallqvist-Festschrift S. 13) bzw. Assimilation des *n* unter Verschiebung der Silbengrenze läßt sich ferner noch bei *ḫan(n)*- „richten“ nachweisen. Vgl. in dem eben herangezogenen Text KUB XIII 2 Kol. III 22—23: *nu a-ú-ri-ja-áš* EN-*áš DI.NAM* (23) ŠIG-*in ḫa-an-na-ú* mit ibd. 9—10: *nam-ma a-ú-ri-ja-áš* EN-*áš* LÚMAŠKIM URUKI LÚpl.ŠÚ.GI *DI.NA.TIM* (10) ŠIG-*in ḫa-áš-ši-kán-du* — Neben diesem *ḫašk*- <**ḫanšk*- existiert eine andere Wurzel *ḫašk*-, die wie *išpā*- und *ni(n)k*- „sich sättigen“ bedeutet, worüber demnächst „Kleinasiatische Forschungen“, Heft I. Es genügt einstweilen der Hinweis auf KUB XVII 10 I 20.

S. 105 (III 15): das läßt sich über *ųarp*- mit voller Bestimmtheit sagen, so viel auch noch dunkel bleibt, daß seine Bedeutung in den gleichen Begriffskreis fällt wie die von *arr*- „waschen“. Nur wird *ųarp*- in der Regel im Gegensatz zu *arr*- intransitiv gebraucht und Mittel zum *ųarp*- ist nicht wie bei *arr*- Wasser oder eine andere Flüssigkeit (so „Wein“) schlechthin (s. sogleich); mit anderen Worten, das Verhältnis von *arr*- und *ųarp*- dürfte etwa dem von akkad. *mesû* und *ramāku* entsprechen, wobei jedoch festzuhalten ist, daß *ųarp*- eine wesentlich weitere und allgemeinere Bedeutung als nur „sich (mit Seife) waschen“ zukommt. Zunächst ist zu sagen (die Belege hole ich bei späterer eingehenderer Behandlung des Wortes nach), daß dem *išk*- „sich salben“ sowohl ein *ųarp*- wie ein *arr*- vorhergehen kann. KUB XVI 16 Vs. 28 erscheinen nacheinander *ųarp*- (so nach Kollation Walther's) und *arr*- der Kleider. Das *ųarp*- geschieht nach dem Beischlafe (an der letztgenannten Stelle, ferner KBo IV 2 III 59 = Dupl. KUB XII 31 Vs. 11), es hat normalerweise zu geschehen, wenn jemand ein GEDIM („Gespenst“?) „gesehen“ hat (KUB XVI 34 I 15), es findet KUB IV 47 Vs. 11 f. nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang statt, wonach der Barbier in Tätigkeit tritt, es erscheint mit anderen Zweigen der Kosmetik (Nagelpflege!) und reiner Wäsche KUB XIII 4 I 14 f., III 61 f.; vgl. auch KUB IX 15 III 1. Entscheidend aber ist indes erst Bo 2375 III 22 + Dupl. Bo 553 Rs. 22, wo endlich einmal ein Instrumental bei dem Verbum begegnet: NIDABA-*it ųa-ar-ap-zi* (danach dürften die zahlreichen Stellen NIDABA-*an-zi*[1], NIDABA-*zi* KUB XVII 35 zu beurteilen, d. h als ideographische Schreibungen von *ųarp*- zu fassen sein). NIDABA aber ist ŠE. „ELTEG“[2], und ELTEG ist *ramāku* „sich waschen“, u. zw. mit „Seife“, deren einer Bestandteil eben das alkalische ELTEG, vielleicht auch ŠE.ELTEG ist. Nunmehr wird auch klar KUB XII 5 I 4: *ḫa-an-te-es-zi-ja-áš* UD-*az ųa-ar-pu-ųa-áš* „der erste Tag ist (ein Tag) des *ųarp*-“, zu dem sich der akkadische *ûm rimki* (Landsberger Kult. Kal. S. 145) stellt. Und wenn wir wiederholt lesen, daß das *ųarp*- in einem besonderen Ē erfolgt (KUB X 17 I 16 ff., 18 I 31 f.), daß man zum *ųarp*- „geht“ (KUB XII 58 II 36), so wird es sich als Ort dafür eben um das *bît rimki* (Wbb.) der Akkader handeln. — Was bei alledem unter irgendwelcher „Reinigung“ des Feuers mit(?) einem bestimmten „Feuergerät“ KUB XV 31 I 19 (vgl. schon KUB VIII 62 I 11) zu verstehen ist, in welcher Weise eine Stadt, d. h., wie so oft, ihre Einwohnerschaft, nachdem sie sich ihrer Verbrecher so oder so entledigt hat (s. oben Sp. 989), „hinterdrein (?)“ (zu ihrer Entsühnung?) das *ųarp*- vornimmt, was z. B. die merkwürdige Stelle KBo III 13 III 4 (GÍR-*it*= „am Fuße“? Oder gar Fehler für ELTEG???) bedeutet, bleibt rätselhaft. — So viel dürfte sicher sein, daß die vom Verfasser zusammengetragenen Stellen *ųarpa dā*- und *ųarpa tija*- von *ųarp*- :*ramāku* zu trennen sind, wie er selber als möglich annimmt.

1) Die gleiche Alternative anscheinend KBo II 5 IV 16 ff.; *kattan pišk*- statt *parḫ*-

2) Vgl. Götze ZA N. F. II S. 255[1].

3) Beiläufig: eine Wurzel *kuaš*- dürfte „küssen“ bedeuten, wie die Ritualinschrift Bo 2453 überaus nahe legt. I 1—4 (die Ergänzungen bedürfen keiner Rechtfertigung):

II LÚpl.]SANGA GAL LÚ*a-ra-áš* LÚ*a-ra-an* ZAG-*an* [ŠÚ-*an*
KA×U-*ŠÚ-NU-ja ku-ųa-áš-šá-àn-zi* II SALpl.SANGA [GAL (?)
a-ra-áš a-ra-an ZAG-*an* ŠÚ-*an* KA×U-*ŠÚ-NU-ja ku-ųa-áš-šá-an-zi*.

Houtsma, M. Th.: Textkritische Studien zum Alten Testament. I. Das Buch Hiob. Leiden: E. J. Brill 1925. (IV, 98 S.) 8°. Fl. 3—. Bespr. von O. Steuernagel, Breslau.

H. hat im Laufe seiner Lehrtätigkeit in Utrecht allerlei Emendationen zum Text des AT notiert, die er nun noch einmal durchnehmen und veröffentlichen möchte. Er macht den

1) Es folgt II 18, IV 8 u. 26 IǍ-*an-zi*, d. i. *išk-anzi*.

2) D. i. NAG(A).

Anfang mit einem der schwierigsten Bücher, Hiob, für das aus neuester Zeit eine Arbeit von Torzyner vorlag, mit dem H., wie er angibt, in manchen Fällen zusammentraf, von dem er aber auch besonders viel gelernt zu haben bekennt. Aus dieser Entstehungsgeschichte erklärt sich der sehr verschiedenartige Charakter des Gebotenen: teils eklektische Einzelnotizen zur Verbesserung des überlieferten Textes (darunter neben manchen unnötigen und recht zweifelhaften eine Reihe ohne weiteres einleuchtender Vorschläge, oft ohne Begründung), teils systematische und vollständige Durchführung eines kritischen Prinzips. H. glaubt, daß die Redaktoren die richtige Anordnung der Worte und Verse oft verkannt und fremde Elemente in den Text aufgenommen haben, und sieht daher seine Aufgabe darin, den Text von diesen „Redaktionsfehlern" nach Möglichkeit zu reinigen, natürlich durch Umstellungen. Die Rechtfertigung dafür erblickt er teils darin, daß eine Stelle (a) die Variante einer anderen (b) zu sein scheint, daß ihre Zusammenstellung die Möglichkeit der Ergänzung unvollständiger Textstücke, des Variantenaustausches, der Korrektur von a nach b oder von b nach a bietet, so daß sie bzw. ihre Zusammenhänge einst in unmittelbarer Nachbarschaft gestanden haben müssen, oder darin, daß sich so bessere Gedankenverbindungen ergeben (z. B. Versetzung von 8, 16—19 hinter 14, 7—9), oder darin, daß manche Stücke im Munde dessen, dem sie jetzt zugeschrieben sind, nicht begreiflich seien. Ist H. auch nicht immer in der Lage, die ursprüngliche Stelle eines Stückes mit Sicherheit zu ermitteln, so glaubt er doch, daß ihm das im großen und ganzen möglich ist. In welchem Maße er dabei das Buch umredigiert, zeige ein Beispiel, Kap. 25 ff.: Kap. 25 ist gar keine Rede, sondern Variantenanhäufung zu anderen Stellen. Kap. 26 ist Rede eines der Freunde Hiobs; lies V. 5 hinter V. 13; zu dieser Rede gehören auch 28, 25—26. In 27, 1—7. 12 haben wir Rede Hiobs, die Einleitung zu seinem Reinigungseid (Kap. 31, das durch Ps 7, 4—5 zu ergänzen ist). In 27, 11. 8—10. 16—19 + 24, 22 b ff., 27, 23 a. 22 a. 14. 15. 13 = 20, 29 liegen die Fragmente einer Rede seiner Gegner vor. Kap. 28 gehört hinter 15, 7—8, seine Verse sind aber umzuordnen: V. 1—2. 12. 13. 21. 14. 22—24. 3—11. Kap. 29 und 30 bildeten einst die Einleitung zu Kap. 3 usw. Ich kann in solcher Textkritik nur die groteske Übertreibung einer in Ausnahmefällen einmal berechtigten kritischen Operationsmethode sehen.

Wutz, Franz: **Die Psalmen textkritisch untersucht.** München: Kösel & Pustet 1925. (LXI, 472 S.) 8°. Rm. 27—; geb. 30—. Bespr. von **Otto Eißfeldt**, Halle (Saale).

Der Hauptteil des vom Verlag gut ausgestatteten Buches (S. 1—379) wird von der Behandlung der einzelnen Psalmen ausgefüllt. Nach einigen ganz kurzen Bemerkungen über Inhalt und Zeit des Psalms wird jedesmal der Psalm selbst im Text der Vulgata und der Masora mitgeteilt. Wo sie vorhanden sind, folgen die Mercatischen Fragmente der Hexapla des Origenes. An den Text bzw. an die Fragmente schließt sich dann ein nach dem Vorbild von Kittels Biblia Hebraica gestalteter textkritischer Apparat. Darauf wird eine deutsche Übersetzung des betreffenden Psalms gegeben, und den Schluß bildet die Begründung der im Apparat geforderten und in der Uebersetzung verwerteten Text-Korrekturen; hin und wieder wird hier auch eine die Sache erklärende Notiz geboten. Diesem Hauptteil ist eine „Einleitung in den Text der Psalmen" vorausgeschickt, deren einzelne Abschnitte diese Überschriften tragen: 1. Der griechische Text der Psalmen; 2. Der hebräische Text der Septuaginta; 3. Ist der Urtext wieder erreichbar?; 4. Der masoretische Text; 5. Die syrische Übersetzung; 6. Der lateinische Text der Psalmen; 7. Leitsätze für die Beurteilung der griechischen Übersetzung und des hebräischen Textes. Am Ende des Buches stehen 1. ein Lexikon, d. h. ein Verzeichnis der hebräischen Worte und Wort-Stämme, die der Verf. durch seine Methode entdeckt zu haben glaubt; etwa 250 neue Worte werden hier aufgezählt; 2. ein sehr ausführlicher Sach- und Wortindex der Psalmen; und 3. ein Stellenverzeichnis.

Es handelt sich also nicht um einen Psalmen-Kommentar, sondern, wie es ja der Titel auch anzeigt, um eine textkritische Untersuchung der Psalmen. So soll hier nur auf diese Seite des Buches geachtet werden. Was die an einen Kommentar erinnernden Angaben über Inhalt und Zeit der einzelnen Psalmen und über das sachliche Verständnis von Einzelheiten angeht, so möge nur gesagt werden, daß sie sehr dürftig und vielfach höchst anfechtbar sind, und daß, wenn der Verf. überhaupt über das Textkritische hinausgehen wollte, hier das Metrische nicht unberücksichtigt bleiben durfte, auch abgesehen von dem nachher zu erwähnenden textkritischen Werte metrischer Beobachtungen. Die Mitteilung einzelner kommentarmäßiger Angaben erklärt sich wohl aus dem Wunsche des Verf., für seine sehr mühsame und entsagungsvolle Arbeit das Interesse weiterer Kreise zu erwecken. Aus diesem Wunsche wird auch die Beigabe des Vulgata-Textes verständlich. Der Absicht

les Verf. hätte es viel mehr entsprochen, wenn tatt der Vulgata der 𝔖 (𝔖 = Septuaginta)-Text bgedruckt wäre. Das Buch hat durch diese Rücksichtnahme auf praktisch-kirchliche Interssen nicht gewonnen. Sein eigentlicher Gehalt vürde klarer hervortreten, wenn der Verf. nach ler Art von Ehrlich's Randglossen zur heoräischen Bibel oder von Budde's „Zum Text ler Psalmen" (ZAW 1915) bloße textkritische Bemerkungen zu den Psalmen geboten und liesen neben einer Einleitung und den — nicht gerade textkritisch, aber text- bzw. transkripions-geschichtlich wichtigen — Mercati'schen Fragmenten nur noch eine deutsche Übersetzung beigegeben hätte.

Was nun den Hauptinhalt des Buches betrifft, so geht der Verf. von der in der Eineitung ausführlich dargelegten Voraussetzung aus, daß, wie für die gesamte 𝔖-Übersetzung, so auch für die der Psalmen nicht ein hebräischer Text als Vorlage gedient habe, sondern ein griechischer Transkriptions-Text, oder genauer: zwei derartige Transkriptions-Texte, und er versucht von hier aus, 1. den uns vorliegenden 𝔖-Text der Psalmen zu verstehen und zu korrigieren und 2. — und das ist das Wichtigere — mit der Transkriptions-Vorlage der 𝔖 auch den Urtext zu gewinnen, d. h. die Fehler unseres 𝔐 𝔗 (= Masoretischer Text) zu tilgen. Die hierbei angewandte Methode grenzt der Verf. scharf von der mit subjektiven Willkürlichkeiten behafteten Konjekturalkritik ab und nimmt für sie in Anspruch, daß es sich bei ihr handle um „absolut verlässige Regeln, die jeder gefühlsmäßigen Purgierung einen Riegel vorschieben", daß sie würde „zu einer systematischen Rekonstruktion der alten Lesung, und zwar auf Grund zwingender Gesetze, die durch die alte Paläographie, und vor allem durch die alte Arbeitsweise gegeben sind". Die Berücksichtigung der Metrik aber lehnt der Verf. entschieden ab. „Daß die Metrik als textkritisches Hilfsmittel völlig versagt hat, braucht nicht erst bewiesen zu werden; die ‚Ergebnisse' sprechen für sich."

Die — auch über das hier Angedeutete hinaus — sehr weittragenden Thesen der Einleitung beruhen auf Tausenden von Einzelbeobachtungen zum Text der Psalmen, und sie stehen und fallen mit der Richtigkeit dieser Einzelbeobachtungen. So habe ich, um zu einem Urteil zu gelangen, an der Hand des vorliegenden Buches 30 Psalmen durchgearbeitet. Bei der Wichtigkeit der Sache muß ich den Leser an der Gewinnung des Ergebnisses teilnehmen lassen, indem ich bei zwei Psalmen (8 u. 90) Wutz' textkritische Bemerkungen darlege und erörtere.

Ps. 8 V. 2 אֲשֶׁר תְּנָה, 𝔖 ὅτι ἐπήρθη. W. sieht in 𝔖 die Wiedergabe des Urtextes und nimmt an, daß der Konsonanten-Bestand des 𝔐 𝔗 אשרתנה aus אשתבהר verschrieben sei. In אשתבהר erblickt er ein nach dem Jüd.-Aram. und Syr. auch fürs Hebräische zu postulierendes בהר Estaf. = „gepriesen werden". — Später hat W. aber bemerkt, daß das ὅτι der 𝔖 Wiedergabe von אֲשֶׁר ist, daß also für ἐπήρθη nur תְּנָה zur Verfügung steht. So nimmt er in den Corrigenda an, daß 𝔖 נֻתָּה vor sich gehabt habe, das Pu. eines nach dem Arab. auch für das Hebräische zu postulierenden נתה = „hoch sein". Der Fall ist für W.'s Methode charakteristisch: In 𝔖 ist die Urlesart bezeugt oder doch erkennbar, und die wird nun wieder hergestellt, indem alle semit. Sprachen — soweit ich sehe, mit Ausnahme des Äthiopischen —, d. h. alle Lexika daraufhin durchsucht werden, ob sie nicht einen Wortstamm darbieten, der zu der in 𝔖 bezeugten Lesart paßt. Bietet sich ein solcher dar — und das Meer der semitischen Sprachen, vor allem des Arabischen, ist ja unerschöpflich —, so wird er auch fürs Hebräische und für die betreffende Stelle angenommen. Ich bestreite gar nicht, daß hier und da die Postulierung eines in 𝔐 𝔗 fehlenden, aber von 𝔖 vorausgesetzten hebräischen Wortes nach einer anderen semitischen Sprache berechtigt ist. Ps 46, 10, wo 𝔐 𝔗 עֲגָלוֹת = „Wagen" hat, 𝔖 aber θυρεούς = „Schilde", hat man mit Recht längst עֲגִלוֹת = „Schilde" als Urtext angenommen, d. h. fürs Hebräische ein sonst im A. T. nicht vorkommendes עֲגִילָה nach dem Jüd.-Aram. postuliert. Aber W. übt diese Methode in einem solchen Maße und auf so unsicherer Grundlage, daß er kaum Gefolgschaft finden wird, weder beim alttest. Exegeten noch beim Semitisten. Wenigstens stimmt mir mein Kollege Joh. Bauer, mit dem ich eine Reihe hierher gehöriger Emendationen des Verf. durchgesprochen habe, in ihrer Ablehnung völlig zu. Übrigens operiert W. hier und in vielen anderen Fällen nicht mit der Annahme einer griechischen Transkriptions-Vorlage für 𝔖, so daß diese seine Voraussetzung von hier aus weder erschüttert noch gestützt wird.

V. 3 עֹז 𝔖 αἶνον. W. bemerkt dazu: „Dürfte griechische Verlesung sein (οδ—οζ)". In den Corrigenda sagt er aber: „עֹז αινον ist nicht griechische Verlesung, (οζ—οδ), sondern berechtigte etymologische Deutung". An diesem Beispiel wird die Unsicherheit oder doch Vieldeutigkeit der Transkriptions-Hypothese klar. Zugleich muß ein anderes bemerkt werden: Statt „berechtigte etymologische Deutung" hätte er sagen sollen „berechtigte Deutung dem Sinne nach". Die Erscheinung liegt in 𝔖 sehr häufig vor, daß sie dem Sinne nach übersetzt, d. h. oft: den Sinn errät; so erklärt sich wohl auch das ἐπήρθη in V. 2. W. rechnet aber mit dieser Möglichkeit sehr selten, sucht vielmehr meistens den Tatbestand durch, wie mir scheint, unbegründete und unfruchtbare paläographische und lexikographische Hypothesen zu erklären.

V. 3 will W. dann noch das auch schon in 𝔖 vorausgesetzte לְהַשְׁבִּית = „um aufhören zu machen" wie Ehrlich durch לְהַשְׁכִּית = „um verstummen zu machen" ersetzen, indem er nach dem Arab., Jüd.-Aram. und Syr. auch fürs Hebr. ein שכת Hif. = „verstummen machen" annimmt, eine Annahme, die erwägenswert ist, aber keineswegs größere Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann als etwa die auf dem Wege der „Konjekturalkritik" gewonnene Korrektur Schlögl's לְהָבִישׁ = „um zu beschämen".

Ps. 90 V. 5 זְרַמְתָּם שֵׁנָה יִהְיוּ 𝔊 τὰ ἐξουδενώματα αὐτῶν ἔτη ἔσονται. — W. nimmt als Urtext זְלַמְתָּם oder זְרַמְתָּם an, das er von einem nach dem Arab. auch fürs Hebr. anzunehmenden זָלַם = „sich einbilden" ableitet. So gewinnt er für V. 5a die Übersetzung: „Ihr bildet euch ein, es wären Jahre", eine Übersetzung, die mehr gegen als für sich hat und keinesfalls solider unterbaut ist als andere zu der Stelle vorgetragene Korrekturen. Die Wiedergabe von זרמתם durch τὰ ἐξουδενώματα αὐτῶν in 𝔊 erklärt W. so: זלמתם ist in זְרַעְתָּם verschrieben, in der Transkription als ζελωθαμ wiedergegeben und von 𝔊 als זְלוּתָם τὰ ἐξουδενώματα αὐτῶν (vgl. Ps 12, 9 זֻלֻּת = „Gemeinheit"?) gedeutet worden. Die Erklärung ist möglich; daß sie überzeugend wäre, wird man bei der Unsicherheit der vielen in Rechnung gestellten Faktoren nicht behaupten können.

V. 6 יְמוֹלֵל וְיָבֵשׁ 𝔊 ἀποπέσοι, σκληρυνθείη καὶ ξηρανθείη. W.: „Die beiden letzten Termini dürften einer Transkriptionsdoppelung zu danken sein: ιαμες (אָמֵץ) und ιαβες (יָבֵשׁ)". Diese Erklärung ist wahrscheinlich zutreffend.

V. 7 נִבְהָלְנוּ = „wir werden erschreckt, verscheucht". Obwohl die Lesart auch von 𝔊 vorausgesetzt wird, nimmt W. doch נִבְלֵנוּ = „wir vergehen" als Urlesart an, Nif. von בָּלָה. Aber auch Ps 104, 29 steht נִבְהַל genau wie hier für „erschreckt, verscheucht werden", in Parallele mit „sterben", und da ändert W. nicht.

V. 9 כִּי כָל, auch von 𝔊 vorausgesetzt, betrachtet W. als alte Dittographie für כָּל, wobei einmal das ל in י verschrieben ist. Eine Nötigung zur Ausscheidung von כִּי (oder כָּל) besteht nicht, man müßte denn mit Gunkel metrischen Erwägungen Raum geben, aber das will W. ja nicht.

V. 9 כְמוֹ־הֶגֶה 𝔊 ὡς ἀράχνην ἐμελέτων. W. nimmt als Urlesart an כְּמוֹל הָגוּ = „wie Spinnengewebe, das man wegwischt". הגה = „wegschaffen" kommt neben dem häufigeren הָגָה = „nachsinnen" sonst im AT vor, מוֹל „Spinnengewebe" aber nicht, sondern מוֹל „Spinnengewebe" muß nach dem Arab. fürs Hebr. postuliert werden. W.'s Vorschlag mag erwägenswert sein, aber daß er auf sichererer Basis beruhte als etwa die Annahme, in 𝔊 sei הגה bzw. ein nach dem Syr. zu erschließendes גונה zweimal wiedergegeben, einmal als ἀράχνη „Spinnengewebe", sodann als μελετᾶν „nachsinnen", läßt sich nicht sagen.

V. 10 בָּהֶם Die 𝔊-Lesart ἐν ἐνιαυτοῖς wird von W. wohl richtig als Schreibfehler für ἐν αὐτοῖς erklärt. Aber seine Annahme, daß בָּהֶם aus einem nach dem Syrischen zu erschließenden בְּדֵךְ = „ungefähr, annähernd" verschrieben sei, ist sehr unwahrscheinlich. Der Zusammenhang erfordert die Aussage, daß 70 Jahre nicht das gewöhnliche, sondern ein schon hohes Alter ist. So verdient doch Duhm's Emendation נְגֹבְהָם = „wenn es hoch kommt" mehr Vertrauen als die von W.

Statt רָהְבָּם hat 𝔊 τὸ πλεῖον αὐτῶν. Wie schon Halévy es getan hatte, nimmt W. wohl mit Recht רֻבָּם = „das Meiste davon" als die Urlesart an. Wenn er dann mit der Möglichkeit rechnet, daß das ה in רהבם sich aus irriger Auffassung des einen β in der Transkription ροββαμ erkläre, so ist das doch eben nichts als eine Vermutung, und W.'s These, daß auch bei der Herstellung unseres 𝔐 𝔗 ein Transkriptionstext verwendet worden sei, läßt sich mit solchen Vermutungen nicht stützen, wie denn W. diesem Falle auch kein großes Gewicht beilegt.

V. 10 כִּי גָז חִישׁ וַנָּעֻפָה 𝔊 ὅτι ἐπῆλθεν πραΰτης ἐφ' ἡμᾶς καὶ παιδευθησόμεθα. Nach 𝔊 ändert W. חִישׁ in חֹלֶשׁ = „Hinfälligkeit", indem er das י in חִישׁ als aus ל verschrieben betrachtet, und ergänzt darnach, dem ἐφ' ἡμᾶς entsprechend, עָלֵינוּ. Dabei hat er das גָז = „es geht vorüber, schwindet dahin" zunächst stillschweigend als „über jemanden kommen" aufgefaßt. In den Corrigenda aber nimmt er — freilich mit allen Vorbehalten — nach dem Arab. fürs Hebr. ein Verbum גָזַז = „eilends kommen" an und leitet unser גָז (so zu vokalisieren!) davon ab. וַנָּעֻפָה kommt nach ihm nicht von עוּף „fliegen", sondern von עוּף (vgl. עִיף) „kraftlos werden". So ergibt sich ihm diese Übersetzung: „Es kommt die Hinfälligkeit über uns, und wir sind kraftlos". Das gibt ja einen annehmbaren Sinn, aber daß er besser wäre als der in 𝔐 𝔗 gebotene, wird man nicht behaupten wollen. Warum soll, wenn πραΰτης — was wohl möglich ist — auf חֹלֶשׁ zurückgeht, ל nicht umgekehrt aus ursprünglichem י verschrieben sein, wobei dann ἐφ' ἡμᾶς als ein durch das Mißverständnis bedingter Übersetzungs-Zusatz zu verstehen wäre? So mißtrauisch man also dieser Emendation wird gegenüberstehen müssen, so dürfte doch W.'s Erklärung für παιδευθησομεθα als aus πετασθησομεθα verschrieben zutreffen.

V. 11 וּכְיִרְאָתְךָ 𝔊 καὶ ἀπὸ τοῦ φόβου. W. nimmt als Urlesart וּמוֹרָאת (von der sonst im AT nicht vorkommenden Feminin-Form מוֹרָאָה) an. Das sei zu ουμωραθ transkribiert, habe 𝔊 in der fehlerhaften Form ουμωραθ vorgelegen und sei von ihr als και απο φοβου gedeutet worden. Man braucht dieser Emendation nur die von Wellhausen und Budde, die den von 𝔊 vorausgesetzten Bestand ומיראתך als וּמִי יְרֵא תֹּקֶף = „und wer fürchtet die Härte (deines Grimmes)?" [parallel mit „Wer erkennt die Gewalt deines Zornes?"] auflösen, gegenüberzustellen, um sofort zu erkennen, daß W. hier in die Irre geht.

V. 12 לִמְנוֹת יָמֵינוּ כֵּן הוֹדַע 𝔊 τὴν δεξιάν σου γνώρισον. W. hält יְמִינְךָ (= τὴν δεξιάν σου) statt יָמֵינוּ כֵּן für den Urtext, betrachtet לִמְנוֹת als falsche Doppelschreibung von יְמִינְךָ und erhält so für V. 12a den Sinn: „Laß doch deine Rechte kund werden". Mir ist es nicht zweifelhaft, daß der Verf. in seinem großen Vertrauen zur Ursprünglichkeit von 𝔊 hier wie sonst wenig Nachfolger finden wird. Der Sinn des 𝔐 𝔗 ist viel besser als der von 𝔊.

V. 12 וְנָבִא לְבַב חָכְמָה 𝔊 καὶ τοὺς πεπαιδευμένους τῇ καρδίᾳ ἐν σοφίᾳ. W. erklärt τοὺς πεπαιδευμένους als Übersetzung der als נֹכְחִי mißverstandenen Transkription νωχαε, die in Wahrheit Wiedergabe von נִכָּא sei. Dies נִכָּא hält er für den Urtext und erklärt es als Nif. eines nach dem Arab. zu erschließenden hebräischen Verbums יכא Nif. „sich stützen auf", mit בְּ konstruiert, weswegen er, dem ἐν der 𝔊 entsprechend, das zweite ב von לְבַב als בְּ zu חָכְמָה zieht und den Rest von לְבַב als לֵב liest. V. 12b wird dann so übersetzt: „auf daß das Herz sich auf Weisheit stütze". Mit zwei ganz unsicheren

Faktoren wird hier operiert, 1. mit einer Transkription, die uns dazu nur in mißverstandener Auffassung vorliegt; 2. mit einem fürs Hebräische ad hoc postulierten Wortstamme. Es gehört Mut, viel Mut dazu, auf solch schwankendem Grunde einen Bau zu errichten. Dabei ist auch hier der so gewonnene Sinn viel schlechter als der von 𝔐 𝔗 gebotene. W. will seine Auffassung durch einen Verweis auf Ps 77, 11 „Ich dachte mir: nun hab ich's gelöst: es ist die ‚Schule' der Rechten des Allerhöchsten" stützen, aber diesem Verständnis von Ps 77, 11 liegen wiederum zwei für das Hebräische bloß postulierte Worte zugrunde, so daß die Unsicherheit nur noch größer wird.

Was dem Leser an der Art, wie Ps 8 und Ps 90 von W. emendiert werden, klar geworden ist, gilt auch von der Behandlung der anderen Psalmen durch ihn: Es gelingt ihm, an manchen Stellen die Lesart der 𝔖 verständlicher zu machen, namentlich auch dadurch, daß er mit mißverstandenen und daher auch falsch übersetzten griechischen Transkriptionsvorlagen rechnet. Hier und da bietet er auch eine gute oder doch erwägenswerte Emendation des 𝔐 𝔗, aber die Mehrheit seiner Änderungen am hebr. Text sind Verschlechterungen, keine Verbesserungen. Allzu großes Vertrauen zum Wert der 𝔖 und allzu überzeugtes Operieren mit der Transkriptions-Hypothese haben in ihm ein bedenkliches Gefühl der Sicherheit erzeugt und ihn zu lexikographischen Maßnahmen veranlaßt, die als sehr gewagt, fast als tollkühn bezeichnet werden müssen.

Diese Beanstandung vieler Einzelheiten macht dann aber auch mißtrauisch gegen die in der „Einleitung in den Text der Psalmen" gebotenen zusammenfassenden Thesen, die ja auf den Einzelheiten beruhen. Nicht als ob bestritten werden sollte, daß hier viel sehr beachtenswerte Mitteilungen gegeben sind! Was — um nur einiges noch nicht Berührte herauszugreifen — über das Alter der aramäischen Schrift und über die Umschrift des AT aus der althebr. in diese aram. Schrift gesagt wird, die Ausführung über den Wert der syrischen Übersetzung und vieles andere ist zweifellos wichtig. Weiter hat W. auch darin recht, daß er vor unmethodischer Konjekturalkritik und vor allzu großem Vertrauen in den textkritischen Wert der Metrik warnt, und wer wäre nicht mit ihm froh und dankbar, wenn sich wirklich „absolut verlässige Regeln", die „zu einer systematischen Rekonstruktion der alten Lesung, und zwar auf Grund zwingender Gesetze" führen könnten, aufstellen ließen? Aber bisher sind solche Regeln nicht gefunden, und sie werden auch schwerlich jemals gefunden werden. Jedenfalls wirken W.'s in dieser Richtung gehenden Versuche entmutigend. Übertriebenes Vertrauen zu seiner Transkriptions-Hypothese hat ihn veranlaßt, Argumente, die höchstens neben anderen Geltung haben können und jedenfalls an anderen immer wieder geprüft werden müssen, als die allein entscheidenden zu betrachten und den Wert anderer textkritischer Hilfsmittel — die Beachtung des Zusammenhanges, d. h. die Exegese, und die Metrik — zu übersehen oder doch zu unterschätzen.

Es liegt mir fern, die großen Verdienste des Verf. als des Entdeckers von Art und Wert des alten Transkriptionswesens verkleinern zu wollen. Vielmehr bekenne ich gern, hier von ihm viel gelernt zu haben. Aber das vorliegende Buch zeigt, daß die Entdeckerfreude den Verf. zu einer Überschätzung der Tragweite seiner Entdeckung geführt hat, und da hat die Kritik die nicht angenehme, aber dringende Pflicht, ihre Stimme zu erheben und den Entdecker zu mahnen, die Grenzen seiner Entdeckung zu beachten und sich auf das Gebiet zu beschränken, auf dem sie unsere Erkenntnis schon gefördert hat und weiter fördern kann und wird[1].

Walles, J.: Messianska Folkförbund och Tidsåldrar. Enligt Bibeln och El-Amarna-Breven samt andra källor. Uppsala: Almquist & Wiksells 1924. (XII, 516 S.) 4⁰. Bespr. von L. Köhler, Zürich.

So dick das Buch, so groß die Schwierigkeit, auch nur zu erfassen, was Verf. genau meint, denn nirgends kommt er aus den Andeutungen heraus. Der universelle Zug der Religion, den man im Alten Testament und den Amarnatafeln und sonst antrifft, „kommt von einer außerhalb des Israels, welches zu Jahve gehört, befindlichen Religion, welche ihre zusammenhängende Geschichte hat und welche unter anderm von einem Israel festgehalten wird, das El zugehört". „Unter El wird beides verstanden, sowohl eine Gottheit im allgemeinen, als auch der höchste Gott." Mit diesen Sätzen von S. 3 ist die Grundtendenz angedeutet, und man kann sich denken, was zu ihrem Erweise benutzt wird; leider geschieht es so schummerig und wahllos vom Hundertsten aufs Tausendste greifend, daß man nirgends festen Boden zu spüren bekommt. Schade um den Fleiß und die Belesenheit, aber das Buch ist wertlos.

Enzyklopädie des Judentums. Probeheft. Berlin u. Jerusalem: Verlag „Eschkol" A.-G. 1926. (96 S.) 4⁰. Rm. 4—. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die 1901—1906 in New-York erschienene, inzwischen längst vergriffene *Jewish Encyclopedia* war als erstes Werk ihrer Art sicher verdienstlich, hatte aber nicht für alle Gebiete gleichwertige Mitarbeiter und ist heute durch die Fortschritte der Forschung im letzten Viertel-

1) Korr.-Zusatz: Inzwischen hat Friedrich Stummer in der „Bonner Zeitschrift f. Theol. u. Seels." 1926, Heft 2, S. 101—117 eine, im wesentlichen mit der hier gegebenen übereinstimmende, Rezension von Wutz' („Transkriptionen" und) „Psalmen" veröffentlicht und in ihr auch die bis dahin vorliegenden sonstigen Rezensionen genannt. Auch Johann Fischer unterzieht die beiden Bücher von Wutz einer gründlichen kritischen Prüfung im Beiheft 42 zur ZAW „Zur Septuaginta-Vorlage im Pentateuch" 1926.

jahrhundert weit überholt. Da ist es besonders erfreulich, wenn jetzt endlich auch in deutscher Sprache ein Werk geschaffen werden soll, das die Resultate der in Deutschland geschaffenen und dort seit mehr als einem Jahrhundert am eifrigsten gepflegten „Wissenschaft vom Judentum“ in enzyklopädischer Form zusammenfaßt. Ein solches Nachschlagewerk, das in zuverlässiger und objektiver Weise über alle mit dem Judentum der Vergangenheit und der Gegenwart zusammenhängenden Fragen Auskunft gibt, ist ein dringendes Desiderat der Wissenschaft und speziell der Orientalistik. Daneben besitzt es freilich auch ein höchst aktuelles Interesse. Denn im lauten und überlauten Streit der Meinungen um das Judentum hat sich häufig eine so beschämende Unkenntnis der elementarsten Tatsachen offenbart, daß eine sachliche Belehrung durch berufene Fachgelehrte hier besonders am Platze ist. Das vorliegende Probeheft gibt einen guten Begriff davon, was für ein unübersehbares Material hier zu verarbeiten war und auch wirklich gewissenhaft verarbeitet ist. Die äußere und innere Geschichte der Juden in drei Jahrtausenden und in den meisten Kulturländern, die Beziehungen des Judentums zu den beiden Tochterreligionen, die von den Juden gesprochenen und teilweise stark beeinflußten Sprachen, ihre religiöse und weltliche Literatur, ihr Beitrag zur Weltkultur auf wirtschaftlichem und sozialem wie auf wissenschaftlichem, künstlerischem und musikalischem Gebiete sind nur einige von den wichtigsten Gegenständen, die hier ausführliche Behandlung finden. Da ist — um nur Beispiele aus dem Probeheft zu geben — das Altertum vertreten durch den Artikel „Aramäisch und Aramaismen in der Bibel“ (H. Torczyner) und „Alexandrien“ (M. Soloweitschik), „Altpersische Religion“ (I. Scheftelowitz), „Aschi“ (I. Goldberger); die mittelalterliche Geschichte und Literatur durch „Abdallah ibn Salam“ (J. Horovitz), „Asharot“ (I. Elbogen); Kabbala und Mystik durch „Salomo Alkabez“ und „Abraham Josua Heschel“ (S. A. Horodetzky); Bibelforschung durch „Jean Astruc“ (Soloweitschik); Organisation der Juden in der Diaspora durch „Autonomie“ (S. Dubnow); Geographie durch „Askalon“ (S. Klein); Nationalökonomie und Politik durch „Ludwig Bamberger“ (Paul Nathan); Naturwissenschaften durch „Albert Einstein“ (B. Suler); Kulturgeschichte durch „Alchemie“ (Suler), „Handwerk“ (J. Lestschinsky) und „Kunst“ (Rahel Wischnitzer — Bernstein). Namentlich die beiden letztgenannten eingehenden Studien (von 50 bzw. 32 Spalten) bieten für weite Kreise wohl ganz überraschende Aufschlüsse über den Anteil der Juden an der Handarbeit wie an den bildenden Künsten.

Die Redaktion des Werkes liegt in den Händen von 15 Gelehrten, von denen 11 in Berlin leben. Chefredakteur ist Jakob Klatzkin. Als Mitarbeiter sind eine große Anzahl von Spezialforschern aus allen Ländern gewonnen. Die Ökonomie der Stoffeinteilung, die in der Jewish Encyclopedia viel zu wünschen übrig ließ, ist bedeutend verbessert. Jedem Artikel ist ein genaues Literaturverzeichnis beigegeben, das in seinem oft bunten Sprachgewande einen Einblick in den Umfang des zu bewältigenden Stoffes gestattet. Die Ausstattung des Werkes ist, was Papier, Druck und Bildbeigaben betrifft, durchaus vornehm. Von den in Aussicht genommenen zehn Bänden zu je 500 doppelspaltigen Quartseiten soll der erste im Herbst 1926 erscheinen, die folgenden in Abständen von einem halben Jahr.

Gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe erscheint die Enzyklopädie in hebräischer Sprache, ein schönes Zeugnis für die Entwicklung der Sprache der Propheten im letzten Jahrhundert, zugleich aber auch für den ungeahnten Aufschwung des jüdischen Geisteslebens, das jetzt im Lande der Väter einen neuen Brennpunkt gefunden hat.

Löhr, Prof. Dr. Max: **Beiträge zur Geschichte des Chassidismus.** I: Begriff u. Wesen d. Chassidismus. Leipzig: M. W. Kaufmann 1925. (33 S.) 8°. Rm. 1.25. Bespr. von Gerhard Kittel, Greifswald.

Das Heft enthält die von Löhr unter Beihilfe von Dr. Lazar Gulkowitsch, Lektor für Spät-hebräisch, jüdisches Aramäisch und talmudische Wissenschaft an der Leipziger Universität, hergestellte Übersetzung von acht chassidischen Erzählungen. Sie sind entnommen einer chassidischen Handschrift, die etwa um 1800 entstanden ist und sich zurzeit in Königsberger Privatbesitz befindet. Die Geschichten erzählen, wie der Gaon Jechesquiel Landau aus Prag, der Gegner des Chassidismus, von dem chassidischen Gaon Jakob Schimschon aus Schubtiwka aufgesucht und in vielfacher Disputation zurechtgewiesen wird. Das gibt Gelegenheit, die Grundbegriffe der chassidischen Theologie und Frömmigkeit zu entwickeln, so daß die Erzählungen eine wichtige Quelle für deren Erkenntnis darstellen. Vor allem zeigt sich, wie Löhr heraushebt, daß in diesen Texten der Chassidismus keineswegs eine mystische Bewegung ist, sondern ein religiös-ethischer Aktivismus; die fünfte Erzählung gibt auf die Frage, was ein Chassid sei, die rein ethische Antwort: „Nur der wird als Chassid bezeichnet, der wieder gutmacht, was er vorher schlecht gemacht hat“. Der Chassidismus will eine Erneuerung und Wiederbelebung des innersten Kernes der jüdischen Frömmigkeit sein: daß

das Tun nach Gottes Geboten allein wahre Frömmigkeit sei.

Plooij, Dr. D.: **A further Study of the Liège Diatessaron.** Leiden: E. J. Brill 1925. (XI, 92 S.) gr. 8°. Bespr. von Benedikt Kraft, Eichstätt.

Die gegenwärtige Studie bildet eine Fortsetzung der vor drei Jahren erschienenen „vorläufigen Untersuchung" des Verfassers: A primitive Text of the Diatessaron (The Liège manuscript of a mediaeval Dutch translation), Leiden 1923. Darin hatte der Verfasser den sicheren Nachweis erbracht, daß in einer bis heute von den neutestamentlichen Textkritikern unbeachtet gebliebenen Lütticher Handschrift des 13. Jahrhunderts (1271) eine Fülle von ursprünglichen Tatianlesungen erhalten sind. Die Handschrift selbst war bereits im Jahr 1898 durch den holländischen Philologen J. Bergsma (De levens van Jezus in het Middelnederlandsch; Bibliothek van Middelnederl. Letterkunde, Leiden 1895—98) bequem und übersichtlich, jedoch ohne das für Harmonien so notwendige Stellenregister [1] herausgegeben.

Außer der wertvollen Beobachtung, daß das Gefüge der neuen Handschrift fast durchweg jenem des Cod. Fuldensis entspricht, vertrat Plooij damals hinsichtlich des Textes vorzüglich drei Thesen: 1. Dem Niederländer liege ein altlateinisches Diatessaron zu Grunde, das seinen Platz am Beginn der lateinischen Evangelienübersetzung habe. Dafür spreche u. a. die Übernahme lateinischer Worte und Formen wie turberen, benedyen, gratie, visiteren, orienten u. ä. in den holländischen Text. Übrigens hatte bereits H. J. Vogels im Jahre 1910 das höhere Alter der vorausgesetzten lateinischen Harmonie gegenüber den anderen lateinischen Übersetzungen vermutet und 1919 endgültig erwiesen. Die neue These befestigte darum nur die alte Aufstellung des Bonner Textkritikers und fand wenigstens soweit allgemeine Zustimmung, als man die vorhieronymianische Diatessaronvorlage der holländischen Harmonie wie gewisse Beziehungen zwischen dieser und den altlateinischen Evangelienübersetzungen zugab. Hier setzt nun die neue Studie Plooijs ein. Nach einer vorausgehenden Untersuchung der Beziehungen der Lütticher Handschrift zu mittelalterlichen Harmonien und Kommentarwerken tritt sie an der Hand vieler Beispiele erneut — und wie mir scheinen will, mit Recht — für die Reihenfolge Ta^{lat}- vet. lat. ein, also für den vielfach bekämpften Satz, daß das altlateinische Diatessaron den getrennten altlateinischen Evangelien vorausgeht, ähnlich wie das altsyrische Diatessaron v o r den getrennten altsyrischen Evangelien steht. Dagegen wird die Behauptung, daß Ta^{lat} mehr oder weniger alle altlateinischen Evangelientexte beeinflußt habe, insofern eine Korrektur erfahren müssen, als sich ein Teil ihrer Sonderlesungen auf die griechische Vorlage, die bereits eine Rezension und wohl auch Einwirkungen von seiten eines griechischen Diatessarons erfahren hatte, zurückleiten läßt.

Die 2. These Plooijs formuliert die Beziehungen des lateinischen und syrischen Diatessarons in der Weise, daß Ta^{lat} direkt auf Ta^{sy} zurückgehe. Als Beweismomente brachte Plooij schon in der ersten Studie „Syriasms and Syriac readings" im Lütticher Diatessaron. Diese werden im neuen Heft vermehrt und vertieft. Dabei versteht Plooij unter den Syriasms "only such readings in which Syriac solecisms, foreign to the idiom of the Latin (or Dutch), have found their way into the Dutch". Es ist klar, daß solchen Lesungen, soweit sie sicher festgestellt werden können, in unserer Frage ein entscheidendes Gewicht zukommen muß. Außer den drei bereits früher vermerkten Fällen (s. Zeitschr. f. ntl. Wiss. 1923, 151 f.) wird auf Mt 6, 19. 20 (legt . . . uwen s c h a t), verglichen mit Mt 13, 44 (schatte die gheborgen legt; om. homo), den Gebrauch von ἄρχεσθαι und andere paraphrastische Formeln mit semitischer Farbe aufmerksam gemacht. Doch will mich noch immer bedünken, daß die vorgebrachten Argumente weder an Qualität noch Quantität zureichen, eine syrische Vorlage der ältesten lateinischen Harmonie zu beweisen. Auch ist für die Methode Plooijs bedenklich, daß sie ihn dahin führt, selbst für Marzions Text eine syrische Vorlage zu vermuten. Vollends bleiben auf solchem Boden die Schrifttexte Justins und Irenäus', auf die Plooij nicht weiter eingeht, ein unlösliches Rätsel. Nicht besser wird die Sache durch die über den Cod. Bezae aufgestellte These: "The Latin Text of Codex Bezae is influenced by the Latin Diatessaron which was a translation from the Syriac, and that accordingly the Syriasms in the Greek column are retranslations from the Latin". Dazu kommen die sonstigen hier nicht weiter auszuführenden Gründe, die für ein griechisches Diatessaron sprechen (vgl. etwa meine Hinweise in Bibl. Stud. XXI 4, 97 f.).

Die ursprüngliche 3. These des Verfassers, der neue Text sei "a primitive Text of the Diatessaron", wird nunmehr dahin geändert, daß Ta^{n} "really contains an a r c h a i c Text". Dies ist trotz des Umstands, daß viele wirk-

1) Durch gütiges Entgegenkommen von Herrn Prof. Dr. Plooij gelange ich eben in den Besitz eines jetzt gedruckten „Index to the Liège Diatessaron (Edition of Dr. I. Bergsma) by Rev. C. A. Philipps" (7 S.).

liche Diatessaronlesungen im holländischen Tatian fehlen, zuzugeben.

Im übrigen will auch die gegenwärtige Arbeit Plooijs nicht eine abschließende, sondern nur vorläufige Studie sein, die sich lediglich auf ausgewählte Beispiele stützt, die Diskussion anregt und zur Mitarbeit an den schweren Problemen einlädt.

Siegel, Adolf: **Laut- und Formenlehre des neuaramäischen Dialekts des Ṭûr Abdîn.** [Autogr.] Hannover: Heinz Lafaire [in Komm.] 1923. (VIII, 204 S.) 8° = Beiträge zur semit. Philologie u. Linguistik, hrsg. v. G. Bergsträßer, Heft 2. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Es ist eins der vielen bleibenden Verdienste Th. Nöldekes, daß er als erster die wissenschaftliche Erforschung der „neusyrischen" Mundarten in Angriff genommen und für die semitische Sprachwissenschaft fruchtbar gemacht hat. Seine „Grammatik der neusyrischen Sprache am Urmia-See und in Kurdistan" (Leipzig 1868) behandelte naturgemäß nur die Mundarten, die bis dahin literarisch verwendet waren. Auch Maclean's Grammar of the Dialects of Vernacular Syriac (Cambridge, 1895), bei deren Abfassung dem Autor bereits viel mehr Material und zugleich auch die Kenntnis der gesprochenen Sprache zu Gebote stand, beschränkte sich auf die Mundarten der östlichen Syrer, d. h. der Nestorianer und sogen. Chaldäer (unierten Nestorianer), behandelte sie aber ausführlicher und vollständiger, als es zuvor geschehen war. Inzwischen jedoch hatten Prym und Socin, die auf ihrer Orientreise viel Material zum Studium der heutigen semitischen Mundarten gesammelt haben, außer dem Werke „Die neu-aramäischen Dialekte von Urmia bis Mosul" auch zwei Bände unter dem Titel „Der neu-aramäische Dialekt des Ṭûr 'Abdîn" (Göttingen 1881) herausgegeben. Dieser Dialekt, das „Ṭorâni" genannt, ist die Sprache der westlichen oder jakobitischen Syrer im nordöstlichen Mesopotamien. Er steht zwar in vielen Punkten den östlichen Dialekten sehr nahe, unterscheidet sich aber doch so stark von ihnen, daß ein Ṭorâni und ein Mann aus Urmia sich ebenso schwer verstehen würden, wie ein Kölner und ein Mecklenburger, wenn sie ihre heimische Sprache reden. Prym und Socin veröffentlichten umfangreiche Texte mit Übersetzung; Nöldeke gab die ersten grammatischen Ausführungen über deren Sprache in der ZDMG 1881, S. 218—235. Auf S. 235 bemerkt er, daß die volle sprachliche Verwertung dieser Texte erst von der Grammatik und dem Wörterbuch zu erwarten sei. Prym und Socin sind über ihren Vorarbeiten und Plänen dahingestorben. Es ist nun mit Freuden zu begrüßen, daß A. Siegel unter Anleitung Bergsträßers die im Jahre 1881 ausgesprochene Hoffnung Nöldekes im Jahre 1923 zu einem Teil verwirklicht hat. Wir besitzen jetzt eine allen gerechten Forderungen der modernen Sprachwissenschaft entsprechende grammatische Darstellung des Ṭorâni, soweit sie auf Grund des Materials möglich war; sie will zwar nur Laut- und Formenlehre geben, aber es sind auch viele sehr wichtige Bemerkungen über die Syntax eingeflochten. Ein Wörterbuch wird von dem Verf. in Aussicht gestellt (S. I).

Die Darstellung wäre natürlich in vielen Punkten genauer und sicherer geworden, wenn es dem Verf. vergönnt gewesen wäre, die lebende Sprache kennen zu lernen. Seine Schulung und seine Fähigkeit, sprachliche Dinge zu erfassen, wie sie in diesem Buche hervortreten, zeigen, daß er vortrefflich dazu geeignet ist. Aber wir sind sehr dankbar für das, was wir durch seine Arbeit nunmehr erhalten haben. Er hat außer den Texten bei Prym und Socin auch alles andere erreichbare Material herangezogen, besonders den Codex Sachau aus der Berliner Staatsbibliothek, der Texte im Ṭorâni enthält. Den Unterschied zwischen der mehr literarisch gefärbten und auch durch das Altsyrische beeinflußten Sprache dieses Codex und der echt volkstümlichen Redeweise der Prym-Socinschen Texte hebt er mit Recht hervor.

Es ergibt sich, daß die Ṭorâni-Mundart dem edessenischen Syrisch zwar näher steht als die östlichen Dialekte, daß sie aber keineswegs unmittelbar aus der syrischen Schriftsprache abgeleitet werden kann, sondern aus einer älteren Sprache, die immerhin nahe mit dem Edessenischen verwandt war. Schon Nöldeke wies auf einige besonders auffällige Altertümlichkeiten des Ṭorâni hin; das alte *ẹ* wird gegenüber dem späteren jakobitischen *ī* beibehalten, aber das alte *ā* wird meist wie dort zu *ō* (wohl eigentlich *ǫ*, wie ich z. B. in Nordsyrien arabisches *ā* manchmal als *ǫ* gehört habe); während die östlichen Dialekte die Form *aini* „welcher?" haben, heißt es im Ṭorâni *aina*, entsprechend dem altedessenischen *ainā* und auch dem *êna* in Maʿlûla (wenn nicht eine Rückwanderung des arabischen *aina* stattgefunden hat, das allerdings selbst aus dem Aramäischen stammt). Mit Maʿlûla hat z. B. das Ṭor. auch die Interjektion *warrôḫ* (Siegel S. 141) gemeinsam, die in Bergsträßers Glossar S. 74 *wrôḫ* und in den Texten *u̯irraḫ* (*u̯urraḫ*) lautet. Diese Formen sind aus dem arab. *wilak* entlehnt und mehr oder weniger dem Dialekt angepaßt. Dieses *wilak* ist bereits früh aus *wailak(a)* verkürzt, wie ja auch die Bedeutung von „wehe dir" zu „du da, he da" abgeschwächt ist. So ist

auch in den Texten von 1001 Nacht ويلك oft nur durch „du da!" zu übersetzen; und *wilak* unterscheidet sich von *wailak* wie *warrôḫ* im Ṭor. von *wallôḫ*. Nöldeke erkannte ferner, daß die neuaram. Dialekte der oberen Tigrisgegend stark unter dem Einflusse des Arabischen und des Kurdischen gestanden haben und noch stehen. Auf diese Beziehungen macht auch Siegel gebührend aufmerksam; an einigen Stellen hätte er in der Annahme arabischen Einflusses m. E. noch weiter gehen können.

Verschiedentlich weist Siegel mit Recht auf unsichere Formen hin. Er denkt dabei an die Möglichkeit von Hörfehlern, Lese-, Schreib- oder Druckfehlern. Obgleich Prym und Socin beide getrennt nach dem Diktate ihrer Gewährsleute niedergeschrieben, dann ihre Niederschriften verglichen und zu verbessern gesucht haben, so ist es doch nicht zu verwundern, wenn manche Hörfehler stehen geblieben sind. Sich ganz in diese seltsamen Dialekte einzuleben und sie Monate lang zu sprechen, dazu fehlte ihnen die Zeit; aber was sie geleistet haben, ist doch sehr dankenswert und verdient alle Hochachtung. Prym sagte mir selbst einmal, es habe sogar ziemlich lange gedauert, bis er und Socin den Unterschied zwischen Zungen-*r* und Zäpfchen-*r* immer sicher erkannt hätten. So mag denn in den von ihnen zu Anfang aufgenommenen Texten noch manches verbesserungsbedürftige Wort geblieben sein, und ich würde in der Annahme solcher Fälle unbedenklich noch etwas weiter gehen als Siegel. Aber die Arbeiten von Prym und Socin sind doch viel zuverlässiger als die von Parisot; vgl. Siegel S. 3 und Bergsträßer, Maʿlûla-Glossar S. II.

Es ist bekannt, daß in den neuaram. Dialekten der oberen Tigris-Gegend die semitische Verbalflexion fast vollständig verloren gegangen und durch Neubildungen mit den aktivischen, intransitiven und passivischen Partizipien ersetzt worden ist. Dadurch unterscheiden sich diese Dialekte von allen anderen semitischen Sprachen (mit Ausnahme des Akkadischen, das ja seine eigenen Wege gegangen ist). Nun wird zwar schon im Altsyr. das Präs. und das Fut. häufig durch das Partiz. ausgedrückt; sehr selten aber wird das Part. Pass. zur Umschreibung des Perf. gebraucht. Und gerade in dieser Umschreibung ist m. E. fremder Einfluß zu erkennen, sei es, daß die Aramäer dort durch Zusammenleben mit Angehörigen anderer Sprachstämme in ihrer „inneren Sprachform" beeinflußt wurden, sei es, daß seit der Einwanderung der Aramäer viele Fremdstämmige das Aramäische angenommen haben und daß sich dann in der Verbalbildung allmählich eine andere „innere Sprachform" durchsetzte. Bereits im Mittelpersischen werden die alten Tempora durch Neubildungen mit Hilfe von Partizipien ersetzt, und im Kurdischen geht das sogen. Perf. Akt. des transitiven Verbums durchaus auf das Part. Pass. zurück; so wird auch dort statt „ich habe gesehen" gesagt „[von] mir wurde gesehen". Somit wird diese Art der Verbalbildung im Neuaram. auf iranischen Einfluß zurückzuführen sein. Da nun im Grundstamm des Ṭorâni-Verbs für das sogen. Perf. II stets das Part. Pass. gebraucht wird, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß es gleichfalls in den abgeleiteten Stämmen steht. Ich glaube auch, daß dies der Fall ist. Siegel (S. 147 f.) bezweifelt es in gewisser Weise, da sich einzelne Part. Akt. in diesen Formen finden. Die Form *maqimle* (so bei Siegel vereinfacht aus *măqǭmle* im Orig.) ist wohl eher auf **mᵉqīm-leh* als auf **mᵉqām-leh* zurückzuführen. Nun werden aber auch in anderen semit. Dialekten, besonders im Ägypt.-Arab., die Partizipien der abgeleiteten Stämme ohne Unterschied der akt. u. passiv. Bedeutung gebraucht, d. h. beide Formen, die mit *i* und die mit *a* beim zweiten Radikal, haben sowohl akt. wie pass. Bedeutung; von *aqâm* aber gibt Willmore in seiner äg.-ar. Gramm.², S. 171, nur *muqîm* (*meqîm*). Dazu kommt, daß in den östlichen neuaram. Dialekten in diesen Fällen immer eine passiv. Form des Part. gebraucht wird. Es ist also auch im Ṭor. ursprünglich wohl nur das Part. Pass. vorauszusetzen; später, als beide Formen nicht mehr der Bedeutung nach unterschieden wurden, mag es gelegentlich durch das akt. Part. ersetzt sein. Das wird im Grunde auch Siegels Meinung sein.

Am Ende seiner Besprechung des Werkes von Prym und Socin sagt Nöldeke, solche Arbeiten „können auch zur tieferen Erkenntnis des Baus der alten semitischen Sprachen sehr viel beitragen". Durch Siegels sorgfältige Darstellung wird uns dies nun bedeutend erleichtert. Man könnte also manche grammatische und etymologische Bemerkungen an sie anknüpfen und noch allerlei Parallelen aus anderen neuen semit. Dialekten anfügen. Es sei mir gestattet, hier einiges dieser Art anzufügen; ich gebe natürlich nicht alles, was ich mir notiert habe, da das zu weit führen würde.

S. 1: Zu den Schreibungen *ʿali* : *ăli* vgl. Bergstr. Maʿlûla, I, S. XIX. — S. 2: Zu der Schreibung des Murmelvokals durch *ĭ* im Cod. Sachau vgl. die christl.-pal. Schreibung, Schultheß, Gramm. §§ 11, 5; 14; 27, 2. Diese Bezeichnung ist eben nur ein Notbehelf in einer noch nicht ganz feststehenden Orthographie. — S. 10: Wenn *v* und *w* [bzw. *ḇ* und *ų*] oft miteinander wechseln, so mögen auch Hörfehler mitspielen, da die beiden Laute

sich sehr ähnlich sind. — S. 23: Zur Betonung des Artikels vgl. neuarab. Formen wie *él-mra* „die Frau" u.a.m. — S. 49: *papûr* „Dampfschiff" < italienisch *vapore* ist natürlich erst durch Mittelglieder aus dem Italienischen entlehnt; es braucht also keine inneraram. totale Assimilation in Fernstellung vorzuliegen. Die gewöhnliche arab. Form ist *bâbûr*; ich habe aber im kleinasiat. Türk. auch *papúr* und gar *pampúr* gehört (zugleich für die Eisenbahn, wie bei Arabern und Abessiniern). — S. 50, § 23a: Die Form *'iglo* für „Fuß" will mir wegen des ' und des *g* (statt *ǵ*) nicht in den Sinn. Eine sichere Erklärung vermag ich nicht zu geben; vielleicht liegt Hör- und Schreibfehler vor. — S. 51, § 23b (vgl. auch S. 46 u. S. 62, Z. 3): Aus pers.-kurd. *baḫšiš* ist im Ṭor. einerseits *baǵbiš*, andererseits *baḥbiš* geworden. Das Wort hat sich auch in anderen semit. Dialekten Verballhornungen gefallen lassen müssen; so sagt man z. B. im Tigrē *maqšiš*. Eine Dissimilation der beiden Zischlaute liegt im Ṭor. kaum vor, eher eine mechanische Wiederholung des ersten *b* in der zweiten Silbe. Dann ist allerdings das *ḫ* vor dem *b* partiell zu *ǵ* assimiliert; andererseits ist *ḥ* für *ḫ* eingetreten, da im Ṭor. aram. ח als *ḥ* gesprochen wird. — S. 52, Z. 4 v. u.: Der Ausdruck „aspiriert" wäre besser zu vermeiden, da doch die Aspiraten keine Spiranten sind. — S. 57, § 29b: Die Form *darǵe* „Stufen" muß auf eine alte Nebenform *daraǵe* zurückgehen, vgl. arab. *daraǧ*, u. S. 86, § 50r. — S. 58, Z. 11 v. u.: Da hier angegeben ist, daß altes *tvr* „zerbrechen" immer zu *ṭvr* wird, so ist auch S. 91, Z. 8 *ṭwirto* (mit *ṭ* auch bei Prym-Socin S. 188, 5) und S. 195, Z. 8 *ṭvr* zu lesen. Der Übergang *t* > *ṭ* beruht natürlich auf der Nähe des *r* wie der von ' > ' in *ʿr* (S. 62). — S. 61/62: Bei der Besprechung des *ḥ* wäre auch der Übergang *ḫ* > *h* in *hauha* „so" (S. 125) zu erwähnen (wie in *baḫšiš*). — S. 65: Die Pronomina *huwe* „er" und *hija* „sie" möchte ich doch entschieden aus dem Arab. ableiten; auch Pronomina werden gelegentlich entlehnt, wie engl. *they*, *them* zeigen, die aus dem Skandinav. stammen. Dann könnte man bei Ṭor. *ähna* „wir" auch an das dialekt.-arab *iḥna* denken; und *hinne* „sie" ist ja dem arab. *hinne* (*hunne*) angeglichen, wie Siegel erkannt hat. Dies *hinne* ist aber nicht nur in Mesopotamien, sondern auch in Teilen Syriens gebräuchlich. — S. 65, Anm. 2: Zu *onono* „ich bin's" vgl. schon alt *ʾenā-nā* Marc. 14, 62 und Nöld., Syr. Gramm.² S. 238. — S. 66: Die auffällige Verbindung einer Präposition mit einem Personalpronomen, auf die schon Nöld. in seiner Besprechung S. 226 hingewiesen hat, findet sich auch im Amharischen, und Ansätze dazu sind in Ma'lūla vorhanden. — S. 67: Siegel wird recht haben, wenn er den eigenartigen Ṭorâni-Artikel, der drei Formen hat (sg. m., sg. f., pl. c.), vom Personalpronomen, nicht aus dem Demonstrativum ableitet; das Pron. pers. ist hier eben, wie auch sonst, demonstrativisch gebraucht. — S. 84, Z. 4 v. u.: Zu *qaǵo* „Rabe" hat bereits Nöld. (ZDMG, 35, S. 234 f.) das pers. *kāǵ* verglichen; es könnte aber auch ein neugebildetes Onomatopoietikon sein wie äth. *quāʿ* und arab. *ǵāq*. — S. 85, Z. 15—16: *ǵaumo* < arab. *qaum* ist durchaus wahrscheinlich. In Beduinendialekten wird *q* oft wie *ǵ* gesprochen, vgl. u. a. meine Neuarab. Volkspoesie S. 6f.; also lautete das arab. Wort bei der Übernahme bereits *ǵaum*. — S. 87, Z. 11: *ṣibbo* ist natürlich das sehr volkstümliche arab. Wort *ṣubb*, *ṣibb*. — S. 88, Z. 8 v. u.: *kuḫo* „Hühnerstall" ist wohl das pers. (u. arab.) *kūḫ* „Hütte", zumal nach dem Texte (S. 29, Z. 17) *kuḫo* zu lesen ist. — S. 90, Z. 7 v. u.: *boqo* ist nicht „Laus", sondern „Mücke", altsyr. *bāqā* (bzw. *bōqō*); es könnte in seiner Bedeutung jedoch durch das arab. *baqqa* „Wanze" beeinflußt sein. — S. 92, § 56: Daß *qāṭōl* = altsyr. *qaṭṭāl* ist, hätte besonders bemerkt werden können. — S. 98, Z. 5 u. 6: „Fliegen" kann man kaum als „Personen" bezeichnen. — S. 99, Z. 9: L. *ṣuṭṭi*. — S. 102, Z. 12 Das Wort *'afrīt* hat bereits in arab. Umgangssprache ein *a* in der ersten Silbe. — S. 104, Z. 1: *gihano* ist doch als Kompositum herübergenommen und keine einheimische Zusammensetzung. — S. 106: Zu den Fällen, in denen die Genitivpartikel am Schlusse des ersten und am Anfange des zweiten Wortes steht, vgl. die Wiederholung von *l* im Dialekt von Ma'lūla. — S. 108, Z. 10 v. u.: *šādī* „Affe" ist persisch. — S. 110, Z. 4: *havun* „Mörser" geht natürlich auf pers. *hāvän* zurück; es kann aber auf dem Umwege über das Arabische ins Ṭorâni gekommen sein. — S. 116: Zu *ḥa* „einer" vgl. *wāḥi* bei den 'Aneze-Arabern, Landberg, Langue des Bédouins 'Anazeh, S. 4 p. u. Nach solchen Formen begreift man die Entstehung des kopt. Zahlwortes ⲟⲩⲁ. — S. 118: Zu der Form *alafōjē* „Tausende" vgl. Nöld., Syr. Gramm.², S. 94, Anm. 1; Nöld. hatte also recht mit der Ansetzung der Form *alfājē*. — S. 121, Z. 3: Statt „Puppenspiel" besser „Schattenspiel". — S. 123: In *kojo* „wo ist er?" ist das eigentliche Frageelement ganz verschwunden wie im Harari *bēla* „wo ist er?" aus **aida-bē hal(l)a*; vgl. Z Sem I, S. 48. — S. 125: *išqaḏ* „im vorigen Jahr" wird aus *šat(t)* und einer Form der Wurzel *qdm* entstanden sein. — S. 126: *halbat* „doch wohl" ist das arab. *al-batta*, mit vorgesetztem *h*. — S. 128, Z. 5: L. *akwōṭ* statt *hōkwōṭ*. — S. 145, Z. 1: L. „tötete" statt „kaufte". — S. 146 f.: Auch im Tigrē hat der Imperat. des Grundstammes immer *a* nach dem 2. Radikal. — S. 148, Z. 10 v. u.: L. „CS" statt „PS". — S. 166, Z. 11 v. u.: L. *qōṭlō* u. *qōṭlīn*, da schon im Altsyr. bei diesen Formen der Vokalanstoß zwischen 2. u. 3. Radikal geschwunden ist. — S. 177: Die Wurzel ידע ist doch wohl ursprünglich I*j*, nicht I*w*. — S. 201: Der Imperat. *tōḥ* usw. „komm" ist natürlich nach Analogie von *zōḥ* usw. „geh" gebildet, da gerade nach dem Verb. für „geben" der sogen Dat. eth. gebräuchlich ist.

Palestine Museum of Antiquities, Guide to the Exhibition of Moslem Heraldry in Palestine. Jerusalem 1926. (8 S.) 8°. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe i. Ba.

Zu Beginn des Jahres 1926 wurde unter Museumsdirektor John Garstang in Jerusalem eine Schau islamischer Heraldik eröffnet. Den kurzen Führer, als Vorläufer einer Monographie mamlukischer Heraldik, verfaßte Dr. L. A. Mayer. Es ist sehr zu begrüßen, daß man nach den bahnbrechenden Werken Roger Beys 1880 und Artin Paschas 1902 neuerdings wieder sein Augenmerk auf den schwierigen Gegenstand der Wappenzeichen im Orient richtet. Von der Lösung der noch zahlreichen Rätsel, welche die Mamlukenwappen bieten, ist sowohl eine genauere und gesichertere Datierung vieler islamischer Kunstwerke zu erwarten, als auch eine Klärung der möglicherweise mit europäischer Heraldik vorhandenen Zusammenhänge.

L. A. Mayer betont die Unterscheidung in Wappen von Emiren und in solchen von Sultanen. Erstere waren ursprünglich Amtswappen. Das kreisrunde Schild wurde durch horizontale Teilung in 2, später 3 Felder und allmähliche Füllung aller Streifen mit Figuren reicher und reicher. Wappen auf Glas und Keramik sind regelmäßig farbig; aber auch bei Stein, Holz, Metall und Stuck scheidet Polychromierung wohl nicht so völlig aus, als man nach der

Bemerkung auf S. 4, Z. 9 schließen müßte. Die Nennung der zur Schau gestellten Dinge umfaßt auch Photographien nach Museumsstücken und Bauwerken. Vieles mag noch in staatlichen und privaten Sammlungen verborgen sein, worauf die Spezialforschung aufmerksam zu machen verdienstvoll wäre.

Steuernagel, Prof. D. Carl: **Der 'Adschlûn.** Nach den Aufzeichnungen von Dr. G. Schumacher beschrieben. Lieferung 1—3. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925/26. (551 S., 85 Taf.). Gr. 8°. Subskr.-Pr. je Rm. 10—. Bespr. von J. Hänel, Münster i. W.

Der um die Palästinaforschung hochverdiente Baurat Dr. Schumacher ist im November vorigen Jahres heimgegangen. Schon die schwere Erkrankung hinderte ihn, seinen letzten Plan zu Ende zu führen. Für die Kenntnis vom Ostjordanland verdanken wir ihm die durch den Deutschen Palästinaverein besorgte, die deutsche Wissenschaft ehrende, Ostjordanlandkarte sowie eine reiche Fülle von Veröffentlichungen, die den Ertrag seiner vielen Reisen durch Transjordanien zusammenfaßten. Nur für den 'Adschlûn, das Gebiet zwischen Jarmuk und „Jabbok", fehlte noch die Beschreibung des mittleren und südlichen Teiles. Mit einer Gesamtdarstellung des 'Adschlûn sollte die Lücke geschlossen werden. Umfassende Tagebücher lagen vor, dazu prächtiges Illustrationsmaterial. Das Manuskript war in den ersten Seiten stecken geblieben.

Steuernagel hat sich der mühevollen, großen Dankes werten Aufgabe unterzogen, das beabsichtigte Werk zu schaffen und unter Verwendung der einschlägigen Publikationen, der Tagebücher, des Illustrationsmaterials sowie unter Einarbeitung der wenigen Manuskriptseiten die Beschreibung des 'Adschlûn zu geben, wie sie von Schumacher gedacht war. Bei der sorgfältigen Art Steuernagels, die von gediegener Sachkenntnis begleitet ist, mußte ein Buch entstehen, dem höchste Beachtung gebührt, und das für die Palästinaforschung unentbehrlich sein wird.

Der Einzelbeschreibung des 'Adschlûn schickt der Herausgeber sehr ausführliche Partien voran, die einen zusammenfassenden Überblick verschaffen. Hierin wird die Natur des Landes nach Bodengestalt, Bodengeschichte, Klima, Flora, Fauna geschildert (IB). Besiedlung und Kultur der Vergangenheit erstehen in ihren verschiedenen Epochen (IC). Besiedlung und Kultur der Gegenwart erhalten ebenfalls eine gründliche Beleuchtung (ID). Wie der Abschnitt IC dem Prähistoriker und Alttestamentler besonders viel anziehendes Material zu bieten hat, so nicht minder dem Hellenisten, Romanisten, Byzantinisten, Neutestamentler, Kirchengeschichtler, der Abschnitt ID dem Arabisten. Der größere Teil des Werkes gehört aber der Einzelbeschreibung, die eine Unsumme von Stoff darreicht, um die gewonnenen Gesichtspunkte zu ergänzen.

Das Werk, das zunächst in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins Band 47—49 erschienen ist, liegt jetzt als Sonderdruck mit der ersten, zweiten und dritten Lieferung vor. Die vierte Lieferung ist noch vor Ablauf des Jahres zu erwarten (die Subskription wird alsdann geschlossen). Mit Spannung und Freude sieht man dem Abschluß des Ganzen entgegen.

Reuther, Oskar: **Indische Paläste und Wohnhäuser.** Mit Beiträgen von Conrad Preußer und Friedrich Wetzel. Berlin: Leonhard Preiß 1925. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Es ist eine ungewöhnliche Gunst des Schicksals, daß dieses Werk einem Verfasser aufgespart blieb, der Phantasie und kritisches Schauen, künstlerischen Geschmack und technische Auffassung, kurz den ganzen Reichtum des Könnens und Wissens in seiner Person vereinigte, ohne den es nie hätte entstehen können. Die Werke, die es unserer abendländischen Anschauung übermitteln will, sind des höchsten Aufwandes der Darstellung wert, wie sie selbst Gipfel kulturellen Aufwandes sind. Sie waren in unserer Literatur nur mangelhaft, ja großenteils gar nicht bekannt. Wenige glückliche Indienfahrer hatten sie gesehen, bestenfalls bestaunt, dann wieder vergessen oder als eigenen Erinnerungsbesitz mit sich genommen. Systematisch dargestellt hat sie bis auf wenige Ausnahmen noch niemand, auch nicht der britisch-indische *Survey*, der sich hauptsächlich um die indischen Kultbauten große Verdienste erworben hat. Hier konnte man also aufs Ganze gehen. Aber dieses Ganze ist so riesengroß wie das Land Indien mit seinen 300 Millionen Einwohnern. Ein Einzelner verfügt nicht über die physischen Kräfte, sich den Gesamtüberblick durch den Augenschein zu verschaffen; und Reuther ist sich der engen Grenzen dessen, was er besucht, erforscht, gemessen und beschrieben hat, trotz der Gelegenheitsbeiträge seiner beiden Mitarbeiter wohl bewußt. Doch hat er keinen Anlaß, das Geleistete überbescheiden für gering auszugeben. Im Gegenteil! Es ist eine in jeder Hinsicht beneidenswerte Fülle von Stoff aus der Breite und aus der Tiefe. Vermutlich sind die Haupttypen bereits erfaßt, und das, was das Buch künftig noch ergänzen wird, kann sich um seinen systematischen Aufbau herumranken oder wird doch mindestens an ihm eine Stütze für den Weiterbau finden.

Die Gliederung des Stoffes ist im wesentlichen historisch. Gewisse landschaftliche Gruppen, wie die Radschputen-Schlösser des 17./18. Jhdts., die südindischen Palastbauten des 16./17. Jhdts., die Wohnhäuser des Nordwestens (Radschputana, Gudscherat, Pendschab) sind geschlossen behandelt. Das geschichtliche Bild, das wir erhalten, erstreckt sich von den Anfängen bis heute. Dabei konnte die älteste Zeit nur knapp bedacht werden, weil „Holz der Stoff war, aus dem der altindische Architekt seine Wohnbauten aufführte“ und dieses Holz sich im Klima Indiens nicht Jahrtausende lang im Boden zu halten vermag. Wir sind auf die Literatur und die bildlichen Darstellungen dieser Holzbauten angewiesen, deren Ausdeutung nicht immer leicht ist. R. weiß die Wege zu finden, die von Persien, ja von Nordsyrien in dieser alten Zeit, d. h. im ersten vorchristlichen Jahrtausend, herüberleiten nach Indien, soweit es die Planentwickelung des Hauses betrifft, zeigt auch, was an südlichem, östlichem, malayischem Gut aus der Pfahlbautenkultur hereingetragen wurde, was er jedoch über das Eigen-Indische aus seinen Beobachtungen entwickelt, ist bei weitem das Wichtigere. Es legt den Grund zum Verständnis der indischen Wohnsitten und damit des indischen Hauses und Palastes, ja der indischen Stadtanlage. Es gefällt mir besonders die Erkenntnis, daß der Inder „im Plan seines Hauses, seiner Stadt das Weltbild wiedergeben möchte, weil er glaubt, daß das Wohnen auf einem so der Weltordnung angepaßten Stück Erde, das dadurch überhaupt erst zum „Bewohnbaren“ wird, glücklich und ersprießlich sei“. Im 2. Kapitel sind die „Mittelalterlichen Paläste“ in Hindustan behandelt. Um 700 dringt der Islam ein, türkische und afghanische Eroberer in geringer Zahl. Sie bringen persische Kultur mit, aber indisches Wesen erhält sich, das Volk ist zu groß, der fremde Einfluß wird aufgesogen. Die Kleinräumigkeit bleibt dem echten Inder beliebt, die islamischen Herren führen den großen, weiten, hochgewölbten Kuppelraum ein. Es ist eine strenge, gewaltige Baukunst, die unter diesen älteren mohammedanischen Herrschern heranwächst. F. Wetzel's „Grabbauten der indischen Soldatenkaiser“ (Leipzig, Hinrichs) ergänzen das Bild dieser großartigen Epoche.

Von ihr beeinflußt, aber im Wesen doch echt-indisch sind die Hindu-Paläste des 15. Jhdts. Hier verdanken wir Reuther besonders viel Neu-Errungenes. Ich nenne nur die Burg von Gwalior, die bisher nur wenig bekannt war. Kapitel 3 gibt eine eingehende Schilderung dieser imposanten Anlage, illustriert durch eine Reihe feiner Aufnahmen und Bilder.

Daß dem großen Akbar ein besonderes Kapitel, das 4., gewidmet ist, wird jedem recht sein. Ebenso ergibt es sich ganz von selbst aus der gewaltigen Kraft der Kultur der Großmoguln im 17. und 18. Jhdt., daß ihnen ein langes Kapitel, das 5., und zahlreiche, prächtige Tafeln gewidmet werden, obwohl gerade diese Paläste bei uns in Wort und Bild bekannter sind. Mit dem Auge des Architekten gesehen enthüllen sie freilich noch tausenderlei bisher immer übersehene Schönheiten und bedeutungsvolle Einzelheiten. Und Pläne und Schnitte von der hohen Qualität der Reutherschen gab es noch gar nicht.

Auf Neuland führen die folgenden Kapitel 6—9: Radschputen-Schlösser des 17. und 18. Jhdts. (6), Gartenpaläste und Baradaris der gleichen Zeit, zu denen C. Preußer ein schön dargestelltes Beispiel, aufgenommen während seiner Kriegsgefangenschaft in Ahmednagar, beigesteuert hat (7), ferner Südindische Palastbauten des 16. und 17. Jhdts. (8), und endlich Wohnhäuser aus Radschputana, Gudscherat und dem Pendschab (9.). Unter den zugehörigen Tafeln stechen einige ganz besonders schöne photographische Innenaufnahmen und Einzelansichten hervor, die den märchenhaften Reichtum und die aufs höchste verfeinerte Kultur der Radschas sprechen lassen. Aber auch hier wieder ist das, was die messende und zeichnende Hand Reuthers an Plänen und vor allem an wundervollen Schnitten beigegeben hat, von einzigartigem, verlebendigendem Wert.

Ein Bilderbuch im heute gar zu oft beliebtem Sinne ist dieses Werk nicht. Aber auch ein langweilig systematisierendes Architektur-Magazin ist es nicht. Was es darstellt, ist mit verstehendem Blick geschaut, und das eben schaut auch lebendig aus Bildern und Worten wieder heraus. Wer schauen kann, wie der Verfasser, wird sich dieser Wirkung des Buches nicht entziehen können.

In einem Schlußkapitel (10) kehrt die Darstellung zum Anfang zurück. „Haus, Tempel und Weltbild“ soll zeigen, wie innig das indische Wohnleben mit der geistigen Schau dieses mehr als alle Völker der Welt ins Geistige gerichteten Volkes verkettet ist.

Dem Leser hilft ein sorgfältiges Sach- und Namenregister, das C. Preußer bearbeitet hat. Ein, wenn auch einfaches Landkärtchen, auf dem man sich über die Lage der Städte und Ruinenorte orientieren könnte, ist leider nicht beigegeben.

Ueber alles Lob erhaben ist die Ausstattung, die der Verleger dem Werk allen Hindernissen der Zeit zum Trotz hat angedeihen lassen. Die 179 großen Tafelseiten betrachtet man mit un-

gemischter Freude. Sie sind mit großer Liebe und Sorgfalt z. T. aus höchst problematischen und winzigen Originalaufnahmen herausgeholt worden. Beneidenswert! Man kann nur wünschen, daß sich weitergehende Pläne des Verlages auf dem gleichen Wege verwirklichen möchten. Zu dem vorliegenden Werk muß man nur Glück wünschen.

Pertold, Otakar, S. Doc. Ph. Dr.: Příspěvky ke studiu lidových náboženství Ceylonských. Část první: Simhalské amulety, talismany a říkadla. Inquiries into the popular religions of Ceylon. Part first: Singhalese amulets, talismans and spells. Pragae, Facultas philosophica Universitatis Carolinae Pragensis 1925. (80 S.) 8°. Kč. 18—. Bespr. von O. Stein, Prag.

Gegenüber den historischen Religionssystemen Indiens und der seiner Kultur nahestehenden Länder wurde die Volksreligion stiefmütterlich behandelt und erst in neuester Zeit schenkt man ihr wieder Beachtung. Der Religionswissenschaftler und Indologe an der čechischen Universität in Prag, Pertold, der selbst in Indien geweilt hat, will in einer Reihe von Abhandlungen das unbebaute Gebiet der Volksreligion Ceylons behandeln, als deren erste die oben angeführte Schrift erschienen ist.

Die Religionen Ceylons sind: Der Buddhismus, der Hinduismus, das Christentum und der Islam; gegenüber diesen ausgebildeten Systemen stehen die Religion der Vädda und die Volksreligion keineswegs an Bedeutung für den Religionswissenschaftler zurück, letztere schon deswegen nicht, weil sie, abgesehen von ihrer völkerkundlichen Wichtigkeit, Beimengungen aus jenen vier Systemen enthält. Eine Analyse der Volksreligion Ceylons, die bei weitem kein System oder eine einheitliche Struktur aufweist, ergibt diese Bestandteile: 1. Hexerei und Zauberei (zwei auseinander zu haltende Begriffe); 2. Abwehr- und Zaubermittel: Amulette, Talismane (yatura = yantra), Sprüche (maturu, mätirīma = mantra) und Weissagung (divas-kīma); 3. Tanz und damit verbundene Bräuche, hauptsächlich Anlegung von Masken (yakkun-, kolam-nätīma); 4. Schutzceremonien (ārakṣāva); 5. Dämonenglaube und Verehrung anderer, insbes. irdischer Gottheiten; 6. Glaube an die Einwirkung der Himmelskörper auf das Menschenleben, daher deren Verehrung.

Die Amulette und Talismane Ceylons, yantra, sind zunächst zur Abwehr böser Einflüsse bestimmt (rakṣākaraṇa-yantra), unter denen an erster Stelle der Faden steht, der an der Handwurzel oder am Oberarm, seltener im Schluß, am Oberschenkel oder an den Knöcheln getragen wird[1], verschiedenartig gebunden, und diese Knotenbindung allein schon erfordert ein Fachwissen. Neben diesen natürlichen gibt es künstliche yantra, Zeichnungen, hauptsächlich geometrische, mit und ohne Inschriften, die wiederum aus „heiligen" Silben bestehen (wie oṃ, hrīṃ u. dgl.), aus Wörtern (svastu, svāhā z.B.), gewöhnlich sind es Sprüche, die entweder unzusammenhängend sind oder Inhalt haben. Während sonst Amulette größere Verbreitung haben als Talismane, herrscht in der siṃhalesischen Volksreligion das umgekehrte Verhältnis; der Talisman soll nicht eine von außen kommende Wirkung abwehren, er soll selbst auf andere Personen einwirken, sie im Sinne des Besitzers beeinflussen; allerdings muß ihn manchmal derjenige tragen, der durch ihn beeinflußt werden soll, und das ist Zauberei, schwarze Magie. Der Talisman kann ein Edelstein, ein Stück Holz sein, aber an erster Stelle stehen unter den künstlichen Talismanen Palmblattstückchen, die Aufschriften haben. Die mantra sind Anrufungen in Prosa oder ein bis zwei Strophen, mit dunklen Worten, deren Übersetzung müßig ist. Wenig umfangreich ist die siṃhalesische Literatur über yantra und mantra; außer den Objekten selbst gibt es einige Handschriften in Europa, die Aufschlüsse über die magischen Diagramme und die Legenden derselben bringen. Eine reiche Quelle ist das Ms. Indien 918 der Pariser Nationalbibliothek, allerdings aus der 1. Hälfte des 19. Jhdts. stammend; der literarische Wert ist gleich Null; es bringt Zeichnungen mit begleitendem Text und Zaubersprüchen, letztere auch ohne Zeichnung; an mantra-Texten reicher sind die Hss. Or. 6615/502 und Or. 6615/422 des British Museum, ferner 6615/474 und 6615/477, die zur Nevill's-Collection of Singhalese Ballads gehören. Im VI. Abschnitt (S. 32ff.) bringt der Verf. Abbildungen aus der Pariser Hs. Für die kulturellen Beziehungen zu Indien vermögen auch die Unterschiede der yantra auf Ceylon einen Beitrag zu liefern; es zeigt sich nämlich eine Übereinstimmung mit dem dravidischen Süden, der mit den tantra-Schulen des Buddhismus vertraut war; auch die mantra unterscheiden sich von den tantrischen Indiens unvorteilhaft durch ihre Sinnlosigkeit, was auf die mangelhaften Sanskritkenntnisse der ceylonesischen Schwarzkünstler zurückzuführen ist.

Dieser Arbeit Pertolds ist ein Summary angehängt, das etwas ausführlicher als das Vorstehende den Inhalt wiedergibt. Hoffentlich kann der Autor die Schwierigkeiten, die sich ihm bei Weiterführung seiner Arbeiten entgegen-

1) Aus der Verbindung des Verbums bandh, siṃh. ba(n)dinavā „binden" mit nūl „Faden" entwickelt sich für ersteres die Bedeutung „zaubern". Vgl. für das Indische die höchst interessanten Ausführungen bei Th. Zachariae, Kl. Schr. S. 228/30.



stellen, überwinden und die so schön begonnenen Beiträge zur Volksreligion Ceylons fortsetzen.

---

1. **Forke**, A.: **Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift.** Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1925. (31 S.) Rm. 4 —.
2. **Bell**, Sir Charles: **Tibet einst und jetzt.** Mit 91 bunten u. einf. Abb. u. e. Karte. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (XV, 335 S.) 8°. Rm. 18 —.
3. **Lehmann**, F. W. Paul: **Japan.** Mit 32 Abb. u. 17 Kart. im Text. Breslau: Ferdinand Hirt 1925. (134 S.) kl. 8° = Jedermanns Bücherei, Abt. Erdkunde. Rm. 3.50. Bespr. von F. E. A. Krause, Göttingen.

1. Durch eine Analyse gewisser chinesischer Schriftzeichen in ihrer alten Form, in der sie auf Bronzegefäßen aus der Shang- und Chou-Zeit erscheinen, soll erwiesen werden: 1. daß die Chinesen ursprünglich keine Nomaden waren, sondern vom primitiven Hackbau zum späteren Ackerbau übergingen; 2. daß die Urheimat des chinesischen Kulturvolkes in einer südlichen Gegend gelegen habe, von der aus sie in ihre nördlicheren Wohnsitze eingewandert seien.

Für die erste Hypothese, die im Fortbestehen des Hackbaus bis heute eine Stütze hat, spricht beim alten Schriftmaterial die außerordentlich reiche Spezialisierung der verschiedenen Pflanzenarten und Fruchtsorten, sowie das Fehlen mancher für das Nomadenleben Innerasiens typischen Dinge wie Milchprodukte und Kamel. Die zweite Annahme wird wahrscheinlich gemacht durch das Vorkommen alter Schriftbilder für gewisse Tiere, die nur in südlicheren Breiten vorkommen wie Elefant, Nashorn, Drache (= Krokodil), Affe.

Die kleine Schrift bringt in ihren Untersuchungen ein reiches Material, das durch Einbeziehung von Begriffen für Wohnstätten und Landesregierung erheblich mehr gibt, als mit den aufgestellten Thesen im engeren Sinne bedingt ist, und enthält in den einzelnen Artikeln viele wertvolle Hinweise, die in vielfacher Hinsicht von höchstem Interesse sind. Manche Deutungen, die der Verfasser selbst mit dem nötigen Vorbehalt anführt, dürften wohl künstliche Konstruktionen der chinesischen Kommentare sein und daher keine zuverlässige Beweiskraft besitzen. Auch ist hinlänglich bekannt, daß die Schriftformen auf Bronzegefäßen stets kritisch aufzunehmen sind, solange nicht feststeht, inwieweit dabei Fälschungen der Han-Zeit neben wirklich echten Stücken der alten Zeiten stehen.

Die aufgeworfenen Fragen sind natürlich für die Ostasienkunde von allergrößter Bedeutung; die aus dem Zeichenmaterial in der vorliegenden Schrift gezogenen Folgerungen erscheinen aber wohl in ihrer positiven Form über das hinauszugehen, was aus dem Gegebenen mit Sicherheit geschlossen werden kann. Man dürfte doch eigentlich nur sagen, daß die Chinesen zu der Zeit, als sie ihre Schrift ausbildeten (welches Datum soll dafür angesetzt werden?), keine Nomaden mehr waren, ohne daß damit der Beweis zwingend erbracht wäre, daß sie niemals Nomaden gewesen seien. Nomaden haben eben niemals eine Schrift, wie die arabischen Beduinen bis heute nicht schreiben; die Schrift als ein Merkmal des Überganges von der Halbkultur zur Vollkultur, wird stets, wie das Münzgeld, erst im seßhaften Zustande angenommen. So erscheint auch der Schluß ex silentio (Kamel, Butter, Käse) kein zwingender.

So viele Gründe für eine Urverwandtschaft und vorgeschichtliche engere Gemeinschaft des chinesischen Kulturvolkes mit der indochinesischen Bevölkerung sprechen mögen und so berechtigt die Ablehnung der alten Streitfrage einer Einwanderung der Chinesen vom Westen her, die immer noch Verfechter besitzt, heute sein dürfte, aus dem Zeichenmaterial, das in dieser Hinsicht auch nur geringen Anhalt bietet, kann wohl mit ausreichender Bestimmtheit kaum auf eine ursprüngliche Siedlungsgemeinschaft mit den indochinesischen Völkerschaften und Hinterindien als Urheimat der Chinesen geschlossen werden, wenn die Möglichkeit auch zugestanden werden kann. Das Verbreitungsgebiet der in Frage stehenden 4 wilden Tiere mag vielleicht, ebenso wie dasjenige des Tigers, in einer vorgeschichtlichen Zeit erheblich weiter nach Norden gereicht haben und sein Rückgang erst eine Folge der mit wirksamer Kulturarbeit eingetretenen Entwaldung und Entsumpfung der nördlichen Siedlungszone gewesen sein.

Alle Sinologen werden dem Verfasser dankbar sein für seine inhaltreiche Schrift, die ein in vielfacher Hinsicht bedeutsames Material beibringt, ohne irgendwie in eine spielerische Pseudo-Erklärung der Zeichenbilder zu führen, die bei anderen Untersuchungen ähnlicher Art oft phantastische Blüten getrieben und bedauerliche Scherze gezeitigt hat. Hiervon unterscheidet sich das vorliegende Heft deutlich und darf auf ernste Beachtung vollen Anspruch erheben.

2. Sehr willkommen muß uns ein Werk sein, das uns das Land Tibet nach seiner geographischen Eigenart, seiner geschichtlichen Entwicklung, mit vielen Zügen des Volkslebens anschaulich schildert, zum Teil die Ergebnisse älterer Literatur benutzend, vorwiegend aber auf eigenen Erfahrungen und Erlebnissen aufgebaut, die ein englischer Diplomat mit weitem Gesichtskreis durch seine Verwaltungstätigkeit, verschiedene politische Verhandlungen und

issionen in den Jahren 1904 bis 1922 sammeln onnte. Die persönlichen Beziehungen, die er ır Person des Dalai Lama gewonnen hat, ehmen einen erheblichen Teil der Aufzeichıngen ein und bieten interessante Einzelheiten ıs dem Leben dieser für China und Indien leichwichtigen Persönlichkeit. Freilich erheinen die Schilderungen sehr beeinflußt durch ine persönliche Sympathie mit dem tibeschen Standpunkt und durch den Grundsatz er englischen Politik, das Land Tibet von der nterdrückung durch die chinesische Herrschaft ı befreien. Die Einstellung, die für die brische Regierung in Indien zu den tibetischen ragen maßgebend ist, spricht sich besonders eutlich aus in den Kapiteln „China in Tibet", Richtlinien der englischen Politik". Von großem Vert ist auch die Beigabe des genauen Wortutes der das Verhältnis von China, Tibet, Engınd und Rußland betreffenden Verträge. Für ie Literatur über Tibet bedeutet dieses Buch ine wertvolle und in vielfacher Hinsicht bechtenswerte Bereicherung, wenn wir uns auch ewußt sein müssen, daß die behandelten Fragen om Verfasser stets aus dem Gesichtswinkel der ffiziellen englischen Diplomatie aufgefaßt sind, ler namentlich dem chinesischen Standpunkt icht mit der erforderlichen Objektivität gegenibersteht.

3. Das Bändchen behandelt in sehr allgemeiner Form die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Inselreiches und seiner Kolonialänder. Als bloße Materialsammlung ist das Gegebene allzu dürftig und ungeordnet, für eine vertvolle Zusammenfassung als Überblick des Gesamtgebietes fehlen die größeren Gesichtsounkte. Mehr als eine oberflächliche Orienierung für den Laien kann das Büchlein nicht vermitteln. Im Gegensatze dazu sei auf das Buch von K. Haushofer hingewiesen „Japan und die Japaner. Eine Landeskunde", Leipzig (Teubner) 1923.

Wilhelm, Richard: **Lao-Tse und der Taoismus.** Mit Bildnis. Stuttgart: Fr. Frommann 1925. (172 S.) 8° = Frommanns Klassiker der Philosophie, begründ. von † Richard Falckenberg. Band XXVI. Rm. 6 —; geb. 8 —. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Nach einer Einleitung über Lao-tzě's Stellung im chinesischen Geistesleben behandelt der Verf. in drei Abschnitten I. Lao-tzě und sein Werk (1. Kap. Das Leben des Lao-tzě, 2. Kap. Das Tao-tê-king), II. die Lehren des Lao-tzě (3. Kap. Das Tao, 4. Kap. Die Welt der Erscheinungen, 5. Kap. Von der Erlangung des Tao, 6. Kap. Die Lebensweisheit, 7. Kap. Staat und Gesellschaft, 8. Kap. Auswahl aus dem Tao-tê-king) und III. Die Wirkungen des Lao-tzě (9. Kap. Der Taoismus nach Lao-tzě, 10. Kap. Textproben aus taoistischen Schriften nach Lao-tzě, d. h. aus Lieh-tzě, Yang Chu, Chuang-tzě, Han-Fei-tzě, Lü-shih Ch'un-ts'iu und Huai-nan-tzě).

Von der Versicherung auf dem beiliegenden Zettel des Verlages: „Daß wir in Rich. Wilhelm auf diesem Wege einen Führer haben, der uns mit leichter, aber unbedingt sicherer Hand leitet, wird jeder spüren, der nur wenige Seiten gelesen hat" trifft leider das Gegenteil zu.

Zunächst eine Textprobe. Ich wähle den Anfang des bisher noch nicht ins Deutsche übersetzten Lü-shih Ch'un-ts'iu auf S. 162. W. gibt den chinesischen Text so wieder: „Alle Wesen werden erzeugt vom Himmel. Ihre Ernährung und Vollendung ist Sache des Menschen. Wer das vom Himmel Erzeugte ernähren kannt ohne ihm Gewalt anzutun, der heißt mit Rech, Himmelssohn. Der Himmelssohn hat bei all seinen Handlungen das Ziel, die Natur durch Kunst zu vollenden. (!) Das ist der Grund, warum er Beamte einsetzt. (!) Der Zweck der Einsetzung der Beamten ist die Pflege und Vollendung des Lebens. (!) Heutzutage gibt es betörte Herrscher, die zahlreiche Beamte haben, aber dadurch nur das Leben schädigen. Damit verfehlen sie den Sinn ihrer Einsetzung. Zum Beispiel: man rüstet Waffen, um sich gegen feindliche Einfälle zu sichern. Wenn man nun Waffen rüstet und sie umgekehrt dazu benützt, selbst anzugreifen, so ist der Sinn der Rüstungen offenbar verfehlt". Meiner Auffassung nach heißt dieser Absatz auf Deutsch: „Der, welcher zuerst ins Leben gesetzt hat, ist der Himmel; der, welcher fördernd vollendet, ist der Mensch. Den, der das vom Himmel ins Leben Gesetzte zu fördern vermag, ohne es zu hemmen, nennt man den Sohn des Himmels. Des Himmelssohnes Tätigkeit bezweckt die Erhaltung der himmlischen Schöpfung, und zwar durch Organe, die er selbst einsetzt. Wenn verblendete Herrscher der Gegenwart die Organe zahlreich machen und dadurch umgekehrt die Lebenden schädigen, so dürfte deren Einsetzung verfehlt gewesen sein. Ein Beispiel: man setzt die Waffen instand, um gegen Räuberbanden gerüstet zu sein. Wenn man jetzt Waffen instandsetzte und damit umgekehrt selber angriffe, so dürfte deren Instandsetzung auch verfehlt gewesen sein". Ich habe mich bemüht, den Urtext möglichst wörtlich wiederzugeben.

Mein früherer österreichischer Kollege in Peking, der jetzt in Weltevreden auf Java lebende Generalkonsul a. D. Dr. Erwin von Zach, hat in einem im November v. Js. in der „Deutschen Wacht" zu Batavia erschienenen Artikel „Über den modernen Betrieb der Sino-

logie in Deutschland" die sehr wahren und beherzigenswerten Worte geschrieben: „In einer jungen Geisteswissenschaft wie der Sinologie, die kaum hundert Jahre alt ist, kann nur streng analytisches Vorgehen Resultate zeitigen: exakte Übersetzungen, sorgfältige grammatische Exegese, lexikographische Studien. Synthetische Arbeiten haben erst ihre Berechtigung, wenn die Basis, auf der gebaut wird, gesichert ist. Das ist aber in der Sinologie noch lange nicht der Fall, und es wird wahrscheinlich ein weiteres Jahrhundert vergehen, bis wir diese Höhe erreicht haben werden". Man darf sich also nicht wundern, daß W. im besten Falle Paraphrasen liefert, und nicht glauben, daß die in schönem Deutsch vorgetragenen Sätze genau dem Urtext entsprächen. Welchen Wert auf solcher Basis errichtete Lehrgebäude haben, brauche ich nicht zu betonen.

Aber auch abgesehen vom rein Sprachlichen habe ich die vom Verlage verhießene „unbedingt sichere Hand" oft vermißt. So behauptet W. auf S. 12: „Laotse stammt aus dem Süden, wo die chinesische Kultur mit einer anderen zusammengestoßen war". Nach der einzigen Geschichtsquelle, die wir über Lao-tzĕ haben, dem 63. Kapitel des Shih-ki, stammte Lao-tzĕ aus dem Kreise K'u-hien des Reiches Ch'u, der dem modernen Kreise Lu-yi-hien der Präfektur Kuei-tê-fu in Honan entspricht und dessen Kreisstadt 33°57', 115°35' liegt, also rund 500 km nördlich vom Yangtze, in dessen Süden Südchina doch erst anfängt. Weil der zur Chouzeit einem Teile der modernen Provinz Hupeh entsprechende Lehnsstaat Ch'u zur Zeit der kämpfenden Reiche, zur Großmacht angewachsen, Hukuang, Kiangsu, Kiangsi, Anhui, Tschekiang und den Süden von Honan umfaßt hat, wird von abendländischen Autoren, welche die Mühe des Nachschlagens scheuen, ohne weiteres Ch'u = Südchina gesetzt. So z. B. auch von E. Erkes in der Geschichte der chines. Literatur, S. 22. Weil immer einer dem andern nachschreibt, scheint dieser Irrtum unausrottbar zu sein. K'u-hien lag nur 80 km südlicher als die damalige Residenz Lo-yang und Lao-tzĕ war also ein Nordchinese. Somit kommt er als „der Vertreter der südlichen Richtung der chinesischen Kultur" (S. 12) gar nicht in Frage und alle aus dem angeblichen Gegensatz zwischen Süden und Norden gezogenen Folgerungen werden hinfällig. Konfuzius ist auch nicht „in seinem Heimatsstaate mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut gewesen" (S. 12). Er hat sich mit recht geringfügigen Posten eines winzigen Lehnsstaates begnügen müssen und sein kurzer Höhepunkt entsprach etwa der Stellung, die ein Kriminalminister von Mecklenburg-Strelitz im Deutschen Reiche haben würde. Lao-tzĕ ist auch nicht „Vorsteher der Reichsbibliothek" gewesen (S. 16). Es heißt in der Shih-ki-Biographie von ihm lediglich: „Er hütete die Schriften des Aufbewahrungsraumes". „Il fut archiviste à la cour des Tcheou, dit la tradition taoïste; ceci est probable", sagt Léon Wieger, Histoire des Croyances religieuses etc. S. 144.

Die „Bilder" (siang) auf S. 44 sind keine „Urbilder", die die berufenen Führer und Propheten zum Richtmaß ihrer Kultureinrichtungen nehmen, sondern höchst einfach die Gestirne. Darum heißt in Peking das Observatorium Kuan-siang-t'ai, „Warte zur Beobachtung der Gestirne". Das Wort Tao bedeutet nicht „Weg," sondern den vorgeschriebenen oder rechten Weg, die Bahn. „通行大路無歧出者也[1] Tao ist ein durchgängiger großer Weg ohne Abzweigungen" wird schon den chinesischen Kindern auf S. Yu 42 des Schulwörterbuches 學生字典 erklärt. Wenn man ein Buch über Taoismus schreibt, sollte man eigentlich über die Grundbedeutung des Wortes Tao unterrichtet sein.

Die geistreiche Behandlung individueller Paraphrasen kann bestenfalls eine glänzende journalistische Leistung sein, wird aber die Sinologie keinen Schritt voranbringen.

Kurth, Julius: Von Moronobu bis Hiroshige. Meisterwerke des japanischen Holzschnitts, 40 farbige Lichtdrucktafeln, ausgewählt, eingeleitet und beschrieben. Berlin: Josef Altmann 1924/25. 61×45,5 cm. Rm. 300 —. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Unter den in der letzten Zeit erschienenen deutschen und englischen Veröffentlichungen[2] zum japanischen Farbenholzschnitt nimmt das vorliegende Werk eine besondere Stellung deswegen ein, weil es die in farbigem Lichtdruck hergestellten Faksimile-Drucke in Originalgröße bietet. Es ist also schon aus diesem Grund ein sehr willkommenes Studienmaterial

1) Die verwendeten chinesischen Zeichen hat in entgegenkommender Weise die Reichsdruckerei Berlin zur Verfügung gestellt.

2) Rudolf Bernoulli, Ausgewählte Meisterwerke Ostasiatischer Graphik in der Bibliothek für Kunst und Kunstgewerbe in Berlin, C. F. Schulz & Co., Plauen 1923.

Fritz Rumpf, Meister des Japanischen Farbenholzschnittes, Neues über ihr Leben und ihre Werke, Walter de Gruyter & Co. Berlin u. Leipzig 1924.

Laurence Binyon and J. J. O'Brien Sexton, Japanese Colour Prints, London, Ernest Benn, Ltd. 1923.

Edward F. Strange, The Colour-Prints of Hiroshige, Cassel & Co. Ltd., London 1925.

Frühe japanische Holzschnitte. 25 Blätter in Faksimile-Lichtdruck aus der Sammlung T. Straus-Negbaur, Berlin. Mit Einleitung von C. Glaser und einem beschreibenden Verzeichnis von Fr. Rumpf. Folio. Berlin (1925).

für alle, denen die Urstücke nicht immer zugänglich sind; sie werden dem Verfasser wie dem Verleger für das schöne Werk besonders dankbar sein.

40 Tafeln, die Zeit von Moronobu (± 1625 —1694) bis Hiroshige (Mitte 19. Jahrh.) umfassend, sind wiedergegeben. Leider sind die Vorlagen nicht immer glücklich gewählt; einige späte oder nicht gut erhaltene Abdrucke sind mit zur Vervielfältigung gelangt, z. B. die unten eingehend besprochenen Blätter Nr. 28—30. Ihre nicht nur den Absichten des Künstlers, sondern doch auch der „Patina des Alters“ zuzuschreibende, besondere Schönheit für ein europäisches Auge durfte aber bei „Meisterwerken des japanischen Holzschnitts“ für eine Wahl nicht den Ausschlag geben. Hier kam es auf frühe, frischfarbige, scharfe Abzüge an; nur an solchen läßt sich das wirkliche Kunstwollen der klassischen Zeit des japanischen Farbenholzschnitts aufzeigen. Allerdings, wer jemals auf diesem Gebiet die Aufgabe gehabt hat, das wünschenswerte und das mögliche miteinander in Einklang zu bringen, der weiß, wie außerordentlich schwierig das ist — besonders in Europa. Daher kommt auch wohl der relativ hohe Preis von über 7 RM. pro Tafel[1]. Bekanntlich kann man in Japan recht gute Farbenholzschnittreproduktionen, 3 Blätter für 1 Yen, laufend beziehen; auch sind Holzschnitte bester Ausführung (z. B. Kunstverlag Shimbi Shoin) dort schon für 1—3 Yen (je nach Größe usw.) erhältlich. Dessenungeachtet ist aber die vorliegende Veröffentlichung sehr verdienstlich und voll von Anregungen. Es geben auch die 28 Seiten Text genug Stoff für kritische Betrachtung, wenn man der lange nicht voll erschlossenen Materie irgendwo auf den Grund zu gehen wünscht.

Nur auf *ein besonders lehrreiches Beispiel* sei gestattet, hier näher einzugehen: Zu dem unter Nr. 28/30 reproduzierten Triptychon, das der Herr Verf. schon in seinem Utamaro 1907 auf S. 199 (Nr. 100) behandelt hatte, schreibt er, S. 26, gegen seine frühere erklärende Beschreibung lediglich etwas gekürzt, folgendes:

„Triptychon. Um 1800. Gegend von Osaka mit großem rosigen Blütenbaum. Einem schwarzlackierten Prachtwagen ist eine Tokugawa-Prinzessin entstiegen, deren Obergewand die Malvenblätter ihres Fürstenwappens trägt. Sechs Hofdamen und eine kleine Zofe bilden ihr Gefolge, sind um sie beschäftigt und tragen ihr alle möglichen Gegenstände. Zwei der Damen präsentieren einen jungen, in Ehrfurcht ersterbenden Dichter, der sich auf die Kniee niedergelassen und der schönen Prinzessin ein Gedicht überreicht hat. Noch wagt er in seiner Schüchternheit nicht die Hand, die seine Verse hielt, zurückzuziehen. Die sonnenheitere Szene atmet nicht nur parfümierte Hofluft, sondern zeigt auch einen feinen Einschlag köstlichster Situationskomik. Das Uta des beglückten Poeten aber lautet:

Osaka wa	Du nahtest leicht Dich
hito kora yasuki	Der „Nahensstadt“ Osaka
seki nareba.	Trotz Grenzwachtsperre.
Tori mo naganeto	Obgleich kein Hahn Dich meldet
akete matsu toka.	Harrt Dein die offene Hauptstadt.

Das O (au) in Osaka kann auch „sich nahen“, „eintreffen“ gelesen werden, also ein Wortspiel. Der Hinweis auf die gepäckrevidierende Zollstation (seki) ist ein devoter Scherz. Der Hahnenschrei verkündet die Morgensonne: Die Prinzessin-Sonne bedarf keiner Anmeldung! — Das Triptychon, das eine historische Zeitszene darstellte, war so beliebt, daß es in verschiedenen Ausgaben erscheinen mußte. Auf der ältesten sind die Gewänder des Dichters nur blaßgelb und weiß. Unser Exemplar ist ein späterer Abzug, auf dem die Konturenplatte schon weniger scharf ist, aber die farbenschönste Ausgabe, die ich kenne. Signatur *Utamaro fude* (Pinsel). Verlag Tsuru-ya, Yedo. (Kurth, Utamaro Nr. 100.) Sammlung Kurth.“

Das einzige, was in dieser Erklärung vielleicht stimmt, ist die „parfümierte Hofluft“.

Es ist nicht die Stadt Ōsaka, 大阪, gemeint, sondern der sog. Ōsakayama 相坂山, der zwischen Kyōto und Ōtsu östlich von Oiwake 追分 gelegen ist am Tōkaidō, der alten Staatsstraße Kyōto-Yedo. Dort befand sich eine von den Grenzwachtburgen, Ōsaka no seki genannt (逢坂關), zwischen den alten Ländern Yamashiro und Ōmi. Bis dorthin pflegten sich die nach dem Lande Azuma, dem Ostlande, oder nach Kamakura hinunterfahrenden begleiten, und die zur Residenz heraufziehenden ihre Freunde entgegenkommen zu lassen. Daher heißt der Bergpaß der „Berg des Sichtreffens“ (ō = au = treffen; saka = Hügel, Höhe, Berg). Er ist in zahllosen Gedichten besungen worden, von denen hier nur eines Platz finden möge von dem beim Ōsaka no seki in einem Schrein verehrten Dichter Semimaru 蟬丸 (897—966), der beim Anblick der Kommenden und Gehenden schrieb:[1]

Kore ya kono / yuku mo kaeru mo /
wakarete wa / shiru mo shiranu mo /
Ōsaka no seki.

Deutsch: Dies (hier, wo) scheiden — kommende und gehende, (einander) bekannte und unbekannte — (ist) Ōsaka no seki — die Grenzschranke am „Hügel der Begegnungen.“ —

---

1) K. F. Koehlers Antiquarium Leipzig bietet das Werk (deutsche oder englische Ausgabe) zu 90 RM. an.

1) Ehmann, Die Lieder der Hundert Dichter (M. d. D. G. f. N. u. V. O., Bd. VII, S. 193 ff.) schreibt für „wakarete wa“ das ähnliche „wakaretsutsu“ (s. Gedicht Nr. 10). Das erstere haben alle mir sonst bekannten japan. und europ. Quellen. —

S. ferner in F. V. Dickins, Japanese Lyrical Odes, London 1866 eine ausführliche Übersetzung und Satow-Hawes, Handbk. for . . . Central and Northern Japan, Yokahama 1881, S. 92.

Der mit kaiserlichen Phönixen und sog. Karakusa bemalte Wagen ist ein Hofwagen der Kaiserin, in der klassischen Form der Fujiwara-Zeit (860—1069, s. Murdoch, Hist. of Jap. I, 239). Vor dem Wagen steht Sei Shōnagon 清少納言, die Dichterin, mit ihrer Bedienung. Des Herrn Verf. „in Ehrfurcht ersterbender Dichter" ist ein Diener (Gärtnerbursche in „Livree"), der atemlos angekommen, das Gedicht des Fujiwara Yukinari (s. unten), eines der Großen am Hofe, überbringt und sofortige Antwort erwartet. Eine Dienerin hält dazu der Dichterin schon den Tuschekasten vor. Das Gedicht lautet richtig gelesen und möglichst wortgetreu übersetzt:

Ōsaka wa / hito koe yasuki / seki nareba / tori mo nakanedo / akete matsu to ka.

Der „Hügel der Begegnungen" ist eine für Männer leicht durchschreitbare Grenzschranke, daher auch ohne, daß ein Hahn kräht, bei unverschlossenem Tor wartet Ihr wohl?! —

Weiter läßt nichts darauf schließen, daß die Szene „sonnenheiter" ist oder von „köstlichster Situationskomik". Eine „historische Zeitszene" ist sie allerdings, aber nicht der Tokugawa-, sondern der Fujiwara-Zeit, d. h. *etwa 800 Jahre früher*. Sei Shōnagon hat keinen Grund besonders heiter zu sein; wie weiter unten ersichtlich, hat ihr schöngeistiger Wettstreit[1] mit Fujiwara Yukinari soeben in ein wenig schmeichelhaftes, spöttisches Gedicht über sie ausgemündet.

Was die Malvenblätter auf ihrem Kleide angeht, so darf man nicht annehmen, daß es ihre eigene Wappenblume gewesen sei, denn es ist überhaupt fraglich, ob zu ihrer Zeit schon Wappen gebräuchlich waren (siehe Lange, Japanische Wappen, Berlin 1903, S. 79). Ebensowenig erscheint aber die Bestimmung der Dame als „Tokugawa-Prinzessin" gerechtfertigt, wenn man z. B. nachliest, was in dem eben angezogenen Aufsatz von Lange (S. 94 ff.) auf Grund japanischer Quellen über die Malve als Wappen und ihre in der Tokugawa-Zeit ungeheuer ausgedehnte Verwendung ausgeführt ist.

Die Behauptung, die „gepäckrevidierende Zollstation" sei ein „devoter Scherz", ist auch verfehlt. Die Tokugawa-Shōgune legten vielmehr, in bewußter politischer Nachfolge von Minamoto Yoritomo (1147—1199), dem großen Begründer des Shōgunats in Kamakura, der den Durchgangsverkehr auf dem Tōkaidō zuerst staatlich organisiert hatte, auch für ihre Zeit Wert darauf, auf der Hauptstraße des Reiches den Zollbarrieren- und Schranken-Durchgang möglichst zu erleichtern. Und nun zum Schluß, zum „Hahnenschrei", der angeblich die „Morgensonne" und „die Prinzessin Sonne" anmelde, sei die „historische Begebenheit" selbst, die dem ganzen Holzschnitt zugrunde liegt, hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben, wie sie in dem berühmten, m. W. noch nie — von wenigen, kleinen Abschnitten[1] abgesehen (s. Florenz, S. 223, Z. 6 f.) — übersetzten „Kopfkissenbuch" der Sei Shōnagon um 1000 n. Chr. aufgezeichnet wurde[2]:

„Der Kurōdodokoro tō no ben, Fujiwara Yukinari[3] war (wieder einmal) in den Schloßteil gekommen, (wo ich, Sei Shōnagon, Hofdame bei der Kaiserin war), und man hatte sich bis tief in die Nacht hinein Geschichten erzählt. Im Gedanken, morgen sei der offizielle Fasttag des Kaisers, an dem er, Yukinari, Dienst habe, und nicht über Mitternacht bleiben dürfe, kehrte er zum Kaiserschloß zurück. Am Morgen (nach schlafloser Nacht) hatte er einen Haufen von dem (sog.) kōya-Papier[4] des Kurōdodokoro (seiner Amtsstelle im Schloß) vollgeschrieben: daß nach der Trennung von mir (Sei Shōnagon) ihm noch bedauerlich viel zu sagen übrig sei, das fühle er, und gerne hätte er die ganze Nacht hindurch den alten Geschichten gelauscht, aber der Hahnenschrei schreckte ihn auf usw. So hatte er gutes und feines, treffend und geschickt auch auf die Rückseite des Papiers geschrieben (und mir, Sei Shōnagon, übersandt). Ich entgegnete (in der Literatur wohlbewandert): „War die Stimme des in später Nachtzeit krähenden Hahnes wohl die des Hahnes des Mêng Ch'ang-chün?[5]" und sofort schickte Yukinari zurück: „Ein Hahn hat dem Mêng Ch'ang-chün das chinesische Grenztor geöffnet, und er und seine 3000 Gefolgsleute vermochten zu entrinnen, so geht die Sage. Auch das war eine Grenzchranke von Ōsaka (dem Berge des Treffens)." Ich (Sei Shōnagon) (wohlvertraut mit der Geschichte jener Kriegslist, wobei ein nachgeahmter Hahnenschrei das Grenztor geöffnet haben soll) antwortete:

1) S. dazu Florenz, Japan. Lit. Gesch. S. 199 unten.

1) s. z. B. TraSOJ. XVI, 3: Purcell and Satow. — Florenz. a. a. O. S. 222 ff.

2) S. Makura no sōshi, Ausgabe Hakubunkwan Nihonbungakuzensho, II, 171—172. — Der hier übersetzte Abschnitt ist, soweit ich weiß, noch nirgends in eine europäische Sprache übertragen. — Da die Kaiserin Sadako (eine Fujiwara) schon 1000 n. Chr. gestorben ist, kann sich die im folgenden erzählte Begebenheit nur vor diesem Zeitpunkt zugetragen haben.

3) 藏人所頭辨藤原行成, s. Papinot S. 381 u. Kokushidaijiten S. 1860 u. 853. — Etwa: Vorstand des Hofarchivs.

4) 紙屋紙.

5) 孟嘗君 Die Geschichte von Mêng Ch'ang-chün und seinem Entrinnen mit Hilfe eines nachgeahmten Hahnenschreies s. Giles, Biogr. Dict. Nr. 1515.



„Und wenn Ihr noch so oft in später Nacht
Den Hahnenschrei von draußen nachgemacht,
Zu Euerem Ziele) dringt Ihr hier nicht vor,
Verschlossen bleibt Euch dieser Grenze Tor“.—[1]

Mit dem Zusatz in Prosa: „Dazu sind viel zu kluge Grenzwächter hier“. — Yukinari sandte umgehend das Gedicht zurück, das auf Utamaro's Holzschnitt in der Hand der Hauptperson zu lesen ist:

„Nur zum Schein gebt Ihr vor Euch zu decken,
Eure Grenzwache wird niemand schrecken.
Selbst wenn gar kein Hahn heut' Nacht um Einlaß kräht,
Wartend doch wohl Ihr an offener Türe steht!“ —[2]

So lauteten die ausgetauschten Briefgedichte, deren erstes (das von Sei Shōnagon) der Herr Hofgeistliche[3] (Ryūen, ein jüngerer Bruder der Kaiserin) auf vieles Bitten geschenkt bekam, während die Kaiserin, als man ihr das spätere zeigte, zu mir (Sei Shōnagon) ironisch bemerkte: „Nun, Dein Ōsaka-Gedicht ist von Yukinari schlecht gemacht (verspottet) worden; sollte es daher gekommen sein, daß Du ihm nicht mehr zu antworten wußtest, das wäre schade.“ — So sprach sie und lachte“.

Sei Shōnagon hätte diese ganze Anekdote wohl kaum erzählt, wenn nicht ihr Ōsaka-Gedicht tatsächlich — wie noch heute die Japaner versichern — geradezu vollkommen gewesen wäre. Poetisch steht es ebenso wie inhaltlich zweifellos über der unverblümten Antwort des Yukinari. Übrigens ist es sichtlich eines der besten, das sie gemacht hat, denn sie ist mit diesem Gedicht in der berühmten „Sammlung der Hundert Dichter“ vertreten.

Es ist auch kein Zweifel, daß Utamaro diese entlegene Literaturstelle gekannt hat. Denn um die Zeit (ca. 1800), da er dieses Blatt schnitt, war gerade das damals vielgelesene Tōkaidōmeishozue 東海道名所圖會 von Akisato Ritō 秋里籬島 (1796) erschienen, worin der Abschnitt aus dem Makura no sōshi der Sei Shōnagon zitiert und damit der japanischen Lesewelt der Zeit erneut allgemein bekannt geworden war. —

Die ausführliche Darlegung dieses Beispiels irrtümlicher Beschreibung eines Bildes bezweckt nun nicht etwa, die Verdienste des Herrn Verfassers um die Bekanntmachung des reizvollen japanischen Farbenholzschnitts in Deutschland zu schmälern. Wenn letzterer, der jahrzehntelang bei uns so gut wie allgemein als „Bilderbogen“ gewertet wurde, heute als kulturgeschichtliches Dokument anfängt gewürdigt zu werden, so ist das zum großen Teil der eifrigen publizistischen Tätigkeit des Herrn Verfassers auf diesem Gebiet zu verdanken.

Daß er als Liebhaber auf japanologischem Gebiet sich gelegentlich in gutem Glauben etwas zuviel zutraut, entspringt nur seiner, hier ausdrücklich anzuerkennenden, laudanda voluntas, beweisen doch Äußerungen wie u. a. die, die Einleitung zu dem besprochenen Werk eröffnende, Verbeugung gegen seinen „stärksten und berufensten Kritiker Fritz Rumpf-Potsdam“, daß er auch wissenschaftliche oder methodologische Fortschritte anderer auf seinem Gebiet anzuerkennen weiß.

Wenn im Folgenden, an den obigen lehrreichen Einzelfall, *zur Methode* in der ostasiatischen Kunstforschung *einige allgemeine Bemerkungen* angeknüpft werden, so wird der Herr Verfasser auch diese gewiß sachlich, wie sie gemacht sind, auffassen. Auch geben die Bemerkungen nicht etwa nur persönliche Ansichten des Ref. wieder, sondern sind der Niederschlag jahrelanger Arbeit im Museum für Völkerkunde in Berlin, dort empfangener Anregung von wissenschaftlich und methodologisch führender Seite und eigener praktischer Erfahrungen.

Von einer, an Europa sich anlehnenden, auf wenige Stellen beschränkten Entwicklung der allerletzten Jahre abgesehen, schwebt noch heute die ostasiatische Kunst, die weltliche wie die religiöse, nicht in der Sphäre frei erfindender Phantasie. Vielfach in Abweichung vom europäischen Kunstschaffen ist sie vielmehr durchaus an reale Begebenheiten und an historische bzw. legendäre oder literarische „Ereignisse“ geknüpft, die in Form eines unerschöpflichen Geschichtenschatzes dem Ostasiaten geläufig sind. Dies gilt besonders für den klar begrenzten Lebens- und Kulturkreis der Japaner der Vor-Meiji-Zeit, um den es sich beim japanischen Farbenholzschnitt (fast) durchweg handelt.

1) Der japanische Text dieses Gedichtes lautet:
Yo wo komete / tori no sorane wa / hakaru to mo / yo ni Ōsaka no / seki wa yurusaji. Wörtlich: In später Nacht den Hahnenschrei nachzuahmen mögt Ihr immerhin planen, die Grenzschranke am Hügel des Glückstreffens (Erfolges) erlaubt aber nichts. S. dies Gedicht in einer weniger genauen Übersetzung bei Ehmann, a. a. O. S. 233 f.

2) Den Wortlaut dieses zweiten Gedichts s. oben.

3) Der Sōzu no kimi, zu deutsch „der Herr Hofgeistliche“ war der 4. Sohn des Fujiwara Michitaka; er wurde sehr frühzeitig Geistlicher, mit 15 Jahren Gonshōsōzu und starb 37 Jahre alt. Die Schreibweise 隆縁 ist unrichtig. Es wird richtig 隆円 geschrieben. — Nicht im Nihon Bukka jimei jisho. Ich verdanke die vorstehende Nachricht Herrn Professor Kaneko Motoomi (Tōkyō), dem ausgezeichneten Kommentator des Makura no Sōshi, der die neue, beste kritische Ausgabe des Werkes besorgt hat.

Und „dies entspricht der japanischen Welt- und Lebensauffassung überhaupt: sie faßt die Dinge nicht von innen, von ihrem geistigen Gehalte her an, sondern stets an ihrer sinnenfälligen Seite. Der Japaner braucht für jeden Inhalt, den er berührt, eine charakteristische Oberfläche"[1]. Und umgekehrt ist jede „charakteristische Oberfläche" bei ihm mit einem bestimmten, fast möchte man sagen historischen, Inhalt verbunden, der in der ungeheuren, bisher erst an wenigen Stellen erschlossenen, japanischen Literatur mit Sicherheit nachweisbar ist. Somit ist jede in unbestimmten Ausdrücken schwebende Beschreibung, wie z. B. „eine Prinzessin und zwei Hofdamen anscheinend ...." oder „ein hoher Fürst ..." unzureichend und erscheint leicht dem gebildeten literaturkundigen Japaner lächerlich. Aber auch diejenige Erklärung, die auf Grund von Beischriften, Wappen usw. bestimmtere Namen zu geben versucht (wie „eine Tokugawa-Prinzessin"), ist so lange unbrauchbar, wie sie nicht aus der Literatur belegt, gestützt und erweitert ist. Überhaupt führen „Gefühl" und „Phantasie" meist den Europäer asiatischen Kunstfragen gegenüber in die Irre, ohne gründliches, am besten in Japan erworbenes, sachliches Verstehen. Einer allein wird bei der Endlosigkeit der Aufgaben natürlich auch so nie, selbst nur auf *einem* der Gebiete asiatischer Kunst, auslernen und alles wissen und beherrschen können; aber damit muß jeder rechnen.

Es kann daher auch gar nicht anders sein, als daß eine Behandlungsweise asiatischer Kunstfragen, die ihre Quellen nicht oder unzulänglich angibt und die Kunstbetrachtung als eine Art Geheimwissenschaft ausübt, der Forschung nicht weiterhilft. Einzig und allein die, z. B. in den neuen Werken von Binyon und O'Brien-Sexton, von Strange und von Rumpf für den japanischen Farbenholzschnitt befolgte, Methode umfassender, ausführlicher Übersetzungen aus einheimischen Quellen, führt zu einwandfreiem Ergebnis. Nur dieser Methode können dann auch andere auf ihrem Wege folgen und so zu neuen Resultaten gelangen. Was z. B. der T'oung Pao in fast jeder Nummer für China zeigt, das gilt auch für Japan, überhaupt für ganz Asien: *Die asiatische Kunstforschung im Abendlande steht heute nicht mehr auf dem Stande der Ägyptologie vor Champollion; sie darf auch in populären Veröffentlichungen nicht darauf stehen bleiben, und sie ist, soweit sie ernst zu nehmen ist, von der Orientalistik nicht mehr zu trennen.*

[1] s W. Gundert, Der Shintoismus im japanischen Nō-Drama, Tōkyō, 1925, S. 7. — S. dazu auch den Aufsatz von Carl Munzinger, Die Psychologie der Japanischen Sprache Tōkyō, 1894. — Beide in den Mitteilgn. d. D. Ges. f. Nat.- u. Völkerkunde Ostasiens.

Oft äußert übrigens das unbefangene Publikum bei der Betrachtung asiatischer Kunstwerke instinktiv den richtigen Gedanken durch die stets zuerst gestellte Frage nach dem „Was" einer Darstellung, nicht dem „Wie". Ohne richtige Beantwortung der ersten ist aber — lediglich vom rein Technischen abgesehen — jeder Versuch die letztere zu beantworten methodologisch bedenklich und tappt unvermeidlich in wesentlichen Punkten im Dunkeln (s. oben; „Tokugawaprinzessin").

Man braucht nur an das „Reisetagebuch eines Philosophen" des geistreichen Keyserling zu denken, der in der Beurteilung asiatischer Erscheinungen doch so vielfach irrt, um geradezu mit Händen zu greifen, daß ganz besonders in der Betrachtung der asiatischen Welt und ihrer Kunst „Sehen" und „Verstehen" vollkommen zweierlei sind. Selbst wenn einer von sich sagen könnte, er habe alle asiatischen Kunstwerke im Original mit eigenen Augen *gesehen* (und vielleicht auch photographiert), so folgt aus dieser Tatsache doch noch gar nichts darüber, wieviel er davon *richtig verstanden* hat. Kant formuliert den einfachen Grundsatz alles Sehens und Erkennens wie folgt (Akademieausgabe Bd. III, 1904): S. 174, Zeile 15—18 (I. Von der Logik überhaupt): „Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unserer Erkenntniss aus, so daß weder Begriffe ohne ihnen auf einige Art correspondierende Anschauung, noch Anschauung ohne Begriffe ein Erkenntniss abgeben können". — Und S. 175, Zeile 14—21: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es ebenso notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d. i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d. i. sie unter Begriffe zu bringen). Beide Vermögen oder Fähigkeiten können auch ihre Functionen nicht vertauschen. Der Verstand vermag nichts anzuschauen und die Sinne nichts zu denken. Nur daraus, daß sie sich vereinigen, kann Erkenntniss entspringen." — Das heißt also: *Immer und überall führt der Weg zu fruchtbarer Beschäftigung mit asiatischer Kultur und Kunst und zu ihrem bewußten Genießen über das sachliche, nüchterne Verstehen, und der Weg zum sachlichen Verstehen über den hohen, steilen Berg der einheimischen Sprachen und Literaturen*[1].

[1] s. dazu OLZ 1923, Grosse, Ostasiatische Plastik, Zürich, 1922, (Vorwort). Prof. Dr. Grosse sagt: „daß wir Europäer einstweilen noch am besten tun, die eigentlich wissenschaftliche Erforschung der ostasiatischen Kunst den Ostasiaten zu überlassen, die für das erste allein über das notwendige Material und Werkzeug verfügen."



Cerulli, E.: Note su alcune popolazioni Sidama dell' Abissinia meridionale. I. I Sidama orientali etc. Roma: Casa Editrice Italiana 1925. (S. 597—692.) Gr. 8° = Estratto della „Rivista degli Studi Orientali". Vol. X. Bespr. von Maria v. Tiling, Hamburg.

Da die Benennung der einzelnen Volksstämme Abessiniens und die geographische Fixierung der von ihnen bewohnten Gebiete vielfach Unklarheiten aufweist und im einzelnen noch gar nicht feststeht, gibt Verfasser in der Einleitung genau an, was unter der Bezeichnung „I Sidama orientali" zu verstehen ist. Wie ethnologische oder auch geographische Namen manchmal durch falsche Anwendung von Fremden, durch Verallgemeinerung oder Übertragung doppelsinnig und mißverständlich werden, so ist es auch hier. Das Wort „Sidama" (bzw. „Sidamo") wird von verschiedenen Seiten mit stark voneinander abweichenden Bedeutungen angewandt:

1. Die Galla bezeichnen mit Sidama alle Bewohner Abessiniens, die „Nicht-Galla" sind, so gehören für sie auch die Amharen zu den Sidama; dieses ist die weiteste Ausdeutung des Namens, der hier etwa soviel heißt wie „Fremde".

2. Von europäischen Gelehrten wird die Bezeichnung „Sidama" ebenfalls für die „Nicht-Galla" Abessiniens gebraucht, doch nur für solche Volksstämme, die hamitischer (kuschitischer) Abstammung sind (Cerulli: „di origine cuscitica"). Danach sind die Amharen als Semiten von den „Sidama" auszuschließen, dagegen wären z. B. die Kaffa dazu zu rechnen. Die in diesem Sinne als Sidama zusammengefaßten Völkerschaften bewohnen geographisch bestimmt das weite Gebiet von den Quellflüssen des Schebeli im Osten bis zum Flußsystem des Omo im Westen und über dieses noch hinaus.

3. Bei den Eingeborenen des inbetracht kommenden Gebietes selbst findet sich der Name „Sidamo" für einen einzelnen Volksstamm, dessen Wohnsitze vom oberen Schebeli im Osten bis zum Zway-See im Westen — im Südwesten bis zum N.-O.-Ufer des Sees Margherita (Gamu-See) reichend — zu finden sind, also in dem am weitesten östlich gelegenen Teil des oben unter 2. umschriebenen Gebietes. Verfasser nimmt an, daß diese Sidamo vielleicht die erste Völkerschaft der ganzen Gruppe war, mit der die Galla in Berührung kamen, und daß bei weiterem Vordringen der Galla diese Bezeichnung als „Sidama" einen größeren Umfang erhielt.

Im vorliegenden Buch ist „Sidama" etwa im Sinne von 2. gebraucht, d. h. als zusammenfassende Bezeichnung einer größeren Anzahl von Volksstämmen, die das südliche und südöstliche Abessinien bewohnen, „Nicht-Galla" sind, aber alle ethnologisch und linguistisch zu den Hamiten gehören. Verfasser gliedert die „Sidama" in vier einzelne Gruppen, über deren Wohnsitze man sich am leichtesten vom Omo ausgehend (nördlicher Zufluß des Rudolf-Sees) orientieren kann:

a) Die westlichen Sidama oder Gonga (westlich vom Omo) — zu ihnen gehören als bekannteste Gruppe die Kaffa.

b) Die Sidama des Omo oder Ometi — diese könnte man auch als südliche Sidama bezeichnen.

c) Die östlichen Sidama — östlich vom Omo bis zum Schebeli.

d) Die nördlichen Sidama oder Yamma, — am J̌ibe, einem Zufluß, der von Norden her in den Omo mündet.

Die Gruppe c ist die als „Sidama orientali" von Cerulli hier behandelte, sie zerfällt wieder in drei Untergruppen: Hadiya, Kambatta und Sidamo.

Diese östlichen Sidama sind erst seit neuerer Zeit durch Menelik der abessinischen Herrschaft unterworfen; vorher bildeten sie eine Reihe einzelner Kleinstaaten, über deren Geschichte Verfasser allerlei von Eingeborenen mitgeteilte historische Nachrichten gesammelt hat. Er nimmt an, daß sie jahrhundertelang in enger Beziehung mit Somalistämmen gelebt haben müssen, bis sich dann die Arussi-Galla zwischen diese Sidama und die Somali vorschoben; die frühere Nachbarschaft hat in den beiderseitigen Sprachen bis heute Spuren hinterlassen. Unter den ethnographischen Mitteilungen findet sich manches Interessante. Bei den Hadiya, die teils Viehzucht, teils Feldbau treiben, wird der Anbau einer besonderen Baumwollart gepflegt; Verfasser schließt, daß die Baumwollkultur bei den Sidama sehr alt und vielleicht früher von größerer Bedeutung gewesen ist als jetzt, einmal weil der Name für die Baumwollpflanze bei verschiedenen Sidama-Stämmen derselbe ist, besonders aber weil in alten heidnischen Gesängen der „Himmelsgott" (Cerulli: „Dio-Cielo") um Segen für die Baumwolle gebeten wird. Heute sind die Hadiya Muhammedaner, doch mehr dem Namen nach. Auch sonst findet man bei den Sidama in religiöser Beziehung dieselbe sonderbare Mischung zwischen Heidentum und Islam, bzw. zwischen Heidentum und Christentum, wie sie vom selben Verfasser früher schon als für die Galla charakteristisch geschildert ist[1]).

Die höchste Gottheit der Hadiya, der eben erwähnte Himmelsgott, heißt Wā'a (vgl. Galla:

1) s. Cerulli: The folk-literature of the Galla, Cambridge Mass. 1922 und Cerulli: Note sul movimento musulmano nella Somalia, in Rivista degli studi orientali Vol. X, fasc. I.

Wāqā, Somali-Hawiyya: Wāq). Ihm werden Tieropfer gebracht, mit deren Blut sich der Priester die Stirn bestreicht, und wovon er Tropfen zum Himmel spritzt. Es handelt sich hier also sicher um alte hamitische Religionsformen. Es gibt Wahrsager, die ihr Wissen aus der Beobachtung des Bauchfelles der Opfertiere schöpfen, Regenmacher, die eine streng für sich lebende Kaste mit besonderen Sitten und Abzeichen bilden, ihr Amt ist erblich (vgl. die Regenmacher bei den Massai!). Sie haben die Macht, dem Regen zu gebieten, zwar nicht gegen den Willen des Himmelsgottes, aber immerhin ohne sein Zutun, er wird nur gebeten, den Regen nicht von sich aus zu hindern. Die Sonne ist das Auge Gottes, der Licht und Wissen spendet, nur durch ihn erhält der Mensch die Fähigkeit, zu sehen und zu erkennen.

Eine andere Untergruppe der östlichen Sidama sind die Kambatta. Diese nennen sich Christen, tatsächlich haben auch sie altes hamitisches Heidentum bewahrt. Als höchstes Wesen verehren sie wie die Hadiya einen Himmelsgott. Manche ihrer religiösen Riten erinnern an ähnliche Bräuche bei den Galla (Beschneidungszeremonien).

Die Sidamo, die nordöstliche Untergruppe der östlichen Sidama, gelten nominell als (monophysitische) Christen. Bei ihnen findet man neben der Anbetung eines Himmelsgottes die Verehrung der Riesenschlange. Hier ist wohl die Vorstellung einer Inkarnation eines göttlichen Wesens anzunehmen. Bei solchen in den Wohnhäusern gehaltenen, mit Fleisch gefütterten Schlangen soll sich eine treue Anhänglichkeit an ihre Herren entwickeln, wogegen diese Schlangen Fremde, die unvermutet ins Haus eindringen, anfallen.

Von jeder der drei behandelten Untergruppen der Sidama orientali hat Cerulli sprachliches Material gesammelt; er gibt für jede Gruppe einen Überblick über Lautlehre und Grammatik mit zahlreichen vergleichenden Hinweisen, eine größere Anzahl kurzer Sätze und ein Wörterverzeichnis. Von den Hadiya außerdem einige heidnische Gesänge, die die Mitteilungen über die religiösen Vorstellungen der östlichen Sidama überhaupt illustrieren. Am Schluß des Buches findet sich ein italienischer Index der Vokabularien der drei bearbeiteten Sprachgruppen — soweit die gleichen Worte aufgezeichnet sind —, wodurch eine Vergleichung des Wortschatzes dem Leser erleichtert wird.

Holub, Emil: **Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas.** Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (158 S.) kl. 8° = Reisen und Abenteuer 30. Rm. 2.80; geb. 3.50. Bespr. von E. Obst, Hannover.

Das anspruchslose Büchlein stellt einen geschickt gefertigten Auszug aus den beiden Reisewerken Holubs dar: „Sieben Jahre in Südafrika" (Wien 1881) und „Von der Capstadt ins Land der Maschukulumba" (Wien 1890).

Es ist entschieden zu begrüßen, daß die mit bewundernswürdiger Energie durchgeführten Reisen des Prager Arztes Holub einem größeren Leserkreise bekannt gegeben werden. Glückte es Holub auch nicht, sein großes Vorbild Livingstone zu erreichen, sind auch seine sehr bedeutsamen Sammlungen noch zu Holubs Lebzeiten leider in alle Winde zerstreut worden, so verdient Holub dennoch dieses Denkmal, denn er gehört mit zu den hervorragendsten Pionieren im Bereich des dunklen Erdteils.

Das Südafrika, wie es Holub erlebte, ist längst dahin. Lokomotiven und Autos durcheilen dieselben Landschaften, deren Durchquerung noch in Holubs Zeiten eine Tat bedeutete. Um so reizvoller ist es, dem unermüdlichen Wanderer zu folgen, das werdende Diamantengebiet kennen zu lernen, Hottentotten und Buschmänner, Betschuana und andere Bantu in voller Ursprünglichkeit zu beobachten usw. Von besonderem Wert ist es, daß Holub noch zahlreiche gravierende Buschmänner bei ihrer Arbeit belauschen und eine ganze Reihe solcher Buschmann-Kunstwerke sammeln bezw. kopieren konnte. Das von Želizko herausgegebene Prachtwerk „Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1925) stützt sich bekanntlich ausschließlich auf dieses von Holub gesammelte Material.

Notiz.

Die philosophische Fakultät der Hamburger Universität stellt aus der Albert-Broschek-Stiftung folgende Preisaufgabe:

„Die Staatenverbindungen in den arabischen Teilen der Türkei nach dem Weltkriege nach Entstehung, Bedeutung und Lebensfähigkeit."

Die Bearbeitung darf noch nicht veröffentlicht, muß in deutscher Sprache abgefaßt und spätestens am 1. Oktober 1927 beim Dekan der philosophischen Fakultät eingereicht sein. Sie muß anonym, aber mit einem Kennwort versehen sein. In einem ebenso gezeichneten, versiegelten Umschlag hat sich der Name, Stand und die Anschrift des Verfassers, sowie die Versicherung zu befinden, daß die Arbeit selbständig verfaßt und die benutzte Literatur kenntlich gemacht ist. Zur Bewerbung ist jeder reichsdeutsche Akademiker zugelassen. Der Preis beträgt M. 1250.—.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

The American Historical Review XXXI:
1 104 *J. M. Powis Smith, The Prophets and their Times (Th. J. Meek). — *L. Duchesne, Early History of the Christian Church III (F. A Christu).

Ancient Egypt 1926:
1 1 G. Caton-Thompson & E. W. Gardner, Research in the Fayum (2 Briefe der genannten Verfasser über die Ausgrabungen der British School in Fajûm in prähist. Strata, Badarian age. „These extracts will show . . how the . . study of Fayum is being carried out, and how it promises to give a firm basis for the early history of Egypt linking to archeology and geological changes). — 5 J. G. Milne, Feudal currency in Roman Egypt (Münzfund bei Qaû-el-Kebir 1925. „The new element in this hoard consists in the large groups of miniature copies, many of them fairly well executed . . . . produced (c. 480 n. Chr.) somewhere near Qau el-Kebir, accepted as far down as the valley of Fayûm and Medum . . . these pieces of metal were not regarded as having any value derived from their origin, but served simply as counters or units of reckoning.“) — 10 G. W. B. Huntingsford, On the connection between Egypt and the Masai-Nandi group of East-Africa [Verf. faßt die Verhältnisse d. Ägyptischen zu den nilo-hamitischen Sprachen so auf:

People of Punt
Nilotic-Hamitic (Gala) Egyptians
+ Bantu element
Nandi group Masai-group

Der Abhandlung ist eine Liste von 18 Wörtern, welche die Hypothese d. Verf. beweisen sollen, beigelegt, z. B. ägypt. *ʿȝ*=Nandi *oo* (groß), ägypt. *wgȝś*=Nandi √*KES* (schneiden), ägypt. *p.t* (Himmel) = Nandi *pĕt* (Tag, Tageslicht)]. — 12 F(linders) P(etrie), The Spencer-Churchill scarabs (31 Sc. aus d. Samml. des Kapt. S-C auf Northwick Park, sämtlich in Abbildung). — 14 Repearing the Sphinx (Bild mit erkl. [4 Zeil.] Text). — 15 Flinders Petrie, Supplies and Defence (Verf. behandelt die zu folg. Gruppen gehörigen Ämter: agriculture, vineyard, cattle, provisions, wine and bier, butchery, catering, table service, clothing, officers, troops, cavalry, stores, auxiliaries, forts, ships, crews, trading ships. cf. Anc. Egypt 1924 p. 109ff.). — 24 Ders., Egypt working drawings (Gurob-Pap. aus d. 18. Dyn. mit den Zeichnungen of the front and side view of a wooden shrine). — *W. Brunton, Kings and Queens of Ancient Egypt. — *Syria tom. VI fasc. 2. — *Gees, Ushabti and Sarcophagi in the Hermitage Museum (Proc. of Russ. Acad.). — *Hittner, Egypt. cylinders of the Golénichef collection (Proc. of Russ. Acad.). — *ÄZ. 60. — Notes and News.
Koefoed-Petersen.

The Antiquaries Journal V:
2 *S. Smith: Babylonian Historical Texts relating to the Capture and Downfall af Babylon (S. A. Cook). — *J. H. Breasted, Oriental forerunners of Byzantine painting (F. J. E. Raby).
3 266 T. Zammit, Phoenician ring. from Malta. 273 M. C. Burkitt, Archaeological work in Ukrain by Prof. Sčerbatsevskyj. — *The Gospel of St. John according to the earliest Coptic Ms. ed. by Sir Herbert Thompson (St. Gaselee). — *Assyrian Medical Texts from the originals in the British Museum ed. by R. Campbell Thompson (H. R. Hall). — *H. Francfort, Studies in early pottery of the Near East (H. R. Hall).

Deutsche Literaturzeitung 47 1926:
9 *Th. F. Carter, The invention of printing in China, and its spread westward (A. Forke). — *P. Volz, Das Dämonische in Jahwe (G. Quell). — *K. A. C Creswell, The origin of the Cuneiform plan of Cairene Madrasâs (E. Herzfeld). — *J. Bidez, L'empereur Julien (E. Hohl). — *A. D. Mordtmann, Anatolien (F. Taeschner).
10 *L. Rademacher, Neutestamentliche Grammatik (W. Michaelis). — *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (G. Weil). — *S. Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrer (J. Hehn). — *A. Rühl, Vom Wirtschaftsgeist im Orient (W. Heffening).
11 *R. Kittel, Gestalten und Gedanken in Israel (J. Hempel). — *O. Rosenberg, Die Probleme der buddhistischen Philosophie (W. Ruben). — *K. Matieff, La peinture décorative de la nécropole de Serdica (G. Stuhlfauth).
12 *F. Tiefensee, Wegweiser durch die chinesischen Höflichkeits-Formen (E. Schmitt) — *E. Meyer, Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens (J. Lewy). — *F. W. P. Lehmann, Japan; *H. Überschaar, Die Eigenart der japanischen Staatskultur (K. Haushofer).
13 *E. Nestle, Das Buch Jeremia (O. Eißfeldt). — *J. J. Meyer, Kauṭilya (M. Winternitz). — *Balkan-Archiv I. (E. Gamillscheg). — *B. Hóman, Geschichtliches im Nibelungenliede (E. Gierach). — *E. Boerschmann, Chinesische Architektur (O. Franke).
14 *E. Preuschen, Griechisch-deutsches Taschenwörterbuch vom NT. (W. Michaelis). — *A. Godard, Ghazni; *S. Flury, Le décor épigraphique des monuments de Ghazna (E. Herzfeld).
15 *R. Wilhelm, Kung-Tse; Lao-Tse und der Taoismus (O. Franke). — *F. M. Trautz, Ceylon (E. Waldschmidt).
16 *H. M. Wiener, Early Hebrew history and other studies (F. Hempel). — *S. Smith, Babylonian historical texts (B. Meißner). — *J. Capart, L'art égyptien (W. Wolf). — *J. M. v. Radowitz, Briefe aus Ostasien (H. Herzfeld).
17 *A. Rusch, Die Stellung des Osiris im theologischen System von Heliopolis (H. O. Lange). — *J. Jordan, Rumänische Toponomastik I. (M. Friedwagner).
18 *C. Brockelmann, Syrische Grammatik (C. Frank). — *F. W. v. Bissing, De Oostersche Grondslag der Kunstgeschiedenis (G. Lippold).
19 *A. Bertholet, Die gegenwärtige Gestalt des Islam (C. Snouck Hurgronje).

Gads danske Magasin 1926:
Febr. Arthur Christensen, Fra diktator til konge [Rhiza Khan Schah von Persien].

Göttingische Gelehrte Anzeigen 1926:
1—3 *G. Dalman, Orte und Wege Jesu (H. Duensing).

Historisk Tidsskrift 6 Rak. IV. Bd.:
1 *R. Mookerji, Socal goverement in Ancient India' (P. Tuxen). — *G. Banerjee, India as known to the Ancient world (ders.).

The Journal of Theological Studies XXVII 1926:
106 C. H. Turner, Ὁ υἱός μου ὁ ἀγαπητός. — G. H. Dix, The Messiah Ben Joseph. — F. C. Burkitt, Pistis Sophia and the Coptic language. — G. R. Driver, On some passages in the books of Kings and chronicles. — C. F. Burney, Christ as the ἀρχή of creation. — F. C. Burkitt, Two notes on the Bazaar of Heraclides. — P. Gardner-Smith, Ἐπιφώσκειν. — *R. Will, Le culte (J. Oman). — *G. R. Driver—L Hodgson, Nestorius, the Bazaar of Heraclides (R. H. Connolly). — *G. Hölscher, Hezekiel (G. A. Cooke). — G. W. Wade, Micah, Obadiah, Joel, and Jonah; *Zeitschr. f. d. ATliche Wissenschaft (W. E. Barnes). — *G. Dalman, Hundert deutsche Fliegerbilder . . . (W. M. Christie). — *R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel; *P. P. Joüon, Grammaire de l'Hébreu biblique; *Ch.-F. Jean, Sumer et Akkad; *E. Chiera, Sumerian religious texts (G. R. Driver).

107 H. Greßmann, Foreign influences in Hebrew Prophecy. — J. W. Slotki, Ezekiel XVI 4. — *W. Fairweather, Jesus and the Greeks or Early Christianity in the tideway of Hellenism (A. D. Nock). — *F. H. Marshall, Old Testament legends (M. R. James). — St. A. Cook, The history of religions (*H. Haas, Bilderatlas und Religionsgeschichte; *G. Contenau, La Glyptique Syro-Hittite; *S. Mercer, Tutankhamon and Egyptology; *M. Charles—F. Jean, Le péché chez les Babyloniens et les Assyriens; *Journal of the Manchester Egyptian and Oriental Society; *Gaudefroy-Demombynes, Le pèlerinage à la Mekke; *La Syrie à l'époque des Mamelouks; *W. Windfuhr, Baba Mezia; *Nowack, Schabbat, *A. Dufourcq, Les religions païennes et la religion juive comparées; *Lehrbuch der Religionsgeschichte; *Pinard de la Boullage, L'étude comparée des réligions). E. L.

Kőrösi Csoma-Archiv, Zeitschr. f. türk. Philologie u. verw. Gebiete I 1921–1925:
1—6 1 Olvasóinkhoz (An unsere Leser). — 2 Foreword. — 3—26 J. Schmidt, Kőrösi Csoma Sándor. — 26—40 C. Brockelmann, Maḥmūd al-Kāšgharī über die Sprachen und die Stämme der Türken im 11. Jahrh. — 40—58 G. Fehér, Beiträge zur Erklärung der auf Skythien bezüglichen geographischen Angaben der ungarischen Chroniken. — 59—63 B. Munkácsi. Die Bedeutung des Namens der Türken. — 64—71 Z. Hamid, Abdoullah Tokaï, un poète tatare moderne. — 71—76 G. Németh, Régi török jövevényszavaink és a turfáni emlékek (Unsere alten türkischen Lehnwörter und die Turfanfunde), 1. ágyú. 2. bűn. 3. ölt. 4. örök. 5. öcs. 6. gyarló. — 76—77 *J. Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn (- - E. - - T.). — 77—81 *Helmolts Weltgeschichte. Vierter Band, Balkanhalbinsel (J. Miskolczi). — 81—85 *M. Räsänen, Die tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen (Z. Gombocz). — 85—89 *W. Bang, Monographien zur türkischen Sprachgeschichte (M. Palló). — 89—96 Folyóiratszemle (Zeitschriftenschau): Nyelvtudomanyi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen); Journal Asiatique; Journal of the Royal Asiatic Society; Proceedings of the British Academy. — 97—98 Új Könyvek (Neue Bücher). — 98—99 Hirek (Mitteilungen). — 99—100 A Kőrösi Csoma-Társaság alapszabályai (Satzung der Kőrösi Csoma-Gesellschaft). — 101—106 A. Hekler, L'Institut scientifique Hongrois de Constantinople. — 107—111 Z. v. Takács, Spontaneität. — 112—115 B. Laufer, Jurči and Mongol Numerals. — 115—122 F. Zsinka, Dömsödi török oklevelek (Türkische Urkunden von Dömsöd). — 123—140 G. Fehér, Die Petschenegen und die ungarischen Hunnensagen. — 141—148 M. Kmoskó, Die Quellen Iṣṭachrī's in seinem Berichte über die Chasaren. — 148—155 G. Németh, On ogur, hét magyar, Dentümogyer (Die on ogur, die sieben magyar, Dentümogyer). — 155—157 Kisebb közlemények (Kleine Mitteilungen): B. Munkácsi, Kapubálvány; G. Moravcsik, Nikolaos Mystikos a „nyugati turkok"-ról (N. M. über die Westtürken). — 157—161 *Festschrift für F. Hirt (R. L. Nagy). — 161—163 *E. Erkes, China; ders., Chinesen (Z. v. Takács). — 164—167 *W. Bousset, Wiedererkennungsmärchen und Placidas-Legende; W. Lüdtke, Neue Texte zur Geschichte eines Wiedererkennungsmärchens und zum Text der Placidas-Legende (J. [= G.] Moravcsik). — 167—168 *Deutsche Übersetzungen türkischer Urkunden, H. 2. 3. 4. (O. Spuller). — 169—177 Folyóiratszemle (Zeitschriftenschau): Magyar Nyelv (Ungarische Sprache); Wissenschaftliche Nachrichten aus Konstantinopler Tageszeitungen; Le Monde Oriental. — 177—178 Új Könyvek (Neue Bücher). — 179—180 Hirek (Mitteilungen). — 181—182 J. Török, Új elmélet a magyarság kialakulásáról (Eine neue Theorie über die Entstehung des Ungartums). — 183—190 K. M. Fuad, Anatolische Dichter in der Seldschukenzeit I. Šejjād 'Hamza. — 190—204 Le comte E. Zichy, Le voyage de Sallâm l'interprète, à la muraille de Gog et de Magog. — 204—209 Z. v. Takács, Traditionalismus. — 209—219 G. Czebe, Turco-byzantinische Miszellen (I): Konstantinos Porphyrogennetos, De administrando imperio 37. Kapitel über die Petschenegen. — 219—225 J. (= G.) Németh, Zur Kenntnis der Petschenegen. — 226—227 *A Manual on the Turanians and Pan-Turanianism. Compiled by the Geographical Section of the Naval Intelligence Division, Naval Staff, Admirality (J. Sz.). — 227—228 *A. Fischer, Übersetzungen und Texte aus der neuosmanischen Literatur I (E. Póra). — 228—231 *G. Grexa, A Csabamonda és székely húnhagyomány (Die Csaba-Sage und die Sekler Hunnentradition; G. Moravcsik). — 231—250 Kisebb közlemények (Kleine Mitteilungen): B. Munkácsi, Foglalkozott-e szőllőműveléssel a keleti magyarság? (Hat sich das östliche Ungartum mit dem Weinbau befaßt?); M. Palló, Toportyán; G. Moravcsik, A Physiologos és a csodaszarvas-monda (Der Physiologos und die Sage vom Wunderhirsch); R. L. Nagy, Török eredetű magyar tulajdonnevek (Türkische Eigennamen im Ungarischen): Kuthen, Kaman, Kayan, Kalan; B. Munkácsi, A vogul-osztják hősénekek kora (Das Alter der wogulisch-ostjakischen Heldenlieder); G. Németh, „Szent" jelentésü *egy* szavunk eredete (Der Ursprung des Wortes egy in der Bedeutung „heilig"); G. Fehér, Válasz Grexa Gyulának (Erwiderung gegen G. Grexa). — 250—251 Folyóiratszemle (Zeitschriftenschau): Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher; Dārulfunūn Edebijjāt Fakültesi Medžmūʿasy; Proceedings of the American Philosophical Society; Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. — 251—252 Új Könyvek (Neue Bücher). — 252 Hirek (Mitteilungen). — 253—262 Z. v. Takács, A Hopp Ferenc Keletázsiai Művészeti Múzeum (Das F. Hopp-Museum für ostasiatische Kunst.) — 262-266 Z. Gombocz, Das tschuwassische Praesens-futurum. — 266—270 J. Melich, Laborc. — 270—276 D. Pais, Kékkend. — 276—280 G. Moravcsik, A húnok taktikájához (Zur Taktik der Hunnen). — 280—292 M. Kmoskó, Araber und Chasaren (I). — 292—301 E. Darko, Zur Frage der urmagyarischen und urbulgarischen Beziehungen. — 301—305 B. Munkácsi, Über die Namen der Flüsse Don, Wolga und Ob. — 306—310 G. Czebe, Turko-byzantinische Miszellen (II): Der 23. Brief des Patriarchen Nikolaos Mystikos an den Bulgarenzaren Simeon. — 310—313 I. Győrffy, A Lenárdféle kisázsiai expedició (Die kleinasiatische Expedition unter Lenard). — 313—324 Kisebb közlemények (Kleine Mitteilungen): B. Munkácsi, Zur Bildung der Zehner-Zahlwörter im Türkischen; ders., Warum „finnisch-magyarisch" und nicht „finnisch-ugrisch"?; Robert Pelissier; L. Ligeti, Deskó Endre csuvas-magyar nyelvhasonlítása (Die tschuwassisch-ungarische Sprachvergleichung von E. Desko); Z. Hamid, Adalék a török tulajdonnevekhez (Ein Beitrag zu den türkischen Eigennamen); ders., Többes jellel ellátott locativus a törökben (Ein mit mehreren Suffixen versehener Lokativ im Türkischen); F. Zsinka, Die türkischen Urkunden der Wiener Sammlungen; Z. Hamid, Krimi és kazani tatar tulajdonnevek (Krim- und Kasantatarische Eigennamen); ders., Zur Erklärung des Kül Tegin-Denkmals. — 325—326 *J. Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft (M. Zsirai). — 326—330 *A. v. Le Coq, Türkische Manichaica III; *F. W. K. Müller, Uigurica III (M. Palló). — 330—332 *K. M. Fu'ād, Türk edebijātynda ilk müteçavvyflar (J. [= G.] Németh). — 332—337 *Ch. Diehl, Byzance (G. Moravcsik). — 337—339 *F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen (M. Palló). — 339—341 *K. Tagányi, Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlung in Ungarn (ders.). — 341—342 *N. A. Bees, Die Inschriftenaufzeichnung des Kodex Sinaiticus Graecus 508 (G.

Moravcsik). — 343—346 Folyóiratszemle (Zeitschriftenschau): Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte; Byzantinische Zeitschrift. — 347—348 G. Grexa, Viszonválasz Fehér Gézanak (Antwort auf G. Fehérs Erwiderung). — 349—355 Graf P. Teleki, Elnöki megnyitó (Eröffnungsrede des Präsidenten [der Kőrösi Csoma-Gesellschaft]). — 356—368 M. Kmoskó, Araber und Chasaren (II). — 369—383 L. Ligeti, Die Herkunft des Volksnamens Kirgis. — 384—388 L. Fekete, Osmanisch *parkan*. — 389—408 L. Gaál, Zur Frage des awestischen und uriranischen *o*. — 409—417 Kisebb Közlemények (Kleine Mitteilungen): T. Kowalski, *Öz* „Bach, Strom" etc. im Osmanischen; M. Räsänen, Über einige Benennungen des sciurus striatus; B. Munkácsi, Kalmükische Namen der Wochentage; ders., Eine altertümliche Zählung der Monatstage bei Türken und Wogulen; L. K. Katona, Zur Erklärung des Denkmals am Ongin; H. Namik, Histoire des Karamanides. — 418—422 *J. Melich, A honfoglaláskori Magyarország (Ungarn im Zeitalter der Landnahme; L. Ligeti). — 422—430 *N. Asim, Hibat-ul-ʻhaqâ'iq (T. Kowalski). — 430—434 *A. Christensen, Textes ossètes (L. Gaál). — 435—438 Folyóiratszemle (Zeitschriftenschau): Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen). — 439—480 A. v. Le Coq, Das Lī-Kitābī. — Tafeln und Faksimiles, darunter die Budapester Handschrift der „Seldschukischen Verse". Joseph Schacht.

Kunstchronik 59 1925:

36/37 E. v. Sydow, Das Kongo-Museum in Teroueren. — Das Grabmal des Samsigeramos von Emesa (mit Bild). — Ausgrabungen in Sparta, in Numidien.

38/39 *J. Perzyński, Japanische Masken (Glaser).

42/43 *F. Sarre, Keramik und andere Kleinfunde der islamischen Zeit von Baalbek (H. Schmitz). — *M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (Kö). — Wiederaufnahme der Arbeiten im Grabe Tutanchamons. — Ausgrabungen in Bethsan.

46/47 Museales aus Klein-Asien. — Ausgrabungen am Kültepe.

Kunst und Künstler XXVI:

9 376—78 *A. E. Meyer, Chinese painting as reflected in the thougth and art of Li Lung-mien (1070—1106) (O. Kümmel).

Literarische Wochenschrift 1926:

6 *Th. Birt, Alexander der Große und das Weltgriechentum (F. Pfister).

7 *H. Vischer, Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern (G. Pfannmüller). — *O. Rosenberg, Die Probleme der buddhistischen Philosophie (R. O. Franke). — *C. H. Payne, Scenes and Characters from Indian history (A. Hillebrandt).

8 *R. Kittel, Der Gott Bet'el (A. Allgeier). — *O. v. Niedermayer, Unter der Glutsonne Irans (R. Uhden). — *O. Kümmel, Ostasiatisches Gerät (O. Nachod). — *A. Godard, Ghazni; *S. Flury, Le décor épigraphique des Monuments de Ghazna (C. Brockelmann).

9 *Feldmann-Herkenne, Die Heilige Schrift... (E. Sellin). — *N. Sokolow, Geschichte des Zionismus... (S. Krauß). — *G. Buschan, Nach Ostasien (C. Martini).

Literarisches Zentralblatt 77 1926:

1 *K. Marti, Kurzgefaßte Grammatik des Biblisch-Aramäischen; *A. Ungnad, Babylonisch-assyrische Grammatik; *S. Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrier; *A. Jeremias, Babylonische Dichtungen (F. Weißbach).

2 *L. Mercier, La panure des cavaliers et l'insigne des preux (F. H. Weißbach). — *G. T. Bailey, Grammar of the Shina language; *S. Radhakrishnan, The Philosophy of the Upanisads; *A. B. Keith, Classical Sanskrit Literature (R. Fick).

Litteris III 1926:

1 *A. Moberg, The book of the Himyarites (E. Tisserant). — *H. J. Rose, Primitive Culture in Greece (M. P. Nilsson). — *The Cambridge Ancient History II. (U. Kahrstedt). — *M. P. Nilsson, A history of Greek religion (G. Murray). — *Meillet-Cohen, Les langues du monde (O. Jespersen).

Melos, Zeitschrift für Musik V:

2 53 H. Piffl, Musik in Südslawien. — 59 J. Goldstein, Finnische Musik. — 71 R. Gruber, Musikwissenschaft in Rußland seit 19.8.

6 175 S. Glebow, Die gegenwärtige russische Musikwissenschaft und ihre historischen Aufgaben. — 183 A. Finagin, Von Glinka zum russischen musikalischen Mittelalter.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 69 1925:

1/2 Wiener, Aus der neuesten bibelwissenschaftlichen Literatur (Fortsetzung in Heft 3/4); eine zusammenfassende kritische Übersicht über neuere Monographien zur Literatur, Geschichte und Religion des A. Test.'s mit beachtenswerten methodologischen Bemerkungen. — Scholem, Alchemie und Kabbala. Ein Kapitel aus der Geschichte der Mystik (Fortsetzung in Heft 3/4); für die Geistesgeschichte des ausgehenden Mittelalters sehr wertvolle gelehrte Studien. — Marmorstein, Mitteilungen zur Geschichte und Literatur aus der Geniza (vgl. den 67. und 68. Jahrgang). 5. Fragmente des הלחות קצובות (die Texte sind abgedruckt und mit Apparat versehen). 6. Zur Geschichte des Achtzehngebotes (Mscr. 2731 der Bodl., vielleicht die älteste paläst. Version des Tefilla! Geniza-Fragment des Dropsie College Nr. 304 eine andere poetische Tefilla. Mscr. Bodl. Nr. 2659 eine alphabetische Amida f. d. Sabbath und ebenda eine für Musaph des Neumond לחול). — Meisl, Zur Geschichte der jüdischen Reformbewegung (Aktenmäßige Darstellung der Beschneidungsfrage in der Mitte des 19. Jhdt.'s). — Heller, Muhammedanisches und Antimuhammedanisches in den Pirqe Rabbi Eliezer (versucht sagengeschichtlich zu erweisen, daß der Verf. die muham. Legende gekannt hat). — Besprechungen: Baer, Zur Geschichte der Juden im christl. Spanien (A. Rubio y Lluch, Documenti 2 Bd. Barcellona 1908/21. — M. Serrano y Sanz, Origenes Madrid 1918). — Bücherschau (kurze Besprechungen von Lewkowitz, Mechanismus und Idealismus II. — J. Bernfeld, Einführung i. d. Wesen der talm. Diskussion. — W. Cohn, Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. — H. Kroner, Der Mediziner Maimonides im Kampfe mit den Theologen. — A. Sakheim, Das jüd. Element i. d. Weltliteratur).

3/4 Schwarz, Eine angeblich abundante Mischnah. Zum 90. Todestage Zach. Frankels זצ"ל (Šabb. XI, 4). — Wiener (s. o.). — Preis, Die Terepha-Lehre im Lichte der medizinischen Wissenschaft. Pathologische Anatomie im Talmud. — Scholem (s. o.). — E. N. Adler, Ein Responsum des Maimonides i. d. arabischen Ursprache (aus der Geniza von Alt-Kairo; Text u. Übersetzung). — Nachtrag zu Jahrg. 68 S. 265ff. — Besprechungen: Die Lehren des Judentums Bd. 1—4. — Gaster, The Exempla of the Rabbis. — Leisegang, Der Apostel Paulus als Denker. — Freimann, ספר יוחסין (Neudruck des Filipowskischen Textes v. 1857 mit Vorwort, Einleitung, Nachträgen u. Register) von Fr. — Mez, Die Renaissance des Islâms. — Beiträge zur jüd. Kulturgeschichte, Heft 1. — Lieben, Das jüd. Museum in Prag. — Vishnitzer, The Memoirs of Ber of Bolechow (1723—1805). — Laubert, Die Verwaltung d. Provinz Posen 1815—47. Kap. 23 Das Judenwesen. — Zeitschriftenschau.

5/6 Vogelstein, Religion und Staat im nachexilischen Judentum (Aufkommen und Gestaltung des Problems Religion u. Staat aus den geschichtlichen Bedingungen des nationalen Lebens Israels). — Blau, Bekämpfung altorientalischer Rechtsformeln durch die Rabbinen des Talmud (Eheschließungsformel, Verzichtleistung, Kon-

ventionalstrafe). — Rubinstein, Johannes der Täufer (nicht wie in den Evgl. Vorläufer des Messias, sondern — essäisch — Wegbereiter Gottes, also selbst Messias). — Aptowitzer, Die Seele als Vogel. Ein Beitrag zu den Anschauungen der Agada (bringt im Anschluß an O. Waser's Aufsatz in Arch. f. Rel.-Wiss. 1913, 336ff. wertvolles Material zum Seelenglauben im alten Judentum). — Besprechungen: Wolfsberg, Über moderne Naturphilosophie (umfassendes Sammelreferat zu den Grundproblemen der modernen Naturphilosophie). — Dalman, Jesus-Jeschua. — J. D. Seymour, Tales of king Solomon. — Berkowicz, La question des Israélites en Roumanie. — Sternberg, Walther Rathenau, der Kopf. — Bücherschau (darunter von Bedeutung die Anzeige von M. Greenwald, Das Judentum bei O. Spengler, und Th. Hopfner, Orient und griech. Philosophie).

7/8 Guttmann, M. Weber's Soziologie des antiken Judentums (eingehende Diskussion mit M. W. im Anschluß an die von ihm herausgestellte sozial- und religionsgeschichtliche Bedeutung der Bundesvorstellung). — Hirschfeld, Bemerkungen zum verb. Denominativum im Hebräischen. — H. Baneth, Psalm 110 (ein Roman über Dawid und die Schlacht am Gilboa, zu dem der Psalm das Material liefern muß). — Torczyner, Hiobdichtung und Hiobsage (das Verhältnis beider wird gattungsgeschichtlich erklärt aus dem Gesetz der poetischen Auffüllung der Rahmendichtung; die Hiobdichtung inhaltlich der Niederschlag einer Art Schultradition). — Epstein, קִנִּים קינים (Gen. 6, 14 קנים = Balken). — Elbogen, סיקריקון, eine Studie (Das Sikerikon-Gesetz handelt von solchen Eigentümern, deren Besitztitel dem Kriegsrecht entstammt). — Baeck, Zwei Beispiele midraschischer Predigt (Anfang von Ber. Rabba, Predigt des Hošaja rabba; u. Predigt des R. Juda b. Simon in Pesiqta de Rabbi Kahana). — Spanier, Zum Mischnatraktat Tamid. — Eschelbacher, Die Willenserklärung in der Halacha. — Neufeld, Jüdische Gelehrte in Sachsen-Thüringen während d. Mittelalters. — D. H. Baneth, Ibn Kammuna (im Anschluß an zwei handschriftlich erhaltene Werke dieses jüd. Religionsphilosophen im ausgehenden 13. Jhdt.). — Albeck, Die Herkunft des Toseftamaterials. — Besprechungen: Caspari, Die Gottesgemeinde v. Sinai (wertvolle Kritik von J. Guttmann!); M. Salzmann, The Chronicle of Ahimaaz; J. Davidson, אוצר השירה והפיוט Vol. I (besprochen v. J. Elbogen); J. Zoller, Tre Milani di Storia Vol. I. — Zeitschriftenschau.

9/10 Heinemann, Messianismus u. Mysterienreligion (kritische Diskussion mit Norden, Kittel, W. Weber u. Dürr; Ablehnung der Hypothese vom ägyptischen Ursprung der Heilandserwartung u. des ewigen Friedens). — Aptowitzer, Eine interessante griechische Parallele zu einem merkwürdigen Ausspruch der Agada (Plut. Kleomenes cap. 39). — Lichtenstein, Zur Geschichte der Juden in Alexandreia (Antwort des Claudius an die Alexandriner v. J. 41). — Marmorstein, Mitteilungen zur Geschichte u. Literatur aus der Geniza (7. Zur Geschichte des Kiddusch, die pal. Rezension des K. für ר"הש nach Ms. Adler 3236, 3; K. für Laubhütten; K. f. Neumond nach Ms. Adler 2943, 4 2969, 4 1292, 4a). — Eisler, Zur Terminologie der jüd. Alchemie (Etymologie von סוספיתא דדהבא = sussipta = συσσηπτὴ [ὕλη]). Scholem, Nachbemerkung (zu liber Geber u. ṣaraph). — Lévi, Lettre adressée à Moise Maimonide en 1174 (aus der Geniza von Kairo). — Reifer, Der hundertjährige Kampf um die Judenemanzipation in Rumänien (1825—1925); Schluß in Heft 11/12. — Besprechungen: Albeck, Unters. über d. Redaktion d. Mischna; Büchler, Types of Jewish-Pal. Piety from 70 b. Chr. to 70 c. e.; Hertz, Jüd. Gedanken u. Gedanken über Judentum; Goldziher, Vorlesungen über den Islam; Jensen, Gesch. d. Schrift. — Bücherschau. — Tageszeitschriften.

11/12 Albeck, Die neueste Mischnaliteratur scharfe kritische Auseinandersetzung mit der methodisch unzureichenden, exegetisch meist fehlgreifenden Mischnaübersetzung von Holtzmann (Gießen); Anzeige der Berliner Ausgabe (Itzkowski-Berlin); Diskussion mit Z. Karl, dem Verf. eines Kommentars zu Pes. (משניות פסחים, Lewow 1924). — Vogelmann, D. „Maftir Kenessioth“ (bezeichnet den Meturgeman in seiner Eigenschaft als Inspizient in den pal. Lehrhäusern, der auch die Gelehrtenversammlungen eröffnet und schließt). — Reifer (s. o.). Eisler, Akkadisch šilu „Gebieter“ in Gen. 49, 10 (Erwartung eines wiederkehrenden šar kiššatu — gelehrte Spielerei; מִבֵּן ר׳ = מבין רגלים von einem Sohne seiner Lenden?!). — Steif, Einige besondere Wortspiele im Pentateuch (Gen. 2, 25 u. 3, 1; 4, 12 u. 16; 3, 15; Num. 21, 8f.; Ex. 3, 2f.; Ex. 13, 17 23, 27 33, 5 32, 25; Num. 10, 35 14, 44 20, 10f.; Dt. 3, 25f. 9, 13f. 33, 7; Ex. 1, 16). — Heller, Persische Königsnamen in einem halachischen Merkspruch (Ḥullin 62b; Schapūr und Pirūz). — Besprechungen: Jeremias, Jerusalem z. Zt. Jesu I; Weiß, Mose b. Maimon I u. II; Barac, Von d. Verfassern der altrussischen Chronik u. ihren Quellen, bes. den hebräischen; Bauer-Leander, Histor. Grammatik I; Ehrenstein, Das A. T. im Bilde; Moberg, The Book of the Himyarites. — Zeitschriftenschau. — Register zu Jahrg. 69. W. Staerk.

The Nation and the Athenaeum 1926:

14 R. Fry, Chinese Bronzes at Messrs. Yamanaka's.
16 *The Cambridge Ancient History III (A. J. Toynbee).

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 3 1926:

1 G. Kilpper, Vom Werden der chinesischen Nationalkirche. — K. Steck, Das Heidenchristentum in Neuguinea. — Schwarz und Weiß in Südafrika. — Fremdenfeindliche Bewegung in China. — Der Islam in Südafrika.

Neue Kirchliche Zeitschrift 36 1925:

9 607—58 E. Sellin, Die geschichtliche Orientierung der Prophetie des Hosea.
10 715—30 O. Procksch, Ziele und Grenzen der Exegese.
11 807 E. Sellin, Eine Erklärung.

Norsk teologisk Tidsskrift 3 Rakke VI. Bd. 1926:

3 *Chr. A. Bugge, Das Problem d. ältesten Kirchenverfassung (A. Fridrichsen). — *Papyri Osloenses fasc. I, Magical papyri ed. by S. Eitrem (ders).
4 *R. Kittel, Die hellenistische Mysterienreligion und das AT. — *L. Dürr, Ursprung und Ausbau d. israelitisch-jüdischen Heilandserwartung (S. Mowinckel). — *J. Herrmann und F. Baumgärtel, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des LXX (ders.). — *Festskrift for prof. Buhl (L. Brun).

VII. Bd.

1 1 W. Mundle, Sammenhængen mellem religion og etikk hos Paulus. — *L. Brem, Die Auferstehung Christi in der urchrist. Überlieferung (H. Windisch). — *A. Fridrichsen, Le problème du miracle dans le christianisme primitif (ders.). — *Teol. studier, tillägrade Erik Stave på 65-årsdegen (S. Brem). — *Studier tillägnade M. Pfannenstill (ders.) — *Till ärkebiskop Söderbloms 60. årsdag (S. Brem).

Ord och Bild 35 Jahrg.

5 G. Munthe, Osvald Siréns arbeten om kinesisk konst [Besprechung von O. Sirén's Büchern: Rytm och form (1917), Utställingen av äldre kinesisk konst . . . Dec. 1918 —Jan. 1919 (1918) den gyllne paviljongen (1919), The walls and gates of Peking (Lond. 1924), Chineses culpture from the V to the XIV century (Lond. 1925), Documents d'art de la collection Osv. Sirén (Paris 1925). Les palais imperiaux de Pekin (wird erscheinen)]. — 307 F. G. Bengtsson, Indisk historia (Besprechung von J. Charpentier, Indien, historia, religion, kastwäsen; ders., Stora Monguls dynasti; ders., Indiska myter och sager, und A. Ideström, Det revolutionära Indien. O. K.-P.

Der Orient. Illustrierte Monatsschrift für Literatur, Kultur und Kunst des Orients, hrsg. von Wilhelm Friedrich. Wien: Verlag des Forschungsinstitutes für Osten und Orient. (24 S. Gm. 1.—.) 2°. I 1925:
1 1—3 Mehmed Asis, Zija Gök Alp und das Aufwachen der Türkei (bringt Bekanntes in knappen Andeutungen: Zija im Vergleich mit Fichte, als Soziologe und Philosoph). — 3—9 Halide Edib, Ra'ik's Mutter. Roman, übers. von Mehmed Asis und A. R. Em (Anfang, mit einleitender Würdigung der türkischen Schriftstellerin und ihrer Werke). — 8—10 Dschemil Sülejman, Die kleine Freundin. Türk. Novelle, übers. von W. Friedrich. — 11—12 R. Bleichsteiner, Vier Gedichte aus der neueren Literatur der Georgier (Barataschwili, Ilia Tsch'awtsch'awadze und Eristawi). — 12—14 Vielliebchen. Persische Volkserzählung, übers. von W. Friedrich (Weibergeschichte aus Kerman). — 15—21 J. Morier, Die Abenteuer Hadschi Baba's aus Isfahan. Aus d. Englischen übers. von Fr. Schott, bearbeitet von A. R. Em (Anfang). — 22—23 Persische Anekdoten, übers. v. Em. — *Sadi's Rosengarten, übers. von Graf, 2. Aufl. (W. Friedrich). — *A. Fischer, Brünnows Arabische Chrestomathie. 3. Aufl. — *Sven Hedin, Mount Everest (Em). — Filmberichte von Em (Kritik, zumal an kulturgeschichtlichen Unzulänglichkeiten der Filme „Die Rache der Pharaonen" und „Die Bibel").
Ein Programm ist nicht beigegeben. Als Leser scheinen solche gedacht, die über den Orient im weitesten Sinne, z. T. gewiß recht anschaulich, unterhalten werden sollen. Die Bilder dürften durch Zufallsgriff, wie sie gerade zur Hand waren, eingefügt sein. Im Text des türkischen Romans stehen Photographien aus A. Grohmann, Südarabien als Wirtschaftsgebiet, bei der türkischen Novelle eine japanische Landschaft, zwischen dem englischen Roman mit dem persischen Thema neben einer Haremsszene drei Sachen von Kamerun und Guinea aus dem Naturhistorischen Museum zu Wien. R. Strothmann.

Prähistorische Zeitschrift XVI 1925:
1/2 *M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (C. Schuchhardt). — 106 C. Schuchhardt, Nekrolog für Rob. Koldewey.

Revue de l'Egypte ancienne I 1925:
1/2 1—4 Georges Bénédite, A propos d'une petite tête royale en pâte de verre (m. Farbentaf. vom Ende der 18. Dyn. vielleicht Tutanchamon). — 5—14 Charles Boreux, Un bas-relief au nom d'une princesse royale de la VI. dyn. (m. Taf. Frau im Pantherfellkleid vor dem Speisentisch, kurze Opferliste). — 15—17 Etienne Drioton, Un mot nouveau copte (ⲉⲧⲁϩ, ⲡ ein Kleidungsstück). — 18—30 Alexandre Moret, La campagne de Séti I au nord du Carmel d'après les fouilles de M. Fisher (Stele von Beschân, Photo publ. in der New Yorker World vom 6. 1. 24). — 31—44 Edouard Naville, La plante magique de Noferatum (zu Kees, Ein alter Götterhymnus als Begleittext zur Opfertafel ÄZ 57. Nach Naville diente die Darstellung der Pflanze urspr. zum Schutz des Toten und der Opfer.). — 45—87 Raymond Weill, L'unité de valeur [hieroglyphs] shat et le Pap. de Boulaq Nr. 11 (m. 2 Taf. š't ist ein Wertmesser, der der Dbn-Kd-t-Rechnung vorausgeht und nur zeitweilig in der 18. Dyn. noch neben der jüngeren verwendet wird. Der Ring Gold = 15 g = 2 š't Gold = 2 Ring Silber = 4 š't Silber. Zusatzbemerkung von W. Sp.: Der besonders durch die Lichtdrucktafel verdienstliche Aufsatz von R. Weill über eine Frage der Metrologie leidet schwer daran, daß er das Hieratische nicht beherrscht und gelegentlich mit falschen Lesungen operiert. So steht überall da [hieroglyphs, sic] „gegeben an den Händler Min-nachte", woraus Weill macht „Effectué negociation d'offrandes apportées" (mit eingehender Begründung S. 55). Aus dem Händler „Šrj-b'n" [hieroglyphs] ist „effectué negociation de denrées de qualité inférieure" (S. 59) geworden und daraus (S. 73) sind Schlüsse gezogen, die mit der unrichtigen Umschrift hinfällig werden). — 88—131 O. Guérand, Un nouveau papyrus de l'Odyssée (m. Taf.). — 132 Émile Chassinat, La princesse Noubemtekh (auf einen Alabastertopf und einer Steatitplatte des Louvre).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

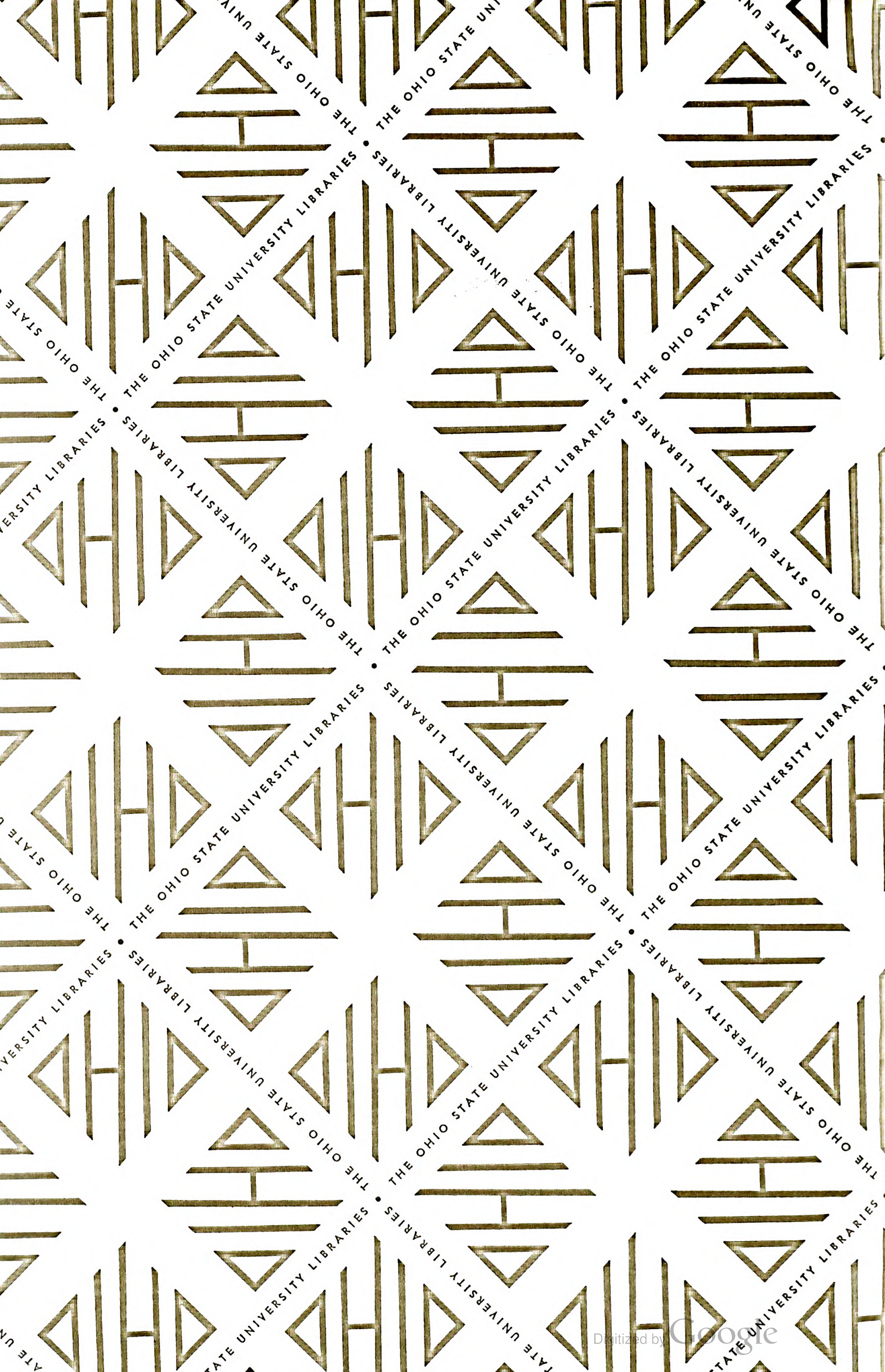
Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

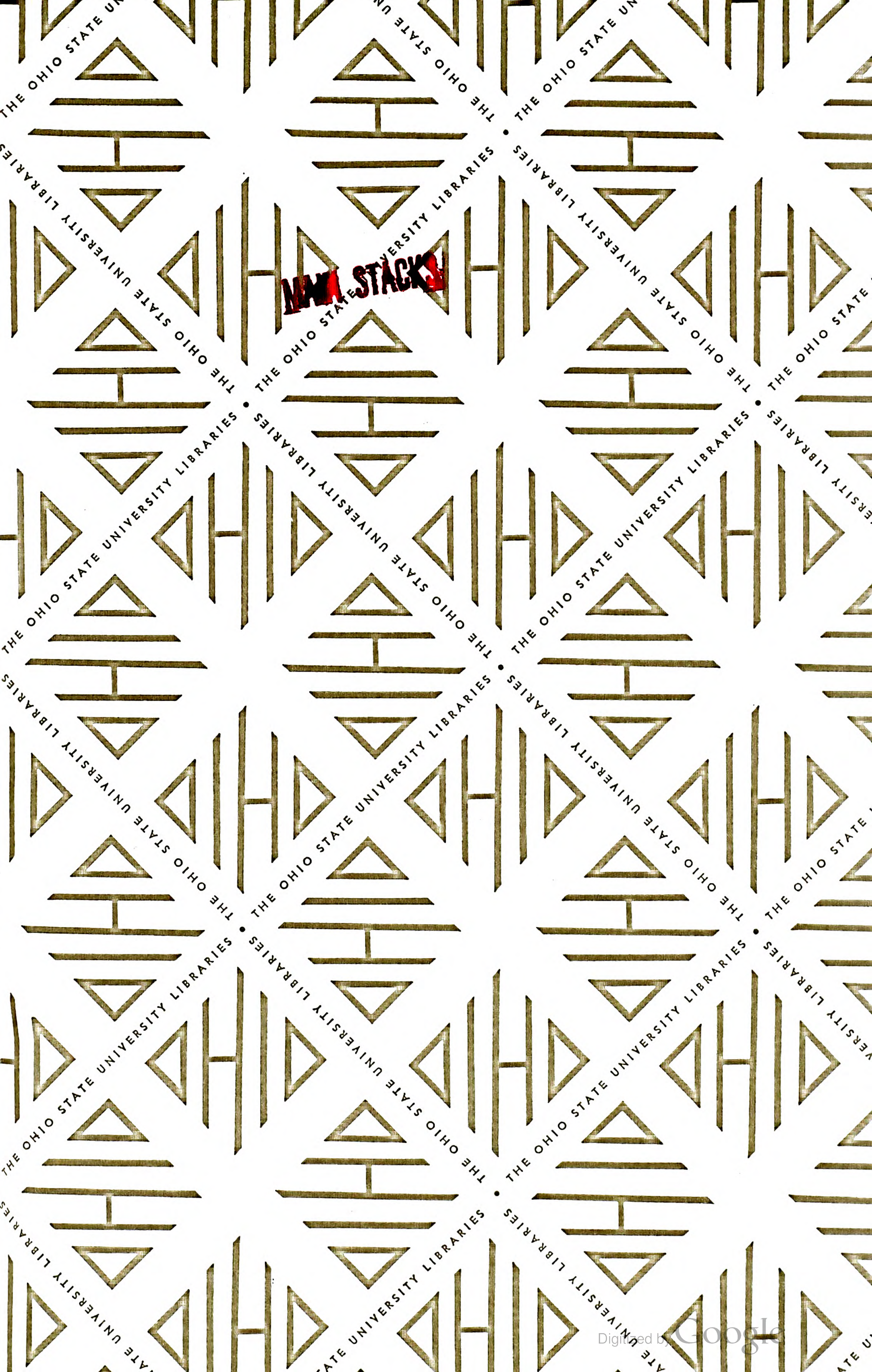
*Allwohn, A.: Die Ehe des Propheten Hosea in psychoanalytischer Beleuchtung.
Banse, E.: Das Buch vom Morgenlande. Einführung und Gestaltung.
*Bell, H. J.: Juden und Griechen im römischen Alexandreia. Eine historische Skizze des Alexandrinischen Antisemitismus.
*Bertram, Sir, A., u. J W. A. Young: The Orthodox Patriarchate of Jerusalem. Report of the Commission appointed by the Government of Palestine to inquire and report upon certain Controversies between the orthodox Patriarchate of Jerusalem and the Arab orthodox Community.
*Bey, A. M. H.: Rätsel der Wüste.
*Bezold, C.: Babylonisch-Assyrisches Glossar. Unter Mitwirkung von Adele Bezold zum Druck gebracht von Albrecht Götze.
*Bickel, E.: Homerischer Seelenglaube. Geschichtliche Grundzüge menschlicher Seelenvorstellungen.
*Bilabel, F.: Sammelbuch Griechischer Urkunden aus Ägypten, begründet im Auftrage der Straßburger Wiss. Gesellschaft zu Heidelberg von Fr. Preisigke. III. Bd. 1. Hälfte.
*Binder, A. W.: New Palestinean Folk Songs. Noted, collected and arranged.
*Bin Gorion, E.: Vom Ursprung der israelitischen Religion. Vortr. auf Grund des Werkes Sinai und Garizim.
*Blumhardt, J. F.: Catalogue of the Hindustani Manuscripts in the Library of the India Offiice.
*Bork, F.: Skizze des Lükischen.
*Brugsch, M.: Arabisch-Deutsches Handwörterbuch, Lief. VIII, IX, X.
*Caldara, A.: I Connotati Personali nei Documenti d'Egitto dell'età greca e romana. Opera premiata alle Olimpiadi Universitaire.
Calderini, A.: ΘΗΣΑΥΡΟΙ. Ricerche di Topografia e di Storia della pubblica Amministrazione nell' Egitto greco-romano.
Carnoy, A.: Grammaire Élémentaire de la Langue Sanscrite, comparée avec celle des Langues Indo-Européennes.
*Carra de Vaux: Les Penseurs de l'Islam, Tome III: L'Exégèse, la Tradition et la Jurisprudence. Tome IV: La Scolastique, la Théologie et la Mystique, la Musique. Tome V.: Les Sectes, le Libéralisme moderne.
*Caspari, W.: Die Samuelbücher mit Sacherklärungen versehen, nach bearb. Wortlaut übersetzt.
Clouzot, H.: Geschmückte Lederarbeiten. Bd. I: Orient und Ostasien, Süd- und Mittelamerika, Afrika. Bd. II: Korduanleder.
*Cordier, H.: Les Merveilles de l'Asie par le Père Jourdain Catalani de Sévérac de l'ordre des Frères Prêcheurs, évêque de Columbum (XIVe Siècle), Texte latin, Fac-simile et Traduction française.

Corpus Inscriptionum Elamicarum. Unter Mitwirkung von Ferdinand Bork und Georg Hüsing, bearb. u. hrsg. von F. W. König. I: Die altelamischen Texte, Taf.
*Deny, J.: Mélanges René Basset.
*Dittrich, O.: Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart. 3. Band. Mittelalter bis zur Kirchenreformation.
*Enlart, C.: Les Monuments des Croisés dans le Royaume de Jérusalem. Architecture religieuse et civile.
*Ferrand, G.: Instructions nautiques et Routiers arabes et portugais des XVe et XVIe Siècles, reproduits, traduits et annotés, Tome I u. II.
*Foucauld, le P. de: Poésies Touarègues, dialecte de l'Ahaggar, recueillies.
Frank, C.: Die altelamischen Steininschriften. (3. Jahrtausend v. Chr.) Ein neuer Beitrag zur Entzifferung.
*Frässle, J.: Negerpsyche im Urwald am Lohali. Beobachtungen und Erfahrungen.
Frazer, J. G.: Atys et Osiris. Étude de Religions orientales comparées.
*— Le Bouc Émissaire. Étude comparée d'histoire des Religions.
*Fuchs, F.: Die höheren Schulen von Konstantinopel im Mittelalter.
Gibb, H. A. R.: Arabic Literature. An Introduction.
*v. Glasenapp-Schomerus-Sukthankar: Indische Literaturen. Heft 1.
*Goblet d'Alviella, C.: Ce que l'Inde doit à la Grèce. Des Influences classiques dans la Civilisation de l'Inde.
Grassi, T.: Le Liste Templari nell'Egitto Greco-Romano. Secondo i Papiri.
Guthmann, J.: Bilder aus Ägypten. Aquarelle und Zeichnungen von M. Slevogt.
*Halliday, W. R.: The Pagan Background of early Christianity.
*Hambruch, P.: Ozeanische Rindenstoffe.
Hauer, E.: Huang-Ts'ing K'ai-Kuo Fang-Lüeh. Die Gründung des Mandschurischen Kaiserreiches, übers. u. erklärt.
*Hebrew Union College Annual Vol. III,
*Hertel, J.: Indische Märchen.
*Horovitz, J.: Koranische Untersuchungen.
*Jackson, A. M. T., u. R. E. Enthoven: Folk Lore Notes. Vol. I Gujarat. Vol. II Konkan.
*Jerphanion, G. de: Une nouvelle Province de l'Art Byzantin. Les Églises Rupestres de Cappadoce.
*Justinard, C.: Manuel de Berbère Marocain (Dialecte Rifain).
*Kammerer, A.: Essai sur l'histoire antique d'Abyssinie. Le Royaume d'Aksum et ses Voisins d'Arabie et de Meroe.
*King, Sir L. W.: Tayyibāt, the odes of Sheikh Muṣliḥu'd-dīn Sa'dī Shīrāzī, transl.
*Korostovetz, J. J.: Von Cinggis Khan zur Sowjetrepublik. Eine kurze Geschichte der Mongolei unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zeit. Unter Mitwirkung von Erich Hauer.
*Kromayer, J.: Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. IV. Bd. 2. Lief,
*Lammens, H.: L'Islam. Croyances, Institutions.
*Lane-Poole, St.: The Mohammadan Dynasties. Chronological and Genealogical Tables with Historical Introductions.
*Lefèvre-Pontalis, M. P.: Notes sur des Amulettes Siamoises.
*Leuschner, F. W.: Von den Ureinwohnern Chinas. Erste Nachrichten eines Sachkundigen über das Volk der Jautze in den Bergen der Provinz Kwangtung.
*Lexa, F.: La Magie dans l'Égypte Antique de l'ancien Empire jusqu'à l'Époque Copte. Tome I: Exposé. Tome II: Les Textes Magiques. Tome III: Atlas.
*Lin-Paotchin: L'Instruction Féminine en Chine. (Après la Révolution da 1911).
*Littmann, E.: Vom morgenländischen Floh. Dichtung und Wahrheit über den Floh bei Hebräern, Syriern, Arabern, Abessiniern und Türken. Mit Radierungen von M. Behmer.
*Loeber, J. A.: Das Batiken. Eine Blüte indonesischen Kunstlebens.
*Loghat El-Arab. Revue littéraire scientifique et historique, paraissant une fois le mois. Sous la direction des Pères Carmes de Mésopotamie.
*Macphail, J. M.: Aśoka. Second Edition, revised and enlarged.
*Marçais, W. et A. Guîga: Textes arabes de Takroûna. Transcription, Traduction annotée, Glossaire. I.
*Margouliès, G.: Le „Fou“ dans le Wen-Siuan. Étude et Textes.
*— Le Kou-Wen Chinois. Recueil de Textes avec Introduction et notes.
*Massé, H.: Djami, Le Béharistan, traduit pour la première fois du Persan en Français.
*Masuda, J.: Der individualistische Idealismus der Yogācāra-Schule. Versuch einer genetischen Darstellung.
*Mensching, G.: Das Heilige Schweigen. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung.
*Meyers Geographischer Handatlas. 92 Haupt- und 110 Nebenkarten mit alphab. Namenverzeichnis. 6, neubearb. Aufl.
Mondain, G.: Raketaka. Tableau de Moeurs Féminines Malgaches. Dressé à l'aide de proverbes et de fady.
*Mookerji, R.: Harsha. (Calcutta University Reddership Lectures. 1925)
*Narain, B.: The Population of India. A Comparative Study.
Neugebauer, O.: Die Grundlagen der ägyptischen Bruchrechnung.
*Nicholson, R. A.: The Mathnawí of Jalálu'ddín Rúmí, ed. from the oldest Manuscr. available with Critical Notes, Translation and Commentary. Vol. I, containing the text of the first and second books.
*Nieuwenkamp, W. O. J.: Heilige Steden. Engelsch-Indië.
Nötscher, F.: Altorientalischer und alttestamentlicher Auferstehungsglauben.
Pfuhl, E.: Meisterwerke griechischer Zeichnung u. Malerei.
Pischel, R.: Leben und Lehre des Buddha, 4. Aufl. besorgt von J. Nobel.
*Popper, W.: Abû'l-Mahâsin ibn Taghrî Birdî's Annals entitled An-Nujûm Az-Ẓâhira Fî Mulûk Miṣr Wal-Ḳâhira.
*Reuther, O.: Die Innenstadt von Babylon (Merkes).
*Ricci, C.: La Cultura della Vite e la Fabbricazione de Vino nell'Egitto Greco-Romano.
*Roerich, G.: Tibetan Paintings.
*Salmony, A.: Asiatische Kunst. Ausstellung der Vereinigung der Freunde ostasiatischer Kunst.
Sarre, F.: Keramik und andere Kleinfunde der islamischen Zeit von Baalbek.
*Scheeltoth des Aḥai Gaon, ed. princeps, Venedig 1546. Neudr.
*Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Mit einem Atlas von 14 Karten in Lithographie.
*Schulz, A.: Das Buch der Richter und das Buch Ruth, übers. u. erklärt.
*Schulze-Maizier. F.: Die Osterinsel.
*Seidenstücker, K.: Zwölf Jātaka-Reliefs am Ananda-Tempel zu Pagan.
*Selenka, E. u. L.: Sonnige Welten. Ostasiatische Reiseskizzen. Borneo, Java, Sumatra, Vorderindien, Ceylon, Japan. 3. Aufl.
Singermann, F.: Midrasch Tanchuma mit verb. hebräischem Text, übers. u. erläutert, 1. u. 2. Lief.

Mit zwei Beilagen des Verlages der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).


THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES


THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES
MAIN STACKS
Digitized by Google